3404

1809

Kriegslied

für die öſterreichiſche Armee.

Von

J. F. Caſtelli.

In Muſik geſetzt von Vinzenz Maſchek.

Wird verkauft zum Beſten der zurückgelaſſenen Weiber
und Kinder der Landwehrmänner.

Hinaus, hinaus mit frohem Muth!
Hinaus in's Feld der Ehre;
Damit der Feinde Übermuth
Nicht unſrer Brüder Hab' und Gut,
Und unſer Land verheere! —

Soldaten! laßt uns ziehn mit Gott,
Wohin die Fahnen winken!
Sie nicht verlaſſen, wenn auch Tod
Aus tauſend Feuerſchlünden droht,
Wir ſiegen, oder ſinken!

N 462452

Zwar ſind wir nicht aus einem Land,
Doch einer Kette Glieder;
Denn Franzens milde Vaterhand,
Herrſcht ſegnend über jedes Land:
Und ſo ſind wir ja Brüder.

Einſt hatte auch der Römer Heer
Die halbe Welt verſchlungen:
Da traten unſre Väter her,
Und ſtellten muthig ſich zur Wehr,
Und Roma ward bezwungen.

Noch erbte Euer Sinn ſich fort,
Ihr Väter! auf die Söhne;
Wir dulden auch kein ſchimpflich Wort,
Ein Schuft nur leidet es hinfort,
Daß man uns Deutſche höhne!

Was, Feinde! Euer Stolz entwarf,
Das ſollt mit Blut Ihr büßen,
Beweiſen wollen wir's Euch ſcharf,
Daß man nicht Jahre lernen darf,
Um auf den Feind zu ſchießen!

Vom Rechtsumkehrteuch! — wollen wir
Im Schlachtgewühl nichts wiſſen;
Nur vorwärts wehe das Panier!
Für dießmahl wollen wir dafür
Euch auf den Rücken ſchießen.

Dem Vaterland bleibt jeder treu,
Im Tode, wie im Leben!
Und ſchleichet Ihr mit Gold herbey;
So wollen wir mit unſerm Bley
Euch kräftig Antwort geben!

Was **Franz** befiehlt, das thun wir gern
Und keiner wird da weilen;
Doch laſſen wir, — nein, das ſey fern! —
Von keinem andern fremden Herrn
Befehle uns ertheilen!

Was Ihr uns einſt in Schlachten nahmt,
Damit müßt Ihr nicht prahlen;
Wir handeln nun das Rächeramt:
Ihr müßt uns Alles insgeſammt,
Und die Intreſſen zahlen!

Vertraut nicht jener Völker Liſt,
Die ſich Euch überließen;
Denn wie Ihr Euern Freund begrüßt,
Wenn er Euch nicht mehr nöthig iſt,
Das habt Ihr ja bewieſen!

Baut nicht auf Eure Kriegerſchaar,
Auf jene leichten Kinder;
Oft dreht das Glück ſich wunderbar,
Sie laufen ſchnelle vorwärts zwar;
Doch rückwärts noch geſchwinder!

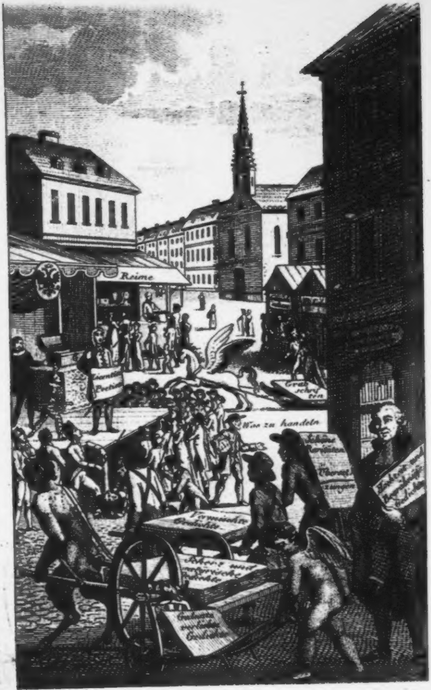
Ihr droht der ganzen Welt den Krieg
Fröhnt ſie nicht Euern Winken
Bisher bekrönt' Euch zwar der Sieg;
Doch was ſo ſchnelle aufwärts ſtieg,
Pflegt ſchneller noch zu ſinken!

Hoch lebe unſer Herrſcherpaar! —
Es enden, **Franz**, die Leiden!
Du fühlteſt viele Jahre zwar
Der Krone Laſt nur immerdar;
Nun fühl' auch ihre Freuden!

Es lebe **Carl!** der deutſche Held,
Dem neue Lorber grünen;
Er führt uns ſelber hin in's Feld,
Auf Kameraden, zeigt der Welt
Daß wir es auch verdienen!

Ihr Lieben! reicht uns noch die Hand,
Und weinet keine Zähre;
Ihr wollt ja nicht der Kinder Schand,
Es gilt für Fürſt und Vaterland,
Für Eigenthum und Ehre!

Und nun Ihr Brüder! was auch droht,
Hinaus, hinaus zur Rache!
Scheut keine Laſten, keine Noth,
Wir ſiegen; denn mit uns iſt Gott,
Und die gerechte Sache!


Reime
Grabschriften
Wie zu handeln
Übersetzungen
Vermischte Gedichte
Lehr- und unterrichtende Gedichte

Fritzsch del.

12.

Selam.

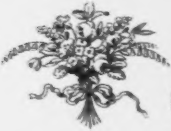
EIN ALMANACH

für Freunde des Mannigfaltigen

auf das Jahr

1812

Von I. F. Caſtelli.



12 W K
Kalend
812

Wien.

Gedruckt und im Verlage

bey Anton Strauſs.

a 27.395
2.IX.

Jb 211.184

Meinem Freunde

F. J. Haſſaureck

gewidmet.

Nimm aus des Freundes Händen
Den kleinen Selam hin,
Viel mannigfalt'ge Blumen
Vereinen ſich darin;
Doch leicht iſt zu erklären
Ihr einzig wahrer Sinn:
Du ſollſt daraus erkennen,
Wie ſehr ich gut dir bin.

Ein paar Worte als Vorrede.

Die Morgenländer verſtehen unter dem Worte: Selam, einen kleinen Strauß, welcher aus verſchiedenen Blumen, Früchten, vielfärbigem Holze und Seide zuſammengeſetzt iſt, wovon jedes ſeine eigene allegoriſche Bedeutung hat. — Dieſe Gattung von Bilderſprache iſt meiſtens unter Liebenden und Freunden gebräuchlich. So viel zur Verſtändlichkeit des Titels.

Übrigens hab' ich nur noch zu erinnern, daß ich alle Blumen dieſes Selams Theils ſelbſt gepflanzt, Theils aus franzöſiſchen Gärten hierher verpflanzt habe. — Alle,

— ich weiß es wohl, — werden nicht für Alle angenehm duften. — Eine und dieſelbe Blume dient dem Lamme zur Nahrung, der Biene, um Honig, — der Schlange, um Gift daraus zu ſaugen. — Ich bin belohnt, wenn dort und da eine Biene ein Tröpfchen Honig darin entdeckt; für Schlangen hab' ich ſie nicht gepflanzt.

Wien im Auguſt 1811.

J. F. Caſtelli.

Genealogiſches
Verzeichniß
des
Erzhauſes Öſterreich.

Franz der Erſte, erblicher Kaiſer von Öſterreich, König von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Öſterreich ꝛc. Geboren den 12. Febr. 1768, wird 44 Jahr. Trat nach dem Tode ſeines Herrn Vaters, Kaiſers Leopold des Zweyten, die Regierung aller öſterreichiſchen Erblande an, den 1. März 1792; erklärte ſich zum Erbkaiſer am 11. Auguſt 1804. Reſidirt zu Wien. Zum dritten Mahle vermählt den 6. Jän. 1808, mit Prinzeſſinn Maria Ludovika (Beatrix Ant. Joſ. Joh. von Eſte), Tochter weil. Sr. königl. Hoheit des Erzherzogs Ferdinand (vormahl. Gouverneurs und General-Capitäns der öſterr. Lombardie), geboren den 13. Decemb. 1787, wird 25 Jahr.

Kinder.

Ferdinand, kaiſerlicher Kronprinz, Ritter des goldenen Vließes, Inhaber eines Infanterie-Regiments, geboren den 19. Aprill 1793, wird 19 Jahr.

Franz Carl Joſeph, Inhaber eines Infanterie-Regiments, geboren den 7. December 1802, wird 10 J.

Maria Ludovika, vermählt mit Napoleon dem I. Kaiſer von Frankreich, König von Italien ꝛc. geboren den 12. December 1791, wird 21 Jahr.

Leopoldine Caroline Joſephe, geboren den 22. Januar 1797, wird 15 Jahr.

Marie Clementine, geboren den 1. März 1798, wird 14 Jahr.

Caroline Ferdinande Thereſe, geboren den 8. Aprill 1801, wird 11 Jahr.

Marie Anne Franziske Thereſe, geboren den 8. Juny 1804, wird 8 Jahr.

Geſchwiſter Sr. Maj. des Kaiſers.

1. **Marie Thereſie**, geboren den 14. Jän. 1767, wird 45 Jahr. Vermählt mit Prinz **Anton** von Sachſen. Reſidirt in Dreſden.
2. **Ferdinand Joſeph**, Großherzog zu Würzburg, Ritter des goldenen Vließes, und Großkreuz des Stephans-Ordens, geboren den 6. May 1769, wird 43 Jahr.
3. **Carl Ludwig**, Ritter des goldenen Vließes und Großkreuz des militär. Marie-Thereſien-Ordens, K. G. F. M. Gouverneur und General-Capitän im Königreich Böhmen. Inhaber eines Infanterie- und eines Uhlanen-Regiments, geboren den 5. September 1771, wird 41 Jahr.
4. **Joſeph Anton**, Ritter des goldenen Vließes und des Stephansordens Großkreuz, Palatinus des Königreichs Ungarn, k. k. Feldmarſchall. Inhaber zweyer Huſaren-Regimenter; geboren den 9. März 1776, wird 36. Jahr.
5. **Anton**, Großmeiſter des Hoch- und Deutſchmeiſterthums. Inhaber eines Infanterie-Regiments, geboren den 31. Auguſt 1779, wird 33 Jahr.
6. **Johann Baptiſt**, Ritter des goldenen Vließes und Großkreuz des militäriſchen Marie-Thereſien-Ordens, k. k. General der Cavallerie, General-Genie-Director und Inhaber eines Dragoner-Regiments, geboren den 20. Januar 1782, wird 30 Jahr.
7. **Rainer Joſeph**, Ritter des goldenen Vließes und Inhaber eines Infanterie-Regiments, geboren den 30. September 1783, wird 29 Jahr.
8. **Ludwig Joſeph**, Ritter des goldenen Vließes, k. k. Feldmarſchall-Lieutenant, General-Gränz-Director und Inhaber eines Infanterie-Regiments, geboren den 14. Dec. 1784, wird 28 Jahr.
9. **Rudolph Johann Joſeph Rainerus**, Coadjutor des Erzbiſthum Olmütz, geboren den 8. Januar 1788, wird 24 Jahr.

Zeit- und Feſtrechnung

für das Schaltjahr 1812.

Das Jahr 1812 nach Chriſti Geburt iſt:

Das 6525. Jahr der julianiſchen Periode.
— 2588. — der Olympiaden, oder
— 12. — der 647ten Olympiade, die im Julius anfängt.
— 1565. — nach Erbauung der Stadt Rom.
— 2561. nabonaſſariſche Jahr, welches im Junius anfängt.
— 5573. Jahr der Juden, welches den 7. September anfängt.
— 1227. — der Türken, welches im Aprill anfängt.
— 7320. — der neuern Griechen, wie auch ehemahls der Ruſſen.
— 20. — der Regierung Kaiſer Franz I.

Feſtrechnung.

Goldene Zahl	8
Epacten	XVII
Sonnenzirkel	1
Römer Zinszahl	15
Sonntagsbuchſtabe	E D

Zwiſchen Weihnachten und Aſchermittwoch ſind 7 Wochen 2 Tag.

Bewegliche Feſte.

Der Sonntag Septuageſima den	26. Jäner.
Aſchermittwoch	12. Februar.
Oſterſonntag	29. März.
Rogationstage	4. 5. 6. May.
Himmelfahrt Chriſti	7. May.
Pfingſtſonntag	17. May.
H. Dreyfaltigkeitsſonntag	24. May.
Chriſti Frohnleichnamsfeſt	28. May.
Erſter Adventſonntag	29. November.

Quatember.

Februar	den 19. 21. und 22.
May	20. 22. und 23.
September	16. 18. und 19.
December	16. 18. und 19.

Vier Jahrszeiten.

Der Frühling nimmt ſeinen Anfang den 20. März um 6 Uhr 28 Minuten Abends.

Der Sommer fängt an den 21. Juny um 4 Uhr 31 Minuten Abends.

Der Herbſt geht ein den 23. September um 6 Uhr 29 Minuten Früh.

Der Winter beginnt den 21. December um 11 Uhr 18 Minuten Abends.

Sonn- und Mondfinſterniſſe.

In dieſem Jahre begeben ſich ſechs Finſterniſſe, vier an der Sonne, und zwey am Monde, wovon aber hier nur die eine Mondfinſterniß zum Theile ſichtbar ſeyn wird.

Die erſte iſt eine kleine Sonnenfinſterniß, den 12. Februar Abends, nur im nördlichſten Theil des ſtillen Meeres, und in den unbekannten Gegenden von Nordamerika ſichtbar.

Die zweyte iſt eine bey uns zum Theile ſichtbare totale Mondfinſterniß, den 27. Februar Morgens, welche in ganz Amerika ihrer ganzen Dauer nach ſichtbar ſeyn wird. In Europa geht der Mond inzwiſchen unter. Anfang zu Wien um 4 Uhr 59 Minuten Morgens; gänzlicher Eintritt um 6 Uhr 5 Minuten. Untergang des Mondes um 6 Uhr 39 Minuten. Austritt aus dem Schatten, und Ende ſind folglich hier nicht ſichtbar. Größe der Verfinſterung 20 Zoll 38 Minuten.

Die dritte iſt eine kleine Sonnenfinſterniß den 13. März Morgens, nur im ſüdlichen Eismeer, und im indiſchen Ocean ſichtbar.

Die vierte iſt eine kleine Sonnenfinſterniß den 7. Auguſt Morgens, abermahl nur im ſüdlichen Eismeer, und im indiſchen Ocean ſichtbar.

Die fünfte iſt eine totale Mondfinſterniß, den 22. Auguſt Nachmittags, in den Inſeln des ſtillen Meeres ihrer ganzen Dauer nach ſichtbar.

Die ſechſte endlich iſt eine kleine Sonnenfinſterniß den 5. September Abends, nur im nördlichen Eismeer bey Grönland und Island ſichtbar.

Die Sonne nebſt den Planeten.

♅ Uranus.
♄ Saturnus.
♃ Jupiter.
♂ Mars.

☉ Sonne.

♁ Erde.
♀ Venus.
☿ Mercurius.
⚳ Ceres.

Zeichen des Thierkreiſes.

Nördliche:
♈ Widder.
♉ Stier.
♊ Zwillinge.
♋ Krebs.
♌ Löwe.
♍ Jungfrau.

Südliche:
♎ Wage.
♏ Scorpion.
♐ Schütz.
♑ Steinbock.
♒ Waſſermann.
♓ Fiſche.

Mondesviertel.

○ Neumond.
☽ Erſtes Viertel.

● Vollmond.
☾ Letztes Viertel.

Januar, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♒ den 20.
um 3 Uhr 54 Minuten Früh.

Wochentage.	[illegible]	Kathol. Kalender.	Proteſt. Kalender.	Mondsviertel.
Mittwoch	1	Neujahr	Neujahr	
Donner.	2	Makar.	Abel, Seth	☾
Freytag	3	Genovefa	Enoch	L. Vrtl.
Samſtag	4	Titus B.	Iſabelle	d. 6. um
Sonntag	5	E Teleſph.	E Simeon	9 Uhr 25
Montag	6	H. 3 Kön.	Erſch. Ch.	Minut.
Dinſtag	7	Valentin	Juliana	Abends.
Mittwoch	8	Severin.	Everhard	
Donner.	9	Marcellin	Marcell.	○
Freytag	10	Paul Einſ.	Paul Einſ.	Neum.
Samſtag	11	Hyginus	Mathilde	d.14. um
Sonntag	12	E 1 Erneſt	E 1 Reinh.	9 Uhr 23
Montag	13	Hilarius	Hilarius	Minut.
Dinſtag	14	Felix Pr.	Felix	Früh.
Mittwoch	15	Maurus	Maurus	
Donner.	16	Marcell. P.	Marcell.	☽
Freytag	17	Anton Einſ.	Antonius	Er. Vrtl.
Samſtag	18	Priska J.	Priska	d 21.um
Sonntag	19	E 2 N. J. F	E 2 Sara	2 Uhr 55
Montag	20	Fab. u. Seb.	Fab. u. Seb.	Minut.
Dinſtag	21	Agnes J.	Agnes	Früh.
Mittwoch	22	Vincenz	Vincent.	
Donner.	23	Verm. Mar.	Emerent.	●
Freytag	24	Timoth.	Timoth.	Vollm.
Samſtag	25	Paul Bek.	Paul Bek.	d. 28. um
Sonntag	26	E Septuag	E Polikarp.	0 Uhr 43
Montag	27	Joh. Chryſ.	Chryſoſt.	Minut.
Dinſtag	28	Caral. M.	Carolina	Nachmt.
Mittwoch	29	Franz S.	Valerius	
Donner.	30	Martina	Adelgunde	
Freytag	31	Petr. Nol.	Virgil	

Tageslänge: den 1. 8 Stund. 12 Min., den 16. 8 St. 40 M., den 24. 9 St. 4 M.

Februar, hat 29 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der ♓ den 28.
um 6 Uhr 39 Minuten Abends.

Wochen-tage.	Tag.	Kathol. Kalender.	Proteſt. Kalender.	Monds-viertel.
Samſtag	1	Jgnaz M.	Brigitta	
Sonntag	2	E Sexag.	E M. Rein.	☾
Montag	3	Blaſius	Blaſius	L. Vrtl.
Dinſtag	4	Veronika	Veronika	d. 5. um
Mittwoch	5	Agatha	Agatha	5 Uhr 46
Donner.	6	Dorothea	Dorothea	Minut.
Freytag	7	Romuald	Richard	Abends.
Samſtag	8	Joh. v. M.	Salomon	
Sonntag	9	E Quinq.	E Apollon.	○
Montag	10	Scholaſtica	Gabriel	Neum.
Dinſtag	11	Faſtnacht	Euphroſina	d.12. um
Mittwoch	12	Aſcherm.	Eulalia	9 Uhr 5
Donner.	13	Kath. Ricc.	Fulcram	Minut.
Freytag	14	Valentin	Valentin	Abends.
Samſtag	15	Fauſt J.	Fauſtin.	
Sonnta	16	E 1 Invoc.	E 1 Julian.	☽
Montag	17	Julianus	Conſtant.	Er.Vrtl.
Dinſtag	18	Flavianus	Suſanna	d.19. um
Mittwoch	19	Quat. †	Sabin.	0 Uhr 32
Donner.	20	Eleuther	Eucharius	Minut.
Freytag	21	Eleonora	Eleonora	Abends.
Samſtag	22	Petr. St. †	Petr. St.	
Sonntag	23	E 2 Rem.	E 2 Reinh.	🌕
Montag	24	Schalttag	Schalttag	Vollm.
Dinſtag	25	Math. Ap.	Math. Ap.	d.27. um
Mittwoch	26	Walburga	Victor	6 Uhr 54
Donner.	27	Alexander	Gotthilf	Minut.
Freytag	28	Leander	Leander	Früh.
Samſtag	29	Romanus	Romanus	

Tageslänge: den 1. 9 Stund. 20 Min., den 8. 9 Stund. 43 Min., den 16. 10 Stund. 12 Minuten, den 24. 10 Stund. 38 Minuten.

März, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♈ den 21. um 6 Uhr 28 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag.	Kathol. Kalender.	Proteſt. Kalender.	Mondsviertel.
Sonntag	1	D 3 Oculi	D 3 Albin.	
Montag	2	Simplicius	Simplicius	☾
Dinſtag	3	Kunigunde	Kunegunde	L. Vrtl.
Mittwoch	4	Caſimir	Adrian	d. 6. um
Donner.	5	Euſebius	Friederich	10Uhr55
Freytag	6	Friedrich	Fridolin	Minut.
Samſtag	7	Thom.v.Aq.	Felicitas	Früh.
Sonntag	8	D 4 Lätar	D 4 Phil.	
Montag	9	Franziska	Gotthard	○
Dinſtag	10	40 M. M.	Alexand.	Neum.
Mittwoch	11	Cyril. M.	Roſine	d. 13.um
Donner.	12	Gregor	Gregor	7 Uhr 27
Freytag	13	Roſina	Erneſt	Minut.
Samſtag	14	Mathilde	Zacharias	Früh.
Sonntag	15	D 5 Judica	D 5 Chriſt.	
Montag	16	Heribert	Henriette	☽
Dinſtag	17	Gertrud	Gertrud	Er.Vrtl.
Mittwoch	18	Eduard	Anſelm	d. 20.um
Donner.	19	Joſeph	Joſeph	0 Uhr 5
Freytag	20	Schm.Mar.	Hubert	Minut.
Samſtag	21	Benedict	Benedict	Früh.
Sonntag	22	D 6 Palmſ.	D 6 Caſim.	
Montag	23	Victor.	Victor.	○
Dinſtag	24	Gabriel	Gabriel	Vollm.
Mittwoch	25	Mar. Verk.	Mar. Verk.	d. 28.um
Donner.	26	Gründonn.	Gründonn.	1 Uhr 22
Freytag	27	Charfreyt.	Charfreyt.	Minut.
Samſtag	28	Charſamſt.	Malchus	Früh.
Sonntag	29	D H. Oſter	D Oſterſ.	
Montag	30	Oſtermont.	Oſtermont.	
Dinſtag	31	Amos Pr.	Traug.	

Tageslänge: den 1. 10 Stund. 52 Min., den 10. 11 St. 24 M., den 20. 12 St. 0 M.

Aprill, hat 30 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♉ den 20. um 7 Uhr 30 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag.	Kathol. Kalender.	Proteſt. Kalender.	Mondsviertel.
Mittwoch	1	Hugo B.	Hugo	
Donner.	2	Franz d. P.	Theodoſ.	☾
Freytag	3	Richard	Roſamunde	L. Vrtl.
Samſtag	4	Jſidor	Ambroſius	d. 5. um
Sonntag	5	D 1 Quaſ.	D 1 Max.	0 Uhr 10
Montag	6	Cöleſtin	Irenäus	Minut.
Dinſtag	7	Herman	Herman	Früh.
Mittwoch	8	Dionyſ.	Apollon	
Donner.	9	Demetrius	Demetrius	○
Freytag	10	Ezechiel	Daniel	Neum.
Samſtag	11	Leo P.	Leo	d.11. um
Sonntag	12	D 2 Miſer.	D 2 Jul.	4 Uhr 36
Montag	13	Hermeneg.	Amande	Minut.
Dinſtag	14	Tiburtius	Tiburtius	Abends.
Mittwoch	15	Lidwina	Lidwina	
Donner.	16	Turibius	Aaron	☽
Freytag	17	Anicetus	Rudolph	Er. Vrtl.
Samſtag	18	Apollonius	Valerian	d.18. um
Sonntag	19	D 3 Jubil.	D 3 Herm.	1 Uhr 45
Montag	20	Agnes P.	Sulpit.	Minut.
Dinſtag	21	Anſelm	Liebr.	Abends.
Mittwoch	22	Sot. u. C.	Guſtavine	
Donner.	23	Adalbert	Georg	🌝
Freytag	24	Georg	Albert	Vollm.
Samſtag	25	Marc. E.	Marcus	d.26. um
Sonntag	26	D 4 Cant.	D 4 Cletus	6 Uhr 15
Montag	27	Peregrin.	Anaſtaſia	Minut.
Dinſtag	28	Vitalis	Vitalis	Abends.
Mittwoch	29	Petr. M.	Sibylle	
Donner.	30	Kathar. S.	Eutropius	

Tageslänge: den 1. 12 Stund. 38 Min., den 8. 13 Stund. 5 Min., den 16. 13 Stund. 30 Minuten, den 24. 14 Stund. 0 Min.

May, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der ♊ den 21. um 7 Uhr 56 Minuten Früh.

Wochen-tage.	Tag.	Kathol. Kalender.	Proteſt. Kalender.	Monds-viertel.
Freytag	1	Phil.u.Jac.	Phil.u.Jac.	
Samſtag	2	Athanaſ.	Sigism.	☾
Sonntag	3	D 5 Rog.	D 5 † Erſ.	L. Vrtl.
Montag	4	Florian	Florian	d. 4. um
Dinſtag	5	Gotthard	Gotth.	9 Uhr 42
Mittwoch	6	Joh. v. P.	Dieterich	Minut.
Donner.	7	Chr. Himm.	Gottfried	Früh.
Freytag	8	Mich. Erſch.	Stanisl.	
Samſtag	9	Greg. Naz.	Hiob	○
Sonntag	10	D 6 Exaud.	D 6 Victor.	Neum.
Montag	11	Mamert.	Adolph	d.11. um
Dinſtag	12	Pankratius	Pankratius	0 Uhr 45
Mittwoch	13	Petr. Reg.	Servatius	Minut.
Donner.	14	Bonifaz.	Chriſtian	Früh.
Freytag	15	Sophia	Sophie	
Samſtag	16	Joh. Nep. †	Peregrin	☽
Sonntag	17	D Pfingſtf.	D Pfingſtf	Er. Vrtl.
Montag	18	Pfingſtm	Pfingſtm.	d.18. um
Dinſtag	19	Ivo	Potent.	5 Uhr 21
Mittwoch	20	Quat. †	Athanaſ.	Minut.
Donner.	21	Felix C.	Prudens	Früh.
Freytag	22	Julia †	Helene	○
Samſtag	23	Deſider.	Deſider.	Vollm.
Sonntag	24	D 1 Dreyf	D Trinit.	d.26. um
Montag	25	Urban	Urban	8 Uhr 40
Dinſtag	26	Phil. N.	Beda	Minut.
Mittwoch	27	Magd. P.	Lucian	Früh.
Donner	28	Prohyl.	Wilhelm	
Freytag	29	Maximin.	Chriſtiane	
Samſtag	30	Ferdinand	Wigand	
Sonntag	31	D 2 Petr.	D 1 Petr.	

Tageslänge: den 1. 14 Stund. 24 Min., den 10. 14 St. 47 M., den 20. 15 St. 12 M.

Juny, hat 30 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♋ den 21. um 4 Uhr 31 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag.	Kathol. Kalender.	Proteſt. Kalender.	Mondsviertel.
Montag	1	Juvent.	Nicom.	
Dinſtag	2	Erasm.	Erasm.	
Mittwoch	3	Clotild.	Clotild.	☾
Donner.	4	Quirinus	Carpat.	L. Vrtl.
Freytag	5	Herz Jeſ.	Bonifaz.	d. 2. um
Samſtag	6	Norbert	Benignus	4 Uhr 15
Sonntag	7	D 3 Lykar.	D 2 Lucret.	Minut.
Montag	8	Medard.	Medard.	Abends.
Dinſtag	9	Primus	Primus	
Mittwoch	10	Margareth	Onuphr.	○
Donner.	11	Barnabas	Barnabas	Neum.
Freytag	12	Joh. Fac.	Baſilides	d. 9. um
Samſtag	13	Ant. v. P.	Tobias	8 Uhr 56
Sonntag	14	D 4 Baſil.	D 3 Anton.	Minut.
Montag	15	Vitus	Veit	Früh.
Dinſtag	16	Franz R.	Juſtin.	
Mittwoch	17	Benno	Vollm.	☽
Donner.	18	Leontius	Arnolph	Er. Vrtl.
Freytag	19	Juliana J.	Gervas	d. 16. um
Samſtag	20	Silver.	Silver.	10 Uhr 12
Sonntag	21	D 5 Aloyſ.	D 4 Alban.	Minut.
Montag	22	Paulin	Achaz	Abends.
Dinſtag	23	Zeno	Baſil.	
Mittwoch	24	Johann T.	Johann T.	●
Donner.	25	Proſper	Eulogius	Vollm.
Freytag	26	Joh. u. Paul	Jeremias	d. 24. um
Samſtag	27	Ladisl.	Philippine	8 Uhr 39
Sonntag	28	D 6 Iren.	D 5 Leo I.	Minut.
Montag	29	Pet. u. Paul	Pet. u. Paul	Abends.
Dinſtag	30	Paul G.	Paul G.	

Tageslänge: den 1. 15 Stund. 34 Min., den 8. 15 Stund. 45 Min., den 16. 15 Stund. 52 Minuten, den 24. 15 Stund. 54 Min.

July, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♌ den 23.
um 5 Uhr 23 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag.	Kathol. Kalender.	Proteſt. Kalender.	Mondsviertel.
Mittwoch	1	Theodor.	Theobald	☾
Donner.	2	Mar. Heimſ.	Mar. Heimſ.	L. Vrtl.
Freytag	3	Eulogius	Cornelius	d. 1. um
Samſtag	4	Ulrikus	Ulrich	8 Uhr 58
Sonntag	5	D 7 Domit.	D 6 Charl.	Minut.
Montag	6	Iſaias	Iſaias	Abends.
Dinſtag	7	Pulcher.	Willib.	○
Mittwoch	8	Kilian	Kilian	Neum.
Donner.	9	Brictius	Gottlobine	d. 8. um
Freytag	10	7 B. M. M.	Jacobine	6 Uhr 19
Samſtag	11	Pius P.	Pius	Minut.
Sonntag	12	D 8 Heinr.	D 7 Heinr.	Abends.
Montag	13	Margaretha	Margaretha	☽
Dinſtag	14	Bonav.	Carol.	Er. Vrtl.
Mittwoch	15	Apoſt. Th.	Apoſt. Th.	d.16. um
Donner.	16	Scapul. F.	Ruth	3 Uhr 30
Freytag	17	Alexius	Alexius	Minut.
Samſtag	18	Arnold	Mater	Früh.
Sonntag	19	D 9 Vinc.	D 8 Ruffin.	🌕
Montag	20	Margaretha	Elias	Vollm.
Dinſtag	21	Daniel	Pauline	d.24. um
Mittwoch	22	M. Magdal.	M. Magdal.	6 Uhr 50
Donner.	23	Liborius	Apollin.	Minut.
Freytag	24	Chriſtina	Chriſtina	Früh.
Samſtag	25	Jacob	Jacob	☾
Sonntag	26	D 10 Anna	D 9 Anna	L. Vrtl.
Montag	27	Pantal.	Martha	d.31. um
Dinſtag	28	Nazar.	Pantal.	1 Uhr 24
Mittwoch	29	Martha	Beatrix	Minut.
Donner.	30	Abdon	Abdon	Früh.
Freytag	31	Ignaz Loj.	Erneſtine	

Tageslänge: den 1. 15 Stund. 50 Min., den 10. 15 Stund. 40 Min., den 20. 15 St. 20 Min.

Auguſt, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der ♍ den 23. um 9 Uhr 52 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Kathol. Kalender.	Proteſt. Kalender.	Mondsviertel.
Samſtag	1	Petr. Kett.	Petr. Kett.	
Sonntag	2	D 11 Port.	D 10 Guſt.	
Montag	3	Steph. Erf.	Auguſt	○
Dinſtag	4	Domin.	Domin.	N. um.
Mittwoch	5	Mar. Schn.	Oswald	d. 7. um
Donner.	6	Verkl. Chr.	Verkl. Chr.	5 Uhr 58
Freytag	7	Cajetan	Ulrike	Minut.
Samſtag	8	Cyriacus	Cyriacus	Früh.
Sonntag	9	D 12 Rom.	D 11 Eric.	
Montag	10	Laurent.	Laurent.	☽
Dinſtag	11	Suſſanna	Herrm.	Er. Vrtl.
Mittwoch	12	Clara	Clara	d. 15. um
Donner.	13	Hypolit.	Hypolit.	8 Uhr 33
Freytag	14	Euſeb.	Euſebius	Minut.
Samſtag	15	Mar. Himm.	Mar. Himm.	Früh.
Sonntag	16	D 13 Joach.	D 12 Iſaak	
Montag	17	Liberat.	Auguſte	○
Dinſtag	18	Helena	Agnes	Vollm.
Mittwoch	19	Ludw. Tol.	Sebald	d. 22. um
Donner.	20	Bernhard	Bernhard	4 Uhr 4
Freytag	21	Joh. Ch.	Hartwig	Minut.
Samſtag	22	Timoth.	Guſtavine	Abends.
Sonntag	23	D 14 Phil.	D 13 Zach.	
Montag	24	Bartholom.	Bartholom.	☾
Dinſtag	25	Ludw. K.	Ludw. K.	L. Vrtl.
Mittwoch	26	Samuel	Samuel	d. 29. um
Donner.	27	Joſ. Cal.	Gebhard	7 Uhr 0
Freytag	28	Auguſtin	Auguſtin	Minut.
Samſtag	29	Joh. Enth.	Joh. Enth.	Abends.
Sonntag	30	D 15 Schutz	D 14 Reb.	
Montag	31	Raymund	Paulinus	

Tageslänge: den 1. 14 Stund. 54 Min., den 10. 14 St. 28 M., den 20. 13 St. 57 M.

September, hat 30 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der ♎ den 23. um 6 Uhr 29 Minuten nach Früh.

Wochentage.	Tag.	Kathol. Kalender.	Protest. Kalender.	Mondsviertel.
Dinstag	1	Ägidius	Ägidius	
Mittwoch	2	Steph. K.	Abſalon	○
Donner.	3	Manſuet.	Manſuet.	Neum.
Freytag	4	Roſalia	Moſes	d. 5. um
Samſtag	5	Laur. Juſt.	Herkules	8 Uhr 24
Sonntag	6	D 16 Zach.	D 15 Mag.	Minut.
Montag	7	Regina	Regina	Abends.
Dinstag	8	Mar. Geb.	Mar. Geb.	
Mittwoch	9	Corbinian	Gorgon.	☽
Donner.	10	Nicol. Tol.	Jodocus	Er. Vrtl.
Freytag	11	Prot. Hyac.	Protus	d. 14. um
Samſtag	12	Tobias	Syrus	0 Uhr 45
Sonntag	13	D 17 N. M.	D 16 Amat.	Minut.
Montag	14	† Erhöh.	† Erhöh.	Früh.
Dinſtag	15	Nicomedes	Nicomedes	
Mittwoch	16	Quat.	Euphemie	●
Donner.	17	Lambert	Lambert	Vollm.
Freytag	18	Thom. V. †	Titius	d. 21. um
Samſtag	19	Januar †	Micleta	0 Uhr 55
Sonntag	20	D 18 Euſt.	D 17 Fauſt.	Minut.
Montag	21	Matth. Ap.	Matth. Ap.	Früh.
Dinſtag	22	Mauritius	Moriz	
Mittwoch	23	Thekla	Thekla	☾
Donner.	24	Gerard	Gerhard	L. Vrtl.
Freytag	25	Cleophas	Cleophas	d. 27. um
Samſtag	26	Juſtina	Cyprian	3 Uhr 37
Sonntag	27	D 19 Cosm.	D 18 Adol.	Minut.
Montag	28	Wenzesl.	Wenzesl.	Nachm.
Dinſtag	29	Michael	Michael	
Mittwoch	30	Hieronym.	Hieronym.	

Tageslänge: den 1. 13 Stund. 14 Min., den 8. 12 Stund. 52 Min., den 16. 12 Stund. 26. Minut., den 24. 11 Stund. 58 Min.

October hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♏ den 24. um 9 Uhr 47 Minuten Vormittags.

Wochentage.	Tag.	Kathol. Kalender.	Proteſt. Kalender.	Mondsviertel.
Donner.	1	Remigius	Remigius	
Freytag	2	Leodegar	Johanne	
Samſtag	3	Candidus	Jairus	○
Sonntag	4	D 20 Roſen.	D 19 Franz	Neum.
Montag	5	Placidus	Placidus	d. 5. um
Dinſtag	6	Bruno	Friedr.	1 Uhr 15
Mittwoch	7	Juſtina	Amalie	Minut.
Donner.	8	Brigitta	Pelagius	Abends.
Freytag	9	Dionyſius	Dionyſius	
Samſtag	10	Franz. Ver.	Gideon	☽
Sonntag	11	D 21 Burk.	D 20 Burk.	Er.Vrtl.
Montag	12	Maximilian	Maximilian	d.14. um
Dinſtag	13	Coloman.	Franc.	3 Uhr 31
Mittwoch	14	Calliſtus	Calliſtus	Minut.
Donner.	15	Thereſia	Hedwig	Nachm.
Freytag	16	Gallus	Gallus	
Samſtag	17	Hedwig	Florentine	○
Sonntag	18	D 22 Kirch.	D 21 Lukas	Vollm.
Montag	19	Ferdinand	Ferdinand	d.20. um
Dinſtag	20	Felician	Wendel.	9 Uhr 57
Mittwoch	21	Urſula	Urſula	Minut.
Donner.	22	Cordula	Cordula	Früh.
Freytag	23	Joh. Cap.	Severus	
Samſtag	24	Raphael	Salomon	☾
Sonntag	25	D 23 Criſp.	D 22 Wilh.	L. Vrtl.
Montag	26	Evariſt.	Evariſt.	d.27. um
Dinſtag	27	Sabina	Sabina	3 Uhr 58
Mittwoch	28	Sim.u.Jud.	Sim.u.Jud.	Minut.
Donner.	29	Zenobius	Narciſſus	Früh.
Freytag	30	German.	Hartmann	
Samſtag	31	Wolfgang	Wolfgang	

Tageslänge: den 1. 11 Stund. 30 Min., den 10. 10 St. 58 M., den 20. 10 St. 26. M.

November. hat 30 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♐ den 24.
um 9 Uhr 47 Minuten Vormittags.

Wochen-tage.	Tag.	Kathol. Kalender.	Proteſt. Kalender.	Monds-viertel.
Sonntag	1	D 24 A. H.	D 23 Hilar	
Montag	2	All. Seel.	Gottlieb	○
Dinſtag	3	Hubert	Emer.	Neum.
Mittwoch	4	Karolus B.	Blandine	d. 4. um
Donner.	5	Emerich	Erdmann	7 Uhr 19
Freytag	6	Leonhard	Leonhard	Minut.
Samſtag	7	Engelbert	Adolph	Früh.
Sonntag	8	D 25 Gottf.	D 24 Sev.	
Montag	9	Theodor	Theodor	☽
Dinſtag	10	Andr. A.	Probus	Er. Vrtl.
Mittwoch	11	Martin B.	Martin	d.12. um
Donner.	12	Martin P.	Jonas	4 Uhr 21
Freytag	13	Stanisl. K.	Briccius	Minut.
Samſtag	14	Didacus	Levinus	Früh.
Sonntag	15	D 26 Leop.	D 25 Leop.	☉
Montag	16	Edmund	Ottmar.	Vollm.
Dinſtag	17	Gregorius	Hugo	d.18. um
Mittwoch	18	Eugen.	Otto	7 Uhr 34
Donner.	19	Eliſabeth	Eliſabeth	Minut.
Freytag	20	Felix Val.	Amalie	Abends.
Samſtag	21	Mar. Opf.	Mar. Opf.	
Sonntag	22	D 27 Cäcil.	D 26 Cäcil.	☾
Montag	23	Clemens	Clemens	L. Vrtl.
Dinſtag	24	Joh. v. K.	Emer.	d.25. um
Mittwoch	25	Katharina	Katharine	8 Uhr 25
Donner.	26	Conrad	Conrad	Minut.
Freytag	27	Virgil	Liebmund	Abends.
Samſtag	28	Soſthenes	Günther	
Sonntag	29	D 1 Advent.	D 1 Noah	
Montag	30	Andreas A.	Andreas	

Tageslänge: den 1. 9 Stund. 44 Min., den 8. 9 Stund. 24 Min., den 16. 9 Stund. 0 Minuten, den 24. 8 Stund. 42 Min.

December, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♑ den 21. um 11 Uhr 18 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag.	Kathol. Kalender.	Proteſt. Kalender.	Mondsviertel.
Dinſtag	1	Eligius	Longin.	
Mittwoch	2	Bibiana	Aurelie	
Donner.	3	Franz. Xav.	Caſſian	○
Freytag	4	Barbara †	Barbara	Neum.
Samſtag	5	Sabbas	Abigail	d. 4. um
Sonntag	6	D 2 Advent	D 2 Nicol.	1 Uhr 25
Montag	7	Ambroſ.	Agathon	Minut.
Dinſtag	8	Mar. Empf	Mar. Empf	Abends.
Mittwoch	9	Leokadia †	Joachim	
Donner.	10	Judith	Judith	☽
Freytag	11	Damaſ. †	Damaſ.	Er. Vrtl.
Samſtag	12	Maxent.	Epimachus	d. 11. um
Sonntag	13	D 3 Advent.	D 3 Lucia	2 Uhr 56
Montag	14	Spiridion	Nicaſius	Minut.
Dinſtag	15	Irenäus	Ignaz	Nachm.
Mittwoch	16	Quat. †	Ananias	
Donner.	17	Lazarus	Lazarus	●
Freytag	18	Grat. †	Wunibald	Vollm.
Samſtag	19	Nemeſ. †	Abraham	d. 18. um
Sonntag	20	D 4 Advent.	D 4 Amm.	6 Uhr 29
Montag	21	Thom. A.	Thomas	Minut.
Dinſtag	22	Zeno	Bern.	Früh.
Mittwoch	23	Victoria †	Dagobert	
Donner.	24	Ad. u. Eva †	Ad. u. Eva	☾
Freytag	25	H. Chriſtta	H. Chriſttag	L. Vrtl.
Samſtag	26	Steph. M.	Stephan	d. 25. um
Sonntag	27	D Joh. Ev.	D Joh. Ev.	4 U. 12
Montag	28	Unſch. K.	Unſch. K.	Minut.
Dinſtag	29	Thom. C.	Jonas	Früh.
Mittwoch	30	David K.	David K.	
Donner.	31	Silveſter	Gottlob.	

Tageslänge: den 1. 8 Stund. 28 Min., den 10. 8 St. 12 M., den 24. 8 St. 6 Min.

Verzeichniß
einiger
berühmter Meſſen und Jahrmärkte.

Inländiſche.

Altſohl. 1. Sonnt. nach Heil. 3 Kön. 2. Mathias. 3. Mar. Geb. 4. Eliſab.

Arad. 1. den 1. März. 2. Petr. Kettenf. 3. den 4. November.

Bozen. 1. den 4. März. 2. den 10. Juny. 3. den 24. Aug. 4. den 30. November.

Brünn. 1. Mont. nach Aſcherm. 2. Mont. nach Fronl. 3. Mont. nach Mar. Geb. 4. Mont. nach Mar. Empf.

Debreczin. 1. Ant. Einſied. 2. Georg. 3. Dionyſ.

Eperies. 1. Carl. 2. Heil. Dreyſal. 3. Laurent. 4. Andreas.

Erlau. 1. Paul Einſiedel. 2. Pankrat. 3. den 7. Jun. 4. Aegid. 5. Michael.

Fünfkirchen. 1. Mar. Lichtm. 2. Pfingſt. 3. Steph. Kön. 4. Kathar.

Gran. 1. Mar. Lichtm. 2. Urban. 3. Mar. Magd. 4. Aller Heil.

Grätz 1. Mont. nach Oſtern. 2. 16. Aug.

Hermannſtadt. 1. Mont. nach heilig. 3 König. 2. Dinst. nach Inv. 3. Dinst. nach Palmſont. 4. † Erfindung. 5. † Erhöh.

Kaſchau. 1. Fab. Seb. 2. Fronl. 3. Maria Himmelf. 4. Eliſab.

Komorn. 1. Phil. u. Jac. 2. Peter und Paul. 3. Franc. Ser. 4. Andr.

Kremnitz. 1. den 2. Aug. 2. Michael.

Kronſtadt. 1. Fronl. 2. Aller Heil.

Linz. 1. Mont. nach Oſtern. 2. 16. Aug.

Neuſohl. 1. Pauli Bek. 2. Andr.

Oedenburg. 1. Invoc. 2. Philipp und Jakob. 3. Margar. 4. Eliſab.

Ofen. 1. H. 3 K. 2. Adalb. 3. Marg. 4. Mich.

Peſt. 1. Joſ. 2. Medard. 3. Joh. Enth. 4. Leop.

Prag. 1. Mittfaſten. 2. Wenzeslaus.

Preßburg. 1. den 3. März. 2. Joh. der Täufer. 3. Michaeli. 4. Katharina.

Temeswar. 1. Remig. 2. Sonnt. nach Michaeli.

Teſchen. 1. Oſterdinst. 2. den 1. Sept.

Troppau. 1. Mont. vor Lät. 2. den 1. Sept.

Tyrnau. 1. Vincent. 2. Invoc. 3. Georg. 4. Vit. 5. Jacob. 6. Sonnt. nach Mar. Geb. 7. Sim. u. Jud. 8. Nicol.

Waizen. 1. Matth. 2. Sonnt. nach Palmt. 3. Mar. Heimſ. 4. Gallus. 5. 1. Woche nach Chriſttag.

Wien. 1. Mont. nach Jubil. 2. Mont. nach Allerh. In der Leopoldſtadt Margar.

Fahrende und reitende Poſten,

wie ſolche nach der neueſten Einrichtung hier in Wien abgehen und ankommen.

Die Aufgabe der Packete wird täglich von 10 Uhr früh bis 12, und von 3 bis 7 Uhr Abends, den Tag vor Abgang des Poſtwagens angenommen.

Diligence-Wagen gehen ab:

Alle Tage früh um 8 Uhr über Schwechat, Fiſchament, Haimburg nach Preßburg.

Sonntag. Alle Wochen über St. Pölten, Enns, Steyer, Linz, Paſſau, Straubing nach Regensburg; Nürnberg, Bamberg, Bayreuth, Coburg, Erfurt, Braunſchweig, Hannover, Bremen, Hamburg; Würzburg, Caſſel, Münſter; Frankfurt, Mainz, Coblenz, Cöln, Geldern, Haag, Amſterdam, ꝛc.

— Alle 14 Tage über Wels, Lambach, Vöcklabrugg nach Salzburg, Innsbruck, Botzen, Trient, Roveredo nach Mantua und Italien.

Montag. Alle Wochen über Wiener-Neuſtadt, Prugg, Leoben, Judenburg, St. Veit, Klagenfurt, Villach, Brixen, Botzen, Trient, Roveredo, Mantua und nach Italien; dann von Prugg nach Grätz.

— Alle Wochen über Schwechat, Haimburg, Raab, Komorn nach Ofen; und alle 14 Tage über Thereſianopel, Peterwardein und Semlin.

— Alle 4 Wochen über Schwechat, Raab, Komorn, Ofen, Szegedin nach Temeswar; dann über Müllenbach nach Hermannſtadt.

Dinstag. Alle Woche über Laxenburg, Oedenburg, Güns, Warasdin, Agram nach Carlſtadt.

— Alle Wochen über Enzersdorf, Stockerau, Znaim, Iglau, Czaslau, Collin nach Prag; und über Loboſitz nach ganz Sachſen und Berlin; auch über Pilſen, Eger in das ehemahlige Reich; dann über Chrudim, Königgrätz nach preußiſch Schleſien über Brandeis, Rumburg, Gabel, Reichenberg, Zittau ꝛc. ꝛc.

— Alle Wochen über St. Pölten, Enns, Linz, Wels, Lambach, Gmunden, Steyer, Ried, Braunau, München nach Augsburg; Ulm, Stuttgardt, Heilbrun, Heidelberg, Speyer, Worms, Trier, Lüttich, Brüſſel; Coſtanz, Baſel, Freyburg, Günzburg nach Straßburg, Luxenburg und Paris.

Mittwoch. Alle Wochen über Wiener-Neuſtadt, Prugg, Grätz, Laybach, Trieſt, Fiume, dann nach Görz und Venedig.

— Alle Wochen über Stammersdorf, Nikolsburg, Brünn, Ollmütz, Sternberg, Troppau Jägerndorf nach ganz preußiſch Schleſien; dann über Neutitſchein nach Krakau bis Lemberg.

Freytag. Alle Wochen über Horn, Schrems nach Wittingau bis Budweis.

— Alle Wochen Abends, über Enzersdorf, Stockerau u. ſ. w. wie Dinstags.

Samſtag. Alle Wochen über Stammersdorf, Nikolsburg, u. ſ. w. wie Mittwochs.

Am 5. und 19. in jedem Monath nach Zwettel.

Diligence-Wagen kommen an:

Alle Tage Abends von Preßburg.

Sonntag. Alle Wochen von Mantua und Klagenfurt.

— Alle Wochen von Regensburg.

— Alle Wochen von Augsburg.

— Alle 14 Tage von Salzburg u. Innsb.

Dinst. Alle Wochen von Ofen.

— Alle Wochen von Prag.

Dinstag. Alle 4 Wochen von Temeswar u. Hermanſtadt.

Mittwoch. Alle Wochen von Trieſt und Görz.

— Alle Wochen aus preußiſch Schleſien und von Krakau und Lemberg.

— Alle Wochen von Budweis.

Donnerſtag. Alle Wochen von Carlſtadt.

Freytag. Alle Wochen von Prag und Berlin.

Am 5. und 17. in jedem Monathe von Zwettel.

Reitende Poſten gehen ab:

Sonntag Abends. Nach Linz, Paſſau, Regensburg, Augsburg, Frankfurt; Brünn, Ollmütz, Podgorze, Lemberg; Grätz, Laybach, Trieſt, Iglau und Prag; Ofen, Peſt, und nach Preßburg.

Montag Abends. Erſtgemeldete Journalpoſten, dann nach ganz Kärnthen, Italien, Hamburg, Schweden und Dänemark.

Dinstag Abends. Obige Journalpoſten, dann nach ganz Ober- und Niederungarn, Siebenbirgen, Bannat, Croatien und Slavonien.

Mittwoch Abends. Die Journalpoſten wie Sonntags, dann nach ganz Böhmen, Sachſen, Schleſien, Preußen, Galizien, Lodomerien, Pohlen, Rußland, Venedig und Dalmatien, in das ehemahlige Reich, von St. Pölten, nach Mariazell, von Enns nach Steyer, Salzburg, Innsbruck und München, dann in alle Haupt- und Handelsſtädte von Europa.

Donnerſtag wie Montag.

Freytag wie Dinstag, und nach Hamburg, Schweden und Dänemark.

Samſtag wie Mittwoch.

Reitende Poſten kommen an:

Sonntags früh. Die Journalpoſten, ſo wie ſie abgehen, ingleichen aus Croatien und Slavonien, Niederungarn, Bannat und von Krems.

Montags früh. Nebſt den Journalpoſten, aus preußiſch Schleſien, Galizien und Lodomerien, auch aus ganz Karnthen u. Italien, aus dem ehemahligen Reiche, Salzburg und Innsbruck, Mariazell, Steyer und Enns, dann von Oberungarn.

Dinstags fruh. Die Journalpoſten, dann von München und Krems, aus Sachſen, Königgrätz, Hamburg und Braunſchweig.

Mittwochs früh. Die Journalpoſten, dann auch aus Pilſen, Eger, Fiume, Venedig und Dalmatien, Pohlen und Rußland.

Donnerſtags früh. Die Journalpoſten aus ganz Kärnthen und Italien, Kroatien und Slavonien, Nieder- und Oberungarn, Siebenbirgen und Bannat, und von Krems.

Freytags früh. Die Journalpoſten, dann aus Schleſien, Galizien und Lodomerien, dem ehemahligen Reich, Salzburg, Innsbruck, u. München.

Samſtags früh wie Mittwoch, aus Sachſen, Hamburg und Braunſchweig.

Anmerkung.

Die Hamburger Poſt kommt die Woche zwey Mahl über Nürnberg an.

Die türkiſche Poſt kommt in jedem Monathe zwey Mahl an, und geht auch zwey Mahl ab, nähmlich den erſten ungariſchen Poſttag zu Anfang des Monaths, und den erſten ungariſchen Poſttag nach dem 15ten, wenn aber der ungariſche Poſttag eben am 15ten Tage im Monathe fällt, ſo geht ſie erſt den nächſtfolgenden ungariſchen Poſttag ab.

Die recomandirten Briefe, über welche nur ein Aufgabs-Recepiſſe verlanget wird, werden täglich Nachmittag von 4 bis 6 Uhr angenommen, und außer dem Porto 9 kr. mehr bezahlt.

Allgemeine Witterungsregeln.

Wenn der Mond entweder voll oder neu, oder auch in ſeinen Vierteln iſt, ſo macht er wahrſcheinlicher Weiſe eine merkliche Veränderung in der Witterung. Dieß geſchieht auch, wenn er entweder in der Erdferne oder Erdnähe iſt; und wahrſcheinlich auch, wenn der Mond im Zeichen des Widders, des Krebſes, der Wage oder des Steinbecks iſt.

Trifft der Neumond mit der Erdnähe zuſammen, ſo iſt es moraliſch gewiß, daß alsdann eine ſtarke Wetterveränderung vorfalle.

Man muß auch die vierten Tage, ſowohl vor als nach dem Neu- und Vollmonde beobachten. Beſonders iſt der vierte Tag des Mondes bedeutend, wenn nähmlich der Mond an dieſem Tage ſeine Hörner klar und deutlich zeigt, ſo iſt es ein Zeichen, daß keine dicken Dünſte in der Luft ſind; daraus kann man auf gutes Wetter bis auf den vierten Tag vor dem Vollmonde, zuweilen auch auf den ganzen Monath ſchließen. Das Gegentheil iſt zu befürchten, wenn die Hörner trübe und ſtumpf ausſehen.

Die ſtärkſten Mondespuncte, nähmlich die Neu- und Vollmonde, die Erdnähe und Erdferne, und ihre Zuſammenkünfte unter ſich, werden um die Nachtgleichen und Sonnenwenden ſtürmiſch.

Die Wetterveränderung geſchieht ſelten am Tage des Mondpunctes ſelbſt, bald fällt ſie vorher, bald nachher ein.

Die Jahreszeiten mit ihrer Witterung ſcheinen eine Periode von 8 bis 9 Jahren zu haben; eine andere Periode von ungefähr 18 Jahren und ſo weiter in vermehrter Zahl. Das Regenmaß iſt ſich in einer Periode von 9 zu 9 Jahren gleich.

Der Regen und die Winde fangen gemeiniglich an, oder hören auf, nahe um die Stunde, wenn der Mond auf oder unter durch den oberen oder unteren Meridian geht.

Es regnet weit öfter des Tages als des Nachts, und mehr in den Abend= als Morgenſtunden.

Die Sommergewitter, welche nicht mit einem Winde begleitet ſind, bringen nicht leicht Kälte und Hagel mit; aber um ſo mehr Blitze, Donner und Strahlen; im Gegentheile haben die mit Winde begleiteten Gewitter wenig Donner, aber um ſo mehr Hagel, deſſen Körner, nach Verhältniß der Wuth des Windes, gröſſer werden.

Gutes Wetter, das des Nachts einfällt, und Sommerwolken, dauern niemahls lange, iſt ein Sprichwort; und ein Wind, der ſich des Nachts erhebt, dauert nicht ſo lange, als ein Wind, der ſich des Tages erhebt.

Auf einen feuchten Herbſt und einen gelinden Winter folgt gemeiniglich ein trockener und kalter Frühling, der den Wachsthum ſehr zurück hält.

Iſt im Gegentheile der Winter trocken, ſo wird das Frühiahr feucht ſeyn, auf einen naſſen Frühling und Sommer folgt ein heiterer Herbſt; auf einen heitern Herbſt gibt es ein naſſes Frühiahr.

Laſſen ſich die Strichvögel frühzeitig im Herbſte ſehen, ſo bedeutet dieſes ſicher einen kalten Winter, weil es ein Zeichen iſt, daß die Kälte in den nördlichen Gegenden ſchon eingefallen iſt.

Donnert es ſehr frühe, ehe die Bäume im Frühjahre noch Blätter haben, ſo kann man noch immer auf Kälte rechnen.

I.

Fabeln.

Der junge Löwe.

(Eine Fabel, welche auch zu einer Vorrede dieſes Almanachs dienen kann.)

Ein junger Löwe dünkte ſchon
Sich ſtark genug, allein zu gehen,
Er wagt es, — ſeine Freunde ſehen
Ihn ſtaunend an, ſie bleiben ſtehen,
Und ſchreyen laut: „Recht brav, mein Sohn!
„Du gehſt ja unverbeſſerlich!“ —
Da bläht das ſtolze Knäblein ſich,
Voll Eigendünkel, wie ein Pfau; —
Er wähnt, daß er ſchon Alles wiſſe,
Hebt ſeine unbeholfnen Füſſe,
Und ſtellt ſich neuerdings zur Schau. —
Und alsbald wird der Feinde Schaar
Das übermüth'ge Kind gewahr;
Die häuft auf ihn nur Hohn und Spott,
Bewirft laut lachend ihn mit Koth,

Und ſchreyt: „O ſeht nur, wie er kriecht; -
„Der lernt das Gehn im Leben nicht.“ —
Und als der Leu dieß Wort vernahm,
Verkroch er ſich voll Schmerz und Scham,
In eine nahe Felſenſchlucht,
Entſchloſſen, daß er niemahls mehr
Das allzuſchwere Geh'n verſucht. —
Da kömmt ein alter Leu daher,
Der ſtaunt, den Jungen ſo zu finden,
Er forſcht nach ſeines Unmuths Gründen:
Und als ihm dieſer weinend klagt,
Was ihn in dieſe Schlucht verjagt,
Da lächelte der alte Mann,
Und ſprach: „Kind! laß dich nicht bethören,
„Dich ſoll nicht Lob, nicht Tadel ſtören
„Auf der einmahl betret'nen Bahn;
„Nur Muth gefaßt! laß Thoren ſchwätzen,
„Verſuch's, ich geb' dir Unterricht:
„So mußt du deine Füße ſetzen,
„Verliere nicht das Gleichgewicht,
„Jetzt heb' den Rechten, — jetzt den Linken,
„Nicht furchtſam aufgetreten, — feſt; —
„Den hintern Fuß laß ſchneller ſinken. —
„Wenn du den Körper ſo verdreh'ſt,
„Wirſt du die Laſt dir ſelbſt erſchweren.“ — —

So gibt der Alte oft ihm Lehren,
Der Junge merkt ſie, — es gelingt;
Er ſchleicht, — er geht, — er läuft, — er ſpringt.

Durch übertrieben großes Lob
Hebt man den Lehrling zu den Sternen,
Durch Tadel, — iſt er allzugrob, —
Wird man vom Ziele ihn entfernen;
Durch Unterricht nur wird er lernen.

Der Pfeil und der Adler.

Ein Pfeil, der eben abgedrückt,
Schnell wie ein Blitz die Luft durchzückt,
Sprach ſtolz zu einer Vögelſchaar,
Die neben ihm im Fluge war:
„Seht her, und laßt mein Lob erſchallen,
„Ich kann, wie ihr die Luft durchwallen!“ —
Da lächelte ein alter Aar,
Erwiederte: „Du dauerſt mich,
„Wirſt deinen Stolz noch theuer zahlen,
„Durch einen andern hobſt du dich,
„Und durch dich ſelber wirſt du fallen!“ —

Der alte Violon,

(nach dem Franzöſiſchen.)

Ein alter ſchlechter Violon,
Dem auch des gröſten Künſtlers Hände
Gewiß nicht einen reinen Ton
Entlockten, fiel, und brach in Stücke. —
Der Herr befahl, daß man behende
Ihn zu dem Geigenmacher ſende. —
Man that's; der kluge Meiſter macht
Ihn ganz, er wird zurückgebracht.
Und ſieh! — (Es wundert Jeden ſehr;)
Er war nun beſſer als vorher.

Verwünſcht das Unglück nicht auf Erden,
Da manche dadurch beſſer werden.

Die beyden Pferde.

Ein kleiner Knabe war ſo kühn,
Und ſtieg auf ſeines Vaters Schimmel,
Der Klepper trug ihn durch's Gewimmel
Der Menſchen leicht und folgſam hin; —
Dieß ward bemerkt von einem Rappen
Der an der Burg des Fürſten ſtand,
Und ſtolz auf das geſtickte Wapen
Laut wiehernd ſcharrte in den Sand;
Er maß ihn im Vorübertraben
Mit hohnerfülltem Blick, und rief:
„Wie? du erniedrigſt dich ſo tief?
„Wozu magſt du die Stärke haben?
„Ich wollt' das Reiten ihm ſchon wehren! — —
„Sey ruhig, ſpare deine Lehren,"
Erwiederte der Schimmel kurz,
„Ich glaube, eines Schwachen Sturz
„Kann niemahls einen Starken ehren."

II.

Erzählungen.

Recipe für Weiber.

Angelika war jung, ſchön, und reich. Vorzüge genug um die Augen aller Männer auf ſich zu ziehen, welche in unſerm aufgeklärten Jahrhundert nicht mehr ſo albern ſind, nach Verſtand, Sittſamkeit, und Häuslichkeit zu fragen. — Wo Angelika ging, bewunderte ein Paar junge Herren hinter ihr mit den Lorgnetten die kleinen Fußtapfen, welche die niedlichen Füßchen im Sande zurückgelaſſen hatten, — wo ſie ſaß, waren gewiß die Nebenſeſſel nicht leer. — Voyez donc! cette fille est très bien bâttu, erſcholl's von allen Seiten, wenn ſie an einem öffentlichen Orte erſchien, kurz, alles was Angelika unternahm, und beſaß, gefiel, nur ihre Zunge nicht. Das war denn aber auch eine Zunge, die von ſeltener Gelenkigkeit zeigte, und alle Verehrer wieder entfernte, welche die ſchönen Augen gefeſſelt hatten. Nur Dorſt ein junger Kaufmann war mit dem gewöhnlichen Übel der Verliebten, mit Blindheit geſchlagen, und endigte damit, daß er der ſchönen Angelika ſeine Hand reichte. — Sie wurden getraut, und Dorſt hielt ſich für den glücklichſten Sterblichen unter der Sonne. Er glaubte einen Engel an ſeiner Frau zu beſitzen, — aber nur zu bald ſah er ein, daß er ſich geirrt habe. — Der Engel verlor ſeinen Schein und ſeine Flügel, und ſank zum gewöhnlichen Weibe herab.

Madame liebte den Putz, Monſieur den Wein, zwey Dinge, die in einer Hauswirthſchaft eben nicht die größte Ruhe erhalten. Man fing an, ſeine Fehler wechſelſeitig einzuſehen, darüber zu murren, endlich gar zu ſchreyen. — Madame hatte ein Geſichtchen wie ein Äpfelchen, aber, du mein Gott! was ſchnitt das Geſichtchen manchmahl für Geſichter auf den Herrn Gemahl! — „Du bringſt mich noch an den Bettelſtab mit deinem Putz,“ ſagte Monſieur. — „Er koſtet doch nicht ſo viel als deine Geſellſchaften,“ antwortete Madame, Monſieur ſagte wieder etwas, Madame antwortete wieder, und wo gar ſo viel geſagt und geantwortet wird, iſt gewöhnlich eine Antwort heftiger, als die andere, und die letzte eben nicht die höflichſte. So auch hier. — Endlich nahm ein ſolches häusliches Donnerwetter gewöhnlich damit ſein Ende, daß Dorſt Hut und Stock forderte, und ſprach: „Schrey ſo viel du willſt, liebe Angelika! ich muß fort, meine Freunde, und ein herrliches Soupé erwarten mich.“ Da ſchrie Angelika noch ſtärker, weinte ein Thränchen mitunter, und mein guter Herr Dorſt ging ſchneller ſeines Wegs in die nächſte Taverne, wo er bey den Bouteillen

Vergeſſenheit ſuchte, und erſt um Mitternacht nach Hauſe zurückkehrte.

Da fing nun das Gewitter vom neuen an. — „Schön, recht ſchön!" ſchrie Angelika, indem ſie ſich im Bette aufſetzte, und mit beyden Händen in die Pflaumen ſchlug. — „Um dieſe Stunde kömmt man nach Hauſe, und in welchem Zuſtande?" — In dem glücklichſten von der Welt! antwortete Dorſt, und zog die Decke über den Kopf, um nichts weiter zu hören. Allein, die gellende Stimme der Frau drang durch die Decke. Das wurde dann unſerm guten Dorſt zu arg, er pfiff dem Bedienten, — Johann erſcheint, und reibt ſich die Augen. — „Mein Bett wird ins blaue Zimmer geſetzt." Schon recht Ew. Gnaden! — Johann will gehen. — Nicht doch Johann! dieſen Augenblick! — Der gnädige Herr ſelbſt legt Hand an, und trägt mit Johann das Bett in's blaue Zimmer, wo ihn nichts mehr im Schlafe ſtört.

So verging kein Tag, wo nicht ſchwarze Wolken den Eheſtandshimmel trübten. Angelika wußte ihres Leidens kein Ende mehr, und ging endlich zu ihrem Onkel, um ihm ihre unglückliche Lage zu entdecken. — Mit Thränen in den Augen that ſie es, und bath ihn um ſeinen Rath, um Hülfe. — Der alte Poll, (ſo hieß der Onkel) der ſchon lange im Stillen dem Spectackel zugeſehen hatte, wußte gar wohl, daß nur Angelikens Zunge an den vielen Zwiſtigkeiten Urſache ſey, und nahm gerne die Mühe über ſich, die Ruhe im Hauſe ſeiner Nichte wieder herzuſtellen. — Ich will dir rathen, ich will dir helfen liebes Kind, ſprach er mit einer wichtigen Miene, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte, doch mußt du mir verſprechen, das Mittel, welches ich dir geben werde, genau und pünctlich ſo zu gebrauchen, wie ich dir ſagen werde. — Alles, alles will ich gerne thun, lieber Onkel, nur helfen ſie mir! rief Angelika. — Nun wohl! erwiederte Poll. — Ich habe von meinem Freunde, der ein groſſer Chimiker war, einige Bouteillen ſympathetiſches Waſſer geerbt, welches die beſondere Kraft hat, allen Streit zwiſchen Eheleuten zu verhindern, und Ruhe und Verträglichkeit herzuſtellen. — „Geben ſie, o geben ſie, lieber Onkel,“ rief Angelika bittend. — Sogleich; nur mußt du vorerſt die Art des Gebrauches wiſſen. — Sobald du merkſt, daß Zorn dich befällt, bey der kleinſten Aufwallung deines Geblütes, bey der kleinſten Unhöflichkeit, die dir gegen deinen Mann auf der Zunge ſchwebt, nimmſt du zwey Löffel voll von dieſem ſympathetiſchen Waſſer, und behältſt es, ſo lange es dir nur immer möglich iſt, in dem Mund; das wiederhohlſt du, wenn etwa auch dein Mann mit dir zanken ſollte, — und ſey verſichert, in einem Monathe iſt er der freundlichſte, zuvorkommendſte, zärtlichſte Gatte, und du das glücklichſte Weib. Sprach's, und gab Angelika'n eine Bouteille mit Waſſer, welches ſo klar ausſah, als käm' es eben aus dem nächſten Brunnen. — Angelika küßt ihm dankbar die Hand, und entfernte ſich freudig mit ihrer Wundereſſenz. —

Als ſie nach Hauſe kam, trat ihr der Herr Gemahl eben mit Hut und Stock unter der Thüre entgegen, ſchon flog eine kleine Röthe über ihr Geſicht, und die Worte: Wo ſchlenderſt du ſchon wieder hin? ſchwebten auf ihren Lippen; allein ſchnell nahm ſie eine Doſis von dem wunderbaren Waſſer in den Mund, und mußte ſo ſchweigen. — Dorſt, der ſich ſchon auf eine Lection gefaßt gemacht hatte, ſtaunte, und ſchüttelte bedenklich den Kopf, als er ſein Weibchen ſo ruhig bey der Arbeit ſitzen ſah. — Iſt ſie's wirklich, oder iſt's ihr Geiſt. — Am nähmlichen Tage noch zerbrach ein Bedienter einen Teller von chineſiſchem Porzellaine. — Angelika nahm Wunderwaſſer in den Mund, und ſchwieg. — Dorſt, war zu dem Abſchiedsfeſte eines ſeiner Freunde geladen, und kam erſt des Morgens nach Hauſe, Angelika nahm Wunderwaſſer, und — ſchwieg. — Nun konnte es Dorſt gar nicht mehr begreifen, — Angelika! rief er, indem er ſein Weibchen zärtlich bey der Hand faßte; biſt du krank oder was in aller Welt iſt mit dir vorgegangen! — Angelika ſchwieg — und nickte ihm nur freundlich entgegen. — Ich ſehe ſchon, erwiederte Dorſt, eine neue Caprice ſteckt dir im Köpfchen, vorher haſt du zu viel geſprochen, nun willſt du gar nichts mehr reden. Keine Antwort von Angelika's Seite, nur ein kleines Lächeln auf ihren Gemahl. —

So geſchah es nach und nach, daß ſich Dorſt und ſeine Frau nicht mehr zankten, und täglich lieber gewannen. Er mied die Geſellſchaften ihr zu Liebe, ſie verſagte ſich manches neue Kleid ihm zu Liebe; — doch iſt es wohl auch leicht zu denken, daß Anfangs das Wunderwaſſer ziemlich herhalten mußte, daß die Bouteille bald leer wurde. Angelika bemerkte es, ließ anſpannen, und fuhr zu ihrem Onkel, um ihn um eine neue volle zu bitten. — Freudig erzählte ſie ihm, wie herrlich die erſte gewirkt habe, wie gut ihr Mann ſich nun gegen ſie betrage, und wie glücklich ſie lebe.

Lächelnd faßte der alte Poll Angelika'n bey der Hand, und ſprach: Liebe Nichte! — Wiſſe, das Wunderwaſſer, welches in der Bouteille war, war nichts anders, als helles klares Brunnenwaſſer. — Du biſt ganz dazu geſchaffen, einen Mann glücklich zu machen, doch deine Zunge entkräftet den Zauber deiner Reitze. — Sey in Zukunft artig und zuvorkommend gegen deinen Gatten, und du wirſt ohne Wunder glücklich und froh mit ihm leben.

Zanubio und Teana,

eine italieniſche Novelle.

Wißt Ihr, was Liebe iſt? — Kennt Ihr das Gefühl, welches uns den Verſtand raubt, und alle unſere Sinne nur an einen Gegenſtand feſſelt? — Man hat ſich ſelbſt verloren, und wähnt doch, erſt jetzt ſich ſelbſt gefunden zu haben. — Vermögen, Ältern, Vaterland, Leben, Ehre; — was ſind ſie uns in jenem Augenblicke, wo wir einen Händedruck, oder auch nur ein Lächeln des geliebten Gegenſtandes damit erkaufen können? — Wer ſo empfand, der werfe einen Stein auf das unglückliche Paar, deſſen Geſchichte ich nun erzählen will. — — Doch nein, — Teana mag ſelbſt ſprechen.

Zanubio war ein junger Mahler in Mantua. Er hatte ſein Attelier in dem Hauſe dem unſrigen gerade gegenüber. Täglich konnte ich ihn ſehen, wenn ich an meinem Fenſter ſtand, wie er an ſeiner Staffeley ſtand und mahlte, und ich geſtehe freymüthig, ich ließ keinen günſtigen Augenblick vorübergehen, in dem ich den jungen ſchlanken Mann mit ſeinen feurigen Augenpaar ſehen konnte. — Auch er ſchien mich zu bemerken, und oft, und immer öfter gleiteten ſeine Blicke neben dem Gemähldе weg, und nach mir hinüber. Ein Mahl ſchien es mir ſogar, als ob er ſeufzte, als ob er ſeine Hand auf ſein Herz legte, und ſeine Blicke gegen Himmel flehten, ſeine Wünſche zu erhören. Da trat ich erröthend vom Fenſter zurück, und den ganzen Tag fragte ich mich: Was mögen das wohl für Wünſche ſeyn, um deren Erfüllung er flehte? — Und ſieh da! — am Abend hatte ſie meine Eitelkeit ſchon zu meinen Gunſten gedeutet. Am andern Tag wiederhohlte er dieſe Mimik aufs neue, und ſieh da, unwillkührlich fing auch ich an zu ſeufzen, wandte meine Blicke ebenfalls gegen Himmel, und legte meine Hand auf mein Herz, welches mir aus dem Buſen herauszuklopfen drohte. Er ſah es, und ſchien darüber außer ſich vor Entzücken.

Noch dieſen Morgen erhielt ich einen Brief von ihm, worin er mich bath, heute in der Kirche zu erſcheinen, wo er mich treffen würde. Ich fand dieſe Bitte ſehr kühn, aber ging doch in die Meſſe, und — ich glaube faſt — niemahls ſo geſchwind, als gerade dieſes Mahl.

An einer Säule erblickt ich ihn hinter mir, und — verzeih' mir Gott! — ich hielt von dieſem Augenblick an, das Gebethbuch umgekehrt in der Hand. Als die Meſſe geendet war, verloren ſich allmählig die Leute, nur wir

Beyde waren die letzten, denn wir wußten wahrlich nicht, daß vor uns keine Kerzen mehr strahlten, die Strahlen aus ſeinen Augen machten dieſe zu Schanden, und blendeten mir alle Sinne. — Endlich nahte er ſich mir, ergriff meine Hand mit ſeiner Linken, hob die Rechte gegen den Altar empor, und ſprach mit einem langen Händedruck und in der höchſten Begeiſterung. „Hier im Tempel Gottes, an ſeinem Altare, ſchwöre ich dir, dich zu lieben bis in den Tod!“ — Ich war nicht bey mir ſelbſt, und antwortete eben ſo feyerlich: „Und ich ſchwöre ewig dein zu ſeyn!“ —

Noch ein Händedruck in welchem ſich unſre Seelen ergoſſen hatten, und wir entfernten uns durch zwey verſchiedene Ausgänge der Kirche.

Meine Mutter war geſtorben; — mein Vater, einer der älteſten Senatoren, lebte ſehr freundſchaftlich mit einer entfernten Verwandten der Signora Pöla, der Witwe eines reichen Kaufmanns. Der Sohn dieſer Frau, Lorenzo genannt, beſuchte oft unſer Haus, und war zugleich Zanubio's vertrauteſter Freund, ſie hatten mit einander in Bologna ſtudiert, dieſen beſchloſſen wir in unſer Intereſſe zu ziehen, und durch ihn glaubten wir, uns öfter ſehen zu können.

Lorenzo! — redete Zanubio ſeinen Freund an, — du beſuchſt Teana oft, liebſt du ſie? — Seltſame Frage, — verſetzte Lorenzo — ich finde das Mädchen recht artig. — Ihre ſchwarzen Lockenhaare beſchatten herrlich den ſchneeigen Buſen, und ihre Augen ſcheint Amor ſich zum Spiegel gewählt zu haben, ihre Roſenlippen laden zum Kuſſe ein! — O beſchreibe nicht etwas, was keiner Beſchreibung fähig iſt, erwiederte Zanubio ſchnell, und antworte mir nur auf meine Frage: Liebſt du Leana? — Ungeſtümmer Frager! — war Lorenzo's Antwort, ich habe noch gar nicht daran gedacht, meine Neigung zu fixiren. So bin ich ruhig, verſetzte Zanubio, du liebſt ſie alſo nicht. Ich aber Lorenzo lebe nur in ihr! — Biſt du mein Freund, ſo wirſt du ſuchen, mir Zutritt in ihrem Hauſe zu verſchaffen. — Das will ich recht gerne, ſchloß Lorenzo das Geſpräch, komm nur, komm, du ſollſt mich ſogleich dahin begleiten. — Lorenzo brachte ſeinen Freund zu uns. O wie klopfte mir das Herz, wie hochroth glühten meine Wangen, als ich ihn in unſerm Zimmer erblickte. Lorenzo verwendete ſich für uns mit allem Eifer der zärtlichſten Freundſchaft. Er hielt Zanubio bey meinem Vater eine glänzende Lobrede. — Mein Freund, ſprach er, iſt zwar noch jung, aber dennoch ein vollendeter Künſtler. Das herrliche Altarblatt in der Capelle des herzoglichen Pallaſtes iſt ſein Werk. Sein Fleiß, ſeine Redlichkeit und ſeine Sitten ſind eben ſo ausgezeichnet, als ſeine Talente. — Sie dürfen meinen Worten glauben, Signor! — Wir waren Jugendfreunde, und ich habe die Gelegenheit gehabt, und benützt, ihn ganz kennen zu lernen.

Mit Kälte hörte mein Vater dieſe Lobeserhebungen an, und als uns die beyden Freunde verlaſſen hatten, ſprach er zu mir: Wohin denkt doch Lorenzo, daß er einen fremden Jüngling in unſer Haus einführt, da es doch klar iſt; daß er ſelbſt dich liebt! — Gewiß er wünſcht dich zur Gattinn, und bald wirſt du mit ihm die glücklichſte deines Geſchlechtes ſeyn. Lorenzo iſt jung, artig, er hat eine gute Erziehung genoſſen, und erbt einſt von ſeinem Vater ein anſehnliches Vermögen! — Ja, dieſe Verbindung würde das Glück meiner alten Tage machen, und ich wünſche, daß du ernſtlich daran denken mögeſt.

Ich hörte dieſe letzten Worte nur halb, denn mein Innerſtes war ganz empört, ich fühlte, daß mir Thränen in die Augen traten, darum entfernte ich mich ſchnell und ſchweigend. Auf meinem Zimmer wiederhohlte ich mir die Worte meines Vaters, und — auch meinen Schwur; Zanubio treu zu bleiben, bis in den Tod! —

Zanubio beſuchte uns immer öfter, blieb immer länger, und bald bemerkte mein Vater unſere wechſelſeitige Zuneigung, doch jenen hohen Grad der Liebe, mit welchem ich an den Jüngling hing, konnte er nicht muthmaſſen. Meine Liebe kannte keine Gränzen, — ſeine

Sorgen, ſeine Freuden waren die Meinigen, ich kannte keinen andern Gedanken als ihn, ich ſah nur ihn, ich lebte nur in ihm. Jeden ſeiner Schritte, jede ſeiner Bewegungen verfolgte ich. Wenn er von uns ging, ſo war ich erſt dann ruhig, wenn ich wußte, wohin er ging; ja, ich zählte die Minuten, die er nothwendig hatte, um von unſerm Zimmer bis in das ſeinige zu kommen; ſtellte mich an mein Fenſter, und wenn er auch nur um eine Minute ſpäter eintrat, ſo war ich ſchon beſorgt. — Wenn ich ſah, daß ihn Jemand beſuchte, den ich nicht kannte, ſo ſchlug mir das Herz, bald war mir's, als ſäh' ich, wie ihm der Fremde ein Briefchen von einer fremden Dame in die Hand drückte, bald glaubte ich in ſeinen Geberden zu leſen, er habe eine unangenehme Nachricht erhalten; kurz, ich kannte keinen ruhigen Augenblick, bis er mir Nachricht von der Urſache eines ſolchen Beſuches gab, und wenn er länger, als ich wünſchte, zögerte, ſo machte ich ihm bittere Vorwürfe. —

Haſt du kein Vertrauen zu mir, ſprach er oft in ſolchen Augenblicken, glaubſt du, ich könnte dich betrügen? — Sey ruhig Liebe! und laß mich frey handeln. Ich denke und thue nichts, als was zu unſerem Glücke beyträgt. — Frey willſt du handeln, antwortete ich dann weinend, du willſt nicht, daß ich mich um dich bekümmere! O großer Gott! iſt das die Liebe, welche ich mir träumte? —

So machte ich ihm aus Eiferſucht immer Vorwürfe, welche wahrlich nicht dazu gemacht waren, ſeine Liebe zu mir zu entflammen. Er ging nach ſolchen Auftritten immer ruhiger von mir, als er gekommen war, und in dieſer Ruhe, welche mir Kälte ſchien, glaubte ich klar den Beweis ſeiner Untreue zu finden. Ich verhehlte ihm dieſe Muthmaßungen nicht, grollte neuerdings, und er lächelte. — Dieſes Lächeln drang mir durch die empörte Seele; ich hielt es für Hohnlachen. Kannſt du bey meinen Thränen lachen, Treuloſer! ſchrie ich, — und je mehr ich ſchrie, deſto ruhiger wurde Zanubio, und ſchien, mich nur zu bemitleiden. —

Dieſe traurige Lage, dieſes Schwanken zwiſchen Hoffnung und Furcht, konnte ich nicht länger ertragen. — Ich beſchloß ſeine Liebe zu mir auf eine Probe zu ſtellen. Tauſend Projecte durchkreutzten meinen Kopf, endlich wählte ich eines, welches mir das Vorzüglichſte und Gewiſſeſte ſchien. Ich ſchloß mich an Lorenzo, ſprach öfter, und geheimnißvoller mit ihm, ſtellte mich an, als ob ich erſchräcke, wenn uns Zanubio überraſchte, ging mit ihm ſpatzieren, verlor mich da abſichtlich in den dichteſten Parthien des Gartens ſeiner Mutter, kurz, ich that alles, um Zanubio's Eiferſucht zu erregen; allein, vergebens,

— er machte mir auch nicht einen Vorwurf. Ich ſtellte ihn darüber zur Rede, wie er dieß Alles ſo gleichgültig anſehen könne, allein, er antwortete mir: Wie könnte ich glauben, daß du je einen andern lieben könnteſt, als mich? — Könnte ich dich ungetreu halten, ich würde nicht leben! — Selbſt dieſe Worte ſchienen mir kalt und herzlos, und ich beſchloß; das Äußerſte zu verſuchen. Mein Vater bemerkte die Veränderung meines Betragens gegen Lorenzo mit der größten Freude, er hoffte nun, daß ſein Lieblingswunſch, mich mit Lorenzo vermählt zu ſehen, in Erfüllung gehen werde. Er ſprach dem jungen Mann zu, mich mit aller möglichen Zärtlichkeit zu behandeln, und wenn ihm dieſer antwortete, er ſey verſichert; daß mein Herz ſchon für einen andern Mann brenne, und daß er es nicht wage, mir ſeine Hand anzubiethen, ſo rieth ihm jener Geduld an, und verſicherte ihn, es werde ſich alles geben. Er ſelbſt aber ließ keine Gelegenheit unbenützt, Zanubio bemerkbar zu machen, daß es für ihn keine Hoffnung gebe, meine Hand zu erhalten; allein dieſer hielt ſich meiner Liebe ſo gewiß, daß ihn auch die erniedrigendſten Reden meines Vaters nichts weniger als fürchten ließen.

Ich ſelbſt unterließ nichts, den Geliebten aus ſeiner ſorgloſen Ruhe zu wecken, ich verſagte ihm auch die kleinſte Liebkoſung, ſchrieb ſeine Zärtlichkeit mehr einer vorübergehenden Begierde, als einer feſten Liebe zu, und ſuchte auf dieſe Art ihn immer mehr zu entflammen. Ja ich ging ſo weit, daß ich ſogar ein Briefchen an Lorenzo ſchrieb, worin ich ihm meldete, daß ich ihm nicht abgeneigt, allein, daß die Gegenwart Zanubios mir ein immerwährender Stachel ſey, und daß ich erſt dann ganz die Seinige ſeyn wollte, wenn wir Gelegenheit gefunden hätten, den Mann zu entfernen, deſſen Vorwürfe ich zu erwarten hätte.

Ich übergab dieſes Billet einer alten Magd, mit dem Befehle, ſie möchte es noch dieſen Abend zu Zanubio tragen, und ihm ſagen, ſie habe es von mir erhalten, um es an Lorenzo zu übergeben. Dieſer Befehl wurde genau vollzogen.

Fünfzehn Tage beſuchte Zanubio unſer Haus nicht, und ſchon fürchtete ich ihn durch dieſe Unvorſichtigkeit auf ewig von mir entfernt zu haben, ich bereitete mich ſchon dazu vor, wie ich ihn voll Liebe empfangen, in ſeine Arme ſinken, und ihm geſtehen wollte, daß dieſes Alles nur Liſt von mir war, als er am ſechzehnten Tage mit eben jener ruhigen Kälte in unſerem Hauſe erſchien, wie vorher. Ich bemerkte nicht die geringſte Veränderung in ſeinem Betragen, und dieſer Gleichmuth ſchreckte mich aufs neue zurück, ihm Alles zu entdecken. Er war zuvorkommend höflich gegen mich und Lorenzo, nur etwas zerſtreut kam er mir vor.

Iſt's möglich! ſagte ich zu mir ſelbſt, daß ich ihm ſo ganz gleichgültig geworden bin? und ein Strom von Thränen ergoß ſich über meine Wangen. Die ganze Nacht ſaß ich weinend an meinem Bette, und kein Schlummer erquickte meine Kräfte, und ließ mich auf einige Augenblicke meinen Gram vergeſſen. Des andern Morgens erſchien Zanubio wieder. Ich führte ihn bey Seite, und ſprach zu ihm: Zanubio! liebſt du mich noch? — Eben ſo ſehr, als du mich, antwortete er mir. — O dann betheſt du mich an, verſetzte ich, und drückte ihn heftig in meine Arme. — Bey dieſen Worten warf er einen Blick des Unwillens und der Verachtung auf mich, und wandte ſich aus meinen Armen. — Wir können hier nicht ungeſtört ſprechen, ſagte er endlich düſter, wir können uns unſere geheimſten Gedanken nicht vertrauen, ohne befürchten zu müſſen, belauſcht zu werden. — Komm, wir wollen uns von aller Welt entfernen, und an dem Ufer des Sees unſere Herzen gegen einander ausſchütten. Ich willigte ein, denn ich hoffte, das würde der Augenblick zur wechſelſeitigen Aufklärung und Verſöhnung ſeyn. Ich täuſchte die Wachſamkeit meines Vaters, und folgte Zanubio. —

Wir gingen durch die Stadt längſt dem Ufer des Mincio hin, der hier einen See bildet, und deſſen Wellen ſich an dem Geſtade zu unſeren Füßen brachen, und kamen bis zu einem kleinen Wäldchen. Dort ſahen wir einen Nachen mit Stricken an einem Baume befeſtiget, Zanubio ſprang hinein, und bath mich, ihm zu folgen. Komm Geliebte, komm, ſprach er, mit heftigen Drängen, komm, wir wollen ein wenig auf dem See herumfahren.

Als ich den Fuß in den Nachen ſetzte, ergriff mich ein unwillkührliches Beben, ein Zurückſchaudern, deſſen Urſache ich mir nicht erklären konnte; doch überwand ich mein Gefühl, und trat hinein. Er nahm das Ruder, ſah noch ein Mahl zurück, und ruderte dann nach der Mitte des See's.

Als wir ſo weit entfernt waren, daß wir die Thürme des Städtchens aus den Augen verloren hatten, ſagte er mit dem Tone der kälteſten Verzweiflung zu mir: Weißt du wohin wir fahren? — Zum Tode! —

Ich wußte nach dieſer Anrede eigentlich nicht, ob, und was ich zu befürchten hätte, dennoch ſträubten ſich die Haare auf meinem Haupte empor. Zum Tode antwortete ich ihm. Heiliger Gott! willſt du mich morden? — Nein erwiederte er, wir wollen, wir müſſen beyde ſterben. Ich kann nicht leben ohne dich, du kannſt nicht leben, da du mich ſchändlich betrogen haſt. Sieh dieſen Brief. — Bey dieſen Worten übergab er mir das Billet, welches ich an Lorenzo geſchrieben hatte.

Mein Geliebter! ſchrie ich, indem ich mich an ſeinen Hals warf, das Alles war nur eine Liſt von mir, ich habe nie aufgehört dich zu lieben, ich liebe dich noch eben ſo zärtlich, als damahls, da ich dir in der Kirche den Eid ewiger Treue ſchwur. — Ich war vorbereitet auf dieſe Sprache, erwiederte Zanubio mit einem bittern Lächeln, allein unſer Schickſal ſteht feſt, feſt ſeit geſtern Abend. Reue iſt hier überflüſſig, hier bedarfſt du nur des Muthes. Sieh da dieſen Boden des Nachens, ſieh dieſes Fallbrett darin an, dieſes allein iſt noch zwiſchen uns, und der Ewigkeit. Ich drücke an dieſer Feder, und uns beyde verſchlingen die unerſättlichen Wellen, und ſo verbindet dich wenigſtens der Senſenmann auf ewig mit mir. Rufe dir jenen Eid ins Gedächtniß zurück, welchen du mir im Tempel Gottes ſchwurſt. Ich habe ihn bis zu dieſem Augenblick mit dem meinigen in meinem Herzen getragen. Ich ſchwöre dir, ſprachſt du feyerlich, indem du eine Hand zum Bilde des Gekreuzigten emporhobſt, und mit der andern die Meinige drückteſt, ich ſchwöre, dir ewig treu zu ſeyn. Ich will dich jetzt von einem Meineide retten.

Dieſen Schwur wiederhohle ich dir noch ein Mahl jetzt unter dem blauen Himmelsgezelte, rief ich, und eben ſo rein und unſchuldig wie damahls. — Haſt du denn ſo viel Furcht vor dem Tode? verſetzte Zanubio mit gräßlichem Lächeln, daß du ſelbſt an der Pforte der Ewigkeit zur Lügnerinn wirſt, ich fordere jetzt keinen Schwur mehr von dir. — Frage meinen Vater, frage Lorenzo'n ſelbſt, ſchrie ich in der höchſten Angſt. — Dein Vater ſagte mir noch geſtern, antwortete der Grauſame, daß du dich wider eine Verbindung mit Lorenzo nicht länger mehr ſträubeſt, — und Lorenzo'n kann ich nicht mehr fragen, er iſt nicht mehr unter den Lebendigen. Lorenzo todt! rief ich, Barbar! — Du ihn gemordet! — und fiel bewußtlos auf den Boden des Schiffes. Ja! grinſte mir Zanubio mit fürchterlicher Stimme zu, auch der treuloſe Freund fand den Tod in den Wellen, wie du ihn ſelbſt finden wirſt. Bey dieſen Worten drückte er an der Feder, und das Fallbret öffnete ſich. Das Waſſer drang herein, und ich ſprang über den Nachen in die See, weil ich im Freyen eher noch Rettung ſah, als unter dem Schiffe. Zanubio ſtürzte ſich mir nach, umfing mich mit beyden Armen, und donnerte mir zu: Einziggeliebtes Weib! nun ſind wir nicht mehr zu retten, wir ſterben mit einander. Dieſe Worte waren die letzten, welche ich hörte, eine Welle verſchlang uns, und ich verlor meine Beſinnung.

Einige Schiffer, welche nicht weit von uns fuhren, retteten mich. — Nach einigen Minuten kam ich ins Leben zurück. — Ich ſah um mich — Zanubio! rief ich, wo iſt Zanubio? — Die Schiffer deuteten ſchweigend auf die Wellen. — Da wollte ich mich dem Treuen nachſtürzen, allein, ich wurde zurückgehalten, und zu meinem Vater gebracht.

Die Geſchichte war bald in Mantua bekannt, ich wählte den Schleyer, und alle Thränen, die ſeit jenem Tage meine Augen unaufhörlich näſſen, waren nicht im Stande, meine Reue wegzuwaſchen.

Für Euch, Ihr Mädchen, habe ich meine traurige Geſchichte aufgezeichnet, die ihr an der Treue eines Mannes gleich verzweifelt, wenn er nicht ſchwärmt, ſondern handelt. —

Teana.

III.

Lyriſche Gedichte.

Das Leben.

Was iſt es denn, dieß hochgeprieſ'ne Leben,
Daß ihr darum ſo ſehr in Sorgen ſteht?
Ein ew'ger Streit, der zwiſchen Ziel und Streben
Und zwiſchen Kopf und Herzen wild entſteht;
Ein Quell, aus welchem Euch nur Leiden traufen,
Mit einem Nicken lohnt ſich's nicht zu kaufen.

Erſt zittern wir als Kinder vor der Ruthe,
Und wird das junge Knäblein nun ein Mann,
So treibet ihn des Glückes Wünſchelruthe
Aus einer Ecke in die andre dann;
Im ſteten Kampf mit ſeinen eignen Schwächen,
Muß er auch noch durch fremde Bahn ſich brechen.

Glanz, Ehre, Hoheit ſind die Truggeſtalten,
Nach welchen ſehnſuchtsvoll ein Jeder haſcht,
Doch ſchwindelnd kann er ſich nicht aufrecht halten,
Der Arme, der aus ihren Bechern naſcht;
Und wenn wir das Erſehnte auch erwerben,
Was dann? — Dann legen wir uns hin, und ſterben.

An den Irrthum.

Du, der wie ein dichter Nebelſchleyer
Vor der Wahrheit Sonnentempel liegt,
Daß nicht ihres Flammenblickes Feuer
Froher Hoffnung zarte Blüthen knickt,
Möchteſt du mich ſtets im Schlummer wiegen,
Möchte nimmer ſchwinden dieſe Nacht;
Ach! Wer läßt ſich wohl nicht gern betrügen,
Wenn der Trug allein ihn glücklich macht?

Du biſt unſer treueſter Gefährte
Von der Wiege bis zum Grabesrand,
Schöner ſcheinet uns die ganze Erde,
Wandeln wir auf ihr an deiner Hand;
Immer zeigſt du nach den Roſenhecken,
Die am Wege ſtehn, dem Waller hin;
Doch die Dornen, die darunter ſtecken,
Weißt du ſeinen Blicken zu entzieh'n.

Schon das Kind verblendeſt du durch Schimmer,
Seht! kaum tritt es in die Welt hinaus,
Streckt es ſchon die kleinen Händchen immer
Nur nach dem, was glänzt und ſtrahlet aus,

Lächelt freundlich in der Mutter Schooße
Während dieſe bange Thränen weint,
Ob des armen Säuglings künft'gem Looſe,
Den ſchon früh ein Unglücksſtern beſcheint.

Auch den Jüngling haſt du mild beſchenket,
Mit der immer regen Fantaſie, —
Wie er träumend ſich die Dinge denket,
Biethet ſie die Wirklichkeit ihm nie; —
Mit der Liebe, die, — ein himmliſch Feuer! —
Leuchtet in des Lebens dunkler Nacht,
Um das Aug' ihm bindet einen Schleyer,
Und dieß Jammerthal zum Eden macht.

Auch dem Manne gabſt du Steckenpferde,
Dieſem Geldgeiz, jenem Sucht nach Ruhm,
Jeder tummelt ſich auf dieſer Erde
Auf dergleichen Pferden friſch herum,
Jagt und iagt darauf nach einem Glücke,
Das, — geträumt, — ihm ſchon das Leben würzt,
Achtet's nicht, wenn gleich vor ſeinem Blicke,
Auch ſein Nebenmann vom Gaule ſtürzt.

Seht den Greis! Es ſtrahlt mit Lilienſchimmer
Die Erfahrung um ſein weißes Haupt,

Und gerade darum irrt er immer,
Weil er nun nicht mehr zu irren glaubt.
Fragt ihn, — wenn er forſchend rückwärts blickt,
Auf die durchgewallte Lebensbahn, —
Was ihn auf derſelben mehr beglückt,
Ob die Wahrheit, ob ein leerer Wahn? —

Hell umglänzt von einer ew'gen Klarheit,
Mit unwandelbarem Angeſicht,
Einfach, ſtets dieſelbe, thront die Wahrheit,
Darum paßt ſie für uns Menſchen nicht;
Doch um unſre Gunſt ſich zu erhalten,
Schmeichelt unſern Neigungen der Wahn,
Er nimmt alle möglichen Geſtalten,
Um ſich uns zu nähern, willig an.

Er erquickt den Reichen wie den Armen,
Jeden auch mit gleicher Freundlichkeit,
Über alle Menſchen, — voll Erbarmen, —
Breitet er ſein mildes Flügelkleid;
Selbſt noch an des Lebens düſtern Schranken
Weicht er nicht von uns, — das Auge bricht,
Und noch gibt er uns durch den Gedanken
Muth im Tode: — Nein! noch ſterb' ich nicht.

IV.

Geſpräch.

Der Jüngling und das Echo.

(Nach dem Lateiniſchen des Erasmus von Rotterdam.)

Jüngling.

Erlaube mir, Echo, daß ich dich über einen wichtigen Gegenſtand befrage.

Echo.

Frage!

Jüngling.

Welcher Kunſt, welcher Wiſſenſchaft ſoll ich mich widmen, welchen Weg betreten, um einſt als großer Mann zu erſcheinen? —

Echo.

Einen.

Jüngling.

Wie ſoll ich's anfangen, meine Fähigkeiten dazu zu prüfen?

Echo.

Prüfen.

Jüngling.

Ich will's. — Der Philoſophie will ich mich weihen, denn was iſt der Menſch ohne Philoſophie?

Echo.

Vieh.

Jüngling.

Recht — doch hungert man dabey, denn kann man wohl leben von ſeinem Genie?

Echo.

Nie.

Jüngling.

Es iſt alſo nöthig daß ich mir eine Erwerbsquelle aufſuche.

Echo.

Suche.

Jüngling.

Theologie iſt eine Straße, mit Vorurtheilen beſäet, dieſe will ich andere wandern laſſen.

Echo.

Andern laſſen.

Jüngling.

Nun gut, ſo werd' ich Doctor.

Echo.

Thor!

Jüngling.

Wie? — iſt dieſe Kunſt nicht äußerſt wichtig?

Echo.

Wichtig.

Jüngling.

Sie können ihrem Nebenmenſchen das Leben erhalten, was fehlt zu ihrem Glück?

Echo.

Glück.

Jüngling.

Nun ſo will ich dem Staate mich widmen, mich hinaufſchwingen zu den Stufen des Thrones, will dir das auch nicht gefallen?

Echo.

Fallen.

Jüngling.

Du haſt recht, wie manche Beyſpiele gibt es, daß der wackerſte Mann ſchnell fiel.

Echo.

Viel'.

Jüngling.

Was mag wohl auf dieſer Bahn gar ſo gefährlich ſeyn?

Echo.

Ehrlich ſeyn.

Jüngling.

Nun ſo nehm' ich mir eine reiche Witwe.

Echo.

Weh!

Jüngling.

Sie bringt mir Geld, und ich lebe froh und zufrieden. —

Echo.

Unzufrieden. —

Jüngling.

Wie wäre das möglich? — Was könnte das Leben mir trüben bey einer Ducatenreihe?

Echo.

Reue!

Jüngling.

Was ſoll ich den alſo thun, um mir Glück zu erwerben?

Echo.

Erben. —

V.

Ballade.

Thekla.

Der Mond wirft den erſten freundlichen Strahl
In Thekla's düſtere Zelle,
Vom Kloſterthurm tönet des Glöckleins Schall,
Und ruft zur heiligen Stelle,
Da nimmt die Fromme im här'nen Gewand
Den Roſenkranz und das Gebethbuch zur Hand,
Um hin vor den Altar zu treten,
Sie kniet mit geſammelten Sinn
Vor das Bildniß der heiligen Jungfrau hin,
Den Abendſegen zu bethen.

Horch! — Wirbeln nicht Trommeln im nächſten Wald?
Iſt das nicht Jauchzen der Krieger,
Was toſend aus der Ferne erſchallt? —
Sie ſind es die feindlichen Sieger.
Ihr Schweſtern, entflieht der Barbaren Wuth,
Daß ihr Euer höchſtes und einziges Gut,
Die Ehre vor ihnen errettet! —
Und Alle ſehen ihr nahes Grab,

Und Alles eilt ängſtlich herauf und hinab,
Nur Thekla hört nichts, — ſie bethet.

Da tritt ein Litthauer Reitersknecht
Zur Thüre ein mit Getöſe:
„Auf Schätzchen! — Nicht wahr, ich komme dir recht,
„Daß ich dein Gelübde dir löſe?"
(So ſpricht er mit lüſternem ſchmunzelnden Blick)
Die ſchöne Bethende beugt ſich zurück,
Und ſieht erſtarrt vor Schrecken
Den ſtillen Wohnort der Frömmigkeit
Durch eines Mannes Eintritt entweiht,
Sieht ihn den Arm nach ſich ſtrecken.

„Allmächtiger!" — ruft ſie, — „beſchütze mich,
„Du wirſt dich meiner erbarmen!" —
Er wirft den drückenden Helm von ſich,
Umſchlingt ſie mit kräftigen Armen:
„Gut iſt nach geſchehener Arbeit ruh'n,
„Komm Schätzchen, wir wollen uns gütlich thun,
„Denn, wahrlich, du ſträubſt dich vergebens;
„Verſpare Gebethe und Frömmigkeit,
„Auf eine andere, müßige Zeit,
„Genieße die Freuden des Lebens."

Drauf ſie: — „O ſucht Euch zum lüſternen Scherz
„Ein Dirnchen mit blühenden Wangen,
„Schon lange trägt nimmer dieß ruhige Herz
„Nach weltlichen Lüſten Verlangen;
„Dem Ewigen heb' ich allein mich verlobt,
„Und wenn in mir manchmahl das Blut auch getobt,
„Den Schwur hab' ich doch mir gehalten,
„Der Wille iſt eiſern, ihn beugt keine Macht,
„Und wer's bis zum thätigen Wollen gebracht,
„Vor dem flieh'n die Schreckensgeſtalten."

Und hämiſch lächelt der Mann vor ſich hin,
Erwiedert: „Da darf dir nicht bangen,
„Verlaß dich auf mich nur, bald ſollen ſie glüh'n,
„Die blaſſen verhärmten Wangen." —
Er preßt ſie mit kaum zu verbergender Luſt
An ſeine heiſſe, wildtobende Bruſt
Mit Küſſen ſie nun zu beſtürmen, —
Da blickt ſie zum Muttergottesbild auf,
Und ruft mit bangem Erbeben hinauf:
„O Jungfrau! Du wirſt mich beſchirmen!"

Und wie ein Blitz durch die ſchwarze Nacht,
So fuhr es ihr nun durch die Seele,

Der Tugend unbezwingliche Macht
Strahlt aus den Augen ihr helle:
„Verſchoneſt du, grauſamer Frevler, mich,
„So will ich die Kunſt, vor Hieb, Kugel und Stich
„Geſichert zu werden, dich lehren;" —
Er läßt mit Bitten und Drohen nach:
„Traun Mönnchen, das wär' eine herrliche Sach',
„Ich willige in dein Begehren."

„Nur weniger Worte zaubriſcher Sinn
„Macht feſt dich im Schlachtengetümmel," —
Verſetzt ſie, — und kniet auf den Schemmel hin,
Streckt ihre Hände gen Himmel,
Ruft: „Spiritum meum accipe
„In tuas manus o domine! —
„Nun tödtet mich Niemand auf Erden!" — —
Der Litthauer, deſſen gewiß zu ſeyn,
Zieht ſeinen Säbel, ſchwingt ihn, haut ein, —
Und — — ſpaltet den Kopf der Verklärten.

VI.

Aphorismen.

1.

Freue dich deſſen, was du beſitzeſt, hoffe das zu erhalten, was dir mangelt.

2.

Der größte Theil der Übel ereilte uns nicht ſo ſchnell, wenn wir ihnen nicht ſelbſt auf halbem Wege entgegen kämen.

3.

Die übelangewandteſte Zeit iſt jene, in der man vergangene Dinge bereut, wenn man nicht daraus Nutzen für die Zukunft zieht.

4.

Was gelehrte Männer mit Grund prophezeihen, wird gewiß eintreffen, nur das wann behält ſich das Schickſal vor.

5.

Man lernt den Verſtand eines Menſchen noch leichter aus ſeinen Fragen, als aus ſeinen Antworten kennen.

6.

Die Zeit iſt wie das Geld, verſchwende ſie nicht, ſo wirſt du genug haben.

7.

Der Müßiggang iſt eben ſo ermüdend, als die Ruhe ſüß iſt.

8.

Lange Weile iſt eine Krankheit, die nur durch Arbeit ganz geheilt wird, Vergnügungen ſind nur ein Palliativmittel dagegen.

9.

Das Genie gebärt, der Verſtand ordnet das Geborene.

10.

Das Heilen einer Wunde von ſich ſelbſt iſt bewunderungswürdiger, als alle Meiſterwerke der menſchlichen Induſtrie.

11.

Da die Menſchen eben ſo ſehr zum Böſen, als zum Guten geneigt ſind, ſo iſt es nöthig, daß das Gute einen Bürgen habe. Der erſte und beſte iſt die Religion, der zweyte die Ehre.

12.

Beharrlichkeit führt eher zum Ziel, als Geſchicklichkeit.

13.

Sparſamkeit iſt die Tochter des Fleißes und der Ordnung.

14.

Die ſüßeſten Freuden ſind jene, welche die Hoffnung auf größere nicht ausſchließen.

15.

Gelegenheit zur Freude iſt den Menſchen oft angenehmer, als die Freude ſelbſt.

16.

Übertreibung iſt eine Feindinn ihrer Freunde, eine Freundinn ihrer Feinde, ſie erniedrigt das, was ſie erheben, und erhebt das, was ſie erniedrigen will, ſie bringt ſich ſelbſt und die Wahrheit um allen Glauben.

17.

Die Schwächen der Großen ſind ein Troſt für die Kleinen.

18.

Undankbarkeit iſt ein Vorwand zum Egoismus.

19.

Wer Beleidigungen verzeiht, handelt großmüthig, wer ſie vergißt, handelt unklug.

20.

Der Menſch iſt der beſte Arzt ſeiner ſelbſt. Er wird ſeine Seele von Laſtern ſelbſt am beſten heilen, es kömmt nur darauf an, daß er ſeine Krankheit kennt.

VII.

Ein Mährchen.

Der kranke König,

oder

das Hemd des Glücklichen. *)

Ein König, uns Neuern ganz unbekannt,
Ramuli Kadazi ward er genannt,
Ich glaube, man hieß ihn den Vierten,
Regierte ſein Völkchen im Morgenland,
Das heißt, — er ſah, weil er leichter es fand, —
Nur zu, wie Andre regierten.

Nun wandelte einſt dieſen groſſen Mann
Gar eine ſeltne Krankheit an,
Nicht ſchlafen konnte der König,

---

*) Die Idee zu dieſem Mährchen haben auch die Herren Nikolai und Langbein benützt und bearbeitet, ich bin weit entfernt, mich mit dieſen beyden berühmten Dichtern meſſen zu wollen, allein ich trage meine Arbeit doch auch zu Markte, weil ich ſie nun ſchon einmahl gemacht habe.

J. F. Caſtelli.

Nur wenn er in einem Gebethbuch las,
Im Rath oder im Audienzſaal ſaß,
Da ſchlummert' er manchmahl ein wenig.

Es wurde berufen in Eile nunmehr
Aus allen Provinzen das zahlloſe Heer
Der Wundärzte und der Doctoren,
Mit beygefügtem Verſprechen: Es wird
Derjenige, welcher den König kurirt,
Auf ewig zum Leibarzt erkohren.

Die Herren erſchienen, es ward conſultirt,
Gebilligt, verworfen, und examinirt,
Entſetzlich der Kopf ſich zerbrochen;
Die Einen riethen zur Aderlaß' ein,
Die Andern verordneten ſtärkenden Wein,
Latein ward, und griechiſch geſprochen.

Bald fehlt' es an dieſem, bald fehlt' es an dem,
Ein jeder verharrte auf ſeinem Syſtem,
Man zankte ſich heiſer und müde,
Zuletzt rief endlich die ganze Schaar:
Der König Ramuli iſt unheilbar! —
Das war das Ende vom Liede.

Schon drang das Geſchrey zu des Königs Ohr,
Da trat ein Magier plötzlich hervor:
„Ich hab' in den Sternen geleſen,"
(So ſprach der alte, ehrwürdige Mann,)
„Zieht er das Hemd eines Glücklichen an,
„So wird Euer König geneſen!"

So hatt' er geſprochen, und Alles ſtand ſtumm,
Der König ſah zornig im Kreiſe herum,
Und ſagte, das Auge voll Thränen:
„Miniſter! Ihr habt zu dem Wahn mich gebracht,
„Daß täglich ich Tauſende glücklich gemacht,
„Bringt jetzt mir nur Einen von Jenen!"

Und ſchnelle ſandte man Kundſchafter aus,
Vom Süden zum Norden, von Hauſe zu Haus,
Ganz glückliche Menſchen zu finden,
Und alle, die's ſchienen, die zogen heran,
Und tauſend der Hemden der König zog an;
Doch wollte die Krankheit nicht ſchwinden.

Der hatte in Fülle Vermögen und Geld,
Der war als zufrieden bekannt in der Welt,
An dem fanden Weiber Gefallen,

Der hatte dem Bachus ſein Leben geweiht,
Und jener den Muſen nur Weihrauch geſtreut,
Ganz glücklich war Keiner von Allen.

Da gab es Euch Männer und Kinder und Frau'n,
Da waren Euch Alte und Junge zu ſchau'n,
Herrn von, und Baronen und Grafen,
Wohl unter der Glücklich ſeyn ſollenden Schaar
Befand ſich ſogar auch ein liebendes Paar,
Doch konnte der König nicht ſchlafen.

Ramuli ward immer betrübter nun,
Es wollte kein Hemd ſeine Wirkung thun,
Gewiß war's um ihn bald geſchehen; —
Als einſt, beym Spaziergang, ein froher Geſang,
Nicht weit entfernt, in die Ohren ihm drang,
Er horchte darnach, und blieb ſtehen.

Und ging dann zur niederen Hütte hin,
Woraus dieſer Ton ihm zu kommen ſchien,
Und ſah durch die grünlichen Scheiben,
Ein ſonderbar Schauſpiel erblickt' er Euch da, —
Doch, was hier der König vernahm und beſah,
Verſuchen will ich's zu beſchreiben:

An einem Tiſche, bey'm blinkenden Glas,
Ein junger nervigter Bauersmann ſaß,
Sein Weib mit der Linken umſchlungen,
Ein Topf voll mit Reis ward von Beyden verzehrt,
Und bey ihren Füßen ſah man auf der Erd'
Zwey kleine rothbäckige Jungen.

Bey jeglichem Gläschen, das freudig er ſchwang,
Ein wieder ein fröhliches Liedchen Euch ſang,
Und gab ſeinem Weib' ein paar Küße,
Da dachte Ramuli: ſoll der es wohl ſeyn? —
Und trat, — ihn begrüßend, — zur Thüre hinein,
Der Bauer erwiedert die Grüße.

„Verzeiht," ſprach Ramuli, „daß ich Euch geſtört,
„Ich hab' Eure Liedchen von Außen gehört,
„Da konnt' ich nicht gehen vorüber,
„Es iſt meine Freude, — ich muß es geſtehn, —
„So einen ganz glücklichen Menſchen zu ſehn,
„Und, nicht wahr, — das ſeyd Ihr mein Lieber?"

„Wohl bin ich's, das ſieht mir der Herr ja wohl an,
(Verſetzte mit fröhlicher Miene der Mann,)
„Zwar leb' ich von heute auf morgen;

„Doch gab mir der Himmel Geſundheit am Leib,
„Zwey herrliche Buben, ein treffliches Weib,
„Und ſo bin ich froh und geborgen."

„Wohlan!" ſprach Ramuli Kadazi, „Ihr könnt,
„Dem König, der lange nach Euch ſich geſehnt,
„Erweiſen den gröſsten Gefallen." —
„Wie? — Ich unſerm König? — Ihr ſcherzet mit mir!" —
„Gewiß braver Bauer! ich bürg Euch dafür,
„Er wird ihn Euch königlich zahlen."

Und voller Begier legt Ramuli die Hand
An ihn, und ergreifet ſein grobes Gewand,
Erſtaunt ſieht dieß Alles der Fremde,
Schon träumet der König vom nahenden Glück,
Er ziehet die Jacke des Bauers zurück,
Und — ſieh da! — er hatte kein Hemde.

VIII.

Kleine
proſaiſche Miszellen.

Karte
von dem
Reiche des Hymen.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Das Reich Hymens iſt ſchon lange ein Gegenſtand der Neugierde ſehr vieler Wanderer, und gibt auch mehr Stoff zu Beobachtungen und Bemerkungen, als irgend ein anderes Land, allein ſo viele Reiſende haben ihre Neugierde ſchon mit ihrer Ruhe, ja mit ihrem Leben gebüßt, daß wir es für ſehr nützlich erachten, den übrigen Reiſeluſtigen, eine Karte dieſes Reiches an die Hand zu geben, wornach ſie ſich richten können.

Das Reich des Hymen liegt im 15. Grade der Länge, und im 25. der Breite, — ſo, daß ſein Clima, oder wenigſtens jenes ſeiner fruchtbarſten Provinzen unter der heißeſten Zone angenommen werden kann. Von Ferne iſt der Anblick dieſes Landes ſehr anziehend, allein es verliert, wenn man es wirklich betritt. Das erſte was man da erblickt, iſt der Hafen der Begierde, allein kaum iſt man da eingelaufen, ſo erblickt man ſchon ganz nahe die Hügel der Gleichgiltigkeit, und hat man dieſe überſtiegen, ſo ſperren die Gebirge des Überdruſſes jede weitere Ausſicht. Hat man dieſe einmahl erklettert, weil man glaubt, es werde ſich auf der andern Seite eine heitere Gegend zeigen, ſo liegt der unermeßliche See der Launen vor uns. Wagt man ſich auf dieſen See, ſo wird man oft durch Windſtöße der Eiferſucht gewaltig hin und her geworfen, oder mag ſtrandet gar an den Klippen des Widerwillens. Neun Monathe mag allenfalls dieſe Reiſe dauern, dann gelanget derienige, welcher ſich im Hafen der Begierde ein gutes Schiff gemiethet hat, in den Tempel der Vaterfreude. Dieſer Tempel gewährt auf einer Seite die reizendſte Ausſicht, nur muß man ſich, bevor man die Reiſe unternommen, gut verproviantirt haben, ſonſt könnte man leicht im Walde der Nahrungsſorgen Noth leiden. So ſchifft man dann lange auf ruhigem Fahrwaſſer, welches nur manchmahl durch die Winde des häuslichen Zwiſtes anſchwellt, ruhig fort, bis zur Inſel der wechſelſeitigen Übereinkunft. Hier zeigt ſich dem Auge eine ziemlich abgeſchmackte Ausſicht. — Die Ebene des Gleichmuths dehnt ſich ohne Ende vor uns aus, und ſchlägt man nicht den Hain der wechſelſeitigen Hochachtung ein, ſo muß man fürchten auf dieſer dürren Sandwüſte verbrannt zu werden. Der größte Theil der Schiffer wünſcht ſich da wieder im Hafen zurück, allein das iſt unmöglich.

Rangordnung moderner Schriftſteller.

Es würde ſehr ſchwer ſeyn in einer öffentlichen Geſellſchaft, oder bey einer Tafel, wozu mehrere Schriftſteller eingeladen ſind, keinen Fehler in der Rangordnung zu begehen, womit man ſie bey Tiſche placirt. Es kömmt hier nicht darauf an, welcher ein beſſeres Werk geſchrieben hat; denn es glaubt leider jeder moderne Schriftſteller, das beſte geſchrieben zu haben. — Ich rathe dabey ein Mittel an, welches ein engliſcher Schriftſteller ganz richtig angibt, und welches hiermit folgt:

„Ich habe beobachtet," — ſind ſeine eigenen Worte, — „daß in Geſellſchaften der Autor eines Werkes in Folio immer vor dem Autor eines Werkes in 4to, daß „jener, der ein Werk in 4to geſchrieben, immer vor dem, „der eine Schrift in 8vo herausgegeben hat, ſitzt, und „die übrigen abſtufungsweiſe ihre Rangordnung behaupten, bis zu dem Herausgeber einer Brochüre in „12mo. — Dieſe Rangordnung iſt ſo richtig, daß ich ſchon „bemerkt habe, daß ſich der Autor eines Werkes in Fo-

„lio auf das Ruhebett, jener eines Werkes in 4to auf „den Lehnſtuhl hinwirft, während ein Schriftſteller, „welcher ein Buch geſchrieben hat, welches in 8vo aufge„legt iſt, ſich auf einen gemeinen Seſſel, und ein Sa„tyriker, deſſen Brochüre in 12mo gedruckt iſt, auf eine „Bank ſetzt.“ —

So ſpricht unſer Engländer, und der Streit mag allerdings dadurch am ſchnellſten geſchlichtet ſeyn, iſt er es aber auch am richtigſten? — Ich glaube kaum, — und ſetze hier den Fall: ein Mann, welcher ein Lobgedicht auf ſeinen Maecenaten in Folio hat abdrucken laſſen, Buffon, Göthe und Rabener wären beyſammen in einer Geſellſchaft, ſo müßte jener Stümper allen übrigen vorſitzen, der doch nicht werth iſt, dieſen die Schuhriemen aufzulöſen? — Nach dieſen Principien würde auch ein Schriftſteller in Folio ſo viel gelten, als 8 Schriftſteller in 8vo, und doch kenn' ich manches Büchlein in 8vo welches mehr nützt, als 100 Bände in Folio.

Das Beſte wird ſeyn, niemahls mehrere Schriftſteller auf einmahl zu Tiſche zu laden, ſo weicht man erſtens jeder Rangſtreitigkeit aus, und wird zweytens nicht arm gegeſſen.

Die Schulfreunde.

Der große Hörſaal von Weſtmünſter iſt in der Mitte durch einen großen Vorhang getheilt. Eines Tages zerriß einer der Studenten unvorſichtiger Weiſe dieſen Vorhang. Der Profeſſor war als ein ſehr ſtrenger Mann ſo bekannt, daß der arme Unvorſichtige vom Kopf bis zu den Füßen zitterte, aus Furcht zur Strafe ſeines Vergehens aus der Schule geſtoßen zu werden. Sorge nichts, ſprach einer ſeiner Schulfreunde, welcher ihm am nächſten ſtand, zu ihm, es ſoll dir nichts geſchehen, ich will das Ganze auf mich nehmen, und — — er hielt Wort.

Die beyden Jünglinge wurden Männer, als der Bürgerkrieg in England ausbrach. — Einer von beyden folgte der königlichen Partey, der andere ſchloß ſich an die Partey des Parlaments. Jener, welcher den Vorhang zerriſſen hatte, erhielt von Cromwell einen der erſten Richterſtühle; der andere, welcher die Schuld ſeines Freundes auf ſich genommen hatte, wurde vom König zur Expedition von Penraddok und Groves im öſtlichen England beordert. — Bald darauf wurde die königliche Partey in die Flucht geſchlagen, und viele gefangene

Häupter derſelben nach Exceſter geſchickt, und daſelbſt vor ein Kriegsgericht gebracht. Unter dieſen befand ſich auch jener großmüthige Student. — Sein Freund war als Präſident dieſes Kriegsgerichts gegenwärtig. — Er ſah ihn kaum, als er ſich nach einer langen Zeit doch noch ſeiner Züge erinnerte, und ihn fragte: — „Haben „Sie nicht auf der Schule zu Weſtmünſter ſtudiert?" Die Antwort ließ ihm keinen Zweifel übrig, daß dieſer Officier jener brave Schulkamerad ſey, der ihn einſt ſo großmüthig von der Strafe befreyte. — Er ließ ſich nichts abmerken, doch begab er ſich auf der Stelle nach London. Dankbarkeit machte ihn zum Redner, und er war ſo glücklich, ſeinen Freund von dem grauſamen Schickſale zu befreyen, welches ſeine übrigen Gefährten erdulden mußten.

Ökonomiſche Art zu reiſen..

Nautouillac, ein armer Mahler, entdeckte das Geheimniß: ohne einen Sou in der Taſche von Paris, nach ſeiner Vaterſtadt Toulouſe zu kommen. — Als er mit einigen jungen Leuten, welche davon nichts wußten, dieſe Reiſe gemacht hatte, fragte er ſie, nachdem ſie in Toulouſe angekommen waren, wie viel ſie dieſe Reiſe gekoſtet habe? Einer ſagte 50 Louis, der andere 100, kurz jeder gab eine bedeutende Summe an. Nun ſagte er, mich koſtete ſie keinen Sou. — Erinnern Sie ſich meine Herren, daß ich, ſo oft wir uns einer Mittags- oder Nachtſtation näherten, immer voraus ging, unter dem Vorwande, uns die beſte Herberge zu verſchaffen. In der That aber that ich es nur darum, um mit dem Wirthe einen Vertrag abzuſchließen, daß ich fünf wohlhabende Herren nur dann in ſein Haus führen wolle, wenn er mir Bett und Eſſen unentgeltlich gäbe. — Jeder that es willig, und ſo kam ich wohlgenährt, und doch ohne Geld ausgegeben zu haben, hier an.

Man erinnere ſich an Herrn Nautouillac wenn man mit einem Poſtwagen reiſt. Die Herrn Conducteurs müſſen dieſe ökonomiſche Art ihm abgelernt haben.

IX.

Allegorien.

Amors Waffen.

Einſt hatte jener loſe Götterknabe,
Der ſtets an Sterblichen ſein Müthchen kühlt,
Mit unſern Herzen unbarmherzig ſpielt,
Und Wunden ſchlägt, die ſchmerzen bis zum Grabe,
Auch auf der Mutter Götterherz gezielt,
Sie fühlt den Pfeil, und unter lautem Weinen
Beſteigt ſie ſchnell den Taubenwagen,
Um dieſen ungezognen Kleinen
Bey'm Gott der Götter anzuklagen. —
Die Klage war kaum vorgetragen,
Als Zevs, der ſeine Stirn' in Furchen zieht,
Den hohen Götterrath zu ſich beſchied,
Damit ſie über dieſen Frechen
Das Urtheil ohne Gnade ſprächen. — —
Man diſputirte her und hin,
Und endlich ward beſchloſſen:
Auf vierundzwanzig Tage ihn
Aus dem Olymp zu ſtoßen. —

Geſagt, gethan! — Es wurd' in aller Eile
Das Urtheil am Verbrecher exequirt,
Sein Köcher nur, und ſeine Pfeile
Ihm mitzunehmen placidirt,
Und ſo ſtieß man ihn ohn' Erbarmen
Zum Himmelsthor hinaus, den Armen. —
Da irrt' er nun auf unwegſamen Gründen,
In ſich gekehrt, betrübt und ſtumm,
Und ohne Speiſ' und Trank herum;
Denn nimmer konnt' er ſelbſt ſich überwinden,
Den Menſchen ſich zu nähern nackt und bloß. —
Erbarmungswürdig war des Kleinen Loos,
Vor Schwachheit konnt' er kaum mehr ſchweben,
Dem Durſt, der Hitze Preis gegeben,
Lag lechzend er auf einem Steine da,
Und war der letzten Stunde nah.
Da kam Herr Plutus jenes Wegs daher,
Geſtützt am Stab, und von dem Ungefähr,
Das blind den Blinden leitete, — geführt, —
(Was Wunder, daß er manchmahl ſich verirrt?)
Es ſah ihn Amor kaum, ſo ſtählte
Ein neuer Muth ihm alle Glieder,
Er warf ſich vor dem Gott des Reichthums nieder,
Dem er ſein trauriges Geſchick erzählte,
Und flehte ihn um Hilf' und Beyſtand an. —

Beym Herkules! es dringen deine Schmerzen,
Erwiederte Herr Plutus, mir zum Herzen;
Doch iſt mir leid, ich kann nicht helfen. — Wann
Hab' ich wohl Etwas je umſonſt gethan? —
Drum ſprich vorerſt, was gibſt du wohl
Zum Pfande, wenn ich borgen ſoll? —
„Du ſiehſt ja, daß ich ohne Kleider bin,
„Ich habe nichts, als meine Pfeile hier.“ —
„— Auf dieſe leih' ich zwey Ducaten dir!“ —
„— Grauſamer! nun ſo nimm ſie hin!“ —
Mit Thränen, — voll der tiefſten Traurigkeit,
Mußt' Amor ſeine Pfeile nun verpfänden,
Es nahm ſie Plutus, und ſeit dieſer Zeit
Sind ſie auch immerfort in ſeinen Händen.

Amors Tod.

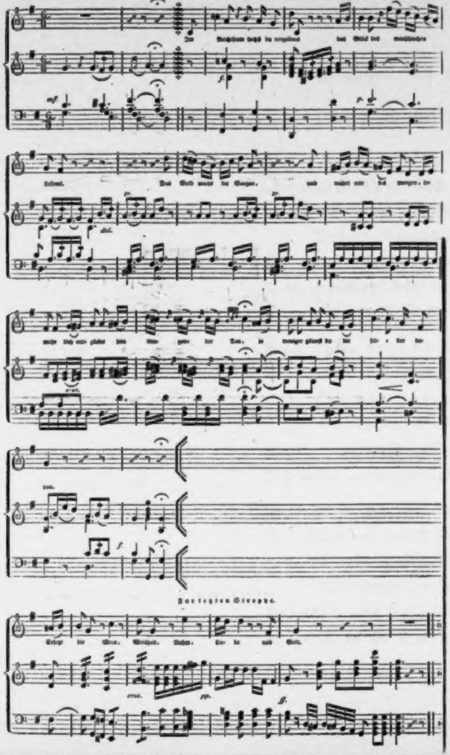
Gott Amor lag einſt krank darnieder,
Der Götterrath beſuchte ihn,
Zevs blitzt' im Feuer in die Glieder,
Apollo las ihm Göthe's Lieder,
Minerva hielt das Schild ihm hin.
Cythere ließ an ihrem Buſen
Das Söhnchen ruhn, und alle Muſen
Verſuchten's, ihn zu divertiren,
Selbſt Hebe reicht' ihm die Arzney,
Vulkan wollt' ihn magnetiſiren,
Mit Ambra kam Neptun herbey,
Mars gab ihm Kraft durch ſeinen Speer,
Merkur bracht' ihm Kaffeh daher,
Diana ſteckt' in Haſenfelle
Die Füßchen, reicht' ihm Hirſchhorngeiſt,
Auch Hymen kam. — Zur Thüresſchwelle
Trat er hinein, und — auf der Stelle
Entfloh des armen Amors Geiſt.

X.

Lieder.

(Mit angehängter Muſik.)

Das Glück des menſchlichen Lebens.


Zur letzten Strophe.
cresc.
pp

Das Glück des menſchlichen Lebens.

(Mit Muſik von J. R. v. Seyfried.)

Im Reichthum ſuchſt du vergebens
Das Glück des menſchlichen Lebens,
Das Gold macht dir Sorgen,
Und währt nur bis morgen,
Je mehr dich entzücket ſein klingender Ton,
Je weniger gönnſt du dir ſelber davon.

Im Ruhme ſuchſt du vergebens
Das Glück des menſchlichen Lebens,
Die Blicke nach oben
Nur immer gehoben,
Siehſt du nach den größeren Zierden nur hin,
Und laſſeſt des Augenblicks Freuden entfliehn.

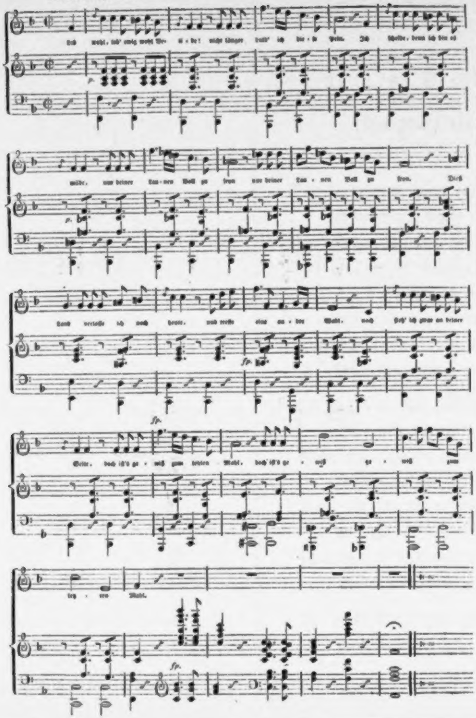
Du ſuchſt in der Weisheit vergebens
Das Glück des menſchlichen Lebens,
Empfindungen ſchweigen,
Wo Bücher ſich zeigen,
Und öffnet dein Geiſt ſich den Strahlen des Lichts,
So weißt du am Ende: — Du wiſſeſt noch Nichts.

Im Becher ſuchſt du vergebens
Das Glück des menſchlichen Lebens; —
Gewiegt durch ſein Schäumen
In roſiges Träumen,
Vergißt man zwar manchmahl ſein böſes Geſchick;
Doch kehrt's nach dem Rauſche dann doppelt zurück.

Du ſuchſt in der Liebe vergebens
Das Glück des menſchlichen Lebens;
Verſchwiſterte Seelen,
Die liebend ſich wählen,
Die ſchlürfen der Freuden hellſprudelnden Born,
Doch ritzt ſich ihr Herz an der Eiferſucht Dorn.

Und ſuchſt du die Zeit deines Lebens,
So ſuchſt du doch immer vergebens,
Reicht dir nicht am Ende
Die Freundſchaft die Hände,
Nur ſie macht zum Eden die traurige Welt,
Erſetzt dir Wein, Weisheit, Ruhm, Liebe und Geld.

Andante con espressione. J. A. Kanne.


Leb wohl, leb' ewig wohl Be - ri - de! nicht länger darf ich bei - dir sein. Ich scheide, denn ich bin es müde, nur deiner Tan - nen Wald zu freun nur deiner Tan - nen Wald zu freun. Dich Land verlasse ich noch heute, und treffe eine an - dre Wahl. und Seh' ich gram an deiner Seite, doch ist's ge - wiß zum letzten Mahl, doch ist's ge - wiß ge - wiß zum letz - ten Mahl.
p.
fp.
fp.
fp.

Das Lebewohl.

(Mit Muſik von J. A. Kanne.)

Leb' wohl, leb' ewig wohl Belide!
Nicht länger duld' ich dieſe Pein,
Ich ſcheide, denn ich bin es müde,
Nur deiner Launen Ball zu ſeyn.
Dieß Land verlaſſe ich noch heute,
Und treffe eine andre Wahl,
Noch ſteh' ich zwar an deiner Seite,
Doch iſt's gewiß zum letzten Mahl.

Leb wohl! — Du ſchlingſt den Arm um meinen,
Du hältſt mich feſt, — ich ſoll nicht gehn?
Warum die Hände denn vereinen,
Wenn ſich die Herzen nicht verſtehn? —
Du ſuchſt zur Laube mich zu leiten,
Wo ich den erſten Kuß dir ſtahl; —
Wohlan! ich will dich hin begleiten,
Doch iſt's gewiß zum letzten Mahl.

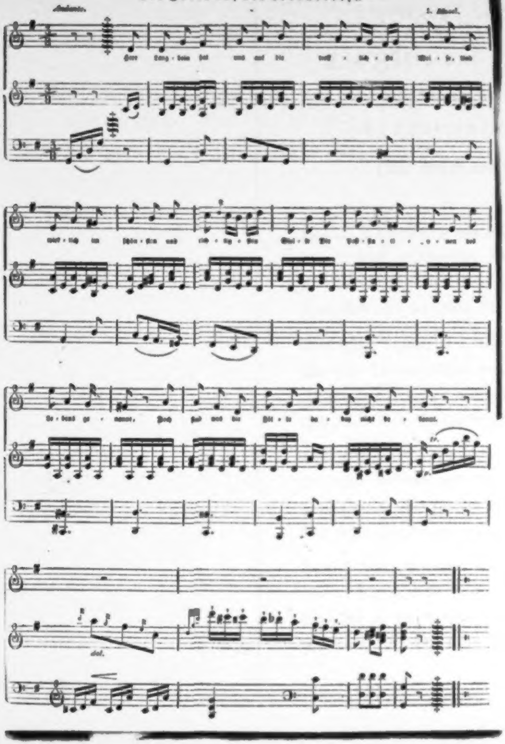
Ja, dieſe Reitze muß ich fliehen,
Entgehen muß ich der Gefahr,

Der ſanfte Blick, — der Wangen Glühen,
Des Buſens Schnee, das Lockenhaar,
Sie wecken alle ſüßen Triebe,
Und neu erwacht des Herzens Qual,
Du ſiehſt wohl, daß ich noch dich liebe,
Doch iſt's gewiß zum letzten Mahl.

Du lächelſt? — Ach! wer kann ihn ſehen,
Den Roſenmund, ſo niedlich klein,
Und dennoch zanken, widerſtehen,
Lädt er zu einem Küßchen ein? —
Komm, laß in meinen Arm dich ſchließen,
Vermehre meiner Leiden Zahl,
Noch ein Mahl will ich jetzt dich küſſen,
Doch iſt's gewiß zum letzten Mahl.

Nun wollt' ich fort, ſie ſprach: „Verzeihe," —
Und drückte innig mich an ſich,
„Nie brach ich, Lieber! dir die Treue,
„Glaub mir, nur prüfen wollt' ich dich;
„Vergelten will ich deine Schmerzen,
„Belohnen dir auch jede Qual,
„Nie will ich mehr ſo grauſam ſcherzen,
„Es war gewiß zum Letzten Mahl.

Die Zolle auf der Lebensreiſe.


Andante.
tr.
dol.

Die Zölle auf der Lebensreiſe,

ein Gegenſtück zu Langbeins:

Poſtſtationen des Lebens.

(Mit Muſik von J. F. Moſel.)

Freund Langbein hat uns auf die trefflichſte Weiſe,
Und wirklich im ſchönſten und richtigſten Gleiſe,
Die Poſtſtationen des Lebens genannt,
Doch ſind uns die Zölle dabey nicht bekannt.

Den erſten bezahlt man bey'm Eintritt in's Leben,
Der wird da vor Allem den Prieſtern gegeben,
Damit ſie für dieſen bedungenen Lohn
Uns öffnen den Schlagbaum der Religion.

Der zweyte wird dann dem Regenten entrichtet,
In deſſen Gebieth man die Reiſe verrichtet,
Wofür er die Wege uns reinlich erhält,
Und ſicher vor Räubergeſindel uns ſtellt.

Doch ſind die Beamten oft boshaft und träge,
Sie werfen dem Reiſenden Prügel im Wege,
So, daß es die Kutſche ihm bald ruinirt,
Wenn er nicht bey jeder Gelegenheit ſchmiert.

Geſellt ſich ein Mädchen zu Euch in den Wagen,
Will mit die Beſchwerden der Reiſe ertragen,
So zahlt ihr den dritten für's heilige Wort,
Wenn dieß Euch vereint hat, erſt dann dürft ihr fort.

Wie ſich die Geſellſchaft im Wagen dann mehret,
So wird auch dem Armen die Reiſe erſchweret,
Ein Pferd wird zu wenig, die Kutſche zu voll,
Da heißt es: bezahle den doppelten Zoll! —

Muth, Frohſinn, Verſtand, ſind verbothene Waaren,
Wer über des Vorurtheils Berge will fahren,
Dem preßt man der Thälerchen letztes heraus,
Und ſchreyet ihm jene für contrebant aus.

Dem Küſter muß jener den letzten entrichten,
Der über die Gränze des Lebens will flüchten,
Wenn das iſt, dann kömmt er auf beſſeren Weg,
Da fallen die Zölle, — verſteht ſich, — dann weg.

XI.

Eine Abhandlung
über
die Mechanik älterer und neuerer Zeiten.

Die Werke des Alterthums, bewundernswürdig in der reinen Harmonie ihrer Theile, und der Schönheit ihrer Verhältniſſe, erregen unſer Erſtaunen, durch die ungeheuren Klöße, deren ſich die Künſtler zu bedienen gewußt haben. Die Reſte dieſer Werke zeigen uns Maſſen, die wir mit unſern jetzigen Hülfsmitteln nicht zu bearbeiten vermöchten: und hätten wir nicht Rüſtungen und Gräber aus jenen nervigten Zeiten, wir wären verſucht zu glauben, daß dieſe Denkmahle aus den Händen eines Rieſenvolkes hervorgegangen ſeyen.

Höchſt merkwürdig für die Geſchichte der Menſchheit iſt die Bemerkung, daß ein Volk, welches keine anderen Werkzeuge als Hebel und Seile kannte, ungemeine Dinge damit bewerkſtelligte, indeß wir bey einem reichen Vorrathe an den künſtlichſten Maſchinen nur ſchwache Wirkungen bezwecken. Über dem Erfinden dieſer Maſchinen haben wir die Mechanik im Großen verlernt. Heut zu Tage iſt es faſt unbegreiflich, daß man in ganzen Blöcken ſchneiden, formen, und die ungeheuren Granitſtücke, mit welchen Ägypten angefüllt iſt, von einem Orte zum andern bringen konnte; als z. B. die Säulen zu Alexandrien, einzig aus drey Stücken gebildet, die Sphinxe, die Obelisken, aus welchen ſich die römiſche Größe durch ein zweytes Wunder dieſer Wiſſenſchaft in der damahligen Hauptſtadt der Welt Trophäen erbaute.

Welch geringes Anſehen hat dagegen die Statue Peters des Großen auf dem Platze zu Petersburg! Das Fußgeſtelle, aus einem Granitblocke ſollte nach der Meinung Katharina der Zweyten mit jenen Wundern der Vorwelt wetteifern. Dasſelbe wurde mit ungewöhnlichem Aufſehen und großen Koſten drey Meilen weit transportirt, um uns zu überzeugen, daß die neuere Zeit bey aller Anſtrengung nur elende Parodien der Kraft der vergangenen Jahrhunderte zu liefern vermag.

Dieſe Kunſt, große Maſſen fortzubewegen, war nicht den Ägyptern allein eigen, viele andere Völker verſtanden ſie nicht minder. Griechenland, Sicilien, Spanien, und Perſepolis, liefern durch Überreſte ungeheurer Werke die Beweiſe. Ja ſogar von weniger gebildeten Nationen ſind ähnliche Mahle aufzuweiſen. Ich ſah in den Ebenen von Salisbury den berühmten Stone Henge, in dem alten Amerika die Druiden-Steine; Denkmahle, deren rohe Maſſen heilige Ehrfurcht erwecken.

Die Kriegsbaukunſt der Alten gab nicht weniger auffallende Reſultate. Die Kriegsmaſchinen, wie Balliſten, Katapulte, Scorpione u. ſ. w. ließen ſich ſicher nicht mit der Leichtigkeit gebrauchen, wie unſere Kanonen und Mörſer, waren aber ſo gebaut, daß ſie faſt gleiche Wirkung hervorbrachten. Ja die Alten verſtanden die Kunſt Thürme von zehn Stockwerken, mit einer Menge bewaffneter Krieger beſetzt, ſchnell vorwärts zu bewegen, Kriegsmaſchinen die weit über jeden Wall ſich erhoben. Doch die Mechanik der Neuern bewirkt nicht minder bewundernswerthe Dinge. Sie liefert keine Rieſenwerke, bezweckt aber ungemeinen Nutzen durch Maſchinen, die das Reſultat vielfältiger Verſuche und eines mühſamen Nachdenkens ſind. Durch ſie beförndert, ſchwächt, oder unterſtützt der Menſch nach Willkühr das Getriebe, und theilt die Kraft in's Unendliche. Durch ſie erleichterten ſich die Arbeiten des gemeinen Lebens, und man verrichtet ſie ſchneller, ſicherer, gleichmäßiger, durch ſie bewirkt, was man bey aller Geſchicklichkeit der Hände durch dieſe nie bewirken könnte. Iſt nicht die Kunſt Uhren zu verfertigen, eine neuere Erfindung? und meſſen und beſtimmen wir nicht durch dieſe Kunſt den Lauf eines Planetenſyſtemes? —

In den verſchiedenen Zweigen der Induſtrie zeigt ſich die Vollkommenheit der neueren Mechanik am mannigfaltigſten. Man denke der Spinnmaſchinen in Seidenfabriken und Wollſpinnereyen, der Strickmaſchine, der Eiſenhämmer, Stahlglätte, der verſchiedenen Webſtühle, und Hundert anderer bey uns gewöhnlichen Werkzeuge, welche durch ihren Mechanismus tauſend Hände erſetzen.

Dieſe Ökonomie mit der menſchlichen Kraft iſt der Zweck aller neuen Erfindungen. Die Nothwendigkeit dieſer Ökonomie zeigte ſich, als der Menſch zuerſt zur Freyheit hervorging, und hat ſich ſchnell über alle Länder, die Freyheit athmen, verbreitet; ſie begründet Wohlſtand, und bereitet ſich ſelbſt die Mittel zu ihrer Vervollkommnung, wenn nicht der erſchlaffende Geiſt der Zeit ſie von dem edelſten Ziele entfernet.

XII.

Epigrammen.

Freundſchaft.

A.

O lieber, werther, theurer, einz'ger Freund!

B.

Sie wollen was zu leihen, wie es ſcheint.

Nächſtenliebe.

Ihr Menſchen, liebet Euern Nächſten ſtets! —
Befiehlt der Kirche heiliges Geſetz; —
Seht wie gehorſam ihm die fromme Suſe iſt,
Sie liebet immer den, der ihr der Nächſte iſt.

Auf einen gelbſüchtigen Geizigen.

Goldgelb iſt Harpagons Geſicht;
Freund! wund're dich darüber nicht,
Und ſage ſelbſt: Trägt nicht der Knecht
Die Farbe ſeines Herrn mit Recht?

Urſache der Unbeſtändigkeit der Männer.

Gott ſchuf das Weib, da ihm der Stoff gebrach,
Aus eines Mannes Rippe, — ſeht nun wandern
Wir Männer ſtets von Einer zu der Andern,
Und ſpüren der verlornen Rippe nach.

Herr Schlug.

Gar ein ſeltner Mann iſt Schlug,
In Geſellſchaft iſt er ſtumm,
Wenn er klug iſt, iſt das dumm,
Wenn er dumm iſt, iſt es klug.

Wohlthun.

Wer an das Sterben denkt in ſeinem Leben,
(So ſagte Frau Sabine oft,)
Der wird ſich andern wohlzuthun beſtreben! —
Nun geſtern ſtarb ſie unverhofft,
Es ſagt ihr Mann,
Sie habe wohl gethan.

Grabſchrift eines Tambours.

Hier liegt Bambin, der kleine Held,
Er machte einſt viel Lärmen auf der Welt.

Die Weiber von ehedem und die Weiber von heute.

Ein Weib iſt jetzt bey weiten
Mehr werth, als einſt vor Zeiten,
Wohl fünfzig, oder hundert;
Wenn dieſer Satz Euch wundert,
So will ich ihn beweiſen: — —
Es hatte Salomon
Einſt hundert Weiber ſchon,
Und alle Bücher preiſen
Ihn doch als einen Weiſen,
Jetzt wird es einem Weib gelingen,
Den Mann um den Verſtand zu bringen.

Mitgefühl.

A.

Ach Freund! beſtohlen hat man mich.

B.

Aus Herzensgrund bedaur' ich dich.

A.

All die Gedichte, die ich ſchrieb.

B.

Wenn das iſt, dauert mich der Dieb.

Grabſchrift auf einen kleinen Dieb.

Die Aſch' eines Diebes liegt hier in dem Krug',
Ihn ließ der Senat ſeines Städtchens verbrennen,
Der Menſch hatte noch nicht geſtohlen genug,
Um ſeine Unſchuld beweiſen zu können.

Des Dichters Klage.

Wenn meiner Gedichte ſtrahlender Geiſt
Des Vorurtheils Nebel nicht bald zerreißt,
So kommen, (klagt' einſt der Dichterling Rohr,)
Ihm meine Kleider noch alle zuvor.

Die Antwort liegt in der Frage.

A.

Warum bewundern denn die Kenner
Auch ſelbſt die Fehler großer Männer?

B.

Wer glaubt wohl, daß ein reicher Mann
Auch falſche Ringe tragen kann?

Schutz vor dem ſtürmenden Schickſal.

A.

Um vor des Schickſals Schlägen mich zu ſchirmen,
Die nun mit aller Stärke auf mich ſtürmen,
Hüll' ich mich tief in meine Tugend ein.

B.

Das heißt doch gar zu leicht gekleidet ſeyn.

Redensart.

Auf Freyers-Füßen geht Herr Pelt.
Der Ausdruck iſt hier gut gewählt;
Denn wär' ein Kopf dabey geweſen,
So hätt' er Annen nicht erleſen.

Gütergemeinſchaft.

Gemeinſchaft der Güter habt ihr ſtipulirt,
Womit Euch im Ehſtand das Glück regalirt,
Das Alles gehört Euch gemeinſchaftlich an, —
Das hat deine Braut, — weh dir, armen Mann!
Der künftigen Kinder wegen gethan.

XIII.

Anecdoten.

Der Frühling.

Zwey Städter gingen einſt, an einem Frühlingsabend,
Auf's nahe Dorf. — Entfernt vom Stadtgewühl,
Und überſtrömt vom innigen Gefühl,
Bey'm Anblick der Natur, ſprach einer: „Sieh wie labend
„Die Lüfte weh'n, wie um uns her
„Ein jedes Blümchen ſich des Daſeyns freut,
„Und ſeinen Duft als Dank dem Schöpfer ſtreut; —
„Den Frühling bringt der Zeiten goldner Lauf,
Und neuerdings lebt Alles wieder auf!"
„Was ſagſt du da?" — ſprach ſchnell der Andre dann,
„Es lebet Alles auf? — Weh mir! ich armer Mann!
„Fünf Monden ſind es erſt, daß ich mein Weib begraben,
„Und ſchon ſoll ich ſie wieder haben?"

Der letzte Wucher.

Ein alter Wucherer, der Geld auf Pfänder lieh,
Lag da auf ſeinem Todenbette,
Die Magd des Kranken lief zum Pfarrer, bath und ſchrie,
Daß er des Armen Seele rette.
Der Prieſter eilt ſogleich, erfüllt des Amtes Pflicht,
Gibt ihm ein Cruzifix in ſeine Hand, und ſpricht:
„Umfaſſe, Sohn! dieß Bild und blick' es reuig an,
„Es wird am Scheideweg dir Hilf' und Troſt verleihen."
„Ich hab' es ſchon geſehn," erwiedert Cajetan,
Ich kann darauf nicht mehr, als einen Gulden leihen.

Naive Antwort einer Frau.

Max rief ſein junges Weib Nannette,
Als er erkrankte, hin zum Bette,
Und ſprach zu ihr: „Geſteh mir frey,
„Warſt du im Ehſtand ſtets mir treu?
„Ich weiß, der junge Officier,
„Der ſchmucke Mann, galt viel bey dir;
„Doch wie's auch ſey, ſprich ungeſcheut,
„Ich ſterb' ja ohnedieß noch heut." —
Da ſah die Frau ihn zögernd an,
Gab ſtotternd ihm zur Antwort dann:
„Doch, — wenn du nicht ſtirbſt, lieber Mann?" —

Wunſch eines Säufers.

Hohlt einſt Freund Hain von dieſer Welt mich ab,
So ſey das Siebeneimerfaß mein Grab,
Das in der Ecke, links, im Keller ſteht,
Und bis dahin, will's Gott; zu Ende geht;
D'rauf will ich nur die Worte haben:
Er hat ſein Grab ſich ſelbſt gegraben.

Das Bild im Fluſſe.

Ein Säufer ging am Fluſſe hin,
Und ſah ſein Bild darin:
„Wer iſt das?" — fragte er: —
„— Das ſind ſie ſelbſt mein Herr!" —
„Im Waſſer, Freund! — ich muß geſtehn,
„Hofft' ich mein Bild wohl nie zu ſehn."

XIV.

Eine theatraliſche Situation.

Die beyden Engländer.

(Eine dramatiſche Situation.)

Lord Witthan kömmt mit ineinandergeſchlagenen Armen düſter von der rechten Seite. — **Lord Henry** eben ſo von der linken. — Da beyde die Köpfe ſinken laſſen, ſtoßen ſie im Vorübergehen ziemlich unſanft an einander.

Witth. (auffahrend.)

Nicht ſo unhöflich, Sire! Ich dulde das nicht.

Henry.

Ich auch nicht.

Witth. (ſehr zornig.)

Goddamm!

Henry.

Wollen Sie Genugthuung?

Witth.

Ich fordre ſie.

Henry:

So kommen Sie! — Sie thun mir einen Gefallen, wenn Sie mich todt machen.

Witth. (überraſcht.)

Wie ſo?

Henry.

Das Leben iſt mir zur Qual, ich bin ſo eben Willens mich in jenen Fluß zu ſtürzen.

Witth.

Ich bin aus derſelben Urſache hier.

Henry.

Und haben vielleicht keinen Grund dazu.

Witth.

Das möchte wohl Ihr Fall ſeyn.

Henry.

Mein Fall? — O! ich bin der elendeſte aller Menſchen. —

Witth.

Um Vergebung! der bin ich. —

Henry.

Unmöglich!

Witth.

Wahrhaftig.

Henry.

Ich verlor Alles.

Witth.

Ich habe zu viel. —

Henry.

Nichts bleibt mir übrig, als der Tod.

Witth.

Mich ekelt mein Überfluß an.

Henry.

Fort, Elender! ende deine Qual.

Witth.

In's Waſſer mit dir! —

(Beyde wollen ab.)

Henry.

Sie bleiben.

Henry.

Wer kann mich hindern?

Witth.

Sie ſind noch zu jung. —

Henry.

Darum nicht weniger unglücklich.

Witth.

Aber Goddamm! warum denn?

Henry.

Sie, ſie die mir Alles war, iſt für mich verloren. —

Witth.

Gibt noch viele Sie auf der Welt, tröſten Sie ſich.

Henry.

O kennten Sie die Lady —

Witth.

Welche Lady?

Henry.

Erlauben Sie mir, ihren Nahmen zu verſchweigen.

Witth.

Wie Sie wollen.

Henry.

Unſere Herzen verſtanden ſich.

Witth.

Und Sie klagen?

Henry.

Weil mein Beutel nicht gleichen Schritt mit meinem Herzen hält.

Witth.

Sie ſind alſo arm.

Henry.

Sehr arm. -- Und darum darf ich es nicht wagen, um die Tochter des reichſten Mannes dieſer Stadt zu werben.

Witth.

Braviſſimo! Nun iſt uns beyden geholfen.

Henry.

Ich verſtehe Sie nicht.

Witth.

Sie haben zu wenig, ich zu viel, — ſeyn Sie von der Güte, und nehmen Sie mir zehntauſend Pfund Sterling ab. —

Henry.

Iſt's möglich?

Witth.

Sie thun mir einen Gefallen.

Henry.

O Gott! wenn nur Lord Wittham damit zufrieden iſt. —

Witth.

Wen nennen Sie da?

Henry.

Lord Wittham. So heißt der Vater meiner geliebten Jenny.

Witth.

Kennen Sie ihn?

Henry.

Nein.

Witth.

Er ſteht vor Ihnen.

Henry (ſehr betroffen.)

Wie?

Witth.

Wie heißen Sie?

Henry.

Henry.

Witth.

Doch nicht der Sohn des Banquiers Henry?

Henry.

Derſelbe. Mein Vater verlor ſein ganzes Vermögen durch einen unglücklichen Schiffbruch, und ſtarb bald darauf aus Gram. —

Witth.

Kenne ihn, — haben uns ein Mahl tüchtig geboxt, — dieſes Beulen auf meinem Kopfe ſchreibt ſich noch davon her.

Henry (für ſich.)

Weh mir! Nun iſt alle Hoffnung dahin!

Witth.

Sollen meine Tochter haben.

Henry.

Iſt's möglich?

Witth.

Und damit Ihnen kein Zweifel übrig bleibt, mein halbes Vermögen dazu.

Henry.

Gott! — Sie willigen ein?

Witth.

Goddamm! Soll ich's zehn Mahl ſagen?

Henry.

Mein Dank. — —

Witth.

Morgen um vier Uhr iſt Verlobung, Gott befohlen.

XV.

Amoretten.

Rickchens Ausſteuer.

Mein Rickchen hat zwar nicht, wie andre Mädchen,
Viel Gut und Gold,
Und doch bin ich in unſerm ganzen Städtchen
Ihr einzig hold.

Sie weiß nicht alle Pflanzen ſchön zu ſticken,
Aus Süd und Oſt,
Doch weiß ſie, welche ſich am beſten ſchicken
Zur Hausmannskoſt.

Sie plappert zwar nicht vier verſchiedne Sprachen
Recht fertig her,
Doch ihre ſchönen ſchwarzen Augen ſagen
Mir zehnmahl mehr.

Sie trillert bey'm Clavier nach Beyfall ſtrebend
Kein Opernlied;
Doch in der Kirche ſingt ſie herzerhebend
Die Lieder mit.

Stirbt ihr ein Hund, ein Kätzchen, niemahls weinet
Sie da vor Schmerz;
Doch wenn ein Menſch ihr arm und elend ſcheinet,
Da bricht ihr Herz.

Sie hat zwar Sigwarts Leiden nicht geleſen,
Stirbt nicht für mich,
Doch athmet Liebe nur ihr ganzes Weſen,
Sie lebt für mich.

Lischens Kuß.

Noch denk' ich jener Feyerſtunde,
Da Lischen mich umfing,
Noch brennt der Kuß auf meinem Munde,
Den ich von ihr empfing.
Die Küſſe ſind hienieden
So wie die Mädchen, auch verſchieden.

Manch Mädchen küßt ſo, daß beym Küſſen
Ihr Mund uns kaum berührt,
Das heißt unreife Frucht genießen,
Nach der man lüſtern wird.
Ein ſolcher Kuß pflegt immer
Zu reitzen, — aber ſättigt nimmer.

Feſt, wie das Moos an einer Klippe,
Hängt jene Stundenlang,
Mit wildem Feu'r an unſrer Lippe
Und macht dem Manne bang;
Ein ſolcher Kuß pflegt immer
Zu ſätt'gen, aber reitzt dann nimmer.

Doch nicht wie dieſe küſſet Lischen,
Ja, in ein Himmelreich
Verſetzet mich von ihr ein Küßchen
Und reitzt und ſättigt gleich;
Nein, ſo wie ſie, küßt keine,
Es gibt im Küſſen nur die Eine.

Die Jahrszeiten.

Ob Sommer oder Winter ſey,
Das gilt mir wahrlich einerley,
Wen wahre Lieb' erfreuet,
Der ſchwitzt, wenn's draußen ſchneyet.

Der Zeiten Wechſel biethet zwar
Uns einzeln manch Vergnügen dar,
Doch wiſſet, bey Belinden
Kann ich vereint ſie finden.

Im Lenze blühen Roſen nur
Und Lilien auf unſrer Flur; —
Durch alle Zeiten prangen
Sie auf Belindens Wangen.

Im Sommer dringt der Sonne Schein
Nur wärmend auf den Menſchen ein;
Doch in Belindens Armen
Fühl' ich mich ſtets erwarmen.

Im Herbſte iſt des Landmanns Preis
Die ſüße Frucht für Müh' und Fleiß,
Doch ſüß're winkt zur Stunde
Mir auf Belindens Munde.

Im Winter gibt's ein herrlich Bild,
Wenn weißer Schnee die Flur umhüllt;
Doch weißer noch iſt jener
Auf Liebchens Bruſt, und ſchöner.

Ja wahrlich, mir gilt's einerley,
Ob Winter oder Sommer ſey,
Wen wahre Lieb' erfreuet,
Der ſchwitzt, wenn's draußen ſchneyet.

Die Wahl.

Jener kleine Gott,
Der mit Pfeilen droht,
Iſt's den ich erwähle,
So getreu, wie ich,
Iſt ihm ſicherlich
Keine Menſchenſeele.

Jüngſt kam er zu mir:
„Sieh, ich zeige dir
„Alle meine Gaben,“ —
Sprach der kleine Narr,
„Sieh mein Flügelpaar,
„Willſt du dieſes haben?“

„Oder nimmſt du dir
„Meine Fackel hier,
„Oder meine Pfeile,

„Oder dieſes Band?
„Wähle mit Verſtand
„Etwas dir zum Heile.“

Lieber kleiner Narr!
Dieſes Flügelpaar
Macht mir kein Vergnügen,
An Glycerens Bruſt
Fühl’ ich Götterluſt,
Mag nicht weiter fliegen.

Auch dein Fackellicht
Brauch’ ich wahrlich nicht,
Würd’ mich auch nicht freuen;
Denn bey’m Liebesſpiel
Schafft das Dunkel viel
Süße Tändeleyen.

Sage doch, wie ſoll
Mir dein Köcher wohl
Mit den Pfeilen paſſen?
Bleibt Glycere mein,
Will ich Andre ſein
Unverwundet laſſen.

Haſt du mich ſo lieb,
Kleiner! nun ſo gib
Mir nur deine Binde,
In der Liebe Reich
Iſt den Göttern gleich
Nur allein der Blinde.

Die Denkmahle der Liebe.

Mein Schreibepult hat ein verborgenes Lädchen,
Da gibt es gar herrliche Sachen darin,
Sie kommen von Händen der lieblichſten Mädchen,
Von Hannchen und Lischen und Röschen und Gretchen.
Kommt ſetzt Euch mit mir zu dem Schreibepult hin;
Wie ich ſie bekommen, erklär' ich Euch treu,
Ich weiß es, Ihr lächelt wohl manch' Mahl dabey.

Dieß Schnürchen von Haaren; es iſt von Brigitten,
Am Abende der uns der ſeligſte war,
Hab' ich ſie ihr ſcherzend vom Kopfe geſchnitten; —
Seitdem gab ſie vielen, die ſie wohl gelitten,
In ſeligen Stunden ein Denkmahl von Haar,
Und hat ihr nur jeder ſo viele geraubt,
So hat ſie jetzt ſicher kein Haar auf dem Haupt.

Den Ring hier erhielt ich von Eleonoren,
Es iſt eine Schlange, die endlos ſich ſchließt,
Sie hatte, indem ſie dieß Zeichen erkohren,
Symboliſch mir ewige Liebe geſchworen;
Nicht minder ſind Schlangen auch Bilder der Liſt;

Als Denkmahl der Letztern verwahr' ich ſie nur,
Denn liſtig genug brach ſie Treue und Schwur.

Den ſeidenen Geldbeutel ſtrickte mir Nettchen,
Stets ſeh' ich mit Wehmuthsgefühlen ihn an;
Sie liebte nur Prunk, das ſonſt liebliche Mädchen;
Ich that, was ich konnte, für dieſes Kokettchen,
Doch ſchien's ihr noch immer zu wenig gethan.
So ging im Gallopp denn mein Geldchen darauf,
Den Beutel bewahr' ich zum Andenken auf.

Den Fächer hier hab' ich von Suschen. — Die Feine
Hat wirklich zu arg mit mir Armen geſpielt;
Sie hielt ihn zwar oft vor die Augen zum Scheine,
Doch ſchielte ſie neben hinaus durch die Beine,
Bis ſie ſich ein reicheres Männchen erſchielt;
Ich mußte natürlich dann weichen. — Ich ſchied,
Und nahm dieſen Fächer zum Andenken mit.

Dieß Päckchen voll Briefe mit goldenen Enden,
Erhielt ich von Röschen; — ſie ſchrieb mir darin;
Sie wünſche, daß wir uns auf ewig verbänden,
Denn nimmermehr werde ihr Herzchen ſich wenden,
Es ſey meine Liebe ihr höchſter Gewinn. —
Dasſelbe enthält auch der unterſte hier,
Doch gilt die Addreſſe, — da ſeht nur, — nicht mir.

Die Weſte hat mir Caroline geſticket,
Nur Qual gab dieß Mädchen mir, Sorgen und Pein,
Die Weſt' iſt mit herrlichen Roſen geſchmücket,
Doch glaubt mir, ſo viel ihr auch Roſen erblicket,
So viel flocht ſie Dornen ins Leben mir ein.
Nicht länger ertrug ich's, mir wurde vor Leid,
Das Herz immer enger, — die Weſte zu weit.

Da ſeht ihr noch andre verſchiedene Sachen,
Von Mädchen und Weibern mir einſtens geſchenkt,
Die ewig und treu mich zu lieben verſprachen,
Und Worte und Schwüre dann leichtſinnig brachen;
Ich wurde betrogen, verlacht und gekränkt. —
Dieß Lädchen im Schreibepult nützt mir gar ſehr,
Jetzt glaub' ich den Schwüren der Weiber nicht mehr.

XVI.

Sie liebt ihn nicht, weil ſie ihn liebt.

Ein

Luſtſpiel in einem Act.

Perſonen.

Julie Selling.
Cäcilie, ihr Mädchen.
Halm.
Sporberg.

Die Handlung geht auf Juliens Landhauſe vor.

(Die Bühne ſtellt einen Saal mit einer Mittel- und zwey Seitenthüren vor.)

Erſte Scene.

Cäcilie, Sporberg, (treten von verſchiedenen Seiten ein.)

Cäcilie.

Was ſeh ich? — Herr von Sporberg, — Sie in Wellenburg?

Sporberg.

Eben angekommen.

Cäcilie.

Was zog ſie von der geräuſchvollen Reſidenz nach unſerm ſtillen Landgute her?

Sporberg.

Die Liebe.

Cäcilie (lächelnd.)

Sie wollen mich hintergehen, oder hintergehen ſich ſelbſt. — Sie verliebt.

Sporberg.

Und zwar zum erſten Mahl in meinem Leben recht ernſthaft.

Cäcilie.

Aber gewiß nicht zum letzten Mahl.

Sporberg.

Scherz bey Seite Cäcilie! — Erinnerſt du dich noch jenes Balls, wo deine Gebieterinn durch ihre himmliſchen Reitze alle Augen auf ſich zog.

Cäcilie.

Ich erinnere mich noch recht wohl daran; denn auf mich ſah niemand.

Sporberg.

Ich ſchwärmte damahls noch wie eine Mücke um jeden Strahl eines funkelnden Auges, allein an dieſem Sonnenſtrahl verbrannte ich mir die Flügel.

Cäcilie.

Dieſe Flügel wachſen ſchnell wieder.

Sporberg.

Ich ſah die Göttliche, und ſtarr und unbeweglich ſtand ich vor dieſen Reitzen da. Alle meine Sinne waren in meine Augen getreten, ich war unfähig ihr zu erklären, was ich fühlte.

Cäcilie.

So etwas ſpricht, ohne zu ſprechen.

Sporberg.

Sie ſchien mich kaum zu bemerken. Am andern Morgen erfuhr ich, daß ſich die ſchöne Unbekannte Julie Selling nenne, und bereits wieder nach ihrem Landgute abgereiſet ſey. Aber wo war dieſes Landgut zu ſuchen? —

Meine beyden Bedienten Johann und Peter mußten auf der Stelle aufſitzen, ſie beſuchten jedes Dorf, jedes Schloß, bis mir Johann, — den du wohl kennſt, — die Nachricht brachte, Julie lebe auf Wellenburg verborgen und unbekannt.

Cäcilie.

Nun, und jetzt kommen Sie die ſchöne Unbekannte der Welt wieder zu geben?

Sporberg.

Ich will Alles für ihren Beſitz wagen.

Cäcilie.

Darf ich Ihnen für's Erſte einige Erfriſchungen anbiethen? Reiſen macht hungrig und durſtig; — denn, ich will doch nicht hoffen, daß Sie auf dem Wege hierher in einer Herberge eingeſprochen haben; da wären ſie gar nicht verliebt.

Sporberg.

Ich fühle weder Hunger noch Durſt, ſondern einzig die Sehnſucht, ſie zu ſehen.

Cäcilie.

Sehen, das laſſe ich gelten, aber mit dem *Bezwingen* möchte es ein wenig ſchwerer halten. Denn wiſſen Sie, und erſchießen Sie ſich auf der Stelle, wenn Sie ein echter Liebhaber ſind: Meine Gebietherinn hat ſchon einen Gemahl.

Sporberg.

Wie? — Julie wäre vermählt?

Cäcilie.

Das nicht, aber verlobt. — Juliens Vater, der alte Selling und ſein Jugendfreund Halm entzweyten ſich durch einen Prozeß, und vereinigten ſich wieder, indem ſie durch einen Contract beſtimmten, daß ihre beyden Kinder ſich einſt heirathen ſollten. Julie war damahls 10 und der junge Halm 14 Jahre alt, ſie ſtimmten dem Handel bey, ohne zu wiſſen, was das in der Folge für ein ſchlimmer Handel für ſie werden könne. Seit dieſer Zeit iſt Halm auf Reiſen, und denkt vielleicht gar nicht mehr an ſeine verſprochene Braut.

Sporberg.

Du gibſt mir das Leben wieder.

Cäcilie.

Einen einzigen Brief erhielten wir ſeit dieſer Zeit von ihm, worin er uns alle ſeine Reiſeunfälle auf das kläglichſte beſchrieb, und damit ſchloß, daß er von einem Caper gefangen, und nach Amerika gebracht worden ſey.

Sporberg.

Herrlicher Brief! -- göttlicher Caper! ich möchte Euch küßen.

Cäcilie.

Halt, halt! Sie haben das Poſtſcriptum noch nicht vernommen. — Er ſchreibt ferner, daß er ſo glücklich geweſen, dem Caper das Leben zu retten, daß dieſer ihn dafür in Freyheit geſetzt, mit Schätzen beladen habe, und daß er ſeine geliebte Julie nun bald zu ſehen hoffe.

Sporberg.

Verdammtes Poſtſcriptum! — Kann denn ein Caper auch großmüthig ſeyn? — Nun? Und wie nahm deine Gebietherinn dieſe Nachricht auf?

Cäcilie.

Sie iſt ja 20 Jahre alt, und in dieſen Jahren iſt ein Mann eben nicht unwillkommen, wenn er auch aus Amerika kömmt.

Sporberg.

Er ſoll aber nicht aus Amerika kommen. — Oder ja doch, — er ſoll kommen, und nicht kommen. —

Cäcilie (lacht.)

Man hört daß Sie verliebt ſind; denn Sie ſprechen verwirrt.

Sporberg.

Du Cäcilie mußt mir beyſtehen, und mein Glück iſt ſicher. Ich erſcheine unter ſeinem Nahmen.

Cäcilie.

Dieſe Liſt — —

Sporberg.

Führt zum Ziele.

Cäcilie.

Sie wagen —

Sporberg.

Wagen gewinnt.

Cäcilie.

Ich fürchte — —

Sporberg.

Damit du nicht umſonſt fürchteſt, ſo verſpreche ich dir 100 Ducaten, wenn mein Plan gelingt.

Cäcilie.

Iſt Ihnen das Glück ihres Lebens nicht mehr werth als 100 Ducaten?

Sporberg.

Schelminn! — Du ſollſt 200 Ducaten haben.

Cäcilie (ſchnell.)

Wann ſoll ich Sie als Herrn von Halm vorſtellen?

Sporberg.

Längſtens in einer Stunde komme ich aus Amerika zurück. Julie empfängt mich mit zärtlichen Blicken, Freude und Liebe ſtrahlen aus ihren Augen. —

Cäcilie.

Iſt 50 Ducaten werth.

Sporberg.

Bey der Erzählung meiner ausgeſtandenen Leiden vergießt ſie Thränen, nennt mich ihren Geliebten, ihren Gemahl —

Cäcilie.

Dito 50, macht 100.

Sporberg.

Sie verſpricht mir alle Leiden tauſendfach zu vergelten. — Mit jedem Tage mehrt ſich ihre Zuneigung —

Cäcilie.

Dito 50, macht 150.

Sporberg.

Und wenn ich dann ſehe, daß ihre Seele ganz an mir hängt, daß ihre Adern die nähmliche Gluth durchzittert, wie mich —

Cäcilie.

Dito 50, macht 200.

Sporberg.

Dann werfe ich mich zu ihren Füßen, bekenne ihr unſre Liſt, mahle ihr meine Leidenſchaft, Sie wird ſich zwar anſtellen, als ſchmelle ſie über dieſen Betrug —

Cäcilie (für ſich.)

Das kann ich nicht anrechnen.

Sporberg.

Allein ſie verzeiht, lächelt huldvoll auf mich herab, ſchließt mich noch feſter in ihre Arme, und iſt mein auf ewig.

Cäcilie.

Dieſer Hauptmoment iſt allein 100 Ducaten werth.

Nach meiner Rechnung beträgt die ganze Belohnung 300 Ducaten.

Sporberg.

Sollſt auch dieſe haben, nur ſteh mir bey.

Cäcilie.

Der Plan iſt herrlich erſonnen, wenn nur nicht Herr Halm etwa den ungebethenen Gaſt ſpielt, und alle unſre Hoffnungen auf einmahl vernichtet.

Sporberg.

Nur acht Tage Zeit; dann mag er immer kommen.

Cäcilie.

Sie werden doch Beweiſe brauchen —

Sporberg.

Nicht nöthig. — Man hat mich auf der Reiſe beraubt.

Cäcilie.

Gut.

Sporberg.

Mit dem, was ich von den Familien Selling und Halm weiß, will ich mich ſchon durchwinden.

Cäcilie.

Aber kennt Sie denn hier niemand?

Sporberg.

Ich war nie in Wellenburg, und ich hoffe, Julie erhält keine Beſuche?

Cäcilie.

Ein einziger Nachbar beſucht ſie manchmahl. — Er nennt ſich **Stahl**, und hat vor zwey Monathen das Landhaus, welches an das unſrige ſtößt, gekauft. — Sie unterhält ſich gerne mit ihm, und wählt ihn manchmahl zum Rathgeber. — (Blickt in die Scene.) Da kömmt er eben.

Sporberg.

Den muß auch ich für mich zu gewinnen ſuchen. (Gibt ihr eine Börſe.) Hier eine kleine Darangabe.

Cäcilie.

Wird dann vielleicht von der Hauptſumme abgerechnet? —

Sporberg.

Nein, wenn du ganz reinen Mund hältſt.

Cäcilie.

Ich habe gar keine Zunge.

Zweyte Scene.

Halm, die Vorigen.

Halm.

Cäcilie! Iſt deine Gebietherinn ſchon wach?

Cäcilie.

Noch nicht.

Halm (für ſich.)

Ein Fremder? — (Laut.) Um dieſe Zeit ſchläft ſie gewöhnlich nicht mehr.

Cäcilie.

Ich will ſie wecken, wenn Sie es befehlen.

Sporberg (bey Seite.)

Ein Nachbar in dieſem Alter kann auch mehr als ein Rathgeber ſeyn.

Halm, (zu Sporberg.)

Mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen?

Sporberg.

Ich — —

Cäcilie (zu Sporberg.)

Herrn von Stahl können Sie ſich ohne Umſtände entdecken, ich bin überzeugt, er wird Ihr Glück zu befördern ſuchen.

Halm.

Mit Vergnügen.

Sporberg (leiſe zu Cäcilien.)

Aber wenn er etwa ſelbſt Julien liebte.

Cäcilie (eben ſo zu ihm.)

Er iſt ja ein Philoſoph.

Sporberg.

Dann bin ich ruhig; denn wenn dieſe Herren auch lieben, ſo *werden* ſie doch ſelten geliebt.

Cäcilie.

Ich gehe zu meiner Gebietherinn. (Geht ab.)

Dritte Scene.

Sporberg, Halm.

Halm (für ſich.)

Ich bin doch neugierig, was da herauskommen wird.

Sporberg, (eben ſo.)

Ein Philoſoph, der die Liebe höchſtens aus Ovids Werke de arte amandi kennt, und ein Mann den dieſes göttliche Gefühl durchglüht, — die Wahl iſt entſchieden.

Halm (eben ſo.)

Ein wenig will ich ihn doch ſchrecken.

Sporberg (laut.)

Mein Herr! Sie beſitzen Juliens Vertrauen, wie man mir ſagt?

Halm.

Ich ſchmeichle mir, es zu verdienen.

Sporberg.

Sie wird Ihnen alſo wohl ihre geheimſten Gedanken eröffnen?

Halm (mit Beziehung.)

Das thut ſie, weil ſie weiß, daß ich durch nichts in der Welt dazu zu bewegen bin, ſie auszuplaudern.

Sporberg.

Schön, recht ſchön! — Man rühmt ihre Treue gegen einen jungen unbeſonnenen Menſchen, welcher in fremden Ländern herumreiſt, während ſeine Verlobte hier allen Gefahren der Jugend, und der Verführung ausgeſetzt iſt.

Halm.

Vor Verführung ſchützt ſie ihre Tugend. — Übrigens ſpricht Julie mit vieler Wärme von ihrem Verlobten.

Sporberg.

Das geſtehen Sie mir nur, es iſt doch entſetzlich, ein ſchönes zwanzigjähriges Mädchen vor Sehnſucht verſchmachten zu laſſen, bloß darum, um ſeine Begierde die Welt zu ſehen, zu befriedigen. Wäre es Julien wohl zu verargen, wenn ihr Herz ſich an einen andern Mann kettete, der ihr mit überſtrömendem Gefühle entgegen käme?

Halm (gezwungen.)

Freylich, dem Herzen kann man nicht gebiethen, wenn Julie einen Mann fände, der ſie liebt, und ihrer würdig wäre — —

Sporberg.

So würden Sie ſelbſt die Hand biethen? — Brav Freundchen, das iſt edel gedacht. — Allein man will behaupten, daß Julien die Ankunft ihres Verlobten in kurzer Zeit drohe.

Halm.

Drohen? — Der Ausdruck iſt ein wenig hart.

Sporberg.

Man glaubt, daß er unvermuthet ankommen werde.

Halm.

Je früher, deſto beſſer. — Denn er kann ja nicht wiſſen, welchen Nachſtellungen ſeine Verlobte ausgeſetzt iſt. —

Sporberg (ironiſch.)

Sehen Sie lieber Freund, Sie wollen nicht aufrichtig gegen mich ſeyn. Sie ſind gewiß auch davon unterrichtet, daß Halm bereits angekommen iſt.

Halm, (betroffen.)

Wirklich? — (Bey Seite.) Sollte man mich erkannt haben?

Sporberg.

Jemand, der ihn genau kennt, hat ihn im Schloſſe geſehen.

Halm.

So?

Sporberg.

Ich verſichere Sie. (Für ſich.) Das kömmt ihm ungelegen.

Halm.

Das iſt unmöglich. — Julie ſagte mir ſelbſt, ihr künftiger Gatte lebe als Sclave in Amerika.

Sporberg.

Freundchen! Es wäre doch drollig wenn einer von uns Beyden dieſer Gatte wäre.

Halm.

Wie?

Sporberg.

Nun, gar ſo unmöglich wäre es eben nicht. Könnte nicht dieſer Halm ſeine Freyheit wieder erhalten haben, und ſchnell hierher gereiſt ſeyn? Könnte er nicht, um ſeine Braut zu prüfen, unter den erdichteten Nahmen Sporberg oder Stahl in ihrer Nähe ſeyn?

Halm, (für ſich.)

Er weiß Alles. (Laut.) Sie glauben alſo, — ich wäre — —

Sporberg (laut lachend.)

O! Sie ſind es nicht, — das weiß ich — aber ich könnte es ſeyn.

Halm.

Sie? —

Sporberg.

Mit einem Wort, mein Lieber, jetzt kann ich Ihnen dieſes wichtige Geheimniß noch nicht entdecken. — Indeſſen, lieber Herr Stahl, gehen Sie zu Julien, bereiten Sie ſie vor. Halm wird dieſer Tage, vielleicht heute noch auf den Flügeln der Liebe in ihre Arme eilen.

Halm.

Wiſſen Sie das ſo gewiß.

Sporberg.

So gewiß, als ob ich ſelbſt Halm wäre. — Sagen Sie ihr, daß er auch in der Entfernung mit ganzem Herzen an ihr hing, daß er ſich ſo oft das Bild des Wiederſehens lebhaft entwarf, und in dieſem ſüßen Vorgefühl ſchwelgte, ſagen Sie ihr, — was Sie ihr ſagen könnten, wenn Sie ſelbſt Halm wären. Ha! ha! ha! ha!

Halm.

Nehmen Sie die Verſicherung, daß Halm, Juliens künftiger Gemahl keinen beſſern Freund in der Welt finden könnte, als mich.

Sporberg (nimmt ihn bey der Hand.)

Ich danke Ihnen für dieſe Verſicherung, — und verſichere Sie ebenfalls, daß Halm dieſe Freundſchaft zu erwiedern weiß. — Adieu! — Adieu! — Bald ein Weiteres! — (Im Abgehen für ſich.) Der verwettet ſein Leben darauf, daß ich Halm ſey.

Vierte Scene.

Halm (allein.)

Wem von uns Beyden gilt dieſe Schlinge? — Will er Julien hintergehen, oder bin ich verrathen? — Drey Monathe ſind es nun, daß ich unerkannt in ihrer Nähe lebe, ich habe mich in dieſer Zeit überzeugt, daß es kein weibliches Geſchöpf auf Erden gebe, welches die Liebe eines Mannes ſo ſehr verdient, als Julie. — Sollte ſie vielleicht während meiner Abweſenheit? — — Pfuy Halm! — Zweifle nicht an der Tugend dieſes Engels. — Doch laß der Intrigue dieſes Herrn ihren Lauf, vielleicht führt ſie dich zur gänzlichen Überzeugung. — Mein letzter Brief benachrichtigte Julien von meiner baldigen Ankunft, ich will ihr nun ſogar den Tag beſtimmen. — Laß ſehen, was das für eine Wirkung hervorbringt.

(Er ſetzt ſich zum Tiſch, und ſchreibt, indem er ſich ſelbſt dictirt.)

Theure Julie!

„Meinen letzten Brief ſchrieb ich Ihnen aus London, dieſen aus Paris, wo ich ſo eben angekommen bin. Ich kann es nicht erwarten, mein deutſches Vaterland wieder zu begrüßen, und Sie theure Julie zu umarmen. Heute den 18. reiſe ich noch von hier ab, und hoffe bis 30. die Seligkeit des Wiederſehens auf Ihrem Schloſſe zu genießen."

Ihr künftiger Gatte
Halm.

Das wird hinlänglich ſeyn. (Er faltet den Brief, und ſchreibt die Addreſſe.) A Mademoiselle Julie de Selling

à Wellenburg
en Autriche.

(Er ſteht auf.)

Fünfte Scene.

Cäcilie, Halm.

Cäcilie.

Meine Gebietherinn wird ſogleich hier ſeyn.

Halm.

Übergib ihr noch vorher dieſen Brief, Cäcilie!

Cäcilie.

Sehr wohl! — (Betrachtet die Addreſſe.) Was ſeh' ich? —

Halm.

Nun, was denn?

Cäcilie.

Sie treiben eine gefährliche Kunſt. — Man könnte Hrn. v. Halms Schrift nicht täuſchender nachahmen.

Halm.

Das glaub' ich, — weil Halm dieſen Brief ſelbſt geſchrieben hat.

Cäcilie.

So? — Sie wollen gegen mich zurückhaltend ſeyn?

Allein ich verſichere, Cäcilie weiß Alles, hat Alles früher gewußt als Sie. — Dieſer Brief zum Beyſpiel, enthält die Gewißheit, daß der künftige Herr Gemahl bald, vielleicht noch heute ankommen wird.

Halm.

Du haſt mich behorcht. —

Cäcilie.

Pfuy! — Was denken Sie von mir? — Die ganze Sache hängt ja ſo klar zuſammen, daß man ſie ohne zu horchen leicht errathen kann. — Sie intereſſiren ſich recht lebhaft für meine Gebietherinn und Hrn. v. Sporberg, der ſo eben mit Ihnen geſprochen hat.

Halm (für ſich.)

Nun verſteh' ich.

Cäcilie.

Julie iſt jung, ſchön, und verdient einen guten braven Mann, der ſie auf der ſchlüpfrigen Bahn des Lebens geleitet.

Halm.

Dieſer Mann wird Halm ſeyn, der noch heute hier ankommen wird.

Cäcilie.

Ha! ha! ha! — Ganz recht, Halm, — *der* Halm, der noch heute hier ankommen wird. — Die Liſt iſt ein wenig gewagt, aber die Liebe entſchuldigt ſie. Der Plan iſt doch vortrefflich ausgeſonnen, nicht wahr?

Halm.

Ganz gewiß. — Wenigſtens iſt Sporberg der Erſte, der um ein Weib für ſich zu gewinnen, die Geſtalt ihres Mannes annimmt.

Cäcilie.

Ich ſagte ihm gleich, ſprechen Sie mit Herrn von Stahl, der wird Sie gewiß unterſtützen, und ich habe mich nicht geirrt.

Halm.

Nein, nein, — Halm ſoll noch heute hier erſcheinen.

Cäcilie.

Wir werden ihn hier einführen, er wird Juliens Herz zu gewinnen wiſſen. Nach ſo langem Harren ſieht ſie ſich endlich am Ziele ihrer Wünſche, eilt dem Verſprochenen, den ſie vorher nicht kannte, jetzt mit voller Liebe entgegen, und reicht ihm ihre Hand. (Für ſich.) Und mir reicht Sporberg 300 Ducaten. —

Halm.

Der Plan macht dir Ehre; — aber im Vertrauen geſprochen, — es iſt doch ein wenig unredlich gegen Halm gehandelt.

Cäcilie.

Unredlich? — Gegen einen Menſchen, der den Beſitz eines ſo herrlichen Mädchens gar nicht zu ſchätzen weiß. — Zudem iſt er ja noch nicht ihr Gemahl. Und ſoll etwa

Julie ſo lange auf den beſtimmten Bräutigam harren, bis die Roſen ihrer Jugend welken, und der Frühling der Liebe vorübereilt? — Soll ſie es erwarten, ob ſie der Herr Halm nach ſeiner Ankunft etwa nicht zu kalt oder zu warm, zu roth oder zu bleich findet, wenn ſie jetzt Gelegenheit hat, durch Liebe und Ehe glücklich zu werden?

Halm.

Wenn aber Halm doch zurück käme?

Cäcilie.

Ich ſage Ihnen, er kömmt nicht.

Halm.

Man ſagt, er wäre ſchon auf deutſchem Boden.

Cäcilie.

Ha! ha! ha! Davon bin ich beſſer unterrichtet, der ſitzt gut in einer Zuckerplantage in Amerika und trägt Ketten. — Sehen Sie, da kömmt meine Gebietherinn, die wird Ihnen das übrige erzählen.

Halm.

Übergib ihr den Brief, ich kann ſie jetzt nicht ſprechen, ich komme ſpäter. — (Geht ab.)

Sechſte Scene.

Cäcilie (allein.)

Scheint mir's doch, als wäre dieſer Herr Stahl nicht ſo ſehr von Stahl, als ich ihn dachte! — Seine Augen blitzten ſo feurig, als er von meiner Gebietherinn ſprach. Hm! — auf jeden Fall kann dieſer Blitz nur einen Waſſerſtreich hervorbringen. — Er iſt viel zu blöde, glüht von Innen, und friert von Außen. Das iſt nicht die wahre Methode uns zu gewinnen, mein Herr! Wir verzeihen eher noch Zudringlichkeit, als Blödigkeit. — Ah, da kömmt meine Gebietherinn. Der Mühe lohnt es, etwas für ſie zu wagen, das muß ihr ſogar ein Weib zugeſtehen.

Siebente Scene.

Julie, Cäcilie.

Julie.

Ich dachte, Stahl hier zu finden?

Cäcilie.

Er wird ſogleich wieder kommen. — Hier iſt ein Brief, er wurde eben abgegeben.

Julie (betrachtet ihn.)

Gott! — Er iſt von Halm. — (Sie lieſt.) Er kömmt heute.

Cäcilie.

Schon ſo früh.

Julie.

Für ihn zu ſpät.

Cäcilie.

Wie gnädiges Fräulein?

Julie.

Cäcilie! — Darf ich offenherzig gegen dich ſeyn?

Cäcilie.

Sie ſind von meiner Treue überzeugt. —

Julie.

So wiſſe: ich liebe, — liebe mit allem Feuer der erſten Leidenſchaft.

Cäcilie.

Das iſt ja das Beſte, was Sie mit 20 Jahren thun können.

Julie.

Lange kämpfte ich gegen mein Herz, aber eine unwiderſtehliche Neigung.

Cäcilie.

Ja die *erſte* Liebe iſt ſtark, ich habe das *oft* erfahren.

Julie.

Er iſt jung, beſcheiden, tugendhaft. —

Cäcilie.

Anfangs ſind ſie alle ohne Mängel.

Julie.

Halm, ſo viel ich mich erinnere, hatte nie einen ganz guten Charakter.

Cäcilie.

Er wird ſich gewiß zu ſeinem Vortheile ausgebildet haben.

Julie.

O nein! — Er iſt gewiß mürriſch, zänkiſch, eiferſüchtig —

Cäcilie.

Wie können Sie ihn denn beurtheilen, ohne ihn zu kennen?

Julie.

Und wenn er auch der beſte Mann auf der Welt wäre, ich werde, ich kann ihn nie lieben.

Cäcilie (für ſich.)

O ihr armen 300 Ducaten! (Laut.) Aber jenen Glücklichen, der ihr Herz ſo ganz bezaubert hat, darf ich ihn kennen? — Hat er Ihnen ſchon geſtanden, daß er Sie eben ſo zärtlich liebt?

Julie.

Sein Mund ſchweigt, aber ſeine Augen ſprechen. —

Cäcilie.

Das iſt eine ſehr zweydeutige unſichere Sprache.

Julie.

Herrlicher Gedanke, der mir da eben durch den Kopf fährt. — Halms Rückkehr gibt mir Gelegenheit die Gewißheit zu erlangen, ob er mich eben ſo zärtlich liebt, als ich ihn. — Ich will ihm ſagen, er müſſe nun von hier fort.

Cäcilie.

Und was glauben Sie wohl, was er da thun wird?

Julie.

Sein Schweigen wird er brechen, geſtehen wird er mir, was mich zum glücklichſten Weibe auf Erden macht, daß er mich liebe, daß er mich nicht verlaſſen könne. —

Cäcilie.

Und Sie? —

Julie.

An ſeine Bruſt werd' ich ſinken, ihm jedes Wort von ſeinen Lippen wegküſſen, ihm dieſes ſüße Geſtändniß mit einem eben ſo ſüßen lohnen, ihm meine Hand reichen, und des Lebens göttlichſte Stunden in ſeinen Armen verleben.

Cäcilie.

Und Halm, wenn er zurückkehrt? —

Julie.

Halm wird kein Verbrechen aus dieſer Wahl machen, er wird mein Freund bleiben, und mein Glück ihm heilig ſeyn, wenn er anders ein edler Mann iſt.

Cäcilie (für ſich.)

Und Sporberg wird ſeinen Plan nicht erreichen, und ich werde die 300 Ducaten nicht bekommen! Das iſt entſetzlich. —

Julie.

Geh Cäcilie! — Ich ſehe Stahl kommen. — O mein Herz! warum pochſt du ſo ungeſtümm?

Cäcilie (im Abgehen.)

Ehrliche Pfiffe gedeihen nicht in dieſer Alletagswelt. (Geht ab.)

Achte Scene.

Halm, Julie.

Halm (für ſich.)

Sie iſt traurig, nachdenkend. Das iſt Verdruß über die Ankunft des Verlobten.

Julie.

Lieber Stahl! — Sie ſind es?

Halm.

Meine theure Freundinn, nehmen Sie meinen Glückwunſch — —

Julie.

Wozu, wozu? —

Halm.

Ihr Gemahl hat, wie ich höre, Amerika bereits verlaſſen?

Julie.

Wir werden ihn bald ſehen, — ſehr bald. — Er iſt ſchon geſtern in Paris eingetroffen. —

Halm.

Er hat die drückenden Sclavenfeſſeln abgeſtreift, um ſich mit den Roſenketten der Liebe zu umwinden, und durch dieſe jene zu vergeſſen.

Julie.

Es war der Wunſch unſerer Ältern.

Halm.

Und wird bald auch der Wunſch Ihres Herzens ſeyn.

Julie.

Ich glaube kaum. — Liebe läßt ſich nicht zwingen. — Der kleine Gott flieht, wenn wir ihn haſchen wollen, und kömmt, wenn man ihn flieht.

Halm.

Man muß ihn nicht aufnehmen, wenn man gerechten Grund hat, ihn zu fliehen.

Julie.

Er wirft die Schlinge um uns, ohne daß wir ſeine Nähe noch vermuthen.

Halm.

Ein kluges Mädchen, ordnet ihren Geſchmack nach ihrer Vernunft. — Sie gibt ſich nicht einer leichten vorübergehenden Neigung hin. — Sie prüft den Mann, der bis an ihr Lebensende ihr Gefährte ſeyn ſoll. Sie zieht dabey allerdings die Wahl ihrer erfahrnen Ältern zu Rathe, und hat ſie dieſe Wahl ein Mahl gebilliget, ſo hängt ſie mit unveränderlicher Zärtlichkeit an dem Manne dieſer Wahl, und ſollte auch eine verbothene Flamme in ihrem Herzen auflodern, ſollte ſie ſich durch verführeriſche Zärtlichkeit irre führen laſſen, ſo erwacht ſie ſchnell wieder aus dieſem böſen Traume, ſie ſieht ihren Irrthum ein, und kehrt an der Hand der Tugend zu ihrer Pflicht zurück.

Julie.

Glauben Sie mir, lieber Stahl! Vernunft und Liebe paaren ſich ſehr ſelten.

Halm.

In einer edlen Seele wohnen beyde.

Julie.

Oft nach Umſtänden erhält eine das Übergewicht.

Halm.

Die Pflicht erhält es dann.

Julie (für ſich.)

So viel Gleichgiltigkeit erwartete ich nicht.

Halm (für ſich.)

Ihre Verlegenheit beſtättigt mein Glück.

Julie (für ſich.)

Ja er muß fort, er muß.

Halm (für ſich.)

Ein Paradies lacht mir in ihren Armen.

Julie (für ſich.)

Muth! (Laut.) Lieber Stahl! ich, — es thut mir leid.

Halm.

Was Sie auch fordern mögen, ich gehorche. —

Julie (zaudernd und verlegen.)

Lieber Stahl! Mein künftiger Gemahl wird heute oder morgen hier eintreffen. — Er kennt Sie nicht, — verzeihen Sie, — allein er könnte leicht mißtrauiſch ſeyn, Argwohn ſchöpfen —

Halm.

Ich verſtehe Sie. — Meine Gegenwart könnte Verdacht erregen. — Sie wollen, daß ich Ihr Haus ferner nicht mehr beſuche?

Julie.

Sey'n Sie verſichert, ich war Ihnen ſehr gut, — meine — — Freundſchaft für Sie — allein mein häusliches Glück fordert. —

Halm.

Dieſe Freundſchaft war mein höchſtes Gut. (Für ſich, lächelnd.) Da haſt du deinen Abſchied, damit du dir ſelbſt nicht im Wege ſtehſt.

Julie (welche ihn beobachtet hat.)

Er lächelt. — Nein, das iſt zu arg.

Halm.

Ich will noch mehr thun, als Sie fordern, ich will mein Landhaus verkaufen, und morgen mit dem Früheſten Wellenburg verlaſſen.

Julie (für ſich.)

Nein, nun ſeh' ich es, er hat mich nie geliebt.

Halm (für ſich.)

Um mich zu empfangen, muß man mich natürlich erſt wegjagen. (Faßt Juliens Hand, und küßt ſie.) Julie! — Leben Sie wohl! —

Julie (ſehr bewegt.)

Stahl! —

Halm.

Sie verbannen mich.

Julie.

Ich bin es meinem Gemahl ſchuldig.

Halm.

O Gott! — meine ſchönſte Hoffnung ſchwindet.

Julie (ſchnell.)

Hofften Sie denn Etwas?

Halm.

Laſſen Sie mich ſchweigen.

Julie (für ſich.)

Auch ich fange wieder an zu hoffen. (Laut.) Was hofften Sie denn?

Halm (indem er ihre Hand faßt.)

Julie! dringen Sie nicht weiter in mich — ich muß ſchweigen. —

Julie.

Wollen Sie vielleicht noch einige Tage um mich und meinen Gemahl bleiben?

Halm.

O nein! — nein! — Morgen Julie, ſeh' ich Wellenburg nicht mehr. — Der Freund muß dem Gemahl Platz machen.

Julie.

Und der Gemahl wird dem Freunde Platz machen, ich ſehe Sie morgen doch noch auf Wellenburg.

Halm.

Nimmermehr! Mein Entſchluß ſteht feſt. — Ich muß fort. — Ich würde ein Verbrechen an Ihnen, an Ihrem Gemahl, an mir ſelbſt begehen, wenn ich länger bliebe.

Julie.

Ein Verbrechen? — Sie erſchrecken mich. — Stahl! — *lieber* Stahl! entdecken Sie ſich mir ganz.

Halm.

O, nicht dieſen Ton! Er erſchwert mir das letzte Lebewohl. —

Julie (indem ſie vertraulich ihre Hand auf ſeine Schulter legt.)

Vielleicht darf es nicht das letzte ſeyn, wenn Sie aufrichtig ſeyn wollen.

Halm.

O Julie! Wollen Sie die Flamme noch ſtärker anfachen, welche mein Herz durchglüht, und welche nicht Zeit, nicht Abweſenheit zu erſticken fähig ſind.

Julie.

Vollenden Sie —

Halm.

Ich ſehe, Sie zürnen —

Julie.

Nein Stahl! — Ich zürne nicht. — Erklären Sie ſich. —

Halm.

Wohlan denn, — ſo wiſſen Sie, — was mich von dieſem Augenblick an, zum elendeſten aller Menſchen macht, ich liebe Sie. —

Julie (freudig für ſich.)

Ich habe mich nicht geirrt.

Halm.

Ihr Gemahl kömmt zurück, — das heiligſte Band wird Sie an ihn knüpfen, — und ich — ich muß fliehen, denn ich kann ſein Glück nicht mit anſehen.

Julie.

Stahl! — Sie werden nicht fliehen.

Halm.

Wie? —

Julie.

Sie werden bleiben.

Halm.

Ich verſtehe Sie nicht.

Julie.

Auch dann nicht, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich Sie wieder liebe.

Halm.

Wär's möglich? — Julie!

Julie.

Faſſen Sie Muth, der heutige Tag ſoll mir in Ihnen einen Gemahl, in Halm einen Freund bringen.

Halm.

Zu viel des Glückes! —

Neunte Scene.

Die Vorigen, Cäcilie,

Cäcilie.

Gnädiges Fräulein! — So eben hält ein Reiſewagen im Schloßhofe. Es iſt Herr v. Halm.

Julie.

Schon ſo ſchnell?

Halm (bey Seite.)

Jetzt erſcheint mein zweytes Ich.

Julie.

Ich zittre — —

Cäcilie.

Das iſt nicht Liebe.

Julie.

Lieber Stahl, weichen Sie ſeinem erſten Anblicke aus.

Halm.

O! ich fürchte ihn nicht.

Julie.

Treten Sie in dieſes Cabinet, Sie können da unſre ganze Unterredung mit anhören.

Halm.

Sorgen Sie nicht, Julie, daß ich und Halm uns jemahls zanken.

Julie.

Ich bitte Sie, — mir zu Liebe. (Nöthigt ihn in das Cabinet.)

Halm.

Nun, wir wollen ſehen, wie der Herr mich vorſtellen wird. (Er geht in das Cabinet.)

(Cäcilie ab.)

Julie.

Ich höre Tritte. — Er iſt es.

Zehnte Scene.

Julie, Sporberg, Halm unter der Thüre des Cabinets.

Sporberg.

Das iſt ſie. — (Er eilt auf Julien.) Theure Julie!

Nach einer zehnjährigen Abweſenheit ſchließe ich Sie wieder in meine Arme.

Julie (kalt.)

Mein Herr!

Sporberg.

Ha! Ihre Verwirrung entzückt mich. Sie erwarteten mich nicht ſo geſchwinde.

Julie.

Ich erwarte Sie erſt 10 Jahre.

Sporberg.

Nun hab' ich Sie wieder, und keine Macht auf Erden ſoll mich mehr von Ihnen trennen. — O! hätten Sie geſehen, wie ich entfernt von Ihnen, ſtets an Sie dachte, wie mich nur das Andenken an Sie in meinen Leiden emporrichtete.

Julie.

Ich muß Ihnen geſtehn, ich zweifelte oft daran.

Sporberg.

Athmeten nicht alle meine Briefe die reinſte Zärtlichkeit. — O, was hab' ich gelitten durch den einzigen Gedanken: Wie? wenn in deiner Abweſenheit ein Anderer den Weg zu Juliens Herzen fände? Doch die Hoffnung hielt mich aufrecht, und Ihr Bild gab mir Muth und Kraft, alle Schläge des Schickſals zu ertragen. Am Tage, wenn ich den heiſſen Strahlen der Sonne ausgeſetzt, in den Zuckerplantagen arbeitete, ſtärkte mich der

Gedanke; ein einziger Augenblick in ihren Armen wird dir einſt alle dieſe bittern Stunden vergelten, des Nachts, wenn ich auf meinem elenden Lager dahingeſtreckt lag, ſchwebte im Traume ihr himmliſches Bild vor meinen Augen, und gab mir Muth für den folgenden Tag.

Julie.

Träume ſind Lügner. — Der Arme träumt im Golde zu waten, der Bettler ein König zu ſeyn, — der Liebende träumt, er ſey ſchon Gatte, allein der Traum verfliegt, und Gold, Krone, und Hochzeit mit ihm.

Sporberg.

Julie! — Wie ſoll ich das verſtehn?

Julie.

Wie es iſt. — Lieber Halm. Hören Sie mich, ich will, ich muß aufrichtig gegen Sie handeln, ich bin es Ihnen, ich bin es mir ſelbſt ſchuldig. Wir beyde würden vielleicht durch einen übereilten Schritt, das Unglück unſers ganzen Lebens machen.

Sporberg (betroffen.)

Was werd' ich hören?

Julie.

Es iſt möglich daß Sie mich lieben, obſchon ich es kaum glauben kann, ich aber kann dieſe Liebe nicht erwiedern.

Sporberg.

Wär's möglich? — Julie, wir ſind verlobt.

Julie.

Ich weiß, daß man mich wie eine Waare verhandelte, allein ich erkläre dieſen Handel für null und nichtig. Unſere Verlobung war kaum zu Ende, als Sie abreiſten. Ich blieb bey meinem alten Vater zurück, der in einem Jahre darauf ſtarb. — Was hielt Sie ab, nun zurückzukehren, und das unerfahrne ſchwache Mädchen zu ſchützen, welches Sie ſo zärtlich zu lieben vorgeben? — Sie hatten ja zu viele Liebe für das Reiſen und für ſich ſelbſt, wie konnte Ihnen noch welche für mich übrig bleiben? — Jetzt, nach zehn Jahren, kommen Sie endlich zurück, und wollen Rechte geltend machen, welche ich Ihnen nie einräumte, nie einräumen werde.

Sporberg.

Julie! — Wollen Sie mich zum unglücklichſten aller Menſchen machen?

Julie.

Ich gebe Ihnen dieſe Frage zurück; denn wiſſen Sie, ein liebenswürdiger junger Mann mit den vortrefflichſten Eigenſchaften, mit dem beſten Herzen von der Welt, wußte mein Herz zu gewinnen, ihn liebe ich.

Halm (im Cabinet.)

O ich Glücklicher!

Sporberg (für ſich.)

Ich ſpiele da eine prächtige Rolle.

Julie.

Sie haben ihn noch nicht geſehen, ich will Sie mit ihm bekannt machen.

Sporberg.

Wollen Sie Ihren Scherz mit mir treiben?

Julie.

Nein, nein, Sie müſſen ihn ſehen, dann werden Sie meine Wahl gewiß billigen.

Sporberg (für ſich.)

Ich bin da ſchön in der Tinte. (Laut.) Nein, ich kann meiner ſchönſten Hoffnung nicht entſagen, — unſere Väter —

Julie.

Glaubten uns glücklich zu machen.

Sporberg.

Bin ich Ihnen denn gar ſo verhaßt?

Julie.

Eine zehnjährige Gleichgiltigkeit — —

Sporberg.

Soll durch eine ewige Liebe erſetzt werden.

Julie.

Ich hab' es Ihnen geſagt, mein Herz iſt nicht mehr mein.

Sporberg.

Schöner Empfang für einen Bräutigam.

Julie (ruft.)

Cäcilie!

Sporberg.

Was wollen Sie? —

Julie.

Mein Mädchen ſoll einen Notar hohlen; der mag Ihre Rechte unterſuchen, und die meinigen — denn ich laſſe es auf das Äußerſte kommen.

Sporberg (für ſich.)

Verdammte Verlegenheit.

Eilfte Scene.

Cäcilie, die Vorigen.

Cäcilie.

Gnädiges Fräulein!

Julie.

Sende ſogleich nach meinem Notar.

Cäcilie.

Sogleich. —

Zwölfte Scene.

Halm (tritt aus dem Cabinet.) **Die Vorigen.**

Halm.

Bleib! — Es wird unnöthig ſeyn.

Julie.

Warum verhindern Sie? —

Halm.

Ich will einen Vergleich vorſchlagen.

Sporberg.

Ich gebe Alles ein, wenn Julie meine Gemahlinn wird.

Julie.

Ich willige in Alles, wenn Halm nicht mein Gatte wird.

Halm (zu Julien.)

Bedenken Sie gut, was Sie thun, es könnte Sie einſt reuen —

Julie.

Wie? — Sie vertheidigen Halm?

Halm.

Ja, und das mit Recht.

Sporberg.

Der gute Menſch, wie er ſich für mich intereſſirt?

Halm.

Haben Sie Nachſicht mit Ihrem zurückkehrenden Gatten, er liebt Sie ja ſo zärtlich, Lohnen Sie ihm dieſe Liebe.

Julie.

Es iſt mir unmöglich. Ich kann an ſeiner Seite nicht glücklich ſeyn. — Vom Gram niedergedrückt würd' ich bald dahin welken, und ihn zur unſchuldigen Urſache meines Todes machen.

Halm.

Julie! — Halm weiht Ihnen ſein ganzes Leben.

Julie.

Stahl! — Sie, — Sie können ſo ſprechen.

Sporberg.

Theure Julie, laſſen Sie ſich bewegen.

Halm.

Glauben Sie mir, Sie werden in ſeinen Armen ſehr zufrieden leben —

Sporberg.

Er bethet Sie an.

Halm (wirft ſich zu ihren Füßen.)

Er wirft ſich zu Ihren Füßen.

Sporberg (eben ſo.)

Er beſchwört Sie auf ſeinen Knien.

Julie.

Was iſt das? — Sind hier *zwey* Halm?

Sporberg (zu Halm.)

Sie intereſſiren ſich zu ſehr für mich.

Halm.

Ihre Rolle iſt nun zu Ende, nun fängt die Meinige an. —

Cäcilie.

Was iſt das? —

Sporberg.

Mein Herr!

Julie.

Was ſagen Sie?

Halm.

Ich bin Halm.

Julie (freudig.)

Wär's möglich? — Sie wären Halm?

Halm.

Ja, ich bin der Reuige, der Sie um Verzeihung anfleht.

Sporberg.

Die Beweiſe mein Herr! — Die Beweiſe!

Julie.

O! Wozu Beweiſe? Ich glaube es, ich *will* es *gerne* glauben. Ihr erſter Blick traf mein Herz, uns haben unſre gleichgeſtimmten Seelen verlobt, dieſer Verlobung will und kann niemand widerſtehen.

Halm.

Dieſe Papiere werden Sie überzeugen.

Cäcilie (für ſich.)

Lebt wohl, ihr 300 Ducaten.

Sporberg.

Verflucht; — Und ich machte den Geliebten, den Verlobten zu meinem Vertrauten.

Halm.

Ich vertraute auf Juliens Liebe, Sie war mir Bürge, daß Ihr tollkühner Plan nicht gelingen würde. (Umfaßt Julien, und küßt ſie.) Hier ſehen Sie Ihre Strafe. — Julie, theure Julie!

Julie.

O mein Halm! —

Sporberg.

Verzeihung, theuerſtes Fräulein! — Es iſt nicht der erſte unbeſonnene Streich, welchen Liebe machte.

Julie.

Was könnte ich heute nicht Alles verzeihen?

Halm.

Nehmen Sie die Lehre mit auf die Reiſe: Wer bey Weibern ſein Glück machen will, muß nie ihren Gemahl vorſtellen. —

(Allgemeine Gruppe.)

Ende des Luſtſpiels.

XVII.

Charaden, Logogryphen und Räthſel.

I.

Charade.

Mein Erſtes hat der König und der Bauer,
Der Adler und der Kolibri,
Die kleine Maus, ſo wie der groſſe Auer,
Nur das Gewürme hat es nie.
Es weiß die Kunſt daraus verſchied'ne Sachen,
Doch meiſtens zum Vergnügen nur zu machen.

Mein Zweytes dient, des Menſchen Heiligthum,
Sein Liebſtes, ſeine Habe zu beſchützen,
Und ob es ſchon faſt alle Menſchen nützen,
So iſt es doch nur Wen'ger Eigenthum.
So, wie es Menſchenhände formen, bringen
Es tauſend Pferde nicht von ſeinem Ort,
Und doch wird's einem kleinen Thier gelingen,
Es trägt es ohne mind'ſter Mühe fort.

Das Ganze iſt ein Aufenthalt voll Grauen,
Der uns die eigne Nichtigkeit beweiſt,
Es fürchten ihn die Kinder und die Frauen,
Doch ſuchet ihn manch ſchwärmeriſcher Geiſt.

11.

Logogryph.

Mein Ganzes ſollte eigentlich
Nur Strafe böſer Thaten ſeyn;
Doch findet es auch leider ſich,
Bey Armen und bey Niedern ein. —
Nimmſt du drey Zeichen von dem Haupte fort,
So läßt's dich nimmer ruh'n,
Zum Wirken treibt dich an das neue Wort,
Befiehlt dir, was zu thun: —
Hebſt du des Ganzen Mittelzeichen aus,
So wird ein Herrſcher Perſiens daraus. —
Die letzten drey der Zeichen ruft
Der Jüngling, der ſein Liebchen herzt,
Der Kranke, den der Körper ſchmerzt,
Sie ruft der Menſch in Angſt und Noth,
Wenn Schrecken oder Freud' ihm droht,
Und macht dadurch dem Herzen Luſt.

III.

Charade.

Mein erſtes Wörtchen drücket aus:
Man hab' an einem Ding zu wenig,
Es iſt bey Niedern meiſt zu Haus,
Doch paßt es auch für einen König;
Es ſchwimmt darin der Fiſche Schaar,
Es trägt ein großes Schiff mit Frachten,
Es reichet uns den Öhlzweig dar,
Und ſchwingt das Schwert in allen Schlachten.

Von meinem Zweyten donnert Bann;
Das Ächzen irregeführter Mädchen,
Es dreht ſich drauf der Handwerksmann,
Es gilt oft viel in kleinen Städtchen.

Mein Ganzes theilet ſich in Sorgen
Und Ruhe; — Meiſt zur Abendzeit
Wird es benützt, und auch am Morgen,
Der Staatsmann und der Denker weiht
Ihm manche Stund'. — Der Podagriſt
In dieſem Dinge heimiſch iſt.

IV.

Charade.

Amerika iſt es, das uns das Ganze gab,
Doch jetzt erzeugt Europa es nicht minder;
Die erſte Sylbe iſt zugleich des Ganzen Grab,
Daraus gräbt man nach Monden ſeine Kinder,
Der Sylben letztes Paar ſind ſeine Brüder
Doch ſtehen dieſe hoch, und jene liegen nieder.

V.

Logogryph.

Mit H wird es dich vor dem Wetter ſchützen,
Mit D wird es dir bey dem Spiele nützen,
Mit L wirſt du darauf die Finger ſpitzen,
Mit M wird es dir manches wegſtibitzen,
Doch ſtellſt du keinen Buchſtab ihm voraus,
So iſt das ganze rathen — — aus.

VI.

Räthſel.

Ich bin die Mutter jedes Dings auf Erden,
Und meiner Kinder Mörderinn,
Ich heil' als Arzt die härteſten Beſchwerden,
Und bin der Großen Richterinn,
In mir vereint ſich: ſeyn, geweſen, werden,
Ich kläre auf, was dunkel ſchien;
Doch ſchlüpf' ich Manchen eher aus den Händen,
Als ſie mich noch zu ihrem Vortheil wenden.

Mein Thron iſt ewig, niemahls wird er wanken,
Allſehend iſt mein Götterblick,
Selbſt Himmelskörper ehren meine Schranken,
Mir unterwirft ſich das Geſchick;
Doch flieh ich ſelber ſchneller als Gedanken,
Und kehre niemahls mehr zurück.
Ich bin bald Schmerzen- und bald Freudenbringer.
Und da ich älter werde, werd' ich jünger.

Ich bin bald gut, bald bös, bald naß, bald trocken,
Bald laſſ' ich Winde toſend aus,

Jetzt hänget dichter Schnee an meinen Locken,
Jetzt ſteckt an meiner Bruſt ein Strauß,
Mir tönen öfters alle Kirchenglocken,
Man ſchmückt für mich das Gotteshaus,
Viel tauſend Bücher haben mich beſchrieben,
Und viele Völker hab' ich aufgerieben.

Homer konnt' ohne mich wohl niemahls dichten,
Und Raphael nicht mahlen ohne mich,
Verworrnen Streit vermag nur ich zu ſchlichten,
Durch manche Rechnung mach' ich einen Strich,
Vor mir kann ſich kein Erdbewohner flüchten,
Tyranniſir' ich ihn auch fürchterlich,
Du wirſt mich ohne mich wohl nie ergründen,
Du mußt mich finden Freund, um mich zu finden.

XVIII.

Theatraliſche Memorabilien.

Vom 1. October 1810, bis zum 1. October 1811, wurden auf den verſchiedenen Schaubühnen in Wien folgende neue Vorſtellungen gegeben. — Nähmlich:

Neue Vorſtellungen auf den k. k. Hof-Theatern.

Den 16. October 1810. Wiedervergeltung, Luſtſp. in 3 Aufz. a. d. F. v. Kurländer.

= 19. Der Verräther, L. in 1 A. v. Holbein.

= 1. Novemb. Johann Vasmer, Trauerſp. in 5 A. v. Schmidt.

= 12. Die Veſtalinn, Oper in 3 A. a. d. F. Muſik v. Spontini.

= 16. Wer ſucht, findet auch, was er nicht ſucht, L. in 3 A. v. Steigenteſch.

= 6. Decemb. Raphael, L. in 1 A. v. Caſtelli.

= 18. Das zugemauerte Fenſter, O. in 1 A. mit Muſik v. Gyrowetz.

= 27. Die Zeichen der Ehe, L. in 3 A. v. Steigenteſch.

= 27. Der Faßbinder, Ballet v. Vigano.

Den 2. Jänner 1811. Titus, O. in 2 A. v. Mozart.
„ 4. Febr. Der Alkade von Molorido, L. in 4 A. a. d. F.
„ 2. März. Ein neues Divertiſſement von Hrn. Titus Dauchy.
„ 11. Die Macht der Liebe, Trauerſp. in 4 A. v. Ziegler.
„ 18. Die Glücklichen, L. in 1 A. v. Kotzebue.
„ 19. Der Lügner und ſein Sohn, L. in 1 A. a. d. F. v. Kurländer.
„ 28. Die Templer auf Cypern, ein Ordensgemählde in 5 A. v. Werner.
„ 30. Der wiedererkannte Amenophis, trag. Ball. in 5 A. v. Vigano.
„ 20. Aprill. Der Fiſcher, ein Divert. v. Titus.
„ 24. Quinto Fabio Ruttiliano, O. in 2 A. v. Roſſi, Muſik v. Nicolini.
„ 27. Alles mit Anſtand, L. in 4 A.
„ 28. Die Feuerprobe, O. in 1 A. mit Muſik v. Moſel.
„ 10. May. Die Abendſtunde, Schauſp. in 1 A. v. Kotzebue.
„ 10. Blind geladen, L. in 1 A. v. Kotzebue.
„ 11. Juny. Mittel und Wege, L. in 1 A. v. Babo.

Den 5. Aug. Die ungleichen Brüder, L. in 3 A. v. Schmidt.

= 3. Septemb. Der Brief aus Cadix, Drama in 3 A. v. Kotzebue.

= 23. Jenny, Dr. in 4 A. a. d. F. v. Kurländer.

Zuſammen 27 neue Vorſtellungen, worunter 18 deutſche Schauſpiele, und zwar 11 größere, und 7 kleinere, 5 Opern, und zwar 3 größere, 2 kleinere, und 4 Ballete, 1 großer und 3 kleine ſich befinden.

Neue Vorſtellungen auf dem k. k. priv. Theater an der Wien.

Den 1. October 1810. Columbus, Schauſp. in 6 Aufz. v. Klingemann.

⸗ 9. Pachter Fettlümmel, Poſſe in 5 A. v. Kotzebue.

⸗ 19. Die rothe und weiße Roſe, Op. in 3 A. a. d. F. v. Caſtelli. Muſik von Seyfried.

⸗ 3. Novemb. Margaretha von Anjou, Dr. in 3 A. a. d. F.

⸗ 28. Richard Löwenherz, Op. in 3 A. mit Ball. von den Brüdern Seyfried.

⸗ 18. Dec. Don Sylvio von Roſalvo, Op. in 2 A. v. Caché.

⸗ 27. Das unterbrochene Concert, L. in 5 A. v. Voß.

⸗ 5. Jänner 1811. Friedrich von Minsky, Mel. in 3 A. mit Muſik v. Seyfried.

⸗ 24. Die junge Zigeunerinn, Sch. in 4 A. v. Kotzebue.

⸗ 14. Febr. Pumpernickels Hochzeitstag, Quodlib. in 3 A. v. Stegmayer.

Den 2. Apr. Aſchenbrödel, Op. in 3 A. a. d. F. mit Muſik v. Iſouard.
⸗ 8. May. Theaternachrichten, L. in 1 A.
⸗ 28. Samſon, Ball. in 5 A. v. Hrn. Titus.
⸗ 15. Juny. Der Zauberring, Pant. in 2 A. v. Angiolini.
⸗ 25. Der Verſtorbene, Sch. in 3 A. a. d. F.
⸗ 2. July. Die lächerlichen Projectanten, L. in 5 A. v. Richter.
⸗ 6. Die Pantoffeln, Op. in 3 A. v. Stegmayer. Muſik v. Bierey.
⸗ 24. Der König und ſein Stubenheitzer, Sch. in 1 A. v. Vogel.
⸗ 5. Aug. Lilla, Op. in 2 A.
⸗ 10. Julius Cäſar, Tr. in 5 A. v. Shakeſpear.
⸗ 9. Sept. Die Quäcker, Sch. in 1 A. v. Kotzeb.
⸗ 9. Feodora, Singſp. in 1 Aufz. v. Kotzebue. Muſik von Seyfried.
⸗ 14. Miranda, Op. in 3 A. v. Kanne.

Zuſammen 23 Vorſtellungen, worunter 9 Opern, 12 Stücke, 1 Ballet, und eine Pantomime ſich befinden.

Neue Vorſtellungen im k. k. priv. Theater in der Leopoldſtadt.

Den 15. October 1810. Die Frau Everl vom Alſterbach, L. in 3 A. v. Carl Schikaneder.
„ 2. Nov. Die Zauberflöte, Op. in 2 A. v. Mozart.
„ 12. Die Sennerinn im Schweizerthal, Sch. in 5. A. v. A. Leon.
„ 29. Der Damenliebling, L. in 1 A. v. Kaufmann. — Die lebendigen Mehlſäcke, Pant. v. Hampel.
„ 1. Dec. Waldraf der Wandler, Sch. in 4 A. v. Schuſter.
„ 7. Waldraf der Wandler, 2. Theil.
„ 14. Vaterſtand, L. in 4 A. v. Ziegler.
„ 21. Der Fleiſchhauer von Ödenburg, Poſſe in 3 A.
„ 29. Der Spiegel von Arkadien, Op. in 3 A. v. Schikaneder. Muſik v. Süßmeyer.
„ 29. Jän. Irrthum auf allen Ecken, L. in 3 A.
„ 1. Febr. Der Derwiſch, Op. in 3 A. v. Schikaneder.

Den 9. Brudertreue, Sch. in 4 A. v. Koch.
= 16. Der Zauberſpiegel, Burleske in 3 A.
= 2. März. Johann Fauſt, Sch. in 4 A. v. Kringſteiner.
= 9. Der Vetter aus Salzburg, L. in 3 A. v. Meisl.
= 16. Eheſcheidung aus Mißverſtändniß, L. in 1 A. — Simon Plattkopf, Op. in 1 A. v. Coſtenoble. Muſik v. Müller.
= 30. Krakus, Fürſt von Krakau, Schauſp. in 4 A. v. Hirſchfeld.
= 3. Apr. Der Winkelſchreiber, Singſp. in 3 A. v. Huber. Muſik v. Schuſter.
= 16. Tankmar von Sachſen, Sch. in 3 A. v. Perinet.
= 20. Der Tyrolerwaſtel, Op. in 3 A. v. Schikaneder. Muſik v. Haibel.
= 27. Die bürgerlichen Brüder, L. in 5 A. v. Schikaneder.
= 4. May. Der Beruf, L. in 1 A. v. Hell. — Die Ausforderung, Op. v. Carl Schikaneder.
= 8. Der Dorfbarbier, Op. in 1 Aufz. Muſik v. Schink.
= 10. Der alte Herr auf Reiſen, Poſſe in 3 A.

Den 18. Die deutſchen Kleinſtädter. L. in 3 A. v. Kotzebue.

= 22. Die Wunderlampe, Oper in 4 Aufz. v. Gleich. Muſik von Müller.

= 1. Jun. Rochus Pumpernickel, Quodlibet in 3 A. v. Stegmayer.

= 8. Der Gallatag in Krähwinkel, L. in 3 A. v. Kotzebue.

= 15. Der Talisman im Magnetgebirge, Op. in 3 A. v. Carl Schikaneder. Muſik v. Nanke.

= 28. Marno der Schreckensvolle, Sch. in 3 A. v. Gleich.

= 5. July. Der unruhige Abend, L. in 1 A. v. Meisl. — Der Perrückenmacher, Oper in 1 Aufz.

= 13. Die Zuſammenkunft beym Narrendatel, L. in 3 A. v. Perinet.

= 20. Das unterbrochene Opferfeſt, Op. in 2 A. v. Winter.

= 27. Die beyden Grenadiere, L. in 3 A. a. d. F.

= 3. Aug. Adelheid, Königinn von Italien, Sch. in 3 A. v. Gleich.

= 17. Waldemar der Siegreiche, Sch. in 5 A. v. Rambach.

Den 24. Das Spinnerkreuz am Wienerberge, Mährchen mit Geſang in 3 A.

" 31. Eliſene, Herzoginn von Siebenbürgen, Sch. in 4 A. v. Weiner.

" 5. Sept. Der Gürtel der Beſcheidenheit, Mährchen mit Geſang in 3 A. v. Meisl.

" 14. Arlequins 32 Zaubereyen, Pant. in 3 A. v. Kees.

" 21. Die Brüder von Stauffenberg, Op. in 3 A. v. Gleich.

Zuſammen 45 Vorſtellungen.

Kurze Zuſammenziehung und Überſicht.

In Allem wurden auf den verſchiedenen Schaubühnen von Wien, vom 1. October 1810, bis 1. October 1811, — 98 neue Vorſtellungen gegeben.

Debüts und Gaſtrollen 145.

Auflöſung
der
Charaden, Logogryphen und Räthſel.

I. Beinhaus.

II. Schmach. (Mach. — Schach. — Ach.)

III. Armſtuhl.

IV. Erdäpfel.

V. Haus. Daus. Laus. Maus. Aus.

VI. Die Zeit.

Inhalt.

I. Fabeln. Seite.

Der junge Löwe. 3
Der Pfeil und der Adler. 6
Der alte Violon. 7
Die beyden Pferde. 8

II. Erzählungen.

Recipe für Weiber. 11
Zanubio und Leana, eine italiäniſche Novelle. 17

III. Lyriſche Gedichte.

Das Leben. 33
An den Irrthum. 34

IV. Geſpräch.

Der Jüngling und das Echo. 39

V. Ballade.

Thekla. 45
VI. Aphorismen. 49

VII. Mährchen.

Der kranke König, oder das Hemd des Glücklichen. 57

VIII. Kleine proſaiſche Miszellen.

Karte von dem Reiche des Hymen 65
Rangordnung moderner Schriftſteller. 68
Die Schulfreunde. 70
Ökonomiſche Art zu reiſen. 72

IX. Allegorien. Seite.

Amors Waffen. 75
Amors Tod. 78

X. Lieder mit angehängter Muſik.

Das Glück des menſchlichen Lebens — (mit Muſik von J. R. v. Seyfried). 81
Das Lebewohl — (mit Muſik von J. A. Kanne). 83
Die Zölle auf der Lebensreiſe (mit Muſik von J. F. Moſel). 85
XI. Eine Abhandlung über die Mechanik älterer und neuerer Zeiten. 87

XII. Epigrammen.

Freundſchaft. 95
Nächſtenliebe. —
Auf einen gelbſüchtigen Geitzigen —
Urſache der Unbeſtändigkeit der Männer. 96
Herr Schlug. —
Wohlthun. —
Grabſchrift eines Tambours. 97
Die Weiber von ehedem und die Weiber von heute. —
Preisfrage. 96
Der Glückliche Unglückliche. —
An einen Tadler. —
Fortuna's Freygebigkeit. 97
Jupiter und Alkmene. —
Auf einen ſchlechten Luſtſpieldichter. —
Mitgefühl. 98
Grabſchrift auf einen kleinen Dieb. —
Des Dichters Klage. —
Die Antwort liegt in der Frage. 99

Seite.
Schutz vor dem ſtürmenden Schickſal. . 99
Redensart. . . . . . . —
Gütergemeinſchaft. 100

XIII. Anekdoten.

Der Frühling. 103
Der letzte Wucher. 104
Naive Antwort einer Frau. . . . 105
Wunſch eines Säufers. 106
Das Bild im Fluſſe. . . . . . —

XIV. Eine theatraliſche Situation.

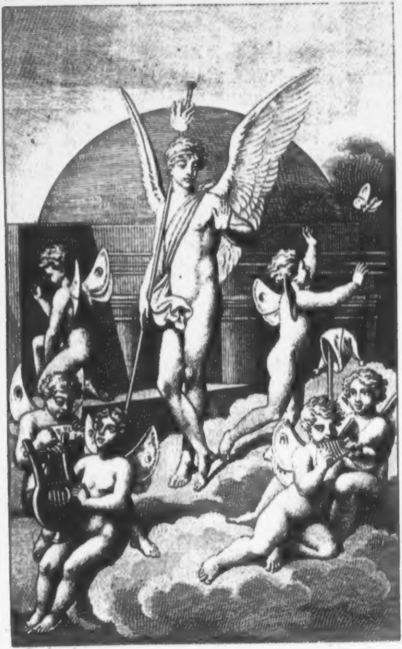
Die beyden Engländer. 109

XV. Amoretten.

Rickchens Ausſteuer. 121
Liſchens Kuß. 123
Die Jahreszeiten. 125
Die Wahl. 127
Die Denkmahle der Liebe. . . . 130
XVI. Ein Luſtſpiel in einem Act, betitelt: Sie liebt ihn nicht, weil ſie ihn liebt. 133
XVII. Charaden, Logogryphen und Räthſel. 177

XVIII. Theatraliſche Memorabilien.
Neue Vorſtellungen vom 1ten October 1810 bis 1ten October 1811.

auf den k. k. Hoftheatern. . . 187
auf dem k. k. priv. Theater an der Wien. 190
auf dem k. k. priv. Theater in der Leopoldſtadt. 192



Leuler del.

Selam.

EIN ALMANACH
für
Freunde des Mannigfaltigen
auf das Jahr
1813.

Von I.F. Caſtelli.

Wien.
Gedruckt und im Verlage
bey Anton Strauſs.

a 27:385
2.Ex.

WIENER [illegible]BLIOTHEK

JN 227.184

Sammlung
FRITZ BRUKNER
[illegible]

Ihrer Durchlaucht

der Frau

Fürſtinn von Lobkowitz

Herzoginn von Raudnitz, gebornen Fürſtinn
von Schwarzenberg

in tiefſter Ehrfurcht

gewidmet

von dem Herausgeber.

Erhabne Frau! die Gutes ſtets verbreitend,
Von ihren Höhen liebend niederſchaut,
Und die im ſchönen Bunde, dem ſie leitend,
Ein ewig Denkmahl in den Herzen baut,
Mit jedem Schritte neuen Segen ſtreuet,
Dir ſey in Ehrfurcht dieſer Strauß geweihet.

Du wirſt darin verſchied'ne Blumen finden,
Die unſ're heimathliche Flur gebar;
Um einen Strauß für Dich daraus zu winden,
Both jeder Gärtner ſeine ſchönſten dar;
Ich ſtrebte nach dem angenehmen Ziele,
Zu mengen ſie im Farben-Wechſelſpiele.

Noch beugen ſie die Kelche ſchüchtern nieder,
Im Schatten ſtanden ſie im engen Thal;
Doch ſchnell erheben ſie ſich glühend wieder,
Erwärmt ſie Deines Blickes Sonnenſtrahl;
Und trägſt Du gar den Strauß an Deinem Buſen,
So ſchenken gern die Weihe ihm die Muſen.

J. F. Caſtelli.

Ein paar Worte als Vorrede.

Der Beyfall, womit das nachſichtsvolle Publicum den erſten Jahrgang dieſes Almanachs aufnahm, beſtimmte mich die Fortſetzung desſelben auch in dieſem Jahre erſcheinen zu laſſen. — Um ihn ſeiner eigentlichen Tendenz: Mannigfaltigkeit noch näher zu bringen, wandte ich mich an mehrere der vorzüglichern Dichter Wiens, und erſuchte ſie mich mit Beyträgen zu beehren. Sie kamen meiner Bitte mit einer Bereitwilligkeit entgegen, für die ich ihnen hiermit öffentlich danke, und ſetzten mich in den Stand, den Freunden des Mannigfaltigen literariſche Producte aller Gattung in ein und zwanzig verſchiedenen Rubriken zu übergeben. Der thätige und das Gute ſelbſt mit Aufopferung befördernde Verleger ſcheute keine Koſten, um dieſen Almanach mit einem glänzenden Äußern auszuſtatten, und auf dieſe Weiſe hoffe ich, daß es uns gelingen werde, dem Publicum ein willkommenes Neujahrsgeſchenk zu liefern.

J. F. Caſtelli.

Genealogiſches
Verzeichniß
des
Erzhauſes Öſterreich.

Franz der Erſte, erblicher Kaiſer von Öſterreich, König von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Öſterreich ꝛc. Geboren den 12. Febr. 1768, wird 45 Jahr. Trat nach dem Tode ſeines Herrn Vaters, Kaiſers Leopold des Zweyten, die Regierung aller öſterreichiſchen Erblande an, den 1. März 1792; erklärte ſich zum Erbkaiſer am 11. Auguſt 1804. Reſidirt zu Wien. Zum dritten Mahle vermählt den 6. Jän. 1808, mit Prinzeſſinn Maria Ludovika (Beatrix Ant. Joſ. Joh. von Eſte), Tochter weil. Sr. königl. Hoheit des Erzherzogs Ferdinand (vormahl. Gouverneurs und General-Capitäns der öſterr. Lombardie), geboren den 13. Decemb. 1787, wird 26 Jahr.

Kinder.

Ferdinand, kaiſerlicher Kronprinz, Ritter des goldenen Vließes, Inhaber eines Infanterie-Regiments, geboren den 19. April 1793, wird 20 Jahr.

Franz Carl Joſeph, Inhaber eines Infanterie-Regiments, geboren den 7. December 1802, wird 11 J.

Maria Ludovika, vermählt mit Napoleon dem I. Kaiſer von Frankreich, König von Italien ꝛc. geboren den 12. December 1791, wird 22 Jahr.

Leopoldine Caroline Joſephe, geboren den 22. Januar 1797, wird 16 Jahr.

Marie Clementine, geboren den 1. März 1798, wird 15 Jahr.

Caroline Ferdinande Thereſe, geboren den 8. April 1801, wird 12 Jahr.

Marie Anne Franziske Thereſe, geboren den 8. Juny 1804, wird 9 Jahr.

Geſchwiſter Sr. Maj. des Kaiſers.

1. **Marie Thereſie**, geboren den 14. Jän. 1767, wird 46 Jahr. Vermählt mit Prinz **Anton** von Sachſen. Reſidirt in Dresden.
2. **Ferdinand Joſeph**, Großherzog zu Würzburg, Ritter des goldenen Vließes, und Großkreuz des Stephans-Ordens, geboren den 6. May 1769, wird 44 Jahr.
3. **Carl Ludwig**, Ritter des goldenen Vließes und Großkreuz des milit. Marie-Thereſien-Ordens, K. G. F. M. Gouverneur und General-Capitän im Königreich Böhmen. Inhaber eines Infanterie- und eines Uhlanen-Regiments, geboren den 5. September 1771, wird 42 Jahr.
4. **Joſeph Anton**, Ritter des goldenen Vließes und des Stephansordens Großkreuz, Palatinus des Königreichs Ungarn, k. k. Feldmarſchall. Inhaber zweyer Huſaren-Regimenter; geboren den 9. März 1776, wird 37 Jahr.
5. **Anton**, Großmeiſter des Hoch- und Deutſchmeiſterthums. Inhaber eines Infanterie-Regiments, geboren den 31. Auguſt 1779, wird 34 Jahr.
6. **Johann Baptiſt**, Ritter des goldenen Vließes und Großkreuz des militäriſchen Marie-Thereſien-Ordens, k. k. General der Cavallerie, General-Genie-Director und Inhaber eines Dragoner-Regiments, geboren den 20. Januar 1782, wird 31 Jahr.
7. **Rainer Joſeph**, Ritter des goldenen Vließes und Inhaber eines Infanterie-Regiments, geboren den 30. September 1783, wird 30 Jahr.
8. **Ludwig Joſeph**, Ritter des goldenen Vließes, k. k. Feldmarſchall-Lieutenant, General-Gränz-Director und Inhaber eines Infanterie-Regiments, geboren den 14. Decemb. 1784, wird 29 Jahr.
9. **Rudolph Johann Joſeph Rainerus**, Coadjutor des Erzbisthum Olmütz, geboren den 8. Januar 1788, wird 25 Jahr.

Zeit- und Feſtrechnung
für das Gemeinjahr 1813.

Das Jahr 1813 nach Chriſti Geburt iſt:

Das 6526. Jahr der iulianiſchen Periode.
— 2589. — der Olympiaden, oder
— 13. — der 647ten Olympiade, die im Julius anfängt.
— 1566. — nach Erbauung der Stadt Rom.
— 2562. nabonaſſariſche Jahr, welches im Junius anfängt.
— 5574. Jahr der Juden, welches den 25. September anfängt.
— 1228. — der Türken, welches im Aprill anfängt.
— 7321. — der neuern Griechen, wie auch ehemahls der Ruſſen.
— 21. — der Regierung Kaiſer Franz I.

Feſtrechnung.

Goldene Zahl	9
Epacten	XXVIII
Sonnenzirkel	2
Römer Zinszahl	1
Sonntagsbuchſtabe	C

Zwiſchen Weihnachten und Aſchermittwoch ſind 9 Wochen 4 Tag.

Bewegliche Feſte.

Der Sonntag Septuageſima den	14. Februar.
Aſchermittwoch	3. März.
Oſterſonntag	18. April.
Rogationstage	24. 25. 26. May.
Himmelfahrt Chriſti	27. May.
Pfingſtſonntag	6. Juny.
H. Dreyfaltigkeitsſonntag	13. Juny.
Chriſti Frohnleichnamsfeſt	17. Juny.
Erſter Adventſonntag	28. November.

Quatember.

März	den 10. 12. und 13.
Juny	9. 11. und 12.
September	15. 17. und 18.
December	15. 17. und 18.

Vier Jahrszeiten.

Der Frühling nimmt ſeinen Anfang den 21. März um 0 Uhr 48 Minuten Früh.

Der Sommer fängt an den 21. Juny um 10 Uhr 34 Minuten Abends.

Der Herbſt geht ein den 23. September um 0 Uhr 12 Minuten Abends.

Der Winter beginnt den 22. December um 5 Uhr 11 Minuten Früh.

Sonn- und Mondfinſterniſſe.

In dieſem Jahre begeben ſich vier Finſterniſſe, zwey an der Sonne, und zwey am Monde, wovon hier die eine Sonnenfinſterniß völlig, und die eine Mondfinſterniß zum Theile ſichtbar ſeyn wird.

Die erſte iſt eine Sonnenfinſterniß, den 1. Februar Morgens, welche im größten Theile von Europa, im nordöſtlichen Afrika, und im weſtlichen Aſien ihrer ganzen Dauer nach ſichtbar ſeyn wird. Anfang zu Wien um 8 Uhr 7 Min. Morg. Mitte um 9 Uhr 20 Min. Ende 10 Uhr 39 Min. Größe der Verfinſterung 7 Zoll 19 M. am ſüdlichen Sonnenrande.

Die zweyte iſt eine hier unſichtbare partiale Mondfinſterniß den 15. Febr. Morgens in ganz Amerika, und auf dem ſtillen Meere ſichtbar.

Die dritte iſt eine Sonnenfinſterniß den 27. July Ab., vornehmlich in Südamerika, und im ſüdlichen Theile des atlantiſchen Oceans ſichtbar, wo ſie in einigen Gegenden central und total erſcheinen wird.

Die vierte iſt eine hier großentheils ſichtbare, partiale Mondfinſterniß den 12. Aug. Morg., ſie iſt in ganz Amerika, faſt in ganz Afrika, und im weſtlichen Theile von Europa in ihrer ganzen Dauer ſichtbar. Anfang zu Wien um 2 U. 47 Min. Morg. Mitte um 3 U. 56 M. Der Mond geht unter um 4 U. 50 M. Das Ende erfolgt unterm Horizont um 5 Uhr 5 M. Größe der Verfinſterung 4 Zoll 31 Min. nördlich.

Die Sonne nebſt den Planeten.

♅ Uranus.		♁ Erde.
♄ Saturnus.	☉ Sonne.	♀ Venus.
♃ Jupiter.		☿ Mercurius.
♂ Mars.		⚳ Ceres.

Zeichen des Thierkreiſes.

Nördliche:	Südliche:
♈ Widder.	♎ Wage.
♉ Stier.	♏ Scorpion.
♊ Zwillinge.	♐ Schütz.
♋ Krebs.	♑ Steinbock.
♌ Löwe.	♒ Waſſermann.
♍ Jungfrau.	♓ Fiſche.

Mondesviertel.

● Neumond.	○ Vollmond.
☽ Erſtes Viertel.	☾ Letztes Viertel.

Januar, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♒ den 20.
um 9 Uhr 12 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag.	Kathol. Kalender.	Protest. Kalender.	Mondsviertel.
Freytag	1	Neujahr	Neujahr	
Samſtag	2	Makar.	Abel, Seth	○
Sonntag	3	S Genovefa	S Enoch	Neum.
Montag	4	Titus B.	Iſabelle	d. 2. um
Dinſtag	5	Teleſph.	Simeon	6 Uhr 26
Mittwoch	6	H. 3 Könige	Erſch. Chr.	Minut.
Donner.	7	Valentin	Raim.	Abends.
Freytag	8	Severin.	Erhard	
Samſtag	9	Marcellin	Marcell.	☽
Sonntag	10	E1 Paul E.	E1 Paul E.	Er. Vrtl.
Montag	11	Hyginus	Mathilde	d. 9. um
Dinſtag	12	Erneſt.	Reinh.	11 Uhr 33
Mittwoch	13	Hilarius	Hilarius	Minut.
Donner.	14	Felix Pr.	Felix	Abends.
Freytag	15	Maurus	Maurus	
Samſtag	16	Marcell. P.	Marcell.	●
Sonntag	17	E2 N. J. F.	E2 Ant.	Vollm.
Montag	18	Priska J.	Priska	d. 16. um
Dinſtag	19	Canutus	Sara	7 Uhr 13
Mittwoch	20	Fab. u. Seb.	Fab. u. Seb.	Minut.
Donner.	21	Agnes J.	Agnes	Abends.
Freytag	22	Vincenz	Vincent.	
Samſtag	23	Verm. Mar.	Emerent.	☾
Sonntag	24	E3 Timoth.	E3 Timoth.	L. Vrtl.
Montag	25	Paul Bek.	Paul Bek.	d. 24. um
Dinſtag	26	Polykarp	Polykarp.	1 Uhr 40
Mittwoch	27	Joh. Chryſ.	Chryſoſt.	Minut.
Donner.	28	Carol. M.	Carol.	Abends.
Freytag	29	Franz S.	Valerius	
Samſtag	30	Martina	Adelgunde	
Sonntag	31	E4 Petr. N.	E4 Virgil	

Tageslänge: den 1. 8 Stund. 12 Min., den 16. 8 St. 40 M., den 24. 9 St. 4 M.

Februar, hat 28 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der ♓ den 19.
um 0 Uhr 28 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag.	Kathol. Kalender.	Preteſt. Kalender.	Monds-viertel.
Montag	1	Ignaz M.	Brigitta	
Dinſtag	2	Mar. L.	Mar. R.	○
Mittwoch	3	Blaſius	Blaſius	Neum.
Donner.	4	Veronika	Veronika	d. 1. um
Freytag	5	Agatha	Agatha	9 Uhr 41
Samſtag	6	Dorothea	Dorothea	Minut.
Sonntag	7	𝔈 5Rom.	𝔈 Richard	Früh.
Montag	8	Joh. v. M.	Salomon	
Dinſtag	9	Apollon.	Apollon.	☽
Mittwoch	10	Scholaſtica	Gabriel	Er. Vrtl.
Donner.	11	Euphroſ.	Euphroſina	d. 8. um
Freytag	12	Eulalia	Eulalia	7 Uhr 7
Samſtag	13	Kath. Ricc.	Fulcram	Minut.
Sonntag	14	𝔈 Sept.	𝔈 Valentin	Früh.
Montag	15	Fauſt. J.	Fauſtin	
Dinſtag	16	Juliana	Julian.	🌕
Mittwoch	17	Julianus	Conſtant.	Vollm.
Donner.	18	Flavianus	Suſanna	d. 15. um
Freytag	19	Sabinus	Sabin.	0 Uhr 48
Samſtag	20	Eleuther	Eucharius	Minut.
Sonntag	21	𝔈 Sexag.	𝔈 Eleonora	Früh.
Montag	22	Petr. St.	Petr. St.	
Dinſtag	23	Romana	Reinh.	☾
Mittwoch	24	Math. Ap.	Math. Ap.	L. Vrtl.
Donner.	25	Walburga	Victor	d. 23. um
Freytag	26	Alexander	Gotthilf	10 Uhr 49
Samſtag	27	Leander	Leander	Minut.
Sonntag	28	𝔈 Quinq.	𝔈 Romanus	Früh.

Tageslänge: den 1. 9 Stund. 20 Min., den 8. 9 Stund. 43 Min., den 16. 10 Stund. 12 Minuten, den 24. 10 Stund. 38 Minuten.

März, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♈ den 21. um 0 Uhr 48 Minuten Früh.

Wochentage.	M. T.	Kathol. Kalender.	Proteſt. Kalender.	Mondsviertel.
Montag	1	Albinus	Albin.	
Dinſtag	2	Faſtnacht	Simplicius	
Mittwoch	3	Aſchermitt.	Kunegunde	○
Donner.	4	Kaſimir	Adrian	Neum.
Freytag	5	Friedr.	Friederich	d. 2. um
Samſtag	6	Fridolin	Fridolin	10Uhr37
Sonntag	7	C1 Invoc.	C1Felicitas	Minut.
Montag	8	Joh. v. G.	Philem.	Abends.
Dinſtag	9	Franziska	Gotthold	
Mittwoch	10	Quat. †	Alexand.	☽
Donner.	11	Heraclius	Roſine	Er.Vrtl.
Freytag	12	Gregor †	Gregor	d. 9. um
Samſtag	13	Roſina †	Erneſt	2 Uhr 49
Sonntag	14	C2 Rem.	C2Zachar.	Minut.
Montag	15	Longinus	Chriſt.	Abends.
Dinſtag	16	Heribert	Henriette	
Mittwoch	17	Gertrud	Gertrud	●
Donner.	18	Eduard	Anſelm	Vollm.
Freytag	19	Joſeph	Joſeph	d. 17.um
Samſtag	20	Archipus	Hubert	1 Uhr 53
Sonntag	21	C3 Oculi	C3 Benedict	Minut.
Montag	22	Octavian	Caſimir.	Früh.
Dinſtag	23	Victor.	Eberhart	
Mittwoch	24	Gabriel	Gabriel	☾
Donner.	25	Mar. Verk.	Mar.Verk.	L. Vrtl.
Freytag	26	Theodoſ.	Emanuel	d. 25.um
Samſtag	27	Rupertus	Rupert.	5 Uhr 53
Sonntag	28	C4 Lätar.	C4Malchus	Minut.
Montag	29	Cyrillus	Euſtach.	Früh.
Dinſtag	30	Quirinus	Guido	
Mittwoch	31	Amos Pr.	Traug.	

Tageslänge: den 1. 10 Stund. 52 Min., den 10. 11 St. 24 M., den 20. 12 St. 0 M.

Aprill, hat 30 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♉ den 20. um 1 Uhr 31 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag	Kathol. Kalender.	Proteſt. Kalender.	Mondsviertel.
Donner.	1	Hugo B.	Florent.	○
Freytag	2	Franz d. P.	Theodoſ.	Neum.
Samſtag	3	Richard	Roſamunde	d. 1. um
Sonntag	4	C5 Jud	C5 Ambroſ.	9 Uhr 1
Montag	5	Vincent.	Maxim.	Minut.
Dinſtag	6	Cöleſtin	Irenäus	Früh.
Mittwoch	7	Herman	Egeſippus	☽
Donner.	8	Dionyſ.	Apollon	Er. Vrtl.
Freytag	9	Schm. Mar.	Demetrius	d. 7. um
Samſtag	10	Ezechiel	Daniel	11 Uhr 34
Sonntag	11	C6 Palmſ.	C6 Jul.	Minut.
Montag	12	Julius	Euſtorg.	Abends.
Dinſtag	13	Hermeneg.	Amande	●
Mittwoch	14	Tiburtius	Tiburtius	Vollm.
Donner.	15	Gründonn.	Gründonn.	d. 15. um
Freytag	16	Charfreyt.	Charfreyt.	6 Uhr 24
Samſtag	17	Charſamſt.	Rudolph	Minut.
Sonntag	18	C H. Oſterſ.	C Oſterſ.	Abends.
Montag	19	Oſtermont.	Oſtermont.	☾
Dinſtag	20	Agnes P.	Sulpit.	2. Vrtl.
Mittwoch	21	Anſelm	Liebr.	d. 23. um
Donner.	22	Sot. u. C.	Guſtavine	9 Uhr 31
Freytag	23	Adalbert	Georg	Minut.
Samſtag	24	Georg	Albert	Abends.
Sonntag	25	C1 Quaſ.	C1 Marcus	○
Montag	26	Cletus	Cletus	Neum.
Dinſtag	27	Peregrin.	Anaſtaſia	d. 30. um
Mittwoch	28	Vitalis	Vitalis	5 Uhr 20
Donner.	29	Petr. M.	Sibylle	Minut.
Freytag	30	Kathar. S.	Eutropius	Abends.

Tageslänge: den 1. 12 Stund. 38 Min., den 8. 13 Stund. 3 Min., den 16. 13 Stund. 30 Minuten, den 24. 14 Stund. 0 Min.

May, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der ♊ den 21. um 1 Uhr 56 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag.	Kathol. Kalender.	Proteſt. Kalender.	Mondsviertel.
Samſtag	1	Phil.u.Jac.	Phil.u.Jac.	
Sonntag	2	C2 Miſer.	C2 Sigism.	
Montag	3	†Erfindung	† Erfind.	☽
Dinſtag	4	Florian	Florian	Er. Vrtl.
Mittwoch	5	Gotthard	Gotth.	d. 7. um
Donner.	6	Joh. v. P.	Dieterich	10 Uhr 0
Freytag	7	Stanisl.	Gottfried	Minut.
Samſtag	8	Mich. Erſch.	Stanisl.	Früh.
Sonntag	9	C3 Jubil.	C3 Hiob	
Montag	10	Antonin.	Victor.	◉
Dinſtag	11	Mamert.	Adolph	Vollm.
Mittwoch	12	Pankratius	Pankratius	d.15. um
Donner.	13	Petr. Reg.	Servatius	10Uhr30
Freytag	14	Bonifaz.	Chriſtian	Minut.
Samſtag	15	Sophie	Sophie	Früh.
Sonntag	16	C4 Cant.	C4 Peregrin	
Montag	17	Ubaldus	Eibert.	☾
Dinſtag	18	Venant.	Liborius	L. Vrtl.
Mittwoch	19	Ivo	Potent.	d. 23.um
Donner.	20	Bernard	Athanaſ.	9 Uhr 14
Freytag	21	Felix C.	Prudens	Minut.
Samſtag	22	Julia	Helene	Früh.
Sonntag	23	C5 Rog.	C5 Deſider.	
Montag	24	Johanna	Eſther	○
Dinſtag	25	Urban	Urban	Neum.
Mittwoch	26	Phil. N.	Beda	d.30. um
Donner.	27	Chr. Him.	Lucian	0 Uhr 27
Freytag	28	Wilhelm.	Wilhelm	Minut.
Samſtag	29	Maximin.	Chriſtiane	Früh.
Sonntag	30	C6 Exaud.	C6 Wigand	
Montag	31	Petron.	Petron.	

Tageslänge: den 1. 14 Stund. 24 Min, den 10. 14 St. 47 M., den 20. 15 St. 12 M.

Juny, hat 30 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♋ den 22.
um 10 Uhr 34 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag.	Kathol. Kalender.	Proteſt. Kalender.	Mondsviertel.
Dinſtag	1	Juvent.	Nicom.	
Mittwoch	2	Erasm.	Erasm.	☽
Donner.	3	Clotild.	Clotild.	Er. Vrtl.
Freytag	4	Quirinus	Carpat.	d. 6. um
Samſtag	5	Bonifaz.†	Bonifaz.	0 Uhr 1
Sonntag	6	C Pfingſtf.	C Pfingſtf.	Minut.
Montag	7	Pfingſtmon.	Pfingſtm.	Früh.
Dinſtag	8	Medard.	Medard.	
Mittwoch	9	Quat. †	Primus	●
Donner.	10	Margareth	Onuphr.	Vollm.
Freytag	11	Barnabas†	Barnabas	d. 14. um
Samſtag	12	Joh. Fac.†	Baſilides	1 Uhr 38
Sonntag	13	C 1 H. Dreif.	C Trinit.	Minut.
Montag	14	Baſilius	Anton.	Früh.
Dinſtag	15	Vitus	Veit	
Mittwoch	16	Franz X.	Juſtin.	☾
Donner.	17	Frohnl.	Volkmar	L. Vrtl.
Freytag	18	Leontius	Arnolph	d. 21. um
Samſtag	19	Juliana J.	Gervas	5 Uhr 22
Sonntag	20	C 2 Silver.	C 1 Silver.	Minut.
Montag	21	Aloyſius	Alban.	Abends.
Dinſtag	22	Paulin	Achaz	
Mittwoch	23	Zeno	Baſil.	○
Donner.	24	Johann T.	Johann T.	Neum.
Freytag	25	Proſper	Eulogius	d. 28. um
Samſtag	26	Joh. u. Paul	Jeremias	7 Uhr 32
Sonntaz	27	C 3 Ladiſl.	C 2 Philipp.	Minut.
Montag	28	Iren. †	Leo Joſ.	Früh.
Dinſtag	29	Petr. P.	Petr. P.	
Mittwoch	30	Paul G.	Paul G.	

Tageslänge: den 1. 15 Stund. 34 Min., den 8. 15 Stund. 45 Min., den 16. 15 Stund. 52 Minuten, den 24. 15 Stund. 54 Min.

July, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♌ den 23. um 9 Uhr 25 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Kathol. Kalender.	Proteſt. Kalender.	Mondsviertel.
Donner.	1	Theodor.	Theobald	
Freytag	2	Mar. Heimſ.	Mar. Heimſ.	
Samſtag	3	Eulogius	Cornelius	☽
Sonntag	4	E4 Ulrikus	E Ullrich	Er. Vrtl.
Montag	5	Domitius	Charl.	d. 5. um
Dinſtag	6	Iſaias	Iſaias	0 Uhr 41
Mittwoch	7	Pulcher.	Willib.	Minut.
Donner.	8	Kilian	Kilian	Abends.
Freytag	9	Brictius	Gottlobine	
Samſtag	10	Amelberg	Jacobine	○
Sonntag	11	E5 Pius P.	E4 Pius	Vollm.
Montag	12	Heinrich.	Heinrich	d. 13. um
Dinſtag	13	Margaretha	Margaretha	3 Uhr 30
Mittwoch	14	Bonav.	Carol.	Minut.
Donner.	15	Apoſt. Th.	Apoſt. Th.	Abends.
Freytag	16	Scapul. F.	Ruth	
Samſtag	17	Alexius	Alexius	☾
Sonntag	18	E Arnold	E5 Mater	L. Vrtl.
Montag	19	Vinc. P.	Ruffin.	d. 20. um
Dinſtag	20	Margaretha	Elias	11 Uhr 4
Mittwoch	21	Daniel	Pauline	Minut.
Donner.	22	M. Magdal.	M. Magdal.	Abends.
Freytag	23	Liborius	Apollin.	
Samſtag	24	Chriſtina	Chriſtina	○
Sonntag	25	E7 Jacob	E6 Jacob	Neum.
Montag	26	Anna	Anna	d. 27. um
Dinſtag	27	Pantal.	Martha	3 Uhr 48
Mittwoch	28	Nazar.	Pantal.	Minut.
Donner.	29	Martha	Beatrix	Abends.
Freytag	30	Abdon	Abdon	
Samſtag	31	Ignaz Loj.	Erneſtine	

Tageslänge: den 1. 15 Stund. 50 Min., den 10. 15 Stund. 40 Min., den 20. 15 St. 20 Min.

Auguſt, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der ♍ den 23. um 3 Uhr 48 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag.	Kathol. Kalender.	Proteſt. Kalender.	Mondsviertel.
Sonntag	1	S. 8 Petr. K.	S. 7 Petr. K.	
Montag	2	Portiunc.	Guſtav.	
Dinſtag	3	Steph. Erf.	Auguſt	☽
Mittwoch	4	Domin.	Domin.	Er. Vrtl.
Donner.	5	Mar. Schn.	Oswald	d. 4. um
Freytag	6	Verkl. Chr.	Verkl. Chr.	5 Uhr 6
Samſtag	7	Gajetan	Ulrike	Minut.
Sonntag	8	S. 9 Cyriacus	S. 8 Cyriac.	Früh.
Montag	9	Roman.	Ericus	
Dinſtag	10	Laurent.	Laurent.	○
Mittwoch	11	Suſana	Herrm.	Vollm.
Donner.	12	Clara	Clara	d. 12. um
Freytag	13	Hypolit.	Hypolit.	4 Uhr 4
Samſtag	14	Euſeb.	Euſebius	Minut.
Sonntag	15	C 9 M. H.	C 9 M. H.	Früh.
Montag	16	Rochus	Iſaak	
Dinſtag	17	Liberat.	Auguſte	☾
Mittwoch	18	Helena	Agnes	L. Vrtl.
Donner.	19	Ludw. Tol.	Sebald	d. 19. um
Freytag	20	Bernhard	Bernhard	3 Uhr 51
Samſtag	21	Joh. Ch.	Hartwig	Minut.
Sonntag	22	C 11 Timoth.	C 10 Guſt.	Früh.
Montag	23	Phil. Ben.	Zach.	
Dinſtag	24	Bartholom.	Bartholom.	◯
Mittwoch	25	Ludw. K.	Ludw. K.	Neum.
Donner.	26	Samuel	Samuel	d. 26. um
Freytag	27	Joſ. Cal.	Gebhard	2 Uhr 12
Samſtag	28	Auguſtin	Auguſtin	Minut.
Sonntag	29	C 12 Schutz	C 11 Joh. E.	Früh.
Montag	30	Roſa	Rebeca	
Dinſtag	31	Raymund	Paulinus	

Tageslänge: den 1. 14 Stund. 54 Min., den 10. 14 St. 28 M., den 20. 13 St. 57 M.

September, hat 30 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der ♎ den 23.
um 0 Uhr 12 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag	Kathol. Kalender.	Protest. Kalender.	Mondsviertel.
Mittwoch	1	Ägidius	Ägidius	
Donner.	2	Steph. K.	Abſalon	☽
Freytag	3	Manſuet.	Manſuet.	Er. Vrtl.
Samſtag	4	Roſalia	Moſes	d. 2. um
Sonntag	5	E13 Laur.	E12 Herkul.	11 Uhr 5
Montag	6	Zacharias	Magnus	Minut.
Dinſtag	7	Regina	Regina	Abends.
Mittwoch	8	Mar. Geb.	Mar. Geb.	
Donner.	9	Corbinian	Gorgon.	◑
Freytag	10	Nicol. Tol.	Jodocus	Vollm.
Samſtag	11	Prot. Hyac.	Protus	d.10. um
Sonntag	12	E14 N. M.	E13 Syrus	3 Uhr 24
Montag	13	Mauril.	Amatus	Minut.
Dinſtag	14	† Erhöh.	† Erhöh.	Abends.
Mittwoch	15	Quat. †	Nicomedes	
Donner.	16	Ludmilla	Euphemie	☾
Freytag	17	Lambert †	Lambert	L. Vrtl.
Samſtag	18	Thom. V. †	Titius	d.17. um
Sonntag	19	E15 Januar	E1 Micleta	9 Uhr 14
Montag	20	Euſtach.	Fauſta	Minut.
Dinſtag	21	Matth. Ap.	Matth. Ap.	Früh.
Mittwoch	22	Mauritius	Moriz	
Donner.	23	Thekla	Thekla	○
Freytag	24	Gerard	Gerhard	Neum.
Samſtag	25	Cleophas	Cleophas	d.24. um
Sonntag	26	E16 Juſtina	E15 Cypr.	3 Uhr 16
Montag	27	Cosm. D.	Adolphin	Minut.
Dinſtag	28	Wenzesl.	Wenzesl.	Abends.
Mittwoch	29	Michael	Michael	
Donner.	30	Hieronym.	Hieronym.	

Tageslänge: den 1. 13 Stund. 14 Min., den 8. 12 Stund. 52 Min., den 16. 12 Stund. 26. Minut., den 24. 11 Stund. 58 Min.

October, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♏ den 23. um 8 Uhr 23 Minuten Abends.

Wochentage.	Tage	Kathol. Kalender.	Proteſt. Kalender.	Mondsviertel.
Freytag	1	Remigius	Remigius	
Samſtag	2	Leodegar	Johanne	
Sonntag	3	E17 Roſen	E1 Jairus	☽
Montag	4	Franc. Ser.	Franz	Er. Vrtl.
Dinſtag	5	Placidus	Placidus	d. 2. um
Mittwoch	6	Bruno	Friedr.	5 Uhr 51
Donner.	7	Juſtina	Amalie	Minut.
Freytag	8	Brigitta	Pelagius	Abends.
Samſtag	9	Dionyſius	Dionyſius	
Sonntag	10	E18 Fr. Bor.	E17 Gideon	○
Montag	11	Burkhart	Burkh.	Vollm.
Dinſtag	12	Maximilian	Maximilian	d. 10. um
Mittwoch	13	Coloman.	Franc.	1 Uhr 56
Donner.	14	Calliſtus	Calliſtus	Minut.
Freytag	15	Thereſia	Hedwig	Früh.
Samſtag	16	Gallus	Gallus	
Sonntag	17	E19 Kirchw.	E12 Floren.	☾
Montag	18	Lucas Ev.	Lukas	L. Vrtl.
Dinſtag	19	Ferdinand	Ferdinand	d. 16. um
Mittwoch	20	Felician	Wendel.	4 Uhr 40
Donner.	21	Urſula	Urſula	Minut.
Freytag	22	Cordula	Cordula	Abends.
Samſtag	23	Joh. Cap.	Severus	
Sonntag	24	E20 Raph.	E1 Salom.	●
Montag	25	Criſpin.	Wilhelm	Neum.
Dinſtag	26	Evariſt.	Evariſt.	d. 24. um
Mittwoch	27	Sabina	Sabina	7 Uhr 3
Donner.	28	Sim. u. Jud.	Sim. u. Jud.	Minut.
Freytag	29	Zenobius	Narciſſus	Früh.
Samſtag	30	German.	Hartmann	
Sonntag	31	E21 Wolfg.	E23 Wolfg.	

Tageslänge: den 1. 11 Stund. 30 Min., den 10. 10 St. 58 M., den 20. 10 St. 26. M.

November hat 30 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♐ den 22., um 4 Uhr 44 Minuten Abends.

Wochentage.		Kathol. Kalender.	Proteſt. Kalender.	Mondsviertel.
Montag	1	Aller Heil.	Hilar	
Dinſtag	2	All. Seel.	Gottlieb	☽
Mittwoch	3	Hubert	Emer.	Er. Vrtl.
Donner.	4	Karolus B.	Blandine	d. 1. um
Freytag	5	Emerich	Erdmann	11 Uhr 1
Samſtag	6	Leonhard	Leonhard	Minut.
Sonntag	7	C 22 Engel.	C 21 Adolph	Früh.
Montag	8	Gottfried	Sever.	
Dinſtag	9	Theodor	Theodor	🌕
Mittwoch	10	Andr. A.	Probus	Vollm.
Donner.	11	Martin B.	Martin	d. 8. um
Freytag	12	Martin P.	Jonas	11 Uhr 30
Samſtag	13	Stanisl. K.	Briccius	Minut.
Sonntag	14	C 23 Did.	C 22 Levin.	Früh.
Montag	15	Leopold	Leopold	
Dinſtag	16	Edmund	Ottmar.	☾
Mittwoch	17	Gregorius	Hugo	L. Vrtl.
Donner.	18	Eugen.	Otto	d. 15. um
Freytag	19	Eliſabeth	Eliſabeth	3 Uhr 2
Samſtag	20	Felix Val.	Amalie	Minut.
Sonntag	21	C [illegible] Mar. O.	C 23 Mar O.	Früh.
Montag	22	Cäcilia	Cäcilia	
Dinſtag	23	Clemens	Clemens	○
Mittwoch	24	Joh. v. K.	Emilie.	Neum.
Donner.	25	Katharina	Katharine	d. 23. um
Freytag	26	Conrad	Conrad	1 Uhr 4
Samſtag	27	Virgil	Liebmund	Minut.
Sonntag	28	C 1 Advent	C 1 Günth.	Früh.
Montag	29	Saturn.	Noah	
Dinſtag	30	Andreas A.	Andreas	

Tageslänge: den 1. 9 Stund. 44 Min., den 8 9 Stund. 24 Min., den 16. 9 Stund. 0 Minuten den 24. 8 Stund. 42 Min.

December, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♑ den 21.
um 5 Uhr 11 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag.	Kathol. Kalender.	Protest. Kalender.	Mondsviertel.
Mittwoch	1	Eligius †	Lengin.	
Donner.	2	Bibiana	Aurelie	☽
Freytag	3	Franz. X. †	Caſſian	Er.Vrtl.
Samſtag	4	Barbara	Barbara	d. 1. um
Sonntag	5	C 2 Advent	C Abigail	4 Uhr 10
Montag	6	Nicolaus	Nicol.	Minut.
Dinſtag	7	Ambroſ.	Agathon	Früh.
Mittwoch	8	M. Empf †	M. Empf.	○
Donner.	9	Leokadia	Joachim	Vollm.
Freytag	10	Judith †	Judith	d. 9. um
Samſtag	11	Damaſ.	Damaſ.	9 Uhr 32
Sonntag	12	C 3 Advent	C 3 Epim.	Minut.
Montag	13	Lucian Ob.	Lucia	Abends.
Dinſtag	14	Spiridion	Nicaſius	☾
Mittwoch	15	Quat. †	Ignaz	L. Vrtl.
Donner.	16	Adelheid	Ananias	d.14. um
Freytag	17	Lazarus †	Lazarus	4 U. 58
Samſtag	18	Grat. †	Wunibald	Minut.
Sonntag	19	C 4 Advent	C Abraham	Abends.
Montag	20	Amon	Amon.	○
Dinſtag	21	Thom. A.	Thomas	Neum.
Mittwoch	22	Zeno †	Beate	d. 22. um
Donner.	23	Victoria	Dagobert	8 Uhr 21
Freytag	24	Ad. u. Eva †	Ad. u. Eva	Minut.
Samſtag	25	H. Chriſttag	Chriſttag	Abends.
Sonntag	26	C Stephan	C Stephan	☽
Montag	27	Joh. Ev.	Joh. Ev.	Er.Vrtl.
Dinſtag	28	Unſch. K.	Unſch. K.	d 30. um
Mittwoch	29	Thom. C.	Jonas	5 Uhr 17
Donner.	30	David K.	David K.	Minut.
Freytag	31	Silveſter	Gottlob.	Abends.

Tageslänge: den 1. 8 Stund. 28 Min., den 10. 8 St. 12 M., den 24. 8 St. 6 Min.

Verzeichniß
einiger
berühmter Messen und Jahrmärkte.

Inländiſche.

Altſohl. 1. Sonntag nach Heil. 3 Kön. 2. Mathias. 3. Mar. Geb. 4. Eliſab.

Arad. 1. den 1. März. 2. Petr. Kettenf. 3. den 4. Nov.

Brünn. 1. Montag nach Aſcherm. 2. Montag nach Fronl. 3. Montag nach Mar. Geb. 4. Montag nach Mar. Empf.

Debreczin. 1. Ant. Einſied. 2. Georg. 3. Dionyſ.

Eperies. 1. **Carl.** 2. Heil. Dreyfalt. 3. Laurent. 4. Andreas.

Erlau. 1. Paul Einſiedel. 2. Pankrat. 3. den 7. Jun. 4. Ägid. 5. Michael.

Fünfkirchen. 1. Mar. Lichtm. 2. Pfingſt. 3. Steph. Kön. 4. Kathar.

Gran. 1. Mar. Lichtm. 2. Urban. 3. Mar. Magd. 4. Aller Heil.

Grätz. 1. Montag nach Oſtern. 2 16. Aug.

Hermannſtadt. 1. Mont. nach heil. 3 Kön. 2. Dinst. nach Inv. 3. Dinst. nach Palmſonnt. 4. † Erfindung. 5. † Erhöh.

Kaſchau. 1. Fab. Seb. 2. Fronl. 3. Maria Himmelf. 4. Eliſ.

Komorn. 1. Phil. und Jac. 2 Peter und Paul. 3. Franc. Ser. 4. Andr.

Kremnitz. 1. den 2. Aug. 2. Michael.

Kronſtadt. 1. Fronl. 2. Aller Heil.
Linz. 1. Mont. nach Oſtern. 2. 16. Aug.
Neuſohl. 1. Pauli Bek. 2. Andr.
Ödenburg. 1. Invoc. 2. Philipp und Jacob. 3. Margar. 4. Eliſab.
Ofen. 1. H. 3 Kön. 2. Adalb. 3. Marg. 4. Mich.
Peſt. 1. Joſ. 2. Medard. 3. Joh. Enth. 4. Leop.
Prag. 1. Mittfaſten. 2. Wenzeslaus.
Preßburg. 1. den 3. März. 2. Joh. der Täufer. 3. Michaeli. 4. Katharina.
Temeswar. 1. Remig. 2. Sonntag nach Michaeli.
Teſchen. 1. Oſterdinst. 2. den 1. Sept.
Troppau. 1. Mont. vor Lät. 2. den 1. Sept.
Tyrnau. 1. Vincent. 2. Invoc. 3. Georg. 4. Vit. 5. Jacob. 6. Sonntag nach Mar. Geb. 7. Sim. und Jud. 8. Nicol.
Waizen. 1. Matth. 2. Sonntag nach Palmt. 3. Mar. Heimſ. 4. Gallus. 5. 1. Woche nach Chriſttag.
Wien. 1. Mont. nach Jubil. 2. Mont. nach Allerh. In der Leopoldſtadt Margar.

Fahrende und reitende Poſten,

wie ſolche nach der neueſten Einrichtung hier in Wien abgehen und ankommen.

Die Aufgabe der Packete wird täglich von 10 Uhr früh bis 12, und von 3 bis 7 Uhr Abends, den Tag vor Abgang des Poſtwagens angenommen.

Diligence-Wagen gehen ab:

Alle Tage früh um 8 Uhr über Schwechat, Fiſchament, Haimburg nach Preßburg.

Sonntag. Alle Wochen über St. Pölten, Enns, Steyer, Linz, Pauſſau, Straubing nach Regensburg; Nürnberg, Bamberg, Bayreuth, Coburg, Erfurt, Braunſchweig, Hannover, Bremen, Hamburg; Würzburg, Caſſel, Münſter; Frankfurt, Mainz, Coblenz, Cöln, Geidern, Haag, Amſterdam, ꝛc.

— Alle 14 Tage über Wels, Lambach, Vöcklabrugg nach Salzburg, Innsbruck, Botzen, Trient, Roveredo nach Mantua und Italien.

Montag. Alle Wochen über Wiener-Neuſtadt, Prugg, Leoben, Judenburg, St. Veit, Klagenfurt, Villach, Brixen Botzen, Trient, Roveredo, Mantua und nach Italien dann von Prugg nach Grätz.

— Alle Wochen über Schwechat, Haimburg, Raab, Komorn nach Ofen; und alle 14 Tage über Thereſianopel, Peterwardein und Semlin.

— Alle 4 Wochen über Schwechat, Raab, Komorn, Ofen Szegedin nach Temeswar; dann über Müllenbach na Hermannſtadt.

Dinstag. Alle Woche über Laxenburg, Oedenburg, Günn Waradin, Agram nach Carlſtadt.

Dinstag. Alle Wochen über Enzersdorf, Stockerau, Znaim, Iglau, Czaslau, Collin nach Prag; und über Loboſitz nach ganz Sachſen und Berlin; auch über Pilſen, Eger in das ehemahlige Reich; dann über Chrudim Königarätz nach preuſiſch Schleſien über Brandeis, Rumburg, Gabel, Reichenberg, Zittau ꝛc. ꝛc.

— Alle Wochen über St. Pölten, Enns, Linz, Wels, Lambach, Gmunden, Steyer, Ried, Braunau, München nach Augsburg; Ulm, Stuttgardt, Heilbrun, Heidelberg, Speyer, Worms, Trier, Lüttich, Brüſſel; Coſtanz, Baſel, Freyburg, Günzburg nach Straßburg, Luxenburg und Paris.

Mittwoch. Alle Wochen über Wiener-Neuſtadt, Prugg, Grätz, Laybach, Trieſt, Fiume, dann nach Görz und Venedig.

— Alle Wochen über Stammersdorf, Nikolsburg, Brünn, Ollmütz, Sternberg, Troppau Jägerndorf nach ganz preuſiſch Schleſien; dann über Neutitſchein nach Krakau bis Lemberg.

Freytag. Alle Wochen über Horn, Schrems nach Wittingau bis Budweis.

— Alle Wochen Abends, über Enzersdorf, Stockerau u. ſ. w. wie Dinstags.

Samſtag. Alle Wochen über Stammersdorf, Nikolsburg, u. ſ. w. wie Mittwochs.

Am 5. und 19. in jedem Monath nach Zwettel.

Diligence-Wagen kommen an:

Alle Tage Abends von Preßburg.

Sonntag. Alle Wochen von Mantua und Klagenfurt.

— Alle Wochen von Regensburg.

— Alle Wochen von Augsburg.

— Alle 14 Tage von Salzburg u. Innsb.

Dinst. Alle Wochen von Ofen.

— Alle Wochen von Prag.

Dinstag. Alle 4 Wochen von Temeswar u. Hermanſtadt.

Mittwoch. Alle Wochen von Trieſt und Görz.

— Alle Wochen aus preußiſch Schleſien und von Krakau und Lemberg.

— Alle Wochen von Budweis.

Donnerſtag. Alle Wochen von Carlſtadt.
Freytag. Alle Wochen von Prag und Berlin.
Am 5. und 17. in jedem Monathe von Zwettel.

Reitende Poſten gehen ab:

Sonntag Abends. Nach Linz, Paſſau, Regensburg, Augsburg, Frankfurt; Brünn, Olmütz, Podgorze, Lemberg, Grätz, Laybach, Trieſt, Iglau und Prag; Ofen, Peſt, und nach Preßburg.

Montag Abends. Erſtgemeldete Journalpoſten, dann nach ganz Kärnthen, Italien, Hamburg, Schweden und Dänemark.

Dinstag Abends. Obige Journalpoſten, dann nach ganz Ober- und Niederungarn, Siebenbürgen, Bannat, Croatien und Slavonien.

Mittwoch Abends. Die Journalpoſten wie Sonntags, dann nach ganz Böhmen, Sachſen, Schleſien, Preußen, Galizien, Lodomerien, Pohlen, Rußland, Venedig und Dalmatien, in das ehemahlige Reich, von St. Pölten, nach Mariazell, von Enns nach Steyer, Salzburg, Innsbruck und München, dann in alle Haupt- und Handelsſtädte von Europa.

Donnerſtag wie Montag.

Freytag wie Dinstag, und nach Hamburg, Schweden und Dänemark.

Samſtag wie Mittwoch.

Reitende Poſten kommen an:

Sonntags früh. Die Journalpoſten, ſo wie ſie abgehen, ingleichen aus Croatien und Slavonien, Niederungarn, Bannat und von Krems.

Montags früh. Nebſt den Journalpoſten, aus preußiſch Schleſien, Galizien und Lodomerien, auch aus ganz Kärnthen u. Italien, aus dem ehemahligen Reiche, Salzburg und Innsbruck, Mariazell, Steyer und Enns, dann von Oberungarn.

Dinstags früh. Die Journalpoſten, dann von München und Krems, aus Sachſen, Königgrätz, Hamburg und Braunſchweig.

Mittwochs früh. Die Journalpoſten, dann auch aus Pilſen, Eger, Fiume, Venedig und Dalmatien, Pohlen und Rußland.

Donnerſtags früh. Die Journalpoſten aus ganz Kärnthen und Italien, Kroatien und Slavonien, Nieder- und Oberungarn, Siebenbirgen und Bannat, und von Krems.

Freytags früh. Die Journalpoſten, dann aus Schleſien, Galizien und Lodomerien, dem ehemaligen Reich, Salzburg, Innsbruck, u. München.

Samſtags früh wie Mittwoch, aus Sachſen, Hamburg und Braunſchweig.

Anmerkung.

Die Hamburger Poſt kommt die Woche zwey Mahl über Nürnberg an.

Die türkiſche Poſt kommt in jedem Monathe zwei Mahl an, und geht auch zwey Mahl ab, nähmlich den erſten ungariſchen Poſttag zu Anfang des Monaths, und den erſten ungariſchen Poſttag nach dem 15ten, wenn aber der ungariſche Poſttag eben am 15ten Tage im Monathe fällt, ſo geht ſie erſt den nächſtfolgenden ungariſchen Poſttag ab.

Die recomandirten Briefe, über welche nur ein Aufgabs-Recepiſſe verlanget wird, werden täglich Nachmittag von 4 bis 6 Uhr angenommen, und außer dem Porto 9 kr. mehr bezahlt.

Allgemeine Witterungsregeln.

Wenn der Mond entweder voll oder neu, oder auch in ſeinen Vierteln iſt, ſo macht er wahrſcheinlicher Weiſe eine merkliche Veränderung in der Witterung. Dieß geſchieht auch, wenn er entweder in der Erdferne oder Erdnähe iſt; und wahrſcheinlich auch, wenn der Mond im Zeichen des Widders, des Krebſes, der Wage oder des Steinbocks iſt.

Trifft der Neumond mit der Erdnähe zuſammen, ſo iſt es moraliſch gewiß, daß alsdann eine ſtarke Wetterveränderung vorfalle.

Man muß auch die vierten Tage, ſowohl vor als nach dem Neu- und Vollmonde beobachten. Beſonders iſt der vierte Tag des Mondes bedeutend, wenn nähmlich der Mond an dieſem Tage ſeine Hörner klar und deutlich zeigt, ſo iſt es ein Zeichen, daß keine dicken Dünſte in der Luft ſind; daraus kann man auf gutes Wetter bis auf den vierten Tag vor dem Vollmonde, zuweilen auch auf den ganzen Monath ſchließen. Das Gegentheil iſt zu befürchten, wenn die Hörner trübe und ſtumpf ausſehen.

Die ſtärkſten Mondespuncte, nähmlich die Neu- und Vollmonde, die Erdnähe und Erdferne, und ihre Zuſammenkünfte unter ſich, werden um die Nachtgleichen und Sonnenwenden ſtürmiſch.

Die Wetterveränderung geſchieht ſelten am Tage des Mondpunctes ſelbſt, bald fällt ſie vorher, bald nachher ein.

Die Jahreszeiten mit ihrer Witterung ſcheinen eine Periode von 8 bis 9 Jahren zu haben; eine andere Periode von ungefähr 18 Jahren und ſo weiter in vermehrter Zahl. Das Regenmaß iſt ſich in einer Periode von 9 zu 9 Jahren gleich.

Der Regen und die Winde fangen gemeiniglich an, oder hören auf, nahe um die Stunde, wenn der Mond auf oder unter durch den oberen oder unteren Meridian geht.

Es regnet weit öfter des Tages als des Nachts, und mehr in den Abend- als Morgenſtunden.

Die Sommergewitter, welche nicht mit einem Winde begleitet ſind, bringen nicht leicht Kälte und Hagel mit, aber um ſo mehr Blitze, Donner und Strahlen; im Gegentheile haben die mit Winde begleiteten Gewitter wenig Donner, aber um ſo mehr Hagel, deſſen Körner, nach Verhaltniß der Wuth des Windes, gröſſer werden.

Gutes Wetter, das des Nachts einfällt, und Sommerwolken, dauern niemahls lange, iſt ein Sprichwort; und ein Wind, der ſich des Nachts erhebt, dauert nicht ſo lange, als ein Wind, der ſich des Tages erhebt.

Auf einen feuchten Herbſt und einen gelinden Winter folgt gemeiniglich ein trockener und kalter Frühling, der den Wachsthum ſehr zurück hält.

Iſt im Gegentheile der Winter trocken, ſo wird das Frühjahr feucht ſeyn, auf einen naſſen Frühling und Sommer folgt ein heiterer Herbſt; auf einen heitern Herbſt gibt es ein naſſes Frühjahr.

Laſſen ſich die Strichvögel frühzeitig im Herbſte ſehen, ſo bedeutet dieſes ſicher einen kalten Winter, weil es ein Zeichen iſt, daß die Kälte in den nördlichen Gegenden ſchon eingefallen iſt.

Donnert es ſehr frühe, ehe die Bäume im Frühjahre noch Blätter haben, ſo kann man noch immer auf Kälte rechnen.

I.

Fabeln.

Die
beyden verwundeten Krieger.

Zwey Krieger, gleich an Muth, doch nicht an Jahren,
Die ihre Fahne treu bewacht,
Traf auch das Schreckensloos der Schlacht;
Verwundet fielen ſie zu jenen Schaaren,
Die ſchon der Feind dahin geſtreckt. —
Verzweifelnd ringt der Jüngere die Hände,
Daß ſeine Bahn zum Ruhme ſo ſich ende,
Er weint, er flucht, mit Schweiß und Blut bedeckt,
Wälzt er ſich über ſeiner Brüder Leichen,
Den Gegner nur noch einmahl zu erreichen. —
Da ſieht er ſeine Kameraden fliehn,
Er hört den Feind ein Siegsgeſchrey erheben,
Das kann der Brave nimmer überleben,
Vor Wuth und Schande ſchäumend ſinkt er hin;
Er ſammelt ſeine letzte Kraft, und reißt
Den Pfeil aus ſeiner Wunde, — und ſein Geiſt,
Entſtrömt mit ſeinem Blut. — — Der andre Krieger,
Den ſchon Erfahrung kalt gemacht, und klüger,

Blieb ruhig auf dem Platze, wo er fiel,
Schrie nicht, zerriß ſein Hemd mit ſeinem Munde,
Verband, ſo gut er konnte, ſeine Wunde,
Bis zu dem Augenblicke, wo ein Ziel
Die Mordſucht ſich geſetzt. — Da rafft
Er noch zuſammen ſeine letzte Kraft
Und ruft: „Zu mir, zu mir ihr tapfern Sieger!
„Mein Leben flieht, wenn ihr nicht helfend eilt! —“
Ein Wundarzt hört dieß Angſtgeſchrey, und weilt
Nicht lange, bringt in's Lazareth den Krieger,
Wo man in Kurzem ſeine Wunde heilt.
Er wird geſund, und immer treu der Pflicht,
Stellt er ſich neuerdings voll Muth zur Wehre,
Und kräftiger als vorher noch, erficht
Er neue Lorbeern auf dem Feld der Ehre.

Wenn auf der Wiſſenſchaften ſtreit'ger Bahn
Ein Satyr ſeine Pfeile nach dir ſchoß,
So denk' an dieſer beyden Krieger Loos,
Und wende eines dir von beyden an.

J. F. Caſtelli.

Der Zuckerhut.

Ihr jungen Mädchen! höret meine Fabel an,
Vielleicht, daß mehr als Eine ſie benützen kann.

Ein ſchöner weißer Zuckerhut
War in ein blau Papier mit Sorgfalt eingebunden,
Darüber noch, wie man's gewöhnlich thut,
Mit Faden wohl umwunden.
Ein Heer von Fliegen zieht heran, es ſchwärmt
Um ihn herum und lärmt,
Und ſummt, und ſaugt an ihm mit Gierde.
Bewundert ihr ſo meine Zierde —
Denkt ſich der Hut mit viel Vergnügen —
Wie wärt ihr erſt erſtaunt, erfreut,
Ihr muntern art'gen Fliegen,
Ob meines Körpers Weiß, ob meiner Süßigkeit;
O, wär' ich doch nur ohne Kleid! — —
Erhöret wird ſein Wunſch. Man löst
Die Faden auf, zieht das Papier von ihm;
Kurz, er wird ganz entblößt.
Doch wie ergeht's ihm nun? Mit Ungeſtümm

Stürzt ſie auf ihn, die freche Schaar, beraubet,
Beſchmutzet und durchbohret ihn — erlaubet
Sich jeden Frevel. — Sein ſo glänzend Weiß,
Verderben wird's durch ihr Geſchmeiß,
Und denen, die nach ihm ſo lüſtern eh' getrachtet,
Steht er zum Eckel da, verhöhnet und verachtet;
Den ſichern Panzer wünſcht er nun zurück,
Doch ach, zu ſpät, verſchwunden iſt der Reinheit Glück! —

Du Kleine, die mit ängſtlichem Bemühen,
Die Reitze zeigt, die kaum noch im Entblühen,
Drückt dich ſo ſchwer dein Buſentuch?
O lüft' es nicht, und merke dir den Spruch:
Zu lüſtern ſind die Fliegen ohnehin,
Du brauchſt ſie nicht an dich zu zieh'n.

F. J. Haſſaureck

Die Natter
und
die Klapperſchlange.

Die Natter ſchärfte ihren Zahn
Auf einer Wieſ' im hohen Graſe;
Die Klapperſchlange rauſcht heran,
Und rief: „Wie geht es liebe Baſe?
„Liegſt du noch ſtets im Hinterhalt,
„Und lauerſt auf die armen Thiere,
„In einen engen Ring geballt,
„Daß keines deine Näh' erſpüre? —"
Die Natter ſprach: „So iſt mein Brauch,
„Was haſt du viel darnach zu fragen?
„Ein jeder ſorgt für ſeinen Schlauch,
„Man will von dir dasſelbe ſagen. —
— — „Von mir? Daß ich auf engem Pfad,
„Wie du, den Wandrer überfalle?
„Fern ſey von mir die Frevelthat! —
„Ich morde auch, wir morden Alle;
„Warum? Die Selbſterhaltung ruft,
„Wir leben nicht von Erd' und Luft,

„Man muß das Leben mühſam friſten! —
„Allein, wie du es zu erliſten,
„Steht einer braven Schlange ſchlecht.
„Auch Unrechtthun hat noch ſein Recht.
„Statt tückiſch hier, wie du zu lauſchen,
„Nehm ich den fernen Raub gewahr,
„Laß ich die Klapper ſchrecklich rauſchen,
„Künd' ihm die drohende Gefahr!
„Kann mir der Wandrer ſchnell entkommen,
„Wohl ihm, der Himmel ſtand ihm bey!
„Fällt er, ſo bin ich nicht beklommen,
„Ich that die Pflicht, mein Herz iſt frey! — —
„Halt ein! —" hört man die Natter höhnen,
„Die Klapper war dir ſtets zur Laſt,
„Du läßt ſie freylich immer tönen,
„Du lärmeſt ſonder Ruh und Raſt,
„Doch ſtünd' es nur in deinem Willen,
„Du ſchlicheſt gern, wie ich, im Stillen!!" —
Mit Tugend prahle nie der rauhe Böſewicht,
Dem es zur Hinterliſt an Schlauheit nur gebricht.

Dr. Emanuel Veith.

Die jungen Finken.

Ein treues Finkenpaar
Erbaute jedes Jahr
Die ſtille Wohnung ſich
Auf einem Apfelbaume,
Dem rings im weiten Raume
An Größe keiner glich.
Bald flatterten im Neſte
Die zartbeflaumten Gäſte;
Und als die Blüthe ſchwand,
Da wagten ſie ſich fröhlich
Schon an des Neſtes Rand,
Und hüpften dann allmählich
Von Aſt zu Aſt. —
Der Sommer ſchwand mit Haſt
Den lockeren Geſellen,
Sie ſah'n die Früchte ſchwellen,
Sie ſah'n der Blätter Grün,
Am Baume rings erbleichen,
Ins Gelbe ſich verziehn,
In Roſenroth verſtreichen.

Da riefen alle freudig:
Leb wohl, du dunkles Grün!
Du warſt uns längſt ſchon leidig,
Nun wird der Baum erglühn
Im ſchönſten Frühlingskleide;
Die Äpfel reifen friſch
Für unſern Mittagstiſch;
Jetzt kömmt die wahre Freude! —
O Kinder! welcher Wahn! —
Rief hier die Mutter traurig,
Der Spätherbſt rückt heran,
Bald weht der Nordwind ſchaurig,
Und dieſe Blätter fallen,
Die Äſte ſtehen leer;
Von dieſen Früchten allen,
Reift für Euch keine mehr!
Wir müſſen weiter ziehn,
Fern in ein wärmer's Reich,
Wo früſche Blumen blühn,
Wo nicht der Winter wüthet!
Drum Kinder, warn' ich Euch,
Daß ihr Euch künftig hüthet,
Stets in dem glänzend Schönen
Auch Luſt und Glück zu wähnen.

Dr. Emanuel Veith.

II.

Sonnette.

Lob der Frauen.

Der Erde heit'rer Schmuck, holdſel'ge Frauen!
Bewundern muß ich Euch, und muß Euch preiſen:
Ihr wandelt hin in den gewohnten Kreiſen,
Und wollt, unſchuldig, gern dem Schickſal trauen.

Aus harmlos heitern Augen könnt ihr ſchauen,
Und ſingt der ſüßen Freude zarte Weiſen,
Indeß uns, irregeführt in wüſten Gleiſen,
Oft ob der Welt ereilt geheimes Grauen.

Was wir mit treuem Eifer ſchwer erringen,
Hat, ſanft beglückend, Euch Natur gegeben:
Das Schön' und Gute ſoll Euch ſchön gelingen.

Glückſelig, wem ihr Euch in Lieb' ergeben,
Um den ihr wollt die Arme traulich ſchwingen:
Gern ſo gefeſſelt, rühmt er hoch ſein Leben.

M. v. Collin.

Die Luſtfahrt.

(An Fanny)

Sie rollen fort, die ſchön geſchmückten Wägen,
Die Hengſte traben über Strauch und Stein,
Schnell bringen ſie den fern entlegnen Hain
Der hochbeglückten Wallerinn entgegen.

Die Sonne ſchwimmt in rothen Abendſchein,
Der rauhe Wind muß ſich zur Ruhe legen,
Auf Buſch und Blümchen haucht den Frühlingsſegen
Natur, das Aug' der Huldinn zu erfreu'n.

Und Freude keimt auf allen ihren Wegen,
Die Feindlichen ſelbſt ſchließen den Verein,
Um ihren Pfad mit Blumen zu beſtreu'n.

Wer würde ihr nicht froh ſein Leben weih'n?
Und wer, ſo lange Pulſ' in ihm ſich regen,
Wird nicht für ſie die reinſte Liebe hegen?

M. Fiſchel

Herſchel.

Freund, was nützt es, die Plejaden
Und den Sirius zu ſeh'n;
Oder thauende Hyaden
Unter Wolken zu erſpäh'n?

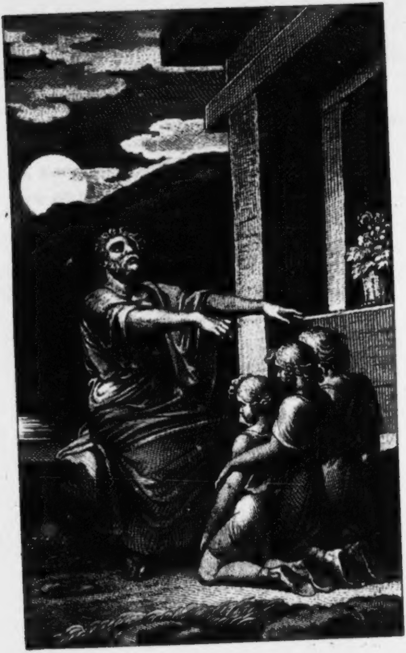
Mag ſich auf den Lichtgeſtaden,
Venus um die Sonne dreh'n!
Mag mit fremdem Licht beladen
Luna neben Pollux ſteh'n!

Lieber ſeh' ich nach dem Sterne
Welchen Jenny froh bewohnt!
Lieber nach umbüſchter Ferne,
Wo ihr Auge mich beſonnt;
Wo der Liebende ſo gerne
Neben Charis Jenny thront! —

J. F. Limmel.

III.

Idyllen.



Der Abendſegen

Der Abendſegen.

Vor ſeiner Hütte ſaß Menalk im Grün
Der Geisblattlaube, die drey Söhn' ihm einſt
Zur Abendruh' erbaut; drey Söhne, ganz
Des Vaters Ebenbild, und ſeiner werth.
Der milden Sonne letzter Strahl verblich,
Nur einzeln ſchwammen noch am Hochgebirg,
Für Morgen kündend einen heitren Tag,
Die Purpurwolken hin, beſäumt mit Gold;
Allmählich ſtarb der Vögel Waldgeſang,
Nur laut erſcholl des Heimchens Lied. Menalk,
Ein achtzigjähr'ger Greis, ſah tiefgerührt
Der Sonne nach. Ihr Scheiden mahnt' auch ihn
An's nahe Scheiden. Doch er zagte nicht.
Sein Leben war ein heitrer Frühlingstag,
In Luſt dahin gefloſſen; und er hofft'
Ein heitres End' in ſeiner Söhne Kreis.
Schön dacht' er ſich den letzten Augenblick,
Wie dieſer Abend ſchön. Die Thräne trat
Hervor aus ſeinem Aug', und ward Gebeth.

Die Söhne nahten, frohen Angeſichts.
So liebte ſie der Greis. Oft lehrt' er ſie,
Das Auge ſey dem Herzen unterthan,
Und ungetrübter Freude reiner Quell
Sey nur das Herz. Sie ſchüttelten
Treuherzig ihm die Hand, und keiner ſtand
An Lieb' und Dankbarkeit dem Bruder nach.
Noch nie verſäumten bey der Heimkehr ſie
Des frommen Vaters Segen zu erfleh'n;
Auch heute bathen ſie vereint den Greis;
Verſag' uns, Vater, deinen Segen nicht.

Setzt Euch zu mir, ihr meine Kinder, ſprach
Menalk, und ſchaute freudig ihre Kraft,
Und fühlte ſich im Anblick neu verjüngt.
Erzählet doch, was Euch der lange Tag
An Freuden eingebracht, daß ich mit Euch
Die Götter preiſen mag, für ihr Geſchenk.

Und Daphnis trat hervor, der jüngſte Sohn,
Und ſprach: Erlaubet Vater, Brüder! mir,
Daß ich zuerſt euch künde, was mein Herz
So ganz erfüllt. Sie gönnten willig ihm
Das erſte Wort, und er begann alſo:
Ich ſaß bey meiner Heerde
Im Riedgras, dort im Thale,
Wo du vor zwanzig Jahren,

Als ich das Licht erblickte,
Die Buchen pflanzteſt, Vater!
Ich ſang das Lied vom Frühling,
Das Milon mich gelehret,
Und blies dann auf der Flöte,
Und war voll guter Dinge.
Da kam die kleine Phillis,
Des armen Thyrſis Tochter,
Die Augen roth geweinet,
Und klagte mir ihr Leiden.
Du weißt, ein einzig Lämmchen
War Thyrſis ganze Habe,
Das hat ein Wolf zerriſſen.
Die arme, arme Phillis!
Der arme, arme Thyrſis!
Ich mußte mit ihr weinen.
Ich blickt' auf meine Lämmer,
Und dacht an dich, mein Vater,
Und wollt' ihr ſchnell das beſte
Der Mutterſchafe geben.
Das ließ ſie nicht geſchehen,
Sie wollte nicht den Jungen
Die liebe Mutter rauben.
O gute, gute Phillis! —
So rief ich, hochentzückt;
Und nöthigte die Kleine

Mein ſchönſtes Lamm zu nehmen.
Da glänzt aus ihrem Auge,
Dem holden blauen Auge,
Durch Thränen ſüße Freude,
Wie Abends nach den Stürmen
Der Sonne Strahl durch Wölkchen.
Und ich mein Vater, fühlte
Mich ſelig', o ſo ſelig!
Das Thal, die Flur, die Heerde
Das Leben ſchien mir werther.

Du guter Daphnis, ſprach der Vater ſanft,
Wie freu' ich mich mit dir. Fürwahr! es iſt
Dem Guten dieſes Leben doppelt ſchön.

Und Milon trat hervor, der zweyte Sohn,
Und alle horchten ihm. Denn warm und gut
War ſeine Red', und floß gar lieblich fort.
Beſcheiden hub er an, und ſprach alſo:

Den Waldſtromdämmen wollt' ich heut,
Der von dem Regen angeſchwellt,
Aus ſeinen Ufern tretend, rings
Die ſchönſten Triften uns verheert.
Ich ging hinauf zum Eichenwald,
Und wählte mir die Stämme, ſchlug

Das Holz, und niederſtieg ich froh
Mit einem Theil der Laſt. Der Weg
Zum Strome führte mich vorbey
Am Hügel des Amyntas. Ach!
Der Wetterſchlag, der neulich Nachts
Uns aufgeſchreckt, entzündete
Amyntas Hütte, Hab und Gut.
Nur noch das Leben rettete
Der arme Mann. Ich fand ihn ſiech,
Von Schreck und Noth. Ein Obdach wollt'
Er wieder ſich erbau'n, allein
Die Kraft gebrach. Mag doch der Strom
Noch einen Tag uns Schaden thun,
Wir tragens leicht! — So dacht' ich, griff
Zum Werk, und — euch, ihr Götter! Dank! —
Vollendet ſteht ein neues Hüttchen da.
Vergeſſen werd' ich nie, ſo lang
Ich lebe, nie des Armen Dank.
So herzlichen, ſo warmen Dank!
Verdiente nicht die ſchlichte That.

So recht, mein Sohn erwiederte Menalk,
Wer Gutes übt, vollführt nur ſeine Pflicht.
Nie fordre, nie erwart' er Dank, und nie
Sey eigner Vortheil ſeiner Thaten Maß.
So hielt ich's ſtets, und unter Freuden hab'

Ich dieſen Tag erlebt. Was ich entbehrt,
Um andern wohl zu thun, das haben mir
Die guten Götter zehnfach wohl erſetzt.
Ihr Segen ſey euch neuer Thaten Quell!

Und Lykas trat hervor, der älteſte
Der Söhne. Ruhig ernſt, wie ſeine Seele, war
Sein Blick, und ruhig ernſt, ſein männlich Wort.
Dem Bruder reicht er ſeine Hand, und ſprach:

Milon hatte mich geladen
Beyzuſteh'n ihm bey der Arbeit
An dem Strom. Er ging zum Walde,
Ich in's Thal, um zu ergründen,
Wo zuerſt die Hilfe nöthig.
Überall fand ich Verwüſtung,
Und vor mir, mit trüben Fluthen
Stand ein See, in lautem Aufruhr.
Eine Stelle aufzufinden,
Wo der Bau beginnen könnte
Schritt ich aufwärts an dem Strome
Weit ausbeugend bald, bald minder.
So gelangt ich nah' zum Abhang,
Wo das Fiſcherhüttchen ſtehet;
Und ich ſchaute ganz befremdet,
Suchte rings die kleine Hütte,

Da gewahrt' ich ſie mit Schaudern
Fern noch in des Stromes Mitte.
Aufwärts eilt' ich, näher, — näher;
Sah das Hüttchen wanken, fallen
Brett an Brett von ſeinen Wänden,
Und auf dem unſichern Dache
Weib und Kind des Fiſchers, weinend,
Händeringend, nach dem Tode.
Mächtig ſchlug das Herz mir, „Hilfe!"
Hört' ich noch, und ohn' Bedenken
Stürzt' ich mich in die empörte,
Wilde Fluth. Ich ſchwamm zur Hütte,
Doch zugleich die beyden retten,
Konnt' ich nicht. Unſchlüſſig nimmer
War die Mutter. Ihren Kleinen
Reichte ſie mir von dem Dache,
Und ich trug die leichte Bürde
Schnell an's Land, und kehrte wieder
In die Wäſſer. Doch, ihr Götter!
Eh' ich ankam, fiel die Hütte;
Und das Weib rang mit den Wellen
Sank ohnmächtig, ſchien verloren.
Ich erreichte, halb erſchöpfet,
Die Hinſinkende, und faßte
Sie mit einem Arme, rudernd
Mit dem andern. Doch allmählich

Schwand die Kraft, im tiefen Waſſer
Trieb's mich fort, und alle Hoffnung
War dahin. Da kam ein Nachen
Und der Fiſcher war's. Der hatte,
Ahnend nicht der Seinen Jammer,
All der Habe nachgeforſchet;
Die der Strom ihm fortgeführet.
Und ſo wurden wir gerettet.
Die Ohnmächtige erwachte,
Fand ſich ſtaunend neu im Leben,
Und wir alle weinten Thränen,
Freudenthränen, — Dankesthränen.

Ein ſchöner Tag, der ſchönſte, ſprach Menalk,
Den ich erlebt. Ein jeder von Euch that
Nach ſeiner Kraft. Mein Herz iſt voll, ſo voll!
Der ſchwache Greis trägt ſolche Wonne kaum.

Die Söhne ſanken hin an ſeine Bruſt,
Und waren ganz Gefühl. O ſegne uns!
So war ihr Fleh'n. Er küßte ſie, und ſprach:
Des Frommen beſter Segen iſt ſein Herz.

L. M. Weſchel.

Das Lied der Nachtigall.

Du ſingſt ſo traurig, holde Nachtigall! ſo wehmüthig iſt dein einſames Lied! — Die Weſte, die bey'm Mondenſchimmer durch die duftenden Gebüſche flattern, ſchweben leiſer empor, und horchen dem ſüßen Tone deines Geſanges; entzückt von der himmliſchen Stimme wollen ſie freudig durch das rauſchende Laubgehölz tanzen! aber ſieh — es ergreift ſie plötzlich deine Wehmuth, und trauernd ſchmiegen ſie ſich in die zarten Blätter der Blüthen. O! warum klagſt du ſo bange? holde Sängerinn! —

Wie die Trauer der ſehnenden Liebe klaget dein einſames Lied! — Zärtliche Freundinn! beweinet dein trauernder Ton ein geliebtes theures Weſen? Iſt dir darum die Mondnacht nicht ſchön? Darum das Blüthengedüft nicht entzückend? — Düſter drängeſt du dich in das öde Dunkel verworrener Zweige, du fühlſt nur deinen Schmerz, und bemerkſt nicht, wie die Ruhe ihren Fittig über Hain und Flur verbreitet; denn ach! — dir lächelt ſie nicht! Immer klagender wird dein wehmüthiges Lied; o ſag doch, holde Sängerinn, was klagſt du ſo bange? —

Hat ein hartes Geſchick dir ein Liebchen auf ewig entriſſen? — Sollſt du es nimmer, nimmer wiederſehen? Nimmer genießen die himmliſche Wonne der Zärtlichkeit? — O dann traure, dann dringe dein klagendſter Ton durch die ganze Natur, und treffe das Herz aller gefühlvollen Menſchen, daß ſie weinen von heiligem Mitgefühl! — O ſieh, meine Thränen fließen dir ſchon.

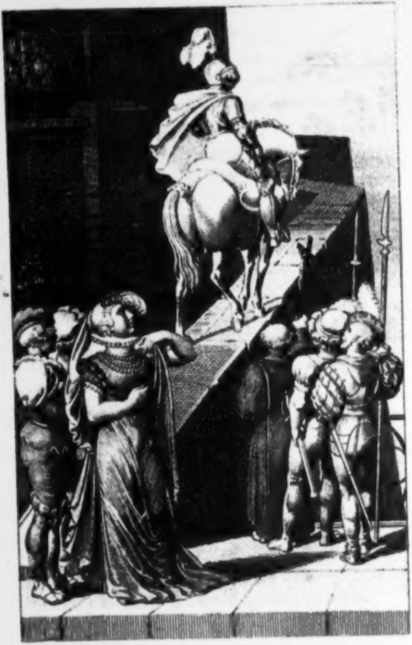
Oder lebet das Theure für dich, und trennet Ferne die Lieben? Schallet vielleicht ein gleiches klagendes Lied bey'm Schimmer des Mondes, bey'm Rauſchen der Weſte aus den Zweigen entfernter Büſche? — O dann mäßige den wehmüthigen Ton! — Es kömmt eine Stunde des Wiederfindens; und ſüß iſt es, ſich in der Ferne geliebt, ſo zärtlich geliebet zu wiſſen!

Haine, Fluren und Bäche halten von Chloen mich fern. Einſam wall' ich durch die mondhelle Nacht; voll ſehnender Liebe denk' ich der Holden — und weine! Aber wenn ich mich endlich ermahne, und denke, wie auch ſie meiner gedenkt; wie ſie die Laube beſucht, in der wir ruhten; wie ſie die Roſe pflegt, die meine Finger berührten; wie ſie das letzte Wort, das ich ſprach, ſich oft wiederholt, und ſeufzet: Wann, Jüngling! kehreſt du wieder? O, da athmet mein Buſen ſo ſchnell! da dränget mein Herz ſo mächtig empor! da glühet von ſtiller Wonne die Seele; denn es iſt ſüß, ſich in der Ferne geliebt, ſo zärtlich geliebet zu wiſſen!

L. M. Weſchel.

IV.

Balladen.



Der Kynaſt. *)

Es zieht ein Hauf
Zur Burg hinauf,
Was mögen die wandern und wallen?
Die Brücke fällt, das Thor geht auf,
Es ſind Kunigundens Vaſallen.
Sie kommen weit durch's ganze Land,
Die Herrinn ſoll ſich vermählen,
So wünſcht das Volk, ſie hat freye Hand
Zu wählen,
An Würdigen kann es nicht fehlen.

---

*) Dieſe Sage vom Kynaſt, einer alten verfallenen Felſenburg an der nordöſtlichen Seite des Rieſengebirges, hat ſich in dem Munde des Volkes erhalten. Fürchterlich in der That iſt der Abgrund von der Schloßmauer herab in das enge Felſenthal, das den Nahmen der Hölle führt, und eine bedeutende Rolle in dieſer Ballade ſpielen wird. Der Kynaſt iſt vom Herzog Bolko von Schleſien im Jahre 1592 erbaut, und dem Grafen Schaffgotſch geſchenkt worden. Im Jahre 1675 brannte er ab, und ſchmückt ſeitdem als eine der herrlichſten Ruinen die Gegend um Hirſchberg.

Der Graf iſt todt
Das Land in Noth,
Der Arm fehlt die Mannen zu lenken,
Drum kommt zu der Gräfinn das Aufgeboth,
Die jungfräuliche Hand zu verſchenken, —
Viel edle Ritter werben um ſie,
Mit Zeichen des innigen Strebens,
Umſchwärmen die Hohe ſpät und früh, —
Vergebens!
Jungfrau will ſie bleiben Zeitlebens.

Ein Trauerkleid wallt
Um die hohe Geſtalt,
So empfängt ſie den Zug der Vaſallen,
Und als ſie's vernommen, entgegnet ſie bald,
„Wohl mögt' ich dem Volke gefallen,
„Doch fordr' ich von meinem Freyer ein Pfand,
„Das darf mir keiner verwehren,
„Erfüllt er's, ſo ſoll ihm Herz und Hand
Gehören," —
Es riefen die Ritter: „Laßt hören!" —

„Mein Vater ſtand
„Auf der Mauer Rand" —
So begann ſie, — und blickte hinunter, —
„In die Hölle hinab, an der Felſenwand,
„Da ſtürzt' ihn der Schwindel hinunter;

„Drum, wer mir mit Wünſchen der Liebe naht;
„Denn ich mag keine zweyte Trauer,
„Der ſoll es beweiſen mit kecker That;
„Kein Schauer
„Ergreif' ihn am Abgrund der Mauer.

„So ſey denn bekannt,
„Dem gehört meine Hand,
„Der keck mit feſten Schritten,
„Vorbey an der ſteilen Felſenwand
„Auf der Mauer um's Schloß geritten,
„Und wer es glücklich vollenden kann,
„Der ſoll mich zur Kammer führen,
„Doch ſoll mich liebend kein andrer Mann
„Berühren,
„Ich gelob' es mit heiligen Schwüren.“ —

Die Herrinn ſchwieg,
Stolz auf den Sieg,
Still zogen die Männer von dannen;
Sonſt mancher Freyer den Kynaſt erſtieg
War allen die Luſt vergangen.
Was die Gräfinn gewünſcht, das ſtand ihr frey,
Es ſchreckten des Rittes Gefahren;
Die Burg ward ſtill, nun konnte ſie treu,
Nach Jahren
Des Vaters Gedächtniß bewahren.

Ein Jüngling allein
Fand bald ſich ein,
Der war ihr treueigen geblieben,
Solch wackerer Muth kann nicht mehr ſeyn,
Und ſolch redliches Herz im Lieben,
Im ganzen Land war Graf Albert geehrt,
Er wagt es auf Leben und Sterben,
Der junge Degen den Ritt begehrt,
Zu werben
Um Liebe oder Verderben.

Die Gräfinn erſchrickt,
Wie ſie den erblickt,
Sie dacht' 's wird keiner es wagen,
Und ihre Diener zu ihm ſchickt,
Und läßt ihm den Ritt verſagen,
Doch der Ritter erklärt ſich frey und frank,
Sie möcht' auf den Schwur ſich beſinnen,
Er wolle ſterben, oder den Dank
Gewinnen,
Er ſcheide nicht eher von hinnen.

In höchſter Noth
Sie ihn zu ſich erboth,
Und beſchwört ihn, die Augen voll Zähren:
„Zur Verzweiflung brächte mich Euer Tod,
„O laßt meine Bitte gewähren,

„Ich lieb' Euch nicht, ich bekenn' es frey,
„Doch dauert mich Eure Jugend,
„Und Euer Muth iſt bey Glauben und Treu
„Nicht Tugend,
„Nein tollkühn und Gott verſuchend.

„Es wäre zu viel,
Kein freches Spiel
Wollt' ich mit dem Leben treiben,
Ich wollte frey ſeyn, das war mein Ziel,
Ich meinte, ſie laſſen's wohl bleiben,
Laß ab, wenn ich lieb dir und theuer bin,
Du wirſt den Tod nur umarmen;
Es iſt uns beyden doch kein Gewinn; —
Erbarmen!
Mit dir, und mit mir, — mir Armen!“ —

Sie lag vor ihm
Auf beyden Knien,
Und beſchwor ihn bey Himmel und Erde,
Doch Albert blieb immer feſt und kühn,
Und den furchtbaren Ritt begehrte.
„Nicht du biſt Schuld an meinem Tod,
„In den ich mit Freuden gehe,
„Ich gehorche der Liebe Zaubergeboth,
„Mir geſchehe
„Nun ewig wohl oder wehe!“ —

Er ſchwingt ſich auf's Roß,
Der Knappen Troß
Kömmt traurig ihm entgegen;
Den Jüngling beklagt das ganze Schloß,
Der Geiſtliche gibt ihm den Segen;
Und feſtlich ſchmückt man die jammernde Braut,
Die der kühne Graf will erwerben,
Da ſchmettern drey Mahl Trompeten laut,
Sie werben
Zur Liebe, oder zum Sterben.

Und er ſprengt gewandt
An der Felſen Rand,
Und das Roß ſetzt keck auf die Mauer.
Einen Kuß noch wirft er mit flüchtiger Hand,
Ihn faßt nicht Schwindel, noch Schauer.
Sein wackeres Roß geht Schritt für Schritt,
Es trägt den wackerſten Knaben, —
Da wankt ein Stein, das Roß wankt mit,
Und es haben
Die Felſen den Ritter begraben. — —

Die Gräfinn ſank
Aller Sinne krank,
Es ergriff ſie ein tödtliches Fieber.
Sie ſiechte wohl viele Wochen lang,
Der Tod wär' ihr tauſend Mahl lieber.

Und als ſie endlich geneſen war,
Da ſind auch drey Brüder erſchienen,
Die wollten die Braut durch Todesgefahr
Verdienen,
Oder ſterbend den Schwur verſühnen.

„Laßt ab, laßt ab!
„'S iſt Euer Grab;"
So beſchwor ſie die Gräfinn mit Zähren;
„Schon ſtürzte ein Wackrer hinab;
„Wollt Ihr meine Qual noch vermehren?
„Und ſoll ich morden ein ganzes Geſchlecht?
„Nein, theilt Euch in all meine Güter,
„Nur beſteht nicht auf dieſem gräßlichen Recht;
„Drey Brüder
„Sonſt kehren dem Vater nicht wieder.

„Nein, kehrt zum Glück,
„Zum Vater zurück!" —
So bath ſie, und warf ſich zur Erde;
Doch ſchöner war ſie mit Thränen im Blick,
Und jeder der Ritter begehrte:
„Wir ſind aus einem edlen Geſchlecht,
„Und durfte der für dich ſterben,
„So fordern wir billig ein gleiches Recht,
„Wir werben
„Um Liebe oder Verderben!" —

Der Erſte ſchickt
Sich zum Ritte, und drückt
Den Brüdern noch ſcheidend die Hände;
Er ſchaut auf die Gräfinn ſtill entzückt,
Dann ſprengt er zur Mauer behende.
Und noch iſt er nicht zur Hälfte heran,
Und jammernd ſtehen die Brüder,
Das Roß, es bebt vor der gräßlichen Bahn,
Stürzt nieder,
Und den Jüngling ſieht keiner wieder.

Noch bebt das Herz,
In ſtummen Schmerz,
Da ſprengt der Zweyte zur Mauer,
Und gräßlich blickt er himmelwärts,
Es faßt ihn wie Todesſchauer;
Doch erreicht er die Mitte, — da blickt er hinab,
Und die Sinne ſind ihm verſchwunden,
Es bäumt das Roß, er ſtürzt hinab,
Tief unten
Da haben ſich beyde gefunden.

Und Schreckenbleich,
Den Todten gleich,
Steht Alles, und ringt die Hände,
Und die Gräfinn zum Dritten ſich wendet gleich
„O denkt Eurer Brüder Ende,

„O laßt Eurem Vater das letzte Glück,
„O laßt ihm den letzten Erben;
„Die beyden kehren doch nimmer zurück,
„Kein Werben
„Um Liebe war's, — nein, um Verderben!“—

Doch der Ritter ſpricht:
„Ich kenne die Pflicht,
„Und ſcheide nicht von den Lieben.
„Vermeldet dem Vater die Trauergeſchicht',
„Und wir wären uns treu geblieben. —“
So drückt' er dem Pferde die Sporne ein,
Die Gräſinn grüßt' er noch heiter,
Dann ſtürzt' er ſich ſchnell in die Felſen hinein,
Und Reiter
Und Roß ſah kein Auge weiter.

Die Gräſinn ſank
Sinnlos, todtkrank
Noch am Abend auf's Siechbett nieder;
Und was ihr ſtets in die Ohren klang,
Das waren die Worte der Brüder.
Man zählte ſie zu den Lebendigen kaum,
Wohl täglich ward's ſchlimmer und ſchlimmer.
Es quälte ſie ein gräßlicher Traum,
Und immer
Vernahm ſie's wie Geiſtergewimmer:

„Ade ſüße Braut!
„Der Morgen graut,
„Den Todeskuß auf die Wange;
„Wir haben dich oben lieb angeſchaut,
„Wir harrten deiner ſchon lange. —"
So rief's ihr im Traume; doch endlich fand
Sich der Kräfte volleres Streben;
Sie erwachte neu an des Grabes Rand,
Dem Leben, —
Der Freude nicht wiedergegeben.

Sie warf den Blick
Auf ihr Leben zurück,
Sah überall Qual und Schmerzen,
Die Männer zerſtörten ihr ſtilles Glück,
Da wuchs ihr der Haß im Herzen.
„In der Seele, da wohnten mir Frieden und Ruh,
„Durch Euch mußt' er welkend ſterben,
„Nun könnt ihr zieh'n, nun laß' ich es zu,
„Könnt werben,
„Ihr ſeyd es werth zu verderben!" —

D'rauf zogen Viel
Zum gefährlichen Spiel,
Kalt ließ ſie Allen gewähren,
Doch keiner von Allen kam an's Ziel,
Und keiner thät wiederkehren.

Die Gräfinn ſah kalt auf das große Grab,
Auf die tollkühnen Opfer nieder,
Kalt blieb ſie auch, ſtürzt der Ritter hinab,
Die Brüder
Beweinte ſie noch, keinen wieder.

Groß war ſchon die Zahl,
Die in gräßlicher Wahl
Gebuhlt um Lieb' und Verderben; —
Da ſprengt ein Ritter herauf aus dem Thal,
Und läßt um den Ritt ſich bewerben.
Er blickt gar feſt in die nahe Gefahr,
Blickt feſt in die Felſen hinunter,
Schwarz glüht das Auge, und goldenes Haar
Fließt unter
Dem Helme in Locken herunter.

Den Helden führt
Man reichgeziert
Zur Gräfinn, den Ritt zu verlangen,
Gar wunderbar fühlt ſie ſich plötzlich gerührt,
Es ergreift ſie ein Sehnen und Bangen.
Und bald verſteht ſie die heimliche Qual,
Verſteht die tiefen Schmerzen;
Denn die Liebe glüht ihr zum erſten Mahl
Im Herzen,
Und die läßt ſich nicht verſcherzen.

Und wie der Held
Zu Füßen ihr fällt,
Und ſie um den Ritt gebethen;
Kaum länger ſich die Gräfinn verſtellt,
Die Thränen im Auge reden:
„Laßt ab von der Bitte, Herr Rittersmann!
„Trotzt nicht dem Tode verwegen,
„Und wenn ich's auch nicht verſagen kann,
„So mögen
„Euch meine Bitten bewegen.“ —

Doch jener ſpricht:
„Beſtürmt mich nicht,
„Und laßt mich immer gewähren;
„Ich hab's geſchworen, 's iſt meine Pflicht,
„Sonſt darf ich nicht wiederkehren.“ —
„Und wenn ich auch nichts erbitten mag,“
Entgegnet die Gräfinn mit Beben,
„So wartet nur bis den morgenden Tag,
„Dein Leben
„Könnt Ihr dieſe Friſt wohl geben.“

Im hohen Saal
Zum reichen Mahl
Führt ſie den geliebten Ritter,
Und immer höher ſteigt ihre Qual;
Da ergreift der Gaſt die Cither,

Und ſingt von der Liebe unendlicher Luſt
Viel ſchöne köſtliche Lieder,
Und was er geſungen, klingt ihr in der Bruſt
Ewig wieder,
Und Feuer durchſtrömt alle Glieder.

Mit Thränen wacht
Sie die ganze Nacht,
Mit ſich und der Liebe im Streite. —
„Und wenn es gelänge, und hätt' er's vollbracht,
„Ach, Herz! du brächſt in der Freude.
„Die Lieb' iſt ja mild, wie das Sonnenlicht,
„Läßt nicht ihre Treuen verderben;
„Und müßt' er hinab, und könnt' er mich nicht
„Erwerben,
„Ich könnte doch mit ihm ſterben.“ —

Der Morgen graut,
Da ſchmückt ſich die Braut,
Den geliebten Mann zu empfangen,
Und wie ſie den freudigen Helden erſchaut,
Da glühen ihr höher die Wangen;
Sie fliegt ihm entgegen mit wildem Schmerz:
„Umſonſt, daß ich länger mich ſträube.
„Ich geſteh' es frey, dir gehört dieß Herz,
„Ich bleibe
„Im Leben und Tod dir zum Weibe.“

Und glühend umfaßt
Hält ſie den Gaſt,
Der reißt ſich ihr ſchnell aus den Armen:
„Noch geziemet mir nicht ſolch köſtliche Laſt,
„Ich darf die Braut nicht umarmen.
„Horcht, Gräfinn! horcht, welch feſtlicher Ton!
„Der ladet zum Siegen, — zum Sterben,
„Die Trompeten rufen das Opfer ſchon,
„Sie werben
„Der Liebe Tod und Verderben!“

Der Geiſtliche bringt
Ihm den Segen, da ſchwingt
Sich der Ritter behende zu Pferde.
Er winkt: Ade! Kunegunde ſinkt
Beſinnungslos zur Erde.
Doch er ſetzt kühn auf die Mauer hinan,
Als wär ſie wohl drey Mahl breiter,
Und es ſchreitet das Roß auf der gräßlichen Bahn
Keck weiter,
Trägt glücklich zum Ziele den Reiter.

Ein Freudenlaut
Weckt die glückliche Braut,
Und ſie ſtürzt dem Ritter entgegen:
„So haſt du Gott und der Liebe vertraut,
„Dich beſchützte ihr heiliger Segen.

„Dir iſt es gelungen, ich folge dir gern,
„Zum Leben, zur Liebe, zur Freude,
„Der Kynaſt begrüßt dich als ſeinen Herrn,
„Uns beyde
„Kein Stürmen des Lebens mehr ſcheide!“ —

Und der Ritter blickt ſtreng
Auf das Freudengedräng':
„Nicht alſo will ich es enden!
„Weg mit Schallmeyen und Hochzeitgepräng,
„Das Blatt ſoll ſich fürchterlich wenden.
„Nicht nach der Braut gelüſtet es mir,
„Und dem Feyerklange der Lieder;
„Wo ſind meine Freunde? ich fordre von dir
„Sie wieder,
„Graf Albert und die drey Brüder?

„Von deiner Hand
„In den Tod geſandt,
„Das durchfuhr wie ein Blitz meine Träume,
„Mich lockte nicht deine blutige Hand;
„Denn längſt blüht ein Weib mir daheime.
„Verſchmähter Liebe unendlichen Schmerz, —
„Das hatt' ich bey Gott mir verſprochen,
„Du ſollteſt ihn fühlen! — Jetzt iſt dein Herz
„Gebrochen, —
„Sieg, Freunde! ihr ſeyd gerochen!“ —

Er ſpornt das Roß,
Es fliegt aus dem Schloß,
Und läßt ſie verzweifelnd zurücke. —
Erſchrocken ſteht der Diener Troß,
Wohl perlt es in manchem Blicke; —
Und die Gräfinn erwacht, wie aus ſchwerem Traum,
Blickt gräßlich nach allen Seiten,
Und wankt zur Mauer, und hält ſich kaum.
Von weiten
Die Diener die Gräfinn begleiten.

Da ſpricht ſie leiſ'
Zum bekannten Kreiſ'
„Wohl hat ſich die Liebe gerochen,
„Wohl erkannt' ich des Lebens höchſten Preis,
„Doch mein Herz ward treulos gebrochen.
„Die unten dort ſind mir angetraut,
„Was ſoll ich die Hochzeit verſchieben?
„Empfangt das Opfer, empfangt die Braut,
„Mein Lieben
„Iſt über der Erde geblieben!“ —

Und ſie ſtürzt ſich hinab
In's Felſengrab,
Da klingt es wie Geiſtergeflüſter:
„Die Braut iſt kommen, den Kranz herab,
„Was, Liebchen, biſt du ſo düſter?

„Nun iſt das Hoffen und Sehnen verkürzt,
„Nun mag ſich die Jungfrau vermählen,
„Du haſt dich uns ſelbſt in die Arme geſtürzt,
„Kannſt wählen,
„Der Braut ſoll's an Liebſten nicht fehlen.“

Theodor Körner.

Ritter Jakob Roß

hiſtoriſche Ballade aus dem Engliſchen des Bruce.

Aus Schottlands edlem Heldenkreis,
Von hohem mächt'gem Ruhme,
War Jakob Roß, der Tapfern Preis,
Des Ritterthumes Blume.

An Wuchs und Sinn ein Eichenſtamm,
So feſt und unerſchrocken;
Vom Scheitel auf die Schultern ſchwamm
Das Gold von reichen Locken.

Und Saaten, Heerden ohne Zahl,
Und Wild in Buſch und Hecken,
Sah er zur Luſt durch Berg' und Thal
Sich Meilenweit erſtrecken.

Vaſallen ſchirmt der tapfre Roß
Stets fertig im Geſchmeide;
Fünfhundert Krieger war der Troß,
Entfuhr ſein Schwert der Scheide.

Schon drey Mahl gab er Englands Neid
Die tapf're Fauſt zu koſten,
Obſchon der ſchönen Jünglingszeit
Kaum zwanzig Lenze ſproßten.

Mathilden wünſcht' er ſich zum Lohn,
Ein Fräulein ſonder Gleichen;
Selbſt Margreth mußt' auf Schottlands Thron
Mathildens Schönheit weichen.

Lang mußte ſeine Seufzer zwar
Erzwung'ner Stolz verargen,
Doch ſprachen ihre Blicke klar,
Was ihre Lippen bargen.

Als ſie geprüft, was ſcheuer Muth
Ihr bange nur entdeckte,
Geſtand auch ſie, was ſeine Gluth
In ihrem Buſen weckte.

Ihr Vater, Buchans rauher Lord,
Geboth der Trennung Leiden.
Zu Hanns dem Grämer ſoll ſie fort,
Soll vom Geliebten ſcheiden.

Schnell eilten ſie zum Sitz im Hain,
Wo ſtets ſie Rath gepflogen,
Worauf im trauten Dämmerſchein
Sich Blüthenzweige bogen.

Vom niedrigen Geſträuch bedeckt,
Lag Rinald ohne Rauſchen,
Der Bruder Grämers hier verſteckt,
Die Sichern zu belauſchen.

„Mein Vater," — nahm die Maid das Wort:
„Gebiethet uns zu ſcheiden,
„Als Braut ſoll ich zu Grämern fort,
„Dich, Theurer! ewig meiden."

„Dem Willen, — nützt hier Widerſtand? —
„Muß ich mich, ach! ergeben;
„An einer ſchönern Dirne Hand
„Wirſt du beglückter leben."

„Bald iſt Mathildens Gram und Leid
„Vergeſſen und verblichen,
„Dann werde dir die Seligkeit,
„Die ewig mir entwichen.

„Wie? — Was? — Soll dieß dein Eidſchwur ſeyn?“
Ruft Jacob angſtverloren,
„Mathilde will ſich Grämern weih'n,
„Die mir als Braut geſchworen?

„Eh' zuckt mein Herz, von ihm durchbohrt,
„Wirſt du des Räubers Beute.“ —
Doch lauter ſchlägt nach dieſem Wort
Ihr Herz an ſeiner Seite.

„Nur meine Furcht wollt' ich zerſtreu'n,
„Ob je dein Herz ermatte,
„Eh' wird das Grab mein Brautbett ſeyn,
„Als Grämer je mein Gatte.

„So ſoll denn dieſer treue Kuß
„Mich ewig dir verloben,
„Und, wanket jemahls mein Entſchluß,
„Mich jeder Schmerz durchtoben.“ —

So ſchieden ſie. — Die Sonne wich,
Aufrafft ſich Donalds Wüthen,
Und: „Milchbart ſteh', und ſtelle dich!“
Hört man ihm frech entbiethen.

Schnell hat der Ritter umgekehrt,
Und ſeinen Arm geſchwungen,
Denn ſchon iſt Donalds Meuchelſchwert
Durch Kleid und Haut gedrungen.

„Dieß für des Bruders ſchnöden Hohn,
„Ihn will ich blutig rächen!“ —
Drey Schritte nur wich Roß davon,
Den ſchweren Schlag zu brechen.

Mit größ'rer Kraft dringt er hervor,
Daß ihm der Streich gelinge,
Und hui! durch Donalds Hirn und Ohr
Sauſt wüthend ſeine Klinge.

Hinſtürzend aus der Wunde floß
Sein Leben zum Erblaſſen.
So möge, — ruft der tapf're Roß,
Ich jeden Feind verlaſſen.

Fort zog aus Wald und Finſterniß
Er hin zu Buchans Hallen,
Und an Mathildens Fenſter ließ
Er dieſen Ruf erſchallen:

„Wach auf! auf Liebchen! eh' es tagt,
„Schlaf länger nicht Mathilde!
„Vernimm es, dein Geliebter jagt
„Bald weit aus dem Gefilde.

„Den Donald ſchlug ich todt, noch hängt
„Sein Blut an meinem Schwerte,
„Und weit zum Beyſtand, weit verſprengt
„Iſt jeglicher Gefährte.

„Nach Skey entflieh' ich der Gefahr
„Zu Reiſigen und Knechten;
„Bald wird der Inſel Ritterſchaar
„Selbſt mir zur Seite fechten.“ —

„O bleibe, bis der Morgen naht,“
Entfährt Mathildens Munde;
„Gefahrvoll, finſter iſt der Pfad,
„Und ſchauerlich die Stunde.

„Vom Wald, wo dich kein Auge ſieht,
„Will ich die Feinde wenden,
„Und ſchnell um Schutz in dein Gebiet
„Den treuen Pagen ſenden.“

Roß legt ſich rückwärts in's Geſträuch,
Wo keine Sterne blitzen,
Mathilde ſteht beſorgt und bleich,
Das theure Haupt zu ſchützen.

Der Page dringt im ſchnellſten Lauf
Durch Thal und Höh' ſtets weiter;
Da ſtößt ihm Hanns der Grämer auf,
Und zwanzig ſeiner Reiter.

„Wohin ſo ſpät, du Page? — Sprich!
„Bald wird kein Stern mehr blitzen.“ —
„Nach den Getreuen ſchickt man mich,
„Den tapfern Roß zu ſchützen;

„Denn er ſchlug Donald todt, noch hängt
„Sein Blut an ſeinem Schwerte,
„Und weit zum Beyſtand, weit verſprengt
„Iſt ieglicher Gefährte. —“

„Den theuren Bruder ſchlug er todt? —“
Ruft Grämer mit Entſetzen;
„Mein Stamm beſchimpft! — Ihn ſoll, bey Gott!
„Kein Morgen mehr ergetzen!

„Sprich Page! wo weilt Mörder Roß?
„Dein ſey die reichſte Beute. —"
„Im Walde nah' bey Buchans Schloß,
„Mathild' an ſeiner Seite.—"

Und fortgeſprengt im ſchnell'ſten Satz,
Wie Blitze durch die Auen,
Erreichen Buchans Zinnenplatz
Sie bey des Morgens Grauen.

Mathilde ſtand im Wald allein,
Hoch auf dem Felſenwalle,
Sah zitternd durch den Dämmerſchein,
Und horchte jedem Schalle.

„Wo ſchläft er?" — Hanns vom Sattel ſprang,
„Wollt ihr den Wicht verſchweigen?
„Zur Erd', auf die der Bruder ſank,
„Soll dieſe Fauſt ihn beugen."

Der tapf're Roß erwacht und hört,
Was Hain und Felſen gellen;
Auf rafft er ſich, und greift zum Schwert,
Der Schaar ſich bloß zu ſtellen.

„Mein Bruder kam durch meine Braut,
„Durch dich in ſein Verderben;
„D'rum ſoll, noch eh' der Morgen graut,
„Dein Blut dieß Eiſen färben. —“

„Dein Wort klingt ſtolz,“ — erwiedert Roß,
„Nur Thaten ſind zu loben;
„D'rum laß, entfernſt du deinen Troß,
„Sie Mann für Mann erproben.“

Mit feſtem Schritte tritt er aus,
Und zielt, und ruft zum Werke;
Den Grämer packt geheimer Graus,
Wohl kennt er ſeine Stärke.

Schon ſtürzt das kühnſte Doppelpaar,
Erlegt von ſchweren Streichen,
Doch Roß, im Hohn der feilen Schar,
Will Grämern ſelbſt erreichen.

D'rum trachtet Grämers Argliſt ſchnell
Ihn rücklings zu verletzen;
Bald ſieht man einen Purpurquell
Ihm Hals und Hüfte netzen.

Allein der Kampf wird, friſch ermannt,
So lange nicht gebrechen,
Bis des Geliebten tapf're Hand
Des Feindes Herz durchſtochen.

Der **Grämer** ſtürzt vom mächt'gen Stoß.
Ein Stamm gefällt, zur Erde,
Zur Seite ſank der tapf're **Roß**
Mit ſterbender Geberde.

Mathilde ſieht's, und eilt zu ſpät,
Und ruft in wilden Klagen:
„Hört **Grämer**! **Buchans** Tochter fleht,
„Könnt Ihr mir dieß verſagen?“

Wohl hört der Held den theuern Laut,
Verzweiflungsvoll geſprochen,
Es weilt auf der verwaisten Braut,
Sein Auge noch gebrochen.

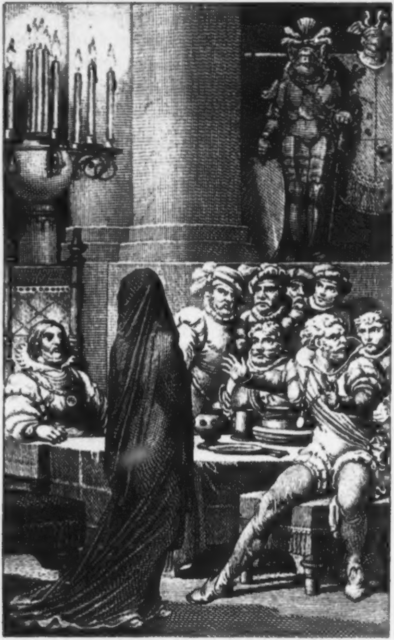
„Umſonſt, **Mathilde**! Seinen Zoll
„Verlangt der Tod hienieden,
„Mein Stamm erliſcht, leb' ewig wohl“ — —
Er ſprach's, und war verſchieden.

Das Eiſen, warm vom edlen Blut,
Faßt ſie mit beyden Händen,
Und eilt, wo der Geliebte ruht,
Die Treue zu vollenden.

Den Griff zum Boden hingekehrt,
Die zarte Bruſt entfaltet,
Stürzt ſie zum Theuern hin in's Schwert,
Verblichen und erkaltet.

Joh. Bapt. Rupprecht.

WIENER STADTBIBLIOTHEK 2



Die Faſtnacht.

Die Faſtnacht.

Erleuchtet ſind der Burg gewölbte Gänge,
Im gold'nen Schmucke prangt die Dienerſchar,
Sanft tönen Flöten und der Cimbeln Klänge,
Der Trauben Nectar perlet hell und klar,
Die Zahl der Trachten macht den Tiſch zu enge,
Dem Auge bietet ſich nur Freude dar,
Graf Albrecht hatte zu dem Faſtnachtsfeſte
Geladen die vereinte Schaar der Gäſte.

Graf Albrecht, der berühmte mächt'ge Streiter,
Und Herr von Thüringen dem blüh'nden Land,
Saß an der Tafel frohgeſinnt und heiter,
Und neben ihm, im krieg'riſchen Gewand,
War Ludwig, Marggraf Bayreuths; — immer weiter
Streckt dieſer mächtig die Erob'rungshand;
Doch der verjährte Zwiſt ſchien ganz verſchwunden,
Und beyde Grafen zeigten ſich verbunden.

Dort ſpricht ein Ritter von der treuen Liebe,
Mit der er einſt ſein trautes Weib umſchlang,
Graf Ludwig von ſo manchem Meiſterhiebe,
Durch den er im Turnier den Preis errang; —
Jetzt tönt vom Thurm herunter, durch die Trübe
Der Nacht, der ernſten Geiſterſtunde Klang,
Da mußte plötzlich ſich das Unheil zeigen,
Der ſchwache Menſch ſich höhern Mächten beugen.

Hoch an der Wand ſchwebt eine bleiche Helle,
Die Burg erbebet einem mächt'gen Stoß,
Die Thür eröffnet ſich, und an der Schwelle
Steht eine weiße Jungfrau, rieſengroß; —
Erſtarrt blickt jeder hin nach ihrer Stelle,
Noch ſteht ſie ſtumm, und kalt, und Augenlos; —
Sie ſchreitet vor, ſie naht mit mächt'gem Schritte,
Setzt ſich in Albrechts und Graf Ludwigs Mitte.

Albrecht der Stolze, trunken und verwegen,
Sieht Grafen Ludwig von der Tafel flieh'n,
Er hebet ſich dem Nachtgeſpenſt entgegen,
Doch langſam ſchwindet's in die Lüfte hin,
Und eine Stimme, die mit bangem Regen
Die Bruſt erfüllt, tönt ſchaurig gegen ihn;
Sie ruft: Dir dräuen ſchreckliche Gefahren,
Bald nahen deinem Lande Ludwigs Scharen!

Wohl kam es ſo, in wenig Wochen wüthen
Die Krieger ſchon, Horn und Drommete ſchallt,
Vernichtet ſind des Wohlſtands ſchöne Blüthen,
Mars zeiget ſich in grimmiger Geſtalt,
Und von den Dörfern, die ringsum erglühten,
Der rothdurchſtrömte Dampf zum Himmel wallt;
Auf Thüringens ſonſt herrlich ſchönen Auen,
Herrſcht Nacht und Blut, und fürchterliches Grauen.

Joſeph Paſſy.

V.

Romanzen.

Liebestreue.

Es gingen drey Jungfrau'n einem Bach
Bey frühem Morgen ſchweigend nach.
Im Golde ſchien der Wald zu glüh'n,
Viel herrliche Blumen ſah'n ſie blüh'n,
Es glänzte hell das Vergißmeinnicht,
Und jede ſich ein's ſtill trauernd bricht.
Sie kamen wohl tiefer in den Wald,
Da ſahen ſie ſchönere Blumen bald,
Es fehlten die lieblichſten Farben nicht,
Doch keine ſich mehr ein Blümchen bricht.

Hierauf, gelangt in den tiefſten Hain,
Sah'n ſie ein feines Knäbelein.
Gegrüßt ihr Jungfrau'n! ſprach das Kind,
Wie kommt's, daß ich euch ſo traurig find?
Da ſchau'n die drey Jungfrau'n ſich an vereint,
Und jed' eine Thräne düſter weint.
Geſtorben ſind unſ're Liebſten drey,
D'rum werden wir nimmer vom Leide frey,
D'rum wandeln wir gern durch den dunkeln Hain,
Mit uns und unſ'rem Schmerz allein.

D'rum wandeln ſo gern wir am kühlen Bach,
Sein Murmeln dünkt uns ein klagend Ach!
Es dünken die Wellen uns ſüße Thränen,
So hoch geſchwellt durch der Liebe Sehnen:
O! wen die Lieb' auf Erden verließ,
Ihm iſt ein ew'ges Weh gewiß.

Da ſprach das Kind: im bunten Kleid,
Voll Blumen iſt die Erde weit,
Es blüht der Himmel im blauen Licht,
Was Leben hat, verzage nicht;
Es ziert der Liebe Freud' und Schmerz
Hienieden ſchön ein junges Herz.
Die Nachtigall ſchmettert ihr klagend Ach:
Hält ſich das Weh der Liebe wach;
Es zieht der Schäfer durch den Wald,
Um die Liebſte die einſame Klage ſchallt.
Die Treue iſt das holdeſte Glück,
Sie beugt auf Erden kein Geſchick;
Aus Lächeln und Thränen keimt ſie empor,
Gepflegt von der Leiden und Freuden Chor;
Vom Born der ewigen Liebe genährt,
Zum ewigen Licht ſie das Antlitz kehrt.

Habt ihr die Trauten geſammt verloren,
Der Wehmuth Wonne ward euch geboren.

So hoch hat Gott die Treue geſtellt,
Daß ſie ſtets herrlich bleibt erhellt;
Wie auch das Leben ſich mag verdunkeln,
Sie wird im eig'nen Lichte funkeln;
Nicht Tod, nicht Trübſal mag ihr's wehren,
Sich liebend der Liebe zuzukehren:
Eine Roſe blüht, mit holdſeligem Glanz,
Sie duftend auf aus der Dornen Kranz.

M. v. Collin.

Treubruch.

Im trüben Licht verſchwinden ſchon die Berge,
Es ſchwebt das Schiff auf glatten Meereswogen,
Worauf die Königinn mit ihrem Zwerge.
Sie ſchaut empor zum hoch gewölbten Bogen,
Hinauf zur lichtdurchwirkten blauen Ferne,
Die mit der Milch des Himmels blaß durchzogen.
Nie habt ihr mir gelogen noch, ihr Sterne,
So ruft ſie aus, bald werd' ich nun entſchwinden,
Ihr ſagt es mir, doch ſterb' ich wahrlich gerne.
Da geht der Zwerg zur Königinn, mag binden
Um ihren Hals die Schnur von rother Seide,
Und weint, als wollt' er ſchnell vor Gram erblinden.
Er ſpricht: Du ſelbſt biſt Schuld an dieſem Leide,
Weil um den König du mich haſt verlaſſen:
Jetzt weckt dein Sterben einzig mir noch Freude.
Zwar werd' ich ewiglich mich ſelber haſſen,
Der dir mit dieſer Hand den Tod gegeben,
Doch mußt zum frühen Grab du nun erblaſſen.
Sie legt die Hand auf's Herz voll jungem Leben,
Und aus dem Aug die ſchweren Thränen rinnen,
Das ſie zum Himmel bethend will erheben.

Mögſt du nicht Schmerz durch meinen Tod gewinnen!
Sie ſagt's, da küßt der Zwerg die bleichen Wangen,
D'rauf alſobald vergehen ihr die Sinnen.
Der Zwerg ſchaut an die Frau, vom Tod befangen,
Er ſenkt ſie tief in's Meer mit eig'nen Handen,
Ihm brennt nach ihr das Herz ſo voll Verlangen, —
An keiner Küſte wird er ie mehr landen.

M. v. Collin.

Erzählung.

Auf einer Höhe ſtand ich einſt allein,
Hernieder ſank die Nacht,
Und über mir in ſüßer Pracht
Sah ich des Mondes leiſen Schein
Erhellen den Beginn der Nacht.
Und, ausgebreitet unter mir,
Schaut' ich des Thales grüne Tiefen:
So heilig ſtille war es hier,
Daß in den Büſchen und den Auen
Nicht eines Zweiges Regen war zu ſchauen,
Und alle Töne ſchliefen.

Als ich ſo ſchön hier alles ſah,
Ward ich bewegt,
Wie einer, der im Herzen Liebe trägt,
Und ſanfte Wehmuth war mir nah.
Durch's Leben, ſprach ich, werden wir getrieben,
Wie ein entmaſtet Schiff durch wilde Fluthen!
Wir wallen auf in unrein heiße Gluthen,
Verkennen uns im Haß, ſo wie im Lieben.
Du einzig heilig biſt geblieben,

Die wir dich ohne Leben wähnen,
Unendliche Natur! und ward'ſt im Leben
Der Tugend Born uns, wo wir Kraft entlehnen,
Zum Edlen froh uns wieder zu erheben.

So ſprechend, ſah ich bey der Glocken Läuten,
Der Rinder Heimkehr unten ſich verbreiten,
Und mit der Herde allzumahl
Ging ſacht' ein Mädchen durch das Thal.
Als dieſe ſah die ſtille Pracht
Der Erde in ſo holder Nacht,
Da mußt' ein liebes Singen
Ihr plötzlich ſchön gelingen:
Zu mir herüber aus dem Thal
So wie Gebethe drang der Schall.

Da ward ich tiefer noch bewegt,
Ein heilig Trauern war erregt,
Es ſtrömten meine Thränen. —
O! nimmer glücklich werden wir,
So rief ich aus, nicht wird geſtillt das Sehnen
Des Menſchen auf der Erde hier!
Doch Jene dort, ſie hat ſich nie geſchieden
Von dir, Natur! d'rum kennt ſie deinen Frieden.

M. v. Collin.

Die Felſenſchlucht.

Der Jüngling tobt, der Jüngling irrt,
Von Liebesqual erfüllt,
Vom Gram den düſtern Sinn verwirrt,
Die Bruſt vom Schmerz durchwühlt;
Stürmt durch den Wald, durch Buſch und Strauch,
Zerriſſen das Gewand,
Sucht er im kühlen Abendhauch
Der Ruhe Feenland.

Und matt am Körper, matt am Geiſt
Wirft er ſich klagend hin!
Und in die jache Tiefe reißt
Der Kiesſand unter ihn.
An eines Abgrunds graſien Hang
Trieb ihn die ſchnelle Flucht.
Ihm grauet! Furchterfüllt und bang
Sieht er die tiefe Schlucht.

Raſch will er auf, gefeſſelt hält
Ihn ſüßer Harfenklang;
Ein Wehen aus der Geiſterwelt
Verkündet der Geſang

Die Bruſt bewegt, das Herz bewegt
    Sieht er in's düſt're Moor;
Aus ſeinem Röhricht aufgeregt
    Hebt ſich ein Weib empor.

Schlank iſt ihr Leib, lang wallt das Haar,
    Der weiße Buſen ſchwillt,
Und aus dem Auge blau und klar,
    Die reinſte Liebe quillt.
Sie ſieht ihn an, ſie ſpricht ihn an,
    Ihr Ton iſt Harmonie,
Die Seele ſchwimmt im ſüßen Wahn
    Entzückter Fantaſie.

„Suchſt Ruhe, Jüngling? ſehnend ſpäht
    „Und irr dein Aug' umher?
„Aus dieſen Tiefen Ruhe weht,
    „Zu finden dir nicht ſchwer.
„An meinem Buſen wieg' ich dich,
    „Sing' in den Schlaf dich ein,
„Nicht böſe Träume quälen dich —
    „Komm, Lieber! werde mein. —“

„Nicht ſchwer und drückend iſt die Luft,
    „Nur kühle Lüftchen weh'n,
„Das Glück bewohnet dieſe Kluft,
    „Von Menſchen nie geſeh'n.

„O wüßteſt du, wie gut's hier iſt,
„Du ſtiegſt zu mir herab;
„Hier herrſcht nicht Bosheit, Trug und Liſt,
„Nur Ruhe füllt das Grab.

„Ein weißes Lein — was brauchſt du mehr?
„Ein Häufchen Erde noch?
„Vom Flitter iſt der Pallaſt leer,
„Aus dem das Würmchen kroch.
„Es ruht ſich ſanft, es ruht ſich wohl
„An meiner keuſchen Bruſt!
„Für dich ſchlägt ſie ſo ſehnſuchtsvoll! — —
„Kehr' ein zur neuen Luſt! —“

Sie faßt ihn an, ſie küſſet ihn,
Es wiegt ſich Bruſt an Bruſt,
Und in den Abgrund ſtürzt er hin,
Sich ſelber unbewußt.
Dort wandelt er, dort ſchlummert er,
Nie kehrt er mehr zurück! — —
Zu finden iſt die Ruh nicht ſchwer,
In Gräbern wohnt das Glück.

M. Fiſchel.

Des deutſchen Ritters N. N.

Geburtsfeyer *)

Ob dieſer blutigen Geſchichte
Starrt noch mein Herz!
O Freunde, glaubt mir, was ich dichte,
Iſt Ernſt, nicht Scherz!
Der Freyherr, welcher ſchwimmt im Blute,
In Mauthern war
Geboren, wenn ich recht vermuthe,
Vor fünfzig Jahr!
Er kam, von Mauthern, wie geflogen,
Zu uns nach Wien,
Und Denis, welcher ihn erzogen,
War ſtolz auf ihn.
Er war von Dichtergeiſt beſeelet,
Der Neid blieb ſtumm,

---

*) In einem transparenten Gemählde war die Geſchichte vorgeſtellt. Die Romanze wurde von einem maskirten Savoyarden abgeſungen.

Als Bernburg ihn als Mitglied wählet
Ob ſeinen Ruhm.
Von Schulſtaub frey, hat er gewählet;
Und floh die Welt.
Dem deutſchen Orden zugeſellet,
Ward er ein Held;
Er wollte lieben, und nicht morden;
Und, über Schrems,
Zog er, nicht wider wilde Horden,
Er zog nach Krems,
In Krems die großen Heldenthaten
Und ſeinen Ruhm,
Die könnt ihr Freunde ſelbſt errathen,
Ich bleibe ſtumm.
Er fliehet aus der Wolluſt Armen
In ſtolzer Ruh,
Verläßt er Mädchen, zum Erbarmen,
Und eilt uns zu,
Er, der bisher noch nichts geſehen,
Als Hollenburg,
Sieht ſich als Freund, ganz unverſehen,
In Petersburg!
Dort herzet er Koſakenmädchen,
Vergißt den Schwur,
Gezogen von der Liebe Fädchen,
Und tändelt nur,

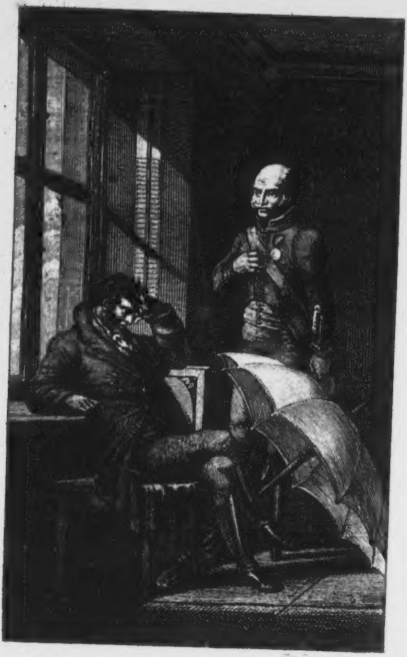
Und doch verfolgt ihn lange Weile
Stets überall,
Bis Mergentheim in größter Eile
Zur großen Wahl;
Dort leeret er, als weiſer Zecher,
Der Geld nie ſpart,
Des Weines und der Liebe Becher
Nach Ritterart:
Jetzt eil' ich Freunde zur Geſchichte,
Die man hier ſieht,
Glaubt nicht, daß Etwas ich erdichte
Wahr iſt mein Lied!
Er fremdes nur gewohnt zu naſchen,
Aus Zeitvertreib,
Wollt' er im ſchnellen Lauf erhaſchen
Das ſchöne Weib!
Doch Amor, der ihn warf zur Erde,
Siegt überall;
Er ſorgt: daß er beglücket werde
Durch ſeinen Fall.
Von einem ſchönen Mund geſchmeichelt,
Wer fällt nicht gern?
Von einer ſchönen Hand geſtreichelt,
Wer fällt nicht gern?
Der Freyherr hat als Held gehandelt,
Vergaß den Schmerz,

Das Leiden hat ſich bald verwandelt
In muntern Scherz.
Da, nun ſo wollen wir auch ſcherzen,
Die Stunde ſchlägt,
Die ihm geboren, unſern Herzen
Tief eingeprägt,
Er lebe hoch! noch Neſtors Jahre,
Sein Zeitvertreib:
Sey von der Wiege, bis zur Bahre,
Stets Wein und Weib.

Joſ. Freyh. v. Retzer.

VI.

Erzählungen.



[illegible]

Der Mann mit dem Regenſchirm.

Eine etwas gedehnte Erzählung.

Erſter Barometerſtand.

Der Mann mit dem Regenſchirm war einer von jenen ausgezeichneten Männern, die wenig reden, und viel zu reden geben. Er lebte höchſt exemplariſch, d. h. er kümmerte ſich um niemanden, verſah ſein Amt, und ging nie aus, ohne einen zierlichen Regenſchirm bald als Stock, bald als Schirm mit ſich zu tragen.

Auch wenn es nicht regnete?

Auch wenn es nicht regnete. Der Mann mit dem Regenſchirm nahm das Sprichwort: „Auf Regen folgt Sonnenſchein“ und ſtellte es auf den Kopf, und was iſt bieg- und wendſamer als ein Sprichwort? Auch da kam die goldene Regel für ihn heraus, dem Queckſilber des Barometers nicht allzuſehr zu trauen, und ein wachſames Auge in die Zukunft zu ſenden.

Wer war aber der Mann mit dem Regenſchirm?

Ein Mann, wie geſagt, von einem ſehr feſten Charakter, der folglich unerſchütterliche Grundſätze beſaß. Sein Grundſatz war nun einmahl, den Regenſchirm eben ſo wenig aus der

Hand zu geben, als ein wandernder Muſenſohn ſeine Schreibtafel. Daher glaubte man auch in der ganzen Mittelſtadt, wo er ſeit einem Monate ſich aufhielt, daß er wenigſtens ein Engländer, oder, wie andere meinten, wohl gar ein Britte ſey, dem die Stadt Erlenau ſo wohl gefalle, daß er, um nur da bleiben zu können, als Wirthſchaftsrath der C....ſchen Güter ſich hier etablirt habe.

Im Grunde ſprach man vom Regenſchirm mehr, als von ihm ſelbſt, und mit Recht, denn es war gar ein zierliches Gebilde, und man ſtritt nur darüber, ob es von apfel- oder meergrünem Taffet, von gebeitztem, oder von echtem Ebenholz ſey? Es gab ſogar wichtige Mienen, welche verſicherten; dieſer Regenſchirm ſey von einer ganz neuen Erfindung, und müſſe wahrſcheinlich die gewöhnlichen an Werth ſehr übertreffen, worin man auch dieſen wichtigen Mienen ganz Recht gab.

Der Mann mit dem Regenſchirm kümmerte ſich nichts um dieſe Geſpräche, ſondern hatte ein recht behagliches Gefühl, wenn er an ſich ſelbſt dachte. Sein Ideengang, ungeachtet wir ihm nie darauf nachſchleichen konnten, und alſo durchaus nicht wiſſen können, was er dachte, war ungefähr folgender:

„Ich habe viel Geld, und bin dennoch glücklich. Ich lebe
„unter verſchiedenen Menſchen, und habe keine Langeweile.
„Ich bin zu ruhig; ich lebe ein Außerleben, darum bedarf ich
„eines Weſens, das mich beunruhigt. Ich will heirathen.“
(Man ſieht, daß der Mann mit dem Regenſchirm ſehr platte Gedanken entwickeln kann).

„Aber wohin ſoll ich mich wenden? Ich bin ein Fremdling
„hier, und nur deßwegen bekannt, weil ich keine Bekanntſchaften
„mache. Die Mädchen ſcheinen mir wenig Aufmerkſamkeit
„zu ſchenken, ich bin nicht einmahl im Stande, ihre Neugier zu
„reizen. Ich möchte mich gerne verlieben, aber der Wille hat
„hier wenig zu ſagen. Ich möchte ein Mädchen wählen, das eine
„ganze Legion von Reizen und Tugenden unter ſeine Fahnen
„verſammelt, der die ſo prächtig in Geſtalt gekräuſelten Federn
„vom ſiegreichen Strohhut hinabwallen. Allein eben dieſe
„Strohhüte ſperren mir den Weg ab zu einer vernünftigen Auswahl.
„Ein ſchönes Mädchen mit einem Strohhute verhält ſich
„zu einen ſolchem mit bloßem Kopfe, wie ein lieblicher Sommerabend
„zu einem heißen Sommermittag. Jener zieht unwiderſtehlich
„an, dieſer verſengt. Ein unſchönes Mädchen im Strohhut,
„verhält ſich zum unſchönen, ohne demſelben, — wie ein kühler
„freundlicher Abend zu dem vorausgegangenen Regentag.
„Die Strohhüte ſind ſehr gefährlich, und zerſtören jedes Urtheil.
„An einem herrlichen Sommertage, wo die Schönen unter
„Strohdächern wohnen, gewahrt man nichts, als romantiſche
„Schönheiten, und naive Zierbildchen, zumahl wenn das
„Lila- oder Chamois- oder Roſaband gar beſonders zweckmäßig
„geſchlungen und gefaltet iſt. Man gehe mit nach Hauſe, man
„laſſe das Hütchen abzieh'n, und man wird ausrufen: Weniger
„gewiß iſt's: Kleider machen Leute, als: Hüte machen Mädchen.

„Wie anders iſt's an einem kühlen, wolkigen, regneriſchen
„Tage? Die ganze (grüne) Natur erfriſcht ſich, die Blumen

„breiten ſich aus, und ſteh'n in voller Schöne da, nur wenige ſchließen und verbergen ſich, und fürchten ſich vor Erkältung; und dieß ſind gerade nur die zarten, empfindlichen, gerade wie die Mädchen dieſer Art. Solchen aber bin ich nun ein- für allemahl nicht gewogen. Hingegen die Mädchen, die ſich an einem regneriſchen Tage auf der Gaſſe ſehen laſſen, erſcheinen:

1) „Ohne Hut; wiewohl nicht immer, wovon gleich ſpäter die Rede ſeyn wird. Man kann ſie daher nach echten Criterien vollkommen beurtheilen, das Dach iſt abgehoben, das Grundgebäude der Geſichtszüge ſteht in einem leicht überſehbaren Abriſſe vor dem Auge.

2) „Fürchten ſie, wie geſagt, weder Schnupfen noch Zahnweh, ungeachtet ſie ein ſo artiges Näschen und ſo blendend weiße Zähne haben. Folglich ſind ſie im Stande ihren Gatten ganz glücklich zu machen.

3) „Erſcheinen zwar manche ſelbſt an dieſen Tagen in Hüten, aber gerade dieſer Umſtand iſt für den Beurtheiler der günſtigſte. Denn es zieht ſelber den vernünftigen Schluß, daß Mädchen, die ohne des Huts als Sonnenſchirm nöthig zu haben, denſelben dennoch beybehalten, höchſt wahrſcheinlich auf Trug und Täuſchung ausgehen, auf's allerwenigſte ſich im Hute für ſchöner halten, als ohne demſelben, und ſchon das letztere iſt ſchlimm genug.“

„Für einen Spatziergänger auf Freyersfüßen geht alſo nichts über einen regneriſchen Tag. Der Freyer muß Phyſiognomiker ſeyn, und das Antlitz eines Mädchens täuſcht kei-

„nen Kenner, aber der Phyſiognomiker darf keinen Strohhut gegen ſich haben.

„Und noch ein wichtiger Umſtand! die Haare, ihre Stärke, ihre Farbe, ihr Glanz, die Zierlichkeit ihrer Verflechtung, — wer ſieht nicht ein, daß auch das ein wichtiger Umſtand ſey, den der Strohhut verbirgt. —

„Es iſt ein ſchöner warmer Nachmittag. Indeſſen ſtehen doch einige weißlich graue und graugelbliche Wölkchen dort am Saume des Berges, der Barometer ſteht um 1 1/2 Linie tiefer, als heute früh. Gut — Ich nehme meinen Regenſchirm, und gehe.“

Der Mann mit dem Regenſchirm ging durch die Stadt und begab ſich in's Freye.

Erſter Regen.

Der Mann mit dem Regenſchirm ſaß unter einem großen Birnbaume auf einer Anhöhe, und ſtützte ſich auf ſeinen Regenſchirm, nicht weil er müde war, ſondern, weil er die Gewölke betrachtete, die ſeit zehn Tagen nun wieder zum erſten Mahl in der Gegend von Erlenau ihre Viſite abſtatteten.

Ein kühler Weſtwind hob ſich, und wühlte in den Blättern des Birnbaumes. „Bravo!“ ſagte der Mann mit dem Regenſchirm. —

Ein warmer Südweſt ſchob jetzt noch ungefähr ſieben Wölkchen über den Horizont herauf. — Bravo! ſagte der Mann mit dem Regenſchirm.

Ein raſcher Nordweſt geſellte ſich zu ihnen, Staub wirbelte auf der Straße auf, die Gewölke zogen im Doppelſchritt über den Himmel. Bravo! repetirte der Mann mit dem Regenſchirm.

Nur im Oſten war es noch blau, einzelne Regentropfen fielen auf die Erde herab. Der Mann mit dem Regenſchirm ſtand auf, da ſah er über den Fußpfad, der vor dem Birnbaum vorbey führte, zwey weibliche Geſtalten einher eilen; eine trippelnd; die andere im Flug, wie eine Sylphide, mit einem ſchönen Strohhut in der Hand.

Braviſſimo! rief der Mann mit dem Regenſchirm.

Die Geſtalten waren ganz nahe. Es war eine Matrone, es war ein Mädchen mit kaſtanienbraunen Locken, und ſchönen Haargeflechten.

Eilen Sie, liebe Mama! ſagte das Mädchen. Der Regen überraſcht uns.

Schade für deinen Strohhut! ſagte die Matrone.

Der Mann mit dem Regenſchirm trat ihnen entgegen, und machte eine ehrerbiethige Grußbewegung. (Compliment.) Darf ich es wagen meine Damen, Ihnen den Schutz meines Regenſchirmes anzubiethen? — Er iſt geräumig genug, um Ihnen beyden zum Dache zu dienen, und ſowohl er, als ich, werden ſich's zum höchſten Glücke ſchätzen!

„Sie ſind ſehr gütig! Sie ſind gar zu gütig! So die Mutter.

„Sie ſetzen ſich ja dann ſelbſt dem Regen aus! ſo die Tochter!

„Sie erzeigen mir ſchon dieſe Gnade! So der Mann mit dem Regenſchirm. Zugleich drückte er die Feder, und der Regenſchirm ſtand in ausgebreiteter Blüthe da.

Siehſt du, liſpelte die Mutter zur Tochter, er iſt doch von apfelgrünem, und nicht von meergrünem Taffent. Ich habe doch beſſer geſehen, als ihr alle.

Der Mann mit dem Regenſchirm ſtand zwiſchen beyden. Der Schirm iſt leicht, ſagte er, er wird Ihnen keine Beſchwerde machen.

Das Mädchen verneigte ſich ſehr verbindlich, und nahm ihn, ſie ſtand darunter, wie eine perſiſche Prinzeſſinn unter ihrem Baldachin. Sie war noch viel ſchöner geworden, als vorher.

Hu! dachte der Mann mit dem Regenſchirm, wie müßte ſie erſt erſcheinen, wenn ſie den Strohhut aufſetzt! Gott ſey Dank! ich habe ſie ohne Strohhut geſehen.

Aber es iſt ja Raum für drey! ſagte Mama. Das iſt der ſchönſte, der größte, und doch der leichteſte Regenſchirm, den ich je geſehen habe. Lieber Himmel! der Regen beginnt, Sie werden ja ganz durchnäßt, eh' wir in die Stadt kommen.

Die Tochter flüſterte ihr etwas in's Ohr.

„Du haſt recht, Erneſtine, ſagte Mama. — Wir müßten Ihre Güte ganz ausſchlagen, wenn Sie dabey zu kurz kommen ſollten. Wir könnten ja alle drey darunter gehen.

„Wenn ich Ihnen nicht läſtig bin, meine Damen? Wenn ich es wagen darf, Ihnen beyderſeits meinen Arm anzubiethen, und den Schirm zu tragen? Dann würde es vielleicht möglich ſeyn.

Die Sache arrangirte ſich ganz vortrefflich. Man wandelte mit einander fort, es regnete ganz entſetzlich, dem Mann mit dem Regenſchirm war ganz ſonderbar zu Muthe. Er ging in ſeinem Höflichkeitsdrang ſo weit, ſich ſelbſt den Hut zum tragen auszubitten; dieſen furchtbaren Hut, von welchem Mama gemeint hatte, Erneſtine könnte ihn nunmehr wieder aufſetzen. Nein, dachte der Mann mit dem Regenſchirm, auf die Gefahr will ich es nicht ankommen laſſen.

Man unterhielt ſich ſehr angenehm, man gelangte nach Hauſe, man empfahl ſich ſehr artig und dankbar, und der Mann mit dem Regenſchirm ging nach Hauſe. Boshafte Leute wollen bemerkt haben, daß er den Regenſchirm quer über die Achſel trug, und daß er alſo trotz ſeines Schirmes fortwährend in der Traufe ging. Dieſelben boshaften Leute zogen daraus allerley gutmüthige Schlüſſe, über deren Wahrheit die nächſte Nummer Aufſchlüſſe gibt.

Zweyter Barometerſtand.

Im Barometer war das Queckſilber geſtiegen, im Herzen des Mannes mit dem Regenſchirm die Unruhe. Der Himmel wurde heiter, ſeine Stirne umwölkte ſich.

Er ſtellte den Regenſchirm zum Trocknen hin an's offene Fenſter, ſetzte ſich dazu, dem Barometer gegenüber, und ſtellte verſchiedene Betrachtungen an.

„Herr, ſagte der alte Stelzfuß Trill, ſein Diener, Herr, „was überlegen Sie?

„Nichts — Trill!

„Herr, was geht Ihnen im Kopf herum?

„Etwas.

„Herr, was iſt dieß für ein Etwas?

„Geht dich nichts an, Trill!

„Herr, es geht mich an; ich bin ietzt drey Wochen in Ihren „Dienſten, Herr, Sie ſind ein braver Herr! Herr, ich bin ein „braver Kerl! Reden ſie mit mir, ich habe [illegible] mitgemacht in „der Welt; ein alter Soldat kann reden und rathen.

„Trill, ich bin verliebt!

„Herr, das iſt recht.

„Meinſt du Trill? —

„Herr, das meine ich. Sie ſind ein junger Herr, und wenn „Sie nicht verliebt wären, ſo verdienten Sie gleich meinen Stelzfuß da herumſchleppen zu müſſen. Ich war auch verliebt, Gott „ſey dank!

„Wann, Trill?

„Vor undenklichen Zeiten. Jetzt iſt keine Rede mehr davon; aber was man zu thun hat, in ſolchen Herzensnöthen, „das weiß der Gefreyte Trill recht aus dem Grunde. Wann „haben Sie ſich verliebt? —“

„Jetzt, gerade im Regen.“

„Schön, Herr?“

„Sehr ſchön, Trill! Unvergleichlich! dieſes kaſtanienbraune „lockige Haar, dieſe edlen, und doch liebreichen Züge, dieſer „himmliſche Anſtand, dieſe liebliche Stimme—“

„Herr, hohl mich der Geyer, Sie ſind verliebt!“

„Das weiß ich.“

„Wo, Herr?“

„Droben auf der Anhöhe, beym Birnbaum.“

„Allein, Herr?“

„Nein, mit ihrer Mutter. Sie heißt Erneſtine.“

„Bravo Herr! das Mädchen kennt die ganze Stadt, und „ich insbeſondere. Ich habe ja oft in ihrem Garten dort draußen gearbeitet. Das iſt ein artiges Kind. Neben mir hat ſie „gar oft geſchaufelt und geharkt.“

„Hat ſie?“

„Ja Herr! da ſind wir dann oft in Discours gerathen, und da „hab' ich ihr auch die lange Geſchichte erzählt, die mich mein Bein „gekoſtet hat. Das iſt die liebenswürdigſte Seele von der Welt.“

„Lieber, guter Trill!“

„Herr, werfen Sie mich nicht um!“

„Du kennſt ſie alſo? Sie kennt dich? —“

„Das will ich glauben.“

„Trill, helfe mir!“

„Hehe, recht gern. Das iſt meine Sache ſchon, das wollen wir ſchon einleiten. Iſt ſie Ihnen gut?“

„Das weiß ich nicht, Trill!“

„Herr, das müſſen Sie wiſſen. Das hab' ich vor alten „Zeiten den Mädchen gleich angekannt. Wie ich im Jahre „1771, — ich war damahls noch ein hübſcher Kerl, — wie ich „damahls —“

„Was geht mich das an Trill? Wir reden von jetzt.“

„Freylich! freylich. Wiſſen Sie was Herr, morgen Früh „ſchicken Sie mich hinüber, und laſſen ſich nach dem Wohlbefinden der Frau Mama, und der Fräulein Tochter erkundigen.“

„Und hernach?

„Hernach ſehen wir ſchon, was wir zur Antwort bekommen. Wir werden zum Beſuch eingeladen, wir geh'n zuſammen ſpatzieren, wir reden weiter; wir werden beſſer bekannt.“

„Ach das dauert mir gar zu lange!

„Zu lange, Herr? Gut Ding will Weile haben, bös Ding „auch. Eine Liebſchaft iſt beydes zugleich.“

„Geh' jetzt Trill!“

„Jetzt am Abend? Schickt ſich nicht Herr!“

„Geh' Trill, und komm bald wieder.“

„Schickt ſich nicht,“ brummte Trill, — und ging.

Dritter Barometerſtand.

Der Mann mit dem Regenſchirm ſtand am Fenſter und ſah mit ſtarren Blicken dem dienſtbaren Freunde nach, der jetzt den Stelzfuß um die Ecke herumſchwenkte, und verſchwand.

Darauf nahm er den Regenſchirm, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Darauf legte er ihn ſorgfältig zuſammen, ſtellte ihn auf den Tiſch, und unterhielt ſich mit ihm folgendergeſtalten.

„Glücklicher Regenſchirm! dein gefühlloſer Stiel hat in ihrer Hand geruht, unter deinem Dache iſt ſie gewandelt! Biſt

„du nicht ſtolz darauf, du mein treuer Gefährte? Dank ſey dir
„und euch, ihr freundlichen Regenwolken; hättet ihr nicht eure
„Fülle geöffnet, ſo hätteſt du mir jenen groſſen Dienſt nicht geleiſtet,
„und hätte ich dich nicht gehabt, ſo wäret auch ihr umſonſt
„vorbey gezogen, und ich wäre noch ſo unglücklich, und ſo
„ruhig als vorher. Erneſtine im Strohhut hätte ich bewundern,
„aber kalt vorbey gehen laſſen, Erneſtine ohne Strohhut hätte
„mich entzückt, aber ich hätte ihr den Arm nicht reichen können!
„Geprieſen ſey der Regen, geprieſen ſey der Regenſchirm! —"

„Schade! guter Regenſchirm, daß du ſo ganz und gar
„kein Gefühl für Ehre haſt, und daß die ſchönſten Lobſprüche
„an dir abgleiten, wie die Regentropfen. — Es rühret dich gar
„nicht, daß du ſo viel Aufmerkſamkeit erregſt, daß man ſich
„ſtreite darüber, ob du von apfel- oder meergrünem Taffent biſt,
„daß man dich den leichteſten und den ſchönſten Regenſchirm
„nennt, den man je geſeh'n. Die Mutter ſagte es, die Tochter
„iſt überzeugt davon; denn ihr Blick ruhte auf dir. O! möchteſt
„du einſt ihr ganz angehören, und ſie deinem Beſitzer,
„der jetzt nur ihr angehört."

„Wo Trill bleibt! —"

Der Mann mit dem Regenſchirm trat wieder zum Fenſter, und ſchickte ſeine Augen auf die Gaſſe herab. Aber es hätte nicht viel gefehlt, ſo hätte er ſich ſelbſt nachgeſchickt, denn da ging eben Erneſtine in einem weiſſen Berkalhute mit ihrer Mutter vorbey, ſie blickten hinauf, ſie grüßten freundlich. — Der Mann mit dem Regenſchirm ſtürzte über die Treppen hinunter.

„Herr, wohin? rief Trill, und ſtellte ihm ſein hölzernes Bein entgegen.

„Draußen gehen ſie, Trill!“

„Freylich, weil ſie einen Beſuch abſtatten. Kommen Sie „nur wieder hinauf. Gewiß ſtehen alle Thüren offen? Richtig „Herr! ein anders Mahl machen Sie die Thüre zu, wenn Sie „fortgehen, und wenn Sie noch tauſend Mahl verliebter wären, als Sie ſind.“

„Haſt du mit ihr geſprochen, Trill?“

„Herr, ja! Sie hat zu mir geſagt: guten Abend, Herr „Trill! — Und zwar, wie ich zum Hauſe hinkomme, ſo treten „ſie gerade in die Thüre, um fortzugeh'n.“

„Nun, und?“

„Und hierauf hat ſie weiter gefragt:“ „Wo ſeyd Ihr jetzt, „Herr Trill?“ — „Ich bin gut aufgehoben, habe ich geſagt, „ich bin bey dem fremden Herrn, der erſt ſeit vier Wochen „hier iſt.“ „Bey dem Mann mit dem Regenſchirm?“ hat die Mutter gefragt. „Ja!“ hab' ich geantwortet.

„Der Mann mit dem Regenſchirm? Wer iſt das?

„Herr, halten's nicht übel, das ſind Sie. Ich habe Sie „ganz gewaltig gelobt, ich habe geſagt, ſo einen Mann hat „man in ganz Erlenau nicht aufzuweiſen.“ „Da hat Er recht, „Trill,“ ſagte die Mutter, „mache Er ihm unſere Empfehlung. Wir würden uns die Ehre ſeines Beſuches auf morgen ausbitten, wenn wir nicht wieder auf das Land gingen, „denn es wird ein ſchöner Tag morgen.“

„Iſt das wahr?" ſagte der Mann mit dem Regenſchirm ſehr beſtürzt. Er ſah nach dem Barometer, er war ſchon wieder um zwey Linien geſtiegen.

„Weißt du nicht, wie früh ſie gehen?"

„Herr! Sie fahren. —

„Trill, wie weißt du das?"

„Herr, weil ich's gehört habe, daß ſie zu den Leutchen „gehen, mit denen ſie morgen hinaus fahren. Es wohnt da „eine Frau Baſe, die ſie beſuchen, und bey der ich auch im „Garten gearbeitet habe. Das hab' ich Ihnen ſchon erzählt, „Herr!"

„Das iſt ein unerträgliches Ding mit dieſer Reiſegeſellſchaft! Können ſie nicht geh'n? können ſie nicht allein geh'n? „Verdammter Barometer! Verdammte Geſellſchaft! alle meine „Hoffnungen ſind vereitelt."

„Herr, was reden Sie da? Am Abend geh'n die beyden „Frauenzimmer wieder zurück!"

„Iſt das gewiß?"

„Ja Herr! das weiß ich ſchon. Der Wagen pflegt dann „immer draußen zu bleiben, denn am zweyten Tag fährt die „Frau Baſe auch herein, und geht dann wieder zu Fuß hinaus, und läßt den Wagen hier. Das iſt ſchon der alte Schlendrian ſo."

„Glücklicher Schlendrian! — Da, Trill, trinke auf Erneſtinen's Geſundheit."

„Soll geſchehen, Herr! Und Sie — Sie bleiben zu Hauſe?"

„Ganz natürlich!“ —

„Herr, das iſt gar nicht ganz natürlich. Als ich verliebt „war, hätte man mich einſperren, oder Wache vor meine Thüre ſtellen dürfen, ich war doch nie zu Hauſe. Verſtanden, „Herr!“

„Trill, du biſt ein Narr!“ —

Abendröthe.

„Leſen Sie den Brief, liebe Mama!“ ſprach Erneſtine im Nachhauſegehen. „Es iſt ſelten, daß der Herr Oheim uns „ſchreibt, es muß etwas Wichtiges zu bedeuten haben.“

„Närrchen, wer wird dann auf der Gaſſe leſen? Erſtens „iſt's ſchon finſter, zweytens ſchickt es ſich nicht, drittens habe ich meine Augengläſer nicht bey der Hand.“ —

„Verzeihen Sie Mama, es iſt ſo finſter nicht, denn die „Sonne geht eben prächtig unter. Und wenn es ſich für Sie „nicht ſchickt, ſo geben Sie nur mir den Brief, ich leſe ihn „ſchon ohne Augengläſern.“

„Daß du doch immer ſo neugierig biſt, Tinchen! Ich wette, der Mann mit dem Regenſchirm hat auch wieder deine „Neugierde aufgeweckt, die ohnehin niemahls ſchläft.

„O was geht mich der Mann mit dem Regenſchirm an?“

„Gar viel Närrchen, das hab ich dir ſchon angeſehen. Nun, „ich nehme dir's nicht übel, ich möchte ſelbſt gerne wiſſen, „was es mit dem Herrn Wirthſchaftsrath für eine Bewandtniß hat. — Ein artiger lieber Mann iſt er auf jeden Fall.“

„Ein Bißchen übertrieben,“ meinte Erneſtine.

„Das verſtehſt du nicht, Tinchen. Ein junger Mann, „der ſein Glück machen will, muß ein Bißchen übertrieben „ſeyn.“

„Aber nicht fade!“ — meinte Erneſtine.

„Du biſt ja heute gar außerordentlich ſtrenge, Tinchen. „Laſſe dich nicht auslachen, ich habe dir etwas tiefer in's Herz „geſehen.“ —

„Wie, Mama?“ —

„Nun, jetzt ſind wir zu Hauſe, laß Licht bringen, und „leſe.“

„Es iſt jetzt ein junger Mann bey euch,“ ſchrieb unter andern der Herr Oheim, „den ich ſehr lieb gewonnen habe. „Er war nicht gern in der Reſidenz, und galt daſelbſt für einen Sonderling. Ich wollte ihm Empfehlungsſchreiben mitgeben an dich Schweſter, und an Nichte Tinchen, aber er „wollte keines annehmen, ſo viel Schönes ich ihm auch von „euch ſagte. Er will durch ſich ſelbſt bekannt werden, und da „hat er recht. Nun ſchreibt mir der liebe Mann jüngſthin, „ohne ein Wörtchen von euch zu erwähnen, er ſcheint euch „gar nicht zu kennen.“

„Nun Tinchen,“ ſprach Mama, „warum ſtockſt du? Warum wirſt du roth? — Lies weiter!“ —

„Liebe Mama, der Herr Oheim hat doch ſeltſame Einfälle. Mama nahm den Brief, und las weiter. „Da ich nun den „Herrn Wirthſchaftsrath für Tinchen ganz geſchaffen glaube,

„und er ihrer Hand wirklich würdig iſt, ſo wäre es mir höchſt „unangenehm, wenn dieß ſchöne Verhältniß bloß allein wegen der Grillen dieſes jungen Mannes gar nicht zu Stande „kommen ſollte. — Bleib da, Tinchen. — Es iſt daher deine „Pflicht, liebe Schweſter, einige Verſuche zu ſeiner Bekanntſchaft zu machen. Einladen läßt er ſich freylich nicht, denn „er iſt in dem Puncte ein ganz eigener Trotzkopf.“ (Der gute Herr Oheim war nun freylich von dem heutigen Vorgange nicht unterrichtet, meint hier der Erzähler). „Aber ich überlaſſe „es deiner mir wohlbekannten Klugheit, und bin ꝛc. ꝛc.“

„Hörſt du Tinchen? Mein Bruder kennt ihn, wen er „lobt, der iſt gewiß auch lebens werth. Das war ein glücklicher Zufall heut mit dem Regenſchirm, meinſt du nicht Tinchen?“ —

„Liebe Mama,“ ſprach Erneſtine mit einem ganz allerliebſt trotzigen Geſichtchen; „wo denken Sie hin? ich finde „das ganz abſcheulich, von ſolchen Dingen zu reden, und der „Herr Oheim, ſo ſehr ich ihn auch achte, hat doch mit mir „nichts abzukarten. Gewiß war der Herr Wirthſchaftsrath nicht „zufälligerweiſe heute unter dem Birnbaum. Er hat auf uns „gewartet, der eingebildete Menſch, das habe ich ihm recht gut „angeſehen! Ich kann und mag ſo etwas durchaus nicht ausſtehen.“

„Tinchen!“ drohete Mama.

„Ach ſeyn Sie nicht böſe liebe Mama! Ich kann Ihnen meinen Unmuth gar nicht lebhaft genug beſchreiben.

„Für heute wollen wir ſchlafen gehen, Tinchen. Nimm „dir's nicht zu Herzen. Morgen fahren wir wieder hinaus, und „wollen indeſſen nicht mehr d'ran denken.

Erneſtine küßte ihr die Hand, und ging in ihr Kämmerlein. Mama ſchlief aber heute viel beſſer, als ſie, denn wer weiß nicht, daß Gram und Verdruß jeden Schlummer verſcheuchen? — Und Erneſtine glaubte ſehr verdrüßlich zu ſeyn. —

Vollmond.

Der Mann mit dem Regenſchirm ſaß noch immer bey'm Fenſter, und ſah in den Mond hinauf, ohne eben an den Mond zu denken. Ihn verdroß nur die Klarheit, mit der er vom heitern Nachthimmel ſeinen Glanz herab ſendete. Lieber hätte er ihn durch ſchwere Gewitterwolken promeniren geſehen.

„Herr, ein Brief!" rief Trill von der Gaſſe herauf. Er kam. „Da iſt der Brief. Ich habe ihn dem Poſtträger abgenommen, und hierauf Fräulein Erneſtinens Geſundheit getrunken, wie Sie mir befohlen, und da iſt der Brief."

Der Mann mit dem Regenſchirm brach ihn auf, las ihn beym Mondenſchein, und warf ihn in den Winkel.

„Herr, was iſt das?" ſprach Trill.

„Trill, eine Dummheit, die mich ärgert."

„Herr, über eine Dummheit ſollte man ſich nicht ärgern."

„Trill, du haſt recht! — Verdammte Narrheit! da ſchreibt „mir jemand aus der Reſidenz, er wüßte hier eine ſchöne Parthie „für mich."

„Herr, das iſt nicht übel!"

„Trill, du biſt ein Narr. In ſolchen Dingen habe ich ganz allein für mich zu ſorgen, und niemand anderer hat ſich darum zu kümmern, und ſollte es auch der Herr Canzleydirector v. Riem ſeyn."

„Herr, den kenn' ich."

„Wie ſo, Trill!"

„Herr, der iſt Fräulein Erneſtinen's Oheim."

„Trill, Trill, iſt das wahr?"

„Herr, Sie werfen mich ſchon wieder um. Sie wiſſen, ich ſtehe nur auf einem lebendigen Fuß."

„Lieber guter Trill, laß dich küſſen! bring Wein, wir wollen zuſammen eine Flaſche ausſtechen."

„Herr! ich gehe ſchon."

„Trill!"

„Herr! was wollen Sie?"

„Trill, bleib hier."

„Herr, warum?" —

„Trill, ich ärgere mich wieder."

„Herr, warum ſchon wieder?"

„Trill, ich ärgere mich über dich."

„Herr, wie ſo?"

„Trill, du haſt alles verdorben. Hätteſt du mir nicht geſagt, daß der Herr Canzleydirector Erneſtinens Oheim iſt, ſo wäre alles den beſten Weg gegangen. Es hätte wieder geregnet, wir hätten uns wieder abſichtlich-zufälliger Weiſe zu-

„ſammen gefunden, der Regenſchirm hätte das ſeinige gethan, „ſo aber ſieht's aus, wie eine Kuppeley vom Herrn Canzleydirector. Es iſt nichts. — Alles iſt vorbey! —

„Herr, ich hohle Wein.“

„Bleib, Trill!“

„Herr, ich hohle Wein, aber vorerſt will ich Licht ſchlagen, damit Ihnen die Grillen vergehen. Zick, zack. „Eine rechte Narrheit das. Eine rechte Albernheit das.“

„Was brummſt du, Trill?“

„Nichts Herr, ich hohle Wein, und hernach reden wir „weiter. —

Trill's Meinungen und Fantaſien.

„Herr,“ ſagte Trill mit der Flaſche unter dem Arm, „ſetzen „Sie ſich daher. Ich will Ihnen reinen Wein einſchenken. Da, „die Gläſer ſind voll. Darf ich reden?“

„Rede Trill!“

„Herr, heirathen Sie, ſonſt bleiben Sie immer und ewig „der Mann mit dem Regenſchirm. Der Junggeſellenſtand iſt „ein läſtiger Stand, beſonders, wenn man alt wird dabey. Ich „bin auch ſo ein Altgeſelle, aber ich kann nicht dafür. Als ich „Gefreyter wurde, bey den Fuſeliers, da fing ich auch ernſtlich an zu freyen, denn ich hatte nicht weit mehr zum Corporalſtand. Da kam einmahl ſo eine zudringliche Kanonenkugel, und zerſchmetterte mir das Schienbein. — Fahr wohl „Schienbein, dacht' ich, fahr wohl, Eheſtand! Ein Bräuti-

„gam, der zur Trauung auf einem Stelzfuß hinkt, iſt kein erfreuliches
„Weſen. Geht mancher freylich den Weg, der ganz
„von Holz iſt, verſtanden?"

„Trill, du biſt ein Narr!"

„Herr, das mag ſeyn, und thut mir nicht leid. Wenn ich
„aber zu Ihnen ſage: Herr, Sie ſind heute nicht recht klug,
„und wenn ich es ſagen muß, ſo thut es mir ja leid, aber
„die Wahrheit muß heraus, deßwegen iſt der Wein da."

„Trill, rede weiter."

„Herr, ich kenne Sie freylich erſt drey Wochen, aber ſeit der
„Zeit, als ich bey Ihnen bin, bin ich erſt recht gern auf der
„Welt! Herr, ich kenne Erneſtinen, Herr, ich ſage Ihnen,
„wenn Sie beyde nicht zuſammen taugen, will ich ſogleich
„meinen Stelzfuß verbrennen, und auf Krücken gehen."

„Trill, rede weiter!"

„Herr, Erneſtine iſt ſo ſchön, daß man gar nicht begreift,
„wie ſie gar ſo vernünftig ſeyn kann! Herr, Erneſtine iſt ſo
„klug, daß man nicht begreift, wie ſie gar ſo gut ſeyn kann!
„Wenn das nicht ein Mädchen iſt, das einem Mann, wie Ihnen,
„den Himmel auf die Erde herab ziehen kann, ſo will ich
„ſogleich meinen Stelzfuß in's Feuer werfen, und auf den
„Krücken gehen!" —

„Trill, rede weiter!"

„Herr, wenn ich mir ſo das Ding vorſtelle, wie es in der
„Zukunft ſeyn kann, ſo möchte ich heulen vor Freude!"

„Trill, du biſt ein Narr!" —

„Herr, das bin ich jetzt nicht! Sie etabliren ſich ordentlich, „Sie machen ein eigenes Haus, und Erneſtine iſt d'rin, und „das Haus iſt ein Paradies, und der alte Trill ſteigt bald da„hin, bald dorthin, und ſieht die Frau Wirthſchaftsräthinn „an, und ſchmunzelt. — Verſtanden?"

„Trill, die Flaſche iſt leer, wir gehen ſchlafen."

„Herr, das thun wir denn in des Himmels Nahmen. „Freut mich vom Herzen, daß die Predigt ſo gut angeſchlagen. „Kann ich's, Herr? Kann ich die Grillen jagen?

„Wecke mich früh genug, Trill."

„Herr, wenn Sie früh genug ſchlafen, dann ſoll es ge„ſchehen. Aber heute ſchlaf' ich gewiß beſſer, als Sie." —

„Wie ſo Trill?"

„Ich, vor Freuden gut, Sie vor Freuden ſchlecht, das „macht, weil ich's noch erwarten kann, Sie aber nicht. Gute „Nacht! Herr."

„Gute Nacht Trill!" —

Vierter Barometerſtand.

Der Mann mit dem Regenſchirm kam am Nachmittage von ſeinen Geſchäften nach Hauſe. Er hatte ſeit geſtern Mitternacht, folglich ſchon ſeit vorgeſtern nicht geſchlafen, aber immer geträumt. „Trill!" rief er, „wie ſteht der Barometer? Es „iſt ſehr ſchwül!" —

„Herr, er ſteht tief, ſehr tief."

„Du haſt recht Trill! O vortrefflich, wir bekommen heute „Abend einen herrlichen Gewitterregen."

„Herr, darüber dürfen wir uns nicht beſonders freuen. — „Es hat ohnehin ſchon zu viel geregnet."

„Trill! ſchweig, das verſtehſt du nicht. Gib mir den Regenſchirm. Ich gehe."

„Auf die Anhöhe, wo der Birnbaum ſteht?"

„Du haſt's errathen Trill!"

„Herr, Sie haben recht! Hier iſt der Schirm. Wenn Sie „vergnügt nach Hauſe kommen, und mich vor lauter Freude „wieder umwerfen, ſo werde ich ſagen: Herr, Erneſtine iſt „zum zweyten Mahl ungefähr noch ſchöner, als das erſte „Mahl."

Zweyter Regen.

Und da ſaß denn der Mann mit dem Regenſchirm wieder unter dem großen Birnbaum auf der Anhöhe, und blickte heute nicht himmelauf- ſondern landabwärts. Aber je länger er da ſaß, deſto ſchwerere Zweifel warfen ſich auf ſeinen Freudentaumel.

„Es kann und wird und ſoll heute regnen, das iſt wahr. „Aber werden ſie auch heute zurückkommen? Und werden ſie „nicht vorſichtig genug ſeyn, auf jeden Fall einen Regenſchirm „mitzunehmen? Daß ich da ſeyn werde, werden ſie ſich freylich vorſtellen können. Aber wie werd' ich Erneſtinen unter „die Augen treten? Wird ſie nicht beleidigt ſeyn über mein

„zudringliches Benehmen? Ach nein, Erneſtine kann gar nicht „zürnen. Dieſe milden Züge kennen nur die Sanftmuth, die „Freundlichkeit. Aus dieſen Augen ſtrahlt nur himmliſche „Güte!“

„Wird es denn heute noch regnen? Ja, es wird ganz gewiß regnen. Schon rollt der Donner dort d'rüben an der „Gebirgskette, und die ſchwarzblauen Gewölke ziehen langſam „heran. Heran du Donner, heran ihr Gewölke! Mache deine „Caſematten auf, guter Boreas, und jage die Winde und „Windleins heraus, daß ſie den leichten Cupido auf ſchweren „Wolken vor ſich her treiben.“

„Aber kann ich Ihnen nicht entgegen gehen?

„Ja, das kann ich!“

Und der Mann mit dem Regenſchirm ging vom Birnbaume weg, über die Anhöhe hinunter.

„Nein, das ſieht gar zu abſichtlich aus, das muß ich vermeiden. Wenn ich wieder da unter dem Birnbaum ſitze, wenn „ſie vorbeykommen, ſo hat es doch wieder einigen Anſchein „von Zufälligkeit. Und wenn der Zufall ſeine Sachen ſo gut „macht, ſo muß man ihn weiter arbeiten laſſen, und ihm nicht „die Flügel ſtutzen.“

Und der Mann mit dem Regenſchirm ſtand wieder unter dem Birnbaum.

Der Donner kam näher, die Wolken jagten über den Himmel. Der Mann mit dem Regenſchirm breitete ſeine Hand aus, und machte die Beobachtung, da es wirklich ſchon regnete. Nun blickte er geſchwind um ſich herum, und — dort kamen ſie auch herauf.

„Sie iſt's, aber ſie hat ihren Strohhut auf. Aber iſt nicht ein Dritter bey ihnen? Ein Mann iſt's, ein Mann mit einem Regenſchirm. Jetzt ſtehen ſie, er ſchlägt den Regenſchirm auf, er hält ihn empor, er reicht ihnen den Arm.“

„Verdammter Mann mit dem Regenſchirm! Es iſt zum raſend werden.“

„Sie kommen näher. — Bleib ich ſteh'n? Was nützt es mir? Sie brauchen mich ja nicht. Sie haben ja einen Mann bey ſich, und einen Regenſchirm! Alles vereitelt! Alles umſonſt, ich gehe.“

Und der Mann mit dem Regenſchirm blieb ſtehen, und wurde ganz naß, denn wie konnte er d'ran denken, ſeinen Regenſchirm auszubreiten? Er blieb nur eigentlich deßwegen ſtehen, weil er darüber nachſann, wie er am geſchwindeſten ſich aus dem Staube machen könnte?

„Dort ſteht er!“ rief Mama.

„Wer?“ ſprach der fremde Mann.

„Der Mann mit dem Regenſchirm, der Herr Wirthſchaftsrath!“ ſprach Mama.

„Seh'n Sie, daß er abſichtlich da ſteht, und wartet?“ ſagte Erneſtine. „Recht fade iſt das, recht albern.“

„Pfui! liebe Nichte,“ ſprach der fremde Mann, den wir ſchon kennen. „Wer wird denn ſo ſtrenge ſeyn? Zufall iſt's,

„bloſſer Zufall! — Guten Abend! lieber Willberg! Warum „ſpannnen Sie ihren Regenſchirm nicht aus?“ —

„Sind Sie es, Herr Canzleydirector? Sie ſelbſt?“ —

Und ſo weiter. Genug, es ergab ſich, daß der Regenſchirm des Mannes mit dem Regenſchirm ein geräumigeres Obdach darboth, als jener des Canzleydirectors, und daß der Herr Oheim Canzleydirector unter dem ſeinigen ganz gemächlich daneben ging. Viele, (ob Augenzeugen, iſt nicht bekannt) wollen ſogar verſichern, daß der Mann mit dem Regenſchirm mit Erneſtinen vorausgehen mußte, und der Canzleydirector mit ſeiner Schweſter hinterdrein. Es iſt jedoch nicht wahrſcheinlich, daß Erneſtine, ihren Grundſätzen zu Folge, darein willigen konnte. Genug, der Mann mit dem Regenſchirm kam ſeelenvergnügt nach Hauſe.

Oſtwind.

„Trill! Herzenstrill!“ —

„Herr! Sie werfen mich um. Es iſt gewiß alles prächtig „gegangen, hab' ich recht? —

„Trill, ich bin vergnügt!“ —

„Herr, das freut mich. Wiſſen Sie ſchon, daß der Herr „Canzleydirector von Riem heute Nachmittag angekommen iſt? „Er iſt ſogleich zu ſeiner Frau Schweſter hinausgefahren, die „Pferde ſind denn wieder zurück gekommen.“

„Haben Sie ſie zuſammen angetroffen? —

„Trill, bring Wein. Wir trinken auf ihre Geſundheit.“

„Herr, das iſt recht. Herr, es kommt jemand, und das
„iſt der Herr Canzleydirector wie er leibt — und lebt. —

„Trill, bring mehr Wein.“

Verſchiedene Witterung.

Mehr Sonnenſchein als Regen, und der Sonnenſchein war dem Manne mit dem Regenſchirme jetzt ſo lieb geworden, als der Regen, wo nicht noch lieber.

Man weiß nicht, wie es kam, daß Erneſtine, die doch den Tag vorher den Mann mit dem Regenſchirm ſo aus des Herzenstiefe verabſcheute, nach und nach ihre Geſinnungen ſo ſehr veränderte, daß man den Mann mit dem Regenſchirm, mit oder ohne Schirm ſehr oft mit Erneſtinen ſah, und weniger oft ohne ihr, und Erneſtine faſt nie ohne den Mann mit dem Regenſchirm.

Da lief es bald, wie Fortunens Rad durch ganz Erlenau: der Mann mit dem Regenſchirm macht die beſte Parthie in ganz Erlenau.

Letzter Barometerſtand.

„Wenn es nur morgen nicht regnen möchte,“ ſeufzte eines Abends der Mann mit dem Regenſchirm.

„Heiter ſoll der Tag ſeyn, heiter, wie ich ſelbſt.“

„Sieh zum Barometer, Trill.“

„Herr! Es geht gut. Der Barometer lacht mich an, und
„zeigt auf beſtändiges Wetter. Herr, das iſt ein gutes Zeichen.“

„Wie ſo Trill?“

„Das zeigt an, Herr, daß in Ihrer Ehe auch beſtändiges
„Wetter ſeyn wird."

„Trill, das iſt ein guter Einfall von dir."

„Herr, ja! Da iſt der neue Anzug auf morgen. Und da
„iſt meine Staatsuniform, und mein neues hölzernes Bein,
„und meine Medaille."

„Trill, du bleibſt dicht hinter uns. Verſtehſt du Trill?"

„Herr, die Städter werden die Naſe rümpfen."

„Trill, laß ſie rümpfen. Du gehſt hinter uns, und trägſt
„den Regenſchirm unter dem Arm."

„Herr, warum?"

„Trill, der Regenſchirm hat mich glücklich gemacht, der
„Regenſchirm muß mit. — Das verſtehſt du nicht Trill."

Es war der letzte heitere Tag, wo die Stadt Erlenau den Regenſchirm ſah. Von heute an ſtand er ruhig in ſeinem Winkel, und wurde nur an regneriſchen Tagen hervor genommen. Da geſchah auch das große Wunderwerk, daß in der ganzen Stadt der Mann mit dem Regenſchirm ganz in Vergeſſenheit gerieth. Man ſprach jetzt nur von dem glücklichen Herrn Wirthſchaftsrath Willberg, und daß er der beſte Ehemann ſey, den je der Erdboden getragen.

Dr. Emanuel Veith.

Wie der Schelm iſt, ſo denkt er. *)

Erſtes Capitel.

Der Seufzer.

Wilhelminens Schooßhund bellte, der Poſtillon blies, und hielt die raſch jagenden Pferde vor dem Hauſe an. Wilhelmine ſaß mit hochklopfendem Herzen, ihr Strickzeug ſank ihr aus den Händen, aber ſie bewegte ſich nicht vom Stuhle. Ihr Bräutigam ſtieg die Treppe hinauf, mit jedem ſeiner Schritte ſchlug ihr Herz hörbarer, glühte ihre Wange heißer. Als Holling aber eintrat, und auf ſie zueilte, lag das zitternde Mädchen in ſeinen Armen; Thränen der Freude entſtürzten ihrem Auge, und er bedeckte ihren Mund, der halb gebrochene Wonneworte ſtammelte, mit heißen Küſſen. Fragen und Antworten jagten ſich um die Wette, und wurden immer wieder von neuen Fragen und Antworten verdrängt, Verſicherungen ihrer wechſelſeitigen Liebe und ihrer feſten Treue ſtanden in dieſem Spiele der Zärtlichkeit oben an.

---

*) Der Titel und die Capitelüberſchriften wurden dem Verfaſſer angegeben.

Holling war zwey Jahre von ſeiner Wilhelmine getrennt. Was hatten zwey Jahre nicht alles aus dem fünfzehnjährigen Mädchen gemacht. Was damahls zu den ſchönſten Erwartungen berechtigte, hatte Mutter Natur, in der Periode der Entwicklung vom Kinde zur Jungfrau, zu einem Ideale weiblicher Schönheit erhoben, und die kühnſte Erwartung ſtand ſtaunend vor dem vollendeten Mädchen. Ihr ſchlanker Bau war üppiger, ihr ſchönes Auge blauer, ihr Haar mehr dunkel geworden, das, wie um ein ſüßes Madonnenbild, ſich in dichten Locken auf dem Lilienbuſen wiegte. Der Jüngling hing mit Blicken des Entzückens an dem Mädchen, endlich fragte er zweifelnd: Liebſt du mich noch Wilhelmine? Bey ſo viel Schönheit wird es dir an Verehrern wohl nicht gefehlt haben. Ihr Mädchen ſeyd eitel, euch ſchmeichelt ein Heer von Anbethern, und ihr vertauſcht leicht einen Geliebten, wenn nur euer Aug und euer Stolz bey dem Tauſche ihre Rechnung finden.

Haſt du dieſe Bemerkung in Italien gemacht? oder man ſagt ſonſt auch, fügte ſie lächelnd hinzu, indem ſie ihm mit dem Finger drohte: Wie der Schelm iſt, ſo denkt er. Doch um dir zu beweiſen, wie ſehr ich mich ſtets deiner erinnerte, ſo ſieh hier nur ſelbſt.

Wilhelmine hohlte ein kleines Käſtchen, dun Holling fand jeden ſeiner Briefe, nach der Zeitfolge geordnet, treu aufbewahrt; jede Seltenheit die er ihr geſchickt hatte, in niedliches Papier gewickelt, das mit dem Tage, an welchem ſie daſſelbe erhalten hatte, überſchrieben war. Nun brachte ſie aber auch noch ihr Tagebuch, und der freudetrunkene Liebhaber verſchlang jede Zeile des lieblichen Gemähldes ihrer heißen Sehnſucht.

Der Abend kam, und Wilhelmine erinnerte den zögernden Jüngling zum Aufbruche. Er meinte, dem Bräutigam ſey es wohl vergönnt, ein wenig über die Gebühr zu verweilen, doch Wilhelmine beſtand um ſo mehr auf ihrer Forderung, da ihr Vater gerade in Geſchäften abweſend war. Ihre ernſte Kälte nöthigte ihm endlich ab, was ihre Bitten nicht zu erreichen vermochten. Er umſchlang ſie noch einmahl, erbath ſich das Tagebuch, und eilte in den, Wilhelminens Hauſe gegenüber liegenden Gaſthof.

Dem ermüdeten Holling war Morpheus nie ſo ungünſtig geweſen, wie heute. Er fühlte ſich zu glücklich, tauſend ſchöne Plane für die Zukunft durchkreuzten ſeine Seele, tauſend liebliche Bilder der Vergangenheit lächelten ihm durch den Dämmerungsſchleyer der Erinnerung. Da ergriff er noch einmahl Wilhelminens Tagebuch, blätterte, las, und fand einen Zettel mit der Überſchrift:

An Minna.

„Überwältiget vom reinſten Triebe,
„That ich, Holde, mein Gefühl dir kund;
„Doch kein Wörtchen ſprach von Gegenliebe
„Mir dein ſüßer, honigſüßer Mund.

„Ich beſchwor dich nun bey allen Muſen,
„Bey dem Amor und der Charitinn,
„Da entſtieg ein Seufzer deinem Buſen,
„Und du ſahſt erbarmend auf mich hin.

„Darf ich dieſen Seufzer mir erklären,
„Kann er mir der Liebe Bothe ſeyn?
„Sprich, eh' herbe Leiden mich verzehren,
„Dieſes Wonne-Ja, und werde mein!"

Das war genug für Hollings argwöhniſche Seele, jetzt ſchien ihm ihre ganze Liebe Heucheley, und im ſcharfen Gegenſatze trat ihr ernſter Befehl hervor, ſie Abends zu verlaſſen. Ha! die Betrügerinn! rief er aus, dieſe Zeilen, dieſe elenden Reime, und dort in dem Buche aufgehoben, wo ſie von Liebe zu mir ſchwätzt. O eine, wie alle, und alle wie eine; veränderlich wie der Wind, empfänglich wie das Wachs für jeden Eindruck, und ſchwankend wie die Welle. Er ſchleuderte das Buch weit von ſich weg, und warf ſich angekleidet auf ſein Lager.

Zweytes Kapitel.

Die Nachtigall.

Der Sturm legte ſich in Hollings Seele, ruhigere Empfindungen machten der Überlegung Platz. Auf wie vielerley Weiſe konnte Wilhelmine dieſes Blatt erhalten, welchen unbedeutenden Werth mußte dasſelbe in ihren Augen haben, da ſie es ihm nicht ſo unbedachtſam mit dem Tagebuche würde gegeben haben. Wilhelminens leiſe hingeworfene Warnung: Wie der Schelm iſt, ſo denkt er, ſtand lebhaft vor ſeiner Seele, und ſein nicht von aller Schuld freyes Herz mußte ihren Ausſpruch bekräftigen. Er warf ſich nun ſeine kleinliche Eiferſucht, ſein die Liebe zerſtörendes Mißtrauen mit aller Bitterkeit vor, bath der Geliebten reuevoll das Unrecht ab, welches ſein Verdacht ihr zugefügt hatte, und ſein Entſchluß ſtand feſt, ſich vor jedem Rückfalle zu hüthen.

Indeſſen ſchlug eine Nachtigall, wie es dem ſiegwartiſirenden Holling ſchien, mit allem Zauber, den die Natur in die Kehle dieſes kleinen Thieres gelegt hat. Er ſtand auf, lehnte ſich an's Fenſter, und blickte wehmüthig zur Geliebten hinüber. Ringsumher war alles ſtille, wie im Grab. Man hätte den Tritt einer Ameiſe hören müſſen, und der Mond ſchien helle genug, eine Stecknadel ſichtbar zu machen. Holling bemerkte einen Mann im Mantel gehüllt, und den Hut tief in die Augen gedrückt, und ſieh da — es war die Nachtigall. Der nachgeahmte Schlag ward wiederhohlt, Wilhelminens Hausthüre öffnete ſich, und der Unbekannte verſchwand.

Holling ſtand unbeweglich, mit zurück gehaltenem Athem, gleich einem Menſchen, der ein Wunder anſtarrt, und deſſen Augen ſeine widerſtrebende Vernunft Lügen ſtrafen. Welch ein unerwarteter Wechſel von Empfindungen beſtürmte ſeine Seele! Eine Minute früher ſtand vor ihm das Bild der Geliebte der unbefleckten Klarheit eines überirdiſchen Weſens, zu dem er im Gefühl ſeiner Schwäche nicht aufzublicken wagte, und in dem Augenblicke, als er dem Schickſale dankt, das ihm einen ſolchen Engel zur Gefährtinn des Lebens beſtimmt, ſieht er ſich mit einem Mahle aus allen ſeinen Himmeln in der Verzweiflung bodenloſe Tiefe geſtürzt.

In dieſem Augenblicke geiſtiger Schwäche, übermannt vom höchſten Schmerze, ohne Sinn für irgend etwas anders, als für das Unrecht, das man ihm zufüge, und zur lauten Rache entſchloſſen, iſt er mit drey Schritten über der Gaſſe, und hebt das ihm wohl bekannte Schloß mit einer leichten Bewegung aus dem Angel. Schon iſt er im Begriffe über die Stiege in Wilhelminens Zimmer zu eilen, als ein leiſes Fliſtern ſeine Schritte hemmt. Holling folgt dem Laute, der ihn zu einer Seitenthüre führt. Leiſe Verſicherungen der Liebe tönen hier wie Geſang der Rachegötter an ſein lauſchendes Ohr. Er verſucht die Thüre zu öffnen, ſie iſt verriegelt, er klopft, aber vergebens, endlich droht er Lärmen zu machen, das wirkt. Eine weiße Geſtalt entſchlüpfte bey ſeinem Eintritte in die andere Ecke des Zimmers, er eilte nach, doch plötzlich fühlte er ſich von ſtarken Armen ergriffen. Holling, ſo unbewaffnet er war, ſetzte ſich zur Wehre, doch ein Schlag, welchen er auf den Kopf erhielt, machte ihn taumeln, und der überlegne Gegner warf ihm zum Thore hinaus.

Drittes Kapitel.

Das Auge.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als Holling erwachte. Zweifelhaft griff er um ſich, fand ſich in ſeinem Bette, und alles ſchien ihm ein ſchwerer Traum geweſen zu ſeyn, als ein Brennen in ſeinem Auge ihn hieß, ſich im Spiegel zu beſehen. O weh! ſein Aug war blau geſchlagen; ein zuverläſſiges Zeichen ſeiner nächtlichen Wanderung. Dieſe Bemerkung kam ſeinem Gedächtniſſe zu Hilfe, und bald erinnerte er ſich, daß er, nach der unſanften Begrüßung, mit der ſein Nebenbuhler ihn empfangen hatte, eine Weile auf der Straße gelegen, von einem der Vorübergehenden bemerkt, und in den Gaſthof gebracht worden war.

Ermüdet von ſeiner Tag und Nacht fortgeſetzten Reiſe, und ganz erſchöpft durch den plötzlichen Wechſel der heftigſten und entgegengeſetzteſten Empfindungen fiel er bald darauf in einen tiefen Schlaf; doch jetzt war ſein Schlummer entflohen, und die Leiden ſeiner Seele kehrten doppelt heftig zurück.

Ein Mahl, ein Mahl noch will ich ſie ſehen; rief er aus, ihr ins Herz zu donnern das Schändliche ihres Verrathes. Aus meinem Herzen will ich ſie reiſſen, und aus meinem Gedächtniſſe vertilgen: doch nun um wie viel ſchwerer wird mir dieſes werden, fuhr er fort, wenn ich ſie noch ein Mahl ſehe. Sie iſt ein Weib, ihrem Geſchlechte fehlt es an Schmeichelworten nie, eine Thräne aus ſchönen Augen, und des Mannes feſter Vorſatz ſchmilzt hin wie Schnee im Strahl der Mittagsſonne.

Er ſetzte ſich hin und wollte ſchreiben, da fiel ſein Blick auf einen Ring, den Wilhelmine ihm noch vor wenig Monden nach Italien geſchickt hatte, mit der einfachen Aufſchrift: Vertrauen. — Vertrauen, ſtammelte er, und gleich einem Blitze erhellte ein Schimmer von Hoffnung das Dunkel ſeiner Seele. Wenn ich ihr zu viel gethan hätte, ſprach er, wenn ſie doch unſchuldig wäre! — Unwillkürlich erinnerte er ſich des Sprichwortes: Wie der Schelm iſt, ſo denkt er. Leicht könnte ich zu raſch geſchloſſen, leicht könnte mich bey dieſem Urtheile der Wankelmuth meines Charakters geleitet haben. Ihr Bild lebte nur noch ſchwach in meinem Herzen, als ich ihren Ring erhielt. Ich bedurfte einer ſolchen Erinnerung, um das Netz zu zerreiſſen, welches eine leichtſinnige und nur allzureizende Italienerinn über mich geworfen hatte. Wenn Wilhelmine meine Treuloſigkeit — nein, Treuloſigkeit darf man es nicht nennen, es war nur eine Verirrung, eine Verirrung, die mich Wunſch und Gegenſtand verwechſeln ließ. Er erröthete und warf die Feder weg. Ich will hin, ich will prüfen, und mit dieſen Worten eilte er, jedoch wahrlich nicht ſo ſchnell wie geſtern, zu Wilhelminen.

Das holde Geſchöpf empfing ihn mit ihrer gewöhnlichen Unbefangenheit, in ihrem Betragen war auch nicht die leiſeſte Spur irgend einer Veränderung zu finden. Holling wagte nicht des geſtrigen Tages zu erwähnen, ihre ungekünſtelte Heiterkeit zerſtreute die Wolken auf ſeiner Stirne, und ſchon wollte er ſich dem heißen Gefühle der allwaltenden Liebe hingeben, als Wilhelmine, die ſchon früher ſein verletztes Auge bemerkt hatte, ihrem Mädchen klingelte, um Balſam zu erhalten. Mit der, einem liebenden Herzen eigenen Sorgfalt, bereitete Wilhelmine alles zum Verbande des leidenden Auges vor; indeſſen kam die Zofe, ihr Blick fiel auf Holling, und mit einem Schrey des Erſtaunens lag ſie in ſeinen Armen. Wilhelmine betrachtete verwundert die ſonderbare Gruppe, Holling ſtand zitternd, wie ein auf der That ertappter Verbrecher, und riß ſich endlich aus den Armen, die ihn umklammert hielten. Das Mädchen, ohne ſich an ſeine Beſtürzung zu kehren, ſprach zu Wilhelminen: Sie erſtaunen über meine Kühnheit, gnädiges Fräulein, nennen mich vielleicht eine Wahnſinnige, und doch ſehe ich ſo klar und deutlich, wie irgend eine. Es iſt noch nicht ſehr lange, und manche meiner Geſpielinnen beneidete mich um die Huldigungen, die meiner Jugend und meiner Geſtalt gezollt wurden. Gleich einem Kinde begehrte ich nach allem, und die gefälligen Männer erfüllten jeden meiner Wünſche. Ich betrachtete ſie als Sclaven meiner Launen, und doch konnten ſie ſich kaum eines zärtlichen Blickes von mir rühmen. Herr von Holling erſchien, er lag zu meinen Füßen, und ich hätte eine Welt dahin gegeben, ihn mein nennen zu dürfen. Der beglückte Liebhaber wurde kälter, und bald ſah ich mich verlaſſen. Ich fühlte mich ſehr unglücklich, bis dahin hatte ich nur getändelt, und nun empfand ich zum erſten Mahl die Macht der Liebe. Herr von Holling verſchwand, die Hoffnung in ſeinem Vaterlande ihn zu finden, ſeine Liebe wieder zu erringen, bewog mich zu dem übereilten Schritte Italien zu verlaſſen, und nach Deutſchland zu wandern. Meine geringe Barſchaft reichte kaum hin, die Reiſekoſten zu beſtreiten, denn nie hatte ich mich darum bekümmert, Schätze zu ſammeln; jetzt ohne einen Beſchützer, ohne Freunde, ohne Bekannte, aber die ſchmeichelnde Hoffnung im Herzen durch Muth und Ausdauer das Schickſal zu verſöhnen, nahm ich Dienſte. In Ihnen, mein Fräulein, fand ich eine gütige Gebietherinn, aber auch die Braut des Mannes, welchen ich hier zu finden gehofft, und der ſich, wie ich in der Folge hörte, nach Helvetien begeben hatte.

Wilhelmine verlangte hierüber Hollings beſtimmte Erklärung, er wollte ausbeugen, doch ſie beſtand auf einem einfachen Ja oder Nein, und er ſtotterte das erſte. Wilhelmine kämpfte einen ſchweren Kampf, endlich ſiegte das Gefühl ihrer beleidigten Liebe, und ſie verbath ſich von ihm jeden ferneren Beſuch. Holling verſuchte jede Kunſt der Überredung, ſeine Wilhelmine zu verſöhnen, bath ſie, mit beynahe von Thränen erſtickter Stimme, eine Verirrung ſeines Herzens nicht ſo grauſam zu ſtrafen. Wilhelmine erwiederte bloß ſie vergebe ihm, aber ſie ſey zu edel, einer anderen, und beſonders ihrer Magd einen Mann zu rauben, auf den dieſe heilige Rechte habe. Holling eilte fort, ſtieß das Kammermädchen, welches ſich ihm in den Weg warf, wüthend zurück, und kam jetzt nicht viel weniger beſinnungslos, als am Morgen deſſelben Tages, nach Hauſe.

Viertes Kapitel.

Der Stich.

Unſere Fantaſie leiht einem verſcherzten Glücke Reize, die ſeinen Beſitz niemahls ſchmücken. Holling ſchien ſich der Unglücklichſte und Verworfenſte aller Sterblichen, ſeine Wilhelmine ſchien ihm ein Engel, den ein rächendes Schickſal ihm entzieht, um eines würdigeren Mannes Loos zu krönen. In ſeiner Seele ſchlief jeder Verdacht, rein und unſchuldig dachte er ſich die Verlorne, wie das neugeborne Kind aus den Händen der ſchaffenden Natur. Sie war ſein, doch nun hatte er jedes Recht auf dieſes Kleinod verwirkt, und ſeine That thürmte ſich, zwiſchen ihm und ihr, wie ein ungeheurer Fels, der den Weg zu den unterirdiſchen Zauberſchätzen verrammelt. Im Zimmer wurde es ihm zu enge, und trotz des umwölkten Himmels, der ein nahes Ungewitter verkündigte, eilte er in den Garten des Gaſthofes. Einſam ſchlich er in den dunkeln Gängen umher, und warf ſich endlich auf eine Raſenbank hin. Das in dem Tagebuche gefundene Gedicht betrachtete er als die Quelle ſeines Unglücks, es hatte ſeine Eiferſucht erregt, und in jener unſeligen Nacht ihn wach erhalten. Starr ruhte ſein Blick auf dieſen verwünſchten Zeilen, als er auf einmahl mit einer rauhen Baßſtimme gefragt ward, wie er zu dieſem Zettel komme. Holling ſah ſich um, eine groſſe hagere Mannsgeſtalt wiederhohlte die Frage, doch jener kehrte ihm ſchweigend den Rücken. Der Unbekannte wurde dringender, ſprach von Rechten, die er auf die Perſon habe, von der Holling mittelbar oder unmittelbar dieſes Blatt haben müſſe, und ſchwor an ſeinem Nebenbuhler fürchterliche Rache zu nehmen. Hollings Sinne waren jetzt umnachtet, er eilte fort, und kam in wenigen Minuten mit Waffen zurück. Wir kämpfen um dieſe Wilhelmine, rief Holling dem Unbekannten zu, und wenn ſelbſt des Mädchens Beſitz für mich kein Lohn ſeyn kann, ſo will ich doch ihren Verführer züchtigen. Die Degen klirrten, Holling ward verwundet, von ſeinem Gegner auf die Raſenbank gelegt, und die Wunde indeſſen ſchnell mit einem Tuche verbunden. Was ſeh' ich, rief der Fremde, und betrachtete Hollings blau geſchlagenes Auge; erlauben Sie mir die Frage, in welchem rühmlichen Kampfe Sie dieſe Wunde erhalten haben. — Holling ſchwieg; der Fremde fuhr fort, vergeben Sie mir meine Neugierde, ich habe die vergangene Nacht einen Menſchen, der mir ins Gehege gehen wollte, derb becomplimentirt, und ihr Auge erinnert mich lebhaft daran. Holling wollte völlige Gewißheit, forſchte weiter, fragte um Ort und Stunde, und jeder Zweifel ſchwand, ſeine Wilhelmine hatte ihn verrathen. Unglückſelig, wie er ſich jetzt fühlte, brach er in einen Strom von Verwünſchungen aus, und entdeckte dem Fremden ſein ganzes Verhältniß zu Wilhelminen.

Ich bedaure ſie, erwiederte dieſer, an ſeiner Braut ſo etwas zu erleben, iſt eben nicht ſehr erbaulich. Sie müſſen mich indeſſen entſchuldigen, ich wußte nicht, daß ich ſo rechtmäßigen Anſprüchen im Wege ſtehe. Vor wenigen Wochen lernte ich unſere Erwählte kennen, ſie war damahls düſter und ſpröde, doch bald wußte ich den kleinen Starrkopf zu brechen. In dieſem Garten ſehen wir uns gewöhnlich, die beſtimmte Stunde iſt bereits vorüber, bald wird die kleine Heuchlerinn kommen, und dann wollen wir ſie zur Rechenſchaft ziehen.

Er hatte kaum ausgeſprochen, als ſie ein weibliches Weſen auf ſich zukommen ſahen. Sie iſt's! rief der Fremde, und eilte ihr entgegen. Holling wollte fliehen, aber er konnte ſich nicht von der Raſenbank erheben. Das Mädchen kam näher, wie groß war Holling's Erſtaunen; es war nicht ſeine Wilhelmine, ſondern Minna, ihr Kammermädchen.

Minna's Schrecken war nicht geringe, als ſie unſern Holling erblickte, und ſich zwiſchen zwey Männern befand, deren ſie ieden in Anſpruch nahm, und welche ſie nun in Gefahr war, beyde zu verlieren. Minna beobachtete ein weiſes Stillſchweigen; die Fragen ihres Liebhabers, und der feine Tact ihrer Schlauheit ließen ſie nicht lange im Zweifel. Mit dem Scharfblicke der Weiber berechnete, überſah ſie die Folgen, und hatte ihre Partey ſchon ergriffen. Holling war auf ieden Fall für ſie verloren, denn er liebte ihre Gebietherinn, ſie rettete ſich alſo, was noch zu retten war, und beantwortete ganz freymüthig, mit der den Mädchen ihrer Claſſe eigenen Leichtigkeit das, um was ſie gefragt wurde. Eine Zentnerlaſt war von Holling's Herzen gefallen, er athmete leicht, und begriff ohne Mühe, daß der Verfaſſer des berüchtigten Gedichtes: der Seufzer, dieſer Fremde war, und daß es nur zufällig in Wilhelminens Tagebuch gekommen ſey.

Holling wurde auf ſein Zimmer gebracht, der Wundarzt empfahl ihm Ruhe, doch er hatte kein angelegentlicheres Geſchäft, als ſeiner Wilhelmine zu ſchreiben. Eine getreue Schilderung ſeines Verdachtes und ſeiner Reue, und beſonders die glückliche Entdeckung von Minna's Vergehen ſollten ihm Wilhelminens Liebe wieder erringen.

Sein Schreiben wurde beantwortet. Holling drückte den Brief an ſein Herz, erbrach das Siegel, und las:

Mein Herr!

„Minnas Treuloſigkeit gibt Ihnen keinen Anſpruch auf meine Hand, obgleich jene dadurch ihrer Rechte auf Sie verluſtig geworden iſt. Wenn ich auch alles vergeben wollte, ſo räth mir doch die Klugheit, das Glück meines Lebens nicht um Ihren Beſitz zu wagen. Ihr Mißtrauen iſt ſtärker als Ihre Liebe, denn Sie hielten mich des ſchändlichſten Verrathes an der Treue fähig, und beſtätigten dadurch das Treffende des Sprichwortes: Wie der Schelm iſt, ſo denkt er. Können Sie mich nun wohl tadelnswerth finden, daß ich meine Hand einem Manne verſage, der mein Zutrauen und meine Achtung verloren hat.“

Eine neue Wunde ſchlug dieſer Brief unſerm Holling, ſie ſchmerzte tiefer als der Degenſtich, und vernichtete für ihn beynahe jede Hoffnung auf Wilhelminens Beſitz.

Fünftes Kapitel.

Das Concert.

Tage und Wochen vergingen, des unglücklich Liebenden Schmerz blieb derſelbe. Holling beſuchte jeden Ort, wo er Wilhelminen zu treffen hoffte, aber immer vergebens; er ſchrie die rührendſten Briefe; unerbrochen kamen ſie zurück, er lag ſtundenlang in ſeinem Fenſter, dem ihrigen gegenüber, und doch ward ihm nicht einmahl das Vergnügen ſie zu ſehen. Der Faden ſeiner Geduld ſprang, die lächelnde Hoffnung hatte ihm zu oft getäuſcht, und ſchon entſchloß er ſich Vergeſſenheit ſeiner Leiden, und die verlorene Ruhe in fremden Ländern zu ſuchen, als ſich ihm noch ein Mittel zeigte, die ſpröde Geliebte zu gewinnen.

Wenige Tage noch, und es erſchien Wilhelminens Geburtsfeſt. Eine prächtige Nachtmuſik ſollte ſie überraſchen; vielleicht erringt ihm die Macht der Harmonie ein Herz wieder, das gegenwärtig taub für die Klagen ſeiner Liebe iſt.

Holling hatte jetzt kein ſüßeres Geſchäft, als ein Concert auf der Flöte einzulernen, welches er am entſcheidenden Abend ſelbſt auszuführen Willens war. Er wählte ſich zu dieſem Zwecke ein eigenes, von der Wohnung ſeiner Geliebten entferntes Zimmer, und übte ſich unverdroſſen vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend.

Der erſehnte Tag erſchien. An Hollings Fenſter prangte ein herrlicher Blumenſtrauß, ſeiner Wilhelmine zum Angebinde beſtimmt. Er beſtand aus den ſchönſten Blumen, und beſonders aus ſolchen, die ſeine heiſſe Liebe, ſeine Treue und ſeinen Schmerz ausſprachen; das ſeidene Band, mit welchem ſie zuſammen gebunden waren, führte die Überſchrift: Reue verſöhnt.

Wilhelminens Schlafzimmer gewährte die Ausſicht in den

Garten. Die Muſikalien und Inſtrumente, nebſt einer Anzahl Lampen, mit welchen der Garten beleuchtet werden ſollte, wurden in das Gartenhüttchen gebracht, und mit der größten Heimlichkeit alle Vorbereitungen getroffen.

Einen ſchönen Anblick gewährte der beleuchtete Garten, aber höher entzückte jeden Unbefangenen Hollings meiſterhaftes Flötenſpiel. Jeder Ton athmete Liebe, und die tief empfundenſte Rührung; in leiſen Klagen ſprach der Schmerz des Ungeliebten, in rauſchenden Accorden, die wie ein reiſſender Gießbach einherſtrömten, drückte ſich die Gewalt der entbundenen Leidenſchaft aus. — Nur Schade, Wilhelmine, die Königinn des Feſtes, nahm nicht Theil daran. Holling vermuthete zwar, ſie ſtehe hinter dem Fenſtervorhange, doch das Sprichwort: *Wie der Schelm iſt, ſo denkt er*, erinnerte ihn lebhaft, daß er wohl zu eilig von ſich auf Wilhelminen ſchließe, und er eilte, tief im Herzen gekränkt, nach Hauſe.

Sechstes Kapitel.

Das Feuer.

Holling ſaß ſtille und in ſich gekehrt in einem Armſtuhle am Fenſter. Der Mond ſchimmerte eben ſo freundlich am unbewölkten Himmel, als in jener unglücklichen Nacht, in der Holling Wilhelminens Warnung: *Wie der Schelm iſt, ſo denkt er*, ſo wenig beherziget hatte. Mit wehmüthigen Blicken betrachtete er den Blumenſtrauß und die Überſchrift. Ja. rief er aus, Reue verſöhnt alle, nur ſie die Unerbittliche nicht! — Lebhaft dachte er ſich alle Freuden ſeiner Liebe, lebhaft alle Leiden dieſer

Liebe in den letzten Tagen. Ich will mich aus ihren Augen verbannen, fuhr er fort, ich will das Unmögliche verſuchen, ich will es verſuchen, ſie zu vergeſſen. Sein Schmerz hatte ſich in ſtille Wehmuth verwandelt. Am nächſten Morgen dachte er in einem offenen Briefe von ſeiner Wilhelmine Abſchied zu nehmen, ihr den Blumenſtrauß zu überſchicken, und wenn alles ohne Erfolg bliebe, ſich von dem Orte ſeines Unglückes und ſeiner Verzweiflung zu entfernen. Noch ein Mahl gab ſein Herz der Hoffnung Raum, er ergetzte ſich an ihren ſüßen Bildern, und entſchlummerte.

Die Fantaſie im Einklange mit den Wünſchen ſeines Herzens behauptete ihre Rechte, ein wohlthätiger Traum hob ihn empor, ſeine Wilhelmine rief: Vergebung! und ihm lächelte die lang entbehrte Wonne der erwiederten Liebe.

Aber wie ſchrecklich war Hollings Erwachen! Ein wildes Getöſe verworrener Stimmen verſcheuchte das liebliche Zauberbild, das ſein Herz ſo ſehr beſeligte; der Himmel glühte, und vom nahen Kirchthurme tönte ſchauerlich der monotone Schlag der dumpfen Glocke.

Holling ſprang auf, und ſeine noch ſchlaftrunkenen Augen vermochten nicht den Schimmer einer hoch aufflatternden Feuerſäule zu ertragen.

In dem Gartenhüttchen, welches den Muſikalien am Vorabende des gefeyerten Geburtstages zum Aufbewahrungsorte diente, ließ man eine brennende Kerze ſtehen; die Holzgeräthe wurden vom Feuer ergriffen, das ganze Hüttchen brannte, und

Wilhelminens Haus war der nächſte Raub der um ſich greifenden Flamme.

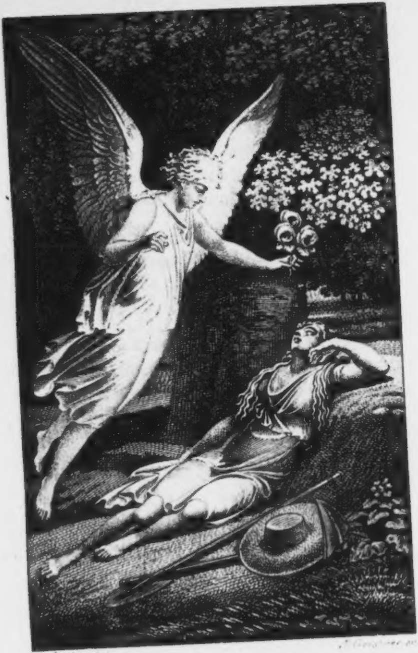
Holling ſtürzte auf die Gaſſe, er fragte um Wilhelminen, man gab ihm keine Antwort. Er wollte zu ihr, doch der kleine Gang, der zu ihrem Schlafzimmer führte, war abgebrannt. Rettet, helft Nachbarn! rief Holling, doch ſie waren beſchäftiget die Dächer ihrer Häuſer abzutragen. Holling ergriff eine Leiter, er hatte jetzt ja alles zu gewinnen, alles zu verlieren, und wagte ſich durch die Flammen.

Wenige Augenblicke, und Holling kehrte mit der theuren Beute zurück; gleich einer zerknickten Lilie ſenkte ſie ihr blondes Köpfchen über ſeine Schulter. Er brachte ſie in den Gaſthof, er that alles, ſie ins Leben zurück zu rufen. Seine zärtliche Sorgfalt ward belohnt, ſie ſchlug die ſchönen, hellen Augen auf, und ihr Blick bebte nicht ſcheu vor ihm zurück. „Wo „bin ich, wer hat mich gerettet?" flüſterte ſie. Ich habe ſie auf mein Zimmer gebracht, erwiederte Holling. Er nahm den Blumenſtrauß und ſprach: Zürnen ſie mir noch, theure Wilhelmine? — Reue verſöhnt. — Reue verſöhnt, lispelte ſie leiſe, und ſank in ſeine Arme.

Fr. Wallner.

VII.

Legende.



[illegible] del. [illegible] sc.

Die heilige Dorothea.

Die heilige Dorothea.

Als unſer Meiſter, Herr Jeſus Chriſt,
Zum Heil für ewige Zeiten,
In den bittern Tod gegangen iſt,
Da bekannten ſich viele Heiden.

Und in Griechenland lebte ein Mägdlein zart,
Die thät eines Gartens hüthen,
Der hatte der Herr ſich offenbart
In ihren Bäumen und Blüthen.

Sie pflegte der Blumen ſo lieb, ſo hold,
Mit frommen kindlichen Scherzen,
Und der Glaube wuchs ihr, wie reines Gold,
Lebendig in ihrem Herzen.

Und als ſie einſt unter blühendem Baum
Zum Schlummer die Augen geſchloſſen,
Da hat der Herr einen lieblichen Traum
In ihre Seele gegoſſen.

Es kam von des Himmels Sternenrand, —
So erſchien ihr das freudige Wunder, —
Drey blühende Roſen in ſtrahlender Hand,
Ein lichter Engel herunter.

Er reicht' ihr die Roſen mit liebendem Blick,
Und gab ihr den Kuß der Weihe,
Dann flog er zu ſeinem Himmel zurück,
Hinauf durch des Äthers Freye.

Und als ſie erwacht aus des Traumes Luſt,
Gedenkt ſie der heitern Geſtalten,
Und findet drey Roſen an ihrer Bruſt,
Da erkennt ſie das göttliche Walten.

Und heilige Sehnſucht ihr Herz durchglüht,
Nach dem ewigen Himmelsgarten,
Und ſtill erklärt ſich ihr tiefes Gemüth,
Der Gottesgabe zu warten.

Und zween Tage prangt die Frühlingspracht,
Mit freudigem Sternenglühen,
Und als der dritte Morgen erwacht,
Da wollen die Roſen verblühen.

Und der Engel erſcheint, als der vierte graut,
Im lichten Bräutigamskleide,
Und trägt die Roſen, und trägt die Braut
Hinauf in den Garten der Freude.

Theodor Körner.

VIII.

Allegorien.

Der Friede.

Es iſt nicht drauſſen, da ſucht es der Thor,
Es iſt in dir, du bringſt es ewig hervor.
Schiller.

Das Himmelskind, der holde Jüngling, Friede,
Bekam ein Stück der Erd' als eig'nes Land,
Mit heit'rem Sinne war er im Gebiethe,
An das ihn ſanft die Jugendfreude band,
Fortuna, noch in holder Mädchenblüthe,
Die Schweſter, wallte ſtets an ſeiner Hand;
Seit beyde Ruh' im Öhlbaumshain geboren,
Umkränzten lächelnd immer ſie die Horen.

Dem Jüngling endlich ward ſein Land zu enge,
In ſeinem Buſen flammte hoch die Glut,
Als Gott zu ſchützen in der Menſchen-Menge
Mit Eintrachtsſinn des Nachbars Hab und Gut,
Zu ſchonen in dem ſtreitenden Gedränge,
Als Friede mit dem Öhlzweig, Gattenblut.
Er ſchied aus ſeines Landes ſtillem Kreiſe,
Und nahm das Glück als Leiterinn zur Reiſe.

Doch plötzlich wand ſie weg ſich von der Seite,
An ſeines Ländchens waldumzognem Rein; —
Die Schweſter, treulos, floh von ihm in's Weite,
Er rief ihr nach, umſonſt! — er war allein. —
Umwandelt ſchien er ſich in ſeinem Kleide,
Sein froher Sinn verloren ihm zu ſeyn;
Der Öhlzweig war verdorret in den Händen,
Er klagt umſonſt fühlloſen Felſenwänden.

Der Göttinn ſchnellen Fußes nachzueilen,
Beſchloß er Eifersvoll in ſeinem Sinn,
Er flog ihr nach viel tauſend weite Meilen,
Durch dieſe Menſchenwelt aufſpähend hin:
Vergebens! Nirgend ſah er ſie verweilen,
Für ſeine Mühe fand er nicht Gewinn;
Und wenn ſie ſich auch Menſchen einzeln zeigte;
Schon war ſie fort, daß er ſie nicht erreichte.

Er ſahe loh der Zwietracht Fackel brennen,
Es ſchlug ſein Herz, er warf ſich in den Streit,
Der Kämpfer feindlich Schwert von Schwert zu trennen;
Er nahte ſegnend mit der Einigkeit,
Doch niemand wollt' den nahen Gott erkennen;
Verſchwunden war der Eintracht gold'ne Zeit.
Mit ſchwerem Sinn beſchickt' er ſich zur Reiſe,
Zu ſeines Ländchens waldumſchlung'nem Kreiſe.

Und ſieh! — Die Schweſter lag in ſeinen Armen,
Als er erſtarrt in ſein Gebiethe trat,
An ihrer Bruſt begann' er zu erwarmen,
Und flüchtig eilte nun der Horen Rad. —
Als einſt ſie beyde liebend ſich umarmen,
Entſproßt die Seelenruhe, ſchlank und grad;
Das ſanfte Kind, holdblühend wie die Roſe
Spielt liebelächelnd auf des Vaters Schooße.

J. F. Richter.

Eros.

Erziehet doch den Knaben gut,
Den Schönheit Euch gezeuget!
Er ſtammt aus leichtem Feuerblut;
D'rum dämpfet früh des Säuglings Glut;
Zu dem das Herz ſich neiget,
Sey auch der Sinn gebeuget.

Beſorglich traut der Mutter nicht!
Der Vater wird geblendet,
Wenn ſie für ihren Liebling ſpricht;
Es wird, was nur dem Wunſch' gebricht.
Dem Kinde zugewendet,
Der Schmeichler ſo vollendet!

Das Bübchen wird zu eurer Qual
Dann keck, und ungezogen;
Sein Köpfchen bleibt verſchmitzt, doch ſchaal;
Er prangt zur Noth im Mädchenſaal;
Dort wird nicht ſtreng gewogen,
Die Welt durch Schein betrogen.

In Nachſicht wurzelt Euer Schmerz;
Befehl kann er nicht leiden;
Sein Eigenſinn zernagt das Herz,
Er ſpottet Euer frech mit Scherz;
Wo ſind dann Vaterfreuden? —
Laßt Klugheit Euch beſcheiden;

Sey er kein lock'rer Mutterſohn,
Entreißt ihn ſeinem Stamme;
Entrückt ihn früh der Mutter ſchon,
Mag auch ihr Auge Kälte droh'n:
Gebt Freundſchaft ihm zur Amme;
Sie nährt der Liebe Flamme.

So bald das Kindlein Knabe heißt,
Lehrt ihn vernünftig ſprechen;
Vertraut zur Leitung ihm den Geiſt,
Der ihm die Bahn zum Ziele weiſt;
Er wird dann Roſen brechen,
Wo keine Dornen ſtechen.

Wenn er den Frauen Liebe zollt —
Der Sittlichkeit und Treue:
So hat der Leiter es gewollt
Daß Euer Auge feurig rollt,
Und lehrt: „Wie man ſich freue
Der Liebe ſonder Reue!“

A. Zettler.

Der Knabe an der Fluth.

An dem Ufer der klaren Fluth
Steht ein Knäblein, kindlich zart,
Singt ein Frühlingsliedchen mit frohem Muth;
Ihm ward zur Lilie die Roſe gepaart.
Und wie er ſchaut in die Wogen,
Aufſchwillt ihm die Bruſt
Von unnennbarer Luſt,
Er fühlet ſich hin an den Spiegel gezogen.

Aus den Tiefen der Waſſer ſtrahlt
Ihm entgegen traut ſein Bild;
Die geliebte Flur und der Himmel mahlt
Im Wellenreiche ſich zauberiſch mild;
Auch Sternlein glänzen, ſo helle,
Gleich Demantgeſtein!
Auf, o Knabe! hinein!
Hinein in die reichen Gefilde der Welle!

Immer ſchmeichelnder winkt die Fluth,
Immer zarter klingt der Ton.
Es erwacht im Herzen allmächt'ge Gluth,
Der Seele Innerſtes füllet ſie ſchon.
Nicht wehren kann er dem Drange,
Er ſtürzet hinein! —
Da erſtarrt das Gebein,
Es ſchwinden die Sinne, erbleichet die Wange.

Soll ihn tödten der kühne Lauf?
Nein! — Die Götter ſind gerecht!
Edel ſteigt ein Geiſt aus den Fluthen auf,
Der läßt nicht ſinken des Thales Geſchlecht.
Er faßt die ſtarrenden Glieder,
Da ſchwindet die Nacht,
Und das Knäblein erwacht,
Und ſchauet ſich ſelbſt und die Schöpfungen wieder.

Doch ein ſchneidendes Weh durchwühlt
Des Erweckten wunde Bruſt;
Ach! die Wogen haben hinweggeſpült
Die ſchöne Roſe, das Blümchen der Luſt.
Die Lilie iſt ihm geblieben;
Die drückt er an ſich
Gar herzinniglich,
Sein Dulden, ſein Hoffen beruht auf der Lieben.

Und es ſchöpfet der Geiſt die Fluth,
Träufelt ſie dem Knaben ein.
Schnell erſteht die Kraft und der hohe Muth,
Feſt ſchaut der Knab' in die Waſſer hinein.
Die Roſe will er erringen;
Er waget den Gang,
Eilt die Waſſer entlang,
Und — ſiehe den Herrlichen Wellen bezwingen.

L. M. Weſchel.

Das Mädchen am Bache.

Die Kindliche lächelt liebetraut,
Ihr Auge verräth die junge Braut;
Sie ſuchet den Bach, den Kranz im Haar,
Und findet die Fluth gar rein und klar;
Gar rein und klar.

Wohl überall winkt die Freude hold,
Wohl überall glänzt der Sonne Gold;
Ein Plätzchen doch ſucht die Liebe nur,
Das Plätzchen, zu dem ſie Treue ſchwur;
Die Treue ſchwur.

Wo ſanfter ſich Well' an Well' ergießt,
Dem Schönen das Herz ſich weit aufſchließt,
Da ſchaut ſie beſorgt der Waſſer Lauf,
Und ſchmücket das Land mit Blumen auf;
Mit Blumen auf.

Genährt von der Wonne Labethau
Erblühen die Blumen, weiß und blau;
Zum Bächlein verhauchen ſie den Duft,
Das fluthet und ſchwillt in Himmelsluft;
In Himmelsluft.

Stets blühet das Land an Düften reich,
Daß woge das Bächlein ewig gleich;
Es wogt ja das Herz in ihrer Bruſt
Auch immer ſo gleich von Lieb' und Luſt;
Von Lieb' und Luſt.

Noch perlet der Wonne Labethau,
Da wälzt ſich aus Weſten, ſchwarz und grau,
Ein ſchauriger Wolkenfels heran;
Aus Schluchten erbrauſt der Waldorkan —
Der Waldorkan.

Als gährte die Welt dem nahen Fall,
Als zeugte das All ein neues All —
So donnert der Stürme Rieſenmacht.
Das Mädchen? — Es ſinkt in finſt're Nacht;
In finſt're Nacht.

Als wieder die ſchwarze Hülle fällt,
Da rauſchet der Bach, hoch angeſchwellt,
Weit über die Fluren treibt es ihn,
Und alle die Blüthen ſind dahin;
Sie ſind dahin!

Die Kindliche lacht wohl nimmermehr!
Es ſtarret ihr Auge, thränenſchwer;
Das Kränzchen der Braut ſinkt aus dem Haar,
Sie fühlt ſich verwaiſt, ſo ganz und gar!
So ganz und gar!

Allmählich verbrauſt der Waſſer Schwall,
Es waltet die Ruh allüberall,
Es klärt ſich der Bach dem Abendlicht;
Ihr Auge nur klärt ſich ewig nicht;
Ach, ewig nicht!

Nur ein Mahl noch blickt ſie ernſt hinab, —
Hinab in die Tief', — und ſieht — das Grab.
Das ſchimmert, wie heller Morgenſchein,
Das ſchließet den theuren Brautkranz ein;
Den Brautkranz ein.

Sie denket der Blumen, und es quillt
Die Thräne, die all ihr Sehnen ſtillt;
Im leiſeſten Ach erſtummt ihr Schmerz,
Die Thräne verſiegt — da ruht das Herz;
Da ruht das Herz.

L. M. Weſchel.

IX.

Kleine proſaiſche Miszellen.

1.

Beſtändigkeit und Treue.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Man iſt *beſtändig*, wenn man in ſeiner Liebe verharrt, man iſt *treu* ſo lange man keiner dritten Perſon zu gefallen ſucht.

Die *Beſtändigkeit* bezieht ſich alſo auf das Gefühl, die *Treue* auf Handlungen.

Der Liebhaber, welcher aufhört zu lieben, iſt *unbeſtändig*, jener, welcher einem andern Mädchen den Hof macht, iſt *ungetreu*. Die *Unbeſtändigkeit* äußert ſich alſo unter zwey Perſonen, die *Untreue* aber ſetzt drey Perſonen voraus.

Hoffe keine Rückkehr von einem *Unbeſtändigen*, indeſſen du es immer verſuchen kannſt, einen *Ungetreuen* wieder für dich zu gewinnen.

Es iſt immer eine Folge des Herzens, wenn man *beſtändig* iſt, aber *treu* kann man auch aus Grundſatz oder Pflichtgefühl ſeyn.

Man ſagt von Liebenden: Sie ſind *beſtändig*, von Gatten: Sie ſind *treu*.

Proben der *Beſtändigkeit* genügen der Liebe mehr, weil ſie mehr Liebe voraus ſetzen; Proben der *Treue* ſchmeicheln der Eitelkeit mehr, weil ſie leichter bemerkt werden.

Es gibt mehr als einen Mann, deſſen ganzes Glück es ausmacht, zugleich von der *Treue* ſeiner Gattinn, und von der *Beſtändigkeit* ſeiner Geliebten überzeugt zu ſeyn.

Faſt immer führt die Untreue bey den Weibern auch zur Unbeſtändigkeit, allein es gibt ſehr viele Männer, welche untreu ſind, ohne unbeſtändig zu ſeyn.

In der Liebe beſtändig zu ſeyn, hängt nicht von dem Willen des Menſchen ab; denn die Liebe iſt ein Gefühl, und der Urſprung und die Dauer eines Gefühls unterliegen keinem Zwange, aber der Menſch iſt Herr ſeiner Handlungen, und daher auch Urſache ſeiner Treue oder Untreue welche einzig auf Handlungen beruht. Man hat alſo recht, ſich über die Untreue eines Menſchen zu beklagen, allein ſeine Unbeſtändigkeit kann nur Mitleiden in uns erwecken.

Man kann mit Recht ſagen, daß derjenige, welcher verſpricht, beſtändig zu bleiben, immer mehr verſpricht, als er halten kann; derjenige aber, welcher ſchwört, treu zu bleiben, verſpricht oft mehr, als er halten will.

Beſtändigkeit kann ſich auch auf ein Gefühl beziehen, welches von jener Perſon, die es uns eingeflößt hat, nicht getheilt und erwidert wird, indeſſen Treue nur gegen eine Perſon ſtatt haben kann, die unſer Gefühl erwidert, oder wenigſtens billigt.

Die Beſtändigkeit der Liebe eines Mannes für ein Weib, welches ſeine Liebe nicht erwidert, iſt noch kein Beweis, daß er auch treu ſey, oder treu geblieben wäre, wenn ſie ihn mit Gegenliebe gelohnt hätte.

Der Beweis der Beſtändigkeit iſt die Zeit, jener der Treue die Nichtbenützung einer ſich darbiethenden Gelegenheit zur Untreue.

J. F. Caſtelli.

2.

Das Crescendo.

Ein junger Menſch, welcher in der Hauptſtadt ſtudierte, erhielt eines Tages Beſuch von dem Diener ſeines Vaters, der ihm viele Grüße von ſeiner ganzen Familie überbrachte. Es entſpann ſich zwiſchen ihnen folgendes Geſpräch:

Der Student. Wie geht es denn zu Hauſe, was bringſt du mir für Neuigkeiten, Jacob!

Jacob. Keine, außer daß unſer Rabe, der ſo zahm im ganzen Hauſe herumſpazierte, todt iſt.

Student. So? — Wie kam denn das arme Thier ums Leben?

Jacob. Er fraß zu viel Fleiſch.

Student. Wer überſättigte ihn denn?

Jacob. Wer? — unſ're zwey Schimmel, von denen fraß er zu viel.

Student. Alſo die Schimmel leben auch nicht mehr, wie kömmt das, erkläre dich!

Jacob. Die armen Thiere wurden übertrieben, ſie mußten an einem Tage ſo viel Waſſer führen.

Student. Waſſer? — Wie? — wozu denn?

Jacob. Um das Feuer zu löſchen, welches unſer Haus verzehrte.

Student. Unſer Haus abgebrannt. — Mein Gott! — durch welches Unglück?

Jacob. Durch ein recht ungeſchicktes Unglück Unſre Leute gingen ſo unvorſichtig mit ihren Fackeln um. —

Student. Wozu hatten ſie denn Fackeln nöthig?

Jacob. Sie trugen ſie bey dem Leichenbegängniß ihrer Frau Mutter.

Student. Großer Gott! meine Mutter todt?

Jacob. Leider ja, ſie ſtarb aus Gram.

Student. O Jakob ſage mir, was verurſachte ihr ſo großen Gram.

Jakob. Die gute Frau hatte wohl recht. — Unſer Stubenmädchen, die kleine Roſalie, ſie kennen ſie ja, erſchien auf einem Balle bey der Frau Verwalterinn in einem neuen Kleide, und allgemein ſagte man, daß es ihr vortrefflich ließe. Darüber ärgerte ſich die Frau Mutter ſo ſehr, daß ſie krank wurde, und ſtarb.

3.

Die ſonderbare Anrede.

M. D. . . wurde abgeſandt, die Manufakturen welche von **Pombal** in Liſſabon errichtet wurden, zu unterſuchen, und ihre Nützlichkeit zu prüfen. Er ließ, als er ankam, ſogleich die Vorſteher derſelben zuſammen berufen, und redete ſie alſo an: „Als Gott die Menſchen erſchuf, gab er jeder Nation et-
„was Eigenes, um ſich in der Welt fortzubringen; er gab
„den Franzoſen die Induſtrie, den Deutſchen die Krämerey,
„den Engländern die Schiffarth, den Holländern die Käſe,
„den Spaniern und uns Portugieſen Gold und Silber, um

„die Induſtrie der Einen, die Krämerey der Andern, die „Schifffahrt und die Käſe der beyden letztern zu kaufen. Woraus ich ſchließe, daß es überflüſſig ſey, in dieſem Lande Manufacturen zu errichten, und daß dieſes ſogar ein offenbarer „Widerſtand gegen den göttlichen Willen ſey.“ — —

4.

Der ſonderbare Schrecken.

Ein junger Mann, der ſeiner frohen Laune wegen in den erſten Geſellſchaften von Paris wohl gelitten war, erzählte einſt einen ſonderbaren Schrecken, von dem er überfallen wurde. Wir wollen ihn ſelbſt ſprechen laſſen:

„Es iſt einige Tage, meine Herren, als ſich des Morgens, — „ich lag mit verſchiedenen Ideen beſchäftigt, noch im Bette — „meine Zimmerthüre öffnete, und ich eine ganz unbekannte „weiße Geſtalt eintreten ſah, ſelbſt die Schuhe des Unbekannten waren weiß, und ſeine Miene hatte etwas Zurückſtoßendes. Er rief mich bey meinem Nahmen und ſagte mir, daß „ich geſchwinde aufſtehen möchte. Ich zog zitternd meinen „Schlafrock an, ohne zu wiſſen, was er zu thun willens ſey. „Er ſtellte mir einen Stuhl zurechte, und kaum ſaß ich, ſo „ergriff er mich ganz unſanft am Halſe, er bedeckte meine „Backe mit ſeiner linken Hand, in welcher er eine Kugel „hielt. Ein Schweiß verbreitete ſich über mein ganzes Geſicht, „und ich fühlte die Tropfen von allen Seiten herab fallen. —

„Ich war ganz mit Schaum bedeckt, und durfte kein Wort
„ſprechen. Der Unbekannte nahm eine Waffe mit einer ſchimmernden
„Klinge, und ſetzte ſie mir an den Hals. Nun ſtieg
„meine Angſt auf's Höchſte, ich ſah ſelbſt mein Blut fließen,
„und empfahl meine Seele Gott. Mein Schrecken machte doch
„auf dieſen Unbarmherzigen Eindruck, er nahm Waſſer und
„Eſſig, und benetzte mir damit das Geſicht. — Allein bald
„darauf ergriff er mich bey den Haaren, und bediente ſich eines
„glühenden Eiſens, womit er gegen meine Augen fuhr,
„ich ſchrie, zuckte, und es lief mit einem leichten Brennen auf
„der Stirne ab. Er machte mir dann den Körper in ein weißes
„Tuch ein, daß ich mich kaum bewegen konnte. Als er
„ſah, daß ich noch athmete, riß er mir einige Haare aus,
„und es ſchien, als wollte er mich in einem Nebel von Staub
„erſticken. — Er zog eine neue Waffe aus der Taſche, mir
„ſchien es die Scheere der Parze zu ſeyn, womit er meinen
„Lebensfaden abſchneiden wollte, und ich ſaß unbeweglich vor
„Schrecken, wie ein Menſch, der ſeine letzte Stunde erwartet.
„— Nun forderte mein Peiniger Geld von mir, ich gab
„ihm welches, und, Gott ſey Dank! er ging.

„Nun athmete ich wieder, ich trocknete mir das Geſicht
„vor meinem Spiegel ab, und als ich ſo nach und nach von
„meinem Morgentaumel erwachte, wurde ich gewahr, daß ich
„raſirt und friſirt ſey. Der Meiſter hatte mir einen neuen
„Diener geſandt, und ich hatte im Morgentaumel alles ſchrecklicher
„geſehen, als es war.“

X.

Epiſtel.

Troſt in der Gegenwart.

Epiſtel
an meine Freunde.

im May 1812.

Was, o Herz, haſt du errungen?
Wo iſt dein gelobtes Land?
Deine ſchönſten Huldigungen
Nahm die Hoffnung an — und ſchwand.
C. A. Tiedge.

Der erſten Jugend gold'ne Flitterzeit,
Wo ich mit ſorgenloſer Sicherheit
Das Glück der Zukunft ſtolz ermeſſen,
Sie ſchied von mir! Dieß ſagen mir Cypreſſen,
Die dunkel ernſt der Freunde Grab umſteh'n,
Bedeutungsvoll Verweſungsſchauer weh'n. —
Der Zukunft Nebelſchleyer aufzudecken,
War nimmer mir, dem Sterblichen, gewährt;
Weil ich der Götter Willen nicht geehrt,
Ihn zu zerreißen konnte mich erkecken,
Ward ich geſtraft! — Mein Auge mußt' erblinden;
Den Wunſch und Traum (in Vordergrund geſtellt,

Mit ſelbſt gelieh'nen Farben grell erhellt)
Sollt' ich, getäuſcht, — doch nie die Wahrheit finden.
Die gütigen und ew'gen Götter wogen
Dem Sterblichen das Endliche hinzu;
Was mir der Wunſch im Traume vorgelogen,
Zerrann in Nichts bey des Erwachens Nu!
Die fernſte Grenze von dem ird'ſchen Seyn
Iſt mit der Gegenwart Geripp' umzogen! —
Mich lockte ſchmeichelnd Hoffnungszwitterſchein;
Die Zukunft nicht, — den Schmerz hab' ich erflogen.
„Soll Muth und Kraft nichts für die Zukunft wagen?“—
Ein Knabe könnte mir Belehrung ſagen,
Der einen Vogel zu erhaſchen ſucht,
Weil ruhig er, auf niederm Aſt ſich wieget;
Noch birgt den Fänger die bebüſchte Schlucht;
Behuthſam ſchleicht, und ſtreckt und ſchmieget
Der Schlaue ſich. Die Liſt des Knaben ſieget?
Den Arm empor! — Auf höh're Zweige flieget,
Und pfeilſchnell nimmt der Vogel ſeine Flucht!
Verſchwunden iſt des Lebens bunter Traum!
Berührt nur hab' ich reiner Freude Saum,
Der Göttinn Roſen ſelten aufgefunden;
Schon decken Nebel die verwelkte Flur;
Das Eiſenjoch der Zeiten drückte Wunden;
Verharrſchten ſie? — Es blieb der Narbe Spur.
Mit jedem Tropfen wird der Pulsſchlag ſchwächer;

Geendet iſt des Schickſals Würfelſpiel;
Ich ringe nicht, ich ſtehe ſchon am Ziel,
Und ausgetrunken iſt der Hoffnung Becher!
Der Jugend-Wünſch' und Träume ſtrengſter Rächer,
Warſt Zukunft, Du! — Mein Glaub' an Dich, — er fiel!
So ſtöhnt' ich in des Lebens Irrgewinde,
Ich rief der Höhern Macht um Rettung an.
Und ſie? — vertrauten mich nun einem Kinde;
Auf gold'nem Schwingen ſah ich es mir nah'n.
Vergangenheit und Jugendfrohſinn ſind
Des Hergeſandten treues Älternpaar;
Erinn'rung iſt's; ein freundlich holdes Kind!
Erzogen ward es an der Lieb' Altar.
Sein Lächeln ſcheuchet des Verirrten Zagen,
Mit zartem Finger winkt es mir zurück:
„Ich komme her aus deinen gold'nen Tagen!
„Die Götter zürnen deinen Frevler-Klagen;
„Sie gaben dir des Lebens ſchönſtes Glück!"
O Schmeicheley! Mich kann ſie nicht berücken! —
Der Blick in's Jugendland ſoll mich entzücken? —
Ja, manche Roſe hat mir dort geblüht,
Und ſie zu pflegen war mein Herz bemüht;
Auch Lilien ſah ich neben hoch aufſproſſen,
Der Freude hat ſich Unſchuld angeſchloſſen;
Doch lockt mich nicht, o Kind, dein freundlich Winken! —
Dem Schmerzen auch war Freude dort verwandt;

Am Roſenſtrauch in deinem Feenland
Sah ich auch immer ſpitze Dornen blinken. —
Ach! Wunderbar, nach überſtand'nen Qualen,
Entkeimt dem Buſen tiefgeſäte Luſt,
Zu wärmen mich in der Erinn'rung Strahlen.
Doch bey den nicht erreichten Idealen,
Des reinſten Eiferſtrebens mir bewußt,
Beſchleichet Schmerz die ſehnſuchtsvolle Bruſt.
Dem Mahler auch, in Roma's Vatikan,
Entbrennt bey Raphaelens Kunſtgeſtalten
Sein inn'rer Sinn; er ſtaunt die Kuppel an;
Er fühlt der Schönheit Reiz im Buſen walten,
Er geht und kehrt; — Was wünſcht ſein pochend Herz?
Er ſehnt ſich gleiche Schöne zu entfalten,
Zu ſchwach, die Zauberformen feſtzuhalten,
Ergreift ſein Inn'res wechſelnd Luſt und Schmerz.
Nein, Kind, mich reizen nicht die Luſtgefilde,
Die du mir zeigſt! — Sie heben nicht den Muth!
Du zeigeſt mir ein längſt verloren Gut,
Und dieſes nur im Täuſchungs-Zauberbilde.
Die Wirklichkeit hält mich umſtrickt, gefangen,
Und tödtlich iſt der Sehnſucht heiß Verlangen!
Wie? Kann in's Land der Rückblick mich beglücken?
Ich ſah den Sturm ſo manche Blüthe knicken;
In mancher Frucht hat graß der Wurm gewühlt;
Auch ſie fiel ab; ich konnte ſie nicht pflücken!

Der Reſt der Früchte ſollte mich entzücken? —
Die hat der Strom der Zeit hinweggeſpült.
O! zürnet nicht, ihr Götter, meinen Klagen!
Ich habe meinen Dank euch abgetragen,
Für das Geſchenk in jenen gold'nen Tagen:
Ich habe ja gehofft, geliebt, gelebt!
Die Lieb' und Hoffnung habt ihr mir genommen,
Das Leben blieb! — So liebet ihr die Frommen,
Daß ihr auf Augenblicke Glück nur gebt?
Durch euer Walten wollet ihr verkünden:
„In Gegenwart ſoll ſich das Herz entzünden!“
Des Lebens und der Freude Flammen lodern
Nur kurze Zeit nach euern ew'gen Willen?
In Demuth ſoll der Menſch nie frevelnd fodern?
Was ihr ihm gebt, ſoll ſeine Wünſche ſtillen?
Erfahrung hat die Weisheit ſtreng gewährt:
Von Sehnſucht nimmer ſoll mein Herz erkranken;
Zu leben hat das Leben mich gelehrt;
Für dieß Geſchenk, ihr Götter, will ich danken,
In dieſem Glauben ſtark, vom Pfad nicht wanken,
Die Gegenwart iſt meines Troſtes Ranken!
Wohl mir, wie warm die Frühlingsſonne ſcheint!
Der Schnee zerſchmilzt, des Eiſes Kruſte bricht,
Die Pflanze ſproßt, die Reb' aus Freude weint,
In Purpur kleidet ſich der Pfirſichbaum;
Die Schwalb' ein munt'rer Frühlingsbothe, kriecht

Aus ihres Winterſchlafes dumpfen Raum;
Die Lerche ſchwirret kreiſend durch die Lüfte,
Der Senner jauchzet laut durch Thal und Klüfte; —
Nun fühl' ich ſanft den Buſen mir beklommen,
Zur Freude ſtimmt mich jungen Jahres Kommen.
Natur! Du ladeſt mich zu deinem Feſte,
O, freudig miſch' ich mich in deine Gäſte.
Hinweg mit Trübſinns ſchwarzem Trauerkleid,
Dem Feſtlichen geziemt nur Luſtgeſchmeid.
Zerbricht die Puppe nicht der Schmetterling,
Die traurig ihn im Todesſchlaf' umfing?
Und ſchön geſchmückt, ein Frühlingsbräutigam,
Sucht er der Blumen ſchönſte liebend aus,
Und Honig lohnt den Kuß, den er ſich nahm. —
Dir nach, — in Wieſengrün und Flur hinaus:
Die Freude kehret in's verſchloßne Haus
Nicht ein; ſie ſcheut bedachtes Menſchenmühen; —
Ich pflücke Blumen, die am Wege blühen!
Und führt der Weg durch unfruchtbares Land,
Durch Sumpf und Moor, durch Steppen, heißen Sand,
Wo auch im Frühling kaum die Blüthe treibt,
Das ohne Flur der Menſchheit Trauerſtätte bleibt;
Ich wand're ruhig fort. — Kein Gut begehrt
Mein armes Herz! — Entſagung iſt gewährt
Vom Schickſal ſelbſt, das ſelten mir gelacht. —
Erfahrung ſchrieb in's Buch der Gegenwart.

Die Lehre, nur dem Glückesgünſtling hart:
„Genieſſe, was der Zufall dir gebracht;
„Entbehre, was verſagt der Götter Macht;
„Dir ziemen nicht des Feigen bange Klagen,
„Der Starke muß den Troſt im Innern tragen!
„Die Götter leih'n auf Augenblicke Glück,
„Und, nicht genoſſen, nehmen ſie's zurück!“
Genießen will ich, was die Götter geben,
Ein Pflanzenſammler will ich fortan leben;
Er kann vergnügt, bey herbſtlich karger Flur
Oft Tagelang die Gegenden durchſtreichen,
Und blüht ihm hier und da ein Blümchen nur,
Im Sterbebette lacht ihm noch Natur;
Die ſeltnen Blumen ſind der Liebe Zeichen,
Den Werth weiß nur Erfahrung auszugleichen.
Nur Eines, einzig Eines, fleht mein Herz:
Erhaltet, Himmelsmächte mir die Lieben,
Die mir aus der Vergangenheit geblieben;
Von ihnen trenn' ich mich mit Todesſchmerz!
Gefährten ſeyn ſie mir auf meiner Reiſe;
Beſchwerlich minder ſind die ſchroffſten Gleiſe,
Gefahrlos wird die öde Wüſteney,
Der Starke ſteht dem Schwachen helfend bey;
Und droht Verderben, die vereinte Kraft
Erhöht den Muth, der einzeln bald erſchlafft;
Das Schickſal ſelbſt kann ſolche Macht bekriegen,

Im Kampfe ſterben, aber ſterbend ſiegen!
So, wie die Lampe, löſchend, düſter brennt,
Wird Öhl zum Dochte nicht gegoſſen,
So wird die Gegenwart nur ſchwach genoſſen,
Wenn ſich die Freundſchaft von dem Leben trennt! —
Ihr, Freunde, die der Knabe ſchon geliebt,
Und ihr, die mir die Gegenwart noch gibt,
Genießet froh mit mir die Frucht der Zeit!
Der Same keimt im Herzen ohne Mühen,
Ihr ſaht der Liebe zarte Blumen blühen,
Nun ſehet ihr die Frucht gereifet glühen!
Uns trenne nicht der Zeiten Widerſtreit;
Verbunden bleiben wir troß Zeit und Ferne; —
Der Geiſt, der nicht des fernen Freunds vergißt,
Sey unſer Band, das ewig uns umſchließt,
Dem Äther gleich, der weit getrennte Sterne
Mit ſeiner Azurbläue mild umfließt.

A. Zettler.

XI.

Elegien.

Der Abend.

Wie der Weiſe ſanft vom Leben ſcheidet,
Lächelte der Sonne letzter Blick
Über ferne Hügel noch zurück,
Die ein grün gewirkter Teppich kleidet;
Und in ernſter Stille dunklem Schleyer
Hüllt ſich nun des Abends hehre Feyer.

Dampfend glüh'n der Berge hohe Spitzen,
In des Abends Düſternheit hinein,
Lächelnd flammt des Vollmonds rother Schein
Durch die moosbewachſnen Felſenritzen.
Tiefer Ernſt mit Sanftmuth hold verſchwiſtert
Iſt, was hier aus jedem Halme flüſtert.

Schweigen ruhet auf den grünen Matten,
Nur von Lieb' und Sehnſucht heiß entglüht,
Schlägt die Nachtigall ihr hohes Lied
In des Buchenhaines dichtem Schatten,
Und die Grille zirpt in leiſen Klagen
Des verſchwieg'nen Schmerzens banges Zagen.

Wohlgerüche ſteigen von den Triften,
Welch' ein ſüßes Opfer! rein empor,
Unter Blüthen ſchlüpft der Weſt hervor,
Kühlend fällt der Thau aus friſchen Lüften;

Lächelnd ſenkt der Himmel ſich hernieder,
Findet ſich im Schooß der Erde wieder.

Engel halten ſie in ihren Armen,
Wie der Bräutigam die keuſche Braut,
Die erröthend auf den Liebling ſchaut,
Laſſen an dem Buſen ſie erwarmen,
Bis der holde Schlaf ſie ſanft umſchließet,
Und im Tode neues Leben ſprießet.

Nur der Sohn der Erde kennet Thränen,
Und er ſtöhnt ein ſchmerzenvolles: — Ach! —
Seine Klagen hallt die Echo nach,
Ihn beſtürmt ein unbefriedigt Sehnen.
Seine naſſen Augen flieht der Schlummer;
Denn am wunden Herzen nagt der Kummer.

O Natur! ſing' dieſem Freudeloſen
Deiner Ruhe ſanftes Wiegenlied,
Weh ihm Kühlung, wenn die Stirne glüht,
Mit der jungen Hoffnung Erſtlingsroſen,
Daß Aurorens purpurfarbne Strahlen
Sich in ſeinem feuchten Auge mahlen.

Fr. Waſſner.

Der Wanderer

bey den Ruinen eines deutſchen Bergſchloſſes.

Trauernd denk' ich, was vor grauen Jahren,
Dieſe morſchen Überreſte waren.
Mathiſſon.

Der Zukunſt Träume auszubrüten,
Lähmt Gegenwart des Geiſtes Schwung;
Zurück winkt mir Erinnerung,
Zu öder Warte Moos und Blüthen:
„Der düſtern Thäler Sumpf entfleuch;
„Verweil am Vorwelt-Trümmer-Reich;
„Umſah nach müder Pilgerſchaft
„Das Denkmahl deiner Väter — Kraft!“

Auf ſchroffen Felſenſpitzen bauen
Die Aaren ſich das ſich're Neſt;
So wollt' ein Ahne ſinnig, feſt,
Die Burg dem Himmel näher ſchauen.
Die Höh' errang einſt Hoheitsſinn;
Bequem ſchleppt ſich zu Luſtgewinn
Der Enkel hin, ſchaut froh hinab,
Und ſieht im Thal, — der Freyheit Grab.

Wohl ſtaunend ſteht er vor den Trümmern:
„Hier war der Sitz der Tapferkeit!“
Verwehte ſie der Hauch der Zeit? —
Der feuchten Reſte Dünſte ſtimmern,
Ein Irrlicht iſt's, ein matter Glanz,
Bey Mitternacht zum Geiſtertanz:
Das Thatenfeuer brannte aus
In Enkels feilem Freudenhaus.

Einſt fachte hoch zur Loderflamme
Ein Ruf zu Heldenthaten auf,
Vereinte Kraft begann den Lauf,
Der Sproſſe hing noch feſt am Stamme; —
Ob Unwill' auch der Bruſt entbrauſt,
Kaum ballt ſich noch des Enkels Fauſt;
Der Uhu krächzt das Grabeslied:
„Des Volkes Eintracht, ach, ſie ſchied!“

Was klag' ich am verfall'nen Thoren,
Wo einſt noch Biederſinn gewohnt,
Wo Andacht, Frohſinn, Zucht gethront,
Wo Unſchuld Treue ſich erkoren?
Mir kündet dieß der Minneſang! —
Verhallt, wie Sänger-Lautenklang,
Iſt deutſcher Tugenden Verein;
Ihr Grabmahl hier iſt — Schutt und Stein!

Ruinen ſind nun die Gemächer,
Die Waffenkammer, Schloßkapell',
Die Frauenſtub' und Pfaffenzell,
Der Saal der Richter, und der Zecher.
Nichts blieb, als nur das Burgverließ!
Ach, dieſes zeigt, — (es iſt gewiß,
Was ſo die Zeit in Felſen ſchreibt):
„Nichts, als des Jammers Stätte bleibt!“

Der Enkel trägt der Ahnen Schilder,
Durchglüht das Herz der Ahnen Muth,
Und ſtrömt in Adern Ahnenblut? —
Zur Lüge wurden Wappenbilder!
Der Amme Mährchen ſagen an,
Was kühn des Ritters Kreuz begann:
Nicht Selbſtverdienſtes ſich bewußt,
Iſt Spott das Kreuz an Enkelsbruſt!

Stolz ſteht er im ererbten Lande,
Und prahlet bey der Ahnen Schloß:
„Mein Stamm iſt alt, ſein Ruhm iſt groß!“
So ſteht er an dem Pfahl der Schande; —
Das Schloß, daß kühn der Ahn' erbaut,
Verkündet ſeine Schlaffheit laut:
„Der Grund des Baues wurzelt feſt,
„Das Bauwerk ſelbſt iſt morſcher Reſt!“

„Hinan, hinan! Das Ziel erflogen!“
Dieß ruſe dir der Vorwelt Geiſt,
Des Enkels Eigenthat erweiſt,
Ob uns ſein Eichenblatt gelogen;
Zur Höhe ſtrebe Kraft empor!
Was der Entartete verlor —
Den Ruhm! — erring' des Enkels Schweiß! —
Die Perle ſchmückt das Lorbeerreis!

A. Zettler.

Die Schäferzeit.

(Nach Greſſet.)

Wo ſeyd ihr ſüßen Schäferzeiten,
Ihr reinen Kinder der Natur?
Warum ſeyd ihr ſo ſchnell verſchwunden?
Vergebens ſuch' ich eure Spur.

Euch folgten alle reinern Freuden,
Und jeder Reitz des Lebens ſchied,
Ich find' euch nur mehr auf Gemählden
Und in des Sängers ſanftem Lied.

In ſtetem Frühling prangte damahls
Die Erde, nicht gedüngt mit Blut;
Und das, was ihrem Schooß' entkeimte,
War auch für alle gleiches Gut.

Die Welt war eine große Wieſe,
Die Menſchen Hirten, ſchlicht und recht,
Man kannt' in jener Zeit der Gleichheit
Noch nicht die Nahmen: Herr und Knecht.

Und dieſe freyen guten Menſchen,
Sie wußten nichts von Haß und Neid,
Es war kein Reicher und kein Armer,
Und das gab Jedem Sicherheit.

Ein Blätterdach deckt ihre Hütten;
Ein friſches Stroh ihr Lager war,
Ein dichtbelaubter Hain ihr Tempel,
Ein Raſenhügel ihr Altar.

Die Götter ſtiegen auf die Erde,
Den Menſchen liebend ſich zu nah'n,
Und kündigten ſich nicht durch Donner,
Durch Güte nur und Segen an.

Weßwegen ſollten ſie auch zürnen?
Mit hoher Kraft und ſchönem Muth
War jedes Herz von Pflicht entflammet,
Nicht von der Leidenſchaften Glut.

Sie ſtrebten nicht nach tiefem Wiſſen,
Und nach der Weisheit grellem Schein,
Der Hirten off'nen Sinn erhellte
Die Fackel der Natur allein.

Sie hatten keine Muſentempel,
Wo Unſinn vom Catheder ſchrie;
Doch nenn' ich ſie die wahren Weiſen,
Denn wahrhaft glücklich waren ſie.

Zwar einfach klang des Hirten Flöte,
Des Lebens Luſt, des Lebens Scherz
Bracht' er in Verſe und in Töne,
Und beyde trafen froh das Herz.

Der Erd' entwühlte ihre Schätze
Noch nicht der Habſucht gier'ge Hand,
Noch hatte ſich die Herrſchbegierde
Auf Meeren keinen Weg gebahnt.

Der Sohn blieb in der lieben Heimath,
Nicht fremdes Land betrat ſein Schritt,
Er brachte dann nicht fremde Sitten,
Mit ihnen fremde Krankheit mit.

Was recht iſt, lehrte ſeine Seele,
Und ſeines Vaters Beyſpiel ihn; —
So ſchwand die Jugend ohne Laſter,
Das Alter ohne Reue hin.

Gott Amor trug noch keine Binde,
Er lächelte voll Heiterkeit,
Wen er verwundet, heilt' er wieder,
Mit Hymen lebt er nicht im Streit.

Je weniger die zücht'gen Mädchen
Die Reitze, die Natur verlieh,
Durch Künſte zu erhöhen ſtrebten,
Je liebenswürd'ger waren ſie.

Der Unſchuld Roth deckt ihre Wangen,
Das Haar wallt um den Buſen kraus,
Das klare Bächlein war ihr Spiegel,
Ihr einz'ger Schmuck ein Veilchenſtrauß.

Den ſchöngeformten Leib umfaßte
Ein kurzes Röckchen, ſchneeigweiß,
Das ſie aus ihrer Lämmer Wolle
Sich ſchuf durch ihrer Hände Fleiß.

Man wußte nichts von heil'gen Schwüren,
Man ſagte nur: ich liebe dich! —
Doch war dieß einmahl ausgeſprochen,
So trennte man auch nimmer ſich.

Der Tod, dem wir erſt Flügel gaben,
Er hinkte langſam her für ſie;
Denn Krieg, Verführung, Gram und Wolluſt,
Sie ſtahlen ihm die Senſe nie.

Wo ſeyd ihr nun, ihr ſüßen Zeiten,
Ihr reinen Kinder der Natur?
Warum ſeyd ihr ſo ſchnell verſchwunden?
Vergebens ſuch' ich eure Spur.

Warum regierteſt du nicht ewig,
Natur mit deiner Segenshand?
Wie kam's, daß dir der Eigendünkel
Das Zepter aus den Händen wand?

Wie? Oder wären dieſe Bilder
Nur unſ'rer Fantaſie entſchwebt?
Wohl möglich! — denn ein jeder ſaget:
Er habe erſt nachher gelebt.

Ja, dieſe Zeit iſt eine Fabel,
Verdienet nimmer unſern Neid;
Der Menſch war niemahls ohne Fehler,
Der Menſch war niemahls ohne Leid.

J. F. Caſtelli.

XII.

Humoriſtiſche Gedichte.

Der Räuber.

(Ein Schwank.)

Lucas und ſein Weib Annette
Gingen in den nahen Wald,
Aus dem Dickicht ſprang ein Räuber,
Rief ein fürchterliches: „Halt!"
Lucas fing am ganzen Leibe
Voll von Angſt zu zittern an; —
Denn er wußte, dieſe Herrn
Geben gern
Gnade einem hübſchen Weibe,
Aber ſelten nur dem Mann.

Von Annetten bath der Fremde
Nur ein Küßchen ſchnell ſich aus,
Doch dann zog er bis zum Hemde
Unſern armen Lucas aus;
Dieſes ging dem Mann zu Herzen,
Doch der Räuber hört ſein Fleh'n,
That dem Armen Gnade kund,
Lachte, — — und
Nahm mit ſich das junge Weibchen, —
Ließ den Mann in Frieden geh'n.

Lucas ſchlich betrübt nach Hauſe,
Öde war für ihn die Welt,
Alles hatt' er nun verloren,
Sein Annettchen und ſein Geld.
Horch! — da klopft's an ſeiner Thüre,
„Öffne, — tönt' es, — mir das Haus,“
Er ſchließt auf, bey'm Mondenſchein
Tritt herein
Sein Annettchen froh, und leeret
Ihre Schürz' im Zimmer aus.

„Du biſt's!“ — ſchreyt Herr Lucas freudig,
„Liebes Weibchen! welch' ein Glück!
„Ha! was ſeh' ich? Geld und Kleider
„Bringſt du wieder mir zurück?“ —
„Ja, mein Lucas! brav und bieder
„Iſt der Räuber in der That,
„Ach der liebe gute Mann,
„Sieh nur an, —
„Gab mir Alles, Alles wieder,
„Was er dir genommen hat.“

J. F. Caſtelli.

Der Buchenhain.

Ich lief als Knab' im Buchenhain,
Vergnügt und guter Dinge,
Und alle Neſter waren meyn,
Und alle Schmetterlinge,
Und keine Kirſche hing ſo hoch,
Auf noch ſo glatten Zweigen,
Der kleine Wildfang wußte doch
Sie pfeilſchnell zu erſteigen.

Einſt hüpft' ich in den Buchenhain,
Und lauerte auf Haſen,
Da ſah' ich Hannchen ganz allein
Am nahen Bache graſen,
Ich ſchlich ihr zu, und ſchmatzte ihr
Ein Küßchen auf die Wangen,
Ein Haſe lief vorbey an mir,
Nun mocht' ich ihn nicht fangen.

Oft ging ich dann im Buchenhain,
Um Hannchen dort zu ſehen,
Und half ihr oft bey'm Mondenſchein
Das Gras am Bache mähen,
Und Vogelneſt und Schmetterling
Und Kirſchen auf den Zweigen,
Ich achtete ſie nun gering,
Mocht keine mehr erſteigen.

Und einſt in jenem Buchenhain
Sprach ſie mit holden Blicken:
„Ich will dein treues Weibchen ſeyn!“
Ich glühte vor Entzücken; —
Zu ihren Ältern ging ich gleich
Sprach: „Gebt mir eure Hanne!“ —
Sie ſagten: Kinder! liebt ihr euch,
So nimm ihn hin zum Manne.

Und in demſelben Buchenhain
Da flochten wir die Kränze,
Und in demſelben Buchenhain
Begannen Hochzeitstänze; —
Doch uns ward's läſtig allgemach
Im Kreiſe uns zu drehen,
Da gingen wir zum Platz am Bach,
Doch nicht um Gras zu mähen.

Schon zwey Mahl grünt' der Buchenhain,
Noch lebt' ich wie ein Kaiſer,
Doch jüngſt fiel's meiner Hanne ein:
„Geh, Männchen! ſammle Reiſer!“ —
„Ja Liebe!“ — ſprach ich willig, — nahm
Die Axt im Hain zu gehen;
Und als ich an das Bächlein kam,
Da blieb ich freudig ſtehen; —

Und blickte froh zu Gott hinauf,
Mit ſüß bethränten Blicken,
Und huckte dann den Bündel auf, —
Lautſingend auf den Rücken:
Kömmſt heut mahl früher, — dachte ich,
Sie hat genug zum Feuer,
Und ſchlich durch's Hinterpförtchen mich,
Ganz leiſe bis zur Scheuer.

„Mein Mann iſt jetzt im Buchenhain,“
So ſcholl's mir da entgegen,
Durch einen Spalt guckt' ich hinein,
Sah etwas da ſich regen;
„Wie, bin ich blind am hellen Tag?
„Gott möge ſich erbarmen!“
Mein zuckerſüßes Hannchen lag
In meines Knechtes Armen.

„Ihr glaubt, ich ſey im Buchenhain?“
Sprach ich voll Wuth im Herzen,
„Hanns! ſprenge doch die Thüre ein
„Und ende ſtracks ihr Scherzen,
„Nimm deine Axt, der Teufel hohl’
„Das Weib und ihren Laffen; —
Da fiel mir’s ein, ich könnte wohl
Noch anders ſie beſtrafen.

Ich ging zurück im Buchenhain,
Bedachte dort die Rache,
Und kam zurück bey’m Mondenſchein,
Als wüßt’ ich nicht die Sache.
„Wie iſt der Abend heute ſchön,“ —
Begann ich, — „liebes Weibchen!
„Willſt du nicht noch ſpazieren geh’n,
„Komm, komm mein ſüßes Täubchen.“

Wir gingen in den Buchenhain,
Bis zu dem Platz am Bache;
Da wollte ſie recht zärtlich ſeyn,
Ich änderte die Sprache:
„Ha! falſches Weib, nun kenn’ ich dich,
„Haſt Treue mir gelogen,
„Und in des Knechtes Armen mich
„Abſcheulich heut’ betrogen.

„D'rum werde hier im Buchenhain
„Die Strafe dir gemeſſen,
„Wo du einſt ſchwurſt mir treu zu ſeyn,
„Das du ſo ſchnell vergeſſen.“ —
An einem Baum band ich ſie feſt,
Umſonſt war Thrän' und Bitte,
Ganz nah' bey einem Weſpenneſt,
Und ging in meine Hütte.

Ein Nachbar nahm mein Häuschen bald,
Zu ſehr geringem Preiſe,
Und ich verließ den Aufenthalt,
Begab mich auf die Reiſe;
Denn Haus, und Bach, und Buchenhain
Die mocht' ich nimmer ſehen. —
O hüthet Dirnen euch zu frey'n,
Die ihr nur kennt vom Mähen.

J. F. Caſtelli.

Die Ehe.

(An junge Mädchen.)

Der Ehe Glück und Freude währet
Nur einen Tag,
Das Mädchen ſehnt ſich und begehret
Nach dieſem Tag,
Man gibt ſich Schwüre ew'ger Treue
An jenem Tag,
Doch folget, — ach! — zu ſpäte Reue
Am andern Tag.

Die Männer lieben ſchmeicheln, koſen,
Am erſten Tag,
Doch ſchon verblüh'n der Liebe Roſen
Am zweyten Tag,
Sie werden kälter ſchon und wanken
Am dritten Tag,
Und keiffen, poltern gar und zanken
Am vierten Tag.

Ihr träumt ganz glücklich euch auf Erden
Am Ehrentag',
Doch dann verdoppeln ſich Beſchwerden
Mit jedem Tag,
D'rum wünſcht euch nicht der Ehe Leiden,
Der Hochzeitstag,
Iſt für der Liebe ſüße Freuden
Der Sterbetag.

F. J. Caſtelli.

Des Mönchs Geſichte.

(Ein Holzſchnitt.)

Wo frey der Wind um Felſen weht,
Vor unſ'rer Stadt ein Kloſter ſteht,
Dort hat ein frommer Mönch die Nacht
In Bethen und Kaſtey'n durchwacht.
Und als er, — im Gemüthe ſtill,
Erlaubten Schlummer pflegen will,
Sein Licht in letzten Zügen brennet,
Tritt er zum Fenſter, und erkennet
Im Mondenſchimmer, hell und klar,
Fern eine ganze Teufelſchaar;
Vereinend ſich von allen Seiten
Dem Kloſter Fehde zu bereiten.
    Die zieh'n zu Fuß mit Gabeln her
An ihrer Spitze Lucifer;
Auf Molchen reiten jene dort,
Gelenkt von Vizlipuzli's Wort.
Atoti, Cacal, Asmodi
Mit Legionen kommen ſie.

Und ſchleppen Leitern, Brand und Beil,
Und jeder fördert ſeinen Theil.
Das ſieht der Mönch, erſchrickt und ſpricht:
„Wacht niemand denn nach Amt und Pflicht,
„Den Sturm der Teufel abzuſchlagen?
„Muß ich allein zu ſtreiten wagen?“ —
D'rauf öffnet er ſein Fenſterlein,
Und bethet laut, und ſinget d'rein;
Da heulend flieht der Teufelshaufen.
Der Bruder lächelt ob dem Laufen,
Und blickt als Sieger kreuz und quer.
Des Münſters Hauptthurm winket her.
Vom Knopfe ſchaut ein Teufel nieder;
Der ſtreckt und reckt ſich hin und wieder,
Halb wach, halb ſchlafend, ungemuth,
Wie faule lange Weile thut.
„Ey!“ — ruft der Mönch: — „ey wunderſam!
„Nach unſers Ordens ſchwachem Stamm,
„Seh' ich der Hölle Hauptmacht eilen.
„Doch, wo viel tauſend Seelen weilen,
„G'nügt eines Teufels Gegenwart?“
Und als er ſchlaflos länger harrt,
Erſcheinet ihm ein Engelknabe.
Der redet: „Frommer Mann! ich habe
„Dein Zweifeln ungeſeh'n gehört.
„So ſey von mir denn recht belehrt; —

„Eu'r Faſten, Geiſſeln, Bethen, Singen,
„Muß wohl den Feind in Harniſch bringen.
„Die aber dort, ein frech Gezücht,
„In Schlemmerey, in feilen Lüſten,
„Die böſen Menſchen, ſchlechten Chriſten,
„Entfliehen ſeinen Klauen nicht. —
„Den Bürgern helfe Gott in Gnaden;
„Euch Frommen kann kein Teufel ſchaden.“ —

F. Treitſchke.

Die Spinne.

(S. J. P. Hebels Allem. Gedichte. S. 195.)

Ey, ſeht mir doch das Spinnlein an,
Wie's zart die Fäden zwirnen kann!...
Gevatter, meinſt: du kannſt es auch?
Das laß nur bleiben, armer Gauch!...
Es macht's ſo nett, ſo zart und fein,
Als hätt's die Haſpel obendrein.

Was für ein Meiſter zog den Flaus
So glatt ihr auf der Hechel aus?...
Meinſt, manche Frau in unſerm Ort
Wär' auch ſo klug, und hohlt' ihn dort?...
O ſieh nur, wie's die Füße ſetzt,
Und zum Geſpinnſt die Pfötlein netzt!

Nun zieht es lange Fäden aus,
Spinnt eine Brück' an's Nachbars Haus;
Baut eine Landſtraß' in die Luft.
Frühmorgens hängt ſie ſchon im Duft;
Baut eine Fußbahn neben d'ran,
Daß es gerad' hindurch nur kann.

Es ſpinnt, und wandelt auf und ab,
Bald im Gallopp und bald im Trab....
Im Kreis dreht ſich das kleine Ding,
Und webt jetzt einen zarten Ring.
Nun ſchießt es feinere Fäden ein....
Soll wohl ein Netz gewoben ſeyn?

Es ſteht erſtaunt, und hält jetzt ſtill,
Und weiß nicht recht, wohin es will.
Es rückt ſich nicht; man ſieht's ihm an:
Noch hat es was vergeſſen dran.
Zwar denkt's: Mich treibt es nicht ſo ſehr,
Was halt' ich mich noch auf mit mehr?

Es ſpinnt und webt, und hat nicht Raſt,
So fleißig, man verſchaut ſich faſt.
Des Pfarrers Chriſt meint: ſtatt gewebt,
Sey jeder Faden eingeklebt.
Wer's zählen und erkennen kann,
Der ſetze ſich ſechs Augen an.

Nun putzt es ſeine Pfötlein ab,
Und baut die Schnur vom Fenſterſtab.
Es ſitzt in ſeinem Sommerhaus,
Und ſchaut die langen Straßen aus.
Es ſagt: zwar baut man ſich halb todt:
Doch ſteht das Haus, ſo hat's nicht Noth.

In Lüften ſchwankt es frey und frank;
Durch ſeine Beine ſtrahlt ſo blank
Der Sonne warmer Frühlingsſchein....
Es läßt ſich wohl und gütlich ſeyn,
Sieht nach dem Mückentanz der Flur,
Und denkt: hätt' ich ein Mücklein nur!....

O Thierlein! du haſt mich entzückt;
Du biſt ſo klein, und doch geſchickt!...
Wer hat dich wohl die Kunſt gelehrt?
Ich denke: der uns Alle nährt;
Mit milder Hand uns Allen giebt,
Uns nie vergißt, und dich auch liebt.

Da kommt die Fliege!... Ey, wie dumm!
Sie rennt ja gar dein Häuschen um.
Nun ſchnurrt und knurrt ſie Weh und Ach!
Kann nicht aus ihrem Ungemach....
Haſt du kein Aug' in deinem Kopf?
Was irrt dich An'drer Werk, du Tropf!

Das Spinnlein merkt's, und ſäumt nicht lang,
Und ſpringt und zuckt nach ſeinem Fang.
Es denkt: der Arbeit hatt' ich viel,
Dafür ſey Brodlohn auch mein Ziel!...
Ich ſag's ja: der uns Alle nährt,
Wenn's Zeit iſt, hat's auch dir beſchwert.

Gottlieb Leon.

XIII.

Oden.

Lebensgenuß *).

Auf der zarten Myrthe Zweige
Auf des Lotos Blätter will ich
Hingeſtreckt mit Trunk mich laben.
Eros auf die Schulter knüpfend
Sein Gewand mit einer Schleife,
Reiche mir den Wein bedienend;
Denn dem Rade gleich am Wagen
Rollt das Leben ſeine Kreiſe.
Sind zerfallen die Gebeine,
Liegen wir, ein wenig Staub, da.
Warum willſt du Steine ſalben,
Und umſonſt die Erde tränken?
Mich vielmehr, ſo lang ich lebe,
Salbe, und mit Roſen kränzend
Mir das Haupt, die Freundinn rufe!
Denn bevor hinab ich ſteige
Zu des Schattenreiches Tänzen
Will die Sorgen ich verſcheuchen.

---

*) Dieſe, und die zwey nachfolgenden Oden ſind aus einer noch ungedruckten Überſetzung Anakreons von J. A. Pilat.

Das fröhliche Mahl.

Kränze windend um die Schläfe
Von der zarten Roſe Blüthen
Trinken wir mit Wonne lachend.
Tanzend bey dem Klang der Lyra
Schwingt das zartgeformte Mädchen
Thyrſus, die mit Epheuranken
Rings umflochten tönend ſchwirren.
Athmend Wohlgerüche, ſpielet
Auch der zartbehaarte Knabe
Auf der Pectis, und es ſtrömet
Ihm vom Mund die helle Stimme.
Eros auch, der goldgelockte
Mit dem holden Dionyſos
Und der reizenden Kythere
Zieht zum Feſtgelag, das Greiſen
Wohlgefällt, ſich hoch erfreuend.

Anakreons Täubchen.

Du liebes, holdes Täubchen!
Woher, woher ſo eilig?
Woher? — Von ſo viel Salben
Riechſt du, und träufelſt ſchwingend
Dich durch des Äthers Räume?
Wer biſt du, — was beſorgſt du?
„Anakreon mich ſandte
Zum Knaben, zum Bathyllos,
Der unumſchränkt ſeit kurzem
Die Herzen aller meiſtert.
Für einen kleinen Hymnos
Verkaufte mich Kythere.
Ich diene nun dem Sänger
Anakreon, als Bothe;
Und jetzt, du ſiehſt es, trag' ich
Das Briefchen, das er ſendet.
Er ſagt, er wolle bald mir
Die Freyheit wieder ſchenken;
Ich aber will ihm dienen,

Wenn er mich auch entließe.
Was hilft's mir über Berge
Und über Feld zu fliegen,
Auf Bäume mich zu ſetzen,
Die wilde Frucht verzehrend?
Nun hohl' ich aus den Händen
Anakreons, des Sängers
Das Brot mir mit dem Schnabel,
Ich trinke von dem Weine,
Den er mir ſelber zutrinkt.
Hab' ich getrunken, flattr' ich
Im Kreis um den Gebiether,
Ihn deckend mit den Flügeln;
Befällt mich Schlummer, pfleg' ich
Der Ruh auf ſeiner Lyra. —
Nun weißt du alles, geh nur!
Du haſt mich ſo geſchwätz'ger
Gemacht, als eine Krähe."

XIV.

Lieder.

Licht und Liebe.

Voll von Sternen iſt der Himmel!
Voll von lieben hellen Sternen!
Und die Wolken drängen ſich
Durch den Glanz, ihn mitzufühlen,
Fremden Lichts ſich zu erfreuen,
Weil ſie ſelber dunkel ſind.
So auch, um der Sonne Licht,
Schwingt ſich mit dem Mond die Erde,
Kreiſet ſanft der Liebe Stern,
Mit den übrigen Planeten
Froh im hellen Chor vereint.
Und der Mann, alleine wandelnd
Auf der lichtumſtrahlten Erde,
Rufet aus: O Glanz voll Wonne!
Biſt du dem Gemüthe fremd?
Daß ich außen nur dich leuchten
Sehe mit ſo hehrem Strahl?
Sieh! da ſproßt in treuer Bruſt
Mild empor ihm junge Liebe,

Und ſo voll des ſeinen Lichtes,
Das in ihm entflammt die Liebe,
Schaut er ſeine Vielgeliebte.
Ihrer Blicke holdes Leuchten,
Abglanz ſeiner eig'nen Gluthen,
Hellt ihm auf die tiefſte Seele,
Und er ruft: holdſel'ger Schimmer!
Morgenröthe! ſey gegrüßt!

M. v. Collin.

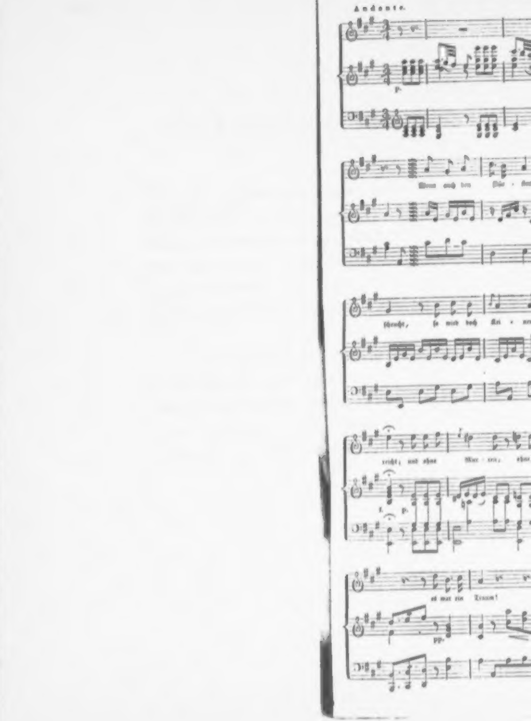
Wehmuth.

Wenn ich durch Wald und Fluren geh,
Es wird mir dann ſo wohl und weh
In unruhvoller Bruſt.
So wohl, ſo weh, wenn ich die Au,
In ihrer Schönheit Fülle ſchau',
Und all' die Frühlingsluſt.

Denn, was im Winde tönend weht,
Was aufgethürmt gen Himmel ſteht,
Und auch der Menſch, ſo hold vertraut,
Mit all' der Schönheit, die er ſchaut,
Entſchwindet, und vergeht.

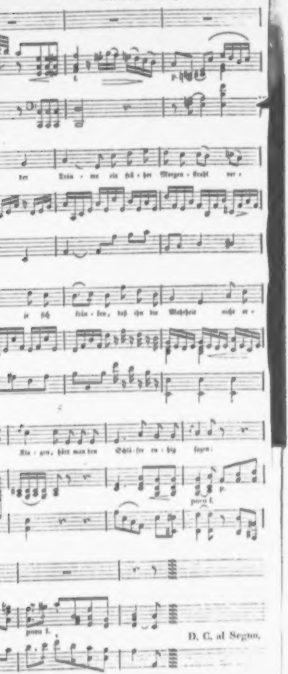
M. v. Collin.

War's ni


Andante.
p.
ſchreckt, ſo wird doch
reicht; und ohne
f.
p.
es war ein Traum!
pp.

cht ein Traum?

Vom Grafen Moriz v. Dietrichstein.


der Träu - me ein frü - her Morgen - strahl ver -
je sich trän - ken, daß ihn die Wahrheit nicht er -
Kla - gen, hört man den Schä - fer e - wig sagen:
p
poco f.
p.
poco f.
D. C. al Segno.

Die Unentſchloſſene.

In dem blumenvollen Haine
Warum muß er mir begegnen!
Soll ich fliehen den Verweg'nen?
Soll ich bleiben? — Ach, alleine,
In der Abendröthe Scheine,
Warum muß er mir begegnen?

Doch er ſpricht! — o ſüße Liebe!
Nicht entfliehen kann ich dir!
Daß er ewig bey mir bliebe!
Ewig! — Ewig! — ſüße Liebe
Nicht entfliehen kann ich dir!

M. v. Collin.

War's nicht ein Traum?

(Mit Muſik vom Herrn Grafen Moriz v. Dietrichſtein.)

Wenn auch den ſüßeſten der Träume,
Ein früher Morgenſtrahl verſcheucht,
So wird doch keiner je ſich kränken,
Daß ihn die Wahrheit nicht erreicht,
Und ohne Murren, ohne Klagen
Hört man den Schläfer ruhig ſagen: —
Es war ein Traum!

Warum bey dieſer Flucht der Tage
Wo keine Gegenwart verweilt,
Wo, kaum entſtanden, Schmerz und Freude
Schnell wieder zum Vergang'nen eilt,
Die ſtäten immer neuen Klagen?
Warum nicht weiſer hier uns ſagen: —
Es war ein Traum!

Ja, weiſer will ich künftig werden,
Nicht trau'n dem wandelbaren Glück,
Der Hoffnung Schmeichellieder hören,
Zur Luſt nur für den Augenblick;

Leicht werd' ich dann den Wechſel tragen,
Und, wenn der Ton verhallet, ſagen:
Es war ein Traum!

Auch wenn die Freundſchaft mir begegnet,
Mit treuem Blicke mich begrüßt,
Den heil'gen Bund für Ewigkeiten
In tauſend warmen Worten ſchließt,
Und doch zerbricht nach wenig Tagen,
So will ich mir zum Troſte ſagen: —
Ein gold'ner Traum!

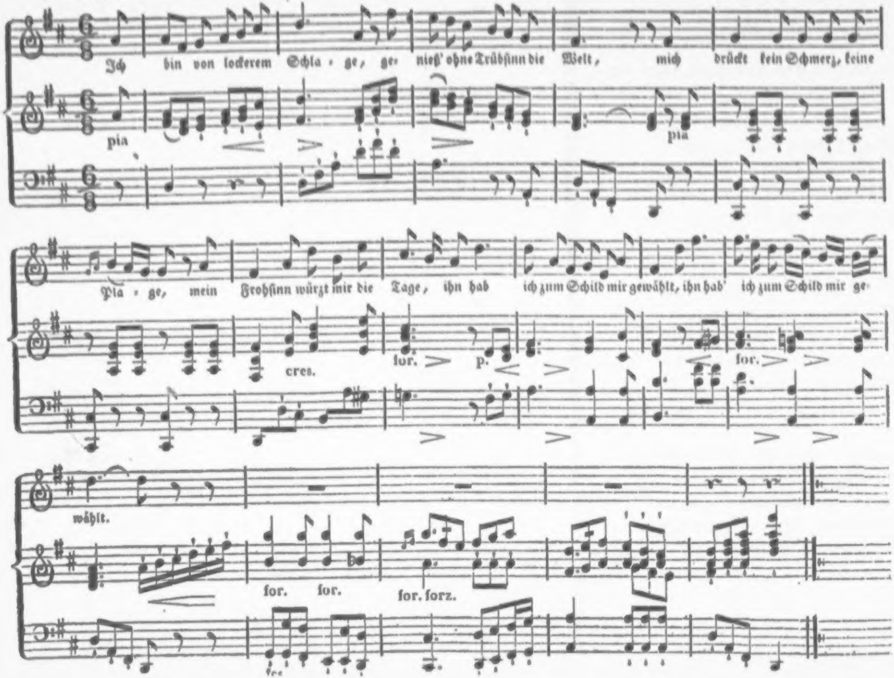
Wenn einen Himmel mir die Liebe
In ihrem Wonnearm verheißt,
Hohnlachend dann mit kalten Händen
Mein hochentzücktes Herz zerreißt,
Statt der Verzweiflung ſtummen Klagen
Will ich nur, wenn auch ſchluchzend, ſagen,
Vorüber! Traum!

Bis einſt die ſchön're Morgenröthe
Mich wecket an des Grabes Rand,
O, wohl mir! dann iſt Wunſch und Hoffnung,
Und Freud' und Thränen ſind mir Tand;
Vergeſſen ſchnell ſind alle Klagen,
Das Leben, werd' ich lächelnd ſagen: —
War ja nur Traum!

Juſtine Freyinn v. Krufft.

Frohſinn.

Gemächlich, aber mit heiterm Vortrag. In Muſik geſetzt vom Herrn Himmel, königl. preuß. Capellmeiſter.


Ich bin von lockerem Schla - ge, ge- nieß' ohne Trübſinn die Welt, mich drückt kein Schmerz, keine
pia
pia
Pla - ge, mein Frohſinn würzt mir die Tage, ihn hab ich zum Schild mir gewählt, ihn hab' ich zum Schild mir ge-
cres.
for.
p.
for.
wählt.
for.
for.
for. forz.
for.

Frohſinn.

(Ein Geſellſchaftslied.)

(Mit Muſik von Herrn Himmel kön. preuß. Kapellmeiſter.)

Ich bin von lockerem Schlage,
Genieß' ohne Trübſinn die Welt,
Mich drückt kein Schmerz, keine Plage,
Mein Frohſinn würzt mir die Tage;
Ihn hab' ich zum Schild mir gewählt.

Mit Reichthum pflegt man zu prahlen,
Man kaufet ſich Freuden dafür,
Schlürft ſie aus goldenen Schalen,
Ich darf die Freuden nicht zahlen;
Denn, wahrlich, ſie ruhen in mir.

Das Glück treibt elende Künſte,
Steht öfters mit Schurken im Bund;
Lohnt ſie mit reichem Gewinnſte,
Das kränkt den Mann vom Verdienſte; —
Ich ſeh' es mit lachendem Mund.

Fortuna pflegt ſich zu wenden,
Das hab' ich ſchon lange gewußt,
Weiß heute Güter zu ſpenden,
Und morgen ſie zu entwenden,
Und doppelt ſchmerzt dann ihr Verluſt.

Cupido mag auf mich zielen,
Ich lache nur ſeiner Gewalt;
Mit Weibern will ich nur ſpielen; —
Mir bleibt doch Eine aus Vielen,
Auf dieſe Art tröſt' ich mich bald.

Gelehrte Schnurpfeiffereyen
Sind wahrlich entbehrlicher Tand;
Man kann auf Erden ſich freuen
Auch ohne darüber zu ſchreyen,
Wie, oder woraus ſie entſtand.

Begier nach Ehren und Würden,
Iſt auch nicht entfernet mein Fall,
Mit jeden neueren Zierden
Erſcheinen neue Begierden,
Genügſamkeit iſt nur ein Schall.

Den Tod wahl' ich nach Gefallen
Als Jüngling mit heiterm Geſicht,
Und muß hinüber ich wallen
In jene düſteren Hallen, —
Wohlan! — Mich ſchrecken ſie nicht.

Nicht Thränenweiden und Krüge
Setzt an meinem Grabe mir dann;
Ein kleiner Stein thut Genüge,
Und ſag' dem Wand'rer: Hier liege
Ein freyer, ſtets fröhlicher Mann.

J. F. Caſtelli.

Trinklied.

(Mit Muſik von Herrn Joſeph Weigl, Operndirector der k. k. Hoftheater in Wien.)

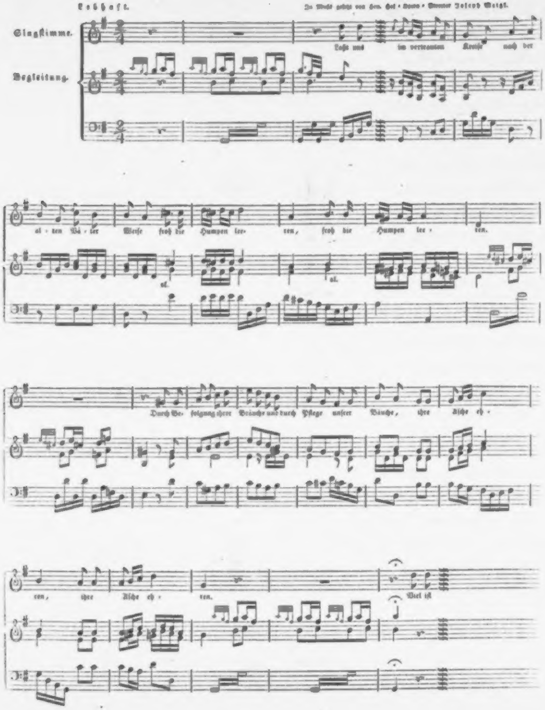
Laßt uns im vertrauten Kreiſe
Nach der alten Väter Weiſe
  Froh die Humpen leeren;
Durch Befolgung ihrer Bräuche,
Und durch Pflege unſ'rer Bäuche
  Ihre Aſche ehren.

Viel iſt anders zwar geworden,
Seit der Krieger wilde Horden
  Deutſchlands Geiſel waren; —
Doch, wo Berge ſich erheben,
Wachſen noch dieſelben Reben
  Wie vor hundert Jahren.

Wir zieh'n, wenn's beginnt zu tagen,
Nicht im Forſt, das Wild zu jagen,
  Durſtig dann nach Hauſe; —
Doch wir führen Mädchenfehden,
Wo wir uns brav durſtig reden,
  Und dann ſchmeckt's beym Schmauſe.

Trinklied.

In Muſik geſetzt von Hrn. Hof-Opern-Director Joſeph Weigl.


Lebhaft.
Singſtimme.
Begleitung.
Laßt uns im vertrauten Kreiſe nach der
al - ten Vä - ter Weiſe froh die Humpen lee - ren, froh die Humpen lee - ren.
Durch Be - folgung ihrer Bräuche und durch Pflege unſrer Bäuche, ihre Aſche eh -
ren, ihre Aſche eh - ren.
Viel iſt

Nur von Glas, doch gleich Kryſtallen,
Nicht von edelſten Metallen
Sind zwar unſ're Becher; —
Doch nicht nach den gold'nen Heften,
Sondern nach den gold'nen Säften
Fragt der wahre Zecher.

Auch ſind unſ're Becher kleiner,
Fauler iſt darum doch keiner
Bey dem Goldgewächſe; —
Während jene Hochgeehrten
Einen ihrer Humpen leerten,
Trinken wir jetzt ſechſe.

Keinen hohen Prunkſaal zieren,
Um darin zu poculiren,
Jetzt die deutſchen Brüder; —
Wo man hingeht zum Getränke,
In der nächſten beſten Schenke
Trifft man Luſt und Lieder.

Auch die Nagelprobe halten
Wir ſo gut als unſ're Alten,
Bey dem *guten* Weine; —
Kinder nur, und Weiber nippen,
Doch des rüſt'gen Mannes Lippen
Schlürfen bis auf's Reine.

Becherklang, Geſundheittrinken,
Nimmer laſſen wir ſie ſinken
Dieſe alte Mode; —
Täglich ſäuft, — ihr könnt es ſehen,
Bloß auf And'rer Wohlergehen,
Mancher ſich zu Tode.

Eingeſchenkt, und ausgeſoffen!
Laſſet uns das beſte hoffen
Auf der lieben Erde; —
Wenn das Schickſal auch uns hudelt,
Wenn nur Wein im Becher ſprudelt,
Trotzt man der Beſchwerde! —

J. F. Caſtelli.

XV.

Eine dramatiſche Situation.

Friedrich von Öſterreich und Conradin von Schwaben in der letzten Stunde ihres Lebens.

Perſonen.

Friedrich von Öſterreich.
Conradin von Schwaben.
Ein Kerkermeiſter mit Gefolge.

(Scene.) Ein düſt'res Gefängniß. — Friedrich und Conradin ſitzen am Schachbrett. — Pauſe. —

Conradin.

Du zauderſt heute lange mit dem Zug;
Nimm dich in acht, mein Springer ſchadet dir,
Ohnmächtig bleibt die Dame ſteh'n, wenn du
Ihn nicht vertreibeſt. — Hörſt du mich denn nicht?
Wohin blickt dieſes Auge, das mir einſt
So freundlich ſtets entgegen kam? O laß
Den Kummer ruh'n; wir ſpielen jetzt.

Friedrich.

Ein ungewiſſes Spiel, wie das des Lebens! —
Ein ſchauriger Gedank' ergreifet mich,
Und off'ne Gräber gähnen überall mich an,
Ich ſehe keine Rettung keinen Ausweg,

Im ganzen Weltkreis keinen Freund, als dich.
Ruhmlos vergeh'n wir, wie die Blum' im Thale,
Die von Aurorens Strahlen kaum begrüßt,
Ein Raub des Sturms in ihrer Blüthe fällt.

Conrad.

Wer unerſchrocken ſtirbt, verblüht nicht ruhmlos,
Wenn auch ſein Leben keine Thaten zählt.
Ich fühl' es ahnend, bald iſt unſer Lauf vollbracht;
Ich ſchaue den Tyrannen eingehüllt in Gluth,
Die ſprühend das geweihte Haupt zerſtört;
Ich ſchaue Thränen in des Volkes Blicken,
Das ſtarr ergriffen an dem Blutgerüſte ſteht; —
Doch beb' ich nicht, ein inneres Gefühl
Erhebt mich über Menſchenthun und Schickſal;
Was auch die Macht des Herrſchers über uns verhängt; —
Von Millionen, die bey ſeinem Wort verbluten,
Schlägt ihm kein fühlend Herz entgegen,
Er iſt allein in allen ſeinen Reichen,
Mit ſeinem Fluch allein. — Die Saat, die rauchend dampft,
Und abgebrannte Hütten mahnen ihn:
Es ſey ein Gott, der über Weltbezwinger richtet.
Uns quälet keine Furie im Tod, und mild
Strahlt uns im Morgenſchein ein heit'res Land entgegen.

Friedrich.

Mich aber hält die Welt noch feſt mit ſüßen Banden,
Ich ſeh ſie herrlich ſtill im Morgenlichte ſteh'n,

Und heit're Freuden, die im Frühlingsſcheine prangen,
Erfüllen meine Bruſt mit glühendem Verlangen. —
Wie hing ich an dem Bild der Zeit entzückt,
Das meiner Jugend Traum mit Roſen ausgeſchmückt,
Ich pflückte keine von des Lenzes holden Blüthen,
Beglückend wähnt' ich zu gebiethen,
Da reißt das Schickſal mich vom Thron herab,
In's ſchaurig tiefe, finſt're Grab.

Conradin.

O ſieh mit mir auf jene hellern Tage,
Die wir im Vaterhaus verlebt, zurück,
Wir waren damahls Knaben rauh und wild,
Und jeder Augenblick war froh entfloh'n,
Und Waffenſpiel und Küſſe wechſelten;
Denn oft zertrennte uns mein ſtarrer Sinn;
Doch unſ're Herzen hingen feſt zuſammen.
So ging für uns ein neuer Morgen auf,
Die frohe Knabenzeit entfloh, wir ſtanden
Geſtärkt für's Leben bald als Männer da,
Dir gab ein Gott ein ſanft'res Herz in deine Bruſt; —
Mir frühes Leiden, — Gleichmuth für die Leiden;
Und faſt glaub' ich, ward mir das Beſſere zu Theil.
Sieh' hin, die Sonne ſteigt dort glühend aus den Bergen,
Laß uns das freundliche Geſtirn begrüßen,
Wer weiß, ob ſie uns nicht zum letzten Mahl geleuchtet,
Ob nicht der Morgen eines beſſern Lebens

Aus ihrem Schimmer uns entgegen winkt;
Gib mir die Hand, — ſchau hin, ſo herrlich,
So majeſtätiſch ſah ich ſie noch nie.

Friedrich.

Weh mir! ich ſeh' ſie blutig, blutig endet
Sich unſer Schickſal, ſieh, der Himmel ſelbſt
Gibt uns ein furchtbar drohend Zeichen.

Conradin.

Die Thräne hier, ſie ſey der Welt geweiht,
Ihr letztes Opfer, — Freund, ſey ſtandhaft;
Die Lüge wohnet nicht in jenen Räumen,
Tyrannen ſtürzen dort im Staub ohnmächtig hin.
Wir können lächelnd, froh hinüber geh'n.

(*Pauſe*)

Und nun, wie ſteht's mit unſerm Spiel?
Der Dame droht mein Springer noch Gefahr,
Du haſt bis jetzt noch keinen Zug gethan.

Friedrich.

Dieß iſt der letzte, und mein König iſt
Verloren.

Conradin.

Noch iſt's nicht ſo leicht, hier bleibt
Ein Ausgang, den der Läufer deckt. —
Die Reihe iſt an mir. (*Er zieht*) Durch dieſen Zug

Erhält nun deine Dame off'nes Feld,
Und neue Hoffnung hab' ich dir gegeben.

Friedrich.

Für uns weiſt Hoffnung nur auf Gräber hin,
Und läßt uns einſam in dem Leben ſteh'n. —
Mit dieſem Zug hab' ich das Spiel verloren.

Conradin.

Bedenkſt du nicht, daß Thurm und Läufer
Mich hemmen deinem König Schach zu biethen,
Daß die ihn ſchützend und getreu bewahren?

Friedrich.

Wir haben keinen Freund, für uns will nicht
Ein Retter kommen aus den Tauſenden,
Die, unſer Loos bedauernd, muthlos ſind zu helfen.

Conradin.

Den Springer kühn hierher geſtellt, — das geht,
Er treibt die mächtigen Beſchützer weg,
Und ſtill gebiethend heiſcht er um ſich Ruhe. — (Er zieht)
Nun, da hab' ich wohl ſchlecht gezogen; —
Du nimmſt den Springer aus dem Spiel mir weg.

Friedrich.

Doch deine Dame drohet mir Verderben.

Conradin.

Zu unbeſorgt war ich des nahen Sieges trunken:
Indeß du kalt und ſchlau ein Anderes beſchloſſen.

Friedrich.

Es wiederhohlet ſich auf dieſem Brete
Des Lebens Spiel getreu und wahr.

Conradin.

Halt! Eines winkt mir günſtig noch entgegen,
Er ſtehet in beſcheid'ner Stille harrend da.
Siehſt du den Bauer, der mich ſchützend deckt?
Selbſt machtlos, kraftvoll trotzend jeder Macht,
Gebiethet Ruh' und Ehrfurcht ſeine Nähe,
Und neue Hoffnung ſeh' ich ſproſſend keimen
Aus meines Wiſſens ausgeſtorb'nen Räumen.

Friedrich.

Wer wagt in ſeines Lebens letzter Stunde?

Conradin.

So gibſt du ſchon mein Spiel ſo ganz verloren,
Und keine Hoffnung mehr zum ſchönen Sieg?
Wohlan, es gelte! Leicht ſoll dir's nicht werden,
Und meine letzten Kräfte will ich ſammeln,
Daß ringsumher die Stützen niederfallen,
Und beyde Könige, verlaſſen von den Ihren,
Sich einſam ſehen auf des Bretes Feldern.

Friedrich.

Wir fallen beyde, du haſt wahr geſprochen.

Conradin.

Getheiltes Leiden läßt ſich leichter tragen,

Und freyer athmend hebet ſich die wunde Bruſt
Zum milden Troſte, den ein Gott ihr ſendet.
Bald ſind wir über Erdenglück erhaben,
Bald hat des Schickſals Zürnen ausgetobt,
Und abgeſchüttelt dieſes Lebens Kummer; —
Begegnen wir uns froh im Geiſterreich,
Dann wollen wir uns innig eng umſchließen,
Und mit dem Kuß der Ewigkeit begrüßen,
Von Stern zu Sterne wallen, und die Liebe
Hinüber nehmen in das Sonnenland.

Friedrich.

Kaum aufgeblüht, und ſchon verwelken? — Gott!! —
Du prüfeſt ſchwer —

Conradin.

Er nahm uns viel;
Doch herrlich wird ſein Lohn uns dort zu Theil.
Des Schickſals blutig Buch liegt aufgeſchlagen,
Auf jedem Blatte ſteht für uns der Tod;
So laß uns denn nicht wimmern und nicht klagen;
Denn Menſchenkraft entweiht kein höheres Geboth.
Wir ſtehen einſam jetzt in einer öden Wüſte,
Um die das Meer in wilder Brandung ſchwellt,
Noch blüht ein lachend Land vor unſern Blicken,
Nur durch die Woge führt die Bahn zu ihm;

So laß uns denn, geſchlungen Arm in Arm,
In's feuchte Grab der rauhen Fluthen ſtürzen,
Ein ſanfter Engel gleitet uns hinüber,
Das müde Auge ſchließt ſich ſterbend zu,
Und lächelt wieder auf in blüh'nden Paradieſen,
Wie wohl wird's uns dann werden! Lächle doch mein Friedrich
Es iſt ja nur ein einz'ger herber Augenblick,
Der ewig ungetrübte Seligkeit erkauft,
Sey heiter, bald, ich fühl' es, bald iſt's ausgekämpft.

Friedrich.

Bald hebt das Beil ſich unter Henkershand,
Weh mir, mit Schauder faßt mich der Gedanke.

Conradin.

Nicht ſchmachvoll iſt der Tod für uns,
Gedoppelt fällt die Schmach auf den Tyrannen,
Der über uns zu richten ſich erkühnt.
Und ſchlägt des Lebens grau'nvoll letzte Stunde,
So höre unerſchüttert ihren Ruf;
In ihr liegt unſers Lebens ganze Größe,
Die Nachwelt würdigt dieſen Augenblick. —
Auch mir bleibt etwas auf der Welt zurück,
Das mich mit Blumenketten an ſie hält,
Doch jeder Anſpruch auf das Glück, er ſey zernichtet,
Ich will in dieſer Stunde ruhig ſeyn.

(Pauſe)
Wie ſteht's mit unſer'm Spiel? — Mit mir noch ſchlecht,
Und wenig Hoffnung hab' ich zu gewinnen,
Jetzt drängt ſich alles wider mich zuſammen,
Sogar der Läufer drohet mir Verderben.
(Er zieht.)

Friedrich.

Nur eine Thräne laß an deiner Bruſt mich weinen;
Ich fühle, dann wird's mir viel beſſer werden.
(Er ſtürzt in Conradins Arme. — Pauſe.)
Dein hohes Beyſpiel hat auch meinen Muth entflammt;
Feſt, innig ſchlug mein Herz an deinem Herzen,
Der Himmel hat mir wieder Troſt gewährt,
Ich werde ruhig dulden. — Laß uns weiter zieh'n! — —
Mit meiner Dame bieth' ich deinem König Schach.

Conradin.

Das läßt ſich wohl vereiteln, wenn ich dir
Den Thurm entgegen ſtelle.

Friedrich.

Horch! erſchallt' es nicht
Wie Menſchentritte durch des Kerkers Hallen?
Es raſſelt an dem Schloſſe jener Pforte, —
Sie ſind's! — Sey muthig, laß uns weiter zieh'n.
(Der Kerkermeiſter mit Gefolge tritt ein.)

Kerkermeiſter.

Es thut mir leid — —

Conradin.

Sprecht immerhin, mein Freund!

Kerkermeiſter.

Der König hat beſchloſſen, ihr müßt ſterben.

Conradin.

Nur dieſen Zug laßt mich vollenden! — — Gut,
Das Spiel iſt aus, du haſt's gewonnen Friedrich!

Friedrich.

So iſt es wahr, entſetzlich, furchtbar wahr,
Noch heute, — jetzt —? — O halte du mich aufrecht!

Conradin (Friedrichen glühend umſchließend).

Mächtig ſoll der Geiſt ſich höher ſchwingen,
Hin in's Sternenzelt nach beſſern Dingen,
Wo die Krone der Vollendung uns begrüßt,
Dieſen Kuß, — und Hand in Hand auf's Blutgerüſt!

(Sie gehen umſchlungen ab.)

P. Millauer

XVI.

Amoretten.

Der Menſch.

O du wunderliches Weſen,
Das ſich ewig widerſpricht,
Willſt vom Wahne nicht geneſen,
Und vergehen willſt du nicht!

Oft zu eng' iſt dir das Leben,
Und die Erde dir zu klein;
Unaufhaltbar drängt ein Streben
Dich, ein Held, ein Gott zu ſeyn.

Und es treibt dich in die Ferne,
Und es ruft dir in der Höh',
Möchteſt flieh'n von Stern zu Sterne,
Tauchen in den tiefſten See;

Möchteſt ſtreuen gold'nen Samen,
Für die ſpäte Enkelzeit,
[illegible] willſt du deinen Nahmen
In den [illegible] [illegible] [illegible]

Alles Leere willſt du füllen,
Bleibend wechſeln ſoll das Glück,
Willſt die Zukunft dir enthüllen,
Kenneſt nicht den Augenblick!

Bis auf ein Mahl dir die Liebe
Deines Daſeyns Räthſel löſt,
In das ſtürmende Getriebe
Ihren milden Athem bläſt.

O wie findet ſchnell dein Streben
Im verwandten Herzen Raum,
Und wie dehnt das enge Leben,
Wie erhöht's der Liebestraum!

Und wie haſſeſt du die Ferne,
Wo nicht die Geliebte iſt,
Und was kümmern dich die Sterne,
Wenn ihr Auge dich begrüßt.

Wenig achteſt du, ob deinen
Nahmen einſt die Nachwelt kennt,
Wenn ihn nur mit ihrer reinen
Stimme die Geliebte nennt.

Alles Leere auszufüllen,
Gnügt dir das geſund'ne Glück,
Mag die Zukunft dir verhüllen,
Bleibt dir doch der Augenblick.

Drum, du wunderliches Weſen,
Das ſich ewig widerſpricht,
Macht dich Liebe nicht geneſen,
Du geſundeſt ewig nicht! —

Juſtine Freyinn v. Krufft.

Die Gewalt der Liebe.

Jupiter.

Fliehe! mit einem Blitz kann ich dich Knabe zerſchmettern.
Nimmer will ich dich ſeh'n, meide ſogleich den Olymp!

Amor.

Ach! mein ſchwächeſter Pfeil mißt ſich mit all' deinen Blitzen,
Fürchte den Knaben, o Zevs! glaub' an der Liebe Gewalt.

Jupiter.

Nun ſo erkenne die Macht, die du vergebens verhöhneſt,
Hier meinen matteſten Blitz ſchleud'r ich, Verräther! auf dich.

Amor.

Thu' es, ich ſpare den Pfeil, ich laſſe nur Leda dir lächeln,
Schnelle wirſt du zum Schwan, betheſt im Staube mich an.

J. F. Caſtelli.

Das Band.

Geliebtes Band von Fanny's Bruſt,
Du ſollſt nun mir gehören!
Dein Anblick wird mir immer Luſt
Und Lebensreiz gewähren.

Gleicht deinem zarten blauen Sammt
Nicht ganz ihr freundlich Auge,
Das Innigkeit und Liebe flammt,
Aus dem ich Wolluſt ſauge?

Umfingſt du nicht ihr treues Herz,
Und fühlteſt ſeine Schläge?
So ſey für dich auch allerwärts
Die treuſte Sorgfalt rege.

Zum trauten lieblichen Clavier
Sollſt du mich ſtets begleiten;
Dann ſtrömt der heiße Wunſch nach ihr
Laut in die gold'nen Saiten.

Vergebens iſt der Dichter Fleiß,
Ihr Schooßkind zu verzieren;
Du wirſt mir künftig, blau auf weiß,
Die Seitenzahl markiren.

Mag dann kein Reiz, den Schönheit zollt,
Des Sängers Lob entſchlüpfen,
Stets wirſt du, der Erinn'rung hold,
Mit Fanny mich verknüpfen.

Bey Tiſche, liebes Bändchen! prangſt
Du an der Serviette;
Dann eß' ich, meinem Arzt zur Angſt,
Mit jedem in die Wette.

Doch wenn ich etwa gar zu lang
An leckern Tafeln ſpeiſe,
Bemerkſt du mir der Stunden Gang
Am wachen Uhrgehäuſe.

Am Stock biſt du durch Flur und Hain
Beſtändig mein Begleiter;
Mag's dann auch regnen oder ſchney'n,
Du biſt ja blau und heiter.

Und willſt du dich bey'm Sternenlicht
Um meine Schläfe ſchlingen,
Was wirſt du mir von Fanny nicht
Für ſüße Träume bringen?

Bey mir iſt fernerhin dein Platz,
Wenn ich nach Freuden haſche,
Wie froh bin ich! Mein größter Schatz
Iſt dann in meiner Taſche.

Und meldet auch ein Unfall ſich,
Wie überall zu finden,
Was kümmern ſeine Wunden mich?
Ich kann mich ja verbinden.

Joh. Bapt. Rupprecht.

Die Welt der Liebe.

(Aus dem Engliſchen des John Suckling.)

Im Herzen, das die Liebe füllt,
Liegt eine kleine Welt verhüllt;
Dieß Gleichniß findet ſtets bewährt,
Wem Leidenſchaft den Sinn verkehrt.

Der Erde gleich von Oſt bis Weſt,
War mein Vertrauen ſtark und feſt,
An Höhe Berg, an Tiefe Meer,
Nie wankt' es hin, nie wogt es her.

Doch da der Erde Grund ſich theilt,
Wenn bebend ihn der Sturm durchheult,
So jagten Furcht und Eiferſucht
Mich oft erſchrocken in die Flucht.

Mein Mädchen galt, der Sonne gleich,
Für einzig mir im ganzen Reich;
Denn Reiz lieh andern ihr Geſicht,
So wie die Sonne Sternen Licht.

Die Hoffnung nannt' ich meinen Mond,
Des ſteten Wechſelſcheins gewohnt.
Wenn mir die Sonne günſtig war,
Dann ſchien er leuchtend mir und klar.

Oft glänzt' er voll, doch borgt' er bald
Sich von der Sichel die Geſtalt,
Und wenn er gar verfinſtert ſchwand,
Fiel mir kein Hoffnungsſtrahl in's Land.

Der Sterne zahlenloſen Chor
Stellt' ich mir wie Gedanken vor;
Frey wandern manche grad und krumm,
Die meiſten bloß um ſie herum.

Die Gluth, die flammend in mir brennt,
Sie iſt des Feuers Element.
Sie glomm mit ſo geheimen Trieb,
Daß ſie dem Aug' verborgen blieb.

Kein Schwefelpfuhl, kein Küchenbrand,
Unſchuldig, heiß, nur ſo genannt,
Ein Feuer, das ſich ſelbſt verzehrt,
Wenn man es zu verſchwenderiſch nährt.

Nur wenn der Vollmond günſtig ſchien,
Entdeckte man ſein inn'res Glüh'n;
Oft brach die Flamme dann hervor;
Denn Hoffnung hält die Lieb' empor.

Die Luft war's, der die Stimmung glich,
Umwölkt und ſehr veränderlich,
Von Träumen des Gehirns umſcherzt,
Von Mücken ohne Zahl geſchwärzt.

Mein Geiſt der See, wie ungetrübt,
Hätt' ich mein Mädchen nie geliebt,
Denn welche See, die tobend ſprüht,
Stürmt wie des Liebenden Gemüth?

Welch' Elend, wenn Erwartung täuſcht,
Verzweiflung unſer Herz zerfleiſcht,
Und wie auf off'ner See zum Lohn
Uns Wirbel oder Klippen droh'n!

Doch unſ're Welt that klug Beſcheid;
Wir unterſchieden Raum und Zeit.
Der Tag war ganz in ihrer Macht,
So bald ſie floh, erſchien die Nacht.

Wenn mich mein Mädchen lange mied,
Begann des Winters Trauerlied;
Kam ſie zurück an meine Bruſt,
Heiß ſchlug der Sommer meiner Luſt.

Von ihr allein hing alles ab,
Was uns verſchied'nes Wetter gab.
Sie lächelte, — die Luft ward rein,
Sie lachte, — heller Sonnenſchein!

Oft ſtrömt' im Groll und im Verdruß
Ihr Auge wie ein Regenguß.
Oft blieb ſie, war ich noch ſo heiß,
So fremd und kalt, wie Schnee und Eis.

Doch Muſe, ſtill! die Welt iſt groß;
Manch Ähnliches enthält ihr Schooß,
Das einſt, von deiner Hand bekränzt,
Des Liebenden Geſang ergänzt.

Joh. Bapt. Rupprecht.

Meine Muſe.

(An Eliſen.)

Ungleich ſind der Götter Gaben,
    Selbſt Unſterblichen geſpendet,
Eine darf nicht alles haben,
    Was die Himmliſchen geſendet.

Sphärenklang der Harmonieen
    Tönet aus Euterpes Mund,
Dichterkraft der Phantaſieen
    Macht Calliope uns kund.

Strenger Weisheit Lehrgebäude
    Schaffet Polyhymnia;
In der Sterne Prachtgeſchmeide
    Pranget hehr Urania.

Ernſt im tragiſchen Cothurne
    Tritt Melpomene nur auf,
Clio auf der Vorwelt Urne
    Gräbt der Thaten raſchen Lauf.

Leicht im Tanz ſchwebt Terpſichore,
Die ätheriſche Geſtalt,
Ariſtophanes im Chore
Mahlt Thalia's Allgewalt.

Daß der Muſen Kreis ſich ſchließe;
Eine noch der Schweſtern fehlet:
Hat der Sänger nicht erwählet
Als Erato dich, Eliſe?—

J. A. Pilat.

Die Liebe.

(S. Ign. Felners neue Allem. Gedichte S. 110.

Wo weht der Liebe hoher Geiſt? . . .
Er weht in Blum' und Baum,
Im weiten Erdenraum;
Er weht, wo ſich die Knospen ſpalten,
Und wo die Blümlein ſich entfalten.

Wo weht der Liebe hoher Geiſt? . . .
Er weht im Abendglanz,
Er weht im Sternenkranz;
Wo Bien' und Mayenkäfer ſchwirren,
Und zart die Turteltauben girren.

Wo weht der Liebe hoher Geiſt? . . .
Er weht, bey Freud' und Schmerz,
In aller Mütter Herz;
Er weht in jungen Nachtigallen,
Wenn lieblich ihre Lieder ſchallen.

Wo weht der Liebe hoher Geiſt? . . .
In Waſſer, Feuer, Luft,
Und in des Morgens Duft;
Er weht, wo ſich ein Leben reget,
Und wo ſich nur ein Herz beweget.

Gottlieb Leon.

XVII.

Eine Parodie.

Jo.

Frau Juno war troz aller Macht
Doch ganz vom Weiberſchlage,
Sie war, wie alle, Tag und Nacht
Nur ihres Mannes Plage,
Und traf ſie ihn bey Andern an,
So war gar oft der Herr Galan
Abſcheulich in der Klemme.

Einſt ſchlich er ganz inkognito
Sich aus dem Himmelsreiche,
Und ging in dulci iubilo
Auf neue dumme Streiche,
Da fiel's ihm aus Gewohnheit ein,
Ganz jämmerlich verliebt zu ſeyn
In eine Wiener-Schöne.

Miß Jo, wie die Chronik rühmt,
War auch ein herzig Täubchen;
Ein rother Shawl mit Gold verblümt
Umfloß ihr ſchlankes Leibchen,
Das Auge ſchaute freundlich d'rein,
Und Mund und Fuß war winzig klein,
Das übrige noch ſchöner.

Herr Zeus ſann lange hin und her,
Das Närrchen zu berücken,
Er thät ſogleich auf den Parterre
Um einen Spencer ſchicken,
Der Graukopf war bald ſchwarz gefärbt,
Die Haut bald jung und weiß gegärbt,
Und ſo der Stutzer fertig.

Das junge Dirnchen kam kaum von
Michaelern aus der Meſſe,
So fuhr der Herr von Jovis ſchon
Zu ihr auf die Careſſe.
Man ging gar bald den Handel ein,
Mama ließ fünf gerade ſeyn,
Als Jovis Thaler ſpranzen.

Und Jo's kleiner Starrſinn ſchmolz,
Wie Butter in der Sonne;
Sie war nunmehr des Grabens Stolz,
Und Jovis einz'ge Wonne.

Das war ein Leben voller Saus!
Herrn Zevs ging nie der Faden aus,
Der Jubel nie zu Ende.

Doch ja, das Ende war bald hier,
Und Zevs in großen Nöthen.
Sanct Juno hielt Spione ſchier
In allen großen Städten;
Da thät ihr nun ein Fratſchlerweib
Herrn Jovis ſaubern Zeitvertreib
Gleich auf der Stell' verpoſten.

Frau Juno aß juſt Schnepfend ***——
Als man die Nachricht brachte;
Im Hui warf ſie den Teller weg
Daß alles bebt' und krachte,
Und rief von Zorn und Wuth entbrannt:
„Herr Kammerjunker angeſpannt!
„Ich will ihn überraſchen.“

Und als Herr Zevs in ſchönſter Ruh
Mit Jo ſich ergetzte,
Und juſt ein wenig blinde Kuh
Mit ſeinem Liebchen hetzte,
Da klopft' und rief was an der Thür':
„Logirt nicht Herr von Jovis hier?
„Ich will und muß ihn ſprechen.“

Herr Zevs vernahm die Stimme kaum,
  So roch er ſchon den Braten:
„Ha!" — rief er aus, — „es iſt kein Traum,
  „Ich bin gewiß verrathen.
„Sie müſſen, Herzchen: ſich bemüh'n,
„Ein andres Lärvchen anzuzieh'n,
  „Sonſt ſitzen wir im Pfeffer.

„Wozu verwandl' ich ſie geſchwind?
  „Wozu ſie, Schatz! benennen?
„Zu einem Gänschen? — Schönes Kind!
  „Man würde ſie erkennen;
„Und Staare, Pfauen ſind gemein —
„D'rum wird es wohl das Beſte ſeyn,
  „Wenn ſie noch Kuh verbleiben."

Geſagt, gethan! — Das arme Ding
  Muß ſeinen Wunſch erfüllen;
Sie wollte ſprechen, doch ſchon fing
  Sie weidlich an zu brüllen;
Und Herr von Jovis ſaß und molk,
Wie Kotzebue das Chriſtenvolk
  Im rührenden Spectakel.

Zevs glaubt, er hätt's wie gut gemacht,
  Doch Weiber ſehen weiter.
Frau Juno kömmt, und ſieht's und lacht,
  Und denkt: Der Bärenhäuter!

Wir würden ihn, ließ' ich's geſcheh'n,
Als Stier noch einmahl graſen ſeh'n,
Nein, nein! das muß ich karten!

Bald fängt ſie an, das ſchöne Rind
Ganz nach Verdienſt zu loben:
„Gewiß, die Überraſchung, Kind!
„Haſt du mir aufgehoben.“
Die Kuh ſey ſtets mein lieber Gaſt,
Doch, wenn du einſt die Schwindſucht haſt,
Mag dich ihr Schweiß kuriren.

So muß Herr Zevs nach vielem Fleh'n,
Und langem Proteſtiren,
Die Hoffnung endlich ſcheitern ſeh'n,
Miß Jo zu vertiren,
Es gieng ihm, wie's ſo Manchem geht,
Der unter dem Pantoffel ſteht
Von ſeiner Hex Megära.

Die Kuh erhielt die Öbſtlerfrau,
Zum Dank für's Aviſiren.
Die ſoll ſie täglich früh zur Schau
Durch alle Gaſſen führen;
Doch da die Kuh ſie bald genirt,
Weil Größe leicht inkomodirt, —
Bath ſie um ein paar Ziegen.

Auch die gewährt' ihr Juno's Macht,
Und die führt ſie noch immer.
Wie mancher, der ſie ſiehet, lacht
In ſeinem gold'nen Schwimmer,
Und denkt ſich, lieſt er meinen Schwank:
Die Vettel! Gott ſey Lob und Dank!
Mich ſoll ſie nicht verrathen.

Joh. Bapt. Rupprecht.

XVIII.

Xenien und Epigramme.

Witz gegen Witz.

„Es wäre,“ — ſprach Egeſt
Zu Merſen, — „von den Sachen,
„Wovon du nichts verſtehſt
„Ein ſchönes Buch zu machen.“ —
Doch ſchnell verſetzte Mers:
„Du hocherfahrner Geiſt!
„Ein deſto häßlichers,
„Von Sachen, die du weiſt. —

J. F. Caſtelli.

Leidiger Troſt.

Der Arzt.

Geduld! es muß mir doch gelingen,
Sie wieder aus dem Bett zu bringen.

Der Kranke.

Wohl glaub' ich, daß es glücken werde,
Vom Bett bringt ihr mich in die Erde.

J. F. Caſtelli.

Luxus.

Luxus nennet ihr es, wenn Wohlſtand blühet im Lande,
Wenn ſich des ſauren Erwerbs freuet im Leben das Volk;
O! des blinden Geſchlechts! Iſt's Luxus, wenn ſich in Sina
Wenn in Italia ſich kleidet in Seide der Wurm?

J. A. Pillat.

Auf eine Statue der Niobe.

(Aus dem Griechiſchen.)

Götter vom Leben zum Marmor erſtarrten mich; — doch aus dem Marmor
Rief in das Leben zurück wieder Praxiteles mich.

J. A. Pillat.

Das unvermeidliche Schickſal.

(Aus dem Griechiſchen.)

Einſt vom hohen Gebirg ſprang tief ein Haſ' in die Meeresfluth,
Des nacheilenden Hunds beißigem Zahn zu entflieh'n.
Doch nicht alſo entrann er dem grauſen Verhängniß; — ein Seehund
Gleitet herbey, und raubt ſchnell ihm den athmenden Hauch.

Graunvoll ſankeſt aus Gluth in die Flamme du. Wahrlich ein Gott hat
Dich zu Meer und zu Land Hunden zur Speiſe genährt.

„Hunde mich haſchen auf Hunde. Was Wunder? Gegen mich hegen
Einerley feindlichen Sinn Thiere des Lands und der See.“
übrig bleibet euch Haſen der Äther noch. Aber ich zitt're,
Himmel! du führeſt ſogar unter den Sternen den Hund.

J. A. Pilat.

Das aufgelöſte Räthſel.

N.

Herr Meiſter! das klingt ſonderlich,
Sie fordern auf ein Kleid für mich
Um eine ganze Elle mehr,
Als ihr Herr Nachbar, Meiſter Scheer?

Der Schneider.
Ja wohl, ſein Sohn iſt auch viel kleiner
Als meiner.

J. F. Caſtelli.

Der Schuhputzer eines Convents, als er zum Thurmwächter promovirt wurde.

Wahr iſt, was in der Bibel ſteht:
Wer ſich erniedrigt, wird erhöht.

J. F. Caſtelli.

Auf einen armen Dichter, der ein Lobgedicht auf den Wein ſchrieb.

Nie ſang ein Dichter ſchöner, gröſſer
Das Lob des Weins, als Breit.
Gewiß, die Fantaſie mahlt beſſer
Als ſelbſt die Wirklichkeit.

J. F. Caſtelli.

Eine Beobachtung.

Wenn die Fluren neu ſich zieren,
Wenn des Lenzes Freuden nah'n,
Fängt die Liebe bey den Thieren,
Und der Krieg bey Menſchen an.

J. F. Caſtelli.

Der Freygeiſt.

Sie.

Ein Freygeiſt iſt mein Mann, er glaubet
An Engel nicht, und nicht an Teufel.

Er.

Daran Madam, iſt gar kein Zweifel,
Er bewies dieß in der That,
Da er ſie geehlicht hat.

J. F. Caſtelli.

Grabſchrift

auf ein Kind der Liebe, welches von ſeiner Mutter ermordet wurde.

Die mich gebar, hat mir zugleich den Tod gegeben,
Es war ein ſtreitend Paar, das über mich geboth,
Zum Trotz der Ehre gab die Liebe mir das Leben,
Zum Trotz der Liebe gab die Ehre mir den Tod.

J. F. Caſtelli.

Vater und Sohn.

Wer ſich den Vater zum Rechtsfreund erwählt,
Der iſt fürwahr recht ſehr zu bedauern,
Er verliert ganz ſicher Prozeß und Geld; —
Doch wenn ihn der Gram darüber dann quält,
Und er an den Sohn, den Arzt nur ſich hält,
So wird er den Verluſt nicht lange betrauern.

Villmann.

Auf den Advocaten M—

X.

M— unterſchreibt ſich Doctor beyder Rechte,
Das würd' er nimmer thun, wenn er bedächte,
Das es nur ein Recht geben kann.

Y.

Du Narr! die Unterſchrift zeigt an,
Er nimmt für Recht auch Unrecht an,
Wenn der Client bezahlen kann.

J. F. Caſtelli.

Seidenwurm.

Hier ſind Blätter des Baums, verzehre ſie alle, mein Thierchen!
Hüll' in die Rundung dann dich mit der Fäden Geſpinnſt!
Blätter einſt haben den Menſchen bedeckt, jetzt decket ihn Seide:
Leitet doch ſelber Natur zu der Verwandelung ihn.

Fr. Richter.

Liebe.

Rebe! du windeſt dich auf am kräftigen Stamme des Ulmbaums!
Schmiegend liebeſt du ihn; ſchützend liebet er dich.

Fr. Richter.

Wirkung.

Würmchen! Staubesatom! an dem Ringe der Ewigkeit kriechſt du!
Und bey jeglichem Tritt bebt der unendliche Ring.

Fr. Richter.

Geſpräch.

(Als Arthur Selinens Auge küßte.)

Arthur.

Ich Thor! ich küſſe ſklaviſch noch den Köcher
Aus deſſen ſchwarzem Schooß der ſcharfe Pfeil
Mich traf! ich leere ganz den gift'gen Becher
Und ſuch' im Borne meiner Schmerzen Heil!

Seline.

Dem Weib' iſt's Luſt, wenn euch die Wunde brennt,
D'rum Arthur! waffne nur dein Herz mit Muthe;
Ein Grundſatz iſt's im weiſen Regiment:
„Stets küſſe das beſtrafte Kind die Ruthe.“

Sannens.

Der neue Paris.

Sollt' ich als Paris, — welche von euch beyden
Die ſchönſte ſey, — ermeſſen,
Ich würde einen Apfel ſchnell zerſchneiden,
Und dann — — ihn ſelber eſſen.

J. F. Caſtelli.

XIX.

Anecdoten.

Der eiferſüchtige Ehmann und ſein Freund.

Der Freund.

Du mußt nicht eiferſüchtig ſeyn
Auf deine brave Frau!
Sie liebt dich! —

Der Ehmann.

Ach! das iſt nur Schein;

Der Freund.

Iſt zärtlich —

Der Ehmann.

Freund! was fällt dir ein?
Ich kenne ſie genau.

Der Freund.

Noch neulich ſprach ſie, voll von Liebe:
Sie lebe nur für dich,
Und ſchlichen einſt verboth'ne Triebe
In ihren Buſen ſich, —

Sie würde, — ſollt's ihr nicht gelingen,
Ihr Herz voll Muthes zu bezwingen,
Im nächſten Fluß verzweifelnd ſpringen.

Der Ehmann.

O Weiberliſt! ſo wiſſe dann
Daß die Verräth'rinn ſchwimmen kann!

J. F. Caſtelli.

Die beyden Feigen.

—„Verzeihen Sie, wohnt hier der Doctor Stern? —“
„Du gehſt ganz recht, mein Freund, er ſteht vor dir!“
— „Ein ſchönes Compliment von meinem Herrn,
„Er ſchickt die Feige, und den Zettel hier!“ —
„Laß ſehen, was er ſchreibt:“ Mein theurer Freund!
Mein Gärtner Veit, der hier vor dir erſcheint,
Bringt meines Gartens Erſtlinge dir dar, —
Ich weiß, du liebſt die Frucht, ein friſches Feigenpaar. —
„*Zwey* Feigen, — hörſt du wohl? — hier iſt nur eine.“
— „Ich hör' und ſtaune!“ „Nun, wo iſt die and're denn?
„Die aßeſt du wohl ſelbſt?“ — — „Ich aß auf Ehre keine!“ —
„Es iſt gewiß, man kann's aus deiner Miene ſeh'n!“
— „Nein, nein!“ — „Du läugneſt noch? Ha, welch' Verwegenheit!
„Ein anvertrautes Gut, zu arg iſt das;
„*Wie konnteſt du das thun?*“ „*Wie?* Seh'n Sie, ſo,“ — ſprach Veit,
Indem er auch die zweyte Feige aß.

J. F. Caſtelli.

Die ſchlechte Schrift.

Peter.

Was hat dich denn zu mir getrieben,
Dich, der du immer mit mir grollſt? —
Ich ſchrieb dir heute doch, wir ſeh'n uns niemahls mehr.
Erhieltſt du nicht den Brief?

Paul.

O ja, d'rum kam ich her,
Damit du mir ihn leſen ſollſt,
Der Brief war gar zu ſchlecht geſchrieben.

J. F. Caſtelli.

XX.

Aphorismen.

1.

Wer Gutes thut, iſt beſſer als das Gute; wer Böſes thut, ſchlimmer als das Böſe ſelbſt.

2.

Der iſt wahrhaft ein Knecht, der keinen Knecht hat.

3.

Suche eher einen guten Nachbar, als ein Haus, und bekümmere dich eher um einen guten Gefährten, als um den Weg.

4.

Drey ſeltne Güter bewähren ſich nur in drey Übeln: Ein Held im Kriege, ein Weiſer im Zorne, ein Freund in der Noth.

5.

Willſt du die Kleinlichkeiten der Großen öffentlich rügen, ſo thue darauf Verzicht jemahls ſelbſt groß zu werden.

6.

Die Erde gibt uns ihr Gold willig, allein der Menſch, der es ihr einmahl entriſſen hat, läßt es ſich ſchwerer wieder entreiſſen.

7.

Ein Weiſer ohne Werk iſt wie eine Biene ohne Honig.

8.

Ein Unglücklicher, der ſelbſt Schuld an ſeinem Unglücke iſt, gleicht einem Menſchen, der ſeinen Feind immer auf ſeinen Rücken trägt.

9.

Der Arme läuft durch die ganze Welt und ſucht ſein Brot, ihm aber läuft überall ſein böſes Verhängniß nach, und ſuchet ihn.

10.

Frage einen Verwundeten nicht, wie es ihm gebe, wenn du nicht Öhl bey dir trägſt, es in ſeine Wunde zu gießen. —

11.

Ein Dummer, welcher unrecht handelt iſt ein Blinder, der den rechten Weg verfehlt, ein Weiſer aber, welcher einen unbeſonnenen Streich begeht, fällt mit zwey geſunden Augen in einen Brunnen. — Wenn ein Unbewaffneter gefangen wird, ſo gereicht es denen zur Schande, welche ihn fangen, allein wie ſchändlich iſt es für den Wohlausgerüſteten, ſich fangen zu laſſen.

12.

Ein unverſtändiger Plauderer gleicht einer Trommel, welche viel Lärmen macht, aber dennoch von innen hohl iſt.

13.

Biſt du der Sohn eines berühmten Mannes, ſo ſey auf deiner Huth, daß du nicht der Aſche gleicheſt, die dennoch Staub iſt, obſchon ſie vom Feuer ſtammt.

14.

Wer einen Eſel reden lehren will, der bemühe ſich lieber von ihm ſchweigen zu lernen.

15.

In dem Augenblicke, in welchem du Jemanden eine Gefälligkeit abſchlägſt, vergißt er meiſt alle jene, welche du ihm je erwieſen haſt.

16.

Die Speculationen ſind jetzt an der Tagesordnung. Einen ſichern Gewinn verbürgt folgende: Wenn ihr traurig ſeyd, ſo zieht Wechſelbriefe auf die Zukunft; freylich können ſelbe in Verfallzeit proteſtirt werden, aber was liegt daran? wenn nur die Gegenwart ſie escomptirt.

17.

Wir machen uns über die Unwiſſenheit vergangener Jahrhunderte luſtig, ohne zu bedenken, wie lächerlich wir uns dadurch vor künftigen Generationen machen.

18.

Der Menſch wählt ſich oft gern ein Mißvergnügen, nur um der Einförmigkeit des Vergnügens zu entfliehen.

19.

Iſt es nicht ſonderbar, daß in manchen Staaten die Kunſt Menſchen zu heilen weniger geachtet wird, als die Kunſt ſie zu ermorden?

20.

Wenn man von dem Patriotismus ſo mancher Menſchen den Haß gegen andre Nationen abzöge, es würde wenig übrig bleiben.

21.

Das Glück herrſcht deſpotiſch über ein unermeßliches Reich, doch hat dieſes Reich Gränzen. Haſt du den Muth, dieſe zu überſchreiten, ſo wirſt du frey und glücklich im Lande der Unabhängigkeit leben.

22.

Den Menſchen langweilt das Gute, er ſucht das Beſſere, findet das Üble, und unterwirft ſich dieſem aus Furcht vor dem Schlechtern.

23.

Entſchloſſenheit iſt nur großen Seelen eigen. Sie überſehen mit einem Blick, das Ziel, die Hinderniſſe, und die beſten Mittel dieſelben zu überſteigen.

24.

Die ganze Welt ſagt es! — Ein Satz, welchen böſe Menſchen gewöhnlich aufſtellen, um ihre Verleumdungen zu unterſtützen. Sie fangen alſo mit einer Lüge an, allein bald ſpricht ihnen die Bosheit nach, und ihre Lüge wird zur Wahrheit.

25.

Man bittet um die erſte Gefälligkeit, man fordert die zweyte, und oft hat man die dritte ſchon erzwungen, wenn der Dank für die erſte noch auf dem Wege iſt.

26.

Ich habe einen Narren gekannt, welcher ſich überzeugt hielt, die Lotterie ſey kein nachtheiliges Spiel, weil er eine Terne gewonnen hatte. Wenn man ihm dieſe Meinung beſtritt, ſo berief er ſich auf ſeine Erfahrung, und glaubte damit jeden Zweifel ſtumm gemacht zu haben. —— Die Welt iſt voll von dergleichen Logikern.

27.

Wer in einem dunkeln Thale eingeſchloſſen iſt, gibt ſich alle Mühe, einen Berg zu erklimmen, um zu ſehen, was jenſeits desſelben iſt. Iſt ihm dieſes gelungen, und ſteht er auf dem Gipfel, ſo hindern Wolken ſeine Ausſicht. — Ihr Metaphiſiker! trifft euch dieſes Gleichniß nicht?

28.

Die Tugend eines Weibes iſt ſchlecht bewacht, wenn die Religion nicht auf den Vorpoſten ſteht.

29.

Nichts ſichert die Ruhe des Herzens mehr, als Beſchäftigung des Geiſtes.

30.

Das meiſte für einen groſſen Mann thut das Schickſal: Es läßt ihn zu rechter Zeit geboren werden, und zu rechter Zeit ſterben.

XXI.

Charaden und Räthſel.

I.

Räthſel.

Es führt ein Buch, das jeder hat,
Für jede Sonne neu ein Blatt,
Auf jeder Seite ſchwarz auf weiß,
Der Jüngling lieſt es, wie der Greis; —
Wem Glück, es blätternd, übereilt,
Bey'm Inhalt Unglück ſich verweilt;
Der Todte hat es vollgeſchrieben,
Dem Lebenden iſt Raum geblieben. —
Wer iſt es, der des Buches Titel
Die Zahl der Seiten und Capitel
Zu nennen und zu zählen weiß? —

Stoll.

II.

Räthſel.

Enthülle mir die Räthſeluhr,
Mit ihres gold'nen Seigers Spur,
Laut kündigend mit ſtummem Munde
Die lichte und die dunkle Stunde.
Wenn ſie ein And'rer aufgezogen,
Kein And'rer macht für dich ſie ſteh'n,
Je öfter ſelbſt ſie dich getrogen,
Um deſto beſſer muß ſie geh'n.

Stoll.

III.

Räthſel.

Schon manchen Zank hab' ich erregt,
Doch manchen auch geſchlichtet,
Ich werde durch die Hand bewegt,
So wie der Kopf mich richtet;
Zwar ſtamme ich vom Leben her,
Doch hab' ich ſelbſt kein Leben,
Und doch kann dir wohl niemand mehr
Das wahre Leben geben.
Oft bieth' ich Stoff zum Lachen dir,
Oft red' ich dir zum Herzen,
Und dennoch pflegſt du mich dafür
Undankbar zu verſchwärzen;
Mich tragen Mann und Weib zur Zier
Im Kriege und bey Scherzen. —
Wie oft, wenn ich recht fein dir ſchien,
Pflegt' ich mich grob zu rächen;
Und oft, wenn ich am gröbſten bin,
Werd' ich recht höflich ſprechen. —
Als Philoſophen ſchätzt man mich;
Doch daß die Welt mich nennet,
Verdank' ich meinem eig'nen Ich,
Weil ſie durch mich, mich kennet.

Biſt du verwundet, bieth' ich dir
Ein Lager zu geſunden,
Und kaum geheilt, wirſt du dafür
Grauſamer! mich verwunden. —
Kurz, was man Gutes finden kann,
Und was man Böſes deutet,
Das hab' ich, — wo nicht ſelbſt gethan, —
Doch wenigſtens verbreitet.

J. F. Caſtelli.

IV.

Charade.

Einſilbig bin ich von vorne, mein Weſen
Stellt eine griechiſche Gottheit dir dar,
Zweyſilbig bin ich von rückwärts geleſen
Der Nahm' einer großen egyptiſchen Handelsſtadt zwar,
Welche, wie man aus dem Lexicon lernt
Neunzig Meilen liegt von Cairo entfernt,
Am Golfo di — (Er iſt, wie ſie auch genannt)
Der nördlich am rothen Meer ſich befindet,
Auch eine Landeseng' iſt dieſes Nahmens bekannt,
Welche an Aſien Afrika bindet.

J. Guggenberger.

V.

Räthſel.

Ich nenne dir ein Weib mit ſelt'ner Macht,
Das überall nur Unheil ſtets vollbracht,
Das auch das beſte Ding, woran ſich's klammert,
So böſe macht, daß es der Menſch bejammert.

J. F. Caſtelli.

VI.

Charade.

Mit Recht wirſt du den Nahmen des Zweyten führen,
Willſt du in meinem Erſten bald arriviren
Und dennoch nicht zuvor durch mein Ganzes paſſiren.

J. Guggenberger.

VII.

Räthſel.

Recht viele Dichter haben mich erlaubt,
Obſchon Herr Adelung nicht an mich glaubt;
Schon meiner Kürze wegen iſt mir's eigen
Die ſchnellſte Schnelligkeit dir anzuzeigen;
Doch, lieber Leſer! wendeſt du mich um,
So mach' ich das Geradeſte dir krumm.

J. F. Caſtelli.

VIII.

Die Labequelle.

(Ein Räthſel.)

Ich.

Verachtet, von der Welt hinaus geſtoſſen,
Ohnmächtig, hoffnungslos, von Nacht umfloſſen,
Erſehnt mein Herz vergebens Labung ſich.
Wer kennt den Born, der Troſt ergießt für mich?

Echo.

Ich!

Ich.

Du? Unſichtbare! Nenne mir die Quelle!
Umglänzet ſie des jungen Morgens Helle?
Entweiht ſie nicht des Siechen Klagelaut?
Iſt ſie mit Angſt und Leiden ſchon vertraut?

Echo.

Traut!

Ich.

Du gibſt mir Hoffnung? — Täuſche nicht!
Sey wahrhaft mir, dem jeder Freund gebricht.
Sag, kann ich neu zum Leben auf mich ſchwingen?
Was muß ich thun, die Quelle zu erringen?

Echo.

Ringen!

Ich.

Wohlan! gewagt ſey noch die letzte Kraft!
Doch weißt du, ob die Quell' auch jedem Ruhe ſchafft?
Iſt jener Strahl nicht eines Irrlichts Flimmer?
Bleibt ungetrübt der neuen Sonne Schimmer?

Echo.

Immer!

Ich.

Ich traue dir, zur Quelle geh' ich hin!
Wie weiß ich doch, wann ich am Ziele bin?
Sag an das Loſungswort zu neuen Freuden,
Das mein Geſchick für ewig ſoll entſcheiden?

Echo.

Scheiden!

Julius Auſtralis.

IX.

Charade.

1—1.

Wer mein Erſtes in vielfacher Zahl beſitzt, der iſt mein Zweytes, und kann gar leicht die Naturſchönheiten meines Ganzen beſchauen und genießen.

J—s.

X.

Die Gäſte.

(Räthſel.)

An des ſchönſten Mädchens Seite
Saß ein Jüngling, hold und traut.
Welch ein Paar! Die jungen Leute
Waren Bräutigam und Braut.
Reines, himmliſches Entzücken
Strahlte aus des Jünglings Blicken;
Und das wonnetrunkne Herz bewies,
Hannchens Liebe ſey ſein Paradies.

Und er ſprach von künft'gen Freuden,
Von der ſteten Roſenzeit;
Pries die Ehe ſelbſt im Leiden
Einen Quell der Seligkeit;
Ja, die Suada ſchien zu ſteigen,
Sieh! — da mußt er plötzlich ſchweigen;
Hannchen ſtellt' ihm allzudeutlich vor,
Seine Rede treffe kaum ihr Ohr.

Mädchen, will man ſagen, achten
Stets verliebter Schwärmerey;
Sollte Hannchen nur verachten
Ihrer Zukunft Conterfey?

Ey! ſie hatte längſt das beſte;
Dachte jetzt nur werther Gäſte,
Die tagtäglich bey der Lampe Schein
Schlichen in ihr ſtilles Kämmerlein.

Ihren heißen Wunſch beſiegen,
Oder bergen, will ſie nicht;
Und ein Bräut'gam muß ſich ſchmiegen
Wie die alte Klugheit ſpricht.
Soll er auch ſo lange bleiben
Bis die Herren ihn vertreiben?
Hatten ſie doch oft ſchon ihn gekränkt,
Wenn ſie Hannchen von ihm abgelenkt.

Zaudernd greift er nach dem Hute,
Sieht das Liebchen traurig an;
Ach! ihm iſt nicht wohl zu Muthe,
Dennoch geht der Ehrenmann.
Abſchied hat er kaum genommen.
Als die werthen Gäſte kommen.
Einer iſt gar fromm, vollführt nicht viel,
Doch der and're hat ſein loſes Spiel.

Hannchen koſet mit den beyden,
Überläßt der Wonne ſich,
Staunet als ſie endlich ſcheiden,
Daß die Zeit ſo ſchnell verſtrich.

Da der Bräut'gam wiederkehret,
Wird in Freuden er belehret
Von des Liebchens herrlichem Genuß,
Und das Brautpaar — küßt den Söhnungskuß.

Julius Auſtralis.

XI.

Charade.

2—1.

Nur ein Gott konnte als ein Theil meines Erſten die Freuden der Liebe genießen; — Mein Zweytes iſt hoch verpönt in der Ehe. Verheerte Fluren, und verwüſtete Dörfer geben einen anſchaulichen Begriff von der Macht meines Ganzen.

J—s.

XII.

Charade.

1—2.

Mein ſchützendes Erſtes macht mein häßliches eckelhaftes Zweytes zum wohlſchmeckenden Ganzen.

J—s.

Auflöſung
der
Räthſel und Charaden.

I. Das Jahr.
II. Das Herz.
III. Die Feder.
IV. Zevs (Suez).
V. Miß.
VI. Stadtthor.
VII. Nu.
VIII. Das Grab.
IX. Frankreich.
X. Schlaf und Traum.
XI. Wolkenbruch.
XII. Schildkröte.

Inhalt.

I. Fabeln. Seite.

Die beyden verwundeten Krieger, v. J. F. Caſtelli. 3
Der Zuckerhut, von F. J. Haſſaureck. 5
Die Natter und die Klapperſchlange, von Dr. Emanuel Veith. 7
Die jungen Finken, von demſelben. 9

II. Sonnette.

Lob der Frauen, von M. v. Collin. 13
Die Luſtfahrt, von M. Fiſchel. 14
Herſchel, von J. F. Timmel. 15

III. Idyllen.

Der Abendſegen, von L. M. Weſchel. 19
Das Lied der Nachtigall, von Ebendemſelben. 27

IV. Balladen.

Der Kynaſt, von Theodor Körner. 31
Ritter Jacob Roß, von J. B. Rupprecht. 43
Die Faſtnacht, von Joſeph Paſſy. 59

V. Romanzen.

Liebestreue, von M. v. Collin. 65
Treubruch, von Ebendemſelben. 68
Erzählung, von Ebendemſelben. 70
Die Felſenſchlucht, von M. Fiſchel. 72
Des deutſchen Ritters N. N. Geburtsfeyer, von Joſeph Freyherrn v. Retzer. 75

VI. Erzählungen. Seite.

Der Mann mit dem Regenſchirm, von Dr. Emanuel Veith. 81
Wie der Schelm iſt, ſo denkt er, v. Fr. Wallner. 109
VII. Eine Legende, betitelt: Die heilige Dorothea von Theodor Körner. 129

VIII. Allegorien.

Der Friede, von J. F. Richter. 133
Eros, von A. Zettler. 136
Der Knabe an der Fluth, von L. M. Weſchel. 138
Das Mädchen am Bache, von Ebendemſelben. 140

IX. Kleine proſaiſche Miszellen.

Beſtändigkeit und Treue, von J. F. Caſtelli. 145
Das Crescendo. 147
Die ſonderbare Anrede. 148
Der ſonderbare Schrecken. 149
X. Eine Epiſtel, betitelt: Troſt in der Gegenwart, von A. Zettler. 153

XI. Elegien.

Der Abend, von F. Wallner. 163
Der Wanderer bey den Ruinen eines deutſchen Bergſchloſſes, von A. Zettler. 165
Die Schäferzeit, von J. F. Caſtelli. 169

XII. Humoriſtiſche Gedichte.

Der Räuber, ein Schwank, von J. F. Caſtelli. 177
Der Buchenhain, von Ebendemſelben. 177
Die Ehe, von Roſine M. 184
Des Mönchs Geſichte, von Fr. Treitſchke. 186
Die Spinne, von Gottlieb Leon. 189

XIII. Oden.

Lebensgenuß, nach Anakreon, von J. A. Pilat. 195
Das fröhliche Mahl, von Ebendemſelben. 196
Anakreons Täubchen, von Ebendemſelben. 197

XIV. Lieder.

Seite.
Licht und Liebe, von M. v. Collin. 201
Wehmuth, von Ebendemſelben. 203
Die Unentſchloſſene, von Ebendemſelben. 204
War's nicht ein Traum? von Juſtine Freyinn von Krufft, mit Muſik von Hrn. Moriz Grafen v. Dietrichſtein. 205
Frohſinn, von J. F. Caſtelli, mit Muſik von Hrn. Himmel, kön. preuß. Kapellmeiſter. 207
Trinklied, von J. F. Caſtelli, mit Muſik v. Hrn. Joſ. Weigl, Capellmeiſter der k. k. Hoftheater in Wien. 210

XV. Eine dramatiſche Situation.

Friedrich von Öſterreich und Conradin von Schwaben, in der letzten Stunde ihres Lebens, von P. Millauer. 215

XVI. Amoretten.

Der Menſch, von Juſtine Freyinn v. Krufft. 227
Die Gewalt der Liebe, von J. F. Caſtelli. 230
Das Band, von J. B. Rupprecht. 231
Die Welt der Liebe, von Ebendemſelben. 234
Meine Muſe, von J. A. Pilat. 238
Die Liebe, von Gottlieb Leon. 240

XVII. Eine Parodie.

Jo, von J. B. Rupprecht. 243

XVIII. Xenien und Epigramme.

Witz gegen Witz, von J. F. Caſtelli. 251
Leidiger Troſt, von Ebendemſelben. 251
Luxus, von J. A. Pilat. 252
Auf eine Statue der Niobe, von Ebendemſelb. 252
Das unvermeidliche Schickſal, von Ebendemſ. 252
Das aufgelöſte Räthſel, von J. F. Caſtelli. 253
Der Schuhputzer eines Convents, als er zum Thurmwächter promovirt wurde, von Ebendemſelb. 254

Seite.

Auf einen armen Dichter, der ein Loblied auf den Wein ſchrieb, von Ebendemſelben. . . 254
Eine Beobachtung, von Ebendemſelben. . 254
Der Freygeiſt, von Ebendemſelben. . . 255
Grabſchrift auf ein Kind der Liebe, welches von ſeiner Mutter ermordet wurde, von Ebendemſ. 255
Vater und Sohn, von Billmann. . . . 256
Auf den Advocaten M., von J. F. Caſtelli. . 256
Seidenwurm, von F. Richter. 257
Liebe, von Ebendemſelben. 257
Wirkung, von Ebendemſelben. . . . 257
Geſpräch, als Arthur Selinens Auge küßte, von Sannens. 257
Der neue Paris, von J. F. Caſtelli. . . 258

XIX. Anecdoten.

Der eiferſüchtige Ehmann und ſein Freund, von J. F. Caſtelli. 261
Die beyden Feigen, von Ebendemſelben. . 263
Die ſchlechte Schrift, von Ebendemſelben. . 264
XX. Aphorismen. 265
XXI. Charaden und Räthſel. 273

Fr. Stöber sc.

Selam.

EIN ALMANACH
für
Freunde des Mannigfaltigen
auf das Jahr
1814.

Von I. F. Caſtelli.

Wien
Gedruckt und im Verlage
bey Anton Strauſs.

WIENER STADTBIBLIOTHEK ✲ 2 ✲

Der
allgemein geſchätzten
Freyfrau
Franziska von Arenſtein
ehrfurchtsvoll gewidmet

von dem Herausgeber.

Empfang' verehrteſte der deutſchen Frauen!
Die nicht für Fremdes, weil es fremd iſt, glüht,
Die auch das kleinſte Pflänzchen, voll Vertrauen
Auf ſeinen Keim, zu pflegen ſich bemüht;
Empfang' den Kranz, gepflückt in heim'ſchen Auen,
Der ganz beſcheiden Dir entgegenblüht; —
Die Sonn' iſt ja gleich hold den Blumen allen,
Und läßt auch ihren Strahl auf Wieſen fallen.

⁂

Es klammert ſich das Epheu an die Wände,
Und kriechet ſchmeichelnd ſo zur Höh' empor, —
Daß ſie zuerſt des Wallers Blicke blende,
Bläht ſich die Tulp' im bunten Farbenflor; —

Es dreht ſich nach dem Licht die Sonnenwende,
Aus allen ragt die Ceder ſtolz hervor. — —
Mein Veilchen iſt zufrieden, kann's im Stillen
Die Atmoſphär' um Dich mit Duft erfüllen.

J. F. Caſtelli

* * *

Zeit- und Feſtrechnung
für das Gemeinjahr 1814.

Das Jahr 1814 nach Chriſti Geburt iſt:

Das 6527. Jahr der julianiſchen Periode.
— 2590. — der Olympiaden, oder
— 2. — der 650ſten Olympiade, die im July anfängt
— 2567. — nach Erbauung der Stadt Rom.
— 2563. nabonaſſariſche Jahr, welches im Juny anfängt.
— 5575. Jahr der Juden, welches den 15. Sept. anfängt.
— 1229. — der Türken, welches im April anfängt.
— 7322. — der neuern Griechen, wie auch ehemahls der Ruſſen.
— 23. — der Regierung Kaiſer Franz I.

Feſtrechnung.

Goldene Zahl	10
Epacten	IX
Sonnenzirkel	3
Römer Zinszahl	2
Sonntagsbuchſtabe	B

Zwiſchen Weihnachten und Aſchermittwoch ſind acht Wochen zwey Tage.

Bewegliche Feſte.

Der Sonntag Septuageſima den	6. Februar.
Aſchermittwoch	23. Februar.
Oſterſonntag	10. April.
Rogationstage	16. 17. 18. May.
Himmelfahrt Chriſti	19. May.
Pfingſtſonntag	29. May.
Heil. Dreyfaltigkeitsſonntag	5. Juny.
Chriſti Frohnleichnamsfeſt	9. Juny.
Erſter Adventſonntag	27. November.

Quatember.

März	den 2., 4. und 5.
Juny	— 1., 3. und 4.
September	den 21., 23. und 24.
December	— 14., 16. und 17.

Vier Jahrszeiten.

Der Frühling nimmt ſeinen Anfang den 21. März um 6 Uhr 37 Minuten Früh.

Der Sommer fängt an den 22. Juny um 4 Uhr 17 Minuten Früh.

Der Herbſt geht ein den 23. September um 5 Uhr 59 Minuten Abends.

Der Winter beginnt den 22. December um 10 Uhr 57 Minuten Früh.

Sonn- und Mondfinſterniſſe.

In dieſem Jahre begeben ſich drey Finſterniſſe, zwey a
Sonne, und eine am Monde, wovon in unſern Gegende
Mondfinſterniß und eine Sonnenfinſterniß ſichtbar ſeyn wer

Die erſte iſt eine Sonnenfinſterniß den 21. Jänner N
mittags, welche aber nur in den ſüdlichen Ländern, als S
amerika, im äthiopiſchen Ocean, und in Afrika ſichtbar
wird, wo ſie auch in einigen Gegenden central und ringför
erſcheinen wird.

Die zweyte iſt eine Sonnenfinſterniß den 17. July M
gens, welche in den nördlichen Gegenden ganz geringe, in
ſüdlichen hingegen beträchtlicher ausfallen wird. Sie iſt im
lichen Europa, im öſtlichen Afrika, und faſt in ganz Aſien ſi
bar, wo ſie in mehreren Gegenden central und total erſchei
wird. Der Anfang zu Wien iſt um 5 Uhr 52 Minuten M
gens; die Mitte um 6 Uhr 20 Minuten; das Ende um 6
50 Minuten. Größe der Verfinſterung 1 Zoll 46 Minuten
ſüdlichen Sonnenrande.

Die dritte iſt eine partiale Mondfinſterniß in der Nacht v
26. zum 27. December, welche in Europa, Aſien und Afrik
und in den öſtlichen Gegenden von Südamerika in ihrer gan
Dauer ſichtbar ſeyn wird. Der Anfang zu Wien iſt den 26. u
11 Uhr 1 Minute Abends; die Mitte den 27. um 0 Uhr 13 M
nuten nach Mitternacht; das Ende um 1 Uhr 24 Minuten Mo
gens. Größe der Verfinſterung 5 Zoll 53 Minuten am nörd
chen Mondrande.

Die Sonne nebſt den Planeten.

♅ Uranus.
♄ Saturnus.
♃ Jupiter.
♂ Mars.

☉ Sonne.

♁ Erde.
♀ Venus.
☿ Mercurius.
⚳ Ceres.

Zeichen des Thierkreiſes.

Nördliche:
♈ Widder.
♉ Stier.
♊ Zwillinge.
♋ Krebs.
♌ Löwe.
♍ Jungfrau.

Südliche:
♎ Wage.
♏ Scorpion.
♐ Schütz.
♑ Steinbock.
♒ Waſſermann.
♓ Fiſche.

Mondesviertel.

○ Neumond.
☽ Erſtes Viertel.

Vollmond.
☾ Letztes Viertel.

Jänner, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♒ den 20. um 3 Uhr 19 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Samſtag	1	Neujahr	Neujahr	
Sonntag	2	B Makarius	B Abel Seth	
Montag	3	Genovefa	Enoch	○
Dinſtag	4	Titus	Iſabelle	
Mittwoch	5	Telesphorus	Simeon	Vollmond den 6. um 8 Uhr 13 Min. Früh.
Donnerſtag	6	Heil. 3 Könige	Erſch. Chriſti	
Freytag	7	Valentin	Raimund	
Samſtag	8	Severin	Erhard	
Sonntag	9	B 1 Marcell.	B 1 Marc.	
Montag	10	Paul Einſ.	Paul Einſ.	
Dinſtag	11	Hyginus	Mathilde	☾
Mittwoch	12	Erneſt	Reinhold	
Donnerſtag	13	Hilarius	Hilarius	Letzt. Viertl den 13. um 10 Uhr 8 Minut. Früh.
Freytag	14	Felix	Felix	
Samſtag	15	Maurus	Maurus	
Sonntag	16	B 2 N. J. F.	B 2 Marcell.	
Montag	17	Anton Einſ.	Anton	
Dinſtag	18	Priska	Priska	○
Mittwoch	19	Canutus	Sara	
Donnerſtag	20	Fab. u. Seb.	Fab. u. Seb.	Neumond den 21. um 3 Uhr 19 Min. Abends.
Freytag	21	Agnes	Agnes	
Samſtag	22	Vincenz	Vincenz	
Sonntag	23	B 3 M. Verm.	B 3 Emer.	
Montag	24	Timotheus	Timotheus	
Dinſtag	25	Paul Bekehr.	Paul Bekehr.	
Mittwoch	26	Polykarp	Polykarp	☽
Donnerſtag	27	Joh. Chryſoſt.	Chryſoſtomus	
Freytag	28	Carolus M.	Carolus	Erſtes Viertel den 29. um 3 Uhr 28 Min. Früh.
Samſtag	29	Franz. Sal.	Valerius	
Sonntag	30	B 4 Martina	B 4 Adelg.	
Montag	31	Petr. Nol.	Virgil	

Tageslänge: Den 1. 8 Stunden 12 Min., den 16. 8 Stunden 40 Min., den [illegible]

Februar, hat 28 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der ♓ den 19. um 6 Uhr 21 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Dinſtag	1	Ignaz M.	Brigitta	
Mittwoch	2	Mar. Lichtm.	Mar. Reinig.	●
Donnerſtag	3	Blaſius	Blaſius	Vollmond den 4. um 7 Uhr 52 Min. Abends.
Freytag	4	Veronika	Veronika	
Samſtag	5	Agatha	Agatha	
Sonntag	6	B Septuag.	B Dorothea	
Montag	7	Romuald	Richard	
Dinſtag	8	Joh. v. Math.	Salomon	
Mittwoch	9	Apollonia	Apollonie	☾
Donnerſtag	10	Scholaſtica	Gabriele	Letztes Viertl den 12. um 5 Uhr 49 Min. Früh.
Freytag	11	Euphroſina	Euphroſine	
Samſtag	12	Eulalia	Eulalie	
Sonntag	13	B Sexageſ.	B Fulcram	
Montag	14	Valentin	Valentin	
Dinſtag	15	Fauſt. Jov.	Fauſtin	
Mittwoch	16	Juliana	Juliane	○
Donnerſtag	17	Julianus	Conſtantie	Neumond den 20. um 8 Uhr 17 Min. Früh.
Freytag	18	Flavianus	Suſanne	
Samſtag	19	Sabinus	Sabin	
Sonntag	20	B Quinquag.	B Euchar.	
Montag	21	Eleonora	Eleonore	
Dinſtag	22	Faſtnacht	Petr. Stuhlf.	☽
Mittwoch	23	Aſchermittw.	Reinhard	
Donnerſtag	24	Mathias Ap.	Mathias Ap.	Erſtes Viertl den 27. um 11 Uhr 30 Min. Früh.
Freytag	25	Waldburga	Victorin	
Samſtag	26	Alexander	Gotthilf	
Sonntag	27	B 1 Invocav.	B 1 Leander	
Montag	28	Romanus	Roman	

Tageslänge: Den 1. 9 Stunden 20 Min., den 8. 9 Stunden 43 Minuten, den 16. 10 Stunden 12 Minuten, den 24. 10 Stunden 38 Minuten.

März, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♈ den 20. um 6 Uhr 37 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Dinſtag	1	Albinus	Albin	
Mittwoch	2	Quatember †	Simplicius	
Donnerſtag	3	Kunegunde	Kunegunde	● Vollmond den 6. um 8 Uhr 21 Min. Früh.
Freytag	4	Kaſimir †	Adrian	
Samſtag	5	Friedrich †	Friedrich	
Sonntag	6	B 2 Remin.	B 2 Fridolin	
Montag	7	Thomas v. A.	Felicitas	
Dinſtag	8	Johann v. G.	Philemon	
Mittwoch	9	Franziska	Gotthold	
Donnerſtag	10	40 Martyrer	Alexander	
Freytag	11	Heraclius	Roſine	☾ Letztes Viertl den 14. um 2 Uhr 35 Min. Früh.
Samſtag	12	Gregor	Gregor	
Sonntag	13	B 3 Oculi	B 3 Erneſt	
Montag	14	Mathildis	Zacharias	
Dinſtag	15	Longinus	Chriſtoph	
Mittwoch	16	Heribert	Henriette	
Donnerſtag	17	Gertrud	Gertrud	
Freytag	18	Eduard	Anſelm	○ Neumond den 21. um 10 Uhr 12 Min. Abends.
Samſtag	19	Joſeph	Joſeph	
Sonntag	20	B 4 Lätare	B 4 Hubert	
Montag	21	Benedict	Benedict	
Dinſtag	22	Octavian	Kaſimir	
Mittwoch	23	Victorian	Eberhard	
Donnerſtag	24	Gabriel	Gabriel	
Freytag	25	Maria Verk.	Maria Verk.	☽ Erſtes Viertl den 28. um 6 Uhr 25 Min. Abends.
Samſtag	26	Theodoſius	Emanuel	
Sonntag	27	B 5 Judica	B 5 Rupert	
Montag	28	Guntram	Malchus	
Dinſtag	29	Cyrillus	Euſtachius	
Mittwoch	30	Quirinus	Guido	
Donnerſtag	31	Amos Pr.	Traugott	

Tageslänge: den 1. 10 Stunden 52 Min., den 10. 11 Stunden 24 Min., den 20. 12 Stunden 0 Minuten.

Februar, hat 28 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der ♓ den 19. um 6 Uhr 21 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Dinſtag	1	Ignaz M.	Brigitta	🌕
Mittwoch	2	Mar. Lichtm.	Mar. Reinig.	
Donnerſtag	3	Blaſius	Blaſius	Vollmond den 4. um 7 Uhr 52 Min. Abends.
Freytag	4	Veronika	Veronika	
Samſtag	5	Agatha	Agatha	
Sonntag	6	B Septuag.	B Dorothea	
Montag	7	Romuald	Richard	
Dinſtag	8	Joh. v. Math.	Salomon	☾
Mittwoch	9	Apollonia	Apollonie	
Donnerſtag	10	Scholaſtica	Gabriele	Letztes Viertl den 12. um 5 Uhr 49 Min. Früh.
Freytag	11	Euphroſina	Euphroſine	
Samſtag	12	Eulalia	Eulalie	
Sonntag	13	B Sexageſ.	B Fulcram	
Montag	14	Valentin	Valentin	
Dinſtag	15	Fauſt. Jov.	Fauſtin	○
Mittwoch	16	Juliana	Juliane	
Donnerſtag	17	Julianus	Conſtantie	Neumond den 20. um 8 Uhr 17 Min. Früh.
Freytag	18	Flavianus	Suſanne	
Samſtag	19	Gabinus	Gabin	
Sonntag	20	B Quinquag.	B Euchar.	
Montag	21	Eleonora	Eleonore	
Dinſtag	22	Faſtnacht	Petr. Stuhlf.	☽
Mittwoch	23	Aſchermittw.	Reinhard	
Donnerſtag	24	Mathias Ap.	Mathias Ap.	Erſtes Viertl den 27. um 11 Uhr 30 Min. Früh.
Freytag	25	Waldburga	Victorin	
Samſtag	26	Alexander	Gotthilf	
Sonntag	27	B 1 Invocav.	B 1 Leander	
Montag	28	Romanus	Roman	

Tageslänge: Den 1. 9 Stunden 20 Min., den 8. 9 Stunden 43 Minuten, den 16. 10 Stunden 12 Minuten, den 24. 10 Stunden 38 Minuten.

März. hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♈ den 20. um 6 Uhr 37 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Dinſtag	1	Albinus	Albin	
Mittwoch	2	Quatember	Simplicius	●
Donnerſtag	3	Kunegunde	Kunegunde	
Freytag	4	Kaſimir †	Adrian	Vollmond den 6. um 8 Uhr 21 Min. Früh.
Samſtag	5	Friedrich †	Friedrich	
Sonntag	6	B 2 Reminis.	B 2 Fridolin	
Montag	7	Thomas v. A.	Felicitas	
Dinſtag	8	Johann v. G.	Philemon	
Mittwoch	9	Franziska	Gotthold	
Donnerſtag	10	40 Martyrer	Alexander	☾
Freytag	11	Heraclius	Roſine	
Samſtag	12	Gregor	Gregor	Letztes Viertl den 14. um 2 Uhr 35 Min. Früh.
Sonntag	13	B 3 Oculi	B 3 Erneſt	
Montag	14	Mathildis	Zacharias	
Dinſtag	15	Longinus	Chriſtoph	
Mittwoch	16	Heribert	Henriette	
Donnerſtag	17	Gertrud	Gertrud	○
Freytag	18	Eduard	Anſelm	
Samſtag	19	Joſeph	Joſeph	Neumond den 21. um 10 Uhr 12 Min. Abends.
Sonntag	20	B 4 Lätare	B 4 Hubert	
Montag	21	Benedict	Benedict	
Dinſtag	22	Octavian	Kaſimir	
Mittwoch	23	Victorian	Eberhard	
Donnerſtag	24	Gabriel	Gabriel	
Freytag	25	Maria Verk.	Maria Verk.	☽
Samſtag	26	Theodoſius	Emanuel	
Sonntag	27	B 5 Judica	B 5 Rupert	Erſtes Viertl den 28. um 6 Uhr 25 Min. Abends.
Montag	28	Guntram	Malchus	
Dinſtag	29	Cyrillus	Euſtachius	
Mittwoch	30	Quirinus	Guido	
Donnerſtag	31	Amos Pr.	Traugott	

Tageslänge: den 1. 10 Stunden 52 Min., den 10. 11 Stunden 24 Min., den 20. 12 Stunden 0 Minuten.

April, hat 30 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♉ den 21. um 7 Uhr 12 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Freytag	1	Schm. Mar.	Florentin	○
Samſtag	2	Franz de P.	Theodoſie	
Sonntag	3	B 6 Palmſ.	B 6 Roſam.	Vollmond
Montag	4	Iſidor	Ambros	den 4. um 9
Dinſtag	5	Vincentius	Maximus	Uhr 34 Min.
Mittwoch	6	Cöleſtinus	Irenäus	Abends.
Donnerſtag	7	Gründonner.	Hegeſippus	
Freytag	8	Charfreytag	Charfreytag	
Samſtag	9	Charſamſtag	Demetrius	☾
Sonntag	10	B Heil. Oſtert	B Oſtert	Letztes Viertl
Montag	11	Oſtermontag	Oſtermontag	den 12. um 10
Dinſtag	12	Julius	Euſtorgius	Uhr 28 Min.
Mittwoch	13	Hermenegild	Amande	Abends.
Donnerſtag	14	Tiburtius	Tiburtius	
Freytag	15	Ludwina	Fürchtegott	
Samſtag	16	Turibius	Aaron	●
Sonntag	17	B 1 Quaſim.	B 1 Rudolph	
Montag	18	Apollonius	Valerian	Neumond
Dinſtag	19	Creſcentius	Hermogenes	den 20. um 8
Mittwoch	20	Agnes Pol.	Sulpitius	Uhr 59 Min.
Donnerſtag	21	Anſelm	Liebreich	Früh.
Freytag	22	Sot. u. Cai.	Guſtavine	
Samſtag	23	Adalbert	Georg	☽
Sonntag	24	B 2 Miſeric.	B 2 Albert	
Montag	25	Marcus Ev.	Marcus	Erſtes Viertl
Dinſtag	26	Cletus	Cletus	den 27. um 1
Mittwoch	27	Peregrinus	Anaſtaſius	Uhr 11 Min.
Donnerſtag	28	Vitalis	Vitalis	Früh.
Freytag	29	Petr. M.	Sibylle	
Samſtag	30	Katharina S.	Eutropius	

Tageslänge: Den 1. 12 Stunden 38 Min., den 8. 13 Stunden 3 Minuten, den 16. 13 Stunden 30 Minuten, den 24. 14 Stunden 0 Minuten.

May, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der II den 21. um 7 Uhr 40 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Sonntag	1	S 3 Jubilate	S 3 Phil.u.J.	
Montag	2	Athanaſius	Sigismund	
Dinſtag	3	† Erfindung	† Erfindung	○
Mittwoch	4	Florian	Florian	Vollmond
Donnerſtag	5	Gotthard	Gotthard	den 4. um 11
Freytag	6	Joh. v. Pf.	Dieterich	Uhr 34 Min.
Samſtag	7	Stanislaus	Gottfried	Früh.
Sonntag	8	S 4 Cantate	S 4 Stanisl.	
Montag	9	Gregor N.	Hiob	
Dinſtag	10	Antoninus	Victorie	☾
Mittwoch	11	Mamertus	Adolph	
Donnerſtag	12	Pancratius	Pancratius	Letztes Viertl
Freytag	13	Petr. Reg.	Servatius	den 12. um 3
Samſtag	14	Bonifazius	Chriſtian	Uhr 46 Min.
Sonntag	15	S 5 Rogate	S 5 Sophie	Abends.
Montag	16	Johann v. N.	Peregrin	
Dinſtag	17	Ubaldus	Eibertus	
Mittwoch	18	Venantius	Liborius	○
Donnerſtag	19	Chriſti Himm.	Chriſti Himm.	Neumond
Freytag	20	Bernardin	Athanaſius	den 19. um 5
Samſtag	21	Felix Cant.	Prudens	Uhr 29 Min.
Sonntag	22	S 6 Exaudi	S 6 Helene	Abends.
Montag	23	Deſiderius	Deſiderius	
Dinſtag	24	Johanna	Eſther	
Mittwoch	25	Urban	Urban	☽
Donnerſtag	26	Phil. Ner.	Beda	
Freytag	27	Magd. Pazz.	Lucian	Erſtes Viertl
Samſtag	28	Wilhelm	Wilhelm	den 26. um 8
Sonntag	29	S Pfingſtfeſt	S Pfingſtfeſt	Uhr 36 Min.
Montag	30	Pfingſtmont.	Pfingſtmont.	Früh.
Dinſtag	31	Angela	Petronelle	

Tageslänge: Den 1. 14 Stunden 24 Min., den 10. 14 Stunden 47 Minuten, den 20. 15 Stunden 12 Minuten.

Juny, hat 30 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♋ den 22. um 4 Uhr 17 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Mittwoch	1	Quatember †	Nicomedes	
Donnerſtag	2	Erasmus	Marquard	●
Freytag	3	Clotildis †	Erasmus	
Samſtag	4	Quirinus †	Carpat.	Vollmond den 3. um 2 Uhr 20 Min. Früh.
Sonntag	5	B 1 Dreyfalt.	B Trinit.	
Montag	6	Norbert	Benignus	
Dinſtag	7	Lykarion	Lucretie	
Mittwoch	8	Medard	Medard	
Donnerſtag	9	Frohnleichn.	Primus	☾
Freytag	10	Margareth	Onuphrius	
Samſtag	11	Barnabas	Barnabas	Letztes Viertl den 11. um 5 Uhr 32 Min. Früh.
Sonntag	12	B 2 Joh. Fac.	B 1 Baſilius	
Montag	13	Anton v. Pad.	Tobias	
Dinſtag	14	Baſilius	Antonie	
Mittwoch	15	Vitus	Veit	
Donnerſtag	16	Franz Reg.	Juſtine	
Freytag	17	Benno	Volkmar	○
Samſtag	18	Leontius	Arnolph	
Sonntag	19	B 3 Juliana	B 2 Gervas	Neumond den 18. um 0 Uhr 37 Min. Früh.
Montag	20	Silverius	Silverius	
Dinſtag	21	Aloyſius G.	Alban	
Mittwoch	22	Paulinus	Achaz	
Donnerſtag	23	Zeno	Baſilius	
Freytag	24	Johann T.	Johann T.	☽
Samſtag	25	Prosper	Eulogius	
Sonntag	26	B 4 Joh. Paul.	B 3 Jeremias	Erſtes Viertl den 24. um 5 Uhr 38 Min. Abends.
Montag	27	Ladislaus	Philippine	
Dinſtag	28	Irenäus †	Leo Joſua	
Mittwoch	29	Pet. u. Paul	Pet. u. Paul	
Donnerſtag	30	Paul Ged.	Paul G.	

Tageslänge: Den 1. 15 Stunden 34 Min., den 8. 15 Stunden 45 Minuten, den 16. 15 Stunden 52 Minuten, den 24. 15 Stunden 54 Minuten.

July, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♌ den 23. um 3 Uhr 6 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Freytag	1	Theodor	Theobald	
Samſtag	2	Mar. Heimſ.	Mar. Heimſ.	
Sonntag	3	V 5 Eulogius	V 4 Cornelius	○
Montag	4	Ulrich Iſabell.	Ulrich	
Dinſtag	5	Domitius	Charlotte	Vollmond
Mittwoch	6	Iſaias Pr.	Eſaias	den 2. um 5
Donnerſtag	7	Pulcheria	Willibald	Uhr 39 Min.
Freytag	8	Kilian	Kilian	Abends.
Samſtag	9	Brictius	Gottlobine	
Sonntag	10	V 6 Amelb.	V 5 Jacobine	
Montag	11	Pius	Pius	☾
Dinſtag	12	Heinrich	Heinrich	Letztes Viertl
Mittwoch	13	Margaretha	Margareth	den 10. um 3
Donnerſtag	14	Bonaventura	Caroline	Uhr 59 Min.
Freytag	15	Apoſt. Theil.	Apoſt. Trenn.	Abends.
Samſtag	16	Scapulir-Feſt	Ruth	
Sonntag	17	V 7 Alexius	V 6 Alexius	
Montag	18	Arnold	Matern	○
Dinſtag	19	Vincent. P.	Ruffine	
Mittwoch	20	Margaretha	Elias	Neumond
Donnerſtag	21	Daniel	Pauline	den 17. um 7
Freytag	22	M. Magdal.	M. Magdal.	Uhr 31 Min.
Samſtag	23	Liborius	Apollinaris	Früh.
Sonntag	24	V 8 Chriſtina	V 7 Chriſtina	
Montag	25	Jacob	Jacob	☽
Dinſtag	26	Anna	Anna	
Mittwoch	27	Pantaleon	Martha	Erſtes Viertl
Donnerſtag	28	Nazarius	Pantaleon	den 24. um 5
Freytag	29	Martha	Beatrix	Uhr 8 Minut.
Samſtag	30	Abdon	Abdon	Früh.
Sonntag	31	V 9 Ignaz L.	V 8 Erneſtine	

Tageslänge: Den 1. 15 Stunden 50 Min., den 10. 15 Stunden 40 Min., den 20. 15 Stunden 20 Minuten.

Auguſt, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der ♍ den 23. um 9 Uhr 29 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Montag	1	Petr. Kettenf.	Petr. Kettenf.	
Dinſtag	2	Portiuncula	Guſtav	🌕 Vollmond den 1. um 8 Uhr 56 Min. Früh.
Mittwoch	3	Steph. Erf.	Auguſt	
Donnerſtag	4	Dominicus	Dominicus	
Freytag	5	Mar. Schnee	Oswald	
Samſtag	6	Verklär. Chr.	Verklär. Chr.	
Sonntag	7	D 10 Cajetan	D 9 Ulrike	
Montag	8	Cyriacus	Cyriacus	☾ Letztes Viertl den 8. um 11 Uhr 59 Min. Abends.
Dinſtag	9	Romanus	Ericus	
Mittwoch	10	Laurentius	Laurent	
Donnerſtag	11	Suſanna	Herman	
Freytag	12	Clara	Clara	
Samſtag	13	Hypolit. †	Hypolit.	
Sonntag	14	D 11 Euſeb.	D 10 Euſeb.	● Neumond den 15. um 3 Uhr 10 Min. Abends.
Montag	15	Maria Himm	Maria Himm.	
Dinſtag	16	Rochus	Iſaak	
Mittwoch	17	Liberatus	Auguſte	
Donnerſtag	18	Helena	Agapit	
Freytag	19	Ludwig Tol.	Sebald	
Samſtag	20	Bernhard	Bernhard	☽
Sonntag	21	D 12 Joachim	D 11 Hartwig	Erſtes Viertl den 22. um 7 Uhr 51 Min. Abends.
Montag	22	Timotheus	Alphonſus	
Dinſtag	23	Phil. Ben.	Zachäus	
Mittwoch	24	Bartholom.	Bartholom.	
Donnerſtag	25	Ludwig K.	Ludwig	
Freytag	26	Samuel	Samuel	🌕
Samſtag	27	Joſ. Cal.	Gebhard	Vollmond den 30. um 11 Uhr 31 Min. Abends.
Sonntag	28	D 13 Auguſtin	D 12 Auguſtin	
Montag	29	Joh. Enth.	Joh. Enth.	
Dinſtag	30	Roſa	Rebecca	
Mittwoch	31	Raymund	Paulinus	

Tageslänge: Den 1. 14 Stunden 54 Min., den 10. 14 Stunden 28 Min., den 20. 13 Stunden 57 Minuten.

September hat 30 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der ♎ den 23. um 5 Uhr 59 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Donnerſtag	1	Ägidius	Ägidius	
Freytag	2	Stephan K.	Abſalon	
Samſtag	3	Manſuet	Manſuet	☾
Sonntag	4	D 14 Schutz.	D 13 Moſes	
Montag	5	Victorin	Herkules	Letztes Viertl den 7. um 6 Uhr 39 Min. Früh.
Dinſtag	6	Zacharias	Magnus	
Mittwoch	7	Regina	Regine	
Donnerſtag	8	Mar. Geburt	Mar. Geburt	
Freytag	9	Corbinian	Gorgon	
Samſtag	10	Nicol. Tol.	Jodocus	○
Sonntag	11	D 15 N.M.F.	D 14 Protus	
Montag	12	Tobias	Syrus	Neumond den 14. um 0 Uhr 23 Min. Früh.
Dinſtag	13	Maurilius	Amatus	
Mittwoch	14	† Erhöhung	† Erhöhung	
Donnerſtag	15	Nicomedes	Nicomedes	
Freytag	16	Ludmilla	Euphemie	
Samſtag	17	Lambert	Lambert	☽
Sonntag	18	D 16 Thom.	D 15 Titius	
Montag	19	Januar	Micleta	Erſtes Viertl den 21. um 1 Uhr 46 Min. Abends.
Dinſtag	20	Euſtachius	Fauſta	
Mittwoch	21	Quatember †	Matthäus Ap.	
Donnerſtag	22	Mauritius	Moriz	
Freytag	23	Thecla †	Thecla	
Samſtag	24	Gerard †	Gerhard	●
Sonntag	25	D 17 Cleophas	D 16 Cleophas	
Montag	26	Juſtina	Cyprian	Vollmond den 29. um 0 Uhr 58 Min. Abends.
Dinſtag	27	Cosm.u.Dam.	Adolphine	
Mittwoch	28	Wenzeslaus	Wenzeslaus	
Donnerſtag	29	Michael	Michael	
Freytag	30	Hieronymus	Hieronymus	

Tageslänge: Den 1. 13 Stunden 14 Min., den 8. 12 Stunden 52 Minuten, den 16. 12 Stunden 26 Minuten, den 24. 11 Stunden 58 Minuten.

October, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♏ den 24. um 2 Uhr 7 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Samſtag	1	Remigius	Remigius	
Sonntag	2	B 18 Roſenkr.	B 17 Johanne	☾
Montag	3	Candidus	Jairus	
Dinſtag	4	Franz. Ser.	Franz	Letztes Viertl den 6. um 1 Uhr 3 Minut. Abends.
Mittwoch	5	Placidus	Placidus	
Donnerſtag	6	Bruno	Friederike	
Freytag	7	Juſtina	Amalie	
Samſtag	8	Brigitta	Pelagius	
Sonntag	9	B 19 Dionyſ.	B 18 Dionyſ.	
Montag	10	Franz. Borg.	Gideon	○
Dinſtag	11	Burchard	Burkhard	
Mittwoch	12	Maximilian	Maximilian	Neumond den 13. um 11 Uhr 36 Min. Früh.
Donnerſtag	13	Coloman	Franziske	
Freytag	14	Calliſtus	Calliſtus	
Samſtag	15	Thereſia	Hedwig	
Sonntag	16	B 20 Kirchw.	B 19 Gallus	
Montag	17	Hedwig	Florentine	☽
Dinſtag	18	Lucas Ev.	Lucas	
Mittwoch	19	Ferdinand	Ferdinand	Erſtes Viertl den 21. um 9 Uhr 54 Min. Früh.
Donnerſtag	20	Felician	Wendelinde	
Freytag	21	Urſula	Urſula	
Samſtag	22	Cordula	Cordula	
Sonntag	23	B 21 Joh. C.	B 20 Severus	
Montag	24	Raphael	Salome	◯
Dinſtag	25	Criſpin	Wilhelm	
Mittwoch	26	Evariſt	Evariſt	
Donnerſtag	27	Sabina	Sabine	Vollmond den 29. um 1 Uhr 21 Min. Früh.
Freytag	28	Sim. u. Jud.	Sim. u. Jud.	
Samſtag	29	Zenobius	Narciſſus	
Sonntag	30	B 22 Germ.	B 21 Hartm.	
Montag	31	Wolfgang	Wolfgang	

Tageslänge: Den 1. 11 Stunden 30 Min., den 10. 10 Stunden 58 Minuten, den 20. 10 Stunden 26 Minuten.

November, hat 30 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♐ den 22. um 10 Uhr 27 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Dinſtag	1	Aller Heiligen	Hilar	
Mittwoch	2	Aller Seelen	Gottlieb	☾
Donnerſtag	3	Hubert	Emericus	
Freytag	4	Carolus Borr.	Blandine	Letztes Viertl den 4. um 8 Uhr 10 Min. Abends.
Samſtag	5	Emerich	Erdmann	
Sonntag	6	D. 23 Leonhard	D. 22 Leonhard	
Montag	7	Engelbert	Adolph	
Dinſtag	8	Gottfried	Severus	
Mittwoch	9	Theodor	Theodor	○
Donnerſtag	10	Andr. Avell.	Probus	
Freytag	11	Martin B.	Martin	Neumond den 12. um 2 Uhr 32 Min. Früh.
Samſtag	12	Martin P.	Jonas	
Sonntag	13	D. 24 Stanisl.	D. 23 Bricc.	
Montag	14	Didacus	Levinus	
Dinſtag	15	Leopold	Leopold	
Mittwoch	16	Edmund	Ottmarus	
Donnerſtag	17	Gregor Th.	Hugo	☽
Freytag	18	Eugenius	Otto	
Samſtag	19	Eliſabeth	Eliſabeth	Erſtes Viertl den 20. um 6 Uhr 21 Min. Früh.
Sonntag	20	D. 25 Felix	D. 24 Amalie	
Montag	21	Maria Opfer.	Maria Opfer.	
Dinſtag	22	Cäcilia	Cäcilka	
Mittwoch	23	Clemens	Clemens	
Donnerſtag	24	Joh. v. K.	Emilie	○
Freytag	25	Katharina	Katharine	
Samſtag	26	Conrad	Conrad	Vollmond den 27. um 0 Uhr 57 Min. Abends.
Sonntag	27	D. 1 Advent	D. 1 Liebmund	
Montag	28	Soſthenes	Günther	
Dinſtag	29	Saturninus	Noah	
Mittwoch	30	Andreas Ap.	Andreas	

Tageslänge: Den 1. 9 Stunden 44 Min., den 8. 9 Stunden 24 Minuten, den 16. 9 Stunden 0 Minuten, den 24. 8 Stunden 42 Minuten.

December, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♑ den 22. um 10 Uhr 57 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Donnerſtag	1	Eligius	Longinus	☾
Freytag	2	Bibiana †	Aurelie	
Samſtag	3	Franz. Xav.	Caſſian	Letztes Viertl den 4. um 4 Uhr 50 Min. Früh.
Sonntag	4	V 2 Advent	V 2 Barbara	
Montag	5	Sabbas	Abigail	
Dinſtag	6	Nicolaus	Nicolaus	
Mittwoch	7	Ambroſius †	Agathon	
Donnerſtag	8	Maria Empf.	Maria Empf.	
Freytag	9	Leocadia	Joachim	○
Samſtag	10	Judith	Judith	
Sonntag	11	V 3 Advent	V 3 Damaſ.	Neumond den 11. um 7 Uhr 41 Min. Abends.
Montag	12	Maxentius	Epimachus	
Dinſtag	13	Lucia. Ottil.	Lucie	
Mittwoch	14	Quatember †	Nicaſius	
Donnerſtag	15	Irenäus	Ignaz	
Freytag	16	Adelheid †	Ananias	☽
Samſtag	17	Lazarus †	Lazarus	
Sonntag	18	V 4 Advent	V 4 Wunibald	Erſtes Viertl den 20. um 1 Uhr 11 Min. Früh.
Montag	19	Nemeſius	Abraham	
Dinſtag	20	Amon	Amon	
Mittwoch	21	Thom. Ap.	Thomas	
Donnerſtag	22	Zeno	Beate	
Freytag	23	Victoria †	Dagobert	
Samſtag	24	Adam u. Eva	Adam u. Eva	🌕
Sonntag	25	H. Chriſt.	H. Chriſt.	
Montag	26	Stephan	Stephan	Vollmond den 27. um 0 Uhr 5 Minut. Früh.
Dinſtag	27	Johann Ev.	Johann Ev.	
Mittwoch	28	Unſchuld. K.	Unſchuld. K.	
Donnerſtag	29	Thomas B.	Jonathan	
Freytag	30	David K.	David	
Samſtag	31	Silveſter	Gottlob	

Tageslänge: Den 1. 8 Stunden 28 Min., den 10. 8 Stunden 12 Minuten, den 24. 8 Stunden 6 Minuten.

Verzeichniß
einiger
inländiſcher Jahrmärkte.

Altſohl. 1. Sonntag nach Heil. 3 Könige. 2. Mathias. 3. Maria Geburt, 4. Eliſabeth.

Arad. 1. Den 1. März. 2. Petr. Kettenf. 3. Den 4. Nov.

Brünn. 1. Montag nach Aſcherm. 2. Montag nach Frohnl. 3. Montag nach Mar. Geburt. 4. Montag nach Mar. Empf.

Debreczin. 1. Anton Einſiedl. 2. Georg. 3. Dionyſius.

Eperies. 1. Carl. 2. H. Dreyfalt. 3. Laurent. 4. Andreas.

Erlau. 1. Paul Einſiedel. 2. Pankratius. 3. Den 7. Juny. 4. Ägyd. 5. Michael.

Fünfkirchen. 1. Maria Lichtmeß. 2. Pfingſten. 3. Stephan König. 4. Katharina.

Gran. 1. Maria Lichtmeß. 2. Urban. 3. Maria Magdalena. 4. Aller Heiligen.

Grätz. 1. Montag nach Oſtern. 2. Den 16. Auguſt.

Hermannſtadt. 1. Montag nach Heil. 3 Könige. 2. Dinſtag nach Invoc. 3. Dinſtag nach Palmſonntag. 4. † Erfindung. 5. † Erhöhung.

Kaſchau. 1. Fab. u. Sebaſt. 2. Frohnl. 3. Maria Himmelf. 4. Eliſabeth.

Komorn. 1. Phil. und Jac. 2. Peter u. Paul. 3. Franciscus Seraph. 4. Andreas.

Kremnitz. 1. Den 2. Auguſt. 2. Michael.

Kronſtadt. 1. Frohnleichn. 2. Aller Heiligen.

Linz. 1. Montag nach Oſtern. 2. Den 16. Auguſt.

Neuſohl. 1. Pauli Bek. 2. Andr.

Ödenburg. 1. Invoc. 2. Philipp und Jacob. 3. Margar. 4. Eliſab.

Ofen. 1. H. 3 Kön. 2. Adalb. 3. Margar. 4. Mich.

Peſt. 1. Joſ. 2. Medard. 3. Joh. Enth. 4. Leop.

Prag. 1. Mitfaſten. 2. Wenzeslaus.

Preßburg. 1. den 3. März. 2. Joh. der Täufer. 3. Mich. 4. Katharina.

Temeswar. 1. Remig. 2. Sonntag nach Michaeli.

Teſchen. 1. Oſterdinst. 2. den 1. Sept.

Troppau. 1. Mont. vor Lät. 2. den 1. Sept.

Tyrnau. 1. Vincent. 2. Invoc. 3. Georg. 4. Vit. 5. Jacob. 6. Sonntag nach Mak. Geb. 7. Sim. und Jud. 8. Nicol.

Waizen. 1. Matth. 2. Sonntag nach Palmt. 3. Mar. Heimſ. 4. Gallus. 5. 1. Woche nach Chriſttag.

Wien. 1. Mont. nach Jubil. 2. Mont. nach Allerh. In der Leopoldſtadt Margar.

Fahrende und reitende Poſten,

wie ſolche nach der neueſten Einrichtung hier in Wien abgehen und ankommen.

Die Aufgabe der Packete wird täglich von 10 Uhr früh bis 12, und von 3 bis 7 Uhr Abends, den Tag vor Abgang des Poſtwagens angenommen.

Diligence-Wagen gehen ab:

Alle Tage früh um 8 Uhr über Schwechat, Fiſchament, Haimburg nach Preßburg.

Sonntag. Alle Wochen über St. Pölten, Enns, Steyer, Linz, Paſſau, Straubing nach Regensburg; Nürnberg, Bamberg, Bayreuth, Coburg, Erfurt, Braunſchweig, Hannover, Bremen, Hamburg; Würzburg, Caſſel, Münſter; Frankfurt, Maynz, Coblenz, Cöln, Geldern, Haag, Amſterdam, ꝛc.

— Alle 14 Tage über Wels, Lambach, Vöcklabrugg nach Salzburg, Innsbruck, Botzen, Trient, Roveredo nach Mantua und Italien.

Montag. Alle Wochen über Wiener-Neuſtadt, Prug, Leoben, Judenburg, St. Veit, Klagenfurt, Villach, Brixen, Botzen, Trient, Roveredo, Mantua und nach Italien; dann von Prugg nach Grätz.

— Alle Wochen über Schwechat, Haimburg, Raab, Komorn nach Ofen; und alle 14 Tage über Thereſianopel, Peterwardein und Semlin.

— Alle 4 Wochen über Schwechat, Raab, Komorn, Ofen, Szegedin nach Temeswar; dann über Müllenbach nach Hermannſtadt.

Dinstag. Alle Woche, über Laxenburg, Ödenburg, Günns, Warasdin, Agram nach Carlſtadt.

Dinstag. Alle Wochen über Enzersdorf, Stockerau, Znaim, Iglau, Czaslau, Collin nach Prag; und über Loboſitz nach ganz Sachſen und Berlin, auch über Pilſen, Eger in das deutſche Reich; dann über Chrudim, Königgrätz nach preußiſch Schleſien über Brandeis, Rumburg, Gabel, Reichenberg, Zittau ꝛc. ꝛc.

— Alle Wochen über St. Pölten, Enns, Linz, Wels, Lambach, Emunden, Steyer, Ried, Braunau, München nach Augsburg; Ulm, Stuttgardt, Heilbrun, Heidelberg, Speyer, Worms, Trier, Lüttich, Brüſſel; Conſtanz, Baſel, Freyburg, Günzburg nach Straßburg, Luxemburg und Paris.

Mittwoch. Alle Wochen über Wiener-Neuſtadt, Prugg, Grätz; Laybach, Trieſt, Fiume, dann nach Görz und Venedig.

— Alle Wochen über Stammersdorf, Nikolsburg, Brünn, Ollmütz, Sternberg, Troppau, Jägerndorf nach ganz preußiſch Schleſien; dann über Neutitſchein nach Krakau bis Lemberg.

Freytag. Alle Wochen über Horn, Schrems nach Wittingau bis Budweis.

— Alle Wochen Abends, über Enzersdorf, Stockerau u. ſ. w. wie Dinstags.

Samſtag. Alle Wochen über Stammersdorf, Nikolsburg, u. ſ. w. wie Mittwochs.

Am 5. und 9. in jedem Monath nach Zwettel.

Diligence-Wagen kommen an:

Alle Tage Abends von Preßburg.

Sonntag. Alle Wochen von Mantua und Klagenfurt.

— Alle Wochen von Regensburg.

— Alle Wochen von Augsburg.

— Alle 14 Tage von Salzburg und Innsbruck.

Dinst. Alle Wochen von Ofen.

— Alle Wochen von Prag.

— Alle 4 Wochen von Temeswar u. Herrmanſtadt.

Mittwoch. Alle Wochen von Trieſt und Görz.

— Alle Wochen aus preußiſch Schleſien und von Krakau und Lemberg.

— Alle Wochen von Budweis.

Donnerstag. Alle Wochen von Carlſtadt.
Freytag. Alle Wochen von Prag und Berlin.
Am 5. und 17. in jedem Monathe von Zwettel.

Reitende Poſten gehen ab:

Sonntag Abends. Nach Linz, Paſſau, Regensburg, Augsburg, Frankfurt; Brünn, Ollmütz, Pordgorze, Lemberg, Grätz, Laybach, Trieſt, Iglau und Prag; Ofen, Peſt, und nach Preßburg.

Montag Abends. Erſtgemeldete Journalpoſten, dann nach ganz Kärnthen, Italien; Hamburg, Schweden und Dänemark.

Dinstag Abends. Obige Journalpoſten, dann nach ganz Ober- und Nieder-Ungarn, Siebenbürgen, Banat, Croatien und Slavonien.

Mittwoch Abends. Die Journalpoſten wie Sonntags, dann nach ganz Böhmen, Sachſen, Schleſien, Preußen, Calizien, Lodomerien, Pohlen, Rußland; Venedig und Dalmatien, in das deutſche Reich, von St. Pölten, nach Mariazell, von Enns nach Steyer, Salzburg, Innsbruck und München, dann in alle Haupt- und Handelsſtädte von Europa.

Donnerstag wie Montag.

Freytag wie Dinstag, und nach Hamburg, Schweden und Dänemark.

Samſtag wie Mittwoch.

Reitende Poſten kommen an:

Sonntags früh. Die Journalpoſten, ſo wie ſie abgehen, ingleichen aus Croatien und Slavonien, Nieder-Ungarn, Banat und von Krems.

Montags früh. Nebſt den Journalpoſten, aus preuſſiſch Schleſien, Galizien und Lodomerien, auch aus ganz Kärnthen u. Italien, aus dem deutſchen Reiche, Salzburg und Innsbruck, Wariazell, Steyer und Enns, dann von Ober-Ungarn.

Dinstag früh. Die Journalpoſten, dann von München und Krems, aus Sachſen, Königgrätz, Hamburg und Braunſchweig.

Mittwochs früh. Die Journalpoſten, dann auch aus Pilſen, Eger, Fiume, Venedig und Dalmatien, Pohlen und Rußland.

Donnerſtags früh. Die Journalpoſten aus ganz Kärnthen und Italien, Kroatien und Slavonien, Nieder- und Ober-Ungarn, Siebenbirgen und Banat, und von Krems.

Freytags früh. Die Journalpoſten, dann aus Schleſien, Galizien und Lodomerien, dem deutſchen Reich, Salzburg, Innsbruck u. München.

Samſtags früh wie Mittwoch, aus Sachſen, Hamburg und Braunſchweig.

Anmerkung.

Die Hamburger Poſt kommt die Woche zwey Mahl über Nürnberg an.

Die türkiſche Poſt kommt in jedem Monathe zwey Mahl an, und geht auch zwey Mahl ab, nähmlich den erſten ungariſchen Poſttag zu Anfang des Monaths, und den erſten ungariſchen Poſttag nach dem 15ten, wenn aber der ungariſche Poſttag eben am 15ten Tage im Monathe fällt, ſo geht ſie erſt den nächſtfolgenden ungariſchen Poſttag ab.

Die recommandirten Briefe, über welche nur ein Aufgabs-Recepiſſe verlanget wird, werden täglich Nachmittag von 4 bis 6 Uhr angenommen, und außer dem Porto 9 kr. mehr bezahlt.

Allgemeine Witterungsregeln.

Wenn der Mond entweder voll oder neu, oder auch in ſeinen Vierteln iſt, ſo macht er wahrſcheinlicher Weiſe eine merkliche Veränderung in der Witterung. Dieß geſchieht auch, wenn er entweder in der Erdferne oder Erdnähe iſt; und wahrſcheinlich auch, wenn der Mond im Zeichen des Widders, des Krebſes, der Wage oder des Steinbocks iſt.

Trifft der Neumond mit der Erdnähe zuſammen, ſo iſt es moraliſch gewiß, daß allsdann eine ſtarke Wetterveränderung vorfalle.

Man muß auch die vierten Tage, ſowohl vor als nach dem Neu- und Vollmonde, beobachten. Beſonders iſt der vierte Tag des Mondes bedeutend, wenn nähmlich der Mond an dieſem Tage ſeine Hörner klar und deutlich zeigt, ſo iſt es ein Zeichen, daß keine dicken Dünſte in der Luft ſind; daraus kann man auf gutes Wetter bis auf den vierten Tag vor dem Vollmonde, zuweilen auch auf den ganzen Monath ſchlieſſen. Das Gegentheil iſt zu befürchten, wenn die Hörner trübe und ſtumpf ausſehen.

Die ſtärkſten Mondespuncte, nähmlich die Neu- und Vollmonde, die Erdnähe und Erdferne, und ihre Zuſammenkünfte unter ſich, werden um die Nachtgleichen und Sonnenwenden ſtürmiſch.

Die Wetterveränderung geſchieht ſelten am Tage des Mondpunctes ſelbſt, bald fällt ſie vorher, bald nachher ein.

Die Jahreszeiten mit ihrer Witterung ſcheinen eine Periode von 8 bis 9 Jahren zu haben; eine andere Periode von ungefähr 18 Jahren, und ſo weiter in vermehrter Zahl. Das Regenmaß iſt ſich in einer Periode von 9 zu 9 Jahren gleich.

Der Regen und die Winde fangen gemeiniglich an, oder hören auf, nahe um die Stunde, wenn der Mond auf oder unter durch den oberen oder unteren Meridian geht.

Es regnet weit öfter des Tages als des Nachts, und mehr in den Abend- als Morgenſtunden.

Die Sommergewitter, welche nicht mit einem Winde begleitet ſind, bringen nicht leicht Kälte und Hagel mit, aber um ſo mehr Blitze, Donner und Strahlen; im Gegentheile haben die mit Winde begleiteten Gewitter wenig Donner, aber um ſo mehr Hagel, deſſen Körner, nach Verhältniß der Wuth des Windes, größer werden.

Gutes Wetter, das des Nachts einfällt, und Sommerwolken, dauern niemahls lange, iſt ein Sprichwort; und ein Wind, der ſich des Nachts erhebt, dauert nicht ſo lange, als ein Wind, der ſich des Tages erhebt.

Auf einen feuchten Herbſt und einen gelinden Winter folgt gemeiniglich ein trockener und kalter Frühling, der den Wachsthum ſehr zurück hält.

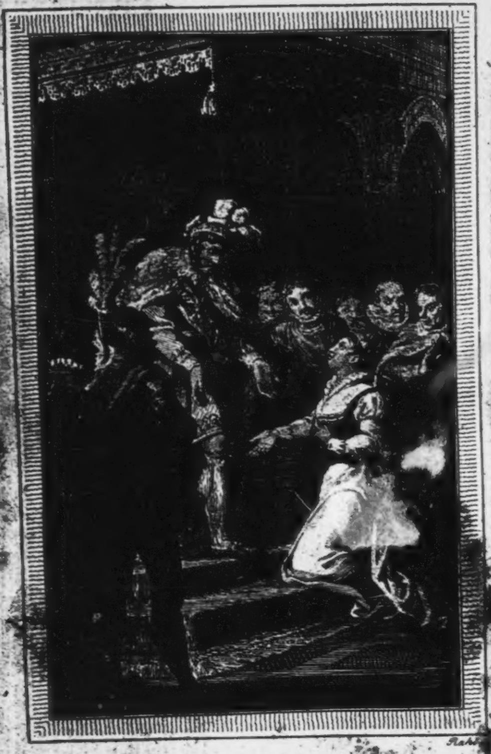
Iſt im Gegentheile der Winter trocken, ſo wird das Frühjahr feucht ſeyn, auf einen naſſen Frühling und Sommer folgt ein heiterer Herbſt; auf einen heitern Herbſt gibt es ein naſſes Frühiahr.

Laſſen ſich die Strichvögel frühzeitig im Herbſte ſehen, ſo bedeutet dieſes ſicher einen kalten Winter, weil es ein Zeichen iſt, daß die Kälte in den nördlichen Gegenden ſchon eingefallen iſt.

Donnert es ſehr frühe, ehe die Bäume im Frühiahre noch Blätter haben, ſo kann man noch immer auf Kälte rechnen.

I.

Balladen.


Rabb

Philippine Welſerinn.

„Horch, die Thurmuhr hat geſchlagen,
Und er naht den Augenblick!
Darf ich hier zu bleiben wagen?
Zieh' ich furchtſam mich zurück?
Tiefer nicht den Pfeil zu drücken
In die ſchwerverletzte Bruſt,
Sollt' ich flieh'n aus ſeinen Blicken,
Flieh'n, als wär' ich ſchuldbewußt!"

„Und was hab' ich denn begangen?
Jugend, Schönheit, Edelſinn
Ziehn in ſchüchternem Verlangen
Meine Seele zu ihm hin.
Ach er iſt ſo mild, ſo freundlich,
Iſt ſo tapfer, iſt ſo ſchön!
War es möglich, kalt und feindlich
Solchem Reitz zu widerſtehn?"

„Ja, ich weiß, ich darf nicht hoffen,
Mich bethört kein eitler Wahn,
Mein Geſchick liegt vor mir offen,
Eine dornenvolle Bahn.
Tollkühn zu dem Kaiſerſohne
Hob ſich mein verweg'ner Blick,
Und der Glanz der Fürſtenkrone
Schrecket ſtrafend mich zurück.“

„Doch was iſt dort für Bewegung?
Wie das Volk zuſammen ſtrömt!
Alles ſcheint in froher Regung,
Guter Gott! Er iſt's! Er kömmt!
Herrlich ragt er aus der Menge,
Die er freundlich nickend grüßt,
Aus dem fluthenden Gedränge,
Das ſein Barberroß umfließt!“

Und ſchon hat er ſie erſpähet
Hinter der Gardinen Flor!
Zu dem Fenſter, wo ſie ſtehet,
Fliegt ein heißer Blick empor;
Denn, die keinen Rang erkennet,
Liebe zieht ihn zu ihr hin,
Und der Sohn des Kaiſers brennet
Für die ſchöne Welſerinn.

Täglich zieht er nun vorüber,
Täglich wird die ſüße Qual,
Seines Buſens Schmerz ihm lieber,
Täglich wächſt der Hoffnungsſtrahl;
Und ſchon wagt er zu geſtehen,
Was die Seel' ihm glühend füllt,
Zitternd höret ſie ſein Flehen,
Denn ſie ſchreckt der Zukunft Bild.

Und ſie mahnt ihn ſeines Ranges,
Seines Vaters, ſeiner Pflicht;
Doch voll heiſſen Liebesdranges
Achtet er ihr Warnen nicht,
Weiß ſie bald zu überzeugen,
Daß ſein Glück in ihr nur lebt,
Ihren ſtrengen Sinn zu beugen,
Der ihm zagend widerſtrebt.

Kann ſie wohl ſein Glück zerſtören,
Ungerührt von ſeinem Flehn,
Ihn von Leid und Gram verzehren,
Dieſe Blüthe welken ſehn?
Zwiſchen Lieben, Zweifeln, Scheuen
Reicht ſie ihm beſiegt die Hand,
Und des Prieſters Segen weihen
Das geheimnißvolle Band.

Philippine! Philippine!
Raſch iſt dieſer Schritt gethan.
Doch es naht die ernſte Sühne,
Es zerſtiebt der ſchöne Wahn;
Denn der Kaiſer hat vernommen,
Was ihr frevelnd hier gewagt,
Und ſein Zorn iſt raſch entglommen,
Hat euch ſchwer und ſtreng verklagt.

„Ja, ihr habt den Weg gefunden,
Wo ihr meine Macht verhöhnt;
Denn was Prieſters Hand gebunden,
Wird von Menſchen nicht getrennt.
Doch dieß ſey euch laut verkündigt:
Die mich tief gekränkt, die ſchwer
Sich an meiner Huld verſündigt,
Sehn mein Antlitz nimmermehr!"

Wie ein Blitz aus heitern Lüften
Trifft die Liebenden dieß Wort,
Ihre Freuden zu vergiften,
Tönt's in ihrem Herzen fort,
Miſcht, ein düſteres Geleite,
Sich in jeden frohen Reihn,
Läßt an Philippinens Seite
Ferdinand nicht glücklich ſeyn.

Kummervoll ſieht ſie ihn trauern,
Es zerreißt ihr liebend Herz.
„Nein, die Qual ſoll nicht mehr dauern,
Nein, ich ende dieſen Schmerz!
Hab' ich, Theurer! dich betrogen
Um des Vaterſegens Glück:
Was die Liebe dir entzogen,
Bringt die Liebe dir zurück!"

Im entſchloſſenen Gemüthe
Reift ein Anſchlag klug und kühn.
Wohl kennt ſie des Kaiſers Güte,
Und zu dieſer will ſie fliehn.
Unerkannt ſoll er ſie ſehen,
Und wenn ſie ihr Leid geklagt,
Ihr die Milde zugeſtehen,
Die er Keinem noch verſagt.

An den Ort, wo ietzt er thronet,
Zieht ſie hin, zum fernen Prag,
Wo ihr nie ein Freund gewohnet,
Wo ſie Niemand kennen mag.
Als bedrängte Fremde ſtehet
Sie vor ihres Kaiſers Blick,
Die um Schutz und Hülf' ihn flehet,
Von ihm hofft ihr Lebensglück.

Und ſein Blick ruht mit Vergnügen
Auf der lieblichen Geſtalt,
Auf den engelsmilden Zügen,
Wo ſich Zucht und Güte mahlt.
Mit geheimer zarter Regung
Fühlt er ſich zu ihr geneigt,
Hört mit inniger Bewegung,
Welch' ein Schmerz die Holde beugt.

Freundlich läßt er ſich erzählen,
Wie ein Ritter ſie geliebt,
Wie das ſtille Glück der Seelen
Jetzt des Vaters Härte trübt,
Deſſen Zorn ihr Bund entflammet,
Der die Schnur zwar nie gekannt,
Doch ſie mit dem Sohn verdammet,
Und ſie ewig von ſich bannt.

„Wahrlich! Das ſoll nicht geſchehen!
Ruft der Kaiſer: Faſſet Muth!
Laßt euch vor dem Vater ſehen,
Glaubt mir, dann wird Alles gut."
„„Ach! Wie dürft' ich ſolches wagen?
Mich verbannt ſein ſtrenger Spruch.
In der Ferne muß ich tragen
Meinen Schmerz und ſeinen Fluch.""

„Nun ſo will ich mit ihm ſprechen,
Nennt mir ihn, und ſeinen Sinn,
Wär' er noch ſo eiſern, brechen,
Traun! So wahr ich Kaiſer bin!"
„„Wollt ihr das? Ihr wollt verzeihen?""
Ruft ſie — ſtürzet vor ihm hin:
„„O laßt euch dieß Wort nicht reuen,
Denn ich bin die Welſerinn!""

Staunend tritt der Fürſt zurücke.
Unmuth, Mitleid, Zweifel, Luſt
Kämpfen in dem Augenblicke
Heftig in des Kaiſers Bruſt.
Soll er — darf er ſie verſtoſſen,
Die ſich zitternd an ihn ſchmiegt,
Die in Thränenſtrom' ergoſſen
Schluchzend ihm zu Füſſen liegt?

Muß er nicht des Worts gedenken,
Das den raſchen Zorn ihm band?
Kann er wohl dem Sohn verdenken,
Was er ſelbſt beynah' empfand?
Nein! Er kann nicht widerſtreben,
Enden muß er ihren Harm.
„Komm! ruft er: Dir ſey vergeben!
Komm in deines Vaters Arm!"

„Ja, ihr habt mich überliſtet,
Schlau begegnet meinem Droh'n:
Doch ich zürne nicht, ihr büßtet
Eure Schuld durch Reue ſchon.
Was geſchehn iſt, ſey vergeben,
Himmelsluſt liegt im Verzeihn!
Laßt das neue ſchöne Leben
Uns der Lieb' und Eintracht weihn!"

Caroline Pichler, geb. v. Greiner.

Wallhaide.

Wo dort die alten Gemäuer ſtehn,
Und licht im Abendroth ſchimmern,
Erhob ſich ein Schloß in waldichten Höhn,
Nun liegt's verſunken in Trümmern,
Nun pfeift der Sturm
In Saal und Thurm,
Nachts wandeln durch Thüren und Fenſter
Geſpenſter! —

Da hauſte ein Graf vor langer Zeit,
Wohl Sieger in manchem Strauße,
Gar wild und furchtbar im Kampf und Streit,
Und ſtreng und ernſt auch zu Hauſe,
Doch ſein Töchterlein war
Wie Sonne ſo klar,
Und ſo mild und voll Lieb' und Freude,
Wallhaide.

Sie webte ſtill im häuslichen Kreis,
Und trat gar ſelten in's Leben,
Doch ein Ritter liebte ſie glühend und heiß,
Ihr ewig zu eigen gegeben.
Vom nahen Schloß
Auf flinkem Roß
Flog Rudolph zur Süßen, zur Lieben
Dort drüben.

Und eh' die Sonne noch untergeht,
Harrt er ſtill am einſamen Orte,
Und leiſer ſchleicht, als der Zephyr weht,
Wallhaide durch Hof und Pforte,
In ſtiller Luſt
An Buhlens Bruſt,
Und er hält ſie mit treuem Verlangen
Umfangen.

Sie träumen, ſie hätten im Himmel gelebt,
Zwey kurze ſchöne Minuten,
Denn er ſcheidet, wenn Dämm'rung niederwebt,
Wenn die letzten Strahlen vergluthen.
Noch Kuß auf Kuß
Zum Abſchiedsgruß,
Dann eilt ſie mit Thränen im Blicke
Zurücke.

Und wie ſie den Sommer ſo ſcheiden ſehn,
Fing Sehnſucht an ſie zu quälen,
Und alſo trat Rudolph den Grafen an:
„Herr, ich mag's nicht länger verhehlen,
„Ich liebe Wallhaid,
„Drum gebt mir die Maid,
„Auf daß ſie treueigen mir bleibe,
„Zum Weibe!" —

Da zog der Graf ein finſter Geſicht:
„Was ziemt dir ſolch kecke Minne?
„Mein Mädel, Rudolph, bekömmſt du nicht,
„Das ſchlag dir nur friſch aus dem Sinne,
„Ein reicher Baron
„Führt morgen ſchon
„Die Braut trotz Thränen und Jammer
„Zur Kammer." —

Das fuhr dem Rudolph durch Mark und Bein,
Er warf ſich wild auf den Dänen,
Und jagte in Wald und Forſt hinein,
Das Auge hatte nicht Thränen,
Ein kalter Schmerz
Zerriß ihm das Herz,
Als müßt er in grauſamen Wehen
Vergehen.

Da durchbebt's ihn auf einmahl mit ſtiller Gewalt,
Er fühlt ſich wie neugeboren,
Und Ahndungen werden zur lichten Geſtalt,
Als wär' noch nicht alles verloren.
„Bin ich doch frey
„Und Wallhaide treu,
„Gott hilft, ſie aus Vaters Ketten
„Zu retten!" —

Und eh' die Sonne noch untergeht,
Harrt er ſtill im einſamen Orte,
Und leiſer ſchleicht, als der Zephyr weht,
Wallhaide durch Hof und Pforte.
In ſtiller Luſt
An Buhlens Bruſt,
Und er hielt ſie mit treuem Verlangen
Umfangen.

Sprach Rudolph endlich: — „Um Mitternacht
„Wenn alles längſt ruht im Schloſſe,
„Kein Verrätherauge die Liebe bewacht,
„Dann komm' ich mit flüchtigem Roſſe.
„Du ſchwingſt dich hinauf,
„Und freudig im Lauf
„Jag' ich mit der herrlichen Beute
„Ins Weite!" —

Da ſank ſie glühend an ſeine Bruſt,
Und koſ't ihn mit zärtlichem Worte,
Doch ſchnell erwacht ſie aus ihrer Luſt:
„Wie komm ich, Freund, durch die Pforte?
„Denn ſtreng in der Nacht
„Wird die Mauer bewacht,
„Wie mag ich der Knechte Reigen
„Durchſchleichen?“ —

„Zwar ſo — wenn mich nimmer die Hoffnung betrog —
„So käm' ich durch Pforten und Thüren,
„'S iſt freylich für Mädchen Muth zu hoch —
„Doch Lieb' ſoll mich leiten und führen!
„Wer ihr vertraut
„Hat wohl gebaut,
„Und wenn er im Kerker auch wäre!
„Drum höre!“ —

„Als Wundebold noch, unſers Hauſes Ahn',
„Auf dieſer Burg reſidirte,
„Da wuchs ihm ein Töchterlein herrlich heran,
„Des ganzen Hauſes Zierde,
„Hieß auch Wallhaid,
„Hat früh're Zeit
„Einen Buhlen in glücklichen Stunden
„Gefunden.“

„Dem wollte ſie ewig treueigen ſeyn,
„In Leben und Leiden und Freuden,
„Doch der harte trotzige Vater ſprach: — nein!
„Da wollte ſie nicht von ihm ſcheiden.
„Und kühn bedacht
„Um Mitternacht
„Zur Liebe aus Vaters Ketten
„Sich retten."

„Doch dem Grafen ſagt's ein Verräther an,
„Der zerſtörte blutig ihr Hoffen.
„Ihr Buhle fiel auf nächtlicher Bahn,
„Von meuchelnden Schwertern getroffen,
„Sie harrte noch ſein,
„Trat der Vater herein,
„Stieß den Dolch in's Herz der Armen,
„Ohn' Erbarmen!"

„Nun hat ihr Geiſt im Grabe nicht Ruh',
„S'iſt alle Raſt ihm genommen,
„Sie wandelt oft nächtlich der Pforte zu,
„Ob wohl der Buhle mögt kommen,
„Und harret ſein
„Bis Morgenſchein!
„Der Buhle ſoll einſt, wie ſie meinen,
„Erſcheinen!"

„So lange wandert ſie ohne Raſt,
„Im weißen blutigen Kleide,
„Iſt allen ein ſtiller befreundeter Gaſt,
„That Keinem je was zu Leide;
„Still geht ihre Bahn
„Zur Pforte hinan,
„Die Wächter laſſen ſie ſchleichen,
„Und weichen."

„Und wie ſie ihr Leben der Liebe geweiht,
„Wird ſie todt auch der Liebe ſich neigen,
„Sie borge heut Nacht mir ihr blutiges Kleid,
„Die Wächter ſollen mir weichen,
„Die Geiſterbahn
„Hält keiner an,
„Frey lenk' ich ſo durch ihre Mitte
„Die Schritte."

„Drum harr' an der Pforte! — Wenn's Zwölfe ſchlägt,
„Kommt Wallhaide langſam gegangen,
„Ein blutiger Schleyer, vom Winde bewegt,
„Hält die Geiſtergeſtalt umfangen.
„In deinem Arm,
„Da wird ſie erſt warm,
„Drum ſchnell auf den Gaul, und reite
„In's Weite!" —

„O herrlich! — fiel Rudolph ihr freudig in's Wort,
„Fahrt hin nun Zweifel und Sorgen,
„Und ſind wir nur erſt aus dem Schloſſe fort,
„So iſt auch die Liebe geborgen.
„Wenn der Morgen graut,
„Grüß' ich dich als Braut,
„Ade, fein's Liebchen, ich ſcheide
„Zur Freude!" —

Und lange noch glüht auf der Lippe der Kuß,
Da ſprengt er muthig bergunter,
Und ſcheidend wirft ſie den letzten Gruß
Dem Liebſten in's Thal hinunter.
„Lieb Rudolph! biſt mein,
„Lieb Rudolph! bin dein,
„Nicht Himmel und Hölle ſcheide
„Uns Beyde!" —

Und wie die Nacht auf die Thäler ſinkt,
Sitzt der Ritter gerüſtet zu Pferde,
Manch bleiches Sternlein am Himmel blinkt,
Tiefdunkel liegt's auf der Erde.
Er ſpornt das Roß
Auf's Grafen Schloß,
Und kömmt nach Liebchens Worte
Zur Pforte.

Und wie es vom Thurme Zwölfe ſchlägt,
Kommt Wallhaide langſam gegangen,
Ein blutiger Schleyer, vom Winde bewegt,
Hält die Geiſtergeſtalt umfangen.
Da ſprengt er hervor
Und hebt ſie empor,
Und jagt mit der zitternden Beute
In's Weite.

Und reitet lange, — und Liebchen ſchweigt,
Er wiegt die Braut auf dem Knie:
„Fein's Liebchen, wie biſt du ſo federleicht,
„Machſt dem Reiter nicht Arbeit und Mühe." —
„„Mein Gewand iſt ſo fein,
„„Das mag's wohl ſeyn,
„„Mein Gewand iſt wie Nebel ſo duftig
„„Und luftig!""

Und den Ritter umfaßt die zarte Geſtalt,
Da ſchauert ihm Froſt durch die Glieder:
„Fein's Liebchen wie biſt du ſo eiſig und kalt,
„Erwärmt dich die Liebe nicht wieder?" —
„„In deinem Arm
„„Da iſt's wohl warm,
„„Doch mein Bette war kalt, Gefährte,
„„Wie Erde!"" —

Und ſie reiten weiter durch Flur und Wald,
Bleich flimmert der Sterne Schimmer; —
„Und biſt du auch außen ſo froſtig und kalt,
„Dein Herzchen glüht doch noch immer?"
„„Lieb Rudolph! biſt mein,
„„Lieb Rudolph! bin dein,
„„Nicht Himmel und Hölle ſcheide
„„Uns Beyde!""" —

Und ſie reiten raſtlos immer zu,
Und nächtlich ſchleichen die Stunden. —
„Nun bin ich erlöſt, nun komm ich zur Ruh',
„Nun hab' ich den Liebſten gefunden,
„Biſt ewig mein,
„Bin ewig dein,
„Nicht Himmel nicht Hölle ſcheide
„Uns Beyde."

Der Morgen allmählig dämmert und graut,
Noch geht's durch Fluren und Felder;
Doch immer ſtiller wird die Braut,
Und immer kälter und kälter.
Da kräht der Hahn,
Schnell hält ſie an,
Und zieht den Liebſten vom Pferde
Zur Erde.

„Huſch! wie die kalte Morgenluft weht
„Mit dem nächtlichen Sturm um die Wette;
„Es graut der Tag, der Hahn hat gekräht,
„Lieb Buhle, die Braut will zu Bette!
„Komm h'rein, komm h'rein,
„Biſt mein, bin dein,
„Nicht Himmel, nicht Hölle ſcheide
„Uns Beyde!" —

Und eiskalte Lippen drücken den Kuß
Auf ſeine zitternden Wangen,
Und Leichenduft und Todtengruß
Umweht ihn, und hält ihn umfangen.
Da ſinkt er zurück,
Es bricht der Blick. —
Und die Braut hat den Liebſten gefunden
Dort unten!

Theodor Körner.

Graf Hoyer von Mansfeld,

oder

die Schlacht am Wölfesholze.

Eine Volksſage.

Der Graf hält ſtolz
Am Wölfesholz,
Und vor ihm in blinkenden Reihen,
Die Schaaren ſeiner Getreuen.
Es pochte das Männerherz an die Bruſt,
Zum Kampf und Streit
Und zum Sterben bereit,
In aller Augen ſprühte die Luſt,
Der Todesſchlacht ſich zu weihen.

Da ſprach der Graf:
„Als der Feind uns traf
„Im letzten Kampfgewühle,
„Da ſanken der Wackern viele,
„Und mancher verſprützte ſein edles Blut.

„Doch uns floh das Glück,
„Wir wichen zurück
„Aus dem Schwertergedräng', aus des Streites Gluth,
„Wir verloren im eiſernen Spiele."

„Doch Brüder, heut, —
„Neu erwacht der Streit!
„Heut müßt ihr in Kampf und Verderben
„Den alten Ruhm euch erwerben!
„Und ſo wahr ich jetzt mit gewappneter Hand
„In dieſen Stein
„Greif tief hinein,
„So iſt uns das Glück heut zugewandt,
„Zum Sieg und zum ruhmvollen Sterben."

Und er fühlt in der Fauſt,
Daß Gott d'rin brauſt,
Da blickt er ſiegend hinunter,
Und reicht zum Steine herunter,
Und greift, als ob es nur Erde wär,
Tief hinein
Mit der Hand in den Stein —
Und jauchzend ſtürzt ſich zum Kampfe das Heer,
Es ergreift ſie das göttliche Wunder.

Und weit und breit
Wühlt der Streit,
Die Schwerter im Blute ſich baden,
Es geſchehen herrliche Thaten,
Da weicht der Feind der begeiſterten Macht,
Doch es fällt der Graf,
Die Lanze traf,
Und er wird vom Herrn aus der blutigen Schlacht
Zum ewigen Frieden geladen.

So ging der Held
Aus dem Kampf der Welt,
Des ſtreitenden Lebens müde! —
Und wenn jene Zeit auch verblühte,
Zeigt man doch heut noch am Wölfesholz
Des Grafen Hand
In der Felſenwand,
Und der Deutſche nennt ſeinen Nahmen mit Stolz,
Es lebt ſeine That noch im Liede.

Theodor Körner.

Ferdinand des Zweyten Rettung *).

„Nein, Saint Hilaire, nicht Zufall darf man's nennen,
Ein ſichtbar Wunder hat der Herr bewieſen;
Der Macht und Güte Zeichen zu erkennen,
Sich ſeiner Diener Niedrigſten erkieſen.
Vernimm, ſpricht Ferdinand, die grauſe Kunde
Der Schreckensſcenen der verfloßnen Stunde.

Ich ſah der Freunde kleine Zahl verbluten,
Des Aufruhrs Flamme fürchterlich entzunden,
Der Väter Thron ergriffen ſchon die Gluthen,
Der Ruhe reiner Himmel war verſchwunden.
Voll von der Freyheit ſchwindelnden Gedanken,
Zerbrach der Bürger frevelnd ihre Schranken.

---

*) Die ſchnelle Befreyung Ferdinand des Zweyten aus den Händen der Rebellen durch Bucqoi, der das Dampier'ſche Cüraſſier-Regiment, nun Hohenzollern, unter dem Oberſt St. Hilaire von Krems nach Wien ſchickte, wo es unvermuthet im Augenblick höchſter Gefahr auf dem Burgplatz ankam, iſt durch die unnachahmliche Biographie Ferdinands des Zweyten im öſterr. Plutarch 8. Band des Hrn. Hofraths und Freyhrn. v. Hormayr hinlänglich bekannt. Allgemein iſt die hier benützte Sage von dem Crucifixe, welches Ferdinanden Troſt zugeſprochen haben ſoll.

Was ich dem Enkel ſchuf in ſchön'ren Tagen,
Die reiche Ernte meiner frühen Saaten,
Ward frechen Sinns von dem Rebell zerſchlagen,
Zum ew'gen Schandbild ſeiner Frevelthaten;
Was Großes mir und Herrliches erſchienen,
Es ſank zertrümmert nieder in Ruinen.

Da dacht' ich trüb in meiner Ahnherrn Saale
Der Größe, die ihr Genius errungen —
Sie ſchwand dahin — dahin mit einem Mahle,
Jahrhunderte vom Augenblick verſchlungen!
Und gramerfüllt ſah ich die künft'gen Zeiten,
In düſt'ren Bildern mir vorübergleiten.

Und plötzlich hört' ich's in dem Burghof ſchallen,
Den wilden Lärm mir immer näher dringen —
Jetzt rauſcht' es dumpf her durch die öden Hallen,
Und auf den Treppen klang's wie Schwerterklingen,
Da ſank ich, bauend auf des Herren Milde,
Erblaſſend nieder vor dem Chriſtusbilde.

Schon hört' ich draußen die Rebellen toben,
Mit frecher Hand ſie an die Thüren ſchlagen;
„Herr! rief ich, matt das Aug zum Bild erhoben,
Ich kann den Tod, — nicht die Entehrung tragen.
Ein Wink aus deiner Himmel heil'gen Höhen,
Und Habsburgs Stamm wird nimmer untergehen.

In goldnen Zweigen wird er ſich ergießen,
Wird Lebensfrucht dem ſpäten Enkel bringen:
O rette gnädig, eh' die Stunden fließen,
Die unheilbringend mir entgegen dringen;
Vernichte mich, nur nicht in der Vaſallen
Raubgier'ge Hände laß den Herrſcher fallen!"

Ich war erſchöpft. — Die letzten Kräfte ſchwanden, —
Es ſchloß die Ohnmacht mir die Augenlieder,
Die Sinne lösten ſich aus ihren Banden,
Und trüb umflort ſank Nacht auf mich hernieder.
Mich überlief ein wolluſtbanges Grauen; —
Ich ward gewürdigt ein Geſicht zu ſchauen.

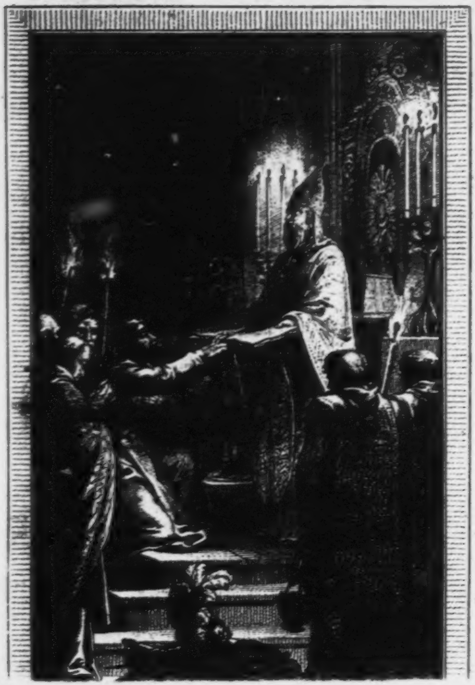
Ich ſah ein Lichtgebild ſich hell entfalten,
Hochglänzend, hehr, wie ob der Erde ſchweben,
Aus Äthers Gold ſich eine Kron' geſtalten,
Und höher ſich und leuchtender erheben;
Und lichte Strahlen floſſen aus der Krone
Erwärmend hin nach jeder Erden-Zone.

Die Luft durchbebte leiſer Töne Rauſchen,
Ich fühlte mich ſo wehmuthvoll beklommen;
Nun wie ich wollte den Accorden lauſchen,
Schien mir von oben ſolches Wort zu kommen:
„Ich gab die Kron' in deiner Väter Hände,
„Ich ſchütze ſie bis an der Zeiten Ende."

Da klang's von Außen wie Trompeten-Tönen,
Der Schlaf entfloh, das Traumbild war verſchwunden,
Ein junges Leben glühte in den Sehnen,
So froh, ſo wohl hatt' ich noch nie empfunden. —
Das Auge will verwundert um ſich ſehen —
Da ſieht es Dich, den Retter vor mir ſtehen.

Deinhardſtein.

WIENER STADTBIBLIOTHEK 2



Heinrich der Zweyte.

Den irdiſchen Schimmer floh Heinrichs Blick,
Er hob ſich zu himmliſchen Räumen,
Ihn kümmerte wenig ſein Erdengeſchick,
Er ſchwelgt' in ätheriſchen Träumen; —
Was ſollten ihm Krone, und Zepter und Macht?
Er nahm nur in Acht
Den Götterdienſt nie zu verſäumen.

Und fiel auch der Feind ihm in's Kaiſerreich,
Er ſchritt nicht zum tödtenden Kriege,
Und nahm er ihm Burgen und Länder gleich,
So ſprach er: „Ich gönn' ihm die Siege,
Mein Reich iſt dort über dem Himmelsgezelt,
Nicht werth iſt die Welt
Daß man ſich ein Härlein verbiege.

Den Kaiſer umgaben nur Mönche allein,
Die frömmelnd den Sinn ihm umſingen;
Gefüllt war mit geiſtlichen Büchern ſein Schrein,
Die Wände voll Heiligen hingen,
Drob ward er der Vater der Mönche genannt,
Die hatten verbannt
Von ihm alle irdiſchen Schlingen.

Der Kaiſer beſucht' einſt das Kloſter St. Vannes,
Vom Abte deſſelben begleitet,
Es war Riccardus ein wackerer Mann,
Zu jedem Guten bereitet,
Der ſeines Herrſchers erſchlaffenden Hang
Dem Reiche ſchon lang
Zum nahen Verderben gedeutet.

Und als ſie kamen hinan zur Abtey,
Im Dickicht des Waldes gelegen,
Sprach Heinrich, ergriffen von Melancholey:
„Hier ruh' ich von ſtürmiſchen Schlägen,
„Will bleiben, wo himmliſche Nahrung mich labt,
„Ehrwürdiger Abt!
„O gebt Eurem Sohne den Segen!“

Erſtaunt blickt der Abt auf den Kaiſer hin,
Der vor ihm im Staube gelegen,
Entblößet ſein Haupt, legt die Hände auf ihn,
Und ſpricht voll Andacht den Segen:
„Du ſtarker Gott! ſchenke Kraft deinem Sohn,
„Daß ihn auf dem Thron
„Nie ſeine Begierden bewegen!“ —

Sie klopfen an's Pförtlein, ſie treten hinein,
Der Kreuzgang, ſo düſter und ſtille,
Die Zellen ſo ruhig, ſo heimlich und klein,
Behagen dem Kaiſer; — ſein Wille
Wird immer lebend'ger, er dringt mit Gewalt
In den Abt, daß er bald
Den ſehnlichſten Wunſch ihm erfülle.

Und wie ihm auch dieſer die Spaltung beſchreibt,
Die dadurch dem Reiche entſtünde,
Der Kaiſer doch feſt beym Entſchluſſe bleibt,
Und hört nicht des Warnenden Gründe: —
„Wem's immer gelüſtet nach äußerem Schein,
„Mag Kaiſer nun ſeyn,
„Beherrſche die Erde voll Sünde!“ —

Alsbald rief Riccardus die Kloſterſchaar
Zur heiligen Feyer zuſammen,
Er ſelbſt trat im vollen Ornat zum Altar,
In Thränen die Augen ihm ſchwammen; —
Doch plötzlich fühlt er vom himmliſchen Sitz
Einen leuchtenden Blitz
Sein dunkles Gemüthe durchflammen.

Er winkt, — der Kaiſer wird eingeführt,
Bedeckt mit dem härenen Kleide;
Die Regel verkündet der Oberhirt,
Der Prior die heiligen Eide:
Gehorſam und Keuſchheit befehlen ſie; —
Geſunken auf's Knie
Schwört Heinrich auf's Meßbuch ſie beyde. —

Der Abt nach dem heiligen Abendmahl
Sein Wort an den Kaiſer richtet:
„Du biſt nun ein Mönch aus eigener Wahl,
„Und mir zum Gehorſam verpflichtet,
„Jetzt höre, was ich dir befehlen will! —
„Von dir werde ſtill
„Das heilige Amt dann verrichtet!

„Kehr' alsbald zu deinem Throne zurück,
„Der Wahn, der dich faßte, wird ſchwinden;
„Der Herr vertraute dir Völkerglück,
„Nur er kann davon dich entbinden,
„Mit Kraft und Milde das Zepter regier',
„Dann wirſt du in dir
„Den wahren Himmel bald finden!!" —

J. F. Caſtelli.

II.

Sonnette.

1.

Was ſoll ich ihr zum Todtenopfer bringen,
In der zuerſt mein Hoffen und mein Bangen
Mein Thun und Denken licht mir aufgegangen?
Ich kann nur weinen, und die Hände ringen.

Ihr ew'gen Schatten, die ihr Haupt umfingen,
Nach euch allein, nach euch ſteht mein Verlangen,
Sie ſey nur kurze Friſt vorangegangen,
Bis ihre Strahlen all' im Lied erklingen.

In Liedern will verhauchen ich die Seele,
Hinſtrömen in Geſängen und in Thränen,
Ihr ſtürzen nach durch meines Schmerzes Flammen;

So wiegt am Frühlingsſproß ſich Philomele,
Es ſchmettert durch die Nacht ihr glühend Sehnen;
Sie ſinkt, verlodert, in ſich ſelbſt zuſammen.

J. G. Meinert.

2.

Die Macht der Liebe.

Überall, wohin mein Auge blicket,
Herrſchet Liebe, find' ich ihre Spur;
Jedem Strauch und Blümchen auf der Flur
Hat ſie tief ihr Siegel eingedrücket.

Sie erfüllt, durchglüht, verjüngt und ſchmücket
Stets das All der wirkenden Natur;
Erd' und Himmel, jede Kreatur
Lebt und webt durch ſie, von ihr beglücket.

Blinder Knabe! muß denn alles ſich
Unter deinen Roſen-Scepter ſchmiegen?
Ja, es athmet alles nur für dich!

Alles ſchlürft in taumelndem Vergnügen
Deinen Honig ein in langen Zügen!
Haſt du Wermuth nur allein für mich?!

Johann v. Kalchberg.

3.

An die Ruhe.

Lieblichſte von allen Himmelsſchönen!
Troſt der Menſchheit — holde, ſüße Ruh'!
Deine Schwanenhand verſcheut im Nu
Jeden Gram, verſiegt den Quell der Thränen.

Ach, mit bangem Wünſchen, Hoffen, Sehnen
Eil' ich raſtlos deinen Armen zu.
Doch vergebens! nimmer weileſt du,
Mich mit deinem Palmenzweig zu krönen.

Wann, Grauſame! werd' ich dich ereilen?
Wann wirſt du die Krone mir ertheilen,
Die den Sterblichen ſo ſelten ziert? . . .

Wenn der Freund mit Stundenglas und Hippe
Mich in Hallen modernder Gerippe
Einſt erblaßt an deinen Buſen führt.

Johann v. Kalchberg.

4.

Die erſte Liebe.

Die erſte Liebe füllt das Herz mit Sehnen
Nach einem unbekannten Geiſterlande,
Die Seele gaukelt an dem Lebensrande,
Und ſüße Wehmuth letzet ſich in Thränen.

Da wacht es auf, das Vorgefühl des Schönen,
Du ſchauſt die Gattinn in dem Lichtgewande,
Geſchlungen ſind des Glaubens leiſe Bande,
Und Tage rieſeln hin auf Liebestönen;

Du ſiehſt nur ſie allein im Wiederſcheine,
Die Holde, der du ganz dich hingegeben,
Nur ſie durchwebet deines Daſeyns Räume!

Sie lächelt dir herab vom Goldgeſäume,
Wenn ſtille Lichter an den Himmeln ſchweben,
Der Erde jubelſt du: „Sie iſt die Meine!"

J. G. Fellinger.

5.

Gutes.

Das Gute glänzet nicht im grellen Schimmer,
Es wärmet ſanft, wie ſtille Morgenſtrahlen,
Vor ihm entflieh'n des Zweifels dumpfe Qualen,
Und Veilchen duften durch die Weltentrümmer.

Das Gute bleibet friſch — es welket nimmer,
Es nennt ſich fort in unerdachten Zahlen,
Doch keine Folge wird mit Folgen prahlen,
Der Funken glühet ewig ohne Flimmer.

Was auch das Schickſal über dich verhänge:
So laß die ſchönen Kräfte nicht verwildern,
Damit das Edle nicht von dir ſich wende!

Der Same ſtirbt nicht in des Winters Strenge,
Das Gute wirket fort in Wechſelbildern,
Die Gottheit kennt nicht Anfang und nicht Ende.

J. G. Fellinger.

III.

Mythen und Allegorien.

Die Sommerſproſſen.

Die Schönheit ſtand an einer Quelle,
Und wuſch mit ihrer reinen Welle
Sich das bezaubernde Geſicht.
Am Ufer ſtand die Menge, dicht
Gedrängt, und ſah mit Wonneblicken
Die Lieblichkeit, die ihr ſich wies,
Und welche jeder, voll Entzücken,
Ganz tadellos und göttlich pries.

Das tönte zu des Neides Ohren;
Er ſchlich voll Tücken ſich herbey,
Und grinſte: „Niemand iſt geboren,
Der ohne Fehl und Mangel ſey;
Bald findet ſie mein Kennerauge
Und bald erfährt das Publicum
Wie doch ſein Lob ſo gar nichts tauge.“ —
So ſchleicht er ſpähend rund herum:

Doch ach! mit kaum verbiſſ'nem Schrecken
Sieht er die Huldinn vor ſich ſtehn,
Und kann auch nicht den kleinſten Flecken
An dieſem Götterkind erſpahn.
„Sie ſollte meinem Hohn entgehn?
Gab Freundinn Schmähſucht mir nicht Waffen,
Was ſie nicht hat, ihr zu erſchaffen?“ —
So knirſcht er, ſchöpfet aus dem Quell
Zwey Tropfen, wandelt ſie mit Gifte
Zu einer gelben Ätzung ſchnell,
Und ſprützt ſie freudig durch die Lüfte.
Er hat ſich nicht zu viel vertraut!
Wohin ein Tropfen ſich ergoſſen,
Da haftet auf der Schwanenhaut
Untilgbar nun — ein Sommerſproſſen.

Thereſe v. Artner.

Erfindung des Feuers.

Mythe *).

Chaosnacht, ſo kündet heil'ge Sage,
War des Weltbeginnen Urgeſicht;
Da erſcholl am Schöpfungs-Frühlingstage
Ew'ger Liebe Ruf: Es werde Licht!
Dieſem erſtgebornen Himmelskinde
Schmiegte ſich, im Brautgeleit der Winde,
Wärme, eine Zwillingsſchweſter, an — **).
Schöner Bund, den Kopf und Herz begann!

---

*) Gegenwärtige Mythe iſt das Fragment eines größern Gedichtes, mit der Überſchrift: Das Feuer; das Gedicht ſelbſt ein Verſuch in der didactiſchen Gattung. Die gewählte, ſich dem Epiſchen nähernde Form, dürfte gewagt ſcheinen; daher die Ausſtellung dieſer Probe zur Beurtheilung. Da der Gebrauch und Mißbrauch des Feuers ſo vielfältig iſt, dürfte der Stoff ſehr intereſſant ſeyn. Der Verf.

**) Feuer iſt die Verbindung des Lichts mit dem freyen Wärmeſtoff. Gren.

Aus der Beyden innigem Umarmen
Wurde neu ein Götterſohn gezeugt;
Seine Bruſt füllt Wuth und Liebeerbarmen,
Wie ſich raſcher Sinn bald hebt, bald beugt.
So entſtand im Weltbeginn das Feuer.
Gott im Walten oft, oft Ungeheuer!
Dieſer Jüngling blieb im Mutterland,
Der Unendlichkeit war er verwandt.

Und er nahm, zum Götterſitz, der Sonnen
Mächtig, unbegränztes, glänzend Haus;
Allem, aus der Chaosnacht entſponnen,
Theilet er die Gaben liebend aus.
Myriaden Sterne, neugeboren,
Hat er ſich zum Herrſcherkranz erkoren;
Und ſein immer waches Aug' umfaßt,
Fernhin ſchützend, Alles ſonder Raſt.

Und er ſchafft ſich ſelber Bahngefährten,
Hebt ſie aus dem Chaosſchlamm herauf;
Seine Gluth kann Weltgebilde härten,
Und ſein Wink beſtimmen ihren Lauf.
Starrer Ohnmacht hat er ſie entbunden,
Sie im Wandelkreiſe ſchön gefunden;
So hat er die Erde aufgebaut,
Und dem Menſchen ſie mit Huld vertraut.

Kehren nun die alten Feindgewalten,
Winternacht und tödtend Eis, zurück;
Er verſcheucht ſie; Eiſeskruſten ſpalten,
Nacht erhellen kann von ihm ein Blick;
Und aus ihrem kalten Schooße keimen,
Sproſſen, blühen, reifen ſonder Säumen
Gute Kinder junger Zeit hervor. —
Dankbar blickt der Menſch zu ihm empor!

„Der im Lychniskranze wiederſtrahlet,
„Der dem Pfirſich ſeinen Purpur leiht;
„Der den Äther unnachahmlich mahlet,
„Der das All zu ſeinem Tempel weiht;
„Fernher ſpendeſt Du uns Freud' und Leben;
„Wolle näher uns, ein Gott, umſchweben,
„Einen Sohn, den Strahl vom Flammenmeer,
„Sende, Erdgenoſſen nahend, her!"

Alſo fleh'n, mit brünſtigem Gefühle,
Die noch frommen Kinder der Natur;
Und es kündet, bruſtbeengend, Schwüle
Des erflehten Gottes nahe Spur.
Schwarz umhüllt er ſich mit Ungewittern —
Männerherzen, fürchtend ihn, erzittern —
Nieder ſtürzt ſich nun der Flammenblitz;
Und im Höchſten wählt er ſeinen Sitz.

Als nun lodernd aus den Königseichen
Er in der Erſchreckten Mitte ſtand,
Sah die Bether rings umher erbleichen,
Da erbarmt er ſich, und — er verſchwand;
Hinterließ nur ſeiner Nähe Zeichen. —
Modernd Holz und Leuchtwurm ſoll ihm gleichen;
Todten Funken gluthen ſie bey Nacht,
Der ſich nimmer zu der Flamme facht.

Flackernd Licht hüpft auf im Thales-Mooſe,
Quellen ſprudeln lau mit Dampf hervor;
Doch er ſelbſt barg ſich im Erdenſchooße,
Bis der Menſch des Anblicks Furcht verlor,
Bis, gewöhnt zum ſanftern Gottesbilde,
Er mit Muth beſchaut die Schreckgefilde,
Bis der Kühnſte ſich der Stätte naht,
Die des Flammengottes Fuß betrat.

„Mächtig muß ein Gott ſich Menſchen zeigen,
„Dieſer hat den Stamm in Staub gekehrt;
„Starkes muß ſich ſeinem Willen neigen,
„Dieß hat er zerſtörend uns gelehrt. —
„Sohn, der von dem beſten Vater ſtammet,
„Der in Nacht und Stille ſanfter flammet,
„Zeige Dich, daß Dich mein Arm umfaßt,
„Dich begrüße als der Erde Gaſt!"

Winde ſpreiten ihre raſchen Flügel,
Finden ſich zur Stelle wechſelnd ein,
Fächeln um den lockern Aſchenhügel,
Da erſcheint die Lohe wach und rein;
Brechen Zweige von dem nahen Stamme,
Tragen ſie geſchäftig zu der Flamme,
Winken freundlich nun dem Menſchen hin;
Der begreift der Gottes-Diener Sinn.

Zaghaft, ſchüchtern ſteht die Schaar im Kreiſe;
Doch der Kühne fürchtet nicht den Gaſt;
Übt die ihm vorerſt gelehrte Weiſe,
Bricht, und bringt, und zündet einen Aſt;
Trägt ihn hin zur ausgewölbten Grotte,
Weihet ſie als Tempel ſeinem Gotte,
Schützt ihn dort vor Sturm und Regenwuth,
Nähret ohne Raſt die heil'ge Gluth.

Alle, die des Wunders Ruf vernommen,
Bringen Opfer auf den Brandaltar;
Alles ward zur Aſche da verglommen,
Was verwandt der Sonn' und Erde war;
Was der Tag mit ſeinem Licht belebet,
Was den Blick zur Sonne aufwärts hebet,
Ward zerſtört, dem Feuer unterthan. —
Allmacht! rief der Menſch erſtaunt, und ſann.

„Was der ferne Gott mit Liebe nähret,
„Küßt der nahe kaum, und küßt es todt!
„Was die Erde deckt, hat er verheeret;
„Gebt, was uns der Schooß der Erde both!
„Kann er auch zu ſeiner Allmacht Zeichen
„Uns den harten Sohn der Kluft erweichen?“ —
So erprüfend, legt der Kühne ſtolz
Erzgeſtein hin; ſieh — der Harte ſchmolz.

Mit den Farben eines Regenbogen,
Einſt zum Friedenszeichen aufgeſtellt,
Sieht der Menſch erweicht ihn abwärts wogen,
Sieht, wie neue Formen er erhält;
Sieht darauf zum Härtern ihn verkehret,
Der den Weicheren bezwingen lehret. —
Muthig ward die Gabe aufgerafft,
Dieſer Opfer mehr dem Gott verſchafft.

„Können wir dem ſtarren Blicke trauen?
„Nicht verzehret, nur verwandelt hat
„Er den Stoff, viel ſchöner nun zu ſchauen;
„Lehrt uns neue Wunder ſeine That? —
„Nicht der Erde Rinde nur ſoll nützen;
„Daß ihr Innerſtes wir auch beſitzen,
„Hat ſich ſeine Macht uns zugeſellt;
„Uns erhoben zu den Herr'n der Welt!

Gläubig fromm empfing der Menſch die Gabe,
Doch erwacht zugleich ſein ſtolzer Sinn;
Frevelnd greift er nach dem Herrſcherſtabe,
Höhnt der Noth, des Dürft'gen Lehrerinn;
Manches, kaum gedacht, kann er vollbringen;
In der Erde Schooß will er nun dringen,
Ihn nicht ſchreckt der Tiefen Mitternacht:
Feuer hat ihm Licht und Kraft gebracht.

A. Zettler.

Jo.

Mythe.

Jo lag in Abendkühle,
Auf des Mooſes lindem Flaum,
Traut umwebt von Zephyrs Spiele,
Unter blüh'ndem Myrthenbaum.

Schmeichelnd floß um runde Glieder,
Leicht gewobenes Gewand,
Braune Locken rollten nieder,
Auf den zarten Schnee der Hand.

Wie der Mond durch Blüthen ſcheinet,
Wallet bang das kranke Herz;
Wehmuth trübt den Blick — ſie weinet; —
Thränen kühlen nicht den Schmerz.

Traurend ſchaut ſie in die Ferne,
Und ihr ſehnend Auge bricht,
Lächelnd winken ihr die Sterne,
Doch ſie bringen Ruhe nicht.

Und von Äthers Grau ſieht ſchnelle
Sie ein leuchtend Wölkchen flieh'n,
In azurner klarer Helle
Weht es zu dem Mädchen hin.

Koſet mild im ſüßen Wehen,
Schmiegt ſich heimlich an die Bruſt,
Sie kann nimmer widerſtehen,
Des Gefühles ew'ger Luſt.

Um die Wolke voll Entzücken
Schlingt ſie leiſ' die Schwanenhand,
An den Buſen warm zu drücken, —
Als ein Jüngling ſich entwand.

Wie des Himmels Duft entfloſſen,
Stand er wonnig vor ihr da;
Von des Reitzes Blüth' umgoſſen;
Wie ſie ihn in Träumen ſah.

Stillen Wunſch ſein Auge kündet,
Sie erkennt das Ideal,
Fliegt zu ihm — im Kuſſe ſchwindet,
Ihrer Bruſt geheime Qual.

Deinhardſtein.

Das Veilchen.

Als Flora ſich mit Zephyrn einſt vermählte,
Vertheilte ſie die Pflanzen ſchweſterlich:
Auch Lieb' und Treue kam, und jede wählte
Des Veilchens Sprößling zum Geſchenke ſich.

Mit ſehnſuchtsvollem Auge ward gerungen,
Doch bald vereint war beyder Herz und Sinn;
Vertraulich friedſam gingen ſie umſchlungen,
Und pflanzten ihren Sproß im Schatten hin.

Beſcheidenheit, die nur im Stillen waltet,
Beträuft mit Himmelsthau ihr holdes Bild,
Und herzig war zur Blume bald entfaltet,
Der Auen Zierd' im Schattengrün verhüllt.

Mit Wechſelfarben und mit Duft begießet
Der Blumen Göttinn dieſen Sproß der Au:
Der Liebe ſanftes Roſenroth verfließet
Am Veilchen in der Treu' ätheriſch Blau.

J. Fr. Richter.

Das Johanniswürmchen.

Dort ſieheſt du ſchimmern das Würmchen bey Nacht?
Einſt war es ein Jüngling der heiter gelacht,
Und als er zum Mädchen am Abend einſt kam,
Da liebelt' und koſt' und erzürnt' er die Scham.

Jetzt irreſt du Würmchen verwandelt herum,
Und fliegeſt viel Jahre ſchon einſam und ſtumm
Zu ſuchen mit ſchwächlichem Flimmer bey Nacht,
Zu ſühnen die Göttinn, die ſtrafende Macht.

Du fliegeſt nicht immer ſo einſam verwaiſt,
Einſt biſt du zwey Lieben ein ſchützender Geiſt:
Dann wirſt du ein Jüngling, aufblühend und ſchön,
Nachdem du die Göttinn verſühnet, erſteh'n.

J. Fr. Richter.

Verſchwiegenheit.

Morpheus ſtreut' einſt rings des Mohnes Blüthe
Über alle Weſen weit und breit:
Eine Göttinn nur, für die er glühte,
Ließ er wach: die ſtille Einſamkeit.

Unter ſchlanken Erlen an der Quelle
Saß ſie, in ſich ſelbſt verſchloſſen, hier,
Leiſe horchte ſie dem Klang der Welle:
Mohnumkränzet kam der Gott zu ihr.

Was das Mädchen günſtig ihm gewährte,
Hat im Schleyer Luna nur geſeh'n:
Als Aurora ſelbſt zurücke kehrte,
Sah ſie ihn der Schönen Kühlung weh'n.

Schüchtern kam zu einem Pfirſichbaume
Einſamkeit im Lenz mit ſcheuem Blick:
Deckt' ein Kind mit ihres Kleides Saume
Legt' es leiſe hin, und ſchleicht zurück.

Ruhig lag es da mit Duft umgeben,
Roſig eingehüllt vom Blüthenguß:
Alſogleich ſah pflegend ſich's umſchweben
Von Beſcheidenheit und Stillgenuß.

Ihm, durch Sorgfalt endlich hold gediehen,
Ward der liebe Pfirſichbaum geweiht,
Stille Schönheit ward ihm mild verliehen,
Und das Mägdlein heißt: Verſchwiegenheit.

J. Fr. Richter.

IV.

Legenden.

Marianus.

1.

Längſt des Stromes Felſen-Ufer
Durch die ſchwarze Nacht
Schreitet Balduinus ſuchend,
Sonder Ruh und Raſt.

Krank daheime liegt die Mutter,
Hoffnung ſie nicht labt;
Wird nicht Hülfe ſchnell erfunden,
Sinkt ſie in das Grab.

Wohl der Wiſſenſchaften kundig,
Denen Leben dankt,
Schuf der Sohn mit heit'rem Muthe
Manchen Heilungstrank.

Immer fand er doch gebunden
Die lebend'ge Kraft,
Und mit jeder neuen Stunde
Wächſt nun die Gefahr.

Bangend klettert er am Ufer,
An dem Felſenhang,
Eine Pflanze kennt er, duftig,
Die nur helfen mag.

Doch die Nacht iſt ſchaurig dunkel,
Nicht ein Sternlein ſtrahlt;
Alle Mühe bleibet fruchtlos,
Balduin verzagt.

Eines will er noch verſuchen,
Klimmt den Fels hinan;
Auf den Felſenhöhen luftig,
Er die Pflanz' einſt traf.

Wie er nun bey Blitzes Zucken
Einen Stein umfaßt,
Und das Kraut ihn ſchon umduftet,
Er darnach ſchon langt:

Horch! das Brauſen eines Sturmes,
Und ein Wetterſchlag;
Balduinus ſtürzt hinunter,
Hoch aufſchäumt das Naß. —

Wer? wer zog mich aus den Fluthen?
Ruft er, endlich wach;
Hat der Strom mich nicht verſchlungen?
Iſt mir Hülfe nah?

Neben ſich an Stromes Ufern
Sieht er einen Mann,
Und das Kraut, das lang geſuchte,
Trägt der in der Hand.

„Jüngling! ſollſt nicht länger ſuchen,"
Spricht der Fremd' ihn an;
„Krank daheim liegt deine Mutter,
„Sey darob nicht bang."

„Morgen wird ſie dir geſunden
„Durch die Pflanze da;
„Aber Eines, Jüngling, mußt du
„Mir geloben an."

„Sieben Jahr und ſieben Stunden
„Nehm' ich keinen Dank;
„Doch nach ſieben Jahr und Stunden
„Fordr' ich, was ich mag."

„„Sieben Jahr und ſieben Stunden?
„„Und dann, was du magſt?
„„Schauer meine Bruſt durchzucket,
„„Zieht mich von dir ab.""

„Wohl, ſo ſterbe dir die Mutter!
„Stürzeſt ſie in's Grab."
Mit den Kräutern in die Fluthen
Sank der Felſenhang.

„„Schrecklicher! — o Mutter! Mutter!
„„Schrecklicher! — wohlan!
„„Meine Mutter ſoll geſunden,
„„Alles bieth' ich dar.""

Einen Stein, tief aus dem Fluſſe
Zieht herauf der Mann;
„Sieh, er glänzt von deinem Blute,
„Sey mir Bürg' und Pfand."

„Nur ein Zeichen unſ'res Bundes
„Mangelt noch daran;
„Alſo ſoll dein Arm, noch blutend,
„Sichern mir das Pfand."

Bleich ſchaut Balduin das Blutmahl
Auf dem Steine ſchwarz.
Fügt ein Kreutzes Mahl hiezu noch,
Schon in Feind's Gewalt.

Und der Fremde nun wie Sturmlaut
Wild im Thal auflacht:
Und er jauchzt; ein ſchrecklich Fluchen
Tönt der Wiederhall.

2.

„Endlich! endlich kehrſt du wieder!"
Stöhnt die Mutter auf dem Lager,
Breitet weit die matten Hände
Nach dem lieben einen Sohn' aus.
Trübverſtört tritt der herein.
„Sohn! wo iſt der Augen Feuer?
„Sohn! wie blaß iſt deine Lippe?
„Biſt doch wohl? Mir war ſo wehe!
„Unglück kündend, heulten Stürme
„Durch die lange Schreckensnacht."

„„Heil gebahren dir die Stürme!""
Stammelt Balduin erſchreckend,
Ob der kühnen Rede Tröſtung;

Denn ein Dolch dringt in das Herz ihm
Bey der kecken Lüge: Heil!
Abgewendet von der Mutter
Müht er ſich am Feuerheerde
Schnell den Labetrank zu bräuen;
Kaum noch reicht er ihn der Kranken,
Als er krampfhaft niederſinkt.

Und ein leiſes Klaggetöne,
Und ein warmer Thau der Thränen
Weckt ihn aus der langen Ohnmacht;
Er nun auf der Kranken Lager,
Neben ihm die Mutter heil. —
Aus dem dankerfüllten Herzen
Strömt der volle Strom der Liebe
Hin zum Retter ihres Lebens;
Keine Gränzen kennt die Sorge
Für den lieben, einen Sohn.

Da erſchallt des Dorfes Glöcklein,
Ladet ein zu Dankgebethen,
Ladet ein zu frommen Bitten,
Schallet Glauben, Hoffnung, Liebe,
Allen, die dem Herrn getreu.
Balduin erblaßt beym Schalle;
Jeder Wonnelaut der Mutter

Kündet Tod ihm und Verdammniß;
Hölle wird der Frommen Lächeln,
Und er reißt ſich wild von ihr.

Dennoch zieht es ihn zur Kirche,
Denn gar mächtig ſchallt das Glöcklein;
Wer dem Segen will entlaufen,
Zieht dem Fluche ſelbſt entgegen,
Kündet der gewalt'ge Laut.
Doch das Heilige zu ſchauen
Waget Balduinus nimmer;
Draußen, an des Tempels Pforte,
Steht er mit dem Blick zur Erde;
Bethen will er, kann doch nicht.

Und es löſen ſich die Zungen,
Warm und voll von Herzen ſteigen
Auf zum Schöpfer die Gebethe,
Und vom Himmel ſinkt die Tröſtung
Nieder zu der Chriſten Bruſt.
Balduinus kann nicht bethen,
Ihm nur quillt kein Troſt von oben;
Eine Stimme ruft im Innern:
Haſt dich ſelbſt dem Tod ergeben,
Alle heilig! du nur nicht!

Und es woget durch die Hallen
Orgelton, und heilig! heilig!
Preiſ't den Herrn, ein Chor, der Hymnus;
Engel ahndet die Gemeine,
Jede Bruſt ſteigt himmelwärts.
Doch der Orgel Jubeldonner
Dröhnt in Balduinus Ohren
Wie des Fremden Fluchgejauchze;
Wie gejagt von tauſend Wettern,
Stürmt er in die Weite fort.

3.

Wer wandelt dort im Büßerkleide
Auf ungebahnten Bergeshöhen?
Die Todtenbläſſe auf den Wangen,
Der ſtiere Blick aus hohlem Auge,
Der wildverſtörte lange Haarwuchs
Verkündet keinen frommen Siedler,
Verkündet keinen Glücklichen.

Es wandelt dort auf Bergeshöhen
Der kranke Jüngling Balduins.
Nicht hören, nicht betäuben konnt' er
Die inn're, ewig laute Stimme;
Da ſchied er aus der Menſchen Umgang;

Im Büßerkleid auf Bergeshöhen
Sucht Hülf' er in der Einſamkeit.

Aus Thälern trieb es ihn nach oben;
Da glänzet rein der Strahl der Sonne,
Da wehen labend friſche Lüfte,
Und Pflanz' und Baum und jedes Weſen
Gedeihet, als dem Himmel näher,
Doch, Balduin, kannſt du gedeihen?
Wann ſchweigt die Stimm' in deiner Bruſt?

Gemeinſam hat er auf den Bergen
Mit wilden Thieren ſeine Wohnung;
Von Wurzeln er ſich kärglich nähret,
Und rauhe Steine ſind ſein Lager.
So will er büßend Ruh' erringen,
Doch Jahr an Jahre zieh'n vorüber,
Nie ſchweigt der Richter in der Bruſt.

Ja mit den Jahren die da ſchwinden,
Erwächſt nur mehr und mehr das Leiden.
„Nach ſieben Jahr und ſieben Stunden!"
So muß er immerdar ſich ſagen. —
Nicht Ruh' erringet ihm die Buße,
Denn will er bethen, tritt mit Grinſen
Der Fremde, Schreckliche, vor ihn.

Und dieſem Schrecklichen entfliehen,
Entweichen ſeinem Hohngelächter,
Entlaufen ſeinem Fluchgejauchze,
Das will er, und ſo treibt die Angſt ihn
Von Bergen fort zu neuen Bergen;
Erſterben wollen ſchon die Kräfte,
Die Hölle gönnt ihm keine Raſt.

Da trifft er eines Siedlers Hütte;
Das morſche dunkelgrüne Moosdach,
Die halbverſunk'nen Wände zeugen
Vom Alter dieſer frommen Stätte.
Ein Heiliger ſcheint hier das Leben
In Buß' und Lieb' verhaucht zu haben;
Hier ſuchet Balduinus Ruh.

Hier will der Jüngling fürder hauſen,
Barmherzigkeit des Allverſöhners
Verkündet die geweihte Erde,
Hier darf der Schreckliche nicht nahen.
Und Balduin, das Aug' erhebend,
Erblickt ein hölzern Crucifixe
Am Fels, der vom Gebethe hohl.

Er wagt's zum Mittler aufzurufen:
Da däucht am Kreutz' ihm der Erlöſer,

Des Höchſten Wundenmahle glänzen,
Es quillt daraus der Born des Heiles;
Der ſtrömet hin in alle Welten,
Und Millionen knie'n im Staube.
Weiß prangend von dem Gnadenborn.

Nur er allein von Millionen,
Nur er allein ſteht ausgeſchieden,
Und trinken möcht' er von dem Borne
Und reinigen die wunden Hände,
Vom eignen Blute ſchuldvoll triefend;
Er drängt ſich zu den Auserwählten,
Umklammert feſt des Kreutzes Stamm.

Da quillt der Born zu ihm hernieder;
Ein blutig Kreutz auf ſchwarzem Steine
Erglüht, vom Heiligſten berühret;
Und Balduinus kennt das Blutmahl
Und ruft ein dreyfach bitt'res Weh' aus.
Wie darf er noch das Kreutz umfaſſen,
Das frevelnd er einſt ſich entweiht.

Und heller flammt des Kreutzes Blutmahl
Und Balduinus fühlt die Flammen
Verzehrend tief im tiefſten Herzen.

Die Seligkeit der Millionen
Erhöht das Glühen ſeines Blutes,
Verbannen aus den offnen Himmeln
Muß, er der Schuldige, ſich ſelbſt.

Doch ſchwinden nicht will das Geſichte,
Und überall auf ſeinen Pfaden
Erſcheint der ſchwarze Stein, das Blutmahl.
Als könnt' er doch ſich ſelbſt entfliehen,
So ſtürmt er fort, nach Ruhe dürſtend,
Bis er erſchöpft vom langen Kampfe
Beſinnungslos zur Erde ſtürzt.

Und wie er aufwacht, glänzt vom Himmel
Der Strahl des Mondes mild hernieder,
Rings herrſcht die ernſte Feyerſtille.
Er ſchaut das heimathliche Kirchlein,
Er ſchaut der Todten Schlummerſtelle;
Ein friſchgebauter Grabeshügel
Hebt unter ihm ſich leicht empor.

Und wie aus langen ſchweren Träumen
Auffahrend, ruft er plötzlich: „Mutter!"
Hin zieht es ihn zum Leichenſteine,
Und „Mutter! Mutter!" lallt er weinend,

„Wie war ich blind in meiner Liebe,
„Wie konnt ich Gottes Ruf verkennen!
„O Mutter! Mutter! zürne nicht!"

Und wie er noch das Grab umarmet,
Als wollt' er liebendes Verzeihen,
Und Segen wecken aus dem Hügel;
Da ſchallen Flöten Melodien
Aus Tiefen auf, von Höhen nieder;
Die rufen ihn gar ſanft gewaltig;
Er ſchaut mit naſſem Aug' empor.

Ein Frauenbild voll Himmelsanmuth
Prangt neben ihm, am Grabe ſchwebend.
Er hängt am Aug' der höh'ren Mutter,
Und kann nicht ſatt der Labung werden.
Sie aber einen Stab ihm reichet:
„Wo dieſes Reis ergrünt, iſt Ruhe!"
Und Melodie und Bild zerfließt.

4.

Scharen des Volkes zieh'n drängend
Durch die Thore der hohen Roma;
Ihre Stäbe ſchmücken Gewinde
Duftender Blumen mancher Fluren;
Das beſtäubte Gewand der Waller,

Der nur matt vorſchreitende Bethzug,
So wie des warmen Schweißes Perlen
Zeugen, fernher begann die Wallfahrt.
Aufgethan den büßenden Sündern
Hat ſich ein neuer Quell der Gnade;
Reuig nahen die wunden Seelen,
Bauend feſt auf Mutter Marien.

Enger umſchließt bey jedem Schritte
Volksgedränge den Zug der Waller;
Alles will zur Kirche Mariens,
Schauen die wunderthät'ge Mutter,
Und den büßenden Pilger-Jüngling,
Dem ſich zeigt in Wundern die Gnade.
Und vor der Kirch' ein weiter Raum iſt
Voll der bethenden Wunderzeugen,
„Sehet, ſehet den blühenden Baum doch,
„Den als ein dürres Reis er pflanzte!“
Alſo flüſtert es durch die Menge,
Jedes Herz fühlt heiliges Schauern.

Doch in der Kirch' am Hochaltare,
In der Mitte der frommen Prieſter,
Kniet Balduinus in Andacht.
Tief in den Staub gebeugt zerfließt er
Faſt in Thränen der ſanften Wehmuth.

Aus der Liebe keimte die Hoffnung,
Und aus des Glaubens feſter Wurzel
Grünet neu die erſtand'ne Tugend
Gott lobpreiſend ſingen die Prieſter,
Auch die Gemeine ſendet Jubel
Zu dem Throne des Allerbarmers,
Der ſich offenbarte den Seinen.

Und es erhebet von dem Sitze
Sich Arnulphus, der Kirche Biſchof:
„Balduinus! haſt du gewählet?" —
Auf zu dem Muttergottes-Bilde
Schaut der Jüngling, nicht ohn' Erröthen,
Schaut die hocherhabene Jungfrau,
Schwebend im milden Himmelsglanze,
Lieb erweckend und Tröſtung thauend,
Wie am Muttergrab' in der Mondnacht.
Und in der Demuth wagt' die Bitt' er
Ihn, Unwürdigen, aufzunehmen
In die Zahl der Diener der Kirche.

Laut zu dem Herrn ruft der Apoſtel;
Dann, zum Jünglinge ſtreng gewendet
Heißt er ihn entſagen der Erde.
So wie vom Haupte fällt die Locke,
Und das Layengewand nun ſinket.

Und das Kleid der Kirch' ihn umfließet,
Fühlet der Jüngling Gottes Frieden.
Da vollendet der Hirt die Weihe,
Ihn den frommen Brüdern vertrauend:
„Treulich bewahret dieſen Sohn mir,
„Ihm iſt Mutter Maria gnädig,
„Marianus ſey er geheißen!"

5.

Eines hohen Feſtes Künderinnen
Schallen, froh geläutet, alle Glocken
Von dem Thurme der Marienkirche;
Reich geſchmückt mit Bändern und mit Kränzen
Iſt der Kerzen Doppelzahl am Altar,
Reich verziert das Wunderbild Mariens.
Zahlreich ſchon verſammeln ſich die Chriſten,
Jedes Herz iſt frommer Hoffnung voll.

In der Zelle vor dem Kreutzes-Bilde
Bethet noch der Bruder Marianus;
Fleht zu Gott um Nachlaß ſeiner Sünden,
Fleht zu Gott um Tilgung jeder Mackel,
Daß mit reinen Händen er hintrete
An den Hochaltar zum erſten Opfer.
Endlich rufet ihn das dritte Zeichen,
Und zur Kirche ſchreitet er in Demuth.

Vor der Sakriſtey einſamer Pforte
Tritt ein Mann im faltenreichen Mantel
Ernſt geheimnißvoll in ſeinen Weg hin.
„Kennſt du mich?“ ſpricht der mit rauher Stimme;
„Sieben Jahr und ſieben Stunden ſind es,
„Seit wir uns zum letzten Mahle ſahen;
„Dienen ſollſt du mir mit ganzer Seele,
„Blutig löſen nun dein blutig Pfand.“

Marianus aber ſchaut zum Herrn auf:
„Vater, der du throneſt in den Himmeln,
„Heilig, heilig, heilig iſt dein Nahme
„Laß nicht ſinken mich in der Verſuchung!“
Und entzündet von der Kraft des Geiſtes
Fühlet er ſein Herz, Begeiſt'rung Gottes
Strömt von ſeiner Lippe, daß der Fremde
Bebet ob der Macht des frommen Prieſters.

„Dienen ſollſt du Gott dem Herrn alleine!
„Zürnend ſchau ich in dem Land Ägyptus
„Einer Heidengöttinn Tempel; ſtürzen
„Sollſt du den, und ehe noch das Opfer
„Dienend ich vollbracht am Hochaltare,
„Selbſt ein Zeichen bringen des Gehorſams,
„Zu des einen ew'gen Gottes Ehre
„So befiehlt durch mich dir Jeſus Chriſt!“

Und hinaus zur gnadenreichen Mutter
Tritt der Prieſter, ſingt die hohe Meſſe,
Bethet zu der eignen Seele Frommen,
Bethet für das Heil der ganzen Kirche;
Und vom Thurme ſchallt die Glocke wieder,
Auch die fernen mahnend zu der Andacht,
Weithin brauſen ſtarke Donnerſchläge,
Lauter ſchallet doch des Domes Glocke.

Und als Marianus nach der Meſſe
Vor die Kirche geht, das Volk zu ſegnen,
Liegt der ſchwarze Stein zu ſeinen Füßen;
Doch des Blutes Mahle flammen nimmer,
Blaß erſtorben ſind die Zeichen alle.
Und er nimmt den Stein mit frommer Rührung:
„Tragen will ich ihn zur ſteten Mahnung,
„Tragen Tag und Nacht an meiner Bruſt.“

Als er ſegnend nun die Hand erhebet,
Und des Volkes Scharen ſich bekreutzen,
Zeigt nicht fern am Tibris ſich der Fremde.
Eine Säule von dem Heidentempel
Schleudert tief er in des Stromes Fluthen,
Daß die Erd' erzittert in dem Innern,
Und die hohe Roma ſelbſt erbebet,
Petri dreygekrönter Stuhl nur nicht.

L. M. Weſchel.

St. Medardus.

Medardus lebte in des Kloſters Stille
Als Jüngling früh ſchon nach des Herrn Gebot,
So ſtreng und ernſt wie ſeines Ordens Wille;
Die laute Welt war ſeinen Blicken todt.
Doch ſtrahlte tief in ſeines Herzens Fülle
Lebendig ſchön der Künſte Morgenroth,
Er faßte die Natur in edler Wahrheit,
Und ſchmückte ſie mit ſeiner Farben Klarheit.

So gnügte ihm der Seele ſanfter Frieden,
Er fühlte ſich in Demuth ſtill beglückt —
Da war er einſt zum Prior hinbeſchieden;
Der ſprach: „Oft hat uns deine Kunſt erquickt,
„Hier iſt mein Lohn: Von deines Fleißes Blüthen
„Sey unſers Kloſters Heiligthum geſchmückt.
„Mit frommem Sinn und kunſterfahrnen Händen,
„Magſt du der Kirche Altarblatt vollenden.“ —

Und als der Prior ſolches Wort geſprochen,
Da fühlt der Jüngling ſeine Wangen glüh'n,
Es ſinkt der Blick, in ſtiller Scham gebrochen,
Doch plötzlich faßt der Kunſt Begeiſtrung ihn;
„Wohl fühl' ich meines Herzens höh'res Pochen,
„Wohl iſt das Werk für meine Kraft zu kühn,
„Doch wollt ihr mich zu ſolchem Glück erwählen,
„So wird des Herren Gnade mich beſeelen."

Und ſtill kehrt er zurück in ſeine Zelle,
Verſunken in dem ſeligſten Gefühl,
Und auf des Geiſtes tiefbewegter Welle
Wogt wie ein Nebel ſeiner Träume Spiel.
Doch endlich wird vor ſeinen Blicken helle,
Und Gott erleuchtet ſeiner Sehnſucht Ziel.
Da wagt er's kühn, die Farben zu verweben,
Und zaubert ſo ſein Ideal ins Leben.

Man fand ihn ſchon im hohen Tempel-Saale,
Wenn kaum des Morgens Roſenlicht erwacht,
Bis zu des Abends letztem Sonnenſtrahle;
Selbſt in den kurzen Träumen ſeiner Nacht
War er, wie er die Gottheit göttlich mahle,
Mit frommer Demuth einzig nur bedacht.
Das Höchſte konnte in des Lebens Reichen
So nur Begeiſt'rung, ſo nur Fleiß erreichen.

Das Ideal, was ſeine Bruſt empfangen,
Erſchuf getreu die kunſtgeübte Hand,
Die hohe Jungfrau war's, mit heiligem Prangen,
Den groſſen Blick nach oben hin gewandt,
In ew'ger Liebe glühten ihre Wangen,
Um ihre Glieder flog ein Sterngewand,
Wie ſie den Heiland auf den Armen wiegte,
Der liebend an die Mutterbruſt ſich ſchmiegte.

Und unter ihr mit qualzerriſſnen Zügen,
Mit ſtierem Blick und zuckender Geſtalt,
Sah man den Teufel ſchwarz und ſcheußlich liegen,
Die Krallenfäuſte grimmig wild geballt.
Auf ſeinem Nacken ſtand mit frommen Siegen
Der Gottesmutter heilige Gewalt,
Und jedes Herz, entzückt von dieſem Bilde,
Bey jenem ſich mit tiefem Abſcheu füllte.

Der Künſtler hatte groß und ſchön vollendet,
Und göttlich war das Götterwerk vollbracht;
Die Arbeit war nach langem Fleiß geendet,
Er ſehnte ſich nach einer Feyernacht;
Doch keine Ruhe war ihm mild geſendet,
Und als er bis zur Mitternacht gewacht,
Erſchien ihm mit des Donners Sturmgetöſe
Im Nebelrauch und Schwefelgluth der Böſe.

Der ſprach: „Iſt dir der Nacht Geheimniß offen,
„Haſt du der Hölle in das Neſt geſchaut?
„Sieh! auf das Höchſte darfſt du muthig hoffen,
„Was Glück und Zeit der Erde nur vertraut,
„Wenn du mich menſchlicher, nicht teufliſch frech getroffen,
„Daß ſich kein Weltkind vor der Sünde graut.
„Doch wirſt du nicht auf meine Rede hören,
„So will ich dich und all dein Werk zerſtören! —

Und als der Böſe kaum das Wort geſprochen,
Verſchwand er ſchnell mit gräßlichem Geſchrey.
Der Jüngling fühlte ſeines Herzens Pochen,
Doch war ſein Geiſt von Furcht und Schrecken frey;
Und als der Morgen kaum noch angebrochen,
So ſtand er emſig vor der Staffeley,
Und dachte ſchnell der treugefaßten Züge,
Und gräßlicher noch ward ſein Geiſt der Lüge.

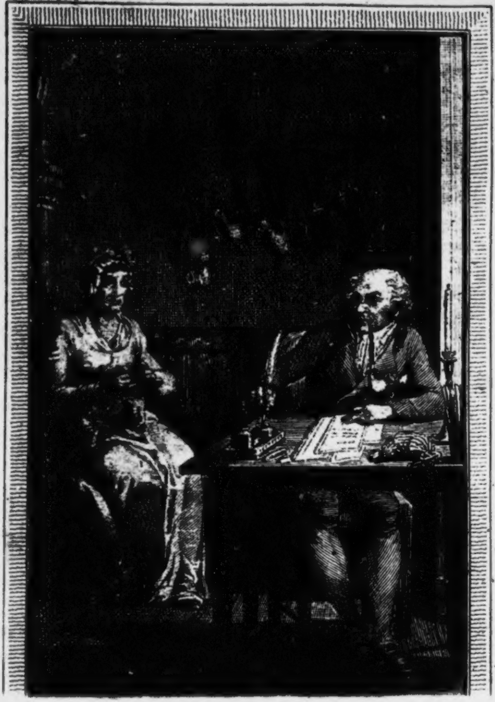
Und zahllos ſtrömten Männer jetzt und Frauen
Zum heil'gen Dom, das Götterbild zu ſeh'n,
Der Jüngling ſtand, verloren im Beſchauen
Mit ſtiller Luſt auf des Gerüſtes Höh'n,
Da fühlt er plötzlich ein geheimes Grauen,
Und hinter ſich ſieht er den Böſen ſteh'n,
Die Teufelsfauſt umfaßt die ſtarren Glieder,
Und ſtürzt das Opfer in die Tiefe nieder.

Ach! aller Sinne Macht war ihm vergangen,
Doch es iſt Gott den Frommen zugewandt,
Die er geſchmückt mit Paradieſes Prangen,
Reicht hülfreich aus dem Bilde ihm die Hand;
Von ihren Armen wird er aufgefangen,
Sie faſſen ihn mit leiſem Geiſterband',
Und tragen ihn zum Boden ſanft herunter,
Und ſtaunend preiſ't der Menge Ruf das Wunder.

Theodor Körner.

V.

Erzählungen.



Schickſale eines verliebten Tabakrauchers.

1.

Ehemahls und jetzt.

Ich bin nunmehr ein alter Tabakraucher geworden, und meine Haare haben die Farbe des Dampfes angenommen, der aus meinen Lippen und aus dem Herde meiner Pfeife hervorqualmt.

Als ich noch ein junger Tabakraucher war, da dampfte ich oft mit Leidenſchaft, und jeden Tag rauchte ich aus einer andern Pfeife. Jetzt rauche ich mit weiſer Gelaſſenheit, und verliere nicht mehr, wie ſonſt, täglich den Kopf, nicht einmahl den Pfeifenkopf.

Ich habe viel Leiden erlebt auf dieſer Welt, und manche Freuden genoſſen; ich habe jedes Mahl dabey mein Pfeifchen geraucht.

Ich war ein und das andere Mahl verliebt in verſchiedene Töchter des Landes; ich habe dabey mein Pfeifchen geraucht.

Die Töchter des Landes ſind mir ungetreu worden, oder ſie wollten nichts wiſſen von Liebe gegen mich; ich habe dabey mein Pfeifchen geraucht.

Ich habe unterſchiedliche Briefchen geſchrieben, worin die blutige Liebe meines Herzens in ſchwarze Dintenſtröme ſich ergoß; ich habe dabey ebenfalls mein Pfeifchen geraucht.

Ich bin in dieſem Jammerthale gar oft an der böſen Krankheit des Geldmangels jämmerlich darnieder gelegen; aber die einzigen Schulden, die ich je gemacht habe, entſtanden deßhalb, damit ich mein Pfeifchen rauchen konnte.

Jetzt habe ich mein ſolides Auskommen, und erfreue mich deßhalb eines ſoliden Müßigganges; daher ſchmeckt mir auch mein Pfeifchen beſſer als jemahls.

Und wenn mein liebes Weibchen mit mir ſchmollt, ſo ſitze ich ruhig in einem Winkel und rauche mein Pfeifchen.

2.

Meine erſte Liebe und meine erſte Pfeife.

Ich war ein blutjunger Menſch, und ein erſchrecklich guter Tänzer. Die Mädchen waren mir gut; ich will eben nicht ſagen: deßwegen. Die damahligen Mädchen waren wenigſtens allen blutjungen Menſchen geneigt, die erſchrecklich gut tanzten.

Es iſt daraus zu erſehen, daß ich damahls ein Student war, und daß ich folglich fleißiger tanzte als ſtudierte. Da war ich denn einmahl, um meiner Geſundheit recht froh zu werden, in einem Badeorte, wo es gar viele Mädchen gab, die mit ihren kranken Vätern, Müttern oder Tanten dahin gereiſt waren, ebenfalls um ihrer mitgebrachten Geſundheit recht froh zu werden.

In einem Luſtgarten, wo ich öfters mich erging, ſaß ich einmahl auf einer Bank im Boſket und las, das heißt: ich hatte ein Buch in der Hand und ſah vor mich hin. Es dauerte nicht lange, ſo kam ein freundlicher alter Mann, von einem freundlichen jungen Mädchen geführt, die mir wie ſeine Tochter ausſah, und die einen artigen Strickbeutel zugleich mit einer langen langen Tabakspfeife trug. Sie ſetzten ſich auf eine Bank, mir gegenüber; das holde Kind reichte dem Vater die Pfeife, zog einen Tabaksbeutel aus dem Strickbeutel hervor, ſtopfte mit ihren Roſenfingern ganz zierlich die Pfeife, die der Alte lächelnd ihr hinhielt; lockte dann mit einem Feuerzeug Funken hervor, und legte den glühenden Schwamm auf den Herd. Der Alte lehnte ſich nun innig zufrieden an einen Baum und ſchmauchte; das Mädchen ſaß ſtill neben ihm und ſtrickte ſehr emſig, ohne aufzublicken.

Aber ein Mahl hatte ſie denn doch von Ungefähr aufgeblickt, und es kam mir dabey vor, als wenn es zum zweyten Mahl Funken gäbe. Ich habe auch wirklich damahls Feuer gefangen.

„Das Feuer iſt ausgegangen, liebe Henriette!" ſprach der Alte.

„Gleich, lieber Onkel," ſprach das ſchöne Kind. — Es war alſo ihr Onkel, und nicht ihr Vater...

„Du ſchlägſt ja ganz enorm!“ ſagte der Onkel. Und die Pfeife dampfte wieder, und Henriette ſtrickte weiter. Ich machte aber einige Sekunden darauf die gegründete Bemerkung, daß das Feuerſchlagen, ſo artig es auch anzuſehen iſt, den hübſchen Mädchen nicht ganz geläufig ſeyn möge. Ein Stückchen brennender Schwamm lag in einer Falte ihres weißen Kleides, und ſie merkte es nicht.

Nun kommt eine Rettungsſcene. Ich ſtand auf, nahete mich ſo ehrerbietig als möglich, und ſprach; „Mein Fräulein! Ihr Kleid ſteht in Gefahr Feuer zu fangen. Zugleich machte ich die drey vornehmſten meiner Finger ſo ſpitz als möglich, und ſchleuderte den Glühſchwamm hinweg. Ach, ſchon zeugte ein Brandfleck auf dem Kleide von der eben begonnenen Verwüſtung.

Henriette dankte mit einer holden Verbeugung, und ein flüchtiger Kummer, oder Schreck, oder Mitleid mit ihrem weißen Kleide, oder was es ſonſt ſeyn mochte, verſtrich ſich in ein verbindliches Lächeln.

„Mein Herr!“ ſprach der Alte, „Sie haben uns einen weſentlichern Dienſt geleiſtet, als ſie vermuthen können. Dieſes Kleid iſt von einer geliebten Schweſter geſtickt, Sie haben uns ein theueres Angedenken erhalten. Meine Nichte vergißt ſich manchmahl, beſonders wenn ſie ſtrickt, und ich ſehe in die Wolken, die ich vor mir her treibe. Da hätte das liebe Kleid leicht in ein Unglück gerathen können, dem nimmer abzuhelfen geweſen wäre.“

Ich ſchätzte mich doppelt glücklich. Ein Wort gab das andere; der alte Herr bath mich, neben ihm Platz zu nehmen, wenn ich Zeit hätte. Natürlicherweiſe hatte ich erſtaunlich viel Zeit.

„Vermuthlich rauchen Sie auch zuweilen?"

„Nein, ich rauche gar nicht."

„Junger Mann, thun Sie das! Sie werden es nicht bereuen. Nur der denkende Mann iſt Mann, nur der Tabakraucher iſt denkender Mann! Welches Vergnügen iſt das höchſte? welches ſich nicht mit Worten beſchreiben läßt. Das Vergnügen, das eine Pfeife Tabak gewährt, läßt ſich nicht mit Worten beſchreiben. Welches Vergnügen iſt das edelſte? was man mit der größten Seelenruhe genießt. Nichts geht über die Seelenruhe eines rauchenden Tabakrauchers. Wer mein Freund ſeyn will, muß rauchen."

Henriette ſeufzte bey dieſen Worten; der Alte fuhr fort: „Ich habe viele Bekannte gehabt, aber die ich zu meinen Freunden rechnen ſollte, mußten Tabak rauchen. Feſter Sinn war ſtets ihr unwandelbares Eigenthum, Verhältniſſe riſſen ſie nicht fort, wie die andern; denn der Tabakraucher iſt erhaben über die Verhältniſſe."

Ich ſchüttelte den Kopf; der Alte gerieth ins Feuer. „Sie können das nicht einſehen? Da geht es Ihnen gerade wie meiner Nichte. Ich habe es ihr oft wiederhohlt: ihre Hand erhält kein Nichtraucher, und dabey bleibt's."

Henriette ſeufzte hier abermahls, ſo ſchien es mir wenigſtens, ungeachtet ſie ein Lächeln erzwang.

Ein Bedienter erſchien und flüſterte dem Onkel etwas ins Ohr. „So kann ich denn meine Pfeife nirgends ruhig ausrauchen?“ rief er. „Ich komme ſogleich. — Liebes Jettchen! — Und Sie, (hier wandte er ſich zu mir) Sie müſſen ſchon ſo gut ſeyn und ein Weilchen fortrauchen, damit die Pfeife nicht ausgehe. Ich habe nur mit dem Manne zu ſprechen, der dort am Ende der Allee ſteht.“

Er ging. Was wollt' ich thun? Ich that einige Züge, ein Lüftchen trieb die Dampfwolke Henrietten ins holde Geſicht; ſie huſtete, ich huſtete auch.

„Sie können wohl den Tabaksdampf nicht ertragen?“ ſprach ich, und ſchob mich bis ans entfernte Ende der Bank.

„Ich kenne nichts Abſcheulicheres,“ erwiederte ſie; und ſelbſt das Wort abſcheulich wurde lieblich auf ihren Lippen. „Allein ich muß mich wohl daran gewöhnen,“ fuhr ſie fort; „ich bin es meinem Onkel ſchuldig. Er iſt der vortrefflichſte Mann, den es geben kann; aber das Rauchen iſt nun einmahl ſeine Leidenſchaft.“

„Es gibt ſonderbare Leidenſchaften,“ ſagte ich, und ſchwieg.

„Ja wohl!“ erwiederte ſie, und ſchwieg auch.

„Was der Geyer!“ ſprach der alte Herr, der ein Weilchen darauf wieder vor uns ſtand: „Sie rauchen ja nicht? Richtig iſt die Pfeife ausgegangen. Kommen Sie, es wird kühler, wir machen einen kleinen Spaziergang, da will ich Ihnen den Text leſen. Komm, Jettchen. Ich habe mich dort nach Ihnen erkundigt, und viel Gutes gehört. Wir wollen Bekanntſchaft machen."

Ich ſtand auf und ging mit, aber mir war etwas ſchwindlig. Sollten die wenigen Züge aus der Tabakspfeife allein daran Schuld geweſen ſeyn? —

3.

Rauch und Flamme.

Nein, ſie waren nicht allein Schuld daran, es war wohl noch etwas ganz anderes, ſonſt hätte ich die Nacht darauf ruhig geſchlafen. Ich ſchlief aber weder ruhig, noch unruhig, ſondern ich ſchlief gar nicht. Die Urſache davon weiß ich freylich jetzt beſſer, als damahls. „Gut Ding will Weile haben," ſagt das obſolete Sprichwort; ſollte es recht haben, ſo kann das Verliebtſeyn nicht füglich zu den guten Dingen gezählt werden.

Und es ſcheint mir, bey einer Pfeife Tabak gehörig überlegt, wohl ſehr wahr zu ſeyn.

Nur leider ſind die allerſchlimmſten Dinge gar oft die allerangenehmſten. Noch jetzt, wo mein altes Gemüth doch ſo ruhig und klar iſt, wie der Mittagshimmel eines Septembertages, noch jetzt denke ich mit wehmüthiger Freude an jene Zeit zurück, und werde ordentlich ſentimental. In jeder Dampfwolke, die aus meiner Pfeife quillt, geſtaltet ſich Henriettens freundliches Bildniß; und ſelbſt meine Frau, wenn ich ihr davon vorſchwatze, weiß nichts dagegen einzuwenden. Warum? Sie iſt von der folgenden Geſchichte unterrichtet.

Daß ich jene Nacht ſchlaflos, aber dennoch träumend zugebracht habe, daran waren drey Dinge ſchuld: der erſte Verſuch im ſüßen Geſchäfte des Tabakrauchens; ſodann ein Tänzchen, das auf Geheiß des Alten noch im erleuchteten und vielbeſuchten Gartenſaale gemacht werden mußte; und endlich noch etwas ganz anderes.

Nun muß ich aber auch aus dem tiefſten Grunde meines Herzens geſtehen: das liebe Kind erſchien mir wenigſtens wie ein Gemiſch aus einer Charis, alten, aus einer Sylphide, mittleren, und einem Engel, neueren Styls. Hätte man mich damahls gefragt: „was hat ſie für Augen, was für Haare, welche Farbe trägt ſie am liebſten?“ und dergleichen mehr — ich hätte es nicht gewußt; denn ich ſah nur ſie, und weder ihr Auge, noch ihre Haare; ich wußte nur ſo viel, daß ſie unmöglich ſchöner und liebenswürdiger ſeyn könnte, als ſie war, oder als ſie mir vorkam.

Die Pfeife iſt mir ausgegangen; ich muß ſie wieder anzünden. So geht es mir jedes Mahl, wenn ich auf dieſes Kapitel zu ſprechen komme.

Ich war damahls noch ein Anfänger in der Menſchenkenntniß, ſo wie ich noch ein Anfänger im Tabakrauchen war. Ungeachtet der alte Herr, der mich, ich weiß nicht wie, täglich lieber gewann, in beyden dieſer Fertigkeiten mir ſehr thätig unter die Arme griff, ſo daß ich, im Tabakrauchen wenigſtens, ſehr bedeutende Fortſchritte machte, ſo wußte ich mir dennoch niemahls Rechenſchaft darüber zu geben: warum ich denn dieß häßliche Geſchäft, wie ich es damahls nannte, mit ſo viel Luſt und Eifer betrieb?

Mein alter Freund führte mich mit väterlicher Hand über alle Stufen der Kunſt bis zum erhabenſten Gipfel. Bald hatte ich es ſo weit gebracht, mit ihm um die Wette zu rauchen, und er konnte ſein Erſtaunen darüber nicht kräftig genug ausdrücken, wie ich es binnen 14 Tagen ſo weit zu bringen vermochte. Es war mir freylich oft übel genug zu Muthe; allein ein Gedanke an Henrietten, und der umnebelte Sinn erheiterte ſich, und die Dampfwolken hoben ſich von Neuem. Das wußte ich nähmlich gewiß, was ich mir in folgender Schlußformel ausſprach: Wenn du eifrig Tabak rauchſt, ſo iſt der alte Herr dein Freund, und ſieht dich gern; wenn er dich gern ſieht, ſo darfſt du nicht allein, ſondern du mußt auch oft um ihn ſeyn; wenn du oft um ihn biſt, ſo biſt du es ſtets in der angenehmſten Geſellſchaft, die es für dich geben kann.

Liebe, gute Henriette! — — Nun ja, da iſt mir die Pfeife auch wieder ausgegangen!

4.

Rauch, Flamme und Schutthaufen.

Es waren nun drey Wochen vergangen, mittlerweile ich nach und nach ſchon meine zwey hundert Pfeifen geraucht hatte. Mit jeder Pfeife wurde der Alte vertraulicher, um ſo mehr;

da nun bie Zeit heranrückte, wo er den Badeort verlaſſen ſollte. Mir fiel's manchmahl ſo ſchwer auf's Herz, und Henrietten ſah ich oft ſehr nachdenkend. Ach, ſie war nie hübſcher, als wenn ſie ſo da ſaß und eine recht vernünftige Überlegungsmiene annahm; und es wollte mir auch ſeit dieſer Zeit kein Mädchen mehr hübſch vorkommen, die nicht auch zuweilen, eine ſolche Miene anzunehmen, im Stande war. Meine Frau ſcheint dieß gar gut zu wiſſen, denn ſie thut manchmahl ganz nachdenklich, und gewöhnlich thut ſie das, wenn irgend ein häuslicher Zwiſt ausgeſpielt hat, und gewöhnlich bin ich da gleich wieder um den Finger zu wickeln. Es ſoll zwar Leute geben, die zuweilen ganz ernſthaft da ſitzen, und demungeachtet nichts denken; allein von Mädchen iſt mir ein ſolcher Verdacht nie eingefallen. Woher mag es wohl kommen, daß das Nachdenken den (NB. hübſchen) Mädchen ſo gut ſteht? Vielleicht, weil wir alles ſchön nennen, was zu den Raritäten gehört? Sollte den nicht ſchönen Mädchen hingegen das Nachdenken aus der Urſache nicht gar ſo gut ſtehen, weil eben dieſe nicht ſchönen Mädchen ſo viel Grund haben, nachzudenken, und aus eben der Urſache das Nachdenken bey ihnen nicht zu den Raritäten gehört? — Doch, das alles gehört nicht eigentlich hierher.

Ich wurde aber auch bey dieſen Gelegenheiten nachdenklich, und es machte mir wohl bey weitem nicht ſo gut ſtehen, als Henrietten, denn der alte Herr fragte gar oft: „Rudolph! warum ſehen Sie ſo flämiſch, und warum laſſen Sie die Pfeife ausgehen?"

Eines Morgens kam ich zu ihm in die Wohnung. Ich öffnete die Thür, und blieb mit einem Fuße drinn, mit dem andern draußen wie angeklammert ſtehen. Ein junger hübſcher Mann, der Geyer ſoll ihn hohlen! ſaß zwiſchen ihm und ihr; und ich ſah ſechs Hände in einander verſchlungen.

„Nur herein, lieber Rudolph!" rief der alte Herr. „Sey kein Eſel," ſchrie ich mir zu: „er iſt ihr Bruder." Ich ging einen Schritt vorwärts. Der Alte hatte heute keine Pfeife im Munde; das wunderte mich.

„Heute rauchen wir einmahl zu Dreyen!" fuhr er fort. „Theilen Sie unſere Freude mit uns! Henrietten's Bräutigam iſt angekommen, ein Mann, der Ihre Freundſchaft verdient, beſonders, ſeitdem er ſich das Tabakrauchen angewöhnt hat. Nicht wahr, lieber Sohn?"

In meinem Kopfe wurde es ſo leer und weit, als wollte alles aus ſeinen Fugen weichen. Der Mund wollte etwas herſtammeln, und vergaß ſich zu ſchließen. Mir ward heiß und kalt, und ein unleidliches Prickeln in den Fußſohlen trieb mich von dannen. Wahrſcheinlicherweiſe habe ich damahls ein ſtummes Compliment gemacht und einige Minuten darauf mein Zimmer erreicht. Dort lag ich mitten auf dem Boden, und die Ruinen und der Schutt eines zerfallenen Luftſchloſſes auf mir. So lag ich eine Zeit lang da, bis ein verruchtes Flageolet unten auf der Hausflur eine verhaßte Melodie zu mir hinaufleyerte. Dieſer nur allzubekannte Gaſſenhauer kann mich noch jetzt, wenn ich ihn höre, in Raſerey verſetzen. —

5.

Fidibus.

Eine lange Tabakspfeife kam zur Thür herein, und der alte Herr folgte ihr nach.

„Junger Mann,“ ſprach er, „was treiben Sie? Sie wirthſchaften ja herum, als wenn es nicht ganz richtig mit Ihnen wäre? Was ſtarren Sie mich an? reden Sie!“

„Ich will nichts reden. Ich mag nichts wiſſen.“

„Ho ho, junger Mann! etwas ſachte! Mir iſt vorhin ein kleines Lichtchen aufgegangen. Bey Ihnen brennt's im Kopf und im Herzen, und ich wollte wetten, daß ich den Fidibus kenne, der ſo gut gezündet hat! Das macht: ich bin ein Menſchenkenner!“

„Meinetwegen!“

„Meinetwegen! Was das wieder für ein Ausdruck war. Zünden Sie Sich eine Pfeife an, wir wollen uns zuſammenſetzen und ordentlich von der Sache reden.“

„Ich rauche nicht!“

„Ey, mein lieber Rudolph, was muß ich hören? Rauchen Sie, ſonſt kommen Sie zu keiner vernünftigen Überlegung. Da, ſetzen Sie ſich her; ich will Ihnen auch einen Fidibus anzünden, um Ihnen die Sache ein Bischen näher zu beleuchten. Ich habe Sie lieb, recht lieb, und wahrſcheinlich lieber, als Sie mich; aus guten Urſachen. Und zwar, ungeachtet ich die Menſchen ein klein wenig zu kennen glaube, ſo traue ich doch zuweilen dem Urtheile eines klugen Mädchens mehr als dem meinigen. Nun bin ich Ihnen alſo um ſo mehr gewogen, weil auch meine Nichte Ihnen recht von Herzen gut iſt.“

Ich ſprang auf, und Thränen traten mir in's Auge.

„Aha!“ fuhr er fort: „ſo ſteht's? Ich wußte es ja recht wohl, und habe mich nicht geirrt in dem Fidibus. Setzen Sie ſich nur wieder und hören Sie zu. Meine arme Nichte hat das Unglück, gar manchem jungen Menſchen den Kopf zu verrücken, ohne daß ſie davon weiß. Das gute Kind will gar Niemanden gefallen, als mir, ihren Ältern und Geſchwiſtern und dem jungen Manne, den Sie heute zu ſehen das Vergnügen hatten.“

„Spott? O Himmel, das iſt zu viel!“

„Närriſcher Menſch! was fällt Ihnen ein? Setzen Sie ſich nur wieder! Dieſer junge Mann iſt in der That ganz für meine Nichte geſchaffen; er hat zugleich noch die rühmliche Eigenſchaft, daß er ein ſchönes Gut beſitzt, daß er für die Familie meiner Nichte viel thun kann und wirklich thut. Das gute Kind will von mir durchaus nichts annehmen; ſie meint, ſie wolle meine Kinder nicht berauben. Von ihrer und ſeiner Seite war alſo alles gut, nur von meiner Seite nicht.“

„Wie ſo? Warum? Weßwegen?“

„Halt! eine Frage reicht ſchon hin. Der junge Mann war ſonſt etwas eigenſinnig, und beſtand immer hartnäckig auf ſeiner Meinung. Dergleichen kann ich nicht wohl leiden, es gehört zu meiner ſchwachen Seite. Wir haben einmahl mit einander heftig diſputirt, und uns völlig zertragen. Das Diſputiren führt nie zu etwas Gutem, wenn man nicht dabey Tabak raucht; es war alſo auch kein Wunder, daß es ſo kommen mußte, denn mein guter Herr Rohl war damahls kein Tabakraucher, er war vielmehr ein abgeſagter Feind des Tabaks, und folglich war ich nicht ſonderlich gut auf ihn zu ſprechen. Der verdammte Hitzkopf hat meiner guten Henriette viel Gram gemacht, und das für nichts und wieder nichts, denn jetzt raucht er, daß ich meine Freude habe an dem Kerl. Und meine Nichte, die ſonſt auch ſo eine abgeſagte Feindinn des Tabakrauchens war, und die immer nur ſeufzte, wenn ich davon ſprach, kennt jetzt kein angenehmeres Geſchäft, als mir die Pfeife zu ſtopfen. Das liebe Kind! ich habe nie irgend eine Tyranney gegen ſie auszuüben im Sinne gehabt, allein ſie meinte: wer mir nicht gefiele, dem könnte auch ſie ihre Hand nicht reichen. Da hat denn Freundchen Rohl wohl umſatteln müſſen, und ich habe triumphirt. Vivant alle Tabakraucher! Munter, lieber Rudolph, hängen Sie mir nicht den Kopf, rauchen Sie, reden Sie!"

Ich wollte ſprechen, ich konnte nicht; ein Strom von Thränen ſtürzte aus meinen Augen hervor. Der Alte nahm meine Hand und blickte mich an mit einer recht väterlichen Miene. „Junger Mann," ſagte er mit faſt gebrochener Stimme: „es iſt mir recht lieb, daß Sie weinen, ungeachtet es ſich für einen Mann nicht ſchickt, am wenigſten für einen Tabakraucher. Weine nur zu, lieber guter Rudolph, es iſt vielleicht das letzte Mahl in Deinem Leben! Ich kenne das, ich bin auch einmahl jung geweſen. Wohl dem, der weinen kann, wie Sie! Adieu, lieber Rudolph! ich laſſe Dich allein. Morgen wollen wir mehr ſprechen.“

6.

Qual und Qualm.

Ich lag am Fenſter und ſah hinaus in die Finſterniß, ungeachtet es ſehr helle war; denn der Mond war freundlich aufgegangen. — „Wollen Sie nicht ausgehen? wollen ſie nichts eſſen?“ So hatte mein Diener ſchon zum ſiebenten Mahle herein gerufen. Ich warf ihn beym achten Mahle hinaus, und ſperrte die Thür ab. Ein Zugwind erhob ſich und ſchlug auch das Fenſter zu; ſo war ich denn allein in meiner Klauſe, und abgeſchloſſen von der übrigen Welt. Ich warf mich auf's Sopha, und überließ mich einem traurigen Selbſtgezänke.

„Narr!“ rief ich mir zu: „ſechsfacher, tauſendfacher Narr! was willſt du? warum tobſt du? Haſt du wirklich geglaubt, daß Henriette dich liebt? Dummkopf! Wie konnte ein ſolcher Gedanke dir einfallen? Sie hat dich geduldet, weil ihr Onkel dich gern ſah; nichts weiter war's, gar nichts!

Nichts, nichts, und wieder nichts! Ich ſprang auf und rannte im Zimmer herum; da ſtieß ich an ein Tiſchchen, ein Feuerzeug fiel hinunter. Der Dämmerſchein eines troſtreichen Einfalls leuchtete durch den wüſten Kopf. Bald ſaß ich in die Ecke des Sopha's gedrückt, eine mattbrennende Kerze vor mir, und eine dampfende Pfeife zwiſchen den Lippen.

Groſe Wolken zogen vor mir her, und das Kerzenflämmchen ſchimmerte mühſam hindurch, wie das ſparſam erleuchtete Fenſter einer Köhlerhütte durch nächtlichen Waldnebel, neblige Waldnacht, und waldige Nebelnacht. Noch war die erſte Pfeife nicht zu Ende geraucht, da ſtopfte ich ſchon die zweyte, und ſo ging es weiter. Bald ſaß ich da, wie zwiſchen dem Gewölk, das den Gipfel des Ida bekränzt. Und auf dem Gewölke ſchwebte eine ſtille, freundliche Wehmuth, und es wurde alles wieder ſo ruhig und leidlich auf dieſer Erdenwelt; nur hier und da hob ſich tiefer herauf die Bruſt, und nur hier und da wurde das Auge wieder feucht. Bald miſchten ſich fremdere, ſchwankende Bilder in das ſeltſame Gewühl meiner Fantaſien, jeder Schmerz war ausgeglichen, jeder Wunſch verſiegte in dem bodenloſen Grunde der Selbſtvergeſſenheit; die Pfeife entfiel meinen Lippen.

Ihr alle, die Herzensgram mit bleyerner Schwere laſtet; ihr alle, die hoffnungsloſe Liebe zu Boden drückt, hört meinen erhabenen Zuruf, folgt meinem ruhmwürdigen Beyſpiele! „Zündet euch eine Pfeife an!"

7.

Dampf und Bruſtbeklemmung.

Mein Diener mochte des langen Pochens müde ſeyn; er klopfte mit der ſtärkſten Allgewalt ſeiner Dienſtfertigkeit an die Thür. Ich rieb mir die Augen im helleſten Strahle der Vormittagsſonne, und öffnete.

„Soll ich das Frühſtück bringen?"

„Frühſtück? Frühſtück? Ja, bringe!" — Mein volles Bewußtſeyn kehrte zurück und rief mir zu: „Menſch, du haſt ſchon ſeit vier und zwanzig Stunden nichts in deinen Leib gebracht! Menſch, du haſt Hunger! Du ſollſt dich zwar ſchämen, daß dein Magen dein Herz übertäubt; allein bedenke, daß dieß doch eigentlich nur falſche Scham ſey, und frühſtücke!

Ich hatte nicht allein Hunger, ich hatte auch Appetit. Der Magen freute ſich ſeines Daſeyns, doch ich konnte mich nicht lange freuen mit ihm. Mit ganzer Stärke kehrte meine Betrübniß zurück.

Der alte Herr trat ein. „Guten Morgen, lieber Rudolph," ſprach er: „guten Morgen! Es iſt mir ein wahres Vergnügen, zu ſehen, daß Sie ſo eben mit dem Frückſtück beſchäftigt waren; Sie ſind ſchon auf dem beſten Wege. Aber ſind Sie toll? Es iſt ja ein Tabaksdampf bey Ihnen, als wenn hier zwanzig Matroſen geraucht hätten? Fort, ins Freye! Hier iſt nicht gut ſeyn. Ich muß Ihnen nur ſagen, lieber Rudolph, daß wir Morgen früh ſchon abreiſen, und daß ich Sie alſo heute nicht mehr auslaſſe. Muth gefaßt, treten Sie meiner Nichte kühn unter's Auge! Ich hoffe, das ſtarke Tabakrauchen von heute Nacht wird Ihrem Gemüth die hinlängliche Stärke gegeben haben."

Er ſchleppte mich fort. Wir kamen auf ſeine Lieblingspromenade; Henriette und ihr Auserkohrner ſaßen auf eben dem Bänkchen, wo ich meine erſte Pfeife geraucht hatte, und kamen uns von da entgegen. Ich grüßte ſtumm, und blieb ſtumm, der Alte führte allein das Wort.

Man wandelte tiefer ins Bosket. Der alte Herr hatte mir zu Hauſe eine Pfeife in die Taſche geſteckt, er zog jetzt dieſe und ſeine hervor; die beyden Liebenden gingen voraus, ich Unglückſeliger mit ihm hintendrein. Trauriges, elendes Loos! Wer dergleichen Promenaden ſchon gemacht hat, der wird wohl eine Reiſe nach dem Nordcap noch vorziehen! Ich biß auch wirklich die Lippen zuſammen, und Grimm und Selbſtverläugnung kämpften in mir.

Eben wand ſich der Pfad durch das Geſträuche herum, wir verloren unſer Pärchen aus dem Auge. Ich blieb ſtehen. „Leben Sie wohl!“ rief ich mit halber Stimme, „leben Sie wohl, und denken Sie manchmahl aus der Ferne an mich. Auch ich reiſe morgen von hier.“

„Freund! was iſt Ihnen? warum eilen Sie?“

„Mir iſt nicht wohl, ich habe mich verkältet, ich bin ſo beklemmt auf der Bruſt. Laſſen Sie mich!“

„Bruſtbeklemmung? Wahrhaftig kein Wunder; warum haben Sie auch heute Nacht ſo ottomanniſch geraucht? Man kann zwar des Schlimmen nie zu wenig thun, aber des Guten oft zu viel! Gehen Sie nur weiter mit uns und hören Sie jetzt auf zu rauchen; es dauert nicht lange.“

„Nicht lange? O Gott! es wird ewig dauern!“

„Armer Rudolph, was muß ich hören? Ich habe die Krankheit geſtern nicht für gar ſo gefährlich gehalten!“

„Meine Empfehlung an Ihre Nichte. Ich muß fort!"

„Halt, junger Mann, das ſchickt ſich ia nicht! Fort wollen Sie, ohne mit Ihrer Freundinn auch nur ein freundliches Wörtchen geſprochen zu haben? — Jettchen! auf ein Wort! Freund Rudolph nimmt Abſchied. Reiche ihm den Arm, ich und Herr Kohl, wir gehen voraus."

Und da ſchlenderten ſie auch ſchon mitſammen hin. Der junge Herr machte auch gar keine Umſtände, er ſchien ſeiner Sache gar zu gewiß zu ſeyn. Von mir hatte er auch wirklich nicht Urſache, ſonderlich viel Notiz zu nehmen. Ich ſchlich einige Schritte neben Henrietten her, und kam mir ſo entſetzlich albern vor, daß mir jedes Wort auf der Zunge erſtarb.

Sie mochte das merken, denn ſie begann zuerſt. „Sie ſind etwas verſtimmt?" fragte ſie. Und dabey blickte ſie mich an, mit der ganzen Himmelsgüte ihres Auges, und das hatte eben nur gefehlt, um mich noch alberner zu machen, als ich war. „O nein," dehnte ich, ungeachtet meine Lippen dabey ſich ſo weinerlich verzogen, daß ein „O ja!" deutlich darauf zu leſen war. Ich war aber freylich damahls noch ein blutjunger Menſch.

„Und die Urſache dieſer Verſtimmung?" fragte ſie mit ſchonender Zartheit.

Ich nahm mich zuſammen. „Mein Fräulein," ſagte ich herzhaft, ungeachtet ich das Zittern meiner Stimme wohl vermerkte: „Trennung thut weh!"

„Trennung thut weh," wiederhohlte ſie, „allein man ſieht ſich ia wieder!"

„Man ſieht ſich nicht wieder! Nein Henriette! man ſieht ſich nie wieder! Nie!"

„Das kann man nicht wiſſen!" erwiederte ſie lächelnd. „Wünſchen Sie es etwa?"

„Ja!"

Sie lächelte und ging ſchweigend weiter. Ich merkte, daß ich nicht minder dumm als heftig geſprochen haben müſſe. Das war mir unerträglich. Ich blieb ſtehen und faßte ihre Hand. „Sie werden mich nicht mißverſtehen, Fräulein Henriette," ſprach ich. —

„Ach nein," erwiederte ſie. „Aber ums Himmelswillen, was fällt Ihnen ein?"

Ich lag auf den Knien, ich drückte einen Kuß auf ihre Hand. „Leben Sie wohl, Henriette, leben Sie ewig wohl! Seyn Sie glücklich, glücklicher als ich!"

Und hiemit holla! Ich ſprang durch's Dickigt und ging auf einem andern Wege auf und davon. Auf dieſem Wege kam ich mir ſehr männlich vor, und hatte viel Freude an ſolcher Reſignation. Es dauerte freylich nicht lange mit dieſer Freude.

3.

Knaſter.

Eingepackt, auf und davon gefahren! Die nachmittägliche Herbſtſonne brannte heiß auf meinem Kopf, aber eine grimmige Kälte fühlte ich im Herzen.

„Arbeite," rief mein Bißchen Vernunft mir zu, „wirf dich mit Macht hinein in dein Brotfach, und ſchlage dir aus dem Sinne, was nicht hinein gehört." — Ich baute keine Luftſchlöſſer mehr, ſondern ich grub in feſten Boden, und ſchleppte Grundſteine und Grundſätze zuſammen aus allen Winkeln meiner Reflexion. Wohl ſah es in meinem Gemüth damahls aus, wie in einem wüſten Steinbruch.

Des Abends Kühle weckte mich; ich fühlte mich heiter und griff nach der Pfeife. Wie beſtürzt war ich, keinen Tabak zu finden, ich hatte keinen mitgenommen.

Ich langte in D. an, und wählte mein Nachtquartier. Das erſte und dringendſte, was ich hier unternehmen konnte, war, nach einem anſehnlichen Päckchen Knaſter zu ſchicken. Ich erhielt ihn und dampfte vergnügt in die Mondnacht hinaus, ohne an irgend etwas zu denken, als eben ans Tabakrauchen.

So mochte ich einige Stündchen verträumt haben, als der Wirth mit vielen Umſtänden hereintrat. „Verzeihung, mein Herr," brachte er endlich mit Umſchweifen hervor: „Sie ſehen mich in großer Verlegenheit. Es iſt eben ein Herr angekommen, der im ganzen Hauſe herumzankt. Er will durchaus und abſolut Knaſter, und nichts als Knaſter, und thut ganz verzweifelt darüber, daß keiner zu haben iſt. Ich habe zum Tabakskrämer ſchon drey Mahl geſchickt, allein er behauptet, das letzte Päckchen, das ihm noch übrig war, Ihrem Diener ausgefolgt zu haben. Wollten Sie nicht etwa — —"

„Schon gut,“ ſagte ich: „ich bedarf des Tabaks heute nicht mehr. Hier haben Sie das Päckchen; er ſoll nehmen, ſo viel er will. Ich kenne ſolche Verlegenheit gar wohl!“

Der Wirth ging; ich ſchickte mich an, in den Armen des Schlafes neue Erhohlung zu ſuchen. Da klopfte es noch einmahl und eine bekannte Stimme rief zur halbgeöffneten Thür herein: „Mein Herr! ich kann es nicht über’s Herz bringen, meinen Dank bis morgen in mir zu bewahren! Wenn Sie ſelbſt, woran ich nicht zweifele, ein Tabakraucher ſind, ſo werden Sie wohl einſehen, wie groß die Wohlthat war, die — —“

Ich öffnete die Thür ganz, der Mann trat ein, blieb erſt wie verſteinert ſtehen, und brach dann in ein lautes Lachen aus. Es war der alte Herr.“

„Sehen Sie, lieber Rudolph, wie Wohlthaten ſich ſelbſt belohnen? Ich habe Sie mit dem Tabakrauchen bekannt gemacht, dafür darf ich heute des Knaſters nicht entbehren. Sie kennen ja meine ſchwache Seite. Aber, was der Geyer, wie kommen Sie hierher?“

„Und Sie? Und — und Henriette? —“

„Ja ja, und ich, und Henriette, und Herr Rohl, wir ſind alle da. He! gerathen Sie mir in keine Gemüthsbewegung, die dem ächten Raucher nicht ziemt. Wir wollten erſt morgen früh abreiſen, allein es fügte ſich anders, und ſo haben wir Sie hier eingehohlt. Wo reiſen Sie hin?“

„Nach M. und von da nach Hauſe.“

„Nun, ſo theilt ſich hier unſer Weg. Sehen Sie, Sie ſind mir heute Vormittags davon gerannt, als hätten Sie ein böſes Gewiſſen; allein das haben Sie nicht. Der Himmel hat es anders gefügt, wir ſollen abſolut noch heute unſer Pfeifchen zuſammen rauchen. Fiat. Kommen Sie mit hinüber zu meinen Leutchen."

„Laſſen Sie mich! Soll ich von Neuem irre werden in meinen feſten Entſchlüſſen? Ich mag, ich darf ſie nimmer ſehen."

„Kinderey! der Menſch muß ſich an alles gewöhnen. Kommen Sie!"

„Nein, ich kann durchaus nicht!" — Ich ſchwieg, der Alte auch. Eine Weile ſaß er bey mir, klopfte dann ſeine Pfeife aus, und drückte mir die Hand und ging.

9.

Tabaksbeutel.

Wie ich des Morgens früh in meinen Wagen ſteigen wollte, erblickte ich Henrietten auf dem Hofraum, beſchäftiget, in den Wagen ihres Onkels etwas einzupacken. Sie war ſo ſchön in ihrem Reiſekleide, und dabey wieder ſo allerliebſt nachdenklich! Ich zog meinen Hut ab und blieb in der Ferne ſtehen. Sie grüßte ſehr freundlich und gab mir einen Wink, den ich nicht anders verſtehen konnte, als: „warte!"

Ich blieb alſo ſtehen, wahrſcheinlich in einer Stellung, die ſich nicht zum beſten ausnahm. Henriette hüpfte in den Wagen, ſperrte einen Koffer auf und nahm etwas heraus, was ich nicht mit Unrecht für einen Tabaksbeutel hielt.

Sie kam auf mich zu, und ich ihr entgegen. „Eine Empfehlung von meinem Onkel,“ ſagte ſie, „und eine Bitte von mir. Sie ſind mir geſtern ſo unerwartet ſchnell aus dem Geſichte gekommen, daß ich Ihnen nichts mehr ſagen konnte. Dieſe Arbeit hier iſt für Sie beſtimmt geweſen; mein Onkel hat einen Reſt Ihrer geſtrigen Gabe hineingeſchüttet. Laſſen Sie das Souvenir, das hineingeſtrickt iſt, kein bloßes Wort ſeyn!“

Und hiermit verbeugte ſie ſich ſehr artig und hüpfte ins Haus, ehe ich im Stande war einen Dank herzuſtottern.

„Lange mir doch den Tabaksbeutel herüber, liebes Weibchen!“ — Sie geht, ſie bringt ihn lächelnd. Iſt ſie nicht ein Muſter von Anſpruchsloſigkeit? In ihrer Jugend hat ſie auch ein Mahl einen ſolchen geſtrickt. Welch eine geſchmackvolle Wahl in den Farben, welch eine niedliche Zeichnung! Und dennoch konnte ich damahls, ſo oft ich das Meiſterſtück weiblicher Strickkunſt beſah, — und dieß geſchah ſehr oft — nicht anders als höchſt traurig werden; ich war daher auch ſehr oft traurig. —

10.

Meerſchaum.

Alles auf der Welt erreicht ſein Ende, auch der Kummer. Recht in die Seele vergnügt wurde ich zwar nie, aber eine wehmüthige Stille folgte auf die erſten Stürme; auf die wehmüthige Stille folgte eine ſtille Wehmuth, dann eine wehmüthige Heiterkeit, dann eine ſtille Heiterkeit.

Ich kam auf die Univerſität zurück; ich warf mich auf meine Studien mit Heißhunger, und nichts glich nun meinem Fleiß im Studieren ſowohl als im Tabakrauchen. Bald waren meine Studien geendet, und aus einem Tabakrauchenden Theoretiker ſollte ich nun ein Tabakraucher werden, der ins wirkliche Leben eingreift.

Von dieſen trockenen Staub- und Heerſtraßen des Geſchäftslebens mag ich hier keine Stationen anſetzen. Genug, ich kam, wie es nun ſchon geht, vom Ämtchen zum Amt. Kein Wunder, daß auch mein Verſtand zunehmen mußte von Stufe zu Stufe, und daß folglich die wahre Anſicht des Lebens in mir immer mehr zur Vollendung ſich hob. Ohnehin kann ja auch nur der Tabakraucher zu guten Anſichten dieſer Art gelangen!

Das echte Symbol dieſer Anſicht wanderte auch ſtets mit mir, und machte meinen treueſten Begleiter. Ein wogendes Meer iſt das menſchliche Leben, und der Schaum auf demſelben ſind luftige Leidenſchaften und Wünſche. Mein Meerſchaumkopf, der prächtigſte in ſeiner Art, den man ſich denken kann, und den ich auf allen Spaziergängen und Reiſen mit mir trug, war die Bewunderung aller Tabakraucher der Stadt und der umliegenden Gegend.

Freylich war aber das auch ein Meerſchaumkopf aus der Verlaſſenſchaft des alten Herrn, und Henriette hatte mir ihn zugeſendet. Folgendes Briefchen, welches für immer in meiner Brieftaſche hauſet, war mitgekommen:

„Lieber Herr v. Sillau! Es ſind nun mehrere Jahre „vergangen, ohne daß wir das Mindeſte von Ihnen gehört „hätten. Iſt das billig und recht? Mein ſeliger Onkel hat „oft an Sie gedacht, ich nicht minder. Ihr Andenken iſt „uns ſtets lieb und werth geblieben. Bey Ihnen ſchiene „mir das Andenken des Freundes und der Freundinn ganz „erloſchen zu ſeyn, wüßte ich nicht von Bekannten, die „Sie in M. kennen lernten und beobachteten, daß Sie ein „einſames, zurückgezogenes Leben führen, und daß man „Sie ganz allein und nachdenkend an Unterhaltungsorten „findet. Meinem Onkel, der noch letzthin zum Beſuch auf „unſerm Gute war, hat das ſehr wohl gefallen, und er „nahm ſich vor, nächſtens Ihnen zu ſchreiben. Der Himmel hat es anders gefügt; eine kurze Krankheit hat ihn „ſeinen Lieben entrafft. Auf dem Todbette gab er mir den „mitfolgenden Meerſchaumkopf für Sie, und einen herzlichen Gruß. Gewiß werden Sie an unſerer innigen Trauer „um den Verklärten aufrichtigen Antheil nehmen; aber „jammern und klagen wollen wir nicht; er vergaß nicht, „uns dieß nachdrücklich zu verbiethen, und wir ehren ſeinen „Willen. — Nehmen Sie bey dieſer Gelegenheit die Verſicherung meiner herzlichen Freundſchaft und Achtung hin, „und folgen Sie meinem wohlmeinenden Rathe. Suchen, „finden, wählen Sie eine würdige Lebensgefährtinn; blei-

„ben Sie nicht ferner einſam mehr und verlaſſen; es führt „zu nichts Gutem. Das Mädchen, das Ihnen ihre Hand „reicht, kann nicht unglücklich werden, und Sie werden „gewiß keine ſchlechte Wahl treffen. Es wird mich innig „freuen, von Ihrem Glück, von Ihrer Zufriedenheit zu „hören, und noch mehr, wenn Sie mich zur Vertrauten „Ihrer Angelegenheiten erheben wollen. Ich werde Ihnen „gewiß mit aller der aufrichtigen Freundſchaft rathen, mit „der ich bin Ihre ergebene Dienerinn — Henriette v. Rohl."

Ich las dieſen liebreichſten und verſtändigſten aller Briefe mit Thränen der freudigſten Rührung. Ich ſtopfte den neuen Kopf aus jenem mir ſo theuern Tabaksbeutel, und las, behaglicher dampfend als je, von Neuem. Es war die seligſte Stunde meines Welt- und Amtlebens, die ich bisher genoſſen.

„Ja," theuerſte Henriette, rief ich aus, daß die Fenſter klirrten, „ich will Deiner Freundſchaft würdig ſeyn, ich will Deinem Rathe folgen!" — Der Hageſtolzenſtand thürmte ſich wie ein grauſes Ungethüm auf vor meiner Seele. „Nein! ich will kein Hageſtolz werden!" brüllte ich, nahm Hut, Stock und Pfeife und ging davon.

11.

Porzellain- und Köllnerpfeifen.

Es war ein ſchöner Sommerabend; ich lief geradewegs auf die Stadtpromenade, und ſchaute rechts und links auf die Bänkchen in der Allee, auf welchen die ſchönſten Damen und

Jungfrauen der Stadt ſaßen, um zu ſehen und beſehen zu werden.

Frau Räthinn Goldheim both mir den freundlichſten guten Abend von der Welt, ihre Tochter Lina grüßte mit Anſtand. Ich nahm dieß für einen guten Wink des Schickſals, faßte Poſto, ſpann ein Geſpräch an, und begleitete ſie nach Hauſe.

Am andern Morgen erzählte mir meine Wäſcherinn, daß ich mit Erlaubniß und Zuſtimmung der ganzen Stadt (oder vielmehr des ganzen Städtchens) Fräulein Lina Goldheim's erklärter Liebhaber ſey, und mithin bald heirathen werde.

Die Folge davon war, daß ich dieſen Abend nicht die Promenade beſuchte, ſondern meinen Meerſchaumkopf in einem Wäldchen vor der Stadt ausrauchte; denn ich hatte am Abend zuvor eine Menge Betrachtungen angeſtellt, deren Reſultat war: „Lina gefällt dir nicht." Das Mädchen ſprach auch von nichts, als von den neueſten Hüten und Garnituren, und endlich machte ſie ſich gar über das Tabakrauchen entſetzlich luſtig. Ich kann weder das eine leiden, noch das andere. Die Mutter aber ſprach von nichts als von ihrer Tochter, und das kann ich noch weniger leiden.

So mißlang ein Verſuch, ſo der zweyte. Ich lernte mehrere Mädchen kennen, alle hübſch, mitunter wohl auch ſchön, mitunter ſehr artig, mitunter ſehr vernünftig. „Scheinbar!" ſetze ich kühn hinzu, denn näher bey Lichte beſehen, war's wieder nichts, gar nichts.

O ihr prächtigen Porzellainpfeifen, ihr ſchlanken, glatten Köllnerpfeifen! Glänzend und mit muntern Farben geſchmückt gefallt ihr dem Auge, aber ich habe nie aus euch geraucht. Denn was iſt gebrechlicher als ihr! Ein einziges Ungemach, und verwandelt iſt die Herrlichkeit in Scherben.

O ihr herrlichen, blendenden, zum Entzücken ſchön geputzten, in Taumel uns dahin reißenden — und ſo weiter! Weh uns (i. e. Männern), wenn ihr weiter nichts ſeyd als ſchön, drey Mahl weh uns, wenn ihr weiter nichts ſeyd als ſchön und klug!

12.

Flader.

„Wohl uns, drey Mahl wohl uns," ſo ſetzte ich damahls meine Betrachtungen fort, „wenn ihr klug ſeyd und gut, und in des Himmels Nahmen nicht eben ſchön, auch nicht gar zu hübſch."

Ich vergleiche euch dann mit Recht mit einem ſoliden Ulmerkopf von ächtem Flader, beſchlagen oder unbeſchlagen, mit oder ohne Silber, das iſt mir eins. Ein guter Flader bedarf weder des ſilbernen, noch des goldenen Beſchlags, womit man ſo oft ſchlechten Holzgattungen mehr Anwerth zu geben bemüht iſt. Was nützt der Beſchlag? man raucht ja nicht aus ihm, ſondern aus der Pfeife. Und, um mich zur tiefſten Deutlichkeit herabzuſenken, nicht das Geld wird ja zur Gattinn, ſondern das Mädchen, oder das Frauenzimmer in genere.

Ich zog daher mein Späherauge ab von den Schönen des Landes, die es waren, und wendete es auf die Schönen, die es nicht waren. Damahls gab es noch Geſichtchen mit Pockennarben; o vortreffliche Zeit! Dergleichen Narben hatten zu ihrer Zeit viel Gutes geſtiftet. Denn manches Mädchen, das ſchon in der Wiege für die größte Schönheit Ausſichten gab, wurde dadurch aus ſchön hübſch, oder aus hübſch vollends unſchön, (häßlich möchte ich damit nicht gemeint haben,) und nahm daher in eben dem Maße an Klugheit und Güte zu, als ſie an Schönheit abgenommen hatte. Und wie herrlich dann die klugen Augen aus dem narbigen Antlitz hervorleuchteten! Und was iſt das ſchönſte Mädchen, wenn nicht gerade das Auge das Schönſte iſt an ihr? Ach, auch Henriettens Auge war das Schönſte an ihr, ungeachtet ſie nicht blatternarbig war.

„Laß die Wachspüppchen fahren," dachte ich, ſo oft ich mein Pfeifchen behaglicher in Ruhe ſchmauchte; „was liegt an der Glätte und roſigen Farbe des Angeſichts? die Form iſt die Hauptſache, und ſelbſt auf dieſe kömmts nicht an. Ein guter Flader ſey noch ſo grubig und narbig und knorrig, und noch ſo ſchlecht zugeſchnitten, er wird dennoch ſtets ſeinen Werth behalten."

Suchet, ſo werdet ihr finden, beſonders, wenn ihr das ſucht, was ich ſuchte. Ich traf kein einziges häßliches Mädchen auf Bällen, Promenaden und dergleichen, die mir nicht entweder gutmüthig, oder geiſtreich, oder beydes zugleich geſchienen hätte. Ich fand auch zugleich, daß viele darunter ſo vernünftig waren, ein Geſpräch mit mir auszuhalten; ohne ſich den Fächer oder ſonſt was naſenrümpferiſcher Weiſe vor zu halten, oder gar drey Schritte zurück zu treten, wie die Schönheiten des vorigen Capitels. Sie zeigten dadurch ſchon ungemein viel Reſignation, und einen beſonderen Antheil an mir. Unter jenen aber traf ich gar ein Mahl ein Gänschen, die, als ich ſie zum Tanz aufforderte, davon lief, und ausrief: „Pfuy Häßlichkeit!“ Eine Andere hatte mir plattweg erklärt, ſie müßte ſich ſchämen, an meinem Arme zu gehen, ſintemahl das unelegante Tabakrohr aus der Taſche meines Rockſchoßes in die elegante Welt hinausguckte. — „So ſchön!“ hatte mir ein Mahl mit ſchmahl zuſammengepreßten Lippen (das Höhniſche ſtand ihr freylich entzückend ſchön) eine Andere geſagt: „Sie machen de Mädchen einen blauen Dunſt vor!“ Eine Fünfte meinte ſoga ganz aufrichtig: „es wäre doch einmahl Zeit meine Kleider aus waſchen und in einem Backofen trocknen zu laſſen!“

Ferner iſt es bekannt, wie daß die Mädchen, beſonders di hübſchen, ſehr treffend und erfinderiſch ſind in Namenverthe lungen; darum wußte ich mir auch das zu deuten, was ein mein zutragender Geiſt, in Geſtalt meiner Wäſcherinn, mir e zählte: „Im Hauſe der Frau v. Goldheim war Viſite, und de gleich nach Mittag; es war eine ganze Laſt von guten Freu dinnen da, und wie eben die Thür ins Vorzimmer ſich öffne ſo höre ich: „„Lina! was macht dein Mann mit der Pfeife?“ und hierauf ein allgemeines Gelächter. Wie Lina hernach h auskam, um die Wäſche zu übernehmen, war ſie noch glühe roth im Geſicht, und ſie konnte vor Ärger die Hemden nicht ſammenzählen." — Ich fragte, was das für Mädchen geweſen wären? „„Lauter hübſche!"'" „So recht," dachte ich.

„Gute, theuere Henriette, du warſt auch hübſch, und mehr als hübſch, und biſt es vielleicht noch, (vielleicht noch? das muß ich ausſtreichen, damit es meiner Frau nicht zu Geſichte kommt,) aber nie iſt dergleichen heilloſes Reden dir eingefallen!"

13.

Schmauch-Aſyl.

Unter allen den häßlichen Mädchen, auf die ich jetzt mein beſonderes Augenmerk richtete, leuchtete mir eine hervor, die, obſchon bey weitem nicht die häßlichſte, doch bey weitem die geiſtreichſte war. Sie hieß auch, (wie ich damahls glaubte) mit Recht Sophie.

Das erſte, was mir an ihr ganz ausnehmend wohl gefiel, war, daß ſie gewöhnlich mit zwey ganz kleinen Mädchen ſpazieren ging, und wie zwiſchen zwey unbedeutenden Albernheiten ein kluges Wort, ſo nahm ſich Sophie aus zwiſchen den beyden Flachsköpfchen. Die beyden Flachsköpfchen aber waren die Töchter ihrer Schweſter, und dieſe Schweſter, die ebenfalls mit zu gehen pflegte, war eine Blondine, und mußte ein Mahl ſehr ſchön geweſen ſeyn. Das gab nun wieder für Sophien einen ſehr vortheilhaften Contraſt. Hintendrein ging gewöhnlich ein pflegmatiſcher Mann in mittleren Jahren, dem ein Tabakrohr halbverſtohlen aus der Rocktaſche hervorlugte. Den Mann kannte ich gut aus ämtlichen Verbindungen, und ſo machte ſich die Bekanntſchaft, ſo wie ich mich darum bewarb, ohne viel Umſtände.

Ich entdeckte in ihm einen eifrigen Tabakraucher, unſere Herzen loderten einander entgegen. Ich wurde auf den folgenden Nachmittag zu einem Pfeifchen eingeladen; mir war das eine gute Vorbedeutung.

Ich kam, und fand Sophien mit den Flachsköpfchen beſchäftiget, welche ſie leſen lehrte. Der Herr Schwager aber ſtand draußen auf dem Gange, der zur Stiege führt, und rauchte. Er bath um Verzeihung, daß er mich nicht ins Zimmer hineinbegleiten könnte, indem er zuerſt noch ſein erſtes Nachmittagspfeifchen ganz zu Ende rauchen wolle. Das kam mir allerdings ſehr bedenklich vor, und war mir wieder eine üble Vorbedeutung.

Indeß fand ich die ſchöne Häßliche ſo äußerſt unterhaltend und anziehend, daß alle böſe Ahndung bald wieder aus meinem Gemüthe verſchwand. Ich unterhielt mich in der That außerordentlich gut, denn ich ſprach keine Sylbe und hörte nur mit großem Wohlbehagen zu, wie Sophie von der Art und Weiſe ſprach, die kleinen Flachsköpfchen im Leſen zu unterrichten. Mir drängte ſich dabey der ſeltſame Gedanke auf: „auf dieſe Art müſſen deine eigenen Kindlein auch leſen lernen, ſie mögen Schwarz- oder Blondköpfchen ſeyn,“ zugleich ſchien es mir aber immer mehr zur Gewißheit zu gelangen, daß es

Schwarzköpfchen ſeyn würden, denn dachte ich mir: „ſchwarz und ſchwarz gibt wieder ſchwarz."

Schwarzköpfchen Sophie eilte nun hinaus, und kam wieder, und hohlte Kaffeetaſſen, und ging ab und zu. Das ſtand ihr auch recht gut, ſo wie überhaupt das Kaffeeeinſchenken den Mädchen nicht minder gut ſteht, als das Feuerſchlagen. Es hatte mir an Henrietten auch immer recht gut gefallen, wenn ſie ſo geſchäftig mit der Kaffeekanne und den Taſſen manövrirte.

Der Herr Schwager kam herein ohne Pfeife; es wurde ein Viertelſtündchen beym Kaffeetiſch verplaudert. Nun ſah ich den ganzen Apparat hinaustragen. „Wenn's gefällig iſt," ſprach der pflegmatiſche Eheherr, „wir wollen nun ſelbander unſer Pfeifchen rauchen." Wir kamen wieder ins Vorhaus, zum Fenſter am Hofe. Die Damen ließen uns allein.

„Sehen Sie, lieber Herr v. Sillau," ſprach er, „hier iſt mein Aſyl, wenn ich mein Pfeifchen in Ruhe rauchen will. Es iſt hier recht hübſch zu ſitzen, beſonders im Sommer. Im Winter iſt's freylich etwas kühl."

„Dann rauchen Sie wohl im Zimmer?"

„Nein, das thue ich nicht, es geht ſchon draußen auch. Sie wiſſen ja, wie die Weiber ſind."

„Ja leider. Aber Sie haben ja Ihr eigenes Zimmer?"

„Mein lieber Herr v. Sillau, kein Ehemann hat ſein eigenes Zimmer. Im Hauſe herrſcht das Weib, ſelbſt im Vorhauſe, allein da kann ſie mich doch nicht wegtreiben. Und dann wechſelſeitige Aufopferungen machen ja das Glück der Ehe. Sie überläßt mir das Vorhaus zu meiner Dispoſition; beſonders dieſen Winkel hier am Fenſter, im Fall ich es aufmache, damit der Dampf abmarſchirt."

„Dann gibt es ja Zuflucht hier?"

„Ja, in der Ehe fehlt es nie an Zuflucht."

Mir lief's etwas kalt über den Rücken. Die Amtsſtunde ſchlug, ich klopfte meine Pfeife aus und empfahl mich.

14.

Meerſchaum und Teichſchaum.

Ungeachtet dieſer bedenklichen Ausſichten hatte ich nun dennoch ſeit mehreren Wochen jeden Tag das Schmauch-Aſyl beſucht, und mich eben ſo oft zu Spaziergängen am Abend eingefunden, ungeachtet bey dieſen letzteren nicht geraucht wurde, ausgenommen, ich ging mit dem Herrn Ehegemahl und Schwager ſechs Schritte hinterdrein, und der Wind wehete gerade rückwärts. Wehete aber der Wind vorwärts, ſo mußten wir ſechs Schritte vor den Damen voraus. Abgeſchreckt hätten mich alle dieſe Maßregeln freylich, hätte es mir nicht ganz gewiß geſchienen, daß nur ihre Schweſter, ihr Eherecht handhabend, nicht aber Sophie ſelbſt daran Schuld ſey. Denn nicht allein, daß Sophie uns in unſer Aſyl ſehr oft eigenhändig den Kaffee hinaustrug, indeß ihre Schweſter den Tabakdampf durchaus vermied, ſo machte ſie ſich auch niemahls über das Rauchen luſtig, was ihre Schweſter nur gar zu oft that. Es ſteht einer Sophie auch in der That nicht zu, ſich leichtſinnigerweiſe über etwas luſtig zu machen.

Einmahl hatte ich freilich etwas gehört, was mich wieder ſtutzen machte. Wie ich am Nachmittag, wie gewöhnlich, kam, lief Sophie, zwar mit einem freundlichen Gruß, aber etwas haſtig vor mir vorüber, ins Nebenzimmer; ſie mußte eben eine Viſite gemacht haben, denn ſie war ſehr ſorgfältig gekleidet. „Wohin?” fragte ihre Schweſter. Sie lachte und ſprach: „Ich nehme nur meinen Tabak-Überrock.” Ich wurde nun erſt aufmerkſam auf dieſen Überrock, der ihr freylich ganz artig und häuslich ſtand, den ſie aber ſonſt nie trug, als am Nachmittag. Ich ſah ſie Vormittags am Fenſter bey häuslicher Arbeit, ſie hatte einen andern Überrock an. „Hm, hm!” dachte ich mir dabey.

Indeſſen mußte ich doch angefangen haben, recht ernſtlich verliebt zu ſeyn, denn ich nahm von allen dieſen bedenklichen Erſcheinungen nicht ſonderlich Notiz. Es war noch nicht aller Tage Abend.

Eines Abends waren wir von einer Landparthie wieder in die Nähe der Stadt zurückgekommen. Ich war heute mit Sophien ſo traulich bekannt worden, der Tag war ſo ſchön, der Hain, in dem wir wandelten, ſo lieblich und ſtill, und Sophiens Geſpräch ſo freundlich und hold, daß ich, ungeachtet ihre Schweſter am Arme ihres Gemahls oft und fünfzig Schritte hinter uns zurückblieb, und ungeachtet ich Henriettens Meerſchaumkopf in der Taſche hatte, den ganzen Tag über nicht ans Rauchen dachte. Wie ſehr mein Herz ſich für Sophien aufſchloß, mochte ſie in meinen Augen geleſen haben; ich hatte auch keine Luſt dieſen ſchönen Abend verſtreichen zu laſſen, ohne das Ultimatum meiner Angelegenheiten auszumitteln. Wir kamen zu einer Bank unter Erlengebüſchen, am Ufer eines freundlichen Teiches. Ein mildes Abendlüftchen wehte ſanfte Kühlung, und hob und glättete wechſelweiſe die Wellen auf dem klaren Spiegel.

„Liebe Sophie,“ ſagte ich und faßte ihre Hand, die ſie nicht zurückzog: „wie dieſer Teich hier vor Ihrem ſchönen Auge, ſo klar liegt mein Gemüth vor Ihnen da. Leſen Sie darin eine Frage, und laſſen Sie mich dann in dem Ihrigen eine Antwort leſen!“

Sie lachte und ſchwieg einige Sekunden lang. „Herr v. Sillau,“ ſagte ſie dann, „wenn Ihr Gemüth wirklich ſo klar vor meinen Augen liegt, ſo werde ich mich wohl nicht irren, wenn ich die Frage darin leſe: „„Dürfte ich nicht jetzt ein Pfeifchen Tabak rauchen?““

Ich erſchrak beynahe, denn ſie hatte wahrhaftig recht. Ein ſchöner Sommerabend im Freyen, ohne Pfeife, das war mir eigentlich noch nie geſchehen: ſeit ich Raucher bin.

„Liebe Sophie,“ erwiederte ich etwas zögernd, und zog dabey meinen Meerſchaumkopf hervor: „Ihre holde Güte antwortet: „„ja.““ Allein, das war nicht die Hauptfrage, ſondern der kleinſte Theil davon.“

„Alſo doch ein Theil? Ich habe immer gehört, daß die Männer rauchen, um ihre Langeweile zu vertreiben, und darum mag's auch ſeyn, daß ſo viele Männer rauchen, weil ſo viele darunter ſich langweilen, wie z. B. heute der Herr v. Sillau."

„Liebe gute Sophie, wenn das Scherz iſt, ſo ſchmerzt es mich; wenn's Ernſt iſt, ſo thut es mir weh. Wie können Sie ſo etwas bey mir vermuthen? Ach, Sie wollen mich nur nicht verſtehen."

„Lieber Gott! wir Mädchen ſollen immer die klügſten ſeyn, und alles verſtehen, und dennoch wißt Ihr immer ſo viel von unſerm Leichtſinn und unſerer Thorheit zu erzählen."

„Nun, liebe Sophie, ſo finden Sie mich wenigſtens nicht tölpiſch, wenn ich mit der Thür ins Haus hineinfalle, und nehmen Sie mich hin, wie ich leib' und lebe — — —"

„Mit ſammt Ihrer Pfeife?"

„Wie anders? Die Pfeife gehört ſchon einmahl zu meinem Thun und Laſſen, und iſt ein Theil von mir. Ich gebe mich, wie ich bin."

„Muß man alles annehmen, wenn man ein Geſchenk annimmt?"

„Alles! Sonſt iſt's ſo viel, als man weiſet es ganz zurück."

„Das möchte ich doch nicht meinen. Wenn ich Sie recht verſtehe, ſo ſchenken Sie mir ihr Herz, wie man ſich auszudrücken pflegt. Das wäre freylich etwas, was mir von einigem Werthe zu ſeyn ſcheint. Aber gehört denn die Pfeife in Ihr Herz?"

„Dieſe, ja!"

„Dieſe? Gerade dieſe? Das iſt ſonderbar. Man weiß zwar freylich in der Stadt, daß Sie an dieſelbe auf Spaziergängen, wo Sie ſich einſam glaubten, ſchon manchen Monolog gehalten haben. Sehen Sie, lieber Herr v. Sillau, das ſind Sonderbarkeiten, die mir unmöglich gefallen können. Ich will ganz aufrichtig reden: Gegen Sie ſelbſt habe ich nichts, gar nichts, aber wohl gegen ihr ewiges Tabakrauchen."

„Warum?"

„Wir Mädchen ſind einmahl ſo; wir verlangen ungetheilte Neigung. Ihr Tabakraucher liebt eure Pfeife mehr und inniger, als ſonſt etwas auf der weiten Welt."

„Da irren Sie, Sophie!"

„Ich glaube nicht. Euer Tabakrauchen gibt euch eine unleidliche Selbſtgenügſamkeit, eine gewiſſe hochmüthige Ruhe, eine, was man deutſch nicht ſagen kann, nonchalance, die beynahe unerträglich iſt!"

„Ach, Sophie! ſo arg iſt es wahrhaftig nicht."

„Nicht? Nun, ſo wollen wir einmahl ſehen. Iſt meine Freundſchaft Ihnen etwas Wünſchenswerthes?"

„Liebe Sophie, wie können Sie fragen?"

„Glauben Sie, daß ich Ihnen nicht manches Opfer zu bringen im Stande bin?"

„Ich fordere es nicht, aber ich glaube es."

„Sie mögen es glauben oder nicht; aber Sie haben das Recht es von mir zu fordern, wie ich von Ihnen.“

„Fordern Sie, Sophie!“

„Nun denn, ich verlange nichts Unmögliches, nur etwas ſehr Billiges: Rauchen Sie in der Folge weniger oft als jetzt.“

„Ich verſpreche es!“

„Rauchen Sie ſelten!“

„Des Morgens eine Pfeife, und eine des Abends.“

„Ich bin es zufrieden. Allein ich muß mich erſt von Ihrem guten Willen überzeugen.“

„Wie ſo?“

„Dieſe Pfeife hier — —“

„Was ſoll's damit?“

„Sie iſt viel zu groß, ſie ſteht für andere drey. Sie dürfen nur eine kleine Pfeife rauchen, die längſtens eine Viertelſtunde dauert. Geben Sie ſie weg.“

„Ich ſperre ſie ein.“

„Nein, das nützt nichts. Zeigen Sie ſie einmahl her. Sie werde das erſte Opfer Ihres guten Willens.“

„Was haben Sie vor?“

„Hier ſehen Sie es. Dort liegt ſie im Teiche. Teichſchaum deckt den Meerſchaum.“

Ich ſtand einige Augenblicke ſtarr und bebend, mir brach das Herz. Henriettens holdes Bild erſchien mir auf dem Gewäſſer, und zeigte mir freundlich die Stelle mitten im Schilf, wo der Kopf hinein gefallen war. Ich warf den Rock von mir und ſtürzte mich in den Teich. Ein Schrey von Sophien und von ihrer Schweſter, die mit dem Gemahl uns nachgekommen war, war das Letzte, was ich hörte.

15.

Tabaksaſche.

Ich ſaß auf dem Bänkchen am Teiche, und ließ mich an der Abendſonne trocknen; darauf warf ich meinen Rock um, zündete meine geliebte, aus den Fluthen gerettete Pfeife an, und ſchlenderte in tiefen Gedanken nach Hauſe.

Dort war mein erſtes Geſchäft, mich hinzuſetzen, und ungefähr folgenden Brief zu ſchreiben:

„Mein Fräulein! Nach dem, was zwiſchen uns heute
„Abend vorgegangen, achte ich es für meine Pflicht, Ihnen
„von meinem vielleicht ſonderbaren Benehmen Rechenſchaft
„zu geben. Sie ſahen mich in den Teich ſpringen,
„Sie ſahen mich mit einer Miene zurückkommen, auf der
„vielleicht Unmuth, Zorn, oder ſonſt etwas allzu deutlich
„zu leſen war. Durchnäßt und mit Schlamm bedeckt, wie
„ich war, hätte es ſich durchaus nicht geſchickt, Sie und
„Ihre Familie nach Hauſe zu begleiten. Darum empfahl
„ich mich ſtumm, und ging Waldeinwärts. Fräulein Sophie!
„Ich achte Sie nicht minder, als vorher; aber warum
„mußten Sie, und gerade in der vergnügteſten Stunde
„meines Lebens, mich ſo tief und ſchmerzhaft verwunden?
„Was Sie für einen Scherz hielten, war mir ein ſchreck-

„liches Ereigniß: Sie warfen eine Pfeife in's Waſſer, ich ſah das heiligſte Andenken der Freundſchaft in die Fluthen verſinken. — — Heftig und von Unmuth überwältigt, wie ich nun einmahl vor Ihnen mich gezeigt habe, darf ich auf Ihre Verzeihung keinen Anſpruch mehr machen. Und ſo lebe ich denn hin in trüber Einſamkeit, und darf mich nur in der Entfernung nennen Ihren ergebenen Freund. ꝛc."

In der Haſt, mit der ich dieſen Brief fortſchicken wollte, fand ich keinen Streuſand. Meine Pfeife war eben zu Ende geraucht, ich klopfte ſie aus, und ſtreute die Aſche über die noch naſſe Schrift.

Am andern Morgen erhielt ich folgendes Antwortſchreiben:

„Mein Herr! Daß Sie ſich heftig und von Un— überwältigt benommen haben, habe ich ſehr wohl bemerkt, ungeachtet meine gute Schweſter Sophie mich glauben machen wollte, es ſey Ihr Spaß geweſen. Übrigens wiſſen wir auf Ihren artigen Brief nichts anders zu erwiedern, als daß gar nichts darauf zu erwiedern iſt; nur ſollten gebildete und wohlerzogene Männer in ihrem verächtlich thun wollenden Benehmen nicht ſo weit gehen, Briefe an Frauenzimmer abſichtlich mit Tabaksdampf zu durchräuchern und Tabaksaſche darauf zu ſtreuen. Meine Schweſter und mein Mann empfehlen ſich, und ich bin Ihre ergebenſte Dienerinn, Babette v. B."

Alſo ſo weit, rief ich aus, geht ihr Zorn und ihr Starrſinn, daß ſie nicht einmahl eigenhändig ſchreiben wollte? Weh dem Manne, der Ihnen ſeine Hand reicht, gute Sophie! Er mag Tabak rauchen oder nicht, er findet gewiß ſeinen Gewitterhimmel auf Erden! —

16.

Sonn' und Mond.

Abgethan iſt eine Sache bald, weggethan nicht ſo leicht. Mich wurmte gewaltig, was vorgegangen war, und ich war unzufriedener als je.

So oft ich Sophien auf irgend einer Promenade begegnete, erwiederte ſie zwar meinen Gruß jedes Mahl ſehr höflich, aber auch ſo kalt und fremd, daß ich mich vor mir ſelber ſchämte. Nein, wiederholte ich mir bey einer jeden ſolchen Gelegenheit: mit Sophien wäre es durchaus nichts geweſen!

Ich ſetzte mein einſames Leben wieder fort, und fing an, ein Hageſtolz zu werden; nur fehlte es mir noch an Canarienvögeln, an einer alten Wirthſchafterinn, an einem Staarmatz, an einem Pudel und an Guthry und Grays allgemeiner Weltgeſchichte. Ungeachtet mein von Tag zu Tage zunehmendes Pfeifenkabinet, in welchem der Meerſchaumkopf als König thronte, mir für alles dieß reichlichen Erſatz gab, war ich doch ſchon im Begriff, beſagtes Altgeſellen-Hausgeräth mir anzuſchaffen, als ein Avancement mich in eine entfernte Gegend zu einem Amte rief, das ich mit Freuden annahm.

Ich rauchte mein Reiſepfeifchen mit inniger Zufriedenheit, und mit jedem Rade des Wagens drehten ſich tauſend erfreuliche Hoffnungen fort.

Ich war in die Nähe meines Beſtimmungsortes gekommen, und hoffte noch vor Abend daſelbſt anzulangen. Der Weg führte durch ein freundliches Dorf, und wandte ſich hinter demſelben über eine lange und ſteile Anhöhe hinauf; zur Seite in das Thal hinab zog ſich ein Park, mit ſchönen Baumgruppen und Lauben. Ein Fußpfad wand ſich nachbarlich dem Fahrweg über den buſchigen Anhang. Ich ſprang aus dem Wagen, ſetzte über die lebendige Hecke und ging gemächlich weiter, ohne den Wagen aus den Augen zu verlieren.

Allgemach war ich dem Wagen vorausgekommen, und ſah ihn, wie ich die Höhe erreicht hatte, erſt in der Mitte der Anhöhe ſich heraufſchieben. Der Schatten eines großen Ruſters, an welchem ein Bänkchen angebracht war, mit der Ausſicht auf lachende Wieſen und Saaten, lud mich ein, hier ein Nachmittagspfeifchen zu rauchen. Nun hatte ich zwar meinen geliebten Tabaksbeutel, den ich wie einen Talisman ſtets bey mir trug, bey der Hand, allein die Pfeife mußte ich im Wagen vergeſſen haben. Ich ließ alles ſtehen und liegen, ſetzte über die Hecke und eilte dem Wagen entgegen. Umſonſt! der Meerſchaumkopf war nicht zu finden!

Unglückſeliger! rief ich, ſo haſt du es dennoch verloren, dieß theure Andenken, um deß willen du in die Fluthen ſprangſt, und mit einem liebevollen, geiſtreichen, garſtigen

[illegible]

Mädchen brachſt? Haſt du es nur darum aus den Fluthen gerettet, um es hier im Staube zertreten zu laſſen? — Ich beſann mich, ich erinnerte mich, die Pfeife beym Ausſteigen mitgenommen zu haben. Ich beſchloß den gemachten Weg noch ein Mahl zu gehen, und zu ſuchen, was ich verlor. Denn, ſagte ich mir nach reifer Überlegung, bey Gelegenheit, als du über die Hecke ſetzteſt, kann ſich die Pfeife ganz oder halb aus der Taſche geſchoben haben.

Ich ging alſo die Anhöhe hinab, und wiederhohlte, ſorgfältig ſuchend, den gemachten Spaziergang. Alles umſonſt! Die einzige Hoffnung blieb mir noch, daß ſich das Geſuchte vielleicht doch noch oben unter dem Baume finden müßte, daß ich es beym Ausziehen des Rockes herausgeſchleudert haben könnte.

Ich verdoppelte alſo meine Schritte, hatte bald den engen Pfad zwiſchen dem Gehölz hinter mir, und ſtand im Freyen, kaum funzig Schritte von meinem Ruhebänkchen. Aber ich war nicht wenig beſtürzt, wie ich eine Dame dort ſitzen ſah, die, wie es ſchien, mit meinem Tabaksbeutel ſich beſchäftigte. Ich ging mit zweifelhaften Schritten weiter, und blieb wie angedonnert ſtehen.

Die Dame ſtand auf und näherte ſich mir. „Haben Sie dieſen Meerſchaumkopf verloren?" fragte ſie mit einer Stimme, die mir nicht minder auffallend war, als ihre Geſtalt.

„Ja! meine Gnädige," ſagte ich halb laut.

„Und dieſer Tabaksbeutel gehört wohl auch Ihnen?"

„Ja!"

„Mein Herr, Sie ſcheinen etwas unvorſichtig zu ſeyn. Sie haben Ihren Frack hier liegen laſſen, und in demſelben Ihre Brieftaſche. Weil wir Frauenzimmer denn unſerer Neugierde nicht gern etwas Erlaubtes verſagen, und weil jeder redliche Finder doch unterſuchen ſoll, was er gefunden, um zu wiſſen, wem es gehöre; ſo erlaubte ich mir, nachzuſehen, was darin ſey. Ich fand da von ungefähr ein Briefchen einer gewiſſen Henriette von Rohl." —

„O Gott! ſoll ich's glauben?"

„Herr von Sillau!"

„Frau von Rohl! Henriette!"

„Stehen Sie auf! Treiben Sie keine Poſſen, die einem Manne von Ihren Jahren nicht mehr ziemen."

„Ich bin alt geworden, Henriette!"

„Ich auch. In zehn Jahren ändert ſich vieles."

„Nichts hat ſich geändert! Was damahls in mir lebte, lebt noch jetzt unverändert in mir!"

Und ſo weiter. — Henriette war ſeit mehreren Jahren Wittwe, und hatte erſt vor kurzem das Landgut bezogen, zu welchem der Park gehörte. — Den Spaziergang, den ich gemacht hatte, pflegte ſie jeden Nachmittag zu machen; und ſo hatte ſie den wohlbekannten Meerſchaumkopf gefunden, und erſtaunte noch mehr, als ſie auch den Tabaksbeutel fand und das Übrige, was ihr keinen Zweifel mehr übrig ließ, auch mich wieder zu finden.

Es war nichts natürlicher, daß ich kaum in meinem neuen Poſten mich hineingefunden hatte, als ich ſchon jeden freyen Nachmittag verwendete, ſo ſchnell als möglich den ſchönen Park zu beſuchen. Und die Folge davon war:

Daß ich nunmehr mit dem Schickſale zufriedener bin, als es jemahls ein Tabakraucher geweſen ſeyn konnte. Denn außerdem, daß Henriette das Pfeifenſtopfen und Feuerſchlagen ganz und gar nicht verlernt hatte, ſo zeigte ſie zugleich noch ſo viel andere herrliche Tugenden der Häuslichkeit, daß ich viele Jahre hindurch in einem Weltmeer von Wonne ſchwamm.

Jetzt bin ich freylich, wie geſagt, ein alter Tabakraucher geworden, und Geſchäfte runzeln zuweilen meine Stirn. Auch Henriette hat ihre Sorgen, und Sophie, die einer meiner Kanzelley- und Wirthſchaftsbeamten als ſeine Gattinn uns zugeführt hat, macht ſowohl ihr, als mir und dieſem guten Manne manche Verdrießlichkeit. Indeß hat ſie ſich dennoch ſchon bequemt, das Geſchäft der Oberaufſicht über das Rauchweſen zu Zeiten an Henriettens Stelle zu übernehmen; nur muß ich ſeit der Zeit lauter Sonn und Mond rauchen, weil ſie dieſen Rauch noch am beſten vertragen kann.

Wohl jedem braven Raucher auf dieſer Erdenwelt, dem in ſtiller häuslicher Glückſeligkeit, und noch dazu in ſeinem eigenen Zimmer ſo gut, als im Zimmer ſeiner Frau, und noch dazu lauter Sonn und Mond zu rauchen, vom Schickſal vergönnt iſt! Und daß ein ſolches Glück noch möglich und erreichbar ſey auf dieſer Erdenwelt, iſt aus dieſer meiner Lebensgeſchichte zur Genüge zu erſehen. — Der Sonn und Mond aber iſt mir eine Tabaksſorte ächt ſymboliſcher Bedeutung. Denn das verlorne Glück, das mich in jener traurigen Rauchnacht der mitleidige Mond beweinen ſah, gab mir, in den Schatten des Parks mich jagend, die Sonne zurück.

Dr. E. Veith.

Die Belagerung von Amaſi.

Die Menſchen lieben es, wenn man ihre wüthenden Handlungen zu Tugenden erhebt; ſie gefallen ſich bey Erzählungen von Schlachten. Und ich, der ich ſo oft über ihre Thorheiten lachte, über ihre Schwächen ſeufzte, ich ſuche in der Geſchichte Züge, welche dem Menſchengeſchlechte Ehre machen. Ich finde dort viel vergoſſenes Blut, und wenig große und edle Handlungen, viele berühmte Eroberer, wenig große Seelen, viel Rauch, wenig Ehre. Glücklich derienige, welcher mitten unter ſo vielen Irrthümern und Frevelthaten einer Tugend begegnet. Er ruht ſanft an ihrer Seite aus, er betrachtet ſie mit Bewunderung, und koſtbare Thränen netzen ſeine Augen. Er gleicht einem Wanderer, der in der Wüſte Arabiens herumirt; lange Zeit hat er nur öde Sandebenen durchwandelt, nur Löwen und Tieger geſehen, plötzlich erblickt er eine Herberge, ſein Herz klopft mächtig vor Hoffnung und Freude, er fliegt — den Geſchöpfen, die ihm gleichen, entgegen, und ſchreyt laut auf: „Großer Gott, ich finde noch Menſchen!“

Der berüchtigte Eroberer, Moez-Eddoulat, hatte ſich ungeachtet des Widerſtandes Ali-Mohamed's, des großmüthigſten, tapferſten und tugendhafteſten Mannes, Caramaniens bemächtiget. Ali beſaß nichts mehr als die ſchöne Stadt Amaſi, wo ihn Moez ſchon ſechs Monathe belagert hielt. Die Stadt war gut befeſtigt und mit allem Nothwendigen verſehen, um eine lange Belagerung auszuhalten. Ali-Mohamed hatte geſchworen, ſich eher unter den Ruinen ſeines letzten Zufluchtsortes zu begraben, als ihn ſeinen Feinden zu überlaſſen, und Ali-Mohamed war ein Mann, der ſeine Schwüre hielt.

Moez beſchleunigte die Belagerung mit der größten Lebhaftigkeit. Der Caliph Moctaſi half mit ſeiner ganzen Macht einem Manne, der ihn ſpäter mit Undank lohnte, und ſandte ihm ein Heer von 100,000 Männern. Ali-Mohamed hatte alle Stürme der Belagerer abgeſchlagen, und bewies Moez jeden Tag, welche Hilfsquellen ein muthiger König in der Liebe ſeines Volkes findet. Schon fing es den Belagerern an, an Lebensmitteln zu mangeln. Die Soldaten, durch Hunger gedrückt, murrten, und der Sultan ſah ſich genöthiget, das Äußerſte zu wagen. Er verſammelte ſeinen Kriegsrath, welcher aus allen ſeinen Heerführern beſtand. „Treue Gefährten meiner Mühen und meines Ruhms!" ſo redete er ſie an: „ſollen wir unſer Werk unvollendet laſſen? eine einzige „Stadt trotzt noch unſerer Macht, und ihre ſtolzen Wälle beſchimpfen euern Muth. Sollen wir den Sieg aufgeben? wir

„würden uns mit ewiger Schande bedecken. Dem Mohamed
„Amaſi zurückgeben, hieße: ihm alle Länder wiedergeben, welche
„wir ſchon erobert, und vor einem Feinde fliehen, den wir
„ſo oft überwunden haben. Indeſſen brauche ich Euch nicht zu
„ſagen, daß bereits das gräßlichſte aller Übel, der Hunger in
„unſerm Heere wüthet, er macht reißende Fortſchritte, rund um
„mich ertönt dumpf die Stimme des Aufruhrs, und meine da-
„hinwelkenden Krieger haben kaum noch Kraft zu kämpfen.
„Welchen Entſchluß ſoll und darf ich nun faſſen?"

Der ganze Rath ſchwieg. Keiner der Heerführer wagte ſeine Meinung zu ſagen, aus Furcht, der Feigheit oder der Unklugheit beſchuldigt zu werden. Der einzige Nervan, ein junger Krieger voll Heldenmuth, Moez's Jugendgeſpiele und ſein vertrauteſter Freund, ſtand auf und ſprach: „Moez! ich kenne nur einen Entſchluß: jenen der Ehre." Moez umarmte den Jüngling. „Ich will deinem Rathe folgen," ſprach er, „dieß iſt die Stimme der Freundſchaft. Ja, laß uns lieber ſterben, als uns entehren."

Am andern Morgen beym Aufgang der Sonne muſterte Moez ſein Heer. Wie groß war ſein Staunen, als die Soldaten, anſtatt zu murren, mit Freudengeſchrey ihm entgegenriefen: „Es lebe unſer Sultan, es lebe der Günſtling des Propheten, zum Sturm, zum Sturm!!" Moez fragte um die Urſache dieſer gähen außerordentlichen Freude; er konnte es nicht begreifen, wie jene, die geſtern noch eine Beute des Todes zu werden ſchienen, heute voll Muth glühten. Man erzählte ihm, daß in der vergangenen Nacht Engel in das Lager gekommen ſeyen, welche Lebensmittel aller Gattung mit ſich brachten, und nicht eher wieder entwichen, bis ſie das ganze Heer großmüthig für einen Tag verſorgt hatten. Moez verbarg ſeine Bewunderung und ließ ſeinem Heere einen Glauben, der ihm ſehr nützlich wurde, und den er in ſeiner Freude mit ihnen zu theilen faſt ſelbſt bereit war.

Er benutzte den Augenblick der Begeiſterung, und führte das Heer zum Sturme. Die Stadt wurde mit außerordentlichem Muthe beſtürmt, aber mit eben ſo großer Tapferkeit vertheidiget. Moez ſah ſich endlich gedrungen, ſich mit einem ſehr beträchtlichen Verluſte wieder in ſein Lager zurückzuziehen. Indeſſen fingen die Soldaten, welche vom Kampfe ſehr ermüdet waren, und ihren Vorrath wieder zu Ende gehen ſahen, neuerdings zu murren an; doch ſieh — kaum blinken die Sterne am Himmel, als der Zug der Engel wieder naht, und 1000 Kamele mit ſich führt, welche mit allen Lebensbedürfniſſen beladen waren. Moez, von dieſem neuen Wunder benachrichtiget, befahl den Führer anzuhalten und in ſein Zelt zu bringen. — „Großmüthiger!" redete ihn Moez an: „Woher kommſt du?" — „Von Amaſi." — „Wer ſandte dich?" — „Ali-Mohamed." — „Was höre ich? Mein Feind!" — „Er ſelbſt, Herr!" — „Welchen Beweggrund konnte er haben, mir Hilfe zu leiſten?" — „Die Menſchlichkeit! — „„Geh,"" ſprach er zu mir, „„und bringe dieſe Lebensmittel in Moez's Lager! Wenn es unmöglich iſt, dem Sultan zu verbergen, wer ſie ſandte, ſo ſprich zu ihm: „Ihr greifet uns am Tage an, wir ſehen Euch da als unſere Feinde an, und kämpfen gegen Euch, wie es tapferen Kriegern geziemt; zur Nachtzeit laſſt Ihr uns ruhig, und wir betrachten Euch da als Reiſende, als Brüder, die uns um Gaſtfreundſchaft anſprechen; wir haben Mitleid mit Eurer Noth, und kommen zu Euerer Hilfe herbey."" — „Sklave," antwortete Moez nach einem Augenblick des Stillſchweigens, „dein Herr beſitzt eine edle, großmüthige Seele, aber lerne, daß Moez ihm an Edelmuth und Großmuth nicht nachſtehe. Ich habe ihn durch die Waffen überwunden, ich will auch durch Tugenden über ihn ſiegen. Dreytauſend Gefangene befinden ſich in meinem Lager, ich ſende ſie deinem Herrn unbedingt zurück. Mögen ſie neuerdings die Waffen gegen mich ergreifen, ſie ſind frey, ich fürchte ſie nicht. Morgen mit dem Aufgang der Sonne führe du ſelbſt ſie zu dem zurück, der dich ſandte, und auch die 1000 Kamele, welche den Meinigen Lebensmittel brachten, ſollen dir, mit koſtbaren Geſchenken beladen, nach Amaſi folgen."

Am andern Morgen wurde dieſer Befehl befolgt. Man gab den 3000 Gefangenen ihre Waffen zurück und ließ ſie frey ziehen. Unermeßliche Schätze: die ſchönſten perſiſchen Tapeten, Geſchirre von Gold und Silber, und viele andere ſeltene Koſtbarkeiten wurden in die belagerte Stadt gebracht und als Geſchenk, nicht aber als Lohn einer Wohlthat dargebothen.

Indeſſen hatte Moez Anordnungen zu einem neuen Angriffe Ali's getroffen. Die Beſatzung von Amaſi hielt ſich bereit, einem neuen Sturme zu begegnen. Die Leitern wurden angelegt, und Moez's Soldaten, angeeifert durch die Gegenwart des Sultans, welcher ſie ſelbſt anführte, wirkten Wunder der Tapferkeit. Beſonders zeichnete ſich der kühne Nervan durch ſeinen Muth mitten unter den Kriegern aus; er focht an der Seite ſeines Herrn, oder vielmehr ſeines Freundes. Durch ſeinen unbezwingbaren Eifer fortgetrieben, erſtieg er, einer der erſten, den Wall. Er ſah in dieſem Augenblicke nicht, daß ihm nur ein kleines Häuflein der Seinigen folgte; lange hielt er ſich auf dem Walle und ſuchte ſich den Weg über Leichen zu bahnen. Endlich aber ſah er ſich umrungen, allein kämpfte er noch gegen eine Schaar von Feinden, bis ihn die Kraft verließ; er fiel, und die Soldaten, welche Zeugen von dem Falle des jungen Helden waren, erfüllten mit lautem Klaggeſchrey die Lüfte. Die Nachricht von Nervans Tode brachte das Heer in Unordnung; aber Niemand vermag den Schmerz und die Wuth Moez's zu mahlen, als er das Unglück vernahm. Er flog von Glied zu Glied, er ſuchte den Muth der Krieger durch Beredſamkeit und Beyſpiel anzufachen, er athmete nur Rache! — Allein alles war vergebens. Die Sturmleitern waren durch Steine, welche die Belagerten herabſchütteten, zerbrochen und die Soldaten in den Abgrund geſtürzt. Ali verfolgte dieſe Vortheile, er wagte mit einem Theile der Beſatzung einen Ausfall, und ſtürzte wie ein Blitz auf die ermüdeten Feinde los. Der verzweifelte Moez retirirte mit wüthenden Blicken auf Amaſi, doch kehrte er nicht eher in ſein Lager zurück, bis er Mohamed gezwungen hatte, ſich wieder hinter die Mauern der belagerten Stadt zu flüchten.

Die Nacht trat ein und ihr wohlthätiges Dunkel machte der Schlacht ein Ende. Die Luft war rein und kein Laut ertönte, die Sterne glänzten am unermeßlichen Himmelsbogen, und der Mond beleuchtete mit ſeinen ſanften Strahlen die Gegend. Mocz trat aus ſeinem Zelte und ging langſam an dem Ufer des Caſalmach hin, deſſen friſche und helle Waſſer hart an ſeinem Zelte dahinrauſchten. Er dachte an ſeinen Freund. „Ach!“ rief er mit Thränen aus: „theuerer Nervan! ich habe dich auf ewig verloren, ich ſah dich unter den Streichen der Feinde fallen und konnte dich nicht rächen. Ach, warum fiel ich nicht neben dir? Unſere Gedanken und unſere Gefühle waren eins, warum war uns nicht auch daſſelbe Schickſal gegönnt? Ich liebte dich wie die Ehre, und nur Zoraide theilte mit dir mein ganzes Herz. — Ehre! Liebe! Macht! Ihr ſeyd nie im Stande, mich über den Verluſt meines Freundes zu tröſten.“ — So ſprach er, und in demſelben Augenblicke wurde er in der Dunkelheit einen Jüngling gewahr, deſſen Geſtalt und Gang ihm Nervans Bild lebhaft zurückrief. „Unglücklicher Freund!“ rief Mocz, „iſt's dein Geiſt, den ich erblicke?“ — „Nein, nein, es iſt Nervan ſelbſt,“ tönte es ihm mit bekannter Stimme entgegen. — „Nervan! Gerechter Himmel! durch welches Wunder? — Ja, ja, es iſt Nervan, es iſt mein Freund, den ich an mein Herz drücke.“

Dieſes Geſpräch wurde durch das Herannahen eines zahlreichen Geleites unterbrochen. Ein Abgeſandter Mohameds näherte ſich dem Sultan und ſprach: „Tapferer Sultan! Ali-Mohamed, mein Herr, ſandte mich zu dir, um ſo in ſeinem Namen zu Dir zu ſprechen: „„Ich danke Dir, Moez, für das unſchätzbare Geſchenk, welches Du mir gemacht haſt; Du haſt mir 3000 Gefangene zurückgeſandt, welche in Deinem Lager, entfernt von ihren Freunden und ihrer Familie, ſchmachteten. Es ſind meine Kinder, welche Du mir zurückgabſt, denn ich ſehe alle meine Unterthanen als meine Kinder an. Ach hätteſt Du die Ergießungen der Freude mit anſehen können, als ſie ihre Väter, Brüder, Weiber und Kinder umarmten. Ich war Zeuge dieſes Schauſpiels, und es hat mein Herz ergriffen. „Unglückliche!" rief ich aus: „die ihr den ſüßeſten Freuden der Natur den Krieg erkläret. Moez iſt mein Feind, weil er es ſeyn wollte, aber ich bekämpfe nur ſeinen Ehrgeiz; denn dieſer iſt's, der mich angreift, nicht ſeine Freundſchaft. Nervan, ſein Freund, mag zu ihm zurückkehren. Friede denjenigen, die ſich lieben; laßt uns ihnen nicht die größte Wohlthat des Himmels rauben." Zugleich, Moez, ſende ich Dir die großen Schätze zurück, womit Du mich beſchenken wollteſt. Was ſollen mir alle Schätze der Erde? Wenn Amaſi mein bleibt, ſo bin ich reich genug, und muß ich Amaſi verlieren, ſo bin ich feſt entſchloſſen, mich und das Volk, welches Gott mir anvertraut hat, unter deſſen Trümmern zu begraben."""

„Sclave!" — nahm Moez das Wort, „Wie kann ich die Großmuth deines Herrn vergelten?" — „Dieſe Vergeltung ſteht nicht in Deiner Macht, Sultan!" — „So glaubt er alſo größer zu ſeyn als ich." — „Er iſt groß, weil er es nicht zu ſeyn glaubt." — „Ich bewundere ſeine Tugend, aber ſie kann mich nicht erſchüttern, ich werde ſie nachahmen, vielleicht übertreffen." — „Übertreffen? das kannſt du nicht; denn du biſt ein Menſch." — „Dein Herr fürchtet mich" — „Er fürchtet nur Gott." — „Er ſucht mich zu entwaffnen." — „Du biſt zu groß, als daß er dieſes hoffen dürfte." — „Warum will er ſich mir nicht unterwerfen?" — „Er darf ſich nur Gott unterwerfen; in ſeiner Hand liegt das Schickſal der Könige." — „Sclave!" ſprach Moez, „mir gefallen deine Antworten, ſie ſind edel und würdig deſſen, der dich ſendet. Komm; feyere mit uns die Wiederkehr eines Freundes. Komm, theurer Nervan, wir wollen uns der reinſten Freude überlaſſen. Ich habe das größte der Güter wieder gefunden, einen wahren Freund. — Alles, was mich umgibt, theile meine Freude mit mir!"

Der Sultan befahl ein herrliches Feſt zuzubereiten. Die Zelte wurden beleuchtet, die ausgeſuchteſten Gerichte zierten die reichbeſetzten Tafeln. Hundert geſchickte Tonkünſtler entzückten das Ohr durch harmoniſche Muſikſtücke. Die ſchöne Zoraide war die Königinn des Feſtes, zu deſſen Verſchönerung ſie auch das Meiſte beytrug. Moez, welcher zwiſchen ſeiner Geliebten und ſeinem Freunde ſaß, genoß Alles, was die Freundſchaft Zärtliches, und die Liebe Süßes hat.

Nach dem Mahle gab Zoraide ein Zeichen, da näherte ſich eine Gruppe von jungen Tänzerinnen, und ſchwebte mitten unter einem Nebel von Wohlgerüchen herum. Zoraide nahm die Laute und ſang in dem Augenblicke, als ihre jungen Gefährtinnen ausruheten, folgendes Gazel, welches ſie ſelbſt gedichtet hatte:

Freundſchaft! Himmelstochter! dieſe Freuden
Werden alle dir allein geweiht,
Schüchtern naht die Liebe, und beſcheiden,
Spricht zu dir voll Schmerz und Bangigkeit:
Ich verlange keine eigne Krone,
Kann nicht herrſchen, bin ja klein und blind,
Gönn' ein Plätzchen nur auf deinem Throne,
Mir, dem armen, unbeholfnen Kind.

Gern will ich die Herzen mit dir theilen,
Theile du ſie immer auch mit mir,
Welche ich verwundet, kannſt du heilen;
Zieh ſie doch nicht ganz allein zu dir.
Ich verlange keine eigne Krone,
Kann nicht herrſchen, bin ja klein und blind,
Gönn' ein Plätzchen nur auf deinem Throne
Mir, dem armen, unbeholfnen Kind.

Oft tratſt du mir tröſtend ſchon entgegen,
Trockneteſt mein Aug' voll Freundlichkeit,
Oft hab' ich auch dir auf deinen Wegen
Manches Freudenblümchen vorgeſtreut;
Ich verlange keine eigne Krone,
Kann nicht herrſchen, bin ja klein und blind,
Gönn' ein Plätzchen nur auf deinem Throne
Mir, dem armen, unbeholfnen Kind.

Ich bin wankelmüthig wie die Jugend,
Du feſt und beſtändig wie die Zeit,
Jeder Tag beſtärket deine Tugend,
Meine ſchwindet mit dem Frühlingskleid.
Ich verlange keine eigne Krone,
Kann nicht herrſchen, bin ja klein und blind,
Gönn' ein Plätzchen nur auf deinem Throne
Mir, dem armen, unbeholfnen Kind.

Willſt du den Orangenbaum vernichten,
Deſſen Duft Zephyre zu uns weh'n,
Weil da zwiſchen purpurfarbnen Früchten
Auch die weißen zarten Blüthen ſtehn?
Ich verlange keine eigne Krone,
Kann nicht herrſchen, bin ja klein und blind,
Gönn' ein Plätzchen nur auf deinem Throne
Mir, dem armen, unbeholfnen Kind.

So hatte Zoraide ihre zärtliche Unruhe ausgedrückt. Sie fürchtete, die Freundſchaft möchte Moez's ganzes Herz erfüllen. Der Sultan beruhigte ſie, und indem er bald ſeine Geliebte, bald ſeinen Freund an ſein Herz drückte, ſprach er zu ihr: „Fürchte nichts, theure Zoraide! dieſes Herz liebt Euch beyde. Die ſtärkſte aller Leidenſchaften herrſcht hier mit dem zarteſten und reinſten aller Gefühle."

Das Feſt war zu Ende, und die ermüdeten Gäſte begaben ſich in ihre Zelte, um der Ruhe zu genießen. Moez wünſchte, daß der Abgeſandte Ali's bis zum künftigen Morgen in ſeinem Lager bleibe. Er befahl ſeinen Sclaven, ihm das weichſte Bett von Eiderdunen zu bereiten, und ihn mit den koſtbarſten Teppichen zu bedecken.

Seine Befehle wurden ſogleich erfüllt. Alles ſchlummerte ſchon um ihn, nur er allein konnte kein Auge ſchließen.

Der Edelmuth ſeines Feindes quälte ihn. Umſonſt ſuchte er in ſeinem Herzen die Mittel, Mohamed an Großmuth zu übertreffen. „Wie," ſprach er zu ſich ſelbſt, „auf der Erde ſollte noch ein größerer Mann leben als ich, und dieſer Größere wäre Ali-Mohamed, er, den ich überwunden, den ich faſt aus ſeinem ganzen Reiche vertrieben habe? Man würde einſt auf ſeinen Grabſtein ſchreiben: Hier ruht ein Beſiegter, der größer war als ſein Sieger. Warum führe ich denn Krieg? Etwa um Menſchen zu morden? O nein, um mir Ehre zu gewinnen; Ehre, den würdigen Lohn edler und großmüthiger Thaten. — Ja, dieſen Lohn will ich verdienen.

Ein neuer Kampf beginne zwiſchen mir und meinem Feinde. Er triumphirt ſchon. O Himmel! laß auch mich triumphiren.

Die erſten Strahlen der Sonne erleuchteten ſchon die Wälle von Amaſi. Im Lager war Alles ſchon in Bewegung; die Heerführer kamen Moez's Anordnungen und Befehle zu vernehmen, und der Geſandte Mohameds bath um die Erlaubniß, in die Stadt zurückkehren zu dürfen. Moez ſprach erröthend zu ihm: „Ich ſende dich zu deinem Herrn zurück; ſage ihm, daß ich ſeinen Edelmuth bewundere, und daß es meine größte Marter ſey, ihn nicht nachahmen zu können."

Der Geſandte entfernte ſich. Bald darauf näherte ſich ein Mann mit einem düſtern, aber verſchmitzten Geſichte dem Sultan, und bath, ihn allein ſprechen zu dürfen. Moez gab ſeinem Gefolge ein Zeichen ſich zu entfernen, und der Fremde, ſich zu ſeinen Füßen werfend, ſprach alſo: „Ich bin ein Einwohner von Amaſi; Dein Feind hat mir ſeit langer Zeit ſein Vertrauen geſchenkt, aber ich bin müde, ihm zu dienen. Der Ruf von Deiner Großmuth hat mich zu Deinen Füßen geführt. Ich will der treueſte und ergebenſte Deiner Sclaven ſeyn." — „Wie," rief Moez erſtaunt, „du könnteſt Mohamed verlaſſen? — „Ich will ihn nicht allein verlaſſen, ich will ihn auch in Deine Hände liefern." — „Wie? Auf welche Art?" — „Ich weiß in dem Felſen vor der Stadt einen geheimen Eingang; er führet in die Stadt, und zwar gerade in Mohameds Pallaſt. Mir hat er ſelbſt dieſes wichtige Geheimniß vertraut, welches nur wenige ſeiner treueſten Diener wiſſen." — „Gerechter Himmel!" rief hier Moez mit unbeſchreiblicher Freude aus: „Wie ſehr danke ich dir! du haſt in meinem Herzen geleſen, du ſchenkteſt mir deinen Beyſtand. Warte, warte," ſprach er zu dem Unbekannten, „ich will dich belohnen, wie du es verdienſt. Du weiſt gar nicht, was für einen groſſen Dienſt du mir leiſteſt." Er trat aus ſeinem Zelte, befahl, daß man den Abgeſandten Ali's auf der Stelle zurückberufe, und ſprach zu ihm: „Nimm dieſen Verräther mit dir, und ſage demjenigen, der dich ſandte: „„Du haſt groſmüthig Moez den Freund ſeines Herzens zurückgegeben; der dankbare Moez liefert dafür Deinen grauſamſten Feind in Deine Hände, einen Elenden, der Dein Vertrauen mißbrauchte, um Dich zu verrathen. Wenn Moez es gewollt hätte, wäreſt Du ſelbſt morgen in ſeiner Gewalt; aber er ſprach: Ewige Schande denjenigen, die, um ihre Feinde zu überwinden, ſich der Verderbtheit und Niederträchtigkeit Anderer bedienen. Treuloſigkeit darf nie das Werk des Muthes ſeyn, nur die Feigheit kann ſich des Feigen bedienen. Den Verräther begünſtigen, heißt ſo tief herabſinken als er; aus dem Verrathe Nutzen ziehen, iſt das ſchändlichſte aller Laſter, und der es thut, iſt kein Krieger, ſondern ein Meuchelmörder.'""

Kaum war der Geſandte in Amaſi angelangt, als die Trompeten ſchon einen neuen Kampf verkündeten. Moez ſah auf den Gebirgen, welche die Stadt umgaben, Waffen blinken und Fahnen wehen. Man brachte ihm die Nachricht, daß ein Heer von 10,000 Mann Mohamed zu Hülfe gekommen und ſich der Gebirge bemächtiget habe. Er fühlte ſeiner Seits die Nothwendigkeit, dieſe vortheilhafte Stellung zu gewinnen. So ſchwer auch immer dieſe Unternehmung war, Moez zauderte nicht einen Augenblick. Er lenkte faſt alle ſeine Streitkräfte nach dieſer Seite, und ließ nur ein kleines Corps zur Bewachung des Lagers zurück.

Das feindliche Heer behauptete ſeine Stellung mit Hartnäckigkeit und Muth; doch wurde es endlich gezwungen, ſie zu verlaſſen. Schon war ein Theil der Gebirge von Moez's Soldaten gewonnen, als die Nacht dem halb gekrönten Siege Einhalt that. Er kehrte in ſein Lager zurück; allein wie groß war ſeine Beſtürzung, als er die Wachen in ihrem Blute und das Lager geplündert fand. Schrecken rieſelte durch ſeine Seele, und ſein Blut ſtarrte in ſeinen Adern. „Wo iſt Zoraide?" — Vergebens rief er ihren Nahmen hundert Mahl, Zoraide antwortete nicht. Endlich ſah er einen alten Sclaven, der blutend aus den aufgehäuften Leichen hervorkroch und zu ihm ſprach: „O mein theurer Herr! Jene, die du rufeſt, iſt in den Händen deiner Feinde. Während du auf den Gebirgen kämpfteſt, fielen ſie unſer Lager an, tödteten deine treuen Krieger, oder ſchleppten ſie gefangen mit ſich fort; denn unſere Anzahl war zu klein, das Lager zu vertheidigen. Auch Zoraiden und ihre Gefährtinnen führten ſie mit ſich. O Herr! läge ich lieber todt hier unter meinen Kameraden, als daß es gerade mir aufbehalten war, dir eine Nachricht anzukündigen, welche dein Herz zerreißt." „Wie? ſchrie Moez mit einer Wuth, die keinen Ausdruck hat, Zoraide in ihrer Gewalt, und ich unvermögend, ſie ihnen zu entreiſſen? — Das Theuerſte, was ich auf dieſer Welt hatte, Zoraide, meine Geliebte, mein Weib, in Mohameds Gewalt, und ich lebe noch? Warum hat mir der Grauſame nicht lieber die Früchte aller meiner Siege entriſſen? Aber Zoraide! — O Barbaren! Ihr ſollt mir dieſen augenblicklichen Triumph theuer bezahlen. Ihr macht eine Thräne fließen, ich werde dafür Ströme Blutes fließen machen. Ja, wenn ich in dieſe verhaßte Stadt einziehe, ſo ſoll ſie in Aſche über den Leichen ihrer Bewohner zuſammenſinken."

So überließ ſich Moez ſeiner Verzweiflung. Zitternd blickten ihn ſeine Heerführer und ſeine Höflinge an. Nur Nervan wagte es, ſich ihm zu nähern, und verſuchte es, ſeinen Schmerz durch Troſt zu lindern. Allein Moez ſtieß ihn von ſich und ſprach, indem er mit grimmigen Blicken in ſeinem Zelte auf und nieder ging: „Geh, geh, ich habe alles verloren, was ich liebe, ich bedarf deiner nicht mehr."

Indeſſen hatte ſich der Sturm in ſeiner Seele nach und nach gelegt, und die Hoffnung goß lindernden Balſam in die tiefe Wunde ſeiner Seele. „Kennſt du Mohamed nicht?" ſprach er zu ſich ſelbſt. „Welche Proben ſeiner Großmuth hat er dir nicht ſchon gegeben? Nervan war in ſeinen Händen, Nervan, einer ſeiner furchtbarſten Feinde! Doch er wußte, welche Bande dich an Nervan ketteten, und ſandte ihn dir zurück. Vielleicht wenn er von Zoraiden hört — — Doch was ſchwärmſt du? Unſinniger! Wenn er Zoraiden geſehen hat, iſt er gewiß ſeines Herzens ſelbſt nicht mehr mächtig! Heiſſe Liebe für das himmliſche Geſchöpf wird in ſeinem Buſen auflodern, und nie gibt er dir dieſen koſtbaren Schatz mehr zurück. Vielleicht ſteht er in dieſem Augenblicke vor ihr, ſpricht mit treuloſer Zärtlichkeit zu ihr, und ſucht den Weg zu ihrem Herzen, um mein Bild daraus zu verbannen. Gewiß er wendet alle Künſte der Verführung, Verſprechungen, Drohungen an — — O, daß ich in dieſem Augenblicke in ſeinen Pallaſt dringen, ihm die ſchöne Beute entreiſſen, und dieſen Dolch in ſein Herz bohren könnte.

Die Sonne ſtieg herauf, und Moez hatte kein Auge geſchloſſen. Er ging in einer Art von Bewußtloſigkeit längſt ſeinen Zelten hin. Niemand wagte, ſich ihm zu nähern, man kannte ihn zu ſehr, und fürchtete mit Recht die Heftigkeit der Leidenſchaft in dieſer unbezähmten Seele. — Das ganze Heer erwartete ſeine Befehle, die noch nicht gegeben waren. Moez vergaß ſeine Siege, ſein Heer, ſeinen Ehrgeiz. Mehrere befriedigte Leidenſchaften können zugleich in einer ruhigen Seele wohnen, doch wenn eine dieſer Leidenſchaften aufgereizt iſt, ſo iſt der Menſch nicht ſtark genug, ſie mit den übrigen in's Gleichgewicht zu bringen. So iſt ein Fluß, der durch das Gewitter angeſchwollen iſt, er brauſt, und wirft Alles aus, was in ſeinem Schooße lebt, da doch ſonſt ſeine Wellen ſich nicht über ſeine Ufer erheben.

Die Sonne hatte ihre Bahn durchlaufen, und noch war Moez's Schickſal nicht geändert. Es kam kein neuer Abgeſandter ſeines Feindes, der ihm den geliebten Gegenſtand in die Arme geliefert hätte. Wenn er auch einen Augenblick Mehamed für ſo großmüthig hielt, von ihm Zoraiden wieder zu erlangen, ſo hatte er doch jetzt alle Hoffnung verloren. Nun überließ er ſich auch ganz ſeiner Wuth, und athmete nur Rache. Er faßte den Entſchluß, zur Nachtzeit ſelbſt nach Amaſi zu gehen. Er legte die koſtbaren Kleider ab, welche ihn ſeinen Feinden kenntlich machen könnten, hüllte ſich in den Anzug eines armeniſchen Kaufmanns, und befahl, daß ihm zwey Sclaven und vier Camehle mit den ausgeſuchteſten Waaren folgen ſollten. Nach einem langen Umwege gelangte er auf die Straße, welche von Bagdad nach der Stadt führt, und bald darauf an das Thor von Amaſi. Die Wachen ließen ihn ein, und einer ſeiner Sclaven, der die Stadt genau kannte, führte ihn in eine prächtige Caravanenherberge, welche hart an dem Pallaſte Mohameds lag.

Kaum war er da eingetreten, ſo brannte er auch ſchon vor Begierde, um den Pallaſt, welcher Zoraiden einſchloß, herumzuſpüren, feſt entſchloſſen, ſie entweder den Händen ſeines Nebenbuhlers zu entreiſſen, oder zu ſterben. Doch bald wurde er einen Anführer Mohameds gewahr, welcher mit einem zahlreichen Gefolge aus dem Pallaſt ging. Der Anführer näherte ſich dem Sultan und ſprach zu ihm: „Mein Herr hat vernommen, daß ein Fremder in Amaſi angelangt ſey. Ali-Mohamed weiß, was er Fremden ſchuldig iſt; er freut ſich, ihnen die Rechte der Gaſtfreundſchaft angedeihen zu laſſen, weß Standes ſie auch immer ſeyn mögen. Er ſendet mich zu dir, Herr, um dich zu bitten, ſeinen Pallaſt mit deiner Gegenwart zu beehren." —

„Wenn das der Wunſch deines Herrn iſt," antwortete Moez ſtaunend, „ſo will ich ihn gern erfüllen. Geh', ich folge dir."

Der Sultan ſtieg über die Treppe des Pallaſtes, man führte ihn durch mehrere Säle, in welchen die größte Pracht herrſchte, und endlich trat er auch in jenen, in welchem Mohamed Fremde zu empfangen pflegte. Er näherte ſich dem Throne, worauf ſein Feind ſaß, und ſuchte die Wuth, die in ſeinem Innern tobte, zu verbergen. Er hob den Blick zu dem Manne empor, den er haßte, und den er nun zum erſten Mahle ſehen ſollte. Allein kaum hatte er ihm in's Auge geblickt, ſo fühlte er, daß ſein Zorn nach und nach ſchwinde. Er blieb unbeweglich ſtehen, und heilige Ehrfurcht erfüllte ſein Herz. Er war bereit, die Kniee vor dem zu beugen, den er zu morden gekommen war. Er konnte ſich nicht erwehren, dieſes edle Antlitz zu bewundern, auf welchem Muth und Sanftmuth, Größe, Einfalt, Gefühl und Ruhe zugleich thronten.

Mohamed bemerkte das. Er ſtieg vom Throne, näherte ſich ihm gütig, und ſprach mit einem himmliſchen Lächeln zu ihm: „Fremdling! ſey mir willkommen. Ich frage dich weder um deinen Nahmen noch um dein Vaterland. Du biſt ein Menſch, und ich bin dein Bruder. Gewiß iſt der Beweggrund, der dich in dieſe Stadt führt, in welcher ich herrſche, unſchuldig; denn ich habe dir nie übels zugefügt, und will dir wohl."

Moez war verwirrt und ſchwieg. Mohamed befahl einer Schaar von Sclaven, ihn in das ſchönſte Gemach zu führen, und reich zu bekleiden; zugleich lud er ihn ein, ſein Abendmahl mit ihm zu theilen. Moez entfernte ſich auf einige Augenblicke, und trat dann wieder in Kleidern, welche ſeinem Range angemeſſener waren, in einen prächtig erleuchteten Saal, wo Mohamed, von den Großen ſeines Reichs umgeben, ſich eben zu einer, mit den ausgeſuchteſten Speiſen beſetzten Tafel zu ſetzen im Begriff ſtand. Der Ehrenplatz wurde dem Fremden angebothen, deſſen ausgezeichnete Geſtalt und edle Geſichtszüge alle Augen auf ſich zogen, und Staunen und Bewunderung erregten.

Bald herrſchte die reinſte und ungezwungenſte Freyheit unter allen Gäſten; der Geiſt zeigte ſich mit jener edlen Unbefangenheit, die ihm erſt den wahren Reiz gibt. Mohameds Höflinge glichen in keinem Puncte andern Höflingen der Großen; ſie waren ſeine Freunde, denen erprobte Redlichkeit und Treue das Recht gaben, alles zu ſagen, was ſie dachten und fühlten.

Mohamed bemerkte das Erſtaunen des Fremden. Er nahm das Wort, und ſprach zu ihm: „Du biſt darob verwundert, Freymüthigkeit und Freundſchaft an dem Tiſche eines Königs ſitzen, und mich auf dem Throne eben ſo glücklich zu ſehen, als ob ich gar nicht regierte." — „Du nennſt dich glücklich," rief Moez, „und ein furchtbarer Feind ſteht an deinen Thoren? — Vielleicht in wenigen Tagen ſtürzt dein Thron über dir zuſammen, und begräbt dich unter ſeinem Schutte, dein Schickſal hängt von Moez ab, und du nennſt dich doch glücklich?" — „Fremdling," antwortete Mohamed.

„mein Schickſal liegt in den Händen Gottes. Dieſer Gott konnte auch vor zehn Jahren meinen Thron mit ſeinem Hauche umſtürzen, und doch war ich glücklich. Seitdem hat ſich mein Schickſal nicht geändert, ich hänge noch immer von demſelben Herrn ab, und Moez unterliegt eben ſo, wie ich, den ewigen Rathſchlüſſen desjenigen, der allmächtig iſt. Doch laß uns von einem Gegenſtande abbrechen, welcher, obſchon er meinen Seelenfrieden nicht trübt, doch nicht dazu taugt, ein Feſt zu erheitern."

In demſelben Augenblicke wurde die Tafel mit den ausgeſuchteſten Früchten und herrlichſten Blumen bedeckt. Vaſen vom reinſten und glänzendſten Kryſtall wurden mit den köſtlichſten Weinen gefüllt. In der Mitte der Tafel blendete ein künſtlicher Pfau, deſſen Federn mit Smaragden beſäet waren, aller Augen. Auf einmahl entfaltete der Vogel, durch die Wirkungen einer unſichtbaren Mechanik, ein majeſtätiſches Rad, und alle Wohlgerüche Arabiens, welche aus jeder ſeiner Federn herausſpritzten, fielen, gleich einem Regen, über balſamirte Blumen und Früchte. Eine Sphärenmuſik ertönte, und die ſchönſten Tänzerinnen ſchwebten herbey, um bey einem Feſte alle Reitze der Anmuth zu entwickeln, wobey Mohamed alle Pracht des aſiatiſchen Aufwandes entfaltet hatte. Immer vergrößerte ſich die Fröhlichkeit der Gäſte, und ſelbſt Mohamed überließ ſich, ohne dadurch ſeiner Würde etwas zu vergeben, dem ungezwungenſten Vergnügen. Moez betrachtete ihn mit dem tiefſten Stillſchweigen. Er dachte an Zoraiden, ſeine Wuth entflammte auf's Neue, und ſeine Rechte drückte ſich an den Dolch, den er in ſeinem Buſen verborgen hielt. — Mohamed redete ihn folgendermaßen an: „Fremdling! dieſes Feſt ward deinetwegen veranſtaltet, und du weigerſt dich, unſer Vergnügen zu theilen? — Warum verbreitet ſich dieſe düſtere Nebelwolke über das Antlitz meines Gaſtes?" — „Ali," antwortete Moez, „eine heftige Leidenſchaft zerreißt mein Herz. Mein Feind hat mir den Gegenſtand meiner zärtlichſten Liebe geraubt. Er hält ſie in ſeinem Serail gefangen. Sie ſeufzt über meine Entfernung, und vermuthlich auch über die Nachſtellungen ihres Räubers. Die Rache führte mich hierher nach Amaſi. Ich bin gekommen, um einen Dolch in das Herz meines Feindes zu ſtoßen, und ſo entweder ſelbſt zu Grunde zu gehen, oder meine Geliebte zu retten." — „Wie?" verſetzte Mohamed, „du wollteſt dir ſelbſt Recht nehmen? Haſt du gedacht, Amaſi werde von einem Barbaren regiert, und die Geſetze, welche den Schwächern gegen die Anmaßungen des Stärkern vertheidigen, ſeyen uns unbekannt? Nein, Fremdling, meine ſchönſten Rechte laß ich mir nicht rauben: wenn deine Anſprüche gültig ſind, ſo werde ich dir deine Geliebte wiedergeben, und den Räuber beſtrafen." — „Du, Mohamed!" ſchrie Moez in der heftigſten Gemüthsbewegung, „du mir Recht angedeihen laſſen? Du, der du Moez ein geliebtes Weib entriſſeſt, die du jetzt in deinem Serail verſchloſſen hältſt, gleich einer Sclavinn, welche für deine Begierden beſtimmt iſt!" — „Ich?" erwiederte Mohamed. — „Du ſelbſt, du brennſt für Zoraiden, du willſt ein Herz an dich reißſen, worin Moez allein ewig herrſchen wird.“ — „Fremdling,“ ſprach Mohamed erröthend, „ich weiß nicht, wie du das Geheimniß einer entſtandenen Leidenſchaft entdeckt haſt, welches ich vor mir ſelbſt zu verbergen ſuchte. Ja, du haſt Recht, ich konnte Zoraiden nicht ſehen, ohne ſie zu lieben. Zum erſten Mahle fühlte mein Herz ein ſüßes Erſtarren beym Anblicke eines Weibes, und wirklich hatte ich ſchon den Plan gefaßt, Zoraidens Schickſal an das meinige zu ketten.“ — „Dieſen Plan ſollſt du nicht ausführen, Unſinniger! Moez wird ſelbſt kommen, dir die Beute zu entreiſſen. Er iſt nicht weit, und die Rache folgt ihm.“ — „Ich fürchte ihn nicht,“ antwortete Mohamed ruhig, „das weiß er wohl. Kommt er als Feind, ſo werde ich mit ihm zu kämpfen wiſſen; kommt er aber als Freund, ſo werde ich ihm mein Herz und meine Schätze öffnen; — — aber Zoraiden werde ich ihm nicht zurück geben.“ — „Hier ſteht er nun, der edle, großmüthige Mann, das ſind ſeine Tugenden, mit denen du dich meſſen zu können wünſchteſt, Thörichter!“ — „Du mußt mir ſie doch zutrauen,“ antwortete Mohamed lächelnd, „da du ſo mit mir redeſt. Doch antworte mir nun, du, der du es wagſt, mir Lehren von Edelmuth und Uneigennützigkeit zu geben, antworte! Wenn Moez mir eine eben ſo ſchöne Sclavinn, als Zoraide iſt, entriſſen hätte, wenn er dann, eben ſo wie ich, mit leidenſchaftlicher Liebe an dem Mädchen hinge, wäre er wohl ſo großmüthig geweſen, ſie mir zurück zu geben? — — Du ſchweigſt? — Antworte doch: Hat Moez geglaubt, daß ich ihm Zoraiden wiedergeben werde?“ — „Er glaubte es einen Augenblick, doch bald ſchwand dieſe Hoffnung aus ſeinem Herzen.“ — „Nun wohl, ſo war er ungerecht. Lerne mich ganz kennen, und glaube nicht, daß ich ein ſolcher Sclave meiner Leidenſchaften bin, um ihnen Gerechtigkeit und Tugend zu opfern. Ich habe Zoraiden geliebt, und liebe ſie noch, und doch iſt ſie in dieſem Augenblicke in Moez's Zelte.“ — „Gerechter Himmel! Was hör' ich? Zoraide! O Größter, Großmüthigſter aller Sterblichen! Wie ſoll ich dich nennen? Biſt du ein Engel? Biſt du ein Gott? Kennſt du den, den du an deinem Tiſche aufnahmſt? — So wiſſe denn, ich bin Moez!!“ — „Das wußte ich ſchon.“ — „Wie?“ — „Ein Mann, wie Moez, kann ſich nicht verſtellen. Er hat nicht nothwendig, ſich mit den Zeichen der Macht zu ſchmücken, um zu zeigen, daß er zum Befehlen geboren iſt. Einer meiner Anführer hat dich erkannt, doch wenn er es auch nicht geweſen wäre, ſo hätte ich dich erkannt. Indeſſen iſt die Nacht ſehr ſtark vorgerückt; du kannſt heute nicht mehr in dein Lager zurückkehren. Morgen, beym Aufgang der Sonne, zieh aus Amaſi, ein ſicheres Geleite ſoll dich bis zu den Vorpoſten deines Heeres bringen. Erlaube, daß für dieſe Nacht mein Pallaſt deine Freyſtätte ſey. Schlummere ruhig unter Mohameds Dache, die Treue wird vor deiner Thür wachen, ich habe nie eine andere Leibwache.“

Man führte den Sultan in das reichſte Gemach des Pallaſtes. Er legte ſich auf ein prächtiges Bett, und ſchlief mit jener ſüßen Ruhe, die man unter dem Dache eines Freundes genießt. Am andern Morgen brachte ihn ein anſehnliches

Geleite aus den Mauern Amaſis, bis an die erſten Zelte ſeines Lagers.

Moez fand ſein Heer in der lebhafteſten Bewegung. Die Anführer, unruhig über das Schickſal ihres Sultans, hatten Alles zu einem allgemeinen Sturme bereitet. Sie zweifelten nicht länger, daß Moez in Amaſi entweder ermordet, oder von Mohamed gefangen genommen worden ſey. Sie brannten vor Begierde, ihn zu befreyen, oder zu rächen. Neuerdings hatte Moktaſi 50,000 Mann zur Verſtärkung geſandt, und wie groß auch der Muth der Belagerten ſey, unmöglich war es, daß ſie ſich mehr lange gegen ſolche Streitkräfte halten konnten. Moez fühlte ſein Herz von edler Freude heftig ſchlagen, als er dieſe neuen Hülfstruppen ſah; er rief alle Führer ſeines Heeres zuſammen und ſprach, indem er ſich zu Nervan wandte: „Morgen, ja morgen will ich in Amaſis einziehen. Doch will ich, daß du, Nervan, früher als ich in die Mauern der Stadt eindringeſt. Geh' zu Mohamed, und ſag' ihm in meinem Namen: Der Sultan Moez iſt mit einem ſtarken Heere gekommen, dich zu belagern, aber du haſt ihn durch Edelmuth überwunden. Er ſelbſt iſt der Herold ſeiner Niederlage und deines Sieges. Er hielt ſich für groß, weil er ſtark war, er erkennt nun, daß du größer biſt als er, weil du tugendhaft biſt. Seine Größe iſt außer ihm, ſie beſteht in einem tapfern Heere, deine Größe iſt in dir, in deiner Seele. Dieſe hängt weder von Menſchen, noch von Zufällen ab, und Mohamed wäre auch in einer Strohhütte noch größer, als der mächtigſte König. Moez bittet dich um den Frieden und um deine Freundſchaft. Gegen Mohamed kriegen, hieße Gott den Krieg erklären, deſſen Ebenbild er iſt. Du ſollſt Amaſi und das ganze herrliche Land welches dieſen Nahmen führt, behalten. Glücklich! Tauſend Mahl glücklich jene Völker, welche unter deinem milden Zepter ſtehen!" —

Wer könnte das Erſtaunen der Heerführer ſchildern? Wen ſollten ſie mehr bewundern, Moez oder Mohamed? Jenen Mann, der einen ſo ſeltenen Sieg davon trug, oder denjenigen, der laut den Ruhm ſeines Überwinders verkündet?

Nervan eilte nach Amaſi, und noch an demſelben Abend öffneten ſich die Thore der Stadt den Kriegern Moez's. Nach der Aufnahme, welche ſie daſelbſt fanden, zu ſchließen, hätte man geglaubt, ſie kehrten nach einer langen Abweſenheit in ihre Vaterſtadt zurück. Fünfzehn Tage nach einander war die Stadt beleuchtet, und das Waffengetümmel machte den verſchiedenſten Freudenfeſten Platz. Moez und Mohamed ſchwuren ſich ewige Freundſchaft, und ſie waren beyde zu groß, um dieſen Schwur zu brechen. — Wenn ſich zwey ſchöne Seelen haſſen, ſo geſchieht es nur darum, weil ſie ſich nicht kennen.

J. F. Caſtelli.

VI.

Fabeln.

Kokettenſpiegel.

In Flora's reichem Heiligthume,
Geſchmückt mit hellem Pracht-Gewand
Blüht' einer Tulpe ſtolze Blume;
Daneben eine Roſe ſtand.
Sie ſtand durchdrungen vom Gefühle,
Beſcheiden da im ſtillen Glüh'n;
In bunter Farben lichtem Spiele,
Schaut jene nach der Schweſter hin.

Sie ſagt: „Was dir die Bruſt beweget,
„Es iſt des Sehnens tiefe Pein,
„Weil liebend dich der Gärtner pfleget,
„Erblüh'ſt du ſeiner Luſt allein!
„Schau, wie mich die Zephyre küſſen,
„Der Schmetterlinge Schaar umfliegt,
„Das Schauen mögen ſie genieſſen,
„Doch keiner hat mein Herz beſiegt."

Die Roſe ſpricht: „Beſieget werden,
„Iſt der Geliebten ſchöner Sieg,
„Du blüh'ſt vergebens auf der Erden,
„Und welk'ſt in des Gefühles Krieg.
„Wer nie im Buſen hat empfunden,
„Des Wechſeltauſches ſüßen Schmerz,
„Der hat das Leben nicht gefunden,
„In öder Ruhe ſchläft ſein Herz."

„Das Leben wird ſich nur geſtalten
„Vom warmen Liebeshauch durchglüht,
„Dann wird die Blüthe ſich entfalten,
„Wenn ſie, ein Reiz der andern, blüht.
„Dir macht dein Glanz das Leben trübe,
„Und kalt die Bruſt, die es empfing;
„Mich hütet treu des Gärtners Liebe,
„Und um dich buhlt ein Schmetterling."

Deinhardſtein.

Macht der Poeſie.

Dem Dichter Honigſeim
(Ihr kennt ihn, ſeine Stärke iſt der Reim)
Warf jüngſt des Söhnleins Übermuth
Den neu'ſten Band erleſener Gedichte
In den Kamin.
Voll Schrecken eilt er hin,
Verzweifelnd, daß die Gluth ſein beſtes Werk vernichte.
Schon gut!
Was meint Ihr, was er fand? —
Verloſchen war die Gluth, doch unverſehrt der Band.

J. K. Bernard.

Die Sonne und der Staub.

„Wo iſt dein Glanz, o goldne Sonne?
„Zu der ſo viele Menſchen bethen,
„Indeß ſie mich mit Füßen treten, —"
Sprach einſt mit prahleriſcher Wonne
Ein Wölkchen Staub, das hoch empor
Ein Wirbel trug. — „Ha, eitler Thor!" —
Erwiederte die Sonne d'rauf; —
„Nicht lange kannſt du mich verdunkeln;
„Denn hört der Sturm zu wüthen auf,
„Werd' ich auf's Neue wieder funkeln!"

Dieß mag Verdienſt dem frechen Hohne
Erwiedern, dem's gelang, die Krone
Durch ſchlaue Niederträchtigkeiten
Auf kurze Zeit ihm zu beſtreiten.

J. F. Caſtelli.

Die Flecken und die Flittern.

Mit ihrem neuen ſammtnen Roſakleid
Will ſich Claudine ſchmücken zu dem Balle,
Da ſieht ſie mit dem größten Herzeleid,
Daß Flecken in dem Kleide ſind; — Voll Galle
Ruft ſie ihr Mädchen: — „Seh ſie doch Liſette
„Die Flecken hier, die dank' ich wohl, ich wette,
„Nur ihrer Ungeſchicklichkeit! —"
Liſett' entſchuldigt ſich, vergebens doch,
Claudine ſchwört, ſie müſſe heute noch
Das Haus verlaſſen, würd's ihr nicht gelingen,
Die Flecken aus dem Kleide auszubringen.
Wie groß iſt nun des Mädchens Fleiß,
Sie reibt die Flecken trockner bald, bald naſſer,
Doch ganz umſonſt ſind Müh' und Schweiß,
Umſonſt Fleckkugeln, Öhl und Köllnerwaſſer! —
Doch endlich fährt dem armen Mädchen
Ein herrlicher Gedanke durch den Sinn:

Sie ſendet ſchnell in's nächſte Städtchen
Das Kleid zu einer Stickerinn,
Und läßt die Flecken alle ganz
Mit goldnen Flittern überſticken;
Es kömmt zurück, den neuen Glanz
Erblickt Claudine mit Entzücken,
Und zieht es zu dem Balle an;
Das Kleid bewundert Jedermann,
Beſonders ſchön, beſonders neu
Läßt auf dem Sammt die Stickerey,
Und alle Damen werden grün vor Neid;
Denn jede wünſchet ſich ein ſolches Kleid.

Habt Freunde Acht! weil ſich die größten Flecken
Gewöhnlich unter grellem Glanz verſtecken.

J. F. Caſtelli

Fleiß und Talent.

Einſt gab den Thieren Groſſfürſt Leu,
Ein ſeltſam Ritterſpiel, wobey
Vom Colibri, bis zu dem Aaren,
Sie alleſammt geladen waren.
Die Sache war ein bloſſer Spaß,
Und leicht das Ende abzuſehen;
Doch wüthete Parteyen Haß,
Der konnte ſo nur untergehen;
Denn von des Fleiſſes Brauchbarkeit,
Und des Talentes Schnelligkeit
Erfüllten lange die Doctoren,
Der Excellenz die hohen Ohren.

Als nun die Rennbahn fertig, ruft
Hell die Drommete durch die Luft, —
Da tritt aus einem winz'gen Haus
Eine gar fleiß'ge Ameiſ' raus.
Daneben aber ſtand ein Baum,
Ein Vogel ſaß im grünen Raum;
Und draußen vor der Schranken war,
Des Volks der Thiere bunte Schaar,
Die gingen hohe Wetten ein,
Wer würd' zuerſt am Ziele ſeyn.

Die Ameiſ' kaum das Ziel erſieht,
So rennet ſie, und keucht, und glüht;
Und ängſtlich ſchaut ſie nach dem Leu,
Ob er auch wohl zufrieden ſey.

Der Vogel wiegt ſich auf dem Aſt,
Der Blüthen viel willkomm'ner Gaſt;
Zur Ameiſ' ſpricht er: „Kind dein Fleiß
„Begräbt dich noch im eignen Schweiß,
„Sey klug und werd' von mir belehrt,
„Dir iſt das weite Ziel verwehrt.
„Wie wirſt du dich zu mir erheben,
„Die Schwinge hat Natur gegeben,
„Verſchiednes hat ſie uns verſchafft,
„Den Willen Dir und mir die Kraft."

Die athemloſe Ameiſ' ſpricht:
„Was ſtörſt du mich, du fauler Wicht!"

Der Vogel drauf ein Liedlein ſingt,
Begrüßt die Luft, und lächelnd ſchwingt,
Er ohne Ringen, ohne Mühn,
Der erſte, ſich zum Ziele hin.

Deinhardſtein.

VII.

Oden.

Vorwurf des Alters. *)

Es ſagen mir die Weiber:
„Anacreon! du alterſt;
„Den Spiegel nimm, und ſiehe,
„Wie dir das Haar entfalle,
„Wie kahl dir iſt die Scheitel!" —
Ob Haare ich noch habe,
Ob ſie mir ſind entfallen,
Ich weiß es nicht; — das weiß ich,
Daß deſto mehr dem Greiſe
Der frohe Scherz gezieme,
Je näher ihm das Ende.

Pilat.

Eros nächtlicher Beſuch.

Einſt zu mitternächt'ger Stunde,
Als bereits ſich Arctos drehte,
Von Bootes Hand gelenket,
Und der Sterblichen Geſchlechter,
Von der Arbeit müde, ſchliefen:
Stellte ſich auf einmahl Eros
An der Thür und pochte leiſe.
Wer, rief ich, wer pochet drauſſen?
Träume wirſt du mir verſcheuchen.
„Öffne mir, erwiedert' Eros,
„Nur ein Knabe bin ich, zittre
„Nicht! Ich bin durchnäßt und habe
„Mich in dunkler Nacht verirret."
Dieß vernehmend, fühlt' ich Mitleid;
Und die Lampe ſchnell anzündend,
Macht' ich auf: — ein zartes Knäblein
Sah ich nun, den Bogen tragend,
Nebſt dem Köcher, und mit Flügeln.

An den Heerd ließ ich es ſitzen,
Wärmte mit der Hand die Händchen
Ihm, und aus den Locken preßt' ich
Trocknend ihm das feuchte Waſſer.
Als der Froſt ihm nun vergangen,
Sprach das Knäblein: „Laß verſuchen,
Dieſen Bogen, ob die Sehne
Von der Näſſe mir erſchlafft iſt."
Und es ſpannt ihn, und durchbohret,
Gleich der Bremſe, mir die Leber *).
Kichernd hüpft' es nun von dannen:
„Wirth, ſprach es, mit mir dich freue,
„Unerſchlafft iſt zwar der Bogen,
„Doch du wirſt am Herzen kranken."

Pilat.

---

*) Die Alten hielten die Leber für den Sitz der Liebe, auch des Zorns, und überhaupt der Leidenſchaften. So auch Theocritos, in der eilften Idylle, Vers 16. So nennt auch Plautus im Curculio II, 1. 24.: Die Liebeskrankheit, morbus hepatarius (Leberkrankheit.)

Anmerk. des Überſ.

Beruf zum Trinken.

Die ſchwarze Erde trinket,
Es trinkt der Baum die Erde;
Es trinkt das Meer die Dünſte;
Die Sonne trinket Meere;
Es trinkt der Mond die Sonne.
Was ſcheltet ihr mich, Freunde,
Wenn ich das Trinken liebe?

Pilat.

VIII.

Elegien.

1.

Schweigt von Bromios mir, dem raſenden Freudenverderber!
Nicht zum bethörenden Moſt reitzt er mich wieder hinfort.
Bitteres hat Unſchuldigen mir er geſtern bereitet,
Da mit funkelndem Wein' er mich zum Trunke verlockt.
Ach es harrte daheim mit der Liebe ſüßem Verlangen,
Mir von Eros beſiegt, Thais zu reitzender Luſt!
Und Unſeliger ich! Im lärmenden Kreiſe der Brüder
Merkt' ich jubelbethört frevelnd das Übermaß nicht,
Schwelgete ſinnlos fort, bis Aug' mir und Zunge verſagten,
Und mich ſchwankenden Leib's ſchleppten die Freunde nach Haus. —
O des Jammergeſchicks, als heute vom Rauſch ich erwachte!
Wahrlich, ihr Götter verzeih't nimmer ein ſolches Vergehn
So zu verſcherzen der Liebe Genuß beym tückiſchen Weine! —
Schmähliches Kopfweh nun duld' ich zur Strafe dafür.

2.

Schon drey Morgen umſonſt hier harr' ich am Fenſter, o Mägdlein!
Rings durchſpähend die Gäng' unter den Linden umher.

Ob den gewohnten Weg zur Kirche du wandeleſt, wo mir
Dich zu ſehen allein gönnet das harte Geſchick!
Schon auch ſchwindet dahin der vierte, weichend dem Mittag,
Und im Dome verklingt Orgel und Prieſtergeſang;
Schon am Geſchäfte daheim ſind die Fleißigen, ſchon zu der letzten
Meſſe mit Eil' herbey ſtrebt, wer die frühe verſäumt:
Aber ach, Dich erblick' ich noch nicht! Auch heute den Domweg
Kommſt Du weder heran, kehreſt Du weder zurück!
Gleich ja erkenn' ich Dich ſonſt, wohl unterſcheidet mein Auge,
Leicht auch verräth Dich der Gang, leichter das purpurne Tuch.
Keine doch gehet einher ſo anmuthvoll und ſo ſittſam,
So hebt keine zum Schritt lieblich den zierlichen Fuß.
Keine windet ſo ſchön das purpurne Tuch um die Schulter,
Weder ſo demuthvoll trägt ſie die ſchlanke Geſtalt!
Immer das Antlitz auch drey Mahl herwendend, und vier Mahl,
Ob ich Deiner gewahrt, blickſt Du zum Fenſter herauf.
Andere blicken wohl eben ſo oft, doch nimmer ſo ehrbar,
Nimmer ſo züchtig wie Du, nimmer ſo heimlich und ſcheu. –
Ach welch böſes Geſchick, o Trauteſte! welches Beginnen
Hält vier Morgen Dich ſchon neidiſch dem Liebenden fern?
Biſt Du plötzlich erkranket daheim? Unſeliges Schickſal?
Oder das Haus vielleicht hält mit Geſchäften Dich feſt?
Schützte des Himmels Huld doch ſtets frommlebende Jungfrau'n,
Und von Geſchäften befreyt, leicht ſich ein liebendes Kind!

Nicht doch, denk' ich, fürwahr! und nimmer auch werd' ich es glauben,
Daß Du itzo bequem nähere Kirchen Dir wählſt?
Nie ja den weiteren Weg zur Kirche ſcheuet ein Mägdlein,
Führet er näher dahin, wo den Geliebten ſie weiß.
Oder biſt Du verreiſt, neugierig, zu ſehen die Fremde?
Nein! ich hätt' es entdeckt, immer ja wandr' ich vorbey
Deine Behauſung, und kehre zurück, belauſchend die Fenſter,
Daß ſich die Nachbarn ſchon flüſtern mein Elend ins Ohr!
So die Straße hinauf und hinab ſtets wandl' ich, und immer
Find' ich geſtern wie heut, Fenſter und Thüren verſperrt!
Schmerzvoll geht mir der Tag dahin in vergeblicher Sehnſucht,
Läßt mir die Hoffnung nur, morgen auf's Neue zu ſpäh'n.
So komm, Trauteſte! bald, komm morgen wieder zur Kirche,
Oder am Abend erſchein' hold mir im Fenſter daheim! —

3.

Sträube dem Kuſſe Dich nicht mit ſcheuausweichendem Munde;
Beugſt Du das Hälschen zurück, dränget der Buſen ſich vor,
Und verrätheriſch glüht auf den Wangen das ſtumme Bekenntniß:
Heimlich wünſcht, was der Mund ſpröde verweigert, das Herz.
Seltſam wär' es fürwahr! und traun ein Wunder zu nennen,
Wenn ſich ein Herz von Eis fände bey Augen voll Gluth!

Und wo käme Dir her die unglückſelige Weisheit:
  Kalt zu beherrſchen die Gluth, welche das Herz Dir entflammt?
Fruchtlos mühten die Weiſen ſich ab undenkliche Zeiten,
  Wie! und ein Mägdlein, Du hätteſt erfunden die Kunſt?
Nein! ich glaube Dir nicht; ich ſehe die Gluth in den Augen,
  Fühle das pochende Herz Dir in der bebenden Bruſt.
Drum ſo weigere länger mir nicht abwendend das Antlitz,
  Sondern den ſüßeſten Kuß ſpende der reizendſte Mund! —

4.

Siehe, der Nordwind ſtürmt um die Wohnungen, düſtres Gewölk birgt
  Neidiſch den Himmel, im Froſt ſtarret gebändigt der Strom!
Komm, o Süßeſte, komm! laß froh uns trotzen des Winters
  Trauriger Zeit. Hier ſauſt luſtig die Flamme des Herds,
Hier ſchwillt lockend der Pfühl, hier blitzet des Bromios Feuer;
  Aber des Eros Gluth bringe, Geliebte, du ſelbſt!
Alſo leben wir ſchön bey erfreulichen Gaben der Götter,
  Während um und hinſtirbt tödtender Kälte die Welt!

J. C. Bernard.

Die alte Hollenburg.

In des Abendlichtes rothem Flimmer,
Stehn ſie hier die alten Felſentrümmer,
Und die Zinnen trotzen ſelbſt der Zeit;
Durch der Veſte düſtergraue Hallen
Scheinen hier die Ahnen ſtill zu wallen,
Wenn die Mondnacht Schatten um ſich ſtreut.

Hier auf dieſen ſtolzen Mauerhöhen,
Wo des Nordens hohle Stürme wehen,
Wo der Frühling mit dem Winter kämpft,
Hier verſtummen Leidenſchaft und Sehnen,
Für die Menſchheit haſt du wieder Thränen
Und des Herzens Unruh iſt gedämpft.

Denn von dieſen waldumkränzten Hügeln
Trägt dein Blick dich auf den ſchnellen Flügeln
In das weite Roſenthal der Drau;
Berge thürmen ſich zu blauen Gränzen,
Und des Fluſſes Silberſtreifen glänzen
Durch Gehege, Wieſen, Feld und Au.

Tauſend Weſen hier zu deinen Füßen
Drängen munter ſich in den Genüſſen
Ihrer arbeitvollen Erdenfriſt;
Und ihr Leben, Streben — ihre Neigung
Gibt dir bald die ſüße Überzeugung,
Daß es doch ſo ſchön hienieden iſt.

In dem Kreiſe, den dein Auge gehet,
Iſt das Land mit Dörfern überſäet,
Fleiß und Thätigkeit webt überall.
Saaten keimen, Fruchtgeländer ſproſſen,
Und herab von jenen Bergkoloſſen
Ruft der Alpenglocke dumpfer Schall.

Ungenügſam mit dem ſtillen Looſe,
Wühlt der Menſch im tiefen Erdenſchooße,
Hohlt ſich Schätze aus der Schachten Gruft;
Seine Kunſt veredelt die Metalle,
Zürnend rauſcht der Strom im Räderfalle,
Und der Hammer donnert durch die Luft.

Wie ein Heros in das Weltgewühle
Lächelnd ſchaut mit beſſerem Gefühle,
Stolz und ruhig ſteht das Ritterſchloß;
Wenn des Morgens Nebel höher wallen,
Schaut es freundlich über die Vaſallen,
Unerſchüttert, wie ein Fürſt — und groß.

Kalt umſäuſelt von der Vorzeit Ahnung,
Seh' ich, wie in üppiger Entmannung
Mählich welket Deutſchlands Kraftgeſchlecht,
Und ich ſegne froh den edlen Weiſen,
Der in ſeinen heimatlichen Kreiſen
Liebend ſorgt für Väterruhm und Recht.

Wenn die ſpäten Enkeljahre trauern,
Geht vielleicht hervor aus ſolchen Mauern
Wieder kräftig die Vergangenheit:
Denn es wohnt in dieſer Wälder Mitte
Gaſtfreyheit und jede deutſche Sitte,
Ungekannt in froher Einſamkeit.

J. G. Fellinger.

Trauertöne.

Soll ich wie ein dunkles Weſen enden?
Soll ich immer kämpfen mit der Welt?
Wird ſich nie das Spiel der Launen wenden?
Das mich hier wie feſtgezaubert hält?
Liebe ſchien die Jugend mir zu ſpenden
Unter Glückliche ward ich gezählt,
Aber nur den Schaum hab ich genoſſen,
Und die Luftgebilde ſind zerfloſſen.

Alternd ſteh ich unter Frühlingsblüthen
Und den Blumenflor zerpflückt mein Gram,
Heimlich groll ich mit des Schickſals Wüthen,
Das mir alle meine Freuden nahm;
Hingeſenkt in dumpfes trübes Brüten,
Bin ich ärmer jetzt, als da ich kam,
Über mir verrollt die Fluth der Zeiten,
Und ich Armer kann nicht weiter ſchreiten.

Hinter mir im fernen Dämmergrauen
Steht die ſchönere Vergangenheit,
Was ich fröhlich dort begann zu bauen,
Liegt im Schutte grauſer Wirklichkeit.
Nimmer wag ich hinter mich zu ſchauen
In die traute liebe Kinderzeit;
Denn das Thal, wo Liebe mir geflüſtert,
Hat mein böſer Genius verdüſtert.

Vorwärts eil' ich in die leere Wüſte,
Wo kein freundliches Geſtirne blinkt;
Fremdling bin ich an der fremden Küſte,
Den ſein Loos ins öde Land gewinkt;
Mir verſiegten ſelbſt der Schöpfung Brüſte,
Wo doch jeder Müde Labung trinkt;
Ausgeſtoſſen bin ich von den Frohen
Und zurück ins alte Nichts gezohen.

Was in dieſem vollen Herzen naget,
Hat nach nie ein Sterblicher gefühlt,
Was ich für das Himmliſche gewaget,
Sagt der Schmerz, der dieſe Bruſt zerwühlt,
Aufrecht ſtand ich, friſch und unverzaget,
Bis die Nacht den letzten Strahl verhüllt;
Doch es wird für mich nicht wieder tagen,
Und ich ſoll den Wunſch zum Grabe tragen.

Nun, ſo fahret hin, ihr Luftgebäude;
Ewig ſag ich nun von euch mich los!
Einſam durch des Lebens dürre Haide
Wallt mein Schatten; Ach! — mein Schatten bloß.
Und vielleicht weht bald die Thränenweide
Letzte Kühlung mir im Mutterſchooß!
Was den Geiſt an dieſe Welt gebunden
Hab ich dann in ſtiller Gruft gefunden.

J. G. Fellinger.

Der Forſcher.

Feſſellos ſteht der menſchliche Geiſt
An des Lebens gebrechlichen Schranken,
Und was den Kühnen hinüberreißt,
Iſt ſein höchſter ſchönſter Gedanken.
Fort muß er — fort — hinaus und von hinnen
Und eilend will er den Vorſprung gewinnen.

Niedergeklebt wie Stäubchen am Staub
Weilt er in der zerrinnenden Maſſe,
Aber ergriffen, des Sturmes Raub,
Sieht er fern die ſonnige Straße;
Höher gedrängt, erhebt er ſich höher:
Es führet der Schmerz den Unſterblichen näher.

Freudige Kinder ſpielen wir da,
Rings umlagert von Todtengeſtalten;
Was des Entfeſſelten Auge ſah,
Wird ſich nie dem Frohen entfalten. —
Nur durch der Thränen dunkelnden Spiegel
Erkennt der Seher die heiligen Siegel.

Tief aus der Zeiten Nebelgefild,
Hell im düſtern nächtlichen Grunde
Lächelt ein liebliches Götterbild.
Winkt uns mit verſchloſſenem Munde:
Magiſche Kräfte zwingen den Müden,
Er ſucht im raſtloſen Kampfe den Frieden.

Freundlicher wird es — lichter der Raum
Leben wirbelt in ewigen Kreiſen,
Nieder zur Wirklichkeit ſteigt der Traum;
Webet in fantaſtiſchen Weiſen:
Stiller durchgeht der Forſcher die Welten,
Und Wahres nur kann für Schönheit ihm gelten.

J. G. Fellinger.

IX.

Lieder.

Wiegenlied.

Schlummre ſanft! — Noch an dem Mutterherzen
Fühlſt du nicht des Lebens Qual und Luſt;
Deine Träume kennen keine Schmerzen,
Deine Welt iſt deiner Mutter Bruſt.

Ach! wie ſüß träumt man die frühen Stunden,
Wo man von der Mutterliebe lebt.
Die Erinnerung iſt mir entſchwunden,
Ahndung bleibt es nur, die mich durchbebt.

Drey Mahl darf der Menſch ſo ſüß erwarmen,
Drey Mahl iſt's dem Glücklichen erlaubt,
Daß er in der Liebe Götterarmen
An des Lebens höh're Deutung glaubt.

Liebe gibt ihm ihren erſten Segen,
Und der Säugling blüht in Freud' und Luſt.
Alles lacht dem friſchen Blick entgegen,
Liebe hält ihn an der Mutterbruſt.

Wenn ſich dann der ſchöne Himmel trübte,
Und es wölkt ſich nun des Jünglings Lauf:
Da, zum zweyten Mahl, nimmt als Geliebte
Ihn die Lieb' in ihre Arme auf.

Doch im Sturme bricht der Blüthenſtengel,
Und im Sturme bricht des Menſchen Herz:
Da erſcheint die Lieb' als Todesengel,
Und ſie trägt ihn jubelnd himmelwärts.

Theodor Körner.

Vergebliche Liebe.

Ja, ich weiß es, dieſe treue Liebe
Hegt umſonſt mein wundes Herz;
Wenn mir nur die kleinſte Hoffnung bliebe:
Reich belohnet wär' mein Schmerz!

Aber auch die Hoffnung iſt vergebens,
Kenn' ich doch ihr grauſam Spiel.
Trotz der Treue meines heiſſen Strebens
Fliehet ewig mich das Ziel. —

Dennoch lieb' ich, dennoch hoff' ich immer,
Ohne Liebe, ohne Hoffnung treu;
Laſſen kann ich dieſe Liebe nimmer,
Mit ihr bricht das Herz entzwey!

J. K. Bernard.

Mein Gruß an den May.

Sey mir gegrüßt, o May! mit deinem Blüthenhimmel,
Mit deinem Lenz, mit deinem Freudenmeer;
Sey mir gegrüßt, du fröhliches Gewimmel
Der neu belebten Weſen um mich her!

Dein Götterhauch durchſtrömt das düſtre Grau der Lüfte,
Und ſchnell begrünt ſich Berg und Thal und Au.
Es wehen ſchmeichelnd linde Balſamdüfte,
Es lachet hell des Äthers klares Blau.

Der Erde Puls erwacht, des Lebens öde Hallen
Bekleiden ſich mit friſchem Silberglanz;
Zu dir, zu deinem Freudentempel, wallen
Die jüngſten Horen mit dem Blüthenkranz.

Die Schwalbe kömmt, die Lerche wirbelt ſüße Lieder,
Der Waldſtrom rauſcht aus grüner Nacht hervor;
Und jeder Ton und jeder Klang kehrt wieder
Zum Jubellaut im Harmonienchor.

Ach, lange war ich fern vom ſtillen Heimathsthale,
Wo ſich ſo ſchön dein üpp'ger Strom ergießt;
Doch ſchöpfen will ich jetzt die volle Schale,
Vom Borne, der in ſeinem Schooße fließt.

Zwar blüht der Öhlbaum dort, die Mandel, Pomeranze,
Die Traube ſchmeckt ſo ſüß am Meeresſtrand;
Das Leben gleitet ſanft im leichten Tanze,
Und freyer ſchlägt das Herz im wärmern Land.

Doch lieblich blüht auch nun die zarte Aprikoſe,
Und warme Herzen zeugt mein Vaterland,
Und hoch entzückt mich unſre ſpät're Roſe,
Gepflückt von Silli's treuer Lilienhand.

An deine Bruſt, Natur! laß mich vertrauend ſinken,
Erfriſche mir den reinen Lebensmuth;
In vollen Zügen will ich Frohſinn trinken,
Und neu durchſtröme mich der Freude Gluth.

Sey mir gegrüßt, o May! mit deinem Freudenmeere,
Mit deiner Luſt, mit deiner Blumenpracht;
Du ſchöner Jüngling, trockne jede Zähre,
Erhelle jede dunkle Schickſalsnacht!

Ermin.

Herzensneigung.

Was ſuchſt du, Auguſte! im neblichten Thal?
Was ſtrebet dein Aug' in die Ferne?
Was reget den Buſen zur heimlichen Wahl?
Wo glänzen die freundlichen Sterne,
Die ahndend und hoffend den innerſten Sinn
Zur lieblichſten Liebe ſo mächtig hinzieh'n?

„Wohl ſtrebet in's Weite der forſchende Blick,
Wohl ſuchet in endloſer Ferne
Der ſehnende Buſen das himmliſche Glück; —
Es kehret das Auge in Thränen zurück,
Es ſchweigen die feindlichen Sterne."

Es ſchimmert dein Auge in Thränen ſo lieb,
Wie Thau auf den Blüthen erzittert,
Es ſchaut in die Zukunft die Seele ſo trüb,
Auf's täuſchende Leben erbittert; —
O ſage! was ziehet den Sehnenden Sinn
So mächtig in endloſe Ferne dahin?

„Es wandelt in Wolken des Freundes Geſtalt,
Sie winket aus Morgen und Abend;
Im Grunde der tiefeſten Seele da mahlt
Sich die liebe, die ſüße, die hohe Geſtalt;
Es iſt mir ihr Winken ſo labend.“

„Doch nimmer, ach nimmer erſcheint ſie mir nah,
Sie lächelt mir nur aus der Ferne;
Nur ein Mahl im Traume erblickt' ich ſie nah,
Und als ich ihr freudig in's Auge dann ſah,
Da blinkten mir günſtige Sterne.“

„Seither blick' ich immer ins neblichte Thal,
Ob ſie ſich denn nimmer will zeigen;
Sie bleibt meines Herzens entſchiedenſte Wahl,
Sie bleibt meine Freude, ſie bleibt meine Qual,
Ihr bleib ich auf ewig leibeigen.“

Ermin.

Labetrank der Liebe.

Wenn im Spiele leiſer Töne
Meine kranke Seele ſchwebt,
Und der Wehmuth ſüße Thräne
Deinem warmen Blick entbebt:

Sink' ich dir bey ſanftem Wallen
Deines Buſens ſprachlos hin;
Engelmelodien ſchallen,
Und der Erde Schallen fliehn!

So in Eden hingeſunken,
Lieb' mit Liebe umgetauſcht,
Küſſe liſpelnd, Wonnetrunken,
Wie von Seraphim umrauſcht:

Reichſt du mir im Engelbilde
Liebewarmen Labetrank,
Wenn im ſchnöden Staubgefilde
Schmachtend meine Seele ſank.

Stoll.

An die Geliebte.

O daß ich dir vom ſtillen Auge
In ſeinem liebevollen Schein,
Die Thräne von der Wange ſauge,
Eh' ſie die Erde trinket ein.

Wohl hält ſie zögernd auf der Wange,
Und will ſich heiß der Treue weihn;
Nun ich ſie ſo im Kuß empfange,
Nun ſind auch deine Schmerzen mein.

Stoll.

Liebeslied.

Könnte Zartgefühl und Kunſt
Mir ein holdes Lied erſinnen,
Und des liebſten Mädchens Gunſt
Nur ein bischen mir gewinnen;

Hielt ich noch einmahl ſo werth,
Noch einmahl ſo hoch und theuer,
Was der Himmel mir beſchert,
Dieſe kleine Schäferleyer.

Mit dem ſchönſten Blumenband
Wollt' ich ihre Saiten krönen,
Und ſie mit beglückt'rer Hand
In die ſanfte Seele tönen,

Bis ihr weiches Mädchenherz
Seines Zwangs ſich ſtill entbände,
Und des Sängers banger Schmerz
Eine milde Freyſtatt fände.

In die Lüfte ſtreut' ich's gern,
Was ich von dem Glück empfangen,
Meines Glückes ſchönſter Stern
Wäre dann erſt aufgegangen.

Was man auch vom Golde ſpricht,
Was man prahlt mit eitler Ehre,
Beydes leuchtet, wärmet nicht,
Liebe — armer Herzen Leere.

Keines wehrt des Schickſals Wuth;
Lange bluten manche Wunden:
Zarter Neigung Schmeichelgluth
Heilt ſie alle in Secunden.

Meines Herzens leiſen Ruf
Muß die ſchöne Seele achten;
Denn das Lied, das Liebe ſchuf,
Läßt die Liebe nicht verſchmachten.

Stoll.

Skolie.

Laßt im Morgenſtrahl des May'n
Uns der Blume Leben freun,
Eh' ihr Duft entweichet!
Haucht er in den Buſen Qual,
Glüht ein Dämon im Pokal,
Der ſie leicht verſcheuchet.

Schnell, wie uns die Freude küßt,
Winkt der Tod — und ſie zerfließt;
Dürfen wir ihn ſcheuen?
Von den Mädchenlippen winkt
Lebens⸗Athem, wer ihn trinkt,
Lächelt ſeinem Dräuen.

Deinhardſtein.

Erſte Entzückung der Liebe.

Zu viel für eines Menſchen Bruſt
Iſt des Entzückens Götterluſt;
Die mich erfüllt, die mich umſtrömt,
Wie Ebbe geht, wie Fluthen kömmt.

Geheimniß! O wie biſt du zart!
Kaum ahnd' ich deine Gegenwart,
In meiner Seele Innerſten,
Wag' ich es kaum dich anzuſehn.

Die Sprache hat für dich kein Wort,
Nur im Empfinden lebſt du fort;
Entheiligt wird ſchon das Gefühl,
Wenn es die Sprache nennen will.

Drum ſtröme mein Entzücken nur
In dich, du ſchweigende Natur.
Das Eden meiner Phantaſie
Betrete ſelbſt die Freundſchaft nie.

Heil mir! Der Menſchheit Göttlichſtes
Hab ich gefühlet, mein iſt es,
Und jeden Wunſch um höh'res Glück
Bring' ich, o Schickſal, dir zurück.

Hoch über Menſchenherzen hing
Die blaue Nacht, die Ruhe ging
Mit Träumen zu dem Schläfer hin,
Und ließ ihm Paradieſe blühn.

Die Sterne bothen mir ihr Licht,
Ich aber ſah die Sterne nicht;
Denn meine inn're weite Welt
Haſt Du mir, Mädchen, aufgehellt.

B —

Der ſterbende Säugling.

Ach! das dunkle Erdenleben
Kann nur Bitterkeit uns geben;
Voll mit Thränen iſt die Schale
Die uns tränkt im Erdenthale.

Dieſe Schale ſoll ich trinken,
Um in Wehmuth zu verſinken?
Brechen ſoll die reine Bruſt
In des Lebens eitler Luſt?

Nein! des Lebens irres Träumen
Iſt nicht werth um da zu ſäumen;
Keine Wunde noch im Herzen,
Flieh' ich freudig ſeine Schmerzen.

Eile zu des Vaters Throne,
In die Hallen ew'ger Wonne,
Will in ſeinen Himmelsauen
Ihn, nur ihn, die Güte ſchauen.

Ermin.

Die Fragen.

Im ſtillen Geſäuſel der dämmernden Nacht
Wenn traulich am Himmel der Silbermond lacht,
Da irr' ich ſo ſehnend und ſinnig umher,
Mir fehlt ein Gefährte, doch weiß ich nicht: wer?

Dann wandelt im Sternengewimmel mein Geiſt,
Wo ſeliges Ahnen mich liebend umkreiſt,
Da wird oft mein Auge von Thränen ſo naß,
Ich hoffe zu finden, und weiß doch nicht: was?

Es ſchwimmen die Wolken dahin und dahin,
Wohl formet ſich Bilder mein träumender Sinn,
Und wenn die Geſtalten ſo luftig vergehn,
So wünſch' ich zu ſehen, und weiß doch nicht: wen?

Doch ſchwebet ein Bild aus dem Dunkel hervor,
Die Wünſche — ſie glühen im Herzen empor;
Ich ſeh in dem Kreiſe der Welten nur Sie,
Ich muß ſie erreichen, doch weiß ich nicht: wie?

Im graulichen Oſten erröthet der Tag,
Es kündet den Morgen der Nachtigall Schlag,
Die Nebel zerſtäuben, die Sternlein entflieh'n;
Ich will ihnen folgen, und weiß nicht: wohin?

Da ſchwirrt es und flirrt es im Roſengeſträuch,
Da flüſtern die Töne ſo ſchmelzend und weich,
Es wird mir im ahnenden Buſen ſo ſchwer,
Ich kenne das Liedchen — und weiß nicht: woher?

Doch näher erkenn' ich am tagenden Strahl
Das Hüttchen Malvina's im einſamen Thal,
Sie ſingt ihr Willkommen der Sonne ſo froh;
Nun fühl' ich, und find' ich's — und weiß es auch: wo?

J. G. Fellinger.

Die Sterne.

Was funkelt ihr ſo mild mich an?
Ihr Sterne, hold und hehr!
Was treibet euch auf dunkler Bahn
Im Ätherblauen Meer!
Wie Gottes Augen ſchaut ihr dort
Aus Oſt und Weſt, aus Süd und Nord
So freundlich auf mich her.

Und überall verfolgt ihr mich
Mit ſanftem Dämmerlicht,
Die Sonne hebt im Morgen ſich,
Doch ihr verlaßt mich nicht.
Wenn kaum der Abend wieder graut,
So blickt ihr mir ſo fromm und traut
Schon wieder ins Geſicht.

Willkommen denn — willkommen mir!
Ihr Freunde ſtill und bleich!
Wie lichte Geiſter wandelt ihr
Durch euer weites Reich;
Und — Ach! vielleicht begrüßet mich
Ein Edler, der zu früh erblich,
Ein treuer Freund aus euch!

Vielleicht wird einſt mein Aufenthalt
Im hellen Sirius,
Wenn dieſe kleine Wurmgeſtalt
Die Hülle wechſeln muß;
Vielleicht erhebt der Funken Geiſt,
Wenn dieſe ſchwache Form zerreißt
Sich auf zum Uranus.

O lächelt nur! o winket nur
Mir ſtill zu euch hinan!
Mich führet Mutter Allnatur
Nach ihrem großen Plan;
Mich kümmert nicht der Welten Fall,
Wenn ich nur dort die Lieben all
Vereinet finden kann.

J. G. Fellinger.

Lebenslauf.

Medium tenuere beati.

Horat.

Der Menſch läuft wahrlich im Leben zu viel
Die Krone des Glücks zu erjagen!
Er laufet gewöhnlich noch über das Ziel;
O, Blindheit! Er iſt zu beklagen!
Die Stunden verſtreichen, er bleibet nicht jung;
Und nimmer erlaubt iſt rückwärts der Sprung.

Das Bübchen erlernte das Gehen kaum,
Schon wird es vom Alten getrieben;
Doch laufet es wahrlich noch wie im Traum',
Es läßt ſich noch zerren und ſchieben.
Der Jüngling erwuchs, und die Zeit iſt um;
Nun treibt er ſich ſelbſt in der Welt herum.

Der Ritter, für Ein Schönliebchen entflammt,
Kann nimmer die Hochzeit erwarten:
„Geh, ſuche Dir früher ein nährendes Amt,
„Dann pflege die Roſen im Garten!"
Der Bräutigam rennt ins Kreuz und Quer:
Er findet! — Nun ſucht er wohl weiter nicht mehr? —

Der Gatte, daß Liebe nicht altere, meint:
„Wenn Gott mir nur Kinder beſchere!"
Als reicherer Segen dem Vater erſcheint,
Wie keucht er, daß er ſie ernähre!
„Erdulde! Erziehe in Mühe ſie groß;
„Der Greis ruht ſanfter im kindlichen Schooß!"

Ach, geht es den Kindern und Enkeln nicht ſo,
Wie ihm es in Nöthen ergangen?
Wo iſt nun das Ziel? — die Beſſerung — wo? —
„Du wirſt ſie im Himmel erlangen!"
Wem Glück auf Erden die Krone nicht gab,
Der will d'rum laufen noch über das Grab.

Verlachend das Wünſchen und Wettlauf=Spiel,
Laß Thoren ich keuchen und jagen:
Als Jüngling genieß' ich; die Jugend iſt Ziel;
Seh' Kränze der Freud' ihr entragen!
Die Hälfte des Weges führt gähe hinauf,
Die andere Hälft' engt herab den Lauf.

Ein Berg iſt's Leben! — und oben ein Quell;
Ihn trink' ich als Jüngling zur Labe,
Und ruhe dort aus! — Die Reiſe geht ſchnell,
Komm zeitlich genug hin zum Grabe!
Die Stunden verſtreichen, ich bleibe nicht jung;
Drum raſch zur Krone des Lebens den Sprung!

A. Zettler.

Trinklied.

Zwei Dinge umſtalten
Das Leben; erfreun
Den Jungen, den Alten:
Die Liebe, der Wein.
Heut ſollen ſie beyde!
Gekrönt von der Freude
Willkommen uns ſeyn.

Engt, Brüder, die Plätze!
Kein Rabe dring' ein!
Sie könnten die Schätze
Der Erde entweih'n.
Uns träufeln die Reben
Mild Nektar ins Leben.
Küßt, ſinget und trinkt!

Kommt Mädchen, zu hohlen
Die Küſſe, nur her!
Ihr gabt uns verſtohlen
Derſelben oft mehr.
Kommt, ſchmelzet zwey Flammen
In eine zuſammen!
Paart Küſſe mit Wein.

Das menſchliche Streben
Iſt eitler Gewinn;
Im Buſen muß leben
Ein heiterer Sinn.
Der Erde Gebrechen
Ertrinken im Zechen,
Sie ſterben im Wein.

Entfiedert vom Neide,
Vom Einklang beſeelt,
Verweilet die Freude,
Umſchafft ſich die Welt.
Friſch, Brüder, getrunken,
Es flimmern die Funken
Der Freude im Wein.

Der Tage ſind wenig,
Das Leben iſt karg.
Es ſehen ſo ähnlich
Sich Wiege und Sarg.
Der Tod überraſche
Uns nicht bey der Flaſche,
Ihm bliebe der Wein.

Und ſcheid' ich, auf immer
Getrunken genug;
Umſchließe die Trümmer
Als Urne der Krug,
Aus dem ich getrunken,
Bey dem ich geſunken
Ins düſtere Grab.

Dann ruhe der Todte,
Der Lebende trinkt,
So lange der rothe
Melniker ihm blinkt.
So lang' er uns blinket,
Auf, Brüder! und trinket,
Trinkt Leben und Ernſt!

Brandler.

Freundſchaft und Wein.

Rundgeſang.

Ihr, Freunde, und du, goldner Wein!
Verſüßet mir das Leben;
Ohn' euch Beglücker wäre fein
Ich ſtets in Angſt und Beben.
Chor. Ohne Freunde, ohne Wein
Möcht' ich nicht im Leben ſeyn!

Wie Manchen ſeh' ich nach dem Kuß
Des ſpröden Liebchens ſtreben;
Doch folget nicht auch Überdruß
Dem Wechſel-Küſſegeben?
Chor. Ohne Freunde, ohne Wein
Mag ich nicht bey Mädchen ſeyn!

Wer Tauſende in Kiſten ſchließt,
Nach mehreren noch trachtet,
Der Freunde Noth, und ſich vergißt,
Sey reich, von mir verachtet!
Chor. Ohne Freunde, ohne Wein
Mag ein Andrer reicher ſeyn!

Ohn' allen Freund, was iſt der Held?
Was ſind des Reichs Magnaten?
Was wär' ein Herr der ganzen Welt?
Sind alle ſchlecht berathen!
Chor. Ohne Freunde, ohne Wein
Möcht' ich ſelbſt kein Kaiſer ſeyn!

Und ſoll es in der Zukunft Port
Der Freuden höchſte geben:
So winke mir ſchon an der Pfort
Ein Freund und Saft der Reben!
Chor. Sonſt will ohne Freund und Wein
Ich ſelbſt nicht im Himmel ſeyn.

A. Zettler.

Fröhlichkeit.

Warum iſt der Menſch im Leben
Doch mit ſeinem Wunſch und Streben
Immerfort im Streit?
Und das Höchſte aller Güter,
Aller ſeiner Freuden Hüter
Iſt doch Fröhlichkeit.

Sie nur ſuch' er zu erjagen,
Und an ſeinem Glücke nagen
Nicht Geſchick und Zeit,
Jede Sorge ſchnell verderben,
Seine Wangen glühend färben
Kann nur Fröhlichkeit.

Nichts erblickt ſein Auge trübe,
Seine Sonne iſt die Liebe; —
Nie mit ſich entzweyt,
Kann er auch nicht Andre haſſen,
Möchte gern die Welt umfaſſen
Voll von Fröhlichkeit.

Während ſo ein düſtrer Späher,
Ein verzagter Geiſterſeher
Über Unglück ſchreyt;
Springen ſeine leichten Füße
Über alle Hinderniſſe,
Ihn führt Fröhlichkeit.

Dieſem hochbeglückt Gebornen
Wachſen Roſen ohne Dornen; —
Wird zur Seltenheit
Er geritzt von Amors Pfeilen,
Schnell wird ihm die Wunde heilen
Seine Fröhlichkeit.

Drum verachtet Herakliten,
Haltet Euch an Demokriten,
Lachen nur gedeiht;
Dann nur ſeyd Ihr ächte Weiſe,
Wahrt als Kinder, Männer, Greiſe
Ihr die Fröhlichkeit.

J. F. Caſtelli.

X.

Haydn's Todesfeyer.

Eine Cantate.

Haydn's Todesfeyer.

(Hain mit einem Denkmahl.)

Chor.

Friede ruht auf Thal und Hügel,
Freude ſchwingt die goldnen Flügel
Von des Frühlings Blumenthron.
Gruß und Kuß und Spiel erwachen,
Und die jungen Scherze lachen
Durch den Hain mit Jubelton.

Der Genius der Erde.

Und hocherröthend glüht des Himmels Wange
Vom ſüßen Ahnen langentbehrter Wonne.
Lichtfluthend wogen Ströme, wallt der Äther;
In Siegesgröße ſtrahlt empor die Sonne. —
Doch ſieh! im tiefſten Heiligthum des Haines
Hebt ſich ein Todesmahl in ſtummer Feyer.
Und horch! wie wunderbar ergreifend ſchweben

Mit leiſen Silberklängen Geiſterchöre!
Und immer wonniger entglühen
Zu hoher Luſt die Harmonien.

Chor.

Willkommen, himmliſche Gewalt!
Willkommen, Frühlings Huldgeſtalt!
Gib Segen über Flur und Heerde,
Den Friedenskuß der milden Erde!

Frühling. (Arie.)

Fried' und Freude werde
Dir, geliebte Erde!
Holde Blumen, ſchließt euch auf!
Tanzt, ihr Quellen, euren Lauf!
Schallt empor, ihr Feſtgeſänge!
Wall' umher, o Luſtgedränge!
Lieb und Freundſchaft, ihr ſollt glühen,
Zahllos wie die Blumen blühen!
Fried' und Freude werde
Dir, geliebte Erde!

Rezitativ.

Doch wie? es hält die Erde tiefes Schweigen?
Und keine Düfte, keine Lieder ſteigen
Mit froherneuter Feuer auf?

Welches Bangen, welche Schauer,
So bedeutungsvoller Trauer?
Kann mein Gruß dich, Erde, nicht erfreuen?
Schönheit dich nicht mehr dem Frohſinn weihen?
Schloß ein Liebling ſeinen Lauf?

Chor der Mädchen.

Seines Lebens Saitenſpiel,
Seiner Töne Hochgefühl
Iſt verklungen!
Um ihn weinen Lieb und Schmerz;
Grabgeſang hat unſer Herz
Ihm geſungen.

Frühling. (Arioſo.)

Nimm, o Geiſt der Harmonie,
Meine ſchönſte Habe!
Nimm zur Todesgabe
Dieſe Blumen, dieſe Blüthen,
Meinen Kranz und meine Thränen,
Hochgefühle, Freudenſzenen,
Die durch Dich verſchönert glühten,
Ewig leben ſie
Im Geiſt der Harmonie!

Rezitativ.

Herbey, ihr Jahres-Brüder!
Eilt bangen Schrittes in die Dämmerung,
Die trauernd ſich um ſeine Urne ſchmiegt!

Sommer und Herbſt.

Sommer.

Sein Leben wallte
Wie meine Morgenröthen hin;
Sein Geiſt verhallte,
Wie Echotöne ſanft verglühn.
Verſiegt iſt nun der Quell der Harmonie,
Und die Natur mit ihren Söhnen klagt!

Herbſt.

Wie ſchwelgt' ich einher mit der brauſenden Jagd!
Wie dröhnte das Hüfthorn in grauender Früh!
Nun ſchweige erſtarrend die brauſende Jagd!
Das Chor der lautſchallenden Freuden entflieh'!

Chor.

Bangverſtummend ſchweigen wir
In dem düſtern Schmerzrevier.

Sommer.

Wie fröhlich ſcholl mein Erntereih'n
In ſeinen wonnevollen Tönen!
Erſtarre nun mein Erntereih'n!
Sein Lied wird ihn nicht mehr verſchönen!

Herbſt.

Wie tanzte, wie jauchzte der Rebenhain!
Wie wußte ſein Ton uns die Luſt zu verſchönen!
Nun werden den ſchimmernden Rebenhain
Geſänge und Leyer kaum leiſe durchtönen.

Beide.

Verſtummen muß ich, ach verſtummen,
Da mir ſein Ton nicht Leben gibt.

Chor.

Verſtummen muß, was ihn geliebt,
Das Hold' und Schöne muß verſtummen.

Herbſt. (Rezitativ.)

Und ſeht! mit tiefgebeugtem Haupt,
Die Thrän' an ſeinem Aug' erſtarrt,
Wankt ſtill und ernſt herbey der Winter;
Und düſt'rer Wolken ſchwarze Schaaren
Umgeben tröſtend und mitweinend ihn.

Wechſelchor.

Greiſe.

Wie ſchüttelt uns der Froſt die Glieder!
Wie drücken Leiden uns darnieder!
Müſſen hülflos wir vergehn?

Weiber.

O horcht, des Retters Melodien!
Sie tönen — Noth und Mangel fliehen!
Und Dank ſteigt zu des Himmels Höh'n?

Beide.

Dank, o Retter, dir im Grabe
Für des neuen Lebens Gabe.

Frühling, Sommer, Herbſt. (Canon.)

Dem muß Gottes Segen fluthen,
Der das Schöne fügt zum Guten,
Der durch Harmonie entzückte,
Wo durch Wohlthat er beglückte.

Winter. (Rezitativ.)

Verbergt mich, Wolken! brauſt um mich, ihr Stürme!
Laßt tiefer mich und tiefer
In die Zerſtörung hüllen!
O der Schmerzen, die mich foltern!

Werde milder, herbe Qual!
Daß auch meine Trauerhymne
Um den Liebling der Natur
Klagend ſchalle:

Arie.

Weicht, ihr Stürme, von dem Grab!
Sinkt, ihr regen Silberflocken,
Schwebend, mild und leicht herab!
Und mit ewigſchönen Locken
Müſſe Tann'- und Immergrün
Wie ſein Ruhm unſterblich blühn!

Der Genius. (Rezitativ.)

Und nun ende Schmerz und Klage,
Denn ſein Leben war ja ſchön,
Und ſein Scheiden mild und ſanft.
Freundlich ſchloß der Tod ſein Auge,
Und es hüllte ſich in Nacht.
Da ſcholl's aus weiten Himmelsfernen:
„Es werde Licht vor ſeinem Blick!" —
Und es ward Licht.
Und unermeßlich öffneten
Sich wonnevolle Himmelsräume;
Der ewige Frühling ſtrahlt' ihm entgegen,
Und entfaltet lag die Schöpfung vor ihm,

Und alle Harmonien der Schöpfung,
Die ſein entzückter Geiſt ſchon hier geahnt,
Sie umhallten ihn nun in vollem Chor.

Die Jahreszeiten. (Quartett.)

Er pries den Schöpfer und die Schöpfung
Mit hoher Kraft und holder Schöne.
Zum zweyten Mahl hob ſich durch ihn
Das Weltall aus des Chaos Nacht;
Drum lohne ihm des Schöpfers Macht,
Drum ſoll ein Denkmahl ihm die Schöpfung blühn!

Schlußchor.

Ihm prangt der Sphären weite Flur,
Ihm ſtrahlt, ihn kränzt Ein Frühling nur.
    Heil Dir, Verklärter,
In Deiner Harmonien Schall!
    Heil Dir, Geehrter,
In Deiner Schöpfung großem All!
    Vereine den preiſenden Hochgeſang,
    Nun jauchzend mit jubelndem Sphärenklang!

Kuffner.

XI.

Aphorismen.

Aphorismen.

1.

Die guten Vorſätze ſind wie die feurigen Weine, man darf ſie nicht verrauchen laſſen.

2.

Der Knabe liebt ſein Steckenpferd bey weitem nicht ſo ſehr, als der Mann das ſeinige. Fällt jener ein Mahl darüber weg, ſo wirft er es in eine Ecke, oder zerbricht es auch wohl gar; dieſem aber wird es nur um ſo lieber, je öfter es ihn abgeworfen hat.

3.

Kannſt du dich ſelbſt bezwingen, ſo wird dich nichts in der Welt bezwingen.

4.

So mancher braucht die Freyheit zum Vorwande, um mit guter Manier Knecht zu werden.

5.

Die Kunſt, mit Menſchen umzugehen, beſteht darin, von ſeinem eigenen Willen abzugehen, und alles, was andere wollen, einzugehen.

6.

Wenn du einem Weibe ſagſt, daß du ſie liebſt, ſo liebſt du dich in demſelben Augenblicke ſelbſt nicht, in dem du es ſagſt.

7.

Willſt du, daß die ganze Welt dich kenne, ſo lerne vorerſt die ganze Welt kennen.

8.

Die meiſten Sammler von Gedichten, Bonmots u. ſ. w. gleichen Menſchen, welche Kirſchen oder Trauben eſſen, ſie fangen damit an, daß ſie die beſſern herausſuchen, und enden damit, daß ſie alle verzehren.

9.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß es unmöglich ſey, auf der Welt zu leben, ohne Komödie zu ſpielen. Der Unterſchied zwiſchen dem rechtſchaffenen Mann und dem Gauner beſteht nur darin, daß jener nur dann ſpielt, wenn er dazu gezwungen wird, indeſſen dieſer die Gelegenheit dazu aufſucht.

10.

Manche Große erinnern uns an ihre Vorältern, wie uns ein Cicerone in Italien an Cicero erinnert.

11.

Das Nachdenken hilft immer. Hat es dir auch Übels zugefügt, ſo frage es um die Mittel gegen dieſes Übel, und es wird dir dieſelben ſogleich angeben.

12.

Es gibt gut eingekleidete Thorheiten, ſo wie es gut gekleidete Thoren gibt.

13.

Unſere Vernunft macht uns manchmahl eben ſo unglücklich, als unſre Leidenſchaften. Man kann von einem Menſchen, welcher in dieſem Falle iſt, ſagen: Er ſey ein Kranker, der durch ſeine Arzeney vergiftet wurde.

14.

Diejenigen, welche auf krummen Wegen gehen, krümmen meiſtens auch den Rücken.

15.

Phyſiſche Übel, und die Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur haben den geſellſchaftlichen Zuſtand nothwendig gemacht, dieſer hat den urſprünglichen Übeln neue hinzugefügt. Die Inconvenienzen der Geſellſchaft haben eine Regierung nothwendig gemacht, und dieſe vermehrt neuerdings die Übel des geſellſchaftlichen Zuſtandes. Das iſt die Geſchichte der Menſchen.

16.

Der Ehrgeitz bemächtigt ſich leichter der ſchwachen, als der ſtarken Gemüther, ſo wie das Feuer leichter Strohhütten als Palläſte verzehrt.

17.

Das tragiſche Theater hat den moraliſchen Übelſtand, daß es auf Leben und Tod zu großen Werth legt.

18.

Der verlorenſte Tag iſt jener, an dem man nicht gelacht hat.

19.

Diejenigen, welche Alles der öffentlichen Meinung wegen thun, gleichen den Schauſpielern, welche, da ſie vor einem geſchmackloſen Publicum erſcheinen, bloß darum ſchlecht ſpielen, um beklatſcht zu werden. Einige aus ihnen hätten vielleicht die Fähigkeit, gut zu ſpielen, wenn ihr Publicum für das Gute empfänglich wäre. Der ehrliche Mann ſpielt ſeine Rolle ſo gut er kann, ohne ſich um das Urtheil der Gallerie zu bekümmern.

20.

Das Gefühl gegen unſere Wohlthäter gleicht oft unſerm Gefühle gegen jene, welche uns Zähne ausgezogen haben. Man erkennt, daß ſie uns, indem ſie uns von einem Übel befreyten, Gutes thaten, aber man erinnert ſich auch an den Schmerz, welchen ſie uns verurſachten, und fühlt ſich deßhalb nicht zärtlich zu ihnen hingezogen.

21.

Die Liebe gefällt beſſer als die Heirath, ſo wie Romane eine angenehmere Lectüre ſind, als Geſchichte.

22.

Hymen kömmt nach Amor, wie der Rauch nach der Flamme.

23.

Falſche Beſcheidenheit iſt die anſtändigſte aller Lügen.

24.

Ein Menſch, welcher ſein Glück zu ſehr von ſeiner Vernunft abhängig macht, der jedes Vergnügen einer Prüfung unterwirft, und ſeine Freunde ſo zu ſagen ſchicanirt, wird am Ende gar keine Freude mehr haben. Er gleicht einem Menſchen, der ſeine Matratze ſo lange kratzen läßt, bis er endlich ganz hart liegt.

25.

Der reichſte Mann iſt der Haushälteriſche, der ärmſte der Geitzige.

26.

Die Veränderung der Moden iſt die Steuer, welche die Eitelkeit der Reichen der Induſtrie der Armen bezahlen muß.

27.

Das Glück gleicht oft reichen und verſchwenderiſchen Mädchen, welche ein Haus zu Grunde richten, in welches ſie eine reiche Morgengabe brachten.

28.

Die Holländer haben kein Mitleid mit einem Schuldenmacher. — Sie denken, ein ſolcher Menſch lebt, wenn er arm iſt, auf Koſten ſeiner Mitbürger, und wenn er reich iſt, auf Koſten ſeiner Erben.

29.

Man muß eher gerecht ſeyn, eh' man großmüthig ſeyn kann, ſo wie man eher ein Hemd haben muß, eh' man Kanten trägt.

30.

Liebe iſt eine liebenswürdige Thorheit, Eitelkeit eine ernſthafte Dummheit.

31.

Das Vergnügen kann ſich auf die Einbildung ſtützen, das Glück aber kann nur auf der Wahrheit beruhen. Ein Menſch, der durch Blendwerke glücklich iſt, agiotirt mit ſeinem Glücke, jener, welcher durch die Wahrheit glücklich iſt, hat ſein Glück auf liegenden Gründen.

32.

Man wird glücklich und unglücklich durch eine unendliche Menge von Dingen, welche nicht erſcheinen, welche man nie nennt, und welche man nie nennen kann.

33.

Die überzeugung iſt das Gewiſſen des Verſtandes.

34.

Eine edle Handlung iſt das Bedürfniß einer ſchönen Seele, die Eigenliebe eines großmüthigen Herzens, und gewiſſermaßen der Egoismus eines erhabenen Charakters.

35.

Berühmtheit iſt der Vorzug, von jenen gekannt zu ſeyn, die uns nicht kennen.

36.

Schwachköpfe ſind die leichten Truppen bey der Armee der Böſen. Sie ſchaden oft mehr, als die Armee ſelbſt; denn ſie beunruhigen immer, und verwüſten überall.

37.

Ein Menſch ohne Grundſätze iſt in der Ordnung auch ein Menſch ohne Charakter; denn wenn er Charakter hätte, ſo würde er das Bedürfniß gefühlt haben, ſich Grundſätze zu verſchaffen.

XII.

Humoriſtiſche Gedichte.

Helena in der Unterwelt.

Mit einem Chor von Neulingsſchatten,
Der Parze jüngſtem Raub, betrat
Miß *) Helena, noch hier die Sehnſucht ihres Gatten,
Des Orkus dunkeln Pfad.
Beſorgt, ſie dürfte ſich den ſchönen Fuß verwunden,
Beut Hermes ihr den Arm, und fördert ſie,
Sammt ihrer Reiſekompagnie,
In einer Friſt von wenigen Secunden,
Vor Minos Richterſtuhl. — Das groſe Buch,
Worein der Thaten jegliche geſchrieben,
Die, ſo zum Segen, als zum Fluch,
Prometheus freye Kinder üben,
Ward aufgerollt, und Minos Actuar
Las, Trotz den zauberreichen Blicken,
Die leider! hier den Richter nicht beſtricken,
Der Griechinn vor der ganzen Schaar
Den feinen Lebenslauf. Der Liebe keuſches Feuer,
Das für den Gatten nur gebrannt. —

---

*) Das engliſche Miß hat bekanntlich ſeinen Doppelſinn.

Der Haß, womit ſie einſt den kühnen Freyer
Bis Ilion verfolgt — und was für Griechenland
Zu Heil und Frommen aus der That entſtand —
Ward Zug für Zug erwähnt. — Die Karavanne ſtarrte
Den Richter ſchweigend an, und harrte
Mit Schaudern auf den Schreckensſpruch.
Verruchte! deiner Schweſtern Schande!"
Scholl nun des Richters Wort: „Sprich, biſt du noch im Stande,
Dich zu vertheidigen?" — Zur Erde ſchlug
Die Griechinn, Scham auf ihren Wangen,
Den Zauberblick, und ſeufzte tief vor Schmerz:
„Viel hab' ich zwar des Argen einſt begangen,
Und bitt're Reue geißelt nun mein Herz;
Doch, Richter! darf ich Wahrheit ſprechen,
So brachte ſelbſt mein äußerſtes Verbrechen
Der Welt nicht Schaden nur, auch Vortheil bracht' es ihr;
Drum fleh' ich Gnade!" — „So? Laß ſehen, was von dir
Noch Gutes kommen mag?" ſprach Minos. Aufgerufen
Naht Helena des Thrones Stufen,
In ihrer Hand ein Buch, und — Minos las
Statt der Apologie — die Ilias *).

---

*) Frage an die Kritik: Iſt dem Producte einer heitern poetiſchen Laune, um der Schlußtournüre willen, ein ſolcher Anachronismus wohl zu verzeihen.

Anmerk. des Verf.

Die Liſt gelang; ergriffen von dem Götterfunken
Begeiſterung, durch ihn in Himmelsluſt verſunken,
Stand, wie der Richter, ſo die Schaar um ſeinen Thron;
Und Helena, von Jedermann vergeſſen,
Schlich unbemerkt ſich leiſ' indeſſen,
Hinüber nach Elyſion.

J. H. Dambeck.

Das geſtörte Glück.

Ich hab' ein heiſſes junges Blut,
Wie ihr wohl alle wißt,
Ich bin dem Küſſen gar zu gut,
Und hab' noch nie geküßt;
Denn iſt mir auch mein Liebchen hold
'S war doch, als ob's nicht werden ſollt',
Trotz aller Müh und aller Liſt
Hab' ich doch niemahls noch geküßt.

Des Nachbars Röschen iſt mir gut,
Sie ging zur Wieſe früh,
Ich lief ihr nach, und faßte Muth,
Und ſchlang den Arm um ſie,
Da ſtach ich an dem Miederband
Mir eine Nadel in die Hand;
Das Blut lief ſtark, ich ſprang nach Haus,
Und mit dem Küſſen war es aus.

Jüngſt ging ich ſo zum Zeitvertreib,
Und traf ſie dort am Fluß,
Ich ſchlang den Arm um ihren Leib,
Und bat um einen Kuß;
Sie ſpitzte ſchon den Roſenmund,
Da kam der alte Kettenhund,
Und biß mich wüthend in das Bein,
Da ließ ich wohl das Küſſen ſeyn.

Drauf ſaß ich einſt vor ihrer Thür'
In ſtiller Freud' und Luſt,
Sie gab ihr liebes Händchen mir,
Ich zog ſie an die Bruſt;
Da ſprang der Vater hinter'm Thor,
Wo er uns längſt belauſcht, hervor,
Und wie gewöhnlich war der Schluß,
Ich kam auch um den dritten Kuß.

Erſt geſtern traf ich ſie am Haus,
Sie rief mich leiſ' herein:
„Mein Fenſter geht in Hof hinauf,
„Heut' Abend wart' ich dein."
Da kam ich denn im Liebeswahn,
Und legte meine Leiter an;
Doch unter mir brach ſie entzwey,
Und mit dem Küſſen war's vorbey.

Und allemahl geht mir's nun ſo,
O! daß ich's leiden muß;
Mein Lebtag werd' ich nimmer froh,
Krieg ich nicht bald'nen Kuß.
Das Glück ſieht mich ſo finſter an,
Was hab' ich armer Wicht gethan?
Drum, wer es hört, erbarme ſich,
Und ſey ſo gut und küſſe mich.

Theodor Körner.

Anti-Idylle.

Preiſet immer die ländlichen Freuden,
Redet freundlich den Dörfern das Wort;
Nimmer werd' ich darum euch beneiden,
In der Stadt iſt mir's lieber als dort.

Lobet immer die murmelnden Flüſſe,
Die ſich ſchlängeln durch Wieſen und Hain,
All' die Waſſer ſind mir nicht ſo ſüße,
Als ein einziges Gläschen voll Wein.

Philomelens Geſang muß gefallen,
Wenn er klagend im Buſche erklingt,
Doch gibt's ſicher nicht eine aus allen,
Welche Opern von Mozart Euch ſingt.

Eure Lämmer und Kühe! — Im Grünen
Springen ſie recht poſſierlich herum;
Doch mir zur Unterhaltung zu dienen,
Sind ſie wahrlich ein wenig zu dumm.

Unter Bäumen behagen auch Früchte,
Milch und Käſe dem Landmann recht ſehr,
Doch ein Tiſchchen voll leck'rer Gerüchte
Reitzt in Städten den Gaumen noch mehr.

Eure Dirnen ſeh'n aus wie die Roſen,
Und ihr Körper iſt immer geſund;
Doch verſucht es, mit ihnen zu koſen,
Immer krank iſt ihr Geiſt und ihr Mund.

Wenn die Hand, braun und ſchuppig, Euch ſchmeichelt,
Fühlt ihr's allerdings ſtärker als wir;
Doch ein Händchen, das ſammtartig ſtreichelt,
Küßt mit größerer Luſt man dafür.

Und die Treu, — o du mächtiger Himmel, —
Iſt ein Kind ohne Führer und Wahl,
Es verliert ſich im ſtädt'ſchen Gewimmel,
Wie in Dörfern im einſamen Thal.

Liebt das Dorf mit den ländlichen Feſten,
Werdet dort Eures Lebens recht froh,
Liebend lebt ſich's in gold'nen Palläſten
Beſſer noch, als in Hütten von Stroh.

J. F. Caſtelli.

XIII.

Idyllen.

Der Kyklop.

Theokrit's eilfte Idylle.

Nikias, gegen die Liebe, da gibt's kein anderes Mittel,
Kein Streupulver, ſo wie mich bedünkt, auch keine der Salben,
Als die Muſen: Nur dieß ſo ſüße, ſo ſchmeichelnde Mittel
Ward den Sterblichen. Doch ſo leicht nicht iſt es zu finden.
Gar wohl mußt du das wiſſen, ſo glaub' ich du ſelber biſt Arzt, ja,
Und ausnehmend geliebt von den neun kaſtaliſchen Jungfrau'n.

Alſo lebte bey uns der alte Kyklop Polyphemos
Sich das Gemüth erquickend, als er Galatea nun liebte,
Da ihm eben das Haar aufſproßt' um das Kinn und die Schläfen;
Nicht gab kund er die Liebe durch Roſen und Äpfel und Locken,
Nur durch verzehrenden Wahnſinn. Er kümmert um nichts ſich, um nichts mehr.

Oftmahls kehrten von Niemand geführt zum Stalle die Lämmer
Heim von der grünenden Weide: Doch er Galatea beſingend
Saß von Liebe verzehrt am graſigen Strande der Meerfluth
Früh von des Tages Beginn, im Buſen die feindliche Wunde,
Die mit dem Pfeil ins Herz ihm geſchlagen die mächtige Kypris.
Aber da fand er dieß Mittel, und hoch auf dem Felſen nun ſitzend,
Schauend hinab in die Woge des Meer's ſang dieſen Geſang er:
„O Galatea du weiße, warum den Geliebten verwirfſt du?
„Weißer als Käſe zu ſchaun, wie das Lamm du weicher, und muntrer
„Als wie das Kalb, am Glanz unzeitige Trauben verdunkelnd.
„Du wohl kommeſt hierher, ſobald mich der liebliche Schlaf hält,
„Doch entfernſt du dich gleich, ſobald mich der liebliche Schlaf läßt.
„Fliehſt wie das Lamm, das den Wolf, den grauen, anſichtig geworden.
„Mägdlein, ich liebte dich ſchon, als zum erſten Mahle mit meiner
„Mutter hierher du kamſt, begehrend die Blum' Hyakinthos
„Auf dem Berge zu pflücken, und ich wegweiſend euch führte.
„Seit ich dich ſah; da konnt' ich fortan nun nimmermehr ruhen,

„Kann es auch jetzt noch nicht, — doch beym Zeus, das kümmert dich ja nicht.
„Liebliches Mädchen, ich weiß es gar wohl, warum du mich fliehest,
„Weil auf der Breite der Stirn ein einziges zottiges Augbraun
„Lang von einem zum andern Ohre ſich wölbt und darunter
„Nur ein Aug', und platt mir über den Lippen die Naſ' iſt.
„Aber wie immer ich ſey, doch Tauſende weid' ich von Schafen,
„Und die köſtlichſte Milch, von ihnen gemelket, die trink' ich!
„Käſe nicht fehlt mir im Sommer, er fehlet mir auch nicht im Herbſte,
„Auch nicht im härteſten Winter; beſchwert ſind ſtets mir die Darren.
„Weiß auf der Syrinx zu ſpielen, wie keiner von allen Kyklopen,
„Dich, du Äpfelchen ſüß, mit mir zuſammen beſingend
„Oft bis tief in die Nacht. Hirſchkälber erzieh ich dir eilfe
„Mit Halsbändern ſie all: auch vier der Jungen vom Bären.
„Aber ſo komm auch zu mir, du ſollſt dann alles das haben;
„Laß doch das bläuliche Meer nur brauſend ſich ſchlagen ans Ufer,
„Süßer wirſt in der Grotte bey mir hinbringen die Nacht du.
„Lorbern ſind in der Grotte, da ſind auch ſchlanke Kypreſſen.
„Dort iſt ſchwärzliches Epheu, da grünt ſüßtraubig ein Weinſtock;

„Auch erfriſchendes Waſſer; das Ätna, der Wälderbedeckte
„Ein ambroſiſch Getränk aus blendendem Schnee mir hinabgießt.
„Wer wohl erwählte dafür ſich lieber das Meer und die Wogen.
„Schein' ich dir aber doch gar zu zottig, ſo magſt du mich ſengen;
„Drinnen iſt eichenes Holz, ſtets glimmt in der Aſche das Feuer.
„Dulden ja könnt' ich von dir, daß du mir die Seele verbrennteſt;
„Und mein einziges Auge, das mir doch von Allem das Liebſte:
„Ach warum hat die Mutter mich nicht mit Kiemen geboren,
„Daß in die Wog' ich tauchte zu dir, die Hand dir zu küſſen,
„Wenn du nicht ließeſt den Mund: bald Lilien, glänzende, brächt' ich
„Dir, bald auch weicheren Mohn mit röthlichen Blättern zum Klatſchen
„Und auch andre, wie ſie bald Sommer und Winter hervorbringt,
„Darum könnt' ich zugleich die Blumen nicht alle dir bringen.
„Wahrlich noch jetzt, o Mägdlein, noch jetzt will ſchwimmen ich lernen,
„Hier, ſobald mit dem Schiff ankommt ein reiſender Fremdling.
„Daß ich es wiſſe, warum ſo gern ihr die Tiefe bewohnet.

„Komm herauf, Galatea, vergiß, wenn herauf du gekommen,
„Gleichwie ich nun ſitzend allhier, nach Hauſe zu kehren.
„Wolle die Heerden mit mir zuſammen dann weiden und melken,
„Machend den Käſe gerinnen, beymiſchend das ſäurende Lab ihm.
„Weh nur thut mir die Mutter allein, ſie muß ich auch ſchelten,
„Sie hat gewiß noch niemahls von mir dir Liebes erzählet,
„Und ſie ſieht doch von Tage zu Tage mich magerer werden;
„Nun, ich will's ihr ſchon klagen, wie Kopf und die Füße mich ſchmerzen,
„Daß auch ſie verzehre der Gram, weil mich er verzehret.
„O Kyklop, o Kyklop, wohin iſt entflohn der Verſtand dir?
„Wahrlich, wenn Körbe du flöchteſt und ſproſſende Reiſer den Lämmern
„Brächteſt: es würde vielleicht weit beſſer um deinen Verſtand ſtehn.
„Welche du haſt, der freu' dich, warum nur der Fliehenden folgen?
„Wirſt noch mehr Galateen vielleicht und noch ſchönere finden;
„Mägdlein gar viele mich rufen, mit ihnen die Nacht zu durchkoſen;
„Kichernd lachen ſie alle, wenn ihnen gehorchend ich folge.

„Denn, wahrhaftig, ich bin auf Erden ſo gut noch wie einer.“

So vertrieb ſich die Liebe mit Muſengeſang Polyphemos,
Und mehr Ruhe gewann er, als Gold ihm zu kaufen vermöchte.

Paris im Auguſt 1809.

Pilat.

Vergißmeinnicht.

An dem ſchattigen Quell, der entperlet den Hügel der Tannen,
unter herbſtlichem Grün der Wieſe ſich ſchimmernd durchſchlängelt,
ging Menida, des Thals Entſproſſene, lieblicher Miene,
ſchmachtendem Auges, ſanft wie des Mayes duftende Blume,
Liebeglühend die Bruſt, Menandor'n, dem Glücklichgeliebten,
Auserkohrenen zu. Da kam er und ſchloß Menida
in den zitternden Arm. Sie zitterte mit ihm — er bebte,
ſtammelte: Trennung! und auf der Lipp' erſtarb ihm die Rede
ängſtlich ſank ſie ins thauige Gras, und die Blätter
nahmen die Thränen mit auf des erſchütterten ahnenden Mägdleins.
„über die Gipfel des weiten Gebirgs, und die glänzenden Wogen
„jenes landtrennenden Strom's muß ich wandern — ſo will es mein Vater. —

„Doch erſcheinet der Lenz auf den Fluren das nächſte Mahl wieder,
„eil' ich auf Flügeln der Liebe zurück!“ — So verkündete wankend
angſtvoll Menandor die Trauer ſeiner Menida, die ſeufzend
lag an ſeiner Bruſt, und des Jünglinges tiefeſte Seufzer
waren das Echo von ihr. „So lebe denn wohl, o Menida!“
„Wie? verlaſſen?“ ſo ſtöhnete tief aus erſchüttertem Buſen
leiſe das Mägdlein. „Menida!“ Das Wort zerſchmolz in dem Kuſſe,
der von feurigem Munde hinfloß auf die bleichere Lippe.
„Ach, Menandor, vergiß mein nicht!“ ſo rief ſie nur ächzend,
und der Jüngling entriß ſich den Armen, und eilte von hinnen.
Bangende Ahndung durchbebte die Bruſt der ſehnenden Jungfrau;
hoffnungsvoll wallte ſie oft entgegen im Froſte des Winters
oft in Lenz's umgrüneter Flur mit ſchmachtender Seele. —
nimmer kehrte Menandor zurück auf Flügeln der Liebe.
Thränen entträufeln der Wang', es können ihn Thränen nicht nähern:
endlich verſaget das Auge das perlende Naß, und es brennet
Schmerz verzehrend die Bruſt. — Kythere ſiehet die Trauer;
mitleidsvoll beſchleußt ſie Rettung und Ende der Qualen.
Schweraufſeufzend zum Himmel war an der Quelle Menida,

und die Göttinn berührte den Scheitel. — Umwandelt zur Blume
ſteht ſie am hellen Kryſtall mit dem blauen Auge der Blüthe,
Sinnbild ſchmachtender Lieb', und ſchauet nach fernen Gefilden,
ob nicht naht der Geliebte, rufet mit liebendem Blicke:
Vergiß mein nicht! —

J. Fr. Richter.

Dimötas und Daphne.

Niedlich ſtand am unterſten Theile des Dorfes ein Häuschen,
Ein gelbblühender Baum, zur Seite der niedrigen Thüre,
Von dem Schwarm der Bienen umſchwirrt, ſtreut ſüße Gerüche.
Oben im Kämmerchen auf der einen Seite des Hofes
Hauſte Daphne vergnügt, des Lykons zärtliche Tochter,
Schlief unſchuldig und ſanft die Nacht auf ſchwellenden Pflaumen,
Welche ſie ſelbſt von den Gänſen gerupft, die im Hofe ſie aufzog.
Gegenüber ihr wohnte Dimötas, deß Vater mit Lykon
Stete Freundſchaft gepflegt, die verwaiſten traurigen Kinder
Scheidend der Sorge des Freund's zurückließ. — So nun durchlebte
Früh ſchon die Kinderjahre Dimötas in ländlicher Einfalt!
Spielend mit der holdſeligen Daphne, welche mit Reizen,
Die die Jugend, Geſundheit und Unſchuld ihr gab, in dem Dörfchen,

Von den Bewohnern geſchätzet, emporwuchs, ſchön wie di Roſe. —
Früh war's, ſchon erwachte Dimötas, und lehnt ſich an Fenſter,
Welches ein fröhlich belaubtes äſtiges Bäumchen umſchlungen
Sieht gegenüber Daphnen im Morgenſchlummer. Sie hatte
Ihren Vorhang, zu dem ſie die gleichen Fädchen geſponnen,
Welchen ſie ſorgſam dann auf grünendem Raſen gebleichet,
Zuzumachen vergeſſen. — Wie freut ſich der junge Dimötas!
„Daphne! was träumſt du?" flüſtert er leiſ', „o ſchwebte mei Bild doch
„Dir im Traum jetzt vor! Erwach'! es wacht auch Dimötas.'
Vom Geräuſche des Baumes, wo er tändelnd die Äſte bewegte,
Wacht nun Daphne vom Schlaf', erblicket ihn lächelnd am Fenſter —
Röth' überzieht die Wang', er both ihr fröhlichen Morgen
Und ſie, eifrig bemüht, ihr offenes Fenſter zu decken,
Lächelt ſchämig ihm Dank zu, ſchiebet die Falten des Vorhang's,
Und ſo entſchlüpft ſie dem Bett' im anſchmiegenden Hemde,
Hinter deſſen Weiß' ein geründeter Buſen ſich regte; —
Schlank nun ſtand ſie und nahm in Eile das leinene Röckchen, —
Bald war ihr Anzug bereit, ſie ſieht durch's geöffnete Fenſter.

Und verwies es dem Jüngling, weil er ins Kämmerchen ſchaute:
Sanft und liebreich war der Verweis, wie ihn Liebende geben.
Beyde flogen herab in den Hof, umſchlingen ſich liebend,
Reichen ſich froh nun den Morgenkuß, im Arme das Körbchen,
Pflücken ſie reiſes Obſt in dem gränzenden Garten des Hüttchens.

J. Fr. Richter.

XIV.

Poetiſche Kleinigkeiten.

Lehrlingsweisheit.

Was vom Catheder herab der Mund des Meiſters verkündet,
Selbſtgefällig und ſtolz nimmt es der Schüler für wahr,
Wie ſo deutlich er auch das Wohlbehaltene plappre,
Von dem Geiſte des Worts hat er kein Fünkchen erſchnappt.
Aber fängſt du erſt an zu Zweifeln, zu ſchwanken, gewahreſt
Du Undeutlichkeit hier, findeſt du Lücken alldort,
Will an iegliches Kreutz die neue Lehre nicht paſſen,
Dann erſt, — freue dich Freund! — biſt du der Schule enteilt;
Die Vernunft iſt erwacht, du ſchaueſt mit eigenem Auge,
Wägeſt, prüfeſt, erkennſt — und das Erkannte iſt dein!

Thereſe von Artner.

Bienenkorb.

Im Herzen iſt der Liebe Reich,
Das Herz dem Bienenkorbe gleich,
Wo Einer alle, nährend, dienen;
Sind Blumen mit dem Lenz erſchienen.
Der Kuß, den mir mein Mädchen reicht,
Wie Honig zu dem Herzen ſchleicht;
Wahrhaftig, wie die Bienen!

A. Zettler.

Die ſeltſame Hoffnung.

Ein Alter und ſein Pathe trafen
Sich eines Morgens unter Weges an.
„Ey ſeht doch, Fritz! ſchon ausgeſchlafen?
Wohin ſo früh?" hub jener an.
„Zur Schule, Herr!" verſetzt mit abgezogner Mütze
Der Knabe. — „So? mein lieber Fritze,
Das iſt recht ſchön, recht brav von dir,
Da, nimm das Groſchenſtück dafür,
Und ſey recht fleißig, Kind; das bringt dich einſt zu Ehren,
Denn wiß, ich hoffe noch von dir
Einſt meinen Leichſermon zu hören."

Y—.

Das Glück.

Jedem Sterblichen winket ein Mahl die Göttinn des Glückes;
Wenige haſchen ſie dann; ſelten nur kehrt ſie zurück.

Johann v. Kalchberg.

Der Wechſel.

Als Solon noch in beſſern Zeiten
Der Themis weiſer Führer war,
Ließ ſich die Blinde willig leiten,
Denn ſeine Blicke ſahen klar.
Jetzt ſtahl ihr die geweihte Binde
Merkur der mächt'ge Böſewicht;
Sie ſieht, und ſchielt, und ach! man ſpricht,
Daß ihre Prieſterzunft erblinde.

Johann v. Kalchberg.

Mein Glaube.

Unſers Erdballs phyſiſche Natur
Zeiget überall des Krieges Spur:
Jedes Weſen lebt vom Mord und Raube.
Doch erfüllt mich ganz der feſte Glaube:
Was uns Glück und Sicherheit verleiht,
Jede Dauer menſchlicher Verbindung,
Aller Staaten Exiſtenz und Gründung
Ruht auf Wahrheit und Gerechtigkeit.

Johann v. Kalchberg.

Bilder aus den Träumen eines Einſamen,

von J. G. Fellinger.

Das Leben.

Düſter rollen die Wogen, gleiten die Wolken vorüber,
Aber der ruhige Blick haftet am hohen Geſtirn;
Die Geſtalten vergehn, es kommen und ſchwinden die Zeiten,
Und vom ſtillen Genuß bleibt die Erinnerung nur.

Wünſche.

Weit her glänzet ein Ziel, es drängen und keuchen die Läufer,
Doch nicht einer umſpringt furchtlos das nähere Grab.

Welt.

Roſen verwelken und Völker, — Sonnenſyſteme zertrümmern,
Alles Endliche ſtrebt zu der Unendlichkeit auf.

Hoffnung.

Über dem Todtengefild' und in der Mitternacht Schauern,
Säet ein lächelnder Geiſt Blüthen der Ewigkeit aus.

Meinungen.

Was in den Koth der Spanier tritt, bewahrt der Bengale;
Kein beſtimmtes Geſetz ſchränket die Sinnenwelt ein.

Glaube.

Dunkle Gebilde formet die wahrheitdürſtende Seele,
Und ein leuchtender Punct funkelt aus jedem Gebild.

Glück.

In der friedlichen Bruſt entglüht ein zartes Bewußtſeyn,
Und der Glückliche ſchaut heiter in's Leben hinaus.

Liebe.

Wie der Quelle Spiegel verſieget in einzelne Tropfen,
So verſieget das Seyn dem, der die Liebe nicht kennt.

Jünglingsgenüſſe.

Weichheit und Kraft, Verlangen und Opfer und heimliches Sehnen,
Geiſteszartheit und Harm, — ſieh' da der Liebenden Spiel. —

Freundſchaft.

Wenn chaotiſches Dunkel die ſchlummernden Erden umgürtet,
Kimmt der trauliche Mond, ſanft wie ein ſorgender Freund.

Größe.

Horch! es donnert im Krater, ſtumm erbeben die Reiche;
Doch im wüthenden Sturm, Ätna! verzehrſt du dich ſelbſt.

Ehre.

Tief verhüllt iſt die Göttinn, und Jeder denkt ſie ſich anders;
Reiſſet den Schleyer doch weg! Wahrheit und Ehre ſind Eins.

Ruhm.

Wer dieſe Felder verwüſtet, erzählt die feile Geſchichte;
Beſſer! ſagte ſie, mir, wer ſie bebaut und bepflanzt.

Vaterland.

Lautere heimiſche Luft, der Jugend ſüße Gewohnheit:
Dehnen die dankbare Bruſt, flammen zu Thaten mich an.

Selbſtbewußtſeyn.

Wer die Wahrheit erkannt, ſteht, folgſam der Stimme des Herzens,
In dem Wirbel der Welt immerdar friedlich und groß.

Menſchen.

Nullen und Nullen genug, nur ſelten ein zählendes Zeichen:
Aber die Nullen erhöh'n freundlich der Einheiten Werth.

Freude.

In dem Strahle des Lichts, im weichen Geſäuſel des Abends,
überall haucht es mich an: Freue dich, ſinniges Kind!

Schmerz.

Auch des Schmerzens Thränen ſind Thau der lechzenden Seele,
Und die Blümchen der Luſt keimen dann ſchneller empor.

Weisheit.

Kennſt du das Leben, den Zweck der kleinſten Ephemeride?
Weiſer! errötheſt du nicht in dem Gefühle des Nichts?

Beſtimmung.

Höher hinauf will der kühnere Geiſt und tiefer hinunter;
Doch ein ewig Geſetz hält an der Erde dich feſt.

Tod.

Wie die Harfe verhallt, verweht der einſame Nahme,
Nur die höhere That webt in den Zeiten ſich fort.

Berichtigung.

Merzt doch das falſche Sprichwort aus:
Wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus.
Exempel rufen überlaut:
Wer's Glück hat, wählt ſich keine Braut.

J. F. Caſtelli.

An Julien,

(als ſie eine Biene in die Wange ſtach.)

Du zürnſt, daß dich das Bienchen ſtach,
Und ſchlugſt ihm mit dem Finger nach —
Das Thierchen folgte dem Inſtincte,
Der ihm nach dieſer Roſe winkte,
Um ſüßen Honig d'raus zu ſaugen.

J. F. Caſtelli.

Apoll, der Künſte Gott.

A.

Saturn ergraut, Zeus Stirne zeiget Falten?
Warum behält Apoll die reitzende Geſtalt?

B.

Die Könige, die Götter ſelbſt veralten,
Nur das Genie wird niemahls alt.

J. R. v. Seyfried.

An Amanden.

Statt Freundſchaft wählſt du Sinnentriebe?
Wie bald bereueſt du den Wahn!
Der Jugend nur gehört die Liebe,
Der Freundſchaft jedes Alter an.

J. R. v. Seyfried.

Venus und Minerva.

(An Nettchen.)

Athene ſtritt im Götterrath
Des Ranges wegen mit Cytheren;
Man weiß ja, über Schönheit hat
Die Weisheit ſtets ſich zu beſchweren.

Ob Liebreitz oder ob Verſtand
Die höchſte alle Erdenfreuden:
Dieß iſt der groſe Gegenſtand,
Den Zeus, als Richter, ſoll entſcheiden.

Und an Minervens Seite ſtehn
Die hochberühmten ſieben Weiſen,
Indeſſen nur drey Grazien
Cyprinens Allgewalt beweiſen.

Zu ungleich iſt der Kämpfer Zahl,
Selbſt Amor fürchtet zu erliegen.
Tritt, Nettchen, vor das Tribunal,
Bald muß der Schönheit Sache ſiegen.

Wenn Götter deine Reitze ſeh'n,
Wird Venus mit dem Götterknaben
Statt drey, dann tauſend Grazien,
Und Pallas keinen Weiſen haben.

J. N. v. Seyfried.

Auf eine ſchöne, aber ſchlechte Sängerinn.

Das Mädchen iſt nur zum Zerſtören geboren,
Sie zerreißt allen Männern das Herz — und die Ohren.

J. F. Caſtelli.

Als ich Marien ihre Haare zurückſandte.

Da ich nun deine Schändlichkeit erfahre,
Könnt' ich wohl auch, wie viele Andre, weinen,
Ausraufen voll Verzweiflung mir die Haare; —
Doch ſieh, ich lach' — und ſende dir die Deinen.

J. F. Caſtelli.

Druckfehler.

Das Buch iſt ganz von Fehlern voll,
Der Titel ſchon iſt gar zu toll,
Hier ſteht: „Verlegt bey Albert Voll",
Da doch „verlegen" ſtehen ſoll.

J. F. Caſtelli.

Orphils Klage-Jubel.

Den Dummen begünſtigt das blinde Glück,
„Das Leben des Klugen iſt immer voll Leiden!"
So klagte Orphil mit traurigem Blick; —
Wohlan, ſo preiſe, Orphil, dein Geſchick,
Es iſt gewiß recht ſehr zu beneiden.

J. F. Caſtelli.

Viel Köpfe viel Sinne.

„Viel Köpfe, viel Sinne!" rief Herr von Klein;
„Gefehlt!" — entgegnete Lux geſchwind,
Denn daß Sie keiner der klügſten ſind,
Darin ſtimmen Tauſende ganz überein."

J. F. Caſtelli.

Wahres Eigenlob.

Matz lobt ſein neu'ſtes Werk, die Kritik raubt
Ihm allen Werth, und ſchwöret Stein und Bein,
Man ſchlafe bey der dritten Seite ein.
Wer hat von beyden Recht? — Herrn Matzen glaubt,
Sein Urtheil muß das richt'ge ſeyn,
Denn *ganz* las er das Werk allein.

J. F. Caſtelli.

Wechſelſeitige Entſchuldigung.

Ein junger Mann, dem es gelang,
Vom Magiſtrat das Ämtchen zu erringen,
Das auferlegt: Du ſollſt durch einen Strang
Den Böſewicht dem Himmel näher bringen! —
Sollt' endlich nun ſein Meiſterſtück
An einem jungen Mörder machen.
Er ſah die Menge Volks, die Wachen;
Da zittert' er, der Hand entfiel der Strick;
Und kurz, er kam gewaltig in die Enge.
Da ſprach er zu dem Mörder: „Freund! verzeiht
„Mir dieß Mahl meine Langſamkeit,
„Es iſt zum erſten Mahle, daß ich hänge —.“
Doch der verſetzt: „Verzeiht auch Ihr,
„Wenn ich Euch noch vergröß're die Beſchwerde.
„Denn ſicherlich iſt's auch bey mir
„Zum erſten Mahl, daß ich gehangen werde.“

J. F. Caſtelli.

XV.

Ueberſetzungen
und
Bearbeitungen von Gedichten
aus
fremden Sprachen.

Drey kleine Lieder

(nach dem Italieniſchen.) *)

1.

Nina an ihre Schweſtern.

Mädchen! Fug und Macht zu herrſchen,
Ward uns vom Geſchick beſchieden!
Raubt dem Mann' des Herzens Frieden,
Soll er lieben, wahr und treu.

Schweſtern, nehmt an mir ein Beyſpiel,
Laßt Erfahrung Euch belehren,
Welche Qual, dem Reitz zu Ehren,
Männern aufzubürden ſey.

Wenn der Feenmacht der Schönheit
Sie auf Gnade ſich ergeben:
Ungewißheit macht ſie beben,
Lehrt ſie Furchtſamkeit und Scheu.

Laßt das Auge düſter blicken,
Und ſie fürchten tauſend Schmerzen, —
Dennoch macht ihr weichen Herzen
Sie ſo gern von Sorgen frey?

---

*) Frey überſetzt, und einer Tonſetzung unterlegt.

2.

Adolph an Minna.

Schöne Entrüſtete!
Ja du haſt recht!
Wahrlich, ich handelte,
Treulos und ſchlecht.
Aber, o Werthe,
Innig Verehrte!
Sprich, wie vermagſt du
So grauſam zu ſeyn?

Hör nur ein Wörtchen noch
Höre, mein Kind!
Sey mir ein wenig doch
Milder geſinnt!
Schonender zürne;
Heit're die Stirne;
Wolleſt, o Süße,
Mir Gnade verleih'n!

Jüngſt nach dem fröhlichen
Traubengelag
Wall' ich mit Julien
Drunten am Bach.
Munter vom Weine
Koſ' ich, und meine
Liebchen zu herzen,
Und — ſtehl' einen Kuß.

3.

Wilhelm an Fanny.

Mag noch ſo freundlich die Lippe bekennen,
Liebevoll walle Dein Buſen nur mir;
Wunderſam muß ich die Worte doch nennen,
Nimmer noch weilte die Liebe bey Dir!

Muß ich, o Theure, ein Stündchen Dich miſſen;
Plötzlich erſtickſt Du die vorigen Gluthen,
Schnell ſind die zärtlichen Bande zerriſſen,
Die Du ſo feyerlich knüpfteſt mit mir.

Täglich ia wechſelſt Du Neigung und Triebe,
Wie es am Himmelsgewölbe ſich wandelt,
Und Du verdammeſt die feurigſte Liebe
Ach! zu dem Tod der Verzweiflung an Dir!

Das Gewitter

(nach dem Franzöſiſchen.)

„Chloe! ſiehſt du Blitze ziſchen,
„Hör, wie fern der Donner brüllt, —
„Jeder Vogel ſucht in Büſchen
„Einen Platz der ihn verhüllt;
„Alles zittert vor dem Gotte,
„Der aus Wolken zürnend blitzt,
„Folge mir in jene Grotte,
„Die uns vor dem Wetter ſchützt."

Chloe blickt hinauf, und wendet
Vor den Flammen ſich zurück,
Sieht in Damon's Aug', — da blendet
Ihr ein neuer Blitz den Blick;
Wer iſt in der Noth ihr Retter?
Unglück droht ihr dort und hier.
Gleich gefährlich ſind das Wetter
Und der ſchöne Schäfer ihr.

Näher rollt's; — aus allen Ecken
Strömet nun des Himmels Gluth; —
Chloe bebt und wankt, — vor Schrecken
Weiß ſie kaum mehr was ſie thut,
Folgt dem Schäfer nun voll Zagen,
Der am Arm ſie mit ſich zieht,
Einen Schritt heißt Angſt ſie wagen,
Liebe dann den andern Schritt.

An der Grotte Eingang zittert
Chloe, — ſträubt ſich noch, — hält ein: —
Plötzlich kracht's, der Blitz zerſplittert
Einen Baum; — Sie tritt hinein.
Wenn ſich Wetterwolken thürmen,
Kann man ihnen leicht entgehn,
Doch der Liebe ſanften Stürmen
Iſt es ſchwer zu widerſtehn.

Bald ward's ſtiller, — es verhallte
Ferne nur der Donner hin,
Und die goldne Sonne ſtrahlte
Durch das neu belebte Grün;
Doppelt dufteten die Kräuter,
Fröhlich ſang der Vögel Heer,
Alles wurde wieder heiter — —
Ach! nur Chloens Herz nicht mehr.

J. F. Caſtelli.

Nach Anakreons 15. Ode.

Οὔ μοι μέλει τὰ Γύγεω etc.

Was kümmern mich die Fürſten,
Was Königsgunſt und Titel?
Was Gold und Erdengüter?
Mit Freunden frey zu ſcherzen,
Mit Mädchen ſchlau zu ſpielen,
Beym Schmauſe froh zu lachen,
Den Abend weg zu trinken,
Die Nacht ſüß zu verſchlafen,
Iſt meine einz'ge Sorge.
Ich ſorge nur für heute,
An Morgen denk' ich morgen.

J. C. Bernard.

Chöre
aus Taſſo's Amintas.

Chor des erſten Acts.

O ſel'ges, goldnes Alter
Erfleht' ich doch dich wieder!
Nicht, weil der Flüſſe Wellen
Von Milch nun nimmer ſchwellen,
Und von den Büſchen wieder
Kein ſüßer Honig träuft;
Noch, weil die Erde nimmer,
Vom Pfluge unberühret,
Dem Landmann Garben häuft;
Die Schlange giftlos irret;
Nicht, weil ein Wolkenſchleyer
Uns oft umhängt mit Nacht,
Statt ew'ger Frühlingsfeyer,
Nie welkend, wo der Himmel
In ſteter Bläue lacht;
Nicht, weil die Fichte wandernd,

Da weder Krieg noch Handel
Dem fernen Strand gebracht.

Nein, drum nur, weil der eitle,
Der weſenloſe Schall,
Des Hochmuths ſchnöder Götze,
Vom niedern Thorenſchwall
(Der ihn an unſern Trieben
Tyrannenmacht hieß üben)
Nachher betitelt: „Ehrgeitz,"
Noch da nicht ſeine Qualen
Gemiſcht zu deinen Scherzen,
Du froh verliebtes Völkchen!
Sein eiſernes Geſetz war
Noch unbekannt den Herzen;
Die, ſich der Freyheit freuend,
Das Süßeſte gewagt;
Man kannte nur das goldne
Geſetz, das die Natur ſchrieb:
„Erlaubt iſt, was behagt!"

Da, zwiſchen Blumen zogen
Und Schilf, auf goldnen Wäglein
In Schwärmen, ohne Bogen
Und Fackel, Liebesgötter.
Da miſchten Hirt und Nymphe
Zu ſüßen Worten ſüße

Geheimniſſe, und Küſſe
Ins Flüſtern, ſich umſchlingend;
Die Jungfrau, unbekleidet,
Entdeckte tauſend Reitze,
Die nun der Schleyer neidet!
Und oft, in Bach und Seen
Ließ, ſcherzend mit dem Liebling,
Sich die Geliebte ſehen.

Du erſt, o Ehrgeitz, ſtopfteſt
Uns dieſe Freudenquellen;
Der Liebe durſt'gem Schmachten
Verſagſt du ihre Wellen.
Du zwangſt die holde Schöne;
In ſich zurück zu kehren,
Und alle fremden Blicke
Von ihrem Reitz zu wehren.
Das Haar, ein Spiel der Lüfte,
Umfingeſt du mit Netzen,
Der Anmuth freyes Regen
Soll Zwang der Kunſt erſetzen,
Du zügelſt Wort und Schritte
Mit herriſchen Geſetzen,
Dein Werk nur iſt's allein,
Daß das Geſchenk der Liebe
Nun muß ein Diebſtahl ſeyn.

Und ſind auch unſre Leiden
Und Plagen deine Freuden,
Du mit dem Wappenſchilde
Gerüſteter Beſieger
Der Liebe und Natur, du
Bezwinger aller Fürſten,
So laß doch dieß Gefilde
So klein und eng' umſchloſſen!
Geh, trübe Schlaf und Friede
Den Mächtigen, den Großen;
O laß uns Niedre, Kleine,
Auch ohne dich gedrückt,
Wir ſind nur nach der Weiſe
Der alten Zeit beglückt.

O liebt, denn nimmer ſtehet
Des Lebens flücht'ger Lauf!
Liebt, ob die Sonne auf,
Liebt, ob ſie untergehet!
Nur wenig Augenblicke
Strahlt uns ihr goldner Schein
Bald hüllt des Todes Schlummer
In ew'ge Nacht uns ein.

Die einfach roh'ſten Geiſter
Begreifen deine Wunder,

Und leſen ohne Trügen,
Was du mit Flammenzügen
In holde Augen ſchreibeſt.
Du öffneſt deinen Trauten
Den Mund zu ſüßer Rede;
Und — o der ſeltnen, neuen
Beredſamkeit! in Lauten
Und unterbroch'nem Stammeln
Weißt du mehr Sinn zu ſammeln
Und tiefer zu bewegen,
Als es gezierte Sätze
Voll Künſtlichkeit vermögen;
Ja, ſelbſt dein Schweigen rühret,
Und fleht, und überführet.

Laß, Liebe, dich zu lernen,
In Büchern Andre wühlen;
In ſchönen Augenſternen
Will deine Macht ich fühlen!
Was weiſe Federn ſchreiben,
Für mich hat's keinen Werth;
Belehrung will ich finden
Wo Hirtenhänd' in Rinden
Gegraben, was du ſelber
Sie durch ihr Herz gelehrt.

Chor des zweyten Acts.

In welcher Schule, Amor,
Von welchem Meiſter lernt ſich
Die eigne Kunſt, zu lieben?
Wer iſt es, der erklärte,
Was unſer Sinn begreifet,
Wenn er auf deinen Flügeln
Durch alle Himmel ſchweifet?
Athen nicht, die Gelehrte,
Nicht das Lyceum zeigt es;
Um Helicone Phöbus,
Gleich einem Lehrling ſchüchtern,
Vernünftelt nur vom Lieben,
Beſchwätzt es kalt und nüchtern,
Hat nicht die Feuertöne
Die dir allein gebühren,
Weiß nicht das Herz zu rühren,
Weiß nicht den Geiſt zu leiten
Aus deinen Dunkelheiten.

Nur du, o Gott der Liebe,
Biſt ſelbſt dein würd'ger Meiſter,
Nur dir allein kann's glücken,
Dich ſelber auszudrücken.

An Dich!

Romanze.

(Aus dem Franzöſiſchen des Hrn. Conſtant. Dübos.)

Ich liebe Dich, und wag's nicht auszudrücken;
Ich liebe Dich, und hab Dich nie genannt.
Ach! läſeſt Du es doch in meinen Blicken!
Was Dir mein ſcheuer Mund noch nie bekannt.

Unruh beweget mich und ſüßes Bangen,
Wenn meine Hand durch Zufall Deine fühlt.
Mein Herz ſchlägt hoch; die Röthe meiner Wangen
Verräth die Sehnſucht, die im Innern wühlt.

Wenn oft, in leiſen Tönen halb gebrochen
Dein Zaubermund ein ſchmeichelnd Liedchen ſingt,
Gott! welche Luſt, daß alle Adern pochen,
Mit dem Geſang zu meinem Herzen dringt.

D

Darf ich die Stimme mir zu deuten wagen;
Die in ſo ſchmachtenden Accorden girrt,
Die ſüßen Töne, deren ſanftes Klagen
Entzückt, berauſcht, und jeden Sinn verwirrt?

Wer iſt's, mit dem durch der Entfernung Schranken
Im Bilde Dich Erinnerung verknüpft,
Für den in ſüßen, zärtlichen Gedanken
So mancher Seufzer heimlich Dir entſchlüpft?

Beglückt, wirſt Du zum Opfer Dich entſchließen,
Das ſich der Liebe Huldigung erkor.
Siehſt Du mich ohne Zorn zu Deinen Füßen,
Zu Göttern hebt's mich Sterblichen empor.

Vielleicht iſt mein Geſtändniß zu verwegen,
Der offnen Zärtlichkeit Gehör zu leihn.
Gefiel es Dir, mein Schweigen auszulegen,
Ha! ich gelobte, ewig ſtumm zu ſeyn.

J. B. Rupprecht.

Trinklied.

(Aus dem Franzöſiſchen.)

Kann ich nicht mit gewohnter Laune zechen,
Dann ſchweigen alle meine Geiſter ſtill.
Beym Weine hört man wie ein Buch mich ſprechen,
Dann bin ich zehn Mahl lauter als ich will.

Die Seele wird verwirrt durch Liebesplagen,
Sie ſcheucht den Geiſt aus der Vernunft Gebieth.
Stets fröhlicher wird ſie bey Trinkgelagen,
Der Geiſt erſcheint: wenn die Vernunft entflieht.

J. B. Rupprecht.

Zwey Worte.

(Aus dem Franzöſiſchen von . . .)

Zwey Worte ſind im Lebensraum
Die früh'ſten und die wärmſten Triebe.
Eins: Mutter, lallt die Zunge kaum,
Der Worte zweytes heißet Liebe.

Das Erſte lallt der Erdenſohn
Als Kind, noch kaum erwacht zum Leben;
Doch ſehn wir bey des zweyten Ton
Sein Herz ſchon auf der Zunge ſchweben.

Die Mutter, die das Erſte hört,
Wie eilt ſie nicht, die Hand zu reichen!
Das Mädchen, der der Jüngling ſchwört,
Läßt durch das Zweyte ſich erweichen.

Wenn, Lieschen! dir ſein Klang behagt,
Gib Acht! wie leicht wirſt du betrogen!
Hat Jener, der das Wörtchen wagt,
Wohl immer ſeinen Werth erwogen?

Oft wird's vom Kopfe bloß verhaucht,
Zum Scherze ſeinen Schall zu ſchmücken;
Noch öfter ſchändlich mißgebraucht,
Ein Herz voll Unſchuld zu berücken.

Sehr ſchwer nur wirbt's um deine Hand,
Erkennſt du des Geliebten Züge.
Der, der's am zierlichſten geſtand,
Bekennt zuerſt dir — eine Lüge.

Oft hat es ſich zum Minneſpiel
Der kalte Witzling bloß erkoren,
Drum öffne, plaudert er zu viel,
Ihm, ſtatt des Herzens — bloß die Ohren.

J. B. Rupprecht.

An Louiſen.

(Aus dem Franzöſiſchen von M. Etienne.)

Du alſo willſt es, welche Qualen!
Loßreiſſen willſt du dich von mir?
Louiſe, bey des Morgens Strahlen
Soll ich nicht träumen mehr von dir?
Die ſüße Freundinn Morgenröthe
Hat mir die Liebe ſelbſt gebracht;
Ach, willſt du, daß mich Trennung tödte,
Vergönne, daß der Tag erwacht!

Des Tages Licht hat ſich ergoſſen,
Doch, Theure! ſieh mein Mißgeſchick!
Die Roſe, die ſich aufgeſchloſſen,
Dich ruft ſie plötzlich mir zurück.
Wo immer Blumen ſich entfalten,
Wird mir dein Bild herbeygewinkt.
Ach! ſoll ich doch für dich erkalten?
Vergönne, daß der Abend ſinkt.

Am Abend, traurend ohne Zeugen,
Vertief' ich mich im finſtern Thal;
Allein mein Herz, es kann nicht ſchweigen,
Hört deinen Nahmen ſtets zur Qual.
Bezaubernd ruft auf allen Tritten
Das Echo mir den theuren Laut.
Ach! willſt du mein Gefühl verbitten,
Vergönne, daß die Nacht ergraut.

Schon ſinkt die Nacht, mich zu verhüllen,
Doch, meiner ſelbſt nicht mehr bewußt,
Drück' ich, die Täuſchung zu erfüllen,
Dich noch im Traum an meine Bruſt.
Du ſiehſt, ich kann von dir nicht ſcheiden,
Wie ſehr ich's auch verſuchen mag.
Ach! muß es ſeyn, ſoll ich dich meiden,
Vergönne mir noch einen Tag.

Aurora hat den Tag geboren,
Noch reitzt die Roſe meinen Blick;
Noch immer ruft in Herz und Ohren
Das Echo heimlich dich zurück.
In gleichem Lauf mir zugemeſſen,
Entflieht der Wechſel jeder Zeit.
Ach! willſt du, ſoll ich dich vergeſſen,
Vergönne mir die Ewigkeit.

J. B. Rupprecht.

Sloveniſches Gedicht.

Svesdiſhe.

Tukej gori ſe nesnáni
Velki ſvéti ſuzhejo,
S'luzhjo ſonza ſo obdáni,
Krógle póte tékajo;
Svésda svésdi je Soſeda
Njih sa naſ ſhtevila ní
Ena v'drugo ſvetlo gléda
Vſaka boshjo zhaſt gori.

Svétla zéſta je raspéta
Zhés breskónzhni néba sid,
Tam ſe vosi zhaſt ozhéta,
Visha pote svésdnih rid;
Vſe je kroglo, vſe ſe miga,
Vſe od ognja ſvéti ſe
Vſe osnáni, de velika
Roka ſvét ſtvarila je.

Probe einer Überſetzung des jenſeitigen ſloveniſchen Gedichts.

Die Sternwelten.

Oben drehen ſich die großen
Unbekannten Welten dort,
Von dem Sonnenlicht umfloſſen
Kreiſen ſie die Bahnen fort!
Traulich reihet ſich der Sterne
Zahlenloſes Heer ringsum,
Sieht ſich lächelnd durch die Ferne
Und verbreitet Gottes Ruhm.

Eine lichte Straße gleitet
Durch das weite Blau herauf,
Und die Macht der Gottheit leitet
Schwebend hier den Sternenlauf;
Alles hat ſich zugeründet,
Alles wogt in Glanz und Brand,
Und dieß große All verkündet
Eine hohe Bildnerhand.

Tvoje velizháſtro, Vezhni!
  Trume svésd nam pravijo!
Kako bomo ſhe le ſrezhni,
  Zhé mi k'tebi pridemo!
Skós teh ſvétov ſvét bo péla
  Naſha duſha Stvarniko,
Sverha ſvetov bo ſedéla
  Píla pétje Angelſko.'

Urban Jarnik.

Jene Sternenheere weiſen,
Schöpfer! deine Maieſtät!
Selig kann nur der ſich preiſen,
Deſſen Geiſt zu dir entweht;
Nur dein Loblied wird er ſingen,
Wohnen ob dem Sphärengang,
Freudig ſich durch Welten ſchwingen,
Trinkend reinen Engelſang.

Guſtav Fellinger.

XVI.

Charaden, Logogryphen und Räthſel.

1.

Charade.

Vier Zeichen treten wir ſo lang mit unſern Füßen,
Bis ſie verkehrt uns ſelbſt in ihre Arme ſchließen.

A. Buzzi.

2.

Charade.

Mein Erſtes ſchmückt die Maid im Frühling ihrer Jahre,
Mein Zweytes vor dem Traualtare,
Mein Ganzes ihre Bahre.

A. Buzzi.

3.

Charade.

Wenn's Jemand doch vermöcht', und wehrte
Dem Erſten, daß ſich's nicht vermehrte,
Wie Vielen würde das willkommen ſeyn! —

Wenn ird'ſche Güter wir erwägen,
Berechnen, Geld auf Zinſen legen,
Stets iſt dem Geitz mein Zweytes dann zu klein.
Ein Stern erſchien am Himmelsbogen,
Den Weg nach Bethlehem iſt er vorangezogen,
Den Königen aus Morgenland
Als für die Chriſtenheit das ganze Wort entſtand.

A. Buzzi.

4.

Charade.

Das Mächtigſte bin ich auf Tellus Runde,
Und Schön'res hat die Sonne nie erblickt;
So Thor als Weiſer wird von mir entzückt,
Und nennen hörſt du mich von jedem Munde.

In Lied und Herzen lebt die laute Kunde,
Von meinem Weſen, das die Welt umſtrickt;
In höh're Sphären wird der Geiſt entrückt,
Der ſich mir weiht zu wonnevollem Bunde.

Zweyſylbig bin ich nur. — Werd' ich verkehret,
Bin ich des Ruhmes glänzend Pantheon;
Die höchſten Thaten ſind durch mich vollführet.

Von meinen Söhnen ward die Erd' verheeret;
Der Völker Fluch zerſtörte meinen Thron,
Von dem drey Welten ich mit Kraft regieret.

Ermin.

5.

Mein Erſtes zeigt des Landmanns erſten Lohn,
Den höchſten Wunſch für unſer liebes Vieh,
Das Surrogat für Hirn und Phantaſie
Von manchem aufgeklärten Erdenſohn.
Das Zweyte hat man immerdar bereit;
Denn ſeht, es koſtet uns das Ding ſo wenig;
Doch mangelt es daran wohl manchem König:
Er hält ſich Diener, höflich und geſcheidt,
Und dieſe geben es ganz unterthänig
Für Hof und Land, für jetzt und allezeit.
Das ganze iſt ein Mittel gegen Sünden,
Die bey den Mädchen ſtets Verzeihung finden,
Es iſt ein Gegengift für jeden Herzensſchlag,
Und manches armen Herzchens — jüngſter Tag.

J. G. Fellinger.

6.

So drückend auch des Erſten Eigenſchaft,
So leicht macht unſer Herz des Zweyten Kraft;
Und wie der Körper durch das Erſte fällt,
So ſchwingt der Geiſt ſich auf des Zweyten Flügel
Hoch über Furcht und Tod, ſelbſt über Leichenhügel
Hinauf zum Damme jener beſſern Welt.
Das Ganze füllt die Bruſt mit ſüßer Trauer,
Die Seele hebt ſich durch die Wolkenſchauer,
Und ſieht getroſt und hoffend in das Grab.
Doch wehe Jenem, dem die lange Dauer
Der Spannung auch Erſchlaffung gab!
Er ſtürzt verzweifelnd in die Gruft hinab.

J. G. Fellinger.

7.

Der ſchönſte Nahme liegt in erſten beyden,
Der Bürge für des Alters reine Freuden,
Die Hoffnung der Unſterblichkeit.
Das Dritte hat uns freundlich ſtets getragen,
Der Schiffer nur weiß ſeinen Werth zu ſagen,
Der nach dem Sturm ihm laut entgegen ſchreit.
Das Ganze liebt der Lappe wie der Britte,
Doch kennt es niemahls der Coſmopolite,

Und dennoch iſt des Mannes Stolz ſo rein,
Wenn er bekennt, des Ganzen Sohn zu ſeyn.

J. G. Fellinger.

8.

Keine Tropfen, keine Strahlen,
Läßt mein Erſtes durch ſich fallen.
Als die Griechen einſt vergeſſen
Ihre Eicheln aufzufreſſen,
Trat mein Zweytes unter ſie;
Leben haucht' es in die Klötze,
Formte Menſchen und Geſetze,
Und ein neues Volk gedieh.
Selten lohnt mein Ganzes denen,
Die ſich ſeine Söhne nennen,
Mit Gewalt und Gut und Geld;
Denn ihr Reich des ewig Schönen
Iſt wohl nicht von dieſer Welt.

J. G. Fellinger.

Sieben Charaden und Räthſel.

(Der Gräfinn v. E. zum Neuenjahr.)

Prolog.

Zum neuen Jahr mit Wünſchen zu bewirthen
Die Nachbarn an des Lebens Tafelrunde,
Befiehlt die alte Sitte. Reich gedecket
Iſt allemahl der Tiſch; doch ſtehen — ſeltſam
Genug! — die Gäſte ganz vergnügt und froh
Auf von dem Mahl der Tauſend eine Nacht.
— Ich komme freylich ſpät; die Wünſche waren
Schon lange reif in meiner Bruſt, doch wollte
Ich nicht ſo nackt Dir vor das Aug' ſie führen.
Drum gab ich ihnen ſo ein nebliches
Gewand, damit das Halbverhüllte
Das Zwielicht ihnen ein'gen Reitz verliehe;
Denn *Wünſche*, armer Leute Kinder, ſind,
Auch ſelbſt dankſagend, magre Betteljungen;
Vor Dir beſonders ſind die meinen ſcheu.
Denn Du, o Gräfinn! ſtehſt gebiethend und
Als Richter in dem Reiche des Geſchmacks,

Und fröhlich folgen deinem Wink
Die Künſte, die dem Seyn erſt Werth verleihn.
Empfange gütig meine armen Kleinen,
Wenn ſie als Wünſchende erſcheinen.
Die Erſte, als Charade, führt den Reih'n,
Und will noch oft zu Dir geführet ſeyn.
Der Zweyte, nur ein Räthſel, iſt
Ein Sonntagskind, doch ohne Geiſterfurcht.
Er bettet herrlich ſeines Herren Bett,
Und iſt doch oft geſchmäht; als Arzt
Viel brauchbarer und glücklicher als ich.
Das dritte Räthſel mag allein nicht ſeyn,
Sich ſelber will es ewig ſehn und haben,
Und ſchaut noch überdieß voll Ängſtlichkeit
Sich um, ob die Charade folge, die
Die vierte ſieht, und manchmahl es verläßt.
Der fünfte mit den bunten Flügeln macht
Die zweyte wachſen, iſt der dritten
Ein Gräul, und weckt die vierte oft,
Daß ſie ſich weinend von ihr wendet;
Doch wunderbar iſt ihre Kraft
Des ſechſten Räthſels ſich recht zu verſichern;
Wenn auch zum Scheine nur das ſechſte
(Das niemahls mit dem vierten ſich
In einen Bund begibt) zu der
Geflügelten, ſie täuſchend, wiederkehrt.

Die ſiebente Charade heißt
Die andern alle hinter die
Couliſſen treten, um allein zu ſeyn;
Dann macht ſie oft zur Prob' im Monolog
Die andern alle täuſchend nach,
Beſonders wenn das zweyte ihr
Die Rolle nicht etwa geraubt.
Geht nun, ihr Sieben, artig, gut verhüllt,
Thut, was euch die Enthüllerinn befiehlt!

1.

Zwey Sylben ſind es, die wie Zaubertrank
Die Menſchen närriſch machen, daß ſie flüchtig rennen,
Und, ſcharf gejagten Hirſchen gleich, die Ruh' nicht kennen,
Und Niemand nennt erbarmungsvoll ſie krank.
Doch bald erliſcht die Wuth, die Eilenden geneſen,
Als wenn ſie niemahls wären krank geweſen.
Die erſte Sylbe nennt, was erſt geſchaffen
Aus deiner Hand, Natur, du Schöpfende! entſpringt,
Und was der Menſch mit ſeiner Künſte Waffen
Erzeuget, bildet und erringt.
Die zweyte iſt der Nahme einer Welle
Des größten Stroms, der durch die Welten läuft.
Der Strom verrinnt, doch hat der Menſch die Stelle
Der Wogenbrandung mit dem Wort getauft.

Das Ganze iſt der Anlauf dieſer Welle,
Der Meilenzeiger in der großen Fluth,
Die Wahnſinn bringende verrufne Quelle,
Zugleich der Arzt der ſonderbaren Wuth.

2.

Ich bin ein Räthſel in der That,
In mir iſt, was dein Innres einſt beweget hat,
Verlangen, Furcht und alle Stürme, alle Frühlingstage,
Die in dir lebten; doch, o Wunder! frage
Dich ſelbſt, du weißt nichts mehr von allen
Was dich empört, und was dir wohlgefallen,
Die wunderbare Macht, die dieſes that, bin ich,
Des Menſchen Freund! erkennſt du mich?

3.

Ein Räthſel bin ich jedem eine kurze Weile,
Doch wie mein Nahme nur der Lippe leiſ' entweht,
Bin ich kein Räthſel mehr, ich bin ſein Herr und eile
Mit ihm ins Reich der Thorheit und der Kraft;
Denn ich bin Gott und allenthalben ſteht
Mein Tempel offen, und dort lehr' ich hohe Wiſſenſchaft.
Ich bin unendlich reich, vergebe Freud' und Kronen,
Verachte Schwert und Gold, erwerbe Millionen.
Ich bin ein Thor, ein Weiſer, Held,
Der Jugend Blüth', alt wie die Welt.

Ich ſuche ewig und mich ſelber nur,
Bin überall in der Natur.
Und oft, ach oft find' ich mich nicht,
Und das iſt meine höchſte Qual, mein ſchrecklichſtes Gericht,
Bin meine Mutter und zugleich mein Kind,
Bin unſichtbar und ſtark wie Sonnenſtrahl, Gewitterwind,
Bin ohne Stahl, und meine Waffen
Beſiegen alles, was ſie trafen.
Dir bin ich folgſam, und geſchmückt mit meiner Kraft Trophäen
Seh ich dich Unbeſiegte glorreich gehen.

4.

Oft gegeben als Charade
Tret' ich ſchüchtern vor Dich hin,
Mein, o Gräfinn, iſt der Schade,
Wenn ich leicht zu löſen bin.
Ich bin eine große Tugend,
Nur fünf Zeichen ſchreiben mich,
Leicht verpfändet mich die Jugend,
Leicht zerſchlägt der Handel ſich.
Was geprieſen wird auf Erden,
Hab' ich großentheils gethan,
Menſchenadel kann mir werden,
Nehm' ich opfernd Theil daran.

Alle wollen mich genießen,
Alle kennen meinen Werth,
Doch nur wenige begrüßen
Mich als Gaſt am eignen Heerd.
Es umweht des Himmels Friede
In dem vollen Worte mich;
Schnell werd' ich zur Eumenide,
Trennt das erſte Zeichen ſich.
Fällt das dritte weg, ſo kehret
Friede wieder ſchnell zurück,
Und ein müdes Herz begehret
Wahrlich ſich kein größ'res Glück.

5.

Ich bin zweyſylbig — eine Gottesgabe,
Vom dürren Pädagogenmund mit Graus
Genannt, und wie ein Leichenrabe
Gehaßt, ſitz' ich auf dem Erziehungshaus.
Mich gab voll Milde eine gute Fee
Dem Menſchen in das harte Leben mit,
Daß er den argen Schutt zu früh nicht ſähe,
Vor dem mein Schweſterchen, die Freude, flieht.
Mein erſtes Wort iſt gut an manchen Dingen,
Nur an Dukaten und an Dächern nicht,
Es macht den Kopf nicht voll, dein Thun gelingen,
Doch allzeit hat ſein Gegner mehr Gewicht.

Das zweyte Zeichen weg, und es erſcheinet
Das einzige, das uns erſcheinbar iſt,
Das auch zugleich im höchſten Grad vereinet,
Was jenes ganze Wörtchen in ſich ſchließt.
Das zweyte Wort bezeichnet uns die Stätte,
Wo der Gedanke ſeinen Stoff erhält,
Wo ungeſehn des Geiſterreiches Kette
Sich fünffach anhängt an die Körperwelt.

6.

Man nennt mich Weib, und ach! ich habe
Auch ſein Geſchick. Ich ſcheine ein Chamäleon, bethör' und labe
Leicht mit des Augenblickes Farbenſpiel,
Den Lüſternen, der mich gewinnen will.
Man glaubt mich ſtets zu kennen,
Und pflegt im Wahn, mich Herrſchende, oft Magd zu nennen.
Man liebt mich, wo ich folgſam mich gebärde
Und ſchmäht mich, wo ich meiner Sclaven Treiber werde.
Ein eitles thöricht's Volk voll reger Gier
Will ewig mich verſuchen, ſpricht tückevoll zu mir:
„Blick' gütig her auf mich, ich weih' mich dir!“
Ich ſpanne dieſe Heerde dann vor meinen Wagen,
Daß ſie dann meinen Grimm durch's Leben tragen.
Mit wenigen hab' ich mich erſt vermählet,
Ob ich der Freyer gleich nach Tauſenden gezählet.
Die meiſten hab' ich dann verderbet,

Nur ſelten hat mich einer ſelbſt erwerbet.
Oft muß die Erde dann mit Schmerz ſich neu gebähren;
Denn ich bleib ewig Jungfrau, habe keine Jahre.
Kein Mitleid, keine Freude, bin nie zu bezwingen.
Freywillig nur kann ich dir meine Gaben bringen.
Wenn ich verderbend über's Leben ſchreite,
Wird meiner Stirne eine Sylbe eingebrennt,
Als Prangerſchrift, als Warnungswort für's ganze Land,
Und vor mir flieht der Menſch ins Weite.
Und dennoch bin ich ſtets dieſelbe Macht,
Im Sonnenglanze und im Kleid der Mitternacht.
Damit du aber, holde Gräfinn! ſchneller mich erkenneſt,
Und mich nicht etwa Schickſal nenneſt,
So wiß': du haſt mich lange ſchon in deinen Händen,
Um mich an Würdige zu ſpenden.

7.

Der Tag war heiß; Gewitterluft
Sank gährend auf die Erde nieder.
Zerſchmelzend floß des Höhrauchs blauer Duft
Vom Berg' herab. Ich regte kaum die Glieder;
Da kam ein Jüngling her mit leiſem Tritte,
Der mir des bunten Lebens Thore ſchloß.
Mich wegentführt aus des Gewitters Mitte,
Das wie ein Kriegsheer durch die Lüfte ſchoß.
Er nahm mich freundlich auf in ſeinen Schooß,

Erzählt mir ſchöne Mährchen auf der Reiſe,
Und gab mir köſtlich ſüße Speiſe.
Wir ſahen vieler Menſchen Länder auf einmahl,
Mir deucht uns trug ein Sonnenſtrahl.
Dann kam ich heim, und anders war's um mich,
Die Glieder regten mit Behagen ſich.
Gar nicht ermüdet von der weiten Reiſe,
Und wunderſam erquickt von der Charade Speiſe.
Er ging; ich bath ihn, täglich doch zu mir zu kommen,
Zum Lohne hat er etlich' Stunden nur mit ſich genommen.
Von ſeinem Nahmen nimm den erſten Ton,
Dem Weſen, welches da erſcheint, geſteheſt du
Der Seele Einfalt gern und lächelnd zu;
Nimm noch ein Zeichen mehr davon,
Sieh, voll geprieſener Natur und munter ſpielt
Um dich des zweyten Weſens Bild.
Was mit des Jünglings Nahmen rückwärts wird genannt,
Verbirgt ſich gern und wird oft ſchwer erkannt.
Das Bild der Ewigkeit, ein glattes kaltes Thier,
Iſt ſein Symbol, und droht als Freund oft dir.

V.

(Die Auflöſung der Charaden und Räthſel folgt im nächſten Jahrgang.)

Inhalt.

I. Balladen. Seite.

Philippine Welſerinn, von Caroline Pichler, geb. v. Greiner. 5
Wallhaide, von Theodor Körner. 11
Graf Hoyer von Mansfeld, oder die Schlacht am Wölfesholze, von Ebendemſelben. 22
Ferdinand des Zweyten Rettung, von Deinhardſtein. 25
Heinrich der Zweyte, von J. F. Caſtelli. 29

II. Sonnette.

Erſtes Sonnet, von J. G. Meinert. 37
Die Macht der Liebe, von Joh. v. Kalchberg. 38
An die Ruhe, von Ebendemſelben. 39
Die erſte Liebe, von J. G. Fellinger. 40
Gutes, von Ebendemſelben. 41

III. Mythen und Allegorien.

Die Sommerſproſſen, von Thereſe v. Artner. 45
Erfindung des Feuers, von A. Zettler. 47
Io, von Deinhardſtein. 54
Das Veilchen, von Fr. Richter. 56
Das Johanniswürmchen, von Ebendemſ. 57
Verſchwiegenheit, von Ebendemſ. 58

IV. Legenden.*

Marianus, von L. M. Weſchel. Seite
St. Medardus, von Theodor Körner. : : : 63
V. Erzählungen. : : 81
Schickſale eines verliebten Tabakrauchers, von Dr.
E. Veith. : : : : : : :
Die Belagerung von Amaſi, von J. F. Caſtelli. 89
VI. Fabeln. 137
Kokettenſpiegel, von Deinhardſtein. : : 165
Macht der Poeſie, von J. C. Bernard. : : 167
Die Sonne und der Staub, von J. F. Caſtelli. 168
Die Flecken und die Flittern, von Ebendemſ. 169
Fleiß und Talent, von Deinhardſtein. : : 171
VII. Oden.
Vorwurf des Alters, von Pilat. : : : 177
Eros nächtlicher Beſuch, von Ebendemſ. : : 178
Beruf zum Trinken, von Ebendemſ. : : 180
VIII. Elegien.
4 Elegien, von J. C. Bernard. : : : 183
Die alte Hollenburg, von J. G. Fellinger. : 187
Trauertöne, von Ebendemſelben. : : 190
Der Forſcher, von Ebendemſelben. : : 193
IX. Lieder.
Wiegenlied, von Theodor Körner. : : 197
Vergebliche Liebe, von J. C. Bernard. : : 199
Mein Gruß an den May, von Ermin. : : 200
Herzensneigung, von Ebendemſelben. : : 202
Labetrank der Liebe, von Stoll. : : : 204
An die Geliebte, von Ebendemſ. : : : 205
Liebeslied, von Ebendemſ. : : : : 206
Skolie, von Deinhardſtein. : : : : 208
Erſte Entzückung der Liebe, von V —. : : : 209

Seite
Der ſterbende Säugling, von Ermin. . . 211
Die Fragen, von J. G. Fellinger. . . 212
Die Sterne, von Ebendemſ. 214
Lebenslauf, von A. Zettler. 216
Trinklied, von Brandler. 219
Freundſchaft und Wein, von A. Zettler. . . 222
Fröhlichkeit, von J. F. Caſtelli. . . . 224
X. Haydn's Todesfeyer, eine Cantate, von Kuffner. 229
XI. Aphorismen. 239

XII. Humoriſtiſche Gedichte.

Helena in der Unterwelt, von J. H. Dambeck. . 249
Das geſtörte Glück, von Theodor Körner. . 252
Anti-Idylle, von J. F. Caſtelli. . . . 255

XIII. Idyllen.

Der Kyklop, von Pilat. 259
Vergißmeinnicht, von J. Fr. Richter. . . 265
Dimötas und Daphne, von Ebendemſ. . . 268

XIV. Poetiſche Kleinigkeiten.

Lehrlingsweisheit, von Thereſe v. Artner. . 273
Bienenkorb, von A. Zettler. 274
Die ſeltſame Hoffnung, von Y—. . . . 275
Das Glück, von Johann v. Kalchberg. . 276
Der Wechſel, von Ebendemſ. 276
Mein Glaube, von Ebendemſ. 277
Bilder aus den Träumen eines Einſamen, von J. G. Fellinger. 278
Berichtigung, von J. F. Caſtelli. . . . 282
An Julien, von Ebendemſ. 282
Apoll, der Künſte Gott, von J. R. v. Seyfried. 283
An Amanden, von Ebendemſ. 283

Seite
Venus und Minerva, von Ebendemſ. 284
Auf eine ſchöne, aber ſchlechte Sängerinn, von J. F. Caſtelli. 285
Als ich Marien ihre Haare zurückſandte, von Ebendemſ. 285
Druckfehler, von Ebendemſ. 286
Orphils Klage-Jubel, von Ebendemſ. 286
Viel Köpfe viel Sinne, von Ebendemſ. 287
Wahres Eigenlob, von Ebendemſ. 287
Wechſelſeitige Entſchuldigung, von Ebendemſ. 288

XV. Überſetzungen und Bearbeitungen von Gedichten aus fremden Sprachen.

Nina an ihre Schweſtern, von Y — 291
Adolph an Minna, von Ebendemſ. 293
Wilhelm an Fanny, von Ebendemſ. 295
Das Gewitter, von J. F. Caſtelli. 296
Nach Anakreons 15. Ode, von J. C. Bernard. 298
Chöre aus Taſſo's Amintas. 299
An Dich! (Romanze.), von J. W. Rupprecht. 305
Trinklied, von Ebendemſ. 307
Zwey Worte, von Ebendemſ. 308
An Louiſen, von Ebendemſ. 310
Sloveniſches Gedicht. Svesdiſhe, v. Urban Jarnik. 312
Probe einer Überſetzung desſelben., von Guſtav Felinger. 313
XVI. Charaden, Logogryphen und Räthſel. 319

Selam.

Ein Almanach
für Freunde des Mannigfaltigen.

Herausgegeben
von
J. F. Caſtelli.

Vierter Jahrgang
1815.

Jo W K
Kalend
815

Wien,
gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

Selam.

EIN ALMANACH
für
Freunde des Mannigfaltigen
auf das Jahr
1815.

Von I. F. Castelli.

Wien.
Gedruckt und im Verlage
bey Anton Strauſs.

Seinen
verehrten Freundinnen
den Schweſtern:

Joſepha,
Roſine,
Antonie,
Leopoldine,
gebornen v. Roux

gewidmet

von dem Herausgeber.

Es wachſen viel Blümlein, ſie glühen wie Gold,
Sie duften ſo würzig, ſie duften ſo hold
In Öſterreichs herrlichen Auen,
Es iſt eine Wonne, die Flur zu durchgehn,
Wo mancherley Düfte uns ſchmeichelnd umwehn,
Und die herrlichen Blüthen zu ſchauen.

Und die Gärtner ſind alle ſo freundlich und gut,
Wer nur einen Schritt zur Gartenthür thut,
Dem winken ſie liebreich von ferne. —
Zum vierten Mahl trat ich nun ſchon in ihr Haus,
Und bat ſie um Blumen zum heimiſchen Strauß,
Sie reichten die ſchönſten mir gerne.

Euch! Freundinnen! deren gütige Hand
Manch ſchönes Blümchen ins Leben mir wand,
Euch hab ich den Strauß nun gebunden;
Ihr werdet ihn pflegen, dann welket er nicht,
Er hat neue Wärme am Sonnenlicht
Der wahren Freundſchaft gefunden.

J. F. Caſtelli.

Genealogiſches Verzeichniß
des
Erzhauſes Öſterreich.

Franz der Erſte, erblicher Kaiſer von Öſterreich, König von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Öſterreich ꝛc. Geboren den 12. Februar 1768, wird 47 Jahr. Trat nach dem Tode ſeines Herrn Vaters, Kaiſers Leopold des Zweyten, die Regierung aller öſterreichiſchen Erblande an, den 1. März 1792; erklärte ſich zum Erbkaiſer am 11. Auguſt 1804. Reſidirt zu Wien. Zum dritten Mahle vermählt den 6. Jänner 1808 mit Prinzeſſinn Maria Ludovika (Beatrix Ant. Joſ. Joh. von Eſte), Tochter weil. Sr. königlichen Hoheit des Erzherzogs Ferdinand, geb. den 13. Dec. 1787, wird 28 Jahr.

Kinder.

Ferdinand, kaiſerlicher Kronprinz, geboren den 19. Aprill 1793, wird 22 Jahr.

Franz Carl Joſeph, geboren den 7. December 1802, wird 13. Jahr.

Maria Ludovika, geboren den 12. December 1791, wird 24 Jahr.

Leopoldine Caroline Joſephe, geboren den 22. Jänner 1797, wird 18 Jahr.

Marie Clementine, geboren den 1. März 1798, wird 17 Jahr.

Caroline Ferdinande Thereſe, geboren den 8. Aprill 1801, wird 14 Jahr.

Marie Anne Franziske Thereſe, geboren den 6. Juny 1804, wird 11 Jahr.

Geſchwiſter Sr. Majeſtät des Kaiſers.

1. Marie Thereſe, geboren den 14. Jänner 1767, wird 48 Jahr.
2. Ferdinand Joſeph, geboren den 6. May 1769, wird 46 Jahr.
3. Carl Ludwig, geboren den 5. September 1771, wird 44 Jahr.
4. Joſeph Anton, geb. den 9. März 1776, wird 39 Jahr.
5. Anton, geboren den 31. Auguſt 1779, wird 36 Jahr.
6. Johann Baptiſt, geboren den 20. Jänner 1782, wird 33 Jahr.
7. Rainer Joſeph, geboren den 30. September 1783, wird 32 Jahr.
8. Ludwig Joſeph, geboren den 14. December 1784, wird 31 Jahr.
9. Rudolph Johann Joſeph Rainerus, geboren den 8. Jänner 1788, wird 27 Jahr.

Zeit- und Feſtrechnung
für das Gemeinjahr 1815.

Das Jahr 1815 nach Chriſti Geburt iſt:

Das 6528. Jahr der julianiſchen Periode.
— 2590. — der Olympiaden, oder
— 3. — der 650ſten Olympiade.
— 2568. — nach Erbauung der Stadt Rom.
— 2564. nabonaſſariſche Jahr.
— 5576. Jahr der Juden, welches den 5. Oct. anfängt.
— 1230. — der Türken, welches im April anfängt.
— 7323. — der neuern Griechen, wie auch ehemahls der Ruſſen.
— 23. — der Regierung Kaiſer Franz I.

Feſtrechnung.

Goldene Zahl	11
Epacten	XX
Sonnenzirkel	4
Römer Zinszahl	3
Sonntagsbuchſtabe	A

Zwiſchen Weihnachten und Aſchermittwoch ſind ſechs Wochen zwey Tage.

Bewegliche Feſte.

Der Sonntag Septuageſima den	22. Jänner.
Aſchermittwoch	8. Februar.
Oſterſonntag	26. März.
Rogationstage	1. 2. 3. May.
Himmelfahrt Chriſti	4. May.
Pfingſtſonntag	14. May.
Heil. Dreyfaltigkeitsſonntag	21. May.
Chriſti Frohnleichnamsfeſt	25. May.
Erſter Adventſonntag	3. December.

Quatember.

Februar	den 15., 17. und 18.
May	den 17., 19. und 20.
September	den 20., 22. und 23.
December	— 20., 22. und 23.

Vier Jahrszeiten.

Der Frühling nimmt ſeinen Anfang den 21. März um 0 Uhr 30 Minuten Abends.

Der Sommer fängt an den 22. Juny um 10 Uhr 8 Minuten Früh.

Der Herbſt geht ein den 24. September um 0 Uhr 3 Minuten Früh.

Der Winter beginnt den 22. December um 4 Uhr 54 Minuten Abends.

Sonn- und Mondfinſterniſſe.

In dieſem Jahre begeben ſich fünf Finſterniſſe, nähmlich drey an der Sonne, und zwey am Monde, wovon in unſern Gegenden nur das Ende der einen Mondfinſterniß ſichtbar ſeyn wird.

Die erſte iſt eine Sonnenfinſterniß den 10. Jänner Nachmittags, welche nur im ſüdlichen, ſtillen, und atlantiſchen Ocean und auf der Südſpitze von Afrika und Amerika ſichtbar ſeyn wird.

Die zweyte iſt eine totale Mondfinſterniß den 21. Juny Ab., welche faſt in ganz Aſien, und dem ſüdöſtlichen Theil von Afrika in ihrer ganzen Dauer ſichtbar ſeyn wird. Hier iſt nur das Ende davon ſichtbar, welches ſich um 8 Uhr 52 Minuten Abends ereignet, nachdem der Mond ungefähr eine Stunde vorher aufgegangen ſeyn wird.

Die dritte iſt eine Sonnenfinſterniß in der Nacht vom 6. zum 7. July. Sie iſt nur im nordöſtlichen Aſien und Nordamerika ſichtbar, und wird dort in einigen Gegenden total erſcheinen.

Die vierte iſt eine bey uns unſichtbare totale Mondfinſterniß den 16. December Nachmittags, welche in den nördlichſten und öſtlichſten Gegenden von Europa, und in dem größten Theil von Aſien ſichtbar ſeyn wird.

Die fünfte iſt eine Sonnenfinſterniß den 30. December Abends, welche nur um den Südpol, im ſüdlichen, ſtillen und indiſchen Ocean, und auf der Südſpitze von Amerika ſichtbar ſeyn wird.

Die Sonne nebſt den Planeten.

♅ Uranus.
♄ Saturnus.
♃ Jupiter.
♂ Mars.

☉ Sonne.

♁ Erde.
♀ Venus.
☿ Mercurius.
⚳ Ceres.

Zeichen des Thierkreiſes.

Nördliche:
♈ Widder.
♉ Stier.
♊ Zwillinge.
♋ Krebs.
♌ Löwe.
♍ Jungfrau.

Südliche:
♎ Wage.
♏ Scorpion.
♐ Schütz.
♑ Steinbock.
♒ Waſſermann.
♓ Fiſche.

Mondesviertel.

● Neumond.
☽ Erſtes Viertel.

○ Vollmond.
☾ Letztes Viertel.

Jänner, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♒ den 20. um 9 Uhr 26 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Sonntag	1	A Neujahr	A Neujahr	
Montag	2	Makarius	Abel Seth	
Dinſtag	3	Genovefa	Enoch	☾ Letzt. Viertl den 2. um 3 Uhr 56 Minut. Abends.
Mittwoch	4	Titus	Iſabelle	
Donnerſtag	5	Telesphorus	Simeon	
Freytag	6	H. 3 Könige	Erſchein Chr.	
Samſtag	7	Valentin	Raimund	
Sonntag	8	A 1 Severin	A 1 Erhard	
Montag	9	Marcellin	Marcellin	
Dinſtag	10	Paul Einſ.	Paul Einſ.	○ Neumond den 10. um 3 Uhr 2 Min. Abends.
Mittwoch	11	Hyginus	Mathilde	
Donnerſtag	12	Erneſt	Reinhold	
Freytag	13	Hilarius	Hilarius	
Samſtag	14	Felix	Felix	
Sonntag	15	A 2 N. J. F	A 2 Maurus	
Montag	16	Marcell. P.	Marcellus	
Dinſtag	17	Anton Einſ.	Anton	
Mittwoch	18	Priska	Priska	☽ Erſtes Viertel den 18. um 5 Uhr 10 Min. Abends.
Donnerſtag	19	Canutus	Sara	
Freytag	20	Fab. u. Seb.	Fab. u. Seb.	
Samſtag	21	Agnes	Agnes	
Sonntag	22	A Septuag.	A Vincenz	
Montag	23	Mar. Verm.	Emerentie	
Dinſtag	24	Timotheus	Timotheus	
Mittwoch	25	Paul Bekehr.	Paul Bekehr.	
Donnerſtag	26	Polykarp	Polykarp	☉ Vollmond den 25. um 10 Uhr 53 Min. Früh.
Freytag	27	Joh. Chryſoſt.	Chryſoſtomus	
Samſtag	28	Carolus M.	Carolus	
Sonntag	29	A Sexages.	A Valerius	
Montag	30	Martina	Adelgunde	
Dinſt.	31	Petr. Nol.	Birgil	

Tageslänge: Den 1. 8 Stunden 12 Min., den 16. 8 Stunden 40 Min., den 24. 9 Stunden 4 Minuten.

Februar, hat 28 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der ♓ den 20. um 0 Uhr 4 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Mittwoch	1	Ignaz M.	Brigitta	☾
Donnerſtag	2	Mar. Lichtmeſſ.	Mar. Rein.	
Freytag	3	Blaſius	Blaſius	Letztes Viertl den 1. um 6 Uhr 6 Min. Früh.
Samſtag	4	Veronika	Veronika	
Sonntag	5	A Quinquag.	A Agatha	
Montag	6	Dorothea	Dorothea	
Dinſtag	7	Faſtnacht	Richard	
Mittwoch	8	Aſchermittw.	Salomon	○
Donnerſtag	9	Apollonia	Apollonie	
Freytag	10	Scholaſtica	Gabriele	Neumond den 9. um 10 Uhr 35 Min. Früh.
Samſtag	11	Euphroſina	Euphroſine	
Sonntag	12	A 1 Invocat	A 1 Eulalie	
Montag	13	Kathar. Rici.	Fulcram	
Dinſtag	14	Valentin	Valentin	
Mittwoch	15	Quat. †	Fauſtin	
Donnerſtag	16	Juliana	Juliane	☽
Freytag	17	Julianus †	Conſtantie	Erſtes Viertl den 17. um 5 Uhr 51 Min. Früh.
Samſtag	18	Flavianus †	Suſanne	
Sonntag	19	A 2 Reminiſc.	A 2 Gabin	
Montag	20	Eleuther	Eucharius	
Dinſtag	21	Eleonora	Eleonore	
Mittwoch	22	Petr. Stuhlf.	Petr. Stuhlf.	
Donnerſtag	23	Romana	Reinhard	☉
Freytag	24	Mathias Ap.	Mathias Ap.	Vollmond den 23. um 9 Uhr 21 Min. Abends.
Samſtag	25	Waldburga	Victorin	
Sonntag	26	A 3 Oculi	A 3 Gotthilf	
Montag	27	Leander	Leander	
Dinſtag	28	Romanus	Roman	

Tageslänge: Den 1. 9 Stunden 20 Min., den 8. 9 Stunden 43 Minuten, den 16. 10 Stunden 12 Minuten, den 24. 10 Stunden 38 Minuten.

März, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♈ den 21. um 0 Uhr 30 Minuten Abends.

Wochentage.	Tage	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Mittwoch	1	Albinus	Albin	
Donnerſtag	2	Simplicius	Simplicius	
Freytag	3	Kunegunde	Kunegunde	☾
Samſtag	4	Kaſimir	Adrian	
Sonntag	5	A 4 Lätare	A 4 Friedrich	Letztes Viertl
Montag	6	Fridolin	Fridolin	den 2. um 11
Dinſtag	7	Thomas v. A.	Felicitas	Uhr 13 Min.
Mittwoch	8	Johann v. G.	Philemon	Abends.
Donnerſtag	9	Franziska	Gotthold	
Freytag	10	40 Martyrer	Alexánder	○
Samſtag	11	Heraclius	Roſine	
Sonntag	12	A 5 Judica	A 5 Gregor	Neumond
Montag	13	Roſina	Erneſt	den 11. um 4
Dinſtag	14	Mathildis	Zacharias	Uhr 25 Min.
Mittwoch	15	Longinus	Chriſtoph	Früh.
Donnerſtag	16	Heribert	Henriette	
Freytag	17	Schm. Mar.	Gertrud	☽
Samſtag	18	Eduard	Anſelm	
Sonntag	19	A 6 Palmſ.	A 6 Joſeph	Erſtes Viertl
Montag	20	Archippus	Hubert	den 18. um 3
Dinſtag	21	Benedict	Benedict	Uhr 9 Min.
Mittwoch	22	Octavian	Kaſimir	Abends.
Donnerſtag	23	Gründonnerſt.	Eberhard	
Freytag	24	Charfreytag	Charfreytag	
Samſtag	25	Charſamſtag	Mar. Verk.	
Sonntag	26	A Oſtern	A Oſtern	🌕
Montag	27	Oſtermontag	Oſtermontag	
Dinſtag	28	Guntram	Malchus	Vollmond
Mittwoch	29	Cyrillus	Euſtachius	den 25. um 7
Donnerſtag	30	Quirinus	Guido	Uhr 45 Min.
Freytag	31	Amos Pr.	Traugott	Früh.

Tageslänge: den 1. 10 Stunden 52 Min., den 10. 11 Stunden 24 Min., den 20. 12 Stunden 0 Minuten.

April, hat 30 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♉ den 21. um 1 Uhr 5 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Samſtag	1	Hugo B.	Florentin	
Sonntag	2	A 1 Quaſim.	A 1 Theodoſie	☾
Montag	3	Mar. Verk.	Roſamunde	
Dinſtag	4	Iſidor	Ambros	Letztes Viertl den 1. um 6 Uhr 13 Min. Abends.
Mittwoch	5	Vincentius	Maximus	
Donnerſtag	6	Cöleſtinus	Irenäus	
Freytag	7	Herman	Hegeſippus	
Samſtag	8	Dionyſius	Appollonius	
Sonntag	9	A 2 Miſer.	A 2 Demetr.	○
Montag	10	Ezechiel Pr.	Daniel	
Dinſtag	11	Leo Pabſt	Julius	Neumond den 9. um 7 Uhr 25 Min. Abends
Mittwoch	12	Julius	Euſtorgius	
Donnerſtag	13	Hermenegild	Amande	
Freytag	14	Tiburtius	Tiburtius	
Samſtag	15	Ludwina	Fürchtegott	
Sonntag	16	A 3 Jubilate	A 3 Aaron	☽
Montag	17	Anicetus	Rudolph	
Dinſtag	18	Apollonius	Valerian	Erſtes Viertl den 16. um 10 Uhr 27 Min. Abends
Mittwoch	19	Creſcentius	Hermogenes	
Donnerſtag	20	Agnes Pol.	Sulpitius	
Freytag	21	Anſelm	Liebreich	
Samſtag	22	Sot. u. Cai.	Guſtavine	
Sonntag	23	A 4 Cantat.	A 4 Georg	◉
Montag	24	Georg	Albert	
Dinſtag	25	Marcus Ev.	Marcus	Vollmond den 23. um 6 Uhr 23 Min. Abends.
Mittwoch	26	Cletus	Cletus	
Donnerſtag	27	Peregrinus	Anaſtaſius	
Freytag	28	Vitalis	Vitalis	
Samſtag	29	Petr. M.	Sibylle	
Sonntag	30	A 5 Rogate	A 5 Eutropius	

Tageslänge: Den 1. 12 Stunden 38 Min., den 8. 13 Stunden 3 Minuten, den 16. 13 Stunden 30 Minuten, den 24. 14 Stunden 0 Minuten.

May hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der ♊ den 22. um 1 Uhr 31 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Montag	1	Phil. Jac.	Phil. Jac.	☾ Letztes Viertl den 1. um 1 Uhr 23 Min. Abends.
Dinſtag	2	Athanaſius	Sigismund	
Mittwoch	3	† Erfindung	† Erfindung	
Donnerſtag	4	Chriſti Him.	Chr. H. Him.	
Freytag	5	Gotthard	Gotthard	
Samſtag	6	Joh. v. Pf.	Dieterich	
Sonntag	7	A 6 Exaudi	A 6 Gottfried	
Montag	8	Mich. Erſch	Stanislaus	○ Neumond den 9. um 7 Uhr 26 Min. Früh.
Dinſtag	9	Gregor N.	Hiob	
Mittwoch	10	Antoninus	Victorie	
Donnerſtag	11	Mamertus	Adolph	
Freytag	12	Pancratius	Pancratius	
Samſtag	13	Petr. Reg.	Servatius	
Sonntag	14	A Pfingſten	A Pfingſten	☽ Erſtes Viertl den 16. um 3 Uhr 57 Min. Früh.
Montag	15	Pfingſtmontag	Pfingſtmontag	
Dinſtag	16	Johann v. N.	Peregrin	
Mittwoch	17	Quatember †	Eibertus	
Donnerſtag	18	Venantius	Liborius	
Freytag	19	Ivo †	Potentiane	
Samſtag	20	Bernardin	Athanaſius	○ Vollmond den 23. um 5 Uhr 59 Min. Früh.
Sonntag	21	A 1 H. Dreyf.	A Trinit.	
Montag	22	Julia	Helene	
Dinſtag	23	Deſiderius	Deſiderius	
Mittwoch	24	Johanna	Eſther	
Donnerſtag	25	Frohnleichnam	Urban	
Freytag	26	Phil. Ner.	Beda	
Samſtag	27	Magd. Pazz.	Lucian	☾ Letztes Viertl den 31 um 7 Uhr 11 Min. Früh.
Sonntag	28	A 2 Wilhelm	A 1 Wilhelm	
Montag	29	Maximin	Chriſtiane	
Dinſtag	30	Ferdinand	Wigand	
Mittwoch	31	Angela	Petronelle	

Tageslänge: Den 1. 14 Stunden 24 Min., den 10. 14 Stunden 47 Minuten, den 20. 15 Stunden 12 Minuten.

Juny, hat 30 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♋ den 22. um 10 Uhr 8 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Donnerſtag	1	Juventius	Nicomedes	
Freytag	2	Erasmus	Marquard	○
Samſtag	3	Clotildis	Erasmus	
Sonntag	4	A 3 Quirin.	A 2 Carpat	Neumond
Montag	5	Bonifacius	Bonifaz	den 7. um 5
Dinſtag	6	Norbert	Benignus	Uhr 0 Min.
Mittwoch	7	Lykarion	Lucretie	Abends.
Donnerſtag	8	Medard	Medard	
Freytag	9	Primus	Primus	☽
Samſtag	10	Margareth	Onuphrius	
Sonntag	11	A 4 Barnab.	A 3 Barnabas	Erſtes Viertl
Montag	12	Joh. Fac.	Baſilius	den 14. um 8
Dinſtag	13	Anton v. Pad.	Tobias	Uhr 56 Min.
Mittwoch	14	Baſilius	Antonie	Früh.
Donnerſtag	15	Vitus	Veit	
Freytag	16	Franz Reg.	Juſtine	
Samſtag	17	Benno	Volkmar	●
Sonntag	18	A 5 Leont.	A 4 Arnolph	
Montag	19	Juliana	Gervas	Vollmond
Dinſtag	20	Silverius	Silverius	den 21. um 7
Mittwoch	21	Aloyſius G.	Alban	Uhr 4 Min.
Donnerſtag	22	Paulinus	Achaz	Abends.
Freytag	23	Zeno	Baſilius	
Samſtag	24	Johann T.	Johann T.	☾
Sonntag	25	A 6 Proſper	A 5 Eulogius	
Montag	26	Joh. Paul.	Jeremias	Letztes Viertl
Dinſtag	27	Ladislaus	Philippine	den 29. um 10
Mittwoch	28	Irenäus †	Leo Joſua	Uhr 47 Min.
Donnerſtag	29	Petr. Paul	Petr. Paul	Abends
Freytag	30	Paul Ged.	Paul G.	

Tageslänge: Den 1. 15 Stunden 34 Min., den 8. 15 Stunden 45 Minuten, den 16. 15 Stunden 52 Minuten, den 24. 15 Stunden 54 Minuten.

July, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♌ den 23. um 8 Uhr 59 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Samſtag	1	Theodor	Theobald	
Sonntag	2	A 7 Mar. H.	A 6 Mar. H.	
Montag	3	Eulogius	Cornelius	○
Dinſtag	4	Ulrich Iſabell.	Ulrich	
Mittwoch	5	Domitius	Charlotte	Neumond den 7. um 0 Uhr 53 Min. Früh.
Donnerſtag	6	Iſaias Pr.	Eſaias	
Freytag	7	Pulcheria	Willibald	
Samſtag	8	Eliſabeth	Kilian	
Sonntag	9	A 8 Brictius	A 7 Gottlob.	
Montag	10	Amelberga	Jacobine	☽
Dinſtag	11	Pius	Pius	
Mittwoch	12	Heinrich	Heinrich	Erſtes Viertl den 13. um 3 Uhr 15 Minut. Abends.
Donnerſtag	13	Margaretha	Margareth	
Freytag	14	Bonaventura	Caroline	
Samſtag	15	Apoſt. Theil.	Apoſt. Trenn.	
Sonntag	16	A 9 Scap. F.	A 8 Ruth	
Montag	17	Alexius	Alexius	◐
Dinſtag	18	Friedrich	Matern	
Mittwoch	19	Vincent. P.	Ruffine	Vollmond den 21. um 9 Uhr 37 Min. Früh.
Donnerſtag	20	Margaretha	Elias	
Freytag	21	Daniel	Pauline	
Samſtag	22	M. Magdal.	M. Magdal.	
Sonntag	23	A 10 Liborius	A 9 Apollon.	
Montag	24	Chriſtina	Chriſtina	☾
Dinſtag	25	Jacob	Jacob	
Mittwoch	26	Anna	Anna	
Donnerſtag	27	Pantaleon	Martha	Letztes Viertl den 29. um 0 Uhr 7 Min. Abends.
Freytag	28	Nazarius	Pantaleon	
Samſtag	29	Martha	Beatrix	
Sonntag	30	A 11 Abdon	A 10 Abdon	
Montag	31	Ignaz Loy	Erneſtine	

Tageslänge: Den 1. 15 Stunden 50 Min., den 10. 15 Stunden 40 Min., den 20. 15 Stunden 20 Minuten.

Auguſt, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der ♍ den 24. um 3 Uhr 27 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Dinſtag	1	Petr. Kettenf.	Petr. Kettenf.	
Mittwoch	2	Portiuncula	Guſtav	
Donnerſtag	3	Steph. Erf.	Auguſt	○
Freytag	4	Dominicus	Dominicus	Neumond den 5. um 8 Uhr 3 Min. Früh.
Samſtag	5	Mar. Schnee	Oswald	
Sonntag	6	A 12 Verkl. Chr	A 11 Verklär.	
Montag	7	Cajetan	Ulrike	
Dinſtag	8	Cyriacus	Cyriacus	
Mittwoch	9	Romanus	Ericus	
Donnerſtag	10	Laurentius	Laurent	☽
Freytag	11	Suſanna	Herman	Erſtes Viertl den 12. um 0 Uhr 18 Min. Früh.
Samſtag	12	Clara	Clara	
Sonntag	13	A 13 Hypolit.	A 12 Hypolit.	
Montag	14	Euſeb.	Euſebius	
Dinſtag	15	Mar. Himm.	Mar. Himm.	
Mittwoch	16	Rochus	Iſaak	
Donnerſtag	17	Liberatus	Auguſte	○
Freytag	18	Helena	Agapit	
Samſtag	19	Ludwig Tol.	Sebald	Vollmond den 20. um 1 Uhr 15 Min. Früh.
Sonntag	20	A 14 Joachim	A 13 Bernh.	
Montag	21	Johann Cant.	Hartwig	
Dinſtag	22	Timotheus	Alphonſus	
Mittwoch	23	Phil. Ben.	Zachäus	
Donnerſtag	24	Bartholom.	Bartholom.	
Freytag	25	Ludwig K.	Ludwig	☾
Samſtag	26	Samuel	Samuel	Letztes Viertl den 27. um 11 Uhr 26 Min. Abends.
Sonntag	27	A 15 Joſ. Cal.	A 14 Gebhard	
Montag	28	Auguſtin	Auguſtin	
Dinſtag	29	Joh. Enth.	Joh. Enth.	
Mittwoch	30	Roſa	Rebecca	
Donnerſtag	31	Raymund	Paulinus	

Tageslänge: Den 1. 14 Stunden 54 Min., den 10. 14 Stunden 28 Min., den 20. 13 Stunden 57 Minuten.

September, hat 30 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der ♎ den 24. um 0 Uhr 3 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Freytag	1	Ägidius	Ägidius	
Samſtag	2	Stephan K.	Abſalon	○ Neumond den 3. um 3 Uhr 26 Min. Abends
Sonntag	3	A 16 Schutz.	A 15 Manſuet	
Montag	4	Roſalia	Moſes	
Dinſtag	5	Victorin	Herkules	
Mittwoch	6	Zacharias	Magnus	
Donnerſtag	7	Regina	Regine	
Freytag	8	Mar. Geb.	Mar. Geb.	
Samſtag	9	Corbinian	Gorgon	☽ Erſtes Viertl den 10. um 1 Uhr 4 Min. Abends.
Sonntag	10	A 17 N. M. F.	A 16 Jodocus	
Montag	11	Prot. Hyac.	Protus	
Dinſtag	12	Tobias	Syrus	
Mittwoch	13	Maurilius	Amatus	
Donnerſtag	14	† Erhöhung	† Erhöhung	
Freytag	15	Nicomedes	Nicomedes	
Samſtag	16	Ludmilla	Euphemie	
Sonntag	17	A 18 Lambert	A 17 Lambert	🌕 Vollmond den 18. um 5 Uhr 18 Min. Abends.
Montag	18	Thom. Vill.	Titius	
Dinſtag	19	Januar	Micleta	
Mittwoch	20	Quatember	Fauſta	
Donnerſtag	21	Matth. Ap.	Matthäus Ap.	
Freytag	22	Mauritius	Moriz	
Samſtag	23	Thecla	Thecla	
Sonntag	24	A 19 Gerard	A 18 Gerard	
Montag	25	Cleophas	Cleophas	☾ Letztes Viertl den 26. um 9 Uhr 2 Min. Früh.
Dinſtag	26	Juſtina	Cyprian	
Mittwoch	27	Cosm. u. Dam.	Adolphine	
Donnerſtag	28	Wenzeslaus	Wenzeslaus	
Freytag	29	Michael	Michael	
Samſtag	30	Hieronymus	Hieronymus	

Tageslänge: Den 1. 13 Stunden 14 Min., den 8. 12 Stunden 52 Minuten, den 16. 12 Stunden 26 Minuten, den 24. 11 Stunden 58 Minuten.

October, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♏ den 24. um 8 Uhr 8 Minuten Früh.

Wochentage.	Tage	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Sonntag	1	A 20 Roſenkr.	A 19 Remig.	
Montag	2	Leodegar	Johanne	○
Dinſtag	3	Candidus	Jairus	
Mittwoch	4	Franz. Ser.	Franz	
Donnerſtag	5	Placidus	Placidus	Neumond den 3. um 0 Uhr 1 Min. Früh.
Freytag	6	Bruno	Friederike	
Samſtag	7	Juſtina	Amalie	
Sonntag	8	A 21 Brigitta	A 20 Pelagius	
Montag	9	Dionyſtus	Dionyſius	
Dinſtag	10	Franz. Borg.	Gideon	☽
Mittwoch	11	Burchard	Burkhard	
Donnerſtag	12	Maximilian	Maximilian	Erſtes Viertl den 10. um 5 Uhr 47 Min. Früh.
Freytag	13	Coloman	Franziske	
Samſtag	14	Calliſtus	Calliſtus	
Sonntag	15	A 22 Kirchw.	A 21 Hedwig	
Montag	16	Gallus	Gallus	
Dinſtag	17	Hedwig	Florentine	○
Mittwoch.	18	Lucas Ev.	Lucas	
Donnerſtag	19	Ferdinand	Ferdinand	Vollmond den 18. um 9 Uhr 11 Min. Früh.
Freytag	20	Felician	Wendelinde	
Samſtag	21	Urſula	Urſula	
Sonntag	22	A 23 Cordula	A 22 Cordula	
Montag	23	Joh. Cap.	Severus	
Dinſtag	24	Raphael	Salome	☾
Mittwoch	25	Criſpin	Wilhelm	
Donnerſtag	26	Evariſt	Evariſt	
Freytag	27	Sabina	Sabine	Letztes Viertl den 25. um 5 Uhr 15 Minut. Abends.
Samſtag	28	Sim. u. Jud.	Sim. u. Jud.	
Sonntag	29	A 24 Zenobius	A 23 Marciſſus	
Montag	30	German	Hartman	
Dienſtag	31	Wolfgang	Wolfgang	

Tageslänge: Den 1. 11 Stunden 30 Min., den 10. 10 Stunden 58 Minuten, den 20. 10 Stunden 26 Minuten.

November . hat 30 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♐ den 23. um 4 Uhr 27 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Mittwoch	1	Aller Heiligen	Hilar	
Donnerſtag	2	Aller Seelen	Gottlieb	○ Neumond den 1. um 10 Uhr 40 Min. Früh.
Freytag	3	Hubert	Emericus	
Samſtag	4	Carolus Borr.	Blandine	
Sonntag	5	A 25. Emer.	A 24 Erdmann	
Montag	6	Leonhard	Leonhard	
Dinſtag	7	Engelbert	Adolph	
Mittwoch	8	Gottfried	Severus	☽ Erſtes Viertl den 9. um 1 Uhr 38 Min. Früh.
Donnerſtag	9	Theodor	Theodor	
Freytag	10	Andr. Avell.	Probus	
Samſtag	11	Martin B.	Martin	
Sonntag	12	A 26 Martin	A 25 Jonas	
Montag	13	Stanislaus	Briccius	
Dienſtag	14	Didacus	Levinus	● Vollmond den 17. um 0 Uhr 13 Min. Früh.
Mittwoch	15	Leopold	Leopold	
Donnerſtag	16	Edmund	Ottmarus	
Freytag	17	Gregor Th.	Hugo	
Samſtag	18	Eugenius	Otto	
Sonntag	19	A 27 Eliſabeth	A 26 Eliſabeth	
Montag	20	Felix Val.	Amalie	☾ Letztes Viertl den 24. um 0 Uhr 38 Min. Früh.
Dinſtag	21	Mar. Opf.	Maria Opfer.	
Mittwoch	22	Cäcilia	Cäcilia	
Donnerſtag	23	Clemens	Clemens	
Freytag	24	Joh. v. K.	Emilie	
Samſtag	25	Katharina	Katharina	
Sonntag	26	A 28 Conrad	A 27 Conrad	○ Neumond den 30. um 11 Uhr 57 Min. Abends.
Montag	27	Virgil.	Liebmund	
Dinſtag	28	Soſthenes	Günther	
Mittwoch	29	Saturninus	Noah	
Donnerſtag	30	Andreas Ap.	Andreas	

Tageslänge: Den 1. 9 Stunden 44 Min., den 8. 9 Stunden 24 Minuten, den 16. 9 Stunden 0 Minuten, den 24. 8 Stunden 42 Minuten.

December, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♑ den 22. um 4 Uhr 54 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Freytag	1	Eligius	Longinus	
Samſtag	2	Bibiana	Aurelie	☽
Sonntag	3	A 1 Advent.	A 1 Caſſian	
Montag	4	Barbara	Barbara	Erſtes Viertl
Dinſtag	5	Sabbas	Abigail	den 8. um 10
Mittwoch	6	Nicolaus †	Nicolaus	Uhr 55 Min.
Donnerſtag	7	Ambroſius †	Agathon	Abends.
Freytag	8	Mar. Empf.	Mar. Empf.	
Samſtag	9	Leocadia	Joachim	●
Sonntag	10	A 2 Advent	A 2 Judith	
Montag	11	Damaſus	Damaſus	Vollmond
Dinſtag	12	Maxentius	Epimachus	den 16. um 2
Mittwoch	13	Lucia. Ottil.	Lucie	Uhr 3 Minut.
Donnerſtag	14	Spiridion	Nicaſius	Abends.
Freytag	15	Irenäus	Ignaz	
Samſtag	16	Adelheid	Ananias	
Sonntag	17	A 3 Advent	A 3 Lazarus	☾
Montag	18	Gratian	Wunibald	
Dinſtag	19	Nemeſius	Abraham	Letztes Viertl
Mittwoch	20	Quatember	Amon	den 23. um 8
Donnerſtag	21	Thom. Ap.	Thomas	Uhr 14 Min.
Freytag	22	Zeno †	Beate	Früh.
Samſtag	23	Victoria †	Dagobert	
Sonntag	24	A 4 Advent	A 4 Adam Eva	
Montag	25	H. Christag	H. Christag	○
Dinſtag	26	Stephan	Stephan	
Mittwoch	27	Johann Ev.	Johann Ev.	Neumond
Donnerſtag	28	Unſchuld. K.	Unſchuld. K.	den 30. um 3
Freytag	29	Thomas C.	Jonathan	Uhr 56 Min.
Samſtag	30	David K.	David	Abends.
Sonntag	31	A Silveſter	A Gottlob	

Tageslänge: Den 1. 8 Stunden 28 Min., den 10. 8 Stunden 12 Minuten, den 24. 8 Stunden 6 Minuten.

Verzeichniß
einiger
inländiſcher Jahrmärkte.

Altſohl. 1. Sonntag nach Heil. 3 Könige. 2. Mathias. 3. Maria Geburt. 4. Eliſabeth.

Arad. 1. Den 1. März. 2. Petr. Kettenf. 3. Den 4. Nov.

Brünn. 1. Montag nach Aſcherm. 2. Montag nach Frohnl. 3. Montag nach Mar. Geburt, 4. Montag nach Mar. Empf.

Debreczin. 1. Anton Einſiedl. 2. Georg. 3. Dionyſius.

Eperies. 1. Carl. 2. Heil. Dreyf. 3. Laurent. 4. Andreas.

Erlau. 1. Paul Einſiedel. 2. Pankratius. 3. Den 7. Juny. 4. Ägyd. 5. Michael.

Fünfkirchen. 1. Maria Lichtmeß. 2. Pfingſten. 3. Stephan König. 4. Katharina.

Gran. 1. Maria Lichtmeß. 2. Urban. 3. Maria Magdalena. 4. Aller Heiligen.

Grätz. 1. Montag nach Oſtern. 2. Den 16. Auguſt.

Herrmannſtadt. 1. Montag nach Heil. 3 Könige. 2. Dinſtag nach Invoc. 3. Dinſtag nach Palm-ſonntag. 4. † Erfindung. 5. † Erhöhung.

Kaſchau. 1. Fabian und Sebaſt. 2. Frohnl. 3. Maria Himmelfahrt. 4. Eliſabeth.

Komorn. 1. Phil. und Jac. 2. Peter und Paul. 3. Franciſcus Seraph. 4. Andreas.

Kremnitz. 1. Den 2. Auguſt. 2. Michael.

Kronſtadt. 1. Frohnleichnam. 2. Aller Heiligen.

Linz. 1. Montag nach Oſtern. 2. Den 16. Auguſt.

Neuſohl. 1. Pauli Bek. 2. Andreas.

Ödenburg. 1. Invoc. 2. Philipp und Jacob. 3. Margar. 4. Eliſabeth.

Ofen. 1. Heil. 3 Kön. 2. Adalb. 3. Marg. 4. Michael.

Peſt. 1. Joſ. 2. Medard. 3. Joh. Enth. 4. Leop.

Prag. 1. Mitfaſten. 2. Wenzeslaus.

Preßburg. 1. Den 3. März. 2. Joh. der Täufer. 3. Mich. 4. Katharina.

Temeswar. 1. Remig. 2. Sonntag nach Michaeli.

Teſchen. 1. Oſterdinſt. 2. Den 1. Sept.

Troppau. 1. Montag vor Lät. 2. Den 1. Sept.

Tyrnau. 1. Vincent. 2. Invoc. 3. Georg. 4. Vit. 5. Jacob. 6. Sonntag nach Mar. Geb. 7. Simon und Jud. 8. Nicol.

Waizen. 1. Matth. 2. Sonnt nach Palmt. 3. Maria Heimſ. 4. Gallus. 5. Erſte Woche nach Chriſitag.

Wien. 1. Montag nach Jubil. 2. Montag nach Allerh. In der Leopoldſtadt Margar.

Fahrende und reitende Poſten,

wie ſolche nach der neueſten Einrichtung hier in Wien abgehen und ankommen.

Die Aufgabe der Packete wird täglich von 10 Uhr früh bis 12, und von 3 bis 7 Uhr Abends, den Tag vor Abgang des Poſtwagens angenommen.

Diligence-Wagen gehen ab:

Alle Tage früh um 8 Uhr über Schwechat, Fiſchament, Haimburg nach Preßburg.

Sonntag. Alle Wochen über St. Pölten, Enns, Steyer, Linz, Paſſau, Straubing nach Regensburg; Nürnberg, Bamberg, Bayreuth, Coburg, Erfurt, Braunſchweig, Hannover, Bremen, Hamburg; Würzburg, Caſſel, Münſter; Frankfurt, Maynz, Coblenz, Cöln, Geldern, Haag, Amſterdam ꝛc.

— Alle 14 Tage über Wels, Lambach, Vöcklabrugg nach Salzburg, Innsbruck, Botzen, Trient, Roveredo nach Mantua und Italien.

Montag. Alle Wochen über Wiener-Neuſtadt, Prugg, Leoben, Judenburg, St. Veit, Klagenfurt, Villach, Brixen, Botzen, Trient, Roveredo, Mantua und nach Italien; dann von Prugg nach Grätz.

— Alle Wochen über Schwechat, Haimburg, Raab, Komorn nach Ofen; und alle 14 Tage über Thereſianopel, Peterwardein und Semlin.

— Alle 4 Wochen über Schwechat, Raab, Komorn, Ofen, Szegedin nach Temeswar; dann über Müllenbach nach Hermannſtadt.

Dinſtag. Alle Wochen über Laxenburg, Ödenburg, Günns, Warasdin, Agram nach Carlſtadt.

Dinſtag. Alle Wochen über Enzersdorf, Stockerau, Znaim, Iglau, Czaslau, Collin nach Prag; und über Loboſitz nach ganz Sachſen und Berlin, auch über Pilſen, Eger, in das deutſche Reich; dann über Chrudim, Königgrätz nach preuſiſch Schleſien über Brandeis, Rumburg, Gabel, Reichenberg, Zittau ꝛc. ꝛc.

— Alle Wochen über St. Pölten, Enns, Linz, Wels, Lambach, Gmunden, Steyer, Ried, Braunau, München, nach Augsburg; Ulm, Stuttgardt, Heilbrunn, Heidelberg, Speyer, Worms, Trier, Lüttich, Brüſſel; Conſtanz, Baſel, Freyburg, Günzburg nach Straßburg, Luxemburg und Paris.

Mittwoch. Alle Wochen über Wiener-Neuſtadt, Prugg, Grätz; Laybach, Trieſt, Fiume, dann nach Görz und Venedig.

— Alle Wochen über Stammersdorf, Nikolsburg, Brünn, Ollmütz, Sternberg, Troppau, Jägerndorf nach ganz preuſiſch Schleſien; dann über Neutitſchein nach Krakau bis Lemberg.

Freytag. Alle Wochen über Horn, Schrems nach Wittingau bis Budweis.

— Alle Wochen Abends über Enzersdorf, Stockerau u. ſ. w. wie Dinſtags.

Samſtag. Alle Wochen über Stammersdorf, Nikolsburg, u. ſ. w. wie Mittwochs.

Am 5. und 9. in jedem Monath nach Zwettel.

Diligence-Wagen kommen an:

Alle Tage Abends von Preßburg.

Sonntag. Alle Wochen von Mantua und Klagenfurt.

— Alle Wochen von Regensburg.

— Alle Wochen von Augsburg.

— Alle 14 Tage von Salzburg und Innsbruck.

Dinſtag. Alle Wochen von Ofen.

— Alle Wochen von Prag.

— Alle 4 Wochen von Temeswar und Hermannſtadt.

Mittwoch. Alle Wochen von Trieſt und Görz.

— Alle Wochen aus preuſiſch Schleſien und von Krakau und Lemberg.

— Alle Wochen von Budweis.

Donnerstag. Alle Wochen von Carlſtadt.

Freytag. Alle Wochen von Prag und Berlin.

Am 5. und 17. in jedem Monathe von Zwettel.

Reitende Poſten gehen ab:

Sonntag Abends. Nach Linz, Paſſau, Regensburg, Augsburg, Frankfurt; Brünn, Ollmütz, Pordgorze, Lemberg, Grätz, Laybach, Trieſt, Iglau und Prag; Ofen, Peſt und nach Preßburg.

Montag Abends. Erſtgemeldete Journalpoſten, dann nach ganz Kärnthen, Italien; Hamburg, Schweden und Dänemark.

Dinſtag Abends. Obige Journalpoſten, dann nach ganz Ober- und Nieder-Ungarn, Siebenbürgen, Banat, Croatien und Slavonien.

Mittwoch Abends. Die Journalpoſten wie Sonntags, dann nach ganz Böhmen, Sachſen, Schleſien, Preußen, Galizien, Lodomerien, Pohlen, Rußland; Venedig und Dalmatien, in das deutſche Reich; von St. Pölten nach Mariazell; von Enns nach Steyer, Salzburg, Innsbruck und München, dann in alle Haupt- und Handelsſtädte von Europa.

Donnerstag wie Montag.

Freytag wie Dinſtag, und nach Hamburg, Schweden und Dänemark.

Samſtag wie Mittwoch.

Reitende Poſten kommen an:

Sonntags früh. Die Journalpoſten, ſo wie ſie abgehen, ingleichen aus Croatien und Slavonien, Nieder-Ungarn, Banat und von Krems.

Montags früh. Nebſt den Journalpoſten, aus preußiſch Schleſien, Galizien und Lodomerien, auch aus ganz Kärnthen und Italien; aus dem deutſchen Reiche, Salzburg und Innsbruck, Mariazell, Steyer und Enns, dann von Ober-Ungarn.

Dinſtag früh. Die Journalpoſten, dann von München und Krems, aus Sachſen, Königgrätz, Hamburg und Braunſchweig.

Mittwochs früh. Die Journalpoſten, dann auch aus Pilſen, Eger, Fiume, Venedig und Dalmatien, Pohlen und Rußland.

Donnerstags früh. Die Journalpoſten aus ganz Kärnthen und Italien, Croatien und Slavonien, Nieder- und Ober-Ungarn, Siebenbürgen und Banat, und von Krems.

Freytags früh. Die Journalpoſten, dann aus Schleſien, Galizien und Lodomerien, dem deutſchen Reiche, Salzburg, Innsbruck und München.

Samſtag früh, wie Mittwoch, aus Sachſen, Hamburg und Braunſchweig.

Anmerkung.

Die Hamburger Poſt kommt die Woche zwey Mahl über Nürnberg an.

Die türkiſche Poſt kommt in jedem Monathe zwey Mahl an, und geht auch zwey Mahl ab, nähmlich den erſten ungariſchen Poſttag zu Anfang des Monaths, und den erſten ungariſchen Poſttag nach dem 15ten, wenn aber der ungariſche Poſttag eben am 15ten Tage im Monathe fällt, ſo geht ſie erſt den nächſtfolgenden ungariſchen Poſttag ab.

Die recommandirten Briefe, über welche nur ein Aufgabs-Recepiſſe verlangt wird, werden täglich Nachmittags von 4 bis 6 Uhr angenommen, und außer dem Porto 9 kr. mehr bezahlt.

Allgemeine Witterungsregeln.

Wenn der Mond entweder voll, oder neu, oder auch in ſeinen Vierteln iſt, ſo macht er wahrſcheinlicher Weiſe eine merkliche Veränderung in der Witterung. Dieß geſchieht auch, wenn er entweder in der Erdferne oder Erdnahe iſt; und wahrſcheinlich auch, wenn der Mond im Zeichen des Widders, des Krebſes, der Wage oder des Steinbocks iſt.

Trifft der Neumond mit der Erdnähe zuſammen, ſo iſt es moraliſch gewiß, daß alsdann eine ſtarke Wetterveränderung vorfalle.

Man muß auch die vierten Tage, ſowohl vor als nach dem Neu- und Vollmonde, beobachten. Beſonders iſt der vierte Tag des Mondes bedeutend, wenn nähmlich der Mond an dieſem Tage ſeine Hörner klar und deutlich zeigt, ſo iſt es ein Zeichen, daß keine dicken Dünſte in der Luft ſind; daraus kann man auf gutes Wetter bis auf den vierten Tag vor dem Vollmonde, zuweilen auch auf den ganzen Monath ſchließen. Das Gegentheil iſt zu befürchten! wenn die Hörner trübe und ſtumpf ausſehen.

Die ſtärkſten Mondespuncte, nähmlich die Neu- und Vollmonde, die Erdnähe und Erdferne, und ihre Zuſammenkünfte unter ſich, werden um die Nachtgleichen und Sonnenwenden ſtürmiſch.

Die Wetterveränderung geſchieht ſelten am Tage des Mondpunctes ſelbſt, bald fällt ſie vorher, bald nachher ein.

Die Jahreszeiten mit ihrer Witterung ſcheinen eine Periode von 8 bis 9 Jahren zu haben; eine andere Periode von ungefähr 18 Jahren, und ſo weiter in vermehrter Zahl. Das Regenmaß iſt ſich in einer Periode von 9 zu 9 Jahren gleich.

Der Regen und die Winde fangen gemeiniglich an, oder hören auf, nahe um die Stunde, wenn der Mond auf oder unter, durch den oberen oder unteren Meridian geht.

Es regnet weit öfter des Tages als des Nachts, und mehr in den Abend- als Morgenſtunden.

Die Sommergewitter, welche nicht mit einem Winde begleitet ſind, bringen nicht leicht Kälte und Hagel mit, aber um ſo mehr Blitze, Donner und Strahlen; im Gegentheile haben die mit Winde begleiteten Gewitter wenig Donner, aber um ſo mehr Hagel, deſſen Körner; nach Verhältniß der Wuth des Windes, gröſſer werden.

Gutes Wetter, das des Nachts einfällt, und Sommerwolken, dauern niemahls lange, iſt ein Sprichwort; und ein Wind, der ſich des Nachts erhebt, dauert nicht ſo lange, als ein Wind, der ſich des Tages erhebt.

Auf einen feuchten Herbſt und einen gelinden Winter folgt gemeiniglich ein trockener und kalter Frühling, der den Wachsthum ſehr zurück hält.

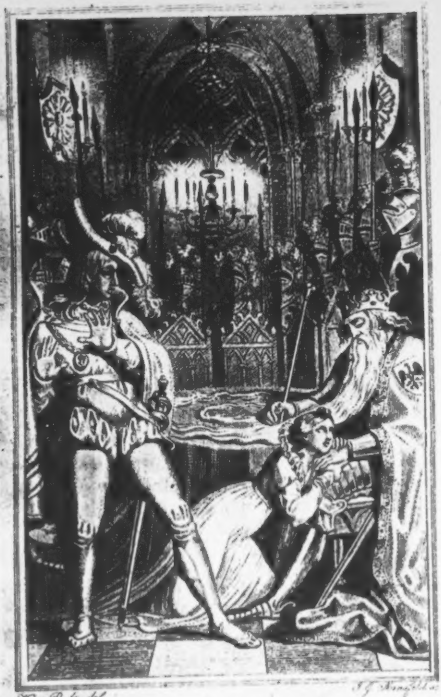
Iſt im Gegentheile der Winter trocken, ſo wird das Frühiahr feucht ſeyn, auf einen naſſen Frühling und Sommer folgt ein heiterer Herbſt; auf einen heitern Herbſt gibt es ein naſſes Frühiahr.

Laſſen ſich die Strichvögel frühzeitig im Herbſte ſehen, ſo bedeutet dieſes ſicher einen kalten Winter, weil es ein Zeichen iſt, daß die Kälte in den nördlichen Gegenden ſchon eingefallen iſt.

Donnert es ſehr frühe, ehe die Bäume im Frühiahre noch Blätter haben, ſo kann man noch immer auf Kälte rechnen.

I.

Balladen und Romanzen.



K. Ruſs del.

J. G. Mansfeld sc.

Der Untersberg *).

Ballade.

Im Jahre 1811.

Seht ihr den Berg in jenen Gauen!
Bloß auf ſich ſelber ſteht er da!
Ein loſes Glied iſt er zu ſchauen
Im Gürtel der Juvavia!
Ein Doppelantlitz trägt der Rieſe:
Das eine nach dem Firnenland,
Das andre nach dem Paradieſe
Der alten Salzaſtadt gewandt;
Und Baum und Moos und Blumen ſchmücken
Ihm ſeinen alten Marmorrücken.

---

*) So heißt ein Berg ſüdöſtlich nahe bey Salzburg, berühmt durch ſeinen eigenthümlichen Bau, durch ſeine Alpenflora, und beſonders durch die Sage, die den Inhalt dieſer Dichtung ausmacht.

Auf jene Höhen zu gelangen,
Verſuche nicht zu ſolcher Stund!
Die Blumendecken, ach! ſie hangen
Um einen ſchauervollen Grund!
Wenn über Kuppen hin und Riefe
Die Nacht den ſchwarzen Mantel ſchlägt,
Wird unten in der finſtern Tiefe
Ein furchtbar Leben aufgeregt,
Und dumpf herauf aus Schlucht und Schachten
Erhebt ſich das Getos der Schlachten.

Die Trommel ſchallt, die Panzer klirren!
Vom Pferdehufſchlag dröhnt die Wand!
Und hohle Geiſterſtimmen ſchwirren
Herauf vom grauſen Höllenland!
Und Eiſenſchilder hört man raſſeln,
Wie im Gedräng der Rieſenſchlacht,
Und tauſend Feuerbrände praſſeln
Die Gluth ins Schattenreich der Nacht;
Und ſchlägt die Glocke Eilf vom Thurme —
Kein Pulsſchlag regt ſich mehr im Sturme.

Jetzt hebet ſich aus Felſengründen
Ein flimmernd Lichtlein blau empor,
Und mit ihm aus den gähn'den Schlünden
Ein ſchweigend Rieſenſchatten-Chor!

Die Geiſterrunde iſt's; geſendet
Hinauf auf jene Höh'n zu geh'n,
Und eine Stunde unverwendet
Von dort gen Oſten hinzuſeh'n,
Und wie die Glocken Zwölf verkünden,
Erlöſcht das Licht, die Schatten ſchwinden.

Und wer es wagt, dem Wunderberge
Zu ſolcher Stunde ſich zu nah'n,
Den werden ſtracks die böſen Zwerge,
Die Erzbewachenden, empfah'n,
Und wehen ihre gift'gen Lüfte,
Und gaukeln ihren Kreis um ihn,
Und durch die Schrunden in die Grüfte
Den Wagenden hinunterzieh'n,
Wo in der ewig öden Wilde
Der Menſch erſtarrt zum Steingebilde! —

Alſo im Kreiſe Edler, Knappen
Zum Fürſtenſohn der Ritter ſpricht!
Doch der, ſich ſchwingend von dem Rappen,
Muth in der Bruſt, Gluth im Geſicht,
Ruft laut: ich will den Gang beſtehen!
Es muß, ſo iſt es Pflicht und Brauch,
Dem Geiſt der Geiſt entgegen gehen;
Der Berg iſt hoch, ich bin es auch!

Er ſpricht's, und tritt ſie an die Reiſe —
Und jeder Pulsſchlag ſtockt im Kreiſe.

Und furchtlos, wie er fortgezogen,
Erreicht er jetzt des Berges Fuß;
Und an dem blauen Himmelsbogen
Erſcheinet ſchon der Heſperus;
Und wie er kommt zum Marmorrieſe,
Die Nacht den Mantel niederſchlägt;
Und unten wird in finſt'rer Tiefe
Ein furchtbar Leben aufgeregt,
Und dumpf herauf aus Schlucht und Schachten
Erhebt ſich das Getos der Schlachten!

Die Trommel ſchallt, die Panzer klirren!
Vom Pferdehufſchlag dröhnt die Wand!
Und hohle Geiſterſtimmen ſchwirren
Herauf vom grauſen Höllenland;
Und Eiſenſchilder hört man raſſeln,
Wie im Gedräng der Rieſenſchlacht,
Und tauſend Feuerbrände praſſeln
Die Gluth ins Schattenreich der Nacht, —
Und in des Ungethümes Grauſen
Hört er den Bergſtrom furchtbar brauſen!

Ob auch die Schrecken alle walten,
Und unter ihm der Boden bebt:]
Er hat ſein fürſtlich Herz behalten,
Worin das Hohe ewig lebt;
Kühn will er weiter bergan ſchreiten,
Als eine ſchweigende Geſtalt,
Im Heroldsſchmuck der alten Zeiten,
Graubärtig ihm entgegen wallt,
Das Speer jetzt ſenkend und jetzt ſchwingend,
Den Wand'rer ihr zu folgen zwingend.

Und ſchweigend ſchwebt ſie hin am Wege;
Der brave Fürſtenſohn ihr nach,
Fort auf dem engen Alpenſtege,
Zum Keſſel, der den Fürſtenbach *)
Aus ſeinem weiten Rachen, toſend
Das Felsgezack hinunterwirft,
Bis unt' im Thale, traulich koſend,
Die Blume ſeine Welle ſchlürft;
Hier drängt der Geiſt mit kalten Händen
Den Prinzen zu den Felſenwänden.

---

*) Der Nahme eines Bergbaches, der unfern des Marmorbruches in einer ſchauerlichen Bergſchlucht aus einem Felſenſchlunde hervorbrauſt.

Und ziehet in die dunkle Höhle
Den Jüngling jetzt hinein, hinab,
Und immer tiefer, bis die Seele
Erdrückt der Felſen Schauergrab,
Erſtarret iſt in Steingeklüften
Der letzte Pulsſchlag der Natur,
Und Gottes Odem, der in Grüften
Aus der Verweſung noch die Spur
Des Lebens allerſchaffend locket,
Bewegungslos im Qualme ſtocket.

Da kann kein Lichtſtrahl jemahls leuchten!
Da hat kein and'rer Laut gehallt,
Des Tropfens nur, der aus dem feuchten
Geſteine, ſchaurig niederfallt!
Und tiefer, immer tiefer lenket
Der Pfad der Höhle ſich hinab;
Und immer näher, näher ſenket
Sich das Gewölbe ein zum Grab,
Der Rieſenſchatten wird zum Zwerge;
Zum Sarge wird der Raum im Berge.

Jetzt drückt der Geiſt die Panzerhände
Mit Macht ins tropfende Geſtein,
Und auseinander geh'n die Wände,
Und krachend ſtürzt der Schrofen ein!

Und weiter, immer weiter breitet
Der enggeſchloſſ'ne Raum ſich aus!
Zum Thronſaal iſt der Sarg geweitet
Im alten teutſchen Kaiſerhaus,
Und was aus Kronen oben ſchimmert,
Da unt' aus allen Steinen flimmert!

Aus hundert gold'nen Lampen ſchlagen
Die Flammen ſternenhell hervor,
Und tauſend Jaspisſäulen tragen
Des Saales Domgewölb' empor;
Und zehen tauſend Ritter prangen,
Rund um des Saales Raum gereiht,
In Eiſenpanzern, gold'nen Spangen,
Im Waffenſchmuck der alten Zeit;
Und hundert tauſend Lanzenknechte
Steh'n da, gerüſtet zum Gefechte.

Und mitt' im Saale iſt zu ſehen
Ein runder Tiſch aus Marmorſtein,
Den ſieben Thronenſitz' umſtehen,
Doch einer iſt beſetzt allein;
Auf ihm, ehrfürchtig anzublicken,
Thront eine Majeſtätsgeſtalt,
Der von dem tiefgebeugten Rücken
Der Kaiſermantel niederwallt,

In deren Rechten ſo wie Linken
Die alten Herrſcherzeichen blinken.

Und glänzend ſtrahlt vom Haupt des Alten
Das höchſte Diadem der Welt;
Und von dem Kinn, der Wange Falten
Ein grauer Bart hernieder fällt,
Und wallt in langen Silberwogen
Wohl um die Marmortafel her,
Von Perlenſchnüren ganz durchzogen,
Der Schmuck der Maieſtät iſt er!
Ehrfürchtig ſteht die Fürſtenrunde,
Die Siebenzahl im Hintergrunde.

Und lautlos, ſtarrend, ſchaurig grauſend
Steht die Verſammlung; ſie erſcheint
Ein jähverſunkenes Jahrtauſend,
Von dem Verhängnißfluch verſteint;
Ein einzig Auge ſich beweget
Im Heere dieſes Formenſpiels,
Ein einzig lebend Herz nur reget
Der Zeuge menſchlichen Gefühls:
Die ſtille Welle warmen Blutes,
Im Sohn des Thrones und des Muthes.

Jetzt treibt dieß Herzblut ihn zur Rede,
Und an die Tafel tritt er hin,
Und ſieh! da hört aus ferner Öde
Er leiſe Schritte näher zieh'n,
Und warm weht ihm ein Hauch entgegen,
Und näher, immer näher hallt
Ein Tritt, ein Herz mit ſeinen Schlägen!
Und eine himmliſche Geſtalt
Steht jetzo vor des Prinzen Blicken,
Und ſieh! ſein Wort ſtirbt im Entzücken.

Der Wahrheit Bild ſind ihre Blicke,
Das blaue Aug ein Sternenzelt,
Die Lippen die Korallenbrücke
Zum Himmel auf aus dieſer Welt;
Des Haares Goldgeringel wieget
Sich auf der Jungfrau Lilienbruſt,
Und vor der Hoheit Anmuth ſchmieget
Sich tief der Erdgeiſt und die Luſt!
Wie dort das Schickſal die Geſtalten —
Den Jüngling hier die Engel halten.

Den Kaiſer faſſend mit den Armen,
Drückt ſie die zarte Bruſt an ihn;
Zum Leben ſoll der Stein erwarmen,
Und auf das alte Bluteis glüh'n!

Jetzt ſinkt ſie zu des Greiſen Füßen,
Um mit des Mundes Roſenrand
Verſunk'ne Pulſe aufzuküſſen
In ſeiner eingeſchrumpften Hand;
Doch wie auch Lipp' und Buſen drücke —
Kein Leben gibt der Stein zurücke.

Jetzt läßt die Hand ſie los vom Munde,
Und hebt den Bart empor und mißt
Ihn an der Marmortafel Runde,
Bis zwey Mahl ſie umkreiſet iſt;
Und wie ihr bey dem dritten Gange
Zu kurz er aus den Fingern fällt,
Da blaßt Entſetzen ihre Wange,
Und aus dem himmelblauen Zelt
Der Augen träufeln Thränen nieder,
Die gibt der Bart als Perlen wieder.

Vom Aug des Prinzen das Entzücken,
Das blendende, der Engel ſtreift,
Der aus der Jungfrau naſſen Blicken
In alle Menſchenherzen greift;
Und breiten will er ſeine Arme
Aus nach der holden Weinenden!
Dem Liebreitz will er und dem Harme
Im Kreiſe der Verſteinungen,

Wo Gottes Hauche ſelbſt erkalten,
Ein fühlend Herz entgegen halten.

Er ſchreitet vor, er darf ſie faſſen
Und drücken an das heiße Herz!
Die Thränen, die ſich niederlaſſen
Auf ſeines Panzers gülden Erz,
Schon ſind es Perlenſchnür' und legen
Sich um die Bruſt als Liebesmahl;
Da tönet in zwölf Glockenſchlägen
Die Geiſterſtunde durch den Saal,
Und hu! ſein erſter Kuß trifft eine —
Geſtalt aus kaltem Marmorſteine.

Er bebt zurück, die Pulſe ſtocken,
Es ſtirbt der hundert Lampen Schein!
Es ſinkt beym letzten Schlag der Glocken
Die ganze Heerſchau um ihn ein!
Ein Lichtlein fährt empor vom Grunde;
Er kommt zu Sinnen und erblickt
Im Kreiſe ſich der Geiſterrunde,
Vom alten Herold fortgedrückt,
Von ſeiner Panzerhand ergriffen,
Jetzt auf den hohen Marmorriſſen;

Der öffnet jetzt den Mund zur Rede,
Und feyerlich er alſo ſpricht:
Was du geſeh'n in tiefer Öde,
Das deut' ich dir beym Sternenlicht;
Der Greis, umreiht von allen Waffen,
Und mit dem Diadem und Bart,
Hat einſt ein großes Volk erſchaffen,
Und ſie, die Jungfrau hold und zart,
Die du ein Opfer ſahſt des Schmerzens,
Die Tochter iſt ſie ſeines Herzens.

Und alle, die da unten hauſend
Mit ihm und ihr, du haſt geſchaut,
Sind ein verſteinertes Jahrtauſend,
Das täglich auf ins Leben thaut,
Um täglich wieder zu erſtarren,
Und ſo muß Kaiſer, Kind und Heer
So lange der Erlöſung harren,
Bis um die Tafelrunde her
Des Kaiſerbartes Silberwogen
Die Tochter drey Mahl hat gezogen.

Und bis der Bart ſo groß geworden,
Ach iſt das große Volk ſo klein!
Und ſelber wird es ſich ermorden,
Und Treu und Glaube nicht mehr ſeyn!

Dann kömmt ein Fürſt aus deinem Stamme
Zum Berg und ſeinem Schauerraum,
Und hängt des Volkes Oriflamme,
Sein Schild an jenen morſchen Baum,
Und wird er wieder Blüthen tragen,
Dann wird die Rettungsſchlacht geſchlagen.

Da bricht aus unterird'ſchem Saale
Das Heer hervor auf's blut'ge Feld,
Und kämpft und ſiegt. Zum zweyten Mahle
Erſchafft das große Volk der Held,
Dem wird er Reich und Tochter geben,
Deß' Rüſtung dieſe Perlen da,
Die Thränen dieſer Nacht umweben,
Die Tochter heißt — Teutonia,
Der Prinz? — wer kann Antwort verlangen?
Wer ſagen, wo er hingegangen?

Dr. Aloys Weiſſenbach.

Pants Krönungsfeſt.

Ballade.

Die Glocken jubeln vom Münſterthurm,
Sie grüßen mit feſtlichem Läuten
Die ziehenden Wolken von Weiten,
Und grüßen die blühenden Hügel herum,
Umſponnen vom güldenen Morgenſtrahl,
Und grüßen herab auf die Giebel im Thal,
Zu laden mit lieblich verklungnem Geſumm
All Volk, wohl Männer und Frauen,
Die Krönung von Pant,
An heiliger Stätte zu ſchauen.

Und unter melodiſchem Glockenſpiel
Schlingt lang ſich der Zug durch die Gaſſen.
Der Biſchof Sanct Joſt, mit Inful und Stab,
Die Pfaffheit mit Kreutzen und Meßgewand,
Die Orden, die Würden, die Panner vom Land,
Mit Fähnlein die Zünfte und Saſſen.
Unterm Himmel im Krönungsornate Prinz Pant,
Dahinter in ſtarrenden Maſſen

Stahlraſſelnde Reih'n von Vaſallen,
Und ringsum wimmeln und wallen
Die Gaffer in dichte Haufen gedrängt.
Der Kirche weites Gewölb umfängt
Nicht all die buntwogige Menge,
Dicht ſchiebet, und ſchmiegt das Gedränge
Sich um die mächtigen Pfeiler hinan,
Die ſie mit Tapeten umhangen han.
Am Altar von tauſend Ampeln umflimmt,
Spricht die Meß der Caplan, ihm antwort der Chor,
Und wie Sanct Juſtus die Krone nimmt,
Schlagt der Hymnus gellend zum Dom empor,
Vom Poſaunengeſchmetter der Grund dröhnt,
Vom Gejauchz der Kreuzgang widertönt,
Und Pant iſt krönt.

Und herrlich, einer Walkyrie Sohn,
Prunkt er im Königsgeſchmeid
Der Ahnen, ihm funkelt die Freud
Vom Leuenblick, wie er die Menge ſchaut,
Die huldigend ihm ihr Heil vertraut;
Er ſchwor es bey ſich, hoch ſchwoll ihm die Bruſt:
„Ein Volk zu beglücken, die Götterluſt
Iſt des Lebens voll Mühen wohl werth.“

Des Lebens voll Müh'n wohl werth."
Ja, müh dich du ſtattlicher Fürſtenſohn,
Was du ſinnſt, und der Wille iſt dein,
Doch der That fortwuchernd Gedeih'n
Das lenket das Glück mit blinder Gewalt.
Wie der Windhahn ſich dreht, wie der Würfel fallt,
Du opferſt manch großes ſich'res Gut,
Wenn der ſchwankende Zufall nicht ſeines thut.
Ja, ſinne du hin, und ſinne du her,
Warſt frank und froh, die Krone wiegt ſchwer,
Wiegt bleyern ſchwer!

Des Te Deums fey'rlicher Wellenſchlag,
Verklang. In ſanften Accorden
Singt ſchmelzend der flötende Orgelton,
Wie das Brot zum Fleiſche iſt worden;
Der Büßer wird ſelig, der Sünder weich,
Jedes Herz wird hoffender Liebe ſo reich.
Schlagt, König, im Purpur dein's höher?
Du Armer! es klopft dir preßhaft bang,
Was ſchauteſt auch ſinnend das Altarbild,
Worauf buntdämmernd das Licht
Durch's farbige Glas niederbricht,
Wie, als du ihr Liebe geſchworen;
Ja dem König iſt ewig
Die Eine verloren!

„Wohl ſchlagt an die Bruſt mir tobender Schmerz,
Sie iſt ja ſo ſchön, iſt ſo gut!
Doch rühret nicht Reu' mein ſtarkes Herz,
Das hebt echt königlich Blut,
So gern hinſtöße, wenn Frommen
Meinem Volke darum möcht kommen,
Meiner jüngſten, meiner volleſten Liebe!
Wenn der Preis des Turnieres winkt,
Die Glenen ſplittern, das Kampfroß dampft,
Wer achtet's, daß es mit tummelndem Huf,
Den ſchwellenden Veilchenraſen zerſtampft?
So tilg' ich vom Buſen die Liebe!"

So tilgſt du vom Buſen die Liebe!"
Du gibſt den Himmel auf Erden hin,
Und bliebe das Schickſal dir treu,
Das Opfer, wie ſchwer auch, es brächte Gewinn,
Im Flor ſeines Volkes ſich freu'n
Zu fühlen, wenn froh jede Bruſt aufſchlägt,
„Ich bin es, durch den es ſo frey ſich bewegt,
Iſt der Preis des Herzens klein."

Doch hör's, großmuthiger Königsſohn,
Und beacht's: Auch der Völker Schmerz
Greift tauſendkrallig ans Herz.
Des Fürſten, wenn er untergeh'n,

Was er Großes errungen im Schweiße, ſeh'n
Soll, und nicht rathen, nicht retten kann.
Der König iſt kein zu glücklicher Mann.

Wo der einſamen Lampe Schein
Matt flimmert, am feuchten Geſtein,
Dort ſenkten ſie Uffo ein,
Der dein Großohm. Der hat es erfahren.
Er liebte ſein Volk, d'rum übt er das Recht,
Mit ſtrenger Kraft, ſeinen treueſten Knecht,
Hinopfert er ihn, weil's die Satzung geboth.
Und ſtand dann allein, und traute auf Gott,
Der goß ihm den Kelch bis zum Rande voll Noth.
Erſt brach ihm ein tückiſcher Nachbar ins Land,
Die Zinnen der Hofburg röthet der Brand
Des Blachfelds. Dumpf rollet im Uferſand,
Der Krieg das blutige Schädelſpiel.
Raſch zog er hinaus, mit Edlen viel,
Doch Tauſender Glück war aufgefloh'n,
Im Rauch, bis der Friede heimgezoh'n.

Er fangt von Neuem zu bauen an,
Doch muß es der Vater vom Sternenplan,
Ganz anders gewägt und beſchloſſen han.
Es kam in giftigen Nebeln die Peſt,
Und ſaugt an die Herzen des Lands ſich feſt.

Der König ſchaut troſtlos vom hohen Balkon,
Die ausgeſtorbenen Gaſſen.
In Grabesſtill und Verweſungsduft,
Das welke Land, eine weite Gruft,
Und kann die Schickung nicht faſſen.
Und leiſ' ins heimlichſte Gemach,
Tönt es wie Röcheln des Todes ihm nach.
Den goldenen Scheitel bleicht ihm die Noth,
Doch faßt er ſich wieder, er traut ja Gott,
Der kann nicht die ſeinen verlaſſen.

Da ziſcheln zum Volke die Böſen:
„Laßt der Pflichten Bande uns löſen,
Die uns an das gottverworf'ne Geſchlecht
Eng ketten, daß volles Verderben
Mit ſeiner Straf' uns nicht werden möcht,
Noch die Enkel die Drangſale erben" —

Und ihr mitternächtliches Klopfen ſchreckt
Ihn auf vom ſpärlichen Schlummer,
Da brach ihm vor Kummer
Sein liebendes Herz.
Das Grab war der Lohn,
Von Uffo auf Erden,
Sein Qualenloos
Kann deines auch werden!

Wer weiß, ob vielleicht nicht jetzt ſchon im Kreis
Der trotzigen Vaſallen
Verrätherſprüche wallen?
Was ein tückiſcher Feind zu bereiten weiß?

Mein Volk das liebet mich feſt und heiß,
Ein feſter Wall ihre Bruſt mir iſt,
Gegen Feindesgewalt und Verrätherliſt!"
Das Volk? das trauert, das weint ſo lang,
Als vom Chore währet der Todtenſang.
Kaum iſt der Flor von der Kanzel gethan,
Kaum han die Altäre den Feyertag an,
So jubelt's ausgelaſſen froh.
Den Zithern und Pfeifen gleicht es ſo,
Die ſpielen ein Faſtnachts-, ein Oſterlied,
In einem Athem und Eifer mit.
Und nichts bleibt haften. Ein Wetterhahn
Iſt's. Hängt einer ſein Gewebe dran,
Gib acht, es wehe die leiſeſte Luft,
Er dreht ſich knarrend auf ſeinem Bein,
Und reißt ſein thöricht Geſpinnſte ein.
Ja ſchau nur finſter, und finſter drein,
Wieg ſinnend den Apfel der Macht in der Hand,
Gar ſelten iſt er Heſperiden-Frucht!
Ja ging's dir wie Uffo, die Rieſenwucht
Des goldenen Reifs wär' zu theuer zahlt.

Und ging's mir wie Uffo, mir ſchnitte der Schmerz
Tief um im Buſen voll Liebe,
Doch kenn' ich den Preis, der drüben mir winkt,
Den Troſt, der in Flammen mir bliebe,
Des Gewiſſens Lohn, du haſt es gewollt,
Nach dem Beſten gerungen, feſt, wie du geſollt;
Und ein Vater herrſcht auf dem Himmelsthron,
Der lenkt das menſchliche Treiben
Das Beſſere, würd' es nimmer durch mich,
Es kann doch nie unterbleiben,
Doch nur mit der Zeit wächſt gülden die Frucht,
Und ſänk' ich wie tauſend, erdrückt von der Wucht
Der Müh', Er wird es erfüllen
Den Wunſch, den er ſelbſt in dieSeele mir ſchrieb,
Nach der Palme von Eden mir ſtillen!"

Und der Pfaff, vom ſchimmernden Hochaltar,
Sprach dazu den heiligen Segen.
Pant hob ſich vom Thron, lang ſchlang ſich der Zug,
Zurück auf beteppichten Wegen.
Und es ward viel Großes und Gut's durch Pant,
Sein Volk ward glücklich, blühend ſein Land.
Daß d'rob noch die Enkel ſich freuten;
Und als man ihn einmahl entſchlafen fand,

Lebt' er lang in gutem Gedenken,
In jeglichem Herzen. Wie ihm möge Gott
Einen ſeligen Tod,
Und fröhliche Urſtänd' uns ſchenken.

K.

Das Brautbett.

Romanze.

Harrend ſteht auf hohem Söller
Donna Clara ſtundenlang.
Auf, Alonzo! eile ſchneller,
Denn es wird der Braut ſo bang.
Schön geſchmückt zur Hochzeitsfeyer
Wartet ſie, noch weilt der Freyer,
Und ſchon ſinkt die Sonne tief;
Spähend blickt ſie in die Ferne,
Doch nur blinke Silberſterne
Schauen ſehnend nach der Braut.

Unten in der Schloßcapelle
Prangt es ſchön in Feſtesglanz,
Hohe Kerzen leuchten helle,
Heller noch der Myrtenkranz.
Ringsum ſteh'n die Hochzeitsgäſte,
Die hierher zum hohen Feſte
Hat beſchieden froher Ruf.

Jungfrau'n auch, nach Myrtenzweigen
Sehnend ſich, und luſt'gen Reigen
Und dem freud'gen Ehrentag.

Vater, Mutter und Geſchwiſter,
Alle ſind ſie hoch erfreut.
Im Ornate weilt der Prieſter,
Iſt zum Segnen ſchon bereit,
Hat die Braut befreyt von Sünden,
Will nun mit der Stola binden,
Die das Herz verbunden hat.
Was ſich unten ſoll geſtalten,
Muß von oben ſich entfalten,
Und der Herr muß gnädig ſchau'n.

Aber noch nicht will ſich nahen
Don Alonzo, nicht die Braut
Mit des Gatten Recht umfahen,
Das der Himmel ihm vertraut. —
Wer fliegt dort auf hohem Rappen?
Seht ihr nicht Alonzo's Knappen?
Pedro iſt's, in haſt'ger Eil;
Und mit bangem ängſt'gen Rufen
Eilt ihm Clara auf den Stufen
Schnell entgegen, und er ſpricht:

„Den Alonzo iſt beſchieden
„Durch des Königs hohes Wort
„Hin zum Krieg im heißen Süden,
„Gen die Mauren muß er fort.
„Daß uns nicht der Sarazene
„Frech mit frevlem Mund verhöhne,
„Und der Halbmond trotzend ſteh',
„Daß ihm nicht zum wilden Raube
„Werde unſ'rer Väter Glaube,
„Und die Sitte, die er lehrt."

„Und nicht eher kann er kehren,
„Als bis er den Feind beſiegt,
„Bis die Heiden ſich bekehren,
„Und geſtürzt der Halbmond liegt;
„Dann kommt er mit Zimbelklängen,
„Und mit frohen Siegsgeſängen
„Jubelnd zu der Braut zurück.
„Dieſes ſollt' ich euch vermelden;
„Freuen mögt ihr euch des Helden,
„Dem die Chriſtheit wird vertraut."

Und die Gäſte rings erbleichen,
Ob der düſtern Trauerkund',
Clara nur gibt keine Zeichen
Irgend eines Schmerzes kund,

Und ihr Auge glänzet Frieden:
„Was der Herr mir hat beſchieden,
„Sey genehm, von ihm kommt all's.
„Bald führt er mit Zimbelklängen,
„Und mit frohen Siegsgeſängen
„Mir der Chriſtheit Retter zu"

Heim die Gäſte alle ziehen,
Stille wird's im Hochzeitshaus,
Ferne nur noch Fackel glühen,
Finſter iſt's im Hochzeitshaus,
Wo von tauſend Kerzen Strahlen
Sich in goldenen Pokalen
Brachen noch vor Stundesfriſt;
Statt des brauſend wilden Reigen
Herrſcht im Saale ödes Schweigen,
Nur der Mond erhellt die Wand.

Wo die goldnen Sporen klirrten
In des Schloſſes weitem Gang,
Flötenton und Zinken ſchwirrten
In den fröhlichen Geſang,
In des lauten Jubels Fülle;
Da tönt Clara's Guitarr ſtille
Aus dem öden Brautgemach;
Wo das Brautbett ſchön geſchmücket

Hat die Mutter, doch es drücket
Seine Dunen nur die Braut.

Don Alonzo eilt auf ſchnellen
Roſſen in die wilde Schlacht,
Damascenerklingen hellen
Leuchtend vor dem Zug die Nacht.
Roſſe ſchnauben, Schilde blinken,
Pfeile ſauſen, Feinde ſinken. —
Wem der Herr die Schlachten lenkt,
Dem muß bald ſich Sieg entſcheiden;
Allah! rufend flieh'n die Heiden,
Aber Allah hört ſie nicht.

Und daheim in ſtiller Kammer
Harret Clara jahrelang,
Und der ſtete Schmerz, der Jammer
Bleichet ihr die Roſenwang',
Und im ſtillen Liebesſehnen
Fließen heiße, heiße Thränen,
Daß der Augen Glanz erliſcht;
So wird wild von Regengüſſen
Duftend Veilchen fortgeriſſen,
Und verwelkt auf naſſem Grund.

Oft blickt ſie vom hohen Söller
Hin zum Süden, wo er weilt,
Und der trübe Blick wird heller,
Sieht von dorten hergeeilt
Nahen ſie Alonzo's Knappen
Schnaubend auf dem hohen Rappen,
Kündend ſeines Herren Sieg,
Wie ihn ſtets der Lorbeer kröne,
Doch wie er nur heim ſich ſehne
Nach der Myrte ſchönerm Kranz.

Tröſtend wird nun dem Betrübten
Eine Schärp' für ihn geſtickt,
Und ihr Bildniß dem geliebten
Kriegeshelden nachgeſchickt. —
Doch kein Bothe will mehr kommen,
Angſt wird ihr, die Bruſt beklommen,
Und das Herz ſchlägt ihr ſo bang,
Und bald naht die Unglücksſtunde,
Wo ſie hört die Trauerkunde:
„Don Alonzo lebt nicht mehr."

„Wo Quadalquavir die Fluthen
„Gießet über heißen Sand,
„Sahen wir den Helden bluten.
„Ach verwaiſt iſt nun das Land!

„Denn der wilde Sarazene
„Kommt blutdürſtend wie Hyäne,
„Alles ſtirbt der blinden Wuth,
„Seinen Halbmond wird er pflanzen,
„Wo im Kelch, in den Monſtranzen
„Sich der Herr hat offenbart."

Donna Clara horcht der Mähre,
Stumm ſteht ſie und leichenblaß,
Aus dem Aug' quillt eine Zähre,
Keine zweyte macht's mehr naß;
Und nach jahrelangem Harme
Nimmt der Tod ſie in die Arme,
Öffnet ihr das Brautgemach.
Hochzeit hält er ohne Tänze,
Statt der Myrten friſche Kränze
Schmückt die Braut Cypreſſenkranz.

Mitten in dem Saale hebet
Sich der Katafalk empor,
Den ein Seraph ſtill umſchwebet,
Und ein heil'ger Engelchor;
Um das Caſtrum ſteh'n gereihet,
Von des Prieſters Hand geweihet,
Kerzen düſterrothen Scheins;
Angethan im Hochzeitskleide

Glänzend von dem Brautgeſchmeide
Ruhet Donna Clara drauf.

Und drey Mönche bethen knieend
Bey der Leiche Tag und Nacht,
Und in frommer Andacht glühend
Wird nicht Speis und Trank bedacht,
Pſalmen ihnen leiſ' entklingen,
Die zum Gnadenthrone dringen,
Und der Seele Heil erfleh'n,
Vater, Mutter und Geſchwiſter
Knieen ſchwergebeugt und düſter
Vor dem Crucifix beym Haupt.

Bald wird man die Leiche tragen
In die öde Todtengruft,
Von des Hauſes lauten Klagen
Wird ringsum erfüllt die Luft.
Doch wer naht mit Zimbelklängen,
Wer mit frohen Siegsgeſängen
Sich dem düſtern Todtenhaus?
Horch! im Hofe Roſſes Hufen,
Sporen klirren auf den Stufen;
Don Alonzo ſtürzt herein!

Bey der Leiche ſtürzt er nieder,
Preßt ſie feurig in den Arm,
Ruft die Braut in's Leben wieder,
Doch ihr Herz ſchlägt nimmer warm.
Was im Lichte, dorten ſchwebet,
Wird vom Ird'ſchen nicht belebet,
Nicht von heiſſer Liebe Gluth.
Denn nur oben grünt die Liebe,
Unten herrſchen ſünd'ge Triebe,
Und auf Erden lebt der Tod.

Und mit ſchaur'ger Geiſterbleiche
Spricht Alonzo zu der Braut:
„Dort im ſtillen Todtenreiche,
„Wirſt du bald mir angetraut.
„Drum ließ mich aus Sclavenketten
„Gnadenreich der Herr erretten,
„Daß ich mir die Braut jetzt frey';
„Hergeeilt auf ſchnellem Schiffe,
„Jagend durch die Felſenriffe,
„Komm' ich zu dem Hochzeitsfeſt.

„Auch mit luſt'gen Zimbelklängen,
„Wie dir einſt die Kunde kam,
„Und mit frohen Siegsgeſängen
„Kehrte dir der Bräutigam

„Auf arab'ſchem Roſſe ſchnelle;
„Sieh! die Kerzen brennen helle,
„Und der Prieſter ſteht bereit,
„Auch das Brautbett ſeh' ich prangen,
„Düſter iſt's, und ſchwarz umhangen,"
„Clara komm zum Traualtar!"

So wie ihm der Laut entflogen,
Hat er auch geendet ſchon,
Und ein lichter Regenbogen
Schwingt die Seel' vor Gottes Thron.
Eingeſegnet werden Beyde,
Hinzugeh'n zur ew'gen Freude,
Beyde birgt daſſelbe Grabe;
Dieſes Brautbett ſieht man prangen,
Wie einſt Clara's Aug' und Wangen,
Jeden Frühling friſch umblümt.

Aloys Jeitteles.

Die Stadt der Treue.

Ballade.

Wer nahet, den Siegeskranz um das Haupt,
Von harfenden Engeln umſchwebet, — ?
Der Kaiſer, das Haupt mit Lorbern umlaubt,
Der Kaiſer iſt's, der ſich erhebet,
Der kühn ſich erhebet, und freundlich und mild
Auf bäumendem Roſſe, ein ruhiges Bild.

Er grüßet freundlich der Treuen Schaar,
Die jauchzend hin zu ihm ſich dränget,
Ein jeder ſtreut Weihrauch am Opferaltar
Der Herzen, die Wonne beenget —
„Der Vater, der Kaiſer, Franziscus iſt nah,
„Die alte Zeit, tönt es, iſt wieder da."

Die Thräne ſie quillt, die Thräne ſie rinnt,
Die ſchönſte auf Erden geweinet,
Die vor dem Throne des Ew'gen gewinnt,
Der Perle, der reichſten, ſich einet —
Weh dem, ſo die Luſt der Thränen gebricht,
Er kennet den Werth der Thräne nicht.

„Wohl haben wir viel des Guten geſchaut,
„Und viel des Guten genoſſen,
„Der neue Stern hat uns Segen gethaut,
„Doch der alte, dem Himmel entſproſſen,
„Der überglänzte des neuen Licht,
„Und der alte Glaube verließ uns nicht. —"

So ruft der Greis — der Jüngling ſich zu —
„Der Fittig des Adlers entſchwinget
„Zu Sonnenreihen in ſtolzer Ruh, —
„Der Adler Auſtriens dringet
„Durch Wolken hinauf, zur Wahrheit hinan —
„Aus der Welt entfleucht der verderbende Wahn." —

Frohlocken ertönet, und immer neu
Der Jubel von neuem erſchallet —
Der Ruf — „die entweihte Erde iſt frey" —
Bezeichnet die Bahn, wo er wallet.
Er wallt der Geſalbte, ein himmliſches Bild,
Aus den Sternen ſtrahlend freundlich und mild.

Die Schaar, geheiligt durch Liebesſinn,
Drängt nach dem eilenden Zuge,
Der raſch jetzt eilt an die Thore hin,
Als ging's im ſiegenden Fluge —
Da tritt aus dem finſter umgrauten Thor
Ein wunderliebliches Kind hervor.

So treten Engel aus himmliſchem Saal,
Verlaſſend die heimiſchen Brüder,
Und ſchwingen aus flammendem Sternenſtrahl,
Zur ſehnenden Erde ſich nieder —
Dem Kindlein folgt nach der Jungfrauen Schaar,
Geleitend es freundlich zum Opferaltar.

Ein Kränzchen, umwunden mit goldenem Band,
Von holden Vergißmeinnicht-Blumen
Hält hoch das Kindlein in frommer Hand —
Die jubelnden Schaaren verſtummen.
Es liſpelt ſo leiſ', wie der Abendwind,
Das wunderliebliche Engelskind. —

„O Vater, im Frieden vergiß uns nicht,
„Vergiß uns nicht Vater im Frieden," —
Und kaum die Worte zu End' es ſpricht,
Iſt ihm ſchon ein Hohes beſchieden —
Der Kaiſer beugt ſich vom Roſſe geſchwind,
Und rufet — „herauf, herauf mir das Kind!" —

Und er hält auf ſeinem bäumenden Roß,
Das Kindlein in ſicheren Händen,
Ihm nach folgt der Reiter keuchender Troß,
Als wollte nimmer er enden —
Das Kindlein, der Macht nun nimmer beraubt,
Setzt jauchzend den Kranz auf des Kaiſers Haupt.

Und Alles jauchzt mit, und Alles iſt froh,
Und in das Geläute der Glocken
Schallt's laut, wie Donnerton: „Franz lebe hoch! —
„Wie ziert ihn der Kranz in den Locken, —
„Wohl zierte noch keinen der Lorber ſo ſchön,
„Von allen den Fürſten, die wir geſehn.“

Da ragt hoch der Dom an die Wolken hinan,
Stolz thronend am himmliſchen Bogen,
Was Menſchen ſich dünken im ſtolzen Wahn,
Hoch oben, dort wird es gewogen,
Der Kaiſer, er folgte dem heil'gen Geboth,
Und ſchauet frey aufwärts zum richtenden Gott.

Es brennen die Kerzen am Hochaltar,
Und Weihrauch-Opfer erglühen,
Es nahet der Prieſter im goldnen Talar,
Ihm nach die Geheiligten ziehen,
Und Pauken wirbeln zum Glocken-Klang,
Und die Orgel ſtimmt an den heil'gen Geſang.

Da tritt in die Bügel der Kaiſer, und ſchwingt
Sich abwärts vom bäumenden Pferde,
Es beuget der Knecht vor dem Herrn ſich, dem ſingt
Das Loblied die jubelnde Erde,
Der Kaiſer heiligt den heiligen Ort,
Und der Prieſter nimmt jetzt ſich Kraft zum Wort.

Doch Thränen erlahmen die Kraft zum Wort,
Ihn prüfet die Macht der Gefühle,
Und ſchaue dahin, und ſchaue dort,
Die Menge wird ruhig und ſtille —
Franz, lispelt nur leiſe der Fühlenden Mund,
Und Thränen verſiegeln den heiligen Bund.

Die Thräne ſie quillt, die Thräne ſie rinnt,
Die ſchönſte auf Erden geweinet,
Die vor dem Throne des Ew'gen gewinnt,
Der Perle, der reichſten, ſich einet —
Weh dem, ſo die Luſt der Thräne gebricht,
Er kennet den Werth der Thräne nicht.

Es perlet dem Kaiſer, dem Vater Franz,
Die Thräne über die Wangen,
Die Thräne, die mehr ihn ſchmückt, als der Kranz
Der Lorber, die grünend ihm prangen.
Aus oben ſchauen die Engel herab,
Und ſchauen die Welt ein wonniges Grab. —

Denn ſtill iſt's, und keine Lippe ſich regt,
Nur die Blicke, die lebenden, ſprechen,
Der Kaiſer von Luſt und Wonne bewegt,
Will die Stille, die heilige, brechen —
Aus innen tönt ſchon in Andacht der Chor,
Und der Kaiſer hält hoch das Kindlein empor.

Laut ſpricht er, hochauf zum Himmel den Blick,
Ein Gott in die heilige Stille —
„Wohl kehr ich zu euch, ihr Lieben zurück,
„Und finde der Lieben ſo viele,
„Ich finde ſo traulich kindlichen Sinn,
„Als zög' ich in mein getreues Wien." —

Und Wirbeln und Trommeln, Drommetenſchall,
Und Jubel der trunkenen Menge —
„Dich loben wir Gott," ertönt's durch die Hall'
Des Domes zum Feyergepränge —
„Dich loben wir Gott zu jeder Stund,
„Du knüpfteſt, bewahrteſt, und heiligſt den Bund."

Dem Ende naht ſich das heilige Feſt,
Der Kaiſer tritt fromm aus der Halle,
Der Ruh iſt geweihet des Tages Reſt,
Behüthen wollen ihn Alle,
Den Tag und den Kaiſer; die Krieger ſteh'n,
Und harren des Rufes, zum Ziele zu geh'n.

Der Kaiſer aber auf bäumendem Roß'
Eilt hin zu den ſtattlichen Schaaren,
Und freundlich lautet ſein Wort und groß —
„Dank euch, die ihr mich wollt bewahren,
„Nicht Schwerter bedarf ich, wo Treue mir lebt,
„Ihr ſchützender Engel mich ſchirmend umſchwebt."

Er blickt auf's Kindlein, das ihm zum Altar
Die Bahn mit Blumen beſtreuet,
Sein Blick gilt der Menſchheit, der heilig und wahr
Das Opfer er heilig geweihet —
„Mein Hirt iſt die Treue, die Kinder allein,
„So ſpricht er, ſollen mir Wache heut ſeyn.“ —

Ph. Millauer.

Der Liedler.

Romanze.

„Gib, Schweſter, mir die Harf' herab,
Gib mir Biret und Wanderſtab,
Kann hier nicht fürder weilen!
Bin ahnenlos, bin nur ein Knecht,
Bin für die edle Maid zu ſchlecht,
Muß ſtracks von hinnen eilen!

„Still, Schweſter, biſt Gottlob! nun Braut,
Wirſt morgen Wilhelm angetraut,
Soll mich nichts weiter halten!
Nun küſſe mich, Leb' Trude wohl!
Dieß Herze, Schmerz und Liebe voll,
Laß Gott den Herrn bewalten!"

— Der Liedler zog durch manches Land,
Am alten Rhein, am Donauſtrand,
Wohl über Berg' und Flüſſe!
Wie weit er flieht, wohin er zieht,
Er trägt den Wurm im Herzen mit,
Und ſingt nur Sie, die Süße!

Und er's nicht länger tragen kann!
Thät ſich mit Schwert und Panzer an,
Den Tod ſich zu erſtreiten:
Im Tod iſt Ruh! im Grab iſt Ruh'!
Das Grab deckt Herz und Wünſche zu;
Ein Grab will er erreiten!

— Der Tod ihn floh, und Ruh ihn floh;
Des Herzogs Panner flattert froh
Der Heimath Gruß entgegen;
Entgegen wallt, entgegen ſchallt
Der Freunde Gruß durch Saat und Wald,
Auf allen Weg' und Stegen.

Da ward ihm unterm Panzer weh,
Im Frühroth glüht der ferne Schnee
Der heimiſchen Gebirge;
Ihm war, als zög's mit Hünenkraft
Dahin ſein Herz, der Bruſt entrafft,
Als ob's ihn hier erwürge!

Da mocht' er's fürder nicht beſteh'n!
„Muß meine Heimath wiederſeh'n,
„Muß Sie noch einmahl ſchauen!“
Die mit der Minne Roſenhand
Sein Herz an jene Berge band,
Die herrlichen, die blauen!

Da warf er Wehr und Waffe weg,
Sein Rüſtzeug weg in's Dorngeheg'.
Die liederreichen Saiten,
Die Harfe nur, der Süßen Ruhm,
Sein Klagepſalm, ſein Heiligthum,
Soll ihn zurück begleiten.

Und als der Winter trat in's Land,
Der Froſt im Lauf die Ströme band,
Betrat er ſeine Berge;
Da lag's ein Leichentuch von Eis,
Lag's vorn' und neben todtenweiß,
Wie tauſend Hünen-Särge!

Lag's unter ihm, ſein Mutterthal,
Das gräflich Schloß im Abendſtrahl,
Die Süße d'rinn geborgen!
Glück auf, der Alpe Pilgerruh
Winkt heute Ruh dir Ärmſter zu,
Zur Veſte, Liedler morgen!

„Ich hab nicht Raſt, ich hab nicht Ruh,
Muß heute noch der Feſte zu,
Wo Milla d'rin geborgen!“
Biſt ſtarr und blaß! „Bin todtenkrank,
Heut iſt noch mein! Todt, Gott ſey Dank,
Todt find't mich wohl der Morgen!“

Horch Maulgetrab', horch Schellenklang
Vom Schloß herab, der Alp' entlang
Zog's unter Fackelhelle;
Ein Ritter führt, ihm angetraut,
Führt Milla heim als ſeine Braut:
Biſt Liedler ſchon zur Stelle!

Der Liedler ſchaut', und ſank in ſich;
Da bricht und ſchnaubet wüthiglich
Ein Wehrwolf durch's Gehäge,
Die Maule flieh'n, kein Zaum ſie zwingt,
Der Schecke ſtürzt, weh! Milla ſinkt
Ohnmächtig hin im Wege. —

Da riß er ſich, ein Blitz, empor
Zum Hort der Heißgeminnten vor!
Hoch auf des Unthiers Nacken
Schwang er ſein theures Harfenſpiel,
Daß es zerſplittert niederfiel,
Und Nick und Rachen knacken.

Und wenn er ſtark, denn Simſon wär,
Erſchöpft mag er und ſonder Wehr
Den Grimmen nicht beſtehen!
Vom Buſen, vom zerfleiſchten Arm,
Quillt's Herzblut nieder, liebewarm,
Schier denkt er zu vergehen.

Ein Blick auf Sie! und alle Kraft
Mit einmahl er zuſammenrafft,
Die noch verborgen ſchliefe,
Ringt um den Wehrwolf Arm und Hand,
Und ſtürzt ſich von der Felſenwand
Mit ihm in ſchwindle Tiefe. —

Fahr, Liedler, wohl! auf ewig wohl!
Dein Herze, Schmerz und Liebe voll,
Hat Ruh im Grabe funden!
Das Grab iſt aller Pilger Ruh,
Das Grab deckt alle Wunden zu,
Macht alles Leids geſunden!

K.

Graf Breuners Tod. *)

1716.

„Auf Brüder, ſchon rauſchet mit goldenen Schwingen
„Der herrlichſte Sieg uns entgegen!
„Jetzt gilt es mit Kraft um das Höchſte zu ringen!"
So ruft, und entblößt ſeinen Degen
Graf Breuner; er ſah ſeine Schaaren
Verzagt ob der dräu'nden Gefahren,
Da faßt er die Fahn' mit der Linken,
Läßt flackernd den Adler erblinken,

Und ſprenget voran auf dem ſchnaubenden Roſſe
Hinein, wo der Halbmond erglänzet;
Kühn naht er dem feindlichen Heereskoloſſe,
Zur Bahn, die der Lorber bekränzet.
Er trennt die osmanniſchen Reihen,
Entſchloſſen, dem Tod ſich zu weihen
Für Öſterreich, oder zu ſiegen!
Doch nimmer dem Feind ſich zu fügen.

---

*) Declamirt auf dem k. k. Hoftheater in Wien von Herrn Heurteur.

Doch wehe! da ſtrauchelt ſein Roß, und ſtürzt nieder,
Und eh' er vom Sturz ſich kann heben,
Iſt er ſchon (entfernt war die Schaar ſeiner Brüder)
Von wüthenden Feinden umgeben;
Schnell ſchlägt man den Helden in Ketten;
Nichts kann nun den Kühnen mehr retten.
Wild ſchnaubt der Vezier ihm entgegen:
„Laß ſehn, was dein Gott wird vermögen!

„Schnell kettet Osmann ihn dort an die Eiche,
„Dort mag er das Schlachtfeld beſchauen,
„Und ſeh'n, wie der Adler dem Monde entweiche,
„Doch ſchnell ſey die Kette zerhauen,
„Wenn er zum Propheten ſich wendet;
„Den Irrthum, der iezt ihn verblendet,
„Muß er und den Kaiſer verlaſſen,
„Wo nicht, an der Eiche erblaſſen.“

Verachtend erwiedert Held Breuner: „Barbaren,
„Wie könnt ihr ſo Schmähliches hoffen!
„Treu halt' ich am Glauben, in Tod und Gefahren,
„Es bleibt ja der Himmel mir offen!
„Nie will meinen Adel ich ſchänden;
„Gott gibt mir die Kraft zu vollenden.
„Eugen, und der Adler wird ſiegen,
„Und du, und dein Halbmond erliegen.“

Und wüthend vernimmt der Vezier dieſe Sprache,
Ruft ſchäumend: „Das ſollſt du bereuen!
„An dir will ich ſätt'gen die glühendſte Rache
„Als Opfer dem Schlachtgott dich weihen!
„Und ſoll dein Eugen heute ſiegen,
„Und Muhammeds Söhne erliegen,
„Dann Frevler, erblickeſt du nimmer,
„Der Sonne erfreulichen Schimmer."

Da ſprengt er zur Schlacht, doch der Graf bleibt bewachet,
Er blicket ſtill bethend gen Himmel;
Doch wie in der Ferne der Donner erkrachet
Vom blutigen Schlachtengetümmel,
Da glänzen ihm feurig die Blicke;
Ergrimmend bemerkt dieß die Tücke
Der Wächter; — die Marter beginnet;
Ein Schuß — und ſein Heldenblut rinnet.

Es reiſſen die Pfeile ihm ſchmerzliche Wunden;
So martern den Helden die Feigen.
Doch noch war das Leben nicht ganz ihm entſchwunden,
Noch war ſein Bewußtſeyn ihm eigen.
Zum Himmel erhebt er die Hände:
„Allmächtiger Vater! vollende!
„Doch laß, eh' in's Grab ich muß ſteigen
„Den Sieg meinem Auge ſich zeigen."

Da nahet ein Reiter im flüchtigſten Jagen:
„Schnell rettet euch; wir ſind verloren.
„Eugen hat die Söhn' des Propheten geſchlagen;
„O! wären wir nimmer geboren!"
Und ſchwimmend im Blute — mit Mühe —
Sinkt Breuner jetzt auf ſeine Kniee.
„Victoria!" ruft er; — da blinket
Ein Pfeil ihm durch's Herz — und er ſinket.

F. C. Weidmann.

II.

Sonnette.

Paſſion.

Vier Sonnette von Deinhardſtein.

1.

Vorbereitung.

Am Leidensberg, von düſter'm Grün umfloſſen,
Kniet Jeſus Chriſt; — des Abends letzte Strahlen,
Die mild den Saum des öden Dunkels mahlen,
Sind ob dem Haupt des Dulders ausgegoſſen.

„Mein Vater ſende Kraft in ſolchen Qualen!
„Das Leben geb' ich dir ja unverdroſſen,
„Wenn es dein ew'ger Wille hat beſchloſſen,
„Mit meinem Blut die Schuld der Zeit zu zahlen!"

Und wie er fleht, da ſteigt ein Engel nieder;
Tod weht aus ſeinem nächtlichen Gefieder,
Und einen Becher hält er in den Händen.

„Da nimm ihn hin, er iſt gefüllt mit Leiden."
Und Chriſtus ſpricht: „Dort leben meine Freuden;
„Der Vater will's; gib ihn — ich muß vollenden."

2.

Kreuzigung.

Es kommt die Nacht, und keine Sterne ſcheinen;
Er hangt am Kreuz, dem Vater treu ergeben;
Wie Ungewitter um die Sonne, ſchweben
Die Miſſethäter um den ewig Reinen.

Johannes und Maria ſteh'n mit Beben
Am Kreuzesſtamm; — ſie kann vor Schmerz nicht weinen;
Im Scheiden will ſie ſich mit ihm vereinen; —
Was iſt der Mutter ohne Sohn das Leben?

Es ſteh'n um ſie, die ihn gekreuzigt; ſchauen
Des Herren Qual, und lachen ſeiner Schmerzen;
Vor ihrer Wuth, ſoll er im Tod nicht ruh'n.

Er aber blickt in Liebe und Vertrauen
Zum Vater auf, und ruft aus vollem Herzen:
„Vergib! ſie wiſſen nimmer, was ſie thun!"

3.

Grablegung.

Nun er in Lieb' das Leben hingegeben,
Befaßt die Schuldbelad'nen grauſes Bangen;

Die Finſterniß kommt purpurn aufgegangen,
Daß Erde und Meer im Fieberſchauer beben.

Die Frauen nah'n den Leichnam zu empfangen,
In ſeiner Leiden ſtillen Port zu legen;
Mit Spezereyen wollen ſie ihn pflegen, —
Doch Thränen rinnen auf des Mittlers Wangen.

Nur um die Leiche flehen ſie — vergebens; —
Der Feinde Gier will ſelber die nicht miſſen,
D'rum ſtehen Wächter an des Grabes Pforte.

Jetzt wie ſie die mit Steinen engverſchließen,
Wird's immer dunkler an dem heil'gen Orte; —
Und Todesnacht umfängt den Herrn des Lebens.

4.

Auferſtehung.

Der Herr beſtand des bittern Tods Beſchwerde,
Da öffnet leiſe ſich das Grabmahl wieder;
Ein heller Glanz ſtrömt um des Siegers Glieder,
Die Jünger neigen bethend ſich zur Erde.

Aus klaren Wolken ſteigen Engel nieder,
Des Himmels Gruß in heiliger Geberde;

Und wie der Herr emporſchwebt von der Erde,
Erklingen jubelnd Cherubinen-Lieder.

Es ſtarb der Menſch, daß ſich der Gott erhebe,
Geſtillet iſt ſein brünſtiges Verlangen,
Daß er der Liebe Märtyrkron erſtrebe.

Nun ſtrahlt der Herr in ſeiner ew'gen Klarheit,
Und ſehnend öffnet ſich, ihn zu empfangen,
Das heit're Land der Liebe und der Wahrheit.

An ein Mädchen.

(Sonnet.)

Des Mundes Lieblichkeit, ſein reitzend Schweigen,
Süßredend Lächeln, den Blüthenglanz der Wangen,
Die Sternenaugen, das Antlitz, ſanft umfangen
Von reicher Lockenfülle dunklen Zweigen.

Des Buſens Früchte, die ungeſeh'n ſich zeigen
In Ebb' und Fluth von Fürchten und Verlangen,
Und alle Reitze, wo und wie ſie prangen,
Glückſelig, wer ſie haben darf ſein eigen! —

Mich aber zwingſt du magiſch her, o Qualen!
Mit gier'ger Sehnſucht ſtets in heißer Nähe,
Doch ewig fern, ſie eitel zu betrachten! —

Erſtarren in des Mittags Flammenſtrahlen,
Vor Durſt am vollen Labequell verſchmachten,
Bringt nicht ſo herbe Pein, ſo bittres Wehe! —

J. C. Bernard.

Trennung ohne Wiederſehen.

Noch einmahl konnt' ich ihr ins Antlitz blicken!
Noch einmahl ihrer Augen Himmel ſchauen:
Vorüber flog ſie zu entfernten Auen,
Und Schmerz war meiner Seele letzt' Entzücken.

Kein Traum der Hoffnung mag mich mehr beglücken,
Das Herz darf nimmer ſüßem Wahn vertrauen,
Kein trunk'ner Wunſch ſich Liebeshimmel bauen,
Und Freude nie das todte Leben ſchmücken.

Vergeblich war der Jugend ſchönſtes Streben,
Des Herzens holde Heimath iſt verloren;
Fremd muß es ſich von ſeiner Liebe wenden!

So ſey ſein Recht auf ewig abgeſchworen!
Auf will ich meiner Freuden Anſpruch geben,
Und ungeliebt das eitle Leben enden!

J. C. Bernard.

Die erſte Liebe.

Die erſte Liebe füllt das Herz mit Sehnen
Nach einem unbekannten Geiſterlande,
Die Seele gaukelt an dem Lebensrande,
Und ſüße Wehmuth netzet ſich in Thränen.

Da wacht es auf, das Vorgefühl des Schönen,
Du ſchauſt die Gattinn in dem Lichtgewande,
Geſchlungen ſind des Glaubens leiſe Bande,
Und Tage rieſeln hin auf Liebestönen.

Du ſiehſt nur ſie allein im Wiederſcheine,
Die Holde, der du ganz dich hingegeben,
Nur ſie durchwebet deines Daſeyns Räume!

Sie lächelt dir herab vom Goldgeſäume,
Wenn ſtille Lichter an den Himmeln ſchweben,
Der Erde jubelſt du: „Sie iſt die Meine!“

Guſtav Fellinger.

III.

Miethen und Allegorien.

Des Kindes Fahrt zum Himmel.

Der Zeit nach iſt Erfahrung die erſte Kenntniß des Menſchen.
Kant.

Im Frühling war's, am Meeresſtrand,
Da ſtand ein holder Knab' und weinte;
Ein Schiff aus ſeinen Augen ſchwand,
Er wähnt', daß ſich's dem Himmel einte:
„Dich bringt des Kahnes ſchneller Lauf
„Dahin, wo reine Englein thronen?
„Warum, ach! nahmſt du mich nicht auf?
„Bey ihnen will ich mit Dir wohnen!“

So ſtöhnt' er ihm vom Strande nach,
Dem ihm entrückten Spielgenoſſen;
Bleibt harrend an dem Ufer wach,
Wo bunt um ihn die Blumen ſproſſen. —
Zur Freude Gott die Blumen ſchuf!
Umſonſt! ſein Herz erfüllet Sehnen,
Er lauſcht dem ſüßen Freundesruf;
Die Blumen trinken ſeine Thränen!

Sein Spielgenoß, ein muthig Kind,
Von einem Greiſen raſch geführet,
Ward tief, als Well' und Abendwind
Das Land dem Aug' entzog, gerühret:
„Ach, einſam bin ich! Schauerhaft
„Ertönt der Meereswogen Rauſchen;
„Der Erde wünſcht' ich mich entrafft,
„Den Himmel wollt' ich dafür tauſchen!"

„Mich überrieſelt Ahnungsgrau'n;
„Vom ſtummen Himmel eingeſchloſſen,
„Iſt rings, wohin die Augen ſchau'n,
„Nur feſſelnd Waſſer ausgegoſſen!
„O, Alter! dieß verlangt' ich nicht!
„Den Himmel wollt' ich hier erreichen;
„Wo mir der Spielgenoß gebricht,
„Da ſollen ihm die Englein gleichen."

So klagt das Kind; ſein Schmerz iſt groß;
Es fühlt, was in dem Tauſch verloren;
Vom Auge nur die Thräne floß,
Sie ward im Herzen tief geboren;
Sie ſinkt bis in des Meeres Grund,
(Ein Gott will ſie der Zukunft ſparen!)
Es ſaugt ſie dort der Muſchel Mund,
Dieß Schmerzenskleinod zu bewahren.

Der Schiffer bricht den ſtummen Ernſt:
„Mir wollteſt du dich froh vertrauen? —
„Daß du den Himmel kennen lernſt,
„Führt' ich dich her, ihn ſelbſt zu ſchauen.
„Was dir der Ferne Täuſchung both,
„Entrücket dir der Nähe Schweigen;
„Der Wünſche Wirklichkeit iſt todt,
„Den Göttern bleibt die Zukunft eigen!"

Er ſprach's, und lenkt zurück den Kahn;
Das Kind durchzücket dunkle Wahrheit,
Den Greiſen will es nun umfah'n,
Ihn, dankend, bitten um die Klarheit.
O, weh! des Kahnes Ruder ſchnellt
Es über Bord; es ſinkt zu Boden! —
Wohl nimmer ſieht's die Blumenwelt!
Und wird der Himmel nun dem Todten? —

Ihm ſprang mit Haſt der Alte nach,
Der Schiffer, ein bewährter Schwimmer;
Der Wellen Grab ſein Arm durchbrach. —
Das Kind erreichet er wohl nimmer!
Und, wenn den Lieben er erreicht,
Wie rettet er ſich aus den Wellen?
Den Kahn entführt der Wind nun leicht,
An Klippen wird er ihn zerſchellen! —

„Was wird daher an Meeresrand
„Dem Schwane gleich, zu mir gezogen?
„Was hebt empor die feſte Hand
„Aus aufgethürmten Meereswegen?
„Und näher, näher kommt es ſchon!
„Erhört ein Engel meine Klagen?
Werd' ich zu meiner Sehnſucht Lohn,
„Von ihm zum Himmel hingetragen?"

So ſeufzt am Strand der Knabe noch,
Es ſchwindet ſeiner Täuſchung Schimmer;
Ein Kind, ſein Liebling iſt's, hält hoch
Empor, der kühnſte aller Schwimmer. —
Erſchlaffe nicht! der Ferne Reſt
Wirſt du bald überwunden haben;
Dich lohnt der Kleinen Herzensfeſt! —
Es lebt das Kind! Es winkt dem Knaben!

„Dich hab' ich wieder! Ach, ſieh her,
„Die Blumen zeigen meine Thränen!
„Sprich, wohin führt das hohe Meer?
„Und ſtillt der Himmel unſer Sehnen?"
Der Greis nun zu dem Knaben ſpricht:
„Zu Schmerzen führt dein kühnes Fragen!
„Dort locket eines Himmels Licht,
„Zu Meeresgrund wird man getragen!"

Als jener ob der Antwort ſtaunt,
Erhohlt das Kind ſich; ſieh, es lächelt;
Der Buſen hebt ſich; frohgelaunt
Spricht's nun, was dort der Tod gerächelt:
„Die Ferne biethet täuſchend Glück!
„Uns darf ſie wohl den Himmel zeigen;
„Wir eilen nach, er flieht zurück! —
„Ach abwärts muß der Menſch ſich neigen!"

„Viel ſchöne Blumen blühen hier,
„Die deiner Sehnſucht Thränen tränken!
„Des Meeres Gott gab Perlen mir
„Zu meines Strebens Angedenken!
„Auch Thränen ſind, von mir geweint,
„Des Schmerzens unvergänglich Zeichen:
„Der Thau an deinen Blumen ſcheint
„Der Perle nur durch Trug zu gleichen."

A. Zettler.

IV.

Sagen und Legenden.

Ebersbrunnen.

Nach einem öſterreichiſchen Mährchen *).

Horch! Mitternacht!
Da draußen tobt es, und ſtürmt, und kracht;
Hier innen entſchläft zum Tode das Leben,
Draußen die Todten vom Schlummer ſich heben.
Der Wetterhahn ſchwirrt,
Das Fenſter klirrt,
Kein liebes Sternlein will funkeln,
Doch flackern Flammen im Dunkeln.

Schon praſſelt es nieder vom Fichtenwald,
Die flackernden Flammen geſtalten ſich bald,
Ein häßliches Weib,
Mit brennendem Leib
Entbrauſet voran
Wie Nachtorkan;
Ein glühender Eber mit ſchnaubender Haſt
Begleitet die Alte ſonder Raſt;

---

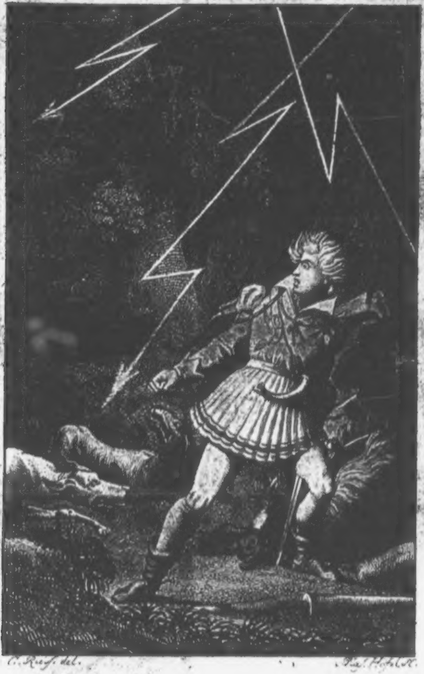
*) Ebersbrunn, ein kleiner Ort nicht fern vom Manhartsberge, ausgezeichnet durch einen in ſeiner Mitte aufquellenden Brunnen, iſt der Schauplatz und die Heimath dieſes Mährchens.

Und hinterdrein
Ein Mägdelein
Mit Lanz und Schild
Verfolgt das Wild.
Das Mägdlein jammert in Klagetönen,
Und drüben vom Brunnen ſchallet mit Stöhnen
Ein ſchneidendes Ach
Dem Mägdlein nach.
Was iſt's, ſo die Maid und der Brunnen beklaget?
Der Eber — der Eber wird gejaget!

1.

„Laß, Mutter, mich geh'n,
O laß mich geh'n,
Den wüthigen Eber zu jagen!
Laß mich hinaus
In Nacht und Graus,
Ich muß den Eber erſchlagen.”

O bleibt zu Haus,
In Nacht und Graus
Iſt nimmer der Eber zu jagen;
Es gilt dein Blut,
Dein junges Blut,
Willſt du den Eber erſchlagen.



C. Ruſs del. Jac. Hyrtl sc.

„Und gilt es Blut,
So gelt' es Blut,
Seh ich nur den Eber im Staube.
Dem feſten Sinn
Iſt That Gewinn,
So ſteht mein männlicher Glaube.“

Dem feſten Sinn
Iſt That Gewinn,
Wohl denk' ich den Eber im Staube;
Doch heißes Blut
Iſt nimmer gut,
So ſteht mein weiblicher Glaube.

„Das Weib verzagt,
Der Mann nur wagt,
Im Wagen iſt einzig das Leben,
Ich geh' hinaus
In Nacht und Graus,
Das Andre wird ſich wohl geben.“

O bleibe doch
Nur heute noch,
Die Warnung der Mutter iſt Segen!
„Ich kann nicht mehr,
„Es drängt zu ſehr,
„Hurrah! den Fichten entgegen!“

Wie tobt es doch draußen! es ſtürmt und kracht,
Die Todten durchſchwärmen die Mitternacht,
Der Wetterhahn ſchwirrt,
Das Fenſter klirrt,
Schon flackert es brauſend bergunter,
Der flammende Jäger iſt munter!

Am Brunnen d'rüben da wimmert ein Ach
Dem Jäger entgegen, dem Jäger nach,
Was iſt's, ſo der Brunnen beklaget? —
Es wird der Eber gejaget!

2.

Hurrah, mein Roß, mach fort, mach fort!
Noch ſind wir nicht am rechten Ort,
Zu licht iſt das Gehäge;
Du biſt auch heute ſo träge!

Hurrah, mein Roß, was ſchnaubeſt du?
Für uns iſt nimmer Raſt und Ruh,
Bis wir den Eber haben,
Sein Blut ſoll weidlich uns laben.

Was bäumſt du dich, mein Roß, ſo ſehr?
Was achteſt du den Sporn nicht mehr?
Ha, ſieh, die Drillingseichen,
Die ſind dem Jäger das Zeichen.

Was tobſt du Herz? was glühſt du Blut?
Es geht zur Jagd, nun iſt's ja gut!
Der Drillingseichen Grauen
Die ſollſt du ritterlich ſchauen.

Der Eber ſteigt herauf den Damm,
Und reibt der Eichen alten Stamm;
War dir, mein Eber, ſchwühle?
Geduld, ich ſchaffe dir Kühle!

Was regt doch in den Büſchen ſich?
Es ziſchelt rechts und links um mich;
Geſpenſtiſches Gewirre,
Mich machſt du nimmermehr irre.

Hollah, ihr Hunde, friſch hinan!
Den ſchwarzen Eber haltet an,
Sein Blut ſoll roth ihn färben,
Ich wag's auf Leben und Sterben.

Ha, winſelſt du, verruchte Brut?
Haſt du zu Poſſen nur den Muth,
So flieh aus meinen Augen,
Mir kannſt du nimmermehr taugen.

So recht, du Donner, rolle nur,
Und brülle Tod in die Natur,
Ja müßt' ich ſelbſt erblaſſen,
Den Eber laß mich nur faſſen.

Hinan, mein Pferd, hinan! hinan!
Laß wüthen Donner und Orkan,
Will ſchon die Welt vergehen,
Sie ſoll als Sieger uns ſehen.

Wie, feiges Thier, du regſt dich nicht?
Stirb, ſtirb, entartetes Gezücht,
Und ſey der Raben Speiſe!
So halt' ich Feigheit im Preiſe.

Ihr Blitze flammet, flammet nur,
Ihr hellet mir des Wildes Spur;
Ha flamme Kreutzes-Zeichen!
Dir wird der Mann nicht erbleichen.

Hollah, du ſchwarzer Eber mein,
Ich ſteh' — ich ſtehe dir allein;
Da nimm die erſten Proben,
Den Meiſter ſollen die loben.

Wie das? Umſonſt? — Mein Speer entzwey?
Der Eber aller Wunden frey?
Doch wendet er ſich feige,
Und ſtürzt durch Büſch' und Gezweige.

O fliehe nur in ſchnöder Haſt,
Ich folg' — ich folge ſonder Raſt,
Und ging' es ins Verderben,
Ich wag's auf Leben und Sterben.

Ey ſo wüthe Donner, Bliz, Orkan!
Geſpenſter alle zieht heran!
Mein gutes Schwert zur Seite,
Verfehlt' ich nimmer die Beute.

So recht! der Forſt heult ſchauerlich,
Schon fliehen hundert Eber mich;
Der ſchwärzeſte ſoll fallen,
Zugleich der größte von allen.

Bergauf, bergab; thalaus, thalein!
Nun in die tiefſte Schlucht hinein!
Will das zur Hölle gehen?
Wenn auch — was muß, wird geſchehen!

Und wilder, wilder wird die Schlucht,
Mein Auge Wahrheit, Klarheit, ſucht;
Schon machet das Gewirre,
Der Ebersbilder mich irre.

Horch! horch! da rauſcht ein Brunnen klein!
Ein Eber ſchlägt des Quelles Stein!
O Schmach, noch nie erfunden!
Nun ſind die Eber verſchwunden.

O wie ſchallt wehmüthig laut
Drüben am Brunnen der klagende Ton;
So klagt die Mutter um ihren Sohn,
So klagt um den Jüngling die liebende Braut.

Und ein ſchneidendes, herzzerreiſſendes Ach,
Weinet der Klag' aus dem Walde nach.
Was iſt's, ſo der Wald, der Brunnen beklaget? —
Der Eber ward gejaget!

3.

Mutter, es iſt ein Fremder draußen,
Ein wack'rer Rittersmann,
Er ſpricht ein Obdach an,
Unfreundlich iſt das Wetter draußen;
Mutter, laß ihn zum Feuer herein!
„Nein!"

Mutter, ſey hold dem Ritter draußen!
Es träuft ſein Wams von Naß,
Von Froſt iſt er ganz blaß,
Gar tobend iſt das Wetter draußen;
Mutter, o Mutter, laß ihn herein!
„Nein! Nein!"

Mutter, der junge Ritter draußen
Iſt wahrlich matt und krank,
Braucht Pfleg und Labetrank,
Und ſchrecklich iſt das Wetter draußen;
Mutter, o Mutter, laß endlich ihn ein!
„Nein! Nein! Nein!

Was ſoll ich beginnen?
Was ſoll ich ſagen?
Ich will es wagen,
Und laß ihn nach innen.
Zwar ſitzt ſie am Feuer
Mit glühender Wange,
Und ſchürt die Gluth;
Das macht mir bange;
Das iſt nicht geheuer,
Iſt nimmer gut!

Mädchen, was ſchauſt du ſo ſtier zu Boden?
Mich däucht, du haſt gewagt,
Was ich dir unterſagt;
Mädchen, was ſchauſt du ſo ſtier zu Boden?
Ließeſt du den Fremden ein?
„Nein!"

Mädchen, du lügſt, das ſagt dein Erbleichen!
In deinem Kämmerlein,
Pflegt der Ritter ſein;
Mehr noch bedeutet vielleicht dein Erbleichen,
Ließeſt du auch in's Herz ihn ein?
„Nein! Nein!"

Mädchen, was ſoll dein Erbleichen, Erröthen?
Weh ihm, hat er dein Herz!
Es bring' ihm wilden Schmerz!
Mädchen, was ſoll dein Erbleichen, Erröthen?
Bangeſt du ſchon für den Liebſten dein?
„Nein! Nein!"

Hat ſie ihn erkoren,
Hat ſie ihn gewonnen,
So hat es begonnen,
So ſind ſie verloren!
Zu mächtige Sterne,
Hat er im Geleite,
Die feinden mich an;
Und was ich auch ſtreite,
Sie bleiben nicht ferne,
Sie dräuen heran.

Und fortan jammert ſchrecklich laut,
D'rüben vom Brunnen der Klageton;
So klaget die Mutter um ihren Sohn,
So klagt um den Jüngling die liebende Braut.

Und ſchneidender wimmert vom Walde das Ach,
Der klagenden Stimm' am Brunnen nach!
Was iſt's, ſo der Wald, der Brunnen beklaget? —
Der Eber ward gejaget!

4.

In Nacht, mein Sohn, gingſt du hinaus,
Am Mittag kehreſt du nach Haus,
Und kommſt allein!
Zwey treue Hunde fehlen mir;
Die Hunde zogen aus mit dir,
Du kommſt allein!
O ſprich, wo ſind die treuen Hunde?
„Entfloh'n in heißer Stunde!"

Weh! weh! das finſt're Traumgeſicht!
Muth, Muth, mein Herz! verzage nicht!

Bey Nacht, mein Sohn, gingſt du hinaus,
Am Mittag kehreſt du nach Haus,
Und kommſt allein!
Ein muth'ger Renner fehlet mir,
Der Renner flog hinaus mit dir,
Du kommſt allein!
Wo iſt das Roß, das dich getragen?
„Du mußt die Geyer fragen!"

Weh! weh! das finſt're Traumgeſicht!
Muth, Muth, mein Herz! verzage nicht!

In Nacht und Grauen zogſt du aus,
Am Mittag kehreſt du nach Haus,
Und kommſt allein!
Drey wack're Diener fehlen mir;
Die wack'ren Diener ſandt' ich dir,
Du kommſt allein!
Wo ließeſt du die treuen Knaben?
„Die wird der Eber haben!"

Weh! weh, das finſt're Traumgeſicht!
Weh! weh, mein Herz, nun hoffe nicht!

Ich laſſe dich in Nacht und Graus,
Mein theurer Sohn, nicht mehr hinaus,
Dir droht Gefahr;
Ich ſah dich heute Nacht im Traum,
Und kannte, lieber Sohn, dich kaum;
Das droht Gefahr;
Drey Bäume ſah ich, ſonder Gleichen —
„Ha! ha! die Drillingseichen!"

Die Eichen? — Weh, das Traumgeſicht!
Weh! weh, mein Herz, nun hoffe nicht!

Mein Sohn, du darfſt in Nacht und Graus,
Mir nun und nimmermehr hinaus,

Dir droht Gefahr;
Dort an den Eichen ſtand ein Mann,
Der focht mit Löwengrimm dich an,
Das droht Gefahr;
Und dich und ihn umtanzten Scharen —
„Ha! ha! die Unſichtbaren!“

Er kennt ſie? — Weh! mein Traumgeſicht!
Weh! weh, mein Herz, nun hoffe nicht!

Mein Sohn, mein Sohn, in Nacht und Graus
Laß ich dich nimmermehr hinaus,
Dir droht Gefahr;
Zum Eber ward der grimme Mann,
Zum Eber wardſt du ſelber dann,
Das droht Gefahr;
Drauf kam ein Mägdelein mit Klagen —
„Hurrah! hinaus zu jagen!“

Mein Sohn, o bleib! wohin doch? ſprich!
Umſonſt — er geht; nun brich, Herz, brich!

Und fortan ſtürmt es draußen, und kracht,
Die Todten durchſchwärmen die Mitternacht,
Der Wetterhahn ſchwirrt,
Das Fenſter klirrt,

Nun flakert es brauſend bergunter,
Der flammende Jäger iſt munter.

Im Brunnen wimmert das ſchneidende Ach
Dem Jäger entgegen, dem Jäger nach.
Was iſt's, ſo der Brunnen beklaget?
Der Eber wird gejaget!

5.

Gib deine Tochter mir zur Frau!
Ich trag ſie im Herzen
Mit heißem Verlangen,
Ich muß ſie umfangen,
Und gelt' es mein Leben!
Ich will ſie erheben,
Hoch ſoll ſie mir prangen
In Herrlichkeit,
In Jubel, in Scherzen
Entſtröm' ihr die Zeit!

Das ſchlage dir aus!
Ich will dich nicht,
Ich mag dich nicht,
Fluch dir!

Gib deine Tochter mir zur Frau!
So ſoll meine Feſte,

Und was mir nur eigen,
Dir willig ſich neigen,
Dir ganz ſich ergeben;
Ich will dich erheben,
Mich dankbar zu zeigen,
Selbſt dienen dir,
Nur ſey du die Beſte
Der Mütter auch mir!

Der Eber verbeut's,
Er will dich nicht,
Er mag dich nicht;
Fluch dir!

Wie? höhnt auch hier der Eber mich?
So will ich ihn ſchlagen
Mit rüſtigen Händen,
Das Glück ſoll ſich wenden,
Ich muß es erringen,
Ich muß es erzwingen!
Sollſt länger nicht ſchänden,
Du Eber, mich!
Und ſollt' ich auch jagen
Mein Lebelang dich!

Du jag' mir ihn nicht!
Sonſt zahleſt du!
Sonſt büßeſt du!
Fluch dir!

Und wieder jammert am Brunnen gar laut
Der herzzerreiſſende Klageton.
Beweint die Mutter den lieben Sohn?
Beklagt den Jüngling die liebende Braut?
Dreyfach wimmert vom Walde das Ach
Der klagenden Stimm' am Brunnen nach!
Was iſt's, ſo der Wald, der Brunnen beklaget?
Der Eber wird gejaget.

6.

Mutter, ich war bey den Eichen!
Da kam mir entgegen ein groſſer Mann,
Der ſchaute gar ernſt, und traurig mich an!
Und als ich ſo recht in das Aug' ihm ſah,
Da war's, als ſtehe der Vater da.
Mutter, ich gehe nimmer zu den Eichen!

„So mußt' es kommen,
So mußt' es geſchehen;
Doch ſoll es ihm frommen
Zu gleichen Wehen.
Nun Keſſel, glühe!

Nun dampfe, Brey!
Daß mir die Brühe
Bereitet ſey!"

Mutter, du braueſt, und braueſt immer;
Es hilft doch nimmer.

Iſt meine Arbeit
Dir nicht zu Dank,
Doch bleibt mein Trank
Ein köſtlicher Trank!
Er nimmt vom Herzen
Die wüthenden Schmerzen,
Und ſtählt die Bruſt;
Du badeſt im Blute
Mit fröhlichem Muthe,
Und hüpfeſt vor Luſt."

„Willſt du vom Tranke?"
Laß mich!
„So hab's! —"

Mutter, ich war in der Bergſchlucht!
Da kam mir entgegen ein ſchwarzer Mann,
Der grinste mit grimmen Fratzen mich an,
Und als ich ſo recht in das Aug' ihm ſah,

War's wieder, als ſtehe der Vater da;
Mutter, ich gehe nimmer in die Bergſchlucht.

Der Sieg iſt euer,
Ihr feindlichen Sterne,
Doch zahlet ihr theuer;
So halt' ich's gerne!
Drob, Keſſel, glühe!
Und dampfe, Brey!
Daß mir die Brühe
Bereitet ſey!"

Mutter, du braueſt und braueſt immer;
Es hilft doch nimmer.

„Nur Ein Mahl hemmte
Ein Fehl die Kraft,
Doch dieſer Saft
Iſt köſtlicher Saft.
Wer ihn verſuchet
Verwünſcht, verflucht,
Den Feind mit Macht,
Und treibt das ſo lange
Im heißeſten Drange,
Bis Rache ihm lacht."

„Willſt du vom Safte?
Laß mich!
„So hab's! —"

Mutter, ich war bey dem Brunnen!
Da kam mir entgegen ein blut'ger Mann,
Der ſpritzte mit ſeinem Herzblut mich an,
Und als ich ſo recht in das Aug' ihm ſah,
Da war's, als verblute der Vater da;
Mutter, ich gehe nimmer zu dem Brunnen.

Das ſind die Zeichen,
Die nimmer ich wende,
Beginn an den Eichen,
Am Brunnen Ende.
Drob, Keſſel, glühe!
Und dampfe, Brey!
Daß mir die Brühe
Bereitet ſey!"

Mutter, du braueſt, und braueſt immer,
Es hilft doch nimmer!

„Hilft's nicht dem Einen,
Der blutig ſank,
Doch iſt mein Trank

Ein köſtlicher Trank!
Ich geh', und lade
Den Mörder zum Bade,
Nicht hab' ich Geduld,
Bis daß mir der Kühne
Aus Eig'nem entſühne
Die frevelnde Schuld!"

„Kommſt du mit mir?"
Laß mich!
„So hab's!"

Und fortan ſtürmt es draußen, und kracht!
Die Todten durchſchwärmen die Mitternacht,
Der Wetterhahn ſchwirrt,
Das Fenſter klirrt,
Es flakert bergauf und bergunter,
Der flammende Jäger iſt munter.

Am Brunnen weint es fortan gar laut.
Beweint eine Mutter den lieben Sohn?
Vom Wald' antwortet ein Klageton.
Beweint den Geliebten die zärtliche Braut?
Was iſt's, ſo der Wald, der Brunnen beklaget?
Der Eber wird gejaget! —

7.

Wehe! Wehe!
Entzwey iſt mein Degen,
Da glüht er im Blute,
Und feindet mich an.
Es trieb mich den wilden Eber zu jagen,
Ich habe den Eber, den wilden, erſchlagen:
Den Eber? — Wehe! es iſt ein Mann! —
Was ficht es mich an?
Ich hab' es gewagt auf Leben und Sterben,
Nun iſt es gethan;
Und ſey's zu meinem Verderben.

Wehe! Wehe!
Es riß meine Schärpe,
Da liegt ſie im Blute,
Und feindet mich an.
Wohl warnte die Mutter: „Meide das Jagen!"
Vergeblich! — ich mußte den Eber erſchlagen;
Und ſchlug ihn! — Wehe, es iſt ein Mann!
Was ſtierſt du mich an?
Nun iſt es ja aus — das Spiel iſt geendet,
Die Arbeit gethan,
Der Jäger hat ſich geſchändet.

Hurrah! Hurrah!
Du ſchrecklicher Jäger,
Behagt dir das Jagen?
Was weileſt du hier?
Die Alte am Berge kann dir wohl ſagen
Den Namen des Wildes, ſo du erſchlagen.
Du Alte, fürder hab' ich's mit dir!
Das ſpielteſt du mir!
Drob ſollſt du Erſatz, den vollen, mir geben,
Das ſchwör' ich dir,
Es geht ja doch an mein Leben!

Schalle, ſchalle, Klagelaut!
Wein um den Liebſten, du holde Braut!
Schalle, ſchalle, Klageton!
Weine, Mutter, um deinen Sohn!
Nun weiß ich, was Wald und Brunnen beklaget,
Es ward und wird der Eber gejaget!

8.

Es iſt geſchehen! Fluch!
Dem Mörder dreyfach Fluch! Fluch! Fluch!

Das ſind die Zeichen,
Die nimmer ich wende,
Beginn an den Eichen,
Am Brunnen Ende!

Seinem Auge, Fluch!
Seinem Ohre, Fluch!
Seiner Zunge, Fluch!
Seinem Odem, Fluch!

Was er beginnt', ſey ihm Verderben!
Und wachſ' empor, ihn zu verderben!
Verſiege wieder in Verderben!

Doch weh mir armen Frau!
Ich kann nicht fluchen, wie ich ſoll,
Was fehlet mir?
War denn der Trank zu lau?
Mir iſt, als flucht' ich toll,
Als flucht' ich mir!

Seiner Speiſe, Fluch!
Seinem Tranke, Fluch!
Seinem Lager, Fluch!
Seinem Hauſe, Fluch!

Wer Lieb' ihm ſchenket, ſoll verderben!
Wer ſeiner pfleget, ſoll verderben!
Wer Mitleid fühlet, ſoll verderben!

Doch weh mir armen Frau!
Ich kann nicht fluchen, wie ich ſoll,
Was fehlet mir?
War denn der Trank zu lau?
Mir iſt, als flucht' ich toll,
Als flucht' ich mir!

Seinem Gange, Fluch!
Seinem Bilde, Fluch!
Seinem Geiſte, Fluch!
Seinem Weſen, Fluch!

Er kriech' am Boden, und verderbe!
Er ſchein' ein Eber, und verderbe!
Und fühl' es tief, wer ihn verderbe!

Und wie er mir den Mann
Gejagt in wilder Wuth
Bis in den Tod;
Ergeh' es ihm fortan,
Es jag' ihn Frevelmuth
Bis in den Tod!

Es iſt geſchehen! Fluch!
Dem Eber dreyfach, Fluch, Fluch! Fluch!

Und das ſind die Zeichen,
Die nimmer ich wende,
Beginn an den Eichen,
Am Brunnen Ende!

Schalle, ſchalle, Klagelaut!
Wein' um den Liebſten, du holde Braut!
Schalle, ſchalle Klageton!
Weine, Mutter, um deinen Sohn!
Nun weiß ich, was Wald und Brunnen beklaget,
Es ward und wird der Eber gejaget.

9.

Mutter, Mutter, ich bin krank!
Da im Herzen
Brennende Schmerzen;
Mutter, Mutter, gib mir den Trank,
Der vom Herzen
Nimmt die Schmerzen,
Gib, o gib den Trank!

Ich trink' und trinke,
Sein Bild bleibt doch;
Ich trink' und trinke,
Der Schmerz bleibt doch.

Wie ſoll ich es ſagen?
Wie ſoll ich es klagen?
Das iſt ſeine Lanze, das iſt ſein Schild!
Und draußen der Eber, ſchwarz und wild.
Er ſchwur den Eber zu jagen,
Weh! — ihn hat der Eber erſchlagen.

Mutter, Mutter, ich bin krank!
Da im Herzen
Brennende Schmerzen;
Mutter, Mutter, gib mir den Trank,
Der vom Herzen
Nimmt die Schmerzen,
Mehr, o mehr vom Trank!

Ich trink' und trinke,
Sein Bild wird Gluth,
Ich trink' und trinke,
Der Schmerz wird Gluth.

Und ſoll ich da zagen?
Und ſoll ich da klagen?
Und ſah ſeine Schärpe getaucht in Blut,
Und draußen den Eber in wilder Wuth.
Hat ihn der Eber erſchlagen,
Wohl! ſo muß den Eber ich jagen!

Mutter, irrteſt du im Trank?
Da im Herzen
Bleiben die Schmerzen,
Doch ich fühle nimmer mich krank,
Neues Leben
Iſt mir gegeben,
Dank dir für den Trank!

Fort zu den Eichen,
Sein Bild will Blut;
Hinaus zum Brunnen,
Mein Schmerz will Blut!

Ich will ihn erjagen,
Ich will ihn erſchlagen;
Du, Trauter, dein Mädchen hat wackern Sinn,
Es rächet den Jäger die Jägerinn.
Hinaus zu Tod und Verderben!
Braut, du mußt den Kranz dir erwerben!

Und ſchrecklich ſtürmt es draußen, und kracht;
Die Todten durchſchwärmen die Mitternacht,
Der Wetterhahn ſchwirrt,
Das Fenſter klirrt,
Es flakert bergauf und bergunter;
Das flammende Mägdlein iſt munter.

Am Brunnen wimmert das ſchneidende Ach
Dem Mägdlein entgegen, dem Mägdlein nach;
Ich weiß, was der Brunnen beklaget,
Der Eber wird gejaget.

10.

Stille! ſtill, ihr Winde!
Reget die Blätter gelinde!
Oder ſchweiget ganz;
Denn mein Liebſter ruht.
Müßt ihr denn in den Blättern wühlen?
Ja, ihr wollet den Liebſten kühlen!
Freylich, es war ein heißer Tanz,
Der Hochzeitstanz;
Aber nun iſt's ja gut,
Seh't, wie ſanft er ruht!

Weh! was zuckt mir im Herzen? —
Ich weiß ſchon — das ſind die Schmerzen,
Die heilt kein Trank,
Das arme Herz iſt krank,
Will mich immer verklagen,
Ich hätte den Ritter erſchlagen.
Nein! nein!

Das kann ja nicht ſeyn,
Er war ja der Liebſte mein.

Schlummere, Lieber, immer zu!
Ich ſinge dir das Schlummerliedlein;
Soll eine hübſche Weiſe ſeyn,
Nur der Mutter gefällt ſie nicht.
Aber die Mutter kennſt du,
Die hört nicht, wenn ich ſinge;
Hat tauſend andere Dinge,
Und macht ein gar unfreundlich Geſicht.

„Es war eine mächtige Zauberinn,
Die wählte ſich einen Liebſten aus;
Doch der Jüngling, den ſie ſich erkor,
Hatte für ſie nicht Aug, nicht Ohr.
Was hilft deine Kunſt dir, du Zauberinn?
Bezauberſt doch nimmer des Liebſten Sinn.“

„Nicht ruhet die mächtige Zauberinn,
Sie locket den Liebſten in den Wald.
Dort berückt ſein Auge finſtre Nacht,
Wie er ſonach vom Schlaf erwacht,
Da ſieht er verwandelt ſein ſchönes Bild,
Er irrt durch den Forſt, ein abſcheulich Wild.“

„So wollt' es die mächtige Zauberinn,
Nun mußt' er ihr wohl zu eigen ſeyn.
Doch nicht ſchützen kann ſie ihren Mann,
Löſen auch nicht den Zauberbann;
Allnächtlich befahrt ſie die größte Noth,
Allnächtlich der Jäger dem Wilde droht."

Doch weh, mein Herz, ich ſinge
Grauenvolle Dinge!
War's nicht an den Eichen,
Wo ſich's zugetragen,
Wie die Leute ſagen?
Aber die Leute ſind böſe,
Feinden die Mutter an,
Sagen, ſie binde mit Zauberbann
An den Eichen,
Und nur der Brunnen löſe,
Was blutig roth,
Und todt!

Wehe! ging's nicht von den Eichen
Zum Brunnen nieder?
Und fand ich nicht hier den Liebſten wieder?
Blutig roth?
Wehe! wehe! im Herzen
Zuckende Schmerzen!

Ziehſt du, Lieber, am Herzen mir?
Biſt du todt?
Ziehſt mich in den Brunnen hinein,
In das Brautbett dein;
Ich folge dir!
Da unten iſt's freundlich kühle,
Hier oben drückend ſchwühle;
Ich folge dir!
Aber leiſe, — leiſe!
Werde ja nicht munter!
Ich komme! — Leiſe, leiſe!
Hinunter!

Ruhig wird es draußen in der Nacht,
Nur die Klag' am Brunnen wacht,
Klaget fort mit wildem Stöhnen.
Plötzlich doch vom Wald heran,
Brauſet neu ein Nachtorkan,
Überbrauſet ſelbſt das Stöhnen.

11.

Du haſt mich belogen,
Um's Leben betrogen,
Du Zauberhaus,
Ich haſſe dich Haus!
Weg! praßle mir in Flammen auf!

Du haſt mich belogen,
Um's Leben betrogen,
Du Zauberhain!
Ich haſſe dich, Hain!
Weg! praßle mir in Flammen auf!

Ihr raſenden Geiſter,
Fort! ſuchet euch Meiſter!
Nur Einen halt' ich,
Den Einen gebrauch' ich,
Der wecke mir die Todten auf!

Sie fanden Behagen
Am wüthenden Jagen,
So ſey die Jagd
Die ewige Jagd!
Um Mitternacht, ihr Todten, auf!

Ich führe den Reigen
Die Stege zu zeigen,
Und jauchze laut
Der jagenden Braut.
Um Mitternacht, ihr Todten, auf!

Am Brunnen das Klagen
Begleite das Jagen!

Es klagt den Sohn;
Erquickender Ton!
Ha, Mitternacht! ihr Todten, auf!

Hurrah durch die Wälder!
Durch Schluchten und Felder!
Hurrah! Hurrah!
Die Jäger ſind da!
Nichts halte ſie im Jagen auf!

Und das ſind die Zeichen,
Die nimmer ich wende:
Beginn an den Eichen,
Am Brunnen Ende!

Das iſt es, was draußen ſtürmt und kracht,
Die Jagd der Todten um Mitternacht.
Das häßliche Weib
Mit brennendem Leib
Entbrauſet voran,
Wie Nachtorkan;
Der glühende Eber mit ſchnaubender Haſt
Begleitet die Alte, ſonder Raſt;
Und hintendrein
Das Mägdelein

Mit Lanz und Schild
Verfolgt das Wild.
Von Mitternacht weint bis zum Tage
Am Brunnen um den Sohn die Klage.

L. M. Weſchel.

Biſchof Bruno.

Biſchof Bruno wacht auf aus der Mitternacht Tod;
Sein Herz ſchlägt hörbar vor Schrecken und Noth,
Bang träumt ihm, er zöge der Schloßglocke Strang,
Sein Sterbegeläut ſey ihr gellender Klang.

Biſchof Bruno lächelt den Schrecken vorbey.
Er ſchläft wieder ein, doch ihm träumet aufs neu',
Er habe noch einmahl am Schloßthor geſchellt,
Der Tod ſey zu öffnen als Portner beſtellt.

Auffährt er beym ſchaurigen Traumbild und ächzt,
Er hört, wie die Eule ſein Fenſter umkrächzt;
Biſchof Bruno wird nimmer vom Schlafe beglückt,
Wie freut ihn das Tagslicht, als er es erblickt!

Aufbricht er von ſtolzen Gewändern umblitzt,
Weil er heut mit dem Kaiſer zu Tafel ſitzt.
Kein Graf in Deutſchlands vermögendſtem Gau
Zog iemahls mit reicherm Gefolge zur Schau.

Vorn und hinten von ſchimmernden Söldnern bewacht,
Drängt alles Volk ſich, zu ſehen die Pracht.
Es beugte das Haupt, es lag auf den Knie'n,
Doch ſegnet ihn Niemand, als er erſchien.

Fort zog er ſo ſtattlich, ſo hochmuthsvoll,
Doch hört er, daß laut eine Stimme ſcholl:
„Ihr zieht, Biſchof Bruno, zum Luſtrevier,
„Doch wißt, Biſchof Bruno, ihr reiſet zu mir!

Vorn, hinten, von jeglicher Seite bemüht,
Sich Niemand dem forſchenden Auge verrieth;
Dem Biſchof ſträubte die Furcht das Haar,
Denn deutlich vernahm er die Wörter und klar.

Und als die Glocke des Schloſſes ſich ſchwang,
Da dröhnt's ihm in's Ohr wie ſein Sterbeklang,
Und als der Portner den Schlüſſel umdreht,
Dünkt's ihm der Knöchler, der vor ihm ſteht.

Doch bald ermuntert der Biſchof ſich,
Denn der Kaiſer bewillkommt ihn königlich;
Hoch prangen auf Tafeln, gedeckt im Saal,
Die lockendſten Weine, das leckerſte Mahl.

Nun hat der Biſchof geſegnet den Schmaus,
Sich niedergeſetzt, und die Stimme ruft aus:
„Wohl ſpeiſet ihr luſtig beym Kaiſer hier;
„Doch wißt, Biſchof Bruno, ihr nachtmahlt mit mir!

Wohl wurde der Biſchof vor Schrecken ganz bleich;
Die Eßluſt am Tiſche verließ ihn ſogleich;
Vom Wein, von den köſtlichſten Speiſen gewandt,
Wird kraftlos ſein Herz von Furcht übermannt.

Allmählig erhohlt er ſich dennoch im Schloß;
Als ſchäumend der Wein ſich in Strömen ergoß,
Vergaß er, womit ihm die Stimme gedroht,
Und ſein Antlitz färbte ſich purpurroth.

Beym Anfang der fürſtlichen Speiſenlaſt
War Biſchof Bruno der ſatteſte Gaſt;
Doch langten im Saale die Masken an,
War Biſchof Bruno der tollſte Kumpan.

Doch mitten im lärmenden Maskenſchwall
Erhob ſich aufs neue der warnende Schall:
„Ihr brachtet luſtig den Tag hier zu,
„Biſchof Bruno, nun geht ihr mit mir zur Ruh.

Aug und Wangen ſind ohne Lebensſpur,
Hoch ſträubt ſich das Haar um ſeine Tonſur;
Schon naht die Geſtalt ſich vom Maskenſchwarm,
Und faßt den erzitternden Biſchof beym Arm.

Die Knochenhand ihm zum Munde geführt,
Erſtarret ſein Mark, vom Tode berührt.
Vergebens beſchwor er der Heiligen Zahl,
Biſchof Bruno verſchied im Maskenſaal.

Joh. Bapt. Rupprecht.

V.

Erzählungen.

Felix Entenſchnabels, Hörers der Philoſophie, mühſeliger Liebeshandel ſammt poetiſchen und algebraiſchen Bedenklichkeiten.

Pagina I.

Am 17ten Auguſt.

Schön iſt ſie, das iſt ganz richtig;
Ihre Augen ſprüh'n, die ſchwarzen;
Aber alles das iſt nichtig,
Mächtig iſt die Hand der Parzen!

Dieſe Reime habe ich ſo eben im Nachhauſegehen neu zuſammengeſtellt, und eile, ſie ſchriftlichermaßen von mir zu geben.

Wie hübſch heute wieder ein Mahl Sabinchen war! Flinke wie ein junges Reh, an welches da herum hüpft in denen Wäldern und auf denen Triften! Und die ſchelmiſchen Augen! — Ich wollte, ich wäre zu Hauſe geblieben, und hätte ſtudiert.

Es gibt doch gar zu zierliche Kinder auf dieſer Welt! Man ſchämt ſich ordentlich ſeiner eigenen miſerabeln Figur, wenn man vor ſo einem fein gedrechſelten Weſen da ſteht. Und ſie einen vollends mittendurch durchſieht, als wenn man nichts weiter wäre, als ein großer Regentropfen, der eben auseinander fließen will, oder als eine Seifenblaſe, die eben zu plațen im Begriffe ſteht! — Ich wollte, ich wäre zu Hauſe geblieben und hätte ſtudiert!

Einmahl hat ſie mir einen ſo gewiß gutmüthigen, liebreichen, holdſeligen Blick verabreicht, daß es mir einiger Maßen vom Herzen aus in alle Fingerſpitzen lief. Allein was hilft das? Ein Paar Minuten darauf rede ich etwas, und gewiß nichts Albernes, denn ich habe es aus einem Buch heraus; und was ſagt ſie dazu? — ſie ſieht zum Fenſter hinaus, und plaudert mit der Nachbarinn gegenüber. Halt' ich nun jenen vortrefflichen Blick zuſammen mit dieſer ſträflichen Gleichgiltigkeit, was habe ich, was bleibt mir? Nichts, gar nichts. Und ſo macht ſie mir es alle Tage!

Ich wollte, ich wäre zu Hauſe geblieben, und hätte ſtudiert. So hätte ich doch wenigſtens in dieſen zwey Stunden etliche Axiome, Probleme und Corollaria beſtens einſtudiert. Die Mädchen aber ſtudiert man in ſeinem ganzen Leben nicht aus! —

D'rum Felix, iſt's beſſer, du ſtudierſt, und gehſt gar nicht mehr hin. Ja, dabey bleibt's!

Pagina II.

Am 20ſten Auguſt.

Diſteln ſtreuet
Nur das Grollen;
Nicht erfreuet
Mich das Schmollen!
Vieles zu tragen,
Bin ich erböthig;
Alles zu tragen,
Iſt nicht nöthig!

Groß iſt, was der Menſch ſich vornimmt; klein, was der Menſch vollführt. Und ſo bin ich dann heute wieder allda geweſen.

Es iſt mir allda noch viel ſonderbarer ergangen, als am 17. hujus. Mit dem Studieren hat es ſeine guten Wege. Man muß ja auch nicht immer ſtudieren! Das ewige Studieren, und beſonders die Algebra, trocknet Leib und Seele aus, und da iſt es wohl kein Wunder, daß Sabinchen heute zu mir ſagen mußte: Lieber Felix, Sie ſind ſehr langweilig!

Und doch, das weiß Gott — ich habe heute gewiß keine Langeweile gehabt! Man darf ſie nur anſehen, die angenehme Perſon, und man unterhält ſich beſſer, als wenn man zwey Stunden im Collegio ſäße! Zu ſagen hätte ich ihr freylich viel gehabt, allein da wählt man ſo in aller Stille immerfort unter zierlichen und ſchön geſtellten Redensarten, und ſo trifft es ſich denn, daß man vor lauter Nachdenken nicht zum Reden kömmt.

Es gibt freylich wieder Menſchen, die vor lauter Reden nicht zum Nachdenken kommen, und ein ſolcher iſt der junge Herr Flacker, bey dem ein Wort das andere gibt. Eben bin ich im Begriff, Sabinchen etwas recht Tiefes und Sinnreiches zu ſagen, da hüpft der Geck herein, dreht ſich auf dem Abſatz herum, küßt ihr den Arm, ſingt ein Liedchen, hohlt ſich einen Stuhl, ſetzt ſich zwiſchen mir und Sabinchen mitten hinein, und kehrt mir den Rücken zu. Und Sabinchen? Die wird mit einem Mahle ſo luſtig, und ſo geſprächig, als wenn ſie eben erſt aus dem Schlafe erwacht wäre. — Und mit mir hatte ſie doch nicht ſechs Worte geſprochen!

Ich ging auch gleich meiner Wege. Lieber Himmel! ich kann mich freylich nicht ſo hurtig auf dem Abſatz herumdrehen, auf das Händeküſſen verſtehe ich mich auch nicht gut, Liedchen habe ich meine Lebtage nicht auswendig gelernt, und einen Stuhl getraue ich mir auch nicht ſo ohne Umſtände zu hohlen, als wäre ich da zu Hauſe. Dafür hat aber der Geck in ſeinem ganzen Leben nicht gehört, was die Algebra ſey. Überlegung und Nachdenklichkeit iſt wenigſtens nicht in ihm, ſonſt hätte er nicht ſo albern hinter mir drein gelacht, als ich ging. Und, was mich am meiſten verdroß, Sabinchen lachte mit! Wahrſcheinlich geſchah dieß auf meine Unkoſten.

Sabinchen ſcheint zwar ihren Fehler nach Verlauf einiger Zeit wieder bereuet zu haben, denn ſie kam zu Stiege hinaus, da ich eben auf der letzten Stufe ſtand, und lächelte zutraulicher Weiſe zu mir hinunter, und rief: Adieu, lieber Felix!

Ich aber ſage: Adieu, Sabinchen! Adieu für immer! Denn ſeh' ich auch das Axiom: dieß mit einem Lächeln, und mit einem lieber begleitete Felix ſey gut, ſehr gut; ſo war doch jenes ohne Adieu, und mit einem Lachen begleitete Mich geh'n laſſen ſchlecht, ſehr ſchlecht, gleiche entgegen geſetzte Dinge heben ſich auf; facit Null.

Adieu, bittere Süßigkeit meines Lebens! Es gibt noch andere Mädchen auf der Welt!

Pagina III.

Am 29ſten Auguſt.

'S iſt nicht gut auf meine Treu,
Daß der Menſch alleine ſey;
Zwar erwirbt er Wiſſenſchaften,
Alle Sätze müſſen haften;
Aber ſtetes Zimmerſitzen
Soll doch auch nicht immer nützen!

Wenn der Menſch zu viel ſtudiert, ſo wird der Menſch endlich dumm.

Ich kann's gar nicht mehr aushalten! Gott ſey Dank, morgen iſt Examen, da geb' ich dieſe Algebra wieder von mir, und übermorgen — Ja, was übermorgen? Wieder hinlaufen? Nein, da wird nichts d'raus.

Pagina IV.

Am 2ten September.

Nimmermehr mir's ſelbſt verhehlend,
Ruf' ich: Ja, es iſt ein Elend!

Wohin der Menſch gern geht, dahin geht der Menſch oft.

Ich ſaß zu Hauſe unter meinen Büchern, vor mir den Euklid, und ſtudierte darüber, wie ich bey meinem geſtrigen Examen hätte antworten ſollen, da ſah ich, ich weiß nicht warum, über den Tiſch weg, zum Fenſter hinaus, und der heutige Tag war gar zu ſchön. Die Lerchen zwitſcherten in hoher Luft; o ich hörte ſie zwar nicht, denn ich ſaß unter meinen Büchern, aber ſie zwitſcherten ganz gewiß. Und ich nahm meinen Spatzierſtock, verſchloß meine Stube, und ging, um die Lerchen zu hören.

Guten Abend, lieber Herr Felix! hörte ich rufen. Ich ſah hinauf. Sabinchen nickte mir freundlich zu. So hübſch iſt ſie gar noch niemahls geweſen!

„Wollen Sie ſich nicht herauf bemüh'n?"

Ich bemühte mich hinauf. Lieber Himmel, wer könnte da widerſtehen? Ich trat ein, und küßte ihr die Hand. Freylich, wer's ſo gut verſtünde, wie der junge Herr Flacker, der Geck! einen Stuhl hohlte ich mir aber nicht ſelber, denn Sabinchen ſchob mir ihn ſelbſt unter meine zum Sitzen qualifizirten Theile. Da war's auch ſchon zu ſpät, mich auf dem Abſatz herum zu drehen, aber ein Liedchen dachte ich, dürfte doch noch an Ort und Stelle ſeyn; ſolchergeſtalten ich pfiff. Es war dieß eine Melodie aus dem ſogenannten Donauweibchen, wie ich es wenigſtens zu vermuthen Grund zu haben glaube.

Warum pfeifen Sie? ſprach ſie.

Ich meinte in aller Geſchwindigkeit, nachdem ich vorher eine Zeitlang über die Abfaſſung der paſſendſten Antwort nachgedacht hatte; es ſey ſo meine Gewohnheit. Es iſt aber eigentlich nicht meine Gewohnheit.

Sie ſchwieg hierauf, und ſtrickte.

Ich ſchwieg nicht minder, wollte aber bald darauf ſagen: das wird wohl ein Nachtleibchen? da hatte etwas kaum angeklopft, als es ſchon über die Schwelle hereinſprang, und ganz dieſelben Leichtigkeiten ſich heraus nahm, wie am 20. vorigen Monaths. Dieſes Mahl trat es mich ſogar ganz unſanft auf den Fuß, und weil mich das einerſeits ſchmerzte, andererſeits verdroß, und weil ich, ſowohl wenn mich etwas ſchmerzt, als wenn mich etwas verdrießt, um ſo mehr aber, wenn beydes ſich zuſammen findet, gewöhnlich eine eben ſo ſchmerzhafte als verdrießliche Miene anzunehmen pflege, und weil endlich die Schadenfreude und die Boſheit der Menſchen, ſelbſt Sabinchen nicht ausgenommen, an derley Begebenheiten gute Koſt und Sättigung findet, ſo war es denn kein Wunder, daß ſowohl ſie als der Geck helllaut zu lachen anfingen. Wer ſollte da nicht ein ſtummes Compliment machen, und davon gehen?

Pagina V.

Am 2ten September.

Es hat Sabinchen ihre Luſt daran,
Mich bey der Naſe 'rum zu führen;
Doch Felix Entenſchnabel iſt ein Mann,
Thut nicht Gefallen d'ran verſpüren!

Wenn der Menſch ſich ärgert, ſo vergißt der Menſch leicht auf das Beſte.

Es war nähmlich, wie ich mich jetzt erinnere, geſtern noch nicht das Ende vom Lied, denn Sabinchen begleitete mich bis zur Thür, nahm daſelbſt vertraulich meine Hand, und flüſterte: Lieber Herr Felix, kommen Sie doch morgen ganz gewiß zu uns, ich habe Ihnen etwas recht wichtiges zu ſagen.

Sie hat dem lieben Herrn Felix etwas recht Wichtiges zu ſagen; das iſt gut, ſehr gut. Sie lacht mich aus, und noch dazu in der Geckengeſellſchaft, das iſt übel, ſehr übel; negativ gegen poſitiv addirt, Summa Null. Aber ſie nimmt ganz vertraulich meine Hand — das iſt etwas, das iſt gut, das bleibt ſteh'n, das gibt den Ausſchlag.

Unten auf der Hausflur traf ich noch die alte Frau an, welche in der That eine kluge freundliche Frau, und einiger Maßen, wiewohl nur einiger Maßen liebenswürdiger, denn ihre Tochter. Denn davon bin ich überzeugt, daß ſie ſich mit mir viel lieber unterhält, als mit dem Herrn Flacker, aus dem Sabinchen gar ſo viel Weſens macht. Aber ich will Sabinchen zeigen, daß ich nicht jederzeit ihr allerunterthänigſter Sclave bin, und daß ich mich zu Zeiten auch noch ein wenig fühle, obwohlen ſie mir die Hand nimmt, und wohl gar ſie drückt, und noch ſo ſchön bittet. Heute hätte ich hinkommen ſollen; aber ich gehe nicht, es hat Zeit bis morgen. Ja, mein liebes Sabinchen! heute werden Sie wohl nimmer Gelegenheit finden, mich auszulachen!

Pagina VI.

Am 3ten September.

Von Gift und Galle ſtrotzen,
Und eigenſinnig trotzen,
Und dem ſich widerſetzen,
Was uns doch mag ergetzen,
Iſt für kein Glück zu ſchätzen!
Dann ſteh'n wir da, und ſtutzen;
Es bringt uns keinen Nutzen!

Wenn der Menſch mit ſich ſelbſt zu zanken hat, ſo iſt der Menſch am ärgerlichſten!

Lieber Himmel! ich möchte vor Verdruß auf eine oder auf die andere Art an den Wänden hinaufklettern. Ich komme hin, ſie war nicht zu Hauſe. Alle Thüren auf das ſorgfältigſte verſperrt, ſelbſt die Klingel weggenommen. Ich frage unten zu ebener Erde, was hör' ich? Die Frau Mama ſey mitſammt ihrer Tochter und dem Dienſtbothen auf das Land gefahren, und werde über eine Woche ausbleiben. Und wohin? das könne man mir nicht ſagen, ich müßte denn etwas Nothwendiges auszurichten haben, denn die Frau Mama wolle ungeſtört die Landluft genießen, ſo lang es ſchön ſey.

Adieu, Sabinchen!

Pagina VII.

Am 4ten September.

Ich ſitz' in einer Ecke,
Und möchte gern ſtudieren,
Doch, wie ich's mag probieren,
Es geht nicht recht vom Flecke.

Wenn der Menſch zum Studieren keine Luſt hat, ſo ſoll er keineswegs ſtudieren.

Ich bin ein freyer Menſch, und das Examen iſt vorbey. Und wenn das Examen auch nicht vorbey wäre, ſo bin ich demungeachtet ein freyer Menſch. Und wenn ich auch kein freyer Menſch wäre, ſo ging ich doch auf jeden Fall ſpatzieren; denn ich muß ſpatzieren gehen.

Hätte ich nicht trotzen wollen, und wäre ich zur rechten Zeit hingegangen, da ich beſtellt war, ſo würde mir Sabinchen geſagt haben, wohin ihre Mutter reiſe, und ſo würde ſie auch allenfalls hinzugeſetzt haben: Mein lieber Herr Felix, machen Sie uns einmahl das Vergnügen; und ich würde dann nicht hier ſitzen, und alle Augenblicke ein anderes Buch zumachen. Aber ich ſage jetzt: ſufficit, wir wollen auf Entdeckungsreiſen ausgehen; wir wollen herumſuchen in denen Dörfern und auf denen Meierhöfen, bis daß wir finden, wornach unſer Herz ſich ſehnt. Friſch gewagt, iſt halb gewonnen; ſothanes Sprichwort wollen wir in Erfahrung bringen, und uns drey Viertel Pfund Kroyer-Käſe und etwelche frugale Brote einkaufen, auf daß, und damit uns auf dem Wege kein Hunger ungeſtraft überfallen möge.

Pagina VIII.

Denſelben Abend.

Und die Lerchen ſingen ſchöne,
Und man höret ihre Töne
Weit und breit aus blauen Lüften,

Und ich wandle durch die Auen,
Und ich kann kein Dorf erſchauen,
Und es ſchmerzt mich um die Hüften.

Wenn der Menſch viel zu Fuß geht, ſo wird der Menſch viel müd.

Da ſitze ich auf einem Feldſtein, und habe ſo meine Schreibtafel vor mir, und könnte noch eine Menge Verſe hinein ſchreiben. Aber was helfen die Verſe? Ich bin wenigſtens ſchon durch drey Dörfer und ſechs Maierhöfe gegangen, und nirgends war eine Spur von Sabinchen anzutreffen. Vielmehr hat mich der Hühnerhund im letzten Dorfe ganz verzweifelt in beyde Waden gebiſſen, die ohnehin niemahls in einem guten Status ſich befinden. Was iſt doch die Liebe für ein närriſches Ding! Da geht man in der Welt herum, wird erbärmlich müd, und läßt ſich von Hunden beißen. Wenn nur keine Wuth daraus wird — das wäre eine elendigliche Geſchichte *)!

Demungeachtet laſſe ich mich nicht abſchrecken, denn ich ſetze Sabinchen, das ich ſuche, gleich dem x, den Ort, wo ſie ſich aufhält, gleich dem y, meine Füße und all die Dörfer, die vor mir liegen, gleich den bekannten Dingen in der algebraiſchen Gleichung, und der wunderliche Umſtand iſt nur der, daß ich das y

---

*) Dieſen Ausdruck bittet man die Herren Recenſenten ja wohl herauszuheben, und in Anwendung zu bringen.

auf der Stelle weiß, ſobald ich das x ausfindig mache, nicht aber auf jeden Fall das x, wenn ich ſchon das y wüßte. Vielleicht war jenes Dorf, wo es mir ſo übel erging, ſchon jenes y, aber ich konnte es nicht als ſolches erkennen, weil das x, d. i. Sabinchen, nicht zum Vorſchein kam. Man nennt das in der Algebra eine unbeſtimmte Gleichung; das kümmert mich aber wenig, denn an dem y iſt mir ganz und gar nichts gelegen, wenn ich nur das x finde!

So wollen wir denn in des Himmels Nahmen unſeren Marſch weiter fortſetzen.

Pagina IX.

Am 5ten September.

Durch alle Fingerſpitzen
Fühl' ich die Freude blitzen,
Kann nicht die Feder ſpitzen,
Kann ſtehen nicht, nicht ſitzen,
Fühl' alles in mir zucken,
Ein unbeſchreiblich Jucken,
Ein banges Herzedrücken,
Ein Rieſeln über'm Rücken,
Ein Kitzeln in den Sohlen,
Kurzum, in allen Stücken,
Ich ſag' es unverhohlen,
Will mich die Luſt verrücken!

Wenn der Menſch zu viel Vergnügen hat, ſo iſt er eben ſo dumm, als wenn er zu viel Verdruß hat.

Ich weiß in der That nicht, wo ich zuerſt anfangen ſoll, demungeachtet will ich anfangen.

Ich hatte mich geſtern wieder aufgemacht, und war weiter gegangen. Die Dämmerung brach ein, der Hunger brach aus. Ich genoß in ſtillen Betrachtungen eins von meinen Broten, und ein erkleckliches Quantum von meiner Kroyer-Käſe. Alle Leidenſchaften ſchwiegen in mir, bis auf den Appetit, und ſelbſt dieſer wurde nach und nach ruhiger. Endlich ſchwieg er ganz, ich ſchloß daraus, daß ich genug der Gaben Gottes zu mir genommen habe, und beſchäftigte mich, die noch ziemlich anſehnlichen Überreſte wieder gehörig einzuwickeln, da fühlte ich zwey weiche Händlein um mein Angeſicht ſich ſchlingen, und mir feſt die Augen zudrücken. Gleich darauf erſchrack ich ſehr heftig, ermuthigte mich jedoch, und dachte in mir: dieß ſind gar liebe Hände, die ſich einen unſchädlichen Scherz mit dir machen, und wirſt du, ſo fern du nur ganz geduldig da ſitzen thuſt, über kurz oder lang in Erfahrung bringen, wem ſie angehören. Ich hatte auch wirklich das rechte Mittel ergriffen, denn über meinen Haaren hauchte es ganz anmuthig warm, und endlich lachte es gar überlaut, und da war ich gleich ſo beſonnen, und ſprach: Mamſell Sabinchen. Und da ſtand ſie auch richtig vor mir, und das x ſowohl als das y waren gefunden.

Habe ich Sie endlich? rief ich ganz laut, und hätte vor lauter Freude die Keckheit, ihr die Hand zu drücken. Sie erwiederte dieſen Druck, jedoch mit ſo geringem Aufwand von Kräften, daß ich wirklich nicht viel davon verſpürte. Indeſſen, ſie hatte mir ja die Augen zugedrückt, und das iſt auch ein Druck, der etwas zu bedeuten hat. Mir thun die Augen noch wehe davon, bis auf den heutigen Tag!

Wer weiß, was ich nicht noch alles geſagt hätte, wenn es ſo fortgegangen wäre. Aber die Frau Mama trat jetzt auch hervor, und ich verfiel einiger Maßen in Reſpect, der eine natürliche Folge der ſchuldigen Ehrerbiethung war, den man gegen die Frau Mama haben muß. Sie war ſo huldreich, mich in den Garten herein zu nöthigen, auf einem ſteinernen Bänkchen daſelbſt mich niederſetzen zu heißen, und mir eine Flaſche Bier hohlen zu laſſen, aus welcher Sabinchen ſelbſt mir einſchenkte. Welch eine doppelte Aufmerkſamkeit! Sie wußte, daß der Wein meinem Gleichgewichte nachtheilig ſey, und daß das Bier mir nur dann recht herrlich ſchmecken könne, wenn es von Sabinchens Hand eingeſchenkt wird. Was ſind das für erfreuliche Ausſichten!

Warum ſind Sie damahls nicht gekommen? fragte Sabinchen halblaut, als ſie mir ſelbiges Bier einſchenkte. Ich wurde feuerroth, und ſtotterte etwas, was ſie wahrſcheinlich verſtand, ungeachtet ich ſelbſt es nicht verſtand. Sie lächelte, und das mit einer gewiſſen anſtändigen Ernſthaftigkeit, die ihr ganz unvergleichlich gut ließ, und ſah mich ſodann mit einem ſehr großen dunkelbraunen Blick an, welcher mir deutlich ſagte: ich weiß, daß du getrotzt haſt, allein ich bin nur vergnügt, daß ich dich wieder einmahl vor mir ſehe. Weiter aber ſagte ſie kein Wort mehr, ſondern ſetzte ſich mir gegenüber, ſtrickte mit ihren allerliebſten Fingern, die meinen Augen ſo weh und ſo wohl gethan hatten, emſig fort, und ſah mich von Zeit zu Zeit recht zutraulich und freundſchaftlich, und mitunter auch etwas verwundert an. Und daß ſie ſich über mich verwunderte, hatte ſie ganz Recht, ich wunderte mich ſelbſt über mich, ſo geläufig war meine Zunge, und ſo viel und geſchwind wußte ich zu reden. Freylich nur mit der Frau Mama, aber Sabinchen ſaß ja dabey, und konnte ſich nun recht gut überzeugen, daß ich einen vernünftigeren Diskurs zu führen im Stande ſey, als der junge Herr Flacker, der Geck.

Was mag mich aber dazu getrieben haben, fortzugehen, wo ich doch ſo gern geblieben wäre? Die Frau Mama bath mich ſo dringend, dieſe Nacht dort zu bleiben, und noch einen Morgenſpatziergang mit ihnen zu machen, ich aber lehnte es ab, und behauptete, ich hätte entſetzlich viel zu thun. Und ich habe doch eigentlich jetzt gar nichts zu thun, oder vielmehr, ich kann nichts thun, denn zu thun hat der Menſch immer, beſonders wenn er die Algebra ſtudiert, und unbekannte Dinge ſucht. Die Frau Mama nannte das Eigenſinn, ich aber nenne es anders. Ich ſage, der Menſch ſoll niemahls gar zu ſehr vergnügt werden, und noch weniger ſoll der Menſch ſein Glück beſchleunigen, und ſeine Freude, ſo zu ſagen, mit Löffeln eſſen. Genug, dachte ich in mir, genug! Du haſt deinen Wunſch erreicht, du haſt dein x geſehen, und es iſt dir freundlich geweſen: was willſt du mehr? Die Formel in der Gleichung haſt du nun einmahl gefunden, mache keinen gewöhnlichen arithmetiſchen Calcul daraus, und laſſe dir nicht einfallen, die vielbedeutenden Buchſtaben in beſchränkte Ziffern umzuwandeln. Noch immer weißt du nicht dieſes Sabinchen zu entziffern, noch immer iſt es dir ein geheimnißvolles x, bey welchem du dir eben ſo wohl Alles, als auch gar nichts denken kannſt, und du wirſt noch eine Menge Gleichungen auffinden müſſen, ehe du mehr zu erfahren im Stande biſt. Mache daher den Zurückgezogenen, den Beſcheidenen, den Zartgemüthigen, der du wirklich biſt, und packe dich deiner Wege.

So ging ich denn auch, und Sabinchen ſagte ganz freundlich, genau ſo wie ich's erwartet hatte — lieber Herr Felix, machen Sie uns bald wieder das Vergnügen. Was aber die Frau Mama ſagte, habe ich wahrhaftig nicht gehört.

Pagina X.

Am 6ten September.

Es ſchwebt der Menſch im Gaudium
Nicht lange,
So wird ihm bald hinwiederum
Recht bange;
Nicht iſt ihm, wohlgemuth zu ſeyn,
Beſchieden,
Denn Regen folgt dem Sonnenſchein
Hienieden.

Wenn der Menſch nicht weiß, wo er daran iſt, ſo iſt er ſehr übel daràn.

Und wenn der Menſch auch noch ſo viel geleſen und ſtudiert hat, ſo ſcheint der Menſch bey allem dem doch nicht klüger zu werden.

Es exiſtirt zwar eine gute alte Fabel von dem guten alten Gellert, enthaltend die Geſchichte einer geſchwätzigen Älſter auf dem Kirſchbaum. Hätte dieß einfältige Thier nicht ſo ein Geſchrey von ſeiner Glückſeligkeit erhoben, ſo wären nicht ſo viele andere herbeygeflogen, um den Fund mit ihm zu theilen, oder gar für ſich allein zu behalten. Und hätte ich dieſe Fabel auch nicht geleſen, aber nur den Sinn davon in mir getragen, ſo würde ich jetzt nicht ſo übel daran ſeyn. Groſſer Euklid! unſterblicher Vater der Algebra! du haſt gewiß niemahls geſchwätzt, und nichts vermochte dein tiefſinniges Schweigen zu löſen. Ich kleiner Felix aber ſchwätze, und komme ganz aus der Gleichung.

Ich ſitze eben um die Abendſtunde zwiſchen meinen Büchern, jedoch ohne zu ſtudieren, da klopft etwas, und ich ſage: herein. Tritt nun Jemand ein, macht mir ein in der That ſehr anſtändiges Compliment, und iſt niemand anderer, als der leibhaftige Herr Flacker ſelbſt. Ich erſtaune über alle Maßen, der Geck aber thut ſchon wieder, als wenn er da zu Hauſe wäre, ungeachtet es das erſte Mahl in ſeinem und meinem Leben iſt, daß er zu mir kömmt. Ich will ihm einen Stuhl anbiethen, aber er ſitzt ſchon. Ich will ihn fragen, was ihn denn zu mir führe? aber er ſpricht ſchon. Was ſolche Leute doch ungenirt ſeyn können!

Beſter Herr Entenſchnabel, ſagt er, laſſen ſie ſich küſſen. Ich ließ mich küſſen, denn der Kerl iſt um ein Bedeutendes ſtärker als ich. Sie haben Sabinchen geſehen? fuhr er fort. Sie glücklicher Menſch! Ich weiß alles. — Woher wiſſen Sie? rief ich mit einiger Heftigkeit aus, und hatte eine Art von tödtlichem Schrecken dabey. — Woher? antwortete er, das können Sie leicht errathen. Ihr Schulfreund Schlipp, dem Sie heute Nachmittag alles erzählt haben, kömmt zu meiner Schweſter, und ſpricht davon, meine Schweſter kömmt zu mir, und ſpricht wieder davon, und ich komme ſogleich zu Ihnen, um noch ein Mahl davon zu ſprechen. Sie ſind ſchon ein wahrer Pfiffikus, das muß man Ihnen laſſen! Werden Sie nicht morgen wieder hingehen? Ich weiß, daß Sie es thun wollen, und wie froh wär' ich, wenn ich Sie begleiten dürfte! Aber ich habe keine Zeit. Sind Sie recht gut aufgenommen worden? O gewiß, Sie gelten ja bey Sabinchen alles! Ich ſag' Ihnen, das liebe Kind hat recht viel Freundſchaft zu Ihnen, ſie ſchätzt Sie, als einen wohlerzogenen und gelehrten jungen Mann, und bedauert nur, daß Sie ſo wenig reden.

Ich mußte nur lächeln bey dieſen Worten, denn ich wußte ja noch, wie viel ich geſtern geſprochen hatte. Das wird ſie nimmer bedauern, dachte ich.

Sie lächeln? fuhr er mit einer entſetzlichen Geſchwindigkeit fort; wahrſcheinlich wiſſen Sie, warum. Lieber Gott, ich möchte weinen, daß ich nicht morgen mit Ihnen gehen kann. Allein meine Geſchäfte halten mich noch dieſe ganze Woche hier feſt, und doch hätte ich Sabinchen ſo viel Wichtiges zu ſagen. Sie, lieber Herr Felix, könnten mir da eine ſehr große Freundſchaft erweiſen. — Ich? ſagte ich ganz verwundert. — Ja, Sie, ſprudelte er weiter, und drückte mir an die vier oder fünf Mahl die Hand. Sie könnten ihr dieſen Brief von meiner Mutter überbringen, da Sie doch ohnehin hinausgehen. Sabinchen wird Ihnen ſehr vielen Dank dafür wiſſen, und ihre Frau Mama auch. Beyde werden dadurch gar ſehr erfreut werden. Solch eine Gelegenheit, ſich dieſen lieben Damen gefällig zu erweiſen, werden Sie doch nicht ausſchlagen? O dafür ſind Sie viel zu galant! — Und hiemit legte er ohne weiters den Brief auf den Tiſch, umarmte mich, küßte mich, wünſchte mir für morgen eine glückliche Reiſe, und ging.

Nun frage ich, was ſind das für neue, unerwartete, ſonderbare, verwirrte und unerklärliche Dinge? Wie werde ich aus allen dieſen Buchſtaben eine Gleichung zuſammenſetzen, mittelſt welcher ich mich aus der üblen Lage, worin ich mich befinde, herausfinden kann?

Ich will ſchlafen gehen.

Pagina. XI.

Am 7ten September.

Es ſtrahlt Aurora von den Ziegeln
Der nachbarlichen Dächer wieder,

Darum bemüh' dich aufzuriegeln,
Freund Felix, deine Augenlieder;
Es hatten Träume dich zum Narren,
D'rum iſt anietzt dein Kopf ſo wüſt;
Doch darfſt du nimmer zweifelnd harren,
Ein Mann iſt, wer ſich raſch entſchließt!

Wenn der Menſch früh aufſteht, ſo hat der Menſch gute Gedanken.

Und wenn der Menſch mit der Morgenſonne fortgeht, ſo kommt der Menſch mit der Mittagsſonne an Ort und Stelle.

Ich will alſo gehen, und dieſen fatalen Brief abgeben. So ganz fatal iſt er denn nun doch nicht, denn ohne ihn hätte ich mich doch kaum getraut, hinzugehen, nun aber kann ich es getroſt thun, ich komme ja nicht um nichts und wieder nichts; ich habe ja einen Brief abzugeben. Und was für einen Brief? einen wichtigen, einen angenehmen Brief. Freylich, bedenke ich auf der einen Seite, von wem er kömmt, und auf der andern Seite, daß ich dadurch quaſi zu einem ſogenannten Briefträger erniedrigt werde, wozu auch ein Menſch gut genug iſt, der gar keine Algebra verſteht, ſo wird mir wieder etwas flau. Allein, was iſt zu thun? zu Hauſe bleiben? das will ich nicht. Den Brief nicht mitnehmen? das darf ich nicht. Auf der dritten Seite darf ich ja auch nur bedenken, daß dieſer Brief nicht von dem jungen Flacker, ſondern von ſeiner Mutter geſchrieben iſt, das gibt auch wieder eine kleine Erleichterung. Die Adreſſe ſieht freylich nicht darnach aus, indeſſen, man weiß ja, daß die Frauenzimmer nicht gern ſelbſt Adreſſen ſchreiben. Auf der vierten Seite aber tritt noch eine andere Bedenklichkeit ein, und die beſteht darin, daß ich nicht gerade zur Mittagsſtunde hinkommen möchte, damit es nicht den Anſchein habe, als wäre es gewiſſer niedriger Abſichten wegen, ſo eingeleitet. Dem wäre zwar leicht abzuhelfen, wenn ich ſpäter ausginge, und folglich auch ſpäter daſelbſt ankäme; allein da ſind wieder einige andere Umſtände dagegen: einerſeits, daß es in den Morgenſtunden viel angenehmer zu gehen iſt, anderſeits, daß ich nicht müd und matt anlangen möchte, maßen eine ſolche Müdigkeit nicht nur allein ein erbärmliches Anſehen, ſondern auch zu Unbehülflichkeiten im Gehen, Stehen, Complimentiren und Reden Gelegenheit geben könnte.

Wie helfe ich mir da wieder heraus? Ganz einfach, und ſehr natürlich. Ich gehe jetzt fort, mache nach zurückgelegten zwey Dritteln des Weges Halt, erquicke ich mich mit mitgenommenen Victualien, ruhe aus, und gehe dann muthig bis an das Ziel. Und ſomit iſt dann alles ausgeglichen.

Ließen ſich doch die übrigen Gleichungen auch ſo gut conſtruiren, als dieſe! Nun, es wird ſich zeigen.

Pagina XII.

Am 7ten hujus Abends.

Es geht der Menſch mit ſeinen Füßen
Den weiten Weg, gar viele Stunden,

Und läßt ſich keine Müh' verdrießen,
Bis was er ſucht, er aufgefunden;
Ob Diſteln auch mit tauſend Spießen
Und ſcharfe Steine ihn verwunden,
Ob alle Führer ihn verließen,
Und jeder Fußſteg ihm entſchwunden;
Raſch ſteigt er immer fort, und müßt' er ewig ſteigen,
Bis, was ſein Herz erfreut, ſich ſeinem Aug muß zeigen.

Und iſt der Menſch zum Ziel gekommen,
So will's ihm dennoch wieder bangen,
Es iſt ſein Herz gar ſehr beklommen,
Es kneipt ihn, wie mit heißen Zangen;
Er macht ſich Muth, doch will's nicht frommen,
Es ängſt'gen ihn des Argwohns Schlangen;
Das Brieflein, das er mitgenommen,
Iſt ihm nicht aus dem Kopf gegangen;
Und wie er endlich auch die Sache mag bedenken,
Umflochten ſieht er ſich von wunderlichen Ränken.

Wenn der Menſch nicht auf ſeinen Weg ſieht, ſo verirrt ſich der Menſch.

So iſt es mir geſtern ergangen, und erſt gegen Abend erreichte ich meiner Wanderung Ziel. Sabinchen und ihre Frau Mama bewillkommten mich ſehr freundlich, aber traurig. Sie wurden jedoch bald darauf wieder luſtig, und das machte der

Brief. Bey den erſten Zeilen ſchon fing Sabinchen hellaut an zu lachen, und ſah auf mich, ich aber wurde etwas ernſthaft, und ſah auf Sabinchen. Sie las immer geſchwinder, immer fröhlicher wurden ihre Züge, und die Frau Mama konnte ſich ihrerſeits auch nicht ſatt leſen. Endlich lief Sabinchen auf mich zu, machte mir einen holdſeligen Knix, drückte mir ganz deutlich die Hand, und ſprach: Ich danke Ihnen, lieber Felix. Sabinchen, rief die Frau Mama, haſt du die Nachſchrift ſchon geleſen? Sabinchen las die Nachſchrift, hüpfte auf, wie ein junges Hühnlein, küßte ihrer Mama die Hand, kam dann wieder auf mich zu, und — —

Ich kann unmöglich weiter ſchreiben.

Pagina XIII.

Am nähmlichen Abend.

Wenn etwas geſchieht, was ſich nicht ſchickt,
So iſt's kein Wunder, daß man erſchrickt.

Ich erſchrack auch wirklich, und wäre gewiß blaß geworden, wäre ich nicht bis über die Ohrläppchen hinauf erröthet. Du lieber Himmel! Dergleichen iſt mir gar noch niemahls widerfahren! Ich habe wohl geleſen, was verſchiedene Poeten davon melden, aber das thut gerade ſo viel, um einen rechten Begriff von der Sache zu geben, wie ein Küchenzettel, den ein

Hungeriger lieſt, um ſich zu ſättigen. Was iſt doch die ganze Algebra für ein trockenes Ding gegen ſo einen einzigen Kuß!

Ein Kuß war's, das ſcheint mir um ſo gewiſſer zu ſeyn, je mehr ich darüber nachdenke. Denn ich frage: was kann es anders geweſen ſeyn?

Was iſt das, Sabinchen? hörte ich die Frau Mama rufen. Biſt du ſchon wieder leichtfertig?

Liebe Mama, ſagte Sabinchen darauf, Sie haben Recht, aber es iſt in der Übereilung nicht anders möglich geweſen. Ich muß ja dem guten Felix meinen Dank bezeigen.

Das kann man auf eine anſtändigere Weiſe thun, Sabinchen.

Liebe Mama, Sie haben Recht; aber der gute Felix iſt ſo ein lieber, ſtiller, geſetzter Menſch, dem ich recht ſehr gut ſeyn kann.

Du haſt ihn aber durch dein kindiſches Betragen ganz in Verwirrung geſetzt, Sabinchen.

Liebe Mama, dafür kann ich ja nicht? und daß ich ſo vergnügt bin, und gleich mit ihm einen Walzer tanzen wollte, dafür kann ich auch nicht.

Man muß ſich niemahls ſo kindiſch freuen, Sabinchen, beſonders, wenn man einmahl im 17ten Jahre iſt. Sie müſſen ihr verzeihen, lieber Herr Entenſchnabel.

Ich lächelte, vermuthlich ein wenig einfältig. Ach, was kann ich dafür, daß ich ein ſolcher Eſel bin! Ich wüßte jetzt eine Menge Sachen, die ich darauf hätte antworten können, aber damahls fiel mir eben nichts ein. Und was das Verzeihen anbelangt — lieber Gott, damit hat's bey mir guter Wege. Ich würde vielleicht geſagt haben: „ich wünſche nur recht oft in den Fall zu kommen, dergleichen zu verzeihen" — wenn ich mich unterſtanden hätte, ſo witzig zu ſeyn, wie der junge Herr Flacker, der ganz gewiß dieſen überaus angenehmen Brief ſelbſt geſchrieben hatte, nicht aber ſeine Mutter, wie er mir weiß machen wollte. Man iſt zwar dumm, aber ſo viel kennt man doch!

Ich wüßte auch ſonſt wirklich nicht, warum dieſer Brief noch wenigſtens ſechs Mahl von Sabinchen geleſen wurde, ſo daß die Frau Mama mehr als ein Mahl ſagte: Sabinchen, verderbe dir nicht die Augen. Mir verdarb ſelbiger Brief wenigſtens den Appetit zur Abendmahlzeit, ſo daß die Frau Mama mehr als hundert Mahl ſagte: Herr Entenſchnabel, langen Sie zu! ein junger Menſch muß eſſen! Da legte mir Sabinchen endlich ſelbſt vor, und da aß ich; darauf las ſie wieder ihren Brief, und da legte ich wieder die Gabel nieder, und ſo hatte denn die gute Frau Mama in einem fort zu reden und zu mahnen.

Es mochte dieß auch die Urſache geweſen ſeyn, daß ſie ſo bald ſchläfrig ward. Sie nickte ein, und ſchlummerte ſüß, da ſaß ich denn mit Sabinchen ſo, was man allein nennen kann. Sie lächelte und ſprach allerley, das weiß Gott, warum ich nichts davon gehört, und noch weniger davon mir gemerkt habe. Warum ſah ſie auch zwiſchen jeden fünf Worten wieder in den verwünſchten Brief! Ich muß aber eigentlich etwas ſonderbares in meinen Augen gezeigt haben, denn es dauerte nicht lange, ſo zupfte Sabinchen die Frau Mama ganz manierlich und ſittig am Arm, und ſagte: Frau Mama, Herr Felix iſt ſchläfrig. Und ſo ſtanden wir denn auf.

Die Mädchen ſehen einem zwar alles an, aber dießmahl hatte ſich Sabinchen doch geirrt. Ich weiß, daß ich nicht ſchläfrig war, ſonſt würde ich jetzt ſchlafen, und dieſen Tagsbericht auf morgen verſchieben. Aber ich kann nicht ſchlafen!

Es läßt Sabinchen ganz prächtig, wenn ſie ſo in einer Hand die Schlüſſel, in der andern Hand den Leuchter trägt, vorangeht, und das Zimmer aufſperrt. Sie that das alles mit ſo viel Aufmerkſamkeit für mich, und ich wußte gar nicht, wie ich mich gegentheils recht höflich und dankbar anſtellen ſollte. Sie gab mir den Leuchter in die rechte Hand, drückte mir die linke, ſagte: ſchlafen Sie wohl, lieber Felix, und laſſen Sie ſich etwas recht Angenehmes träumen, und verſchwand. Ich aber blieb ſtehen, und ſah ihr lange nach, wohl eine Viertelſtunde. Und jetzt ſitze ich ſo da, und es iſt mir ganz wunderlich.

Was ſoll ich auch davon denken? Jener Kuß, oder was es war, hat erſtaunlich viel zu bedeuten: Er kömmt mir vor, wie eine unendliche Größe, und gehört ganz eigentlich in die Indifferenzialrechnung. Leider hebt ihn dieſer Brief wieder auf, und ich kann da nicht in das Klare kommen. Die Aufmerkſamkeit, mit welcher ſie mir vorleuchtete — ich erinnere mich jetzt auch, daß ſie mir ſagte: ſtoſſen Sie ſich nicht, lieber Felix, — der Händedruck beym Gehen, und dergleichen mehr, ſind zwar kleinere Factoren, die aber gegen einander kein unerhebliches Product geben. Freylich hätte ſie mir lieber die rechte Hand drücken ſollen, als die linke, aber ſie bedachte ja dabey, daß ich den Leuchter nicht anders als in die rechte Hand nehmen konnte, oder habe ich vielleicht ſelbſt, gewohntermaßen, die rechte Hand darnach gelangt, und ſie iſt dann vollends nicht Schuld an der Verwechslung? Ich will morgen im Nachhauſegehen darüber nachdenken, für jetzt aber mich in das Bett legen, und im Gedanken einige algebraiſche Aufgaben machen; vielleicht, daß ich darüber einſchlafe.

Aber nein, da fällt's mir zum Glücke wieder ein, daß Sabinchen mir ſagte: Laſſen Sie ſich etwas recht Angenehmes träumen. In was für Beziehung, aus welchen Abſichten mag ſie wohl das geſagt haben? Was dachte ſie ſich dabey? Was meinte ſie damit? Was ſoll ich mir dabey denken?

Sonderbar, und nicht unerfreulich.

Pagina XIV.

Am 8ten September.

Zorn, du biſt ein ſpitzer Dorn,
Wuth, du biſt wie Kohlengluth;
Matt gejagt vom Racheſporn,
Und veräſchert all' mein Muth,
Sitz ich da — —

Der Menſch iſt nicht dazu beſtimmt, die Briefe anderer Menſchen hin und her zu tragen.

Und wenn es auch Menſchen gibt, die ſich damit befaſſen, ſo thun ſie es nicht qua Menſch, ſondern qua Briefträger. Ich aber mag durchaus kein Briefträger ſeyn. Insbeſondere mag ich des jungen Flackers Briefe an Sabinchen eben ſo wenig beſtellen, als Sabinchens Briefe an den jungen Flacker. Sie glaubte wohl, es könnte mir gar nicht einfallen, daran zu zweifeln, daß das Briefchen, das ſie mir einhändigte, etwas anders ſeyn könne, als ihre und ihrer Frau Mama Antwort an des Herrn Flackers ſeine. Wenn die Sache nicht gar ſo natürlich wäre, ſo hätte ich auch in der That einen Glauben daran, allein ſie hätte den Brief nur etwas vorſichtiger zuſchließen, und nicht ſo dicht an alle Ränder vollkritzeln ſollen; denn wenn der Menſch etwas trägt, ſo darf er es doch wohl anſehen? Und da ſind mir denn hie und da abgeriſſene Worte anſchaulich geworden, die zuſammen eben keine unbeſtimmte Gleichung mehr conſtruiren!

Ich bin heute ſehr geſchwind nach Hauſe gegangen, und ſo müd ich bin, kann ich doch nicht ſitzen. Demungeachtet fährt mir ein ganz guter Gedanke durch den Kopf. Dieſer Brief, den ich billigerweiſe und genauer überlegt, einmahl für allemahl doch abgeben muß, iſt, abgeſehen von allen unüberlegter und liſtiger Weiſe gemachten Entdeckungen, einmahl für allemahl nicht an den jungen Flacker ſelbſt, ſondern an die Mutter dieſes fatalen Menſchen überſchrieben. Es folgt daraus, wie der Zuſatz aus einem Grundſatz, ganz algebraiſch, daß ich ihn nicht an den jungen Flacker abgeben darf, an den er eigentlich gerichtet iſt, ſondern an deſſen Frau Mama, an die er eigentlich nicht gerichtet iſt.

Nun frage ich aber, wie will ich ihn abgeben an dieſe Frau, deren Wohnung ich nicht kenne, und von der ich nicht einmahl wüßte, wie ſie heißt, wenn ſie nicht einen Gecken zum Sohn hätte, der mich auf den Fuß tritt, und mich zum Briefträger gebraucht, wie und wann es ihm beliebt. Allein auf dieſer Welt hängt Alles zuſammen, und eins folgt aus dem andern, wie in der Algebra. Wer war eigentlich Schuld an der erſten Briefpoſt? Mein geſchwätziger Schulfreund, Schlipp, der mir, trotz ſeiner Geſchwätzigkeit, doch noch niemahls geſagt hatte, daß der junge Flacker ein beſonderer Freund von ihm ſey. Wer ſoll alſo dieſe Retourpoſt beſtellen? Derſelbe, und ich will weiter mit der ganzen Sache nichts zu thun mehr haben.

Pag. XV.

Denſelben Abend.

Daß dieſer junge Menſch nichts tauge,
Geſehn hab' ich's mit meinem Auge;
Daß ſie nicht mehr ſein Netz umgarne,
Iſt's Zeit, daß ich Sabinchen warne;
Drob ſie in mir den Freund erkenne,
Und mich den lieben Felix nenne!

Was der Menſch ſieht und hört, das weiß der Menſch gewiß.

Und wenn der Menſch auch ein Auge zudrückt, ſo bleibt doch das andere offen.

Dieſer junge Herr Flacker ſoll mich nicht umſonſt zum Narren gehabt haben. Was ich von ihm geſehen habe, will ich zwar nicht an Mann bringen, wohl aber an Sabinchen, und das nicht boshafter, ſondern gerechter Weiſe. Das gute Kind ſoll einſehen, daß er ſie nicht minder hintergeht als mich, ſie ſoll wiſſen, daß er es nicht mit ihr allein hält, ſondern auch mit anderen. Was ſind dieſe jungen Herren doch ruchlos! während unſereins ſich auf alle mögliche Art den Kopf zerbricht, um herauszubringen, wie er mit einer einzigen daran ſey, ob er ihr wichtig, oder ob er gleichgültig, lieb und werth, oder ob er unlieb und unwerth ſey, und ewig ſucht, ohne zu finden, wo und was und warum es fehle, ſuchen dieſe unſeligen Glückskinder gar nichts, weil ſie alles finden, ehe ſie noch zu ſuchen anfangen. Sie bedürfen der Algebra gar nicht, denn für ſie gibt es kein x, und keine Größe iſt ihnen unbekannt; hingegen werfen ſie ſich ganz platt auf die gemeine Arithmetik, und was haben ſie davon? Man ſieht ihnen in die Rechentafel, und weiß auf den erſten Blick, wo ſie ſich verzählt haben.

Weiche von mir, Schlaf, ſobald das Frühlicht aufdämmert; denn eilen will ich durch Reif und Nebel, durch Stoppeln und Herbſtwieſen, zu Sabinchen.

Pagina XVI.

Am 9ten September.

So ich nunmehr heimgeſtiegen,
Fühlt' ich wunderlich Vergnügen,
War mir wohl, und mocht' ich ſpringen,
Und verſchiedne Lieder ſingen,
So ich's hätte in der Übung;
Blieb jedoch nicht lang ſo helle,
Merkte bald des Herzens Trübung,
So ich ihn ſah, auf der Stelle;
Weiß nicht, wie ich dem Verwegnen
Aller Orten muß begegnen!

Sabinchens Frau Mama war nicht zu Hauſe, ſie ſelbſt aber lief mir ganz freudig entgegen, ergriff meine Hand, und ſagte: Ach mein guter Felix, bringen Sie mir einen Brief?

Nein, Sabinchen, ſagte ich, der Herr Flacker hatte dießmahl keine Zeit gehabt, und er hat wohl ſchwerlich daran gedacht, an Sie zu ſchreiben.

Hat er — hat ſeine Mutter — haben Sie —

Hm hm! dachte ich bey mir, jetzt iſt Sabinchen in Verwirrung, Verirrung, Zerſtreuung und Beſtürzung gerathen. Vermuthlich erſchrickt ſie darüber, daß ich den Zuſammenhang mit den Briefen ſo gut einſehe? Sie ſoll noch mehr erſchrecken. Und wirklich erſchrack ſie noch mehr.

Ach, mein lieber Felix, ſagte ſie, als ich meine Erzählung geendigt hatte, iſt es wirklich wahr? haben Sie recht geſehen? und dabey weinte das gute Kind, und ſah ſo betrübt und ſchmerzlich vor ſich hin, daß es mir in die Seele weh gethan hätte, wenn es mir nicht lieb geweſen wäre. Je trauriger ſie wurde, deſto vergnüglicher fühlte ich mich in mir ſelbſt, ich ſtand gewiſſermaßen feſt und ruhig da, und gedachte in mir: jetzt kommt die Reihe an dich!

Sie nahm mich bey der Hand, führte mich zu einer Weinlaube, ließ mir eine Schüſſel Milch hohlen, und Brot, ſolches darein zu brocken. Sie ſetzte ſich, und lehnte ihr braungelocktes Köpfchen an die Hände. Ich aber ließ die Milch unberührt ſtehen, und brockte auch kein Brot hinein, ſondern ich ſaß da, und bemerkte, daß das Laub der Weinreben in verſchiedene Lappen ausgeſchnitten ſey. Nicht lange aber ſchwieg Sabinchen. Alſo, es iſt wirklich wahr, daß Sie ihn geſehen haben?

Ja, Sabinchen! mit beyden Augen.
Und ein Mädchen war mit ihm?
Ja, Sabinchen.
Und ſie küßten ſich wirklich?
Ja, das thaten ſie.
Sie ihn, oder er ſie?

Das habe ich wirklich nicht unterſcheiden können! Ich verſtehe mich nicht auf das.

Und das alles recht im Geheimen?

In der engliſchen Anlage. Ich lag eben im Gras, und neben mir der Euklid; da kamen ſie vorbey hinter dem Geſträuch.

Und was ſprachen ſie zuſammen?

Allerley. Einiges davon habe ich gehört, und Einiges habe ich nicht gehört. Wie ich eben recht aufpaſſen wollte, und mich dazu aufrichtete, machte ich einiges Geräuſch, und dann gingen ſie weiter. Aber den Nahmen Sabinchen habe ich ihn ausſprechen gehört.

Meinen Nahmen? Waren ſie luſtig dabey?

Sie ſcherzten und lachten zuſammen.

So hat er mich am Ende noch verlacht, verſpottet?

Möglich! Was iſt ſo ein junger Herr nicht alles im Stande! Solche Gecken unterſtehen ſich, mit den ernſthafteſten Dingen ihren Spaß zu treiben! In der That! Sabinchen, ich begreife nicht, wie ſie einem ſolchen Menſchen gut ſeyn können! Es gibt Leute, denen er ins Geſicht lacht, und die freylich zu Zeiten etwas ungeſchickt ſind, weil ſie es nicht beſſer gelernt haben, und weil ſie ſo ſehr mit Studien beſchäftigt ſind, daß ihnen keine Zeit übrig bleibt, dergleichen hergebrachte und unweſentliche Dinge zu lernen, die es aber auf jeden Fall herzlicher und aufrichtiger meinen, als er, und die ſich gewiß nie unterſtehen werden, Sabinchen ſo leichtfertiger und frevleriſcher Weiſe zu täuſchen.

Bey dieſer meiner Rede, die mir ſelbſt gefällt, indem ich ſie hier wieder aufſchreibe, ſeufzte Sabinchen, drückte mir die Hand, und fragte, warum ich denn nicht eſſe. Ich wußte darauf keine Antwort, als, daß ich keinen Hunger hätte. Ich ſah hierauf eine Thräne in ihrem Auge, und konnte daraus entnehmen, welches Mitleid ſie mit mir habe, und daß ſie gar wohl einſehe, warum ich keinen Hunger habe. Ach, ſagte ſie, mir iſt jetzt alles verleidet! Ich muß zu meiner Frau Mama, lieber Felix, ſie erwartet mich drüben auf dem Felde, wo ſie dem Flachs nachſieht. Ich würde Sie einladen mit zu gehen, aber meine Geſellſchaft würde Ihnen heute lange Weile machen!

Ich will Ihnen gar nicht läſtig ſeyn, Sabinchen; auch muß ich wieder fort.

Adieu, lieber Felix, ſagte ſie. Kommen Sie morgen gewiß wieder, gewiß! Seyn Sie mein Freund, tröſten Sie mich, haben Sie Mitleiden mit mir, ich will Ihnen recht gut ſeyn. Ich weiß, wie aufrichtig Sie es meinen!

Adieu, Sabinchen, ſagte ich. Mir war, als müßte es wieder ſo kommen, wie am 7ten hujus; aber nicht alſo, Sabinchen wandte ſich ab, ich hielt noch immer ihre Hand, ich küßte dieſe ſchöne, kleine, runde, weiche Hand, ſie drückte die meine damit, und hüpfte davon.

Da ſind nun freylich wieder viel poſitive Größen in meiner Gleichung, Dinge von großer Bedeutung und klarer Verſtändlichkeit. Hätte ich nur den verdammten jungen Flacker nicht angetroffen, ſammt ſeiner boshaften Freundlichkeit! Ich war noch keine volle halbe Stunde gegangen, und war eben in einem tiefen Wäldchen, im Schatten der Gedanken, da hört' ich plötzlich etwas rauſchen, ich blickte auf, und ſah einen Pferdskopf, und wie ich höher hinauf ſah, ſah ich auch einen Menſchenkopf, und dieſer gehörte dem leibhaften jungen Flacker. Gleich hielt er an, ſchwätzte einige tückiſche Höflichkeiten her, und wollte ſich mit mir in eine Art von Geſpräch einlaſſen, ich aber machte ihm ein ſtummes Grußzeichen, das mehr von der Hand zum Hut, als vom Herzen zum Kopf hinwirkte, und ſprang in das Gebüſch. Ich hätte mich durch dieß entſchloſſene Benehmen auch wirklich mit Ehren aus der Sache gezogen, wäre hinter dieſem Gebüſche nicht ein Waldgraben im Hinterhalte gelegen, der mich in ſeine Tiefe aufnahm. Der Geck lachte hellauf, gab ſeinem Gaul die Sporen, und ſprengte davon, indem er mir zurief: Laſſen Sie Ihren Euklid nicht liegen!

Was war dieß für eine Anſpielung auf meinen Euklid? Woher weiß er am Ende auch, daß es einen Euklid gebe? Was ficht ihn auf einmahl an, daß er Sabinchen einen Beſuch macht? Wie ſo hat er jetzt Zeit dazu? Und wird ſie ihm nicht den Rücken zuwenden? Und wird er hernach nicht in ſie dringen, warum ſie ihm ſo unfreundlich ſey? Und wird ſie ihm nicht ſeinen Frevel vorhalten? Und wird er nicht ſogleich auf mich denken, weil ich ihm unglücklicher Weiſe in den Weg gekommen bin? Das ſind eine Menge Fragen, zu welchen ich die Antworten theils errathen, theils nicht errathen kann! Unterdeſſen ſuche ich zu Hauſe meinen Euklid, und finde, daß er nicht zu finden ſey.

Pagina XVII.

Am 10ten September.

Es geht der Menſch ganz friedlich ſeiner Wege,
Und denkt nichts Arges ſich in ſeinem Herzen,
Die Vöglein hört er in den Büſchen ſcherzen,
Und ſetzt ſich hin, daß er der Ruhe pflege.

Da ſtürzen ſie aus düſtrem Waldgehäge,
Die liſtig ſich mit Ruß das Antlitz ſchwärzen,
Und überladen ihn mit bittren Schmerzen,
Und meſſen nicht und zählen nicht die Schläge.

Und was ich Armer rufen mag und bitten,
Und was ich meine Unſchuld mag betheuern,
Sie ſchlagen fort, als müßt' es ewig dauern.
Was herrſchen doch für ungeſchlachte Sitten,
Wie iſt die Welt ſo reich an Ungeheuern!
O arge Welt, wie biſt du zu betrauern!

Auf was der Menſch am wenigſten gefaßt iſt, das trifft den Menſchen am erſten.

Und ob dem Menſchen Unrecht geſchieht oder nicht, das kümmert die anderen wenig.

So bin ich denn auf eine Art gemißhandelt worden, die vor der Hand meinem Körper weher thut, als meinem Gemüthe, nach der Hand aber meinem Gemüthe mehr, als meinem Körper. Dieſe blauen Flecke, von denen ich die zahlreichſten nicht einmahl erblicke, (ich müßte mich denn zwiſchen zwey Spiegel ſtellen, was mein jetziges Hausgeräth nicht zuläßt), werden über kurz oder lang verſchwinden, aber die mit ſelben verbundene Kränkung wird niemahls verſchwinden. Ich, der ich ſelbſt als Kind nie Schläge erhalten habe, deſſen ſittſamer, ſtiller, fleißiger Lebenswandel allen übrigen Buben und ſonſtigen jungen Leuten zum Muſter aufgeſtellt wurde, ich, der nie eine Mücke beleidigte, werde hinterrücks angefallen, und unanſtändiger Weiſe durchgeprügelt! Ich habe mich auch nicht im mindeſten widerſetzt, denn ich bin ſolchen pöbelhaften Unternehmungen ganz fremd, auch waren ihrer zwey.

Wie mögen es denn die beyden ſo gut gewußt haben, daß ich um dieſe Zeit den Spatziergang zu Sabinchen machen werde? Und was hatten ſie denn für ein Recht dazu, mir dieſen Spatziergang zu verleiden? Sie hatten mich ohne viel Umſtände in das Gras geworfen, und da blieb ich auch, da ſie wieder fortſprangen, eine gute Weile liegen, und dachte nach. Wie ich wieder aufſtand, fühlte ich ganz unvermuthet ein Buch in meiner Rocktaſche. Ich zog es hervor, es war mein Euklid. Ich denke über den Zuſammenhang dieſer Dinge weiter nach, und erinnere mich, daß etwas, was den Umriſſen nach einem Buche glich, meinem Rücken empfindlich geweſen war. Dieſer Euklid in meiner Taſche, dieſer Euklid auf meinem Rücken, dieſer Euklid, den ich zu Hauſe vermißte, dieſer Euklid, auf welchen der junge Flacker anſpielte, als er geſtern vor mir vorbeyritt, dieſer nähmliche Euklid, der neben mir lag im Graſe, als ich jenes jungen Herrn ungeziemendes Betragen belauſchte, und endlich der junge Herr Geck ſelbſt, der mir geſtern noch auf dem Rückwege von Sabinchen begegnete, alles dieß gegen einander geſtellt, gibt eine ſo klare Gleichung, daß das dießfällige x, darſtellend die Perſon desjenigen, der mich ſo ſchmählich gepeinigt, ganz klar daraus hervorgeht. Nur das y, der Spießgeſelle und Secundant,–iſt mir im Dunkeln.

Pagina XVIII.

Nachtrag.

Schlimmer denn ein Frauenzimmer
Kann's nunmehr kein Weſen geben.
Flimmer, Glimmer, eitler Schimmer,
All ihr Weben, Leben, Streben!
Dümmer, grimmer werd' ich immer,
Nimmer will mein Groll ſich heben.

Ich will eben meinen Euklid abſtauben, und ihn in den Bücherſchrank ſtellen, da fällt Sabinchens Brief an des Herrn

Flackers Mama heraus. Ich will gar nicht unterſuchen, wie ſo dieſer fatale Brief in meinen Euklid gerathen ſeyn mag, ſondern nur die Abſchrift davon zum ewigen Andenken in mein Tagebuch ſetzen. „Mein lieber Ernſt! (So heißt dieſer Spaßvogel) Mir war ſchon recht bange nach Ihnen. So viele Tage hatte ich ſchon von Ihnen nichts gehört und nichts geſehen! Ich tröſtete mich zwar mit dem Gedanken, daß Sie fleißig ſind und fleißig ſeyn müſſen, (ja wohl fleißig) um das Examen abzulegen, welches Ihre nahe Anſtellung fördert; (wie?) aber Sie wiſſen ja, wie wir Mädchen ſind! (Ja wohl). Wie freut es mich nun, von Ihnen alles Gute und Schöne zu erfahren! Ich wünſche Ihnen für morgen alles mögliche Glück, meine Mutter wünſcht ihnen dasſelbe. Wir zweifeln nicht an dem guten Erfolg (aber ich), und hoffen, daß Sie uns bald möglichſt das übrige ſelbſt erzählen werden. Sie wollen wiſſen, ob ich Ihnen noch gut ſey? Solche Fragen kann nur jener thun, der ſelbſt ein böſes Gewiſſen hat. (Ganz recht!) Oder wollen Sie noch zweifeln? Die Prüfungen ſind längſt aus der Mode, unſer Zeitalter iſt nicht das romantiſche. (Das verſteh' ich nicht) Ihr Einfall, dem guten Felix ihren Brief mitzugeben, war mir wirklich poſſierlich. (Poſſierlich!) Der arme Menſch meint mir's recht gut, (ſchon vorbey!) und ich kann ihn auch in der That gut leiden, (ſchön Dank!) ſo albern er ſeyn mag. (Gehorſamer Diener!) Ich habe ihn heute außerordentlich drollig gefunden, (immer beſſer!) und mußte alle Augenblicke in die Lippen beißen, um nicht laut auf zu lachen; der Menſch ſtudiert zu viel, und wird dabey zuſehends dümmer. (Das iſt leider wahr) Wir wollen uns, wenn wir einmahl unſer eigenes Haus machen (was?) ſeiner annehmen. Er muß täglich zu uns kommen, damit wir ihn abrichten. (Ich bin nicht Dero Pudel!) Morgen wird er wieder kommen, antworten Sie durch ihn gewiß, oder, wenn es nur irgend möglich iſt, kommen Sie lieber ſelbſt. Mit Freuden erwartet Sie Ihre Sabine.

Kommen Sie lieber ſelbſt! Das iſt ein lieber Ausdruck das! Laſſen Sie den albernen Felix zu Hauſe, und kommen Sie lieber ſelbſt! Ich möchte vor Wuth zum Fenſter hinunter ſpringen, aber was würden die Menſchen dazu ſagen? Weg, weg mit allen Mädchen! fort mit jedem Gedanken an dieſe Schlangenſeelen! für mich allein will ich leben, und den Wiſſenſchaften obliegen, und vor Sabinchen vorbeygehen, ohne den Hut abzuziehen! Sie ſollen es nicht merken, daß ich mich ärgere! Ich will gleichgültig ſeyn, und ruhig, und eiskalt, und ihnen zeigen, daß ich ſie verachte!

Pagina XIX.

Zweyter Nachtrag.

Sonder Scheu,
Sonder Reu
Sind ſie, dieſe Leute;
Ihre Scham,
Meinen Gram
Setzen ſie bey Seite;

Was ſie gethan,
Ficht ſie nicht an,
Machen nur Scherz aus der Sache;
Ach, und ich muß
Dieſen Verdruß
Tragen, und weiß mir nicht Rache!

Ich warf meinen Rock von mir, und legte mich in das Bett. Da hörte ich zwey Leutchen vor meiner Thür, die ich ſogleich an der Stimme erkannte, denn ſie machten keinen geringen Lärm. So beſtürzt ich über dieſe ihre Unverſchämtheit war, nach ſolchem an mir verübten Gräuel noch zu mir auf das Zimmer zu kommen, (denn daß der eine davon, mein ſauberer Schulfreund, jenes Spießgeſelle war, hatte ich nun gleich weg) ſo faßte ich mich doch ſogleich, und verſchloß meine Augen feſt, als ob ich ſchliefe.

Stille! ſagte der junge Flacker im Eintreten, er ſchläft.

Da thut er recht, ſagte Schlipp, mein Schulfreund. Kein Wunder nach einer ſolchen Motion.

Wir haben ihm doch ein wenig zu viel gethan, meinte jener. Ach nein, ſagte dieſer darauf; es ſchadet ihm ganz und gar nicht. Er hat eine zähe Haut, die ſchon etwas aushalten kann, und einem Verleumder muß man dick kommen.

Sabinchen war böſe darüber, bemerkte Herr Flacker.

Laß Sie böſe ſeyn, entgegnete Herr Schlipp, es macht ihr eigentlich doch viel Spaß. Was iſt auch viel daran? Morgen früh hat er es ausgeſchlafen, er ſchüttelt ſich ab, und denkt ſich ſeinen Theil. Ich möchte wiſſen, ob er uns erkannt hat? fragte der erſtere. Ich zweifle ſehr, antwortete der andere; dazu iſt er beynahe zu dumm. Auf mich hat er gewiß keinen Verdacht. Um ſo größere Augen wird er machen, wenn ich ihm's ſage!

Iſt nicht vonnöthen, ſprach ich, ohne die Augen aufzumachen, ich weiß es ohnehin.

Er ſpricht, hohl' mich der und jener, aus dem Schlafe! ſagte Schlipp.

Laſſen wir ihn ſchlafen, erwiederte Herr Flacker, der Geck. Ich will mich jetzt nur geſchwind umſehen, wo Sabinchens Brief iſt. Ich weiß es genau, daß ich ihn damahls, wie mir ihn meine Schweſter gab, in der Hand hielt; wie ich hernach in der engliſchen Anlage Entenſchnabels Buch fand, und mit nach Hauſe nahm, legte ich ihn hinein. Wahrſcheinlich habe ich ihn heute mit ſammt dieſem Buch in Entenſchnabels Rocktaſche geſchoben.

Sie gingen hin, und ſuchten ganz keck in meinen Kleidern herum. Wart' einmahl, ſagte Schlipp; ich kann mich erinnern, daß es der Euklid war. Der ſteht entweder in ſeinem Schrank, oder er liegt auf ſeinem Schreibtiſch. Wir wollen ſehen.

Sie tappten auf dem Tiſche herum, ſie fanden den Brief neben dieſem meinem Tagebuch liegen. Eben langten ſie nach dem letztern, und wollten ſich darüber her machen, da entbrannte mein Zorn lichterloh, ich ſprang aus dem Bette, und riß es aus ihren Klauen. Geht zum Guckguck! ſchrie ich mit einer ungemein großen Heftigkeit; packt euch, und laßt mir meine Sachen in Ruhe!

Wie, ſagte Schlipp, biſt du bey Leben? Nun, wie hat es angeſchlagen?

Mein beſter Herr Felix, nahm der andere das Wort, ich hoffe nicht, daß wir Ihnen zu grob gekommen ſind. Wir haben Ihnen nur auf eine honette Art begreiflich machen wollen, daß die Augen des Menſchen oft Dinge ſehen, die ganz natürlich und recht ſind, wenn man weiß, wie es ſich damit verhält, nicht ſo, wenn man dergleichen nicht weiß. Das Mädchen, in deſſen Geſellſchaft Sie mich belauſcht haben, war meine Schweſter, welche durch Freund Schlipp den Brief erhielt, den Sie mir von Sabinchen zu bringen die Gewogenheit hatten. Ich hatte eben den Brief geleſen, und wir freuten uns über ihn und manches Andere; da raſchelte es im Gebüſche, ich ſtieg hinein, und fand den Euklid, mit ihrem Nahmen auf dem Schmutztitel. Das andere werden Sie alſo von ſelbſt verſtehen, denn Sie ſind ſo dumm eben nicht, als Sie ausſehen. Der Verdruß, den Sie zwiſchen mir und Sabinchen erregt haben, hat mich, und der falſche Verdacht, den Sie auf die unſchuldige Perſon meiner Schweſter geworfen haben, hat den da, ſonſt Ihren guten Freund, bewogen, Ihnen eine erkleckliche Lehre zu geben, die Sie mit aller Ihrer Algebra nicht herein gebracht hätten. Übrigens ſeyn Sie mein Freund, und umarmen Sie in mir Sabinchens Verlebten.

Wie? iſt es möglich? ſagte ich. Mehr konnte ich für dieß Mahl nicht reden.

Ja, Felix, ſagte Schlipp, ſo iſt es. Du darfſt dich auch gar nicht darüber verwundern, denn das iſt ja eine Sache, die längſt ſtadtbekannt war. Freund Flacker hatte nur auf die Erreichung ſeiner Anſtellung zu warten, und die hat er nun. Friſch, Felix, ſey munter! Was geſchehen iſt, wird vergeſſen, wir bleiben die Alten!

Sie fielen beyde über mich her, küßten und herzten mich, und gingen ihrer Wege. Ich aber ſitze hier, und weiß gar nicht mehr, was ich denken ſoll. Weinen könnt' ich, doch das mag ich nicht, fluchen möcht' ich, doch das will ich nicht, ſchlafen wollt' ich, doch das kann ich nicht, ſtudieren ſollt' ich, doch das vermag ich nicht, zu ſterben wünſcht' ich, doch das darf ich nicht. Aber krank bin ich, und krank will ich ſeyn!

Pagina XX.

Am 22ten September.

Morgenſonne will mich wecken,
Traum, hinweg!
Nimmer ſollſt du mehr mich ſchrecken,
Eitler Schreck!
Immer ſah ich in den Hecken

Jenen Fleck,
Wo ſich mochte Schlipp verſtecken,
Und der Geck;
Fühlte dann mich niederſtrecken,
Und mit Schlägen mich bedecken,
Und noch hintendrein mich necken,
Dreiſt und keck!

Wenn der Menſch irgend eine Sache überſchlafen hat, ſo wird dem Menſchen dieſe Sache gleichgültiger.

Demungeachtet fühle ich mich noch immer matt und abgeſchlagen, und es dürfte ſchon möglich ſeyn, daß ich wirklich krank bin. Ich will mich auch gar nicht ordentlich anziehen, ſondern den ganzen Tag zu Hauſe bleiben. Und bin ich auch nicht im Stande, etwas ordentliches zu ſtudieren, ſo will ich mir wenigſtens für den künftigen Winterkurs, der nunmehr herannaht, eine hinlängliche Anzahl Hefte zuſammen nähen.

Pagina XXI.

Nachmittags.

Nun gut!
Die Sache
Iſt abgethan!
Nur Muth!

Ich mache
Mich eifrig d'ran,
Mit Fleiß
Mein Wiſſen
Jetzt zu erweitern,
Ich weiß,
Es müſſen
Verſuche ſcheitern;
Wenn man geirrt,
Dann wird
Man matt
Und klug,
Und hat
Genug!

Um Mittag war Schlipp bey mir, brachte mir einen Gruß von Sabinchen, mit der Bitte, zu ihr zu kommen, weil ſie ſammt ihrer Frau Mama nun vom Lande zurück gekehrt ſey.

Schlipp, ſagte ich, du ſiehſt, ich bin krank, und du kannſt zum Theil wiſſen, warum. Ich verabſcheue dich in etwas, und weiß nicht, wie du dich unterſtehen kannſt, zu mir zu kommen. Sabinchen laſſe ich mich ganz gehorſamſt empfehlen, und werde in einigen Wochen ſo frey ſeyn. Ihrer Frau Mama laſſe ich die Hand küſſen. Das ſag' ihnen, Schlipp, und laß mich in Frieden. Und hiemit warf ich mich wieder auf das Bett.

Du biſt ein guter Eſel, ſagte Schlipp, nimm dich nur zuſammen, wir wollen uns deiner annehmen. Hiemit ging er wieder fort. Er war ſo grob nicht, ehe er mit dem Flacker in Bekanntſchaft geſtanden.

Es war noch keine Stunde vergangen, da machte ich nach einem erquicklichen Schlummer die Augen auf, und Sabinchen ſaß an meinem Bette. Neben ihr ſtanden Flacker und Schlipp. Sie war ſehr hübſch, und hatte ein weißes Band um den Strohhut geſchlungen, und unter dem Kinn zuſammen gebunden. Da konnte ich auch in gar keinen rechten Zorn gerathen, und mag ſie wohl ſehr wehmüthig angeſehen haben, denn ſie lächelte mich an, und das ſtand ihr gut.

Guter Felix, ſprach ſie zu mir mit artigen Geberden, es iſt mir wahrlich ſehr leid, daß Ihnen ſo übel mitgeſpielt wurde, hätte ich darum gewußt, ich würde es nicht zugelaſſen haben. Aber warum haben Sie ſich auch ſo ſeltſam betragen? Warum hinterbrachten Sie mir Nachrichten, die nichts bedeuten, mit einer Art, die mich und meinen Freund beunruhigte? Wenn Sie damit ihm ſchaden wollten, ſo haben Sie ſich ſehr verrechnet, denn wir ſind aufrichtig genug gegen einander, um uns bald wieder zu verſtehen. Sie mögen ein ſehr guter Menſch ſeyn, aber lernen müſſen Sie noch viel. Kommen Sie nur recht oft zu uns, wir wollen uns gewiß alle Mühe geben, um Sie für das geſellige Leben tauglich zu machen. Kleine Scherze dürfen Sie nicht abſchrecken, Sie ſind Ihnen recht nützlich! Es ſteht nicht alles in den Büchern, was der Menſch wiſſen muß.

Sie ſagten mir noch allerley Bitteres und Süßes, und gingen davon. Und ich will mich anziehen, und ein wenig in das Freye hinausſchleichen. Dieſe drey glauben um vieles geſcheider zu ſeyn, als ich. Ich will es auch zum Theil zugeben, wiewohl ſie alle mit einander nicht ſo viel wiſſen, als ich ſchon vor ſechs Jahren gelernt habe. Beſonders haben dieſe Mädchen das Recht, gar nichts zu wiſſen, und doch alle Augenblicke den Gelehrteſten zu beſchämen. Sey es! die Mädchen allein machen die Welt nicht aus! Ich bin nunmehr 19 Jahre alt, was iſt das für ein Alter? Bey den vielen Kenntniſſen, die ich ſchon beſitze, was kann nicht erſt noch aus mir werden? Aber — vergeſſen muß Sabinchen werden, vergeſſen, als ob ſie niemahls auf der Welt geweſen wäre. Und was der Menſch will, das kann der Menſch, ſo fern er nur das kann, was er will.

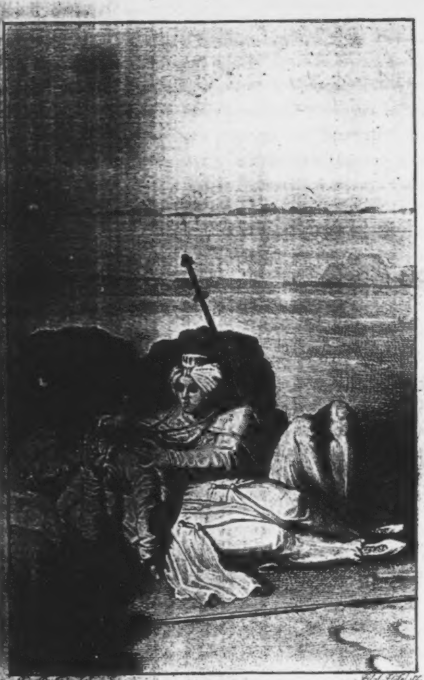
So ihm jede Luſt iſt hingeſchmolzen,
  Möcht' er ſich in dunklen Träumen wälzen,
  Seine Zukunft hinkt heran auf Stelzen,
Seines Lebens Mark will ſich verholzen!

Doch entſagen will er ihr, der Stolzen,
  Deren Herz kein Flehn vermag zu ſchmelzen,
  Hüllen will er ſich in Winterpelzen
Vor Cupido's fein geſpitzten Bolzen!

Nur der Algebra gilt all ſein Sinnen,
Keine Liebſchaft werd' ihm angeſponnen,
Nimmer ſoll ſein ſchwaches Herz entbrennen.

Mag man ihn den dummen Felix nennen,
Handelt er nur feſt und wohl beſonnen,
Wird auch ihm nicht Ehr' und Glück entrinnen!

Dr. Eman. Veith.


[illegible] del.
Bld.Hesel.sc.

Die beyden Freunde,

oder

die Reiſe nach Mekka

Ein Mährchen.

Zur Zeit des Kalifen Abu-Giafar-Almanzor lebten zu Bagdad zwey Jünglinge, welche das Band der zärtlichſten, treueſten Freundſchaft feſt vereinigte. Sie waren mit einander aufgewachſen, und faſt von gleichem Alter. Immer mehr entfaltete ſich mit den Jahren das ſüße Gefühl, welches ihre Herzen ſchon in der zarteſten Kindheit aneinander zog, und ſchlug endlich feſte Wurzeln, welche Stürme und Zeit nicht auszureiſſen im Stande waren. Der eine dieſer beyden Jünglinge nannte ſich Abdul-Haſſan, der andere Adelhamed. Dieſer erreichte am 6ten Tage des Ramazan ſein zwanzigſtes Jahr, jener war am zweyten Tage des Mondes von Saphar 21 Jahr alt. Noch war ihren jungen Herzen die Macht jeder Leidenſchaft unbekannt, nur jene der Freundſchaft fühlten und verehrten ſie.

Eines Tages gingen ſie Arm in Arm an dem Ufer des Tygris, welcher die Mauern von Bagdad beſpühlt, ſpatzieren, als ſie einen armeniſchen Kaufmann erblickten, welcher viele Sclaven mit ſich führte. Der Kaufmann näherte ſich den beyden Jünglingen und redete ſie an: Der Geiſt des Propheten ſey mit Euch! Ich habe Sclavinnen von blendender Schönheit zu verkaufen, wollt ihr Euch morgen früh auf dem Marktplatze von Bagdad einfinden, ſo könnt ihr frey unter den ſchönſten Weibern Aſiens wählen. — Die beyden Freunde antworteten dem Kaufmann, daß ſie morgen früh auf dem beſtimmten Platze erſcheinen würden, ſetzten ihren Spatziergang noch eine Weile fort, und kehrten dann zur Stadt zurück, wo ſie ſich trennten.

Indeſſen hatte Adelhamed unter den Sclavinnen des Kaufmanns eine junge Cirkaſſerinn wahrgenommen, deren ſchlanker Wuchs und herrliche Formen ihn lebhaft anzogen. Sie war zwar verſchleiert, allein die Liebe drang durch den Schleier, und die entflammte Einbildungskraft des Jünglings lieh dem Mädchen Reize, welche ſein Auge noch nicht erblickt hatte. Kaum graute der Morgen, ſo begab ſich Adelhamed ſchon mit einer Summe auf den Marktplatz, welche in dieſem Augenblicke das Einzige war; was er beſaß. Er machte zwar beträchtliche Geſchäfte, allein ſein Vermögen beſtand in Waaren, und ſo kam es, daß er jetzt nur über eine ſehr mäßige Summe ſchalten konnte. Er traf den Kaufmann und bath ihn, ihm alle ſeine Sclavinnen zu zeigen, dieſer führte ihn in ein geräumiges Haus, welches er zu ſeinem Handel gemiethet hatte, und erzählte ihm auf dem Wege, daß ſchon vor ihm ein junger Mann da geweſen ſey, welcher die Weiber beſehen, und dem beſonders eines derſelben ſo ſehr gefallen habe, daß er gerne alle Schätze Perſiens für ſie hingegeben hätte; doch da er nicht ſo reich geweſen ſey, um den hohen Preis für eine ſo außerordentliche Schönheit zu bezahlen, ſo habe er ſich in Verzweiflung wieder entfernt.

Adelhamed achtete nicht viel auf das Geſchwätz des Kaufmanns, mit lebhafter Ungeduld trat er in das Gemach, wo zwölf Cirkaſſerinnen ohne Schleyer ſaßen, und traurig ihr künftiges Schickſal erwarteten. Adelhamed ſah nur Eine. Es war ein junges Mädchen von beynahe 16 Jahren, ihr Geſicht war blendend weiß, ihre Züge voll unbeſchreiblicher Grazie, ihr Blick voll unausſprechlichem Anmuth. Sie ſchlug die himmelblauen Augen nieder, und die Roſen der Schamhaftigkeit blühten auf ihren Wangen. Kaum hatte Adelhamed dieſes Mädchen erblickt, ſo zweifelte er ſchon nimmer, daß ſie dieſelbe ſey, die geſtern noch verſchleyert ſo großen Eindruck auf ihn gemacht hatte. ſein Herz rief es ja laut ihm zu, und das Herz trügt niemahls. Seine Augen hingen bewundernd an der Schönen. Er dünkte ſich unausſprechlich glücklich, wenn er der Beſitzer dieſer Reitze werden könnte, aber auch nahmenlos elend, wenn er ohne dieſen Schatz leben müßte, für welchen er gerne alle Schätze der Erde hingegeben hätte. Hoffend und fürchtend ſtand er da, in ihrem Anblick verſunken; denn er fühlte, daß ſein ganzes Vermögen nicht hinreichend ſey, die ſchöne Zuleime zu kaufen. Der Kaufmann bemerkte die lebhafte Bewegung des Jünglings und ſprach endlich zu ihm: — Zugegriffen, Herr! für 600 Tomans iſt die ſchöne Sclavinn dein. — Sechs hundert Tomans, ſchrie

Adelhamed, indem er ſich vor die Stirne ſchlug, o ich gebe tauſend Mahl ſo viel! Doch 600 Tomans hab' ich nicht, ich habe nur die Hälfte dieſer Summe. O ich Unglücklicher! Ich bin verloren. Ein anderer wird Zuleima beſitzen. — Doch — fuhr er fort, indem er den Kaufmann feſt am Arm ergriff, — noch blinkt mir ein Hoffnungsſtrahl, — warte, — warte nur noch kurze Zeit — ich habe einen Freund, vielleicht daß dieſer — Ja Zuleima kann doch noch mein werden. — Schwöre mir bey dem Propheten, daß du wenigſtens noch eine Stunde warten willſt — ich eile — ich fliege. —

Fort war er, und flog zu ſeinem Freunde Abdul-Haſſan. Man ſagte ihm dort, daß dieſer ſchon am frühen Morgen ausgegangen, und ſeitdem nur einen Augenblick in einer heftigen Unruhe nach Hauſe gekommen ſey. Er ſuchte dich, Herr, ſetzte ein Sclave Abduls hinzu, und wird in dieſem Augenblicke dich in deiner Wohnung erwarten. Adelhamed ließ ſich dieſes nicht noch einmahl wiederhohlen, er eilt in ſeine Wohnung, findet dort ſeinen Freund, der ihn mit Ungeduld erwartet, und mit verſtörter Miene und großen Schritten auf und nieder geht. Kaum erblickte Abdul ſeinen Freund, als er in ſeine Arme ſtürzte und laut aufſchrie: Freund! ſey mein Retter, dir will ich das Glück meines ganzen Lebens verdanken. Sprich, antwortete der erſtaunte Adelhamed, mein letzter Blutstropfen iſt dein. Ich rechnete auf dich. erwiederte Abdul. Höre alſo: Ich brauche ſchnell 300 Tomans, ich brauche ſie, mir mein Glück, mein Leben damit zu erkaufen, kannſt du mir die Summe geben? —

Einige Augenblicke ſtand Adelhamed wie verſteinert da, Bläſſe bedeckte ſeine Wangen, und kein Laut entwiſchte ſeinem Munde, er wagte es nicht ſeinem Freunde in das Geſicht zu ſehen, der mehr als ſein Leben von ihm verlangte. — Ach — rief endlich Abdul ſchmerzlich aus, — du antworteſt mir nicht, ich weiß mir dein Stillſchweigen zu erklären, du beſitzeſt die Summe nicht, welche ich von dir fordere; denn wenn du ſie beſäſſeſt, du würdeſt nicht einen Augenblick anſtehen — — Dieſe Worte erweckten Adelhamed wieder, er warf ſich in die Arme ſeines Freundes, und drückte ihm den Beutel mit 300 Tomans in die Hand mit den Worten: Nimm, und ſey glücklich! — Abdul küßte ſeinen Freund und war wie ein Blitz verſchwunden.

Adelhamed ſah ſeinem Freunde nach, und nun löſte ſich ſein tiefer Schmerz in Thränen auf. Er bereute nicht, was er für Abduln gethan; allein ſeine ganze Hoffnung war nun auf ein Mahl ſchrecklich vernichtet. Er glaubte, Abdul werde ihm die nöthige Summe vorſtrecken können, und nun war es eben dieſer Abdul, welcher von ihm alles forderte, was er beſaß. Kein Mittel blieb ihm nun mehr übrig, zum Beſitz des Mädchens zu gelangen, welches er mit allem Feuer der erſten Leidenſchaft liebte. —

Kaum war eine Stunde verfloſſen, als Abdul-Haſſan mit freudig blitzenden Augen und begleitet von einer jungen Sclavinn in ſein Gemach trat. Er näherte ſich ihm und ſprach: Freund hier bring' ich dir den Schatz, den ich dir ganz allein verdanke, theile mein Glück mit mir, ſieh dieſe Schönheit an, Adelhamed, und denke, was ich in dieſem Augenblicke fühle. — Adelhamed ſchlug die Augen auf, und erkannte Zuleimen. Er blieb bey ihrem Anblick unbeweglich ſtehen, erröthete und erblaßte, wollte ſprechen, und die Worte erſtarben ihm auf den Lippen. — Du ſchweigſt, rief Abdul-Haſſan, — haſt du mir nichts zu ſagen? macht das Glück deines Freundes keinen Eindruck auf dein Herz? — Wie gefällt dir dieſe junge Cirkaſſerinn? Adelhamed ſammelte ſich, ſo gut er es vermochte, und antwortete mit einem gezwungenen Lächeln: „Sie iſt ſehr ſchön, ich wünſche dir Glück, Abdul, lange dauerndes ungetrübtes Glück, doch jetzt muß ich dich bitten mich zu verlaſſen, wichtige Geſchäfte fordern, daß ich den ganzen Tag mir allein überlaſſen bleibe. Abdul-Haſſan entfernte ſich, nicht ohne Beſorgniß über dieß ſeltſame Benehmen ſeines Freundes. — Ach, — dachte er, — Adelhamed verbirgt mir etwas, er hat Geheimniſſe vor mir, er leidet, und will, daß ich es nicht bemerke, und ſeine Qualen ſind doch ein Gut, das mir eben ſo angehört, wie ſeine Freuden.

Der Tag verfloß, und Adelhamed überließ ſich einſam ſeinem Schmerz. Er klagte das Schickſal an, welches die Leidenſchaft für daſſelbe Geſchöpf in den Herzen zweyer Freunde entſtehen ließ, und dadurch ihre Ruhe vergiftet. — Ach! — ſprach er, — was ich für Abdul that, würde er auch für mich gethan haben, und mit Freuden brächte ich daſſelbe Opfer noch ein Mahl für ihn. — Aber warum, großer Gott! ſchufſt du nicht zwey Zuleima's, wie du zwey Adelhameds ſchufſt.

So ſchlich ihm die Nacht unter traurigen Gedanken hin. Am andern Morgen um die zehnte Stunde trat Abdul in die Stube ſeines Freundes, er war bleich, zitterte, und man ſah es deutlich in ſeinen Zügen, daß tiefer Gram in ſeiner Seele wüthete. Er nahte ſich dem Freunde und ſprach: Adelhamed! du haſt Geheimniſſe vor mir, bin ich nicht mehr dein Freund, der Geſpiele deiner Jugend? — Haben wir denn jeder ein anderes Herz; eine andere Seele?" — Bey dieſen Worten ſtürzten Thränen aus Adelhameds Augen, doch er ſchwieg, und antwortete nichts auf dieſe Vorwürfe. — Lieber Adelhamed, fuhr Abdul fort, umſonſt verbirgſt du dich den durchdringenden Blicken der Freundſchaft, ſie haben den Schleyer durchbrochen, welchen du zwiſchen unſere Herzen hingſt. Ich habe dich errathen. — Eine unglückliche Neigung durchglüht deinen Buſen, du liebſt, — du liebſt Zuleimen." — Adelhamed wankte bey dieſem Nahmen. — Und du glaubteſt, fuhr Abdul fort, ich würde das Opfer annehmen, welches du mir brachteſt, glaubteſt, ich könnte mein Glück auf dein Unglück bauen. Höre mich, ich liebe Zuleimen, ich liebe ſie bis zum Wahnſinn, du liebſt ſie eben ſo, wohlan! ſie iſt nicht mehr mein. — Adelhamed ſtand wie niedergedonnert. — Nein, — nahm Abdul wieder das Wort, nein, die Liebe ſoll ſich nicht zwiſchen uns ſtellen, und uns entzweyen. — Ich komme zwar nicht, um dir Zuleimen anzubiethen, dieſes Opfer wäre für uns Beyde zu grauſam. Dein Glück würde mir Thränen koſten, und du würdeſt mit Schrecken ein Glück genießen, welches dein Freund ſo theuer bezahlte. Zuleima iſt nicht mehr mein, allein auch du wirſt ſie nie beſitzen. — Laß uns, wenn es möglich iſt, vergeſſen, daß wir ſie je geſehen, je geliebt haben. — O theurer Freund, verſetzte Adelhamed, in dieſer edlen Entſagung erkenne ich dein Herz. Ja du haſt das Geheimniß durchdrungen, welches ich dir verbergen wollte, um deine Freuden nicht zu vergiften. Ich bekenne dir es nun, ich liebe Zuleimen, ich werde ſie ewig lieben, ihr Bild wird mich verfolgen bis zum Grabe. — Doch ſag mir, Freund, was iſt mit Zuleimen geſchehen, und da wir ſie Beyde nicht beſitzen können, wer iſt der glückliche Sterbliche, zu deſſen Gunſten du auf ſo viele Reitze Verzicht geleiſtet haſt? — ſo vernimm denn Alles, erwiederte Abdul. Als ich dich geſtern verlaſſen hatte, verſank ich in tiefe Träumereyen über den Schmerz, den ich an dir wahrnahm, ich ſuchte die Urſache deines Kummers zu ergründen, um ein Mittel dagegen zu finden. Von tauſend Gedanken beſtürmt, ging ich längſt dem Fluſſe hin, ich kam in den Schatten des Wäldchens am Ufer, als mir Klagen und Seufzer an das Ohr drangen. Ich wendete mich um, und ſah einen Jüngling, der eben im Begriffe war, ſich in den Fluß zu ſtürzen. Seinen Lippen entſtrömte der Nahme Zuleima, und dieſer Nahme ſchien ſeine Verzweiflung noch zu vergrößern. Ich näherte mich ihm, und ſuchte ihn zu tröſten, allein er antwortete mir nur mit Thränen. Nur die Worte entſchlüpften ſeinem Munde: Gib mir Zuleima wieder, oder laß mich ſterben. — Ich ſenkte einen Strahl der Hoffnung in ſeine düſtere Seele und es gelang mir, ihn allmählig zum ruhigern Schmerze zurück zu führen. — Er vertraute mir, daß er Zuleimen ſeit ſeiner Kindheit liebe und auch von ihr zärtlich geliebt werde, daß Korſaren ſie ihm entriſſen, und daß er geſchworen habe, ihr zu folgen, und zu ſterben, wenn er keine Hoffnung mehr ſähe, ſie je wieder zu finden. — Ich nahm ihn mit mir in mein Haus, bereitete ihn allmählig auf die Freude vor, welcher er unvorbereitet vielleicht noch ſchneller erlegen wäre, als dem Schmerz, und nachdem ich ihn einige Zeit ruhen ließ, führte ich ihm die angebethete Geliebte in die Arme. O lieber Adelhamed, ich kann dir ihr ſtummes Entzücken nicht mahlen, wie ſie ihr Glück Anfangs kaum faßten, endlich davon überzeugt, ſich zu meinen Füßen warfen, und meine Hände mit Freudenthränen benetzten. Die Ergießungen ihrer Wonne zerriſſen mein Herz, und zum erſten Mahl in meinem Leben fühlte ich die Schlangenbiſſe der Eiferſucht, allein ich beſiegte dieſes entehrende Gefühl. Die Freundſchaft, dachte ich, wird deinen Schmerz lindern, und der große Prophet wird dir einſt hundertfach erſetzen, was du jetzt einer guten Handlung zum Opfer bringſt. — Nachdem Abdul ſo geſprochen hatte, ſchloſſen ſich die beyden Freunde innig in die Arme, und ſchwuren ſich ewig zu lieben.

Ein Monath war ſeit dieſer traurigen Epoche verfloſſen, ihr Schmerz war ſanfter, aber nicht ſchwächer geworden. Die beyden Jünglinge verließen ſich nicht, und ſprachen mit einander von Zuleimen, die ſie nicht vergeſſen konnten. Bisweilen ſahen ſie ſich ſtillſchweigend an, und beyden rollten Thränen der Wehmuth aus den Augen. Selten glänzte ein leichtes Lächeln auf ihren Lippen, ſo wie ein Sonnenſtrahl ſich durch düſteres Gewölke ſtiehlt. Die unſelige Leidenſchaft ſchien von der Zeit nicht Linderung, ſondern vielmehr Nahrung zu erhalten.

Eines Tages beſuchte Adelhamed ſeinen Freund, und redete ihn folgender Maßen an: „Abdul-Haſſan! Ich ſehe, daß ein unzuvertilgender Gram, eine thörichte Leidenſchaft uns beyde verzehrt. — Das Leben ekelt uns an, und ſelbſt die Freundſchaft vermag nicht uns Ruhe zu geben. Wir müſſen Alles verſuchen, unſer Herz zu heilen und das Übel mit ſeiner Wurzel auszurotten. — Gott! verſetzte Abdul, wer kann uns die Ruhe wieder geben? Wir haben ſie auf ewig verloren. Höre mich, fuhr Adelhamed fort, täglich bitte ich den großen Propheten, daß er das Feuer erlöſche, welches uns verzehrt, dieß iſt mein einziges Gebeth in der Moſchee, bey öffentlichen Bittgängen, und bey den öfters üblichen Reinigungen. Dieſe Nacht endlich iſt mir ein Engel, von Mahomet ſelbſt geſandt, im Traume erſchienen. Ich ſah ihn mit dieſen Augen, und ich glaube noch immer ſeine himmliſche Geſtalt zu ſehen. Seine Augen funkelten wie zwey Sterne, und ſeine Stirne glänzte wie ein Meteor. Ich hörte ihn ſprechen, ſanft wie Flötenton war ſeine Stimme, ein Athem duftete gleich Roſen, und ſeine Worte waren erhaben, aber tröſtend. Adelhamed! — ſprach er zu mir, — wollt ihr Euch von Eurer Liebe heilen, ſo biethe ich Euch ein Mittel an, das einzige, das wahre. Verlaßt beyde Bagdad, zieht mit einander nach Mekka und unterrichtet Euch in Eurer heiligen Religion. Frömmigkeit zaubert die Ruhe in die Gemüther wieder zurück, welche von Leidenſchaften zerriſſen worden ſind, und träufelt in die tiefſten Wunden des Herzens den Balſam ihres göttlichen Troſtes. Doch hüthet Euch einer thörichten Neugierde Gehör zu geben, ſucht nicht das zu ergründen, was ein Gott Eurer ſchwachen Beurtheilungskraft verborgen hat. Es genüge Euch zu wiſſen: Gott allein iſt groß, Mahomet iſt ſein Prophet, und der Koran iſt ſeine Sprache. — Sprach's, und verſchwand aus meinen Augen. Laß uns nicht zögern, Abdul! laß uns dem Rathe unſers Schutzgeiſtes folgen. Hier ruft uns Alles das Bild derjenigen zurück, die wir verloren haben, und doch noch immer lieben. Die Entfernung, die Beſchwerlichkeiten einer langen Reiſe, tauſend neue Gegenſtände werden vielleicht neue Gefühle in unſern Herzen erwecken, jene Empfindung vertilgen, die uns unglücklich macht, und uns gleichſam ein neues Leben ſchenken. — Ja, erwiederte Abdul, — wir wollen der Stimme des Himmels gehorchen, wir wollen nach Mekka ziehen. Ich habe dort einen Verwandten, einen heiligen Derwiſch, der uns gütig aufnehmen wird. Er hat den Ruf eines weiſen Mannes, er wird unſern Geiſt erhellen. — Und mir, fiel Adelhamed ein, lebt in Medina ein ehrwürdiger Mollack, ein Bruder meines Vaters, einer der berühmteſten Schriftgelehrten. Er wird mich unterrichten, und das Dunkel verſcheuchen, worin mein Geiſt eingehüllt iſt. Ich gehe mit dir nach Mekka, von da aus eile ich zu dem Mollack zurück, du kömmſt in einer Zeit von 3 Monathen ebenfalls nach Medina, und wir kehren dann wieder mit einander gereinigt und glücklich nach Bagdad zurück.

Die beyden Freunde ſetzten ſogleich ihre Abreiſe auf den künftigen Tag feſt. Sie nahmen das nöthige Geld zur Reiſe zu ſich, und verſahen ſich mit Lebensmitteln, denn ihre Reiſe dauerte lang, und führte ſie durch die Wüſten Arabiens. — Sie reiſten ab, gewannen das linke Ufer des Euphrats, und kamen am 10ten Tage in Baſſora an. Am 12ten ſetzten ſie ihre Reiſe weiter fort, und traten in die Wüſte ein. Die Jahreszeit war brennend heiß, die Sonne ſenkte ihre Strahlen perpendiculär über ihre Häupter. Doch die beyden Freunde vergaßen die Länge und Beſchwerlichkeit des Weges, indem ſie ſich wechſelſeitig von ihren Entwürfen, ihrer Freundſchaft und manchmahl auch von ihrer Liebe unterhielten. Indeſſen war der Weg allmählig beſchwerlicher, die Sonnenhitze immer drückender geworden. Sie ſahen kein lebendes Weſen mehr in den ungeheuren Einöden, kein Baum erquickte ihr Auge durch das friſche Grün ſeiner Blätter, und nur unter nackten, brennendheißen Felſenſtücken konnten ſie ruhen. Bald ſahen ſie nichts mehr, als Himmel und ein Meer von Sand. Ihr Mundvorrath ging zu Ende, und ſie waren nahe den Schreckniſſen des Mangels. Adelhamed trug eine volle Vaſe mit ſtärkendem Getränke bey ſich — Abdul, ſprach er, wird in der Wüſte dürſten, das behalte ich für ihn auf. — Auch Abdul-Haſſan trug ein ſolches Gefäß bey ſich, und dachte bey ſich ſelbſt: — Adelhamed wird in der Wüſte dürſten, das behalte ich für ihn auf. Doch ſchon war Abduls Vaſe leer, und das Gefäß Adelhameds enthielt nur mehr wenige Tropfen. Zwanzig Tage war es ſchon, daß ſie Bagdad verließen. Adelhamed war ſtärker als Abdul, er ertrug leichter die Mühſeligkeiten des langen Weges, die brennenden Sonnenſtrahlen, und die Qualen des Hungers und Durſtes. Am ein und zwanzigſten Tage war Abdul unfähig weiter zu gehen, ſeine Kräfte waren erſchöpft, und er ſchwankte nur noch auf Adelhamed geſtützt fort, der ihn mit Theilnahme betrachtete. Endlich konnte ſich Abdul nicht mehr aufrecht halten, er fiel zu Boden, und ſein Freund trug ihn unter einen Felſen. Brennender Durſt ſchnürte ſeine Kehle, und brannte in ſeinen Eingeweiden. Adelhamed ſaß an ſeiner Seite, das Haupt ſeines Freundes in ſeinen Schooß gelegt, blickte zum Himmel empor und weinte. Er dachte an die letzten Tropfen, die ihm noch in ſeinem Gefäße übrig geblieben waren, und die er mit ſo großer Sorgfalt für die äußerſte Noth aufbewahrt hatte. Nimm, ſagte er, theurer Abdul, trink, es wird dir neue Kräfte geben. — Und was bleibt dann dir, liſpelte Abdul mit matter Stimme. — Das Glück, dich gerettet zu haben. — Nein um ſolchen Preis mag ich mein Leben nicht erhalten. — Die letzten Tropfen dieſes Saftes trinken, hieße die letzten Tropfen deines Blutes trinken. — Nein, antwortete Adelhamed, ich fühle mich noch ſtark, ich kann noch lange gehen, ohne zu unterliegen, und wer weiß, vielleicht finden wir bald eine Quelle, vielleicht ſtrömt noch vor Abend ein wohlthätiger Regen vom Himmel herab, der uns erquickt. Vielleicht? — erwiederte Abdul, — wie aber, wenn deine Wünſche nicht erhört werden, wenn wir keine Quelle finden, wenn kein wohlthätiger Regen vom Himmel herabſtrömt, dann wäre ich die Urſache deines Todes. Dieſer Gedanke iſt ſchrecklich. — Leb wohl, und laß mich allein ſterben. Sterben, ſchrie Adelhamed, Undankbarer! ſterben willſt du, wenn es in meiner Macht ſteht, dich zu retten. — Nimmermehr! — und wenn es auch wäre, wenn auch ich dann meinen Geiſt aushauche, laß, o laß mir das Glück, mit dem Gedanken in die andere Welt zu gehen: Ich ſterbe, aber ich habe Abdul gerettet. — Du begehrſt ein Glück von mir, welches du mir mißgönnſt. Auch ich werde ſagen können: Ich ſterbe, aber ich habe Adelhamed gerettet, er überlebt mich. — Dich überleben, ſchrie Adelhamed mit Wuth, nein, ich werde dich nicht überleben, und weil du meine Hülfe verſchmähſt, ſo wollen wir mitſammen ſterben. — Sprach's, und zerſchlug an den Felſen das Gefäß in Stücke, das ſeine letzte Hoffnung enthielt.

Und ſieh, in demſelben Augenblicke ſprang eine klare Quelle aus dem Felſen heraus, an welchem Adelhamed ſein Gefäß zerſchlagen hatte, mit ſanftem Murmeln wälzte ſie ſich von Abhang zu Abhang, und breitete ſich dann in einen Baſſin aus, an deſſen Ufer ſich Gebüſche von aller Art erheben, und Blumen jedes Klima's und jeder Jahreszeit duften, tauſend Vögel belebten die Zweige, und entzückten durch ihren Geſang.

Adelhamed warf ſich an die Quelle, füllt die Vaſe ſeines Freundes, und eilt zu ſeiner Hülfe. Abdul erhielt bald ſeine Kräfte wieder, und beyde ruhten dieſe Nacht unter dem Geſträuche, welches die labende Quelle beſchattete, aus. Sie ſchlieſen ruhig auf den weichen Raſen hingeſtreckt, der den Sand bedeckte.

Dieſe köſtliche Quelle war das Werk eines wohlthätigen Genius. Er ſchwebte in den Lüften umher, als er das Geſpräch der beyden Freunde hörte. Er fühlte Mitleid mit ihrer Noth, bewunderte ihre Standhaftigkeit, und wollte die Geduld, mit der ſie ſich ihrem Geſchicke ergaben, belohnen. Kaum hatte Adelhamed die Vaſe zerbrochen, als der Genius dieſer Quelle zu fließen, dem Felſen ſich zu einem Baſſin zu runden, und den Ufern ſich mit Bäumen und Blumen zu bedecken befahl. Dieſe Quelle exiſtirt noch immer in der Wüſte. Man nennt ſie die Quelle der Freundſchaft. Ein perſiſcher Dichter macht folgende Beſchreibung von ihr:

Stets ſpringt an dieſer gottgeweihten Stelle
Mit ſanftem Plätſchern aus dem Fels die Quelle,
Die Kühlung und Erfriſchung beut,
Nichts trübet ihre klare Silberwelle,
Sie trotzt ſogar dem Lauf der Zeit. —
Dir Wandrer Heil! der unter dieſen Bäumen
Ausruht von ſeiner Wanderſchaft,
Du ſchlummerſt ſanft in dieſen Himmelsräumen,
Und ſammelſt da in weniglichen Träumen
Dir neues Leben, neue Kraft.

Hier ruhſt du ſicher vor des Schickſals Schlägen,
Und jeder Sturm im Buſen ſchweigt,
Es blühen Blumen duftend dir entgegen,
Es kündet jeder Zweig dir Gottes Segen,
Der ſchützend ſich hernieder neigt.

Der Dichter ſetzt noch folgende Bemerkung hinzu:

Es gleichet unſer Leben einer Reiſe,
Die oft beſchwerlich, — ſtets gefahrvoll iſt,
Wohl dem, der mitten auf dem ſand'gen Gleiſe
Den Fels trifft, wo der Quell der Tugend fließt!
Kann er von ihrem reinen Borne nippen,
Und ruht er ſanft in ihrem Schatten aus,
Dann überklimmt er muthig neue Klippen,
Und ſcheuet nicht der Winde Sturmgebraus. —
Doch wenige nur finden dieſe Stelle,
Durch manche Sümpfe wird der Menſch geneckt,
Warum haſt du! o reine Tugendquelle,
In eine öde Wüſte dich verſteckt?

Zwey Tage ruhten die beyden Freunde an dieſem Orte der Wonne aus, dann ſetzten ſie ihre Reiſe fröhlich und neu belebt weiter, nachdem ſie ſich vorher mit Früchten, welche ihnen die Bäume darbothen, verſehen hatten.

Eine halbe Tagreiſe hatten ſie nur mehr nach Medina, — als Adelhamed, da er eben einige Schritte vor Abdul ging, einen Beutel an einem Baum hängen ſah, er nahm, öffnete ihn, und ſah darin einen Diamant von außerordentlicher Größe. — Jener des groſſen Mogols war mit dieſem gar nicht zu vergleichen, und alle Reichthümer der Welt wären nicht im Stande, den Werth dieſes Steines zu bezahlen. Adelhamed, rief Abdul. Welch einen Schatz ſendet uns der Prophet, ſieh nur dieſen herrlichen Diamant! Wir ſind nun reicher als alle Könige dieſer Erde zuſammen. Abdul nahm den Diamant und ſah ihn voll Bewunderung an, er betrachtete ihn genau, wandte ihn auf alle Seiten, und fand endlich auf der polirten Oberfläche eine Aufſchrift mit goldenen Buchſtaben von außerordentlicher Feinheit. Er las: Ich gehöre demjenigen aus Euch, der das Beſte liebt. Ach! rief Abdul lächelnd aus, ſieh einmahl dieſe Aufſchrift an, Adelhamed! Wir ſind nicht ſo reich, als du vorhin glaubteſt. — Gewiß, ſprach Adelhamed, keiner aus uns darf ſich dieſen Diamant zueignen, wir müſſen ihn hier laſſen. Adelhamed ſteckte ihn wieder in den Beutel, welchen Abdul an den Baum befeſtigte, und ſie gingen ihres Weges weiter, indem ſie ſich von dieſem Abenteuer unterhielten.

Noch denſelben Abend trafen ſie in Medina ein und gingen ſogleich zu Adelhameds Oheim, den ehrwürdigen Mollack. Der Alte nahm die beyden Jünglinge mit Freuden auf, und konnte ſich an dem Sohn ſeines Bruders, welchen er ſo zärtlich geliebt hatte, kaum ſatt ſehen. O mein Sohn! ſprach er zu ihm, möchteſt du einſt deinem Vater gleichen, möchteſt du, wie er, immer auf dem Wege der Gerechtigkeit wandeln, und das Glück aus der Quelle aller Wahrheit, aus dem göttlichen Koran ſchöpfen, aus dieſem Strahle der Weisheit Gottes, welchen Mahomet auf die Erde herabſenkte. Möchteſt du einſt den Lohn verdienen, welchen der Prophet allen getreuen Gläubigen verſpricht, und ewig in dem Paradieſe ſeiner Auserwählten leben, wo Houris immer ſchön und rein den Gerechten unnennbare Freuden bereiten. — O ehrwürdiger Seradi! antwortete Adelhamed, Licht der Weisheit, Sonne alles Wiſſens, vor dem die Finſterniß des Irrthums verſchwindet, wie die Schatten der Nacht vor Aurorens erſtem Strahl. Ich und mein Freund haben dieſe Reiſe unternommen, um das Geſetz des Propheten zu ſtudieren, und unſere Herzen an jenen Orten zu heiligen, wo er gelebt hat, und wo er geſtorben iſt. Ich bitte dich um eine Freyſtätte für uns Beyde. Morgen treten wir mit einander die Reiſe nach Mekka an, dort bleibt mein Freund drey Monathe bey einem heiligen Derwiſch, ſeinem Verwandten, der ihn unterrichten wird. Ich kehre dann zu dir zurück, und bleibe auch drey Monathe hier, um aus deinem Rathe und deinen Lehren Nutzen zu ziehen.

Seradi umarmte Adelhamed zärtlich. Er both den beyden Jünglingen ein mäßiges Mahl an, welches er ſelbſt bereitet hatte, und rieth ihnen, nachdem ſie gebethet, und ſich nach dem

Gebrauche gereinigt hatten, der Ruhe zu genieſſen, um ſich neue Kräfte zu ſammeln.

Am andern Morgen verſah er ſie mit Eßvorrath, umarmte ſie noch einmahl, und wünſchte ihnen, daß ſie der heilige Prophet auf ihrer Reiſe leiten, und ihre jungen Herzen für die groſſen Wahrheiten empfänglich machen möchte. Sie brachen auf, und legten den Weg von Medina nach Mekka glücklich zurück.

Als ſie in Mekka anlangten, brachten ſie drey Tage bey Abdul-Haſſans Verwandten, dem Derwiſch zu. Sie beſuchten die berühmte Kaaba, einen Tempel, welchen Abraham ſelbſt gebaut hatte. Sie benetzten den Stein mit Thränen, auf welchen Abraham ſtieg, als ſich die Kaaba erhob. Einſt war dieſer Stein weiß wie der Schnee, das war zu jener Zeit, wo die Menſchen noch ihre Unſchuld erhielten, er wurde ſchwarz, da die Menſchen böſe wurden; ſie beſahen auch den Brunnen von Zemzem, und überhaupt Alles, was die Neugierde der Gläubigen reitzt. Beym Anblicke der heiligen Erde, des Vaterlandes des Propheten, verdoppelte ſich ihre Frömmigkeit. Überall hielten ſie an, um zu bethen, und Jeder aus ihnen vergaß ſich ſelbſt, und bethete für ſeinen Freund, oder vielmehr er glaubte für ſich zu bethen, da er für ſeinen Freund bethete.

Am vierten Tage mußten ſie ſich trennen. Ach wie grauſam war dieſe Trennung! Es war ja die Erſte. Ihr Herz war zerriſſen, ſie hielten ſich feſt umarmt, ſchwiegen, netzten ſich mit Thränen, und wagten das ſchreckliche Lebewohl nicht auszuſprechen. Endlich riſſen ſie ſich von einander los, ſtürzten ſich noch einmahl in die Arme, und gingen dann jeder ſeinen Weg, indem ſie noch einander ſo lange nachblickten, bis ſie ſich aus den Augen verloren. Abdul blieb in Mekka bey dem Derwiſch zurück, und Adelhamed kehrte nach Medina zum weiſen Seradi zurück.

Drey Monathe ſollten ſie verleben, ohne ſich zu ſehen! dieſe Zeit ſchien ihnen eine Ewigkeit. Indeſſen ſuchten ſie ſich dieſelbe durch eifriges Lernen der Religionswahrheiten zu verkürzen. Sie ſchrieben einander oft, erneuerten in ihren Briefen den Schwur, ſich ewig zu lieben, und theilten ſich wechſelweiſe die Fortſchritte mit, welche ſie in der erſten und erhabenſten aller Wiſſenſchaften gemacht hatten. Die erſte und erhabenſte Wiſſenſchaft? — Ja wohl, doch auch die Gefährlichſte. Wie leicht entfernt man ſich von dem Ziel, welches ſie vorſteckt, und welches darin beſteht, ſeine Gedanken zum Throne des Ewigen emporzuheben, und unſern Empfindungen jene Hoheit zu geben welche uns würdig macht, den Allerhöchſten zu erkennen und zu lieben. Zärtliche Freunde! der Augenblick naht, der Euch vielleicht entzweyt. O möchtet ihr nie den Rath des Engels vergeſſen, den Euch der Himmel zu Eurem Glücke ſandte.

Abdul-Haſſan verließ endlich eben ſo gelehrt, als ſein Verwandter der Derwiſch, die heilige Stadt, und kam in Medina bey dem Mellack an. Wer beſchreibt Adelhameds Freude, als er ſeinen Freund wieder ſah, und wer mahlt Abduls Entzücken, als er Adelhamed nach langer Trennung wieder in ſeine Arme drückte? Wie viel hatten ſie ſich nun zu ſagen und zu erzählen? Ihrer Liebe gedachten ſie nur mehr ſehr wenig, es regierten in ihren Herzen nur zwey Gefühle, Freundſchaft und Religionseifer.

Nachdem Abdul in Seradi's Hauſe einige Tage ausgeruht hatte, begannen die beyden Freunde ihre Rückreiſe nach Bagdad. — Auf dem Wege waren ſie ſehr fröhlich, ſprachen mit Enthuſiasmus von dem, was ſie geſehen hatten, und beſonders von den beyden heiligen Männern, denen ſie das Licht dankten, welches nun ihren Geiſt erhellt, und das Ihnen von größerm Werth ſchien, als alle Schätze der Welt. — Sie erzählten ſich, was ſie gelernt hatten, und theilten ſich wechſelweiſe die tiefſinnigen Auslegungen mit, welche ihnen ihre Lehrer über gewiſſe Capitel des Korans gemacht hatten. Manchmahl geſchah es nun, bey ſolchen Geſprächen, daß die beyden Freunde nicht ganz einig waren, zwar nicht über die Haupt- und Grundlehren ſtritten ſie, aber über Worte, ja ſelbſt über Buchſtaben. So meinte zum Beyſpiel Adelhamed, das 8te Capitel des Korans enthalte 30,000 Selbſtlauter, Abdul im Gegentheil behauptete, es kommen darin nicht mehr als 29,367 vor. Beyde ſuchten einander zu überzeugen, citirten den Original-Text, wie ſie ihn von ihren weiſen Lehrern gelernt hatten, wurden endlich darüber böſe, einander nicht überzeugen zu können, und endeten meiſtens damit, daß ſie zu ſtreiten aufhörten, und jeder leiſe zu ſich ſelbſt ſprach: Mein Freund hat die Sache falſch gelernt, ſein Lehrer wußte es nicht beſſer.

Sie waren erſt 6 Meilen von Medina entfernt, als ſie auf einer Wieſe eine prächtige Stute gewahr wurden, welche bey jedem Sprunge ſchönere Formen zeigte, deren Schwanenhals majeſtätiſch hervorragte, und welche die prächtige Mähne dem Spiel der Winde überließ. Adelhamed! rief Abdul, ſieh nur einmahl die herrliche Stute! — Es iſt das ſchönſte Pferd, antwortete Adelhamed, welches ich in meinem Leben ſah, man könnte es für die Stute des Propheten halten. — Für die te des Propheten? rief Abdul, was ſagſt du da. Weißt du denn nicht, daß Mahomets Stute lichtbraun war, und ſieh nur einmahl, dieſe iſt ja dunkelbraun. — Ich bitte dich um Verzeihung, verſetzte Adelhamed etwas bitter; aber wenn du die Beſchreibungen und Erklärungen geleſen, wenn du die weiſen Auslegungen dieſer Beſchreibungen und Erklärungen gehört hätteſt, ſo würdeſt du wiſſen, daß die Stute des Propheten ſchwarzbraun geweſen ſey. — Schwarzbraun! Großer Gott! Und dieſen Frevel wagſt du noch zu behaupten? — Frevel? du Unglücklicher, du frevelſt, aus deinem Munde ging eine Läſterung. — Nein nein! du läſterſt, ich nehme den Himmel zum Zeugen. — Zittre vor ſeinen rächenden Blitzen! Zittre du ſelbſt Ketzer! — Wie, ich ein Ketzer? Nein, ich kann, ich darf nicht länger mit dir leben, nicht länger einen Menſchen meinen Freund nennen, welcher den Propheten beſchimpft. — Wohlan! es ſey! keine Gemeinſchaft ſey ferner mehr zwiſchen uns, du biſt ein Undankbarer! dein Herz iſt verdorben, deine Vernunft iſt irre, ich fliehe auf ewig den Frevler des Heiligſten. — Auch ich fliehe dich; denn der Gotteslästerer findet nicht Gnade vor Mahomet — du biſt in ſeinen Augen ein Ungeheuer, alſo auch in den meinigen! — Nicht länger hielten ſie ſich mehr, der Zorn ſprühte aus ihren Augen; ſie zogen ihre Dolche, und wollten ſich durchſtoßen. — Doch hielt die Erinnerung an ihre lange Freundſchaft ihre Arme zurück. — Ach! ſprach Adelhamed, ich beſinne mich dein Freund geweſen zu ſeyn; auch ich erinnere mich, dich einſt ſehr geliebt zu haben, ſagte Abdul, darum ſchenke ich dir das Leben, — wäre das nicht, ich würde und müßte dich als einen Feind Gottes bis in den tiefſten Grund der Hölle verfolgen. — Geh, ſagte Adelhamed, dasſelbe Mitleid bemeiſtert ſich auch meines Herzens, lebe und ſuche den Weg der Wahrheit zu finden, auf welchen der Prophet dich gnädig leiten möge. — Aber nähere dich mir nie mehr, dein bloßer Anblick könnte ein Herz wieder beflecken, das ſich durch den Anblick der heiligen Erde gereinigt hat.

Mit dieſen Worten trennten ſich Abdul und Adelhamed auf ewig. Von nun an waren ſie unverſöhnliche Feinde, und alle Bande, welche ſie an einander ketteten, waren ſo gewaltig zerriſſen, als hätte der Tod ſelbſt ſie giftig angehaucht. — Wie? wird ſo mancher Leſer ſprechen, — zwey Männer, welche Liebe, Furcht vor dem Tode und Habſucht nicht einen Augenblick entzweyen konnten, ſollten um eines ſo unbedeutenden Beweggrundes willen auf einmahl ewige Feinde geworden ſeyn? — Dein Abdul-Haſſan und dein Adelhamed ſind zwey Unſinnige, das Gefühl, welches ſie Opfer bringen hieß, welche menſchliche Kräfte faſt überſteigen, war Wahnſinn, den du mit dem ſchönen Nahmen Freundſchaft belegſt. — Haltet ein, ihr oberflächlichen Geiſter mit Eurem vorſchnellen Urtheil! — Wenn der Derwiſch in Mekka und der Mollack in Medina dieſe unklugen Worte hörten, ſie würden ausrufen: Ihr Ungeweihten! Was wagt Ihr zu ſagen? — Kömmt es Euch zu, über göttliche Dinge zu urtheilen? Sie ſind ſo hoch über Euere ſchwachen Kenntniſſe erhaben, als der ſechſte Himmel über die Spanne des Weltalls erhaben iſt, die ihr bewohnt. Alles iſt groß, alles iſt erhaben im Koran, alles iſt von einer andern Wichtigkeit, als Eure Leidenſchaften und Gefühle, Euer Haß und Eure Liebe.

Oft begeiſterte jener Engel, welcher dem Adelhamed vor ſeiner Abreiſe nach Mekka erſchienen war, und der ihm einen ſo weiſen Rath gab, auch den perſiſchen Dichter, deſſen Dolmetſcher ich bin. Er ſelbſt erzählte ihm dieſe Geſchichte und endigte ſie mit folgenden Worten: O ihr Rechtgläubigen, ihr habt von Gott ſelbſt die ſchönſte, die heiligſte Religion erhalten, hüthet Euch, ſie durch Spitzfindigkeiten Eures Geiſtes herabzuwürdigen. Erhebt Euch zu Gott, doch ſucht ihn nicht zu Euch herabzuziehen. Er beſtraft dieienigen, welche ſich das Recht anmaßen ſeinen Worten noch etwas beyzufügen. Iſt er nicht ohnehin für alle Menſchen verſtändlich? und hat dieſer Gott, die Quelle aller Wahrheit, wohl Ausleger nöthig? Dieſer Stolz, welcher Euch antreibt, undurchdringliche Geheimniſſe zu erforſchen, führt Euch nur in Irrthum. er zeigt Euch klein, was groß und erhaben iſt, zettelt unentſcheidbare Streitigkeiten unter Euch an, bricht alle Bande der Geſelligkeit, und trennt die einigſten Familien und die zärtlichſten Freunde. Dieſer Stolz reicht den Feinden Gottes die Waffen, ſie freuen ſich Eures wüthenden Kampfes um Kleinigkeiten willen, triumphiren über Eueren Streit, und beſchimpfen dann eine Religion, die ihr herabwürdigt und ihrem Hohne überliefert. O Menſchen! Gott allein iſt groß, Mahomet iſt ſein Prophet, und der Koran iſt ſeine Sprache, das allein müßt ihr glauben. — Das übrige iſt entweder in dem Buſen Gottes und in den Geheimniſſen ſeiner Weisheit unergründbar verborgen, oder verdient nicht die Neugierde eines unſterblichen Weſens zu erregen.

Warum folgten Abdul-Haſſan und Adelhamed nicht dieſen heilſamen Lehren? Sie wären noch vereint, und glücklich. — Allein ach! es iſt um ihr Glück geſchehen. Sie werden nie mehr miteinander aus der Quelle der Freundſchaft trinken.

J. F. Caſtelli.

VI.

Fabeln.

Der Meiſter und die Uhr.

Der Meiſter ſprach zur Uhr:
Geſteh' es ſelber nur,
Dein künſtlich Radgewerke,
Das dich ſo nützlich macht,
Hat nur die rege Stärke
Der Kunſt hervorgebracht;
Dein bißchen Erz, was wäre
Es ſo gering geſchätzt
Hätt' ich nicht, mir zur Ehre,
Zuſammen dich geſetzt! —
Zum Meiſter ſprach die Uhr:
Geſteh' es ſelber nur,
Wo hätteſt du die Kunde
Von Tageszeit und Stunde,
Wenn nicht mein Zeiger dir
Sie kündet für und für?

Was dieſe Fabel ſpricht,
Soll Herr und Diener wiſſen;
Der kann den Herren nicht,
Der nicht den Diener miſſen. —

Dr. E. Veith.

Die Alpenroſe und die Gartenroſe.

Am Geburtstage einer Freundinn.

Ein Weiſer, wenn auch grade nicht Rouſſeau,
Bezog ein Hüttchen an der Alpen Fuße;
Hier lebt' er, fern der Stadt, einſam und froh,
In ruhiger Beſchauung Hochgenuſſe.
Ein Freund der Blumen, hatt' er auch
Aus ſeinem Garten einen Roſenſtrauch
In dieſe Wildniß mitgenommen.
Als nun im Frühlings=Sonnenſtrahl
Der Gartenroſe Purpur war entglommen;
Rief ihr die Alpenroſ' im nahen Felſenthal:
Sag' doch, wozu dir deine Dornen frommen?
Du biſt ſo ſchön, dein Duft, dein zartes Roth ergözt,
Doch niemand darf dir allzu nahe kommen,
Den dieſe Waffe nicht verletzt.
Sieh mich, ich bin wie du, allein ich zeige
Mich drohend nicht, wehrlos ſind meine Zweige! —
Mein Schweſterchen, erwiedert' ihr
Die Gartenroſe jetzt, wozu auch dir

Der Dornen überzug? Du lebſt auf Felſenhängen,
Hoch oben, fern von jedem Menſchentritt;
Doch ich — mich nahm mein Herr erſt mit —
Ich ſtand in vielbetretnen Gartengängen,
Wo ſich die Menſchen müßig drängen,
Dort ſah ein jeder lüſtern auf mich hin,
Und ſuchte meinen Duft in ſich zu ziehn,
Wohl gar vom Stiele mich zu brechen; —
Da nützten mir die Dornen ſehr!
Wer einmahl es verſuchte, wie ſie ſtechen,
Der wiederhohlt' es nimmer mehr!

So, würd'ge Freundinn, iſt der Mädchen Loos,
Die in der Hauptſtadt üppig reichem Schooß,
Fern von des Landes ſtiller Einfalt leben.
Was iſt's, das ihnen Schutz mag geben,
Vor manchem Laffen, der zu ſehr ſich naht?
Die Dornen nur gebraucht! das iſt der beſte Rath!
Des Witzes Pfeil, geübt das Ziel zu finden,
Mit Spitzen, die verſtohlnen Groll entzünden;
Dieß Mittel, das die Läſt'gen ſchnell entfernt,
Dieß hab' ich Joſephinen abgelernt.

Dr. E. Veith.

Der Goldadler.

Ein Goldaar, aller Heerden Schrecken,
Vermaß ſich einſt im ſtolzen Wahn,
Das Thierreich ſey ihm unterthan.
Erſt fing er an, die Schwächeren zu necken;
Und als ihm dieß nach Wunſch gelang,
Nährt es in ihm den Herrſcherdrang,
An Stärkern ſeine Kraft zu wecken,
Vereinzelt ruft er ſie zum Streit;
Beſieget den durch Tapferkeit,
Weiß jenen durch die Liſt zu zügeln,
Und denket ſo, durch ſchlauen Muth
Die Weltregierung auszuklügeln.
In Strömen floß der Thiere Blut.
Die Kleinen wurden erſt bezwungen,
Ihr Raub den Größern ausgetheilt
Und dieſe auch zuletzt verſchlungen.
So ſchien der Adler unverweilt
Dem nahen Ziele zu zujagen.
Die Thiere ſtöhnten, ſeufzten laut,
Bemühten ſich, die Kette durch zu nagen;
Da kieſt der König ſich die Adlerbraut
Und lacht der Völker Weheklagen.

Und immer ſtraffer ziehet er die Bande
Und nimmt den Siegesflug in ferne Lande;
Doch plötzlich, nahe ſchon dem Sonnenkreis,
Sperrt ihm ein Königsgeyer=Paar die Straße;
Zweyköpfig hackt es mit gerechtem Haſſe
Das Fleiſch ihm aus dem angeſchwollnen Steiß.

Ein Edelfalke, dem der Siegerpreis
Vom Goldaar einſt im Kampf ward abgerungen,
Stellt ſich mit Löwenmuth dem Angriff bloß.
Die kleinre Vögelſchaar, von Grimm durchdrungen,
Vereinet ſich als treuer Bundsgenoß;
Und tauſendfältig dringt des Tods Geſchoß
In des verlaß'nen Räubers Schooß.
Die Weltherrſchaft, in Jahren kaum gewonnen,
War nun in einem Augenblick zerronnen
Und der geſäeten Zwietracht Frucht
Ward jetzt des Herrſchers wilde Flucht.
Ermüdet durch die hoffnungsloſe Lage
Und durch den Blutverluſt, entflieht
Der Adler, halb gerupft, und ſieht
Von einem Eiland, das der Rache ihn entzieht —
Ein Schauſpiel, ihm ein Spruch des Weltgerichts:
Den Erdball in der Form des Gleichgewichts.

Iſt dieß nicht die Geſchichte unſ'rer Tage?

J. R. v. Seyfr.

Die Henne und der Meier.

Ein Huhn hatt' einſt das Mißgeſchick,
Daß es im Fraß ein Knochenſtück
Mit unvorſicht'ger Gier verſchlang;
Es blieb ihm quer im Halſe ſtecken,
Und würgt' das Huhn, das bald der Schmerz bezwang;
Da lag's und keuchte. Mit Erſchrecken
Gewahrt's der treue Hahn,
Und ruft des Hühnerhofes Meiſter —
Wen machte wohl die Noth nicht dreiſter? —
Für's liebſte Weib um Hülfe an.

Der Meiſter kommt, beſieht das Huhn,
Befühlt's, und denkt: biſt fett genug,
Ich will mit dir ein Kurzes thun, —
Und ſticht, mit grauſamem Behagen,
Der Duld'rinn durch und durch den Kragen.

Das Männchen will, ob dem Betrug'
Verzweifeln, geht, und ſcharrt aus Sand
Ein Hügelchen, der theu'ren Armen
Zum Denkmahl, und beſchreibt den Rand:
„Sie ſtarb am menſchlichen Erbarmen."
Lichtenberg.

Die Kraniche, die Gänſe und der Löwe.

Die Kraniche des Ibikus, und die Gänſe des Capitols trafen im Unterreiche zuſammen, und geriethen — man weiß nicht bey welcher Veranlaſſung — in Streit, wer von ihnen ein Wichtigeres gethan habe. Die Errettung des Capitols, die Rettung Rom's war unſer Werk, rief das Heer der Gänſe. — Den Sänger haben wir an ſeinen Neidern, die Unſchuld an ihren Mördern gerochen, ſchrieen die Kraniche, und brüſteten ſich, auf einem Fuße tanzend. — Die Gänſe: „Wir haben gekakert für die Weltgeſchichte." — Die Kraniche: „Wir kamen geflogen für die ewige Gerechtigkeit." — Das Gezänke ward immer hartnäckiger und hitziger, der Lärmen unerträglicher. Da erhob ſich, in ſeiner Ruhe geſtört, der Löwe, trat zwiſchen ſie, und that ihnen den Vorſchlag, einen Schiedsrichter zu wählen, den ſie für unparteyiſch hielten. — Sey du es, großmüthigſtes der Thiere, riefen die Entzweyten jetzt mit Einer Stimme. —

Wohlan! ſprach der königliche Leu, wer von euch mehr leiſtete, läßt ſich auf dem Wege der Vergleichung nicht entſcheiden; denn — wer die Gelegenheit ergrief, hat Alles gethan, und ohne ſie, wäret ihr, Gänſe und Kraniche, nicht mehr als — Federvieh.

Lichtenberg.

Die beyden Pflüge.

In einer Scheune lag verſteckt
Ein Pflug, ſchon ganz mit Roſt bedeckt,
Er ſah mit Neid und ſtillem Gram,
Wenn blank und glänzend alle Nacht
Sein Bruder von dem Felde kam.
Da fragt' er einſt mit trübem Sinn:
„Wie kommt's, daß ich ſo roſtig bin,
„Indeß du glänzeſt voll von Pracht,
„Wir ſind aus gleichem Stoff gemacht?" —
„„Sieh, lieber Freund!"" — verſetzte der,
„„Mein Glanz kömmt von der Arbeit her.""

J. F. Caſtelli.

Die Sonnenuhr.

„Wie viel Uhr iſt's? O ſieh geſchwind,
„Papa! nach unſ'rer Sonnenuhr!" —
„„Heut ſieht man nichts, mein liebes Kind!

„„Die Uhr zeigt uns die Stunden nur,
„„Wenn ſie die Sonne hell beſtrahlt.““ —
Sieh deine traurige Geſtalt,
Die Sonnenuhr hält ſie dir treffend vor,
Du Höfling, der des Fürſten Gunſt verlor.

J. F. Caſtelli.

VII.

Oden und Hymnen.

Das erſte Erblicken der Geliebten.

Goldglanz, Roſen erglüh'n rings die Gefilde mir? —
Schöpfungsmorgen beginnſt hehr mit des Erſtlingſtrahls
Aufgang du Paradiestag,
Bey dem Feyergeſang erwacht.

Gottheitpreiſenden Alls, ſchau' ich, ein Erdenſohn!
Urlichts Frühlingserblüh'n, über den Sonnen hoch,
Langanſtaunendes Luſtblicks,
Geiſtleichtſchwebend in Himmelsflur?

Frühroth blühet ein Geiſt heilig im Morgenlicht
Auf dort, ſtrahlenbekränzt; ſeliges Huldgemüth
Fromm auf dämmerndem Antlitz
Tagt, demüthig im Seraphsblick.

Kindlichkeit. O ſie ſchwebt, näher ſie mir Geſtalt
Schon, Vollendete, ſchon! — Ach! ich erkenne dich:
Jungfrau! ewig geliebt mir!
Lächle, daß ich vergeh' in Luſt!

J. C. Bernard.

Menſchenloos.

Nicht mehr kehret zurück im Strome der Zeiten,
Was mit drängender Macht in den Schlund
Der Vergangenheit er ſchon ein Mahl hinunter getrieben;
Nimmer entzwinget dem feſſelnden Damm

Alter Ewigkeit ſich das ein Mahl Vergang'ne,
Ein Mahl freundliches Blickes lacht nur,
Und nur Einer lacht uns der wärmenden Strahlen der Freundſchaft:
Schon hat Entfernung getrübet den Blick!

Hell beginnet der Tag, in Oſten erwachet:
Ein Blick zeiget den Schiffenden Land!
Wonne keimet ihr Herz: in Wolken gehüllete Stürme,
Treiben die Hoffenden weit in das Meer!

Freude wecket das Herz am Morgen der Jugend
Auf im Jüngling; ſein ſtaunender Blick
Trinkt der Morgenröth' Schön: umwölkende Schleyer entrückten,
Was ſein beſeeligtes Auge noch ſucht!

Ein Kuß, glühend geſtürmt auf roſige Lippen,
Geußt die Seele hinüber in's Herz:
Vom durchglühenden Kuß reißt feindlich das Schickſal die Lippen:
Kein Gott vereinigt die Strebenden mehr!

Jede höhere Luſt zu fühlen, wie Götter
Selbſt ſie fühlen in Ewigkeit fort,
Ward den Sterblichen nur Ein Augenblick — unbemerkt fliehend —
Einmahl vom ewigen Schickſal gegönnt!

J. C. Bernard.

Hymne an die Schönheit.

Schönheit, du im Roſenkleide,
Himmelstochter, Götterkind!
Selig, wer dich, Lebensfreude,
Zur Begleiterinn gewinnt!
Stammſt du nicht vom Uraniden,
Hold und ſüß von ihm erträumt?
Als ſich Licht und Dunkel ſchieden,
Ward dein Feſtgewand beſäumt.

Erd und Himmel ſah den Bogen,
Staunte deinem Farbenkranz,
Und die Elemente ſogen
Gierig den Verklärungsglanz.
Prangend ſtiegſt du aus der Welle,
Die beneidend dich umfloß,
Und den Schimmer deiner Helle
In die Perlenmuſchel ſchloß.

Wonne führte dich ins Leben,
Und die harte Schale ſprang,
Jeder rauhe Pfad ward eben,
Jede Herzensſaite klang.
Wo du wandelſt, ſproſſen Lenze,
Freude blüht auf deinem Pfad,
Und dein Arm beſtimmt die Gränze
Jeder hohen, edlen That.

Hold umſchlingt er uns als Brüder
Zum beſeligenden Bund.
Milde ſchwebt um deine Glieder,
Lieblichkeit um deinen Mund.
Zauber ſtrahlt von deinen Wangen,
Mächtig — tief ergreift dein Blick,
Und von deinem Reitz befangen,
Fröhnt das herrſchende Geſchick.

Fern von ſeiner Stürme Wüthen,
Und beſchützt in ſtiller Bucht,
Öffneſt du den Kelch der Blüthen,
Mahlſt den Flaum der runden Frucht.
Mit der düftereichen Krone
Schwingſt du dich vom engen Thal
Zum geweihten Helikone,
Ein begeiſternd Ideal.

Und es ſchweigt der Sturm der Zeiten,
Und es löſt ſich jedes Band.
Frey entſtrömt Geſang den Saiten,
Frey dem Rufe deiner Hand.
Kühn von der Begeiſt'rung Feuer,
Die ihm deine Huld verlieh,
Strömt dir die beſeelte Leyer,
Schwelgt des Dichters Fantaſie.

Hingeriſſen durch die Töne,
Hebſt du das Gemüth empor,
Und die Schweſter der Kamöne
Rührt die Herzen durch das Ohr.
Vorgefühl beglückter Minne
Schimmert durch der Seele Nacht,
Und die wonnetrunknen Sinne
Huldigen der Schönheit Macht.

Auf dem Flug der Ewigkeiten
Eilſt dem Geiſte du voran;
Strahlen deiner Anmuth leiten
Ihn zum dunkeln Schöpfungsplan.
Dämmert in den Irrgewinden
Ihm der Wahrheit goldnes Licht,
Nur durch dich wird er ſie finden,
Du erhellſt ſein Traumgeſicht.

Herzen, die vom Froſt ermatten,
Glüh'n an deinem Sonnenblick,
Und es weicht der Zwietracht Schatten
Deiner Klarheit heiterm Glück.
Frieden weht dein Seraphsflügel,
Wo des Krieges Flamme brennt,
Schönheit, und du drückſt das Siegel
Auf der Größe Monument.

Über blühende Gefilde
Eilt dein leichtbeſchwingter Fuß,
Und den Künſtler lohnt im Bilde,
Göttinn, dein Vollendungskuß.
Willig ſtellſt du dich, du Reine,
Mit dem Himmelsreitze dar,
Und er baut von ew'gem Steine
Dir den ewigen Altar.

Lohnend ſinkt die letzte Hülle
Und des Grabes Schleyer reißt.
Deiner Gaben hohe Fülle,
Sie entzückt den trunknen Geiſt.
Dir erglüht ein heißes Sehnen,
Das kein Zeitenfittig fühlt;
Dem Geſange fließen Thränen,
Seht, der kalte Marmor fühlt!

Und des Meiſters Blicke trinken
Wonnen einer beſſern Welt;
Schönheit, und er folgt den Winken
Zu der Sterne Flammenzelt.
Auf der Bruſt den Götterſtempel,
Schmückt ein Kranz, von dir belaubt,
In des Ruhmes Strahlentempel
Der Geweihten Prieſterhaupt.

Joh. Bapt. Rupprecht.

Auf Nelſons Tod.

Wem tönt ihr goldnen Klänge des Saitenſpiels?
Wem brauſ't ihr, Schattenwälder, des Helikons?
Wo die kryſtallnen Götterborne
Rauſchen durch duftende grüne Wieſen.

Welch eine Heldenreihe von Britten zeigt
Sich meinem Blick! ſo ziehen um Mitternacht
Die leuchtenden Geſtirne funkelnd
An dem verfinſterten ſchwarzen Himmel.

Doch nun erhebet Phoibos ſein Strahlenhaupt
Aus goldnen Fluthen, roſig iſt ſeine Bahn,
Azur ſein Kleid, Zephyre wehen,
Ihm jauchzt der Päan der Waldbewohner.

So trat auch Er hervor der Gewaltige,
Der Herrliche, der Erſte Brittanniens,
Er trat hervor, und vor Ihm flohen
Alle die mindern Geſtirn' verſcheuet.

O ſingt, ihr Dichter! ſinget dem Heldentod
Des großen Helden, ſchmeichelt nicht Königen,
Singt, freye Männer, dieſem Manne,
Windet euch Kränze der reinen Wahrheit.

Vom blut'gen Plane wehet das Grauſen her;
Tief in den Fluthen weilet Leviathan,
Vernichtet iſt der Franken Flotte,
Schmählich gefangen ſind ihre Führer.

Auf jenem Felſen ruhet des Meeres Gott
In finſt'rer Stille, ſchützend umſchweben ihn
Der Fluthen Geiſter, rauſchend toben
An dem Geſtade die hohen Wellen.

„Mein Albion!“ ſo ruft er, „geliebtes Land!
„Du Sitz der Freyheit! herrlich erſcheinſt du mir!
„Welch ſchöner Sieg ward dir errungen;
„Siehe, die Flotte des Feind's zerſtäubet.“

„Sie kamen ſtolz, die Franken, die Spanier,
„Daher geſchwommen, dräuend erſchienen ſie
„Vor Ihm, Er zürnt, Er hebt den einen
„Schrecklichen Arm, und ſie iſt zerſchmettert.

„Wir ſahen ihre Flaggen in Meeres Grund
„Verſinken, all' der prangenden Maſte Schaar,
„Wir ſahen ihre Schiffe krachend,
„Hoch in die Lüfte geſprengt, zerreiſſen."

„Doch fiel er hin, dein mächtiger Scävola,
„Dein großer Held, ich konnt' Ihn nicht retten, lang'
„War es beſchloſſen bey den Sternen:
„Siegend verlaſſ' Er die große Laufbahn."

„So lang' die Wellen fluthen um Albion,
„So lang' ein Segel wehend durch Lüfte fleucht,
„Wird Seinen Nahmen die Erinn'rung
„Herrlicher Siege mit Ruhme krönen."

„Du warſt mein Liebling, Nelſon! wie ſah ich dich
„So oft im Kampf', im donnernden Schlachtgetos;
„Dir bebten die verwegnen Feinde,
„Zitternd gedachten ſie Deines Nahmens."

„Ha! komme nur, ihr Franken! wir thürmen euch
„Entgegen eine brauſende Wellenburg!
„Hohnlachend ſchwing' ich auf den Trümmern
„Euerer Schiffe den mächt'gen Dreyzack."

Joſ. Paſſy.

Religion.

Wo vom Dunkel umflort in bangen Nächten
Pfadlos ſchaudert die Seel' und ſchwankt; da leuchten
Deine Sterne, des Glaubens Licht und Liebe
Irrendem Waller.

Wo den Zagenden Erdenſchmerz bedränget,
Seiner Lieben Verluſt, und Schuld und Reue,
Seh' er gläubig hinauf; da winken Engel
Tröſtend und ſühnend.

Sieht er gläubig hinauf; da ſchweigt des Lebens
Enge Sorge, der wilden Gierde Kampf ruht,
Und die Thräne des herben Leid's verſieget
Seliger Ahnung.

Deinen bitterſten Kelch, o Schickſal, reiche,
Nimmer murrend empfang' ich ihn, nur gönne
Mir die Tröſtung, in Glaubens Licht und Liebe
Sterbend zu ſchauen.

F. L. de Selliers.

An meine Laute.

Süß ertönende Tröſterinn!
Ob in ſtürmender Nacht wüthender Nordorkan
Todesſchrecken mir dräut; ob ſanft
Lieblich koſender Weſt, ſchmeichelnd mein Haupt umweht.

Immer treue Geſpielinn mir!
Wenn bey wildem Gelag golden der Becher blinkt,
Und die Charis den trunk'nen Muth
Zürnend flieht, da beſchwört, Deiner noch eingedenk

Dir Dein Sänger der Treue Schwur;
Und wie Ahnung umweht ſüßes Getöne dann
Leiſe liſpelnd, und Harmonie,
Maaßgebiethend, bewahrt heiliger Weihe mich.

Seelenbindende Liebe klingt
In den Saiten, entzückt horcht die Geliebte — weint,
Weinet Thränen der Seligkeit;
Dank Dir, himmliſcher Gluth holden Verkünderinn.

Wenn in duftender Sommernacht
Silbern Luna den Hain, ſilbern den See beſtrahlt,
Und holdflötend herüber tönt
Philomelens Geſang, ſehnender Liebe Ruf.

Regt der Lüfte Berühren ſanft
Deine Saiten, und antwortendes Echo bringt,
— Schweigt der Sängerinn ſüßes Lied —
Den melodiſchen Ruf, leiſeren Klang's zurück.

F. L. de Sellier.

VIII.

Elegien.

Monſerrat.

O Monſerrat! du Berg voll' Ruh und Frieden,
Glückſel'ger Geiſter ſtiller Aufenthalt!
Wo vom Geräuſch der lauten Welt geſchieden,
Des Himmels reinſter Odem ſie umwallt.
Du Zufluchtsort für jeden Lebensmüden,
An deſſen Fuße Zwiſt und Lärm verhallt,
An deſſen Gipfel nie die Nebel ziehen,
Laß mich im Geiſt in deine Stille fliehen.

Auf weiter Eb'ne ſtehſt du aufgerichtet,
Zum Himmel ſtolz und hoch emporgethürmt.
Ein heller Punct, auf den der Blick ſich richtet,
Wenn es im dunklen Erdenthale ſtürmt;
Die feſte Burg, zu der das Unglück flüchtet,
Wo es ſich ſicher weiß, und treu beſchirmt,
Zu der die Sehnſucht flieht und das Vertrauen,
Wo Glück und Andacht ihre Hütten bauen.

Wie muß ſich's ſchön auf jenen Höhen wohnen
In ewig reiner, ewig klarer Luft!
Der Städte Dampf, der Qualm der niedern Zonen,
Er hebt ſich nicht aus ſeiner tiefen Kluft.

Die Frommen, die auf dieſer Höhe wohnen,
Umfängt nur zarter Thau und Pflanzenduft,
Von ihm geſtärkt, durchdrungen und umgeben,
Genießen ſie ein inn'res tiefres Leben.

Noch graut der Tag nicht. Tiefe Schatten wallen
Noch über die verhüllte Gegend hin.
Kaum daß im fernen Oſt die erſten Strahlen
Durch Luft und Wolken leichte Streifen ziehn;
Da hört man helle Glockentöne ſchallen,
Sie dringen durch die dunkle Wildniß hin,
Indeß noch Schlaf und Ruh die Menſchen decken,
Die frommen Brüder zum Gebeth zu wecken.

Und wie ſie tönen, ſiehſt von allen Spitzen
Des Berges du ſich einzeln Lichter regen,
Die durch die Dunkelheit erfreulich blitzen,
Und nieder nach der Kirche ſich bewegen.
Es ſind die Brüder, die von ihren Sitzen
Herunter ſchreiten auf den Felſenſtegen,
Um, ehe noch das Morgenroth erſchienen,
Schon ihrem Gott mit frommem Sinn zu dienen.

Indeſſen ſie den Geiſt zu Gott erheben,
Entzündet ſich in Oſten Purpurgluth.
Die Dämm'rung weichet, es erwacht das Leben,
Die Sonne hebt ſich lodernd aus der Fluth;

Auf Meer und Land umher ein reges Weben,
Begrüßt den jungen Tag mit friſchem Muth.
Zum frommen Werk geweihet durch Gebethe,
Verläßt der Brüder Schaar die heil'ge Stätte.

Und nun beginnt der ſtille Tageslauf:
Die Einen bleiben in des Kloſters Hallen,
Dort nehmen ſie die Pilger gaſtlich auf,
Die her von allen Erden-Zonen wallen.
Der Kranken, der Bedrängten ſtiller Hauf'
Er findet hier ein Ende ſeiner Qualen;
Gepflegt, geſpeiſet von der Brüder Händen,
Entläßt man ſie mit Segen und mit Spenden.

Doch aus der Menſchen fluthendem Gedränge
Mit leicht verletztem, Ruh' bedürft'gem Sinn,
Sieht man zurück in ihre Felſenenge
Sich einen andern Theil der Brüder ziehn.
Sie fliehen das Geräuſch der bunten Menge,
Sie ſuchen nur in Einſamkeit Gewinn,
Nur ihre Luſt in Fels umhägten Garten,
Wo ſie mit frohem Fleiß der Blumen warten.

Hier leben ſie mit dieſen ſtillen Weſen,
Beruhigt durch den Frieden der Natur,
Die ewig treu bleibt, wie ſie treu geweſen,
Und freundlich wiederkehrt in alter Spur.

Hier fühlen ſie den kranken Geiſt geneſen,
Hier ſpricht zu ihnen Quell und Fels und Flur,
Und hebet mächtig aus den dunkeln Schranken
Der Endlichkeit zum Schöpfer die Gedanken.

Die Sonne ſteigt nun auf des Mittags Thron,
Die Fläche glüht von ihrem Strahl entzündet;
Da tönt vom Kloſter her die Glocke ſchon,
Die wohlverdiente Ruh den Müden kündet;
Auch zum Gebethe weckt der klare Ton,
Zu dem ſich ſtets der Fromme willig findet.
Er blößt das Haupt, und macht das heil'ge Zeichen,
Vor dem des Abgrunds Nächte ſcheu entweichen.

Nun iſt die Arbeit mit Gebeth geendet,
Wie mit Gebeth ſie früh begonnen war.
Zur kleinen Zelle wird ſich nun gewendet,
In der er ſtill gelebt ſo manches Jahr.
Geräthe, künſtlich von ihm ſelbſt vollendet,
Verzieren hier den häuslichen Altar.
So Noth als Überfluß iſt gleich gemieden,
Und Alles athmet hier den tiefſten Frieden.

Er ſetzet ſich zum ländlich kleinen Mahle,
Das die Natur und rohe Kunſt ihm ſchafft,
Der Quell des Felſens blinket im Pokale,
Denn nur die Kranken labt hier Rebenſaft.

Doch fette Milch erglänzt in reiner Schale,
Und Brot und Früchte ſpenden neue Kraft,
Und durch das Fenſter ſiehſt du mit Vergnügen,
Wie aus und ein des Himmels Vögel fliegen.

O ſchönes Bild vom erſten Unſchuldsſtand,
Wo Menſch und Thier ſich friedlich noch vertragen,
Gefahr und Mißtrau'n ſind hier unbekannt,
Der Vogel darf ſich kühn zu nahen wagen,
Er pickt ſein Brot aus des Einſiedlers Hand,
Du ſiehſt ihn freundlich mit den Flügeln ſchlagen,
Das kleine Mahl des güt'gen Wirthes theilen,
Und wieder frey in freye Wälder eilen.

Allmählig neigen ſich die heißen Stunden,
Die Sonne nähert ſinkend ſich dem Meer;
Und ihre Pfeile, die nicht mehr verwunden,
Verbreiten gold'ne Schimmer weit umher.
Jetzt fühlt ſich der erſchöpfte Menſch geſunden,
Ihn drückt des heißen Tages Laſt nicht mehr;
Und auf des Abends thauigem Gefieder
Sinkt neuer Lebensmuth auf ihn hernieder.

Und wie es dunkler nun und dunkler wird,
Verläßt der Eremit den kleinen Garten,
Von höh'rer Regung wird ſein Geiſt geführt,
Er ſteigt zu jenen ew'gen Felſenwarten,

Dort will er, bis der Tag ſich ganz verliert,
Die Nacht, die majeſtätiſche erwarten.
Er ſitzt und ſinnt, den Blick umher bewegend,
Umfaßt ſein Blick die abendliche Gegend.

Da liegt ſie weit verbreitet ihm zu Füßen,
Ein unabſehlich reich bebautes Land —
Er ſieht der Ströme Silberadern fließen,
Der Weg und Straßen länderknüpfend Band,
Gewerb und Fleiß, und Streben und Genießen,
In Feld und Dorf bis hin zum fernen Strand,
Bis, wo von leiſen Lüften mild geleitet,
Das Meerſchiff prächtig durch die Wogen gleitet.

Und wie die laute Welt aus dieſen Weiten
Mit leiſen Tönen nur an's Ohr ihm ſchlägt,
So ſieht ſein ſtiller Sinn die Herrlichkeiten,
Und fühlt ſich auch von keinem Wunſch bewegt;
Der Sturm, mit dem ſonſt Menſchenherzen ſtreiten,
Hat lange ſich in ſeiner Bruſt gelegt.
Er weiß ſich aus dem Weltgeräuſch gerettet,
Und nur durch Mitleid noch daran gekettet.

Allmählig dämmert's über jenen Fernen,
Indeß entbrennt das himmliſche Gezelt
Hoch über ihm mit Myriaden Sternen,
Und öffnet ſeinem Blick die künft'ge Welt.

Er kann aus dieſen Flammenzügen lernen,
Er nahet dem, der Alles ſchafft und hält;
Gereiniget von jedem ird'ſchen Triebe,
Verſinkt ſein Geiſt im Quell der ew'gen Liebe.

So fließt des Eremiten ſtilles Leben,
Ein ſanfter Bach in gleichen Ufern hin,
Ihn ängſtiget kein unbefriedigt Streben,
Zufrieden ſieht er ſeine Tage fliehn,
Der ſüßeſte Genuß, den ſie ihm geben,
Iſt, wenn ſie Einer wie der Andre ziehn,
Durch Freude wie durch Leid nicht auserleſen,
Das Heute wird, wie Geſtern iſt geweſen.

O holde Einſamkeit, die tröſtend lindert,
Was in der Welt ſich ſchmerzlich oft erfriſcht!
Die leiſ' und ſanft des Grames Stachel mindert,
Der quälenden Erinn'rung Bild verwiſcht,
Doch nie den Flug des freyen Geiſtes hindert,
Und mit dem Fleiße die Betrachtung miſcht, —
Dich ſuchen ſehnſuchtsvoll die beſſern Seelen,
Die in Geräuſch und Tand ſich raſtlos quälen.

Und dieſes ſchöne Seyn — dieß reine Leben,
Ward nicht verſchonet von des Krieges Wuth,
Die ſtillen Hütten wurden preisgegeben,
Den heil'gen Boden tränkte Menſchenblut.

Kanonendonner machte Felſen beben,
Und Wälder ſtrahlten von des Brandes Gluth.
Wo aus und ein die Vögel einſt geflogen,
Da ziſchten nun der Kugeln Feuerbogen.

Erſchrocken flohen die verſcheuchten Frommen,
Zur Schanze ward des Gartens Blumenwand,
Im ſichern Wald ſind Minen angeglommen,
Befeſtigt ſteht der kleinen Zelle Wand.
Und jede Hütte wird mit Sturm genommen,
Und immer weiter greift des Krieges Brand,
Bis er den Berg, den Sitz der Ruh verheeret,
Und jeden ſtillen Zufluchtsort zerſtöret.

So iſt kein Zuſtand bleibend denn hienieden,
Und unbedroht auch nicht das ſtillſte Glück!
Wie unbekannt, wie von der Welt geſchieden,
Erlieget es dem irdiſchen Geſchick.
So laßt uns ſtreben nur nach innerm Frieden,
Nach Jenſeits richte hoffend ſich der Blick,
Dort wird ſich unſers Daſeyns Räthſel löſen,
Das wunde Herz in Himmelsluft geneſen.

Caroline Pichler geb. v. Greiner.

An mein Vaterland.

Elegie. Im Jahre 1810.

Auf dem Mönchsberg gedichtet.

O Hochgefühl! die Berge zu erblicken,
Den hohen Staufen, der mit ſeinem Rücken
Verbergend deckt mein hirtlich Heimathland!
Hoch ſteht er da, wie vor dem Paradieſe
Der Flammenengel, wie der Fabelrieſe
Am Zauberthor des Feenſchloſſes ſtand.

Eröffnet, Felſen, eure Marmorwände,
Daß ich den Gruß in jene Thäler ſende,
Auf denen meine Wiege einſt getanzt!
Das Ländlein laßt mich noch ein Mahl erſchauen,
Wo mir auf Alpenhöhen und auf Auen
Das Roſenbeet der Kindheit ward gepflanzt!

Die Felſen möcht' ich auseinander weiten,
Und meine Arme durch die Schluchten breiten
Um eine Handvoll Erde nur von dort,
Wo ich das Höchſte, was die Götter oben
Uns aus dem Sturm der Zeiten aufgehoben,
Ein lallend Kind empfing: das teutſche Wort.

Sie naht die Göttinn mit dem Ätherflügel,
Und bläſt den Gluth auch auf den Schrofenriegel,
Und aufſpringt das granit'ne Felſenthor,
Und auseinander treten ſie die Schluchten,
Und vor den Blicken, die die Heimath ſuchten,
Hebt ſich Tyrolis Rhätia empor.

Willkommen, Inn, mit deinen Felsgeſtaden,
Deß Wogenſchlag beym Tanze der Najaden
So oft die zarte Knabenbruſt umſpühlt!
Haſt du denn auch mit allen teutſchen Flüſſen
Das Herzblut deines Volkes trinken müſſen,
Und deines Landes eig'nen Grund zerwühlt?

Wo ſind ſie hin die blühenden Gefilde?
Iſt denn der alte Schollengeiſt, der wilde,
Hervorgebrochen aus dem Firnenland?
Und iſt er denn mit ſeinen Eisphalangen
Auch über die Gebirge weggegangen,
Hat Haus und Hof verſchüttet in den Sand?

Ha! Schutt iſt's, von dem Feuer aufgeackert!
Hat hier des Krieges Fackel auch geflackert,
Und ach! die Hirtenhütte dort verheert,
Wo in der Baſe Schooß ich oft gelegen,
Und bey des Oheims Patriarchenſegen
Das Kirmeßmahl, ein Unſchuldsgaſt, verzehrt?

Dort wo beym Jubelrufe der Schalmeyen
Das junge Liebesvolk in frohen Reihen,
Sonſt tanzte um der Linde Blüthendach,
Dort ſitzen Kinderſchaaren nun auf Trümmern
Des ſchwarzen Brandgeſteines da, und wimmern
Erſchlag'nen Vätern in den Himmel nach.

Hu! mich erfaſſet des Entſetzens Schauer!
Wer klebte jenes Blutmahl an die Mauer,
Das halb der Ruß des Feuerqualms verbirgt?
Der Krieg hat, der den Schutt dort aufgeackert,
Deß' Fackel auch die Hütte weggeflackert,
Den Säugling an der Mutterbruſt erwürgt.

Und wenn der Geiſt der Zeit auf ſolche Thaten
Die Glorie drückt, wenn wüthenden Soldaten
Für Hirtenmord er Lorbeerkränze flicht:
Die ew'gen Berge haben zugeſehen!
Sie werden für das Ländlein Zeuge ſtehen,
Tritt das Jahrhundert einſtens vor Gericht.

Willkommen Fels, auf deſſen Wolkenſpitze
Schon im vierhundertjährigen Beſitze
So heimathlich der Doppelaar gehauſt!
Wo iſt er, Männer, ſagt mir! hingeflogen?
Hat denn herauf bis zu dem Himmelsbogen
Der Sturm, der Völkerſchleudernde, gebrauſt?

Die Stadt, die meinem kindlichen Gemüthe,
Dem Knabengeiſt' in mir die erſte Blüthe
Vom Kranze, den die Muſen flechten, both,
Ich will ſie fromm und pilgerlich betreten,
Zum Vaterland in ihren Kirchen bethen —
Wo fänd es ſonſt der Teutſche, als bey Gott?

Wer ſind ſie, die metallenen Geſtalten,
Die hier vor Gott im ew'gen Cyclus halten
Die fürſtliche Zuſammenkunft aus Erz? *)
Ich ſtehe tief erſchüttert und verwundert;
Es greift aus jedem Bildniß ein Jahrhundert
Herüber in das aufgeſchmolzne Herz.

Was jetzt der Erzkoloſſen inn'res Weſen,
Das iſt es auch der Lebenden geweſen:
Gediegenheit und Klang und Glanz und Kraft.
Doch ach! die neue Zeit hat unſre Großen
Zu zart den Einen — die zu hohl gegoſſen,
Und allen Kern hat einer aufgerafft.

Doch ſey das Volk, das brave, hoch gelobet,
Das ihr, o Väter, aus dem Guße hobet,
Es hielt den Kern viel hundert Jahre lang!

---

*) In der Franziskaner-Kirche zu Innsbruck ſtehen die koloſſalen Statuen der Herzoge von Tyrol, aus Erz gegoſſen.

Gepräg' und Nahmen aus den alten Tagen,
Es ließ ſie nicht, wie Töpferthon zerſchlagen,
Metalliſch gab es Gegenſtoß und Klang.

Was gält' ein Volk im Nationenringe,
Das, wie das Wurmgeſchlecht im Reich der Dinge,
Im Schlafe austauſcht jede Leibesſpur?
Einſt wird das Weltgericht zu dieſen Gruppen
Die Fürſten zählen, die jetzt in die Puppen
Geſchloſſen ſind, um eine Wurmnatur.

Ihr habet, Väter, ſchweigend es geduldet,
Was dieſe Zeit an eurem Schild verſchuldet,
Der mackellos ein halb Jahrtauſend ſtand!
Die Sclaven aber und die Majeſtäten,
Die das Metall wie Küchenteig zu kneten
Erboßt ſind, ſtrafet mit der Panzerhand.

Es führt die Zeit aus einer Alpenhütte,
Einſt einen Rhätier *) in eure Mitte,
Auf den ſie jetzt des Henkers Schmach und Pein
Geworfen: wird er aber euch ſich zeigen,
Vor ſeiner Glorie ſollet ihr euch neigen!
Ihr — Er — und hui! — Tyrol wird wieder ſeyn.

Dr. Aloys Weiſſenbach.

---

*) Andreas Hofer wurde zu Mantua zum Tode verurtheilt und erſchoſſen.

Liebesgram.

Sagt, was iſt dem Sterblichen beſchieden?
Nimmer mit der Gegenwart zufrieden,
Richtet in die Zukunft er den Blick;
Kaum iſt ihm die Zögernde erſchienen,
In's Vergang'ne ſehnt er ſich zurück;
Nur was nicht iſt, kann ſein Lob verdienen.

Ewig ſteht das Thor der Zukunft offen;
Wartend ſitzt der Menſch mit ſeinem Hoffen
An der Schwelle, voraus ſelig da;
All ſein Leben hat er mitgenommen,
Lieber lebt er ſeinem Wunſche nah:
Nimmer will ihm das Gehoffte kommen!

Immer fort im wohlbeſtimmten Kreiſe
Wiederhohlt das Ganze ſeine Reiſe,
Und der Menſch die vorgemeſſ'ne Bahn.
Ob er länger oder kürzer bliebe:
Keinen Theil nimmt das Geſchick daran,
Und nicht Herr iſt er — von ſeiner Liebe!

Auswärts herrſchend, mag der Menſch ſich zeigen,
Nicht von Außen wird es ihm ſich neigen,
Nicht von Außen wird die Kraft erzeugt;
Tief im Innern iſt ſein Reich gebunden,
Das ſich nicht dem kalten Schickſal beugt:
In ſich ſelbſt hat ſich der Menſch gefunden.

Was der Menſch geheim im Buſen heget,
Was die wache Zunge nie beweget,
Doch oft heimlich durch die Augen bricht;
Das iſt's, was kein Auge je geſehen,
Kein Ohr hört, und keine Zunge ſpricht:
Nimmer kann's im Menſchen untergehen!

Ruhig ſieht er eine Welt zertrümmern,
Ruhig neugeſchaff'ne Sonnen ſchimmern:
Was gewinnt der Sterbliche dabey?
Muß er einſam mit der Liebe bleiben:
Fragt er, was von Auſſen ſey?
In ſich ſelbſt muß er ſich ewig treiben!

J. C. Bernard.

Reminiſcenzen aus Schwezingen.

Ort der reitzendſten Gefilde,
Tempe's echtes Nachgebilde,
Hochgeprieſen ſeyſt du mir!
Dich elyſiſch zu verſchönen,
Küſſen ſchweſterlich und krönen
Sich Natur und Kunſt in dir.

Nicht mehr durch's Gebirge jagend,
Wilder Freyheit ſelbſt entſagend,
Zog der Menſch in Städte ein;
Aber nach verübten Pflichten,
O wie ſüß iſt's, ſich zu flüchten
Aus dem todten, kalten Stein!

Des Pallaſtes Säulenreihen
Mögen wohl den Sinn erfreuen,
Denn ſie ſchuf der Ordnung Geiſt;
Wohl auch mag's das Auge laben,
Wenn mit Florens ſchönſten Gaben
Sich der Menſch ſein Haus umkreiſt.

Billig greift er nach dem Beſten,
Denn vom Oſten bis zum Weſten
Iſt die Welt ihm unterthan.
Blumen, die der Inder ſä'te,
Lächeln vom gemeſſ'nen Beete
Seines Gartens hold ihn an.

Doch Beſchränkung iſt das Siegel
Seiner Werke — ihre Riegel
Schließen ein, was er erſchafft;
Aber drüber weg zu ſchweben
Fühlt er ein untilgbar Streben,
Fühlt er angeſtammte Kraft.

Auf den regelloſen Fluren,
Wo ihm höh're Schöpferſpuren
Heben die beklomm'ne Bruſt.
Da nur fühlt er ſich geborgen,
Wirft von ſich die engen Sorgen,
Und verſinkt in Götterluſt.

In der Einfalt Heiligthume
Mißt ſein Herz kaum eine Blume —
Nur die Himmelspflanze, Kunſt.
Doch wer knüpfte dieſe Enden?
Das geläng' nur Götterhänden!
Menſch, nicht fordre ſolche Gunſt.

Fort, ſie hinter mir zu laſſen,
Die geregelten Terraſſen
Und der Hecken gleiche Wand!
Nach den freyen heitern Höhen,
Wo die Bäume zwanglos ſtehen,
Zieht's mich, wie ein Sehnſuchtsband.

Dieſes Baches Silberfaden
Scheint mich murmelnd einzuladen;
Freudig folg' ich ſeinem Lauf.
Bald durchglänzt er ſonn'ge Matten
Und bald ſpritzt er unter Schatten
Brauſend zwiſchen Felſen auf.

Welch ein zierliches Gemiſche
Tauſendfältiger Gebüſche,
Hier in Gruppen, da zerſtreut;
Dort des Waldes dunkle Maſſen,
Die ein Wieſenthal umfaſſen,
Das ſich gold'nen Lichtes freut!

Da in grünen Raſendämmen,
Überwölkt von hohen Stämmen,
Schlängelt ſich der Fluß dahin;
Jenſeits mit den zarten Zweigen
Die ſich liebend niederneigen,
Küßt die Thränenweide ihn.

Nicht die vaterländ'ſchen Horen
Haben dieſen Hain geboren,
Ungezählet an Geſchlecht;
Bey der ſüdlichen Catalpe
Ragt die Tanne, die die Alpe
Zeugt, auf Schnee und Moosgeflecht.

Heißer Zonen üpp'ge Kinder,
Trotzen ſie Hercynnens *) Winter?
Breite Blätter, hell von Glanz,
Die der Tropen Palme adeln,
Prangen ſie bey düſtern Nadeln
Aus des Nordpols kargem Kranz?

Wohnen höhere Naturen
Nicht auf dieſen Zauberfluren,
Kömmt nicht der Olymp herab?
Ja, ietzt wird mein Auge helle!
Badend ſpritzen hier die Welle
Liebesgötter auf und ab.

Dort, auf einem Widder, reiten
Junge Faune, neckend ſtreiten
Sie um Trauben, kränzen ſich.
Jenſeits, wo der Wald ſo düſter,
Hörſt du nicht ein ſüß Geflüſter?
Venus Tauben ſchnäbeln ſich.

---

*) Der herzynaiſche, oder Schwarzwald.

Doch, die Schatten werden lichter,
Und — wer würde hier kein Dichter?
Cypris ſteigt aus Schaum hervor!
Hinter ihr, den ſchönſten Rücken
Stummen Staunens anzublicken,
Hebt ein Triton ſich empor.

Welch Gemurmel, wie von Quellen?
Rauſchen, wie von Waſſerfällen?
Und mein Auge ſieht doch nichts.
Nun auf ein Mahl, wie geblendet
Stürz' ich hin — ſein Antlitz wendet
Gegen mich der Gott des Lichts.

Auf den Fels herab zu gleiten
Gab ihm Luſt, er ſchlug die Saiten,
Und ein Tempel wuchs heraus.
Säulen tragen ſchlank des Domes
Laſt; die Fluthen eines Stromes
Goſſen Nymphen um ſein Haus.

Weiter fühl' ich mich gezogen
Wie durch Zauber; graue Bogen
Seh' ich, von Geſträuch umringt.
Es ſind Trümmer einer Feſte,
Deren mahleriſche Reſte
Treues Epheu feſt umſchlingt.

Wohin führen dieſe Gänge,
Welch ein Mund ſtimmt ſolche Klänge
In des Haines Wildniß an?
Sie enttönen einem Gotte!
Ja, auf dieſer Felſengrotte
Liegt, und tönet ruhend, Pan.

Sieh den Waſſerſpiegel flimmern!
Hingelehnt am Ruder ſchimmern
Zwey Koloſſen an dem Bord.
Wack're Götter deutſcher Flüſſe,
Stürzend ihrer Urnen Güſſe
In das weite Becken dort.

Dämmernd abermahls umfangen
Schatten mich; in dunkeln langen
Krümmen führt ein ſchmaler Pfad.
Hier zu ſinnen, hier zu weilen,
Laden eines Tempels Säulen,
Dem ich unbewußt genaht.

In den ſtillen ernſten Hallen,
Wo nur ſelten Tritte wallen,
Steht Athenens Weihaltar.
Sieh den ew'gen Lorbeer winken!
Lohnend reicht ſie mit der Linken
Ihn dem treuen Schüler dar.

Dort am Strome ſind Ruinen,
Zwiſchen Buſchwerk halb erſchienen —
Einſt bewohnte ſie Merkur.
Stützte er nicht dieſe Schwellen,
Durfte ſie die Zeit entſtellen,
Tilgen ſelbſt des Alters Spur?

All' die ſchönen Huldgeſtalten
Hieß die Kunſt nur ſich entfalten
Aus dem Marmor kalt und ſtumm.
Ihr Berühren ſchafft die Erde
Durch ein zauberiſches: „Werde!“
Zu dem Haus der Götter um.

Wohl mir! jedes Wunſches Regen
Tritt Erfüllung hier entgegen;
Da erſchleußt Natur ihr Thor,
Kunſt reicht ihre Himmelsblüthe,
Jene läutert das Gemüthe,
Dieſe hebt den Geiſt empor!

Theone.

Geleite an Eliſens Grab.

Den 17. Jänner 1812.

Weidling! das ich ſo oft heimſucht' im Wechſel des Jahres,
Wo Lenz, Sommer und Herbſt immer mich freundlich gegrüßt;
Nie noch ſah dich mein Aug' in ſchneeigen Monden des Winters,
Wiederkehrend als Gaſt unter das ländliche Dach....
Ach, wie grauenvoll war die dunkle Stimme der Ahndung,
Die mich ſeit Jahren von dir immer im Winter gebannt!
Doch nun ſollt' ich dich ſchauen (ſo war's an der Stirne geſchrieben)
Todumnachteten Sinns, mitten im Grabe des Froſts,
Dich zum erſten Mahl ſchau'n als weiße Leiche des Winters,
Selber im traurenden Flor, leichenbegleitend zum Grab,
Ach, Eliſen, die Freundinn des Mann's, und früher, des Jünglings,
Sie, die mir nahe verwandt, ſchweſterlich reichte die Hand....
Ha, wie es ſtürmet und flockt, daß rings erſtarren die Thränen,
Siehe, die Thränen des Land's ſind in den Quellen erſtarrt!

Heißer entſtrömen ſie mir beym ländlichen Todtengeſange,
Der aus dem Munde des Dorfs ewiges Lebewohl tönt:
„Abſchied nehm' ich von euch, ihr holden Gefilde der Hoffnung!
Wie iſt das Leben ſo weit, doch, wie ſo enge das Grab!"
Einig gelobten wir uns einander zu betten den Hügel,
Eines dem Anderen treu, uns zu geleiten an's Grab.
Ach, ich dachte dich nicht ſo bald hinaus zu begleiten
An die Stätte des Tod's durch den Kaſtaniengang,
Wo wir ſo oft vertraulich gewandelt im Scheine des Morgens,
Wenn zur Weide das Horn fröhlich die Heerde geweckt;
Wo wir ſo oft vertraulich gewandelt im Schatten des Abends,
Wenn die Heerde dann heim, blökend und brüllend gekehrt!
Dort, zum Kreutze hinaus *), entlang der blumigen Wieſe,
Wo noch im früheren Herbſt du zu geneſen gehofft;
Wo dein Lieblingsgedanke es war, zu ſetzen ein Denkmahl
Mit der, leider! zu früh dankbar geweiheten Schrift:
„Dankbar ſetz' ich das Mahl euch, Geiſtern der Fluren und Haine!
„Weil ich in euerem Schooß wieder zum Leben genas!
„Nicht die Verſtorbene ſpricht, die Geneſene ſpricht zu dem Wand'rer:
„Weil er nicht mich bedeckt, ſetz' ich als Denkmahl den Stein ꝛc. . . . ."
Weh dem voraus beſtimmenden Sinn der menſchlichen Hoffnung!
Sieh, das grauſe Geſchick, wie es die Inſchrift verkehrt:

---

*) Das Thal, genannt: Beym Kreutz.

„Klagend ſetz' ich das Mahl euch, Geiſtern der Fluren und Haine!
„Weil ſie in euerem Schooß nicht mehr zum Leben genas!
„Nicht die Geneſene ſpricht, die Verſtorbene ſpricht zu dem Wandrer:
„Weil er zu frühe mich deckt, ſetze dich nieder am Stein!...“
Ach, er ſchweret zu früh, zu früh dich hinunter in's Erdreich,
Ehe, Verewigte, du Gattinn und Mutter noch warſt!...
Siehe! man würde dein Grab im Oſten mit Bäumen umpflanzen,
Mandeln und Pfirſich, dabey hohes Cypreſſengeſchoß.
Immer ſprächen ſie dann, ſymboliſche Worte zum Wandrer,
Eine lebendige Schrift, voll von bedeutendem Sinn:
„Ehe der ſüße Genuß mir noch ward vom Pfirſich des Kuſſes,
„Von der Cypreſſengeſtalt und von der Mandel des Aug's,
„Mußt' ich wandern zur Gruft; es ſenkt ſich, ſtatt des Vermählten,
„Schwer und kalt der Stein auf das erkaltete Herz.“

Joſ. v. Hammer.

Das Dunkel.

Gedrängt von unbekanntem Sehnen,
Umſchleyert von des Zweifels Nacht,
Entquollen oft des Schmerzens Thränen
Dem Auge, das ſich roth gewacht.
Verzagt, zerſtört eilt' ich in's Freye,
Sah auf zur dunkeln Ätherbläue,
Auf zu der Sterne Flammenpracht.

Und eine Wehmuth zog von Ferne
Wie Flötenton in's wunde Herz;
Die Zaubernacht der Schimmerſterne
Entriß der Bruſt den herben Schmerz.
So fand ich einſt den ſtillen Frieden,
Hob ich vom Dämmerthal hienieden
Den Blick mit Glauben himmelwärts.

Doch dieſer fromme Tröſterglaube
Verſchwand dem kühnen Forſchergeiſt;
Und blick' ich jetzt zur Sonnenlaube,
Wohin ein Ahnen mich verweiſ't:
So ſeh' ich nichts als dunkle Hüllen,
Kein Strahl will meine Sehnſucht ſtillen,
Kein Wink, der Lind'rung mir verheißt.

Am Sirius, ſo hell, ſo ſonnig,
Um den ſich blaſſe Monde dreh'n,
Blieb einſt mein Thränenblick ſo wonnig,
Des Geiſtes Sehnſucht freudig ſteh'n.
Nun iſt der Stern, der einſt gefunkelt,
Für mich durch Zweifel ganz verdunkelt,
Mein Geiſt irrt jetzt in Dämmerhöh'n.

Er ſucht mit Gierde hehre Räume,
Befreyt von jeder Endlichkeit,
Und findet nichts als neue Träume,
Umflirrt von ſchwärz'rer Dunkelheit.
Der Pharus iſt ihm eingeſunken,
Verglimmt die letzten Hoffnungsfunken,
Verhallt der Tröſtung Grabgeläut.

Doch nein! — ein höh'rer Troſtgedanke
Durchflammt den Zweiflergeiſt ſo ſchnell! —
Es iſt gewiß! — wenn dieſe Schranke
Zerbricht — dann wird uns Alles hell;
Enthoben dieſem Nachtplaneten,
Wird ſich der Geiſt von Zweifeln retten,
Und neu erblüh'n am Geiſterquell!

S. M. Mayer.

Auf eine vom Sturm gebrochene Linde.

. . . . . . Flebilis occidit.

Horat.

Traute Linde, des Zufalls edler Zögling!
Dich, des einſamen Denkers ſtille Freundinn,
Und ſein ſchirmend Aſyl! Ach! hier im Staube
Find' ich dich wieder?

Zürnend brauſt' ein Gewitterſturm aus Norden;
Furchtbar raſ't' er zwiſchen deinen Äſten!
Da erlagſt du der Rieſenmacht; da ſankſt du
Schrecklich zerſplittert!

Ach, wie ſchienſt du ſo bräutlich meinem Auge,
Wann, vom Morgen- und Abendgold geröthet,
Deine grünenden Zweig' im Blüthenliſpel
Leiſe ſich wiegten!

Welch Entzücken, wann jetzt im Blüthenwipfel
Nachtigallen ſich zärtlich girrend paarten;
Jetzt in Jubelaccorden ihre Kehlen
Liebe geflötet!

Nach dir ſtrebte des müden Pilgers Sehnſucht;
Wirthlich ludeſt du ihn in deine Schatten,
Freundlich athmeteſt du auf ſeine Stirne
Duftende Kühlung.

Und er hob ſich empor, verjüngt an Kräften
Und, im Auge des Dankes Freudenzähren,
Pries er dich, und den Himmel, der Gedeihen
Über dich ausgoß.

Dennoch ſchonete dein nicht das Gewitter;
Grauſam ſtürzte ſein blitzbeladener Fittig
Dich vom Haupte des Hügels, deſſen ſchönſte
Krone du prangteſt!

Warum raubte ſein Groll nicht jenen Dornbuſch,
Der auf traurigem Felsgrund einſam dorret,
Keinem Vogel und keinem Menſchenherzen
Freude gewähret?

Doch ſo grub es das Schickſal in die Tafeln:
Was inbrünſtig des Menſchen Geiſt umfaſſet,
Tilgt oft frühe Zerſtörung; was ihm widert,
Wurzelt im Felſen.

Nicht geziemt es, zu rechten den Erſchaff'nen.
Übrig bleibet ihm nur des Mitleids Thräne;
Darum weih' ich dir naſſen Auges dieſe
Klage der Wehmuth!

J. H. Dambeck.

Die Thränen.

Bin ich geboren nur zu Thränen?
Des Schmerzens und der Freude Laut,
Der reinſten Liebe heiſſes Sehnen,
Der Trennung und des Todes Braut
An meinem Herzen immer ſaugen,
Mit Thränen füllen meine Augen.

Wenn ſich Genuß und Wunſch vermählet,
Bin ich mit feuchtem Aug' entzückt;
Wenn mich der Schmerz zum Sohn' erwählet,
Mit Thränen er mich noch beglückt.
Verſieget nie die trübe Quelle?
Wird nie mein Blick nach Oben helle?

Der Menſch — ſo will ich frömmig meinen —
Muß in dem Erdenwanderthal
Durch Thränen ſich den Blick erſt reinen
Für jenen lichten Sonnenſaal;
Daß er den Weg zum Himmel finde,
Sein Aug' im Lichte nicht erblinde.

Die Thränen, die im Auge blinken,
Vom Herzen quellen ſie herauf;
Zur Erde nieder alle ſinken,
Und gierig ſaugt ſie dieſe auf. —
Kann nichts dieß Zeichen mir verkünden,
Der Thränen Urſprung zu ergründen?

Ein Gott — ſo flüſtert mir der Glaube —
Erſchuf die hehre Menſchgeſtalt;
Er formte ihr aus feuchtem Staube
Ein Herz, das fluthend Blut durchwallt;
Als Leben er in ſelbes hauchte,
Sein Geiſt in Erdenfluth ſich tauchte.

So hat ſich Licht und Fluth vermenget,
Als ſich zu regen es begann;
An ſeinem Urſtoff, Erde, hänget
Es feſt, doch ſtrebt es himmelan;
So bleibt noch Licht und Fluth im Kampfe,
Bis Fluth ſich einſt im Licht verdampfe.

Daher des Menſchen Auge weinet,
Die Thräne, die vom Herzen quillt;
Bis Licht von Fluthen ſich gereinet,
Dann wird des Herzens Born geſtillt.
Der Menſch, er werde oder ſterbe,
Iſt ſeiner Schöpfung Thränenerbe!

Drum weint das Kind, behauchte Erde,
Noch ſprachlos, ſeinen erſten Gruß;
Drum weint der Greis — dem Friede werde! —
Noch ſterbend ſeinen letzten Kuß.
Zum Herzen hat Gott Licht gegeben,
Das Herz die Thränen zu dem Leben.

Der Glaube hat mich ſo belehret;
Und gilt das Wort des Glaubens nichts? —
Mein feuchtes Auge, ſtets gekehret
Dem Himmel zu, dem Meer des Lichts,
Sagt mir, daß dort mein Vater throne,
Daß ewig nicht im Thal ich wohne.

Was von der Mutter, Erde, ſtammet,
Das fordre ſie von mir auch ab;
Das Licht, das auf zum Vater flammet,
Verlöſche nicht im Thränengrab;
Wenn es vom Herzen ſich gerungen,
Zum Vater wird es aufgeſchwungen.

Was mir den Blick hier noch verhüllet,
Die Thräne, die vom Auge fällt,
Hat mit der Ahnung mich erfüllet,
Daß ſie die Mutter auch erhält.
Wie würde ſonſt das Naß der Augen
Die Erde ſo begierig ſaugen?

Die Thräne, nein! geht nicht verloren;
Die Mutter wahrt ſie ſorgſam treu;
Sie hat zum Schmucke ſie erkoren;
Auch ſie erſcheinen wieder neu.
In ihres Hauptes Blumenkränzen
Erquickend ſie als Perlen glänzen.

Mit ihnen ſchmückt ſie ſich zum Feſte;
Erſcheint der Morgen, kömmt die Nacht,
(Im Wechſelzug' ihr liebe Gäſte)
Stolz prangend zeigt ſie alle Pracht;
Und jedem Gaſte nach Behagen
Seh' ich ſie dieſe Perlen tragen.

Die Thränen, welche Frohe weinen,
Erglänzen ſtets dem Morgen hell;
Die, welche matt der Nacht erſcheinen,
Gibt ihr der Trauer trüber Quell;
Und mit des Regenbogens Strahlen
Die Blumen dieſe Perlen mahlen.

Und, ſind die Gäſte fortgezogen,
Verſcheuchte ſie durch Flammenſchein
Der Tag, der eitel nur gewogen
Der Mutter iſt; kehrt Er nun ein;
Die Perlen nimmt ſie aus dem Kranze,
Er raubt ſie gern zum mildern Glanze.

Doch auch, wenn er ſie überraſchet,
Entzückt für ihre Schöne glüht,
Sich manche Perle noch erhaſchet,
Den Schmuck zu flüchten ſich bemüht;
Will er den Raub zum Himmel bringen,
Und, dieſes kann ihm nicht gelingen!

Allvater, der im Himmel thronet,
Und ſehr die Mutter Erde liebt,
Der ſie beym Schöpfungswerk bewohnet,
Er iſt's, der ihr die Thränen gibt;
Die ihr geraubten ſchenkt er wieder,
In Wolken ſenkt er ihr ſie nieder.

So geht die Thräne nie verloren,
Die jetzt mein feuchtes Auge weint;
Nicht ganz für dieſes Thal geboren
Bin ich, wo Freud' und Schmerz ſich eint;
Die Erde wird die Fluthen trinken,
Mein Auge rein in Freude blinken.

O, quellet, rinnet, ſtrömet, Thränen!
Des Herzens Born, entleer' dich ganz!
Zum Himmel zieht mich heißes Sehnen,
Trüb länger nicht des Lichtes Glanz!
Daß ich des Vaters Sonnenaue
Im reinen Licht der Geiſter ſchaue!

A. Zettler.

Melancholie der Liebe.

O Götterglück der Liebe! kaum
Vermag ich ganz dich zu ertragen.
Oft ſcheinſt du mir ein kühner Traum,
Den Frevler nur zu träumen wagen.
Oft beben Herz und Sinn,
Weil ich zu glücklich bin!

Nicht währen kann zu großes Glück;
Beſchränkt ſind ja des Lebens Freuden,
Zum Himmel kehrt es ſchnell zurück,
Sobald die Götter es beneiden.
D'rum ſendet mir auch Schmerz
Für das zu bange Herz!

Wenn dieſe Lieb' vergehen muß?
Wenn Sie ſich treulos von mir wendet?
Dann ſey willkommen, Tod, dein Gruß,
Der mit der Qual das Leben endet!
O ſchließe meinen Blick
Noch vor entflohnem Glück!

Halb ſey mir nimmer ein Genuß,
Gleich blöd zufriednem Weltgewimmel!
Erſtreben will ich Hebens Kuß,
Erringen Hölle oder Himmel.
Glück oder Tod für mich —
Doch keines ohne Dich!

Kuffner.

Schmerz und Freude.

Vom ewig heitern Himmel fällt die Freude,
Aus dunkeln Mitternächten bricht der Schmerz;
Sie theilen ſich in's arme Menſchenherz,
Und tief in ſeinem Innern herrſchen Beyde.
Doch iſt es auch getheilt dieß Reich;
Denn nimmer herrſchen ſie zugleich.

Es muß dem einen ſtets das andre weichen;
Und bauet Freude ſich den Strahlenthron,
So flieht beſiegt der dunkle Schmerz davon,
Um nur von fern der Göttinn nachzuſchleichen;
Und ſtill, im tück'ſchen Hinterhalt,
Verbirgt er ſeine Allgewalt.

Da lauert er mit eines Argus Blicken,
Den finſtern Mächten ewig anverwandt,
Und nur zu oft gelingt's der Eiſenhand,
Den Strahlenthron der Freude zu zerdrücken.
Dann ſchwebt die Göttinn himmelwärts
Und krampfhaft zuckt das arme Herz.

Und fort, und fort, ſo lang die Pulſe beben,
Währt dieſer Kampf geendet und erneut,
Und preßt das Herz mit gleicher Heftigkeit,
Und treibt es ſtürmend durch das Erdenleben.
Hinauf in Freud', in Schmerz hinab,
Durch Höll' und Paradieſ' — in's Grab.

Dort — dort allein legt ſich das wilde Streiten,
Geendet iſt der lange, bitt're Zwiſt,
Der Fackeljüngling ſetzt die letzte Friſt,
Und Freud' und Schmerz kann ſie nicht überſchreiten.
Geſchloſſen iſt der trübe Lauf,
Und Beyder Herrſchaft höret auf.

K. A. Schneider.

IX.

Lieder.

Weihnachtslied.

Welcher Harmonien Fülle
Hallet durch die nächt'ge Stille,
Was für Stimmen werden wach?
Es ertönen Engellieder,
Morgenröthen ſinken nieder
Über jenem Hüttendach.

Willſt du ſehn, was ſie verkünden?
Komm, du wirſt ein Kindlein finden
In der tiefſten Niedrigkeit;
Dieſes Kindlein, kaum geboren,
Iſt zum Fürſten auserkoren,
Über Zeit und Ewigkeit.

Erdenkronen ſind nur wenig:
Dieſer herrſcht, als Geiſterkönig,
Mit der Wahrheit heil'gem Recht;
Neu wird er die Welt geſtalten,
Und ſein Reich wird nicht veralten
Bis in's tauſendſte Geſchlecht.

In der Menſchheit Kinderjahren
Griff ſie, fröhlich, unerfahren,
Nur nach heiterm Sinnenſpiel;
Warm, zu Eines Lebens Flammen
Schlungen Geiſt und Leib zuſammen,
Schmolz Gedanke mit Gefühl.

Eine Kraft, die alles lenket,
Die Vernunft nur ſchaut und denket,
Iſt kein Gott für ihren Sinn,
Nur zerſtückt, in mannigfalten,
Tauſendförmigen Geſtalten
Suchet ihre Ahnung ihn.

Freude war ihr höchſtes Streben;
Götter hatten ſie gegeben,
Ihnen gab man ſie zurück,
Reiche Opfer, Tänze, Feſte;
Und ſie kamen, frohe Gäſte,
Theilten der Verehrer Glück.

Doch die ſelbſtgeſchaffnen Götzen,
Können Sterbliche verletzen;
Niedre Luſt entehrt ihr Herz,
Reue, Haß; vom hohen Sitze
Schleudern ſie des Zornes Blitze,
Und verbreiten Gram und Schmerz.

Selbſt die mächtigſten Gewalten
Des Olymps ſind in der alten
Schickſalsparze blinder Macht;
Ihre Knäul kann niemand löſen,
Und den Guten, wie den Böſen
Zieht ſie oft in gleiche Nacht.

Ja, der ganzen Menſchheit Looſe
Gleichen dem, der Frühlingsroſe,
Die nach kurzem Blüh'n zerſtäubt;
Nach des Lebens flücht'gen Lüſten
Drohen dir des Hades Wüſten,
Wo dich Lethe's Trank betäubt.

Laßt uns denn die Becher füllen,
Laßt uns alle Triebe ſtillen,
Eh' uns deckt das grauſe Grab! —
Und von jeder Wolluſt trunken,
In des Laſters Schlamm verſunken,
Fällt der Menſch zum Thier herab.

Da, von ſeinem Liebesthrone
Schauet Gott; zu ſeinem Sohne
Er barmherzig alſo ſpricht:
„Steig hinunter zu der Erde,
„Nehme Knechtsgeſtalt, und werde
„Der verlaßnen Blinden Licht."

Hoſiana! Niederſteigen
Sahn die Himmel ihn, zum Zeugen
Eines, welcher iſt und war;
Der erſchuf, erhält, regieret,
Sonnen ihre Pfade führet,
Zählet deines Hauptes Haar.

Er nur iſt es, und ſonſt keiner;
Ein Unendlicher, ein Reiner,
Den man nur durch Tugend ehrt.
Opfer dürfen nicht mehr bluten!
Er der Vater alles Guten
Wäget nur der Thaten Werth.

Leichter kann die Zähre fließen,
Denn ſie ſieht ein Gott! Es ſprießen
Blumen dir aus jeder auf.
Lieben ſollſt du, glauben, hoffen:
Alle Himmel ſteh'n dann offen!
Engel leiten dich hinauf.

Nun iſt jede Nacht gehoben,
Und der Riegel aufgeſchoben
Von dem dunkeln Todesthor!
Nicht die Gränze deines Strebens,
Führt es erſt, zum Ziel des Lebens,
Dich in's wahre Seyn empor.

Du erkenneſt, Sinnenfreuden
Sind dein Zweck nicht; ſie zu meiden
Gibt dir höheren Genuß. —
Aus der Götter Freudenhallen
Eilen Völker weg, und fallen
Weinend zu des Kreuzes Fuß.

Sieh, wie dort der Thyrſusſchwinger
Nun der ernſten Lehre Jünger,
Seinen Stab zur Geißel ſchafft!
Blutend, bey zerfleiſchtem Rücken
Fühlt er himmliſches Entzücken
Durch des Willens edle Kraft.

Aber ſie, die voll Erbarmen
Mit dem Reuigen, dem Armen,
Sanft wie Engelharfen ſpricht:
Horch! ſie geht, gleich Ungewittern,
Die des Waldes Gipfel ſplittern,
Mit dem Hochmuth in's Gericht.

„Beuge dich, du ſtolzer Sünder!
Nicht dein letzter Sclav iſt minder,
Ob ein Land dein Erbe ſey!
Gottes Reich iſt nun erſchienen,
Da gilt herrſchen nicht, noch dienen,
Da iſt Alles gleich und frey."

Und des Lammes Wunderſtimme
Setzt ein Ziel des Streiters Grimme,
   Neigt des Hochſinns trotzig Haupt;
Eine Krone abzulegen,
Um des kranken Knechts zu pflegen, —
   Dem iſt's möglich, der da glaubt.

Aus dem bunten Weltgedränge
Flieht der Büßer in die ſtrenge
   Zelle, in die Wüſteney,
Seiner Bruſt geheimſte Tiefen
Schärfer, als ein Gott zu prüfen,
   Zu erforſchen, was er ſey.

Geiſt und Leib, ſonſt dicht verwebet,
Sondern ſich; vom Staube ſchwebet
   Jener freudig himmelan;
Für des Lebens bange Träume
Weiſ't zur Heimath ihre Räume
   Die Unendlichkeit ihm an.

Und den Blick empor gehoben,
Trachtet er nach dem, was droben,
   Wo der Wahrheit Sonne flammt;
Hofft, der Hauch, der ihn beſeelet,
Werde einſt auf's neu' vermählet
   Mit dem Gott, von dem er ſtammt.

Nicht vergeblich iſt dein Trauen!
Ja, dein Glaube wird einſt ſchauen!
Das Geſetz, was blind befahl,
Was du ungeprüft verehret,
Steht vor dir als Pflicht verkläret,
Deiner Freyheit höchſte Wahl!

Theone.

Lied.

Schön Liebchen iſt ſo ſanft und hold,
Sanft, wie der Blick, der mich entzückte,
Als Sie, im Auge Minneſold,
Mit Feenzauber mich beſtrickte;
Doch ach! ſo wandelbar, ſo ſchwach,
So flatterſinnig im Verſprechen —
Ach! ſonder Sie nur Einen Tag —
Und, armes Herz, du würdeſt brechen!

Verwundend folgt, und tödtlich ſüß,
Ihr das Entzücken auf dem Fuße;
Dem Aug' entſtrahlt ein Paradies,
Der Himmel liegt in ihrem Kuſſe.
Stumm-blickt die halbe Welt ihr nach,
Ihr glüht mein Herz, Trotz allen Schwächen;
Doch, ſonder Sie nur einen Tag,
Und, armes Herz, du würdeſt brechen.

J. H. Dambeck.

Glaub', Hoffnung und Liebe.

Glaube, hoffe, liebe!
Hältſt du treu an dieſen Dreyen,
Wirſt du dich nie ſelbſt entzweyen,
Wird dein Himmel nimmer trübe.

Glaube feſt an Gott und Herz!
Glaube ſchwebet himmelwärts.
Mehr noch, als im Sternrevier
Lebt der Gott im Buſen dir.
Wenn auch Welt und Menſchen lügen,
Kann das Herz doch nimmer trügen.

Hoffe dir Unſterblichkeit,
Und hienieden beſſ're Zeit!
Hoffnung iſt ein ſchönes Licht,
Und erhellt den Weg der Pflicht.
Hoffe, aber fordre nimmer!
Tag wird mählig, was erſt Schimmer.

Liebe edel, feſt und rein!
Ohne Liebe biſt du Stein.
Liebe läutre dein Gefühl,
Liebe leite dich an's Ziel!
Soll das Leben glücklich blühen,
Muß der Liebe Sonne glühen.

Willſt du dich nie ſelbſt entzweyen,
Halte treu an dieſen Dreyen!
Daß nichts deinen Himmel trübe:
Glaube, hoffe, liebe!

Kuffner.

Pilgerlied.

Muthig, vorwärts, immer weiter
Hin zum abendrothen Strand!
Süß iſt Himmelsluft, und heiter,
Hold das ſternbeblumte Land.

Über Felſen, über Klüfte
Führt der vielverſchlungne Weg;
Hinter mir die Todtengrüfte,
Vor mir blumbekränzter Steg.

War ein ſchöner, duft'ger Morgen,
Zog aus mayengeſchmücktem Thal,
Leichten Sinnes, frey von Sorgen
Trat ich in den Frühlingsſaal.

Bunte Schmetterlinge zogen
Luſtig um der Wieſen Grün;
Wollt' ſie haſchen, doch ſie zogen
Über Fels und Klippen hin.

Wollte doch die Flücht'gen fahen,
Stieg den ſteilen Fels hinan,
Sah ſie aber nimmer nahen,
Kam auf wunderſchönen Plan.

Sah dort Roſ' und Lilge blühen,
Duftete auch Veilchen da,
Ließ die Ewigflücht'gen ziehen,
War in ſüßer Luſt ſo nah.

Fühlte dort ſo ſüßes Wehe,
Fühlte dort ſo wohl'ge Pein,
Wußt' nicht, daß der Lenz vergehe,
Und mein duftend Blümelein.

Nun die Sonne heißer glühte,
War verweht des Veilchens Duft,
Und verwelkt die holde Blüthe,
Und die Flur mir eine Gruft.

Darum muthig vorwärts, weiter
Hin zur ſternbeblumten Au!
Wo mein duftend Blümlein heiter
Glänzt aus nie verwelktem Blau.

Wo nur Einer Blum' entblühet,
Was die Roſ' und Lilge ziert,
Der der Flüchtling nie entfliehet,
Hat er küſſend ſie berührt.

Aloys Jeitteles.

Schickſal und Ahnung.

Gebiethend liegt des Schickſals ſchwere Hand
Und eiſern auf der Sterblichen Beginnen;
Der Liebe Glück, des Blutes heilig Band
Kann ſeinem Rieſenſchwerte nicht entrinnen,
Und bey des Zufalls blindem Rechte
Wird ſelbſt der freye Menſch zum Knechte.

Doch eine Stimme lebt in jeder Bruſt.
Sie warnet vor des Schickſals wilden Schlägen,
Begleitet jeden Schmerz und jede Luſt
Spricht über uns Verdammung aus und Segen;
Hört ſie! in wenigen Secunden
Iſt unbegriffen ſie entſchwunden!

Eckſchlager.

Die Lüftchen.

Ihr ſäuſelt
So freundlich
Und kräuſelt
Im Thale
So ſcherzend
Das kahle
Geſunkene Laub.

Was wehet
Ihr Lüftchen?
Was drehet
Ihr Loſe
Die Blätter
Der Roſe
Im Wirbel dahin?

Es flirren
Die Geiſter,
Im Schwirren
Der Winde,
Im Wipfel
Der Linde
Verbergen ſie ſich.

Da ſtreuen
Sie Blüthen,
Und freuen
Sich innig,
Wo ſchwärmend
Und ſinnig
Ein Liebender ruht.

Sie wecken
Den Träumer
Und necken
Und kühlen
Von heiſſen
Gefühlen
Das ſchwellende Herz.

Sie tragen
So traulich
Die Klagen
Des Bangen,
Das laute
Verlangen
Der Liebe hinweg.

Oft ſtehlen
Die leichten
Geſellen
Den Schleyer
Der Mädchen
In freyer
Verwegener Luſt.

Sie buhlen
Um Küſſe
Und lullen
Den Müden
In Schlummer
Von Frieden
Und Ahnungen ein.

Die reinen
Sylphiden,
Sie weinen,
Und theilen
Die Leiden,
Und heilen
Den brennenden Schmerz.

Sie kreiſen
Und wandern
Mit leiſem
Getöne;
Da ſingen
Die Söhne
Des Äthers ihr Lied.

Ihr lauen
Zephyre!
Ihr blauen
Gedüfte!
Ihr Geiſter
Der Lüfte
Umwehet mich jetzt!

Durchbebet
Die Saiten
Und webet
Ins Wilde
Des Lebens
Die Milde
Der Dichtungen mir.

Ihr habet
Mit Hymnen
Gelabet
Die Seele,
Ihr waret
Die Quelle
Der lieblichen Kunſt.

Zerſtäubet
Die Nebel
Und treibet
Die Wellen
Des Lebens
Im ſchnellen
Gewoge hinab.

Guſtav Fellinger.

Des Müllers Wiederkehr.

Das Geleit, o Sohn! von hier
Gibt der liebe Herrgott dir. —
Vater, Mutter, geht zurücke. —
Nicht gereu' ihm ſolche Tücke. —

Sterben würd' ich, wenn ich blieb;
Ihre Falſchheit mich vertrieb;
Sagt ihr, daß ich alles wüßte,
Wie ſie mich verrieth und küßte! — —

Schon in weite Welt entflohn,
Klingt erſehnt des Mädchens Ton:
Süßgeſchied'ner Geiſter Lieder:
Keh-re-wie-der, Keh-re-wie-der.

Noch, die dürre Reiſerbank
Zieht den Jüngling liebekrank,
Und das Haupt gelehnt an Flieder:
Keh-re-wie-der, Keh-re-wie-der.

Und er rafft ſich auf von hier:
Nein! ich kehre nimmer ihr!
Spornt zum Lauf die ſchweren Glieder,
Sinkt zuletzt entkräftet nieder.

Einſam hier im Mondenſtrahl
Lauſcht er ſchon im fremden Thal
Durch der Nacht ergoſſ'ne Stille
Nur dem Heidelied der Grille.

Nun erſt ſtrömt die Thränenfluth
Über das verlorne Gut;
Matt die Tritte vorwärts wanken,
Oft verwirrend in Gedanken.

Bald ihn nimmt ein Städtchen ein;
Lang' kann er nicht drinnen ſeyn;
Nicht hier iſt der Heimath Schwelle,
Und beſetzt die liebe Stelle.

Tritt in's Thor der hohen Stadt,
Keine noch geſehen hat;
Vieler Menſchen Treiben, Streben,
Seine Schmerzen aber weben.

Wie der Wurm im Herzen zahm,
Schmilzt in Wonne ſelbſt der Gram;
Alſo wie die Wund' ihm heilet,
In Erinn'rung gern er weilet.

Wohl verſtreicht ein langes Jahr,
Als die Bruſt behaglich war,
Löſ't der Knoten ſeine Schlinge,
Anders ſieht er nun die Dinge.

Und ſein Herz ſchlägt wieder laut
Nach der Heimath, nach der Braut;
Und er zieht mit frohem Muthe;
„Sie vergibt mir wohl, die Gute!"

Freudig ſchwebt ihm wieder vor
Schon das kleine Hüttenthor,
Federvieh und Brunn und Kufen,
Und die holzgefügten Stufen.

Sieht die weißen Täubchen all,
Ja ſogar den Hundeſtall;
Hört die Pferde ſtampfen, klirren,
Hähne ſchreyen, Schwalben ſchwirren.

Hört, o hört der Liebe Ton!
Die Vergebung hat er ſchon,
Sie, vergeben, Er, vergeſſen,
Und beſitzt, was er beſeſſen.

Flimmernd unterm grauen Dach
Tummelt's ſchon im Nebel ſchwach,
Und er lenkt vom Straßenwege
Still in's heimiſche Gehäge.

Schau! das rothe Kreuzlein! ach!
Ohne Herrgott, ohne Dach;
Fremd erblenden friſche Latten,
Wo die Bank ſich barg im Schatten.

Horch! das Rädchen klappert fern.
Kehre wieder, hört' er gern.
Kehre wieder? nun da bin ich!
Sag', o Rädchen! was gewinn' ich?

Horcht, und horchet wie zuvor.
Anders fällt der Ton in's Ohr;
Wie er lauſcht, erlauſcht er immer:
Keh⸗re⸗nim⸗mer, keh⸗re⸗nim⸗mer.

Da ergreift die Angſt ihn ſchnell,
Daß er umkehrt ſchon zur Stell,
Fliehet, ob des Mädchens Drohen,
Weiter als er erſt geflohen.

Nehmt den Rath zur guten Lehr
Von des Müllers Wiederkehr:
Zwey Mahl iſt kein Traum zu träumen,
Noch Gebrochnes gut zu leimen.

Stoll.

Das Beſtändige im Wechſel.

(Als Seitenſtück zu dem Geſellſchaftsliede: Es kann ja nicht Alles ſo bleiben ꝛc. ꝛc.)

1.

Es darf ja nicht immer ſo bleiben
Hier unter dem wechſelnden Mond,
Denn alles erliegt dem Geſchicke,
Was mit uns die Erde bewohnt.

2.

Es darf ja kein ewiges Grünen,
Kein ewiger Lenz uns erfreu'n;
Es muß jede Blume verwelken,
Die Luſt — eine ſterbliche ſeyn.

3.

Es darf ja nicht immerfort tagen;
Den Himmel, der heiter gelacht,
Jagt hinter ein furchtbar Gewölke
Der Sturm und die düſtere Nacht.

4.

Es ziehen im Wechſel der Sphären
Verwandte Geſtirne ſich an,
Sie dürfen ſich einmahl berühren,
Und nimmer — auf endloſer Bahn.

5.

Doch ſieh! aus Verweſung entkeimet
Bald eine verjüngte Natur,
Im milderen Lichte verkläret
Sich freundlich die nächtliche Flur.

6.

Und ob auch in ſtreitenden Wegen
Das ſtürmiſche Leben verbrauſ't;
Ob auch über unſerem Trachten
Ein Geiſt, ein zerſtörender hauſ't:

7.

Der Edle ſieht ruhig nach außen
In's bunte, gefährliche Spiel,
Er wahret im innerſten Innern
Ein warmes, lebend'ges Gefühl;

8.

Und ſchlägt ihm ein einziger Buſen
Auf dieſem beweglichen Rund,
So knüpft er, dem Schickſale trotzend,
Der Seelen harmoniſchen Bund.

9.

Dieß Eine darf immer ſo bleiben:
Ein zärtliches, liebendes Herz;
Die jüngere Schweſter der Tugend —
Die Freundſchaft bewährt ſich im Schmerz.

Lichtenberg.

Der Mondabend.

Rein und freundlich lacht der Himmel
Nieder auf die dunkle Erde;
Tauſend goldne Augen blinken
Lieblich in die Bruſt der Menſchen,
Und des Mondes lichte Scheibe
Segelt heiter durch die Bläue.

Auf den goldnen Strahlen zittern
Süßer Wehmuth Silbertropfen,
Dringen ſanft mit leiſem Hauche
In das ſtille Herz voll Liebe,
Und befeuchten mir das Auge
Mit der Sehnſucht zartem Thaue.

Funkelnd prangt der Stern des Abends
In den lichtbeſäten Räumen,
Spielt mit ſeinen Demantblitzen
Durch der Lichte Duftgewebe,
Und viel' holde Engelsknaben
Streuen Lilien um die Sterne.

Schön und hehr iſt wohl der Himmel
In des Abends Wunderglanze;
Aber meines Lebens Sterne
Wohnen in dem kleinſten Kreiſe:
In das Auge meiner Silli
Sind ſie alle hingezaubert.

Ermin.

Sehnſucht nach der Heimath.

Kennt ihr das Land, wo Wulfen's Blumen blüh'n, *)
Am Ferner hoch die goldnen Walken glüh'n,
Des Berges Geiſt die reichſten Erze zollt,
Und donnernd die Lawine niederrollt?
Kennt ihr es wohl?
  Dahin! Dahin!
Möcht' ich mit dir, o meine Sehnſucht, zieh'n.

Kennt ihr des Glockners ſteilen Wolkenſteg,
Des großen Cäſars hohen Alpenweg,
Der Thermopylen ewig' Heldenmahl,
Dort in der Fella dunklem Felſenthal?
Kennt ihr ſie wohl?
  Dahin! Dahin!
Möcht' ich zu euch, o ihr Geliebten, zieh'n.

---

*) Die Wulſenia carinthiaca wächſt ausſchließlich in der Nähe der Alpenhütten auf der Küheweeger-Alpe im unteren Gaisthale in Ober-Kärnthen, wenige Stunden von dem Markte St. Hermagor.

Kennt ihr der Alpen ſtolzen Rieſenbau,
Trankt ihr auf ihm des Äthers Azurblau,
Saht ihr der Bächlein glänzend Silberband
An unſrer Tauern ſchroffer Felſenwand?
Kennt ihr ſie wohl?
Dahin! Dahin!
Möcht' ich mit euch, ihr ſchnellen Wolken, zieh'n.

Kennt ihr die Spuren hehrer Römerzeit,
Des Tempels Trümmer, Iſis einſt geweiht,
Den grauen Stein, wo Ingur einſt gethront,
Im ſchönen Land, wo meine Silli wohnt?
Kennt ihr ſie wohl?
Dahin! Dahin!
Will ich mit dir, o meine Sehnſucht, zieh'n.

Ermin.

An die Hoffnung.

Hoffnung! ſüßer Troſt hienieden
Bey der Leiden bittrer Qual,
Du warſt uns zum Schutz beſchieden
In des Lebens Thränenthal.

Ausgebreitet auf der Erde
Treibt dich keine Macht heraus,
Du wohnſt faſt bey iedem Herde,
Du wohnſt ſelbſt im ärmſten Haus.

Wehe! den du aufgegeben,
Drücket ſchwer der Furien Hand,
Sie, die ihn dann ſtets umſchweben,
Zerren ihn zur Hölle Rand.

Ja im quälenden Vereine
Sinnen ſie auf neuen Schmerz,
Ob er iammre, ob er weine,
Sie zermalmen ihm das Herz.

Hoffnung hält uns an das Leben,
Mit dem ew'gen Blüthen-Kranz
Sehn wir ſie gefällig ſchweben
In der Horen ſchnellem Tanz.

Iſt der Menſch auch ganz verlaſſen,
Flieht ihn auch ein jedes Glück,
Ach! ſie kann nicht von ihm laſſen
Führt zum Leben ihn zurück.

Löſcht mit liebevollen Händen
Gerne jedes ſchwarze Bild,
Weiß es von ihm abzuwenden,
Mit der Zukunft Zauberſchild.

Hoffnung treibt des Lebens Spindel,
Bey dem Jüngling, bey dem Greis,
Sie macht oft der Jugend Schwindel,
Und berührt das Alter leis.

Sie erfüllt mit ſüßem Wähnen,
Mahlt die Zukunft roſenroth,
Trocknet alle bittern Thränen,
Reicht die Hand noch ſelbſt dem Tod.

Kann ſie's Leben nicht erbitten,
Auszutilgen ihre Schuld,
Bringt ſie ſchnell mit raſchen Schritten
Ihre Schweſter, die Geduld.

Mahlt im Phantaſieen=Spiegel
Uns des Himmels ſchönen Riß,
Zeigt uns d'rin die ſchönſten Hügel
Und nennt ſie uns Paradies.

Ja des Himmels lichte Pforte
Öffnet ſie mit mächt'ger Hand,
Führt uns ein, am ſchönen Orte,
In der Freuden beſſ'res Land.

Führt uns durch den ſchönen Garten,
Den kein Sterblicher beſucht,
Ihre Blüthen, die wir warten,
Lohnen dort mit ſüßer Frucht.

Holde, mit der Sternen=Krone!
Weile ſtets in meinem Haus,
Dir folg' ich in jede Zone,
Dir ſelbſt zu-der Welt heraus.

Graf Heinrich Lariſch.

Der Morgenſtern.

Im Oſten graut es; — herrlich glimmt
Des Morgens heil'ger Sonnenfunken
Am Himmelsplan, ſein hehres Feuer
Durchgreift den ſchaurigkalten Schleyer
Der Nacht, die bald hinabgeſunken
In's Chaos, wo kein Lichtchen flimmt.

Ein Zeuge warſt du, goldner Strahl!
Mir immer, — wenn ich dich geſchauet, —
Der Zukunft florumhängten Zeiten;
Dein Glanz war Schrift der Ewigkeiten;
Wenn Ahnung aus dem Dunkel grauet,
Hinweiſend in der Ruhe Thal.

Das warſt du mir mit ſeltner Treu'
Durch meiner Jugend Blüthenjahre;
Und dieſer kindlich fromme Glaube
Entriß mich oft dem kühnen Raube
Des Forſchthums, — einer frühen Bahre —
Des regen Zweifels Grübeley.

D'rum fließen dir in heil'ger Gluth
Des ſtillen Bethers Dankesthränen,
Der du mit Liebe angezündet
Den Funken, welcher laut mir kündet:
„Erfüllt wird das verworr'ne Sehnen,"
„Wenn einſt der Leib im Grabe ruht."

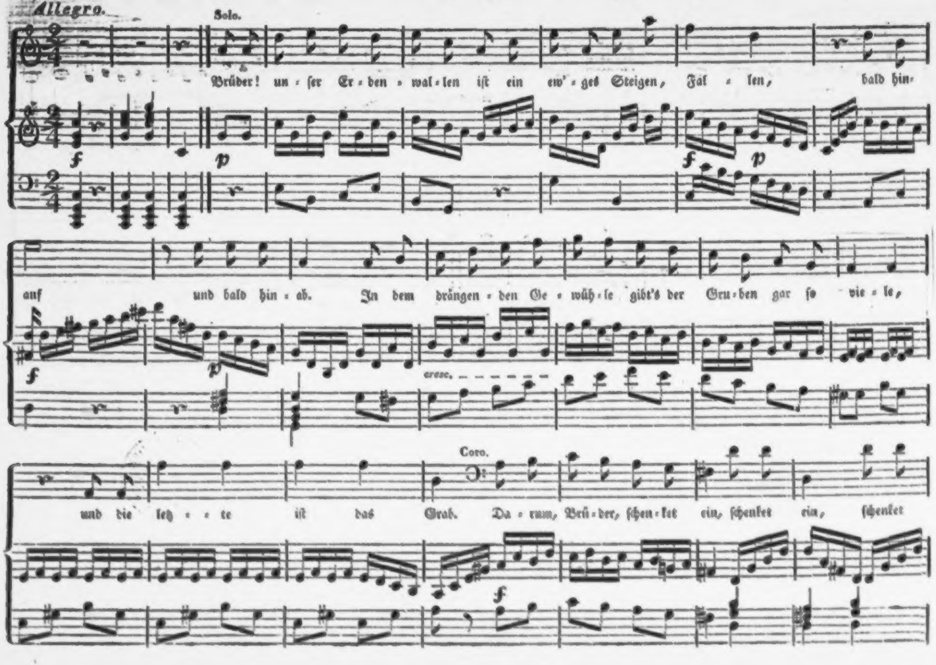
O heil'ger Bothe! — rein und hold
Umſtrahl' mich ſtets dein Demantſchimmer —
Du ſchaueſt kühn in beyde Welten
Der Träumenden und Hehrdurchhellten; —
Dein Glanz durchglüht des Dunkels Trümmer,
Und blickt des Morgens Purpurgold!

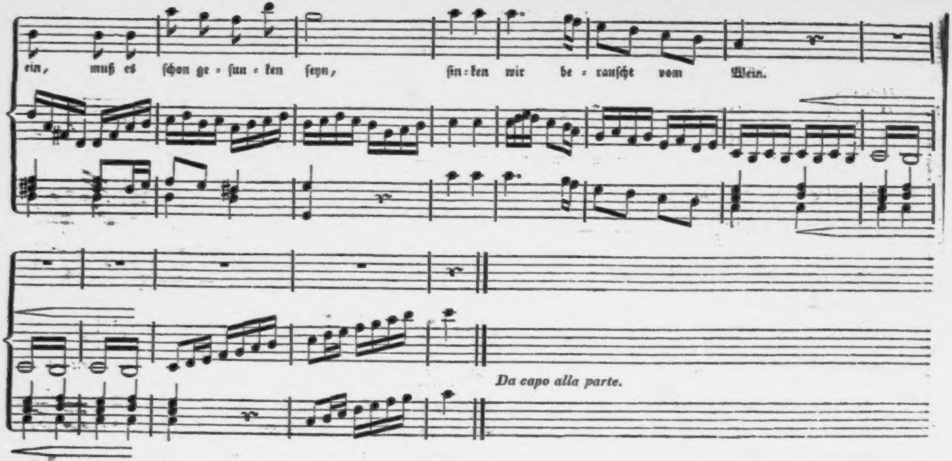
G. M. Mayer.

Zu Seite 197.

Trinklied.

Von J. F. Caſtelli, in Muſik geſetzt vom Herrn Salieri, Sr. Majeſtät erſtem Hofcapellmeiſter.


Allegro.
Solo.
Brüder! un - ſer Er - den - wal - len iſt ein ew' - ges Steigen, Fal - len, bald hin-
auf und bald hin - ab. In dem drängen - den Ge - wüh - le gibt's der Gru - ben gar ſo vie - le,
und die letz - - te iſt das Grab. Da - rum, Brü - der, ſchen - ket ein, ſchenket ein, ſchenket
f
p
cresc.
Coro.


ein, muß es ſchon ge - ſun - ken ſeyn, ſin - ken wir be - rauſcht vom Wein.
Da capo alla parte.

Wiener Stadtbibliothek

Trinklied.

(Mit Muſik von Herrn Salieri, erſtem k. k. Hofcapellmeiſter in Wien.)

Eine Stimme.

Brüder! unſer Erdenwallen
Iſt ein ew'ges Steigen, Fallen,
Bald hinauf, und bald hinab;
In dem drängenden Gewühle
Gibt's der Gruben gar zu viele,
Und die letzte iſt das Grab.

Chor.

Darum, Brüder, ſchenket ein,
Muß es ſchon geſunken ſeyn,
Sinken wir berauſcht vom Wein.

Eine Stimme.

Einem iſt der Wurf gelungen,
Hat ſich hoch empor geſchwungen,
Doch das Glück iſt nur ein Ball,
Seht, je kräft'ger man ihn ſchlaget,
Und je höher er ſich waget,
Deſto tiefer iſt ſein Fall.

Chor.

Darum, Brüder, ſchenket ein,
Muß es ſchon gefallen ſeyn,
Fallen wir berauſcht vom Wein!

Eine Stimme.

Einmahl muß der Menſch im Leben
Sich dem blinden Gott ergeben,
Amor fährt ihm durch den Sinn,
Und dann muß er ſchrecklich büßen,
Seufzend ſinkt er zu den Füßen
Der erwählten Königinn.

Chor.

Laßt Euch nicht mit Weibern ein,
Muß es ſchon geſunken ſeyn,
Sinken wir berauſcht vom Wein!

Eine Stimme.

Manchmahl pflegt ein Sturm zu toſen,
Und kein Land iſt, wo die Roſen
Ohne allen Dornen blüh'n,
Neben Trauben wächſt der Wehrmuth,
Welcher Menſch *ſank* nie in Schwermuth
Von dem Gram gebeuget hin?

Chor.

Wehrmuth, Schwermuth laſſet ſeyn,
Muß es ſchon geſunken ſeyn,
Sinken wir berauſcht vom Wein!

Eine Stimme.

Seine Seele rein zu halten,
Wenn in Graziengeſtalten,
Überall das Laſter winkt,
Iſt ein rühmliches Bemühen,
Doch nicht jeder iſt zu fliehen
Stark genug, er ſtrauchelt, *ſinkt*.

Chor.

Darum, Brüder, ſchenket ein,
Muß es ſchon geſunken ſeyn,
Sinken wir berauſcht vom Wein!

Eine Stimme.

Seht ihr unter Sturm und Wettern
Jenen Mann den Berg erklettern,
Von des Ruhmes Glanz erhellt?
Doch wer wird ihn oben ſchützen?
Näher iſt er dort den Blitzen,
Einer trifft ihn, und er fällt.

Chor.

Laſſet oben, oben ſeyn,
Muß es ſchon gefallen ſeyn,
Fallen wir berauſcht vom Wein!

Eine Stimme.

Wie ein Wurm in Büchern graben,
Heißt den Durſt im Salze laben;
Denn der Menſch weiß nie genug,
Er zerknickt der Freude Blüthen,
Sinkt dann in ein dumpfes Brüten,
Und wird aus ſich ſelbſt nicht klug.

Chor.

Weisheit, Brüder, trägt nichts ein,
Muß es ſchon geſunken ſeyn,
Sinken wir berauſcht vom Wein!

Eine Stimme.

Hätt' auch Einer hier die Ehre,
Daß er nie gefallen wäre,
Preiſet nicht ſein ſeltnes Loos,
Schützt doch nichts vom letzten Falle,
Endlich ſinken wir doch alle
In der Mutter Erde Schooß.

Chor.

Muß es ſchon gefallen ſeyn,
Fallen wir berauſcht vom Wein,
Auch noch in das Grab hinein.

J. F. Caſtelli.

XI.

Humoriſtiſche Gedichte.

Der Teufel in Salamanka.

Es gibt eine alte wahre Lehre,
Und gute Chriſten glauben dran:
Der Teufel, wenn er noch ſo mächtig wäre,
Hat doch den Klugen nie was an.
Wer muthig iſt, und fein dabey,
Bleibt aller Satanskünſte frey;
Das hat wohl Mancher ſchon erfahren!
Doch will ich zu Gunſten unglaubiger Seelen,
Als Beyſpiel noch ein Mährlein erzählen.

Als einſt vor vielen langen Jahren
Zu Salamanka im Kellergewölbe,
Der Teufel auf dem Catheder ſaß,
Wie andre Doctoren, und derſelbe
Schwarze Kunſt nach eig'nen Heften las,
Da hatt' er viel Zulauf, das läßt ſich denken,
Es wimmelte alles auf Tiſchen und Bänken,
Denn er verſtand ſich herrlich darauf;
Und ward die Magie ihm gar zu trocken,
So gab er weislich luſtige Brocken,
Und ſpaßhafte Schwänke die Menge in Kauf.

Das wär ſo ganz für der Herren Magen,
Kein andres Collegium mocht' ihnen behagen,
Und ſie ſah'n das erſte Mahl mit Gram,
Daß auch dieß Halbjahr zu Ende kam.
Das freute den Argen, und er rief ſchließlich:
„Gewiß iſt euch meine Weisheit erſprießlich,
„Es iſt euch allen ſicher ſchon klar,
„Darum erſuch' ich um's billige Honorar,
„Und bitte mir, ich ſag's grad heraus,
„Eine von euern Seelen aus.
„Wer zuletzt wird aus der Kellerthür gehen,
„Dem will ich und ſoll ich den Hals umdrehen;
„Wenn's euch gefällig, ſo mögt ihr looſen. —"
Da fingen die Herren an zu toſen,
Schimpften den Doctor einen argen Wicht,
Schwuren insgeſammt unverhohlen,
Der Teufel ſolle den Teufel hohlen.
Aber es half all' ihr Sträuben nicht.
Sie mußten ſich endlich doch bequemen,
Die fatalen Würfel zur Hand zu nehmen.
Zur Hölle verdammt ward ein junger Graf,
Da er die niedrigſten Zahlen traf.
Doch behielt er den Kopf auf der rechten Stelle,
Und meinte: Noch gehör' ich nicht zur Hölle,
Noch hat der Teufel mich nicht in den Klauen,
D'rum will ich noch menſchlicher Liſt vertrauen!

Drauf ſtellt ſich der Teufel zur Kellerthüren,
Und ließ Einen nach dem Andern paſſiren.
Und als nun der Graf als der Letzte kam,
Der Teufel ihn bey der Kehle nahm.
Der aber ſchrie: Haſt keinen Theil an mir,
Das Loos traf meinen Hintermann hier,
Und wies auf den Schatten an der Wand,
Denn die Sonne dem Keller ſchief über ſtand.
Da hielt ihn der Teufel länger nicht,
Denn er war geblendet vom Sonnenlicht,
Und packte wüthend im argen Wahn
Mit ſeinen Klauen den Schatten an.
Der Graf aber ſchlüpfte behend hinaus
Und lachte den dummen Teufel aus.
Doch noch was Wunderbares ſich fand;
Denn als er in lichter Sonne ſtand,
Erſchraken Alle und ſtaunten ſehr,
Der Graf warf keinen Schatten mehr.

Theod. **Körner.**

Die drey Masken.

Ein großer König gab einmahl
In einem neuerbauten Saal,
Den er den Freudentempel nannte,
Ein großes Weihefeſt. Es brannte
Der Fleiß von Millionen Bienen
Auf blendend funkelndem Cryſtall;
Geheimer Zauber ſchien dem Mächtigen zu dienen.
Um Mitternacht begann der Ball
Mit Pauken und Trompetenſchall.
Die Gäſte
Erſchienen, kraft Edicts, vermummt bey dieſem Feſte.
Der König kam im Bettlerkleid,
Und eine Sclavinn folgt — wer wird nicht wetten,
Es ſey die Königinn? — in diamantnen Ketten.
Als Trägheit, Thorheit, Stolz und Neid
Erſchienen vier Gelehrte,
Mit denen der Monarch der Gäſte Zahl vermehrte.
Getragen ward ein hoher Rath
Als Elſter in dem goldnen Bauer;
Kurz, an ſich ſelbſt beging ſo mancher Hochverrath
Und hätt' es nicht geträumt. Der Hofnarr ging in Trauer.

Bald nach dem reichen Abendmahl
Eröffnet plötzlich ſich der Saal;
Drey nackte Mädchen ſchweben
Im Jugendreitze, wie drey Heben,
Zur Flügelthür herein.
Man flüſtert: „Sind es Fremde?
„Pfui, nicht einmahl ein Hemde!"
Bald ſchließt ein Kreis die Mädchen ein.
Der König nähert ſich den Damen,
Und fragt — ihm fällt in dieſer Pein
Nichts Klügers ein, —
Ob ſie geladen kamen;
Und eines von den Mädchen ſpricht:
„Geladen, König, ſind wir nicht;
„Auch ſehen wir zu unſerm Leide,
„Daß ihr uns alle nicht gekannt;
„Wir ſind drey Schweſtern, und genannt:
„Die Unſchuld, die Zufriedenheit, die Freude."

J. Sonnleithner.

Das Chriſtophorusgebeth.

Des Pächters Gret' in Mildenburg
War euch ein ſchmuckes Mädchen;
Wohl reiſ't ihr manches Ländchen durch,
Und findet keins wie Gretchen;
Bruſt, Auge, Mund, der Wangen Pracht,
Kurz, Alles war an ihr gemacht,
Die Herzen zu beſtricken
Und Köpfe zu verrücken.

Was Wunder, daß zu Dutzenden
Sich junge Dilettanten
Um's holde Gretchen ſammelten,
Und lichterloh entbrannten!
Nach zog's, wie eine Bienenſchaar,
Und in der Kirche gab's ſogar,
Zum Ärgerniß des Küſters,
Kein Ende des Geflüſters.

Der Eigenſinn im Herzen ſprach
Indeß allein für Fritzen;
Nichts mochte, weder O! noch Ach!
Den andern Fäntchen nützen.

An Stand und Putz und Angeſicht
War Fritz des Zirkels Krone nicht;
Doch — Keiner unter Allen,
Der beſſer ihr gefallen.

Sey's Laune, Witz, Geſchmeidigkeit,
Was ihn ſo hoch empfohlen,
Genug, er hatt' in kurzer Zeit
Sich in ihr Herz geſtohlen.
Vertrauter ward man Tag für Tag,
Und Sie, als ob den Eh'vertrag
Das Glück beſiegelt hätte,
Beſorgt' ihr — Hochzeitbette.

Doch ſeht! ein Fehler im Calcul!
Herr Fritz beſaß der Batzen
In Taſch' und Beutel nicht zu viel;
Veit liebte volle Katzen.
Darum er's denn ſehr komiſch fand,
Als Fritz erſchien, um Gretchens Hand
Bey ihm ſich zu bemühen,
Und hieß ihn weiter ziehen.

Verdammter Spuk! Was mögt ihr euch
Von unſerm Helden denken?
Meint ihr, er thäte ſich ſogleich
Erſchießen, ſie ertränken!

Bewahre; ſo romanhaft war
Nicht unſer liebend Alltagspaar;
Auch würde Jammerſchade!
Die Schnurre zur Ballade.

Fritz denkt: um günſtigern Beſcheid,
Muß man ein Bißchen wagen;
Dem *Witze* pflegt *Gelegenheit*
Nicht leicht ſich zu verſagen." —
Die Chriſtophsfeyer nahte ſich,
Wo Filz und Bettler brüderlich,
Um Geld herbeyzuführen,
Herrn Satanas zitiren.

Euch iſt der Ruf der frommen Zeit,
Zu Ohren doch gekommen?
Ein Klubb im Städtchen halt' auf heut
Parole ſchon genommen.
In einer Scheuer ſammelt man,
Mit Zaubergürteln angethan,
Sich um die Geiſterſtunde,
Und ſetzt ſich in die Runde.

Fritz, der das Ding gewittert, ſchleicht
Sich mäuschenſtill zur Scheuer,
Und ſeht! der dicke Pächter keucht,
Heran zum Abenteuer!

Nun tagt es Fritzen ſonnenklar,
Ein luſtig Gaunerpläncheu war,
Ex tempore erſonnen,
Und hurtig angeſponnen.

Ein Kittel deckt ihn, ſchwarz wie Ruß;
Und, treu dem Ammenrufe,
Beſchuht er ſich den linken Fuß
Mit einem Pferdehufe;
Bekrönt den Kopf mit Hörnerchen,
Und läßt, das Werk zu endigen,
Ein Schwänzchen, kraus wie Schlangen,
Von hinten niederhangen.

In gleichen Schmuck und Putz verhüllt
Fritz ſeine beyden Brüder,
Und eilt, von Hoffnung ſchon erfüllt;
Jetzt zu der Scheune wieder;
Belauſcht das komiſche Gebeth
Der würdigen Communität,
Und höret, wie die Thoren,
Ihn zwey Mahl ſchon beſchworen.

Doch als der Dorfkaplan, der dort,
Standsmäßig präſidirte,
Zum dritten durch ſein Zauberwort,
Den Höllengeiſt zitirte:

Da hoben die verkappten Drey
Des Thores Flügel angelfrey,
Und der verlangte Böſe,
Erſchien nun mit Getöſe.

„Was wollt ihr?" — ſcholl's im hohlen Ton,
Daß Grund und Boden bebte,
Und den geſammten Conzion
Das Haar zu Berge ſtrebte.
Vom Schreck durchſchüttelt, ſaßen hier,
Trotz Amulet und Scapulier,
Die Herrn, wie Beingerippe,
Und gicht'riſch zuckt die Lippe.

Doch endlich faßte wieder Herz,
Der Präſident der Rotte;
Er dreht die Augen himmelwärts,
Und ruft: „Beym großen Gotte!
„Bey der Synode Schutzpatron,
„Beſchwör ich dich, du Höllenſohn,
„Mit Thalern und Zechinen
„Uns ſtracklich zu bedienen!"

Zu Dienſten!" poltert Luzifer,
Und winkt den Domeſtiken;
Zwey Säcke ſchleppen die daher
Auf tief gebeugtem Rücken.

„Hier," — fuhr er fort, „iſt, was ihr wollt;
Nichts fordr' ich für mein blankes Gold,
Für die Strapaz der Reiſe
Wählt — Einen aus dem Kreiſe."

Zum zweyten Mahle packt die Herrn
Der Schreck, wie kaltes Fieber;
Denn keiner will mit Satan gern
Zum Flammenpfuhl hinüber.
Drauf jener: „Iſt der Preis ſo hoch?
Für wahr! Euch Andern frommt es doch,
Wann Eins vom Zirkel mangelt,
Weil ihr ſein Sümmchen angelt."

Doch lähmt die Wahl euch ſo den Muth,
So weiß ich Rath; zediret,
Wen künftig ſein erpreßtes Gut
Mir doch zu Gaſte führet." —
O weh, wie klopfte da das Herz
Dem Pächter auf- und niederwärts!
Wohl war es außer Zweifel,
Ihn meine nur der Teufel.

Schon biethet alles Weiten dar,
Und ihm entgegen wüthet,
Schon Satans ſchwarzes Bruderpaar
Als dieſer: Halt! gebiethet.

„Halt!“ ruft er „Veit! zwar biſt du mein;
Doch gehſt du ein Projectchen ein,
So will ich mich bedenken,
Und dir kein Härchen kränken!“

Der ſchreckenſtarre Veit erwacht
Schnell, wie vom Todesſchlafe,
„Befehlen Sie, verſetzt er ſacht,
„Ich bin ihr tiefſter Sclave!
Drauf Urian: „Nimm das Papier,
Mit deinem Blute wirſt du mir
Willſt du sub divo bleiben
Dein ſchönſtes Werk verſchreiben.“

Veit, der wohl um Verlegerdank
Den Autorkiel auch führte,
Spricht leis: „Verdammt, daß ich ſo lang
Mein Opus nicht edirte.
Mit Kochems Witz iſt Satanas
Geſchildert, und doziret, was,
Seit Adam anzufangen,
Der Schuft für Spuck begangen.“

„Nun ſoll ich wohl die Stückchen nicht
Durch alle Welt verbreiten;
Es ſey! ſonſt macht der Böſewicht
Mich gar zu Fauſt den Zweyten!“

Laut ruft er nun: Prinz Luzifer,
Sie fordern viel! doch um nicht mehr
Proceſſe zu verführen,
Will ich mich ranzioniren!"

Drauf fertigt er dem Höllenſohn,
Bey vieler Seelenſtärke,
Mit Blut die Obligation
Auf's ſchönſte ſeiner Werke;
Kaum mochte ſich prä Jubilo
In ſeinem Teufelsdomino
Zu halten der Verkappte,
Als er die Schrift erſchnappte.

„Leb' wohl!" ſo ruft er. „Meiſter Veit,
Bis ich, dein Werk zu hohlen,
Dich wieder ſeh; lebt wohl für heut,
Ihr Herren mit Kreuz und Stolen!
Theilt fein, wie ſich's gebührt das Geld,
Daß nicht zu viel — zu wenig fällt!" —
Jetzt eilt mit den Kumpanen
Er ſtracklichen von dannen.

Von ihm ermahnt, blickt der Confeß
Erſt wieder nach den Säcken,
Die männiglich ob dem Proceß
Vergaß vor Angſt und Schrecken.

Zehn eilten hin und hoben friſch,
Die ſchweren Säcke auf den Tiſch,
Und ſieben voller Freuden
Beginnen — aufzuſchneiden.

Doch welch ein Donnerſchlag, als jetzt
Statt Thaler und Zechinen,
Woran man Seel und Leib geſetzt
Nur Kies und Glas erſchienen. —
Man ſteht, man ſtaunt und gafft ſich an,
Mit langer Naſe muß ſodann,
Hübſch Einer nach dem Andern
Gemach nach Hauſe wandern.

Den Morgen drauf, als Pächter Veit
Noch manchen Spleen erlitten,
Kömmt Fritz im bunten Gallakleid,
Um Gretchens Hand zu bitten.
„Wie? Was? Herr Milchbart! hab ich ihm,"
Ruft unſer Pächter ungeſtüm,
„Nicht erſt vor ein paar Tagen
Den Handel abgeſchlagen?"

„Sie mir, Herr Veit," ſpricht jener, hoch
Verwundert, „abgeſchlagen?
Beliebten Sie's nicht heute noch
Mir ſchriftlich zuzuſagen?"" —

„Potz Element!" — „„Das wäre fein!""
Hier zeigt er den Verſichrungsſchein,
Den er die Nacht vom Alten
Als — Urian erhalten.

„Warſt du's," ruft Veit, der uns geäfft?
Warſt du es, junger Hache?
Hm! — doch wie kommt bey dem Geſchäft
Mein Töchterchen zur Sprache?
Was ich verſchrieben, iſt ja bloß
Mein Manuſcript?" — „„Sie irren groß!
Dieß ſchürzte nur das Knötchen;
Ihr ſchönſtes Werk iſt — Gretchen.""

„Potz Schabernack! — Mit einem Wort,
Ich will davon nichts wiſſen!"
„„Sie wollen nicht? So geh' ich fort
Allein ſie ſollen's büßen!
Sie kennen doch den weiſen Rath? —
Ich zeihe ſie der Frevelthat;
Mit zehn — zwölf tauſend Gulden
Bezahlt ſich ihr Verſchulden!""

„Zwölftauſend Gulden? flüſtert Veit,
Ihm zittern alle Glieder —
Traun! eine ſaubre Kleinigkeit!"
Gleich ruft er Fritzen wieder.

„Freund!“ ſpricht er ſacht, „wofern er nicht
Zu plaudern, ernſtlich mir verſpricht;
So — will ich mich bequemen,
Und ihn zum Sohne nehmen.“

Fritz, mit der Klauſel, ſeiner Braut
Ein Sümmchen abzugeben,
Gelobt, des Streichs mit keinem Laut,
Sich je zu überheben.
Und ſo gab ihm der Pächter denn
Gezwungen jetzt ſein Töchterchen,
Das er vor wenig Tagen
Freywillig — abgeſchlagen.

Wie ſelig Braut und Freyer war,
Das — mögen ſie berichten;
Bald übte ſich das neue Paar,
In Hymens ſüßen Pflichten.
Ihr fragt, wie ich den Schwank erfuhr?
Wie leicht enträthſelt ſich die Spur!
Fritz hatt' ein liebes Kindchen
Zur Frau — und ſie — ein Mündchen.

J. H. Dambeck.

Recipe,
ein braves Weib zu bekommen.

Es iſt ein ſchlimmes Ding, die Ehe,
Und wieder ein ſehr gutes Ding;
Wenn ich ſo manches Pärchen ſehe,
Das ſchwer trägt an dem goldnen Ring,
Da graut mir, und mein Köpfchen ſpricht:
Vermähl dich nicht!
Doch wenn ich andre Zwey erblicke,
Die eigentlich nur Eines ſind,
Und als ein Wahrmahl von dem Glücke,
Deß ſie ſich freu'n, ein liebes Kind,
Laut ſpricht mir dann das Herz im Leib:
Nimm dir ein Weib!

Die Mädchen hab' ich mir betrachtet,
Nicht wie ſie ſcheinen, wie ſie ſind,
Da fand ich denn, genau beachtet,
Oft Satansklau'n am Engelskind;
D'rum der mein Lied das Stäbchen bricht,
Die nehmet nicht!

Ich will Kriterien Euch nennen, —
Ihr dürft auf die Erfahrung bau'n, —
Wie Ihr bey Mädchen könnt erkennen,
Ob ſie auch tauglich ſind zu Frau'n;
Die ich einmahl als gut beſchreib',
Erwählt zum Weib!

Die Euch beym erſten Seh'n ſchon Blicke
Erwiedert feurig und verliebt,
Und die verſtohlnen Händedrücke,
Wenn noch ſo ſanft, zurück Euch gibt,
Ein Blümchen Euch am Wege bricht,
Die nehmet nicht!
Doch die, wenn Ihr ſie feſt fixiret,
Die Augen ſenket, ſchamentglüht,
Und wenn ihr leiſe ſie berühret,
Das Händchen zitternd euch entzieht,
Der iſt Gefühl nicht Zeitvertreib,
Die nehmt zum Weib!

Die Liebe für die Kinder heuchelt,
Und jedes unſanft von ſich rückt,
Das ihr, wenn ſie geputzt iſt, ſchmeichelt,
Weil's ihr die Krauſe ſonſt zerdrückt,
Der ekelt vor der Mutterpflicht,
Die nehmet nicht!

Doch die dem Knaben, der da eben
Geſpielt, und fiel am Bachesdamm,
Zu Hülfe eilt, ihn aufzuheben
Mit weiſſem Fuß in ſchwarzen Schlamm,
Der pocht ein Mutterherz im Leib,
Die nehmt zum Weib!

Die einem neuen Haubenſchnitte
Und einem neuen Modenkleid
Nachgaffen kann auf zwanzig Schritte,
Und die es trägt, beſieht mit Neid,
Die ſtets von allen Wäſſern riecht,
Die nehmet nicht!
Doch jene, die nicht ſtolz verſchmähet
Des vaterländ'ſchen Fleißes Frucht,
Die nicht in fremdem Stoff ſich blähet,
In Reinlichkeit die Mode ſucht,
Nicht macht zum Aushängſchild den Leib,
Die nehmt zum Weib!

Die alle neu'ſten Werke kennet,
Bey Lichte lieſt die halbe Nacht,
Zu allen Bücherhändlern rennet,
Ob denn die Poſt nichts Neu's gebracht?
Auch ſelbſt verfaſſet manch Gedicht,
Die nehmet nicht!

Doch welche all die Klingklangbüchlein
Verſchrobner Köpfe nicht goutirt,
Nur manchmahl ſo ein kernig Sprüchlein
Von Gleim und Wieland rezitirt,
Den Meiſter *) lieſt zum Zeitvertreib,
Die nehmt zum Weib!

Die früh um neun Uhr noch im Bette
Sich dehnet und da Kaffeh trinkt,
Nachher an ihrer Toilette
Zwey Stunden durch ſich putzt und ſchminkt,
Dann Fleckchen zupft und Haare flicht,
Die nehmet nicht!
Doch die man, wenn's auch ſchneyt und regnet,
Mit einem Körbchen unterm Arm,
Des Morgens auf dem Markt begegnet,
Umgeben von der Mägde Schwarm,
Die ſelbſt auch kocht zum Zeitvertreib,
Die nehmt zum Weib!

Die jedes neue Liedchen ſinget,
Das im Theater erſt erſchien,
Im Eccoſais ſo zierlich ſpringet,
Als wär ſie Duport's Schülerinn,
Kühn über Kunſt und Künſtler ſpricht,
Die nehmet nicht!

---

*) [illegible] Wilhelm Meiſter.

Doch die, was ſich für Hausfrau'n ſchicket,
Recht aus dem Fundament verſteht,
Wie man ein feines Strümpfchen ſtricket,
Wie man ein Hemd recht zierlich näht,
Wär' auch nicht leicht beym Tanz ihr Leib,
Die nehmt zum Weib!

Ich weiß, die Eigenſchaften alle,
Beyſammen findet man ſie ſchwer,
D'rum geht vorſichtig in die Falle;
Und findet ihr kein Mädchen mehr,
Die ganz beſtehet vor Gericht, —
Vermählt Euch nicht. —
Kein Mittelweg iſt in der Ehe;
Entweder hebt das Weibchen Euch
Hinauf zur höchſten Himmelshöhe,
Wo nicht -- ſtürzt Ihr in's Höllenreich,
Denn Gott und Teufel hat im Leib
Zugleich das Weib!

J. F. Caſtelli.

Nun gut.

Mich ſoll kein Kummer mehr bethören,
In mir verweil' er ſtill,
Ich mag mich nimmer klagen hören,
Es werde, wie es will!
Was hilft der Jammer, was die Klage?
Es bleibt deßhalb doch ſtets beym Alten;
D'rum laß ich denn den Himmel walten,
Und ſehe ruhig zu, und ſage:
Nun gut!

So pflegt es denn gar oft zu kommen,
Daß manche Fahrt mißlingt;
Kein emſig Rudern will da frommen,
Das Hoffnungsſchifflein ſinkt;
Nun dann, was iſt's, daß ich verzage?
Will's hier nicht gehn, ſo geht es drüben,
Es ſoll der Menſch die Kräfte üben,
D'rum faſſ' ich neuen Muth, und ſage:
Nun gut!

Wie Manches ſcheint ſo nah zu liegen,
Nur friſch darnach gereicht —
Huſch, ſiehſt du es von dannen fliegen,
Wie Vöglein aufgeſcheucht!
Wie ſo? wodurch? das iſt die Frage —
Wer will des Schickſals Weg ergründen?
D'rum mag der Phönix mir entſchwinden,
Ich ſeh' ihm lachend nach und ſage:
Nun gut!

Wie Manches ſcheint mir Glück zu bringen,
Und ferne liegt es noch;
Durch hundertfaches Mühn und Ringen
Erhaſch' ich's endlich doch;
Doch kaum, daß ich's von dannen trage,
Drückt es auf mich mit Bleyesſchwere;
Da merk' ich mir die kräft'ge Lehre,
Und trag' es in Geduld, und ſage:
Nun gut!

Mit Allen möcht' ich friedlich leben,
In gutem Freundesbund;
Doch ewig wird es Hader geben
Auf dieſem Erdenrund; —

Stets ſchwankt des Gluckes leichte Wage,
Da gilt ein ſtetes Drängen, Treiben,
Mag Niemand gern der Letzte bleiben;
So dräng' ich mich denn auch, und ſage:
Nun gut!

Mit einem holden Weib verbunden,
Sagt man, erblüh' uns Glück;
Doch iede, die ich noch gefunden,
Wies froſtig mich zurück;
Nun denn, ſo bin ich frey von Plage;
Iſt keine Schöne je mir gnädig,
So bleib' ich aller Bande ledig,
D'rum tröſt' ich mich denn auch, und ſage:
Nun gut!

Dr. E. Veith.

Nachdem Caſtelli
mich um einen Beytrag zu ſeinem Selam angeſprochen hatte *).

Ich habe ein Stübchen geſehen,
Das lachte mich heimathlich an,
Will man ſich im Garten ergehen,
Romantiſch ſchön liegt er daran.

Wie wechſelt das Grüne des Laubes,
Wie koſen die Lüfte darin
Im Schooße des blumichten Staubes,
Und ſaftige Erdbeeren glüh'n.

Ein Nußbaum bewachet die Schwelle
Sein Schattenhauch mildert und kühlt
Des Kämmerchens ſonnige Helle,
Vom Blumengedüfte umſpielt.

---

*) Mein Freund Reil beſuchte mich öfters in meinem Gartenſtübchen in Hiezing, wo ich den Sommer hindurch wohnte; dort war es auch, wo ich ihn um einen Beytrag für meinen Selam anſprach, welchen er mir dann in dieſem lieblich beſchreibenden Gedichte lieferte.

J. F. Caſtelli.

Was aber wohl ſprach in dem Grünen
Mich eben denn heimathlich an?
Iſt etwa ein Mädchen erſchienen,
Hat mir's eine Fee angethan?

O längſt ſchon umfaßte mich Hymen,
In ihm auch umfaß' ich mein Glück,
Mein Leben poetiſch verblümen,
Kann nur noch der Kinder Geſchick.

Und ſollte ein Wunſch ſich noch regen,
So wär' es ein dichtender Freund,
Dem zeigte ich öfters den Segen,
Womit auch die Sonne mir ſcheint.

Den hab' ich im Stübchen gefunden,
Dort pflegt er der ländlichen Luſt,
Dort heilen ihm ſtädtiſche Wunden,
Beglückt der Natur an der Bruſt.

O Nußbäumchen, ſchüttle dein Wehen,
Erheiternd auf's friedliche Dach,
Ihr Blumen, das Glück zu verſtehen,
O leiht ihm die ſinnige Sprach'. —

Dann wird er ein Sträußchen ſchon binden,
Das duftet gar würzig und prangt,
Dann braucht er nicht erſt wen zu finden,
Der hülfreich ein Blümchen ihm langt.

Friedrich Reil.

Amor, der Gaſt.

Speiſen dufteten auf vom prächtig erleuchteten Tiſche,
Und es ſetzten ſich froh Herren und Damen hinzu.
Aber beſcheiden ſtand und ſinnig der liebende Sänger,
Ferne von Maja's Stuhl, näher im Geiſte dabey;
Neben dem Mädchen ließ endlich zwey Stühle nur leer noch das Schickſal,
Und ich wählte beſtürzt endlich den ferneren Sitz,
Daß ein Stuhl nun zwiſchen uns beyden noch herrenlos klagte.
Überliſtiger Schalk! einzig geſehen von uns,
Nahte ſich Amor ſogleich, des leeren Stuhls in der Mitte
Schnell ſich bemächtigend; ach! Schrecken ergriff uns zugleich.
Aber der Gott, als ſäh' er es nicht, ließ ſich in ein Geſpräch ein,
Und es kam in's Geſpräch Leben und Feuer ſogleich.
Was zu verſchweigen wir uns bemühten, das ſagte der Gott ſchnell,
Half uns Stotternden nach, lächelnd mit freundlichem Blick.
Endlich ergriff er im Eifer der Rede mir leitend die Rechte,
Legte auf Maja's Hand eilig die zitternde hin,

Beugte ſchnell mein Haupt, ſich wegzuwenden bemühet,
Beugte die Lippen zur Hand, ſelbſt kaum gewahrend die That,
Und es entblühte um uns, vom Entzücken erleuchtet, ein Tempel,
Himmelsgeſang erſcholl, Freuden erfüllten den Saal.
Aber plötzlich verſchwand, vor ausbrechendem lauten Gelächter,
Schnell verſcheuchet, der Gott, Freuden und Tempe mit ihm,
Und wie erwachend vom Traume bedeckteſt du, Maja, das Antlitz,
Denn der Gäſte Blick haftete ſcherzend auf uns.
In der Wangen Gluth den Verräther ſtrafgierig entdeckend,
Zürnt' ich; da bath er, und ich — küßte verzeihend den Schalk.

Chr. Kuffner.

XII.

Eine Idylle.

Die Werbung.

Michel, rief Hans, und ſah mit kleineren, thränenden Augen
Auf zum Kirchenthurm, von der Morgenſonne beſtrahlet,
Sieh, ſchon wieder vergaß der alte, betrunkene Küſter
Aufzuziehen die Uhr, nun horch! ſchon läutet die Glocke
Fünf, und immer noch ſteht der Zeiger beym roſtigen Zehner.
Zeit iſt's nun, in's Horn zu ſtoſſen, damit ſich die Kühe
Und die Ziegen den weitgeöffneten Thoren entwinden,
Sich mit bedächtigem Schritt zur geſelligen Weide zu ſammeln.

Michel.

Alle ſind ſie nun da; es kömmt ja ſogar ſchon die weiſſe
Kuh daher; von allen iſt ſie wohl immer die letzte!
Aber das ſag' ich dir, Hans! kommt mir die junge Zigeun'rinn
Nächſte Kirchweih wieder hierher, ſo muß mir die Hexe
Deuten, und thut ſie's nicht anders, ſchenk' ich den durchlöcherten Hut ihr,
Den mein ſeliger Pathe vom Türkenkriege mitbrachte;
Doch ſie muß alles geſtehn! denn ich hab' es nun einmahl beſchloſſen:

Will die Lene mich nicht, geh' ich als Freywilliger heut noch
Unter die Grenadier, die im nächſten Dorfe nun durchziehn.

Hans.

Nein! da träteſt du wohl dein Glück mit eigenen Füſſen,
Wollteſt du unſer Dorf, das ruhigblüh'nde vertauſchen
Mit bluttriefenden Feldern und mit zertrümmerten Städten.
Keinen Klugen hat noch die Liebe zum Narren berückt.

Michel.

Schweige mir Hans! denn ſo wenig verſtehſt du vom ſtarken Verliebtſeyn,
Als ich die vollgeſchriebenen Bögen des Doctors verſtehe.

Hans.

Aber bedenke doch! nächſten Herbſt kann's nimmer dir fehlen,
Hüter zu werden der Weinberge mit den herrlichen Trauben;
Angeſehn biſt du dann und geachtet von Allen im Amte,
Und es wird manch blinkendes Löſegeld dich erfreuen,
Wenn ſie der Stange hochwarnenden Sinn verwegen nicht achten;
Ja geſchmückt mit Säbel und Strauß wirſt du Reichthümer ſammeln,
Und an deiner Seite wird ſchöner ſich dünken das Mädchen;
Aber im Kriege, da ſtirbſt du vor Angſt, wie ein Feind dir erſcheinet.

Michel.

Was bekümmert der Rebenhain mich und die herrliche Traube?
Was mein Anſehn im Amt, wenn Lene doch nimmer mich liebet?

Gegen die Feinde zieh'n will ich, und ſchießen und ſtechen.
Sterb' ich auch vor Angſt, — ſo will ich der Lene erſcheinen!

Hans.

Weine nicht! Weinende fürchtet kein Feind, und liebet kein Mädchen.

Ein Soldat.

Bürſchchen, juchhe! was ſitzt ihr ſo kläglich hier unter den Kühen?
Froheres Leben wohl führt der Soldat; in Eigenthum wandelt
Ihm ſich bald, wornach ihn gelüſtet: Denn Länder beherrſcht er,
Werft den knotigen Stab, den unrühmlichen, weit in das Feld hin!
Nehmet dafür das blinkende Schwert und die donnernde Büchſe!
Iſt's denn nicht beſſer gethan, auf dem Felde der Ehre zu ſchreiten,
Als hier auf dem Feld bey trägen Kühen zu ſchnarchen?
Scheint's euch geſcheiter, das Heer zu führen oder die Heerde?
Laßt doch das Waſſer dem Bach, im Kriege gibt's fröhliche Krüge.

Michel.

Herr Grenadier! er kömmt mir erwünſcht, und recht wie gerufen.
Meines Lebens bin ich nun ſatt, will ſtechen und ſchießen.

Soldat.

Biſt ja ein herrlicher Burſch, nicht übel gewachſen und rüſtig!
Prächtig muß die Mütze dir ſtehn; verſuch ſie doch einmahl!

Hans.

Thörichter Michel, thu's nicht! wer ſie einmahl verſuchet, dem bleibt ſie,
Ewig fort auf dem Kopf, bis der grimmige Tod ſie herab ſchießt.
Sieh da kömmt die Zigeunerinn; höre ſie, eh du den Schritt wagſt!

Michel.

Sey's denn! aber es wird nichts nützen; ich weiß es ja voraus.
He da, du Hexe, wie ſtehts? guck' mir in die Hände bedächtig!
Wird die Lene mir gut, oder kann ſie nimmer mich ausſtehn?

Zigeunerinn.

Und was gibſt du mir denn, damit ich die Wahrheit dir ſage?

Michel.

Einen alten Hut.

Zigeunerinn.

Und was noch?

Michel.

Genüget dir das nicht?
Mehr iſt der Hut werth, als du Hexe mit Leib und Seele.

Zigeunerinn.

Nun ſo gib mir die Hand! hm hm! das iſt mir bedenklich.

Michel.

Hans! hab ich's nicht geſagt?

Hans.

Geduld! verliere den Muth nicht!

Soldat.

Laß dich nicht prellen vom Weib! was verſteht die alberne Trude?
Sey kein Narr, und gib der Spröden auf ewig den Abſchied!
Biſt du Soldat, ſo finden ſich hundert Mädchen für Eines.

Michel.

Aber doch keine Lene mehr, geh' ich die ganze Welt aus!

Zigeunerinn.

Armer Junge, du dauerſt mich. Dieſer verzweifelte Querſtrich
In der Hand hier, welcher die lange Linie durchzieht —
Ach, er bedeutet kein Glück! Die Dirne — ach du verkennſt ſie!

Michel.

Nein, ich verkenne ſie nicht; die Unmenſchliche will mich nicht;
ſag's nur.

Zigeunerinn.

Nimmer ſag' ich dir das.

Michel.

Das iſt ja ſo viel, als geſagt ſchon.
Nun Kamerad, die Mütze her! da iſt die Hand.

Hans.

O ſo warte!

Michel.

Vivat, es lebe der König!

Soldat.

Wohlan Kamerad, du biſt mein jetzt!

Michel.

Dein auf immer und ewig — ach Lene!

Soldat.

Du weineſt? pfuy, ſchäm' dich!

Hans.

Nun ſo leb' wohl!

Soldat.

Jetzt marſch mit mir fort zum geſtrengen Herrn Hauptmann!
Denn ich kann hier nicht länger verweilen; ich höre die Trommel.

Michel.

Hans, ach die Trommel! leb' wohl! ſag Alles der Lene, fein Alles!

Zigeunerinn.

Sag es ihr ſelbſt gleich! kennſt du mich nicht? das entſchwärzte Geſicht? nun?
Kennſt du es nicht? wart, ich werfe den Mantel weg und den Strohhut.

Michel.

Lene! du biſts?

Lene.

Was haſt du gethan? Unglücklicher Michel!
Haſt gar keine Geduld, und verdirbſt den unſchuldigen Scherz mir.

Michel.

Lene! ich liebe dich mehr, als das ganze Dorf ſammt der Heerde.

Lene.

Wenn du mich liebſt, bleib hier und geh nicht zu den Soldaten!

Michel.

Wirſt du dann auch mein Schatz?

Lene.

So wahr ich hier ſteh' — dein bin ich!

Michel.

Nun, Herr Korporal, ſo leb' er denn wohl, und zieh er von dannen!
Nimm er die Tabackspfeife! die ſchenk ich ihm; laß er ſich's ſchmecken!
Er iſt noch jung und kann's weit bringen; ich wünſch ihm viel Gutes.

Soldat.

Bürſchchen, das geht nicht ſo an! folg mir gutwillig! ich rath' es,
Denn ſonſt brauch ich Gewalt, komm mit zehn Mann dich zu hohlen,
Mit dem Bajonett!

Lene.

Ach Erbarmen! Erbarmen!

Michel.

Habt Mitleid;

Hans.

Ich, er wußte ja nicht, was er that; er kannte das Ding nicht.

Soldat.

Ey, was kümmert mich das! er trägt mir nun einmahl ein Handgeld.

Lene.

Hör' er doch! dieſe zwey Groſchen, die geb' ich ihm gleich auf der Stelle,
Und ein Guldenſtück bekömmt er noch gleich nach der Ernte.

Soldat.

Viel zu wenig!

Michel.

Mein ledernes Beinkleid.

Soldat.

Das kann ich nicht brauchen

Hans.

Und noch meinen Hund, das wachbarſte Thier auf der Erde!

Soldat.

Bin gar froh, hab' ich ſelber zu nagen! mir bleibt nichts für andre.

Michel.

Iſt er von Stahl und Eiſen?

Soldat.

Keine Pardon! nicht gezaudert

Michel.

Lene! er faßt mich!

Lene.

Wehre dich, wehre dich!

Hans.

Schlag ihn zu Boden

Soldat.

Nicht gemuchſt! ſonſt zieh ich vom Leder und ſpalt euch die Schedel.
Aber hört: gebt einen andern Burſchen für den mir!

Geh du, Hans, mit mir, ſo laß ich dieſen der Dirne.
Willſt du?

Hans.

Was würde dazu die muntere Liſe wohl ſagen?
Sie will keinen Soldaten, und darum — werd ich auch keiner.

Soldat.

Wieder ein Mädchen im Weg? ihr ſeyd doch erbärmliche Gecken!
Komm doch Hans! ſey ein Mann! laß die Lieb' und befreye die Memme!
Zieh mit mir! da findeſt du Wein und Mädchen und Alles.

Hans.

Aber die Liſe nicht!

Soldat.

Auch! ſie kömmt mir nicht von der Seite.

Hans.

Mir von der Seite nicht? ſchönen Dank! Mir bleibt ſie zur Seite.

Soldat.

Ey doch! ich weiß es: ſie liebt dich vom Herzen, und ließe dich nimmer,
Bliebe dir treu in den Tod, und ging'ſt du an's Ende der Welt auch,
Bleibe denn hier! ja ſogar dir Michel, ſchenk ich die Freyheit.
Liebet euch redlich und lebet noch lange vereinigt und glücklich!
Wenn euch die Ruhe erquickt, ſo gedenket noch meiner in Ehren!
Und zum Andenken nehmet von mir die Mütze, den Säbel,

Dieſe Jacke, den Querriem ſammt der ledernen Kuppel,
Und auch dieſen — mächtigen Bart!

Hans.

O Himmel! was ſeh ich?
Liſe, du warſt der Soldat, und ſchäleſt dich ab wie die Zwiebel?

Liſe.

Nimm mich denn hin als Leibgericht, du lieber Gefoppter!
Ja hat mein Vater geſagt, und ſchenkt uns das Haus und die Äcker.
Nehmet denn gnädig den Scherz auf, welcher zu fröhlichem Ernſt führt!
Glückliche werden ja, wie euch bekannt iſt, gerne muthwillig.

Chr. Kuffner.

XIII.

Poetiſche Kleinigkeiten.

Erinnerungen an Gaſthöfe

von Friedrich Treitſchke.

Zur Roſe.

„Lieg' ich etwa auf Roſen?" So ſprach Montezuma der Kaiſer,
Als ein Lager voll Qual ihn und die Seinen umfing.
„Lieg' ich etwa auf Roſen?" So fragt' ich im Gaſthof zur Roſe;
Denn, wie Mexico's Herrn, ward mir ein Lager voll Qual.

Zum Greif.

Hat dich das Unthier gepackt, dann hält dich's mit Macht in den Klauen,
Und mit gieriger Luſt ſaugt es dein Mark und dein Blut.

Die Poſt von Mantua.

Excellente heißt hier, was ſchlecht: Wein, Braten und Fiſche!
Excellenza werd' ich zierlich vom Kellner genannt.

Zur goldenen Kugel.

Gleich Lavinen rollt hin der dicke, der glänzende Gaſtwirth,
Und im Rollen erfaßt ſchnell und gewandt er dein Gold.

Zum Kreutz.

Winket die Kneipe zum Kreutz, am Abend dir oder am Mittag,
Hungriger, Müder, entflieh! Schlag im Entfliehen ein Kreutz.

Zum Hirsch.

Schnelligkeit pranget im Schilde des hochanſehnlichen Gaſthof's;
Langſamkeit wohnet darin, ändert zum Faulthier das Schild.

Zur Sonne.

Was du ſieheſt, iſt wahr, ein Feuermeer flammet die Sonne.
Darum, zu Helios Preis, find' ich das Eſſen verbrannt.

Zum Mond.

Jahrelang lag es im Streit, jetzt iſt es entdeckt und entſchieden.
Geſtern verweilt' ich im Mond; lernet, Gelehrte! von mir:
Zwey Vulkane d'rinn ſieht man, den tobenden Wirth und die Wirthinn,
Trinkbar Naſſes gebricht; menſchenleer öd' iſt der Mond.

Zum Stern.

„Welch ein glänzender Stern! Er nennt ſich —?" Noch birgt er den Nahmen.
Fordre die Zeche, mein Freund! rechnend erkennſt du Mercur.

Zum Schiff.

Fern zu reiſen gedacht' ich, und kam zum wirthlichen Schiffe.
Aber es lieget das Schiff, lieget der Reiſende ſtill.

Nahmen von Städten.

London ſah ich, den Gaſthof, und zahlte das Sehen als Mylord;
Sachſenhäußriſch galant zeigte ſich Frankfurt dann mir.
Rom, voll trödelnder Juden, wie gleicht es der heutigen Roma;
Conſtantinopel in dir wird man echt türkiſch geſchnürt!
Alſo fand ich bewähret die Schilder mit Nahmen der Städte:
Suchet ein Dichter Euch heim, Wirthe, dann pfleget den Gaſt!

Diſticha.

Von Aloys Jeitteles.

Wort und Gedanke.

Todt iſt das Wort, dem Born des Lichts entſtrömt der Gedanke,
Wo ihn der Seraph erzeugt, wo ihn die Wahrheit gebar.
Darum folge dem Seraph);erzeugten, und laſſe die Worte,
Schwingſt du mit jenen dich auf, ſchweren dich dieſe herab.

Der Bernſtein.

Fern von Aſia's Küſte naheſt du kühner Phönike,
Steuerſt muthig hierher, wo noch die Sitte nicht thront,
Lieblich duftend Elektron hohleſt du, nimm es nur immer,
Lieblich'res gibſt du dafür, Sitte und Kunſtfleiß und Schrift.

Die Kunſt an den Künſtler.

Hülfe flehſt du von mir? Dir, Armen, kann ich nicht helfen,
Wie von der Gattinn, mit Kraft fordre der Künſtler ſein Recht.

Aſtraia.

Wohl iſt Aſtraia geſchieden, als Wilde ſich einten im Bunde,
Doch ließ ſie Beſſ'res zurück: Bürgererziehend Geſetz.

Das Geſetz.

Kräftig ſteh' ich, ein Atlas, ſtütze, trage die Staaten,
Beugt mein Haupt ſich der Laſt, lieget im Schutte der Bau.

Künſtlergnome.

Sollen die Künſte erblühen, ſo müſſen die Fürſten ſie ſchützen;
Preiſet ſie dankbar die Kunſt, werden die Fürſten verehrt.

Der unbewegliche Bauer.

Ein Dorfpfarr vom beredten Munde —
Sein Küſter ſchalt ihn gar den zweyten Cicero,
Mit welchem Fug, mit wie viel Grunde,
Das zu beleuchten, iſt allhier nicht a Propos? —
Kurzum der neue Cicero
Beſtieg zur Zeit der heil'gen Faſten
Den oft betret'nen Predigtkaſten,
Und predigte ſo nachdrucksvoll,
So laut mit Händen und mit Füßen,
Daß ihm der Schweiß vom Antlitz quoll;
Sein Donner ſchlug denn auch ſo mächtig in's Gewiſſen,
Daß Jung und Alt, und Klein und Groß
In Thränenbächen faſt zerfloß.
Ein fremder Bauer nur, der eben heute
In's Dorf gekommen war, ſtand wie ein Klotz zur Seite,
Und gaffte ſtarr nach unſerm Pfarrer hin.
Verdrüßlich ſtößt ſein Nachbar ihn;
„He!" ruft er zürnend, „hölzerner Geſelle!
„Der Pfarrer predigt wie ein Wundermann,
„Und lockt aus Steinen wohl, wie Moſes, eine Quelle.

„Doch ihr? — Kömmt's euch vielleicht ſo ſehr auf Waſſer an?
„Daß wir euch noch kein Tröpfchen weinen ſahn? —"
„„Was,"" ſpricht der Bauer, „„geht mich eure Predigt an,
Und käme ſie von einem Engel;
Bin ich doch nicht aus eurem Sprengel!"""

Dambeck.

Warnung.

Nur, wann der Genius winkt, ſey deiner der Griffel gewärtig!
Nur beym Geniuswink ſchäumt der Begeiſterung Quell;
Und das Mädchen vom Pindus ſinkt, hocherröthender Wange,
Ihrem Liebling im Drang hoher Empfindung an's Herz,
Um in einer Umarmung voll Kraft das Gute, das Schöne
Zu empfangen, und zart auf die Blätter zu weh'n. — —
Winkt der Genius nicht: ſo ruhe der Griffel! und wehrt gar
Seine zürnende Hand — — o! ſo wirf ihn hinweg.
Denn nur Waſſerköpf' entſprießen der kalten Umarmung,
Und die erzwungene bringt Zwitter und Krüppel zur Welt.

K. A. Schneider.

Bey Überſendung eines Beutels
als Geburtstagsangebinde.

Der Beutel, den du ſchauſt, leer von Gaben,
Wird von den Grazien dir heut verehrt;
Er ward, als ſie der Welt dich gaben
Von ihnen auf dein Haupt geleert.

J. v. Hammer.

Gnome.

Vom Hauch des Zufalls ſtirbt des Glückes Zärtlingsblume,
Die man auf fremdem Grund erzieht.
Dem Sturme trotze ſie, wenn ſie im Heiligthume
Des eignen Herzens blüht.

J. H. Dambeck.

Schmauſer.

„Euch gehts doch wohl?“ ſo hört man Schmauſern frage
Wenn Andre ſchlicht: „Wie gehts euch?“ ſagen.
Die Urſach iſt gar chriſtlich ſchön.
Er nimmt zu gerne Theil an fremdem Wohlergehn.

J. H. Dambeck.

Douceur

für die ältliche Jungfer Schnippiſch.

Womit vergleich' ich Sie? bis jetzt mit einer Roſe,
Die freylich nur zu gerne ſticht.
Doch — täuſcht mein Bißchen Sehergabe nicht —
Mit einer Blume bald, zu Deutſch genannt: Zeitloſ

J. H. Dambeck.

Sinngedichte

von Chr. Kuffner.

Die Hoffnung.

1.

Iſt ihm die Hoffnung entflohn, ſo duldet noch muthig der Starke,
Da der Schwache noch hofft, wenn ihn das Elend zermalmt.

2.

Milton, der Gottgeweihte, verbannt von der Hölle dich, Hoffnung,
Schwebe zum Himmel nicht auf — bleibe den Menſchen getreu!

Der Friede.

Suchſt du den Frieden in Ländern? — Vergebens durchziehſt du die Erde!
Nur im ſtillen Gemüth blühet ſein ewiges Reich.
Da erfreuet er ſich, beſchützt von Tugend und Weisheit,
Nährt die begeiſterte Kunſt, lehret des Lebens Genuß.

Böſe Geſellſchaft.

Wer das Böſe beginnt, leicht ſammelt er Frevelgenoſſen:
Iſt der Sumpf erſt da, finden die Kröten ſich bald.

Das unauflösbare Räthſel.

Nach Cauſabon.

Von allen Räthſeln iſt der Tod das größte,
Das Alles löſ't, und das noch Keiner löſ'te.

Werth der Freyheit.

Menſch zu ſeyn, hör' ich auf ohne dich, belebende Freyheit!
Sieh! — doch werd' ich ein Gott, raubet Gott Amor dich mir.

Die Traumdeuterinn.

Glaube mir, Kind, die Träume ſind Luft, gehn nie in Erfüllung;
Darum träume, o Kind, nimmer von Liebe und Glück!

Auf ein neugeadeltes Fräulein.

Hoheit thronet im Blick, es ſtrahlet die Sonne der Schönheit
Über das Adelsdiplom heller und blendender hin;
Alles drängt ſich an dich ſeit dem großen wächſernen Siegel —
Nur die Grazien flohn — ſchüchterne Kinder — davon!

Grabſchrift eines großen Eſſers.

(Nach dem Engliſchen.)

Dieß Grab bedeckt den größten aller Eſſer;
Er äße noch, hätt' ihn des Todes Meſſer
Nicht ſelbſt zerſtückt zu kleinen Theilen.
Nun weiß man zwar nicht, wo er iſt;
Doch wo er nun auch mag verweilen,
Bleibt's außer Zweifel, daß er ißt.

Chr. Kuffner.

Über den Communionsſtreit mit dem Kelch.

(Aus dem Lateiniſchen.)

Reich' uns den Kelch, den Kelch! ſchreyt laut das durſtige Teutſchland;
Stolze Roma! Warum hörſt du die Durſtigen nicht?

Jos. Friedr. Freyh. v. Retzer.

Beſorgniß ſehr vieler Inwohner.

Wenn uns die Hausinhaber nicht mit ew'gem Steigern ſchonen.
So müſſen wir — zwar unſ'rer Neigung nicht gemäß —
Doch wie Diogenes,
Auch noch in Fäſſern wohnen!

Replick eines Trinkers.

Wird einmahl Ernſt aus dieſem Spaſſe,
Zieh' ich recht gern in ſolche Wohnung ein;
Nur wünſchte ich, ſie ſey, daß ich ſie nie verlaſſe,
Statt leer, zum wenigſten beſtändig halb voll Wein.

J. Möſer.

Epigramme und Anecdoten.

Von J. F. Caſtelli.

Gebeth einer Frau.

„Nicht länger iſt es zu ertragen
„Mit meinem böſen Mann;
„Ach! geſtern hat er mich geſchlagen,
„Daß ich kaum ſtehen kann;
„Gott! ende ein Mahl meine Leiden,
„Zerreiß dieß läſt'ge Band,
„Nimm zu dir Eines von uns Beyden! —
„Ich ziehe dann auf's Land.

Des Trinkers Morgen.

Die Frau.

So wach' einmahl auf, und ſteig' aus dem Bette,
Schon ſteiget die Sonn' aus dem Meere empor!

Der Mann.

Die Sonne hat recht! doch, lieb Weibchen, ich wette,
Auch ſie guckte ſicher ſo früh nicht hervor,
Wenn ſie im Weine geſchlafen hätte.

Auf einen Verläumder.

Lothar ſey ein Mann von Ehre.
Sagt die ganze Stadt,
Und ich weiß nicht in der That
Wie das zu bezweifeln wäre? —
Leicht iſt er dazu gekommen
Da er andern ſie genommen.

Hülfe im Tode.

Die Frau.

Wie iſt dir, mein Lieber?

Der Mann.

Sehr übel, mein Kind!
Eine neue Lunge kann niemand erwerben,
So lieg' ich denn da, und kann nicht einmahl ſterben.

Die Frau.

Liſette! hohl' ſie den Doctor geſchwind!

Borgen macht Sorgen.

A.

Wie kannſt du denn ſo fröhlich ſeyn?
Bey dir trifft nicht das Sprichwort ein,
Daß Borgen immer Sorgen nährt.

B.

Es hat ſich auch bey mir bewährt,
Doch, Dank dem Glücke, umgekehrt,
Von mir nur ſind die Sorgen fern,
Doch nicht von meinen Gläubigern.

Ordenvertheilung.

Ihr ſprecht noch immer von Gerechtigkeit,
Glaubt immer noch, ſie throne hier auf Erden? —
Ach ſeht doch, wie zu unſ'rer böſen Zeit
So viele ohne Schuld gekreuzigt werden.

Ähnlichkeit.

Zu hohem Amt und Würden zu gelangen,
Iſt wohl in unſrer ſchlimmen Zeit nicht leicht,
Wer mit den höchſten Felſen, wo nur Schlangen
Und Adler hingelangen, ſie vergleicht,
Hat ſie aus Allen wohl am paſſendſten verglichen!
Sie zu erreichen muß man fliegen — oder kriechen.

Gnomen.

Von Dr. E. Veith.

Künſtler und Kritiker.

Mach es beſſer! ſo höhnt den Kritikus ewig der Künſtler;
Urtheile beſſer, ſo ſpricht Jener zu ihm auch mit Recht.

Stärke und Schwäche.

O was ſind wir ſo ſtark, wenn Andre ringsherum ſchwach ſind?
O was ſind wir ſo ſchwach, halten die Andern ſich feſt.

Weltleben.

Vielfach ſchieben die Menſchen und drängen ſich unter einander;
Jeder Geſchobene ſchiebt, drängend wird Jeder gedrängt.

Satyriker.

Ach was iſt ſo leicht der fremden Gebrechen zu ſpotten!
Doch was dem Einen ſo leicht, fällt auch dem Andern nicht ſchwer.

Bekanntſchaften.

Wer dich zum erſten Mahl ſieht, dem biſt du ein wunderlich Räthſel;
Weh dir, wenn ihm ſogleich es zu enträthſeln gelingt!

Theologie.

Alles, rühmt ſich der Menſch, ſey ihm zum Nutzen erſchaffen;
Aber er ſelber nur iſt immer zum Schaden ſich da!

XIV.

Ueberſetzungen und Bearbeitungen von Gedichten

aus fremden Sprachen.

Des Stadtaufruhrs zweiter Theil.

Heft Manſar,

das iſt:

die ſieben ſchönen Anſichten.

Dieß iſt die *Pleias*, als Seitenſtück zu der in Erichſons Muſenalmanach im vorigen Jahre gelieferten *Cynoſure*. Alles, was dort in der Vorrede von der Eigenheit dieſer orientaliſchen Dichtungsart geſagt worden, gilt auch von der hier gegebenen Probe.

Dort wurden, aus Gewiſſenhaftigkeit und Überſetzertreue, *chriſtliche* Nahmen beygefügt, weil in den perſiſchen und türkiſchen Originalen, nebſt den poetiſchen, auch *mohammedaniſche* eigene Nahmen ſtehen; hier ſind bloß die poetiſchen beybehalten worden, um allen Schatten der Vermuthung zu vermeiden, als ob unter jenem *Heft Peiger*, und dieſem *Heft Manſar* wirkliche Schönheiten gemeint ſeyn könnten.

1.

Heil dir du wahlverwandte Perſerinn,
Du Himmliſchreine, Wahre, Zarte, Süße,
In der des Oſtens Ideal Schirin *)
Ich huldigend mit tiefer Ehrfurcht grüße.

*

Du biſt der Herzen hohe Königinn.
Des Geiſtes und der Herzen Hochgenüſſe
Entflammet in Ferhad's getreuem Sinn,
Bloß der Gedank' an deine Perisküſſe **).

*

Myrobolanenſtamm, vor deſſen Zweigen
Cypreſſen und Syringen ſich verneigen,
Beſiegt hinſtreuend ihre Blüh' im Oſt.

*

Es weicht dem Fuß der Wind im luſt'gen Reigen,
Dem Mund die Nachtigallen, wenn er koſ't,
Dein Pfirſichflaum ***) iſt Paradieſeskoſt.

---

*) d. Schirin ein perſiſches romantiſches Gedicht. Leipzig 1809.

**) Peris, die perſiſchen Fairies oder Feen.

***) Den Lippenflaum eine der Hauptſchönheiten des Canons orientaliſcher Schönheit, wie die Muttermaale.

2.

Dein Haar umflicht die Stirn als eine Laube,
Wo Schatten mit dem Licht des Mondes ringen
Und dunkle Veilchen *) ſich um Lilien ſchlingen.
Dir ziemt des Mithras **) goldne Herrſcherhaube.

*

Du hebſt die Herzen gleich dem Sonnenſtaube,
Und deine Ketten leihen ihnen Schwingen,
Daß ſie zum Urquell alles Lichts vordringen
Durch hohen Muth, durch Hoffnung, Lieb' und Glaube.

*

Du gehſt mir auf, Chorſchid ***), als Lebensſonne,
In Roſengluth des Frühlings eingetauchet,
Der von der Wangen Fülle wiederſtrahlet.

*

Von deinen Lippen fließt der Quell der Wonne,
Die Arme hat die Anmuth aufgehauchet,
Und Silberblick den zarten Wuchs gemahlet.

---

*) Auch die Griechen vergleichen die Krauſe der Haare mit Hyacinthen und Veilchen ιολοπλωκαμος.

**) Mithras, der leitende Genius des Sonnenwagens nach der Lehre der alten Perſer.

***) Chorſchid, der perſiſche Nahme der Sonne und glänzender Schönheiten.

3.

Du biſt der Schönheit Buch *), von deſſen Seiten
Gedankenvoll die Leſer ſich entfernen.
Sie kamen her, die Schönheit zu erlernen,
Und gehen fort, um über Lieb' zu ſtreiten.

*

Weh dem, der's wagen will, ſein Loos zu deuten,
Als Aſtrolog, aus deiner Augen Sternen!
Indem er blickt in jene lichten Fernen,
Wird in des Kinnes Brunn **) ſein Herz ausgleiten.

*

Die Pinien neigen ſich vor deiner Grazie,
O Mihrimah ***), es neigt ſich Mond und Sonne,
Verdunkelt von dem Glücksgeſtirn der Augen.

*

Die Anmuth wehet von des Leib's Akazie
Und Bienen ſchwärmen um den Thau der Wonne,
Den Honig Deiner Lippen einzuſaugen.

---

*) In den Originalen gewöhnlich der Koran.

**) Das Kinngrübchen wird entweder dem Brunnen, worin der ägyptiſche Joſeph gefangen war, oder dem, worin die beyden gefallenen Engel, Harut und Marut, zu Babylon aufgehangen ſind verglichen.

***) Mihrimah, Sonnenmond, der Titel eines perſiſchen Romans, in dem Sol der Liebende, und Luna die Geliebte iſt.

4.

O ſchöne Fee, des Oſtens Morgantine *),
Sag an, warum die finſtern Scorpionen
Des Haares bey der Stirne Lilien wohnen,
Als ob die Nacht dem Tage ſich verſühne?

*

Als ob der Mond von Gletſchern wiederſchiene,
So leuchten deiner Schultern lichte Zonen;
Es huldigen dir alle Nationen,
Der Fürſten Wahlſpruch iſt bey dir: Ich diene **).

*

Das Herrſchen ziemt nur Feen in der Regel,
Und alſo dir, der Königinn vor Allen,
Denn du biſt Königinn der Königinnen.

*

Die Zaubermacht der Schönheit iſt ein Schlägel ***),
Womit ſie raſtlos treibt der Köpfe Ballen;
Sie rollen endlos fort und ganz von Sinnen.

---

*) Der eigentliche Nahme Merdschan, woraus die Italiener Morgante gemacht, heißt Coralle.

**) Wörtlich: die Sultane ſind deine Mamluken.

***) Eine in perſiſchen Gedichten ſehr häufig vorkommende, vom Mailleſpiel genommene Vergleichung. Auch gibt es mehrere perſiſche romantiſche Gedichte unter dem Titel: Ballen und Schlägel, wo dieſer die Schönheit, und jener den Geliebten vorſtellt.

5.

Du überſtrahlſt an Schönheit Roxelanen *);
Das Irrlicht weicht den Lichtern an den Polen,
Und Schaaren knien vor dir, wie vor Idolen,
Die Schaaren lotosäugiger Brahmanen.

*

Es iſt nun durch die Feinde der Osmanen
Jemen geſperrt **), es fehlt an Karniolen;
Man wird ſie jetzt von deinem Munde hohlen,
Zu Siegelringen und zu Talismanen.

*

Simurghe ***) niſten in dem Haar bey Tauben,
Gaſellen ruhn bey Tigern in den Augen,
Und Pfirſche reifen bey der Wange Roſen.

---

*) Zwey Roxelanen ſind vor andern berühmt in der Geſchichte, die in der altperſiſchen Geſchichte, welche Ruſchen, das iſt: die Leuchtende, hieß, und die Gemahlinn Suleimans, des Geſetzgebers, die nach Einigen eine Franzöſinn geweſen ſeyn ſoll, aber wahrſcheinlicher eine Ruſſinn war, indem ſie bey den älteſten italieniſchen Geſchichtſchreibern der osmaniſchen Geſchichte, Roſſa heißt; auch hießen die Ruſſen ſelbſt Roxelani.

**) Durch die Wehabiten, wie in andern Zeiten durch andere Aufrührer.

***) Simurgh, der Vogel der Weisheit, der in den dunkeln Regionen des Berges Kaf wohnt. (S. Schirin, ein morgenl. Gedicht.)

Im Buſen blühen ſchneegeballte Trauben,
Woran die Blüthen ſtatt der Früchte taugen.
Dieß iſt's, wovon die Nachtigallen koſen.

6.

Humai *), es verehrt Fakir und Kneſe **)
In dir der Schönheit Paradiesgefieder,
Humai's Ruhm verſchwände, wenn man läſe
Zu deinem Preis der treuen Minne Lieder.

*

Vor deinen Füßen fallet der Chineſe,
Den kleinſten als den ſchönſten ehrend, nieder.
Wen du durch Blicke mordeſt, der geneſe
Vom Heilungsbrunnen deiner Worte wieder.

*

Ein Perlenkäſtchen ſind die Onyxlippen,
Aus denen Muſcheln ihren Purpur nippen.
Beglückt, wer's wagen darf es zu entſiegeln!

---

*) Humai, der Nahme einer berühmten altperſiſchen Königinn.

**) Im Originale Fakire und Emire, Bettler und Fürſten. Des Reimes willen, iſt hier an die Stelle des arabiſchen Fürſten ein ruſſiſcher getreten.

Es ringelt ſich das Heer von Schlangenhaaren
Hinab zur Bruſt, als Wächter zu bewahren *)
Den Schatz, vergraben in des Buſens Hügeln.

7.

O wunderholde Königinn der Schlanken!
Wenn deine Glieder luftig ſich bewegen,
Däucht mir's, daß bey der Lüfte leiſem Regen
Beſchämt durch dich Cypreſſ' und Ceder ſchwanken.

*

Den Buſen ſpalteſt du den Liebeskranken,
Granaten **) gleich, ſtatt ſchonend ſie zu pflegen.
Sie müſſen ſich verblutend niederlegen,
Wenn ſie dem Munde Heilkraft nicht verdanken.

*

Denn ihm entquillt nicht nur der Rede Manna,
Wenn Papageyn ***) mit Kirſchenlippen koſen,
Und von dem Duft betrunken niederfallen.

---

*) Nach den Ideen der Morgenländer ſind Schlangen die Bewahrer von Talismanen und Schätzen.

**) Der Granatapfel iſt das Sinnbild eines liebeverwundeten, blutenden Herzens.

***) Der Zuckerpapogay iſt dem Morgenländer das Bild ſüßer Rede.

Nein, auch Geſang, ein himmliſches Hoſanna,
Wie Sohre *) ſingt, ſo daß des Himmels Roſen,
Die Sterne und die Sphären tönend wallen.

J. v. Hammer.

---

*) Sohre (bey den Griechen Ζαρητισ) dieſelbe mythologiſche Schönheit mit der perüſchen Anahid (Αιαιτισ) heißt dem Araber: die himmliſche Sängerinn im Abendſterne die mit Sonnenſtrahlenbeſaiteter Lyra die Harmonie der Sphären leitet. Unſeres Erachtens der zarteſte und wichtigſte Mythos des ganzen Orients, indem ſich in demſelben nicht nur die Lehre des Pythagoras, von der Harmonie der Sphären, ſondern auch die Spuren der alten Myſterien finden, worin die perſiſchen Könige beym Antritte ihrer Regierung (wie Artaxerxes Memnon zu Paſargada) eingeweiht wurden. Die mit den Strahlen der Sonne beſaitete Lyra iſt gleichſam die Hieroglyphe dieſer Myſterien, wovon die ſprechende Deviſe: Licht und Einklang, nicht nur als das ſchönſte Motto jedes vollendeten Kunſtwerkes, ſondern auch der treffendſte Wahlſpruch einer weiſen und wohlgeordneten Regierung iſt.

Überſetzungen aus dem Lateiniſchen.

(Von J. E. Bernard.)

1.

Lachend haſt du mir den Kuß verweigert,
Weinend haſt du mir den Kuß gegeben;
Wonne ward aus Thränen mir bereitet,
Schmerz aus Luſt. — O Elend der Verliebten!

2.

Winden vertraue das Schiff; doch Mädchen vertraue das Herz nicht!
Denn es iſt Wog' und Wind ſichrer als weibliche Treu'!
Keine der Weiber iſt gut, und fände der Guten ſich Eine:
Weiß ich nicht, welches Geſchick Schlimmes zu Gutem gemacht! —

3.

Grabſchrift eines Hundes *).

Diebe begrüßt ich mit lautem Gebelle, Liebende ſchweigend.
Alſo gefiel ich dem Herrn, alſo gefiel ich der Frau.

---

*) In Pfeſt's Epigrammen kommt auch dieſes, unter der Aufſchrift: der Hund, ohne Angabe der Quelle, mit meiner Überſetzung faſt ganz wörtlich übereinſtimmend, vor. Die beynahe vollkommene Gleichheit überraſchte mich.

Das Veilchen.

(Aus dem Engliſchen.)

Der Morgen iſt heiter, die Lerche fliegt auf
Und grüßet die dämmernde Au,
Die Sonne vergoldet im Oſten den Lauf,
Erhellend auf Fluren den Thau.
Indeſſen dem Schlemmer voll Ekel und Graus
Der Morgen im Bette vergeht,
Kommt, blühende Mädchen, in Garten heraus,
Bemerket die Blumen im Beet! —
Die eitele Tulpe bemerket am Gang,
Wie ſchimmernd ſie dorten ſtolzirt,
So hoch! und ſo prächtig! ihr Stängel ſo lang!
Mit Schönheit vielfältig geziert,
Von Roſen und Nelken, welch ſtrahlender Schein,
Welch himmliſcher würziger Duft!
Von Süden kömmt friſcher Geruch in den Hain,
Wenn die Blätter abbürſtet die Luft.
Von Andern getrennet, im purpurnen Flor
Demüthig das Veilchen ſich bückt,
Es ſchaut aus der Stille beſcheiden hervor,

Doch ſüßer iſt Keine geſchmückt.
Im Niedern (wiewohl durch der Grazien Licht,
Durch Adel für Thronen gebor'n)
Verbirgt es unſchuldig im Strauch das Geſicht,
Und wächſt oft am Fuße vom Dorn.
Die Schönheit, ihr Schönen! hat Doppelgewinn,
Den kann nur Beſcheidenheit leihn,
Wenn Sanftmuthjuwelen entſtrahlen dem Sinn,
Erwärmen die Herzen von Stein.
O ſprecht nicht von Venus, vom Lächeln und Scherz,
(Die immer in ihrem Geleit'),
Die Sanftmuth allein bezwinget das Herz,
Die Letzte bleibt Sieger im Streit.

J. v. Hammer.

XV.

Räthſel, Charaden und Logogryphen.

1.

Den Söhnen Muhameds gebricht,
Was unterm Nahmen wir der beyden Erſten kennen,
Der Sel'gen Geiſter brauchen's nicht,
Was uns die beyden Letzten nennen.
Vom Ganzen, das die Kunſt hervorgebracht,
Wird meiner Sylben erſtes Paar gemacht.

Dambeck.

2.

Die Erſt' und Zweyte hohlt man aus der Erde Schacht.
Die Zweyt' und Dritte hatt' einſt Kaiſerrang und Macht;
Im Ganzen, ſchön bekränzt von Mavors und Irenen,
Seht eine Gottheit ihr, der Römer und Hellenen.

Dambeck.

3.

Die erſten Beyden
Kann nur das Auge unterſcheiden,
Und doch hat, ſeltſam g'nug! ſie noch kein Aug' geſehen.
Sie ſind im Grunde nichts, und doch bewohnen
Sie eines weiten Reiches Regionen,
Wenn Wahrheit wir der Sage zugeſtehn.
Die Dritte ſcheint den Ernſt ganz auszuſchließen,

Zieht man allein den Nahmen in Betracht!
Doch hat ſie oft ſo ernſtlich ſich bewieſen,
Daß manchen Herrn zum Diener ſie gemacht.
Das Ganze iſt im Grunde Kindertand,
Jedoch zum Zeitvertreib Erwachſ'nen auch bekannt.

Dambeck.

4.

Die Erſte iſt ein Buchſtab nur;
Die Zweyt' ein ſchönes Werk der Schöpferinn Natur,
Ein Rad der groſſen Weltenuhr.
Der Größe dienet ſie zur Zierde,
Doch auch zur Hülle oft entweihter Menſchenwürde.
Das Ganze iſt ein Gaſt, der jederzeit
Mit Jubelſang und Feſtgeläut
Begrüßt wird von der Chriſtenheit.
Gar bunte mannigfache Gaben,
Verſchied'nen Werthes, bringt er euch;
Doch den Neujahrsgeſchenken gleich,
Womit Barbier uns und Friſeur begaben,
Sind ſie gewöhnlich nur für bares Geld zu haben.

Dambeck.

5.

Die Erſt' und Zweyte ſteht
Nicht allzu tief im Alphabet.
Sey ausgezeichnet, ſey von ſeltnem Werth,
Was dich von allen Biedern ehrt,

Im Auge einer Neiderſchaar,
Bleibt, was mein Drittes ſagt, es nun und immerdar.
Das Ganze iſt ein Mann, der durch Geſang,
Voll Einfalt und Natur, den Lorbeer ſich errang.

Dambeck.

6.

In der Heſperiden Mitte
Findeſt du mein erſtes Sylbenpaar.
Wonnezauberausruf iſt die dritte,
Einen Buchſtab ſtellt die vierte dar.
Was die letzten beyden einet,
Iſt des Dichters hocherhabnes Lied,
Was im Ganzen dir erſcheinet,
Iſt der Abſchnitt, den die Zeit dir zieht.

Landau.

7.

Räthſel.

Ich bin nicht, was ich ſcheine,
Verſtellung iſt mein Sinn,
Ich red' nicht, wie ich's meine;
Errathe wer ich bin!

Ich liebe frohe Herzen,
Nur wo ſich Menſchen freu'n,
Stell' ich mit frohen Scherzen
Und Gaukelſpiel mich ein.

Die Fürſten und die Großen,
Vergeſſen ihren Stand,
Es zaubern meine Poſſen
Sie in ein Feenland.

Arkadien bring' ich wieder
Auf dieſe Welt herab,
Ich ſchmücke Chloens Mieder,
Bekränz' den Hirtenſtab.

Dich wandl' ich um zum Mohren,
Den Mohren waſch' ich weiß,
Aus Klugen bild' ich Thoren,
Und zum Adon den Greis.

Euch ſelbſt, verblühte Schönen,
Mach' ich noch jung und blond,
Nun ſagt, ob's mich zu kennen
Sich nicht der Mühe lohnt?

Doch Schade, wenig Stunden
Nur dauert meine Macht,
Der Zauber iſt verſchwunden,
Wenn Phöbus Strahl erwacht.

A. Buzzi.

8.

Logogryph.

Wir ſeh'n auf einen Grund (der Zeichen Zahl
Iſt ſieben), ein Gemählde hingehauchet,
Voll Leben und Natur, im reinen Strahl
Des Lichtes war der Pinſel eingetauchet.

Ein Zeichen minder, ſieh wie treu und ſtumm
Die ſechs ein anvertrautes Pfand verſchließen!
Wer ſie verletzt, entweiht ein Heiligthum,
Und hat, Geheimniß! deinen Schley'r zerriſſen.

Nimm noch ein Zeichen weg, erfindungsreich
Benützet Albion die fünf vor allen,
Zwey Elemente huldigen zugleich
Durch ſie dem Menſchen, dem Tribut ſie zahlen.

Wird eines noch getilgt, ſo bleiben vier,
Ein Ding, daß man, wie die Tyrannen, haſſet;
Wie ungerecht! mit Undank lohnen wir
Dem, das für uns ſein Leben willig laſſet.

Wenn du die letzten vier verkehrſt, ſo wird
Dir, was du eben thuſt, zu thun befohlen;
Doch haſt du Latiums Sprache nicht ſtudiert,
Verſtehſt du nicht, was ſie bedeuten wollen.

A. Buzzi.

Auflöſung der Charaden, Logogryphen und Räthſel im vorigen Jahrgange.

Nro. 1. Gras (Sarg).
= 2. Roſenkranz.
= 3. Jahrzahl.
= 4. Amor (Roma.)
= 5. Heurath.
= 6. Schwermuth.
= 7. Vaterland.
= 8. Dichtkunſt.

Sieben Charaden und Räthſel.

Von V.

Nro. 1. Neujahr.
= 2. Vergeſſenheit.
= 3. Liebe.
= 4. Treue.
= 5. Leichtſinn.
= 6. Glück.
= 7. Schlaf.

Inhalt.

Seite

I. Balladen und Romanzen.

Der Untersberg. Ballade, von Dr. Aloys Weiſſenbach. 3
Pants Krönungsfeſt. Ballade, von K. 16
Das Brautbett. Romanze, v. Aloys Jeitteles. 25
Die Stadt der Treue. Ball. v. Ph. Millauer. 35
Der Liedler. Romanze, von K. 42
Graf Breuners Tod, von F. C. Weidmann. 47

II. Sonnette.

Paſſion. Vier Sonnette von Deinhardſtein. 53
An ein Mädchen, von J. C. Bernhard. 57
Trennung ohne Wiederſehen, von Ebendemſelb. 58
Die erſte Liebe, von Guſtav Fellinger. 59

III. Miethen und Allegorien.

Des Kindes Fahrt zum Himmel, v. A. Zettler. 63

IV. Sagen und Legenden.

Ebersbrunnen. Nach einem öſterreichiſchen Mährchen, von L. M. Weſchel. 72
Biſchof Bruno, von Joh. Bapt. Rupprecht. 105

V. Erzählungen.

Felix Entenſchnabels, Hörers der Philoſophie, mühſeliger Liebeshandel, ſammt poetiſchen und algebraiſchen Bedenklichkeiten, v. Dr. C. Veith. 111

Seite
Die beyden Freunde, oder die Reiſe nach Mekka. Ein Mährchen, von J. F. Caſtelli. 161

VI. Fabeln.

Der Meiſter und die Uhr, von Dr. E. Veith. 189
Die Alpenroſe und die Gartenroſe, v. Ebendem. 190
Der Goldadler, von J. R. v. Seyfried. 192
Die Henne und der Meyer, von Lichtenberg. 194
Die Kraniche, die Gänſe und der Löwe, von Ebendemſelben. 195
Die beyden Pflüge, von J. F. Caſtelli. 197
Die Sonnenuhr, von Ebendemſ. ebd.

VII. Oden und Hymnen.

Das erſte Erblicken der Geliebten, von J. C. Bernard. 201
Menſchenlooß, von Ebendemſelben. 203
Hymne an die Schönheit, von J. B. Rupprecht. 205
Auf Nelſons Tod, von Joſ. Paſſy. 210
Religion, von F. L. de Selliers. 213
An meine Laute, von Ebendemſ. 214

VIII. Elegien.

Monſerrat, v. Caroline Pichler geb. v. Greiner. 219
An mein Vaterland, von Dr. Al. Weiſſenbach. 227
Liebesgram, von J. C. Bernard. 232
Reminiscenzen aus Schwezingen, von Theone. 234
Geleite an Eliſens Grab, von J. v. Hammer. 241
Das Dunkel, von S. M. Mayer. 244
Auf eine vom Sturm gebrochene Linde, von J. H. Dambeck. 246
Die Thränen, von A. Zettler. 249
Melancholie der Liebe, von Kuffner. 254
Schmerz und Freude, von K. A. Schneider. 256

IX. Lieder. Seite

Weihnachtslied, von Theone. 261
Lied, von J. J. Dambeck. 268
Glaub', Hoffnung und Liebe, von Kuffner. 269
Pilgerlied, von Aloys Jeitteles. 271
Schickſal und Ahnung, von Eckſchlager. 274
Die Lüftchen, von Guſtav Fellinger. 275
Des Müllers Wiederkehr, von Stoll. 280
Das Beſtändige im Wechſel, von Lichtenberg. 285
Der Mondabend, von Ermin. 288
Sehnſucht nach der Heimath, von Ermin. 290
An die Hoffnung, von Graf Heinr. Lariſch. 292
Der Morgenſtern, von S. M. Mayer. 295
Trinklied, von J. F. Caſtelli. (Mit Muſik von Herrn Salieri.) 297

X. Humoriſtiſche Gedichte.

Der Teufel in Salamanka, von Th. Körner. 305
Die drey Maſken, von J. Sonnleithner. 308
Das Chriſtophorusgebeth, von J. H. Dambeck. 310
Recipe, ein braves Weib zu bekommen, von J. F. Caſtelli. 321
Nun gut, von Dr. E. Veith. 326
Nachdem Caſtelli mich um einen Beytrag zu ſeinem Selam angeſprochen hatte, von Fried. Reil. 329
Amor, der Gaſt, von Chr. Kuffner. 332

XI. Eine Idylle.

Die Werbung, von Chr. Kuffner. 337

XII. Poetiſche Kleinigkeiten.

Erinnerungen an Gaſthöfe, von F. Treitſchke. 349
Diſticha, von Aloys Jeitteles. 352
Der unbewegliche Bauer, von Dambeck. 354
Warnung, von K. A. Schneider. 356

Seite
Bey Überſendung eines Beutels als Geburtstagsangebinde, von J. v. Hammer. 356
Gnome, von J. H. Dambeck. 357
Schmauſer, von Ebendemſelben. ebd.
Douceur für die ältliche Jungfer Schnippiſch, von Ebendemſelben. ebd.
Sinngedichte, von Chr. Kuffner. 358
Grabſchrift eines großen Eſſers. (Nach dem Engl.) von Ebendemſelben. 360
Über den Communionsſtreit mit dem Kelch. (Aus dem Lateiniſchen), von J. Fr. Freyh. v. Retzer. ebd.
Beſorgniß ſehr vieler Inwohner, von J. Möſer. ebd.
Replick eines Trinkers, von Ebendemſ. 361
Epigramme und Anecdoten, von J. F. Caſtelli. 362
Gnomen, von Dr. E. Veith. 365

XIII. Überſetzungen und Bearbeitungen von Gedichten aus fremden Sprachen.

Des Stadtaufruhrs zweyter Theil. Heft Manſar, d. i. die ſieben ſchönen Anſichten, von J. v. Hammer. 369
Überſetzungen aus dem Lateiniſchen, von J. C. Bernard. 378
Das Veilchen. (Aus d. Engl.), von J. v. Hammer. 379
XIV. Räthſel, Charaden und Logogryphen. 383

Selam.

Ein Almanach

für

reunde des Mannigfaltigen.

Herausgegeben

von

J. F. Caſtelli.

Fünfter Jahrgang.

1816.

316

Wien,
edruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

Selam

EIN ALMANACH

für
Freunde des Mannigfaltigen
auf das Schaltjahr
1816.
Von I. F. Castelli.

WIEN.
Gedruckt und im Verlage
bey Anton Strauſs.

Antonien Adamberger,

der allgemein geſchätzten Künſtlerinn

gewidmet

von dem Herausgeber.

Genealogiſches Verzeichniß
des
Erzhauſes Öſterreich.

Franz der Erſte, erblicher Kaiſer von Öſterreich, König von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Öſterreich ꝛc. ꝛc. Geboren den 12. Februar 1768, wird 48 Jahr. Trat nach dem Tode ſeines Herrn Vaters, Kaiſer Leopold des Zweyten, die Regierung aller öſterreichiſchen Erblande an, den 1. März 1792; erklärte ſich zum Erbkaiſer am 11. Auguſt 1804. Reſidirt zu Wien. Zum dritten Mahle vermählt den 6. Jänner 1808 mit Prinzeſſinn **Maria Ludovika** (Beatrix Ant. Joſ. Joh. von Eſte), Tochter weil. Sr. königlichen Hoheit des Erzherzogs Ferdinand, geb. den 13. December 1787, wird 29 Jahr.

Kinder zweyter Ehe.

Ferdinand Carl, kaiſerl. Kronprinz, geb. den 19. April 1793, wird 23 Jahr.

Franz Carl Joſeph, geboren den 7. Dec. 1802, wird 14 Jahr.

Maria Ludovika, geb. d. 12. Dec. 1791, wird 25 Jahr.

Leopoldine Caroline Joſephe, geb. den 22. Jänner 1797, wird 19 Jahr.

Marie Clementine, geb. den 1. März 1798, wird 18 Jahr.

Caroline Ferdinande Thereſe, geb. d. 8. April 1801, wird 15 Jahr.

Marie Anne Franziſce Thereſe, geb. den 8. Juny 1804, wird 12 Jahr.

Geſchwiſter Sr. Majeſtät des Kaiſers.

1. **Marie Thereſe**, geboren den 14. Jänner 1767, wird 49 Jahr.
2. **Ferdinand Joſeph**, geboren den 6. May 1769, wird 47 Jahr.
3. **Carl Ludwig**, geboren den 5. September 1771, wird 45 Jahr.
4. **Joſeph Anton**, geb. den 9. März 1776, wird 40 Jahr.
5. **Anton Victor Joſeph**, geboren den 31. Auguſt 1779, wird 37 Jahr.

Johann Baptiſt, geb. d. 20. Jänner 1782, wird 34 Jahr.

Rainer Joſeph, geboren den 30. September 1783, wird 33 Jahr.

Ludwig Joſeph, geboren den 14. December 1784, wird 32 Jahr.

Rudolph Johann Joſeph Rainer, geboren den 8. Jänner 1788, wird 28 Jahr.

Allgemeine Witterungsregeln.

Wenn der Mond entweder voll, oder neu, oder auch in ſeinen Vierteln iſt, ſo macht er wahrſcheinlicher Weiſe eine merkliche Veränderung in der Witterung. Dieß geſchieht auch, wenn er entweder in der Erdferne oder Erdnähe iſt; und wahrſcheinlich auch, wenn der Mond im Zeichen des Widders, des Krebſes, der Wage oder des Steinbocks iſt.

Trifft der Neumond mit der Erdnähe zuſammen, ſo iſt es moraliſch gewiß, daß alsdann eine ſtarke Wetterveränderung vorfalle.

Man muß auch die vierten Tage, ſowohl vor als nach dem Neu- und Vollmonde, beobachten. Beſonders iſt der vierte Tag des Mondes bedeutend; wenn nähmlich der Mond an dieſem Tage ſeine Hörner klar und deutlich zeigt, ſo iſt es ein Zeichen, daß keine dicken Dünſte in der Luft ſind; daraus kann man auf gutes Wetter bis auf den vierten Tag vor dem Vollmonde, zuweilen auch auf den ganzen Monath ſchlieſſen. Das Gegentheil iſt zu befürchten, wenn die Hörner trübe und ſtumpf ausſehen.

Die ſtärkſten Mondespuncte, nähmlich die Neu- und Vollmonde, die Erdnähe und Erdferne, und ihre Zuſammenkünfte unter ſich, werden um die Nachtgleichen und Sonnenwenden ſtürmiſch.

Die Wetterveränderung geſchieht ſelten am Tage des Mondpunctes ſelbſt; bald fällt ſie vorher, bald nachher ein.

Die Jahreszeiten mit ihrer Witterung ſcheinen eine Periode von 8 bis 9 Jahren zu haben; eine andere Periode von ungefähr 18 Jahren, und ſo weiter in vermehrter Zahl. Das Regenmaß iſt ſich in einer Periode von 9 zu 9 Jahren gleich.

Der Regen und die Winde fangen gemeiniglich an, oder hören auf, nahe um die Stunde, wenn der Mond auf oder unter, durch den oberen oder unteren Meridian geht.

Es regnet weit öfter des Tages als des Nachts, und mehr in den Abend- als Morgenſtunden.

Die Sommergewitter, welche nicht mit einem Winde begleitet ſind, bringen nicht leicht Kälte und Hagel mit, aber um ſo mehr Blitze, Donner und Strahlen; im Gegentheile haben die mit Winde begleiteten Gewitter wenig Donner, aber um ſo mehr Hagel, deſſen Körner, nach Verhältniß der Wuth des Windes, größer werden.

Gutes Wetter, das des Nachts einfällt, und Sommerwolken, dauern niemahls lange, iſt ein Sprichwort; und ein Wind, der ſich des Nachts erhebt, dauert nicht ſo lange, als ein Wind, der ſich des Tages erhebt.

Auf einen feuchten Herbſt und einen gelinden Winter folgt gemeiniglich ein trockener und kalter Frühling, der den Wachsthum ſehr zurück hält.

Iſt im Gegentheile der Winter trocken, ſo wird das Frühjahr feucht ſeyn; auf einen naſſen Frühling und Sommer folgt ein heiterer Herbſt; auf einen heitern Herbſt gibt es ein naſſes Frühjahr.

Laſſen ſich die Strichvögel frühzeitig im Herbſte ſehen, ſo bedeutet dieſes ſicher einen kalten Winter, weil es ein Zeichen iſt, daß die Kälte in den nördlichen Gegenden ſchon eingefallen iſt.

Donnert es ſehr frühe, ehe die Bäume im Frühjahre noch Blätter haben, ſo kann man noch immer auf Kälte rechnen.

Zeit- und Feſtrechnung
für das Schaltjahr 1816.

Das Jahr 1816 nach Chriſti Geburt iſt:

Das 6529. Jahr der julianiſchen Periode.
— 2591. — der Olympiaden, oder
— 4. — der 648ſten Olympiade.
— 2569. — nach Erbauung der Stadt Rom.
— 2563. nabonaſſariſche Jahr.
— 5577. Jahr der Juden, welches den 5. Oct. anfängt.
— 1231. — der Türken, welches im April anfängt.
— 7324. — der neuern Griechen, wie auch ehemahls der Ruſſen.
— 24. — der Regierung Kaiſer Franz I.

Feſtrechnung.

Goldene Zahl	12
Epacten	I
Sonnenzirkel	5
Römer Zinszahl	4
Sonntagsbuchſtabe	G F

Zwiſchen Weihnachten und Aſchermittwoch ſind neun Wochen zwey Tage.

Die Sonne nebſt den Planeten.

⛢ Uranus.
♄ Saturnus.
♃ Jupiter.
♂ Mars.
♁ Erde.

☉ Sonne.

♀ Venus.
☿ Mercurius.
⚳ Ceres.
⚴ Pallas.
⚵ Juno.

Zeichen des Thierkreiſes.

Nördliche

♈ Widder.
♉ Stier.
♊ Zwillinge.
♋ Krebs.
♌ Löwe.
♍ Jungfrau.

Südliche:

♎ Wage.
♏ Scorpion.
♐ Schütz.
♑ Steinbock.
♒ Waſſermann.
♓ Fiſche.

Mondesviertel.

○ Neumond.
☽ Erſtes Viertel.

● Vollmond.
☾ Letztes Viertel.

Januar hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♒ den 21. um 3 Uhr 19 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Montag	1	Neujahr	Neujahr	
Dinſtag	2	Makarius	Abel Seth	
Mittwoch	3	Genovefa	Enoch	☽
Donnerſtag	4	Titus	Iſabelle	
Freytag	5	Telesphorus	Simeon	Erſtes Viertel den 7. um 7 Uhr 47 Min. Abends.
Samſtag	6	Heil. 3 König	Erſchein. Chr.	
Sonntag	7	S 1 Valentin	S 1 Raimund	
Montag	8	Severin	Erhard	
Dinſtag	9	Marcellin	Marcellin	
Mittwoch	10	Paul Einſ.	Paul Einſ.	
Donnerſtag	11	Hyginus	Mathilde	●
Freytag	12	Erneſt	Reinbold	
Samſtag	13	Hilarius	Hilarius	Vollmond den 15. um 2 Uhr 23 Min. Früh.
Sonntag	14	S 2 N. J. F.	S 2 Felix	
Montag	15	Maurus	Maurus	
Dinſtag	16	Marcell. P.	Marcellus	
Mittwoch	17	Anton Einſ.	Anton	
Donnerſtag	18	Priska	Priska	☾
Freytag	19	Canutus	Sara	
Samſtag	20	Fab. u. Seb.	Fab. u. Seb.	Letzt. Viertl den 21. um 5 Uhr 19 Minut. Abends.
Sonnta	21	S 3 Agnes	S 3 Agnes	
Montag	22	Vincent	Vincenz	
Dinſtag	23	Mar. Verm.	Emerentie	
Mittwoch	24	Timotheus	Timotheus	
Donnerſtag	25	Paul Bekehr.	Paul Bekehr.	
Freytag	26	Polykarp	Polykarp	○
Samſtag	27	Joh. Chryſoſt.	Chryſoſtomus	
Sonntag	28	S 4 Carol. M.	S 4 Carolus	Neumond den 29. um 9 Uhr 55 Min. Abends.
Montag	29	Franc. Sal.	Valerius	
Dinſt.	30	Martina	Adelgunde	
Mittwoch	31	Petr. Nol.	Virgil	

Tageslänge: Den 1. 8 Stunden 12 Min., den 16. 8 Stunden 40 Min., den 24. 9 Stunden 4 Minuten.

Februar, hat 29 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der ♓ den 19. um 6 Uhr 1 Minute Abends.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Donerſtag	1	Ignaz M.	Brigitta	
Freytag	2	Mar. Lichtm.	Mar. Reinig.	☽
Samſtag	3	Blaſius	Blaſius	Erſtes Viertl den 6. um 2 Uhr 35 Min. Abends.
Sonntag	4	S. 5. Veronika	S. Veronika	
Montag	5	Agathe	Agatha	
Dinſtag	6	Dorothea	Dorothea	
Mittwoch	7	Romuald	Richard	
Donnerſtag	8	Joh. v. Matca	Salomon	
Freytag	9	Apollonia	Apollonie	⊙
Samſtag	10	Scholaſtica	Gabriele	
Sonntag	11	S. Septuageſ.	S. Euphroſine	Vollmond den 13. um 1 Uhr 14 Min. Abends.
Montag	12	Eulalia	Eulalie	
Dinſtag	13	Kathar. Rici.	Fulcram	
Mittwoch	14	Valentin M.	Valentin	
Donnerſtag	15	Fauſt Jov.	Fauſtin	
Freytag	16	Juliana	Juliane	☾
Samſtag	17	Julianus	Conſtantie	
Sonntag	18	S. Sexageſ.	S. Suſanne	Letztes Viertl den 20. um 4 Uhr 47 Min. Früh.
Montag	19	Gabinus	Gabin	
Dinſtag	20	Eleuther	Eucharius	
Mittwoch	21	Eleonora	Eleonore	
Donnerſtag	22	Petr. Stuhlf.	Petr. Stuhlf.	
Freytag	23	Romana	Reinhard	◯
Samſtag	24	Schalttag	Schalttag	
Sonntag	25	S. Quinquages.	S. Mathias Ap.	Neumond den 28. um 4 Uhr 36 Min. Früh.
Montag	26	Walburga	Victorin	
Dinſtag	27	Faſtnacht	Gotthilf	
Mittwoch	28	Aſchermittw.	Leander	
Donnerſtag	29	Romanus	Roman	

Tageslänge: Den 1. 9 Stunden 20 Min., den 8. 9 Stunden 43 Minuten, den 16. 10 Stunden 12 Minuten, den 24. 10 Stunden 38 Minuten.

März, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♈ den 20. um 6 Uhr 16 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Freytag	1	Albinus	Albin	
Samſtag	2	Simplicius	Simplicius	☽
Sonntag	3	F 1 Invocavit	F 1 Kunegunde	
Montag	4	Kaſimir	Adrian	Erſtes Viertl den 7. um 6 Uhr 0 Min. Früh.
Dinſtag	5	Euſebius	Friedrich	
Mittwoch	6	Quat.	Fridolin	
Donnerſtag	7	Thomas v. A.	Felicitas	
Freytag	8	Johann v. G.	Philemon	
Samſtag	9	Franziska	Gotthold	
Sonntag	10	F 2 Reminiſc.	F 2 Alexander	●
Montag	11	Heraclius	Roſine	
Dinſtag	12	Gregorius	Gregor	Vollmond den 13. um 10 Uhr 52 Min. Abends.
Mittwoch	13	Roſina	Erneſt	
Donnerſtag	14	Mathildis	Zacharias	
Freytag	15	Longinus	Chriſtoph	
Samſtag	16	Heribert	Henriette	
Sonntag	17	F 3 Oculi	F 3 Gertrud	
Montag	18	Eduard	Anſelm	☾
Dinſtag	19	Joſeph	Joſeph	
Mittwoch	20	Archippus	Hubert	Letztes Viertl den 20. um 6 Uhr 47 Min. Abends.
Donnerſtag	21	Benedict	Benedict	
Freytag	22	Octavian	Kaſimir	
Samſtag	23	Victorian	Eberhard	
Sonntag	24	F 4 Lätare	F 4 Gabriel	
Montag	25	Mar. Verkünd.	Mar. Verk.	
Dinſtag	26	Theodoſius	Emanuel	○
Mittwoch	27	Rupertus	Rupertus	
Donnerſtag	28	Guntram	Malchus	Neumond den 28. um 10 Uhr 32 Min. Abends
Freytag	29	Cyrillus	Euſtachius	
Samſtag	30	Quirinus	Guido	
Sonntag	31	F 5 Judica	F 5 Traugott	

Tageslänge: den 1. 10 Stunden 52 Min., den 10. 11 Stunden 24 Min., den 20. 12 Stunden 0 Minuten.

April, hat 30 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♉ den 20. um 6 Uhr 48 Minuten Früh.

Wochentage.	Tage	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Montag	1	Hugo B.	Florentin	
Dinſtag	2	Franc. v. Paul	Theodoſie	
Mittwoch	3	Richard	Roſamunde	◐
Donnerſtag	4	Iſidor	Ambros	Erſtes Viertl
Freytag	5	Schm. Mar.	Maximus	den 5. um 5
Samſtag	6	Cöleſtinus	Irenäus	Uhr 29 Min.
Sonntag	7	F 6 Palmſ.	F 6 Hegeſippus	Abends
Montag	8	Dionyſius	Apollonius	
Dinſtag	9	Demetrius	Demetr.	
Mittwoch	10	Ezechiel Pr.	Daniel	●
Donnerſtag	11	Gründonnerſt.	Gründonnerſt.	
Freytag	12	Charfreytag	Charfreytag	Vollmond
Samſtag	13	Charſamſtag	Charſamſtag	den 12. um 7
Sonntag	14	F Oſterſonntag	F Oſtern	Uhr 47 Min.
Montag	15	Oſtermontag	Oſtermontag	Früh.
Dinſtag	16	Turibius	Aaron	
Mittwoch	17	Unicetus	Rudolph	☾
Donnerſtag	18	Apollonius	Valerian	
Freytag	19	Creſcentius	Hermogenes	Letztes Viertl
Samſtag	20	Agnes Pol.	Sulpitius	den 19. um 10
Sonntag	21	F 1 Quaſim.	F 1 Liebreich	Uhr 44 Min.
Montag	22	Sol. u. Caj.	Guſtavine	Früh.
Dinſtag	23	Adalbert	Georg	
Mittwoch	24	Georg	Albert	○
Donnerſtag	25	Marcus Ev.	Marcus	
Freytag	26	Cletus	Cletus	Neumond
Samſtag	27	Peregrinus	Anaſtaſius	den 27. um 2
Sonntag	28	F 2 Miſeric.	F 2 Vitalis	Uhr 37 Min.
Montag	29	Petr. M.	Sibylle	Abends
Dinſtag	30	Kathar. Sen.	Eutropius	

Tageslänge: Den 1. 12 Stunden 38 Min., den 8. 13 Stunden 3 Minuten, den 16. 13 Stunden 30 Minuten, den 24. 14 Stunden 0 Minuten.

May, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der ♊ den 21. um 7 Uhr 12 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Mittwoch	1	Phil. Jac.	Phil. Jac.	
Donnerſtag	2	Athanaſius	Sigismund	☽
Freytag	3	† Erfindung	† Erfindung	
Samſtag	4	Florian	Florian	Erſtes Viertl den 5. um 1 Uhr 13 Min. Früh.
Sonntag	5	F 3 Jubilate	F 3 Gotthard	
Montag	6	Joh. v. Pf.	Dieterich	
Dinſtag	7	Stanislaus	Gottfried	
Mittwoch	8	Mich. Erſch.	Stanislaus	
Donnerſtag	9	Gregor N.	Hiob	
Freytag	10	Antoninus	Victorie	●
Samſtag	11	Mamertus	Adolph	
Sonntag	12	F 4 Cantate	F 4 Pancratius	Vollmond den 11. um 4 Uhr 44 Min. Abends.
Montag	13	Petr. Reg.	Servatius	
Dinſtag	14	Bonifacius	Chriſtian	
Mittwoch	15	Sophia	Sophie	
Donnerſtag	16	Johann v. N.	Peregrin	
Freytag	17	Ubald	Eibertus	☾
Samſtag	18	Venantius	Liborius	
Sonntag	19	F 5 Rogate	F 5 Potentiane	Letztes Viertl den 19. um 3 Uhr 39 Min. Früh.
Montag	20	Bernardin	Athanaſius	
Dinſtag	21	Felix Cant.	Prudens	
Mittwoch	22	Julia	Helene	
Donnerſtag	23	Chr. Himmelf.	Chr. Himmelf	
Freytag	24	Johanna	Eſther	
Samſtag	25	Urban	Urban	○
Sonntag	26	F 6 Exaudi	F 6 Beda	Neumond den 27. um 4 Uhr 10 Min. Früh.
Montag	27	Magd. Pazz.	Lucian	
Dinſtag	28	Wilhelm	Wilhelm	
Mittwoch	29	Maximin	Chriſtiane	
Donnerſtag	30	Ferdinand	Wigand	
Freytag	31	Angela	Petronelle	

Tageslänge: Den 1. 14 Stunden 24 Min., den 10. 14 Stunden 47 Minuten, den 20. 15 Stunden 12 Minuten.

Juny, hat 30 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♋ den 21. um 3 Uhr 52 Minuten Abends.

Wochentage.	Tage	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Samſtag	1	Juventius	Nicomedes	
Sonntag	2	F. Pfingſten	F. Pfingſten	☽
Montag	3	Pfingſtmontag	Pfingſtmontag	
Dinſtag	4	Quirinus	Carpat	Erſtes Viertl den 3. um 6 Uhr 23 Min. Früh.
Mittwoch	5	Quatember	Bonifaz	
Donnerſtag	6	Norbert	Benignus	
Freytag	7	Lykarion +	Lucretie	
Samſtag	8	Medard +	Medard	
Sonntag	9	F. 1 H. Dreyf.	F. Trinitas	●
Montag	10	Margareth	Onuphrius	
Dinſtag	11	Barnab.	Barnabas	Vollmond den 10. um 2 Uhr 22 Min. Früh.
Mittwoch	12	Joh. Fac.	Baſilius	
Donnerſtag	13	Fronleichnam	Tobias	
Freytag	14	Baſilius	Antonie	
Samſtag	15	Vitus	Veit	
Sonntag	16	F. 2 Franz R.	F. 1 Juſtine	☾
Montag	17	Benno	Volkmar	
Dinſtag	18	Leont.	Arnolph	Letztes Viertl den 17. um 8 Uhr 57 Min. Abends.
Mittwoch	19	Juliana F.	Gervas	
Donnerſtag	20	Silverius	Silverius	
Freytag	21	Aloyſius	Alban	
Samſtag	22	Paulinus	Achaz	
Sonntag	23	F. 3 Zeno	F. 2 Baſilius	○
Montag	24	Johann T.	Johann T.	
Dinſtag	25	Proſper	Eulogius	
Mittwoch	26	Joh. Paul.	Jeremias	Neumond den 25. um 3 Uhr 14 Min. Abends.
Donnerſtag	27	Ladislaus	Philippine	
Freytag	28	Irenäus	Leo Joſua	
Samſtag	29	Peter Paul	Peter Paul	
Sonntag	30	F. 4 Paul Ged.	F. 3 Paul G.	

Tageslänge: Den 1. 15 Stunden 34 Min., den 8. 15 Stunden 45 Minuten, den 16. 15 Stunden 52 Minuten, den 24. 15 Stunden 54 Minuten.

Jüly, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♌ den 23. um 2 Uhr 44 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Montag	1	Theodor	Theobald	☽
Dinſtag	2	Mar. H.	Mar. H.	Erſtes Viertl
Mittwoch	3	Eulogius	Cornelius	den 2. um 10
Donnerſtag	4	Ulrich Iſabell.	Ulrich	Uhr 33 Minut.
Freytag	5	Domitius	Charlotte	Früh.
Samſtag	6	Iſaias Pr.	Eſaias	
Sonntag	7	E 5 Pulcheria	E 4 Willibald	●
Montag	8	Eliſabeth	Kilian	
Dinſtag	9	Brictius	Gottlob.	Vollmond
Mittwoch	10	7 Br. MM.	Jacobine	den 9. um 1
Donnerſtag	11	Pius	Pius	Uhr 25 Min.
Freytag	12	Heinrich	Heinrich	Abends.
Samſtag	13	Margaretha	Margareth	
Sonntag	14	E 6 Bonavent.	E 5 Caroline	☾
Montag	15	Apoſt. Theil.	Apoſt. Trenn.	Letztes Viertl
Dinſtag	16	Scap. F.	Ruth	den 17. um 1
Mittwoch	17	Alexius	Alexius	Uhr 51 Min.
Donnerſtag	18	Friedrich	Matern	Abends.
Freytag	19	Vincent. P.	Ruffine	
Samſtag	20	Margaretha	Elias	○
Sonntag	21	E 7 Daniel	E 6 Pauline	Neumond
Montag	22	M. Magdal.	M. Magdal.	den 25. um 0
Dinſtag	23	Liborius	Apollon.	Uhr 14 Min.
Mittwoch	24	Chriſtina	Chriſtina	Früh.
Donnerſtag	25	Jacob	Jacob	
Freytag	26	Anna	Anna	
Samſtag	27	Pantaleon	Martha	☽
Sonntag	28	E 8 Nazarius	E 7 Pantaleon	Erſtes Viertl
Montag	29	Martha	Beatrix	den 31. um 3
Dinſtag	30	Abdon	Abdon	Uhr 29 Min.
Mittwoch	31	Ignaz Loy	Erneſtine	Abends.

Tageslänge: Den 1. 15 Stunden 50 Min., den 10. 15 Stunden 40 Min., den 20. 15 Stunden 20 Minuten.

Auguſt, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der ♍ den 23. um 9 Uhr 15 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Donnerſtag	1	Petr. Kettenf.	Petr. Kettenf.	
Freytag	2	Portiuncula	Guſtav	
Samſtag	3	Steph. Erf.	Auguſt	● Vollmond den 8. um 2 Uhr 23 Min. Früh.
Sonntag	4	F 9 Dominicus	F 8 Dominic.	
Montag	5	Mar. Schnee	Oswald	
Dinſtag	6	Verkl. Chr	Verklär. Ch.	
Mittwoch	7	Cajetan	Ulrike	
Donnerſtag	8	Cyriacus	Cyriacus	
Freytag	9	Romanus	Ericus	
Samſtag	10	Laurentius	Laurent	☾ Leztes Viertl den 16. um 6 Uhr 4 Min. Früh.
Sonntag	11	F 10 Suſanna	F 9 Herman	
Montag	12	Clara	Clara	
Dinſtag	13	Hypolit.	Hypolit.	
Mittwoch	14	Euſeb.	Euſebius	
Donnerſtag	15	Mar. Himmelf.	Mar. Himmelf.	
Freytag	16	Rochus	Iſaak	
Samſtag	17	Liberatus	Auguſte	
Sonntag	18	F 11 Joachim	F 10 Agapit	○ Neumond den 23. um 8 Uhr 11 Min. Früh.
Montag	19	Ludwig Tol.	Sebald	
Dinſtag	20	Bernhard	Bernhard	
Mittwoch	21	Johanna Ch.	Hartwig	
Donnerſtag	22	Timotheus	Alphonſus	
Freytag	23	Phil. Ben.	Zachäus	
Samſtag	24	Bartholom.	Bartholom.	
Sonntag	25	F 12 Ludwig K.	F 11 Ludwig	☽ Erſtes Viertl den 29. um 10 Uhr 47 Min. Abends.
Montag	26	Samuel	Samuel	
Dinſtag	27	Joſ. Cal.	Gebhard	
Mittwoch	28	Auguſtin	Auguſtin	
Donnerſtag	29	Joh. Enth.	Joh. Enth.	
Freytag	30	Roſa	Rebecca	
Samſtag	31	Raymund	Paulinus	

Tageslänge: Den 1. 14 Stunden 54 Min., den 10. 14 Stunden 28 Min., den 20. 13 Stunden 57 Minuten.

September, hat 30 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen der ♎ den 23. um 5 Uhr 51 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Sonntag	1	F 13 Schutze.	F 13 Ägidius	
Montag	2	Stephan K.	Abſalon	●
Dinſtag	3	Manſuet	Manſuet	
Mittwoch	4	Roſalia	Moſes	Vollmond
Donnerſtag	5	Laurent. J.	Herkules	den 6. um 5
Freytag	6	Zacharias	Magnus	Uhr 27 Min.
Samſtag	7	Regina	Regine	Abends.
Sonntag	8	F 14 M. Geb.	F 13 M. Geb.	
Montag	9	Corbinian	Gorgon	☾
Dinſtag	10	Nicol. Tol.	Jodocus	
Mittwoch	11	Prot. Hyac.	Protus	Letztes Viertl
Donnerſtag	12	Tobias	Syrus	den 14. um 8
Freytag	13	Mauritius	Amatus	Uhr 52 Min.
Samſtag	14	† Erhöhung	† Erhöhung	Abends.
Sonntag	15	F 15 N. M. F.	F 14 Nicomed.	
Montag	16	Ludmilla	Euphemie	○
Dinſtag	17	Lambert	Lambert	
Mittwoch	18	Quatember †	Titius	Neumond
Donnerſtag	19	Januar	Micleta	den 21. um 4
Freytag	20	Euſtach †	Fauſta	Uhr 9 Min.
Samſtag	21	Matth. Ap. †	Matthäus Ap.	Abends.
Sonntag	22	F 16 Mauritius	F 15 Moritz	
Montag	23	Thecla	Thecla	
Dinſtag	24	Gerard	Gerard	☽
Mittwoch	25	Cleophas	Cleophas	
Donnerſtag	26	Juſtina	Cyprian	Erſtes Viertl
Freytag	27	Cosm. u. Dam.	Adolphine	den 28. um 9
Samſtag	28	Wenzeslaus	Wenzeslaus	Uhr 29 Min.
Sonntag	29	F 17 Michael	F 16 Michael	Früh.
Montag	30	Hieronymus	Hieronymus	

Tageslänge: Den 1. 13 Stunden 14 Min., den 8. 12 Stunden 52 Minuten, den 16. 12 Stunden 26 Minuten, den 24. 11 Stunden 58 Minuten.

October, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♏ den 23. um 1 Uhr 57 Minuten Abends.

Wochentage.	Tage	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Dinſtag	1	Remigius	Remigius	
Mittwoch	2	Leodegar	Johanne	◉
Donnerſtag	3	Candidus	Jairus	
Freytag	4	Franz. Ser.	Franz	Vollmond
Samſtag	5	Placidus	Placidus	den 6. um 10
Sonntag	6	E 18 Roſenk	E 17 Friderike	Uhr 23 Min.
Montag	7	Juſtina	Amalie	Früh.
Dinſtag	8	Brigitta	Pelagius	
Mittwoch	9	Dionyſius	Dionyſius	☾
Donnerſtag	10	Franz. Borg.	Gideon	
Freytag	11	Burchard	Burkhard	Leztes Viertl
Samſtag	12	Maximilian	Maximilian	den 14. um 9
Sonntag	13	E 19 Coloman	E 18 Franziske	Uhr 39 Minut.
Montag	14	Calliſtus	Calliſtus	Früh.
Dinſtag	15	Thereſia	Hedwig	
Mittwoch	16	Gallus	Gallus	
Donnerſtag	17	Hedwig	Florentine	○
Freytag	18	Lucas Ev.	Lucas	
Samſtag	19	Ferdinand	Ferdinand	Neumond
Sonntag	20	E 20 Kirchw	E 19 Wendel.	den 21. um 1
Montag	21	Urſula	Urſula	Uhr 2 Min.
Dinſtag	22	Cordula	Cordula	Früh.
Mittwoch	23	Joh. Cap.	Severus	
Donnerſtag	24	Raphael	Salome	☽
Freytag	25	Criſpin	Wilhelmine	
Samſtag	26	Evariſt	Evariſt	Erſtes Viertl
Sonntag	27	E 21 Sabina	E 20 Sabine	den 28. um 0
Montag	28	Sim. u. Jud.	Sim. u. Jud.	Uhr 2 Min.
Dienſtag	29	Zenobius	Narciſſus	Früh.
Mittwoch	30	German	Hartman	
Donnerſtag	31	Wolfgang	Wolfgang	

Tageslänge: Den 1. 11 Stunden 30 Min., den 10. 10 Stunden 58 Minuten, den 20. 10 Stunden 26 Minuten.

November, hat 30 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♐ den 22. um 10 Uhr 15 Minuten Früh.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Freytag	1	Aller Heiligen	Hilar	
Samſtag	2	Aller Seelen	Gottlieb	●
Sonntag	3	F 25 Hubert	F 2 Emericus	
Montag	4	Carol. B.	Blandine	Vollmond
Dinſtag	5	Emerich	Erdmann	den 5. um 4
Mittwoch	6	Leonhard	Leonhard	Uhr 22 Min.
Donnerſtag	7	Engelbert	Adolph	Früh.
Freytag	8	Gottfried	Severus	
Samſtag	9	Theodor	Theodor	☾
Sonntag	10	F 2 Andr. Av.	F 22 Probus	
Montag	11	Martin B.	Martin	Letztes Viertl
Dienſtag	12	Martin	Jonas	den 12. um 8
Mittwoch	13	Stanislaus	Briccius	Uhr 15 Min.
Donnerſtag	14	Didacus	Levinus	Abends.
Freytag	15	Leopold	Leopold	
Samſtag	16	Edmund	Ottmarus	
Sonntag	17	F 24 Greg. Th.	F 2 Hugo	○
Montag	18	Eugenius	Otto	
Dinſtag	19	Eliſabeth	Eliſabeth	Neumond
Mittwoch	20	Felix Val.	Amalie	den 19. um 11
Donnerſtag	21	Mar. Opf.	Maria Opfer.	Uhr 28 Min.
Freytag	22	Cäcilia	Cäcilia	Früh.
Samſtag	23	Clemens	Clemens	
Sonntag	24	F 2 Joh. v. K.	F 24 Emilie	
Montag	25	Katharina	Katharine	☽
Dinſtag	26	Conrad	Conrad	
Mittwoch	27	Virgil.	Liebmund	Erſtes Viertl
Donnerſtag	28	Soſthenes	Günther	den 26. um 6
Freytag	29	Saturninus	Noah	Uhr 9 Min.
Samſtag	30	Andreas Ap.	Andreas	Abends.

Tageslänge: Den 1. 9 Stunden 44 Min., den 8. 9 Stunden 24 Minuten, den 16. 9 Stunden 0 Minuten, den 24. 8 Stunden 42 Minuten.

December, hat 31 Tage.

Die Sonne tritt in das Zeichen des ♑ den 21. um 10 Uhr 40 Minuten Abends.

Wochentage.	Tag	Katholiſcher Kalender.	Proteſtant. Kalender.	Mondsviertel.
Sonntag	1	F 1 Advent	F 1 Longinus	
Montag	2	Bibiana	Aurelie	
Dinſtag	3	Franc. Xav.	Caſſian	☉
Mittwoch	4	Barbara †	Barbara	
Donnerſtag	5	Sabbas	Abigail	Vollmond den 4. um 9 Uhr 56 Minut. Abends.
Freytag	6	Nicolaus	Nicolaus	
Samſtag	7	Ambroſius †	Agathon	
Sonntag	8	F 2 Advent	F 2 Mar. Empf.	
Montag	9	Leocadia	Joachim	
Dinſtag	10	Judith	Judith	
Mittwoch	11	Damaſus	Damaſus	☾
Donnerſtag	12	Maxentius	Epimachus	
Freytag	13	Lucia. Ottil. †	Lucie	Letztes Viertl den 12. um 4 Uhr 58 Min. Früh.
Samſtag	14	Spiridion	Nicaſius	
Sonntag	15	F 3 Advent	F 3 Ignaz	
Montag	16	Adelheid	Ananias	
Dinſtag	17	Lazarus	Lazarus	
Mittwoch	18	Quatember †	Wunibald	
Donnerſtag	19	Nemeſius	Abraham	○
Freytag	20	Amon	Amon	
Samſtag	21	Thom. Ap.	Thomas	Neumond den 18. um 11 Uhr 42 Min. Abends.
Sonntag	22	F 4 Advent	F 4 Beate	
Montag	23	Victoria	Dagobert	
Dinſtag	24	Adam Eva	Adam Eva	
Mittwoch	25	Heil. Chriſttag	Heil. Chriſttag	☽
Donnerſtag	26	Stephan M.	Stephan	
Freytag	27	Johann Ev.	Johann Ev.	Erſtes Viertl den 26. um 2 Uhr 58 Min. Abends.
Samſtag	28	Unſchuld. K.	Unſchuld. K.	
Sonntag	29	F Thomas E.	F Jonathan	
Montag	30	David K.	David	
Dinſtag	31	Silveſter	Gottlob	

Tageslänge: Den 1. 8 Stunden 28 Min., den 10. 8 Stunden 12 Minuten, den 24. 8 Stunden 6 Minuten.

Verzeichniß
einiger
inländiſcher Jahrmärkte.

Altſohl. 1. Sonntag nach Heil. 3 Könige; 2. Mathias; 3. Maria Geburt; 4. Eliſabeth.

Arad. 1. Den 1. März; 2. Petr. Kettenf.; 3. den 4. Nov.

Brünn. 1. Montag nach Aſcherm.; 2. Montag nach Frohnl.; 3. Montag nach Mar. Geb.; 4. Mont. nach Mar. Empf.

Debreczin. 1. Anton Einſiedler; 2. Georg.; 3. Dionyſius.

Eperies. 1. Carl.; 2. Heil. Dreyf.; 3. Laurent.; 4. Andreas.

Erlau. 1. Paul Einſiedler; 2. Pankratius; 3. den 7. Juny; 4. Ägyd.; 5. Michael.

Fünfkirchen. 1. Maria Lichtmeß; 2. Pfingſten; 3. Stephan König; 4. Katharina.

Gran. 1. Maria Lichtmeß; 2. Urban; 3. Maria Magdalena; 4. Aller Heiligen.

Grätz. 1. Montag nach Oſtern; 2. den 16. Auguſt.

Herrmannſtadt. 1. Mont. nach Heil. 3 Könige; 2. Dienſtag nach Invoc.; 3. Dienſtag nach Palmſonnt.; 4. † Erſind.; 5. † Erhöhung.

Kaſchau. 1. Fabian und Sebaſt.; 2. Frohnl.; 3. Maria Himmelfahrt; 4. Eliſabeth.

Komorn. 1. Phil. und Jac.; 2. Peter und Paul; 3. Franciscus Seraph.; 4. Andreas.

Kremnitz. 1. Den 2. Auguſt; 2. Michael.
Kronſtadt. 1. Frohnleichnam; 2. Aller Heiligen.
Linz. 1. Montag nach Oſtern; 2. den 16. Auguſt.
Neuſohl. 1. Pauli Bek.; 2. Andreas.
Ödenburg. 1. Invoc.; 2. Philipp und Jacob; 3. Margar.; 4. Eliſabeth.
Ofen. 1. Heil. 3 Kön.; 2. Adalb.; 3. Marg.; 4. Michael.
Peſt. 1. Joſ.; 2. Medard.; 3. Joh. Enth.; 4. Leop.
Prag. 1. Mittfaſten; 2. Wenzeslaus.
Preßburg. 1. Den 3. März.; 2. Joh. der Täufer.; 3. Mich.; 4. Katharina.
Temeswar. 1. Remig.; 2. Sonntag nach Michaeli.
Teſchen. 1. Oſterdienſt.; 2. den 1. Sept.
Troppau. 1. Montag vor Lät.; 2. den 1. Sept.
Tyrnau. 1. Vincent.; 2. Invoc.; 3. Georg.; 4. Vit.; 5. Jacob.; 6. Sonntag nach Mar. Geb.; 7. Simon und Jud.; 8. Nicol.
Waitzen. 1. Matth.; 2. Sonntag nach Palmt.; 3. Maria Heimſ.; 4. Gallus; 5. Erſte Woche nach Chriſttag.
Wien. 1. Montag nach Jubil.; 2. Montag nach Aller Heil. In der Leopoldſtadt Margar.

Fahrende und reitende Poſten,

wie ſolche nach der neueſten Einrichtung hier in Wien abgehen und ankommen.

Die Aufgabe der Packete wird täglich von 10 Uhr früh bis 12, und von 3 bis 7 Uhr Abends, den Tag vor Abgang des Poſtwagens angenommen.

Diligence-Wagen gehen ab:

Alle Tage früh um 8 Uhr über Schwechat, Fiſchament, Haimburg nach Preßburg.

Sonntag. Alle Wochen über St. Pölten, Enns, Steyer, Linz, Paſſau, Straubing, nach Regensburg; Nürnberg, Bamberg, Bayreuth, Coburg, Erfurt, Braunſchweig, Hannover, Bremen, Hamburg, Würzburg, Caſſel, Münſter; Frankfurt, Mainz, Coblenz, Cölln, Geldern, Haag, Amſterdam, ꝛc.

— Alle 14 Tage über Wels, Lambach, Vöcklabrugg, nach Salzburg, Innsbruck, Botzen, Trient, Roveredo, nach Mantua u. Italien.

Montag. Alle Wochen über W. Neuſtadt, Pruck, Leoben, Judenburg, St. Veit, Klagenfurt, Villach, Brixen, Botzen, Trient, Roveredo, Mantua und nach Italien; dann von Pruck nach Grätz.

— Alle Wochen über Schwechat, Haimburg, Raab, Comorn, nach Ofen; und alle 14 Tage über Thereſianopel, Peterwardein und Semlin.

Montag. Alle 4 Wochen über Schwechat, Raab, Comorn, Ofen, Szegedin nach Temeswar, dann über Mullenbach nach Herrmannſtadt.

Dienſtag. Alle Wochen über Laxenburg, Ödenburg, Güns, Waraſdin, Agram nach Carlſtadt.

— Alle Wochen über Enzersdorf, Stockerau, Znaim, Iglau, Czaslau, Collin nach Prag; und über Loboſitz nach ganz Sachſen und Berlin; auch über Pilſen, Eger in das deutſche Reich; dann über Chrudim, Königgrätz nach Preußiſch-Schleſien; über Brandeis, Rumburg, Gabel, Reichenberg, Zittau ꝛc. ꝛc.

— Alle Wochen über St. Pölten, Enns, Linz, Wels, Lambach, Gmunden, Steyer, Ried, Braunau, München nach Augsburg, Ulm, Stuttgardt, Heilbrunn, Heidelberg, Speyer, Worms, Trier, Lüttich, Brüſſel, Coſtanz, Baſel, Freyburg, Günzburg nach Straßburg, Luxemburg und Paris.

Mittwoch. Alle Wochen über W. Neuſtadt, Pruck, Grätz, Laybach, Trieſt, Fiume und nach Görz und Venedig.

— Alle Wochen über Stammersdorf, Nikolsburg, Brünn, Ollmütz, Sternberg, Troppau, Jägerndorf, nach ganz Preußiſch-Schleſien, dann über Neutitſchein nach Krakau bis Lemberg.

Freytag. Alle Wochen über Horn, Schrems, nach Wittingau bis Budweis.

— Alle Wochen Abends, über Enzersdorf, Stockerau u. ſ. w. wie Dinſtags.

Samſtag. Alle Wochen über Stammersdorf, Nikolsburg u. ſ. w. wie Mittwochs.

Am 5. und 19. in jedem Monath nach Zwettel.

Diligence-Wagen kommen an:

Alle Tage Abends von Preßburg.

Sonntag. Alle Wochen von Mantua und Klagenfurt.

— Alle Wochen von Regensburg.

— Alle Wochen von Augsburg.

— Alle 14 Tage von Salzburg u. Innsbruck.

Dinſtag. Alle Wochen von Ofen.

— Alle Wochen von Prag.

— Alle 4 Wochen von Temeswar und Herrmannſtadt.

Mittw. Alle Wochen von Trieſt und Görz.

— Alle Wochen aus Preußiſch-Schleſien und von Krakau und Lemberg.

— Alle Wochen von Budweis.

Donnerſtag. Alle Wochen von Carlſtadt.

Freytag. Alle Wochen von Prag u. Berlin.

Am 5. und 17. in jedem Monath von Zwettel.

Reitende Poſten gehen ab:

Sonntag Abends. Nach Linz, Paſſau, Regensburg, Augsburg, Frankfurt; Brünn, Ollmütz, Podgorze, Lemberg; Grätz, Laybach, Trieſt, Iglau und Prag; Raab, Ofen, Peſt, und nach Preßburg.

Montag Abends. Erſtgemeldete Journalpoſten, dann nach ganz Kärnthen, Italien; Hamburg, Schweden und Dänemark.

Dienſtag Abends. Obige Journalpoſten, dann nach ganz Ober- u. Nieder-Ungarn, Siebenbürgen, Bannat, Kroatien und Slavonien.

Mittwoch Abends. Die Journalpoſten wie Sonntags, dann nach ganz Böhmen, Sachſen, Schleſien, Preußen, Galizien, Lodomerien, Pohlen, Rußland, Venedig und Dalmatien, in das deutſche Reich, von St. Pölten nach Maria-Zell, von Enns nach Steyer, Salzburg, Innsbruck und München, dann in alle Haupt- und Handelsſtädte von Europa.

Donnerſtag wie Montag.

Freytag wie Dinſtag, und nach Hamburg, Schweden und Dänemark.

Samſtag wie Mittwoch.

Reitende Poſten kommen an:

Sonnt. früh. Die Journalpoſten, ſo wie ſie abgehen, ingleichen aus Kroatien u. Slavonien, Nieder-Ungarn, Bannat, und von Krems.

Montag früh. Nebſt den Journalpoſten, aus Preußiſch-Schleſien, Galizien und Lodomerien, aus ganz Kärnthen u. Italien, aus dem deutſchen Reiche, Salzburg u. Innsbruck, Maria-Zell, Steyer und Enns, dann von Ober-Ungarn.

Dinſtag früh. Die Journalpoſten, dann von München und Krems, aus Sachſen, Königgrätz, Hamburg und Braunſchweig.

Mittwoch früh. Die Journalpoſten, dann auch aus Pilſen, Eger, Fiume, Venedig und Dalmatien, Pohlen und Rußland.

Donnerſtag früh. Die Journalpoſten aus ganz Kärnthen und Italien, Kroatien und Slavonien, Nieder- u. Ober-Ungarn, Siebenbürgen und Bannat, und von Krems.

Freytag früh. Die Journalpoſten, dann aus Schleſien, Galizien und Lodomerien, dem ganzen deutſch. Reiche, Salzb., Innsbruck u. München.

Samſtag früh wie Mittwoch, aus Sachſen, Hamburg und Braunſchweig.

Anmerkung.

Die Hamburger Poſt kommt die Woche zwey Mahl über Nürnberg an.

Die türkiſche Poſt kommt in jedem Monathe zwey Mahl an, und geht auch zwey Mahl ab, nähmlich den erſten ungariſchen Poſttag zu Anfang des Monaths, und den erſten ungariſchen Poſttag nach dem 15ten, wenn aber der ungariſche Poſttag eben am 15ten Tage im Monathe fällt, ſo geht ſie erſt den nächſtfolgenden ungariſchen Poſttag ab.

Die recommandirten Briefe, über welche nur ein Aufgabs-Recepiſſe verlangt wird, werden täglich Nachmittag von 4 bis 6 Uhr angenommen, und außer dem Porto 9 Kr. mehr bezahlt.

Walpurgis.

Ballade.

„Tretet ein! und gerngeſehen,
Was ſich wacker blicken läßt!
Helfen ſollt Ihr mir begehen
Meiner Heil'gen hohes Feſt;
Fröhlich wollen wir es feyern."
So Walpurgis zu den Freyern,
Deren jeder ſtill gedacht:
Heute nimmt ſie dein in Acht.

Denn ſie that mit Allen ſpröde,
That mit Allen ſüß und lieb;
Daß der Keckſte zahm und blöde,
Keiner doch von dannen blieb.
Alle drängen, treiben, ringen
Heut' ihr Wünſche darzubringen,
Lobzupreiſen ihren Reitz,
Und ſie hört's mit eitlem Geitz.

Ihrer Augen helle Sterne
Läßt ſie durch die Menge gehn;
Sieht in ſtillbeſcheid'ner Ferne
Adelſtan den Treuen ſtehn,
Den ſie ſuchte, der vor Allen
In der Seel' ihr wohlgefallen,
Den ſie matt gequält und wund,
Stolz im Herzen, Spott im Mund.

„Adelſtan, Ihr ſo im Weiten!
Kalt, wo alles glühend naht!
Schön, Ihr fandet noch bey Zeiten
Euerm Herzen beſſern Rath;
Die zur Dame ihr erkoren,
Gabt ihr bald genug verloren,
Nahmt zurück mit kluger Reu,
Kurz den Schwur der ew'gen Treu.“ —

„O, warum unendlich kränken
Dieſes Herz, dein Eigenthum!
Mitleid ihm, o Herrinn, ſchenken,
Trüge dir wohl ſüßern Ruhm.
Glaub', von dieſen Allen keiner,
Minnt' dich heißer, treuer, reiner
Ob ich ſcheu der Fernſte ſtand
Deinem Herzen, deiner Hand.“ —

„Kühn macht Lieb' und unverzaget!"
Sprach ſie drauf mit ſtrengem Blick.
„Liebt Ihr mich ſo, wie Ihr ſaget,
Zeigt mir's durch ein Wageſtück!
Traun! bey Hochzeitsſchmaus und Reigen
Schwür' ſich Jeder mir zu eigen,
Schrieb' ſich im Verlöbnißſchein
Spielend mir zum Diener ein.

Doch Ihr mögt zur Haide gehen,
Wo der Weg ſich kreutzet, hin,
Findet grau die Gränzmark ſtehen,
Schreibt auf ſie nach meinem Sinn,
Schreibt beym Schein der Himmelskerzen:
„„Ewig bin ich dein von Herzen!""
Schreibt's beym eilften Glockenſchlag,
Daß ich's morgen leſen mag.

Daß Ihr Mittnacht nicht verſäumet,
Eilt darauf zum Hochgericht,
Wo der Rabenſtein ſich bäumet,
Schreibt, was euch Walpurgis ſpricht.
Schreibt beym Schein der Himmelskerzen:
„„Ewig bin ich dein mit Schmerzen!""
Schreibt's beym zwölften Glockenſchlag,
Kehrt dann heim zum Feſtgelag."

Und die Schar der Freyer ſtaunte,
Bleich und ſtumm wie Adelſtan,
Und ins Ohr ſich flüſternd raunte:
Das hat Keiner je gethan. —
„Denk, o Schönſte, denk, daß heute
Er des Böſen ſichre Beute!
Doppelt juſt in dieſer Nacht,
Dreyfach iſt der Höllen Macht.

Denn der Fürſt der Geiſter thronet
Auf dem Brocken feſſelfrey,
Alp- und Hex' und Kobold wohnet
Seinem Bundesjubel bey;
Auf dem Kreuzweg reih'n zu Paaren
Sich die luft'gen Geiſterſcharen;
Um den hohen Rabenſtein
Tanzt der Schächer morſch Gebein!"

Aber des Erbarmens Pforte
Hielt die Strenge zugethan,
Sprechend nur die ſchweren Worte:
„Liebt ſein Herz, ſo treibt's ihn an." —
Adelſtan, der ſtumm geblieben,
Nahte freundlich ſeiner Lieben:
„Sieh! du heiſcheſt meinen Tod,
Und ich ehre dein Geboth;

Werde deinen Wunſch beſtellen,
Auf der mitternächt'gen Flur
Störend Geiſtern mich geſellen,
Löſchen Zauberſtabes Spur:
Willſt du zu den grauſen Werken
Nur den treuſten Diener ſtärken,
Geben, eh' ich ſcheiden muß,
Mir den erſt' und letzten Kuß.

Und ſie both mit glüh'nden Wangen
Ihm die Purpurlippe dar;
Heiß vom Weinenden umfangen
Ward ihr weh und wunderbar.
Als er fort ſich riß in Eile,
Rief ſie: „Kühner Jüngling, weile!
Nimm doch dieſen Dolch mit dir,
Geh nicht unbewehrt von hier!"

„Dank den köſtlichen Geſchenken!
Tauſend Dank für Kuß und Stahl!
Beyd' ein einig Angedenken:
Lieb' im Tod ſey meine Wahl!" —
Als er flog die Stufen nieder,
War's ihr: niemahls kehr' er wieder.
Lange ſtaunten alle nach,
Keiner bang ein Wörtlein ſprach.

Als er ging die ſtillen Gaſſen,
Er das Haidegras durchſchritt,
Wollt' ihn leiſes Grau'n erfaſſen,
Zögert mehr und mehr ſein Tritt.
Keines Sternleins hell Gefunkel,
Düſter Schweigen, Wolkendunkel,
Und die Geiſterſtunde nah,
Als er ſich am Kreuzweg ſah.

Schaurig huſcht es durch die Lüfte,
Schaurig ſtreift's ihn am Gewand,
Ihn umringt's wie Mondendüfte,
Grüßt's mit kalter Todtenhand,
Duftgeſtalten einzeln irren,
Finden ſtill ſich und entſchwirren;
Einſam ſendet ihm der Stein
Durch die Nacht den grauen Schein.

Und der Jüngling ſinkt beklommen
Auf ſein Knie in neuer Noth,
Hatte nichts mit ſich genommen
Auszurichten ihr Geboth;
Hört ſchon fern die Glocke brummen,
Eh' ſie gänzlich darf verſtummen,
Muß, das Wort zu löſen rein,
Schon die Schrift begonnen ſeyn.

Zuckt den Dolch, von ihr gewonnen,
Ritzt die weiße Bruſt ſich auf,
Schreibt, was ſie ihm angeſonnen,
Mit des warmen Blutes Lauf.
Grauſer Donnerton erſchallet,
Hoch von Schwefelglut umwallet
Sich empor ein Scheuſal wand,
Hielt ein Buch in rauher Hand.

Kennſt du mich, der Hölle Fürſten,
Der an Mord Gefallen hat?
Heute will ich nimmer dürſten,
Trink' in deinem Blut mich ſatt.
Hölle läßt mit ſich nicht ſcherzen:
„„Ewig bin ich dein von Herzen!""
Schriebſt mit eig'ner Hand den Fluch,
Schriebſt ihn in mein eigen Buch." —

„Hebe, Falſcher, dich von hinnen!
Haſt du mich umgarnt mit Trug,
Gilt, mein Leben zu gewinnen
Dieſe Liſt dir nicht genug.
Vor des Kreutzes heil'gem Zeichen
Mußt, Verfluchter, du entweichen." —
„Eh' ich weiche, ſo vernimm!"
Brüllt der Fürſt in wildem Grimm:

„Kehre heim! Was du begonnen,
Endeſt du geborgen nicht.
Ihre Lieb' haſt du gewonnen,
Laß die Geiſter, Erdenwicht!
Mit der Hölle tück'ſchen Mächten
Darfſt du nicht noch ein Mahl rechten;
Ficht ihr Trug dich wieder an,
Iſt's um deinen Leib gethan!“

Schnell, wie Blitze niederſtreben,
Fuhr er itzt zum Boden ein;
Des Geſellen Glieder beben:
Soll er weichen? kehren? Nein!
Trotz der Übermacht des Böſen
Will er ſeinen Eid ihr löſen;
Rafft ſich neu ermannet auf
Zu verfolgen ſeinen Lauf. — —

An Walpurgis Feſt indeſſen
Ging's gar hoch in froher Pracht,
Der Verbannte war vergeſſen,
Jeder glühet, hoffet, wacht.
Unter Klang und Prunk und Feyer
Naht die Dienerſchaft der Freyer,
Paar und Paar im langen Zug,
Eine Gabe Jeder trug,

Kam mit ehrerbieth'gem Weſen,
Kniete hin, und both ſie dar.
Unter Gaben auserleſen
Auch ein golden Ührlein war,
Drob ſie fühlte beym Erblicken
Scharfes Weh ihr Herz durchzücken;
Seufzt beym eilften Glockenſchlag:
„Wie's ihm nun ergehen mag?" — —

Draußen eilt er fort mit Bangen,
Tappend über Moor und Ried;
Sauſt der Wind, die Wolken hangen,
Käuzlein krächzt ein Leichenlied,
Gleitet er im loſen Sande,
Fah'n ihn Dornen am Gewande,
Stürmt er keuchend hügelan,
Steht am Ziele ſeiner Bahn.

Heimlich tönt's wie Kettenraſſeln,
Heimlich ächzt's aus hohlem Mund,
Hoch im Kreiſe zieht's mit Praſſeln,
Drunten heult der Klagehund;
Will's zum Todtentanz am Nacken
Ihn mit Klapperhänden packen,
Eiſig rieſelnd fährt's ihm gar
Durch's emporgeſträubte Haar.

Adelſtan mit wilden Blicken
Schaut hinauf zum Hochgericht,
Wo ihm kahle Schädel nicken
Grauſig blank im Mondenlicht;
Hält die ſchwindenden Gedanken,
Tritt hinan, und fühlt ſich ſchwanken,
Lehnt ſich an den kalten Stein:
„Der kann nimmer Täuſchung ſeyn!"

Sinkend auf ſein Knie darnieder,
Als die Glocke Zwölf begann,
Ritzt' er wund die Bruſt ſich wieder,
Schrieb, was er ſich wohl entſann.
Donnerſchläg' urplötzlich krachen,
Und mit gräßlich lautem Lachen
Steigt der Höllenfürſt empor,
Hält das Buch ihm grinſend vor.

„„Ewig bin ich dein mit Schmerzen!""
„Schwur dein Herzblut meinem Buch;
Hölle läßt mit ſich nicht ſcherzen,
Trifft dich deines Frevels Fluch!
Erdenwicht! dein junges Leben
Iſt iſt unſre Macht gegeben."
Packt ihn mit der Krallenfauſt,
Donnernd durch die Lüfte ſauſt. — —

Aber dort am bunten Feſte
War's in Luſt und Freuden laut,
Und die Zahl der ſchmucken Gäſte
Buhlte um die ſchöne Braut;
Bey der Hörner frohem Schallen
Will ihr Blut noch heißer wallen,
Raſch in hellem Kerzenglanz,
Raſch beginnt der Reihentanz.

Von der Freyer Arm umſchlungen
Flog Walpurgis fort und fort,
Ward ſo viel in ſie gedrungen
Mit ſo manchem Liebeswort;
Doch ſie ſchwieg nur, oder lachte;
Zog hervor das Ührlein ſachte,
Seufzt' beym zwölften Glockenſchlag:
„Ob er wiederkehren mag?"

Sie erriethen bald ihr Denken,
Wußten ſchnell mit ſchlauem Plan
Heimlich ihren Stolz zu kränken,
Neckend ſie mit Adelſtan;
Bis in ihrer Seele Tiefen
Lieb' und Mitleid wieder ſchliefen,
Und durch lauten Scherz ihr Mund
That des Herzens Leichtſinn kund;

Bis beym reichbeſetzten Mahle
Sie die frohe Wirthinn ſpielt,
Sich vom ſchäumenden Pokale
Fröhliches Vergeſſen ſtiehlt;
Da ſie Wein den Männern ſchenket,
Man des Fants in Spott gedenket,
Fortgeſprengt durch Wind und Nacht:
Sie mit ihnen ſeiner lacht.

Als ihr Lachen kaum erſchollen,
Liſcht der Kerzen Strahl zur Stund;
Unterird'ſche Donner rollen,
Bebt das Schloß im tiefſten Grund,
Krachend birſt die Thür zur Mitten,
Durch die Gänge kommt's geſchritten,
Nahet wie Geſpenſterfuß,
Weht herein mit kaltem Gruß;

Kommt von Graus und Nacht umfangen,
In der Hand den bloßen Stahl,
Adelſtan mit fahlen Wangen,
Auf der Bruſt das Wundenmahl;
Wie ein Kreutz iſt's anzuſchauen,
Draus zwey Tropfen blutig thauen,
Schmerzlich ſeufzt er ohne Laut,
Nahet der erſehnten Braut.

Und auf ſie voll Jammer blickend,
Die erſtarrt von Grauen ſtand,
Schwang den Dolch er, deutſam nickend,
Ließ ihn fallen, und verſchwand. —
Als die Gäſte nun mit Beben
Wiederfunden Sprach und Leben,
Stand Walpurgis ſtumm und kalt,
Eine lebloſe Geſtalt.

„Schönſte, fort ſind all die Schrecken,
Komm zu dir, Gebietherinn!”
Ihnen glückt' es ſie zu wecken,
Hatten's traurigen Gewinn;
Sie erwacht zu wildem Irren,
Ihre Sinne ſich verwirren,
Reu und Schmerz, unſäglich ſtark
Brennt ihr durch Gehirn und Mark:

„Fort, Bethörte! Weicht von hinnen!
Eurer Keinen! Ach nur ihn!
Herzen leicht ſich zu gewinnen,
Nur dem Einen war's verliehn! —
Ließ ihn auch verſchmachtend ſchauen,
Stieß ihn aus in nachtend Grauen!
Fiel er kühn am Zauberort
Ohne Sühn' und Segenswort.

Zu den ew'gen Feuerflammen,
Zu dem Pfuhle voller Qual,
Könnt' ich, Treuer, dich verdammen!
Dich, mein Buhle! mein Gemahl!
Ha, mir winkt dein ſtill Erſcheinen,
Blinkt der Dolch uns zu vereinen!
Höllenmolch', empfanget mich!"
Sie durchſtach den Buſen ſich. — —

Nachts am Kreuzweg auf der Haide
Weh'n zwey Flämmchen, roth und klein,
Hüpfen auf, und lecken beyde
Emſig an dem grauen Stein;
Dürfen da nicht lange bleiben —
Wandrer ſah'n ihr ſtilles Treiben —
Bald durcheilt ihr Doppellicht
Moor und Ried zum Hochgericht;

Hüpfen auf, und lecken wieder
Emſig an dem Rabenſtein,
Sinken dann ermüdet nieder
Mit verblaſſend mattem Schein;
Brünſtig züngeln drauf die Flammen,
Saugeſt ſich in Eins zuſammen,
Das ſich durch die Lüfte hebt
Und verlöſchet und verſchwebt.

A — h — t.

Die Meſſe um Mitternacht.

Ballade.

Stolz ſtand Graf Hugh im Ritterſaal,
In Mitte ſeiner Ahnenbilder;
Laut ſchmetterte Trompetenſchall,
Hell ſchimmerten die Wappenſchilder,
Ihm huldigten beym lauten Feſte
Die heitern Scharen hoher Gäſte,
Ihn koſ't die Tochter zart und weich
Ludmilla, mild und Engel gleich.

Verklärt erſcheinet die Geſtalt,
Und jeder Blick iſt eine Seele
Und haucht der Liebe Allgewalt. —
Auf daß ſie einen Gatten wähle,
Verſammelte zum ſchönen Feſte
Der Vater die erlauchten Gäſte;
Doch ſie hat — ach! zu früh gewählt,
Ihr Herz dem Edelſten vermählt.

Vergebens ſchimmert Band und Stern;
Der Freyer Mühe iſt verloren:
Ach, Ludwig ſteht dort, ſtill und fern,
Und ihn hat ſie ſich auserkoren.
Entſproſſen adligem Geſchlechte,
Gab ihm Natur auch hohe Rechte;
Doch ſtürzt ein feindliges Geſchick
Sein Haus, es flohen Freund' und Glück.

Der Graf, dem Hauſe fern verwandt,
Berief zu ſich den armen Knaben,
Der, für das Edelſte entbrannt,
Mit jedem Tage ſchön're Gaben
Entwickelt. Wohl dem Wackern, — bliebe
Nur ſeinem Herzen fern die Liebe!
Doch ſie wächſt auf mit ihm zugleich,
Und öffnet ihm ihr Zauberreich.

Wohl ſchmettert nun Trompetenſchall,
Wohl ſchimmern Gäſt' und Wappenſchilder
Im vollgedrängten Ritterſaal —
Ludmillen ſind es Marmorbilder!
Doch als der Vater ſeinen Willen
Befehlend bittet zu erfüllen —
Will Sinn und Leben ihr entfliehn,
Und athemlos ſinkt ſie dahin.

Schnell ahnt der Graf des Weigerns Grund
Und Ingrimm tobt in ſeinem Herzen.
Verbannung thut er Ludwig kund,
Nicht achtend ſeiner eignen Schmerzen.
„Geh, ſpricht er, ſuch' dir and're Sterne!
„Denn Heilkraft wohnt in Zeit und Ferne;
„War Vater dir; aus Kindespflicht
„Beraube mich des Kindes nicht!" —

Die ſchweren Worte graben ſich
Tief in des Jünglings edle Seele;
Sie fordern drohend fürchterlich,
Daß er das Elend ſelbſt ſich wähle.
„So fahret hin der Erde Freuden!
„Von Lieb' und Leben muß ich ſcheiden;
„Mein Herzensblut, geweiht dem Tod,
„Ihr wandle ſich's in Morgenroth!" —

So ruft er Lebewohl der Welt,
Und bleich zwar, doch mit feſtem Schritte,
Trägt er, der Liebe Todesheld,
Zum Grafen ernſt die letzte Bitte:
„Die Liebe iſt des Lebens Zierde,
„Drum werd' ihr nie des Fluches Bürde!
„Ihr zogt mich einſt an Euer Herz —
„Für Euch zu groß iſt mir kein Schmerz.

„Nichts kommt der Lieb' hienieden gleich;
„Doch Dankbarkeit iſt ihre Schweſter.
„An Gram und Luſt ſind beyde reich,
„Und wer ſie trennt, vereint ſie feſter.
„Verzeiht der Jugend Träum' und Schwächen!
„Die Pflicht gebeut — das Herz muß brechen.
„So laßt mich ziehn in Tod und Schlacht,
„Daß Ruhe mir und Euch erwacht."

Es fühlt der Graf ſich tief gerührt
Von ſeines Pfleglings Blick und Rede,
Und aus der Scheide ſchnell geführt
Hat er das Schwert, und rufet: „Bethe!" —
Der Jüngling ſtürzt mit Froſt und Glühen
Zur Erd' und ruht auf ſeinen Knien;
Und drey Mahl ſteigt und ſinkt das Schwert,
Das Ritterehre ihm gewährt.

„Zieh hin, mein Sohn! Gott ſey mit dir!
Erfüllter Pflicht folgt Glück und Friede,
Erwirb dir Ruhm, des Ritters Zier,
Und werde nie des Guten müde!
Als eignes Kind bleibſt du mir theuer;
Doch nimmer duld' ich jenes Feuer,
Wovon dein Herz zur Schweſter glüht,
Daß äuß'rer Glanz dem Hauſe blüht." —

Und bebend fühlt Ludmillens Hand
Den Abſchiedskuß, die letzten Thränen,
Und flüſtert ſchmerzvoll abgewandt:
„Dein Schutzgeiſt ſey mein heißes Sehnen!" —
Schon zieht er an des Heerbanns Spitze;
Mit Helmesflammen, Lanzenblitze
Geleitet ihn die treue Schar,
Zu Ruhm und Sieg, Schmerz und Gefahr.

Drey volle Jahre ſind dahin
Und zwanzig Schlachten ſind geſchlagen,
Und Ruhm und Ehre ſein Gewinn;
Das Äußerſte ſieht man ihn wagen,
Ins wildeſte Getümmel ſtürzen,
Der Lebenstage Zahl zu kürzen;
Oft iſt ſein Leib vom Blute roth —
Doch flieht ihn der geſuchte Tod.

Einſt auf dem Schlachtfeld liegend, ſtöhnt
Der gute Jüngling auf in Schmerzen;
Wie ſehr der Wunden Menge brennt,
Mehr ſchmerzt die Wunde tief im Herzen.
„Wenn Ruh' entfloh, vermag kein Kämpfen,
Kein Sieg den Flammentrieb zu dämpfen;
Die Ruhe Gott allein verleiht —
Ihm ſey mein Gram ſofort geweiht." —

Ab legt er Panzer, Helm und Schwert,
Eilt in des Büßerkleides Trauern,
Gebeugt und ſtill in ſich gekehrt,
In eines Kloſters dumpfe Mauern.
Selbſt in der Mönche heil'gen Kreiſe,
Wird angeſtaunt des Jünglings Weiſe,
Was Feindeswaffen nicht gelang,
Vollendet hier des Schmerzes Drang.

Einſt ward er von der Brüder Schar
Vermißt im Chor und in der Zelle;
Ach! — leblos vor dem Hochaltar —
So lag er an der Stufen Schwelle,
Wie im Gebethe hingegoſſen,
Vom Licht der Lampe hell umfloſſen;
Und in des Kreuzgangs Mauer barg
Der Mönche Todtenlied den Sarg.

Ludmilla! arme Dulderinn!
Empfand dein Herz die Todesſtunde?
Vergebens tönt dem bangen Sinn
Verehrung aus der Freyer Munde!
Vergebens eifern Pracht und Feſte!
Es fehlt dem Leben ja das Beſte,
Dir fehlt das heißgeliebte Herz,
Das ruht im Grab mit ſeinem Schmerz.

Ihr ſtirbt des Auges Äthergluth,
Im Antlitz trauert Geiſterbläſſe;
Entſchwunden iſt der Lebensmuth
Und ſie erliegt des Schmerzes Größe.
Sie faßt unendlich banges Sehnen,
Dem Einen fließen ihre Thränen,
Ihn denkt ſie nur, Ihn ſieht ſie nur;
Sein Grab, ſein Tempel, iſt Natur.

Ans Krankenlager feſſelt bald
Verhohlner Gram die jungen Glieder;
Die ſeelenvolle Huldgeſtalt
Welkt Blumen gleich zur Erde nieder. —
Geſpenſtiſch grau der Abend ſinket;
Geheim das Chor der Sternlein winket,
Umhüllt vom Trauerflor der Nacht,
Und Ahnungsſchauer kalt erwacht.

Nur eine Lampe ſchwach erhellt
Des goth'ſchen Saales weite Räume;
Des Zwielichts düſtres Graun vermählt
Mit Wirklichkeit die Fieberträume.
Und einſam ſchmachtet ſie im Harme;
Und hebt zum Himmel auf die Arme,
Und ſtöhnet matt, und fleht zu Gott,
Er wolle enden ihre Noth.

Schlafähnlich faßt Ermattung ſie;
Doch plötzlich Licht ums Lager wallet,
Wie Purpurgold der erſten Früh
Den dunkeln Himmel ſchwach durchſtrahlet.
Matt hebet ſie die bangen Glieder;
Entzückt und bebend ſinkt ſie wieder,
Hoch ſchlägt das Herz, hoch wallt die Bruſt
Von Gluth und Froſt, von Schmerz und Luſt.

Ein ſchwarzes Leichentuch erſcheint,
Das aufgeſpannt im Saale ſchwebet;
Auf deſſen dunklem Grund vereint
Ein weißes Kreutz ſich hell erhebet;
Und am Altar in Todesbläſſe
Ein Prieſter lieſt die ſtille Meſſe,
Das Haupt geſenkt und ohne Laut,
Wie Einer, der auf Gott nur baut.

Und Andacht füllt Ludmillens Herz;
Sie bethet, faltet fromm die Hände,
Und blicket feſt und himmelwärts,
Gewiß, daß nun ihr Leiden ende.
Und auf von ſeinen Knieen hebet
Der Prieſter ſchweigend ſich und ſchwebet
Die Stufen des Altars hinan,
Um ſich dem Heiligſten zu nahn.

Sich wendet ietzo die Geſtalt,
Und hebt den Arm empor zum Segen,
Und: „Friede ſey mit dir!“ ſo ſchallt
Der Dulderinn ſein Ruf entgegen.
Schon ſchwelgt ſie an den theuern Zügen,
Und muß der Himmelsluſt erliegen;
Das Auge ſinkt, es ruht das Herz —
Den Geiſt trägt Liebe himmelwärts.

Chr. Kuffner.

Emma von Leuenſtein.

Eine ſalzburgiſche Volksſage.

1206.

In der einſam ſtillen Schloßcapelle,
Nahe war es ſchon um Mitternacht —
Vor des Heilands Bild, an heil'ger Stelle,
Kniet die holde Emma noch, und wacht.
Gott um Troſt und Stärke anzurufen,
War ſie hingeſunken an die Stufen
Des Altars, in einſam öder Nacht.

Durch des Doms gemahlte Scheiben ſtrahlet
Feyerlich und ernſt der Mond herab.
Und mit bleichem Geiſterglanze mahlet
Er der Ahnen ſtilles Marmorgrab.
Flackernd, blaß, mit fabelhaftem Flimmer
Zuckt der heil'gen Ampel letzter Schimmer
Auf des Mittlers Bild, am Hochaltar.

„Mein Erlöſer,“ ruft ſie, bitter weinend,
„Trennen will man ietzt das heil'ge Band,
Das auf ewig unſ're Herzen einend
Sich um mich, und meinen Rudolph wand;
Hier war's, wo, als ſchon das Kreutz ihn ſchmückte,
Ich zum Abſchied an die Bruſt ihn drückte,
Du der Treue heil'gen Schwur gehört.

Jahre ſchon ſeither vorüberwalten,
Nimmer iſt der Theure heimgekehrt;
Treu hab' ich an meinem Schwur gehalten,
Doch mein Flehen haſt du nicht gehört!
Denn mein Vater, der für todt ihn zählet,
Hat für mich den Bräutigam erwählet,
Den verhaßten Grafen Ottokar;

Und vergeblich iſt mein Fleh'n, mein Bitten,
Treu am Worte hängt des Vaters Sinn;
Zum Vermählungsfeſt wird ſchon geſchritten,
Und als Opfer ſchleppt man mich dahin;
Morgen zwingt man mich die Treu' zu brechen,
Das verhaßte Jawort auszuſprechen;
Rette mich, du hörteſt meinen Schwur! —

Einen Schutzgeiſt, der mich ſchirm' und rette,
Sende mir — lebt Rudolph noch — herab;
Aber ruht er ſchon im kühlen Bette,
Fiel er kämpfend für dein heil'ges Grab,
O dann ſende mir den Tod auch nieder,
Daß dem Schwure treu, mit Rudolph wieder,
Er mich, — ſey's im Grabe auch — vereint."

Horch, da klingt vom Thurm die mitternächt'ge
Stunde, dumpf und feyerlich herab;
Mitternacht, die grauenvolle mächt'ge,
Die den Riegel ſprengt dem kalten Grab.
Hinter Wolken birgt der Mond die Helle,
Dunkel deckt die gothiſche Capelle,
Schaurig wehet kalter Wind hindurch.

An der Wand die Ahnenwaffen klirren,
Im Gebeth verſunken, hört ſie's nicht.
Hört die Eulen nicht am Fenſter ſchwirren,
Siehet nicht das blaſſe Geiſterlicht,
Das ſich ſtark und ſtärker jetzt erhebet,
Hört den Sturm nicht, dem die Burg erbebet,
Daß des alten Baues Feſte wankt.

Doch jetzt rauſcht es nieder an den Wänden,
Sie blickt auf und ſieht das Geiſterbild
Ihres Rudolphs, einen Kranz in Händen,
Niederſchweben, lächelnd, ſanft und mild;
Bebend hört ſie ſeine Stimme tönen:
„Sieh, ich komme, deine Stirn' zu krönen,
Mit dem Brautkranz, aus der ſtillen Gruft.

Denn zum Thron der Liebe drang dein Flehen;
Fern in Akkon modert mein Gebein;
Aber zum Altar ſollſt du nicht gehen,
Eines andern Braut; du bleibeſt mein;
Und der Tod vermählt die treuen Herzen,
Ew'ge Wonne keimt aus kurzen Schmerzen,
Und der Treue flocht das Grab den Kranz!" —

Bebt ihr gleich die Bruſt von Schauer wieder,
Rudolphs Bild erſchafft ihr kühnen Muth;
Lächelnd ſinkt ſie auf die Knie nieder,
Ihre Bruſt durchwallte heil'ge Gluth,
Und im Schimmer goldnen Ätherlichtes,
Schwebt der Geiſt verklärten Angeſichtes,
Auf ſie zu, und kränzt die Lilienſtirn." —

Und von kalter Todtenhand berühret
Fühlt ſie ihres Lebens Kraft vergehn;
Durch den Brautkranz, der die Stirne zieret.
Ihrer Pulſe letzten Schlag verweh'n;
Leblos ſinkt ſie am Altare nieder,
Die Geſtalten ſchweben aufwärts wieder,
Und dem Tode iſt die Braut vermählt.

Und als ſo die lange Nacht entſchwunden,
Ward vom Vater und Graf Ottokar
Emma's Leiche am Altar gefunden,
Mit dem Kranz im dunkeln Lockenhaar.
Dieſer Kranz ziert ihre Ruheſtelle,
Und noch heut' zu Tag wird die Capelle
Nur das Grab der Todtenbraut genannt.

F. C. Weidmann.

Der Gang nach dem Marienkloſter.

Legende.

„Mit der Heerde laß mich ziehen
Mutter, in die Au hinaus;
Unſer Dach iſt mir zu nieder,
Und zu eng iſt mir das Haus!"

Und mit ſeiner Hirtenflöte
Zog er in das Blumenthal,
Wo durch dichte Erlenbüſche
Murmelnd ſich die Welle ſtahl.

Purpurn ſteigt die Morgenröthe
Hinterm Hügelſaum empor,
Doch aus ſeines Herzens Tiefen,
Lockt ſie Seufzer nur hervor.

Jubelnd tönt aus Wald und Büſchen
Muntrer Vögel Frühgeſang,
Sinnend nimmt er auch die Flöte,
Aber Trauer iſt ihr Klang.

Und ſo wallt er ſtill bekümmert
Zum Marienkloſter hin,
Klingelt drey Mahl an der Pforte,
Und es kommt die Pförtnerinn; —

Und ſie hört ihn mit Bedauern:
„Hab nicht Ruhe, hab nicht Raſt,
Laßt mich in des Kloſters Mauern
Enden meines Lebens Laſt.

„Bin ein armer, armer Knabe,
Kann mich nicht des Lebens freu'n,
Hab' auf Erden keine Habe,
'S müßten nur die Thränen ſeyn!"

Eilig der Äbtiſſinn meldet,
Seinen Wunſch die Pförtnerinn:
„„Sag dem Jungen, er mag bleiben,
Und zum Kirchenvater ziehn.""

Und ſie führt ihn durch die Kirche,
Sieh, da ſteht das Frauenbild
Am gezierten Hochaltare
Sanft und ruhig, engelmild.

Und ein Strahl der reinſten Wonne
Flieget in des Knaben Bruſt,
Seine Blicke gleichen Sonnen,
Jeder Pulsſchlag wird zur Luſt.

„Hört, ich ſchwör' es — hochbegeiſtert
Ruft er's — dieſes Frauenbild
Hat die Schwermuth übermeiſtert,
Sanft und ruhig, engelmild."

„Hört ich ſchwör', mein ganzes Leben
Will dem holden Bild ich weihn,
Und mein einziges Beſtreben
Soll der Dienſt der Jungfrau ſeyn!"

Mit der Gegend ſchönſten Blumen
Schmückt er täglich die Geſtalt;
Manches Liedchen ſeiner Flöte
Jenem Bild entgegen hallt.

Und die Schweſtern ſprachen öfter:
„„Jener Knab' am Hochaltar
Gleichet unſerer Novize,
Gleicht Marien wunderbar.""

„„Wie der räthſelhafte Knabe
Nur die heil'ge Jungfrau ehrt,
Hält den königlichen Sänger
David, ſie allein nur, werth!""

Und es naht die ernſte Stunde,
Wo des Biſchofs heil'ge Hand
Soll das blonde Haupt umſchlingen
Mit dem Schleyer, mit dem Band.

Bräutlich ſteht am Hochaltare
Friſch geſchmückt das Frauenbild,
Lächelt auf den Knaben nieder
Sanft und ruhig, engel-mild.

Und der Knabe blicket ſchweigend
In der Jungfrau Augenlicht,
Sieht vor innigem Entzücken
Selbſt den heil'gen Biſchof nicht.

Horch! da klirt die Gitterpforte,
Die Novize tritt hervor, —
Aber nach dem Gnadenorte
Schaut der Knabe noch empor.

Sittig wallt ſie zu den Stufen,
Wo der Biſchof ſegnend ſtand, —
„David" — hört man itzt ſie rufen,
Zu dem Knaben hingewandt;

Und ein zügelloſes Sehnen
In des Knaben Adern fließt,
Bis er unter tauſend Thränen
Sie in ſeine Arme ſchließt.

Und „Maria" will er rufen,
Doch den Dienſt die Stimme wehrt;
Aber von des Altars Stufen
Stieg der fromme Adalbert.

„„Was ſich ſo in Gott gefunden,
Trenn' der Menſch auf Erden nicht,
Seyd durch Prieſtershand verbunden;""
So der weiſe Biſchof ſpricht.

Und zur Mutter führt der Knabe
Nun Marien fort hinaus;
Nicht mehr iſt das Dach zu nieder,
Und nicht mehr zu eng das Haus!

P. J. C. Graf v. Sermage.

Christophor.

Eine Legende.

Schwer empfand der Armuth Druck der Fromme,
Durch des Jordans Fluthen trug er Laſten
Für das karge Brot; doch heitern Muthes,
Gott im Herzen haltend. Nur das Alter
Konnte hart bedrohen ſein Vertrauen.
Da erbebt' er vor ſich ſelbſt und flehte:
„Herr, laß in der Prüfung mich nicht ſinken!" —

„„Willſt mich tragen durch des Jordans Fluthen?""
Sprach ein Knabe, und der Greis willfahrt' ihm.
„Wärſt du meine ſchwerſte Laſt!" ſo ſagt' er,
Und begann den Weg. Bald ſchien die Bürde
Schwer, und immer ſchwerer. In des Stromes
Tiefſter Mitte hielt gebeugt er ſtille.
„Knabe! Knabe! ſeufzt' er auf, wer biſt du?
Iſt mir doch, als trüg ich Erd' und Himmel!"

„„Erd' und Himmel trägſt du nicht, erklang es;
Doch den Herrſcher über Erd' und Himmel!""
Und das Jeſuskind entſchwebt' im Lichtglanz.

Neu erwuchs die Kraft dem Greis im Herzen.
Dünkt' ihm auch zu ſchwer des Tages Bürde,
Sagt' er ſich das hohe Wort des Glaubens:
„Erd' und Himmel trägſt du nicht; ihn trägſt du,
Ihn, den Herrſcher über Erd' und Himmel!"

L. M. Weſchel.

Der Sänger.

Romanze.

Lieblich, dem jungen Frühlinge gleich,
Nahet ein Jüngling, liederreich,
Das lebendige Auge wie Sonnen ſtrahlt,
Die friſchen Wangen der May bemahlt;
Jeglicher Liebreitz am irdiſchen Leben
Ward dem Jüngling in Fülle gegeben.
Und er ziehet von Land zu Land,
Sein Geſchick an keine Stätt' ihn band.
Raſch mit dem Flügel der flüchtigen Zeiten
Seine Lieder der Zither entgleiten,
Allen fern, und allen nah,
Nie die Erd' einen ſolchen Jüngling ſah.

Wo die Freude die Buſen der Mädchen bewegt,
Freyer der Jüngling die Zither ſchlägt;
Bald erklingen die Saiten wie Liebeſang,
Bald erbrauſen die Töne wie Wogendrang;
Und all das ſüße Ahnen, Verlangen,
All das ſelige Hoffen und Bangen;
All das Streben im Erdenthale,
Und die Leiden des Lebens alle,
Von dem ſtillen edleren Sehnen
Bis zur hohen Verklärung der Thränen,
Thut des Jünglings quellender Honigmund
Zaubergewaltig den Herzen kund.

Und ihm horchen die Jungen, horchen die Greiſen,
Seltſam bewegt von den mächtigen Weiſen,
Fühlen das Herz ſich ſo ganz gewendet,
Sanfte Wärme der Bruſt geſpendet,
Aufgethan eine freundliche Welt,
Die des Lebens ſchönſte Blüthen enthält.
Zu dem ſeltnen Jünglinge zieht es ſie hin,
Der da erweckt den neuen Sinn;
Wollen alle an ihn ſich reihen,
Einzig ihn zum Führer weihen,
Ewig zu ſchauen die freundliche Welt,
Die des Lebens ſchönſte Blüthen enthält.

Wie der Sänger der Scharen Luſt erblickt,
Iſt er gar hoch in der Seel' entzückt;
Hoch entzückt, weil er würdig geſungen,
Daß der reitzende Sieg ihm gelungen.
Lohn, Lohn ſammelt er keinen ein,
Achtete beſcheiden das Lied nicht ſein;
Glaubt, aus der Ferne hab' er's genommen,
Glaubt, von oben ſey es gekommen,
Weil ſich ſein Auge ſo einzig nach oben,
Zu dem lichteren Morgen erhoben:
Aber es kam aus dem Innern tief,
Wo des lichteren Morgens Frühroth ſchlief.

Was aus Ewigem ward den Zeiten geboren,
Geht im kreiſenden Wechſel nimmer verloren;
Lieder, die Sängers Zither entſchweben,
Fort von Geſchlecht zu Geſchlechtern leben,
Immer alt, und immer jung,
Selber ein Quell der Begeiſterung.
Aus den Gräbern ſteigt der Richter empor,
Weit auf rauſcht des Unendlichen Thor!
Jüngling, da wird zu Tag entbunden,
Was ſich ſo zart vereinet gefunden;
Wohl ſtrömte der Funke von oben dir zu,
Doch der Sang, o Sänger, der Sang warſt du! —

L. M. Weſchel.

König Eſtmer.

Ballade.

Horcht, Edle! meinem Harfenklang,
Kommt, ſammelt euch im Kreiſe!
Heut ſchallt die muntre Weiſe
Vom brüderlichſten Ritterpaar,
Das je die Chriſtenheit gebar.

Ihm glich an Schönheit, Kraft und Muth
In Tiefe nichts und Höhe,
In Ferne nichts und Nähe.
Jung Adler man den einen pries,
Der andre König Eſtmer hieß.

Und als die Brüder einſt beym Mahl,
Beym Weinpokale ſaßen,
Der Scherze nicht vergaßen:
„Wann, Bruder, wählt ihr euch ein Weib,
Uns allen froh zum Zeitvertreib?“

Antwortet König Eſtmer ſchnell:
Ließ ich in allen Staaten
Der Schönen mich berathen,
Doch paßte ſchicklich und genau
Als König keine mir zur Frau.

Dem König Adland, Bruder, iſt
Ein Töchterlein entſproſſen,
Vom höchſten Reitz umfloſſen.
Trügt König! trügt ihr meinen Sinn,
Die Tochter würde Königinn.

Drum rathet, theurer Adler mein!
Läßt ſich in Englands Gründen
Wohl ein Geſandter finden,
Der uns, die euch ſo würdig ſcheint,
Zum liebenden Gemahl vereint?

Macht König! macht euch ſelber auf;
Mehr wird es euch behagen,
Mit mir dahin zu jagen.
Wer fremder Bothen Falſchheit traut,
Leicht wählt er eine falſche Braut.

Bald läßt man zum beſchloſſnen Ritt,
Nach König Adlands Hallen,
Zwey ſtolze Renner ſchnallen,
Und als in ſein Gebieth ſie ziehn,
Ihr Kleid von rothem Golde ſchien.

Und als ſie nach geſporntem Lauf,
Von dem die Roſſe keuchen,
Des Königs Burg erreichen,
Weilt Adland ſelbſt am Gitterthor
Und zieht's mit eigner Hand empor.

„Seyd König Adland, ſeyd gegrüßt!
Bey euern frohen Jahren
Soll Euch Herr Chriſt bewahren!
Willkommen König Eſtmer ſeyd,
Darob ſich hoch mein Herz erfreut.

Ein Töchterlein, jung Adler ſprach,
Iſt, König, Euch entſproſſen,
Vom höchſten Reiz umfloſſen;
Schenkt ſie des Bruders treuem Sinn,
Zur Frau, zu Englands Königinn!

Erſt geſtern König Bremor kam
Mit Spaniens Getreuen,
Die Tochter ſich zu freyen,
Doch ihre Blicke ſagten nein;
Glaubt ihr, ſie wird euch günſt'ger ſeyn?

Wie wäre ſie wohl Spanien,
Dem Heiden ſelbſt gewogen,
Im Alcoran erzogen?
Der Holden klagte jeder Mund,
Erwürbe ſie der Mauren Hund.

Nur eins, bath König Eſtmer frey,
Nur eins mögt ihr in Ehren
Der Liebe noch gewähren.
Es ſey, die abgeneigt ihr glaubt,
Die Tochter uns zu ſehn erlaubt.

Wohl ſchwanden ſieben Jahr und mehr,
Seit unſern Ritterſälen
Der Tochter Schritte fehlen;
Doch komme ſie herab zu euch,
Sey allen Gäſten wonnereich!

So kam die Jungfrau Wohlgeſtalt
Im purpurnen Talare
Mit Frauen Paar an Paare,
Und mehr als fünfzig Rittern trug
Den Waffenſchmuck ein Knappenzug.

Vom Scheitel floß ihr Ringelhaar,
Von dem ſich goldne Spangen
Um Leib und Locken ſchlangen,
Und jeder Finger ihrer Hand
Erblitzte vom Juwelen-Brand.

Seyd mir, verehrte Maid gegrüßt!
In eures Frühlings Jahren
Soll euch Herr Chriſt bewahren!
Willkommen, König Eſtmer, ſeyd,
Darob ſich hoch mein Herz erfreut.

Und tragt ihr, wie das Auge ſpricht,
Und eure Worte zeigen,
Zu mir ein herzlich Neigen,
Und zogt ihr wirklich deßhalb her,
So bin ich willig dem Begehr.

Die Wünſche, d'rauf ihr Vater ſprach,
Die deine Reden nähren,
Muß, Tochter! ich verwehren.
Bedenke nur, mit welcher Noth
Der Freyer Spaniens bedroht!

All meine Hallen, Schlöſſer all
Verbrennt er mir zu Staube;
Ich falle ſelbſt zum Raube
Dem Heiden, der an Mahom glaubt,
Wird je ihm dein Beſitz geraubt.

Am Schutz der Burgen, Vater mein!
Gebaut auf Himmelshöhen,
Werd' ich zum Himmel flehen.
Kein Härchen werd' euch je verletzt;
D'rum hört nicht, was der Heide ſchwätzt.

Und wollt ihr, König Eſtmer, mich
Als Gattinn liebend ſchätzen,
Auf Englands Thron mich ſetzen,
So eilet und beſchwört den Bund
Mit rechter Hand und treuem Mund.

D'rauf ſchwört der König, ausgeſtreckt
Die rechte Hand zum Bunde,
Ihr hoch mit treuem Munde:
Sie ſey das Weib nach ſeinem Sinn,
Erwählt zu Englands Königinn.

Barone, Ritter, Herzoge,
Von ihres Thrones Stufen,
Zum Hochzeitsfeſt zu rufen,
Sieht man, ſo ſchwer die Trennung ſchien,
Die Brüder ſchnell zur Heimath fliehn.

Allein ſie ſind von Adlands Sitz,
Der Liebe ſo gewogen,
Kaum meilenweit gezogen,
Und mit verſuchten Kämpen naht
Des ſpaniſchen Gebiethers Staat.

Noch heute will der Heidenfürſt
Die Hochzeit glänzend feyern,
Um morgen heim zu ſteuern;
Sonſt ſchwört der Saracene laut,
Die Gluth verzehre Burg und Braut.

Da ſchickt ſie Eſtmeren ſchleunig nach
Mit dringendem Vermelden:
Er zeige ſich als Helden,
Und kehr' ihr rettend an die Bruſt,
Sonſt treff' ihn heim der Braut Verluſt.

Und keuchend ſprengt der Page fort,
Als brennten ihm die Sohlen,
Den König einzuhohlen.
Eilt rettend, Herr! an Liebchens Bruſt,
Sonſt trifft euch heim der Braut Verluſt.

O rathet, theurer Bruder mein,
Wie aus des Heiden Schlingen
Die Holde mir erringen?
Sogleich, ſpricht Adler, fällt mir's bey;
Ja ja, ſo wird die Holde frey.

Einſt lehrte mich der Mutter Mund,
In Zauberey erfahren,
Als ich in frühen Jahren
Als Knabe noch zur Schule ging,
Manch nützliches geheimes Ding.

D

So wächſt, wenn wir auf manches Feld
Ein forſchend Auge heften,
Ein Kraut von eignen Kräften.
Sein Saft, ſonſt weiß und roth zu ſchaun,
Verändert alles ſchwarz und braun.

Und was uns ſchwarz und braun erſchien,
Iſt weiß und roth zu ſchauen,
Wenn wir der Kraft vertrauen.
Kein Schwert wird dann im Reich gewetzt,
Das je nur euer Kleid verletzt.

Ihr Bruder, müßt aus Schottlands Nord,
Den Drohenden zu prellen,
Zum Barden euch verſtellen.
Als Knabe, noch zum Kampfe ſchwach,
Trägt euch mein Arm die Harfe nach.

Dann wird im ſüßen Minneſpiel,
Wenn wir die Hörer äffen,
Euch Niemand übertreffen;
Dann zeig' ich mich an Liedern reich,
Und Niemand iſt dem Sänger gleich.

Ihr werdet durch den Wunderſaft,
Das Haupt damit beſchrieben,
Huldreitzend zum Verlieben.
Die Schönheit, die die Schrift verleiht,
Lebt nirgends in der Chriſtenheit.

So ausgerüſtet ſchwingen ſie
Mit fröhlicher Geberde
Sich auf die flinken Pferde.
Als ſie zu Adlands Hallen ziehn,
Ihr Kleid von rothem Golde ſchien.

Seyd, Adlands Pförtner, ſeyd gegrüßt!
Herr Chriſt ſoll vor Gefahren
Die feſte Burg bewahren!
Willkommen! ſchallt des Pförtners Gruß,
Sagt an, für wen ich öffnen muß?

Wir Harfner ſind, jung Adler ſprach,
Aus nordiſchen Geſtaden
Zum Königsſitz geladen.
Vielleicht ergötzt im ſtolzen Saal
Ein frohes Lied das Hochzeitsmahl.

Zum Glück erſcheint ihr weiß und roth;
In ſchwarz und braunen Farben,
Die fruchtlos ſich bewarben,
Verließ an ſeines Bruders Hand
Jüngſt König Eſtmer Stadt und Land.

Nehmt, Pförtner, dieſen goldnen Ring
Für euer ſchnell Bemühen,
Das Gitter aufzuziehen.
Gewiß euch lohnt nicht rothes Gold,
Ihr ſeyd den Minneſängern hold.

Und Eſtmer ſprengt hinein zum Saal,
In abgemeßnen Sätzen,
Bis zu des Mahles Plätzen.
Die ganze Tafel, froh gelaunt,
Der glänzenden Erſcheinung ſtaunt.

Der Harfner ſtreicht das edle Roß,
Und läßt's mit ſanftem Steigen
Vor jedem Gaſt ſich beugen;
Nur Bremorn wirft's mit ſtolzer Art
Des Goldgebiſſes Schaum zum Bart.

Du ſtolzer Harfner, nur gemach!
Wähnt in des Königs Halle
Dein Gaul ſich wohl im Stalle?
Doch zeigte ſich mir noch kein Mann,
Der dieſen Gaul beſchlagen kann.

Stolz klingt dieß, ſpricht der Heidenfürſt;
Doch ſcheint es mir, Geſelle,
Ein Kämpe ſey zur Stelle,
Der, von dem Hochmuth aufgeregt,
Den Gaul und dich zugleich beſchlägt.

Dem Mann wollt' ich ins Auge ſeh'n;
Doch ſteht es noch in Frage,
Ob er uns auch beſchlage?
Und ſchnell eilt Bremors Waffenknecht,
Und unterſucht ihn ſcharf und echt.

Euch, König, hüte Mahomed,
Mit dieſem anzubinden.
Laßt euch zur Warnung künden,
Er iſt vor Wunden jeder Art
Durch falſche Zauberey verwahrt.

Nun tönt's von Eſtmers Harfenſpiel,
Zum Liebesdienſt erkoren,
So ſüß in Liebchens Ohren,
Daß ſie des Bräutigams vergaß,
Der ihr zum Schmerz im Saale ſaß.

Halt ein, halt ein, du ſtolzer Klang!
Du ſtiehlſt mir das Geleite,
Die Braut ſelbſt von der Seite.
Doch Eſtmers Spiel ſchallt unverrückt,
Bald wird der ganze Saal entzückt.

Verkauft mir, König Bremor ſprach,
In Güte, ſtatt zu ſtreiten,
Die Harfe ſammt den Saiten.
Ihr tragt für jeder Saite Ton
Von rothem Gold ein Stück davon.

Wohl würde, König! ſolch ein Tauſch,
Wollt' ich den Handel ſchließen,
Mein Liebchen ſehr verdrießen;
Eh' ſpiel' ich der, die mich erkor,
Zum Nachtiſch noch ein Liedchen vor.

Verkauft, Herr König, mir zuerſt
Des Saales Augenweide,
Die Braut in Gold und Seide,
Und ſo viel Ring' im Saale ſind,
So viel Ihr rothes Gold gewinnt.

Der holden Braut beraubt, müßt' ich,
Wollt' ich ſie euch verhandeln,
Allein nach Hauſe wandeln;
Viel beſſer, daß ſie mich vergnügt,
Als daß ſie euch zur Seite liegt.

Und lauter ſchallt der Harfe Klang,
Und Adler ſingt dazwiſchen:
Laß, Braut, dein Herz erfriſchen;
Kein Harfner, der von Liebe ſingt,
Dein König iſt's, der Rettung bringt.

Du, Jungfrau, ſollſt am Jubelton,
Am feurigen Entbrennen,
Den Treuen dein erkennen.
Vernichtet ſey des Heiden Wahl,
Der dich dem Herzgeliebten ſtahl.

Die Jungfrau forſcht, die Jungfrau glüht,
Mißtraut dem holden Klange,
Und glüht und forſcht noch lange;
Doch Adler zieht die Klinge frey,
Und haut des Heiden Kopf entzwey.

Aufſtürmt die Sarazenen-Schar
Der ſpaniſchen Getreuen
Mit wildem Racheſchreyen:
Ihr habt den König umgebracht,
Verräther, ſinkt in Todesnacht!

Doch König Eſtmers Hand wirft ſchnell
Das Harfenſpiel bey Seite
Und faßt das Schwert zum Streite.
Jung Adler hier, und Eſtmer dort,
Und Stoß und Schlag an jedem Ort.

Und ſiegend ſieht man überall,
Durch Zauberkraft erhoben,
Die blanken Schwerter toben.
Die Heiden trifft der Brüder Stahl,
Und alle flieh'n den Schreckensſaal.

Von König Eſtmern wird die Braut
Zu ſüßen Huldigungen
Am Traualtar errungen,
Und er, beglückt durch Liebeslohn,
Setzt ſie zu ſich auf Englands Thron.

J. B. Rupprecht.

Almus.

Ballade.

Es ſitzt ein Blinder an der Pfort',
Er ſitzet oft an dieſem Ort,
Das Antlitz zur Sonne gewendet;
Wohl wärmet ihn der Sonne Licht,
Doch ach! ſein Aug' erhellt ſie nicht,
Man hat ihn grauſam geblendet.

Ein Knabe ſpielt auf ſeinem Schooß,
Er theilt des Vaters herbes Loos,
Wird nimmer den Morgen begrüßen;
Den Vater hat er kaum gekannt,
Als man die Augen ihm verbrannt;
Was mußte der Arme büßen?

Prinz Almus iſt der arme Mann;
Es hieß ſein Bruder Colomann
Die gräuliche That vollbringen;
Sie ſollte Stephan, ſeinen Sohn,
Erheben auf der Ungern Thron,
So wähnt' er das Reich zu bezwingen.

Schwer drückte Colomann das Land;
Diß' zürnet Almus, und er wand
Zum Bruder die kräftige Rede:
Der Rath, den Marko gibt, iſt ſchlecht,
Er höhnt des freyen Landes Recht;
Gewärt'ge dich innerer Fehde.

Doch Marko geht den König an:
Ihr folgt dem Bruder? nun wohlan!
Sein Arm wird bald euch regieren.
Ein böſer Wahn den König faßt,
Sein wildes Herz hat keine Raſt,
Entſetzliches will er vollführen.

So eile du zu Almus hin,
Setz' ihn gefangen, blende ihn,
Ich will mich von Sorge befreyen;
Und blendeſt du auch ſeinen Sohn,
So werde dir ein Königs-Lohn;
Dann darf ich Empörung nicht ſcheuen.

Und Marko jagt mit ſtarkem Troß
Von Reitern, hin auf Almus Schloß,
Und ſpricht: was ſoll ich's verhehlen?
Empörung glimmt; ihr ſeyd das Haupt!
Der Augen werdet ihr beraubt,
Ich gehorche des Herren Befehlen.

Und feſten Muthes Almus ſpricht:
Dem eig'nen Looſe beb' ich nicht,
Doch was wird dem Knaben geſchehen?
D'rauf Marko ihm mit frechem Hohn:
Das Leben ſchenkt man eurem Sohn,
Sein Schickſal ſollt ihr noch ſehen.

Da ſchleift — ihn rührt kein Jammerton —
Gebunden her das Kind der Frohn,
Das glühende Eiſen in Händen;
Der Vater nimmt's entſetzt gewahr,
Zu Berge ſträubt ſich ihm das Haar;
Er ſieht's, wie den Knaben ſie blenden.

Bewußtlos ſinket Almus hin;
Man ſchleppt ihn fort, man blendet ihn,
Zu Dömös in Kloſters Zelle
Verſchließt man den gebeugten Herrn,
Ihm ſchwand des Lebens Freudenſtern
Mit des Lichtes belebender Helle.

Wohl ſitzt der Blinde an der Pfort',
Er ſitzet düſter an dem Ort,
Das Antlitz zur Sonne gewendet.
Wohl wärmet ihn der Sonne Licht,
Doch ach! ſein Aug' erhellt ſie nicht,
Er iſt ja grauſam geblendet.

Was ſpielſt du Kind in meinem Schooß?
Kennſt du dein unerbittlich Loos,
Daß der Tag dir nimmer erſcheine?
Mein letzter Blick war hingewandt,
Als man die Augen dir verbrannt,
Dann wurde dein Schickſal das meine.

Dich Gott in deiner Macht, dich ruf'
Ich auf, nimm blut'ge Rach': es ſchuf
Mir nicht ew'ges Elend dein Wille;
Laß deinem Blitz gerechten Lauf;
Er ſuche den Verbrecher auf,
So wird es im Buſen mir ſtille.

Und ſieh! an ſeiner Seite ſtand
Ein Mönch, wie Nebel ſein Gewand,
Vor ihm zieh'n nächtliche Schauer.
Bang horcht der fremden Stimme Laut
Der Prinz, und ob ihm heimlich graut,
Doch haucht ſie vom Herzen die Trauer.

Des Haſſes Flammen tilge ſie,
Des Himmels Pforten öffnen nie
Sich rachedürſtenden Herzen;
Befleckt das eure nicht mit Schuld,
Tragt eure Prüfung mit Geduld,
Und opfert dem Himmel die Schmerzen.

Bedenkt, es hat Herr Jeſus Chriſt,
Als er mit uns gewandelt iſt,
Viel größeres Leid erlitten;
Die Himmels-Palme winket euch,
Wollt ihr, dem Gottes-Sohne gleich,
Für eure Verfolger bitten.

Und Almus Herz erleuchtet Gott —
Da ſprengt heran im raſchen Trott
Der grimmige Marko zur Pforte;
Sein düſtres Auge rollt umher
Voll Blutbegier, dann donnert er
Die gräßlich ſchrecklichen Worte:

Tod künd' ich dir und deinem Kind!
Was ſollt ihr auf der Erde blind?
Eu'r Herzogthum fällt mir zu erben.
So öffne deinen Himmel mir,
Herr, ich verlange nur zu dir,
Und ſchone ſie, die mich verderben.

Zum Streich ſich Marko's Arm erhebt;
Vertritt der Mönch, der Grund erbebt,
Der Rache Stund' iſt gekommen.
Er dreht ſein Roß, er ſpornt es fort,
Doch gräßlich ſchallt's: Der Hölle Pfort'!
Iſt offen, nicht wirſt du entkommen.

Ob ſtraff die Zügel er verhängt,
Sein Roß pfeilüberhohlend ſprengt,
Flieh'n wilde Geſpenſter zur Seite;
Fort brauſt mit ihm die Schrecken-Schar,
Und ſprengt' er ſo auch hundert Jahr
In der Erde ferneſte Weite.

Er fehlt im Weg', er achtet's nicht,
Ihn ängſtet nur des Mönchs Geſicht,
Auf jagt er zur ſteileſten Klippe!
Doch an der ſchwindelnd hohen Bahn
Klimmt raſch mit ihm den Weg hinan
Ein ſcheußliches Todten-Gerippe.

Tief unten gähnet ihm ſein Grab,
Er ſtürzt den ſchroffen Fels hinab,
Da flog vom entſetzlichen Falle
Der Schädel krachend ihm entzwey,
Und heulend eilt ſein Hund herbey,
Zum gräßlich blutigen Mahle.

In ſpäter Zeit beſtieg den Thron
Des blinden Almus blinder Sohn,
Zwölf Königen gab er das Leben;
Und weiſe herrſcht' er in dem Land,
Beſchirmt' es fromm mit ſtarker Hand,
Nur Gott und dem Rechte ergeben.

Enekes.

Anmerkung. Das Geſchichtliche dieſer Ballade iſt, daß Almus, aus dem Arpadiſchen Geſchlechte, ſich wiederhohlt gegen ſeinen Vetter Colomann, König von Ungern, empörte. Colomann ließ ihn und ſein Kind Bela blenden (1113); dem Tode nahe, gab er den Befehl, beyde zu tödten (1114); die Mönche von Dömös, von Almus geſtiftet, und nun ſeine Pfleger, widerſetzten ſich dem Blutbefehl; der Vollſtrecker deſſelben floh unverrichteter Sache, brach im Piliſer Walde den Hals, und ward ſeiner Hunde Speiſe. Stephan II., Colomanns Sohn, ſetzte Bela den Blinden zu ſeinem Nachfolger ein (1131); alle ferneren Arpadiſchen Könige ſtammen von ihm.

Die Romanzen von dem Mohrenritter.

1.

Du Granada, du Granada!
Mit den tauſend dreyßig Thürmen,
Mit den hundert goldnen Kuppeln,
Wo der Halbmond freudig blinket;
Neige deine blanken Thürme,
Dunkeln wird der goldne Halbmond,
Sonne aus Sevilla kommt!

Don Rodrigo de Mendoza
Dem zwey Mohrenfürſten dienen,
Dem erzittert der Alhambra (*),
Und Abdalla drin der König,
Ziehet aus Sevillas Thoren,
Nach Granada geht der Zug.

(*) Der Alhambra war der prächtige Pallaſt der Mohrenkönige zu Granada.

Zinken, Paucken und Trommeten,
Beyfallklatſchen, freudig Winken,
Luſt und Jubel allenthalben,
Wo die Schar vorüberzieht.

Stolz auf ſo geehrten Reiter
Trägt Orelia ihn, ſein Brauner,
Den geſchickt hat Abenamir
Mit noch hundert Andaluſiern.
Alle trugen rothe Decken
Reichgeziert mit Gold und Seide,
Prächtig vor den andern allen
War Orelia ausgeſchmücket;
Ganz von Gold war ſeine Decke,
Und mit Perlen rings umſticket,
Und der Zaum war mit Doblonen
Tauſend an der Zahl beſetzt.

Alſo ehrte Abenamir,
Den bezwungen Don Rodrigo,
Mit Geſchenken ſeinen Herrn.

Wo er reitet durch die Straßen,
Hängen goldgewirkt Tapeten,
Blumenkränze aus den Fenſtern,
Und viel tauſend ſchön're Blümlein

Lauſchen, ſpähen auf Balkonen,
Wollen ſchauen Don Rodrigo,
Der die Zier iſt von Sevilla,
Winken ihm, und grüßen freundlich;
Und er neigt ſich vor den Damen
Ehrerbiethig und beſcheiden
Sammt den Rittern aus dem Zug.

Braun ſind ihre Pferde alle,
Ihre Rüſtung blau mit Silber,
Und ihr Sinnbild iſt: ein Röslein,
Das erblüht im Lorberſchatten,
Und darunter ſteht zu leſen:
Wem der Lorber, dem das Röslein!

Und inmitt des großen Platzes,
Wo das Haus iſt des Alcaide,
Späht verſtohlen Don Rodrigo
Nach dem Fenſter und Balkone,
Bis er hochvergnügt ſein Röslein,
Donna Sancha, hat erſchauet;
Wendet zierlich dann den Braunen,
Daß er ſenken muß die Füße,
Küſſen muß vor ihr die Erde;
Senket auch gar ehrerbiethig
Haupt und Lanze vor der Schönen,

Deren Farbe er gewählet.
Darum neiden Donna Sancha
Alle Damen in Sevilla.

Und die Ritter, wie ihr Führer,
Grüßen ihre künft'ge Herrinn,
Treiben dann die muth'gen Renner,
Nach Granada fliegt die Schar.

Du Granada, du Granada!
Mit den tauſend dreyßig Thürmen,
Mit den hundert goldnen Kuppeln,
Wo der Halbmond freudig blinket;
Neige deine blanken Thürme,
Dunkeln wird der goldne Halbmond,
Sonne aus Sevilla kommt!

2.

„Bin ein edler Mohrenritter,
Stark und tapfer in den Schlachten,
Kühn und muthig wie die Roſſe,
Die Arabia mir ſendet,
Aus gar reinem Edelſtamm.

Fragt nur, fragt nur Donna Sancha,
All' die Ritter aus Sevilla,

Fragt nur, wie Zinora treffe?
Alſo heißt mein braver Degen,
Aus Damaſcus hab' ich ihn.

Fragt wie Abdalrahman treffe
Aus dem Haus Abencerrago (*);
Chriſtenritter, Mohrenritter
Machet dieſer Nahme blaß.

(*) Der Stamm der Abencerragen war der edelſte in Granada, und die letzte Stütze der immer mehr ſinkenden Macht der Mohren in Spanien; ſo daß nach ihrem Sturze durch den ſchändlichen Verrath der Zegris es dem Könige Ferdinand V. und ſeiner Gemahlinn Iſabelle leicht wurde, der Herrſchaft der Sarazenen in Spanien ein Ende zu machen. (S. Historia de los Vandos de los Zegris y Abencerrages, Cavalleros Moros de Granada, de las civiles guerras etc. etc. Sacada de un libro Arabigo, cuyo autor de vista fue un Moro llamado Haben Hancin natural de Granada, y traduzida en Castillano por Gines Peres. Valencia 1613. 8.) — Die Erzählung vom Sturze dieſer Heldenfamilie hat der lieblichſte neu-franzöſiſche Schriftſteller Florian in ſein herrliches Rittergedicht: Gonzalvo von Cordova, epiſodiſch eingeſchaltet; auch in Bertuchs Magazin der ſpaniſchen und portugieſiſchen Literatur, B. 1. Seite 275, iſt derjenige Abſchnitt aus der obenangezeigten Chronik, welcher dieſe hochſt-intereſſante Parthie der Geſchichte von Granada erzählt, ſehr brav überſetzt. Nach Plüar ſind die jetzigen Grafen von Campotejar die Nachkommen der Abencerragen, die Zegris aber behielten ihren alten Nahmen bey.

Wenn ich im Alhambra wandle,
Wo die Zaubergärten blühen,
Kann kein Edlerer mich treffen,
Als Abdalla, der gekrönt.

Hundert Ritter ſind mir dienſtbar,
Jedem dienen hundert Knechte,
Tragen Farben, die ich wähle;
Blau mit Silber wählt' ich heut.

Prangen mir viel ſchöne Burgen,
Burgen mit gar hohen Zinnen,
In dem heitern Gartenlande,
Das die Vega (*) iſt geheißen;
Wo der Öhlbaum und die Zeder,
Pomeranzen und Orangen,
Wo die Pfirſchen, Aprikoſen,
Zücht'ge Lil'gen, heit're Roſen
Immer blühen, immer reifen,
Wo das Veilchen immer blau.

(*) Die Vega heißt eines der reitzendſten Thäler Andaluſiens, welches von den Mohren das vierte irdiſche Paradies genannt wurde. Es hat von Granada aus eine Länge von mehr als vier Stunden, und an einigen Orten eine noch beträchtlichere Breite.

Kleine Bächlein zwiſchen Blumen
Rinnen ſtill aus Blumenbornen,
Linde ſäuſeln ſtets die Winde,
Und der Mayen nie entflieht.

In den Burgen Pracht und Reichthum,
Gold und Silber, Perlen, Seide,
Hyacinthen und Rubinen,
Und Doblonen ohne Zahl.

Gärten ſchweben hoch in Lüften,
D'rin die Blumen aller Sonnen
Glühend in des Aufgangs Farben,
Mild in Niederganges Duft.

Arabeſken tiefbedeutſam
Zwiſchen Bäumen an den Bronnen,
D'raus Kriſtalle ſchwebend ſteigen,
Plätſchernd ſüß im Blumenbeet.

Abderame ſelbſt, der König,
Konnt nicht mehr an Pracht und Schöne
Biethen ſeiner holden Zehra (*),
Als ich euch, Sennora, bieth'.

(*) Abderame III. von Corduba baute zum Aufenthalte ſeiner Geliebten Zehra eine Stadt, die ihren Nahmen führte, und deren Palläſte und Gärten alle Pracht des Orients weit überſtrahlten.

Kann nicht meine Freyheit biethen,
Die habt geſtern ihr genommen,
Als zur Meſſe bey Sanct Jakob
Ich ſo hold euch wandeln ſah.

Ward im Buſen mir ſo wohlig,
Als ob Veilchen ſich mit Veilchen
Liebend, zärtlich drinnen küßten,
Als ich geſtern euch erſah.

Folgt mir heim in meine Vega,
Macht des Auf- und Niederganges
Blumen alle dort zu Schanden,
Seyd dort Herrinn, ich der Sclav.

Doch noch hundert Chriſtenſclaven,
Und noch ſo viel Mohrenſclaven
Sollen auch in Ehrfurcht dienen,
Fünfzig Pagen noch dazu.

Wenn ihr auf dem weißen Zelter
Reitet durch Granadas Straßen,
Soll euch neiden jede Dame,
Zaida, Königstochter, ſelbſt!

Von dem Glanz der Diamanten,
Und dem Golde, das euch ſchmückt,

Wird die Sonne dann verdunkelt,
Doch nicht eurer Augen Glanz!" —

Sang alſo vor dem Balkone
Seiner Dame Abdalrahman;
Stille war's ſchon in Sevilla,
Stille blieb's auf dem Balkone —
Traurig ſchlich der Mohr davon.

3.

„Höre Dulcia, du Treue!
Zwey Mahl ſchon, wenn alles ſtille,
Singt ein Mohr vor meinem Fenſter,
Frech von Liebe ſingt er mir.

Wenn er heute wieder kommet,
Sagſt du ihm, was ich jetzt ſage;
Lopez de Stuniga's Tochter,
Donna Sancha ſpreche ſo:

Abdalrahman, Abdalrahman!
Biſt ein frecher Mohrenritter,
Gar zu kühn und gar zu muthig;
Doch das zahlt dir Don Rodrigo,
Wenn er kehrt aus Granada.

Wenn ſo gut Zinora treffet,
Kannſt du nach Granada ziehen,
Wirſt dort treffen Don Rodrigo.
Wenn du im Alhambra wandelſt,
Wo die Zaubergärten blühen,
Kannſt wen Edleren dort treffen,
Als Abdalla, der gekrönet,
Den Rodrigo triffſt du dort.

Don Rodrigo de Mendoza,
Lorber aus Sevillas Boden,
Der gibt Frucht und Freude vielen,
Bergen Kön'ge ſich und Fürſten
Gerne unter ſeinen Schatten.

Nennet einer Don Rodrigo,
Gleich erblaſſen alle Feinde;
Nennet einer Don Rodrigo,
Gleich erröthen alle Damen,
Singen liebliche Romanzen
Zur Guitare von dem Helden,
Wie vom Cid Campeador.

Don Rodrigo de Mendoza,
Dem zwey Mohrenfürſten dienen,
Dienet mir in treuer L[illegible]

Trägt die Farbe, die ich trage,
Wie es ziemt dem Bräutigam.

Wenn noch Einen er bezwungen,
Dient ihm bald die ganze Vega,
Alle Burgen, alle Gärten
Grüßen ihn dann ihren Herrn;
Viele Maule reichbeladen
Sendet er mir mit Geſchenken,
Mehr als hundert Mohrenſclaven
Folgen dann dem tapfern Ritter,
Wenn er heimkehrt auf Orelia,
Heimzuführen ſeine Braut.

Einen ſchönen weißen Zelter
Führt dann an dem goldnen Zügel
Tiefgebückt ein niedrer Sclave,
Der da heißet Abdalrahman.
Statt des Polſters dient ſein Rücken,
Wenn ich ſteige auf den Zelter,
Und zur Sanct Jakobuskirche
Wallt der frohe Hochzeitszug.

Wenn wir in die Kirche ſchreiten,
Muß er halten uns die Roſſe,
Bis mein Ohm, der fromme Biſchof

Nugnez, uns hat eingeſegnet,
Und auf ſeinem Rücken ſteig' ich
Wieder auf mein weißes Roß.

Alſo wird der freche Heide,
Weil zu freyen eine Chriſtinn
Er gewagt, mit Recht geſtraft!

So wirſt du dem Mohrenritter,
Treues Mädchen! Antwort geben. —
Laß auch ſchnell Diego ſatteln,
Sag' ihm, zwanzig Maravedis
Geb' ich ihm zum Bothenlohne;
Denn ein Brieflein ſoll er bringen
Zu dem Lieben, das ihm alles,
Was hier vorging, treu erzählet.
So zu handeln ziemt der Braut ſich,
Wenn ſich fremde Freyer melden;
Solch Erfrechen zu verſchweigen
Vor dem Bräut'gam iſt nicht recht."

4.

„Der Edelfalke hebet ſtill die Schwingen,
In Lüften hoch mit Königsluſt zu ſchauen,
Wenn's unten trübe, horſtet er im Blauen,
Wohin noch nie getönt der Vöglein Singen.

Und läßt den Blick durch Wolkentrübe dringen,
Und ſenket nieder ſich durch Sturmesgrauen
Zur Turtel, die ihr Sehnen klagt den Auen,
Und kämpft für ſie mit treuem, muth'gen Ringen.

So komm, ſo komm, du edler Turtelfreyer!
Kannſt kämpfen mit dem böſen Mohrengeyer,
Der frevelnd auf zu deiner Liebe ſchaut.

Denn Abdalrahman aus dem Mohrenlande,
Von Liebe ſingt er mir. O räch' die Schande!
So ſchreibet Don Rodrigos treue Braut.“

5.

„Seht! wie dort her von Sevilla
Staubeswolken wild ſich wirbeln;
Ey das fliegt mit Sturmesflügeln!
Näher, näher wälzt es ſich.

So mir helf' die heil'ge Jungfrau!
Iſt's nicht Donna Sancha's Page?
Ja wahrhaftig auch ſein Rapp' iſts.
„„Sag was bringſt, Diego! mir?““

„Gruß und Brieflein, Don Rodrigo,
Bring ich euch von Donna Sancha,

Hab' ſonſt gar nichts zu beſtellen,
Antwort, ſprach ſie, bringt ihr ſelbſt.

Schaut nur, wie der Rappe dampfet,
Schäumt und mit den Hufen ſchlaget,
War, weiß Gott! ein braver Ritt dieß,
Zwanzig Maravedis werth!"

„Pflegt ihn gut und ſeinen Renner,
Wie's ſo wackre Reiter werth ſind,
Und der Bothe meiner Dame,
Der ich treu-ergeben diene."

6.

„Pedro, Pedro, ſchnell den Braunen!
Geyer, ſollſt es theuer zahlen,
Daß du meine Turtel ſchreckſt!

Den Alvaro de Ribera,
Euch vertrau' ich dieſe Scharen,
Führt ſie ſtets zu Sieg und Ehre,
Die Geleiter ſind ja längſt ſchon
Fremd nicht euch und eurem Hauſe.
So viel Siege zählt Hiſpania,
So viel Lorberkränze hängen

In dem Hauſe der Ribera,
Und nicht minder als den Nahmen,
Habt ihr Kraft und Muth geerbet
Von der Ahnen Heldenſchar.

Pedro, Pedro, ſchnell den Braunen!
Geyer, ſollſt es theuer zahlen,
Daß du meine Turtel ſchreckſt!

Doch nicht Kraft und Muth alleine
Ziemt dem Führer. Klug, bedachtſam
Muß er ſinnen, wie er immer
Schaden füge ſeinen Feinden,
Muß am Mark ihm immer zehren,
Bis er ſchwach und immer ſchwächer
Toll ſich ſtürzet in Gefahr.

Ruhig muß der Feldherr bleiben,
Wie die freud'ge Schlacht auch winke,
Nie darf ihn die Wuth erfaſſen,
Denn der offne Blick verdunkelt
Vor dem Drang des wilden Strebens,
Schaut nicht die Gefahr, die drohet,
Und Verderben bringt den Seinen.
Was den niedern Krieger ehret,
Bringt dem Führer nimmer Ruhm.

Pedro, Pedro, ſchnell den Braunen!
Geyer, ſollſt es theuer zahlen,
Daß du meine Turtel ſchreckſt!

Ringet Ritter gegen Ritter
Auf der Stechbahn, wie im Kriege,
Und die Roſſe muthig ſchnauben,
Schwert ſich gegen Schwert erhebet,
Lanze gegen Lanze luſtig
Rennet, bis die Splitter ſpringen:
Sünde wär' es, ew'ge Schande,
Wollte Liſt, nicht Kraft da ſiegen.
Solchen Ritter werth ich halte,
Daß man Sporne ihm und Degen,
Und das Roß, das edle, nehme,
Und ins Angeſicht ihn ſchlage
Vor den Rittern und den Damen. —
Doch im Kampfe gen die Heiden
Iſt die Schlauheit nicht entehrend;
Wer durch ſchnöde Liſt will ſiegen,
Sey auch ſchnöd durch Liſt beſieget;
Ja nicht würdig ſind die Heiden,
Daß im Ehrentod ſie fallen
Durch des edlen Ritters Schwert!

Pedro, Pedro, ſchnell den Braunen!
Geyer, ſollſt es theuer zahlen,
Daß du meine Turtel ſchreckſt!

Und auch ihr, bewährte Krieger!
Werdet's nimmer, nimmer dulden,
Daß die Mohren eurer ſpotten,
Und des Herren, dem wir dienen,
Und der Dame, der wir treu.

Wenn die wilden Schwärme kommen,
Müßt ihr wurzeln wie die Eichen
In der Erde, nimmer weichen.
Decket mit dem Schild die Bruſt euch,
Mauern ſo aus Erz euch bildend,
Daß daran die Kraft des Feindes
Und ſein Hoffen bald erlahme. —
Faſſet ſcharf den Feind ins Aug' dann,
Schleudert freud'gen Muth's die Lanzen,
Wenn ſie ſplittern, raſch die Schwerte!
Feſt ſey Mann an Mann gefeſſelt,
Denket, gegen wen ihr kämpfet,
Und für wen das Schwert ihr zieht!

Doch vor allem ſeyd gehorſam
Jedem Winke eures Führers,

Frucht und Ruhm bringt dieß dem Heere.
Wenn empört die Wogen wüthen,
Loßgelaſſ'ne Wellen brauſen,
Reißen Felſen ſie vom Ufer,
Und entwurzeln Eichenwälder,
Doch ſie dämmen ſo ſich ſelber,
Brechen ihre Kraft daran.

Pedro, Pedro, her den Braunen!
Geyer, ſollſt es theuer zahlen!
Daß du meine Turtel ſchreckſt!"

7.

Einſam ſaß bey Mondenſchimmer
Donna Sancha in der Laube,
Sinnend griff ſie in die Saiten,
Dachte ſehnend an Rodrigo,
Sang ſie ſehnend von Rodrigo;
Nachtigall verſtand die Töne,
Antwort gab ſie ſtiller Liebe,
Flüſternd lauſchten ihrem Liede
Alle Bäume, alle Blüthen,
Leiſer plätſcherte der Springbrunn,
Leiſer floß Quadalquivir:

„Stille Wogen, ſtille Wogen,
Süßen Sehnens treues Bild!
Kommt von Süden hergezogen,
Wo er weilt ſo treu und mild.

Könnt ich ſo wie ihr jetzt eilen,
Wo mich Liebe ſehnend zieht,
Ohne Ruhe, ohne Weilen
Ging es hin zum ſchönern Süd.

Wär' wie ihr von dort nicht zogen,
Wo er weilt ſo treu und mild.
Stille Wogen, ſtille Wogen,
Süßen Sehnens treues Bild!"

6.

„Donna Sancha, Donna Sancha!
Wenn's euch ſo zum Süden ziehet,
Nun ſo folgt mir heim zur Vega,
Wo es freudig glüht und blüht.

Draußen an der Gartenmauer
Harren zwey arab'ſche Renner,
Sollen uns zum Süden tragen,
Wo es freudig glüht und blüht.

Warum weinet ihr Senora?
Ach mißkennt nicht meine Liebe,
Alles muß ſie thun und wagen,
Darf als Frevel nichts erkennen,
Wenn ihr Alles iſt der Preis."

Spricht alſo der Mohrenritter,
Weinend ſinket ohne Worte
Donna Sancha hin zur Erde,
Raſch ergreifet ſie der Heide,
Schwingt ſich ſammt der holden Beute
Über Zaun und Gartenmauer
Flink hin auf die flinken Roſſe —
Hui! wie jagt der Mohr davon!

9.

„Schlechter Räuber, ſollſt den Frevel
An der Braut mir ſicher büßen,
Sollſt im Graſe blutend liegen,
Wie dort bleich die Holde lieget;
Dieß verſpricht Rodrigo dir.

Wärſt du ſo wie ich bewaffnet,
Müßte gleich der Kampf beginnen,
Wie im Finſtern du gefrevelt,

Müßteſt du im Finſtern fallen,
Sühnend dieſe Heidenthat.

Aber nicht wie ſchnöde Mohren
Überfallen Chriſtenritter
Unbewaffnete im Finſtern.
Drum zieh' heim in deine Burgen,
Und verkünde Trauer dort!

Denn am ganzen Mohrenlande
Räche ich die That des Einen.
Schlecht wie du ſind deine Brüder;
Nennſt dich ein Abencerrage,
Und verübeſt ſolche That!

Wenn bey euch an ſtolzer Ceder
Sproſſen alſo dürre Zweige,
Reifet Gift am niedern Strauch.

Darum ſchwör' ich bey der Jungfrau:
Will nicht eher Raſt mir gönnen,
Und will eher nicht als Gattinn
Die geliebte Braut umarmen,
Bis mir nicht Granada ſinket,
Bis mir nicht Abdalla dienet
Statt des niedrigſten der Knechte,

Bis nicht Zaida's Leib genoſſen
Der Geringſte aus dem Heer!

Doch vor allem will an dir erſt
Der Verlobten Raub ich ſtrafen;
Fodre dich zum Kampf als Ritter.
Eh' drey Tage ganz verfloſſen,
Stellſt du dich zum blut'gen Spiele
Vor die Thore von Sevilla;
Wo die böſe That verübt ward,
Sey der Thäter auch beſtrafet.
So will ich für meine Dame
Kämpfen vor dem ganzen Volke." — —

Stille zog der Mohr davon.

10.

Kniet nun ſtill bey ſeiner Dame
Don Rodrigo, ſehnlich harrend
Eines zarten Liebesblickes.
Ach, geſchloſſen iſt das Aug'.

Mild entfleußt ihm eine Thräne,
Fällt auf ihre Seidenwimper,
Auf den Liebesbronnen thauend;
Dankend blickt die Braut ihn an.

Scheu und bebend, hochentzückt
Küſst er ihre bleiche Wange;
Züchtig wehrt ſie ab — und küſſet,
Wie ſie wehrt, ihn unbewuſst.

Selber führt er dann Orelia
Seiner Dame vor, und hebet,
Statt des Pagen freudig dienend,
Auf das Roſs ſie neben ſich.

Und bey roſigem Ertagen
Reiten fürder nach Sevilla,
Wie zur frohen Hochzeitsfeyer,
Fröhlich Braut und Bräutigam.

11.

Blankgerüſtet ſteht der Ritter
Von des Kampfes Luſt getrieben,
Von der Liebe Blick gehalten;
Bebend reicht ihm die Geliebte
Eine Schärpe; ihre Thränen
Glänzen drauf — die ſchönſten Perlen —
Glühend ſaugt ſein Mund die Kühlung,
Glühend ſaugt von ihren Lippen
Feuer wieder ſich ſein Kuſs.

„Dieſe Schärpe traget fürder
In noch vielen tapfern Kämpfen,
Wenn für euren Gott ihr ſtreitet,
Und für eurer Dame Ehre.

Mög' ſie nie geröthet werden
Als vom böſen Heidenblute,
Nie ſie and're Thränen netzen
Als des Sieges Freudenthau.

Wenn ihr ſie im Kampfe traget,
Mög' euch der Gedanke ſtärken,
Daß die Hand, die ſie geſticket,
Jetzt zu Gott für euch ſich hebt.

Mög' euch der Gedanke ſtärken,
Daß auch unſre Herzen alſo,
Wie die Nahmen hier, verſchlungen,
Unzertrennbar ſelbſt im Tod.

Wenn ihr — — fort du grauſe Ahnung! —
Wenn ihr von dem eignen Herzblut
Röthet dieſe blaue Schärpe,
Und verblüht im Lenzesglanz:

Ja ſo ſchwör' ich euch, Rodrigo,
Wird an eurem Grab ſo lange
Eure Witwe weinen, bethen,
Bis auch ihre Blume bleicht!"

„Nein Geliebte, reich an Gnade
Iſt der Herr, verleihet gütig
Freudenthränen ſeinen Treuen!
Nun lebt wohl!"
„Herr ſey mit ihm!"

12.

Ritter, Damen, Greiſe, Kinder
Ziehen aus Sevillas Thoren,
Ritters Kämpfen mit dem Mohren
Drängt zu ſchauen ſich die Schar.

Auf dem weiten, grünen Platze
Sind viel tauſend hohe Sitze
Eng im halben Kreis gereihet,
D'rauf die wunderſchönen Damen,
Reich und feſtlich ausgeſchmücket
Wie zu luſt'gem Ringelrennen,
Wie zu muth'gem Stiergefechte.
Hinter ihnen ihre Ritter,
Jeglicher die Farbe tragend,

Die ſich ſeine Dame wählte,
Spähend ängſtlich ihres Winks.

Immer ſtrömen neue Haufen,
Kaum erfaßt der Platz die Menge;
In den Straßen von Sevilla
Iſt es ſtille, öd' und leer.

Ha! was wenden ſich die Blicke
Alle plötzlich hin zum Thore?
Wie ein Blitz fährt das ſo ſchnelle,
Still auf einmahl wird das Volk.

Don Rodrigo de Mendoza
Stolz auf ſeinem hohen Braunen,
Schön in blanker Rüſtung ſtrahlend,
Nah't mit ſeinen treuen Rittern.
Muthig ſchaut er in die Menge,
Muthig, freudig ſchnaubt Orelia,
Trotzig winkt der weiße Helmbuſch,
Schild und Lanze, ſpiegelhelle,
Blinken luſtig in der Sonne,
Und das Schwert an ſeiner Seite
Drohet Tod dem Sarazenen;
Doch des Anblicks Größe mildert
Sanft der Schärpe Himmelblau.

Freudig jauchzt ihm zu die Menge,
Und er reitet dreymahl ſtille
Mit geſenktem Haupt und Lanze
In dem Kreiſe ſammt den Rittern,
Stellet ſich des Gegners harrend
An des Platzes obres Ende,
Schauet ruhig um ſich her.

Ferne blinkt's aus Staubeswirbel,
Wie die Sonne aus den Wolken —
Wildes Rufen, freches Jauchzen,
Abdalrahman ſprengt heran.

Blau mit Silber ſeine Rüſtung,
Von Topaſen und Smaragden
Prächtig in der Sonne glänzend,
An dem Turban die Demanten
Wie am goldnen Griff Zinora's,
Seines Damaſcener-Degens.
Tiefbedeutend iſt ſein Sinnbild
— Eigen allen Bencerragen —
Iſt ein Löwe, den gefeſſelt
Eine Schäferin, darunter
Seht geſchrieben: Sanft und ſchrecklich.

Ihn geleiten fünfzig Ritter,
Alle ſind Abencerragen,

Alle tragen gleiche Rüſtung,
Gleiches Sinnbild und Deviſe,
Jeden trägt ein ſchwarzer Renner
Aus arab'ſchem Edelſtamme.
Auch die Mohrenritter reiten
Dreymahl grüßend rings im Kreiſe,
Stellen ſich dann ruhig harrend
An des Platzes untres Ende —
Don Rodrigo, Abdalrahman
Legen ihre Lanzen ein.

Wie das Zeichen tönt zum Kampfe,
Hui! wie fliegen da die Beyden
An einander mit den Lanzen!
Beyde wenden dann ſich künſtlich,
Daß der Stoß vorübergleitet,
Kehren wieder, fliehen wieder,
Abdalrahmans Lanze ſplittert,
Don Rodrigo wanket — zielet.
„Gut getroffen, kühner Ritter!„
Schnöder Heide, liegſt im Staub."

„Schnell Zinora, ſchnell Zinora!
Rächen ſollſt du dieſe Schande."

Aus der Scheide blitzt der Degen,
Don Rodrigo ſchwingt vom Pferd' ſich,

Schild drängt gegen Schild ſich kräftig —
Wie die Degen Funken ſprühen!
Eingewurzelt, feſtumſchlungen
Ringen beyde Rieſenkämpfer;
Keiner weichet — beyde wenden
Von einander jetzt das Antlitz
Mächtig ihre Degen ſchwingend —
„Gut getroffen, Don Rodrigo!"
Schwarz entquillt das Heidenblut.

„Nun Zinora, nun Zinora!
Sollſt du rächen mir mein Herzblut."

Blitzt Zinora, fällt Zinora.

„Gott ſey ſeiner Seele gnädig!"
Ruft Sevillas ganzes Volk.

„Brav Zinora, brav Zinora!
Haſt mir Schmach und Blut gerochen."
Ruft alſo der Mohrenritter,
Jagt mit ſeiner Schar davon.

Ritter, Damen, Greiſe, Kinder
Ziehen in Sevillas Thore,
Ritters Kämpfen mit dem Mohren
Sahen ſie, und weinen laut.

13.

„Seht ihr dorten, frommer Pilger,
Wo die Sonne jetzt erlöſchet,
In dem ſtillen Lorberwäldchen,
Wo Quadalquivir ſo traurig
Flieſſet zwiſchen Thränenweiden,
Dorten ſteht Capell und Grabmahl
Jenes braven Mohrenzwingers,
Das ihr ſucht um dort zu bethen.
Wenn ihr länger dort verweilet,
Könnt ihr ſeine Braut auch ſehen.
Jeden Abend, wenn ſchon alles
In Sevilla ruhig ſchlafet,
Kommt die treue Braut und bethet,
Weinet an des Lieben Grabe.
Viele, viele Jahre ſind ſchon
Seit dem Unglückstag verfloſſen,
Wo der böſe Mohrenritter
Don Rodrigo hat bezwungen.
Viele, viele Freyer kamen,
Reich, und herrlich anzuſchauen,
Warben lang um Donna Sancha,
Aber alle zogen wieder
Ohne Gattinn in die Heimath.
Fromm hat ſie den Herren ſelber
Sich zum Bräutigam erkoren;

Morgen wird ſie von dem greiſen
Ohm, dem frommen Biſchof Nugnez
Angetraut der ew'gen Liebe,
In der Kirche bey Sanct Jakob
Könnt ihr ſchau'n das Hochzeitsfeſt."

Seinem Führer dankt der Pilger,
Schreitet ſtille mit der Sonne
Zur Capelle und dem Grabe,
Senkt die Knie, bethet reuig
Für des Frühgefallnen Heil.

14.

„Donna Sancha, Donna Sancha!
Kennt ihr nicht mehr dieſe Züge?
Jahrelanger Schmerz und Reue
Haben früh mich ſo verzehrt."

„Abdalrahman!"
„Nicht mehr alſo!
Mond iſt mir in Nacht zerfloſſen,
Knie nun vor der Kreutzesſonne
Freudig liebend, reuig weinend,
Pönitens bin ich geheißen.
Bin von Land zu Land gezogen,

Und vor jedem Gnadenbilde
Dacht' ich reuig meiner Sünden,
Was am Herren ich gefrevelt,
Und an euch und dieſem Todten; —
Bis der Schmerzensquell erthaute,
Und in Thränen weggefloſſen,
Heilend an des Heilands Grabe.
Und zu dieſer Stätte zog's mich,
Und an dieſer Stätte hab' ich
Ruhig und entſühnt gebethet,
Denn wo ihre Qualen ſchweigen,
Iſt die Hölle auch gewichen.
Und auch euer Blick iſt milde,
Und verſöhnet und erquicklich,
Wie es ziemt der Himmelsbraut.

Drum zieh' morgen ich, wie ihr, auch
Freudig ein in heil'ge Mauern;
Mög' der Herr uns dorten gnädig
Frieden, Liebe, Troſt verleihen,
Bis in Ihm wir ſtill entſchlafen,
Und in Ihm erwachen."
„Amen!"

Aloys Jeitteles.

Romanze vom Birnenbaum.

(Nach einer Schweizer-Melodie.)

Dort unten auf der Au',
Dort ſteht ein Birnenbaum, —
Birnenbaum, — trägt Laub.

Was iſt denn an demſelben Baum?
Ein wunderſchöner Zweig.
Zweig an dem Baum,
Baum in der Erde.
Dort unten u. ſ. w.

Wer ſteht denn unter ſelbem Baum?
Jung Weib mit holdem Kind.
Kind unter'm Zweig,
Zweig an dem Baum,
Baum in der Erde.
Dort unten u. ſ. w.

Was klagt und weint dasſelbe Kind?
Die Mutter läßt's und flieht.
Helf' ihm, o guter Gott!
Send' ihm ein Elternpaar!
Gott über'm Kind,
Kind unter'm Zweig,
Zweig an dem Baum,
Baum in der Erde.
Dort unten u. ſ. w.

Wer kommt an ſelbem Baum vorbey?
Ein reich geſchmückter Herr!
Der ſieht die Mutter, die er ließ,
Der ſieht das Kind, ſein eigen Blut,
Nimmt die Verlaſſ'ne zum Gemahl,
Und nimmt das Kind als ſeinen Sohn.
Gott waltet ſtets!
Gott über'm Kind!
Kind unter'm Zweig,
Zweig an dem Baum,
Baum in der Erde.
Dort unten u. ſ. w.

F. Treitſchke.

II.

Oden.

Das Traumbild.

In dem Schatten des Thals, wo ſich der Silberbach
Sanfter rauſchend ergießt, lag ich; da ſtimmte mir
Thränenlächelnd die Wehmuth
Leiſern Tones das Saitenſpiel.

„Du, dem Herzen vertraut, ob auch dem Munde fremd,
Du, mein flammender Wunſch! Mädchen, das ewig hold
Mit Begeiſterungswonne,
Wo ich wandle, mich hell umſchwebt!

Soll mein Auge dich nie, Engel des Lichtes, ſeh'n?
Nie an bebender Bruſt beben die deinige?
Dich Gefährtinn zu grüßen,
Iſt der Himmel zu ſelig mir?

Sprich, wo weileſt du jetzt, Hälfte der Seele du?
Welch azurner Olymp glänzet dir wolkenlos?
Welcher Glückliche trinket
Deinen duftenden Athem jetzt?

Hängt dein kindliches Herz ganz an der Mutter noch?
Hüpfſt du ſorglos im Kreis ſüßer Geſpielinnen?
Schwebſt geflügelten Tanzes
Mit den Trauten die Wieſe hin?

Pflückeſt Blumen der Au, golden und ſilberhell,
Zum unſchuldigen Spiel, kränzeſt die Freundinnen?
Krönen lächelnd ſie ſelber
Dich mit Roſen zur Königinn?

Oder lernet vielleicht ſchwellend dein Buſen ſchon,
Und verbirgt ein Gefühl, deſſen Erfüllung dir
Nicht die Mutter gewähret,
Nicht der Kuß der Geſpielinnen?

O, dann fliehet fürwahr, flieht das gereiftere
Mädchen gern das Gewühl, ſuchet nur Einſamkeit,
Ihren Schatten vertrauend,
Was ſie weislich der Welt verſchließt.

Ach! die ſtillere Flur wallt ſie ſo gerne dann!
Folgt der Krümmung des Bachs, ſtaunet die Wellen an,
Lächelt, blicket gen Himmel,
Und die Thräne der Sehnſucht rinnt.

Ha, da floß ſie! und wem? Zauberte Fantaſus
Ihr mein zärtliches Bild? Wehte der Weſte Hauch
Ihr den Seufzer entgegen?
Kann die einſame Thräne mir?

Ja, mir ward ſie geweint! Wonne, die Thräne mir!
Dank dir, feurigen Dank! Doch, zu empfindſames
Mädchen, zähme den Kummer,
Sieh, bald einet das Schickſal uns!

O des Göttergefühls, wann wir zum erſten Mahl
Uns umſchlingen, und ſchnelle küſſen den Feuerkuß,
Kaum die Lippe noch ſtammelt
Und in Zähren das Auge ſchwimmt!

Wenn wir feſtlich den Bund, welchen die Liebe ſchwur,
Reiner Sitte getreu, uns zu beſeligen,
Am Altare verſiegeln;
Dann umblüht uns Elyſium! —"

Alſo ſang ich; vor Luſt glitt mir die bebende
Hand die Saiten hinab; rückwärts das Haupt gelehnt,
Sank vor ſüßer Betäubung
Mir allmählig das Auge zu.

Schnell vernahm ich des Schlafs säuſelnden Flügelſchritt,
Und der lächelnde Traum ſchwang ſich, wie Elfen leicht
Aus der Wolke hernieder,
Und begrüßte mit Bildern mich.

Fern auf ſilberner Fluth ſah ich im Abendroth
Einen wankenden Kahn; Weſte beflügelten
Mit verſammelter Kraft ihn,
Näher ſchwebt' er und näher mir.

Wunderſames Geſicht! Sehet, ein Mädchen ſaß
In dem plätſchernden Kahn. Schön, wie ein Mayentag,
Ernſt in Lächeln verſchmolzen,
Blüht' ihr liebliches Angeſicht.

Um den reitzenden Leib floß ihr der Unſchuld Kleid,
Ihre wallende Bruſt hüllet' ein Silberflor,
Und in loſem Geringel
Flog, der Zephyre Spiel, ihr Haar.

Jetzt, von Amorn gelenkt, ruhte der leichte Kahn.
Jetzo trat ſie an's Land, reitzvoll und ſittig, wie
Kypris, als ſie die Muſchel
An das lauſchende Ufer trug.

Meinen trunkenen Blick feſſelt' Erſtaunen noch;
Schnell ergriff ihr die Hand einer der Göttlichen,
Führte lächelnd, o Wonne!
Mir entgegen die Grazie.

Da erkannten wir uns. „Freundinn der Seele, du?" —
„Süßer Jüngling, du hier?" — In die Umarmung zu
Stürzen, ſtreckt' ich den Arm aus —
Ach! da floh mich der falſche Traum.

Ängſtlich ſchaut' ich umher, ſah mich im einſamen,
Tiefer ſchweigenden Thal. Abend umdüſterte
Die Gefilde; durch Wolken
Flimmt' erſterbendes Mondenlicht.

Und ich taumelt' empor; tiefer durchſchauerte
Schwermuthsvolles Gefühl jegliche Nerve mir,
Heißer rollte die Thräne —
Schweigend wankt' ich der Hütte zu.

J. H. Dambeck.

Ihr letzter Kuß.

Zittre, du ſterbender Blick, dich badend in volleren Tropfen,
Der noch zögernd verweilt, eh' der Erinn'rung er fließt.
Hauche, du pochendes Herz, aus deinen tiefeſten Tiefen
Nur die Seufzer herauf, die dir beengen die Bruſt.
Immer noch ſchwebet der Kuß auf den verlangenden Lippen,
Der bey der Trennung mein Glück mir, und mein Unglück geſagt,
Den ſie geſogen in ſich, wie Roſen die weſtlichen Strahlen,
Wo ſich dann Blättchen und Blatt ſchließet im Taumel der Luſt.
O ich fühlte, wie ſich die Seele langſam heraufzog,
Bis die Verwandte ſie fand, harrend im feſteren Druck,
Fühlte, wie raſcheren Flugs ſie in einander verfloſſen,
Eins nur wurden für itzt — Eins, für die Ewigkeit ſchon.
Und da thauete ſtill aus ihrem ſchimmernden Auge
Eine Thräne herab, ſank in der Lippen Verein.
Schnell ſog die Hälfte ich ein, und ſie das andere Tröpfchen,
Wähnend, der kühlende Trank löſche die Gluthen des Mund's:

Aber kein menſchliches Wort wird je die Bitterkeit nennen,
Die in dem Tropfen ſich barg, die nun uns Beyde verzehrt:
Schnell verwiſchte das Roth ſie von den bebenden Lippen,
Wie die Blume der Flur unter dem Mehlthau verwelkt.
War uns die Wonne gemein, ſo ſoll' es nicht minder de Schmerz ſeyn, —
Doch für den Augenblick Luſt, Jahre und Jahre des Leid's
Jahre? — was ſind ſie für uns? — Bald nahet der Engel de Todes,
Küſſet die Seele uns wach, wach aus dem Grabe de Leib's; —
Und war der Kuß, den die Trennung gebahr, ſchon himmli Entzücken,
Was muß derjenige ſeyn, der uns dann wieder vereint?

J. P. C. Graf v. Sermag

Tſchokonais Geſang (*).

Rauſche nicht, Woge des Stroms, aus Deutſchlands heimiſcher Quelle!
Höre den Bardengeſang!
Stürme nicht, Wind, ins fallende Laub des trotzenden Bakon (**),
Horch! der Sänger beginnt!
Hört ihr die Nachtigall nicht, von tauſend Sängern umſchwirret,
Iſter, Tibiscus?
Beugen doch Saaten die Kron', und ſäuſeln mit dem Geſange,
Den der Barde dort ſingt.
Heerden entrinnen der labenden Trift. — Es ſaugen die Horcher
Jeden entgleitenden Ton.
Saht ihr die Jünglinge nicht am weichen Arme der Mädchen
Wallen zum trefflichen Lied?

(*) Tſchokonai iſt ein claſſiſcher lyriſcher Dichter meines Vaterlandes; nur zu frühe für daſſelbe verblüht.

(**) Ein großer Wald in Ungern.

Nicht das erröthende Weib aus Hymens bräutlichem Torus,
Trunken von dem Geſang?
Saht ihr nicht bärtigen Vätern der Flur entſtürzen die Thräne,
Schwimmen auf männlicher Bruſt?
Immer höret mein Ohr die ſüßen Lieder der Liebe
Aus des Lieblichen Mund;
Immer tönen mir noch des Barbytons goldene Saiten,
Wie der Mara Geſang. —
Ach, er lebet nicht mehr! Am Grabe duften die Veilchen,
Unter dem Graſe verſteckt,
Und Harmonika's ſchmelzender Ton verkündet den Schatten,
Der den Hügel umſchwirrt.

Karl Anton v. Gruber.

An Sined.

Heil ihm, dem braven deutſchen Manne!
Heil dir, des Vaterlands Sänger! Sined!
Hölty.

Im Schatten der zitternden Pappel,
Umhüpfet von zirpenden Heimchen,
Bey ſchweigenden Blättern der Lauben:
Da ſaß ich gedankenvoll in mich gekehrt.

Mir tönten entgegen Geſänge,
Von iriſchen Harfen begleitet:
Die männlichen Saiten erklangen,
Und huben den ſchlummernden Barden empor.

Du ſangeſt mir, Oskars Erzeuger,
Die höchſten Gefühle des Mannes:
Da ſtieg mir die feurige Röthe
In's Antlitz, und Thränen entſtürzten dem Aug!

Ich hörte die klopfenden Herzen
In Starno's mordbrütenden Hallen:
Sah zitternd die Söhne des Todes
Umſchleichen den Fremdling bey düſterer Nacht (*).

Ich bebte beym Kampfe mit Lochlin,
Rief wallenden Geiſtern von Kromlach,
Den Söhnen des ſtreitenden Fingal,
Den Helden aus Morven, ach! ängſtlich oft zu.

Es fallen die Splitter der Schilde,
Vom Kampfe der mächtigen Führer:
Weh! — Hilfe dem Spender der Muſcheln!
Es drohet dem König von Ardven der Tod!

Nun ſtürzet der trotzige Swaran,
Und wälzt ſich im rauchenden Blute:
Tief haftet der Speer in dem Herzen;
Ich rufe begeiſtert: Mein Fingal, du ſiegſt! —

Nur deine Geſänge, mein Sined!
Erzeugen die Stimme von Kona,
Beym ſäuſelnden Wipfelgeflüſter;
Sie wehen mir Lüſte von Tura noch zu.

(*) Anſpielung auf die bekannte ſchöne Epiſode in Oſſians Fingal.

Ich glaube die Harfen von Selma
Zu hören bey ſtilleren Nächten,
Wenn mitten im Kreiſe der Starken
Freund Sineds die flammenden Saiten berührt.

O ſtößen zum Herzen des Deutſchen
Die tugenderweckenden Lieder!
O drückte der männliche Buſen
Den göttlichen Sänger **Thereſens** ans Herz!

Karl Anton v. Gruber.

Note. Dem aufmerkſamen Leſer oſſianiſcher Geſänge iſt das Gedicht an Sineds verſtändlich genug. Den weniger mit dieſen Geſängen Vertrauten kann man ſagen, daß **Oſkars Erzeuger** Oſſian ſelbſt, **Kromlach** ein Berg, der **Spender der Muſcheln**, der **König von Ardven** Fingal, und **die Helden aus Morven** deſſen Krieger ſeyen. Unter dem **Kampfe mit Lochlin** werden Swarans Scharen, die gegen Fingal ſtritten, verſtanden. **Die Stimme von Kona** iſt Oſſian, und die **Harfen von Selma** deuten auf Fingals Barden.

An Conſtantia (*).

Immer nahen wir dir mit dem Gruße der Liebe, Coſtanza;
Heute beflügeln ihn noch Wünſche der kindlichen Bruſt.
Zärtlicher Ungeduld harrten wir deinem frohen Erwachen,
Dir zu biethen den Kranz, welchen die Dankbarkeit wand.
Aus den Blüthen des Haines und Blumen des Ährengefildes.
Singend flochten wir ihn — unſer Gefühl war Geſang! —
Als die roſige Frühe vom flüchtigen Schlummer uns weckte,
Und der gefeyerte Tag, der dich ins Leben geführt,
Nun an Oſtens Geſtaden, im magiſchen Tanze der Horen,
Amaranthenumkränzt, freudig herauftrat, von uns
Lautes Entzückens begrüßt. Ach! war er nicht ſeliger Zeuge
Jenes ſtilleren einſt, welches die Mutter empfand,
Deren Schooß du entblütheſt, die holdeſte Blume des Lebens?
Jenes innigern, das Müttern der Himmel nur gönnt,
Als nun, zärtlicher Huld, ſie ſchweigend und ſinniges Ernſtes
Weilt' auf deiner Geſtalt, nicht mehr gedenkend des Kampfs,
Den, im Moment der Geburt, gekämpft mit dem Tode das Leben,
Reich belohnt durch den Sieg? Sah er die Zähre nicht auch

(*) Mit Vergnügen übernahm es der Dichter, in dieſem Weihgeſange die zarten Empfindungen einer würdigen Familie auszudrücken, welche dieſer anſpruchloſen, großmüthigen Wohlthäterinn ihr häusliches Glück verdankt.

Jenes wonnigen Dankes, welche dem liebenden Gatten
Hell die Wimper bethaut', als er, vom Vater-Gefühl
Wunderbarlich ergriffen, vom Schooße der Mutter dich aufhub,
An ihr ſchlagendes Herz zärtlich dich legt' und dann ſprach:
Theure, gefällt es dir, laß uns die Tochter Conſtantia nennen
Standhaft im Guten, wie wir ſind in der Liebe, ſey ſie! --
Heil ihm! ſchon damals vergönnt' ihm der Himmel die Vorempfindung
Deſſen, was du bald wardſt! Heil uns, wir ſeh'n ſie erfüllt!
Unter die Blumen, mit welchen die Charis die Wiege dir ſchmückte,
Barg ſie der Gaben ſo viel, die dich beglücken und uns!
Gerne möchten wir ſie der heiligen Lyra vertrauen,
Und was tief in der Bruſt, Freundinn, ſo mächtig uns tönt,
Liebe, Verehrung und Dank, und Wunſch und kindliches Flehen
Deinem ſtillen Verdienſt, deiner Erhaltung geweiht!
All' die Empfindungen, die, gleich Altarflammen, im ſüßen
Dufte des Opfers, das Gott einzig gefället, zum Thron
Seiner Vergeltungen, aus den Tiefen der Seele ſich heben!
Aber, Theure, verzeih! nimmer vermögen wir das!
Denn wie, Woge die Woge verdrängend, der ſchwellende Strom ſtürzt,
So überwältigt Gefühl, fluthend, Gefühl in der Bruſt.
Nein, wir vermögen es nicht! nur ſagen, Conſtantia, mögen's
Thränen im freudigen Blick; ihnen verſtummet der Laut!

Karl Julius Fridrich.

III.

Sonnette.

Die beyden Kränze.

An
Demoiſelle Antonie Adamberger;
bey Uebersendung des Drucks vom Trauerſpiele:
Der Brautkranz.

Zwey Kränze ſind, die ſtrahlen durch das Leben.
Der Brautkranz wird auf eb'ner Flur gefunden.
Im Wonnemond, in feſtlich-heil'gen Stunden,
Setzt ihn das Mädchen auf ſein Haupt mit Beben.

Wo Felſen ſteil empor zum Himmel ſtreben,
Läßt ſich entfernt des Ruhmes Kranz erkunden.
Mit Blumen iſt der Lorber nicht durchwunden,
Doch gnädig ward ihm dauernd Grün gegeben.

Den Kranz, der hold um Naldi's Tochter lag,
Zerſtörte wild parteyiſch Wuthgedränge,
Da fleht für ihn, — erfleht ihn Dir die Menge.

Verwandelt ſteigt er aus dem Staub zu Tag!
Roſauren ſank im Tod der Brautkranz nieder,
Als Kranz des Ruhms wird er Antonie'n wieder.

F. Treitſchke.

An meine Leſer.

Nehmt des Gefühls lebend'gen Ausdruck hin!
Mein ſchönſtes Leben waren meine Lieder;
Und wenn mein Loos mir noch ſo nächtlich ſchien,
Aus ihnen ſtrahlt die Morgenröthe wieder.

Die dunkeln Wolken ſah ich abwärts zieh'n,
Die Wehmuth thaute auf den Sänger nieder,
Sie gab ihm Kraft, dem Leben zu entflieh'n,
Und zur Idee erhob ihn ſein Gefieder.

Hat ird'ſcher Froſt die Blumen mir verweht,
Und theilten ſich in meines Daſeyns Räume,
Nur banger Sehnſucht hoffnungsloſe Schmerzen; —

Dort blühen Sterne auf azurnem Beet,
Dort ſchmeicheln mir des Mitgefühles Träume:
Der Ton des Herzens, finde wieder Herzen. —

P. J. C. Graf v. Sermage.

Der Blume Grab.

Die Blüthe fällt und Frühlingslüfte ſingen
Der Blume Grablied, ſchwebend um die Traute,
Die einſt zu hellen Sternen duftend ſchaute,
Und nimmer kann des Duftes Opfer bringen.

Verheerend muß es Flammen nur gelingen,
Zu tödten was die Flamme ſelber bau'te;
So ſtirbt in Gluth die reine Gluthvertraute,
Den reinſten Duft zu Flammen aufzuſchwingen.

Es ſteiget aus dem Grab im Licht geboren
Das neue Leben auf zum Licht erkoren,
Die Frucht entwindend ſich dem welken Schooße.

Doch fällt auch ſie in ihrem ſchönſten Looſe,
Und muß in Kraft zur Flammen-Gruft ſich neigen,
Daß neue Blumen ihrer Gruft entſteigen.

Ph. Millauer.

Der Gruß aus dem Spiegel.

Ich trat in ihr Gemach; die Holde ſtand
Am Spiegel, zugewandt mir mit dem Rücken,
Mit goldenem Gelock die Stirn zu ſchmücken
Beſchäftigte ſich ihre Lilienhand.

Schnell iſt mein Aug' dem Spiegel zugeſandt,
Da ſeh' ich ſie mit ſeelenvollen Blicken
Den Morgengruß mir gütiglächelnd nicken,
Aus des Kryſtalles ſilberheller Wand.

O daß mir immer ſolche Huld erſchiene!
Doch ſtrenger Ernſt bewacht ſonſt ihre Miene,
Und hält mein ungeſtümes Herz im Zügel.

Ihr Bild, mir eingeprägt mit Flammenzügen,
Soll meiner Sehnſucht immerhin genügen,
Dieß lehret zart der Gruß mich aus dem Spiegel.

N. Walther.

Unbeſtändigkeit.

Schnell, mit der Freude Schwalben-Flügeln,
Um jeden Reitz der Hoffnung und der Zeit
Schwärmt auf des Frühlings Blumenhügeln,
Der Biene gleich, die Unbeſtändigkeit.

Oft ſchlüpft ſie aus dem Reich der Wirklichkeit,
Der Zukunft dunkle Thore zu entriegeln;
Selbſt — kann ſie ſich in deinem Auge ſpiegeln —
Liebt ſie den Wechſel doch, der Blum' an Blume reiht.

Die Wange in des Morgens Gluth getaucht,
Um die der Schönheit ſtille Zauber ſchweben;
Die Lippe, die den Scherz von jungen Roſen haucht:

Dein Blick der, ſieggewohnt, ſonſt keine Waffen braucht,
Von Reitz zu Reitz durchflattert ſie ihr Leben,
Und welcher Frühling kann ihr dieſen Wechſel geben?

Steigenteſch.

IV.

Elegien.

Erinnerung.

Siehe, der Abend ſinkt, die Dämmerung weichet den Schatten,
Leiſer hallet die Stadt, und die Geſchäftigkeit ruht.
Und die Straße wird leer, nur einzle dunkle Geſtalten
Wandeln verſpätet noch hin über den öderen Platz.
Aber durch Still' und Schatten rauſcht des Brunnens Geplätſcher
Lauter, und lauter tönt fernher der Wagen Geroll;
Jetzt entglimmt ſchon hier und dort ein Licht in den Fenſtern,
Nachbarlich glänzet der Schein durch die verdunkelte Luft.
Mahnend auch uns der Zeit und altgewohnter Sitte,
Wo ſich der Freunde Kreis traulich am Abend vereint.
Schon erſcheinet des Lichts geſellige Flamm' (*) und verbreitet
Mild und erfreulich ſich hin durch das erhellte Gemach.
Und die Thüre geht auf, bekannte, liebe Geſtalten
Treten grüßend herein, traun! ein willkommner Beſuch!

(*) S. Schillers Glocke.

Freundlich erkundigt man ſich nach Geſundheit und manchem Ereigniß,
Forſcht und erzählet, was jüngſt wechſelnd die Tage gebracht;
Unterdeſſen bereitet der Theetiſch ſich, und die Taſſen
Schimmern, die Gläſer darauf, zierlich in Reihen geſtellt.
Schon erbrauſet mit Macht auf des Weingeiſt's bläulicher Flamme
Siedend im Keſſel der Quell, bald iſt bereitet das Mahl.
Rings um den runden Tiſch reiht ſich die kleine Geſellſchaft
Bunt durch einander gemengt, koſend im trautem Geſpräch.
Aber die Hausfrau faßt die dunkle Kanne von Wedgwood,
Ganz in hetruriſchem Styl länglicht und edel geformt,
Gleich dem zierlichen Milchgefäß, wo aus dunkler Umgebung
Blendend glänzet die Milch, ladend zu ſüßem Genuß;
Und ſie ſtrömet den Trank vom Blatt der chineſiſchen Staude
Duftend und golden heraus; ſiehe, da ſinket der Blick
Auf das ſchöngeformte Gefäß, und ein ernſter Gedanke
An den entfernten Freund, der zum Geſchenk es verehrt,
Hemmt den Erguß geſelliger Luſt, es rührt die Erinn'rung
Mit dem verwelkten Kranz plötzlich an jegliches Herz;
Und vor jeglichem ſteht das Bild der entflohenen Stunden,
Steht die verehrte Geſtalt, ach! des vermiſſeten Freunds!
Welcher vordem wohl oft mit den dämmernden Stunden des Abends,
Vielen theuer und werth, Allen willkommen erſchien.

Edel und hoch geſinnt, wie das Haus, aus dem er entſproſſen,
Das Jahrhunderte treu wahrte des erblichen Ruhms,
Deutſch an Blick und Geſtalt, und deutſch an Geiſt und Gemüthe
Achtung gebiethend und mild, freundlich und edel zugleich;
Daß aufgehet das Herz, und klar das ſüße Gefühl wird,
Wie es dem trefflichen Mann ſicher und gern ſich vertraut.
Alſo ſtehet vor jedem Blick das Bild des Entfernten,
Und ſein Nahme, ſein Lob wird uns ein liebes Geſpräch.
In wehmüthiger Luſt, und theuren Erinn'rungen ſchwelgend
Rufen wir jeglichen Zug, jegliches Wort uns zurück,
Und verſenken uns gern mit forſchendem Blick in die Zukunft
Ob ein freundlicher Tag wieder zuſammen uns führt?

Caroline Pichler, geb. v. Greiner.

Liebe ohne Gegenliebe.

Die Nacht fliegt auf, die Sonne ſinkt,
Die Zeit vom Kelch des Schönen trinkt,
Die Blüthe fällt dem Leben ab,
Vergeſſenheit verſchließt das Grab.

Gar froſtig ziehet kalte Luft
Hinüber dieſe Erdengruft,
Und wo noch Freude ſchüchtern ſteht,
Wird ſie zerſtreut, wird ſie verweht.

Das Rauche ſchlägt mit Rieſenhand
Manch Zartes in ein Feſſelband,
Und Gut' und Schönes im Gemüth
Und Geiſterſchaffenes verglüht.

Iſt, was mein Herz ſo liebend ſpricht,
Iſt es die Menſchenſprache nicht?
Und iſt das Lied der Seelenharf'
Ein Ton, den ich nicht ſingen darf?

O Brüder, weßhalb höhnt ihr mich?
Seyd ihr nicht Menſchen, ſo wie ich?
  Ihr ſchließt aus eurem Bund mich aus, —
  Bin Fremdling in dem Vaterhaus! —

Wohl glimmt ein Strahl in meiner Bruſt,
Ein Götterſtrahl der reinſten Luſt;
  Doch glüht er einſam, unbegehrt,
  Und glüht, bis er ſich ſelbſt verzehrt.

Dann flammt der Tag, die Nacht verſinkt,
Das Herz am Quell der Liebe trinkt,
  Und aus dem Morgenroth herab,
  Thaut Ruh' und Freude über's Grab! —

P. J. C. Graf v. Sermage.

Das Abendglöckchen.

Geliebtes Glöcklein ſchalle!
Dein Ton iſt freudig laut;
Die Laſten des Tages alle
Entſchwinden bey deinem Schalle,
Töneſt, o Glöcklein, ſo traut!
Die Ruhe, die freundliche, winket,
Der goldene Abendſtern blinket,
War der Tag auch hart und ſchwül,
Der Abend iſt freundlich, iſt lieblich kühl;
Ich eile der Winkenden zu,
Leb' wohl, o Glöcklein, willkommen Ruh! —

Was ſchalleſt du, Glöcklein, wieder
Im ſchlummernden Dorfe laut?
Ruft wohl einen der Brüder
Der ewige Vater wieder?
Glöcklein, ertön' ihm lieb und traut!

Die Laſten des Tages alle
Entſchwinden bey deinem Schalle;
Ein goldener Morgenſtern blinkt,
Und Ruhe, die freundliche, winkt.
Du aber, o Bruder, der Tag war ſchwül,
Freu' dich, der Abend iſt lieblich kühl;
Schließe getroſt die Äuglein zu,
Gute Ruh! — Gute Ruh!

L. M. Weſchel.

Der Abſchied vom Leben.

Eine Trauer-Fantaſie.

Flieht eiliger ihr Lebensſtunden,
Schon iſt der Leichenkranz gewunden
Der mich im Tode zieren wird:
Dann öffnet ſich des Grabes Halle,
Die mich zum ſtillen Richterthale
Ins Land der Ewigkeiten führt.

Noch iſt des Lebens Abſchiedsfunken
Nicht ganz ins Meer der Nacht geſunken,
Noch kämpft der halb entbund'ne Geiſt;
Es kreiſen noch der Augen Sterne,
Doch ſichtbar weilt in grauer Ferne
Der Tod, der jeden Schleyer reißt.

Wie ſchaurig iſt ſein zögernd Nahen!
Ergreifend fühlt ſein Froſtumfahen
Auch ſelbſt der kalt gefaßte Held;
Es ringt der ſtolze Fürſt der Erde,
Bang ſcheidet von dem Heimath-Herde
Der Landmann aus bekannter Welt.

Und doch erquillen Wonnethränen —
Verrathen ſtill des Träumers Sehnen,
Entfaltet ſich des Todes Bild:
Mir lächeln ſeine Würger-Mienen,
Sie künden neuer Luſt Beginnen,
Das drückend itzt ein Vorhang hüllt.

Verlöſchen wird die goldne Sonne,
Doch eine immergrüne Krone
Entſchwebt des Todes leiſem Flug —
Zertrümmert ſtürzt des Ruhms Gebäude,
Des Schwelgers Luſt, des Böſen Freude,
Entſchleyert wird der Erde Trug.

So ſchaltet er am Lebensrande,
Zertrümmert Dorn und Roſenbande,
Die Vorurtheil und Noth gewebt; —
Es ſchlummert unter einer Hülle
Der Fürſt und Bettler gleich und ſtille,
Iſt ihrer Bruſt der Geiſt entſchwebt.

Drum ſey willkommen, Rettungsbruder!
Zerſplittre meines Lebens Ruder,
Erbrich das Thor der Ewigkeit;
Nicht ſchaudernd — — dankend will ich eilen,
Denn du kannſt alle Wunden heilen
Mehr als die Wunderkraft der Zeit. —

Schon weht des Kirchhofs Schauerfächeln,
Schon liſpelt mir des Todes Lächeln
Erfüllung meiner Bitte zu:
Schon will die Denkkraft aus dem Gleiſe,
Es tanzt das All im Wirbelkreiſe,
Zerſchmetternd hallt es: „komm zur Ruh!"

O trocknet eure ſtillen Zähren,
Es war mein einziges Begehren;
Ihr Edlen, wenig an der Zahl:
Bald glüht auch euch der Rettung Schimmer,
Verklärt ſchaut ihr auf Weltentrümmer,
Und theilt des Lohnes Götterſtrahl.

Verzeihung auch den Heuchlerblicken, —
Die ſich bemüht, mich zu beſtricken —
Dort, wo der Liebe Lichtglanz ſonnt;
Nie konnt' ich meine Brüder haſſen,
Mit Liebe wollt' ich ſie umfaſſen,
Und Liebe ſtraft nicht, — Liebe lohnt.

So lebt denn wohl, geprieſ'ne Auen,
Bald werd' ich jenen Hohen ſchauen,
Den laut das Weltall Schöpfer nennt! —
Dann werden die im Geiſterleben
Als Gottes Engel mich umſchweben,
Für die mein Herz im Stillen brennt.

Doch ſtill! es dröhnt im nahen Sturme
So kläglich dumpf vom Glockenthurme
Der Scheideſtunde letzter Schlag? —
Es löſen ſich die Er — den — ban — de —
Und liebevoll im Glanzgewande
Erglimmt der Wonne ew'ger Tag.

S. J. Mayer.

Sehnſucht.

Wo biſt du, die ich immer ſeh',
Und die ich niemahls ſah;
Daß ich mit dir in Luſt vergeh';
Mit dir ſo fern, ſo nah.

Dir zog ich nach mit Liebesluſt,
Dir nach von Land zu Land;
Mein Herz ſchlug nie an deiner Bruſt,
Doch biſt du mir verwandt.

In mancher ſtillen Mondennacht
Hab' ich dein Bild geſeh'n,
Wo von den Sternen angelacht
Die Roſen ſüßer weh'n.

Geſeh'n der Augen blaue Gluth
Die mir den Himmel wies;
Und deiner Locken goldne Fluth,
Des Mundes Paradies.

Und wo am Bach die Weiden ſteh'n
So heimlich und vertraut,
Da hab' ich dich im Traum geſeh'n,
In banger Luſt der Braut.

Nach jenem Hüttchen ſtill und grün,
Vom Eppich überwebt,
Nach jenem Hüttchen gingſt du hin,
Wo ſich die Primel hebt.

Und meine Arme ſtreckt' ich aus
Wie nach dem Herz der Welt;
Nach jenem ſtillen Freudenhaus,
Das du mir aufgehellt.

Doch weil mir wohl zu ſelig war
Entflohſt du weit von hier,
Und was der liebe Traum gebar,
Das nahm der Morgen mir.

Doch treibt's mich fort von Land zu Land
Nach dir, du holdes Bild,
Das ungeſeh'n, das ungekannt,
Mit Sehnſucht mich erfüllt.

Nach dir, nach dir ſtrebt Herz und Sinn
Nach deiner Liebe Blick;
Mein ganzes Leben gäb' ich hin
Für die Minute Glück.

Wo biſt du, die ich immer ſeh',
Und die ich niemahls ſah;
Daß ich mit dir in Luſt vergeh'
Mit dir ſo fern, ſo nah.

Deinhardſtein.

Nachtſtück.

Still iſt die Nacht, und dunkel wie das Grab,
Kein Stern erblinkt am hohen Himmelsbogen;
Ergreifbar finſter hängt Gewölk herab,
Und wälzet ſchwer ſich fort wie Meereswogen.
Erſtickt verliſcht der Luna Silberglut h
Im Wolkendruck, und alles Leben ruht.

Verſchwunden ſind, des Herbſtes ſtille Flur,
Das öde Feld, die blattbeſäten Auen
Vor meinem Aug'; es ſtarrt in die Natur
Hinaus der Blick, und kann ſich nicht erſchauen.
Die Freundinn, die allein dieß Herz noch weckt,
Hat feindlich mir die finſtre Nacht bedeckt.

Nichts ſoll ich ſeh'n — nichts als mein Mißgeſchick,
Auch Luna darf mir keinen Troſt mehr ſpenden!
Wohlan mein Auge! kehre dann zurück,
Nach anderm Schauſpiel deinen Blick zu wenden.
Nach einer Bruſt, wo ſchwarz wie dieſe Nacht,
Und grauenvoll, wie ſie, die Schwermuth wacht.

Doch ach! du wirſt auch dieſe nicht durchſchau'n,
Auch ſie hat dichte Dunkelheit umhüllet,
Und undurchdringlich iſt das ſtumme Grau'n,
Das ihrer Tiefen Innerſtem entquillet.
Kein irdiſch Aug', kein Späherblick erſieht,
Was in ihr blutet, und in Schmerzen glüht.

Undurchgeblickt ſoll ſie des Schickſals Schluß
Und ſeine Bürden ohne Murren tragen,
Bis eingelullt vom böſen Geiſterkuß
Das Herz und ſeine Pulſe nimmer ſchlagen,
Und ſo am Ziel, vom Pilger müd' erreicht,
Des Lebens Nacht dem ew'gen Morgen weicht.

K. A. Schneider.

Der Spatziergang am Morgen.

Horch auf! die Glocke ſchlägt! es ruft der Hahn,
Die Schwalbe zwitſchert fröhlich im Gemäuer,
Und durch des Morgens grauen Nebelſchleyer
Haucht ſchon ein warmer Strahl die Fenſter an,
Und mählig ſtärker — höher wird der Schimmer,
Ein leichter Purpurſchein durchwallt das Zimmer.

Ich muß hinaus — hinaus in Flur und Au,
Des Herzens Bürde will ich dort entladen,
Die Glieder in den Morgendüften baden,
Und baden meinen Geiſt in Blumenthau;
Des Lebens erſte Blüthen will ich pflücken, —
Und gleich dem Kinde mir die Locken ſchmücken.

O ſüße Jugend! himmelvolle Zeit,
Da nichts den hohen, ſchönen Glauben ſtörte,
Als ahnend ich der Mutter Mährchen hörte,
Und ſinnig ſelber Bild an Bild gereiht;
Da web ſich eine Welt in meinem Buſen,
Und Lieb' und Unſchuld waren meine Muſen. —

Ich muß hinaus! — ein Kind — ein frohes Kind
Mich dieſer wunderreichen Erde freuen!
Der Jugend Träume will ich mir erneuen,
Die oft das Höchſte unſers Daſeyns ſind!
Das All will ich mit freyem Blicke meſſen,
Und im Unendlichen mich ſelbſt vergeſſen.

Wie ſchön iſt es um mich, — wie göttlich ſchön!
Im weißen Dufte liegt die weite Gegend,
Ein leiſes Athmen ſäuſelt ſanft bewegend
Durch Flur und Au, durch Wald und Tannenhöh'n,
Und aus der Ferne hallet das Gerieſel
Des Mühlenbaches über Sand und Kieſel.

Die Berge dampfen dort im erſten Strahl,
Das Dunkel weicht dem milden Frühlingsglanze,
Die Mücken drehen ſich im Ringeltanze,
Lebendig wird es itzt in Berg und Thal!
Der Hirt erwacht, er tritt aus ſeinem Pferche
Und miſcht ſein Lied in den Geſang der Lerche.

Das Wachthorn ruft, — der Heerde muntre Schar
Durchſtreifet langſam die beblümten Weiden,
Die Nebel ſtäuben auf den tiefern Haiden,
Der Morgen lächelt nun ſo hell und klar —
Aus dumpfen Nichtſeyn iſt die Welt geneſen,
Das holde Licht begrüßen alle Weſen.

Es rauſcht — es tönt — es drängt ſich, lebt und webt
Rings um mich her im großen Schöpfungskreiſe,
Und alles wallet fort im leichten Gleiſe,
Und freut des Punctes ſich, woran es klebt;
Doch ſelbſt das Stiftchen in der Uhr des Lebens,
Es wirket hier zum Ganzen nicht vergebens.

Mir iſt ſo wohl! — und mit der Sonne ſteigt
Mein Geiſt hinan zu jenen blauen Weiten,
Wo ſich die Formen auseinander breiten,
Wo ſich kein Stern zum Untergange neigt;
In jenen Räumen, wo die Zweifler fluchen,
Will ich der Unſchuld ſüße Hoffnung ſuchen!

Mir haucht die Roſe leiſe Ahnung zu,
Mir flüſtert es im ſtillen Waldgebiethe;
Mir rauſcht es vom Nadir und vom Zenithe,
„Unſterblich, wie dein Gott, o Menſch, biſt du!
Und wechſelt auch dein Körper die Geſtalten,
Doch wird dein Weſen ewig ſich erhalten!“

Die Sonne flammt empor am Felſenhang
Im hohen Golde ſchwimmen die Gefilde,
Ein friſcher Luftſtrom ſäuſelt weich und milde
Das dämmerlichte Alpenthal entlang,
Und in dem Winde wiegen ſich die Wälder,
Es wieget ſich das Halmenmeer der Felder.

Des Dorfes Hütten⸗Thüren knarren auf,
Der Landmann geht voll neuer Lebensſtärke
Zu ſeinem mühevollen Tagewerke,
Und blicket ſegnend nach der Sonne Lauf:
Er zählt ſie nicht — des Tages kurze Stunden,
Bis ſie in ſchlichter Thätigkeit verſchwunden.

Der Waidmann ſchlendert durch das wüſte Haag,
Ihm folgen ſchnüffelnd ſeine treuen Hunde;
Die Schnitter necken ſich im Wieſengrunde,
In dichter Saat ertönt der Wachtel Schlag,
Und aus des Thales düſt'rer Schattenſeite
Erſchallt der Glocken dumpfes Frühgeläute.

Da kräuſelt ſich des Teiches klare Fluth,
Verzerrt erſcheint das Bild der nahen Hügel,
Des Morgens Purpur flimmt im Waſſerſpiegel,
Auf blauen Wellen tanzt die rothe Gluth,
Und dieſe kühle, leichtbewegte Pläne
Durchſchiffen ſtolz die ſilberweißen Schwäne.

Des Waldes Sänger zwitſchern froh und frey,
Und tauſendſtimmig lockt es von den Zweigen,
Die Tauben ſchwingen ſich in niedern Reigen,
Und drängen zum Gehöfe ſich herbey;
Bevölkert haben Erde ſich und Himmel,
Und überall herrſcht luſtiges Gewimmel. —

Am Brunnenbecken lärmt und ſpielt ein Schwarm
Von holden Kindern mit den runden Steinen;
Im Graſe balgen ſich die blonden Kleinen,
Ein Säugling lächelt in der Mutter Arm,
Und ſtrecket bald nach einem Flatterbändchen,
Bald nach den Spielern ſeine runden Händchen.

In graue Ferne zieht der Straße Band
Sich durch die Landſchaft aufwärts und hernieder,
Verliert im Buſche ſich und hebt ſich wieder
An eines Fluſſes jähen Ufer-Rand,
Und hie und da und nach des Weges Länge
Dehnt ſich der Wagen rollendes Gedränge.

Der ſüße Trieb: Geſelligkeit, umſchlingt
Die Völkerſtämme beyder Hemiſphären,
Der Gott, den Perſis und Peru verehren,
Er iſt es auch, der Mitternacht bezwingt,
Und in der Erde weitgetrennten Zonen
Vermiſchen liebend ſich die Nationen.

Nun öffnet ſich vor mir das Klippenthor.
Die Pilger wandeln ruhig durch die Schluchten;
Ein Nachen landet in des Stromes Buchten,
Und neue Wandrer drängen ſich hervor.
Bekannte ſtürzen jubelnd ſich entgegen,
Und eilen den erſehnten Gaſt zu pflegen.

So regt ſich alles in der Gegenwart,
Und denket nicht an einer Zukunft Grauen;
Der Schöpfer gab den Guten dieß Vertrauen,
Das ſich in reinen Seelen offenbart.
Den Guten ſchirmen ewige Geſetze,
Und die Natur enthüllt ihm ihre Schätze.

Da bin ich denn in trauter Einſamkeit,
Tief unter mir erbrauſt des Stromes Wüthen,
Vom Apfelbaume ſchneyen welke Blüthen,
Und Blüthen reicht mir die Vergangenheit;
Zu meinen Füßen ſeh' ich Blätter gleiten,
Und Sonnen trümmern im Gewühl der Zeiten.

Am Hügel weil' ich ſinnig und entzückt,
Und ſchaue bethend in die Wolkenmaſſen;
Mein Auge kann das Ganze nicht umfaſſen,
Das vielgeſtaltig mir vorüberrückt;
Die Erde und der Ätherbogen ſcheinen
Sich in der Ferne freundlich zu vereinen.

J. Guſtav Fellinger.

Das Schickſal.

Wenn dir das Schickſal ſchon am Mutterherzen
Feindſelig und ergrimmt zur Seite ſtand,
Und um des Säuglings Stirn zu Qual und Schmerzen
Die Dornenkrone ſeiner Launen wand,
Um dich für dieſes ganze Pilgerleben
Den finſtern Mächten fühllos Preis zu geben:

Dann wird die Muttermilch dir Gift, die Luft,
Die dich umweht, iſt Peſt, dein erſtes Lallen
Ein Weh! die Wieg' umwebt ein Kerkerduft,
Den Furien in Menſchenform durchwallen,
Und was die erſten deiner Schritt' umſchwebt,
Iſt alles nur zu deiner Qual belebt.

So wachſeſt du mit dem Verhängnißmahle
Bezeichnet fort, ſo trittſt du in die Welt;
Und überall hat mit der Wermuth-Schale
Das Schickſal jede Freude dir vergällt.
Du mußt um jedes Lächeln mit ihm ringen:
Und dennoch darf und ſoll dir nichts gelingen.

Dein Biederſinn heißt Rohheit, deinen Muth
Macht man zum Trotz, verläſtert deine Jugend,
Deckt jede deiner Schwächen auf voll Wuth,
Und ſpottet deiner Wahrheitslieb' und Tugend;
Und was du thuſt, und was du ſprichſt, durchſpäht
Der Feinde Schwarm, und deutelt und verdreht.

Dich bringt dein Fleiß, dein Mühen nicht zum Ziele,
Nicht deine Kunſt, nicht deine Wiſſenſchaft,
Und dein Talent — gedrückt von dem Gefühle
Des unbeſiegbar'n Widerſtands — erſchlafft.
Voll Übermuths ſeh'n dich des Tages Götzen
Dein karges Mahl mit ſtillen Thränen netzen.

Doch das erweicht des Schickſals Wuth noch nicht,
Es muß noch tiefer, gift'ger dich verwunden.
Dir glänzt der Liebe ſanftes Mondenlicht,
Du wähnſt vom Arm der Treue dich umwunden,
Und in der Sorgen trüber Nacht erſcheint
Dir unerwartet, ungehofft ein Freund!

O! wie erhebt, von ſüßer Ahnung trunken,
Dein Auge nun ſich jubelnd himmelwärts,
Wie luſtig ſprüh'n des neuen Lebens Funken,
Wie weicht ſo ſchnell der höchſten Luſt dein Schmerz!
Von Weib und Kind und Freundesarm umſchlungen
Wähnſt du: nun endlich ſey der Sieg errungen!

Doch in der Nächte dunkelſten erhebt
Das Schickſal ſich dein Eden zu verheeren,
Und was dich Unglückſel'gen kaum belebt,
Soll gräßlich nun dein Glück und dich zerſtören.
Weh dir! ſchon naht der Eumeniden Schwarm — — —
Du find'ſt den Freund — in deines Weibes Arm.

Erſtarrt, gelähmt vom gräßlichſten der Schläge
Stehſt du nun da, dein eigner Leichenſtein.
Der Boden ſchwankt, verſunken ſind die Wege
Zum Glück — und die Verzweiflung bricht herein.
Du Armer haſt nun ausgelebt auf Erden,
Und mußt — dein Schickſal will's! — auch Mörder werden.

Und mit der Hand, in zweyfach Blut getaucht,
Seh' ich dich wüthen in dein eig'nes Leben.
Dein Auge bricht — der Lebensquell verraucht,
Kein Seufzer wird die ſtarre Bruſt mehr heben.
Geendet iſt des Schickſals groſſes Spiel,
Es zieht nun fort vom Opfer das ihm fiel.

— — —

Doch iſt es etwa deinem Muth gelungen
Und deiner Kraft, das Finſt're zu beſteh'n;
Haſt du ihm Brot und Ehre abgerungen,
Fühlſt du der Liebe Fittig dich umweh'n,
Ruht ein bewährter Freund in Luſt und Schmerzen,
Ein braves treues Weib an deinem Herzen,

Und tanzet guter Kinder froher Schwarm
Den glücklichſten der Väter um, belohnen
Dich für ſo manchen ſchwerbekämpften Harm
Der ſtillen Häuslichkeit beſcheid'ne Kronen:
So zitt're dennoch Sterblicher! denn bald
Ergreifet dich des Schickſals Allgewalt.

Du ſollſt nun einmahl ſeine Tück' erfahren,
Es hat dich ja zum Jammer eingeweiht,
Und rückt nach Tagen, Monathen und Jahren
Dir immer näher an das Herz. Es reiht
Mit kalter Hand die Dolch' um ſie zu zücken,
Und nach und nach dir in die Bruſt zu drücken.

Hängt ſich in deiner Kinder Blüthenkreis
An einen Liebling deine ganze Seele:
Ha ſieh! da bricht das zartgepflegte Reis
Und ſinket in des Grabes dunkle Höhle.
Das Schickſal reißt vom treuen Mutterſchooß,
Von deiner Vaterbruſt den Liebling los.

Doch bald hat es — erſindriſch im Verwunden —
Den Raub erſetzt. Du fühlſt zum zweyten Mahl,
Und ſüßer noch von Liebe dich umwunden,
Und neu erglänzt des Vaterglückes Strahl — —
Doch kaum daß ſich die blaſſen Wangen färben:
So muß auch wieder das Geliebte ſterben.

Allein damit iſt es noch nicht verſöhnt.
Die Gattinn iſt, die treue, nachgeblieben,
An ihrer Bruſt, in ihrem Arm verſtöhnt
Dein Schmerz und ſeine Dornen all' zerſtieben.
In ihr, in ihr lebt noch dein Glück allein:
Wird nicht das Schickſal ſie zum Opfer weihn?

O ja! ſchon ſchwirrt der nimmerlaſſe Bogen,
Der Tod erhebt die fürchterliche Hand,
Sein Pfeil, ſein giftigſter, er iſt entflogen,
Er trifft! — — und ach! zerriſſen iſt das Band,
Das Engel ſelbſt mit freudumglänzten Wangen,
Um zwey der treu'ſten Menſchenherzen ſchlangen.

Du ſtehſt betäubt, ſtarr, ſprach- und thränenlos
Am Sarg; im tiefſten Schmerze zuckt das bleiche
Verſtörte Angeſicht, und in den Schooß
Der Erde ſinkt der Ewigtheuern Leiche,
Den friſchen Raſenhügel deckt ein Stein,
Und ſchließt mit ihr dein Glück auf ewig ein.

Von allem, was du liebteſt, losgeriſſen,
Hat dich das Grauſame doch hier gebannt,
Du mußt noch leben, mußt in Thränengüſſen
Hinaufſeh'n zu dem unbekannten Land,
Und im verſchloſſ'nen Buſen ohne Klagen
Der ew'gen Sehnſucht Flammendolche tragen.

O! ſprich Unglücklicher! ſprich welches Loos
Iſt wohl das tiefer ſchmerzende zu nennen?
Dort riß Verzweiflung dich zum Erdenſchooß,
Hier muß dein Herz in einer Gluth verbrennen,
Die raſtlos fort dein finſtres Schickſal nährt,
Und die nur langſam martert und verzehrt.

Doch welches auch von Beyden dir gefallen:
Hat ſich die Macht des Schickſals doch bewährt,
Es weihte dich dem Elend, und ſo wallen
Die Eumeniden ſtets um dich. Zerſtört
Liegt alles ſchnell, was deine Händ' erbauen,
Und dich umſchwebt nur Schwermuth, Schmerz und Grauen.

Vergeblich iſt des Menſchen Widerſtand,
Er muß und muß ſich dem Gewalt'gen fügen;
Denn an der Wiege raſſelt ſchon das Band
Der Feſſeln, die für's Leben ihn umſchmiegen.
Er kämpf' und ringe bis zum Erdenſchooß,
Die ſchweren Feſſeln ringt er nimmer los.

Darum iſt Dulden, Schweigen und Entſagen
Des Menſchen angeborenes Panier;
Er muß es fort bis zu dem Hügel tragen,
Der Freud' und Schmerz in ſich verſchließt. Nur hier,
Wo Licht und Leben traurig untergehen,
Hier darf, hier ſoll, hier wird es nimmer wehen.

Am Grabe bricht des Schickſals Zepter; bricht
Nur mit des Sterblichen erloſchnem Leben,
Und dem befreyten Geiſt erglänzt ein Licht,
Worinn die Theuern ihm entgegenſchweben.
Hell ſtrahlt des Wiederſehens Morgenroth:
Denn mächt'ger als das Schickſal iſt — der Tod.

K. A. Schneider.

Todtenfeyer.

Requiescat in pace.

Aus dem kerzenhellen Saale
Schafft die fremde Menge fort!
Frey, bey unſerm Todtenmahle,
Frey ſeyn muß uns dieſer Ort:
Daß ihm, der uns ward entriſſen,
Unentweiht die Thränen fließen.

Nur ſchaudernd treten zu den Todten,
Die ſich des friſchen Lebens freu'n,
Und ſcheuen ſie als Schreckensbothen
An ihren blühenden Verein.
Nicht liebt der Menſch, was welkt und ſinket,
Und der Verweſung angehört;
Nur was am freyen Äther trinket,
Das iſt es, was er freudig ehrt.
Der Ahnung unerklärlich' Grauen
Entfernt ihn aus den Wüſteney'n:
Und ein beſeligend' Vertrauen
Führt ihn in Paradieſe ein.
Vergebens biethen ſeine Weiſen
Ein glücklicheres Jenſeits an.

Er fühlt es, was ſie ihm beweiſen,
Und — freut ſich ſeiner ird'ſchen Bahn.

Um der Candelabern Leuchte
Sammelt euch im engen Kreis!
Der uns einſt die Hände reichte:
Krön't ihn mit dem Lorberreis!
Denn er hat den Sieg errungen,
Und das Leben ſich bezwungen.

Dem nie des Lebens ſtille Freuden
Um ſeinen Buſen ſich geſchmiegt,
Und über dem die Thränenweiden
Nur ihr beſcheid'nes Haupt gewiegt;
Dem nie der Gattinn zarte Arme
Den Säugling an die Bruſt gelegt:
Der, offen jedem ſtillen Harme,
Dem Weinenden ſich zubewegt: —
Wohl ihm! er hat das arme Leben
Dem Himmel zeitig abgebüßt,
Um bethend auf zu dem zu ſchweben,
Der Thun und Leiden ewig mißt.
Ihm war das hohe Loos beſchieden,
Das nur den reinen Seelen fällt;
Die Erde liebt ſie nicht hienieden,
Die ſich der Seraph auserwählt.

Aug' und Herzen heb't nach oben,
Stimmet fromme Hymnen an,
Daß ſie nach den Sternen d'roben
Aufwärts ſteigen, himmelan;
Daß der Selige uns ſegne,
Und uns d'rüben wieder 'gegne.

Denn auch den herbſten Schmerz der Erde
Stillt nur ein halber Blick nach dort;
Was auch die bange Bruſt entbehrte,
Sie findet's in dem heil'gen Wort.
Es iſt der Balſam jeder Wunde
Und dringt zu aller Menſchen Ohr,
Denn aus Jehova's hohem Munde
Ging es beglaubigend hervor.
Was wir gethan, was wir gelitten,
Es zieht vor ſeinen ew'gen Thron;
Er hört der Seinen fromme Bitten,
Und reicht der Tugend ihren Lohn.
Vertrauend hebt die ſchwachen Arme
Der Kranke zu dem Himmel auf,
Und ruhig, frey von jedem Harme,
Beſchließt er ſeinen Lebenslauf.
Wenn in der Erde Ungewittern
Der Menſch erbleicht, — doch glaubend fleht;
Löſ't ſeiner Glieder fiebriſch' Zittern

Ein Hoffnungshauch, der ſie umweht.
Den Sünder, der mit ſtillem Weinen
Sich aus dem Bund der Menſchheit ſtahl,
Führt Gottes Gnade zu den Reinen
Und hebt ihn nach dem tiefen Fall.
Und wären alle, die wir lieben,
Zum Quell des Lebens rückgefloh'n:
So reicht die Hoffnung bis nach d'rüben
Und biethet dem Vergeſſen Hohn.
Nicht trauert um geliebte Todte!
Die Seele lebt im goldnen Licht.
Und war ſie nur ein ſüßer Bothe
Mit freundlich=holdem Angeſicht
Von fernen, wunderſchönen Auen,
Aus denen ſie und wir entflohn,
Und die wir alle wiederſchauen
Vor der Vergeltung Strahlenthron.

Nun zum Hammer! Deckt die Leiche!
  Hämmert, hämmert, hämmert zu!
In der Grüfte ſtillem Reiche
  Stell't uns dann den Sarg zur Ruh'!
Bis er an dem groſſen Tage
Praſſelnd auseinander ſchlage.

Nach einem unbekannten Ziele,
Das unerreichbar vor ihr flieht,
Strebt einer Menſchheit Lebensfülle,
Die ewig wechſelnd, ewig blüht.
Mit Kraft im Arm und Muth im Herzen
Tritt kühn der Jüngling in die Welt,
Um mit Gefahr und Tod zu ſcherzen,
Wenn auch des Himmels Kuppel fällt.
Mit heißer, überſtrömender Liebe
Streck't er die nervigen Arme aus,
Und dem übermächtigen Triebe
Öffnet er freudig ſein heiliges Haus.
Aber, was er zitternd umfangen,
Und an die ſchlagende Bruſt gelegt,
Nimmer ſtillt es ihr zartes Verlangen,
Füllt die Wünſche nicht, die ſie gehegt. —
Und zum Rath
Der ernſten Männer
Tritt er auf des Forums Mitte;
Wirbt dort mit beſcheid'ner Sitte
Um des Bürgers edlen Nahmen.
Und er wird ein Fug des Rahmen,
Der den Volksverein umſchließt.
Und im Rathe, und im Kriege
Übt er ſeine Manneskraft,
Und was ſie verſtändig ſchafft,

Führt zum Glück und führt zum Siege.
Und ſo bleicht ſein edles Haupt,
Von dem Lorberkranz umlaubt,
Ehrenvoll die Laſt der Jahre, —
Aber Ruhe wird ihm nicht.
Von der Wiege bis zur Bahre
Folgt' er ihrer leichten Spur;
Und er — ſtirbt, daß er erfahre:
Ruhe wohnt in Gräbern nur.

Denn in das engverſchloſſ'ne Haus
Dringt nicht des Lebens wild' Gebraus;
Und Wünſche, die die Bruſt getragen,
Entwürfe, die ihr fehlgeſchlagen:
Die Seele trägt ſie mit ſich fort,
Und zu der That wird nun das Wort.
Und was die Menſchen Hoffnung nennen,
Was ſie nur fühlen, niemahls kennen,
Das wohnt in dem gelobten Land,
Zu dem wir durch das Leben wallen.
Doch überall iſt Gottes Hand,
Er läßt die Seinen nimmer fallen.

Und darum mit erhob'nen Sinn
Laßt uns vertrauen feſt und kühn,
Und keck dem Tod' in's Antlitz ſchauen.

Denn zu den Paradieſesauen
Steht er, die dunkle Pforte, da,
Und die Vergeltung iſt uns nah'.
Willkommen ſeyd uns denn ihr Hallen,
Zu denen wir noch lebend wallen
In freyer Sonne goldnem Licht.
Laßt dieſen da die Ruhe finden!
Er fand in unſerm Haus ſie nicht,
Die eure Mauern uns verkünden.

Itzo mit dem Trauertuche
Decket das geſchloſſ'ne Haus:
Mit der Kirche heil'gem Buche
Schmücket es erbaulich aus:
Daß es von dem Glauben zeuge,
Dem ſich Herz und Nacken beuge.

Stolz unter ſeinem goldnen Throne,
In ſchimmernder Vaſallen Kreis,
Steht, mit der hellen Kaiſerkrone,
Umwunden mit dem Lorberreis:
Ein edler Fürſt, und herrſcht, und waltet,
Und wacht für ſeiner Völker Glück;
Den Eifer, der noch nie erkaltet,
Bekrön't ein gütiges Geſchick; —

Da ſinkt ſein Haupt, die Krone ſinkt,
Das Leben flieht, der Richter winkt,
Mit denen, die vor ihm erblichen,
Iſt er urplötzlich ausgeglichen:
Denn keinem Menſchen ward noch Kunde
Von Lebenszeit und Todesſtunde.

Mit ungeheurer, gewaltiger Kraft,
Eine Abart der Mutter Natur,
Steht der Held; und die ſtaunende Menge gafft,
Und leckt ſeiner Sohlen ekle Spur;
Er winkt, und Tauſende leben und ſterben,
Um ſich von ihm einen Blick zu erwerben.
Sein will er's nennen, ſo weit er ſchaut.
Nach den Sternen ſieht er, und grollt,
Daß dahin ſich keine Brücke baut,
Wo herunter der krachende Donner rollt.
Und im Sturme reißt's ihm die Seele nach oben,
Denn ein Richter wohnt über den Sternen droben;
Und Helden und Fürſten wird keine Kunde
Von Lebenszeit und Todesſtunde.

Der Reine in dem ird'ſchen Raum'
Erfliegt Aurorens Purpurſaum;
Steigt in der Thetis tiefſte Tiefen,
Aus denen Götter — Welten rieſen;

Dringt in des Orcus dunkle Gruft,
Und überſpringt die weite Kluft,
Die zwiſchen unerſtieg'nen Räumen,
Wovon wir Sterbliche nur träumen,
Und unſ'rer armen Erde liegt;
Doch in dem unerreichten Hoffen,
Das ſeine großen Wünſche trügt,
Steh'n ihm des Himmels Thore offen.
Auch ihm wird keine ſich're Kunde
Von Lebenszeit und Todesſtunde.

Selig in der Seinen Kreiſe,
Drückt der Vater, voll von Luſt,
Liebend ſeine brennend heiße
Wange an der Gattinn Bruſt.
Alles um ihn her iſt Freude,
Jede Mühe wird ihm leicht;
Morgen, weiß er, — iſt's, wie heute:
Was er wünſchte, iſt erreicht.
Doch der Menſch hat keine Kunde
Von der nahen Todesſtunde.
Morgen — morgen bleicht
Sich ſein Lebensſtern:
Aber d'rüben,
Wie herüben,
Wird's dem Guten ſanft und leicht.

Und ſelig, wenn die ſchwarzen Tage
Dem Leidenden vorüber ſind!
Hin fließt die leiſe Schmerzensklage,
Wo der Cocytus ſchweigend rinn't.
Zum blauen Äthermeer erhoben,
Schließt ſich das Auge jedem Harm;
Denn in der gold'nen Heimath oben
Ruht er in ſeiner Lieben Arm.
Er fürchtet nicht die Schreckenskunde,
Die nur die Glücklichen erſchreckt;
Willkommen iſt ihm jede Stunde,
Die ihn aus ſeinem Traum' erweck't.

Und darum, dunkle Todesgrüfte!
Begrüßt euch unſer bleicher Mund,
Und eure ſchaurig-feuchten Lüfte,
Und euren kalten Marmorgrund.
Der, den wir bringen, iſt gerichtet;
Entſchieden iſt ſein ewig' Loos,
Und aller Zweifel iſt geſchlichtet,
Der ſeinen Lippen einſt entfloß.
Nun hat's ihn hell und klar umleuchtet
In jenem lichten Sternenmeer;
Und von dem Himmelsthau befeuchtet,
Blickt er auf ſeine Lieben her.

Nun des Sarges dunkle Seiten
Zieret mit dem Wappenſchild!
Aber nichts darf es bedeuten,
Fehlen ſoll das Farbenbild.
Edles läßt ſich nicht erheben:
So im Tode, ſo im Leben.

Den bunten Farbenteppich breitet,
Der friſchen Mayenmatte gleich,
Wo wechſelnd Licht und Schatte ſchreitet,
Das Leben vor uns ernſt und reich.
Und wie die Schatten dunkelnd ziehen,
So kommt und geht des Menſchen Sohn;
Geſchlechter um Geſchlechter fliehen
Zu — und von Hütte, Burg und Thron.
Es furcht die ſegensreiche Erde
Der Ackersmann mit ſtarker Hand,
Und ſeine braungefleckte Heerde
Beweidet rings umher das Land.
Der Jäger zieht, der Herr des Wildes
Durch ſein Geſchoß, in Feld und Wald;
Und in dem Raum des Wolkenbildes
Schifft er, wo ſeine Angel fallt.
Und hinter mauerfeſte Wälle
Baut ſich der Bürger jetzt das Haus:
Daß nichts der neuen Ordnung fehle,

Wählt er ſich den Gebiether aus.
Der herrſcht, und waltet in dem Frieden
Und wehrt den Feind vom Lande ab. —
Mit ſeinem Fleiße zieht nach Süden
Des Nordlands Kaufmann ſegelnd ab.
Und reich beladen, zu den Seinen
Kehrt er mit ſeinen Schiffen heim,
Um Nord- und Südens-Fleiß zu einen,
Und führet Kunſt und Wiſſen ein.
Von denen, die da immer waren,
Erfleht er ſich den weiſen Rath:
Und ſchirmt, das neue Glück zu wahren,
Mit Klugheit ſich, und Waffenthat.
Das Schöne aber, und das Gute,
Lebt im harmoniſchen Geſang;
Und ahnend, mit des Heros Muthe
Füllt es die Bruſt, mit Himmelsklang.

Leget zierlich ob dem Haupte
Seinen Jugendkranz ihm hin,
Dem der Tod die Blüthen raubte!
Und die Lilien leget hin!
Daß ſie von dem Reinen zeugen,
Der nun iſt dem Himmel eigen.

In des Lebens freyes Wirken
Führt der Liebe holdes Glück.
Nur ein Blick —
Und der Wille iſt gebunden;
Und ein Feuer,
Das der Knabe nie empfunden,
Wird im Jüngling ſchnell entzunden,
Und durchglüht die ſtille Bruſt.
Und mit Luſt
Füllen ſich
Nun die Tage,
Die einſt eine Vorweltsſage,
Die die unmuthsvolle Klage
Ausgefüllt.
Und geſtillt
Sind ſeine Wünſche;
Und erhoben
Iſt ſein Geiſt;
Und nach außen drängen, toben
Seine Kräfte. —
Und die Welt
Dünkt ihm zu weit;
Und die Welt
Wird ihm zu enge;
Und er lebt
Nur Augenblicke.

Keine Zeit.
Alles ſchwindet ihm zu Nichts,
Und ein Nichts wird ihm zu Allem.
Überall
Gefällt er ſich,
Wo die freyen Würfel fallen.

Und wenn des Lebens wildes Treiben
Des Mannes Kraft ermüdet hat:
Wünſcht er im engen Haus zu bleiben,
Wo er erfaßt des Schickſals Rad.
Und ſteht, und ſieht mit frohen Blicken
Aus ſeiner Lieben ſicher'm Port —
Die laute Welt ſich ihm entrücken,
Und ſegnet ſeinen Zufluchtsort.
Und ruht an ſeines Weibes Buſen
Vom Sturm der wilden Wogen aus,
Und lebt der Kunſt, und lebt den Muſen
In ihrem ew'gen Tempelhaus.
Er aber, — den wir hier begraben,
Genoß des holden Glückes nicht,
Ein vielgeliebtes Weib zu haben,
Das ihm die Bürgerkrone flicht.
In ſtiller Bruſt hat er's getragen,
Das Glück, zu dem er fähig war,
Und was des Herzens Schläge ſchlagen,

Das wird in nächſter Stunde wahr.
Und darum ging er auch hinüber,
Wo rein und voll das Glück ihm wird,
Das ſich, ein Keim von da herüber —
Im ird'ſchen Grunde leicht verliert.
Doch d'rüben wird's ihm zugezählet,
Wie er hienieden hat gelebt,
Wo er, vom reinſten Geiſt beſeelet,
Nur nach dem Reinſten hat geſtreb't.

Leget in des Kranzes Mitte
Das zerbroch'ne Saitenſpiel,
Ehrend ſeine letzte Bitte,
Als er hinging fromm und ſtill:
Daß die leiſe tön'nden Saiten
Ihn zum letzten Gang begleiten.

Auf des Liedes freyer Welle
Schwebt der Sänger fröhlich hin
Durch des Lebens friſche Helle
Mit dem unbewölkten Sinn.
Furcht und Hoffnung ſind ihm ferne;
Ihm gehört der Augenblick,
Und die Erde, und die Sterne,
Und der Brüder fremdes Glück.
Ob auch die Natur erzürne —

Er ſteht heiter lächelnd da,
Und von ſeiner freyen Stirne
Strahlet eine Gloria.
Und ſo iſt er heimgegangen,
Der vor uns erkaltet liegt,
Und auf deſſen bleichen Wangen
Sich die Himmelsruhe wiegt;
Und ſo wird er uns erſcheinen,
Wenn wir ihn einſt wieder ſeh'n
Und die Freudenthränen weinen
Bey dem großen Auferſteh'n.

Wie's auf Golgathas Gefilde
Stand, ſo auch das Leichentuch
Zieret mit dem Kreutzesbilde
Über'm Evangelienbuch':
Daß es unſern Sinn erbaue,
Und der Menſch auf Gott vertraue.

Denn, als er zu der ſünd'gen Erde
Herabſtieg, in dem ird'ſchen Leib,
Ausſprechend — laut — ein neues: Werde! —
Der auch geboren ward vom Weib':
Allein zu leiden und zu büßen,
Was eine ganze Welt verbrach;
Und, nun der alte Bund zerriſſen,

Ein ſchön'rer Tag aus Oſten brach:
Da war für ſie nicht, die da lebten,
Für uns auch war das Werk geſcheh'n,
Ob auch die Thoren widerſtrebten,
Die ewig nur die Schale ſeh'n.
Zerſtoben waren jene Schrecken,
Die banger Zweifel uns gebar,
Um ſchöne Hoffnungen zu wecken,
So neu für uns, als gut und wahr.
Rückſchwebend zu den blauen Höhen,
Die er den Frommen aufgethan,
Wird unſer Geiſt ihn wieder ſehen
In einer neuen Sonnenbahn.

Itzo gebt das Glockenzeichen
Zu dem ernſten Trauerzug'!
Mag es unſ're Wangen bleichen,
Wir beginnen unſern Zug:
Denn der letzte Dienſt der Todten
Iſt den Lebenden gebothen.

Wenn auf des Lebens düſtern Wegen
Ein holdes, freundliches Geſicht,
Aus dem des Himmels ſtiller Segen
In ausdrucksvollen Zügen ſpricht,

Begrüßend unſ'rer Seite naht,
Und uns erheitert, und erwärmt;
Dann ſchwindet, was uns abgehärm't,
Und roſig ſcheint der rauhe Pfad.
Ein Engel Gottes mit der Palme
Des Friedens in der reinen Hand:
So glänzt es in dem ird'ſchen Qualme,
Und iſt dem Himmel ſchon verwandt.
An ſeine Bruſt uns anzuſchließen
Drängt uns ein innerlicher Trieb:
Wir fühlen bloß, was wir nicht wiſſen,
Und nur das Gute wird uns lieb.
Und darum ruht der Fluch auf allen,
Die Menſchenluſt mit argem Sinn'
Zerſtören. Denn dem Herrn mißfallen,
Die reine Freuden haſſend flieh'n.

Nahet, nahet, Trauerleute!
Faß't die Todtenbahre an!
Daß ſich unſer Zug bereite
Zu der letzten, kurzen Bahn.
Seh't, nun iſt der Sarg erhoben:
Selig, wer da wohnet oben!

In dem ſtillen Paradieſe,
Wo die Lilienblüthen weh'n;

Und den Perlenthau der Wieſe
Nur entzückte Augen ſeh'n;
Wo der zarten Thränenweide
Nur allein das Naß entfäll't,
Und die ungetrübte Freude
Nie ein kalter Blick vergäll't:
Alle Brüder, gleiche Liebe,
Alle Schweſtern, nur ein Band
Mit dem reinſten Engelstriebe
Knüpfet an das Vaterland;
In dem ſtillen Paradieſe,
Das uns alle einſt gebar —
In dem ſtillen Paradieſe
Findet ſich die Todtenſchar.

Leg't ihn hin in Gottes Nahmen,
Wo die Väter friedlich ruh'n:
Wie auch uns geſchehe, Amen! —

J. J. Hannuſch.

V.

Mythen und Allegorien.

Die Ungetreue.

An Johanna Grf. H.

Im jungen Lenz auf Florens Beete
Entblüht ein Hyazinthen-Flor; —
Die Weſte küßten um die Wette
Der zarten Blumen bunten Chor;
Doch Einer weihte ſich alleine,
Nur einer Glocke von dem Beet,
Und ſah der andern Blüthen keine,
Nur dieſe küßt' er früh und ſpät.

Sieh da! es both die eitle Glocke
Den Honigmund auch Andern dar,
Da wehte eine Winterflocke,
Und — mit dem Küſſen war es gar.

O Mädchen, Mädchen, das ich meine,
Du gleichſt der Blum' auf Florens Beet';
Kam auch bis jetzt der Flocken keine,
Sie kommt gewiß, früh oder ſpät!

P. J. C. Graf v. Sermage.

Der Gemſenjäger.

An Grafen A. Lamberg.

Siehſt du Felſen, wie ſie Felſen decken,
Siehſt du Schlünde voll von Todesſchrecken,
Wo die blaue Genziane blüht;
Da geht auf der Gemſenjagd verwegen
Oft der Jäger auf den ſchmalen Stegen,
Die der Alpenroſe Roth umglüht.

Dort, wo Dio's ſtolze Vögel hauſen,
Wo der Bergſtrom mit des Donners Brauſen
Finſt're Tannen in den Abgrund reißt;
Wo ſich, wie in Grönlands Schneegefilden,
Hehr aus Eiſe Prunkpalläſte bilden,
Schwebt er oft leicht gleitend, wie ein Geiſt.

Und vor ihm mit leichten ſichern Sprüngen
Flieht die Gemſe, wie auf Zephirsſchwingen,
Über Klipp' und dunkeln Abgrund hin! —
Ha! was dröhnt? — es ſtürzt die Schneelavine,
Und begräbt mit ſtummer Schreckensmiene
In des Schlundes Tiefen ſie und ihn! —

Wie? du ſchauderſt? ach, und alle Tage
Siehſt du das, was warnend ich dir ſage,
Nicht allein in unſ'rer Alpenwelt;
Jeder jaget nach erträumtem Glücke;
Dieß flieht eitel ſtets vor ihm zurücke,
Bis er haſchend — — in den Abgrund fällt.

P. J. C. Graf v. Sermage.

Stiefmütterchen.

(Viola tricolor.)

Ein Veilchen, einſt ein Mädchen ſanft und gut,
Beſchlich der Stolz in ihrem Jugend Morgen,
Und kirr't mit eitlem Wort das junge Blut:
„Nicht länger, Liebchen, bleib in's Laub geborgen,
„Auf, ſchmücke dich, als ſchöne Braut für mich!
„Für mutterloſe Kinder frey' ich dich,
„Als Herrſcherinn kannſt du im Hauſe prangen!"
Die Einfalt nähret heimliches Verlangen;
Noch treibt die Scham das Blut ihr in's Geſicht;
Doch, als ſie ihren ſammt'nen Brautſchmuck ſieht,
Nicht wankt ſie mehr; als eitle Dirne zieht
Zum Stolz ſie ein, und prunkt, und duftet nicht.

A. Zettler.

Sonnenblume.

(Heliotropium.)

Zur Sonne hat die Wahrheit ſich geflüchtet —
Der Blume ſchwarzes Aug', auf ſie gerichtet,
Woher ſie immer kommt, wohin ſie flieht,
Iſt Jünglings Sehnſucht, die zur Wahrheit ſieht.
Sie ſucht das Ziel und kann es nie erreichen;
Es muß das Aug' im Feuerſtrahl' erbleichen!
Die Blume ſenkt das Haupt zur Erd' hinab;
Des Jünglings Herz, ach! ſehnet ſich in's Grab.

A. Zettler.

VI.

Fabeln.

Der vorſchnelle Tauſch.

Vom rauhen Nord umbrüllt,
Verſchleyert und verhüllt
Ins Winterkleid der Flocken,
Lag ringsum Hain und Flur,
Im Herzen der Natur
Schien jeder Puls zu ſtocken.

Doch ſieh! von Oſten fällt
Mit einmahl auf die Welt
Ein Strahl voll Glanz und Leben,
Als ob ein Mayentag
Schon ietzt die Feſſel brach,
Der Erde Troſt zu geben.

Ein Hänſling, der bis itzt
Vor Sturm und Froſt geſchützt,
In einem Speicher hauſte,
Und wohlgemuth und friſch
Am gaſtlichfreyen Tiſch
Nach Bonzenſitte ſchmauſte;

Trank jetzt den warmen Strahl,
Der ſich durch's Gitter ſtahl,
    Mit wonneheitern Blicken,
Und läßt vom falſchen May
Aus ſeiner Siedeley
    Ins Freye ſich berücken.

„Nun fahre wohl hinfort,
Du trauter Zufluchtsort,
    Der mich ſo mild geborgen!
Denn ſüßre Freyheit blinkt
Im Sonnenſtrahl, mir winkt
    Des Jahres ſchönſter Morgen!“

So rief er jubelnd, ſchwang
Sich raſch empor, und ſang,
    Und ſonnte ſeine Flügel,
Und immer weiter trug
Sein zügelloſer Flug
    Ihn über Thal und Hügel.

Doch horch! urplötzlich ſtürmt
Der kalte Nord, und thürmt
    Gewölk am Himmelsbogen:
Und wirbelnd flockt der Schnee,
Erſtarrt liegt Thal und Höh',
    Froſt feſſelt ſelbſt die Wogen.

Der bange Sänger ſucht
Betäubt, mit ſchneller Flucht
Sein Hüttchen; doch verloren
Hatt' er im Fluge ſchon
Sich allzuweit davon,
Bald fand man ihn erfroren.

Ein ſüßer Schmeichelblick
Von günſtigerm Geſchick
Lockt ſo aus ſich'rer Lage
Den Unzufried'nen oft;
Er ſehnt ſich, wünſcht und hofft,
Und träumt ſich goldne Tage.

Allein den Leichtſinn täuſcht
Sein blinder Wahn; er heiſcht
Zurück, was er verloren.
Umſonſt! Bereuend fleht
Er leider! nun zu ſpät;
Verderben ſtraft den Thoren.

J. H. Dambeck.

Die Ulme und der Epheu.

Um eine Ulme ſchmiegte ſich
Ein Epheu feſt und inniglich,
Da rief der Baum in ſeinem Grimme
Dem Epheu zu mit rauher Stimme:

„Was kletterſt du um mich ſo dicht?
Ich brauche deine Liebe nicht.
Wie läſtig iſt mir dieſes Schmiegen!
Ich will mich nicht in Feſſeln fügen.“

Mit einem wehmuthsvollen Ach
Der Epheu zu der Ulme ſprach:
„Nennt Feſſeln man in dieſem Lande
Der zarten Liebe ſüße Bande?

Du ſteheſt ſtark und mächtig da,
Dir ſetzte die Natur mich nah."
Der Reiche ſoll dem Armen nützen,
Die Stärke ſoll die Schwäche ſchützen.

Franz Wallner.

Das Eſelsfüllen.

Hanns trieb ſchon öfters ungeſeh'n
Sein Eſelsfüllen auf des Nachbars Wieſe,
Da ließ ſich's Langohr wohl geſcheh'n,
Denn pflegt's dem Magen gut zu geh'n,
So ſind die Eſel ſtets im Paradieſe; —
Doch lange währte nicht der ſchöne Traum;
Den ungebeth'nen Gaſt bemerkte Jakob kaum,
So nahm er zu ſich einen derben Knittel,
Und las damit dem Langohr das Capitel
Vom: „Sollſt nicht ſtehlen, was des Andern iſt,"
So derb, wie's mancher Dorfſchulmeiſter lieſt.
„Warum — ſchrie Langohr — ſtrafſt du mich ſo ſchwer?
Beym größten aller Eſel ſchwör' ich's dir,
Ich freſſe nicht aus eig'nem Antrieb hier,
Mein Herr trieb mit der Peitſche mich daher!"

Der Nachbar ſprach: „„Was kümmert's mich?
Du haſt nun einmahl hier geſtohlen,
Dein Herr hat weislich ſich empfohlen,
Nun büßeſt du für ihn und dich.""
Auf's Neue traf nun jämmerlich
Der Stock den armen Eſel ſchwer,
Bis ſeine Augen ſterbend brechen.

Pflegt nicht ſo mancher große Herr
Auf dieſe Weiſe Recht zu ſprechen?

J. F. Caſtelli.

Der Johanniskäfer und die Kröte.

Ein Käferchen flog von Strauch zu Strauch
Und leuchtete, ohne es ſelber zu wiſſen; —
Das ſtört' eine Kröt' in den Finſterniſſen,
Sie kroch auf giftgeſchwollenem Bauch
Hervor, um rücklings nach Krötenbrauch
Einen Strom von Gift auf den Käfer zu ſchießen.
Der Arme ſprach: „Was verbrach ich doch,
Daß du ein ſo ſchreckliches Loos mir bereitet?“ —
„„Was du verbrochen? das fragſt du noch?
Haſt du nicht Licht um dich her verbreitet?““

J. F. Caſtelli.

VII.

Lieder.

Andenken und Vergeſſen.

An Selma.

Wenn mich das goldne Glück umfächelt,
Und jeder Stern mir Wonne lächelt,
O Mädchen, dann gedenke mein!
Doch wenn kein Gott mir Freude gibt,
Und Bosheit meinen Himmel trübt,
Laß mich von dir vergeſſen ſeyn!

Wenn Ruh' und Frohſinn mich umwallen,
Aus Fels und Quell mir Blumen ſtrahlen,
O Mädchen, dann gedenke mein! -
Doch wenn in banger Lebensnacht
Die Sorge mir zur Seite wacht,
Laß mich von dir vergeſſen ſeyn!

Wenn Frevler kühn dir Liebe ſchwören,
Wo ſie nur ihre Sinne hören,
O Mädchen, dann gedenke mein!
Doch wenn mein einſt willkomm'nes Bild
Dich je mit Schmerz und Haß erfüllt,
Laß mich von dir vergeſſen ſeyn.

Wenn mich des Ruhmes Lorber kränzen
Und Huldigungen mich umglänzen,
O Mädchen, dann gedenke mein!
Doch wenn des Strebens ſchönſtes Ziel
Kein guter Gott mir gönnen will,
Laß mich von dir vergeſſen ſeyn!

Wenn deine Tag' im Maylicht blühen,
Dir Aller Herzen Liebe glühen,
Gedenke dann noch einmahl mein!
Doch bricht das Schickſal mir den Stab,
Sink' ich verzweifelnd hin aufs Grab,
Laß ewig mich vergeſſen ſeyn!

Ein Morgenroth ſey dir das Leben;
Mir wird noch Troſt die Hoffnung geben:
Auch hochbeglückt gedenkſt du mein!
Nur dir geb' ich mich ganz dahin,
Und bringt es deinem Glück Gewinn —
Will ich von dir vergeſſen ſeyn!

Ja wandle du auf Tugendwegen
Des Lebens ſchönſtem Glück entgegen —
Gedenke nur voll Ruhe mein!
Lohnt uns ein himmelreines Herz
Für unſrer Liebe ſchönen Schmerz —
Dann iſts auch ſchön, vergeſſen ſeyn!

Kuffner.

An Amanda.

Der Liebe luſtgekrönte Roſenſtunden,
Sie wollen nur im Lenz des Lebens blüh'n!
Der trübe Herbſt hat kaum ſich eingefunden,
So welkt der Freude anmuthvolles Grün,
In Nebel hüllt Vergangenheit die Zeiten
Der Liebe dann und ihrer Seligkeiten.

Iſt die Natur vom jungen Lenz entbunden:
In Liebe müſſen Wald und Flur erglüh'n,
In Liebe hält der Halm den Halm umwunden,
In Liebe ſinkt zur Blum' die Blume hin,
Der Nachtigall entzückte Lieder deuten
Geheim auf treuer Liebe ſüße Freuden.

So laß auch du nicht länger unempfunden
Der Liebe ſchönſte Frühlingszeit entflieh'n,
Und nicht den Freund mit ſeinen Herzenswunden,
Mit ſeinem Gram durch's Jugendleben zieh'n!
Der Liebe Frühlingsaugenblicke ſchreiten
Im Kommen zögernd hin und raſch im Scheiden.

Die Blumen deiner Wange, ſie bekunden
Den ſchönſten Lenz, der je dem Aug' erſchien,
Der Strahl, der ſich in deinem Blick entzunden,
Wärmt mild wie Frühlingslicht mit Liebesſinn,
Und ſüß wie Nachtigallentöne gleiten
Der Stimme Zauber in der Seele Saiten.

Wohl lange Jahre werden zu Secunden,
Ein Augenblick mir Ewigkeitsgewinn,
Es muß mein liebekrankes Herz geſunden,
Wenn ich erhört von deinem Herzen bin!
O wollteſt du mir dieſes Loos bereiten:
So ſelig wär' kein Gott, ſo zu beneiden! —

F. C. Bernard.

Männertrotz.

An Trenta.

Nicht acht' ich goldner Thoren Stolz,
Und ihren Schwindel=Geiſt,
Der, voll vom Wahn des Trunkenbolds,
Zum Herrn der Welt ſich preiſt.
Nur Gold und Titel haben ſie,
Und bunten Flitterſtaat.
Ich hab' ein Herz, das ſclaviſch nie
Um Gnadenſalbung bath.

Der Mikromegen Sultansſinn
Von Rom bis Tranquebar
Nimmt Andre gern auf ihren Knien,
Und mit dem Rauchfaß wahr.
Da lächeln ſie, und ſchmunzeln hold
Und werfen manchem Tropf
Im Taumel wohl ein Klümpchen Gold,
Und — Beulen an den Kopf.

Deß preiſe ſie, und freue ſich,
Wer hohen Adelſtand,
Für Flitter unveräußerlich,
Im Buſen nie empfand;
Er bethe ſeinen Apis an,
Und ſtreichle ſeinen Bauch;
Er dulde ſeinen ſtumpfen Zahn,
Und ſeinen Hufſchlag auch.

Der Beſſre, frey von Feſſelzwang,
Verſchmäht Despotengunſt;
Ihm iſt ihr Wandel — Stelzengang
Und ihre Größe — Dunſt.
Kein Grafenhut und kein Barret
Birgt ihm des Wahnes Nacht,
Kein Stern, deß Flittermaieſtät
An leerer Stätte wacht.

Gottlob! ich bin ein freyer Mann,
Und hege frohen Muth;
Ihn zollt' ich keinem Timur-Chan
Um Kronen zum Tribut.
Mein Adel iſt ein biedres Herz
Das heiß dem Guten ſchlägt,
Ein Geiſt, den gerne himmelwärts
Natur und Wahrheit trägt.

Sey dieß mein hohes Siegeslied,
So karg des Glückes Macht,
Das Looſe nur nach Launen zieht,
Den Sänger auch bedacht.
Des Stolzen eitlen Überfluß
Entbehrt er ja ſo leicht!
Sein iſt der edlere Genuß,
Den Dünkel nie erreicht.

Nicht acht' ich gold'ner Thoren Stolz,
Und ihren Schwindel-Geiſt,
Der, voll vom Wahn des Trunkenbolds,
Zum Herrn der Welt ſich preiſt.
Nur Geld und Titel haben ſie,
Und bunten Flitterſtaat,
Ich hab' ein Herz, das ſclaviſch nie
Um Gnadenſalbung bath.

Dambeck.

Die Blume der Liebe.

Ein Knabe ſaß am ſtillen Bach,
Und dachte ſeiner Liebe nach,
Da ſchimmerte der Tulpe Gold
So reitzend ſchön und minnehold;
Doch was die ſtolze Tulpe ſpricht,
Es iſt das Wort der Liebe nicht.

Ein Veilchen, wie der Äther blau,
Blüht friſch benetzt vom Morgenthau,
Der Knabe fühlt ſich hoch bewegt,
Doch was ſich auch im Herzen regt,
Und was das ſtille Veilchen ſpricht,
Es iſt das Wort der Liebe nicht.

Im Erlenthal, im feuchten Sand,
Da blüht ein Blümchen an dem Strand;
Der Knabe ſieht's, ſein Auge glänzt,
Er wünſcht ſein Mädchen ſo bekränzt.
Das Wort der treuen Liebe ſpricht:
Du trautes Kind, Vergiß mein nicht.

Franz Wallner.

Trinklied an eine Dame.

Bade die roſigen Lippen in Wein,
Er funkelt im Becher ſo gülden, ſo rein,
Feuerdurchglüht
Schäumt er und ſprüht,
O, bade die roſigen Lippen in Wein.

Nippe mit lieblichem Munde vom Wein,
Dann kreiſe der Becher im Freundeverein;
Laut in die Luft
Jeder dann ruft
Sie nippte mit lieblichem Munde vom Wein.

Schimmernd erglänzt dein Geſichtchen im Wein,
Drum blick' ich entzückt in den Becher hinein,
Glühende Luſt
Durchſtrömet die Bruſt,
Ich küßte dein Anmuth-Geſichtchen im Wein.

Enckes.

Merkenſtein.

Sr. Excellenz dem Herrn Grafen v. Dietrichstei
gewidmet.

(Mit Muſik von Ludwig van Beethoven.)

Merkenſtein, Merkenſtein!
Wo ich wandle, denk' ich dein.
Wenn Aurora Felſen röthet,
Hell im Buſch die Amſel flötet,
Weidend Heerden ſich zerſtreun,
Denk' ich dein,
Merkenſtein!

Merkenſtein, Merkenſtein!
Bey des ſchwühlen Mittags Pein
Sehn' ich mich nach deinen Gängen,
Deinen Grotten, Felſenhängen,
Deiner Kühlung mich zu freun,
Merkenſtein!
Merkenſtein!

Zu Seite 202.

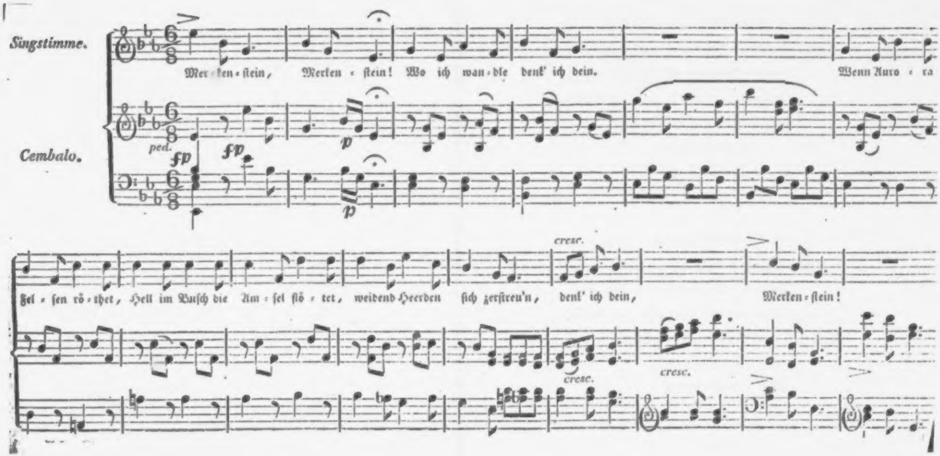
Merkenſtein,

von J. B. Rupprecht,

in Muſik geſetzt

von

Ludwig van Beethoven.


Singstimme.
Cembalo.
ped.
fp
fp
p
p
Mer-ken-ſtein, Merken-ſtein! Wo ich wan-dle denk' ich dein. Wenn Auro-ra
Fel-ſen rö-thet, Hell im Buſch die Am-ſel flö-tet, weidend Heerden ſich zerſtreu'n, denk' ich dein, Merken-ſtein!
cresc.
cresc.
cresc.

Merkenſtein, Merkenſtein!
Dich erhellt mir Heſpers Schein:
Duftend rings von Florens Kränzen
Seh' ich die Gemächer glänzen,
Traulich blickt der Mond hinein!
Merkenſtein!
Merkenſtein!

Merkenſtein, Merkenſtein!
Dir nur hüllt die Nacht mich ein.
Ewig möcht' ich wonnig träumen
Unter deinen Schweſterbäumen,
Deinen Frieden mir verleihn,
Merkenſtein!
Merkenſtein!

Merkenſtein, Merkenſtein!
Weckend ſoll der Morgen ſeyn!
Laß uns dort von Ritterhöhen
Nach der Vorzeit Bildern ſpähen,
Sie ſo groß, und wir — ſo klein!
Merkenſtein!
Merkenſtein!

Merkenſtein, Merkenſtein!
Höchſter Anmuth Luſtverein!
Ewig jung iſt in Ruinen
Mir Natur in dir erſchienen;
Ihr, nur ihr mich ſtets zu weih'n,
Denk' ich dein,
Merkenſtein!

Joh. Bapt. Rupprecht.

Der Ruf nach der Heymath.

Wand'rer eile!
Finſtre Wolken zieh'n über dich hin,
Sternlein ſchwinden am Himmelsbogen
Zürnend branden am Ufer die Wogen,
Es entfliehet dein munterer Sinn,
Jagſt du treulos nach fremdem Gewinn —
Wand'rer eile! —

Wand'rer weile!
Heiter lächelt des Himmels Blau,
Düfte ſpenden die Kelche der Blüthen,
Die aus den Gluthen des Frühlings erglühten,
Und die duftende Blumenau
Küſſet des Morgens Perlenthau.
Wand'rer weile! —

Wand'rer eile!
Dich betäubet der Balſamduft —
Schmeichelnd umbuhlt vom Syrenengeſänge,
Horchſt du nimmer dem Harfenklange,
Der dich ins Leben aus üppiger Gruft,
Der in die Heimath ſo freundlich dich ruft —
Wand'rer eile!

Wand'rer weile!
Zieh' nicht dahin, wo die Trauer wohnt,
Wo den auf ſchmuckberaubten Bergen
Ewiger Schnee liegt auf morſchen Särgen,
Wo der tödtende Froſt nur thront,
Nimmer die Luſt den Liebenden lohnt,
Wand'rer weile!

Wand'rer eile!
Treue iſt Gluth — Es rufet Weh
Dir ein Engel auf deinen Wegen
In dem Lande der Blumen entgegen,
Treue iſt Gluth — Sie ſchmilzt den Schnee
Auf den Bergen in Frühlings Näh' —
Wand'rer eile!

Wand'rer weile!
Weile, nicht länger tönt Harfenlaut,
Tönen der fröhlichen Heymath, Brüder,
Himmelan ſchallende Freyheitslieder,
Und wo der Morgen den Nächten ergrau't
Ruft in dem Teutſchen, die Freyheitsbraut:
„Wand'rer eile!“ —

Ph. Millauer.

Das Bächlein.

Bächlein! oft an ihrer Seite
Ging ich dir entlang und du
Gabſt uns friedlich das Geleite;
Murmelteſt uns Beyfall zu.

In dir, Bächlein! ſchwimmt mein Sträußchen,
Das mir meines Mädchens Hand
Hinter jenem Hirten-Häuschen
Von des Mayes Blumenband.

Als ſie mir's zu reichen glaubte;
Glitſchte ſie, das Sträußchen fiel,
Schnell enttrugſt du das Geraubte
Zu der Wellen loſen Spiel.

Mit den Wogen wollt' ich ringen.
Bleibe! ſprach ſie, bleibe doch!
Nina hat, ich will ſie bringen,
Für dich mehr der Blumen noch.

Brandler.

Der Pilger.

Das Leben wird düſter, die Zukunft trüb!
Der Vorzeit erfreuliche Bilder
Verwehen. In verſchloſſener Bruſt
Stürmt's immer wilder und wilder;
Und durch der Schwermuth finſtere Nacht,
Kein Schimmer des Troſt's, der Hoffnung lacht.

Die Sonne geht unter, der Mond geht auf,
Es flimmern die heiligen Sterne;
Da zieht es den Pilger hinauf mit Macht
In die ewigumleuchtete Ferne;
Und liebende Arme aus Fluren der Ruh'
Sie winken und winken dem Schmachtenden zu.

Und höher erſchwillt des Pilgers Bruſt,
D'rinn erwacht ein unendliches Sehnen,
Er hebet das wankende Haupt empor,
Empor die Augen voll Thränen,
Und ruft zu den heiligen Lichtern hinauf:
„O! nehmt mich ihr Lieben! o! nehmt mich auf!“

O

Und wie im Schlummer erquickend und mild
Sinkt es auf den Schlafenden nieder,
Er ſchließt die Augen, die weinenden zu,
Und ſchläft — und erwachet nicht wieder.
Ihn hat nun der letzte, bewährteſte Freund
Mit ſeinen Geliebten auf ewig vereint.

K. A. Schneider.

,In der Entfernung.

Die Welle ſinkt, die Welle ſteigt
In goldner Abendgluth,
Von Weſtwinds leiſem Hauch erzeugt
Auf reger Bachesfluth.

Und in das klare Bächlein fällt
Der Landſchaft zitternd Bild,
Von Roſenwölkchen rings erhellt,
So zauberiſch, ſo mild.

So fiel, o Phantaſie! dein Strahl
Auf meines Lebens Bahn;
So lachten freundlich überall
Mich Lieb' und Hoffnung an.

Ich liebte treu, und Treue ſchwur
Mir einſt mein Mädchen auch;
Doch Mädchentreu' iſt Welle nur,
Bewegt vom Windeshauch.

Ob ferne Sie noch mein gedenkt,
Für mich im Stillen glüht,
Mir eine Sehnſuchtsthräne ſchenkt,
Mein Bild im Traume ſieht? —

Die Hoffnung ſinkt, die Hoffnung ſteigt
In liebeglüh'nder Bruſt;
Daß Mädchenhuld den Wellen gleicht,
Ach, iſt mir wohl bewußt.

Raimund Walther.

Unmittheilbarkeit.

Wenn ich euch kalt und fremd erſcheine,
Wenn eure Freude mich verſcheut:
So wiſſet, daß ich einſam weine,
Daß mich erheitert Einſamkeit.
Es trete nimmer in das Leben,
Was tief die ſtumme Bruſt verſchließt;
Denn hab' ich's einmahl hingegeben,
Auf ewig bleibt es eingebüßt.

Was forſchet ihr nach einer Wunde,
Die euer Tröſten doch nicht heilt?
Verſteht ihr meiner Harfe Kunde,
So iſt euch alles mitgetheilt.
Wer mag die Nachtigall noch fragen,
Wenn ſie, entglüht geheimen Drang's,
Der Waldnacht flötet ſüße Klagen,
Um die Bedeutung des Geſangs?

Raimund Walther.

Der Bronnenquell.

Im tiefen kühligen Bronnen
Quell' ich hervor;
Schaue nach Luft und Sonnen
Sehnlich empor.

Hoch oben heiter funkeln
Sternlein der Nacht;
Ich grüße ſie ſtill im dunkeln
Zwängenden Schacht.

Mond und freundliche Sterne
Senden mir Licht;
Schauen im Spiegel gerne
Ihr gülden Geſicht.

Wenn aber Mittag glühet,
Nahet herbey
Eine Hirtinn, die blühet
Jung wie der May.

Ihr Buſen Lilienglocken,
Ihr Auge ſo klar,
Wie Mondenglanz die Locken!
Ein Kränzlein im Haar.

Sie neigt ſich ſchauend nieder,
Wie Morgenroth mild;
Und mahlend geb' ich wieder
Ihr lächelndes Bild.

O Roſenmädchen neige
Den Eimer zu mir,
Daß meine klare Welle ſteige
Hinauf zu dir.

O nippe, Hirtinn, nippe
Die kühle Fluth,
Eh' ſie der Kuß deiner Lippe
Wandelt in Gluth.

Mir iſt ſo wunderſelig,
Schöpfſt du aus mir;
Wohl verſiegt' ich allmählig,
Lebt' ich nicht dir.

Raimund Walther.

Abſchied vom Schloſſe Treuenſtein.

Ille mihi praeter omnes terrarum
Angulus ridet.
Horatius.

Wohl hat ſchöner Wälder Italien viel
Von blüthenvoll-duftenden Bäumen;
Das freundliche Leben iſt dort nur ein Spiel,
In himmliſchen Wahnſinn zerfließt das Gefühl
In jenen geheiligten Räumen.

Die goldenen Früchte, vom Zephyr bewegt,
Entſtürzen dem Kranze von Blüthen;
Ein liebliches Sehnen den Buſen durchregt,
Im träumenden Herzen, von Eros gepflegt,
Entwirren ſich herrliche Mythen.

Des Ozeans Arme umfaſſen mit Luſt
Das blühende Heldengeſtade;
O Wonne! des ewigen Frühlings bewußt,
In Portici's Gärten zu kühlen die Bruſt,
Hinſinkend im grünlichen Bade.

Vom helleſten Strahle Apollo's umglänzt
Mahlt dort jeder blumichte Hügel,
Den Rücken von Marmorpalläſten bekränzt,
Am Fuße von friedlichen Seen begränzt,
Sich wallend im ſilbernen Spiegel.

Zu Trümmern der Vorwelt, vom Sturme zerſtreut,
Geborgen in glanzvolle Hallen,
Zu Wundern der Künſte, den Blüthen der Zeit,
Von ſchützenden Laren der Nachwelt geweiht,
Voll Sehnſucht hin Fremdlinge wallen.

Doch ſind dort die Menſchen nicht gut und nicht groß,
Der wilderen Leidenſchaft Beute;
Sie ſinken in Tellus vertilgenden Schooß,
Beſchämt von der Vorzeit Ruinenkoloß,
In der ſich ein Brutus einſt freute.

Mich ziehet kein ſehnend Verlangen dahin,
Durchſtrömend den ruh'gen Buſen;
Mich lockt nicht der blühenden Erde Gewinn,
Ihr habt ja beruhigt den irrenden Sinn,
Ihr ſtille beglückende Muſen.

Ein ſchöneres Sehnen die Bruſt mir durchglüht,
Der Jugend Entfliehen zu halten;
Und ſey auch manch goldener Traum ſchon verblüht,
Geläng' es mir doch nur im frommen Gemüth
Zu feſſeln die liebſten Geſtalten!

Im Thale der Heimath erhebt ſich ein Schloß;
Zwar fehlen ihm blinkende Säulen —
Doch weilt mir darin, was ſo gut iſt und groß;
O könnt' ich mich bergen im freundlichen Schloß,
O dürft' ich in Treuenſtein weilen!

Dort weilt ja der Träume geliebte Geſtalt,
Die freudig mein Inn'res durchbeben;
Dort bin ich gehalten mit ſtiller Gewalt;
Das ewige Sehnen im Herzen verhallt,
Im Liede nur darf es noch leben.

Und decken gleich Nebel und Wolken das Land,
Ertödtend des Lichtſtromes Welle,
Umſchlang doch die Stirne mit magiſchem Band
Der himmliſchen Dichtung beglückende Hand;
In innerſter Seele bleibt's helle.

Weit ſchöner im Norden, als überall, quillt
Des Menſchenſinns herrlichſte Blüthe;
Und ſtrömt auch das Leben nicht freundlich und mild,
Erfreut doch die Herzen manch Göttergebild,
Erſchaffen im tiefſten Gemüthe.

Und wenn auch der Sturm mit wilder Gewalt
Durchbrauſet den eiſernen Himmel;
So labt ja des bläulichten Schildes Geſtalt,
Umſpannend den Äther gar lieblich bemahlt,
Von goldener Nägel Gewimmel.

Doch — was auch gebunden das ernſte Gemüth,
Nie kann es den Mören enteilen;
Schnell blühen die Blumen, ſchnell ſind ſie verblüht,
Es eilen die Horen, das Leben entflieht —
O könnt' ich dem Schickſal enteilen,
O dürft' ich in Treuenſtein weilen!

Ermin.

Votivtafel.

Die Sonne glänzt, die Nacht entflieht,
Die ſchwarze Roſe iſt verblüht,
Die, prüfend, mit der Flammenhand
Mein Dämon mir ins Leben wand; —
Ich ſchreite auf lichteren Wegen
Dem wechſelnden Schickſal entgegen.

Das Meer erbraust, das Seegel ſchwillt,
Der Hoffnung Sterne ſind verhüllt,
Nur Blitzesſtrahl und Donnerklang,
Nur wilder Winde Wettgeſang
Umtobten auf ſchäumender Welle
Den Schiffer mit liebender Seele.

Den Schiffer, dem Syrenenſang
Süßſchmeichelnd durch den Buſen klang,

So wie Morgana's Zauberbild
Den Sinn berückt, das Auge füllt,
Daß läſſig die Hände am Steuer
Ermatten in ſtaunender Feyer.

So zog auch mich, voll irrem Sinn,
Syrene zu dem Strudel hin,
Den Irrwahn, ſchöngelockt, umkreiſt,
Der ſchwindelnd in den Abgrund reißt,
Wo Jugend und Frohſinn für immer
Zerſchellen in warnende Trümmer.

Vor Schrecken bleich, um Rettung bang,
Fleht' ich in wilder Schmerzen Drang
Den Göttern: Aus der tiefen Nacht
Und aus des Zaubers Schlangenmacht
Helft gnädig dem treibenden Schiffe,
So nahe dem furchtbaren Riffe!

Den Göttern Dank! ſie hörten mich,
Die Macht des Höllenſtrudels wich,
Vom Auge fiel des Truges Band,
Ich ſah der Heimath theures Land,
Wo auf am Himmelsbogen
Der Freyheit Sterne zogen.

Froh weih ich dir, mit frommem Sinn,
Der Rettung Bild, du Retterinn,
O Heimath! und euch Lieben all',
Umfangen von der Heimath Wall; —
Wohl bleibt ihr, ob nah' oder ferne,
Des Lebens hellleuchtende Sterne.

Ermin.

Rundgeſang bey ſchlechtem Wetter.

Trübe Wolkenarme ſchlingen
Grau ſich um den Felſenhang.
Bey dem Becher, bey Geſang,
Flieht die Zeit mit leichten Schwingen:
Laßt uns ſingen!

Von der Berge Stirnen ſinken
Nebelbilder rauh und kalt;
Hebe's freundliche Geſtalt
Soll uns auch im Nebel winken:
Laßt uns trinken!

Stürmiſch treibt des Lebens Nachen
Durch das aufgeregte Meer.
Doch im Becher, iſt er leer,
Müſſen Kuß und Scherz erwachen —
Laßt uns lachen!

Seht den Geiſt der Traube blinken;
Haſcht im Sturm die Fröhlichkeit.
Laßt, dem Phönix gleich, die Zeit
In des Bechers Flammen ſinken!
Laßt uns trinken!

Steigenteſch.

Trennung.

Natur! ſieh' deines Sohnes Thränen fließen!
Ein hart Geſchick hat Hulda mir entriſſen;
All' deine Blumen welken um mich her,
All' deine Fluren ſind mir öd' und leer.

Dir, Mutter, Freundinn! dir will ich es klagen,
Wie Lieb und Gram an meinem Herzen nagen;
Nur du ſollſt die Vertraute — ſollſt allein
Der Herold meiner treuen Liebe ſeyn.

Wenn, Gott des Tages, deine Morgenſtrahlen
Aurorens Bild auf Huldas Wangen mahlen,
Und ihrer Augen Himmel öffnet ſich,
So ſag' ihr: dein Getreuer grüßet dich!

Durchwandelt ſie im leichten Morgenkleide
Die Blumenflur, der Heerden grüne Weide,
Ihr Sänger der Natur! dann ſinget ihr
Getrennter Liebe Qual, und ach! — von mir.

Wenn, Lüftchen, du mit Huldas Locken ſpieleſt,
Und fächelnd ihre Roſenwangen kühleſt,
So hebe ſanft den regen Buſenflor,
Und ſäuſle meinen Nahmen ihr ins Ohr.

Wenn, Bach, der murmelnd durch die Wieſen eilet,
Ihr Fuß an deinen Raſenufern weilet,
Verzögre deinen Lauf, und zeig' ihr klar
Mein Bild auf deinen Silberwellen dar.

Wenn, Mond, von deinem Dämmerlicht beſtrahlet,
Sie liebeſchwärmend durch den Garten wallet:
Dann, Freund der Liebenden! dann ſchimm're du
Ihr meine Grüſſe — meine Küſſe zu.

Und ſenkt ſie endlich ihre ſchlanken Glieder
Im Kämmerlein aufs weiche Lager nieder,
Du, Gott der Träume, ſieh, ich bitte dich:
Erinn're ſie im Schlafe noch an mich!

J. v. Kalchberg.

Zur Friedensfeyer auf Wildenſtein (*) 1815.

Ritter auf der blauen Erde,
Laßt uns fröhlich ſeyn!
Friede kehrt bey jedem Heerde
Unſers Welttheils ein.
Laßt uns jubeln! laßt uns ſingen!
Gott ein Dankesopfer bringen
Auf dem Wildenſtein.

Düftend blinkt der Saft der Reben
In der Freunde Hand.
Freunde, Kaiſer Franz ſoll leben!
Und das Vaterland.
Leben alle Menſchenbrüder,
Denn der Fried' umſchlingt ſie wieder
Mit der Liebe Band.

(*) Eine Geſellſchaft deutſcher Biedermänner hat dieſer uralten, bey Sebenſtein in Niederöſterreich liegenden Ritterburg ihren ehemaligen Schmuck des Mittelalters wieder gegeben, und feyert dort patriotiſche Feſte in der Kleidung und nach den Gebräuchen unſerer Altvordern. Sie nennen ſich die Ritter von der blauen Erde.

Leben ſollen unſre Krieger,
Die der Lorber ſchmückt,
Den im Pulverdampf die Sieger
Sich ſo ſchwer gepflückt.
Öſterreich, mit Freudenthränen
Dankſt du deinen tapfern Söhnen.
Hoch durch ſie beglückt.

Auch die Todten ſollen leben,
Die im großen Streit
Groß ihr Daſeyn hingegeben
Für Unſterblichkeit.
In des Vaterlands Annalen
Wird ihr hoher Nachruhm ſtrahlen
Noch der Enkelzeit.

Auf das Wohl der Patrioten,
Die dem fremden Joch
Herzen nie und Nacken bothen,
Brüder, trinket noch.
Deutſchlands Genius erhebe
Mächtig ſich; die Eintracht lebe
Unter Deutſchen hoch!!!

J. v. Kalchberg.

Leichter Sinn.

Luſtig durch's Leben
über die Wolken hin
Zieht mich das Streben,
Treibt mich der frohe Sinn.

Jauchzen und küſſen
Will ich beym Becherklang.
Freudig genießen
Freudigen Lebensdrang.

Frey unter Scherzen
Mädchen die Stunden weih'n,
Keine im Herzen
Tragen mit Liebespein.

Was wir erringen,
Bringt und verſchlingt der Tag,
Soll es gelingen,
Nehme, wer haben mag.

Luſtig durch's Leben
Über die Wolken hin
Zieht mich das Streben,
Treibt mich der frohe Sinn.

Deinhardſtein.

Die Weihe der Nacht.

Durch ſchwarzer Wolken Silber=Saum
Blickt Mondes glänzend Angeſicht
Mildleuchtend in die Nacht.
Da ruht die Welt im Sommertraum,
Und Geiſter ziehn im Dämmerlicht,
Nur Lied und Liebe wacht.

Und eine Saat von Sternen blüht
Im dunkeln Blau, — die Zeichen ſtehn
Bedeutungsvoll dem Blick;
Denn in der Sternenſchrift erglüht
Das Ziel der Wege, die wir gehn;
Das waltende Geſchick.

Und leiſes fernes Tönen zieht,
Wie Flötenſpiel und Harfenklang,
Melodiſch durch den Hain;
Verhallt und ruft, und naht und flieht,
Und lockt mit ſehnendem Geſang
In Waldes Nacht hinein.

Was regt die Nacht mit Glanz und Duft,
Mit Saitenklang und Flötenton
Tief innen auf die Bruſt?
Was tönt und ſäuſelt durch die Luft
Und naht dem bangen Erdenſohn
Mit Himmels Ahnungs-Luſt?

Der bunten Farben Bilderpracht,
Des Tages rege lichte Welt
Erſtirbt im bleichen Schein.
Da thront der Erde Dom in Nacht,
Nur zu Gebethen matt erhellt,
Den Frommen zum Verein.

Wir bethen aufwärtsblickend, ſeh'n
Die Bürgen der Verheißung an
In Mond- und Sternenlicht. —
Da kündet leiſes Tönen, Weh'n,
Des milden Vaters tröſtend Nah'n,
Ihn ſieht das Auge nicht.

Dann regt die Nacht mit Glanz und Duft
Mit Saitenklang und Flötenton
Tief innen auf die Bruſt.
Und Engel ſchweben in der Luft
Und Glaube naht dem Erdenſohn
Mit Himmels Ahnungs-Luſt.

F. L. de Selliers.

Des freyen Sängers Lied.

Freudig klingt mein Saitenſpiel,
Freudig mein Geſang!
Was der Liebſten wohlgefiel,
Sing' ich Tagelang.
Nicht um Gold und Tafelfreuden,
Nicht um ſchnöden Lohn,
Will ich Spiel und Sang vergeuden,
Stolz! der Muſe Sohn.

Freudig klingt mein Saitenſpiel,
Freudig ſchlägt die Bruſt;
Für des Edeln großes Ziel
Wird Geſang mir Luſt.
Aber reißt ihr Saiten alle,
Eh' Tyrannen-Macht
Preiſend euer Lied erſchalle
Und verſtummt in Nacht.

Freudig klingt mein Saitenſpiel,
Meiner Liebe Wahl,
Sing' ich Tag' und Nächte viel,
Lieder ohne Zahl.
Schwärme mit Geſang und Zither
Leiſ' im Mondenlicht,
Wo der Holden Rebengitter
Sich um Roſen flicht.

Freudig klingt mein Saitenſpiel,
Freudig mein Geſang,
Was der Liebſten wohlgefiel,
Sing' ich Tagelang.
Frey und froh und ungebunden,
Keines Herren Knecht,
Sing' ich meiner Muſſe Stunden,
Wie mir's eben recht.

F. L. de Selliers.

Die Jahreszeiten der Liebe.

In Höh'n und Tiefen wandert' ich,
Durchſpähend die Natur.
Aus Höh'n und Tiefen grüßte mich,
O Liebe, Deine Spur!

Ich ſah im Lenz die Roſen glüh'n,
Als Zephyr ſie umfing.
Ich ſah des Sommers Kinder blüh'n,
Geküßt vom Schmetterling.

Und freundlich nahm in ſeinen Schooß
Der Herbſt den gold'nen Wein.
Der Winter nur ſchlich liebelos,
Mit kahlem Haupt, allein.

So liebend war mein Lenz beglückt,
So lacht mein Sommer hell.
Mit Reben ſey mein Herbſt geſchmückt,
Dann, Winter, eile ſchnell!

F. Treitſchke.

Jahreszeiten der Liebenden.

Vier Lieder von August Eckſchlager.

Frühling.

Liebe! freundlich bunter Farbenbogen,
Mich umſchlingt dein goldnes Zauberband;
Mayenluft in Paradieſes Land,
Hauch des Himmels, Spiegelglanz der Wogen,
Mächtig fühl' ich mich zu dir gezogen:
Wo dein Füllhorn ſeine Blüthen ſtreut
Da iſt Frühling, Glück und Seligkeit!

Lebensſtürme mögen brauſend toben,
Und des Glückes Wage ſteigt und fällt;
Du allein biſt ewig in der Welt,
In dem lichten Himmel wohnſt du oben;
Lebensſtürme mögen brauſend toben,
Wo dein Reichthum ſeine Gaben beut,
Da iſt Frühling, Glück und Seligkeit.

Sterne löſchen aus in Himmels Räumen,
Sonnen ſtürzen aus dem Firmament;
Liebe! wo dein heil'ges Feuer brennt,
Iſt der Sonne Gluth ein ſchwaches Träumen,
Iſt der Sterne Flimmer eitles Schäumen;
Wo dein Licht den Himmelsglanz verſtreut
Da iſt Frühling, Glück und Seligkeit!

Seit ich liebe, kenn' ich erſt das Leben,
Seit ich liebe, fühl' ich, was ich bin.
Alle andern Freuden gab ich hin,
Lieb', in deiner ſüßen Luſt zu ſchweben;
Und du lohnſt mit wonnevollem Beben,
Schaffeſt Wolluſt ſelbſt aus Schmerz und Neid,
Liebe! du biſt Glück und Seligkeit!

Sommer.

Heimlich durch des Abends Schatten,
Ängſtlich irr' ich durch die Flur,
Ohne Raſt und ohn' Ermatten
Folg' ich, Liebe, deiner Spur.

Ruhig flammen jene Sterne
In des Himmels weitem Meer;
Glück! wie biſt du mir ſo ferne!
Keine Sterne
Senden tröſtend Ruhe her.

Luſt! ich habe dich genoſſen!
Lieb', ich kenne deine Qual!
Ein Mahl ſchon zurückgeſtoßen
Nah' ich dir zum zweyten Mahl.
Dieſem ſüßen, wilden Triebe,
Nein, ich kann nicht widerſteh'n.
Wenn ich gleich verloren bliebe,
Ohne Liebe
Möcht' ich keinen Himmel ſeh'n!

Paradieſe ſteh'n mir offen;
Daß ich einmahl glücklich ſey,
Wähn' ich mit vergeb'nem Hoffen,
Dieſe Eine bleibt mir treu.
Treu? — welch ein vermeßnes Scherzen
Feſſelt den verwirrten Sinn?
Ach! ich liebe ſelbſt die Schmerzen,
Ihrem Herzen
Geb' ich Glück und Leben hin!

Herbſt.

Warum, o Himmel, biſt du ſchwarz umzogen
Und brauſeſt feucht und düſter durch die Nacht?
Mich ſchrecken keine Stürme, keine Wogen,
Ich lebe ſelig durch der Liebe Macht.
Wie auch die ſcharfen Winde tobend heulen,
Zu ihr will ich durch Nacht und Regen eilen!

Ob deine Donner brüllend zu mir ſprechen,
Ob deine Wetter flammend mich umweh'n,
Zu ihr! zu ihr! mag auch die Welt zerbrechen,
Bey ihr nur kann ich meinen Himmel ſeh'n.
Wenn Gluth und Dampf um mich zuſammen ſchlagen,
Für Sie, wie gerne will ich alles tragen.

Auf mich herab, ihr heilig dunkeln Mächte!
Auf mich häuft alles Unglück, was ihr droht.
Auf mich die Qual ſchlaflos durchwachter Nächte,
Auf mich allein des Lebens Drang und Noth,
Und alles Gute, was ihr mir geſendet,
Ihr, die ich liebe, ſey es zugewendet.

Für mich ſind keine Freunde auserkoren,
In meinem Herzen haben ſie nicht Raum;

Für ſie, für ſie allein bin ich geboren,
Und außer ihr iſt alles Nacht und Traum.
Mein Leben ſey verloren und vergeſſen,
Wird nicht von ihr mir Liebe zugemeſſen.

Die Himmelsgluth, die meine Bruſt durchflammet,
Des Geiſtes Kraft, die meinen Sinn durchglüht,
Der Jugend friſches Leben ſey verdammet,
Wenn es mich je aus ihrer Nähe zieht.
Verwiſcht ſind alle Wünſche, alle Triebe,
Ich kenne nichts als ſie und meine Liebe!

Auf dieſen Würfel ſetz' ich all mein Hoffen,
Mein Leben hängt allein an ihrem Blick,
Bey ihr nur iſt das Land der Wonne offen,
Und ohne ſie weiß ich von keinem Glück.
Auf jede Freude leiſt' ich gern Verzicht,
Nur nicht auf ſie, auf ihre Liebe nicht!

Soll nicht Erfüllung meine Wünſche krönen,
Wozu des Erdenlebens trübe Friſt?
Wozu der Güt' und Tugend ſel'ges Wähnen,
Wenn ſie verdammt zu ſtetem Unglück iſt?
In ihr lieb' ich das Beſte dieſer Erden,
Und ſoll darum mit ihr nicht glücklich werden?

Doch nein! mein heitres Ahnen kann nicht trügen;
Eh' noch die Welt des Jahres Ende zählt,
Muß ſie als Weib an meinem Herzen liegen,
Die Einz'ge, die ich ewig mir erwählt.
Zu ihr! zu ihr! mag Erd' und Himmel beben,
Verſinken will ich, oder mit ihr leben!

Winter.

Durch die Haide rauſcht der Sturm
Und die gelben Blätter fallen,
Ob dem grauen Felſenthurm
Fernhin Vögelzüge wallen;
Traurig ſitzt im Forſt der Aar,
Tief im alternden Gemäuer,
Und die Sterne ſcheinen klar
Durch den kalten Nebelſchleyer.

Ausgeſtorben iſt die Flur,
Schlafend liegt im Kreis die Schlange,
Und des Winters erſte Spur
Macht dem Menſchenherzen bange.
Menſchenherzen ſind ſo klein,
Fragen nach des Windes weben;
Kennen nicht den Zauberhain
Wo die Blüthen ewig leben.

Ω

Laßt die wilden Stürme weh'n
Über die verwaiſ'ten Fluren,
Wollt ihr heitern Himmel ſeh'n,
Folgt der Liebe ſüßen Spuren!
Iſt des Mädchens Auge hell,
O, wie matt ſind alle Sterne!
Thränen ſind ein Nebelquell,
Liebe trocknet ihn ſo gerne.

Laßt die leichten Vögel zieh'n,
Laßt die welken Blätter ſinken,
Wo der Schönheit Roſen glüh'n,
Wo der Liebe Freuden winken.
Kann euch dieſer Lenz erfreu'n
Dieſer Zeiten kurze Wonne?
In dem Land der Lieb' allein
Strahlt die ew'ge Frühlingsſonne!

VIII.

Erzählungen.

Der Thürmer.

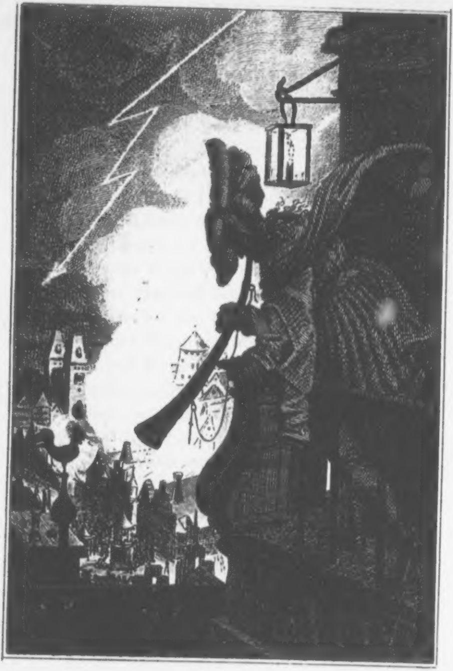
* * *

Eine Erzählung

in ſechs Geſängen,

von

Dr. Eman. Veith.



Der Thürmer.

Erſter Geſang.
Wie Meiſter Guck auf ſeinem Thürmlein lebte.

Jahr aus Jahr ein, ohn' Unterlaß
Herr Guck auf ſeinem Thurme ſaß,
Zu ihm, wie zu dem Glockenſeil,
Führt eine Wendeltreppe ſteil,
Und droben war ſein Kämmerlein,
Sein Bett, ſein kleiner Bücherſchrein,
Auch war ein Dreyfuß aufgeſtellt;
So lebt' er auf der lieben Welt
Ganz ſorgenlos und frank und frey,
Allein mit ſeiner Fantaſey.
Des Himmels Höh'n, die blaue Fern'
Beſah ſein Auge gar zu gern',
Da ſchaut' er hin, da ſchaut' er her,
Sein Blick geſättigt nimmermehr;

Wie kann bey ſolcher Augenweid
Ihn feſſeln banges Herzeleid?
Sein iſt das Licht, ſein iſt die Luft,
Sein iſt der Berge blauer Duft,
Sein iſt die ganze weite Flur,
Sein ſcharfer Blick kennt jede Spur.
Manch ſüßen Abend bringt er hin,
Sieht in der ſpäten Sonne Glüh'n,
Sieht Hesperus, den Himmelsfreund;
Und wie ihn Luna's Blick beſcheint,
Vergißt er Alles rund umher,
Sieht weder ſich noch Thürmlein mehr,
Sein ganzes Weſen iſt verklärt,
Nichts, was ihn irdiſch noch beſchwert;
Ein Liedlein möcht' er ſingen hell,
Und fliegen weit hinaus zur Stell! —
Was war ſo ſelig Meiſter Guck!
Ihn kümmert nicht der Menſchen Spuck:
Was tief im Städtlein drunt geſchieht,
D'rum hat er niemahls ſich bemüht.
Da unten drängt ſichs her und hin,
In Angſt und Qual und trübem Sinn,
Und ſtrebt nach Luſt und Geldgewinn,
Und hat nicht Sorg' und hat nicht Acht
Des Firmaments und ſeiner Pracht;

Es wollte denn luſtwandeln geh'n,
Und Wald und Wieſ' und Trift beſeh'n; —
Da war nun Meiſter Guck bekannt,
Und weit berühmt im ganzen Land,
Als Einer, der den Himmel kennt,
Und deutlich liest am Firmament,
Ob's Sonnenſchein an dieſem Tag,
Ob's Regenſchauer geben mag.
Denn er beſchaut der Wolken Zug,
Des Nebels Strich, der Schwalben Flug,
Der Winde Richtung kennt er auch,
Sein Wetterhahn folgt jedem Hauch. —
Dieß war's und ſeine Meiſterſchaft,
Was ihm viel Stündlein weggerafft,
Denn viele Kunden ſprachen zu,
Und ſtörten oft des Meiſters Ruh'.
Die einen brachten ihre Schuh',
Die er zu beſſern wohl verſtand;
Der andre kam mit leerer Hand,
Und fragt' um Wind und Wetter ihn.
Die erſten nahm er willig hin,
Denn war der Himmel kalt und trüb,
So war ihm auch ſein Dreyfuß lieb,
Hier ſaß er denn ſo manche Stund,
Und ſtach ſich oft die Finger wund,

So er nicht auf die Arbeit ſah,
Was unſ'rem Meiſter oft geſchah;
Doch war er auch nicht d'rauf erpicht,
So ſaß er dennoch müßig nicht;
Denn iſt's ſo klein auch und ſo ſcharf
Bemeſſen, was der Menſch bedarf,
So braucht er ſtets doch mehr als Luft,
Der Magen mahnt, der Gaumen ruft;
Sey noch ſo friedlich das Gemüth,
Die Erdenhüll' hat nimmer Fried'!
Deß war er ſinnig auch bedacht,
D'rum hat er manchen Schuh gemacht.
Man ſchickt' ihm nur das Maaß hinauf,
Kam auch wohl ſelbſt zu ihm herauf,
Denn Meiſter Guck verließ niemals
Den Thurm, er war kein Freund des Thals.
Zehn Jahre waren's ſchon gewiß,
Daß er die Höh' nicht mehr verließ;
Man kannte ſchon des Meiſters Art,
Da kam denn manches Mägdlein zart,
Und bracht' ihr Füßchen ihm zum Maaß,
Vertraut' ihm auch wohl dieß und das
Von Herzens-Angelegenheit,
Und Meiſter Guck war ſtets bereit
Mit klugem Spruch und gutem Rath,
Der ihm zu Dienſt war früh und ſpat.

Und da vergaß er öfters auch
Hinauszuſchaun nach altem Brauch,
Sah lieber in ein Auge blau,
Als in des Himmels Wolkengrau;
Und war denn Meiſter Guck alſo
Gar oft in ſeinem Herzen froh;
Und er's denn auch nicht übel nahm,
Wenn man ums Wetter fragen kam,
Da ſagt' er kurz und triftig her,
Was grad' davon zu hoffen wär',
Ging gleich darauf in's Kämmerlein,
Und ließ in kein Geſpräch ſich ein;
Denn was nicht ſein Gemüth erbaut,
Wo ſonſt er keinen Nutzen ſchaut,
Da hat er nicht zu ſchaffen viel,
Und macht behend ſich aus dem Spiel.
So war er ſtets von Jugend auf,
Er ſah der Welt verruchten Lauf;
Des Drängens und des Treibens müd'
Sehnt' er ſich ſehr nach Ruh' und Fried';
D'rum ging er hin zum Magiſtrat,
Um Thürmers Recht und Würd' er bath,
Er zog hinauf mit Draht und Pfriem,
Sein ganzer Hausrath zog mit ihm,
Die Bibel auch vergaß er nicht,
Und manches Buch, das Wahrheit ſpricht;

Hier lebt' er denn in ſüßer Luſt,
Des innern Friedens froh bewußt,
Zog ſeine Glock' zur rechten Stund,
Rief Mitternacht mit lautem Mund,
Hielt auf dem Thürmlein emſig Acht
Für Stadt und Gau in ſtiller Nacht.
So ſtand er nun ſeit langer Zeit
In Jedermanns Zufriedenheit,
Bis einſt im trüben Augenblick
Auch ihn getroffen ſein Geſchick,
Wovon in ſelbigem Gedicht
Das zweyte Lied zum Weitern ſpricht. —

Zweyter Geſang.

Wie Meiſter Guck ſich mit dem Sturmläuten verſpätet.

Junius war ſchwül vergangen,
Hatte July angefangen,
War ein heißer Abend kommen,
Luft und Flur in Gluth entglommen;
Sonne war nicht mehr zu ſchauen,
Schatten warf ſich auf die Auen,

An des Himmels duft'gem Bogen
Schwer heran Gewölke zogen;
Heimging von der Flur die Heerde,
Stille ward es auf der Erde,
Wollte ſich kein Lüftlein regen,
Wollt' kein Hälmlein ſich bewegen;
Alles war im bangen Sinnen,
Was der Himmel wollt' beginnen.
Meiſter Guck ſtand auf den Zinnen,
Blickt' hinaus ins Abendgrauen,
Konnt' ſich heute nicht erbauen,
Sah er ſo den Himmel ſchwärzen;
War ihm ſchwül in ſeinem Herzen,
Fühlte matt und ſchwer die Glieder,
Und ſo ſetzt' er denn ſich nieder,
Ruhte von dem Tagewerke,
Sammelte ſich neue Stärke.
Aber wie er ſchlummern wollte,
Zuckte Blitz und Donner rollte;
Aufgeſcheucht von ſeinem Sitze,
Dacht' er: Schlaf iſt hier nichts nütze,
Und an des Geländers Stütze
Lehnt' er ſich, und ſah in's Weite,
Wie das Wetter ſich verbreite.
Zehn Uhr hört' er ietzo ſchlagen,
Flugs, die Stunde anzuſagen,

Nahm er nun das Horn zum Munde,
Ging am Thürmlein in die Runde,
Und nach allen Himmelsſeiten
Ließ er milde Tön' entgleiten,
Wie er zu ſothaner Stunde
Täglich that, nach alter Kunde.
Töne aus des Hornes Tiefen
Wallten nun auf luft'gem Fittig
Sanft herab, und hold und ſittig
Zu den Bürgern, die da ſchliefen;
Von des Thürmleins hohem Saume
Hörten ſie's im erſten Traume,
Wandten ſich im Bett herüber,
Und ſie ſchliefen nun noch lieber. —
All' ihr Guten, all' ihr Müden,
Schlaft denn nun in ſüßem Frieden!
Frieden hauchen dieſe Töne,
Die hinab in zarter Schöne
Zu euch ſchwebten, zu euch bebten,
Da die Lippen ſie belebten;
Ferne durch die luft'gen Kreiſe
Schweben ſie noch ſanft und leiſe,
Immer ſtiller wird die Weiſe,
Bis den Äther ſie begrüßen,
Und in weitem Raum verfließen;

Gleich der Sehnſucht, die beginnend
Mächtig wallet, dann zerrinnend
In des Himmels ferne Bläue
Auf ſich ſchwingt zu ew'ger Freye! —
Alſo Meiſter Gucks Gedanken;
Sieh, da will das Thürmlein ſchwanken,
Blitze ſtrahlen, Donnerſchläge
Toſen über's Stadtgehege;
Und zum Fenſter tritt er wieder,
Sieht aufs gute Städtlein nieder,
Wie es Blitz auf Blitz erhellet,
Spricht: „Wie iſts doch gut beſtellet!
Freut euch nur des warmen Neſtes,
Schlummert bis zum frühen Morgen,
Trotz des Sturms ſeyd ihr geborgen,
Wach' ich doch für euer Beſtes!
Groß iſt ja des Herren Gnade;
Und trifft auch ein Wetterſchade,
Wacht doch einer, daß er künde,
Daß und wo das Wetter zünde!
Alſo iſt der Mann geehret,
Der vom Schlaf ſein Auge kehret,
Wachend treu für ſeine Brüder
Stärkt die Pflicht die matten Glieder;
Von der Vorſicht aufgefordert,
Von des Himmels Macht beordert,

Kann er rühmen ſich und ſagen:
Großes ward ihm übertragen! —"
Solches ſprach der Meiſter oben,
Ließ die Wetterſtürme toben,
Hörte laut die Windsbraut ſauſen,
Ferne war ihm Furcht und Grauſen.
Denn was Andern bang mag ſchrecken,
Konnt' in ihm den Geiſt nur wecken,
Der in Glauben und Vertrauen
Auf ſich hebt, um zu beſchauen,
Und zu hoher Luſt erhoben
Gottes Allmacht zu beloben. —
Ringsum ſchwarz und ſchwärzer immer,
Thürmten ſich die Wolkentrümmer,
Brauſend an dem Wetterhahne
Tobt' der Wind, es knarrt die Fahne;
Jetzo legte ſich ſein Toben,
Wolken, vor ihm hergehoben,
Lagerten am Himmelsplane.
Dunkler ward's und dunkler immer,
Ausgelöſcht der Sterne Flimmer,
Blitze flammten durchs Gewölke,
Donner krachten durch die Lüfte,
Brachen ſich am Dachgebälke,
Rollten tief durch ferne Grüfte;

Jetzt in einem Nu entglühet
Das Gewölke, und es ziehet
Raſch, wie menſchliche Gedanken,
Tageslicht durch düſt're Schranken;
Und es droht der Thurm zu wanken,
Krachend ſchlägt der Donner nieder,
Hallet drey Mahl dreyfach wieder,
Matter nun die Blitze glühen,
Fern die Donnerwolken ziehen,
Und mit wonnigem Gefühle
Labt den Meiſter friſche Kühle. —
„Herr, o Herr, in ſolchem Werke
Kündeſt Du des Himmels Stärke!
O wie iſt der Menſch verfänglich,
Will er ſeiner Macht ſich rühmen!
Seine Werke ſind vergänglich,
Demuth nur kann ihm geziemen!
Wenn vor Deinen Ungewittern
Erd' und Luft und Meer erzittern,
Fällt des Menſchen Truggebäude,
Eitler Sinnen flücht'ge Weide;
Macht und Kraft iſt nur dem Reinen,
Nur dem Höchſten, nur dem Einen!“ —
Mehr der Meiſter ſo geſprochen,
Aber plötzlich unterbrochen

Sah er ſich, denn Jammerſtimmen
Hört' er, ſah ein Dach entglimmen,
D'ran der Flamme Zungen leckten,
Aus den Häuſern die Geſchreckten
Sah er bang und klagend eilen;
Thät' Herr Guck nun nimmer weilen,
Weckte mit des Schwengels Schwange
Schnell die Glock' zum Sturmesklange,
Stürmte wiederhohlter Mahlen,
Bis die Spritze kam gefahren;
Doch mit dünnen Waſſerſtrahlen
Konnte ſie das Dach nicht wahren.
Immer lauter ward die Menge,
Immer dichter das Gedränge,
Immer weiter griff das Feuer,
Wie ein zehrend Ungeheuer;
Schickte fernehin die Brände,
Flog von Dach zu Dach behende,
Gräßlich durch des Dunkels Grauen
War ſein zuckend Schwert zu ſchauen;
Jammer flog durch alle Gaſſen,
Nur der Meiſter kann ſich faſſen,
Und mit wiederhohltem Dröhnen
Höret man die Glocke tönen.
Auf die Knie fiel der Thürmer,
Fleht empor zu Gottes Güte:

„Herr, du ſiehſt uns Erdenwürmer,
Willſt es, daß die Flamme wüthe!
Der uns Lohn und Strafe ſpendet,
Hat den Blitz herabgeſendet!
Was Du thuſt, wer wills erſpähen?
Was Dein Wille, muß geſchehen!
Wenn ſie troſtlos jammern, klagen,
Herr, ſie können's nicht ertragen!"
Sag der Thürmer noch und flehte
Im herzinnigen Gebethe,
Sieh, da riß der Wolken Hülle,
Raſch ergoſſen ſich die Fluthen,
Strömend fiel des Regens Fülle,
Mächtig in die Flammengluthen;
Schnell des Feuers Mächte ruhten,
Konnt' kein Funke mehr entglühen,
Brände durften nimmer ſprühen,
Dankend ſah'n zum Wolkenhimmel
Alle Notherlöſten fröhlich,
Bald verlor ſich das Gewimmel,
Stille ward es nun allmählich.
Lange wachte noch der Thürmer,
Seines Städtleins treuer Schirmer;
Als kein Funke mehr ſich zeigte,
Und die Nacht zu Ende neigte,

Ging auch er zur Lagerſtätte,
Und mit frohem Dankgebethe
Wiegt' er ſich in ſüßen Schlummer,
Nimmer ahnend, welcher Kummer,
Welche Plage, welches harte
Schickſal ihn nunmehr erwarte.

Dritter Geſang.

Wie Meiſter Guck von der Ortsobrigkeit übel bedacht ward.

Zum Aufſtehn war bey früher Zeit
Der Bürgermeiſter ſchon bereit;
Den Rathſaal ließ er öffnen ſchnell,
Und ſchickt' um alle Herrn zur Stell'.
Wie alles da ſaß, Mann für Mann,
Der Bürgermeiſter ſo begann:
„Ihr Herr'n des Raths, habt ihr bedacht
Das Unglück in vergang'ner Nacht?
Der Thürmer, ſo die Stadt bewacht,
Der hatte dießmahl wenig Acht;
Statt daß er eilig Hülfe rief,
Lag er auf ſeiner Haut und ſchlief;
Erſt als das Feuer um ſich griff,

Und frech aus mancher Dachung brach,
Wurd' er, der faule Hüter wach;
Da hörten wir der Glocke Ton,
Allein zu ſpät, es brannte ſchon
Ein großer Theil der Vaterſtadt.
An all' dem Unglück, ſag' ich, hat
Der Thürmer ganz allein die Schuld;
Drum weg mit Langmuth und Geduld;
Er iſt zu ſchwach, er iſt zu alt,
Man ruf' ihn aus dem Thurm alsbald,
Sperr' ihn, zur Warnung Andrer, ein,
Und laſſ' ihn nimmer Thürmer ſeyn!" —
Die Herrn des Raths vernahmen es,
Und hielten's ganz dem Recht gemäß;
So war die Sitzung abgethan,
Für Guck ein böſer Tag begann.
Zu ihm hinauf Herr Baſtian
Der Kerkermeiſter ſtieg ſofort,
Und ſprach: „Mein lieber Meiſter, wißt,
Daß Ihr ſogleich verlaſſen müßt
Mit aller Habe dieſen Ort;
Verſäumt habt Ihr die ernſte Pflicht,
Sollt drum Euch ſtellen vor Gericht,
Und Eure Straf' erwarten dort.
Könnt Ihr entſchulden Euch, nun gut,
So folget mir mit frohem Muth!" —

„Wie ſpracht Ihr, guter Baſtian?
Hob hier erſtaunt der Thürmer an;
Wie mag man mich Verbrechens zeihn?
Laßt ferne ſolchen Argwohn ſeyn!
Was hätt' ich Armer denn gethan,
Daß man ſo ſchnöde mich bedacht?"
„Das wißt Ihr wohl, ſprach Baſtian,
Ihr hattet nicht des Stürmens Acht;
D'rum ſetzt man Eures Amts Euch ab,
Macht fort, und ſteigt mit mir hinab;
Ein and'rer Thürmer wird beſtellt,
So iſt ja ſtets der Lauf der Welt,
Der eine ſteigt, der and're fällt; —
Macht fort, es iſt die längſte Zeit,
Daß Ihr auf dieſem Thurme ſeyd! —"
„Mein Freund, Herr Guck voll Wehmuth ſprach,
Gern folgt' ich Euch und willig nach,
Bereit zu tragen jede Schmach,
Wär' ich nur ſelbſt erſt überführt,
Daß ſolche Strafe mir gebührt!
Was iſt denn all mein ſchwer Vergeh'n?
Der Flamme Wuth habt ihr geſeh'n,
Wie ſie in hellen Blitzes Flug
Aus hoher Ferne niederſchlug;
Ich ſchlief nicht, und ich träumte nicht,
Was auch der böſe Leumund ſpricht;

Gott hat mein waches Aug' geſeh'n —
Nur wollt' es in die Weite geh'n,
Da war es, wo ich armer Mann
Des Irdiſchen mich nicht beſann;
Und wenn ihr ſolches Träumen nennt,
So iſt's ein Ding, das ihr nicht kennt!
Nun freylich, beſſer wär's geſcheh'n,
Ich hätt' aufs Städtlein nur geſeh'n,
Doch ſchallt' auch meiner Glocke Ton
Beym erſten Wetterſtrahle ſchon,
Was hätt' euch dieſes auch genützt,
Da ihr ſo ſchwache Kraft beſitzt!
Die Funken, die aus Wolken ſprüh'n,
Verachten euer Angſtbemüh'n;
Führt tauſend Spritzen auch hervor,
Hoch ſchlägt die Himmelsflamm' empor;
Lenkt tauſend Waſſerſtrahlen d'rein,
Sie ſchluckt ſie alle in ſich ein!
Wie will ein armer Erdenwurm
Bekämpfen Blitz und Wetterſturm?
Fort mit der ſchnöden Menſchenkraft!
Es kommt der Herr, der Hülfe ſchafft!
Es ſtrömt herab wie Waldesſtrom
Aus ſeines Himmels hohem Dom;
Des Feuers Tücke ſchnell vergeht,
Gerettet euer Städtlein ſteht! —

So Euch dieß gut und richtig ſcheint,
So ſteigt hinab, mein lieber Freund,
Berichtet es den Herr'n im Rath,
Auf daß ſie mir in Huld und Gnad
Gewogen bleiben immerdar. —"
Herr Baſtian gerühret war,
Dem klugen Wort Gehör er gab,
Reicht' ihm die Hand, und ſtieg hinab,
Und ging zum Bürgermeiſter hin,
Und ſprach: „O wollet doch verziehn,
Mit ſchwerer Strafe hartem Druck
Zu überlaſten Meiſter Guck!
Ein gut Gewiſſen hat er, traun!
Kann jedem frey ins Auge ſchaun;
Ich denk' ein ernſt verweiſend Wort,
Werd' allenfalls ihm noch geſagt,
Doch bleib' er dann an ſeinem Ort! —"
Doch jener rief erzürnt: „Wer wagt
Zu ſäumen, wenn die Obrigkeit
Nach Fug und Rechten es gebeut?
Hinauf! Er ſoll ſich itzt nicht ſperr'n,
Er zeige ſich vor ſeinen Herrn,
Um ſeine Strafe zu empfahn! —"
Und eilig ging Herr Baſtian,
Zum Thürmer ſchritt er raſch hinan,
Auf düſt'rer Treppe enger Bahn;

Doch wie er kam gen's Glockenſeil,
Wo zu der Glockenſtube ſteil
Von Stricken ſich die Leiter flicht,
Da konnt' er fürder ſteigen nicht,
Die Leiter war hinweggeſchafft;
Hinauf ſchrie er mit Leibeskraft:
„Herr Thürmer, werft die Leiter mir
Herab, ich kann nicht warten hier;
Doch wollt Ihr, daß ich warten ſoll,
So kommt nur gleich, mehrt nicht den Groll,
Den unſer Herr gen Euch gefaßt;
Er will, daß Ihr den Thurm verlaßt."
Da ſprach Herr Guck: „Geht nur mit Gott!
Den Thurm verlaſſ' ich nimmermehr!"
Der And're rief: „Wie, wagt Ihr Spott?
Scherzt nicht, Ihr möchtet's büßen ſchwer!"
„Nicht Spott iſt's, ſprach der Thürmer d'rauf,
Auch fürcht' ich nicht der Herren Groll;
Die Leiter zog ich nur hinauf,
Auf daß mich Niemand ſtören ſoll;
Sagt's meinen Herrn nur frank und frey,
Wie ich niemahls geſonnen ſey,
Herabzugeh'n in Thalesflur;
Mich wird die Nied'rung nimmer ſeh'n!
O möchten ſie's bedenken nur,
Und länger nicht darauf beſteh'n! —"

Gleich Baſtian den Rückweg nahm,
Und ſo zum Bürgermeiſter kam:
„Herr, ſchickt nur einen And'ren hin;
Groß iſt des Thürmers Eigenſinn!"
Der rief ergrimmt: „Was liegt dir d'ran?
Was er auch ſpreche, faſſ' ihn an,
Und zwing' ihn gleich herabzugeh'n;
Er wird dir doch nicht widerſteh'n?"
„Dieß, ſagte Baſtian, mit Gunſt,
Iſt dießmahl keine leichte Kunſt!
Den möcht' ich ſeh'n, der zu ihm ſteigt,
Wenn ſich die Leiter nimmer zeigt!
Hinauf hat er in letzter Friſt
Gezogen ſie mit arger Liſt;
So hat er itzt denn freylich Ruh,
Es kann ſobald kein Menſch ihm zu! —"
Der Bürgermeiſter hoch ergrimmt
Des Kerkermeiſters Wort vernimmt;
Die Herr'n des Rathes nimmt er mit,
Und geht zum Thurm mit raſchem Schritt,
Setzt ſelbſt ein Sprachrohr an den Mund,
Und thut hinauf die Worte kund:
„Sey, Thürmer, wohl auf deiner Hut,
Schwer büßeſt du den Übermuth!
Kömmſt du mit reuevollem Sinn
Sogleich, wird manches dir verzieh'n;

Doch, ſo du ferner trotzig biſt,
Sollſt du's bereu'n in kurzer Friſt! —"
Der Thürmer auch ſein Sprachrohr nahm,
Und ſolcher Spruch herunter kam:
„Ihr Herr'n des Rathes männiglich,
Was zeiht ihr des Verbrechens mich?
Wie könnt ihr traun dem falſchen Schein,
Als wollt' ich widerſpenſtig ſeyn?
Ihr wißt, ſtets lebt' ich ſchlecht und recht,
Und meiner Obern treuer Knecht;
D'rum ſeyd auch ihr mit mir gerecht,
Verlangt nicht von dem alten Mann,
Wozu ihn Nichts bewegen kann!
Ihm iſt ſo wohl auf Thurmeshöh',
Da lebt er frey von Erdenweh';
Doch ſo er ſteigt herab zu euch,
Umfängt ihn Nacht und Trübſal gleich!
Gerechte Strafe ſcheut er nicht,
Nicht ſeiner Richter Angeſicht;
Doch fürchtet er den niedern Grund,
Da werden alte Narben wund!
Muß ich auch bald ins Thal hinab,
Soll's nur die Körperhülle ſeyn;
Sie ſinke in das tiefe Grab —
Der Geiſt ſoll ſich der Höhen freun! —"
So ſprach Herr Guck, und ging hinein;

Groß war des Bürgermeiſters Groll.
„Nein, rief er aus, fürwahr, er ſoll
Nicht länger trotzen uns mit Hohn,
Wir zwingen ihn zur Sanftmuth ſchon!
Stellt an des Thurmes Eingang hie
Zwey Wächter auf, und wechſelt ſie:
Es nahe ſich kein Menſch nunmehr,
Der ſeinem Dünkel hülfreich wär'!
Kein Waſſer und kein Biſſen Brod
Werd' ihm, ſo lang es ihn bedünkt
Zu trotzen, bis zuletzt die Noth
Den Thurm ihn zu verlaſſen zwingt! —"

Vierter Geſang.

Wie die Ortsobrigkeit mit Meiſter Guck Unterhandlung pflog.

Rund im Städtlein lief die Kunde
Eilig fort von Mund zu Munde,
Alle hörten's mit Bedauern,
Und rings um des Thurmes Mauern
Sammelt ſich die Volkesmenge,
Näher wälzt ſich das Gedränge,

Und was auch die Wächter wehrten,
Wenige doch d'ran ſich kehrten.
„Laſſt den Thürmer uns in Ruhe,
Riefen ſie, ein jeder thue
Seine Pflicht wie er ſo treulich,
Dann iſt's auf der Welt erfreulich!"
Und mit Wein in vollen Krügen
Kam nun mancher hergeſtiegen,
Brod auch brachten ſie in Eile,
Trugen's nach dem Glockenſeile,
Setzten's auf der Treppe nieder,
Eilten fort, und kamen wieder;
Und die Wächter mußten's ſehen,
Wagten nicht zu widerſtehen;
Seine Leiter warf hernieder
Meiſter Guck, ſtieg hin und wieder,
Hohlend von den milden Gaben
Manche, um ſich d'ran zu laben;
Dankte ſehr den guten Leuten,
Die ihm ihre Dienſte weihten,
Sprach: „Nun kann ich ruhig leben,
Allzuviel habt ihr gegeben,
Denn ich fühl's, nur kurze Wochen
Iſt mir Leben zugeſprochen;
Lohn' euch Gott, ihr guten Brüder!"
Sprach's, und ſtieg zur Höhe wieder,

Sah auf ſie mit feuchtem Blicke,
Zog die Leiter dann zurücke. —
Erſt, als alle Volkeshaufen
Von dem Thürmlein ſich verlaufen,
War der Bürgermeiſter kommen,
Als er dieſe Mähr' vernommen.
Seinen Plan vereitelt ſehen
Mußt' er, doch ſchon war's geſchehen,
Doch die Wächter ließ er ſtehen.
Vielfach galt es jetzo ſinnen,
Was nun weiter zu beginnen?
Denn auf ſeines Thurmes Zinnen
Schritt der Meiſter auf und nieder,
Leiſtend fortan, treu und bieder,
Was zu ſeinem Werk gehörte;
Kein unnützer Frager ſtörte
Seine Ruhe mehr wie ehe,
Einſam weilt' er auf der Höhe, —
Fern von ſchnöder Arbeit Laſten
Ließ er Draht und Pfrieme raſten;
Richtete der Stadtuhr Räder,
Daß die neubeſchwingte Feder
Stund' und Viertelſtunde wecke;
Ging an jede Thurmesecke,
Um in ſeines Weichbilds Gauen
Sorglich ſtets herabzuſchauen,

Zog zu jedem Kirchengange
Seine Glock' im lauten Schwange,
Und in nächtlich dunkler Stille
Wallten aus des Hornes Fülle
Seines Hauches milde Lieder
Zu dem guten Städtlein nieder.
Sieben Tage ſo vergingen,
Und was auch der Rath begonnen,
Seinen feſten Sinn zu zwingen,
Alles war umſonſt erſonnen.
Doch des Bürgermeiſters Zorne
Ward dieß nur zum neuen Sporne;
Sein Geboth glaubt er verhöhnet,
D'rum die Zeit ihn nicht verſöhnet;
Ließ die Zahl der Wächter mehren,
Jeden Zuſpruch abzuwehren
Von des Thürmleins hohem Zwinger,
Dachte: täglich wird geringer
Ihm der Vorrath, der ihn friſtet,
Daß er ſich der Freyheit brüſtet;
Iſt der Vorrath ausgegangen,
Wird er ſelbſt herabverlangen.
Doch noch mancher Tag verſtreichet,
Und der Thürmer nimmer weichet;
Und kein Mittel ward gefunden,
Das ihn mit Gewalt beſiege,

Denn in engen Raum gewunden
War des Thurmes Wendelſtiege,
Und es konnte nicht gelingen
Eine Leiter hinzubringen.
Daß er ſo vergeblich ſinne,
Ward der Bürgermeiſter inne,
Was der Härte will mißlingen
Wollt' er nun durch Liſt erzwingen;
Sandte gleich nach Cantor Birken,
Um durch ſeiner Rede Schliche
Bey dem Thürmer zu erwirken,
Daß er von dem Trotze wiche.
Und der Cantor ſtieg die ſteile
Treppe, nah zum Glockenſeile,
Setzte dann ſich auf die Stufen,
Und von lauter Stimm' gerufen,
Ließ Herr Guck ſich oben blicken,
Sprach: „Willkomm', wer mag Euch ſchicken?"
„Dieß, der Cantor d'rauf verſetzte,
Könnt Ihr Euch wohl leichtlich denken.
Ihr, der alle Pflicht verletzte,
Möchtet Ihr den Sinn doch lenken!
Unſ're Herr'n des Rathes hoffen,
Daß Ihr jetzo treu und offen
Ihrem Urtheil werdet ſtehen;
Vieles wird Euch überſehen,

Frey ſollt Ihr von dannen gehen,
Böſes Beyſpiel ſey vermieden,
Sind die Herr'n dann ſchon zufrieden. —"
Sprach Herr Guck: „Was mag's Euch frommen,
Immer ſo zu mir zu kommen?
Ließ man mich in Ruh' und Frieden,
Wäre mancher Groll vermieden!
Seyd Ihr doch ein Mann bey Jahren,
Vielgelehrt und wohlerfahren,
Sollt mich eines Beſſern kennen,
Da wir ſonſt uns Freunde nennen! —"
„Eben d'rum, ſprach Birk hinwieder,
Seht, ich meyn's Euch treu und bieder,
Unſ'res Bürgermeiſters Strenge
Bringt Euch noch in Angſt und Enge,
Bald iſt Euer ſieches Leben
Bitt'rem Mangel Preis gegeben!"
„O da ſeyd nur außer Sorgen,
Sprach Herr Guck, bin wohlgeborgen;
Mehr als ich verbrauchen werde
Eh' mich deckt die kühle Erde,
Seht Ihr aufgehäuft hier ſtehen,
Könnt die vielen Brote ſehen,
Könnt Euch ſelber überzeugen,
Welcher Vorrath mir noch eigen!"

„Nun lebt wohl! rief jetzt Herr Birken,
Werd' ich nun doch ſelber inne,
Daß mit ſolchem ſtarren Sinne
Nimmer etwas auszuwirken!
Aber ziemt auch ſolche Weiſe
Euch, dem abgelebten Greiſe?
Könnt Ihr Euch's zum Ruhme ſchätzen,
Sträflich Euch zu widerſetzen?
Denkt doch Eurer grauen Haare,
Zählet Eure Lebensjahre,
Dürft Ihr, nahe ſchon dem Grabe,
Trotzen wie ein kecker Knabe? —"
„Schmerzlich, und an üblem Orte,
Sprach Herr Guck, ſind dieſe Worte!
Höret, wenn Ihr hören wollet,
Was mich an das Thürmlein bindet,
Anders Ihr mir ſprechen ſollet,
So Ihr echte Deutung findet!

Fünfter Geſang.

Wie Meiſter Guck ſeines Lebenswandels Meldung thut.

O wär' iſt ſtäts geblieben
Auf ſtiller Alpenhöh',
Mich würde nicht betrüben
Vergang'nes Erdenweh!
Dort heben ſich die Gipfel
Hoch aus der Tiefe Gruft,
Und durch der Tannen Wipfel
Weht reine Himmelsluft!
Dort war ich einſt geboren,
Ein froher Hirtenſohn,
Doch tief in Trug verloren,
Trieb Willkühr mich davon!
Hinunter in die Auen
Riß mich ihr drängend Spiel,
Die Menſchen wollt' ich ſchauen,
Und Städt' und Märkte viel.
Mit wehmuthvollem Segen
Entließ mein Vater mich,
Sprach: „Sohn, auf fernen Wegen
Sieh ſorglich ſtets um dich!

Keck iſt des Menſchen Wille,
Zum Böſen reißt er fort,
Und leicht in bange Stille
Vertönt das inn're Wort!
Was deinem Herzen ſchmeichelt,
Nie werd' es dir zu Theil!
Was deinen Sinnen heuchelt,
Tilgt deiner Seele Heil! —"
Die gold'nen Worte zogen
Vorüber meinem Ohr,
Bald waren ſie verflogen,
Die Jugend quoll hervor.
O heißes Blut des Herzens,
O milde Sinnenluſt!
Der Born des herbſten Schmerzens
Quillt in des Menſchen Bruſt!
Weh' ihm, wenn nicht die Gnade
Ihn hebt aus Nacht und Gruft,
Und auf des Kreutzes Pfade
Zu neuem Leben ruft! —
Mit keckem Muth auch ſtand ich
Am Lebens Anbeginn,
Ach, erſt am Grabe fand ich
Des Lebens wahren Sinn!
So noch der Geitz mich weckte,
Die Gier nach Geld und Gut,

So noch mit Ehrſucht neckte,
Und rege Sinnengluth;
So ich mich wand und quälte
In böſer Lüſte Drang,
Fortan verwarf und wählte,
Und nimmer Ruh' errang;
So mich mein Selbſt berückte
Im ſchnöden Götzendienſt,
Und enge mich umſtrickte
Des Argen Truggeſpinnſt;
So ich auf mich vertraute,
Als ſey's das höchſte Ziel,
Und was ich heut' erbaute,
Schon morgen wieder fiel;
So all mein Thun und Weben
An eitlen Poſſen hing,
Und mich dieß Erdenleben
Mit dunkler Nacht umfing:
Da konnt' ich nirgends raſten,
Da trieb's mich her und hin,
Fühlt' Unruh' mich belaſten,
Und trübe meinen Sinn!
Stets wähnt' ich, Thor, zu ringen
Nur nach Zufriedenheit,
Nicht ſah ich mich bezwingen
Von arger Selbſtigkeit!

D'rum, was ich ſehnend haſchte,
Das brachte mir nur Gram,
Und ſchmerzlich überraſchte
Mich, was erwünſcht mir kam!
O jammerſelig Drängen
Durch ſchnöder Lüſte Schwall!
Wir ſteh'n an Felſenhängen,
Und ahnden nicht den Fall!
Ach, mitten im Ergötzen
Vergeht der bunte Wahn,
Und nun erſt, mit Entſetzen,
Gähnt uns der Abgrund an —
Zu ſpät, daß wir ihn ſchauen,
Vom Taumel aufgewacht,
Hinunter in das Grauen,
Hinunter in die Nacht!
Doch aus den Finſterniſſen
Was leuchtet da empor?
Es lodert das Gewiſſen
Aus dunkler Nacht hervor —
Es zuckt in wilden Flammen
Das tiefgekränkte Herz,
Es muß ſich ſelbſt verdammen
In bitt'rer Reue Schmerz,
Zerknirſcht im bangen Leide,
Der eignen Schmach bewußt —

Da flieht der Sinnen Freude
Für immer aus der Bruſt!
Wie Well' um Welle fließet,
Zerrinnt der eitle Traum,
Was Zeit und Raum umſchließet,
Zerſtiebt wie leichter Schaum;
Die raſche That enteilet,
Verſchwindet im Entſteh'n,
Doch die Erinn'rung weilet,
Um nimmer zu vergeh'n!
Da fällt's in banger Wehmuth
Auf's öde Menſchenherz,
Da wandelt ſich in Demuth
Der langgenährte Schmerz;
Da ſucht der Menſch zu heben
Den gramumwölkten Blick,
Auf das vergang'ne Leben
Sieht er mit Scheu zurück;
Sieht ſich im Staube winden,
Sieht Schlingen ſich geſtellt,
Kann nimmer Tröſtung finden
In Dingen dieſer Welt —
Wohl, wenn ihm nun erſchienen
Des Herren Gnad' und Huld,
Sein banges Herz zu ſühnen
In Leiden und Geduld,

Da ſucht er Ruh' und Frieden
Nur in des Höchſten Wort;
Still wandelt er hienieden,
Ein armer Fremdling fort;
Nichts wünſcht er, nichts verlangt er,
Sein Blick iſt himmelwärts,
Vor Einem nur erbangt er —
Er kennt ſein ſchwaches Herz!
Noch reget ſich im Stillen
Der alte Menſch in ihm,
Noch hebt der eig'ne Willen
Sich auf mit Ungeſtüm;
D'rum ſucht er zu entfliehen
Dem immer neuen Streit,
Und freudig mag er ziehen
In ſtille Einſamkeit.
Seht, Freund, in ſolchem Bilde
Stell' ich mich ſelber dar;
Wohl mir, des Himmels Milde
Nahm freudig ich gewahr!
Durch wohlverdiente Leiden
Hat mich der Herr geführt,
Nahm mir die letzten Freuden,
Die einſt mein Herz gerührt;
Nahm von mir Weib und Kinder,
Nahm alles Erdengut,

Erniedrigte den Sünder,
Zerſtörte ſeinen Muth,
Auf daß er nimmer traue
Dem eig'nen ſchlechten Sinn,
Auf daß er einzig ſchaue
Zu ſeinem Heiland hin!
Zwey ſtarke Mächte ringen
Stets in des Menſchen Herz,
Die will zur Höh' ihn ſchwingen,
Die reißt ihn niederwärts;
Ach, ſtärker iſt die eine,
Die ihn zur Tiefe ſenkt,
Wo iſt der Treue, Reine,
Den ſtets die andre lenkt?
Da unten lockt und ladet
Manch buntes Sinnenbild,
Wer wandelt unbeſchadet
Durch dieſes Truggefild?
Spät ſchwindet und verbleichet
Der helle Farbenſchein,
Das Gaukelſpiel entweichet,
Es ſinkt die Nacht herein;
Da bricht ein Strahl von oben
Durch ſchwarzer Wolken Riß,
Das Herz fühlt ſich gehoben
Aus öder Finſterniß;

Fühlt neu verjüngt ſich werden
Durch Glauben und Vertrau'n,
Mag weilen nicht auf Erden,
Mag nur zur Höhe ſchau'n.
So hat mich Gottes Gnade
Gar überreich beſchenkt,
Als er des Greiſen Pfade
Hieher zu euch gelenkt!
Seit ich hier oben wohne,
Iſt mir ſo wohl und rein,
Kein Fürſt auf ſeinem Throne
Kann ſo beglücket ſeyn!
Von dem Gedränge ferne
Leb' ich in Frieden hin,
Seh' über mir die Sterne
Die höh're Bahn durchzieh'n;
Hoch über mir der Himmel,
Ein gaſtliches Gezelt,
Tief unten das Getümmel
Der kleinen Erdenwelt,
Weil' ich nach Thürmers Sitte
Auf ſchmahler Zinne Saum;
So hält der Menſch die Mitte
Von Wahrheit und von Traum!
Denn über mir verfließen
Ins Ew'ge Raum und Zeit,

Doch unter meinen Füßen
Herrſcht die Vergänglichkeit.
Wie ſie dem Menſchenleben
Zutheilt die kurze Friſt,
Auf daß er all ſein Streben
Darnach mit Ernſt bemißt;
Und wie die Tag' ihm ſchwinden,
Wie näher er dem Grab,
Iſt mir gegönnt zu künden
Von Thurmeshöh' herab;
Auch daß er bethend ahne
Den Herrn am Himmelsthron,
Erweck' ich ihn und mahne
Durch meiner Glocke Ton.
Doch in dem Tauſch der Zeiten
Ahn' ich die Ewigkeit,
Seh' über Räume breiten
Sich die Unendlichkeit!
Dieß iſt's, was mich erfreuet
Auf einſam ſtillen Höh'n,
Dieß iſt's, daß ich geſcheuet
Zu euch hinab zu geh'n;
Doch hab' ich es beſonnen,
Hab' reuevoll erkannt,
Wie ich nun neu begonnen
Den kecken Widerſtand;

Was mir der Herr verhänget
Durch meine Obrigkeit,
Wie's auch mein Herz bedränget,
Ich bin dazu bereit;
Doch hört mich, Freund, und leget
Für mich ein Wörtchen ein,
Denn Eurer Rede pfleget
Man wohl Gehör zu leih'n —
Nach langen ſüßen Jahren
Verlaſſ' ich dieſen Ort,
Und daß ihr mögt gewahren,
Daß redlich ſey mein Wort,
Laſſ' ich die Leiter nieder,
Die mir den Zugang wahrt;
Doch handelt ihr hinwieder
Nach guter deutſcher Art!
Laßt mich nur wenig Tage
Noch auf dem Thurm verzieh'n,
Dann will ich ſonder Klage
Die letzte Heimath flieh'n,
Dann ruft den Abgeſetzten,
Den Schuld'gen vor Gericht,
Den Sonntag nur, den letzten,
Gönnt ihm zur höh'ren Pflicht;
Laßt mich noch einmahl rufen,
In feſtlich froher Zeit,

Zu Gott geweihten Stufen,
Die fromme Chriſtenheit!
So ich dieß Werk vollendet,
Nehm' ich den Wanderſtab,
Kein Scherge ſey geſendet,
Getroſt geh' ich hinab;
Dann ſoll mir Strafe werden,
Wie es der Rath beſtimmt,
Geſchieht doch nichts auf Erden,
Was nicht der Herr vernimmt!

Sechster Geſang.

Wie Meiſter Guck ruhig im Herrn entſchlummerte.

Zum Bürgermeiſter trug ſofort
Der Cantor manch verſtändig Wort,
Wie er's von Meiſter Guck gehört;
Und war der Cantor vielgeehrt,
Und glaubt' ihm jeder, wenn er ſprach,
D'rum gab auch jener endlich nach.
Wie dieß im Städtlein kundig ward,
Pries jeder hoch des Meiſters Art,

Wie freute nun ſich Jung und Alt,
Ihn unter ſich zu ſchauen bald;
Bereit, ihm alle beyzuſteh'n,
Und Gnade für ihn zu erfleh'n.
Und liefen viele nach wie vor,
Und ſah'n zum Thürmlein oft empor,
Ob Meiſter Guck zu ſchauen wär',
Und freundlich ging er hin und her,
Zu Uhr und Glocke ab und zu,
In ſtiller Luſt, in heit'rer Ruh.
Es war der Himmel klar und rein,
Hoch ſtrahlte noch der Sonne Schein;
Und als das Abendroth verging,
Und um die Erde Dunkel hing,
Hob wieder ſich in kurzer Zeit
Des Morgens duftig Purpurkleid;
Da blieb der Meiſter ſinnend ſteh'n,
Und mochte nicht zum Lager geh'n,
Vor ſeinem Auge, ernſt und mild,
Vorüberzog manch Sternenbild;
Er fühlt in ſchauerlicher Luſt
Leiſ' athmen nur die matte Bruſt,
Mit kühlem Odem weht's ihn an,
Als wollt' ein gutes Stündlein nah'n,
Ein Stündlein, das er lang erfleht,
In manch herzinnigem Gebeth.

„Herr, rief er auf, Du naheſt mir,
Du nimmſt mich gnädig auf zu Dir;
Des Pilgers Ziel iſt nimmer fern —
Geprieſen ſey das Wort des Herrn! —"
Da flammt' der Sonne früher Strahl,
Noch ſah er ſinnend in das Thal,
Er ſtand, und blickte weit um ſich,
Und dankt' dem Himmel inniglich;
Denn wie im Abendlichte mild
Erglänzet jegliches Gefild,
So auch des Lebens letzte Friſt
Dem Greiſe hold und lieblich iſt.
Wie ward er noch des Schauens froh,
Wie ihm die Zeit ſo ſchnell entfloh!
Der Tag verſtrich, der Abend kam,
Sein Horn zum Mund er wieder nahm,
Der Töne Strom, ſonſt ſtark und voll,
Itzt leiſ' und ſanft dem Hauch entquoll;
Sie glitten hin, in milder Ruh —
So ſchließt ein müdes Aug' ſich zu.
Die Nacht verſtrich, der Morgen kam,
Den Weg zum Thurm das Völklein nahm;
Sie ſahn hinauf, der Thürmer ſtand
Wie geſtern an der Zinne Rand,
Sie grüßten ihn, er grüßte ſie,
Doch ſahn ſie ihn ſo ſeltſam nie.

Der Tag verſtrich, der Abend kam,
Des Hornes Töne man vernahm,
Sie floſſen ſtill und ſanft dahin,
Wie Wölkchen vor dem Monde zieh'n,
Gen Oſten zog ihr leiſer Strom,
Verklungen bald am Himmelsdom. —
Die Nacht verging, der Tag erſchien,
Zum Thürmlein eilten Alle hin,
Sie ſahn zur hohen Zinne Rand,
Beſonnt vom frühen Morgenlicht
Der Thürmer dort gelehnet ſtand,
Und blickt' ins Weite unverwandt;
Sie grüßten ihn, er grüßte nicht!
Man ſah ihn nimmer hier und dort,
Am Fenſter lehnt' er fort und fort.
Es blieb der Stadtuhr Zeiger ſteh'n,
Die Glocke hört man nimmer geh'n,
Darob im ganzen Städtlein rund
Nunmehr Verwirrung viel entſtund;
Die Jugend von der Schule blieb,
Und froh ſich durch die Gaſſen trieb,
In Stocken manch Geſchäft gerieth,
Und ungenützt die Zeit entflieht;
Deß ward der Bürgermeiſter müd,'
Den Thürmer läßt er rufen laut;
Doch ruhig der hernieder ſchaut,

Ob alles lärmte rings umher,
Er ſprach dazu kein Wörtlein mehr.
So kam die Nacht; des Volkes Schar
Rings um den Thurm verſammelt war;
Sie horchten ſtill, ſie horchten lang,
Stumm blieb des Horns gewohnter Klang,
Still blieb es auf des Thurmes Rand,
Der Thürmer oben ſchweigend ſtand;
Es flatterte im Mondenlicht
Sein greiſes Haar ums Angeſicht.
Da faßte ſie der Schauer an,
Was auch der Bürgermeiſter rief,
Es wagte niemand ſich hinan,
Und alles ſcheu nach Hauſe lief.
D'rum ging, als neu der Tag erſchien,
Der Bürgermeiſter ſelber hin,
Der Cantor auch und Baſtian
Sie ſtiegen mit den Thurm hinan;
Herab die Leiter wieder hing,
Gleich Baſtian zur Höhe ging,
Die andern blieben wartend ſtehn.
„Mein Himmel, ach, was muß ich ſeh'n?
Rief jener von der Höh' alsbald —
Des Thürmers Leib iſt blaß und kalt! —"
„Hab' ich es in vergangner Nacht,
Sprach Birken, ſelber doch gedacht!

Wohl ihm, er hat das Ziel erreicht,
Wo jeder Gram vom Herzen weicht,
Reumüthig war ſein Herz und rein,
Gott wird der Seele gnädig ſeyn! —"
Den Leichnam trug man bald hinab,
Beſtattet' ihn ins ſtille Grab,
Und als ihn deckt' der Erde Schooß,
Noch öfters manche Thräne floß,
Von frommer Wehmuth dargebracht.
Und oft nachher, in dunkler Nacht,
Wenn durch die ſchwüle Sommerflur
Gewitterſturm vorüberfuhr,
Sah manches Aug' im Blitzes Weh'n
Den Meiſter hoch am Thurme ſteh'n;
Es flog im Wind ſein greiſes Haar,
Zum Himmel ſah ſein Auge klar. —

Fatime und Ademdai,

oder

die glänzenden Ehemänner.

Ein arabiſches Mährchen

von

J. F. Caſtelli.

Bereits zwey Jahre war Ademdai
Mit der jungen Fatime vermählt,
Sie war ſo lieblich und ſchön wie der May,
Er der beſte Mann von der Welt;
Sie durften nicht ſorgen für's tägliche Brot,
Es ſicherte ſie ihr Vermögen vor Noth.

So zärtlich auch Ademdai liebte ſein Weib,
So kannt' er doch Eiferſucht nicht,
Er gönnte ihr jeglichen Zeitvertreib,
Vertrauend auf ehliche Pflicht;
Fatime ward weder bey Tag noch bey Nacht
Von lauernden ſchwarzen Verſchnitt'nen bewacht.

Begleitet von ihrer Geſpielinnen Schar
Und wenn's ihr gefiel, auch allein,
Beſuchte ſie Freunde, beſah den Bazar (*)
Und kaufte da Putzwerk ſich ein.
Denn nichts war zu theuer dem zärtlichen Mann,
Der ſtets auf Fatimens Vergnügen nur ſann.

(*) Markt.

Kurz, glücklicher war wohl ein Weibchen nie,
Es ſah'n in ganz Iſpahan
Die Mädchen und Weiber voll Neides auf ſie,
Und wünſchten ſich ſolch einen Mann;
Und doch mahlte Gram ſich in ihrem Blick,
Sie kannte allein nicht ihr hohes Glück.

Sie wankte mit Thränen im Auge herum,
Oder ſaß im reichen Gemach
Vor ſich hinſtarrend, ganz bleich und ſtumm;
Nur manchmahl ein ſehniges: Ach!
Entſchlüpfte der ſchönen gepreßten Bruſt,
Verſchwunden von ihr war des Lebens Luſt.

Und immer nahm Ademdai's Sorgfalt zu,
Die Wolk' ihr vom Auge zu zieh'n,
Sein Leben ſelbſt hätt' er für ihre Ruh'
So gerne gegeben dahin.
Vergebens! Ihr-Schmerz fand nicht Gränze noch Maaß,
Bleich blieb ihre Wange, das Auge blieb naß.

Und eines Tags nahte Ademdai ſich
Fatimen mit zärtlichem Blick:
„Ein wichtig Geſchäft ruft nach Teflis mich,
„Doch kehr' ich bald wieder zurück,
„Und hört der Prophet mein brünſtiges Fleh'n,
„So werd' ich dann heit'rer und froher dich ſeh'n.

„Lieb Weib! wär' ich Herr von dem Erdenrund
„Wo tauſend der Freuden erblüh'n,
„Für ein einzig Lächeln auf deinem Mund
„Gäb' ich gerne ſie alle dahin;
„O Mahomet! ſend' ihr den Engel herab
„Des Troſtes. —" So ſprach er, und reiste dann ab.

Schon lange lebte in Ispahan,
Eine alte, berüchtigte Frau,
Es ſah das Volk ſie mit Ehrfurcht an,
Sie kannte die Zukunft genau,
Und las in verſchiedenen Linien der Hand
Was im Buche des Schickſals geſchrieben ſtand.

„Zu der, ſprach Fatime, zu der will ich geh'n,
„Die zum Freunde den Himmel ſelbſt hat,
„Ihr will ich den Grund meines Kummers geſteh'n,
„Vielleicht weiß ſie Hülfe und Rath."
Und als der Mond am Himmel erſchien,
War Fatime ſchon auf dem Wege dahin.

Sie ging durch Gaſſen und Gäßchen viel,
Bis zu den Gärten hinaus,
Da ſtand ſie an ihres Weges Ziel
Bey einem einſamen Haus;
Sie ſchellte leiſe am Glöckchen an,
Das Thürlein wurde ihr aufgethan.

Man führte ſie in ein Zimmerchen ein,
Zwar nicht ſehr prächtig geſchmückt,
Doch friedlich und heimlich, bequem und rein:
Und als ſie die Alte erblickt,
Die Fremde ſie alſogleich liebreich begrüßt,
Und freundlich auf die Stirne ſie küßt.

„„Willkommen Tochter! Was führt dich zu mir?
„„Entdeck' ohne Scheu mir dein Herz,
„„Der Zufluchtsort des Unglücks iſt hier;
„„Zu lindern des Leidenden Schmerz
„„Iſt meiner Künſte herrlichſter Lohn! —““
So ſprach ſie mit Zutrau'ngewinnendem Ton.

Fatime warf ſich in ihren Arm,
Sprach, ſchluchzend an ihrer Bruſt:
„Ach Mutter! mich drücket ein ſeltſamer Harm
„Und raubt mir Ruhe und Luſt;
„O hört, was in innerſter Seele mich brennt,
„Und dann, dann helfet mir, wenn Ihr es könnt.

„Ich beſitze den beſten Mann von der Welt,
„Der mehr, als ſich ſelber mich liebt,
„Dem keine gute Eigenſchaft fehlt,
„Der alle Tugenden übt,
„Kurz, den trefflichſten Mann auf dem Erdenrund,
„Und doch iſt nur er meines Unglückes Grund.

„Unveränderlich iſt dieſer Ademdai,
„Schreitet nie aus gewöhnlicher Bahn,
„Ach! bey uns herrſcht ein ewiges Einerley,
„Und dieß eckelt zum Sterben mich an;
„Es iſt heute ſo, wie es geſtern war,
„Wie es morgen ſeyn wird, und durch's ganze Jahr.

„Man zög' ihn wohl gerne bey ſeinem Verſtand
„Zu erhabneren Würden hervor,
„Doch er iſt zufrieden im Mittelſtand,
„Und wünſcht ſich nicht höher empor,
„Obſchon's ihm an Geld und an Witz nicht gebricht,
„Er glänzet dennoch mit beyden nicht.

„So iſt er in's ewige Dunkel gebannt,
„Kein Strahl des Ruhms fällt auf ihn,
„Und unbemerket, und ungekannt
„Weil' auch ich im Verborgnen dahin,
„Indeß von des Mannes Herrlichkeit
„Manch and'res Weib ſich die Strahlen leiht."

„„Haſt recht meine Tochter! die Klage hat Grund,
Das iſt ein abſcheulicher Mann;
Wer ſtiftete dieſen ungleichen Bund,
Wie kam's, daß dein Herz er gewann?
Ach ſo ein reitzendes Engelskind
Wie du, hätt' ein beſſeres Loos wohl verdient.

„„Dir Töchterchen hätte ein Gatte gebührt
Reich, mächtig, von Göttergeſtalt,
Der ſtolz in die Welt ſein Weibchen führt,
Und glänzend mit Ruhm ſie beſtrahlt;
Der Schönen Königinn ſollte allein
Dem König der Schönen nur eigen ſeyn.

„„Doch was an dir verbrach das Geſchick
Ich mach' es ſogleich wieder gut,
Auf's Neue will ich gründen dein Glück,
Vertraue mir, habe nur Muth,
Ein Wort nur ſprech' ich, und Ademdai
Iſt unter den Todten, und du biſt frey! —""

„Halt ein, ſchrie Fatime, dieß Wort nimm zurück,
So darfſt du mich niemahls befrey'n,
Um dieſen Preis kauf' ich nimmer mein Glück,
Nie werd' ich ſo undankbar ſeyn.
Und bleib' ich auch elend, wohlan denn, es ſey!
Gern duld' ich's, doch leben ſoll Ademdai!"

Da fiel die Alte gerührt ihr in's Wort:
„„Dein Edelmuth ſey mir geehrt,
So lebe denn Ademdai lange noch fort,
Doch ſey auch dir Freude beſchert;
Doch was dir mein Mund jetzt verkünden wird,
Das werde von dir auf's genau'ſte vollführt.

„„Du bleibſt vierzehn Tage in meinem Haus,
Es ſoll dir nicht übel ergeh'n;
Wir gehen täglich zuſammen aus,
Beſuchen Bazar's und Moſchee'n,
Und alle Häuſer, mein liebes Kind,
Wo junge Männer verſammelt ſind.

„„Da ſiehſt du ſie all' nach Gefallen dir an,
Doch du wirſt unſichtbar ſeyn,
Gefällt dir der oder jener Mann,
So blick' in den Spiegel hinein,
Darin dein Erwählter ſich ſo präſentirt,
Wie ſelber ein Jahr nach der Trauung ſeyn wird.

„„Gefällt er auch nach dieſer Probe dir noch,
Und wünſcheſt du dir ſeine Hand,
Wohlan! dann brech' ich dein drückendes Joch,
Und knüpfe ein ſchöneres Band;
Hier haſt du den Spiegel, verwahr' ihn gut,
Zieh fleißig zu Rath ihn, und habe Muth!""

Die Alte öffnete nun eine Thür'
Die geheime Gemächer verſchloß,
Es blitzten Gold und Edelſtein hier
Als wär's ein verwunſchenes Schloß;
Fatime wußte nicht wie ihr geſchah,
Da ſie alle dieſe Herrlichkeit ſah.

Sie konnte nicht ſchlafen die ganze Nacht,
Stets fiel der Spiegel ihr ein,
Und ſchon wurde ein Spatziergang gemacht
Bey der Sonne matteſtem Schein; —
Und ſieh, auf dem Platze Atmeidan
Begegneten ſie einem reitzenden Mann.

Es blühten Roſen auf ſeinem Geſicht,
Und Erdbeeren auf ſeinem Mund',
Die Augen glühten wie Sonnenlicht,
Der Körper war voll und geſund,
Die Füße niedlich geformet und klein,
Die Zähne weißer als Elfenbein.

Und all' dieſe Reitze erhöhte noch mehr
Sein zierlich reiches Gewand,
Das gerade, als ob's angegoſſen wär',
Um den runden Körper ſich wand; —
Fatime verglich ihn mit Ademdai,
Und fühlte — daß nichts zu vergleichen ſey.

„O Himmel! rief ſie begeiſtert aus,
Des Mannes Frau möcht' ich ſeyn!"
Die Alte ſprach: „„Nimm den Spiegel heraus
Und ſieh nur ein Bischen hinein. —""
Fatime that's, und bey'm erſten Blick
Fuhr ſie, das Geſicht verbergend, zurück.

„Was ſeh' ich? ſchrie ſie, iſt's Zauberwahn?
Es hat, wie der Spiegel mir zeigt,
Ja Eſelsohren der reitzende Mann!"
Die Alte lächelt und ſchweigt,
Und deutet nur ſtill auf den Spiegel hin,
In welchem der ſchöne Eſel erſchien.

Doch endlich fing ſie zu reden an:
„„Laß das dich nicht wundern, mein Kind!
Erſt nach der Trauung erblicket man
Die Männer ganz ſo, wie ſie ſind,
In der Ehe wachſen die Ohren zwar nicht,
Doch erſcheinen ſie da erſt im wahren Licht!""

Es kamen noch ſchönere Männer ihr vor,
Doch ſtellte der Spiegel ſie dar,
So ward ſie bey jedem ein Eſelsohr
Bald kürzer, bald länger gewahr,
Bis endlich verdroſſen ſie ausrief: „Es ſcheint
Verſtand und Schönheit ſind niemahls vereint!"

Und wie ſie ſo klagte, und ſchon begann
Voll Unmuth nach Hauſe zu geh'n,
Sieh, da erblickte ſie noch einen Mann
Den ſchönſten, den ſie noch geſeh'n,
Und noch ein Mahl mußte der Spiegel hervor, —
O Wunder! er zeigte kein Eſelsohr.

Auf einem Divan dehnte er ſich,
    Vor ihm ſtand ein anderer Mann,
Der ſo, — wie ein Tropfen dem andern, — ihm glich,
    Den ſah er ganz liebevoll an,
Ein Weib, das Fatime ſich ähnlich fand
Ihn zärtlich betrachtend daneben ſtand.

Das Weib ſich Mühe zu geben ſchien,
    Durch unſchuld'ge Koketterie
Die Blicke des Schönen auf ſich zu zieh'n,
    Doch leider fiel keiner auf ſie;
Sein Ebenbild gefiel ihm ſo wohl,
Er hatte nur Augen für dieſes Idol.

Es drehte mit verdrüßlicher Haſt
    Fatime den Spiegel herum,
Da ſprach die Alte: „„Der Mann, den du ſahſt,
    Iſt nicht wie die Andern ſo dumm;
Doch ſieh nur einmahl die eitle Figur,
Er liebt und bewundert ſich ſelber nur.""

„Ich ſah, — d'rauf Fatime, — der Männer genug,
    Hier nimm deinen Spiegel zurück; —"
Die Alte verſetzte: „„So ſey nur klug,
    Verſuche erſt weiter dein Glück!
Du mußt die Probezeit ganz beſteh'n,
Was heute nicht ging, kann ja morgen geh'n!""

Am folgenden Tag' ging man wieder aus,
  So ſehr ſich's Fatim' auch verbath,
Man trat zuerſt in ein prächtiges Haus,
  Wo die erſten Männer der Stadt
Verſammelt waren, im trauten Verein
Bey'm Sorbeth ſich klugen Geſpräch's zu erfreu'n.

Eine Gruppe umgab einen jungen Mann,
  Der laut und nachdrucksvoll ſprach;
Es hörten alle ihn aufmerkſam an,
  Lauter Beyfall ſchallte ihm nach. —
Und alle ſchrien: Ha welch Genie!
So trefflich ſprechen hört' ich noch nie.

„Ha, rief Fatime, nun ſchwindet der Schein,
  Der iſt meiner Liebe wohl werth,
Mit ſolch' einem Mann muß man glücklich ſeyn,
  Den alles preiſt und verehrt."
Sie blickt in den Spiegel, ganz feſt überzeugt,
Daß er ihr dießmahl nur Herrliches zeigt.

Doch welch ein Bild? — Der Gefeyerte ſtand
  Vor einer Mißgeburt da,
An der keinen Kopf, keine Füße ſie fand,
  Und die er doch freundlich beſah;
Ein junges Weib, das Fatimen glich,
Stieß der Grauſame unbarmherzig von ſich.

Noch eh' die Erſtaunte zu fragen begann,
Sprach die Alte: „Kind, wund're dich nicht!
Ein Dichter iſt dieſer ſeltſame Mann,
Dieß Monſtrum ſein letztes Gedicht;
Er liebt wie ein Affe dieß jüngſte Kind,
Und iſt für all' ſeine Fehler ſtockblind.

„Und hätteſt du ihm zu ſagen den Muth,
Du findeſt das Scheuſal nicht ſchön,
So käm' er in unbeſchreibliche Wuth,
Und dir würd' es übel ergeh'n!" —
Da rief Fatime laut lachend: „„Nein nein,
Eines Dichters Frau mag ich nimmermehr ſeyn!

„„Doch einen andern gelehrten Mann,
Der keine Verſe verfaßt,
Den ſäh ich noch gerne im Spiegel mir an!"" —
„Der iſt gar ein ſeltener Gaſt —"
— Verſetzte die Alte — „zu unſ'rer Zeit
Macht Alles Verſe, was Streuſand ſtreut.

„Doch laß uns nur ſuchen, vielleicht gewährt
Deinen Wunſch der große Prophet! —"
Sie forſchten, und fanden was ſie begehrt,
Einen Mann, der Alles verſteht,
Der jede Wiſſenſchaft gründlich durchdacht,
Und dennoch keine Gedichte macht.

Man riß ſich in jeder Geſellſchaft um ihn,
Zuflog ihm jegliches Herz;
Still war es um ihn, ſprach er ernſthaft und kühn,
Alles lachte, begann er den Scherz;
So ſehr war Fatime noch Keinem geneigt,
Laß ſeh'n, was der magiſche Spiegel ihr zeigt?

Umgeben von einer bedeutenden Zahl
Von Weibern häßlich und klein,
Stand da der bewunderte Mann ihrer Wahl,
Deren ein'ge durch Schmeicheley'n
Und fade Grimaſſen ihn an ſich zieh'n,
Die andern beißen und ſchlagen auf ihn.

Bald zog ihn dieſe, bald jene mit fort,
Geduldig folgte er nach,
Er widerſtand nicht, er ſagte kein Wort,
Und horchte, was jede nur ſprach,
Und was ſie ihm riethen, ward ſchnelle vollführt,
Tyranniſch wurd' er von ihnen regiert.

„Ha! rief Fatime, ſah ich auch recht?
Wer iſt jene häßliche Schar,
Der dieſer Weiſe gehorcht, wie ihr Knecht,
Und die ihn mißhandelt ſogar?"
„„Nur ruhig! — erwiedert die Alte ihr, —
Du ſollſt ſie gleich kennen, ich nenne ſie dir.

„„Die Häßlichen folgen ihm überall,
Er iſt viel zu ſchwach zu entflieh'n,
Er iſt ihrer Launen geduldiger Ball,
Mit Allen entzweyen ſie ihn,
Sie drängen und treiben ihn fürchterlich
Mein Kind, Anmaßungen nennen ſie ſich.""

„Ich will — rief Fatim' — einen Mann allein;
Was wäre mir das für ein Schmerz,
Die Sclavinn anderer Weiber zu ſeyn,
Die wechſelnd beherrſchen ſein Herz,
Leicht wäre beleidigt bald jene, bald die,
Und Ruh' und Zufriedenheit lachten mir nie!"

Bey alle dem, was bis jetzt ſie geſeh'n
Und was ihr ſo gänzlich mißfiel,
Blieb dennoch bey ihrem Wunſche ſie ſteh'n,
Ein glänzender Mann war ihr Ziel; —
Und ohn' ihr zu ſagen ein kränkendes Wort,
Forſcht' unermüdet die Alte mit fort.

Kurz darauf, da ſie eben ſpatzieren geh'n,
An des Sultans Pallaſte vorbey,
Sah'n ſie einen Höfling im Säulengang ſtehn; —
Ein lauter Verwunderungsſchrey
Entfuhr Fatimen; — ein ſchöner Geſicht
Sah ſie in ihrem Leben noch nicht.

Die Freundlichkeit ſtrahlte aus ſeinem Blick,
Ein Lächeln aus ſeinem Mund'
That ſeine Zufriedenheit und ſein Glück
So ganz der Staunenden kund,
Mit Edelſteinen und Perlen war
Rundum beſäet ſein Purpurtalar.

Ein Zug von Hofleuten folgte ihm nach,
Der bis zur Erde ſich bückt,
Wenn er mit dem oder jenem ſprach,
Oder auch nur freundlich ihm nickt',
Fatimen entzückte dieß Schauſpiel ſehr,
Sie dachte ſich: Der oder Keiner mehr.

Und als ſie den Spiegel zu Rathe zog,
Urplötzlich die Scene verſchwand,
Sie ſah, daß der Schein ſie auf's Neue betrog;
Der Zufriedengeprieſene ſtand
Ganz traurig, er lächelte nun nicht mehr,
Sah ſcheu mit argwöhniſchen Blicken umher.

Und eine Schlange, die Feuer ſprüht
Aus den Augen, dem Schwanz' und dem Mund',
Die war er nur immer zu füttern bemüht,
Doch, je mehr er ihr warf in den Schlund,
Je größeren Hunger verrieth das Thier,
Weit offen ſtand immer der Rachen ihr.

Jetzt traten mehrere Freunde heran,
Die er überaus liebreich empfing,
Er both ſeine Dienſte auf's freundlichſte an,
Doch der in die Falle ihm ging,
Den warf er der Schlange in Rachen hinein,
Die ihn zermalmte mit Fleiſch und Gebein.

Und nun erhob ſich das Ungethüm,
Blickt' auf Fatimen mit Wuth,
Und ziſchte voll Gier; — noch gelüſtete ihm
Nach dieſem unſchuldigen Blut;
Der Höfling ſtand keinen Augenblick an,
Und opfert' ſein Weib ſeinem giftigen Zahn.

Fatim' einen Schrey des Entſetzens that,
Vor Schrecken die Wang' ihr erblich,
Die Alte ſprach: „Kind, jeder Höfling hat
So eine Schlange bey ſich,
Die unerſättlich Alles verſchlingt,
Bis ſie endlich ihn ſelber um's Leben bringt.“

Fatime athmete kaum wieder frey,
So nahte ein glänzender Zug,
Der Großvezier ritt eben vorbey,
Ein prächt'ger Araber ihn trug,
Von reich gekleideten Sclaven ein Heer
Ging neben und hinter dem Mächtigen her.

„Noch ein Mahl zeige mein Spiegel mir
Die Wahrheit, die ſich verbirgt;—"
Sie ſieht hinein, und erblickt den Vezier,
Den erwünſchten Gatten — — erwürgt; —
Nun warf ſie den Spiegel voll Zorn an die Wand,
Der ſchrecklich krachend zerſprang, und verſchwand.

Die Scene wirkte ſo ſehr auf ihr Herz,
Daß ſie bitt're Thränen vergoß,
Nach Hauſe kehrte voll Reue und Schmerz
Und ſich in ihr Zimmer verſchloß.
„Ach! rief ſie mit bebender Stimme aus:
Warum verließ ich des Gatten Haus?

„Ich ſehe, — zu ſpät wohl, — mein Unrecht ein,
Ach Ademdai! theurer Gemahl!
Dich hab' ich verloren, geblendet vom Schein,
Mein Glück ich ſelber mir ſtahl,
Nun kehr' ich von meinem Wahne zurück;
Der Glanz begründet nicht wahres Glück.

„O könnt' ich noch ein Mahl, Geliebter, dich ſeh'n,
Umfaſſen wollt' ich dein Knie,
Dir reuig meinen Fehltritt geſteh'n,
Und nie dich verlaſſen mehr, — nie!
Und du, — deine Güte verbürgt es mir, —
Du ſprächeſt gewiß: Ich verzeihe dir!"

„„Ja, theures Weib, ich verzeihe dir!""
So ſcholl es auf einmahl ihr nach,
Und lächelnd ſtand Ademdai dicht hinter ihr,
Die Alte trat mit in's Gemach,
Die Gatten drückten ſich feſt an die Bruſt,
Erſt kennend ihr Glück im bedrohten Verluſt.

„Du glaubteſt entfernet in Teflis mich,
Sprach gütig nun Ademdai,
Indeß war ich ſtets hier im Hauſe um dich,
Und wohnte der Prüfung ſelbſt bey,
Die gute Frau hat mir Alles entdeckt,
Wie weiſe ſie dein Glück und meines erzweckt."

„„Ja, — ſprach die Alte, — dein gutes Herz
Verbürgte den Ausgang vorher,
Ich durfte wagen den ſchuldloſen Scherz,
Die Krankheit war ja nicht ſchwer,
Du biſt nun, Dank dem Propheten! ganz
Geheilt von der Sucht nach Prunk und nach Glanz.""

Sie wollte reden noch weiter fort,
Allein das glückliche Paar
Küßt' freudig vom Munde ihr jedes Wort
Und bracht' ihr ſein Dankgefühl dar;
Die Alte, Fatime und Ademdai
In Wonne ſchwammen nun alle drey.

Die Neuvereinigten lebten noch lang'
In nie geahneter Luſt,
Verſchwunden war der verderbliche Hang
Nach Glanz aus Fatimens Bruſt,
Sie fand in häuslicher Ruhe ihr Glück,
Und dachte ſein oft auf den Spiegel zurück.

IX.

Humoriſtiſche Gedichte.

Der geplagte Bräutigam.

Im ganzen Dorfe geht's Gerücht,
Daß ich um Greten freye,
Sie aber läßt das Tändeln nicht,
Die Falſche, Ungetreue! —
Denn Nachbar Kunzens langer Hans
Führt alle Sonntag' ſie zum Tanz
Und kömmt mir in's Gehege —
— Man überlege! —

Auf künft'ge Oſtern wird's ein Jahr,
Da faßt' ich mich in Kürze —
Und kaufte ihr (das Ding war rar)
Ein Band zur neuen Schürze;
Und an dem zweyten Feyertag,
Juſt mit dem neunten Glockenſchlag,
Bracht' ich ihr mein Geſchenke —
— Man denke! —

Ich hatte nähmlich raiſonnirt
Den Tag vorher beym Biere:
Wenn ich ſie mit dem Band geziert
Zum Abendtanze führe,
So ſag' ich alles lang und breit;
Und breche die Gelegenheit
Im Fall der Noth vom Zaune —
— Man ſtaune! —

D'rauf hatt' ich mich ſchön angethan,
Als gings zum Hochzeitsfeſte!
Ich zog die neuen Stiefeln an,
Und meines Vaters Weſte,
Doch als ich kam vor Gretens Haus,
War auch der Vogel ſchon heraus
Mit Hanſen in die Schenke, —
— Man denke! —

Das faßte mich wie Feuerbrand,
Der Zunder mußte fangen;
Da kam, um ſeinen Hut mein Band,
Der Muſiö Hans gegangen;
Nun ſprüht' ich erſt in voller Wuth,
Er wurde grob, — und kurz und gut
Ich kriegte derbe Schläge; —
— Man überlege! —

Den Tag darauf an Gretens Thür
Lauſcht' ich als Ehrenwächter.
Da ſchallte aus dem Garten mir
Ein gellendes Gelächter.
Und als ich habe hingeſchaut,
Da ſaß denn meine ſchöne Braut
Mit Hanſen hinterm Zaune —
— Man ſtaune! —

Das fuhr mir arg durch meinen Sinn,
Das Wort blieb in der Kehle,
Des andern Morgens ging ich hin,
Und hielt ihr's vor die Seele;
Und ſagt' ihr's endlich grad heraus:
„Hör', Grete, mach' mir's nicht zu kraus,
„Sonſt geh ich meiner Wege —
„Man überlege! —"

Da lachte ſie mir ins Geſicht
Und kehrte mir den Rücken.
Ja, wenn der Hans den Hals nicht bricht
So reiß' ich ihn in Stücken! —.
Sonſt bringt ſie es gewiß ſo weit,
Daß ich mich noch bey guter Zeit
Im nächſten Teich ertränke!
Man denke! —

Th. Körner.

Heroide der Roſe.

Schön war der Abend; ich ſchwelgte mit Thau und Küſſen des Weſtes;
Trieb des Geſcherzes gar viel mit den Geſpielen am Stamm.
Aber, o Schrecken! als plötzlich, Gewinn im rechnenden Auge,
Mit der glänzenden Scher' langſam der Gärtner mir naht!
Zitternd wankt' ich am Strauch, und meiner Geſpielinnen jede,
Und mit ſüßem Gedüft flehten wir Rettung umſonſt.
Aber ich Ärmſte fühlte nun ſchon das ſich theilende Eiſen,
Wie's den umdornten Leib froſtig und ſchmerzlich durchdrang.
Leblos ſank ich dahin in des Gärtners haſchende Linke,
Die, dem Mitleid fremd, mich meiner Heimath entriß.
Als die Empfindung zurückkam, ſtand ich in reinlichem Glaſe;
Jedes Wellchen war mich zu ernähren bemüht.
Unweit dem Fenſter am Putztiſch ſaß ein holdſeliges Fräulein,
Zeigte lächelnd mir oft blendende Zähne im Mund'.
Nun ſchlug's zwölf, ſchnell ſchlang mich in wallende Locken die Schöne;
Aller Stutzer Reih'n mußte mit ihr ich durchzieh'n.
Rings umher erſcholl der niedlichen Herrchen Geflüſter:
„Wie wetteifernd doch Roſe und Wangen erglüh'n!" —

Welk und müde kam ich zurück in die Wohnung, und Waſſer
   Mußte mich, lebensſatt, wieder zum Leben erfreu'n.
Abends aber erſtieg ich die höchſte Stufe des Elends:
   In die Aſſemblee nahm mich Nanine mit ſich;
Kerzendampf und Geiſter wollten verächtlich mich tödten.
   Ohnmächtig lag ich im Haar. Spiele begannen voll Scherz.
Ach! mich Arme löſte das Mädchen zum Pfand aus den Locken,
   Und der Stutzer verlangt kühn den befreyenden Kuß;
Aber ihn weigerte ſtandhaft, heimlich ihn wünſchend, Nanine.
   So erhielt ich nun gar einen Stutzer zum Herrn.
Doch, o Jammer! mein Herr war nebſt dem Stutzer auch Dichter,
   Und voll übergefühl. Hundert Mahl jeglichen Tag
Lief er in Haſt mit Feder, Tint' und Papier an mein Fenſter,
   Oft entfloßen dem Aug' Thränen ſo wie er mich ſah,
Meinen Buſen zerriß die allzuliebende Naſe.
   Er ſchrieb Ode, Sonnett, Lied, Elegie, Madrigal
Auf den Tod einer Roſe, auf ihre Geburt und ihr Blühen,
   Und wie die Schönheiten all' ſein Manuſcriptum noch zeigt.
Aber als einſt er das Zimmer verließ, ſchlich leiſe durchs Fenſter
   (Seine Wohnung war hoch, nah' dem Parnaſſe zu ſeyn)
Mauend der Kater herein, warf ſpielend die zärtlichen Schriften,
   Und in der thieriſchen Wuth gab er die Lieder dem Wind.
Unter Ruinen ſaß der Sieger, ſprang dann nach mir hin,
   Bleich vor Schrecken und welk, raufte die Blätter mir aus.

Noch zur Stunde des Todes hüpfte mein Herrchen ins Zimmer;
Ihn nahm, als er dieß ſah, Ohnmacht in eiſigen Arm;
Doch ſein ſchöner Geiſt beliebte ſich zu erhohlen;
Lächelnd trug er mich fort, Alterthumsforſchern zur Schau:
„Siehe, es hat ſie ein Reiſender ſorgſam gepflücket an Peſtums
Tempelruin!“ — Ich ward ſorgſam auf Blätter gelegt
In ein übermächtiges Foliobuch, und es ſtand mein
Nahme im großen Latein unter mir ſtattlich gemahlt.
Aber zerſtreut war verhaucht mein Duft im Raume des Äthers;
Blätter waren wohl da, aber kein Ganzes, kein Geiſt.
Bindet die Theile kein Ziel, verſchwinden Charakter und Einheit;
Nur der Kräfte Verein ſchafft das lebendige Werk.

Kuffner.

Eros Beſuch.

Feſtgebannt noch in der Dämm'rung,
Von Quartanten rings umbauet,
Hoch umthürmt von Folianten —
Und mag ſeyn, daß mit den Büchern
Manches Andre noch umherlag;
Alle wißt Ihr, wie es ausſieht
In den uns ſo werthen Stuben —
Saß ich, nicht der Dämm'rung achtend
Und das Wiſſen des Nichtwiſſens
Ernſt und emſiglich betreibend,
Als mit ſorglicher Ermahnung
Doch nicht meiner zu vergeſſen —
Meiner nicht, und auch nicht ihrer —
Muhme Lina ſtill hereintrat.

Raſch, daß dichter Staub umherſtob,
Hatt' ich meinen Stuhl verlaſſen;
Doch ſie wandte ſich, zu gehen;
Kaum nur achtend meiner Bitte
Sprach die Süße lieb erzürnend:
„Sieh! es iſt ein keck Begehren

Daß ein ordnungliebend Weſen
In dem Chaos hier verweile.
Meiner Lippe hold Erſuchen,
Dein Verſprechen, mir gegeben,
Gilt dir beydes gar ſo wenig?
Wär' es auch! kannſt du dich ſelber
In dem Wuſt und Gräuel dulden?"

Schweigend ſtand ich, ſah zu Boden:
Schweigend blickte ſie rings um ſich,
Fand ein Plätzchen auf dem Sopha,
Ach! das einz'ge, das noch leer war,
Und, den Schnee des Kleides enge
Faltend um die runden Kniee,
Daß ſein blanker Saum der Füßchen
Zierlich Paar nicht bergen konnte,
Saß ſie nun gerad und ſtille;
Strafend ſchmollten ihre Lippen
Und die dunkeln, langen Wimpern
Blieben tief herab geſenket,
Daß ihr freundlich blaues Auge
Nicht den Mund der Lügen zeihe.

Einen Platz an ihrer Seite
Zu gewinnen, warf ich eilig
An den Boden unterm Sopha

All den dicken Stoß der Bücher;
Aber einzeln aufgehoben
Stellt' ich ſie, mich ſelbſt ermahnend,
In den Bücherſchrank gar zierlich.
Dann zur Seit' ihr hingeworfen
Sprach ich ſüß und koſend manches,
Zu verſöhnen die Erzürnte.

Und ſie hob das Köpfchen drey Mahl
Immer höher, wandt' es immer,
Und ein neu, holdſelig Lächeln,
Süßer noch als das entfloh'ne,
Schmolz der Lippen ernſtes Siegel,
Und der Himmel ihres Auges
Groß und blau und klar, umſtrahlte
Wonnenreich den Hochbeglückten.

Aber leiſen Trittes Eros,
Der Verſöhnungen ſo hold iſt,
Unbemerkt und unbegrüßet
Trat, als wär' er da zu Hauſe,
Nun ins Chaos meiner Stube.
Mit dem heißen Roſenfinger
Drückt' er Lina's ſeidne Wangen
An die meinen, ihre Lippen
Auf die meinen, feſt verſchlungen

Wollt' er unſre Arme ſehen.
Wir gehorchten ihm ſo willig!

Sieh, da ward er groß und mächtig,
Göttlichſchön vor unſern Augen,
Und erneut' ſein altes Wunder,
Das den Weltbau einſt geſtaltet;
Denn es ſchwand um uns die dunkle
Die unendliche Verwirrung,
Hoch und höher wirbelnd, wogend,
Heller ſtets und voller tönend
Fügte ſich's zu ſchönen Formen,
Und, ein blendend Prachtgebäude,
Wölbte ſich's im Strahlenglanze —
Uns umſchließend und das Weltall —
Zu des Gottes reinſtem Tempel.

Alſo lohnten voll die Götter
Schon vor Jahren und noch heute
Dem, der ihre Macht verehrend,
Wie am Heerde, ſo im Buſen
Sie gaſtfreundlich aufgenommen.

A — b — t.

List und Vorſicht.

Seht Klorinde bey der Leiche
Ihres Gatten gramvoll ſteh'n —
Seht der Wange Kummerbleiche,
Sie will faſt vor Schmerz vergeh'n.

Und der Schmerz wird laut und lauter,
Die Verzweiflung bricht den Mund —:
„Mit dir in das Grab mein Trauter!
Leer iſt mir das Erdenrund.

„Mit dir in das Reich der Schatten,
Denn die Welt iſt öde mir, —
Ja ich ſterbe mit dem Gatten,
Ohne ihn, was ſoll ich hier? —“

Und ſie weint und bricht die Hände,
Wüthend fährt ſie ſich ins Haar;
Selt'nes Weib! des Gatten Ende
Zeigt uns deine Treue klar.

Endlich ſoll der Zug beginnen,
Und Leander tritt zu ihr:
„Liebe Frau, wir denken, ſinnen —
Nur Ihr Will' entſcheidet hier.

„Können Fremde rathen, wiſſen,
Wie der Zug ſey aus dem Haus?
Kommt die Leich' erſt mit den Füßen
Oder mit dem Kopf hinaus?"

„„Ha! Sie ſpotten meiner Leiden!""
Fällt die Witwe ihm ins Wort:
„„Wozu ſoll ich das entſcheiden?
Bringet nach Gebrauch ſie fort!""

„Sie verzeih'n — das zu ergründen
War von jeher Cer'monie,
Wollen Sie ſich einſt verbinden,
Oder wollen Sie es nie?

„Kommt die Leiche mit den Füßen
Vorerſt aus des Hauſes Thor,
Muß das Weib ſich dann entſchließen,
Daß ſie bleibt im Witwenflor.

„Kann man ſo die Leiche lenken,
Daß der Kopf kommt erſt hinaus —
Darf das Weib die Hand verſchenken,
Und der Witwenſtand iſt aus. —"

Und Leander, kaum noch endend,
Winkt, — man hebt die Todtenbahr,
Und Klorinde, ſchnell ſich wendend,
Stürzt ſich in der Träger Schar. —

„„Haltet ein! —"" ruft ſie mit Zähren
Zu dem Leichenträger Klaus:
„„Weiſe Vorſicht muß man ehren —
Bringt den **Kopf** zuerſt hinaus.""

M. J. Landau.

An mein heiteres Leben.

Heiter iſt mein Leben, leicht die Bruſt,
Frey mein Blick, mein Hausſtand meine Luſt.
Kommt die Sonne, ſag' ich ihr willkommen,
Iſt ſie unter, lieg' ich unbeklommen.
Heit'res Leben, ſey gegrüßt!
Wie du mir geprieſen biſt!

Bringe ich dir unverdienten Preis?
Wenn allein und im Familienkreis
Mir die Stunden roſenroth entrinnen,
Find' ich, daß wir Beyde nur gewinnen.
Deinen Nahmen dankſt du mir;
Meine Anſicht dank' ich dir.

Was hienieden auch uns widerfährt,
Iſt es wohl der kleinſten Kränkung werth?
An uns ſelbſt nur liegt es, wie wir's nehmen.
Das Geſchick muß ſich zu uns bequemen.
Wer auf alles heiter ſieht,
Hat die Welt zum Freygebieth.

Alles lacht mir, Einfachheit und Pracht,
Flocken, Frühlingsſang, und Donnernacht.
Sollte auch der jüngſte Tag erglühen,
Nur ein Leben kann er mir entziehen,
Das doch Niemand vorenthält.
Jedem iſt die Stund' gezählt.

Schleicht zuweilen Ungemach ins Haus,
Spür' ich bald die heit're Seite aus.
Drücken Neid und Tückenſpiel mich nieder,
Wenn man heiter bleibt, vergeht es wieder.
Macht mir heute etwas Qual,
So gelingt's ein and'res Mahl.

Feinde kenn' ich nicht; auch keinen Gram,
Wenn ich oft um meine Wünſche kam.
Ich verſtelle mich auch gegen keinen,
Iſt wohl hier nur etwas werth, zu ſcheinen?
Klar und frey geb' ich mich hin;
Das erhält den heitern Sinn.

Wenn ein heiteres Gemüth mir fehlt,
Und mich die und jene Rückſicht quält,
Bin ich glücklich dann mit einmahl hundert
Tauſend Gulden, wenn auch hoch bewundert?
Nicht das Mittel bloß beglückt;
Wie der Sinn dazu ſich ſchickt.

Mögen And're nach Vergnügen zieh'n,
Und erſchöpfen ihre Phantaſien!
Nein! ich will mit keines Sinn's Berauſchen
Meine ſtille Schwärmerey vertauſchen.
Wenn mir nur ein Stündchen bleibt,
Wo ſich Pegaſus nicht ſträubt.

Wenn in Nebenſtunden mich nichts ſtört,
Wo mein Geiſt den Zaubertönen hört,
Die der Dichtung Schwung und edles Leben,
Farbe, ſchöne Form und Wechſel geben,
O dann, Freunde, keiner wohnt
Unter hellerm Horizont.

Ha! ein Dichter hat ein glücklich Loos.
Hoffnung grünt ihm ſelbſt aus Wintermoos.
Blumen ſieht er aus dem Reif ſich bilden,
Schäfchen weiden an des Firmaments Gefilden.
Alles lacht ihm, ſcheint ihm hold;
Wenn er will, iſt Eiſen Gold.

Auch ſo ſtill er lebt, er unterhält
Sich mit Raum und Zeit der ganzen Welt.
Leicht und heimiſch wandelt er in Norden,
Süden, Stadt, Kajütte und mit Horden,
Führt uns in die Völkerſchlacht,
Singt der Neger Hochzeitnacht.

Alles lebt in ſeiner Fantaſie;
Lebenloſes ſelbſt verſtummt ihm nie.
Mit den Blumen führt er traute Sprache,
Nymphen hört er aus dem Stamm und Bache,
Götter grüßen ihn im Hain,
Mit ihm fabeln Thier und Stein.

Wie ein Garten liegt vor ihm die Welt,
Offen Meer, und Schacht und Sternenzelt.
Seinem Ruf erſcheinen alle Geiſter,
Wie der Vorzeit ſo der Zukunft Meiſter;
Alles bannt die Dichtungsart
In den Kreis der Gegenwart.

O! ſo flüſt're, holde Zauberinn,
Fantaſie, mir deine Melodien!
Führ' mich immer in die blauen Sphären,
Wirklichkeit mit Träumen zu verklären,
Wer nicht träumet, ſchläft zu feſt,
Feſter Schlaf iſt Todtenfeſt.

Leben, weile lange! Mir gefällt
Alles ſo poetiſch in der Welt.
Jeden Morgen preiſe ich willkommen,
Jeder Abend trifft mich unbeklommen.
Dichterleben, ſey gegrüßt!
Zeige, was der Himmel iſt.

J. A. Friedrich Reil.

Troſtgedicht für die Kleinen.

(Geſprochen von einer Kleinen.)

Es hat mich immer ſehr verdroſſen,
Wenn man mich nur die Kleine hieß,
Viel Thränen hab' ich ſchon vergoſſen,
Daß Gott ſo klein mich bleiben ließ;
Doch jetzt hab' ich mir Zeit genommen,
Und überdachte mir es recht,
Da bin ich endlich d'rauf gekommen:
Es iſt denn doch nicht gar ſo ſchlecht.

Ihr Leidensſchweſtern! die der Himmel
Nicht hoch zu ſich emporgeſtreckt,
Die darum, weil Ihr im Gewimmel
Nicht vorragt, mancher höhnt und neckt,
Bleibt hübſch am Boden, — ſeyd beſcheiden,
Erhöhen ſoll Euch dieß Gedicht,
Hört an, was es zum Troſt im Leiden,
Und um Euch zu vertheid'gen ſpricht.

Es ſagt ein Wahrwort alter Zeiten,
Daß alles Kleine herzig iſt,
Weil man die Liebenswürdigkeiten
Ja niemahls nach der Elle mißt; —
Ein jeder Menſch wird gut geboren,
Das Böſe ſchleicht ſich ſpäter ein,
Da ſind die Großen ganz verloren,
Bey Kleinen iſt der Platz zu klein.

Uns kümmern Wetter nicht und Stürme,
Wir können immer ruhig ſeyn,
Der Blitz ſchlägt öfters in die Thürme
Als in die niedern Hütten ein.
Mama Natur gab uns ganz weiſe
Im Duodez-Format heraus,
Und ſchmückt' auf dieſer Lebensreiſe
Gleich einem Taſchenbuch uns aus.

Wir wiſſen beſſer zu gefallen,
Wir ſchmiegen leichter uns ins Joch,
Und wenn wir Kleine etwa fallen,
So fallen wir ja nie ſo hoch; —
Wie oft geſchieht es bey dem Großen,
Daß er nicht g'rade gehen kann,
Wir haben's beſſer; denn wir ſtoßen
Uns nicht ſo leicht die Köpfe an.

Die undankbaren Männer klagen,
Ein Weib ſey eine Laſt ſogar,
D'rum wird ein jeder lieber tragen
Die klein're Laſt; — das iſt doch klar.
Die Kleine macht nur kleine Schmerzen,
Der Mann iſt ſicher vor Betrug,
Denn in der Kleinen kleinem Herzen
Iſt nur für Einen Raum genug.

Wir ſind nur Miniatur-Geſchöpfchen,
Und darum lieblich anzuſeh'n,
Zwar iſt es wahr, daß kleine Töpfchen
Gewiß viel leichter übergeh'n;
Das kommt daher: Es ſind die Flammen —
Mehr theilend ſich im größern Haus —
Bey uns im engern Raum beyſammen,
Da brennt's denn gleich zum Dach hinaus.

Von all' den kleinen großen Leuten,
Die ſchon gelebet, red' ich nicht,
Und auch das Sprichwort aller Zeiten:
Was groß iſt, das iſt — — ſag ich nicht,
Sonſt könnte man den Text mir leſen,
Und ſagen: Macht die Kleine da
Von Kleinigkeiten nicht ein Weſen,
Als wäre gar kein Großer nah.

Nur Eines drängt's mich noch zu ſagen;
Das ſoll auch nicht verſchwiegen ſeyn,
Ich muß die Großen alle fragen:
Wen lud Gott ſelber zu ſich ein? —
Uns hat ſein Sohn in Schutz genommen!
Sprach nicht der Spender alles Lichts:
Die Kleinen laſſet zu mir kommen!
Doch von den Großen ſprach er Nichts.

J. F. Caſtelli.

Genügſamkeit.

Im Dache wohn' ich, nah dem Himmel,
Wo, ſtill zwar, doch auch unerreicht
Von dem ſo läſt'gen Stadt-Gewimmel,
Das Leben mir vorüberſchleicht.
Daß der nur glücklich iſt zu preiſen,
Der wenig braucht, das lernt von mir!
Ich bin, den Satz euch zu beweiſen,
Mein eigner Koch, Lackey, Portier.

Mein Arbeits-, Schlaf-, Spiel-, Speiſezimmer
Iſt, wenn ihr wollt, zwar etwas klein,
Doch, fehlt's ihm auch an Glanz und Schimmer,
Iſt's mir bequem, iſt hell und rein.
Mich ängſtet keine Furcht vor Dieben;
Bey mir käm' einer übel an;
Mein Inventar, als ich's beſchrieben,
War mit vier Zeilen abgethan.

Was mir im Innern fehlt an Raume,
Beherrſch' ich draußen frank und frey
Bis zu der Unger-Berge Saume
An — Ausſicht über die Baſtey.
Hoch bad' ich mich in Ätherlüften;
Den untern, reicheren Partey'n
Dringt Staub und Qualm von faulen Düften
Durch Fenſter und durch Thüren ein.

Ha! wenn an einem Feyertage
Der Freunde Kreis Beſuch mir macht,
Wie wird in meinem Taubenſchlage
Geſcherzt, geſungen und gelacht!
Bequem zu ruhen bey dem Feſte,
Setz' ich den Schwätzer vor die Thür;
Mein einz'ger Stuhl faßt leicht zwey Gäſte,
Und Liebchen ſitzt aufs Bett zu mir.

Wie's wohl, möcht' ihr nun gerne wiſſen,
Bey mir in Küch' und Keller ſteht?
Ein Mann, der lange will genießen,
Übt, merkt's ihr Herr'n! Frugalität.
Leicht iſt ein Frühſtück auszukünden
In jedem Wein- und Kaffeh-Haus;
Des Mittags eſſ' ich auf den Gründen,
Und Abends ſpeiſ' ich immer — aus.

Trotz dem iſt doch mein Reichthum größer,
Als aller Cliv' und Potemkin;
In Spanien hab' ich tauſend Schlöſſer;
Und jeder ſchöne Fleck um Wien
Vom Kahlenberge bis zum Brühle,
Die Wieſen, Fluren, Wald und Fluß —
Sie ſpenden Augen und Gefühle
Tagtäglich neuen Hochgenuß.

Ich ſage nichts von meinen Feldern,
Die ſich um den Parnaſſus zieh'n;
Nichts von den dunkeln Myrthen-Wäldern
Die mir auf Amathunt erblüh'n;
Denn ſtellt' ich in der Zeitungsbude
Auch all' die Güter zum Verkauf,
Was gilt es, weder Chriſt noch Jude
Böth' mir zu Wien zehn Thaler drauf!

Weh' mir, wenn nicht die Täuſchung wäre!
Durch ſie ſeh' ich in ſüßem Wahn
Augarten, Prater, Belvedere,
Als wären ſie mein eigen, an.
Sie folgt mir in der Kunſt Gefilden
Und in dem großen Bücherſchatz,
Den Geiſt und den Geſchmack zu bilden,
Hab' ich ſeit Jahren meinen Platz.

In allen feineren Genüſſen,
Die Wien ſo reichen Maßes beut,
Die Reiche theuer zahlen müſſen,
Schwelgt wohlfeil meine Wenigkeit.
Redouten und Akademien
Wohn' meiſt ich ohne Leggeld bey,
Und ſollt' mein neues Luſtſpiel ziehen,
Hab' ich auch das Theater frey.

Zwar, was ich mir durch Fleiß erringe,
Reicht jetzt oft nur ſehr ſpärlich hin;
Doch, das ſind bloße Nebendinge
Für meinen heitern, leichten Sinn.
Es war — ſo lehret uns die Mythe —
Vor Alters eine goldne Zeit;
Ich denke, daß der nächſte Friede
Die goldne Zeit für uns erneut.

Ob aller dieſer meiner Güter
Hohnlächelt zwar der Millionär;
Doch, bin ich, redliche Gemüther!
Im Grund nicht glücklicher als er?
Mag's, daß ich manchmahl doch erbange,
Indeß er Zins von Zins gewann,
Genug am Schluß des Jahres lange
Ich doch zugleich mit Cröſus an.

In leichtem Blute, warmem Herzen,
Im Haus-Verſtand, ein wenig Witz,
Was uns auch drückt, froh wegzuſcherzen,
Dort nur hat wahres Glück den Sitz.
Das kauft ihr nicht, ihr ſtolzen Reichen!
Mit allen euren Klumpen Gold,
Und könnt euch kaum mit mir vergleichen,
Bleibt die Genügſamkeit mir hold.

Dr. D — n.

Genügſamkeit.

Lied eines Lebens-Philoſophen.

Ich gehe mit zufried'nem Sinn
Durch's liebe, lange Leben hin,
Mich kümmern wenig Luſt und Schmerz,
Mich kümmern wenig Kopf und Herz;
Was iſt, das iſt; was war, das war;
Aus vielen Stunden wird das Jahr,
So iſt einmahl der alte Brauch,
Ich kann's nicht ändern, wollt' ich auch.

Ich frag' nicht viel nach Stern und Band,
Dergleichen giebt's in jedem Land;
Könnt' ich es haben, wär' es gut,
Doch gäb' ich d'rum kein Tröpflein Blut;

Die Ehre iſt ein bunter Rauch,
Und ohne Ehre lebt man auch,
Denn, wie die Welt von mir auch ſpricht,
Mich freut's nicht, und mich ärgert's nicht.

Mich reitzt auch Speis und Trank nicht ſehr,
Obſchon es noch das Beſte wär',
Weil man einmahl den Magen hat,
So werden auch die Raben ſatt;
Der Eſel iſt doch nur ein Thier,
Und nährt ſich von der Diſtel ſchier,
Ich müßt' mich ſchämen ewiglich,
Wenn er ſollt' klüger ſeyn, als ich.

Ein Mädel iſt ein hübſches Ding,
Ich aber acht' es ſehr gering,
Verlange mir mein Tage kein's,
Iſt halt ein Menſch, wie unſereins;
Das Liebes = und das Eh'ſtandsſpiel
Bringt wenig ein, und koſtet viel,
Doch müßt' ein Weib ich nehmen — nun! —
Was wollt' ich thuen, müßt' ich's thun.

Der Kinderſegen! — immerhin —
Genug, daß ich am Leben bin;

Doch käm' auch gleich der Tod herein,
'S muß doch einmahl geſtorben ſeyn! — —
Weil ich nun ſo in meiner Ruh'
Nicht Tod, nicht Leben achten thu',
Werd' ich ein Philoſoph genannt, —
Kann ſeyn — doch mir iſt nichts bekannt.

Deinhardſtein.

X.

Idylle.

Die Entſtehung der Thränenweide.

Emeline.

Bräutchen bin ich, mein Schatz! verſtanden? ein freudiges Bräutchen!
Alles jubelt und tanzt um mich her und duftet und leuchtet.

Agnes.

Nicht ſo hoch gethan und nicht ſo ſehr ſich gebrüſtet!
Werden ja wohl auch andere ehrliche Mädchen noch Bräute,
Wohl zu bemerken, mein holder Engel: wenn ſie nur wollen!

Emeline.

Freylich, ich weiß es wohl; das iſt's ja, worüber ich klage,
Daß du nicht willſt, was du ſollſt: beglücken dich ſelbſt und den Gatten.
Glücklich bin ich ſchon jetzt; wie wird's erſt im Eheſtand werden!

Agnes.

Werde das glücklichſte Weib! es treffen dich dennoch viel Leiden.
Ich will einſam leben in hoher jungfräulicher Stille.

Emeline.

Nimmer geb' ich es zu! Heirathen mußt du mir nächſtens.
Auguſt liebt dich ſo innig und treu, wie mein Robert mich liebet,
Willſt du gleich Steinnelken verblüh'n, auf Felſen verödet?
Schließe dich an und eröffne das Herz! Gott ſchuf uns zum
Eh'bund.

Agnes.

Gott auch gab in die Bruſt mir den Hang zum einſamen Leben.
So wie der glänzende Tag mit der ſinkenden Sonne verſchwindet,
Alſo verliſcht auch Männerliebe mit weiblicher Schönheit.
Bleib' ich allein, ſo bin ich beliebt bey Allen, und ruhig,
Mich von meiner Hände redlicher Arbeit ernährend.

Emeline.

Iſt die Einſame ſchön und ehrbar, ſo folget ihr Mitleid,
Ach! ein trauriger Gaſt, vor dem mich der Himmel bewahre!
Aber mehr noch als das iſt Keckheit verwegener Männer.
Jeder glaubet ein Recht an die Herrenloſe zu haben,
Und der freye Scherz verfolgt die von Keinem Beſchützte.
Iſt dein Frühling vorbey, dann kommt die erbärmlichſte Zeit erſt,
Weder Jugend noch Alter; da wird der Scherz zum Geſpötte,
Und die Eheſcheu verwandelt in Menſchenſcheu ſich.
Folg' mir, und reiche geſchwind dem Auguſt beyde Hände!
Sonſt erleb' ich es noch, daß auf ſchwarzem Bocke du reiteſt,
Oder auf langem Beſenſtiel Rauchfänge beſucheſt,
Lache laut auf, und es flieh'n vor der alten Hexe die Kinder.

Agnes.

Lache nur jetzt! du wirſt oft genug noch Thränen vergießen.
Bräute ſehen ia ſtets, Emeline, den offenen Himmel,
Du kennſt von der Ehe ſo wenig als ich noch zur Stunde,
Ach, und träumſt nur Wünſche! Laß doch Erfahrene ſprechen!
Ey, ſie reden nicht ſo, gequält von Männern und Kindern.

Emeline.

Lieben will ich den Mann und die Kinder, ſo lieben auch ſie mich.
Sieh, dort über die Flur geht Bertha! jetzt naht ſie dem Schleedorn.
Vor ihr hüpfet ein fröhlicher Knabe mit glühenden Backen
Lärmend dahin über Graben und Strauch und den Schmetterling haſchend;
Aber ſchmeichelnd ruht am wallenden Buſen der Säugling,
Mit der ſpielenden Hand das holde Geſicht ihr befahrend.
Doch ſie lächelt, und hat uns entdeckt, weil der Wind das Gebüſch trennt.
O du Glückliche, immer von Sorgen voll und von Freuden!
Sey der Himmel mir gnädig wie dir! gern will ich auch leiden.

Bertha.

Liebliches Bräutchen, nun bald geehret im Chore der Frauen,
Sey mir willkommen! werde nun bald ſo glücklich, als ich bin!

Agnes.

Geb' es der Himmel! allein der Frühling dauert nur Wochen,
Dann kömmt Sommerſchwüle, dann ſchädlicher Nebel des Herbſtes,
Endlich gar der ſtürmende, eiskalt ſchneidende Winter!

Emeline.

Immer doch beſpöttelt die Läſterzunge den Eh'ſtand.
Duld' es ihr nicht! du kennſt ihn ja länger ſchon; ſag' ihr die Wahrheit!

Bertha.

Manche ſpröde Spötterinn wurde nachher zum Geſpötte!
Liebe will Muth zum Ertragen, doch Muthwill tödtet die Liebe.
Rieſenhaft ſteht der Sonnenſcheibe düſtere Goldgluth,
Hinter farbigem Saum gebirgten Gewölkes verſinkend.
Seht doch, wie brennet der Teich! die ganze Sonne liegt d'rinnen.
In den Buſen verbirgt der Kleine das ſchimmernde Antlitz,
Denn es ſchießen uns ja die Strahlen gerade entgegen.
Laſſet zu jener ſchattenden Thränenweide uns flüchten!
O wie kühl iſt's hier! wie die Lüfte ſo ſchauerlich flüſtern!
Leiſe wehen die klagenden Geiſter unglücklicher Liebe
In den hängenden Zweigen, die ſchmerzlich zum Teiche ſich bücken,
Gleichſam als wollten ſie im Thränenmeere ſich baden.
Armer Baum, den ſpröden Schönen ein warnendes Beyſpiel!

Emeline.

Weißt du, Traute, wohl etwa geheime Geſchichten vom
Baume?
Ach, ſo erzähle ſie doch! wir ſind aufmerkſame Kinder.
Wenn's nur recht ſchauerlich iſt! das hör' ich lieber als Alles.

Agnes.

Aber woher weißt du die Geſchichte? verbürgſt du die Wahrheit?

Bertha.

Meine Muhme hat viel uralte, kaum lesbare Bücher.
Nun, in einem derſelben, dem dickſten und größten von allen,
Steht die überaus traurige, aber ſehr wahre Geſchichte,
Und ein Kupferſtich zeigt gar das Ganze ſo deutlich,
So zum Sprechen, als ſäh' man's wirklich mit eigenen
Augen!
Hört nun! es trug ſich zu vor tauſend Jahren und länger.

Agnes.

Nun denn, die Ohren geſpitzt!

Emeline.

Vor tauſend? o das muß ſchön ſeyn!

Bertha.

Vor Zeiten einſt, als es noch Götter gab, — —

Agnes.

Götter? ey nun, wo ſind ſie hingekommen, die Götter?

Bertha.

Ja Mädchen, darnach mußt du mich nicht fragen!
Genug: es gab einſt Götter; das iſt ſicher,
Dieß lehren uns ja alle alten Bücher.
Wohin ſie kamen, kann ich dir nicht ſagen.
Willſt du es wiſſen, mußt du ſelbſt nachſchlagen!
Jetzt horchet, und ſeyd ſtille, wie das Grab! —
Vor Zeiten einſt, als es noch Götter gab,
Da lebte auch ein guter junger Schäfer,
Schön wie Endymion der Siebenſchläfer,
Der liebte eine Schäferinn von Herzen,
Doch ſeine Liebe trug ihm nichts als Schmerzen.
Er ſang ſo hold und lieblich wie die Muſen;
Doch Lied und Wort drang nicht in ihren Buſen.
Er gab die ſchönſten Blumen jeder Flur,
Sie aber ihm die ſchärfſten Dornen nur.
Er klagte, bath — ſie lachte oder floh;
So wurde er nie ſeines Lebens froh.
An Schönheit däuchte ſie ſich Cypris gleich,
Kein Jüngling ſchien der Stolzen gnugſam reich.
Nur Sclaven ſollten knieend ſie umgeben;
Sie aber wollte frey und herrſchend leben.
Da nichts ſein herbes Schickſal konnte wenden,
Entſchloß er ſich, ſein Leiden ſchnell zu enden,
Und löſchte in des nahen See'es Fluth
Den bittern Schmerz verſchmähter Liebesgluth.

„O daß dich, Harte, Cypris Zorn nie ſtrafe!“ —
Er ſprach's, ſein Aug' ſchloß ſich zu ew'gem Schlafe.
Die Göttinn hörte nicht die fromme Bitte.
Die Welle trug ihn vor des Mädchens Hütte,
Und Freunde gruben ihm ein Grab voll Trauer.
Da faßte die Entſetzte wilder Schauer;
Verhallt war Klang und Sang, und auf dem Grabe
Lag ſchimmernd manche treue Todesgabe.
Kaum wehte noch des Abends kühler Flügel,
Da eilte die Grauſame zu dem Hügel,
Der dicht empor ſtieg an des See'es Rand,
Zerreiſſend Kleid und Haar mit frevler Hand;
Denn ihrer Seele war die Ruh' entwichen
Vor der Erynnien gift'gen Schlangenſtichen,
So heulten ſie: „Nicht wollteſt du beglücken;
Nur fremdes Leiden konnte dich entzücken.
Du aber, prunkend, und dir ſelbſt nur hold,
Verſchmähteſt Herzen, ſtrebteſt nur nach Gold.
Dir ward der Schönheit Göttergabe Fluch,
Und Manchen hüllteſt du ins Leichentuch.
Nicht Menſchen ſey, Unmenſchliche, geſellt!
Fühlloſem bleibe künftighin vermählt!“ —

Da ward gerührt der Spröden ſtolzes Herz,
Durchbohrt von Sehnſucht und von Liebesſchmerz.

Vor ihrer Seele gleitet eine Reih'
Der ſchönſten Liebesbilder hold vorbey;
Die Nahmen: „Gattinn, Freundinn, Mutter!" ziehen
Um ſie dahin wie Himmels-Melodien.
Ein Gatte nennt ſie ſeines Lebens Glück,
Und hängt an ihr mit wonnetrunk'nem Blick,
Und lächelnd, eifernd, drängend, jubelnd, füllt,
An Mien' und Herz der Mutter Ebenbild,
Ein heil'ger Kreis von Kindern ſich umher,
Und Haus und Tenne ſind von Segen ſchwer.

Agnes.

Schweig! o ſchweig! ach du zerreiſſeſt mir Armen die Seele!

Emeline.

O wie gut will ich ſeyn, beglücken und glücklich auch werden!

Bertha.

„Und dieſes Glück haſt du von dir geſtoſſen,
Dein Herz der reinen Liebe ſtolz verſchloſſen!
Die Gattinn nicht und Mutter nicht will ſeyn,
Soll auch der Weiblichkeit ſich nicht erfreu'n!
So bleibe denn in Zukunft auch allein!
Die Wehmuth nur ſoll dir Gefährtinn ſeyn!" —

So ſcholl Cytherens ſtrenger Richterſpruch,
Und ſchnell vollzogen ward des Stolzes Fluch.
Die Füße wurzeln in den Boden feſt,
Der, trotz des Sträubens, ſie nicht von ſich läßt.

Nur noch im ſchmerzenvollen Antlitz Weiß,
Umziehet ſtarre Rinde ihren Leib.
Dem Lockenhaar entkeimet Laub, es beugen,
Umſäuſelt und verhüllt von grünen Zweigen,
Die Arme ausgeſtreckt ſich nach dem Hügel
Abwärts, und ſtreifend auf des See'es Spiegel.
So ſtarrt ſie einſam, eine Thränenweide,
In der geſenkten Äſte Trauerkleide,
Und kühlet in des See'es ſtiller Fluth
Den ew'gen Brand der innern Liebesgluth! —

Emeline.

Weinen muß ich! und wär' auch, was du erzähleſt, nur Fabel,
Hat es doch tief mich gerührt. Nun Agnes, du biſt ja ſo ſtille
Und viel bläſſer als kurz noch vorher? Hat das Mährchen gewirket?

Agnes.

Schauerlich iſt's, wenn gleich erdichtet, — doch trefflich die Lehre,
Nimmer lob' ich den Stolz und der Spröden einſamen Wandel!
Iſt mir doch völlig, als wär' ich ſchon Baum. Im Innerſten graut mir,
Scheint mir die Luft doch ſo ſchwül; wie ſchwer ich Athem hohle!
Ach, ich fühle mich nun ſo eingeengt und beklommen!

Emeline.

Sieh doch, wie hold anlächelnd der Säugling am Buſen dir aufwacht,
Und der Knabe, des Spiels uneingedenk, horchend noch daſitzt!

Bertha.

Gute Nacht! ich fliege nun heim, den Gatten erwartend,
Daß er, wie immer, auch heut mit herzlichem Kuß mich empfange,
Und den Ermüdeten ſchnell ein duftendes Tiſchchen erquicke.

Emeline.

Ach, mein Bräutigam naht, mit ſtets vergrößerten Schritten!
Mädchen, leb' wohl!

Agnes.

Und ich muß einſam verlaſſen hier bleiben?
Nimmermehr! Dank euch! ihr habt nicht zu tauben Ohren geredet.
Hu, wie ſchauerlich droh'n die ſchwarzen Geſtalten der Büſche!
Weh mir! was rauſchet hervor? ich bin des Todes! O Himmel!
Du, mein Auguſt, du biſt's? willkommen! geleite mich, Lieber! —

Kuffner.

XI.

Poetiſche Kleinigkeiten.

Sinngedichte.

An Loff.

1.

Daß ich die Grabſchrift deines Vaters dichten
Und ihn darin erheben ſoll,
Verlangſt du, Loff! von mir? — Mit nichten!
Es iſt doch wirklich gar zu toll,
Zu glauben: Lügen ſeye Dichten!

2.

Dein Vater ſey ein Biedermann
Im Leben ſtets geweſen,
Iſt auf dem Grabſtein hier zu leſen.
Wie ſolch ein Stein zu Ehren bringen kann!
Verſchwiegen wär' es ewig doch geblieben,
Wenn du nach ſeinem Tode nicht,
O frommer Loff, aus Kindespflicht
Für eine Million es d'rauf geſchrieben. —

3.

Daß du ein ſchönes Weib bekommen, rühm' dich nicht;
Dieß zeigt, mein Loff! daß ihr es am Geruch gebricht.

4.

Dein Reichthum, klagſt du, Loff! ſey dir beſchwerlich
Und ſtöre deines Lebens Glück?
Leicht iſt zu helfen, Loff! gib ihn zurück
Und werde ehrlich.

5.

In Abra'ms Schooß kannſt du nun nimmer kommen,
Da Rachels dich ſchon gänzlich aufgenommen.

6.

Als ich dich, wack'rer Loff! zum erſten Mahle ſah,
War gleich ein Epigramm, doch in der Fauſt nur, da.

7.

Die ganze Welt, Loff! ſagt mit Recht von dir: du lügeſt!
Damit du ſie auch hier, wie überall, betrügeſt,
So ſagſt du's auch und ſchwör'ſt dabey,
Daß, was du ſagſt, die Wahrheit ſey.
Die Wahrheit iſt's und iſt gelogen,
Und jeder, glaub' er oder nicht, betrogen.

8.

Gott gab einſt das Geboth: o Menſch! du ſollſt nicht tödten!
Für dich, mein Löffchen! war's in keinem Fall von Nöthen.

9.

Daß nicht dein Urſprung, Loff, den Spöttern werde kund,
Quälſt du, recht zierlich deutſch zu ſprechen, deinen Mund.
Doch nie gelingt es dir, wie du dich auch magſt ſtellen;
Fragt man, wie ſpricht der Hund? ſo wird er ſtets nur bellen.

10.

Wenn, prahlſt du, dich die Läſterzunge ſticht,
Soll Bürger dir zum Troſte ſagen:
Die ſchlecht'ſten Früchte ſind es nicht,
Woran die Weſpen nagen?
Die Läſterzunge, Loff, hat jeden ſchon geplagt,
Nur dich noch nicht: nun ſprich, wie dir der Troſt behagt?

11.

Du biſt nicht Jude, biſt nicht Chriſt, nicht Heid', nicht Türke
Und dennoch, armer Loff, mußt du zur Hölle geh'n!
Den ſchlauen Schelm von Teufel aber will ich ſeh'n,
Der ſich ſein Recht an dir gerichtlich einſt erwirke.

12.

Loffs Grabſchrift.

Hier liegt, der längſt hier hätte liegen ſollen,
Löw Loff, dem keine, außer Freudenthränen, rollen.
Er lebt' und wurde reich durch ſeines Nächſten Noth,
Er ſtarb, des Courſes Fall war Schuld an ſeinem Tod.
Wer immer ihn gekannt, hat ſeine Tück' erfahren.
Gott mög' in Gnaden uns noch dort vor ihm bewahren!

J. C. Bernard.

An Annette S***.

Bey meiner Reiſe durch M.

Auf irrer Wand'rung Wegen
Trat mir Dein Bild entgegen,
Dein Bild in Liebespracht!
Gefunden und verſchwunden
Warſt Du in wenig Stunden,
Jetzt wieder iſt es Nacht.

So hab' ich denn erfahren,
Was ſchon vor langen Jahren
Ein frommer Mann erfuhr.
Am Ziele meiner Reiſe
Sah ich, auf Moſis Weiſe,
Mein Canaan von ferne nur.

F. Treitſchke.

Auf einen Großmäuligen.

O Rachen ohne Maß! Mein Leben wollt' ich wagen,
Der Mann kann ſich in's Ohr gar manch Geheimniß ſagen.

Dambeck.

Valer.

Ein neuer Perſius, ein zweyter Falk zu ſeyn,
Schrieb jüngſt Valer ein Buch voll fader Witzeley'n.
Beneidenswürdiger Valer!
Das Fingerzeigen, und das hic est dicier,
Haſt du nun wenigſtens mit Beyden ganz gemein.

Dambeck.

Die verbindliche Antwort.

Zu einem Manne, den ein Trupp von Tiſchgenoſſen
Zu Ritter Pope dem zweyten ſchlug,
Weil er bey Küchenwitz und hochgelahrten Poſſen
Ein ſtattliches Gebirg auf ſeinem Rücken trug,

Zu dieſem Höcker, ihm ſeit Jahren
Dem Rufe nach bekannt, kam auch ein Mahl
Ein Schalk mit einem Madrigal,
Sein Urtheil d'rüber zu erfahren.
Als wär' er ganz im Ernſt beſtallter Hofpoet
Bey dem erlauchten Dichtergotte,
Nimmt jener ſtolz das Blatt, und lieſt; ſein Mund verdreht
Sich grinſend, hämiſch rümpft die Naſe ſich zum Spotte;
Bis endlich er, recht wie ein junger Held
Vom Freychor der Kritik das Todesurtheil fällt:
Das Machwerk ſey total mißrathen,
Und tauge kurzum nicht zum Sieden, nicht zum Braten.
Und, ſieh da! unſer Autor neigt
Sich demuthsvoll, und ruft: „So wär' es denn mißrathen?
Nun Gott ſey Dank!" — „„Wie ſo?"" — „Das Räthſel löst ſich leicht,
Weil mein Erzeugniß dann vollkommen Ihnen gleicht.

Dambeck.

Zelinde.

Daß ſich die ſchwang're Frau Zelinde
Im Spiegel ſtets beſieht, geſchäh' aus Eitelkeit,
Damit ſie im gehofften Kinde
Getreulich abcopirt ſich finde?
Das ſpricht die böſe Welt aus Neid!

Der echte Grund iſt, wie mich däucht,
Weil, wenn das Kind ihr ſelber gleicht,
Sie nicht beſorgen darf, daß einſt ihr Conterfey
Verräther an dem fremden Vater ſey.

Dambeck.

In das Stammbuch eines Freundes.

Laß uns, was wir auch thun, in jeglicher Lage des Lebens
Ehren das richtende Maß, laß uns die Nemeſis ſcheu'n;
Was wir beginnen, o laß uns zuvor den Grazien opfern,
Alles veredelt, es weiht alles ihr züchtiger Sinn.

Dambeck.

Kurt.

Man will auf Ehre mich verſichern,
Kurt ſpreche wie ein Buch gelehrt.
Ich glaub' es; was ich ſelbſt zur Zeit von ihm gehört,
Las ich bereits in zwanzig Büchern.

Dambeck.

Frage.

Flamme, die mich verzehrt, ſprich, warum greifſt du nicht weiter,
Immer bin ich ihr nah, und du entzündeſt ſie nicht?

Franz Wallner.

An Selma.

Er lebe! rufſt du aus, und trinkeſt auf ſein Wohl,
Und in dem Auge flammet dir Entzücken.
Doch ſieh, der Nachbarn Gläſer bleiben voll,
Verborg'ner Gram ſpricht aus geſenkten Blicken.
Trinkſt du, o Mädchen, wieder auf ſein Wohl,
So thu' es doch mit minderem Entzücken,
Wenn nicht, indem er lebt, dieß Völkchen ſterben ſoll.

Franz Wallner.

An einen rothbärtigen Schwätzer.

Gluthhelles Roth ſoll Scham bedeuten.
Dein Mund, vergib mir Freund!
Hat viel verbrochen, wie es ſcheint;
Weil ſich dein Bart, der ihn umbrämt,
So unaufhörlich ſchämt.

Brandler.

Der Verwalter und der Bauer.

V. Zahlt, Schlingel, zahlt! ihr wiſſet nicht, wie ſauer
Man um den Groſchen ſich befleißt? —
Was kopfarbeiten heißt?

B. Das weiß ich wohl, verſetzt der Bauer,
Das ſah ich gut, als ich im Stockerauer
Bräuhauſe jüngſtens war
An einem Ochſenpaar.

Brandler.

Urſache ehelicher Kälte.

Daß Hymens Fackel ſo behend
Im Stand der Eh' verbrennt,
Iſt nicht der Ehe Schuld, iſt Hymens Sünde,
Daß er zu früh die Fackel zünde.

Brandler.

In Idaliens Stammbuch.

Die Sonne ſank. — Ein düſt'res Wölkchen deckt
Des höh'ren Lichtes letzten Strahl.
Das Käuzlein ruft, und kläglichflötend ſchreckt
Ein Lied das Hirtenvolk im Thal.

Das Wölkchen wächſt, wird ſchnell zum Apennin
In ſtrömendwilder Feuerfluth,
Und ängſtlich ſchlägt die Wipfelſängerinn
Die Flügel um die todte Brut.

Ich ſteh' allein — Wie bitter iſt mein Loos! —
Hier ungeliebt: doch faß' ich mich;
Weiß ich nur einſt in Hymens Roſenſchooß,
O liebe Freundinn, glücklich dich!

Karl Anton v. Gruber.

Die beyden Tyrannen.

Zwey Tyrannen beherrſchen Menſchen und Thiere hienieden:
Dieſe werden mit Recht Hunger und Liebe genannt.

J. v. Kalchberg.

Die Vergeltung.

Eiſern beherrſcht' der Franke die meerumfloſſenen Corſen;
Aber jetzt wand ſich das Rad alles umwälzender Zeit:
Mit dem Schwerte regiert' ein Corſe die Söhne der Freyheit.
Völkerverderber! euch hat Nemeſis furchtbar erreicht.

J. v. Kalchberg.

Polykrates und Pythagoras.

Polykrates.

Sag mir, warum im Labyrinth der Zahlen
Sich deiner Lehre Sinn verſchließt?

Pythagoras.

Auch dir, Tyrann, ſind Menſchen nichts als Nullen,
Wovon nur du die Einheit biſt.

J. v. Kalchberg.

Der Recenſent und die Thür.

Der Recenſent.

Verwünſchte Thür! dein widerliches Knarren
Macht mich beym Recenſiren ganz verwirrt.
(Schlägt ſie zu.)

Die Thür.

Du läßt mich ſchuldlos deinen Grimm erfahren;
Ich knarr', wie du, nur wenn man mich nicht ſchmiert.

J. v. Kalchberg.

Die Naturgaben.

A.

Herr Marx muß ſelt'ne Geiſtesgaben
Von der Natur erhalten haben,
Weil er im Rath als Sieger ſtets erſcheint.

B.

Des Büffels Stirn, der Natter Zunge,
Des Tiegers Herz, des Eſels Lunge
Hat ſie in ihm zur Menſchenqual vereint.

J. v. Kalchberg.

Loos der Zeit.

A.

Warum ſchickt der Himmel ſo viele der Plagen
Sich endlich erneuernd dem Menſchengeſchlecht?

B.

Zwey Hälften umfaßt es in unſeren Tagen:
Die Einen ſind dumm und die Andern ſind ſchlecht.

J. v. Kalchberg.

Lebensklugheit.

Traum iſt die Vergangenheit, trügende Hoffnung die Zukunft;
Wirf nicht das Blümchen von dir, das dir die Gegenwart reicht.

J. v. Kalchberg.

Alte und neue Poeten.

Du frägſt, was zwiſchen Dichtern neu und alt
Für ein beſond'rer Unterſchied wohl ſey?
Die neuen Dichter werden gar nicht alt,
Die alten aber bleiben immer neu.

J. F. Caſtelli.

Glücklich und glücklicher.

A.

Ich bin recht glücklich, — bin reich, geſund an Seel' und an Leib! —

B.

Ich bin noch glücklicher, Freund, als du; denn ich habe kein Weib.

J. F. Caſtelli.

Ein gewöhnlicher Eheſtandszwiſt.

Hans ſchlug ſein Weib. — Auf ihr Geſchrey
Lief ſchnell die Nachbarſchaft herbey,
Verwies dem Hans ſein grauſames Betragen,
Und forſchte, was ihn denn bewog zu ſchlagen.
„Sie will nicht Frau im Hauſe ſeyn!" —
Verſetzte Hans — „drum ſchlag' ich d'rein!"
„„Was will ſie denn ſeyn?"" frug erſtaunt ein Nachbarsmann;
„Der Herr, mein Freund! und das, das geht nicht an!"

J. F. Caſtelli.

Trauer eines Schmarotzers.

„Wie? Kaufmann Müller wäre todt?
War doch ein Mann wie Stahl und Eiſen,
So gut, ſo klug, ſo brav! — o Gott!
Wo werd' ich jetzt am Mittwoch ſpeiſen?"

J. F. Caſtelli.

Annäherung und Entfernung.

Sophie ſagt immer, ſie nähere ſich
Hübſch ſtark den Dreyßigen ſchon,
Du irrſt mein Kind! du entferneſt dich
Schon immer weiter davon.

J. F. Caſtelli.

Lantara's Antwort.

(Anekdote.)

Lantara, dem das Glück, ſtatt ihn zu krönen,
Den feilen Rücken zugedreht,
Und der, wie es den armen Muſenſöhnen
Auf dieſer argen Welt ſchon geht,
Sich viele Ehr' und groſſen Ruhm erwarb,
Und doch zuletzt im Hoſpitale ſtarb; —
Hatt' ein Gemählde eben ganz vollendet,
Dieß ſtellte eine Landſchaft dar,
Es war dieß Bild ſo ſchön, ſo treu und wahr,
Als hätt' er der Natur es ſelbſt entwendet:
Auf einem fernen Berge ſchroff und kahl
Sah man ein altes Schloß ſich ſtolz erheben,
Ein freundlich Dörfchen lag ganz vorn im Thal,
Von Weingebirg und Feldern rings umgeben,
Die mild der Sonne erſter Strahl beſchien.
Lantara trug dieß Bild zum reichen Mann,
Der es beſtellt, an einem Sonntag hin,
Mit groſſer Freude ſah es dieſer an:
„Bey Gott! — rief er mit einem Kennerblick —
Das iſt ein herrlich Bild, ein Meiſterſtück!

Die Zeichnung ſo correct, der Baumſchlag meiſterlich,
Und Licht und Schatten einſichtsvoll bemeſſen,
Die Theile ſchön verbunden unter ſich,
Den Meiſter kündet jeder Pinſelſtrich;
Nur Eines, ſcheint mir, haben Sie vergeſſen,
Die Landſchaft mit Figuren zu beleben;
Es muß in dieſem Dorf doch Menſchen geben,
Weßwegen laſſen Sie uns keinen ſeh'n?" —
„„Das iſt, verſetzt Lantara, kein Verſeh'n,
Sie finden morgen wohl, was heut Ihr Blick vermißt,
Geſtehen dann, daß ich auf nichts vergeſſe;
Bedenken Sie, daß heute Sonntag iſt,
Da ſind die Leute alle in der Meſſe.""

J. F. Caſtelli.

Übelverſtandener Befehl.

Daß dir dein Sohn die Caſſe geſtohlen,
Und ſich damit ganz heimlich empfohlen, —
Sprich, thörichter Vater! wie kann dich das kränken?
Du haſt es ja hundert Mahl ſelbſt ihm befohlen,
Er ſoll jetzt einmahl auf ſein Fortkommen denken.

J. F. Caſtelli.

Grabſchrift.

Die beſte Gattinn deckt der Stein,
Drey kurze Jahre war ſie mein;
Dann nahm ſie Gott von dieſer Erde,
Damit durch ſie der Himmel nicht,
Den er uns jenſeits erſt verſpricht,
Mir dieſſeits ſchon geöffnet werde.

J. F. Caſtelli.

Der Zerſtreute.

Ein Kaufmann, deſſen Gattinn Eugenie
Ihm einen wunderſchönen Sohn verlieh,
Lief ſchnell zum Pfarrer. — Nach dem heil'gen Spruch
Der Taufe ſchrieb er ſich ins Kirchenbuch,
— Ob aus Zerſtreuung oder Sympathie; —
Wer weiß das? Kurz er ſchrieb: Herr Stax — und Compagnie.

J. R. v. Seyfried.

An manche neuere Dichter.

Ihr klagt, daß euern loſen Spielen
Nicht leuchte des Auguſtus Stern?
Gleicht erſt Horazen und Virgilen,
Dann bleibt Mäcenas auch nicht fern.

J. N. v. Seyfried.

An Amors Statue
in dem Arbeitszimmer dreyer Schweſtern.

Schalkhaft erkorſt du dir zum Lieblingsplätzchen dieß Zimmer,
Denn wo die Grazien ſind, muß wohl Freund Amor auch ſeyn.
Aber du prangſt nicht bloß als Zierde der wärmenden Stätte,
Lächelnd — doch ſinnend auf Liſt, ſchärfſt du dein treffend Geſchoß;
Keiner betritt die Schwelle der kunſtbefliſſenen Schweſtern,
Welchen nicht ſtrafet dein Pfeil, trifft ihn ihr göttlicher Blick.
Ach ſchon haſt du auch mich Verwegenen tödtlich verwundet,
Gerne doch duld' ich die Qual, rührt auch nur Eine mein Schmerz.

Dapſul v. Roſenoble.

XII.

Ueberſetzungen von Gedichten aus fremden Sprachen.

Das Lobgedicht Caab Ben Soheirs (*).

Aus dem Arabiſchen.

Fern von mir iſt Soa'd, mein Herz iſt gekränket durch Liebe,
Ihrer Spuren Sclav' iſt es gefeſſelt für ſtets.
Was iſt Soa'd am Morgen, wo Schaaren ſich trennen, was iſt Sie?
Eine Gaſelle die ſtöhnt blinkend mit ruſſigem Aug'.

(*) Caab Ben Soheier Ebi Selma, einer der vorzüglichſten Dichter der Corniſchiten und Nebenbuhler Mohammeds, von demſelben in Bann gethan, improviſirte in ſeiner Gegenwart dieſe Caßide, wodurch er ihm nicht nur als Dichter, ſondern auch als Gottgeſandten huldigte, ſo daß Mohammed dankbar gerührt ihm ſeinen Mantel umwarf. Dieſer Mantel wurde in der Folge von den Chalifen der Familie Caab's mit ſchwerem Gelde abgekauft, und kam nach dem Umſturz des Chalifats von Bagdad nach Cairo, und von da nach Conſtantinopel, wo er noch jährlich in der Faſte mit großer Feyerlichkeit ins Waſſer getaucht und das Waſſer als Weihbrunnen vertheilt wird. Der Ton dieſer Caßide, ſo wie der meiſten von Mohammed oder zu ſeiner Zeit verfertigten arabiſchen Gedichte, iſt echt antik und man möchte ſagen homeriſch, nicht ſowohl in Bezug auf den griechiſchen Dichter, als

Wenn ſie lächelt, entblößt ſie die feuchten glänzenden Zähne,
Eine Traube der Luſt würzig gemiſchet mit Wein.
Rein gemiſcht mit dem Quell entſprudelnd dem ſchattigen Thale
Über Kieſel hin wallend entgegen dem Nord.
Von den Winden geklärt, hellrein von Geſtrüppe von Reiſig,
Wo vom Regen der Nacht weißlich entſchäumet die Fluth.
Welch ein Freundſchaftsbund, wenn ſie das Verſprochene hielte,
Wenn aufrichtiges Herz fände Gefallen an ihr!
Aber ihr Freundſchaftsbund iſt beflecket mit Blute der Herzen,
Wankelmüthigen Sinn, Elend, Kummer und Trug.
Nimmer auf Einem Stand nur in der Veränd'rung beſtändig,
Wie ein Wüſtengeſpenſt trüg'riſch verführend den Mann.
Nimmer betrüge dich, was ſie dir zu hoffen geſtattet,
Denn Verſprechen und Treu laufen auf Täuſchung hinaus.
Wie das Verheißen Arkab's ſind trüg'riſch ihre Verſprechen;
Ihr Verheißen iſt Nichts, als bethörender Trug.

---

auf die alten Könige der Homeriten, im ſüdlichen Arabien, wo vor Mohammed eine Schaar von Dichtern blühte. Der Dichter beginnt ſein Lobgedicht mit der Beſchreibung ſeines Mädchens Soád, geht in derſelben auf die ſeines Camels, des brennenden Mittags in der Wüſte und die Todtenklage über. Hier kommt er wieder auf ſein Mädchen zurück, der man die falſche Nachricht ſeines vom Propheten angedrohten Todes hinterbracht hatte, und empfiehlt ſich der Huld des Propheten, deſſen Lob ſammt dem ſeines Stammes und der Familie Koreiſch das Ganze beſchließt. — Lateiniſch überſetzt mit dem arabiſchen Texte und Commentar gab dieſes Gedicht Lette heraus 1746.

Wünſchend hoff ich noch mich ihrer Liebe zu nahen,
  Doch ich erwarte nicht Gunſt des Genuſſes von ihr.
Als es Abend ward, da kam Soád zu dem Zelte,
  Dem nur freyes Camel luſtiges edles ſich naht,
Dem nur ſtarkes ſich naht von mächtigem, kräftigen Wuchſe,
  Deſſen flüchtigen Schritts nimmer ermüdet vom Lauf;
Dem im eifrigen Schritt der Schweiß entſtrömet dem Ohre,
  Das ſich nach Wüſten ſehn't, wo die Ruine verſinkt.
Scharfen Geſichts wie das Aug' des Stiers vom Kalbe getrennet,
  Wenn im Sonnenbrand lechzet das ſchroffe Geſtein.
Fleiſchicht der Hals, mit ſchwellendem Fette gepolſtert der Schenkel,
  An Vortrefflichkeit andern Camelen zuvor.
Mächtigen Nackens, gedehnter Wange, nur Männchen gebärend,
  Vorwärts neigend den Kopf, Weichen beträchtlich im Raum',
Undurchdringlich die Haut, ſtark wie die Schale der Schildkröt',
  überall ſonnengebrannt, ſchmächtig vom Hunger gezehrt.
Ruhm iſt der nächſte Verwandte deſſelben, aus edelem Stamme,
  Vater und Mutter ſich gleich, Nacken und Schritte geſtreckt.
Kriechet der Wurm hinan das Fell, ſo ſchüttelt es ſelben
  Leicht hinunter zum Grund über das glatte Gebild

Alſo ſchütteln den fetten Leib die Eſel des Waldes
Von den Rippen ſteht zierlich entfernet der Fuß.
Über die Naſe hervor drängt ſich weitglotzend das Auge
Und das Naſenbein glatt, wie geſpiegelter Stahl;
Strotzendem Palmenzweig vergleichbar, hebt ſich der Schweif auf,
Der vielröhricht ſaugt ſaftiges Leben in ſich.
Auf der Naſ' erhebt ſich der Rücken mit thürmender Schönheit,
Schön iſt dem Kenner das Ohr, glatt iſt die Wange geſpannt.
Leicht iſt der Gang, mit anmuthsvollen flüchtigen Schritten
Oberflächlich nur ſtreifend die Erde im Lauf.
Dunkeln Sehnengeflechts, auswerfend die Kieſel und Steine
Ohne Sohlenbeſchlächt wider das ſcharfe Geſtein.
Schnell auswirft es den Fuß wie die klagende Mutter die Arme,
(Wenn des Mittags Dampf, Hügel und Berge verhüllt.
Wenn das Chamaileon ſich ſonnt auf brennenden Felſen,
Und die äußere Haut ſonnengebraten erſcheint.
Wenn der Führer zum Weiſenden ſpricht: nun haltet Mittagszeit,
Die Heuſchrecke rührt nun mit den Flügeln den Sand)
Weit aus wirft es den Fuß, wie die klagende Mutter die Arme,
Welcher kinderberaubt Witwen entgegnen den Ruf.

Laut aufſchreyend ringt ſie die matten Arme zum Himmel,
Nichts mehr rührt ſie nun, fällt ihr die Kuh auch im Stall.
Mit den Händen zerreißt ſie das Hemde, zerfleiſchet die Bruſt ſich.
Von dem Nackenbeſetz reißt ſie das Hemde herab,
Bothen kamen gerannt zu Soad zu geben die Kunde,
Ebu Selma iſt todt! höre die Bothſchaft o hör!
Als ich's vernahm, ſprach Jeder der Freunde, in die ich gehoffet:
Abgeſpennt biſt du, ſuche die Bruſt nicht bey mir.
Keinen Vater habt ihr! ſo ſprach ich zu ihnen, o laßt mich,
Alles wird vollführt, was der Allmächt'ge beſchließt.
Jeden Gebornen vom Weib, wie lang ſein Wandel auch währe,
Trägt doch die krumme Bahr' einmahl zum Hauſe hinaus.
Freylich hab' ich gehört, mir habe gedroht der Geſandte,
Der mir Rettung verheißt. Er, der Geſandte von Gott,
Er geleite mich ſanft, dem der Koran geweiht iſt als Opfer,
Wo Ermahnungen viel, und die Erklärung ſo klar.
O verdamme mich nicht auf meiner Verleumder Gerüchte,
Sünden beging ich nicht, was ſie auch ſprechen von mir.
Sieh ich ſtehe allein auf einem gefährlichen Standpunct,
Sehe und höre was, wenns der hamjariſche Fürſt
Sehen und hören müßt', ihn tödten würde der Schrecken,
Wenn ihm der Prophet Rettung nicht ſändte von Gott. —

Künftig will ich unaufhörlich wandern in Wüſten
Durch der Finſterniß Flor unter dem Flügel der Nacht,
Bis ich meine Hand auf immer gelegt in die ſeine,
Seine gnädige Hand, die das Verheiſſ'ne vollführt.
Eines fürcht ich nur, daß, wenn ich flehend ihm nahe,
Wenn ich um den Stamm werde gefragt und Geburt.
Stamme vom Löwengeſchlecht, ein Löw Abkömmling der Löwen
Aus dem Thale Aſar, Wälder von Wäldern umſtarrt.
Morgens bricht er hervor, und reichet den Jungen des Löwen
Menſchenfleiſch zerhacket, dunkel gewälzet in Staub.
Trifft er auf ſeines Gleichen im Kampf, ſo wills nicht geziemen,
Daß er ſelbem entſag', bis er gebändigt den Feind.
And're Löwen im Wald, ſie hungern mit ſchlotternden Bäuchen,
Doch in ſeinem Thal gehet kein Wanderer zu Fuß.
Selbſt der Muthigſte wird in ſeinem Thale zerfleiſchet,
Seiner Waffen entblößt und mit zerriſſenem Kleid.
Wahrlich, es iſt der Gottgeſandte, ein indiſcher Degen,
Er ein Gottesſchwert, welchem entquellet das Licht.
In dem Stamme Coreiſch ſprach damals der Sprechenden Einer:
Die ihr Moslimen ſeyd, weichet vom Mekka hinweg.
Und ſie weichen von dannen, doch wichen ſie nimmer aus Schwäche,
Wichen nicht ohne Schild, rüſtig geſchloſſen zu Pferd,

Tragend die Naſ' empor als wackere Kämpfer im Harniſch,
Schienenbekleidet den Fuß, alles davidiſche Kunſt,
Glänzend und hell geſtählt und Ringe an Ringe gereihet,
Wie die Ringe des Strauchs, welchen nicht krümmet Gewalt.
Übermuth beherrſchet ſie nicht, wenn ſie ſchwingen die Lanzen,
Kennen keine Furcht, ſelber getroffen vom Speer,
Wandelnd einher den Schritt von majeſtät'ſchen Camelen,
Welche die Schnelligkeit ſchützt, während die Kleinen entflieh'n.
Lanzenſtoß kann nur die Gurgel derſelben durchbohren,
Und ſie flüchten ſich nicht vor den Gefahren des Tods.

J. v. Hammer.

Die Verlaſſene.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Verlaſſen vom Geliebten
Sitzt einſam Galathe,
Und tränkt mit tauſend Zähren
Der Wieſe jungen Klee.
Dem Echo in dem Felſen
Vertraut ſie ihre Pein,
Und wünſcht von allen Leiden
Frey durch den Tod zu ſeyn.

Hier, ſeufzt ſie, dieſe Linde
War unſ'rer Liebe Zelt;
Dort, jene grünen Büſche,
Verbargen uns der Welt.
Neu treibt die Linde Zweige,
Neu grünen Buſch und Hain.
Doch meine langen Leiden
Verwandelt Tod allein.

Wie vielmahl ſchwur mein Schäfer,
Ich ſey ſein einzig Glück.
Vom Morgen bis zum Abend
Umſonnte mich ſein Blick.
Jetzt dient er einer Andern,
Sein Mädchen iſt allein,
Und ſehnt ſich laut, von Leiden
Frey durch den Tod zu ſeyn.

Oft ſaßen wir am Bache,
Dann nahm er die Schalmey,
Und ſpielte ſüße Lieder
Von wahrer Lieb' und Treu'.
Dort ſchlürft' ich ſtill, in Küſſen,
Verzehrend Feuer ein.
Jetzt kann von meinen Leiden
Mich nur der Tod befrey'n.

O hörteſt Du mich klagen!
O ſäh'ſt Du meinen Schmerz!
Schnell müßte ſich bekehren
Dein abgewendet Herz.
Wohl weißt Du das, und weicheſt,
Und läßt die Braut allein.
Die jammernd wünſcht, von Leiden
Frey durch den Tod zu ſeyn.

Wenn Du, des Flatterns müde,
Zum alten Plätzchen fliehſt,
Und in der Linde Schatten
Ein Grab ſich heben ſieh'ſt;
So liſpl' es aus den Zweigen,
So lehre Dich ein Stein:
Allein, nach langen Leiden,
Schlief hier Dein Mädchen ein.

F. Treitſchke.

XIII.

Charaden, Logogryphen und Räthſel.

Räthſel.

1.

Dem Gläubigen, in deſſen Bruſt ſich Zweifel regen,
Dem Zweifler, der noch jeden Glauben flieht,
Der bey Verheißungen des Spottes Miene zieht,
In jedem Nah'nden den Verräther ſieht,
Ruf' ich voll Zuverſicht die erſte Sylb' entgegen
Nur dann nicht, wenn auf des Erforſchens Wegen
Die Zweyte ſeine Blicke auf ſich zieht;
Dann warn' ich vor dem Flittergold der Zweyten,
Die nur zu oft ſchon ſelbſt des Klügſten Meiſt'rinn blieb.
Wie viele, auch von ihr geblendet, freyten,
Die's bald, doch ſchon zu ſpät, bereu'ten,
Als kaum noch Prieſterhand ihr Ganzes unterſchrieb.

A — b — t.

2.

Um ihren Mann zu finden,
Beſucht' ich jüngſt Luzinden;
Sie war allein.
Schnell meinem Blick entwandte
Sie etwas, eh' ich's noch erkannte.
„Was hüllſt du ein?"

Ey! Gar ſo fein mich auszufragen!
Ein Räthſel ſey, was dir vor Augen lag.

Mein Mann iſt — wo? Das mag
Des Räthſels erſte Sylbe ſagen.
Bedarfſt du ihn, ſo laß dich hier
Das Warten nicht verdrießen,
Auch ſoll es dir,
Gefüllt mit Wein,
Die zweyte Sylb' allein
Verſüßen.
Denn daß Luzinde vieles ſpricht
Die Zeit zu kürzen, hoff' es nicht!
Ich lebe ja nur ſeinetwegen,
Ich ſtrebe ja nur ihm entgegen,
Kann ihn mein Aug' allein nicht ſeh'n,
Hilft mir das Ganze ihn erſpäh'n.

Ich rieth und fand's, und was ich fand,
Bleibt euch wohl auch nicht unbekannt.

A — h — t.

3.

Brutus war es, der Gerechte,
Der mit Kraft und Römermuth
Den Verrath ſo ſtrenge rächte
An der eig'nen Söhne Blut.

Ihm auch waren ſeine Kinder,
Was mein einfach Wort euch nennt;
Dennoch ſtraft' er nicht gelinder,
Ob ihm Schmerz im Buſen brennt.

Dennoch trifft den Hals der Söhne,
Was mein Wort verkehrt euch ſagt;
Feſt hört er des Jammers Töne,
Steht und geht dann heim und klagt.

A — h — t.

4.

Von langen fernen Reiſen kam
Ich, meine Adelheid zu ſeh'n,
Von jenem Fluß ich Abſchied nahm,
An dem Italiens Bürger geh'n.
Ihr müßt, wollt Ihr den Fluß erkennen,
Des Wortes erſte Sylbe nennen.

Laut rief ich: „Liebes Mädchen du!"
Doch ſie mit ängſtlichem Geſicht
Winkt mir die letzten Sylben zu:
„Weck' doch die fromme Tante nicht!
Der Argus iſt nach Schmäh'n und Strafen
Beym Ganzen bethend eingeſchlafen."

A — h — t.

Wer ſich mein Erſtes vom Geleite
Zu rauben unterſtand,
Läßt mir von einer Grafſchaft Weite
Nur einen Fußbreit Land.

Stets grün bin ich, erblickſt du mich belaubt,
Stets dürr, wird mir mein erſtes Letternpaar geraubt.

Bey Amors Bogen werd' ich zwar gefunden,
Doch jetzt erſpart mein Letztes Amors Wunden.

Ein Ton wird Euch durch mich genannt,
Doch auch ein Inſtrument zu dieſem Ton;
Am beſten ward ich durch Napoleon
Als Surrogatgewächs bekannt.

Plagt mich mein Letztes ſehr,
So iſt mein Ganzes ſicher leer.

Erforſcheſt du, ob jeder Leib mich trage?
Mein Letztes gibt dir Antwort auf die Frage.

Ganz bin ich Menſch mit wenig Unterſchied,
Doch ohne meinem Kopfe nur ein Glied.

Mein Letztes ſchwebt gezogen ſtets im Tanze,
Errath' es, ſonſt beſteuert dich das Ganze.

Der Thiere Leib ſeht ihr mein Erſtes ſchützen;
So hart geglüht mein Letztes iſt, und feſt,
Erweicht doch in der Mitte mich ein Weſt,
Mein Ganzes wird dir auf der Reiſe nützen.

Der Weiſe hält trotz allen Glanzes
Mein Letztes öfters für mein Ganzes.

J. B. Ruprecht.

Auflöſung der Räthſel, Charaden und Logogryphen

im Jahrgange 1815.

Nro. 1. Glockenſpeiſe.
" 2. Minerva.
" 3. Feenſpiel.
" 4. Oſtern.
" 5. Hagedorn.
" 6. Periode.
" 7. Maskerade.
" 8. Spiegel; (Siegel, Segel, Egel, lege!).

Inhalt.

Seite

I. Ballаden, Legenden und Romanzen.

Walpurgis. Ballade, von A—b—t. . . . 3
Die Meſſe um Mitternacht. Ballade, von Chr. Kuffner. 17
Emma von Leuenſtein. Eine ſalzburgiſche Volksſage. 1206, von F. C. Weidmann. . . . 26
Der Gang nach dem Marienkloſter. Legende, von P. J. C. Graf. v. Sermage . . . 31
Christophor. Eine Legende, von L. M. Weſchel. 37
Der Sänger. Romanze, von Ebendemſ. . . 39
König Eſimer. Ballade, von J. B. Rupprecht. 42
Almus. Ballade, von Enekes. 58
Die Romanzen von dem Mohrenritter, von Aloys Jeitteles. 65
Romanze vom Birnenbaum Nach einer Schweizer-Melodie, von F. Treitſchke. . . . 97

II. Oden.

Das Traumbild, von J. H Dambeck. . . 101
Ihr letzter Kuß, von P. J. C. Graf. v. Sermage. 106
Tſchokonais Geſang, von Karl Ant. v. Gruber. 108
An Sined, von Ebendemſ. 110
An Conſtantia, von Karl Julius Fridrich. 113

III. Sonnette.

Die beyden Kränze. An Demoiſelle Ant. Adamberger; bey Überſendung des Drucks vom Trauerspiele: Der Brautkranz, v. F. Treitſchke. 117
An meine Leſer, von P. J. C. Gr. v. Sermage. 119
Der Blume Grab, von Ph. Millauer. . . 120
Der Gruß aus dem Spiegel, von R. Walther. 121
Unbeſtändigkeit, von Steigenteſch. . . 122

Seite

IV. Elegien.

Erinnerung, von Carol. Pichler, geb. v. Greiner. 125
Liebe ohne Gegenliebe, v. P. J. C. Gr. v. Sermage. 128
Das Abendglöckchen, von L. M. Weſchel. = 130
Der Abſchied vom Leben. Eine Trauer-Fantaſie, von S. J. Mayer. = = = = = = 132
Sehnſucht, von Deinhardſtein. = = = 136
Nachtſtück, von K. A. Schneider. = = = 139
Der Spatziergang am Morgen, v. Guſt. Fellinger. 141
Das Schickſal, von K. A. Schneider. = = 147
Todtenfeyer, von J. J. Hannuſch = = = 154

V. Mythen und Allegorien.

Die Ungetreue, von P. J. C. Graf. v. Sermage. 175
Der Gemſenjäger, von Ebendemſ. = = = 177
Stiefmütterchen, von A. Zettler. = = = 179
Sonnenblume, von Ebendemſ. = = = 180

VI. Fabeln.

Der vorſchnelle Tauſch, von J. H. Dambeck. = 183
Die Ulme und der Epheu, von Franz Wallner. 186
Das Eſelsfüllen, von J. F. Caſtelli. = = 188
Der Johanniskäfer und die Kröte, von Ebendemſ. 190

VII. Lieder.

Andenken und Vergeſſen, von Kuffner. = = 193
An Amanda, von F. C. Bernard. = = = 195
Männertrotz, von Dambeck = = = = 197
Die Blume der Liebe, von Franz Wallner. = 200
Trinklied an eine Dame, von Enekes. = = 201
Merkenſtein. Sr. Excell. dem Hrn. Gr. v. Dietrichſtein gewidmet, von J. Bapt. Rupprecht. (Mit Muſik von Ludwig van Beethoven). 202
Der Ruf nach der Heimath, von Ph. Millauer. 205
Das Bächlein, von Brandler. = = = = 208
Der Pilger, von K. A. Schneider. = = 209
In der Entfernung, von Raimund Walther. 211
Unmittheilbarkeit, von Ebendemſ. = = = 213
Der Bronnenquell, von Ebendemſ. = = 214
Abſchied vom Schloſſe Treuenſtein, von Ermin. 216
Votivtafel, von Ebendemſ. = = = = 220
Rundgeſang bey ſchlechtem Wetter, v. Steigenteſch. 223
Trennung, von J. v. Kalchberg. = = = 225

Seite
Zur Friedensfeyer auf Wildenſtein 1815, v. Ebend. 227
Leichter Sinn, von Deinhardſtein. 229
Die Weihe der Nacht, von F. L. de Selliers. 231
Des freyen Sängers Lied, von Ebendemſ. 233
Die Jahreszeiten der Liebe, von F. Treitſchke. 235
Jahreszeiten der Liebenden. Vier Lieder von Auguſt Eckſchlager. 236

VIII. Erzählungen.

Der Thürmer. Eine Erzählung in ſechs Geſängen, von Dr. Eman. Veith.

Erſter Geſang. Wie Meiſter Guck auf ſeinem Thürmlein lebte. 247
Zweyter Geſang. Wie Meiſter Guck ſich mit dem Sturmläuten verſpätet 252
Dritter Geſang. Wie Meiſter Guck von der Ortsobrigkeit übel bedacht ward. 260
Vierter Geſang. Wie die Ortsobrigkeit mit Meiſter Guck Unterhandlung pflog. 268
Fünfter Geſang. Wie Meiſter Guck ſeines Lebenswandels Meldung thut. 273
Sechſter Geſang. Wie Meiſter Guck ruhig im Herrn entſchlummerte. 285
Fatime und Ademdai, oder die glänzenden Ehemänner. Ein arabiſches Mährchen v. J. F. Caſtelli. 293

IX. Humoriſtiſche Gedichte.

Der geplagte Bräutigam, von Th. Körner. 315
Heroide der Roſe, von Kuffner 318
Eros Beſuch, von A—b—l. 321
Liſt und Verſicht, von M. J. Landau. 325
An mein heiteres Leben, von J. A. Fried. Reil. 328
Froſtgedicht für die Kleinen, von J. F. Caſtelli. 333
Genügſamkeit, von Dr. D—n. 337
Genügſamkeit. Lied eines Lebens-Philoſophen, von Deinhardſtein. 342

X. Idylle.

Die Entſtehung der Thränenweide, von Kuffner. 347

XI. Poetiſche Kleinigkeiten.

Sinngedichte. An Loff, von J. C. Bernard. 359
An Annette S***, von Treitſchke. 362
Auf einen Großmäuligen, von Dambeck. 363

Seite
Valer, von Ebendemſ. ebd.
Die verbindliche Antwort, von Ebendemſ. ebd.
Gelinde, von Ebendemſ. 364
In das Stammbuch eines Freundes, von Ebend. 365
Kurt, von Ebendemſ. ebd.
Frage, von Franz Wallner 366
An Selma, von Ebendemſ. ebd.
An einen rothbärtigen Schwätzer, von Brandler. ebd.
Der Verwalter und der Bauer, von Ebendemſ. 367
Urſache ehelicher Kälte, von Ebendemſ. ebd.
In Idaliens Stammbuch, v. Karl A. v. Gruber. 368
Die beyden Tyrannen, von J. v. Kalchberg. ebd.
Die Vergeltung, von Ebendemſ. 369
Polykrates und Pythagoras, von Ebendemſ. ebd.
Der Recenſent und die Thür, von Ebendemſ. ebd.
Die Naturgabe, von Ebendemſ. 370
Loos der Zeit, von Ebendemſ. ebd.
Lebensklugheit, von Ebendemſ. 371
Alte und neue Poeten, von J. F. Caſtelli. ebd.
Glücklich und glücklicher, von Ebendemſ. ebd.
Ein gewöhnlicher Eheſtandszwiſt, von Ebendemſ. 372
Trauer eines Schmarotzers, von Ebendemſ. ebd.
Annäherung und Entfernung, von Ebendemſ. ebd.
Lantara's Antwort (Anekdote), von Ebendemſ. 373
Übelverſtandener Befehl, von Ebendemſ. 374
Grabſchrift, von Ebendemſ. 375
Der Zerſtreute, von J. N. v. Seyfried. ebd.
An manche neuere Dichter, von Ebendemſ. 376
An Amors Statue in dem Arbeitszimmer dreyer Schweſtern, von Dapſul v. Roſenoble.

XII. Überſetzungen von Gedichten aus fremden Sprachen.

Das Lobgedicht Caab Ben Soheirs, aus dem Arabiſchen, von J. v. Hammer. 379
Die Verlaſſene. (Nach dem Franzöſiſchen), von F. Treitſchke. 386
XIII. Charaden, Logogryphen und Räthſel. 391

Selam.

Ein Almanach

für Freunde des Mannigfaltigen.

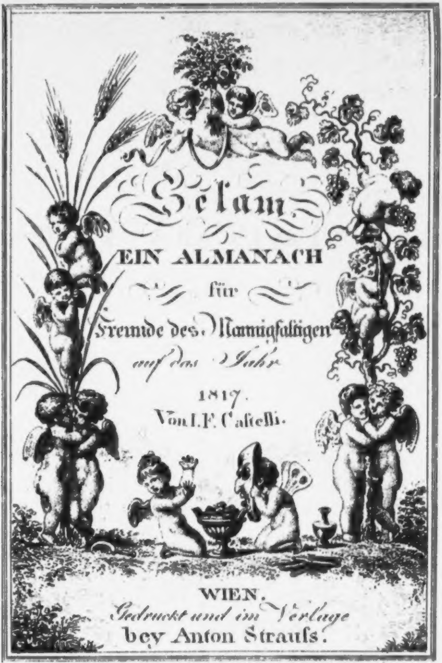
Herausgegeben
von
J. F. Caſtelli.

Sechster Jahrgang.
1817.

IV
12 K
Kalend

Wien,
gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

K. Ruſs del.



Selam

EIN ALMANACH

für

Freunde des Mannigfaltigen

auf das Jahr

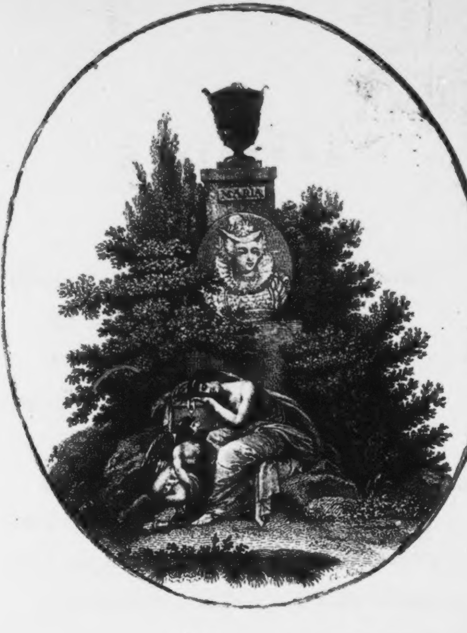
1817.

Von I. F. Caſtelli.

WIEN.
Gedruckt und im Verlage
bey Anton Strauſs.

Marien gewidmet.

a 2



Widmung.

J. St

Zueignung.

Sucht Euch's nicht zu erklären, fremde Seelen!
Wer die Marie, die ich meine, ſey,
Mit allem Sinnen iſt es hier vorbey,
Ihr würdet nur den rechten Weg verfehlen.

Es pflegen nicht mit Prunke und Geſchrey
Zwey Herzen öffentlich ſich zu vermählen;
Zwar darf zum Glücke Keins von Zweyen fehlen,
Doch fordert auch das Glück nicht mehr, als Zwey;

Drum trachtet nicht zu heben dieſen Schleyer,
Und forſchet nicht im Raume, der unendlich,
Kein Licht wird dieſes Räthſel Euch erhellen.
Der Liebe Flamm' iſt überird'ſches Feuer,
Der Liebe Sprache iſt nicht laut verſtändlich,
Der Liebe Zähren ſind verborgne Quellen.

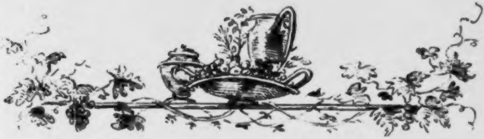
J. F. Caſtelli.

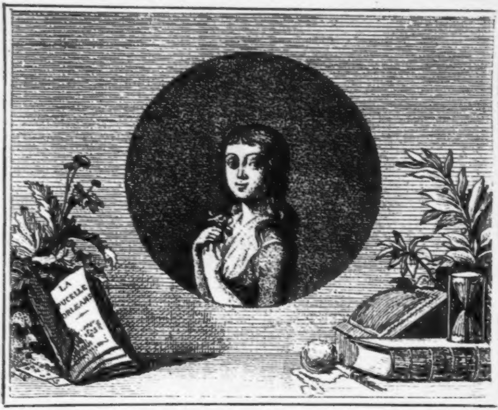
Wien im July 1816.

Zu dem Sonettenkranze:

Des Weibes Weſen.

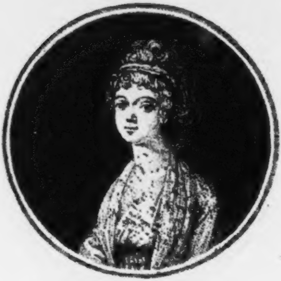
Seite 183.




LA
PUCELLE
ORLEANS

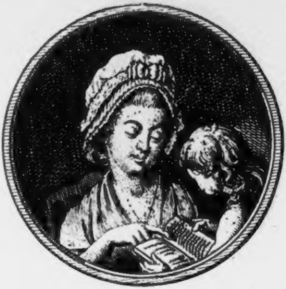
Das Mädchen.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



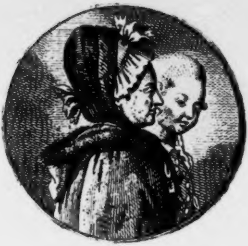
Die Jungfrau.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



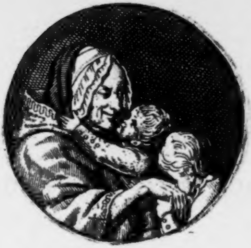
Die Gattinn .

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Die Mutter.

WIENER STADTBIBLIOTHEK



Die Matrone.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

I.

Romanzen, Balladen und Legenden.

Hohenfurth.

„Wie ſchwer des Tages Laſten drücken,
Wie heiß die Mittagsſonne ſticht,
Hier, wo an naher Berge Rücken
Ihr Strahl ſich zwiefach glühend bricht!
Kein Lüftchen regt ſich in den Zweigen,
Kein Hauch bewegt der Moldau Fluth,
Kein Wild, kein Vogel will ſich zeigen,
Sie alle drückt des Tages Gluth."

„Doch heiterm Waldes-Saume wallet
Empor ein ſchwarzes Wolkenmeer;
Aus weit entleg'nen Thälern hallet
Ein fernes, dumpfes Donnern her.
Die Wolken ſteigen immer höher
In ihrer furchtbar dunkeln Pracht,
Der Donner rollet immer näher,
Und Blitze zucken durch die Nacht."

„Das wird ein ſchweres Wetter geben —
Gott, Gnade dem bedrohten Land!
Doch was ſich über uns mag heben,
Wir ſteh'n in ſeiner Vaterhand;
Ich muß noch heut' zur Wald=Capelle,
Wie auch das Ungewitter tobt,
Und bethen an geweihter Stelle,
Denn feyerlich hab' ich's gelobt."

So ſpricht Graf Roſenberg zum Knappen;
Der geht und führt ſein Roß ihm vor,
Der Graf beſteigt den treuen Rappen
Und ſprengt aus ſeines Schloſſes Thor.
Da ſteht das Wetter, weit verbreitet,
Es reißt aus ſeinem dunkeln Schooß,
So wie der Graf bergunter reitet,
Ein Wirbelwind ſich heulend los.

Und immer ſtärker wird das Stürmen,
Es rauſcht der Strom, es brauſt der Wald,
Indeß ringsum von allen Thürmen
Der Glocken banger Ruf erſchallt.
Ein Blitz! Ein Schlag! Die Wolken reißen,
Es ſtürzt des Regens mächt'ger Guß,
Und wie aus durchgebroch'nen Schleußen
Schäumt wuthend der geſchwellte Fluß.

Der Graf hält ſtaunend am Geſtade,
Sieht, wie der Fluß ſtets höher ſchwillt —
Und drüben iſt der Ort der Gnade,
Und drüben das geweihte Bild!
„Doch muß ich durch, ich muß es wagen,
Bey Gott, mich treibt kein frevler Muth!“
So ruft der Graf, und ohne Zagen
Sprengt er den Rappen in die Fluth.

Der theilt die hochempörten Wogen,
Und ſtrebt mit angeſtrengter Kraft;
Doch bald hat ihn der Schwall gezogen,
Und abwärts von der Furth gerafft.
Das Waſſer tobt, die Blitze blenden,
Der Donner kracht betäubend d'rein,
Als ſollt' es mit dem Weltall enden,
Und heut der Tage letzter ſeyn.

Der treue Rappe kämpft vergebens,
Der Wogen Schwall geht über ihn,
Der Graf verzeiht ſich ſeines Lebens,
Und fleht zu Gott mit frommem Sinn:
„Willſt du, o Herr! daß ich hier ende,
Soll ich im Waſſer untergeh'n,
So nimm' die Seel' in deine Hände,
Und laß ſie dein Erbarmen ſeh'n!“

Und wie er fleht, wird's drüben heller,
Ein Lichtſtreif theilt das wüſte Grau,
Die Nebel zieh'n von jener Stelle,
Und gold'ner Glanz beſtrömt die Au.
Halb freudig, halb erſchrocken ſchauet
Der Graf das wunderbare Licht,
Und ob er ſeinen Augen trauet,
Ob Wahn ihn blendet, weiß er nicht.

Da mitten aus dem Glanze dringet
Hervor ein himmliſches Gebild;
Ein Engel iſt es, goldbeſchwinget,
Der rings mit Licht die Gegend füllt.
Mit aufgehob'ner Rechte winket
Er weiter aufwärts am Geſtad,
Und wo ſein Finger hinweiſt, ſinket
Die Fluth, und ebnet ſich ein Pfad.

Freudig erkennt der Graf dieß Zeichen
Und treibt den Rappen in die Bahn,
Das Ufer will er ſchnell erreichen,
Und ſeinem Schützer dankend nah'n.
Doch wie er muthig vorwärts ſtrebet,
Und ſchon das Land mit Freuden grüßt,
Sieht er den Engel, der entſchwebet,
In Glanz und Himmelslicht zerfließt.

Da ſteigt er ehrfurchtsvoll vom Pferde,
Und wo die Lichterſcheinung ſchwand,
Wirft er ſich bethend hin zur Erde,
Und hebt zum Himmel Aug' und Hand;
Demüthigt ſich vor Gott im Staube,
Und bringt ſich dem zum Opfer dar,
Der ihn nicht ließ der Fluth zum Raube,
Und ihn geſchützt ſo wunderbar.

Doch ſeines Dankes Zeichen ſollen
Nicht ſchnell mit dem Gebeth verweh'n,
Noch, wenn Jahrhunderte verrollen,
Soll die Erinnerung beſteh'n;
Denn wo in nebelgrauen Lüften
Der Engel rettend ihm erſchien,
Da will er eine Kirche ſtiften,
Da ſoll der Andacht Flamme glüh'n.

Da walte in dem Heiligthume
Dienend ein frommer Prieſter-Chor,
Da ſteige zu der Gottheit Ruhme
Ein ew'ger Lobgeſang empor;
Da ſoll in ſpäter Nachwelt Jahren
An ſeiner Rettung Beyſpiel feſt
Der fromme Glaube ſich bewahren,
Daß Gott die Seinen nicht verläßt.

So wurde Hohenfurth erbauet,
Das ietzt noch an der Moldau Strand
In Herrlichkeit der Enkel ſchauet,
Und von der Fluthenbahn genannt.
Ein Denkmahl iſt's der Zeit geblieben,
Die einſt ein beſſ'rer Sinn belebt,
Der, unbeſtrickt von ird'ſchen Trieben,
Nach Hohem, Ewigem geſtrebt.

Caroline Pichler, geb. v. Greiner.

Des Knabens Ausfahrt.

„Zieh mit Gott denn, lieber Knabe,
Nimm den Segen noch mit dir;
Mutterſegen iſt 'ne Gabe
Die dir währt ſo dort als hier.

Und in allen deinen Werken
Blick zum Himmel ohne Scheu,
Unſer Herrgott wird dich ſtärken,
Bleibſt du ihm und dir getreu."

„„Ach das Herz will mir zerſpringen,
Liebes, liebes Mütterlein! —
Doch laß uns den Schmerz bezwingen,
Sicher *muß* es ja ſo ſeyn.

Kann ja doch nicht länger bleiben
In dem ſtillen Haus bey dir,
Immer mächt'ger wird das Treiben,
So mich drängt und zieht von hier.

Sechszehn Jahre zähl' ich heute,
Kindiſch hab' ich ſie verträumt,
Darum zieht's mich in die Weite,
Wo mir Luſt und Leben keimt.

Wenn ich dorten an der Linde
Saß im klaren Mondenſchein,
Still umhaucht vom Abendwinde,
Wie vom Lied der Vögelein;

Und die lichten Wolken zogen,
Wie von Sehnſucht angefaßt,
Und des Wieſenbächleins Wogen
Rauſchten fürder ohne Raſt;

Ach! ſo weh wurd' mir da innen,
Und ſo wohlig in der Bruſt,
Heiße Thränen fühlt' ich rinnen —
Weiß nicht, war es Schmerz, war's Luſt!

Hin zog's mich nach jenem Sterne
Der aus dunklem Nebel blinkt,
Der, ob unbekannt und ferne,
Dennoch mir ſo traulich winkt.

Darum Mutter, laß mich eilen
Dorthin, wo mein Sternlein blinkt,
Der mir allen Schmerz wird heilen,
Der mir neues Leben bringt!'"

Und noch einmahl küßt den Knaben
Schmerzerfüllt, die ihn gebar,
Spricht: „Nun mag die Welt dich haben,
Bleib nur gut und fromm und wahr!" —

Weit noch hinter's Dorf geleitet
Sie den lieben, lieben Sohn,
Stille ſie zurück dann ſchreitet —
Raſch und leicht geht er davon.

Raſtlos zieht nun fort der Knabe
Weit, gar weit bis über's Meer,
Sammelt Gut und glänzend Habe,
Glaubt, daß dieß das Sternlein wär'!

Doch gar flüchtig ſah er ſchwinden
Jenen Glanz — da ward ihm bang;
Dennoch ſeinen Stern zu finden,
Zog er weiter, ſuchte lang;

Und als er die Liebe funden,
Frech im eitlen Wahn ihm dünkt,
Dieſer Schimmer wen'ger Stunden
Sey der Stern, der ewig blinkt.

Als die Sonne aufgeſtiegen,
War das Sternlein ſchon erblaßt —
Flüchtig fort mit wilden Zügen
Flog der Knab' mit Wuth und Haſt.

Wild und düſter flog er weiter,
Weiter ohne Unterlaß,
Wurde nimmermehr dann heiter,
Und das Aug' blieb immer naß.

Und ſo kam er einſt am Abend
In ein ſtillumfriedet Thal,
Lindendüfte wehten labend
In dem blaugewölbten Saal;

Dorten ſaß er an der Linde,
Saß im klaren Mondenſchein,
Still umhaucht vom Abendwinde
Wie vom Lied der Vögelein;

Und ins Thal ſah er hernieder — —
Schnell da jeder Schmerz entfloh,
Denn das Dörfchen ſah er wieder,
Wo er einſt geträumt ſo froh.

Ach! wie flog er da ſo ſchnelle
Über Wieſengrund und Hag;
Zögernd tritt er auf die Schwelle,
Wo als Kind er ſpielend lag;

Zitternd pocht er nun und leiſe
An die ſchmale, kleine Thür:
„Öffne Mutter! von der Reiſe
Kommt dein Sohn jetzt heim zu dir.“

Ach, da treten fremde Leute
Aus dem Haus — der Knabe bebt:
„Zieh nur wieder in die Weite,
Deine Mutter nicht mehr lebt.

Willſt du auf den Freythof gehen,
Kannſt du finden dort ihr Grab,
Wo die alten Pappeln ſtehen,
Senkte man ſie längſt hinab.“

Wo die alten Pappeln ſtehen,
Lag der Knab' bis an den Tag,
Wollt' vor Sehnſucht ſchier vergehen
Nach der Todten, die da lag.

Schrecklich war's ihm nun zu fühlen,
Was ihm jetzo wurde klar,
Welch ein eitles, thöricht Zielen
All ſein Thun und Treiben war;

Daß nicht freuen, nur betrüben
Könn' uns Glück im fremden Land,
Daß die Mutter nur kann lieben,
Jede andre Liebe — Tand!

Daß nur in dem Kreis der Seinen
Glänz' des Glückes ew'ger Stern,
Beſſer ſey's mit ihnen weinen,
Als beglückt von ihnen fern!

Fort iſt dann der Knab' gezogen,
Stets dieß Warnungslied er ſang,
Für die Knaben, die betrogen
In die Fremde zieht ein Drang.

Aloys Jeitteles.

Sultan Sandjar.

Stolz und herrlich, hoch zu Roſſe
Durch das Thor von Salika
Reitet mit dem Heerestroſſe
Sultan Sandjar. — „Ha!
Selim! Sieh'ſt du's da oben?
Der wär' zu loben,
Der ſich's hohlte herunter da."

Und des Sultans Rechte zeigte
Raſch nach einem fernen Haus.
Was ſich d'roben regt' und neigte,
Sieht, wie 'n Vogel aus.
Ihn ergreift die Begierde
Ad'licher Würde
Und er legt ſich zum Schießen aus.

Nach dem hohen Hauſe wendet
Sich des ganzen Volkes Blick,
Wie der Herr den Pfeil verſendet.
Und im Augenblick'

Fällt's mit dumpfem Getoſe,
Durchbohrt vom Geſchoße,
Und man wünſchet dem Sultan Glück.

Doch es iſt ein blonder Knabe, —
Blutig ſein gelocktes Haar, —
Den die Neugier trieb zum Grabe,
War kaum ſieben Jahr'.
Und der Sultan vom Pferde,
Wirft ſich zur Erde
Und bedecket das junge Haar.

Durch das wilde Volksgedränge
Naht ein Derwiſch mit Geſchrey;
Wühlt ſich durch die Waffenmenge
Zu dem Kind' herbey.
Und der Sultan erhebet
Schnell ſich, und bebet,
Und erblicket den Mann mit Scheu'.

Weinend ſteht das Volk im Kreiſe;
Weinend ſtürzt der Alte hin.
Sandiar ſteht mit ernſter Weiſe
Und gefaßtem Sinn.
Schwingt ſich plötzlich zu Roſſe
Mit dem Geſchoße
Und im Flug zum Pallaſte hin.

„Laſſet ſchnell den Derwiſch kommen!"
Und der Alte nahet ihm,
Seine Vaterbruſt beklommen;
Auf der Stirne Grimm.
Doch mit heiter'm Geſichte,
Wie er es ſchlichte:
Schau't der Sandiar entgegen ihm.

„Freund! Ich that es nicht mit Willen.
Doch geſchehen iſt geſcheh'n.
Das Geſetz muß ich erfüllen.
Wie? — Da magſt du ſeh'n!
Hier — ein Beutel von Werthe —
Oder — zum Schwerte!
Von den Wachen kann nichts geſcheh'n."

Zu des Sultans Füßen ſinket
Schluchzend jetzt der Derwiſch hin:
„Wem der Todesengel winket,
Der muß ſchnell dahin.
Ehre ſey dem Gebothe!
Selig der Todte!
Sey des Muhameds Sohn verzieh'n!

J. J. Hannuſch.

Das Sacktuch *).

Leb wohl, fein Liebchen: ich ziehe zur Stund'
In Kampf, doch bald kehr' ich dir wieder.
Der Kaiſer münzt's auf den Türkenhund,
Mit ihm ziehen all meine Brüder;
Muß fort, denn hielt mich die Liebe zurück,
So wär' ich nicht würdig der Liebe Glück;
Ades, ich bleibe dein eigen ja
So fern, als nah.

Ach höre mich Willibald, Willibald!
Laß ziehen alleine die Brüder,
Es ſchauert mir durch mein Herze ſo kalt,
Es ahnt mir, du kehreſt nicht wieder;
Der Lorber zieht dich zum Streit dahin,
Dafür gibſt der Liebe Immergrün
Und kehrſt du auch wieder von Feindesblut roth,
Iſt Clara todt.

---

*) Der Titel war gegeben.

Und Thrän' auf Thräne ſtrömte herab,
Vermocht' kaum ihr Tuch ſie zu ſaugen,
Und Willibald noch einen Kuß ihr gab
Ihr nehmend das Tuch von den Augen,
Und bey den Thränen, die fielen darein,
Schwört er, auf ewig ihr treu zu ſeyn;
Verbirgt das Tuch an ſein klopfendes Herz
Und ſcheidet voll Schmerz.

Und viele der Schlachten kämpfet er mit;
Doch einſt bey Nacht und bey Nebel,
Da eben im dichteſten Haufen er ſtritt,
Da traf ihn ein Türkenſäbel;
Gerade hin auf das Herz ging der Schlag,
Auf welchem das Sacktuch des Liebchens lag,
Und dieſes haut' er mitten entzwey.
Doch das Herz klopfte frey.

O Clara! Clara! du ſtärkeſt mich
Und ſchirmſt mich im Schwertergetümmel;
Ich lebe, ich kämpfe, ich ſterbe für dich.
So rief er gerührt gegen Himmel,
Und nahm das Sacktuch und drückt's an den Mund
Und nimmer von dieſer heiligen Stund',
In Freude und Noth, in Angſt und in Luſt
Kam's von ſeiner Bruſt.

Und als er in der Rupertusnacht,
Von einigen Söldnern begleitet,
(Am Tage darauf wollt' der Kaiſer die Schlacht
Anbiethen) zum Forſchzuge reitet,
Da ſtürzen auf einmahl aus düſterem Wald
Wohl zwanzig Feind, aus dem Hinterhalt,
Umzingeln, fangen und ſchleppen ihn
Zum Baſſa hin.

Als dieſer den muthigen Helden erblickt,
Der viel ſeiner tapferſten Brüder
Mit gutem Schwert ſchon zur Erde geſchickt,
Fährt Wuth ihm durch all' ſeine Glieder:
So hab' ich dich endlich, du Chriſtenhund!
Am Spieße ſteckſt du zur nächſten Stund'
Fleh' immer zu deinem Gotte, du Wicht,
Er hilft dir nicht.

Und ruhig ſteht der Jüngling und kalt,
Bezwungen, und doch nicht bezwungen;
Da fühlt er von einer Engelsgeſtalt
Auf einmahl feſt ſich umſchlungen;
Mein iſt er, Vater, ſo ſchrie das Weib,
Zu ſeiner Bruſt geht durch meinen Leib
Die Lanze, — iſt werth dir die Tochter dein,
So ſchone ſein.

Sie zückt einen Dolch gen die eigne Bruſt,
Führt mit triumphirenden Blicken
Den ſtaunenden Jüngling mit ſichtbarer Luſt
Durch die Reih'n, die zur Seite ſich drücken;
Und geleitet in's eigene Zelt ihn jetzt,
Allwo ſie zu ſeinen Füßen ſich ſetzt,
Und ſuchet durch Koſen des Ritters Pein
Bald zu zerſtreu'n!

Nicht weichet von ihm mehr das Engelskind,
Sie pflegt ihn mit ſorgenden Händen,
Und wär' er für *menſchliche* Reitze auch blind,
Zu *himmliſchen* muß er ſich wenden;
Und wie er gegen ſich ſelber auch ringt,
Und Clara's Bild ins Gedächtniß ſich zwingt,
Die fernen Reitze ermatten ſo ganz
Vor Egli's Glanz.

Und Clara vergaß er, und Ruhm und die Welt
An der Seite der ſüßen Blondine;
Da trat eines Abends der Baſſa ins Zelt
Und ſprach mit gütiger Miene:
Mein ſüßes Töchterlein liebet dich, Chriſt,
Und wenn du ihr wieder gewogen biſt,
Und willſt die Theure als Weib dir frey'n,
So ſchon' ich dein.

Und Egli ſteht ſehnenden Blicks, ihre Bruſt
Hebt ſich mit hoffendem Regen,
Im Vorgefühl der nahenden Luſt
Streckt ſie ihm die Arme entgegen;
Und Willibald ſtürzt ſich wüthend hinein,
Als ſchlöſſen ſie all ſeinen Himmel ein,
Er ſchwört, an's Herz ſie drückend dabey,
Ihr ew'ge Treu.

Doch jetzt wird er bleich und bleicher, er ruft:
Ich hab' einen Meineid geſchworen,
Herr Jeſus! — die Bruſt — nur Luft, nur Luft,
Ach Clara! verzeih! — bin verloren!
Und Egli wirft ſich, kaum ihrer bewußt,
Auf ihn und lüftet das Wamms auf der Bruſt
Und Willibald thut einen ſchweren Zug
Stumm deutend auf's Tuch.

Dieß Tuch will ihm Egli entreißen, doch läßt
Es nimmer vom Buſen ſich trennen,
Am Herzen, wie eingewurzelt, hält's feſt,
Und unter der Hand fühlt ſie's brennen,
Und horch! eine Stimme von oben erſchallt:
„Zurück von ihm!" Eine Lichtgeſtalt,
Die langſam herab ſchwebt, zum Ritter ſich neigt,
Und Alles ſchweigt.

Und ſie nimmt von der Bruſt ihm das ſchmerzende Tuch,
Auf das er die Treue beeidet,
Er thut einen tiefen Athemzug,
Ruft Clara, — und lächelt. — und ſcheidet;
Von oben tönet Sphärenaccord,
Es ſchweben zwey ſchneeweiße Schatten fort;
Und Egli bleibt allein mit der Qual
Im Thränenthal.

J. F. Caſtelli.

Emma's Thränen.

Romanze.

In dem Schlag der Scheideſtunde
Scholl der Kriegsdrommete Laut;
Da umarmte Mund am Munde
Albrecht die geliebte Braut:
Dieſer Kuß ſey Pfand der Treue,
Dieſer Ring von treuer Hand
Wahre unſers Bundes Weihe
Hin bis an des Grabes Rand.

Sprach's, und hauchte mit dem Kuſſe
Seiner Seele Himmelsluſt
In des Hochgefühls Erguſſe
An der Theuern keuſche Bruſt.
Aber Thräne quoll auf Thränen
In der holden Blicke Licht,
Und ein nahmenloſes Sehnen
Senkte tief ihr Angeſicht.

„Thränen laß dem Todten fließen,
„Hoffnung kränzt dir noch das Haar;
„Eh' des Lenzes Veilchen ſprießen,
„Wallen wir zum Brautaltar.
„Aber quillt dereinſt vom Blicke
„Unnennbarer Thränen Lauf;
„Dann nur opf're dem Geſchicke
„Deiner Liebe Freuden auf.“ —

Und ſchon zog das Heer vom Thale,
Seine Fahnen ſah er weh'n:
Dieſen Kuß zum letzten Mahle,
Bis auf frohes Wiederſeh'n!
Sprach's und flog hinab zu Roſſe,
Seiner Heldenſchar voran,
Blickte nochmahls nach dem Schloſſe,
Winkt' und ſchwand auf ferner Bahn.

Und es ſah von hoher Zinne
Emma ſchweigend nach dem Thal,
Schaute mit betrübtem Sinne
Ihrer Sonne Scheideſtrahl.
Tag' und Nächte kamen, ſchieden
In der Monde trägem Lauf,
Aber Troſt und Herzensfrieden
Brachte keiner mit herauf.

Schweigend in der Nächte Hülle
Barg ſie ihrer Sehnſucht Schmerz,
Barg des Kummers ſchwere Fülle,
Und erſeufzte himmelwärts.
Aber keine Thränen glitten
In der Blicke ſanftes Licht,
Wie ihr Herz auch tief gelitten,
Sagt' es doch ihr Auge nicht.

Und ſo trug ſie's Nächt' und Tage,
Trug es Wochen, Monde lang,
Traulich quoll die zarte Klage
Nur in trauter Saiten Klang.
Doch des Sommers Lieder ſchwiegen
Und des Herbſtes Fülle ſchwoll,
Und es ward von regen Zügen
Finſt'rer Kräh'n die Höhe voll.

Hain und Berg und Thal umſtürmten
Wind' und Schloſſen ſonder Raſt,
Und des Gärtchens Laub' umthürmten
Schneegebild', und Eiſes Laſt.
Und mit heißer Liebe Sehnen
Lauſchte ſie der Stürme Spiel,
Dacht' und träumte ſonder Thränen
Ihrer Wünſche goldnes Ziel.

Und der Frühling kehrte wieder,
Von den Bergen ſchmolz der Schnee,
Rings erklangen frohe Lieder,
Sonnig glänzten Bach und See.
Aber mit des Lenzes Blüthe
Reifte Emma's Hoffnung nicht,
Dunkle Wehmuth im Gemüthe
Trübte ihrer Augen Licht.

Und in früher Morgenſtunde,
Bey der Lerchen Jubelchor,
Kam ſie aus des Schloſſes Runde
An des Gärtchens Gitterthor.
Da erblüht' in reichem Kranze
Blum' an Blume ſonder Zahl,
Duftend in des Thaues Glanze,
Und der Sonne Purpurſtrahl.

Aber an des Eingangs Pforte
Trat ein Knapp' ihr in die Bahn,
Grüßte ſie mit ernſtem Worte,
Blickte feuchten Aug's ſie an.
Albrechts Locke euch zu reichen,
Komm' ich, und den Ring dazu,
Eurer Liebe heilig Zeichen;
Ihn umſäuſelt Himmelsruh. —

Und ein Strom von heißen Thränen
Unaufhaltſam, unnennbar
Strömte plötzlich aus der Schönen
Liebevollem Augenpaar.
Und in ihrer Fluth getränket
Sanken Blumen Blumen nach,
Wie im Schmerze tief verſenket,
Emma's Auge ſank, und brach.

Georg von Saal.

Die Erſcheinung.

Zwölfe ſchlägt's. Der Mond verhüllet
Im Gewölk ſein Angeſicht.
Tiefe Still' umher — — am Fenſter
Kniſtert nur der Lampe Licht.
Alles ſchläft — — doch banges Ahnen
Hält noch Wilhelms Augen wach;
Denn die Todte ſoll erſcheinen,
Die im Leben es verſprach.

Und noch tönt die ferne Glocke,
Und noch ſummt ihr letzter Schlag:
Da verliſcht die Lampe — dämmernd
Graut es wie ein trüber Tag.
Wie des Zwielichts düſtre Schimmer
Zieht ein niegeſeh'nes Licht
Durch die Kammer, und beleuchtet
Wilhelms Leichenangeſicht.

Und es rauſchet leiſ' am Riegel,
Und ein Odem ſchwach und kalt
Weht ihn an — denn langſam nahet
Eine leichte Dunſtgeſtalt.
Setzt ſich an des Jünglings Bette
Ohne Laut und ohne Wort,
Winkt ihm freundlich zu und ſchwebet
Still und leiſe wieder fort.

Da ermannt er ſich: „Allwina,
„Biſt es du?" Sie nickt ihm Ja!
„Denkſt du meiner noch, Verklärte,
„Liebſt du mich?" Sie nickt ihm Ja!
„Darf auch ich dich wieder lieben,
„Ewig meinem Schmerz mich weih'n?"
Zu dem lieben nickt ſie freundlich,
Zu dem Schmerze winkt ſie Nein!

„O!" ruft Wilhelm „ich verſtehe
„Dich, geliebter frommer Geiſt,
„Der zu lieben mir erlaubet
„Und mich Troſt zu ſuchen heißt.
„Ja! ich folge dir, und wenn der
„Schmerz zu heftig in mir ſpricht:
„Will und kann ich ihn bekämpfen,
„Nur vergeſſen kann ich nicht."

Freundlich danket ihm der Schatten
Winkend mit der leichten Hand
Lebewohl auf lange, lange!
Seufzte dreymahl und verſchwand.
Tiefe Dunkelheit und Stille
Kein Geräuſch, kein Laut, kein Hauch.
Ruhig ward es um den Jüngling
Und er ſelbſt ward's endlich auch.

Die Dornenkrone.

Vor Neapels Wällen blitzt das Schwert
Von Alphonſo muthig abgewehrt,
Und die feur'gen Donnerbüchſen krachen,
D'rob die ſturmgewohnten Mauern brachen,
D'ran darniederſchmelzen Schwert und Schild
Und manch' ritterliches Eiſenbild.

Nahe ſichtbar ſteh't ein Gotteshaus,
Sich zum Äther hebend weit hinaus,
D'rauf die Feuerkugeln mächtig zielen
Und den hohen Dom mit Schrecken füllen,
D'rin der fromme Mönch mit Zittern geht
Und zum Heiland um Errettung fleht.

Durch des Kloſters gothiſch-finſtern Bau —
Rein und heilig, wie des Himmels Blau,
Tief und ruhig, wie die tiefſte Stille,
Schwer verwundet von dem Weltgewühle
Schreitet Marcus ohne Furcht einher:
Ob das Sturmſpiel eine Faſtnacht wär'.

Wägt das Leben wohl und wäg't den Tod
Und das Wechſelſpiel von Luſt und Noth;
Frägt ſich: ob die blut'ge Dornenkrone
Seines Hauptes jenſeits ſich belohne
Oder auch noch über'm Grabe ſchmerzt,
Wenn der bleiche Tod den Menſchen herzt?

Steh't in einem hochgewölbten Gang',
Der hinunterdunkelt — ſchmal und lang' —
Hellaufglühend und — verfinſtert wieder
Unter'm Schreckensruf der Ordensbrüder,
Wenn des Feindes Kugeln furchtbar dräu'n,
Die er ſchleudert in die Stadt herein.

Auf des Ganges weißer Todtenwand —
Hart an einem Bogenfenſter — ſtand
Des Erlöſers Bildniß an dem Kreutze;
Und der Schmerzensmutter ſtille Reihe
Und des Jüngers und der Magdala —
Lebten künſtlich ausgehauen da.

An des Mittlers blut'gem Kreutzesſtamm',
Wo er nächtlich oft zu bethen kam —
Wirft ſich Marcus zu des Heiland's Füßen
Seine Schwächen thränend abzubüßen
Und in ſelbem Augenblicke kracht
Eine Kugel durch die finſt're Nacht.

Schaut im Bley den hohen Gottesſohn
Schmerzumwunden mit der Dornenkron' —
Und erhebt die ſündenreinen Hände:
Ob er die Verſuchung von ſich wende,
Die den frommen Bruder auch umwogt,
'Mit ihn der Verführer liſtig lockt.

„Nimm den Zweifel aus dem Buſen, Herr!
„Der mich ängſtiget:" — ſo bethet er — —
„Warum tritt der Fürſt auf Völkernacken?
„Warum ſchleuderſt du die feur'gen Zacken
„Auf das dir geweihte heil'ge Haus —
„Gehſt in Sonnenſchein und Wettergraus?"

„Warum blutet frommer Menſchen Herz
„Und vergeht in ird'ſcher Qual und Schmerz? —
„Iſt es abgethan mit dieſem Leben,
„Das der Menſch ſich ſelbſt nicht hat gegeben —
„Das er immer nicht vertreten kann
„Viel getäuſcht von ird'ſchem Schein und Wahn?"

„Oder löſ't der letzte Augenblick
„Das beklagenswerthe Mißgeſchick?
„Hebt der Tod die blut'ge Dornenkrone
„Von dem Leidenshaupt dem Menſchenſohne,
„Wie er dir ſie von dem Haupte nahm
„Einſt auf Golgatha — am Kreuzesſtamm?" —

Sprichts. Da blitzt es durch die finſtre Nacht
Und das hohe Bogenfenſter kracht.
Und das Crucifix von kaltem Steine
Neigt das Haupt herab, als ob es weine,
Und die Kugel hebt dem Gottesſohn'
Nur herunter ſeine Dornenkron'.

Tief erſchüttert — was der Herr gethan —
Sieht der Bruder dieſes Wunder an
Tiefaufweinend aus der tiefſten Seele
Und verläßt die finſtre Kreutzcapelle
Nicht mehr: denn zur erſten Morgenwacht
Wird er todt gefunden 'rückgebracht.

J. J. Hannuſch.

Der ſchwarze Mönch.

Eine öſterreichiſche Volksſage *).

1045.

„Auf! theilet die Fluthen mit kräftigem Stoß,
„Durchſchneidet die tanzenden Wogen;
„Daß bald wir erreichen das wirthliche Schloß!“
— So riefen die Schiffer, und flogen
Dahin durch die freudig erbrauſende Fluth
Des Wirbels und Strudels, mit kräftigem Muth,
Sie ſchreckten nicht Wirbel, noch Riffe;
Sie führten den Kaiſer im Schiffe.

---

*) Für jene Leſer, denen das Örtliche dieſer Volksſage nicht bekannt ſeyn dürfte, dieſe Anmerkung: Die Scene iſt in der Donaugegend am Wirbel und Strudel, und in der etwas ſtromabwärts gelegenen Burgveſte Perſenbeug; in Niederöſterreich. Am Wirbel und Strudel nimmt die Umgegend des Stromes einen höchſt romanesken Character an.

Held Heinrich *) ſtand ernſt in der Höflinge Schar,
Und ſchaute den Kampf der Gewäſſer ;
Schon nahte der Abend; zum Horſt flog der Aar,
Und Dämm'rung naht, bläſſer, und bläſſer. —
Ernſt ſah auf der Inſel der mooſige Thurm
So ruhig hinab in den ſchäumenden Sturm.
Ein Kreutz ziert die öden Ruinen,
Weil Schiffern oft Tod hier erſchienen.

Und wie nun das Schifflein im Wogengebraus
Hinfährt die gefährliche Stelle,
Entſchreitet ein Mönch dem verwitterten Haus
Umſtrahlt von geſpenſtiſcher Helle.

Die in ein engeres Bette gepreßte Donau braus't wüthend zwiſchen hohen Gebirgen über Felsblöcke, welche die Schifffahrt gefährlich machen. In Mitte des Stromes trotzt auf einer kleinen Inſel, die Ruine eines uralten Wartthurms nun ſchon über 700 Jahre allen Einflüſſen der Atmosphäre. Ein großes Kreutz iſt auf der Zinne dieſes Thurmes aufgepflanzt, nach unſrer Altvordern frommen Sitte, an ſolchen gefährlichen Stellen die Vorüberſchiffenden an die Ewigkeit zu mahnen. In dieſen Ruinen haus't nun nach dem Volksglauben der ſchwarze Mönch, und zeigt ſich den Schiffenden, wenn ihnen Unglück droht.

Das Geſchichtliche dieſer Volksſage iſt zu finden im Aventinus lib. 5. Cap. 3.

---

*) Kaiſer Heinrich der III.

Winkt warnend dem Kaiſer; der Schiffer erblaßt,
Erſchrocken die Kniee des Herrſchers umfaßt,
Und ruft: „Herr! Gott mög' uns bewahren,
„Euch drohen verborg'ne Gefahren.“

„Denn jenes Geſpenſt iſt uns Schiffern bekannt,
„Und Unglück droht, wenn es ſich zeiget;
„O! laßt Euch's gefallen, ſteigt ſchnell an das Land!“
Der Kaiſer, betroffen faſt, ſchweiget,
Und unverwandt blickt zur Erſcheinung er hin,
Die hebt nochmahl warnend die Hand gegen ihn,
Und ſchreitet zum Thurme zurücke,
Entſchwindend im Dunkel dem Blicke.

Dem Kaiſer füllt Grauſen erſchütternd die Bruſt,
Das Herz fühlt die ſchnelleren Schläge:
Jedoch ſich der Reinheit des Wandels bewußt,
Befiehlt er dem Herrn ſeine Wege.
Doch iſt er dem Flehen der Treue zu ſchwach,
Gibt freundlich den Bitten der Seinigen nach
Zu Lande, auf muthigem Roſſe
Zu nah'n mit den Rittern dem Schloſſe.

Trompetenton kündet im ſchmetternden Chor
Die Ankunft des Herrn von der Warte.
Die Zugbrücke ſinket, auf raſſelt das Thor,
Die Burgfrau des Kaiſers ſchon harrte. —

Doch wie nun an Spitze der ſtattlichen Schar
Herr Heinrich einreitet, da ſträubt ſich ſein Haar,
Denn der Mönch rauſchet geiſtig vorüber
Und warnet noch ernſter, und trüber. —

Doch dießmahl ſah ihn nur der Kaiſer allein,
Er faßt ſich; man führt ihn zum Saale
Erleuchtet von blendendem Kerzenſchein,
Und alles geordnet zum Mahle.
Der Becher mit Öſterreichs herrlichſtem Wein
Geht ringsum im Kreiſe im Ritterverein,
Man jubelt, und jauchzet begeiſtert,
Von Freuden der Tafel bemeiſtert.

Der Kaiſer allein weilt verſchloſſen und trüb,
In Mitte der jauchzenden Reihen.
In tiefſter Bruſt ihm der Vorſatz blieb,
Dieſe Nacht dem Gebethe zu weihen.
Doch, wie ſo in frommer Betrachtung er ſaß,
Sieht er vor dem Saale, geſpenſtiſch, und blaß
Des Mönches Geſtalt ſich erheben,
Und Winke zur Folge ihm geben.

Der Kaiſer ſteht auf, feſt, entſchloſſen, doch kalt,
Als plötzlich ein Drängen er fühlte;
Fort zog es ihn, fort, mit allmächt'ger Gewalt
Zu folgen dem luft'gen Gebilde;

So eilt er dem ſchimmernden Geiſterlicht nach —
Und dicht hinter ihm, ſtürzt mit Donnergekrach
Die Decke des gothiſchen Saales,
Zerſchmetternd die Gäſte des Mahles.

Da beuget der Kaiſer durchſchaudert das Knie
Die rettende Hand zu verehren;
Er ſieht unter ſchmelzender Harmonie
Des Mönches Geſtalt ſich verklären.
Wie himmliſche Chöre durchklingt es die Burg,
Helleuchtend zieh'n ſiegende Engel hindurch
Lobpreiſend des Ewigen Walten
Der ſchützend den Kaiſer erhalten.

F. C. Weidmann.

II.

Ode.

Unerſetzlichkeit.

Über die Nebel der Erde
Hoch mit dem Adler
Schwebt mein Geſang
In Gewölk ſich hüllend.

Ach der ſeligen Liebe
Schloß ſich dieß Herz?
Dieß arme, ſtolze Herz!
Tod ſog es
Aus der Quelle des Lebens.

Spielet, Kinder der Erde,
Im ruhigen Thale,
Unbeachtet vom Schickſal:
Haſchet den Traum des Tages,
Welchem ihr lebt.

Aus des Himmels geöffneten Thoren
Schwebte der Frühling herab;

Jauchzet entgegen ihm!
Der Freude, des Genuſſes
Tauſendarmiger Quell
Strömet euch friſch.

Die Berge dampfen
Und Liederſchall
Steigt aus dem Thale empor;
Die Sonne wiegt
Ihr himmliſches Antlitz
Auf Strom und See;
Und Sterne der Flur,
Hellſchimmernde Blumen,
Bethen ſie an, die Hehre,
Die Allbeleberinn.

Glücklich wer im Genuſſe
Des Endlichen froh,
An der Gegenwart Huld,
Wie die Bien' an der Blüthe, hängt.
Schweſterlich liebend
Winden Genügſamkeit
Und Zufriedenheit um ihn
Blumige Bande,
Ihn kettend an lachender Horen
Luſtig hingaukelnden Tanz.

Aber hinauf, hinauf,
In des Gedankens
Unermeßliches Reich,
über des Wirklichen
Enge Umzäunung
Strebet die Seele:
Zerriß der Entſagung
Opferblutiger Kampf
Die zarten Fäden,
Welche ſie knüpften
An dieſes Daſeyns
Hoffen und Wirken.

In ihrer Größe Stolz
Erkauft mit des Liebſten Verluſt,
Schwebt ſie auf wehenden Wolken,
Und ſchauet, ſonnetrunken,
Dem einſamen Adler gleich,
Verachtung im Blicke,
Zur Erde nieder.

R. Walther.

III.

Elegien.

Klage.

Was iſt es, das ſo tief und ſchwer
Aus enger Bruſt mir ſtöhnet?
Bey allem Jubel rings umher
In mir ſich härmt und ſehnet?
Was mit ſo manchem düſtern Traum
Den Frieden mir beſtreitet,
Als böth' es nur der Schwermuth Raum,
Mir Qual auf Qual bereitet?

Einſt hüpft' ich froh und wohlgemuth
Im leichten Flügelkleide;
Es kreiſt', ein leichter Strom, mein Blut,
In jedem Puls ſchlug Freude;
Die Blumenpracht der Frühlingsflur
War mir ein Werk der Feen,
In jedem Lispeln der Natur
Schien Lebensgeiſt zu wehen.

Wie durch der Herbſtgefilde Duft
Des Mondes Silberflimmer,
Blickt nun aus ſeiner Trauergruft
Der Geiſt mit mattem Schimmer.
Was ſonſt mit hoher Zaubermacht
Mir Wonne zugeſchworen,
Liegt nun in ſchwarze Mitternacht
Verſunken und verloren.

Verblichen iſt das heit're Grün
In dieſen Schattengängen,
Der Nachtigallen Harmonie'n
Verſtimmt zu Grabgeſängen.
O Qual, die mir das Herz erdrückt
Beym Anblick jenes Strauches,
Wo ich Naiden einſt erblickt
Im Weh'n des Abendhauches.

Ha! welch ein Weſen nannt' ich da!
In Paphos Luſtgefilden
Vermag nur Amathuſia
Den Götterreitz zu bilden!
Ein Augenblick, — da wurde mir
Der Seele Mark erſchüttert —
Zu viel! — Die Saite traf ich hier,
Die mir durch's Leben zittert.

Nicht fürder frag' ich, was ſo ſchwer
    Aus enger Bruſt mir ſtöhnet,
Beym Chor der Wonne rings umher
    In mir ſich härmt und ſehnet!
Ach! hoffnungsloſer Liebe Traum
    Iſt, was mein Herz beſtreitet;
Für Sie, für Sie nur hat es Raum,
    Die mir die Qual bereitet!

J. H. Dambeck.

Die Vorwelt.

Ewig, ewig haſt du ausgeſchlagen
Alter Seiger auf dem Glockenthurm!
Nur die morſchen Steine, die dich tragen,
Klingen manch' Mahl noch im wilden Sturm;
Trotzen immer noch dem Zahn der Zeiten,
Wenn der Ahnherr, der euch aufgebaut,
Längſt ſchon unterging mit Land und Leuten
Und vom Paradies herunterſchaut.

Lange, lange iſt es ſchon verklungen
Zwiſchen deinem kollernden Geſtein:
Von den Enkeln wird's nur mehr beſungen
Jenes ritterliche: Ja und Nein;
Wo ein Handſchlag mehr, als Schwur gegolten
Und das treue Aug' zum Herzen ſprach;
Wo ſie ewig thaten, was ſie wollten,
Keiner die gegeb'nen Schwüre brach.

Mit den Kämpfern längſt hinabgeſtiegen
Iſt der heil'ge Glaube ihrer Zeit,
Dem ein Welttheil ſich zu freud'gen Zügen
Nach dem fernen Morgenland geweiht.
Und die edle Einfalt iſt verſchwunden
Aus der überfüllten Phantaſie;
Nicht mehr wird das Herrliche empfunden
Und die ſchönen Tage kehren nie.

Friſch beackert ſind die ſtolzen Bahnen,
Wo ihr eure Spiele aufgeführt,
Wenn vor den bepurpurten Altanen
Schild und Lanz' und Schwert zuſammenklirrt;
Denn die Kraft der ſtarken deutſchen Helden
Iſt in unſern Jünglingen dahin,
Und was nur noch alte Sagen melden,
Das beſpöttelt itzt der leichte Sinn.

Nicht mehr ſitzt ihr bey dem trauten Mahle,
Eure Humpen in der kräft'gen Hand.
Nicht mehr tönt es gaſtlich in dem Thale,
Wenn er einkehrt, den ihr nie gekannt.
Staub iſt ſchon die ritterliche Rechte,
Die der wack're Burgherr freundlich both
Und nicht gang und gäb' iſt mehr der echte
Deutſche Händedruck nach ſeinem Tod'.

In des Wetters Ungethüm zu ſchauen
Mit dem furchtlos unverwandten Blick
Und dem unerſchrock'nen Hochvertrauen —
Dieſe Gabe liegt ſchon weit zurück;
Und ſie war auf ewig uns verloren,
Als wir ewig rangen nach Genuß.
Schmerzlich über die gefall'nen Thoren
Weint der Menſchheit milder Genius.

Sich die ſtarke, treue Hand zu reichen
Zu der heil'gen Waffenbrüderſchaft
Und dann nicht zu wanken und zu weichen
Und zu ſtehen mit vereinter Kraft —
War nur mehr in jenen Tagen Sitte,
Wo der Einzelne für Alle ſtand
Und der Kämpe in der Schlachten Mitte
Freudig ſeinen Tod der Freundſchaft fand.

Damahls galt es noch, das hohe Streben,
Das die edle Heldenbruſt erfüllt;
Damahls führte oft ein Menſchenleben
An das Ziel, das alle Wünſche ſtillt.
Nach dem Preiſe durft' er kühnlich greifen,
Den die Menſchheit über ſich erkennt,
Wenn der Tapf're mit den gold'nen Reifen
Schimmernd ſeine Herrſcherſtirne krönt.

Aber längſt biſt du hinabgeſunken,
Wunderbare, gold'ne Feenzeit!
In das todte Meer, wo Kröten unken
Und heraufſtinkt die Vergangenheit.
Nur das Grün an deinen Seegeſtaden
Und das hochbemooste Burggeſtein
Und die ſeitwärts plätſchernden Cascaden
Laden freundlich noch zu Klagen ein.

Und ein ſeltſam' Bild war aufgeſtiegen
Aus dem todtenſtillen, finſtern Moor,
Denn es brach aus ſeinen Nebelzügen
Eine neugebor'ne Welt hervor,
(Leicht und luftig, wie die Gräberlüfte
Und fantaſtiſch, wie die Geiſterwelt,)
Die in's Meer der Zeit hinüberſchiffte,
Wo itzt des Jahrhunderts Anker fällt.

Darum kommt, ihr alten frommen Zeiten,
Schatten einer längſt verſunk'nen Welt!
Euren Teppich vor mir auszubreiten,
Den die alte Sonne noch erhellt;
Auch der Väter Boden grünt darunter
Und der Ahnen Geiſt weh't d'rüber hin;
Nimmer, nimmer geht die Vorwelt unter,
Geht ſie durch den friſchbewegten Sinn.

J. J. Hannuſch.

Erinnerung
an
den Atter-See.

Abendlüftchen kräuſeln des Sees Fluthen,
Abendwolken ſpiegeln ſich roth wie Gluthen.
Mondenflimmer breitet auf Fluth und Matten
Magiſche Schatten.

Ringsum ruht die Schöpfung im Dämmerſcheine,
Philomele flötet ihr Lied im Haine;
Mich und Lotte trägt unter Kuß und Lachen
Schaukelnd der Nachen.

Mund an Mund und Wangen an Wangen glühen,
Sanft in Luſt und Liebe gewieget fliehen
See und Himmel dämmernd vor unſern Blicken.
Himmliſch Entzücken!

Denk ich noch der nächtlichen Fahrt und Deiner,
Dann bemeiſtert glühend der Wunſch ſich meiner,
So noch einmahl Lottchen dich zu umfangen,
Eitles Verlangen!

Dapſul v. Roſenoble.

Das Traumbild.

Am 18. Hornung 1812.

Wo ſich in des Heſpers-Scheine,
Matt in dunkler Fluthen Saum,
Spiegeln meiner Heimath Haine,
Denk ich meiner Liebe Traum.
Einſam ruh' auf weichem Mooſe,
Sinnend hingeſtreckt ich da, —
Wähne mich in Minna's Schooße,
Wähne die Verlor'ne nah'.
Und des Abendſternes Bild
Zeigt mir Minna himmliſch mild.

Müde ſchließen meine Blicke
Sich auf Morpheus Geboth,
Ich vergeſſe Menſchentücke,
Bruderelend, eig'ne Noth.

Leicht im weißen Engelskleide
Schwebt ihr Bild auf mich herab,
Mit ihr Unſchuld, Lieb' und Freude,
Wie die Erde nimmer gab.
O der ſchönen gold'nen Zeit,
Wo ich träume Seligkeit!

Leiſ' umgaukeln mich Zephyre
Und ihr Fittig fächelt kühl;
Ich — verirrt im Traumgewirre,
Treib' mit Minna ſüßes Spiel
Feſt umſchlungen, wie die Reben,
Tauſchen wir der Liebe Blick,
O, welch paradieſiſch Leben!
Götter neiden ſelbſt dieß Glück.
Doch erträumt iſt der Genuß,
Ach, was frommt mir Minna's Kuß!

Minna! — ſie verſchwindet wieder
In der blauen Lüfte Meer,
Ihre Worte, Himmelslieder,
Tönen ferne nur mir her:
„Wo dir aus azurnen Räumen
Freundlich Heſpers Funke glüht,
Siehſt du nach des Lebens Träumen
Ewig mich, die jetzt dich flieht.“

Auch der ſchöne Liebestraum
Schmilzt dahin wie Silberſchaum.

Stürmiſch wogt's in meinem Herzen,
Rauher ſchafft die Wirklichkeit
Leiden, die noch härter ſchmerzen
Nach getäuſchter Seligkeit.
Rings, wohin ich ſuchend ſpahe,
Ruft ihr Geiſt entgegen mir:
„Erſt in Heſpers Strahlennähe
Blüht der Liebe Blume dir!"
Und des Abendſternes Bild
Zeigt mir Minna himmliſch mild!

Dapſul v. Roſenoble.

Der Waller am Ziele.

Nun da winkſt du mir ja mit deinen reinlichen Thürmen,
Freundlicher Ort, der bald traulich den Fremdling empfängt.
Ahnend ſeh' ich die Brücken, den Berg, das alte Gemäuer;
Aber noch reden ſie nicht mir zu dem Herzen ein Wort.
Bald, ſo werdet auch ihr nicht ſtumm ſeyn! Leben, ein neues,
Wird ſich regen im Schooß' dieſer nun ſchweigenden Stadt.
Freuden? — wohl manche ſind mir in dieſen Mauern bereitet!
Leiden? — manches wohl auch ſproſſet darneben hervor;
Immerhin! dort iſt ja nur Leben, wo Freuden und Leiden
Immer im wechſelnden Gang biethen einander den Arm,
Keime nur Muth aus der Bruſt mir empor und reines Bewußtſeyn!
Dann entfliehen ſo ſchnell Kummer und tödtender Gram.
Und des Vergnügens Blüthe — ſie geht im Hauche der Weisheit
Etwas ſpäter, allein ſchöner und blühender auf.
Und ſo nimm mich denn hin, den Fremdling, willig und liebend
In den wahrenden Schooß, wie es das Schickſal gebeut!

Werd' ich vielleicht von dir bald ſcheidend wieder mich wenden?
Sey, wie der Eingang es war, heiter mein Ausgang und froh!
Süße Erinn'rung umſchmeichle mich hold; und weiſe Belehrung,
Ernſter Erfahrung Kind, zeige den Weg mir voran!
Aber entſinket ſchon hier der Stab dem ermüdeten Waller:
Gönne dem Schlummernden dann Labung und kühlige Ruh'!

Joh. Ph. Neumann.

Der Weltpilot.

Einen Nachen ſah ich ſchaukeln
Auf des Meeres blauer Fluth,
Gold'ne Strahlen ihn umgaukeln,
Kinder ſtiller Morgengluth.
Roſenfriſche Nymphen ſangen
Aus dem Glanz der Wellen her,
Und es zog mich ein Verlangen
Mächtig auf das ſchöne Meer.

„Fliehe!" liſpelt aus den Zweigen
Des Geſtad's ein Geiſterlaut:
„Fleuch den trügeriſchen Reigen,
Selig iſt nicht, der ihm traut.
Was die ſchwarzen Fluthen ſchauen
In dem tiefverſchloſſ'nen Grund —
Ach, es wohnt nicht auf den Auen,
Wo die Freude dir wird kund!" —

Doch der Laut verſchell, wie Lieder,
Die der Wind aus Harfen ruft,
Und ich hör' die Stimmen wieder,
Und ich ſeh' den Roſenduft.
Zauber hält den Sinn umfangen,
Lockend ſchau'n die Jungfrau'n her,
Und es zieht mich mein Verlangen
Stärker auf das ſchöne Meer.

Muß hinein, wo's zaub'riſch fluthet,
Wo das Schifflein füeder zeucht! —
Doch — gekämpft hab' ich — geblutet,
Und — mein Glanzbild nicht erreicht.
Da rang ich mich jammernd müde,
Schnell entfloh des Jünglings Luſt;
Aus dem Herzen wich der Friede,
Und die Ruh aus meiner Bruſt.

Und ein wehes, dumpfes Trauern,
So in Todesthälern weilt,
Fühlt' ich durch den Buſen ſchauern,
Ahnend, was der Sturmwind heult.
Ha! auf jeder Woge rollte
Wild ein Ungeheuer hin,
Und aus tiefen Schlünden grollte
Schwarzer Schrecken Königinn.

Meiner Seufzer bange Stimmen
Tönten laut zu Zeus empor:
„Rette mich aus dieſen Krümmen,
Führ' mich aus dem Höllenthor!
Was mein Leben einſt verſüßet,
Wohl warf ich's in's Wellengrab;
Schrecklich doch hab' ich gebüßet,
Und zerbrochen liegt mein Stab!" —

Und der Gott erbarmt ſich meiner,
Spricht zur ernſten Tochter mild:
„Jetzt iſt er aus Duldern Einer,
Die des Leidens Kelch gefüllt.
Reich' ihm deine gold'ne Schale
Freundlich nun als Tröſterinn,
Und mit einem Himmelsſtrahle
Helle ſeinen trüben Sinn!"

Heil! ich ſeh' ſie niederſchweben
Mit der Gaben hohem Gut,
Und ein neues, rein'res Leben
Hebet den geſunk'nen Muth.
Meinen Blicken wird es helle,
Eb'ner zeucht mein Pilgerlauf,
Und an ihres Tempels Schwelle
Blüh'n mir and're Blumen auf.

Rein'rer Freuden Goldgeſäume
Röthet ſanft mein Angeſicht,
Und der Leiden ſchwere Träume
Ängſten meinen Buſen nicht.
Auf des Gleichmuths Silberwölkchen
Segl' ich durch des Äthers Kreis,
Und der Wünſche luftig Völkchen
Macht nicht mehr mein Streben heiß.

Und der Göttinn Wunderlaute
Ziehen meinen Sinn nach dort:
Was die Ernſte mir vertraute,
Lebt im ſtillen Herzen fort.
„Viel erſchaut dein Blick hiernieden,
Aber Trug und Schimmer nur:
Denn des wahren Glückes Frieden
Sonnt auf einer andern Flur.

A. J. Schmid.

Einſamkeit.

Heilig ſtille Abenddämm'rung wallet
Durch den neu belebten Buchenhain,
Und der Nachtigallen Sang erſchallet
Sanft im zaubervollen Mondenſchein;
Ruhig, wie im kühlen Grabeshügel,
Feyert ernſt die göttliche Natur,
Nur der Quelle klarer Silberſpiegel
Wallet durch die wonnevolle Flur.

Unterm hohen reinen Sternenhimmel
In der Landflur ſeligem Gebieth,
Fern vom unruhvollen Stadtgewimmel
Bringt der Geiſt die freye Seele mit.
In des Wäldchens geiſtervollen Lauben
Schaut die Seele in ſich ſelbſt hinein;
Der Gedanke, den die Freuden rauben,
Neu erwacht er hier im Muſenhain.

In die Tiefen ſchaut der Geiſt hernieder,
Die ein Gott dem Sinnenden gezeigt;
Und ihn rühren ſanft die frohen Lieder,
Deren Schall des Bächleins Rieſeln ſchweigt; —
Eine Wonne füllet unſ're Seelen,
Wenn der Menſch iſt mit ſich ſelbſt allein;
Und die göttlichſten der Freuden quellen
In die Herzen mild und engelrein.

Keine Träume ſind die gold'nen Jahre,
Deren Strahl dem Leben einſt gelacht;
Und das Schöne iſt dem Geiſt das Wahre,
Rühret ihn mit hoher Himmelsmacht.
Und des Herzens reinſte Melodien
Stimmen lieblich in den Sphärentanz,
Auf den Schwingen ſüßer Fantaſien
Strebt es kühn hinauf zum Sternenglanz.

Wenn des Lebens wilde Stürme toben,
Und der Rieſe Schickſal furchtbar dräu't:
Ruhig ſchaut der freye Geiſt nach oben,
Der dem Leben ſich des Lebens weih't.
In dem Innern, in der tiefſten Seele
Wohnt ſein hohes, unnennbares Glück,
Und des Schickſals fürchterliche Welle
Machtlos ſpringt ſie von dem Fels zurück.

Franz Hermann.

Erinnerung.

Erwacht ihr Jugendbilder
Die einſt mich umgekreist,
Erwacht! und weht in milder
Geſtalt um meinen Geiſt.
Zeigt mir der Knabenſpiele
Verlornes Paradeis,
Und eure Schwinge kühle
Der Männerſtirne Schweiß.

Ihr kommt! Ha! ihr umſchwebet
Mein gramumwölktes Aug'!
Um eure Gruppen webet
Der Freude Roſenhauch.
In lichter Locke ſchimmert
Ein friſcher Veilchenkranz,
Und Abendroth umflimmert
Den leichten Geiſtertanz.

Willkommen Wieſ' und Haine,
Willkommen Thal und Höh',
Und du vom Mondenſcheine
Beglänzter Pappelſee!
Ihr Berge voller Wälder,
Woraus das Echo ſchallt,
Ihr eingezäunten Felder,
Wo Korn und Weitzen wallt.

Ihr Quellen, Bäch' und Flüſſe,
Ihr Felſen grauenvoll,
An denen bang und ſüße
Des Knaben Buſen ſchwoll,
Wo, ahnend und beklommen,
Er Nächte durchgewacht — — —
O, ſeyd — o, ſeyd willkommen
In eurer ſtillen Pracht!

Im liſpelnden Geflüſter,
Vom blüthenvollen Baum,
Webt ſchauerlich und düſter
Um mich der Jugend Traum;
Führt an der Vorzeit Arme,
Umweht von ſüßer Ruh',
Den Träumenden, dem Schwarme
Der Knabenſpiele zu.

Ha! ſeht, da weht vom Nacken
Herab das dunkle Haar,
Geſundheit mahlt der Backen
Hellaufgeblühtes Paar.
Das Auge flammt, vom Schimmer
Der innern Gluth erhellt,
Die jagt aus engem Zimmer
Den Knaben fort zu Feld.

Da lacht ihn Baum und Pflanze,
Feldroſ' und Thymian,
Und Knoſp' und Blüth' im Glanze
Der Sonne magiſch an.
Ihm ſpricht des Bach's Gerieſel,
Ihm ſingt die Nachtigall,
Ihm tanzt der blanke Kieſel
Herab vom Waſſerfall.

Ihn ſpornt zu reger Freude
Allmächtig die Natur,
Das Lamm auf friſcher Weide,
Das Rind auf grüner Flur.
Ihm wiehern munt're Füllen
Entzücken in die Bruſt,
Und ſeinem Aug' entquillen
Die Perlen reinſter Luſt.

Er plätſchert unerſchrocken
Im kühlen Wolkenſchaum,
Und trocknet itzt die Locken
Im Gras am Blüthenbaum;
Jagt ſich mit frohen Brüdern
Herum am Pappelſee,
Und klettert unter Liedern
Den Eichbaum in die Höh'.

Umweht von lauen Weſten
Dringt er im Flug hinauf,
Und ſcheucht aus dunkeln Neſten
Das fromme Täubchen auf;
Und wie er nun im Schwunge
Das ſtille Neſt erſieht:
Nimmt doch der gute Junge
Nur eins der Kleinen mit.

Indeſſen weht der Abend
In leiſem Flug heran,
Und thauet mild und labend
Auf Feld und Wieſenplan.
Der feuchten Schwing' entquillet
Ein duft'ger Schlummermohn,
Und ſüße Ruh' umhüllet
Der Arbeit müden Sohn.

Die lauten Büſche ſchweigen,
Lahm wird der Störche Flug
In friſchumblühten Zweigen
Rauſcht nur der Weſte Zug;
Mild glänzt das Sterngeflimmer,
Und fern am Horizont
Erſcheint im Silberſchimmer
Das Nachtgebild — der Mond!

Nun ſchwillt dem raſchen Jungen
Hoch auf das weiche Herz,
Erſchüttert, durchgedrungen
Von Luſt und ſüßem Schmerz;
Die ſchnellern Pulſe beben
Im niegefühlten Drang,
Ein Treiben, Ahnen, Streben ———
Macht ſelig ihn und bang.

Hinaus in's Weite, ferne,
Winkt ihm ſein Genius,
Hinauf in's Meer der Sterne
Ein leiſer Geiſtergruß.
Verworrner Bilder Menge
— Wohl ein chaotiſcher Wuſt —
Macht ihm die Welt zu enge,
Zu eng die volle Bruſt.

O! armer, armer Knabe,
Jetzt iſt dein Frieden hin!
Dir wird wohl bis zum Grabe
Nur ſelten Freude blüh'n.
Dein Leben wird ein Dringen
Voll Arbeit und voll Kraft,
Ein immerwährend Ringen
Nach Wahrheit, Wiſſenſchaft;

Nach Freundſchaft Lieb' und Treue,
Nach Achtung, Ehr' und Ruhm,
Und nach der Dichterweihe
Umglänztem Heiligthum.
Umſonſt kömmt einſt das Warnen
Der Klugheit und ihr Dräu'n — —
Dein Herz wird dich umgarnen,
Und ach! dein Mörder ſeyn!

Wenn dann unwiderleglich
Erfahrung dich belehrt,
Die ſchönen Träume kläglich
Der Wahrheit Blitz zerſtört;
Wenn in dem Weltgewimmel
Dir jede Hoffnung ſinkt,
Und dein Ideenhimmel
Ach! nirgends mehr erblinkt — — —

Wenn Freunde dich verrathen,
Das Liebchen ſchnöd verläßt,
Die Welt dich mit Magnaten-
Und Frauen-Haß verſtößt,
Der Ruhm mit Flitterglanze
Dein trübes Aug' umwölkt,
Und in dem Lorberkranze
Das letzte Blättchen welkt — —

Dann blickſt du in die Zeiten
Des Knabentraums gleich mir,
Und helle Thänen gleiten
Von Aug' und Wange dir.
Du ſprichſt: „Ach! all mein Wähnen
In jenem Lebensraum,
Mein Hoffen, Streben, Sehnen,
War nichts — nichts als ein Traum!

„Weh' mir! Den Lenz der Jahre
Bracht ich dem eiteln Wahn
Zum Opfer. Sarg und Bahre
Wird bald vielleicht mir nah'n;
Und itzt erſt — itzt erſt windet
Die Wahrheit hell ſich vor,
Und meinem Aug' entſchwindet
Der Täuſchung Nebelflor."

„O! theu'r erkaufte Wahrheit,
Errungener Gewinn,
Umglänz' in ew'ger Klarheit
Des Mannes Geiſt und Sinn.
Sey du des Kampfs-Belohnung
Der längſt verlornen Ruh',
Und führ' einſt mich der Wohnung
Des ew'gen Friedens zu."

„Hier aber, wo nur ſelten
Die Freude mich umwallt,
Erſchein' aus jenen Welten
Mir deine Lichtgeſtalt;
Und wenn vom tiefen Harme
Die bange Bruſt erſchwillt,
Zeig' mir im Freudenſchwarme
Der Knabenzeiten Bild."

„Dann wird mein Auge helle,
Mein Herz wie hoch erquickt!
Und meiner Thränen Quelle
Durch ſüßen Troſt erſtickt.
Dann blick' ich ohne Beben
Auf meine Todtenbahr'
Zufrieden — daß im Leben
Ich *ein Mahl* glücklich war."

Schneider.

IV.

Humoriſtiſche Gedichte.

Die Engel.

An Betty ***s.

Daß jedes Mädchen ein Engel iſt,
Gehört zu den alten Geſchichten,
Die man in jedem Romane liest,
In Proſa und in den Gedichten.
Und weil ich einmahl geboren bin,
So wollt ich's auch ſelber probieren,
Und ließ in Einfalt vor meinem Sinn
Ein Duzend vorbey defiliren.

Eleonore, die Erſte, war
Ein Engel auf Ehr' und Gewiſſen,
Vom ſchwarzen, ſeidenen Lockenhaar
Bis zu ihren niedlichen Füßen;
Doch leider lag nur ein Kieſelſtein
Am Platz, wo die Herzen ſonſt beben,
Und ſolche Engel — gleich fiel's mir ein —
Kann's doch wohl im Himmel nicht geben.

Ein dito Engel an Herzlichkeit
War Minna; dieß zarte Empfinden,
Vergebens ſuchtet ihr's weit und breit,
So was iſt nicht zweymahl zu finden;
Doch Schade — die war auch gar zu — dumm!
Um's deutſch und gerade zu ſagen,
Und das, — man beſeh' es nur um und um,
Kann nimmer dem Himmel behagen.

Kein Mann war je einem Mädchen gut,
Wie ich's Adolphinen geweſen,
Im Spitzenhäubchen, im Federhut
Schien ſie mir ein himmliſches Weſen:
Da ſollt' ich ſo bey Gelegenheit
Die Brillen, den Tabak ſelbſt laſſen, —
Im Himmel aber gilt Billigkeit,
Dahin kann ſie nimmermehr paſſen.

Mir ward die Engelnatur erſt kund,
Als du mir erſchienſt Julianne,
Dieß Veilchenauge, der Honigmund,
Vereint mit dem Wuchs einer Tanne.
Da war's, als ließe Prätenſion
Sich ſehen, — ich kann mich zwar irren,
Doch ewig lauf' ich vor der davon,
Und müßt' ich den Himmel verlieren.

Genug — ihr ſchenkt mir die Andern wohl,
Wozu ſoll ich Alle euch nennen?
Die Spätern trieben's auch gar zu toll,
Für Engel ſie anzuerkennen:
Verdrießlich ließ ich vom Suchen ab,
Ich fand ja nur irdiſche Mädchen,
Da ſchwang mein Genius den Blüthenſtab,
Und zeigt mir das holde Babettchen.

Ein Herz, den reinſten Gefühlen geweiht,
Ein Geiſt, der gar Manches verſtanden,
Dazu das Blümchen Beſcheidenheit,
Die ließen den Engel gleich ahnden.
Und dieſe ſittige Huldgeſtalt,
Voll Reitz, ohne ſelbſt es zu wiſſen,
Dieß Alles zieht mich mit Allgewalt
Dem lieblichen Engel zu Füßen.

Und nun geſteh' ich es frank und frey,
Ich werde nicht weiter mehr grübeln,
Mit meiner Probe iſt's itzt vorbey,
Und das kann mir Keiner verübeln:
Denn Alle — offen bekenn' ich's hier,
Und hätten ſie noch ſo viel Mängel,
Sind doch viel eher gewiß, als — wir
Auf Erden die himmliſchen Engel.

J. P. C. Graf v. Sermage.

An die Faulheit.

Göttinn mit den mohnbeſprengten Flügeln,
Dir ertönt mein Lied!
Deine Reitze ſorgſam auszuklügeln
Bin ich jetzt bemüht.
Nichts verlang' ich, wenn ich rühmlich ſiege,
Als ein Bett von Flaum,
Und des Nachts, wenn ich darin mich wiege,
Manchen ſüßen Traum.

Ihr, die reges Streben über alles
Lebensgut erhöh'n:
Sagt, ob ihr beym Steigen euch des Falles
Nähe vorgeſeh'n?
Des Verweg'nen Beyſpiel iſt nur ſelten,
Der zum Ziele traf;
Laßt ihr denn das alte Wort nicht gelten:
„Glück kommt uns im Schlaf?“

Hätte mancher Held in unſern Zeiten,
Den die Welt verbannt,
Lieber mehr geſchlafen, ſtatt zu ſtreiten,
Hätt' er Gut und Land.
Hätt' er ſich im Mohnſaft vollgetrunken,
Statt daß Blut er trank,
Sicher wär' er nie ſo tief geſunken,
Als er wirklich ſank.

Leſet in den Blättern der Geſchichte,
In dem Buch der Welt,
Ob man Großen je die Tiſchgerichte
Neidiſch nachgezählt;
Während man preiswerthe Heldenthaten,
Langen Fleißes Frucht,
Die auf ew'gen Ruhm ein Anrecht hatten,
Schmähet und verflucht.

Seht euch um im ganzen weiten Reiche,
Was der Fleiß verdient;
Überall trefft ihr auf faule Bäuche,
Welche glücklich ſind.
Wenn der Tapf're, krank und abgemagert,
An der Krücke geht,
Wird der Faule, der kein Dorf belagert,
Sichtlich dick und fett.

Wuth und Liebe, Neid und ſchwarze Galle,
Mord und Hochgericht,
Leidenſchaft und ihre Folgen alle,
Kennt der Träge nicht.
Auf den Umfang ſeiner Körperdehnung
Iſt ſein Wunſch begränzt;
Mit dem Todfeind trinket er Verſöhnung,
Wenn er Wein credenzt.

In der Ehe ſoll nicht Vorſicht taugen,
Hört man oft und viel;
Argus ſelbſt mit ſeinen hundert Augen,
Dient der Liſt zum Spiel.
Alſo iſt der Faule klug zu nennen,
Der nicht reitzbar iſt,
Und die Augen, die nichts hindern können,
Lieber ganz verſchließt.

Seht, wie grimmig dort zwey Criticaſter
Um ein Axiom
Sich zerbalgen, bis ein engliſch Pflaſter
Hemmt der Rede Strom.
Sie erhitzen ſich in Contraverſen,
Streit iſt ihr Geſchäft,
Während Piger ſelbſt bey Schillers Verſen
Wonniglich entſchläft.

Dort rennt ein Phantaſt in Mittagshitze
Auf den hohen Berg.
Was gewinnt er denn an ſeiner Spitze?
Sie macht ihn zum Zwerg,
Während jener, der die Eb'ne liebet,
Und gebahnten Pfad,
Nicht am Großen ſeine Kräfte übet,
Friſche Beine hat.

Sah man Faule jemahls duelliren,
Jemahls Zwietracht ſä'n?
Hörte man ſie jemahls diſputiren,
Je das Recht verdreh'n?
Raubten ſie in blanken Kriegeswaffen
Fremdes Eigenthum?
Nie; denn Eſſen, Trinken, Gähnen, Schlafen
Iſt ihr höchſter Ruhm.

Göttinn mit den mohnbeſprengten Flügeln,
Deine Nähe winkt — —
Deinen Dank ſcheint Morpheus zu beſiegeln —
Meine Feder — ſinkt; —
In den Himmel fühl' ich mich erhoben,
Den dein — Traum — mir — wob — — —
Faulheit! — länger kann ich dich nicht loben,
— Dieß — dein größtes Lob! — — — —

J. Ritt. v. Seyfried.

Das Räuſchchen.

(Ein idylliſcher Verſuch in öſterreichiſcher Mundart von Carl Anton v. Gruber.)

Hockt's ſcho wieda bäſomm und guckt's Enk imma in d'Äugeln.
Wird Enk, Ös Leudein, d'Zeit nit ze long? Wos wiſchplat's denn imma?
Locht's nit und flehnt's kehr uma Hond? Ma möcht ſchier oa ſelba
Flehna mit Enk! Wos nuzt's denn? Hirt iß da Old' wie oa Stoanbru.
Wos hob i ollas nit g'ſogt! Gehts nit bo oan Ohrwaſchel eini,
Aner boan ondern. S'Menſch wirſt wohl Lenzel nimma meh kriegen,
Mit'n Dickkopf iß wirkla nix z'thoan; do brotzmoalt á imma,
Wonn i vo Heirathen red: do iß dö Lieſel Ehm z'iung no,
Und da Lenzel (ſey ner nit bös!) a bluet orma Schlucka,
Geh hoam lieba, du Lenzel, mei Moo där könnt Enk derwiſchen!

So redt d'Kredel, und wiſcht mit dö Finga oba dö Zoacha.
Worum ſöll denn da Lenzel ſcho hietzt, ſogt trauri dö Lieſel:
Hoam geh'n? Da Voda kimmt no nit, i woaß, ä trinkt no a Moaſſel
Z'Wahring boan Bierſock und kauſcht mit'n luſtingan Seppel vo Siefring.
Bis ä hoam kimmt, do iß jo ſcho Nocht. Blei Lenzel, i bitt di!
Menſchel, i geh da nit weck! S'Heatz, Lieſel, öß tokatzt ma imma!
Sogt hietzt da ſchöni Lenzel und gibt da Lieſel a Buſſel
Auffi af d'roden Lefzen, doß ſchmotzt und hört nit af z'holſen.
Kinda, ſeyds g'ſcheid! Trauts'n Olden nit! ſogt dö Kredel: I fürcht mi!
„Muada, da Lenzel iß mei, i loß'n nit, mueß i glei ſterben!"
Muada, d'Lieſel iß mei, i loß's nit, mueß i glei ſterben!
Sogt da ormi Lenzel, und nimmt dö Lieſel um d'Mitta.
Mollat iß ſ'Menſch, und kugelrund und rod wie a Reſen iah Gefrieſel.
Schöna als d'Froala in prächtinga Gſchloß, viel g'ſünda und kirni.
Lenzel, mei Lenzel, i fürcht, dei Lieſel wirſt nimma meh kriegen!
Sogt hietzt d'guedi Oldi betriabt. I konn 'n nit zwinga. —

„Gibt ma 's Menſch da Jörgel nit, zieg i ſ'weiß Röckel on. Marſch furt!"
Lenzel, mei Lenzel döß nit, do ſchießen d'Franzoſen di z'ſomma!
Schreyt dö Lieſel und flehnt, und holt'n Lenzel boan Jöppel. —
„Lieſel, i geh jo no nit! Schaut's, ſchauts, wie ſ'Menſchel ſcho zittert!
„Wies ſcho bloß wie d'Maua wird! Fürcht die nit, Liſel, ſi gſchiecht nit!"
Wonn is derleb, ſogt's Menſch: ſo ſpring i eini in d'Dana.
„Lieſel thue's nit!" ſchreyt wieda da Lenzel: „I loß di nit wecka!"
Sogts und holt glei d'Lieſel boan Zipf und loßt's nit aus meh.
Lenzel, du ziegſt ma in Kidel ſchier oba. — Lenzel, i bleib jo! —
Narriſch 'ſeyds Leudeln, i woaß's. Nur d'Lieb dö mocht Enk ſo narriſch!
Sogt hiezt d'Kredel, und locht ſie holbs buglat. Aui, in Gorten!
Schöpft's oan friſchen Luft! Valleicht vageht Enk d'Norheit:
Holts Enk oba nit gor z'long af! Da Schworzl dä ſchloft nit!
S'Gfügel geht aui, i ſiech's, wie's uma ſpringt wie dö kloan Böckeln.

Schauts da Lenzel koon 'n nit na in hurtingan Dirndel,
So rennt's imma voraus. — Patſch! – Da follt da Drendaling nida.
D'Lieſel bleibt ſteh'n, glaubt d'Roſen iß weck, ſö ſtork woa da Plumpa:
Oba da Lenzel ſteht wider glei af, und rippelt ſie d'Roſen,
Nimmt ſei Menſchel bean Krogen, und buſſelts und ſogt: Ma ſoahlt nix!
D'Leudeln genga hietzt ſtader ols ſiß, und ſeufzen ſie z'todt ſchier.
Endla bricht da Lenzel a Blüemerl o, ſteckt's glei da Lieſel
Eini in's Mieda und ſogt: O Lieſel, döß Blüemerl hot's beſſa;
Döß iß drinna, i drauſten. Da ormi Lenzel bleibt drauſten!
Lenzel, ſogt d'Lieſel, du biſt tief, tief in Heatzen do drinna.
Auer kimmſt du ma nit! Ma ſeyn io imma bäſomma.
Iß denn mei Heatz in dein Heatzen nit drinna; i g'ſpür io wie's tokatzt.
G'ſpürſt du's nit oa, wie mei Heatz in dein Heatzen imma thuat hommern?
Lieſel, i g'ſpürs, ſogt da Lenzel und druckt ſei Menſchel doß afſchreyt.
„Druck mi, mei Lenzel, nit z'ſtork! — Ma wird io, mei Lenzel, ſo oartia! —
Bleien mon i do nit! — Kimm eina, Lenzel, kimm eina!

Wies hiezt eina wölln gehn, kimmt g'rendt d'Frau Kredel in Gorten. —
Leudel, da oldi Jörgel iß do, i weaß ma nit z'helfen!
Sogts: hiezt mocht ä juſt ſ'Thor af. Siecht ä di, Lenzel, ſo höhrt a
Heunt zum Bruma nit af. Geh Lenzel, vaſteck di in d'Stauden!
Muada, da Jörgel ſchreckt mi nit. Bin i nit ehrla und fleißi?
Sogt da Lenzel: I ſtell mi vor's G'ſicht. Wos wüll ä denn mocha?
Schlogen därf ä mi nit, i bin jo koa Tochdieb.
Schlogt ä mi affi af's Toch, ſo holt iß aus, ſog Ehm koa Wartel,
Weil ä, Lieſel, dei Voda iß. Fikament! döß iß ſei Glück no!
Gued bin i, Menſchel, ſ'iß woah: do gib i koan Ondern oan Buabm o.
Hiezt hot da Jörgel d'Roß ſcho ausg'ſchirrt und eini in Stoll g'führt.
Brinnrod iß ä in G'ſicht, ä torkelt — Oha! do ſtößt ä
G'woldi ſie oni oan Poarn, und ſogt: Bold häd i mi g'ſtoßen!
Hed denn döß Viach no nit gnua, und hed do z'Wahring erſt g'freſſen.
D'Wompen iß voll, und ſ'Heu iß ſo theuja, theuja da Hobern.
War i heunt kranti, mei Seel, i wirat Enk tüchti auf'n Soiz heh!

Schauts wies uraſſen! Trauts ma nit! Biacha, glei nimm i dö Goaſel! —
Enka Glück, doß hiezt ornla frößt's! — Kredel, kimm auer, mei lieb's Wei!
Schreyt ä und d'Kredel kimmt g'rennd, ſogt freundla: do bin i, Jörgel!
Grüeß die God, Kredl, ſogt ä, und gibt da Kredel a Buſſel,
Doß olls ſchmotzt. Vor Freuden gibts Ehm doppelti Buſſeln,
Druckt'n ens Heatz und loßt'n nit aus, ſogt, goldanes Moandel!
„Kredel, ma ſeyn io ſchier gor, wie d'junga Brautleud ſo kindiſch.
Ollas thua i da, wos da nur wünſch'ſt, mei bunkati Kredel.
Eucd hob i 'n Wein heunt verkaft, i zag da's, wos i bekuma. —
Kimmt denn d'Liesel nit heh? Gei ruaf ma's, i bitt di, mei Kredel!
Jörgel, mei Olda, ſ'Menſchel iß drauſt. — In Gorten — Da Lenzel —
„Iß da Lenzel a do? wos will denn da Lenzel ſcho wieda?
Heirathen wüll ä, mei goldana Moo! — I konn's nit verwehren. —
„Gibts io Menſcha gnua. Hübſch iß io ſ'Bürſchel, und fleißi.
Freylich hod ä no gor nix, bis ſei Vetta morexelt.

Oba ä kriegt do wos — „Gibſt'n ſ'Menſchel denn gor nit, mei Olda?
„S' iſt a hirti Nuß — Woas nit — Soll i's afbeiſſen?
Thues, Moo, da Lenzel iſt brav, ſogt d' Kredl, und kratzt Ehm recht ſ'Goderl. —
„Schau, ſchau, mei Kredl, da Wixa mocht vüll; heunt hob i oan gfonga.
Gib i d' Heiret heunt zua; ſ' woas i nit, reuts mi nit moring.
Wei, du ſchmierſt mi, wie i ſich, oan" — Balei nit mei Jörgel!
Thuas und moch nit vüll Zeugs! Da Himmel hot d' Leudeln z'ſamm bunden.
Hoſts do nit beſſa, mein Jörgel, thon. Da Boda wollts oa nit. —
„Söll i mei Kredl?" — O jo! — Ä denkt no a Bißl da Jörgel,
Sogt z'letzt: „Bring ma ſ'Glügel frey he!" — Hietzt bſinnſt di do nimma?
„Na, i bſinn mi nit meh. Laß ſ' junge Gflügel frey kimma!" —
D' Kredl, d' Oldi, ſpringt glei, wie a Hirſchel, in Gorten.
Zittert hobns und gwart, koa oanzigs Wartel nit gſprocha
D' orma Leudel; Fifat, ſchreyt hietzt dö' buckati Kredl:
Gluckt g'ſchwind d' Hendeln z'ſamma und bringts in Olden in d' Stuben.
Nimmt's in Boda boan Gnoack und gibts Ehm Buſſeln da Meni!

Sogt d' Frau Kredel, und ſchmeißt mit Gwold dö Leudeln af'n Boda;
Affi af'n Krogen krageln's Ehm hietzt und bringen Ehm ſchier um.
S'iß io, Leudeln, ſcho gued. Ös wöllts mi eppa dawürgen!
Sogt da Jörgel und gibt oan Jeden a Buſſel vo Heatzen.
Ruckt da Vetta nit außa; ſo zwingt Ehm da Gſotta, da Richta.
I gib ſcho oa wos dazua. Hietzt kinnt ſcho luſti ſeyn, Leudel.
Wie ä doß redt; ſo nimmt ä a Feda und kritzelt glei affi
Döß af'n Bogen Papier: Mei Lieſel ghirt hietzet in Lenzel.
I wülls, Jörgel Gruma. Mei Wort ſollt gülti boan Gricht ſeyn.
Schreibts und gibts 'n Lenzel in d' Hand, dä ſchiebts glei ins Jöppel,
Kon vor Freuden nix reden, und flehnt mit da Kredel und Liſel.
Flenhrs ma nit, ſogt da Jörgel hietzt, beiſſ'n ma ſcho ſelba dö Kloren. —
Bring frey, Kredel, woſt heſt, ma wölln a wengel hietzt jauſna.
Hob ner wos kolts, ſogt hietzet d' Frau Kredel, wir das glei bringa.

Koam hats es gſagt; ſo bringt ſcho oa Fleiſch, bringt Brot und a Weinel,
Setzts afn runden Tiſch. Da Boda loßt ſie nit ſpotten,
Pockt brav ein, ſchaut imma tiefa in's Kriegel os d' Ondern,
Dä vo Buſſeln oalan dö ganze Zeit hietzt ner leben.
Furt trinkt Jörgel, fangt on zen nopfetzen, ſchloft z'letzt gor ei. —
Nocht wirds; da Lenzel geht ungern hoam, do mueß á ſie trollen.
Schloſa koans Liſerl freyli hietzt nit, ſö denkt ner af'n Lenzel.
Wie da Lenzel af ſö; dö Leudeln walzen in Bett ſie.
Koam iß Toch, ſo ſteht da Jörgel af, ſchreyt wos ä ner koon:
Aus der Heirath wird nix, i hobs in Rauſch nor vaſprocha.
Schriftlieh haſts in Lenzel vaſprocha, ſogt hietzet dö Kredel.
D' Lieſel flehnt und ſogt: J ſtürz mi glei eini ins Waſſa,
Wenn i 'n Lenzel nit krieg. Da Lenzel thuat gwiß oa nix anders.
J'ß da Boda nit d'Schuld, wonn ma in da Dana verſauffen?
Olda, he! Olda hebſt nit? ſogt d' Kredel und beudeld in Jörgel.
Schlafri rueft: Hä? dä Oldi, gamatzt und rauzt ſie und rippelt
D' Augn, daß aus iſt. Leg die do nieda, ſagt hietzt dö Kredel.
Ar thuets und ziegt glei aus ſei Gwand und torkelt zen Bett hin.

Schmeißt ſi eini daß's korezt, und fongt glei tüchti an z'ſchnarchen.
Hiezt leſcht d' Kredel dö Funzen aus, legt ſie langſam a nieda.
Olda ſey g'ſcheid! Biſt nit a brava Haua vo Grinzing!
Schriftla hoſts geben! — I bitt di, holt Wort; da Lenzel vaklogt di.
Sogt hiezt d' Kredel und ſchmeichelt in Jörgel, und kratzt Ehm brav ſ'Goderl.
Nit glei ſtürzt ma ſie eini; und thuet ma's, ſö had do dä Fankerl
Richti sei Broadel. Strofi den nit God, dä ſeiba ſie umbringt?
Mochts mi nit ſchiach! Wea konn mi denn zwinga? Eppa da Richta?
Wos ma in Rauſch vaſpricht, döß derf ma nichtadn nit holten.
Häd i mei ganzes Vamögen nit oa leicht kinna vaſchenka
In Rauſch? — Reißt's ner d' Kloren af! — Gloabts, i moch Enk oan Potſchen?
Aus dä Heirath wird nix! — Gehts, wiſchts Enk oll däß Mal o! —
D' Oldi und d' Liſel follen Ehm z'Fueſſen, zohna und biden,
Wos kreutz mögla iß: Jörgel, mei Voda! ſogt hiezt dö Kredel:
Hoſt do imma gſogt, daß't ſ'Menſchel nit moartern wüllſt, wonns oan
Braven Buabn ſindt, dä ihr gſollat. — Iß iö döß Trogſcherl! —

Long no bſinnt ſi da Oldi, und d' Liſel nimmt Ehm bean Krogen.
Voda, ſagts gibt ma'n Lenzel, i bitt di, bin jo dei Tochta.
Bin no eallan, da Bruada iß furt, weah weaß, wann a zruck kimmt?
Trift Ehm a Kugel; ſo kimmt ä da nit. O Bruada, mei Bruada! —
Menſchel! da Lenzel ghört dei! ſchreyt hietzt da Voda, und flehnt laut:
Menſchel! da Lenzel ghört dei! dö Hotzet ſöll ſcho bald wären;
Trift mei Michel dö Kugel, ſo ſoll da Lenzel mei Suhn ſeyn.

Carl Anton v. Gruber.

Das Mädchen des Widerſpruchs.

Ein Mädel, wie meines, ſaht ihr wohl nie,
Ich will mir's zu mahlen erlauben:
All was ſich ſtreitet, vereinet ſie
Ihr lächelt — Könnts immer mir glauben,
Es widerſpricht ſich alles bey ihr,
Und eben darum gefällt ſie mir.

Ihr Aug' iſt groß, und ihr Näschen iſt klein,
Die Zähne ſind weiß — ſchwarz die Haare,
Die dunkelſte Nacht und der Sonnenſchein
Liegen beyde im Äugeleinpaare,
Der Arm und die Wangen ſind kugelrund,
Hingegen geſpitzt iſt der Roſenmund.

Der Nacken iſt breit, und das Händchen iſt ſchmal,
Die Wimper ſind lang — kurz das Füßchen,
Am Buſen finden ſich Berg und Thal,
Hart iſt er, weich die Lippen zum Küßchen,
Und daß ich Euch auch das Geheimſte geſteh,
Die Roſen blühen bey ihr auf dem Schnee.

Sie ſparet und knickert in ihrem Haus,
Die Ausgaben ſucht ſie zu mindern,
Doch wirft ſie das Geld zum Fenſter hinaus,
Kann fremde Leiden ſie lindern;
Iſt zaghaft, wenn es was Böſes gilt,
Und muthig bey dem, was zum Guten zielt.

Stolz weiſt ſie den kecken Stutzer zurück,
Und liebreich empfängt ſie den Armen,
Da drängt ſich das Waſſer in ihren Blick; —
Das Feuer, wenn wir uns umarmen; —
Sprecht einmahl von Schlegel, da ſagt ſie kein Wort, —
Von Wieland, da plappert in Einem ſie fort.

Kurz, Alles widerſtreitet bey ihr,
Und doch paßt auch Alles zuſammen,
Sie muß — nicht nehmen laß ich es mir,
Von feindlichen Kräften ſtammen;
Und doch macht mich ihre Liebe ſo reich,
Denn in der Lieb' iſt ſie immer ſich gleich.

J. F. Caſtelli.

Bauernweisheit.

Wenn hart ich unter'm Thurme ſteh',
Dann ſeh' ich nicht die Spitze;
Da ruf ich gleich: o weh, o weh,
Was iſt mein Aug' mir nütze?
Der Thurm, der thut hier richtig ſtehn,
Wie ſoll ich nicht die Spitze ſehn?

Was hart mir vor den Füßen liegt,
Darüber muß ich fallen,
Das hat ſich mir gar oft gefügt,
So wie den andern allen —
Jedoch, wer bildet ſich wohl ein,
Er ſähe nicht den nächſten Stein?

Wenn etwas, ſo mein Herz begehrt,
Schon recht iſt in der Nähe,
Hab' ich mich bitter oft beſchwert,
Daß ich's gar nie mehr ſehe —
Schier, als ich dran verzweifelt hab',
Setzt's eben erſt das Rechte ab.

Und wenn ich gar ſo ſicher bin,
Und übles nichts vermerke,
Da iſt auch eben alles hin,
Kein Segen mehr am Werke;
So wie man's glaubt, ſo kömmt es nie,
Doch Niemand lehrt das wenn und wie.

Jüngſt, als ich ſtill im Graſe lag,
Sah ich 'ne Raupe kriechen,
Der war wohl ſchon ein halber Tag
In toller Müh verſtrichen;
So 'ne Raupe, dacht' ich da bey mir,
Das iſt doch recht ein dummes Thier!

Da kriecht ſie immerfort hinauf
Auf einen Halm recht munter,
Und kaum noch iſt ſie oben auf,
Biegt ſich der Halm hinunter;
Ich weiß warum? ſie war zu ſchwer,
Allein ſie wußt' es nimmermehr.

Und kriecht hinauf, und kriecht hinab,
Trieb ſtets die gleichen Poſſen,
Bis ſie ſich endlich drein ergab,
Unnützer Müh' verdroſſen;
Da macht ſie ſich ganz ſachte fort,
Sucht einen andern Lebensort.

Da fiel mir ein: was mögens auch
Die Menſchen beſſer treiben?
Das iſt wohl ſo der alte Brauch,
Seit wir ein Datum ſchreiben;
All' Augenblick ſchlägt etwas um,
Und Niemand weiß doch recht warum.

Wenn wir nur gleich zu Anbeginn
Um manches Ding recht wüßten,
Ich glaub', wir ließen unſern Sinn
Nicht ſehr darnach gelüſten?
Die Raup' iſt wohl ein dummes Thier,
Doch machen wirs nicht beſſer ſchier.

Dr. J. E. Veith.

Die belauſchten Schönen.

Unter den blühenden Apfelbäumen
Saßen drey Schön' auf dem duftigen Moos,
Sprachen von Ahnung und lieblichen Träumen
Neckten einander mit holdem Gekos;
Schnell da beſchloß ich mich zu verſtecken,
Hinter den Hecken;
Was für Geheimes ſie hier vertauſchen
Muß ich belauſchen!
Leiſe, leiſe ſchlich ich mich: Huſch!
Hinter den blühenden Dornenbuſch.

„Dürft' ich auf ihn mich nur ganz verlaſſen!"
So ſprach die Erſte mit zweifelndem Ton.
„Freylich! er ſchwur es, mich nie zu laſſen,
„Aber man kennet die Männer ja ſchon!
„Wenn ich mit ihm ſo einſam gehe
„Ja ich geſtehe

„Wie iſt ſo herzlich ſein Thun und ſein Walten!
„Ich muß mich halten,
„Wahrlich! Mir entſchlüpft' es wohl gar,
„Daß ich von je her gewogen ihm war."

„Wenn er mir klagt ſeiner Liebe Schmerzen
„Klingt ſeine Stimme ſo rührend, ſo mild;
„Was er empfindet in ſeinem Herzen,
„In ſeinen Augen, ich las es im Bild! —
— Schnell ich die Zweige zur Seite biege,
Hinan mich ſchmiege,
Himmel! da ſah ich ein Strümpfchen, ein Schleifchen,
Zierlich mit Streifchen;
Solch ein Füßchen erblickt' ich noch nie!
Faſt ach! errieth ich das reitzende Knie!

Plötzlich verſchloß ich den Dornbuſch zagend,
Wenn ſie mich ſäh'n; wär's geſchehen um mich!
Sieh! da ertönet ein Stimmchen klagend:
„Ach! mein Geliebter! Nie beſſert er ſich!
„Traurend verträum' ich die Zeit des Lebens!
„Alles vergebens!
„Ach! denn er wandelt des Abends alleine
„Im Mondenſcheine!
„Lächelnd ſieht er mein herzliches Leid
„Frag' ich, erhalt' ich doch keinen Beſcheid!"

„Wenn man das Schickſal der Frauen bedenket,
„Wo iſt des Jammers, des Leidens ein Ziel?
„Freylich, er hat mir ein Armband geſchenket!]
„Ach der Smaragden bezauberndes Spiel,
„Himmliſch iſt's!“ — Schnell nun ohn' Athem zu hohlen
Schaut ich verſtohlen,
Sah', wie entzücket das Armband ſie zeigte,
Wie ſie ſich neigte;
Plötzlich wieder erſeufzte ſie „Ach!
„Wie bin von Kummer und Weinen ich ſchwach!“

Wieder die Zweige zuſammen ich drücke,
Ach! da erſcholl mir ein lieblicher Ton!
Wahrlich! Hier lauſch' ich zu meinem Glücke!
Hecken! Ihr barg't ſie lange mir ſchon!
Himmel! Was wird die Geliebte nun ſagen!
Wird ſie auch klagen?
Oder ſoll wohl mein Ohr ich verſchließen?
'S möcht' mich verdrießen!
Ach! So lieblich ertönte der Klang!
Mir ward ſo wunderlich fröhlich und bang!

„Schmerzen erweckt's!“ So begann die Gute
„Soll ich auch ſchildern des mein'gen Art!
„Ach ich ertrag's mit geduldigem Muthe!
„Hätt' er ſich früher nur offenbart!

„Das iſt ein ewiges Küßen und Scherzen!
„Wahrliches ſchmerzen
„Oft mich die Lippen, das könnt ihr mir glauben!
„Aber nur tauben
„Ohren predigt tagtäglich man zu!
„Froh bin ich wahrlich! hab einmahl ich Ruh'!"

„Und dann das ew'ge Herumſpazieren!
„Ich hab' ihn lange ſchon wieder vermißt!
„Dort ſah ich ihn ſich im Garten verlieren,
„Sicher wird da in den Hecken geküßt!
„Und dabey ſoll man noch ruhig ſcheinen!
„Faſt möcht' ich weinen!"
— Leiſe nun trennt' ich die Zweige, zu ſehen,
„Wird's auch geſchehen?"
Himmel! da ſaß ſie und fächelt', o Luſt!
Kühlung der halb mir entſchleyerten Bruſt.

Sinnig nun zog ſie das heimliche Bändchen
Das ſie von mir ſich aus Haaren gewebt,
Tragend mein Bildniß mit goldenem Rändchen,
Zeigt' es hin, fragend „Iſt's nicht wie er lebt?"
Aber da meinte die Erſt' „Etwas mager
„Bläßer und hager
„Schien ich ſeit einigen Monden ihr wieder"
Bog ſich drauf nieder;

„Wahrlich! ſprach ich, ja nun iſt es Zeit!
„Weh euch! Ihr Schönen! die Straf' iſt bereit!"

Und in den Büſchen mit Raſſeln und Toben
Rief ich: „Zu Hülfe! Zu Hülfe! Herbey!"
Schlug in die Zweige, die Blätter zerſtoben,
Vielfach verändernd der Stimmen Geſchrey.
„Räuber! zu Hülf!" — Und ein paniſcher Schrecken
Jagt' aus den Hecken
Eilends ſie hin, über Blumen und Beete,
Keine ſich drehte,
Um zu ſchauen, der Sieger allein
Stand ich, und ſahe das Schlachtfeld rein.

Aber nun hab' ich es auch beſchloſſen,
„Lang ſoll büßen die Schöne mir dieß!
„Küſſen und koſen, ſie hatt' es verdroſſen?
„Ei! Wie ſo gern ſie bezwingen ſich ließ!
„Wahrlich! nun will ich's drey Monden ſparen!
„Sie ſoll erfahren,
„Daß ſie mit bittern Spottes Tönen
„Nicht ſoll verhöhnen
„Heiße Lieb' und der Sehnſucht Flammen,
„Weil ſie aus göttlichem Urquell ſtammen!"

J. A. Kanne.

Äußerungen eines vierzehnjährigen Landmädchens.

Die Freude weckt am Morgen
Mich aus dem Schlummer auf!
Und heiter, ohne Sorgen
Beginnt mein Lebenslauf.

Wenn ich zum Spiegel trete
Da lacht es hold heraus,
Und an der Toilette
Schmückt mich die Jugend aus.

Nun treibt mich das Verlangen
Hinaus ins grüne Feld;
Ich möchte feſt umfangen
Die ſchöne Gotteswelt.

Da führt die Freundſchaft leiſe
Die Schweſtern zu mir her;
Was fehlt in dieſem Kreiſe
Zu meinem Glücke mehr?

Wir hüpfen ſingend weiter —
Der Frohſinn und der Scherz
Sind unſere Begleiter,
Und offen iſt das Herz.

Zum frohen Mittagsmahle
Führt mich die Mäßigkeit,
Die in der reinen Schale
Mir klares Waſſer beut.

So geht es bis zum Abend,
Jetzt bricht die Nacht herein —
Die Lüfte wehen labend,
Und liſpeln durch den Hain. —

Da führet mich, beſcheiden,
Die Züchtigkeit zur Ruh,
Und ohne Gram und Leiden
Drück' ich die Augen zu.

So ſoll es immer gehen,
Wie mir die Mutter ſagt,
So lang mit ihren Wehen
Mich nicht die Liebe plagt.

Sie ſagt, dann ſey's vorüber,
Und langer Traurigkeit
Sey — wie dem böſen Fieber —
Dann unſereins geweih't.

Dann lachen Flur und Haine
Uns nicht mehr freundlich an —
Man gräme ſich — man weine,
Als wär' es angethan. —

Ich will mich davor hüthen,
So lang ich's immer kann —
Denn dieſe Zeit der Blüthen
Erſetzet uns kein Mann! —

Carl Meisl.

V.

Fabeln.

Lohn der Welt.

Ein Bauer hört' im Walde kläglich ſchrey'n;
War eine Schlange, der ein großer Stein,
Vom gähen Berg herabgeſchoſſen,
Der Höhle Mund, darin ſie lag, verſchloſſen.
Hilf mir heraus, ſpricht ſie zum Bäuerlein
Mit Schmeichelton, und rette mir das Leben,
Will Lohn der Welt dafür dir geben.
Hm! denkt der Mann, der oft gehört,
Daß in der Berge Bauch die Drachen
In Haufen rothes Gold bewachen,
Und den die Welt noch nicht bethört,
Der Anboth iſt der Mühe werth!
Er fällt ſich eine Hebelſtange,
Er ſetzet an, und hat den Stein verrückt.
Doch wer beſchreibt, wie er erſchrickt,
Als pfeilſchnell die befreyte Schlange
Auf ihn ſich wirft, die Glieder ihm umſtrickt,

ſ

Und off'nen Rachens, droht, ihn zu verſchlingen!
Treuloſe! ruft er in den Schuppenringen
Des Ungethüms, iſt das der Lohn der Welt?
„Nicht anders Freund! doch, dir es zu beweiſen,
Lad' ich dich ein, mit mir zu reiſen."
Sie läßt ihn los, ſie gehen über Feld,
Und ſind nicht eben weit gekommen,
So ſeh'n ſie einen Hund, ein Bild der Noth,
Er zittert Fieberfroſt, und ringet mit dem Tod.
„Was hat denn dir ſo ſchlecht bekommen,"
Frägt ihn die Schlange, wack'rer Mann?
Ach, winſelt er, und kaum, daß er noch winſeln kann:
Die Treue ſonder Gleichen,
Womit dem Herrn ich Tag und Nacht
Gedient, hat mich ſo weit gebracht;
Denn, nun von mir die Kräfte weichen,
Mein Aug' ihm fürder nicht ſein Haus bewacht,
Mein Fuß nicht mehr im Laufe zu erreichen
Den Hirſch vermag, gibt er des Himmels Sturm und Eis,
Den Schrecken mich des Hungertodes preis;
Das iſt der Lohn der Welt! Die Schlange ſpricht kein Wort.
Und ſetzt die Reiſe mit dem Bauer fort;
Muß eben in den letzten Zügen
Ein Roß auf freyer Straße liegen.
Ey, ſpricht die Schlaue, ſeh' ich recht?
Biſt du nicht jener treue Knecht,

Der ſonſt mit wieherndem Entzücken
Den ſtolzen Schwanennacken bog,
Die ſüße Laſt des Herrn auf ſeinem Rücken
Mit Winden um die Wette flog?
Du ſprichſt, beginnt das Roß zu klagen,
Von meiner Jugend gold'nen Tagen,
Als ich, geſtreichelt von des Herren Hand,
Jahr aus, Jahr ein, an voller Krippe ſtand.
O Freundinn! was mußt' ich ſeitdem ertragen!
Denn, als ich nun der Wunden nicht genas,
Empfangen, aus den Schlachten ihn zu retten,
Zählt' er den Hafer, den ich aß,
Mir zu, ließ an den Karr'n mich ketten.
Im niedern Frohn, bey Schlägen ohne Maß
Verkümmert' ich, ihr ſehet es, zum Aas,
Und harre, lebensſatt, der Raben.
Das iſt der Lohn der Welt. „Nun, Bäuerlein!
Wirſt du noch über Unrecht ſchrey'n,
Trägt dir die Mühe, mich befreyt zu haben,
Auch nichts als einen Platz in meinem Magen ein?
Wohlan, ich will dich, wie die Welt belohnen!“
So ſpricht der Wurm, und blecket, aufgebäumt,
Die Zunge, die von ſchwarzem Gifte ſchäumt.
Der Bauer darf ſich nicht mehr ſchonen,
Es gilt, er ſieht es, ſeine Haut;
Er ſchwingt ſein Beil, er ſchreyet laut,

Ein Tilgungskampf hat angefangen.
Kommt ſeines Weg's ein Fuchs gegangen,
Tritt dienſtlich zwiſchen Beil und Zahn
Und biethet ſich zum Friedensrichter an,
Den beyden Theilen recht, die ihre Waffen ſenken.
Der Bauer trägt den Handel haarklein vor,
Der Fuchs ſcheint drüber nachzudenken,
Und raunet abſeit ihm in's Ohr:
Ich rette dich, doch will ich hoffen,
Daß du erkenntlich biſt. „Was forderſt du?"
Dein Hühnerſtall bleibt heute Nacht mir offen.
Bejahend winket ihm der Bauer zu,
Und liſpelt lebensfroh: Nur heute?
So oft es dir beliebt, ſo wahr ich ehrlich bin!
Er legt die Hand auf's Herz. Gevatterinn!
Spricht Reineke, das Recht in dieſem Streite
Iſt allerdings auf eurer Seite;
Doch redet mir der dumme Bauer ein,
Ich hätte noch die Höhle nicht geſehen,
Woraus er euch befreyte. Laßt uns gehen,
Und führt mich in ihr Innerſtes hinein,
Von euch iſt dann ſogar das Übrige geſchehen,
Und mich darf er Parteylichkeit nicht zeih'n.
Die Schlange ſpricht: Fürwahr! ich übe
In Langmuth mich, die ſonſt nicht meine Tugend iſt,
Geb' ich dem albernen Geſellen Friſt;

Allein, Gevatter! Euch zu Liebe
Kommt's mir nicht auf ein Stündchen Weges an,
Ihr könnt vielleicht ein andermahl mir dienen.
Das mein' ich auch, verſetzt der Fuchs. Geſagt, gethan!
Sie brechen ſämmtlich auf; ſchon zeiget ihnen
Der Berg die nahe Kluft. Die Schlange ſchlüpft hinein,
Und lädt den Fuchs, der ſcheinbar folget, ein,
Sich nach Belieben umzuſchauen.
Doch er ſpringt ſchnell zurück, und winkt dem Bäuerlein,
Das ungeſäumt mit vorgewälztem Stein
Die Höhle wieder ſchließt. Hab Dank für dein Vertrauen,
Ruft Reineke dem Drachen zu,
Für deine Langmuth büßeſt du,
Das iſt der Lohn der Welt. Der Bauer, dem Entzücken
Und Dank im feuchten Auge ſchwimmt,
Will ſeinen Retter an den Buſen drücken,
Und mahnet ihn, bevor er Abſchied nimmt,
Sich ja den Hühnerzins von heut' an abzuhohlen.
So kommt er wie auf Flügelſohlen
Nach Hauſ', erzählt von der Gefahr,
Worin um Lohn der Welt ſein Leben heute war,
Vom Fuchs und von dem off'nen Hühnerſtalle.
Biſt du von Sinnen? ruft die Bäuerinn,
Und ſchäumet, trotz dem Drachen, Gift und Galle,
Die ſchönen Hühner gibſt du dem Betrieger hin?
Laß uns, ich bitte dich, nicht beſſer ſeyn, als Alle,

Und geht der Fuchs nur dießmahl in die Falle,
Denk an ſein warmes Fell; das gibt ein Winterkleid!
Jetzt wird der Bauer auch geſcheut,
Sie waffnen ſich mit Spieß und Stangen,
Und ſtehen zum Empfang bereit.
Die Nacht bricht ein, der Retter kommt gegangen,
Und offen ſtehet, laut Vertrag, das Hühnerhaus.
Er tritt getroſt hinein, und kommet nicht heraus,
Bis er im Todesſtreich auch Lohn der Welt empfangen.

J. G. Meinert.

Die beyden Wölfe.

Ein Wolf, der, kraft des adeligen Blutes,
Sich Jahre lang ſehr delicat genährt,
Und ganze Heerden frohen Muthes
Bis auf das Mutterſchaf verzehrt,
Verlor, beweint von mancher Thräne,
Im Alter ſeine beſten Zähne.
Daß er bey dieſem Capitalverluſt
So manche feiſte Hammelbruſt
Mit bitterm Schmerz entbehren müſſen,
Kann, wie uns dünkt, ein Fibelknabe ſchließen.
Es dient die Zeit uns ſtatt der Gründe,
Und lehret, wenn auch nicht ſo fein nach Redner Art,
Doch trotz dem Seneca, wie man darein ſich finde.
So eben ging's dem Wolf; er ward
Am Ende ziemlich zahm, und wenn ihm ſonſt zu ſpeiſen
Kaum ein Paar Schafe hingereicht,

Begnügt' er nun ſich oft mit einem Schmaus von Mäuſen.
Einſt, da er ſtill im Walde ſchleicht,
Sein karges Veſperbrot zu hohlen,
Führt' einen Bruder Iſegrimm,
Mit dem er ſonſt in Compagnie geſtohlen,
Auf düſtern Eichenpfad das Ungefähr zu ihm:
„Ey, lebſt du Graukopf noch!" ſchrie der aus voller Kehle,
„Willkommen! — Hätt' ich doch, bey Leib und Seele,
Dich bald verkannt! Nun, das muß ich geſteh'n,
Dein Silbervließ läßt ſtattlich ſchön.
Doch ſprich, warum denn gar ſo dichtermäßig hager?
Du ſchleppſt ja kaum die Knochen nach!
Macht Faſten und Kaſtei'n dich armen Wicht ſo mager?
Friſch, Bruder, auf! — An jenem Bach
Sah ich, was glaubſt du wohl? die ſchönſten Schafe weiden,
Ein Häufchen, bonzenfeiſt; und, o der Freuden!
Ein Bauernhund, ein Schäfer nur!
Sieh, ſchon verlängert ſich der Schatten auf der Flur,
Geſchwind, es kann uns nicht mißlingen!" —
„„Fort, Frevler! lege deine Schlingen
Wo anders aus!"" fiel jener zürnend ein.
„„Wähnſt du, weil man vordem zuweilen auch geſündigt,
Man bleibe, was man war? O nein,
Dem Laſter hab' ich vorlängſt aufgekündigt!"" —
„So? büßend alſo? Hm! das klingt ja gar zu ſchön;
Doch wie, mein Süßer, laß doch ſeh'n,

Wie ſteht es denn m't deinen Zähnen?
Das ſind ja – Lücken, Freund Daher der Kanzelton?
Nun, nun, du haſt auch Recht, um Pflicht und Gotteslohn
Dem Laſter ferner nicht zu fröhnen;
Bey meiner Conſtitution
Iſt's freylich etwas ſchwer, ſich deſſen zu entwöhnen."

Wie Mancher rühmt ſich: „Von des Laſters Bahn
Hat Überzeugung mich geſchieden!"
Und für Verdienſt nähm' ich es willig an,
Wenn nicht, genau beſeh'n, das Laſter ihn gemieden.

J. H. Dambeck.

Die Eiche und das Quittenbäumchen.

Die Eiche.
Nun, nied'res Zwerglein, werd' ich nie von dir
Pflichtmäßig Dank erhalten?
Das Quittenbäumchen.
Du? wofür?
Die Eiche.
Verweg'ner! fragſt du noch, da ich vor Sonnenhitze
Mit meinem Schatten dich beſchütze?
Das Quittenbäumchen.
Es hat ſich wohl damit! Ein allerliebſter Schutz!
Vor einem fernen Feind leih'ſt du mir deinen Schatten;
Du ſelbſt, der nähere, nimmſt zu höchſt eig'nem Nutz
Mir Saft und Kraft hinweg — ich ſterb' im ſchönſten Schatten.

J. H. Dambeck.

VI.

Erzählungen.

Die Schildwache am Pulverthurm.

Vom Pulverthurm will ich erzählen,
Und Vorfall, der einſt dort geſcheh'n,
Es ſollte in der Kronik ſteh'n
Zum Nutz und Labſal frommer Seelen,
Die noch beym Kinderglauben bleiben,
Und ſich beruh'gen, was uns traf
Und trifft hienieden, Lohn und Straf',
Der Macht da oben zuzuſchreiben.

Gott grüß dich, Hans, mein guter Sohn
„Gott grüß euch, Vater, auch! Liegt ſchon
Da euer Wochengeld bereit!
Wie ihr, halt ich auch meine Zeit."

Du Guter, was du nebenher erwirbſt,
Das theileſt du, ſo arm du biſt, mit mir.
Nun! — Gott ertheilet, wann du ſtirbſt,

Auch ſicher gleich den Himmel dir.
Der Kindesliebe fehlt es nicht am Lohn'
So für den Bauern, wie den Kaiſerſohn.
Allein, ich komme wohl nicht oft mehr her.
Mein Nacken biegt ſich ſchon zur Grube ſchwer.
O! Wenn man Jeden auch ſo leicht begrübe!
Denn, guter Hans, mir aufbewahret hab'
Ich die Papiere, worin deine Liebe
Das Geld mir eingewickelt gab.
An dieſen Ordenszeichen auf der Bruſt
Seh'n jenſeits deine Engel ihre Luſt.

„Ihr ſeyd noch rührig. Stellt er ſich aber dar,
Deß Arme hier uns Alle kalt umfaſſen,
Ihr ſeyd von mir d'rum nicht verlaſſen.
Ich ſuch' euch heim ſchon, alle Jahr,
Auf euern Sterb- und Aller-Seelen-Tag.
Wenn's dann im Grabe noch euch wärmen mag,
So kommt es, weil darauf zwey Kerzchen brennen;
D'ran müßt ihr euern Sohn erkennen.
Wir ſeh'n uns ſchon in Tagen acht.
Lebt wohl! Ich muß jetzt auf die Wacht."
Wo haſt du ſie?
„Heut an dem Pulverthurm."
Hu! ſchauert mir doch ſtets die Haut!
Mir iſt's, als kniſterte der Todtenwurm.

Ich weiß es nicht, warum mir graut,
Wenn's heißt, daß du die Wacht dort haſt.

„Hm! Wacht iſt Wacht. Nicht mehr brennt mich
Die Sonne dort als am Pallaſt.
Und der Soldat ſteht überall für ſich.“

Fahrläſſig geht man mit dem Feuer um zuweilen.
Man denkt an Alles nicht im Eilen.
Es trifft ſich, leider! auch wohl zu,
Daß Einer in dem Nagel an dem Schuh
Das Fünkchen trägt zum Flammenlauf.
Stark tritt man auf ein Steinchen auf,
Der Funke ſpringt heraus,
Wie leicht kann ſich ein Korn entzünden!
Die Flamm' ſchlägt auf und ſprengt das Pulverhaus.
O Gott! und ſolchen Tod zu finden!

„Ey! Wir Soldaten denken daran nicht;
Ob's fort heißt hier im Pulverdampf,
Ob draußen in dem freyen Kampf.
Der Tod nahm uns in Eid und Pflicht.
Seyd ohne Sorg! Vor ſolchen Falles Ungeſtüm
Beſchützt mich Gott, und eure Liebe.
Ich glaub', ich gelte was bey ihm,
Weil ich ſo inniglich euch liebe.

D'rum gebt mir eure Hand und geht mit Gott!"
Der Vater gab ſie zitternd hin,
Und ſagte: So behüt' dich Gott!
Und ſah noch Hanſen auf die Wache zieh'n.

Am andern Tag um neun Uhr ſtand
Hans auf dem Poſten noch, am Thurme dicht.
Er ſchaute ſo vergnügt zum Himmelsrand,
Und auf die Gegend hin, und ſpricht:
Gott meint es doch gar gut mit dir.
Als Schildwacht gehſt du heit'rer hier,
Als Mancher, der am Blumenbeet,
Und ſonſt in ſeinem Reichthum geht.
Bald wirſt du abgelöst,
Dann hurtig, Hans, auch gehſt
Du gleich zur Arbeit für den Vater wieder.

Hier ging er raſcher auf und nieder.
Er ſah von ferne ſchon die neue Wacht —
Auf einmahl — ſauſt's im Thurm,
Als kreiſete ein Sturm.
Es ziſcht und drängt und ſteigt und kracht;
Hoch, hochauf fliegt das Dach,
Und alle Seitenſteine nach;
Und gleichſam vom Vulkan gezwängt,
Lag da der ganze Thurm zerſprengt.

Ein Knall war, eine Flamme nur,
Doch über alles Maß entſetzlich.
Zuſammen kamen ſie, und plötzlich.
Nicht ernſtern Ruf und Schein hat die Natur.
Es war, als wollte ſeine Ankunft Gott
Zum allgemeinen Weltgericht verkünden.
Und unterm Thurm noch gor's, und qualmt', und ſott,
Die Erde alles Feuers zu entbinden.
Hoch aus den Flammen flogen
In weitem langen Bogen
Die Quaderſteine, Bomben, Menſchenglieder,
Und geſchten in dem nahen Strome nieder.
Die Straßenpferde ſprangen in die Fluth,
Und riſſen Mann und Wagen mit und Gut.
Die Stadt hob, auf den Knall gleich, leicht ſich auf,
Gleich einem großen Floß,
Das von des Ufers Stoß
Zurück dann fährt auf höhern Wellenlauf.
Selbſt aus der Böden Ritzen quoll
Der Staub Gewölb und Zimmer voll.
Und draußen wurden dichter Sand und Dampf,
Und Wind und Flammen heftiger im Kampf.
Hinab vom Sud der Atmoſphäre
Drückt ängſtend die Erſtickungsſchwere.
Doch im Zerſtören auch beweiſt
Sich noch ein milder Schonungsgeiſt

Gott ſtrahlt vom Stern uns auch in Nacht.
Allmählich nun verhallt die Wuth,
Beruhigt ſich die wildentlaſſne Macht;
Im Menſchen hebt ſich nach und nach der Muth.
Schon weiter hin landauswärts zogen
Die wolkigen Salpeterwogen.
Jetzt war erſt die Verheerung recht mit Grauen,
Die Trümmerſtätte Stunden weit zu ſchauen.
Durchſichtig hingen die Gebäude;
Und zwiſchen wallendem Getreide
Lag hier und da ein Leichnam unter Bränden,
Und alles Feſte aus den Bänden.
Der Baum und das Geſtäude
Auf ſchwarzem Boden ſtand's entlaubt,
Graus wie ein haarverſengtes Haupt.
Das Mauerwerk im nähern Kreis
War noch ganz glühend heiß,
Und alles Holzwerk war verkohlt.

Allein, wie auch ſich alle nun erhohlt,
Vom Schreck, und ſchon die Schritte wagen,
So nach und nach: mocht' Keiner doch die Hand
Sobald noch auf die Bruſt ſich ſchlagen,
Um ſich zu nahen, wo der Thurm einſt ſtand.
— Wer wagte ſich zuerſt zum alten Rain?
Wer Andrer konnt' es als der Vater ſeyn?

Ein Vater achtet Gluth und Fluthen nicht,
Hinrennet er durch Nacht und Brandgericht
Weiß er ſein Kind nur in Gefahr.
Der Vater Hanſens geht gefaßt drauf zu,
Und denket: Iſt mein Sohn hin, ſey's auch du!
Er naht, — und naht, — und naht, und — wunderbar!
Bald ſieht er ſeinen Liebling ſchon.
Der Steine Fall hat über Hanſens Haupt
Ein Schilderhaus gebildet, daß der Sohn,
Zwar des Bewußtſeyns noch beraubt,
Doch wundenlos, mit friſchem Schlag
Des Herzens, wie im Schlummer lag.
Der Vater ſieht, ſtaunt, greift dem Sohn
Ans Herz, fühlt Leben noch,
Und ſchreyt im überhellen Ton:
Herbey, herbey eilt alle doch!
Da ſehet Gottes Wunder, Gottes Gnade!
Mein Sohn liegt hier noch ohne Schade,
Bewacht von ſeinem Cherubim.
Und nach und nach
Wird Hans bald wach,
Erhohlet ſich, erkennet ihn,
Und ſinkt an ſeinen Hals,
Der Vater ebenfalls,
Und beyde auf die Erde
Zu Gott mit dankender Geberde.

Der Vater rief, die Hände hochgefalten:
O Sohn, mein Sohn, mein guter Sohn!
Zu deiner Kindesliebe Lohn
Hat Gott dich mir erhalten.
Hans — lächelt ihm, und ſpricht:
Ich hab' dir's ja geſagt, ich bliebe
In ſolchem Unfall nicht.
Davor beſchützt mich Gott und eure Liebe.
Geſund ging Hans vom Schauerort,
Geführt von ſeinem Vater, fort.

Friedrich Reil.

Der Edelſtein.

Ein König ward mit Ehren alt
Auf ſeinem Throne, den Gewalt
Weit minder als die Liebe ſchützte,
Die Jedermann vom Auge blitzte,
So oft er ſich dem Volke wies;
Denn was er that und was er ließ —
Er ließ und that's dem Volk zum Frommen,
War Niemand je vor ihn gekommen
Und hatte ſeines Rechts begehrt,
Dem er's nicht gern und ſchnell gewährt.
Der König ſtarb; das Volk beweint
Drey Tag' ihn öffentlich, vereint
Sich drauf um die verwaiſte Krone,
Und ſetzet dankbar ſie dem Sohne
Des Vielgeliebten auf; allein
Es ſollt' ihm nicht vergolten ſeyn:

Der Jüngling ſtürmt' in wilden Freuden,
Kalt blieb er bey des Volkes Leiden,
Und niemand, edel wie gering,
Gruß oder Dank von ihm empfing.
Deß wandelte ſich Lieb' in Haſſen,
Und, zog er prunkend durch die Straßen,
Kein Volksſtrom ihm entgegen wallt,
Kein freudig Lebe hoch! erſchallt,
Bleibt Jeder, ohne umzuſehen,
Bey dem, was g'rad er vorhat, ſtehen.
Der König zürnt und ſchilt und droht,
Des Volkes Trotz ihn überboth.
Als er mit Übel nichts gewann,
Da bath er einen weiſen Mann,
Daß er ihm Wahrheit nicht erlaſſe,
Und ſage, weß' ſein Volk ihn haſſe,
Das ſonſt gehorſam, ſanft und klug,
Den Vater auf den Händen trug?
Herr! ſpricht der Mann, ihr ſollt's erfahren,
Ich weiß darum ſeit langen Jahren.
Eu'r Vater, in geheimer Kunſt
Kein Fremdling, feſſelte die Gunſt
Des Volkes, das euch abhold fliehet,
Bis höhre Macht es an euch ziehet
Durch einen Stein gar ſeltner Art;
Wo der im Lichte ſpiegelnd ward,

Daß ihn die Leute mochten ſehen,
Da konnte Niemand widerſtehen;
Es riß ihn der bewegte Sinn
In Ehrfurcht zu dem Vater hin.
Der hielt ſo hoch des Steines Tugend,
Daß er von ſeiner erſten Jugend
Ihn bey ſich führte, wo er ging.
Der Stein an ſeinem Hute hing;
Gefiel es euch, ihn auch zu tragen,
Mein Haupt ſoll man herunter ſchlagen,
Ihr dürft es nimmermehr bereu'n,
Er trägt euch Lieb' und Ehrfurcht ein
Auf's mindeſte durch tauſend Stunden.
Ich habe dieſen Stein gefunden,
Gebiethet: er ſoll euer ſeyn!
O, fiel entzückt der König ein,
Nur her damit, daß ich ihn kenne,
Mich lebenslang von ihm nicht trenne,
Erprob' ich ſeine Wunderkraft.
Hin geht der witz'ge Mann, und ſchafft
Sich einen Stein, der purpurn Feuer
Dem Auge ſpielt, und ſetzet, theuer
Gefaßt in goldnen Strahlenrand,
Ihn auf den Hut, den ſeine Hand
Dem König reicht. O Herr! ſpricht er,
Da bring ich euch mein Kleinod her,

Nun prüft, ob ich zu viel geſaget!
So oft ihr auf dem Haupt ihn traget,
Erweckt euch Ehrfurcht dieſer Hut:
Der König ſprach: ſo iſt er gut!
Und ſetzt ihn auf, ruft ſeine Knappen,
Und ſchwingt ſich auf den ſtolzen Rappen,
Zu ſehen, was der Stein vermag.
Da ruft der witz'ge Mann ihm nach:
Ich darf euch Eines nicht verſchweigen,
Ihr müſſet, um den Stein zu zeigen,
Das Haupt mit edlem Anſtand neigen,
Sobald ihr wo des Volkes ſeht:
Gebt Acht, wie es dann ſtille ſteht
Und, von des Steines Kraft bezwungen,
Euch preiſet mit beredten Zungen.
Der König thut nach dieſem Rath,
Und, wenn er wo dem Volke naht,
Verſäumt er nicht das Haupt zu neigen.
Sie nehmen es für Gruß, da ſteigen
Rings ihre Jubel in die Luft,
Und einer zu dem andern ruft,
Daß es der König ſelber höret:
Ein böſer Geiſt hatt' uns bethöret,
Dem König Heil, dem König Glück!
So trabt er in die Burg zurück,
Froh eines Volkes, das ihn ehret,

Das Volk froh, daß er ſich bekehret.
Da trat der weiſe Mann ihn an:
Der Stein hat ſeine Pflicht gethan,
Ich leſ' es, Herr! in euren Mienen,
Doch ſoll er euch ſo lange dienen,
Bis euch das Schickſal uns entrafft,
Verwirket ihm nicht ſeine Kraft,
Indem ihr ihm ſein Recht verſaget;
Ich nenn' es, Herr! euch unverzaget.
So Jemand über Unbill klaget,
Hört ihn und haltet ſchnell Gericht;
Frohlock' im Land kein Böſewicht.
Und ſtänd' er nah an eurem Throne!
Die letzte Perl aus eurer Krone
Verpfändet, um des Volkes Laſt
Zu leichten, dieſe Schmeichler haßt,
Die euer Herz von Wahrheit wenden,
Den Armen gebt mit beyden Händen,
Sonſt iſt der edle Stein entehrt
Und alſo ſeine Kraft zerſtört,
Daß, eh' es euch als Herrn ertrüge,
Das Volk des Staates Bau zerſchlüge.
Der König hört mit Schaudern zu.
Getreuer Mann! ſo weiche du
Von Stund an nicht von meiner Seite,
Und lehr' und warne mich und leite,

Zu herrſchen nach des Steines Recht —
Ihn zu bewahren ungeſchwächt.
Ich thu' es gerne, ſprach der Weiſe
Der König kam zu jedem Preiſe,
Der ſeinen Vater einſt geſchmückt;
Beglückend herrſcht' er und beglückt.
Und ſterbend noch das Haupt er neigte,
Den edlen Stein dem Volke zeigte.

J. G. Meinert.

VII.

Sonetten.

Ihre Garderobe.

(In vier Sonetten, von J. P. C. Grafen v. Sermage).

1.

Könnt ich als Pelz die Liebliche umfangen,
Wer ſpräch es aus, dieß ſelige Behagen,
Bald würde ich zum ſchönen Ziel gelangen,
Von dem mich fernt mein ſchüchtern blödes Zagen.

Dann dürft mir nicht vor ihrer Nähe bangen,
Denn feſt umſchlungen würde ſie mich tragen
Und nah und näher meinem Gluthverlangen
Ein freundlich heller Liebesmorgen tagen.

An meinem Innern würde ſie erwarmen
Und ſtrich das Rauhwerk ſie mit zarten Händen,
Würd' ihm elektriſch Feuer ſchnell entknittern.

Ein leiſer Schmerz durch ihre Seele zittern,
Und meines Schickſals Blatt ſich plötzlich wenden,
Denn, wer erſt ſelber leidet, kennt Erbarmen.

2.

Und welch ein Glück! als Shawl nun zu belauſchen,
Wie aus dem Herzen Seufzer ſich erheben,
Die als Gebethe himmelaufwärts rauſchen
Das Ideal der Sehnſucht zu erſtreben.
Mit keinem Gott will ich die Stelle tauſchen;
Denn Gegenliebe macht erſt ganz das Leben,
Und ſich an ihrem Nektar zu berauſchen,
Am Süßeſten, iſt nur dem Shawl gegeben.

Denn jedes Odems heimlich Niederwehen,
Des Herzens Schlag, der ſich bald ſenkt, bald hebet,
Der raſcher itzt, und itzt gemeßner gehet,
Am Shawl ja iſt's, an dem er nieder wehet,
Und er nur fühlt's, wie dieſes pocht und bebet;
Denn was er bergen ſoll, darf ſelbſt er ſehen.

3.

Als Demantkette ihren Hals zu ſchmücken,
Als Diadem mich in ihr Haar zu winden,

Das ſicherte mein himmliſches Entzücken,
Und Furcht und Angſt müßt' alſogleich verſchwinden:
Wenn Nebenbuhler lüſtern nach ihr blicken,
Würd' ich der Strahlen ganze Pracht entbinden,
Und Blitzen gleich durch ihre Augen zücken,
Bis vor der Huldina Antlitz ſie erblinden.

Und was an Glanz und Feuer ich entzogen
Der edlen Steine zierlichen Gewinden,
Das könnten bald weit herrlicher ſie ſaugen
Aus der Geliebten wundervollen Augen,
Die mit dem klarſten Sonnenlicht verbinden
Die ſanfte Bläue aus dem Regenbogen.

4.

Wär's mir vergönnt, die Theure zu umſchlingen,
Als Negligee — dann würd' die Liebe ſiegen,
Ein Balſam heilend meine Bruſt durchdringen
Und ich ins Reich der Seligkeiten fliegen,
Das höchſte Weſen in den Sternenringen,
Die im Azur ſich auf und nieder wiegen,
Das wäre ich, denn ſelbſt würd' ſie mich zwingen
An ihre Reitze ſanft mich anzuſchmiegen.

Nur mir allein wär' dieſes Vorrecht eigen,
An ihre Formen traut mich anzufalten, —

Ich trag' ihn nicht den wonnigen Gedanken,
Die Gränzen zwiſchen Geiſt und Sinnen wanken, —
Vor meinem Blick verfließen die Geſtalten —
Und meine Saiten — zittern nur — und — ſchweigen. —

Ergebung.

Ob ſteil und klippenvoll auch Ufer ragen,
Sich Wirbel dreh'n, Sandbänke rings erheben:
Fahr' hin, den Strom, mein Schifflein, ohne Beben,
Wohin die Winde dich und Wellen tragen.

Wohin dich Sturm und Nacht auch mag verſchlagen,
Die Segel muß der Hoffnung Hauch beleben,
Die Liebe hohen Todesmuth dir geben,
Und leitend ſein Geſtirn dem Glauben tagen.

So fahre hin! Zerſchellſt du auch in Trümmern,
In ungeſtümer Wogen wildem Spiele,
Sie alle treiben hin zu einem Ziele.

Siehſt du nicht jenſeits Morgenröthe ſchimmern?
Dort ſammeln ſich des Lebensſtromes Wellen
Zum Meer', dem ew'ge Wonnen reich entquellen.

N. Walther.

Heimath.

Laß immer dich in gold'ne Feſſeln ſchlagen,
Mit welchen die Alltäglichkeit nur gleißt;
Leb' in dir ſelbſt, unlenkſam freyer Geiſt!
Du magſt die Farbe dieſer Welt nicht tragen.

Stolz iſt das Glück; nach ſeiner Gunſt mag jagen,
Weß roher Sinn ſich vollbefriedigt preist,
Wo niedre Habſucht ihn zum Ziele weist,
Das zu erraffen, tauſend Wünſch' ihn nagen.

Du haſt, mein Geiſt! in ſchönern Regionen
Dich angebaut, zwar einſam da zu wohnen,
In höh'rer Liebe ſtill da zu verglüh'n:
Doch, wie dich aufwärts deine Wünſche zieh'n,
So neigt ſich ſternenvoll der Himmel nieder,
Und labet dich im Lichtquell ſüßer Lieder.

R. Walther.

Der Mitteler.

An Enekes.

Es loh't in mir ein unverlöſchbar Feuer,
In reine Lüfte ſtrebt es hoch empor,
Es ſucht die Bahn zum lichten Sternenchor,
Und meine Seele glüht in hehrer Feyer.

Von meinen Augen ſinkt der ird'ſche Schleyer,
Tief wehet unter mir der Wolkenflor,
Aufthut ſich mir der Himmel Strahlenthor,
Ich lebe neu! es regt der Geiſt ſich freyer.

Verzehren müßten bald mich dieſe Flammen,
Die mächtig nur nach ihrer Heimath ſtreben,
Zum Quell des Lichtes, welchem ſie entſtammen:
Nur, wer den Drang des Herzens kann erwiedern,
Thaut nährend Öhl in mein verglühend Leben,
Der Freund nur kann der Erde mich verbrüdern.

R. Walther.

Mein Troſtgeſtirn.

An Emma.

Mit Wolken iſt mein Leben oft umhangen,
An Klippen ſeh' ich alle Mühe branden,
Der Hoffnung fluthgeworf'nen Nachen ſtranden,
Und ringen, bis Untiefen ihn verſchlangen.

Es ſinkt auf mich oft dumpfes Schwermuthsbangen,
Denn, ach, die blumigen Geſtade ſchwanden,
Wo ich nach Stürmen dachte froh zu landen,
Um nur den Kranz des Dulders zu erlangen.

Nur du zertheilſt den nächtlich düſtern Flor,
Der meinen Jugendhimmel überzogen,
Und trittſt, mein helles Troſtgeſtirn! hervor.
Verliſcheſt einſt auch du mir, ſüßer Strahl,
So nehmt mich auf ihr finſtern Abgrundswogen,
Und brauſt mit mir hinab in's Todesthal.

R. Walther.

An die Sonnenblume.

Zur Sonne treu das Flammenhaupt gewendet,
Verglüht, o gold'ner Blumenſtern! dein Leben;
Zu ferne wandelt deiner Wünſche Streben,
Sie, welche Farb' und Glanz dir milde ſpendet.

Und wie die Hehre ihre Bahn vollendet,
So neigſt du, trüber Wehmuth hingegeben,
Den Sehnſuchtsblick, dem Thränen hell entbeben,
Still harrend, bis ihr Strahl auch Tod dir ſendet.

Dein Loos, o traute Blum'! iſt mir beſchieden,
In kühner Liebe will mein Herz verglühen,
Und kann in ſeinem Schmerze nie ermüden.
In fernem Anſchau'n muß ich mich beſcheiden,
Der zarten Huld, die auf mich ſtrahlt, entziehen;
Ach! nie auf Erden keimen meine Freuden!

K. Walther.

Beruf.

Wie kläglich iſt's, ein Leben früh zu enden,
Das heiß im Drang nach edler Größe glühet,
Ein tauſendknoſpig Reis im Lenze blühet,
Eh' Thaten ihm verdiente Kränze ſpenden.

Die Kraft der Jugend darfſt du nicht verſchwenden,
Sie iſt ein Pfeil, der raſch zum Ziele fliehet,
Wer frühe ſchon ſich Adler fühlt, ihn ziehet
Die Sonne früh, nach ihr den Flug zu wenden.

Wie herrlich ſtrahlen grauer Vorzeit Sterne,
Und leuchten weit in dunkler Nachweltsferne!
Der iſt beglückt, der ſeinen Ruhm ſich ſchuf!
Wer in die Zeit geſä't, hat ew'ge Saaten,
Schläft, wie auf Blumenkiſſen, ein auf Thaten,
Es lebt ſein Geiſt, erfüllt iſt ſein Beruf.

R. Walther.

Des Weibes Weſen.

(In ſieben Sonetten.)

1.

Das Mädchen.

Die Roſe drängt ſich aus dem Mutterſchooße,
Sie ſchaut des lauen Morgens Purpurgluthen,
Die ſie mit Licht und Frühlingsluſt umfluthen,
Und ſieht erkieſet ſich zu höh'rem Looſe.

Das Mädchen gleicht der aufgeblühten Roſe,
Es ahnet nicht, daß auch die Herzen bluten,
Weil in dem Herzen keine Sorgen ruhten,
Das noch umbuhlt vom ſchuldloſen Gekoſe.

Doch flimmert kaum ein Strahl aus dunkler Ferne,
So öffnet ſich der Kelch der duft'gen Blüthe,
Und Welt und Himmel fließt in eins zuſammen.

Das Mädchen blickt nach einem ſchön'ren Sterne,
Es wird ihm wunderbar tief im Gemüthe
Und ſeinem Aug' entſtrömen Freudenflammen.

2.

Die Jungfrau.

Ein ſchön Gewand die ſanfte Lilie kleidet
Der Blumen holde Unſchuldsköniginn,
Zum Sternendom ſchaut ſie mit reinem Sinn,
Und will geliebt nur ſeyn, doch nicht beneidet.

Der Lilie Glanz des Jünglings Auge weidet,
Schaut er ſie an der Bruſt der Jungfrau glüh'n,
Die ſich mit ſtillem Bangen ſehnet hin,
Wo Liebesluſt vom Leben nimmer ſcheidet.

Sie bauet Tempel ſelbſt in ihren Träumen,
Und Reinheit wahrt den heiligen Altar,
Wo Opfer lodern, die das Herz entzündet.

Die Liebe lebt in Welt und Himmelsräumen,
Sie lebt in ihr, ſo gibt ihr Blick es dar,
Der freundlich lächelt, wenn er Gleiches findet.

3.

Die Gattinn.

Wo Roſen ſich und Lilien verſchlingen
Im Frühlingsglanze, der ſie hold beſcheinet,
Wo Liebesdrang der Sehnſucht ſich vereinet,
Da Engel ſich in ſtiller Luſt umfingen.

Das Ew'ge muß an's Herz des Weibes klingen,
Der Liebe Luſt aus ihr entſprüh'n gereinet,
Und was es treibt, und was es ſinnt und meinet,
Aus Innen ſternenklar und freudig dringen.

Am Born des Lebens ſproßt die duft'ge Pflanze,
Sie treibet Blüthen, die für Fernes reifen,
Aus ihrem üppig weichen Blumenſchooße.
So keimt aus ihr das Schöne und das Große,
Und wie auch deine Blicke um ſich ſchweifen,
Das Schönſte iſt das Weib im Lebenskranze.

4.

Die Mutter.

Die Blume neigt die bunte Farbenkrone,
Weil drängt die Frucht aus ihrem Kelch hervor,

Die ſchaut von Nacht befreyt zum Licht empor,
Sich preiſend, daß ſie in dem Leben throne,
Die Mutter fühlt zum höchſten Erdenlohne,
Da ſich, der erſten Blüthe Schmuck verlor,
Daß ſie ihr Gott zu Höherem erkor,
Und Leben reife unter jeder Zone.

Das Kindlein fühlt ſich froh an ihrem Herzen,
Sie lächelt froh und fromm zu ihm herab,
Und Himmel ſpiegeln ſich in ihren Blicken.

Zu ſüßen Wonnen wandeln ſich die Schmerzen,
Sie ruft dem Kindlein zu im Hochentzücken:
„Zur Sternenheimath ſchau, der ich dich gab!“

5.

Die Matrone.

Die Blüthe ſenkt ihr Haupt zur Erde nieder,
Der Abend naht im purpurfarb'nen Kleide,
Und bleiche Sternenbilder, ſein Geſchmeide,
Strahlt er aus ſich ein neues Leben wieder.
Aus weiter Ferne klingen Liebeslieder,
Als ob die Liebe ſchon das Leben meide,
Weil aus dem Leben wich die leichte Freude,
Und reges Streben in der Bruſt ward müde.

Es ſproſſen Knoſpen um die welke Blume,
Aus Nächten glühen helle Mondenſtrahlen,
Und mit dem Herbſthauch buhlet Frühlingswehen; —

So prangt ſie, wie im ſtillen Heiligthume
Im frommen Kinderkreiſe, kannſt du ſehen —
Das Heil'ge ſich in ihrem Auge mahlen!

6.

Die Greiſinn.

Das ernſte Leichentuch liegt ausgebreitet
Um die Natur im ſtarren Eisgewand,
Doch nicht aus ihr das rege Streben ſchwand,
Das Leben ſelbſt im Grabesſchooß bereitet,
Und ob auch alles hin zum Ende deutet,
Die Sterne bürgen für ein beſſ'res Land,
Wo Liebe ſtets die Liebe blühend fand,
Ihr Gluthengeiſt das Ew'ge hält und leitet. —

So ſteht ſie da, gebeugt, den Pilgerſtab
In ihrer Hand, mit dem zum Sarg ſie wanket,
Die Greiſinn, und doch lächelt aus ihr Leben.

Drum darf ſie freudig Neues ſich erſtreben,
Und da dem Leben ſie am Scheidweg danken,
Mit ruh'gem Blick ſich legen in ihr Grab.

7.

Ihr Ganzes.

Die Roſe duftet hold im Morgenſcheine,
Die Lilie liebt der Sternnacht dunkle Bläue,
Doch herrlich blühen ſie zur Morgenweihe,
Sind ſie zu ſchau'n im heiligen Vereine,

Und welken ſie, ſo ſtrahlet noch das Reine,
Vom Grab der Blüthen, wie das Bild der Treue,
In ſchöner Engel lichtumſtrömter Reihe,
Daß mild der Tod ſich mit dem Leben eine.

So wächſt und blüht und wirkt das Weib der Liebe,
So muß das Göttliche aus ihm erkeimen,
Und neuen Reizes immer ſich erwerben. —

Es folgt dem Gotterglühten reinem Triebe,
Luſtſpendend ſteht es in des Weltthals Räumen,
Und bleibt gleich ſchön im Leben wie im Sterben.

Ph. Millauer.

Auf
das Gemählde des heiligen Johannes.
Von Rafael, in der Gallerie zu Florenz.

Von ſeinem Felſenſitze hingeneiget,
Dem Kreutze zu, den ſchönen Jüngling ſehet,
Und wie, woher der Welt Errettung wehet,
Die Hand empor vertrauungsvoll uns zeiget;

Und wie des Himmels Gnade niederſteiget,
Den Lichtſtrom ſeht, der dort dem Kreutz entgehet,
Ein Bild der Weihe, die er nun beſtehet,
Die noch ſein Mund geheimnißvoll verſchweiget.

Ha, wie die Augen, hergewandt, nun flammen!
Es muß der Fels der Kraft des Fußes weichen,
Die Stirne zieht gefaltet ſich zuſammen.

Nun wird er Ihn den Gott der Welten nennen,
Den Heldenarm wird er der Wahrheit reichen,
Und ſie mit Wort, mit That und Tod bekennen.

Graf Thurn.

An mein Ideal.

O blicke nicht mit trübem Angeſicht,
Du Kind der Phantaſie, auf mich hernieder;
Dein Flüchtling fand des Urbilds Züge nicht,
Und kehret gern in deine Heimath wieder.
Bey dir nur ſtrahlt der Schönheit Roſenlicht,
Und Sympathie ſchwingt hier nur ihr Gefieder,
Auf ewig dein, welch himmliſch ſüße Pflicht!
Erwählſt du mich zu deinem Trauten wieder.

Nicht untreu ward ich dir, ich ſuchte dich,
Und manches Bild ſchien deinen Reitz zu ſtrahlen,
So liebewarm, ſo traut, ſo jugendlich,
Wie Mädchenträume ferne Freuden mahlen.
Doch jeder Reitz, der deiner Schönheit glich,
Er war erborgt, und konnte nicht gefallen.

Franz Wallner.

VIII.

Lieder.

Mädchen und Mädchen.

Wer ſo nach jedem Mädel rennt
Das iſt ein dummer Wicht,
Wer immerdar vor Liebe brennt,
Der kennt die Liebe nicht.

Ein blaues Aug', ein rother Mund,
Ein ſchwanenweißer Arm,
Die machen freylich wohl zur Stund'
Auch Philoſophen warm.

Doch wenn dieß Auge Jedem lacht,
Der Mund mit Jedem ſpricht,
Reitzt wohl das Aug' des Auges Pracht,
Doch reitzt das Herz es nicht.

Dem Geld, dem Buhlen unterthan,
Bekömmt's, wer es begehrt;
Was jeder Bube haben kann,
Iſt nicht des Mannes werth!

Nicht etwa, daß du dir verſagſt
Den flüchtigen Gewinn,
Nein, nimm dir, was du haben magſt,
Doch wirf es wieder hin.

Und ſpare Gold und Bitten nicht,
Und Schmeicheley'n dazu,
Doch, wenn dir's nur den Sinn beſticht,
Da laß' das Herz in Ruh'.

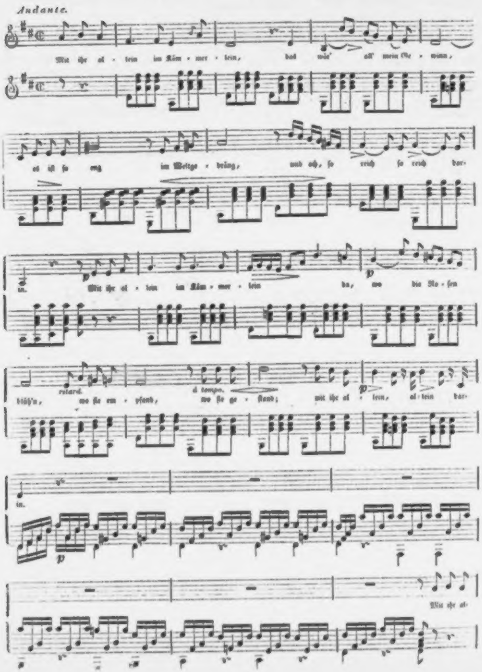
Es iſt ein Wörtlein, wenn du's weißt,
Weißt du, was Liebe ſey,
Und weißt du, wie das Wörtlein heißt?
Es heißt: dem Einen treu.

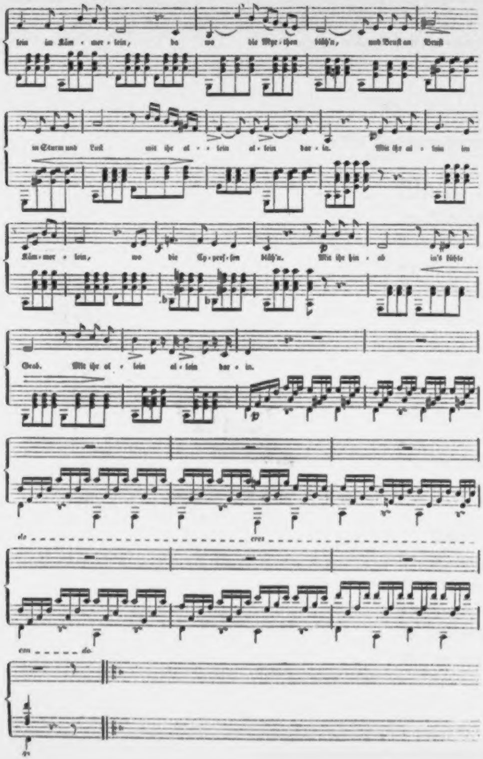
Drum, wenn ein Herz an deinem ſchlägt,
Ein Herz, das dich verſteht,
Ein Herz, das deinen Kummer trägt,
Mit dir durch's Leben geht,

Da halt' es feſt in Sturm und Noth,
Begehr' ein and'res nicht.
Und halt' es feſt bis in den Tod,
Daß es an deinem bricht!

Deinhardſtein.

In Muſik geſetzt
von Herrn Carl Freyherrn v. Braun.


Andante.
Mit ihr al - lein im Käm - mer - lein, das wär' all' mein Ge - winn,
es iſt ſo eng im Weltge - dräng, und ach, ſo reich ſo reich dar - in.
Mit ihr al - lein im Käm - mer - lein da, wo die Ro - ſen
blüh'n, wo ſie em - pfand, wo ſie ge - ſtand; mit ihr al - lein, al - lein dar - in.
Mit ihr al-
p
retard.
à tempo.


lein im Käm - mer - lein, da wo die Myr - then blüh'n, und Bruſt an Bruſt
im Sturm und Luſt mit ihr al - - lein al - lein da - rin. Mit ihr al - lein im
Käm - mer - lein, wo die Cy - preſ - ſen blüh'n. Mit ihr hin - ab in's kühle
Grab. Mit ihr al - lein al - lein da - rin.
p
p
de - - - - - - - - - - cres - - - - - - - - - -
cen - - - - do

Mit ihr allein.

(Mit Muſik von Herrn Carl Freyherrn von Braun.)

Mit ihr allein
Im Kämmerlein,
Das wär' all mein Gewinn;
Es iſt ſo eng
Im Weltgedräng,
Und ach! ſo reich darin!

Mit ihr allein
Im Kämmerlein,
Da, wo die Roſen blüh'n;
Wo ſie empfand,
Wo ſie geſtand,
Mit ihr allein darin!

Mit ihr allein
Im Kämmerlein,
Da wo die Myrthen blüh'n;
Und Bruſt an Bruſt,
In Sturm und Luſt,
Mit ihr allein darin!

Mit ihr allein
Im Kämmerlein,
Wo die Cypreſſen blüh'n;
Mit ihr hinab,
In's kühle Grab,
Mit ihr allein darin!

Deinhardſtein.

Die Lieder vom treuen Sänger.

1.

Ich ſaß im grünen Gras,
Der Himmel, der war rein,
Und wie ich da ſo ſaß,
Fiel mir ein Liedel ein.

Es kam recht vom Gemüth,
Aus heit'rer Phantaſey,
Und ſing' ich ſo ein Lied,
Wird mir recht wohl dabey.

Da kam ein reicher Graf,
Da g'rad den Rhein entlang:
„Ey Sänger! du ſingſt brav,
Mir wohlgefällt dein Sang.

Komm mit mir auf mein Schloß,
Dort, dorten ſteht's am Rhein,
Sollſt haben dann mein Roß,
Und trinken meinen Wein."

„Mein Schloß iſt Wieſ' und Wald,
Und dieſe grüne Au.
In euerm Schloß iſt's kalt,
Und hier die Luft ſo lau.

Zwar euer Roß und Wein
Behagte mir wohl, traun!
Doch mehr die ſüße Pein
Im Dienſte meiner Frau'n.

Ihr Lob ſing' ich ſo lang,
Als Leben in mir wohnt,
Wenn ihr gefällt mein Sang;
Bin ich genug belohnt.

Wir Sänger ſind ſchon ſo,
Gebt uns die ganze Welt,
Uns macht doch nichts ſo froh,
Als die, die uns gefällt!" —

2.

Am andern Tag da kam
Der Graf zur ſelben Stund',
Und als er wahr mich nahm,
Sprach ſo erzürnt ſein Mund:

„Du büßeſt es, Geſell!
Ziehſt du ein Weib mir vor,
Und folgſt mir nicht zur Stell'
Hin auf mein Schloß, du Thor!“

Allhier auf dieſer Au
Zuerſte mir erſchien
Die minnigliche Frau,
Der ich in Züchten dien'!

Und hier von dieſer Au,
Da wank' und weich' ich nicht,
Auf daß ich wieder ſchau'
Mein mildes Lebenslicht.

Muß ich von dieſer Au,
Verwelkt der Sang in mir,
Wie, wenn da fehlt der Thau,
Die Blümlein ſterben ſchier.

„Wohlauf, ihr aus dem Troß!
Alſo gebieth' ich euch:
Bringt dieſen auf mein Schloß
Gefeſſelt alſogleich!“

3.

Da ſitz ich im Verließ,
Und ringsum iſt es Nacht,
Und draußen mit dem Spieß
Ein Knecht ſie gar bewacht.

Der Graf 'nen Thor mich hieß,
Und hat mich ausgelacht;
Wohl weiß er nicht, wie ſüß
Die Minne Leiden macht.

Ach, könnt' ich ſo ins Grab
Für meine Fraue geh'n,
Die mir mein Leben gab,
Mit Freuden ſollt's geſcheh'n.

Käm' ſie vom Schloß herab,
Wann thät der May erſteh'n,
Und pflückt' von meinem Grab
Ein Blümlein mild und ſchön;

Und ſteckt' es in ihr Haar
Und vor die Lilienbruſt,
Und küßte es wohl gar —
Wer nennt mir höh're Luſt?!

Im Hochzeitsbette war
Kein Bräut'gam ſo voll Luſt,
Als ich wär's in der Bahr!
Würd' ich mir deß bewußt.

Wär' die Luſt mir beſchert,
Kein König wär' ſo froh —
Hätt' dieß der Graf gehört,
Der lachte wieder roh.

Wohl and'res er begehrt,
Soll er da werden froh:
Doch mir iſt dieß nur werth,
Wir Sänger ſind ſchon ſo."

4.

Wer öffnet da die Thür?
Wer tritt denn da herein?
Herr Jeſus! ihr ſeyd's, ihr!
O ſüße Fraue mein!

„Die Kunde eurer Pein
Kam auf mein Schloß zu mir,
Und über Stock und Stein
Ritt her im Flug ich ſchier.

Mein Bruder hauſ't allhier,
Auf dieſem Schloß am Rhein,
Ich bath ihn für und für,
Da ließ er frey euch ſeyn.

Mein Schloß, das ſteht am Mayn
In luſtiger Revier,
Kommt mit mir, hauſet d'rein,
Wie in dem Herze hier."

In's Grab zög' ich mit dir,
Dieweil nur du allein
Biſt meines Lebens Zier,
Herzliebſte Fraue mein!"

5.

„Nun Sänger, ſag' mir an,
Warum wohl willſt du zieh'n
In's dumpfe Schloß fortan
Zu meiner Schweſter hin?

Viel ſchöner meines iſt,
Ich hab' viel rothes Gold,
Biſt reich in kurzer Friſt,
Wenn ich dir bleibe hold."

Wir Sänger ſuchen nicht
Was glänzt und ſcheinen thut,
Aus Gold wird kein Gedicht,
Doch durch 'nen frohen Muth.

Gebt mir die ganze Welt,
Mich macht doch nichts ſo froh
Als das, was mir gefällt —
Wir Sänger ſind ſchon ſo. —

Aloys Zeitteles.

Des Knabens Morgen- und Abendlied.

Ich hab' einmahl recht ſehr geliebt,
So innig und ſo treu,
So hat wohl keiner noch geliebt! —
Das iſt nun jetzt vorbey. —

Wenn ich in's Aug' der Liebſten ſah,
Wie ſchlug mir doch die Bruſt!
Weiß Gott! was ich empfunden da,
War nicht gemeine Luſt.

Weiß Gott! ich wünſchte da nichts mehr
Als in das Äugelein,
So blau und mild, ſo klar und hehr
Zu ſchauen ewig d'rein;

Zu ſtreicheln ihr das Lockenhaar,
Und manch' Mahl den Genuß
Vom blühend jungen Roſenpaar
Der Lippen einen Kuß.

Da haben ſie mich ausgelacht,
Die Cameraden mein,
Und ſangen ſo in ſpäter Nacht
Bey ihrer Flaſche Wein:

„Ein Narre, der ein Mädel freyt,
Und ſie nicht careſſirt,
Vom Mädel ſelbſt wird nicht geſcheid,
Und dumm er titulirt!“

Und ſangen ſie dieß wilde Lied,
So ſaß ich ſtill dabey,
Ganz anders ſtand's mir im Gemüth,
So ruhig, ſtill und treu.

Sie hatten Recht, ſie hatten Recht,
Die Cameraden mein!
Ein Narre, wer nicht wild und ſchlecht
Will unter Schlechten ſeyn!

Gar luſtig hab' ich d'rein gelacht,
Als ich in's Kämmerlein
Der Liebſten ſah in ſtiller Nacht
Den Jäger ſteigen ein.

Nun freylich, ſo ein Jägersmann,
Der kennt des Wild's Natur,
Und wenn er es nur haben kann,
Verfolgt er ſeine Spur.

Seit dieſem bin ich immer froh,
Ein luſtig Kind der Welt,
Treib's g'rad, wie die Cam'raden ſo,
Und ſieh' da! das gefällt.

Und werd' ich manch' Mahl doch betrübt,
Und denk' an einſt und jetzt,
Und wie ich hab' ſo treu geliebt,
Jed' Glück daran geſetzt.

Und ſteigen Thränen gar empor,
Und wird's mir ſchwer und bang,
Heb' ich das volle Glas empor,
Und ſing den wilden Sang:

Ein Narre, der ein Mädel freyt,
Und ſie nicht careſſirt,
Vom Mädel ſelbſt wird nicht geſcheid
Und dumm er titulirt!" —

Aloys Jeitteles.

Die Thränen und die Perlen.

Die Perlen.

Wir ruhen im Meere tief unten,
An zackigte Felſen gebannt,
Da hat uns der Taucher gefunden,
Getragen an's grünende Land;
Und ſchaut uns mit frohem Behagen,
Und freut ſich am glänzenden Schein,
Und taucht ohne bangem Verzagen
Jetzt wieder in Abgrund hinein.

Die Thränen.

Im menſchlichen Herzen tief unten,
Im Buſen verſchloſſen gebannt,
Da haben uns Schmerzen gefunden,
Zur lindernden Tröſtung geſandt;

Wie himmliſcher Thau, der von oben
Die duftenden Blumen erfriſcht,
So kommen wir perlend gezogen,
Mit lieblicher Wehmuth vermiſcht.

Die Perlen.

Uns reiht man zu glänzenden Schnüren,
Man trägt uns, mit Gold auch umfaßt,
Die Kronen und Frauen zu zieren
Sind wir ein willkommener Gaſt;
Wir ſtrahlen an Pracht-Diademen
So herrlich, ſo glänzend und klar,
Wir ſchmücken die lieblichſten Schönen,
Und ziehen uns freundlich durch's Haar.

Die Thränen.

Zu herzlichen, heiteren Freuden
Da ſtrömen wir Thränen auch wohl,
Willkommen in Schmerzen und Leiden
Verſcheuchen wir Zwietracht und Groll;
So binde die Perlen, die Thränen
Ein feſtes ein ewiges Band,
Geflochten von liebendem Sehnen,
Geſchlungen von freundlicher Hand.

Die Perlen und die Thränen.

Wir beyde ſind gleicher Geſtalten,
Wir ſtimmen ſo gern überein,
Und unſer verborgenes Walten,
Blickt durch den kryſtallenen Schein;
Die Perlen bedeuten ja Thränen,
Die Thräne iſt Perlen wohl werth,
Wenn freundlich das ſchmerzende Sehnen
In lindernde Wehmuth ſie kehrt.

Freyherr von Eyb.

Mein Leben.

In mich gekehrt, mit trübem Blick,
Ruf' ich die alte Zeit zurück;
Nichts gibt die Gegenwart mir mehr,
Die Zukunft, die iſt hoffnungsleer.

Die Bruſt iſt eng, das Herz ſchlägt bang,
Das Leben däucht mich gar ſo lang,
Und was mein Inn'res glühend ſpricht,
Die kalte Welt verſteht es nicht.

In jenen Bergen war's ſo ſchön,
Mein Echo ſang mir von den Höh'n,
Doch hier im dunkeln Nebelthal
Verklingt mein Lied, ein leerer Schall.

Zurück! zurück du Frühlingszeit,
Zurück aus der Vergangenheit,
Und ſcheuch den Froſt der Gegenwart,
In dem mein fühlend Herz erſtarrt.

Schließ mir den Himmel nochmahls auf,
Hemm meiner Thränen ew'gen Lauf,
Gib meine Freuden mir zurück,
Und meine Todten, und mein Glück. —

In mich gekehrt, mit trübem Blick,
Ruf' ich die alte Zeit zurück.
Umſonſt! denn fliehend kreiſcht ſie mir:
„Das Glück, es fürchtet ſich vor dir!“

J. P. C. Graf v. Sermage.

Auf Weihnacht.

Auf Weihnacht, auf Weihnacht, da ſind es zwey Jahr,
Daß einſt ich mein Hannchen gefunden,
Da hat uns die Gnade des Herrn am Altar,
Bis über den Tod hin, verbunden.

Auf Weihnacht, auf Weihnacht, da iſt es ein Jahr,
Daß einſt ich mein Hannchen verloren.
Was herrlich und lieblich auf Erden mir war,
Hat Erde ſich wieder erkoren.

Auf Weihnacht, auf Weihnacht, bald endet das Jahr:
Da bringt mich bey Hannchen zu Grabe!
Daß Staub ſich mit Staube, das zärtlichſte Paar
Dort küſſe, durchdringe, und habe!

F. Treitſchke.

Unter ihr Bild.

Wenn des Unmuths Flügel ſich entfalten,
Dunkle Bilder, gräuliche Geſtalten
Meine Sinne rings umſpannen,
Such' ich ſie an deinem Bild zu halten,
Denke an dein zauberiſches Walten,
Und der Unmuth — fleugt von dannen.

Wenn der Freude roſiges Gefieder
Mich umſchwebet — meine Augenlieder
Eine Thräne des Entzückens näßt —
Seh' ich auf dein holdes Bildniß nieder,
Wonnebeben zuckt durch meine Glieder
Und die Freude — halt ich feſt.

F. J. Haſſaureck.

Leben und Liebe.

Leben ohn' Liebe,
Was biſt du?
Bin kalt und trübe,
Wie Grabesdunkel,
Wie herbſtliche Nacht,
Ohn' Sterngefunkel,
Ohn' Mondespracht.
Leben ohn' Liebe, biſt arge Noth,
Leben ohn' Liebe, du biſt der Tod!

Leben ohn' Liebe,
Was treibſt du?
Bin ſtarres Getriebe,
Und mag mich nicht regen,
Und kann doch nicht ſteh'n,
Weil Gießbach verwegen
Mich zwinget zu dreh'n.

Leben ohn' Liebe, wie biſt du ſo bang,
Leben ohn' Liebe, biſt ewiger Zwang!

Leben ohn' Liebe,
Was willſt du?
Hab' allerley Triebe,
Und hab' keinen Willen,
Weiß niemahls, was,
Und muß es erfüllen
Ohn' Unterlaß.
Leben ohn' Liebe, was biſt du ſo ſchwer,
Leben ohn' Liebe, wie quälſt du ſo ſehr.

Leben ohn' Liebe,
Wohin gehſt du?
Die Ferne iſt trübe,
Kann nirgend verweilen,
Und raſte viel,
Muß fürder eilen,
Und habe kein Ziel.
Leben ohn' Liebe, was hilft dein Zieh'n?
Leben ohn' Liebe, du weißt nicht wohin!

Leben in Liebe,
Was biſt du?
Bin ſelber die Liebe,

Bin ſelber das Leben,
In Klarheit und Luſt;
Mag erleuchten und heben
Die menſchliche Bruſt.
Leben in Liebe, ſcheuchſt Nacht und Tod,
Leben in Liebe, biſt Morgenroth!

Leben in Liebe,
Was treibſt du?
Bin raſches Getriebe
Im menſchlichen Herzen,
Für Luſt und für Leid,
Für Wonnen und Schmerzen
Gleich fröhlich bereit.
Leben in Liebe, du himmliſcher Quell,
Leben in Liebe, wie rinnſt du ſo ſchnell!

Leben in Liebe,
Was willſt du?
Will nichts als Liebe,
Will ſelber mich finden
In ſeliger Luſt,
Um nimmer zu ſchwinden
Aus menſchlicher Bruſt.
Leben in Liebe, verlaſſ' uns nicht!
Leben in Liebe, bringſt Freyheit und Licht!

Leben in Liebe,
Wohin gehſt du?
Die Erde iſt trübe,
Kann hier nicht verweilen,
Und raſten viel,
Muß fürder eilen
Zu himmliſchem Ziel.
Leben in Liebe, o führ' uns hinan!
Leben in Liebe, biſt Himmelsbahn!

Dr. J. E. Veith.

An Euphraſia.

Wenn im Herzen
Süße Schmerzen,
Tiefes Bangen,
Mild Verlangen,
Und unendlich mächt'ges Sehnen
    Wogt und waltet,
Dann entquillen reiche Thränen,
    Dann entfaltet
Vor dem feuchten Augenſpiegel
    Sich des Himmels ſel'ge Ruh',
Und ein ſich'rer ehrner Riegel
    Schließt das Thor der Hölle zu.

Thränenumfeuchtet,
Doch erleuchtet,
Wolk'umfloſſen,
Doch erſchloſſen,

Will der Blick in Himmelsferne
Schier verfließen,
Wenn des Glaubens ew'ge Sterne
Ihn begrüßen;
Hoch im Oſt beginnt's zu tagen,
Friſches Morgenlüftlein weht,
Und es ſchwinden all die Klagen,
Jeglich irdiſch Leid vergeht.

O du liebe
Thränentrübe
Dornenloſe
Himmelsroſe,
Die in heil'ger Schöne glimmen
Ich geſehen,
Laß zu dir empor mich klimmen
Auf die Höhen,
Die der Herr dich ließ erſteigen,
Seine engelreine Magd!
Ja du willſt den Weg mir zeigen,
Rufſt mir freundlich: friſch gewagt!

Dr. J. E. Veith.

Die Eine.

Die Eine,
Die ich meine,
Die Holde, Heißerſehnte, nie Erſchaute,
Ach lebt ſie?
Oder webt ſie
Im Herzen nur, wie halberwachte Laute,
    Die von den leiſe bewegten Saiten
    Der Äolsharfe verhallend gleiten?

Die Eine,
Die ich meine,
Wohl kenn' ich ſie, und kann ſie nicht beſchreiben!
Wohl lebt ſie,
Wohl ſchwebt ſie
In meines Lebens innerſt tiefem Treiben,
    Doch bleibt es dunkel, dunkel immer —
    Ach, ſeh'n dich meine Augen nimmer?

Erſcheine,
Du Eine!
Das Leben zieht vorbey, die Jahre ſchwinden,
So traurig,
So ſchaurig,
Kann nirgends Freude, nirgends Ruhe finden;
Kalt iſt die Luft, das Herz, es harret,
Und harrt vergeblich, und erſtarret.

Du Eine,
Die ich meine,
Biſt du es? Biſt du endlich mir erſchienen?
Du Sehnen,
Ihr Thränen,
Halft ihr die hohe Wonne mir verdienen?
Ach nein, dich hat der Himmel eben
In reicher Gnade mir gegeben.

Du Eine,
Die ich meine,
Du ſtehſt vor mir, biſt wirklich auf der Erde!
Entrungen,
Entſchwungen
Bin ich nun aller laſtenden Beſchwerde,
Und wunderſame ſüße Töne
Umklingen mich von deiner Schöne.

Du Eine,
Die ich meine,
Wie durft' ich iemahls ſolche Wonne hoffen?
Ich zage,
Ich klage,
Von übergroßem Glück zu raſch getroffen; —
Ach, iſt es nur ein zaub'riſch Träumen,
Dann, Wachen, magſt du ewig ſäumen.

Du Eine,
Die ich meine,
Wie kannſt du Holde nur zu mir dich wenden?
O ſchicke
Die Blicke
Nicht allzuſcharf, möcht' deine Huld ſonſt enden!
Denn ach, was iſt's, das ich dir biethe,
Für ſolche Schönheit, ſolche Güte?

Du Eine,
Die ich meine,
Sag', wirſt du auch mir immer günſtig bleiben?
Herüber,
Hinüber
Dreht ſich des Glückes Rad im tollen Treiben;
Hab' nun ſeit vielen trüben Jahren
Schon ſeinen Unbeſtand erfahren!

Du Eine,
Die ich meine —
Wie flog mein Schifflein fröhlich ſchon vom Lande!
O weh mir,
O weh mir,
Da ſitz ich wieder auf dem dürren Sande!
Die ſchönen Träume ſind entflogen,
Das Glück iſt ſeines Wegs gezogen.

Du Eine,
O du Reine —
So haſt du doch zu ſcharf mich angeſehen?
Bedauernd,
Kaum trauernd,
Heißt du den alten Knaben fürder gehen —
Ja wohl er geht, der ſünd'ge Knabe,
Ach wär' er ſchon beym ſtillen Grabe!

Du Eine,
Sieh' ich weine,
Solang' ich lebe, rinnen meine Thränen —
Nie endet,
Nie wendet
Sich mehr des Herzens unbezwinglich Sehnen!
O finſtre Nacht, die mich umfloſſen,
Seit ſich der Himmel mir verſchloſſen!

Du Eine,
Die ich meine!
Du biſt und bleibſt doch ewig, die ich meine!
Nie ſcheiden
Die Freuden
Aus deiner ſel'gen Bruſt; ich aber weine,
Und wein' um dich, niemahls begnüget,
Bis daß der Thränenquell verſieget.

Dr. J. E. Veith.

Kleinmuth.

Muth, du Himmelsgabe,
Wirſt mir nie zu Theil?
Wenn ich dich nicht habe,
Blühe mir kein Heil!

Wenn ich ewig zage,
Niemahls ſicher bin,
Stets von neuem frage:
Ach, wo komm' ich hin?

Zwar den Tod nicht flieh' ich,
Feige bin ich nicht,
In Gefahren zieh' ich,
Heiſcht es Treu' und Pflicht.

Doch mein eignes Weſen
Iſt mir ſchwer verhaßt,
Mag in mir nicht leſen,
Bin mir ſelbſt zur Laſt.

Deß Gemüth erkranket,
Der ſich ſelbſt verläßt,
Und wer immer ſchwanket,
Der hält Niemand feſt.

Und ſo ſchwanden Tage,
Schwanden Jahre hin,
Stets die alte Plage,
Stets der matte Sinn.

Endlich da zu ſchauen
Mir gegönnet war
In liebholder Frauen
Strahlend Augenpaar,

Ward mir wohl zu Sinne,
Ward mir friſch zu Muth,
Dacht' in froher Minne,
Jetzt iſt alles gut!

Denn die Augen ſenkten
Sich zum ſüßen Gruß,
Und die Lippen ſchenkten
Mir den Schweſterkuß.

Aber ach, nicht lange
Stand es mit mir gut;
Wieder ward mir bange,
Wieder wich der Muth!

Solcher Augen Schimmer
Konnt' ich falſch verſtehn,
Dachte ſchon, auf immer
Müßt' ich von ihr gehn.

Sprach Ade zum Glücke,
Das ſich nie gewandt;
Macht' aus einer Mücke
Gleich 'nen Elephant.

Fing ſchier an zu weinen,
War ein Narr gewiß, —
Soll man da nicht meinen,
Daß ſie mich verließ?

Nein, ſie hielt mich feſte,
Gab mir neuen Muth,
Gab mir noch zum Reſte
Dieſe Lehre gut:

Ey du ſchwanker Nachen,
Irrend hin und her!
Stets wird dir das Lachen,
Nie das Weinen ſchwer.

Jede Sorge hegſt du,
Läufſt ihr ſorglich nach,
Jede Grille pflegſt du,
Gibſt ihr Dach und Fach.

Hält doch Muth und Glauben
Immer gleichen Schritt;
Läßt ſich eines rauben,
Geht das andre mit.

Wem der Glaube fehlet,
Der nur iſt verzagt,
Der nur iſt gequälet,
Der nur iſt geplagt!

Dr. J. E. Veith.

Liebesſinn.

Klarer lacht des Himmels Blau,
Grüner glänzen Flur und Au,
Heitrer ſpielt das Leben
Mir um die beglückte Bruſt,
Seit ich, meiner Seele Luſt!
Dir mein Herz gegeben.

Zarter prangt der Lilie Pracht,
Goldner leuchten durch die Nacht
Mir die ew'gen Sterne;
Lauer weht der Lüfte Kuß,
Bringend deinen Liebesgruß
Aus der milden Ferne.

Himmliſch=blau das Veilchen blüht,
Röther jetzt die Roſe glüht,
Alle Blumen ſprechen:
Silli! o, vergiß mein nicht!
Sonſt mein treues Auge bricht —
Nein! du wirſt's nicht brechen.

Ermin.

Lied.

Der Winter wich, und die Decemberſchauer,
Vom Fenſter floß des Froſtes Silberflor;
Die Lüfte weh'n, die Wellen rieſeln lauer,
Und Märzen glöcklein blühn aus Schnee hervor;
Da ſah ich Sie, an die ich — ſüße Trauer!
Mein Herz ſo bald, ſo ganz und gar verlor.
Ein Phias flog vom zartbeknospten Flieder
Recht heimlich auf die Lilienhand ihr nieder.

Darüber dämmern ſchon Vergangenheiten,
Von jenem paradieſiſchen Revier
Ach! ſcheiden blaugedehnte Länderweiten,
Noch mehr der Fluch der Herkunft mich von Ihr!
Doch ſtets, ein Himmelsbild aus beſſern Zeiten,
Seh ich in jedem Traume Sie vor mir!
Das Purpurkleid in Schnee hernieder fließen,
Wie ſeinen Saum die Märzenblumen küſſen.

Ein Mann leer' ich den Wehrmuthskelch, den herben!
Der Fügung trauend will ich untergeh'n;
Doch klanglos ſoll die Liebe mir nicht ſterben,
Ihr Frühroth mir nicht ſpurenlos verweh'n,
Die Holdinn mag, die Blumenwelt zu erben,
Die Sie mir ſchuf im Buſen, nicht verſchmäh'n,
Sie war mein Lied, mein Träumen, Thun und Denken,
Die Heil'ge kann nicht fromme Treue kränken.

K.

Die Alpen.

Ich athme friſche Alpenluft
Und froher, freyer wird mein Leben;
Verlaßt der düſtern Thäler Gruft!
Die Blumen, die euch hier umgeben,
Sie blühen in den Thälern nicht.

Auf grüne Matten hingeſtreckt
Seh ich die Gipfel ſchon geröthet,
Eh' noch Aurora Euch erweckt.

Das Wolkenmeer, das Euch umgibt,
Es wallt zu meinen Füßen nieder,
O! wer den blauen Himmel liebt,
Verläßt die Berge niemahls wieder.

Eile mein Blick von Hügel zu Hügel,
Senke dich nieder, erhebe dich wieder,

O des Genuſſes unendliche Luſt!
    Hangende Matten,
    Grünende Hügel,
    Schattige Wälder,
    Dunklere Berge,
    Freundliche Hütten,
    Fröhliche Menſchen!
Kunſtlos tönet, tönet Lieder!
Herzliche Wonne ſchwellt mir die Bruſt.

Graf Thurn.

Mein Ideal.

Wo find ich dich
Mein andres Ich,
Das fremd mein Herz gewann?
Halb leb' ich nur,
Wenn deine Spur
Ich nicht entdecken kann.

Wenn Lerchenſang
Im Hain erklang,
Meint' ich, es ſey dein Ton,
Doch Sonne ſtieg,
Und Lerche ſchwieg,
Und du, — du flohſt davon.

Das Sternlein blinkt,
Ich mein', es winkt
Dein Aug' von oben mir,

Verliſcht der Stern
Und wieder fern
Bin ich mein Bild von dir.

Die Roſe blüht
Wie du, und glüht; —
Urplötzlich pflück' ich ſie —
Sie welkt im Nu;
Doch du, ach du
Blühſt immer, welkeſt nie.

Wenn Zephyrluft
Mit Blüthenduft
Liebkoſend mich umweht,
Da mein' ich auch,
Es ſey dein Hauch; —
Doch Duft und Hauch vergeht.

Und wo ſich's regt,
Wo's Herz mir ſchlägt
Im Wald, am Waſſerfall,
In Flur und Hain,
Im Kämmerlein,
Ich ſeh' dich überall.

Schau ewiglich
Und finde dich
Doch nirgend, — ahne ſchier
Du ſeyſt zu rein,
Um Menſch zu ſeyn,
Du lebeſt nur in mir!

J. F. Caſtelli.

Beym Abendſpaziergange.

Schön iſt der Himmel! Die heiligen Sterne
Schweben im ewigen Jubel daher!
Ruhig wallt Luna in heiterer Ferne
Durch der Entzückungen leuchtendes Meer. —
Süß iſt die Erde! Balſamiſche Lüfte
Athmen die ſchlummernden Blumen empor!
Und aus dem Dunkel verborgener Klüfte
Fliſtert melodiſch die Quelle hervor.

Unter den Sternen, und über den Fluren
Wall' ich mit dir, o Geliebte, dahin,
In dir umarm' ich die beyden Naturen,
Fühle, wie himmliſch und irdiſch ich bin.
Hebend nun zieh'n mich die höheren Freuden,
Heftig nun zieht mich die Erde zurück;
Halt' mich, o Liebe, nur zwiſchen den beyden
Immer im lieblichſten, menſchlichen Glück! —

Joh. Ph. Neumann.

An Sie.

Erwacht
Um Mitternacht,
Denk' ich
Ach! nur an Dich.

Und bricht
Der Sonne Licht
Herein,
Denk' ich nur Dein.

Erhellt
Mittag die Welt,
Glänzt mild
Mir nur Dein Bild.

Hervor
Durch Abendflor,

Strahlſt Du
Mein Stern mir zu.

Bang ſchlagt
Mein Herz, und fragt:
Ach Sie,
Denkt Sie mein nie?

Énekes.

Der Schiffer.

Aus blauer Ferne
Schimmern die Sterne,
Sehnender Liebe befreundetes Licht,
Fliſternde Wogen
Kommen gezogen,
Fragen mich: ſchiffeſt zum Liebchen du nicht?

Schwankend auf hellen
Tanzenden Wellen
Lockeſt zur Fahrt mich du traulicher Kahn,
Raſch denn wie Pfeile,
Laß uns in Eile
Gleiten hinab die bewegliche Bahn.

Tief aus den Fluthen,
Strahlen die Gluthen
Goldener Sterne, in funkelnder Pracht,

Liebe belebet,
Welle ſich hebet,
Welle, dich hebet der Sehnſucht Macht.

Sterne und Fluthen,
Kündet der Guten,
Was Euch für wechſelndes Sehnen bewegt;
Sagt Ihr wie Wellen,
Minnen die hellen
Sterne, ſo Liebe die Seele mir regt.

Énekes.

Lebensklugheit.

Triolett.

Eilet mit Frohſinn durch's blühende Leben,
Laſſet die Sorge, den Gram nicht herein!
Gott gab uns Liebe und feurige Reben;
Eilet mit Frohſinn durch's blühende Leben,
Ohne vor künftigem Schmerz zu erbeben!
Naht er, ſo trinket den perlenden Wein!
Eilet mit Frohſinn durch's blühende Leben,
Laſſet die Sorge, den Gram nicht herein!

Heiterkeit, Friede, ſie ſind euch geborgen,
Seyd ihr des Guten euch innig bewußt.
Nächte verſchwinden, es lächelt ein Morgen,
Heitere Ruh' bleibt dem Edlen geborgen
Selber im Kampfe mit dräuenden Sorgen.
Wahret die Tugend in redlicher Bruſt!
Heiterkeit, Friede, ſie ſind euch geborgen,
Seyd ihr des Guten euch innig bewußt.

Franz Wallner.

Vergiß mein nicht.

An Emilien.

Vergiß mein nicht, du Schöpferinn der Freude,
Glanzvolle Sonn' auf meines Lebens Pfad!
Vergiß mein nicht, wenn bald mit düſterm Neide
Das Schickſal mich und deine Gottheit trat:
Mich wird es fernen zwar von deinem Zauberkreiſe,
Doch nicht von dem Idol, dem Schutzgeiſt meiner Reiſe,
Zu welchem bittlich oft die ſtille Thräne ſpricht:
Emilia, vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht im lauten Stadtgewühle,
Wenn Bild auf Bild dem Sinn vorüber ſchwebt;
Wenn träumend ſchon vom Sieg im Minneſpiele
Des Glückes eitler Sohn dir gold'ne Netze webt;
Wenn itzt, gefährlich ſüß, des Heuchlers Scheinempfindung
Den Freudenhimmel preiſt harmoniſcher Verbindung,
Dann warne dich mein Bild, aus dem die Liebe ſpricht:
Emilia, vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht, wenn in die Blüthengänge
Des Frühlings dir der junge Morgen winkt,
Wenn Lenzgefühl im Strom der Chorgeſänge
Aus tauſend Kehlen dir zum weichen Herzen dringt;
Wenn Lerchen hoch empor der Andacht Hymnus tragen,
Und Nachtigallen rings in langen Fugen klagen,
Dann denke, daß mein Herz mit dieſen Tönen ſpricht:
Emilia, vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht, wenn nun im Farbenſchleyer
Der Abend ſtill dem Weſtgewölk entſteigt;
Des Tages Lärm vor ſeiner ſanftern Feyer,
Wie vor der Weisheit Ruf des Triebes Aufruhr ſchweigt.
Wenn Zephyrs Odem nur der Eſpe Laub erſchüttert,
Der Flöte Liſpel nur durch Echo's Ruhe zittert,
Dann glaube, daß mein Herz mit Echo's Sehnſucht ſpricht:
Emilia, vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht, wenn bey der tiefern Stille
Mit Geiſtertritt dir die Betrachtung naht;
Wenn Alles ruht tief in des Schlummers Hülle,
Wie in des Edlen Bruſt die ſtillverübte That.
Wenn auf der Sternennacht ergoſſ'nen Silberwogen
Gedankenvoll dein Sinn der Heimath Port erflogen,
Dann folgt mein Geiſt dir nach, der feyertrunken ſpricht:
Emilia, vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht! Bey jenem heitern Tage,
Als du ein Geiſt des Lichtes, mir erſchienſt!
Da ſchlug mein Herz mit raſchem Doppelſchlage,
Schon da ward mein Gefühl für dich zum Gottesdienſt.
Der Unſchuld Morgenroth beglänzte deine Wange,
Aglajens Zauber ſprach aus Miene, Wuchs und Gange;
Was da mein Herz empfand, das, theure Seele, ſpricht
Noch jetzo laut: Vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht! Bey jenem Augenblicke,
Den ich ſeit dem ſchon ſelig pries,
Als Schüchternheit mit zweifelvollem Blicke
Mich dir der Liebe Gluth nur leiſe ſtammeln ließ;
Noch ſeh' ich, wie die Scham dein keuſches Antlitz ſchmückte,
Noch lächelt mir die Huld, die mich der Erd' entrückte,
Noch tönt ein ſanftes Wort, das bittend für mich ſpricht:
Emilia, vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht! Bey jener hehren Stunde,
In der für mich ein neuer Himmel lag,
Als ich, ein Gott, von deinem Nektarmunde
Die Heſperidenfrucht des erſten Kuſſes brach!
O Kuß, den Sinnendurſt und Wolluſt ewig miſſen,
Den̄ in Olympos Schooß nur Uraniden küſſen!
Ein Kuß, deß Nachgefühl noch jetzo feurig ſpricht:
Emilia, vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht! Ach! hüllte das Vergeſſen
Der Himmel auch in ſolchen Seelen ein,
Dann wehe mir! — Dann ſchwärmt' ich zu vermeſſen,
Mein Tugendglaube ſtürzt, verlockt von Irrlichtsſchein,
Gebrochen iſt der Muth, der Wahrheit nachzuſtreben;
Wo ſollt' auf Erden noch ſich ihr ein Thron erheben,
Vergißt Emilia, wie heiß mein Buſen ſpricht:
Vergiß mein nicht! Vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht! Sieh, einſam und verlaſſen
Irrt' ich von dir vergeſſen meine Bahn!
Die Roſe ſäh' ich ſonder Gram erblaſſen,
Mich ſtarrten, furchtbar nur, des Lebens Freuden an:
Kein Freund vernähme dann des Tiefgefallnen Klagen,
Verzweiflung würde ſtumm an meinem Herzen nagen,
Ach an dem Herzen, das noch jetzo ſpricht:
Emilia, vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht! Bey meiner Trennung Schmerzen,
Beym Bundeswort im Dom der Lenznatur,
Bey allem, was, o Freundinn, deinem Herzen
Nur jemahls heilig war, was je ihm Wonne ſchwur,
Bey meinem heißen Wunſch nach frohem Wiederſehen,
Bey jener Wunderkraft, die mein geheimſtes Flehen
Schnell an das Hochgefühl von deinem Himmel flicht,
Beſchwör' ich dich: Vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht, wenn meiner Seele Schleyer,
Ein Raub der Zeit, in leichten Staub zerfällt!
Nur er verweht! — Der Liebe reines Feuer,
Dieß rettet ſich mit mir in eine beſſre Welt!
Dann ſchweb' ich oft herab vom heitern Sternenkreiſe,
Du fühlſt der Ahnung Wehn — dein Buſen dehnt ſich leiſe —
Es iſt des Freundes Ton, der zärtlich liſpelnd ſpricht:
Emilia, vergiß mein nicht!

J. H. Dambeck.

Die Erſcheinung.

An W. J. Tomaſchek *).

Groß und hehr, ein Idealgebilde,
Wie mein Aug' es ſelten wirklich ſah;
Ernſt, verſchmolzen in des Lächelns Milde,
Götterkraft dem Zug der Anmuth nah —
So, ein Geiſt aus ſeligerm Gefilde,
Stand ſie dem erſtaunten Blicke da!
In der Hand die goldne Heptachorde
Weckte ſie die ſchlummernden Accorde.

Leiſe rührten, jetzo kühn durchflogen
Ihre Finger das beſeelte Spiel;
Jetzt in ſanften Wellen, jetzt in Wogen
Liſpelt' oder fluthete — Gefühl.
Wie von Geiſterhänden fortgezogen
Ward ich aus der Alltagswelt Exil.

---

*) Bey der Benefizvorſtellung [illegible]er: Seraphine im December 1811.

Ein erhabnes, ein unendlich Sehnen
Schwellte mir die Bruſt und ſchmolz in Thränen.

In des Zaubers Allgewalt verloren
Hielt ich länger nicht des Herzens Drang:
„Du, die jede Kraft in mir beſchworen!
Die mich hebt zu höherm Menſchenrang!
Du, der Unvergänglichkeit geboren,
Sprich, woher der wunderſüße Klang?
Stiegſt du nieder aus Olympos Chören?
Soll ich opfernd Polymneyen *) ehren?

„Nicht Sie ſelbſt!“ erklang's im Silbertone,
„Doch den Zögling ihrer Mutterhand.
Iſt der größte aller Amphione,
Und Conſtanzens **) Heimath dir bekannt?
Mich auch aus der ewig heitern Zone
Rief ein Geiſt, dem Seinen nah verwandt!“
„Und dein Nahme?“ — Mit verklärter Miene
Sprach ſie aufwärts ſchwebend: „Seraphine!“

J. H. Dambeck.

---

*) Von Schiller'n zur Muſe der Tonkunſt erhoben.

**) Mozart's: Bellmont und Conſtanze. — Verzeihung aller, denen dieſe Note Überfluß iſt.

Geiſterbann.

Entflieht ihr Schatten jener Stunden,
Die mit zu raſchem Flügelſchwung
Dem Liebenden dereinſt entſchwunden,
Es wachet die Erinnerung.

Einſt ſah ich euch vom Himmel ſchweben
Gleich Morgenſtrahlen, die die Welt
Und mein aufdämmernd ſtilles Leben
Mit roſigſchönem Tag erhellt.

Jetzt nahet ihr, wie Wolken trübe,
Und hüllt das öde Herz in Nacht.
O fliehet, Stunden todter Liebe!
Entflieht, wenn die Erinn'rung wacht.

R. Walther.

Der welke Kranz.

Dich Kränzlein! einſt ſo friſch und zart,
Hat Emma mir gebunden
Aus Wieſenblümchen mancher Art,
Und mir um's Haupt gewunden.
O ſelige Stunden!
Als du noch geblüht,
Als wechſelnd empfunden
Noch Liebe geglüht.
Verſchwunden!
Verſchwunden!

Und wie an deinem bunten Ring'
Nicht Anfang war noch Ende,
So wähnt' ich, mit der Lieb' es ging',
Als ob ſie ewig bände.
O wenige Stunden!
Als du noch, o Kranz!

Uns blühend umwunden;
Wo iſt nun dein Glanz?
Verſchwunden!
Verſchwunden!

Schon lange ſeh ich Blatt für Blatt
Verwelkt zur Erde wallen:
So meine Tage bleich und matt
Vom öden Leben fallen.
O himmliſche Stunden!
Als du noch geblüht,
Als Emma empfunden,
Was noch mich durchglüht!
Verſchwunden!
Verſchwunden!

R. Walther.

An die Lieder.

Die Blätter wirbeln von den Bäumen,
Der Wieſen Schmuck entweht verdorrt,
Die Jugend flieht mit ihren Träumen,
Mit ihren Himmelsträumen fort.

Ihr Lieder, die mein Lenz geboren,
Und zarter Liebe Gluth erzog,
Der Lenz, die Liebe ſind verloren,
Was lebt ihr kleinen Lieder noch?

Dahin iſt alles! Nimmer bringen
Mir das Vergang'ne Zeit und Ort:
Ihr Winde, nehmt auf eure Schwingen
Auch dieſe Blätter, ſtürmt ſie fort.

R. Walther.

Die Quelle.

Aus dem Felſen bricht die Quelle,
Stürzt hinab in's Wieſenthal,
Und es tanzt die kleine Welle
Luſtig fort im Sonnenſtrahl,
Nimmt in ihrem feuchten Schooße
Manche Schweſterquelle auf,
Und verfolgt durch Kies und Mooſe
Nun als Bach den leichten Lauf.

Und zum Bach zieh'n ſeine Brüder
Fort der erſten Welle nach,
Kraftvoll ſchwellen auf die Glieder
Und zum Strome wird der Bach.
Auf dem Strome klar und heiter
Segeln Schiffe ſtolz und ſchwer!
Unaufhaltſam brauſt er weiter
Und — verlieret ſich im Meer.

Süßer Kindheit Blüthentage,
Froher Jugend Roſenau'n,
Wer vermag es ohne Klage
Euch Verlornen nachzuſchau'n?
Wohl nur jener, dem der Knabe
Mit der Fackel freundlich winkt,
Und der hoffnungsvoll im Grabe
Wie der Strom im Meer verſinkt.

R. Walther.

Lob des Sängers.

Woraus quillt euch, zerdrückte Menſchenſeelen!
Denn Labung auf in dieſer herben Welt,
Wenn keine ſüßen Träume ſie erhellen
Und außer eurer Erd' euch nichts gefäll't?
Wenn ihr gewähl't, — nun nichts mehr habt zu wählen?
Mit eurem Kahn' auch euer Wahn zerſchell't? —
Wohl beſſer ſteht's mit mir in eurem Falle,
Die Muſa hegend in des Buſens Halle.

Wenn ihr ernſt da ſteh't in des Lebens Mühen —
Ein Spiel des Zufalls — iedem Augenblick'
Dahingegeben, und die Wetter ziehen
Ob eu'rem Haupte, — ihr nicht vor — nicht rück
Geh'n woll't und Muth und Hoffnung euch entfliehen
Mit eurem zarten, leichtzerbroch'nen Glück' —
Wie würdet ihr euch damahls erſt erheben,
Gehörtet ihr in's reine Sängerleben.

Wenn Euch die Parze aus des Lebens Helle
Den Freund — das Kind — die Gattinn hat entführt
An Acherontis ewig dunkle Welle,
Wohin kein ſterblich Aug' ſich noch verirrt',
Und eure einſam klöſterliche Zelle
Die ſtille Zeuginn eurer Thränen wird —
Greift euer Sänger weinend in die Saiten,
Und läßt daraus ein Lied der Tröſtung gleiten.

Wenn euch die Glückesgöttinn hat erkoren
Zu Prieſtern ihres flammenden Altars,
Ihr jauchzend einzieht zu der Freude Thoren,
Vergeſſend d'rob des Dyonis'ſchen Haars;
Euch triumphirend göttergleiche Horen,
Erheben zu dem Flug' des Adelars —
Wohnt euer Sänger auf der Freyheit Sitze,
Hoch ob der Menſchen Stolz und Aberwitze.

Wenn die Natur auflöſt die ſchwachen Bande,
Die ſie um euch und euer Leben ſchlang,
Rückladend nach dem alten Vaterlande,
Von dem der Schöpfungsſpruch herunterklang,
Und ſchwachen Sinnes an dem Grabesrande
Ihr wankt und ſteht und fürchtet Jahre lang —
Stimmt euer Sänger ſtarke Jubellieder,
Und lockt den Himmel zu der Erde nieder.

Darum erhaltet euch den reinen Willen —
Das unſchätzbare Kleinod in der Bruſt.
Bewahrt wird's nur in Demuth und im Stillen,
Iſt ſich die Seele ihres Werths bewußt.
Im Strahlenlichte wird ſich's einſt enthüllen,
Und Früchte tragen an des Heilands Bruſt;
Denn euer Sänger ahn't im ird'ſchen Herzen
Durch Saitenſpiel und Sang mit Luſt und Schmerzen.

J. J. Hannuſch.

IX.

Poetiſche Kleinigkeiten.

Malfilatre's Grabſchrift *).

Ein Dichter raſtet hier vom mühbelad'nen Leben,
Was er vermocht, hat er dem *Staat* gegeben:
Ein Scherflein Ehre durch Geſang.
Klein ſcheint die *Gabe*? — Laßt die Kunde ſie erheben:
Unendlich kleiner war des Hungernden *Empfang*.
Dem *Armen* blieb *ein* Troſt nur auf dem Sterbekiſſen,
Der Troſt: den *Reichen* ſelbſt in ſeiner Schuld zu wiſſen.

Dambeck.

An ***.

Den Orden, was die Welt auch ſpricht,
Hat er mit Recht empfangen;
Nur ſollt' *um* ihn die Kette nicht,
Er aber *an* der Kette hangen.

Dambeck.

---

*) *Malfilatre*, ein junger hoffnungsvoller franzöſiſcher Dichter, der, wie ſo manche ſeiner Brüder im Apoll, des Hungertodes ſtarb.

Die neue Welt.

Neues nur will ſie, die Welt, nicht Beſſeres, kaum noch das Gute;
Sie auch erneuert ſich ſelbſt, ſeht doch! zum bärtigen Kind.

Dambeck.

Die Lüge.

Mutter.

Sprich, Tochter, ſprich, du haſt gelogen,
Franz gab dir keinen Kuß.

Tochter.

Ja, Mutter! ja, ich hab' gelogen:
Weil ich doch lügen muß.

Dapſul v. Roſenoble.

An ein Portrait.

Das Fräulein X. ging zu dem Mahler Hans,
Und ſprach: „Ich will euch gut bezahlen;
Doch müßt ihr mich zum Sprechen mahlen.
Er ſprach: „Ganz gut!" — und mahlte eine — Gans.

Dapſul v. Roſenoble.

An Pätus.

Welches Arcanum du brauchſt, um vergnügt in der Ehe zu leben,
Ohne Zwieſpalt und ohne Gezänk und Verdruß?
Häng' an jeglichen Sinn ein Schloß. Nicht ſehen, nicht hören,
Schwäger lieben und ſtill ſchweigen — das iſt das Arcan.

Grabſchrift auf einen Langſamen.

Daß plötzlich ſtarb Herr Kilian,
Sollſt du, o Wanderer, nur darum hier erfahren,
Weil dieß das Einz'ge war, ſo er nach ſechzig Jahren
Geſchwind gethan.

Joh. Möſer.

An einen Wirth in Baaden.

Der Schwefel thut mir gut im Bade,
Wahrſcheinlich zieht Herr Wirth daraus den Schluß,
— Den ich iedoch für falſch erklären muß —
Daß mir der Schwefel auch in ſeinem Wein nicht ſchade.

Joh. Möſer.

Auf den Hund in dem ſehr beliebten Stücke: Der Wald bey Bondy.

Die Bühne darf ſich wohl recht ſehr
Zu dieſem Künſtler gratuliren,
Wie and're Pudel Holz, kann er
Zuſchauer apportiren.

Joh. Möſer.

Bey Ludovikens Sarcophag.

Früh entſchwand uns Mutter Ludovike,
Bald erliſcht vor unſerm Thränenblicke
Ihrer Erdenhoheit letzter Glanz.

Ach, nur Staub umſchimmern dieſe Kronen!
Doch Sie ſelbſt, am höchſten aller Thronen,
Schmückt bereits der Tugend Palmenkranz.

J. v. Kalchberg.

Lebenstroſt.

Jedes Menſchen Gemüth erglüht von ewiger Sehnſucht,
Schon im Gewande von Staub endlos, unſterblich zu ſeyn;
Aber im All der Natur umſchweben ihn Bilder des Todes,
Und der Vergänglichkeit Macht fühlt er in eigener Bruſt.
Dieſen Quellen entſchöpft das dunkel waltende Schickſal
Jenen bitteren Trank, der uns das Leben vergällt.
Immer herber wird dem traurigen Waller die Schale,
Wenn ihn die Jugend verläßt, leiſe das Alter beſchleicht.
Bangend wandelt er fort, gepreßt von düſterer Ahnung,
Blickt auf welkender Flur nur nach dem winkenden Grab. —
Dulder, dein Martergefühl ſtillt einzig der Balſam des Glaubens,
Daß dein beſſeres Ich trotze dem Raum und der Zeit.

J. v. Kalchberg.

An Caroline v. Hammer, geborne v. Henikſtein.

Vom Lande, wo die Sonne milder ſtrahlet,
Ein ew'ger Lenz der Menſchheit Wiege ſchmückt,
Der Pilger unter heil'gen Reſten wallet,
Und ſinnig auf Heroengräber blickt,

Von Iliums berühmten Kampfgefilden
Zog heim ein Dichter nach dem Abendland,
Bezaubert von den hehren Kunſtgebilden,
Die er im Vaterlande Plato's fand.

Er kam bis zu der Donau Silberwogen,
Fand dort der Unſchuld ſchönſte Prieſterinn;
Sie reichte freundlich ihm die Hand, ſie zogen
Auf Amors Flur zu Hymens Tempel hin.

Dort wand der Gott um ſie die Roſenbande,
Both ihnen lächelnd ſeinen Götterwein,
Und ſprach: „Dieß, Sänger, ſoll im Abendlande
Die neue Muſe deiner Lieder ſeyn.“
J. v. Kalchberg.

Triſtan.

Überall langweilt ſich Triſtan, und immer,
Im Freundeskreis und bey ſeinem Geſchäft,
In der Kirch', im Theater, in ſeinem Zimmer,
Und ich glaube, er langweilt ſich auch, wenn er ſchläft.
J. F. Caſtelli.

Die Dichterinn.

Camilla's Gedichte lobt alle Welt,
Weil die Dichterinn kaum zwanzig Jahre zählt;

O laßt ſie für's Erſte nur dreyßig tragen,
So werden ſie ſchon etwas minder behagen,
Und tritt Camilla ins vierzigſte ein,
So werden ſie vollends abſcheulich ſeyn.

J. F. Caſtelli.

An einen Freund.

Du ſagſt, dir ſey kein Glück beſchieden,
Warum blickſt du ſtets *über* dich?
Sieh, Freund, ich bin recht ſehr zufrieden,
Ich ſchaue immer *unter* mich.

J. F. Caſtelli.

Ehelicher Schmerz.

A.

Wie kannſt du den Tod deiner Frau ſo bedauern?

B.

Ich muß ja wegen der *Freundſchaft* trauern.

J. F. Caſtelli.

Nothwendige Eigenſchaft eines Heirathsluſtigen.

Der Eine.

Freund, du vermählſt deinen Sohn mit Alwinen?

Der Andere.

Zu dienen.

Der Eine.

Doch iſt der Burſch noch nicht alt genug,
Und auch nicht ganz klug.

Der Andere.

D'rum eben; — denn würd's ihm an Klugheit nicht fehlen,
So würd' er vermuthlich ſich gar nicht vermählen.

J. F. Caſtelli.

Wohlerwogen.

Ein Rath für Viele.

Schlägſt du mit dem alten Zauberſtabe
An den Felſen, und die Wunderquelle
Springt dir nicht, daß ſich der Pilger labe
Am lebend'gen Strahle, friſch und helle;
Nimm den Spaten flugs zur Hand und grabe
Unverdroſſen an geprüfter Stelle:
Muß dir, ob auch tief im Grund der Erden,
Waſſer doch, den Durſt zu löſchen, werden.

J. K. Bernard.

Alter Brauch.

Fallen läſſet des Tags wohl zwölfmahl Nadel und Schere,
Knäul und Geſtricke zur Erd' Emma, das züchtige Kind.

Und ſo war und ſo bleibt ihr geſchäftiges Wirken ein ſtetes
Bücken und Heben; mich däucht, lange ſchon übt ſie den Brauch;
Aber das Herzchen iſt feſt ihr in's Mieder gewachſen; ich wette,
Ließe auch ſelbſt ſie es gern fallen — ſchon haftet's zu lang.

Georg v. Gaal.

Scherz und Ernſt.

Drey der Nymphen, wie nie Apollo ſie ſchöner geſehen,
Sah ich, Beglückter, und ſie waren mir freundlich und hold;
Sprach ich poetiſch ſie an, ſo umfaßte mit Armen der Liebe
Jede den Dichter, und ich ließ es poetiſch geſcheh'n.
Ach, des unſeligen Ernſtes! vergeſſen ſtieg ich vom Himmel,
Sprach von der Ehe Beruf, wüſtes Geſchwätze dem Ohr;
Und nun iſt es geſcheh'n! nie ſage ich Wahres von heut' an,
Mädchen! ſie fliehen mich nun, ſcheuer als Syrinx den Pan.

Georg v. Gaal.

Warnung.

Brüderchen, nimm dich in Acht, ein erfahrenes Liebchen zu freyen,
Das der geflügelte Schalk öfter als einmahl berückt!
Was der Liebenden einſt, der Freyer ganze Cohorte
Flehend verſagte, ſie heiſcht herriſch von dir es allein.

Georg v. Gaal.

Glückliche Verirrung.

Meine es redlich, o Freund, mit Amor, ſo biſt du betrogen;
Günſtig erweiſet der Gott immer dem Schalke ſich nur.
Lange und oft erpochte mein Herz am Fenſter Sophiens,
Aber die Spröde vernahm's, ſchmollte und lachte mich aus.
Siehe! da raff' ich mich auf, und poche am Gitter der Stiege:
„Herr, wen ſuchen Sie hier?" grollte die Spröde mich an.
„„Ach, ein Mädchen, jedoch ſo ſchön und ſo himmliſch erblühend
„„Iſt es wohl nimmer; verzeih, Schönſte, hier bin ich verirrt!""
Schnell erſchloß ſie die Thür. O Freund, ſeit dieſer Minute
Brachte ich Monde bey ihr himmliſcher Irre dahin.

Georg v. Gaal.

Trauer der Blume.

Als ich dein Gärtchen betrat voll duftig entkeimender Blumen,
Kinderchen himmliſcher Unſchuld und holder Geſpielen der Deinen,
Sah ich entzücket ſogleich; wie entzückt im lächelnden Limmel
Deiner Augen, o Lina! ſich jegliche ſonnt' und erlabte;
Aber ein Röschen im Buſche verſteckt der ſchattenden Laube
Sah ich neigen das Haupt, gleich einem beſchämeten Liebchen,
Sah's wohl tiefer ſogar, und tiefer in Trauer verſenket,

Und es gemahnete bald mich leiſe verklungener Worte:
„Trauer der Blume iſt Schmerz um nimmer erblühende Unſchuld!“
Nimm nun die Röschen in Acht, nur einmahl erblühen die Schönen!

Georg v. Gaal.

In Fanny's Stammbuch.

Haſt du von manchem Strauche des Hains doch Blätter und Blumen,
Halme vom Felde ſogar, und Mooſe von Felſen gepflücket:
Daß ein Erinnerungspfand ſie blieben vergangener Stunden,
Und der Stellen zugleich, wo einſt dir Erwünſchtes begegnet.
An den Ufern der Sein' und des tauſendjährigen Rheinfalls,
Wie in der Elbe Gebieth', und des Iſters blühenden Inſeln,
Wandeſt zu Kränzen Du längſt Dir der Blüthen und Knoſpen ſo manche,
Wie ſie, o Freundinn, die Gunſt des Augenblickes gebothen. —
O! ſo nimm denn auch dieſe mit hin gewognen Gemüthes,
Wie ſie in Einfalt, getreu dem Sinne des Gebers, entblühte.
Möge im reichen Gewinde der lieblich erduftenden Schweſtern,

Holder Erinn'rung geweiht, ſie mit Ehren ihr Plätzchen behaupten,
Und wenn Winde, und Wogen ſie einſt vom heimiſchen Boden
Weit hinüber geführt auf Britanniens neblichtes Eiland,
Freundlich auch immerdar ſie des Freundes Geſinnung bewähren !

Auf ein Gypsbild

der mediceiſchen Venus, das in einem Schmauchzimmer ſtand.

A.

Lang ſinn' ich ſchon, nicht ohne Müh',
Was an der Göttinn dir mißfällt. —

B.

Unpaſſend find' ich es, daß ſie
Die Hand, ſtatt vor die Bruſt, nicht vor die Naſe hält.

A. Stein.

Wie Triller zum Dichter ward.

Auch Triller wollt' ein Dichter ſeyn.
Er ſchlich daher bey Mondes Schein

Sich an den Fuß des Helikon.
„Hört, Muſen! höret euren Sohn!"
So bethet' er. Und was geſchah?
Huſch! ſtand ein Gnomenweibchen da,
Das häßlichſte, was ie Hamilton ſah.
Sich ſolchen Tauſches nicht bewußt,
Drückt er's mit Inbrunſt an die Bruſt,
Und führt's, als Muſe, ſich nach Haus. —
Acht Tage drauf gab er ſein Werk heraus.

A. Stein.

Geſpräch

auf dem Meierhofe eines Landjunkers.

Gans.

„Fort, dummer Eſel! dumme Gans!"
So ſchimpft uns beyde Junker Hans.

Eſel.

Der Undankbare! Denkt — worauf ſein Stolz ſich baut,
Frau Nachbarinn, iſt meines Ahnherrn Haut.

Gans.

Die Haut allein, nichts wäre ſie für ihn,
Hätt' meine Ahnfrau nicht ein Spulchen hergeliehn.

A. Stein.

Entſchuldigung.

Du bitteſt, Sardopal, auf heute mich zum Schmauſe.
So köſtlich ſchmauſt' Ulyß bey den Phäaken nicht.
Doch dank' ich dir, mein Freund. — Warum? Hier der Bericht:
Wer heut bey dir gut ſpeiſt, ißt morgen ſchlecht zu Hauſe.

A. Stein.

Woher?

Schwarz iſt Kaffee und Zucker weiß:
Nicht der von Negernblut'? und der von Negernſchweiß?

A. Stein.

Der Folioband.

Auch ſtand ein Folio im Schranke da
Mit goldner Rückenſchrift: „Opera omnia
„Der **r Ärzt' im acht und neunz'ger Jahr."
Neugierig ſchlug ich auf, und ſah,
Daß eine Sammlung es von Todtenzetteln *) war.

A. Stein.

---

*) Todtenliſten?

An Profeſſor L.

der über die Krankheiten der Hausthiere Vorleſungen hielt.

Du führeſt die Noſologie
Vom menſchlichen Geſchlecht herab auf häuslich Vieh,
Und zählſt die Fieber her, die unter Katz' und Hund,
Und Ent' und Gans, und Schwein und Eſel wüthen.
Nur von zwey Beſtien ſchweigt dein Mund:
Vom Cicisbee und Paraſiten.

A. Stein.

An den Wuchrer Twentibold.

„Verfluchtes Gold! es müſſ' ihm auf der Seele brennen! —
Dem Golde fluchſt du, Twentibold?
Denk' an die Schrift, die ſagt: Du ſollt
Nicht deines Gottes Nahmen eitel nennen!

A. Stein.

Der Britte.

Frey dünkt ſich gegen mich, der Britte?
Der Britte frey? — Merkt auf, ich bitte.

Weil ich nicht ſegeln mag noch kann,
Thut es für mich der Inſelmann.
Auf meinen Wunſch, auf mein Geheiß
Gibt er ſich kühn den Wogen preis,
Und hohlt aus China's Reich mir Thee,
Aus Jago Zucker und Kaffee,
Aus Mexiko Campeſcheholz
Vom Ganges ganze Klumpen Golds.
Ja, hätt' ich Menſchenſinn verſchworen,
Und wollte kaufen einen Mohren;
Der Britte nähm' auch dieſe Müh',
Und kaufte Menſchen mir wie Vieh *). —
Und frey dünkt ſich der ſtolze Britte?
Der Britte frey? — Schließt ſelbſt, ich bitte.
Nenn' ich mit Wahrheit nicht und Recht
Den ſtolzen Britten meinen Knecht?

A. Stein.

Als jemand die Findelkinder Kinder der Liebe nannte.

Der Liebe Kinder? — Ha, ich glaub', ihr treibet Spaß.
Nennt Kinder ſie vielmehr von Grauſamkeit und Haß.

A. Stein.

---

*) Geſchrieben, ehe das Parlament den Sclavenhandel abſchaffte.

Die Hundemutter mit dem Kinde und Ich.

Ich.

Was machſt du — knurre nicht! es fraget dich
Ein Freund — Was machſt du hier bey dieſem holden Kinde?
Du pflegſt ja ſein faſt mütterlich.

Hund.

Es iſt das Söhnchen, Herr, der gnäd'gen Frau Belinde;
Doch grauſam ſtieß ſie es von ſich,
Und ſtahl mir mein's. Bedauert mich.
Nie ſoll mein Liebling mehr mir zu Geſichte kommen!

Ich.

Und das verlaſſ'ne Knäblein hier? —

Hund.

Hab' — haltet mir's zu Gut' — ich armes Thier,
(Seht, dankbar lächelt es!) an Kind's Statt angenommen.

A. Stein.

Auf Alexander den Großen *).

Erblickt mein Geiſt an Tyrus weitem Strand
Der Bürger Tauſende für Freyheit, Vaterland,

---

*) Triste spectaculum victoribus ira praebuit regis. Duo millia, in quibus occidendi defecerat rabies, crucibus affixa, per ingens littoris spatium pependerunt. Curtius L. IV. 4.

Vom Sieger an das Kreutz geſchlagen;
Seh' ich ihr Leiden, Ringen, Zagen;
Hör' ich ihr Ächzen, Stöhnen, Klagen,
Der Sterbenden Verzweiflung, Jammer, Hohn,
Verwünſchungen — o Menſchheit! o Natur!
Dann ſeh' ich, ha! in Philipps Sohn
Den Helden nicht, — den großen Henker nur.

A. Stein.

Auf Meſſerſchmid's Büſte: Der Gähner.

Die Künſtler lohnet ſonſt ein Bravo, Lachen, Thränen!
Doch dieſem Künſtler iſt der ſchönſte Beyfall — Gähnen.

A. Stein.

Auf Purr.

Ich glaube nicht, daß Purr, wie jeder andre Mann,
Sich heben und ſich tragen kann.
Wie oft er auch erſcheint, ſtets ſehn wir ihm von hinten
Ein ſteifes Paar vergoldeter Bedienten:
Vier ſtolze Rappen vorn: erhöht auf ſeinem Thron
Mit ſtierem Blick den Kutſcher Phaethon:
Zwey Läufer flink voran. — Laß, Zoolog, mich wiſſen:
Wie nennſt du dieß Inſect mit acht und zwanzig Füßen?

A. Stein.

Der ſtudierende Fritz.

„Auf unſrer hohen Schule Bänken
„Gewinnt mein wackrer Sohn manch' hohe Wiſſenſchaft."
So prahlt, in ſeinem Fritz vergafft,
Der alte Kunz, zu Thränen faſt gerührt.
Manch' hohe Wiſſenſchaft? Hm! dieſes läßt ſich denken;
Denn wißt, der wackre Fritz ſtudiert
In Kellern, Tabakſtuben, Schenken!

A. Stein.

Auf einen Thurmknopf.

Jahrzahl nur und Nahmen
Faſſet dieſer Knopf.
Gleicht er nicht ſo manchem
Diplomatenkopf?

A. Stein.

Auf den Scribenten Poll.

Poll, den der Schreibſucht Dämon ein beſeſſen,
War zwanzig Jahre ſchon vergeſſen.
Nun aber hat er neue Opera
Edirt.

B.

Ach! das ſind ſeine postuma!

A. Stein.

Beym Anblick eines Findelhauſes.

Schamhaftigkeit des Weibs! dich will in Schutz ich nehmen
Vor Allen, die dich ſchmäh'n. Nein, du biſt kein Gedicht!
Wie dieſes Haus beweiſt, ſo (Spötter hört's!) ſo ſchämen
Sich Tauſende der — Mutterpflicht.

A. Stein.

Zur Reiſe nach Italien.

So eile denn auf flücht'gen Meereswogen,
Ins ferne Land, wo laue Winde wehn,
Und nie vertilgbar hohe Siegesbogen
Der lorberreichen Cäſarn ſtehn.

Und ſiehſt du dann des Südens Blumen glühen
In all der Pracht und all der Herrlichkeit,
So denk: im treuen Vaterlande blühen
Dir Blumen auch: die Treu' und Redlichkeit.

Schön ſind Italiens Länder, ſchön geſtaltet,
Dort ſauſt der Wind nicht durch den Eichenbaum,
Dort iſt ein ſchöner Frühling ſtets entfaltet,
Wie er uns blüht im ſtillen Morgentraum.

Doch auch die deutſche Kraft wirſt du vermiſſen,
Den hohen Sinn, die freye deutſche Bruſt,
Den Seelendrang, eng Herz an Herz zu ſchließen.
Und ſtiller Liebe unſchuldsvolle Luſt.

Freyherr v. Eyb.

Die Zeit.

(Eine Allegorie).

Von ew'gen Zeiten her lebt noch ein Greis
Voll Majeſtät, voll Ernſt und Würde.
Sein Bart und Haar ſind glänzend ſilberweiß,
Ihn drücket nicht des Alters Bürde,
Des Hauptes Krone mißt die Horen ab.
Sein Schritt die Wochen und die Jahre,
Des Schnitters Werkzeug iſt ſein Herrſcherſtab,
Und mit dem mächt'gen Flügelpaare
Schwingt er ſich raſtlos unaufhaltſam fort,
Nicht Blitze können ihn ereilen,
Und keine Feſſel zwinget ihn, kein Wort
Nur einen Augenblick zu weilen,
Die Reue ſelbſt hohlt ihn nicht wieder ein,
Iſt unbefragt der Greis entſchwunden,
Der Glockenſchlag verkündiget allein
Des Unſichtbaren Spur — die Stunden.

Dapul v. Roſenoble.

Die Ruine.

Sey mir gegrüßt, Ruine, du Tochter heiliger Kunſt, vom
Hohen Laubdachgewölb' düſter und ſchaurig bedeckt!
Deinem Scheitel entſtürzen brauſende Fluthen; ſie ſtürmen
Wild ins felſige Bett, traulich vom Mooſe umkränzt.
Schwermuthgebeugt begrüßt mich dein Genius aus dem Getrümmer,
Bang erſeufzt die Najad, trauernd ſelbſt fliſtert der Hain; —
Und ein magiſcher Schauer erfüllet des Wanderers Buſen,
Leiſe, wie Sympathie, innig wie liebender Schmerz. —
Kühngewölbtes Portal, feſt ruhend auf doriſchen Säulen,
Laß mich ausruh'n in dir, an dem hinſterbenden Stein,
Denkend: Wie du ſinkt dereinſt an meinem Hügel die Urne, —
Heil! wenn an meinem Grab', Engel der Tugend, du weilſt. —

Lauer.

1. Die Standpuncte.

Hoch, o Mächtiger! hat dich die Gunſt des Glückes erhoben, —
Aber das Hohe zuerſt ſtürzet der flammende Blitz —
Tiefer kriechſt du im Staub, und verlangſt nicht, nach Sonne zu fliegen,
Aber das Niedere ſchnell faſſet die wogende Fluth. —
Nicht die Tiefe zu ſehr, nicht zu eifrig ſuchſt du die Höhe, —
Seltener trifft dich der Blitz, ſeltener naht dir die Fluth.

2. Gründlichkeit.

Ja, im Monde ſind Menſchen. — „Nicht doch!“ — So beweiſe dein „nicht doch.“ —
Oft deckt die Aſtronomie dieſer — unläugbare Grund.

3. Vollendung.

Den nicht nenn' ich vollendet, der Alles in jedem erfaſſet.
Der nur iſt es mir, der Alles in Einem erfaßt.

4. Echteſtes Glück.

Echteſtes Glück iſt mir nicht das beſtändigſte, ſondern
Das am ſchnellſten verfliegt, das iſt das echteſte Glück.

5. Betriebſamkeit.

Was die Staaten beglückt, iſt Betriebſamkeit jedes in ſeinem,
Was die Staaten zerſtört, jedes im fremden Gebieth.

6. Antikenſaal.

Nach der Natur gezeichnet ſind hier noch Adams und Evens
Bildniſſe, und ein Zweig, ſchnurgerad vom Paradies.

7. Rennbahn.

Allen winket ein Ziel; doch der eine haſcht goldene Äpfel,
Und der andere ſtrebt raſtlos zum Ziele hinan.

8. Stimme.

Wann, o wann, entflohene Themis, kehrſt du uns wieder? —
„Wann aus der Gegenwart Brand ſtrahlend Vergangenheit ſteigt!"

Franz Herrmann.

Der Liebhaber und die Echo *).

Der Liebhaber.

Gute Echo, ſage mir:
Sucht mein Liſchen wohl auch andern zu gefallen?

Die Echo.

Allen.

Der Liebhaber.

Sie ſchwöret doch, ſie liebe mich ſo treu.

Die Echo.

Ey.

Der Liebhaber.

Soll aus Verzweiflung ich in nächſten Strom hinein?

Die Echo.

Nein.

Der Liebhaber.

Sucht jedes Mädchen denn, daß allen ſie gefalle?

Die Echo.

Alle.

B***.

---

*) Die Echo iſt, nach Auſonius, eine Tochter der Luft und Sprache.

X.

Ueberſetzungen.

Dryden's monument
on a ſair Maiden Lady.

Drydens Denkmahl
auf das Grab eines als Jungfrau verſtorbenen ſchönen Fräuleins.

Es ruhet unter dieſem Denkmahlſtein,
Was von der Himmliſchen nicht ging in Himmel ein.
Bewahre, heilig' Grab, was man dir anvertraut!
Die ſchöne Form war ganz nach ſchöner Seel' gebaut,
Und ſie verlör', wenn ſich ein fremdes Stäubchen nur
Vermiſchen wollte ihrer höheren Natur.
Solch war vom himmliſchen Geſichte die Geſtalt,
So ſchön des Lendenbau's harmoniſche Gewalt,
So fehlerlos die Form, als wenn das Meiſterſtück
Der Seel' entſtrömet wär' in Einem Augenblick!
Die Seele ward durch inn'res Gleichniß offenbar,
Und ſchien wie unter Glas ein Kunſtgemählde klar.
Sie ſchien wie Sonnenfinſterniß mit Schattenlicht,
Zu glänzend ſonſt und nicht ertragbar dem Geſicht.

Klar jeglicher Gedank', der durch die Seele zieht,
Wie unter'm Uhrglas man den Stundenzeiger ſieht.
Der Himmel ſo durchſicht'gen Schleyer ihr verlieh,
Weil ſie von Schuld etwas zu bergen hatte nie.
Jungfräulich heilig ſuchte ſie den Himmel hoch;
Der Ehe Band, wiewohl es nicht befleckt, zerreißet;doch;
Hoch ihr Verſtand, demüthig ihres Sinnes Fleh'n,
Als wenn ſie nimmer wollte oder könnte ſeh'n,
Wie unter ihrem Werth weit alle andern ſteh'n.
Den Himmel faßte ſie hienieden ſchon ſo auf,
Daß wenig mehr ſie lernen wird von ſeinem Lauf;
Sie friſcht nur auf den Wink vom erſten Ideal
Und ſchaut des Schöpfers Bild in dem Original.
So fromm, daß ihr zu Weltgedanken keine Zeit
Erübrigte, ganz dem Gebethe nur geweiht.
In ſo viel guten Werken hatte ſie die Hand,
Daß wunderbar, wie ſie die Zeit zum Bethen fand.
Die ſtille Seele kannte weder Ebb' noch Fluth,
Erwärmet, nicht entbrannt von Leidenſchaftengluth;
Ein Mädchen ſanft, doch männlich ſtrebend ſonder Raſt,
Geduldig in der Krankheit und im Tod gefaßt.

Joſ. v. Hammer.

Der Vorabend des heiligen Johann.

Aus dem Engliſchen des Walter Scott.

Der Freyherr von Smallholm ſtand auf mit dem Tag
Und ſpornte ſein luſtiges Roß;
Ritt ohne Raſt und Halt hinab
Von ſeinem felſigen Schloß.

Nicht folgt' er heute der Freunde Panier,
Wie ſonſt in des Kampfes Gefild';
Nicht ging er, den ſchottiſchen heimiſchen Speer
Zu prüfen am engliſchen Schild.

Geſchnallt war ſein Harniſch, geheftet ſein Helm,
Hell glänzte ſein Armſchild daher,
Am Sattel die ſtählerne Streitaxt hing,
Zehn Pfunde wohl wiegend und mehr. — —

Der Freyherr kam nach drey Tagen zurück;
Matt ſchritt daher ſein Roß,
Und düſterer Mien' und finſtern Blicks
Beſtieg er ſein felſiges Schloß.

Sein Schild und Helm, durchhau'n und durchbohrt,
Sie zeugten von Kampfes Wuth,
Auf Axt und Dolch war Blut zu ſchau'n,
Doch war's kein engliſch Blut.

Ab ſtieg er bey der Kaplanerey,
Hielt da ſich heimlich und ſtill;
Nur ſeinem kleinen Knappen er pfiff,
Man hieß ihn den engliſchen Will.

„Komm her, mein kleiner Jung, komm her!
„Zu meinen Knie'n herbey!
„Zwar biſt du noch zarten Alters, mein Kind,
„Doch denk' ich, du biſt mir treu."

„Komm, ſollſt mir erzählen! Doch nimm dich in Acht!
„Wahr ſey, was du ſprichſt, und gewiß!
„Sag', was hat meine Lady gethan,
„Seit ich mein Schloß verließ?" —

— „Es ſuchte des Nachts die Gebietherinn ſtets
„Des Wachfeu'rs einſames Licht,
„Das ſchreckend leuchtet von wilder Höh'
„Dem engliſchen Feind ins Geſicht."

„Laut wehet' und pfeifend der Wind durch die Nacht,
„Rohrdommeln ſchrie'n im Moor;
„Doch ſtieg ſie über den felſigen Weg
„Zum ſchaurigen Hügel empor."

„Ich belauſchte die Schritte ſtill und ſtumm.
„Sie ſaß dort auf einem Stein;
„Bey der düſtern Flamme kein Wachmann ſtand,
„Sie brannte ganz allein."

„Die zweyte Nacht auch folgt' ich ihr,
„Sie war dem Feuer nun nah,
„Und traun, ein geharniſchter Ritter ſtand
„Heut bey der Flamm' auch da."

„Und Vieles ſprach der kriegriſche Herr
„Mit meiner Gebietherinn dort.
„Doch Regen fiel dicht und Wind blies laut,
„Und ich entnahm kein Wort."

„Die dritte Nacht war ſtill der Wind,
„Der Himmel heiter und klar;
„Und wieder an einſamer Hügelshöh'
„Belauſcht' ich das heimliche Paar."

„Und von Sanct Johanns heiliger Nacht
„Und von Mitternachtsſtunde ſie ſprach,
„Und ſagte: „„o fürchte den Freyherrn nicht!
„„Komm heut in der Freundinn Gemach!“ “

„„Er ficht an der Seite des kühnen Buccleuch,
„„Die Lieb' und ich ſind allein,
„„Und meinem treuen Ritter ſoll
„„Die Thür geöffnet ſeyn.“ “ —

„„Ich kann nicht kommen! ich darf es nicht!“ “
Der Ritter entgegen ſprach,
„„Muß einſam durchirren die heilige Nacht,
„„Nicht ruh'n im trauten Gemach.“ “ —

„„Ey du feigherziger Rittersmann!
„„Nicht ſollſt du mir ſagen: Nein!
„„Der kühlige Abend, wie lockt er ſo hold
„„Zu der Liebenden ſüßem Verein.“ “

„„An die Kette leg' ich den lauernden Hund,
„„Des Thurmes Horn ſey ſtumm!
„„O komm! bey Sanct Johann, beym heiligen Kreutz
„„Beſchwör' ich dich darum.“ “ —

„„Mag ſtumm ſeyn und an der Kette der Hund!
„„Mag ſchweigen des Wachthorns Laut!
„„Doch ſchläft ein Prieſter im Zimmer gen Oſt,
„„Vor des Frommen Blicke mir graut.““ —

„„Nicht fürchte den Prieſter im Zimmer gen Oſt!
„„Nach Dryburghs Abtey ging er fort;
„„Für eines erſchlagenen Ritters Geiſt
„„Lieſt er die Meſſe dort.““

„Hier wendet der Ritter ſich grimmigen Blicks,
„Hohnlachend fürchterlich:
„„Der für den Erſchlag'nen die Meſſe lieſt,
„„Mag ſie denn auch leſen für mich!““

„„Und wohlan! wenn die Geiſter der Finſterniß dräu'n,
„„Komm ich nach deinem Begehr,““ —
„Er ſprach's und ließ die Herrinn allein;
„Ich ſah ihn nimmermehr.“ — —

Es entfärbt ſich plötzlich des Freyherrn Geſicht,
Das Dunkele ward blutroth.
„Nun, Junge, nun ſchild're den Ritter genau,
„Denn, wahrlich! ihm werde der Tod!“ —

— „Sein Gewaffe war glänzend im röthlichen Schein,
„Sein Helmbuſch ſcharlach und blau,
„Im Schild war am ſilbernen Band ein Hund,
„Dann ein Zweig in der Mitte zur Schau.“ —

— „Du lügſt, mein kleiner Knapp, du lügſt,
„Gibſt ſehr den Lügen Raum.
„Der, den du bezeichneſt, iſt todt und kalt,
„Sein Grab beſchattet ein Baum.“ —

— „Hört doch ein Wort noch, mein edler Herr!
„Hört nur den Nahmen noch an!
„Herr Richard nannte die edle Frau
„Den fremden Rittersmann.“ —

Es entſtellt ſich gräßlich des Freyherrn Geſicht,
Das Blutroth plötzlich erbleicht.
„Jung! tief iſt das Grab und der Leichnam iſt ſtarr!
„Was du ſprichſt, Geträumtes mir däucht.“

„Erblickſt du den Hügel in gräulicher Fern'?
„Dort erlag er der rächenden Macht,
„Der ſtattliche Ritter durch heimlichen Feind;
„Heut war's die dritte Nacht.“

„Wohl täuſchte dein Aug' das wechſelnde Licht,
„Und der Wind den Nahmen verſchlang;
„Schon ſingen die Mönche bey Glockengetön'
„Herrn Richard den Grabesgeſang." — —

Der Freyherr ging nun ins Schloß, beſtieg
Die Treppe ſtill und leiſ';
Fand am hohen Altare die ſchöne Frau
In der Mädchen aufwartendem Kreis.

Sie ſchaute von Schloſſes Höh' hinab,
Ihr war's im Herzen ſo bang!
Sah Hügel und Wald und das freundliche Thal,
Und des Fluſſes blumigen Gang.

„Glück zu, o ſchöne Frau!" — „Auch euch,
„Mein tapf'rer Gemahl, viel Glück!
„Was bringt ihr Neues aus Ancrams Schlacht?
„Ihr kommt doch als Sieger zurück?" —

— „Roth glänzet Ancrams mooriges Feld,
„Viel floß dort engliſches Blut;
„Doch empfahl Buccleuch des Wachfeu'rs Höh
„Vorzüglich in unſere Huth." —

Die Herrinn erröthet, doch ſagt ſie kein Wort;
Kein Wort auch der Freyherr ſprach.
Sie ſtieg in die Kammer hinab, zu ruh'n,
Der Freyherr folgt' ihr nach.

Sie ächzet im Schlaf, er wirft ſich herum,
Und oft zu ſich ſelbſt er ſpricht:
„Der Wurm ihn umkreiſ't, und ſein Grab iſt tief,
„Nicht läßt es den Todten an's Licht." —

Die Nacht ergraut, Sanct Johanns Tag
Naht leiſe nun heran;
Bald tönt die Frühglock', und dumpf und ſchwer
Der Freyherr zu ſchlummern begann.

Die ſchöne Frau blickt durch's Gemach
Bey ſterbender Lampe Schein,
Und einen Ritter ſieht ſie ſtehn:
Herr Richard ſtellt ſich ein.

„Hinweg! bey der heiligen Jungfrau! hinweg!"
So fleht ſie. Richard ſpricht:
„Der bey dir ruht, ich ſeh' ihn wohl;
„Doch er erwachet nicht."

„O horch! In meinem blutigen Grab
„Lag ich drey Nächte lang.
„Für mich war Meſſ' und Todtenlied!
„Doch umſonſt war Meſſ' und Geſang."

„Getödtet ward ich durch gräßlichen Mord
„Von deines Gatten Hand;
„Und für eine Zeit an des Wachfeu'rs Höh'
„Iſt nun mein Geiſt gebannt."

„Umirren muß ich die Stätte nun,
„Die heimlich vereint uns geſeh'n;
„Und beſchwurſt du mich nicht, nie hatt' ich die Macht,
„Zu dir hieher zu geh'n." —

Sie bebt, doch Liebe ſiegt; ſie ſpricht,
Sich kreuzend: „Iſt's dir erlaubt,
„Dann ſage, biſt du ein ſeliger Geiſt?" —
Die Erſcheinung ſchüttelt das Haupt.

„Wer des Lebens nicht ſchont, das Leben verwirkt!
„So hat dein Gatte gethan.
„Doch verbothene Lieb' ein Verbrechen auch iſt!
„Stets mahne dieß Zeichen dich d'ran." —

Er leget die Link' auf das Tiſchchen am Bett,
Die Rechte auf ihre Hand;
Und kraftlos ſinkt ſie erſtarrend dahin,
Denn ſeine Berührung war Brand.

Und von vier Fingern blieb eingekohlt
Auf der Tafel ein ſchauriges Bild;
Auch trug ſeitdem die Rittersfrau
Den Arm nie unverhüllt. — — —

Es iſt eine Nonn' in Melroſens Gemäu'r,
Nie ſieht ſie der Sonne Licht;
Es iſt in Dryburghs Kloſter ein Mönch,
Mit Niemand ein Wort er ſpricht.

Und der Mönch, der nicht ſpricht, und die Nonne, von der
Der erfreuliche Tag wird geſloh'n,
Sie war einſt Smallholms ſchöne Frau,
Er war der kühne Baron. —

Johann Ph. Neumann.

Anmerkung zu der bevorſtehenden Ballade:

Die Kataſtrophe dieſer Ballade gründet ſich (nach einer Note in der Minstrelsy of the scottish Border) auf eine irländiſche Sage. Die Burg Smallholm oder Smaylholm liegt an der nördlichen Gränze von Doxburghſhire in Schottland. Bey Melroſe werden die Ruinen des prächtigen Kloſters noch bewundert. Die Abtey Tryburgh gehörte vor ihrer Aufhebung dem Orden der Prämonſtratenſer. Die Handlung dieſer Ballade fällt in die Zeiten der Kriege zwiſchen Schottland und England. Im Jahre 1544 wurde die hier erwähnte Schlacht (the battle of Ancram Moor) geliefert, in welcher Douglas. Graf von Angus, und Sir Walter Scott of Buccleuch ein bedeutendes engliſches Heer unter Lord Ralvh Ivers und Sir Brian Lotoun zerſtreut hatten. Im engliſchen Original werden außer Buccleuch auch die andern Nahmen, ſo wie auch noch manche Orte genannt. Dieſe Individualitäten indeſſen können nur bey ſolchen Leſern, denen jene Geſchichte und dieſe Gegenden ſehr gut bekannt ſind, das Intereſſe erhöhen.

Pindars erſte der olympiſchen Oden.

Das Waſſer iſt der Weſen erſtes!
Und wie bey Nacht das Flammenfeuer
Leuchtet hervor, ſo überglänzet
Weit alle ſtolzen Schätze das Gold.
Aber verlangt es dich, o mein Geiſt,
Kämpfe zu feyern im hohen Lied,
O dann forſche nicht lang umher!
Weder entdeckeſt bey Tage du
Glänzender als die Sonn' ein Geſtirn
Leuchtend durch den verlaſſ'nen Äther,
Weder können wir einen Kampf dir
Herrlicher nennen, als den olympiſchen;
Durch ihn entwebt ſich die rühmende Hymne
In der Weiſen Gemüth, ſie preiſen
Den Sohn des Kronos, ſie, die da kommen
In Hierons reiches, beglücktes Haus!

Er lenket den gerechten Zepter
Im heerdenreichen Sicilien,

Und jede ſchöne Tugend reichet
Ihm ihre Blumenkrone dar.
Auch leuchtet er im Glanz hervor,
Geſchmücket mit der Tonkunſt Kranze,
Mit der wir ſpielend uns oft ergötzten,
Wir Männer um den fröhlichen Tiſch.
Aber nun von dem Nagel herab!
Nimm nun herab die doriſche Laute,
Haben dir anders Piſa's Ruhm
Und des Ferenico's Läufe dir
In ſüße Gedanken der Seele gewiegt,
Als er getrieben am Fluſſe Atheus
Dem Fluge den ungeſporneten Leib
Darbiethend, dem Siege den Herrn geſellt.

Ihn, den König von Syracus,
Den Freund der Renner. O! wie glänzet
Sein Ruhm bey der herrlichen Colonie
Geliebet Lydiers Pelops, den Poſeidaon
Der Mächtige, Landumſchließende,
Nachdem ihn Klotho dem reinen Keſſel
Entnommen, mit der weit berufenen
Schulter geſchmücket von Elfenbein.
Wahrlich ſeltene Wunderdinge!
Mit welchen die Fabel, künſtlich gewebt,

Durch mancherley Erdichtung die Seelen
Den Sterblichen über die Wahrheit täuſcht.

Denn die Anmuth, welche den Sterblichen
Alles zeiget im ſchmeichelnden Licht,
Biethet ſie ihnen auch Ehre dar:
O dann wandelt ſie ſo leicht
Zum Glaublichen das Unglaubliche ſelbſt.
Doch die Tage der Folgezeit
Sind die weiſeſten Wahrheitsbegründer.
Auch iſt dem Sterblichen ziemend, von Göttern
Zu verkünden das Rühmliche nur;
Minder iſt immer des Frommen Schuld.
Anders denn als die Dichter der Vorwelt,
Sing' ich, o Sohn des Tantalus, dich.
Einſt, da zum Feſte der Pflicht die Götter
Und zur geliebten Sypglas
Dein Vater lud, den Unſterblichen gebend
Das wechſelſeitige Mahl, da raubte
Der mächtige Gott des Dreyzacks dich.

Sehnſucht nach dir bezwang ſein Gemüth,
Und nun geführt mit goldenen Roſſen
In Jupiters erhabene Wohnung,
Des Allesverehrten, gingſt du hinauf.
Dorthin zu einer andern Zeit

War Ganimedes auch gelanget,
Dem ewigen Zeus zum Dienſte der Pflicht.
Als du nun aber warſt entſchwunden,
Und ſehnlich ſpähende Männer dich
Nicht mehr der Mutter heimgeführt:
Verſtohlener Weiſe erzählte da
Der neidiſchen Nachbarn einer vielleicht,
Daß ſie zuerſt dich mit dem Schwerte
Für die durch's Feuer wallende Schärfe
Des Waſſers, und gliederweiſe ſodann
Dein Fleiſch bis auf die letzten Reſte
Den Tiſchen vertheilet und aufgezehrt.

Unſinn und Frevel einen der Seligen
Zu ſchelten, einen gefräßigen Schlemmer!
Nichts mehr! ich ſchweige. Unheil folget
Gar oft dem Läſterer. Aber fürwahr!
Haben je des Olymps Bewohner
Verherrlichet einen ſterblichen Mann,
Dann war es Tantalus. Doch ertragen
Sein hohes überſeliges Glück,
Dieß konnt' er nicht. Und durch Erſättigung
Lud er unendliches Übel auf ſich.
Denn ſtrafend hing der ewige Vater
Über ſein Haupt den mächtigen Stein,

Den immer hinweg zu wälzen ringend
Er aller Frohheit auf ewig entbehrt.

Er lebt nun ein Leben rettungslos,
Voll immerwährenden Ungemachs,
Den drey Gequälten der vierte geſellt.
Weil er entwendet und mitgetheilt
Den mit ihm lebenden Trinkgefährten
Der Götter Nektar und Ambroſia,
In welche beyde die hohen Unſterblichen
Gepflanzet des Unvergänglichen Kraft.
Denn hoffet ein Mann in ſeinem Beginnen
Verborgen dem Gotte zu ſeyn, er irrt.
Drum ſtürzten den Sohn ihm die hohen Unſterblichen
Wieder hinab zu dem ſchnell vergänglichen
Menſchengeſchlecht. Als aber nun
Im Alter der Blüthe wolliges Haar
Sein dunkelndes Kinn zu umſchatten begann,
Gedacht' er verlangend des bräutlichen Tages.

Und zu erlangen wünſchet' er
Von ihrem Vater, dem Herrſcher von Piſa,
Hippodamien ſich, die Herrliche.
Und einſam ſtieg er hinab in die Nähe
Des grauen Meers in der Stunde der Nacht.
Er rief dem mächtigen Dreyzackſchwinger,

Dem ſchwerertönenden; und zu den Füßen
Erſchien ihm der Gott. So bethet' er nun:
„Die köſtliche Gabe der Kypris (o höre!) —
Wenn, Poſeidaon, zur Gunſt ſie dich
Zu neigen vermag: dann halte den Wurfſpieß
Des Önomaus zurück, den ehernen!
Mich aber geleit' in dem hurtigſten Wagen
Nach Elis, und nahe dem Siege mich.
Schon tödtet' er drey der liebenden Männer
Und zehn, und immer verzögert er noch
Der lieblichen Tochter Vermählungsfeſt."

„Die große Gefahr, den feigen Mann
Ergreifet ſie nie. Wem aber zu ſterben
Verhängt iſt, was ſollt' er ein dunkles Alter,
Welkend im Finſtern, umſonſt verleben,
Entbehrend jedes ſchönen Ruhms?
Beſtehen will ich dieſen Kampf;
Erfreulichen Ausgang verleih mir du!"
Alſo ſprach er, und nicht mit Worten
Ohne Kraft berührt' er den Gott.
Denn ihn verherrlichte Poſeidaon,
Und gab ihm einen goldenen Wagen,
Und Roſſe mit nie ermüdendem Flug.

Er zwang des Önomaus Kraft,
Und nahm zum Weibe die Jungfrau ſich,

Und ſie gebar ihm der Führer ſechs,
Der Tugend befliſſene Heldenſöhne.
Und ſtets noch bey den feſtlichen Spielen
Wacht ſeine heilige Gegenwart,
Denn hier am ſtrömenden Alfeus ruhend,
Beſitzt er ein Grab, ein ringsumgängliches,
Bey dem an Fremdlingen reichen Altar.
Und weithin ſtrahlet in die Ferne
Herrlich durch die Läufe des Pelops
Der olympiſchen Siege Glanz,
Wobey der Füße Hurtigkeit kämpfet
Und die blühende Kraft des Muths.
Aber ſelige Heiterkeit
Genießt der Überwinder zum Dank
Des Sieges das folgende Leben hindurch.

Und immer nun die erhabene Wonne
Und täglich erſcheiñet ſie jedem der Sieger;
Den herrlichen aber lohnend zu krönen
Mit des äoliſchen Liedes Kranz —
Mir iſt es Pflicht. Und nicht mehr hoff' ich
Aus allen der Mitwelt trefflichen Kämpfern
Im rühmenden, künſtlich verwebten Geſang'
Zu preiſen einen gaſtlichen Freund,
Wie du erfahren in rühmlichen Künſten,
Und königlicher an Macht, wie du.

Denn dein Beſchützer iſt ein Gott!
Er ſchaffet Rath für deine Sorgen:
Dieß, König, iſt ihm ein ſüß Geſchäft.
Zieht ſeine Huld er nicht zurück,
Dann hoff' auch in der Zukunft ich
Triumph zu ſingen, o Hieron,
Dir, dem Sieger im hurtigen Wagen.

Ich find' ihn, den lieblichen Pfad des Geſangs,
Am Kronoshügel, dem wohlbeſonn'ten.
Denn es bereitet mir meine Muſe
Den ſiegendſten Pfeil, genähret mit Kraft.
Andre ſind groß in andern Dingen;
Dennoch aber das Höchſterhabenſte
Wird geprieſen an Königen nur.
Nicht ſchaue denn ſehnend mehr um dich!
Nun ſey es dir die künftigen Tage
Zu leben vergönnt in erhabener Ruh.
Mir aber wünſch' ich einher zu wandeln,
Geſellet zu ſolchen Siegern, und ewig
Bey den Hellenen ein Weiſer gerühmt.

Johann Ph. Neumann.

Überſetzungen arabiſcher Gedichte Motenebbi's.

Die ſechste Kaſſide.

Halt nun ein, du haſt mich ſchon zur Genüge getadelt,
Und der Kummer drückt ſchwer wie Geſtein mir das Herz.
Meines Leibes Phantom läßt keinen Platz für die Leiden,
Zum Verzehren nicht Fleiſch, und zum Vertrocknen nicht Blut.
Sähſt du das klopfende Herz mit zuſammenſchlagenden Flammen,
Sähſt mein Eden *) du! wahrlich die Hölle darin.
Wenn es blitzt aus der Wolke getrennter Sehnſucht und Liebe,
Werden Cubeben ſelbſt in Coloquinten verkehrt.
Wäreſt du nicht, fürwahr! mein unvermeidliches Unheil
Würde verſehrt nicht das Fleiſch, und nicht zerſtört das Gebein.
Wenn ſie meiner vergißt, mag es zum Behagen ihr werden.
Mich verderbet mein Herz, wandelt zuletzt mich in Nichts.

---

*) Das Paradies der Dichter iſt die Geliebte, die der Dichter mit: du, mein Eden' anredet, und die, wenn ſie in ſein Inneres ſchauen könnte, darin die Peinen der Hölle ſehen würde.

Ihre Geſtalt als Zweig ſproßt zwiſchen den Hügeln der Hüfte,
Aus der Nacht des Haars leuchtet die Sonne des Tags.
Solcher Gegenſatz in einer harmoniſchen Schönheit *)
Iſt dazu nur gemacht, mich zu entflammen noch mehr.
Solcher Gegenſatz macht ihren Beſchreiber verlegen,
Der ohnmächtig verſtummt, während die Schönheit erglänzt.
Gerne gibt ſie die erſte, und kommſt du zu ihr mit der Bitte,
Wird ſie, als hab' ſie gefehlt, fleh'n um Verzeihung von dir!
In demüthigem Sinn bewahrt ſie die Würde des Stolzes,
Und aus ihrem Stolz leuchtet die Demuth hervor.
Überwogen wird von gewährender Zuſag' das Neinwort,
Und der Bitte um Huld eilet die Gnade zuvor.
O du Engel geläuterten Sinns, ein göttlicher Ausfluß
Durch die Tugend biſt über die Himmel erhöht.
Dir kommt göttliches Licht als Leitung von oben zu Statten,
Und es hellet Dir ſelbſt das Verborgenſte auf.
Sieh, es ſpricht ſich beredt in deiner ganzen Geſtalt aus,
Und ein jegliches Glied redet als Zunge an dir.
Freylich ſehe ich dich doch nur im Traume, ſo wähn' ich,
Wie du einſtens Gott wähnend im Traume geſehn **).

---

*) Bey dem vorhergehenden Verſe hört Reiske's Überſetzung auf, welcher auf den Gegenſatz, um den ſich das ganze Gedicht dreht, nicht aufmerkſam gemacht hat.

**) Dieſer Doppelvers iſt nach der Meinung einiger Ausleger eine Anſpielung auf eine arabiſche Sage von einem

Durch das Anſchau'n ſelbſt wird nicht überzeugung lebendig.
Was ich mit Augen ſeh', ſcheint ein Gebilde des Wahns.
Durch Freygebigkeit biſt du Feindinn des eigenen Gutes,
Aber dem Weiſen kommt deine Verſchwendung zu gut.

Könige, welchem geträumt, Gott ſey geſtorben. Die Ausleger, die er zuſammenberief, verſtummten, bis der verſtändigſte derſelben den Traum dahin auslegte, daß in den Staaten des Königs Wahrheit und Recht, d. i. Gott geſtorben ſey, indem Gott die Wahrheit und das Recht iſt.

Die neunte Kaſſide.

Ach! von den Lilien der Bruſt, und ach! von den Roſen der Wangen,
Ach! wie viele ſind Märt'rer getödtet wie ich;
Von Rehaugen, die nicht mit den Augen des Reh's zu vergleichen,
Das zu Boden ſchlug mich in der Liebe zermalmt.
Oſtwind hauch auf Tage, wo ich die Schleppe nach mir zog,
In der Aſtla Haus kehret, o Tage, zurück!
Gott erhalte dich lang! Haſt je Vollmonde geſehen,
Monde vom Schleyer umhüllt, Monde mit Bändern geziert.
Ihr Geſchoß ſind Pfeile, beſchwingt mit den Haaren der Wimpern,
Und ſie ſpalten das Herz, eh' ſie verſehren die Haut,
Sie entſaugen dem Mund' die lieblichſten, ſüßeſten Küſſe,

---

*) Der Nahme der Geliebten, oder vielleicht auch der Nahme eines Ortes.

Süßer für mich gewiß als das Glaubensgebeth *).
Schlank und flüſſig wie Wein, iſt jede der ſchmachtenden Schönen,
Aber von hartem Sinn', härter als hartes Geſtein,
Mit wohlduftendem Haar', das auf der Stirne ſich ſcheitelt,
Ambra, Aloe iſt's, Säften der Roſe vermiſcht.
Schwarz wie der Rabe, und dicht wie mitternächtiges Dunkel,
Das von ſelber ſich ohne die Kräuslerinn krümmt.
Von den Locken raubt der Oſtwind Gerüche des Moſchus,
Lippenentblößten Zahn kühlet der eiſige Thau **).
Sieh! ich ſchwebe durch dich ſtets zwiſchen Geſundheit und Krankheit,

---

*) Tevhid die Bekenntniß des alleinigen Gottes. Reiske bemerkt bey dieſem Verſe: „der Dichter rühmt ſich der Gunſt, in welcher er bey dem Frauenzimmer geſtanden haben will. Die ſoll ihm Schmätzchen gegeben haben, die, wie er ſagt, ihm ſüßer geweſen wären, als das Glaubensbekenntniß. Hat die Sache ihre Richtigkeit, und prahlt der Dichter hier nicht ſo, wie manche Petitmaîtres, ſo glaube ich es ihm gar gern. Das kommt ſo heraus, als wenn wir ſagen, die werden gewiß miteinander kein Paternoſter bethen."

**) Hier endet die Beſchreibung der Schönheit in Reiske's Überſetzung, während gerade der folgende Theil der bey weitem ſchönere des ganzen Gedichtes iſt, zu deſſen Ende Tapferkeit und Dichterruhm ſich in der höchſten Begeiſterung ausſpricht.

Zwiſchen dem Schwert in der Scheid' und dem vollendeten Streich.
Meine Freud' iſt, daß du, von meinem Looſe die Herrinn,
Je wie's dir beliebt, mehreſt und minderſt den Schmerz.
Stärke fühl' ich in mir, denſelben von dir zu ertragen,
Tapfere werden gebannt von dem geſcheitelten Haar.
Alles Vergießen von Blut iſt von dem Geſetze verbothen,
Doch der Rebe Blut iſt zu vergießen erlaubt.
Ich vergieß' es als Opfer gebracht den Augen, und opfre
Meine Seele dahin, neuen und alten Beſitz.
Alternder Kopf und Verſchmach und ausgemergelter Körper
Sammt den Thränen ſind Zeugen der Liebe genug.
Wenn du einen Tag mich mit dem Genuſſe belohnt haſt,
Sichſt drey Tage du mich zu beſtrafen nicht an.
Einſam und verbannt wohn' ich in dem Dorfe von Nachla *),
Wie der Meſſias einſt unter den Juden gewohnt.
Meine Lagerſtätt' iſt auf dem Sattel des Hengſtes,
Und mein Hemde iſt Panzer aus Eiſen und Stahl.
Er umſchließt den Leib hellglänzend und leuchtend wie Blitze,
Als ob David **) ſelbſt hätte geſchmiedet daran.

---

*) Nachla ein Dorf des Stammes der Beni Kelb nahe bey Baalbek.

*) David ſoll nach der Sage der Morgenländer die erſten Panzer verfertiget haben.

Wo iſt der Segen des Glücks, bin ich mit der Welt nun vergnüget,
Sendet ſie alsbald Leiden mir nach auf den Fuß.
Ach! wie eng iſt die Bruſt mir von den Sorgen der Nahrung,
Und wie wenig hab' ich mir von Ruhe gegönnt.
Immer und ſtets durchſtreich ich das Land, ein ewiger Wanderer,
Untergeht mein Stern, aber eben es hebt ſich der Muth *)!
Doch vielleicht hätt' ich doch noch ſo Manches erreichet
Durch die Gnade des Herrn, Gottes gewährende Huld.
Kleider abgenäht von der wärmenden Wolle des Baumes,
Und ein härenes Kleid, nur für die Affen gerecht.
Laßt mich ſterben in Luſt, ſonſt iſt's viel beſſer zu ſterben
Unter der Lanzen Geklirr, unter der Fahnen Gedräng.
Spitzen der Lanzen vertreiben geſchwind die Stacheln des Grolles,
Und der Buſen wird ſchnell von dem Neide geheilt.
Lange genug haſt du gelebt, unruhiges Leben,
Wenn du geſtorben biſt, wirſt du von Niemand beklagt.
Auf! begehre den Ruhm, und läg' er im Tiefſten der Hölle,
Fliehe die Schmach, wär' ſie ſelber in Eden zu Haus.

---

*) Der Commentar führt hier einen bekannten ſchönen Vers eines andern Dichters an:

Hoch auf flieget der Muth bis zum Gewimmel der Sterne,
Aber es haftet der Fuß in dem Gewimmel des Staubs.

Nimmer entfliehet durch Ruh dem Tode der Schwache und Feige,
Neugeboren zerreißt nimmer die Windeln das Kind.
Wer in Gefahren ſich ſtürzt, iſt vor dem Tode geſchützet,
In die Fluthen geht bis an den Nacken der Held.
Nicht vom Stamm' ward ich geadelt, ich adelte ſelben,
Stolz auf eigenen Ruhm, nicht auf der Ahnen Geſchlecht.
Ruhmbedeckt iſt im Stamm, wer immer arabiſch nur lallet,
Jeder den Feinden zur Wehr, und den Verlaſſ'nen zur Hülfe,
Iſt es zu wundern, wenn ich verwundert mich ſelber bewundre,
Da ich nichts Höheres kenn' über den eigenen Geiſt.
Ich ausſprengend den Thau der Großmuth, der Herr des Gedichts
Feinden ein tödtliches Gift, Neidern ein Stachel im Aug'.

Joſ. v. Hammer.

Zwey perſiſche Lieder.

1.

Zum Liebſten ſprach das Liebchen ſchön,
Viel fremde Städte haſt geſeh'n.

Sag, welche Stadt die ſchönſte iſt?
Die Stadt, worin das Liebchen iſt.

Wo meinem Herren es gefällt,
Wird mir ein Nadelöhr zur Welt.

Wo du mit mir biſt, iſt's mir gut,
Und wenn ſich's auch im Grabe ruht.

Wo's meinem Juſſuf wohl ergeht,
Wird Opferherd zum Roſenbeet *).

---

*) Eine Anſpielung auf die Sage der Morgenländer, daß Abraham, von Nimrod auf einen brennenden Scheiterhaufen geworfen, auf Roſen wandelte, die unter ſeinen Füßen entſproſſen.

Sind Roſen weg, verheert die Flur,
Gibt Roſenwaſſer mir die Spur *).

2.

Ich küſſ' die Lippen, trinke Wein,
Kann Lebensglück was anders ſeyn?

Niemanden kann ich's anvertrau'n,
Niemanden ihr zur Seite ſchau'n.

Schlag an mein Mond! die Laute laut,
Zerreiß die Saiten, meine Braut **)!

Ich küſſ' den Mund, Rubinen glüh'n ***),
Ich ſchau die Wangen, Roſen blüh'n ****).

---

*) Wenn die Roſen nicht mehr da ſind, ſuche ich ihre Spur im Roſenwaſſer, das mich daran erinnert.

**) Zerreiß die Saiten, damit ich in Aufruhr gerathe.

***) Aus Neid und Eiferſucht.

****) Aus Scham erröthend.

Die Roſ' entfloh der Einſamkeit *),
Wie Knoſpen brich Beſcheidenheit **).

Gib mir das Glas, denk' nicht an Dſchem ***),
Wer weiß, wo Kai iſt und Dſchem ****).

Joſ. v. Hammer.

---

*) Die Roſe hat nun ihr Soffapolſter aus der Einſamkeit in den Garten hinausgebracht.

**) Zerbreche die Feſſeln des Zwangs wie die Knoſpe.

***) Dſchem oder Dſchemſchid der größte Herrſcher des Orients, der Beſitzer des berühmten Bechers oder Wunderglaſes.

****) Kai für Kaichesrew, wie Dſchem für Dſchemſchid, ebenfalls der Nahme eines der größten Herrſcher der alten Dynaſtie der Kajaniden, die ſo heißen, weil ſie ſich Kai d. i. Kaiſer nannten.

XI.

Räthſel.

Fünf Räthſel

von Deinhardſtein.

1.

Es ſitzt ein Weib mit grauem Haare,
Mit mädchenhaftem Angeſichte,
Durch manch Jahrtauſend zu Gerichte,
Daß ſie die Ohnmacht offenbare.

Sie ſitzt auf diamantnem Throne,
Und hält Gericht mit ihren Söhnen,
Flicht ſchweigend bey der Kinder Thränen
Für jedes eine Todtenkrone.

D'rauf weckt ſie wieder ihre Leichen,
Ruft ſie auf's neu ins junge Leben,
Die kommen wieder und verſchweben,
Doch ſie ſah keiner noch erbleichen.

2.

Kennſt du die goldne Wunderſonne
Mit ihrem unbefleckten Strahl?
Sie gibt dir wechſelnd Schmerz und Wonne,
Sie gibt dir wechſelnd Luſt und Qual.

Sie greift mit warmen Liebeshänden
Herunter in die kalte Welt;
Wohin ſich ihre Strahlen wenden,
Sind Nacht und Grau'n dir aufgehellt.

Aus ihrer Himmel klaren Höhen
Schickt ſie die Lieb' und Luſt zu dir;
Du haſt ſie niemahls noch geſehen,
Und ewig ſchauſt du hin nach ihr.

3.

Wenn du es weißt, enthülle mir
Das wunderbare Räthſelthier,
Das Thier, wo keins dem andern traut,
Das ewig ſieht und nichts erſchaut,
Das ewig hört und nichts erſpäht,
Nichts erntet und doch ewig ſä't,

Das, wenn es weint, zu fühlen meint,
Und doch nicht weiß, warum es weint,
Das alles will und nichts erwirbt,
Das träumend lebt und träumend ſtirbt.

4.

Es iſt ein Häuschen klein und ſchmahl,
Und das Geräth iſt arm und kahl,
Es iſt das allergrößte Haus,
Geht Tod und Leben ein und aus;
Inmitten ſteht ein goldner Schrein,
Der ſchließt das Allerbeſte ein;
Der Herr vom Haus iſt immer da,
Ob ihn auch nie das Auge ſah;
Gibt jedem gern, was ihn erfreut,
Daß alles ſchwelgt in Seligkeit;
Und doch, wie viel auch jedem ward,
Ein Beſſers ihm hält aufgeſpart.

5.

Nenn mir das Ding, das jeder nennt,
Und jeder will und keiner kennt,
Das ſtill dich aufſucht, aber ſchnell,
Wenn du es ſuchſt, entflieht zur Stell'.

In der Palläſte leeren Weiten
Hat es nicht Raum ſich auszubreiten,
Doch breitet's oft im kleinen Haus
Die klaren Purpurflügel aus;
Wenn leiſe ſich's zu dir geſchlichen,
Sagt es mit dir den Stürmen Hohn;
Doch iſt's auch einem Hauch entwichen,
Und leiſe, wie es kam, entfloh'n.

Inhaltsverzeichniß.

I. Romanzen, Balladen und Legenden.

Seite

Hohenfurth, von Caroline Pichler, geb. v. Greiner 35
Des Knabens Ausfahrt, von Aloys Jeitteles 41
Sultan Sandjar, von J. J. Hannuſch . . 47
Das Sacktuch, von J. F. Caſtelli . . . 50
Emma's Thränen, von Georg v. Gaal . . 56
Die Erſcheinung, von K. Schneider . . . 61
Die Dornenkrone, von J. J. Hannuſch . . 64
Der ſchwarze Mönch, von F. C. Weidmann . 68

II. Ode.

Unerſetzlichkeit, von R. Walther . . . 75

III. Elegien.

Klage, von J. H. Dambeck 81
Die Vorwelt, von J. J. Hannuſch . . . 84
Erinnerung an den Atter-See, von Dapſul v. Roſenoble 88
Das Traumbild, von Ebend. 90
Der Waller am Ziele, von J. Ph. Neumann . 93
Der Weltpilot, von A. J. Schmid . . . 95

Seite
Einſamkeit, von Franz Hermann . . . 99
Erinnerung, von Schneider 101

IV. Humoriſtiſche Gedichte.

Die Engel, von J. P. C. Grafen v. Sermage 111
An die Faulheit, von J. R. v. Seyfried . . 114
Das Räuſchchen, ein idylliſcher Verſuch in öſterreichiſcher Mundart, von Carl Anton v. Gruber 118
Das Mädchen des Widerſpruchs, von J. F. Caſtelli 120
Bauernweisheit, von Dr. J. E. Veith . . 131
Die belauſchten Schönen, von J. A. Kanne . 134
Äußerungen eines vierzehnjährigen Landmädchens, von C. Meisl 139

V. Fabeln.

Lohn der Welt, von J. G. Meinert . . 145
Die beyden Wölfe, von J. H. Dambeck . . 151
Die Eiche und das Quittenbäumchen, von Ebendemſelben 154

VI. Erzählungen.

Die Schildwache am Pulverthurm, von F. Reil 157
Der Edelſtein, von J. G. Meinert . . . 165

VII. Sonetten.

Ihre Garderobe, in vier Sonetten, von J. P. C. Grafen v. Sermage 173
Ergebung, von R. Walther 177
Heimath, von Ebend. 178

Seite
Der Mitteler, von R. Walther 179
Mein Troſtgeſtirn, von Ebend. 180
An die Sonnenblume, von Ebend. . . . 181
Beruf, von Ebend. 182
Des Weibes Weſen in ſieben Sonetten, von Ph. Millauer 183
Auf das Gemählde des heiligen Johannes von Raphael, von Graf Thurn 189
An mein Ideal, von F. Wallner . . . 190

VIII. Lieder.

Mädchen und Mädchen, von Deinhardſtein 193
Mit ihr allein, von Ebendemſelben (mit Muſik von Herrn Carl Freyherrn v. Braun) 195
Die Lieder vom treuen Sänger, von Aloys Jeitteles 197
Des Knabens Morgen- und Abendlied, von Ebendemſelben 204
Die Thränen und die Perlen, von Freyherrn v. Eyb 207
Mein Leben, von J. P. G. Grafen v. Sermage 210
Auf Weihnacht, von F. Treitſchke . . . 212
Unter ihr Bild, von F. J. Haſſaureck . . 213
Leben und Liebe, von Dr. J. E. Veith . . 214
An Euphroſia, von Ebend. 218
Die Eine, von Ebend. 220
Kleinmuth, von Ebend. 225
Liebesſinn, von Ermin 229
Lied, von K. 230
Die Alpen, von Graf Thurn 232
Mein Ideal, von J. F. Caſtelli 234

Seite
Beym Abendſpaziergange, von J. Ph. Neumann 237
An Sie, von Enckes 238
Der Schiffer, von Ebend. 240
Lebensklugheit, von F. Wallner 242
Vergiß mein nicht, von J. H. Dambeck 243
Die Erſcheinung, von Ebend. 248
Geiſterbann, von R. Walther 250
Der welke Kranz, von Ebend. 251
An die Lieder, von Ebend. 253
Die Quelle, von Ebend. 254
Lob des Sängers, von J. J. Hannuſch 256

IX. Poetiſche Kleinigkeiten.

Malfilatre's Grabſchrift, von Dambeck 261
An ***, von Ebend. 261
Die neue Welt, von Ebend. 262
Die Lüge, von Dapſul v. Roſenoble 262
An ein Porträt, von Ebend. 262
An Pätus, von Joh. Möſer 262
Grabſchrift auf einen Langſamen, von Ebend. 263
Dem neuen Wirth in Baden, von Ebend. 263
Auf den Hund in dem ſehr beliebten Stücke: Der Wald bey Bondy, von Ebend. 263
An Ludovikens Sarcophag, von J. v. Kalchberg 263
Lebenstroſt, von Ebend. 264
An Caroline v. Hammer, geb. v. Henikſtein, von J. v. Kalchberg 264
Triſtan, von J. F. Caſtelli 265
Die Dichterinn, von Ebend. 265
An einen Freund, von Ebend. 266
Ehelicher Schmerz, von Ebend. 266

Seite
Nothwendige Eigenſchaft eines Heirathsluſtigen, von J. F. Caſtelli 266
Wohlerwogen, von J. K. Bernard . . . 267
Alter Brauch, von Georg v. Gaal . . . 267
Scherz und Ernſt, von Ebend. 268
Warnung, von Ebend. 268
Glückliche Verirrung, von Ebend. . . . 269
Trauer der Blume, von Ebend. . . . 269
In Fanny's Stammbuch, von Ebend. . . 270
Auf ein Gypsbild, von A. Stein . . . 272
Wie Triller zum Dichter ward, von Ebend. . 272
Geſpräch auf dem Meierhofe, von Ebend. . . 273
Entſchuldigung, von Ebend. 274
Woher? von Ebend. 274
Der Folioband, von Ebend. 274
An Profeſſor K., von Ebend. 275
An den Wucherer Twentibold, von Ebend. . 275
Der Britte, von Ebend. 275
Über die Findelkinder, von Ebend. . . . 276
Die Hundemutter, von Ebend. 277
Auf Alexander den Großen, von Ebend. . . 277
Auf die Büſte: Der Gähner, von Ebend. . 278
Auf Purr, von Ebend. 279
Der ſtudierende Fritz, von Ebend. . . . 279
Auf einen Thurmknopf, von Ebend. . . . 279
Auf den Scribenten Poll, von Ebend. . . 279
Beym Anblick eines Findelhauſes, von Ebend. . 280
Die Reiſe nach Italien, von Freyherrn v. Eyb . 281
Die Zeit, von Dapſul v. Roſenoble . . 282
Die Ruine, von Lauer 283
Die Standpuncte, von Franz Hermann . . 284

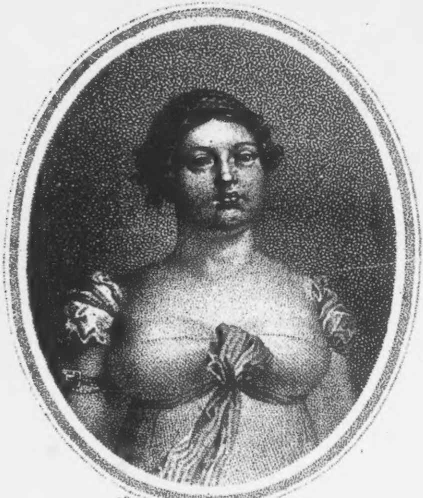
Seite
Gründlichkeit, von Franz Hermann ⸗ ⸗ 284
Vollendung, von Ebend. ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 284
Echteſtes Glück, von Ebend. ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 284
Betriebſamkeit, von Ebend. ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 285
Antikenſaal, von Ebend. ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 285
Rennbahn, von Ebend. ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 285
Stimme, von Ebend. ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 285
Der Liebhaber und die Echo, von B. ⸗ ⸗ ⸗ 286

X. Überſetzungen.

Drydens Denkmahl auf das Grab eines als Jungfrau verſtorbenen ſchönen Fräuleins, von Joſ. v. Hammer ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 289
Der Vorabend des heiligen Johann, von Johann Ph. Neumann ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 291
Pindars erſte der olympiſchen Oden, von Johann Ph. Neumann ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 304
Überſetzungen arabiſcher Gedichte Montenebbi's. Die ſechste Kaſſide, von Joſ. v. Hammer ⸗ ⸗ 310
Die neunte Kaſſide, von Ebend. ⸗ ⸗ ⸗ 313
Zwey perſiſche Lieder, von Ebend. ⸗ ⸗ ⸗ 318

XI. Räthſel.

Fünf Räthſel, von Deinhardſtein ⸗ ⸗ ⸗ 321



Sig.^{n} von Poyerd. D. Weiſs fe.

Pauline. Anne. Milder – Hauptmann

Opern = Sängerinn der K. K. Hoftheater.

M. 3618.

WIENER
Hof-Theater
TASCHENBUCH

auf das Jahr
1813

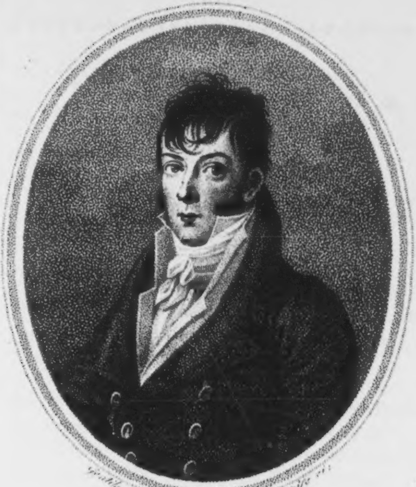
herausgegeben von

J. F. CASTELLI

Zehnter Jahrgang

Wien
bey J. B. Wallishauſser.

KÖNYVTÁRI K
NEM



Grahlow pix. F. Weiss sc.

Joseph Koberwein

K. K. Hof = Schauspieler.

KÖNYVTÁRAK
FÖLÖS

Lebens Kalender.

Des
Lebens Jänner.

Gott Janus bringt im Doppelblick der Zeiten
Das Würmchen Menſch — woher, — dieß forſche nicht!
In Thränen, die ſein erſtes Fleh'n begleiten,
Für Jammer ihn zu reifen, an das Licht.

Hier liegt der Wurm und bettelt Menſchen Gnade,
Da prägt ſich ſeiner Stirn kein Herrſcherzug;
Zur Nahrung g'nügt ihm Milch, die Wiegenlade
Für ſüßen Schlaf hält für ihn Raum genug.

Der Mutter Zährengruß — die Taufe — dinge
Die Bürgerrechte ihm für dieſe Welt!
Daß kühn er in des Lebens Sturme ringe,
Der grimmig jedes Alters Segel ſchwellt.

Februar.

Den erſten Kampf erſtanden, tritt im Siege
Er ein in's blumenreiche Knabenland.
Zu eng wird ihm das ſchmale Haus der Wiege;
Zu läſtig ihm das treue Gängelband.

Dieß Götter! ſind des Lebens ſchönſte Jahre,
Harmloſer Horen Tanz, ein Maskenſpiel
Umgaukelt ihn; was kümmert ihn das Wahre?—
Was neu und bunt iſt, ſeligt ſein Gefühl.

März.

Wie Knoſpentrieb aus ſchwangerm Schooß der Bäume
Sich itzt im Anzuge des Frühlings drängt;
So öffnen ſich des Buſens zarte Keime
Für Freundſchaft, die noch bange Wahl nicht engt.

Dem jungen Freund wird jegliche Bewegung,
Der Freundſchaft zarte Flamme anvertraut.
Für alles Gute fühlt der Buſen Regung,
Noch unverdorben wiegt das Wort den Laut.

Aprill.

Schon jetzt begegnen ihm des Lebens Stürme,
Es lichtet die Vernunft, die ſtreng gebeut:
Zertrümmre noch im Bau die Rieſenthürme!
Das Bollwerk zügelſcheuer Sinnlichkeit.

Man wird nun waffenreif und naht dem Kriege,
Den die Vernunft der mächt'gen Dirne macht.
Nur traurig! daß man meiſtens dann erſt ſiege,
Hat man bevor ſchon Opfer ihr gebracht.

Mai.

Ein froher Jüngling naht, laßt uns ihn grüßen!
Den jugendlichen Gott. Her vor ihm ſtrahlt
Der Freude Sonne; Gluth aus Freundes Küßen;
Und Liebe die ihm Himmels Zonen mahlt.

Ihm blüht der Lebenskranz, ihm winken Tänze,
Ihm lächelt im Kriſtalle goldner Wein.
Huldgöttinnen im ewig jungen Lenze
Schließt himmliſch er im Arm der Liebe ein.

Sein Sinnenſpiel gräbt hoffnungsvolle Pläne,
Nach denen er im Wahn des Untrugs jagt.
Sein fähig Herz für's Edle, Groß' und Schöne
Vollbringt mit Kraft, wofür das Alter zagt.

Juni.

Da ſteht und glänzt er auf der Lebenszinne,
Erregt der Erde Stolz, der Götter Neid.
Sie halten denn aus Neid im Lauf ihn inne.
Ein Zuwachs führte zur Unſterblichkeit.

Schel ſehend ſchleicht die Stifterinn der Ehen,
Von der der Nahme dieſes Monaths ſtammt;
Und führt ihn ſchlau, wer kann ihr widerſtehen?
An's Joch, vor welchem Hymens Irrlicht flammt.

Die Ehe mildert zwar des Jünglings Toben,
Und ſtilles Glück gewährt ihr friedlich Ziel.
Des Großen doch gab ſie noch wenig Proben.
Was Groß iſt, heiſcht der Kräfte freies Spiel.

Juli.

Dieß iſt des armen Lebens Flitterwoche,
Wo ihn der Liebe kurzer Rauſch entzückt,
In dieſer dennoch ſeligen Epoche
Erhebt er über Götter ſich beglückt.

Wie ſich am Felde Ceres Fluthen bleichen,
Die aus der Erde Schooß geſegnet quillen;
So ſieht er froh der Gattinn Segenszeichen,
Im Stolz den Zweck der Schöpfung zu erfüllen.

Auguſt.

Er erntet jetzt der Liebe ſüße Früchte,
Vom Halme, den die Laſt der Ähre bog.
Es reicht die Gattinn, Wonne im Geſichte,
Das Knäblein ihm, eh' noch es Nahrung ſog.

Es mehret ſich die Zahl der muntern Kleinen,
Die ſorgenlos ihn Vater! Vater! nennt.
Er hört's, und in der Vaterbruſt vereinen
Auf dieſen Ruf ſich Sorgen ohne End.

September.

Die Siebenzahl, ein Hiroglyph der Alten,
Der Wochenmeſſer faßt die ſtille Kraft,
Geheimniſſe, ſo ſpricht man, zu entfalten,
Daß alle Siebenjahr ſich die Natur umſchafft.

Und wahrlich ändert viel in der Epoche
Der Menſch die alte Denk- und Lebensweiſ'.
Zieht Regeln, beugt ſich williger dem Joche
Für Weltton; drängt ſich an den Götzenkreis.

Der Jugend Muth entdüftet mit den Kräften;
Wer's fühlt, was Wunder wenn ihn Furcht ergreift,
Die Augen nach den Götzen mehr zu heften,
In denen dieſer Erde Hoffnung reift.

Ruhmſüchtig haſcht — ſo hüpft der Schaum auf Wogen,
Der Thor nach Ruhm, der aus dem Strudel rauſcht.
Der Weiſere ſieht früher ſich betrogen;
Und ſeht! wie gern er ihn um Ruhe tauſcht.

October.

Nun lebt er erſt am heimathlichen Herde
Sich und den Seinen mehr. Mit Huld empfängt
Er Früchte reichlich aus dem Schooß der Erde,
Und echten Wein den kein Vergifter mengt.

Genieße denn der Erde letzte Gaben,
Wozu ſie ſchlau nur Lebensmüde lud.
Verſäum' es nicht noch einmahl dich zu laben!
Was du genießeſt, bleibt dein Sondergut.

November.

Es ſchleicht mit Rieſenſchritten, wie der Schatten,
Der ſich im Gang der Abendſonne zieht,
Das Leben hin, und Kraft und Muth ermatten;
An Krücken ſchleicht das Alter lebensmüd?

Da wanken die gebrechlichen Geſtalten,
Vom Körper ſiech, am Geiſte Kindern gleich;
Die freudeſcheu die Stirne düſter falten;
Vielgläubig, geizig, ſtreng und ſkrupelreich.

Doch Mitleid, frommer Sohn! mit den Gebrechen
Des Alters, Schonung für den Ehrenſtand!
Sie hatten's einſt mit deinen Kinderſchwächen;
Dank heißt ſie leiten an des Lebens Rand.

December.

Ein ungeſchloßner Ring, der ſchwach beginnet,
Sich gleich ſchwach endet, mahlt des Lebens Bild.
So ſchwächlich als das Leben ſich entſpinnet,
Verhallet es, und nur die Mitte gilt.

Da ſtehn die Pilger an der Grabesſchwelle;
Beſehn die enge Gruſt, den Schaufelſtich;
Bang — ob aus ihr neu eine Welt ſich helle,
Die beſſer wär — ja ſelbſt nur dieſer glich.

Hier ſteht das Grab und keine Wahl dir offen.
Zieh' hin! — und wenn dem Herzen Troſt gebricht;
Gib Stärkung ihm durch Glauben und durch Hoffen. —
Verbriefte Sicherheit gewährt ſie nicht.

Und hallen dir die Glocken dieſes Lebens —
In's jene nach, dann knüpfſt du dieſe Bahn
Kraft deines ew'gen Ichs, Kraft deines Strebens,
An jene Welten und Mitgeiſter an.

Brandler.

1.

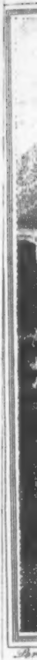
Die Pflegeſöhne,

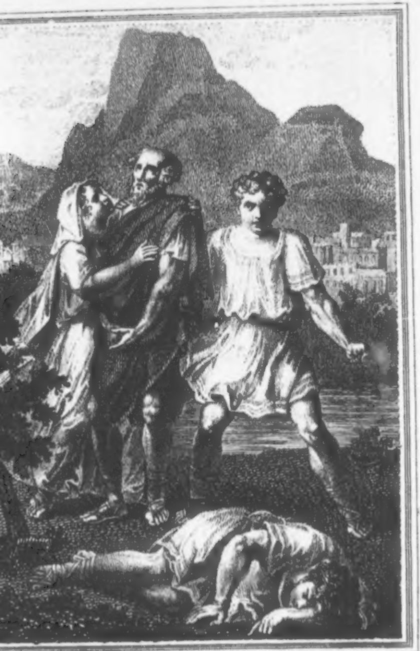
ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen, von Kratter.

(Dritte Scene des dritten Aufzugs.)

Conſtantin wollte ſeinen Pflegevater Zeno zum Geſtändniß zwingen, ob er, oder Marcian der Sohn des Phokas ſey. Er fiel ihn wüthend an, allein der mit Euſebien eintretende Marcian ſchläuderte ihn zu Boden und ſpricht:

— — — „Verräther! Vatermörder!
Was hindert mich, mit dieſen Händen dich
Zu erwürgen?“





ger del. Dav. Weiſs sc.

Die Pflegesöhne

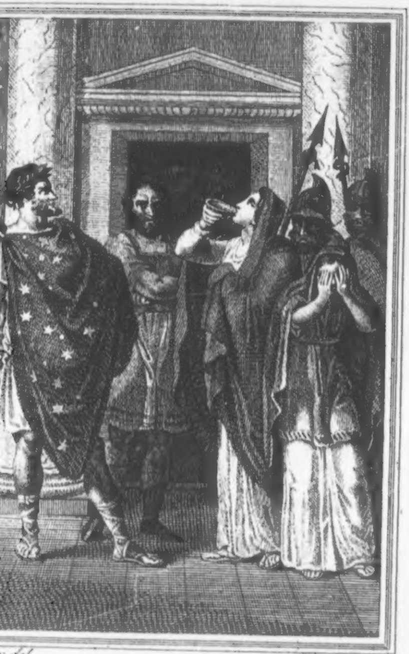
II.

Die Katakomben,

ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen, von Carl Wolfarth.

(Letzte Scene des erſten Aufzugs.)

Nero befiehlt Aurelien die Giftſchale, welche Sporus gebracht, zu leeren; ſie ergreift dieſelbe ſchnell, und leert ſie muthig. Julie verhüllt ſich vor Schmerz das Geſicht, Nero ſteht ſtarr, auf Aurelien hinblickend.



del. Dav. Weiß sc.

Die Katakomben.

III.

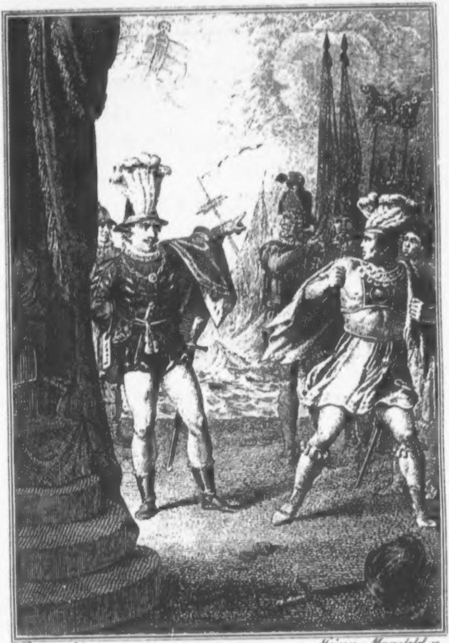
Ferdinand Cortez,

eine heroiſche Oper in 3 Aufzügen, nach dem
Franzöſiſchen von J. F. Caſtelli.

(Letzte Scene des erſten Aufzugs.)

Ferdinand Cortez läßt, um ſeinen Soldaten die letzte Hoffnung zur Rückkehr in's Vaterland zu benehmen, ſeine Schiffe verbrennen. Er ſpricht zu dem Caziken **Telasko**, welcher ihm rieth, ſich ſo ſchnell als möglich aus dieſem Lande zu flüchten, indem er ihm dieſes ſchreckliche Schauſpiel zeigt:

„Nur Ehre iſt mein Ziel, die Welt iſt mein Gewinn,
Sieh hin!" — —



Berger del.

Heinr. Mansfeld sc.

Ferdinand Cortez.

Her

—

—

—

Ei

H

E
E
E
Z

Perſonalſtand
der
beyden k. k. Hoftheater.

K. K. Hoftheater nächſt der Burg.

Kanzelley.

r Pfersmann, k. k. Hoftheater-Secretär und Haupt-Controllor.

Ortner, Hoftheater-Architect.

Tremmel, Dekorations- und Beleuchtungs-Director.

— Stainsberg, Kanzelliſt.

n Kanzelleydiener.

Caſſa.

err Hueber, Caſſier.

— Meyr, erſter Controllor.

— Stabl, zweyter Controllor.

in Caſſadiener.

in Logenmeiſter.

ein Logendiener.

zwölf Billeteinnehmer.

Mahlerey.

Herr Janitz } Hoftheater-Mahler.
— Pian. }

Zwey Kaſchirer.

Ein Tiſchler.

Theater-Ärzte.

Herr Öppinger.

— Dunzendorfer.

K. K. Hofſchauſpieler

(nach den Jahren ihres Debüts.)

Herr	Kopfmüller	1773	Herr	Korn [6]	1802
—	Ziegler [1]	1783	—	Krüger [7]	1802
—	Sannens	1789	—	Karl [8]	1804
—	Klingmann	1791	—	Dupree	1804
—	Baumann	1795	—	Wagner	1807
—	Weinmüller	1795	—	Ochſenheimer	1807
—	Koberwein [2]	1796	—	Weidmann	1809
—	Leiſer [3]	1796	—	Neil	1809
—	Hornung	1797	—	Klees	1811
—	Rooſe [4]	1798	—	Heurteur	1811
—	Koch [5]	1798	—	Korntheuer	1811
—	Rouſeul	1800	—	Wothe	1811
—	Stegmayer	1801	—	Fux	1811
—	Rösner	1801	—	Demmer d. ä.	1811

[1] Conſulent. [2] Regiſſeur. [3] Inſpicient. [4] Regiſſeur. [5] Regiſſeur. [6] Regiſſeur. [7] Regiſſeur. [8] Comparſen Inſpicient.

Damen.

Mad. Schütz	1772	Dlle. Hruſchka	1802
— Dauer	1779	Mad. Korn	1802
— Doppler	1785	— Koberwein	1803
— Rivolla	1785	Dlle. Menner	1803
— Weiſſenthurn	1789	Mad. Demmer	1804
— Baumann	1790	Dlle. Hartmann	1804
— Leiſer	1795	— Koch	1807
Dlle. Lefebre	1801	— Adamberger	1807
— Goldmann	1801	— Krüger	1809
Mad. Krüger	1802	— Weiſſenthurn	1811

Soufleurs.

Herr Nadaſtini.
— Koller.

Nachleſer.

Herr Pleß.

Theatermeiſter.

Herr Roth.
Ein Schnürmeiſter.
Zwey Handlanger.
Herr Seng, Garderobe-Inſpector.
Ein Magazinär.
Ein Garderobe-Gehülfe.
Ein Perückenmacher.

Ein Garderobe-Diener.

Herr Meyr, Decorations- und Beleuchtungs-Inſpector.

Ein Feuerzimmermann.

Ein Theaterfeldwäbel.

Orcheſter.

Herr Klemp, Director.

28 Muſick.

Ein Inſtrumentendiener.

K. K. Hoftheater
nächſt dem Kärnthnerthor.

Kanzelley.

Herr Sonnleithner
— Baron v. Böck } Hoftheater-Secretäre.
— Rösner, Ökonomie-Adjunct.
— v. Ehrimfeld, Actuar.
— v. Turnau
— Oberhofer } Kanzelliſten.
Ein Kanzelleydiener.

Caſſa.

Herr Haim, Caſſier.
— Hueber, Controllor.
Ein Caſſadiener.
Ein Logenmeiſter.
Ein Logenmeiſters-Adjunct.
Eine Logendienerinn.
17 Billeteinnehmer.

Kapellmeiſter.

Herr Salieri, k. k. erſter Hofkapellmeiſter.
— Weigl, Kapellmeiſter und Operndirector.
— Gyrowetz
— Umlauff } Kapellmeiſter.
— Drechſler
— Moſcheles } Kapellmeiſters-Adjuncten.

Dichter.

Herr Caſtelli, für die deutſche
— Roſſi, für die italieniſche } Oper.

Mahler.

Herr Melchior.
— Scharhan.
— Arrigoni.

Coſtume-Director.

Herr v. Stubenrauch.

Theater-Ärzte.

Herr Gordon.
— Lippert.

K. K. Hofoperiſten.

Herr Saal* (Regiſſeur.)
— Vogel* (Regiſſeur.)
— Weinmüller* (Reg.)
— Baſſi (Regiſſeur der ital. Oper.)
— Baumann.*
— Wallaſchek.
— Neumann.
— Demmer der ältere.
— Demmer der jüng.

Herr Anders.
— Radichi.
— Frühwald.
— Dirzka.
— Siboni.
— Mohrhardt.
— Röckel.
— Zeltner.
— Verri.

Damen.

Mad. Roſenbaum.
— Rösner.
— Grünberg.
Dlle. Haßmann.
— Laucher.
Mad. Milder.*
Dlle. Buchwieſer.*

Mad. Auenheim.
Dlle. Vondra die ältere.
— Vondra die jüng.
— Röckel.
Mad. Karl.
Dlle. Seſſi Anna Maria.
— Seſſi Thereſe.

Chor.

Herr Vondra, Chordirector.
26 Choriſten.
17 Choriſtinnen.
8 Chorknaben.

Diejenigen welche mit dem * bezeichnet ſind, ſind zugleich Hofſchauſpieler.

Soufleurs.

Herr Schrensner, zur deutſchen } Oper.
— Banoncini } zur italieniſchen } Oper.
— Schilling

Orcheſter.

Herr Wranitzky, Director des Opernorcheſters.
— Katter, Director des Balletorcheſters.
— Kleſchinzky, zweyter Director.
— Maiſeder, Soloſpieler.
Mad. Gellenhofer, Harfenmeiſterinn.
46 Muſici.
2 Orcheſterdiener.

Herr Dolliſchell, Decorations- und Beleuchtungs-Inſpector.
— Schmidt, Maſchiniſt.
Zwey Tiſchler.
Ein Kaſchirer.
Herr Agner, Theatermeiſter.
Ein Schnürmeiſter.
Herr Piazza, Garderobe-Meiſter.
— Ibein, Magazinär.
Ein Garderobe-Schreiber.
Zwey Garderobe-Gehülfen.
Ein Perückenmacher.

Ein Feuermaurer.
Ein Theaterfeldwäbel.

Ballet.

Herr Duport, Balletmeiſter und erſter Solotänzer.
— Muzarelli, Balletmeiſter.
— Vigano, Balletmeiſter und Solotänzer.
— Gioja, Solotänzer.
— Angiolini Nicolo
— Angiolini Pasquale } Groteßk-Tänzer.
— Rainoldi.
— Minetti } Choryphäen.
— Degiorgi
— Roſſi, (Regiſſeur.)
3 Pantomimiſten
12 Figuranten.

Tänzerinnen.

Dlle. Decaro
— Neumann
Mad. Vigano } Solotänzerinnen.
— Ceſari
Dlle. Vanier
Mad. Sedini } Groteßk-Tänzerinnen.
— Rainoldi

5 Choriphäen.
14 Figurantinnen.
3 Theaterbedienten.
1 Requiſitendiener.

Journal

der

vom 16ten October 1811 bis 15ten October 1812

in beyden

k. k. Hoftheatern

aufgeführten Stücke, Opern und Ballete.

October.

16. Kabale und Liebe. Schauſp.
17. Der häusliche Zwiſt. Luſtſp. Die Erbſchaft. Sch. Der Lügenfeind. Luſtſp.
18. Die Braut von Meſſina. Trauerſp.
19 Die Jugend Heinrichs des Fünften. Der Ehecontract. Luſtſp. 1 A.
20. Johann, Herzog von Finnland. Schauſp.
21. Der Taubſtumme. Dr. Der Verräther. Luſtſp.
22. Der liefländiſche Tiſchler.
23. Der Ehecontract. Luſtſp. Der Abſchied. Luſtſp. 2 A.
24. Raphael. Luſtſp. Die verbothenen Waaren. L.
25. Das rächende Gewiſſen. Trauerſp.
26. Beſchämte Eiferſucht. Luſtſp. Der Ehecontract L.
27. Die Beſtürmung von Smolensk.
28. Der Brief aus Cadix. — Dankbarkeit.
29 Die Organe des Gehirns. Haß allen Weibern.
30. Eſſex.
31 Die Zeiträume.

October.

16. Die Feuerprobe. Oper. Äneas in Carthago. B.
17. Der Augenarzt. Oper.
18. Der Sammtrock. Oper. Amenophis. Ballet.
19. Die Veſtalinn. Oper.
20. Der Dorfbarbier. O. — Amenophis. B.
21. Die Schweizerfamilie. Oper.
22. Die Veſtalinn. Oper.
23. Das zugemauerte Fenſter. Oper. Der Quackſalber und die Zwerge Div.
24. Iphigenia auf Tauris. Oper.
25. Der Augenarzt. Oper.
26. Das Waiſenhaus. Oper.
27. Milton. O. — Äneas in Carthago. B.
28. Der Augenarzt. Oper.
29. Die Veſtalinn.
30. Die Feuerprobe. — Äneas in Carthago.
31. Der Augenarzt.

November.

1. Die Zeiträume.
2 Macbeth.
3. Die Zeiträume.
4. Der verbannte Amor.
5 Johann, Herzog von Finnland.
6. Das Mädchen von Marienburg.
7. Er mengt ſich in alles. — Der Verräther.
8. Armuth und Edelſinn.
9. Die Unvermählte.
10 Fiesko.
11. Jenny.
12. Der Brief aus Cadix. — Der Verräther.
13 Dienſtpflicht.
14. Eliſe von Walberg.
15. Zum Vortheil der Wohlthätigkeitsanſtalten, eine große muſikaliſche Akademie.
16. Die Zeiträume.
17. Othello, der Mohr von Venedig.
18. Sorgen ohne Noth, und Noth ohne Sorgen.
19. Der Ehecontract. — Zum erſten Mahl, die Standesproben.
20. Standesproben. Die Zerſtreuten.
21. Die deutſchen Kleinſtädter. — Der Lügner und ſein Sohn.

November.

1. Die Schweizerfamilie.
2. Der Sammtrock. — Der Quakſalber und die Zwerge.
3. Der Augenarzt.
4. Die Veſtalinn.
5. Iphigenia auf Tauris.
6. Griſelda.
7. Der Augenarzt.
8. Die Veſtalinn.
9. Die Schweizerfamilie.
10. Der Augenarzt.
11. Trajano in Dacia.
12. Milton. — Äneas in Carthago.
13. Die Veſtalinn.
14. Der Augenarzt.
15. geſchloſſen.
16. Das Weiſenhaus.
17. Der Dorfbarbier. — Der Faßbinder.
18. Gli Orazi e Curiazi.
19. Oſtade — Die zwey Nebenbuhlerinnen.
20. Der Sammtrock. — Amenophis.
21. Der Augenarzt.

22 Die Indianer in England.
23. Die Standesproben. — Blind geladen.
24. Johann, Herzog von Finnland.
25. Die Hageſtolzen.
26. Die Zeiträume.
27. Der Buchſtab — Jenny.
28. Die Sonnenjungfrau.
29. Wiedervergeltung. — Unſer Fritz.
30. Mittel und Wege.

December.

1. Das rächende Gewiſſen.
2. Cabale und Liebe.
3. Sitah Mani.
4. Der deutſche Hausvater.
5. Clavigo.
6. Don Carlos.
7. Claudine. — Der Ehecontract.
8. Fridolin.
9 Der neue Proteus.
10. Der Erſatz.

22. Die Feuerprobe. — Äneas in Carthago.
23. Zum Vortheil der Mad. Mar. Seſſi, die Szene aus der Oper Balduin. — Der wiedererkannte Amenophis, zum Beſchluß den letzten Theil des 2ten Acts aus der Oper Gli Orazi e Curiazi.
24. Das zugemauerte Fenſter, der letzte Theil des 2ten Acts der Oper Gli Orazi e Curiazi. Die Quakſalber.
25. Agnes Sorel.
26 Der Augenarzt.
27. Gli Orazi e Curiazi.
28. Iphigenia auf Tauris.
29. Die Veſtalinn.
30. Feuerprobe.—Zum erſten Mahl Guſtav Waſa. B.

December.

1. Der Sammtrock. — Guſtav Waſa.
2. Der Augenarzt.
3. Das zugemauerte Fenſter. — Guſtav Waſa.
4. Trajano in Dacia.
5. Der betrogene Betrüger. — Amenophis.
6. Griſelda.
7. Coriolano.
8. Der Sammtrock. — Guſtav Waſa.
9. Der Augenarzt.
10. Die Veſtalinn.

11. Beſchämte Eiferſucht. Die alten Liebſchaften. Luſtſp. in 1 Act.
12. Die alten Liebſchaften. — Die deutſchen Kleinſtädter. L.
13. Johann, Herzog von Finnland.
14. Haß allen Weibern. Die alten Liebſchaften.
15. Hamlet.
16. Der Spieler.
17. Eduard in Schottland. Der dankbare Sohn.
18. Die beyden Klingsberg.
19. Das Intermezzo.
20 Der verbannte Amor.
21 Emilie Galotti.
22. Die Jahrszeiten. Oratorium.
23. Die Jahrszeiten.
24 Großes Conzert.
25. geſchloſſen.
26. Die Zeiträume.
27. Minna von Barnhelm.
28. Der neue Proteus.
29. Das Gaſtrecht.
30. Das rächende Gewiſſen.
31. Raphael. — Der Puls.

11. Die Feuerprobe. Äneas in Carthago.
12. Der Augenarzt.
13. Die Veſtalinn.
14. Der Sammtrock. — Äneas in Carthago.
15. Der Dorfbarbier. Faßbinder. B.
16. Ginevra di Scozia.
17 Das zugemauerte Fenſter. — Die beyden Nebenbuhlerinnen.
18. Das Waiſenhaus.
19. Die Feuerprobe. Ein Divertiſſement.
20. Milton. Ein Divertiſſement.
21. Oſtade. dto. dto.
22. Eine declamatoriſche und muſikaliſche Abendunterhaltung, zum Vortheile des Herrn Korn.
23.
24. } geſchloſſen.
25.
26. Die Veſtalinn.
27. Agnes Sorel. — Das Feſt des Bacchus. B.
28. Der Augenarzt.
29. Der Dorfbarbier. — Das Feſt des Bacchus.
30. Trajan in Dazien.
31. Die Feuerprobe. — Das Feſt des Bacchus.

Jänner 1812.

1. Die Zeiträume.
2. Die Sonnenjungfrauen.
3. Selbſtbeherrſchung.
4. Das Incognito.
5. Der Lorberkranz.
6. Der häusliche Zwiſt. — Die verbothenen Waaren.
7. Bruderzwiſt.
8. Der Taubſtumme. — Die alten Liebſchaften.
9. Die Jäger.
10. Der Machtſpruch.
11. Der Lügner und ſein Sohn. — Die Jugend Heinrichs des Fünften.
12. Lanaſſa.
13. Das Intermezzo.
14. Jenny.
15. Mittel und Wege.
16. Das Gaſtrecht.
17. Der Puls. — Die Braut. — Der grüne Domino.
18. Ein Haus zu verkaufen. — Die Braut. — Der grüne Domino.
19. Dienſtpflicht.
20. Der Korb. — Die Braut. — Der grüne Domino.

Jänner 1812.

1. Medea
2. Der Augenarzt.
3. Medea.
4. Coriolano.
5. Das zugemauerte Fenſter. — Äneas in Carthago.
6. Der Augenarzt.
7. Ginevra di Scozia.
8. Milton. Der Quakſalber und die Zwerge.
9. Medea.
10. Michael Angelo. Das Feſt des Bacchus.
11. Die Schweizerfamilie.
12. Michael Angelo. — Der Faßbinder. B.
13. Die Veſtalinn.
14. Iphigenia auf Tauris.
15. Der Dorfbarbier. — Der Quakſalber und die Zwerge.
16. Michael Angelo. — Äneas in Carthago.
17. Die Veſtalinn.
18. Der Sammtrock. — Der Faßbinder. B.
19. Das Waiſenhaus
20. Trajan in Dazien.

21. Der Wald bey Hermannſtadt.
22. Es ſpuckt. — Der Verräther.
23. Die Pilger.
24. Der häusliche Zwiſt. — Der grüne Domino. — Die Braut.
25. Cabale und Liebe.
26. Die Strelitzen.
27. Die Organe des Gehirns. — Die Zerſtreuten.
28. Falſche Schaam.
29. Die ungleichen Brüder.
30. Das Epigramm.
31. Mittel und Wege.

Februar.

1. Die ſeltſame Audienz. — Der Lügner und ſein Sohn.
2. Fridolin.
3. Das Intermezzo.
4. Maske für Maske.
5. Die Quälgeiſter.
6. Der Vorſatz. — Die güldene Gans. L.
7. Der häusliche Zwiſt. — Die güldene Gans.
8. Die Braut. — Der Verräther. — Der Nachtwächter.
9. Die güldene Gans. — Der Nachtwächter.

21. Medea.
22. Das zugemauerte Fenſter. — Guſtav Waſa.
23. Der Augenarzt.
24. Die Veſtalinn.
25. Oſtade — Der Quackſalber und die Zwerge.
26. Der Dorfbarbier. — Das Feſt des Bacchus.
27. Der Augenarzt.
28. Fingallo e Comala. O.
29. Fingallo e Comala.
30. Michael Angelo. — Guſtav Waſa.
31. Die Schweizerfamilie.

Februar.

1. Trajan in Dazien.
2. Der Augenarzt.
3. Die Veſtalinn.
4. Fingallo e Comala.
5. Das Lotterieloos. Oper. — Der Kranke aus Liebe. B.
6. Das Lotterieloos. — Der Kranke aus Liebe.
7. Franziska von Foix. O.
8. Franziska von Foix.
9. Das Lotterieloos. Oper. — Der Kranke aus Liebe.

10. Die Organe des Gehirns.
11. Die Glücklichen. — Die Unglücklichen. — Der Nachtwächter.
12. geſchloſſen.
13. Der Lügenfeind. — Haß allen Weibern. — Der Nachtwächter.
14. Die ungleichen Brüder.
15. Dienſtpflicht.
16. Othello.
17. Die Katakomben.
18. Die Katakomben.
19. geſchloſſen.
20. Die deutſchen Kleinſtädter. — Der Nachtwächter.
21. Die Katakomben.
22. Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorgen.
23. Die Katakomben.
24. Die Zeiträume.
25. Die Unvermählte.
26. Die Katakomben.
27. Der häusliche Zwiſt. — Die verbothenen Waaren.
28. geſchloſſen.
29. Armuth und Edelſinn.

10. Das Waiſenhaus.
11. Michael Angelo — Der Kranke aus Liebe.
12. Conzert und Vorſtellung drey berühmter Gemählde.
13. Die Veſtalinn.
14. Oſtade. — Der Faßbinder.
15 Medea.
16 Franziska von Foix.
17. Das zugemauerte Fenſter. — Der Quakſalber und die Zwerge.
18. Die Schweizerfamilie.
19. geſchloſſen.
20. Das Lotterieloos. Die Ausſtellung zweyer Gemählde.
21. Der Augenarzt.
22. Milton. — Zephir, oder der wiederkehrende Frühling.
23. Die Schweizerfamilie.
24. Trajano in Dacia.
25. Michael Angelo. — Zephir.
26. Iphigenia auf Tauris.
27. Der Sammtrock. — Zephir.
28. geſchloſſen.
29. Medea.

März.

1. Die Katakomben.
2. Der kleine Declamator. — Der grüne Domino. — Der Nachtwächter.
3. Der falſche Eduard Stuart. L.
4. Der falſche Eduard Stuart.
5. Das rächende Gewiſſen.
6. Die Katakomben.
7. Das Portrait der Mutter.
8 Der falſche Prinz Eduard.
9. Die Quälgeiſter.
10. Dankbarkeit. — Die deutſche Hausfrau.
11. Die ſeltſame Audienz. — Der Lügner und ſein Sohn.
12. Die deutſche Hausfrau. — Der Nachtwächter.
13. Die deutſche Hausfrau. — Der Verräther.
14. Eliſe von Valberg.
15. Die Quälgeiſter.
16. Der Graf von Burgund.
17 Das Räthſel. — Der Vorſatz. — Der Beruf.
18 Der Taubſtumme. — Blind geladen.
19. Die Vertrauten. L. Das Hinderniß. L.
20. Die Vertrauten. — Die verbothenen Waaren.
21. Emilie Galloti.
22. Große muſikaliſche Akademie.

März.

1. Der Augenarzt.
2. Die Veſtalinn.
3. Das Lotterieloos. Liſe und Collin.
4. Die Schweizerfamilie.
5. Die Uniform.
6. Das zugemauerte Fenſter. — Liſe und Collin.
7. Das Lotterieloos. Tableaux.
8. Die Uniform.
9. Medea.
10. Der Dorfbarbier. — Zephir.
11. Trajan in Dazien.
12. Die Uniform.
13. Der Sammtrock. — Liſe und Collin.
14. Der Augenarzt.
15. Milton. — Tableaux.
16. Das zugemauerte Fenſter. — Die ſpaniſche Abendunterhaltung.
17. Die Schweizerfamilie.
18. Eine Vorſtellung zweyer Gemählde. — Die Unbefangenen. B.
19. Oſtade. — Zephir.
20. Das Lotterieloos. Die Bäcker.
21. Medea
22. geſchloſſen.

23. Große muſikaliſche Akademie.
24.
25.
26.
27. geſchloſſen.
38.
29.
30. Die Katakomben.
31. Die deutſche Hausfrau. — Die Neuvermählten.

Aprill.

1. Die Neuvermählten. Die Vertrauten.
2. Die Hageſtolzen.
3. Collins Feyer.
4. Der falſche Eduard Stuart.
5. Johanna von Montfaucon.
6. Kabale und Liebe.
7. Der Nachtwächter. Beſchämte Eiferſucht.
8. Das Schreibpult.
9. Der verbannte Amor.
10. geſchloſſen.
11. Braut von Meſſina.
12. Beſtürmung von Smolensk.
13. Alten Liebſchaften. Die Zerſtreuten Der Beruf.

23. Declamatoriſch=muſikaliſche Abendunterhaltung.
24. Muſikaliſche Abendunterhaltung.
25. }
26. } geſchloſſen.
27. }
28. }
29. Eine declamatoriſch = muſikaliſche Abendunterhaltung.
30. Michael Angelo. — Zephir.
31. Die Uniform.

April.

1. Milton. Liſe und Collin.
2. Das Lotterieloos. — Die Bäcker.
3. Die Schweizerfamilie.
5. Medea.
3. Der Dorfbarbier. — Liſe und Collin.
6. **Federica e Adolfo.**
7. Der Augenarzt.
8. Nur mit Maß und Ziel, oder die Neuvermählten. Die Bäcker.
9. Die Veſtalinn.
10. geſchloſſen.
11. Oſtade. Der blöde Ritter.
12. Michael Angelo. Die Bäcker.
13. Sammtrock. Der blöde Ritter.

14 Eheſcheuen. Die Entführung.
15. Die Schach-Maſchine.
16. Der Fremde.
17. Toni Der Hahnenſchlag.
18. Der Puls. Toni.
19. Mittel und Wege.
20. Der Spieler.
21. Raphael. — Toni.
22. Eſſex.
23. Die Ausſteuer.
24 Die Katakomben.
25 Armuth und Edelſinn.
26. Der Hahnenſchlag — Toni.
27 Don Carlos.
28. Minna von Barnhelm.
29. Die Erbſchaft. — Die Vertrauten.
30. Der Fremde.

May.

1. Der Machtſpruch.
2. Die ungleichen Brüder.
3. Das Intermezzo.
4. Die Neugierigen.
5. Der Hahnenſchlag, — Toni.
6. Bajard.
7. Fridolin.

14. Die Uniform.
15. Milton. Der blöde Ritter.
16. Die Schweizerfamilie.
17. Der Dorfbarbier. — Das Lotterieloos.
18. Das zugemauerte Fenſter — Der blöde Ritter.
19. Michael Angelo. — Die Bäcker.
20. Milton. — der blöde Ritter.
21. Federica e Adolfo.
22. Das Lotterieloos. — Zephir.
23. Die Entführung aus dem Serail.
24. Der Dorfbarbier. — Der blöde Ritter.
25. Federica e Adolfo.
26. Das Lotterieloos. — Der blöde Ritter.
27. Franziſka von Foix.
28. Oſtade. — Die Bäcker.
29. Der Augenarzt.
30. Die Schweizerfamilie.

May.

1. Federica e Adolfo.
2. Michael Angelo. — Die Bäcker.
3. Franziſka von Foix.
4. Der Augenarzt.
5. Medea.
6. Die Schweizerfamilie.
7. Die Uniform.

8. Cabale und Liebe.
9. Die Ausſteuer.
10. Bajard.
11. Der liefländiſche Tiſchler.
12. Der Verräther. — Die Vertrauten.
13. Balboa.
14. geſchloſſen.
15. Advokatenſpiegel.
16. Advokatenſpiegel.
17. geſchloſſen.
18. Bajard.
19. Advokatenſpiegel.
20. Haß allen Weibern. — Die Erbſchaft. — Der Verräther.
21. Octavia.
22. Der Hahnenſchlag. — Toni.
23. Adelheid von Salisbury.
24. Adelheid von Salisbury.
25. Die Unvermählte.
26. Das Intermezzo.
27. Dir wie mir. — Maske für Maske.
28. geſchloſſen.
29. Der grüne Domino. — Ein Haus zu verkaufen. — Dir wie mir.
30. Cabale und Liebe
31. Das Mädchen von Marienburg.

8. Federica e Adolfo.
9. Iphigenia auf Tauris.
10. Das Lotterieloos. — Kranke aus Liebe.
11. Der Augenarzt.
12. Das Waiſenhaus.
13. Michael Angelo. — Liſe und Collin.
14. geſchloſſen.
15. Iphigenia auf Tauris.
16. Oſtade. — Zephir.
17. geſchloſſen.
18. Die Uniform.
19. Die Veſtalinn.
20. Das Lotterieloos. — Der blöde Ritter.
21. Der Augenarzt.
22. Milton. — Der blöde Ritter.
23. Die Schweizerfamilie.
24. Der Dorfbarbier. — Der blöde Ritter.
25. geſchloſſen.
26. Ferdinand Cortez.
27. Ferdinand Cortez.
28. geſchloſſen.
29 Michael Angelo. — Der blöde Ritter.
30. Ferdinand Cortez.
31. Der Augenarzt.

Juni.

1. Die Jäger.
2. Balboa.
3. Die deutſche Familie.
4. Egmont.
5. Toni. — Die Zerſtreuten.
6. Octavia.
7. Die Quälgeiſter.
8. Der Lügner und ſein Sohn. — Die Organe des Gehirns.
9. Eſſex.
10. Das Gaſtrecht.
11. Bruderzwiſt.
12. Der Geitzige.
13. Die Hageſtolzen.
14. Das rächende Gewiſſen.
15. Die deutſche Hausfrau. — Der dankbare Sohn.
16. Die hübſche kleine Putzmacherinn. — Die deutſchen Kleinſtädter.
17. Der Dichter und der Schauſpieler, oder das Luſtſpiel im Luſtſpiele. — Der grüne Domino.
18. Der Dichter und der Schauſpieler. — Dir wie mir.
19. Adelheid, Markgräfinn von Burgau.
20. Der Dichter und der Schauſpieler. — Das Mißverſtändniß.

Juni.

1. Ferdinand Cortez.
2. Das Lotterieloos. — Der blöde Ritter.
3. Das Waiſenhaus.
4. Die Uniform.
5. Oſtade. — Die Bäcker.
6. Ferdinand Cortez.
7. Der Dorfbarbier. — Liſe und Collin.
8. Medea.
9. Milton. — Der Kranke aus Liebe.
10. Der Augenarzt.
11. Ferdinand Cortez.
12. Die Schweizerfamilie.
13. Ferdinand Cortez.
14. Michael Angelo. — Der Kranke aus Liebe.
15. Die Veſtalinn.
16. Das Waiſenhaus.
17. Der Augenarzt.
18. Ferdinand Cortez.
19. Das Lotterieloos. — Der blöde Ritter.
20. Iphigenia auf Tauris.

21. Balboa.
22. Dichter und Schauſpieler. — Dir wie mir.
23. Die Unvermählte.
24. Der Fremde.
25. Othello.
26. Mißverſtändniß. — Dichter und Schauſpieler.
27. Die Pflegeſöhne.
28 Die Pflegeſöhne.
29 Intermezzo.
30. Die Pflegeſöhne.

Juli.

21. Die Schweizerfamilie.
22. Medea.
23. Augenarzt.
24. Ferdinand Cortez.
25. Lotterieloos. Der Kranke aus Liebe.
26. Ferdinand Cortez.
27 Die Zauberflöte.
28. Die Zauberflöte.
29. Milton. — Die Bäcker.
30. Die Zauberflöte.

Juli.

1. Ferdinand Cortez.
2. Schweizerfamilie.
3. Zauberflöte.
4. Oſtade. Bäcker.
5. Zauberflöte.
6. Ferdinand Cortez.
7. Sammtrock. Der Kranke aus Liebe.
8. Der Grenadier. Pantalon der Zeichenmeiſter.
9 Der Grenadier. Pantalon der Zeichenmeiſter.
10. Ferdinand Cortez.
11. Zauberflöte.
12 Der Grenadier. Pantalon der Zeichenmeiſter.
13. Der Augenarzt.
14. Der Grenadier. Pantalon.

geſchloſſen.

Auguſt.

1. Die Jäger.
2. Die Vertrauten. Der Nachtwächter.
3. Maske für Maske.
4. Der Geitzige.
5. Minna von Barnhelm.
6. Eſſex.
7. Die Ausſteuer.

15 Das Waiſenhaus.
16. Oſtade. Der Kranke aus Liebe.
17. Iphigenia auf Tauris.
18. Michael Angelo. Pantalon.
19. Die Zauberflöte.
20. Der Grenadier. Pantalon.
21 Franziska von Foix.
22. Der Augenarzt.
23. Das Lotterieloos. Der Schatz im Traum.
24 Der Grenadier. Pantalon.
25. Die Zauberflöte.
26. Oſtade. Der Schatz im Traum.
27. Franziska von Foix.
28. Milton. Der Schatz im Traum.
29 Die Schweizerfamilie.
30. Der Grenadier. Der Schatz im Traum.
31. Die Zauberflöte.

Auguſt.

Geſchloſſen.

8. Die Pflegeſöhne.
9. Mädchen von Marienburg.
10. Der Vetter aus Bremen. — Der Dichter und der Schauſpieler.
11. Der Vetter aus Bremen. Die deutſche Hausfrau.
12. Der Straßenräuber.
13. Der Vetter aus Bremen. Die beſchämte Eiferſucht.
14. Die Strelitzen.
15. Die Pflegeſöhne.
16. Bayard.
17. Dienſtpflicht.
18. Der Spieler.
19. Cabale und Liebe.
20 Der Nachtwächter. Das getheilte Herz. Die Masken.
21. Das getheilte Herz. Die Masken. Die Roſen des Herrn von Malesherbes.
22. Die Roſen des Herrn von Malesherbes. Das getheilte Herz. Der arme Poet. Die Masken.
23. Weiberehre.
24. Üble Laune.
25. Der Dichter und Schauſpieler. Der arme Poet.
26. Die Pflegeſöhne.

Geſchloſſen.

27. Die Roſen des Herrn von Malesherbes. Die Zerſtreuten. der arme Poet.
28. Das Intermezzo.
29. Fiesko.
30. Heinrich Reuß.
31. Dir wie mir. Die Roſen. Der arme Poet.

September.

1. Toni. Das getheilte Herz.
2. Eliſe von Valberg.
3. Die Braut von Meſſina.
4. Der grüne Domino. Der Geitzige.
5. Jenny. Der Hahnenſchlag.
6. Die Pflegeſöhne.
7. Toni. Der arme Poet.
8. geſchloſſen.
9. Die Katakomben.
10. Don Carlos.
11. Mittel und Wege.
12. Erbſchaft. Der Taubſtumme.
13. Mathilde von Gießbach.
14. Der gutherzige Polterer. Die Roſen des Herrn von Malesherbes.
15. Der verwundete Liebhaber. Der gutherzige Polterer.

28. Johann von Paris.
29. Johann von Paris.
30. geſchloſſen.
31. Johann von Paris.

September.

1. Der Grenadier. Der Schatz im Traum.
2. geſchloſſen.
3. Johann von Paris.
4. Die Schweizerfamilie.
5. geſchloſſen.
6. Der Grenadier. Ein Divertiſſement.
7. Johann von Paris.
8. geſchloſſen.
9. Der Augenarzt.
10. Oſtade. Der Schatz im Traum.
11. Johann v. Paris.
12. Angelo. Ein Divertiſſement.
13 Johann von Paris.
14. Franziska von Foix.
15. Der Grenadier. Ein Divertiſſement.

16. Der verwundete Liebhaber. Die Wendungen.
17. Der Machtſpruch.
18. Der gutherzige Polterer. Der arme Poet.
19. Sorgen ohne Noth.
20. Die Beſtürmung von Smolensk.
21. Die Erinnerung.
22. Der verwundete Liebhaber. Die Jugend Heinrichs.
23. Der Ring.
24. Balboa.
25. Die deutſche Hausfrau. Der Vetter aus Bremen.
26. Der Brief aus Cadix. Der kleine Declamator.
27. Der Wald bey Hermannſtadt.
28. Das Intermezzo.
29. Regulus.
30. Der gutherzige Polterer. Dir wie mir.

October.

1. Die Pflegeſöhne.
2. Die Vertrauten. Der verwundete Liebhaber.
3. Der deutſche Hausvater.
4. Die Beſtürmung von Smolensk.
5. Die Quälgeiſter.
6. Der Beſuch.
7. Die Zeiträume.

16. Johann von Paris.
17. Milton. Der Schatz im Traum.
18. Johann von Paris.
19. Das Lotterielos Ein Divertiſſement.
20. Der Grenadier. Schatz im Traum.
21. Die Uniform.
22. Oſtade. Schatz im Traum.
23. Johann von Paris.
24. Die Gattenwahl.
25. Der Augenarzt.
26. Michael Angelo. Faßbinder.
27. Johann von Paris.
28 Die Gattenwahl.
29. Die Feldmühle.
30. Der Augenarzt.

October.

1. Oſtade. Der Schatz im Traume.
2. Johann von Paris.
3. Die Gattenwahl.
4. Das Lotterieloos. Ein Divertiſſement.
5. Die Zauberflöte.
6. Die Gattenwahl.
7. Die Schweizerfamilie.

8. Der Wald bey Hermannſtadt.
9. Sorgen ohne Noth.
10. Die Roſen des Herrn von Malesherbes. Der Dichter und der Schauſpieler.
11. Die Sonnenjungfrauen.
12. Eduard in Schottland. Das alte Gemählde.
13. Der verwundete Liebhaber. Das getheilte Herz. Die Masken.
14. Maske für Maske. Dir wie mir.
15. Die Pflegeſöhne.

8. Johann von Paris.
9. Die Gattenwahl.
10. Die Veſtalinn.
11. Johann von Paris.
12. Der Grenadier. Der Faßbinder.
13. Die Veſtalinn.
14. Milton. Figaro, oder der Barbier von Sevilla.
15. Die Gattenwahl.

I.

Neu aufgeführte Stücke vom 16. October 1811 bis dahin 1812.

Der Ehecontract, ein Luſtſpiel in einem Acte, von M. Dilg. (am 19. Oct. 811.)

Der Abſchied, ein Luſtſpiel in 2 Aufzügen, von Auguſt Franz von Kurländer, nach dem Vaudeville le Congé frey bearbeitet. (am 23. Oct. 811.)

Die Zeiträume, drey flüchtige Skizzen zu einem chronologiſchen Charactergemählde, von Ceſar von Heigel. Erſte Skizze: So ſind ſie geweſen. Zweyte Skizze: So waren ſie. Dritte Skizze: So ſind ſie. (31. Oct. 811.)

Standesproben, ein Luſtſpiel in 3 Aufzügen, von Babo (den 19. Nov. 811.)

Die alten Liebſchaften, ein Luſtſpiel in 1 Act, von Kotzebue. (am 11. Dec. 811.)

Die Braut, ein Luſtſpiel in 1 Act, von Theodor Körner. Der grüne Domino, ein Luſtſpiel in 1 Act, von demſelben. (beyde am 17. Jänner 812.)

Die güldene Gans, eine Poſſe in 2 Aufz., von M. Dilg. (den 6. Febr. 812.)

Der Nachtwächter, eine Poſſe in 1 Aufz., von Theodor Körner. (am 8. Febr. 812.)

Die Katakomben, ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen, von Carl Wolfart. (den 17. Febr 812.)

Der falſche Eduard Stuart, ein Luſtſpiel in 3 Aufzügen, nach Duval. (den 3 März 812)

Die deutſche Hausfrau, ein Schauſpiel in 3 Aufzügen, von Kotzebue, (den 10. März 812.)

Die Vertrauten, ein Luſtſpiel in 2 Aufzügen, von Müller. (den 19. März 812.)

Das Hinderniß, ein Luſtſpiel in 1 Aufz. (den 19. März 812.)

Die Neuvermählten, ein Luſtſpiel in 1 Aufz., nach dem Franzöſiſchen (den 31. März 812.)

Toni, ein Drama in 3 Aufz., von Theodor Körner, (am 17. Aprill 812.)

Advokatenſpiegel, ein Luſtſpiel in 5 Aufz., von Schröder (am 15. May 812.)

Adelheid von Salisbury, ein Trauerſpiel in 3 Aufz., von Schröder. (am 23. May 812)

Dir wie mir, dramatiſche Kleinigkeit in 1 Aufz., von Sonnleithner (den 27. May 812)

Der Dichter und der Schauſpieler, oder das Luſtſpiel im Luſtſpiele, ein Luſtſpiel in 3 Aufz., frey nach Dupaty, von Lembert, (am 17. Juny 812.)

Die Pflegeſöhne, ein Trauerſpiel in 5 Aufz., von **Kratter**. (am 27. Juny 812.)

Der Vetter aus Bremen, Spiel in Verſen, und 1 Aufz von Theodor Körner. (am 10. Auguſt 812)

Das getheilte Herz, ein Luſtſpiel in 1 Aufz., von Kotzebue. (am 20. Auguſt 812).

Die Masken, ein Luſtſpiel in 1 Aufzug, von Kotzebue. (am 20. Auguſt 812.)

Die Roſen des Herrn von Malesherbes, ein ländliches Gemählde in 1 Aufz., von Kotzebue. (am 21. Auguſt 812.)

Der arme Poet, ein Schauſpiel in 1 Aufzug, von **Kotzebue** (am 22. Auguſt 812.)

Der verwundete Liebhaber, ein Luſtſpiel in 1 Aufz., nach dem Franzöſiſchen. (am 15. Sept. 812.)

II.

Neu aufgeführte Opern vom 16. October 1811 bis dahin 1812.

Michael Angelo, ein Singſpiel in 1 Aufzug, nach dem Franzöſiſchen. (den 10. Jänner 812.)

Fingallo e Comala, Dramma serio in due Atti. — La Musica del Sign. Pavesi. (den 28. Jänner 812.)

Das Lotterieloos, ein Singſpiel in 1 Aufz., nach dem Franzöſiſchen von Caſtelli, die Muſik von Iſouard (am 5. Febr. 812.)

Franziska von Foix, eine her. kom. Oper in 3 Aufz., nach dem Franz. von Caſtelli, die Muſik von Herrn Joſeph Weigl (am 8. Februar 812.)

Federica e Adolfo, Dramma serio in due Atti, Musica del Sygn. Girowetz. (am 5. Aprill 812.)

Nur mit Maß und Ziel, oder die Neuvermählten, ein Singſpiel in 1 Aufz., nach dem Franzöſiſchen, die Muſik von Boieldieu. (am 8. Aprill 812.)

Ferdinand Cortez, oder die Eroberung von Mexico, eine heroiſche Oper mit Ballet in drey Aufzügen nach dem Franzöſiſchen von Caſtelli, die Muſik von Spontini.

Der Grenadier, ein Singſpiel in 1 Aufzug, die Muſik von Umlauff. (den 8. July 812.)

Johann von Paris, eine komiſche Oper in 2 Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen von Caſtelli, die Muſik Boieldieu. (am 25. Aug. 812.)

La Scelta dello Sposo, Opera comica in due Atti Musica del Sign. Guglielmi. (am 24. Sept. 812.)

Die Feldmühle, ein Singſpiel in 1 Aufzug, Muſik von Drechsler. (am 29. Sept. 812.)

III.

Neu aufgeführte Ballete vom 16. Oct. 1811 bis dahin 1811.

Guſtav Waſa, König von Schweden, ein heroiſch-pantom. Ballet in 5 Aufz., von Anton Muzarelli. (den 30. Nov. 811.)

Das Feſt des Bachus, ein Divertiſſement in 1 Aufzug. (den 27. December 811.)

Der Kranke aus Liebe, ein kom. Divertiſſement in 2 Aufz., von den Brüdern Angiolini. (den 5. Febr. 812.)

Zephir, oder der wiederkehrende Feühling, ein Ballet von Herrn Duport. (den 22. Febr. 812.)

Die ſpaniſche Abendunterhaltung, ein Divertiſſement in 1 Aufz., von Herrn Duport. (am 16. März 812.)

Die Bäcker, ein Divertiſſement in 1 Aufz., (am 20. März 812.)

Der blöde Ritter, oder die Macht der Frauen, ein Ballet in 3 Aufz., von Duport. (am 10. Aprill 812)

Pantalon der Zeichenmeiſter, oder Harlekin der Fiſcher, ein pantomim. Ballet in 2 Aufzügen, von Nicolo Angiolini. (am 8. July 812.)

Der Schatz im Traume, ein Ballet in 1 Aufz. (den 23. July 812.)

IV.

Debuts und Gaſtrollen fremder Schauſpieler auf den k. k. Hoftheatern, vom 16. October 1811 bis dahin 1812.

Mad. Ebers, vom Nationaltheater zu Lübeck, trat den 15. October 1811 als Eliſene im Wald bey Hermannſtadt; — am 16. October als Louiſe in Cabale und Liebe; — am 18. October als Beatrice in der Braut von Meſſina, und am 27. Oct. als Fedrowna in der Beſtürmung von Smolensk auf.

Herr Berling, vom Breslauer Nationaltheater, gab den 14. November den Hofjunker von Kühlen in Eliſe von Valberg.

Mad. Marianna Seſſi, ſang den Curiazio in der Oper Gli Orazi e Curiazi, den

14. November, und zum zweyten Mahle, den 18. November 811 — Ferner am 20. Nov. ſang ſie eine Scene aus der Oper Balduin, und am 22. Nov. wiederholte ſie dieſelbe. Am 23. November ſang ſie in der Oper Gli Orazi e Curiazi, eben ſo am 27. November.

Herr Mohrhardt, vom Frankfurter Nationaltheater, debutirte am 25. Nov. als Carl in Agnes Sorel, am 28. als Pylades in Iphigenia.

Carl Veſtris, Mitglied des Theaters der großen Oper in Paris, tanzte fünf Mahl.

Herr Polawsky, vom königl. ſtänd. Nationaltheater in Prag, ſpielte folgende Gaſtrollen: am 9. December 811 den Baron Lindenfeld, im neuen Proteus, den 10. Dec. den Carl im Erſatz; am 13. den Richers in Johann, Herzog von Finnland, den 14. den Valincour in Haß allen Weibern, und den Baron in den alten Liebſchaften, am 15. Dec. den Hamlet, am 18. den jungen Klingsberg in den beyden Klingsberg; den 20. den Heinrich Erlenhof im verbannten Amor; den 21. den Marinelli in Emilia Gallotti;

den 27. den Riccaut de la Maliniere, in Minna von Barnhelm; und den 28. den Baron Lindenfeld, im neuen Proteus.

Herr Liber, vom Mannheimer Theater debutirte als Plinville im Lotterieloos, den 3. März 812.

Mad. Brede, vom königl. ſtändiſchen Theater in Prag, gab am 14. März die Fürſtinn in Eliſe von Valberg; am 15. die Iſabelle in den Quälgeiſtern; am 17. die Eliſe im Räthſel, und die Minna im Beruf; am 21. die Orſina in Emilia Galotti; am 2. Aprill die Margarethe in den Hageſtolzen; am 6. die Lady Milford in Cabale und Liebe; den 9. die Bertha im verbannten Amor; am 12. die Fedrowna in der Beſtürmung von Smolensk; am 13. die Eliſe in den alten Liebſchaften, und die Minna im Beruf; und am 26. die Frau Freſen im Fremden.

Herr Stich, vom königl. Nationaltheater in Berlin, ſpielte am 16. März den Heinrich im Grafen von Burgund; am 18. den St. Alme im Taubſtummen, und den

Hauptmann Thal in Blind geladen; am 21 den Prinzen in Emilia Galotti; den 5. Aprill den Philipp in Johanna von Montfaucon; den 7. den Lieutenant Werthen in der beſchämten Eiferſucht; den 8. den Diethelm im Schreibepult; den 14. den Auguſt in den Eheſcheuen und den Roſenzweig in der Entführung; am 15. den jungen Ruf in der Schachmaſchine.

Herr Joſt, vom Münchner Hoftheater, gab am 20. Aprill den Baron Wallenfels im Spieler, und den 28 den Riccaut in Minna von Barnhelm.

Mad. Kühne, vom Breslauer Nationaltheater ſpielte am 23. Aprill die Sophie in der Ausſteuer; den 25. die Joſephine in Armuth und Edelſinn, und die Frau im häuslichen Zwiſt; am 28. die Franziska in Minna von Barnhelm, und am 8. May die Luiſe in Cabale und Liebe.

Dlle. Maas, vom königl. Nationaltheater in Berlin, gab am 18. May die Blanka im Bayard; am 20. die Amalie in Haß allen Weibern, und das Klärchen im Verräther; am 25. die Leopoldine Schall in der Unvermählten; am 27. die Frau von Blühdorn in Dir wie mir, und die Antonie in Maske für Maske; am 30. die Louiſe in Cabale und Liebe am 31. die Chatinka im Mädchen von Marienburg; am 4 Juny das Klärchen im Egmont, und am 9. die Gräfinn Ruttland im Eſſex.

Herr Duport, Balletmeiſter und erſter Tänzer der großen Oper in Paris, tanzte, während ſeiner erſten Anweſenheit in Wien, als Gaſt dreyzehn Mahl in dem Ballet: der blöde Ritter; acht Mahl in dem Ballet Zephyr; ſieben Mahl in dem Ballet das übelgehüthete Mädchen; ein Mahl in dem Ballet die Unbefangenen; und zwey Mahl in dem Divertiſſement: die ſpaniſche Abendunterhaltung.

Herr Dufey, Schauſpieler von Regensburg, debutirte am 5. Auguſt 812 als Riccaut in Minna von Barnhelm; am 12. als Graf von der Mulde im Straßenräuber; und am 28. als Volta im Intermezzo.

Mad. Ollhorſt, vom Strelitzer Hoftheater, ſpielte am 24. Auguſt die Ulrike in der üblen Laune.

Dlle. Thereſe Seſſi, debutirte am 24. September 812 als Dejanira in La scelta dello sposo; dann noch zwey Mahl in derſelben Oper.

Proſaiſche Aufſätze.

I.

Biographie.

Franz Carl Brockmann,

(Geboren zu Grätz in Steyermark den 30ſten September 1745, geſtorben in Wien den 12. Aprill 1812.)

Es wäre ſehr zu wünſchen, daß Männer, welche auf erhabenen Stufen der Kunſt ſtehen, die Begebenheiten ihres Lebens, Wirkens und Emporkommens im reiferen Alter ſelbſt mit Wahrheit aufzeichneten, und dadurch den jüngern Künſtlern ein lebendiges Buch ihrer Erfahrung hinterließen, woraus dieſe gewiß größern Nutzen ziehen würden, als aus allen trockenen Lehrbüchern, die in langen Paragraphen mit hundert techniſchen unverſtändlichen Worten die Theorie der Kunſt zu entwickeln ſuchen. — Die dramatiſche Kunſt insbeſondere, welche am meiſten unter allen übrigen Künſten das wirkliche Leben zum Gegenſtande hat, deren einzelne Zweige: Declamation, Mimick und Action den großen Zweck verfolgen, todten Worten Leben zu geben, würde durch ſolche Bücher der Erfahrung unendlich viel gewinnen. — Mag auch (um nur ein kleines Beyſpiel anzuführen), der Äſthetiker hundert Mahl vorſchreiben: Der Schauſpieler müſſe bey allen ſeinen Bewegungen nicht die gemeine, ſondern die veredelte Natur zum Vorbilde nehmen, der junge Schauſpieler wird doch dieſe goldene Regel hundert Mahl vergeſſen, und hundert Mahl dawider fehlen. Gebt aber dem jungen Menſchen die Lebensbeſchreibung eines Schauſpielers in die Hand, den der Ruf als einen großen Künſtler anerkennt, und laßt ihm in derſelben die glatten Worte leſen. „Am 21ten trat ich in W** als N** auf, ſchlug in der Scene des Zornes ſo auf den Tiſch, daß die Gläſer zerbrachen, und wurde vom Publicum hierauf ausgelacht, und ich ſtehe Euch dafür, der junge Künſtler ſchlägt nie in einem ähnlichen Falle auf der Bühne in den Tiſch hinein, und bey jeder Gelegenheit wird ihm das Bekenntniß des Meiſters vor Augen ſchweben. So viel im Allgemeinen über die Nützlichkeit ſolcher Selbſtbiographien von großen Künſtlern, wenn ſie anders verſtändig und wahr geſchrieben ſind.

Leider hat uns auch Brockmann keine Selbſtbiographie, ja nicht einmahl Bruchſtücke aus ſeinem Leben von ihm ſelbſt niedergeſchrieben, hinterlaſſen, und ich muß hier nur das ſammeln, was in ältern und neuern Journalen und Blättern zerſtreut anzutreffen iſt, und worin mir ein Freund des Verewigten in ſeiner kurzen Biographie Brockmanns, (Thalia 1812 Nro. 32, 34, und 38) mit vieler Mühe vorgearbeitet hat.

Franz Carl Brockmann, wurde zu Grätz in Steyermark am 30ten September 1745 gebohren, ſein Vater war Zinngießer und Bürger jener Stadt. — Von ſeiner Knaben- und Jünglingsgeſchichte hat er ſelbſt oft in traulichen Unterredungen mancherley intereſſante Anecdoten mit der ihm eigenen Art, auch das Unbedeutendſte durch ſeinen Vortrag wichtig zu machen, erzählt, welche ich hier übergehen will, da es mir vielleicht nicht eben ſo glücken dürfte, durch todte Buchſtaben auf das Herz der Leſer zu wirken, als es ihm durch Rede und Darſtellungsgabe gelang. — Brockmann ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt die lateiniſchen Schulen, wurde dann zur Chirurgie beſtimmt, und übte dieſe Kunſt auch wirklich aus — Er wurde dann von ſeinem Vater einem Offizier übergeben; der für den Knaben, den er ſehr lieb gewann, zu ſorgen verſprach, und ihn mit ſich nach Siebenbürgen nahm. — Stiefväterlich aber wurde **Brockmann** von ſeinem Verſorger behandelt, das empor keimende Talent, welches ſich zu fühlen anfing, konnte ſolche knechtiſche Behandlung nicht ertragen, und der Jüngling entfloh. Er irrte ohne Freund, ohne Beruf, ohne Unterſtützung durch die rauhen Gegenden dieſes Landes, bis er endlich in einem Kloſter aufgenommen wurde, deſſen Geweihte ihn zum Eintritte in ihren Orden bewegen wollten. — — In dieſe Lebensepoche fällt ſein Entſchluß ſich der dramatiſchen Kunſt zu widmen. Er ging zu einer Geſellſchaft, welche in Ungarn und Siebenbürgen herumzog. In welchen traurigen Umſtänden er und die dramatiſche Kunſt ſich damahls befunden haben müſſen, brauche ich denen nicht zu beſchreiben, welche wiſſen, daß mehrere Jahre ſpäter erſt in dem Hauptſitze der öſterreichiſchen Monarchie, Wien, die Kunſt aufzukeimen anfing. Jenen ungünſtigen Boden verließ die aufſtrebende und ausgreifende Pflanze; er ging (1766) nach Wien; allein Jugend und Ungeübtheit beſtimmten ihn damahls bey dem noch ſeltenen regelmäßigen Schauſpiele zu kleinern Rollen. Sein Selbſtgefühl wurde einmahl dadurch ſehr beleidigt, indem er in Minna von Barnhelm die unbedeutende Rolle des Feldjägers ſpielen ſollte. Sein Entſchluß, Wien zu verlaſſen reifte zur That; der vorwärts ſtrebende Geiſt durchbrach die einengenden Schranken; er verließ im folgenden Jahre die Schule ſeines Beobachtungsgeiſtes, und um ſeine Kräfte zu üben, debütirte er als Kriſpus bey einer wandernden Geſellſchaft, welche damahls Kurz, auch berüchtigt oder berühmt unter dem Nahmen Bernardon, in den Reichsländern herumführte. Dabey übte und prüfte er ſich bis zum Jahre 1771, ward aber ſchon ſo ausgezeichnet, daß er in dieſem Jahre einen Ruf nach Hamburg erhielt. Die Bühne daſelbſt war damahls ſchon durch Leſſings früheres Einwirken in ſchönſter Blüthe, und jene Epoche wird in den Annalen des Theaters immer höchſt merkwürdig bleiben. Brockmann ſpielte am 5. Aprill d. J. zum erſten Mahl den Nelſon in Freundſchaft auf der Probe: am 9ten deſſelben Monaths gab er den Medon in Kodrus. Ob er ſich gleich durch das beredteſte, ausdruckfähigſte Geſicht, durch den edelſten Wuchs, durch vortheilhafte Bildung, durch guten Anſtand, durch Gewandtheit und durch ein beugſames Organ empfahl, ſo wollte es ihm doch anfänglich nicht glücken, zu gefallen. Sein Muth ſank nicht, er ermannte ſich vielmehr das zu werden, wozu er jetzt aufmunternde Vorbilder fand. Schröder und Reinecke, die hochgefeyerten Künſtler, die ſich im unverlöſchbaren Andenken erhalten werden, beobachtete er, ſtudierte ſie, und bey ſeinem Eifer und Leben für die Kunſt konnte es nicht fehlen, daß er durch ſein Studium, verbunden mit Schröders Rath und Leitung, in ungewöhnlich kurzer Zeit ein großer Schauſpieler und Hamburgs Liebling ward. Einen mächtigen Impuls gab ihm damahls auch die junge Ackermann, nachmahlige Unzer, für die er Liebe fühlte, und, wie es gewöhnlich geht, ihr durch ſein Spiel zu gefallen ſtrebte. Er hatte den Zutritt in den angeſehenſten Familien; er ſpeiſte beynahe täglich bey dem damahls dort befindlichen engliſchen Miniſter, deſſen unentbehrlicher Geſellſchafter und Freund er war. Er glänzte (1775) als Eſſex und Beaumarchais; aber Hamlet, den er (1776) nach Schröders Bearbeitung auf's Theater brachte, war ſein Triumph. Alle Gothaer und Hamburger-Almanache und dramatiſchen Journale lobprieſen ihn; reiſende Engländer, welche Garrik in dieſer Rolle angeſtaunt hatten, konnten ihm ihre Bewunderung nicht verſagen. Sein Nahme wurde in ganz Deutſchland berühmt, und mit jenen von Schröder und Reinecke genannt, welche damahls einzig die Rolle des Hamlet würdig darſtellten. — In dieſe Zeit fiel das Emporheben unſerer vaterländiſchen Wiener-Bühne. Kaiſer Joſeph der II. der Stifter und Beſchützer eines deutſchen National-Theaters, nach dem Beyſpiele der Hamburger Bühne, traf kräftige und kaiſerliche Anſtalten, dem Schauſpiele eine Vollkommenheit zu geben, die keinen Nebenbuhler leidet. Zu dieſem Endzwecke ließ er den durch Kenntniſſe und Scharfſinn gleich ausgezeichneten Vater Müller, die vorzüglichſten Bühnen Deutſchlands beſuchen, um die berühmteſten Künſtler zu wählen und zu vermögen, die noch fehlenden Lücken in dem ſchon ziemlich glänzenden Künſtlerreihen ſeiner Kaiſerſtadt auszufüllen. Die reine, unbeſtochene Ausſage des ehrfurchteinflößenden Veteranen mag hier zweckmäßig wiederholt werden, um zu hören, was Brockmann ſeit der Zeit, als er Wien verlaſſen und mit ſeinem Beurtheiler zugleich gelebt hatte, geworden war. „Hamburg beſitzt drey Männer, wel„che unſerer National-Bühne zu einer großen Zier„de gereichen würden: Brockmann, Schröder „und Reinecke. — Schon in der erſten Scene des „Hamlets, zeigte Brockmann den denken„den Künſtler. Er trat mit edlem Anſtand auf. „Seine Sprache iſt rein, rund und kraftvoll, und

„hat nicht das mindeſte mehr von der weichen öſterreichiſchen, zuſammen gezogenen Mundart. Der Mann hat ſeit den eilf Jahren, da er bey uns war, unglaubliche Fortſchritte in der Kunſt gemacht. — Ich würde ihm die Urſache meiner Sendung vertraut haben, doch hier ſind die Gründe, die mich zurückhielten. Er iſt ein Mann von 34 Jahren, in der Größe und im Körperbau *) beynahe wie unſer Jaquet, und daher dem Ideale nicht ähnlich, welches mir Se. Durchlaucht der Fürſt (Kaunitz) zu wählen vorſchrieb. Zu jungen Ehemännern, geſetzten Helden- und Character-Rollen würde er ein Schatz für unſere Bühne ſeyn; ich zweifle ſehr für dieſe Fächer einen Würdigern zu finden, und halte mich in meinem Gewiſſen verbunden, ihn auf das Beſte zu empfehlen." — **)

---

*) Die zunehmenden Jahre, noch mehr aber ſein immer zunehmendes Fett ſchadeten nach und nach ſeiner ſchönen Figur, und dieſe entſprach nun nicht den Erforderniſſen eines Heros, wie ihn **Müller** aufſuchen ſollte.

) Müller's Abſchied. Wien 1802. — S. 110 u. ſ. f. Eben da geſchieht Erwähnung von **Brockmanns Auftritte in einem Ballete: der Mechanikus; dann von dem Beyfalle, den er ſich als der Sohn des Baron von Abslut in dem Luſtſpiele: die Nebenbuhler, erwarb.

Daß ſolch eine Empfehlung wirken mußte, läßt ſich ſchließen. Von 511 Schauſpielern und Schauſpielerinnen, die Müller auf ſeiner Theatral-Reiſe über Berlin, Leipzig, Gotha, Frankfurt, Mainz, Mannheim u. ſ. w. geſehen und kennen gelernt hatte, wurde nur Brockmann von Hamburg für geſetzte Charactere und Madame Stierle aus Mainz zu Soubretten-Rollen aufgenommen. Brockmann zeigte eben nicht große Luſt. Freundſchaft, Dankbarkeit und Liebe feſſelten ihn an den Ort, wo er ſeinen Ruhm gründete. Doch dieß reitzte den für ſeinen Ruhm eingenommenen Kaiſer zu dem Schritt, ihn als ein Landeskind reclamiren zu wollen. Brockmann's Gehalt war mit 2000 Gulden beſtimmt, und er kehrte in ſein Vaterland zurück, um zu den erworbenen Lorbeern die Roſen auf heimiſchen Boden zu immer friſchen unvergänglichen Kranze zu flechten. — Er gab auf ſeiner Herreiſe mehrere Gaſtrollen in Berlin. Unbeſchreiblich war der Enthuſiasmus, mit welchem er bey jedesmahligem Erſcheinen aufgenommen würde. Auf Verlangen des Publicums ſpielte er Tellheim zwey Mahl; Beaumarchais drey Mahl; Hamlet aber zwölf Mahl bey immer gleich ſtarkem Zuſtrömen der Zuſchauer. Mendelſohn, welcher nie oder zum wenigſten ſehr ſelten das Theater beſucht hatte, wurde durch den Ruhm des Künſtlers bewogen, ihn zu ſehen. Brockmann der davon unterrichtet war, zeigte die für den Philoſophen rührende Aufmerkſamkeit, den Monolog: Seyn oder Nichtſeyn! nach Mendelſohns Überſetzung zu ſprechen. — Der bekannte und achtungswerthe Dramaturge, Schink, welcher damahls, nach ſeinen eigenen Worten, ſich aus der Rolle des Hamlets, ehe er noch daran dachte, daß Brockmann ſie in Berlin ſpielen würde, ein wahres Studium gemacht hatte, ſie beynahe engliſch und deutſch auswendig wußte, ſchrieb bey jener Veranlaſſung eine eigene Analyſe dieſer Rolle *), und er bekennt offenherzig, daß bey dem Umſtande, ſich aus dem Studium des Theaters ein vorzügliches Geſchäft ſeit längerer Zeit gemacht zu haben, Brockmann's Hamlet ihm eine Gelegenheit geweſen ſey, einen Schritt weiter in der Kunſt des Schauſpielers zu thun. „Ich fühle ſeinen Hamlet als wahres Werk des Genies. Das Gefühl ſeines Werthes iſt kein flüchtiger Eindruck, ſondern das Reſultat einer zwölfmahligen Überzeugung. Jede Schönheit ſeines Spieles, jeden Zug des Genies, den er ſeinem Hamlet einwebte, ſchwebte ſo

---

*) Über Brockmann's Hamlet. Berlin 1778.

klar, ſo deutlich vor meiner Seele, daß es die feſteſte Überzeugung iſt, die aus mir ruft: Brockmann iſt ein großer Schauſpieler, und einer der vorzüglichſten Deutſchlands!" Daß der ſonſt ſo ſehr zum Tadel geneigte Verfaſſer dieſes Ausſpruches, über dieſen Künſtler-Phönix gerecht geurtheilet haben müſſe, erhellet daraus, weil dem Gaſte Ehren widerfuhren, deren ſich bis dahin kein deutſcher Schauſpieler rühmen konnte. Der geſchickte Münzpräger Abramſon zu Berlin, verfertigte eine ſilberne Schaumünze auf ihn. Die eine Seite der Münze ſtellt das Bildniß des Künſtlers in gewöhnlicher Kleidung vor, mit der Umſchrift: **Brockmann actor utriusque scenae potens.** Die Kehrſeite enthält die rühmenden Worte:' **Peragit tranquilla potestas, quod violenta nequit.** Im Abſchnitte ſteht: **Berolini die 1. Januarii 1778.** — Über dieß wurde er hier zwey Mahl als Hamlet in Kupfer geſtochen. — Was dieſe einzelnen Schätzer thaten, wurde dadurch von den Geſammtverehrern noch erhöht, als er den 8. Jänner 1778 nach ſeiner letzten Vorſtellung Hamlets hervorgerufen und beklatſcht wurde — eine Ehre, die bis dahin noch keinem Schauſpieler in Berlin gegönnet war. Um Oſtern eben dieſes Jahres ging er nach Wien ab.

Wien hatte ſchon zu ſelber Zeit eine Bühne, die ſich mit jeder in Deutſchland meſſen durfte; ſie war vielleicht eine der reichſten, wenn nicht die reichſte an einzelnen herrlichen Kräften. Auch das Publicum, durch Sonnenfels und Anderer wirkſames Beſtreben auf einen höhern Grad des Geſchmackes gezogen, dürfte vielleicht damahls minder wankelmüthig geweſen ſeyn, als es jetzt der alles in ſich aufnehmende und mit ſich fortreißende Strom der Zeit gemacht hat. Doch es war durch ſeine Künſtler gebildet, an ſie gewöhnt, und urtheilte wohl meiſtens unter und mit Vergleichungen. Bey ſolchem Zuſammentreffen der Umſtände, trat Brockmann am 30. Aprill 1778 das erſte Mahl als Eſſex in der Gunſt der Fürſten, hier auf, und er hatte nach dem vorangegangenen Rufe eine geſpannte Erwartung zu befriedigen. Kenner ließen ſeinem Spiele Gerechtigkeit wiederfahren, doch der Menge gefiel er nicht. Auch den Beyfall des Kaiſers hatte er nicht ganz; dieß bewieß ſeine Äußerung gegen Vater Müller, den er als Directeur der deutſchen Oper, einer Lieblingsneigung des Kaiſers, bey einer Probe des deutſchen Singſpiels: der Hausfreund, traf: „Brockmann gefällt mir nicht ganz; er hat einen gewiſſen Prädicantenton, und Lange einen weit edlern Anſtand. Doch es wird ſich geben, wenn wir ihn nur erſt gewöhnen!“ — Es iſt wirklich ſonderbar, daß unſer ſo hoch gefeyerter Künſtler immer ſeine erſten Debüts unter faſt gleicher Conſtellation machte; wenigſtens ſchien es ſo nach dieſem wiederholten Falle. Die Sonne zertheilt und vertreibt die Nebel, welche auf Augenblicke ihren Glanz für die menſchlichen Augen trüben. Folgende Veranlaſſung mag mit beygetragen haben, daß man im Allgemeinen dem Fremdlinge nach und nach mehr Aufmerkſamkeit bewies. An einem Sonntage kam ein, dem unter ſolchen Verhältniſſen verſtimmten Künſtler, fremder Mann zu ihm, und lud ihn auf den an dieſem Tage Abends in der Redoute abzuhaltenden Ball; beſtimmte ihm zugleich, wo und wann er ſich ungefähr einfinden möchte. Brockmann konnte ſich dieſe Beſtellung nicht recht erklären; ſo viel Gunſt erwartete er noch nicht von einem ihm Unbekannten, die Sache ſchien ihm bedenklich, und er blieb zu Hauſe. Den nächſten Balltag darauf wurde auf gleiche Weiſe die geheimniß- und bedeutungsvolle Einladung wiederhohlt, Zeit und Ort in der Redoute beſtimmt. Nun wurde ſelbſt ſeine Neubegierde rege, und er entſchloß ſich das Abentheuer zu beſtehen. Doch welche Überraſchung und Verlegenheit für ihn, als er daſelbſt — den Kaiſer traf, der ihn auf das freundlichſte begrüßte, ſich nach ſeinem Gefallen in dem neuen Aufenthaltsorte erkundigte, ihm vor ſo vielen umringenden Zuſchauern und Hörern auf die furchtſam beſcheidene Äußerung, daß er ſich erſt die Gunſt des Publicums zu erwerben beſtreben müſſe, den aufmunternden Troſt einflößte: „Ein ſolcher Künſtler wie Sie, den das Ausland rühmt, darf auch auf den Beyfall Wiens rechnen! Ich ſchätze Sie!" — So hat der Kaiſer ſelbſt, der ihn doch ſo ſtreng beurtheilte, ihm jene Achtung verſchaffen wollen, die er ſelbſt gegen ihn hegte. Wenn gleich nicht zu behaupten iſt, daß dieſe Auszeichnung dem zum Theil verkannten Talente aufgeholfen habe, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß dieſe Begebenheit und die Verbreitung derſelben, von bedeutendem Einfluſſe war. — Brockmann gewann immer mehr und mehr die Gunſt des Publicums; die Achtung der Kunſtverſtändigen beſaß er ſchon. In dem darauf folgenden Jahre (1779) wurde er zu einem der fünf Inſpicienten ernannt, die zur Annahme und Auswahl der Stücke, zur Rollenvertheilung und theatraliſchen Geſchäftsführung beſtimmt worden waren. — Im Jahre 1780 kam Brockmanns Freund und Meiſter aus Hamburg nach Wien, um Gaſtrollen zu ſpielen. Schröder erhielt ungewöhnlich großen Beyfall, welcher zur Folge hatte, daß er und ſeine Frau (1781) engagirt wurden. Ich erwähne dieſes Umſtandes aus der Rückſicht, weil er mit unſerm Brockmann beynahe gleiches Alter und Rollenfach hatte *), weil ſeine Bemühungen als Regiſſeur mit Brockmann auf die Bühne überhaupt einwirkten, beſonders aber, weil ſein Abtritt auf Brockmanns ſpätere Verhältniſſe Einfluß hatte, auch weil Schröders Hierſeyn an die damahligen Mißhelligkeiten unter unſern Schauſpielern erinnert, in welchen ſich Brockmann, als Schröders Freund, als verträglichen Kunſtgenoſſen und weiſen, rechtſchaffenen, tadelloſen Mann bewährte. Ungeachtet Brockmanns Talente anerkannt und ausgezeichnet wurden, ſo kam er doch in Rückſicht der Rollenzutheilung noch in manche Concurrenz; nun durch Schröders Gegenwart wurde er beynahe noch mehr verkürzt. Das Urtheil aber, welches (1783) in öffentlichen Blättern über ihn niedergelegt wurde, war bey allen Abſchweifungen zum Tadel, preiſend: „Germeuil in Diderot's Hausvater, iſt

---

*) Schröder, (geb. 1743) ſpielte erſte tragiſche Rollen, zärtliche polternde Väter und vielerley komiſche Rollen.

Brockmann, (geb. 1745) ſpielte erſte Helden, Character Liebhaber, Ehemänner, Officiers, und einige Väter ernſter und komiſcher Art.

zum Beyſpiel eine Rolle, auf die Brockmann ſtolz ſeyn kann. Ich habe viel Germenils geſehen, aber keinen wie ihn. Spiel und Declamation verdient hier gleiches Lob. Eben ſo iſt ſein podagriſcher Oberſte in dem Amtmann und den Soldaten, eine vortreffliche Rolle von ihm; und ich habe ſchon mehr als ein Mahl meine Hände braun geklatſcht, wenn ich ſeinen Brauſer in Betrug für Betrug geſehen habe. — — Brockmann ſpielt (auch) den Beverlei ſchön, beſonders iſt hier ſeine letzte Scene vortrefflich *). —" Die Erwähnung, welche Vater Müller und Lange in ihren Selbſtbiographien von den verſchiedenen Kränkungen und Feindſeligkeiten einiger Mitglieder machen, iſt nicht ſehr erbaulich; genug, daß Schröder (1783) erſt aus der Regie, nach Aufkündigung ſeines Contracts aber (1784) aus der Geſellſchaft austrat. Brockmann aber lebte mit ihm, dem von den Guten Verehrten, von den Kunſtkennern Bewunderten, immer in der vertrauteſten Freundſchaft, und wußte ſich ſelbſt in der Achtung der neidiſch ehrgeizigen Ruheſtörer zu erhalten. — Ein nicht gemeines Lob! — Als am 7.

*) Schink's Zuſätze und Berichtigungen zu der Gallerie der deutſchen Schauſpieler und Schauſpielerinnen. Wien 1783.

Februar 1784 Schröder nach einem, bey ſeiner letzten Vorſtellung erhaltenen allgemeinen Beyfall nach Hamburg abreiſte, begleitete *Brockmann*, der ſeinem Freunde das Abſchiedsmahl gab, ihn bey den eingetretenen Ferien dahin, um daſelbſt Gaſtrollen zu ſpielen. Wie beyde Lieblinge dort aufgenommen wurden, kann ich übergehen. Wer ſieht den nicht mit Freuden wiederkehren, welchen man liebt? — Nach Schröder's Abgang erweiterte ſich *Brockmanns* Wirkungskreis; ſeine Darſtellungen wurden zahlreicher, die Schätzung unbegränzter. Als (1785—1787) auf Befehl des Kaiſers in den Gemächern, welche aus der k. k. Burg zur Hofloge führen, eine Schauſpieler-Gallerie zur Würdigung des Verdienſtes errichtet, und die verdienteſten Künſtler der Wiener-Bühne von dem Kammermahler *Hickel* gemahlt wurden, war auch *Brockmann* unter der Zahl der Auserwählten. Von den Männern hebt er ſich als *Montalban* heroiſch hervor. Andere Auszeichnungen, welche den Inſpicienten bey Hoffeſten und andern Gelegenheiten einzeln und insgeſammt zu Theil wurden, widerfuhren auch ihm. Doch als die Sucht, *allein* zu dirigiren, beliebte Schauſpieler und Schauſpielerinnen zu unterdrücken und von hier zu entfernen, einriß: kurz als ein Unruheſtifter, der ſich unter der Zahl der Inſpicienten befand, durch neidiſchen Ehrgeiz und Zudringlichkeit ſein Weſen zu arg trieb, fanden ſich Se. Majeſtät bewogen, durch einen eigenen Befehl unterm 26. Februar 1789, den bisher beſtandenen Ausſchuß aufzuheben, einen einzigen Director aus den Mitgliedern aufzuſtellen, und den durch die Geſellſchaft hierzu erwälten Brockmann in dieſer Eigenſchaft zu beſtätigen. — Sein Lohn wuchs mit ſeiner Arbeit! — Schon, daß er zu dieſem Geſchäfte gewählt wurde, zeugt von ſeinen Kenntniſſen und ſeinem Verdienſte; daß er es unter ſo gefährlichen Verhältniſſen annahm, zeugt von ſeinem Muthe und ſeinem Bewußtſeyn; daß er aber die übernommenen Pflichten treu erfüllte, das bezeugen Thatſachen. Bald nach dem Antritte ſeines Amtes (am 25. Juny wurde er auf Reiſen geſchickt, um neue Mitglieder kennen zu lernen, und nach Thunlichkeit zu engagiren. Seine Route ging über München, Mannheim, nach Straßburg. Er hatte mit dem damahls berühmten Beck, Iffland und andern Unterhandlungen angeknüpft. Es iſt wahrlich zu bedauern, daß ſo manches ungünſtige Geſchick unſere Bühne bedrohte, die ſich bey der Unterſtützung des kunſtſchätzenden Kaiſers auf den höchſten Gipfel der Vollendung hätte ſchwingen müſſen! — Dieſem

Werbausfluge verdanken wir aber den Beſitz unſerer einſichtsvollen fleißigen Künſtlerin Weiſſenthurn. — War in Hinſicht der Engagements ſeine Reiſe faſt fruchtlos, ſo ſetzte ſie ihn doch in die Kenntniß anderer Bühnen und Künſtler, und brachte ihn in Verbindung mit ſich vortheilhaft auszeichnenden dramatiſchen Dichtern, von welchen er ſpäter deutſche Original-Stücke erhielt, die zu jener Zeit die beſten waren, und von welchen ſich noch jetzt manche auf dem Repertoir erhalten. Ich nenne hier Babo, Iffland, und Kotzebue.— Jünger war damahls in Wien, und ſtrebte mit ihm als Hof-Theaterdichter zum ausgeſteckten Ziele der Kunſtbeförderung und Befriedigung des Publicums, indem er nicht ganz aufführbare Stücke für unſere Bühne einrichtete. So verdankte man ihm die Sonnenjungfrau, die Indianer in England u. a. von Kotzebue, welche er verſchrieb; das Bürgerglück und die Strelitzen von Babo. Ja, was ſeinen Character als Director und Schauſpieler erhöht, iſt, daß er mit wahrer Selbſtaufopferung nicht nach Rollen jagte, ungeachtet er ſie ſich hätte zurechnen können; Lange z. B. rühmt ihm in ſeiner Selbſtbiographie nach, daß er in den Strelitzen den alten Proſetoſertoff übernahm, ohngeachtet Czaar Peter ſich allerdings auch für ihn geeignet hätte. „Überhaupt machte ſich Brockmann durch Herbeyſchaffung guter Stücke ungemein Ehre *).“ — Andere für die vaterländiſche Bühne bedeutende Ereigniſſe fielen auch in ſein Direktorat. Mlle. Aichinger, die durch ihn ſchon früher zum Theater kam und ſich im naiven Fache auszeichnete, ſtarb (1789); Ziegler und Bergopzoom betraten (1791) als neu aufgenommene Mitglieder, wieder die Hofſchaubühne; Klingmann kam von Hamburg nach Wien; das Wichtigſte aber, was unter ſeiner Direction vorfiel, iſt, daß den 12. November 1791 der Kaiſer Leopold, die deutſchen Hofſchauſpieler nach dem für die k. k. Beamten und Diener beſtehenden Normale Penſionsfähig erklärte. — Der ſchnell auf einander folgende Tod zweyer Kaiſer, die damahls ausgebrochenen Staatsumwälzungen und Zeitumſtände, die vielfältig abwechſelnden Oberdirectoren der Hoftheater, blieben nicht ohne Einfluß. — Nun ſollte das Theater verpachtet werden; und ſomit hätte Brockmanns Direction geendet. Allein nach einer andern höchſten Entſchließung vom 21. November 1791 unterblieb dieß, und die Leitung des Theatergeſchäftes wurde unter dem Oberdirector Fürſt

---

*) Lange S. 163.

Roſenberg, vereint mit dem Grafen von Kueſſtein unter fünf aus den Schauſpielern gewählte Regiſſeurs, vertheilt und geführt. — Das Zeugniß der Gleichzeitigen ſpricht für Brockmanns Ehre, bey der Verwaltung des ſchwierigen Amtes eines Directors, verbunden mit den Pflichten eines thätigen, doppelt ſtark beſchäftigten Schauſpielers. Er ſelbſt aber ſchrieb noch überdieß bey der Niederlegung eine Rechtfertigung nieder: Über die Führung des Theaters; welche mir aber leider nie vorgekommen iſt, und die ich troß allem Beſtreben ſelbſt bey ſeinem älteſten Freund und Kunſtgenoſſen, dem eifrigſten Sammler aller Merkwürdigkeiten der vaterländiſchen Bühne, dem würdigen Vater Müller, nicht fand.

Schon gegen das Ende ſeiner Direction, noch mehr aber in den darauf folgenden Jahren war für die Bühne überhaupt, beſonders aber für den alternden Schauſpieler in äſthetiſcher Rückſicht eine ungünſtige Periode. Durch die nach und nach in Schwung kommenden Familien- und Ritterſtücke, ward das Publicum an leichtere Diction gewöhnt, es gefiel ſich in ſeinem häuslichen Jammer und Noth, und ergötzte ſich an kräftiger Rohheit; die höhere Tragödie, beſonders aber verſificirte Stücke kamen in Abnahme. Dadurch, und durch das ſpätere Erſcheinen einiger fremden Schauſpieler kam bey uns der geprieſene Converſationston in Aufnahme. Daß dieſer Umſtand auf manche unſerer beliebteſten Schauſpieler wirken mußte, verſteht ſich von ſelbſt; daß aber Brockmann auch in dieſer Geſchmackskriſis als kräftiger Überwinder einhertrat, darüber iſt nur Eine Stimme; und ſo viele Rollen aus guten Stücken jener Zeit, welche wir noch in ſeinen letzten Lebenstagen als Säulen ſeines Ruhmtempels anſtaunten, laſſen keinen Zweifel übrig Ich führe gern aus jeder Periode der Kunſt und des Künſtlers ein öffentliches Urtheil an, und wähle hier wohl am zweckmäßigſten die Ausſprüche Kotzebue's, der wie man weiß, nicht im beſten Einverſtändniſſe mit mehreren Gliedern der Hofſchaubühne ſtand, und auch des Verewigten intimſter Freund nicht war: „Des Vaters Schmerz, zu Ende des Acts *) durch Hrn. Brockmann dargeſtellt, iſt ein Triumph der Kunſt." Oder: „Hr. Brockmann ſtellte den Gefangenen **) vortrefflich dar." Schon ſeine Geſtalt flößte Mitleid und Ehrfurcht ein. Sein Spiel, den zweyten Act hindurch war einzig und aus der Na-

*) Ziegler's Lorbeerkranz.

**) Ziegler's Tag der Erlöſung.

tur gegriffen u. ſ. w." — Eben ſo: „Hr. Brockmann ſpielte den Hans Stadinger *) ganz im Geiſte des Ritterzeitalters." — Soviel von ſeinem Künſtlerruhme in jener Zeit! — Die andern Auszeichnungen, welche den Mitgliedern der Hofſchaubühne bey dem wieder erwählten, bald größern bald kleinern Theater-Ausſchuße zu Theil wurden, erhielt auch unſer Brockmann. Die abwechſelnde Diarchie in der Oberdirection (1792—1794); die darauf erfolgte Pachtnahme des Freyherrn von Braun; der Tod des vaterländiſchen Barden und Hoftheater-Secretärs von Alxinger (1797), der wie Freyhr. von Retzer Brockmanns ächte Freunde waren, und die dadurch veranlaßte Berufung des Hrn. von Kotzebue an deſſen Stelle, brachten verſchiedene Veränderungen hervor; doch Brockmann blieb unverändert bey derſelben Auszeichnung eines Regiſſeurs oder Inſpicienten; er blieb es auch ſpäter bis zu ſeinem Tode, und ich kann dieſe Berührung für immer übergehen, weil uns die folgenden Jahre zu nahe liegen, als daß nicht jeder Leſer ſelbſt davon unterrichtet ſeyn ſollte. Nur erlaube man mir noch, eines Zuges aus je-

*) Ziegler's Liebhaber und Nebenbuhler. Die Urtheile ſind aus der Wiener-Zeitung vom Jahr 1798.

ner Sturm- und Drang-Periode zu erwähnen. Es war am Ende des Jahres (179[illegible]) als die Schlange Zwietracht an ihrem eigenen Gifte geſtorben zu ſeyn ſchien, und Vater Müller nach dem Auftrage des Freyherrn von Braun zur neuen Regie, durch die Herrn Weidmann und Brockmann unterſtützt, geladen wurde. Dieſer wollte es aber ſeines Alters wegen ablehnen, als eben jene beyden Veteranen ſich erbothen, die gewöhnlichen Inſpicienten-Dienſte für ihn leiſten zu wollen. Brockmann ſetzte noch hinzu: „Wir brauchen nur Ihre Erfahrung und Ihren Kopf! —" Ich glaube, unter Freunden, unter alten Freunden war dieſer Ausſpruch kein Compliment, er war für den Geber wie für den Empfänger gleich ehrend, und liefert einen Beleg von dem verträglichen Character unter Kunſtgenoſſen *). Am Schluße jener

---

*) Von ſeinen Privatverhältniſſen erwähne ich aus der hier berührten Lebensperiode noch nachträglich des Umſtandes, daß ſeine Gattinn, Thereſia Brockmann, den 20. September 1793 ſtarb. Sie war zu Ödenburg in Ungarn 1740 geboren. Ihr Familiennahme war Bodenburg; ihre Mutter führte jene Geſellſchaft, bey welcher Brockmann zuerſt das Theater betrat. Sie kam mit ihrem Manne (1766) zum Wienertheater, ging mit ihm kurz darauf nach Mainz, und kehrte (1769) allein auf die Nationalbuhne zurück. Sie

Periode, als Ruhe in der groſzen und auch in der kleinen Welt (dem Theater) einkehrte, benützte Brockmann die eintretenden Ferien dazu, um ſich in den Gefilden ſeiner Knabenjahre Erheiterung zu holen; zugleich gewährte er ſeiner Vaterſtadt (Grätz) den reichen Genuß, ihn (am 5. July 1778) als deutſchen Hausvater, und (am 8. desſelben M.) als Oberförſter in den Jägern zu ſehen — zwey

war von ſanftem Character und ein würdiges Mitglied unſerer Bühne. Komiſche und bäuriſche Mütter, ſtolze karrikirte und geſchwätzige Damen ſtellte ſie mit treffender Wahrheit dar. — Es kann hier auch jene Erinnerung Platz finden, daß mehrere Jahre früher Brockmann ſeinen Vater zu ſich nach Wien nahm, und dankbar bis an ſeinen Tod pflegte. Der gute Alte war ſchon ſehr ſchwach, fromm und ländlich barſch. Eines Tages, als Brockmann nach Laxenburg zu der Probe eines daſelbſt aufzuführenden Stückes gefahren war, und ſeinen Vater dahin mitgenommen hatte, ging dieſer, während jener zu thun hatte, in dem kaiſerlichen Garten ſpazieren. Auf die Frage: Was er hier mache? antwortete er ganz barſch: „Er glaube nicht, daß Jemand darum zu fragen habe!“ — Ich bin ja der Kaiſer! — Da ſtürzte der alte Mann auf die Kniee, der in dem Frager ſeinen gnädigen Gebiether nicht vermuthete, den er noch nie geſehen hatte. Joſeph half ihm wieder auf, und erzählte mit freundlicher Laune dem Sohne dieſen launichten Vorfall.

Rollen, welche unſchätzbare Steine in ſeiner Verdienſtkrone ſind, die er ſich in der häuslichen Dramen-Hauptperiode erwarb. Im Jahre 1801 kam Deutſchlands berühmteſter dramatiſcher Künſtler, Iffland, nach Wien, um Gaſtrollen zu ſpielen. Wir hatten Gelegenheit, ſeine Darſtellung einiger Rollen mit jener unſerer Künſtler zu vergleichen; und im Fache Brockmann's dürfte dieſe Vergleichung wahrlich nicht zum Nachtheil des einheimiſchen Talents ausfallen. Fixſterne, die Sonnen der höhern Region, laſſen ſich nicht meſſen; ſie geben ihren milden Schein, und ſtehen unbeweglich feſt in der Himmelsburg. Ein neuer Tag ſeines Ruhmes erſchien mit der flammenden Morgenröthe der vaterländiſchen (ich ſage es mit Stolz!) Tragödien-Periode Collin's, unſers Unvergeßlichen! Regulus erſchien am 4. October 1801; Brockmann gab den Haupthelden des Stückes. Wenn ich ſeinen hierbey erworbenen Ruhm analyſiren wollte, ſo würde ich Worte verlieren, und doch nicht mehr ſagen, als jeder ſchon weiß, der Collin's Stücke, und Brockmann's Rollen kennt, die er in ſelben übernahm. Brockmann's ehrwürdige Erſcheinung als Sulpitius im Coriolan; als Marcino in Bianca della Porta; oder als Kalchas in Polixena, oder — —

mit Wehmuth wende ich mich von dem Gegenſtande dieſer Erinnerung, welche doppelt ſchmerzlich iſt, da der Schöpfer und Bildner nun wohl in Uraniens Kranz auf uns herabſtrahlen, aber kaum dem verwundeten Herzen Troſt herabträufeln können! O ſelige Tage, mit den Seligen ſeyd ihr verſchwunden! — Verhüthet nur, als Schutzgeiſter unſerer vaterländiſchen Bühne, daß der Kleinigkeitsgeiſt nicht das Erhabene und der Kunſt Würdige verdränge! — Zwey Jahre ſpäter (1803) erwiderte Brockmann den Beſuch Iffland's, indem er, um ſeine ſinkenden Kräfte durch Reiſen zu ſtärken, nach Berlin ging. Seine erſte Rolle, in welcher er dort auftrat, war eben die, worin er ein Vierteljahrhundert früher Aufſehen erregte, nähmlich: Beaumarchais — und — man ſah wie ſich die Zeit und in ihr der Geſchmack änderte! — er gefiel nicht. — Gab er ihn, wie zu behaupten iſt, auch beſſer als jemahls, ſo war Er, das Stück und die Rolle doch älter, das Publicum und die Richter jünger! — Sein Beyfall nahm aber von ſeinem zweyten Erſcheinen als Marcino ſo zu, daß er als Oberförſter unübertrefflich, in der vollendetſten Meiſterſchaft angeſtaunt wurde. Kränkliche Umſtände ließen ihm die Rückkehr nach dem ihm lieben Vaterlande wünſchen, und er konnte nicht alle Darſtellungen geben, welche die nordiſchen Kunſtfreunde von ihm noch zu ſehen wünſchten — Es lag viel Ausſpruch des innern Gemüths in ſeinem Schreiben an Vater Müller, als dieſer (1801) Abſchied von der Bühne nahm: „Wohl Ihnen, lieber Müller! Sie ſind am Ziele, und Ihr „älteſter Kamerade, — denn ich bin es, wie Sie „wiſſen, ſeit dem Jahre 1766 — wünſcht Ihnen „Glück zu Ihrer ſo rühmlich zurückgelegten theatraliſchen Laufbahne. Miſchte ſich auch ein kleiner „Neid in dieſen warmen herzlichen Glückwunſch, ſo „entſpringt er nur aus Sehnſucht, mit Ihnen da „zu ſeyn, wo Sie jetzt ſind; die rauhe Straße, die „ich noch zu wandern vor mir ſehe, auch ſchon wie „Sie, und eben ſo ehrenvoll zurückgelegt zu haben.—" Des Wunſches Erfüllung ward ihm nicht gegönnt! Die kalte Hand des Todes ſtreifte die Früchte ab von dem blüthenreichen Baume. Ernſt und wahr hat der Würdiger ſeiner Verdienſte geſprochen *): „Er iſt zwar noch weit vom ausgedient haben entfernt; aber muß denn der Mann von Kopf völlig „abgebraucht werden?" Am 15. October 1810 feyerte er im Kreiſe ſeiner Freunde (bey der verdienſtvollen

---

*) Allgemeine deutſche Theater-Critik. Wien bey Camesina 1809.

Hofſchauſpielerinn v. Weiſſenthurn) ſein fünfzigjähriges Künſtleramt, und er hat in dem Decennium, welches zwiſchen jenem erwähnten Briefe und dieſer Feyer verfloß, eine noch ſo glänzende neue Bahn durchwandert! So viel Kraftaufwand im Greiſenalter iſt Verreibung der Kraft, und es konnte nicht anders kommen, als daß ein ſo außerordentlicher, unermüdlich thätiger Mann der Anſtrengung erlag, welche die Ausübung der dramatiſchen Kunſt, (im volleſten Sinn des Wortes) erfordert. Dem Verfaſſer dieſer Skizze, der ihn eben in dieſem letzten Gange des Lebens kennen zu lernen, und zu bewundern Gelegenheit hatte, wird ſeine theatraliſch-ſchöne unterſetzte Geſtalt noch lange vorſchweben; er wird noch lange ſein volles feſtes Organ zu hören glauben; er wird immer jeden, auch einſeitig gebildeten oder verwöhnten Kunſtrichter auffordern, ihm anzuzeigen: Ob Ein Künſtler in ganz Deutſchland je beſſer den Oberförſter in den Jägern, oder den alten Klingsberg geſpielt habe, oder ſpielen werde! — Und wenn er in dieſen beyden Rollen, trotz ſeinem hohen Alter, unübertrefflich war, ſo dürfte er in andern, hier genannten und nicht genannten unerreichbar bleiben*)

---

*) Wie ſehr iſt bey der dramatiſchen Kunſt zu bedauern, daß nichts von den Werken des darſtellenden Künſt-

Zum Schluße ſeines Künſtlerlobes führe ich bloß eine Stelle aus jener Epiſtel an, welche **Collin** an unſern verdienſtlichen jungen Künſtler **Max. Korn**, ſchrieb, welcher beym Antritt ſeiner theatraliſchen Laufbahn auch den Rath des verblichenen Vaters **Brockmann** genoß:

„Wohl mancher dünkt ein Künſtler ſich zu ſeyn,
Der ohne Müh' getreu nur wiedergiebt,
Was die Natur ihm gab. Den eignet ſchon
Ein ſanfter Ton, der Herzensgüte Künder,
Und frohe Laune, die im Auge ſchimmert,
Beweglichkeit und reitzende Geſtalt
Zur Sohnesrolle in Terenzens Brüdern. —
Nun wohl; ich will ihn mit Vergnügen ſeh'n
Und auch im Leben gern die Hand ihm reichen.
Allein er wage ſich in andre Kreiſe;
Wie **Brockmann**, wank' er heut' als König Lear,
Verjünge ſich als Klingsberg morgen wieder,
Wenn ich als Meiſter ihn bewundern ſoll."

So ausgebreitete und mannichfaltige Kenntniſſe als **Brockmann** beſaß, dürften auch nicht viele

---

lers übrig bleibt. Wie ſehr iſt es zu wünſchen, daß ein Unternehmen, wie jenes der Gebrüder **Henſchel** iſt, welches zur Abſicht hat, Momente mimiſcher Kraft- und Kunſtäuſſerung im Bilde feſtzuhalten, reiche Unterſtützung finde? Wahrlich dieſe Unterſtützung wäre rühmlich und nützlich zugleich!

andere ſeines Standes zieren. Er verſtand Latein, ſprach Italieniſch, Franzöſiſch und Engliſch. Er verſuchte ſich in ſeinen Erhohlungsſtunden in Überſetzungen ausländiſcher dramatiſcher Werke. So erhielten wir von ihm: Die Witwe von Ketskemet: nach dem Engliſchen. 1791. — Der Jude; nach Richard Cumberland, 1795. — Das Schloß Limburg; nach Marſollier: — und das Familien-Soupée, 1802.

Seine Bildung machte ihn zum beſten Geſellſchafter, ein Talent, das, einige ausgenommen, bey ſeinen Kunſtverwandten eben nicht im hohen Grade angetroffen wird; denn ſo glänzend oft ihre Rolle auf dem Theater iſt, ſo ſcheinlos iſt ſie in der Converſation. Man erzählte mir, daß er in froher Laune, die ihn in Geſellſchaft ſelten verließ, ſich ſelbſt, die, ich möchte ſagen, ſinnreiche Grabſchrift gemacht habe:

Exit. Plaudite!

Ohne die Wahrheit dieſer Angabe zu verbürgen, wiederhohle ich lieber einige Worte aus dem Blatte, durch welches uns die traurige Kunde ſeines Todes gegeben wurde:

„Brockmann iſt nicht mehr!

„Sonntags den 12. April (1812.) Abends um 6 Uhr, „iſt er in ſeinem 67. Jahre, nach einer langwieri-

„gen Krankheit, die ſich in einen Gedärmbrand „auflöſte, verſchieden. Sein Ruhm hat ihn über„lebt, und wird unvergänglich währen, wie das „Andenken ſeiner Freunde und Kunſtgenoſſen, die „ihn als ihren Vater verehrten, als Vorbild ſchätz„ten, ſtets vermiſſen, ſtets betrauern werden. „Friede ſeiner Aſche! —“

Geſammelte Gedanken *),
über
das Operngedicht überhaupt,
mit beſonderer Rückſicht auf das beſte, der ernſten Gattung.

Die von der lieberalen k. k Operndirection gegebenen Preiſe für das beſte Operngedicht ſowohl der ernſten als komiſchen Gattung, veranlaßte wohl manchen Liebhaber dieſer Schauſpiele über die An-

---

*) Die Quellen, aus welchen dieſe Gedanken genommen, und zu einem Ganzen verbunden worden, ſind:

Clodius, Entwurf einer ſyſtematiſchen Poetik nebſt Collectaneen zu ihrer Ausführung. Leipzig. 1804.

Jacob's, Pietro Metaſtaſio, in den Nachträgen zu Sulzer. 3. B. 1. St, Leipzig. 1794.

Herder's, Aufſatz über Oper in der Charis. Leipzig. 1801.

A. W. Schlegel's, Vorleſungen über dramatiſche Kunſt. Heidelberg. 1809. 2. Thl.

forderungen nachzudenken, nachzuleſen, und ſelbſt zu urtheilen; gewiß aber ſich des Schutzes zu freuen, welchen der deutſche poetiſche Genius in unſerm Vaterlande gefunden hat. So entſtand auch vorliegender Aufſatz. Um das Anmaſſende zu beſeitigen, als habe man etwas Neues erfunden, was ſich über die Oper ſagen ließe, hat man lieber den Mittelweg eingeſchlagen, und Gewährsmänner neuerer Zeit für und von der Sache hier ſprechen laſſen. Wieviel über die Oper, ſeit ihrer Entſtehung oft und wiederhohlt geſagt worden iſt, läßt ſich aus dem großen Nahmensverzeichniße der Schriftſteller abnehmen, welches Blankenburg dem Artikel Oper, in Sulzer's Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften u. ſ. w. anfügte. Für und wider iſt mancher aufgetreten. St. Evremond that ihr durch ſein Urtheil am weheſten. Rouſſeau nahm vorzüglich das Melodram in Schutz, und berückſichtigte zu ſehr die Tragödie der Alten. Algarotti's Urtheile, welche ſelbſt in den neueſten Zeiten wieder aufgefriſcht worden, bewähren ſich durch ihre Haltbarkeit der Wahrheit getreu. Oft wurde er ſtückweiſe von den vernünftigern Vertheidigern und beſonders den Widerſachern ausgeſchrieben, oder angeführt. So folgte ihm Dreßler in ſeiner Beurtheilung der Alceſte von

Wieland, der beynahe noch immer einzigen guten deutſchen Oper. Allein, ungeachtet des Vielgeſagten näherte ſich die Oper doch nie ihrer Vollkommenheit, deren ſie fähig ſeyn ſoll; ſie erduldete die heftigſten Angriffe der Kritik, blieb bey ihrer größten Mittelmäßigkeit der poetiſchen Behandlung, und es läßt ſich entſchuldigen, wenn man das oft Geſagte wieder ſagt, oder, wie die Veranlaſſung es will, ein Wort zur Zeit redet.

Neben dem Bekannten dürfte in den hier gewählten Ausſprüchen doch auch manches vorkommen, welches nicht allgemein noch beachtet worden iſt, und folglich neu ſcheint, wenn es nicht neu iſt. Dieß ein Beweggrund mehr zur Verbreitung dieſer Gedanken.

Weil dieſe in den verſchiedenen Schriften zerſtreut liegende Gedanken hier zum Ganzen geſtaltet ſind, ſo enthalten ſie gewiſſer Maßen auch die individuellen Anſichten des Sammlers ſelbſt, und er wählte für den Ausdruck ſeiner Ideen bloß die Sprache der Männer, welche anerkannten Werth haben, und Glauben verdienen.

Muſik mit Sprache in Verbindung gebracht, und dann von Gebehrden unterſtützt, öffnet ein neues Feld der Dichtkunſt.

Die erſte der neuern Sprachen, die ſich zum muſikaliſchen Ausdruck emporſchwang, war die Italieniſche; lange vorher, ehe Opern da waren, war in ihr der Geiſt der Oper. Dante, Petrarka, Arioſto, Taſſo, Quarini ſangen, indem ſie ſchrieben; wer ſie lieſet, ſingt mit ſelbſterfundener Melodie, ſo eintönig dieſe auch ſeyn möge, ihre Modulationen nach. Aus dem Madrigall, dem Liede, der Stanze entſtand die Italieniſche Oper.

Natürlich hielt ſie ſich an die Gegenſtände, die zur Muſik die fähigſten waren, an Scenen der Liebe und Freude. Daher die Verzierungen, die man der Oper ſogleich in ihrer Geburt beyfügte. Scenen der ſchönen, wohl auch romantiſchen Natur, Chöre, Tänze. Für alle Sinne wollte man ein Arkadien ſchaffen; in gemeinſchaftlicher Freude ſollte Auge und Ohr daran Theil nehmen.

Genuß mit andern erhebt und begeiſtert; daher die Chöre. Auf dem Gipfel der Begeiſterung iſt man trunken; daher die Tänze. Das entzückte Auge will das Schönſte jeder Art ſehen; daher die Decorationen in Kleidungen, im Theater; daher die Hirten-Götter-Wunder- und Feenwelt, die der Oper einheimiſch wurden.

Nach leiſen, ſodann wilden und verworrenen Anfängen in Italien trat die Oper in Frankreich auf. Hier fand ſie eine wenig accentuirte, flüchtige, faſt unmuſikaliſche Sprache, und einen verwöhnten Geſchmack. Dieſem bequemte ſie ſich; dagegen aber brachte der raſtlos muntre raiſonirende Geiſt der Nation in das, was ſonſt ein Chaos der Töne und Scenen geweſen war, Anſtand und Ordnung. Hinter verwirrten gemeinen Stücken der ältern franzöſiſchen Operndichter trat der beſcheidene Quinault auf. Klarheit der Expoſition, Ordnung, Folge der Scenen, Anſtand ſind in ſeinen Stücken. Auch in die flachſte Modeſprache wußte er Gefühl zu bringen. Jetzt ſind Quinaults Opern Schattenriſſe; ein Text ohne Noten.

Nichts iſt vorübergehender als Prachtſcenen, Galanterieſtücke, Feuerwerke, Illuminationen. Nichts vorübergehender als ſelbſt Lieblingsgänge der Muſik. Unſer Ohr wird anders geſtimmt, mit den Zeiten; Pracht und Galanterie, die Kinder der Mode, wechſeln. Das Wahre allein, Verſtand und Empfindung dauern. In ihnen ſind Quinault, Addiſon, Metaſtaſio, jeder künftige Metaſtaſio — Diener einer und derſelben Engelsſprache, die

Sprecherinn für aller reinen Menſchen Empfindungen, die Muſik.

Wo die Oper jetzt ſtehe, wiſſen wir; auf den Kunſtgipfel der Tonkunſt und Decoration, faſt mit Vernachläßigung des Inhalts und der Fabel. Den Operndichter nennt man kaum; ſeine Worte, die man auch ſelten verſteht, und die noch ſeltener des Verſtehens werth ſind, geben dem Tonkünſtler nur Anlaß zu ſeinen (wie ers nennt), muſikaliſchen Gedanken, den Decorateur zu ſeinen Decorationen. Muſikaliſche Gedanken ohne Worte, Decorationen ohne eine verſtändige Fabel ſind freylich ſonderbare Dinge; wir denken aber ein Mahl in der Oper rein muſikaliſch.

Hat der Tonkünſtler durch dieſe Zurückſetzung des poetiſchen Stoffes gewonnen oder verloren? Für ſeine Kunſt glaubt er gewonnen zu haben; er darf ſeine Arien drehen und wenden; höchſtens paßt er ſie der Kehle an, die ſie herwirbelt. Als Tondichter aber, als Sprecher und Wirker der Empfindung hat er gewiß verloren. Bearbeitet er einen unwürdigen Stoff, muß er ſeine ſüßen Töne an Laffereyen, an eine Perſiflage alles Großen, Guten und Schönen verſchwenden; o, wie bedauern wir den Tonſchöpfer! Wie oft bedauerten wir den zaubriſchen Mozart?

Aus dieſen wehmüthigen Betrachtungen entſteht denn die Frage: Was ſoll denn der Dichter, was der Tonkünſtler, was ein anderer Künſtler an der Oper für Theil haben? Was iſt die Oper? Welche Rechte ſoll vorzüglich der Dichter zu behaupten ſuchen? Welche Mittel hat er hierzu?

Die Oper überhaupt, iſt die äſthetiſch-vollendete Totalität einer dramatiſchen Darſtellung, die in ihrer Anlage, Haltung und Ausführung entweder auf eine beſtändige oder abwechſelnde muſikaliſche Begleitung, und vermittelſt der Verbindung der dramatiſchen Poeſie und der Tonkunſt, auf die bleibende Rührung des Gefühls und Hervorbringung eines reinen Wohlgefallens an der vollendeten Form berechnet iſt. Kürzer ausgedrückt: Die Oper iſt die dramatiſche Vorſtellung einer Handlung, bey welcher ſich Poeſie, Muſik und Schauſpielkunſt, als Hauptkünſte zu gleichen Rechten verbinden.

Sie unterſcheidet ſich von der alten Tragödie und dem Melodram. Denn in dieſen beyden iſt die Poeſie die Hauptkunſt, und die Muſik unterſtützt nur die Recitationen. Sie ſoll aber eigentlich auch nicht ſo wie bis jetzt, der Muſik den Vorrang einräumen, und ſelbige von der Poeſie nur unterſtützen laſſen. Kurz bey der Oper, wie deren ideale

Natur nach dem Syſtem feſtgeſetzt werden kann, ſind Poeſie und Muſik, Hauptkünſte, haben gleiche Rechte, müſſen einander wechſelweiſe beſchränken.

Die Oper iſt alſo, in Rückſicht der Wahrſcheinlichkeit der Handlung, der Situationen, der Charactere, der Verwicklung und Auflöſung, allen Geſetzen des Drama unterworſen; aber die Ausführung wird durch den Umſtand modificirt, daß die Rede von der Muſik begleitet wird. Wenn dieſe Begleitung, außerdem daß ſie den Reitz der Poeſie erhöht, eine eigenthümliche Bedeutung und Kraft haben ſoll, ſo muß die Muſik in ihrer Sprache die Empfindungen ausdrücken, welche die Poeſie gröſtentheils nur durch conventionelle Zeichen andeuten kann. Denn die Muſik iſt eine vervollkommnete und erhöhte Gattung des Accents, und demnach da, wo es auf Mittheilung der Empfindungen ankömmt, ein unſchätzbares Hülfsmittel. Hieraus folgt für den Operndichter eine doppelte Regel.

Die erſte: Er muß vorzüglich nach leidenſchaftlichen Situationen ſtreben.

Die Oper duldet kein kaltes Reſonnement; verträgt es ſich denn mit der Tragödie? Und wie ſehr unterſcheidet ſich die Oper noch von jener! Alle politiſchen Überlegungen, Entwürfe zu Verſchwörungen, Auseinanderſetzungen; mit einem Worte alles, was bloß zur Vernunft ſpricht, mit den Spielen des Witzes, welche eben nichts anders, als Gedanken ſind, ſey aus der Sprache des Herzens verbannt. Selbſt der Ton der Galanterie, welcher großen Leidenſchaften übel ſteht, vernichtet den Effect tragiſcher Situationen; denn man fühlt nie mehr, daß der Sänger ſinge, als wenn er bloß ſingt.

Die zweyte Regel: Er darf in den Situationen gleichſam nur den Gang der Gefühle und die vorzüglichſten Momente derſelben mit einzelnen ſtarken Strichen andeuten, und muß es der begleitenden Muſik überlaſſen, die feinen Übergänge, die Mittelfarben der Empfindungen auszuführen.

Nur dann läßt der Dichter dem Genie des Tonkünſtlers den vollen Raum, ſeine Kräfte zu zeigen; nur dann iſt das Band, welches in der Oper beyde Künſte vereinigt, vollkommen, wenn der Componiſt die Klüfte ausebnet, die der freye und kühne Geiſt des Dichters abſichtlich in ſeinem Werke gelaſſen hat.

So wie die ſtarken und grellen Striche des Theatermahlers nur bey dem Lampenlichte, und in einer gewiſſen Entfernung betrachtet, zuſammenſchmelzen, und eine täuſchende Wahrheit erhalten, ſo wird auch der poetiſche Theil der Oper, ſo lange er für ſich allein betrachtet wird, einen Mangel an Haltung und Natur zu haben ſcheinen, der bey der Vereinigung mit der Muſik verſchwinden muß. Dann werden dieſe einzelnen, ſtarken, zu dicht neben einander ſtehenden Züge eine gewiſſe Wahrheit erhalten, welche zwar nicht die Wahrheit der ſichtbaren Natur iſt — ein Ziel, nach welchem die Künſte nicht ſtreben — die aber die Einbildungskraft täuſcht und vergnügt, ohne die Geſetze des Verſtandes zu beleidigen. In der erhöhten Sinnenwelt, welche auf dem lyriſchen Theater dargeſtellt wird, wird dieſe Art der Mittheilung des Gefühls zu einer natürlichen Sprache.

Vorausgeſetzt, daß der Tonkünſtler ein Mann von dichteriſchen Talenten, und daß er der Verläugnung fähig iſt, kein für ſich beſtehende Werk machen, noch auf Koſten des Dichters glänzen zu wollen. Denn ſo bringt es das Weſen der Oper mit ſich, daß man nicht ſagen könne, welche von beyden in ihm vereinigten Künſten den Vorrang verdiene, oder welcher die Wirkung des Ganzen vorzüglich zu danken ſey.

Demnach wird der für den Zweck der Vollkommenheit arbeitende Dichter dem Leſer immer zu wenig zu ſagen ſcheinen, während er dem Componiſten doch leicht noch zu viel ſagt. Zu einer Zeichnung, welche mit Farben ausgeführt werden ſoll, darf nur wenig Schraffirung ſeyn; und ein Gedicht, welches die Muſik commentiren ſoll, verlangt Kargheit in den Worten, aber Reichthum an äſthetiſchen Ideen.

Die ſchönſten Werke in dieſer Gattung, die in Hinſicht auf muſikaliſchen Ausdruck am meiſten zu rühmenden Opern des Metaſtaſio, haben für ſich allein betrachtet, das Anſehen der Unvollſtändigkeit. Er ſcheint nur die erſten Linien und gleichſam nur den Umriß der Leidenſchaften gezeichnet zu haben. Dieſer Umſtand verurſacht, daß bey der Lectüre derſelben, die pathetiſchſten Situationen niemahls die Wirkung thun, welche ſie verſprechen; und daß dieſe Werke beynahe einen Canevas gleichen, in denen zwar die Hauptmomente bezeichnet ſind, die wirkliche Ausführung aber dem Genie des Schauſpielers überlaſſen bleibt. Unter den Händen eines geſchickten, und geiſtvollen Tonkünſtlers gewinnen ſie eine ganz andere Geſtalt. Die Zeichnung wird zu einem vollſtändigen und belebten Körper; das Innere der Empfindung entfaltet ſich durch die begleitenden Töne; und der Zuſchauer fühlt ſich durch dieſelben Scenen, die ihn als Leſer gleichgültig ließen, gerührt und erſchüttert.

Es kommt alſo in dieſer Dichtungsart vorzüglich auf die glückliche Erfindung ſtarker und leidenſchaftlicher Situationen, es kommt auf eine geſchickte Abwechslung der Empfindungen und auf die Angemeſſenheit und Kraft des Ausdruckes an. Die vollkommenſte Oper wird immer nur eine unvollendete Tragödie ſcheinen, aber die vollendetſte Tragödie würde jederzeit eine langweilige Oper ſeyn.

Vielleicht müßten auch die Dichter, um dieſe Gattung zu ihrer Vollkommenheit zu bringen, allen ausgedehnten und verwickelten Handlungen entſagen, und ſich auf die Darſtellung einer leicht überſehbaren Reihe verſtändlicher, lebhafter und contraſtirender Situationen einſchränken.

Aus dem bisher Geſagten ergibt ſich der formale Inhalt der Oper; wie ſoll aber der materiale beſchaffen ſeyn? Wenn ſich nicht Regeln angeben ließen, ſo finden hier ernſte Winke Statt, welche ſich ſowohl aus der Natur der Oper, als auch aus der Geſchichte dieſer Dichtungsart ableiten laſſen.

Die Schauſpielkunſt wird mit der Oper verbunden. Da dieſe aber, wenn nicht eine vollkommene Illuſion, wenigſtens einen Grad von Täuſchung und Wahrſcheinlichkeit verlangt, ſo muß der Inhalt der eigentlichen Oper ſo beſchaffen ſeyn, daß man ſich die Theilnahme der Muſik als Hauptkunſt erklären kann. Daher ſollte der Stoff der wahren ernſten Oper aus der Wunderwelt genommen ſeyn. Mit der komiſchen Oper braucht man es indeß nicht ſo genau zu nehmen

Die unſchickliche Wahl des Stoffes, oder deſſen Behandlung war Urſache, daß die Oper, bekanntlich von mehrern Kunſtrichtern für eine ganz ungeräumte Erfindung ausgegeben wurde. Nach St. Evremond iſt die Oper nichts anders, als ein luſtiges Werk, worin Dichter und Tonkünſtler ſich einander im Wege ſtehen, und ſich gleich ſtark bemühen, eine ſchlechte Arbeit zu Stande zu bringen. Dieſe Kritiker finden es lächerlich, daß man das ganze Stück abſingt, daß man Befehle nach dem Tacte gibt, u. ſ w. Allein auf ihr Reſonnement des Witzes iſt ohne Zweifel die Einrichtung der komiſchen Oper gegründet. Man wollte die Gattung der Natur näher bringen, und den Reiz des Geſanges mit der Wahrheit der Darſtellung vereinigen; aber es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß dieſe Art des Vortrages, weit entfernt der Natur getreuer zu ſeyn, nur darum erträglich iſt, weil ſie komiſch ſeyn ſoll.

Die ernſthafte Oper verlangt wegen der ernſten Empfindungen, die ſie in uns erhalten ſoll, einen Grad von Wahrſcheinlichkeit, und einen ſorgfältigen Plan. Die Muſik ſoll daran als Hauptkunſt Theil nehmen. Sie ſoll gleichſam der Äther ſeyn, in welchem ſich die Perſonen und ihre Reden bewegen. Dazu gehört, daß der Stoff aus der Götter- und Fabelzeit, aus der romantiſchen Geſchichte, aus der Schäfer- und Mährchenwelt, wie bey Gozzi, genommen werde — ohnedem iſt keine Illuſion möglich.

Unnöthiger Weiſe hat man ſich über dieß Wunderbare der Oper gequält, wie Menſchen an dergleichen Träumen der Un- oder Übernatur Geſchmack finden können. Sind wir im wirklichen Traume nicht eben ſo wohl in einer Zauberwelt? Und wie wahr ſind uns die Träume! Darf's alſo keine Kunſt geben, die uns mit den ſchönſten Träumen aufs ſchönſte auch wachend vergnüge? Einmahl in eine Welt geſetzt, in der Alles ſinget, Alles tanzet, entſpreche auch die Welt ringsum dieſer Gemüthsart, ſie bezaubere.

Die Einbildungskraft hat das unbeſtreitbare Recht, ſich eine Welt nach ihrem Gutdünken zu ſchaffen, und ſie kann in dieſen Schöpfungen auf Beyfall rechnen, wenn in denſelben Conſequenz und Einheit iſt. Bey einer Oper, in welcher Poeſie und Muſik vollkommen zuſammenſtimmen, werden wir den Gebrauch des gewöhnlichen Lebens gar leicht vergeſſen, und uns die Abweichung von demſelben gern gefallen laſſen. Iſt das Wunderbare einmahl als Princip der Handlung angenommen, ſo läßt ſich auch die beſtändige Hauptthe[i]lnahme der Muſik wahrſcheinlich finden.

Der Operndichter muß ſeine Materie ſo wählen, daß ſie auch ein romantiſches Koſtüme und Decoration gibt. Nationen, wie die Spanier, deren Sitten noch viel romantiſches haben, können allerdings Geſchichte für die Oper liefern, z. B. Don Juan. Auch die morgenländiſchen Sitten und Koſtüme paſſen für die Oper, z. B. Axur. Denn es läßt ſich ein Grad vom Wunderbaren mit ihnen verbinden. Der Franzöſiſche Axur hat durch ſeinen wunderbaren Prolog einen Vorzug vor dem Italieniſchen.

Nimmt die ernſte Oper ihren Stoff aus der wirklichen Geſchichte, z. B. La Clemenza di Tito, ſo wird die Darſtellung ſchon an Wahrſcheinlichkeit und Ernſt verlieren. Man wird nicht ſelten durch Unſchicklichkeiten geſtört werden. Es thut der Componiſt alsdann gut, wenn er die Theilnahme der Muſik vermindert, wenn er die hiſtoriſche

Oper mehr den einfachen Melodramen, den Tragödien der Alten nähert, wenn er der Poeſie den Vorrang läßt, und die Muſik bloß zu ihrer Unterſtützung anbringt. Sonſt wird freylich dieſe Oper ein abenteuerliches Kunſtwerk, und man wird es immer wider alle Wahrſcheinlichkeit finden, daß ernſte Helden ihre Gedanken in gedehnten Kadenzen und Manieren eröffnen.

Das eigentlich Große und Erhabene wird in der Oper nie Glück machen. Die Mythologie ſcheint uns verbraucht, oder zu oft gebraucht? Die Schäferwelt wünſchen kluge Leute gar nicht zurück? Gut! So herrſche das Romantiſche in der ernſthaften Oper. Nicht weil es an der Tagesordnung des Geſchmackes in der Poeſie iſt, ſondern, weil nach dem vielfältigen Wiederkäuen der alten griechiſchen und römiſchen Geſchichte in der Geſchichte des Mittelalters und in den Volksſagen noch immer der reichhaltigſte nicht verbrauchte Stoff für Dichter liegt. Aber das Romantiſche kann für die Oper nach den Grundſätzen des formalen Inhalts bis zum Schauerlichen geſteigert werden. Eine gewiſſe Continuität und äſthetiſche Einheit im Wechſel der Empfindungen muß immer beobachtet werden. — Auch das idylliſch Schöne iſt, in ſofern es mit dem Romantiſchen zuſammengränzt, Ingredienz zu einer guten Oper. Eine unbeſtimmte lyriſche Decoration des Ganzen, wie z. B. in Erwin und Elmire thut ihre gute Wirkung. Wo das romantiſch Schauerliche mit dem idylliſch Schönen ſich begegnen, müſſen Muſik und Poeſie einander ganz in die Hand arbeiten. So wächſt (in Ermanglung eines andern beſſern Beyſpiels) in Don Juan von Mozart nach und nach das Tragiſche, bis zum Finale des erſten Acts, und die Muſik überhaupt hat ſelbſt bey ihren heitern Momenten einen Anklang von der Geiſterwelt.

Die Opera buffa der Italiener hat ſonſt gewöhnlich ein ſparſam begleitetes Recitativ. Es nähert ſich alſo den Luſtſpielen der Alten, wo die Muſik zur Unterſtützung der Rede da war? — Scenen aus dem häuslichen Leben mit Begleitung der Muſik, wenn dieſe hauptſächlich Theil nehmen ſoll, ein edles muſikaliſches Luſtſpiel, wäre ein Unding, weil im edlen Luſtſpiel ein Grad von Illuſion verlangt wird. — Allein, die opera buffa ſoll groteskkomiſch ſeyn, und das groteskkomiſche bindet ſich nicht ſo ſtreng an die Regeln der Wahrſcheinlichkeit. Vielmehr ſollen da recht auffallende Contraſte Statt finden.

Unſere (ältern und neuern) deutſchen Luſtſpiele mit Geſang und Operetten ſind ihrer Form nach ganz unnatürlich, weil man aus der proſaiſchen Rede in die lyriſche Arie übergehen ſoll. Sie können eben ſo wenig als die meiſten, jetzt ſo üblichen Überſetzungen der franzöſiſchen Converſations-Opern, vertheidigt werden!

Da der Hauptcharacter der Oper in Darſtellung einer wunderbaren romantiſchen Welt beſteht, ſo ergibt ſich für den Operndichter noch eine Anforderung; nähmlich, daß er Rückſicht auf die Decoration des Theaters nehme. Wenn in dieſer Dichtungsart aus der Vereinigung mehrerer Künſte die höchſte Wirkung des Reitzes hervorgehen, wenn der Glanz der Scene ſelbſt die Wahrheit der erhöhten Natur befördern ſoll, ſo muß die Handlung Gelegenheit zu reichen Verzierungen und zur Vorſtellung einer durch alle Künſte der Einbildungskraft verſchönerten Welt geben. Aber da die Natur des Reitzes eine baldige Ermüdung hervorbringt, und dieſe um deſto ſchneller erfolgt, je lebhafter die Wirkung iſt, ſo muß auch in der Vorſtellung für Abwechslung und Mannigfaltigkeit in ſo weit geſorgt werden, als es die höhern Zwecke des dramatiſchen Gedichtes nur immer erlauben wollen.

Nun endlich, die Verbindung des Tanzes mit der Oper, dürfte ſchwerer geſchehen, und zu vertheidigen ſeyn. Ein Kunſtwerk, bey welchem ſich ohnehin ſchon ſo viele Künſte zu Einem Ganzen ſelten wahrhaft künſtleriſch verbinden, kann durch Hinzuthun neuer Ingredienzen der Vollkommenheit nicht näher gebracht werden. Wenn er aber doch eingeführt werden ſoll, ſo wirke er durch ſich, oder angeführt von ſingenden Chören; Geſang und Tanz in Einer Perſon hindern einander.

Die Oper iſt das zuſammengeſetzteſte aller Kunſtwerke; allein man darf ſie deßwegen nicht für das höchſte Kunſtwerk halten. Durch die Zuſammenwirkung ſo vieler Künſte, die, wie Voltaire ſagt, de vingt plaisirs font un plaisir unique, kann zwar ein großer Sinnenrauſch bewirkt werden; allein, eben durch die Menge von zuſammenwirkenden Theilen verliert das einzelne an Kraft. Die Geſtalt des Ganzen iſt ſchwerer zu faſſen, die äſthetiſche Wirkung der Tragödie iſt weit größer, die Tragödie ſelbſt ein weit erhabneres Kunſtwerk, als die Oper mit allem ihren Sinnenreitz. Hierzu kommt, daß je mehr die Oper auf die Sinnlichkeit Einfluß hat, deſto mehr auch die Phantaſie an eigentlicher Freyheit verliert.

Wenn ſchon in der Theorie die Vollkommenheit der Oper faſt zu bezweifeln iſt, um wie viel weniger dürfen wir ſie in der Praxis hoffen, wenn wir bedenken, wie gut wohl die Künſte, wie ſchlecht aber die Künſtler gewöhnlich zu Einem Zwecke ſich vereinigen.

Nachdem hier ſchon ſo vieles über das Innere der Oper geſagt worden iſt, aus welchem ſich das Äußere der Form leicht abnehmen läßt, ſo iſt es beynahe überflüßig, hier noch den von Metrum und Styl zu erinnern, daß ſie ganz muſikaliſch, d. h. auf die Hauptttheilnahme der Muſik berechnet ſeyn müſſen.

Bey den Griechen war die ganze Sprache Geſang, in die kleinſten Theile und Wortfügungen derſelben, in die verſchlungenſten Gänge der poetiſchen Erzählung, erſtreckte ſich die eben ſo verſchlungene Kunſt des Rythmus und der Metrik. Das können und dürfen wir von unſerer Sprache nicht erwarten. Der Operndichter aber nehme nur in Rückſicht des Styls und Metrums Rückſicht auf die Verbindung der Muſik, welche den Stämpel der Vollendung ſeinen Worten aufdrückt. Der Ton ſey in der ernſten Oper lyriſch, und auch die komiſche muß nicht in zu natürlichem proſaiſchen Tone geſchrieben ſeyn; denn ſie muß doch, wie das groteskkomiſche Luſtſpiel, ihre Würde als Kunſtwerk behaupten.

Noch eine Rückſicht auf äußere Form: Man verlangt jetzt in der Oper häufige Duo's und Trio's, und lärmende Finale. In der That dürfte es die ſchwerſte Aufgabe für den Operndichter ſeyn, die verworrenen Stimmen ſtreitender Leidenſchaften ſich zu einer gemeinſchaftlichen Harmonie begegnen zu laſſen, ohne ihr Weſen aufzuheben: eine Aufgabe, die aber meiſtens ſowohl von dem Dichter als dem Muſiker nur ſehr willkührlich gelöſt wird.

Eine
kurze Überſicht über die Entſtehung, Einrichtung, Beſtimmung und den Verfall der
Odeien,
nebſt ihrer Würdigung.

Die alten Griechen, die uns mit ſo vielem Guten, Zweckmäßigen und Schönen vorangingen, und deren Muſter von vortrefflichen Anſtalten wir nur noch im Bewundern, aber nicht in der Nachahmung ehren und würdigen, haben uns gezeigt, daß ihnen nichts entging, was das Schöne zu ſteigern, zu reinigen beytrug. Ein Odeion (was bey den Römern, die es ſpäterhin nachbildeten, Odeum hieß) bedeutet der eigentlichen Bezeichnung des Wortes nach ein Singhaus, Sanggebäude. Ihre Gedichte wurden da mit Begleitung irgend eines muſikaliſchen Inſtrumentes, der Flöte, Lyra oder Kithar geſangähnelnd vorgetragen, declamirt. Die

Ode ſelbſt heißt ihrem Urſprung nach Geſang. Die Griechen waren ſo ſtrenge Gläubiger des Schönen, daß ſie von der Schuld in keinem Fall das Mindeſte nachließen. Ehe es zur öffentlichen Ausſtellung kam, ging es eine lange Reihe von Prüfern, Kritikern und Richtern durch. Dieſe ſcharfe Sichtung mußte ſich auch der Dichter und der Declamator gefallen laſſen. Erſt erhielt er in der Kapelle die Weihe, ehe er im großen Dom ſein heilig Amt verrichten durfte. Zu dieſem Zwecke nun, zur Prüfung diente ein Odeion; es war ein Probe-Saal, eine ſchöne gezierte Sakriſtey, worin man ſich erſt vorbereiten, und mit ſeinem Gotte, der begeiſtern ſollte, ſich erſt beſprechen mußte, um in die hohen geräumigen Hallen des öffentlichen Dienſtes treten zu dürfen. Ein Beweis, wie ſehr viel die Griechen auf die Verrichtung ſelbſt der Proben des Schönen hielten. Sie geſchahen nicht am erſten, beſten Ort. Ein eigenes Gebäude wurde dafür aufgerichtet, nicht bloß bequem und ſchützend, ſondern auch geſchmackvoll und zweckmäßig. Beſonders wurde bey der Anlage des Bauriſſes auf das Genaueſte erwogen und berechnet, in wie fern es dem Gehör und der Verſtändlichkeit günſtig war. Darauf eben kam es an. Rein verſtanden zu werden, bis auf den letzten Sitz war der Endzweck des Gebäudes; und um dieſen zu befördern, wurde aller Erfindungsgeiſt aufgeboten. Denn es galt hier ein Wichtiges; es ging um die Ehre, wer ſich öffentlich um den Preis in der Dichtkunſt oder in der Declamation bewerben durfte. Alle muſikaliſchen, dichteriſchen und declamatoriſchen Wettſtreite kamen hier vor. Ehe das Drama auf dem Theater aufgeführt werden durfte, mußte es erſt hier vorgeleſen werden. Ehe der Schauſpieler auf dem Theater ſeine mimiſchen und mündlichen Darſtellungen geben durfte, mußte er erſt hier die Probe beſtehen. Und hatten die Griechen nicht Recht? Iſt das Vergnügen eines ganzen Volkes denn ein ſo unbedeutendes Unternehmen, daß der erſte beſte dazu laufen und unbedingt vorgaukeln darf? Dieſe ſceniſchen Spiele der Griechen waren ein feſtliches Vergnügen, ein Vergnügen für gewiſſe Feſttage aufbewahrt; ſelbſt als Religionsübung zu betrachten; der Staat war Director der Theater; die vornehmſten Bürger verwalteten es, waren Chorführer; angeſehene Männer ſpielten mit; der Dichter Sophokles, auch ein rühmlicher Held auf dem Schlachtfelde, ſpielte in ſeinen eigenen Stücken mit; und ich entſinne mich nicht mehr des Nahmens eines Mannes, der als Schauſpieler berühmt, ſich auch als gleichzeitiger

Geſandter mit Demoſthenes zum König Philipp, bekannt machte. Der Schauſpieler und Dichter wurden nach dieſer beſtandenen Feuerprobe wahrhaft ehrwürdige, heilige Perſonen, Organ höherer, reinerer Kräfte, Repräſentanten des Schönen. Denn nur das Schöne war der Griechen einziges Streben, es war ihr Gemeingut, ihr Erbgut, ich möchte ſagen, die Mitgift ihrer Geburt. Jede Kraft mußte ſchön oder erhaben ſich äußern, wenn ſie den Beyfall der Nation erhalten wollte. Man denke ſich daher einen wahrhaften Nationalfeſttag, das hohe Vergnügen dieſer Nation, die die Auswahl der beſten Gedichte, die ſie ſelbſt wählte, und die Auswahl der beſten Schauſpieler auf ihrem Theater ſahen und hörten. Und zu welcher Zeit entſtand dieſe Anſtalt zur Auswahl? Faſt zu gleicher Zeit, als das Trauerſpiel, kurz nach ſeiner Erfindung, ſich ſchon auch ſeiner Bildung näherte, ja man darf ſagen, bey den Griechen ſchon in ſeiner höchſten Epoche, in der Vollendung ſtand. Wer nur etwas von der griechiſchen Culturgeſchichte kennt, weiß auch, wie heiterer der Himmel zu Perikles Zeiten über Hella's Anbau ſich ergoſſen. Dieſes Mannes Neigung für Pracht und Liebe zum Schönen breitete der Kunſt die Felder des tiefſten Gemüthes zu den mannigfaltigſten Schöpfungen. Es ließ ſich alſo vermuthen, wie ſehr er auf den äußern Reitz dieſer Vorhalle der Muſen bedacht ſeyn würde. Den Stand dieſes Odeums, deſſen Stifter er war, beſtimmte er auf eine kleine felſige Anhöhe am Hügel des Areopags. Die Mittagsſeite war in den Felſen gehauen und damit geſchloſſen. Die ganze Form war theatermäßig. Die vordern Seiten waren mit Säulen geziert. Ein Dach ſicherte den Aufenthalt des Schalles. An der Mittagsſeite war ein Viereck 6 Fuß hoch aus den Felſen gehauen, auf welchem die geiſtigen Streiter ſich vernehmen ließen. Rund umher waren die Sitze für die angeſehenſten Perſonen und die Richter; das andere Volk mußte außerhalb des Gebäudes zuhören. Robert Sayer in ſeinen Ruins of Athens gibt den Durchmeſſer des Gebäudes auf 420 Fuß an. In dieſer verſammelten Runde der feinſten Kunſtrichter und des Schönheit liebenden Volkes wurden Dichter und Declamatoren auf das Gute und Fehlerhafte ihrer Darſtellungen freymüthig aufmerkſam gemacht, und durch dieſe Mahnung zur Feile gediehen die Producte zu der Höhe, die jetzt noch unter dem Nahmen claſſiſch uns vorleuchtet. Feyerliche Begleitung nach Hauſe wurde den Siegern zu Theil. Solcher Anſtalt verdanken Sophokles und Euripides ihren Ruhm, die weit erſchollene Meiſterhaft auf der Bühne ſelbſt.

Späterhin wurde das Odeion auch zu Gerichtsverſammlungen verwendet.

Ihrem Vorbilde in Athen eiferten auch andere Städte Griechenlands nach, zuerſt Korinth, und Paträ in Achaia, dann Theben, Epheſus und mehrere.

Durch Alarichs zerſtörenden Einfall hat Griechenland nur die Trümmer dieſer und anderer Gebäude der Nachwelt übergeben.

Die Römer, Schüler und Nachahmer der Griechen hatten erſt ſpäter ein Odeum. Zwar erhellet aus Horaz, Juvenal, Martial, Perſius und andern Schriftſtellern, wie ſehr die Declamationen an der Tagesordnung waren, welche Wuth alle Dichterlinge und Schöngeiſter ergriff, an allen Orten die Ohren ihrer Gönner mit Vorleſen zu peinigen. Wiewohl einige neuere Schriftgelehrten von 4 Odeen in Rom, Zeit und Platz angeben, ſo kommt doch das erſte Gebäude unter dieſem Nahmen erſt unter Kaiſer Domitian nach Sueton und Eines unter Hadrian nach Dio Caſſius vor. Auch Karthago beſaß ein Odeum.

Es mag nun geſtritten werden, ob Rom, und alles Gebieth was unter der Herrſchaft der Römer ſtand, mehrere Odeien gehabt habe, ſo iſt zum wenigſten ſo viel gewiß, daß durch den weſtgothiſchen König Alarich, und ſeinen nachfolgenden Verwüſter Genſerich, König der Vandalen, die Nachwelt der Mühe der Unterſuchung überhoben wurde, indem ſie keine Spur mehr von dieſen Gebäuden übrig ließen. Sey auch keine Spur mehr übrig, ſo ſollten wir dergleichen erbauen. In jeder Hauptſtadt eines Reiches ſollte ſolch ein Odeum ſtehen, beſtimmt alle dichteriſchen Werke und theatraliſchen Künſtler zu prüfen, ob ſie der öffentlichen Darſtellung und des Druckes werth ſind. Solches Odeum ſoll als ein poetiſches Tribunal, eine Academie zu betrachten ſeyn. Werden doch die Producte der bildenden Künſte erſt ausgeſtellt und geprüft, ehe ſie in großen Gallerien als Muſter aufbewahrt werden, warum nicht auch Werke der redenden Künſte? warum werden nicht auch Künſtler der Mimik und der poetiſchen Declamation erſt auf die Kapelle genommen, ehe ſie einem großen Publicum als reines edles Metall auf öffentlichen Hof-und Nationaltheatern gültig ſeyn ſollen. Freylich müßte dieſe Academie Männer zu Richtern aufſtellen, die dem Urtheil gewachſen und unbeſcholtene, ehrwürdige Areopagiten ſind, an die kein Widerruf Statt haben kann. Allem übrigen, was dieſer Männer Urtheilsſpruch verwirft, werde als Cenſurwidrig, Druck und Publicität verbothen.

Friedrich Reil.

Fatalitäten

eines komiſchen Schauſpielers.

(Aus ſeinem Tagebuche.)

1.

Erſte Fatalität.

Es iſt etwas Schreckliches mit dieſen einfachen Sitten! Im ganzen Städtchen kein Spiegel für Lebensgröße, geſchweige ein doppelter, um mimiſche Studien dazwiſchen zu halten! Was ſoll ich mit dieſen Raſier- Kreuzer- und Sackſpiegeln, aus denen höchſtens die Naſenſpitze und etwas Lippe ſich abbildet? Muß der Komiker nicht den ganzen Schatz ſeiner Geſichtszüge zu Rathe ziehen? Darf er Hände und Füße vernachläßigen? Muß er nicht von hinten eben ſo luſtig erſcheinen als von vorne? Darf ihm eine einzige Bewegung entſchlüpfen, die nicht einen oder den andern unter den Zuſchauern zum Lachen bewegt?

So dachte ich, nahm meinen Hut, und ging tief in mich gekehrt, durch die Mauerlücke hinaus, welche ſie hier das Stadtthor nennen. Es wird doch ein Weiher ſeyn in der Gegend, dacht ich, oder ein anderer ruhiger Waſſerſpiegel.

Und da ſtand ich an einem Teiche, und der Teich ſtand vor mir; ſeine Ruhe ganz für meine Unruhe geſchaffen, ſeine Fläche nur hier und da von ſpielenden Fiſchchen in glänzende Ringe geträufelt. Still, ihr Kröten dort zwiſchen den Binſen! Es ſey ruhig um mich her. Die Sonne geht auf, ja, was noch mehr iſt, ſie iſt ſchon aufgegangen. Auch mir ſoll ſie aufgehen, die Glücksſonne, aber erſt beym Untergang dieſer heutigen Sonntagsſonne! So dachte ich in meinem Herzen, und zog den Rock aus von meinem Leibe.

Und nun wohin? Alſo dachte ich ferner. Wohin mich poſtiren, um mich ganz zu ſehen? Mitten in's Waſſer? Nein, das Waſſer iſt kalt, und der Komiker darf ſich nicht abkälten, wenn nicht der Zuſchauer erfrieren ſoll! Hier an's Ufer? Hier iſt's ſchlammig, und den Schlamm ſoll der Komiker vermeiden, in Gebärden und Redensarten, ſelbſt auf Inſeln und in kleinen Städten. Alſo wohin? Da gewahrte ich eine ſchmale Felsbank, von der Seite mit Hagedorn bewachſen, die hinausragte in die

Fluthen des Teichs. Hier hinauf! hier ſehe ich mich, und Dornen und Stacheln ſproſſen in üppiger Fülle zu meinen Füßen, und auch an Kletten fehlt es nicht; — herrlicher Standpunkt für einen ſtudierenden Komiker!

Und nun was? Was anders als die Rolle für den heutigen Sonntagsabend? Auf, Hetmann! dein Rauſch will dich unter den Tiſch werfen; halte dich oben. Der Boden wankt unter dir, du ſtehſt feſt auf deiner Grundfeſte (NB. die ich gut ausſtopfen muß, um des Enbonpoint des Koſaken willen.)

Ich declamirte mit Kraft, ich agirte mit Feuer, aber die Felsbank war zu ſchmal, und da glitt ich hinein in's Dorngeſträuch, zerriß mir Geſicht und Hände, und da wollte ich mir heraushelfen, und da lag ich mit all meinem Feuer mitten im Waſſer!

Zu Hülfe, zu Hülfe! So hörte ich ſchreyen. Ich zog den Kopf aus den Fluthen, ich ließ das Waſſer abtraufen von meinen Augenwimpern. Morgenſpaziergänger waren ſtehen geblieben am Teichrand, ein Bauernjunge ſprang zu mir hin, und faßte mich beym Kakadu. Ich war gerettet, aber ſehr naß.

Zog meinen trockenen Rock an, und ging nach Hauſe.

Und ſo naß ich auch noch bin, ſo bleibe ich der trockenen Maxime doch treu: Es iſt alles eins auf dieſer Welt.

2.

Erſte Folge der erſten Fatalität.

Eben iſt Herr Spleen, unſer Prinzipal, von mir gegangen.

Was treiben Sie für närriſche Streiche? rief er. Im ganzen Städtchen geht das Gerede herum, der Luſtigmacher, der heut zum erſten Mahl auftreten ſoll, hat ſich in's Waſſer geſtürzt.

Ich habe mich nicht hineingeſtürzt, Herr Spleen, ſagte ich, die Rolle hat mich hineingeſtürzt.

Machen Sie keine Thorheiten! Die Leute ſagen, Sie wären ein Selbſtmörder, und das mag ſeyn, wiewohl Sie noch leben. Es gibt allerley Narren auf der Welt, Sie ſind ein trauriger. Meinetwegen hängen Sie den Kopf wie Sie wollen, aber Sie haben kein Geld, und folglich müſſen Sie luſtig ſeyn, denn ich bezahle Sie dafür.

Wann? —

Wann? Wann Sie heute Abend ſo viele Progreſſen machen, daß wir eine gute Caſſenausſicht für morgen haben. Da iſt der Theaterzettel. Da ſteht: Herr Happ, neu-engagirtes Mitglied dieſer Bühne, der ſchon in mehrern großen Städten enorme Senſation gemacht hat, wird ſich auch in dieſer beſtens zu empfehlen bemüht ſeyn. — Schlecht haben Sie ſich empfohlen, und mich in's Gerede gebracht. Denn die Leute ſagen: ich zahle ſo ſchlecht, daß meine Untergebenen verzweifeln müſſen! — Wo iſt ihre Rolle?

5.

Zweyte Folge der erſten Fatalität.

Wo iſt ihre Rolle, frag' ich?

Sie liegt im Teich.

Happ! ich bin des Todes! Sie werden Ihre Rolle nicht memorirt haben, das Publicum wird ſchimpfen.

Laſſen wir's ſchimpfen! Mir iſt nicht bange. Glauben Sie, mein Gedächtniß iſt ſo ſchlecht? Glauben Sie ein betrunkener Hetmann ſpricht ſo gerade und plattweg, wie Sie und andere Leute? Sie haben gar keinen Begriff davon, wie man ſo eine Rolle nehmen müſſe!

Happ, Sie werden grob!

Spielen Sie ein Mahl den Hetmann. Ha, ha, das müßte ein ſchönes Spectakel abſetzen. Ich ſpiele alles, den Benjowsky und den Gouverneur, und ganz Kamtſchatka. Sie müſſen freylich ſich mit der leichteſten Rolle durchhelfen.

Ey verdammt! Soll einer da nicht Gift und Galle ſprudeln? Ich brauche Sie nicht, ſo ein

Landſtreicher iſt bald wieder gefunden. Gott befohlen.

Gehorſamer Diener.

Aber Sie brauchen mich. Sie können nur wieder einpacken und gehen. Wir geben heute Lanaſſa. Gott befohlen.

Gehorſamer Diener.

Wenn Sie nicht ſo ein melancholiſcher Halbnarr wären —

Alſo nur ein Halbnarr?

Wenn ich nicht wüßte, daß nur Verzweiflung aus Ihnen ſpricht, ſo müßten Sie mir auf der Stelle fort.

Gehorſamer Diener.

So aber will ich's für dieß Mahl einſtecken. Ich ſchicke Ihnen das gedruckte Buch herauf, und etwas Brot und jungen Kraftwein. Seyn Sie fleißig. Wir geben heute den Benjowsky. (ab.)

Und ich blieb ſitzen, ſchrieb den wichtigen Vorgang auf, und ſetzte dazu, ut supra, es iſt alles eins auf dieſer Welt!

4.

Zweyte Fatalität.

Es klopfte mit zartem Finger an meine Kammerthüre.

Herein! rief ich eben ſo zart.

Ach, ſind Sie's, wertheſte Demoiſelle Spleen? rief ich noch weicher.

Es war mir zu viel, mein komiſches Herz hatten ſchon geſtern ihre ſanften Blicke ganz unſanft verwundet. Und heute, als Gouverneurs Tochter von Kamtſchatka! —

Es iſt meine Sache nicht mit Mädchen viel zu reden, die mir zu tief in's Herz gucken. Und darum ſchwieg ich.

„Was fehlt Ihnen, Herr Happ? Mein Vater ſchickt Ihnen das Buch. Nachmittags iſt Probe. Sie ſehen, daß ich ſchon angekleidet bin!"

Ach, wie ſchön! Himmliſch!

„Aber warum ſo traurig?"

Ach, Gott!

„Sind Sie verliebt?"

Ich fürchte.

„In wen?"

— —

„Wollen Sie mir's nicht in's Geſicht ſagen, nun ſo drehen Sie ſich ab, zeigen Sie mir den Rücken, und ſprechen Sie zum Fenſter hinaus."

Liebe, vortreffliche, himmliſche Demoiſelle! Nie hat mein Herz etwas ſchöneres geſehen, nie hat mein Auge mehr geliebt; Sie ſind nicht bloß die

Krone aller Mädchen — in dieſem kleinen garſt'gen Winkelſtädtchen — nein, auch in London, Wien, Paris — iſt Ihnen ſtets der Sieg gewiß!

„Sie ſind ein Narr!" Und ſomit lief ſie fort, und lachte, über die Stiege hinunter.

Sie liebt dich nicht, ſchreibe ich in's Tagebuch, und das iſt freylich ein Unglück Sie nennt dich einen Narren, und du darfſt gar nicht beleidigt ſeyn, denn ſie iſt ſchön. Es iſt aber dennoch alles ein's auf dieſer Welt.

5.

Erſte Folge der zweyten Fatalität.

Herein!

„Gehorſamer Diener!"

Mein Herr, was ſteht zu Dienſten?

„Herr, Sie mögen ſeyn wer Sie wollen, ſo erkläre ich Ihnen dennoch, daß Sie der abgeſchmackteſte Menſch ſind, den es geben kann."

Mein Herr, ich bin erſtaunt — —

„Ich gehe mit meinem Mädchen, die ſo gar meine Braut iſt, über die Gaſſe, vorbey vor Ihrem Fenſter; — Sie ſehen daß ich ſie am Arme führe, und erfrechen ſich dennoch, ihr eine Liebeserklärung auf die Gaſſe hinaus zu ſchreyen, daß alle Kirchengänger ſtehen bleiben, und daß das gute Kind roth wird wie Pfirſichblüthe!"

Es hat nicht ihr gegolten.

„Das machen Sie einem andern weiß, nicht mir. Man kennt ſchon Ihren Character. Menſchen, die ſich in's Waſſer ſtürzen, ſind im Stande alles mögliche zu thun. Nehmen Sie ſich in Acht vor mir!" Er ging.

6.

Zweyte Folge der zweyten Fatalität.

„Potz Kragen! da ſitzt er und kaut an den Nägeln. Iſt Er's, der ſo eben zum Fenſter hinaus geſchimpft hat?

Ich, geſchimpft?

„Er hat von einem kleinen garſtigen Winkelſtädchen geſprochen. Er hat damit auf unſere gute Stadt Flohberg angeſpielt. Ich bin Syndicus allhier, und folglich ſey Er froh wenn man Ihn nicht fortjagt!" — —

Iſt mir alles eins.

Alles eins? Das ſieht man wohl! Ein Menſch, der ſich vor Verzweiflung in unſern Stadtteich ſtürzt, muß nicht viel zu hoffen haben auf dieſer Welt. Herr, wenn Er ertrunken wäre in dem Teich, ſo hätte die Stadtgemeinde keinen einzigen Fiſch mehr an Mann gebracht, die große Fiſcherey iſt vor der Thüre. Wenn man ſich ſchon erſäufen will, ſo muß man es in einem Fluſſe thun, und nicht ſeinen Nebenmenſchen damit ſchaden, die drey Jahre ſchon auf die große Fiſcherey warten. Herr, da ſind Karpfen darin, größer wie Er."

„Unterſteh' Er ſich noch ein Mahl zu ſchimpfen, ſo muß er fort. Das merke Er ſich."

Unglückliche Reimerey, dachte ich. Ich bin verdrüßlich, ungeachtet es alles eins iſt auf dieſer Welt!

7.

Dritte Folge der erſten Fatalität.

Es klappert ganz entſetzlich durch meine Gelenke. Es wäre mir dieß Mahl nicht alles eins, wenn ich von einem Fieber heimgeſucht würde.

8.

Vierte Folge der erſten Fatalität.

Wie geht's? Ich hörte daß Sie krank werden wollen?

Ja, Herr Spleen, ich will krank werden.

Happ, das laſſen Sie bleiben. Ich habe wahrhaftig Mitleid mit Ihnen, denn wenn Sie krank werden, ſo können wir heute den Graf Benjowsky nicht geben.

Sie ſind gar zu gütig.

Und Sie ſind ein degagirtes Menſchenkind, mit dem ich mich nie hätte einlaſſen ſollen. Hätte ich's Ihnen angeſehen, daß Sie degagirt ſind, ſo hätte ich Sie nie engagirt. Ich wollte Sie wären beym Kuckkuck.

Gehorſamer Diener.

Legen Sie ſich in's Bett, decken Sie ſich warm zu, und ſtudieren Ihre Rolle. Es müſſen heute zwey Theaterzettel an's Rathhaus angepappt werden, Benjowsky und Lanaſſa. Die Leute werden glauben, es werden alle beyde aufgeführt. Das iſt eine verdammte Fatalität. Hohl' Sie der Geyer!

Gehorſamer Diener.

Indeſſen, vielleicht geht es vorüber. Ich ſchicke Ihnen mehr Wein herauf, viel Wein. Trinken Sie ſo viel Sie können; entweder bekommen Sie einen Rauſch oder das Fieber. Bekommen Sie einen Rauſch, ſo vergeſſen Sie auf das Fieber; bekömmt das Fieber einen Rauſch, ſo vergißt das Fieber auf Sie. Auf jeden Fall iſt's eine Fatalität, denn man kann nicht wiſſen, ob unſere heutige Einnahme ſo viel beträgt, als der Wein koſtet. Leben Sie wohl.

9.

Eingang zur dritten Fatalität.

Dieſer Wein iſt wirklich beſſer als ich den Umſtänden nach hätte erwarten können. Und vollends drey Flaſchen! Happ, bleibe Schauſpieler, und werde nicht Hetmann in natura!

Ich habe ein Mahl gehört, daß eine tüchtige Bewegung das beſte Mittel ſey, meinen kalten Schaudergaſt von mir zu jagen. Ich will einen Spaziergang machen.

Hinaus in's Freye! Wo iſt mein Kopf? Kopf, du mußt mit. Ob die Füße dich tragen werden, ſteht noch dahin.

Und du, Flaſche, du mußt auch mit. Indeß meine Füße auf meinen Kopf Acht geben, kann mein Kopf auf dich Acht geben.

10.

Dritte Fatalität.

Eh' ich mein Bündel ſchnüre, will ich die fatalen Ereigniſſe des geſtrigen Tages noch in der Kürze in mein Tagebuch eintragen, und dann fort!

Ich lief ziemlich gleichgewichtig zum wohlbekannten Stadtthore hinaus, ich ſtand wieder an dem alten Unglücksteiche. Heiß war es und menſchenleer, und heiß war's in mir und gedankenleer. Schattige Erlen winkten mir vom jenſeitigen Ufer zu, und hohes Gras am Abhang. Dahin, dahin, dacht' ich, will ich mit meiner Flaſche ziehn.

Ich zog meine Alltagsgewänder aus und legte ſie an die Sonne, ließ ſie trocknen, und benetzte indeß mein Inneres.

Die allbelebenden Strahlen der Sonne hüpften durch das wogende Laub hier und da auf mich hernieder; ich begab mich tiefer in die Schatten. Die Flaſche war leer, der Kopf war voll. Ich ſtand auf der Bühne. Rauſchender Beyfall ſtrömte zu mir hinauf. Ich übertraf mich ſelber, und entſchlief. —

Ein ſonderbares Gefühl verbreitete ſich nach einiger Zeit über meine Körperlichkeit. Grillengezirp tönte immer vernehmlicher in mein Ohr, und ein kühles Lüftchen wehte mir durch die offene Halskrauſe.

Ich riß die Augen auf, und machte in demſelben Augenblicke den wahrhaften Schluß, daß ich ſie früher geſchloſſen haben mußte. Es ward mir ſo gar ſehr wahrſcheinlich, daß ich geſchlafen haben müſſe.

Es iſt ſchon ſpät, ſagte ein Etwas in mir, welches man Magen nennt. Es iſt ſchon ſpät, denn ich fühle, daß ich exiſtire.

Es ſind viele Ameiſen hier, ſagte mir meine Haut.

Es iſt Nachmittag, denn die Grillen muſiciren fortissimo, ſagten mir meine Ohren.

Es iſt ſchon Abend, denn die Sonne ſteht am Horizont, ſagten mir meine Augen.

Steh auf und eile zu deiner Pflicht, ſagte mir das Gewiſſen. Du kommſt zu ſpät, ſetzte das böſe Gewiſſen hinzu.

11.

Erſte Folge der dritten Fatalität.

Ich ſprang alſo auf, und ſchickte mich an, in meine Kleider zurück zu wandern.

Suche, ſo wirſt du finden. Finde, ſo wirſt du nicht mehr ſuchen. Zwey Capitalſätze, wovon der letztere in einem gewiſſen Betrachte eben ſo ungegründet iſt als der erſtere. Ich ſuchte, und fand nicht, ich fand nicht, und ſuchte auch nicht mehr.

Warum? Ich dachte, ut supra, es iſt alles eins auf dieſer Welt!

Was Wunder alſo, daß ich ohne Kleider in die Stadt zurücklief? So lief, daß ich nicht ein Mahl Zeit hatte, darüber nachzudenken, was den eigentlich die poſitive Urſache dieſer negativen Bekleidungsverhältniſſe ſeyn möchte? So lief, daß mein Rock ganz von Schweiß durchnäßt worden wäre, wenn ich einen angehabt hätte?

Genug — Niemand wird bezweifeln, daß dieß Ereigniß zu den Komiſchen gehörte, ſo wie überhaupt alle komiſchen Ereigniſſe ohne Ausnahme zu den Fatalitäten gehören. Eine Wahrheit, die ſich durchaus belegen läßt. Das Ärgerliche an jeder Sache iſt meiſtens auch das Komiſche an ihr. Ohne Rock konnte ich vor Ärger viel bequemer, was man ſagt, aus der Haut fahren, und doch lacht jeder der mich ſo laufen ſieht. Das Komiſche iſt objectiv, nicht ſubjectiv; Schadenfreude iſt die Rabenmutter des Lachens, und ich bin während dieſer philoſophiſchen Betrachtungen vor dem Wirths- nun Theaterhauſe angelangt; und ſuche recht vollſtändig Athem zu hohlen.

12.

Zweyte Folge der dritten Fatalität.

„Da iſt er!"

Freylich iſt er da. Iſt die Muſik ſchon angegangen? Geht in die Caſſe nichts mehr hinein?

„Eſel!"

Wer? Herr Spleen, Herr Benjowsky, warum ärgern Sie ſich?

„Happ, Sie ſind ein Unglückskind. Entweder ſind Sie ein Eſel, id est, ein Menſch, der nicht im Stande iſt, ein Wahnſinniger, ein Narr zu werden, ein Blödſinniger, ein **Imbecille**, ein Dummkopf." —

Gehorſamer Diener.

„Oder Sie ſind wirklich ein Narr, und folglich noch ärger als ein Eſel!"

Gehorſamer Diener.

„Dieſen Rock, dieſes Halstuch, dieſen Hut, dieſe mürben Kappenſtiefel — wem gehören Sie? Ihnen. Wo fand man Sie? am Teich. An welchem Teich? An demſelben, in welchen Sie ſich heute früh hineingeſtürzt haben. Sie kommen zurück, folglich haben Sie ſich dieß Mahl ſchwerlich hineingeſtürzt. Sie kommen ohne Rock, ohne Halstuch, ohne Hut, ohne Kappenſtiefel, und folglich gehören dieſer Rock, dieſes Halstuch, dieſer Hut, dieſe durchlöcherten Kappenſtiefeln Ihnen. — Happ, Sie haben mich in die größte Verlegenheit geſtürzt, weil ich glaubte, Sie hätten ſich in's Waſſer geſtürzt. Und die ganze Stadt glaubt's auch. Happ, kennen Sie Ihre Rolle?"

Wie mich ſelbſt, Herr Spleen.

„Happ, dann kennen Sie ſie gar ſchlecht. Ein großer Philoſoph, wie heißt er, ein großer Philoſoph ſagt, es ſey nichts ſchwerer als — — halt! Man klingelt. Gehen Sie in die Garderobe da daneben bey der Wirthin, da darin liegt der Hetmann. Seyn Sie ſo geſchwind als möglich.

13.

Vierte Fatalität.

Es war verdammt finſter in dem Zimmer der Wirthinn, gegenwärtig zur Garderobe erhoben. Wahrſcheinlich hatten ſich die übrigen bey Tageslicht angekleidet, zugegen war keiner mehr, und wie konnten ſie auch? Hatte nicht jeder davon wenigſtens zwey Rollen zu ſpielen? Mußte nicht alſo die ganze Geſellſchaft mit doppeltem Anzuge und doppelten Farbentigeln verſehen, immer hinter den Couliſſen ſtehen und lauſchen? Mußte nicht einer um den andern die wichtige Rolle des Souffleurs übernehmen? Ich ſchrie um Licht, man hörte mich nicht. Was blieb mir alſo übrig als den Hetmann auf allen Stühlen, Betten und Wänden nachzutappen, und mich im Finſtern anzukleiden? Und wiewohl ich kein Frauenzimmer bin, kenne ich doch keine größere Fatalität, als mich im Finſtern anzukleiden.

14.

Dritte Folge der dritten Fatalität.

„Wo bleiben Sie, Herr Happ? Sie ſollen kommen. Man braucht Sie. Und das gedruckte Buch."

Ich werde ſogleich erſcheinen, ſchöne Gouverneurstochter! Und was das Buch betrifft, das habe ich nicht mitgebracht.

„Herr Vater! bedenken Sie! wir haben kein Buch!"

Happ, wo iſt das Buch? Haben Sie das Buch verloren, das ich Ihnen heute früh hinaufgeſchickt habe?

Herr Spleen, das Buch muß draußen liegen auf der Wieſe, unter dem Erlengeſträuch. Es wird ſich ſchon wieder finden.

Erſchrecklicher Menſch! Das Stück geht an, und wir ſitzen im Unglück. Was ſind wir ohne Souffleur? Nichts. Was iſt der Souffleur ohne Buch? Ein Unding. Denn wenn der Souffleur das ganze Buch auswendig wüßte, ſo tritt er ſelbſt auf. Verwahrloſter, unglückſeliger Sterblicher! Das Publicum wird ziſchen, und es iſt Dein Werk. Er iſt ein elender Menſch, nie hätte ich Ihn würdigen ſollen. Das ſag' ich Ihnen, wann's ſchlecht ausfällt, ſo halte ich mich an Sie! Das ganze Bad ſollſt Du mir ausgießen!

Herr Spleen, ich bin weder Ihr Er noch Du, noch Sie, ſondern ich bin jetzt der Hetmann, wie er leibt und lebt. Schade daß wir kein Licht haben, damit Sie mich ſogleich in vollem Coſtüme erblicken.

Der Vorhang will hinauf. Wir fangen an. Raſch!

15.

Erſte Folge der vierten Fatalität.

Preis und Dank meiner Philoſophie! Sie ſchwingt ſich hoch hinauf mit mir über das gemeine Unweſen dieſer Welt, Drunten mögen ſie lachen, ziſchen und poltern, ernſthaft ſehe ich hinab, und laſſe mich höchſtens zu einem mitleidigen Lächeln bewegen.

Es war freylich keine Kleinigkeit für mich, dieſes ſchallende Gelächter. Es war freylich meinen Ohren nicht ſehr angenehm, dieſes verſtimmte Glockenſpiel aller Witzlinge des Städchens. Allein, ich habe ſchon geſagt, daß ich philoſophiſch genug bin und blieb, um mich als practiſcher Philoſoph zu betragen.

Keine Urſache ohne Wirkung, keine Fatalität ohne Folgen. Die vierte Fatalität dieſes fatalen Lebenstages war aus zweyen zuſammengeſetzt. Ein Mahl, daß die Garderobe in's Kämmerlein der Wirthinn verlegt worden war; das andre Mahl, daß dieſe Garderobe finſter war, aus Mangel an natürlicher und künſtlicher Beleuchtung. Da nun ein Weiberrock im finſtern gar leicht mit einem Koſakenrock zu verwechſeln iſt, wenigſtens nach meiner Länder- und Völkerkunde, ſo liegt die Conſequenz dieſer unglücklichen Folge klar am Tage.

16.

Zweyte Folge der vierten Fatalität.

Herunter mit ihm! Fort mit ihm! ſo hörte ich Jung und Alt durcheinander ſchreyen.

Laßt ihn droben! riefen andere. Der Kerl ſieht wirklich poſſirlich aus.

Still! riefen wieder andere.

Wer hat uns hier zu befehlen? riefen die Vorigen ſtärker als dieſe. Wir haben unſere ſechs Kreuzer ſo gut bezahlt als ihr!

Und wir unſere Zwanzig! riefen die Gebildetern vom zweyten Parterre.

Und wir nach Belieben! riefen die Gebildetſten vom parterre noble.

Hat ſich was nach Belieben! ſchrie die Gallerie (ſonſt auch der Platz für das Ländler-Orcheſter). Einer wie der andere! Er ſoll ſpielen, denn wir wollen's ſo! Der Weiberrock ſteht ihm prächtig! Allons, friſch drauf los!

Still, ihr gemeinen Seelen! rief das zweyte Parterre, ſonſt der Tanzboden. Ihr wißt von der Kunſt gerade ſo viel, als die Kunſt von euch! Rohe Naturmenſchen und Bäckergeſellen haben hier nichts zu entſcheiden!

Die rohen Naturmenſchen ließen ſich ſothanen Schimpf nicht gefallen. Mir nach! rief der natürlichſte unter ihnen, und ſprang auf's Parterre hinunter, mitten unter den Kreis der Gebildeten.

Wir auf dem Theater ſtanden, und hatten das Spectakel vor uns, und machten die Zuſchauer.

Und ich dachte mir allda: Wer iſt mehr Zuſchauer, der Schauſpieler oder das Publicum? Wenn's gut geht in der Caſſe, ſo ſieht er doch wenigſtens tauſend Mahl mehr Menſchengeſichter vor ſich, als dieſes, es müßte denn der Chor der Tragödie aufmarſchirt ſeyn, und je toller hier oben, deſto toller dort unten. Es iſt daher, wie ſchon öfters geſagt, alles eins auf dieſer Welt. —

17.

Dritte Folge der zweyten Fatalität.

Der Herr Syndicus ſtand auf, machte einen langen Hals, und ſprach wie folgt:

Liebe Mitbürger und Freunde, wes Standes und Gelichters Ihr auch ſeyn möget! Was gewahr' ich? Soll ein Menſch, der den Verſtand verloren hat, wenn er je einen gehabt hat, ſoll ein ſolcher Menſch, ſag' ich, uns in bürgerliche Unruhen verſetzen? Hätte er ſich nicht in's Waſſer geſtürzt, und folglich bewieſen, wie es mit ſeinem bischen Hirne ſtehe, ſo würde ich es nie gleichgültig haben anhören können, unſere berühmte Stadt ein kleines garſtiges Winkelſtädtchen zu ſchimpfen.

Und ich, rief der junge Mann, der noch dazu einer von denen war, die nach Belieben gezahlt hatten, ich würde es ihm nie verziehen haben, daß er meiner Babette —

Meiner Tochter — rief die Frau des Syndicus dazwiſchen.

Daß er meiner Babette eine förmliche Liebeserklärung aus offenem Fenſtern zur Gaſſe hinaus declamirt hat!

Und, ſetzte der Syndicus hinzu, daß er bey einem Haar uns die große Fiſcherey im ſchwarzen Teich verdorben hätte! Ich erkläre daher kraft meines Amts, daß ich beſagten von guten Grundſätzen ganz hintangegebenen Mann nicht länger als 5 Stunden mehr in unſern Stadtmauern dulden mag. Nieder mit dem Vorhang! Ein anders Stück!

Das Publicum ſchwieg ehrerbiethig, der Vorhang fiel, der Schulmeiſter ließ eine neue Symphonie mit zwanzig Violinen, drey Klarinetten und dem großen Violon anſtimmen; und auf der Bühne wurde über Hals und Kopf das unterſte zu oberſt gekehrt.

18.

Letzte Folge aller dieſer Fatalitäten.

Wie ein Tieger ſtürzte Herr Spleen auf mich los. Happ! ſagte er. Kommen Sie mir nicht mehr unter die Augen! Es iſt Ihnen nicht genug, ſich ſelbſt in Waſſer, Confuſion, Schande und Unglück zu ſtürzen, Sie wollen auch mich und alle hineinſtürzen, die ſich zu ihrem großen Schaden mit Ihnen verwickelt haben. Schade für meinen Wein! Schade für meinen Wein, rufe ich noch einmahl aus! Nichts da, woran man ſich halten könnte! Nichts, womit man ſeinen Schaden zu vergüten im Stande wäre.

— — Mein Tagebuch, Herr Spleen. Es iſt ſchon mehrere Bogen ſtark, Laſſen Sie es drucken.

Unglücksmenſch! Das wird etwas Treffliches ſeyn! Gehn Sie, verfügen Sie Sich zur Stadt hinaus, damit der Herr Syndicus wenigſtens ſieht, daß man ſein Wort reſpectire.

Und ich bückte mich gehorſamſt, küßte ſeiner Tochter, der nunmehr in ihrem Werken begriffenen Lanaſſa die Hand, warf das ehrbare Coſtüme der Frau Wirthinn von mir, und meine graue Jacke um, eilte auf mein Dachzimmer, und ſchnüre nunmehr mein Bündel.

Der Mond iſt vor geraumer Zeit aufgegangen, und beleuchtet mein Tagebuch. Und eine ſüße Ruhe geht in mir auf, und beleuchtet mein Gemüth. Ich hatte bis Mitternacht geſchlummert, und dann das Bisherige aufgeſchrieben. Bald wird der Mondenglanz erbleichen, denn dort drüben ſchimmert ſchon ein matter Purpurſaum über den Bergen, die ſich an der Oſtſeite dieſes wahrhaft kleinen garſtigen Winkelſtädtchens hinziehen.

Bald werde ich mich aufmachen, und über dieſe Berge ſteigen. Drüben ſind vielleicht die Gefilde fruchtbarer für meine Kunſt, die Städtchen ſchöner, die Menſchen liebreicher. Dort drüben füllt ſich vielleicht mein Tagebuch mit fröhlicheren Ereigniſſen. Werde es wie es wolle — mich freut wohl manches, doch mich betrübt nichts, denn es iſt ja, wie geſagt, alles eins auf dieſer Welt!

Dr. Em. Veith.

Glaubensbekenntniß
von
einem Liebhaber der Tonkunſt,
in
vorzüglicher Hinſicht auf die italieniſche Oper.
an
Herrn de la Harpe.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von J. F. Moſel *).

Ich glaube, und ſage: daß jede Kunſt, die nur vorübergehende Empfindungen erweckt, in den Augen des wahren Philoſophen nichts mehr, als ein Handwerk, ſey.

Daß in den Werken der ſchönen Künſte die Übereinſtimmung der Theile das erſte und höchſte Geſetz ſey, und daß dieſes Geſetz nirgends ärgerlicher verletzt wird, als in der italieniſchen Oper.

---

*) Mélanges de Littérature; publiés par J. B. A. Suard, Paris 1803. Tome II.

Daß in jedem dramatiſchen Werke der Autor, er mag Dichter oder Muſiker ſeyn, weit entfernt, mit ſeiner Kunſt prunken zu wollen, allen ſeinen Fleiß darauf wenden müſſe, die Mittel der Nachahmung zu verbergen, um nur dasjenige zu zeigen, was er nachgeahmt hat.

Daß dieſe modernen Arien, welche Sie ſo ſehr rühmen, und „die ſich von einem Ende Europa's „bis zum andern hören machen," beynahe alle in die nähmliche Form gegoſſen ſind, und daß die Verſchiedenheiten, die man darin bemerkt, mehr für Variationen als für Varietäten gelten können.

Daß die gothiſchen Verzierungen die Architectur weit weniger entehren, als das, was Sie Reichthum nennen, die dramatiſche Muſik entwürdiget.

Daß das, was Sie Armuth nennen, in den Augen der wahren Kenner jene elegante, edle Simplicität ſey, welche den Werth der ſchönen Künſte beſtimmt, welche der Gegenſtand der Nachtwachen des Ritters Gluck iſt, und welche den Character aller Meiſterwerke der Alten ausmacht.

Daß in den italieniſchen Opern das Intereſſe des Gedichts bloß in die Scenen (Recitativen) gelegt iſt, dieſe aber von den Tonſetzern ſo ſehr vernachläßigt ſind, daß man ſie nicht ein Mahl des Anhörens würdigt.

Daß der Zuſchauer — dem die Aufmerkſamkeit für Alles, was vor der Arie geht und was nach derſelben folgt, erlaſſen iſt — nur die Ohren mit in's Theater bringt, und daß auch der Tonſetzer ſein ganzes Talent nur darauf wendet, den Ohren zu ſchmeicheln.

Daß die italieniſche Vocalmuſik ſich mit der Inſtrumentalmuſik vermengt, jede Sylbe mit einer Menge kleiner Töne überladen, und des Verſes eigenthümliche Harmonie beynahe immer geſtört habe; ſo wie der Tonſetzer — ſtatt die Worte zu verſchönern und zu verſtärken — das Gedicht in Geſchwätz ausarten macht *).

Daß in den italieniſchen Opern zwiſchen dem Recitativ und der Arie kein Verhältniß, keine Ana-

---

*) Welchen Nahmen ſoll man der Muſik geben, wo Tonſetzer und Sänger mit einander wetteifern, wer die Worte am meiſten verwirren könne? — Dieſe Gattung Muſik iſt zuverläßig weder italieniſch, noch lateiniſch, noch hebräiſch; denn ich fordre alle diejenigen heraus, welche dieſe Sprachen können, auch nur ein Einziges von den Worten zu verſtehen, die geſungen werden.

Aus einer Abhandlung des Abbe Conti.

logie, nichts ſey, was das Ohr von der Einen zur Andern leiten könnte; und daß die Arie ihren Erfolg meiſtens nur der langen Weile dankt, welche die vorhergegangenen Scenen verurſachte.

Daß — ſtatt die Worte bloß als Mittel zu betrachten, um eitle Verzierungen anzubringen, und die Stimme des Sängers glänzen zu machen — Der Tonſetzer vielmehr, eh er noch die Feder zur Hand nimmt, ſich von dem Geiſte des Gedichts durchdringen, ſich an die Stelle des Dichters ſetzen, und ſo, indem er ſich genau an den Accent und die Bewegungen der Sprache hält, durch alle Mittel ſeiner Kunſt jene Situationen und Gefühle, welche der Dichter nur durch Worte geben konnte, getreu ausdrücken, und, ſo zu ſagen, zum zweyten Mahle ſchaffen ſollte *).

---

*) Um gerührt zu werden, um den Zauber der Illuſion zu genießen, beſuche ich das Theater; nicht um den Sänger zu bewundern.

Abbe Conti.

Es iſt zu wünſchen, daß ſich endlich irgend ein Tonſetzer finde, welcher mit einem ſeltenen Talente vollkommene Kenntniſſe in allen Theilen der Muſik vereinigt, welcher — ohne ſich um das impertinente Geſchwätz ſeiner Nebenbuhler zu bekümmern — nach dem Beyſpiele der Griechen, die Kunſt, Leidenſchaften zu erwecken, wieder aufleben macht, und endlich von

Daß die italieniſchen Opern, welche der Ritter **Gluck** (in italieniſcher Manier) componirte, ihm eben ſo, wie den andern Tonſetzern, nur die Arbeit eines Monaths koſteten, aber daß ſie auch, ſo wie die Oper der andern Tonſetzer, nur einen Monath gelebt haben; während jene Oper, welche Sie ſo arm an Geſang finden, ihm ein ganzes Jahr voll Anſtrengung, und — um mich ſeines eigenen Ausdrucks zu bedienen — **blutigen Schweiß** gekoſtet haben.

Daß die Italiener alle Jahre neue Opern haben müſſen, wie unſere Weiber alle Jahre neue Kleiderſtoffe; weil das, was artig iſt, nur einen Augenblick gefällt, und es nur dem **Schönen allein** zukömmt, **ewig** zu gefallen.

Daß es — die Wahrheit zu geſtehen — in den **italieniſchen** Opern zuweilen Arien von großem und ſchönem Ausdruck gibt, daß aber ſolche ſich nur in ſehr langen Zwiſchenräumen zeigen, und daß zwey oder drey ſchöne Arien eben ſo wenig eine ſchöne Oper bilden, als zwey oder drey ſchöne Stellen eine ſchöne Tragödie ausmachen; daß überdieß dieſe

der langen Weile befreyt, welche die heutige Muſik verurſacht.

P. Martini.

Arien niemahls Dramatiſch ſind: indem — ſo wie in einem Bilde eine Figur voll Ausdruck ſeyn, und ſich doch mit den andern Figuren nicht grouPiren, ja, der vorgeſtellten Handlung ſogar fremd ſeyn kann — es auch möglich iſt, daß in einer Oper einer Arie ſehr ausdrucksvoll ſey, ohne daß ſie darum mit dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden zuſammenhänge, und ohne daß ſie in die Tonſtücke, welche ſie umgeben, einen Theil ihres Effects übertrage; in welchem Falle dann die Arie, ſie mag ſo viel Ausdruck haben als ſie will, nicht dramatiſch iſt.

Daß in dieſen Arien „voll Geſang" der Tonſetzer ſich ſo wenig mit den Worten beſchäftigt, daß er oft den Sinn derſelben ändert, um ein günſtigeres Wort für ſeine Melodie zu erhalten; daß er noch öfters, um ſeinen Geſang zu runden, den muſikaliſchen Sinn dort ſchließt, wo der Sinn des Textes noch aufgehalten iſt, und daß dieſe Arien darum nicht weniger lebhaft applaudirt werden: ſo ſehr iſt man daran gewohnt, die Muſik als eine Kunſt zu betrachten, deren Wirkung nicht über das Ohr hinaus zu gehen vermag *).

*) In hohem Grade merkwürdig iſt es, daß dieſer vortreffliche Aufſatz beyläufig vor einem halben Jahrhun-

Daß, wenn man den Werth eines Muſikſtücks nach dem Effect beurtheilen wollte, den es beym erſten Anhören macht, und nach der Leichtigkeit, es im Gedächtniſſe zu behalten; die Gaſſenlieder das Vollkommenſte wären, was die Muſik aufzuweiſen hat; daß es möglich ſey, daß die italieniſchen Arien ſogleich gefallen, aber daß ſie niemahls lange gefallen, wogegen man in den Opern des Ritter Gluck, wie in allen wahrhaft ſchönen Werken, immer neue Schönheiten entdeckt.

Daß der berühmte P. Martini, welcher ſeine vielen Lebensjahre damit zubrachte, über die

---

dert geſchrieben wurde, daß Muratori, Apoſtolo Zeno, Metaſtaſio, Conti, P. Martini, Algarotti, Gluck, Wieland, Sonnenfels, Sulzer, la Borde, u. a. m., lauter Gelehrte und Kunſtrichter von großem Anſehen, die nähmlichen Klagen geführt haben, ohne daß der Grund dieſer Klagen — im Ganzen ſich vermindert hätte, und ohne daß die meiſten Komponiſten darum weniger fortfahren, einen vorübergehenden Beyfall dem bleibenden Ruhm vorzuziehen, zur Wiederherſtellung des guten Geſchmacks beygetragen zu haben.

A. d. Ü.

Tonkunſt zu denken und zu ſchreiben, die Vereinigung der wahren Schönheiten der Vocal- und Inſtrumental-Muſik nirgends gefunden hat, als in den Kompoſitionen dieſes nähmlichen Ritters Gluck, über welchen Sie ſo friſch hin, und ſo deſpotiſch abſprechen, Sie, der — nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe — nicht einmahl die erſten Elemente der Kunſt beſitzt.

Daß, wenn man den Ritter Gluck als den Schöpfer der dramatiſchen Muſik betrachtet, man darum nicht behaupten will, daß er dieſe Laufbahn ſchließen müſſe, weil er ſie eröffnet hat — denn welches große Talent wird jemahls den unermeßlichen Schatz unſerer Empfindungen erſchöpfen können?— ſondern daß man bloß der Meinung ſey, nur durch Befolgung nicht ſeiner Manier, denn jeder Künſtler hat die ſeinige — ſondern ſeines Pfades, ſeiner Grundſätze, könnten ſeine Nebenbuhler hoffen, ſich einſt ihm zur Seite zu ſtellen.

Daß endlich die Bewunderer des Ritters Gluck es ſich zur Ehre rechnen, das Gefühl, womit ſie von den Schönheiten ſeiner erhabenen Werke durchdrungen werden, bis zum Enthuſiasmus zu treiben; daß in ihren Augen der Mann von Genie ein geheiligtes Weſen ſey; daß, ihn angreifen und tadeln, ihnen ſo viel gelte, als den Künſten ſelbſt den Krieg erklären, und daß ſie dieſe Künſte eben ſo ſehr lieben, als die Gegner des Ritter Gluck ihre Meinungen.

Gedrängte Aphorismen
für
Declamatoren.

§. 1.

Was der Menſch denkt, iſt in ihm. Man ſieht, hört es nicht.

§. 2.

Dieſe Gedanken kann die Phantaſie bearbeiten, ihnen Umriß und inneres Leben geben, ſie bilden, geſtalten, ſichtbar oder hörbar. Daher einbilden, der Gedanke geht in die Seele als Bild ein.

§. 3.

Iſt dieſes geiſtige Bild ſchön, ſo, daß es gefällt, weil es als Bild, Form, ſchön iſt, ohne daß ein Wohlgefallen am Angenehmen oder Nützlichen oder ſonſtigen Nebenabſicht, dabey intereſſirt iſt, ſo iſt es ein poetiſches Bild einer poetiſchen Idee, die den Verſtand wie die Phantaſie anſpricht.

§. 4.

Das Gebiet des Dichters iſt der unendliche Raum poetiſcher Bilder (Ideale). Ihm ſchwebt unaufhörlich bis zur ſinnlichen Geburt (denn geiſtig, innerlich iſt es ſchon geboren, zum wenigſten reif) ſein Ideal vor, nach dieſem ſtrebt er; d. h. er ſucht es nun in ſinnliche Form zu kleiden, noch in der höchſt- möglichen Vollkommenheit zu verſinnlichen.

§. 5.

Auch dem Deckamatoren (Rapſoden) muß ſein Ideal vorſchweben, indem er bildet; den Worten Ton, den Tönen ſchöne Geſtalt gibt. Er iſt mit dem Dichter in enger Geiſtesverwandſchaft. Er muß den Geiſt des Dichters ſehen, hören, erkennen, durchdringen, beſchwören, verkörpern. Des Dichters Geiſt und Ideal muß in dem Augenblick ſeiner declamatoriſchen Kunſtſchöpfung ſein eigen ſeyn. Er iſt wichtige, heilige Mittelsperſon zwiſchen der heiligen Dichtkunſt und der andächtigen Menge, die aufmerkſam ihr Ohr auf ihn richtet.

§. 6.

Indem der Declamator ſeinem Vortrag die ſchönſte Verſinnlichung gibt, macht er ihn zu einem poetiſchen Vertrag.

§. 7.

Declamiren gehört alſo zur ſchönen Kunſt.

§. 8.

Grammatik geht der Declamation voraus.

§. 9.

Richtig leſen iſt der unterſte, ſchön leſen der mittlere Grad der Declamation.

§. 10.

Die Declamation ſelbſt iſt die höchſt mögliche Begeiſterungsrede, doch nicht mehr und nicht minder als wie ſie jeder Natur jeder Dichtungsart anpaßt und zuſagt.

§. 11.

Der Declamator muß Verſtand und Phantaſie zugleich anſprechen; der Redner nur den Verſtand, der Declamator durch die Phantaſie den Verſtand

§. 12.

Das Mechaniſche des Declamators iſt eine Stimme, und ein reines Gehör, Grammatik und Übung des Sprach- und Gehörwerkzeugs.

§. 13.

So tief gegründet auch die grammatiſchen Kenntniſſe, und ſo anhaltend auch die mechaniſchen Übungen ſeyn mögen, ſo kann der Declamator es doch nicht bis zu der Virtuoſität bringen, jedes Gedicht prima vista, fehlerfrey, ſchön, rein poetiſch vorzutragen.

§. 14.

Wortaccent (grammatiſcher, proſodiſcher Accent) bezeichnet, berichtigt den Hauptton (Grund, Wurzelton) der Sylbe.

§. 15.

Der Redeaccent (declamatoriſcher Accent) bezeichnet den Sinn der Wörter und der Sätze.

§. 16.

Der grammatiſche iſt immer örtlich, haftet an der Sylbe; der declamatoriſche umfaßt das ganze weite Reich der Sprache und der Töne.

§. 17

Der Monarch im Reich der Stimme, der Ton, hat drey Orden die er zweckmäßig zu ertheilen hat: die Stärke, Höhe und den Gang mit ihren Graden bis zur Schwäche, Tiefe, von der Schnelle bis zum Langſamen und Kurzen.

§. 18.

Der Declamator hat alſo zu Folge des §. 13. das Ganze erſt zu durchſehen, den Geiſt des Dichters, den Sinn des Gedichts klar und deutlich aufzufaſſen, den declamatoriſchen Accent heraus zu finden, ſich jede Stelle in ihrer Weichheit und Härte, Mund- und Ohrrecht zu machen, ſich der Höhe und Tiefe, des Langſamen und Raſchen, der Stärke und des Nachlaſſes, kurz der völligen Gewalt, des Umfanges und der Bewegung der Töne zu verſichern, ſo wie es der Augenblick der Stelle erheiſcht.

§. 19.

Um der drey Orden ſich würdig zu machen, werden folgende Tugenden erfordert: Wohlklang, Wahrheit, Natürlichkeit, Correctheit, Anſtand und Würde, Grazie, Mannigfaltigkeit und Einheit, Deutlichkeit und Klarheit, Angemeſſenheit und Treue, Vollſtändigkeit, Ordnung und Beſtimmtheit, Erhabenheit und Kühnheit, Leichtigkeit, Energie, Neuheit, Lebhaftigkeit, Charakteriſtik.

§. 20.

Zur wohlgefälligen Aufnahme des Klanges gehört eine reine, runde, volle, metallartige Stimme. Die Feinde, welche die gute Aufnahme verhindern, ſind die falſchen, breiten, ſpitzen, dünnen oder dicken, ſchneidenden, harten oder zu weichen Töne.

§. 21.

Die Wahrheit der Töne hält mit der Natur der Empfindungen und Ideen gleichen Schritt; doch ſo, daß das Kunſtwerk immer begeiſtern, und nie die gemeine Natur vorwalten muß.

§. 22.

Die Natürlichkeit vermeidet alles Gezierte, Geſuchte, Gekünſtelte, Gezwungene.

§. 23.

Korrectheit der Ausſprache beruft ſich auf die grammatiſche Reinheit.

§. 24.

Die Ausſprache erringt ſich Anſtand und Würde, wenn ſie alles Platte, Pöbelhafte verachtet, unterdrückt, und Cultur verräth.

§. 25.

Die Grazien waren Gefährtinnen der Liebe, alſo ſanft, gefällig, einſchmeichelnd, anmuthig.

§. 26.

Der Wechſel der Grade der Töne muß ein rundes Ganzes vollenden. Ein Ganzes wird ſchön durch zweckmäſſige Mannigfaltigkeit.

§. 27.

Deutlich und klar iſt die Ausſprache, wenn die Theile nicht ſo ſehr in Schatten geſtellt werden, daß man ihre Figur gar nicht mehr oder auch nur mühſam ſieht. Je reiner alle Sylben ausgeſprochen und nicht verſchluckt werden, deſto mehr befördern dieſe deutlichen Nebentheile den Eindruck der Hauptempfindung, das Vergnügen der reinen Totalität des bezweckten Ausdrucks.

§. 28.

Der Declamator wähle, gebrauche und verbinde die Töne, ſo wie ſie dem Ausdrucke der Empfindungen angemeſſen, paſſend ſind, und treu dazu iſt ſein Ton, wenn er die Natur nicht übertreibt, nicht verfälſcht.

§. 29.

Vollſtändigkeit hat der Vortrag, wenn über die ganze Darſtellung der auszudrückenden Empfindungen keine Lücke bemerkt wird.

§. 30.

Ordnung ſchließt alle Verworrenheit, und unrichtige Verbindung in der Folge der Töne aus; ſo wie Beſtimmtheit das bündige, geſchloſſene, das nicht mehr und nicht weniger in ſeinen Sinn aufnimmt.

§. 31.

Kühn wird der Ton, wenn er eine ſtarke, auffallende Verſinnlichung der Empfindungen wagt; Erhaben, wenn er die Zuhörer theils zur Majeſtät, Pracht und Feyerlichkeit; theils zum Schauder und Schrecken ſtimmet.

§. 32.

Leicht wird man jenen Vortrag finden, der ohne alle Anſtrengung der Stimme weiter ſich bewegt, wie ein Bächlein, von Steinen und etwa hineingeworfenen Zweigen ungehindert durch die Wieſe fließt.

§. 33.

Energie erreicht der Vortrag, wenn er ſicher und feſt, und wirkſam anſchlägt.

§. 34.

In der Neuheit wird dem Declamator der Preis ertheilt, wenn er noch nicht gehörte, unerwartete Ausdrücke der tönenden Empfindungen gebraucht, den Reitz der Empfindungen anfriſcht, Ohr und Gemüth rein, ſchön, an und durch ſich gefallend überraſcht.

§. 35.

Ohne Lebhaftigkeit iſt nichts poetiſch. In der Lebendigkeit unterſcheidet ſich die Dichtkunſt von der Proſe. Zur Phantaſie ſpricht der Dichter und der Rapſode, die Theilnahme der Zuhörer muß bis zum Ende erhalten werden! ſie darf im Munde des Rapſoden nicht eher als bis zum letzten Punctum ſterben; und auch da muß ſie bey dem Zuhörer noch fortwirken, nachhallen, nachleben, wie die vom Körper abgeſchiedene Seele in die unendlichen Räume der Unſterblichkeit. Alles Matte, Müßige, Eiſige, Trockne, Schleppende, Seelenloſe gehört zum Schulmeiſter-Handwerk. Oft darf die Lebhaftigkeit auch Hülfe nehmen, und Feuer, rufen. Feuerſtrahlen ſchläudere der Rapſode umher, und ſchöne Wuth an zweckmäßiger Stelle ergezet mehr, als beſonnene berechnete Kälte.

§. 36.

Aus der großen Verſchiedenheit der Empfindungen und Leidenſchaften, folgt auch ihre Eigenthümlichkeit. Eine jede ſpricht ſich anders aus; hat ihre eigene Zeichen in Geberden und Tönen Dieſe Zeichen zu finden, aus der Tiefe des wogenden Gemüthes dieſe Zeichen zu hohlen, und ſie als Telegraphen vor die Lippen zu ſtellen, daß der ferne Zuhörer alles ſchnell und deutlich und lebhaft mitfühlt, iſt das Werk des *genialen* Rapſoden, ſo wie die Dichtung ſelbſt die Oriflamm des begeiſterten Dichters. In den Abſtufungen des Tones bey allen Arten Fragen, bey Verwunderung, Erſchrecken, Liebe, Zorn, Hohn, und andern, theils reinen, theils gemiſchten Gemüthsbewegungen liegt der reiche Schatz der Charakteriſtik der declamatoriſchen Mittheilung.

§. 37.

Mit der Mahlerey der Declamation muß man ſehr behuthſam zu Werke gehen. Dazu gehört ſehr viel Geſchmack, Cultur, tiefes Gefühl, und ein weitumgreifendes Organ der Stimme, die immer wohlklingt, wo immer ſie anſchlägt, und nie verſagt. Ungleich leichter iſt die Mahlerey im komiſchen Vortrag.

§. 38.

Die Interpunctionen möchte ich die grammatikaliſchen, oder logiſch-oratoriſchen Pauſen nennen. Sie bezeichnen der Rede die Form, welche dem Ohre ſichtbar werden ſoll.

§. 39.

Die Declamation hat aber nebſt dieſen beſtimmten auch noch unbeſtimmte, willkürliche Pauſen, je nachdem Gefühl und Verſtand beſondere Kraftäußerung und nachdrückliche Wirkſamkeit für nöthig finden. Dieſe declamatoriſchen Pauſen könnte man energiſche, oder noch beſſer emphatiſche Pauſen nennen. Denn was Emphaſis in der Rede bedeutet, Nachdruck, ſichtbare Abſpieglung und hörbare Reſonanz der Idee, bedeuten auch ſolche Pauſen. Solches Schweigen, gut angebracht, iſt oft beredter als ein ganzer Mund voll Floskeln. Die Declamations-Regeln aus dem Buche ſind nicht zulänglich.

§. 40.

Die Töne laſſen ſich nicht durch Beſchreibung lehren noch lernen, man muß ſie hören.

§. 41.

Dem Menſchen, bey dem kein Gefühl, kein Verſtand, keine Phantaſie, keine Idealiſirungsfähigkeit iſt, nützt alle Erklärung nicht.

§. 42.

Wer aber dieſe Tugenden hat, der folge ſeinem Genius, und er wird ſich ſelbſt ſein beſter Lehrer werden, wie es Homer ward. Die Poetik des Ariſtoteles entſtand erſt, nachdem ſchon vortreffliche Dichter da waren.

§. 43.

Was der Buchſtabe zwiſchen Dichter und Leſer, iſt der Declamator zwiſchen Dichter und Zuhörer, aber wirkſamer, denn der Worte Ort und Stelle und eigenthümliche Beſtimmung iſt das Ohr. Die Zeichen der Worte (die Buchſtaben) mit dem Geſichte aufgefangen, haben nicht die Macht, als wenn ſie von dem geſchmeidigen, ſüßen, und energiſchen Tönen dem Ohr zum Verſtand und Gefühl übertragen werden. Im Ohre erſt treten des Dichters beſchworene Worte apartementsfähig vor den Thron der Seele.

§. 44.

Zwey Theile des declamatoriſchen Kopfes müſſen beſonders vertraut ſeyn und ſich verſtehen: Mund

und Ohr. So wie ich von einem Manne, der mein Freund ſeyn und bleiben will, zwey Eigenſchaften ſtreng, unerläßlich fordere, das Wort halten und das Maul halten. Was den viel geübten Lippen entſtrömt, muß vor dem Richterſtuhle des Ohres beſtehen. Was das Ohr in ſchöner Form vernehmen ſoll, muß von den Lippen leicht in die Lüfte wallen, wie des Dichters Idee in die poetiſche Verſinnlichung.

§. 45.

Doch auch die übrigen Theile des Körpers, Mimik und Gebärdenvortrag dürfen bey dem Declamator nicht ganz müſſig ſeyn. Es iſt pſychologiſch richtig, daß bey mündlichem Vortrag unwillkürlich alle ſympathiſirenden Theile vom Geiſte der Worte angeſprochen werden; die Rede in die Muskulatur des Angeſichtes tritt, ihr Feuerſtrom die Bruſt erhebt, und den Armen eine Sprache mittheilt. Es bleibt darum doch ein weſentlicher Unterſchied vom Schauſpieler. Deßhalb ſtimme ich auch für die auswendige Declamation.

§. 46.

Iſt der Character eines Gedichtes aufgefunden, die Erkenntniß der innern Triebfeder; der angemeſſene Ton findet ſich leicht. Kennt der Arzt einmahl die Krankheit genau; auf der Stelle biethen ihm die Schubladen der materia medica das Mittel an.

§. 47.

Der Platz, wo der Declamator ſteht, ſey immer erhöht. Die Stimme entfaltet ſich leichter und verbreitet ſich voller und runder.

§. 48.

Nie huldige der Declamator dem Zeitgeſchmack, nur dem Beſten. Dem Beſten iſt er dieſe Achtung ſchuldig, und nur für die Beſten iſt, und nur die verſtehen das Schöne.

§ 49.

Der Zweck des Philoſophen iſt das Wahre, des Moraliſten das Gute, des Künſtlers das Schöne. Der Declamator ringe nach allen drey Preiskronen.

Gedichte.

Bilderſaal
der k. k. Hofſchauſpieler in Wien.
von J. F. Caſtelli.

Erſte Abtheilung.

Verblichene.

Lange ſchon ſchwandet Ihr hin, doch ſchweben vor uns Eure Bilder,
Immer noch ſehen wir Euch, weil wir jetzt *nimmer* Euch ſeh'n.

Madame Sacco.

Keine Thränen um Dich vermögen wir jetzt mehr zu weinen,
Als du am Leben noch warſt, haſt Du uns alle erpreßt.

Herr Stephanie der jüngere.

Polterteſt Du auf der Bühn' in barſchen kräftigen Rollen,
Polterten auch im Parterre alle Hände dir zu.

Herr Bergobzoom.

Öfters, verruchter Tyrann! entzückte uns Alle dein Sterben,
Nun, da du wirklich nicht mehr, wünſchten wir oſt dich zurück.

Madame Adamberger.

Ein Mahl nur blickte die Kunſt der Wahrheit in's flammende Auge,
Und dieſer himmliſche Blitz fuhr in der Herrlichen Bruſt.

Madame Rouſſeul.

Unſre Bühn' iſt verwaiſt, es ſtarb ihr die zärtliche Mutter,
Tochter! Du fühlſt den Verluſt, nimmſt keine zweyte dafür.

Madame Rooſe.

Spielend im *Trauerſpiel* einſt triebſt du dein *Spiel* mit den Herzen,
Doch als zu Ende dein *Spiel*, fing unſre *Trauer* erſt an.

Herr Weidmann.

Lachen, — lehren uns Weiſe, — ſcheide den Menſchen vom Thiere,
Weidmann! ſo warſt Du ein Gott, ſchufſt immer Menſchen um Dich.

Herr Brockmann.

Über dieß Eine nur ſtritt Thalia ſich mit Melpomenen,
Welche von beyden zuerſt kröne den Janus der Kunſt.

Zweyte Abtheilung.

Lebende.

Lebende! lebt für die Kunſt, bringt Leben in Eure Gebilde,
Dann lohnt unſterblicher Ruhm, wie die Verblichnen, auch Euch.

Herr Lange.

Ein Mahl darf ich Dich nur, warum nicht tauſendfach mahlen?
Jede Stellung von Dir gäb' ein vortreffliches Bild.

Madame Weiſſenthurn.

Doppelt entzücket ſie Euch, bekränzt ſie mit zweyfachem Lorbeer
Auf der Bühne als Weib, in ihren Werken als Mann.

Herr Koch.

Freunde, bewundert den Mann, der hoch zu den Wolken ſich ſchwinget,
Wenn auch des Körpers Gewicht hindernd erſchweret den Flug.

Dlle Adamberger.

Über der Wiege des Kindes umarmte die *Charis* Thalien,
Nun führen beyde vereint ihren Liebling zum Ziel.

Herr Rooſe.

Künſtler wärſt du? — o nein! ſo weit kann die *Kunſt* nicht gedeihen,
Nachahmend oft die Natur, — *iſt* ſie doch nimmer Natur.

Madame Korn.

Unter vielfältigen Blumen duftet ſo lieblich das Veilchen,
So in dem Strauße der Kunſt, Alles entzückt Naivetät.

Herr Ochſenheimer.

Böſewicht! ſeh' ich dich an, empört ſich das Herz mir im Innern,
Doch, bewundernd die Kunſt, werd' ich nicht *böſ'* auf den *Wicht.*

Madame Schütz.

Schwätze nur drolliges Mütterchen lange noch fort auf der Bühne,
Keine mehr ſchwätzet ſo ſchön, ſtehet Dein Mund einmahl ſtill.

Herr Krüger.

Die ſich ewig gehaßt, vereineſt Du: — Schmerzen und Freude!
Thränen erpreßt deine Kunſt uns mit dem Lächeln zugleich.

Dlle. Krüger.

Reißt Phantaſie immer ſo, wie bisher, dich fort in die Wolken
O dann entſchwebſt du uns ganz; — Sage, wo landeſt du dann?

Herr Korn.

Eifrig ſtrebſt du hinan zum ſchwerzuerringenden Ziele
Sieh, man lohnt deinen Fleiß, trägt dir entgegen den Kranz.

Madame Koberwein.

Zartes Sehnen der Liebe weckt deine Kunſt in den Herzen,
Thränen entlockſt du dem Aug', aber die Thränen ſind ſüß.

Herr Koberwein.

Iſt dieß Ferdinand nicht? iſt's nicht der grauſame Nero? —
In dem Proteus der Kunſt haben ſich beyde vereint.

Herr Ziegler.

Wie ſich der Leidenſchaft Wuth im Buſen des Mannes verſchließet,
Wie ſie im Inneren tobt, ſchließet der Künſtler uns auf.

Herr Reil.

Ganz nach den Regeln der Kunſt ſind dieſes Bildes Conturen,
Trefflich ſteht es im Licht, aber die Wärme fehlt noch.

An die Übrigen.

Äffet nicht nach, — erſchafft, belebet eigne Gebilde,
Dann verdienet Ihr erſt jeder ein eigenes Bild

Hermes,

an der Bildſäule einer Muſe.

Im Schatten jugendlicher Roſen
Liegt unberührt der Saiten Gold.
Kein Zephyr wagt mit dir zu koſen,
Biſt du dem Kleinen nimmer hold?

O Muſe! welch' geheimes Leiden
Beenget deine Götterbruſt?
Kann Freude treulos von dir ſcheiden,
Verlaſſen dich des Sanges Luſt?

Nicht alſo waren deine Blicke
Bethrän't als Vater Denis ſtarb?
Ergeben warſt du dem Geſchicke
Als er die Palme ſich erwarb! —

Nicht alſo ſah ich dich betrübet,
Als ſeinen gold'nen Wanderſtab
Greis Birkenſtock, einſt vielgeliebet,
Dem Edlen Hortenburger gab;

Als ſcherzend mit der kleinen Flöte
Blumauer zu den Vätern ging;
Maſtalier auf höher Lethe
Den Sänger Alxinger empfing!

Nicht düſter ſahen dich die Matten
Als auf bemoster Ruhebank
Freund Ratſchky unter kühlem Schatten
Den letzten Labebecher trank! —

Soll Hermes ruhig von dir ſcheiden,
So ſprich, was trübet deine Luſt?
Mir ahndet — nicht gemeines Leiden
Beenget deine Götterbruſt! —

Ein Liebling wurde dir entriſſen,
Dem Ziele nah', auf rauher Bahn.
O laß der Wehmuth Thräne fließen,
Collin beſtieg den leken Kahn!

Von Vindobonens Sängern Allen
Warſt du dem Sänger Rudolphs hold!
Verwaiſet in Thaliens Hallen
Erblick' ich ſeiner Saiten Gold! —

Ach, mit des Rhythmus Herrlichkeiten
Erſchallet nimmer ſein Geſang!
Doch rühmen wird man Land und Zeiten
In welchen Sängers Lied erklang! —

J. F. X. Trimmel.

An

Dlle. Adamberger.

Aus des Äthers Wonneblau geboren
Schwebt ein Knäblein um des Lichtes Thron,
Ihm erſchallt der Sphären Zauberton,
Dienſtbar ſind dem Lieblichen die Horen.

Nur Uranien hat er erkoren,
Göttlich zeigt er ſich der Götter Sohn;
Doch ihn ahnt der Geiſt im Thale ſchon,
Fühlt ohn' ihn ſich immerdar verloren.

Und es ſchwillt auf Erden Kraft und Leben,
Zu dem Einen will das Herz ſich heben,
Mächtig heben zu des Lichtes Hochaltar.

Sieh! da lächelt er mit Gnadenmilde!
Die Geweih'ten künden ihn im Bilde,
Ja, wir ſchau'n in dir, Antonie, ihn klar.

Weſchel.

Klage.

Kalte Ahndung beſchleicht mich leiſen Schrittes,
Scheuchet auf vom Becher der Freude mich;
Die Kränze ſinken
Welkend vom Haupte.

Und des Todes Gefieder hör' ich rauſchen,
Und auf trüber Welle des Lethe ſieht
Mein ſcheues Auge
Schweben den Nachen.

Jüngling! raubſt du das Theure meinem Herzen?
Schiffet Freundesſchatten im Nachen dort,
Zu früh verkläret,
Würdig der Klage?

Einen lächelnden Greis nimmt Charons Boot auf;
Silbern glänzt die Locke des Scheidenden,
So glänzt' im Tempel
Einzig die eine:

Des Attilius ſchönſte Bürgerkrone,
Unſers Klingsbergs Zierde, im Vaterhaus
Des alten Förſters
Herrlichſte Habe!

Wehe! — Brockmann dahin! Noch fließt die Thräne,
Betti Rooſe, dir auf das frühe Grab:
Um Weidmanns Urne
Keimet noch Moos nicht.

Weine Vaterland, denn die Muſe weinet,
Klagt in Wehmuth um die Geliebteren:
Soll dieſe Thräne
Nimmer verſiegen? —

Emil.

An den
ſterbenden Brockmann.

Am 11. Aprill, während eines Requiems in der Hofkapelle.

Die Orgeltöne zittern ihre Lieder,
Die Stimmen klagen! — Klagen ſie um dich? —
Ruft dich der Schmerz, ruft dich die Nänie wieder,
Die ſich melodiſch in die Seele ſchlich? —
Der Gott des Lebens taucht die Fackel nieder,
Und eine Welt voll hoher Kunſt verblich,
Und wo der Muſe heil'ge Gluth geſchimmert,
Der Tempel ſtürzt, der Altar liegt zertrümmert.

Ich durfte dich nur kurze Stunden ſchauen,
Ich hab' dich nie in deinem Glanz geſeh'n,
Doch ſtill im Auge zweyer edlen Frauen,
Die in der Kunſt hoch, wie im Leben ſtehn,
Sah ich die Thränen perlend niederthauen,
Fühlt' ich den Schmerz zu mir herüberwehn,
Wie ich zu ſpät, zu ſpät für dich geboren,
Und was mein Vaterland an dir verloren.

Die Gegenwart bewunderte **dein** Streben,
Die Zukunft ſingt es der Betrübten nach.
Der Künſtler ſtirbt, die Kunſt ſoll ewig leben,
Und nichts verblüht, was die Begeiſtrung ſprach.
Der Körper wird dem Staub zurückgegeben,
Den Geiſt der Muſen ſchließt kein Sarkophag;
Der Lorbeer, den der kühne Sieg errungen,
Blüht immer grün, von keinem Tod bezwungen.

Die Stunde ſchlägt, den Hammer hör' ich fallen,
Die Ahndung ſpricht im wilden Schmerz zu mir,
Die Lieder zittern durch die heil'gen Hallen, —
Jetzt fühl ich's klar! — das Requiem gilt dir! —
Und wie die Töne leis und leiſer ſchallen,
So hör ich's lauter in der Seele hier:
Der Künſtler hat die Palme dort empfangen,
Ein Lichtſtrahl iſt zur Sonne heimgegangen!

Theodor Körner.

An
Brockmanns Freunde.

Am 21. Aprill 1812, während dem Mozartiſchen Requiem in der Auguſtinerkirche.

Ein Schwanenlied, aus Meiſtersbruſt geſungen,
Das Leben mit dem Tode zu verſöhnen,
Ruft unſern Freund in tief verſchlung'nen Tönen,
Und ſtirbt in klagenden Erinnerungen. —

Der Schmerz gilt uns, er hat ihn längſt bezwungen,
Uns meint das Lied! — Am Strahl des ewig Schönen
Die heitre Künſtlerſtirne ſich zu krönen,
Kein größrer Sieg iſt je der Kraft gelungen! —

Er fühlte klar der Lieder höchſtes Streben,
Der kalten Welt, dem tief geſunknen Leben
Die lichte Ahndung beßrer Zeit zu geben,

Daß ſich im Volk der alte Geiſt erneue! —
So ſank er, noch an Muth und Kunſt ein Leue,
Als ſchöner Traum von deutſcher Kraft und Treue!

Theodor Körner.

Werners dramatiſche Gedichte

von

P. Millauer.

1.

Die Weihe der Kraft.

Es klingt von oben ernſt wie Harfenlaute,
Dem Graun entſteigt die dräuende Geſtalt,
Sie zieht nach ihr mit ſchmeichelnder Gewalt —
Was fromme Zeit dem Glaubigen erbaute.

Zerſtören will ſie's in dem frommen Kreiſe
Doch feſt im Herzen ruht der ſichre Grund;
Er wankt, nicht untergeht der alte Bund,
Drängt's glühend gleich ihn aus gewohntem Gleiſe.

Er tritt einher, ihm bleibet was er ſchuf,
Entgegen ſchauernd wildem Krieges Ruf
Läßt ihm Begeiſterung nicht Zeit zur Reue.

Was tief im Buſen wogt und drängt,
Des Geiſtes Drang nicht in Gewohnheit engt,
Es ſchwingt ihn himmelan — es iſt die Weihe.

2.

Attila.

Der Stolz der Blüthenzeit zerſtürzt in Trümmer,
Die ſtolze Roma bebt, der Rächer naht,
Zertretten glimmt die Blutgeſtreute Saat
Der Weltenherrſcher aus dem Gluthen Schimmer;

Da nahet ſich im faltigen Talare
Der Greis, den Öhlzweig in gefurchter Hand,
Den Manen liſcht die Flamm' am Blutaltare,
Die Palme wieder grünt im üpp'gen Land'.

Ein Bild am Himmel ſtrahlt der Menſchen Heil;
Auf Rächers Haupt ſenkt ſich das Opferbeil,
Das oben flammt Vergeltung zu verkünden;

Die Geißel Gottes ſinkt, geht in's Gericht,
Doch drücket ſeine Seele Unrecht nicht
So wird auch er die ew'ge Gnade finden.

3.

Die Söhne des Thales.

Aus Oſten hebt ſich's wie im Purpurſchimmer,
Hell ſprüht's um mich, es kömmt von fernen Wogen
Der Templer Schaar vertrauend hergezogen,
Doch ihre Heimath finden ſie ſich nimmer.

Wie's drängt, entſteigen ſie den klaren Fluthen,
Des Heuchlers Tücke hat ſie her geleitet,
Die Qual die harrende der Neid bereitet —
Zum Opfer kniſtern ſchon die lichten Gluthen.

Des Meiſters Blick die Jünger hoch erhebet,
Sie fühlen ſich erkieſt zur ew'gen Jugend;
Vertrocknet iſt um Irdiſches die Thräne.

Der Mantel wogt zur Gluth — der Glaube lebet,
Machtlos ſchlägt Flamme an die ſtarke Tugend —
Der Meiſter ruft — Es folgen ihm die Söhne.

4.

Der vier und zwanzigſte Februar.

Nacht iſt's. Es heult der Sturm aus Alpenſchlünden,
Krächzt Fluch aus halb zerfallnen Bretter-Wänden,
Es will das finſtre Schickſal ſich vollenden;
Doch nicht Vollendung läßt der Fluch ihm finden.

So drückend ſind der Unthat ſchwere Laſten,
Ein Tag iſt's, Ende ſoll er nimmer finden,
An neuen rächen ſich die alten Sünden;
Das Meſſer blutbefleckt, noch darf's nicht raſten.

Die alte That tritt mahnend in die Stunde
Vom Grab herauf in grauenvollen Schrecken.
Es flattern ſcheue Eulen in der Runde,
Des Sohnes Blut durch Vaters Hand verinnt,
Entſtöhnt dem Röchelnden — „Fluch iſt entſühnt.“

5.

Des
Kreuzes an der Oſtſee erſter Theil.

Die Brautnacht.

Durch düſtre Wälder blitzen Opferflammen; —
Aus Oben quillt des Glaubens lichter Strahl,
Vermehrend muth'ger Kämpfer fromme Zahl,
Verherrlichend im Streit des Herren Namen.

Die Liebe ſchmückt mit Lil'jen Erdenwallen,
Der Sünde gift'ge Blumen welken hin,
Aus Innen treibt nach Ewigkeit der Sinn,
Und Engelslaute in das Ird'ſche hallen;

Der Sternenwelt entſproßt die reife Saat.
Dem Jüngling ernſt und hold die Jungfrau naht;
Die Liebenden nicht ſchrecket Sarg und Bahre.

Die Flamme breitet aus den hellen Glanz
Aus Sternen webet ſich der heilge Kranz,
Der Bräutigam erkieſ't die Braut am Glutaltare.

6.

Wanda.

Im Dämmrungsſchein der Vorwelt Hochgeſtalten,
Herabgeſandt aus Edens lichten Höhn',
Ein herrlich Bild im Sternenglanz zu ſehn,
Strahlt Wanda in der Helden ernſtem Walten.

Der Liebe Gluth die Herrſcherinn durchdringet,
Im rauhen Panzer ſchlägt ein fühlend Herz,
Und brennend, wild, unendlich iſt der Schmerz,
Mit dem ſie eingedenk des Schwures ringet.
Von Geiſtesnäh' ergriffen, ſtoßt in's Grab
Die Liebende den Liebenden hinab.

Der Schmerz zerreißt die Bruſt, Wahnſinn die Seele,
Nicht dämpft das kalte Wort die innre Gluth,
Sein Bild erſcheint auf klarer Fluth,
Und Wanda ſtürzt ſich jauchzend in die Welle.

An
Werner.

Geprieſen Sänger! Sey im Lied willkommen,
Dir ſproſſet in der Sterne mildem Glanz
Der herrlichen Vollendung Sonnenkranz,
Den du voll Kraft auf ſteiler Höh' erglommen.

Du ſingſt — es tönen Harfenlaute nieder,
Der Gottgeweihte lauſcht' nach ihrem Klang,
Ihm klingt er höh'r wie himmliſcher Geſang,
Und deinen Geiſt haucht er in ſeine Lieder.

Die Kette ſprengt, die freye Geiſter hielt,
Vor dir, dem Götter Sinn den Buſen füllt,
Du ſchreiteſt kühn aus ſelbſtgeſchaffnen Engen;
Wenn auch dein Lied der Hände Macht nicht krönt,
Der Menge ungefühlt vorüber tönt,
Es ſchwinget heiter fort in ew'gen Klängen.

Der Automat.

Ein Ding, man ſollte kaum den Augen trauen,
Iſt im Theater oft umſonſt zu ſchauen.
Ein Ding, ſieht aus, dem Äußern nach zu ſchließen,
Gleich einem Mann, mit Kleidern angethan;
Doch keiner iſt's, ich ſah es beſſer an;
Beſchrieben ſey's zu Jedes Kund und Wiſſen.

Gewöhnlich ſitzt's, doch kann es füglich ſtehen,
Und im Gedränge kann es wohl auch gehen.
Die Füß' und Hände ſind gewöhnlich derb,
Wie überkleidet Holz; doch ſie bewegen
Sich ſtets für Künſtlerlob-Erwerb,
Durch Räderwerk, an Herzens Statt gelegen.
Wer zu dem Ding den wahren Schlüſſel hat,
Der zieht das Rädertriebwerk fleißig auf,
Dann klopft und klatſcht das Ding ſich ſatt,
So lang es kann bey ſeines Herzens Lauf.
Zwar will es nicht zur rechten Zeit oft glücken,
Der Kunſtſinn iſt ja nur hinein gepfropft,
Wie kann es folglich ſich zur Critik ſchicken? —
Genug gethan, es lärmet, klatſcht und klopft,
Doch trift des Dinges Thun a tempo ein,
So glaubt man oft, das Ding hab' auch Empfindung! —

Im Kopf? — muß auch ein künſtlich Uhrwerk ſeyn,
Es ſteht mit ſeinem Herzen in Verbindung.
Es ſpricht der Mund, doch kurze Wörter nur;
Als etwa: „Brav! — Wie ſchön! — a, ha! —
Heraus!“
Mehr kann er nicht bey ſeines Kopfs Natur;
Doch iſt's genug um Leute zu berücken,
Die ſich zu Critikern nicht eben ſchicken! —
Hiezu gehört des Schlüſſels Meiſterſchaft,
Und viel Geſchick das Uhrwerk gut zu richten;
Denn dieſes Ding hat nimmer eig'ne Kraft?
Verrücken kann die Sprache ſchon vernichten;
Am wenigſten ertönt des Künſtlers Lob;
Vielmehr — wenn ſich des Kopfes Blasbalg hob,
Die Röhr' und Klappe falſch gerichtet ſind,
Entfährt dem Mund mit Ziſchen nur der Wind! —
Ein Druckwerk ferner, iſt nicht zu vergeſſen,
In Augenhöhlen iſt es angebracht;
Durch dieſes kann man Thränen auch erpreſſen.
Zur Unzeit oft, wenn juſt ein andrer lacht! —

Ja, wunderbar ſchien mir des Dinges Weſen;
Ein Kunſtwerk iſt's, und zwar recht auserleſen.
Wie doch das Menſchending ſich nennen mag? —
Gar ſehr der Nahme mir am Herzen lag! —
Ich dachet nach; er fiel mir nimmer ein;

Dazu muß man Mechaniker wohl ſeyn! —
Nun fing ich an in Büchern nachzuleſen
Dabey bin ich viel glücklicher geweſen.
Als Philolog ſchlug ich im Campe nach *)
Und fand — es that mir weh — zu vieler Schmach,
(Citaten machen oft den Wortſinn helle)
Auf einem groß- und grobgedruckten Blatt,
Aus Lafontain's St. Julien die Stelle:
„Da ſtand ich nun, als wie ein Automat!"

A. Z. Naſalbus.

---

*) Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutſchung der unſerer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke. Ein Ergänzungsband zu Adelungs Wörterbuch von J. H. Campe. Braunſchweig 1801. Artikel: Automat. Seite 139. Col. 1. Zeile 13. — Für Erläuterungen kann man in den Angaben nicht ausführlich genug ſeyn! Wißbegierige werden die Stelle nicht ohne Nutzen leſen.

A. d. W.

Poetiſch-dramatiſche Kleinigkeiten.

Der junge Author.

Ein junger Versler ſchrieb ein ſchlechtes Stück,
Und trug es zum Theaterimpreſſar
Der kleinen Stadt, wo er geboren war. —
Der las es, gab es aber ſchnell zurück; —
„Verzeihen Sie, — ſprach er, — „dieß Stück macht hier kein Glück
„Man hat für Miſtizismus keinen Sinn,
„Ich rathe, ſenden Sie es nach Berlin" —
Doch unſer Dichter, der ſchon gierig brannte,
Auf einem Zettel bald zu paradiren.
Und der auch wünſchte da zu debutiren,
Wo man ihn faſt in jedem Hauſe kannte;
Drang ungeſtümm darauf, es aufzuführen.
Er ſprach ſo was. von ſtetem Vorwärts ſchreiten,
Und von des Schauſpielunternehmers Pflicht
Das Publicum zum Höhern ſtets zu leiten,
Wie man ſchon in der neuern Schule ſpricht.
Und kurz, er ließ mit Bitten gar nicht nach,
Bis endlich der Director lächelnd ſprach:

„Nun wohl, ich nehm' es; denn ich ſehe ein
„Mein Herr! Sie haben ſelbſt ſich zugeſchworen,
„Sie wollen in der Stadt, wo Sie geboren
„Und nirgend ſonſt begraben ſeyn."

J. F. Caſtelli.

Das Urtheil der Menge über die Schauſpielkunſt.

Sonſt zeigt Geſchmack und Geiſt, entfernt von Wahn,
In's Heiligthum der Künſte nur die Bahn;
Ein unreif Urtheil fällen iſt Verbrechen,
Das nur verübt der unbeſcheidne Thor;
Doch über Schauſpielkunſt dreuſt abzuſprechen,
Bedarf man Augen nur, und oft ein langes Ohr.

Saunens.

Das negativ gute Stück.

R.

Mein Freund! Sie ſah'n das ſchlechte Stück?
Ach, Schad' um jeden Augenblick,
Den Sie dem dummen Machwerk weih'n!

X.

Und doch prägt es mir eine Lehre ein.

N.
Wie? Eine Lehre? Ich begreife Sie nicht wohl.
X.
Ich lernte faßlich draus, wie man nicht ſchreiben ſoll.

Sannens.

Klagen eines Schauſpielers.

Man zählt es unter ſeltne Plagen,
Die Laune eines Herrn zu tragen;
Doch tauſend Herrn mit ihrem läſt'gen Ich verſöhnen,
Sie, wenn ſie mit Digeſtion beſchäftigt ſind,
Zum Frohſinn heben; — rühren, wenn ſie gähnen;
Wenn ſie für höhere Genüſſe ſtumpf und blind; —
Sich ſeelenlos auf weichen Sitzen blähn, — iſt traun
So ſüß, als auf Jamaika Zuckerröhre bau'n.

Sannens.

Der Brotſchauſpieler.

Lehr', o Pſychologe! das große Geheimniß mich finden:
Wenn's ſieben ertönt, nach des Dichters Geboth zu empfinden.

Sannens.

Über eine Schauſpieldichterinn.

A.

Freund! welch ein Geiſt, welch ein Ideenflug!
Ein Schiller, Göthe, weht in jedem Zug;
Hier paart ſich Fülle mit Erhabenheit,
Hier ſieht erſtaunt im Spiegel ſich Natur!

B.

Die Frau ward Dichterinn aus Häuslichkeit,
Drum macht ſie ſelbſt ſich die Maculatur.

Sannens.

Die gelehrte Frau und ihre Zofe.

Zofe.

Madam! Ich bitt' um einen Augenblick.

Frau.

So plaudre ſie doch nicht, ich ſchreib ein Stück;
Doch freylich, Zofen ward dafür kein Sinn.

Zofe.

Ihr Kind iſt krank, es huſtet ſich zu Tode.

Frau.

Sie weiß ihr Amt; geb' ſie ihm Medizin

Zofe.

Kein reines Hemd iſt mehr in der Kommode.

Frau.

Das iſt ein Elend mit den Plaudertaſchen,
Sie weiß; die Woche wurde nicht gewaſchen

Zofe

(nach einigen Minuten).

Ach, Louis ſtirbt!

Frau.

So ſchweig doch, dumme Zofe,
Ich bin ſo eben an der Kataſtrophe:

Zofe

(wieder nach einigen Minuten).

Ihr Kind iſt todt!

Frau.

So ruf Sie meinen Mann,
Begräbnißkoſten gehen mich nichts an.

Sannens.

Unter das Bruſtbild eines Tänzers.

Dieß wär Amint? — Der Mahler iſt ein Tropf,
Da ich den beſten Theil an ihm vermiſſe,
Er mahlte einen Kopf und keine Füße,
Und er hat Füße nur, und keinen Kopf.

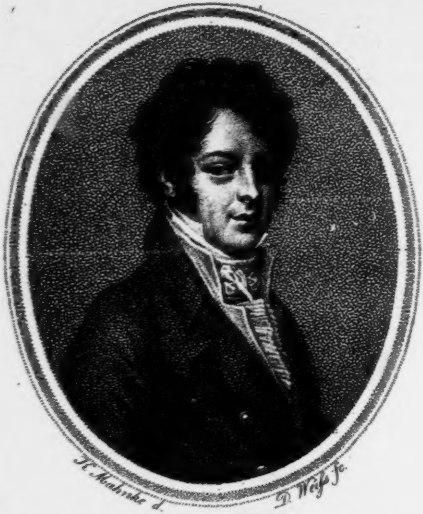
J. F. Caſtelli.

Inhalt.

Seite.

Lebens Kalender 1
Perſonalſtand der beyden k. k. Hoftheater . 13
Journal der in beyden k. k. Hoftheatern aufgeführten Stücke, Opern und Ballete . 23
1. Neu aufgeführte Stücke vom 16. October 1811 bis dahin 1812 60
2. Neu aufgeführte Opern ꝛc. . . . 62
3. Neu aufgeführte Ballete ꝛc. . . 64
4. Debuts und Gaſtrollen fremder Schauſpieler 65
Biographie Franz Carl Brockmann . . 73
Geſammelte Gedanken über das Operngedicht überhaupt 105
Eine kurze Überſicht über die Entſtehung, Einrichtung, Beſtimmung und den Verfall der Odeien ꝛc. 126
Fatalitäten eines komiſchen Schauſpielers . 134
Glaubensbekenntniß von einem Liebhaber der Tonkunſt 159
Gedrängte Aphorismen für Declamatoren . 168
Gedichte. Bilderſaal der k. k. Hofſchauſpieler in Wien 185
Hermes, an der Bildſäule einer Muſe . 191
An Dlle. Adamberger . . . 194
Klage 195
An den ſterbenden Brockmann . . 197
An Brockmanns Freunde . . . 199
Werners dramatiſche Gedichte. 1. Die Weihe der Kraft 200
2. Attila . . 201

Seite.
3. Die Söhne des Thales 202
4. Der vier und zwanzigſte Februar . . 203
5. Des Kreuzes an der Oſtſee erſter Theil. Die Brautnacht 204
6. Wanda 205
An Werner 206
Der Automat 207
Poetiſch-dramatiſche Kleinigkeiten. Der junge Autor 210
Das Urtheil der Menge über die Schauſpielkunſt 211
Das negativ gute Stück . . . . —
Klagen eines Schauſpielers . . . 212
Der Brotſchauſpieler . . . . . —
Über eine Schauſpieldichterinn . . . 213
Die gelehrte Frau und ihre Zofe . . 213
Unter das Bruſtbild eines Tänzers . . 214


K. Mahnke d.
D. Weiß fc.

Maximilian Korn
K. K. Hof=Schauspieler.

WIENER
Hof-Theater
TASCHENBUCH

auf das Jahr

1814

herausgegeben von

J. F. CASTELLI

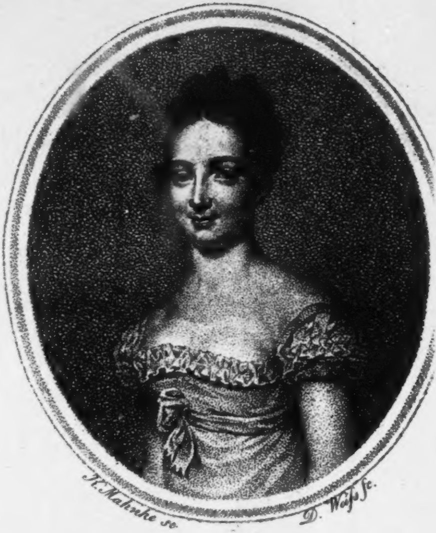
Eilfter Jahrgang

Wien

bey J. B. Wallishauſser.

a
233

Goethe-Schiller-Archiv
Weimar


K. Mahnke sc.
D. Weiſs ſc.

Wilhelmine Korn
K. K. Hof = Schauspielerin

I.

Heinrich von Hohenſtauffen,

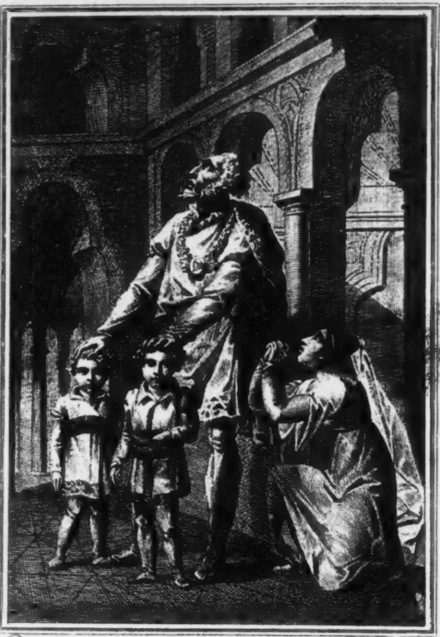
König der Deutſchen.

Trauerſpiel in 5 Acten von Caroline Pichler,
geb. v. Greiner.

(Fünfter Act, vorletzte Scene.)

Margarethe, König Heinrichs Gemahlinn fleht den Kaiſer **Friedrich** II. an, ſeine Enkel zu ſegnen. Der Kaiſer legt die Hände auf ihre Häupter, und mit zum Himmel gehobenem Blicke ſpricht er:

— — — — — — Den Segen
Empfanget ihn, in Euch iſt mir erlaubt
Den Tiefgefall'nen noch zu lieben — —



Perger del.   D Weiſs sc.

Heinrich von Hohenstauffen.

II.

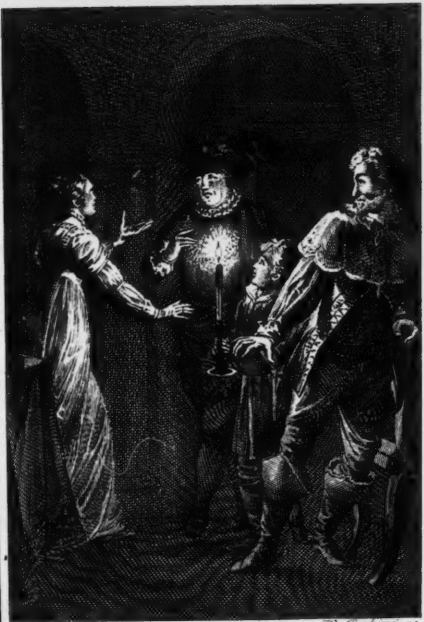
Die Schuld.

Trauerſpiel in 4 Acten von Dr. Müllner.

(Zweyter Act, letzte Scene.)

Der kleine Otto führt den Don Valeros in das Zimmer, in welchem Oerindur und Elvire ſo eben von dem ermordeten Carlos ſprechen. — Sie erblicken Don Valeros und fahren vor ſeinem Anblick zurück, indem ſie in ihm den Geiſt des Ermordeten zu ſehen glauben. — Valeros ſpricht:

Du irrſt im Zimmer, Kleiner!



Perger del. K. Bohm sc.

Die Schuld.

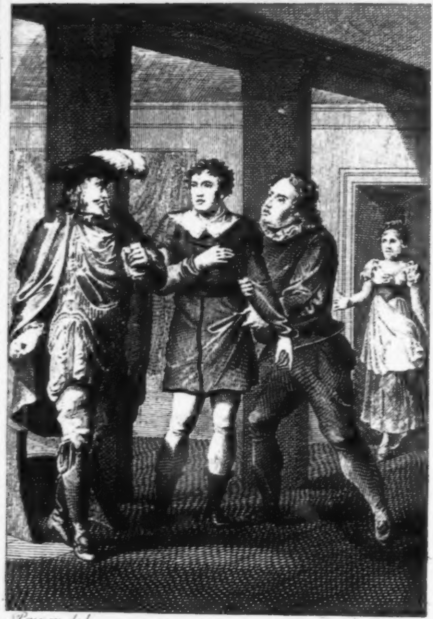
III.

Johann von Paris.

Eine komiſche Oper in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen.

(Erſter Act, vierzehnte Scene.)

Der Seneſchall ſteht im Vordergrunde, einen grimmigen Blick auf Johann werfend, welcher erklärt, daß er die Herberge nicht verlaſſen wolle. Der Wirth ſucht ihn, da Überredung nichts fruchtete, mit Gewalt aus dem Saale zu bringen, Lorezza tritt bey der Thüre ein, die Ankunft der Prinzeſſinn anzukündigen.



Perger del [illegible]

Johann von Paris.

Perſonalſtand
der
beyden k. k. Hoftheater.

K. K. Hoftheater nächſt der Burg.

Kanzelley.

Herr Pfersmann, k. k. Hoftheater-Secretär und Haupt-Controllor.

— Ortner, Hoftheater-Architect.

— Tremmel, Dekorations- und Beleuchtungs-Director.

— v. Stubenrauch, Coſtume- und Garderobe-Director.

— Stainsberg, Kanzelliſt.

Ein Kanzelleydiener.

Caſſa.

Herr Hueber, Caſſier.

— Meyr, erſter Controllor.

— Stabl, zweyter Controllor.

Ein Caſſadiener.

Ein Logenmeiſter.

Ein Logendiener.

Zwölf Billeteinnehmer.

Mahlerey.

Herr Janitz ⎫
— Pian ⎭ Hoftheater-Mahler.
Zwey Kaſchirer.
Ein Tiſchler.

Theater-Ärzte.

Herr Öppinger.
— Herr Dunzendorfer.

K. K. Hofſchauſpieler

(nach den Jahren ihres Debûts.)

Herr Kopfmüller	1773
— Ziegler 1)	1783
— Sannens	1789
— Klingmann	1791
— Baumann	1795
— Weinmüller	1795
— Koberwein 2)	1796
— Leiſer 3)	1796
— Hornung	1797
— Rooſe 4)	1798
— Koch 5)	1798
— Nouſeul	1800
— Stegmayer	1801
— Rösner	1801
Herr Korn 6)	1802
— Krüger 7)	1802
— Karl 8)	1804
— Dupree	1804
— Ochſenheimer	1807
— Weidmann	1809
— Reil	1809
— Klees	1811
— Heurteur	1811
— Wothe	1811
— Fux	1811
— Demmer d. ä.	1811

1) Conſulent. 2) Regiſſeur. 3) Inſpicient. 4) Regiſſeur. 5) Regiſſeur. 6) Regiſſeur. 7) Regiſſeur. 8) Comparſen Inſpicient.

Damen.

Mad. Schütz	1772	Dlle. Hruſchka	1802
— Dauer	1779	Mad. Korn	1802
— Doppler	1785	— Koberwein	1803
— Rivolla	1785	Dlle. Menner	1803
— Weiſſenthurn	1789	— Hartmann	1804
— Baumann	1790	— Koch	1807
— Leifer	1795	— Adamberger	1807
Dlle. Lefevre	1801	— Weiſſenthurn	1811
— Goldmann	1801	— Rivolla	1813
Mad. Krüger	1802		

Soufleurs.

Herr Nadaſtini.
— Koller.

Nachleſer.

Herr Pleß.

Theatermeiſter.

Herr Roth.
Ein Schnürmeiſter.
Zwey Handlanger.
Herr Seng, Garderobe-Inſpector.
Ein Magazinär.
Ein Garderobe-Gehülfe.
Ein Perückenmacher.

Ein Garderobe-Diener.
Herr Meyr, Decorations- und Beleuchtungs-Inſpector.
Ein Feuerzimmermann.
Ein Theaterfeldwäbel.

Orcheſter.

Herr Klemp, Director.
28 Muſici.
Ein Inſtrumentendiener.

K. K. Hoftheater

nächſt dem Kärnthnerthor.

Kanzelley.

Herr Sonnleithner }
— Baron v. Böck } Hoftheater-Secretäre.
— v. Turnau }
— Oberhofer } Kanzelliſten.
Ein Kanzelleydiener.

Caſſa.

Herr Haim, Caſſier.
— Hueber, Controllor.
Ein Caſſadiener.
Ein Logenmeiſter.
Eine Logendienerinn.
17 Billeteinnehmer.

Kapellmeiſter.

Herr Salieri, k. k. erſter Hofkapellmeiſter.
— Weigl, Kapellmeiſter und Operndirector.
— Gyrowetz } Kapellmeiſter.
— Umlauf }
— Drechsler, Kapellmeiſters-Adjunct.

Dichter.

Herr Caſtelli.

Mahler.

Herr Scharhan.
— Arrigoni.

Coſtums-Director.

Herr v. Stubenrauch.

Theater-Ärzte.

Herr Gordon.
— Lippert.

K. K. Hofoperiſten.

Herr Saal * (Regiſſeur.)
— Vogel * (Regiſſeur.)
— Weinmüller * (Reg.)
— Baſſi (Regiſſeur der ital. Oper.)
— Baumann. *
— Wallaſchek.
— Neumann.

Herr Demmer der ält.
— Demmer d. jüng.
— Radichi.
— Frühwald.
— Siboni.
— Zeltner.
— Verri.
— Dunſt.

Damen.

Mad. Roſenbaum.
— Röſner.
— Grünberg.
Dlle. Gaßmann.
— Laucher.
Mad. Milder. *
Dlle. Buchwieſer. *

Mad. Auenheim.
Dlle. Bondra die ältere.
— Bondra die jüng.
Mad. Karl.
Dlle. Seſſi Anna Mar.
— Seſſi Thereſe.

Chor.

Herr Bondra, Chordirector.
20 Choriſten.
13 Choriſtinnen.
8 Chorknaben.

Diejenigen, welche mit dem * bezeichnet ſind, ſind zugleich Hofſchauſpieler.

Soufleurs.

Herr Schrensner, zur deutſchen
— Banoncini } zur italieniſchen } Oper.
— Schilling

Orcheſter.

Herr Wranitzky, Director des Opernorcheſters.
— Katter, Director des Balletorcheſters.
— Kleſchinsky, zweyter Director.
— Maiſeder, Soloſpieler.
Mad. Gellenhofer, Harfenmeiſterin.
46 Muſici.
2 Orcheſterdiener.

Herr Dolliſchell, Decorations- und Beleuchtungs-Inſpector.
— Schmidt, Maſchiniſt.
Zwey Tiſchler.
Ein Kaſchirer.
Herr Agner, Theatermeiſter.
Ein Schnürmeiſter.
Herr Piazza, Garderobe-Meiſter.
— Heym, Magizinär.
— Schröder, Kanzelliſt.
Ein Garderobe-Schreiber.
Zwey Garderobe-Gehülfen.
Ein Perückenmacher.
Ein Feuermaurer.
Ein Feldwäbel.

Journal

der

vom 16. October 1812 bis 16. October 1813

in beyden

k. k. Hoftheatern

aufgeführten Stücke, Opern und Ballete.

October.

16. Der Tag der Erlöſung. Sch.
17. Der liefländiſche Tiſchler. Sch.
18. Sitah Mani. Sch.
19. Das Räthſel. L. Der Hausdoktor. L.
20. Eſſex. Tr.
21. Jenny. Dr. Der Vetter aus Bremen. L.
22. So muß man Füchſe fangen. L.
23. Mäon. Tr.
24. Der häusliche Zwiſt. L. Das Findelkind. L.
25. So muß man Füchſe fangen. L.
26. Mäon. Tr.
27. Die Zeiträume. 3 Skizzen.
28. Die ſeltſame Audienz. L. Der verwundete Liebhaber. L.
29. Bayard. Sch.
30. Der grüne Domino. L. Die Organe des Gehirns. L.
31. Toni. Dr. Die Zerſtreuten. L.

October.

16. Die Roſen des Herrn von Malesherbes. L. und Figaro. B.
17. Ferdinand Cortez. O. 14
18. Johann von Paris. O.
19. Die Schweizer-Familie. O.
20. Ferdinand Cortez. O. 15
21. Die Gattenwahl. O.
22. Wie machen ſie's in der Komödie? L. Figaro. B.
23. Die Zauberflöte. O.
24. Ferdinand Cortez. O. 16
25. Der Augenarzt. O.
26. Der Grenadier. O. Zephir. B.
27. Die Schweizer-Familie. O.
28. Das Waiſenhaus. O.
29. Liebhaber und Nebenbuhler in einer Perſon. O.
30. Das Winterquartier in Amerika. O. Zephir. B.
31. Liebhaber und Nebenbuhler in einer Perſon. O.

November.

1. Das Intermezzo. L.
2. Barbarey und Größe. Tr.
3. Bruderzwiſt. Sch.
4. Fridolin. Sch.
5. Die Pflegeſöhne. Tr.
6. Die Jugend Heinrichs. L. Dir wie mir. L.
7. Das Portrait der Mutter. L.
8. Barbarey und Größe. Tr.
9. Der Erſatz. L.
10. Pauline Wellenberg Sch.
11. Dasſelbe.
12. Der Straßenräuber. Sch.
13. Othello. Tr.
14. Die Unvermählte. Dr.
15. Geſchloſſen.
16. Die Braut von Meſſina. Tr.
17. Erinnerung. Sch.
18. Balboa. Tr.
19. Der Dichter und der Schauſpieler. L. Der verwundete Liebhaber. L.
20. Dienſtpflicht. Sch.
21. Verbrechen aus Ehrſucht. Sch.
22. Pauline Wellenberg. Sch.

November.

1. Das Winterquartier O. Ein Divertiſſement.
2. Iphigenia auf Tauris O.
3. Liebhaber und Nebenbuhler O.
4. Die Schweizer-Familie O.
5. Die Veſtalinn. O.
6. Michael Angelo. O. Zephir B.
7. Die Gattenwahl. O.
8. Die Zauberflöte. O.
9. Ferdinand Cortez. O. 17
10. Das Winterquartier. O. Der Schatz im Traume. B.
11. Die Zauberflöte. O.
12. Liebhaber und Nebenbuhler. O.
13. Der Grenadier. O. Das übelgehüthete Mädchen. B.
14. Das Waiſenhaus. O.
15. Geſchloſſen.
16. Die Veſtalinn. O.
17. Johann von Paris. O.
18. Oſtade. O. Der Faßbinder. B.
19. Michael Angelo. O. Das übelgehüthete Mädchen. B.
20. Liebhaber und Nebenbuhler. O.

23. Mittel und Wege. L.
24. Wie man eine Hand umkehrt. L.
25. Die Zeiträume. 3 Skizzen.
26. Wie man eine Hand umkehrt. L.
27. Die Sonnenjungfrauen. Sch.
28. Das Schreibepult. L.
29. Die Katakomben. Tr.
30. Wie man eine Hand umkehrt. L.

December.

1. Toni. Dr. Die alten Liebſchaften. L.
2. Der Brief a. Kadix. Dr. D. getheilte Herz. L.
3. Mäon. Tr.
4. Armuth und Edelſinn. L.
5. Der Spieler. Sch.
6. Heinrich Reuß von Plauen. Tr.
7. Eduard in Schottland. Dr. Die Roſen des Herrn v. Malesherbes. L.
8. Barbarey und Größe. Tr.
9. Der Geitzige. L.
10. Der deutſche Hausvater. Sch.
11. Fridolin. Sch.
12. Germanicus. Tr.
13. Dasſelbe.

21. Ferdinand Cortez. O. / B
22. Milton. O. Das übelgehüthete Mädchen. B.
23. Johann von Paris. O.
24. Der Grenadier O. Der Schatz im Traume. B.
25. Johann von Paris. O.
26. Die Gattenwahl. O.
27. Der grüne Domino. L. Figaro. B.
28. Die Schweizer-Familie. O.
29. Die Zauberflöte. O.
30. Der Dorfbarbier. O. Ein Divertiſſement.

December.

1. Der Augenarzt. O.
2. Die Gattenwahl. O.
3. Die Zauberflöte. O.
4. Das Lotterielos. O. Figaro. B.
5. Franziſca von Foix. O.
6. Johann von Paris. O.
7. Der Dorfbarbier. O. Zephir. B.
8. Johann von Paris. O.
9. Die Gattenwahl. O.
10. Die Zauberflöte. O.
11. Milton. O. Der Schatz im Traume. B.
12. Der Augenarzt. O.

14. Sorgen ohne Noth. L.
15. Germanicus. Tr.
16. Die Pflegeſöhne. Tr.
17. Das Intermezzo. Tr.
18. Don Karlos. Tr.
19. Die deutſche Hausfrau. Sch. Der grüne Domino. L.
20. Der Wald bey Hermannſtadt. Sch.
21. Germanicus. Tr.
22.
23.
24. } Geſchloſſen wegen Weihnachten.
25.
26. Johann, Herzog von Finnland. Sch.
27. Der liefländiſche Tiſchler. Sch.
28. Der leichtſinnige Lügner. L.
29. Dasſelbe.
30. Die Indianer in England. L.
31. Der Machtſpruch. Tr.

Jänner 1813.

1. Der leichtſinnige Lügner.
2. Die Zeiträume. 3 Skizzen.
3. Der Lorbeerkranz. Sch.

13. Johann von Paris. O.
14. Oſtade. O. Ein Divertiſſement.
15. Die Schweizer-Familie. O.
16. Die Zauberflöte. O.
17. Geſchloſſen.
18. Johann von Paris. O.
19. Der Bergſturz. O.
20. Die Zauberflöte. O.
21. Der Bergſturz. O.
22.
23.
24. Geſchloſſen.
25.
26. Der Bergſturz. O.
27. Dasſelbe.
28. Johann von Paris. O.
29. Die Schweizer-Familie. O.
30. Der Bergſturz. O.
31. Geſchloſſen.

Jänner 1813.

1. Johann von Paris. O.
2. Das Lotterielos. O. Telemach auf der Inſel der Calypſo. B.

4. Germanicus. Tr.
5. Der leichtſinnige Lügner. L.
6. Die Beſtürmung von Smolensk. Sch.
7. Das Mädchen von Marienburg. Sch.
8. Armuth und Edelſinn. L.
9. Der gutherzige Polterer. L. Das getheilte Herz. L.
10. Sorgen ohne Noth. L.
11. Hedwig. Dr. Der arme Poet. L.
12. Hedwig. Dr. Wie machen ſie's in der Komödie? L.
13. Üble Laune. Sch.
14. Eſſex. Tr.
15. Die Ausſteuer. L.
16. Hedwig. Dr. Das getheilte Herz. L.
17. Bayard. Sch.
18. Falſche Schaam. Sch.
19. Die Katakomben. Tr.
20. Merope. Tr.
21. Die deutſche Hausfrau. Sch. Der häusliche Zwiſt. L.
22. Die Pflegeſöhne. Tr.
23. Das Schreibepult. Sch.
24. Hedwig. Dr. Die Zerſtreuten. L.
25. Welche iſt die Braut? L.

3. Der Bergſturz. O.
4. Der Grenadier. O. Telemach. B.
5. Iphigenia auf Tauris. O.
6. Der Augenarzt. O.
7. Michael Angelo. O. Telemach. B.
8. Der Bergſturz. O.
9. Das Waiſenhaus. O.
10. Die Zauberflöte. O.
11. Johann von Paris. O.
12. Michael Angelo. O. Telemach. B.
13. Der Bergſturz. O.
14. Die Schweizer-Familie. O.
15. Die Uniform. O.
16. Das Lotterielos. O. Der blöde Ritter. B.
17. Der Bergſturz. O.
18. Der Augenarzt. O.
19. Milton. O. Der blöde Ritter. B.
20. Die Zauberflöte. O.
21. Der verwundete Liebhaber. L. Die Zauberflöte. B.
22. Der Grenadier. O. Telemach. B.
23. Iphigenia auf Tauris. O
24. Der Dorfbarbier. O. Die Zauberflöte. B.
25. Johann von Paris. O.
26. Der Bergſturz. O.

26. Welche iſt die Braut? L.
27. Die Strelitzen. Sch.
28. Die deutſchen Kleinſtädter. L. Die Roſen. L.
29. Welche iſt die Braut? L.
30. Bruderzwiſt. Sch.
31. Welche iſt die Braut? L.

Hornung 1813.

1. Der Beſuch. L.
2. Welche iſt die Braut? L.
3. Der verbannte Amor. L.
4. Der Spieler. Sch.
5. Der arme Poet. L. Hedwig. Dr.
6. Das Intermezzo. L.
7. Adelheid von Burgau. Sch.
8. Welche iſt die Braut? L.
9. Die Vertrauten. L. Der verwundete Liebhaber. L.
10. Die Kleinigkeiten. L. Die Komödie aus dem Stegreif. L. Dir wie mir. L.
11. Rollas Tod. Tr.
12. Welche iſt die Braut? L.
13. Die Roſen des Herrn von Malesherbes. L. Der Brief aus Kadix. Dr.

27. Der Augenarzt. O.
28. Die beyden Savoyarden. O. Telemach. B.
29. Die Schweizer-Familie. O.
30. Die Uniform. O.
31. Der Dorfbarbier. O. Telemach. B.

Hornung 1813.

1. Das Roſenmädchen. Div. Der grüne Domino. L. Die Tanzſucht. B.
2. Oſtade. O. Die Tanzſucht. B.
3. Wie machen ſie's in der Komödie? L. Das Roſenmädchen. Div.
4. Die Zauberflöte. O.
5. Die Schweizer-Familie. O.
6. Milton. O. Die Tanzſucht. B.
7. Die Zauberflöte. O.
8. Das Waiſenhaus. O.
9. Der Augenarzt. O.
10. Die Gattenwahl. O.
11. Ferdinand Cortez. O./9
12. Das Lotterielos. O. Telemach. B.
13. Ferdinand Cortez. O. 20
14. Der Bergſturz. O.

14. Barbarey und Größe. Tr.
15. Die vergrabene Kiſte. L. Die Kleinigkeiten. L.
    Das getheilte Herz L.
16. Der Verräther. L. Der grüne Domino. L.
    Die vergrabene Kiſte. L.
17. Welche iſt die Braut? L.
18. Sophie van der Daalen. L.
19. Geſchloſſen wegen Sterbtag weil. Kaiſer
    Joſephs.
20. Sophie van-der Daalen. L.
21. Welche iſt die Braut? L.
22. Die Quälgeiſter. L.
23. Die vergrabene Kiſte. L. Der grüne Domino L.
    Der Vetter aus Bremen. L.
24. Sophie van der Daalen. L.
25. Der arme Poet. Sch. Standesproben. L.
26. Geſchloſſen wegen Sterbtag Kaiſer Leopolds.
27. Der verliebte Briefwechſel. L.
28. Daſſelbe.

März 1813.

1. Das getheilte Herz. L. Der Bettelſtudent. L.
2. Der verliebte Briefwechſel. L.
3. Geſchloſſen.

15. Der Dorfbarbier. O. Der Schatz im Traume. B.
16. Der Augenarzt. O.
17. Die Schweizer-Familie. O.
18. Ferdinand Cortez. O. z/
19. Geſchloſſen.
20. Die Horazier und Curiatier. O.
21. Johann von Paris. O.
22. Die Horazier und Curiatier. O.
23. Der Bergſturz. O.
24. Die Uniform. O.
25. Die Veſtalinn. O.
26. Geſchloſſen.
27. Titus der Gütige. O.
28. Johann von Paris. O.

März 1813.

1. Die Veſtalinn. O.
2. Der Dorfbarbier. O. Der Schatz im Traume. B.
3. Geſchloſſen.
4. Die beyden Savoyarden. O. Die Tanzſucht. B.
5. Salem. O.
6. Salem. O.

4. Menſchenhaß und Reue. Sch.
5. Welche iſt die Braut? L.
6. Sophie van der Daalen. L.
7. Hedwig. Dr. Die alten Liebſchaften. L.
8. Haß allen Weibern. L. Standesproben. L.
9. Die Katakomben. Tr.
10. Üble Laune. Sch.
11. Selbſtbeherrſchung. Sch.
12. Othello. Tr.
13. Die Ausſteuer. L.
14. Welche iſt die Braut? L.
15. Der Erſatz. L.
16. Er mengt ſich in Alles. L.
17. Die Indianer in England. L.
18. Der Männerſpiegel. L. Standesproben. L.
19. Der Männerſpiegel. L. Die Jugend Heinrichs. L.
20. Der leichtſinnige Lügner. L.
21. Sophie van der Daalen. L.
22. Der Ehekontrakt. L. Es ſpuckt. L.
23. Welche iſt die Braut. ? L.
24. Máon. Tr.
25. Geſchloſſen.
26. Tarpeja. Tr.
27. Tarpeja. Tr.

7. Der Bergſturz. O.
8. Die Horatier und Curiatier. O.
9. Die Veſtalinn. O.
10. Salem. O.
11. Das Lotterielos. O. Der ländliche Tag B. Die Maskerade. B.
12. Der Bergſturz. O.
13. Die beyden Savoyarden. O. Der ländliche Tag. B. Die Maskerade. B.
14. Salem. O.
15. Der Dorfbarbier. O. Der ländliche Tag. B. Die Maskerade. B.
16. Die Horatier und Curiatier. O.
17. Der Augenarzt. O.
18. Die beyden Savoyarden. O. Der ländliche Tag. B. Die Maskerade. B.
19. Salem. O.
20. Fünf ſind Zwey. O. Der Schatz im Traume. B.
21. Fünf ſind Zwey. O. Der ländliche Tag B. Die Maskerade. B.
22. Titus der Gütige. O.
23. Die beyden Savoyarden. O. Telemach. B.
24. Ferdinand Cortez. O. 22
25. Geſchloſſen.

28. Das Mädchen von Marienburg. Sch.
29. Sorgen ohne Noth. L.
30. Mittel und Wege. L.
31. Der arme Poet. Sch. Die ſeltſame Audienz. L.

April 1813.

1. Die Zeiträume, drey Skizzen.
2. Die Jäger. Sch.
3. Die Sonnenjungfrauen. Sch.
4. Das Intermezzo. L.
5. Die Neugierigen. L.
6. Die Braut von Meſſina. Tr.
7. Jenny. Dr.
8. Die Vertrauten. L. Der Männerſpiegel. L.
9. Geſchloſſen wegen Sterbetag der Kaiſerin Maria Thereſia.
10. Johann, Herzog von Finnland. Sch.
11.–17. Geſchloſſen.

26. Salem. O.
27. Fünf ſind Zwey. O. Telemach. B.
28. Der Bergſturz. O.
29. Der Grenadier. O. Der ländliche Tag. B. Die Maskerade. B.
30. Titus. O.
31. Fünf ſind Zwey. O. Telemach. B.

April 1813.

1. Die Veſtalinn. O.
2. Johann von Paris. O.
3. Ferdinand Cortez. O. 2 A.
4. Die Zauberflöte. O.
5. Der Augenarzt. O.
6. Titus. O.
7. Geſchloſſen.
8. David. O.
9. Geſchloſſen.
10. David. O.
11.
12.
13. Geſchloſſen.
14.
15.

18. Geſchloſſen.
19. Welche iſt die Braut? L.
20. Das Schmuckkäſtchen. Sch.
21. Der verbannte Amor. L.
22. Die Hageſtolzen. L.
23. Sophie van der Daalen. L.
24. Der grüne Domino. L. Er mengt ſich in Alles. L.
25. Der verwundete Liebhaber. L. Das Findelkind. L.
26. Die alten Liebſchaften. L. Hedwig. Dr.
27. Die Schuld. Tr.
28. Die Schuld. Tr.
29. Das Epigramm. L.
30. Die Schuld. Tr.

May 1813.

1. Der Straßenräuber. Sch.
2. Die Schuld. Tr.
3. Die Beſtürmung von Smolensk. Sch.
4. Die Sonnenjungfrauen. Sch.
5. Die Schuld. Tr.
6. Die Braut von Meſſina. Tr.
7. Beſchämte Eiferſucht. L. Der arme Poet. Sch.

16.
17. Geſchloſſen.
18.
19. Salem. O.
20. Der Grenadier. O. Acis und Galathe. B.
21. Die Horatier und Curiatier. O.
22. Fünf ſind Zwey. O. Acis und Galathe. B.
23. David. O.
24. Milton. O. Acis und Galathe. B.
25. Der Dorfbarbier. O. Das übelgehüthete Mädchen. B.
26. Sargines. O.
27. Die beyden Savoyarden. O. Acis und Galathe. B.
28. Der Bergſturz. O.
29. Das Lotterielos. O. Der blöde Ritter. B.
30. Ferdinand Cortez. O. 24.

May 1813.

1. Der Sammtrock. O. Der blöde Ritter. B.
2. Die Schweizer-Familie. O.
3. Der Dorfbarbier. O. Der blöde Ritter. B.
4. Die Horatier und Curiatier. O.
5. Die beyden Savoyarden. O. Telemach. B.

8. Falſche Schaam. Sch.
9. So muß man Füchſe fangen. L.
10. Phädra. Tr.
11. Sophie von der Daalen. L.
12. Der Spieler. Sch.
13. Die beyden Figaro. L.
14. Geſchloſſen.
15. Das Angebinde. L. Die Zerſtreuten. P.
16. Das Angebinde. L. Die gefährliche Nachbarſchaft. L.
17. Die Schuld. Tr.
18. Tancred. Tr.
19. Weiberehre. Sch.
20. Die Unvermählte. Dr.
21. Die neue Frauenſchule. L. Die Kleinigkeiten. L.
22. Die neue Frauenſchule. L. Der häusliche Zwiſt. L.
23. Der arme Poet. Sch. Das Findelkind. L.
24. Menſchenhaß und Reue. Sch.
25. Selbſtbeherrſchung. Sch.
26. Die beyden Figaro. L.
27. Heinrich Reuß von Plauen. Tr.
28. Der deutſche Hausvater. Sch.
29. Das Angebinde. L. Die gefährliche Nachbarſchaft. L.

6. Salem. O.
7. Milton. O. Acis und Galathe. B.
8. Die Veſtalinn. O.
9. Das Lotterielos. O. Acis und Galathe. B.
10. Ferdinand Cortez. O. 25
11. Das Waiſenhaus. O.
12. Johann von Paris. O.
13. Ein Divertiſſement. Die beyden Savoyarden O. Die Erziehung des Adonis. B.
14. Geſchloſſen.
15. Der Dorfbarbier. O. Der blöde Ritter. B.
16. Der Bergſturz. O.
17. Friederike und Adolf. O.
18. Der Augenarzt. O.
19. Friederike und Adolf. O.
20. Fünf Tableaux. Die alten Liebſchaften. L. Das Lotterielos. O.
21. Sargines. O.
22. David. O.
23. Die Zauberflöte. O.
24. Die Schweizer-Familie. O.
25. Agnes Sorel. O.
26. Der Bergſturz. O.
27. Der Augenarzt. O.
28. Die Veſtalinn. O.

30. Toni. Dr. Die Comödie aus dem Stegreife. L.
31. Zufall und Liſt. L. Die verbothenen Waaren. L.

Juny. 1813.

1. Zufall und Liſt. L. Der Puls. L.
2. Welche iſt die Braut? L.
3. Zufall und Liſt. L. Juriſt und der Bauer. L.
4. Die Schuld. Tr.
5. Die Braut von Meſſina. Tr.
6. Geſchloſſen.
7. Das Angebinde. L. Der Hausdoctor. L.
8. Lohn der Wahrheit. L.
9. Die Verſöhnung. Sch.
10. Das Epigramm. L.
11. Eduard in Schottland. Dr. Die Roſen. L.
12. Sophie van der Daalen. L.
13. Das Intermezzo. L.
14. Das Schmuckkäſtchen. Sch.
15. Die deutſche Hausfrau. Sch. Der Lügner und ſein Sohn. L.
16. Fridolin. Sch.
17. Geſchloſſen.

29. David. O.
30. Das Waiſenhaus. O.
31. Vier Tableaux. Die beyden Savoyarden. O.

Juny 1813.

1. Die Entführung aus dem Serail. O.
2. Salem. O.
3. Die Veſtalinn. O.
4. Die Schweizer-Familie. O.
5. David. O.
6. Geſchloſſen.
7. Agnes Sorel. O.
8. Der arme Poet. Sch. 3 neue Tableaux.
9. Der Bergſturz. O.
10. Die Veſtalinn. O.
11. Fünf ſind Zwey. O. 3 Tableaux.
12. Agnes Sorel. O.
13. David. O.
14. Die Entführung aus dem Serail. O.
15. Johann von Paris. O.
16. Die Veſtalinn. O.
17. Geſchloſſen.
18. Liebhaber und Nebenbuhler in einer Perſon. O.

18. Freemann. Sch.
19. Der verwundete Liebhaber. L. Die Vertrauten. L.
20. Der Wald bey Herrmannſtadt. Sch.
21. Der Taubſtumme. Dr. Dir wie mir. L.
22. Das Räuſchgen. L.
23. Mäon. Tr.
24. Zufall und Liſt. L. Die Organe des Gehirns. L.
25. Die Schuld. Tr.
26. Die Indianer in England. L.
27. Freemann. Sch.
28. Das Angebinde. L. Die verboth. Waaren. L.
29. Der Verräther. L. Die beyden kleinen Auvergnaten. Dr. Lully und Quinault. L.
30. Der Ehekontrakt. L. Die beyden Auvergnaten. Dr. Lully und Quinault. L.

19. Der Augenarzt. O.
20. Die Zauberflöte. O.
21. Die Schweizer-Familie. O.
22. Der Sammtrock. O. 3 Tableaux.
23. Die Veſtalinn. O.
24. Der Bergſturz. O.
25. Der häusliche Zwiſt. L. 3 Tableaux.
26. Johann von Paris. O.
27. Das Waiſenhaus. O.
28. Die Gattenwahl. O.
29. Der Bettelſtudent. L. 3 Tableaux.
30. Johann von Paris.

July 1813.

Geſchloſſen.

July 1813.

1. Die Zauberflöte. O.
2. Fünf ſind Zwey. O. Drey neue Tableaux.
3. Sargines. O.
4. Die Veſtalinn. O.
5. Der Augenarzt. O.
6. Das Lotterielos. O. und drey Tableaux.
7. Sargines. O.
8. Ferdinand Cortez. O. 26.
9. Das Lotterielos. O. und drey Tableaux.
10. Das Waiſenhaus. O.
11. Die Schweizer-Familie. O.
12. Liebhaber und Nebenbuhler in einer Perſon. O.
13. Ferdinand Cortez. O. 27
14. Sargines. O.
15. Die Prüfung. O.
16. Die Prüfung. O.
17. Die Gattenwahl. O.
18. Die Veſtalinn. O.
19. Die Prüfung. O.
20. Der Bergſturz. O.
21. Die Schweizer-Familie. O.
22. Sargines. O.
23. Die Prüfung. O.

Auguſt 1813.

1. Adelheid von Burgau. Sch.
2. Das Intermezzo. L.
3. Der deutſche Hausvater. Sch.
4. Der arme Poet. Sch. die Organe des Gehirns. L.
5. Dienſtpflicht. Sch.
6. Eſſex. Tr.
7. Die Roſen. Sch. und die Kleinſtädter. L.
8. Das rächende Gewiſſen. Tr.
9. Die Advokaten. Sch.
10. Menſchenhaß und Reue. Sch.
11. Erinnerung. Sch.
12. Weiberehre. Sch.
13. Die Indianer in England. L.
14. Das Schmuckkäſtchen. Sch.
15. Lanaſſa. Tr.
16. Die beyden Auvergnaten. Dr. Die ſeltſame Audienz. L.
17. So muß man Füchſe fangen. L.
18. Die Jäger. Sch.
19. Das Mädchen von Marienburg. Sch.
20. Die Verſöhnung. Sch.
21. Die Mündel. Sch.

24. Ferdinand Cortez. O. L B.
25. Die Prüfung. O.
26. Die Veſtalinn. O.
27. Der Augenarzt. O.
28. Liebhaber und Nebenbuhler in einer Perſon. O.
29. Die Prüfung. O.
30. Die Schweizer-Familie. O.
31. Johann von Paris. O.

---

22. Die Sonnenjungfrauen. Sch.
23. Liebhaber und Geliebte in einer Perſon. L. Der gutherzige Polterer. L.
24. Der Eſſighändler. L. Liebhaber und Geliebte in einer Perſon. L.
25. Die Pflegeſöhne. Tr.
26. Liebhaber und Geliebte in einer Perſon. L. Die Vertrauten. L.
27. Eliſe von Valberg. Sch.
28. Rodrigo und Chimene. Tr.
29. Die Vertrauten. L. Der verwundete Liebhaber. L.
30. Rodrigo und Chimene. Tr.
31. Lohn der Wahrheit. L.

Auguſt 1813.

Geſchloſſen.

September 1813.

1. Der Virginier. L.
2. Der Virginier. L.
3. Octavia. Tr.
4. Der Wald bey Herrmannſtadt. Sch.
5. Rodrigo und Chimene. Tr.
6. Geſchloſſen.
7. Der Virginier. L.
8. Geſchloſſen.
9. So muß man Füchſe fangen. L.
10. Die Jäger. Sch.
11. Regulus. Tr.
12. Die Beſtürmung von Smolensk. Sch.
13. Der Dichter. L. Der Oheim als Neffe. L.
    Die gefährliche Nachbarſchaft. L.
14. Der Dichter. L. Der Oheim als Neffe. L.
    Die Auvergnaten. Dr.
15. Die ſilberne Hochzeit. Sch.
16. Der Dichter. L. Der Oheim als Neffe. L.
    Der Lügner und ſein Sohn. L.
17. Sorgen ohne Noth. L.
18. Die Schuld. Tr.
19. Das Gaſtrecht. Sch.
20. Der Mann von Wort. Sch.
21. Die Mündel. Sch.
22. Die ſilberne Hochzeit. Sch.

September.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7. geſchloſſen.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15. Der Augenarzt. O.
16. Der Grenadier. O. Wehrmannslieder.
17. Geſchloſſen.
18. Die Veſtalinn. O.
19. Die Schweizer-Familie. O.
20. Geſchloſſen.
21. Der Bergſturz. O.
22. Geſchloſſen.
23. Die Prüfung. O.
24. Sargines. O.
25. Ferdinand Cortez. O. 29

23. Die Rückkunft aus Surinam. L. Liebhaber und Geliebte. L.
24. Daſſelbe. Dir wie mir. L.
25. Der Brautkranz. Tr.
26. Welche iſt die Braut? L.
27. Die Schuld. Tr.
28. Maske für Maske. L. Das getheilte Herz. L.
29. Toni. Dr. Die Zerſtreuten. L.
30. Kabale und Liebe. Tr.

October 1813.

1. Die Quälgeiſter. L.
2. Freemann. Sch.
3. Johann, Herzog von Finnland. Sch.
4. Der deutſche Hausvater. Sch.
5. Die beyden Figaro. L.
6. Die Pflegeſöhne. Tr.
7. Der Lorbeerkranz Sch.
8. Der dankbare Sohn. L. Nachh. Das Findelkind. L.
9. Don Karlos. Tr.
10. Der Hausdoctor. L. Vorh. Die gefährliche Nachbarſchaft. L.
11. Das Gaſtrecht. Sch.
12. Dienſtpflicht. Sch.

26. Agnes Sorel. O.
27. Liebhaber und Nebenbuhler in einer Perſon. O.
28. Die Veſtalinn. O.
29. Geſchloſſen.
30. Die Schweizer-Familie. O.

October 1813.

1. Die Gattenwahl. O.
2. Ferdinand Cortez. O. 30
3. Der Augenarzt. O.
4. Die Uniform. O.
5. Sargines. O.
6. Geſchloſſen.
7. Die Veſtalinn. O.
8. Liebhaber u. Nebenbuhler in einer Perſon. O.
9. Die Prüfung. O.
10. Der Bergſturz. O.
11. Geſchloſſen.
12. Die Schweizer-Familie. O.
13. Geſchloſſen.
14. Die Bajaderen. O. /1. Mahl /
15. Dasſelbe. O.

13. Die beyden kleinen Auvergnaten. Dr. Nachh.
Der Juriſt und der Bauer. L.
14. Der Virginier. L.
15. Der Wald bey Herrmannſtadt. Sch.

I.

Neu aufgeführte Stücke vom 16. October 1812 bis dahin 1813.

Pauline Wellenberg. Schauſpiel in 3 A. nach einer Anecdote bearbeit. (am 10. November 1812.) v. Kurländer. [illegible]

Germanicus, ein Trauerſpiel in 5 A. (am 12. Dezember.)

Der leichtſinnige Lügner, ein L. in 3 A. von F. L. Schmidt. (am 28. Dezember.)

Hedwig, ein Drama in 3 A. von Theodor Körner. (am 11. Jänner 1813.)

Welche iſt die Braut? ein L. in 5 A. von Mad. Weiſſenthurn. (am 25. Jänner 1813.)

Die vergrabene Kiſte, eine dramatiſirte Anecdote in 1 A. und in Verſen von G. K. F. (am 15. Hornung 1813.)

Der Männerſpiegel, ein L. in 1 A. und in Verſen von Lembert. (am 18. März 1813.)

Tarpeja, ein Trauerſpiel in 5 A. von Chr. Kuffner. (am 26. März 1813.)

Die Schuld, ein Trauerſpiel in 4 A. in Verſen von Dr. Müllner. (am 27. Aprill 1813.)

Das Angebinde, ein L. in 2 A. in Alexandrinern von Dr. Müllner. (am 15. May 1813.)

Die neue Frauenſchule, ein Luſtſpiel in 3 A. nach dem Franzöſiſchen von Kotzebue. (am 21. May 1813.)

Zufall und Liſt, ein Luſtſpiel in 2 A. (am 31. May 1813.) – [illegible] v. Kurländer.

Die beyden kleinen Auvergnaten, ein Drama in einem Act von Kotzebue (am 29. Juny 1813.)

Lully und Quinault, ein Luſtſpiel in Alexandrinern und einem A. nach dem Franzöſiſchen von J. F. Caſtelli. (am 29. Juny 1813.

f. J. d. Lang. u. Kurländer

Liebhaber und Geliebte in einer Perſon, L. in 1 A. (am 23. Auguſt 1813.)f

Rodrigo und Chimene, ein Trauerſpiel in Jamben und 5 Aufzügen nach dem Cid des Corneille von Auguſt Klingemann (am 28. Auguſt 1813.)

Der Virginier, ein Luſtſpiel in 3 Aufzügen. (am 1. September 1813.)+. G. Reinbeck.

Der Dichter, ein Luſtſpiel in 1 A. (am 13. September 1813.)+. G. Reinbeck.

Der Oheim als Neffe ein Luſtſpiel in einem Act. (am 13. September 1813.) +

Die Rückkunft aus Surinam, ein L. in 3 A. in Verſen nach Voltaire von D. Müllner (am 23. September 1813.)

+ f. J. d. Lang. u. Kurländer

II

Neu aufgeführte Opern vom 16. October 1812 bis dahin 1813.

Il Rivale di se stesso. Liebhaber und Nebenbuhler in einer Perſon. kom. O. in 2. A. von Romanelli. Muſik von Weigl (am 29. October 1812.)

Das Winterquartier in Amerika. Singſp. in 1. A. die Muſik von Kapellmeiſter Gyrowetz (am 30. October 1812.)

Der Bergſturz. Eine Oper in 3. A. von F. Reil. Muſik von Weigl (am 19. December 1812.)

Salem eine lyriſche Tragödie in 4. A. von J. F. Caſtelli in Muſik geſetzt von J. F. Moſel (am 5. März 1813.)

Fünf ſind Zwey, eine Poſſe mit Geſang in 1. A. nach dem Franzöſiſchen von J. F. Caſtelli. Die Muſik von verſchiedenen Meiſtern. 20 [illegible]

David oder Goliaths Tod eine bibliſche Oper in 2. A. aus dem Italieniſchen des de

Antoni überſetzt. Die Muſik von Herrn Liverati (am 8. April 1813.)

Die Prüfung, eine Oper in 2. A. von F. X. Huber. Die Muſik von Herrn Kapellmeiſter Gyrowetz (am 15. July 1813.)

Nr. [illegible] Castelli; [illegible]

III, [illegible] 1813.

Neu aufgeführte Ballette vom 16. October 1812 bis dahin 1813.

Telemach auf der Inſel der Calypſo, erfunden und in die Scene geſetzt von Herrn Duport (am 2. Jänner 1813.)

Die Zauberflöte, ein komiſches Ballet von der Erfindung des Herrn Gioja (am 21. Jänner 1813.)

Der ländliche Tag, komiſches Ballet in zwey Acten — und

Die Maskerade od. Der Ball des Gutsherrn, ein groſes Divertiſſement, beyde von der Erfindung des Herrn Duport (am 11. März 1813.)

Acis und Galathe oder Der Rieſe Polyphem ein epiſodiſches Divertiſſement von Herrn Duport (am 20. Aprill 1813.)

Ein großes Divertiſſement und

Die Erziehung des Adonis oder Deſſen Ausſöhnung mit Venus, ein epiſodiſches Ballet, beyde von der Erfindung des Herrn Duport (am 13. May 1813.)

IV.

Debuts und Gaſtrollen fremder Schauſpieler auf den k. k. Hoftheatern vom 16. October 1812 bis dahin 1813.

Herr Moreau, Mitglied der Grätzerbühne gab als Gaſt am 16. October den Gefangenen im Tag der Erlöſung; am 19. den Elmann im Hausdoctor; am 22. und 25. den Chriſtmann in: So muß man Füchſe fangen; und am 24. den Affenpreis im Findelkind.

Dlle. Schmidt, vom k. Nationaltheater in Berlin gab als Gaſt am 4. November die Emmeline in der Schweizer-Familie; am 8. und 11. die Pamina in der Zauberflöte.

Herr Polawsky, debutirte als Rekau im Portrait der Mutter am 7. November; — als Graf von der Mulde im Straßenräuber am 12. — und als Schnellfeder in: Der Dichter und der Schauſpieler am 19.

Mad. Schönberger, gab folgende Gaſtrollen. Am 16. December 1812 den Tamino in der Zauberflöte; am 20. denſelben; am 27. Hornung den Titus; am 22. März denſelben; am 30. März denſelben; am 6. Aprill denſelben; am 1. Juny den Belmonte in der Entführung; am 14. denſelben.

Mad. Föhrmann, ſpielte am 20. Jänner 1813 die Merope im Trauerſpiele gleiches Nahmens; am 27. die Oſſakowa in den Strelitzen.

Herr Seipelt, gab am 4. und 7. Hornung 1813 den Saraſtro in der Zauberflöte.

Mad. Harlas, Kammerſängerinn Sr. Maj. des Königs von Bayern gab folgende Gaſtrollen. Am 20. Hornung den Curiatius in Gli Orazi e Curiazi; am 22. denſelben; am 8. März denſelben; am 16. März ebendenſelben; am 22. März den Sextus im Titus; am 6. Aprill denſelben; am 21. Aprill den Curiatius; am 26. den Sargines; am 4. May den Curiatius; am 17. May den Adolf in Adolfo e Federica; und am 21. den Sargines.

Dlle. Brandſtätter, gab am 27. Hornung und 30. März den Sextus im Titus.

Mad. Moreau, debutirte als neu engagirtes Mitglied am 22. Aprill als Margarethe in den Hageſtolzen; am 1. May als Amelie im Straßenräuber; am 7. als Julie in der beſchämten Eiferſucht.

Herr Moreau, debutirte als neu engagirtes Mitglied am 25. Aprill als Affenpreis im Findelkind; am 29. als Hippeltanz im Epigramm.

Mad. Eßlair, vom Badenſchen Hoftheater gab als Gaſt am 6. May die Donna Iſabella in der Braut von Meſſina; am 10. die Phädra; am 12. die Baroninn im Spieler; am 18. die Amenaide im Tancred; am 19. die Marie in Weiberehre; am 21. die Julie in der neuen Frauenſchule; am 22. die Frau im häuslichen Zwiſt; und am 24. die Eulalia in Menſchenhaß und Reue.

Herr Eßlair, Mitglied des Großherzoglich Badenſchen Hoftheaters gab folgende Gaſtrollen. Am 4. May den Rolla in den Sonnenjungfrauen; am 6. den Don Manuel in der Braut von Meſſina; am 8. den Erlach in der falſchen Schaam; am 10. den Theſeus in der Phädra; am 12. den Baron Wallenfels im Spieler; am 18. den Tancred; am 19. den Wallo in Weiberehre; am 21. den Grafen in der neuen Frauenſchule, und den Carl von Wellen in den Kleinigkeiten; am 22. den Grafen, und den Mann im häuslichen Zwiſt; und am 24. den Unbekannten in Menſchenhaß und Reue.

Mad. Grünthal, neu engagirtes Mitglied debutirte am 20. May als Fräulein Bredow in der Unvermählten; am 25. als Baroninn in der Selbſtbeherrſchung; und am 5. Juny als Donna Iſabella in der Braut von Meſſina.

Herr Dunſt, neu engagirtes Mitglied debutirte am 24. May als Jakob in der Schweizer-Familie; am 4. Juny in eben demſelben.

Mad. Grünbaum, Mitglied des ſtändiſchen Nationaltheaters in Prag gab am 16. Juny die Julia in der Veſtalinn; am 23. dieſelbe; am 26. die Prinzeſſinn im Johann von Paris; am 30. dieſelbe; am 1. July die Pamina in der Zauberflöte; am 4. die Julia in der Veſtalinn; am 8. die Amazilly im Ferdinand Cortez; am 13. dieſelbe; am 18. die Julia in der Veſtalinn; am 21. die Emmeline in der Schweizer-Familie; am 24. die Amazilly im Ferdinand Cortez; am 26. die Julia in der Veſtalinn; am 30. die Emmeline in der Schweizer-Familie; und am 31. die Prinzeſſinn im Johann von Paris.

Herr Grünbaum, gab am 26. Juny den Johann von Paris; am 30. denſelben; am 1. July den Tamino in der Zauberflöte; und am 31. den Johann von Paris.

Herr Schwarz, neuengagirtes Mitglied debutirte den 18. Auguſt als Oberförſter in den Jägern; den 20. als Herr von Wittburg in der Verſöhnung; und den 21. als Kaufmann Drave in den Mündeln.

Dlle. Baumann, wagte ihren erſten theatraliſchen Verſuch als Mädchen von Marienburg am 19. Auguſt; ſpielte am 27. die Eliſe von Valberg; und am 4. September die Eliſene im Wald bey Hermannſtadt.

Biographiſche Notitzen der weil. k. k. Hofſchauſpielerinn Anna Federowna Krüger.

Geboren in Petersburg am 28. Hornung 1792 war Anna Federowna, die Tochter des Herrn Spengler, Director des kaiſerl. Hoftheaters daſelbſt. Ein halbes Jahr nach ihrer Geburt löſte die Kaiſerinn Katharina das Hoftheater auf, und das Kind wurde aus ſeinem Geburtslande von ſeinen Ältern nach Prag gebracht, wo Spengler die Direction des ſtändiſchen Nationaltheaters übernahm. — Schon als unmündiges Kind zeigte Anna Federowna jene Reitzbarkeit der Nerven, jene Empfindlichkeit, jene Weichheit der Seele, welche die Grundlagen ihres nachmahligen Charakters wurden. Ein ſtrenges Wort von ihren Ältern geſprochen, machte ſie oft Tage lang weinen, und ein unvermuthetes Fallen eines Dinges, ein gähes Geräuſch oder dgl. erſchütterte das Kind außerordentlich. — Drey Jahre hatte ihr Vater die Direction des Prager Theaters geführt, als er ſtarb. — Hrn. Krüger, welcher damahls beym Theater in Prag angeſtellt war, wurde die Direction übertragen. Er nahm ſich der verlaſſenen Wittwe des vorigen Directors an, lernte ſie dadurch näher kennen, und vermählte ſich dann mit ihr, indem er auch ihre drey Kinder förmlich adoptirte. — Mit beſonderer Liebe hieng der neue Vater an der kleinen ſanften Anna, fand ſchon früh die noch ſchlummernden Talente in dem Kinde auf, und ſuchte ſie mit zärtlicher Vaterliebe zu wecken, und zu bilden. — In ihrem fünften Jahre betrat die kleine Anna zum erſten Mahl die Bühne als Knabe Elamir in der Oper Axur, und machte durch ein, ihren zarten Jahren ſonſt nicht eigenes, — beſonnenes Spiel, und durch ihre liebliche Stimme einen ſehr günſtigen Eindruck auf das Publikum. — Später ſpielte ſie mehrere Kinderrollen und unter andern auch den Gürge in den beyden Billets, wobey ihre beyden andern Geſchwiſter (welche ihrer theatraliſchen Talente wegen leider zu früh ſtarben) den Schnaps und das Röschen ſpielten. — Unſere kleine Anna gefiel in dieſer ſchweren naiven Rolle ungetheilt, man herzte und küßte das liebliche Kind nach der Vorſtellung um die Wette, und alle Künſtler des Pragertheaters ſtimmten darin überein, daß das Mädchen ein ausgezeichnetes Talent zur Schauſpielerinn beſitze. Aufgemuntert durch dieſen Beyfall wandte Herr Krüger nun alles an um die Kleine alle Vorbereitungswiſſenſchaften lehren zu laſſen, und nebenbey ließ er ſie in größern Stücken immer Kinderrollen ſpielen. Er ſelbſt (gewiß einer der größten dramatiſchen Künſtler Deutſchlands) half ihr die wahren Anſichten ihrer kleinen Rollen finden, und zeigte ihr die rechte Art, wie ſelbe aufgefaßt, gelernt, und dargeſtellt werden ſollen. Dadurch erhielt das Mädchen ſchon in früheſter Jugend das, was man bey Schauſpielern Routine nennt, und was, durch Wiſſenſchaft und Talent geläutert, den größten Einfluß auf den dramatiſchen Künſtler und ſeine Kunſtwerke hat. — Im Jahre 1800 legte Krüger die Direction des Theaters in Prag nieder, und wollte eine Kunſtreiſe nach Wien unternehmen. Allein da er in den Gaſtrollen, welche er bey ſeiner Durchreiſe in Brünn gab, ſo außerordentlich gefiel, ſo machte man ihm von Seite des dortigen Gouvernements ſehr glänzende Engagements-Anträge, welche Krüger auch annahm. Jeder, dem die Geſchichte der deutſchen Theater nicht ganz fremd iſt, weiß, daß zu jener Zeit das Brünner-Theater einen vorzüglichen Rang unter den deutſchen Theatern behauptete. Man hieß es allgemein nur die Schauſpieler-Schule. — Es beſaß an den Herrn Krüger, Scholz, Bernardi, Caché, Pöſchel mit Recht berühmte Künſtler, welche darüber wachten, daß alle Stücke, welche gegeben wurden, präciſe einſtudiert und dargeſtellt wurden.

Das aufkeimende Talent hatte alſo Gelegenheit, etwas Gutes zu ſehen, und ſich darnach zu bilden. — Auch in Brünn ſpielte unſere Anna noch Kinderrollen, und zwar alle mit vielem Beyfall. Gegen zwey Jahre vergnügte Krüger das Brünner Publikum mit ſeinen Darſtellungen, als er von dem damahligen Director der k. k. Hoftheater in Wien Freyherrn v. Braun einen ehrenvollen Ruf nach Wien erhielt. Er folgte dieſem im Jahre 1802, wo er als k. k. Hofſchauſpieler mit Decret engagirt wurde, und ſich ſo ſein Alter und dem Wiener Publikum das Vergnügen ſicherte, ihn immer bewundern zu können. Anna war nun 10 Jahre alt geworden, und da ſie in dieſem Alter für Kinderrollen ſchon zu groß, für erwachſene Mädchen aber noch zu klein war, ſo ließ ſie der Vater eine Pauſe in ihrem Künſtlerleben machen. Von ihrem 10. bis in ihr 15. Jahr beſchäftigte ſie ſich nun damit, gute Vorbilder auf den k. k. Hoftheatern zu ſtudieren, und ſo ſich nach und nach die ſchwere Bahn zu erhellen, welche ſie einſt zu betreten Willens war. Mit beſonderem Eifer und der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit hing Dlle. Krüger vorzugsweiſe an jedem Tone, an jeder Gebährde unſerer großen unvergeßlichen Rooſe. Der ſanfte ſchmelzende Ton der herrlichen Künſtlerinn ſprach ihre Individualität vor allen andern an, und ſie fand in ihrer Seele dunkel wieder, was ſie hier lebendig vor ſich ſah. — Nach jeder Vorſtellung fand man ſie in Thränen, welche Betty Rooſe's Spiel ihr entlockt hatte, und hörte ſie mit Begeiſterung von ihrem Vorbilde ſprechen. In ihrem 15. Jahre endlich wurde Dlle. Krüger bey dem Theater an der Wien engagirt, und betrat dieſe Bühne zum erſten Mahle am 1. September 1804 als Amalie in Schikaneders Luſtſpiel: Die Hauer in Oeſterreich. Obſchon dieſes Stück den Widerwillen des ganzen Publikums erregte und einſtimmig ausgeziſcht wurde, ſo erhielt Dlle. Krüger doch laute Beyfallszeichen, und ſchon damahls bemerkte man, daß ſich ihr Talent ganz zum Rührenden und Schwärmeriſchen hinneige. Sie erhielt in der Folge als Anfängerinn meiſtens untergeordnete Rollen, doch zeigte ſie auch in dieſen bald ihr Talent, und wurde dann zu größern verwendet. Ihre erſte bedeutende Rolle war Cornelia in einem Schauſpiele Cornelia d'Oromonte, einem unglücklichen Gegenſtück zu Emilia Gallotti. In dieſer Rolle zeigte Dlle. Krüger ganz, was ſie einſt werden würde, ſie ſpielte dieſe Cornelia ſo zart und ſchwärmeriſch, wie es der Charakter forderte, und wurde am Schluße einſtimmig vorgerufen. Mit Vergnügen erinnern wir uns auch ihrer fernern Darſtellung der Antonie im Eichenkranz. Allein trotz alles Fleißes und Studiums war es der jungen talentvollen Anfängerinn doch nicht möglich ſich höher zu ſchwingen. Die Urſache lag meiſtens darin, weil das Schauſpiel dazumahl bey dem Theater an der Wien nur als ein Aushilfsſpektakel betrachtet wurde, und daher noch nicht ſo gute Mitglieder beſaß als jetzt. Es wurden mehr Opern als Schauſpiele gegeben, und jene Schauſpiele, welche gegeben wurden, waren meiſtens Stücke mit großem Spektakel, wobey Mahler, Maſchiniſt und Pferde das Meiſte thun mußten, und dem Künſtler nichts übrig blieb, als von ſeiner Rolle hier und da eine gute Stelle wegzuſtreichen, damit ja das ſchauluſtige Publikum über eine ausgemahlte Scene, worin nichts zu ſehen war, nicht gähnen möchte. — Bey ſolchen Umſtänden war es auch für den ausgebildeten Künſtler unmöglich, ſich in ſeinem wahren Lichte zu zeigen, um wie viel mehr noch für eine Anfängerinn. Dlle. Krüger fühlte das, und bat ihren Vater, ihr ein Engagement bey irgend einem Provinztheater zu erwirken, wo ſie mehr in Thätigkeit geſetzt, und alſo eher im Stande ſeyn würde, in das Heiligthum der Kunſt durch Fleiß einzubringen. — Der erfahrne Künſtler ſah die Nothwendigkeit dieſes Schrittes ein, und obſchon er ſeine Tochter lieber unter ſeinen Augen die ſchwere Bahn zur Kunſt hätte wandeln ſehen, obſchon er einſah, daß ein junges unerfahrnes, zur Schwärmerey geneigtes Herz, theils durch ſein eignes Gefühl, theils durch den Beyfall des Publikums getäuſcht, leicht auf Abwege gerathen könne, ſo baute er doch, beſonders bey den feſten Grundſätzen ſeiner Tochter, darauf, daß durch dieſen Schritt mehr Gutes als Schlimmes erzweckt würde, und willigte darein, in der Hoffnung, das wenige Schlimme in der Folge durch ſeine eigenen Lehren und gute Vorbilder wieder zu verbeſſern. — Der bekannte Schikaneder übernahm gerade dazumahl (im Jahre 1808) die Direction des Brünnertheaters, und da Krüger mit ihm in ſehr freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtand, ſo vertraute er ihm ſeine Tochter an. Dlle. Krüger reiſte alſo mit Schikanedern nach Brünn, wo ſie in ſeinem Hauſe wohnte, und in allen Fällen von dem Freunde ihres Vaters unterſtützt wurde. Hier fand ſie bald Gelegenheit aus dem Dunkel hervorzutreten. Es wurden ihr alle erſten Rollen zu Theil, und ſie ſpielte ſie alle zur Zufriedenheit, zum Vergnügen, ja man kann ſagen, zum Jubel des Publikums. Bald waren alle öffentlichen Blätter von dem Lobe der Dlle. Krüger voll, und noch jetzt fühlt und bedauert Brünn ihren Verluſt. Im J. 1809 ließ ihr Vater ſie nach Wien rufen, damit ſie ſich auch hier wieder einmahl zeigen, und in ſeiner Benefice-Vorſtellung ſpielen möchte. Er wählte dazu Kotzebues Ubaldo, und Dlle. Krüger trat darin am 7. Jänner 1809 als Herzoginn auf. Mit Vergnügen bemerkte jedermann, daß dieſe liebliche Schauſpielerinn während ihrer Abweſenheit höher zum Tempel der Kunſt empor geſtiegen ſey, und daß beſonders ihr ſanfter ſchmelzender Ton zu Aller Herzen dringe. Man belohnte ihr Spiel mit rauſchendem Beyfall, und die k. k. Hoftheater-Direction engagirte ſie für künftige Oſtern als Hofſchauſpielerinn. Drey Mahl ſpielte ſie dieſelbe Rolle im Ubaldo und reiſte dann wieder nach Brünn ab, um die Pflichten ihres Engagements daſelbſt noch ganz zu erfüllen. — Um Oſtern 1809 kehrte ſie zu uns zurück, um uns nun ganz anzugehören. Ihre Debüts als Hofſchauſpielerinn waren: Die Gefangene in Adelheid von Burgau, und die Eliſene im Wald bey Hermannſtadt. — Ihr drittes Debüt verzögerte die feindliche Invaſion. — Da das Theater an der Wien dazumahl unter einem Director mit den k. k. Hoftheatern ſtand, ſo ſpielte ſie auch in dieſem Theater, und von nun an ſtieg ſie mit jeder Darſtellung einer neuen Rolle in der Gunſt des Publikums. Emma in den Kreuzfahrern; Marianne in Gotters Marianne, Cathinka im Mädchen von Marienburg, Helene im Heinrich Reuß von Plauen; Afanasja in Benjowsky, Eulalie in Menſchenhaß und Reue, Pauline im grünen Domino, Elfride in der Macht der Liebe, Albertine in Fehlgeſchoſſen, waren einzelne Blätter in ihrem Künſtlerkranze, und wenn ſie ſich auch hier und da den Fehler zu Schulden kommen ließ eher zu viel als zu wenig gethan zu haben, ſo war daran wirklich nur ihr Gefühl Schuld, auf welches jede Leidenſchaft ſtärkeren Eindruck machte, als auf andere Menſchen. — Sie glaubte ſelbſt oft nur kalt wiedergegeben zu haben, was ſich in ihrer Seele heiß und ſprudelnd abſpiegelte, wo ein weniger warmer Kunſtrichter Überſpannung fand.

Die Zierde aller ihrer Darſtellungen aber war die Jungfrau von Orleans. Ihre edle Geſtalt, das mit überirdiſchen Dingen beſchäftigte Gemüth, der Ton ihrer Stimme, die Haltung ihres Körpers, alles zauberte uns Johannen, wie ſie Schiller mit üppiger Phantaſie gebar, vor die Augen. Dieſe Darſtellung war ein vollendetes Kunſtwerk. Schade, daß die Werke des Schauſpielers nicht eben ſo, wie die

Werke anderer Künſtler auf die Nachwelt übergehen können. Dieſes hätte es verdient. — Mehrere Künſtlerinnen vom verdienten Rufe haben ſich nach ihr an dieſe Rolle gewagt, aber keine hat Dlle. Krüger erreicht. —

Im Jahre 1812 übernahm Dlle. Krüger mit ihrem Vater eine Kunſtreiſe nach Grätz. Wie ſehr ſie auch dort das Publikum entzückte, mag das ehrenvolle Geſchenk beweiſen, welches ihr von einer Geſellſchaft ungenannter Kunſtfreunde überſandt wurde. Es beſtand in einem, mit Brillanten beſetzten Collier, von einem äußerſt ſchmeichelhaften Briefe begleitet.

Nach ihrer Zurückkunft von Grätz fuhr Dlle. Krüger fort, in neuen Rollen, welche die Direction nun mit Zuverſicht und Vergnügen ihr vertraute, zu glänzen. Mit unbeſchreiblicher Liebenswürdigkeit ſtellte ſie in Kotzebue's getheiltem Herzen die ſchalkhafte Pauline und die ſanfte Sophie dar. Als Zenobia in Collin's Mäon war ſie ganz die hohe, zwiſchen unterdrückter Liebe und ſtrenger Pflicht ſtillkämpfende und ruhig duldende Frau, und noch in mehreren Rollen ergriff ſie mächtig das Herz des Publikums, welches ſie immer mit einſtimmigem Beyfall lohnte. Niemand, der ſie am 25. Juny in der Schuld bewunderte, hätte geglaubt, daß er das junge blühende Mädchen zum letztenmahle ſähe. Leider hatte das Schickſal es ſo beſtimmt.

Sie wurde ſchon am folgenden Tag nach dieſer Vorſtellung unpäßlich, und mußte einige Tage das Bett hüthen. Da ſie ſich aber dann wieder beſſer fühlte, und ihr Vater ſein Wort gegeben hatte, nach Peſth zu kommen, um daſelbſt Gaſtrollen zu geben, ſo beſtimmte ſie die Liebe, mit welcher ſie an dieſem hing, ihn zu begleiten. Die Familie Krüger trat dieſe unglückliche Reiſe am 4. July an. — Dlle. Krüger debütirte in Peſth am 17. July als Jungfrau von Orleans. Hatte ſie dieſe Rolle auch immer vortrefflich dargeſtellt, ſo übertraf ſie ſich doch bey der heutigen Vorſtellung ſelbſt. — Ein überirdiſcher Zauder ſchien ſich über ihr ganzes Weſen ergoſſen zu haben. Sie ſchwebte in höhern Regionen, man hätte vor der heiligen Schwärmerinn niederfallen und ſie anbethen mögen. Obſchon dieſe Rolle ihr, zwar immer reitzbares, doch jetzt noch mehr aufgeregtes Nervenſyſtem gewaltig angegriffen hatte, und Dlle. Krüger ſich nach dieſer Vorſtellung ſchon ſchwach fühlte, ſo bewunderte ſie Peſth doch noch am 19. July als Afanasja in der Verſchwörung auf Kamtſchatka — allein leider zum letztenmahl. Sie mußte nach dieſer Vorſtellung einer unbeſchreiblichen Schwäche wegen nach Hauſe gebracht werden, und ſchon am folgenden Tag zeigten ſich alle Spuren eines bösartigen Nervenfiebers, welches immer heftiger wüthete und endlich am 4. Auguſt Nachmittags um 3 Uhr ihrem theuren Leben im 21. Jahre ein Ende machte. Ihre Ältern und andere Leute, welche ſie während ihrer Krankheit pflegten, können nicht beſchreiben, mit welcher Ruhe ſie ſich mit Gott verſöhnte, wie tiefſinnig ſie noch drey Tage vor ihrem Ende von 2 bis 5 Uhr Morgens über Leben und Tod ſprach, wie ſie ſich ſelbſt die Lehren der Religion, der einzigen Tröſterinn auf dem Todbette ins Gedächtniß zurückrief. Der Prieſter ſaß ſchweigend an ihrem Bette, und lauſchte auf jedes ihrer Worte, ſtatt ſelbſt zu ſprechen. Die letzte Unterredung mit ihrem Vater war ſo rührend und herzergreifend, daß kein Ohrenzeuge ohne Thränen daran denken kann.

Das Publikum von Peſth hatte ſie nur zwey Mahl geſehen, allein es nahm ſo lebhaften Antheil an der Krankheit und dem Tode dieſer Künſtlerinn, als ob ſie ihm angehört hätte. — Alle berühmten Ärzte von Peſth beſuchten Dlle. Krüger während ihrer Krankheit. Vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht reichten ſich Menſchen die Thüre, um Erkundigungen über ihr Befinden einzuziehen, Aller Herzen hatte ſie ergriffen, alle Herzen fühlten nun ihren Verluſt.

Am 6. Auguſt wurde ſie mit einer Feyerlichkeit beerdigt, deren ſich Peſth nicht erinnert. Die Direction trug ſelbſt die Koſten davon. Der Adel und viele Privaten ſandtẹn Körbe voll von ſeltnen Blumer, um die Leiche damit zu ſchmücken. Alle Männer und alle verehlichten Damen des Theaters, ſo wie auch viele Honoratioren der Stadt begleiteten die Leiche in ſchwarzen, alle Mädchen in weißen Kleidern. Das ganze Orcheſter und die Chöre folgten. — Sie wurde auf der Anhöhe des Kirchhofes in das Grab geſenkt, und tauſend Thränen floſſen ihr nach. Die Stadt Peſth iſt Willens ihr auch ein Monument ſetzen zu laſſen. Am 7. wurden die Exequien in der Pfarrkirche gehalten, wobey Mozarts Requiem aufgeführt wurde, und der größte Theil des Adels in Trauer erſchien. — Heil jener Stadt, welche Künſtler ſo zu ſchätzen weiß, und Heil jenen Künſtlern, welche in einer ſolchen Stadt leben.

Dlle. Krüger hatte eine ſchlanke edle Geſtalt, ein rundes volles Geſicht; und ein ſehr ſprechendes, doch auch ſehr ſchwärmeriſches Auge. — Der zarte Bau ihrer Nerven war für die ſtürmiſchen Leidenſchaften des Kothurns zu ſchwach. Auch bey geſundem Zuſtande ihres Körpers machten viele Rollen einen ſo ſtarken Eindruck auf ihr Gemüth, daß ſie ſich nach der Darſtellung derſelben abgemattet, ſchwach und kränklich fühlte. Sie ſtarb für die Kunſt, für welche ſie auch ganz lebte.

Noch lange wird Wien ihren Verluſt fühlen.

J. F. Caſtelli.

Folgende Gedichte ehrten das Andenken der Verſtorbenen.

Dem Andenken.

Der am 4. Auguſt 1813 im 20. Jahre ihres
Alters verblichenen k. k. Hofſchauſpielerinn
Wien's.
Anna Fedrowna Krüger:
Geweiht.

(wurde am Begräbnißtage in Peſth vertheilt.)

Motto.

Sie iſt dahin, ſie wird nicht mehr erwachen,
Ihr Auge wird das Ird'ſche nicht mehr ſchauen,
Schon ſchwebt ſie droben, ein verklärter Geiſt,
Sieht unſern Schmerz nicht mehr —

Schillers Jungfrau von Orleans.

Ja noch ſiehet der Blick die fromme Schäferinn wallen,
Der ein göttlicher Wink mächtig den Buſen erfüllt.
So durchdrungen von ihrer himmliſchen Sendung hienieden

Scheint ſie höherer Art, eine Verklärte zu ſeyn.
Nur das Sterbliche haftet am Boden, das ewig Lebend'ge
Fühlt die Feſſel, und ſtrebt raſch zum Äther hinan.
Tief ins Gemüth der Horcher dringen die mächtigen Worte,
Die ihr bildender Sinn durch die Lippe belebt,
Und ſo reget holde Erſcheinung mit ernſter Bedeutung
Durch die täuſchende Kunſt jeglichen Horcher nun auf,
Und es folget ihr ſtill gelöſt vom mächtigen Zauber
Der begeiſterte Sinn, das gerührte Gemüth.
Unaufhaltſam folgt ſie dem ſtrenge gebiethenden Schickſal,
Bis am herrlichen Ziel ſie erhaben nun ſteht.
Sieh, da öffnet der Himmel ſeine glänzenden Pforten,
Und es winket ihr fern der Unſterblichen Chor;
Leichte Wolken ſenken ſich nieder umflieſſend die Jungfrau,

Heben ſanft ſie empor, leiſ' entſchwebend dem Blick,
Und es ſinket die Fahn, und es fliehet die Erde. —
Unverwandt ſtarret das Aug noch zum Äther hinan.
Iſt's ergreifende Täuſchung? iſt es ein rührender Traum nur?
Oder — verkündet der Schein ſchon dein nahes Geſchick?
Willſt du nimmer ſie ſchauen im Frühlingsglanze die Erde?
Nimmer ſprechen zum Volk das ergreifende Wort?
Steige noch einmahl hernieder, und weile erhabene Jungfrau!
Unter Lebenden Chor, weile ferner noch hier! —
Aber horch! Was ſoll dieß ahnungsvolle Gemurmel?
Dumpfverbreitend erſchallt es in jeglichem Ohr.
Wie! Was jüngſt noch ein Traumgewebe von Täuſchung erſchienen,

Was ſo tief uns gerührt, und zur Schwermuth geſtimmt,
Sollte ſich ahnend erfüllen? ſollte ſich ſtreng nun bewähren?
Ja im Buſen ſchon glimmt die verheerende Glut,
Und es ſtürzet zuſammen die Pracht der herrlichen Glieder,
Es verſtummet der Mund, und das Auge erſtirbt.
Doch das Irdiſche nur ergreift die grauſe Zerſtörung,
Aber die Seele tritt frey aus der Verweſung hervor;
Wie im Leben, ſo rein, erſcheint die liebliche Jungfrau
In den heiteren Höh'n, an dem Urquell des Lichts.
Sieh, da ſchwebt ſie herab, im Glanze, die Mutter der Gnaden,
Mit dem ewigen Sohn, winkt holdſelig und ſpricht:

»Steure muthig heran, du ſanfte Dulderinn! ſteure!
»Denn bald haſt du das Ziel deiner Sehnſucht erreicht,
»Zu geläutert biſt du, um länger im Staube zu wandeln,
»Hier empfange den Lohn, welcher der Tugend gebührt!" —
Und rings tönten himmliſche Chöre von goldenen Wolken:
»Eile Seraph heran, eile zum himmliſchen Born
»Ewigen Seyns! Nur Schattenfreuden gewähret die Erde,
»Aber das Schöne lebt fort hier im ewigen Licht.
»Würdig biſt du, vom Glanze ewiger Jugend umfloſſen,
»Dem ein Vorbild zu ſeyn, der zu erreichen dich ſtrebt."

Auf den Tod
der
Anna Federowna Krüger,
von J. F. Caſtelli.

So iſt dir denn auf Erden nichts zu theuer,
Du unerbittlich ehernes Geſchick!
Du ſchoneſt nicht des größten Sängers Leyer,
Nicht Tugend, Weisheit, — Schönheit nicht und Glück;
Auf deinen Hauch verliſcht der Wangen Feuer,
Und ſchnell erſtarrt der ſeelenvollſte Blick,
Manch ſchöner Mund, dem Schönes nur entfloſſen,
Auf immer wurde er durch dich geſchloſſen.

Es muß ein Himmel ſeyn! — Wollt ihr's verneinen,
So ſeht, das Beſte ruft das Schickſal fort;

Dieß kann ſich mit dem Schlechten nicht vereinen,
Es ſammelt ſich an einem beſſern Ort,
Und alles dunkle Glauben, Wünſchen, Scheinen
Wird zur entſchleyerten Gewißheit dort! —
Wem nichts auf Erden übrig bleibt zu ſehen,
Dem muß ein höh'res Leben offen ſtehen.

Auch Du, o holde Jungfrau, zarte Blüthe!
Tratſt früh von deiner Pilgerreiſe ab,
Dein Flammengeiſt, der für Erhabnes glühte,
War für den Leib zu ſtark, den Gott dir gab;
Je höher jener ſich zu fliegen mühte,
Je tiefer ſchwankte dieſer hin zum Grab,
Den Ballaſt warfſt du aus dem Schiff des Lebens,
Und ſchwangſt dich leicht zum Urquell deines Strebens.

Es ſah der Genius der Kunſt dein Ringen,
Und reichte dir von oben ſeine Hand,

Der Schwachen zu erleichtern das Vollbringen,
Führt er dich in Pannoniens fernes Land;
Denn hier, wo alle Herzen an dir hingen,
Zeriſſeſt ſchwerer Du des Lebens Band;
Vereitelt hätten wir ſein himmliſch Walten,
Durch Liebe dich vielleicht zurück gehalten.

Mit dir ſind auch die Bilder hingeſchieden,
Die du uns vorgezaubert, ſchön und wahr,
Wir ſehn nicht mehr Cathinka und Elfriden,
Die Jungfrau nicht, wie Schiller ſie gebahr,
Und alle die Geſtalten, die hienieden
Verherrlichten Melpomenens Altar,
Verſchwunden ſind auch ſie mit dir! — nur eine
Lebt ſtets in unſern Herzen fort: — Die Deine!

Am Grabe
der Hofſchauſpielerinn
Federowna Krüger,
von Deinhardſtein.

Die wir am Grab voll Wehmuth ſtehen,
Das traut das holde Bild umſchließt,
Dem Abendhauches lindes Wehen
Den Morgen von der Wange küßt;
Zur Klage hat uns Gram verbunden,
Um Sie, die zaubervoll das Herz
Beweget in der Weihe Stunden,
Zu Schmerz und Luſt, zu Luſt und Schmerz.

Wie in der Mythe goldnen Zeiten
Urania zur Erde kam,
Mit ihrer Himmel Seligkeiten,
Der wunden Bruſt die Qualen nahm,
Stieg Sie vom Land, wo liebend waltet
Die Charitinn, zu uns ins Thal,

Die Freude hatte ſich entfaltet,
An ihrer Jugend Frühlingsſtrahl

Zur Heimath iſt Sie hingezogen,
Wo Sie im Götterkreiſe lebt,
Ob der der klare Irisbogen
Die lebensreichen Farben webt;
Hoch über bangen Erdenträumen,
Unſterblichkeit in freyer Bruſt,
Fühlt Sie in Aethers lichten Räumen
Der Götter ewig heitre Luſt.

Anna Fedrowna Krüger,

von Fr. Wallner.

Ferne her hallen der Klage dumpfe Töne,
Und Melpomene, ſchmerzlich tief erſchüttert,
Birgt das thränende Antlitz in des Schleyers
Düſtere Hülle.

Weint mit mir, ihr des Mimen Kunſt Vertraute,
Der Vollendung ſo nah, im Glanz der Jugend
Sank vom Sturme gebrochen eine Blume:
Anna Fedrowna.

Der Begeiſterung Götterfunke flammte,
Still, bewegungslos harrte rings die Menge;
Und ſeht, Orleans Jungfrau, ſie erſchien euch
Ehrfurcht gebiethend.

Wie Johanna, du lebeſt? rief der Hades,
Und wie Jupiters Adler Ganymeden
Trug er ſtolz ſie hinüber in die Heimath
Ewiger Wonne.

Ein Wort
über kritiſche Tageblätter der Bühnen.

Die Zahl der Tageblätter, welche ſich mit dem Theater, und beynahe ausſchließend mit der vaterländiſchen Bühne beſchäftigen, hat ſich ſeit einigen Jahren ſo ſehr bey uns vermehrt, daß ſie die Aufmerkſamkeit des auch nur wenig theilnehmenden Beobachters gewiß auf ſich ziehen mußte. Überdieß haben ſogar öffentliche Blätter, die nicht in der geringſten Verbindung mit dem Theater ſtehen, Aufſätze über dasſelbe und Beurtheilungen aufgeführter Stücke enthalten, und dadurch ſelbſt das große Publikum, welches ſich eigentlich mit dem Leſen der Journale nicht beſchäftigen kann, auf eine Kritik der dramatiſchen Producte aufmerkſam gemacht. Erſcheinungen dieſer Art, wenn ſie zur rechten Zeit und auf eine zweckmäßige Weiſe eintreten, können allerdings einige gute Folgen für die Kunſt begründen, und es lag gewiß, wenigſtens zum Theile in der Abſicht der erſten Unternehmer und Herausgeber der Theater-Journale, nach Kräften zum Vortheile der Kunſt ſelbſt zu wirken. Da nun dieſer Bemühungen ungeachtet, wie die Erfahrung leider gelehrt hat, dennoch keine wohlthätigen Einwirkungen ſich zeigen wollten, und ſtatt, daß der Geſchmack des Publikums geläutert wurde, dieſes beynahe in ein Labyrinth gerieth, aus welchem kein Faden der Liebe zur Pforte des Lichtes führte, dadurch aber mancherley Urtheile zum Nachtheile der heiligen Kritik erwuchſen, ſo dürfte ein Wort über das dermahlige Verhältniß der Tageblätter der Bühnen zu dem Theater, ſo wie des dermahligen Zuſtandes der Kritik zu jenem der Kunſt nicht ganz unzweckmäßig ſeyn.

Die Kritik ſoll den wahren Werth der Kunſtgebilde der Phantaſie würdigen, und dadurch den reinen Kunſtſinn und Geſchmack begründen, ausbilden und vervollkommnen, mithin die Schönheiten und Mängel der Kunſtproducte aufdecken, und beyde nach den Geſetzen der Schönheitslehre richten. Sie iſt alſo die Theorie der Kunſt, angewendet auf ihren practiſchen Theil. Die Kritik des Theaters beſteht daher in der Anwendung der dramatiſchen Kunſttheorie auf die dramatiſchen Producte. Sie ſetzt hiernach Theater und Künſtler nach den Begriffen der Aeſthetik voraus; wie dieſes auch ſchon aus der Geſchichte der dramatiſchen Kunſt erhellet, die ihrem Urſprunge nach, wie faſt jede Kunſt, practiſch ſich entwickelte, und durch tauſend Stufen nach und nach verherrlichte, ehe noch eine Idee zur Entwerfung der Geſetze für ſie entſpringen konnten. Im Falle jedoch die Theorie vor der Production im Leben einträte, oder eingetreten wäre, welches jedoch nicht wohl angenommen werden kann, da die ſchaffende productive Kraft ſich nie theoretiſch äußert, und alle Theorie erſt durch Abſtrahiren errungen wird, könnte doch die Kritik ohne wirkliches Kunſtproduct nicht beſtehen, und auch bey dieſer Anſicht ſetzt Theater-Kritik das Daſeyn eines Theaters d. i. dramatiſche Poeſie und poetiſche Darſtellung voraus. Wird nun dramatiſche Kritik nicht im ganzen Umfange des Wortes, ſondern mit Beziehung auf eine beſtimmte Gattung angenommen, wie z. B. die hieſigen Journale größten Theiles nur deutſche Kunſt zu ihrem Augenmerke machen, ſo muß dieſes Poſtulat realiſirt ſeyn, oder alle Kritik wird zu einem Undinge, zu einem Nichts, und der Kritiker zu einem Ritter von der traurigen Geſtalt, der mit ſeinem eigenen Schatten kämpft, und der, wenn er ſich matt gerungen hat, ſeinen abentheuerlichen Kampf ſelbſt belächeln muß.

Es iſt demnach die erſte und weſentliche Frage: Haben wir gegenwärtig ein Theater? und insbeſondere, haben wir ein deutſches Theater? —

Hierüber iſt ſchon manches geſprochen worden, doch ſcheint der Deutſche, der als eine fleißige Biene ſo gerne aus jeder Blume ſaugt, und jedes Fremde ſich ſo warm anzueignen ſucht; gar zu leicht Befriedigung, oder eigentlicher zu reden, Beruhigung zu erhalten. Mit unermüdlicher Thätigkeit greift er in das reiche Gebieth der Vorwelt, und keine Mühe iſt ihm zu groß, kein Hinderniß zu beſchwerlich, um ſich ganz in den Geiſt des Alterthums und der Fremde zu finden, und deſſen ſchönen Abglanz zu genießen. Alles, was die Mitwelt ihm anbiethet, empfängt er mit warmen Herzen, und beachtet es wie die Mutter ihr zartes Kind mit dem Wohlwollen der Liebe. Nun unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die dramatiſche Kunſt durch manches Genie der Vorwelt, weniger der Mitwelt, ſich kraftvoll und lebendig ausgeſprochen, und die erſten Strahlen ihrer Morgenröthe frey und herrlich in die Welt geſendet hat; aber iſt dieſe Sonne auch ſchon vollends aufgegangen? Und ſcheint nicht ein ungünſtiger Orkan durch ein Heer finſterer Wolken uns dieſes liebliche Licht beynahe ganz entziehen zu wollen? — Eben dieſe erſten Anklänge des Göttlichen haben in uns das Bedürfniß einer vollkommenen, feſten, unumſtößlichen Theorie rege gemacht, ſie haben uns den Weg angedeutet, der einzig zu dem erwünſchten Ziele führen dürfte, doch keine Seele hat noch das große Räthſel gelöſt, und wir fühlen den Durſt nur um ſo heftiger, da wir die Möglichkeit einer nahen Labequelle begreifen.

Hiernach iſt es jedoch keinem Zweifel unterworfen, daß, nachdem über der Kunſt im Allgemeinen noch ein dichter Schleyer ruht, es ſchwer halten dürfte, einen Begriff der deutſchen dramatiſchen Kunſt feſtzuſetzen. Schon der erwähnte Zug im Character des Deutſchen, daß er ſo gerne dem Fremden ſich anſchmiegt, und möglichſt in die Eigenheiten des Auswärtigen einzudringen, und dieſe ſich anzueignen ſucht, iſt ſeiner Eigenthümlichkeit nachtheilig; obſchon dieſer Zug vielleicht mehr Lob als Tadel verdient, da er wahrſcheinlich dem Lichte näher führen wird, als die Abgeſchloſſenheit der meiſten übrigen Völker unſerer Zeit. Weſentlicher ſteht der Begründung einer deutſchen Bühne der ſpeculative Geiſt der Nation im Wege, durch welchen ſie vorherſehend zur Theorie ſich hinneigt, mit beynahe gänzlicher Vernachläſſigung des practiſchen Theiles der Kunſt. Die practiſche Kunſt vorausgeſetzt, wird der Deutſche immer den meiſten Beruf zum Richteramte haben. Das größte Hinderniß einer deutſchen Bühne aber dürfte in den bisherigen Schickſalen der Nation ſelbſt liegen, und in den Verhältniſſen, welche die vollkommene Entwicklung des in ſeinen Anlagen ſo vortrefflichen National-Characters bisher gehemmt haben.

Demungeachtet hatte es in den letzten drey Jahrzehnden den Schein, als wolle die Bühne durch einige glückliche Umſtände, die zuſammen trafen, in den Zuſtand einer Gährung kommen, welcher nothwendig eine Läuterung folgt. Einige Bühnen größerer Städte hoben ſich, und zeichneten ſich vor anderen durch das ſichtliche Streben nach einer beſtimmten höheren Tendenz aus; ſie entfernten alles, was nicht zu ihren Anſichten paßte, brachten ſelbſt das Fremde unter die einmahl gewählte Form, und erzweckten damit eine gewiſſe Eigenheit die freylich nur erſt eine leiſe Spur der Selbſtſtändigkeit war. In kleineren Kreiſen, weniger bemerkt, bildeten ſich Theater für ein aufgeklärteres wiſſenſchaftlich gebildetes Publikum, und dieſe kleinen Bühnen hatten das Gute für ſich, daß ſie ihres Publikums wegen nicht auf einer gewöhnlichen Stufe ſtehen bleiben konnten. Hierdurch war die Kultur des Theaters in Deutſchland begonnen, und einige Männer von vorſtechenden Talenten, die alle ihre Kraft aufbothen, nach den Kunſtanſichten ihrer Zeit das Theater zu reformiren, oder beſſer zu ſagen, zu formiren, hatten es bereits dahin gebracht, daß die Bühnen von Hamburg, Mannheim, Berlin, ſo wie jene in Gotha und Weimar gleichſam als Vorbild für die übrigen deutſchen Theater ausgezeichnet wurden. War dadurch auch weiter nichts, als das Streben nach etwas Höheren, Beſſeren, rege gemacht, ohne das man das Ziel, nach welchem hingeſehen werden konnte, bey dem Mangel einer Theorie deutlich faßte, ſo mußte doch eben dieſes Streben zu einiger Deutlichkeit führen, und manchen Kopf auf das Bearbeiten der Theorie leiten. Aus jener Zeit haben wir auch die erſten Lineamente zu einer Theorie des deutſchen Theaters, und waren auch durch dieſe die Schranken zu einer deutſchen Bühne zu enge oder falſch aufgeſtellt worden, es hätte doch, wenn jenes Streben nicht erſtorben wäre, eine Theorie für die Deutſchen ſich daraus entwickeln müſſen.

Auf gleiche Weiſe, wie die Verfaſſung einzelner Bühnen, wirkten einzelne Schauſpieler zur Begründung und Ausführung der Kunſt. Durch ihren vorwaltenden Geiſt und durch

durch ihre unausgeſetzten Bemühungen kam die Schauſpielkunſt bey Einzelnen auf eine in Deutſchland nie geſehene Stufe, und es iſt genug die Nahmen Reineke, Schröder, Iffland zu nennen, um zu zeigen, daß durch die Anſtrengung Einzelner gleichſam Epochen in der Schauſpielkunſt der Deutſchen begründet wurden. Dieſe Männer erregten die Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland, und gewannen eine gleiche warme Theilnahme aller deutſchen Völker, ja ihre praktiſche Vollkommenheit war der Maßſtab, nach welchem man im allgemeinen die Fähigkeiten oder Verdienſte der übrigen Schauſpieler maß. Dadurch wurden auch dieſe dahin gebracht, ſich nach dem Muſter jener Männer zu bilden, und es kommen Schulen zum Vorſcheine, die ſelbſt in unſeren Tagen noch unverkennbar ſind. Es iſt ausgemacht, daß das Entſtehen der Schulen immer mit Nachtheilen verbunden iſt, da jede Nachahmung die eigene Kraft erſchlafft, und größtentheils beynahe ganz vernichtet, es iſt aber auch eben ſo gewiß, daß gerade dieſe Schulen dem damahligen gänzlichen Mangel einer Theorie der Schauſpielkunſt, dem leider ſelbſt in unſern Tagen noch nicht abgeholfen iſt, einiger Maſſen erſetzen mußten. Wäre die Freythätigkeit Einzelner nicht gehemmt, oder durch einen glücklichen Zufall, der zuerſt Genien für die deutſche Kunſt erweckte, die Reihe derſelben fortgeſetzt worden, ſo würden dieſe Schulen wahrſcheinlich auf eine allgemeine Theorie ſelbſt geführt haben.

Dieſe günſtigen Ereigniſſe ſind aber beynahe ohne alles Reſultat für Kunſt vorübergegangen. Wir haben dermahl nicht ein Theater, welches als Vorbild für die übrigen aufgeſtellt werden könnte, und mit dem letzten der Veteranen, die in der Schauſpielkunſt es zu einiger Vollkommenheit gebracht hatten, mit Iffland nähmlich, ſcheint die Kunſt allmählich zu entſchlafen. Zu hart dürfte es jedoch gerichtet ſeyn, wenn man dieſes Entſchlafen einem Mangel an talentvolleren Köpfen zuſchreiben wollte; die Urſachen des dermahligen Rückganges der deutſchen Bühne ſcheinen tiefer zu liegen. Wenn wir unſer Augenmerk auf die vormahlige Verfaſſung und Einrichtung der Bühne, und auf die gegenwärtige des Theaters zu Berlin, welches in unſern Tagen vielleicht allein als ein ſelbſtſtändiges deutſches Theater angeſehen werden kann, richten, ſo finden wir an der Spitze einen Mann, der durch ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, ſeine tiefen Kenntniſſe der dramatiſchen Kunſt zur Leitung ganz ausgerüſtet iſt, und da er ſelbſt Eigenthümlichkeit beſitzt, dieſe auch mehr oder weniger in ſein Werk, die Bühne ſelbſt zu legen vermag. Wenn das Theater zu Berlin nicht mehr iſt, was es geweſen, ſo liegt das gewiß nicht an Iffland, der zur Leitung einer Bühne alle Erforderniſſe beſitzt. Damit ſoll aber die monarchiſche Form keineswegs als die einzig zweckdienliche für ein Theater erklärt ſeyn, dieſe kann die nachtheiligſte werden, wenn nicht Beruf zur Kunſt, und vertraute Bekanntſchaft mit derſelben den Mann beſeelen, der die Leitung führt. Dieſe Art der Oberleitung iſt es auch, die mancher Bühne faſt nie zu beſeitigende Nachtheile verurſacht, und das Sinken der Bühne zu einem Mittel, den Unternehmer reich zu machen, iſt das höchſte Verderben für die Kunſt. Selbſt da iſt die Kunſt aufgeopfert, wo ein nicht hinlänglich gebildeter oder etwa gar nicht gebildeter Mann nach Lieblings-Neigungen die Oberleitung führt, oder wo ein Träumer Ideale zu realiſiren ſucht, die in dem dermahligen Stande der Kunſt nicht begründet ſeyn können. Viele Bühnen haben auch aus dieſen Rückſichten zu einer Regie ihre Zuflucht genommen, die aus mehreren Gliedern, vorzüglich aus Schauſpielern beſteht, und den Beſchlüſſen dieſer Regie das Ganze vertraut. Da die Beſtimmung jedes Einzelnen des Ausſchuſſes ganz dieſelbe iſt, die der einzige obere Leiter bey der monarchiſchen Form hat, ſo ſind auch die Erforderniſſe, mit welchen er zu dieſem Geſchäfte ausgerüſtet ſeyn ſoll, ganz dieſelben, die oben erwähnt wurden. Können dieſe nun ſelten bey einzelnen Individuen gefunden werden, wie weit ſchwerer muß es halten, mehrere auf demſelben Platze zu treffen, die damit verſehen wären; und hätte auch ein glücklicher Zufall zwey oder drey Männer zuſammen geführt, die ganz zu dieſem Berufe geeignet wären, in weſſen Händen kann wohl die Wahl ſeyn? und iſt auch nur Wahrſcheinlichkeit da, daß bey den tauſend Verhältniſſen, die bey einer ſolchen Wahl eintreten, auch nur dieſe Würdigen heraus gehoben werden? Überdieß hat ein Ausſchuß von mehreren wieder ungemeine Nachtheile in der Wirkſamkeit dadurch, daß gar zu viele und zu verſchiedene Intereſſen in das Spiel kommen, wobey die Kunſt immer leidet.

Wären nun aber auch von dieſer Seite alle Bedingungen zu einem deutſchen Theater vorhanden, ſo würde doch nur erſt die eine Hälfte der Kunſt, nähmlich der Theil der Schauſpieler auf dem erwünſchten Punkte ſtehen, und die höhere Bedingung, dramatiſche Poeſie, als der weſentlichere Theil der Bühne müßte vorzüglich zur Sprache kommen. Was im allgemeinen über die Kunſt und die Bühne geſagt worden, gilt hier ganz, und den Kunſtprodukten ſtehen eben die Hinderniſſe im Wege, die bey dem Kunſtproduktionen gezeigt worden ſind. So lange die Theorie nicht beſteht, iſt eine deutſche dramatiſche Poeſie ein frommer Wunſch. Das war es auch, was bisher auswärtige dramatiſche Gedichte auf unſere Bühne gebracht hat, und die Unternehmer dieſer Überſetzungen verdienen unſern wärmſten Dank, in ſo ferne ſie uns nur das Große und Göttliche der Fremden zum Einheimiſchen gemacht, und dadurch den Fingerzeig gegeben haben, auf welchem Pfade wir zu einer eigenen, das iſt deutſchen dramatiſchen Poeſie gelangen könnten. Daß aber ſelbſt dieſe ihre Bemühungen für die Bühne größtentheils vergeblich ſind, kann nur beklagt werden, und es iſt wirklich ganz unerklärbar, warum wir ſo viele auf unſeren Boden verpflanzte Blumen nicht auf der Bühne ſehen. Man iſt doch ſonſt ſo geneigt, uns mit Überſetzungen zu überladen, die einem Volke, das ſich doch nie einer eigenen Bühne im ſtreng wiſſenſchaftlichen Sinne des Wortes rühmen konnte, platt nachgelallt ſind! — Dieſes widerſinnige Benehmen iſt um ſo auffallender, da die einheimiſchen Produkte, die gewöhnlich zur Aufführung kommen, ſich ſelten bis zur Mittelmäſſigkeit erheben, und alles Streben ſich in ſo unbegreifliche und gemeine Kleinigkeiten verliert, daß ſelbſt ein Anfänger, der nur einiges Talent beſitzt, ſchon Aufſehen zu erregen, und ſich einen Nahmen zu machen vermag.

Der ſtrengſte Zaum für ſolche Mißgriffe würde in einem Kunſtpublikum liegen. Wie ſoll ſich aber ein Publikum ohne Bühne bilden? Das Theater iſt den Städtern ein Mittel der Unterhaltung, ſie gehen hinein ſich die Langeweile zu vertreiben, und ſuchen das auch, wenn es durch die Bühne nicht gelingt, durch ihre Umgebungen zu erreichen. Die Kunſt, und das Hohe Göttliche, das in derſelben liegt, ahnden ſie gewöhnlich kaum. Daß ſie es nicht ahnden, beruht nur auf der Bühne, und die wenigen würdigen Erſcheinungen, die wir aufzählen können, beweiſen das zur Genüge, indem ſie die geſpannteſte Aufmerkſamkeit erwecken, und ſich die allgemeine Liebe gewinnen. Würde das Publikum ſtuffenweiſe zu dem Höchſten geführet, ſo würde ſich Geſchmack bey demſelben begründen, und dadurch die ewigen Säulen erbauet ſeyn, auf welchen die wirkliche Bühne ruhen muß. Dieſes wird jedoch ſo ſehr außer Acht gelaſſen, daß wir nach einander das Heiligſte und das Gemeinſte vorgeführt ſehen; kein Wunder, wenn das Publikum an ſich und der Kunſt irre wird, da es das Platte wie das Hohe, das ihm unfaßlich iſt, zurückweiſen muß. Am wenigſten aber kann ſich das Publikum bilden, wenn, wie es leider ſo häufig geſchieht, der Laune deſſelben geſchmeichelt wird, und Werke, die wahre Frevel der Kunſt ſind, bloß weil ſie in einigen Rückſichten dem Publikum zuſprechen, zu einem ſtehenden Artikel der Bühne gemacht werden. Das Publikum abſtrahirt ſich ſelbſt eine Norm, und bringt ſonach alles unter den Maßſtab des Gewöhnlichen, der, weil dieſes Gewöhnliche nicht taugt, ebenfalls nicht taugen kann. Daraus entſpringen die Ausſchweifungen und Unfüge, die ſich das Publikum bey der Aufnahme der Vorſtellungen erlaubt, und daher im ewigen Zirkel die wechſelſeitigen Grundurſachen, warum die Exiſtenz einer Bühne für uns noch immer ein frommer Wunſch geblieben iſt.

Nun trete ein Mann auf, und rufe in dieſes Chaos, und bilde daraus eine Welt! — Gewiß iſt es, daß ein Genius, der da kommen ſoll, (und wir dürfen mit der gerechteſten Hoffnung erwarten, daß er kommen wird), eine Bühne begründen kann, darnach wird aber auch eine Theorie erſcheinen, und der ſchon ſo lange geträumte Traum von einem Kunſtpublikum realiſirt werden. Iſt aber vor dieſer Zeit eine erſchöpfende, und ſichere Kritik der Bühne möglich? Und ſicher muß doch die Kritik ſeyn, als die Anwendung eines ewigen Geſetzes, oder ſie hilft die Verwirrung und den Unſinn vermehren.

Wenn aber ſelbſt zugegeben werden wollte, daß einige Einwirkung auf Bühne und Publikum ſchon unter den gegenwärtigen Umſtänden, durch eine lautere Beurtheilung nach den dermahligen äſthetiſchen Anſichten möglich ſey, ſo iſt doch die weitere Frage: ob die dermahligen Journale dieſem Zwecke auch nur einiger Maßen entſprechen können? Da das Publikum an der Bühne irre iſt, muß es auch an den beurtheilenden Blättern um ſo mehr irre werden, weil es in der Bildung für die Bühne zurück iſt. Es liest daher die Journale nicht, die ihm keine Befriedigung geben. Will nun der Unternehmer kritiſcher Blätter ſeine Rechnung finden, ſo muß er dem Publikum ſchmeicheln, und nachgeben, loben, was dieſem gefällt, tadeln, was ihm mißfällt; ſomit iſt aber nicht nur gar nichts gethan, ſondern die Sache unendlich verſchlimmert, weil die Laune des Volkes zum Geſetze erhoben wird. Weicht der Beurtheiler nicht, und beharret auf ſeinem Tadel, der für die Bühne nicht von Wirkung ſeyn kann, weil dieſe ſeinen Ausſpruch nur als die Stimme eines Einzelnen betrachten darf, und der mehreren Rückſichten wegen, ſo wie ihrer Beſchaffenheit nach, nicht durch einen Sprung aus ihrem bisherigen Geleiſe treten kann, ſo wird er dem Publikum ganz gleichgültig, und verliert auch auf dieſes allen Einfluß. Ein Weg, der gewöhnlich noch eingeſchlagen wird, iſt dieſer, daß der Kritiker bey der Unbeſtimmtheit der allgemeinen Geſetze, ſeinem Ideale folgt, und nach dieſem die Kunſtproducte beurtheilt. Die Einſeitigkeit dieſes Verfahrens iſt klar, denn der Kritiker müßte Geſetzgeber ſeyn, oder das Individium ſteht allein da; mithin iſt auch hiervon nicht der geringſte Erfolg zu erwarten.

Überdieß dürfte die Journaliſtik, wie ſie dermahl vorhanden iſt, auch auf eine ziemlich verkehrte Weiſe behandelt werden. Kaum erſcheint ein neues Product auf der Bühne, ſo iſt auch eine Beurtheilung desſelben ſchon gedruckt. Der Verfaſſer ſolcher Beurtheilung kann oft das Stück kaum einmahl geſehen haben; die meiſten Producte ſind vor der Aufführung ungedruckt, er kann daher auch nicht durch das Leſen der Werke ſich in engere Bekanntſchaft geſetzt haben, und doch hat er, wenn er ſeinem Amte auch nur ſcheinbar einiger Maßen Genüge leiſten will, auf ſo vieles zu achten, was bey ein- oder zweymahligem Sehen unmöglich bemerkt und behalten werden kann. Zudem befaſſen ſich dieſe Beurtheilungen nur mit den Gedichten; Lob und Tadel und Bemerkungen über die Bühne ſelbſt ſind immer ſo kurz, und ſo ſehr — bloß oberflächlich abgethan, daß der Leſer unmöglich die richtigere Anſicht über ein Stück erhalten kann, da das poetiſche Werk erſt die eine Hälfte des Theaters ausmacht.

Die Einrichtung zur Herausgabe der Journale, die Wahl des Redacteurs und der Mitarbeiter, deren Fähigkeiten für ihren Platz, und das Verhältniß der Journale zu den Bühnen ſind für das Ganze von größter Wichtigkeit, indem hierauf das Anſehen der kritiſchen Blätter vorzüglich gegründet iſt. Daß, wenn wirklich eine Bühne vorhanden iſt, und wahre Kunſtdarſtellungen exiſtiren, ſolche Blätter ungemein zur Bildung des Publikums beytragen können, lehret die Erfahrung, indem die kritiſchen Beurtheilungen dramatiſcher Vorſtellungen aus jener noch nicht ſehr lange entſchwundenen beſſern Zeit als ein wirkliches deutſches Theater ſich zu erheben ſchien, noch immer das einzige Mittel ſind, durch welches das Publikum ſeinen Geſchmack einiger Maßen zu läutern ſucht. Möge jene Morgenröthe uns nicht vergeblich geglänzt haben, und die Ereigniſſe der letzteren Jahre des eben vergangenen Jahrzehndes die ſchöne Hoffnung des Erſtehens einer deutſchen Bühne verwirklichen!

Hypermneſtra,

die edle Danaide.

Ein Melodrama
von
Heinrich Schmidt.

Perſonen.

Hypermneſtra, Danaos, Königs in Argos Tochter.

Lynceus, ihr Gemahl.

Eine Prieſterinn.

Chor der Danaiden.

Chor der Argiver.

Ein griechiſches Gemach.

Lynceus liegt ſchlafend auf dem Lager, das mit einem Vorhang umgeben iſt. Man ſieht tief im Hintergrunde des Theaters auf der rechten Seite in einer fernen Halle den Chor der Danaiden, jede mit einem Dolch und einer Fackel.

Der Chor

(in heftiger Bewegung, den Dolch ſchwingend.)

Auf! laſſet zum Werk uns ſchreiten,
Hoch wallet die glühende Bruſt!
Den blutigen Tod zu verbreiten
Sey Wonn' uns und flammende Luſt.
In des Schlafes hilfloſen Armen
Ereile ſie blitzend der Stahl!
Verbannt ſey feiges Erbarmen!
Auf! ſchmücket dem Orkus das Mahl!

(Der Chor entfernt ſich auf verſchiedenen Seiten.)

(Nach einer Pauſe tritt Hypermneſtra heftig ein, mit einem Dolch in der Hand)

Er ſank herab auf ſchaurig düſtern Schwingen —
Der Augenblick der Grau'nerfüllten That!

Ha Zevs! des ſtrengen Vaters Machtgeboth
Bewaffnete die ſchwache Rechte mir
Mit dieſem Stahl, dem furchtbarblinkenden.

Ach! des geliebten Gatten theures Herz,
Das erſt an meinem Buſen heilig ſchlug,
Dieß Herz ſoll grauſam ich damit zerfleiſchen,
Den Wohnſitz meiner höchſten Seligkeit! —

Schon ſah blutdürſtend ich der Schweſtern Schaar,
Gleich junger Löwenbrut, nach ihrer Beute,
Zum ſchaudervollen Werke hin ſich ſtürzen!

Wie grimmig wild des Vaters Auge blitzte,
Wie ſchauerlich im hohen Gaſtgemach
Die Drohungſchweren Reden wiederhallten! —

Als ob der Eumeniden Schreckenschor

In fürchterlich-geſchlungnen dichten Reih'n
Um uns ſich drängte, wild die Geißel ſchwingend;
So ängſtlich bebte mir das Herz! So ſchwankte
Mein Blick furchtſam umher in öder Wölbung,
Auf furchtbar Rache-grinſenden Geſtalten!

Ha! Ihnen flammte höher nur die blut'ge Gier!
Verderben ſprühte rings ihr wilder Blick!
Mit raſcher Hand ergriffen ſie den Mordſtahl,
Und fort entſtürzten ſie den blut'gen Pfad!

Da ſtand ich zögernd — doch des Vaters Blick,
Sein Flammenwort! — und ich auch faßte zitternd
Den Todesſtahl — und wankte bebend weg!

Ihr Götter! Euren Beyſtand ruf ich an!
Zu ſchwer belaſtet mich die Schreckensthat! —

Auslöſchen ſoll ich ihn, den Himmelsſtrahl,
Der aus dem trunknen Auge ſelig leuchtend
Des blauen Aethers ew'ges Reich mir aufſchloß!

(Sie geht hin zum Lager.)

Ha! wie mit ſeligem Hauch der Schlaf
Den Ruhiglächelnden ſanft umweht! —
Wie auf den Schlummergefeſſelten Mienen
Die Roſenbekränzte
Scherzende Phantaſie,
Von tückiſcher Ahndung fern,
Hold ſpielt mit des Lebens
Frohglänzendem Bild! — —

Und in die Wonnegefilde
Schuldlos — ſeliger Träume
Sollt' ich mit zerſtöhrender Hand
Einbrechen? die holden Gewebe
Von freundlichem Aether
Nächtlich zerreiſſen?

Jetzt wink' ich vielleicht
Im Strahlenſchmucke
Seiner harrenden Sehnſucht!
Er umfaßt mich
Mit heißen Küſſen!

Hoch klopfen die Herzen!
Nun ſollt' ich ſelbſt
Mich ſelber verſcheuchen
Aus Elyſiums Hayn? —

Nein! ich vermag's nicht!
Kraftlos entſinkt mir
Die drohende Rechte! — — —

Des Vaters Rettung hängt an dem Entſchluß!
Sein Leben! Seine Herrſchaft! »Seiner Tochter Mann
»Nimmt beydes ihm,“ ſo lautet das Orakel! —

Ha! iſt der Liebe Stimme nicht in uns
Der höchſte Götterſpruch? Und ihre Kraft
Vermöchte der Orakel Spruch zu beugen?
Nein! eitel Trugwerk iſt's, was ſie verkünden!
Mein Vater lebt, dem Götterſpruch zum Trotz!

O Worte des Grauens!
Was faßt mich ſo nahmenlos
In innerſter Bruſt?

Wie im Winterſturm,
Mit beſchäumter Stirn —
Woge die Woge drängt
So treibt's mich raſtlos!

Es reißen die Fluthen!
Das Meer zerſpaltet!
O Schlucht des Entſetzens!
Der wirbelnde Blick,
Er ſinket hinab
Auf des ewigen Meeres
Tiefunterſten Grund!
Wo einſam und lichtſcheu
In trauriger Öde,
Sich langſam windend,
Das träge Gewürm hauſ't! —

(Sie kniet nieder.)

Ihr großen hohen Götter! ach verzeiht!
Nicht ſtraft die Reuige mit Eurem Zorn!
Der Leidenſchaften Wirbel riß mich fort
An dieſes Abgrunds fluchbeladnen Schlund!

In ewig blühendem Jugend-Glanz
In ſelig-allherrſchendem Streben
Thront hoch Ihr im Wolken—geſchlungnen Kranz
Vom leuchtenden Äther umgeben!
Euch danket der Menſchen verworrene Schaar
Der heiligen Ordnung Segen
Das belaſtete Herz, nur an Eurem Altar
Kommt Frieden und Ruh' ihm entgegen!

Untrüglich-heilig iſt Euer Spruch!
Des Vaters Leben umdrohet Gefahr!
Ha! mich drängts! Ich muß, ich will —
(Sie eilt zum Lager mit erhobener Rechte.)
Doch kommt dieß Erbarmen,
Das zitternd den Buſen hebt,
Sein wallendes Sträuben, Ihr Götter!
Nicht auch von Euch? — —
Ha! lächelt nicht
Aus Eurer ſtillen
Erhabenen Miene
Auch ſanfte Huld
Und freundliche Milde?

Drum weiche, der Geiſterbleich,
Aus hohlen Augen grinſend,
Mit wüthender Geißel,
Im ſchaurigen Rieſenſchritt
Du mich verfolgeſt
Grauſamer Vorſatz! —

Wohlan! ich erweck' ihn! —

Welch düſteres Geſchick bereit' ich mir?
Verheerend wird des Vaters Grimm empor
In ſtrebender Flamme bis zum Himmels-Zelt
Unbändig ſich und gränzenlos erheben!

In Kerkers Nacht, von Ketten ſchwer belaſtet
Wird meines Auges heitrer Strahl verglimmen!

Oder dort in den felſigen
Verödeten Wüſten,
Fern von der Freude
Roſiger Spur,

Umbrüllt von der Tieger
Gefräſſigen Schaaren,
Werd' ich verwelken ſehn
Der Jugend Blüthe,
Ein Opfer des Vater-Zorns!

Entflieh'! der Selbſtheit niedre Otterbrut!
Tief in des Orkus finſterm Schoos erzeugt
Umſchlingſt du mit erſtickender Gewalt
Der Menſchheit hehre Pflanze! — Rein nur ſtrebt ſie
Gen Himmel — Nur Auroras Roſen-Locken
Entträufelt ihre nährend-heil'ge Koſt,
Der ungetrübte friſche Silberthau!

Ha! eh noch deiner Freuden blühend Chor
O Liebe! mich umſchlang im frohen Tanz,
Eh noch ſein Arm mich an die treue Bruſt
Mit zitterndem Athem Wonne-bebend drückte,
Was war das Leben mir, die ganze Welt? —

Erinn'rung, du liebliche,
Wie reizend ſpielſt du
Um meine Schläfe!
Die goldene Frühe
Mit roſigen Armen,
Sie neigte ihr holdes
Stets blühendes Antlitz
Aus den Thoren von Oſten;
Da eilten wir Schweſtern
Hinab auf die duftende Aue.

Im ſchönen Heldenkreis
Standen Ägyptos
Fünfzig Erzeugte
Und harreten Unſrer,
Der nahenden Bräute
Nach der Väter Beſtimmung.

Ha! wie ihn da, den Herrlichen
Mein ſpähender Blick fand,

Verwandelt ſtand alles umher! —
Wie wenn aus nächtlichem Grau'n
Des Blinden Aug' erwacht
Und gierig mit erſtem Blick
In's liebliche Thal ſich taucht
Und Wonne-taumelnd
Dem Wunder erliegt —
Aus der bewegten Bruſt
Entſteiget ein tiefes Ach!
Zum Himmel ein Dankes-Blick!

So ſtand ich! — das alt' erloſch
Und neues Leben,
Ein ewig — junges,
Umblühte mich golden,
Dem fühlenden Herzen
Sanft ſich entwindend. —

(Man hört ein dumpfes Chor aus der Ferne.)

Chor.

Das blut'ge Werk, es iſt vollbracht!
Schon ſanken ſie in Todesnacht,
Tiefſtöhnend aus zerfleiſchter Bruſt!
Euch Dank! des Orkus finſtre Mächte!
Ihr leitetet mit Kraft die Rechte,
Entflammtet hoch die gier'ge Luſt.

(Während des Chors.)

Welch ſchreckliche Töne durchſchüttern das Ohr
Und füllen die Seele mit Beben?
Ha! es iſt der Schweſtern bluttriefender Chor
Die rauchend den Mordſtahl erheben.
Wie ſchauerlich tönt es der Tief' hervor
Hinab zu des Orkus umnachteten Thor!

Sie kommen zurück vom gräßlichen Mord,
In die düſter-verödeten Hallen!
Die friedlichen Götter, ſie fliehen fort,
Wenn wild die Geſänge erſchallen!
Ha! Schweſtern! Euch trift dieß furchtbare Wort!
O ſchreckliches Loos, das Ihr ſelbſt Euch erkohrt.

In Eiſen-umpanzerter Bruſt nur genährt,
In grauſamen nächtlichen Stunden,
Hat dieſe Greulthat den Sinn Euch bethört —
Den Zarten, mit Feſſeln gebunden!
Zum ſeligſten Glück, was das Herz begehrt,
Ihr habt es thöricht und grauſam zerſtört! —

Und Eurer Spur, der blut'gen, ſollt' ich folgen?
Ha nein! in dieſes Buſens regem Himmel,
Vom Hauch des ſchönſten Gottes hold entzündet,
Glüht eine mildre Flamme, ſanft erwärmend!
Dem Strahl des Goldgelockten Phöbus gleich,
Der, heil'gen Segen rings verbreitend, hoch

Vom Himmelszelt den jungen Tag uns ſendet. —
Drum weg! verhaßter Stahl! — Wohlan!
Ich weck' ihn! —

Erwache! auf! aus deinem ſüßen Schlaf,
Daß dich nicht bald der ew'ge Schlaf ergreife!

Lynceus.

Biſt du es, heißgeliebte Hypermneſtra!
Du haſt dich meiner Seite ſchon entriſſen?
O komm zurück an meine treue Bruſt!

Hypermneſtra.

Verbanne jetzt der Liebe ſüßes Spiel
Entweich dem Lager, das mit wilder Drohung
Der Mord umſtehet — Auf! ſorgloſer Schläfer
Auf! flieh, wohin dich Füß und Winde tragen
So lang dich Venus ſchützt, und nächtlich Dunkel!

Lynceus.

Wie ſagſt du, flieh'n? Aus meiner Freude
Wohnſitz?

Hypermneſtra.

O wehe dir! nicht deiner Freude Wohnſitz!
Hörſt du ringsum das dumpfe Wehgeſtöhn?

Ha! deiner Brüder Todes-Röcheln iſts!
Ermordet ſanken ſie durch ihre Weiber!
Auch dir iſt gleiches Loos durch mich beſtimmt!
Drum auf! entflieh dem ehernen Verhängniß!

Lynceus.

Durch dich bin ich ans Leben nur gekettet,
Ein Thor, der Tod erwählt aus Todesfurcht!
Drum bleib' ich hier. Nichts ſoll mich von dir trennen!

Hypermneſtra.

Auch Liebe! du verſchwörſt dich gegen mich!

Lynceus.

Begehre nicht, was Liebe nicht gewährt.

Hypermneſtra.

Willſt du uns Beyde dem Verderben opfern?

Lynceus.

Ich thu's, wenn ich nach deinen Willen flieh.

Hypermneſtra.

Sieh, wie mit fleh'ndem Arm ich dich umſchlinge!

Lynceus.

Und dieſem ſanften Arm ſollt' ich entfliehn?

Hypermneſtra.

Nein, der Gefahr! O zaudre länger nicht!

Lynceus.

Laß mich den Kampf mit ihrer Schaar beginnen.

Hypermneſtra.

Tollkühn zu kämpfen ziemt dem Manne nicht!

Lynceus.

So nehm' ich Rache doch für wilden Mord.

Hypermneſtra.

Bewaffnet kehr' zurück zur ſichern Rache!
O laß nicht länger mich vergebens flehn!

Lynceus.

Du haſt geſiegt! Wohl! ich verlaſſe dich!
Doch bald kehr' ich zurück an deine Bruſt
Und bringe dir des Sieges ſchöne Palme.

Hypermneſtra.

Ha dank dir! Jetzt hebt frey die Bruſt ſich
wieder!

Lynceus.

Dir Edle! Dank! die du des Lebens Wonne
Zum zweyten Mahl in dieſe Bruſt mir goſſeſt.
Nur deiner Liebe ſey es ſtets geweiht.

Hypermneſtra.

Jetzt flieh Geliebter! flieh mit günſt'gen Zeichen!
Und findeſt du mich einſt nicht mehr, dann ätze
Auf meinen Grabſtein deine Klag' um mich!

Lynceus.

Mir ſagts dieß Herz mit frohem Vorgefühl,
Beflügelter Muth ſtählt meines Armes Kraft!
Wir ſehn uns wieder! bald! vertraue mir! —

Hypermneſtra.

Die Götter ſchenken dir Gedeihn! leb wohl! —

Lynceus.

Leb wohl — geliebtes theures Weib.

(Er geht — kehrt wieder zurück — ſie ſinken einander wieder in die Arme. Beyde)

Leb' wohl!

Hypermneſtra allein (Pauſe.)

So bannt' ich ſelbſt von mir des Lebens Glück

Und ſteh' allein in ſchaurig-öder Nacht,
Geſchreckt von düſt'rer Zukunft droh'ndem Blick!

Allein? nein o verzeiht mir ew'ge Götter!
Durch Eure Segens-Huld geſellt ſich ſtets
Zur guten That ein tröſtender Gefährte:
Des Herzens hochbeglückendes Gefühl,
Das hehr zum Himmelszelt den Menſchen hebt,
Flieht ihn des Wechſel-Lebens trüg'riſch Gut.

Ein holder Frieden eint in meiner Bruſt
Die ſtreitenden Gefühle! — Sanfte Ruh
Reicht mir die lieblich ſüße Schale dar!

Wie wenn auf zärtlichen Schwingen
Der Zephyr ſich wiegt,
Durchſäuſelnd den Blüthenhain;
Süßathmende Düfte
Umwallen den ſanften Pfad;
So hebt ſich die Bruſt mir

Durch Himmelswehen
Mit des lieblichen Jenſeits
Sanftwogender Ahndung.

O freundlicher Schiffer
Wohin entführeſt
Du das bewegte Herz?
Fern in der Träume,
Deiner zarten Geſpielen,
Umſtrahlte Gefilde? —

(Die Scene verwandelt ſich in einen Tempel. — Im Hintergrund ein Altar, dem zunächſt von beyden Seiten Opfermädchen, die Guirlanden halten. — Hinter dem Altar ſteht eine Prieſterinn und opfert. — Argiviſches Volk mit einem Anführer, der ein goldenes Diadem trägt, ſteht entfernter links und rechts.)

Hypermneſtra.

Unſterbliche Herrſcher!
Täuſcht mich der Sinne
Verworrene Kraft?

(Die Prieſterinn nimmt einen Lorbeerkranz vom Altar, und kommt hervor — Die Mädchen umgeben Hypermneſtra — Das Volk kniet Ehrfurchtsvoll um Hypermneſtra — Der Anführer legt ihr das goldene Diadem zu Füſſen.)

Die Prieſterinn.

Heil Edle dir! du ſiegteſt auf der Bahn,
Die dich des Herzens reines Streben führte!
Die Götter blicken gütig auf dich nieder!
Denn unvergänglich heilig ſteht das Rechte!
Im Orkus noch bleibt deiner Schweſtern Frevel
Nicht ungebüßt — Doch dich kränzt ew'ger Lorbeer.

(Sie ſchlingt den Kranz um Hypermneſtra's Haupt.)

Von ſpäter Nachwelt wirſt du hochgeprieſen!
Und bald umſchlingt dein Arm den Gatten wieder,
Den Herrſcher über Argos blühend Reich.

Chor.

Sey uns gegrüßt, o Königinn!
Dich preiſ't des Jubels Chor!

Wer den erhabnen Herrſcherſtab
In reinen Händen hält,
Den Göttern werth, verbreitet er
Nur Segen, Heil und Glück!

Hypermneſtra

(hebt das Diadem auf — mit Bewegung.)

Ha nein! nicht täuſchen die Sinne!
Euch Götter entſank es,
Der ewigen Wahrheit
Hellſtrahlendes Zeichen!
So lohnt ihr Erhabne
Das reine Gemüth!
Es kennt nicht der Zukunft
Unſtäten Wechſel!
Fern von Täuſchung,
Den Göttern vertrauend,
Umfängt es ein ſtiller
Nie wankender Friede!

Über den Ruhm

beſonders in Rückſicht auf den Schauſpieler.

Der Ruhm, er ſey welcher er wolle, des Helden oder des Staatsmanns, des Dichters oder des Künſtlers; wie viel koſtet es, ihn zu erwerben? Und, wenn man ihn erworben, wie wenig beſitzet man dann? Oft betreten wir, ihn zu erlangen, den Weg der Schande, und in wie viel kleine entehrende Handlungen verwickelt uns nicht das Beſtreben ihn zu erhalten. Wir müſſen oft, um die Hochachtung anderer zu erhalten, damit anfangen, daß wir uns ſelbſt verachten lernen, und niemand kann von ſich behaupten, daß er bey der Befriedigung ſeines Ehrgeizes, bey der unerſättlichen Begierde nach

Ruhm, nicht zugleich die Güte ſeines Herzens verloren hätte.

Ich verlange nicht, daß jede menſchliche Tugend unempfindlich für die Belohnung ſeyn ſoll, welche ſie in dem Beyfall guter Menſchen findet. Aber niemand freue ſich über die Ausübung dieſer Tugend, ſondern nur über die Tugend ſelbſt.

Allein nur ſehr ſelten führt die Begierde nach Ruhm zur Ausübung ſtiller und geräuſchloſer Tugenden. Man fühlt es, daß nur lauter, blendende Handlungen Beyfall erhalten, Handlungen, die zum Theil über die Schranken der Menſchheit hinausgehen; daß die Sterblichen dem huldigen, der ſie ermordet, und deſſen vergeſſen, der ſie beglückt; daß die Trompete des Gerichts den Krieger auf das mit Leichen beſäte Schlachtfeld und zu den Trümmern verheerter Städte begleitet, aber ſelten dem Wohlthätigen in die Hütte der getröſteten Dürftigkeit folgt. — Dieſe Wahrheit — erwogen in ſchlafloſen Nächten — wie manchen guten Jüngling mag ſie ſchon irre geführt haben! Wie mancher glaubte vielleicht den lorbeerreichen Weg zu betreten, der zum Tempel des Ruhms und der Unſterblichkeit führte — und ein luftiges Phantom täuſchte ſeine Hoffnungen, und leitete ihn zu gefährlichen Abwegen. Dieſem Phantom folgte Heroſtratus, der einen Tempel anzündete, Alexander, der eine Welt eroberte; Kromwell, der einen König ermordete. — Dieſem Phantom folgten tauſende, deren Ruhmſucht in läppiſche Eitelkeit, oder ſtrafbare Ungerechtigkeit ausartete. — Elende, die das Monument ihres Ruhmes auf den zerrütteten Trümmern fremder Ehre erbauen. Dieſer letzte bittere Vorwurf trifft hauptſächlich den Stand des Schauſpielers. Wenige dieſes Standes können von ſich behaupten, daß ſie ihren erworbenen Ruhm, ihre (oft eingebildete) Größe, unſchuldigen Mitteln zu verdanken haben. Faſt jeder beſtieg nur durch den Fall, durch Unterdrückung und Verkleinerung ſeines Mitbruders, die erſten Stufen desjenigen Gebirges, deſſen Gipfel ihm Ruhm winkte. Er klimmt hinan, mit dem feſten Vorſatze, alle Hinderniſſe zu bekämpfen, welche ſich ihm darſtellen. Allein entweder ſtürzt ihn ein Mächtigerer wieder herunter, da er noch kaum die Hälfte der Bahn vollendet, oder der lärmende Beyfall wiegt ihn in den Traum ein, den Gipfel ſchon erſtiegen zu haben, und er bleibt Halbkünſtler, oder (und dieß iſt faſt immer der Fall) die vielen Gegner, das mächtige Heer der Cabale — die niedrigen Kunſtgriffe, welche ſich ihm bey jedem Fortſchritte in den Weg ſtellen, machen ihm den Kampf zweifelhaft — er wird muthlos, und endlich gleichgültig für ſeine Kunſt. Dieß iſt das Schickſal manches jungen Mannes von Talenten, der ſich von der glänzenden Außenſeite des Schauſpielerſtandes hinreißen ließ, ſich mit vollem Herzen der Kunſt widmete, und für ſie verloren ward. Und ſelbſt diejenigen, welche den Gipfel endlich erſtiegen haben, was iſt ihr Lohn? — Steht nicht neben der Geſchichte ihrer Größe auch das Verzeichniß ihrer Schwachheiten? — Und haben ſie ſich nicht dieſen Ruhm auf Koſten ihres Herzens erkauft? — Überwiegt der Poſaunenton einiger Journaliſten — der Nachhall des Publikums den Verluſt eines unverderbenen Herzens? — Wie klein wird dieſer Ruhm nach einer ſolchen Betrachtung.

Nur dann, wenn wir im großen Künſtler auch den guten Menſchen ſchätzen können, nur dann — wenn wir mit Gewißheit von ihm behaupten können — daß er ſeinem nachklimmenden Mitbruder freundlich die Hand reichte, nicht durch Steinwürfe ihn vom Ziele zurückſchleuderte, nur dann laßt uns eine Kunſt ehren, die ſo wohlthätig für die Menſchheit werden könnte, wenn ihre Mitglieder ſich einander ſelbſt zu ſchützen ſuchten. Nur alsdann wäre der Ruhm des Schauſpielers neidenswerth.

Möchte jeder große Künſtler, der den Gipfel des Ruhms erſtiegen hat, oder erſtiegen zu haben wähnt, an ſeine Bruſt ſchlagen, und mit innrer Überzeugung von ſich ſagen können: ich habe keine unedle Mittel angewandt, dieſen Ruhm zu erringen. — Möchte jeder talentvolle Mann bey jedem Schritt ſeiner Laufbahn den großen Gedanken jenes engliſchen Dichters*) beherzigen.

*) Wenn ſich das Monument meines Nahmens nur auf den zerrütteten Trümmern fremder Ehre erheben ſoll; dann lehrt mich ihr Götter, die ſträflichen Lorbeern verachten, vertilgt aus meiner Bruſt dieſe elende Ruhmſucht. Laßt mich unbeſcholten leben, oder unberühmt ſterben. Und mein Andenken ſey gut, oder es ſey keines.

Nur dann wird er wahrhaft groß, und, durch ſo edle Grundſätze geleitet, ſein erworbener Ruhm geſichert, und beneidenswerth ſeyn.

An das Schauſpielhaus.

Laß mich flieh'n in deine Friedensräume
Uns zum Hafen freundlich hingeſtellt;
Laß mich träumen meiner Jugend Träume,
Nimm mich auf in deine heitre Welt.

Nicht Chimäre wird es hier geſcholten,
Wenn die reine Flamme heller brennt,
Denn hier gilt was immerdar gegolten,
Was der Erde düſt'rer Sinn nicht kennt.

Weit und warm darf ſich der Buſen dehnen,
Darf geſteh'n, was fühlend ihn bewegt,
Und kein Lächeln ſpottet hier der Thränen,
Die uns Mitleid, die uns Gram erregt.

Keine Herzen werden hier gebrochen,
Weil ſie innig und zu feſt geliebt,
Strenge wird Kokettenſtolz gerochen
Wenn er Frevel an Gefühl verübt.

Denn hier leben Mädchen, welche lieben,
Die des Herzens tiefen Klang verſteh'n,
Die dem Treuen ewig treu geblieben,
Früh mit ihm zu Luſt und Schmerzen geh'n.

Höher darf das volle Herz hier ſchlagen,
Wenn es an des Freundes Herzen ſchlägt,
Und er darf es auszuſprechen wagen,
Was mit Luſt unendlich ihn bewegt.

Pilades hat den Oreſt gefunden,
Und die Tyndariden leben hier,
Ihres Bundes reiche Wonne Stunden
Nimmer werden ſie auf Erden mir!

Ihre Freuden ewig zu entbehren,
Muß ich darben in ſo reichem Haus,

Und die Flammen, die die Bruſt verzehren
Dürfen nimmer an den Tag heraus.

Auf der Erde zeigt ſich in Ruinen
Was dem Herzen, was dem Aug gefällt,
Voll und kräftig iſt es hier erſchienen,
Blüthenreich in deiner Segens Welt.

Männer dürfen hier, wie Männer ſprechen
Und die Tugend übt ihr heilig Recht;
Der betrognen Unſchuld Schmach zu rächen,
Lebt hier noch ein kräftiges Geſchlecht.

Groß erſcheint des Manns erhabne Größe,
Klein des Gecken arme Niedrigkeit,
Seiner Armuth weinerliche Blöße
Deckt kein Stern hier, und kein Ordenskleid.

Lohn und Strafe muß ein jeder tragen,
Doch er büßt nur, was er frey verbricht,
Um ſein Glück mag er ſein Herz befragen,
Und im Buſen trägt er ſein Gericht.

Doch kein Wählen iſt uns frey geblieben,
Auf der Erden vor des Schickſals Schluß,
Ob den Sternen ſteht es aufgeſchrieben,
Was man thuen, was man laſſen muß.

In dem Leben iſt es kalt und trübe,
Bosheit herrſchet, und der Unverſtand,
Heiter blüht die Freundſchaft und die Liebe,
Nur in deinem ungetrübten Land.

Laß mich fliehn in deine Friedensräume,
Uns zum Hafen freundlich hingeſtellt,
Laß mich träumen meiner Jugend Träume,
Nimm mich auf in deine heitre Welt.

Deinhardſtein.

Der Journaliſt am Lethe.

Eine Scene — Phantaſie oder Traum — monodramatiſch.

Der Journaliſt

(mit Befremden ſich ſelbſt betrachtend.)

Wer bin ich?
Täuſcht mich ein Traum —
Ich fühle mich
Ich bin ich.
Und dennoch erkenn ich mich kaum
Geſchieden
Von der Welt, von mir ſelbſt geſchieden —
Schauer durchbeben mich!

Und ich zog doch in Frieden
Von dir, o Welt, von dir mein Ich!

Zog ich von dir, und mit dem Leben
Hätt' ich aufgegeben
Was mein war
Für immerdar?
Und verſchlungen vom Strome der Zeit
So ganz verſchlungen
War das Eine, das ich mühſam errungen
In den engen Thälern der Endlichkeit?
Unſterblichkeit
Das Ziel meines Strebens
Unſterblichkeit
Das Leben meines Lebens
Wäre dahin?
Und doch ahndete mein Herz Unſterblichkeit
Bey jedem neuen Blatte zum Kranze;
Und doch ſeh ich trunken Unſterblichkeit
Bey der Horen ewig wiederkehrenden Tanze
Und des Herzens Sprache hätte gelogen,

Des Geiſtes Scharfblick mich betrogen?
Nimmermehr! — O gewiß, ich bin!
Nimmer kann die Flamm erkalten,
Nimmer kann das Schöne veralten
Des Schöpfers Nahme lebt wie zuvor
Steigt in Werken von Geſchlechte zu Geſchlechtern empor!

Doch wie einſam, wie verlaſſen
Steh' ich hier!
Und vermag nicht, mein eignes Seyn zu faſſen.
Wann öffnet des Richters Pforte ſich mir?
Rauſch auf, du Pforte, und zeige das Licht!
Ich ſcheu es nicht
Vernehmen will ich ſonder Grauen
Mein ewiges Geſchick,
Nur kleine Seelen beben zurück,
Wer das Große, das Schöne wollt' erringen,

Kann den Fittig im Reich des Lichts nur ſchwingen,
Hinweg mit der gräßlichen drückenden Nacht!
Du Sonne geh auf, und die Kraft erwacht.
(ſtarr und ſtaunend vor ſich hinſehend)
Wie? — bin ich erhört?
Aus der Ferne bringt
In die Nacht herein
Ein erleuchtender Strahl!
Und ein weites Thal
Zeigt der Dämmerſchein;
Aber kahl
Iſt das Thal
Und kein Leben ſchließt es ein,
Keinen der die Wahrheit bringt
Und der Zweifel feſten Sitz zerſtört. —
Doch — ich ſehe ja Geſtalten
Aus der Dämm'rung Schleyer ſich entfalten,
Hohe Gluth
Strömet durch mein ganzes Weſen,

Irrender, nun faſſe Muth
Endlich wirſt du noch geneſen;
Tageshelle
Ueberzieht die ganze Stelle,
Und in Ätherblau
Wandelt ſich das Nebelgrau.
Mit der Charis leichtem Schritte
Nahen traulich die Gebilde,
Und in ihrer Mitte,
Mit dem Blick voll Zaubermilde,
Mit dem Mahle der Erhabenheit
Prangt der Lichtgeiſt der Unendlichkeit —
Näher, näher kommen ſie,
Und ich kenne ſie,
Sie die Blüthen, nur geboren
Einen Frühling zu verſchönen,
Find ich alle faſt erkoren
Jenes Geiſtes Thron zu krönen!
Nun mein Herz verzage nicht!
Wie ſich hier der Geiſt ausſpricht,
Wann im Zwielicht jenes Lebens.

All mein Ringen nicht vergebens.

(Er breitet die Arme nach dem Genius aus, bebt wieder zurück.)

Welche plötzliche Nacht
Umſchließet das Land?
Der Genius ſchwand,
Mit ihm die Geſtalten;
Wild brauſet der Acheron; —
Wild brauſen die Lüfte im feindlichen Walten,
Und ein wehmüthig klagender Ton
Stöhnend, zitternd,
Herz erſchütternd,
Dringt an mein Ohr,
Und glühender, denn zuvor
Iſt mein Verlangen
Zu fliehen die Nacht,
Die meine Sinne hält befangen.

Blitze flammen,
Ihr Schimmer erhellt

Die chaotiſche Nacht,
Aus Nebeln drängt ſich zuſammen
Eine eigene ſelbſtſtändige Welt,
Und — wie iſt mir? — ich erkenne die Welt
Die Welt der Kunſt, wie ich oft ſie gedacht.
Doch es will um die Schöpfung nicht tagen
Und die Stimme läßt nicht ab zu klagen,
Und immer klagender
Ertönet ſie,
Und immer zagender
Vernehm ich ſie;
Und kann ich glauben, was ich ſehe?
Kein Theil will ſich dem Ganzen ſchmiegen;
Und dieſer Blitzſtrahl — Wehe! wehe!
Zertrümmerte Reſte liegen
Formlos umher,
Daß wohl nimmermehr
Eine neue Schöpfung aus ihnen entſtehe.

Eitler Wahn
Und nur Wahn
Wär' alſo die Veſte der Kunſt mir geweſen?
Und auf finſterer, unſicherer Bahn
Hätt' ich ein Irrlicht zum Führer erleſen?
Und ich gab mich hin,
So ganz ihm hin;
Mein Wirken und Bilden
In des Schönen weiten Gefilden
War dieſem Führer Unterthan.
Nein dieſe Welt konnte nimmer zerfallen,
Konnte nicht ſtürzen mit den Werken allen.
Herrliches Licht!
Kehre zurück,
Gönne noch einen Blick
Mir Verwaiſten, und zeig' in Klarheit
Die ewige beſtändige Wahrheit,
O dieſes Eine verſage mir nicht!
(mit banger Unruhe)
Es gähret die Nacht,

Nebel an Nebel zieh'n,
Wolken an Wolken flieh'n,
Und hervor durch den Schleyer bricht
Das ätheriſche Licht
Und ſtrahlet in himmliſcher Pracht.
Doch — der lebend'ge Strahl
Zeigt mir öde das weite Thal,
Stärker und ſtärker wird der Schimmer,
Mein Auge bricht,
Das wohlthätige Licht
Wird ihm tödtend — ich trag' es nimmer.

Unſterblichkeit!
Traumbild der Zeit,
Fahre wohl — ich verkannte dich!
Dieſer Strahl richtet mich.
Hin an den Strom der Vergeſſenheit!
Er winkt! — Ja Silberſtrom winke!
Ich komme, du mein leidendes Herz
Verlerne den Schmerz,
Daß ich Ruhe, kalte Ruhe trinke.

(Er ſchöpft aus dem Lethe, und trinkt.)
Wie iſt mir?
Ich finde mich wieder!
Durch alle Glieder
Strömet neues Leben,
Und Leben
Wird dem weiten Thal gegeben;
Das hellſchimmernde Licht
Blendet mich nicht;
Frey kann ich den Blick erheben,
Und mit Muth und Vertrauen
Wieder empor zum Aether ſchauen.
Mit Blumen bekränzt
Nahen trauliche Schaaren;
Wie ihr Auge von Freude glänzt!
Die auf Erden Uraniens Prieſter waren,
Find ich vereint im ſchönen Bunde;
Ein Weihgeſang erſchallt aus ihrem Munde
Er ladet mich ein
Genoße der Feyer zu ſeyn.
O darf ich — darf ich an ſie mich reih'n?

An die herrlichen Schaaren,
Die auf Erden Uraniens Prieſter waren?

Uraniens Tempel ragt hoch empor,
Himmliſche Töne
Erſchallen am Sitze der ewigen Schöne;
Und weit geöffnet iſt des Tempels Thor,
Und o Wonne — über der Pforte
Leſ' ich in Flammenſchrift die Worte:
»Wer Schönheit geahnet, ihr nachgeſtrebt,
Empfange die. Palme, ſein Nahme lebt.“

An
meine verehrte Freundinn
Caroline von Pichler.

Dich möcht' ich beſingen, Dich mit dem Lorber
Herrlich gekrönte, Muſen verwandte Frau!
Aber ach! — es erlahmen die Schwingen,
Will ich auffliegen vermeſſen zu Dir.
Muthig beginn' ich — und ſinke zur Tiefe;
Nahe, zu nahe der Erde verwandt
Suchet der Fuß ſtets den haltenden Boden,
Wenn ſich der Geiſt nach dem Himmliſchen ſehnt.
Wie Prometheus am Felſen Geklüfte
Hält es mich feindlich mit eh'rnen Banden,
Will ich enteilen dem kleinlichen Treiben,
Will ich dem Hohen, dem Höchſten mich nah'n.
Sieh' — es erwachte mir früh in dem Buſen
Reges Gefühl für Gebilde der Kunſt;

Aber — kein Gärtner verſuchte den Boden,
Prüfte nicht klüglich die treibenden Blüthen,
Riß nicht das Unkraut von lieblicher Blume,
Legte nicht Keime der beſſeren Frucht. —
Und ſo vergleich' ſie dem wilden Gewinde
Strebend an Blüthen und Dornen empor.
Aber Du Glückliche freu'ſt Dich der Pflege
Sorgender Ältern, und wiſſender Freunde,
Hüpfteſt auf Matten voll duftender Blumen,
Wählteſt die ſchönſten zum künftigen Kranz;
Blickteſt mit forſchendem Aug' in das Leben,
Liebend enthüllte das Höchſte Dir ſich. —
Und ſo entſchwebteſt Du kühn dem Gemeinen
Immer das Antlitz gewendet zum Licht.
Schwebſt — und ich weile, ich ſchmachte im Thale,
Reiche die Hand Dir — erreiche Dich nicht.
Siehe — da neigſt Du Dich liebend zur Tiefe,
Tröſtend mir rufend — Ich komme zu dir.

Weiſſenthurn.

Anagrammen
von
weil. Theodor Körner.

Weit hat dich der Geiſt getragen,
Eine deutſche Dichterinn,
In des deutſchen Liedes Tagen
Stehſt du da mit klarem Sinn.
Schönes mag das Leben ſchauen,
Edles hat die Welt geſehn,
Nie doch Zart'res, als in Frauen
Treue Luſt an Liedeswehn.
Horchend ſchwebt die Muſe nieder,
Und im lichten Sternenglanz
Reicht ſie dir für Spiel und Lieder,
Nie verwelkt, den Doppelkranz.

Könnt' ich Thaliens Kranz verſchenken,
O! nimmer wollt' ich mich bedenken.
Reich iſt die Kunſt, doch hoch vor allen ſteht
Naivetät.

Als des Herzens reine Söhne,
Deuten deine ſüßen Töne
Auf den Einklang deiner Bruſt.
Mit der Stimme ſanftem Walten
Blühn die lieblichſten Geſtalten
Ewig dir in Frühlingsluſt.
Reich am höchſten Preis im Leben
Grüß' ich dich als Künſtlerinn:
Edler Trieb nach edlem Streben,
Reiner jungfräulicher Sinn.

Kampf und Liebe, Luſt und Schmerzen,
Reich geſchmückt an Geiſt und Herzen,
Übſt du mit der Muſen Gunſt.
Gleichen Glücks in Kraft und Milde,
Eifrig nach des Dichters Bilde
Reift die Blüthe deiner Kunſt.

Kann der Menſch ſich glücklich wähnen
Ohne Schmerzen ohne Thränen?
Blüht nicht in der tiefſten Bruſt
Ewig jung der Liebe Sehnen,
Reich am Schmerz, wie reich an Luſt??—
Wem die Götter ihn verſagen,
Ergötze ſich an deinem Spiel.
In des Liedes Zauberklagen
Neigt ſich dir ſein Hochgefühl.

Über Privattheater.

Epiſtel an K.

Willſt du immer von dem Schaden ſprechen
Den Privattheater uns gebracht,
Will ich endlich dieſes Schweigen brechen,
Das ich nur zu lange ſchon bewacht.
Konnteſt du ſo manches Glück verkennen,
Manchen Vortheil, den ſie uns gewähren,
Will ich dir zur Strafe viele nennen,
Und dich eines Beſſeren belehren.

Denke nur des Vortheils, den ſie geben,
Da ſie Kunſt und Induſtrie beleben;
Da ſie die Bedürfniſſe vermehren,
Vieles beſſer, manches neu uns lehren,

Und ſo manches, das ſonſt leblos bliebe,
Raſch getrieben wird durch ihr Getriebe. —
Wie ſie faſt in jeder Kunſt Bezirken
Stets mit regem, thät'gen Eifer wirken;
Denn vom Dichter bis zum Rollenſchreiber
Und vom Mahler bis zum Farbenreiber,
Von dem Kopf- bis zu dem Fußbekleider,
Und vom Kaufmann bis herab zum Schneider,
Iſt nicht einer, den ſie nicht erheben,
Da ſie ſegnend ſein Gewerb beleben.

Allen Mädchen, welche zärtlich lieben,
Darf kein Gram ihr ſchmachtend Auge trüben,
Daß die Mütter ihre Unſchuld hüthen,
Dem Geliebten gar das Haus verbiethen.
Hier kann jede ihren Lieben ſehen
Und die Mutter wird es zugeſtehen,
Denn ſie lächelt ſelber mit Vergnügen
Wenn ſie reitzend in dem Arm ſich liegen.

Und die Söhne, die gemüthlich fühlen,
Brauchen keinen Werther mehr zu ſpielen,

Welcher Vater würde hier es wagen,
Seinen Sohn das Lieben zu verſagen,
Weil ihm Stand, Vermögen, Jahre fehlen?
Welcher darf ihn noch mit Sorgfalt quälen?
Keiner wohl, — wird er gefallen wollen
Spielt er ſelbſt der guten Väter Rollen,
Denn im Land der ewigen Gefühle,
Heißt des Lebens erſte Regel — ſpiele!

Denk' wie von Gemeinheit weggewendet,
Keinen Blick mehr eine Rückſicht blendet,
Wie ſich alle groß zur That ermannen
Und den niederen Gewerbsfleiß bannen,
Froh von Arbeits-Tiſch und Werkſtatt eilen,
Ewig bey der Kunſt nur zu verweilen;
Und ihr Loblied hoch ſie zu verehren
Tönt nicht nur von einzelnen Altären,
Zahllos wird ihr Prieſteramt verwaltet,
Jedes Haus zum Tempel umgeſtaltet.
Und es wird ein freyes, glücklich Leben,
Jeder kann zum Künſtler ſich erheben,

Von dem Knaben bis zu ſeinem Leiter,
Bis zum Bürger, Staatsmann; und ſo weiter —
Alles Künſtler — alle Blicke ſchauen,
Sehnend auf zu jenen Sternen-Auen. —
Faſſeſt du das göttliche Erheben,
Wenn auf Erden nichts als Künſtler leben?

Doch das ew'ge Sehen nach den Sternen,
Wirſt du ſprechen, muß das Aug' entfernen,
Von dem ernſteren Berufs-Geſchäfte;
Tändelnd nur, verſchwenden wir die Kräfte,
Und der Nutzen, den ſie uns verleihen,
Flieht im Haſchen nach den Träumereyen.
Und du hebſt im ungerechten Grimme
Immer lauter die Verbannungsſtimme,
Sprichſt, um ganz und gar mich zu vernichten,
Von ſo manchen rührenden Geſchichten,
Wo viel Söhnchen, hoch und wohl gezogen,
Dieſes Tändeln um ihr Glück betrogen;
Daß ſie voll den Kopf von jenen Dingen,
Oft für immer zum Theater gingen;

Freundchen, alles das iſt wohl geſchehen,
Doch du haſt die Gränze überſehen,
Die ſich zwiſchen Brauch und Mißbrauch ziehet; —
Nichts beſteht, was jeder Schade fliehet.

Und wenn wir die Sache recht bedenken,
Möcht' es eher ſich zum Vortheil lenken,
Wenn ſich mancher vom Geſchäft entfernet,
Das er ohne Willen nie erlernet. —
Ja es würde dieß allein ſchon frommen,
Daß er aus der Sphäre weggekommen,
Wo, wenn Pflicht ſich und die Neigung trennen,
Er viel ſchaden, wenig nützen können,
Wird er ſich dem Schauſpiel gern ergeben
Wirkt er hier mit ſegnendem Beſtreben;
Und gar vieles beſſre Form erhielte,
Wenn ſo mancher ſeine Roll' nur ſpielte.

Und was wäre für die Kunſt gewonnen,
Wenn nur der den kühnen Lauf begonnen,

Den Beruf hiezu die Weih' ertheilet!
Manche Wunde wäre da geheilet,
Welche grauſam jene Künſtler ſchlagen,
Die des ird'ſchen Hungersgrimme Plagen
An der Göttinn Mutterbuſen ſtellen.
Nimmer würde uns ihr Anblick quälen,
Nimmer wären wir alsdann gezwungen
Muſe-Stunden — oft ſo ſchwer errungen,
Bey Thaliens Mohn-erfüllten Söhnen,
In des Schlummers Leere — zu vergähnen.

Ich will hoffen, daß dein Wahn verſchwindet,
Ob dem Nutzen, den ich dir verkündet.
Aber nennſt du mir vielleicht Chimären,
All' den Vortheil, den ſie uns gewähren,
Mögen Ehen, der ſie viel geſchloſſen,
All' die Jugend, die daraus entſproſſen,
Dir lebendig ihren Nutzen zeigen,
Und dein Tadel wird für immer ſchweigen.

Deinhardſtein.

Dankrede,

welche die k. k. Hofſchauſpielerinn

Madame Schütz

am Schluſſe ihrer Benefice-Vorſtellung am 15. März 1813 an das Publikum ſprach:

Hier, wo der erſte Strahl des Lichtes mich entzückte,
In dieſer Kaiſerſtadt, im Heiligthum der Kunſt,
Wo Ihre Nachſicht ſchon als Mädchen mich beglückte,
Hier ernt' ich heute ſchöne Früchte Ihrer Gunſt.

Ich fühle ſchneller meine Pulſe ſich erheben,
Des Geiſtes Faſſung unterliegt der Freude Macht.

Wie neidenswerth verfloß, ihr Künſtler! unſer Leben,
Wenn uns am Lebensabend ſolch ein Abend lacht!

O! ihn vergolden uns des Thrones Gnaden-Strahlen,
Ihn ſchafft zum Morgen um des Kaiſers hohe Huld,
Wer kann die tiefe Rührung, das Entzücken mahlen,
Das unſre Bruſt entflammt zur ew'gen Dankes Schuld?

Lang' iſt's, durch vierzig Jahre, ſich der Kunſt zu weihen!
Verehrungswürdigſte! mir ward das ſeltne Glück,
Das hohe Wien, wo holde Künſte gern gedeihen,
Umwandelte ſie mir zum frohen Augenblick.

Erſtieg gleich mein Talent nicht eine hohe Stufe,
(Denn Kraft und Wille ſind nicht immer im Verein)
So ſey mein Troſt: Treu widmet' ich mich dem Berufe,
Um das, was ich vermochte, ganz zu ſeyn.

Beſchieden ſind dem Stand des Künſtlers manche Leiden,
Und oft knickt ihm ein Sturm die zarte Blume Luſt,
Auch mir ward dieſes Loos; doch gab es mir auch Freuden,
Die hoch mit Dankgefühl erheben meine Bruſt.

Dem Strome gleich enteilt die Wonnezeit der Blüthe,
Und ſchnell, ach! ſtirbt der Lebensroſen Purpurglanz;

Doch Ihre zarte Schonung, Nachſicht, Achtung, Güte,
Verblühen nie in meinem falben Lebenskranz.

Drum Ihnen ew'gen Dank! — auch Ihnen Dank. — Gefährten!
Die oft mich unterſtützten, durch Ihr Künſtler-Spiel,
Die liebevoll der Freundinn manchen Wunſch gewährten,
Sie freundlichrathend leiteten zum ſchönen Ziel.

Zwar ſah ich ſchon den Lenz und Sommer mir entfliehen,
Schon winkt der rauhe Herbſt mir in der Ruhe Schoos,
Doch darf ich manch Mahl noch ein Blümchen Ihnen ziehen,
Dann wird in meinem Winter mir des Lenzes Loos!

Geſprochen
am Schluſſe der Vorſtellung
auf dem k. k. Hoftheater am 4. October 1813, dem Nahmensfeſte Seiner Majeſtät
des
Kaiſers von Oeſterreich.

Heut iſt der Tag, verherrlicht durch den Nahmen
Des Kaiſers, des geliebten Vaters, Franz.
Indeß hier Ruhe wohnt, und Sicherheit,
Iſt er dem fernen Kriegsgetümmel nah',
An ſeiner treuen Bundsgenoſſen Seite,
Umgeben von den ſieggekrönten Söhnen,
Und Segen bringend über eine Welt,
Die, tiefgebeugt, ſich wieder freuen ſoll.
Den Frieden, den zu lang vermißten, führt
Er uns zurück an ſeiner Vaterhand.

Das Aelteſte, das Heiligſte zertrümmern
Kann wohl das Schickſal, wieder auferbau'n
Kann nur der feſte Sinn, die Redlichkeit,
An die ſich eine Welt vertrauend ſchließt.
Zum Himmel ſteigen unſre Wünſch' empor
Für dich, erhabner Vater und dein Haus.
Des Volks Gebeth ſey ſeines Vaters Feſt!
Er kehre bald zurück, er zeige
Sich in des Weltbeglückers ew'gem Glanz!
Gott erhalte unſern Kaiſer,
Unſern guten Kaiſer Franz.

Prolog

zu
Heinrich von Hohenſtauffen,
König der Deutſchen,
von Caroline Pichler, geb. von Greiner.
Bey der zum Vortheile der verwundeten Öſterreichiſchen Krieger gegebenen Vorſtellung dieſes Trauerſpiels auf dem k. k. Hoftheater
nächſt der Burg
vorgetragen
von
Mad. Weiſſenthurn
den 27. Oct. 1813.

Der Herr der Heerſchar'n hat uns Sieg verlieh'n
Der Kampf um Recht und Freyheit iſt gelungen,
Von deutſcher Treu', vereinter Kraft bezwungen,
Seh'n wir den Feind aus unſern Gauen flieh'n.

In dieſen frohen, heilerfüllten Tagen,
Wo, von den tapfer'n Heeren abgeſandt,

Die Siegesbothen nach der Hauptſtadt jagen,
Und lauter Jubel füllt das weite Land,
Laßt uns der wunden Krieger dankbar denken,
Und für die ſorgen, die uns Freyheit ſchenken!

Es wird aus alter, deutſcher Vorwelt heut
Ein Auftritt ſich vor eurem Blick entfalten,
Des großen Hohenſtauffen kühnes Schalten,
Und wie im Streit feindſeliger Gewalten
Begann die ſchreckliche, die kaiſerloſe Zeit,
Wie Heinrich fruchtlos für ſein Deutſchland
glüh'te,
Und ihm zum Opfer fiel in Jugendblüthe.
Doch auch der Retter iſt im Spiel euch nah',
Als Jüngling wird der Held ſich vor euch zeigen,
Den man als Mann von ſeinen Alpen ſteigen,
Und Deutſchland Recht und Frieden geben ſah.

Es hat der Auftritt wieder ſich erneuert,
Ein Enkel aus dem herrlichen Geſchlecht
Hat äuß'rer Macht und inner'm Kampf geſteuert,

Und bringet Deutſchland wieder Ruh und Recht.
Geſinnt wie Heinrich, doch vom Glück begleitet,
Seh'n wir ihn an der Völker Spitze ſteh'n,
Den Segen, den ſein Wirken uns bereitet,
Es wird der Enkel noch ihn dankbar ſeh'n.
Laßt uns im Weihgeſang die Hände falten,
Gott möge unſern Kaiſer uns erhalten!

Deukalion und Pyrrha.

Duodrama

von

Chr. Kuffner.

Perſonen.

Deukalion.

Pyrrha.

(Der Schauplatz iſt ein leichtgruppirter Myrthenhain. Links gegen den Vordergrund ein Tempel; in deſſen Mitte eine verhüllte Statue.)

Erſte Scene.

Deukalion (auf einer Raſenbank im Traume)
Ach nein! ach nein! kein Weib ihr guten Götter!
(er fährt haſtig aus dem Schlummer empor.)
So lebt denn noch ein Weib auf Erden!
Hat denn die Fluth nicht alle ſie vertilgt?
Wie jauchzt' ich ſchon, allein zu ſeyn! Ihr Götter!
Ich will erfüllen jeden eurer Winke,
Befolgen, was Ihr mir im Traum befahlt —
Doch nimmer ruh' ein Weib an dieſer Bruſt! —
(nach einigem Nachſinnen)
Schwer brennen deine ſtrengen Worte mir
In der erſchrocknen Seele, weiſe Pallas!
Die du im heil'gen Traume zu mir ſprachſt:
»Wenn Phöbus holdes Licht entglüht,
»Dann wandle in den Götterhain,

»Bis dir im milden Roſenſchein
»Ein Mädchen hold entgegen tritt!
»Mit ihr geh' zum verhüllten Gott!
»Er ſey im ſchönſten Morgenroth
»Von Euch bekränzet und begrüßt!
»Dann handelt beyde — wie ihr müßt!"

Hm, das kann ich wohl thun, es ſey nun, Pallas,
Dein Wille, oder nicht'ges Traumgeſicht!
So tief verhaßt mir jedes Weib auch iſt —
Sie komme, um den Weg mit mir zu wandeln,
Die Statue zu kränzen — und zu ſcheiden,
Auf immerhin von mir zu ſcheiden!

(Er geht haſtig auf und nieder)

O bleibe dann auf ewig von mir ferne,
Treuloſes und verräth'riſches Geſchlecht!
Du Quelle unſrer Leiden, unſers Elends!
Du raubſt uns Kraft und Willen, lockſt uns lächelnd

Zu eitlem Tand, füllſt uns mit falſcher Hoffnung,
Verrückeſt uns das edle Ziel des Geiſtes,
Und Götter ſelbſt ziehſt du zur Erde nieder!
Treuloſes und verräthriſches Geſchlecht,
Durch dich kam das Verderben über uns,
Daß Thier und Menſchen Todesfluth vertilgte!
Dein Stolz und deine Eitelkeit, dein Streben
Nach immer neuer Luſt, dein ſteter Leichtſinn,
Verſchwendungsſucht, und Flatterſinn und Falſchheit,
Und Heuchelei und Argliſt und Verſtellung —
Sie waren die unſel'ge Quelle des allgemeinen Unterganges.
Allein ſo öde auch die Welt nun iſt,
So will ich dir dafür noch innig danken;
Denn du haſt mit der Welt dich ſelbſt vertilgt. —

(mit Wehmuth:)

Wie glücklich däucht ich mir in dieſer Ruhe,
In dieſer Einſamkeit neu blüh'nder Erde!
Ich hoffe friedlich nun dahin zu leben,
Von dir getrennt, betrügliches Geſchlecht,

Das Lieb' im Antlitz, Liſt im Herzen trägt,
Luſt auf den Lippen, Meineid in der Seele!
Von euch ihr Götter! hoff' ich nun Erhörung,
Und lange Dauer dieſer Seelenruh'
Und dieſer Wonne. Ohne Weib zu ſeyn —
O welcher Himmel wäre dies auf Erden!
Und wollt ihr mir die Einſamkeit nicht gönnen,
So gebt mir einen gleich geſtimmten Freund —
Der meinen Haß und meine Freuden theile! —

(Er geht unruhig umher.)

So will ich ſie denn ſuchen, weil der Wille
Der Götter es geboth; allein es ſey
Der Augenblick des Findens auch zugleich
Der erſte unſrer ſchnellen Trennung ſchon.

(Ab.)

Zweyte Scene.

(Pyrrha kömmt, eine Blumengirlande tragend.)

Ja, ſie allein ſind Urſach unſers Unglücks!
Nur ihre wilde Kraft hat unſer Elend

Herbey gezogen und den Untergang der Menſchen.
Und ruhten denn die Tollen, als bis jedes
Beglückende Gefühl, bis ſie, bis wir
Vernichtet waren? Ihre Heftigkeit,
Und ihre Ruhmſucht, ihre Habbegierde,
Ihr Stolz, ihr Haß und ihr raſtloſes Streben,
Verwegenheit und Schwelgen — ſie nur riſſen
Der Weiber zärteres Geſchlecht dahin,
Wie Wirbelwind der Bäume wildes Laub.
Ihr Götter, gebt der Erde keinen Mann!
Wenn Mädchen dieſe Erde nur bewohnten,
Dann wäre ſie ſo freundlich ſanft und ſtill,
Wie eine Blumenflur.
Doch weh mir! weh dem unglückvollen Traume!
Ein Mann — o Qual — ein Mann ſoll mir begegnen!
Unſel'ge Worte die du ſprachſt, o Venus!
„Wenn Phöbus holdes Licht entglüht,
„Dann wandle in den Götterhain,
„Bis dir im milden Roſenſchein.
„Ein Jüngling hold entgegen tritt!

„Mit ihm geh' zum verhüllten Gott!
„Er ſey im ſchönſten Morgenroth
„Von euch bekränzet und begrüßt!
„Dann handelt beyde wie ihr müßt!" —
Ihr Götter! euer Wille muß geſchehen,
Was ihr befehlet, will ich fromm befolgen.
Allein verzeiht, wenn ich thu, was ich muß,
Und ſchnell im Augenblick des Findens ſcheide.
Allein, was ſeh ich dort? er kömmt!
Ihr Götter, ſchützet mich!

(Sie entflieht einige Schritte, und bleibt dann hinter einem Baume ſtehen.)

Dritte Scene.

Deukalion (mit einer Girlande in den Händen.) **Pyrrha** (Jedes ſpricht für ſich ganz leiſe.)

Deukalion.

Sie iſt's; ihr Wolken, ach verberget mich!
Denn es vereinigt ſich in ihr mein Haß
Gen dieſes ganze liſtige Geſchlecht.

Pyrrha.

In ihm erſcheinet mir das Sinnbild ſeines
Geſchlechts — der Undank ſelbſt.

Deukalion.

Sie ſinnet ſchon — ich ſeh's an jeder Miene —
Auf Trug und Liſt, mich in ihr Netz zu locken.

Pyrrha.

Schon glaubt er, mich beſiegt zu haben und
Als Sclavinn ſeiner Willkühr zu beherrſchen.

Deukalion.

Vergebens iſt dein Locken!

Pyrrha.

Vergebens jauchzeſt du!

(Beyde ſprechen von nun an halblaut aus der Entfernung.)

Deukalion.

Steh' alle Welt auf gegen mich — ich haſſe
Das Weib; ſein Nahme füllt mich mit Entſetzen.

Pyrrha.

Nichts ſoll zur Unterwürfigkeit mich zwingen! —
Allein der Götter Wille? darf ich ihm
Trotz biethen? wird mir Venus dann nicht zürnen?

Deukalion.

O könnt ich doch den Götterſpruch vernichten!
Ach! welche bittre Qual, daß man den Göttern
Gehorchen muß! allein — was nützt mein Sträuben?
Gehorchen muß ich dennoch — oder leiden.

Pyrrha.

Wie drückt mich deine Laſt, der Götter Allmacht!
Warum hab' ich nicht Kraft, mich zu empören?
Nun muß ich dem Befehl der Götter folgen.
Allein — wie füg' ich mich zu Ihm? — Nein, ich,
Ich ſpreche nicht zuerſt, nein; er beginne!
Aus Güte will ich nachzugeben ſcheinen,
Dann triumphiren über ſein Beginnen.

Deukalion.

Sie redet nicht; ſo muß denn ich beginnen.
Allein ich will auch eben ſo ſchnell enden.

(Beyde ſprechen von nun an ganz laut, doch immer etwas abgewendet und ohne ſich anzuſehen.)

Deukalion.

Find' ich das Mädchen, das ich ſuchen mußte?

Pyrrha.

Ich ſuche nicht; nur der Befehl der Götter —

Deukalion.
Hat mich hierher geführt.
Pyrrha.
Wahrſcheinlich hat wohl ſeine ſtete Klage,
Er könne Einſamkeit nicht länger dulden,
Die Himmliſchen gerührt?
Deukalion.
Getroffen, Nymphe!
Ich bat um einen Freund. Du aber fühlteſt
Wohl deine Ohnmacht ſehr und deine Schwäche,
Und bateſt um Geſellſchaft — und Beſchützung?
Pyrrha.
Gewiß; um eine Freundinn fleht' ich ſtets.
Nun aber will ich länger hier nicht weilen.
Deukalion.
Und glaubſt du wohl ich würde hier noch ſäumen,
Wenn du noch länger hier verweilen wollteſt?
Pyrrha.
Du irrſt dich ſehr!
Deukalion.
Da täuſcheſt du dich wirklich!

Pyrrha.

Ja, nur die ſüße Hoffnung, daß die Götter
Mein Flehn um eine Freundinn bald erhören,
Nur ſie bewegt mich, ihrem Spruch zu folgen.

Deukalion.

Auch meinen freyen Willen kann allein
Die ſüße Hoffnung lenken, daß ich nun
Bald an der Seite eines theuren Freundes,
Den mir die Götter geben müßen, jauchze,
An hoher Seelenruh' den Göttern gleich.

Pyrrha.

Fern bleibe mir dann ewig dein treuloſes
Verlarvtes, eitles, von der Eigenliebe,
Von Eigennutz und vom Phantom der Ehre
Mißleitetes, ſiegtaumelndes und doch
Von jeder wilden Leidenſchaft beſiegtes
Geſchlecht, das uns — —

Deukalion.

Und dennoch werden dich,
Trotz dieſes ſchwarzen häßlichen Gemähldes,
Bald Leichtſinn, Laune, Schwäche, Eigenſinn,

Und Wankelmuth und Eitelkeit bereden,
Dir einen Gatten — —

Pyrrha.

Einen Gatten mir zu wählen?
Und weil du nun der Einz'ge biſt auf Erden,
Hoff'ſt du wohl gar, daß dich mein Herz erwählen werde?

Deukalion.

Gewiß, ich ſah ja viele Weiber Männer
Verabſcheu'n, und dann heftig lieben,
Weil ihr euch ſtets nur in den Äußerſten
Bewegt, und handelt für den Augenblick.
Deßwegen find' ich jeden Widerſpruch
Im Weibe möglich, möglich, daß du Morgen
Von Liebe glüh'ſt für Jenen, gegen welchen
Du heut von Haß entbrenneſt, daß du Jenen,
Den du heut fliehſt, ſchon morgen ängſtlich ſuchſt.

Pyrrha.

Ich böthe ſelbſt den Hals dem Joche dar,
Und wählte Sklaverey für Freyheit mir?
Um dieß zu glauben muß man nur ein Mann ſeyn!

Deukalion.

Um ſo zu handeln, wie ich ſagte, muß
Man nur ein Weib ſeyn. Aber ich erkläre,
Und ſchwöre dir, daß ich mein Auge ſtets
Von dir abwenden werde, ſo wie jetzt.

Pyrrha.

O ſtolzer Mann! Nun ſieh, wie ſchwach du biſt!
Wenn du mehr Stärke hätteſt, meinen Blick
Ertragen könnteſt, würdeſt du dich dann
Von mir wegwenden müſſen? — Ich
Seh' dieſe Myrthe an — und fürchte nichts.

Deukalion.

So kühn?

Pyrrha.

So ſchwach?

Deukalion.

So macht dich meine Vorſicht ſtolz?

Pyrrha.

O nein! nur lächeln macht ſie mich.

Deukalion.

Du glaubſt, daß ich vor Liebe ſchmelzen würde,
Säh' ich dich an?

Pyrrha.

Ich glaub' es in der That!
Nun — wenn du dich ſo ſtark und muthig fühlſt,
So laß uns Probe machen! Sieh mich an!
(Sie kömmt näher und blickt ihm zärtlich
ins Auge.)
Mißfällt dir dieſer Blick? ſieh mich doch an!

Deukalion (ohne ſie anzuſehen.)

O ja doch, warum nicht? ich könnte dich
Wohl ganze Täge anſeh'n, ohne nur
Im mindeſten Gefahr zu fürchten.

Pyrrha (ſanft.)

Ja freylich bin ich nicht ſo ſchön und reizend,
Und kann nicht auf den erſten Blick beſiegen;
Allein, gehaßt zu ſeyn — iſt doch ſehr traurig
(Zärtlich ſanft.)
So ſieh mir doch gerad' und feſt ins Auge!
Kannſt du denn meine Blicke nicht ertragen?

Deukalion.

O Millionen Blicke ohne Furcht!

Pyrrha.

So gilt die Wette?

Deukalion.

Welche?

Pyrrha.

Wer von uns beyden nicht des andern Blick erträgt,

Muß dann die Statue zuerſt bekränzen.

Deukalion.

Es mag geſchehn; die Wette geh ich ein!

Pyrrha.

So ſieh mich an! und ich will dich anſehen.

(Beyde kommen ſich etwas näher, ſehen ſich dann zögernd wechſelweiſe an, erſtaunen und ſprechen halblaut, ohne es zu bemerken.)

Pyrrha.

Er iſt doch wahrlich ſchön!

Deukalion.

Welch Göttermädchen!

Pyrrha.

Mir wird ganz wunderbar.

Deukalion.

O welcher Blick!

Pyrrha.

Und fliehen ſollt' ich ihn?

Deukalion.

Sie ſollt' ich haſſen?

Pyrrha.

Nein, er iſt gut. Was kann denn er dafür.
Daß alle andern Männer böſe waren?

Deukalion.

Ein himmliſches Geſchöpf! Sind alle Weiber böſe,
So ſtrahlt ſie nur um deſto herrlicher.

Pyrrha.

Ich muß mich retten durch die Flucht,
Sonſt iſt die Wette mir verloren.

Deukalion.

Blick' ich noch einmahl ihr ins Auge,
So iſt die Wette mir verloren.

Pyrrha (laut, doch traurig.)

Leb' wohl!

Deukalion (eben ſo.)

Leb' wohl!

(Sie entfernen ſich zögernd, und bleiben dann ſtehen.)

Pyrrha.

Leb' wohl!

Deukalion.

Leb' wohl!

(Sie nähern ſich wieder.)

Pyrrha.

Du liebſt die Gegend ſehr?

Deukalion.

Ich kanns nicht läugnen.

Pyrrha.

Mich aber haſſeſt du?

Deukalion.

Du lebſt in dieſer Gegend!

Pyrrha.

Worin dein Freund dich bald umarmen wird.

Deukalion.

Allein — wenn er mit mir nicht harmonirt?
Dann will ich mich von ihm ſchnell wieder trennen.

Pyrrha.

Wenn du den Armen dann ſo ſchnell verſtoſſeſt,
So werd' ich ſeine Tröſterinn.

Deukalion.

Und ich Beſchützer deiner Freundinn.

Pyrrha.

Und dann auch bald der Freund von meinem Freunde?

Deukalion.

Was forderſt du? ich je der Freund von deinem
Geliebten? nimmermehr!

Pyrrha.

Warum denn nicht?
O du wirſt ſehn, wie innig wir uns lieben!
Und unſer Glück wird dich ſodann gewiß
In unſern Zauberkreis auf immer bannen.
Man iſt ja gern der Freund der Glücklichen.

Deukalion (entbrannt und aufbrauſend.)

Freundſchaft iſt ſo betrüglich als die Liebe.
Nein, ich will weder Freunde noch Geliebte.
Ich gehe nicht die Statue zu kränzen.

Pyrrha (Wehmüthig.)
Nicht? dann muß ich allein gehn?

Deukalion.
Gleichviel!

Pyrrha.
Doch—
Die Göttinn ſagte, du ſollſt mit mir gehn!
Denn ſonſt bekränzen ja nicht zwey die Säule,
Und ich bekomme keinen — Freund. Mein Lieber —
O komm doch! ich und mein Geliebter wollen
Dich ewig ſegnen und dir dankbar ſeyn.

Deukalion (mit Ingrimm.)
Soll ich etwa für dich Geliebte werben?

Pyrrha.
Was zürneſt du? Er wäre ja dein Freund.

Deukalion (noch mehr erboßt.)
Ich brauche keinen Freund, bin ſelbſt mir gnug.
Hm, und wozu bedarfſt du eines Freundes?
Erfreuen kann dich eine Freundinn auch;
Auch eine Blume, auch ein ſchöner Quell,
Auch der Geſang der holden Nachtigall.
Und ſchützen kann ich dich; und meine Großmuth

Schwört es dir zu, daß ich dein Freund, dein
Schützer
Dein Bruder und Rathgeber werde ſeyn.
(Mit ſteigender Wärme.)
Ja, ſüßes Mädchen, daß ich immerfort
Mit allem Eifer dir ergeben — —
(Er verſtummt plötzlich betroffen.)

Pyrrha (lächelnd.)

Nun lieber Retter! lieber Freund! du biſt
Viel gütiger und edler als ich dachte.
Wohlthäter haßt man nicht, und Weiber ſind
Nicht undankbar; das will ich dir beweiſen.
(Nach einigem Schweigen der Verlegenheit.)
Wenn du ſo ſtark biſt, daß du keines Freundes
Bedarfſt, ſo iſt es ja um deſto beſſer.

Deukalion.

O holde Liebliche!

Pyrrha.

Abſcheulicher!

Deukalion.

So ſchein' ich dir denn wirklich noch ſo böſe?

Pyrrha.

So ſchein' ich dir denn wirklich noch ſo arg?

Deukalion.

Man kann ja irren.

Pyrrha.

Und den Irrthum enden.

Deukalion (zärtlich.)

Doch ach, doch ach — die Liebe nimmer!

Pyrrha (eben ſo.)

O nein! ſie glüht und brennet immer ſtärker.

Deukalion.

Wie glücklich, wenn ſie nicht vergebens glüht!

Pyrrha.

Beſonders, wenn die Götter ſie gebieten.

Deukalion.

So dürfen ich und du ſie nicht verſchmähen —
(Pauſe.)
Willſt du mit mir die Statue bekränzen?

Pyrrha.

O ja; ſonſt möchten uns die Götter zürnen.

Deukalion.

So laß uns gehn!

(Sie gehen in einiger Entfernung von einander.)

Wir ſollen aber ja

Zuſammengehn; befahl's die Göttinn nicht?

Pyrrha.

Der Gang nützt nichts, wenn wir nicht einig ſind.

Was wünſcheſt du, mein Freund?

Deukalion.

Entſcheide du!

Pyrrha.

Die Weiber dürfen ja kein Urtheil fällen.

Deukalion.

Die Männer müſſen ſich den Weibern fügen.

Pyrrha.

Wie pocht mein Herz!

Deukalion.

Wie glüht's in meiner Bruſt!

Pyrrha.

Das mag wohl ſchon der Götter Strafe ſeyn,
Weil wir ſo lange zu gehorchen zaudern.

Deukalion.

So laß uns keinen Augenblick mehr weilen!

(Sie faſſen wechſelſeitig ihre Blumengirlande, und ſehen ſich ſchüchtern an.)

Pyrrha.

O mein Deukalion!

Deukalion.

O holde Pyrrha!

Pyrrha.

Du wünſcheſt einen Freund?

Deukalion.

Du wünſcheſt eine Freundinn?

Pyrrha.

Die Einſamkeit iſt läſtig.

Deukalion.

Ja, fürwahr, ſehr läſtig!

Pyrrha.

Wie ſüß iſt ein Geſpräch!

Deukalion.

Mit einem holden Mädchen.

Pyrrha.

Das Herz muß vieles dulden.

Deukalion.

Liebe alles wagen.

Pyrrha.

So wag' ich denn.

Deukalion.

So duld' ich von dir Alles.

Vierte Scene.

(Beyde ſchlingen ihre Girlande um die Statue, der Schleyer ſinkt plötzlich, und Amor ſteht da.)

Pyrrha.

O welche Wonne glüht in mir empor!

Deukalion.

O welche Gluth durchwallt mein Innerſtes!

Beyde.

Ach, Amor!

Amor.

Wandelt Freundſchaft gern in Liebe,
Und bleibt der treuen Liebe treuer Freund.
Seyd einig, ſo bedürft ihr nur euch ſelbſt!
Denn Liebe lenkt die Welt, und iſt ſich ſelbſt
die Welt.

(Pyrrha und Deukalion ſinken ſich in die Arme.)

(Der Vorhang fällt)

Einige Witzſpiele der franzöſiſchen Schauſpielerinn: Sophie Arnold.

Sophie entzweyte ſich einſt mit einem Steuereinnehmer darum, weil ſie bey Gelegenheit als ſich dieſer einen prächtigen Muff kaufen wollte, ſagte: Wozu braucht dieſer Mann wohl einen Muff? Er hat ja die Hände ohnedieß immer in unſern Taſchen.

Jemand ſagte nach der erſten Vorſtellung der Hochzeit des Figaro, es wäre ein Stück, welches ſich nicht lange halten werde. — O ja, antwortete Sophie, es iſt ein Stück, welches vierzig Mahl nacheinander mißfallen wird.

Dlle. Clairon verließ das Theater, und ſagte bey dieſer Gelegenheit: Der König ſey zwar Herr ihres Vermögens und ihres Lebens, aber nicht ihrer Ehre. — Sie hat recht, — bemerkte Sophie Arnold, — denn wo nichts iſt, da hat der König das Recht verloren.

Sopie ſagte von Beaumarchais: Der Menſch wird gehangen werden, aber der Strick wird reiſſen. — Es iſt unmöglich das Glück des Verfaſſers des Figaro treffender auszudrücken.

Jemand nahm es ihr ſehr übel, daß ſie im vertrauten Verhältniſſe mit einem Baumeiſter ſtand. — Laſſen ſie ſich das nicht wundern, — ſagte Sophie, — ich muß doch die Steine verwenden, welche man mir von allen Seiten in den Garten wirft.

Leſefrüchte.

Auf einem franzöſiſchen Provinztheater wurden die Horazier gegeben. Der Schauſpieler, welcher die Rolle des Camillus gab, hat zu ſagen:

Que l'un de Vous me tue, et que l'autre me venge,

allein er verſprach ſich, und ſagte:

Que l'un de Vous me tue, et que l'autre me menge.

Bey der erſten Vorſtellung des Trauerſpiels Germanikus, von Radon, waren die Zuſchauer ſehr erſtaunt, in den beyden erſten Acten nur Männer erſcheinen zu ſehen. Man ziſchelte ſich lächelnd in die Ohren, eine wahre Schulkomödie, es ſind keine Weiber darin. Beym Anfang des dritten Actes erſcheinen auf einmahl aus dem Hintergrunde des Theaters zwey Prinzeſſinnen ſammt ihren zwey Vertrauten, in dieſem Augenblicke ruft eine durchdringende Stimme aus der Mitte des Parterres. Vierzehn Damen! Sind ſie gut? — Ein anhaltendes Gelächter war die Folge dieſes drolligen Einfalls.

Als das kleine Luſtſpiel: Der Geiſt der Zankſucht, von Morand, zum erſten Mahle in Paris aufgeführt wurde, wollten einige Perſonen bemerken, daß der Charakter der Stiefmutter außer den Gränzen der Wahrſcheinlichkeit läge. Dem Dichter kam dieſe Kritik zu Ohren, ſeine Eigenliebe fand ſich gekränkt, er trat in den Vordergrund der Bühne und ſprach: Meine Herren, man findet, daß der Hauptcharakter meines Stückes keine theatraliſche Wahrſcheinlichkeit beſitze. Ich habe aber die Ehre, Sie zu verſichern, daß ich die Wahrheit um vieles verringern mußte, um ihn ſo zu machen, wie ich ihn dargeſtellt habe.

Darin lag nun aber nichts Arges, als man aber das Stück für den folgenden Tag wieder ankündigte, ſchrie Jemand aus dem Parterre: „Mit dem Compliment des Dichters.“ Dieſer glaubte ſich hierdurch beſchimpft, und in einer Aufwallung von Lebhaftigkeit wirft er ſeinen Hut in die Mitte des Parterres und ruft hinab: „Wer den Dichter ſehen will, darf ihm nur ſeinen Hut zurückbringen.“ Niemand war ſo neugierig, und — ein Spötter antwortete ihm nur: „Da der Dichter den Kopf verloren hat, ſo braucht er keinen Hut.“

Wenn Dancourt eine neue Komödie zur Darſtellung brachte, und ſie gefiel nicht, ſo pflegte er mit einigen ſeiner Freunde in einem Gaſthauſe ein Nachtmahl einzunehmen, um ſich über ſeinen Unfall zu tröſten. An demſelben Tag, als ein ſeiniges neues Luſtſpiel, der Agioteur, gegeben werden ſollte, fiel es ihm ein, ſein kaum zehnjähriges Töchterchen zu fragen, was ſie denn von dem Stücke hielte? »Ach, lieber Papa," antwortete ſie ihm: »Sie ſpeiſen heute Abend nicht zu Hauſe."

Vor älteren Zeiten wurde ein Schauſpiel nie gepfiffen. Der gütige Zuſeher begnügte ſich damit, bey ſchlechten Stücken zu gähnen und — einzuſchlafen.

Jene Erfindung datirt von 1680 aus Paris und der erſten Vorſtellung des Aſpar, Trauerſpiel von Fontenelle. So erzählt es wenigſtens der Dichter Roi, als er von ihm ſagt:

Auteur d'Aspar, oeuvre immortelle,
Par le sifflet, qui sortit d'elle.

Auch Racine macht in einem Epigramm von dieſem Ereigniß Meldung.

Montfleuri, berühmter franzöſiſcher Tragiker, ſtarb im Jahre 1667 von der heftigen Anſtrengung bey Darſtellung des Oreſts in der Andromache von Racine.

In einer deutſchen Handelsſtadt wurde der Kaufmann von London gegeben. In demſelben wird der Bankerott des Kaufmanns angekündigt. »Der Teufel," ſchrie ein Spaßvogel auf dem Parterre, »ich bin auch für meinen halben Gulden intereſſirt."

Dufresne, berühmter Schauſpieler in Paris, ſprach in einem Trauerſpiele, wie es ſchien, mit etwas zu leiſer Stimme. Ein Zuſchauer rief ihm zu: Lauter. Dufresne erwiederte mit Stolz: »und Sie ſtiller."

Das unwillige Auditorium ziſchte und pfiff, und die Vorſtellung wurde ganz abgebrochen.

Der Vorfall kam zur Kenntniß der Polizey, welche den Schauſpieler verurtheilte, dem Publikum Abbitte zu leiſten. Nur mit Widerwillen unterwarf er ſich dieſem Urtheile; er trat hervor und ſprach:

»Meine Herren, nie habe ich meinen Stand für erniedrigend gehalten, als jetzt, wo ich das thun muß, was ich thue."

Das Publikum unterbrach ihn durch Beyfallsbezeigungen und der Streit war abgethan.

In einer franzöſiſchen Provinzſtadt ſpielte ein Schauſpieler, welchem es vermuthlich an Geld mangelte, ſich neue Kleider und neue Wäſche anzuſchaffen, die Rolle des Arbates in dem Trauerſpiele: Mithridat, von Racine. Als dieſer in der dritten Scene des zweyten Actes erſcheint, und zu jenem ſagt:

Enfin'après un an, je te revois, Arbate

ergreift ſchnell ein Witzling aus den Zuſehern das Wort, und ruft:

Avec les memes bas et la meme cravate.

Brueys ſagt irgendwo von den Theaterdichtern **Baron** und **Champmelé**: Sie haben mehr ſchlechte Stücke ausgegeben, als alle falſchen Münzer im ganzen Königreich.

Ein franzöſiſcher Dichter ſchildert das Publikum mit folgenden Worten:

»Es weiß ſehr oft nicht, warum es Beyfall klatſcht, oder Mißfallen äußert; es iſt ein Kind, welches ſich einen Augenblick mit einem Spielzeug unterhält, und es dann in einer Anwandlung von übler Laune ſeiner Amme an den Kopf wirft.

Anecdoten.

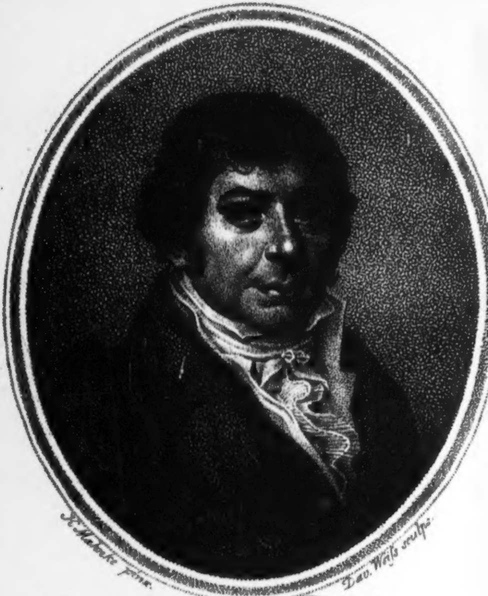
Voltaire ließ einſt auf ſeinem Privat-Theater zu Fernay durch einige Freunde eines ſeiner Trauerſpiele probieren. Der Buchhändler Cramer aus Genf ſpielte darin einen König, der im fünften Act, nachdem er vorher noch einige erhabene Tiraden zu deklamiren hat, todt zu Boden ſinkt. Voltaire, der ohne Schonung ſich niemahls verleugnen konnte, rief ihm aus dem Parterre zu: »Cramer, in den erſten vier Acten lebten Sie wie ein Fürſt — im fünften aber ſtarben Sie wie ein Buchhändler! — Sein Hausarzt Dr. Tromſin, der gerade gegenwärtig war, der ihm überhaupt oft in die Rede fiel und zu widerſprechen pflegte und den Voltaire eigentlich nur als ein nothwendiges Übel um ſich duldete, widerſprach ihm auch dießmahl ſogleich und rief Cramern zu: »Laſſen Sie ſich durch Herrn Voltaire nicht irre machen — Sie ſtarben mit eben dem Anſtande, eben der Würde, mit welcher Sie lebten!" — »Doctor," antwortete hierauf Voltaire ganz trocken und kaltblütig, »ich laſſe Ihnen Ihre Art, die Könige zu tödten, aber dafür laſſen Sie mir auch die meinige."

Moliere, der bekanntlich auch Schauſpieler war, und der, wenn er am Abend zu ſpielen hatte, den ganzen Tag ſchon mit ſeiner Rolle ſo lebhaft beſchäftigt war, daß er oft die gewöhnlichſten Handlungen im Geiſte derſelben verrichtete — wartete einſt bey ſchmutzigem Wetter mit ſchmerzlicher Ungeduld auf den Wagen, der ihn in vollem Coſtüme ins Theater führen ſollte, wo er eben zu thun hatte — die Zeit des Anfangs der Vorſtellung rückte immer näher, und noch kömmt kein Wagen. — Voll Beſorgniß und Angſt ſchickt er ſeinen Bedienten fort nach dem erſten beßten Miethwagen. Dieſer findet zwar nur noch einen einſpännigen auf dem Platz, läßt ihn aber doch vorfahren. — Moliere ſetzt ſich mit der heftigſten Ungeduld ein. — Allein leider! ſtand die keuchende Kraftloſigkeit der armen Rozinante, die den ganzen Tag über auf den dürren maroden Beinen hatte ſeyn müſſen, mit dieſer Ungeduld im direkten Widerſpruch — und alles Fluchens und Hauens ungeachtet war ihm nichts als ein bedächtiger Schritt abzugewinnen. — In dieſer verzweifelten Lage, bedrängt von der Zeit und nebenbey auch noch mit ſeiner Rolle beſchäftigt ſpringt Moliere in der größten Zerſtreuung endlich aus dem Wagen auf die ſchmutzige Straße und hilft am hintern Tritt ſelbſt mit fortſchieben, damit er geſchwinder ankomme — —

Inhalt.

Seite.
Perſonalſtand der beyden k. k. Hoftheater 1
Journal der in beyden k. k. Hoftheatern aufgeführten Stücke, Opern und Ballete 9
1. Neu aufgeführte Stücke vom 16. October 1812 bis dahin 1813 . . . 47
2. Neu aufgeführte Opern ꝛc. . . 50
3. Neu aufgeführte Ballete ꝛc. . . 51
4. Debüts und Gaſtrollen fremder Schauſpieler 53
Biographiſche Notizen der weil. k. k. Hofſchauſpielerinn Anna Fedrowna Krüger 48
Auf den Tod der Anna Fedrowna Krüger 81
Am Grabe der Anna Fedrowna Krüger 84
Ein Wort über kritiſche Tageblätter der Bühnen 87
Hypermneſtra, die edle Danaide . . 109
Ueber den Ruhm beſonders in Rückſicht auf den Schauſpieler . . . .
An das Schauſpielhaus 138
Der Journaliſt am Lethe . . . 142

Seite.
An meine verehrte Freundinn Caroline von Pichler 153
Anagrammen von weil. Theodor Körner 155
Ueber Privattheater. 158
Dankrede der k. k. Hofſchauſpielerinn Mad. Schütz 164
Geſprochen auf dem k. k. Hoftheater am Nahmensfeſte Sr. Majeſtät des Kaiſers von Oeſterreich 168
Prolog zu Heinrich von Hohenſtauffen, König der Deutſchen 170
Deukalion und Pyrrha 173
Einige Witzſpiele der franzöſiſchen Schauſpielerinn Sophie Arnold . . 199
Leſefrüchte 201
Anecdoten 208



K. Hahnke pinx.

Dav. Weiſs sculps.

Carl Weinmüller

WIENER

Hof-Theater

TASCHENBUCH

auf das Jahr

1815

herausgegeben von

J. F. CASTELLI

Zwölfter Jahrgang

Wien

bey J. B. Wallishausser.

WIENER STADT-B

1.

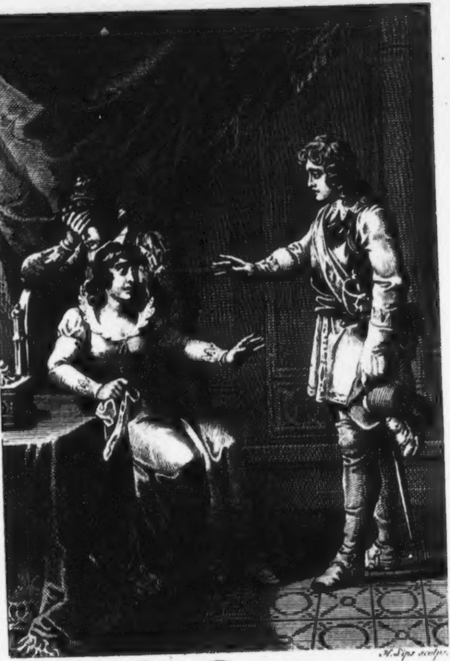
Wallenſtein.

Ein dramatiſches Gedicht von Friedrich von Schiller.

(2. Theil 4. Aufzug, 10. Auftritt.)

Der ſchwediſche Hauptmann bringt Thekla'n die Nachricht von Maxens Tod. Sie ſitzt in einem Stuhl; hinter ihr ſteht das Fräulein Neubrunn in Schmerz verſunken, und Thekla ſpricht:

»Ich bin darauf gefaßt — Ich will gefaßt ſeyn.«



H. Lips sculps.

Wallenstein

II.

Axel und Walburg.

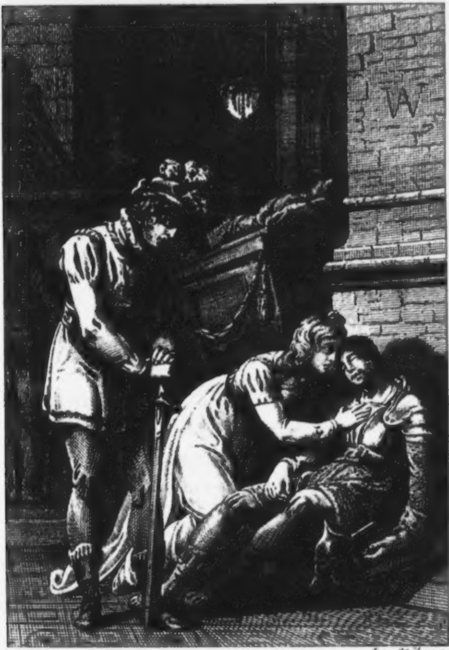
Tragödie in fünf Acten von Öhlenſchläger.

(5. Act 6. Scene.)

Axel liegt todt an dem Pfeiler auf welchem [illegible] eingegraben iſt. Walburg kniet vor ihm und ſpricht wehmüthig:

— — — — — — Fahre wohl!
Walburg wird bald dir folgen!

Wilhelm auf ſein Schwert geſtützt, ſieht gerührt auf beyde.



Jos. Stöber sc.

Axel und Walburg.

III.

Fidelio.

Oper in zwey Aufzügen nach dem Franzöſiſchen.

(2. Aufzug. 9. Auftritt.)

Pizarro ſtürzt auf den gefangenen Floreſtan zu, um ihn mit dem Dolche zu durchbohren, da wirft ſich Fidelio zwiſchen beyde und ruft:

»Halt ein! — ich bin ſein Weib!«

Inſpector.

Herr Joſ. Sengg.

Kanzliſt.

Herr Schröder.

Magazineur.

Herr Matheuſchütz.
3 Garderobe-Gehülfen. 2 Friſeurs. 1 Garderobediener.

Decoration.

Director.

Herr Langhans.

Directions-Adjunct.

Herr Treml.

Architect.

Herr Ant. Ortner.

Decorateurs.

Herr Janitz.
— dePian.
— Arrigoni.
— Scharhan.

Caſchierer.

Herr Ignaz Simonet.

Decorations- und Illuminations-Inſpectoren.

Herr Meier.
— Dolliſchel.

1 Lichteranzünder, 2 Zimmerleute, 1 Feuermaurer, 1 Zetteltrager, 2 Theater-Feldwebel.

4 Theatermeiſter, 2 Schnürmeiſter, 2 Arbeiter, 3 Theater-Tiſchler.

K. K. Hofſchauſpieler

(nach den Jahren ihres Debüts.)

Herr Ziegler 1)	1783	Herr Reil	1809
— Klingmann	1791	— Müller	1810
— Baumann	1795	— Heurteur	1811
— Weinmüller	1795	— Wothe	1811
— Koberwein 2)	1796	— Fux	1811
— Leiſer 3)	1796	— Demmer d. ä.	1811
— Hornung	1797	— Moreau	1813
— Rooſe 4)	1798	— Schwarz	1814
— Koch 5)	1798	— Demmer F.	1814
— Stegmayer	1801	— Grüner	1814
— Korn 6)	1802	— Caché	1814
— Krüger 7)	1802	— Mevius	1814
— Ochſenheimer	1807	— Scholz	1814
— Weidmann	1809	— Rüger	1814

1) Conſulent. 2) Regiſſeur. 3) Inſpizient. 4) Regiſſeur.
5) Regiſſeur. 6) Regiſſeur. 7) Regiſſeur.

Damen.

Mad. Schütz	1772	Dlle. Menner	1803
— Dauer	1779	— Koch	1807
— Weiſſenthurn	1789	— Adamberger	1807
— Leiſer	1795	Md. Ochſenheimer	1807
Dlle. Lefebre	1801	Dlle. Weiſſenthurn	1811
— Gollmann	1801	— Rivolla	1813
Mad. Krüger	1802	Mad. Moreau	1813
Dlle. Hruſchka	1802	— Grünthal	1813
Mad. Korn	1802	Dlle. Louiſ. Lefevre	1814
— Koberwein	1803		

Souffleurs.

Herr Radaſtini.
— Koller.

Nachleſer.

Herr Pleß.

6 Hausſtatiſten.
2 Anſager.
1 Wagendiener.
1 Requiſiteur.

Hof-Operngeſellſchaft

Regiſſeur und Theaterdichter.

Herr Friedrich Treitſchke.

Kapellmeiſter.

Herr Salieri, k. k. erſter Hofkapellmeiſter.
— Weigl.
— Gyrowetz.
— Umlauff.

K. K. Hofoperiſten.

Herr Saal *
— Vogel *
— Weinmüller *
— Demmer Chriſtian
— Radichi
— Frühwald

Herr Zeltner
— Dunſt
— Wild
— Forti
— Schelble

Damen.

Mad. Roſenbaum.
Dlle. Gaßmann.
— Laucher.
Mad. Milder *
Dlle. Buchwieſer *
Mad. Treml.

Dlle. Bondra.
Mad. Karl.
Dlle. Seſſi Thereſ.
— Demmer.
Mad. Hönig.
— Forti.

Chor.

Herr Stegmayer, Chordirector und Regie-Adjunct.
26 Choriſten.
13 Choriſtinnen.
12 Chorknaben.

Diejenigen, welche mit * bezeichnet ſind, ſind zugleich Hofſchauſpieler.

Soufleur.

Herr Schrendner.

Orcheſter.

Herr Wranitzky, Director.
— Kleſchinsky, Directors-Adjunct.
— Maiſeder) Soloſpieler.
— Romberg)
38 Muſici
1 Orcheſterdiener.
4 Hausſtatiſten.
1 Anſager.
1 Wagendiener.
1 Requiſiteur.

Das gegenwärtige Ballet-Perſonale genießt kein ſtabiles Engagement, daher auch die Nahmen der Mitglieder nicht angeſetzt werden.

Journal

der

vom 16. October 1813 bis 16. October 1814

in beyden

k. k. Hoftheatern

aufgeführten Schauſpiele, Opern und Ballete.

October.

16. Der Taubſtumme. Dr. Die Roſen des Herrn von Malesherbes. L.
17. Sitah Mani. Sch.
18. Emilia Galotti. Tr.
19. Die Advokaten. Sch.
20. Der Mann von Wort. Sch.
21. Die Braut von Meſſina. Tr.
22. Der Beſuch. L.
23. Bayard. Sch.
24. Die Beſtürmung von Smolensk. Sch.
25. So muß man Füchſe fangen. L.
26. Eliſe von Valberg. Sch.
27. Zum Vortheile der verwundeten öſterreichiſchen Krieger: Heinrich von Hohenſtauffen, König der Deutſchen. Tr.
28. Dasſelbe.
29. Die deutſche Hausfrau. Sch. Das getheilte Herz. L.
30. Heinrich von Hohenſtauffen. Tr.
31. Das Intermezzo. L.

October.

16. Sargino. O.

17. Die Bajaderen. O.
18. Die Schweizerfamilie. O.
19. Die Bajaderen. O.
20. Geſchloſſen.
21. Ferdinand Cortez. O.
22. Der Augenarzt. O.
23. Sargino. O.
24. Die Uniform. O.
25. Geſchloſſen.
26. Die Schweizerfamilie. O.
27. Geſchloſſen.

28. Die Veſtalinn. O.
29. Il Barbiere di Siviglia. O.

30. Geſchloſſen.
31. Die Prüfung. O.

November.

1. Das Gaſtrecht. Sch.
2. Heinrich von Hohenſtauffen. Tr.
3. Nicht mehr als 6 Schüſſeln. L.
4. Toni. Dr. Der Verräther. L.
5. Heinrich von Hohenſtauffen. Tr.
6. Üble Laune. Sch.

7. Heinrich von Hohenſtauffen. Tr.
8. Die ſilberne Hochzeit. Sch.
9. Der arme Poet. Sch. Die Organe des Gehirns. L.
10. Heinrich von Hohenſtauffen. Tr.
11. Der Fähnrich. L. Liebhaber und Geliebte in einer Perſon. L.
12. Die Pflegeſöhne. Tr.
13. Der Weſtindier. L.
14. Heinrich von Hohenſtauffen. Tr.
15. Geſchloſſen.

16. Die beyden Klingsberg. L.
17. Der Weſtindier. L.

November.

1. Der Bergſturz. O.
2. Il Barbiere di Siviglia. O.
3. Johann von Paris. O.
4. Die Bajaderen. O.
5. Die Schweizerfamilie. O.
6. Gymnaſtiſche Künſte der Geſellſchaft des Alexander Terzi.
7. Graf Armand. O.
8. Terzi's gymnaſtiſche Künſte.
9. Der Augenarzt. O.

10. La Scelta dello Sposo. O.
11. Das Waiſenhaus. O.

12. Il Barbiere di Siviglia. O.
13. Graf Armand. O.
14. Die Veſtalinn. O.
15. Akademie zum Beſten der Wohlthätigkeits-Anſtalten.
16. Agnes Sorel. O.
17. Der Grenadier. O. Selbſtgeſpräch eines Bauernmädchens, Gedicht. Declamirt von Mad. Korn, und Germanias Wort und Gruß. Monolog.

18. Heinrich von Hohenſtauffen. Tr.
19. Welche iſt die Braut? L.
20. Die deutſche Hausfrau. Sch. Germanias Wort. Monol.
21. Die Katakomben. Tr.
22. Nicht mehr als 6 Schüſſeln. L.
23. Der Wald bey Hermannſtadt. Sch.
24. Die Schuld. Tr.
25. Der arme Poet. Sch. Der Hausdoctor. L.
26. Die Roſen des Herrn von Malesherbes. L. Die deutſchen Kleinſtädter. L.
27. Herrmann. Sch.
28. Daſſelbe.
29. Sorgen ohne Noth. L.
30. Dienſtpflicht. Sch.

December.

1. Herrmann. Sch.
2. Standesproben. L. Die gefährliche Nachbarſchaft. L.
3. Das getheilte Herz. L. Der verwundete Liebhaber. L. Die beyden kleinen Auvergnaten. Dr.
4. Herrmann. Sch.
5. Welche iſt die Braut? L.

18. Geſchloſſen.
19. Die Zauberflöte. O.
20. Sargino. O.

21. Der Bergſturz. O.
22. Graf Armand. O.
23. Geſchloſſen.
24. Der Deſerteur. O.
25. Der Augenarzt. O.
26. Sargino. O.

27. Geſchloſſen.
28. Die Schweizerfamilie. O.
29. Geſchloſſen.
30. Die Prüfung. O.

December.

1. Geſchloſſen.
2. Die Uniform. O.

3. Griselda. O.

4. Die Schweizerfamilie. O.
5. Die Zauberflöte. O.

6. Das Mädchen von Marienburg. Sch.
7. Johann Vasmer. Sch.
8. Heinrich von Hohenſtauffen. Tr.
9. Die ſilberne Hochzeit. Sch.
10. Der Ring. L.

11. Johann Vasmer. Sch.
12. Hermann. Sch.
13. Toni. Dr. Das getheilte Herz. L.
14. Emilia Galotti. Tr.
15. Zwey Nichten für Eine. L. Liebhaber und Geliebte in einer Perſon. L.
16. Zwey Nichten für Eine. L. Der häusliche Zwiſt. L.
17. Die Jäger. Sch.
18. Braut und Bräutigam in einer Perſon. L. Zwey Nichten für Eine. L.
19. Braut und Bräutigam in einer Perſon. L. Das Findelkind. L.
20. Der Machtſpruch. Tr.
21. Die unglückliche Ehe aus Delikateſſe. L.
22.
23.
24. Geſchloſſen wegen Weihnachten.
25.
26. Johann Vasmer. Sch.

6. Die Veſtalinn. O.
7. Geſchloſſen.
8. Der Deſerteur. O.
9. Il Barbiere di Siviglia. O.
10. Milton. O. und declamatoriſche Unterhaltung des Herrn von Sydow.
11. Geſchloſſen.
12. Der Augenarzt. O.
13. Der Deſerteur. O.
14. Ferdinand Cortez. O.
15. Geſchloſſen.

16. Johann von Paris, O.

17. Il Barbiere di Siviglia. O.
18. Geſchloſſen.

19. Ferdinand Cortez. O.

20. Der Bergſturz. O.
21. Die Schweizerfamilie. O.
22. wie jenſeits.
23. wie jenſeits.
24. wie jenſeits.
25. wie jenſeits.
26. Die Veſtalinn. O.

27. Braut und Bräutigam in einer Perſon. L.
    Zwey Nichten für Eine. L.
28. Phädra. Tr.
29. Die unglückliche Ehe aus Delikateſſe. L.
30. Die Schuld. Tr.

31. Der Fähnrich. L.

Jänner 1814.

1. Heinrich von Hohenſtauffen. Tr.
2. Die beyden Klingsberg. L.

3. Der arme Poet. Sch. Der Hausdoctor. L.
4. Dir wie mir. L. Die deutſchen Kleinſtädter. L.
5. Bürgerglück. L.
6. Der Wald bey Hermannſtadt. Sch.
7. Der Brief aus Cadix. Dr. Der Edelknabe. L.

8. Das Intermezzo. L.
9. Heinrich von Hohenſtauffen. Tr.
10. Der Bürgermeiſter. L.

11. Bürgerglück. L.
12. Die Braut von Meſſina. Tr.
13. Der Edelknabe. L. Wiedervergeltung. L.

27. Das Waiſenhaus. O.

28. Johann von Paris. O.
29. Geſchloſſen.
30. Der Grenadier. O. Die glückliche Wilde. Divertiſſement.
31. Geſchloſſen.

Jänner 1814.

1. Ferdinand Cortez. O.
2. Die beyden Savoyarden. O. Die glückliche Wilde. Div.
3. Die Veſtalinn. O.
4. Oſtade. O. Die glückliche Wilde. Div.
5. Agnes Sorel. O.
6. Die Zauberflöte. O.
7. Der Sammtrock. Singſp. Die glückliche Wilde. Div.
8. Il Barbiere di Siviglia. O.
9. Die Uniform. O.
10. Die beyden Savoyarden. O. Das Doppel-Duell. Div.
11. Die Veſtalinn. O.
12. Oſtade. O. Das Doppel-Duell. Div.
13. Das Waiſenhaus. O.

14. Der Ring. L.
15. Die Hageſtolzen. L.

16. Der Lorbeerkranz. Sch.
17. Die unglückliche Ehe durch Delikateſſe. L.

18. Othello. Tr.
19. Erinnerung. Sch.

20. Die Sonnenjungfrauen. Sch.
21. Kabale und Liebe. Tr.

22. Das Mädchen von Marienburg. Sch.
23. Die Spanier in Peru. Tr.

24. Das Räthſel. L. Der Verräther. L. Die Proberollen. L.
25. Die beyden Auvergnaten. Dr. Die ſeltſame Audienz. L.
26. Die Quälgeiſter. L.

27. Der Mann von Wort. Sch.
28. Der liefländiſche Tiſchler. L.
29. Eſſex. Tr.

30. So muß man Füchſe fangen. L.
31. Gerechte Strafe. L.

14. Johann von Paris. O.
15. Der Grenadier. O. Die glückliche Wilde. Div.
16. Ferdinand Cortez. O.
17. Oſtade. O. Das übelgehüthete Mädchen. Div.
18. Der Augenarzt. O.
19. Milton. O. Das übelgehüthete Mädchen. Div.
20. Die Zauberflöte. O.
21. Der Dorfbarbier. O. Das übelgehüthete Mädchen. Div.
22. Die Schweizerfamilie. O.
23. Die beyden Savoyarden. O. Das übelgehüthete Mädchen. Div.
24. Lodoiska. O.

25. Daſſelbe.

26. Der Sammtrock. O. Die glückliche Wilde. Div.
27. Johann von Paris. O.
28. Lodoiska. O.
29. Oſtade. O. Das übelgehüthete Mädchen. Div.
30. Lodoiska. O.
31. Agnes Sorel. O.

Hornung.

1. Gerechte Strafe. L.

2. Die Beſtürmung von Smolensk. Sch.
3. Die Neugierigen. L.
4. Die Schuld. Tr.

5. Die Einquartirung. Sch. Der Eſſighändler. L.
6. Die Einquartirung. Sch. Es ſpuckt. L.
7. Der Ring. L.
8. Die Vertrauten. L. Der Vetter aus Bremen. L.
9. Gerechte Strafe. L.
10. Die unglückliche Ehe aus Delikateſſe. L.

11. Ein Prolog zum Geburtsfeſte des Kaiſers, dann der kleine Deklamator. Sch. und die Einquartirung. Sch. zum Schluß, Germanias Wort und Gruß.
12. Welche iſt die Braut? L.
13. Die Einquartirung. Sch. Der Hausdoctor. L.
14. Toni. Dr. Der Edelknabe. L.
15. Freemann. Sch.

Hornung.

1. Der Dorfbarbier. O. Der Raub der Zemira. Ballet.
2. Der Grenadier. O. Der Raub der Zemira. B.
3. Lodoiska. O.
4. Der Sammtrock. O. Der Raub der Zemira. B.
5. Ferdinand Cortez. O.

6. Die Zauberflöte. O.
7. Lodoiska. O.
8. Oſtade. O. Das übelgehüthete Mädchen. Div.
9. Camilla. O.
10. Der Sammtrock. O. Die Müllerinn. pantom. Kleinigkeit.
11. Camilla. O.

12. Iphigenia auf Tauris. O.
13. Der Dorfbarbier. O. Die Müllerinn. Div.
14. Die Veſtalinn. O.
15. Die beyden Savoyarden. O. Der Raub der Zemira. B.

16. Mittel und Wege. L.
17. Der verbannte Amor. L.
18. Valeria. L.
19. Die Einquartirung. Sch. Die Jugend Heinrichs. L.
20. Sitah Mani. Sch.
21. Die deutſchen Kleinſtädter. L.

22. Braut und Bräutigam in einer Perſon. L. Der Bettelſtudent. L.
23. Geſchloſſen wegen Aſchermittwoch.
24. Don Karlos. Tr.
25. Geſchloſſen wegen Sterbetag des Kaiſers Joſeph.
26. Der deutſche Hausvater. Sch.
27. Heinrich von Hohenſtauffen. Tr.
28. Geſchloſſen wegen Sterbetag des Kaiſers Leopold.

März.

1. Hannibal. Tr.
2. Daſſelbe.
3. Die Colonie. L. Der Taubſtumme. Sch.
4. Die Colonie. L. Das Schmuckkäſtchen. Sch.

16. Johann von Paris. O.
17. Der Grenadier. O. Das übelgehüthete Mädchen. Div.
18. Lodoiska. O.
19. Die Strickleiter. O. Das liſtige Gärtnermädchen. Div.
20. Die Uniform. O.
21. Die Strickleiter. O. Das liſtige Gärtnermädchen. Div.
22. Beyde wiederhohlt.
23. Geſchloſſen wegen Aſchermittwoch.
24. Iphigenia auf Tauris. O.
25. Wie jenſeits.

26. Oſtade. O. Das liſtige Gärtnermädchen. D.
27. Ferdinand Cortez. O.
28. Wie jenſeits.

März.

1. Lodoiska. O.
2. Der Augenarzt. O.
3. Die Schweizerfamilie. O.
4. Der Dorfbarbier. O. Der Raub der Zemira. B.

5. Hannibal. Tr.
6. Bayard. Sch.
7. Die ſilberne Hochzeit. Sch.
8. Die Einquartirung. Sch. Wiedervergeltung. L.
9. Das Mädchen von Marienburg. Sch.
10. Üble Laune. Sch.
11. Das getheilte Herz. L. Jenny. Dr.

12. Der Beſuch. L.
13. Johanna von Montfaucon. Sch.
14. Die Jäger. Sch.
15. Die Colonie, L. Die deutſche Hausfrau. Sch.

16. Die Spanier in Peru. Tr.
17. Der Bürgermeiſter. L.

18. Eduard in Schottland. Dr. Der kleine Proteus. L.
19. Der kleine Proteus. L. Es ſpuckt. L.
20. Das Gaſtrecht. Sch.
21. Gerechte Strafe. L.

22. Der kleine Proteus. L. Der Puls. L.
23. Lohn der Wahrheit. L.

5. Die Strickleiter. O. Die glückliche Wilde. D.
6. Der Bergſturz. O.
7. Ferdinand Cortez. O.
8. Die Strickleiter. O. Der Jäger. Div.

9. Lodoiska. O.
10. Milton. O. Der Jäger. Div.
11. Der Sammtrock. O. Das übelgehüthete Mädchen. Div.
12. Agnes Sorel. O.
13. Graf Armand. O.
14. Der Augenarzt. O.
15. Die Strickleiter. O. Die nächtlichen Liebhaber. Div.
16. Die Schweizerfamilie. O.
17. Der Grenadier. O. Die nächtlichen Liebhaber. Div.
18. Il Barbiere di Siviglia. O.

19. Die Zauberflöte. O.
20. Die Veſtalinn. O.
21. Der Dorfbarbier. O. Das liſtige Gärtnermädchen. Div.
22. Iphigenia auf Tauris. O.
23. Die Strickleiter. O. Der Raub der Zemira. B.

24. Die Schuld. Tr.
25. Geſchloſſen.
26. Menſchenhaß und Reue. Sch.
27. Johann Vasmer. Sch.
28. Die Indianer in England. L.
29. Die Verſöhnung. Sch.
30. Bürgerglück. L. Der kleine Proteus. L.
31. Die Advokaten. Sch.

Aprill.

1. Wallenſtein. Tr.
2. Daſſelbe.
3.
4.
5.
6.
Geſchloſſen.
7.
8.
9.
10.
11. Des Kaiſers Bild. Ländl. Scene. Standesproben. L.
12. Des Kaiſers Bild. Sc. Die Einquartirung. L. Der Edelknabe. L.

24. Lodoiska. O.
25. Geſchloſſen.
26. Das Lotterielos. O. Das übelgehüthete Mädchen. D
27. Das Waiſenhaus. O.
28. Titus. O.
29. Die Schweizerfamilie. O.
30. Das Lotterielos. O. Der Raub der Zemira. B.
31. Ferdinand Cortez. O.

Aprill.

1. Der Augenarzt. O.
2. Der Bergſturz. O.
3.
4.
5.
6. Geſchloſſen.
7.
8.
9.
10.
11. Gute Nachricht. O. Das Lotterielos. O.
12. Die beyden Savoyarden. O. Gute Nachricht. O.

13. Wallenſtein. Tr.
14. Der Ring. L.
15. Die unglückliche Ehe durch Delikateſſe. L.
16. Der Taubſtumme. Dr. Der kleine Proteus. L.
17. Wallenſtein. Tr.
18. Othello. Tr.
19. Welche iſt die Braut? L.
20. Der Wald bey Hermannſtadt. Sch.
21. Coriolan. Tr.
22. Geſchloſſen wegen Sterbtag der Kaiſerinn Maria Thereſia.
23. Das Intermezzo. L.
24. Wallenſtein. Tr.
25. Der kleine Proteus. L. Das Findelkind. L.
26. Baron Blitz. L. Der ruſſiſche Volontär. L.
27. Beyde wiederholt.
28. Der Tag der Erlöſung. Sch.
29. Baron Blitz. L. Der ruſſiſche Volontär. L.
30. Der Spieler. Sch.

May.

1. Das Gaſtrecht. Sch.
2. Die beyden Kling [illegible]
3. Die Neugierigen. L.

13. Die Veſtalinn. O.
14. Das Lotterieloos. O. Gute Nachricht. O.
15. Il Barbiere di Siviglia. O.
16. Die Schweizerfamilie. O.
17. Milton. O. Gute Nachricht. O.
18. Sargino. O.
19. Medea. O.
20. Die Zauberflöte. O.
21. Der Bergſturz. O.
22. Geſchloſſen.

23. Agnes Sorel. O.
24. Die Strickleiter. O. Gute Nachricht. O.
25. Milton. O. Das Lotterieloos. O.
26. Die Zerſtreuten. L. Die Strickleiter. O.

27. Der Augenarzt. O.
28. Die Schweizerfamilie. O.
29. La Scelta dello Sposo. O.
30. Das Waiſenhaus. O.

May.

1. Agnes Sorel. O.
2. Der kleine Proteus. L. Die Strickleiter. O.
3. Der arme Poet. Sch. Gute Nachricht. O.

4. Das Mädchen von Marienburg. Sch.
5. Baron Blitz. L. Die Einquartirung. Sch.
6. Maske für Maske. L.
7. Armuth und Edelſinn. L.
8. Der Edelknabe. L. Der Hausdoktor. L.
9. Der Straßenräuber aus kindlicher Liebe. Sch.
10. Der todte Ehemann. L. Das Räthſel. L. Das Glückskind. L.
11. Beyde neuen Stücke wiederholt, und die Komödie aus dem Stegreif. L.
12. Geſchloſſen wegen Sterbetag der Kaiſerinn Maria Ludovika.
13. Jenny. Dr.
14. Die Erbſchaft. Sch. Der todte Ehemann. L. Der Hahnenſchlag. L.
15. Heinrich Reuß von Plauen. Tr.
16. Die Jäger. Sch.
17. Freemann. Sch.
18. Der Brief aus Cadix. Dr. Der Vetter aus Bremen. L.
19. Die beyden Figaro. L.
20. Die Jugend Heinrichs. L. Die gefährliche Nachbarſchaft. L.
21. Die Ausſteuer. L.
22. Der kleine Proteus. L. Die deutſchen Kleinſtädter. L.

4. Der Sammtrock. O. Ein orientaliſches Div.
5. Johann von Paris. O.
6. Die Schweizerfamilie. O.
7. Das Lotterielos. O. Ein orientaliſches Div.
8. Die Strickleiter. O. Das obige Div.
9. Camilla. O.
10. Leichtſinn und gutes Herz. L. Ein orientaliſches Div.
11. Der Korb. Sch. Das Lotterielos. O.

12. Geſchloſſen.

13. Die Schweizerfamilie. O.
14. Die beyden Savoyarden. O. Ein orientaliſches Div.
15. Agnes Sorel. O.
16. Geſchloſſen.
17. König Theodor in Venedig. O.
18. Geſchloſſen.

19. Iphigenia auf Tauris. O.
20. Geſchloſſen.

21. König Theodor. O.
22. Die Strickleiter. O. Ein orientaliſches Div.

23. Hausfrieden. L.
24. Heinrich von Hohenſtauffen. Tr.
25. Der Vetter aus Indien. L. Der verwundete Liebhaber. L.
26. Der Vetter aus Indien. L. Die Einquartirung. Sch.
27. Menſchenhaß und Reue. Sch.
28. Johann Vasmer. Sch.
29. Geſchloſſen — Pfingſtſonntag.
30. Das Gaſtrecht. Sch.
31. Der kleine Declamator. Sch. Der geprellte Geitzhals. L. Die Heurath durch ein Wochenblatt. L.

Juny.

1. Hausfriede. L.
2. Dienſtpflicht. Sch.
3. Wallenſtein. Tr.
4. Baron Blitz. L. Die beyden Auvergnaten Dr.
5. Die Schuld. Tr.
6. Der Magnetismus. L. Liebhaber und Geliebte in einer Perſon. L. Der geprellte Geitzhals. L.

23. Fidelio. O.
24. Der neue Gutsherr. O. Die beyden Savoyarden. O.
25. Der neue Gutsherr. O. Der Edelknabe. L.

26. Fidelio. O.

27. Der neue Gutsherr. O. Ein oriental. Div.
28. Der Augenarzt. O.
29. Geſchloſſen. — Pfingſtſonntag.
30. Agnes Sorel. O.
31. Geſchloſſen.

Juny.

1. Der neue Gutsherr. O. Die verehlichten Freyer. O.
2. Fidelio. O.
3. Geſchloſſen.
4. Fidelio. O.
5. Die Strickleiter. O. Die glückliche Wilde. Divert.
6. Geſchloſſen.

7. Der Dichter und der Schauſpieler. L. Der todte Ehemann. L.
8. Der Hausdoktor. L. Der häusliche Zwiſt. L.
9. Geſchloſſen. — Frohnleichnam.
10. Die Unvermählte. Dr.
11. Der Puls. L. Gute Nachricht. O.
12. Sorgen ohne Noth. L.
13. Das Schmuckkäſtchen. Sch.
14. Der Korb. L. Gute Nachricht. O.
15. Wiederſehen. Sch. Die glückliche Wilde. Div.
16. Geſchloſſen wegen der Stadtbeleuchtung.
17. Wiederſehen. Sch. Der neue Gutsherr. O.
18. Geſchloſſen.
19. Wiederſehen. Sch. Die glückliche Wilde. Div.
20. Emilia Gallotti. Tr.
21. Die Jäger. Sch.
22. Die Pflegeſöhne. Tr.
23. Geſchloſſen.
24. Der kleine Proteus. L. Wiedervergeltung. L.
25. Wallenſtein. Tr.
26. Die Spanier in Peru. Tr.
27. Die Corſen. Sch.
28. Wiederſehen. Sch. Liebhaber und Geliebte in einer Perſon. L.

7. Fidelio. O.

8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.

Geſchloſſen wegen Vorbereitungen zu dem bey der Zurückkunft des Kaiſers aufzuführenden Spektakels.

18. Die Weihe der Zukunft.
19.
20.

Geſchloſſen.

21. Fidelio. O.
22. Geſchloſſen.
23. Die Weihe der Zukunft.
24. Geſchloſſen.
25. Geſchloſſen.
26. Die Schweizerfamilie. O.
27. Geſchloſſen.
28. Der Augenarzt. Sch.

29. Die Corſen. Sch.

30. Liebhaber und Nebenbuhler in einer Perſon. L.

July.

1.
2.
3.
4. Geſchloſſen.
5.
6.
7.

8. Kabale und Liebe. Tr.

9.
10.
11.
12.
13. Geſchloſſen.
14.
15.
16.
17.

29. Die kleine hübſche Putzmacherinn. L. Das übelgehüthete Mädchen. Div.
30. Geſchloſſen.

July.

1. Die Hochzeit des Figaro. O.
2. Coriolan. Tr.
3. König Theodor. O.
4. Die Neugierigen. L.
5. Der Augenarzt. O.
6. Die Corſen. Sch.
7. Der Verräther. L. Das übelgehüthete Mädchen. Div.
8. Das Lotterieloos. O. Der blöde Ritter. Ball.
9. Camilla. O.
10. Der Dichter und der Schauſpieler. L. Die Roſen des Herrn von Malesherbes. Sch.
11. Die Hochzeit des Figaro. O.
12. Das Mädchen von Marienburg. Sch.
13. Die Strelitzen. Sch.
14. Die Schweizerfamilie. O.
15. Die Hochzeit des Figaro. O.
16. Menſchenhaß und Reue. Sch.
17. Beſchämte Eiferſucht. L. Der kleine Proteus. L.

18. Don Carlos. Tr.
19.
20.
21.
22.
23.
24. Geſchloſſen.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

Auguſt.

1. Die Verwandtſchaften. L.
2. Verſöhnung. Sch.
3. Die Jugend Heinrichs. L. Der kleine Proteus. L.
4. Das getheilte Herz. L. Der neue Gutsherr. O.

18. Fidelio. O.
19. Der Schatzgräber, O. ein Divertiſſem.
20. Die beyden Eiferſüchtigen. L. Der neue Gutsherr. O.
21. Die beyden Eiferſüchtigen. L. Die Strickleiter. O.
22. Fidelio. O.
23. Baron Blitz. L. Die Zerſtreuten. L.
24. Der luſtige Schuſter. O.
25. Axel und Walburg. Tr.
26. Dasſelbe.
27. Fidelio. O.
28. Liebhaber und Nebenbuhler in einer Perſon. L.
29. Axel und Walburg. Tr.
30. Camilla. O.
31. Die Schweizerfamilie. O.

Auguſt.

1.
2.
3. Geſchloſſen.
4.

5. Bürgerglück. L.
6. Der arme Poet. Sch. Die Strickleiter O.
7. Die Schweizerfamilie. O.
8. Die beyden Füchſe. O.
9. Maske für Maske. L.
10. Camilla O.
11. Die deutſchen Kleinſtädter. L.
12. Die beyden Füchſe. O.
13. Das Schmuckkäſtchen. Sch.
14. Die Sonnenjungfrauen. Sch.
15. Barbarey und Größe. Sch.
16. Armuth und Edelſinn. L.

17. Graf Armand. O.
18. Der verbannte Amor. L.
19. Diesmahl meint er's ſo. L. Der kleine Proteus. L.
20. Die Organe des Gehirns. L.
21. Graf Armand. O.
22. Axel und Walburg. Tr.

23. Eduard in Schottland. Dr. Die Roſen des Herrn von Malesherbes. L.
24. Üble Laune. Sch.
25. Der Augenarzt. O.
26. Die ſilberne Hochzeit. Sch.

5.
6.
7.
8.
9.
10. Geſchloſſen.
11.
12.
13.
14.
15.
16. Der neue Gutsherr. O. Zephyr und Flora. Div.
17. Geſchloſſen.
18. Die Strickleiter. O. Zephyr und Flora. Div.
19.
20. Geſchloſſen.
21.
22. Der Sammtrock. O. Zephyr und Flora. Div.
23. Geſchloſſen.

24. Fidelio. O.
25. Geſchloſſen.
26.

27. Der arme Poet. Sch. Es ſpuckt. L.
28. Das Mädchen von Marienburg. Sch.
29. Der deutſche Hausvater. Sch.
30. Das Schreibepult. Sch.
31. Die Strelitzen. Sch.

September.

1. Das Epigramm. L.
2. Menſchenhaß und Reue. Sch.
3. Diesmahl meint er's ſo. L. Das getheilte Herz. L.
4. Die Spanier in Peru. Tr.
5. Die beyden Schwiegerſöhne. L.
6. Dasſelbe.
7. Eſſex. Tr.
8. Geſchloſſen. — Maria Geburt.
9. Die beyden Schwiegerſöhne. L.
10. Geſchloſſen wegen des Leichenbegängniſſes der Königinn von Sicilien.
11. Geſchloſſen wegen Vigilien.
12. Die Hageſtolzen. L.
13. Die beyden Schwiegerſöhne. L.
14. Man kann ſich irren. L. Der Eſſighändler. L.
15. Man kann ſich irren. L. Der Hausdoktor. L.

27. Das Lotterielos. O. Zephyr und Flora. Div.
28. Camilla. O.
29.
30. } Geſchloſſen.
31. Die beyden Füchſe. O.

September

1.
2. } Geſchloſſen.
3. Fünf ſind Zwey. O. Zephyr und Flora. Div.

4. Fidelio. O.
5.
6. } Geſchloſſen.
7.
8. Geſchloſſen. — Maria Geburt.
9. Die Veſtalinn. O.
10.
11. } Wie jenſeits.
12. Die Veſtalinn. O.
13. Der arme Poet. Sch. Zephyr und Flora. Div.
14.
15. } Geſchloſſen.

16. Selbſtbeherrſchung. L.
17. Die Corſen. Sch.
18. Das Schreibepult. Sch.
19. Der Puls. L. Die Roſen des Herrn von Malesherbes. L. Man kann ſich irren. L.
20. Die beyden Schwiegerſöhne. L.
21. Baron Blitz. L. Der Verräther. L.
22. Das Mädchen von Marienburg. Sch.
23. Welche iſt die Braut? L.
24. Maske für Maske. L.
25. Die beyden Schwiegerſöhne. L.
26. Kabale und Liebe. Tr.
27. Sorgen ohne Noth. L.
28. Don Karlos. Tr.

29. Eliſe von Valberg. Sch.
30. Der Ring. L.

October.

1. Die unglückliche Ehe durch Delikateſſe. L.
2. Der Hausdoctor. L.
3. Die Schweizerfamilie. O.

4. Die beyden Klingsberg. L.
5. Heinrich von Hohenſtauffen. Tr.

16. Fidelio. O.
17. Geſchloſſen.
18. Die Veſtalinn. O.
19. Die beyden Füchſe. O.

20. Fidelio. O.
21. Geſchloſſen.
22. Die Schweizerfamilie. O.
23. Geſchloſſen.
24. Das getheilte Herz. L. Zephyr u. Flora. Div.
25. Der Grenadier. O. Zephyr und Flora. Div.
26. Fidelio. O.
27. Der Augenarzt. O.
28. Der Sclavenhändler. Div. Der Vetter aus Bremen. L. Der Deſerteur. B.
29.)
30.) Geſchloſſen.

October.

1. Die Veſtalinn. O.
2. Geſchloſſen.
3. Die hundertjährigen Eichen. Vorſpiel. Der Puls. L.
4. Fidelio. O.
5. Camilla. O.

6. Der Beſuch. L.
7. Axel und Walburg. Tr.
8. Die Jäger. Sch.
9. Die Schuld. Tr.
10. Die Strelitzen. Sch.
11. Haß allen Weibern. L. Die Geſchwiſter. Sch.
Die Zerſtreuten. L.
12. Sophie van der Daalen. L.
13. Jenny. Dr.
14. Die Ausſteuer. L.
15. Emilia Galotti. Tr.

6. Die beyden Füchſe. O.
7. Die Veſtalinn. O.
8. Die beyden Füchſe. O.
9. Fidelio. O.
10.) Geſchloſſen.
11.)

12. Die Schweizerfamilie. O.
13. Geſchloſſen.
14. Fehlgeſchoſſen. L. Zephyr und Flora. Div.
15. Der Augenarzt.

I

Neu aufgeführte Schauſpiele vom 16. October 1813 bis dahin 1814.

Heinrich von Hohenſtauffen, König der Deutſchen, Trauerſpiel in 5 Aufzügen von Caroline Pichler, geb. von Greiner (am 27. October 1813.)

Germanias Wort und Gruß, Monolog von Dr. **Weiſſenbach** (am 15. November 1813.)

Hermann, ein geſchichtliches Schauſpiel in 5 Aufzügen von Mad. Weiſſenthurn (am 27. November.)

Zwey Nichten für Eine, Luſtſpiel in 2 Aufzügen von Kotzebue (am 15. December.)

Braut und Bräutigam in einer Perſon, Luſtſpiel in 2 Aufzügen von Kotzebue (am 18. December.)

Gerechte Strafe, Luſtſpiel in 3 Aufzügen von Vogel (am 31. Jänner 1814.)

Die Einquartirung. Ein Schauſpiel in einem Aufzug in Verſen, von C. Haniſch. (am 6. Hornung 1814.)

Valeria. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. (am 18. Hornung.)

Hannibal. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen und in Jamben. (am 1. März.)

Die Colonie. Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge und in Verſen. (am 3. März.)

Der kleine Proteus. Ein Luſtſpiel in einem Aufzug von Albin Flet. (am 18. März.)

Wallenſtein. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, nach Friedrich Schillers Piccolomini, und Wallenſtein in die Kürze gezogen, und für einen Abend eingerichtet, von H. W—r. (am 1. Aprill.)

Des Kaiſers Bild. Eine ländliche Scene in Verſen. (am 11. Aprill.)

Baron Blitz, oder: Er macht keine Umſtände. Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen nach dem Franzöſ. des Severin. (am 26. Aprill.)

Der ruſſiſche Volontär. Ein Luſtſpiel in einem Aufzug. (am 26. Aprill.)

Der todte Ehemann. Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen von Aug. v. Kurländer. (am 10. May.)

Das Glückskind. Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge und in Alexandrinern. (am 10. May.)

Der Vetter aus Indien. Ein Luſtſpiel in zwey Aufzügen, von M. Dilg. (am 25. May.)

Der geprellte Geitzhals, oder: **Der Schatzgräber.** Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, aus dem Franzöſiſchen. (am 31. May.)

Der Magnetiſmus. Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, von Iffland. (am 6. Juny.)

Die Weihe der Zukunft, ein allegoriſches Gemählde mit Geſang und Tänzen, zur Feyer der glorreichen Zurückkunft Seiner Majeſtät des Kaiſers, verfaßt von **Sonnleithner**, Muſik von **Weigl**, am 18. Juny.

Wiederſehen. Ein Schauſpiel in zwey Aufzügen, von Caroline Pichler, geb. v. Greiner. (am 15. July 1814.)

Die beyden Eiferſüchtigen. Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen. (am 21. July.)

Axel und Walburg. Eine Tragödie in fünf Aufzügen, von Öhlenſchläger. (am 25. July.)

Die beyden Schwiegerſöhne. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen nach dem Franzöſiſchen. (am 5. September.)

Man kann ſich irren. Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge. (am 14. September.)

II.

Neu aufgeführte Opern vom 16. October 1813 bis dahin 1814.

Der Deſerteur. Singſp. in drey Aufz. nach dem Franz. des Sedaine, und der Muſik des Monſigny von Ehlers (am 24. November.)

Lodoiska. Oper in drey Aufzügen nach dem Franz. mit Muſik von Cherubini (am 24. Jänner 1814.)

Die Strickleiter, eine komiſche Oper in einem Aufzuge, nach dem Franz. von J. F. Caſtelli. Muſik von Gaveaux (am 19. Hornung.)

Gute Nachricht, ein Singſpiel in einem Act von Friedrich Treitſchke. Die Muſik von verſchiedenen Meiſtern. (am 11. Aprill.)

Fidelio, eine Oper in zwey Aufzügen, nach dem Franz. neu bearbeitet, mit Muſik von Herrn van Beethoven (am 23. May 1814.)

Der neue Gutsherr, ein komiſches Singſpiel in einem Aufzuge nach dem Franz. von J. F. Caſtelli, mit Muſik von Herrn Boieldieu (am 24. May.)

III.

Neu aufgeführte Ballete vom 16. Oktober 1813 bis dahin 1814.

Die glückliche Wilde, ein Divertiſſement in einem Aufzug von Bernardelli (am 30. Decemb.)

Das Doppel-Duell, ein komiſches Divertiſſement in einem Aufz. von Bernardelli (am 10. Jänner.)

Der Raub der Zemira, ein ernſthaftes Ballet von Bernardelli (am 1. Hornung.)

Die Müllerinn, eine pantomimiſche Kleinigkeit in einem Aufz. von Bernardelli (am 10. Hornung.)

Das liſtige Gärtnermädchen, komiſches Divertiſſement von Bernardelli (am 19. Hornung.)

Der Jäger, ein komiſches Divertiſſement in einem Act von Bernardelli (am 8. März.)

Die nächtlichen Liebhaber, ein pantomimiſcher Scherz in einem Act von Bernardelli (am 15. März.)

Zephyr und Flora, ein epiſod. Divertiſſement von Aumer (am 16. Auguſt.)

Der Sclavenhändler, ein großes aſiatiſches Divertiſſement von Herrn Aumer (am 28. Sept.)

IV.

Debuts neuengagirter, und Gaſtrollen fremder Schauſpieler, Sänger und Tänzer auf den k. k. Hoftheatern vom 16. October 1813 bis dahin 1814.

Mad. Korntheuer, Gemahlinn des Directors des k. ſtändiſchen Nationaltheaters in Brünn gab als Gaſt am 26. October die Emmeline in der Schweizerfamilie.

Herr Alexander Terzi mit ſeiner Geſellſchaft gymnaſtiſcher Künſtler producirte ſich im Kärnthnerthortheater am 6. und 8. Novemb.

Herr von Sydow gab eine declamatoriſche Unterhaltung am 10. December.

Die Familie Kobler und Herr Fortunato Bernardelli traten als Gäſte in folgenden Balleten auf: Am 30. Decemb. in der glücklichen Wilden; am 2., 4. und 7. Jänner in ebendemſelben Divertiſſement;

am 10. und 1[illegible]. Jänner im Doppel-Duell; am 15. Jänner in der glücklichen Wilden; am 17., 19., 21. und 23. im übelgehütheten Mädchen; am 26. in den [illegible]; am 29. im übelgehütheten Mädchen; am 1., 2. und 4. Hornung in dem Raub der Zemira; am 8. in dem übelgehütheten Mädchen; am 10. und 13. in der Müllerinn; am 15. im Raub der Zemira; am 17. im übelgehütheten Mädchen; am 19., 21., 22. und 26. im listigen Gärtnermädchen, und so fort in den genannten Balleten.

Dlle Huber vom städtischen Theater in Pesth gab am 15. Jänner die Margarethe in den Hagestolzen; am 20. die Cora in den Sonnenjungfrauen.

Mad. Renner, großherzoglich Badensche Hofschauspielerinn, gab folgende Gastrollen: am 22. Jänner die Chatinka im Mädchen von Marienburg; am 24. die Elise im Räthsel, und Mad. Schnell in den Proberollen am 26. die Iſabella in den Quälgeiſtern; am 29. die Gräfinn Rutland im Eſſex; am 10. Hornung die Frau v. Holm in der unglücklichen Ehe durch Delikateſſe; am 17. die Bertha im verbannten Amor.

Dlle Willmann vom ſtädtiſchen Theater in Peſth gab als Gaſt am 28. März die Vitellia im Titus; am 1. Aprill die Marie im Augenarzt; und am 28. Aprill die Emmeline in der Schweizerfamilie.

Herr Wild, Sänger des k. k. priv. Theaters an der Wien debutirte am 5. May als Johann von Paris.

Herr Schelble, Mitglied des königlichen Hoftheaters in Stuttgart gab den Grafen Loredano in der Camilla am 9. May als Gaſt.

Herr Stein, vom ſtädtiſchen Theater in Peſth gab am 9. May den Grafen von der Mulde im Straßenräuber.

Herr Fr. Demmer debutirte als Anton in den Jägern am 16. May — und als Anton in den Verwandtſchaften am 1. Auguſt.

Herr Grünthal gab am 27. May als Gaſt die Rolle des Peter in Menſchenhaß und Reue.

Herr Carl Döbbelin, königl. Preußiſcher privileg. Schauſpiel-Director gab folgende Gaſtrollen: am 31. May den Geronte im geprellten Geitzhals, und den Knochen, den Juden und den Willibald in der Heirath durch ein Wochenblatt; am 2. Juny den Baruch in der Dienſtpflicht; am 6. den Grundmann im Magnetismus, und den Geront im geprellten Geitzhals.

Herr Grüner, Regiſſeur des k. k. privileg. Theaters an der Wien debutirte am 20. Juny als Odoardo in Emilia Galotti.

Herr Gewald vom ſtändiſch. Theater in Linz, ſpielte als Gaſt am 21. Juny den Oberförſter in den Jägern.

Mad. Treitſchke tanzte als Gaſt am 8. July im blöden Ritter.

Herr Rainoldi, Mitglied des k. k. privil. Theaters in der Leopoldſtadt tanzte am 8. July im blöden Ritter; am 28. September im Deſerteur.

Herr Mevius vom ſtändiſchen Theater in Brünn, gab folgende Gaſtrollen; am 8. July den Ferdinand in Kabale und Liebe; am 10. den Dichter in Dichter und Schauſpieler; am 18. den Don Carlos; am 23. den Baron Blitz.

Herr Haſenhut, Mitglied des k. k. priv. Theaters an der Wien debutirte am 16. July als Peter in Menſchenhaß und Reue.

Die Tänzer und Tänzerinnen der königlichen Oper in Paris: Dlles Bigottini, Aimee Petit, Julie u. Theodore Aumer, u. die Hrn. Aumer, Antonin, Deshayes und Volange tanzten verſchiedene Mahle in einem aſiatiſchen Divertiſſement, in Zephyr und Flora, in der Veſtalinn und im Deſerteur.

Herr Ullmann, Regiſſeur des k. Nationaltheaters in Salzburg gab als Gaſt am 2. Auguſt den Paul in der Verſöhnung.

Dlle Giuliani, vom herzoglichen Theater in Aſchaffenburg debutirte am 4. Auguſt als Pauline im getheilten Herzen; am 5. als Marianne im Bürgerglück; am 16. als Louiſe in Armuth und Edelſinn.

Dlle Louiſe Lefevre, Hofſchauſpielerinn vom herzoglich Weimariſchen Theater debutirte am 3. September als Pauline im getheilten Herzen; am 12. als Margarethe in den Hageſtolzen, und am 19. als Suſette in den Roſen des Herrn v. Malesherbes.

Mad. Karl, königl. Bayeriſche Hofſchauſpielerinn ſpielte am 26. September als Gaſt die Louiſe in Cabale und Liebe; am 29. die Fürſtinn in Eliſe Valberg.

Mad. Brede gab folgende Gaſtrollen; am 12. October, die Sophie van der Daalen, und am 15. die Orſina in Emilia Galotti.

Haß und Liebe.

Ein Singſpiel in einem Aufzuge

von

weil. Theodor Körner.

Mein unvergeßlicher Freund Theodor Körner übergab mir dieſes Singſpiel bey ſeiner Abreiſe von Wien mit den Worten: Nimm dieſes von mir zum Andenken, und ſchalte damit nach deinem Belieben! Ich glaube nicht beſſer mit dieſer lieblichen Geburt des glühenden Jünglings ſchalten zu können, als wenn ich ſie dem Druck, und dadurch irgend einem gemüthlichen Componiſten Gelegenheit gebe, ſie in Muſik zu ſetzen.

J. F. Caſtelli.

Perſonen.

Anſelmo, Graf von Lermia, ein verbannter Genueſer.
Florine, ſeine Tochter.
Gregorio Graf Galvani, ein vornehmer Genueſer.
Fernando, ſein Sohn.
Balandrino, ein genueſiſcher Hauptmann.
Carlo ein Fiſcher.
Genueſiſche Soldaten. Fiſcher.

Erſter Auftritt.

(Eine Fiſcherhütte.)

Anſelmo ſchnitzt ein Ruder, **Florine** ſtrickt ein Netz. **Fernando** mit der Guitarre.

Romanze.

Florine.

Die Königstochter, ſo ſanft ſo gut,
Saß dort am blühendem Strande;
Da ſaß der Fiſcher, ein junges Blut,
Die Augen nicht von ihr wandte;
Und, ſeit er die Königstochter geſeh'n
Da wollt' er in Lieb', und in Sehnſucht vergeh'n.

Anſelmo.

Einſt ſaß er wieder am Meere dort,
Es brauſte der Sturm in den Wellen.
Ein Schiff, es hatte den König am Bord
Sah er an den Klippen zerſchellen.
Da ſprang er in's Meer mit verzweifelndem Muth
Und theilte mit rüſtigen Armen die Fluth.

Fernando.

Und Gott iſt den Frommen zugewandt!
Die der Sturm in den Wogen gebettet,

Er ergreift ſie kühn mit ſicherer Hand
Er hat die Geliebte gerettet,
Und aus der ewigen Grabesnacht
Iſt ſie glücklich zum Leben, zum Lieben erwacht.

Alle drey.

Und ſie wurde ſein Weib, und ſie lebten ſtill
Den ganzen Himmel im Herzen.
Wer das Glück der Liebe gewinnen will,
Muß wandeln durch Nacht und durch Schmerzen;
Und wer ſich ſehnt nach dem höchſten Gut
Der ſchlage ſich kühn durch Sturm und Fluth.

Anſelmo.

Ein gutes Lied, aus vollem Menſchenherzen
Hat eine ſtille wunderbare Kraft;
Und wenn der Friede in den Tönen flüſtert
Kommt auch der Friede in die wüſte Bruſt.

Fernando.

Wenn ich ſo Abends in dem Nachen ſitze,
Und mich der Wind zum lieben Ufer treibt,
Da wird das Lied erſt recht in mir lebendig.
Und ſchöne Träume ſchweben um mich her,
Und jeder Traum mahlt mir mein ſüßes Mädchen.

Florine.

Du guter Junge!

Anſelmo.

Wie ich draußen noch
Im bunten Fechtgetümmel mir gefallen,
Da kannt' ich nie das friedlich ſtille Glück,
Was dieſe kleine Hütte mir gewährte,
Als mich Galvani aus der Stadt vertrieb,
Ich heimathlos dieß weite Land durchſtreifte,
Wie oft verflucht' ich da der Sonne Licht,
Und wünſchte mir das Ende meiner Leiden.
Doch ſeit ich hier, ein armer Fiſchersmann,
Ein ärmlich aber ruhig Loos gefunden,
Dank ich's dem Herrn an jedem neuen Tag,
Daß er mich Dir, daß er mich Euch erhalten
Und ſegne ſeiner Güte dunkles Walten.

Florine.

Ja, theurer Vater, jener Prunk der Welt,
Gemahnt mich jetzt nur wie ein ſchwerer Traum.
Zwar war ich damahls reich an Schmuck und Pracht
Und viele Frauen dienten meinen Wünſchen
Doch ewig einſam war und blieb ich doch,

Hier hab' ich dich, mein Vater, dich Fernando,
Und gern vergeß' ich all den bunten Tand.

Fernando.

Mein herzig Mädchen! — Seit mein gutes Glück
Mich hier zu euch, in eure Hütte brachte,
Seit ich in eurem Kreiſe bleiben darf
Und euch von ganzem Herzen angehören
Kenn' ich des Lebens volle Freude erſt.

Anſelmo.

Sieh, junger Freund —

Fernando.

Mein Vater, nennt mich Sohn!

Anſelmo.

Gut, lieber Sohn, wenn du's auch noch nicht biſt,
So ſeh' ich's doch auf jenen glüh'nden Wangen,
Daß du es werden ſollſt! — Nun denn, mein Sohn,
Mir ward ein ſchweres Lehrjahr zugemeſſen,
Eh' ich des Lebens Meiſterſchaft erkannt.
Ich ſuchte ſie im lauten Sturm des Menſchen,

Ich fand ſie nicht, ich ward verkannt, geächtet;
Und, als ich muthlos an der Hoffnung Gunſt
An dieſes ſtille Ufer her geflohen,
Fand ich ſie hier! — Ihr habt noch nicht geſucht,
Euch trat die holde Göttin ſelbſt entgegen,
Und warf das Glück an eure junge Bruſt.
(er faßt ihre Hände.)
Und was ich erſt nach langem Kampf gewußt,
Habt ihr, in eurem Frühling ſchon empfunden.
Bewahrt es wohl, denn treulos ſind die Stunden.
(ab.)

Zweyter Auftritt.

Fernando und Florine.

Fernando.

Ja liebes Mädchen! — Treulos ſind die Stunden
Wer weiß, was uns die nächſte grauſam bringt?

Florine.

Was ſie auch bringt, wir lieben treu und ewig.
Und ſchwere Zeit hat unſern Bund geprüft,
Entſagteſt du nicht mir zu lieb dem Glanze,

Der Deines Vaters ſtolzes Haupt umgiebt,
Seit er dem meinen Glück und Ehre raubte,
Und aus der Vaterſtadt verbannt? Glaub' mir,
Zwar ſcheint mein Vater Dir gefaßt und ruhig,
Zufrieden mit dem Looſe das ihm fiel,
Doch, tief in ſeiner feſt verſchloßnen Bruſt
Wird er es nie, und nimmermehr vergeſſen,
Was er durch Deines Vaters Hand verlor. —
Er kennt dich ganz, er weiß, welch' eine Seele,
Voll Muth und Tugend in dir lebt und wirkt.
Doch, wie er dich jetzt redlich lieben kann,
So wird er dich beym Nahmen von Galvani
Mit aller Kraft aus ſeinem Herzen reißen,
Und ew'ge Feindſchaft gält' es zwiſchen uns.

Fernando.

So darf ich mich ihm nie entdecken, nie geſteh'n,
Daß mich die Liebe nur zum Fiſcher machte,
Nie nennen meiner Väter rühmliches Geſchlecht?

Florine.

Nein, nie Fernando, willſt Du nicht Dein Glück
Mit raſendem Beginnen ſelbſt vernichten.

Der iſt ſein Todfeind, der Galvani heißt;
Ich habe oft ſein ſtill Gebet belauſcht
Er bat um Rache, bat mit heißen Thränen
Den ew'gen Gott um Rache an Galvani.

Fernando.

O, wird denn nie der alte Haß erkalten,
Der Genuas Glück und unſ'rer Liebe droht! —
Nein, nein, ich geb' die Hoffnung nicht verloren.
Stolz iſt dein Vater, doch ein edler Mann,
Von alter Treu, und rechtlich g'radem Sinn
Und unverſöhnlich bleibt kein großes Herz.

Florine.

Daß dir die Hoffnung treulos nicht gelogen! —
Zwar bin ich glücklich, überglücklich ſchon;
Bin dein für immer, was ich mir nie träumte,
Bin, mit des Vaters Willen deine Braut,
Doch wüßt' ich gern aus ſeinem Heldenherzen
Gekränkter Ehre dunkle Qual gebannt,
Daß kein Geheimniß zwiſchen uns und ihm
Der Seele ſtillen Frieden ſtören könnte,
Und freundlich klar der Zukunft Spiegel ſey.

Fernando.

Ach, daß die Väter da ſich freundlich trennen
Wo Lieb' und Sehnſucht in den Kindern brennen.

Duett.

Liebe iſt ein ewig Räthſel
In der Tage Wechſelluſt,
Liebe läßt, und Liebe bindet
Liebe ſucht, und Liebe findet
Ihren Weg zu jeder Bruſt.
Überall iſt ſie willkommen,
Keinem Herzen iſt ſie fremd,
Was die Zwietracht längſt geſchieden,
Was Geſetze längſt verbieten
Das vermählt ſich wenn ſie kömmt.

Und ſo mag ſie freundlich walten,
Und um unſ're Tage blüh'n.
Wo in kurzen ſchönen Stunden
Beyde Seelen ſich gefunden
Bleibt ſie ewig jung, und grün.

Dritter Auftritt.

Anſelmo. Die Vorigen.

Anſelmo.

Mein letztes Wort, das Ahndung mir vertraute,
Wird auch zur ſchnellen Wahrheit —

Florine.

Wie mein Vater?

Fernando.

Was iſt euch? Ihr ſeyd blaß?

Anſelmo.

Schon längſt
War mir's als hätte mich Galvani
In dieſer armen Hütte ausgefunden.
Sobald er's weiß, daß ich hier froh gelebt,
Zerſtört er auch das letzte was ich habe
Mit ſeines Herzens nie verſiegtem Haß.

Florine.

Unmöglich!
So grauſam iſt er nicht, kann er nicht ſeyn —

Anſelmo.

Lehr' mich den ſtolzen Genueſer kennen,
Und wenn er mich an Tugend nicht beſiegt,
Im Haß, im unverſöhnlichen iſt er der Sieger.
Jetzt weiß er wo, und daß ich glücklich bin,
Genug um ſeiner Rache mich zu opfern.
Ich bin verrathen! Genueſer Reiter
Umſchwärmen ſchon die friedlich ſtille Bucht,
Wo ich des Lebens letzten Wunſch gefunden,
Es gälte den Korſaren glauben ſie,
Doch bin ich überzeugt es gilt der Rache!

Fernando.

Seht, da kommt Carlo! Der wird Nachricht bringen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Carlo.

Carlo.

Freund, rettet euch eh' es zu ſpät wird; flüchtet!
Galvanis Reiter ſprengen ſchon in's Dorf,
Man fragt nach euch; ihr alle ſeyd verloren,
Wenn ſchnelle Flucht nicht euer Leben ſchützt!

Fernando.
Wißt ihrs gewiß? Sind es Galvanis Reiter!

Carlo.
Sie ſind's —

Anſelmo.
Sie ſind's! Daran erkenn' ich dich
Gregorio! Auch nicht das kleinſte Glück
Dem Überwuadenen gelaſſen, auch nicht das kleinſte,
Ganz mich vernichten, ganz in meinem Blut
Die racheburſt'gen Hände dir zu baden:
Fluch ſey dir Schändlicher! Fluch dir auf ewig.
Fluch deinem ganzen blutigen —

Fernando.
Halt ein!
Ich bin ſein Sohn —

Florine.
Fernando, Gott, was machſt Du?

Anſelmo.
Sein Sohn?

Fernando.
Ich bin's —
Anſelmo.
Galvani's Sohn —
Fernando.
Sein Sohn.
Anſelmo.
So treffe doppelt dich des Himmels Fluch.
Den letzten Glauben haſt Du mir gemordet,
Haſt Dich in meine Liebe kühn gedrängt,
Haſt meiner Tochter ſchuldlos Herz gebrochen!
Jetzt bin ich ganz vernichtet. Weide Dich
An Deinem Werk, Dein Vater wird Dir's lohnen.
Fernando.
Verkennt mich nicht, Anſelmo; nein, bey Gott
Dem Ewigen, der unſre Tage zählt —,
Ich liebte Eure Tochter, ohne ſie
War mir das weite Genua verödet.
Ich zog Euch nach — mich traf des Vaters Fluch,

Da ich die kühne Liebe ihm geſtanden.
Er hat kein Recht mehr an des Sohnes Leben,
Ihr wart mein Vater, Euch gehört es zu.
Seyd unbeſorgt was jene Reiter wollen;
Mein ſtarker Arm iſt Euch ein ſtarker Schild,
Und hat Galvani Euch den Tod geſchworen,
So muß er erſt des Sohnes Bruſt durchboren.

Anſelmo.

In Deinen Augen glüht der Wahrheit Feuer —
Doch, iſt Dein Nahme nicht der ſeinige?
Hat nicht ſein Vatermund Dich Sohn gerufen?
Nein, ich vertraue keiner Schlangenbrut.
Und bin ich Dir, und iſt Dir dieſe theuer,
Erfülle meinen letzten Wunſch! Verlaß uns —
Und ſoll ich ſterben, muß ich, nun, wohlan
So mag ich nicht Galvani's Sohn zum Zeugen
Und kämpfend fall' ich unter fremden Streichen.

Carlo

(Fernando fortziehend.)

Kommt, ehrt den Schmerz —

Fernando.

Florine!

Florine.

Gott im Himmel —

Fernando.

Ich Euch verlaſſen —

Florine.

Ach, mein letzter Troſt!
Du kannſt uns retten, Du nur, Du allein.

Anſelmo.

Schweig Mädchen, denk' an Deines Vaters Ehre;
Graf, ihr verlaßt uns, nochmahls bitt' ich drum.

Fernando.

Wohl, ich verlaß euch, doch nur um für Euch
Der letzten Hoffnung muthig zu begegnen.
Ihr ſollt mich mitten in den Reitern finden.
Ein Opfer will der Vater, nun wohlan,
Ich geh voraus auf ſeiner blut'gen Bahn.

Quartett.

Alle Vier.

Mitten aus des Lebens Fülle
Mitten aus der Liebe Glück,
Reißt des Schickſals ſtrenger Wille
Sie)
Uns) zur alten Nacht zurück.

Anſelmo.

Nun, verlaßt uns!

Florine. Fernando.

Mich (
Dich (verlaſſen,
Ach, ich kann es noch nicht faſſen.

Alle Vier.

Friedlich war's in dieſer Hütte
Friedlich, wie der Sonne Schein,
Doch, es tritt mit einem Schritte
Das Verderben ſchnell herein.
Und kein Menſch darf glücklich ſeyn.

(Ab zu verſchiedenen Seiten.)

Fünfter Auftritt.

(Das Theater verwandelt ſich in den Platz vor Anſelmo's Hütte. Im Hintergrunde das Meer.)

Fernando und Carlo
(treten aus der Hütte)

Carlo.

Wohin Du Raſender? darfſt Du allein
Die ganze Schaar der Reiter überfallen?
Tollkühnheit der Verzweiflung kann nicht retten,
Der Einzelne bekämpft die Menge nicht;
Willſt Du Dich ihnen zu erkennen geben?

Das würde nur des Vaters blut'gen Zorn verdoppeln,
Sie nicht erretten, und Du ſelbſt
Fielſt als ein Opfer für Galvanis Rache!

Fernando.

Dank Carlo, dank, daß du den blinden Sinn,
Von dem Unmöglichen zurück gewendet.
Sie rächen kann ich, wenn der Streich gefallen,
Jetzt aber gilt's der Rettung größ'rer Kunſt,
Und ſchnell muß ſie auf Windes Flügeln kommen,
Soll dem Verzweifelnden das Wagſtück frommen.
Komm Freund, komm zu den treuen Thalgenoßen;
Ich wecke ſie mit meiner Stimme Ruf,
Anſelmo iſt geliebt; ein treues Bild
Seiner Verzweiflung ſoll mein Wort beleben.
Und jede Sylbe werde ſcharf,
Und werfe ſich als Dolch in ihre Fäuſte.
Empören will ich ihren tiefſten Sinn,
Mit eigner Hand des Vaters Namen ſchänden,
Bis ſie, entflammt für heil'ger Unſchuld Recht

Das Leben für des Freundes Leben wagen.
Und ſeine Mörder rächend niederſchlagen.

Arie.

Waffnet euch, ihr Thalgenoßen,
Reiß't ſie von ihren flücht'gen Roßen,
Greift ſie mit mörderiſcher Luſt.
Wer Recht und Tugend liebt, der folge,
Und bohre ſeine ſpitzen Dolche
In die verfluchte Räuberbruſt.
Ich kann ſie nur im Tod erwerben,
So will ich freudig für ſie ſterben,
Wo ich den Himmel nah gewußt.

(Beyde rechts ab.)

Sechster Auftritt.

Balandrino, genueſiſche Soldaten.

Balandrino.

Halt —! Hat mich nicht des Spähers Liſt betrogen
So iſt die Hütte unſer letztes Ziel.
Beſetzt ſie alſo ſchnell von allen Seiten,
Daß nichts entflieht, (einige Soldaten ab.) ihr wißt,
dem Grafen gilt
Es viel den alten Lancia zu haben;

Und wenn wir ihn lebendig überliefern
So können wir auf ſeine Großmuth bau'n,
Und reichen Lohn vertienen treue Diener
(zu den zurückkommenden Soldaten.)
Habt ihr's beſetzt? — nun gut, ſo geht's zu End.
He, macht die Thüre auf, wir ſind von Genua,
Und ſuchen Anſelm, Grafen Lancia.

Siebenter Auftritt.

Anſelmo, die Vorigen, ſpäter **Florine.**

Anſelmo

(mit Piſtolen und Schwert bewaffnet.) Ich bin's!

Balandrino.

Verzeiht, ich thue meine Pflicht.
Auf den Befehl des Rath's von Genua.
Graf, ihr ſeyd mein Gefangner.

Anſelmo.

Jetzt noch nicht.
Todt könnt' ihr mich zu dem Galvani ſchleppen,
Doch theuer kauft ihr mir das Leben.
Ihr wißt Genueſer, was der Arm vermag

Der eure Fahnen fünfmal ſiegen machte
'S iſt noch derſelbe.

Balandrino.

Graf! wir ſind befehligt
Lebendig euch dem Rath zu überliefern,
Was ſoll die nutzlos ſchwache Gegenwehr?
Ein Mann, wie ihr, ergibt ſich in das Schickſal,
Beißt nicht die Ketten im ohnmächt'gen Zorn.
Folgt mir Anſelmo.

Anſelmo.

Nein, eh ſollt ihr mich
Zerreißen, eh' ich lebend dieſen Platz verlaſſe,

Balandrino.

So thu' ich denn, was ich nicht laſſen kann.
(zu den Soldaten.)
Ergreift ihn! —

Anſelmo.

Wagt es nicht, ſeht den gezognen Lauf,
Nach eures Lebens ſichren Pforten ziel'n,
Wagt's nicht!

Balandrino.

Was ſagt ihr? — Thut wie ich befahl.

Anſelmo.

Zurück Verwegne.

(Sie ſtürmen auf ihn ein; er ſchießt, einer ſtürzt, doch wird Anſelmo ergriffen und entwaffnet.)

Anſelmo.

Treuloſes Glück!

Balandrino.

Schreibt es euch ſelber zu,
Ich hätte gern, gelinder euch behandelt.

Florine

(ſtürzt aus der Hütte.) Mein Gott! was iſt geſcheh'n ?,.. ein Schuß!!! mein Vater!

Anſelmo

(wird bleich.) Ich lebe noch!

Florine.

Du wirſt ganz bleich — Du ſinkſt —
In deine Knie — großer Gott! Erbarmen!

Anſelmo.

Nichts liebes Kind — ein Schlag am Kopf — nichts weiter,

Ach hätt' er mich mit Todeskraft gefaßt!
(er wird ohnmächtig.)

Florine.

Er ſtirbt, er ſtirbt.

Balandrino.

Beruhigen Sie ſich Gräfin!
Es iſt nicht von Bedeutung — ſicher nicht.

Florine.

Nein, nein, das Auge iſt gebrochen, er iſt todt
(ſinkt auf ihren Vater nieder.)

Balandrino.

Was hör ich dort? ein wüthendes Geſchrey
Dringt immer näher — horch! was wird das ſeyn?
Es iſt ein Haufe wilder Fiſcher! — Grad hierher
Geht's wie im Sturme — ſagt, was wollen die?

Achter Auftritt.

Fernando, Carlo mit dem Fiſchern; alle bewaffnet.

Fernando.

Wo ſind die Mörder? — Ha! hab ich euch nun?

Lebendig ſollt' ihr nicht von dieſem Boden
Uns dürſtet nach der frechen Räuber Blut.

Balandrino.

Ich ſtehe hier im Namen Genuas,
Und fodre Achtung für die Meeresfürſtin.

Fernando.

Ich ſtehe hier für's Recht und für die Tugend,
Sonſt gibt's nichts heiliges auf dieſer Welt.

Balandrino.

Was wollt ihr, kecker Jüngling?

Fernando.

Lancia's Freiheit.

Balandrino.

Gefangen führ ich den nach Genua.

Fernando.

Der Weg dahin geht über unſ're Leiber!
Für ihn zu ſterben, faſſen wir den Dolch
Und eure Bruſt ſey unſ'rer Schwerter Scheide!

Quartett mit Chor.

Balandrino.

Zurück! Verwegne!

Fernando.

Gält's meiner Seligkeit! —
Gerettet muß er ſeyn! —

Die Fiſcher.

Auf, Brüder! in den Streit.
Auf, Brüder! in den Streit.

(Gefecht. Balandrino wird von Fernando verwundet; die Genueſer fliehen.)

Fernando

(zu der noch knienden Florine.) Ihr ſeyd gerettet, ich kehre zurück.

Florine

(in ſeinen Armen.) Fernando!

Fernando.

Florine!

Alle drey.

O welch ein Glück!

Balandrino.

Treuloſes Glück!

Florine.

Aber ſieh, des Vaters Leben,
Wird uns niemand wieder geben,
Er iſt hin für dieſe Welt.

Carlo.

Noch fühl ich des Herzens Pochen,
Und der Blick iſt nicht gebrochen.
Er ſey Gott anheim geſtellt.
(Sie tragen ihn auf eine Raſenbank.)

Fernando.

Legt ihn auf den Raſen nieder! —
Mädchen, ſieh, er athmet wieder.
Unſer Glück wird nicht vergällt.

Alle drey.

Großer Gott dort oben! —
Nie vergeſſen wir
Deiner Güte Proben
Wie Du uns erhoben! —
Sieh, wir danken Dir!

Balandrino.

Meine Schaar zerſtoben,

Ich gefangen hier! —
Sollt ich das erproben? —
Doch was hilft das Toben
Was das Klagen mir?

Alle vier.

Wunderbar ſind Gottes Wege
Dunkel webt ſich das Geſchick;
Schmerz auf Luſt und Luſt auf Schmerzen,
Wechſelnd iſt das Glück!

(Ein Fiſcher ſagt etwas an Carlo.)

Carlo.

So eben kommt die Nachricht, daß nicht fern,
Im Walde oben noch ein andrer Trupp
Genueſer ſtreife. — Drum, nichts halbgethan.
Nicht eher können wir Anſelmo retten,
Und glücklich führen auf die Friedensinſeln
Bis jene Schaar nach ſchnellen Kampf zerſtreut.

Fernando.

Wohlan! wir eilen. Lebe wohl, Geliebte,
Ich will Dich doppelt heut verdienen! Euch,

Laß ich zurück! (zu den Fiſchern.) Ihr ſorgt für ſeine Wunden
Dann führt ihr ihn in unſre fernſte Hütte,
Und wohl bewacht! — Jetzt, Brüder, friſch zu Werke,
Wer für das Recht und für die Tugend ſtreitet,
Den hat ein höh'rer Arm zum Sieg geleitet.
(ab, mit Carlo, und den Fiſchern.)

Neunter Auftritt.

Anſelmo (noch ohnmächtig.) **Florine**, **Balandrino** und einige Fiſcher.

Florine

(Fernando nachſehend.) Gott ſey mit Dir, Du wackrer, junger Held!

Balandrino.

Behüt ihn Gott! — Das iſt ein derber Kriegsmann!
Wo der hinſchlägt — da mag kein Gras gedeih'n.

Florine.

Mein Vater ſcheint ſich zu erhohlen! — Vater!

Wie iſt Dir? — Wir ſind frey, wir ſind gerettet!
Galvanis Reiter ſind zerſtreut, entfloh'n
Und leicht wird uns die Flucht zur Friedensinſel.

Anſelmo.

Bin ich erwacht aus einem ſchweren Traum?
Mir war's als wär ich in des Feindes Händen,
Als hätten mich die Mörder ſchon gefaßt.

Florine.

Es war kein Traum, 's war böſe Wirklichkeit.
Du warſt gefangen von den Genueſern;
Doch ſind wir frey durch unſ'rer Freunde Arm,
Die muthig Glück und Leben für uns wagten.

Anſelmo.

Vergelt es Gott!

Balandrino.

Sie ſchlugen wacker drein!
Und meine Schurken fochten nur für's Geld,
Und riſſen aus, noch eh' ſie Stich gehalten. —
Seht, alter Herr, mich hat es ſelbſt gefreut,
Wie eure Freunde alles an euch ſetzten; —
Ihr müßt ein wackrer guter Vater ſeyn,

Denn, nicht umſonſt wagt man ſein theures Leben.
Drum rath ich euch, flieht, flieht ſobald ihr könnt;
Galvani ſelbſt kömmt mit der ſtärkern Macht
Er ging zu Schiffe als ich Genua verlaſſen.
Nehmt euch in Acht! — Der Fiſcher wackres Volk
Kann gegen ſolche Menge nicht beſtehn.
Opfert die Freunde nicht vergebens auf. —
Seht ihr das Schiff, das nach dem Strande lenkt?
Erkennt ihr wohl die Genueſer Farben?
Das iſt Galvani! Flieht, mein theurer Graf!
Ich wüßt' euch gern in Sicherheit geborgen. —
Und ſo, lebt wohl!

Anſelmo.

Lebt wohl! ich dank für eure
Freundſchaft.

(Balandrino ab mit den Fiſchern.)

Zehnter Auftritt.

Anſelmo Florine.

(Der Himmel umzieht ſich nach und nach, und es erhebt ſich ein Sturm. Donner und Blitze.)

Anſelmo.

Dort alſo ſchwimmt Galvani, und das Meer,
Das ſeine Schiffe trägt, iſt nicht ſo falſch
Als er! — Er hat den Wellen ſich ergeben,
Mit ihren Fallen fällt ſein ſtolzes Glück.
Sie aber führen treulich ſein Verhängniß
Und tragen es dem ſichern Hafen zu.

Florine.

Sieh, Vater, ſieh, wie ſich der Himmel dunkelt.
Ein Wetter iſt im Anzug. — Stolzer Mann,
Vertrau den Wogen nicht wie deinem Glücke
Denn treulos wie du ſelbſt, ſind ihre Launen.

Anſelmo.

Sprich was beſchließen wir?

Florine.

Wir warten hier

Bis unſ're Freunde unſ're Flucht geſichert.
Sie kommen bald zurück. Die Mörderſchaar
Hält ihre rüſt'gen Schritte länger auf
Als ſie gedacht.

Anſelmo.

Der Sturm wird ſchrecklich werden!
Sieh, wie es blitzt! — Der Herr ſey denen gnädig
Die ſchuldlos auf Galvanis Schiffe ſind.
Wenn ſie nicht ſchnell zu unſern Ufern treiben
So mögen ſie auf Gottes Gnade bau'n,
Denn klippenvoll, gefährlich iſt das Ufer
Und ihr Verderben lauert überall.

Florine.

Der Donner rollt gar fürchterlich —

Anſelmo.

Gott! Gott! —
Iſt das ein Zeichen wider meinen Feind?
Soll dein Gericht ſo ſchrecklich ſich verkünden? —
Du altes Herz, frohlocke nicht, pfui, pfui! —
Ich haß' ihn wie die Nacht, und wie den Böſen
Im Kampfe möcht' ich ihm entgegen ſtehn,

Das blut'ge Spiel mit Herzblut abzurechnen;
Jetzt aber iſt's ein armer ſünd'ger Menſch,
Den Gott mit ſeinem Strafgerichte heimſucht,
Und ſeiner Schuld erbarme ſich der Himmel.
Schrecklich iſt ſolcher Abſchied aus dem Leben,
Der Untergang in einer ſchlechten That! —

Florine
(auf einer Anhöhe.)

Schon hat der Sturmwind gräßlich ſie gepackt,
Er wirft ſie rückwärts zu den Felſenklippen.
Gott, ſey barmherzig.

Anſelmo.

Glaube mir er iſt's!

Florine.

Sie ſitzen feſt! Sie kämpfen nur mit Müh'
Noch gegen Sturm und Fluth! — Die Unglückſeel'gen!
O könnt' ich retten wie 's mein Herz verlangt;
Des Himmels ganzer Donner mögte krachen,
Ich ſpränge keck in meinen kleinſten Nachen.

Arie.

Guter Vater, Gott der Güte,
Vater der Barmherzigkeit,
Lächle, und ein ſanfter Friede
Iſt auf Meer und Land geſtreut.

Nicht im tiefen Wogenbette
Breche der verſtörte Blick,
Gott der Güte, rette, rette,
Und befiehl dem falſchen Glück.

Aber umſonſt iſt mein heißes Flehen,
Ich ſehe ſie ſtranden und untergehen
Der Strudel faßt ſie mit neuer Wuth
Und über ſie weg geht die ſtürmende Fluth.

Wohlan! Will der Himmel die Rettung vollbringen,
So kann's auch dem ſchwachen Arme gelingen;
Vater! leb' wohl, ich muß hinein!
Vater, Gott wird auch barmherzig ſeyn!

(ſpringt in den Nachen und rudert davon.)

Anſelmo

(ihr nachrufend.) Florine, Mädchen, welch ein Geiſt treibt Dich? —
Bleib, Bleib! — ein ſichrer Tod erwartet Dich. —

Umſonſt! umſonſt! Schon fliegt ſie durch die Wellen —
Ein einz'ger Schlag kann ihren Kahn zerſchellen! —
Herr Gott im Himmel ſchütze mir mein Kind!
Sie lenkt den Nachen künſtlich durch die Wogen,
Der Kahn ſchlägt um! — O, unglückſel'ger Vater!
Vor deinen Augen ſtarb dein ganzes Glück! —
Doch nein! dort kommt ſie muthig wieder vor —
Sie bückt ſich nieder, gleich als hälfe ſie
Dem Meere ſein geraubtes Gut entwinden. —
Jetzt lenkt ſie wieder um. Sie rudert kühn,
Der Nachen fliegt durch die empörten Wellen —
Florine, lebſt Du? iſt's kein böſer Traum,
Der mir dein Bild noch einmal vorgezaubert? —
Nein, nein, ſie iſt's! — Auf, auf, und ihr entgegen,
Des Vaters Segenshand auf ihre That zu legen.
(eilt Florinen zu.)

Eilfter Auftritt.

Anſelmo. Im Nachen erſcheint **Florine** mit **Galvani.**

Florine.

Kommt alter Mann, wärmt euch in unſrer Hütte,
Kalt war das Meer! die lange Todesangſt
Hat euch entkräftet! Kommt ich führe euch!

Anſelmo

(Florinen umarmend.) Florine, großes Herz! in meine Arme!
Du machſt mich ſtolzer als ganz Genua
Mit allen Ehrentiteln je vermochte! —
Galvani mag mir alles, alles rauben,
O ſolch ein Schatz wiegt alles, alles auf.
Und Vaterglück gilt mehr als Ruhm und Größe.

Galvani.

Was hör' ich? welche Stimme? — Gott, wo bin ich? —

Anſelmo.

Ihr ſeyd bey armen Fiſchern in Sormella.

Galvani.

Und euer Nahme?

Anſelmo.

Sonſt Graf Lancia –
Jetzt nur ein Fiſcher aber, glücklicher.

Galvani.

Graf Lancia?

Anſelmo.

Was faßt euch wüthend an? —

Galvani.

Und dieſer Engel der mich kühn gerettet?

Anſelmo.

Florine meine heldenmüth'ge Tochter.

Galvani.

So ſchmettre, Blitz, auf meine Bruſt herab,
Ihr Wogen drängt euch über eure Ufer,
Verſink, o Erde, wo der Frevler ſteht, —
Wißt ihr's wen ihr dem ſichern Tod entrißen?
Galvani war's, eu'r fürchterlicher Feind,

Von Gottes Rache ſchrecklich angefallen.
Als er auf neue Blutgedanken ſann! —

Florine.

Ach! meine Ahndung!

Anſelmo.

Gott, wie tief ſind deine Wege!

Galvani.

Hier ſteh' ich vor dir Lancia, ergreif,
Den Dolch, und ſtoß ihn nach dem Herzen.
Ich bitte Dich bey unſerm ew'gen Haß
Beſchäme nicht an Großmuth deinen Feind.
Vernichte mich, verachte mich nur nicht! —

Anſelmo.

Dich hat ein Gott in meine Hand gegeben;
Soll ich gemeiner denken, als die Fluth,
Die nicht mit deinem Tode ſich beſudelt.
Geh, eile fort nach Genua zurück,
Wo dich die Pracht erwartet und das Glück.
Und rächend ſteh's in deines Herzens Falte
Anſelmo Lancia ſey noch der Alte! —

Flonine.

Ach, Vater! Du biſt grauſam? —

Anſelmo.

Bin ich das?

Galvani.

Anſelmo, waren wir nicht Waffenbrüder? —
Und theure Freunde uns, eh der unſel'ge
Zwieſpalt die jungen, wilden Herzen trennte? —
Mein ganzer Haß liegt dunkel hinter mir,
Und vor mir ſeh' ich klare Freundſchaft leuchten!
Sey wieder Freund mit mir, komm, komm
— zurück!
Ganz Genua empfang Dich im Triumphe,
Du ſollſt beſteh'n in Deiner Ältern Glanz! —
Mein Sohn Fernando liebte Deine Tochter,
Er war mit Dir verſchwunden, er iſt hier,
Laß' ihre Liebe unſern Haß verſöhnen,
Und Lancia und Galvani ſey ein Haus.

Anſelmo.

Vergebens übſt Du deine glatte Zunge,
Vom Herzen gönn' ich Dir Dein Genua!

Ich war beglückt in meiner armen Hütte,
Ich war's, und werd es wieder ſeyn! —
Dein Sohn Fernando raubte mir den Glauben
Den letzten den ich noch im Buſen trug,
An Lieb und Treue, und an Freundeswahrheit.
Kein Wort von ihm.

Florine.

O lieber guter Vater!

Anſelmo.

Still Kind, die Zeit wird deine Thränen trocknen.

Florine.

Nein, dieſe Thränen nie! —

Anſelmo.

— So wein' und ſterbe.

Gardoni.

Grauſamer Mann, ward Dir es nicht genug
Den überwundnen Feind zu Boden treten,
Schont deine Rache nicht dein eignes Kind?

Anſelmo.

Die Rede geb ich Dir zurück! Dein eignes Leben
Hätt'ſt Du für volle Rache hingegeben.

Terzett.

Anſelmo.
Wenn in edlen Menſchenherzen
Tief der Haß ſich eingeprägt,
Wuchert er in Kampf und Schmerzen
Wie ihn Sieg und Freude hegt.
Galvani.
Edle Herzen mögen haſſen,
Ewig kann es nicht beſteh'n;
Nur die Seele freygelaſſen,
Und Verſöhnung iſt ſo ſchön!
Florine.
Glühend ſind des Mannes Triebe
Kämpfen ohne Unterlaß,
Und ſo hoff' ich, denn die Liebe
Niſtet ohne Unterlaß.
Florine.
Theurer Vater!
Galvani.
Alter Freund!
Alle zwey.
Sieh, wie deine Tochter weint!
Galvani.
Unſer Haß ſey ausgeſtritten,
Anſelmo.
Nein, umſonſt ſind eure Bitten.

Florine (barmherzig
(Wirſt du nie ſeyn?
Galvani (verſöhnlich

Alle zwey.

Theurer Vater!
Waffenbruder!

Anſelmo.

Nein, nein, nein.

Alle drey.

(unſre
Nun umſonſt ſind (Worte,
(eure
(ſein
Unverſöhnlich iſt (Haß
(mein
Dieſer Augenblick der Rache
(Überwiegt den ganzen Schmerz,
(Gilt ihm mehr als unſer Schmerz.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen, Carlo, dann Fernando
mit den Fiſchern.

Carlo.

Sieg mit den Freunden unſres guten Vaters
Und Allverderben über die Galvani's.

Anſelmo.

Was gibt's, was bringſt du für 'ne frohe Bothſchaft?

Carlo.

Wir trafen dort im Wald die Genueſer
Fernando führte uns, —

Anſelmo. Galvani.

Fernando?

Carlo.

Ja, er war's
Der zwey Mahl heut das Leben für euch wagte,
Und eure Freyheit blutig abgekauft.
Wie wüthend ſtürzt er auf die Genueſer,
Er hielt ſich wacker, als ein kühner Held,
Wir andern ſchlugen auch nach allen Kräften,
Und bald zerſtreut war unſrer Feinde Macht.
Hörſt du? ſie jauchzen! Siegend kommt die Schaar!
Fernando trägt das Genueſer Fähnlein,
Der Pannerherr fiel unter ſeinem Schwert,
Und ſchön hat er ſein ſchönes Wort gehalten.

Chor der Fiſcher

(erſt hinter der Couliſſe, noch während **Carlos** Rede.)

Wir haben gekämpft, wir haben geſiegt,
Ein Gott belohnt' unſer Wagen; —
Wenn das Herz voraus in die Feinde fliegt,
Da müßen die Schwerter ſchlagen,
Und gilt es für Tugend und Freyheit und Recht,
So iſt's kein Streit, 's iſt ein Gottes Gefecht.

(Während des Chores kommen die Fiſcher aufs Theater, Fernando an ihrer Spitze mit dem genueſiſchen Panier.)

Fernando (legt das Panier zu Anſelmos Füßen.)

Sieh; Vater ſieh, ich leg zu deinen Füßen
Des Kampfes Preis mit frohem Herzen hin.
Was ich verſprach, hab' ich als Mann gehalten.
Ich habe dich mit ſtarkem Arm befreyt,
Und ſo gewähre mir die kleine Bitte
Vergiß, daß mich Galvani Sohn genannt! —

Galvani.

Halt ein, mein Sohn, zerreiße nicht dieß Herz
Das mit der Liebe ſich verſöhnen wollte.

Fernando.

Wie? größer Gott! mein Vater!

Galvani.

Ja, dein Vater;

Der Unglückſel'ge, den der Sohn verwünſcht.
Sieh, deine Liebe dort, hat mich gerettet,
Mein Schiff ging unter in dem Schreckensſturm,
Und Glück und Leben hielt ich mir verloren;
Da ſchwamm ſie her auf ihrem leichten Kahn,
Und reichte mir die Hand und ward mein Engel.

Fernando.

Florine, dank ich dir auch meines Vaters Leben,
Wie ich den Himmel meines Glücks dir danke!
Du Heldenmüthige!

Florine.

Theurer Fernando! —
O Vater, rührt dich nicht ſein herzlich Wort,
Nicht ſeines Sohnes große Männertugend?
Er hat dein Leben wunderſam beſchützt,
Wie ich Galvanis Leben retten konnte.
Wir lieben uns ſo innig und ſo treu,
Geht denn der Haß nicht unter in der Liebe?

Galvani.

Anſelmo, Waffenbruder!

Fernando.

Theurer Vater!

Habt ihr kein Ohr für eurer Kinder Fleh'n?

Galvani.

Ich habe dich im Haſſe überwunden,
Beſiege du mich in des Herzens Großmuth,
Begleite uns, beglücke Genua!

Florine.

Willſt Du der Tochter Glück der Rache opfern?
Du kannſt es nicht, bey Gott Du kannſt es nicht.

Galvani.

Mein Jugendfreund!

Carlo.

Anſelmo!

Fernando. Florine.

Theurer Vater!

Anſelmo.

Ich bin beſiegt! Kommt alle an mein Herz,
Die Seligkeit reift nur nach ſolchen Schmerz.
Ich folge Dir Gregor, wir bleiben Waffenbrüder,
Und eines Hauſes ſchönvereinte Glieder.

Der lange Haß iſt todt! nun ſoll die Liebe keimen,
(Fernando's und Florinens Hände in einander legend.)
Und euch umſchwebe ſie mit ihren ſchönſten Träumen.

Schlußgeſang.

Selig, wenn nach langen Qualen
Blumen höhrer Freude blüh'n,
Wenn der Liebe Sonnenſtrahlen
Nach dem Kampf im Herzen glüh'n.
Stürmend geht der Menſchen Streben
In die dunkle Nacht hinein,
Doch gedeiht ein beſſ'res Leben
Nach dem Sturm im Sonnenſchein.

(Der Vorhang fällt.)

……

Die Jahreszeiten.

Ein Prolog

von Auguſt Eckſchlager.

Wald und Felſen.

(Der Sänger tritt auf.)

Geheimnißvoll erſcheinen heut die Sterne,
Vom blauen Himmel glänzt ein freundlich Licht,
Die Zukunft liegt vom grauen Schlei'r umfloſſen,
Läßt vieles ahnen, doch errathen nichts.

Wie auch die Zeiten wechſeln und verſchwinden,
Ein Leben iſt, und *eine* Sonne nur,
Und was die künft'gen Tage bringen mögen,
Iſt der Vergang'nen wiederkehrend Bild.

Doch, kommt der alte Frühling auch zurücke,
So bringet er doch neue Blumen mit.
Der Sommer kehrt mit ſeinen Flammen wieder,
Doch andre Thaten zeuget ſeine Glut;
Und wenn der Herbſt in ſeinem Schmucke kommt,
So bringt er neue Früchte mit und Reben,
Sogar des Winters eiſig Angeſicht
Der mit gekrümmter eingefrornen Hand,
Des Jahres alte Pforten ſchließt und öffnet,
Verändert heut die langgewohnte Tracht,
Da er vordem der Greis des Jahres war,
Und nun erſcheint als ein unmündig Kind,
Dem erſt der Frühling Lebenswärme gibt.
Des Lenzes neue Blumen, und die Thaten
Des Sommers, wie des Herbſtes neue Früchte,
Möcht' ich im freundlich hellem Bild euch zeigen,
Und eurem Wunſch die junge Zukunft deuten.

Es öffnet ſich der Welt geheimes Reich
Dem Sänger, den des Himmels Krone ſchmücket,
Klar liegt vor ſeinem Seherblick die Zukunft;

Darum bereitet euch, ein heitres Wort zu
hören,
Und achtet nicht das frohe Spiel gering,
Das euch die Kunſt in ihrem Tempel zeigt:

(Er winkt. Der Hintergrund öffnet ſich. Der Frühling erſcheint, die Attribute der Kunſt umgeben ihn.

Der Frühling iſt die Zeit der heitern Kunſt,
Die ewig jung, wie er, und blühend iſt.
Wie ſeine Blumen ſüße Düfte athmen,
Und lieblich euch die frohe Stirn umkränzen,
So duften auch die Blumen jeder Kunſt,
Und hauchen Frühlings Odem auf die Flur,
Die ſie erzeugt und pfleget und beſchützet.

Ehrt dieſe Blüthe! hegt und pfleget ſie! —
Die Zweige, die ein Jahr vergebens grünen,
Die Blumen, die jetzt ungepflücket welken,
Der nächſte Frühling bringt ſie neu zurück,
Und bietet wiederholt euch ſeine Gaben.
Doch, wenn die Kunſt ihr heilig Auge wendet,

Wenn ihre Blumen ungenoſſen blüh'n;
Dann eilt ſie fort, ſie kehret nimmer wieder,
Verloren iſt ſie dann auf ew'ge Zeiten!

(Der Hintergrund öffnet ſich wieder. Der Sommer erſcheint. Waffen, Werkzeuge, Ackergeräthe umgeben ihn.)

Des höchſten Lebens Bild gewährt der Sommer;
Wie ſein Geſtirn ſich flammend weit ergießt,
Mit ſtarker Glut das Herz der Erde ſchmelzend,
Metalle kochend in der Berge Bauch;
So glühn mit heil'ger Glut des Lebens Flammen,
Gewerb und Handel, Kampf und Schlacht erzeugend.

Wem friſches Blut den jungen Buſen ſchwillt,
Wem in der Bruſt des Herzens Pulsſchlag drängt,
Der ſtürze ſich dem wilden Strom entgegen,
Der trinke aus des Lebens heil'ger Fluth!

Hinaus! Es raſ't die Schlacht im dunklen Feld
Der Lorbeer grünt, es öffnen ſich die Thore
Des Ruhmes, der auf glüh'nden Wolken thront.
Hinaus! das Reich des Wiſſens iſt erſchloſſen,
Die Sternenkrone flammt in blauer Luft.
Hinaus! es regt mit hunderttauſend Armen
Geſchäftigkeit und Fleiß die ſchweren Flügel;
Es ſteigen Thürme, Tempel und Palläſte,
Erzeuget von des Lebens höchſter Glut,
Die hin zum Himmel ſich begeiſtert wagt.
Hinaus! Es lebe keiner, der nicht weiß
Sein Glück der Macht des Schickſals abzutrotzen,
Und kämpfend Erd' und Himmel zu beſteh'n.

(Der Hintergrund öffnet ſich wieder. Der Herbſt erſcheint, von Früchten und Palmen umgeben.)

Wie ruhig kommt der Früchte goldne Zeit?
Die Stürme ſchweigen, dunkler flammt die Glut.

Zum Spiegel ebnet ſich der Woge Schaum
Die ihren Grimm hoch an die Wolken ſpie. —
Es iſt der Friede, der das Leben lohnt,
Und ruhig läßt die Frucht der Thaten reifen;
Die Palmenkrone trägt er auf dem Haupt,
Und ladet freundlich uns zur ſüßen Ruh.

O holder Friede! breite deine Flügel
Auf dieſes Jahres neugeborne Zeit;
Daß reich an Früchten es von hinnen ſcheide!

(Der Hintergrund öffnet ſich wieder. Der Winter erſcheint.)

Verſchwunden iſt der Künſte frohes Spiel,
Des Lebens reges Treiben iſt verſtummt;
Des Friedens Palmen ſind ſchon eingewurzelt,
Und unter ihrem Schatten ſchläft der Wandrer.
Der Winter breitet ſeinen Nebelflor
Weit auf des Eiſes ausgedehnte Felder. —

Was dauert über dieſe Zeit hinaus

Des kalten Winters rauhen Stürmen trotzend.
Eins muß es geben, was erhaben iſt
Weit über Kunſt und über dieſes Leben,
Was ewig, wie des Himmels Angelſtern
Als Leiter und Beſchützer euch begleite.
Da euch die Kunſt den Tempel ſchon geöffnet,
Und Lebensfülle aus der Quelle ſtrömt,
Die von des Friedens Palmen wird beſchattet,
So möchte ich dieſes Eine noch euch zeigen
Und euch zu dieſes Jahres Anfang wünſchen.

(Der ganze Proſpekt öffnet ſich, man ſieht die Jahreszeiten in einer Gruppe vereint, über welcher der Gott der Liebe ſchwebt.)

Es iſt die Liebe, die den Roſenflügel
Weit über Zeit und Raum und Leben breitet,
Und unverändert ſtets dieſelbe bleibt.
Sie macht den Frühling ſchön, ſie haucht
Der Kunſt den Geiſt des Himmels ein;
Sie leitet durch des Lebens ſtürmiſch Meer

Und bietet Schatten in des Sommers Hitze,
Sie ſchlingt des goldnen Friedens ſchönes Band,
Und würzet ſüß des Herbſtes reife Früchte.
Ihr glühend Feuer ſchmilzt des Winters Eis,
Und wandelt uns in Paradieſes Fluren
Des ſtarren Froſtes weitgedehnte Fläche.

Lieb ſey der Stern, der dieſes Jahr regiert,
Das iſt das höchſte, was ich wünſchen kann;
Und wie ich liebend dieſen Wunſch euch biete,
So nehmt ihn liebend, freundlich, gütig an;
Wenn Kunſt und Lieb' das Leben euch verſchönen,
Dann ſteigt das Glück herab vom goldnen Throne;
Denn Lieb' iſt dieſes Lebens höchſte Krone!

Lizitation

verſchiedener Theatermeubeln

(nach dem Engliſchen.)

Miſter F— Theaterunternehmer in C** benachrichtigt das Publikum, daß er entſchloſſen ſey, ſich ins bürgerliche Leben zurückzuziehen, um honett leben zu können. Er biethet daher um die billigſten Preiſe zum Verkaufe an: Ein großes Palais mit den herrlichſten Gärten. Mehrere Schlößer, einen Wald, verſchiedenes Gebüſche, einige Wieſen, und einige anmuthig liegende Landhäuſer. Nebſt dieſen Hauptgrundſtücken ſind auch folgende Kleinigkeiten aus freyer Hand an die Meiſtbiethenden zu verkaufen.

1) Ein Meer, beſtehend aus zwölf großen Wellen, wovon die zehnte etwas beſchädigt iſt.

2) Ein und ein halbes Dutzend Wolken, ſchön blau, heiter, und ſehr gut conſervirt.

3) Ein Dutzend detto ſchwarze mit Blitzen durchzuckt.

4) Ein ſchon etwas veralteter Regenbogen.

5) Ein ſchöner weißer Schnee von Holländerpapier; item zwey andere Schnee von gemeinem Conceptpapier.

6) Drey Flaſchen voll Blitz.

7) Eine untergehende Sonne, nicht ſehr glänzend, und einen ganz neuen Mond.

8) Einen Triumphwagen ganz mit Gold überzogen, und mit einer Fama (NB. ohne Trompete.)

9) Einen Königsmantel, der für die Semiramis gemacht wurde, ſpäter aber auch vom Pharao Seſoſtris und König Salomon getragen wurde.

10) Ein Kleid, welches zur erſten Vorſtellung der Oper *** gemacht wurde. Es wurde.

nur einmahl und da nicht die ganze Vorſtellung hindurch getragen.

11) Ein vollſtändiges Geiſterkleid, beſtehend aus einem blutigen Hemde, einem zerhauenen Wamſe, einem Überwurf, dreymahl durchbohrt und mit rother Seide ausgenäht, einem weißen Helm und einem entſetzlichen Geſichte.

12) Eine Schachtel, enthaltend eine ſchwarze Perücke, ein Stück angebranntes Pantoffelholz, und alles übrige, was zur Phyſiognomie eines Räubers nothwendig iſt.

13) Einen Federbuſch, welchen nur Ödip und der Graf Eſſex getragen hat.

14) Othello's Schnupftuch und ein Schnurbart für einen Baſſa.

15) Die Schlange der Cleopatra.

16) Eine Flaſche voll vortreffliches eau de vie, welches prächtige blaue Flammen wirft, und bey Erſcheinungen ſehr gut angewendet werden kann.

17) Eine halbe Bouteille voll der ſchönſten

Schminke zum Gebrauch der Schauſpielerinnen. Es iſt der Überreſt von zwey Fäſſern, welche im letzten Winter aus Spanien gekommen ſind.

18) Drey gutgeleimte Felſen, und zwey Raſenbänke von hartem Holz.

19) Zwey Dutzend gemahlte Soldaten und ein ausgeſtopfter General, dem aber der Kopf fehlt.

20) Ein ſehr ſchöner Bär ganz neu gefuttert, und zwey Lämmer mit Sägeſpänen gefüllt.

21) Ein Holzſtoß, der an allen Enden brennt, und bereits durch 10 Jahre bey allen amerikaniſchen Trauerſpielen gute Dienſte that.

22) Eine vollſtändige Mahlzeit, beſtehend aus einer Paſtete von Pappendeckel, einem Boullard von Kartenpapier, mehreren hölzernen Bouteillen, und einem ſehr ſchönen wächſernen Deſert.

23) Sechs Ellen Ketten von Eiſen, die ein dumpfes Geklirre geben, und Ströme von Thränen entlocken.

Nebſtbey finden ſich auch alle Gattungen von Masken, Strickleitern, Tiſchen mit Teppichen überdeckt, Beuteln mit Gold von Meſſing, Brieftaſchen, kurz alles, was zu modernen Intrikenſtücken nothwendig iſt. Auch iſt eine Menge Degen, Hellebarden, Spiſſe, Turbans, Mützen, Blumentöpfe, eine Laube, ein Galgen, ein Altar, ein Brunnen u. ſ. w. vorhanden.

Alle dieſe vorbenannten Meubeln kann man täglich von 10 Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends im Theatergebäude in Augenſchein nehmen.

……

Die Sonnenflecken.

Eine Fabel.

Ein Sternchen von der kleinſten Art,
Doch zierlich von Geſtalt und rein und zart,
Ward einſt zu ſeiner nicht geringen Freude,
(Auch Himmelskörper ſind nicht frey vom Neide)
Die Flecken, die die Sonne hat, gewahr.
Hohnlächelnd rief es: »Ha, die ſtolze Sonne,
»Die Himmelskönigin, vor deren Throne
»In Demuth Völker kni'en, und ſie ſogar,
»(Ich kann es mir wahrhaftig nicht erklären)
»Als eine Gottheit mit Gebeth verehren;
»Der, wenn ſie Morgens ſich im Purpurglanze zeigt,
»Unzähl'ger Lobgeſang und Dank entgegen ſteigt;
»Zu der die Lüfte ihre Grüſſe ſenden,
»Die Blumenbette ihre Düfte ſpenden,
»Hat ſchwarze Flecken, ſeht! — Bey meiner Ehr,
»Träf' ſolche Schande mich, ich ließ mich nimmermehr

»Am blauen Himmelsbogen ſeh'n
»Und doch, der Sonne Bild, noch bleibts bey Thoren ſchön!
»Blumauern lob ich mir, er ſchrieb bey Kerzenlicht,
»An ſie ha, ha, ein herrliches Gedicht!
»Ich will mich ſelbſt — fern ſey's von mir! — nicht prahlen;
»Doch könnte reitzender kein Cherubim mich mahlen,
»Ein Seraph wob mich aus den reinſten Strahlen,
»Und jener nur iſt groß
»Der frey von Fehlern iſt, und mackellos.«

So eben gieng auf ſeiner ſchiefen Bahn
Vorüber ein Komet. Er hörte zürnend an,
Was unſer Sternchen ſprach. »Halt,« rief er, »Sternchen ſchweige,
»Und ſieh zuvor, was ich dir zeige,

»Die Venus und die Erd', der Mars und Jupiter
»Saturn und Uranus ——— Wer zählt ſie alle her,
»Die um die Sonne kreiſenden Planeten,
»Und meine Brüder, fernher wandernde Kometen?
»Die ſie allein, die gold'ne Sonne,
»Mit Lebenswärme, Lebenswonne,
»Mit Freude, Licht und Jubel füllt,
»Sonſt wären ſie ins Leichentuch der Nacht gehüllt.
—»Sey immerhin, mein Sternchen, zart und rein!
»Der Sonne nur ſind Flecken zu verzeih'n,
»Nicht deines Gleichen; denn ihr ſeyd—zu klein.«

* * *

»Wie oft hat Shakſpeare nicht gefehlt!«
Ruft Voltaire *) aus, »doch ſeht, wie wir Franzoſen

---

*) In Eſchenburgs Bemerkungen über Hamlet kömmt folgende Stelle vor: „Voltaire, der keine Gelegen-

»In ſtrenge Regeln künſtlich eingeſchloſſen
»Den hohen Muſtern folgen, die der Welt
»Der Pallas Stadt, Athen, einſt aufgeſtellt.«

Man geb' es zu. Nur, darf ich bitten,
Geht ſo wie er den Gang mit ſichern Schritten
Am Pfade der Natur: Trefft ſo wie er das Herz
Durch Wahrheit, Würd' und Ernſt, durch Laune, Witz und Scherz,
Dann — tadelt frey den Britten.

---

heit vorbey ließ, Shakſpeares Ruhm verdächtig zu machen, hat ſich beſonders auf das Trauerſpiel eingelaſſen, hat den Entwurf deſſelben mit ſpöttelndem Witze erzählt, und mit vielen tadelnden Anmerkungen begleitet. Ich war Willens dieſe Kritik genauer zu durchgehen, und ihren Ungrund zu zeigen; aber, da ich ſie eben in dieſer Abſicht wieder durchleſe, ſchreckt mich ihre unbeſchreibliche Seichtigkeit, und der Eckel an ſo jämmerlichen Spöttereyen, an ſo muthwilliger Mißkennung des Schönen und Großen von dieſem Vorſatze ab.

Sendſchreiben
eines Schauſpielunternehmers.

Ich hier zu End' Unterſchriebener,
Der ich Geld mir erworben, wie Sand am Meer,
Weiß nicht beſſer wieder davon zu kommen,
Als indem ich ein Theater in Pacht genommen;
Auch geb ich damit noch darum mich ab,
Weil ich immer zu wenig Galle hab';
Und darum rieth mein Arzt, ein ſehr weiſer Mann,
Ein Schauſpieldirector zu werden, mir an.
Ich ſelbſt verſteh nichts von der Agirerey,
Ich habe nur die cosa rara geſehen,
Doch wird ein Mann an der Seite mir ſtehen,
Der ſelbſt ſich rühmet mit großem Geſchrey. —
Er hat zu Wittenberg ſtudiert in Sachſen,
Wo eigentlich die großen Geiſter wachſen;

Hat einſt ein critiſches Journal redigirt,
Und dadurch ſich in der Grobheit perfectionirt.
Er kennt das Publikum und deſſen Geſchmack,
Hat viel in dem Kopf doch wenig im Sack. —
Für dreyhundert Thaler und freyes Quartier,
Beſorgt er die Federgeſchäfte mir. —
Streicht alle Stücke von Göthe und Schiller,
Verſieht ſie mit Muſik von Wenzel Müller;
Lieſt die andern mir eingeſandten Stücke,
Schreibt das Beſte heraus, und ſendet dann ſie zurücke.
Führt die Correſpondenz mit den fremden Bühnen;
Denn durch Tauſchhandel iſt da gar viel zu verdienen.
Man bekömmt ſo die neu'ſten dramatiſchen Waaren,
Und kann's Honorar für den Author erſparen;
Auch kann er franzöſiſch, und das will was ſagen,
Weil jetzt Überſetzungen meiſtens behagen. —

So bin ich denn in den vortrefflichſten Händen,
Die alles zu meinem Profite mir wenden. —
Das Theater hab' ich neu erſt erbauen laſſen,
Es wird wenigſtens 3000 Zuſeher faſſen;
Und wenn auch nicht alle was hören und ſehen,
Was thut's? Man pflegt oft ins Theater zu gehen,
Um den Abend geſellſchaftlich ſich zu verkürzen,
Und die Zeit durch Lieb'ständeleyen zu würzen.
Doch damit die andern hübſch bleiben in Ruh',
So beſtimm' ich die erſte Gallerie hierzu;
Es werden dort wenige Lichter brennen,
So kann man die Leute nicht gleich erkennen.
Der Nobelparterre iſt gar nicht zum Setzen,
Die Bänke beſtehn aus geſperrten Plätzen;
Von den Logen ſind einige gut vergittert,
Für Schuldner, damit ſie kein Gläubiger wittert.
Für ein Fräulein, das vor dem Papa erzittert,
Für Dichter, die ſchon im voraus ſehen,
Es werd' ihrem Kindlein nicht gut ergehen;

Doch hab' ich auch Logen ganz offen und frey,
Für Frauen, die erſt eine Mode ganz neu
Aus Frankreich oder aus England empfingen,
Für Väter, die Töchter am Mann möchten bringen;
Und kurz, für Leute von allen Claſſen,
Die ſich gern öffentlich ſehen laſſen. — —
Sogar den letzten Stock hab' ich in Acht genommen,
Man wird dort zu Eſſen und Trinken bekommen. — —
Die Bühne ſelbſt iſt entſetzlich groß,
Faßt 390 Menſchen und 100 Roß.
Im Hintergrund iſt ein Teich angebracht,
Im Nothfall zu geben eine Seeſchlacht. —
Das größte Hinderniß iſt auch gehoben,
Man kann da verwandeln von unten und oben;
Jetzt ſteigt Euch ein Schloß aus der Erde heraus,
Und fliegt kaum geſehen zum Dache hinaus. —
Kurzum, es ſteht alles ſchon da ganz fertig,
Und bin jetzt nur mehr der Schauſpieler gewärtig;

Drum thu' ich hiemit männiglich zu wiſſen,
Wie jene Acteurs beſchaffen ſeyn müſſen,
Die jetzt von mir engagirt werden wollen
Ich will ſie beſchreiben zu jeglichen Rollen: —

1.

Der erſte Held muß groß ſeyn und dick,
Mit ſchwarzen Haaren und feurigem Blick;
Breitem Rücken und großen Waden
Eine Adlernaſe kann auch nicht ſchaden.
Wenn er auftritt, ſo muß der Erdboden zittern,
Muß brüllen können gleich Ungewittern;
Es gleiche ſein Gang der Bewegung der Wellen,
Und auf der Stirn muß die Ader ihm ſchwellen.
Ich nehm's ihm nicht übel, es ſchadet auch nicht,
Wenn er bey dem Abgang Couliſſen zerbricht;
Es thu' ihm nicht gleich jeder Rippenſtoß weh,
Das Reiten und Fechten verſteht ſich per ſe.

Der Nahme Liebhaberin zeigt es ſchon an,
Sie muß ausſehn, daß man ſie auch lieb haben kann.
Sey höchſtens ſo in den zwanziger Jahren,
Doch verſteht ſich ſchon hübſch in der Liebe erfahren.
Sie hab' eine edle und ſchlanke Geſtalt,
Ein Auge, in dem ſich die Schwermuth mahlt,
Sie muß ſich ja nicht zu züchtig kleiden
Das können die Herrn im Parterre nicht leiden.
Doch ſoll ſie in neueſter Mode ſtets ſtrahlen,
Zwar kann ich ihr jährlich ſo viel nicht bezahlen,
Daß ſie alle Moden mitmachen kann;
Drum habe ſie einen reichen Galan. ——
Wird ſie auf dem Theater hübſch ſchluchzen und wimmern,
Um das übrige wird ſich kein Menſch dann bekümmern; —
Ob ſie ihre Rollen recht greift oder nicht,
Iſt eins, wenn ſie nur alle Herzen zerbricht.

3.

Wer bey mir zum jungen Liebhaber will taugen,
Habe blonde Haar' und Vergißmeinnicht Augen,
Die letztern geübt in ſchwermüthigen Blicken,
Ein blaſſes Geſicht wird ſich gut dazu ſchicken;
Er ſey etwas ſchmächtig und ſchlank gewachſen,
Des Dialects wegen gebürtig aus Sachſen;
Er darf vorerſt keine Probe beſtehen,
Ich will nur ſeine Gardrobe beſehen.
Ein ſchwarzer, blauer und grüner Frack,
Ein runder Hut und ein Federclaque,
Auch feine Wäſche, ſind allerdings Sachen
Die bey mir ihm beßre Bedingniſſe machen. —
Doch darf er auf zu große Gage nicht hoffen,
Es ſtehn ihm ja viele Erwerbsquellen offen;
Es gibt hier viel Gänschen von Bürgersmädchen
Die laſſen ſich gängeln am Liebesfädchen,
Und ſchmeicheln den Vätern die Thaler heraus;
Und ſtaffiren damit den Geliebten aus.

Auch gibt's alte Damen mit jungen Herzen,
Die theuer bezahlen das Tändeln und Scherzen;
Kurz, der ein wahrer Liebhaber iſt,
Und dabey nicht ein gar zu ſtrenger Chriſt;
Dem kann's hier nicht fehlen am reicheſten Segen,
Er macht ſich auch ohne Gage ein Vermögen.

4.

Der zärtliche Vater, die zärtliche Mutter,
Sie müſſen ſchmelzen die Herzen wie Butter,
Dazu gehört, das verſteht ſich ſchon,
So eine Art von Predigerton,
Ihre Köpfe gleichen ein paar Antiken
Auch graue Haare würden ſich ſchicken.
Doch dieſe erſetzen wohl auch Perücken. —
Es haben Perücken ſehr viel zu bedeuten,
Sie verbürgen des Schauſpielers Fähigkeiten;
Beſonders ein Vater iſt leicht zu erkennen,
Er braucht nur ſeine Perücken zu nennen. —

Drum, wer als ſolcher engagirt will ſeyn,
Sende ſeine Perückenſchachtel mir ein:
Find' ich darin einen grauen Kopf
Mit einem militäriſchen Zopf,
So iſt daraus ganz klar zu errathen
Er ſpiele alte gediente Soldaten,
Eine ditto ditto mit langen Haaren
Zeigt, er ſey in alten Bauern erfahren,
Die Glatzperücken wie Schnee ſo weiß,
Beweiſen, er tauge zu jeglichem Greis,
Und ſo ſind durch dieſe drey Perücken
Die erſten Rollen in jenen Stücken
Die das Publikum liebt und obenan ſetzt
Durch dieſen einzigen Künſtler beſetzt.
Den Hauptmann im Bruderzwiſt ſpielt er ja ſchon,
Auch den Vater Rode im dankbaren Sohn,
Und die Greiſe die machen die Augen ſo naß
In der übeln Laun' und im Menſchenhaß. ——

Hierbey muß ich noch ein Bedingniß berühren:
Wer bey mir als Vater ſich will engagiren,
Darf vor allem ſelbſt keine Kinder beſitzen,
Sonſt würd' er mir mehr ſchaden als nützen;
Ich weiß wie die zärtlichen Väter ſind,
Sie ſchlagen erbärmlich ihr eigenes Kind,
Erfüllen des Abends nur Vaterpflicht,
D'rum glaubt ihnen auch das Publikum nicht. —
Dieſelben Körper- und Geiſtesgaben
Muß auch die zärtliche Mutter haben;
Nur eine Eigenſchaft noch muß ſich finden,
Und die iſt bey Weibern wohl ſchwer zu ergründen. —
Die bey mir ſich verdinget zu Mütterrollen
Muß in keinem Falle jünger ſeyn wollen
Als ſie wirklich nach ihrem Taufſchein iſt,
Weil ſie ſonſt ganz leicht ihre Rolle vergißt.
Sie will ſich im Antlitz nicht Falten mahlen,
Will auch noch als Oberförſt'rin gefallen,
Und dadurch geht alle Täuſchung verloren,
Drum muß ich genau wiſſen, wann ſie geboren. —

Weil von Vätern und Müttern nun nichts
zu verdienen
So geb ich auch größere Gagen ihnen.

5.

Der komiſche Alte muß klein ſeyn und dick
Er habe einen jovialiſchen Blick,
Eine kleine Naſe die am Spitzchen glüht
Und keck in die ganze Welt hinaus ſieht
Prall ſtrotzende und ganz glänzende Backen
Einen Mund geſchaffen um Nüſſe zu knacken.
Er bekommt bey mir manche aufzubeiſſen,
Denn dieß Fach zu verſehen will ſchon was
heißen;
Auf meinem Theater wird ſelten erſtochen,
Tragödien geb' ich nur ein Mahl die Wochen
Die andern Tage ſind Luſtſpiel, an der Reih'
Da iſt bey jedem ein komiſcher Alter dabey.
Ich wünſche, daß jener der dazu ſich entſchließt,
Vor allem andern recht leichtſinnig iſt,
So zwar, daß auf Erden ihn gar nichts verdrüßt,

Sein Geſicht muß immer und ewig lachen,
Er darf nie eine traurige Miene machen,
Und damit ſein Humor noch mehr wird erweckt,
Iſt's täglich für ihn an meinem Tiſche gedeckt: —
Was im Stück, das bey mir in die Scene geht,
Zu Eſſen zu Trinken vorgeſchrieben ſteht,
Das bekommt er in der nähmlichen Qualität,
Wie der Dichter in ſeinem Stücke ſchreibt,
Damit er mir hübſch in Charakter bleibt. —
Nur Eines erübrigt noch anzuführen,
Wer zu komiſchen Vätern ſich will angagiren,
Dem ſey ein dickes Bäuchlein beſchert,
Denn die Dummheit iſt immer hübſch wohlgenährt.

6.

Nun kommt die Reihe an die Soubrette,
Dazu werden viele ſich melden, ich wette,
Denn dieſes iſt der Intriguen Reich,
Und darin ſind alle Weiber ſich gleich. —
Doch vorzüglich wird jene dazu mir taugen,

Die ein Stumpfnäschen hat, und ſchelmiſche
Augen,
Ein kleines Figürchen recht nett und fein,
Wie Stein, und doch wieder nicht von Stein;—
Ein Paar Korallenlippen, die das Wort, daß
ſie küſſen,
An's rechte Ort zu bringen wiſſen.
Kurz ein Weſen, das die Männer ſchon an ſich
zieht,
Wenn es nur aus den Couliſſen ſieht. —
Das Schnarren wird auch erfahrnermaſſen
Der Soubrette wahrlich nicht übel laſſen,
Es klingt etwas ſchnippiſch, und macht wie bekannt,
Die ſonſt gemein klingenden Worte piquant. —
Kann ſie dabey etwas tanzen, Guittare ſpielen,
ſingen,
So will ich auch größere Opfer ihr bringen,
Denn dann ſind mir zugleich durch ihre Perſon
Die Donaunixen beſetzet ſchon.

7.

Die erſte Perſon jeder Bühn' iſt der Luſtigmacher,
Denn das Publikum zählt weniger Weiner als Lacher,
Auch iſt der oberſte Stock zu bedenken,
Der immer nur ſteuert zu Farcen und Schwänken.
Der Zettel darf nur einen Kasperl verkünden.
So wird auch kein leeres Plätzchen ſich finden,
Drum zahl' ich meinen Comiker gut,
Wenn er für die Caſſe die Schuldigkeit thut.
Dazu iſt erforderlich nun vor Allen,
Seine Stimme muß wie ein Trompettchen erſchallen,
Läßt er auch einen Laut nur in den Couliſſen,
Die Zuhörer alle ſchon lachen müſſen.
Seine Geſichtsmuskeln müſſen ſeltene Gaben,
Beſonders eine große Geſchmeidigkeit haben;
Denn Geſichter zu ſchneiden ſauer und ſüß,
Iſt für ihn das erſte Erforderniß.

Er muß ſingen können und lokaliſiren,
Und vor Allem verſteh' er das Extemporiren;
So braucht er die Rollen nicht zu memoriren.
Ueberhaupt ſchadet's dem Komiker nicht,
Wenn er manchesmahl derbe Zoten ſpricht;
Auch hab' er einen hübſch breiten Rücken,
Denn geprügelt wird in allen luſtigen Stücken,
Und da lacht das ganze Haus zum zerplatzen,
Kann er krähn wie ein Hahn, und miauen wie Katzen,
In der Fiſtel eine Bravourarie ſingen,
Wie ein Storch auf einem Fuß herum ſpringen
Dabey noch einen Purzelbaum machen,
So bringt er ſicher Alles zum Lachen,
Selbſt mich, den Director: denn ſicherlich
Füllt dann meine Caſſe tagtäglich ſich. —
Wenn ſich nun meldet ein ſolcher Mann,
So geb' ich ihm, was ich nur geben kann,
Ich bezahle ſogleich ihm all ſeine Schulden,
An Gage erhält er 2000 Gulden,

Und außerdem ſoll von den Einnahmen allen
Die er bewirkt, ein Percent ihm zufallen.
Auf ein Beneſice darf er nebſtbey hoffen
Und mein Tiſch und mein Keller ſtehn immer ihm offen.

Für zweyte Rollen in jedem Fache
Verlang' ich nur Leute mit honetter Sprache,
Ich fordre dazu keine eminente
Sondern leicht zu befried'gende Nebentalente,
Allenfalls luſtige relegirte Studenten
Die zu ſoliden Geſchäften ſich nicht wollen verwenden
Friſeurs, Marqueurs, wiſſen ſie auch nicht viel,
Die Routine macht Alles beym Theaterſpiel,
Es gibt der Exempel ja aller Orten
Daß manche ſind große Künſtler geworden,
Die nicht orthographiſch ſchreiben können.
Nur anfangs pflegen die Bretter zu brennen,
Nimmt man ſich ein wenig nur zuſammen,
So fühlt man in ſich gleich die Künſtlerflammen,

Hat man noch dabey eine hübſche Perſon
So darf man nicht ſorgen, es gehet ſchon.

Von Opern ſoll noch nicht die Rede ſeyn,
Sie koſten ſehr viel, und tragen nichts ein,
Auch iſt's mit den Sängern ein ſchlimmes Ding
Befehlen kann man keinem: Du ſing! —
Wenn er ſagt ich bin heiſer, ich habe Catharr,
Und das geſchieht ganz jämmerlich oft im Jahr,
Darum will ich für jetzt mich auf Stücke beſchränken; — —
Die nun Engagement zu nehmen gedenken,
Belieben ſich alles wohl zu überlegen
Damit ſie es dann nicht bereuen mögen;
So lange ſie handeln nach Künſtlerbrauch
Will ich ſie behandeln als Künſtler auch,
Doch wenn ſich die Künſtler in Lumpen verwandeln,
So weiß ich auch darnach mit ihnen zu handeln.
Wer nun bey mir engagirt will ſeyn
Sende ſeine Bedingungen ſchriftlich mir ein

Und zwar unter der Adreſſe an Herrn v. Pinkel Theaterunternehmer in der Stadt Krähwinkel.

Reminiſcenzen.

Schon im ſiebzehnten Jahrhunderte gab es Sprachreiniger, welche die Wörter: Drama, Komödie ꝛc. nicht dulden wollten. Philipp von Zehen und ſeine Schüler ſagten ſtatt Drama, Geſprächſpiel, ſtatt Komödie, Freudenſpiel, ſtatt Tragikomödie, Freuden-Trauerſpiel, und kürzer Miſchſpiel, ſtatt Acte Hauptſätze oder Handlungen u. ſ. w.

Das erſte franzöſiſche Stück, welches ins Deutſche überſetzt wurde, war der Cid; und zwar im Jahre 1650; der Überſetzer hieß Greßlinger.

Im Jahre 1692 ereignete ſich der erſte Zwiſt zwiſchen den Geiſtlichen und den Schauſpielern, und zwar in Hamburg, wo ein gewiſſer Valtheim die Direction führte. Einem ſeiner Truppe ward das Abendmahl verweigert. Später ſoll ihm ſelbſt daſſelbe in Leipzig geſchehen ſeyn. — Dagegen contraſtirten die Feyerlichkeiten ſonderbar, womit die Schauſpieler damahls in jeder Stadt empfangen wurden. Der Magiſtrat ſelbſt ſchämte ſich nicht, eine ankommende Truppe einzuholen, auf das Rathhaus zu führen, und mit einer ſtattlichen Rede zu bewillkommen, und ein wackerer Schmaus blieb nicht aus. Dafür genoß der Magiſtrat eine Benefizkomödie, welche man Rathskomödie nannte, und die der ganze Magiſtrat in corpore beſuchte.

Lady Montague ſah im Jahre 1716 zu Wien ein Stück (wahrſcheinlich vom damahligen Hannswurſte Stränitzky) und beſchrieb es alſo: »Es ſollte die Geſchichte des Amphitruo vorſtellen; es fing damit an, daß der verliebte Jupiter aus einem Guckloche in den Wolken fiel, und endigte ſich mit der Geburt des Herkules. Das allerluſtigſte war der Gebrauch, welchen Jupiter von ſeiner Verwandlung machte. Statt Alkmenen zuzufliehen, ſchickt er nach dem Schneider derſelben, betrügt ihn um ein beſetztes Kleid, ſo wie einen Bankier um einen Beutel mit Geld, und einen Juden um einen Diamantring. Das Stück war nicht nur mit den unanſtändigſten Ausdrücken, ſondern auch mit ſolchen Grobheiten geſpickt, die der brittiſche Pöbel nicht einmahl einem Marktſchreyer verzeihen würde. Überdieß ließen die beyden Soſias ihre Hoſen vor den Logen nieder, und die Leute darin nannten es ein Meiſterſtück.«

Johann Heinrich Schlegel verſuchte 1758 zuerſt die fünffüßigen Jamben im Trauerſpiele, und zwar in der Überſetzung der Sophonisbe des Thomſon. —

Eine alte Theaterkritik zeigt es als etwas außerordentliches an, daß Leſſings Minna von Barnhelm bey ihrem erſten Erſcheinen in Berlin im Jahre 1767 ſechsmahl nacheinander gegeben ward.

Gerſtenbergs Ugolino iſt im Jahre 1768 von der Döbbelin'ſchen Geſellſchaft, und zwar von ſeiner eigenen Familie wirklich aufgeführt worden. Herr Bodmer hat im Jahre 1770 eine Parodie deſſelben unter dem Titel: der Hungerthurm in Piſa, geſchrieben.

Das erſte Luſtſpiel aus dem Öſterreichiſchen, welches in ganz Deutſchland gefiel, war Ayernhoffs Poſtzug.

Im Jahre 1771 beſuchte Kaiſer und Kaiſerinn Maria Thereſia zum erſtenmahle das deutſche Theater in Wien, wo der Hausvater von Diderot aufgeführt wurde.

Der Deſerteur von Mercier, welcher im vorigen Jahre auch unter dem Titel: die deutſchen Truppen in Frankreich, von Herrn Stegmayer neu bearbeitet, auf das Theater an der Wien gebracht wurde, iſt nur allein im Jahre 1771 ſchon fünfmahl, und zwar von Brahm, von einem Prager Schauſpieler, von Wittenberg, von Schwan, und von einem Berliner Officier überſetzt, und auf alle möglichen Theater gebracht worden. In einer Bearbeitung deſſelben unter dem Titel: das Kriegsrecht, wurde ſogar die Originalſprache zum Theile beybehalten, und die Franzoſen und der Deutſche ſpricht jeder ſeine Sprache. Treffen beyde Nationen zuſammen, ſo wird — franzöſiſch geſprochen.

Herr Bergobzoom war der erſte Schauſpieler, welcher in Wien, und zwar im Jahre 1774, nach ſeinem Debut, als Richard der dritte, die Ehre des Vorrufens genoß. Vorher war ſelbe nur dem Balletmeiſter Noverre zu Theil geworden. Daß der Verfaſſer vorgerufen wurde, geſchah zum Erſtenmahle im Jahre 1775 bey der erſten Vorſtellung der ſeltſamen Eiferſucht, von Stephani dem jüngern.

Im Jahre 1771 betrug der Gehalt der deutſchen Schauſpieler im Wiener-Hoftheater 21,344 Gulden, jener des Opernperſonals 30,278 Gulden 45 kr. jener des franzöſiſchen Theaters 41,894 Gulden, und jener des ganzen Tänzerchors, welcher aber ſo ſtark war, daß täglich in beyden Theatern Ballete gegeben wurden, 49,519 Gulden 45 kr. der Gehalt beyder Orcheſter belief ſich jährlich auf 15,290 Gulden, und jener der Profeſſioniſten und Theaterdiener in beſtändigen Beſoldung auf 20,392 Gulden.

Ein Schauſpieler Nahmens **Uhlig** gerieth im Jahre 1753 mit den Theologen in Frankfurt am Mayn in Streit, weil ſie ihm das Abendmahl verweigert hatten. Bey dieſer Gelegenheit ſchrieb er eine Broſchüre unter den Titel: **Beichte eines chriſtlichen Komödianten an Gott**, in Verſen.

Herr **Nicolai** war der erſte, welcher 1757 den patriotiſchen Entſchluß faßte, dem Mangel an guten Trauerſpielen durch eine Prämie von fünfzig Thalern abzuhelfen. (Man ſehe deſſen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften.)

Der erſte Faſtnachtsſpieldichter, deſſen Werke auf die Nachwelt gekommen, war der nürnbergiſche Meiſterſänger **Hanns Roſenblüt**. Das älteſte ſeiner Stücke, das ſich im Manuſcript erhalten, iſt vom Jahre 1450. — Schwänke, Unflötereien, plumpe Satire, Päpſte, Biſchöfe und Churfürſten mit Bauern und Packknechten vermengt, die roheſten Nachahmungen des täglichen Lebens, ein Chaos ohne alle vernünftige Anlage, zum Beſchluß eine herzliche Ermahnung an die Zuſchauer, den herumgehenden Teller nicht leer zurück zu ſchicken. — Dieß iſt ungefähr eine Beſchreibung von den Schauſpielen Roſenblüts und ſeiner Mitbrüder. Man findet ſechs von ſeinen Faſtnachtsſpielen im zweyten Theile von Gottſcheds dramatiſchem Vorrath.

Das älteſte gedruckte Stück, welches der Verfaſſer ſelbſt dem Drucke übergeben, iſt eine Überſetzung von dem Eunuchus des Terenz im Jahre 1486. Die Akte heißen darin die fünf Unterſchiede der Geſchichte.

Die erſte Schulkomödie fällt in das Jahr 1498, wo der Widerherſteller der Wiſſenſchaften, Reuchlin, eine lateiniſche Nachahmung des Terenz für Schüler verfertigte.

Der römiſche Stuhl that einſt alle diejenigen in den Bann, die ſich das öffentliche ſittliche Vergnügen ihrer Mitbürger angelegen ſeyn ließen. Pius VI. war der Erſte, welcher dem berühmten Noverre zu Wien durch den daſigen Cardinal-Erzbiſchof den Chriſtorden zuſtellen ließ. (im Jahre 1776.)

Den 17. April 1776 wurde in Wien auf dem Kärnthnerthortheater die erſte deutſche Operette von einer Geſellſchaft aus Bayern aufgeführt.

Bey der Anweſenheit der hohen Gäſte aus Rußland und Würtemberg zu Wien 1782 erlaubte der Kaiſer, daß die beſten Schauſpieler der Nationalbühne ſich in zwey ſelbſtgewählten Hauptrollen um die Ehre ihres Beyfalls bemühen durften.

Schreiben

an einen Jüngling, der Schauſpieler werden will.

Lieber junger Mann!

Sie wollen alſo, alles Zuredens Ihrer Verwandten und Freunde ungeachtet, — einen Stand ergreifen, den man im gemeinen Leben, — und wahrlich nicht ganz mit Unrecht, — *das glänzende Elend* zu nennen pflegt. Haben Sie ſich denn auch ganz genau geprüft, ob Sie wirklich Beruf dazu haben? — Iſt es nicht vielleicht nur das freye ungebundene Leben, welches gewöhnlich die Schauſpieler führen, der Applaus, womit Sie oft das gute Spiel eines Schauſpielers belohnen ſahen, was Sie zu dieſem Schritte bringt? Haben Sie auch reiflich bedacht, daß jeder Stand ſeine Beſchwerden, und vielleicht keiner mehr als der Schauſpielerſtand habe? — Fühlen Sie Kraft und Muth genug in ſich, alle dieſe Beſchwerden aus reiner heiliger Liebe zur Kunſt zu ertragen? — Haben Sie ſich denn auch zwiſchen den Couliſſen umgeſehen, eh ſie aus denſelben herauszutreten wünſchen? — Haben Sie ferners ſo manchen Schauſpieler, der Ihnen ſo zu ſagen als Ideal Ihres künftigen Strebens und Wirkens, als Vorbild Ihrer Wünſche und Hoffnungen diente, in ſeinen häuslichen Verhältniſſen als Gatte, Vater und Menſch belauſcht? — Haben Sie ſich mit einem Worte im Vorhof des Tempels gut umgeſehen, und ſind Sie überzeugt, daß Sie nicht, wie ſo viele andere, in dieſem Vorhofe ſtraucheln und fallen, ohne jemahls in den Tempel der Kunſt ſelbſt zu gelangen? —

Erlauben Sie mir noch einige Bemerkungen vorauszuſenden, welche ich Ihrer Beherzigung empfehle, eh ich Ihren Wunſch erfülle, und Ihnen einige, aus Erfahrung hergeleitete Grundſätze über Ihr künftiges Benehmen auf dieſem klippenvollen Wege mittheile.

Sie ſchreiben mir, Sie haben ſich auf mehreren Liebhabertheatern verſucht, und ſind nicht nur von den Zuſehern mit Beyfall aufgenommen, ſondern auch durch Schauſpieler ſelbſt, welche ſolchen Vorſtellungen beiwohnten, aufgemuntert worden, ſich einer Kunſt ganz zu widmen, in deren Ausübung Sie ſchon als Anfänger ſo glücklich ſeyen. Lieber Freund, laſſen Sie ſich dadurch ja nicht irre machen. Ein auf Liebhabertheatern gefeyerter Schauſpieler kömmt mir vor, wie ein Kind, das die erſten Schritte verſucht. Gerade, wenn es die Füße oft am ungeſchickteſten untereinander wirft, rufen die Verwandten aus: »du mein Gott ſeht nur, wie ſchön der Knabe ſchon läuft.« — Auch der Fremde der dabey ſitzt, und eben ein gutes Soupee auf Koſten der Ältern zu ſich genommen hat, kann des Lobes über das herrliche Kind nicht genug finden. Aber unter fremde Menſchen ſoll der Knabe gehen, von dem gewohnten kleinen Zimmer in einen großen Saal ſoll man ihn bringen, um zu ſehen, ob er wirklich ſchon gut geht. — Nicht der richtige Ton, der aus dem Munde kommt, iſt es, ſondern der bekannte Mund ſelbſt, den man auf Liebhabertheatern beklatſcht. Seht, wie der Fritze ſich zu präſentiren weiß, ſagt die Mutter, und was der Junge für einen Anſtand hat, ſetzt die Tante hinzu! — und ſpricht ſo zum Herzen, verſetzt die Großmutter ſchluchzend. — Er könnte heute auf jedem großen Theater auftreten, ſpricht ein daneben ſtehender Schauſpieler, der eben erſt zuvor — (vermuthlich nur, weil er nicht recht wohl iſt) gegähnt hatte; und erhält in dieſem Augenblicke auch ſchon eine Einladung zum künftigen Familienfeſte. — Nun iſt des Applaudirens kein Ende mehr, der junge Roscius wird am Schluſſe foran gerufen, und geht mit ſich ſelbſt zufrieden nach Hauſe, feſt entſchloſſen, ſo bald das Stück wieder auf dem Hoftheater gegeben würde, den Herrn X— in dieſer Rolle anzuſehen, um zu ſehen, ob er ſie auch recht (das recht heißt hier, ſo wie er ſie genommen hatte) nähme.

Auf dieſe Art lieber Freund, wird ſo vielen jungen Leuten das Schauſpielertalent eben ſo aufgeredet, wie man manchmahl Jemand durch ein »Sie ſehen heute wirklich nicht recht wohl aus! — krank reden kann.—

Sie ſuchen mich ferners in Ihrem letzten Briefe zu überzeugen, daß Sie dieſen Stand ohne jede Nebenabſicht, bloß aus reiner Liebe zur Kunſt wählen. — Junger Mann, Sie haben nicht ſo viel Vermögen um ſagen zu können, ich will meinen Hang nach meiner Kunſt nähren, ohne daß meine Kunſt mich zu nähren brauchte.— Da nun dieſes nicht der Fall iſt, ſo müſſen Sie zu gefallen ſtreben, müſſen alſo auch nach Beyfall geizen, und, du lieber Gott, was thut der wahren Kunſt wohl mehr Abbruch, was führt wohl mehr vom Hauptweg ab, und auf verſchiedene Nebenwege, als das unſelige, — (und doch oft ſo nothwendige) Geizen nach Beyfall. — Dieſes iſt die Urſache, warum gerade die Schauſpielkunſt mehr als alle übrigen Künſte zum Handwerk herabſinkt. Stellt ein Mahler, ein Bildhauer ein Kunſtwerk aus, ſo richten darüber gewöhnlich nur Kenner, und ſollten dieſe auch in dieſem Augenblicke falſch richten, das Kunſtwerk bleibt, und der Künſtler kann ſich auf die Nachwelt vertröſten. Aber der Schauſpieler lebt in der Gegenwart, ſeine Kunſtwerke vergehen in demſelben Augenblicke, in welchem ſie entſtehen, ſein Richter iſt die Menge von Zuhörern, die ſich eben im Schauſpielhauſe befindet, und da der größere Theil auch größern Lärm macht, als der kleinere; — da ferner der größere Theil faſt immer der unverſtändigere iſt, ſo iſt der Beyfall auch gewöhnlich falſch, das Urtheil unrichtig und ungerecht.

Daraus wird es klar, warum die Schauſpieler zu ſo kleinlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, daraus wird es klar, daß auch Sie nicht die reine Kunſt, ohne jede Nebenabſicht verfolgen können. — Sie müſſen Ihrem Director gefallen, um ſich Ihren Lebensunterhalt zu ſichern, Sie müſſen dem Publikum gefallen, um Ihrem Director zu gefallen, um aber dieſem letztern zu gefallen, werden Sie oft auf der Bühne laut ſchluchzen müſſen, wo Sie Ihrer Rolle gemäß nur leiſe ſeufzen ſollten, Sie werden ſchreyen müſſen, wo ein feſter Ton genug wäre, Sie werden überall mehr oder weniger thun müſſen, als Ihnen die Rolle und die Kunſt vorſchreibt, um die Hände des Publikums und mittelbar die großmüthige Hand Ihres Directors in Bewegung zu ſetzen. Sie ſehen alſo ein, in Ihrer Lage gehen Sie mit der Kunſt nach Brot, wie leider ſo viele andere; und nicht, wie es bey Künſtlern ſeyn ſollte, mit Brot nach Kunſt.

Was Sie mir übrigens noch darüber ſagen, daß Sie die ſcharfen Pfeile der Scheelſucht, des Neides, der Cabale, der Verſtellung, und wie die Schwächen alle heißen, die dieſem Stande vorzugsweiſe ankleben, ſtandhaft ertragen zu können glauben, ohne mit den Schlechten ſchlecht zu werden, ſo vertraue ich in dieſem Punkte auf Ihren Charakter, und auf die Grundſätze von Tugend und Rechtlichkeit, die ich in Ihre empfängliche Seele gelegt zu haben mir ſchmeichle.

Noch einmahl lieber Theodor, überlegen Sie gut, prüfen Sie ſich und den Weg den Sie betreten, und haben Sie den Muth ihn einzuſchlagen, ſo ziehen Sie in Gottes Nahmen hin, haben Sie Ihr Ziel unverrückt im Auge, und nehmen Sie in dieſer Hinſicht noch folgende Lehren auf Ihre Reiſe mit ſich.

1. Die Natur verlieh Ihnen einen regelmäßigen Körperbau, eine biegſame Stimme, und einen ungezwungenen Anſtand, machen Sie ſich dieſes Geſchenkes dadurch werth, daß Sie ſtets trachten, die Bildung Ihres Geiſtes jener Ihres

Körpers niemahls nachſtehen zu laſſen. Suchen Sie die Bekanntſchaft gelehrter Männer, die Ihnen ihre Bibliothek öffnen: Leſſings Dramaturgie, Schinks dramaturgiſche Fragmente empfehle ich Ihnen beſonders. Machen Sie ſich mit unſern vorzüglichſten Dichtern bekannt, leſen Sie Ihre Gedichte ſtets laut, dieſes bildet die Declamation ungemein. Leſen Sie aber nicht bloß, ſondern ſuchen Sie auch das, was Sie leſen, zu verſtehen. Iſt Ihnen eine Stelle dunkel, ſo wiederholen Sie ſie drey auch viermahl, und ſuchen Sie ſich ſelbe aus dem Zuſammenhange zu erklären, will es Ihnen auch da nicht gelingen, ſo ziehen Sie einen critiſchen Freund zu Rathe. Bitte um Belehrung macht keinem jungen Manne Schande. Erwecken Sie alle die Empfindungen in ſich, die der Dichter erregen wollte, und ſtellen Sie ſich vor, Sie müßten dieſes Gedicht vor dem Publikum recitiren. — Bedenken Sie dabey, daß Sie die Theilnahme des Publikums nur dann gewinnen werden, wenn ſie von dem Gegenſtande ihres Vortrags ſelbſt begeiſtert ſind. Was nicht unmittelbar aus dem Herzen kommt, wird nie zum Herzen dringen. Dieß wäre alſo Ihre Privatübung.

In Hinſicht auf Ihre Rollen müſſen Sie dieſe Procedur eben ſo genau beobachten. Lernen Sie nicht bloß den Buchſtaben, ſtudieren Sie den Geiſt der Rolle. Leſen Sie das ganze Stück mit Bedacht. Fragen Sie ſich bey jeder Rede: Haſt du auch den Sinn des Autors ganz gefaßt? — Wird es Ihnen ſchwer, ſo ziehen Sie einen Ihrer ältern Kameraden zu Rathe. Jeder Künſtler, der mit Recht auf dieſen Nahmen Anſpruch machen kann, wird mit Freuden Ihrem Streben nach Vervollkommnung hülfreiche Hand biethen. Neid und Mißgunſt beſeelt nur Handwerks-Commödianten, die durch die Länge der Zeit ſich eine gewiſſe Routine erwarben, um das Weſentliche ihrer Kunſt ſich aber nie Mühe gaben. Dieſe ſehen in jedem

Anfänger, der Spuren von Talent zeigt, einen gefährlichen Nebenbuhler, ſie zittern den uſurpirten Beyfall des Publikums zu verlieren, den ſie nur den glänzenden Rollen, die ſie ſpielen, nicht ihrem Verdienſte um dieſe Rollen zu danken haben. —

Wenn ich einen jungen Menſchen für's Theater bilden ſollte, ſo würde ich ihm nicht jede Rede vorkauen, und dann von ihm fordern, daß er meinen Ton und meinen Accent mir treffe, und auf dieſe Art mir die ganze Rolle nachbete, ich würde ihm keine Action vormachen, die er zu dieſer oder jener Stelle machen müßte, noch viel weniger würde ich ihm rathen, ſeine Rolle vor dem Spiegel zu ſtudieren. —

So zieht man Papagayen und Affen. Nachdem ich einem ſolchen jungen Manne in den Regeln der Action überhaupt, wie auch des Betragens auf dem Theater Unterricht gegeben, würde ich ihn mit dem Geiſt des Stücks, beſonders aber mit dem Charakter der Rolle die er darin ſpielen ſoll, bekannt machen. Nun müßte er mir ſeine Rolle vorleſen. Träfe er den rechten Ton und Accent in einer Rede nicht, ſo wäre es ein Zeichen, er habe ſie nicht ganz verſtanden; ich würde ihm alſo den wahren Sinn derſelben erklären. Allein, auch ſelbſt da, wo er beydes träfe, würde ich ihn fragen: Warum accentuirten Sie ſo? Warum nehmen Sie dieſen Ton? denn beydes kann oft das Werk eines glücklichen Ohngefährs ſeyn. Ich würde alſo auf Gründe beſtehen. Das Schwere des Theaters iſt, daß der Schauſpieler ganz Kunſt ſeyn, und doch ganz Natur ſcheinen muß. Selbſt ſeinen Gefühlen darf er ſich nicht unbedingt überlaſſen; ſie müſſen von der Kunſt geleitet werden. Seine Empfindungen ſind, wie die gläſernen Glocken in der Harmonika, die bey der leiſeſten Berührung anſprechen, ſein Verſtand iſt die Hand, die ſie ſpielt. Der Meiſter hat ſeine Hand in ſeiner Gewalt; er weiß, welche Glocken er berühren muß, um eine angenehme Harmonie hervorzubringen. Eben ſo ſuchen Sie durch anhaltende Lektüre Ihren Verſtand zu bilden, damit Sie die Kunſt erlernen in jedem Augenblicke gerade die rechte Empfindung in ſich zu erregen, die der wahre Ausdruck Ihrer Rolle erfordert. So bald Sie aufs Theater treten, muß der Gedanke lebhaft in ihrer Seele ſeyn: du biſt wirklich der, den du jetzt vorſtellen ſollſt. So ausgerüſtet würde ich meinen jungen Mann aufs Theater ſchicken. Wegen der Action wäre ich unbeſorgt. Die allgemeinen Regeln kennt er, und wer natürlich ſpricht, und richtig fühlt, fehlt in der Action nie.

Alſo, leſen Sie fleißig. Leſen Sie, und denken Sie. Cultiviren Sie ſo Ihren Verſtand; und ſuchen Sie ihrem Herzen den höchſten moraliſchen Werth zu geben. Halten Sie ſich immer an Leute, deren Umgang Ihnen Ehre macht, und aus deren Unterhaltung Sie Nutzen ziehen können. Wißbegierde iſt das ſicherſte Mittel, den menſchlichen Stolz zu demüthigen. Durch ſie machen wir täglich die beſchämende Erfahrung, daß, ſo viel wir auch gelernt haben, uns doch noch unendlich mehr zu lernen übrig bleibt. Allein, niederſchlagen muß uns dieß nicht. Vollkommenheit iſt keines Sterblichen Loos. Der iſt ein guter Menſch, der dieſem Ziele ſtets näher zu kommen ſtrebt; je weiter er auf dieſer Bahn fortrückt, je beſſer wird er in jedem Verſtande, je mehr fühlt er ſich von ſeiner wahren Beſtimmung und von der Würde des Menſchen durchdrungen. Geben Sie mir zuweilen von den Fortſchritten die Sie in der Kunſt gemacht haben, und von Ihrem Schickſale Nachricht. Ich werde es mit wahrer Theilnahme leſen. Wo ich etwas zu Ihrem Glücke beytragen kann, da rechnen Sie auf

Ihren Freund * * *

Hippolyt's Tod.

Eine Scene aus Seneca's Trauerſpiel: Hippolyt, überſetzt von J. A. Friedrich Reil.

Theſeus, den ſeine Gemahlin Phädra für todt gehalten, kehrt zurück voll Liebe, und Phädra kömmt ihm mit der falſchen Anklage der Blutſchande gegen ſeinen Sohn Hippolyt entgegen. Wüthend verflucht er den unſchuldigen Jüngling, und ruft den Meerbeherrſcher Gott Neptunus an, alles ſchreckliche zu Hippolyt's Verderben aufzubieten und zu vereinen. Neptunus erhört ihn. Der Bothe bringt die Nachricht davon. Der Kenner des breiten ſchwülſtigen, pleonaſtiſirenden Originals wird mir die Kürze nachſehen, deren ich mich hier und da bediente, dem Vortrag des Ganzen dadurch mehr Bündigkeit und Gediegenheit zu verſchaffen.

Der Bothe.

O ſchwerer Knechtſchaft bittres Loos! warum
Denn mich zum Bothen ſolcher Greu'lthat fordern?

Theſeus.

Verkünde, offen, ohne Furcht, den Unfall!
Mein Buſen iſt des Leidens ſchon gewohnt.

Bothe.

Die Zung verſagt dem Schmerz die Klageſtimme.

Theſeus.

Welch Schickſal drückt auf mein erſchüttert Haus?

Bothe.

O weh mir! — Hippolyt — ſtarb kläglich hin.

Theſeus.

Schon lange hielt ich ihn als Sohn für todt,
Nun fiel mein Räuber nur. — Laß hören, wie!

Bothe.

Im Gang des Zornes floh er aus der Stadt,
Und immer ſchneller trieb er ſeine Eile.
Die Roſſe, welche hoch aufſtampften, kuppelt'
Er nachher raſch und kürzte ihren Zaum

Im Selbſtgeſpräch dem Heimathsboden fluchend
Stieß oft er gegen ſeinen Vater aus;
Dann rüttelt' er die nachgelaſſnen Zügel.
Auf einmahl ſchwoll die Meeresweite aus
Der Tiefe, gegen die Geſtirne wachſend.
Kein Wind beſtrich das Ufer; ruhig war
Es oben, nirgends rauſcht's von dort herab;
Ein innres Wogen trieb die See ſo auf.
So peitſcht der Süd den Sund Siciliens
Nicht auf, ſo ſteht aus tollem Schooße nicht
Das Weltmeer auf, wenn Corus dort regiert 1).
Die Felſen beben mit den Wogen, und
Zum Gipfel der Leucate 2) ſpritzt der weiße
Schaum.
Die Waſſerfläche ward zu einer Alpe,
Die, ausgedehnt von einem Ungeheuer,
Der Erde zu hinſtürzt, der Schiffe ſchont,
Und nur dem Lande dräut, auf das ſie ſich,
Schwer aufwärts fluthend, wälzt. Ich harre nun
In Aengſten, was die Kreiſende wohl trage,
Welch neues Land ſein Haupt den Sternen zeige.

Es bildet neu ſich eine Inſelreihe,
In ein Gewölk verbergen ſich des Gottes
Von 3) Epidaurus heil'ge Stätte, das Geklippe,
Durch Skirons 4) Miſſethat verrufen, und
Der Erdſtrich zweyer Buchten. Klagend ſtarren
Wir ſo hin. Horch! da brüllt das ganze Meer.
Das Felsgeklipp umher erkracht. Der Gipfel
Der aufgetriebnen See zerſtiebt, und ſchäumet
Und ſpeyet neue Wellen, gleich dem Sprützfiſch,
Der Fluthen gießend übers Meer hinſtreift.
Der Wogenball zerknallt dann grauenvoll
Und berſtet, ſprengt was Grauſes ans Geſtade,
Was unſre Furcht noch überſteigt. Der Pontus
Dem Ungeheuer folgend rennt ans Land.
Noch rüttelt Schauer mein Gebein.

Theſeus.

Wie ſah
Dies weite Unthier ſonſt geſtaltet aus?

Bothe.

Hoch trug ein Stier den himmelblauen Hals

Und ſtarr das Haar an ſeiner grünen Stirne,
Gerade ſeine ſtachelichten Ohren.
Die Hörner hatten Farb, bald wie ein Leitſtier
Der Heerde auf dem Land', bald wie ein Seeſtier.
Er ſpeyet dorthin Flammen, hierhin werfen
Stark ſeine Augen grellen Wiederſchein.
Am ſteifen Nacken ſtrotzen Sehnenſtricke.
Die weiten Naſenlöcher ſchweißen von
Dem dicken Schnauben. Kleberichtes Moos
Umgrünt ihm Bruſt und Wamme, und beſprengt
Mit rothem Schleime ſind die breiten Weichen.
Den Rücken abwärts hin vollendet ſich
Die Mißgeſtalt des grauſen Unthiers, und
Schleppt einen unermeßnen Schuppenſchweif,
Dem Wallfiſch gleich, wenn er die flücht'gen Schiffe
Am Meergeſtad verſchlinget oder ſpeyt.
Das feſte Land ging los; das ſcheue Vieh
Entfloh zerſtreut hin über die Gefilde;
Der Hirt gedachte nicht mehr dran, der Heerde

Zu folgen, alles Wild enteilet dem
Gehölz. Entſeelt vom kalten Schrecken ſtarrt
Der Waidmann. Hippolyt allein noch
Furchtlos bezähmt am ſtraffen Zügel jetzt
Die Roſſe, und ruft die Geängſteten
Mit ſeiner wohlbekannten Stimme auf.
Bey Argos führet auf durchſchnittnen Hügeln
Ein hoher Weg zum nahen Meeresſtrand.
Hier ſchärft zum wilden Kampf ſich jenes Unthier.
Wie's lang genug dann Muth gefaßt und ſich
Zum Schluge eingeübt, flugs ſtürzt es im
Gewalt'gen Anlauf nun, den Boden kaum
Berührend, her, und ſcheußlich ſteht es vor
Dem Wagen, daß der aufbebt. Doch dein Sohn
Hingegen richtet drohend trotz'gen Blicks,
Ohn' eine Miene zu verzucken, ſich
Auf, ſpricht mit Donnerſtimme ſo es an:
An ſolchem eiteln Schreckbild bricht mein Muth nicht.
Ich hab's vom Vater, Stiere zu beſiegen.—
Urplötzlich, unfolgſam dem Zaume, reißen

Die Roſſe jetzt den Wagen mit ſich fort.
Schon jagen die jachwilden Scheuen ab
Vom Weg und rennen zwiſchen das Geklipp.
Doch Er, wie ein Pilot im Meeresſturm
Das Schiff einlenkt, um nicht die Breite bloß
Zu geben, und den Wogen kunſtgeübt
Es abgewinnt: iſt ſo des Wagens Meiſter.
Gleich zieht er ſcharf die Zügel am gebundnen
Gebiß, gleich peitſcht er heftig auf ſie los,
Und hält ſie ſo in Zucht. Sein eifernder
Begleiter läßt ihn ja nicht aus. Jetzt weicht
Er ihm auf Ebenen; jetzt ſchweift er in
Den Weg; auf allen Seiten ſchreckt er ihn,
Hält ihn gebannt. Den Rachen gräßlich
Auf, bringt des Meers gehörntes Scheuſal auf
Ihn ein. Nun achten die beſtürzten Roſſe
Nicht mehr die Herrſchaft, zerren ſich vom Joch
Und werfen ihn, ſo grad er ſteht, herab.
Jach auf den Mund geſtürzt, verwickelt ſich
Sein Leib ins lockre Riemzeug; je mehr er
Heraus ſich windet, ſchlingt er enger die

Fügſamen Knoten. Dieſes merkend tummeln
Die Thier' ſich, ungezügelt, fort, erleichtert,
Schnell dem Gebot der Furcht voraus. So wär'
Auch Phaetons Geſpann, das in der Luft
Die Laſt nicht ſpürte, endlich zürnte, daß
Der Tag der falſchen Sonne ſich vertraute,
Vom Himmel abwegſam. Mit Blut befleckt
Er weit umher die Felder, und ſein Haupt
Schlägt an die Klippen an und prallt auch ab
Dornſträuche raufen ſeine Haare aus.
Ein harter Stein entſtellt ſein ſchönes Antlitz,
Und die heilloſen Reize ſind dahin
Durch manche Wunde. Seine zuckenden
Gliedmaßen rollen mit den ſchnellen Rädern.
So fortgeriſſen hält ihn endlich dann
Ein Pfahl und ſpießt ihn durch den Unterleib.
Ein wenig ſtand der Wagen durch den Haft
Des Führers. Doch die Roſſe reiſſen ihren
Hals ſammt Gebieter durch. Den Halbentſeelten
Zerfleiſchen nun die Hecken, Dornen, Stacheln.

An jedem Strauche hängt ein Theil des Leichnams.
Sein klägliches Gefolg irrt über die
Gefild', wo der zertheilte Hippolyt
Mit ſeinem Blute eine lange Bahn
Bezeichnet; und die Hunde ſpüren des
Herrn Gliedern nach. Doch konnte alle Mühe
Der Jammernden den Leib nicht mehr ergänzen.
Iſt dieß die Reizgeſtalt? Er, kürzlich noch
Des Vaterthrons ruhmvoller Mitgenoß
Und ſichrer Erbe, gab einen Glanz von ſich
Wie ein Geſtirn, und wird zur letzten Ehre
Nun ſtückweis aufgeleſen zum Begräbniß.

Theſeus.

Zu mächtige Natur! wie ſtark hältſt du
Verwandtes Blut zuſammen, und wie huld'gen
Wir dir, auch wider Willen! — Als er ſtrafbar
War, wollt ich ſeinen Tod; nun hat er ihn,
Und ich beweine ihn.

Bothe.

Es läßt nicht wohl
Was man gewollt, dann nachher zu beweinen.

Theſeus.

Das eben halt ich für den höchſten Grad
Des Unglücks, wenn uns, was nach Wunſch
nicht ging,
Abſcheu erzeugt.

Bothe.

Bewahrſt du Groll, warum
Benetzen Thränen deine Wangen?

Theſeus.

Seinen
Verluſt nicht, — meine Schuld beweine ich.

(Sie gehen ab.)

Erklärung.

1) Corus iſt ein heftiger Wind bey der Sonnenwende.

2) Leucas jetzt St. Maura, die Hauptſtadt auf der Inſel Leucadia, war zur Zeit des Achäiſchen Bundes die Hauptſtadt von Akarnien im alten Griechenland am ioniſchen Meer. Der hohe Pickähnliche Felſen, der dort ſteht, iſt merkwürdig wegen des Sprunges, den gewiſſe Perſonen von da ins Meer thaten, Verbrecher, gezwungen zum Sühnopfer Apollo's, und Verliebte, freywillig, um von ihrer Leidenſchaft

ſich zu heilen, was gewöhnlich mit dem Tode geſchah. Auch die Dichterin Sappho endete mit dieſem Sprung ihre Leidenſchaft und ihr Leben.

3) Epidaurus eine Stadt, nicht weit von Korinth und auch Athen gegenüber. Aus Dankbarkeit gegen Äskulaps wohlthätige Heilart baute man ihm dort einen ſehr prachtvollen Tempel.

4) Sciron, ein berüchtigter Straßenräuber, den Theſeus auf ſeiner Reiſe nach Trözene nicht weit von Athen, erlegt haben ſoll. Seine Gebeine, als ſie ins Meer geworfen waren, verwandelten ſich in fürchterliche Klippen, die auch deßhalb Scironiſche Klippen in der Geographie genannt wurden.

* * *

Witzſpiele

der Schauſpielerinn Sophie Arnold.

Chevrier, ein berühmter franzöſiſcher Satyriker ſchrieb ein Spottgedicht über die Sitten ſeines Jahrhunderts, er ließ darinn die erſten Schauſpielerinnen der Pariſer Bühnen die Reihe paſſiren, und jede ward da hart mitgenommen.— Er mußte ſich in der Folge nach Holland flüchten, wo er im Jahre 1762 ſtarb. Als ſich die Nachricht in Paris verbreitete: Chevrier habe ſich vergiftet, rief Mlle Arnold aus: *Großer Gott — der Mann hat gewiß an ſeiner Feder geſaugt!*

Der Graf L— liebte die Tänzerinn *Mlle Robbe*, und peinigte ſie nicht wenig mit ſeiner Eiferſucht. — Sophie war die Vertraute beyder Theile, und als ſich einſt L— vernehmen ließ, er könne unmöglich glauben, daß Mlle Robbe etwas für ihn fühle, da er immer einen gewiſſen Maltheſerritter bey ihr finde, antwortete Sophie lächelnd: Ihr Nebenbuhler Herr Graf, thut nur ſeine Pflicht als Maltheſerritter, er bekriegt die Ungläubigen.

Der Marquis von Saint H— hatte Stockſchläge auf ſeinen Rücken bekommen, und machte gar nicht Miene, als ob er dafür Genugthuung nehmen wollte. — Wie kann der Mann das auf ſich ſitzen laſſen? fragte jemand. — Ach! — verſetzte Sophie, Saint H— hat ſo viel Verſtand, daß er ſich nicht darum bekümmert, was hinter ihm vorgeht.

Der Polizeylieutenant wollte die Nahmen mehrerer Großen wiſſen, welche eines Abends bey Mlle Arnold ſoupirt hatten. Er ließ daher Sophien zu ſich rufen, und redete ſie an: »Mademoiſelle! wo haben Sie geſtern ſoupirt?« — »Ich weiß mich deſſen nicht mehr zu erinnern mein Herr!« — »Sie haben zu Hauſe ſoupirt?« — »Wohl möglich?« — »Sie hatten auch Geſellſchaft?« — »Wahrſcheinlich!« — »Darunter waren mehrere Große?« — »Leute von Diſtinction geben mir öfters die Ehre« — »Wer waren dieſe?« — »Ich weiß es nicht mehr« — »Sie ſcherzen, ein Weib wie Sie ſind Mademoiſelle, vergißt nicht ſo ſchnell etwas!« — »Kann ſeyn,« — erwiederte Sophie, — aber vor einem Mann wie Sie, bin ich niemahls ein Weib wie ich!

Sophie wohnte der Vorſtellung des Trauerſpiels Wilhelm Tell von le Mierre bey. Da ſie nun wenig Zuſeher im Theater aber viele Schweizer auf der Bühne ſah, ſagte ſie: Hier trift das Sprichwort nicht zu: Wo kein Geld iſt, iſt auch kein Schweizer; denn man ſieht hier mehr Schweizer als Geld.

Mlle Beaumenard, deren Aufwand in ganz Paris Epoche machte, hatte die Sucht, immer neben einen Liebhaber für ihre Börſe auch einen für ihr Herz zu haben, ſie gab mit einer Hand das weg, was ſie mit der andern nahm, — endlich heirathete ſie gar einen gewiſſen Belcour, der ſie um ihr ganzes Vermögen brachte. — Sophie ſagte bey dieſer Gelegenheit: Es gibt Weiber, welche mit ihren Liebhabern wie mit Karten umgehen, ſie ſpielen einige Zeit damit, werfen ſie dann weg, und begehren neue, und verlieren mit den neuen nicht ſelten alles wieder, was ſie mit den alten gewannen.

Der Theaterarzt Leger ließ ſich einſt vernehmen, er finde es doch ſonderbar, daß die Schauſpielerinnen immer mehr Liebe geben, als empfingen. Mlle Arnold antwortete ihm: Wir machen es wie die Ärzte, die immer Arzeney geben, aber nie nehmen.

An eine Tänzerinn.

Die Grazie iſt des Talentes Frucht,
Nie wirſt du ſie am Spiegel lernen,
Und wer ſie mit Gewalt zu haſchen ſucht,
Wird immer weiter ſich von ihr entfernen.

Der Luſtſpiel- und der Trauerſpiel-Dichter.

Der Trauerſpieldichter.

Ihr Luſtſpiel iſt zwar nicht übel gedacht,
Doch hat es mich gar nicht zum Lachen gebracht,
Der Witz iſt geſucht, — nicht treffend, nicht klar!

Der Luſtſpieldichter.

Da ſind Sie wahrlich ſehr undankbar,
Ich lachte in Ihrem Trauerſpiel,
Das jüngſt ich geſehen, erſtaunlich viel.

Der Brotſchriftſteller bey der Aufführung des König Lear.

O armer Lear! Du haſt wohl recht,
Von ſeinen Kindern lebt man ſchlecht.

Anekdoten

Bey einem großen Theater beſtand die Gewohnheit, daß die eingeſandten Stücke den Regiſſeurs zur Durchleſung mitgetheilt wurden, welche ſie dann mit ihren ſchriftlichen Meinungen begleitet, dem Direktor wieder zurückſtellten. Einer der Regiſſeurs, welchem die Stücke gewöhnlich zuletzt zugeſtellt wurden, ſchrieb immer darauf. Ich bin der vorhergehenden Meinung. Einſt erhielt dieſer ein neues Stück zuerſt, und ſchrieb ohne daß er es las, oder durchblätterte ebenfalls darauf: Ich bin der vorhergehenden Meinung.

In einem Provinzſtädtchen wurde die Zauberflöte gegeben. Saraſtro hielt ſeinen Einzug in einem Triumphwagen von 4 Löwen gezogen. Mag ſeyn, daß der Herr Saraſtro ein wenig zu ſchwer war, oder daß vielleicht der Wagen ſchon ſo viele römiſche, türkiſche und arabiſche Helden getragen hat, kurz, kaum war Herr Saraſtro in der Mitte der Bühne angelangt, als der Triumphwagen brach, und er der Länge nach auf die Bretter fiel, auf welchen das Fallen nichts mehr neues iſt. Schnell beſann er ſich, ſtand auf, und fing ſogleich die Arie zu ſingen an: Steh auf erheitre dich! — Ein allgemeines Gelächter accompagnirte ihm.

Bey derſelben Vorſtellung der Zauberflöte mußten auch die Knaben, welche die Löwen vorſtellten, den Chor: Es lebe Saraſtro mit ſingen. Der Direktor, welcher zwiſchen der Couliſſe ſtand, und den Takt gab, bemerkte, daß einer der Knaben nicht ſang. Als der Akt zu Ende war, ſchmählte er den Jungen nicht wenig aus. Allein dieſer entſchuldigte ſich. Er habe nicht ſingen können, da ihm ſein Hintermann auf den Schweif getreten habe.

Eine Schauſpielerinn hatte einen Kaufmann zum Geliebten, den ſie um ſein ganzes Vermögen brachte. Bald darauf wurde die Eſelshaut gegeben, in welchem Stücke dieſe Schauſpielerinn die Prinzeſſinn Eſelshaut ſpielte. — Ein fremder, der im Parterre ſtand, fragte ſeinen Nebenmann, wie denn jene Schauſpielerinn zu dieſer Rolle gekommen ſey, die ihr nicht paſſe. — O! erwiederte der: ganz natürlich iſt ſie dazu gekommen. Sie hat den Kaufmann ausgezogen, darum tritt ſie jetzt in der Eſelshaut auf.

* * *

Inhalt.

Seite

Perſonalſtand der beyden k. k. Hoftheater. . 1

Journal der in beyden k. k. Hoftheatern vom 16. Oct. 1813 bis dahin 1814 aufgeführten Stücke, Opern und Ballete 9

1. Neu aufgeführte Schauſpiele vom 16. Octob. 1813 bis dahin 1814 50

2. Neu aufgeführte Opern vom 16. October 1813 bis dahin 1814 . . . . 53.

3. Neu aufgeführte Ballete vom 16. October 1813 bis dahin 1814 54

4. Debuts neuengagirter, und Gaſtrollen fremder Schauſpieler, Sänger und Tänzer auf den k. k. Hoftheatern vom 16. October 1813 bis dahin 1814 56

Haß und Liebe 63

Die Jahreszeiten 110

Lizitation verſchiedener Theatermeubeln (nach dem Engliſchen) 118

Die Sonnenflecken 123

Sendſchreiben eines Schauſpielunternehmers . . 127

Reminiscenzen 144

Schreiben an einen Jüngling, der Schauſpieler werden will 153

Seite
Hippolyt's Tod 167
Witzſpiele der Schauſpielerinn Sophie Arnold . 178
An eine Tänzerinn 182
Der Luſt- und der Trauerſpiel-Dichter , . . 183
Der Brotſchriftſteller bey der Aufführung des König Lear . . . . —
Anekdoten 184

J. F. Caſtelli's
ſämmtliche Werke.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Erſtes Bändchen.

210 615

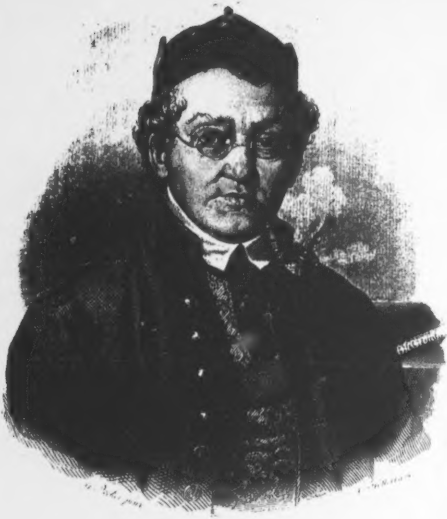
Univ.-Bibliothek
Regensburg

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

Druck von A. Pichler's Witwe.

GL 3147.848-1/2



Nix für ungut!

J. F. Caſtelli's

Gedichte.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Erſtes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

T. 67/5

Der junge Löwe.

(Eine Fabel ſtatt der Vorrede.)

Ein junger Löwe dünkte ſchon
Sich ſtark genug, allein zu gehen,
Er wagt es; — ſeine Freunde ſehen
Ihn ſtaunend an, ſie bleiben ſtehen,
Und ſchreien laut: „Recht brav, mein Sohn!
„Du gehſt ja unverbeſſerlich!“
Da bläht das ſtolze Knäblein ſich
Voll Eigendünkel wie ein Pfau,
Es wähnt, daß es ſchon Alles wiſſe,
Hebt ſeine unbeholfnen Füße
Und ſtellt ſich neuerdings zur Schau.
Und alsbald wird der Feinde Schar
Das übermüth'ge Kind gewahr,
Und die empfängt's mit Hohn und Spott,
Bewirft laut lachend es mit Koth,
Und ſchreit: „O ſeht nur, wie er kriecht,
„Der lernt das Geh'n im Leben nicht.“
Und als der Leu dieß Wort vernimmt,
Verkriecht er ſich beſchämt, ergrimmt,
Und füllt die Luft mit lauten Klagen,
Und ſchwört ſich ſelber, niemals mehr
Das allzuſchwere Geh'n zu wagen. —

Da kömmt ein alter Leu daher,
Der ſtaunt, den jungen ſo zu finden.
Er forſcht nach ſeines Unmuths Gründen,
Und als ihm dieſer weinend klagt,
Was in die Wildniß ihn verjagt,
Da lacht der wohl erfahr'ne Mann,
Und ſpricht: „Kind! laß dich nicht bethören,
„Dich ſoll nicht Lob, nicht Tadel ſtören
„Auf der einmal betret'nen Bahn. —
„Nur Muth, die Thoren laſſe ſchwätzen,
„Verſuch's, ich geb' dir Unterricht; — —
„So mußt du deine Füße ſetzen,
„Verliere nicht das Gleichgewicht,
„Jetzt heb' den Rechten, jetzt den Linken,
„Nicht furchtſam aufgetreten, — feſt; —
„Den hintern Fuß laſſ' ſchneller ſinken; —
„Wenn du den Körper ſo verdrehſt,
„Wirſt du die Laſt dir ſelbſt erſchweren.“ —
So gibt der Alte oft ihm Lehren,
Der Junge merkt ſie, — es gelingt,
Er ſchleicht, — er geht, — er läuft, — er ſpringt.

Durch übertrieben großes Lob
Hebt man den Lehrling zu den Sternen;
Durch Tadel, — iſt er allzu grob, —
Wird man vom Ziele ihn entfernen.
Durch Unterricht nur wird er lernen.

Der kranke König oder das Hemd des Glücklichen.

(Ein Mährchen.)

Ein König, uns Neuern ganz unbekannt,
Ramuli Kadazi war er genannt;
Ich glaube, man hieß ihn den Vierten,
Regierte ſein Völkchen im Morgenland,
Das heißt, er ſah — weil er leichter es fand,
Nur zu — wie Andre regierten.

Nun wandelt' einmal dieſen großen Mann
Gar eine ſeltene Krankheit an:
Nicht ſchlafen konnte der König;
Nur wenn er in einem Gebetbuche las,
Im Rath oder bei der Maitreſſe ſaß,
Da ſchlummert' er manchmal ein wenig.

Ramuli ward immer mehr hager und bleich,
D'rob kam in Betrübniß das ganze Reich,
Es war Euch ein Jammer zum Rühren;
Sie ſchrieen: Wir wiſſen, der König iſt ſchwach;
Doch kommt nur ſehr ſelten was Beſſeres nach,
D'rum wollen wir den nicht verlieren.

Es wurde berufen in Eile nunmehr
Aus allen Provinzen das zahlloſe Heer
Der Wundärzte und der Doctoren,
Mit beigefügtem Verſprechen: Es wird
Derjenige, welcher den König kurirt,
Baron, und zum Leibarzt erkoren.

Die Herren erſchienen, es ward konſultirt,
Gebilligt, verworfen und examinirt,
  Entſetzlich der Kopf ſich zerbrochen;
Die Einen riethen zum Aderlaß ein,
Die Andern verordneten ſtärkenden Wein;
  Latein ward, und griechiſch geſprochen.

Bald fehlt es an dieſem, bald fehlt es an dem,
Ein jeder verharrte auf ſeinem Syſtem,
  Man zankte ſich heiſer und müde. —
Zuletzt rief endlich die ganze Schar:
„Der König Ramuli iſt unheilbar!“ —
  Dieß war das Ende vom Liede.

Schon drang das Geſchrei zu des Königs Ohr,
Da trat ein Magier plötzlich hervor:
  „Ich hab' in den Sternen geleſen,
(So ſprach der alte, ehrwürdige Mann;)
Zieht er das Hemd eines Glücklichen an,
  So wird Euer König geneſen.“

So hatt' er geredet, und alles ſtand ſtumm,
Der König ſah zornig im Kreiſe herum
  Und ſagte, das Auge voll Thränen:
Miniſter! Ihr habt zu dem Wahn mich gebracht,
Daß täglich ich Tauſende glücklich gemacht,
  Bringt jetzt mir nur Einen von Jenen.

Und ſchnelle ſandte man Kundſchafter aus,
Vom Süden zum Norden, von Haus zu Haus,
  Ganz glückliche Menſchen zu finden; —

Und alle, die's ſchienen, die zogen heran,
Und tauſend der Hemden der König zog an,
Doch wollte die Krankheit nicht ſchwinden.

Der hatte in Fülle Vermögen und Geld,
Der war als zufrieden bekannt in der Welt,
An dem fanden Weiber Gefallen,
Der hatte dem Bacchus ſein Leben geweiht,
Und jener den Muſen nur Weihrauch geſtreut,
Ganz glücklich war Keiner von Allen.

Da gab es Euch Männer und Kinder und Frau'n,
Da waren Euch Alte und Junge zu ſchau'n,
Herrn Von und Baronen und Grafen; —
Wohl unter der glücklich ſeyn ſollenden Schar
Befand ſich ſogar auch ein liebendes Paar,
Doch konnte der König nicht ſchlafen.

Ramuli ward immer betrübter nun,
Es wollte kein Hemd ſeine Wirkung thun,
Gewiß war's um ihn bald geſchehen,
Als einſt beim Spaziergang ein froher Geſang
Nicht weit entfernt in die Ohren ihm drang,
Er horchte darnach, und blieb ſtehen.

Und ging dann zur niederen Hütte hin,
Woraus dieſer Ton ihm zu kommen ſchien,
Und ſah durch die grünlichen Scheiben. —
Ein ſonderbar Schauſpiel erblickt' er Euch da, — —
Doch was hier Ramuli vernahm und beſah,
Verſuchen will ich's zu beſchreiben:

An einem Tiſche bei'm blinkenden Glas
Ein junger nerviger Bauersmann ſaß,
Sein Weib hielt er traulich umſchlungen.
Ein Topf voll mit Reis ſtand vor ihm auf dem Tiſch,
Und auf dem Boden tummelten friſch
Sich zwei rothbäckige Jungen.

Bei jeglichem Gläschen, das freudig er ſchwang,
Er wieder ein fröhliches Liedchen Euch ſang,
Und gab ſeinem Weib ein Paar Küſſe.
Da dachte Ramuli, — ſoll der es wohl ſeyn? —
Und trat, ſie begrüßend, zur Thüre hinein,
Der Bauer erwiedert die Grüße.

Verzeiht, ſprach der König, daß ich Euch geſtört,
Ich hab' Euer Liedchen von außen gehört,
Da konnt' ich nicht gehen vorüber.
Es iſt meine Freude, ich muß es geſteh'n,
So einen ganz glücklichen Menſchen zu ſeh'n,
Und nicht wahr, das ſeid Ihr, mein Lieber?

Wohl bin ich's und Niemand, nein Niemand iſt's mehr
Als ich; denn ich habe ja was ich begehr'.
Zwar leb' ich von heute auf morgen,
Doch gab mir der Himmel Geſundheit am Leib',
Zwei herrliche Buben, ein treffliches Weib,
Und ſo bin ich froh und geborgen.

Wohlan, ſprach Ramuli, Ihr könnt einen Dienſt
Dem König erweiſen, wofür Euch Gewinſt
Und der Dank des Landes ſoll werden. —

Wie? ich? — unſerm König? Ihr ſcherzet mit mir.
Gewiß, braver Bauer! es ſteht nur bei dir,
Ihn zu heilen von ſeinen Beſchwerden.

Und voller Begier legt Ramuli die Hand
An ihn und ergreift ſein grobes Gewand,
Erſtaunt ſieht dieß Alles der Fremde; —
Schon träumet der König vom nahenden Glück,
Er zieht die Jacke des Bauers zurück,
Und — ſieh' da! — er hatte kein Hemde.

Er vergaß mit Willen.

Am Tage ſeiner Hochzeit
Ging, wie es üblich iſt,
Herr Florian zur Beichte.
Er ſagt als guter Chriſt
Dem Pater ſeine Sünden,
Kriegt Abſolution,
Und eilt mit ſeinem Zettel
Recht ſeelenfroh davon. —
Doch kehrt er voll von Zweifeln
Zurück in ſchnellem Lauf,
Und ſpricht: „Herr! gebt mir Buße,
„Denn Ihr vergaß't darauf!“ —
„Zieh hin,“ verſetzt der Pater,
„Nicht nöthig iſt ſie Dir,
„Du wirſt Dich heut vermählen,
„Und das genüget mir!“ —

Nettchens Ausſteuer.

Mein Nettchen hat zwar nicht wie andre Mädchen
Viel Gut und Gold,
Und doch bin ich in unſerm ganzen Städtchen
Ihr einzig hold.

Sie weiß nicht alle Pflanzen ſchön zu ſticken
Aus Süd und Oſt,
Doch weiß ſie, welche ſich am beſten ſchicken
Zur Hausmannskoſt.

Sie plappert zwar nicht vier verſchiedne Sprachen
Recht fertig her,
Doch ihre ſchönen ſchwarzen Augen ſagen
Mir zehnmal mehr.

Sie trillert bei'm Klavier nach Beifall ſtrebend
Kein Opernlied,
Doch ſingt ſie in der Kirche herzerhebend
Das „Heilig“ mit.

Stirbt ihr ein Hund, ein Kätzchen, niemals weinet
Sie da vor Schmerz,
Doch wenn ein Menſch ihr arm und elend ſcheinet,
Da bricht ihr Herz.

Sie hat zwar Siegwarts Leiden nicht geleſen,
Stirbt nicht für mich,
Doch athmet Liebe nur ihr ganzes Weſen,
Sie lebt für mich.

Borgen macht Sorgen.

A.

Wie kannſt du denn ſo fröhlich ſeyn?
Bei dir trifft nicht das Sprichwort ein:
Daß Borgen immer Sorgen nährt. —

B.

Es hat ſich auch bei mir bewährt,
Doch, Dank dem Glücke, umgekehrt;
Von mir zwar ſind die Sorgen fern,
Doch nicht von meinen Gläubigern.

Der junge Autor.

Ein junger Versler ſchrieb ein ſchlechtes Stück
Und trug es zum Theaterimpreſſar
Der kleinen Stadt, wo er geboren war. —
Der las es, gab es aber ſchnell zurück; —
»Verzeihen Sie, — ſprach er, — dieß Stück macht hier kein Glück,
»Man hat für Myſticismus keinen Sinn,
»Ich rathe, ſenden Sie es nach Berlin!«
Doch unſer Dichter, der ſchon gierig brannte,
Auf einem Zettel bald zu paradiren,
Und der auch wünſchte, da zu debutiren,
Wo man ihn faſt in jedem Hauſe kannte,
Drang ungeſtüm darauf, es aufzuführen.
Er ſprach ſo was von ſtätem Vorwärtsſchreiten,
Und von des Schauſpielunternehmers Pflicht,
Das Publikum zum Höhern ſtets zu leiten.

Wie man ſchon in der neuen Schule ſpricht.
Und kurz, er ließ mit Bitten gar nicht nach,
Bis endlich der Direktor lächelnd ſprach:
„Nun wohl, ich nehm' Ihr Stück, ich ſeh' es ein,
„Mein Herr, Sie haben ſelbſt ſich zugeſchworen,
„Sie wollen in der Stadt, wo Sie geboren,
„Und nirgend ſonſt begraben ſeyn.“

Fröhlichkeit.

Sagt warum der Menſch im Leben
Doch mit ſeinem Wunſch und Streben
Immer iſt im Streit?
Und das höchſte aller Güter,
Aller ſeiner Freuden Hüter
Iſt doch Fröhlichkeit.

Sie nur ſuch' er zu erjagen
Und an ſeinem Glücke nagen
Nicht Geſchick und Zeit;
Jede Sorge ſchnell verderben,
Seine Wangen glühend färben
Kann nur Fröhlichkeit.

Nichts erblickt ſein Auge trübe,
Seine Sonne iſt die Liebe; —
Nie mit ſich entzweit,
Kann er auch nicht Andre haſſen,
Möchte gern die Welt umfaſſen
Voll von Fröhlichkeit.

Während ſo ein düſtrer Späher,
Ein verzagter Geiſterſeher,
Über Unglück ſchreit,
Springen ſeine leichten Füße
Über alle Hinderniſſe; —
Ihn führt Fröhlichkeit.

Dieſem hochbeglückt Gebornen
Wachſen Roſen ohne Dornen;
Wird zur Seltenheit
Er geritzt von Amors Pfeilen,
Schnell wird ihm die Wunde heilen
Seine Fröhlichkeit.

D'rum verachtet Herakliten,
Haltet Euch an Demokriten:
Lachen nur gedeiht;
Dann nur ſeid Ihr echte Weiſe
Wahrt als Kinder, Männer, Greiſe
Ihr die Fröhlichkeit.

Ähnlichkeit.

Zu hohem Amt und Würden zu gelangen
Iſt wohl in unſrer ſchlimmen Zeit nicht leicht.
Wer mit den höchſten Felſen, wo nur Schlangen
Und Adler hingelangen, ſie vergleicht,
Hat ſie aus Allen wohl am paſſendſten verglichen;
Sie zu erreichen muß man fliegen, — oder kriechen.

Anti-Idylle.

Preiſet immer die ländlichen Freuden,
Redet freundlich den Dörfern das Wort;
Nimmer werd' ich darum Euch beneiden,
In der Stadt iſt mir's lieber, als dort.

Lobet immer die murmelnden Flüſſe,
Die ſich ſchlängeln durch Wieſen und Hain,
All' die Waſſer entbehren das Süße
Und die Würz' eines Gläschens voll Wein.

Philomelens Geſang muß gefallen,
Wenn er klagend im Buſche erklingt,
Doch gibt's ſicher nicht eine aus allen,
Welche Opern von Mozart Euch ſingt.

Recht poſſirlich ſpringen im Grünen
Eure Lämmer und Kühe herum,
Doch mir zur Unterhaltung zu dienen,
Sind ſie wahrlich ein wenig zu dumm.

Unter Bäumen behagen auch Früchte,
Milch und Käſe dem Landmanne ſehr,
Doch ein Tiſchchen voll leck'rer Gerichte
Reizt in Städten den Gaumen noch mehr.

Eure Dirnen ſeh'n aus wie die Roſen,
Und ihr Körper iſt immer geſund,
Doch verſucht es mit ihnen zu koſen,
Immer krank iſt ihr Geiſt und ihr Mund.

Wenn die Hand, braun und ſchuppig, Euch ſchmeichelt,
Fühlt ihr's allerdings ſtärker als wir,
Doch ein Händchen, das ſammtartig ſtreichelt,
Küßt mit größerer Luſt man dafür.

Und die Treu', o du mächtiger Himmel!
Iſt ein Kind ohne Führer und Wahl,
Es verliert ſich im ſtädt'ſchen Gewimmel,
Wie in Dörfern, im einſamen Thal.

Liebt das Dorf ſammt den ländlichen Feſten,
Werdet dort Eures Lebens recht froh,
Liebend lebt ſich's in gold'nen Palläſten
Beſſer noch als in Hütten von Stroh.

Berichtigung.

Merzt doch das alte Sprichwort aus:
Wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus!
Exempel rufen überlaut:
Wer's Glück hat, wählt ſich keine Braut.

Garill's Klage-Jubel.

„Den Dummen begünſtigt das blinde Glück,
Das Leben des Klugen iſt immer voll Leiden!“
So klagte Garill mit traurigem Blick: —
Nicht doch; — ſo preiſe Garill dein Geſchick;
Es iſt gewiß recht ſehr zu beneiden.

Liebeslieder eines Humoriſten.

Lieder dichten iſt jetzt der Brauch.
Ich kann's zwar nicht; doch thu' ich's auch,
Gedruckt iſt nie was umſonſt geweſen,
Einer ſchreibt und die Andern leſen.

1.

Wie ich ſie fand.

Einſt ging ich ſo ſpazieren,
Ganz ohne anderm Ziel,
Als — weil mir eben warm war,
Damit mir werde kühl.

Da ſchlendert' ich behaglich
Die Gaſſen auf und ab,
Und pfiff mir Melodeien
Und ſpielte mit dem Stab.

Und wie ich eben trillre
Das wunderſchöne Lied:
„Auf, Freunde! pflückt die Roſe
Bevor ſie Euch verblüht.“

Da ſah' ich gehn ein Mädchen,
Ein Mädchen — muß geſtehn
Ich kann ſie nicht beſchreiben
Weil — ich ſie nicht geſehn.

In einen dichten Schleier
War die Geſtalt verhüllt,
Doch Phantaſie entwarf mir
Ihr wunderſchönes Bild.

Sie hatte blaue Augen,
Und rabenſchwarzes Haar,
Ja ja, die muß ſie haben,
Und wär' es auch nicht wahr.

Und dann ein würz'ger Athem
Und Stimmen-Harfenton
Sind allen Liebchen eigen,
Das weiß ich lange ſchon.

Da trat ich ihr dann näher
Gewinnend friſchen Muth,
Ich faßte ſie am Arme,
Wie man gewöhnlich thut.

Und ſprach: „Verzeih' o Schöne!
Daß ich gefolget bin,
Den Schmetterling, du weißt ja,
Zieht's zu der Roſe hin!“

Auf den Gedanken bildet'
Ich mir was Rechtes ein,
Und dachte mir ſie müßte
Mir gleich gewogen ſeyn.

Da wandte ſie das Köpfchen
Und liſpelte mir zu:
„Herr! geh' er ſeines Weges
Und laß er mich in Ruh!“

Die Worte, ach! die Worte
Vergeß ich nie; — betrübt
Und ſtumm ſchlich ich von dannen.
Seitdem bin ich verliebt.

II.

Individualität.

Sie ſagen man könne nicht ſchlafen
Wenn man verliebet wär',
Ich aber, — Gott ſoll mich ſtrafen
Ich ſchlafe viel ſüßer und mehr.

Man werde blaß, und kläglich
Spricht man zum Mondenſchein.
Ich werde fetter täglich
Und kann mich der Sonne noch freu'n.

Die Blümlein ſollen lachen
Und reden zu Liebenden.
Von allen dieſen Sachen
Hab' ich noch nichts geſehn.

Ihr Herren! die ihr liebet
Erklärt dies Räthſel mir,
Ich weiß nicht ob ich beſſer,
Ob ſchlechter lieb' als ihr.

III.

Sympathie.

Ich habe ſie geſucht,
Geſucht in allen Winden,

Und konnte ſie nicht finden,
Das iſt doch recht verflucht.

Geſeh'n hatt' ich ſie nie;
Doch um ſie jetzt zu ſehen,
Ließ ich mich nur ſo gehen
Und hofft' auf Sympathie.

Ich dachte nämlich mir:
Wenn die dein Auge findet,
Die dir das Herz entzündet,
So zieht's dich ſchon zu ihr.

Es zog mich richtig zwar,
Und zog mich bald an jene
Und bald an dieſe Schöne,
Die rechte keine war.

Die Eine mag ihr Haar,
Die Andr' ihr Auge haben,
Die Dritte andre Gaben,
So wird das Anziehn klar.

Doch ſie — ſie fand ich nie,
Und was ſie auch in Büchern
Darüber mir verſichern,
Der Teufel hol' die Sympathie.

IV.

Begeiſterung.

Die Leute machen Gedichte
Wenn ſie die Liebe plagt,

Das iſt eine dumme Geſchichte,
Daß man eine Sache verrichte,
Die Einem nicht behagt.

Sie ſagen von ſelber käm' es,
Die Verſe diktire das Herz,
Das wäre wohl etwas Bequemes,
Doch mir kommt gar nichts, ich nehm' es
Daher nur eitel für Scherz.

Da hab' ich zwar etwas geſchrieben,
Was auch wie Verſe faſt klingt,
Doch wenn alle die, welche lieben,
Nicht höher im Dichten es trieben,
Dann wünſcht man, daß keiner was ſingt.

V.

Sonett.

Doch ein Sonett, das hat nur vierzehn Zeilen,
Und braucht wohl auch nicht tiefen Sinn zu kunden.
Sieh' da, drei Verſe ſind ſchon überwunden.
Die andern werden ſich wohl nach beeilen.
O du! von der — durch die ich hab' empfunden
Den Schmerz von Amors giftgeſchwollnen Pfeilen,
Die du die Wunde ſchlugſt, komm ſie zu heilen.
Es wird geſchehn, ſobald ich dich hab' funden.
Wo biſt du? wo, wo, wo? du theure Seele!
Ihr Lüfte blaſt mir zu, die ich erwähle,

Ihr Sterne zeigt wohin den Schritt ich wende.
Ich ſoll, ich will, ich muß ſie ſehn die Theure
Und ſollt' ich wagen ſelbſt das Ungeheure,
Und ſollt'! — ha! das Sonett iſt ſchon zu Ende.

VI.

Wiederfinden.

Sie iſt gefunden
Und nun geſunden
All' meine Wunden,
O ſel'ge Stunden
Die ich empfunden!

Wie dieß geſchehen,
Ihr ſollt es ſehen
Und draus verſtehen
Wie ſich die Wehen
Zu Wonnen drehen.

Ich fuhr erſt neulich
Das Wetter freilich
War ſehr abſcheulich,
Es ſtaubte gräulich,
Auf's Land ſehr eilig.

Zwei Frauen waren
Vor mir gefahren
Mit blonden Haaren.
Konnt' nicht gewahren
Die Sonderbaren.

Trotz Huſten, Singen
Und andern Dingen
Wollt's nicht gelingen
Nur einen ringen
Blick zu erzwingen.

Oft gab der Leiter
Den Pferden Deuter
Und fuhr ſo heiter
Und ſchnell auf breiter
Landſtraße weiter.

Doch endlich glückte
Es mir, ich quickte,
Die Eine blickte
Nach mir und nickte,
Was mich entzückte.

Dieß Schau'n, ein klares,
Zwar ſonderbares
Jedennoch wahres
Gefühl gebar es,
Das rief: Sie war es!

VII.

Seligkeit.

Da fuhr ich denn hinter ihr drein
In Wonne
Und achtete nicht auf den Schein
Der Sonne.

Ich konnte dem leuchtenden Born
Entſagen;
Denn meine Sonne ſaß vorn
Im Wagen.

Was ich da gefühlt, keine Feder
Verkündet's;
Doch von den Verliebten ein Jeder
Empfindet's.

Die Luft, die in ihren Locken
Geſpielet,
Hat mir auch die Wangen trocken
Gekühlet.

Die Wohlgerüche von ihr
Die Lüfte
Von hinten trugen zu mir
Als Düfte.

Den Staub, der aufſtieg gleich Rauch
Zur Sonne,
Den ſchluckt' ich hinten gleich auch
O Wonne!

Kurz, jede Nerve in mir
Erbebte.
Die ſeligſte Stunde ich hier
Erlebte.

VIII.

Erſter Anblick.

Beim Gaſthof zum goldenen Engel,
Da ſtiegen die Damen aus,
Ein Engel ging zu dem andern;
Ich folgte nach in's Haus.

Da hab' ich ſie nun geſehen; —
Ihr Himmelsmächte all!
Wie ſoll ich ſie beſchreiben
Mit todtem Wörterſchwall?

Ihr Auge — nein ihre Augen, —
Zwei waren's ſicherlich,
Das eine ſah auf ihr Näschen,
Das andre ſah auf mich.

Ihr Haar! — hier iſt der Ausdruck
Der Einheit ganz genau,
Sie hatte faſt nur eines,
Und dieſes war ſchon grau.

Ihr Antlitz! — Ach ein Grübchen
Gewahrt' ich in dem Kinn,
Und zwei dann in den Wangen
Und noch viel andre drin.

Die Füße! o die findet
Man ſtattlicher nicht mehr,
Sie hätten's nicht verſchuldet
Wenn ſie gefallen wär'!

Und dann der Buſen! — Himmel!
Wer würde nicht perplex?
Mit einer Hand deckt Venus
Die Bruſt, ſie nicht mit ſechs.

Es war bei ſolchen Dingen
Erſtarrt das Herze mein,
Zu groß, zu groß die Einen,
Die Andern — ach! — zu klein!

IX.

Wer ſie war.

Da ich Euch nun ihre Reize verzeichnet
Treu und wahr,
Horchet erſt auf, will Euch auch verkünden
Wer ſie war.

Tiefes Wiſſen, das ſonſt nur die ſtarken
Männer ziert,
Hat auch die Zarte in ſich geſogen,
Hat ſtudirt.

Sie kennt im Menſchen den tief verſchlungnen
Aderlauf;
Sie ſchreibt Recepte gleich allen andern
Ärzten auf.

Wenn auch das Kind vom Vater und Mutter
Leben erhält,
Tritt es doch immer durch ſie nur alleine
In die Welt.

Kurz ſie war — was der Frank' unter weiſe Frau erkennt,
Aber der Deutſche viel ſchmerzendurchdrungner Wehmutter nennt.

X.

Liebes- und Liederſchluß.

Die Wiſſenſchaft iſt nicht poetiſch,
Das ganze Geſchäft iſt nicht äſthetiſch,
Alſo zog ich mich zurück; —
Das war meiner erſten Liebe,
Hoff' auch meiner letzten Liebe
Tragikomiſches Geſchick.

Viel Köpfe, viel Sinne.

„Viel Köpfe, viel Sinne!“ rief Herr von Klein,
„Gefehlt!“ — entgegnete Lux geſchwind;
„Denn daß Sie Keiner der Klügſten ſind,
Darin ſtimmen Tauſende ganz überein.“

Wahres Eigenlob.

Matz lobt ſein neu'ſtes Werk, die Kritik raubt
Ihm allen Werth, und ſchwöret Stein und Bein,
Man ſchlafe bei der dritten Seite ein.
Wem ſoll man glauben? — Nun, Herrn Matzen glaubt,
Sein Urtheil muß das richt'ge ſeyn;
Denn ganz las er das Werk allein.

Ein Mädchen zu verheirathen
mit 100,000 fl. Mitgift.

Euch ruf' ich zu, ihr Mädchenkenner,
Die ihr den Ehſtand noch nicht kennt,
Doch Väter, oder Ehemänner
Recht ſehnſuchtsvoll zu werden brennt,
Erwählt Euch meine Tochter Käthchen,
Mit 100,000 Gulden kehrt
In Eurem Hauſe ein das Mädchen,
Die ſind doch einer Heirath werth?

Sie zählet noch nicht 19 Jahre,
Und iſt doch ſchon hübſch voll und rund,
Hat blaue Augen, ſchwarze Haare,
Und einen kleinen Purpurmund; —
Iſt doch nicht eitel, nicht voll Launen,
Verſtändig zwar, doch nicht gelehrt,
Das iſt, ſo ruft Ihr ſelbſt mit Staunen,
Wohl 20,000 Gulden werth . . . . . . 20,000 fl.

Sie weiß die Wirthſchaft zu verwalten,
Iſt mäßig, trinkt nicht Bier noch Wein,
Verſteht mit wenig hauszuhalten,
Man ſieht die Möglichkeit kaum ein; —
Sie ſelbſt kann Leckerbiſſen meiden,
Doch, wenn's ihr lieber Mann begehrt,
So ſchafft ſie Alles ihm mit Freuden;
Das iſt 10,000 Gulden werth . . . . . 10,000 fl.

Durch Modetand und prächt'ge Kleider
Zu glänzen, kömmt ihr nicht in Sinn,
Das Mädchen iſt ihr eigner Schneider
Und ihre eigne Putzerinn.
Sie grämet ſich nicht gleich zu Tode,
Wenn ihr der Mann den Putz verwehrt,
Braucht Ihr nicht Arzt, nicht Marchande de Mode,
Iſt's 30,000 Gulden werth . . . . . . 30,000 fl.

Sie tanzt wohl gern, doch haßt ſie Schimmer,
Und will auf Bälle niemals geh'n,
Doch könnt ihr froh in ihrem Zimmer
Mit einem Stuhl ſie walzen ſehn.
Spektakel liebt ſie nicht, noch Feſte,
Was manchen Zwiſt im Haus gebärt,
Geht gern zu Gaſt, doch lädt nie Gäſte,
Wohl 20,000 Gulden werth . . . . 20,000 fl.

Noch fehlen 20,000 Gulden
Zu ihrer Mitgift voller Zahl; — —
Sie weiß zu ſchweigen und zu dulden,
Und liebt allein nur den Gemahl;
Denn heilig ſind ihr Hymens Bande,
Die Tugend wahrt ſie unverſehrt; —
Es iſt die Treu im Eheſtande
Wohl 20,000 Gulden werth! . . . . . 20,000 fl.
Summa 100,000 fl.

Wechſelſeitige Entſchuldigung.

(Eine Anekdote.)

Ein junger Mann, dem es gelang,
Vom Magiſtrat das Ämtchen zu erringen,
Das auferlegt: Du ſollſt durch einen Strang
Den Böſewicht dem Himmel näher bringen!
Sollt' endlich nun ſein Meiſterſtück
An einem jungen Mörder machen.
Er ſah die Menge Volks, die Wachen,
Da zittert' er, der Hand entfiel der Strick,
Und kurz, er kam gewaltig in die Enge.
Da ſprach er zu dem Mörder: „Freund! verzeiht
„Mir dießmal meine Langſamkeit,
„Es iſt zum erſten Male, daß ich hänge!“ —
Doch der verſetzt: „Verzeiht auch Ihr,
„Wenn ich euch noch vergrößre die Beſchwerde;
„Denn ſicherlich iſt's auch bei mir
„Zum erſten Mal daß ich gehangen werde.“

An Fanny.

Ich möchte dir einmal ein Liedchen bringen,
Den Wunſch haſt du mir öfters ſchon entdeckt,
Doch wenn ich es verſucht, von dir zu ſingen,
Hat meine Phantaſie mich ſtets geneckt;
Nicht flink genug war meine Hand zu ſchreiben,
Es fiel mir gar ſo viel auf einmal ein,
Dem Herzen muß das Blatt ſtets ſchuldig bleiben,
Denn jenes iſt zu groß, und dieß zu klein.

Dacht' ich bei deinen Augen anzufangen,
So ſah ich gleich das braune Lockenhaar,
Wollt' ich dann mahlen deine Roſenwangen,
So ſtellten ſich die Grübchen d'rin mir dar,
Wollt' ich von deinem ſanften Munde ſprechen,
So ſah ich auch zugleich den Perlenzahn.
Eins nöthigt mich das Andre abzubrechen,
So end' ich nie, und fange niemals an.

Will ich beſchreiben deines Herzens Güte,
Da iſt denn gar kein Wort mir gut genug,
Nichts glückte, was ich mich zu bilden mühte,
Ich fühlte nur, und war zu wenig klug.
Nichts traf ich, wie es ſtand in meinem Buſen,
Und Alles ſchien mir viel zu ſchwach, zu kalt;
Genug! — dem Frechen zürnen ſonſt die Muſen,
Der eine Grazie ſo menſchlich mahlt.

Die Sonne und der Staub.

(Eine Fabel.)

„Wo iſt dein Glanz, o goldne Sonne?
„Zu der ſo viele Menſchen beten,
„Indeß ſie mich mit Füßen treten; —“
Sprach einſt mit prahleriſcher Wonne
Ein Wölkchen Staub, das hoch empor
Der Wirbel trug. — „Ha eitler Thor! —“
Erwiderte die Sonne d'rauf, —
„Nicht lange kannſt du mich verdunkeln;
„Denn hört der Sturm zu wüthen auf,
„Werd' ich auf's Neue wieder funkeln!“ —

Dieß mag Verdienſt dem frechen Hohne
Erwidern, dem's gelang, die Krone
Durch ſchlaue Niederträchtigkeiten
Auf kurze Zeit ihm zu beſtreiten.

Die Flecken und die Flittern.

(Eine Fabel.)

Mit einem ſammtnen Roſakleid
Will ſich Claudine ſchmücken zu dem Balle,
Da ſieht ſie mit dem größten Herzeleid,
Daß Flecken in dem Kleide ſind; — voll Galle
Ruft ſie ihr Mädchen: — „Seh ſie doch, Liſette,
„Die Flecken hier, die dank ich wohl, ich wette,
„Nur ihrer Ungeſchicklichkeit! —“
Liſett' entſchuldigt ſich, vergebens doch,
Claudine ſchwört: ſie müſſe heute noch
Das Haus verlaſſen, wird's ihr nicht gelingen,
Die Flecken aus dem Kleide auszubringen.
Wie groß iſt nun des Mädchens Fleiß,
Sie reibt die Flecken trockner bald, bald naſſer,
Doch ganz umſonſt ſind Müh' und Schweiß,
Umſonſt Fleckpulver, Öhl und Köllnerwaſſer.
Doch endlich fährt dem armen Mädchen —
Ein herrlicher Gedanke durch den Sinn:
Sie ſendet ſchnell in's nächſte Städtchen
Das Kleid zu einer Stickerinn,
Und läßt die Flecken alle ganz
Mit goldnen Flittern überſticken; —

Es kömmt zurück, den neuen Glanz
Erblickt Claudine mit Entzücken,
Und zieht es zu dem Balle an. —
Das Kleid bewundert jedermann,
Beſonders ſchön, beſonders neu
Läßt auf dem Sammt die Stickerey,
Und alle Damen werden grün vor Neid;
Denn jede wünſchet ſich ein ſolches Kleid.

Habt, Freunde, Acht, weil ſich die größten Flecken
Gewöhnlich unter grellem Glanz verſtecken.

Auf den Tod der Anna Fedorowna Krüger,

k. k. Hofſchauſpielerinn.

So iſt dir denn auf Erden nichts zu theuer,
Du unerbittlich ehernes Geſchick!
Du ſchoneſt nicht des größten Sängers Leier,
Nicht Tugend, Weisheit, — Schönheit nicht und Glück;
Auf deinen Hauch verliſcht der Wangen Feuer
Und ſchnell erſtarrt der ſeelenvollſte Blick,
Manch' Purpurmund, dem Schönes nur entfloſſen,
Auf ewig wurd' auch er durch dich geſchloſſen.

Es muß ein Himmel ſeyn! — wollt Ihr's verneinen,
So ſeht: das Beſte ruft das Schickſal fort;
Dieß kann ſich mit dem Schlechten nicht vereinen,
Es ſammelt ſich an einem beſſern Ort;
Und alles dunkle Glauben, Wünſchen, Scheinen
Wird zur entſchleierten Gewißheit dort! —

Wem nichts auf Erden übrig bleibt zu ſehen,
Dem muß ein höh'res Leben offen ſtehen.

Auch du, o holde Jungfrau! zarte Blüthe,
Tratſt früh von deiner Pilgerreiſe ab,
Dein Flammengeiſt, der für Erhabnes glühte,
War für den Leib zu ſtark, den Staub dir gab;
Je höher jener ſich zu fliegen mühte,
Je tiefer ſchwankte dieſer hin zum Grab,
Den Ballaſt warfſt du aus dem Schiff des Lebens,
Und ſchwangſt dich leicht zum Urquell deines Strebens.

Es ſah der Genius der Kunſt dein Ringen,
Und reichte dir von oben ſeine Hand,
Der Schwachen zu erleichtern das Vollbringen,
Führt' er dich in ein fernes fremdes Land *);
Denn hier, wo alle Herzen an dir hingen,
Zerriſſeſt ſchwerer du des Lebens Band,
Vereitelt hätten wir ſein himmliſch Walten,
Durch Liebe dich vielleicht zurückgehalten.

Mit dir ſind auch die Bilder hingeſchieden,
Die du uns vorgezaubert, ſchön und wahr,
Wir ſeh'n nicht mehr Cathinka und Elfrieden,
Die Jungfrau nicht, wie Schiller ſie gebar,
Und alle die Geſtalten, die hienieden
Verherrlicht Melpomenens Kunſt=Altar,

---

*) Sie ſtarb auf einer Kunſtreiſe in Peſth.

Verſchwunden ſind ſie auch mit dir. — Nur eine
Lebt ſtets in unſern Herzen fort, die deine.

Selbſtgeſpräch eines Bauermädchens nach der Schlacht bei Leipzig im Jahre 1813.

Juchhe! die Feinde ſind geſchlagen,
Der Vater ſagt's, es muß ſo ſeyn,
Nun dürfen wir wohl nimmer zagen,
Sie dringen nie in's Land herein;
Die Deutſchen ſtellten ſich zur Wehre,
Dem Vaterlande ſtets getreu,
Und denkt, ihr Mädchen, welche Ehre,
Mein lieber Hanns war auch dabei!

Einſt that mir zwar der Abſchied wehe,
Als ihn zum Kampfe rief ſein Muth,
Doch jetzt erfreut's mich, da ich ſehe,
Es geht da draußen gar ſo gut;
So oft ſie in den Blättern leſen,
Daß eine Schlacht gewonnen ſei,
So denk' ich, ſind ſie brav geweſen,
So war dein Hanns gewiß dabei!

Doch geſtern war die Freud' entſetzlich,
Da die gedruckte Zeitung kam;
Mein Vater las, und rief dann plötzlich,
Indem er mich am Kopfe nahm:
Jetzt, liebes Kind, jetzt iſt's entſchieden,
Das deutſche Land iſt wieder frei,

Und nun dictiren wir den Frieden, —
  Da iſt Hanns ſicher auch dabei.

In Sachſen ward der Feind geſchlagen,
  Bei Leipzig war die groſſe Schlacht,
Bin's nicht im Stande nachzuſagen,
  Wie viel Gefangne ſie gemacht,
Wie viele Wagen ſie genommen,
  Gefüllt mit Pulver und mit Blei,
Wie viel Kanonen ſie bekommen,
  Und überall war Hanns dabei.

In jedem Auge glänzt die Freude,
  Ob der zerſprengten Sclaverei,
Die Dirnen ſeh'n auf mich mit Neide,
  Nicht jede hat 'nen Hanns dabei; — —
Doch halt! — Es ſteht ja auch geſchrieben,
  Daß mancher dort gefallen ſei,
Wie? — Wenn mein Hanns auch todt geblieben?
  Nein, nein, da war er nicht dabei.

Auf einen Verleumder.

Lothar ſei ein Mann von Ehre,
Sagt die ganze Stadt,
Und ich weiß nicht in der That,
Wie das zu bezweifeln wäre? —
Leicht iſt er dazu gekommen,
Da er Andern ſie genommen.

Gebeth einer Frau.

„Nicht länger iſt es zu ertragen
„Mit meinem böſen Mann;
„Ach! geſtern hat er mich geſchlagen,
„Daß ich nicht ſtehen kann.
„Gott! ende einmal meine Leiden,
„Zerreiß' dieß läſt'ge Band,
„Nimm zu dir Eines von uns Beiden, —
„Ich ziehe dann auf's Land."

Des Trinkers Morgen.

Die Frau.

So wach' einmal auf, und ſteig' aus dem Bette,
Schon ſteigt auch die Sonn' aus dem Meere hervor.

Der Mann.

Die Sonne hat Recht, doch lieb' Weibchen, ich wette,
Auch ſie guckte ſicher ſo früh nicht empor,
Wenn ſie im *Weine* geſchlafen hätte.

Trinklied.

1.

Brüder! unſer Erdenwallen
Iſt ein ew'ges Steigen, Fallen,
Bald hinauf, und bald hinab;
In dem drängenden Gewühle
Giebt's der Gruben gar zu viele,
Und die letzte iſt das Grab.

Chor.
Darum Brüder, ſchenket ein,
Muß es ſchon geſunken ſeyn,
Sinken wir berauſcht vom Wein.

2.
Einem iſt der Wurf gelungen,
Hat ſich hoch emporgeſchwungen,
Doch das Glück iſt nur ein Ball;
Seht, je kräft'ger man ihn ſchlaget,
Und je höher er ſich waget,
Deſto tiefer iſt ſein Fall. —

Chor.
Darum, Brüder, ſchenket ein,
Muß es ſchon gefallen ſeyn,
Fallen wir berauſcht vom Wein.

3.
Einmal muß der Menſch im Leben
Sich dem blinden Gott ergeben,
Amor fährt ihm durch den Sinn;
Und dann muß er ſchrecklich büßen,
Seufzend ſinkt er zu den Füßen
Der erwählten Königinn.

Chor.
Laßt Euch nicht mit Weibern ein,
Muß es ſchon geſunken ſeyn,
Sinken wir berauſcht vom Wein.

4.

Manchmal pflegt ein Sturm zu toſen,
Und kein Land iſt wo die Roſen
  Ohne alle Dornen blüh'n,
Neben Trauben wächſt der Wermuth,
Welcher Menſch ſank nie in Schwermuth,
  Von dem Gram gebeuget hin?

Chor.

Darum, Brüder, ſchenket ein,
Muß es ſchon geſunken ſeyn,
Sinken wir berauſcht vom Wein.

5.

Seine Seele rein zu halten,
Wenn in Graziengeſtalten
  Überall das Laſter winkt,
Welch ein rühmliches Bemühen!
Doch nicht jeder iſt zu fliehen
  Stark genug; er ſtrauchelt, — ſinkt.

Chor.

Darum, Brüder, ſchenket ein,
Muß es ſchon geſunken ſeyn,
Sinken wir berauſcht vom Wein.

6.

Seht Ihr unter Sturm und Wettern
Jenen Mann den Berg erklettern,
  Von des Ruhmes Glanz erhellt? —

Doch, wer wird ihn oben ſchützen? —
Näher iſt er dort den Blitzen,
Einer trifft ihn, und er fällt. —

Chor.

Laſſet oben oben ſeyn,
Muß es ſchon gefallen ſeyn,
Fallen wir berauſcht vom Wein.

7.

Wie ein Wurm in Büchern graben,
Heißt den Durſt im Salze laben,
Denn der Menſch weiß nie genug;
Er zerknickt der Freude Blüthen,
Sinkt dann in ein dumpfes Brüten,
Und wird aus ſich ſelbſt nicht klug.

Chor.

Weisheit, Brüder, trägt nichts ein,
Muß es ſchon geſunken ſeyn,
Sinken wir berauſcht vom Wein.

8.

Hätt' auch einer hier die Ehre,
Daß er nie gefallen wäre,
Preiſet nicht ſein ſelt'nes Loos; —
Schützt doch nichts vom letzten Falle,
Endlich ſinken wir doch Alle
In der Mutter Erde Schoos.

Chor.

Muß es ſchon geſunken ſeyn,
Sinken wir berauſcht vom Wein
Auch noch in das Grab hinein.

Entſchuldigung eines Schauſpieldirektors.

Ein Fremder ward an einem kleinen Ort
Als Hamlet ausgepfiffen; —
Von Scham und Schmerz ergriffen,
Lief er im zweiten Akt ſchnell von der Bühne fort. —
Die ſtand nun einige Minuten leer,
Doch endlich trat hervor der Direkteur
Und ſprach: „Verehrungswerthes Publikum!
„Was ſoll ich ſagen? Ich bin ganz beklommen,
„Der Hamlet, den Sie ſah'n, war wie ein Eſel dumm,
„Doch, Sie verzeih'n, es wird ſogleich ein Andrer kommen."

An die Ungarn.

(als ſie im Jahre 1813, zu dem Völkerkriege für Deutſchlands Freiheit, in unglaublich ſchneller Zeit 10,000 Veliten ſtellten.)

Der Kampf begann für Freiheit, Recht und Ehre,
Der Deutſche ſeiner Kräfte ſich bewußt,
Fühlt tief beſchämt des fremden Joches Schwere,
Ein heilig Feuer glüht in ſeiner Bruſt.
Zur Loſung ward der gleiche Klang der Sprache,
Und jeder Groll um kleine Zwecke ſchwand;

Es gibt nur eine allgemeine Sache,
Es gibt nur einen Feind, ein Vaterland.

Die Nebel wichen, die den Tag umflorten,
Es dämmert eine neue, beſſ're Zeit,
Die Himmel ſelber öffneten die Pforten,
Und ſandten rettend die Dreieinigkeit *).
Vereinet bannten drei gekrönte Brüder
An ihre Fahnen ihrer Völker Glück,
Und heulend ſtürzt' die giftgeſchwollne Hyder
Der Zwietracht in den Orkus ſich zurück.

Und wie die Fürſten ſich die Hände reichten,
So ſchloſſen auch die Völker einen Kreis,
Die Sonnen, die am nahen Ziele leuchten,
Sind ew'ger Fried' und Freiheit. — Welch' ein Preis!
Hinan! hinan! er muß errungen werden,
Zum größten Feſte ladet Ehre ein,
Kein edles Volk, kein edler Menſch auf Erden
Darf von dem Feſte ausgeſchloſſen ſeyn.

Und alſo ſprach zu allen ſeinen Kindern
Vom Götterſtrahl durchglühet Kaiſer Franz:
»Ich darf die Nemeſis nicht länger hindern,
»Sie breche ſich den blut'gen Lobeerkranz.
»Wohlan! ſo mögt ihr nun die Schwerter heben,
»Im Grab' iſt's kühl, wenn gleich im Kampfe heiß;
»Nur der allein verdienet frei zu leben,
»Der ohne Zagen frei zu ſterben weiß.«

---

*) Öſterreich, Rußland, Preußen.

Dieß Wort, geſprochen im gerechten Grimme,
Der ſich're Blitz zum nahen Racheſtreich, —
Drang durch des Königs-Bruders Echoſtimme,
Hochherzige Pannonier! an Euch,
Und ſchnell in aller Herzen klang es wieder,
Und Jubelruf erſchallte durch die Luft! . .
Auf zu den Waffen, auf zum Kampfe Brüder!
Wer zaudert noch, wenn ihn ſein König ruft? —

Und Alles drängt im fröhlichen Getümmel
Sich zu dem Freiheitspanner jauchzend her;
Es war, als fielen Waffen von dem Himmel,
Als wüchſe aus der Erd' ein neues Heer.
Der Jüngling in des Lebens zart'ſter Blüthe
Ward durch die Kraft des Willens ſchnell zum Mann.
O ſeht, und ſtaunet, was Regentengüte
Und Unterthanenliebe wirken kann.

Dort könnt ihr noch den echten Adel ſehen,
Wie ihn die alte kräft'ge Zeit gebar;
Die ſonſt am nächſten an dem Throne ſtehen,
Sie ſchützen ihn am erſten vor Gefahr.
Der Vätergeiſt zu jeder Großthat rege,
Er erbte auch ſich auf die Söhne fort,
Das: Moriamur nunc pro nostro rege,
Iſt jedes braven Ungars Loſungswort.

Schon zogen ſie hinaus die muth'gen Krieger,
In's Schlachtfeld, Deutſchlands ſchönſten Lorbeerhain,
Die Hände reichen ihnen Leipzigs Sieger
Und weihen ſie zum heil'gen Bunde ein.

Dort gibt's nicht mehr verſchied'ne Nationen,
Die *That* hat alle *Namen* dort verbannt,
Die Krieger aller Völker, aller Zonen,
Sind eins, und *Kämpfer Gottes* nur genannt.

An Karolinen Pichler,

geborne von Greiner.

Bei Überſendung von Körner's Leier und Schwert *).

Nimm hin des edlen Jünglings *Schwert und Leier*,
Der durch das *Schwert* die *Leier* hat bewährt;
Wie innig er die *Leier* auch verehrt,
Dem *Schwerte* war der Muth'ge doch noch treuer.

Sein deutſches Wort hat kräftig uns gelehrt,
Es ſei des Lebens einzig werth ein Freier.
In ſeinem Innern brannt' ein Heldenfeuer,
Das ſeine *Leier* immer mehr genährt.

Und *Schwert und Leier*, beide unverſehrt,
Hat gegen Deutſchlands Feinde er gekehrt,
Und beide waren darum nur ihm theuer! —

Doch waren ſie wohl auch einander werth? —
Die *Leier* rief den Jüngling zu dem *Schwert*,
Und ach! — Das *Schwert* zertrümmerte die *Leier*.

---

*) Unter dieſem Titel veranſtaltete Körner's Vater eine Ausgabe ſeiner deutſchen Kriegslieder.

Des deutſchen Mädchens Wunſch und Vorſatz.

O! wenn ich doch jetzt kein Mädchen wär',
Wo die Männer ſo viel bedeuten,
Wo ſie draußen ſteh'n auf dem Felde der Ehr',
Für alles, was heilig, zu ſtreiten;
Mit dem Schwerte zerhauen das ſchimpfliche Band,
Das ein Fremder um Deutſchlands Völker wand;
Es klopfet voll Sehnſucht das Herz mir ſo ſchwer,
O! wenn ich doch jetzt ein Bube wär'! —

O! wenn ich doch jetzt ein Bube wär'!
Wie folgt ich euch gerne, ihr Brüder!
Ich nähme noch heute ein blankes Gewehr,
Mich zu reih'n in die heiligen Glieder,
Die nicht wanken, wenn auch der Tod ſie umbrüllt,
Denen ein Gedanke die Seel' erfüllt:
Zu rächen die Schmach, die uns drückte ſo ſchwer.
O wenn ich doch jetzt ein Bube wär'!

O wenn ich doch jetzt kein Mädchen wär'!
Die ſtille Arbeit der Frauen,
Der Strickſtrumpf, der Nährahmen freu'n mich nicht mehr,
Die binden, und jetzt heißt's zerhauen.
Wo der Kaiſer ſteht mit dem Schwert in der Hand,
Wo der Deutſche kämpft für ſein Vaterland,
Nur dort gibt es Arbeit verbunden mit Ehr'.
O wenn ich doch jetzt ein Bube wär'!

O wenn ich doch jetzt ein Bube wär'!!
  Unſerm Franz wich ich nicht von der Seite,
Eine Wunde für ihn, ſie ſei noch ſo ſchwer,
  Sie wär' meine herrlichſte Beute;
  Ein zerſchoſſener Fuß, eine hölzerne Hand
Sind ein Freibrief durch's ganze deutſche Land,
  Einen ſolchen Orden nimmt Niemand mir mehr.
  O wenn ich doch jetzt kein Mädchen wär'!!! —

Doch halt! — es iſt nichts ſo ſchwach, ſo gering,
  Daß es nicht ſeinen Wirkungskreis hätte;
Der kleinſte Wurm iſt ja auch ein Ring
  In der allumfaſſenden Kette;
Der Schwache, der wirkt, was er wirken kann,
Hat mehr als der Starke, der zögert, gethan,
  Drum froh meine Seele zum Kampfe, zum Sieg!!
  Ich künd'ge dem Feinde den kleinen Krieg.

Will künftig nicht mehr nach Modetand
  Aus fremden Ländern verlangen,
Was der Fleiß erſchuf im Vaterland,
  Damit will ich einzig nur prangen;
So lange ſchnitt Frankreich uns Kleider und Schuh,
Und mit dieſen ſchnitt es die Länder uns zu.
  Hinweg mit dem fränkiſchen Modenſpiel!
  Mein Deutſchland hat echten Schmuckes ſo viel.

Die Sprache, die an der Wiege ſchon
  Vom Muttermund ſüß mir geklungen,
Und deren gleicher verwandter Ton
  Mir Herzen öffnet und Zungen,

Sie allein ſei ſtatt galliſchen Wörterſpiels
Der kräftige Dolmetſch des deutſchen Gefühls.
Der Franke glaubt, daß die Welt ſein gehört,
Weil er überall nur ſeine Sprache hört.

Will meiden die Künſte der Heuchelei,
Und eben ſo reden, als fühlen,
Nur einen lieben, und den recht treu,
Nicht mit den Herzen nur ſpielen,
Will beſcheiden, ſittſam und häuslich ſeyn,
Der That nur glauben und nicht dem Schein;
So kehren die alten Sitten zurück,
Und die Deutſche erkennt man bei'm erſten Blick.

Die beiden Säufer.

(Eine Anekdote.)

Des Morgens ſchon betrank ſich Veit.
„Pfui! ſprach ſein Nachbar, ſei geſcheidt!
„Ich liebe auch die geiſt'gen Säfte,
„Doch erſt, wenn meine Tagsgeſchäfte
„Verrichtet ſind, genieß ich ſie!“ —
„„Haſt Recht, — verſetzte Veit, — doch ſieh,
„„Wenn ich mir ſchon des Morgens früh
„„Ein Räuſchchen trank, ſo iſt ſodann
„„Mein Tagsgeſchäft ſchon abgethan.““

In das Stammbuch eines magern Freundes.

Rund iſt der Himmel,
Rund iſt die Welt,
Rund iſt das Auge,
Rund iſt das Geld;
Alles was ſchön iſt,
Rund uns erſcheint,
Ründe auch du dich
Beſſer, mein Freund!

Der Ehrgeizige und ſein Genius.

(Ein Zweigeſpräch.)

Der Ehrgeizige.

Es drängt mich und treibt mich von Ort zu Ort
Ich habe nicht Ruhe hienieden,
Mein Purpur iſt Blut, mein Miniſter iſt Mord,
Den Todten nur gönn' ich den Frieden.
Kaum hab' ich den Sprung nach dem Hohen gethan,
So ſtarr' ich auch ſchon nach dem Höhern hinan,
Und nennt' ich auch alles Geſchaffene mein,
Zu wenig! — dann möcht' ich auch Schöpfer noch ſeyn.

Der Genius.

Menſchenherzen, Göttergaben,
Meſſen eine Spanne kaum,
Doch in dieſer Spanne haben
Unzählbare Freuden Raum.

Univ.-Bibliothek
Regensburg

D'rum nicht nach dem nächſten Morgen
Spähe, Menſch, dein gier'ger Blick,
Was du wünſcheſt, macht dir Sorgen,
Was du haſt, das iſt dein Glück.

Der Ehrgeizige.

Mich lockt nicht die Roſe durch Blüthe und Duft;
Nicht des Veilchens beſcheidenes Blau,
Nicht die Blümlein all', die ihr Götter erſchuft,
Zur Zierde für Wieſen und Au';
Ein Baum nur winkt mir im dunklen Grün,
Auch ohne zu duften, ohne zu blüh'n.
Muß reißen den Aſt ihm vom Gipfel herab,
Und ſtürzt' ich gerade vom Baum in mein Grab!

Der Genius.

Folg' den Blümlein, die dich locken,
Nicht zertritt ſie, wenn ſie blüh'n,
Sonſt wird bald der Boden trocken
Unter deinen Füßen glüh'n; —
Magſt ein Zweiglein dir erwerben
Von dem Baume, der dir lacht,
Doch ſoll dir der Baum nicht ſterben,
Brich den Aſt ihm nicht mit Macht.

Der Ehrgeizige.

In jedes Sterblichen Herzens brennt
Eine Flamme, die ihn belebt,
Die man Freundſchaft bald, und bald Liebe nennt,
Nach der Nahrung, nach welcher ſie ſtrebt;

Doch die Flämmchen flackern in Qualm und Dunſt,
Es gibt nur eine hellloderende Brunſt:
Die Ehre, die brennt von ſich ſelbſt genährt,
Bis ſie alles, was vor ihr geſtanden, verzehrt.

Der Genius.

Jene beiden Flämmchen wähle,
Angefacht durch Gottes Hauch,
Sie erleuchten dir die Seele,
Und erwärmen ſie dir auch;
In der Ehrſucht heißen Gluthen
Härtet ſich dein armes Herz,
Lächelnd ſiehſt du Brüder bluten,
Und ihr Elend wird dein Scherz.

Der Ehrgeizige.

Laß alles verfallen in Schutt und Ruin,
Es bildet den Berg, der mich hebet,
Laß' ſinken in ihrem Blute dahin
Sie Sclaven, die niemals gelebet;
Im Rechenbuch, das die Geſchichte hält,
Sind Schwache nur Nullen auf dieſer Welt,
Von denen ihr Schickſal nichts weiter begehrt,
Als daß ſie erhöhen der Einheit Werth.

Der Genius.

Sprich, ob Tod dich nicht durchbebet,
Flüſtert dieß dein Stolz dir ein? —
Mittel wäre, was da lebet,
Und der Zweck nur du allein? —

Sieh doch dieſe Nullen, — freundlich
Schließt ihr großer Ring ſich ja,
Eine hält die andre; — feindlich
Stehſt nur du, die Einheit da.

Der Ehrgeizige.

Vergebens! Wenn auch das Glück mich verläßt,
Wenn alle Säulen auch wanken,
Am letzten Pfeiler noch halt' ich mich feſt,
Auf's Neue empor mich zu ranken;
Und ſollt' ich die Aſche des Weltalls dreh'n,
Der Nächſte will ich am Himmel ſtehn,
Und ſtürzt' auch der Himmel ſelbſt über mir ein,
Wohl! er nur iſt würdig, mein Grab zu ſeyn.

Der Genius.

Fruchtlos hab' ich dich gewarnet,
Fahre hin, dich geb' ich auf;
Wen der Dämon hat umgarnet,
Hält nicht ſtill in ſeinem Lauf.
Höher rangſt du ſtets hienieden;
Ringe nur, o ringe zu!
Oben lächelt dir nicht Frieden,
Nur tief unten winkt dir Ruh'!

Der Beruf des kleinen Peters.

Wenn wir uns ſo zuſammenſetzen,
Ich und der Vater, zum Krug Bier,
Und über dieß und jenes ſchwätzen,
Da ſagt er manches Mal zu mir:

„Du weißt, daß jeder Stand Beſchwerden,
„Und jeder ſeine Freuden hat,
„Nun Junge, ſprich, was willſt du werden?“
Da ruf' ich freudig aus: „Soldat!“

Und fragt er dann mich um die Gründe,
— Die fordert er von jedem Wort, —
So weiß ich, daß ich hundert finde,
Da red' ich Stunden lange fort:
Er ſei zu Fuß, er ſei zu Pferde,
Und wenn er nur ein Auge hat,
S'iſt doch nichts Schöners auf der Erde,
Als ſo ein rechter Herr Soldat.

Die Uniform, die weiße knappe,
Der Gang, Bauch ein und Bruſt heraus,
Der Schnurbart, und die goldne Kappe,
Das ſieht 'mal gar zu prächtig aus;
Dann erſt der Säbel an der Seite,
Der immer klappert neben an,
So ſtille geh'n die andern Leute,
Soldaten ſieht gleich jedermann.

Wenn Andere ſtudieren müſſen,
Daß ihnen faſt der Kopf zerbricht,
Braucht der Soldat doch nichts zu wiſſen,
Als wie man haut und ſchießt und ſticht;
Und wird er das recht gut erlernen,
Erſchießt er eine groſe Zahl,
So ziert man ihn mit goldnen Sternen,
Und macht ihn gar zum Korporal.

Nimmt Nachbars Bartel mir den Wagen,
Den ich bekam zum Namenstag,
Da kömmt die Luſt mir d'rein zu ſchlagen,
Doch Vater das nicht leiden mag;
Da muß ich's mit Geduld ertragen. —
Viel glücklicher iſt ein Soldat,
Den hindert Niemand d'rein zu ſchlagen,
Wenn man ihm was genommen hat.

Des Kaufmanns Fritz will Doktor werden,
Und lieſt ſchon ganz perfekt Latein,
Sein Vater nennt ihn den Gelehrten;
Ich will ihm d'rum nicht neidig ſeyn,
Ein Doktor bringet ſeine Freunde,
Wenn ihnen etwas fehlet, um,
Doch ein Soldat nur ſeine Feinde,
Das Letzte iſt doch nicht ſo dumm.

Ich ſollt' an allen Feiertagen
Zum Cantor geigen lernen geh'n,
Ach pfuy! — Das einz'ge Trommelſchlagen,
Das möcht' ich lernen, das iſt ſchön! —
Wenn die Soldaten vorwärts ziehen,
Drumdum, drumdum, im gleichen Schritt,
Da darf ſich keiner wohl bemühen,
Die Füße geh'n von ſelber mit.

Und kurz, ich laſſe mir's nicht wehren,
Ich werd' Soldat, bin ich einſt groß,
Der Kaiſer muß mich dann ernähren;
Nu warte, freu' dich nur Franzos! —

Es hat mich lange ſchon verdroſſen,
Daß du uns neckſt, das darf nicht ſeyn,
Und hab' ich alle Feind' erſchoſſen,
Dann reit' ich als Kourier hier ein.

An Herrn Profeſſor Weiſſenbach.

Du, der voll Kraft Germania's Wort *) geſprochen,
Daß es in jedem Herzen wiederklang,
Empfang' der Deutſchen Dank für deinen Sang,
Und ſieh zum Lohn, wie ſie das Joch zerbrochen.

Im Staube liegt nun der, vor dem ſo lang
Ein edles Volk im Staube war gekrochen,
Es hat die Schand' im eignen Blut gerochen;
Ganz iſt das Ziel erreicht, nach dem es rang.

Den heil'gen Augenblick uns zu beſingen,
Gab dir ein Gott die Leier in die Hand,
Da er des großen Werks dich würdig fand;

Und dir gelang's! — So lang im deutſchen Land
Noch freie Berge kräft'ge Reben bringen,
Wird dir mit jedem Glas ein Toaſt erklingen.

---

*) Germania's Wort und Gruß, der heilige Augenblick und die Toaſt's des Herrn Profeſſors Weiſſenbach, ſind allgemein bekannte Meiſterwerke ſeiner Muſe.

Die beiden Pflüge.

(Eine Fabel.)

In einer Scheuer lag verſteckt
Ein Pflug, ſchon ganz mit Roſt bedeckt;
Er ſah mit Neid und ſtillem Gram,
Wenn blank und glänzend alle Nacht
Sein Bruder von dem Felde kam.
Da fragt' er einſt mit trübem Sinn:
»Wie kömmt's, daß ich ſo roſtig bin,
»Indeß du glänzeſt voll von Pracht,
»Wir ſind aus gleichem Stoff gemacht?« —
»»Sieh, lieber Freund! — verſetzte der, —
»»Mein Glanz kömmt von der Arbeit her.««

Hilfe im Tode.

Die Frau.

Wie geht dir's, mein Lieber?

Der Mann.

Sehr übel, mein Kind!
Eine neue Lunge kann Niemand erwerben,
So lieg' ich denn da, und kann nicht einmal ſterben.

Die Frau.

Liſette! hole den Doktor geſchwind! —

Die Sonnenuhr.

(Eine Fabel.)

„Wie viel Uhr iſt's? O ſieh geſchwind,
Papa! nach unſrer Sonnenuhr!“ —
„Heut ſieht man nichts, mein liebes Kind!
Die Uhr zeigt uns die Stunden nur,
Wenn ſie die Sonne hell beſtrahlt.“ —

Sieh deine traurige Geſtalt,
Die Sonnenuhr hält dir ſie treffend vor,
Du Höfling, der des Fürſten Gunſt verlor.

An den Kaiſer von Öſterreich bei ſeinem Triumpheinzuge in Wien am 16. Juni 1814.

(Dem Kaiſer in dem Vorzimmer der k. k. Hofburg vorgetragen und überreicht von Thereſen Wolf.)

Erlaub', erhabner Fürſt! daß an der Pforte
Der Ahnenburg die Unſchuld Dich empfängt,
Zu ſchwach ſind unſer Mund und unſre Worte
Für all' den Jubel, der die Bruſt beengt;
Doch Du fühlſt unſre Luſt, wie unſre Schmerzen,
Des Vaters Herz verſteht der Kinder Herzen.

Du botſt die Hand zum großen Völkerbunde,
Und der Tyrann ſank in ſein Nichts zurück.
Geheilt iſt unſers Vaterlandes Wunde,
Die Freiheit iſt erkämpft, das höchſte Glück,

Den Lorbeerkranz um Deine Strahlenkrone
Kehrſt Du zurück zu Habsburgs feſtem Throne.

Du ſtandeſt mitten in der Pulverwolke,
Und führteſt ſelbſt Dein Heer zur heil'gen Schlacht,
Du brachteſt große Opfer Deinem Volke,
Haſt nur an uns, nicht an dich ſelbſt gedacht;
D'rum nimm den Schwur aus treuer Bruſt gegeben:
Dein ſei ſtets unſer Gut und Blut und Leben!

Berg und Thal.

(Romanze.)

Auf dem Berge ſaß Ritter Theobald,
Und ſtarrt' in das Thal in die Ferne,
Ob die Sonn' ihm über dem Haupte ſtrahlt',
Ob blinken die freundlichen Sterne, —
Er gewahrte nimmer was um ihn geſchah,
Weil er unverwandt nur nach dem Thale ſah.

Und wie er ſo ſtarrte ſtets fort und fort,
Ergriff ihn ein namenlos Sehnen,
Er ſeufzte: „O wär' ich im Thale dort,
Dann fänd' ich das Ziel meiner Thränen!
Es däucht' ihm, als bilde ſich über dem Wald
Aus Nebel ein Weſen von Himmelsgeſtalt.

Und fragte der Vater um Theobald,
(Den Geliebten vermißt' er nicht gerne)
So hieß es: „Er ſitzt auf dem Berge am Wald,
„Und ſtarrt in das Thal in die Ferne; —“

Und ob des Sohnes ſeltſamer Luſt
Wälzt ein Berg ſich ſchwer auf des Vaters Bruſt.

Und Bankette ordnet' er, Feſte an,
Lud die Ritter all' in der Runde,
Die trefflichſten Sänger kamen heran,
Und die Freude entfloß ihrem Munde.
Der Blick ſchöner Weiber, und Tanz und Wein,
Sie ſollten die Aerzte des Sohnes ſeyn.

Doch je heller flammte das Kerzenlicht,
Je düſt'rer ward Theobalds Seele,
Zufriedenheit glänzte auf jedem Geſicht,
Er fühlte, daß Alles ihm fehle;
Stumm ſtand er mitten in Lärm und Gebraus,
Und freudeleer mitten im Freudenhaus.

Nur wenn er an's gothiſche Fenſter ſich ſtahl,
Und ſah in die neblige Ferne,
Und ſah hinüber ins liebe Thal,
Wo blinkten die freundlichen Sterne,
Erröthete plötzlich ſein blaſſes Geſicht,
Und die Freude hinter ihm ſtörte ihn nicht.

Und der Vater rief den Geliebten ſein,
Da nichts mehr ihm frommte zum Glücke,
Einſt des Abends in's heimliche Kämmerlein,
Und ſprach mit Thränen im Blicke:
„Mein Theobald! Weißt wohl, ich liebe dich ſehr,
„Drum rede, was drückt dir das Herze ſo ſchwer? —“

»»Ach Vater, mein Vater!«« d'rauf Theobald:
»»Laß ziehen mich hin in die Ferne,
»»Laß ziehen in's Thal mich dort über dem Wald,
»»Entgegen dem glücklichſten Sterne;
»»Dort ſuch' ich, dort find' ich gewiß was mir fehlt,
»»Das Leben, die Freude, die Liebe, die Welt!««

Erwiedert der Vater: — »Mein Theobald!
»Zieh' immer hin in die Ferne,
»Zieh hin in das Thal dort über dem Wald,
»Entgegen dem glücklichſten Sterne;
»Es ſchmelze ſein Strahl jeden Gram, der dich quält,
»Magſt finden, was ich jetzt verliere — die Welt.«

Wer ſchildert des Jünglings Freude, ſo groß?
Auf einmal wird er ganz munter,
Er eilt in den Stall, zäumt ſich ſelber ein Roß,
Und reitet den Schloßberg hinunter;
Und reitet, und reitet, ſieht nimmer zurück,
Nur vorwärts zum Thale hin ſtarret ſein Blick.

Und vor ihm zieht ſich der Nebelſtreif hin,
Wird immer kleiner und heller,
Und das Weſen, das dort auf dem Berg ihm erſchien,
Sieht er wieder, drob reitet er ſchneller,
Und endlich verſchwindet der Nebel zumal,
Und der Junker hält in dem Dörfchen im Thal.

Und horch! Grabgeläute ihn ſchaurig umhallt,
Sein Herz klopft in hörbaren Schlägen,

Es wird ihm ſo ſehnig. — Ein Leichenzug wallt
Ihm feierlich langſam entgegen,
Es zierten Roſen und Lilien den Sarg,
Der die ſchönſte aller Roſen verbarg.

Der Junker zu einem Mütterchen trat,
Das nachwankt dem Zug' an dem Stabe.
Und freundlich die Alte um Kunde bat,
Wen man da beſtatte zu Grabe? —
„Herr Ritter“ — verſetzt ſie, — das Auge naß,
„Ach, gar ein ſeltſam Mährlein iſt das!

„Was je die Erde Schönes gebar,
„Wird der Erde jetzt wieder gegeben,
„Ein Mädchen mit blondem Lockenhaar,
„Und ſchlanker geſtaltet als Reben,
„Ihr Äuglein des Himmels Bläue ſtahl;
„Ach! ſolch ein Mädchen gibt's nimmer im Thal.

„Der Böſe hat ihr den Sinn verrückt:
„Wo die Burg dort ſteht in der Ferne,
„Auf den Berg hat ſie immer hinaufgeblickt
„Bey Tag, und wenn blinkten die Sterne;
„Sie gewahrte nimmer, was um ſie geſchah,
„Weil ſie unverwandt nur nach dem Berge ſah.

„Und wie ſie ſo ſtarrte ſtets fort und fort,
„Ergriff ſie ein namenlos Sehnen,
„Sie ſeufzte: Wär' ich auf dem Berge dort,
„Dann fänd' ich das Ziel meiner Thränen;

„Sie träumte, als bilde ſich über dem Wald
„Aus Nebel ein Weſen von Himmelsgeſtalt.

„D'rob grämten ſich Vater und Mutter ſehr,
„Und möchten die Tochter gern heilen,
„Doch die Sehnſucht drückte ſie allzuſchwer,
„Die konnte im Leben nicht weilen;
„Und geſtern Abends man endlich ſie fand,
„Entſeelt, das Geſicht nach dem Berge gewandt.“

Der Junker vernimmt es und ſprenget fort,
Dem Zug nach, daß Funken rings ſtoben; —
Sie ſtanden ſchon Alle am Grabe dort,
Vom Sarg war der Deckel gehoben,
Vor dem der Prieſter ehrfürchtig ſteht,
Zum Himmel ſprechend ein kräftig Gebeth.

Und Theobald ſieht nun die Leiche kaum,
So hält er ſchon feſt ſie umfangen: —
„Sie iſt es! —“ ſchreit er, — „mein Bild, mein Traum!“
Heiß küſſend die kalten Wangen. —
„Wohl mir, daß mit dir ich vereinet bin! —“
Und leblos ſtürzt er am Sarge dahin! —

Mühe und Lohn.

Mit dem Strom ſchwimmen iſt leicht, doch ſchwerer ihm ſchwimmen entgegen.
Jener ſchwimmt auch nur hinab, dieſer hingegen hinauf.

Recipe ein braves Weib zu bekommen.

Es iſt ein ſchlimmes Ding, die Ehe,
Und wieder ein ſehr gutes Ding;
Wenn ich ſo manches Pärchen ſehe,
Das ſchwer trägt an dem goldnen Ring,
Da graut mir, und mein Köpfchen ſpricht:
Vermähl' dich nicht!

Doch, wenn ich andre Zwei erblicke,
Die eigentlich nur Eines ſind,
Und als ein Wahrmaal von dem Glücke,
Deſſ' ſie ſich freu'n, ein liebes Kind,
Laut ſpricht mir dann das Herz im Leib:
Nimm dir ein Weib!

Die Mädchen hab' ich mir betrachtet,
Nicht wie ſie ſcheinen, wie ſie ſind,
Da fand ich denn genau beachtet
Oft Satansklau'n am Engelskind;
D'rum, der mein Lied das Stäbchen bricht,
Die nehmet nicht!

Ich will Criterien Euch nennen, —
Ihr dürft auf die Erfahrung bau'n, —
Wie Ihr bei Mädchen könnt erkennen,
Ob ſie auch tauglich ſind zu Frau'n; —
Die ich einmal als gut beſchreib',
Erwählt zum Weib!

Die Euch beym erſten Seh'n ſchon Blicke
Erwiedert, feurig und verliebt,
Und die verſtohlnen Händedrücke,
Wenn noch ſo ſanft, zurück Euch gibt,
Ein Blümchen Euch am Wege bricht,
Die nehmet nicht!

Doch die, wenn ihr ſie feſt fixiret,
Die Augen ſenket, ſchamentglüht,
Und wenn ihr leiſe ſie berühret,
Das Händchen zitternd Euch entzieht,
Der iſt Gefühl nicht Zeitvertreib,
Die nehmt zum Weib!

Die Liebe für die Kinder heuchelt,
Und jedes unſanft von ſich rückt,
Das ihr, wenn ſie geputzt iſt, ſchmeichelt,
Weil's ihr die Krauſe ſonſt zerdrückt,
Der ekelt vor der Mutterpflicht,
Die nehmet nicht!

Doch, die dem Knaben, der da eben
Geſpielt, und fiel am Bachesdamm,
Zu helfen eilt, ihn aufzuheben,
Mit weißem Fuß in ſchwarzen Schlamm,
Der pocht ein Mutterherz im Leib,
Die nehmt zum Weib!

Die einem neuen Haubenſchnitte
Und einem neuen Modenkleid

Nachgaffen kann auf zwanzig Schritte,
Und die es trägt, beſieht mit Neid,
Die ſtets von allen Waſſern riecht,
Die nehmet nicht!

Doch jene, die nicht ſtolz verſchmähet
Des vaterländ'ſchen Fleißes Frucht,
Die nicht mit fremdem Stoff ſich blähet,
In Reinlichkeit die Mode ſucht,
Nicht macht zum Aushängſchild den Leib,
Die nehmt zum Weib!

Die alle neu'ſten Werke kennet,
Bei Lichte lieſt die halbe Nacht,
Zu allen Bücherhändlern rennet,
Ob denn die Poſt nichts Neu's gebracht,
Auch ſelbſt verfaſſet manch Gedicht,
Die nehmet nicht!

Doch welche all' die Klingklangbüchlein
Verſchrobner Köpfe nicht goutirt,
Nur manchmal ſo ein kräftig Sprüchlein
Von Gleim und Wieland recitirt,
Den Meiſter *) lieſt zum Zeitvertreib,
Die nehmt zum Weib!

Die Morgens neun Uhr noch im Bette
Sich dehnt, und da den Kaffee trinkt,

---

*) Den Meiſter Göthe und ſeinen Wilhelm Meiſter.

Nachher an ihrer Toilette
Zwei Stunden durch ſich putzt und ſchminkt,
Dann Fleckchen zupft, und Haare flicht,
Die nehmet nicht!

Doch die man, wenn's auch ſchneit und regnet,
Mit einem Körbchen unter'm Arm,
Das Morgens auf dem Markt begegnet,
Wohl mitten in der Mägde Schwarm,
Die ſelbſt auch kocht zum Zeitvertreib,
Die nehmt zum Weib!

Die jedes neue Liedchen ſinget,
Das im Theater erſt erſchien,
Im **Ecossais** ſo zierlich ſpringet,
Als wär' ſie Düports Schülerin,
Kühn über Kunſt und Künſtler ſpricht,
Die nehmet nicht!

Doch die, was ſich für Hausfrau'n ſchicket,
Ganz aus dem Fundament verſteht:
Wie man ein feines Strümpfchen ſtricket,
Wie man ein Hemd recht zierlich näht,
Wär' auch nicht leicht beim Tanz ihr Leib,
Die nehmt zum Weib!

Ich weiß die Eigenſchaften alle,
Beiſammen findet man ſie ſchwer,
D'rum geht vorſichtig in die Falle;

Und findet ihr kein Mädchen mehr,
Das ganz beſtehet im Gericht,
Vermält Euch nicht!

Kein Mittelweg iſt in der Ehe,
Entweder hebt das Weibchen Euch
Zum Himmel auf durch ihre Nähe,
Wo nicht, — ſtürzt Ihr in's Höllenreich;
Denn Gott und Teufel hat im Leib
Zugleich das Weib!

Der Trauerſpiel- und der Luſtſpieldichter.

Der Trauerſpieldichter.

Ihr Luſtſpiel iſt wahrlich nicht übel gedacht,
Doch hat es mich gar nicht zum Lachen gebracht;
Der Witz iſt geſucht, nicht treffend, nicht klar.

Der Luſtſpieldichter.

Mein Lieber! da ſind Sie ſehr undankbar;
Ich lachte in Ihrem Trauerſpiel,
Das jüngſt ich geſehen, erſtaunlich viel.

Hexereien.

An Hexenmeiſter glaubt man nicht mehr,
Doch man ſucht ſie vergebens zu läugnen;
Der Beweis ihres Daſeins fällt wohl nicht ſchwer,
Da täglich ſich Wunder ereignen.

Seht ein Bißchen nur in die Welt hinaus,
Ihr bemerkt Hexereien in jedem Haus,
Und überall Hexenmeiſter.

Da hat ein dummer alberner Tropf,
Der vor Kurzem noch Schweine gehüthet,
Kein Tröpfchen Hirn hat im ganzen Kopf,
Den ſchönſten Pallaſt ſich gemiethet.
Es huld'gen in Unterthänigkeit
Die vernünftigſten Menſchen ihm weit und breit;
Iſt der nicht ein Hexenmeiſter?

Seht dort jener fade närriſche Geck,
Von ſich ſelber nur eingenommen,
Dumm, aufgeblaſen, zudringlich und keck,
Iſt bei Weibern doch ſtets willkommen;
Und ſchwätzt er gleich Elſtern, gern hört man ihm zu,
Doch fliegen die Blicke und Herzen ihm zu;
Iſt der nicht ein Hexenmeiſter?

Ein junger Milchbart verfaſſet dort
Ein Gedicht, tritt damit in die Schranken,
Man findet darin kein geſundes Wort,
Viel weniger einen Gedanken;
Und alle Journale beſchwören es doch,
Am End' übertreff' er auch Schillern noch;
Iſt der nicht ein Hexenmeiſter?

Ein alter ſiebenzigjähriger Greis
Mit Silber im Sack und an Haaren,

Will Liebesflammen entzünden am Eis,
Freit ein Mädchen von ſiebenzehn Jahren;
Und doch vermehret ſich wunderbar
Des Alten Familie mit jedem Jahr;
Iſt der nicht ein Hexenmeiſter?

Betrachtet einmal jenen Thespisſohn,
Seht ihn die Natur malträtiren,
Er hält Grimaſſen für Action,
Und brüllen für deklamiren;
Und doch, tritt er nur aus der Scene heraus,
So applaudirt ſchon das ganze Haus; —
Iſt der nicht ein Hexenmeiſter?

Jener Doctor, des Charons Lieferant,
Wird doch als der Größte geachtet;
Dieſer iſt als der Beſte der Menſchen bekannt,
Da ſein Vater im Elende ſchmachtet;
Jene ſchönen Geiſter, ſo dumm wie das Rind,
Jene Cröſuſſe, welche voll Schulden ſind;
Sind die nicht auch Hexenmeiſter?

Ihr ſeht, es gibt Hexenmeiſter genug,
Nur Einen noch kann ich nicht finden:
Der die Wahrheit ſcheidet vom Schein und vom Trug,
Und macht, daß die Nebel verſchwinden;
Daß das Böſe nur bös ſcheint, das Gute nur gut,
Daß man nur, was recht und was löblich iſt, thut,
Der wär' mir ein Hexenmeiſter! —

Liebe und Reichthum.

Ich hatt' ein Herz ganz voll von Liebe,
Auch mangelt' es mir nicht an Reichthum,
Da rief ich zu dem Gott der Liebe:
„Dich ehr' ich höher als den Reichthum!
O! ſchenke Liebe mir für Liebe,
Was nützt mir ohne ſie mein Reichthum?
Es iſt die Lieb', und nur die Liebe
Des Herzens größter, einz'ger Reichthum.“

Marien bot ich meine Liebe,
Marien bot ich meinen Reichthum,
Marie log mir Gegenliebe,
Und theilte mit mir meinen Reichthum;
Doch ach! dieß Mädchen meiner Liebe,
Verpraßte bald mir meinen Reichthum,
Dann endete auch ihre Liebe
Zu gleicher Zeit mit meinem Reichthum.

Ihr mit den Herzen voll von Liebe,
Doch ohne jeden andern Reichthum,
Erwartet ja nichts von der Liebe,
Denn Niemand liebt Euch ohne Reichthum.
Einſt lebte man nur in der Liebe,
Sie war des Herzens ſchönſter Reichthum;
Jetzt! — ohne Reichthum trennt die Liebe,
Und ohne Liebe knüpft der Reichthum.

Was für ein Weib ſoll man nehmen?

Max wollte keine Zeit verlieren
Ein Weibchen ſich nach Haus zu führen,
Doch um dabei nichts zu riskiren,
Wollt' er noch vor dem Kopuliren
Erſt einen Weiſen konſultiren,
Den alle Leute reſpektiren. —
Der fing nach langem Nachſtudieren,
Wie folget, an zu judiciren:
Ein reiches Weib wird dich regieren,
Ein armes wird dich ruiniren,
Ein dummes wird dich ennuyiren,
Ein kluges dich zu Tod' ſekkiren,
Ein altes dich nicht divertiren,
Ein junges wird dir nicht pariren,
Ein häßliches dich degoutiren,
Ein ſchönes dich mit Hörnern zieren! —
Halt! halt! rief Max, will reſigniren,
Ein Weibchen mir nach Haus zu führen!

Der Brotſchriftſteller bei der Aufführung des Königs Lear.

O armer Lear! du haſt wohl Recht,
Von ſeinen Kindern lebt man ſchlecht! —

Die Finger.

(Eine Fabel.)

Noch hatte mich mit Mohn beſtreut
Morpheus der Friedenbringer,
Da weckt' auf einmal mich ein Streit,
Ein lauter meiner Finger;
Ein jeder wollte beſſer ſeyn,
Und nützlicher ſich machen;
Ich that, als ſchlief' ich wieder ein,
Zu hören, was ſie ſprachen.

Der Daumen fing zu reden an:
Könnt' ihr es wohl vergeſſen,
Durch meine Hilfe ſchreibet man,
Nach mir pflegt man zu meſſen,
Der Stärkſte bin ich unter euch,
D'rum ſetzt man mich auf's Auge;
Herrn Plutus dien' ich auch zugleich,
Da ich zum Zählen tauge.

Still! fiel der Zeigefinger ein,
Sonſt lehr' ich gleich dich ſchweigen,
Befehlen darf nur ich allein,
Da Feſtigkeit mir eigen;
Beweg' ich ſo mich hin und her,
Werd' ich Euch Zweifel künden;
Was Menſchen ſelbſt nicht wiſſen mehr,
Das lehr' ich ſchnell ſie finden.

Nun trat der Mittelfinger vor,
  Sprach: Nicht geprahlt mein Lieber!
Verſchon' er ſeines Nachbars Ohr,
  Sonſt ſetzt es Naſenſtüber;
So manch Geheimniß wüßt' ich gleich,
  Doch mag ich mich nicht plagen;
Ich bin der Größte unter euch,
  Mehr brauch' ich nicht zu ſagen.

Goldfinger lachte vor ſich hin,
  Und ſprach: Ihr ſollt euch ſchämen!
Daß ich aus euch der Erſte bin,
  Das wird mir Niemand nehmen;
Da ſeht ein Bischen nur auf mich,
  Ich bin ein Sohn der Weihe,
An meinem Leib prangt ſichtbarlich
  Das Unterpfand der Treue.

Nun fing der kleine Finger an
  Mit ſeinem Schmuck zu prahlen:
Seht her, die Edelſteine kann
  Aus euch wohl keiner zahlen;
Wißt Ihr warum mit gläub'gem Sinn,
  Der Menſch mich alſo ſchmücket?
Weil ich ein Hexenmeiſter bin,
  Der in die Zukunft blicket.

Halt! rief ich jäh, was gibt es da?
  Was ſoll der Zank bedeuten?

Ihr ſeid ſo, wie die Menſchen ja,
Die auch um Nichts ſich ſtreiten.
Still! der Prozeß iſt beigelegt,
Ich kenne eure Künſte,
Der Hand allein, die euch bewegt,
Gebühren die Verdienſte.

Alte und neue Poeten.

Du frägſt, was zwiſchen Dichtern neu und alt
Für ein beſond'rer Unterſchied wohl ſei?
Die neuen Dichter werden gar nicht alt,
Die alten aber bleiben immer neu.

Glücklich und Glücklicher.

A.
Ich bin recht glücklich, — bin reich, geſund an Seel' und an Leib! —

B.
Ich bin noch glücklicher, Freund, als Du, denn ich habe kein Weib! —

An den Kaiſer von Rußland bei ſeiner Ankunft in Wien im Jahre 1814.

Sei uns gegrüßt, erhab'ner Fürſt aus Norden!
Du feſter Fels im ſtürm'ſchen Zeitenmeer!

Die erſte Grenze ſteckteſt Du den Horden,
Die frech verhöhnten jede Waff' und Wehr;
Ein Menſch iſt der vermeinte Gott geworden,
Durch Deinen Muth, begeiſternd auch Dein Heer,
Sein Nymbus und der Schein der Spießgeſellen
Erloſchen in der Bereczina Wellen.

Die freien Deutſchen jauchzen Dir entgegen,
Die Herzen drängen ſich zu Dir empor;
Du trateſt bei des Schickſals herbſten Schlägen
Entſchloſſen aus der Fürſten Kreis hervor,
Und legteſt in die Wage Deinen Degen,
Die lange ſchon das Gleichgewicht verlor;
Da ſank die eine Schale ſchwer vom Siege,
Die and're ſchnellte um, es ſtürzt' die Lüge.

Und als das Dunkel noch nicht wollte enden,
Da riſſeſt Du, — mit nicht geringem Schmerz, —
Der Nemeſis die Fackel aus den Händen,
Und warfeſt ſie in Deines Reiches Herz;
Da mußte ſich die Nacht zum Tage wenden,
Es ſtieg die Flamme praſſelnd himmelwärts;
Und heller ſah man nun auf allen Thronen,
Und wärmer fühlten alle Nationen.

Die Sonne zog zurück ſich vor den Flammen,
Und war's vorher dem tollen Feind zu heiß,
So ſchauert' er vor Kälte nun zuſammen,
Und ſeiner Plane Waſſer fror zu Eis. —

Die Muthigen, die von den Göttern ſtammen,
Beſchützt ein Cherubim auf ihr Geheiß:
Heil Dir, Geſegneter: Heil Deinem Volke,
Euch winkt der Herr aus Moskau's Raucheswolke.

Und als Du nun Dein eigen Reich gerettet,
Schlug an Dein großes Herz auch fremde Noth:
„Noch ſchmachten meine Brüder angekettet,
Ihr eig'nes Blut färbt ihre Erde roth;
Eh' ich nicht alle Striemen ausgeglättet,
Womit die Geißel des Tyrannen droht,
Will ich mein Haupt nicht ruhig niederlegen.“
So ſprachſt Du, und mit Dir war Gottes Segen.

Ein Rettungsengel nahſt Du nun den Brennen,
Und rüttelſt ſie aus ihrem Schlummer auf,
Der deutſche Muth, die deutſche Kraft entbrennen,
Neu hoffend ſeh'n zum Himmel ſie hinauf,
Du zeigteſt ihnen, was ſie ſollen, können,
Und warſt ihr Pathe bei der Wiedertauf';
In Friedrich's Augen glüh'n des Muthes Flammen,
Und Eure Schwerter ſchmelzen ſich zuſammen.

Und ſieh, auch unſer Franz, der Fromme, Gute,
Der Perlen fiſchen wollt' aus Schlammesgrund,
Der unſ're Ruh' mit ſeinem Herzensblute
Erkaufen wollte, trat zum heil'gen Bund.
In Deiner Feſtigkeit, in Deinem Muthe
That ſich der Herr ja allen Fürſten kund,

Sie hörten ſein allmächtig: »Deutſchland werde!«
Und die Dreieinigkeit ſtieg auf die Erde.

Was gäb' es wohl, das noch unmöglich bliebe,
Rückt alle Tugend gen das Laſter an?
Es iſt der Kraft, der Tapferkeit, der Liebe,
Von jeher Erd' und Himmel unterthan;
Auf ihren Wink ſtand ſtille das Getriebe
Der Ruhmſucht, und es ſchwand der Blinden Wahn,
Das Götzenbild lag wieder in dem Staube,
Es hob ſein Haupt der wahre Völkerglaube.

Heil! Heil! Es iſt bekämpft, die That gelungen,
Die jede Bruſt mit Jubelruf erfüllt;
Du biſt der Fels, aus dem hervorgeſprungen
Der Quell, woraus der ew'ge Friede quillt,
Du haſt zuerſt das Racheſchwert geſchwungen,
Dir hat zuerſt die Gottheit ſich enthüllt;
Den Grundſtein legteſt Du zum Weihaltare,
Wo ſich umſchlingen alle deutſchen Aare.

Feſt ſteht er da, nein, niemals wird er wanken,
Wenn ihn die Mißgunſt ſchaut ſo wird ſie bleich.
Seht! Eure Völker ſtehen um die Schranken,
Und bilden einen Bruderkreis um Euch;
Von oben lächeln, die im Kampfe ſanken,
Und Clio ſchreibt in's Buch, an Thaten reich:
Ein Alexander hat ein Band zerhauen,
Ein Zweiter knüpft' ein feſt'res durch Vertrauen.

Der ewige Spieler.

(Legende)

Am heiligen Freitag, wo Chriſtus ſtarb,
Und uns das ewige Heil erwarb,
Lud Ritter Wolf viele Gäſte zu ſich,
Und ſie ſoffen und ſchwelgten unbändiglich,
Und als die dunkle Nacht kam herbei,
Da ſetzten zum Tiſche ſich ihrer zwei,
Und ließen die Würfel rollen darauf
Und ſetzten Silber und Gold zu Hauf.
Und Wolf verlor, — verlor immer mehr,
Und ſolches Unglück erzürnt ihn ſehr.
Sein Auge glühte in furchtbarem Schein,
Sein Bart ſtand wie Borſten vom Stachelſchwein,
Es trieb in's Geſicht ihm das gährende Blut,
Und die Würfel warf er in toller Wuth,
Daß ſie ſprangen hinab und ſprangen hinan,
Da trat zum Spieltiſch ſein Kaſtellan
Und ſprach: „Lieber Herr! verſchmerzt den Verluſt,
Sie läuten im Kloſter zur Metten juſt,
Kommt mit in die Kirche und betet dort,
's wird wohler Euch werden am heiligen Ort!“
Der Ritter doch hört nicht das freundliche Wort,
Sein Blick nur die kollernden Würfel ſucht,
Und grimmig ſchreit er: „Ha Hölle! verflucht!
Der Teufel hat heute ſein Spiel mit mir!“
Und immer wirft er mit ſtärkerer Gier,
Und nochmal ſchallet die Glocke von fern,

Und nochmal der Kaſtellan tritt zum Herrn
Und bittet ihn demüthig flehentlich:
Er möchte vom Spiel einmal trennen ſich
Und gehen mit ihm in die nahe Abtei,
Zu wohnen der nächtlichen Meſſe bei.
Da gibt er dem alten Mann einen Schlag:
„Fort!“ — ſchreit er, — „du ſiehſt ja wohl, daß ich nicht mag,
Und ſollt' ich noch ſpielen am jüngſten Tag,
Nicht weich' ich eher von dieſem Platz,
Bis ich rückgewinn' den verlornen Schatz!“
Kaum hatt' er die Worte geſprochen aus,
Da krachte der Donner durch's ganze Haus;
Das Gold verſchwand von dem Tiſche ſchnell,
Und glühende Kohlen lagen zur Stell',
Der Mann verſchwand, der mit ihm geſpielt,
Genüber ſaß ihm ein gräßliches Bild,
Mit Flammen im Blick und Schlangen im Haar;
Und wie Wolf das Scheuſal wurde gewahr,
Fuhr er mit Entſetzen vom Stuhle auf
Und wollte ſich ſchnell entfernen hierauf,
Allein der Andre mit teufliſchem Blick
Drückt auf den Stuhl ihn hohnlächelnd zurück,
Und bleiben muß er und ſpielen dort,
Verlieren und fluchen in Einem fort,
Von jenem Tag bis zum jüngſten Tag.
Erbarme dich Herr ſeiner großen Plag'!

Ein gewöhnlicher Eheſtandszwiſt.

Hanns ſchlug ſein Weib. — Auf ihr Geſchrei
Lief ſchnell die Nachbarſchaft herbei,
Verwies dem Hanns ſein grauſames Betragen,
Und forſchte, was ihn denn bewog zu ſchlagen:
„Sie will nicht Frau im Hauſe ſeyn!“ —
Verſetzte Hanns, — „drum ſchlag' ich drein!“
„„Was will ſie denn ſeyn?““ frug erſtaunt ein Nachbarsmann;
„Der Herr, mein Freund, und das, das geht nicht an!“

Der neue Erlöſer.

Wie Chriſtus ſtarb, ſo ſtarb auch Doktor Pfeil,
Zu aller Menſchen Heil. —

Der kleinen Liſe Heiraths-Ideen.

„Wirſt du noch lange dich bedenken?
(So brummt der Vater alle Tag',)
„Dein Händchen einem Mann zu ſchenken,
„Der dich ſodann verſorgen mag?
„Das wählt und wählt, kommt nie zu Ende,
„Da muß man nicht ſo ekel ſeyn;
„Gebt euch vorerſt einmal die Hände,
„Die Herzen folgen hinterdrein.“

Ach lieber Vater! haſt gut plaudern,
Du fühlteſt nie des Eh'ſtands Noth,
Doch mich, hu! mich ergreift ein Schaudern,
Denk ich an das: Bis in den Tod!
Ob manchmal auch die Eh' beſeligt,
Noch öfters ſie die Augen näßt,
Drum thut der gut, der ſich verehligt,
Doch beſſer der, der's bleiben läßt.

Wenn ſtets die Männer gleich ſich blieben,
Dann wär's wohl kein gewagtes Spiel,
Doch, die ganz heiß und heute lieben,
Sind morgen ſchon ein wenig kühl,
Und übermorgen ſieht man frieren
Den Mann bei ſeines Weibchens Kuß,
Da iſt doch zu viel zu riskiren; —
Nein; weit davon iſt gut für'n Schuß!

Ich habe mir die Männerwaare
Im ganzen Dorf genau beſehn,
'S iſt Mancher hübſch, — doch zum Altare
Möcht ich fürwahr mit Keinem geh'n;
Laß brennen erſt die Hochzeitlichter,
Und horch, wie dann das Männchen ſpricht,
Dann macht ganz andere Geſichter,
Das ſonſt ſo freundliche Geſicht.

Veit iſt der ſchönſte Burſch aus allen,
Hat ein Geſicht wie Milch und Blut,

Trägt Wäſche, wie in Schnee gefallen,
Ich war ihm ſchon recht herzlich gut.
Da fiel ein Blinder in die Pfütze,
Veit ſah's, und half ihm nicht heraus,
Damit er nicht den Strumpf beſpritze,
Da war's mit unſ'rer Liebe aus.

Der Paul weiß alles zu erklären,
Er ſchreibt ſogar im Oberamt,
Er macht' ein Liedchen mir zu Ehren,
D'rin er ein Röslein mich benamt,
Doch als wir jüngſt zum Tanze gehen,
Kam juſt die neue Zeitung an,
Paul las darin, und ließ mich ſtehen; —
Das wär' mir doch der rechte Mann!

Der Michel iſt die beſte Seele,
Arbeitet fleißig und iſt ſtumm,
Mein Winken nimmt er für Befehle;
Doch iſt er einmal gar zu dumm.
Der Vater meint, der ſei vor allen,
Zu einem Ehemann gemacht; —
Mag ſeyn, mir könnt' es nicht gefallen,
Wenn jeder meinen Mann verlacht.

Mit Müllers Franz war's faſt am Ziele,
Doch übergab der Vater nicht
Dem noch zu jungen Sohn die Mühle,
Und Franz vergaß des Sohnes Pflicht,

Hat bei Gerichte ſich beſchweret,
Und zwang den Alten. — Mag ihn frei'n
Wer will, der nicht den Vater ehret,
Wird nie ein guter Vater ſeyn.

Hanns iſt der Muthigſte aus allen,
Er focht dem Vaterlande treu,
Und was jetzt Großes vorgefallen,
Da war er überall dabei;
Doch nun, da er zurückgekommen,
Iſt er voll Stolz und Prahlerei,
Und hätt' aus Gnade mich genommen.
Nein Hanns! da bin ich nicht dabei.

D'rum muß man ſich wohl lang bedenken,
Bevor man thut die ſchwere Wahl,
Den Vater würd's ja ſelber kränken,
Vermehrt' auch ich der Opfer Zahl;
Kein Weib verläugnet zwar die Triebe,
Die ihr ins Herz gelegt Natur,
Doch — taugt auch jeder Mann zur Liebe.
Zur Ehe taugen Wen'ge nur.

Trauer eines Schmarotzers.

»Wie? Kaufmann Müller wäre todt?
»War doch ein Mann wie Stahl und Eiſen,
»So gut, ſo klug, ſo brav! — O Noth!
»Wo werd' ich jetzt am Mittwoch ſpeiſen?« —

Annäherung und Entfernung.

Sophie ſagt immer, ſie nähere ſich
Hübſch ſtark den Dreißigen ſchon.
Du irrſt mein Kind! Du entferneſt dich
Schon immer weiter davon.

Sendſchreiben eines Theaterunternehmers.

(Epiſtel in Knittelreimen.)

Ich, hier zu End' Unterſchriebener,
Der ich Geld mir erworben, wie Sand am Meer,
Weiß nicht beſſer wieder davon zu kommen,
Als da ich ein Theater in Pacht genommen;
Auch geb' ich damit noch darum mich ab,
Weil ich wirklich zu wenig Galle hab',
Und darum rieth mein Arzt, ein ſehr weiſer Mann,
Ein Schauſpieldirektor zu werden mir an. —
Ich ſelbſt verſteh' nichts von der Agirerei,
Habe nur die **cosa rara** geſehen;
Doch wird ein Mann an der Seite mir ſtehen,
Der ſich ſelber rühmet mit großem Geſchrei.
Hat zu Wittenberg ſtudieret in Sachſen,
Wo die großen Geiſter eigentlich wachſen,
Hat ein kritiſches Journal redigirt,
Und dadurch in der Grobheit ſich perfektionirt,
Er kennt das Publikum und deſſen Geſchmack,
Hat viel im Kopf, aber wenig im Sack. —

Für dreihundert Thaler und freies Quartier
Beſorgt er die Federgeſchäfte mir;
Streicht alle Stücke von Göthe und Schiller,
Verſieht ſie mit Muſik von Wenzel Müller,
Lieſt alle mir eingeſendete Stücke,
Schreibt das Beſte heraus, und ſchickt ſie wieder zurücke,
Führt die Korreſpondenz mit den fremden Bühnen,
Denn durch Tauſchhandel iſt da gar viel zu verdienen;
Man bekömmt ſo die neuſten dramatiſchen Waaren,
Und kann's Honorar für den Autor erſparen,
Auch verſteht er Franzöſiſch, und das will was ſagen,
Da Überſetzungen meiſtens behagen;
So bin ich denn in den vortrefflichſten Händen,
Die alles zu meinem Nutzen mir wenden.

Die Bühne hab' ich neu erſt erbauen laſſen,
Sie wird mindeſtens dreitauſend Zuſeher faſſen,
Und wenn auch nicht alle was hören und ſehen,
Was thut's? Man pflegt oft in's Theater zu gehen,
Um den Abend geſellſchaftlich ſich zu verkürzen,
Und die Zeit durch Liebständeleien zu würzen.
Doch damit die andern hübſch bleiben in Ruh,
So beſtimm' ich die erſte Gallerie hierzu;
Es werden dort wenige Lichter brennen,
So kann man die Leute nicht gleich erkennen.
Der Nobelparterre iſt gar nicht zum ſetzen,
Die Bänke beſteh'n aus geſperrten Plätzen;
Von den Logen ſind einige gut vergittert:
Für Schuldner, damit ſie kein Gläubiger wittert,

Für ein Fräulein, das vor dem Papa erzittert,
Für Kaufleute, die Bankerott gemacht,
Für Generals, die verloren eine Schlacht,
Für Dichter, die ſchon im Voraus ſehen,
Es werd' ihrem Kindlein nicht wohl ergehen;
Doch hab' ich auch Logen ganz offen und frei:
Für Frauen, die erſt eine Mode ganz neu
Aus Frankreich oder aus England empfingen,
Für Väter, die Töchter an Mann möchten bringen,
Und kurz, für Leute von allen Klaſſen,
Die ſich gerne öffentlich ſehen laſſen.
Auch den letzten Stock hab' ich in Acht genommen,
Man wird dort zu eſſen, zu trinken bekommen.
Die Bühne ſelbſt iſt entſetzlich groß,
Faßt dreihundert Menſchen und hundert Roß',
Im Hintergrund iſt ein Teich angebracht,
Im Nothfall zu geben eine Seeſchlacht. —
Das größte Hinderniß iſt auch gehoben,
Man kann da verwandeln von unten und oben.
Jetzt ſteigt euch ein Schloß aus der Erde heraus,
Und fliegt kaum geſehen zum Dache hinaus. —
Kurzum, es ſteht alles ſchon da ganz fertig,
Und bin jetzt nur mehr der Schauſpieler gewärtig:
D'rum thu' ich hiermit männiglich zu wiſſen,
Wie jene Akteurs beſchaffen ſeyn müſſen,
Die jetzt von mir engagirt werden wollen,
Ich will ſie beſchreiben zu jeglichen Rollen.

1.

Der erſte Held muß groß ſeyn und dick,
Mit ſchwarzen Haaren und feurigem Blick,
Breiten Rücken und großen Waden,
Ein' Adlernaſe kann auch nicht ſchaden.
Wenn er auftritt, ſo muß der Erdboden zittern,
Muß brüllen können, gleich Ungewittern,
Es gleiche ſein Gang der Bewegung der Wellen,
Und auf der Stirn muß die Ader ihm ſchwellen;
Ich nehm's ihm nicht übel, es ſchadet auch nicht,
Wenn er ſtets bei dem Abgang Couliſſen zerbricht;
Es thu' ihm nicht gleich jeder Rippenſtoß weh,
Das Reiten und Fechten verſteht ſich per se.

2.

Der Name: Liebhaberin zeigt es ſchon an,
Sie muß ausſehen, daß man ſie auch lieb haben kann,
Sei höchſtens ſo in den zwanziger Jahren,
Doch verſteht ſich, ſchon hübſch in der Liebe erfahren;
Sie hab' eine edle und ſchlanke Geſtalt,
Ein Auge, in dem ſich die Schwermuth mahlt,
Sie muß ſich gar nicht zu züchtig kleiden,
Das können die Herrn im Parterre nicht leiden;
Doch ſoll ſie in neueſter Mode ſtets ſtrahlen,
Zwar kann ich ihr nicht ſo viel Gage bezahlen,
Daß ſie damit die Moden beſtreiten kann,
Drum wähle ſie ſich einen reichen Galan.
Wird ſie nur auf der Bühne recht ſchluchzen und wimmern,
Um das Übrige wird keine Seele ſich kümmern.

Ob ſie ihre Rollen recht greift oder nicht,
Iſt ein's, — wenn ſie nur alle Herzen zerbricht.

3.

Wer bei mir zum jungen Liebhaber will taugen,
Habe blonde Haar' und Vergißmeinnicht-Augen,
Die letztern geübt in ſchwermüthigen Blicken,
Ein blaſſes Geſicht wird ſich gut dazu ſchicken;
Er ſei etwas ſchmächtig, doch üppig gewachſen,
Des Dialekts wegen gebürtig aus Sachſen;
Er darf vorerſt keine Probe beſtehen,
Ich will nur ſeine Garderobe beſehen.
Ein ſchwarzer, blauer und grüner Frack,
Ein runder Hut, und ein Federclaque,
Auch feine Wäſche ſind allerdings Sachen,
Die bei mir ihm beſſ're Bedingniſſe machen;
Doch darf er auf zu groſe Gage nicht hoffen,
Es ſteh'n ihm ja viele Erwerbsquellen offen:
Es gibt hier viel Gänschen von Bürgermädchen,
Die laſſen ſich gängeln am Liebesfädchen,
Die ſchmeicheln den Vätern die Thaler heraus,
Und ſtaffiren damit den Geliebten aus;
Auch gibt's alte Damen mit jungen Herzen,
Die theuer bezahlen das Tändeln und Scherzen,
Kurz, der ein wahrer Liebhaber iſt,
Und dabei nicht ein gar zu ſtrenger Chriſt,
Dem kann's hier nicht fehlen am reicheſten Segen,
Er macht ſich auch ohne Gage Vermögen.

4.

Der zärtliche Vater, die zärtliche Mutter,
Sie müſſen ſchmelzen die Herzen wie Butter,
Dazu gehört, das verſteht ſich ſchon,
So eine Art von Predigerton.
Ihre Köpfe gleichen ein Paar Antiken,
Auch graue Haare würden ſich ſchicken;
Doch dieſe erſetzen wohl auch Perücken.
Es haben Perücken ſehr viel zu bedeuten,
Sie bürgen des Schauſpielers Fähigkeiten;
Beſonders ein Vater iſt leicht zu erkennen.
Er braucht nur ſeine Perücken zu nennen.
D'rum wer engagirt als Vater will ſeyn,
Die Perückenſchachtel ſend' er mir ein.
Find' ich darin einen grauen Kopf,
Mit einem militäriſchen Zopf,
So iſt daraus ganz klar zu errathen,
Er ſpiele alte gediente Soldaten;
Eine weiße Perücke mit langen Haaren,
Zeigt, er ſei in alten Bauern erfahren.
Die Glatzperücke wie Schnee ſo weiß,
Beweiſt ſein Talent zum gefühlvollen Greis,
Und ſo ſind durch dieſe drei Perücken
Die erſten Rollen in jenen Stücken,
Die das Publikum liebt und obenan ſetzt,
Mit dieſem umſichtigen Künſtler beſetzt;
Den Hauptmann im Bruderzwiſt ſpielt er ja ſchon,
Auch den Vater Rode im dankbaren Sohn,

Und die Greiſe, die machen die Augen ſo naß,
In der üblen Laun' und im Menſchenhaß.
Nebſtbei muß ich noch ein Bedingniß berühren,
Wer bei mir als Vater ſich will engagiren,
Darf vor allen ja keine Kinder beſitzen,
Sonſt würd' er leicht mehr mir ſchaden als nützen,
Ich weiß wie die zärtlichen Väter ſind,
Sie ſchlagen erbärmlich ihr eigenes Kind,
Erfüllen des Abends nur Vaterpflicht,
Dann glaubt ihnen auch das Publikum nicht. —
Dieſelben Körper- und Geiſtesgaben
Muß auch die zärtliche Mutter haben;
Nur eine Eigenſchaft noch muß ſich finden,
Und die iſt bei Weibern ſehr ſchwer zu ergründen.
Die bei mir ſich verdinget zu Mütterrollen,
Muß in keinem Falle jünger ſeyn wollen,
Als ſie wirklich nach ihrem Taufſchein iſt.
Weil ſie ſonſt ganz leicht ihre Rolle vergißt,
Sie will im Geſicht ſich nicht Runzeln malen,
Will ſelbſt noch als Oberförſt'rinn gefallen,
Und dadurch geht alle Täuſchung verloren,
Genau will ich wiſſen, wann ſie geboren. —
Weil von Vätern und Müttern nun nichts zu verdienen,
So geb' ich auch größere Gagen ihnen.

5.

Der komiſche Alte muß klein ſeyn und dick,
Er habe einen jovialiſchen Blick,

Eine Stumpfnaſe, welche am Spitzchen glüht,
Und keck in die weite Welt hinausſieht,
Prall ſtrotzende und ganz glänzende Backen,
Einen Mund, geſchaffen um Nüſſe zu knacken,
Er bekömmt bei mir manche aufzubeißen,
Denn dieß Fach zu verſehen, will ſchon etwas heißen;
Auf meinem Theater wird ſelten erſtochen,
Tragödien geb' ich nur einmal die Wochen;
Doch Luſtſpiele ſind immerfort an der Reih',
Da iſt ſtets ein komiſcher Alter dabei,
Ich wünſche, daß der zu dem Fach ſich entſchließt,
Vor allem andern recht leichtſinnig iſt,
So zwar, daß auf Erden ihn gar nichts verdrießt.
Sein Geſicht muß immer und ewig lachen,
Er ſoll nie eine grämliche Miene machen,
Und damit ſein Humor noch mehr wird erweckt,
Iſt's für ihn bei mir jeden Mittag gedeckt.
Was im Stück, das bei mir in die Scene geht,
Zu Eſſen, zu Trinken geſchrieben ſteht,
Das bekommt er in Quanti- und Qualität,
Gerade ſo, wie es die Rolle beſchreibt,
Damit er mir hübſch im Charakter bleibt.
Nur eines erübrigt noch anzuführen:
Wer zu komiſchen Alten ſich will engagiren,
Dem ſei ein dickes Bäuchlein beſchert;
Denn die Dummheit iſt immer hübſch wohlgenährt.

6.

Nun kömmt die Reihe an die Soubrette.
Dazu werden viele ſich melden, ich wette,

Denn dieſes iſt der Intriguen Reich,
Und darin ſind alle Weiber ſich gleich. —
Doch vorzüglich wird jene dazu mir taugen,
Die ein Stumpfnäschen hat, und ſchelmiſche Augen,
Ein kleines Figürchen recht nett und fein,
Wie Stein, und doch wieder nicht von Stein; —
Korallenlippen, die das Wort, das ſie küſſen,
An's rechte Ohr zu bringen wiſſen.
Kurz, ein Weſen, das die Männer ſchon an ſich zieht,
Wenn es nur aus den Couliſſen ſieht.
Das Schnarren wird auch erfahrner Maßen
Der Soubrette wahrlich nicht übel laſſen,
Es klingt etwas ſchnippiſch, und macht, wie bekannt,
Die ſonſt gemeinklingenden Worte pikant,
Kann ſie dabei etwas tanzen, Guitarre ſpielen, ſingen,
So will ich auch größere Opfer ihr bringen,
Denn dann ſind mir in ihrer Perſon
Die Donaunixen beſetzet ſchon.

7.

Matador jeder Bühn' iſt der Luſtigmacher,
Denn wir zählen hier weniger Weiner als Lacher,
Auch iſt der letzte Stock zu bedenken,
Der immer nur ſteuert zu Farçen und Schwänken,
Der Zettel darf nur einen Kaspar verkünden,
So wird auch kein leeres Plätzchen ſich finden;
D'rum zahl' ich meinen Komiker gut,
Wenn er für die Kaſſe die Schuldigkeit thut.

Dazu iſt nun nöthig, ſoll er gefallen:
Seine Stimme muß wie ein Trompetchen erſchallen;
Läßt er einen Laut nur in den Couliſſen,
Die Zuhörer alle ſchon lachen müſſen.
Seine Geſichtsmuskeln müſſen ſeltene Gaben,
Vorzüglich große Geſchmeidigkeit haben;
Denn Geſichter zu ſchneiden, ſauer und ſüß,
Iſt für ihn das erſte Erforderniß.
Er muß ſingen können und lokaliſiren,
Und vor Allem verſteh' er zu extemporiren,
So braucht er die Rollen nicht zu memoriren.
Überhaupt ſchadet's dem Komiker nicht,
Wenn er manchmal recht niedrige Zoten ſpricht;
Auch hab' er einen hübſch breiten Rücken,
Denn geprügelt wird in allen luſtigen Stücken,
Und da lacht das ganze Haus zum Zerplatzen.
Kann er kräh'n wie ein Hahn, und miauen wie Katzen,
In der Fiſtel eine Bravourarie ſingen,
Wie ein Storch auf einem Fuß herumſpringen,
Dabei noch einen Purzelbaum machen,
So brüllt ganz ſicher alles vor Lachen,
Selbſt ich, — der Direktor, — denn ſicherlich
Füllt dann meine Kaſſe tagtäglich ſich. —
Wenn ſich nun meldet ein ſolcher Mann,
So geb' ich ihm, was ich nur geben kann;
Sogleich bezahl ich für ihn alle Schulden,
An Gage erhält er 2000 Gulden,
Und außerdem ſoll von den Einnahmen allen,
Die er bewirkt, ein Percent ihm zufallen;

Auch ein Benefice darf er nebſtbei hoffen,
Und mein Tiſch und mein Keller ſteh'n immer ihm offen.

Für zweite Rollen in jedem Fache
Verlang ich nur Leute mit honnetter Sprache,
Ich fordere dazu keine eminente,
Sondern leicht zu befried'gende Nebentalente,
Allenfalls luſtige relegirte Studenten,
Die zu etwas Solidem ſich nicht mehr verwenden,
Friſeurs, Marqueurs; — wiſſen ſie auch nicht viel,
Routine macht viel beim Theaterſpiel.
Es gibt der Exempel ja aller Orten,
Daß manche ſind große Künſtler geworden,
Die nicht orthographiſch ſchreiben können; —
Nur anfangs pflegen die Breter zu brennen,
Nimmt man dann ſich nur ein wenig zuſammen,
So fühlt man in ſich gleich die Künſtlerflammen,
Hat man noch dabei eine hübſche Perſon,
So darf man nicht ſorgen, es gehet ſchon.

Von Opern ſoll noch nicht die Rede ſeyn,
Sie koſten ſehr viel, und tragen nichts ein,
Auch iſt's mit den Sängern ein ſchlimmes Ding,
Man kann doch Keinem befehlen: Du ſing'!
Wenn er ſagt, ich bin heiſer, ich habe Katarrh,
Und das geſchieht entſetzlich oft im Jahr;
Darum will ich für jetzt mich auf Stücke beſchränken. —
Die nun Engagement zu nehmen gedenken,
Belieben ſich alles wohl zu überlegen,
Damit ſie es dann nicht bereuen mögen;

So lange ſie handeln nach Künſtlerbrauch,
Werd' ich ſie behandeln als Künſtler auch,
Doch, wenn ſich die Künſtler in Lumpen verwandeln,
So weiß ich auch darnach mit ihnen zu handeln.
Wer nun bei mir engagirt will ſeyn,
Sende ſeine Bedingungen ſchriftlich mir ein,
Unter der Adreſſe: An Herrn von Pinkel,
Theaterunternehmer in Krähwinkel.

Übelverſtandener Befehl.

Daß dir dein Sohn die Kaſſe geſtohlen,
Und ſich damit ganz heimlich empfohlen, —
Sprich, thörichter Vater! wie kann dich das kränken?
Du haſt es ja hundertmal ſelbſt ihm befohlen,
Er ſoll jetzt einmal auf ſein Fortkommen denken! —

Naive Antwort einer Frau.

Max rief ſein junges Weib Nanette,
Als er erkrankte, hin zum Bette,
Und ſprach zu ihr: „Geſteh' mir frei,
„Warſt du im Ehſtand ſtets mir treu? —
„Ich weiß, der junge Offizier,
„Der ſchmucke Mann, galt viel bei dir;
„Doch wie's auch ſei, ſprich ungeſcheut,
„Ich ſterb' ja ohnedieß noch heut.“ — —
Da ſah die Frau ihn zögernd an,

Gab ſtotternd ihm zur Antwort dann:
„Doch, wenn du nicht ſtirbſt, lieber Mann?“ —

Lantara's Antwort.

(Anekdote.)

Lantara, dem das Glück, ſtatt ihn zu krönen,
Den feilen Rücken zugedreht,
Und der, wie es den armen Muſenſöhnen
Auf dieſer argen Welt ſchon geht,
Sich ſehr viel Ehr' und großen Ruhm erwarb,
Und doch zuletzt im Hoſpitale ſtarb, —
Hatt' ein Gemälde kunſtgemäß vollendet,
Dieß ſtellte eine Landſchaft dar,
Es war dieß Bild ſo treu, ſo ſchön und wahr,
Als hätt' er der Natur es ſelbſt entwendet.
Auf einem fernen Berge ſchroff und kahl
Sah man ein altes Schloß ſich ſtolz erheben,
Ein freundlich Dörfchen lag ganz vorn im Thal
Von Weingebirg und Feldern rings umgeben,
Die mild der Sonne erſter Strahl beſchien.
Lantara trug dieß Bild zum reichen Mann,
Der es beſtellt, an einem Sonntag hin,
Mit großer Freude ſah es dieſer an:
„Bei Gott!“ — rief er mit einem Kennerblick —
„Das iſt ein herrlich Bild, ein Meiſterſtück! —
„Die Zeichnung ſo correct, der Baumſchlag meiſterlich,
„Und Licht und Schatten einſichtsvoll bemeſſen,
„Die Theile ſchön verbunden unter ſich,

Den Meiſter kündet jeder Pinſelſtrich;
Nur Eines, ſcheint mir, haben Sie vergeſſen,
Die Landſchaft mit Figuren zu beleben,
Es muß in dieſem Dorf doch Menſchen geben,
Weßwegen laſſen Sie uns keinen ſeh'n?«
»»Das iſt,«« verſetzt Lantara, »»kein Verſeh'n,
Sie finden morgen wohl, was heut ihr Blick vermißt,
Geſtehen dann, daß ich auch nichts vergeſſe;
Bedenken Sie, daß heute Sonntag iſt,
Da ſind die Leute alle in der Meſſe.««

Das Eſelsfüllen.

(Eine Fabel.)

Hanns trieb ſchon öfters ungeſeh'n,
Sein Eſelsfüllen auf des Nachbars Wieſe,
Da ließ ſich's Langohr wohl geſcheh'n;
Denn pflegt's dem Magen gut zu geh'n,
So ſind die Eſel ſtets im Paradieſe. —
Doch lange währte nicht der ſchöne Traum,
Den ungebethnen Gaſt bemerkte Jacob kaum,
So nahm er zu ſich einen Knittel,
Und las damit dem Langohr das Kapitel
Vom: Sollſt nicht ſtehlen, was des Andern iſt!
So derb', wie's mancher Dorfſchulmeiſter lieſt.
»Warum,« — ſchrie Langohr, »ſtrafſt du mich ſo ſchwer?
Beim größten aller Eſel ſchwör' ich's dir,
Ich freſſe nicht aus eignem Antrieb hier,
Mein Herr trieb mit der Peitſche mich hieher!

Der Nachbar ſprach: „„Was kümmert's mich,
Du haſt nun einmal hier geſtohlen;
Dein Herr hat weislich ſich empfohlen,
Nun büßeſt du für ihn und dich.““
Auf's Neue traf nun jämmerlich
Der Stock den unglückſel'gen Gauch,
Bis ſeine Augen ſterbend brechen.

Pflegt nicht ſo mancher Große auch
Auf dieſe Weiſe Recht zu ſprechen? —

Die polniſche Königswahl.

So feierlich tönen die Glocken vom Thurm,
Es wogt das Volk durch die Straßen wie Sturm,
Wohin zieht die Menge
Im bunten Gedränge?
Zu der alten Königsburg zieht ſie hinan,
Wo die Thorflügel weit ſtehen aufgethan,
Wo der Herold ruft die befugte Zahl
Zur Königswahl.

Seht ihr dort die Scharen von Prieſtern ſich nah'n,
Mit den Kleidern des heiligen Amts angethan,
Die Augen nach oben
In Andacht gehoben;
Sie bitten den weiſeſten Herrſcher der Welt,
Daß ihr Mund nicht den rechten Namen verfehlt,
Sie wollen leiſten den Unterthansſchwur
Dem Frömmſten nur.

Da ziehen raſſelnd und klirrend daher
Geharniſcht die Ritter mit Schild und mit Speer,
Vom Hufſchlag der Pferde
Erdröhnet die Erde.
Es thut dieſer feſte gewaltige Bund
Dem Volke ſein Glück im voraus ſchon kund,
Sie werden leiſten den Unterthansſchwur
Dem Stärkſten nur.

Seht die Väter des Reiches im ſchwarzen Talar,
Welche kennen ihr Kind, wie es iſt, wie es war,
Die es liebend erzogen,
Und reiflich erwogen
Wie die ſtarke Hand kräftig das Zepter regiert;
Doch dem ſtarken Kopf einzig die Krone gebührt,
Sie werden leiſten den Unterthansſchwur
Dem Klügſten nur.

Und die Landleute dort im ſchlichten Gewand,
Die den Segen legen in Königshand,
Den Gärtnern der Ähren,
Wer darf ihnen wehren,
Zu wählen aus allen Männern den Mann,
Der die Frucht ihres Schweißes vertheilen kann?
Sie werden leiſten den Unterthansſchwur
Dem Beſten nur.

Aufjauchze du glückliches Polenland,
Wo Frömmigkeit, Güte, Stärk' und Verſtand

Sich liebend vermählen,
Den Herrn dir zu wählen;
Sie machen dir den nur als König bekannt,
Der's geweſen, noch eh' man dazu ihn ernannt;
Nur deines Schooßes würdigſter Sohn
Beſteigt den Thron.

Und ſeht, nun ſind ſie verſammelt im Saal,
Der Primas beginnt mit der Rede die Wahl,
Das Wicht'ge der Stunde
Mit kräftigem Munde
Legt er den Wählern an's pochende Herz,
Der Einigkeit Wonne, des Zwieſpaltes Schmerz,
Wie weichen muß jedes andere Band
Dem Vaterland'!

Jetzt, während die Schar der Prieſter nach Pflicht
Das: **Veni sancte spiritus!** ſpricht,
Knien alle zur Erde
Mit frommer Geberde,
Es tönt im gebeugten Kreiſe kein Hall;
Sie bitten den König der Könige all':
»Erleucht' uns, daß deſſen Nam' ertönt,
Den du gekrönt!«

Nun ſchmettern Trompeten, der Reichskanzler nimmt
Den Topf, worein jeder, der ſchriftlich geſtimmt,
Sein Votum ſoll legen;
Doch ſieht man bewegen

Nicht eine Hand ſich im ganzen Kreis;
Erſt blickt man ſich an, dann murmelt man leiſ',
Jetzt ſchallt's, wie aus einem Munde heraus:
Prinz Ladislaus!

Wie jeder den Namen, für den er geſtimmt,
Beim Nachbar zur Rechten, zur Linken vernimmt,
Und in dieſem Einen
Sich Alle vereinen,
Hallt's Ladislaus! Ladislaus! immer auf's Neu',
Der Name wird Dankes- und Freudengeſchrei,
Nur eine Stimme ruft hinterdrein
Ein kurzes: — Nein!

Iſt's möglich! haben wir recht gehört?
Nein! treulos hat uns das Ohr nur bethört,
Dämonen nur riefen
Aus finſteren Tiefen
Dieß Höllenwort höhniſch in's Freudengeſchrei:
Und: Ladislaus! Ladislaus! tönt es auf's Neu',
Und dieſelbe Stimme ruft hinterdrein
Noch lauter: — Nein!

Noch einmal tönt es dieß teufliſche Nein,
Das kann doch beim Himmel kein Pole ſeyn,
Der frech es geſprochen?
Es werde gerochen
Mit langer Qual dieſes kurze Wort.
Wo iſt der Verneiner? peitſchet ihn fort!

Kein Wunſch ſoll mit Ja ihm belohnet ſeyn,
Für dieſes Nein.

Nun weichet die Ordnung, und alles drängt
Zurück, — die Geländer werden geſprengt,
Man ſuchet und fraget
Nach dem, der's gewaget
Den Mißton zu ſchrei'n in harmoniſchen Chor,
Und endlich ſchleppt von hinten hervor
Einen alten Bauer beim weißen Haar
Die tolle Schar.

„Der iſt der Störer der Einigkeit,
Macht ſtumm den Frevler auf Lebenszeit!“
So tönt's in der Runde
Aus jeglichem Munde,
Und hundert Säbel auf ihn ſind gezückt. —
Doch ruhig der Bauersmann um ſich blickt,
Und nachdem er ſich vor dem Primas geneigt,
Steht er, und ſchweigt.

Und dieſer vermahnend die Andern zur Ruh',
Den Bauersmann anſpricht: „So rede denn du!
Was hat dich bethöret,
Daß frech du zerſtöret,
Des Reiches glanzvolleſten Augenblick,
Wo zu des Vaterlands künftigem Glück
Im Sinn' und im Worte der Edlen Schar
So einig war?“

„Vielleicht ſchlug an's Ohr dir ein falſcher Ton,
Prinz Ladislaus ward ja erwählet zum Thron,
Des Vaterlands Zierde; —
Beim Himmel es würde
An dieſem Prinzen, den Engel umſteh'n,
Auch des Feindes Blick keinen Makel erſpäh'n,
Und hätte Gott ſelber für Polen gewählt,
Wär's dieſer Held!“

„Und du, der ſo tief am Boden noch kriecht,
Daß kaum ihn beſtrahlet des Herrlichen Licht,
Du hätteſt im Meere
Der Tugend und Ehre
Allein eine dräuende Sandbank entdeckt,
Die ſich vor hellſehenden Augen verſteckt? —
Willſt lenken vorbei am gefährlichſten Riff
Allein das Schiff?“ —

D'rauf erwiedert der Bauer mit heiterm Geſicht:
„„Herr! was Ihr da redet, verſteh' ich nicht,
Ich will auch nichts lenken;
Doch müßt Ihr bedenken,
Auch ich darf ſtimmen zwanglos und frei;
Ich will einmal nicht, daß er König ſei,
Und hören müßt Ihr doch meine Stimm'
Trotz Eurem Grimm!““

Und wie der Bauer die Worte ſprach,
Wird wieder die Wuth der Übrigen wach:

„Nicht zögert, ihr Brüder,
Den Frevler haut nieder,
Der darum nur gegen die Sonne ſpricht,
Weil ſie ihm zu helle geblitzt in's Geſicht!“
Sie ziehen! — Da ſtürzt aus der Mitte heraus
Prinz Ladislaus.

„„Zurück, kein Haar werde dem gekrümmt,
Der frei, wie das Herz ihm gebietet, geſtimmt.
Wagt ihr es den Wählern
Die Rechte zu ſchmälern? —
Wohin oft die Klugheit des Klügſten nicht reicht,
Entdecket ein einfach Gemüthe ſo leicht;
Ich werde, ſpricht auch nur ein Einziger Nein,
Nie König ſeyn!““

Mit Kraft ſpricht der Prinz ſolch kräftiges Wort,
Und jetzo fährt er gemäßigter fort:
„„Nicht werdet ihr weichen
Von jenen Gebräuchen,
Die einſt zu des Landes Wohl und Behuf
Die Weisheit Eurer Väter erſchuf;
Nur der, gegen den keine Stimme tönt,
Der ſei gekrönt.““

„„D'rum edle Herrn mögt Ihr ruhig ſeyn,
Steckt für Eure Feinde die Schwerter ein,
Die Wahl ſei verſchoben! —
Vielleicht hat von oben

Den guten Landmann der Himmel geſandt,
Der beſſer, als Ihr meine Kräfte gekannt;
Der Herr hat zu leicht mich befunden zum Thron,
Zu ſchwer die Kron'.««

Und mit zur Erde geſenktem Blick
Zieht nun der edle Prinz ſich zurück,
Die Ritter ſteh'n ſchweigend
Tief vor ihm ſich neigend,
Der Primas erklärt für nichtig die Wahl,
Und ſchon will Alles verlaſſen den Saal —
Da ſtürzt vor dem Prinzen auf ſeinen Knie'n
Der Bauer hin:

»Herr!« — ruft er, — mit Thränen im freudigen Blick,
»Sei König, gern nehm' ich mein Nein jetzt zurück.
Verzeih deinem Knechte,
Es galt unſ're Rechte: —
Ich wollte mich nur überzeugen, ob frei
Noch immer mein Volk und mein Vaterland ſei.
Du ſchützeſt die Rechte der Nation,
Dein ſei der Thron!« —

Fragen an mich von meinem Freunde Deinhardſtein.

Sag', warum das wilde Wüthen
Und der Widerſpruch der Zeit;
Daß ſie ſelber ihre Blüthen
Hüllt in's bleiche Todtenkleid?

Raubt denn alles das Verderben,
Was uns Lieb' und Hoffnung gab,
Müſſen alle Blumen ſterben,
Lebt das Leben nur im Grab?

Sag', warum die Roſenlippe,
Die ſich doch ſo wonnig küßt,
Gleich der trügeriſchen Klippe,
Auch der Leiden Quell umſchließt?

Muß denn jede Roſe ſtechen,
Jede ohne Unterſchied,
Darf man nie die Blume brechen,
Die ſo ſchön doch aufgeblüht?

Sag', warum ſo voll die Herzen,
Und ſo karg und arm ihr Lohn?
Und warum ſo bitt're Schmerzen
In der Freundſchaft Freudenkron'?

Muß denn jedes Herz verbluten,
Ungeliebt und ungekannt?
Oder gibt es für die Guten
Irgendwo ein andres Land?

Antworten auf die vorhergehenden Fragen an meinen Freund Deinhardſtein.

Willſt du Früchte dir erwerben,
Senk' das Samenkorn in's Grab;

Viele Keime mußten ſterben,
Eh' der Wald dir Kühlung gab.

Darum, Freund! das wilde Wüthen,
Und das ew'ge Rad der Zeit,
Brechen muß ſie ja die Blüthen,
Die ſie dir am Wege ſtreut.

Wenn nicht alle Roſen ſtächen,
Würde ohne Unterſchied
Jeder frech die Blume brechen,
Die ſo ſchön erſt aufgeblüht.

Darum aus der Roſenlippe
Wermuth neben Honig fließt,
Daß daraus nur jener nippe,
Dem der Muth gegeben iſt.

Will das Herz dir ſchon verbluten,
Weil es ſtets nur Böſes fand,
O, ſo ſuche nach dem Guten
In der Dichtung heiter'm Land.

Dort beut ſich dem vollen Herzen
Auch der ſchöne volle Lohn,
Und ſelbſt aus den herbſten Schmerzen
Flichſt du eine Freudenkron'. —

Wie der Herzog von Burgund ein Urtheil fällete.

(Ballade in altdeutſcher Manier.)

Ich mach' jetzt ein Geſchicht' euch kund
Von einem Herzog in Burgund,
Herzog Carlin genennet:
Zwen edel Grafen dienten ihm,
Groß Wunder ich davon vernimm,
Ein Rath hat mir's bekennet. —
Der Eine was arm an dem Gut,
Und hatt' ein ſchönes Weibe;
Der Ander' jung, reich, wohlgemuth,
Der ſtellt nach ihrem Leibe.
Er buhlt um ſie bei Nacht und Tage,
Sie hört nicht ſeine Liebesklage,
D'ran kehrt er ſich gering.
Hört zu, wie es erging:

Er ſprach: »Zartliches Frawelein!
»Sollt ich von Euch geſchieden ſeyn,
»Und kunt Euch nit erwerben,
»Das kränket mich zu jeder Stund',
»Will ſeh'n, daß ich Euch haben kunt,
»Und ſollt' ich darumb ſterben!« —
Mit dieſer Red' ſchied er hintan;
Doch ſchied nicht ſein Verlangen,
Kündt' Fehde dem Geſponſen an,
Der ward von ihm gefangen,

Und will er nicht deß Leben ſchonen,
Als um 10,000 Silberkronen,
Sonſt koſtet's ihm den Leib!
Der Graf ſchreibt ſeinem Weib.

Ein Bothen er ihr ſchicken thät,
Zu dem er viel Vertrawen hätt',
Daheimb nach ſeiner Veſte;
Der Both hin zu der Frawen kam,
Den Brief von ihm ſie ſchnelle nahm,
Und ihn begierig leſte. —
Zu Ende kommende hernach,
Fing ſtark ſie an zu weinen,
Zu ihren Dienern alſo ſprach:
»Ich darf nicht länger ſäumen,
»Mein Herr liegt um groß Gut gefangen,
»Die Freiheit muß ich ihm erlangen,
»Drob reiten wir von hier;
»Wohlauf! allſammt mit mir!«

Und all's vergaß ſie an dem Tag,
Nur nicht, daß er gefangen lag,
D'rum reit' ſie hin behende;
Deß ward der böſe Graf gewahr,
Sprach: »Bringt Ihr nicht das Geld mir dar,
So iſt's mit ihm zu Ende.«
Die Fraw kehrt heimb mit trübem Muth,
Und ihre Lieb' thät ſiegen,
Sie thät verkaufen all' ihr Gut,
Doch wollt' es nicht begnügen; —

Der Böſe ſprach: „Müßt mehr noch geben,
„Iſt nicht genung noch für ſein Leben.“
Die Frawe weinte ſehr,
Hätt' Nichts zu geben mehr.

Dieß ward dem g'fangnen Grafen kund,
Vor Leid ſtarb er dieſelb'ge Stund;
Der Falſche hat's vernummen,
Da ſchickt' er um die Frawen zart:
„Will Euch nicht ſtrafen gar zu hart,
„Sollt Euern Mann bekummen,
„Nur müßt Ihr thun, was ich begehr',
„Dann ſollt Ihr ihn erwerben;
„Doch ſchenkt Ihr Lieb mir nimmermehr,
„So muß er gählings ſterben!“ —
Die Fraw erwiedert: „„Will mich geben,
„„Doch laß mein Eh'gemal mir leben!““
Der Graf ſein Luſt begeht,
Wobei ſie Weinens hätt!

Und als die Nacht ſich hat gekehrt,
Sie Morgens ihres Herrn begehrt,
Da bringt man ihr den Todten;
Vor Leid ihr ſchwanden alle Sinn,
Fiel leblos auf den Leichnamb hin.
Die Diener Hülf' ihr bothen,
Und als ſie dannen zu ihr kam,
Wie was ihr Herze wund!
Von Grafens Haupt ein Locken nahm,
Die Zähr' in Aug' ihr ſtund,

Und ſchwöret laut an jenem Frechen
Alsbald das Höllenſtück zu rächen;
Und reit' zur ſelben Stund
Zum Herzog von Burgund.

Dort klagt ſie Anfang, Mittel, End',
Der Herzog nach dem Grafen ſendt,
Der kunt nicht widerſtehen,
Und durft dawider reden nicht;
Der edle Fürſt ſaß ſelbſt zu G'richt,
Das Strafamt zu begehen. —
Der Frawen klag' die thät ihm weh',
Er ſprach zu ſeinen Räthen:
„Er muß ſie nemen zu der Eh',
„So wollen wir beſtäten!“ —
Und als ſie's ihme han verkündet,
Der Graf darin kein Straf nit findet,
Bedankt ſich drob noch bas,
Die Fraw in Kummer was.

Da nun dieſelbig Nacht fürkam,
Herzog Carlin ſie beede nahm,
Und führt ſie zum Altare.
Dort ſtand der Pfaff beim Kerzenſchein,
Der macht das Kreutz und ſegnet's ein,
Zur Seit' ſtund' eine Bahre. —
Und jetzt der Fürſt das Urtheil gab,
Nach fürſtenlichen Sitten: —
Sein Haupt ließ er ihm ſchlagen ab,
Darfür da half kein Bitten.

Die Fraw die erbet all ſein Gute,
Der Herzog hält's in ſeiner Huthe;
Gott geb' an ſeinem Thron
Ihm dort dafür den Lohn. —

Ihr Edlen! merket die Geſchicht,
All' die da ſitzend zu Gericht,
Wie ihr ſollt Urtheil ſprechen,
Das Unrecht ungeſtraft nicht lan,
Für Waiſ' und Witwen Mitleid han,
Und jede Unbill rächen;
Schont nicht den Herrn von Schild und Gut,
Gott hat euch auserkoren,
Daß ihr das Recht ſollt han in Huth,
Die edel ſeid geboren.
Dem Großen es vor allen ziemet,
Daß er in Schirm die Unſchuld nimmet,
Handhabende das Recht,
Bei'n Ritter, wie bei'n Knecht.

Grabſchrift.

Die beſte Gattin deckt der Stein.
Drei kurze Jahre war ſie mein,
Dann nahm ſie Gott von dieſer Erde,
Damit durch ſie der Himmel nicht,
Den er uns jenſeits erſt verſpricht,
Mir dießſeits ſchon geöffnet werde.

Troſtgedicht für die Kleinen.

Es hat mich immer ſehr verdroſſen,
  Wenn man mich nur die Kleine hieß,
Viel Thränen hab' ich ſchon vergoſſen,
  Daß Gott ſo klein mich bleiben ließ;
Doch jetzt hab' ich mir Zeit genommen,
  Und überdachte mir es recht,
Da bin ich endlich d'rauf gekommen,
  Es ſei denn doch nicht gar ſo ſchlecht.

Ihr Leidensſchweſtern! die der Himmel
  Nicht hoch zu ſich emporgeſtreckt,
Die darum, weil ihr im Gewimmel
  Nicht vorragt, Mancher höhnt und neckt,
Bleibt hübſch am Boden, ſeid beſcheiden,
  Erhöhen ſoll euch dieß Gedicht,
Hört an, was es zum Troſt im Leiden,
  Und um euch zu vertheid'gen ſpricht:

Es ſagt ein Wahrwort alter Zeiten:
  Daß alles Kleine herzig iſt,
Weil man die Liebenswürdigkeiten
  Ja niemals nach der Elle mißt. —
Ein jeder Menſch wird gut geboren,
  Das Böſe ſchleicht ſich ſpäter ein,
Da ſind die Großen ganz verloren,
  Bei Kleinen iſt der Platz zu klein.

Uns kümmern Wetter nicht und Stürme,
Wir können immer ruhig ſeyn,
Der Blitz ſchlägt öfters in die Thürme,
Als in die niedern Hütten ein.
Mama Natur gab uns ganz weiſe
Im Duodezformat heraus,
Und ſchmückt' auf dieſer Lebensreiſe
Gleich einem Taſchenbuch uns aus.

Wir wiſſen beſſer zu gefallen,
Wir ſchmiegen leichter uns in's Joch
Und wenn wir Kleine etwa fallen,
So fallen wir ja nie ſo hoch. —
Wie oft geſchieht es bei dem Großen,
Daß er nicht g'rade gehen kann,
Wir haben's beſſer, denn wir ſtoßen
Uns nicht ſo leicht die Köpfe an.

Die undankbaren Männer klagen:
Ein Weib ſei eine Laſt ſogar,
D'rum wird ein jeder lieber tragen
Die klein're Laſt: — das iſt doch klar;
Die Kleine macht nur kleine Schmerzen,
Der Mann iſt ſicher vor Betrug,
Denn in der Kleinen kleinem Herzen
Iſt nur für Einen Raum genug.

Wir ſind nur Miniaturgeſchöpfchen,
Und darum lieblich anzuſeh'n,

Zwar iſt es wahr, daß kleine Töpfchen
Gewiß viel leichter übergeh'n;
Das kommt daher: Es ſind die Flammen —
— Mehr theilend ſich im größern Haus, —
Bei uns im engern Raum beiſammen,
Da brennt's denn gleich zum Dach hinaus. —

Von all den kleinen großen Leuten,
Die ſchon gelebet, red' ich nicht,
Und auch das Sprichwort aller Zeiten:
Was groß iſt, das iſt — — ſag' ich nicht,
Sonſt könnte man den Text mir leſen,
Und ſagen: — Macht die Kleine da
Von Kleinigkeiten nicht ein Weſen,
Als wäre gar kein Großer nah.

Nur Eines drängt's mich noch zu ſagen,
Das ſoll auch nicht verſchwiegen ſeyn;
Ich muß die Großen alle fragen:
Wen lud Gott ſelber zu ſich ein? —
Uns hat ſein Sohn in Schutz genommen,
Sprach nicht der Spender alles Lichts:
Die Kleinen laſſet zu mir kommen!
Doch von den Großen ſprach er Nichts.

Der Schutzengel.

Es war einmal ein geſchäftiger Mann,
Der fing gar vieles im Leben an,

Doch wie er auch plagte ſich Tag und Nacht,
So hat er doch wenig zu Ende gebracht.

Und ob auch bei Vielem ſein Wille war gut,
Und ob er manch Werk auch begonnen mit Muth,
Doch bracht' es nicht Nutzen, nicht ihm, nicht der Welt,
Deßwegen weil ihm die Vollbringung gefehlt.

Gar übel es einſt eines Tags ihm ergeht,
Erwachend begann er ſein Morgengebet,
Doch weil ihn gleich Andres in Anſpruch nahm,
Er auch damit nicht zu Ende kam.

Nur halb nahm er dann auch ſein Morgenbrot ein,
Er wollte ſchon wieder wo anders ſeyn,
Dann ſchrieb er zur Hälfte ein Briefelein nur,
Zu neuem Geſchäfte berief ihn die Uhr.

Doch auch dieß Geſchäft macht er wieder nicht ab,
Und fort ſetzt er gleich wieder weiter den Stab,
Schnurſtracks wollt' er eilen zu einem Freund,
Zu bringen ihm Troſt, der die Gattin beweint.

Er ging durch die Kirche, zu kürzen den Weg,
Der Freund, er wohnte genüber ſchräg,
Doch weil man da eben das „Heilig“ ſang,
So ſtand er, — ſang auch mit, — doch währt's ihm zu lang,

Und eh' noch das Lied hier zu Ende war,
Und man die Monſtranze erhob am Altar,

Begab er ſich wieder zur Kirche hinaus,
Und gleich daneben in Freundes Haus.

So ging's Holterpolter dann immer fort,
All' Augenblick war er an anderm Ort,
All' Augenblick fing er was Anderes an,
Und endete nichts der geſchäftige Mann.

Und Abends noch, da er zu Bette geht,
Und ſprechen will frömmig ſein Nachtgebet,
Wie täglich, geweihet dem Schutzengel ſein,
Da ſchlummert er mitten im Beten ein.

Doch alsbald, ſo eben ſchlug's Mitternacht,
Er über ein leiſes Flüſtern erwacht,
Und auch ertönt's wie Geſang in ſein Ohr,
Er reibt ſich die Augen und blicket empor.

Und eine Helle wird er gewahr,
Beleuchtet ſieht er den kleinen Altar,
Und vor demſelben im roſigen Schein,
Da kniete ein wunderſchön's Engelein.

Empor hob's die Händchen betend und ſprach
Sein Morgengebet, ſang das „Heilig“ darnach,
Dann betet's ſein Abendgebetlein auch gar,
Worüber er eingeſchlafen erſt war.

Und als es mit alle dem fertig war,
So löſcht es die Lichter aus am Altar,

Er aber im Bett rief das Engelein an:
„Wer biſt, und warum haſt du dieſes gethan?“

„Ich bin,“ erwiedert's, „dein Schutzengelein,
Es darf kein Gebet unvollendet ſeyn,
Und fangt ihr Menſchen da unten ein's an,
Ausbeten müſſen wir Engel es dann.“

„D'rum hab' ich auch jetzt, weil du frommer Mann
Mich täglich riefeſt um Hilfe an,
Die Gebet' und Geſänge, die heute dein Mund
Begonnen, für dich geendet jetzund.“

So ſprach das Engelein, drauf es verſchwand,
Der geſchäftige Mann aber Reue empfand,
Und endet jetzt jede begonnene That,
Daß ſein Engelein nichts mehr zu enden hat.

Heinrich II.

(Ballade.)

Den irdiſchen Schimmer floh Heinrichs Blick,
  Er hob ſich zu himmliſchen Räumen,
Ihn kümmerte wenig ſein Erdengeſchick,
  Er ſchwelgt' in ätheriſchen Träumen; —
Was ſollten ihm Krone und Zepter und Macht?
    Er nahm nur in Acht,
  Den Gottesdienſt nie zu verſäumen.

Und fiel auch der Feind ihm in's Kaiſerreich,
Er ſchritt nicht zum tödtenden Kriege,
Und nahm er ihm Burgen und Länder gleich,
So ſprach er: »Ich gönn' ihm die Siege;
Mein Reich iſt dort über dem Himmelsgezelt,
Nicht werth iſt die Welt,
Daß man ſich ein Härlein verbiege.«

Den Kaiſer umgaben nur Pfaffen allein,
Die ſchmeichelnd den Sinn ihm umfingen,
Gefüllt war mit geiſtlichen Büchern ſein Schrein,
Die Wände voll Heiligen hingen;
D'rob ward er der Vater der Mönche genannt,
Die hatten verbannt
Von ihm alle irdiſchen Schlingen.

Der Kaiſer beſucht' einſt das Kloſter Sanct Vannes,
Vom Abte desſelben begleitet,
Es war Riccardus ein wackerer Mann,
Zu jedem Guten bereitet,
Der ſeines Kaiſers erſchlaffenden Hang
Dem Reiche ſchon lang
Zum nahen Verderben gedeutet.

Und als ſie kamen hinan zur Abtei,
Im Dickicht des Waldes gelegen,
Sprach Heinrich, ergriffen von Melancholei:
»Hier ruh' ich von ſtürmiſchen Schlägen,
Will bleiben, wo himmliſche Nahrung mich labt,
Ehrwürdiger Abt,
O gebt euer'm Sohne den Segen!«

Erſtaunt blickt der Abt auf den Kaiſer hin,
Der vor ihm im Staube gelegen,
Entblößet ſein Haupt, legt die Hände auf ihn,
Und ſpricht voll Andacht den Segen:
„Du ſtarker Gott! ſchenke Kraft deinem Sohn,
Daß ihn auf dem Thron
Nie ſeine Begierden bewegen!“

Sie klopfen an's Pförtlein — ſie treten hinein.
Der Kreuzgang ſo düſter und ſtille,
Die Zellen ſo ruhig, ſo heimlich und klein,
Behagen dem Kaiſer, ſein Wille
Wird immer lebend'ger, er dringt mit Gewalt
In den Abt, daß er bald
Den ſehnlichſten Wunſch ihm erfülle.

Und wie ihm auch dieſer die Spaltung beſchreibt,
Die dadurch dem Reiche entſtünde,
Der Kaiſer doch feſt beim Entſchluſſe bleibt,
Und hört nicht des Warnenden Gründe.
„Wem's immer gelüſtet nach äußerem Schein,
Mag Kaiſer dort ſeyn,
Beherrſche die Erde voll Sünde!“

Alsbald rief Riccardus die Kloſterſchar
Zur heiligen Feier zuſammen,
Er ſelbſt trat im vollen Ornat zum Altar,
In Thränen die Augen ihm ſchwammen;
Doch plötzlich fühlt er vom himmliſchen Sitz
Einen leuchtenden Blitz
Sein dunkles Gemüthe entflammen.

Er winkt, der Kaiſer wird eingeführt,
Bedeckt mit dem härenen Kleide,
Die Regel verkündet der Oberhirt,
Der Prior die heiligen Eide:
Gehorſam und Keuſchheit befehlen ſie;
Geſunken auf's Knie,
Schwört Heinrich auf's Meßbuch ſie beide.

Der Abt nach dem heiligen Abendmahl
Sein Wort an den Kaiſer richtet:
„Du biſt nun ein Mönch aus eigener Wahl,
Und mir zum Gehorſam verpflichtet;
Jetzt höre, was ich dir befehlen will:
Von dir werde ſtill
Das heilige Amt dann verrichtet:“

„Kehr' alsbald zu deinem Throne zurück,
Der Wahn, der dich faßte, wird ſchwinden;
Der Herr vertraute dir Völkerglück,
Nur er kann davon dich entbinden.
Mit Kraft und Milde das Zepter regier',
Dann wirſt du in dir
Den wahren Himmel bald finden.“

Lischens Kuß.

Noch denk' ich jener Feierſtunde,
Da Lischen mich umfing;

Noch brennt der Kuß auf meinem Munde,
Den ich von ihr empfing.
Die Küſſe ſind hienieden,
So wie die Mädchen auch verſchieden.

So manche, die im Arm wir ſchließen
Zum Kuß, uns kaum berührt,
Das heißt, unreife Frucht genießen,
Nach der man lüſtern wird;
Ein ſolcher Kuß pflegt immer
Zu reizen, aber ſättigt nimmer.

Feſt wie das Moos an einer Klippe,
Hängt eine Andre lang
Mit wildem Feu'r an unſ'rer Lippe,
Und macht uns angſt und bang;
Ein ſolcher Kuß pflegt immer
Zu ſätt'gen, aber reizt dann nimmer.

Doch nicht wie dieſe, küſſet Lischen,
Ja, in ein Himmelreich
Verſetzet mich von ihr ein Küßchen,
Und reizt und ſättigt gleich;
Nein, ſo wie ſie, küßt keine,
Es gibt im Küſſen nur die Eine.

Vater und Sohn.

Wer ſich den Vater zum Rechtsfreund erwählt,
Der iſt fürwahr recht ſehr zu bedauern,

Er verliert den Prozeß, und verliert ſein Geld;
Doch wenn ihn der Gram darüber dann quält,
Und er an den Sohn, den Arzt, ſich nur hält,
Wird er den Verluſt nicht lange betrauern.

Müller Jakob.

Der Müller Jakob ſchlägt ſein braves Weib
Des Morgens, Mittags und zur Jauſe!
Wer dächte wohl, daß in dem weißen Leib
So eine ſchwarze Seele hauſe. —

Gütergemeinſchaft.

Gemeinſchaft der Güter habt ihr ſtipulirt;
Womit euch im Eh'ſtand das Glück regalirt,
Das Alles gehört euch gemeinſchaftlich an;
Das hat deine Braut, — weh dir armer Mann!
Der künftigen Kinder wegen gethan.

Urſache der Unbeſtändigkeit der Männer.

Gott ſchuf das Weib, da ihm der Stoff gebrach,
Aus eines Mannes Rippe. — Seht, nun wandern
Wir Armen ſtets von Einer zu der Andern,
Und ſpüren der verlornen Rippe nach.

Eine Beobachtung.

Wenn die Fluren neu ſich zieren,
Wenn des Lenzes Freuden nah'n,
Fängt die Liebe bei den Thieren,
Und der Krieg bei Menſchen an.

Die Zölle auf der Lebensreiſe.

(Ein Gegenſtück zu Langbein's Poſtſtationen des Lebens.)

Herr Langbein hat uns auf die trefflichſte Weiſe,
Und wirklich im ſchönſten und richtigſten Gleiſe,
Die Poſtſtationen des Lebens genannt;
Doch ſind uns die Zölle dabei nicht bekannt.

Den erſten bezahlt man beim Eintritt in's Leben,
Der wird da vor allem den Prieſtern gegeben,
Damit ſie für dieſen bedungenen Lohn
Uns öffnen den Schlagbaum der Religion.

Der zweite wird dann dem Regenten entrichtet,
In deſſen Gebiet man die Reiſe verrichtet,
Wofür er die Wege uns reinlich erhält,
Und ſicher vor Räubergeſindel uns ſtellt.

Doch ſind die Beamten oft boshaft und träge,
Sie necken den Reiſenden oft auf dem Wege,
So daß es die Kutſche ihm bald ruinirt,
Wenn er nicht bei jeder Gelegenheit ſchmiert.

Geſellt ſich ein Mädchen zu euch in den Wagen,
Will mit die Beſchwerden der Reiſe ertragen,
So zahlt ihr den Dritten für's heilige Wort;
Wenn dieß euch vereint hat, erſt dann dürft ihr fort.

Wie ſich die Geſellſchaft im Wagen dann mehret,
So wird auch dem Armen die Reiſe erſchweret,
Ein Pferd wird zu wenig, die Kutſche zu voll,
Da heißt es: Bezahle den doppelten Zoll! —

Muth, Frohſinn, Verſtand, ſind verbotene Waaren,
Wer über des Vorurtheils Berge will fahren,
Dem preßt man der Thälerchen letztes heraus,
Und ſchreiet ihm jene für Contreband aus.

Dem Küſter muß jener den letzten entrichten,
Der über die Gränze des Lebens will flüchten;
Wenn das iſt, dann kömmt er auf beſſeren Pfad,
Da zahlt er dann nichts mehr, auch bricht ihm kein Rad.

Der Chineſer.

Ein Chineſer verließ ſein China,
Kam in eine deutſche Stadt,
Mit ſeinem Büſchel Haar auf dem Scheitel,
Wie er zu Hauſe getragen hat,
Mit ſeinen langen Schnabelſchuhen
Und ſeinen Nägeln ohne Maß,
Jeder ſchrie nun, der ihn erblickte:
Das iſt ein dummer Chineſer, das!

Und durch die Straßen ging er langſam,
Hob ſeine Zeigefinger empor,
Schaute herum und lachte unbändig,
Wenn er ſah ein geſchloſſenes Thor,
Meinte, ſie könnten wohl offen ſtehen;
Denn vom Stehlen vernahm er nie was
Und das Eigenthum, glaubt' er, ſei heilig,
Das iſt ein dummer Chineſer, das.

War er in eine Geſellſchaft geladen,
Konnt' er kein Whiſt- und kein Hombreſpiel,
Und wenn das Hausfräulein ſang beim Klaviere,
Äußert' er ſich: das heiße nicht viel,
Wenn alte Herrn von Politik ſprachen,
Schlief er gar ein und fiel auf die Naſ',
Fand die Vergnügungen gar nicht vergnüglich,
Das iſt ein dummer Chineſer, das.

Von einem Juden, der ihm was verkaufte,
Meint' er, das ſei ein billiger Mann,
Und einen goldbordirten Bedienten
Sah er für einen Mächtigen an,
Für den Verdienſtvollſten hielt er Jenen,
Der ein großes Vermögen beſaß,
Und den Armen für unverſtändig,
Das iſt ein dummer Chineſer, das!

Er verlangte in allen Geſchäften
Daß man halten ſoll, was man verſprach,

Wenn eine Frau einen Liebhaber hatte,
Nannt' er das eine entſetzliche Sach',
Bei der Treue in Lieb' und in Ehe,
Meint' er, gäb's keinen Seitenſpaß,
Und das Kokettiren verflucht' er,
Das iſt ein dummer Chineſer, das!

Wenn er das deutſche Theater beſuchte,
Da benahm er ſich ſchauderhaft dumm,
Im Trauerſpiel lacht er über die Spieler,
Im Luſtſpiel über das Publikum.
Wälliſches Zeug wollte ihm gar nicht gefallen,
Aber der Freiſchütz war für ihn was,
Darüber hat er ſich kindiſch gefreuet,
Das iſt ein dummer Chineſer, das! —

Endlich wurd' er des Lebens und Treibens,
Wohl auch des ewigen Foppens ſatt,
Ich war bei ſeiner Abfahrt zugegen,
Er verließ mit Freuden die Stadt,
Das nahm ich wohl dem Chineſen nicht übel,
Aber ein Freund bracht' in Ärger mich baß,
Der ſah ihm wehmüthig nach und ſprach ernſthaft:
Das war ein kluger Chineſer, das!

Das Leben.

Was iſt es denn, das hochgepriſ'ne Leben,
Daß ihr darum ſo ſehr in Sorgen ſteht?

Ein ew'ger Streit, der zwiſchen Ziel und Streben,
Und zwiſchen Kopf und Herzen wild entſteht,
Ein Quell', aus welchem euch nur Leiden traufen,
Mit einem Nicken lohnt ſich's nicht zu kaufen.

Erſt zittern wir als Kinder vor der Ruthe,
Und wird das junge Knäblein nun ein Mann,
So treibet ihn des Glückes Wünſchelruthe
Aus einer Ecke in die and're dann;
Im ſteten Kampf mit ſeinen eignen Schwächen,
Muß er auch noch durch fremde Bahn ſich brechen.

Glanz, Ehre, Hoheit ſind die Truggeſtalten,
Nach welchen ſehnſuchtsvoll ein jeder haſcht,
Doch ſchwindelnd kann er nicht ſich aufrecht halten,
Der Arme, der aus ihren Bechern naſcht, —
Und wenn wir das Erſehnte auch erwerben,
Was dann? — Dann legen wir uns hin — und ſterben! —

Der Frühling.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Zwei Städter gingen einſt an einem Frühlingsabend
Auf's nahe Dorf. — Entfernt vom Stadtgewühl
Und überſtrömt von innigem Gefühl
Beim Anblick der Natur, ſprach einer: Sieh! wie labend
Die Lüfte weh'n, wie um uns her
Ein jedes Blümchen ſich des Daſeins freut,
Und ſeinen Duft als Dank dem Schöpfer ſtreut;

Den Frühling bringt der Zeiten goldner Lauf,
Und neuerdings *lebt alles wieder auf!* —
Was ſagſt du da? (ſprach ſchnell der andre dann)
Es lebet alles auf? Weh' mir! ich armer Mann! —
Fünf Monden ſind es erſt, daß ich mein Weib begraben,
Und ſchon ſoll ich ſie wieder haben! —

Der Freigeiſt.

Die Frau und ihr Freund.

Die Frau.

Ein Freigeiſt iſt mein Mann, er glaubet
An Engel nicht, und nicht an Teufel.

Der Freund.

Daran Madam' iſt gar kein Zweifel,
Er bewies das in der That,
Da er Sie geeh'ligt hat.

Der Pfeil und der Adler.

(Eine Fabel.)

Ein Pfeil, der eben abgedrückt,
Schnell, wie der Blitz die Luft durchzückt,
Sprach ſtolz zu einer Vögelſchar,
Die neben ihm im Fluge war:
Seht her, und laßt mein Lob erſchallen,
Ich kann, wie ihr, die Luft durchwallen. —
Da lächelte ein alter Aar,

Erwiederte: Du dauerſt mich,
Wirſt nicht gar lang mit uns die Luft durchwallen,
Durch einen andern hobſt du dich,
Und durch dich ſelber wirſt du fallen! —

Die Denkmale der Liebe.

Mein Schreibepult hat ein verborgenes Lädchen,
Da gibt es gar herrliche Sachen darin,
Sie kommen von Händen der lieblichſten Mädchen,
Von Hannchen und Lischen, und Röschen und Gretchen;
Kommt, ſetzt euch mit mir zu dem Schreibepult hin;
Wie ich ſie bekommen, erklär' ich euch treu,
Ich weiß es, ihr lächelt wohl manchmal dabei.

Dieß Schnürchen von Haaren, es iſt von Brigitten:
Am Abende, der uns der ſeligſte war,
Hab' ich ſie ihr ſcherzend vom Kopfe geſchnitten; —
Seitdem gab ſie vielen, die ſie wohl gelitten,
In ſeligen Stunden ein Denkmal vom Haar,
Und hat ihr nur jeder ſo viele geraubt,
So hat ſie jetzt ſicher kein Haar auf dem Haupt.

Den Ring hier erhielt ich von Eleonoren,
Es iſt eine Schlange, die endlos ſich ſchließt;
Sie hatte, indem ſie dieß Zeichen erkoren,
Symboliſch mir ewige Liebe geſchworen,
Nicht minder ſind Schlangen auch Bilder der Liſt.

Als Denkmal der letztern verwahr' ich ſie nur,
Denn liſtig genug brach ſie Treue und Schwur,

Den ſeidenen Geldbeutel ſtrickte mir Käthchen,
Stets ſeh' ich mit Wehmuthsgefühlen ihn an,
Sie liebte nur Prunk, das ſonſt liebliche Mädchen,
Ich that, was ich konnte, für dieſes Kokettchen;
Doch ſchien's ihr noch immer zu wenig gethan.
So ging denn mein Geld im Galloppe darauf,
Den Beutel bewahr' ich zum Andenken auf.

Den Fächer hier hab' ich von Suschen. — Die Feine
Hat wirklich zu arg mit mir Armen geſpielt,
Sie hielt ihn zwar oft vor die Augen zum Scheine;
Doch ſchielte ſie neben hinaus durch die Beine,
Bis ſie ſich ein reicheres Männchen erſchielt,
Ich mußte natürlich dann weichen. — Ich ſchied,
Und nahm dieſen Fächer zum Andenken mit.

Dieß Päckchen voll Briefe mit goldenen Enden
Erhielt ich von Klärchen; — ſie ſchrieb mir darin:
Sie wünſche, daß wir uns auf ewig verbänden,
Denn nimmermehr werde ihr Herzchen ſich wenden,
Es ſei meine Liebe ihr höchſter Gewinn.
Daſſelbe enthält auch der unterſte hier;
Doch gilt die Adreſſe, — da ſeht nur, — nicht mir.

Die Weſte hat mir Karoline geſticket,
— Nur Qual gab dieß Mädchen mir, Sorgen und Pein,
Die Weſt' iſt mit herrlichen Roſen geſchmücket,

Doch glaubt mir, ſo viel ihr auch Roſen erblicket,
So viel flocht ſie Dornen in's Leben mir ein.
Nicht länger ertrug ich's, — mir wurde vor Leid
Das Herz immer enger, die Weſte zu weit.

Da ſeht ihr noch and're verſchiedene Sachen,
Von Mädchen und Weibern mir einſtens geſchenkt,
Die ewig und treu mich zu lieben verſprachen,
Und Worte und Schwüre dann leichtſinnig brachen;
Ich wurde betrogen, verlacht und gekränkt;
Dieß Lädchen im Schreibepult nützt mir gar ſehr,
Jetzt glaub' ich den Schwüren der Weiber nicht mehr.

Der ungeſtüme Gläubiger.

Der Gläubiger.

Ich muß bezahlt ſeyn.

Der Schuldner.

Wartet doch
Mein Freund nur ein'ge Wochen noch!

Der Gläubiger.

Das möchte wohl noch Jahre währen,
Ich thu' es nicht.

Der Schuldner.

Wo nehm' ich Geld?

Der Gläubiger.

Ich will es Euch ſchon finden lehren.

Der Schuldner.

O thut das Freund! Es ſoll mich freu'n.
Ihr werdet dann der erſte ſeyn,
Der ſeine Forderung erhält. —

Die Antwort liegt in der Frage.

A.

Warum bewundern denn die Kenner
Auch ſelbſt die Fehler großer Männer?

B.

Wer glaubt wohl, daß ein reicher Mann
Auch falſche Ringe tragen kann?

Gerechtigkeit.

(Ballade.)

Der König hatte Schätze gehäuft in ſeinem Schrein,
Da ſchien ihm ſchlecht ſein Garten und ſein Pallaſt zu klein,
Und Künſtler ließ er rufen aus jedem Theil der Welt,
Die ſollen Plän' ihm machen, wie er ſie neu beſtellt.

Sie kamen und entwarfen den Plan ſo hehr und groß,
Daß Ländern glich der Garten und einer Stadt das Schloß;
Drob freute ſich der König und gab Befehl zum Bau,
Und abgemeſſen wurde der Platz dazu genau.

Man kaufte viele Morgen von Feld und Wieſen ein,
Selbſt viele Häuſer mußten durch Geld erworben ſeyn,
Weil ſie der Plan umfaßte; der König zahlte viel,
Drum mit den Eigenthümern war's auch ein leichtes Spiel.

Ein einz'ges kleines Hüttchen, das im Bereiche lag,
Das Weib, das es beſeſſen, für Geld nicht geben mag,
Und was man ihr geboten für's räucherige Ding,
Sie blieb bei ihrer Weig'rung, und hielt den Preis gering.

Dieß meldet man dem König, der ſelber geht zur Frau,
(Wo ſelber ſieht ein König, da ſieht er auch genau)
»Warum willſt du nicht geben die ſchlechte Hütte mir?
Du ſiehſt, ſie iſt mir nöthig zu meines Schloſſes Zier.«

»Ich laß dir ja bezahlen, ſo viel du forderſt, gern,
Bau dir ein ſchönes Häuschen von dieſem Orte fern,
Den Überreſt kannſt brauchen für manches Ungemach,
Das dich noch treffen könnte, denn du biſt alt und ſchwach.« —

»Herr! eben weil ich alt bin und ſchwach, ſo kann's nicht ſeyn,
Drum häng' ich auch am Alten, behalte das, was mein,
Gemahlte Wände wären für mich wohl kein Genuß,
Gewohnt bin ich nun einmal an dieſen alten Ruß.«

»Ich wurde hier geboren und hab' gelebt hier ſtill,
Darum ich in der Hütte auch ruhig ſterben will,
Und müßt ich ſie verlaſſen, ſo wär' es mit mir aus;
Ach nein, mein Herr und König, er wirft mich nicht hinaus.« —

„Da ſoll mich Gott behüten! — ſprach drauf der König mild, —
Ein Jeder mag dort bleiben, wo er ſich glücklich fühlt;
Das Eigenthum muß heilig und unverletzlich ſeyn,
Ein König kann's wohl geben, doch nehmen Gott allein.“

Und weiter ging der König und ließ Befehl ergehn,
Man möge weiter bauen, die Hütte bleibe ſtehn!
Und Alles ward verſchönert und Alles ward erneut,
Nur mitten ſtand die Hütte in alter Ärmlichkeit.

Sein Schlafgemach ließ aber der König alſo bau'n,
Daß er gerade konnte auf dieſe Hütte ſchau'n,
Man ſagt er habe öfters mit heiterm frohen Muth
Dieß garſt'ge Haus betrachtet und dann recht ſüß geruht.

Und als des Herren Milde dem Volke ward bekannt,
Da pries den guten König ein Jeder in dem Land:
Man zeigte jedem Fremden dieß Haus; — und von der Zeit
Erhielt es auch den Namen vom Volk: Gerechtigkeit.

Grabſchrift auf einen kleinen Dieb.

Die Aſch' eines Diebes liegt hier in dem Krug.
Ihn ließ der Senat ſeines Städtchens verbrennen;
Der Menſch hatte noch nicht geſtohlen genug,
Um ſeine Unſchuld beweiſen zu können.

Mitgefühl.

A.

Ach Freund! beſtohlen hat man mich —

B.

Aus Herzensgrund bedaur' ich dich.

A.

All' die Gedichte, die ich ſchrieb —

B.

Wenn das iſt, dauert mich der Dieb.

Das Glück des menſchlichen Lebens.

Im Reichthum ſuchſt du vergebens
Das Glück des menſchlichen Lebens.
Das Gold macht dir Sorgen,
Und währt nur bis morgen.
Je mehr dich entzücket ſein klingender Ton,
Je weniger gönnſt du dir ſelber davon.

Im Ruhme ſuchſt du vergebens
Das Glück des menſchlichen Lebens.
Die Blicke nach oben
Nur immer gehoben!
Siehſt du nach den größeren Zierden nur hin,
Und laſſeſt des Augenblicks Freude entflieh'n.

Du ſuchſt in der Weisheit vergebens
Das Glück des menſchlichen Lebens.
Empfindungen ſchweigen,
Wo Bücher ſich zeigen,
Und öffnet dein Geiſt ſich den Strahlen des Lichts,
So weißt du am Ende: Du wiſſeſt noch nichts.

Im Becher ſuchſt du vergebens
Das Glück des menſchlichen Lebens.
Gewiegt durch ſein Schäumen
In roſiges Träumen,
Vergißt man zwar manchmal ſein böſes Geſchick;
Doch kehrt's nach dem Rauſche dann doppelt zurück.

Du ſuchſt in der Liebe vergebens
Das Glück des menſchlichen Lebens.
Verſchwiſterte Seelen,
Die liebend ſich wählen,
Die ſchlürfen der Freude hell ſprudelnden Born;
Doch ritzt ſich ihr Herz an der Eiferſucht Dorn.

Und ſuchſt du die Zeit deines Lebens,
So ſuchſt du doch immer vergebens,
Reicht dir nicht am Ende
Die Freundſchaft die Hände:
Nur ſie macht zum Eden die traurige Welt,
Erſetzt dir Wein, Weisheit, Ruhm, Liebe
und Geld.

Der alte Violon.

(Eine Fabel.)

Ein alter ſchlechter Violon —
Dem auch des größten Künſtlers Hände
Gewiß nicht einen reinen Ton
Entlockten, — fiel, und brach in Stücke.
Der Herr befahl, daß man behende
Ihn zu dem Geigenmacher ſende.
Man thut's, der kluge Meiſter macht
Ihn ganz, er wird zurückgebracht,
Und ſieh! es wundert jeden ſehr,
Er war nun beſſer, als vorher.

Verwünſcht das Unglück nicht auf Erden,
Da Viele dadurch beſſer werden.

Der gute Chriſt.

Die ſchöne Lilla klagt dem Freund,
Wie ſie ihr Mann beſtändig quäle,
Sie fleht um Hilfe, ſeufzt und weint.
Der Jüngling mit der weichen Seele
Wird tief gerührt, und ſtatt zu ſprechen,
Drückt er das Weibchen ſanft an ſich:
„An ihrer Stelle würd' ich mich,“
Seufzt er, — „an jenem Unheld rächen.“
Der ſchönen Frau behagt der Plan, —
Geſtrafet werde der Verbrecher, —

Sie nimmt zum Schützer und zum Rächer
Freund Lindor'n ohne weiterm an;
Und in den folgenden drei Tagen
Hat ſie ihm ſtets was Neu's zu klagen,
Und immer hat ſie was zu rächen.
Doch Lindor'n reut ſchon ſein Verſprechen.
Und als, ſo oft die Stunde ſchlug,
Die Schöne wieder klagt' und ächzte,
Und immer nur nach Rache lechzte,
Verſetzt' er ernſt: „Nun iſt's genug;
Ein Chriſt muß ja verſöhnlich ſeyn,
Und ſeinen Feinden auch verzeih'n.“

Auf einen ſchlechten Luſtſpieldichter.

Des Luſtſpiels wahren Zweck: Die Fehler zu vertreiben,
War Scribax zu erreichen hoch bemüht,
Denn jeder, der ſein neu'ſtes Luſtſpiel ſieht,
Der hüthet ſich gewiß, ein ähnliches zu ſchreiben. —

Mann und Weib ſind ein Leib.

Ein Leib ſind Mann und Weib! — Kein Sprichwort iſt ſo wahr,
Bewieſen wird es uns durch dieſes Ehepaar;
Denn er iſt ſie, und ſie iſt er,
Er iſt das Weib, und ſie der Herr. —

Der Räuber.

(Ein Schwank.)

Lukas und ſein Weib Annette
Gingen in den nahen Wald,
Aus dem Dickicht ſprang ein Räuber,
Rief ein fürchterliches: — „Halt!“ —
Lukas fing am ganzen Leibe
Voll vor Angſt zu zittern an,
Denn er wußte dieſe Herrn
Geben gern
Gnade einem hübſchen Weibe,
Aber ſelten nur dem Mann.

Von Annetten bat der Fremde
Nur ein Küßchen ſchnell ſich aus,
Und dann zog er bis zum Hemde
Unſern armen Lukas aus.
Dieſes ging dem Mann zu Herzen,
Doch der Räuber hört ſein Fleh'n,
That dem Armen Gnade kund,
Lachte, — und —
Nahm mit ſich das junge Weibchen,
Ließ den Mann in Frieden geh'n.

Lukas ſchlich betrübt nach Hauſe,
Öde war für ihn die Welt,
Alles hatt' er nun verloren,
Sein Annettchen und ſein Geld.

Horch! — Da klopft's an ſeiner Thüre,
„Öffne — (tönt es) mir das Haus.“
Er ſchließt auf, beim Mondenſchein
Tritt herein
Sein Annettchen froh, und leeret
Ihre Schürz' im Zimmer aus.

„Du biſt's!“ ſchreit nun Lukas freudig, —
„Liebes Weibchen! welch ein Glück!
Ha! was ſeh' ich, Geld und Kleider
Bringſt du wieder mir zurück?“ — —
„„Ja! mein Lukas! brav und bieder
Iſt der Räuber in der That;
Ach! der liebe, gute Mann,
Sieh nur an,
Gab mir alles, alles wieder,
Was er dir genommen hat.““ —

Trinklied.

Laßt uns im vertrauten Kreiſe,
Nach der alten Väter Weiſe,
Froh die Humpen leeren; —
Durch Befolgung ihrer Bräuche,
Und durch Pflege unſ'rer Bäuche
Ihre Aſche ehren.

Viel iſt anders zwar geworden,
Seit der Krieger wilde Horden
Deutſchlands Geißel waren; —

Doch, wo Berge ſich erheben,
Wachſen noch dieſelben Reben,
Wie vor hundert Jahren.

Wir zieh'n, wenn's beginnt zu tagen,
Nicht zum Forſt das Wild zu jagen,
Durſtig dann nach Hauſe; —
Doch wir führen Mädchenfehden,
Wo wir uns brav durſtig reden,
Und dann ſchmeckt's bei'm Schmauſe.

Nur von Glas, doch gleich Kryſtallen,
Nicht von edleren Metallen
Sind zwar unſre Becher: —
Doch nicht nach den gold'nen Heften,
Sondern nach den gold'nen Säften
Fragt der wahre Zecher.

Auch ſind unſre Humpen kleiner,
Fauler iſt darum doch keiner
Bei dem Goldgewächſe. —
Während jene Hochgelehrten
Einen ihrer Humpen leerten,
Trinken wir jetzt ſechſe.

Keinen hohen Prunkſaal zieren,
Um darin zu pokuliren,
Jetzt die deutſchen Brüder; —
Wo man hingeht zum Getränke,
In der nächſten beſten Schenke,
Trifft man Luſt und Lieder.

Auch die Nagelprobe halten
Wir ſo gut, als unſre Alten,
Bei dem guten Weine;
Kinder nur und Weiber nippen,
Doch des rüſt'gen Mannes Lippen
Schlürfen bis auf's Reine.

Becherklang, Geſundheittrinken,
Nimmer laſſen wir ſie ſinken,
Dieſe alte Mode; —
Täglich ſauft, ihr könnt es ſehen,
Bloß auf And'rer Wohlergehen,
Mancher ſich zu Tode.

Eingeſchenkt, und ausgeſoffen,
Laſſet uns das Beſte hoffen,
Auf der lieben Erde; —
Wenn das Schickſal gleich uns hudelt,
Wenn nur Wein im Becher ſprudelt,
Trotzt man der Beſchwerde.

Die beiden verwundeten Krieger.

(Fabel.)

Zwei Krieger gleich an Muth, doch nicht an Jahren,
Die ihre Fahne treu bewacht,
Traf auch das Schrecken-Los der Schlacht; —
Verwundet fielen ſie zu jenen Scharen,

Die ſchon der Feind dahin geſtreckt; —
Verzweifelnd ringt der Jüngere die Hände,
Daß ſeine Bahn zum Ruhme ſo ſich ende,
Er weint, er flucht, mit Schweiß und Blut bedeckt,
Wälzt er ſich über ſeiner Brüder Leichen,
Den Gegner nur noch einmal zu erreichen. —
Da ſieht er ſeine Kameraden flieh'n.
Er hört den Feind ein Siegsgeſchrei erheben,
Das kann der Brave nimmer überleben,
Vor Wuth und Schande ſchäumend, ſinkt er hin;
Er ſammelt ſeine Kräfte noch, und reißt
Den Pfeil aus ſeiner Wunde, und ſein Geiſt
Entſtrömt mit ſeinem Blut. — Der andre Krieger,
Den ſchon Erfahrung kalt gemacht und klüger,
Blieb ruhig auf dem Platze, wo er fiel,
Schrie nicht, zerriß ſein Hemd mit ſeinem Munde,
Verband, ſo gut er konnte, ſeine Wunde,
Bis zu dem Augenblicke, wo ein Ziel
Die Mordſucht ſich geſetzt. — Da rafft
Er noch zuſammen ſeine Kraft,
Und ruft: „Zu mir, zu mir, ihr tapfern Sieger!
Mein Leben flieht, wenn ihr nicht helfend eilt.“
Ein Wundarzt hört dieß Angſtgeſchrei, und weilt
Nicht lange, bringt in's Lazareth den Krieger,
Wo er in Kurzem ſeine Wunde heilt.
Er wird geſund, und immer treu der Pflicht,
Stellt er ſich neuerdings voll Muth zur Wehre,
Und kräft'ger noch, als ehedem, erficht
Er neue Lorbeern auf dem Feld der Ehre.

Wenn auf der Wiſſenſchaften ſtreit'ger Bahn,
Ein Satyr ſeine Pfeile nach mir ſchoß,
So denk' ich dieſer beiden Krieger Los
Und wende mir von beiden eines an.

Polyhymniens Feier.

Nach der Aufführung des Alexanders-Feſtes von Händel in der k. k. Reitſchule zu Wien durch Dilettanten am 29. November und 3. December 1812, veranlaßt durch die Geſellſchaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen.

So lang noch Thränen im Verborg'nen fließen,
Ruht nicht der edlen Frauen Schweſterkreis
Stets neue Segensquellen aufzuſchließen,
Und ringend nach der Menſchheit ſchönſtem Preis:
Des Wohlthuns Himmelswonne zu genießen,
Verdoppelt ſich ihr edelmüth'ger Fleiß,
Und jeder Zweig iſt haſtig aufgefunden,
Aus dem noch Balſam träuft für fremde Wunden.

Schon wirkte zu des edlen Zwecks Gelingen
Mit ſüßem Spiel der Muſen ganzes Chor,
Das Höchſte doch von Allen zu vollbringen,
Das Schickſal Polyhymnien erkor; —
Herunter ſchwebte ſie auf ſanften Schwingen,
Hielt einem Jünger ihr Lyra vor.
Und ließ in ſeinen künſtleriſchen Träumen
Den großen Plan zum Rieſenwerke keimen.

„Die Stadt, wo meine ſchönſten Tempel ſtehen,
„Wo man der Opfer herrlichſte mir beut,
„Sie ſei zum Herold meines Ruhm's erſehen,
„Sie ſei von mir zum großen Werk geweiht;
„Und wenn die Kunſtgebilde all' vergehen,
„Dieß Eine trotze der Vergänglichkeit! —“
So ſpricht die Muſe ſegnend, und entſchwindet
Dem Blick des Jüngers, dem ſie dieß verkündet.

Mit Schönem muß das Edle ſich verbinden,
Es wird der Plan den Segensſchweſtern kund,
Nur Herzen wiſſen Herzen ſchnell zu finden;
Mit reger Haſt beſchäftigt ſich der Bund,
Gemüther für's Erhab'ne zu entzünden,
Und überall ertönt's von Mund zu Mund:
„Auf! — brecht die Bande Eures langen Schlummers!
„Erſchalle Lied zur Linderung des Kummers!“ *).

Es röthet Künſtlereifer Aller Wangen,
Man ſtrömet dieſem Doppelfeſte bei;
Und Stimmen, die ſonſt im Verborg'nen klangen,
Sie ſchallen im vereinten Lobgeſchrei.
Ein neuer ſchöner Tag iſt aufgegangen,
Die Tonkunſt herrſcht mit ſüßer Zauberei;
O ſeht die Schar mit jedem Tag ſich mehren,
Die ſich vereint, durch That ſie zu verehren.

---

*) Worte des Oratoriums.

Der gütige Monarch, der Macht und Krone
Zu ſeiner Völker Wohl nur einzig nützt,
Erſpäht das Gute auch auf hohem Throne,
Er öffnet ihm ſein Haus, wo er es ſchützt,
Damit es unter ſicherm Dache wohne,
Und Neid ſein Gift ihm nicht entgegenſpritzt;
Ihm hat ein Gott das Irdiſche gegeben,
Dem Geiſt'gen es zu einen, iſt ſein Streben.

Der Tag erſcheint, die Stunde ſchlägt zum Feſte,
Die weiten Räume faſſen nicht die Zahl
Der frohen und erwartungsvollen Gäſte,
Die wallen zu dem großen Geiſtesmahl;
Ein jeder hofft das Schönſte und das Beſte,
Ringsum herrſcht Stille in dem großen Saal.
Da kömmt der Kaiſer, und mit lauten Schlägen
Klopft jedes Herz, man jubelt ihm entgegen.

Der Meiſter winkt, er mißt der Töne Längen
Mit ſich'rer Hand dem Künſtlerkreiſe vor,
Nun ſchmelzen ſie in einzelnen Geſängen,
Nun ſchallen ſie vereint im ganzen Chor,
Und wie ſie ſpäter alle Feſſeln ſprengen,
Da faßt ſie kaum das überraſchte Ohr;
Der Hörer Bruſt durchſtrömt ein neues Leben,
Und jeder wähnt, die Welt fühl' er erbeben.

Und jedes Liedes Ende, jede Leere
Füllt der Begeiſt'rung lauter Jubel aus:

„Dir Tonkunſt, Heil! Euch Künſtlern Dank und Ehre!“ *).
Einſtimmig ſchallt es ſo durch's ganze Haus.
Beſtätigt habt Ihr nun die wicht'ge Lehre:
Vereinte Kraft führt ſelbſt das Schwerſte aus. —
Die Künſtler doch entfernen ſich beſcheiden,
Belohnet durch ihr Herz mit reinern Freuden.

Da tönt der Muſe Stimme aus den Lüften;
„Nicht trennen ſoll ſich mehr das ſchöne Band,
„Im Tempel dürfen weilen die Geprüften,
Vollendet, was ſo ſchön durch Euch entſtand;
Den Bund zu meiner Ehre ſollt ihr ſtiften,
Auf! reichet Euch hiezu die Bruderhand!
Das Staubgeborne mag der Staub verwehen,
Doch ewig muß das Himmliſche beſtehen.“

Unter das Bruſtbild eines Tänzers.

Das wär' Amint? — Der Mahler iſt ein Tropf,
Da ich den beſten Theil an ihm vermiſſe;
Er mahlt' ihm einen Kopf, und keine Füße,
Und er hat Füße nur, und keinen Kopf. —

---

*) Worte des Oratoriums.

Der Ehemann mit der Flöte.

(Poetiſche Erzählung.)

Ein Ehmann — ich erinnre mich nicht mehr
Wie er geheißen, iſt auch einerlei, —
War gar ein großer Freund der Melodei,
Vor allem liebt' er ſeine Flöte ſehr.
Er blies und blies bei Tag und auch bei Nacht,
Daß allen Nachbarn ihre Ohren gellten,
Er aber hielt's für eine große Pracht,
Wenn im Adagio ſich ſeine Töne ſchwellten,
Und wenn er vor ein Rondoletto trug,
Bei welchem manch' ein Ton ihm überſchlug.

Der Flötenbläſer hatte eine Frau,
Sehr reizend, ſchön gebaut, und in den beſten Jahren,
Doch ſpröde, wie noch wenig Frauen waren,
Sie nahm ein jedes Wörtchen ſehr genau,
Und wer ihr nahe kam, auch noch ſo ſchlau,
Der mußte ihren ganzen Zorn erfahren.
Der Schönen Sprödigkeit verſcheuchte die Galane,
Die ihre Schönheit an ſie zog,
Der Mann ergab ſich drob dem ſüßen Wahne,
Daß ſeine Frau ihn ſicher nicht betrog.
Doch ſolche Tugendheldinnen ſind ſelten
Beſcheiden, weiblich, ſanft und ſtumm;
Im Hauſe auch als Heldinnen zu gelten,
Spectakeln ſie in dieſem ſtreng herum.

So auch Clariſſ', ein Wort iſt ihr ein Dorn,
Ein kleiner Widerſpruch bringt ſie in Zorn,
Dann wirft die holde Schöne Krüg' und Töpfe
Den Dienern und den Mägden an die Köpfe,
Sie keift zum Frühſtück, Mittags und zur Jauſe,
Und alle Ruh' entflieht aus dieſem Hauſe;
Darum ertrug's bei ſolcher Qual und Plage
Kein Diener länger hier als ein'ge Tage.

Der Herr allein ließ alles gehn wie's geht,
Bekümmerte ſich nur um ſeine Flöte,
Las ruhig ſeinen Schiller, ſeinen Göthe,
Nicht kümmernd ſich, wie außer ſeinem Zimmer
Das Barometer ſeines Hauſes ſteht;
So wurde denn die Sache immer ſchlimmer,
Und als er eines Abends Flöte blies
Und ſelbſt ſich wunderte, wie Läuf' und Sprünge
Ihm glückten, und wie Alles ihm gelinge,
Da trat die Frau in's Zimmer und verwies
Ihm ſein Vergnügen, ſagte: nimmermehr
Vermöge ſie das Heulen anzuhören,
Sie ſehe, was ſie thue, wolle er
Durch ſeine fürchterlichen Töne ſtören.
Der Mann, verwundert, ſucht ſich zu vertheid'gen,
Doch immer mehr erzürnet ſich die Frau,
Es wiegt die Worte keines mehr genau,
So, daß ſie ohne Rückſicht ſich beleid'gen;
Doch endlich nimmt beſänftigter der Mann
Das Wort und ſpricht die Zorn'ge alſo an:

„Wohlan Clariſſe, wer Muſik nicht mag,
Den kann man auch nicht zwingen ſie zu lieben,
Doch mich würd's ſie zu meiden ſehr betrüben,
Drum ſey, wenn du es willſt, vom heut'gen Tag
Geſchloſſen zwiſchen uns in Freundſchaft ein Vertrag,
Du biſt zum Zorn geneigt, du mußt geſtehn,
Du liebſt den Streit und ich die Harmonie,
Thu was du willſt, ich will davon nichts ſehn
Und miſche mich in deine Zänke nie;
Doch wenn du ſchreiſt, fang' ich zu blaſen an,
Bei deiner Stimme wird dich das nicht ſtören,
Und ich im Gegentheile werde dann
Auch dein Gepolter und Geſchrei nicht hören,
Und Jedes thut dann ſo, was es nicht laſſen kann.“

Der Frau gefällt der Vorſchlag ſehr,
Sie traut ſich zu es werd' ihr nicht mißlingen
Durch Sanftmuth ihren Herrn Gemahl zu zwingen,
Daß ſeine Flöte nicht ertöne mehr;
Vergnügen fand auch er in dem Vertrage,
Er wußte gar zu wohl was er begann,
Auch zeigt ſich's bald, daß ſie nur wen'ge Tage
Das Zanken und das Schreien laſſen kann;
Bald kann er nehmen ſeine theure Flöte
Und blaſen was, und auch wie lang' er mag;
Denn bald fängt an ſchon bei der Morgenröthe
Die Frau zu ſchrei'n und ſchreit den ganzen Tag.
Je mehr Sie zankt, je ſtärker blaſet Er.

Ihr armen Nachbarn ſeid wohl zu bedauern,
Denn der Spectakel endet faſt nicht mehr,
Zuletzt müßt ihr verlaſſen eure Mauern.
So wird ſtets feſter in dem Spiel der Mann,
Die Frau jedoch, die nicht das Blaſen leiden kann,
Hört endlich auf im Haus herum zu raſen,
Man hört jetzt immer ſeltner ein Geſchrei,
Der Mann befürchtet ſchon für ſeine Melodei,
Da tritt ein Umſtand ihm zu Gunſten ein:
Ein junger Mann, der ſeine Frau geſehen,
Vermag der ſchwarzen Augen Strahlenſchein,
Den Roſenwangen nicht zu widerſtehen,
In Lieb entbrannt' er für die ſchöne Frau,
Er nähert ſich, er ſeufzt, ſchießt Liebesblicke,
Er reitet ihr ſein ſchönſtes Pferd zur Schau,
Umſonſt, nicht näher rückt er ſeinem Glücke,
Der Liebeshandel geht verzweifelt flau.
Ein Briefchen, das er ſandte, unerbrochen
Kommt wieder es zurück in ſeine Hände,
Trotz aller Mühe iſt in ein'gen Wochen
Der noch nicht angefang'ne Scherz auch ſchon zu Ende;
Doch dadurch läßt der Ritter ſich nicht ſchrecken,
Die Hinderniſſe, die im Wege liegen,
Vermehren nur den Reiz, auf's Neu erwecken
Sie ſeinen Muth, er muß den Stolz der Schönen biegen,
Ruhmvoller iſt's, in ſchwerem Kampf zu ſiegen.
Die Zuflucht nimmt der Kühne nun zur Liſt,
Verkleidet als ein dummer Bauerjunge

Kömmt er in's Haus, er ſtolpert und begrüßt
Die Frau mit Schaafesblick und ſchwerer Zunge.
Sie — die ſo ſelten lächelt; — muß doch lachen,
Als ſie den Einfaltspinſel jetzt erblickt
Und ob er noch nicht ahnet, was ſich ſchickt,
Hoff't doch ſie aus dem Holzſtock was zu machen,
Sie nimmt ihn alſo auf, indem ſie eben
Den Abſchied einem Diener hat gegeben.
Das war es, was er wollte. — Nun allein
Mit Jener, die die Wunde ihm geſchlagen,
Beſchloß er unternehmender zu ſeyn,
Und Alles für ſein Liebesglück zu wagen.
Am nächſten Morgen ſchon, als es ſich fügt,
Daß in der Schönen Toilettenzimmer,
Was neben ihres Mannes Zimmer liegt,
Er ſammeln muß von Leuchtern Kerzentrümmer,
Erblickt er ſie und hält ſich länger nimmer,
Zu ihren Füßen ſtürzt er plötzlich nieder,
Geſteht mit Flammenworten ſeine Triebe,
Und was er ſchon gewagt für ſeine Liebe
Und fleht um ihre Gegenliebe wieder.
Sie hört's, die erſte Antwort iſt ein Schrei,
Den ihrem Innerſten der Zorn erpreßt
Und da er dennoch ihren Arm nicht läßt,
Den er mit aller Inbrunſt küßt dabei,
So ſchreit ſie ſtärker noch, wird bitterböſe.
Der Mann hört im Gemache nebenan
Mit Freuden das Getöſe:

»Ha! ſpricht er, endlich fängt ſie wieder an
Im Haus herum zu ſchreien und zu zanken,
Ich muß es wohl dem neuen Diener danken
Daß ich jetzt wieder Flöte blaſen kann.«
Und nun ergreift ſein Inſtrument er ſchnelle:
Und bläſt und bläſt Paſſagen lang und ſchwer,
Und neben ſchreit die Frau »Ha Schändlicher!«
»Fort fort! verlaſſen Sie mich gleich zur Stelle!«
Der Schändliche doch weicht nicht ihrem Grimme,
Die Flöte übertönet nebenan
Der Hocherzürnten Wort' und ihre Stimme;
Und eben fängt der Mann das Lied jetzt an:
»Des Lebens freut Euch, weil das Lämpchen glüht!«
Als er die Schöne näher zu ſich zieht,
Und, ohngeachtet ſie noch grimmig blickt,
Ihr auf den Roſenmund ein Küßchen drückt.
Sie will ſich noch entwinden, doch vergebens,
Noch ſtärker tönt das: »Freuet Euch des Lebens«
Und nachher ſpielt er Variationen
Auf's Lied: »So treue Liebe mußt du lohnen!«
Doch endlich wird es ſtill von beiden Seiten,
Man hört nicht mehr die Dame ſchrein und ſtreiten,
Dem Ehmann ward vom Blaſen auch ſo heiß,
Daß ihm von Stirn und Wange trieft der Schweiß.
Er legt die Flöte weg und horcht ob neben
Sich ſeine Frau noch immer ſo ergrimmt,
Und da er nicht das Mindeſte vernimmt,
Beſchließt er ſich zu ihr nun zu begeben.
Er tritt hinein und findet ſie beim Sticken;

Verlaſſen hatte ſchon ſie der Galan.
»Ich danke dir, ſprach er mit ſchelm'ſchen Blicken,
Du haſt mir einen großen Dienſt gethan,
Du ließeſt deinem Zorne freien Lauf,
Da konnt' ich denn auf meiner Flöte ſpielen
Nach Herzensluſt; doch ach ich wette drauf
Das werd' ich leider nicht mehr oft erzielen,
Denn ſicher ſendeſt du den dummen Jungen
Der heute deinen Zorn ſo ſehr verdient,
Gleich wieder fort!« — Etwas gezwungen,
Doch lächelnd ſprach die Frau: »»Nicht doch mein Kind!
Er iſt nicht gar ſo dumm als du wohl meinſt,
Und Nachſicht muß man haben mit dem Schwachen,
Er wird ſich wohl noch finden, und dereinſt
Hoff' aus dem Burſchen ich noch was zu machen,
Er bleibt im Haus!«« Der Ehemann ſtutzt und lacht,
Erwiedert: »wie dir's gut dünkt liebe Seele!
»Mir iſt es recht, im Gegentheil' empfehle
Den armen Burſchen ſehr ich deiner Huld,
Du thuſt ein gutes Werk, haſt du Geduld.«
Und als er auf ſein Zimmer kömmt zurück,
Betrachtet' er die Flöt' mit freud'gem Blick
Und ſpricht, indem er froh die Hände reibt:
»Wohl mir! ſie will von dieſem ſich nicht trennen,
Wenn dieſer dumme Burſch' im Hauſe bleibt,
So werd' ich alle Tage blaſen können.« —

Als ich Emilien ihre Haare zurückſandte.

Indem ich deine Schändlichkeit erfahre,
Könnt' ich wohl auch, wie viele Andre, weinen,
Ausraufen voll Verzweiflung mir die Haare,
Doch nein, ich lach' — und ſende dir die deinen.

Der verliebte Eidbrüchige.

Gleich heftig immer dich zu lieben,
Den heil'gen Schwur gab ich dir einſt,
Und er iſt, wie du leider meinſt,
Bei mir ganz unerfüllt geblieben. —
Du haſt auch Recht, ja, ich geſtehe,
Ich bin recht ſehr veränderlich;
Denn glaub', je öfter ich dich ſehe,
Je ſtärker, Mädchen, lieb' ich dich.

Selbſt meine Blicke ſind Verräther,
Jetzt hängen ſie an deinem Mund,
Jetzt an dem Arm, ſo weiß und rund,
Dein großes Auge, blau wie Äther,
Iſt's bald, wornach ich ſtaunend geitze,
Und bald des Buſens Üppigkeit;
So führt mich jeder deiner Reitze
Zur neuen Unbeſtändigkeit.

Die Ehe.

(An junge Mädchen.)

Der Ehe Glück und Freude währet
Nur einen Tag,
Das Mädchen ſehnt ſich und begehret
Nach dieſem Tag;
Man gibt ſich Schwüre ew'ger Treue
An jenem Tag,
Doch folget, ach! — zu ſpäte Reue
Am andern Tag.

Die Männer lieben, ſchmeicheln, koſen
Am erſten Tag,
Doch ſchon verblüh'n der Liebe Roſen
Am zweiten Tag,
Sie werden kälter ſchon und wanken,
Am dritten Tag,
Und keifen, poltern gar und zanken
Am vierten Tag.

Ihr träumt ganz glücklich Euch auf Erden
Am Ehrentag,
Doch dann verdoppeln ſich Beſchwerden
Mit jedem Tag.
D'rum wünſcht Euch nicht der Ehe Leiden,
Der Hochzeitstag
Iſt für der Liebe ſüße Freuden
Der Sterbetag.

Mißmuth verrathener Liebe.

(Geſchrieben zu Heiligenkreuz im Mai 1812.)

Was iſt es, das die Seele mir umdüſtert,
Und meine Augen unwillkührlich näßt?
Von dumpfen Tönen fühl' ich mich umflüſtert,
Von nie gefühlter Bangigkeit gepreßt,
Die Einſamkeit und Schwermuth ſind verſchwiſtert,
Ein Schwärmer paſſet nicht zum frohen Feſt;
O laßt mich aus dem Kreiſ' der Luſt, ihr Brüder,
Dort auf der Wieſe findet ihr mich wieder.

Hier prangt Natur in ihres Reichthums Fülle
Als Herold jener unſichtbaren Macht,
Die jungen Blüthen ſprengen ihre Hülle,
Das All' iſt aus des Winters Schlaf erwacht,
Es ſchlägt die Nachtigall, es zirpt die Grille,
Und Alles preiſet laut der Erde Pracht;
Nur mich allein füllt namenloſes Sehnen,
Nur meinem Aug' entſtürzen Wehmuthsthränen.

Des Herzens Klopfen droht die Bruſt zu ſprengen,
Es liegt auf mir mit bleiernem Gewicht,
Ihr Vögel ſchweig't mit euern Luſtgeſängen,
Du Sonne! zieh' hinweg dein Strahlenlicht!
Ihr Bäume! laßt die friſchen Zweige hängen!
Hinſtürzen möcht' ich auf mein Angeſicht,
Mit jedem Halme meine Schmerzen theilen,
In jeden Jubel meine Klagen heulen.

Erinn'rung! holde Zauberinn der Freuden!
Du Himmelstochter wirſt zur Furie mir,
Du zauberſt jetzt mir namenloſe Leiden,
Und meines Herzens Beben kömmt von dir;
In dieſen grünen Au'n, auf dieſen Haiden
War ich ſo überglücklich einſt mit ihr! —
Ein jeder Baum iſt Denkſtein froher Stunden,
Und ruft mir gräßlich zu: Sie ſind verſchwunden!

Dort ſaßen wir auf moosbewachſ'nen Klippen,
Durch Liebe in ein Wonnemeer getaucht,
Der Feuerkuß brennt noch auf meinen Lippen,
Durch den ſie ihre Seel' in mich gehaucht.
Nie werd' ich mehr von dieſem Borne nippen,
Aus dem ich all' mein Leben einſt geſaugt; —
Hier ſchloß ſie mir den Mund mit ihren Küſſen,
Der bald auf immerdar wird ſchweigen müſſen.

Kein Sonnenſtrahl dieß Plätzchen mehr erhelle,
Verdorret all' ihr Blümchen dieſer Flur,
Zum Gießbach wachſe an, du kleine Quelle!
Empöre dich, du friedliche Natur!
Ihr alle hörtet ja an dieſer Stelle
Der Pflichtvergeßnen theuern heil'gen Schwur;
Den Meineid, den die Falſche hier geſchworen,
Sauſt, Winde! überall ihr in die Ohren.

Sie zu vergeſſen, ach, vergeblich Streben!
Ihr Bild iſt feſt vor meinen Blick gebannt,

Nicht haſſen kann ich die, der ich ergeben,
Nicht fluchen der, für die mein Herz gebrannt.
Sehr arm iſt der, der nie in ſeinem Leben
Die Himmelstochter: Liebe, noch gekannt;
Die Ärmſten doch ſind jene hier auf Erden,
Die um dieß Hochgefühl betrogen werden.

Druckfehler.

Das Buch iſt ganz von Fehlern voll,
Der Titel ſchon iſt gar zu toll.
Hier ſteht: »*Verlegt* bei Anton Voll,«
Da doch *verlegen* ſtehen ſoll.

Orden-Vertheilung.

Ihr ſprecht noch immer von Gerechtigkeit,
Glaubt immer noch, ſie throne hier auf Erden? —
Ach ſeht doch, wie zu unſrer böſen Zeit
So Viele ohne Schuld gekreuzigt werden. —

Nächſtenliebe.

»Ihr Menſchen, liebet Euren Nächſten ſtets!«
Befiehlt der Kirche heiliges Geſetz.
Seht, wie gehorſam ihm die fromme *Suſe* iſt,
Sie liebet immer den, der ihr der Nächſte iſt.

Das Urtheil der Menſchen.

(Anekdote.)

Ein ruſſiſcher Soldat kam aus dem Kriege
Zurück, erzählte von der Schlacht am Bug,
Wie er allein bey jenem großen Siege
Mit tapferm Arm 200 Feind' erſchlug. —
Die Menge hört's, und ſtaunt ob dem Gefechte
Und ihm wird lauter Beyfall dargebracht; —
Der Prahler, dadurch mehr noch angefacht,
Erzählet fort, wie er drey Tag' und Nächte
In einem Sumpfe lebte nach der Schlacht,
Und wie ſie dort, er, und noch Andre ſieben,
Durch Hunger und durch Noth dazu getrieben,
Geſchlachtet einen Mann aus ihrer Mitte,
Und ihn gegeſſen. — O Barbarenſitte!
Schrie alles nun: Ha, welche Grauſamkeit,
Die kein Geſetz erlaubt, kein Menſch verzeiht! —
Der Ruſſe lacht, und ſpricht: — „O wie verſchroben
Iſt Menſchenurtheil, dem kein Kluger traut;
Eßt einen Menſchen, und ſie ſchreien laut,
Doch tödtet Tauſende, man wird Euch loben! —“

Das Gewitter.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Chloe! ſiehſt du Blitze ziſchen?
  Hör'! wie fern der Donner brüllt,

Jeder Vogel ſucht in Büſchen
Einen Ort, der ihn verhüllt.
Alles zittert vor dem Gotte,
Der aus Wolken zürnend blitzt,
Folge mir in jene Grotte,
Die uns vor dem Wetter ſchützt.

Chloe blickt hinauf, und wendet
Vor den Flammen ſich zurück,
Sieht in Damon's Aug', da blendet
Ihr ein and'rer Strahl den Blick;
Wer iſt in der Noth ihr Retter?
Unglück droht ihr dort und hier,
Gleich gefährlich ſind das Wetter
Und der ſchöne Schäfer ihr.

Näher rollt's, aus allen Ecken
Strömet nun des Himmels Gluth,
Chloe bebet, wankt, vor Schrecken
Weiß ſie kaum mehr, was ſie thut,
Folgt dem Schäfer nun voll Zagen,
Der mit ihr zur Grotte tritt,
Einen Schritt heißt Angſt ſie wagen,
Liebe dann den andern Schritt.

An der Grotte Eingang zittert
Chloe, ſträubt ſich noch, hält ein, —
Plötzlich kracht's, der Blitz zerſplittert
Einen Baum, — ſie tritt hinein.

Wenn ſich Wetterwolken thürmen,
Kann man ihnen leicht entgeh'n,
Doch der Liebe ſanften Stürmen
Iſt es ſchwer zu widerſteh'n.

Bald ward's ſtill, der Himmel mahlte
Sich im roſenrothen Glüh'n,
Und die gold'ne Sonne ſtrahlte
Durch das neu belebte Grün;
Doppelt dufteten die Kräuter,
Fröhlich ſang der Vögel Heer;
Alles wurde wieder heiter,
Ach! nur Chloens Herz nicht mehr.

Freundſchaft.

A.
O lieber, werther, theurer, einz'ger Freund!
B.
Sie wollen was zu leihen, wie es ſcheint? —

Auf einen gelbſüchtigen Geizigen.

Goldgelb iſt Harpagon's Geſicht:
Freund! wund're dich darüber nicht
Und ſage ſelbſt, trägt nicht der Knecht
Die Farbe ſeines Herrn mit Recht? —

Auf den Advokaten N.

I.

N. unterſchreibt ſich: Doctor beyder Rechte;
Das würd' er nimmer thun, wenn er bedächte,
Daß es ein Recht nur geben kann.

II.

Es zeigt die Unterſchrift den Mann.
Er nimmt für Recht auch Unrecht an,
Wenn der Client bezahlen kann.

Der Staar.

(Legende.)

Ein Weib verehrte Sankt Thomas ſehr,
Rief zu ihm in jeder Noth und Beſchwer.

Und da ſie krank war, erſchallt ihr Geſchrei
Oft laut: »O ſteh' heiliger Thomas mir bei!«

Ein Staarmatz, welchen das Weib beſaß,
Der hörte den Ruf ohne Unterlaß.

Er hört' ihn und merkt' ihn genau und getreu,
Und ruft auch: »Steh' heiliger Thomas mir bei!«

Und als einſt der kleine gelehrige Staar
Aus dem Käfig vor's Fenſter geflogen war,

Da flog ein Geier vorüber und ſah
Das Vöglein hüpfend am Fenſter da;

Und pfeilſchnell ſchoß er herab darauf
Und packte das Thier und flog mit ihm auf.

Der Staarmatz aber erhub ein Geſchrei
Und rief: „Steh' heiliger Thomas mir bei!“

Und ſiehe, alsbald, wie das Vöglein ſo ruft,
Stürzt todt der Geier herab aus der Luft.

Der Staar aber flatterte froh durch das Blau
Und unverſehrt wieder zu ſeiner Frau.

Und die das Wunder mit Staunen ſah'n
Die knieten nieder auf ihrer Bahn.

Und prieſen der Himmliſchen Macht auf's Neu
Und riefen: „Sankt Thomas! o ſteh' auch uns bei!“

Frohſinn.

Ich bin von lockerem Schlage,
  Genieß' ohne Trübſinn die Welt;
Mich drückt kein Schmerz, keine Plage,
Den Frohſinn hab' ich zur Flagge
  Im Sturm des Geſchicks mir gewählt.

Mit Reichthum pflegt man zu prahlen,
  Man kaufet ſich Freuden dafür,

Schlürft ſie aus goldenen Schalen; —
Ich darf die Freude nicht zahlen,
Denn wiſſet: ſie ruhet in mir.

Das Glück treibt elende Künſte,
Steht öfters mit Schurken im Bund,
Lohnt ſie mit reichem Gewinſte;
Das kränkt den Mann vom Verdienſte,
Ich ſeh' es mit lachendem Mund.

Die Göttinn pflegt ſich zu wenden,
Das hab' ich ſchon lange gewußt,
Weiß heute Güter zu ſpenden,
Und morgen ſie zu entwenden,
Und doppelt ſchmerzt dann ihr Verluſt.

Cupido mag auf mich zielen,
Ich lache nur ſeiner Gewalt,
Mit Weibern will ich bloß ſpielen;
Bricht mir dann eine aus Vielen
Die Treue, ſo tröſt' ich mich bald.

Gelehrte Schnurpfeifereien
Sind wahrlich entbehrlicher Tand,
Man kann ja auf Erden ſich freuen,
Auch ohne darüber zu ſchreien,
Wie, oder woraus ſie entſtand.

Nach Ehrenſtellen und Würden
Zu trachten, iſt nimmer mein Fall;

Mit jeden neueren Zierden
Vermehren ſich auch die Begierden,
Genügſamkeit iſt nur ein Schall.

Den Tod ſtell' ich nach Gefallen
Als Knaben mit heiter'm Geſicht
Mir vor, und muß ich einſt wallen,
In jene düſteren Hallen,
Wohlan! — ſie ſchrecken mich nicht.

Nicht Thränenweiden und Krüge
Setzt an meinem Grabe dann mir,
Ein einfacher Stein thut Genüge,
Und ſage dem Wand'rer: es liege
Ein Mann, der ſtets fröhlich war, hier.

Der Landmann und sein Häuschen.

In einem kleinen Thale ſtand
Ein Häuschen, niedlich, klein,
Und eine Epheuranke wand
Zum Fenſter ſich hinein.

Da wohnt' ein alter Bauersmann
Mit ſeiner Lämmerſchar,
Der eben nicht ein reicher Mann,
Doch auch nichts ſchuldig war.

Einſt kam ein fremder Reiſender
In jene Gegend hin,
Das Häuschen da gefiel ihm ſehr,
Schien ganz gemacht für ihn.

»Sehnt einſt mein Herz aus dem Gewühl
Der Menſchen ſich nach Ruh',
Dann ſei dieß Hüttchen mein Aſyl,«
Sprach er, und ging d'rauf zu.

Da trat heraus der Bauersmann
Geſtützt auf ſeinen Stab,
Er ſah den Fremden freundlich an,
Und zog ſein Mützchen ab.

»Gott grüß' Euch Alter! Sagt mir doch
Gehört dieß Hüttchen Euch?
Und haltet Ihr es noch ſo hoch,
Beſtimmt, ich zahl' es gleich.«

»»Verſchont mich Herr, ich bitt' Euch ſehr,
Behaltet Euer Geld,
Denn wiſſet nur, ich geb's nicht her
Um Alles in der Welt.««

»Warum denn nicht? Ihr könnt Euch ja
Um Geld ein ander's bau'n,
Und eben ſo vergnügt, wie da,
In Gottes Sonne ſchau'n.«

„„Das mag wohl ſeyn, doch ſtänd' ich dort
Wie in dem fremden Land,
Da hier mich auch der kleinſte Ort
An frohe Stunden mahnt.

„„Hier freit' ich einſt nach Ehr' und Zucht
Mein Weib, ſie meine Luſt,
Hier legte ſie der Liebe Frucht
Mir an die Vaterbruſt.

„„Die Epheuranke, die ſich hier
So windet bis zum Dach,
Erleichterte ſo vielmal mir
Den Weg zum Schlafgemach.

„„Bey jenem runden Fenſter ſtand
Sie freundlich lächelnd dann,
Und reichte mir die treue Hand,
Zog liebreich mich hinan.

„„Kam ich nach Haus beim Abendſtern,
Wie fröhlich war ich da,
Wenn jenen Schornſtein ſchon von fern
Ich durch's Geſtrippe ſah;

„„Wenn mich der Rauch ſchon hoffen ließ,
Sie habe mein gedacht,
Und mir, dem Hung'rigen, gewiß
Ein gutes Mahl gemacht.

„„Wenn bis zu jenem Haſelſtrauch
Mein Sohn entgegen lief,
Am Rock ſich hing, nach Kinderbrauch,
„Gott grüß' dich Vater!“ rief.

„„Da knurrte, wenn ich näher kam,
Mein Azor dort hervor;
Doch, wenn er meinen Ton vernahm,
Da ſpitzt' er ſchnell das Ohr.

„„Verließ ſein kleines Hüttchen hier,
Schlich kuſchend zu mir her,
Und ſprang ſo freundlich auf an mir,
Und knurrte nun nicht mehr.

„„Den Apfelbaum hier pflanzte ich,
Und jenen ſie, und da
Verſchlingen nun die Äſte ſich,
Wie's einſt bey uns geſchah.

„„Mein Azor iſt nun freilich todt,
Der Fürſt nahm mir den Sohn,
Und meine Eva nahm mir Gott
Vor vielen Jahren ſchon.

„„Doch Alles, was Sie hier beſeh'n,
Wird hoch von mir verehrt,
Iſt mehr als eines Heiligen
Geſalbter Leib mir werth.

„„Seh' ich es an, ſo werd' ich jung,
Erinn're mich zurück,
Und dieſe Rückerinnerung
Gibt unnennbares Glück.

„„D'rum ſchont mich, Herr, ich bitt' Euch ſehr,
Behaltet Euer Geld,
Dieß Hüttchen gäb' ich Euch nicht her
Um alles in der Welt.““

Da ward dem Fremden bang und ſchwühl,
Ein Thränchen fiel im Sand,
Mit überſtrömendem Gefühl
Drückt' er des Bauers Hand.

„Wohl dir! ſprach er mit naſſem Blick,
Wie ſehr beneid' ich dich! —“
Und ſchnell fuhr er zur Stadt zurück,
Und freit' ein Weibchen ſich.

Der Bär, der Wolf und der Fuchs.

(Fabel.)

Kaum fing es graulich an zu tagen,
So gingen Meiſter Wolf und Bär
In einem Eichenwald umher,
Ein Frühſtück dort ſich aufzujagen; —
Sie blickten hin, ſie blickten her,

Und ſahen endlich — (welch ein Feſt!) —
Ein großes volles Habichtneſt.
Wolf hatte kaum es wahrgenommen,
So lief ſein Maul voll Waſſer faſt,
Doch hing's an einem hohen Aſt,
Und da war ſchwer hinaufzukommen.
Was war zu thun? — Petz brach das Schweigen:
„Nun, ich verſuch's hinaufzuſteigen,
Drück' ihnen ihre Köpfchen ab,
Und werfe alle dir herab;
Dann laß' uns ohne fernerm Weilen
Gewiſſenhaft die Beute theilen.“ —
Geſagt, gethan, es glückt der Sieg,
Neun Junge wurden ihre Beute,
Doch — wie es geht in manchem Krieg,
Daß nach vollbrachtem blut'gen Streite
Sich die Allirten voll Begier
Um die erkämpften Länder kriegen,
So ging's auch unſern beyden hier;
Neun Junge ſah'n ſie vor ſich liegen,
Davon bekam ein jeder vier,
Doch weſſen ſoll der neunte ſeyn?
„Mein iſt er,“ — ſchrie der Wolf, — „nur mein!
„Ich ſah zuerſt das ganze Neſt —“
Doch Petz verſetzt: „Mein iſt der Reſt!
Ich kletterte darum hinauf.“ —
So zankten ſie ſich hin und her
Wohl eine Stunde und noch mehr,
Und keiner gab den Anſpruch auf;

Doch endlich kam man überein,
Sogleich die tief verworr'nen Klagen
Dem alten Fuchſe vorzutragen,
Der manchen Zwiſt von Mein und Dein,
Als hätt' er Jus ſtudiert, ſo fein
Und pfiffig ſchon entſchieden hatte. —
Sie eilen haſtig hin, und tragen
Dem Richter die Beſchwerden vor;
Er hört ſie an mit gnäd'gem Ohr,
Und weil die Sache ſehr verwirrt,
So wird von ihm vorerſt dictirt:
Die Sach', um die ſie prozeſſiren,
Hier bei Gericht zu deponiren,
Und dann darauf in ein Paar Tagen
Sich um das Urtheil anzufragen.

Mit einem traurigen Geſicht,
Aus dem Begier' und Hunger ſpricht,
Legt jeder ſeinen Antheil nieder,
Und ſcheuend ſich vor Spott und Hohn,
Schleicht jeder leiſe ſich davon.

Sie kommen in drei Tagen wieder,
Und abermals wird ihnen jetzt
Ein weiterer Termin geſetzt.
Auch dieſe Zeit iſt endlich um,
Sie kommen, und erwarten ſtumm
Des Richters weiſen Urtheilsſpruch.
Herr Fuchs erſcheint mit einem Buch

In Schweineleder eingebunden,
Umgeben von drei jungen Hunden,
Die bei ihm Auscultanten waren,
Und ſpricht, wie weiter zu erfahren:
»Nachdem Herr Wolf bewieſen hat,
Daß er das Neſt zuerſt geſehen,
So ſollte man ihm in der That
Den neunten Vogel zugeſtehen;
Doch hätt' er ihn wohl nie bekommen,
Wär' nicht Herr Petz hinauf geklommen,
Darum ſpricht Billigkeit für dieſen. —
Es iſt nun beyder Recht erwieſen;
Doch kann es nicht zwei Rechte geben,
Die ganz einander widerſtreben;
Woraus wir nach der Logik ſchließen,
Daß beide Unrecht haben müſſen.
Doch ſoll, — für Recht wird Gnade walten,
Zwei Vögel jeder Theil erhalten;
Die andern fünf wird das Gericht
Für Taxen, Sporteln und Gebühren
Sich billig zu Gemüthe führen.
Jetzt dixi, — ſtill! man murre nicht!« —

Erfüllt ward nun des Richters Wort,
Sie nahmen jeder ſtumm die Vögel,
Sah'n ſtumm ſich an, und ſchlichen fort
Und fluchten auf Geſetz und Regel. —
Nicht weit davon im hohen Graſe
Setzt ſich das Paar im Schatten nun,

Und will am Neſt ſich gütlich thun,
Doch ein Geruch füllt ihre Naſe,
Der eben nicht dem Ambra glich;
Da ſtampften ſie mit allen Vieren,
Die Vögel warfen ſie von ſich,
Sie reichten ſich die Tatzen dar
Und ſprachen: Wie ich thöricht war!
Ich will nun nie mehr prozeſſiren.

Der Schuhputzer eines Convents, als er zum Thurmwächter promovirt wurde.

Wahr iſt's, was in der Bibel ſteht:
Wer ſich erniedrigt, wird erhöht.

Jupiter und Amor.

Jupiter.

Fliehe! Mit einem Blitz kann ich dich Knaben zerſchmettern,
Nimmer will ich dich ſeh'n, meide ſogleich den Olymp!

Amor.

Sieh! mein ſchwächeſter Pfeil mißt ſich mit all deinen Blitzen.
Fürchte den Knaben, o Zeus! glaub' an der Liebe Gewalt! —

Jupiter.

Nun ſo erkenne die Macht, die du vergebens verhöhneſt,
Hier meinen matteſten Blitz ſchleudr' ich, Verräther, auf dich.

Amor.

Thu' es, ich ſpare den Pfeil, ich laſſe nur Leda'n dir lächeln,
Schnelle wirſt du zum Schwan, betheſt im Staube mich an.

Das Lebewohl.

Leb' wohl, — leb' ewig wohl, Elfriede!
Nicht länger duld' ich dieſe Pein,
Ich ſcheide, denn — ich bin es müde,
Nur deiner Launen Ball zu ſeyn; —
Aus dieſem Land geh' ich noch heute,
Und treffe eine and're Wahl,
Noch ſteh' ich zwar an deiner Seite,
Doch iſt's gewiß zum letzten Mal.

Leb' wohl! — du ſchlingſt den Arm um meinen?
Du hältſt mich feſt, — ich ſoll nicht geh'n?
Warum die Hände denn vereinen,
Wenn ſich die Herzen nicht verſteh'n? —
Du ſuchſt zur Laube mich zu leiten,
Wo ich den erſten Kuß dir ſtahl;
Wohlan! ich will dich hinbegleiten,
Doch iſt's gewiß zum letzten Mal. —

Ja, dieſe Reize muß ich fliehen,
Entgehen muß ich der Gefahr;
Der ſanfte Blick, der Wangen Glühen,
Des Buſens Schnee, das Lockenhaar,
Sie wecken alle ſüßen Triebe,
Und neu erwacht des Herzens Qual,
Du ſiehſt wohl, daß ich noch dich liebe,
Doch iſt's gewiß zum letzten Mal.

Du lächelſt? — Ach! wer kann ihn ſehen
Den Roſenmund, ſo niedlich klein,
Und dann noch grollen, widerſtehen,
Lädt er zu einem Küßchen ein?
Ich werde dich umarmen müſſen,
Vermehren meiner Leiden Zahl,
Noch einmal will ich jetzt dich küſſen,
Doch iſt's gewiß zum letzten Mal!

Nun wollt' ich fort. — Sie ſprach: „Verzeihe,“
Und drückte feſter mich an ſich,
„Nie brach ich, Lieber! dir die Treue,
Glaub' mir! nur prüfen wollt' ich dich;
Vergelten will ich nun die Schmerzen,
Belohnen dir auch jede Qual,
Nie will ich mehr ſo grauſam ſcherzen,
Es war gewiß zum letzten Mal.“

Auf den Tod meines lieben Anton Fiſcher,

Kapellmeiſters des k. k. privilegirten Schauſpielhauſes an der Wien.

Auch du biſt alſo nun am großen Ziele,
Das jedem die Natur zur Gränze gab,
Und abgemattet durch des Lebens Schwüle
Ruhſt du nun aus im dunklen kühlen Grab;
Es ſieht mit wehmuthsvollem Banggefühle
Der Freunde Schar in deine Gruft hinab,
Und jeder klagt: das Beſte muß vergehen,
Vollkomm'nes darf auf Erden nicht beſtehen.

Du warſt es, der mit rührend ſanften Tönen
Durch unſer Ohr in unſ're Herzen drang,
Des Muthes Kraft, der Liebe zartes Sehnen,
Und die Gefühle alle mahlend ſang!
Wer ſich, wie du, vom Staub in's Land des Schönen
Mit kühnem Fittig raſtlos ſtrebend ſchwang,
Der darf getroſt die Hand dem Tode geben,
Er ſtirbt, und dennoch wird er ewig leben.

Die Hülle iſt nun ganz von dir gefallen,
Die deinen Geiſt an's Irdiſche noch band;
Flieh' hin! Verklärter! in Eliſiums Hallen,
Wo einen Kranz die Muſe für dich wand.
Dort werden Harmonien dir erſchallen,
Die hier dein ſchöpferiſch Talent erfand,
Es iſt der Muſen Chor, die Dank dir bringen,
Du ſollſt dein eignes Lied mit ihnen ſingen.

Jupiter und Alkmene.

Um in Alkmenens Haus und Herz ſich einzuſchleichen,
Nahm Zevs von ihrem Mann
Geſtalt und Kleidung an; —
Auf die Art würd' er jetzt nicht mehr ſein Ziel erreichen.

Das aufgelöſte Räthſel.

M*.

Herr Meiſter! — Das iſt ſonderlich,
Sie fordern auf ein Kleid für mich
Um eine ganze Elle mehr,
Als Ihr Herr Nachbar, Meiſter Scheer? —

Der Schneider.

Ja wohl, ſein Sohn iſt auch viel kleiner
Als meiner. —

An Lina.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Lina! du zählſt achtzehn Jahre,
Wie der Mai blüht dein Geſicht,
Seid'ne blondgelockte Haare
Und ein Aug', das Liebe ſpricht,

Iſt, was uns an dir entzückt!
Doch, warum du ſo geſchmückt,
  Weißt du dir nicht zu erklären.
  Kleine, komm, ich will dich's lehren.

Manchmal glühen deine Wangen,
  Schneller pochet dir das Herz
Du fühlſt brennendes Verlangen,
  Nie empfund'nen ſüßen Schmerz,
Und dein Buſen iſt beklemmt;
Doch woher die Sehnſucht kömmt,
  Weißt du dir nicht zu erklären.
  Kleine, komm, ich will dich's lehren.

An dem Bach auf einer Weide
  Saß ein junges Sperlingpaar,
Zwitſchernd ſchnäbelten dort beide
  Und das wurdeſt du gewahr,
Lange, lange bliebſt du ſteh'n,
Konnteſt nimmer ſatt dich ſeh'n,
  Wußteſt dir's nicht zu erklären.
  Lina, komm, ich will dich's lehren.

Als du deiner Mutter klagteſt,
  Daß du ganz verändert ſeyſt,
Und ſie um die Gründe fragteſt,
  Die du ſelber noch nicht weißt,

Hat ſie wacker dich geſchmählt. —
Liebes Mädchen! was dir fehlt,
Kann dir jene nicht erklären:
Komm zu mir, ich will dich's lehren.

Das Bild im Fluſſe.

Ein Säufer ging am Fluſſe hin,
Und ſah ſein Bild darin.
„Wer iſt das?“ — fragt' er mich.
Sie ſelbſt, erwidert' ich.
„Im Waſſer, Freund! ich muß geſteh'n,
„Hofft' ich mein Bild wohl nie zu ſeh'n.“

Prometheus, und Dichter Lunger.

Prometheus ſtahl des Himmels Feuer,
Und ihn verdammte Jovis Haß,
An ſeiner Seite ſaß ein Geier,
Der ſtets an ſeinem Herzen fraß.
Trifft dieſe Straf' den Dichter Lunger,
Der manches ſtahl von fremder Leier,
So ſtirbt der Geier gleich vor Hunger.

Der Blinde und ſein Sohn.

(Poetiſche Erzählung.)

Gekämpfet war der Kampf für Lieb' und Treue,
Befreit Tirol vom fremden, ſchweren Joch,
Der alte Herrſcher kehrt zurück auf's Neue
Und durch die Berge ſchallt ein Lebehoch;
Und die erſt mit dem Schwerte männlich ſtritten,
Sie kehren nun zurück zu ihren Hütten.

So auch Hanns Frey, dem zwar kein ſorglos Leben
An ſeinem armen Herde freundlich lacht,
Doch hat ihm Gott ein braves Weib gegeben,
Und eine Hütte, gut mit Stroh bedacht,
Und auch ein Söhnlein, während jenem Kriege
Geboren, noch geſchaukelt in der Wiege.

Mit Muth und Freude kehrt er zu dem Herde,
Der hochgeliebten Seinen nun zurück.
Er ſpart nicht Fleiß, er achtet nicht Beſchwerde,
Zu gründen ihnen ein beſcheidnes Glück,
Er mühet ſich am Abend und am Morgen
Zu ſchützen ſie vor bittern Nahrungsſorgen.

Doch auch den Guten läßt der Himmel dulden,
Zu läutern ſeine Tugend durch das Leid.
Ein Mißwachs kommt, Hanns Frey geräth in Schulden;
Es ſtirbt ſein Vieh; ſelbſt ſeinem Weibe dräut
Ein böſes Fieber bald den Tod zu geben,
Und in zwei Monden endet ſie ihr Leben.

Er kniet mit ſeinem Sohn' auf ihrem Grabe,
Und ſeine heißen Thränen rollen drauf;
Sonſt hat er nichts, 's iſt ſeine einz'ge Habe.
Er bethet laut, dann aber ſteht er auf,
Und kehrt zur Hütte, ſeinem Gott ergeben;
Er muß ja für ſein armes Kind noch leben.

Doch noch nicht iſt gefüllt des Leidens Becher.
Nicht lange kann er ſorgen für ſein Kind,
Sein Augenlicht wird täglich matter, ſchwächer,
In einem Jahr ſchon iſt der Arme blind,
Und ſein fünfjähriger hilfloſer Knabe
Führt den hilfloſer'n Vater an dem Stabe.

So ſitzen Beide draußen am Gehäge
Des Dorfs, der Knabe und der blinde Mann
Sie ſitzen bettelnd an dem offnen Wege,
Und ſprechen dort um milde Gabe an,
Und Wenige verweigernd weiter ſchritten,
Das kleine Kind kann gar ſo kläglich bitten.

Und wenn der Abend kommt, ſo führet wieder
Der Sohn das blinde Väterchen nach Haus;
Er geht vor ihm, ſieht emſig vor ſich nieder
Und räumt ihm jeden Stein vom Wege aus,
Er drücket ihm die Hand bei jeder Grube,
Und bringt ihn glücklich in die kleine Stube.

Dort will der Alte ihn dazu bewegen
Zu ſpielen drauß' im Grünen vor der Thür'.
Er aber ſpricht: „Es kommt wohl bald ein Regen,
Viel lieber bleib' ich Väterchen bei Dir.
Willſt Du mir was erzählen, iſt mir's lieber,
Und kürzer wird auch Dir die Zeit darüber.“

Und ſolche Augenblicke nützt der Alte
Zu lehren das ihn, was er ſelber weiß:
Daß Gottes Allmacht über Menſchen walte,
Und daß die Welt entſtand auf ſein Geheiß,
Daß er das Laſter ſtrafe, Tugend lohne,
Und über jenen Bergen ſchützend throne.

Und alſo ſind drei Jahre hingefloſſen,
Der Knabe legt das achte Jahr zurück,
Er bettelt und er liebet unverdroſſen,
Dem Vater aber machet ſein Geſchick
Viel Kummer, und die Zukunft von dem Kinde
Bedenket und beweinet oft der Blinde.

Und eines Tages, als er eben wieder
Die Hände bethend über ihn erhebt,
Den Segen für die Zukunft fleht hernieder,
Die dunkel über ſeinem Haupte ſchwebt,
Und ſelbſt ſich anklagt, daß er Urſach wäre
Daß er nicht ſuchen könne Glück und Ehre;

Da läßt ſich plötzlich hinter ihm vernehmen
Bekannter Ton. Er ſprach: Nicht ſoll dich mehr
Die Zukunft deines Kindes länger grämen,
Willſt du nur thun was ich von dir begehr'.
Du kennſt mich doch, haſt oft mir Holz gefahren,
Ich bin der Herr des Gutes Waldemaren.

Gewogen bin ich deinem herz'gen Kleinen,
Ich hab' kein Kind, tritt mir das deine ab,
Erziehen will den Knaben ich wie meinen,
Durch Unterricht ihm auch des Wiſſens Stab
Verleih'n, und wenn ich einſtens geh' zu Grabe,
So laß' ich ihm die Hälfte meiner Habe.

Der alte Blinde hört's, er wankt, er zittert,
Er ſchreit: Mein theurer Sohn! und feſter noch
Drückt er ihn an ſein Herz bewegt, erſchüttert.
Er kann ſich trennen nicht von ihm; — und doch
Er muß vergeſſen ſeine eigne Lage,
Denn ſeinem Lieben winken beſſre Tage.

So nimm ihn hin! verſetzt er mit Erblaſſen
Und weiſ't den Knaben an den fremden Mann.
Der aber ſchreit: Dich kann ich nicht verlaſſen
Und klammert ſich noch feſter an ihn an.
Um Kampf und Schmerz und Abſchied ſchnell zu enden,
Löſ't ihn der Vater los mit eignen Händen.

Der Fremde nimmt ihn, eilt mit ihm zum Wagen.
Der Sohn ſchreit: Vater! Vater! kläglich fort,
Doch wie ſie ihn jetzt weiter — weiter tragen
Wird ſchwächer ſtets der Ton und auch das Wort,
Und endlich gar verhall'ts, und ganz alleine
Der Blinde mit dem Schmerz ſitzt auf dem Steine.

Wer wird ihn führen nun den armen Blinden?
Er tappt ſich aus dem Dorf hinaus allein,
Und ſuchet dort das Plätzchen aufzufinden
Wo er geſeſſen mit dem Sohne ſein,
Hier überläßt er ganz ſich dem Gefühle:
Ihm iſt als ob der Knabe um ihn ſpiele.

So ſchlich ein Jahr ihm ſchmerzenvoll vorüber;
Und als der holde Frühling wieder kam,
Da ſchleppt' er mühſam ſich zum Gut hinüber,
Das der beſitzt, der ſeinen Knaben nahm,
Doch ach, der war ſchon an des Ew'gen Throne,
Und Niemand wußte was von ſeinem Sohne.

Troſtlos, verzweifelnd kehrt der Blinde wieder,
Zu ſeinem Stein zurück in Sturm und Wind.
Hier ſinkt er nun von Gram gebeuget nieder,
Hier will er warten auf ſein liebes Kind,
Und kehrt's nie wieder hier ihn aufzuſuchen,
So will er ſterben unter dieſen Buchen. —

Wir wenden uns zum Sohn': In ſolchem Alter
Weicht bald der Schmerz und die Zerſtreuung ſiegt.
In eine Anſtalt gibt ihm ſein Erhalter,
Wo er ſich gern in's Joch des Lernens ſchmiegt,
Mit Eifer lernt er und der Fleiß des Jungen
Hat bald zum erſten Platz ihn aufgeſchwungen.

Und wenn ſein Pflegevater Lob ihm ſaget,
Und für ſein Wohlverhalten ihn beſchenkt,
Er oft wohl um den blinden Vater fraget,
An den er noch voll Kindesliebe denkt;
Doch dieſer ſagt: nichts wiſſ' er vom Entfernten,
Das was er ſä'te, will er ſelber erndten.

Da wurde plötzlich am Johannistage
Der reiche Mann getroffen von dem Blitz.
Kein Teſtament war da: in ſolcher Lage
Nahm von der Hab' ein ferner Freund Beſitz.
Der arme Angenommne ward verſtoßen,
Und nicht ihm mehr gereicht, was er genoſſen.

Verlaſſen ſtand er nun mit ſechzehn Jahren,
Doch dankt er ſeinem Gönner noch im Grab,
Und muthig ging er zu den Kriegesſcharen,
Die nach der Grenze man geſandt hinab,
Weil's mit dem Nachbarland zum Krieg gekommen,
Und gerne ward dabei er aufgenommen.

Im Herzen Muth und Gott vor ſeinen Blicken,
Sucht' er die Ehre in der dicht'ſten Schlacht,
Das Schickſal läßt ihm Alles freundlich glücken,
Und bald hat er bemerkbar ſich gemacht,
Mit zwanzig Jahren iſt er Hauptmann worden,
Und trägt auf ſeiner Bruſt den Ehrenorden.

Zu End' iſt nun der Krieg, zum Vaterlande
Kehrt wieder jetzt das ruhmbekrönte Heer,
Und Allen winken dort ſo ſüße Bande;
Nur er hat Niemand, kennt das Dorf nicht mehr,
In dem er einſt zum Licht der Welt geboren,
Den Namen ſelbſt davon hat er verloren.

Des Vaters Bildniß zwar ihn noch umſchwebet,
Noch wußt' er auch, daß er ihn blind verließ,
Doch wer verkündet ihm ob er noch lebet,
Da er ſich nicht beſann mehr wie er hieß;
Denn da er zu dem reichen Mann gekommen,
Hatt' er auch deſſen Namen angenommen.

So zieht er traurig weiter. — Ihm entſchwinden
Die Tage langſam in Melancholei,
Und trifft auf ſeinem Weg' er einen Blinden,
So hält er an und fragt ihn wer er ſei,
Sein Vater iſt es nicht! — es ſpielt ja heiter
Ein Sohn um ihn — und weinend zieht er weiter.

Sein General, auch in Tirol geboren,
Lädt dort den braven Hauptmann auf ſein Schloß.
Dort ſieht er deſſen Tochter und verloren
Iſt ſchnell ſein Herz bei Reizen allzugroß,
Das Mädchen auch erwiedert dieſe Triebe:
Ihr Aug' verräth, ihr Mund geſteht die Liebe.

Doch er, der nicht beſitzet ird'ſchen Segen,
Der nichts kann biethen als ſein Ehrenkleid,
Sein redlich Herz und ſeinen wackern Degen,
Den er mit Ruhm geführt in jedem Streit,
Wie ſoll er hoffen von dem ſtolzen Alten,
Der Ahnen zählt, die Tochter zu erhalten?

Bedenkend dieß geht er mit trübem Blicke
Einſt in der Gegend um das Schloß umher,
Den Kopf geſenkt und grollend dem Geſchicke
Stets weiter, immer weiter, ſeufzend ſchwer,
Und endlich weckt ein Ton ihn klagend leiſe:
„Habt Mitleid Herr mit einem blinden Greiſe!“

Er blicket auf und ſteht in einem Thale
Das ihm erſcheint als ob er's ſchon geſehn;
Es ſaugt ſein Blick mit einem gier'gen Strahle
Die Gegenſtände ein, die um ihn ſtehn.
Den Hügel — ja — den Fußſteig — dieſe Felder
Schon ſah er ſie, die Berge auch und Wälder.

Er zittert, ſeine Augen füllen Thränen.
Der arme blinde Greis, der vor ihm ſteht,
Wenn er — ach! ein unnennbar ſüßes Sehnen
Zieht ihn zu ihm, der vor ihm ſitzt und fleht.
Mit freud'gem, doch zugleich mit bangem Tone
Fragt er ihn wer er ſei und wo er wohne.

Der Greis verſetzt: O Herr ſchon ſeit zwölf Jahren
Sitz' ich hier wartend auf den theuren Sohn.
Und dieſer ſchreit: Gott Dank und ſeinen Scharen!
Und liegt zu Füßen jetzt dem Blinden ſchon:
Ach Vater! theurer Vater ſieh' ihn wieder,
Und beuge ſegnend dich auf ihn hernieder!

Der Greis — ausſprechen nicht, nur lallen kann er
Den ſüßen Namen »Sohn!« er zweifelt noch,
Doch ein erhabnes Maal am Arm, das dann er
Befühlt, es überzeugt ihn endlich doch,
Und jetzt — doch nein, das unnennbar' Entzücken
Iſt keiner Feder möglich auszudrücken.

Und nun könnt Ihr den Sohn aufs Neue ſehen,
Den braven Sohn, den Orden auf der Bruſt,
Den Vater führen, wie es einſt geſchehen,
Hinauf in's Schloß mit unverhohlner Luſt;
Und vor den General tritt mit dem Blinden
Der Hauptmann, um ſein Glück ihm zu verkünden.

Der alte Krieger, ſtolz, doch jeder Regung
Der Menſchlichkeit empfänglich, hört ihn an,
Und ſeines Herzens innerſte Bewegung
Gewinnt den Sieg jetzt über ſeinen Wahn;
Der lieben Tochter fleh'ndem Blick begegnend
Vereint er Beider Hände, ſchnell ſie ſegnend.

Der Blinde bleibt beim Sohn, er führt ihn wieder,
Wie einſt er that, da er noch Knabe war;
Der Himmel ſtrömte Segen auf ihn nieder,
Er ſelbſt ward Vater einer frohen Schar.
Das Kind, das ſeinen Vater ehrt auf Erden,
Muß hier und dort beglückt und ſelig werden.

Der naive Arzt.

Der Kranke.

Ach lieber Arzt! wie machen Sie es doch,
Das Sie in dieſem hohen Alter noch
So kerngeſund, und fröhlich ſind?

Der Arzt.

Das iſt ganz leicht, mein liebes Kind!
Ich ſchreibe Andern Arzenei'n,
Doch nehm ich ſie nie ſelber ein.

Fortuna's Freigebigkeit.

Man klagt Fortunen fälſchlich an:
Sie theile ſparſam ihre Gaben.
Ich find' es nicht, denn ſagt: Wie kann
Man eine Krone leichter haben,
Als unſer guter Nachbar Klau?
Im Schlaf erwirbt ſie ihm die Frau.

Der glückliche Unglückliche.

M.

Bei Gott! du mußt recht glücklich ſeyn,
Haſt altes Geld und alten Wein. —

U.

Um dieſes Alles zu bekommen,
Hab' ich ein altes Weib genommen.

An einen Tadler.

Alle Fehler und Verbrechen
Willſt du durch die Hechel ziehn;
Sollt' es dir an Stoff gebrechen,
Stell' dich vor den Spiegel hin.

Irrung.

In einem Trauerſpiel,
Das allgemein mißfiel,
Ward laut geſchrie'n, gepfiffen;
Zu arg war das Geſchrei,
Die Wache kam herbei,
Ein Pfeifer ward ergriffen.
»Marſch fort!« — erſcholl's, »zum Richter!«
Der Pfeifer ſah den Mann
Mit großen Augen an
Und ſprach: »Mein lieber Freund!
Er irrt ſich, wie es ſcheint,
Ich bin ja nicht der Dichter.«

Die Wohlthätigkeit.

(Eine Allegorie.)

Geſprochen bei Gelegenheit, als auf dem k. k. Schloßtheater zu Schönbrunn ein „Deklamatorium“ zum Beſten der „Geſellſchaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen“ gegeben wurde.

Einſt liebten ſich die Sterblichen wie Brüder,
Und Recht und Pflichten lagen nicht im Streit.
Der Hirte ſang im Thale ſeine Lieder
Mit niemals unterbrochner Fröhlichkeit;
Man kannte nicht der Selbſtſucht grauſe Hyder,
Die frevelnd alles um ſich her entweiht;

Man brauchte kein Geſetz, das Recht zu üben,
Es war in jedes Menſchen Herz geſchrieben.

Durch eine Kette war das All' verbunden,
Wovon der letzte ungeheure Ring,
Nachdem er die Geſchöpfe all umwunden,
Selbſt an des Schöpfers mächt'gen Armen hing;
Kein Thränchen floß, es ſchmerzten keine Wunden,
Arkadien hieß der Kreis, den ſie umfing,
Und jenes Band, der Urquell ſchöner Triebe,
Die Liebe war es, die allmächt'ge Liebe.

Nicht lange währten dieſe gold'nen Zeiten,
Die Furien entſtiegen ihrer Nacht,
Vergifteten der Menſchen Seligkeiten,
Umwölkten jenes heitern Himmels Pracht,
Und alle Gluthen, welche Qual bereiten,
Sie wurden durch Dämonen angefacht;
Der Leidenſchaften zügelloſem Grimme
Wich, — ganz erſtickt, — des Herzens reine Stimme.

Die Habſucht griff mit ihren Tigerklauen
Begierdenvoll nach fremdem Eigenthum,
Es wich das wechſelſeitige Vertrauen,
Der Ehrgeitz und die ſchnöde Sucht nach Ruhm
Begannen hohe Tempel ſich zu bauen,
Verſuchten jeden Weg, auch noch ſo krumm.
Sein Ich war's nur, woran ein jeder dachte,
Sein Ich der Gott, dem jeder Opfer brachte.

Der Wahn zog einen dichten Nebelſchleier
Um den ſonſt hellen unbefang'nen Blick,
Nach Träumereien haſchte man voll Feuer,
Und gab dafür des Lebens wahres Glück,
Nichts war zu hehr, zu heilig und zu theuer
Für einen einz'gen frohen Augenblick; —
Vom äußern Werthe ließen ſie ſich faſſen,
Indeß ſie auf den innern Werth vergaßen.

Die Furcht, die Angſt, die Reue und der Schrecken,
Der Haß, der Zorn, die Bosheit und der Neid,
Der Geitz, die Wuth, die Thorheit eitler Gecken,
Verleumdung, Schwächen, Wolluſt, Eitelkeit,
Betrug, Verführung, Gram, — ſie alle wecken
Verboth'nen Trieb; — gedrückte Menſchheit ſchreit,
Durch ſie entſtehen tauſend ſchwere Plagen,
Und tauſend Wunden ſind durch ſie geſchlagen.

Hier ſpricht der Kummer aus den hohlen Blicken,
Dort weint ein Armer, dem Verzweiflung droht;
Hier unterliegt Verdienſt der Bosheit Tücken,
Dort ſchmachtet Redlichkeit in ſchwerer Noth;
So viele, die des Elends Ketten drücken,
Erflehen von dem Himmel ſich den Tod. —
Wer trocknet alle dieſe bangen Thränen?
Wer ſtillt der unterdrückten Menſchheit Sehnen? —

Zum Thron der Gottheit drangen dieſe Klagen,
Sie war's, die Tröſtung den Gedrückten gab;

Ein Mädchen ſtieg auf einem Wolkenwagen,
  Von ihr geſandt, auf dieſe Erd' herab,
Im Arme ſah man ſie ein Füllhorn tragen,
  Ihr lieh die Hoffnung ihren Zauberſtab,
Mit ſanftem Roſenlicht war ſie umfloſſen,
Und Glorie war um ſie ausgegoſſen.

Und jedes Städtchen, auch die kleinſten Hütten,
  Beſuchte tröſtend die Wohlthätigkeit,
Und überall empfing man ſie mit Bitten,
  Und überall war ſie zur Hülf' bereit,
Es folgte Segen allen ihren Schritten; —
  Doch von dem Samen, den ſie ausgeſtreut,
Gab wenig Frucht. — Denn von den Körnern allen
Ließ viele ſie in ſchlechtes Erdreich fallen. —

Sie war von Göttern blind zur Welt geſendet,
  Und theilte blind auch ihre Gaben aus;
So Mancher hatte ſich an ſie gewendet,
  Und lockt' ihr durch Verſtellung Gold heraus:
Wer immer bath, dem ward von ihr geſpendet.
  Oft trat ſie auch in des Betrügers Haus;
So kam's, daß ſich die Blinde oft erbarmte
Des Frechen, der durch eigne Schuld verarmte.

Und immer ſtärker ward ſie hintergangen:
  Betrüger wußten ſich durch Heuchelei
Die Gunſt des blinden Mädchens zu erlangen,
  Und die 's verdienten, ging ſie oft vorbei.

Noch immer rollten Thränen über Wangen,
Noch immer ſcholl der Armen Angſtgeſchrei;
Das Mädchen hört's, doch, wer hilft ihr, der Blinden,
Die Tiefbedrängten, die da flehen, finden?

Und ſieh! ein Kreis von edelmüth'gen Frauen,
Die hoher Sinn für Menſchlichkeit verband,
Erwirbt der Unentſchloſſenen Vertrauen,
Und jede reicht der Blinden ihre Hand;
Ins wahre Thal des Jammers, wo nur Grauen
Und Elend herrſcht, wo jede Hoffnung ſchwand,
Dahin nur leiten ſie des Mädchens Schritte,
Daß ſie ihr Füllhorn dort mit Recht verſchütte.

Die Blinde folgt den Guten ohne Sträuben,
Sie ſpricht: »Euch hat mit mir ein Gott vereint;
Ich will ſo lang' in Eurem Kreiſe bleiben,
Bis einſt kein Auge mehr auf Erden weint.« —
Die Gottheit ſegnet dieſes edle Treiben,
Und wo der Kreis der Herrlichen erſcheint,
Da ſieht man Arme Troſt und Hülfe ſchlürfen,
Die wahrhaft ſie verdienen und bedürfen.

Auf eine ſchöne aber ſchlechte Sängerin.

Das Mädchen iſt nur zum Zerſtören geboren,
Sie zerreißt den Männern das Herz und die Ohren.

Weiber Kur.

Der Ritter Max von Birkenfeld,
Ein wackrer Mann, ein rüſt'ger Held,
Erwählte ſich ein Liebchen,
Ein Kind von reizender Geſtalt
Mit einem ſchwarzen Lockenwald
Und in dem Kinn ein Grübchen.

Und in dem ganzen Gaue pries
Man Kunigunden, und verhieß
Dem Ritter ſüße Tage;
Nur Ein'ge meinten: 's könne ſeyn,
Es käme auch was Saures drein,
Was ihm nicht wohl behage.

Und als am Sankt Johannistag
Des Ritters Freunde beim Gelag
Sich ließen wohl geſchehen,
Da ſprach ſein Ohm, der alte Veit:
„Dein Bräutlein iſt voll Lieblichkeit,
Das muß ich wohl geſtehen.

„Doch Eins gefällt mir nicht an ihr,
Und dieſes Eine, glaube mir,
Bringt unnennbares Wehe;
Sie kennet nicht der Hausfrau Pflicht,
Sie kennet den Gehorſam nicht,
So nöthig in der Ehe.“

Und alle Andern ſtimmten bei,
Die ſchöne Kunigunde ſei
Unbeugſam wie das Eiſen,
Und jeder führte etwas an,
Was ſie geſprochen und gethan,
Um dieſes zu beweiſen.

Daß der gegründete Verdacht
Den Ritter etwas ſtutzen macht,
Das konnte man wohl ſehen.
Er blickte finſter; — aber ſtand
Dann auf, den Humpen in der Hand,
Und trank ihr Wohlergehen.

Und fröhlich lächelnd ſprach er dann:
„Sie iſt ein Weib, ich bin ein Mann,
Daß ich es bin, will's zeigen.
Ein Weib regiert nur einen Tropf;
Ich will den kleinen Eiſenkopf,
Sei noch ſo hart er, beugen.“

Darauf in einem Vierteljahr
Die Neuverlobten zum Altar
Der Burgkapelle gingen,
Und als der Prieſter ſprach zur Braut:
„Gehorchen ſollſt, dem du getraut,
In allen bill'gen Dingen!“

Da rief der Ritter: »Halt, mein Freund!
Den Satz, der mir ſo wichtig ſcheint,
Müßt Ihr noch einmal ſagen;
Du Gundel merk' ihn dir genau,
Denn Ungehorſam bei der Frau
Kann nimmer ich vertragen.«

Der Prieſter wiederholt den Spruch
Noch einmal aus dem Trauungsbuch,
Die Gundel ſchielt hinüber
Auf Maxen, der zum erſtenmal
Mit ſolcher Strenge ihr befahl,
Und ſchmollte etwas drüber.

Die Ringe tauſchte nun das Paar
Und ward vereint; — die Hochzeitſchar
Verließ dann die Kapelle
Und ging in Prunkgemache ein,
Wo vieler hundert Kerzen Schein
Erſetzten Tageshelle.

Der Ritter küßte ſeine Braut
Und redete ſie an recht traut
Mit bittend ſanften Mienen:
»Nimm ab den Schleier und den Kranz;
Sie hindern dich bei Mahl und Tanz,
Die Zofe ſoll dir dienen!«

Und als er dann ſie wieder ſah
Im Schleier mit dem Kranze, da
Verzog er ſeine Brauen
Und donnerte die Zofe an:
»Warum haſt du noch nicht gethan,
Was ich befahl, der Frauen?«

Und als die Zofe Antwort gab:
Sie nahm der Frau den Kranz nicht ab,
Weil er ſo ſchön ſie ziere,
Da ſchrie Herr Max in voller Wuth:
»Will dich gehorchen lehren, Brut!«
Und — warf ſie aus der Thüre.

Die Gundel aber ſchreckenbleich
Eilt' in ihr Kämmerlein ſogleich
Warf von ſich Kranz und Schleier,
Und als ſie wieder trat im Saal
Da küßte Max ſie hundertmal
Mit vollem Liebesfeuer.

Nun ging es froh und luſtig her.
Man trank ſehr viele Humpen leer
Beim reich beſetzten Mahle:
Des Ritters ſchönes Doggenpaar,
Das er beſonders liebte, war
Auch mit ihm da im Saale.

Und zwiſchen ihm und ſeiner Braut
Lag dieſes Paar ſo ſtill und traut,
Doch als der Speiſen Düfte
Der Doggen gier'ge Naſe roch,
Da reckten beide ſchnuppernd hoch
Die Schnauzen in die Lüfte.

Der Ungeſtüm're bellte laut
Und kratzt' an Max und ſeiner Braut
Ihm etwas zu beſcheren,
Und Gundel rief: Kuſch Waldmann! und
Verſuchte alles, um den Hund
Von ſich nur abzuwehren.

Doch ſtets ward der mehr ungeſtüm:
Da ſchrie Herr Max mit Donnerſtimm:
„Kuſch Waldmann! leg' dich nieder!“
Und da der Hund es noch nicht läßt,
Rief er: „du ungehorſam Beſt!
Du bellſt mir nimmer wieder.“

Erzürnt faßt er den Hund beim Fell
Und ſchleudert ihn durch's Fenſter ſchnell
Im tiefen Schloſſesgraben.
„Er war mein Liebling, — ſprach er dann:
Doch wer mir nicht gehorcht, den kann
Und will ich auch nicht haben!“

Das angſterfüllte Herz im Leib
Erzitterte dem armen Weib,
Und als Herr Max ſie bittet:
Geh' ſchenk' mir Wein ein, liebes Kind!
So thut's die Bleiche ſo geſchwind
Daß ſie ihn neben ſchüttet.

Am andern Morgen, als es tagt,
Begeben ſich zur frohen Jagd
Die Gäſte von dem Schloſſe;
Der Rüden gier'ge Menge harrt
Im Burghof, und laut wiehernd ſcharrt
Im Sand die Zahl der Roſſe.

Und als Herr Max ſein Pferd beſteigt
Und ihm den Schenkel gibt, da beugt
Das Thier empor den Rücken,
Es ſetzt die Vorderfüße vor,
Und ſtämmt ſich an und ſpitzt das Ohr
Und will nicht weiter rücken.

Der Ritter ſetzt ihm ein den Sporn,
Es ſchlägt nach hinten und nach vorn,
Auch thut die Gärte Dienſte,
Der ſcharfe Sporn noch tiefer dringt,
Zum Geh'n es Max doch nimmer zwingt
Durch alle Reiter-Künſte. —

Da ſchreit er: „Ungehorſam Beſt!“
Und zieht ſein Schwert und bohrt es feſt
In’s Bruſtgelenk dem Pferde,
Ein Blutſtrom ſpritzt auf Gundel jetzt,
Die neben ſteht und ganz entſetzt
Ohnmächtig fällt zur Erde.

Wie Max ſein Weibchen nun gepflegt,
Bei Tag und Nacht ſo treu gehegt,
Das will ich hier nicht ſagen;
Ich melde nur, ſeit dieſer Zeit
Verlebten ſie in Einigkeit
Viel Jahre ohne Klagen.

Herr Birkenfeld begehrte nicht
Was gegen Möglichkeit und Pflicht,
Und ſein gehorſam Weibchen
Die Wünſch’ ihm aus dem Munde nahm,
Und war ſo willig und ſo zahm
Als wie ein Turteltäubchen.

Und als er ihr nach Jahren dann
Bekannt, warum er ſo gethan
Selbſt gegen ſeinen Willen,
Da ſenkte ſie beſchämt den Blick,
Doch dankte ihrer Heilung Glück
Sie ihrem Mann im Stillen.

Und Veit ſprach lächelnd: »Mit Vergunſt!
Frau Gundel, daß ich Maxens Kunſt
Im Frauenbänd'gen preiſe,
Gehorſam iſt des Weibes Pflicht,
Errungen muß er ſeyn, wo nicht
Durch Mild' — auf ſtrenge Weiſe.«

Der weibliche Titus.

Ihr Thoren ſchimpft voll Bitterkeit
Auf Hannchen's Unbeſtändigkeit. —
Bedenket doch: die gute Seele
Nahm ſich den Titus zum Modelle;
Es wird von ihr kein Tag vollbracht,
Wo ſie nicht Einen glücklich macht.

Preisfrage.

Ein Apoſtel hat uns einſt verkündigt:
Siebenmal an einem Tage ſündigt
  Auch der allerbeſte Mann;
Doch wie vielmal wohl an einem Tage
Auch das beſte Weibchen fehlt, — *die* Frage
  Ließ er unentſchieden dann; —
  Zähle, wer es zählen kann.

Die Wahl.

Amor kam zu mir:
Sprach, „ich zeige dir
  Alle meine Gaben
Leih' dir auch was dar:
Sieh mein Flügelpaar,
  Willſt du dieſes haben?

Oder nimmſt du dir
Meine Fackel hier? —
  Oder meine Pfeile?
Oder dieſes Band? —
Wähle mit Verſtand,
  Etwas dir zum Heile.“

Dank! dein Flügelpaar
Würde mir fürwahr
  Machen kein Vergnügen;
An Glycerens Bruſt
Fühl' ich Götterluſt,
  Mag nicht weiter fliegen.

Auch dein Fackellicht
Brauch' ich wahrlich nicht,
  Würd' mich auch nicht freuen,
Denn beim Liebesſpiel
Schafft das Dunkel viel
  Süße Tändeleien!

Sage doch, wie ſoll
Mir dein Köcher voll
  Scharfer Pfeile paſſen?
Bleibt Glycere mein,
Will ich andre ſein
  Unverwundet laſſen.

Haſt du mich ſo lieb,
Kleiner! nun ſo gib
  Mir nur deine Binde;
In der Liebe Reich
Iſt den Göttern gleich
  Nur allein der Blinde.

Poetiſche Kaprice,

die kapricioſen Weiber betreffend.

Die
nie
Frauen
trauen,
ſind
blind
für
ihr
feſtes
beſtes
Glück; —

Doch
noch
gar
ſtaar
blind
ſind:
die
wie
baare
Waare
ihre
Schwüre
zahlen, —
allen
Grund
und
jeden
Reden
ſchon
von
Frauen
trauen.

Leidiger Troſt.

Der Arzt.

Geduld! Es muß mir doch gelingen
Sie wieder aus dem Bett' zu bringen.

Der Kranke.

Wohl glaub' ich, daß es glücken werde,
Vom Bett' bringt Ihr mich in die Erde.

Der Sitz der Liebe.

Was für ein Ort muß dir zum Sitz, o Amor, taugen?
Wohnſt du in meiner Bruſt? — wohnſt du in Clärchens Augen?
Wenn ich auf deinen Glanz mein Sinnen einzig richte,
So ſeh' ich immer dich in ihrem Angeſichte;
Doch denk' ich deiner Qual, und deiner tiefen Wunden,
So hab' ich dich nur ſtets in meiner Bruſt gefunden.
Ach Amor! willſt du deine unumſchränkte Macht
Der Unempfindlichen, die meiner ſpottet, zeigen,
So wechſ'le deinen Sitz, da ſie nur deiner lacht, —
Und ſuch' ihr in das Herz, mir in's Geſicht zu ſteigen.

Grabſchrift auf ein Kind der Liebe, welches von ſeiner Mutter ermordet wurde.

Die mich gebar, hat mir den Tod zugleich gegeben.
Es war ein ſtreitend Paar, das über mich geboth;
Zum Trotz der Ehre gab die Liebe mir das Leben,
Zum Trotz der Liebe gab die Ehre mir den Tod.

Die Weiber von ehedem, und die Weiber von heute.

Ein Weib iſt jetzt bei weiten
Mehr werth, als einſt vor Zeiten
Wohl fünfzig, oder hundert.
Wenn dieſer Satz Euch wundert,
So will ich ihn beweiſen:

Es hatte Salomon
Einſt hundert Weiber ſchon,
Und alle Bücher preiſen
Ihn doch als einen Weiſen; —
Jetzt wird es einem Weib gelingen
Den Mann um den Verſtand zu bringen.

Witz gegen Witz.

(Nach Selimantes.)

„Es wäre“ ſprach Egeſt
Zu Plochen — „von den Sachen,
Wovon du nichts verſtehſt,
Ein ſchönes Buch zu machen!“ —
Doch ſchnell verſetzte Ploch:
„Du hocherfahrner Geiſt!
Ein häßliches jedoch
Von Dingen die du weißt.“

Amors Tod.

(Legende.)

Gott Amor lag einſt krank darnieder,
Der Götterrath beſuchte ihn,
Zevs blitzt' ihm Feuer in die Glieder,
Apollo las ihm Göthe's Lieder,
Minerva hielt das Schild ihm hin,
Cythere ließ an ihren Buſen
Das Söhnchen ruh'n, und alle Muſen
Verſuchten's, ihn zu divertiren,
Selbſt Hebe reicht ihm die Arznei;
Vulkan wollt' ihn magnetiſiren,
Mit Ambra kam Neptun herbei,
Mars gab ihm Kraft durch ſeinen Speer,
Merkur bracht' ihm Kaffeh daher,
Diana ſteckt in Haſenfelle
Die Füßchen, reicht' ihm Hirſchhorngeiſt;
Auch Hymen kam; — zur Thüresſchwelle
Trat er hinein, und auf der Stelle
Entfloh des armen Amors Geiſt.

Grabſchrift auf einen Windmüller.

Der Müller Fips, der nur vom Wind gezehrt,
Liegt hier in Grabeskühle;
Wie mancher lebt, der eben ſo ſich nährt,
Und hat doch keine Mühle. —

Die beiden Pferde.

(Fabel.)

Ein kleiner Knabe war ſo kühn
Und ſtieg auf ſeines Vaters Schimmel; —
Der Klepper trug ihn durch's Gewimmel
Der Menſchen leicht und folgſam hin.
Dieß ward bemerkt von einem Rappen,
Der an der Burg des Fürſten ſtand,
Und, ſtolz auf das geſtickte Wappen,
Laut wiehernd ſcharrte in dem Sand.
Er maß ihn im Vorübertraben
Mit hohnerfülltem Blick und rief:
„Wie? — du erniedrigſt dich ſo tief?
Wozu magſt du die Stärke haben,
Treibt dich ein Bube von ſechs Jahren,
Dich, edles Roß! ſo ganz zu Paaren?
Ha! wäre dieſes mir geſcheh'n,
Das Reiten woll't ich ihm verwehren,
Ihr ſoll't ihn bald am Boden ſehn!“ — —

„Sei ruhig, ſpare deine Lehren,“
Erwiederte der Schimmel kurz,
Ich glaube, eines Schwachen Sturz
Kann niemals einen Starken ehren.“

Die zärtliche Mutter.

Man hörte in einem Dachzimmer weinen,
Wozu die Thüre verſchloſſen war,
Man ſprengte ſie ein, und fand einen Kleinen,
Halb nackt auf der Erde. — Kaum wurd' er gewahr,
Daß Leute ſich nähern, ſo ſchrie er noch mehr:
Ach! gebt mir zu eſſen, mich hungert ſo ſehr. —
Man fragt' ihn: „Wo iſt deine Mutter, dein Vater?“
Mein Vater iſt todt; und die Mutter, mein Herr!
Fuhr Mittags zu einem Schmaus in den Prater.
Ach! ſie hat wohl nie ſolchen Hunger gefühlt!
Und jetzt, liebe Herr'n, iſt ſie auf dem Theater,
Wo ſie heut eine zärtliche Mutter ſpielt.

Streit zwiſchen dem Magern und dem Fetten.

(Ein Schwank.)

Der Magere.

So geh' der Herr doch einmal auf die Seite,
Er lehnt ſich ja hinein in die Welt,
Daß es für andere ehrliche Leute
Zuletzt darin noch am Platze fehlt; —
Glaubt er, daß der liebe Herrgott im Himmel
Für ihn einen doppelten Raum erſchuf?
Ein Jeder treibt ſich herum im Getümmel,
Ein jeder Menſch hat gleichen Beruf.

Der Fette.

Was murrt denn der da? Was will denn die Stange?
Weiß er denn auch, was Äſthetik iſt?
Das Runde iſt ſchön, und nicht das Lange;
Meint er, daß man Schönheit nach Ellen mißt?
Er iſt voller Ecken, die härteſten Nüſſe
Kann man leicht knacken, wo man ihn berührt,
Indeſſen vom Kopf bis hinab auf die Füße
Sich alles bei mir wellenlinig formirt.

Der Magere.

Ha Erdenwurm! der nach Staube nur ſtrebet,
Thu nicht ſo dick, ſei ein Bischen nur klug,
Die Hülle zerfällt, der Geiſt nur lebet,
Der Körper hindert der Seele Flug;
Euch ſteht es geſchrieben auf Bauch und Wangen,
Nach Fleiſch und Weine nur ſteht Euer Sinn,
Die nur nach Geiſtesnahrung verlangen,
Die leben im Leben; — die bleiben wohl dünn.

Der Fette.

Nun, proſ't die Mahlzeit! Geſchmack iſt verſchieden,
Euch ſieht man Eure Weisheit nicht an;
Doch wem iſt ein artiges Bäuchlein beſchieden,
Denn nennt die Welt einen ſtattlichen Mann.
Und wie er kommt in Gewirr' und Gedränge,
So hat er einen Vorläufer bei ſich,

Sein Bauch theilt ihm, wie ein Trabant, die Menge,
Der Dicke iſt ein Punkt, und der Dünne ein Strich.

Der Magere.

Doch, wenn es ſich handelt um ſchnelles Vollbringen,
Mein kugliger Freund! wie ſteht es denn dann?
Da will euch Fetten nun gar nichts gelingen,
Wir ſind ſchon am Ziel, fangt zu ſchleichen Ihr an.
Und drohen Euch Dicken des Schickſals Schläge,
So fallen ſie ſicher auch doppelt auf Euch,
Wir ſchlüpfen ihnen hübſch ſchnell aus dem Wege,
Doch Ihr ſeid zu langſam, da trifft Euch der Streich.

Der Fette.

Wir können die Schläge auch beſſer vertragen,
Denn unſer Leib iſt 'ne feſte Burg,
Da kann man ſchon etwas länger drauf ſchlagen,
Bis wir etwas fühlen, — geht nicht ſo bald durch.
Wir ſind geſchaffen zum langen Leben,
Wir können mehr ſchwelgen in jeglicher Luſt,
Wir dürfen vor jedem Lüftchen nicht beben:
Da ſeh' er einmal dieſe breite Bruſt.

Der Magere.

Ich brauche da nicht viel Worte zu machen,
Was kann denn da noch zu ſtreiten ſeyn?

Bei allen Völkern, in allen Sprachen
Räumt man uns klüglich den Vorzug ein.
Wem herrliche glänzende Thaten glücken,
Wer Nützliches, Gutes und Schönes gethan,
Dem gibt man nicht den Namen des Dicken,
Man nennt ihn ſtets einen großen Mann.

Der Fette.

Mein Freund! für dieß Mal iſt's fehlgeſchoſſen,
Weit auszuholen beliebet man ſchier,
Wir ſprechen hier nicht von Kleinen und Großen,
Von Fetten und Magern nur reden wir.
Ihr findet in der Geſchichte wohl Keinen,
Ganz vorzugsweiſe der Dünne genannt,
Doch wir, mein Lieber, wir haben Einen;
Der Welt iſt Karl der Dicke bekannt.

Der Magere.

Wir wollen uns jetzt nicht länger mehr ſtreiten,
Das Mager- und Fettſein iſt beides nicht ſchlecht.

Der Fette.

Bei beiden fehlt's nicht an guten Leuten
In unſerm und im andern Geſchlecht.

Der Magere

Und wenn die Fetten den Magern nützen,
Und Einer den Andern nicht fruchtlos quält,

Der Fette.

Wenn die Magern die Fetten auch unterſtützen,

Beide.

So ſind beide nicht umſonſt auf der Welt.

Das ſchönſte Bild.

(Zum Vermählungsfeſte des Herrn P. Freiherrn v. B*, bei welchem ſeine Kinder ein Familientableau darſtellten.)

Kennſt du den Maler, der den Regenbogen
Mit aller Farben Urquell ausgeſchmückt,
Der mit dem Himmelblau die Erd' umzogen,
Und durch der Wieſen Grün das Aug' entzückt,
Der auf des Mädchens Wangen Roſen hauchte,
In ſchwarze Nacht ihr Haar und Augen tauchte?

Sahſt du die Blumen tauſendfarbig blühen,
Sahſt du das bunte Farbenſpiel im Schacht,
Sahſt du die Sonn' am Firmamente glühen,
Der Abend- und der Morgenröthe Pracht?
Es ſchmücken ſich Thier, Steine, Himmel, Erde,
Damit dein Auge, Menſch, entzücket werde.

Fall' nieder vor den Millionen Bildern,
Die dich im unermeßnen All umſteh'n;
Wer könnte ihre Herrlichkeiten ſchildern,
Wer könnte ohne Staunen wohl ſie ſeh'n?

Doch willſt du würdig ſteh'n im Bilderſaale,
So ſtaune nicht bloß an, ahm' nach, und male!

Die Farben wird Natur dazu dir geben,
In deinem Kopfe findeſt du das Licht,
Und wirft dein Herz auch Schatten in dein Leben,
Selbſt dieſer Schatten, fehlen darf er nicht;
Es ruht ſich ſanft und froh in ſeiner Kühle,
Er dämpft und mildert des Verſtandes Schwüle.

Ich kann euch einen Mann zum Vorbild ſtellen,
Der ſeines Lebens Bilder ſelbſt ſich ſchuf;
Er wußte ſie durch Klugheit zu erhellen
Und formte ſie nach ſeines Herzens Ruf,
So kam es, daß die allerſchönſten Blüthen
Auf ſchroffen Felſen ihm entgegen glühten.

Als Kind ſah't unter wolkenfreiem Himmel
Ihr lächelnd ihn noch ſteh'n auf bunter Flur —
Durch der Gefahren dräuendes Gewimmel
Geleiteten ihn Frohſinn und Natur;
Den Pinſel gab ihm Unſchuld in die Hände,
Damit er würdig dieſes Bild vollende.

Und als ſich regten nun die edlern Triebe,
Des Kindes bunter Farbenſchmelz verblich,
Taucht' er den Pinſel in die Gluth der Liebe,
Und malte Roſen ohne Dornen ſich;
Von ferne lachen reizende Gefilde,
Und nicht allein mehr ſteht er auf dem Bilde.

Das ſchönſte Bild wußt' er als Mann zu malen,
Das nimmer die Lebendigkeit verliert,
Gefühl erfand's, kein Gold kann es bezahlen,
Die Kindesliebe hat es hier gruppirt.
Entſchleiert es! — Hervor du ſchöner Reigen,
Die Dankbarkeit darf vor der Welt ſich zeigen.

Des Bauernknaben Beſchreibung der Stadt.

Vater! laßt mich zu Athem kommen,
Das war was Prächtiges, in der That.
Mein Pathe, ihr wißt, hat mich mitgenommen
In die große, herrliche Stadt.
Es iſt ja da drinnen gerad' wie im Himmel,
Im Kopf geht's mir immer noch rund um und um,
Man wird in dem ſchrecklichen Lärm und Getümmel,
Ihr könnt mir es glauben — ordentlich dumm.

Das iſt ein Thurm, potz Donner und Hagel,
Der reicht euch faſt in die Wolken hinein,
Der unſrige iſt gegen den nur ein Nagel,
Und inwendig ſoll er noch höher ſeyn.
Die Häuſer ſeh'n alle aus wie die Schlöſſer,
Sie ſind, ſo wahr ich kein Lügner bin,
So groß als unſer Schloß, wo nicht größer:
Da wohnen gewiß nur Verwalter darin.

Doch hat's mich gewundert, das muß ich euch ſagen,
Die Thüren von manchem Haus ſind ſo klein,

Da kann ja kein heubeladner Wagen,
Nicht einmal ein rechtſchaff'ner Ochſe hinein;
Auch hab' ich keine Gärten geſehen,
Nicht Wieſen, noch Äcker bei einem Haus:
So eingeſperrt, Vater! könnt' ich nicht beſtehen,
Sie ſehen auch alle ſo bleichwangig aus.

Die Wagen ſind prächtig, mit Gold auch beſchlagen,
Doch Eines iſt närriſch, das klärt mir 'mal auf,
Die ſchlecht Gekleideten ſitzen im Wagen
Und die Gold'nen und Silbernen ſteh'n hinten auf;
Und entweder müſſen's den Hafer ſparen,
Oder ſo ein Herr muß gewichtig ſeyn,
Denn will er nur durch ein Paar Gaſſen fahren,
So ſpannen's ihm oft gar vier Pferde ein.

Und Leute gibt's, Vater, in allen Straßen,
Sie ſtoßen Einen bald her und bald hin,
Das hab' ich mir einmal nicht nehmen laſſen,
Es iſt ein ewiger Kirchtag da drin.
Jedoch erſchrack ich bei jedem Blicke
All' Schritte kam mir ein Schulmeiſter im Lauf,
Sie tragen in Wien zwar keine Perücke,
Doch haben, wie unſ'rer, ſie Brillen auf.

Ich bin mit dem Pathen im Wirthshaus geweſen.
Da hat man Speiſen und Braten vollauf,
Kein Menſch kann den ganzen Zettel durchleſen,
Doch das Beſte, die Knödel, ſteh'n doch nicht drauf.

Der Wein, lieber Vater, war ſchwer zu genießen,
'S war der, den Ihr heißt den Drei-Männer-Wein,
Wo zwei den dritten hübſch halten müſſen,
Damit er ihn bringt in die Gurgel hinein.

Kurzum! die Stadt hat mir gut gefallen,
Doch bin ich, wie närriſch, zum Wagen gerannt,
Als ich hörte des Peters Peitſche knallen
Und als er rief: Es iſt angeſpannt;
Und wie hinter mir war der Häuſerhaufen,
Da ſchrie und jauchzte ich laut vor Luſt.
Jetzt, Vater, jetzt laßt auf die Wieſe mich laufen,
Denn immer noch iſt es mir eng um die Bruſt.

Das Waldweibchen.

(Ein Mährchen.)

Ich bin ein armes Mädchen,
Hab' weder Geld noch Gut,
Doch dreh' ich flink mein Rädchen,
Und hab' zur Arbeit Muth;
Mein alter Vater liegt d'rin in der Kammer,
Er kann nicht ſehen, o Grauen und Jammer!
Hurrah! mein Rädchen, geſchwind, geſchwind!
Muß viel erſpinnen,
Muß viel gewinnen,
Denn Vater iſt blind.

Es iſt ſo kalt im Zimmer,
Kein Holz iſt mehr im Haus,
Nein, frieren darf er nimmer,
Fort, in den Wald hinaus!
Und muß aus dem Schnee ich das Reiſig graben,
Er muß ja ein warmes Kämmerlein haben,
Und wenn der Athem zu Eiſe wird,
Die weißen Flocken
Mir näſſen die Locken,
Fort, Väterchen friert! —

Und als ſie in dem Walde
Am Kreuzweg Reiſig nahm,
Da ſah ſie eine Alte,
Die ihr entgegen kam;
Das Mütterchen wankt' aus dem Dickicht am Stabe,
Es beugte ihr Leib ſich ſchon näher zum Grabe,
Doch rüſtig noch trippelte vorwärts ihr Fuß,
Mit freundlicher Stirne
Both ſie der Dirne
Den höflichſten Gruß.

„Was ſuchſt du denn ſo fleißig,“
Frug ſie, — „mein liebes Kind?“
„„Ich ſuche dürres Reiſig
Für Väterchen, das blind —““
„Da muß ich dich armes Ding wohl beklagen!“ —
„„Bin reich, kann die heiligſte Schuld abtragen!““

Und immer emſiger ſammelt ſie fort.
Die Alte, die braune,
Setzt ſich auf dem Zaune,
Und führt nun das Wort:

„Dein Schickſal ſoll ſich wenden,
Das nun dich drückt ſo ſchwer,
Dein Elend ſoll ſich enden,
Thuſt du, was ich begehr';
Es will jetzt das Glück ſich deiner erbarmen,
Es kommt dir entgegen mit offenen Armen,
O ſtoß' es nicht von dir, und haſch' es mein Kind!“—
„„Ich kann mit dem Segen
Den Vater dann pflegen,
O rede geſchwind!““

„Ein Herr von hohem Range
Hat neulich dich geſehn,
Seitdem nun iſt ihm bange,
Will faſt vor Lieb' vergehn.
Er biethet dir Kleider und Güter und Gold,
Biſt du ihm in Zukunft ein wenig nur hold,
Sollſt ſeyn ſeines Schloſſes herrlichſte Zier,
Auf ſeidenen Kiſſen
Des Lebens genießen,
Und Vater mit dir!“

Betroffen ſteht die Arme
Und mit ſich ſelbſt im Streit;

Sie wär' von allem Harme
Auf einmal nun befreit; — —
Und Väterchen könnte im Überfluß leben!
Doch plötzlich fühlt ſie ein innerlich Beben,
Und ihres geliebten Wilhelms Geſtalt
Tritt ihr vor die Seele,
Und was ſie hier wähle,
Klar wird es ihr bald.

„„Nein, nein, das thu' ich nimmer!““
Rief ſie mit bitterm Schmerz;
„„Ha! trügeriſcher Schimmer,
Du blendeſt nicht mein Herz!
Verzeih' mir, alter, ehrwürdiger Greis!
Kann dich nicht beglücken um ſolchen Preis,
Will ſpinnen für dich, wenn Niemand mehr wacht,
Will drehen am Rädchen
Die feinſten Fädchen
Bis ſpät in die Nacht.““

„„Doch meine Hand verſchenken
Um ſchnöden Goldes Noth,
Den armen Wilhelm kränken
Durch Treuebruch zu Tod',
Das kann ich nicht leiſten, du wirſt's nicht begehren,
Durch Sünde kann man den Vater nicht ehren!!““
Und haſtig huckt ſie den Holzbündel auf,
Beflügelt die Schritte
Zu Vaters Hütte
Im ſchnelleſten Lauf.

Was ſchauen ihre Blicke?
Starr, ſprachlos blieb ſie ſtehn,
Sie traut nicht dieſem Glücke,
Ein Wunder war geſchehn.
Von ſeinem Leiden geheilt war der Blinde,
Er ſtand an der Thür' ohne Stock, ohne Binde,
Und in unnennbar ſeliger Luſt
Sanken ſich Beide
Mit Thränen der Freude,
Doch ſtumm an die Bruſt.

Ich liebe dich.

An Marien.

Ich liebe dich! welch göttlich Wort!
Es flammet mir durch alle Adern;
Könnt' ich's nicht ſprechen, hier und dort
Müßt' ich mit Erd' und Himmel hadern.
Ihr Redner, die ihr meiſterlich
Gedanken wiſſet vorzutragen,
Vermögt ihr Süßeres zu ſagen,
Als dieſes Wort: Ich liebe dich?

Seh' ich dich, drängt es ſich vom Herzen
Empor zum allzuſchwachen Mund,
Und tauſend Freuden, tauſend Schmerzen
Thät' ich dir gern auf einmal kund;

Doch immer ſträubt die Zunge ſich
  All' die Gefühle vorzutragen,
  Und nichts vermag ich dir zu ſagen,
Als nur die Wort': Ich liebe dich!

Wozu ſoll ich das Schweigen brechen?
  Dieß Wort, begründend mir mein Glück,
Bedarf ja nicht der Mund zu ſprechen,
  Es ſagt's die Hand, es ſagts der Blick. —
Darum, Marie, laß ich mich
  Durch nichts in meinem Traume ſtören,
  Ich will nur deine Augen hören,
Und die geſteh'n: Ich liebe dich!

Anhang.

I. Kriegs- und Wehrmannslieder.
II. Orientaliſche Granaten.

I.

Kriegs- und Wehrmanns-Lieder.

Kriegslied für die öſterreichiſche Armee.

(Im Jahre 1809.)

Hinaus, hinaus, mit frohem Muth!
Hinaus, in's Feld der Ehre,
Damit der Feinde Übermuth
Nicht unſ'rer Brüder Hab' und Gut
Und unſer Land verheere.

Soldaten! laßt uns zieh'n mit Gott,
Wohin die Fahnen winken;
Sie nicht verlaſſen, wenn auch Tod
Aus tauſend Feuerſchlünden droht,
Wir ſiegen, oder ſinken.

Zwar ſind wir nicht aus einem Land,
Doch einer Kette Glieder,
Denn Franzen's milde Vaterhand
Umſchlingt uns mit dem Segensband,
Und ſo ſind wir ja Brüder.

Einſt hatte auch der Römer Heer
Die halbe Welt verſchlungen,
Da traten unſre Väter her
Und ſtellten muthig ſich zur Wehr,
Und Roma ward bezwungen.

Noch erbte euer Sinn ſich fort,
Ihr Väter! auf die Söhne;
Wir dulden auch kein ſchimpflich Wort,
Ein Schuft nur leidet es hinfort,
Daß man den Deutſchen höhne.

Was, Feinde! Euer Stolz entwarf,
Das ſollt mit Blut ihr büßen,
Beweiſen wollen wir's euch ſcharf,
Daß man nicht Jahre lernen darf,
Um auf den Feind zu ſchießen.

Vom „Rechtsumkehrteuch!“ wollen wir
Im Schlachtgewühl nichts wiſſen;
Nur vorwärts wehe das Panier,
Für dießmal wollen wir dafür
Euch auf den Rücken ſchießen.

Dem Vaterland' bleibt jeder treu
Im Tode, wie im Leben.
Und ſchleichet ihr mit Gold herbei,
So wollen wir mit unſerm Blei
Euch kräftig Antwort geben.

Was Franz befiehlt, das thun wir gern,
Und Keiner wird da weilen;
Doch laſſen wir — nein, das ſei fern! —
Von keinem andern fremden Herrn
Befehle uns ertheilen.

Was ihr uns einſt in Schlachten nahmt,
Damit müßt ihr nicht prahlen;
Wir handeln nun das Rächeramt,
Ihr müßt uns alles insgeſammt
Mit Intereſſen zahlen.

Vertraut nicht jener Völker Liſt,
Die ſich euch überließen:
Denn, wie ihr euern Freund begrüßt,
Wenn er euch nicht mehr nöthig iſt,
Das habt ihr ja bewieſen.

Baut nicht auf eurer Krieger Schar,
Auf jene leichten Kinder,
Oft dreht das Glück ſich wunderbar;
Sie laufen ſchnelle vorwärts zwar,
Doch rückwärts noch geſchwinder.

Ihr droht der ganzen Welt den Krieg,
Fröhnt ſie nicht euren Winken;
Bisher bekrönt' euch zwar der Sieg,
Doch, was ſo ſchnelle aufwärts ſtieg,
Pflegt ſchneller noch zu ſinken.

Hoch lebe unſer Herrſcherpaar! —
Es enden, Franz! — die Leiden;
Du fühlteſt manche Jahre zwar
Der Krone Laſt nur immerdar,
Nun fühl' auch ihre Freuden.

Es lebe Carl! der deutſche Held,
Dem neue Lorbeern grünen;
Er führt uns ſelbſt auf's Ehrenfeld:
Auf, Kameraden! zeigt der Welt,
Daß wir es auch verdienen.

Ihr Lieben, reicht uns noch die Hand!
Und weinet keine Zähre;
Ihr wollt ja nicht der Kinder Schand',
Es gilt für Fürſt und Vaterland,
Für Eigenthum und Ehre.

Und nun, Ihr Brüder! was auch droht,
Hinaus! hinaus zur Rache!
Scheut keine Laſten, keine Noth,
Wir ſiegen, denn mit uns iſt Gott
Und die gerechte Sache!!! —

Volksſtimme.

Ein Lied mit Chor.

(Im Jahre 1809.)

Ein Oeſterreicher.

Hört die Kriegstrompete ſchallen!
Seht, die Streiter ziehen fort;
Offen ſteh'n Bellona's Hallen,
Ausgeſprochen iſt das Wort,
Das vom Pflug zum Schwerte ruft,
Hoch ertön' es durch die Luft:
Fort, mit Öſtreichs Feind zu kriegen!

Das Volk.

Kriegen!!!

Der Oeſterreicher.

Franzen's Herz ſtritt lang' im Stillen
Mit des Herrſchers ſtrenger Pflicht;
Gutes Volk! um deinetwillen
Scheut' er große Opfer nicht;
Doch es kennt Erob'rungsſucht,
Nicht des Friedens goldne Frucht,
Nichts will jenem Feind genügen.

Das Volk.

Kriegen!!!

Der Oeſterreicher.

Herrlich iſt's im heim'ſchen Lande
Leben nach des Herzens Drang,
Mächtig feſſeln uns die Bande,
Die Natur und Liebe ſchlang;
Doch, wenn Knechtſchaft euch bedroht,
Wählt ihr lieber nicht den Tod?
Wollt ihr da in Ruh euch wiegen?

Das Volk.

Kriegen!!!

Der Oeſterreicher.

Die den Namen: *Deutſche*, führen,
Hat man immer hoch geehrt;
Ihr verdient, ihn zu verlieren,
Greift ihr nicht voll Muth zum Schwert;
Zu erhalten dieſes Gut,
Wiedertauft euch nun mit Blut;
Ruft ihn, wenn die Kugeln fliegen.

Das Volk.

Kriegen!!!

Der Oeſterreicher.

Soll der alte Herrſcherthron
Nicht noch länger aufrecht ſtehen?
Soll in künft'ger Zeit der Sohn
Seinen feigen Vater ſchmähen?

Soll in Deutſchland jeder Stein
Eurer Schande Denkmal ſeyn?
Das Geſetz in's Joch ſich ſchmiegen?

Das Volk.

Kriegen!!!

Der Oeſterreicher.

Sehet, ſchon die halbe Welt,
Liegt in jenes Fremdlings Ketten,
Und der Wunſch, der ſie beſeelt,
Iſt: Es wird uns Öſtreich retten!
Öſtreich iſt an Kraft noch reich,
Alles hofft und baut auf euch,
Wollt ihr dieſe Hoffnung trügen?

Das Volk.

Kriegen!!!

Der Oeſterreicher.

Alle reicht euch nun die Hand,
Die ihr für die Freiheit brennet,
Schließt ein unauflöslich Band,
Das kein Ungemach zertrennet,
Ehrt der Feind die Rechte nicht,
Ja, dann wird der Krieg zur Pflicht,
Und der Redliche wird ſiegen.

Das Volk.

Kriegen!!!

Wehrmanns Morgenlied.

(Melodie: Schiller's Reuterlied.)

Die Sonne ſchaut über die Berge hervor,
Den Schlaf aus den Augen gerieben;
Auf! ſtreckt euch nicht länger auf faulem Ohr,
Im Schlaf wird der Feind nicht vertrieben;
Putzt blank eures Säbels ſchneidenden Stahl,
Er werde den Feinden zum Blitzesſtrahl.

Erquickend und kühl iſt die Morgenluft,
Vielleicht, daß in wenig Minuten .
Die Trommel in's heiße Getümmel ruft,
Zur Ehre, für Freiheit zu bluten;
D'rum jetzt, ihr Brüder, im voraus euch labt,
Damit ihr im Kampfe dann Stärke habt.

Schon ſteigt ſie herüber in blutrother Pracht,
Die feurige Kugel! — Willkommen!
So leuchteſt du recht uns zur blutigen Schlacht,
Zu nehmen, was uns ward genommen;
So leuchte voran denn zum heiligen Kampf,
Bis dann dich verdunkelt der Pulverdampf.

Viel Frevelthaten erſchaute dein Blick,
Sahſt rauben, und ſengen und morden,
Da zogſt du aus Rußland die Strahlen zurück,
Und ſchnelle erſtarrten die Horden;
Jetzt ſende, was dort du erſparteſt, herab,
So finden die andern in Flammen ihr Grab.

Zum erſtenmal ſah'n wir in Öſterreich,
O Licht! deine himmliſchen Strahlen,
Das Vaterland macht uns an Freuden ſo reich,
Mit Blute nur können wir zahlen:
D'rum geh'n wir für Öſterreich gern in den Tod,
Tagt ihm nur der Freiheit Morgenroth.

Wehrmanns Gebet.

(Melodie: Wir werfen uns darnieder.)

Wir werfen uns darnieder,
Vor dir, o Herr der Welt!
Wir ſingen unſre Lieder
In deinem Sternenzelt;
Du hörſt auch hier das Flehen
Der gläub'gen Chriſtenſchar,
Und wo nur Lüfte wehen,
Da iſt auch dein Altar.

Allweiſer! deinen Händen
Vertrau'n wir unſer Los,
Ein Menſchengeiſt kann blenden,
Nur du allein biſt groß;
Nur deine Blicke ſehen,
Was war, was iſt und kommt,
Du läßt nur das geſchehen,
Was allen Guten frommt.

Du kennſt zwar nicht die Rache,
Doch biſt du allgerecht,
Beſchirmſt die gute Sache
Und ſegneſt ihr Gefecht,
O Gott! wenn Schwerter blitzen,
Lenk' unſrer Feldherrn Stab,
Die den Geſalbten ſchützen,
Den deine Hand uns gab.

Allmächt'ger! ſei geprieſen,
Du ſtärkteſt Davids Hand,
Daß er den ſtolzen Rieſen
Im Kampfe überwand;
Du gabſt dem Simſon Stärke,
Daß er die Thore brach,
Und nie ſind jene Werke,
Die du begünſtigſt, ſchwach.

O Gott! du biſt allgütig!
Verzeih' ihm, der bethört,
Voll Stolz und übermüthig
Der Menſchen Ruhe ſtört;
Lehr' ihn den Frieden kennen
In ſeiner eignen Bruſt,
Dann wird er nicht mehr trennen,
Vereinen wird ihm Luſt.

Die in dem Kampfe fallen,
Gleichviel, Freund oder Feind,

Nimm auf in deine Hallen,
  Wo alles ſich vereint.
All' deine Kinder liebeſt
  Du gleich, voll Zärtlichkeit,
An Allen, Allen übeſt
  Du Allbarmherzigkeit.

Wehrmanns Abſchied.

(Melodie: Es reiten drei Reiter zum Thore hinaus.)

Es ziehet der Wehrmann zum Thore hinaus,
  Ade!
Und ſtürzet ſich mitten in's Kugelgeſaus,
  Ade!
Der Tod iſt ja immer viel beſſer noch,
Als ſterben im ſchimpflichen Sklavenjoch:
  Ade! Ade! Ade!
Wer's Vaterland liebet, der geh!

Fein Liebchen! ſei ruhig und gräme dich nicht,
  Ade!
Du möchteſt ja doch keinen feigen Wicht,
  Ade!
Wer jetzt nicht ziehet voll Muth ſein Schwert,
Iſt gar eines deutſchen Mädchens nicht werth;
  Ade! Ade! Ade!
Wer's Vaterland liebet, der geh!

Ihr guten Ältern ſeid nicht betrübt,
Ade!
Ihr habt einen Sohn, der euch zärtlich liebt,
Ade!
Er ziehet mit Muth zu dem heiligen Streit,
Damit ihr im Alter doch ſicher ſeid,
Ade! Ade! Ade!
Wer's Vaterland liebet, der geh!

Du Hügel, auf dem unſre Reben ſtehn,
Ade!
Zur Reife da will ich Euch wieder ſehn,
Ade!
Denn was wir gepflanzet mit Fleiß und Müh,
Das ernte ein lockerer Franke nie,
Ade! Ade! Ade!
Wer's Vaterland liebet, der geh!

Du Häuschen, in dem ich geboren bin,
Ade!
Und ſollteſt du auch in Flammen erglüh'n,
Ade!
Das größ're Haus Öſterreich ſchützet mich dann,
Das Niemand vernichten, verbrennen kann;
Ade! Ade! Ade!
Wer's Vaterland liebet, der geh!

Ihr Schwachen bleibt ohne Beſorgniß zurück,
Ade!

Und betet für unſerer Waffen Glück,
Ade!
Euch Kräftigen ſag' ich kein Lebewohl,
Weil jeder, der Stärke hat, mitzieh'n ſoll,
Den Sklavenſeelen weh!
Wer's Vaterland liebet, der geh!

Wehrmanns Trinklied.

(Melodie: Viva la Compagnia.)

Zwei Stimmen.

Schenkt euch vom vaterländ'ſchen Wein,
Weil jetzt euch Ruhe winket,
In eure hölzern' Flaſchen ein,
Wer weiß, wer morgen ſinket;
Es zecht ſich auch aus Holz recht gut,
Hat man nur friſchen, freien Muth,
Schenkt ein, ſtoßt an und trinket!

Chor.

Es zecht ſich auch aus Holz recht gut,
Hat man nur freien, friſchen Muth,
Schenkt ein, ſtoßt an und trinket.

Zwei Stimmen.

Der Frankenwein iſt leichter zwar
Als unſer Wein, ihr Brüder!

Doch iſt nur erſt das Trinken gar,
Verfliegt ſein Geiſt leicht wieder;
Doch unſer Öſterreicher Wein
Dringt feuervoll durch Mark und Bein
Und ſtärket alle Glieder.

Chor.

Ja unſer Öſterreicher Wein
Dringt feuervoll durch Mark und Bein
Und ſtärket alle Glieder.

Zwei Stimmen.

Hoch, Öſterreich! — Ja deinem Glück
Weih'n gerne wir das Leben,
Wir geben dir nur das zurück,
Was du uns einſt gegeben;
Wir bringen auf dein ſtetes Wohl
Dir dieſe ganze Flaſche voll
Vom Safte deiner Reben.

Chor.

Wir bringen nun auf Öſtreichs Wohl
Hier dieſe ganze Flaſche voll
Vom Safte ſeiner Reben.

Zwei Stimmen.

Es lebe unſer Kaiſer Franz,
Der beſte auf dem Throne,

Wir bringen ihm den Siegeskranz,
Wir ſchützen ſeine Krone.
Stoßt an, daß im gerechten Streit
Ihn nun für ſeine Redlichkeit
Die ew'ge Vorſicht lohne.

Chor.

Stoßt an, daß im gerechten Streit
Ihn nun für ſeine Redlichkeit
Die ew'ge Vorſicht lohne.

Zwei Stimmen.

Es lebe Preußens Friederich
Und Rußlands Alexander!
Der Völker Wohl ſchließt inniglich
Die Fürſten an einander;
Der Feind erlieget, wenn ihm Tod
Aus allen Feuerſchlünden droht,
Er iſt kein Salamander!

Chor.

Der Feind erlieget wenn ihm Tod
Aus allen Feuerſchlünden droht,
Er iſt kein Salamander.

Zwei Stimmen.

Auf's Wohl der Feldherrn ſtoßet an,
Die uns zum Kampfe führen;

Gott unterſtütze ihren Plan,
Damit ſie triumphiren.
Vertraut auf ſie zu jeder Zeit,
Und ſeid zu folgen ſtets bereit,
Wohin ſie kommandiren.

Chor.

Wir bau'n auf ſie zu jeder Zeit,
Und ſind zu folgen ſtets bereit,
Wohin ſie kommandiren.

Zwei Stimmen.

Es lebe jeder Deutſche hoch,
Der für die Ehre glühet,
Der von ſich ſchüttelt fremdes Joch,
Das Schwert für Freiheit ziehet;
Ihm ſei das erſte Glas gebracht,
Wenn nimmer unter fremder Macht
Der deutſche Weinſtock blühet.

Chor.

Den Deutſchen ſei ein Glas gebracht,
Wenn nimmer unter fremder Macht
Der deutſche Weinſtock blühet.

Wehrmanns Glaube, Hoffnung und Liebe.

(Ein Rundgeſang für drei Chöre.)

Das erſte Chor.

Wir glauben, daß der ſtolze Franke
Der Ruhe ſüße Frucht nicht kennt,
Daß frevelnd er des Rechtes Schranke
Und jedes heil'ge Band zertrennt
Zum Opfer ſeiner Ruhmbegier;
Das glauben wir.

Das zweite Chor.

Wir hoffen feſt, daß Öſtreichs Kaiſer
Die allgerechte Vorſicht lohnt,
Daß dort erblühen Lorbeerreiſer,
Wo Einigkeit und Treue wohnt,
Daß ſiege Auſtriens Panier,
Das hoffen wir.

Das dritte Chor.

Wir lieben unſre Weiber, Kinder,
Und unſer ſtilles Vaterhaus,
Doch Ehre lieben wir nicht minder,
D'rum zogen muthig wir hinaus!
Sie zu vertheid'gen ſteh'n wir hier,
Sie lieben wir.

Alle drei Chöre.

Und was wir glauben, hoffen, lieben,
Was jetzt uns ruft zur heil'gen Pflicht,
Hat Gott uns ſelbſt in's Herz geſchrieben,
Es wird erfüllt, es trügt uns nicht:
Uns werden Glaub' und Hoffnung ſtärken
In Liebeswerken.

II.

Orientaliſche Granaten.

Die Flecken.

Im Ambraduftenden prächtigen Saal
Saß der Kalife beim feſtlichen Mahl.

Er trug ein neues, koſtbares Kleid
Mit Perlen beſetzet, von blauer Seid'.

Die Höflinge alle, die ſaßen beim Schmaus,
Die brachen in laute Bewunderung aus.

Man fand es paſſe das Himmelblau
Zur himmliſchen Güte des Sultans genau.

Mit friſchen Speiſen ein Sklave erſchien
Und hielt eine Schüſſel dem Sultan hin.

Und da er ganz ſchief die Richtung ihr gab,
So fiel von der Brühe ein Tropfen herab.

Und fiel gerad' auf des Herrſchers Kleid,
Der kaum es bemerkt, als er wüthend ſchreit:

»Das ſollſt du büßen, du elender Hund!
Führt fort ihn und haut ihm die Fußſohlen wund.«

Der Kadi trat ihn zu ergreifen heran,
Doch eh' er dazu noch die Zeit gewann

Goß ſchon der Sklave, ſtatt daß er bereut
Die ganze Brüh' auf des Sultans Kleid.

Ob ſolcher Frevelthat herrſchet ringsum
Erbitt'rung und Staunen und alles ſtand ſtumm.

Bis endlich der Sultan Befehl erließ,
Erwürgt ihn und ſteckt ſeinen Kopf an den Spieß!

Da fiel der Sklav' auf die Knie und ſprach:
»Die Straf' iſt verdient, doch ſtrebt' ich darnach.

Als mir ein Tropfen entfiel auf dein Kleid
War's nur ein Verſehen, das gern man verzeiht.

Du wollteſt zu ſtrenge mich ſtrafen dafür
Drum wollt' ich die Strafe verdienen von dir.

Viel Flecken mag haben dein königlich Kleid
Doch keinen deine Gerechtigkeit!« —

Der Sultan ſprach lächelnd: »Das Kleid iſt dein,
Das du beſchmutzt, daß dein Herr bleibe rein!«

Die Probe.

Der Herrſcher Harun-al-Raſchid,
Vor dem ſich der Orient gebeugt,
Er hatte mit ſeinem Weibe
Zwei tüchtige Söhne gezeugt.

Wer hoffnungsvoller von Beiden,
Ob Mamun, ob Emin, war ſchwer,
Unmöglich faſt zu entſcheiden,
Doch liebt er den älteren mehr.

Die Mutter vergoß manche Thräne,
Die Vorliebe machte ihr Schmerz,
Denn gleich theilten beide Söhne
Sich in ihr mütterlich Herz.

Und mancher Zwiſt entſpann ſich,
Die Mutter den Vater ſchalt,
Weßwegen denn ein Sohn ſo wenig,
Der Andre ſo viel ihm galt?

Doch Harun verſetzt: „Meine Neigung
Iſt nicht einer Laune Spiel,
Der Emin liebt mich ſo wenig,
Der Mamun liebt mich ſo viel.

Und da Zobeide behauptet:
Es lieben ihn beide gleich heiß,

Verſpricht er durch eine Probe
Zu geben ihr den Beweis.

Vertraute ſandt' er an Beide
Die mit hofmänniſcher Kunſt,
All ihren Neigungen fröhnend,
Erwarben ſich ihre Gunſt.

Und eines Tags trat der Günſtling
Gebeugt vor Prinz Emin hin
Und ſprach: „Du weißt, daß mit Leben
Und Blut' ich ergeben dir bin.

„Doch leid' ich dadurch auch Verfolgung
Und hoffe, wenn einſt der Sohn
Dem Vater als Herrſcher folget
Von ſeiner Gnade den Lohn.“

Und Emin erwiedert: „Ich weiß es
Du dieneſt mir liebend und treu,
Dein Lohn, bin ich einſt Kalife,
Die Großweſirsſtelle ſei!“

Und eines Tags trat der Günſtling,
Der Andre zu Mamun hin
Und ſprach: „Du weißt, daß mit Leben
Und Blut ich ergeben dir bin.

Doch leid' ich vom Vater Verfolgung,
Weil ich ſo ergeben dem Sohn,

Drum wenn einſt wird ſterben dein Vater,
Erwart ich von dir meinen Lohn!«

Und Mamun erwiedert: »Ich weiß es,
Du dieneſt mir liebend und treu,
Doch ſprichſt du vom Tod meines Vaters,
So ſpalt' ich den Kopf dir entzwei!«

Und als von der Antwort der Prinzen
Man Kunde den Eltern gibt,
Da fand Zobeide, daß Harun
Den Mamun mit Recht mehr geliebt.

Die Traumdeuter.

Dem Sultan that ſich ein Traumbild kund:
Er verlier' alle Zähne in einer Stund.

Er ließ einen Weiſen rufen herbei
Der ſollte ihm deuten die Träumerei.

Der ſpricht: »Dieſer Traum, er bricht mir das Herz,
Der Herr hat dich auserſehen zum Schmerz.

Verlorene Zähne ſind ſo zu verſtehn:
All' deine Verwandte wirſt ſterben ſehn!«

Der Sultan ſchrie zornig: »Das büßeſt du!«
Und erkannt' ihm hundert Stockſtreiche zu.

Einen zweiten Weiſen rief man herbei,
Der ſollte auch deuten die Träumerei.

»Heil Dir! — rief er, — Herr und dem Land! großes Glück
Hat Dir beſtimmet das gnäd'ge Geſchick;

Brecht aus ihr Völker in Jubelſchall!
Der Herr überlebet die Seinen all'!«

Der Sultan lächelt vergnügt und im Nu
Erkannt' er ihm hundert Goldſtücke zu.

Die Höflinge aber ſtutzten und ſah'n
Einander lächelnd und kopfſchüttelnd an,

Und Einer ſagte dem Andern in's Ohr:
»Dasſelbe ſprach der, wie der Andre zuvor!«

Ein Kunſtrichter aber belehrte ſie dann
Man könn' Alles ſagen, auf's Wie nur käm's an.

Stärke weiblicher Scham.

Für keine Sklavinn in dem Harem
Schlug des Kalifen Herz ſo warm
Als für die junge Almaide,
Die in dem ſchönſten Reiz erblühte,
Nur war ſie lahm am linken Arm.

Der Herrſcher ließ, darob bekümmert,
Verkünden in dem Land ſogleich:

Es ſollten ſchnell zur Hauptſtadt eilen
Die Ärzte, — der ſie würde heilen
Dem woll' er lohnen überreich.

Und viele kamen und verſuchten,
Jedoch die Heilung glückte nicht, —
Doch endlich kömmt aus weiter Ferne
Ein Weiſer, kennend alle Sterne,
Tritt vor des Herrſchers Thron und ſpricht:

„Verbürgen will ich die Geneſung,
Geſtatteſt Du, was ich begehr':
Ein Fremder muß die Schöne ſchließen
In Arm und ihren Reiz genießen —
Ach! die Bedingung iſt wohl ſchwer.“

„Sehr ſchwer! verſetzte der Kalife,
Denn wenn ein Andrer ſie umſchließt
So wird's mich in den Tod betrüben,
Doch ſei's! denn ſtärker iſt mein Lieben
Als meine Eiferſucht es iſt.“

Der Weiſe ſchon am nächſten Tage
Die große Wunderkur begann,
Doch erſt nachdem er den geſunden
Arm an den Körper feſt gebunden,
Führt' er herein den fremden Mann.

Mit ſeinen Armen ſie umſchlinget
Der junge wunderſchöne Mann,

Sie aber zorn'ge Blick' ihm ſendet
Und Leib und Antlitz von ihm wendet
Damit er ſie nicht küſſen kann.

Und als er endlich gar will löſen
Vom ſchönen Leib das Gürtelband,
Da mahlt ſich Wuth in ihrem Blicke,
Sie ſtößt ihn gäh von ſich zurücke,
Zurücke — mit der lahmen Hand.

Laut ſchreit nun Alles: Wunder, Wunder!
Der Weiſe aber ſprach: „Nicht leiht
So großen Werth dem kleinen Werke,
Ich wußte unnennbare Stärke
Hat edler Frau'n Schamhaftigkeit.

„Doch auch des Harems reine Sitte
Soll nicht durch mich entweihet ſeyn,
Drum ſoll, da heut ſchon Wunder walten,
Der Jüngling dort ſich umgeſtalten
Urplötzlich in mein Töchterlein!“

Die Herberge.

Ein Derwiſch, ein alter und ſchwächlicher Mann
Kam einſt auf der Reiſe nach Jspahan.

Der Abend fiel ein, auf dem Platz blieb er ſtehn,
Um eine Herberge ſich umzuſehn.

Ein großes Haus ſah er: „Ja, hier kehr' ich ein!“
Sprach er zu ſich ſelber und trat hinein.

Und aus der Vorhall' ein Mann kam heraus,
Der fragte ihn barſch was er woll' in dem Haus?

„Will eſſen hier, — ſprach er — und ſchlafen auch
Und morgen bezahlen dafür, wie's der Brauch.“

Mit grimm'gem Geſicht ſchnarcht ihn Jener an:
„Was fällt dir ein, unglückſeliger Mann?

Wie kann man des Sultans erhabenes Haus
Für eine Herberge anſchauen? o Graus!

Fort fort, auf der Stelle entferne dich jetzt,
Sonſt wirſt du mit Hunden hinaus gehetzt!“

Und auf des Mannes gewalt'ges Geſchrei
Kam alsbald der Sultan ſelber herbei.

Und als um des Streites Urſach' er fragt,
Sein Diener den großen Frevel ihm klagt.

Der Derwiſch ſteht ruhig, verneiget ſich
Und ſpricht: „Herr! erlaub' eine Frage an dich:

„Wer war denn vor Dir hier in dieſem Haus?“
— Mein Vater. — „Und nicht wahr, der zog wieder aus.“

— Ganz richtig. — „Und vor Deinem Vater war dort?“
— Mein Großvater. — „Dieſer zog auch wieder fort.“

— So war es. — „Und Du bleibſt auch ewig nicht hier?“
— Gewiß nicht.—„Und wer, wenn du gehſt, kommt nach Dir?“

— Mein Sohn. — „Und der verläßt wieder dies Haus:
So geht denn ein jeder herein und hinaus?

Nun Herr! wo Alle ſo kommen und gehn,
Das Haus kann man wohl für 'ne Herberg anſehn.“

Der Sultan lächelt und ſpricht: — Thue hier
In meiner Herberg dir gütlich bei mir! —

Er ließ ihn bewirthen im ſchönſten Gemach
Und baut' eine Herberg für Arme darnach.

Der neue Pallaſt.

Mit vielen Koſten ließ in Haſt
Der Sultan bau'n einen neuen Pallaſt.

Und als das Gebäude dann fertig war,
Da führt er hinein der Höflinge Schaar,

Und alle prieſen den prächt'gen Palaſt
Und hoben ihn bis zu den Wolken faſt.

Ein armer Derwiſch nur ſtand am Thor
Und ſchaute, doch bracht' er kein Wort hervor.

Da trat der Sultan zu ihm, ſprach ihn an:
„Nun, findeſt du gar nichts zu loben daran?“

„O ja!“ ſprach der Derwiſch, „erlaubſt du es mir
So ſag ich dir, was mir am Schönſten deucht hier:

Es ſind ſo viele Öffnungen drein,
Der Engel des Todes kann üb'rall hinein.“

Heilung eines Dichters.

Es machte ein Dichter im Morgenland
Viel Verſe, die Alles erbärmlich fand,
Darob er in Melancholie verſank,
Und ward am Ende gar wirklich krank.
Es wurde ein Arzt berufen in's Haus,
Der fragt ihn um ſeinen Zuſtand aus,
Und als er ihm Alles hat kund gethan,
So ſtellt er ihm noch die Frage ſodann:
Ob er nicht zuletzt noch Verſe geſchrieben,
Die bei ihm ſeien verſchloſſen geblieben,
Und die bis jetzt noch Niemand geleſen?
Der Kranke bejahte, es ſei ſo geweſen.
Da ſprach der Doktor: „So lies ſie mir vor!“
Der Kranke that's, fand ein williges Ohr,
Und als er damit war zu Ende geweſen,
Befahl ihm der Doktor ſie nochmal zu leſen.
Der Kranke that's wieder mit großem Vergnügen,
Das ſich gemalet in all ſeinen Zügen;
Es glühte ſein Auge, war feſter ſein Ton,
Er las mit mehr Feuer und Ausdruck ſchon;

Und als dies der Arzt bemerkte, befahl
Er noch ihm zu leſen zum dritten Mal.
Auch dieſes geſchah, und ſich ſteigernd immer,
Las nun der Poet, daß erdröhnte das Zimmer.
Da ſagte der Arzt: „Nun genug lieber Sohn!
Das war eine tüchtige Purgation;
Jetzt wird dir ſchon wohl etwas beſſer ſeyn,
Doch präg für die Zukunft die Lehre dir ein:
„Was die Poeten ſchreiben und ſingen,
Das müſſen ſie ſuchen an Mann zu bringen!“

Rechtfertigung.

König Mehemed.

Ich will dich länger zum Diener nicht,
Entferne dich, meide mein Angeſicht!

Der Weſſir.

Was hab' ich denn Großes verbrochen o Herr!
Daß mich Dein Zorn beſtrafet ſo ſchwer?

König.

Sie ſagen, du hielſtſt es mit meinem Feind.

Weſſir.

Und hab' ihn Dir umgewandelt zum Freund.

König.

Sie ſagen, du habeſt verkürzet ihr Recht;

Weſſir.

Dann war es gewiß nicht das rechte Recht.

König.

Sie ſagen — Doch ſchuld ich dir denn einen Grund?
Genug, du verlaſſeſt die Stadt zur Stund'!

Weſſir.

Die Stadt? Es geſchehe, ſo ſehr michs' betrübt,
Doch laß mich im Lande, das ſo ich geliebt,
Und da ich, wie auch mir mein König war hold,
Nichts fort mit mir trage von Schätzen und Gold,
So ſchenke mir nur ſo viel unbebaut Land,
Als ich kann beſorgen mit eigener Hand
Und ſtill will ich tragen mein ſchweres Joch,
Arbeiten, Dich lieben und ſegnen noch.

Befehl gab Mehmed zu ſuchen ſogleich
Zwei Morgen unbebaut Land im Reich,
Und ſie dem Verbannten zu geben ſodann;
Doch wie man auch ſucht in ganz Khuſiſtan,
All überall blühte der Ackerbau,
Das Korn ſtand in Wogen in Feld und Au,
Und wo der Boden nicht Körner gebar,
Da weidet auf Wieſen die wollige Schar
Und nicht ein Fleckchen das unbenützt ſtand,
Im ganzen großen Reiche ſich fand.

Da rief der König zurück den Weſſir
Und ſprach: »Der Flor fiel vom Auge mir
Du bleibſt der Erſte nach mir in dem Reich,
Das du fruchtbar gemacht und glücklich zugleich.«

Der geſattelte Weſſir.

Schah Achmet führte das Szepter
Mit leichter milder Hand,
Doch liebt' er die ſchönen Weiber
Mehr als ſein Volk und ſein Land.

In ſeinem Serail verbracht' er
Die meiſte ſchöne Zeit,
Regiert zu werden hat mehr ihn,
Als ſelbſt zu regieren gefreut.

Vorſtellungen macht' ihm oft dringend
Darob ſein Weſſir, ihm treu,
Und endlich gab er Gehör ihm,
Entſagte der Liebelei.

Das aber verdroß die Weiber
Und als in zärtlicher Stund
Der Schah ſeiner Favorite
Die Urſach davon that kund,

Da ſchwor dem Weſſir ſie Rache.
»Herr! ſprach ſie, du ſollſt es ſehn,

Es kann auch der grämliche Alte
  Nicht unſerem Reiz widerſtehn!“

O ſende mich ihm als Sklavinn
  Er ſoll mir werden ſo klein,
Daß dieſe Sklavinn in Kurzem
  Wird ſeine Königinn ſeyn!“

Der Scherz behagte dem Achmet,
  Er ſandte das Weib dem Weſſir,
Und dieſer, bewundernd die Reize,
  Fand großes Gefallen an ihr.

Die liſtige Odaliske
  Verwandte nun all ihr Kunſt,
Und bald war für ſie erglühet
  Der Alte in heißeſter Brunſt.

Und als er einſt lag auf den Knien,
  Vor ihr und enthüllt' ihr ſein Herz,
Da ſprach ſie: „Willſt du mir beweiſen
  Es ſei deine Neigung nicht Scherz,

„So gib mir dein Wort zu gehorchen
  Mir nur einen einzigen Tag,
Ich will dann dein ganzes Leben
  Beglücken, ſo viel ich vermag.“

Der folgende Tag ward beſtimmet
  Da wollt' er gehorſam ihr ſeyn

Und Fatme lud im Geheimen
Den Schah zu dem Schauſpiele ein.

Verborgen war er ein Zeuge
Von Fatmens glänzenden Sieg,
Er ſah den Weſſir geſattelt,
Deß Rücken die Stolze beſtieg.

Und an dem Zaume geleitet
Trug er ganz gehorſam und ſtumm
Die Königinn ſeines Herzens
Im ganzen Gemache herum.

Der Herrſcher konnte nicht lange
Des Lachens erwehren ſich:
»Ha! — rief er — du Sittenrichter!
Wie muß ich erblicken dich?«

»» In einer ſehr lehrreichen Lage,
Verſetzte der ſchlaue Weſſir,
Wovor ich dich warnte, das ſiehſt du
Erhabner, jetzt leider an mir.««

»»O laſſe dich ja nicht umgarnen
Vom launenhaften Geſchlecht,
Denn auch der Stärkſte muß werden
Des ſchwächeſten Weibes Knecht.««

Der Kalif und der Bettler.

Im Tempel zu Mekka kniete
Der mächtige Kalif,
Und vor ihm kniete ein Bettler
Im Gebete verſunken tief.

Und da in der Andacht ihn ſtörte
Der Bettler, ſo rief er ihm zu:
„Fort Sklave! ich bin der Kalife,
Laß mich hier beten in Ruh'!“

Es harrt der Kalif; doch der Bettler
Hat wohl nicht vernommen dieß Wort;
Denn er hebt ſich nicht von der Stelle
Und betet ganz ruhig fort.

Da tritt der Herrſcher zum Bettler
Und fragt ihn: „Haſt du nicht gehört?
Verlaſſe dieß Haus, da dein Anblick
In meinem Gebete mich ſtört!“

„„O Herr! erwiedert der Bettler,
Vor Gott ſind beide wir gleich.
Für Zwei iſt wohl Platz hier im Tempel,
Er höret hier mich, ſo wie Euch!““

„Wohlan!“ verſetzt der Kalife,
„Halsſtarriger Mann, wenn von hier
Du gehſt und alleine mich laſſeſt,
Erbitt' eine Gnade von mir.“

Und lächelnd antwortet der Bettler:
„„Da trieb' mit dem Ew'gen ich Spott,
Denn hab' ich hier etwas zu bitten
Erbitt' ich mir's einzig von Gott.““

Die Seelenwanderung.

Auf einem Thron, ich weiß nicht wo,
Herrſcht' einſt der junge Kiliko,
Der Beſte unter'm Monde.
Das Liebſte auf der ganzen Erd'
War ihm ſein Volk, das ihn verehrt',
Und dann ſein Weib Semronde.

Ein junger Derwiſch lebt' im Land,
Von deſſen Güte und Verſtand
War Alles eingenommen;
Der Herrſcher, dem auf dieſer Welt
Nichts Andres, als ein Freund noch fehlt,
Ließ Almer'n zu ſich kommen.

Der Derwiſch hat' in kurzer Zeit
Durch ſeine Liebenswürdigkeit
Den Sultan ſo gewonnen,
Daß es dem Hocherfreuten ſchien
Als habe jetzo erſt durch ihn
Sein Lebensglück begonnen.

Einſt jagten ſie im nächſten Wald,
Verloren ihr Gefolge bald
Und fanden ſich alleine,
Noch immer im Geſpräch vertieft,
Umgeben rings vom Felsgeklüft'
In einem dichten Haine.

Der Derwiſch ſeinem Freund erzählt
Von Geiſtern, ihrer Schattenwelt
Und von geheimnißvollen
Verhältniſſen, Verkettungen,
Wodurch ſie mit den Sterblichen
Zuſammen hängen ſollen.

Er ſprach, es habe ein Bramin
In der Magie Geheimniß ihn
In Indien eingeweihet,
Und alles das, was iſt und war
Und ſeyn wird, ſei ihm jetzo klar,
Kein Dunkel mehr ihm dräuet.

Am meiſten doch bewundernswerth
Von Allem, was er ihn gelehrt,
Sei dieſe Kunſt vor andern:
Wie man die todten Körper kann
Beleben, wenn die Seele man
Aus ſich in ſie läßt wandern.

Dieß ſeltne Wort noch kaum verklang,
Als aus dem nahen Dickicht ſprang
Ein Hirſch. — Die Armbruſt leget
Der König an — er zielt — und ſchnellt
Den Pfeil geſchickt, der Hirſche fällt,
Kein Glied ſich mehr beweget.

Der König zeigt drauf hin und lacht:
„Beweiſe, ſpricht er, deine Macht,
Gib dieſem Thiere Leben! —“
Sprach's, fallen ſieht im Augenblick
Er Almer'n leblos auch zurück,
Den Hirſchen ſich erheben.

Der Hirſch ſpringt zu dem König, leckt
Die Hand, die er ihm hingeſtreckt,
So zahm und unterthänig;
Fällt wieder hin dann in's Geſträuch
Der Derwiſch, vorher todt und bleich,
Steht auf und tritt zum König.

Der Herrſcher bat den Weiſen nun
Ihm dieß Geheimniß kund zu thun:
„Dem Freunde ſelbſt mein Leben!“
So ſprach der Derwiſch, lehrt ſofort
Ihn alſogleich ein Zauberwort,
Das ihm die Macht ſoll geben.

Der Herrſcher wiederholt den Ton
Des Wortes kaum, ſo fühlt er ſchon
Ein unbegreiflich Beben,
Hinüber in den Hirſch entfliegt
Sein Geiſt, er aber ſelber liegt
Am Boden ohne Leben.

Der falſche Freund, ſchnell wie der Blitz
Nimmt auch im Augenblick Beſitz
Von ſeines Herrſchers Leibe,
Laut lachend eilet er davon
Zu dem geſtohlnen Herrſcherthron
Und zu des Freundes Weibe.

Auch gab er den Befehl ſogleich
Man ſoll in ſeinem ganzen Reich
Die Hirſche all' erſchießen.
So bringet denn auch dieß Gebot
Dem armen Kiliko den Tod?
Soll Blut der Unſchuld fließen?

Als unſer Königshirſch im Wald
Umherſprang wüthend, fand er bald
An einem Baumſtamm liegen
Den Körper einer Nachtigall,
In dieſen ließ für böſen Fall
Er ſeine Seele fliegen.

So flog er in die Burg hinein
Setzt dort ſich auf ein Bäumchen klein
Das um Semrondens Fenſter
Die dichtbelaubten Zweige ſchwang,
Und ſchwermuthsvoll ſein Ton erklang
Zur Stunde der Geſpenſter.

Da jeden Morgen, jede Nacht
Er ſolch ein Ständchen ihr gebracht,
Ließ ſie Befehl ergehen:
Wer lebend ihr den Vogel bringt,
Deß Lied ſo tief in's Herz ihr dringt,
Darf eine Gnad' erflehen.

Und Alles lief zum Baum hinaus,
Stieg bei dem Fenſter ein und aus
Mit Netzen und mit Stangen,
Von einem armen Bettelweib,
Das da ſtand mit halb nacktem Leib,
Ließ ſich der Herrſcher fangen.

Das Weib bekam zwei Beutel Gold
Und für den Vogel wunderhold
Ward in Semrondens Zimmer
Ein Käfig ſchnell zurecht gemacht
Von außerordentlicher Pracht
Voll Diamantenſchimmer.

Da litt der König zwar nicht Noth,
Die Königinn reicht Zuckerbrot
Ihm ſelbſt mit Lilienhänden;
Doch wer beſchreibt auch ſeine Qual,
Wenn er am falſchen Herrn Gemahl
Sie Küſſe ſieht verſchwenden.

Oft Almer freundlich zu ihm ſchlich
Sucht ſeiner Gattin Liebling ſich
Durch Fliegen hold zu machen,
Der pickt ihn in die Hand hinein,
Schlägt zornig mit den Flügelein,
Die Majeſtäten lachen.

Semronde liebt ein Hündchen ſehr,
Das ging des Nachts von ungefähr
In's andre Leben über;
Des Königs Geiſt zum Zeitvertreib
Fliegt von dem Nachtigallen-Leib
In Azors Hüll' hinüber.

Semronde wollt' in Leid vergehn,
Als ſie ihr liebes Vögelchen
Sah todt im Käfig liegen,
Sie weint, ſinkt um, die Wang' erbleicht,
Und aller Troſt, den man ihr reicht,
Kann nicht den Gram beſiegen.

Dem Derwiſch auch der groſſe Schmerz
Der Königinn drang tief in's Herz,
Er ſprach: „Sieh, wie ich liebe,
Da zu erhalten Deine Gunſt
Ich ſelber die geheime Kunſt
Dir zur willfahren übe.

„Es ſoll das Lied der Sängerinn
Dir tönen auch noch künftighin
Du Seele meiner Seele!“
Und da Semronde Zweifel hegt,
Der Derwiſch ſich auf's Sopha legt,
Stirbt — und wird Philomele.

Der König, der im Winkel dort
Als Hündchen höret jedes Wort,
Sieht kaum, was vorgegangen,
So kehrt er auch im Augenblick
In ſeinen eignen Leib zurück,
Der Derwiſch iſt gefangen.

Schnell wirft des Hundes Körper er
In'n Fluß, daß nicht der Falſche mehr
Kann eine Wandrung wagen,
Dann ſtürzt er auf den Käfig zu
Und dreht dem falſchen Freund im Nu
Zur Strafe um den Kragen.

Die glänzenden Ehemänner.

Bereits zwei Jahre war Adembai
Mit der jungen Fatime vermählt,
Sie war ſo lieblich und ſchön wie der Mai,
Er der beſte Mann von der Welt.
Sie durften nicht ſorgen für's tägliche Brot,
Es ſicherte ſie ihr Vermögen vor Noth.

So zärtlich auch Adembai liebte ſein Weib,
So kannt' er doch Eiferſucht nicht,
Er gönnte ihr jeglichen Zeitvertreib,
Vertrauend auf ehlige Pflicht,
Fatime ward weder bei Tag noch bei Nacht
Von lauernden ſchwarzen Verſchnittnen bewacht.

Begleitet von ihrer Geſpielinnen Schaar
Und wenn's ihr gefiel, auch allein
Beſuchte ſie Freunde, beſah den Bazar,
Und kaufte da Putzwerk ſich ein.
Denn nichts war zu theuer dem zärtlichen Mann,
Der ſtets auf Fatimens Vergnügen nur ſann.

Kurz glücklicher war wohl ein Weibchen nie,
Es ſah'n in ganz Iſpahan
Die Mädchen und Frauen neidiſch auf ſie
Und wünſchten ſich ſolch einen Mann;
Und doch malte Gram ſich in ihrem Blick,
Sie kannte allein nicht ihr großes Glück.

Sie wankte mit Thränen im Auge herum
Oder ſaß im reichen Gemach
Vor ſich hinſtarrend, ganz bleich und ſtumm.
Nur manchmal ein ſehniges »Ach!«
Entſchlüpfte der vollen gepreßten Bruſt,
Verſchwunden von ihr war des Lebens Luſt.

Und immer nahm Ademdai's Sorgfalt zu
Die Wolk' ihr vom Auge zu zieh'n,
Sein Leben ſelbſt hätt' er für ihre Ruh'
So gerne gegeben dahin.
Vergebens! ihr Schmerz fand nicht Heilung noch Maß,
Bleich blieb ihre Wange, das Auge blieb naß.

Und eines Tags nahte Ademdai ſich
Fatimen mit zärtlichem Blick:
»Ein wichtig Geſchäft ruft nach Tefflis mich,
Doch kehr ich bald wieder zurück,
Und hört der Prophet mein brünſtiges Flehn',
So werd' ich dann heitrer und froher dich ſehn.

»Lieb Weib! wär' ich Herr von dem Erdenrund,
Wo tauſend der Freuden erblüh'n,
Für ein einzig Lächeln auf deinem Mund,
Gäb' ich gerne ſie alle dahin
O Mahomet! ſend' ihr den Engel herab
Des Troſtes!« — So ſprach er und reiſte dann ab.

Schon lange lebte in Iſpahan
Eine alte berüchtigte Frau,
Es ſah das Volk ſie mit Ehrfurcht an.
Sie kannte die Zukunft genau,
Und las in verſchiedenen Linien der Hand
Was im Buche des Schickſals geſchrieben ſtand.

„Zu der, — ſprach Fatime, — zu der will ich gehn,
Die zum Freunde den Himmel ſelbſt hat,
Ihr will ich den Grund meines Kummers geſtehn,
Vielleicht weiß ſie Hilfe und Rath.“
Und als der Mond am Himmel erſchien
War Fatime ſchon auf dem Wege dahin.

Sie ging durch Gaſſen und Gäßchen viel,
Bis zu den Gärten hinaus,
Da ſtand ſie an ihres Weges Ziel
Bei einem einſamen Haus.
Sie ſchellte leiſe am Glöckchen an,
Das Pförtchen wurde ihr aufgethan.

Man führte in ein Zimmer ſie ein,
Zwar nicht ſehr prächtig geſchmückt,
Doch friedlich und heimlich, bequem und rein,
Und als ſie die Alte erblickt,
Die Fremde ſie alſogleich liebreich begrüßt,
Und freundlich auf die Stirne ſie küßt.

»»Willkommen Tochter! was führt dich zu mir?
Entdeck' ohne Scheu mir dein Herz,
Der Zufluchtsort des Unglücks iſt hier,
Zu lindern des Leidenden Schmerz
Iſt meiner Künſte herrlichſter Lohn.««
Sprach ſie mit Zutrau'n gewinnendem Ton.

Fatime warf ſich in ihren Arm,
Sprach ſchluchzend an ihrer Bruſt:
»Ach Mutter! mich drücket ein ſeltſamer Harm
Und raubt mir Ruhe und Luſt;
O hört, was in innerſter Seele mich brennt
Und dann, dann helfet mir, wenn ihr es könnt.

»Ich beſitze den beſten Mann von der Welt,
Der mehr, als ſich ſelber, mich liebt,
Dem keine gute Eigenſchaft fehlt,
Der alle Tugenden übt,
Kurz, den trefflichſten Mann auf dem Erdenrund,
Und doch iſt nur er meines Unglückes Grund.

»Unveränderlich iſt dieſer Ademdai,
Schreitet nie aus gewöhnlicher Bahn,
Ach bei uns herrſcht ein ewiges Einerlei,
Und dieß widert zum Sterben mich an,
Es iſt heute ſo, wie es geſtern war,
Wie es morgen ſeyn wird und durch's ganze Jahr.

»Man zög' ihn wohl gerne bei ſeinem Verſtand
Zu erhabenen Würden hervor,
Doch er iſt zufrieden im Mittelſtand
Und wünſcht ſich nicht höher empor,
Obſchon's ihm an Geld und an Witz nicht gebricht,
Er glänzet dennoch mit Beiden nicht.

So iſt er i'ns ewige Dunkel gebannt,
Kein Strahl des Ruhms fällt auf ihn,
Und unbemerkt und ungekannt
Welk' auch ich im Verborgnen dahin,
Indeß von des Mannes Herrlichkeit
Manch andres Weib ſich die Strahlen leiht.«

»»Haſt recht meine Tochter, die Klage hat Grund,
Das iſt ein abſcheulicher Mann,
Wer ſtiftete dieſen unglücklichen Bund?
Wie kam's, daß dein Herz er gewann?
Ach! ſo ein reizendes Engelskind
Wie du hätt' ein beſſeres Los wohl verdient.««

»»Dir Töchterchen hätte ein Gatte gebührt
Reich, mächtig, von Göttergeſtalt,
Der ſtolz in die Welt ſein Weibchen führt,
Und glänzend mit Ruhm ſie beſtrahlt,
Der Schönen Königinn ſollte allein
Dem König der Schönen nur eigen ſeyn. —««

„„Doch was an dir verbrach das Geſchick,
Ich mach es ſogleich wieder gut,
Auf's neue will ich gründen dein Glück,
Vertraue mir, habe nur Muth,
Ein Wort nur ſprech' ich und Abemdai
Iſt unter den Todten und du biſt frei!““

„Halt ein! — ſchrie Fatime, dieß Wort nimm zurück,
So darfſt du mich nimmer befrei'n,
Um dieſen Preis kauf' ich niemals mein Glück,
Nie werd' ich ſo undankbar ſeyn;
Und bleib' ich auch elend, wohlan denn, es ſei!
Gern duld ich's, doch leben ſoll Abemdai.“

Da fiel die Alte gerührt ihr in's Wort:
„„Dein Edelmuth ſei mir geehrt,
So lebe denn Abemdai lange noch fort,
Doch ſei auch dir Freude beſcheert,
Doch was dir mein Mund jetzt verkünden wird
Das werde von dir auf's Genau'ſte vollführt.““

„„Du bleibſt vierzehn Tage in meinem Haus,
Es ſoll dir nicht übel ergehn,
Wir gehen täglich zuſammen aus,
Beſuchen Bazars und Moſche'n,
Und alle Häuſer, mein liebes Kind,
Wo junge Männer verſammelt ſind.““

„„Da ſiehſt du ſie all nach Gefallen dir an,
Doch du wirſt unſichtbar ſeyn,
Gefällt dir dann der oder jener Mann,
So blick in den Spiegel hinein,
Worin dein Erwählter ſich ſo präſentirt
Wie ſelber ein Jahr nach der Trauung ſeyn wird.““

„„Gefällt er auch nach dieſer Probe dir noch
Und wünſcheſt du dir ſeine Hand,
Wohlan, dann brech' ich dein drückendes Joch
Und knüpfe ein ſchöneres Band.
Hier haſt du den Spiegel, verwahr' ihn gut,
Zieh fleißig zu Rath ihn und habe Muth!““

Die Alte öffnete nun eine Thür,
Die geheime Gemächer verſchloß,
Es blitzten Gold und Edelſtein hier
Als wär's ein verwunſchenes Schloß;
Fatime wußte nicht wie ihr geſchah
Als ſie alle dieſe Herrlichkeit ſah.

Sie konnte nicht ſchlafen die ganze Nacht,
Stets fiel der Spiegel ihr ein,
Und ſchon wurde ein Spaziergang gemacht
Bei der Sonne früheſtem Schein.
Und ſieh — auf dem Platze Atmeidan
Erblickten ſie einen reizenden Mann.

Es blühten Roſen auf ſeinem Geſicht
Und Erdbeeren auf ſeinem Mund,
Die Augen glühten wie Sonnenlicht,
Sein Körper war voll und geſund,
Die Füße niedlich geformt und klein,
Die Zähne weißer als Elfenbein.

Und all dieſe Reize erhöhte noch mehr
Sein zierliches reiches Gewand,
Das eben als ob's angegoſſen wär'
Um den runden Körper ſich wand,
Fatime verglich ihn mit Abemdai
Und fühlte, daß nichts zu vergleichen ſei.

„O Himmel! —“ rief ſie begeiſtert aus,
„Des Mannes Frau möcht' ich ſeyn!“
Die Alte ſprach: „„Nimm den Spiegel heraus
Und ſieh nur ein wenig hinein!““
Fatime that's und beim erſten Blick
Fuhr ſie, das Geſicht ſich verbergend, zurück.

„Was ſeh' ich?“ — ſchrie ſie, — „iſt's Zauberwahn?
Es hat, wie der Spiegel mir zeigt,
Ja Eſelsohren der reizende Mann!“
Die Alte lächelt und ſchweigt
Und deutet nur ſtill auf den Spiegel hin,
In welchem der ſchöne Eſel erſchien.

Doch endlich fing ſie zu ſprechen an:
„„Laß dieß dich nicht wundern mein Kind!
Erſt nach der Trauung erblicket man
Die Männer ganz ſo wie ſie ſind.
In der Ehe wachſen die Ohren zwar nicht,
Doch erſcheinen ſie da erſt im wahren Licht.““

Es kamen noch ſchönere Männer ihr vor,
Doch ſtellte der Spiegel ſie dar,
So ward ſie bei jedem ein Eſelsohr,
Bald kürzer, bald länger, gewahr.
Bis endlich verdroſſen ſie ausrief: „Es ſcheint
Verſtand und Schönheit ſind niemals vereint.“

Und wie ſie ſo klagte und ſchon begann
Voll Unmuth nach Hauſe zu gehn,
Sieh, da erblickte ſie noch einen Mann,
Den ſchönſten, den noch ſie geſehn;
Und noch einmal mußte der Spiegel hervor,
Doch dießmal zeigt' er kein Eſelsohr.

Auf einem Divan dehnte er ſich,
Vor ihm ſtand ein anderer Mann,
Der ſo, wie ein Tropfen dem andern, ihm glich,
Den ſah er voll Zärtlichkeit an,
Ein Weib, das Fatime ſich ähnlich fand,
Ihn zärtlich betrachtend, daneben ſtand,

Das Weib ſich Mühe zu geben ſchien
Durch ſchuldloſe Koketterie
Die Blicke des Schönen auf ſich zu zieh'n,
Doch leider fiel keiner auf ſie;
Sein Ebenbild gefiel ihm zu wohl,
Er hatte nur Augen für dieſes Idol.

Es drehte mit verdrüßlicher Haſt
Fatime den Spiegel herum,
Da ſprach die Alte: »»Der Mann, den du ſah'ſt,
Iſt nicht wie die andern ſo dumm,
Doch ſieh nur einmal die eitle Figur,
Er liebt und bewundert ſich ſelber nur.««

»Ich ſah — ſprach Fatime, — der Männer genug,
Hier nimm deinen Spiegel zurück!«
Die Alte verſetzte: »»So ſei nur klug,
Verſuche erſt weiter dein Glück;
Du mußt die Probezeit ganz beſtehn,
Was heute nicht ging, kann ja morgen gehn!««

Am folgenden Tag ging man wieder aus,
So ſehr ſich's Fatim' auch verbath',
Man trat zuerſt in ein prächtiges Haus,
Wo die erſten Männer der Stadt
Verſammlt waren im trauten Verein
Beim Sorbet ſich klugen Geſprächs zu erfreu'n.

Eine Gruppe umgab einen jungen Mann,
  Der laut und nachdrucksvoll ſprach;
Es hörten Alle ihn aufmerkſam an,
  Lauter Beifall ſchallte ihm nach;
Und Alle ſchrieen: welch ein Genie,
So trefflich ſprechen hört' ich noch nie!

Ha! rief Fatime, nun ſchwindet der Schein,
  Der iſt meiner Liebe wohl werth,
Mit ſolch' einem Mann muß man glücklich ſeyn,
  Den Alles preiſt und verehrt,
Sie blickt in den Spiegel, zu glauben geneigt,
Daß er dießmal ihr nur Herrliches zeigt.

Doch welch ein Bild! Der Gefeierte ſtand
  Vor einer Mißgeburt da,
An der keinen Kopf, keine Füße man fand,
  Und die er doch freundlich beſah,
Ein junges Weib, das Fatimen glich,
Stieß der Grauſame unbarmherzig von ſich.

Noch eh' die Erſtaunte zu fragen begann,
  Sprach die Alte: „„Kind wundre dich nicht,
Ein Dichter iſt dieſer ſeltſame Mann,
  Dieß Monſtrum ſein letztes Gedicht,
Er liebt wie ein Affe dieß jüngſte Kind
Und iſt für all' ſeine Fehler ſtockblind.

„„Und hätteſt du ihm zu ſagen den Muth,
Du findeſt das Scheuſal nicht ſchön,
So käm' er in unbeſchreibliche Wuth
Und Dir würd' es übel ergehn!““
Fatime entgegnet laut lachend: „Nein, nein,
Eines Dichters Frau mag ich nimmermehr ſeyn.“

„Doch einen andern gelehrten Mann,
Der keine Verſe verfaßt,
Den ſäh' ich noch gern' in dem Spiegel an!“
„„Der iſt gar ein ſeltener Gaſt,
Erwiedert die Alte, zu unſerer Zeit
Macht Alles Gedichte, was Streuſand ſtreut.

„„Doch laß uns nur ſuchen, vielleicht gewährt
Deinen Wunſch der große Prophet.““
Sie forſchten und fanden, was ſie begehrt,
Einen Mann, der Alles verſteht,
Der jede Wiſſenſchaft gründlich durchdacht
Und dennoch keine Gedichte macht.

Man riß ſich in jeder Geſellſchaft um ihn,
Zuflog ihm jegliches Herz,
Still war es um ihn, ſprach er ernſthaft und kühn,
Alles lachte, begann er den Scherz,
So ſehr war Fatime noch Keinem geneigt,
Laß ſehn, was der magiſche Spiegel ihr zeigt.

Umgeben von einer bedeutenden Zahl
Von Weibern häßlich und klein
Stand da der bewunderte Mann ihrer Wahl,
Während dieſe durch Schmeichelei'n
Und fade Grimaſſen ihn an ſich zieh'n,
So beiſſen und ſchlagen die andern auf ihn.

Bald zog ihn Dieſe bald Jene mit fort,
Geduldig folgte er nach,
Er widerſtand nicht, er ſagte kein Wort
Und horchte was Jede nur ſprach,
Und was ſie ihm riethen, ward ſchnelle vollführt,
Tiranniſch wurd' er von ihnen regiert.

„Ha! ſagte Fatime, ſah ich wohl recht?
Wer iſt jene häßliche Schar,
Der dieſer Weiſe gehorcht wie ihr Knecht?
Und die ihn mißhandelt ſogar?“
„„Nur ruhig, erwiedert die Alte ihr,
Du ſollſt ſie gleich kennen, ich nenne ſie dir.

„„Die Häßlichen folgen ihm überall,
Er iſt viel zu ſchwach zu entflieh'n,
Er iſt ihrer Launen geduldiger Ball,
Mit Allem entzweien ſie ihn,
Sie drängen und treiben ihn fürchterlich,
Mein Kind! Anmaßungen nennen ſie ſich.““

„Ich will, rief Fatim', einen Mann allein,
Was wäre mir das für ein Schmerz,
Die Sklavinn anderer Weiber zu ſeyn,
Die wechſelnd beherrſchen ſein Herz?
Leicht wäre beleidigt bald Jene, bald die,
Und Ruh' und Zufriedenheit lachten mir nie!„

Bei alle dem was bis jetzt ſie geſehn,
Und was ihr ſo gänzlich mißfiel,
Blieb dennoch bei ihrem Wunſche ſie ſtehn,
Ein glänzender Mann wär' ihr Ziel. —
Und ohn' ihr zu ſagen ein kränkendes Wort,
Forſcht unermüdet die Alte mit fort.

Und einſt, da ſie eben ſpazieren gehn
An des Sultans Pallaſte vorbei,
Sahn ſie einen Höfling im Säulengang ſtehn.
Ein lauter Verwunderungsſchrei
Entfuhr Fatimen; ein ſchön'res Geſicht
Sah ſie in ihrem Leben noch nicht.

Die Freundlichkeit ſtrahlte aus ſeinem Blick,
Ein Lächeln auf ſeinem Mund
That ſeine Zufriedenheit und ſein Glück
So ganz der Staunenden kund,
Mit Edelſteinen und Perlen war
Rundum beſäet ſein Purpurtalar.

Ein Zug von Hofleuten folgte ihm nach,
Der bis zur Erde ſich bückt,
Wenn der Mächt'ge mit Dem oder Jenem ſprach,
Oder auch nur freundlich ihm nickt,
Fatimen entzückte dieß Schauſpiel ſehr,
Sie dachte ſich: Der, oder Keiner mehr!

Und als ſie den Spiegel zu Rathe zog,
Urplötzlich die Scene verſchwand,
Sie ſah, daß der Schein ſie auf's Neue betrog,
Der Zufriedengeprieſene ſtand
Ganz traurig, er lächelte nun nicht mehr,
Sah ſcheu, mit argwöhniſchen Blicken umher.

Und eine Schlange, die Feuer ſprüht
Aus den Augen, dem Schwanz' und dem Mund,
Die war er nur zu füttern bemüht,
Doch je mehr er ihr warf in den Schlund,
Je größeren Hunger verrieth das Thier,
Sein Rachen ſtand offen voll Freßbegier.

Jetzt traten mehre Freunde heran,
Die er überaus liebreich empfing,
Er both ſeine Dienſte auf's Freundlichſte an,
Doch der in die Falle ihm ging,
Den warf er der Schlang' in den Rachen hinein,
Die gleich ihm zermalmte ſo Fleiſch als Gebein.

Und nun erhob ſich das Ungethüm,
Blickt' auch auf Fatimen voll Wuth,
Und ziſchte voll Gier, noch gelüſtete ihm
Nach dieſem unſchuldigen Blut,
Der Höfling ſtand keinen Augenblick an
Auch Fatimen zu opfern dem giftigen Zahn.

Fatim' einen Schrei des Entſetzens that,
Vor Schrecken die Wang' ihr erblich,
Die Alte ſprach: „„Kind! jeder Höfling hat
So eine Schlange bei ſich,
Die unerſättlich Alles verſchlingt,
Bis ſie endlich ihn ſelber um's Leben bringt.““

Fatime athmete kaum wieder frei,
So nahte ein glänzender Zug,
Der Großweſſir ritt eben vorbei,
Ein prächt'ger Araber ihn trug,
Von reich gekleideten Sklaven ein Heer
Ging neben und hinter dem Mächtigen her.

„Noch einmal zeige mein Spiegel mir
Die Wahrheit, die ſich verbirgt!“
Sie ſchaut hinein und erblickt den Weſſir,
Den erwünſchten Gatten — erwürgt.
Nun warf ſie den Spiegel voll Zorn an die Wand
Der ſchrecklich krachend zerſprang und verſchwand.

Die Scene wirkte ſo ſehr auf ihr Herz,
Daß ſie bittere Thränen vergoß,
Nach Hauſe kehrte voll Reue und Schmerz
Und ſich in ihr Zimmer verſchloß:
„Ach! rief ſie mit bebender Stimme aus,
Warum verließ ich des Gatten Haus?“

„Ich ſehe — zu ſpät wohl mein Unrecht ein,
Ach Ademdai! theurer Gemahl!
Dich hab' ich verloren, geblendet vom Schein,
Mein Glück ich ſelber mir ſtahl,
Nun kehr' ich von meinem Wahne zurück,
Der Glanz begründet kein wahres Glück.

„O könnt' ich noch einmal Geliebter dich ſehn!
Umfaſſen wollt' ich dein Knie,
Dir reuig meinen Fehltritt geſtehn,
Und nie dich verlaſſen mehr, nie!
Und du, deine Güte verbürgt es mir,
Du ſprächeſt gewiß: Ich verzeihe dir!“

Ja theures Weib! ich verzeihe dir,
So ſcholl es auf einmal ihr nach,
Und lächelnd ſtand Ademdai hinter ihr,
Die Alte trat mit in's Gemach.
Die Gatten drückten ſich feſt an die Bruſt
Erſt kennend ihr Glück im bedrohten Verluſt.

Du glaubteſt entfernet in Tefflis mich,
Sprach gütig nun Ademdai,
Indeß war ich ſtets hier im Hauſe um dich,
Und wohnte der Probe mit bei,
Die gute Frau hat mir Alles entdeckt,
Wie weiſe ſie dein Glück und meines erzweckt.

„„Ja, ſprach die Alte, dein gutes Herz
Verbürgte den Ausgang vorher;
Ich durfte wagen den ſchuldloſen Scherz,
Die Krankheit war ja nicht ſchwer,
Du biſt nun, Dank dem Propheten, ganz
Geheilt von der Sucht nach Prunk und nach Glanz.““

Sie wollte reden noch weiter fort,
Allein das glückliche Paar
Küßt freudig vom Munde ihr jedes Wort
Und bracht' ihr ſein Dankgefühl dar,
Die Alte, Fatime und Ademdai
In Wonne ſchwammen nun alle drei.

Die Neuvereinigten lebten noch lang
In nie geahneter Luſt,
Verſchwunden war der verderbliche Hang
Nach Glanz aus Fatimens Bruſt,
Sie fand in häuslicher Ruhe ihr Glück,
Und dachte fein oft an den Spiegel zurück.

— —

Der ſonderbare Stoff.

Drei Abenteurer kamen
Zu einem Sultan hin,
Sie beugten ſich in Demuth
Und, als ſie ſegnend ihn,
Geſprochen erſt ein kurz Gebet,
So ſagten ſie wie weiter ſteht:

„Herr! einen Stoff zu weben
Sind wir im Stande Dir,
Zwar Gold und Silber brauchen
Dazu in Menge wir,
Doch, Herr, gar ſeltne Kraft beſitzt
Der Stoff, die dir nicht wenig nützt.“

„Der, welcher böſen Willens
Und ſchwachen Geiſtes iſt,
Auch Jener, deſſen Eh'frau
Mehr Männer ſchon geküßt,
Sieht dieſen Stoff, ob noch ſo dicht,
Mit ſeinen beiden Augen nicht.“

Der Sultan hört's mit Freude
Und ahnet keinen Trug,
Er gibt den Künſtlern Seide,
Gold, Silber auch genug,
Ja ſelbſt ein Haus gibt er dazu,
Der Arbeit ſich zu weih'n in Ruh!

Und ſchon nach wenig Tagen
  Erhält die Nachricht er,
Das Kunſtſtück ſei begonnen
  Und es gedeihe ſehr,
Und woll' er etwa es beſeh'n,
So könn' es gleich zu Dienſt ihm ſteh'n.

Der Sultan hätt' aus Neugier
  Beſchaut es ſelber gern,
Doch ſendet er für's Erſte
  Hin einen Kammerherrn,
Und als den Stoff man dieſem zeigt,
So ſteht er, ſchaut — und ſchaut, — und ſchweigt.

So ſehr er auch ſich mühte,
  Er hatte nichts geſehn,
Doch wagt der arme Höfling
  Dieß nimmer zu geſteh'n,
Und bringt daher Bericht zurück
Es ſei der Stoff ein Meiſterſtück.

Und Einen nach dem Andern
  Der Höflinge nun ſchickt
Der Sultan, um zu ſehen,
  Wie dieſes Kunſtſtück glückt,
Und Alle ſind von dem entzückt,
Was Keines Auge noch erblickt.

Und endlich geht der Sultan
  Um ſelbſt den Stoff zu ſehn,
Er ſieht die Künſtler eifrig
  Bei ihrer Arbeit ſtehn,
Sie thun, als rollten ſie was auf
Und ſprachen zu ihm alſo drauf:

»O ſieh mein gnäd'ger Sultan
  Des Stoffes prächt'gen Glanz,
Die friſchen hellen Farben,
  Und eingewirkt den Kranz,
Das Ganze ſtrahlt, ein Meiſterſtück,
Daß faſt es blendet unſern Blick.«

Der Sultan aber, leider,
  Sah weder das noch dieß,
Er ſchämte ſich nicht wenig
  Und war voll Ärgerniß,
Doch wagt' er nicht es zu geſtehn,
Da Andre früher was geſehn.

Behauptend ſeine Würde,
  Belobt die Künſtler er
Und preiſ't das unſichtbare
  Kunſtwerk ſo laut und ſehr,
Daß von dem Stoffe wundervoll
Nur Eine Stimm' im Reich' erſcholl.

Die Abenteurer trieben
Es endlich gar ſo weit,
Daß für den guten Sultan
Sie nähten d'raus ein Kleid,
Der dann damit — doch eigentlich
Im Hemd, — ein prächt'ges Pferd beſtieg.

Und als er durch die Straßen
So ritt, rief Alles laut,
(Weil Keiner ſich zu ſagen
Daß er nichts ſah, getraut)
»Der Sultan leb'! ein ſchöner Kleid
Iſt nicht zu finden weit und breit!«

Faſt wüthend ward der Sultan,
Er glühte wie ein Hahn
Daß er allein nicht ſehe,
Was alle Andern ſah'n,
Da ſchrie ein Derwiſch unverſchämt:
»Seht doch, der Sultan iſt im Hemd'!«

Durch dieſe Stimme wurden
Auch andre Stimmen wach;
»Der Sultan iſt im Hemde!«
Tönt's rings. — Der Sultan ſprach:
»Es kommt mir ſelber faſt zu Sinn
Daß wirklich ich im Hemde bin!«

Der Oberſte der Sbirren
Erhielt den Auftrag ſchnell
Die ſchändlichen Betrüger
Zu fangen auf der Stell':
Allein man fand ſie nimmer dort
Das Gold war auch mit ihnen fort.

Der gute Sultan aber
Ließ ſie verfolgen nicht,
Auch durften die Journale
Nicht ſchreiben die Geſchicht';
Und eine Schrift bewies es klar:
Sichtbares ſei nie unſichtbar.

Das Urtheil des Kadi.

Ein Kaufmann hatt' außer Bagdads Thoren
Einen Beutel verloren.

Im Beutel befand ſich nicht Gold nur alleine,
Auch koſtbare Steine.

Er ließ an allen Ecken verkünden:
„Wer den Beutel wird finden,

Und wieder bringen mit Allem was drinnen,
Soll die Hälfte gewinnen.“

Ein Mann bracht' in Kurzem, ein armer, ſchlichter,
Den Beutel zum Richter.

Der rief den Kaufmann, und ſagte: »Du zähle,
Und ſieh, ob nichts fehle!«

Es fehlt, ſprach der Kaufmann, manch Goldſtück von meinen,
Auch mangelt's an Steinen.

Der Finder behauptet: kein Stück ſei verſchwunden,
All' wie er's gefunden.

Der Kaufmann beſchwört, daß ein Drittheil dran fehle,
Bei Ehre und Seele.

Der Finder beſchwört, daß er Alles gegeben,
Bei Ehre und Leben.

Der Kadi ließ nun durch die weiten Hallen
Dieß Urtheil erſchallen:

»Im Beutel hier iſt nicht dein Gold, deine Steine
Drum iſt's nicht der Deine!

Der Finder behält ihn bis Der ſich wird zeigen
Dem dieſer iſt eigen.

Du aber verzeih, wird Dein Beutel ſich finden,
So werd' ich dir's künden!«

Diadeſté *).

Ein Philoſoph ſchrieb ſich ein dickes Buch
Von Frauenliſt und Frauenfeinheit nieder,
Und glaubte nun dieß trüg'riſche Geſchlecht
Zu kennen bis in ſeines Herzens Tiefen.
Dieß Buch, er trug es immer dann bei ſich
Und hielt ſich ſo gen' jede Frauenliſt
Und gegen Amors ſcharfen Pfeil gewaffnet.

Auf einer Reiſe zog einſt bei dem Lager
Von Arabern der Philoſoph vorüber; —
Ein junges Weibchen lud auf's Freundlichſte
Ihn ein, in ihrem Zelte auszuruh'n.
Ein Philoſoph iſt manchmal auch ein Menſch,
Der unſre auch. — Nicht konnt' er wiederſteh'n.
Er trat in's Zelt, das Weibchen war allein.

---

*) Zur Verſtändlichkeit dieſes Mährchens iſt Folgendes zu wiſſen nöthig: Die Morgenländer, welchen ihr Geſetz alle Hazardſpiele verbietet, haben dafür ein anderes Spiel, welches oft mehre Wochen dauert. Es beſteht darin: von jener Perſon, mit welcher man das Spiel eingeleitet hat, nichts anzunehmen ohne das Wort: Diadeſté auszuſprechen: wovon dieſes Spiel auch ſeinen Namen erhalten hat. Die Spieler ſuchen dabei durch Liſt einander dieß vergeſſen zu machen, Leidenſchaften zu erregen, welche jede Überlegung ausſchließen, um dadurch zu bewirken, daß der Gegner etwas, was es immer ſei, annehme, ohne daß er das Wort Diadeſté ausſpricht. Wer es dahin bringt, der hat gewonnen.

Kaum ſaß er nun auf weichen Kiſſen da,
Die ihm die Schöne hatte zubereitet
Und labte ſich an Früchten, die ſie bot,
Da fing er ihren Reiz an zu betrachten
Und als er merkt' es rege ſich im Herzen,
Ein nie empfundenes Gefühl der Neigung,
Da zog er ſchnell das Buch aus ſeiner Taſche
Und las und las ſich neuen Muth zu holen
Und las auch um die Augen abzuwenden.

Das Weibchen ſah es und ein wenig grollend,
Daß er dem Buche mehr Aufmerkſamkeit
Als ihr geſchenkt, ſprach ſie: Darf ich wohl fragen
Welch tiefe Wiſſenſchaft dieß Buch enthält?
»Ich hab' es ſebſt verfaßt,« antwortete
Der Philoſoph, Geheimniſſe enthält es,
Die zur Verbreitung nicht geeignet ſind,
Am wenigſten doch dürfen's Weiber leſen!«
Es ſcheint Ihr haßt die Weiber? frug beleidigt
Die Schöne, der Prophet war günſt'ger uns,
Er ſchloß uns von dem Paradies nicht aus.

Des ſchönen Weibes Neugier war ſo größer,
Je mehr der Philoſoph ſich weigerte,
Und endlich trieb ſie ſo ihn in die Enge,
Daß er des Buches Inhalt ihr geſtand:
Das Werk enthalte alle Liſt und Feinheit,
Die Frau'n je angewandt, den Mann zu täuſchen.
Wie? alle, alle? frug die Schöne lächelnd.

Fürwahr ein Kleinod! doch du weiſer Mann,
Mir ſcheint du ſchöpfſt doch Waſſer in ein Sieb.

Die Schlaue ließ nun alle Minen ſpringen
Und unſer Philoſoph ward bald ſo kirre,
Daß er das Buch vergaß und ſeinen Inhalt,
Er wurde zärtlich, ſeine Augen glühten
Und endlich ſtürzt' er gar zu ihren Füßen,
Ablegend das Geſtändniß ſeiner Liebe.
Entzückt, daß jetzt ſich ſüße Rache biete,
Stellt ſie ſich an als ob ſie ihn erhöre,
Doch plötzlich ſchreit ſie: Ach! dort kommt mein Mann!
Er iſt der Eiferſüchtigſte von allen,
Wenn er dich trifft, ſind beide wir verloren,
Willſt du uns retten, kriech' in jene Kiſte!
Die ſie verſchloß und dann den Schlüſſel nahm.

Es kam ihr Mann, ſie ging ihm froh entgegen,
Liebkoſte ihm und trug das Mahl ihm auf,
Und als ſie traulich dann beiſammen ſaßen,
Erzählte ſie ihm Alles was geſchehen:
Es ſei ſo eine Art von Philoſophen
Zu ihr gekommen, der behauptet habe,
In einem Buche hab' er aufgezeichnet
Der Frauen Schelmereien alle — alle,
Der falſche Weiſe hab' ihr ſeine Liebe
Geſtanden dann, und da er jung und ſchön war,
So ſei ihr Mann zu rechter Zeit gekommen
Um ihre Treue aufrecht zu erhalten.

Des Eiferſücht'gen Wuth war ohne Grenzen,
Als ſeine Gattin dieſes ihm erzählte,
„Wo iſt er der Verweg'ne?“ ſchrie er, — „wo?
Daß ich ihn zücht'gen kann für ſeine Frechheit?“
Der Philoſoph vernahm in ſeiner Kiſte
Ein jedes Wort und ſchwitzte ſehr vor Angſt.
Dort iſt er in der Kiſte! — ſprach das Weib
Und gab, verlegen ſcheinend, ihm den Schlüſſel,
Doch als der Mann nun hin zur Kiſte ſprang
Und öffnen wollte, platzt in lautes Lachen
Sie plötzlich aus und ſchrie: „Diadeſtó!“
Du haſt verloren; Alles was ich ſagte,
Erdichtet war's, damit du nahmſt den Schlüſſel
Ohn' an das Wort des Spiels dich zu erinnern,
Nun zahle und ſei nicht mehr eiferſüchtig!
Der Mann, ſehr froh, daß Alles Lüge war,
Gab ihr den Schlüſſel und bezahlte gerne
Was ſie verlangte, ſcheidend mit der Bitte:
Sie woll' ihm künftig ſolchen Ärger ſparen.

Und als er fort war, ließ den Philoſophen
Sie aus der Haft und ſprach: „Leb wohl auf ewig,
Es ſcheinen doch nicht alle Schelmerei'n
Der Weiber, Weiſer, dir bekannt zu ſeyn,
War die dir neu, ſo zeichne ſie dir ein!“

Schahroch und der Töpfer.

Zu Schahroch, Tamerlans älteſtem Sohn,
Sprach einſt ein Töpfer: »Von deinem Thron
Sieh' huldreich, o Herr, auf mich nieder,
Du glaubſt ja an Mahomets Religion,
So theile mit mir den Schatz deiner Kron',
Denn alle Moslems ſind Brüder.«

Und alſobald reicht ihm entſchloſſen der Prinz
Eine unbedeutende Silbermünz'
Und befahl ihm von dannen zu eilen,
Doch dem Töpfer genügte die Gabe nicht,
Er verſetzte mit traurigem Angeſicht:
»Das heiß' ich nicht brüderlich theilen!«

Erzürnt rief der Schahroch: »»Gleich packe dich fort!
Und ſag' auch nicht einer Seele ein Wort
Wie viel ich gereicht Dir ſo eben,
Denn forderten all' meine Brüder, gleich Dir
Den ihnen gebührenden Antheil von mir,
So könnt' ich nicht ſo viel dir geben!«

Täuſchung und Wahrheit.

Himmelstochter! ſüße Täuſchung!
Du biſt's, deren Zauberſchimmer
Unſern Sinn beglückend blendet,
Den Verſtand ſelbſt überſtrahlet,
Und den Dornenpfad des Lebens
Uns mit Blumen überſtreut;
Ohne Dich, wer würde jemals
Sich an den Triumpheswagen
Eines Weibes ſpannen laſſen?
Und die ſelbſtgeſchaff'ne Göttinn
Schweißbedeckt, doch fröhlich zieh'n?
Deine Zaubergaukeleien
Wandeln Mühen uns zu Freuden,
Machen Häßliches zu Schönem
Und das Laſter ſelbſt zur Tugend.
Taſſo ſtieg an deiner Hand
Freudig auf zum Capitol.
Selbſt den Weiſen täuſcheſt du
Durch dein liebevolles Lächeln,
Und um zur Unſterblichkeit
Fernem Tempel zu gelangen
Keucht er mühvoll durch das Leben,
Opfert Jugend und Geſundheit
Für des Wiſſens Irrgewinde.
Der Erob'rer, nach dem Bilde
Eitlen, ſchnöden Ruhmes jagend,

Haſcht nach immer neuen Siegen,
Macht, was mit ihm lebet, elend,
Um von dem, was nach ihm lebet,
Staunend einſt genannt zu werden. —
Daß dein Schleier, ſüße Täuſchung,
Uns vom Himmel ſei gefallen,
Daß der ſchwache Blick des Menſchen
Nicht der Wahrheit nackte Flamme
Unbewaffnet könn' ertragen,
Will ich in dem kleinen Mährchen,
Das hier folget, Euch bekunden,
Leihet ihm ein gütig Ohr! —

Bei Aleppo wohnt ein alter
Guter Vater, Namens Osman;
Gar ein mächt'ger Schutzgeiſt wachte
Über dieſem edlen Alten,
Der ſich Mirabello nannte
Und in einem der Geſtirne,
Ob im Jupiter, im Pollux,
Weiß ich nicht zu ſagen, wohnte.
Ganz gewöhnlich war's vor Zeiten
Daß ein Jeder von den Braven
Einen ſolchen Schutzgeiſt hatte,
Jetzt ſind dieſe guten Geiſter
Mit den Braven ausgeſtorben.

Da der alte Osman ſeine
Letzte Stunde nahen fühlte,

Da empfahl er beide Söhne
Weinend ſeinem mächt'gen Schutzgeiſt;
Dieſer ſchwur ihm daß er ſorgſam
Beide ſo, wie ihn, beſchützen
Und die erſten ihrer Wünſche
Alſogleich erfüllen wolle.
Osman ſchloß nun ohne Kummer
Seine Augen und entſchwebte
Dieſer Welt, die, was auch immer
Manche Philoſophen ſagen,
Aller Welten beſte iſt.

Phöbus hatte ſeine Roſen
Noch nicht aus dem Meer getauchet,
Als der leichte Sohn des Äthers
Schon vor Osmans Söhnen ſtand:
»Kinder meines Lieblings!« ſprach er,
Auf dem Todtenbette hab' ich
Eurem Vater noch verſprochen,
Euer Schickſal woll' ich leiten,
Und Euch Beide glücklich machen.
D'rum eröffne mir ein Jeder
Was er ſich vor Allem wünſchet.
Ziehet ſorgſam Eure Neigung,
Zieht Verſtand und Herz zu Rathe,
Denn der Wunſch, den Ihr mir äußert,
Wird ſogleich von mir erfüllet,
Und iſt dann unwandelbar.«

„„O du mächt'ger Sohn des Himmels!
Sprach der Ält're, — meine Wünſche
Fordern nicht gar langes Klügeln,
Höre und gewähre ſie:
Laß mich alle, alle Freuden
So des Geiſtes, wie des Herzens
Ungetrübt und froh genießen,
Stärke mein Vertrau'n auf Menſchen,
Daß die Liebe und die Freundſchaft
Mich in ihre Arme faſſen
Und mit Roſen mich umſchlingen.
Wenn mich Irrthum, Wahn und Täuſchung
Süß betrügen, o ſo ziehe
Mir den Schleier nicht vom Auge,
Denn der klare Blick ins Leben
Gründet nicht des Lebens Glück.““

„Lieber Sohn! dein Wunſch iſt weiſe,
Und er ſteigt wie reiner Weihrauch
Auf zu des Propheten Throne;
Alſo ſei's, wie Du begehrt!“
Jetzo mit noch ſanfterm Lächeln
Wandt' er ſich zum Zweitgebornen
Und verlangte auch von dieſem
Zu verkünden ſeinen Wunſch.

Haſſan, ſeine Stirn' zur Erde
Beugend, ſprach: „Erhab'ner Schutzgeiſt!
Schenke mir die tiefſte Weisheit,

Lehre mich in Seelen leſen,
Heuchlern ihre Larv' entreiſſen,
Aus den Mienen die Gedanken
Schnell entziffern, in die tiefſte
Tiefe aller Herzen dringen,
Und ſo dem Betrug entgeh'n.““

„Thörichter!“ fiel Mirabello
Ihm in's Wort, „Bedenkſt du auch
Was du unklug von mir heiſcheſt?
Willſt du ſelbſt dein Leben trüben?
Menſchen haſſen, ſtatt ſie lieben?
Und durch dieſen einz'gen Wunſch
Tauſend Wünſche dir bereiten?“

Haſſan lachte und beharrte
Auf dem Wunſche, den er that.

„Nun wohlan!“ fuhr fort der Schutzgeiſt,
„Wie Du willſt, ſoll Dir geſchehen!
Zwar mit Sorgen ſtimm' ich ein,
Doch, ich ſchwur's, die Schuld iſt Dein!
Nimm hier dieſen ſeltnen Ring,
Der Smaragd, den er enthält,
Hat die zaubervolle Kraft,
Daß er, wenn du gegen Jenen,
Den du kennen willſt, ihn wendeſt,
Dir auf ſeiner Spiegelfläche
Deſſen Hoffnungen, Begierden,
Wünſche und Gedanken zeigt.“

Alſo ſprach der Geiſt, erhob ſich
Mit den Flügeln in die Luft,
Und verſchwand im Äthermeer.

Haſſan wußte ſeiner Freude
Gar kein End', er brach noch heute
Nach dem ſtolzen Bagdad auf.
»Wohl mir,« rief der neue Weiſe,
Nichts bleibt künftig mir verborgen
Und für mich gibt's keinen Nebel;
Denn der Strahl des Zauberſteines
Wird ihn ſchnelle mir zerſtreu'n.«
Alſo träumend langt er Abends
Still auf ſeinem Dromedare
In der großen Hauptſtadt an.
Schon in wenig Stunden hatt' er
Dort mit einem jungen Manne,
Einem Freunde des Vergnügens
So wie er, auf ewig Freundſchaft
Abgeſchloſſen. Dieſer hatte
Eine Schweſter, welche alle
Jugendreize herrlich ſchmückten.
Zoe war der Schönen Name.
Ihrer ſchwarzen Augen Feuer
Und die Gluth auf ihren Wangen
Hatten bald auch unſers Haſſan
Leicht empfänglich Herz entzündet;
Er entdeckt ihr ſeine Liebe

Und ſie lohnte die Erklärung
Mit dem ſüßen Gegenſchwur.
Seines Lebens ſchönſten Tag
Glaubte Haſſan jetzt zu ſchauen
Und mit hoffnungsvollem Beben
Warf er auf den Ring die Blicke.
Alsbald wies ihm der Verräther,
Daß der Sohn des Cadi, Selim,
In der ſchönen Zoe Herzen
Einzig und allein nur herrſche,
Und daß deſſen Armuth nur
Beide hindre öffentlich
Zu geſteh'n ihr heimlich Bündniß.
Fort von der Betrügerinn
Eilt er hin zu ihrem Bruder,
Wollte ſich im Arm der Freundſchaft
Für der Liebe Trug entſchäd'gen;
Doch auch hier zeigt ihm der Ring
Liſt und Heuchelei und Falſchheit.
Mit Erſtaunen mußt' er ſehen
Daß der junge Mann ihn haſſe,
Und ihm Freundſchaft nur gelogen,
Weil er von dem reichen Fremdling
Etwas zu erhaſchen hoffte;
Schmerz und Wehmuth faßten unſers
Haſſan Herz und Abſchied nahm er
Von dem Bruder und der Schweſter,
Die ihm falſche Thränen weinten
Und ihn noch der Falſchheit zeihten.

Bald ließ ihn der alte Zufall,
Der Beherrſcher dieſes Weltalls,
Einen Freund des Vaters finden,
Achmet, zubenannt: Der Reiche,
Freundlich nahm in ſeinem Hauſe
Ihn der Alte auf, empfahl ihn
Seinem Weib' und ſeiner Tochter
Auf das Beſte. Alle Sorgen
Wurden freundlich aufgeboten
Zu zerſtreu'n den lieben Fremdling,
Prächt'ge Speiſen, ſtarker Sorbeth,
Ja auch ſelbſt der Feuertrank,
Welchen der Prophet verboten,
Wurden ihm gereicht. Fatime,
Achmets reizerfüllte Tochter,
Schenkte ſelbſt mit glüh'nden Blicken,
Die dem Gaſte Liebe ſtrahlten,
Ein das geiſt'ge Rebennaß.
Haſſan, glücklich wie ein König,
(Wenn's ein König anders mehr iſt,
Als die Andern, ich bezweifl' es),
Schwelgt' in Wonne, doch ſein Glück
War nur eines Tages Traum.
Bald erblickt' er in dem Ringe,
Daß ihn Achmet ungern dulde
Und daß nur die Sucht, zu gelten
Für den reichſten Biedermann
Seinen ſchmutz'gen Geiz beſiege.

Öffentlich zwar gab er Feſte,
Manches Goldſtück reicht' im Tempel,
Wenn man's ſah, er armen Leuten,
Aber heimlich rauft er ſich
Oft das Haar darüber aus,
Und ließ ſeinen eignen Bruder
Fern im tiefſten Elend ſchmachten.
Seiner Tochter fiel beſchwerlich
Ihre lange Jungfrauſchaft,
Haſſan wünſchte ſie zu fangen
Um dann unter Hymens Mantel
Amorn Opfer darzubringen.
Haſſan ſah's und einen Schluck noch
Trank er von dem ſüßen Sorbeth
Und empfahl ſich in der Stille
Dunkler Nacht, den geiz'gen Vater
Und die Männertolle Tochter
Dem Propheten anempfehlend.

Früher ſchon hatt' unſer Haſſan
Einem Emir, der zugleich auch
Des Weſſirs Verwandter war,
Einen großen Dienſt erwieſen.
Dieſer Mann ſprach unaufhörlich
Von der Dankbarkeit und wie er
Hoff' und wünſche zu vergelten;
Macht und Ehrenſtellen bot er
Seinem Freunde Haſſan an.

Dieſen Emir aufzuſuchen,
Für den Trug, der ihn umgeben,
In der Ehre Troſt zu ſuchen,
Dieß beſchloß jetzt unſer Haſſan.
Schon ſah er Fortunen einziehn
In ſein Haus, ſah ſich als Paſcha,
Dann als Großweſſir ſogar.
Doch zog er vor Allem früher
Seinen treuen Ring zu Rathe
Und gewahrte, daß der Emir
Stolz auf ſeinen grünen Turban,
Heimlich ſeiner ſpottete.

Noch zu vielen andern Menſchen,
Die ihm gut und redlich ſchienen,
Fühlte Haſſan ſich gezogen,
Aber immer zeigte ihm
Der befragte Talisman,
Daß der Egoismus nur
Dieſe ſchöne Welt beherrſche,
Daß die Weisheit und die Treue
Liebe, Dankbarkeit, ſelbſt Freundſchaft
Worte ſei'n, die alle Menſchen
Zwar auf ihren Lippen tragen,
Aber Jeder in dem Herzen
Eigentlich ſich ſelbſt nur liebe.
Satt der Welt, von Haß ergriffen
Gegen dieſe Menſchenlarven

War er endlich feſt entſchloſſen
Eine Wüſte ſich zu wählen,
Dort im Arme der Natur,
Die allein nicht trügen kann,
Seine Tage zu beſchließen.

Wie beneidenswerth dagegen
War des ältern Bruders Schickſal:
Friede, ſüßer Seelenfriede
Streut' ihm Roſen auf dem Pfade,
Das Vertrau'n ging ihm zur Seite,
Und die Liebe flocht' ihm Kränze,
Mehr als einmal zwar betrogen,
(Wer war's nicht auf dieſer Erde?)
Gab er ſich doch ſorglos wieder
Einer neuen Täuſchung hin,
Die den Gläubigen beglückte;
Nahm ſich dann ein liebes Weibchen,
Das ihm ganz geſunde Kinder,
Seines Lebens Freude, ſchenkte;
Und ſo ſchifft' er ſorglos heiter
Seines Lebens Strom hinunter,
Deſſen beide Ufer voll von
Blumen ihm entgegen lachten.
Ja, das Herz des Menſchen gleichet
Jenen Bildern, die man immer
Nur von fern betrachten ſoll.

Was geſchah dann aber mit dem
Talisman, dem Wahrheitsringe?
Es erzählt ein alter Perſer,
Daß er mit dem Ring des Gyges
Sei an einem unbekannten
Fernen Orte tief vergraben.
Fühlet Ihr nach dieſem Mährchen
Noch die Luſt ihn zu gebrauchen,
Nun — ſo ſucht ihn liebe Herrn!

Inhalt.

Seite
Der junge Löwe (Fabel) 5
Der kranke König oder das Hemd des Glücklichen (Mährchen) 7
Er vergaß mit Willen 11
Nettchens Ausſteuer 12
Borgen macht Sorgen 13
Der junge Autor 13
Fröhlichkeit 14
Ähnlichkeit 15
Anti-Idylle 16
Berichtigung 17
Garills Klage-Jubel 17
Liebeslieder eines Humoriſten 18
  I. Wie ich ſie fand 18
  II. Individualität 20
  III. Sympathie 20
  IV. Begeiſterung 21
  V. Sonett 22
  VI. Wiederfinden 23
  VII. Seligkeit 24
  VIII. Erſter Anblick 26
  IX. Wer ſie war 27
  X. Liebes- und Liederſchluß 28
Viel Köpfe, viel Sinne 28
Wahres Eigenlob 28

Seite
Ein Mädchen zu verheirathen mit 100,000 Fl. Mitgift . 29
Wechſelſeitige Entſchuldigung (Anekdote) 31
An Fanny 31
Die Sonne und der Staub (Fabel) 32
Die Flecken und die Flittern (Fabel) 33
Auf den Tod der Anna Federowna Krüger, k. k. Hofſchauſpielerin 34
Selbſtgeſpräch eines Bauernmädchens nach der Schlacht bei Leipzig im Jahre 1813 36
Auf einen Verleumder 37
Gebet einer Frau 38
Des Trinkers Morgen 38
Trinklied 38
Entſchuldigung eines Schauſpieldirektors 42
An die Ungarn (als ſie im Jahre 1813, zu dem Völkerkriege für Deutſchlands Freiheit, in unglaublich ſchneller Zeit 10,000 Veliten ſtellten) 42
An Karoline Pichler, geborne von Greiner. Bei überſendung von Körner's „Leier und Schwert“ 45
Des deutſchen Mädchens Wunſch und Verſatz 46
Die beiden Säufer (Anekdote) 48
In das Stammbuch eines magern Freundes 49
Der Ehrgeizige und ſein Genius (Zweigeſpräch) 49
Der Beruf des kleinen Peters 52
An Herrn Profeſſor Weiſſenbach 55
Die beiden Pflüge (Fabel) 56
Hilfe im Tode 56
Die Sonnenuhr (Fabel) 57
An den Kaiſer von Öſterreich bei ſeinem Triumpheinzuge in Wien am 16. Juni 1814 57
Berg und Thal (Romanze) 58

Seite
Mühe und Lohn 62
Recipe ein braves Weib zu bekommen 63
Der Trauerſpiel- und der Luſtſpieldichter 67
Hexereien 67
Liebe und Reichthum 70
Was für ein Weib ſoll man nehmen? 71
Der Brotſchriftſteller bei der Aufführung des Königs Lear 71
Die Finger (Fabel) 72
Alte und neue Poeten 74
Glücklich und Glücklicher 74
An den Kaiſer von Rußland bei ſeiner Ankunft in Wien im Jahre 1814 74
Der ewige Spieler (Legende) 78
Ein gewöhnlicher Eheſtandszwiſt 80
Zwei Erlöſer 80
Der kleinen Liſe Heiraths-Ideen 80
Trauer eines Schmarotzers 83
Annäherung und Entfernung 84
Sendſchreiben eines Theaterunternehmers (Epiſtel in Knittelreimen) 84
Übelverſtandener Befehl 95
Naive Antwort einer Frau 95
Lantaras Antwort (Anekdote) 96
Das Eſelsfüllen (Fabel) 97
Die polniſche Königswahl 98
Fragen an mich von meinem Freunde Deinhardſtein . . 105
Antworten auf die vorhergehenden Fragen an meinen Freund Deinhardſtein 106
Wie der Herzog von Burgund ein Urtheil fällete (Ballade in altdeutſcher Manier) 108
Grabſchrift 112

Seite
Troſtgedicht für die Kleinen 113
Der Schutzengel 115
Heinrich II. (Ballade) 118
Liſchens Kuß 121
Vater und Sohn 122
Müller Jakob 123
Gütergemeinſchaft 123
Urſache der Unbeſtändigkeit der Männer 123
Eine Beobachtung 124
Die Zölle auf der Lebensreiſe (Gegenſtück zu Langbeins „Poſtſtationen des Lebens“) 124
Der Chineſer 125
Das Leben 127
Der Frühling (Nach dem Franzöſiſchen) 128
Der Freigeiſt 129
Der Pfeil und der Adler (Fabel) 129
Die Denkmale der Liebe 130
Der ungeſtüme Gläubiger 132
Die Antwort liegt in der Frage 133
Gerechtigkeit (Ballade) 133
Grabſchrift auf einen kleinen Dieb 135
Mitgefühl 136
Das Glück des menſchlichen Lebens 136
Der alte Violon (Fabel) 137
Der gute Chriſt 137
Auf einen ſchlechten Luſtſpieldichter 139
Mann und Weib ſind ein Leib 139
Der Räuber (Schwank) 140
Trinklied 141
Die beiden verwundeten Krieger (Fabel) 143
Polyhymniens Feier 145

Seite
Unter das Bruſtbild eines Tänzers 148
Der Ehemann mit der Flöte (Poetiſche Erzählung) . . 149
Als ich Emilien ihre Haare zurückſandte 156
Der verliebte Eidbrüchige 156
Die Ehe (An junge Mädchen) 157
Mißmuth verrathener Liebe 158
Druckfehler 160
Orden-Vertheilung 160
Nächſtenliebe 160
Das Urtheil der Menſchen (Anekdote) 161
Das Gewitter (Nach dem Franzöſiſchen) 161
Freundſchaft 163
Auf einen gelbſüchtigen Geizigen 163
Auf den Advokaten R* 164
Der Staar (Legende) 164
Frohſinn 165
Der Landmann und ſein Häuschen 167
Der Bär, der Wolf und der Fuchs (Fabel) 171
Der Schuhputzer eines Convents, als er zum Thurmwächter promovirt wurde 175
Jupiter und Amor 175
Das Lebewohl 176
Auf den Tod meines lieben Anton Fiſcher 178
Jupiter und Alkmene 178
Das aufgelöſte Räthſel 179
An Lina (Nach dem Franzöſiſchen) 179
Das Bild im Fluſſe 181
Prometheus, und Dichter Lunger 181
Der Blinde und ſein Sohn (Poetiſche Erzählung) . . . 182
Der naive Arzt 191
Fortuna's Freigebigkeit 192

Seite
Der glückliche Unglückliche 192
An einen Tadler 192
Irrung 193
Die Wohlthätigkeit (Allegorie) 193
Auf eine ſchöne aber ſchlechte Sängerin 197
Weiber Kur 198
Der weibliche Titus 205
Preisfrage 205
Die Wahl 206
Poetiſche Kaprice, die kapricioſen Weiber betreffend . . 207
Leidiger Troſt 208
Der Sitz der Liebe 209
Grabſchrift auf ein Kind der Liebe, welches von ſeiner Mutter ermordet wurde 209
Die Weiber von ehedem, und die Weiber von heute . . 210
Witz gegen Witz (Nach Selimantes) 210
Amors Tod (Legende) 211
Grabſchrift auf einen Windmüller 211
Die beiden Pferde (Fabel) 212
Die zärtliche Mutter 213
Streit zwiſchen dem Magern und dem Fetten (Schwank) 213
Das ſchönſte Bild (Zum Vermählungsfeſte des Herrn P. Freiherrn von B*) 217
Des Bauernknaben Beſchreibung der Stadt 219
Das Waldweibchen (Mährchen) 221
Ich liebe dich. (An Marien) 225

Anhang.

I. Kriegs- und Wehrmannslieder.

Kriegslied für die öſterreichiſche Armee (Im Jahre 1809) 229
Volksſtimme (Ein Lied mit Chor. Im Jahre 1809) . . 233

Seite
Wehrmanns Morgenlied 236
Wehrmanns Gebet 237
Wehrmanns Abſchied 239
Wehrmanns Trinklied 241
Wehrmanns Glaube, Hoffnung und Liebe 245

II. Orientaliſche Granaten.

Die Flecken 247
Die Probe 249
Die Traumdeuter 251
Stärke weiblicher Scham 252
Die Herberge 254
Der neue Pallaſt 256
Heilung eines Dichters 257
Rechtfertigung 258
Der geſattelte Weſſir 260
Der Kalif und der Bettler 263
Die Seelenwanderung 264
Die glänzenden Ehemänner 271
Der ſonderbare Stoff 289
Das Urtheil des Kadi 293
Diadeſté 295
Schahroch und der Töpfer 299
Täuſchung und Wahrheit 300

J. F. Caſtelli's
ſämmtliche Werke.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Zweites Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

Druck von A. Pichler's Witwe.

J. F. Caſtelli's

Gedichte.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Zweites Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

Die Schäferzeit.

Wo ſeid ihr ſüßen Schäferzeiten?
Ihr reinen Kinder der Natur?
Warum ſeid ihr ſo ſchnell verſchwunden?
Vergebens ſuch' ich eure Spur. —

Euch folgten alle reinern Freuden,
Und jeder Reiz des Lebens ſchied;
Ich find' euch nur mehr auf Gemälden
Und in des Sängers ſanftem Lied.

In ſtetem Frühling prangte damals
Die Erde, nicht gedüngt mit Blut,
Und das, was ihrem Schooß entkeimte,
War auch für Alle gleiches Gut.

Die Welt war eine große Wieſe,
Die Menſchen Hirten, ſchlicht und recht,
Man kannt' in jener Zeit der Gleichheit
Noch nicht die Namen: Herr und Knecht.

Und dieſe freien guten Menſchen,
Sie wußten nichts von Haß und Neid,
Es war kein Reicher und kein Armer,
Und das gab jedem Sicherheit.

Ein Blätterdach deckt' ihre Hütten,
Ein friſches Stroh ihr Lager war,
Ein dichtbelaubter Hain ihr Tempel,
Ein Raſenhügel ihr Altar.

Die Götter ſtiegen auf die Erde,
Den Menſchen liebend ſich zu nah'n,
Und kündigten ſich nicht durch Donner,
Durch Güte nur und Segen an.

Weßwegen ſollten ſie auch zürnen?
Mit hoher Kraft und ſchönem Muth
War jedes Herz von Pflicht entflammet,
Nicht von der Leidenſchaften Glut.

Sie ſtrebten nicht nach tiefem Wiſſen
Und nach der Weisheit grellem Schein,
Der Hirten offnen Sinn erhellte
Die Fackel der Natur allein.

Sie hatten keine Muſentempel,
Wo Unſinn vom Katheder ſchrie,
Doch nenn' ich ſie die wahren Weiſen,
Denn wahrhaft glücklich waren ſie.

Zwar einfach klang des Hirten Flöte; —
Des Lebens Luſt, des Lebens Scherz
Bracht' er in Verſe und in Töne,
Doch beide trafen froh das Herz.

Der Erd' entwühlte ihre Schätze
Noch nicht der Habſucht gier'ge Hand,
Noch hatte ſich die Herrſchbegierde
Auf Meeren keinen Weg gebahnt.

Der Sohn blieb in der lieben Heimat,
Nicht fremdes Land betrat ſein Schritt,
Er brachte dann nicht fremde Sitten,
Mit ihnen fremde Krankheit mit.

Was Recht iſt, lehrte ſeine Seele
Und ſeines Vaters Beiſpiel ihn;
So ſchwand die Jugend ohne Laſter,
Das Alter ohne Reue hin.

Gott Amor trug noch keine Binde,
Er lächelte voll Heiterkeit,
Wen er verwundet, heilt' er wieder,
Mit Hymen lebt' er nicht im Streit.

Je weniger die zücht'gen Mädchen
Die Reize, die Natur verlieh,
Durch Künſte zu erhöhen ſtrebten,
Je liebenswürd'ger waren ſie.

Der Unſchuld Roth deckt' ihre Wangen,
Das Haar wallt' um den Buſen kraus,
Das klare Bächlein war ihr Spiegel,
Ihr einz'ger Schmuck ein Veilchenſtrauß.

Den ſchön geformten Leib umfaßte
Ein kurzes Röckchen, ſchneeig weiß,
Daß ſie aus ihrer Lämmer Wolle
Selbſt ſchufen durch der Hände Fleiß.

Man wußte nichts von heil'gen Schwüren,
Man ſagte nur: »Ich liebe dich!« —
Doch war dieß einmal ausgeſprochen,
So trennte man auch nimmer ſich.

Der Tod, dem wir erſt Flügel gaben,
Er hinkte langſam her für ſie.
Denn Krieg, Verführung, Gram und Wolluſt,
Sie ſtahlen ihm die Senſe nie.

Wo ſeid ihr nun, ihr ſüßen Zeiten?
Ihr reinen Kinder der Natur?
Warum ſeid ihr ſo ſchnell verſchwunden?
Vergebens ſuch' ich Eure Spur.

Warum regierteſt du nicht ewig,
Natur! mit deiner Segenshand?
Wie kam's, daß dir der Eigendünkel
Das Zepter aus den Händen wand?

Wie? — oder wären dieſe Bilder
Nur unſ'rer Phantaſie entſchwebt? —
Wohl möglich! — denn ein Jeder ſaget:
Er habe erſt nachher gelebt.

Ja dieſe Zeit iſt eine Fabel,
Verdienet nimmer unſern Neid —
Der Menſch war niemals ohne Fehler,
Der Menſch war niemals ohne Leid.

Beförderung im Tode.

Er kränkte ſich ſo viele Jahr',
Daß er den Adel nicht erworben,
Ging dann zu einer Räuberſchar,
Und wenn er auch nicht Hochgeboren war,
So iſt er jetzt doch Hochgeſtorben.

Der neue Paris.

(An zwei Schöne.)

Sollt' ich als Paris, — welche von Euch Beiden
Die ſchönſte ſei, ermeſſen; —
Ich würde einen Apfel ſchnell zerſchneiden, —
Und dann ihn ſelber eſſen.

Herr Schlug.

Gar ein ſeltner Mann iſt Schlug:
In Geſellſchaft iſt er ſtumm:
Wenn er klug iſt, iſt das dumm,
Wenn er dumm iſt, iſt es klug.

Der eiferſüchtige Ehemann und ſein Freund.

Der Freund.

Du mußt nicht eiferſüchtig ſeyn
Auf deine brave Frau,
Sie liebt dich!

Der Ehemann.

Ach! das iſt nur Schein!

Der Freund.

Iſt zärtlich, —

Der Ehemann.

Freund! Was fällt Dir ein?
Ich kenne ſie genau.

Der Freund.

Noch neulich ſprach ſie voll von Liebe,
Sie lebe nur für dich,
Und ſchlichen einſt verbothne Triebe
In ihren Buſen ſich,
Sie würde, — ſollt's ihr nicht gelingen,
Die Leidenſchaft ſchnell zu bezwingen,
Verzweifelnd in das Waſſer ſpringen.

Der Ehemann.

O Weiberliſt! — So wiſſe dann,
Daß die Verräth'rinn ſchwimmen kann.

Die beiden Feigen.

— „Verzeihen Sie, wohnt hier der Doctor Stern?“ —
„Du gehſt ganz recht, mein Freund, er ſteht vor dir!“
— „Ein ſchönes Compliment von meinem Herrn,
Er ſchickt die Feige und den Zettel hier!“ —
„Laß ſehen, was er ſchreibt: — „Mein theurer Freund!
„Mein Gärtner Veit, der hier vor dir erſcheint,
„Bringt meines Gartens Erſtlinge dir dar,
„Ich weiß, du liebſt die Frucht, ein friſches Feigenpaar —
„Zwei Feigen, — hörſt du wohl? — hier iſt nur eine. —“
— „Ich hör' und ſtaune! —“ „Nun wo iſt die andre denn? —
Die aßeſt du wohl ſelbſt?“ — „Ich aß auf Ehre keine! —“
„Es iſt gewiß, man kann's aus deiner Miene ſeh'n. —“
— Nein, nein! — „Du läugneſt noch? — Ha welch' Verwegenheit! —
Ein anvertrautes Gut, — zu arg iſt das;
Wie konnteſt du das thun“ — — „Wie? ſeh'n Sie ſo,“ ſprach Veit,
Indem er auch die zweite Feige aß.

Das Weib.

Zum Gegenſtande ſeines Liedes machen
Die ſchön're Hälfte dieſer ſchönen Welt,
Das heißt auch die geübteſte der Leiern
Unmöglichem Gelingen bloßgeſtellt.

Wie darf man wagen ein Porträt zu malen,
Von Zügen, die ſich ändern ſchnell und leicht?
Von einem Bilde, das noch nie ein Pinſel,
Und wär' er Göttern abgeborgt, erreicht?

Was iſt das Weib? kann's Einer ſchnell mir ſagen,
Ich ſetz' ihm einen ungeheuern Preis;
Am wenigſten weiß der es auszudrücken,
Der es am heftigſten zu lieben weiß;
Der Polſtein iſt's, der Alles an ſich ziehet,
Zu allen edlen Flammen iſt's der Docht,
Ein Zauberweſen, das, vom Aug' erblicket,
Alsbald auch jedes Herz hat unterjocht.

Die Schöpfung hat nichts Schönes aufzuweiſen,
Womit ſie dieſen Liebling nicht geſchmückt,
Zufrieden lächelte Natur als einſtens
Im erſten Weib ſie ſelbſt ſich hat erblickt,
Im Schooß des Weibes hat der güt'ge Himmel
Auch das, was Männer ſchmücket, deponirt,
Nur unſre Mängel ſind aus uns entſtanden;
Aus ihnen jede Tugend, die uns ziert.

Das Weib verſchönert Alles uns auf Erden,
Uns lächelt überall ein Paradies,
Wo immer wir an ihrem Arme wandeln,
Und Höll' iſt dort, wo uns das Weib verließ;
Sie trocknet Thränen und macht Thränen rinnen,
Verwundet und heilt auch mit ſanfter Hand;

Die Engel blickten neidiſch nach der Erde
Als auf des Schöpfers Wink das Weib entſtand.

Was ſoll ich aber erſt vom Weibe ſagen,
Wenn ſie errungen hat des Daſeins Preis,
Wenn ſie erfüllt die ſüßeſte Beſtimmung,
Als Mutter daſteht in der Kinder Kreis?
Als Mutter! — Der du biſt vom Weib geboren,
Fühlſt du dieß Wort? Drum ende mein Gedicht.
Verſtand und Witz! ihr ſeid zu arm, müßt ſchweigen,
Wo die Natur mit tauſend Zungen ſpricht.

An Antonien,

als eine Biene ſie in die Wange ſtach.

Du zürnſt, daß Dich das Bienchen ſtach,
Und ſchlugſt ihm mit dem Fächer nach;
Das Thierchen folgte dem Inſtinkte,
Der ihm nach dieſer Roſe winkte,
Um ſüßen Honig d'raus zu ſaugen.

Der Recenſent in Verlegenheit.

Zum Abſatz dieſes Werkes beizutragen
Werd' ich geplagt. —
Was ſoll ich wohl von einem Werke ſagen,
Das ſelbſt nichts ſagt? —

Beifallsbezeugung.

Belinde ſingt, und wüthend klatſcht Herr Ficht.
Sein Nachbar ſieht ihn lächelnd an und ſpricht:
„Ich faſſ' es wahrlich nicht, Sie bringen
Den Tönen Beifall dar, die ganz entſetzlich klingen;
So was Erbärmliches hört' ich, bei Gott! noch nie.“ —
— „„Das find ich auch.““ — „So iſt's doch ſonderbar auf Ehre!
Sie finden's ſchlecht, und dennoch klatſchen ſie?“
— „„Nun ja, ich thu's, damit ich ſie nicht ſingen höre.““ —

Warnung für Buchdrucker.

Ein Kaufmannslehrling kam nach Befehl
  In eines Buchdruckers Gewölb gelaufen,
  Und forderte Maculatur zu kaufen;
Der Buchdrucker blickte ein Bischen ſcheel,
  Verſetzte barſch: „Ich habe jetzt keine!“
  Doch ſehr naiv fragt ſchnell ihn der Kleine:
  „„So ſagt mir, wann drucket Ihr denn wieder eine?““

Grabſchrift eines Tambour's.

Hier liegt Bambin, der kleine Held;
Er machte einſt viel Lärmen auf der Welt.

Der letzte Wucher.

Ein alter Wucherer, der Geld auf Pfänder lieh,
Lag da auf ſeinem Todtenbette.
Die Magd des Kranken lief zum Pfarrer, bat und ſchrie,
Daß er des Armen Seele rette. —
Der Prieſter eilt ſogleich, erfüllt des Amtes Pflicht,
Gibt ihm ein Crucifix in ſeine Hand und ſpricht:
„Umfaſſe, Sohn! dieß Bild, und ſieh' es reuig an,
Es wird am Scheideweg dir Hilf' und Troſt verleihen.“ —
„Ich hab' es ſchon geſeh'n,“ erwiedert Cajetan,
„Ich kann nicht mehr darauf, als einen Gulden leihen.“

Thekla.

(Ballade.)

Der Mond wirft ſein blaſſes, freundliches Licht
  In Thekla's düſtere Zelle,
Das Kloſterglöcklein das Schweigen bricht
  Und ruft zur heiligen Stelle.
Da nimmt die Fromme, im här'nen Gewand,
Den Roſenkranz und das Gebetbuch zur Hand,
  Um hin vor den Altar zu treten.
Sie knieet mit geſammeltem Sinn
Vor das Bildniß der heiligen Jungfrau hin,
  Den Abendſegen zu beten.

Horch! was durch's Dickicht des Waldes hallt,
  Iſt das nicht Jauchzen der Krieger?

Ja, Trommeln wirbeln, und Siegsgeſchrei ſchallt,
Sie ſind es, die feindlichen Sieger!
»Ihr Schweſtern entflieht der Barbaren Wuth,
Daß Ihr Euer höchſtes und einziges Gut:
Die Ehre, vor ihnen errettet!«
Und alle ſehen ihr nahes Grab,
Und alles eilt ängſtlich herauf und hinab,
Nur Thekla hört nichts — ſie betet. —

Da tritt ein Litthauer Reitersknecht
Zur Thüre herein mit Getöſe;
»Auf Schätzchen! nicht wahr, ich komme dir recht,
Daß ich dein Gelübde dir löſe?« —
So ſpricht er mit lüſternem ſchmunzelnden Blick.
Die fromme Betende beugt ſich zurück
Und ſieht, erſtarret vor Schrecken,
Den ſtillen Wohnort der Frömmigkeit
Durch eines Mannes Eintritt entweiht,
Sieht ihn den Arm nach ſich ſtrecken.

»Allmächtiger!« ruft ſie, »beſchütze mich,
»Du wirſt dich meiner erbarmen!«
Er wirft den eiſernen Helm von ſich,
Umſchlingt ſie mit kräftigen Armen:
»Gut iſt nach geſchehener Arbeit ruh'n,
Komm, Schätzchen, wir wollen uns gütlich thun,
Denn wahrlich, du ſträubſt dich vergebens!
Verſpare Gebete und Frömmigkeit
Auf eine andere müßige Zeit,
Genieße die Freuden des Lebens!«

D'rauf ſie: — »O ſucht euch zum lüſternen Scherz
Ein Dirnchen mit blühenden Wangen,
Schon lange trägt nimmer dieß ruhige Herz
Nach weltlichen Lüſten Verlangen;
Dem Ewigen hab' ich allein mich verlobt,
Und wenn in mir manchmal das Blut auch getobt,
Stets hab' ich den Schwur mir gehalten;
Der Wille iſt eiſern, ihn beugt keine Macht,
Und wer's bis zum thätigen Wollen gebracht,
Vor dem flieh'n die Schreckensgeſtalten.«

Und hämiſch lächelt der Mann, und ganz kühn,
Erwiedert er: »darf dir nicht bangen,
Verlaſſ' dich auf mich, bald ſollen ſie glüh'n,
Die blaſſen, verhärmeten Wangen.« —
Er preßt ſie mit kaum zu verbergender Luſt
An ſeine heiße, wildtobende Bruſt,
Mit Küſſen ſie nun zu beſtürmen.
Da blickt ſie zum Muttergottesbild auf
Und ruft mit bangem Erbeben hinauf:
»O Jungfrau! du wirſt mich beſchirmen.«

Und wie ein Blitz durch die ſchwarze Nacht,
So fuhr es durch's Leben ihr ſchnelle,
Der Tugend unbezwingliche Macht
Strahlt aus den Augen ihr helle:
»Verſchoneſt du grauſamer Frevler mich,
So will ich die Kunſt, vor Hieb, Kugel und Stich

Dich feſt zu bewahren, dich lehren.“ —
Er läßt mit Bitten und Drohen nach:
„Traun, Schätzchen! das wär' eine herrliche Sach',
Ich willige in dein Begehren.“

„Nur weniger Worte zaubriſcher Sinn —
Macht feſt dich im Schlachtengetümmel;“
So ſpricht ſie, und kniet auf den Schemel hin,
Streckt ihre Hände zum Himmel,
Ruft: „Spiritum meum accipe
In tuas manus, o domine! —
Nun tödtet mich Niemand auf Erden.“ —
Der Reiter, der Wirkung gewiß zu ſeyn,
Zieht ſeinen Säbel, — ſchwingt ihn, — haut ein,
Und — ſpaltet den Kopf der Verklärten.

Das rührende Trauerſpiel.

A. und B.

A.

Corbinus letztes Trauerſpiel,
Haſt du's geſehen, Freund?

B.

Ich hab's geſeh'n und wahrlich viel,
Viel — — um mein Geld geweint.

An den Schlaf.

Herr Somnus! auch mit ihm will ich
Einmal ein Wörtchen ſprechen,
Für ſeine Neckereien mich
Durch dieſes Liedchen rächen.
Er iſt ein ſonderbarer Mann,
Kommt, wenn man ihn nicht brauchen kann,
Und trotzt oft ganze Nächte,
Wo man zu ſchlafen dächte.

Pfuy! ſchäm' er ſich in's Herz hinein,
Er, der ein Gott vor Zeiten,
Läßt ſich mit Dieben, Mördern ein,
Und hilft den ſchlechten Leuten.
Er wieget uns in ſüße Ruh'
Und drückt uns feſt die Augen zu,
Damit wir's ja nicht wehren,
Daß ſie den Schrank uns leeren.

Sag' er, wann wird er denn einmal
Nicht mehr auf Weiber jagen? —
Er liebelt jetzt noch überall
In ſeinen alten Tagen.
Die Mädchen weiß er fein zu dreh'n,
Mit ihm muß jede ſich verſteh'n,
Er zwingt ſie, ohn' Erbarmen,
Zu ruh'n in ſeinen Armen.

Wie neckt er nicht auf manche Art
Die Kindeswärterinnen?
Nur er macht, daß ſie gar ſo hart
Ihr Stückchen Brot gewinnen.
Er weiß, daß ihn nicht ſonderlich
Der Dichter liebt, — drum läßt er ſich
Von Weibern Opfer bringen,
„Eya Popaya“ ſingen.

Wer klug iſt, wünſcht ihm, ſo wie ich,
Die Gottheit abzuſprechen,
Denn wahrlich! Götter pflegen ſich
Nicht gleich, wie er, zu rächen;
Und wenn man auch nur eine Nacht
Ihm trotzt, und ihn vertanzt, verlacht,
Rächt er ſich an den Augen,
Die Tags darauf nichts taugen.

Er, und der dicke Weingott ſeid
Mir ſaubere Patronen,
Thut man euch Beiden nur Beſcheid,
Pflegt ihr uns ſchlecht zu lohnen.
Ihr nehmt uns das Bewußtſein ab,
Und würdigt uns zum Vieh herab,
Er folget dem Genuſſe
Des Weines auf dem Fuße.

Stets handelt er inconſequent,
Den Kranken in dem Bette

Flieht er, da doch der Patient
Ihn öfters nöthig hätte;
Und Einem, der bei Nacht, wenn's ſtill
Und ruhig iſt, ſtudieren will,
Drückt er, er grober Neckel!
Feſt zu die Augendeckel.

Thut er das auch zu unſerm Glück,
Daß er mit ſchlauen Künſten
Uns läßt manch ſchönen Augenblick
Verſchlafen und verdünſten?
Wie oft täuſcht er mit Nektarſchaum
Den trocknen Gaumen durch den Traum,
Und läßt wohl gar uns wallen
In Paradieſes Hallen.

Und gleich darauf erfrecht er ſich,
Macht zittern uns und beben,
Und martert uns gar fürchterlich,
Bringt uns wohl gar um's Leben.
Wie mancher fromme, arme Chriſt
Wird oft gehangen und geſpießt,
Wie mancher muß verſinken
Und jämmerlich ertrinken.

Er iſt ein undankbarer Mann;
Will man Tribut ihm zollen,
Und hängt man ihm zu mächtig an,
Wird Aug' und Kopf geſchwollen.

Schlafmützen nennt uns dann der Hohn;
Er lacht dazu, er Haupt-Coujon,
Fängt an, ſich auszudehnen
Und neuerdings zu gähnen.

Sieh! ſieh! der grobe faule Hund —
Lähmt mir — ſchon Aug' — und Hände, —
Zerrt — unwillkürlich mir den Mund —
Und — macht dem Schimpf — ein Ende; —
Der Klügere — gibt — immer — nach,
Dießmal — Pardon, — doch werd' ich — wach,
Will — ich — ihn — ſchon ver — treiben,
Und — aus — den — Augen — reiben.

An den Irrthum.

Du! der wie ein dichter Nebelſchleier
Vor der Wahrheit Sonnentempel liegt,
Daß nicht ihres Flammenblickes Feuer
Froher Hoffnung zarte Blüthen biegt;
Möchteſt du mich ſtets im Schlummer wiegen,
Möchte nimmer ſchwinden dieſe Nacht! —
Ach! wer läßt ſich wohl nicht gern betrügen,
Wenn der Trug allein ihn glücklich macht.

Du biſt unſer treueſter Gefährte
Von der Wiege bis zum Grabesrand,
Schöner ſcheinet uns die ganze Erde,
Wandeln wir auf ihr an deiner Hand;

Immer zeigſt du nach den Roſenhecken,
Die am Wege ſteh'n, dem Waller hin,
Doch, die Dornen, die darunter ſtecken,
Weißt du ſeinen Blicken zu entzieh'n.

Schon das Kind verblendeſt du durch Schimmer.
Seht, kaum tritt es in die Welt hinaus,
Streckt es ſchon die kleinen Händchen immer
Nur nach dem, was glänzt und ſtrahlet, aus,
Lächelt freundlich in der Mutter Schooße,
Während dieſe bange Thränen weint
Ob des kleinen Säuglings künft'gem Loſe,
Den ſchon früh ein Unglücksſtern beſcheint.

Auch den Jüngling haſt du mild beſchenket
Mit der immer regen Phantaſie,
Wie er träumend ſich die Dinge denket,
Bietet ſie die Wirklichkeit ihm nie,
Mit der Liebe, die — ein himmliſch Feuer! —
Leuchtet in des Lebens dunkler Nacht,
Um das Aug' ihm bindet einen Schleier,
Und dieß Jammerthal zum Eden macht.

Und dem Manne gabſt du Steckenpferde,
Dieſem Geldſucht, jenem Gier nach Ruhm;
Jeder tummelt ſich auf dieſer Erde,
Auf dergleichen Pferden friſch herum,
Jagt und jagt darauf nach einem Glücke,
Das, geträumt, ihm ſchon das Leben würzt,

Achtet's nicht, wenn gleich vor ſeinem Blicke
Auch ſein Nebenmann vom Gaule ſtürzt.

Seht den Greis! Es ſtrahlt mit Lilienſchimmer
Die Erfahrung um ſein weißes Haupt,
Und gerade darum irrt er immer,
Weil er nun nicht mehr zu irren glaubt. —
Fragt ihn, wenn er forſchend rückwärts blicket
Auf die durchgewallte Lebensbahn,
Was ihn wohl auf ſelber mehr beglücket,
Ob die Wahrheit, ob ein leerer Wahn?

Hell umglänzt von einer ew'gen Klarheit
Mit unwandelbarem Angeſicht,
Einfach — ſtets dieſelbe — thront die Wahrheit; —
Darum paßt ſie für uns Menſchen nicht. —
Doch — um unſre Gunſt ſich zu erhalten,
Schmeichelt unſern Neigungen der Wahn,
Er nimmt alle möglichen Geſtalten,
Um ſich uns zu nähern, willig an.

Er erquickt den Reichen, wie den Armen,
Jeden ſtets mit gleicher Freundlichkeit,
Über alle Menſchen, voll Erbarmen,
Breitet er ſein mildes Flügelkleid.
Selbſt noch an des Lebens düſtern Schranken
Weicht er nicht von uns; — das Auge bricht —
Und noch gibt er uns durch den Gedanken
Muth im Tode: — »Nein! — noch ſterb' ich nicht!« —

Die Jahreszeiten.

Ob Sommer oder Winter ſei,
Das gilt mir wahrlich einerlei:
Wen wahre Lieb' erfreuet,
Der ſchwitzt, wenn's draußen ſchneiet.

Der Zeiten Wechſel bietet zwar
Mir einzeln manch' Vergnügen dar,
Doch wiſſet, bei Belinden
Kann ich vereint ſie finden.

Im Lenze blühen Roſen nur
Und Lilien auf unſ'rer Flur,
Durch's ganze Jahr doch prangen
Sie auf Belindens Wangen.

Im Sommer bringt der Sonne Schein
Nur wärmend auf den Menſchen ein;
Doch in Belindens Armen
Fühl' ich mich ſtets erwarmen.

Im Herbſte iſt des Landmanns Preis
Die ſüße Frucht für Müh' und Fleiß:
Doch ſüß're winkt zur Stunde
Mir auf Belindens Munde.

Im Winter, Mahlerinn Natur,
Umhüllſt mit weißem Schnee die Flur;

Doch weißer noch iſt jener
Auf Liebchens Bruſt, und ſchöner.

D'rum, wahrlich, mir gilt's einerlei,
Ob Winter oder Sommer ſei:
Wen wahre Lieb' erfreuet,
Der ſchwitzt, wenn's draußen ſchneiet.

Wohlthun.

Wer an den Tod ſtets denkt in ſeinem Leben,
So ſagte Frau *Sabine* oft,
Der wird ſich, Andern *wohl zu thun*, beſtreben. —
Nun geſtern ſtarb ſie unverhofft.
Es ſagt' ihr Mann:
Sie habe *wohl gethan*.

Auf den General M*.

Wenn's wahr iſt, was die Weiſen ſagen:
Daß der den größten Sieg erkämpft,
Der ſeine Leidenſchaften dämpft,
So hat ihn M* davon getragen;
Er brannte vor Begier den Feind zu ſchlagen,
Doch er bekämpfte ſich — griff an — und ließ ſich ſchlagen.

Das erfüllte Gelübde.

Herr Werner ſtirbt — und ſeine Frau Corinne
Weint, heult, zerrauft ihr lockig Haar,
Der herbſte Schmerz zerrüttet ihre Sinne,
Sie wirft ſich über ſeine Bahr'
Und ſchwört den fürchterlichſten Eid:
Daß nimmer ihre Hand ein Mann gewinne,
So lang im nahen Bach ein Tropfen rinne! —
Doch ſchon erſcheint in kurzer Zeit
Ein ſchöner Jüngling in Corinnens Mauern,
Wirft Liebesblicke auf ſie hin;
Corinne ſieht es, — wankt, — hört auf zu trauern,
Sie fühlt, geändert ſei ihr Sinn;
Doch, weil ſie fürchtet, ihren Schwur zu brechen,
Und ſorgt, es könnte Werner's Geiſt ſich rächen,
So eilt ſie nochmal hin zu ſeinem Grab,
Und leitet ſchnell das Bächlein ab.

Auf einen armen Dichter, der ein Lobgedicht auf den Wein ſchrieb.

Nie ſchrieb ein Dichter ſchöner, größer
Das Lob des Weins, als Breit. —
Das macht, die Phantaſie malt beſſer,
Als ſelbſt die Wirklichkeit.

Grund der Reichen.

Herr von A* und ein Bauer.

Herr von A*.
Weich' aus! —

Bauer.
Warum? —

Herr von A*.
Ich bin ja reich! — braucht's mehr?

Bauer.
Sie ſehen doch, ich führe da ſo ſchwer —

Herr von A*.
Weich' aus, ich laſſe dich mit Ruthen ſtreichen!

Bauer.
Nun ja! — das iſt ein Grund zum Weichen! —

Redensart.

Auf Freiers *Füßen* geht Herr *Pelt*.
Der Ausdruck iſt hier gut gewählt;
Denn wär' ein *Kopf* dabei geweſen,
So hätt' er Ahnen nicht erleſen.

Amors Waffen.

(Allegorie.)

Einſt hatte jener loſe Götterknabe,
Der ſtets an Sterblichen ſein Müthchen kühlt,
Mit unſern Herzen unbarmherzig ſpielt,
Und Wunden ſchlägt, die ſchmerzen bis zum Grabe,
Auch auf der Mutter Götterherz gezielt. —
Sie fühlt den Pfeil, und unter lautem Weinen
Beſteigt ſie ſchnell den Taubenwagen,
Um dieſen ungezog'nen Kleinen
Beim Gott der Götter anzuklagen. —
Die Klage war kaum vorgetragen,
Als Zevs, der ſeine Stirn in Furchen zieht, —
Den hohen Götterrath zu ſich beſchied,
Damit ſie über dieſen Frechen
Das Urtheil ohne Gnade ſprächen. — —
Man disputirte her und hin,
Und endlich ward beſchloſſen,
Auf vier und zwanzig Stunden ihn
Aus dem Olymp zu ſtoßen. —

Geſagt, gethan. Es wurd' in aller Eile
Das Urtheil am Verbrecher exequirt;
Sein Köcher nur und ſeine Pfeile
Ihm mitzunehmen placidirt;
Und ſo ſtieß man ihn ohn' Erbarmen
Zum Himmelsthor hinaus, den Armen. —

Da irrt er nun, auf unwegſamen Gründen,
In ſich gekehrt, betrübt und ſtumm,
Und ohne Speiſ' und Trank herum,
Denn nimmer konnt' er ſelbſt ſich überwinden,
Den Menſchen ſich zu nähern nackt und bloß;
Erbarmungswürdig war des Kleinen Los,
Vor Schwachheit konnt' er kaum mehr ſchweben,
Dem Durſt, der Hitze Preis gegeben,
Lag lechzend er auf einem Steine da
Und war der letzten Stunde nah. —
Da kam Herr Plutus jenes Wegs daher,
Geſtützt am Stab', und von dem Ungefähr,
Das blind den Blinden leitete, geführt. —
(Was Wunder, daß er manchmal irre wird.)
Es ſah ihn Amor kaum, ſo ſtählte
Ein neuer Muth ihm alle Glieder.
Er warf ſich vor dem Gott des Reichthums nieder,
Dem er ſein trauriges Geſchick erzählte,
Und flehte ihn um Hülf' und Beiſtand an. —
Beim Herkules! es dringen deine Schmerzen,
Erwiederte Herr Plutus, mir zum Herzen;
Doch iſt mir's leid, ich kann nicht helfen. Wann
Hat Plutus etwas je umſonſt gethan?
D'rum ſprich vorerſt, was gibſt du mir
Zum Pfande, wenn ich borge dir?
»Du ſiehſt ja, daß ich ohne Kleider bin,
»Ich habe nichts, als meine Pfeile hier!« —
Auf dieſe leih' ich zwei Dukaten dir. —
»Grauſamer! nun ſo nimm ſie hin!« —

Mit Thränen, voll der tiefſten Traurigkeit,
Mußt' Amor ſeine Pfeile nun verpfänden.
Es nahm ſie Plutus, und ſeit dieſer Zeit
Sind ſie auch immerfort in ſeinen Händen.

Die wohlthätige Frau.

(Anekdote.)

Es eilt der Verwalter Hanns Puff in die Stadt,
Seiner Gutsfrau Rapport zu erſtatten,
Daß der Reif die Blüthen verſenget hat,
Daß im Schloſſe hauſen die Ratten,
Daß der Wächter die Stunden zu leiſe ruft,
Daß das Dach einfiel von der gräflichen Gruft,
Daß der Weitzen dieß Jahr ſich viel ſchlechter mahlt,
Daß kein Unterthan richtig die Steuer zahlt.
Dann meldet er ſchließlich: Es ſei jetzt ſo heiß,
Daß im Schloßkeller unten ſchon alles Eis,
Das man für die gräfliche Küche beſtimmt,
Zu ſchmelzen anfängt. — Die Gräfin vernimmt
Mit Schmerz, was der Unglücksbote da ſpricht,
Verzieht zur Sanftmuth ihr grimmig Geſicht
Und ſagt: »Fahrt in Gottes Namen nach Haus,
Ich komm' auf das Gut bald ſelber hinaus,
Zu ſehen, wie ſchlecht's mit der Wirthſchaft ſteht;
Indeß, — eh' das Eis ganz zu Grunde geht,
So theilt es doch lieber den Armen aus.«

Des Dichters Klage.

Wenn meiner Gedichte ſtrahlender Geiſt
Des Vorurtheils Nebel nicht bald zerreißt,
So kommen (klagt einſt der Dichterling Rohr)
Ihm meine Kleider noch alle zuvor.

Schutz vor dem ſtürmenden Schickſale.

A.

Um vor des Schickſals Schlägen mich zu ſchirmen,
Die nun mit aller Stärke auf mich ſtürmen,
Hüll' ich mich tief in meine Tugend ein.

B.

Das heißt doch gar zu leicht gekleidet ſeyn!

Wunſch eines Säufers.

Hohlt einſt Freund Hain von dieſer Welt mich ab,
So ſei das Siebeneimerfaß mein Grab,
Das in der Ecke links im Keller ſteht,
Und bis dahin — will's Gott — zu Ende geht.
Drauf will ich nur die Worte haben:
»Er hat ſein Grab ſich ſelbſt gegraben.«

Der Buchenhain.

Ich lief als Knab' im Buchenhain
Vergnügt und guter Dinge,
Und alle Neſter waren mein,
Und alle Schmetterlinge,
Und keine Kirſche hing ſo hoch
Auf noch ſo glatten Zweigen,
Der kleine Wildfang wußte doch
Sie pfeilſchnell zu erſteigen.

Einſt hüpft' ich in den Buchenhain
Und paßt' auf einen Haſen,
Da ſah ich Hannchen ganz allein
Am nahen Bache graſen.
Ich ſchlich dahin und ſchmatzte ihr
Ein Küßchen auf die Wangen; —
Der Haſe lief vorbei an mir,
Doch wollt' ich ihn nicht fangen.

Oft ging ich in den Buchenhain,
Um Hannchen dort zu ſehen,
Und half ihr oft beim Mondenſchein
Das Gras am Bache mähen;
Und Vogelneſt und Schmetterling
Und Kirſchen auf den Zweigen,
Ich achtete ſie nun gering,
Mocht' keine mehr erſteigen.

Und einſt, in jenem Buchenhain,
Sprach ſie mit holden Blicken:
„Ich will dein treues Weibchen ſeyn.“
Ich glühte vor Entzücken,
Und ging zu ihren Eltern gleich,
Sprach: „Gebt mir Eure Hanne!“
Sie ſagten: „Kinder, liebt Ihr euch,
„So nimm ihn hin zum Manne!“ —

Und in demſelben Buchenhain
Da flochten wir die Kränze,
Und in demſelben Buchenhain
Begannen Hochzeittänze;
Doch uns ward's läſtig nach und nach
Im Kreiſe uns zu drehen;
Da gingen wir zum Platz am Bach' —
Doch nicht, um Gras zu mähen.

Schon zweimal grünt der Buchenhain,
Noch lebt' ich, wie ein Kaiſer;
Doch jüngſt fiel's meiner Hanne ein:
„Geh', Männchen! ſammle Reiſer.“
„Ja, Liebe!“ — ſprach ich willig, — nahm
Die Axt, im Hain zu gehen;
Und als ich an das Bächlein kam,
Blieb ich vor Freude ſtehen.

Und blickte froh zu Gott hinauf
Mit ſüß bethränten Blicken,

Und huckte dann den Bündel auf,
Laut ſingend, auf den Rücken.
Kömmſt einmal früher, dachte ich,
Sie hat genug zum Feuer,
Und ſchlich durch's Hinterpförtchen mich
Ganz leiſe bis zur Scheuer.

»Mein Mann iſt jetzt im Buchenhain!«
So ſcholl's mir da entgegen;
Durch einen Spalt guckt' ich hinein,
Sah etwas da ſich regen. —
Wie? — bin ich blind am hellen Tag?
Gott möge ſich erbarmen!
Mein zuckerſüßes Hannchen lag
In meines Knechtes Armen.

»Ihr glaubt', ich ſei im Buchenhain?«
Sprach ich, voll Wuth im Herzen,
»Hanns! ſprenge doch die Thüre ein
Und ende ſtracks ihr Scherzen!
Nimm deine Axt, der Teufel hohl'
Das Weib und ihren Laffen!« —
Da fiel mir's ein, ich hätte wohl
Zur Rach' noch andre Waffen.

Ich ging zurück im Buchenhain,
Bedachte dort die Rache,
Und kam zurück beim Mondenſchein,
Als wüßt' ich nicht die Sache. —

„Wie iſt der Abend heute ſchön!“ —
So ſprach ich, — „liebes Weibchen!
Willſt du nicht noch ſpazieren geh'n?
Komm, komm, mein gold'nes Täubchen.“

Wir gingen in den Buchenhain,
Bis zu dem Platz am Bache,
Da wollte ſie recht zärtlich ſeyn;
Ich änderte die Sprache:
„Ha! falſches Weib! nun kenn' ich dich,
Haſt Treue mir gelogen,
Und in dem Arm des Knechtes mich
Abſcheulich heut betrogen.“

„D'rum werde hier im Buchenhain
Die Strafe dir gemeſſen;
Wo du einſt ſchwurſt, mir treu zu ſeyn,
Das du ſo ſchnell vergeſſen.“ —
An einem Baum band ich ſie feſt,
Umſonſt war Thrän' und Bitte,
Ganz nah' bei einem Wespenneſt,
Und ging in meine Hütte.

Ein Nachbar nahm mein Häuschen bald
Zu ſehr geringem Preiſe,
Und ich verließ den Aufenthalt,
Begab mich auf die Reiſe;
Denn Haus und Bach und Buchenhain,
Die mocht' ich nimmer ſehen. —

O hütet Dirnen Euch zu frei'n,
Die Ihr nur kenn't vom Mähen.

An Collin,

als er zögerte, mir für meinen Almanach Selam für 1815 einen Beitrag zu liefern.

Was hat der arme Gärtner denn verbrochen,
Daß Du nicht mehr in ſeinen Garten trittſt?
Hat Dir ein Dorn darin den Fuß geritzt?
Hat Dich ein Kritiker-Inſekt geſtochen?

War mancher Strauch zu wenig Dir beſchnitzt?
Hat manche Blume Dir nicht gut gerochen?
Hat ſeine Lage Dich nicht angeſprochen?
War er vor Sturm zu wenig Dir beſchützt?

Bedenke, im Entſteh'n iſt nichts vollendet;
Wenn jetzt Dein Blick ſich zu dem Garten wendet,
So findeſt Du die Mängel wohl vermieden;

Vom Waitzen iſt das Unkraut nun geſchieden.
D'rum wolleſt noch ein Pflänzchen mir vertrauen,
Darf Dir nicht vor Schmarotzerpflanzen grauen.

In das Stammbuch eines Schauſpielers.

Führe, mein redlicher Freund, im großen Schauſpiel: das Leben,
Deine Rolle ſo aus, wie du ſie herrlich begannſt.
Niemals kümm're dich dann der Beifall der thörichten Menge,
Iſt dir doch jener gewiß, den das Bewußtſein ertheilt. —

Grabſchrift.

Mein Weib deckt dieſer Grabſtein zu.
Gott ſchenkte ihr — — und mir die Ruh. —

In Deinhardſtein's Stammbuch.

Hinan, zu den Sternen,
Hinan!
Es lockt aus den Fernen
Dich an.

Laſſ' hauſen die Unken
Im Moor;
Mit Schlamme mag prunken
Der Thor.

Nach oben, nach oben
Nur ſchau,
Die Flügel erhoben
In's Blau.

Doch rüſte recht weiſe
Dich aus,
Triffſt auf dieſer Reiſe
Kein Haus.

Schiffſt endlos durch Räume
Nur fort;
Nicht Quellen und Bäume
Sind dort.

Und retteſt Du jetzt Dich
Vom Fall, — —
Verlierſt Du zuletzt Dich
Im All.

Sehnſucht.

Ich kenn' ein Land, es iſt weit dahin,
Doch ſtets bin ich dorten in meinem Sinn;
Zwar redet man nicht meine Sprach' in dem Land,
Doch nimmer verſteh' ich, was dort ich verſtand.
Dieß Land, o ſeh' ich's denn niemals mehr?
O wenn ich nur einmal noch dorten wär'!

Und in dem Lande ein Städtlein iſt,
So klein, daß es kaum hundert Spannen mißt,
Doch ſchließet dieß Städtlein, ſo winzig klein,
Die größten der Freuden wohl in ſich ein.
Dieß Städtlein, o ſeh' ich's denn niemals mehr?
O wenn ich nur einmal noch dorten wär'!

Und in dem Städtlein da iſt ein Haus,
Da geht man viel lieber hinein, als heraus;
Da fänd' ich meine Ruhe gewiß,
Ich weiß ja, daß ich ſie drinnen ließ. —
Dieß Haus, o ſeh' ich's denn niemals mehr?
O wenn ich nur einmal noch dorten wär'!

Und in dem Hauſe da wohnt ein Weib,
Ein wahrer Engel an Seel' und an Leib,
Der Himmel lacht aus dem Augenpaar,
Mein war dieſer Himmel ſo ganz und gar;
Das Schickſal verſtieß mich ſo grauſam d'raus, —
Nie find' ich mehr Weiblein, Land, Städtlein und Haus.

An den Rhein.

Im Jahre 1815.

Empfange meine Grüße,
Du Vater deutſcher Flüſſe,
Willkommen, edler Rhein!

Ich nah' mit heil'gem Schauer
Mich deiner grünen Mauer,
  Sie ſchließt mein Liebſtes ein.

Oft hin und her gezogen
Iſt über deine Wogen
  Der Franken feindlich Heer,
Und viele Brücken lagen,
Vom Feinde dir geſchlagen,
  Auf deinem Herzen ſchwer.

Es waren deine Reben,
Der Räuber Muth zu heben,
  Nur ihnen aufgetiſcht;
Gern hätteſt du den Praſſern
Mit allen deinen Waſſern
  Den edlen Trank gemiſcht.

Doch ruhig bliebſt und ſtille
Du, hoffend daß ſich fülle
  Das Maß der Schändlichkeit,
Und daß ſie bald erwachen
Zur neuen Kraft, die Schwachen,
  Dich zu befrei'n bereit.

Und ſieh', es iſt geſchehen,
Du ſahſt die Söhne gehen
  Zum Kampf, zum Sieg für dich,

Sahſt ſie an jenen Frechen
Verübte Unbild rächen,
Gerecht und fürchterlich.

Die Ströme jener Lande,
Sie trugen ihre Schande
In deinen Mutterſchooß;
Sie kamen dir entgegen,
Gefärbt vom Blutesregen,
Der ſich in ſie ergoß.

So fließe denn nun heiter
In deinem Bette weiter,
Du bleibeſt deutſch hinfort;
Umgeben von den Söhnen,
Von beiden Ufern tönen
Hörſt du das deutſche Wort.

Frage.

Veith iſt ſehr häßlich, — ſchön Albin,
Cyrill iſt dick, und Hans iſt dünn.
Der Franz iſt klein, und Max iſt groß,
Gregor iſt blond, und ſchwarz Ambros:
Hat Gott nun alle dieſe acht
Nach ſeinem Ebenbild gemacht,
So zwingt's die Frage mir heraus:
Wie ſieht der liebe Gott denn aus?

Meine beſcheidenen Wünſche.

Bin oft von einem Dämon beſeſſen,
Der mich Reime zu machen zwingt,
Doch die Beſcheidenheit nicht zu vergeſſen,
Bin ich ſchon froh, wenn es halb mir gelingt,
Strebe auch nicht nach dem erſten Range,
Weiß, daß man leicht ſich die Flügel verbrennt;
Wenn man mich gleich neben Schiller'n nennt,
Das iſt ja Alles, was ich verlange.

Warum doch Mancher — es iſt zum Erbarmen, —
So mit gar nichts zufrieden iſt,
Rechnet ſich immer noch unter die Armen,
Wenn er das Geld auch nach Metzen mißt;
Ich fröhne niemals dem ſchändlichen Hange,
Der ſchon ſo viele Verbrechen gebar,
Hunderttauſend Gulden im Jahr
Das iſt ja Alles, was ich verlange.

Wie doch die Meiſten ſich ängſt'gen und quälen,
Eh' ſie ſchreiten zum Eheſtand,
Wie ſie wägen, und prüfen und wählen,
Eh' ſie verſchenken die köſtliche Hand;
Ich beſinne mich wahrlich nicht lange,
Find' ich ein Mädchen, jung, reich, ſchön und rein,
Die mich recht zärtlich liebt, und allein,
Das iſt ja Alles, was ich verlange.

War niemals ein Freund von prunkvollen Feſten
Wo lange Weile nur präſidirt,
Und wo man ein Heer von ſchmarotzenden Gäſten
Mit indianiſchen Neſtern tractirt;
Mein' kleines nettes Täfelchen prange
Von acht — neun Speiſen, gewählt und gut,
Dazu burgundiſches Traubenblut,
Das iſt ja Alles, was ich verlange.

Vor dem Tod ſträubt ein Narr ſich vergebens,
D'rum ſpiel' ich fröhlich das Erdenſpiel aus,
Jeder Tag unſers irdiſchen Lebens
Iſt ein Schritt zu dem kühligen Haus; —
Mir iſt vor dieſer Reiſe nicht bange,
Gönnt das Geſchick — hinzuwandeln in Ruh,
Gnädig mir hundert Jährchen dazu,
Das iſt ja Alles, was ich verlange.

Die Namen.

Das meiſt die Geſichter der Weiber lügen,
Die Klage ward oft ſchon zu Markte gebracht,
Doch, daß auch die Namen der Schönen betrügen,
Davon hab' ich die Erfahrung gemacht.
Es hieß meine erſt Liebe: Sophie;
Doch weiſe war leider ihr Name allein,
Ein Briefchen von mir las ſie nur mit Mühe,
Und über den Oberon ſchlief ſie ein.

Ein wahrer Dämon war Cöleſtine
Und Blanka hatte ein ſchwarzes Herz,
Nichts wen'ger als gütig war Clementine,
Sie trieb mit meinen Leiden nur Scherz;
Bei Roſen war ſchon die Blüthe gefallen,
Chriſtine hat mich unchriſtlich verlacht,
Conſtanze war die Untreu'ſte von Allen,
Felicitas hatte mein Unglück gemacht.

Von Engeln war Angela weit entfernet,
Aurora's Morgen verſchwand zu geſchwind,
Scholaſtika hatte ſchon ausgelernet,
Cäcilia ſah Alles, und Clara war blind,
Nicht nett genug war das kleine Nettchen,
Juſtina war immer voll Lug und voll Trug,
Und Barbara, dieſes ſonſt liebliche Mädchen,
War nicht gegen Andre barbariſch genug.

Doch endlich gelang's, ich erblickte Reginen,
An Schönheit die Königin, wie an Verſtand;
Da dacht' ich, bei der wird dein Glück dir wohl grünen,
Und reicht' am Altar ihr auf ewig die Hand.
Die weiß ihren Namen mit Recht auch zu führen,
Ich fühl' ihre Herrſchaft und leider mein Joch;
Als Königin weiß ſie im Haus zu regieren,
Und krönte mich neulich zum Könige noch.

Ausſicht auf beſſere Zeiten.

Zu ihren Töchtern ſprechen die Mütter:
Laßt euch mit jungen Fanten nicht ein,
Denn dieſe verſchmitzten Liebesritter,
Sie wollen nur tändeln, ſie wollen nicht frei'n;
Doch eh' dieſe Lehren Eingang gewinnen,
Eh' unſere Mädchen den Nutzen verſteh'n,
Und jungen Herrn aus dem Wege geh'n,
Wird noch viel Waſſer den Fluß hinab rinnen.

Schon lange iſt's eine alte Leier,
Daß über den Wucher man laut ſich beklagt,
Man droht zu verfolgen mit Schwert und mit Feuer
Den Elenden, der ſolch Geſchäfte wagt;
Doch eh' dieſe Leute, die ſo viel gewinnen,
Dukaten opfern der Ehrlichkeit,
Eh' ſie ein rechtlicher Handel erfreut,
Wird noch viel Waſſer den Fluß hinab rinnen.

Ein jeder meint, er kann Bücher machen;
Und wenn er auch kaum noch recht ſchreiben kann,
Sein Papier noch verbraucht zu Klatſchen und Drachen,
So kündigt er ſchon ſeine Werke an.
Eh' ſich ſolche Dummköpfe beſſer beſinnen,
Eh' ſie es erkennen und ſehen es ein,
Das Buch macht nicht Buchdruckerſchwärze allein,
Wird noch viel Waſſer den Fluß hinab rinnen.

Eh' jene goldnen Tage erſcheinen,
Wo man auch des Armen Talent nicht verkennt,
Wo man zwei Liebende doch wird vereinen,
Obſchon die Kluft des Standes ſie trennt;
Wo man dem Mann mit geſunden Sinnen
Mehr als dem berauſchten Phantaſten glaubt,
Und ihm nicht den Muth, ſich zu zeigen, raubt,
Wird noch viel Waſſer den Fluß hinab rinnen.

Kurzum, es ſind gar betrübte Zeiten,
Wo's mit dem Guten nicht vorwärts will,
Wo die Dummen gut leben, hübſch fahren und reiten,
Und der Kluge daneben ſchleicht mäuschenſtill;
Und die gute Zeit wird nicht eher beginnen,
Bis Mancher, welcher jetzt hochgeehrt,
Im Phaeton auf der Brücke fährt,
Wird unter der Brücke den Fluß hinabrinnen.

Der Hund und die Ziege.

(Fabel.)

Ein Schäferhund mit Namen Czar
Beſaß zwar kein gelehrt Geſicht,
Verſtand auch all' die Künſte nicht,
Womit ſich jetzt der Brüder Schar
Der Menſchen Gunſt gewinnt, doch war
Der Hund ein gutes braves Vieh.
Wenn er nicht fraß, entfernt' er nie

Von einer jungen Ziege ſich,
Mit welcher ihn der Hirt erzogen,
Und die auch ihm recht ſehr gewogen. —
Die Dame — (Frau'n ſind wunderlich)
Hatt' öfters ihre liebe Freude,
Auf einem Fels um eine Weide
Herum zu jagen, ſprang hinauf,
Und ſprang herab im ſchnellſten Lauf. —
Einſt ließ ſich auch Herr Czar herbei
Mit ihr dieß tolle Spiel zu wagen,
Doch als ſie jetzt ſo alle zwei
Bald vorwärts und bald rückwärts jagen,
Kömmt er der Ziege nah von vorn,
Und die verſetzt ihm mit dem Horn
Derb einen Stoß auf ſeine Bruſt.
Herr Czar empfand nicht große Luſt
Zu leiden dies, und biß denn auch
Die Miſtriß knurrend in den Bauch;
Zu kräftig war der Gegenſtoß,
Und ſieh, das Blut der Ziege floß.
Sie lief in dieſer Schreckenslage
Zum Hirten nun und führte Klage.
Ihr folgte mit geſenktem Schwanze
Der arme Czar. — Der Hirte dann, —
Nachdem er erſt geprüft das Ganze, —
Sprach alſo jetzt die Ziege an:
„Wie denkſt du nicht mehr der Gefahr,
Da dich der Wolf ſo ſchrecklich biß,

Und wie dich dann der gute Czar
Als Retter ſeinen Klau'n entriß?
Viel ſchmerzlicher war jene Wunde,
Doch ſchwiegſt du — keine Klage ging
Zu jener Zeit aus deinem Munde;
Dieß Übel nun iſt ſo gering,
Und jetzt verklagſt du deinen Czar,
Der ſtets dein Freund, dein Schützer war?«
»Dieß iſt's — warum die Thränen fließen,
Verſetzt die Zieg', indem ſie weint,
Der Wolf war immerdar mein Feind,
Von ihm hab' ich's erwarten müſſen;
Doch wenn der, welchen Freund man heißt,
Auch nur ein einzig Haar uns raubt,
So thut es weher uns, — das glaubt,
Als wenn der Feind uns halb zerreißt.«

Ein Traum.

Wie glücklich war ich geſtern im Traum!
Ich ſaß auf einem hohen Throne,
Hatt' Land und Leute, Zepter und Krone.
Doch ach, erwachet war ich kaum,
So war auch Alles wieder dahin,
Gern ließ ich es fahren mit leichtem Sinn,
Vermißte nur Eins — meine Königin!

Die Liebeslaute.

(Ballade.)

I.

„Ruft mir den blaſſen Sänger herauf,
Er ſoll mir das Zwerchfell erſchüttern,
Ein luſtiges Liedel ſpiel' er mir auf,
Von Feien und Gnomen und Rittern.“

Und Liebemund trat in das Prunkgemach
Inmitten von horchenden Scharen!
„Fang' an!“ rief der Graf, — doch der Sänger ſprach:
„Ich kann Eurem Wunſch nicht willfahren.“

„Herr Graf! ſeht hier meine Laute; — die Hand,
Die theure, der Schönſten der Schönen
Hat mir ſie geziert mit dem Roſenband,
Die Laute darf Liebe nur tönen.“

„Ihr weih' ich jegliche Melodei,
Sing nur von Mathilden und Minne,
Und eher brech' ich die Laute entzwei,
Eh' ich andere Lieder erſinne.“

„Ho ho!“ — grinſt der Graf, „das klingt ja ſehr dreiſt,
— Indem er ihn höhniſch verlachet —
Laß ſehen, mein kecker trotzender Geiſt,
Ob der Kerker nicht zahmer dich machet?“

II.

Was tönt aus jenes Thurmes Mauern,
Wer ſinget noch zu dieſer Stund'?
Es iſt der Liebe banges Trauern,
Es iſt der Sänger Liebemund;
Er thut der Nacht und ihren Schauern
Die Sehnſucht ſeines Herzens kund;
Es klingt ſo ſanft, es klingt ſo ſüß,
Wie Engelſang im Paradies.

Es lauſcht der Graf in ſeiner Stube
Dem Himmelston — das wurmt es ihn:
„Trozt er noch lange mir der Bube?
Beugt nichts des Stolzen feſten Sinn?
Wohlan, ſo ſei die kalte Grube
Des Sängers Lohn, des Lieds Gewinn!“ —
Sprach's — lehnt vor's Fenſter ſich — da klang
Vom Thurm herüber dieſer Sang:

III.

Kling' meine Laute,
Preiſe die Traute,
Die dich geziert mit dem roſigen Band!
Tön' ihr im Schlummer,
Tön' ihr den Kummer,
Den nur für ſie der Geliebte empfand.

Quälen und plagen,
Feſſeln und ſchlagen
Könnt ihr den Sänger, der euch widerſtrebt,
Niemals ihn zwingen
Das zu beſingen,
Was nicht im innerſten Herzen ihm lebt.

Frei in die Lüfte
Steigen die Düfte,
Iſt nicht die Welt ihr geräumiges Haus?
Frei in dem Herzen
Wohnen die Schmerzen,
Frei haucht die Lippe des Sängers ſie aus.

Dich meine traute
Herrliche Laute
Stimmt nicht nach Willen des Mächt'gen Gebot,
Singſt nur die Triebe
Mächtiger Liebe,
Bis du verklingeſt bei Liebemund's Tod.

IV.

Hart an der Veſte ein Felſen ſteht,
Wo immer Sturmwinde ſauſen,
Wo ſich ſchaudernd der Blick von dem Abgrunde dreht,
In welchem die Waſſer brauſen,
Dorthin ward beim erſten Sonnenſtrahl
Der Sänger gebracht, wie der Graf es befahl,
Rund um ihn ſtand ſchweigend der Knappen Zahl.

»Noch einmal — ſo redet der Harte ihn an: —
Laß ich Gnade für Recht dir ergehen,
Ein luſtiges Liedel von dir will ich ha'n,
Wo nicht, ſoll dir Schlimmes geſchehen;
Erfüllſt du nicht gleich den Befehl, den ich gab,
So ſtürzt man dich in die Tiefe hinab,
Die brauſenden Waſſer dort ſind dein Grab!«

Und lächelnd Liebmund den Grafen mißt:
»So leicht wird kein Sänger bezwungen!«
Er ſtimmet die Laut', die Antwort iſt
Das Lied, das im Thurm er geſungen;
Dabei ihm Augen und Wangen glüh'n,
Er ſchaut ſo getroſt in die Wogen dahin,
Als ſäh' er das Bildniß des Liebchens darin.

D'rob entbrennt der Graf in ſchrecklicher Wuth;
Die Brauen zuſammengezogen,
Schreit er wüthend: »So büße den Frevelmuth,
Hinab ihn, hinab in die Wogen!«
Da ergreifet den Sänger die knechtiſche Schar,
Noch flattert im Winde ſein ſchwarzes Talar —
Doch bald wird man nichts mehr vom Sänger gewahr.

Die Saiten reißen, und klagend und ſchwach
Klang Liebmunds getreue Laute
Noch lang' in den Wogen ſo ſehnend nach
Die Melodei zu dem Lied an die Traute. —

Und jetzt noch höret der Wandersmann,
Der manchmal ſteigt dieſen Felſen hinan,
Die Töne der Laut' aus den Wogen an.

Mein Glück.

(Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando.)

Wer kann wohl ganz glücklich mich machen?
Ein Mädel, das liebend mir zugethan,
Der Sehnſucht Qualen mir heilet,
Zur Seite mir geht auf irdiſcher Bahn
Und Freude und Schmerz mit mir theilet,
Das kann hier ganz glücklich mich machen.

Was kann an ihr glücklich mich machen?
Ein lieblich Geſichtchen, ein Auge voll Gluth,
Der Jugend anmuthige Blüthe,
Ein heller Geiſt, ein fröhlicher Muth,
Ein Herz voll Sanftmuth und Güte,
Das kann an ihr glücklich mich machen.

Wo kann ſie denn glücklich mich machen?
Unterm Strohdach, und im prächt'gen Pallaſt,
In der Stub', auf der Flur und im Haine,
Iſt überall mir ein willkommener Gaſt,
Wo ich immer mit ihr mich vereine,
Kann überall glücklich mich machen.

Womit kann ſie glücklich mich machen?
Mit ihrem Aug', wenn es freundlich mir blickt,
Mit ihrem Arm, der mich umſchließet,
Mit ihrer Hand, wenn ſie zärtlich mich drückt,
Mit ihrem Mund, wenn er mich küſſet!
Damit kann ſie glücklich mich machen.

Wie glücklich kann ſie mich machen?
So glücklich, als jemals mein Wunſch es erſann,
Daß nichts mir zur Wonne wird fehlen,
So glücklich, daß ich es nur fühlen kann,
Nicht beſchreiben und nicht erzählen,
So glücklich wird ſie mich machen.

Wann ſoll ſie denn glücklich mich machen?
Jetzt gleich im nämlichen Augenblick,
Eh die Saiten des Lebens verklingen,
Eh verſieget die Kraft, eh ermattet der Blick;
Denn ſpäter würd's mir nicht gelingen
Das Mädchen ganz glücklich zu machen.

Ein Narr macht zehn.

Ein Narr macht zehn! — Sei es darum!
Doch unſere Spaßmacher ſind ſo dumm
Und geben uns ſo wenig zu Lachen,
Daß jetzt zehn Narren kaum Einen machen.

Geſtohlenes Gut.

Frömmig folg' ich allen Lehren,
Die das Evangelium ſpricht,
Leider nur der einz'gen nicht,
Die uns will zu ſtehlen wehren;
Freunde, könnt auf's Wort mir glauben,
Süßer ſind geſtohlne Trauben;
Falſch iſt's, wenn das Sprichwort ſpricht:
Unrecht Gut gedeihe nicht.

Fremde Worte und Gedanken
Hat ſchon Mancher wegſtibitzt,
Als die ſeinen ſie benützt,
Trat damit keck in die Schranken,
Wird davon ſich trefflich nähren,
Kommt dadurch zu Geld und Ehren:
Seht des Diebſtahls ſchönen Lohn!
Unrecht Gut gedeihet ſchon.

Ach und die geſtohlnen Küſſe, —
Jeder weiß das wohl recht gut,
Der dazu beſitzt den Muth —
Schmecken einmal gar zu ſüße;
Wenn man einen hat genommen,
Pflegen zehn von ſelbſt zu kommen;
Kühnheit macht die Mädchen weich,
Unrecht Gut gedeiht ſogleich.

Eines nur müßt ihr bedenken,
Das führt ſicher euch zum Ziel:
Wenn ihr ſtehlt, ſo ſtehlet — viel!
Dann wagt's niemand euch zu kränken.
Wer wird große Diebe fangen?
Nur der kleine wird gehangen;
Stehlt getroſt! — ſchaut um euch her,
Unrecht Gut gedeiht recht ſehr.

Mein Ideal.

Wo find' ich dich
Mein andres Ich,
Das fremd mein Herz gewann?
Halb leb' ich nur,
Wenn deine Spur
Ich nicht entdecken kann.

Wenn Lerchenſang
Im Hain erklang,
Wähnt' ich, es ſei dein Ton; —
Doch Sonne ſtieg,
Und Lerche ſchwieg,
Und du — du flohſt davon!

Das Sternlein blinkt,
Ich mein', es winkt
Dein Bild von oben mir; —

Verliſcht der Stern,
Und wieder fern
Bin ich, mein Bild, von dir.

Die Roſe blüht
Wie du, und glüht,
Urplötzlich pflück' ich ſie;
Sie welkt im Nu;
Doch du, — ach du
Blüh'ſt immer, welkeſt nie.

Wenn Zephyrluft
Mit Blüthenduft
Liebkoſend mich umweht,
Da mein' ich auch,
Es ſei dein Hauch —
Doch Duft und Hauch vergeht.

Und wo ſich's regt,
Wo's Herz mir ſchlägt,
Im Wald, am Waſſerfall,
In Flur und Hain,
Im Kämmerlein,
Ich ſeh' dich überall.

Schau ewiglich,
Und finde dich
Doch nirgend! — ahne ſchier

Du ſeiſt zu rein
Um Menſch zu ſeyn,
Du lebeſt nur in mir.

Wunſch und Entſagung.

Wenn ich die Blümlein ſchau',
Wünſch' ich mir eine Frau;
Selten blüht eins allein,
Muß bei dem andern ſeyn;
Blum' in der Au
Hat eine Frau.

Wenn ich die Vöglein ſchau',
Wünſch' ich mir eine Frau;
Schnäbeln herzinniglich
Auf jedem Bäumchen ſich;
Vöglein im Blau
Hat eine Frau.

Wenn ich die Fiſchlein ſchau',
Wünſch' ich mir eine Frau;
Schwimmen im Silberbach
Eines dem andern nach,
Fiſchelein grau
Hat eine Frau.

Rundum wohin ich ſchau
Überall Mann und Frau,

Theilen ſo Schmerz als Luſt,
Sich ihres Ziels bewußt,
Wird mir wohl flau,
Möcht' eine Frau.

Wenn ich die Frauen ſchau',
Wünſch' ich mir keine Frau;
Tragen nicht Freuden ein,
Könnten ganz anders ſeyn;
Geh' nicht zur Trau,
Mag keine Frau!

Das bezahlte Herz.

Der Freund des Mannes.

Bitter beklagte ſich Knoll, du ſtahlſt ihm das Herz ſeines Weibes.

Der Freund der Frau.

Wie? ich ſtahl's? — gab ich ihm nicht eine Krone dafür?

Ähnlichkeit und Verſchiedenheit.

Verſtand und Genie, beide nenn' ich ein Licht:
Doch iſt ja ein Blitz die Sonne noch nicht.

Muſikaliſcher Traum.

(Zum neuen Jahr 1834.)

Es hat mir die Sylveſternacht
Gar einen ſeltnen Traum gebracht,
Den geb' ich Euch zu leſen;
Um zwölf Uhr klopft's an meiner Thür,
Ich öffnete, es trat zu mir
Ein geiſterart'ges Weſen.

Weil du Muſik, — ſo ſprach es, — liebſt,
Und ſchon ſo viele Jahre ſchriebſt
Zu ihren Ehren fleißig,
So zeig ich dir, was Keiner ſah,
Ich bin, mein Freund, die Muſika
Vom Jahre vier und dreißig.

Ich ſah den Geiſt mir an genau,
Es war kein Mann, war keine Frau,
Vom Kopfe angefangen,
Bis wo der Fuß die Erd' berührt,
War die Geſtalt ringsum geziert
Mit Noten und behangen.

Beethoven, Bach und Händel ſah
Ich prangen an der Stirne da,
Und weiter an dem Kopfe
Da kamen wieder Werke vor
Von Cherubini, Weber, Spohr,
Der Zelter hing am Zopfe. —

Am Hals und Gurgel war ein Band
Worauf ich viele Namen fand
Von italien'ſchen Sängern,
Lablaſch, Donzelli, Paſta doch
Und wenig andre ſah ich noch
Sich bis zur Bruſt verlängern.

Die Ohren nahmen ganz allein
Nur Werke von Roſſini ein;
Den Bauch doch und den Magen
Beſetzten Jene, die aus Noth
Nur komponir'n um's liebe Brot:
Sie hatten viel zu tragen.

Clementi, Hummel im Verein
Die nahmen Arm und Hände ein,
Und an den Fingerſpitzen
Sah Variationen ich
Und ein Konzert mit Glöckchenſtrich
Von Paganini blitzen.

Die Seite links, wo's Herze ſchlägt,
Die Namen Mozart, Hayd'n trägt,
Und rund herum dann wieder
Ich Mehuls Oper Joſeph ſah
Und Weigl's Schweizeropera,
Daneben Schubert's Lieder.

An des Geſpenſtes Hinterplatz
Gewahrt' ich einen großen Schatz

Von Werken: Nikolini,
Vaccai, Donizetti war
Zu ſehen, Mercadante gar,
Carraffa und Paccini.

Der Füße ſchön gebautes Paar
Vom Knie bis zur Sohle war
Mit Walzern überladen,
Den rechten füllte Johann Strauß,
Den linken Joſeph Lanner aus,
Morelly hing am Waden.

Und als ich Alles dies geſehn
Sprach ich zum Geiſte: Wie verſteh'n
Soll ich, was ich gefunden?
Wenn's ſo iſt, bleibt im neuen Jahr
Ja Alles, wie's im alten war.
Er nickt', und war verſchwunden.

An eine Stecknadel,

womit ich ihr das Buſentuch zuheftete.

Beſchütze mir die kleine Loſe! —
Wenn eine unverſchämte Hand
Den Weg zur ſchönſten Blume fand,
So ſei der Dorn an dieſer Roſe.

Das Sacktuch.

(Ballade.)

„Leb' wohl fein Liebchen! ich ziehe zur Stund'
In den Kampf, doch bald kehr' ich dir wieder,
Der Kaiſer münzt's auf den Türkenhund,
Mit ihm zieh'n all' meine Brüder;
Muß fort, denn hielt' mich die Liebe zurück,
So wär' ich nicht würdig der Liebe Glück.
Ades! ich bleibe dein eigen ja
So fern als nah.“

„„Ach höre mich Willibald, Willibald!
Laß' ziehen alleine die Brüder,
Es ſchauert mir durch mein Herze ſo kalt,
Es ahnt mir, du kehreſt nicht wieder;
Der Lorbeer zieht dich zum Streite dahin,
Dafür gibt's der Liebe Immergrün,
Und kehrſt du auch wieder von Feindesblut roth,
Iſt Klara todt.““ —

Und Thrän' auf Thräne ſtrömte herab,
Nicht vermocht' ihr Tuch ſie zu ſaugen,
Und Willibald noch einen Kuß ihr gab,
Ihr nehmend das Tuch von den Augen,
Und bei den Thränen, die fielen darein,
Schwört er, auf ewig ihr treu zu ſeyn;
Verbirgt das Tuch an ſein klopfendes Herz
Und ſcheidet voll Schmerz. —

Und viele der Schlachten kämpfet er mit; —
Doch einſt bei Nacht und bei Nebel,
Da eben im dichteſten Haufen er ſtritt,
Da traf ihn ein Türkenſäbel;
Gerade hin auf das Herz ging der Schlag,
Auf welchem das Sacktuch des Liebchens lag,
Und dieſes haut er mitten entzwei,
Doch das Herz klopfte frei.

„O Klara! Klara! du ſtärkeſt mich,
Und ſchirmſt mich im Schwertergetümmel;
Ich lebe, ich kämpfe, ich ſterbe für dich!“
So rief er gerührt gegen Himmel,
Und nahm das Sacktuch und drückt's an den Mund
Und nimmer von dieſer heiligen Stund'
In Freude, in Noth, in Angſt und in Luſt,
Kam's von ſeiner Bruſt.

Und als er in der Rupertusnacht,
Von einigen Söldnern begleitet,
(Am Tage darauf wollt' der Kaiſer die Schlacht
Anbiethen) zum Forſchzuge reitet,
Da ſtürzen auf einmal aus düſterem Wald
Wohl zwanzig Feind' aus dem Hinterhalt,
Umzingeln, fangen und ſchleppen ihn
Zum Baſſa hin.

Als dieſer den muthigen Helden erblickt,
Der viel ſeiner tapferſten Brüder

Mit gutem Schwert ſchon zur Erde geſchickt,
Fährt Wuth ihm durch all' ſeine Glieder:
„So hab' ich dich endlich, du Chriſtenhund?
Am Spieße ſteckſt du zur nächſten Stund';
Fleh' immer zu deinem Gotte, du Wicht!
Er hilft dir nicht.“

Und ruhig ſtehet der Jüngling und kalt,
Bezwungen und doch nicht bezwungen,
Da fühlt er von einer Engelsgeſtalt
Auf einmal feſt ſich umſchlungen;
„Mein iſt er, Vater!“ — ſo ſchrie das Weib,
„Zu ſeiner Bruſt geht durch meinen Leib
Die Lanze. — Iſt werth dir die Tochter dein,
So ſchone ſein!“

Sie zückt einen Dolch gen die eig'ne Bruſt,
Führt mit triumphirenden Blicken
Den ſtaunenden Jüngling mit ſichtbarer Luſt
Durch die Reih'n, die zur Seite ſich drücken,
Und geleitet in's eigene Zelt ihn jetzt,
Allwo ſie zu ſeinen Füßen ſich ſetzt,
Und ſuchet durch Koſen des Ritters Pein
Bald zu zerſtreu'n.

Nicht weichet von ihm mehr das Engelskind,
Sie pflegt ihn mit ſorgenden Händen,
Und wär' er für menſchliche Reize auch blind,
Zu himmliſchen muß er ſich wenden;

Und wie er gegen ſich ſelber auch ringt,
Und Klara's Bild in's Gedächtniß ſich zwingt,
Die fernen Reize ermatten ſo ganz
Vor Egli's Glanz.

Und Klara vergaß er, und Ruhm und die Welt
An der Seite der ſüßen Blondine; —
Da trat eines Abends der Baſſa in's Zelt
Und ſprach mit gütiger Miene:
„Mein ſüßes Töchterlein liebet dich, Chriſt!
Und wenn du ihr wieder gewogen biſt,
Und willſt die Theure als Weib dir frei'n,
So ſchon' ich dein!“

Und Egli ſteht ſehnenden Blick's, ihre Bruſt
Hebt ſich mit hoffendem Regen,
Im Vorgefühle der nahenden Luſt
Streckt ſie ihm die Arme entgegen;
Und Willibald ſtürzt ſich wüthend hinein,
Als ſchlöſſen ſie all' ſeinen Himmel ein,
Er ſchwört, an's Herz ſie drückend, dabei
Ihr ew'ge Treu.

Und jetzt wird er bleich und bleicher, — er ruft:
„Ich hab' einen Meineid geſchworen,
Herr Jeſus! — die Bruſt — nur Luft, nur Luft!
Ach Klara verzeih! — bin verloren —
Und Egli wirft ſich, kaum ihrer bewußt,
Auf ihn, und lüftet das Wamms auf der Bruſt,

Und Willibald thut einen ſchweren Zug
Stumm deutend auf's Tuch.

Dies Tuch will ihm Egli entreißen; doch läßt
Es nimmer vom Buſen ſich trennen,
Am Herzen wie eingewurzelt hält's feſt
Und unter der Hand fühlt ſie's brennen,
Und horch! eine Stimme von oben erſchallt:
„Zurück von ihm!“ eine Lichtgeſtalt,
Die langſam herabſchwebt, zum Ritter ſich neigt,
Und Alles ſchweigt.

Und ſie nimmt von der Bruſt ihm das ſchmerzende Tuch,
Auf das er die Treue beeidet,
Er thut einen tiefen Athemzug,
Ruft: Klara! — und lächelt — und ſcheidet;
Von oben tönet Sphären-Akkord,
Es ſchweben zwei ſchneeweiße Schatten fort;
Und Egli bleibt allein mit der Qual
Im Thränenthal.

Hochzeit.

Hochzeit iſt höheſte Zeit, ſteht ihr in der Zeit noch hübſch nieder; —
Seid ihr ſchon hoch in der Zeit, dann iſt es Hochzeit nicht mehr.

Meine Sonnen.

(An Doris.)

Ach! zwei Sonnen ſind mir aufgegangen,
Hell mir funkelnd durch des Lebens Nacht;
Bei dem Morgenroth, das ſie auf deine Wangen
Goſſen, bin zum Leben ich erwacht.

Alle Blüthen meines Daſeins reifen
Durch die Wärme, die ſie mir verleih'n,
Und des Kummers düſtre Nebelſtreifen
Schwinden, ſtrahlet mir ihr heller Schein.

Keine Sorge würde mehr mich quälen,
Könnt' ich, wenn ſie freundlich auf mich ſeh'n,
Als ein zweiter Joſua befehlen
Dieſen Sonnen, ewig ſtill zu ſteh'n.

Die Dichterin.

Beliſens Gedichte lobt alle Welt,
Weil die Dichterin kaum zwanzig Jahre zählt.
O laßt ſie für's Erſte nur dreißig tragen,
So werden ſie ſchon etwas minder behagen;
Und tritt Beliſe in's vierzigſte ein,
So werden ſie vollends abſcheulich ſeyn.

Das Mädchen des Widerſpruchs.

Ein Mädel, wie meines, ſaht ihr wohl nie,
Ich will mir's zu malen erlauben:
All was ſich ſtreitet, vereinet ſie. —
Ihr lächelt? — Könnt's immer mir glauben,
Es widerſpricht ſich alles bei ihr,
Und eben darum gefällt ſie mir.

Ihr Aug' iſt groß, und ihr Näschen iſt klein,
Die Zähne weiß, ſchwarz die Haare,
Die dunkelſte Nacht, und der Sonnenſchein
Liegen beide im Äugeleinpaare,
Der Arm und die Wangen ſind kugelrund,
Hingegen geſpitzt iſt der Roſenmund.

Der Nacken iſt breit, und das Händchen iſt ſchmal,
Die Wimper ſind lang, — kurz das Füßchen,
Am Buſen finden ſich Berg und Thal,
Hart iſt er, weich die Lippen zum Küßchen.
Und daß ich Euch auch das Geheimſte geſteh':
Es blühen Roſen bei ihr auf dem Schnee.

Sie ſparet und knickert in ihrem Haus,
Die Ausgaben ſucht ſie zu mindern,
Doch wirft ſie das Geld zum Fenſter hinaus,
Kann fremde Leiden ſie lindern;
Iſt zaghaft, wenn es was Böſes gilt,
Und muthig bei dem, was zum Guten zielt.

Stolz weiſt ſie den kecken Stutzer zurück,
Und liebreich empfängt ſie den Armen,
Da drängt ſich das Waſſer in ihren Blick, —
Das Feuer, wenn wir uns umarmen; —
Sprecht einmal was Ernſtes, da ſagt ſie kein Wort,
Was Luſt'ges, da plappert in Einem ſie fort.

Kurz! Alles widerſtreitet bei ihr
Und doch paßt auch Alles zuſammen;
Sie muß', nicht nehmen laß' ich es mir,
Von feindlichen Kräften ſtammen;
Und doch macht mich ihre Liebe ſo reich,
Denn in der Lieb' iſt ſie immer ſich gleich.

Gutsverweſer.

Ich hab' ihn zum Gutsverweſer gemacht,
Er hat dieſes Titels Bedeutung bedacht,
Und mein ganzes Gut in Verweſung gebracht.

Glücksweg.

Zwei Dinge, die uns oft zum Glücke tragen,
Sind: ſchlechtes Herz und guter Magen.

Marie.

Der Sänger zog durch Wald und Flur,
Sang immer einen Namen nur:
Marie!
Und Wald und Flur und Echo ſprach
Ihm dieſen holden Namen nach:
Marie!

Ein Wand'rer hört's, und nahm das Wort:
„Was rufſt du denn ſo fort und fort:
Marie?“
„Sie iſt es, die mein Mund nur preiſt,
Mein Leben und mein Streben heißt:
Marie!

„Doch ſchau' ich fruchtlos hin und her,
Ach find' ich dich denn niemals mehr,
Marie!
Drum fort, nur fort von Haus zu Haus!
Sähſt du aus einem nur heraus,
Marie!“

Der Wandrer ſprach: „Ein ſtiller Ort,
Iſt unter jenen Linden dort;
Marie
Las ich auf einem Kreuze da.“
„Wie?“ ſchrie der Sänger: „Mir ſo nah
Marie.“

Hinunter eilt' er wild und bang,
Und jede ſeiner Saiten klang:
Marie!
Er ſieht das Kreuz, der Mann ſprach wahr,
Stürzt hin, ſein letzter Seufzer war:
Marie!

Das kranke Landmädchen.

„Mutter! ich bin bei'm Doktor geweſen,
Das iſt ein wunderlieblicher Mann,
Hat ſo ein gutes und freundliches Weſen,
Der hilft mir ſicher, wenn Einer es kann,
Bin faſt zwei Stunden bei ihm dort geblieben,
Er hat ganz haarklein mich ausgefragt,
Ich hab' vertrauend ihm alles beſchrieben,
Und hab' ihm all' meine Schmerzen geklagt.

„Daß ich umſonſt auf dem Lager mich wälze,
Und mich der Schlaf doch beſtändig flieht,
Daß ich vor Angſt und vor Hitze faſt ſchmelze,
Wenn auch kein Fünkchen im Ofen glüht:
Und wenn ich auch ſchlafe, dann ſtellen die bangen,
Die fürchterlichen Träume ſich ein,
Da iſt mir's, als wollte der Michel mich fangen
Ich laufe — er haſcht mich — da muß ich dann ſchrei'n.

„Ich ſagte ihm: daß ich Beklemmungen habe,
Da links auf der Seite, ich athme nie frei,
Daß mir's iſt, als ob Jemand im Herzen mir grabe,
Daß mir lieber der Mond als die Sonne ſei; —
Daß, wenn wir ſo mähen, ich und der Michel,
Ich ganz verwirrt ſei, und ſchrecklich zerſtreut,
So daß ich im Irrthum mit meiner Sichel,
Anſtatt in das Gras, in die Finger mich ſchneid'. —

„Ich ſagt' ihm, daß jüngſt ich ſtatt dem Gemüſe
Vom Garten Roſen nach Hauſe mit nahm,
Daß ich neulich am Hochzeitstage der Liſe
Auf einmal ein heftiges Zittern bekam;
Daß ſich meine Augen völlig verglaſen,
Wenn ich in der Kirch' aus dem Buche beth',
Denn hör' auf dem Chor ich den Michel blaſen,
Mein' ich, daß der Himmel mir offen ſteht.

„Und als ich dem Doktor nun Alles geſtanden,
Und er mit lächelnden Blicken mich maß,
Da nahm er ein Fleckchen Papier dann zu Handen,
Schrieb darauf und ſprach: „Gib der Mutter das!“
Ich bin auf dem Wege dann ſtehen geblieben,
Und hab's geleſen, ein ſeltſames Ding!
Seht Mutter! er hat mir den Michel verſchrieben,
Den Pfarrer und einen goldenen Ring.“

Mein Ruf.

Man thut einmal der argen Welt
Nichts recht,
Und was man noch ſo klug beſtellt,
Heißt ſchlecht;
Sei auch ſo weiß, als wie ein Schwan,
Sie finden dennoch Flecken d'ran.

Ein armer Mann lag auf der Brück'
Im Schnee,
Ich geb' ihm ein Zwei-Guldenſtück
Und geh';
Da ſchrie erbärmlich Jung und Alt:
»Seht, wie der Hans mit Wohlthun prahlt.«

Fand Morgens einſt vor meiner Thür
Ein Kind,
Ich hob es auf, und nahm's zu mir
Geſchwind,
Und that an ihm, was Mitleid thut; —
Nun hält man's für mein eig'nes Blut.

Beſucht' ſonſt alle Aſſemble'n
Recht gern,
Jetzt bin ich nirgend mehr zu ſeh'n,
Bleib' fern:
Dort nannte man Schmarotzer mich,
Jetzt heißt's: der Menſch verſauert ſich.

Macht' allen Mädchen viele Jahr'
        Die Cour,
Fand richtig, wo was Schönes war,
        Die Spur;
Da achteten ſie mich gering
Und hießen mich 'nen Schmetterling.

Dann blieb ich Einer Monden lang
        Ganz treu,
Es war mir wirklich angſt und bang
        Dabei,
Da lachte man, — 's iſt ſehr betrübt,
Und ſchrie: der Menſch iſt dumm verliebt!

Jetzt ſeh' ich gar kein Mägdelein
        Mehr an,
Ich laß die Liebe Liebe ſeyn,
        Wohlan!
Nun lacht man neuerdings und ſpricht:
Der Eisklotz kennt das Leben nicht.

Schrieb einſt ein großes Trauerſpiel
        Beherzt,
Da weinten ſie entſetzlich viel,
        Das ſchmerzt!
D'rauf ſchrieb ich eine Komödie,
Die ſei zu luſtig meinen ſie.

Ging einſt im groben Tuch daher,
Man ſchalt,
Jetzt kleid' ich mich nach neueſter
Geſtalt:
Dort hieß mich Knicker männiglich,
Jetzt nennt man Stadtkupido mich.

Kurz Alles, was ich red' und thu',
Heißt ſchlecht,
Man läßt mich nimmermehr in Ruh':
Schon recht! —
Wenn Jeder Alles ſchlecht beſtellt,
Wo bleibt hernach die beſte Welt?

Und muß ich einſt in's letzte Loch
Hinab,
Man brummt mir nach auch ſicher noch
In's Grab;
Man fordert alle Kaſten voll,
Und rechnet, was ich haben ſoll.

Als ich ſie ſchlafend fand.

(Sonnett.)

O hätteſt du doch immer ſie verſchloſſen,
Die beiden Flammen, die mein Herz verbrannt,
O hätt' ich nie den Himmelsglanz gekannt,
Den ſie ſo ſchnell auf mich, und in mich goſſen.

In mein Verderben wär' ich nie gerannt,
Des Buben Pfeil hätt' nimmer mich durchſchoſſen,
Und meine Thränen wären nie gefloſſen,
Hätt' mich dein Aug' nicht an dein Aug' gebannt.

Doch weil ſie ſich geöffnet, dieſe Sterne,
Und ich hineinzuſchau'n tollkühn gewagt,
So wollte mich dafür der Himmel ſtrafen.
Ich ſah, damit dadurch ich fühlen lerne —
O hätteſt Theure immer du geſchlafen,
So wär' auch ich zu Qualen nie erwacht.

Mein erbarmungswürdiges Leben.

Ich hab' viel Qual und viel Beſchwerde
Und Unglück find' ich überall,
Nichts geht nach Wunſch mir auf der Erde,
Und ſtets bin ich des Schickſals Ball,
Will Euch mein ſchrecklich Los erzählen,
Und wie mich's äffet für und für,
Bedauert mich, mitleid'ge Seelen,
Und ſchenket eine Thräne mir!

Schon mit dem Tag beginnen Sorgen,
Denn herrſcht ringsum auch tiefe Ruh',
So wie es neun Uhr ſchlägt am Morgen,
So ſchließ ich auch kein Aug' mehr zu;

Da kann ich dann die Stunden zählen
Und läg' ich auch noch drei und vier;
Bedauert mich, mitleid'ge Seelen,
Und ſchenket eine Thräne mir!

Bin ich gebeten wo zu Tiſche
Und habe Suppe, Rindfleiſch auch
Und Zugemüſ' und etwas Fiſche
Gegeſſen, voll iſt dann mein Bauch,
Und mag ich noch ſo ſehr mich quälen,
Nichts bring' ich mehr hinunter ſchier,
Bedauert mich, mitleid'ge Seelen,
Und ſchenket eine Thräne mir!

Und eſſ' ich Eier, Auſtern, Schnecken,
Und Erbſen, Linſen, Bohnen, Aal,
Die eben mir vor Allem ſchmecken,
Macht mir mein ſchwacher Magen Qual,
Die Früchte all' darf ich nicht wählen,
Und auch nicht ſolch unſchuldig Thier,
Bedauert mich, mitleid'ge Seelen,
Und ſchenket eine Thräne mir!

So auch bei'm Trunk: — Von einer Sorte
Geht eine Maß in mich hinein,
Doch find' ich wo an einem Orte
Sechs, ſieben Sorten fremden Wein,
So gern ich keinen ließe fehlen,
Muß manchen doch verſagen mir,

Bedauert mich, mitleid'ge Seelen,
Und ſchenket eine Thräne mir!

Auch mit der Dichtkunſt will's nicht gehen,
Gefiel von mir gleich manches Lied,
Und hat mein Nam' — ich darf's geſtehen,
Auch eben keinen Mißkredit,
So werd' ich doch trotz allem Quälen
Kein Göthe, Schiller, Shakeſpear,
Bedauert mich, mitleid'ge Seelen,
Und ſchenket eine Thräne mir!

Und auch Gott Amor macht mir trübe
Das Leben bis zum letzten Hauch,
Kenn' eine Blonde, die ich liebe,
Und eine Braune lieb' ich auch,
Nicht Beide kann zur Eh' ich wählen,
Ein ſolches Glück mißgönnt man hier,
Bedauert mich, mitleid'ge Seelen,
Und ſchenket eine Thräne mir!

Ich hab' kein Haus, das mich ernähret,
Und auch kein Landgut zum Genuß.
Und was am meiſten mich beſchweret,
Nicht zweifl' ich, daß ich ſterben muß,
Ihr werdet ſeh'n, es wird nicht fehlen,
Daß ich das Leben auch verlier',
Bedauert mich, mitleid'ge Seelen,
Und ſchenket eine Thräne mir!

Gedichte in Steiermark geſchrieben.

I.

Mein Gruß an die Steiermark.

Im Jahre 1816.

Sei mir gegrüßt, du Gottes ſchönſter Park,
Deß Erd' er liebend hat empor gezogen!
Ich ſehe wieder deiner Berge Wogen,
Sei mir gegrüßt, du hehre Steiermark!

Wer deinen Athem einmal eingeſogen,
So rein und kräftig, ſo geſund und ſtark,
Dem iſt, als wär' er aus des Lebens Quark
Zum heil'gen Ätherraum empor geflogen.

In meiner Heimat unermeß'ner Fläche
Ermattet ſich mein Blick, kann nichts erſpähen,
Was mir zum ſehnſuchtsvollen Herzen ſpräche.

In deinen Bergen werd' ich bald es ſehen,
Befiehl, daß ſie nun hinter mir ſich ſchließen,
Hier will ich bleiben, leben und genießen.

II.

Umgebungen von Gratz.

In vier Sonetten.

1.

Maria Troſt.

Siehſt du zwei Thürm' aus jenen Bergen ragen,
Umgeben von der Wälder dunklem Grün?
Die Mauern heben ſich zum Himmel kühn,
Die ſeiner Herrin Gnadenbildniß tragen.

Wenn alle Lebensfreuden dir verblüh'n,
Wenn Gram und Kummer dir am Herzen nagen,
Wenn dich des Schickſals Flammengeißeln ſchlagen,
Und kalter Spott belohnt dein irdiſch' Müh'n.

Dann walle hin zu jenen beiden Thürmen,
Den Blick laß gleiten von des Berges Gipfel
In's Thal, das Abendſtrahlen ſanft erhellen:

Dort murmeln Troſt dir zu die nahen Quellen,
Dort ſäuſelt Troſt dir durch der Bäume Wipfel,
Dort wird dich Einſamkeit vor Tröſtern ſchirmen.

2.

Der Schloſsberg.

Da liegt er unter mir der Häuſer-Haufen,
Wo ſie ſich zanken um der Spanne Raum,

Und ihres eitlen Glückes kurzen Traum
Ertrotzen, betteln, kaufen und verkaufen.

Hier iſt mir wohl, gelüſtet mich's doch kaum,
Mit jenem gier'gen nimmerſatten Haufen
In Zukunft mehr um's Bißchen Brot zu raufen
Und um der Ehre leicht verflog'nen Schaum.

Hier oben weilt mein Blick auf den Ruinen,
Die ihre Schlechteſten einſt in ſich ſchloſſen, *)
Die ſie aus ihrer Mitte ausgeſtoßen.

So iſt doch Alles Widerſpruch an ihnen!
Und öffentlich noch wollen ſie es zeigen,
Man könne nur durch Laſter höher ſteigen.

3.

Maria Grün.

Du traulich Plätzchen, das Natur geboren,
Die höchſten Freuden heimlich zu begehen,
Des Schöpfers *Größe* magſt du Menſch hier ſehen,
Im *kleinſten* Raum, den er dazu erkoren.

Ein Kirchlein ſiehſt du unter Bäumen ſtehen,
Das Frömmigkeit gebaut — jetzt nennt man Thoren,
Die Frommen — dieſe Tugend ging verloren,
Doch fühlſt du annoch hier ihr göttlich Wehen.

---

*) In der Feſtung des Schloßberges ſaßen einſt Verbrecher.

Weit thut das Herz ſich auf, und alle Freuden,
Sie ziehen ſcharenweis in deine Bruſt,
Du biſt dir nur des Guten hier bewußt.

Es wird dir blauer hier der Himmel lächeln,
Entzücken wird die Wang' dir röther fächeln,
Und grüner wird die Hoffnung dir ſich kleiden.

4.

Göſting und der Jungfernſprung.

Theure Überreſte guter Zeiten,
Wo der Menſch, mit ſeinem Gott vertraut,
Näher ſich dem Himmel angebaut,
Laßt mit heil'gem Schauer euch durchſchreiten!

Mög' ein Jeder, der von fern' euch ſchaut,
Eine gute Lehre ſich erbeuten,
Die ihm alle Zungen hier bedeuten,
Die aus alter Zeit herüber graut:

Hüpft ihr doch wie Gemſen durch das Leben,
Hüpft nach Ruhm, nach Gut, nach Brot und Reben,
Springet, wie der Mächtige euch pfeift.

Hält's denn gar ſo ſchwer, bis ihr begreift:
Jeder Tag wird neue Ehr' euch bringen,
Lernt ihr erſt der Schande zu entſpringen.

III.

Wo iſt's am ſchönſten?

Es liegt ein Städtlein am Ufer der Muhr,
Da möcht' ich ein Häuschen mir bauen,
Um Gottes reiner und ſchöner Natur
So recht in's Antlitz zu ſchauen.

Die Blume duftet lieblicher hier,
Es kleidet ſich grüner die Wieſe,
Und überall murmelt vertraut neben mir
Ein Bach über glänzende Kieſe.

Rundum, wohin ſich das Auge kehrt,
Umgeben es Berge und Auen,
So hat es Gott ſelbſt fremden Gaffern verwehrt
In dieß Paradies ihm zu ſchauen.

Was reiſeſt du Maler in's ferne Land,
Urbilder der Kunſt dir zu finden?
Hier weile, hier muß ſich des Genius Brand
In deinem Innern entzünden.

Frag' nicht um den Weg, den du wandeln mußt,
Geh rechts, geh links, geh gerade,
Du findeſt im Thal deiner Augen Luſt
Und auf dem felſigen Pfade.

Hieher hat der zärtlichſte Segensarm
 Der Mutter Natur ſich gewendet,
Und dir, mein Gratz! hat noch einmal ſo warm
 Sie ihre Farben geſpendet. — —

So ſchwärmt' ich, mein Auge flammte vor Luſt
 Im Kreiſe der Freunde und Brüder;
Doch waren dieſe ſich Beſſern bewußt,
 Und ſtritten mir ſchnurſtracks zuwider.

Der Eine lobte ſein ſchönes Berlin,
 Der Andre des Ungarlands Gaben,
Der Dritte ſein Mannheim, der Vierte ſein Wien,
 Der Fünfte ſein Dörfchen in Schwaben.

Doch endlich wurden wir wieder vereint,
 Wir geſtanden uns, was uns berücket:
Daß jener Fleck Erde der ſchönſte uns ſcheint,
 Wo uns die Liebe beglücket.

Eheliger Schmerz.

A.

Wie kannſt du den Tod deiner Frau ſo bedauern?

B.

Ich muß ja wegen der Freundſchaft trauern.

Die neue Artemiſia.

Bloz, fühlend, daß er nimmermehr geſunde,
Gab in der letzten Stunde
Noch ſeinem Weibe einen Kuß,
Und ſagte: „Wenn ich ſterben muß,
So bitt' ich dich, ſo viel ich bitten kann,
Nimm nur den Nachbar nicht zum Mann!“
Die Frau verſetzte weinend dann:
„Den nehm' ich nicht, ſei ruhig hier und dort,
Es hat ein And'rer ſchon mein Wort.“

An einen Freund.

Du ſagſt, dir ſei kein Glück beſchieden:
Warum blickſt du ſtets über dich?
Sieh Freund, ich bin recht ſehr zufrieden;
Denn immer ſchau' ich unter mich.

Verbrechen und Strafe.

Nicht immer trifft in dieſer Welt
Die Strafe Jenen, der gefehlt;
Es thut mir leid geſteh'n zu müſſen:
Bei uns hält man's nicht ſo genau;
Seht nur um euch, wie oft fehlt nicht die Frau?
Und ach, der arme Mann muß büßen!

Ihr ſchwarzes Kleid.

Tag iſt rings von Finſterniß umfangen,
Schwarz umhüllt der weißen Glieder Pracht;
Doch zwei Sterne ſtrahlen durch die Nacht,
Und das Morgenroth glüht auf den Wangen.

Sel'ger Bergmann! in dem finſtern Schacht
Winket dir das Gold in rothem Prangen,
Dort iſt alles Glück dir aufgegangen,
Und das Dunkel hat dich ſeh'n gemacht.

Ach mit Trauer iſt ihr Reiz umhüllt,
Weil mit Lieb' er jedes Herz erfüllt,
Und nur Eines kann mit Liebe zahlen.

Wäre Dunkel nicht, wo wäre Licht?
Wenn die Sonne das Gewölk durchbricht,
Scheint ſie ja noch gold'ner uns zu ſtrahlen.

Kritik.

Die Kritik nenn' ich die Feile für den Geiſt,
Gleich dieſer glättet ſie auch Jenes, was ſie beißt.

Trinklied.

Eine Stimme.

Ich ging auf grünem Anger
Mit manchem Plänchen ſchwanger,
Doch wie ich's ſchlichte ſchnell und fein,
Das fiel mir oftmals gar nicht ein; —
Da nahm ich mein liebes Fläſchchen zur Hand,
Und trank und trank,
Dem Wein ſei Dank!
Mit jedem Tropfen kam neuer Verſtand.

Chor.

Dem Rebentrank
Sei Preis und Dank:
Ein Geiſt hilft dem *Andern* — er gibt uns Verſtand.

Eine Stimme.

Hatt' oft nichts auf dem Teller,
Und kaum noch wen'ge Heller;
Doch reichten ſie für Wein nur hin,
So trotzt' ich jedem Mangel kühn,
Ich kauft ihn und nahm dann mein Fläſchchen zur Hand,
Und trank und trank,
Dem Wein ſei Dank,
Ich fragte: Herr König, wie theuer ſein Land?

Chor.

Dem Rebentrank
Sei Preis und Dank!
Er hilft uns zu Gelde, zu Leuten und Land.

Eine Stimme.

War immerdar ein ſchwacher,
Verzagter Liedermacher,
Dem's beſſer in dem Herzen ſteht,
Als es aus ſeiner Feder geht;
Doch nehm' ich mein liebes Fläſchchen zur Hand,
Dem Rebentrank
Sei Preis und Dank!
Da bring' ich der Reime die Menge zu Stand.

Chor.

Dem geiſt'gen Trank
Sei Preis und Dank!
Der Sänger gedeiht nur im Rebenland.

Eine Stimme.

Wenn mir trotz meines Strebens,
Im Laufe meines Lebens,
So manches heißerſehnte Ding
Nicht recht nach meinem Wunſche ging,

Da nahm ich mein liebes Fläſchchen zur Hand,
Und trank, und trank,
Dem Wein ſei Dank!
Und aller Kummer und Ärger entſchwand.

Chor.

Dem Rebentrank,
Sei Preis und Dank!
Dem Kummer läßt er nicht Oberhand.

Eine Stimme.

Wenn mich ein Freund belogen,
Ein Liebchen mich betrogen,
Und ich ſchon recht blitzhageltoll,
Schnell griff nach meinem Terzeroll:
Da nahm ich mein liebes Fläſchchen zur Hand,
Und trank, und trank,
Dem Wein ſei Dank!
Ich baute mir neue Palläſte auf Sand.

Chor.

Dem Rebentrank
Sei Preis und Dank!
Er baut uns die ſchönſten Palläſte auf Sand.

Eine Stimme.

Wird einſt mein Auge trüber,
Und muß ich dann hinüber

In jene unbekannte Welt,
Wo ſelbſt der Wein vielleicht uns fehlt,
So nehm' ich mein liebes Fläſchchen zur Hand,
Und Preis und Dank,
Dem Rebentrank;
Er gibt mir noch Muth an des Grabes Rand.

Chor.

Dem Rebentrank
Sei Preis und Dank!
Er gibt uns noch Muth an des Grabes Rand.

Ähnlichkeiten.

Wenn es mich dränget zu ſchreiben,
Folg' ich dem himmliſchen Brand,
Will meinen Gott nicht vertreiben,
Nehme die Feder zur Hand,
Frag' um die Kritiker nicht,
Die vom Parnaß uns verſcheuchen,
Mache ein kleines *Gedicht*,
Oder — ſo etwas dergleichen.

Wer iſt gaſtfreier und ſchneller? —
Läd't ſich ein Freund bei mir ein,
Öffn' ich ihm Küche und Keller,
Was ich beſitze, iſt ſein. —

Da ſoll kein Opfer mich reu'n;
  Laſſe Faſanen ihm reichen,
Schenke Champagner ihm ein,
  Oder — ſo etwas dergleichen.

Zwar lieb' ich ſehr Karolinen,
  Doch mit dem eh'ligen Band
Kann ich ihr leider nicht dienen,
  Förmlichkeit iſt nur ein Tand,
Theile mit ihr Wohl und Weh,
  Ohne die Hand uns zu reichen,
Schließen wir doch eine Eh', —
  Oder — ſo etwas dergleichen.

Jüngſt war ich etwas verlegen,
  Spürte ein bischen die Noth,
Da kam ein Freund mir entgegen,
  Der ſeine Kaſſe mir both,
Durfte — wie gut er's doch meint! —
  Nur Tauſend für Hundert ihm reichen,
Das nenn' ich doch einen Freund, —
  Oder — ſo etwas dergleichen.

Gleich nachher wandte ſich's Wetter,
  Der Himmel nahm von der Welt
Einen entfernten Herrn Vetter,
  Gab mir ſein Gut und ſein Geld;
Als ich das Trauerkleid nahm
  Nach unſers Landes Gebräuchen,

Fühlt' ich Betrübniß und Gram, —
  Oder — ſo etwas dergleichen.

Nun geh' ich froh durch's Getümmel
  Und ohne Sorge zum Grab,
Hab' was ich brauch' — Dank dem Himmel!
  Brauch' aber auch, was ich hab'.
Schleicht ſo ein Fuchs auf mich zu,
  Sucht mir mein Glück zu verſcheuchen,
Schnurr' ich ihn an: Gib mir Ruh!
  Oder — ſo etwas dergleichen.

Der Himmel.

Als Hildebert tief in die Laſter verſank,
Da ward er vor Schwelgen und Schwärmen krank,
Und als er ſo da auf dem Todtenbett' lag,
Und fühlt', was ein wüſtes Leben vermag,
Und wie er in düſterer Phantaſei
Schon hörte der Teufel ängſtlich Geſchrei,
Und ſah, wie mit glühenden Tigerkrallen
Sie über die arme Seele herfallen;
Da ſchwitzt' er erbärmlich und ward ihm bang,
Er verfluchte der Sinne gewaltigen Drang,
Die Füße, die ihn zu den Dirnen trugen,
Die Hände, die manche Wunde ſchon ſchlugen,
Den Mund, der das Gute zu läſtern verſucht,
Und ich weiß nicht, was er noch Alles verflucht,

Und that ein Gelübd', wenn der liebe Gott
Ihn befreien wollt' aus der ſchrecklichen Noth,
Und wollt' ihn wieder geſund werden laſſen,
So woll' er die Sünde auf ewig haſſen,
Der Hölle und ihren Verführungen fluchen
Und von dieſer Stund' an den Himmel ſuchen. —
Und ſieh da, ſein Blut nahm den alten Lauf,
In drei Tagen ſtand er zum erſten Mal auf,
Und in weniger noch als vierzehn Tagen
Erlaubt' ihm der Arzt einen Ausgang zu wagen. —
Sein erſter Weg ging zur Kirche hin,
Fromm lag er auf ſeinen Knieen darin,
Und wiederhohlt' mit gutem Bedacht
Den Schwur, den er jüngſt auf dem Lager gemacht:
Der Hölle und ihrem Gefolge zu fluchen,
Und von dieſer Stund' an den Himmel zu ſuchen.
Er ſucht' ihn auch wirklich verſprochener Maßen
In allen Häuſern, in allen Gaſſen,
Im Wollen und Streben, im Denken und Treiben,
Wir wollen euch ſeinen Wandel beſchreiben: —
Er erkundigte ſich um die Kranken und Armen
Und pflegt' ſie im eigenen Haus voll Erbarmen;
Doch wie ſich die Kranken dann wieder erholen,
Wird Hildebert von den Geneſ'nen beſtohlen,
Von Armen, die er wohlhabend gemacht,
Wird er nur verläumdet und ausgelacht,
So kauft' er ſich Kränkung mit ſchwerem Geld,
Und der Weg zum Himmel war leider verfehlt. —

Ging täglich zur Kirche der Hildebert,
Da ging es in ſeiner Wirhſchaft verkehrt,
Und hätt' er's noch länger ſo fort getrieben,
So wär' ihm bald nichts mehr zu leben geblieben. —
Betrübt und muthlos, daß, frei von Sünden,
Es doch nicht gelänge den Himmel zu finden,
Ging einſt er vor's Thor in die freie Natur,
Da begegnet ein Mägdlein ihm auf der Flur,
Sie hüpfte ſingend in fröhlicher Ruh'
Einem kleinen niederen Hüttchen zu:
„Wer biſt du lieb Mägdlein?“ ſo ſprach er ſie an:
„Bin eine fröhliche Dirn', die nie Böſes gethan,
Die ihre Hühner und Tauben füttert,
Und keinem Geſchöpfe das Leben verbittert,
Die am Abend zu Bette geht ohne Sorgen,
Und mit fröhlichem Sinn wieder aufſteht am Morgen,
Weiß nicht,“ fuhr ſie fort, „wie es jenſeits wird werden,
Denn ich habe den Himmel ja hier ſchon auf Erden!“ —
„He Dirnlein!“ verſetzte Hildebert d'rauf,
„Den Himmel? — ihn ſuch' ich ſchon lange auf
Und kann doch den Weg dazu nicht ergründen:
Ich bitte dich Mädel, lehr' du mich ihn finden!“ —
Und von dieſer Stund' ging er täglich zur Liſe
Hinaus vor's Thor, pflückt mit ihr auf der Wieſe
Viel Blümchen, die gut für die Hühner taugen,
Und ſchaut' ihr froh in die Vergißmeinnicht-Augen.
Er lief mit ihr in den Wald dann um Reiſer
Und dünkte ſich glücklicher als ein Kaiſer.

Er nahm das Mädel zum Weibe d'rauf,
Und als er nun war mit der Unſchuld verbunden,
Da ſucht' er nicht fürder den Himmel auf
Und hatt' ihn doch wirklich auf einmal gefunden.

Als ſie ſprach: Sie dulde keinen Zwang.

Was ich ahnen kann in deinen Blicken,
Jeden Wunſch, den deine Seele hegt,
Laur' ich emſig ab, und ach! es ſchlägt
Hoch mein Herz, wird mir Erfüllung glücken;

Doch von dir wird klüglich abgewägt,
Darf ich ihm wohl auch Gewährung nicken?
Wird nicht einſt die Feſſel ſchwer mich drücken?
Die ich jetzt ſo leicht mir aufgelegt?

Das iſt ja der Liebe ſchönſter Lohn:
Wünſche dem Geliebten abzuhorchen,
Und, noch eh' er wünſchet, zu gehorchen; —
Wer da klügelt, iſt ſchon abgekühlt,
Beim Gefang'nen, der die Ketten fühlt,
Regt ſich auch der Wunſch nach Freiheit ſchon.

Laß mich ſchlafen.

Was weckſt du mich zum Trauertage?
Die Nacht nur iſt mein treuer Freund,
Sie hat geſtillt der Sehnſucht Klage,
Mit der Geliebten mich vereint:
Wir ſaßen unter Lindenbäumen,
Und koſ'ten, trotzend dem Geſchick;
Gönn' mir den Schlummer, laß mich träumen,
Du ſiehſt, im Schlafe blüht mein Glück,
O Freund! weck' mich nicht,
Ich ſcheue Tag und Licht.

Es brannte Gluth auf ihren Wangen,
Und doch lag Schnee auf ihrer Bruſt,
Sie ſtürzte jäh mit ſcheuem Bangen
Mir in den Arm, ſich kaum bewußt;
Ich ſah den Becher vor mir ſchäumen,
Entgenſprudelnd mir mein Glück,
Da weckſt du mich: — o laß mich träumen;
Gib mir des Schlummers Luſt zurück.
O Freund! weck' mich nicht,
Ich ſcheue Tag und Licht!

Jetzt hatte Hymen uns verbunden,
Die Fackel löſcht' er, und entwich,
Die Erde war für uns entſchwunden,
Es öffnete der Himmel ſich:

Da ſcholl ein Ruf aus ird'ſchen Räumen,
Ruft mich zur Nüchternheit zurück,
Gönn' mir den Schlaf und laß mich träumen,
Du ſiehſt, im Schlafe blüht mein Glück.
Freund! weck' mich nicht,
Ich ſcheue Tag und Licht.

Der unſchuldige Zweifel.

Was will er ſagen?
Sein Auge glüht,
Wenn er mich ſieht,
Laut hör' ſein Herzchen ich ſchlagen,
Wenn er die Hand an den Buſen ſich zieht.
Was will er ſagen?

Was will er ſagen?
Trifft er allein
Mich in dem Hain,
Spricht er von Qualen und Plagen
Und eine Thräne verbirgt ſeine Pein,
Was will er ſagen?

Was will er ſagen?
Wenn in der Nacht
Niemand mehr wacht,
Hör' ich am Fenſter ihn klagen,
Und ſein Liedchen ergreift mich mit Macht.
Was will er ſagen?

Was will er ſagen?
Gab mir zum Gruß
Heut einen Kuß,
Darf er ſo Großes auch wagen?
Was ergibt ſich daraus für ein Schluß.
Was will er ſagen?

Liebesgewitter.

Es trübet ſich der Himmel meines Glückes,
Schon zeigt ſich eine Wolke düſtergrau
In meiner Wonne reinem Ätherblau,
Und Blitze leuchten durch die Nacht des Blickes.

Die Sonne birgt ſich, ſchwere Tropfen fallen,
Es liegt auf mir der Bangigkeit Gewicht,
Die Ferne ſeh' ich nur im falben Licht,
Und laut hör' ich der Rede Donner hallen.

Laß gnädig es an mir vorüber ziehen,
Das grauſe Wetter, das Zerſtörung droht,
Laß nach der düſtern Nacht das Morgenroth
Der reinen Liebe mir auf's Neu erglühen.

Jubellied erhörter Liebe.

Ach nun geſunden
All meine Wunden,
Es iſt verſchwunden,
Was mich betrübt.
Verſtummt ihr Klagen,
Die Freuden tagen,
Ich darf nun ſagen:
Ich bin geliebt!

Jetzt ſind es Blicke,
Jetzt Händedrücke,
Was von dem Glücke
Mir Zeugniß gibt.
Es ſpricht dein Sehnen,
Es ſprechen Thränen,
Es ſei kein Wähnen:
Ich bin geliebt!

Der Held mag ſtreiten,
Auf Leichen ſchreiten,
Ruhm zu erbeuten,
Wie's ihm beliebt,
Ich ſieg' im Haine,
Beim Mondenſcheine;
Sie iſt die Meine,
Ich bin geliebt!

Erſtrebt durch Plage
Euch Sarkophage,
Worauf man ſage,
Wie hoch ihr's triebt,
Werd' ich vergehen,
Ein Stein ſoll ſtehen,
Worauf zu ſehen:
Er war geliebt!

Fort!

Laß aus dem lärmenden Getriebe,
O theure Doris! uns entflieh'n,
Hier wird uns keine Freude blüh'n,
Hier iſt die Heimat nicht der Liebe.
O ſieh nur, wie ſie ſich bemüh'n
Zu ſtören unſ're ſüßen Triebe,
Sie lauern überall die Diebe,
Das ſchönſte Glück uns zu entzieh'n.

Sie gaffen uns bis in die Seele
Und haſchen Blick und Ton und Wort,
Und nehmen Freundſchaft zum Panier.
O laß uns ſuchen ſtillern Ort,
Damit erlogne Freundſchaft dir
Und mir nicht noch die Liebe ſtehle.

Der ſchönſte Ton.

(Trinklied.)

Chor.

Wir achten jeden Ton gering,
Nur nicht des Glaſes kling kling kling!

(Dieſer Chor wird nach jeder Strophe des Vorſängers wiederholt, und dabei mit den Gläſern angeſtoßen.)

Der Vorſänger.

1.

Aus ſchönem Munde ſchöne Lieder,
Sie bieten herrlichen Genuß,
Doch klingt *der* Ton im Herzen wieder,
Und das macht manchmal viel Verdruß.

2.

Am Ton des Golds kann man ſich laben,
Er iſt fürwahr der freundlichſte,
Doch nur für Jene, die es haben,
Ach Gott! den Andern thut er weh!

3.

Wenn Geigen und der Brumbaß klingen,
Da kommt es wohl mir in's Gelenk;
Doch kann ich leider nicht mehr ſpringen,
Und 's ſchmerzt mich, wenn ich d'ran gedenk'.

4.

Der Ton der Trommel macht mich fliehen,
Erinnert mich an jene Zeit,

Wo ich zum Kampfe mußte ziehen,
Trotz aller meiner Friedlichkeit.

5.

Der Hörnerton kann mich nicht rühren,
Im Gegentheil er macht mir bang,
Weil ſo viel Hörner exiſtiren,
Die leider geben keinen Klang.

6.

Tönt jähe meine Hausthür-Glocke,
Da iſt mir's ſtets ſo wunderlich,
Als zupfte Einer mich am Rocke,
Und mahnt' an alte Schulden mich.

7.

Wenn unſ're Kirchenglocken läuten,
Dem Ton bin ich gar ſchrecklich gram:
Er mahnet mich an jene Zeiten,
Wo leider ich ein Weib mir nahm.

8.

Schlaguhren ſind 'ne ſchlimme Gabe,
Der Ton der Stunden kränkt mich ſchwer,
Bringt jede näher mich dem Grabe,
Und ach das Leben lieb' ich ſehr.

Chor.

Wir achten jeden Ton gering,
Nur nicht des Glaſes kling kling kling!

Liebe.

Uns unterjocht der Liebe Macht
Noch eh wir an Vertheidigung gedacht,
Und ihre ganze Kraft läßt ſie uns ſehen,
Wenn keine mehr uns bleibt zu widerſtehen.

Eigenliebe.

Die Gewohnheit ſich für ſchön zu halten
Iſt ſo ſüß und feſt
Daß ſelbſt ein Geſicht mit Falten
Noch nicht von ihr läßt.

Moderne Erziehung.

Ich find' an der jetz'gen Erziehung Behagen,
Doch hab' ich das Fechten nie billigen wollen,
Man lehre die Menſchen nicht, wie ſie ſich ſchlagen,
Man lehre ſie, wie ſie ſich lieben ſollen.

Stein der Weiſen.

Für Eheleute.

Ach gar ſo ſelten glückt's bei Ehen,
Daß Zwei auch Eins zu ſeyn verſtehen.

Irrthum.

Trat eine große Frau jüngſt in mein Zimmer,
Die — ſeltſam war's — auf einer Kugel ſtand,
Ihr Auge deckt' ein himmelblaues Band
Und rings verbreitete ſie gold'nen Schimmer:
„Sei mir gegrüßt mein Sohn!“ ſprach ſie holdſelig,
Und ſchwang ihr Füllhorn, ſchüttete daraus
Vor den erſtaunten Blicken jetzt allmählig
Des Golds und Silbers eine Menge aus.
„Dieß Alles mein?“ rief ich. „Gerechter Richter!
Beglückſt du einmal einen Muſenſohn?“
„Wie?“ ſchrie ſie, „du wärſt alſo?“ — „Frau! ein Dichter!“
Da lächelte ſie ſtolz auf mich mit Hohn,
„Dich ſucht ich nicht,“ ſprach ſie im zorn'gen Ton,
Packt' all ihr Gold und Silber wieder ein
Und trug's zum Kaufmann neben mir hinein.

Grabſchrift auf meinen Hund.

Hier liegt ein Hund,
Den ich geliebt und werth geſchätzt.
Menſch, wenn es deinen Stolz verletzt,
Daß dieß ein Denkmal dir thut kund,
So ſag' ich dir ganz frei und rund:
Du biſt ein Hund!

Die Rückkehr zur Hütte.

Schon deckte Nacht mit ihrem ſchwarzen Flügel
So Flur als Hain, und Alles ſuchte Ruh;
Doch fröhlich ſprang noch über Blumenhügel
Schön' Lieschen ſingend ihrer Hütte zu;
Ihr bangte nicht, ſie ſah ſo fromm und heiter
In's blaſſe Angeſicht des Mond's hinein,
Der Unſchulds-Engel war des Mädchens Leiter
Und der bewahrt den Fuß vor jedem Stein.

Dort hinterm Strauch hat Peter ſich verborgen,
Er ſeufzet tief, ſchön' Lieschen möcht' er ſeh'n,
So harrt er ſtets am Abend und am Morgen,
Denn ſein Gefühl wünſcht er ihr zu geſteh'n;
Er hört ganz laut ſein Herz im Buſen ſchlagen,
Die Wange brennt, das ſchwarze Auge glüht,
Er kann die Flamme nicht mehr länger tragen,
Die er umſonſt zu dämpfen ſich bemüht.

Schön Lieschen kömmt, ſieht Petern im Geſträuche,
Sie will entflieh'n, da ſtrauchelt jäh ihr Fuß,
Sie fällt — es raubt im Schatten einer Eiche
Ihr Peter nun den erſten ſüßen Kuß. —
Seitdem harrt Peter nicht mehr im Geſträuche,
Schön Lischen, ach! verlor des Herzens Ruh,
Geht langſam nun und blaß wie eine Leiche
Allein und nicht allein der Hütte zu.

Ein Nichts.

Ein Nichts hat mich an dir entzücket
Als ich zum erſtenmal dich ſah,
Durch dieſes Nichts ward ich beglücket,
Und wußte nicht, wie mir geſchah.
Es war ein Nichts, und dennoch war es,
Kein Maler malt's, kein Ausdruck ſpricht's,
Es war was Seltnes, Unnennbares:
Ein Nichts.

Und was mir auch für Wirklichkeiten
Die Erde bot und Freuden dar,
Mir mußten dieſe nichts bedeuten,
Da nur dein Nichts mein Alles war;
Und Alles hab' ich hin gegeben
So gern, ſo fröhlichen Geſichts,
Um nur zu athmen und zu leben
Für Nichts.

Doch nun iſt dieſes Nichts verſchwunden,
Wie jedes Andre ſchwindet auch;
Ich habe Etwas nun gefunden,
Und fühl' die Flamme ſtatt dem Rauch.
Frag' nicht um Gründe: — wenn entbrennet
Für dich ein Herz allein um Nichts,
So ſtaune nicht wenn's von dir trennet
Auch Nichts.

Als Marie im Frühling die Stadt verließ.

Ich ſoll den Frühling lieben,
Von ſeinem Reiz gerührt,
Da er mich zu betrüben
Das Liebſte mir entführt?
O blühten nie Primeln und Flieder,
O kehrte der Frühling nie wieder!

Wenn aus dem Todtenſchlummer
Froh die Natur erwacht,
Dann ſenket mich der Kummer
In düſt'rer Schwermuth Nacht;
Natur! o ſchlumm're doch wieder,
Dann ſingen dein Lob meine Lieder.

Wenn die beſchwingten Sänger,
Frohlocken in dem Hain,
Da wird die Bruſt mir enger,
Mein Klaglied tönt darein;
O ſchweiget ihr fröhlichen Lieder,
Dann kehrt die Geliebte mir wieder.

Es mahlt die gold'ne Sonne
Der Früchte Backen roth,
Von mir ſcheucht ſie die Wonne,
Mein Antlitz bleicht der Tod;
O ſenke die Gluth nicht hernieder,
Sonſt kehret die Theure nicht wieder.

Wenn ſich die Bäume kleiden
  In grüner Blätter Zier,
Da fühl' ich Armer ſcheiden
  Der Hoffnung Grün von mir;
O fallet ihr Blätter doch nieder,
Sonſt kehrt die Geliebte nicht wieder.

Ich kann den Lenz nicht lieben,
  Mich läßt er ungerührt,
Da er, mich zu betrüben,
  Mein Liebſtes mir entführt;
Der Herbſt wird ſie wieder mir geben,
Der Herbſt bringt mir Wärme und Leben.

In das Stammbuch eines Tonſetzers.

Wort muß klingen wie Ton, und Ton muß ſprechen wie Worte;
Klingen und ſprechen ſie nicht, ſind ſie auch Beide nichts werth.

Frage.

Die Liebe ſchaffet alle Freuden,
Die Zeit zerſtöret alle dann,
Nun ſage mir, du kluger Mann:
Wer iſt wohl mächtiger von Beiden?

Glaube, Hoffnung und Liebe.

Der Glaube erhellet die ſchwarzen Stunden,
Er iſt des Lebens wohlthätigſtes Licht;
Ich habe geglaubt, — ſo den Weg wohl gefunden,
In's Labyrinth, doch heraus fand ich nicht.

Die Hoffnung gießt Balſam in alle Wunden
Und heilet wo jede Hülfe gebricht;
Ich habe gehofft, — mich betrogen gefunden,
Mir war ſie ein Dolch, der das Herz mir durchſticht.

Die Liebe hält ſegnend die Menſchen umwunden,
Mit einem Band, das aus Roſen ſie flicht;
Ich habe geliebt, — doch nur Dornen gefunden,
Wo die Roſen blieben, das weiß ich nicht.

Der Schützling des Himmels.

Vor vierzeh'n Tagen nahm ich zur Ehe
Liſetten, ein junges leichtfertiges Blut,
Die jetzt ſchon wieder im Grabe ruht;
So macht der Himmel, ſo viel ich ſehe,
Die dummen Streiche, die ich begehe,
Zu meinem Nutzen recht bald wieder gut.

Beſitz, Trennung, Wiederſehen.

So lang zwei Liebende verbunden,
Wie ſchwelgt ihr Herz in Seligkeit,
Sie fürchten nicht die Macht der Zeit,
Sie denken nicht der künft'gen Stunden,
Im Augenblick nur leben ſie
Und wähnen, dieſer fliehe nie,
So lange ſie verbunden.

Doch ſind zwei Liebende getrennet,
Wie iſt ihr Herz ſo freudenleer,
Nicht duften ihnen Blumen mehr,
Ein Sehnen in der Bruſt entbrennet,
Nur in's Vergang'ne ſtarrt ihr Blick,
Und nur Erinn'rung iſt ihr Glück,
So lange ſie getrennet.

Wenn Liebende ſich wieder ſehen,
Wer malet der Beglückten Luſt?
Der Himmel ſinkt in ihre Bruſt,
Und alle Freuden neu entſtehen,
Sie trinken aus dem erſten Kuß
Des Lebens höchſten Vollgenuß:
O göttlich' Wiederſehen!

Die drei höchſten Momente der Liebe.

(In drei Sonetten.)

I.

Das erſte Erblicken der Geliebten.

Der Jüngling will ganz kalt durch's Leben gehen,
Und nun auf einmal ſteht ſie vor ihm da,
Die er im Traum ſchon öfters in ſich ſah,
Doch außer ſich und wachend nie geſehen;

Er ſtarrt und ſtaunt, die Engel ſind ihm nah,
Nun fängt er an ſich ſelber zu verſtehen,
Er weiß, wohin ſich ſeine Wünſche drehen,
Er fühlt es, daß ein Wunder jetzt geſchah.

Entgegen ſtrömt ihr ſeines Blutes Welle,
Ihm iſt, als müßt' er nichts mehr thun als ſchauen,
In ihre Augen ewig ſich verſenken.
„Sie iſt's!“ dieß ſtrahlt aus ſeiner Augen Helle,
„Sie iſt's!“ ſo hallt's ihm zu aus allen Auen,
„Sie iſt's!“ nur dieß — nichts weiter kann er denken.

II.

Das Geſtändniß.

Es löſt in Worten auf ſich das Gefühl,
Das Flammenmeer, im Innerſten verſchloſſen,
In einem Strome hat es ſich ergoſſen,
Im Buſen wird ihm nun ſo wohl und kühl.

Ich liebe dich! dieß Wort iſt ſüß entfloſſen
Den Lippen; ſprach er gleich der Worte viel,
Dieß einzige war aller andern Ziel.
Er wiederholt's! ſie hört's ſtets unverdroſſen.

Das Siegel ſeiner Wünſche iſt erbrochen,
Das Herz iſt auf die Zunge ihm getreten.
Wohl ihm! ſie weiß zu deuten nun ſein Pochen,
Die wetterſchwang're Wolke iſt entladen,
Es traf der Blitz, doch traf er ohne Schaden,
Die Sonne ſtrahlt, er darf zu ihr nun beten.

III.

Der erſte Kuſs.

Es führte von Korallen eine Brücke
Zur Seligkeit des Himmels ihn hinan,
Auf ſammt'ne Kiſſen leitet ſeine Bahn,
Damit er ja das Herz nicht wund ſich drücke.

Mit Perlen iſt beſetzt der Purpurkahn,
Der ihn vorbeiſchifft an dem Riff der Tücke,
Den Freibrief zu dem höchſten Erdenglücke,
Jetzt legt er ihm ein rothes Siegel an.

O himmliſch Bild! wenn gleichgeſtimmte Seelen
Im ſüßen Hauche in einander fließen,
Und ſich in einem Flammendruck vermählen.
Zu mahlen dieß iſt keiner Sprache eigen,

Der Menſch kann hier empfinden nur und ſchweigen,
Drum wollen ſie der Rede Thore ſchließen.

Wortſpiel.

A.

Sollſt jetzt um ein braves Weibchen dir ſchauen!

B.

Ach Freund! dem Trauen iſt nicht recht zu trauen.

Nothwendige Eigenſchaft eines Heirathsluſtigen.

Der Eine.

Freund! du vermählſt deinen Sohn mit Alwinen?

Der Andere.

Zu dienen.

Der Eine.

Doch iſt der Burſch noch nicht alt genug,
Und auch nicht recht klug.

Der Andere.

D'rum eben; — denn würd's ihm an Klugheit nicht fehlen,
So würd' er vermuthlich ſich gar nicht vermählen.

Die Scham.

Es gingen eines Tags die Liebe,
Die Freundſchaft und die Scham zur Reiſe;
Sie liebten alle drei ſich zärtlich,
Und hatten drum nur ein Gepäcke,
Ein Ziel, ein Herz und einen Willen. —
Wer kann wohl das Vergnügen mahlen,
Womit ſie ihren Weg verfolgten,
Und wer den tiefen Schmerz beſchreiben,
Als ihnen von dem Schickſal endlich
Befohlen wurde ſich zu trennen. —
Sie weinten, baten — doch vergebens,
Das Schickſal wollt' es und gehorchen
Muß ſelbſt die Gottheit dem Tyrannen;
Sie riefen ſelbſt den Tod zu Hülfe,
Auch dieſer wollte ſie nicht hören. —
Mit einem tiefen, tiefen Seufzer
Sprach zu den Andern ſo die Freundſchaft:
„Die Zeit kann wieder uns vereinen,
„Auf dieſe Göttin laßt uns bauen
„Und einen Ort uns jetzt erſinnen,
„Wo wieder wir zuſammen treffen.“ —
— „Mich ſuchet, ſprach hierauf die Liebe —
„Nicht in der Stadt und nicht am Hofe,
„Nur auf dem Land' in einer Hütte,
„In einem kleinen Taubenneſte,
„Könnt ihr, wenn's euch gefällt, mich finden.“ —

— »Ich finde ſchwerer eine Wohnung,«
Erwiederte hierauf die Freundſchaft, —
»Denn von der Selbſtſucht werd' ich leider
»Aus vielen Herzen ſchnell vertrieben; —
»Doch könnt' ihr an des Weiſen Seite,
»Wenn anders ihr ſo Einen findet,
»Mich, wenn es euch beliebet, treffen.« —
Nun nahm das Wort die dritte Freundin,
Die holde Scham: »Lebt wohl!« — ſo ſprach ſie, —
»Lebt wohl, wir ſcheiden jetzt auf ewig;
»Denn, wer mich einmal hat verlaſſen,
»Der findet nimmer mich im Leben.«

Baſilisken.

Mein Freund! du zweifelſt noch daran,
Ob's Baſilisken gäbe? — Wie? —
Was wären unſ're Ärzte dann?
Mit einem Blicke tödten ſie.

Was bleibt übrig?

Der Arzt verboth mir den Wein und das Lachen,
Mein Beichtiger ſprach: Laß das Lieben ſeyn!
Ein Journal verbot mir Verſe zu machen; —
Was mach' ich denn nun? — Meinen Grabesſtein.

Beweis und Gegenbeweis.

Es ſei auf dieſem ganzen Erdenrund
Kein leerer Raum zu finden, ſaget Pfeil;
Doch dieß behauptet nur ſein Mund,
Sein Kopf beweiſt das Gegentheil.

Auf einen pockennarbigen Schmarozer.

Abſcheulich pockennarbig iſt Fleſſen,
Der Mann pflegt immer — d'rum wundert euch nicht,
Mit großen Herren Kirſchen zu eſſen,
Und die warfen die Kerne ihm in's Geſicht.

Triſtan.

Überall langweilt ſich Triſtan, und immer,
Im Freundeskreis und bei ſeinem Geſchäft,
In der Kirch', im Theater, in ſeinem Zimmer;
Und ich glaube, er langweilt ſich auch, wenn er ſchläft.

Lügner.

Ein Lügner iſt Mendax, wie Jedermann ſpricht:
Doch ſagt er's auch ſelbſt, darum glaub' ich es nicht.

Liebe und Ehe.

Es entzweit der Gott der Liebe,
Einſt ſich mit dem Gott der Ehe,
Rechts flog hin der Gott der Liebe,
Links flog hin der Gott der Ehe;
Seit der Zeit fand ſich die Liebe
Äußerſt ſelten bei der Ehe,
Man ſieht Ehen ohne Liebe,
Und Liebſchaften ohne Ehe.

Gleichniß.

Nie ſoll ich dich mehr eine Sonne nennen,
Und doch kann das Gleichniß nicht richtiger ſeyn,
Die Ähnlichkeit muß man dir zuerkennen,
Du wärmſt ja wie ſie, weiß't wie ſie zu verbrennen,
Dein Strahl auch, wie ihrer, iſt allgemein.

An einen Wohlthätigen.

O walte fort, du edler Mann!
Die Menſchen rund um dich beglückend;
Doch halt' auch deinen Eifer an,
Wohlthaten ſind nur dann nicht drückend,
Wenn man ſie noch vergelten kann.

Die Organe der Liebe.

(Allegoriſcher Schwank.)

Ein Arzt und Amor.

Arzt.

Zu Ende iſt die Ordination,
Mein Seel! ich bin im Schweiße ganz gebadet,
Es koſtet wahrlich viele Mühe ſchon
Um Jeden ſo nach ſeiner Conſtitution
Zu ordiniren, was ihm eben nur nicht ſchadet.
Da kommen Hunderte, die wirklich kranken,
Und die auch, die nur krank ſind im Gedanken,
Und alle ſoll man heilen, alle, alle!
Du lieber Gott! man thut in jedem Falle,
Was in der Schule man gelernt für jede Lage,
Ob's hilft, iſt freilich eine andre Frage.
Mama Natur iſt unſre Lehrerin
Und unſere Tyrannin auch zugleich,
Den Einen macht ſie durch ihr Zuthun reich,
Dem Andern blüht gar kärglicher Gewinn,
Weil ſie in Allem ihm zuwider handelt,
Und jede Medizin in Gift verwandelt.
Das Leben auf der ſchweren Seite nehmen,
Sich ängſtigen ob ſeiner Kunſt und Pflicht,
Das darf ſchon gar ein Doktor nicht,
Sonſt müßt' er ſtündlich ſich zu Tode grämen.
Was Einen heilt, das macht den Andern
In jene beſſern Welten wandern;

Man weiß oft nicht einmal was Einem fehlt,
Und leichter noch iſt Heilen als Erkennen;
Drum kann man auch mit Recht der Praxis Feld
Bei einem Medikus ein Schlachtfeld nennen.
Daß übrigens ſolch hehre Wiſſenſchaft
Vereinzelt ſich in viele Kleinigkeiten,
Und daß die Ärzte meiſt nicht um den Saft,
Nur um die Schale, um Syſteme ſtreiten,
Das macht die Sache ſchlimm, und wieder gut:
Schlimm, weil's dem beſſern Streben Abbruch thut,
Und gut, weil aus dem vielen Streiten
Sich auch ein Körnlein Wahrheit löſt zu Zeiten.
Da iſt der Mesmerismus,
Der Galvanismus,
Der Magnetismus,
Somnambulismus,
Die Homöopathie,
Die Allopathie,
Die Cranologie;
Die letzte iſt mein Lieblingsſtudium.
Es haben den Hirnkaſten ſchon die Alten
Für's Vornehmſte des Sterblichen gehalten,
Er iſt auch mein Obſervatorium;
Aus ſeinen Tiefen und Erhabenheiten
Such' ich des Menſchen Triebe herzuleiten.
Und es gelingt — bin allgemein bekannt,
Und nur der weiſe Cranolog genannt.

(Es wird an der Thür gepocht.)

Man klopft! — wer mag das ſeyn?
Noch ein Nachzügler, der da ohne Geld
Erfahren möchte, was ihm fehlt. —
Wer iſt denn draußen? Nur herein!
(Die Thüre öffnet ſich und Amor blickt herein.)

Amor.

Wenn allgemeiner Ruf mich nicht betrog,
So wohnet hier der weiſe Cranolog?

Arzt.

Sie gehen recht — doch — Himmel! — dieſe Binde —
Der Köcher — und die Pfeile — Du — Er — Sie! —
Hab' ich einſt recht gelernt Mythologie,
So kenn' ich Amorn ja in dieſem Kinde.

Amor (ſtolz).

Ich bin's!

Arzt.

Was machen Sie bei mir!
Sie wollen doch nicht gar in meinen Jahren? —

Amor.

Sei ruhig! meine Kunſt will ich an dir
Nicht üben, bin kein Freund von grauen Haaren;
Auch ſchieß' ich überhaupt nicht mehr auf Erden
So viele Pfeile ab als einſt vor Zeiten;
So ſtarke Herzen gibt's jetzt bei den Leuten,
Daß ſie kaum mehr verwundet können werden.

Arzt.

Was alſo bringt die Ehre mir?

Amor.

Ja, ſieh':
Auf meinem Kopf, — ich merkt' es früher nie;
Denn auf den Kopf, ich muß es frei geſteh'n,
Hab' ich nie viel geſehn,
Doch ſind darauf, jetzt hab' ich's wahrgenommen,
Vertiefungen und Beulen mir gekommen,
Ich weiß wahrhaftig gar nicht wie.
Das macht mir bang, und da ich nun vernommen,
Daß du dich auf das Ding ſollſt gut verſtehn,
So kam ich her, — ſollſt meinen Kopf beſehn.

Arzt (lächelnd).

Das macht dir bang, du armes, liebes Kind?
Du biſt gebaut wie alle Menſchen ſind.
Trotz deiner Gottheit und trotz deinen Flügeln
Haſt du, ich weiß es wohl, — verſchied'ne Triebe,
Und dieſe: Freud' und Haß und Schmerz und Liebe,
Sie zeigen ſich an deines Hauptes Hügeln: —
Doch warum haſt du keinen Arzt vernommen
Im Himmel oben? ganz gewiß gibt's deren da,
Die Cranologen ſind; denn 's iſt uns ja
Die Wiſſenſchaft vom Himmel zugekommen.

Amor (lacht).

Ha! ha! mein lieber Freund, 's iſt nicht an dem,
Im Himmel weiß man nichts von dem Syſtem.

Arzt.

Wohlan, ſo will ich dir zu Dienſten ſeyn,
Tritt näher, beuge dich!

Amor (ſtolz).

Was fällt dir ein?
Ich ſoll mich beugen, beugen mich vor dir?
Die ganze Welt, ſie beuget ſich vor mir.

Arzt.

Und dennoch muß es ſeyn.

Amor.

So ſei's, indeſſen
Doch ſpute dich, 's iſt meine Zeit gemeſſen.
Wo zwei Täubchen girren,
Girren ſie nach mir,
Wo ein Mädchen ſeufzet,
Fehl' ich einzig ihr,
Zephyr, welcher koſet,
Bienchen, welches ſummet,
Schmetterling bei'm Röslein,
Alles frägt nach mir;
Nur bei einem Paare,
Das mein Bruder wählt,
D'rüber am Altare
Er die Fackel hält,
Laß ich dann mich nicht mehr
Sehen in dem Haus.

Wo Herr Hymen einkehrt,
Zieht Herr Amor aus.

Arzt.

Wohlan!
(er ſetzt die Augengläſer auf und betaſtet forſchend Amor's Kopf.)

Amor.

Nun was bemerkſt du?

Arzt.

Hart wie Holz.
Ein ungeheu'rer Wulſt! Kind du biſt ſtolz.

Amor.

Wenn ſich Stolz für Jemand ſchicket
Iſt er mir wohl zu verzeih'n;
Wer die ganze Welt beglücket,
Hat ein Recht doch ſtolz zu ſeyn.

Arzt (betaſtend).

Auch das Organ der Kindesliebe
Zeigt hier in ſeltner Größe ſich.

Amor (ihm lächelnd in's Ohr).

Das iſt natürlich, lieber Doktor!
Der meiſten Kinder Vater bin ja ich.

Arzt.

Hier find' ich das Organ der Farben
Auch recht bedeutend, liebes Kind!

Amor.

Wenn's da iſt, lügt mein Kopf: von Farben
Red' ich wie jeder, der da blind.

Arzt.

Organe können niemals irren.

Amor.

Doch Menſchen, die ſie nicht verſtehn.

Arzt.

Wer ſagt *mir* das? — Ein Gott! — ſo ſey es,
Dem pflegt man etwas nachzuſehn.

Amor.

Nur weiter!

Arzt.

Auch der *Sinn* für *Freundſchaft*
Er zeigt ſich hier.

Amor.

Iſt auch nicht wahr,
Die Freundſchaft kommt *nach* mir gegangen.
Wo ſie iſt, iſt's mit mir ſchon gar.

Arzt (betaſtend).

Du liebſt *Muſik*, du kleiner Spötter,
Und haſt für ſie recht ſtarken Sinn.

Amor.

Sie bringt vor Allem in die Herzen,
Darum ich ihr gewogen bin.

Arzt.
Hu! hu! ein Berg! das iſt der Diebsſinn.

Amor.
Dieß, Doktor, glaub' ich dir auf's Wort.
Ich kann es nicht, und will's nicht läugnen,
Ich ſtehle Herzen immer fort.

Arzt.
Doch ſieh, ein Sinn, er fehlt dir gänzlich,
Ein Sinn, den man wohl ſchwer entbehrt,
Wenn man wie du mit jedem Welttheil,
Mit allen Ländern ſtets verkehrt.

Amor.
Und dieſer iſt?

Arzt.
Der Sinn der Sprachen.

Amor.
Es ſei darum, was liegt mir d'ran?
Nicht viel werd' ich daraus mir machen,
Weil ich ihn leicht entbehren kann.
Viel Worte und viel Redensarten,
Sie waren nie bei mir im Brauch;
Was Herzen fühlen, ſagen Blicke,
Das Aug' hat ſeine Sprache auch.

Arzt.
Mag ſeyn! doch was am Sinn der Sprachen
Dir fehlt, ich treff' es doppelt hier,

Ha! welch Erhöhung! ganz entſetzlich
Iſt das Organ des Mords bei dir.

Amor.

Das kann nicht ſeyn.

Arzt.

Gerechter Himmel!
Kind, deiner harrt ein ſchrecklich Los.
Du wirſt noch eine Welt verheeren,
So hart iſt dieß Organ und groß.

Amor.

Mach' mich nicht lachen, lieber Doktor,
Wenn keines log, lügt dieſes da:
Anſtatt die Erde zu verheeren
Bevölkre ich ſie ja.

Arzt.

Die Streitſucht, die du jetzt beweiſeſt,
Sie zeigt ſich auch am Schädel hier.
Ein Stenker iſt ſein Meiſter niemals,
Und merdet auch, das glaube mir.

Amor.

Nu, — 's iſt ſchon gut, was ſiehſt du weiter?

Arzt.

Du haſt es fauſtdick hinterm Ohr
Organ der Liſt.

Amor.

Das will ich glauben:
D'rin thut's auch Keiner mir zuvor.

Arzt.

Du haſt — ich kann's zum Ruhm dir ſagen,
Auch das Organ: Beſtändigkeit.

Amor.

Jetzt bitt' ich dich hör' auf Herr Doktor,
Sonſt zweifl' ich ob du recht geſcheidt.
Ich hab' genug — Adieu mein Lieber!

Arzt.

Wie? willſt du mich verlaſſen ſchon?

Amor.

Ich ſeh's, du haſt mich ja zum Beſten!

Arzt.

Jedoch mein Honorar — mein Lohn?

Amor.

Ich will dir eine Lehre geben,
Die kann vielleicht noch beſſern dich:
Mit Amorn iſt nicht gut zu ſpaßen,
Sonſt rächt er ſich ganz fürchterlich.
D'rum, ob du ſchon bei grauen Haaren,
Es immer aber noch nicht weißt,
So ſollſt du jetzo es erfahren,

Was Liebe iſt, was Liebe heißt.
Mit dieſem Pfeil will ich berühren
Dein Herz, es war bis jetzt noch frei,
Magſt an dir ſelber nun ſtudieren
Mit welchen Sinnen, welchen Trieben
Begabt ſind Jene, welche lieben,
Und was das Organon der Liebe ſey.

(Amor berührt den Arzt mit einem Pfeil und entflieht; der Doktor nimmt eine Priſe Tabak, ſeufzt und ſieht ihm ſehnſüchtig nach.)

Heilung.

Der Arzt.

Sie ſind ja heute ganz lebhaft und munter,
So trefflich wirkt meine Arznei?

Der Kranke.

Ihr dank' ich mein Wohlſein, ich ſtimm' Ihnen bei;
Denn ich warf ſie ſo eben zum Fenſter hinunter.

Vorſchlag zur Güte.

Du findeſt mich häßlich, und dumm find' ich dich,
Nun wohl mein Lieber, da iſt nichts verloren,
Ich entfern' aus deinen Augen mich,
Entfern' auch du dich aus meinen Ohren.

Er iſt an Allem Schuld.

(Anekdote.)

Ein reicher Kaufmann hatte ſchon
Seit lange ſeines Pächters Sohn
Vom Dorf zu ſich in Dienſt genommen.
Nun war zu nächſten Oſtertagen,
Um ſeinen Pachtzins abzutragen,
Der Pächter in die Stadt gekommen.
Und ſchon im Hof des Hauſes traf
Er ſeinen Sohn. — „Ach das iſt brav,
Daß Ihr mich heimſucht Vater!“ — „Sag',
Wie geht dir's denn mein Hans?“ — „Je nun,
Zwar hab' ich etwas viel zu thun,
Doch arbeit' ich, was ich vermag,
Und da iſt Herr und Frau zufrieden;
Doch ach die Leute hier im Haus,
Die machen's wahrlich mir zu kraus,
Mit denen komm' der Henker aus.
Die münzen's, das iſt ganz entſchieden,
Auf mich allein; wenn was geſchieht,
Das etwas dumm iſt und verſchroben,
So wird's gewiß auf mich geſchoben,
Und über mich das Wetter zieht;
Wenn wo ein Stuhl nicht richtig ſteht,
Ein Federkiel verloren geht,
Ein Fenſter etwa bricht in Trümmer,
Ein Fleck iſt in dem ſchönen Zimmer,

Da ſchrei'n ſie zum Erbarmen dann:
„Das hat der Hans, der Hans gethan!"
— Als ſo in ſeinem Herzensdrange
Sein Unglück Hans dem Vater klagt,
Entſtand ein Lärmen auf dem Gange,
Und Alles ruft und Alles fragt
Nach Hanſen. — „Ja, hier bin ich, hier!
Was ſoll's denn wieder ſeyn mit mir?"
„„Zur Hebamm Hans, lauf, lauf geſchwinde,
Die Frau geht eben jetzt zu Kinde!""
„Ich eile. — Vater! wartet mein,
Gleich werd ich wieder bei euch ſeyn,
Damit ihr dann ein Beiſpiel ſeht,
Wie man es treibt mit euerm Sohn;
Denn daß die Frau zu Kinde geht,
Da geben ſie, ich hör' es ſchon —
Mir ſicher auch die Schuld davon."

Zwei widerſtreitende Übel.

Mein Weibchen und das Zipperlein
Sind meine allergrößte Pein;
Es iſt erbärmlich anzuſeh'n,
Wie arg ſie's mit mir treiben:
Die Eine zwingt mich fortzugeh'n,
Das Andere, zu bleiben.

Chriſtlicher Gehorſam.

Der Herr hat Alles wohl gemacht,
Auf ſein allmächtig: Werde!
Entſtand in unermeß'ner Pracht
Der Himmel und die Erde:
Drum auf die Vorſicht ſtets vertraut
Und preiſet ſie, und rufet laut:
Der Wille des Herrn geſchehe!

Schon lange nimmt man's übel mir,
Daß ich ſo fleißig trinke,
Doch ſeht die Traube, glaubet ihr,
Daß ſie umſonſt uns winke?
Arbeitet fleißig, ſpricht der Herr,
In meinem Weinberg hin und her:
Der Wille des Herrn geſchehe!

Der Wehrſtand iſt ein ſchöner Stand,
Sein Panner iſt die Ehre,
Er ſchützet Fürſten, Vaterland,
Geſetze und Altäre;
Doch ihn erwähl' ich nimmermehr,
Du ſollſt nicht tödten! ſprach der Herr:
Der Wille des Herrn geſchehe!

Stirbt meine Frau, mir thät' es leid,
Ich würde ſehr mich grämen;

Doch würd' ich nach der Trauerzeit
Mir ſchnell die Zweite nehmen;
Stirbt dieſe auch, die Dritte gleich;
Der Herr ſpricht: Wachſ't und mehret euch!
Der Wille des Herrn geſchehe!

Doch ob ich gleich ein Ehmann bin,
Und leb' im feſten Bunde,
Lieb ich doch meine Nachbarinn
Dabei aus Herzensgrunde;
Befiehlt denn nicht des Herrn Geſetz:
Liebt, Menſchen, euern Nächſten ſtets!
Der Wille des Herrn geſchehe!

Iſt einem dieſes Lied nicht recht,
So mag er kühn mir ſagen:
Der Sinn iſt matt, der Reim iſt ſchlecht; —
So was lernt man vertragem.
All' meinen Feinden nah und fern
Verzeih' ich nach dem Wunſch des Herrn:
Der Wille des Herrn geſchehe!

Duell.

Seht, gibt's doch Narren genug, welche darum allein nur ſich tödten,
Um zu beweiſen der Welt, daß ſie zu leben verſteh'n.

Schiffbruch.

Auf den ſanft bewegten Wellen
Gleitete mein Schiffchen hin,
Meine Segel hoffnungsgrün,
Sah ich von den Lüften ſchwellen.

Plötzlich Wolken meinen hellen,
Heitern Himmel überzieh'n,
Wie gepeitſcht die Wogen flieh'n,
Die mir jetzt das Schiff zerſchellen.

Keine Rettung ſah ich ſchimmern,
Dennoch hielt ich an den Trümmern
Meines Schiffleins noch mich feſt. —
Ruhig wird's, das Morgenroth
Strahlt auf's Neu', ein ſanfter Weſt
Trägt an's Land mich — aber todt! —

Mannsbilder.

Den üblichen Ausdruck: Mannsbilder, ſind'
Ich treffend, man braucht nur um ſich zu ſeh'n,
All unſere faden Zierbengel ſind
Nur Bilder von Männern, das muß man geſteh'n

Ein Fall aus Tauſend.

Die Mutter.

Was iſt dir denn Brigitte,
Was geht im Kopfe dir um?
Iß doch die Butterſchnitte
Und dreh's nicht ſo herum.

Die Tochter.

Ach Mutter, liebe Mutter!
Ich kann nicht eſſen mehr,
Mir iſt als ob die Butter
Heut alle ranzig wär'.

Die Mutter.

Was iſt denn das Brigitte,
Wird Alles jetzt verſäumt?
Schon 11 Uhr — und die Hütte
Iſt noch nicht aufgeräumt.

Die Tochter.

Ach Mutter! mußt nicht zanken,
Ich bin's heut nicht im Stand,
Sieh meine Füße wanken,
Mich ſchmerzt die rechte Hand.

Die Mutter.

Was war denn das Brigitte, —
Du machſt mir völlig Angſt,

Daß du heut in der Mitte
Der Predigt Heilig ſangſt?

Die Tochter.

Ich kann mir's ſelbſt nicht deuten,
Ich weiß nicht, wie mir war,
Mich dünkt' ich hörte läuten
Den Küſter am Altar.

Die Mutter.

Doch hör' einmal Brigitte,
Heut kam des Nachbars Veit
Mittags in meine Hütte,
Und hat um dich gefreit.

Die Tochter.

Ach Mutter! liebe Mutter!
Ich bin ſchon ganz wohlauf,
Jetzt eß' ich meine Butter,
Dann räum' ich alles auf.

Augenſprache.

Wenn die Späher lauſchen,
Forſchend auf uns ſeh'n,
Laß uns Blicke tauſchen,
Die ſie nicht verſteh'n.

Was die Schrift bedeute
Auf der Kugel klein,

Wiſſen nur Geweihte,
  Leſen ſie allein.

Mir, geliebtes Weſen,
  Schreib' ſie ohne Trug;
Wollen And're leſen,
  Schließe ſchnell das Buch!

Was der Mund verkündet
  Iſt oft falſcher Scherz;
Doch im Aug' entzündet
  Seine Schrift das Herz!

Darum will ich bauen
  Auf den holden Blick,
Deinem Aug' vertrauen,
  Kündend mir mein Glück.

Aſtronomen ſpüren
  Nach den Sternen fern,
Ich will nur ſtudieren,
  Deinen Augenſtern.

Mißverſtändniß.

Es ſei nichts hinter ihm! ſagt ihr von jenem Britten,
Und Gläub'ger folgen ihm auf allen ſeinen Schritten.

Heldenwunſch.

Es mußte von dem heim'ſchen Herde
Und von dem väterlichen Haus
Der Peter in das Feld hinaus,
Man ſetzt' ihn mit Gewalt zu Pferde
Und ſagte ihm, er müſſe reiten,
Für's Vaterland als Held jetzt ſtreiten,
Und wollt' er ſich dagegen wehren,
Würd's ihn der Korporal ſchon lehren.

Und als er ſchied nun von den Seinen,
Der Vater ihm den Segen gab,
Da däucht' es ihm, er ging zum Grab,
Er fing erbärmlich an zu weinen,
Des Abſchiednehmens war kein Ende,
Er küßt der Viehmagd noch die Hände,
Sagt Lebewohl dem Kettenhunde
Und klagt auch ihm die bittre Stunde.

Doch als ihm lag das Dorf im Rücken
Und er hinaus kam in die Welt,
Dacht' er: ich bin einmal ein Held,
Wohlan, ſo will ich drein mich ſchicken.
Er lernte fleißig exerciren,
Auf jede Art den Säbel führen,
Und tummelte ſein Roß behende,
Wie keiner in dem Regimente.

Bis jetzt gab's zwar noch nichts zu morden,
  Und doch war unſer Peter ſchon
  Für den genauen Dienſt zum Lohn
Geſtrenger Korporal geworden.
  Sich fühlend, daß er Hohes wäre,
  Schrieb er nach Haus die große Ehre,
Daß er noch keinen Streich ertragen,
Und doch ſchon Andre dürfe ſchlagen.

Jetzt endlich ging es an das Raufen.
  Als Peter einſt im fernen Land
  Mit fünfzehn Mann auf Vorpoſt ſtand,
Kam auf ihn zu ein Feindeshaufen.
  Es waren mehr denn fünfzig Pferde,
  Von ihrem Hufſchlag dröhnt die Erde,
Und ach, es waren gar Huſaren,
Die Petern nie willkommen waren.

Es kam ihm zwar ein kleines Grauen,
  Doch beſſer raiſonnirt' er nie.
  Er dachte: hau' ich nicht auf ſie,
So werden ſie auf mich wohl hauen.
  So griff er an mit kühnem Muthe,
  Bald lagen zwanzig da im Blute,
Die Übrigen ergriff ein Bangen
Sie gaben Petern ſich gefangen.

Und als der General vernommen,
  Wie brav gefochten unſer Held,

Ließ er zur Stell' in ſein Gezelt
Den tapfern Peter zu ſich kommen;
Er ließ vor ihm die Trommel rühren,
Umarmt' ihn vor den Officieren,
Und nannte ihn, — ha welche Ehre! —
Den bravſten Mann im ganzen Heere.

Froh ſtand er da, der tapf're Streiter,
Als er vernahm des Feldherrn Wort.
Er bückte ſich in einem fort,
Da ſprach der General jetzt weiter:
„Freund! der ſo beiſpiellos geſtritten,
Magſt eine Gnade dir erbitten!“
„„Wie! darf ich?““ — Ja nach deiner Wahl!
„„Heim möcht' ich geh'n, Herr General!““

Die ledernen Hoſen.

(Steiriſche Sage.)

Der fromme Kaiſer Ferdinand
Gewahrt' es mit heil'gem Erbeben,
Daß ſo viele Edle im Steierland
Sich der Lehre Luthers ergeben:
„Wer der Väter Glauben verlaſſen kann,
Der iſt mir beim Himmel! kein wackerer Mann,
Doch ſie ſollen es theuer mir büßen!“
So ſprach er, und ſtampft mit den Füßen.

„Es ſollen's die Herren, ich ſchwöre darauf,
Gewiß nicht zum Ärgſten mir treiben;
He Page! ruf' mir den Kanzler herauf,
Er ſoll an den Landvogt mir ſchreiben:
„Daß er mir die Ritter in's Auge faßt,
Sie ihr Seelenheil nicht ſo vergeuden laßt.
Am Ende, — würd' ich das leiden, —
Regiert' ich wohl gar über Heiden!

Sie ſollen am Freitag zur Faſt ſich verſteh'n,
Die Gewaltigen können's vertragen;
Sie ſollen am Sonntag zur Meſſe hübſch geh'n,
Und nicht pankettiren und jagen;
Wer wider die Regeln der Kirche mir fehlt,
Der werde beſtrafet an Gut und an Geld
Und darf mir im Lande nicht bleiben! —
Gebt her, ich will ſelbſt unterſchreiben.“

Des Kaiſers Mandat wurde kund gemacht,
Allüberall ließ man's verkünd'gen,
Die Ritter nahmen genau ſich in Acht,
Dagegen ſich nicht zu verſünd'gen. —
Der Erſte, welcher dawider gefehlt,
War Ritter von Göſting, ein wackerer Held,
Der hatte am Sonntag 'nen großen
Vierendigen Hirſchen geſchoſſen.

Der Landvogt entbot ihn vor ſein Gericht.
Der Ritter von Göſting ließ fragen:

Was dem Landvogt beliebt? doch erſchien er nicht.
Der erwiedert: Es ſei ob dem Jagen,
Er habe verletzt des Kaiſers Mandat,
D'rob er hundert Ducaten zu zahlen hat;
Woll' er heut noch die Summe ihm ſenden,
Mög' er bleiben in ſeinen vier Wänden.

Der Göſting ſendet gehorſam das Geld,
Doch däucht ihm die Summ' unermeſſen; —
„„Weiß, bei meinem Schwert! nicht, warum ich gefehlt,
Man will ja am Sonntag auch eſſen,
Die Büchſe, womit ich den Hirſchen erſchoß,
Brannt' ich oft auf des Kaiſers Feinde ſchon los,
Darf ich keinen Hirſchen mehr ſchießen,
Soll auch Feindesblut nicht mehr fließen.“ “

Nicht lange nachher kam der Kaiſer von Wien
Nach Gratz, dort die Secten zu einen.
Man beſchied alle Edlen des Landes dahin;
Sie ſollten im Glanze erſcheinen;
Die koſtbarſten Kleider, ſein reichſtes Gewand,
Soll Jeder anzieh'n zu ehren ſein Land!
So heißt es ganz deutlich am Ende
Des Umlaufſchreibens der Stände.

Und alle Wege bedecken ſich bald
Mit den prachtvollſten Zügen der Ritter,
Es erglänzt ringsum von Speeren ein Wald,
Und Blitze ſchleudert der Flitter;

Gehüllt iſt der Eine in blankes Gold,
Der Andere, dem eine Dirn' iſt hold,
Prangt ſittſam im ſammtenen Kleide,
Das ſie ſchön ihm geſticket mit Seide.

Die Baretten ſchimmern von Edelgeſtein,
Auf welchen die Federn ſich ſchwingen,
Die Schwerter werfen den helleſten Schein
Umher, und die Schellen erklingen
Am Schmuck der Roſſe wie Zauberton; —
Von den Damen ſchweig' ich: die wußten ſchon
Zu jenen Zeiten im Putzen
Den Männern allen zu trutzen.

Und wie ſie verſammelt waren zum Mal,
Im niegeſehenen Kranze,
Da trat der Kaiſer hinein in den Saal,
Und überſchaute das Ganze,
Und freut ſich des Wohlſtands, in welchem er ja
Nur ſeine eigene Schatzkammer ſah;
Denn braucht er den Schmuck in der Ferne,
Die Edlen opfern ihn gerne.

Jetzt ſtarret der Kaiſer auf einen Fleck,
Und ſeinem Blick folgt ein Jeder,
Laut fragt er: „Wer iſt, der dort ſtehet im Eck,
Mit den einfachen Hoſen von Leder?
„Iſt das Alles was ihm Fortuna beſchert?
„Oder bin ich des beſſeren Rocks ihm nicht werth,

»Daß ich ſo hier im Hauskleid' ihn ſehe?
»Ich will, daß er Rede mir ſtehe!«

Und es nähert der Ritter von Göſting ſich,
Und im Saale wird's leiſer und leiſer,
Er beuget ein Knie ganz beſcheidentlich
Und entgegnet alſo dem Kaiſer:
»»Herr Kaiſer! Es ward hier im ganzen Land
Bedeutet, wir ſollten im reichſten Gewand
Im koſtbarſten Putze erſcheinen,
Und das hab' ich gethan, will ich meinen!««

»»Die ledernen Hoſen, ſo wie Ihr ſie ſeht,
Koſten hundert Ducaten im Baaren,
Und an Keinem, der hier in dem Saale ſteht,
Wird man theurere Hoſen gewahren;
Die Summe bezahlt' ich dem Landvogt dafür,
Weil ich ſchoß einen Hirſchen in meinem Revier,
Die Haut ließ zu Hoſen ich gärben,
Meine Nachkommen ſollen ſie erben.««

Der Kaiſer ſprach lächelnd: — »Geſteh'n muß ich Euch,
Ihr könnt mit den Hoſen ſchon prahlen!«
Er ſandte zum Säckelmeiſter ſogleich,
Ließ die Summe zurück ihm bezahlen,
Dann wandt' er ſich zu dem Rittervereín
Und ſprach: »Ihr Herren hütet euch fein:
»Ich will's nicht, daß hier in dem Steier
Das Leder je werde ſo theuer!«

Vergänglichkeit.

Es liegt der Knabe am Erlenbach,
Und ſchaut in die Waſſer dahin;
Ein Wellchen folget dem andern nach,
Und alle, ja alle entflieh'n: —
„Sagt an, ihr Wellen, was eilt ihr ſo ſehr,
Entzieht euch ſo ſchnell meinem Blick?“ —
„„Wir jagen einander in's weite Meer
Und kehren dann nimmer zurück.““

Der Knabe folget der Herde Spur;
Sie graſ't auf der Wieſe ſo grün,
Und ſpeiſet ſo fröhlich auf bunter Flur
Die fetteſten Blümchen, die blüh'n: —
„Was reißt ihr Lämmer die Blümchen ab,
Womit ſich die Wieſe geſchmückt?“ —
„„Die Blum' iſt die Speis, die der Himmel uns gab,
Sie blüht, damit Lämmchen ſie knickt.““

Es ſpringt ein hungriger Wolf aus dem Wald
Miſcht unter die Herde ſich ein,
Zerreißt die ſchönſten der Lämmer bald,
Nichts fruchtet des Knaben Schrei'n:
„Was machſt du mir Räuber die Lämmer todt?“ —
„„Ich folge nur meinem Beruf,
Mich gelüſtet nach ihrem Blute ſo roth,
Für mich ja der Himmel ſie ſchuf!““

Behende wirft nun den Knotenſtab
Auf den Wolfen, der wollte entflieh'n,
Ganz zornentflammt der raſche Knab',
Und dieſer fiel blutend dahin: —
„Ach Grauſamer! rief er: was mordeſt du mich?
Dir that ich ja doch nichts zu Leid.“ —
„„Ich will dir es zeigen, dein Herr bin ich,
Und dein Fell ich brauch' es zum Kleid.““

Jetzt fuhr aus den Wolken ein Blitz herab,
Und ein ſchrecklicher Donnerſchlag hallt;
Entſeelet ſtürzet zu Boden der Knab'
Und dieß Wort von oben erſchallt: —
Vergänglichkeit iſt der Geſchaffenen Los,
Eins fördert das Andre zum Grab',
Und wen verſchonet das ird'ſche Geſchoß,
Den ſtürzet der Himmel hinab.

Bei dem Leichenbegängniſſe eines Geizhalſes.

Herr Karg hat ſich zur Ruh begeben,
Der immer rechnete im Leben,
Er wußte wohl, die Heilung würde
Ihm ſicher mehr gekoſtet haben,
Als jetzt ihm koſtet das Begraben,
Drum warf er ab des Lebens Bürde.

Peter Szapary.

(Ballade.)

1.

Magyaren ſeht,
Der Halbmond weht
Auf eurer Hauptſtadt Zinnen!
Herbei zu Roß, herbei zu Fuß!
Herbei, der edle Ungar muß
Sich ſeines Landes Herz gewinnen! —

Der Türke hat
Aus heil'ger Stadt
Verbannt des Kreuzes Zeichen;
Schon viel des edlen Blutes floß,
Und ſchon begrub in ſeinen Schooß
Der Iſter vieler Tapfern Leichen.

Und immer noch
Das alte Joch,
Die Heere ſtets geſchlagen! —
Soll denn dem theuern Vaterland,
Befreit von ſeiner Söhne Hand,
Die alte Freiheit nimmer tagen? —

So tiefen Schmerz
Fühlt jedes Herz,
In Blicken iſt's zu leſen;

Doch wie's auch gährt, der Baſſa lacht.
In Ofen *) trotzet ſeine Macht,
Und alles bleibt, wie es geweſen.

2.

Wer iſt jener kräftige Jüngling dort?
Er ſteht am Ufer, und ſpricht kein Wort,
Nur ſehnſuchtvoll blickt er hinüber
Nach Ofen hin, wo der Türke hauſ't;
Er blickt — und knirſcht — und ballt die Fauſt,
Und zittert, als ſchüttelt' ihn Fieber.

Szapary iſt es, der Feuergeiſt,
Dem die Schmach ſeines Landes das Herz zerreißt,
Der den Gräuel nicht länger kann ſchauen,
Deſſen Muth den Jahren längſt vorgeeilt,
Der euch Wunden zeigt, welche noch nicht geheilt,
Ihm von krummen Säbeln gehauen.

Szapary iſt's, der durch kleinen Krieg
Den Türken ſchon lange beſtreitet den Sieg,
Sie nicht ruh'n läßt in Zelten und Mauern;
Szapary iſt's, den der Muſelmann
Mit Angſt und mit Schrecken nur nennen kann,
Und auf den ſie voll Rachbegier lauern.

Es blitzt ihm der Muth aus den Augen hervor,
Er hebt ſeine Hände zum Himmel empor

---

*) Die Hauptſtadt Ungarns, und eine Feſtung.

Und fleht zu der vollen Scheibe
Des Mondes, der oben leuchtet ſo mild:
Daß er bald ſein halbes, ihn höhnendes Bild
Von des Vaterlands Fluren vertreibe.

Er fleht die grünlichen Wellen an,
Sie möchten verlaſſen die ruhige Bahn,
Aus ihren Ufern jetzt dringen,
Erretten ſein Volk, ſeinen heil'gen Altar,
Und der fremden Peiniger ſtolze Schar
In ihren Abgrund verſchlingen.

»Ihr Ähren! füllet euch jetzt nicht mit Korn,
Ihr Beeren! nicht mit des Lebens Born!
So lang euch' die Fremden umketten;
Am Baume verdorre der Früchte Saft,
Nur eure Früchte, ihr Mütter! ſoll Kraft
Beſeelen, ihr Land zu erretten!« —

Zur Erde ſinkt er, zur Mutter ſein,
Und dieſe ſauget die Thränen ein,
Die dem Auge des Sohnes entquillen; —
Ihm iſt, als ob Waſſer und Bäume und Flur
Und Ähren und Beeren — die ganze Natur
Ihm ſchwöre den Wunſch zu erfüllen.

3.

Horch! wie die Trompete ſchallt!
Ha! dort ſtürzen gleich dem Blitze

Hundert Reiter aus dem Wald
Und Szapary an der Spitze.

Und ein Haufe Türken ſtellt
Hier verzweifelnd ſich zur Wehre,
Doch was widerſtrebet, fällt.
Ungarn! Euch bleibt Sieg und Ehre.

Wendet nun das flücht'ge Roß,
Eure Arbeit zu verkünden! —
Sieh, da ſtürzt ein neuer Troß
Feinde aus des Walds Gewinden.

Und auf's Neue Hieb auf Hieb,
Und Szapary's Stimme drunter:
»Wem ſein Vaterland iſt lieb,
Bettet ſich drei Feinde unter!

Alle betteten ſich gut,
Sind auch all' zur Ruh gegangen! —
Schwimmend in dem eig'nen Blut
Ward Szapary nur gefangen.

Mit frohlockendem Geſchrei
Feſſelte man ihn und führte
Ihn nach Erd zu Hamſa Bey,
Der laut jauchzend triumphirte.

»Hab' ich dich, du Chriſtenhund?
War der Löwe doch zu zähmen?«

Alſo ließ des Baſſa Mund
Grinſend lächelnd ſich vernehmen.

»Führt ihn fort in's Hoſpital
Und verbindet ſeine Wunden,
Daß zur ausgeſuchten Qual
Er geſchwinder mag geſunden!«

Und nachdem es war geſcheh'n,
Was der Hamſa hat befohlen,
Gab man dem noch Blutenden
Hundert Streiche auf die Sohlen;

Sperrt' ihn in ein feuchtes Loch,
Wo kein Strahl ſich hin verirrte,
Wo die Kröte zu ihm kroch,
Und die Eule ihn umſchwirrte.

Seine Speiſ' war trocknes Brot;
Dieſes ſalzt' er ſich mit Thränen.
Seine einz'ge Hoffnung: Tod!
Ungarn frei! ſein einzig Sehnen.

Bei der Morgenröthe Schein
Trat einſt Peters bärt'ger Wächter
Und mit ihm der Baſſa ein;
Dieſer ſprach mit Hohngelächter:

»Nun wie geht's, mein muth'ger Held?
Kann der Leib noch Eiſen tragen?

Schaut der Blick noch nach der Welt?
Hat der Arm noch Kraft zu ſchlagen?

Lechzt die Zunge nicht nach Luft
Und nach gold'nem Saft der Beeren,
Statt daß ſie die Brüder ruft,
Alle Türken zu verheeren?« —

Schweigend hört Szapary ihn,
Mißt ihn nur mit edlen Blicken,
Und da er zu enden ſchien,
Dreht er ſchweigend ihm den Rücken.

Wüthend ſchreit der Türk': »Genug!
Schlagt den Hund mit Euren Fäuſten,
Und dann ſpannt ihn an den Pflug:
Pferdedienſte ſoll er leiſten.«

4.

Auf und nieder
Schleppt Szapary die matten Glieder,
Ziehet Furchen hin und her,
Athmet tief und athmet ſchwer,
Starrend, ſeiner kaum bewußt,
Tragend das Joch auf treuer Bruſt.

Fällt er nieder,
Treibt ihn die Peitſche zur Arbeit wieder,

Muß aufreißen die heimiſche Erd’,
Daß ſie die Feinde des Vaterlands nährt.
Jeder Schnitt, den das Eiſen thut,
Schneidet entzwei auch ſein Herz, — ſeinen Muth.

Sich durchbohren,
Wenn man zu ſolchem Elend erkoren,
Das iſt wenig, ein leichtes Spiel. —
Aber leben und leiden iſt viel!
Peter duldete Qualen und Spott,
Blickte zum Himmel, und baute auf Gott.

5.

»Was verlangſt du Hamſa Bey,
Laſſeſt du Szapary frei? —
Seine Unterthanen fragen; —
Wollen was ſie haben gern,
Strenger! dir entgegen tragen,
Gibſt du ihnen ihren Herrn!«

»»Iſt kaum feil mir dieſer Held,
Denn er pflügt mir gut mein Feld.
Auch iſt’s meine Augenweide,
Seh’ ich ihn in Qual vergeh’n,
Und kein Gold erſetzt die Freude
Sich am Feind gerächt zu ſeh’n.

Doch zehn tauſend Stücke Gold
Machen eurem Wunſch mich hold;

Wollt und könnt ihr die mir geben,
Nehmet das Gerippe hin!
Wird euch wohl nicht lang mehr leben:
Reif zum Tode macht' ich ihn!““

6.

Da nun Peters Scharen
Die Antwort erfahren,
Tönt Freudengeſchrei,
Und all' ſeine Habe
Bringt Jeder als Gabe
Zur Löſung herbei.

Es gibt ihr Geſchmeide,
Gewänder von Seide,
Die Gattin dahin, —
Zu Gold wird der Flimmer; —
Doch reichet noch immer
Sie Summe nicht hin!

Der gibt ſeine Betten,
Den Herrn zu erretten,
Und der ſeinen Pflug,
Der gibt ſeine Pferde,
Und der ſeine Herde,
Ach, noch nicht genug!

Nicht wollt' es gedeihen:
Da betteln die Treuen
Im Lande umher,

Sie ziehen und bitten,
Auf Schlöſſern und Hütten,
Und ſammeln ſtets mehr.

7.

Indeſſen fängt Szapary's Freund
Batthyany, dem das Glück ſich eint,
Das Haupt der Janitſcharen:
Drob war der Baſſa ſehr betrübt,
Weil er den Aga ſehr geliebt,
Den Mann, klug und erfahren.

Er fühlet den Verluſt ſo ſehr,
Daß er ſogleich an's Chriſtenheer
Wohl ſendet eine Rolle:
Darin ſtellt er den Ungarn frei,
Daß man für Jeden, wer's auch ſei,
Den Aga wechſeln wolle.

Kaum ward der Türken Antrag kund,
So hallt' auch ſchon aus jedem Mund
Der Ruf: »Szapary!« wieder.
»Szapary!« tönt's durch Hain und Flur,
In Hütten und auf Schlöſſern nur,
Durch Reihen und durch Glieder.

Sogleich gab man den Aga frei,
Und ſchnelle mußte Hamſa Bey
Szapary'n auch entlaſſen;

Gefeiert wurd' im Land mit Pracht
Der Tag, der wieder ihn gebracht;
Die Freude kaum zu faſſen.

8.

Zurück
Mit mattem Blick,
Mit hohler bleicher Wange,
Mit langem Bart, unſicher'm Gange,
Auf einen Stab geſtützt die ſchwache Hand,
Kehrt wieder nun der Held in's theure Vaterland.

Doch wach
Wird allgemach
Die alte Kraft des Freien,
Es blitzt ſein Auge nun vom Neuen,
Es fühlen Pferd und Schwert des Armes Macht:
Der Löwe ſchlief ja nur, iſt wieder jetzt erwacht.

9.

Mit ihrem Helden kehrte das Glück
Auch wieder zu den Ugris zurück;
Allüberall werden die Türken geſchlagen,
Wien wird entſetzt, und die Chriſten tragen,
Sobiesky'n und Karl'n an ihrer Spitze,
Auch hin nach Ungarn die rächenden Blitze.

Und endlich ziehn die ſiegenden Scharen
Nach hundert und ſechs und vierzig Jahren,
In denen des Fremdlings Joch ſie gedrückt,
Gen Ofen, ſie ſtürmen die Wälle, — es glückt:
Szapary der Held macht die Hauptſtadt frei,
Und bei den Gefang'nen iſt — Hamſa Bey.

Ein prächtiges Gaſtmal verherrlicht die Freuden
Das Tiſchgeſpräch ſind Szapary's Leiden,
Es empört ſich vor ſolcher Qual die Natur;
Und Alles lechzet nach Rache nur,
Und jeder hat neue Martern bereit,
Dem Hamſa zu lohnen die Grauſamkeit.

Und jetzt, da mählig ſich endet das Mahl,
Der Herzog von Lothringen hebt den Pokal
Des Helden Szapary's Geſundheit ausbringend,
Und alle Becher ertönen lautklingend,
Und der Prinz ſchenkt dem Sieger den Hamſa Bey
Mit ihm zu ſchalten nach Willkühr frei.

10.

Nach dem Mahl begab Szapary
In den Kerker ſich,
An der Thüre ſtand er rufend:
„Hamſa! kennſt du mich?
Mir zum Siegeslohn gegeben,
Biſt du mein mit Leib und Leben.“ —

„„Ja, mein Schickſal hat dein Diener
Schon mir kund gethan;
Doch du ſeiſt Herr meines Lebens,
Das iſt eitler Wahn;
Ich kann meine Feſſeln brechen,
Chriſt! verſuch' es, dich zu rächen!““

„Ja das will ich!“ rief Szapary
Und ſein Auge ſtrahlt —
Peiniger! ich will dir zahlen,
Wie ein Chriſt bezahlt: —
Freiheit ſchenk' ich dir und Leben,
Darfſt kein Löſegeld mir geben.“

Hamſa lächelte verächtlich
Und gerieth in Wuth;
Denn er glaubte nicht an ſolchen
Großen Edelmuth:
„„Fluch dir!“ — rief er — und Verderben!
Spotte nicht und laß mich ſterben!““

„Bei dem heil'gen Namen deſſen,
Der die Lehre gab:
Chriſten liebet eure Feinde,
Und bei ſeinem Grab'
Schwör' ich, daß ich Wahrheit ſpreche,
Durch Vergebung nur mich räche!

Zu Szapary's Füßen krümmte
Sich der Muſelmann:

„„Wiſſe!““ ſchrie er — „„daß die Milde
Nichts mehr nützen kann:
Allen Martern zu entkommen
Hab' ich — ach! ſchon Gift genommen.““

„„Mehr als alles Gift doch naget
Jetzt an mir die Reu',
Meine Grauſamkeit verfluch' ich,
Mann! Held! Gott! verzeih'!
Deinen Glauben laß erwerben
Mich im Tod — als Chriſt mich ſterben.““

12.

Der Prieſter trat noch in derſelben Stunde
Herein in ſeinem heiligen Gewand.
Er nahm ihn auf zum großen Chriſtenbunde,
Die Taufe ward ihm als das Unterpfand,
Und Hamſa küßte noch mit bleichem Munde
Das Bild des Heilands in des Prieſters Hand;
Der, den er ſpannte an die Pflugesſchare,
War nun ſein Pathe, und ging nach der Bahre.

Weibliche Schönheit.

Die Schönheit an dem Leibe
Lieb' ich nur dann beim Weibe
Wenn ſie als Schild uns will bedeuten,
Die ſchönern Seeleneigenheiten.

Mein Kalender.

Zu unſrer Zeit gibt's mehr Kalender
Als Tag' in einem Jahre ſind.
Für alle Klaſſen, alle Stände,
Für Mann und Frau, für Greis und Kind
Sind ſolche Büchlein zu bekommen,
Groß, klein, dick, dünn, mit-, ohne Zier.
Ich kann von allen keinen loben
Und mache meinen eignen mir.

Die Jahreszeiten werd' ich theilen,
So wie mir's gut dünkt, und mich's freut.
Den Frauen geb' ich langen Frühling,
Den Männern lange Sommerszeit;
Für Dichter, die von Blüthen ſchreiben
So lang ihr Kiel ſich nur bewegt,
Laß ich 'nen ſchönen Herbſt erſcheinen,
Wo jede Blüthe Früchte trägt.

Für Böſe iſt es immer Winter
Im Blute ſo wie in der Zeit,
Für Gute hab' ich keine Kälte,
Wär' auch ihr Kopf ſchon weiß beſchneit,
So ginge Jahr für Jahr vorüber
Nach einem eigenen Geſetz;
Der Dumme würde immer älter
Und der Vernünft'ge jünger ſtets.

Vom Thierkreis will ich gar nichts wiſſen,
Was ihr auch von dem Einfluß ſprecht;
Iſt einer in der Wag' geboren,
So iſt er drum noch nicht gerecht.
Mein Himmel kennet keine Bilder,
Die uns die Zukunft prophezeih'n;
Die Jungfrau iſt mir viel zu ſelten,
Der Capricornus zu gemein.

Das Wetter unfehlbar verkünden
Kann Keiner, der Kalender macht;
Doch ſo viel darf ich prophezeien:
Daß Weiſen ſtets die Sonne lacht,
Daß es bei Dummen finſter bleibet,
Daß manche Ehen neblig ſind,
Daß unſere Autoren ſicher
Viel Trock'nes machen und viel Wind.

Nicht jeder Tag bringt einen Heil'gen
In meinem Almanach Euch dar,
Nur Bachus, Phöbus, Komus, Amor,
Die theilen ſich in's ganze Jahr,
Die ſollt ihr immerfort verehren,
Sollt, was der Beutel nur vermag,
Stets lieben, trinken, ſcherzen, ſingen,
Ein Feiertag ſei jeder Tag.

Der Mondeszeiger, Sonnenzirkel,
Die Römerzinszahl, und ſodann

Der Sonntags-Buchſtab und die Viertel
Die geh'n mich einmal gar nichts an; —
Nur Finſterniſſe laſſ' ich gelten,
Die treten auch ganz ſicher ein,
So oft ein Liebespaar ſich findet
Und wünſchet ungeſeh'n zu ſeyn.

Den Tag den Leuten vorzumeſſen,
Das find' ich wahrlich ſehr verkehrt,
Ein Jeder weiß wohl ſelbſt am beſten,
Ob er ihm kurz, ob lange währt;
Der Tage kürzeſter iſt jener,
Den man im Frohſinn hingebracht,
Und für zwei Gatten, die ſich haſſen,
Iſt jede Nacht die längſte Nacht.

Neue Art den Wein zu wäſſern.

Sein Gedicht las Bav bei Tiſche,
Und es fiel in's Glas hinein; —
Nicht verdient der gute Wein,
Daß man ihn mit Waſſer miſche.

Rechte Liebe.

Wenn du, Zweifler, noch nicht weißt
Ob du recht verliebet ſeiſt,
Prüfe ſorgſam Herz und Geiſt:

Herrſcht noch der Verſtand als König
Und iſt Lieb' ihm unterthänig,
Liebſt du etwas noch zu wenig.
Doch ſtieg Liebe auf den Thron,
Und ſpricht dem Verſtande Hohn,
Dann liebſt du zu viel mein Sohn!
Nur wenn beide brüderlich
In die Herrſchaft theilen ſich,
Keins des andern Rechte ſchwächt,
Dann — ja dann nur liebſt du recht.

Schlechter Troſt.

Arill lag auf dem Todtenbette,
Daneben ſtand ſein Weib Babette;
Es fehlte Beiden nicht an Ruh.
Der Prieſter ſprach Arillen zu:
„Erwarte Sohn dein End' geduldig,
Du weißt dich keines Laſters ſchuldig,
Drum werden aus dem Thal der Plagen
Die Engel dich gen Himmel tragen,
Und dort in jenen ſchönen Hainen
Wird Gott mit deinem Weibe dich
Auf ewig wieder dann vereinen! —“
Bei dieſem Wort fing bitterlich
Der arme Kranke an zu weinen. —

Epigramme auf Blaſius Knaſter, den großen Tabakraucher.

1.

Im Hauſe von Knaſters Eltern entſtand
Durch eine Tabakspfeife ein Brand;
Die Mutter wurde aus jähem Schreck
Von einem Knaben zu früh entbunden,
Da hat unſer Knaſter dem Schooß ſich entwunden
Und trug an der Stirne den Feuerfleck.

2.

War fleißig der Knab' und von guten Sitten;
Und durft' er ſich eine Gnad' erfleh'n,
So war es die größte von all' ſeinen Bitten:
»O Vater, laß deine Pfeifen mich ſeh'n!«

3.

Cupido's Macht konnt' er niemals begreifen:
»Er hat ja nur Pfeile und keine Pfeifen!«

4.

Man ſagt' ihm, die Küſſe,
Sie wären ſo ſüße; —
Er küßt' und ſprach lächelnd: Wozu ſoll das taugen?
Kann man doch nicht Rauch aus den Lippen ſaugen.

5.

Und wenn er ſich doch bis zum Küſſen verlor,
So küßt er nur Mag're; da ſtellt er ſich vor,
Er bring' an die Lippen ſein Pfeifenrohr.

6.
Vor allen Gänſen hat er Reſpekt,
Weil man ihre Kiele an's Pfeifenrohr ſteckt.

7.
Gehört' er zur Mineralogen-Raçe,
Er ſammelte gar nichts als Rauchtopaſe.

8.
A.
Seht, einen guten Kopf hat Klaus!
Knaſter.
Wie lange raucht er ſchon daraus?

9.
Das ſchönſte Los dünkt Knaſtern hier auf Erden:
Daß jeder Menſch einmal muß Aſche werden.

10.
Sein Leben muß ihm ſchnell verſchwinden,
Ein Sechstheil braucht er um zu ſtopfen,
Ein Sechstheil dann um anzuzünden,
Die Hälfte braucht er um zu rauchen,
Das letzte Sechstheil wird er brauchen,
Um ſeine Pfeifen auszuklopfen.

11.
Vier Elemente, innig geſellt,
Bilden ſein Rauchen, bau'n ſeine Welt:
Der Kopf ſeiner Pfeif' iſt von Erde,
Luft muß haben das lange Rohr,
Das Feuer bewirkt, daß der Rauch ihm werde,
Aus dem Mund' lockt ihm dieſer das Waſſer hervor.

12.

Für Schauſpieler iſt er ſehr fürchterlich;
Hat ſtets im Theater ſein Pfeifchen bei ſich.

13.

Ein ſchlechter Autor nur beut ihm Genuß;
Er liefert Papier ihm zu Fidibus.

14.

„Viel Köpfe viel Sinne!“ das Sprichwort iſt wahr;
Doch nur bei Knaſtern allein nicht zu brauchen:
Er hat zwar viel Köpfe; doch immerdar
Nur einen Sinn, und der ſteht nach dem Rauchen.

15.

Mag die Welt auch wie ſie will verderben,
Nichts macht Knaſter ſich daraus;
Nur die Sündfluth macht ihm Graus:
Dieſe löſcht ſein Pfeifchen aus,
Und da müßt' er ohne Rauchen ſterben.

16.

Willkommen iſt ihm trübes Wetter:
Es däucht ihm, als rauchten im Himmel die Götter.

17.

Hans ſtürzt in's Zimmer todtenbleich
Und ruft: Herr! ſteh'n Sie ſchnell doch auf;
Es brennt! — Da ſpricht Herr Knaſter drauf: —
Ei! löſcht nicht aus, ich rauche gleich.

18.

Die Hölle ſcheint Knaſtern ſo fürchterlich nicht,
Da es mindeſtens dort nicht an Feuer gebricht.

19.

A.
Die Ehre iſt ein bunter Rauch.

Knaſter.
Ganz recht; — gibt's etwas Schöner's auch?

20.

Was and're Menſchen am meiſten verdrießt,
Wird Knaſter mit größtem Vergnügen ſehen:
Daß die Stirn ihm mit Wolken umzogen iſt,
Und daß ſeine Wünſche in Rauch aufgehen.

21.

Knaſter's Wirthſchafterin.
Der Ofen raucht doch gar infam,
Es ſchmerzen mich die Augen beide;
Der muß hinaus!

Knaſter.
Der bleibt Madam;
Man laß' dem Ofen ſeine Freude!

22.

Wenn einſtens Knaſters Auge bricht,
So wird die Redensart nicht trügen,
Mit welcher man ſo paſſend ſpricht:
„Er liege in den letzten Zügen.“

23.

Knaſter's Grabſchrift.
Es ſchließet dieſer Grabesſtein.
Des größten Rauchers Reſte ein,

Zur Aſche macht' er Alles hier auf Erden
Und mußte dann auch ſelbſt zu Aſche werden.
Willſt, — Wandrer, ehren dieſen Mann,
So zünd' bei ſeinem Grab ein Pfeifchen an.

Mein Garten.

Kommet All' in meinen Garten,
Viele Blumen blühen da,
Jeder, der ſie ſieht, muß ſagen:
Daß er niemals ſchön're ſah;
Auch wird gleich ein niedlich Sträußchen
Jedem Fremden abgepflückt,
Welches ſich zu ſeiner Neigung
Und zu ſeinen Launen ſchickt.

Veilchen geb' ich den Beſcheid'nen,
Myrthen geb' ich einer Braut,
Wintergrün den alten Frauen,
Jungen Mädchen Löffelkraut,
Faden jungen Herrn Narciſſen,
Fürſten eine Kaiſerkron',
Ihren Schranzen Sonnenwenden,
Dem Phlegmat'ſchen reich' ich Mohn.

Sinnpflanz' hab' ich für Poeten,
Lorbeern auch für ſie gebaut,
Nebenan blüht für die Geiz'gen
Reichlich Tauſendguldenkraut;

Ehemännern reich' ich Mannstreu'
Und den Schwärmern Frauenhaar',
Eiferſücht'gen Sauerampfer,
Schwätzern Glockenblumen dar.

Stolzen biet' ich Hahnenkämme,
Armen biet' ich Münzen an,
Stachelbeer' den Recenſenten,
Den Soldaten Löwenzahn,
Ringelblumen den Schmarotzern,
Tulpen jedem dummen Wicht,
Immortellen meinen Freunden,
Liebchen ein Vergißmeinnicht.

Gut und Beſſer.

Es iſt nun einmal hier auf Erden
Uns leider gar nichts gut genug,
Und Alles ſoll noch beſſer werden; —
Das find' ich wirklich gar nicht klug.
Ich muß der Nimmerſatten lachen
Und bin ein hochbeglückter Mann,
Gelingt mir's, etwas gut zu machen —
Der mach' es beſſer, der es kann.

Ein Tantchen gab der Nichte Lehren,
— Man weiß, wie alte Jungfern ſind —
»Du mußt der Liebe dich erwehren,
Sonſt iſt's um dich geſchehen, Kind!

Gut iſt der Eh'ſtand zwar, Louiſe,
Doch beſſer lebt man ohne Mann.“ —
„„Ich will das Gute thun, ſprach dieſe,
Das Beſſ're thue, wer es kann.““

Grips wuchert, nimmt von armen Leuten
Zehnfachen Zins — und Pfand dazu:
Die Krittler mögen's übel deuten
Nicht ſtört ihr Tadel ſeine Ruh. —
Ich fahre, denkt er, mit vier Pferden —
So iſt es gut, ihr würdet ſeh'n,
Wollt' ich um etwas beſſer werden:
Ich würde bald zu Fuße geh'n.

Quirinen hob die Dichterſchwinge;
Er ſchrieb ein gutes Trauerſtück,
Und freute ſich der Silberlinge
Und pries ſein unverhofftes Glück. —
Nur Recenſent führt dennoch Klage,
Meint: Beſſ'res könn' aus ihm entſtehn. —
Er bringt ein beſſ'res Stück zu Tage,
Das kauft kein Menſch, kein Menſch will's ſeh'n.

Recht feinen Wein und leckre Speiſe
Hält Süßmaul für des Lebens Kron',
Sein Onkel ſchloß die ird'ſche Reiſe,
Vermacht' ihm eine Million;
Der Erbe ſchwelgt im Saft der Reben
Vom Cap, von Cypern und vom Stein. —

Geſund war er beim guten Leben,
Beim beſſern hat er's Zipperlein.

Drum nehmt mit dem, was euch beſchieden,
Fein ſtets vorlieb, nichts iſt ganz ſchlecht,
Das Beſſ're ſtöret oft den Frieden:
Und wenn die Götter — ſtets gerecht, —
Ein Liebchen, einen Freund euch ſchenken,
Die gut ſind und euch Blumen ſtreu'n,
So liebt ſie, ohne d'ran zu denken:
Daß ſie noch beſſer könnten ſeyn.

Der Spiegel der Weisheit.

Ach, wie ſo ſehr beenget
Die Sehnſucht dieſes Herz!
Es dränget ſtets und dränget
Mich raſtlos himmelwärts.

Und wie ich immer ringe
Hinan zur blauen Flur,
Und wie ich Opfer bringe,
Sind doch vergebens nur.

Wann werd' ich das ergründen,
Was jetzt nur ahnt die Bruſt,
Und wann den Schlüſſel finden
Zum Heiligthum der Luſt?

Wann murmelt aus dem Bache
Mir Flötenmelodei,
Wann girrt mir auf dem Dache
Die Taub' ein Lied der Treu'?

Des Weltalls dunkle Mythen,
Wann werd' ich klar ſie ſeh'n,
Die ſüße Sprach' der Blüthen,
Wann werd' ich ſie verſteh'n?

Es ſpricht in tauſend Zungen
Natur zu ihrem Sohn,
Mir iſt's noch nicht gelungen
Zu faſſen dieſen Ton.

Und Schall und Farb' und Düfte
Und Freude ſo wie Schmerz,
Sie zittern durch die Lüfte,
Berühren nicht mein Herz. —

Da trat Sie mir entgegen,
Sah Ihr in's Augenpaar:
Ich fühlt' ein ſeltſam Regen —
Und Alles war mir klar.

Die Steckenpferde.

Galoppirt ihr ſpaßigen Reiter!
Galoppirt nur weiter und weiter,
  Will euch hübſch zuſeh'n, nicht ſchimpfen noch lachen,
  Will euch die Reitbahn fein eben noch machen,
Laßt mich nur ruhig und fordert nicht toll,
Daß ich den Holzritt mit euch machen ſoll.

Tummle dein Rößlein, blondlockiger Junge,
Gib ihm den Sporn zum halsbrechenden Sprunge,
  Heißt er nicht Amor, der prächtige Schimmel?
  Faßt ihn der Koller, dann g'nade der Himmel!
Dann trägt er fort dich wie Windesgeſaus,
Gerade in's Siech- oder Narrenhaus.

Seht jenen Tollkopf, es ſpringt ſeine Mähre
Höher und höher nach Ruhm und nach Ehre,
  Rundum behängt er den hageren Rappen
  Mit klingenden Schellen und flimmernden Lappen,
Nun jagt er dießſeits im vollen Trab',
Faſſet das Ziel und ſtürzt jenſeits hinab.

Gönnt einen Blick jenem herrlichen Spaße
In einer mit Thalern gepflaſterten Gaſſe
  Seht ihr dahin einen Halbſücht'gen jagen,
  Ach! nicht recht ſcharf iſt ſein Renner beſchlagen;
Jetzt ſtrauchelt das Thierlein, es fällt — unſer Held
Zerſchlägt ſich die Naſ' an dem eigenen Geld.

Da reitet Einer, der ſuchet Antiken,
Jener dort forſchet nach Käfern und Mücken,
Der hier trabt langſam mit kupfrigen Wangen,
Rings iſt ſein Klepper mit Flaſchen behangen,
Dieſer hier will kurbettiren vor Stolz,
Scheint zu vergeſſen, ſein Pferd ſei von Holz.

Aber das ſchlimmſte von allen den Pferden,
Meid' es, nie kann es gebändiget werden.
Wer es beſtiegen, verläßt es nie wieder,
Wirft's ihn auch ab, daß ihn ſchmerzen die Glieder,
Flügel beſitzt es, entſchwebet der Erd', —
O! das iſt gar ein gefährliches Pferd.

Weil's galoppiret in luftigen Sphären,
Soll auch ſein Reiter von Luft ſich ernähren,
Soll mit Gedanken und Reimen ſich raufen,
Federn kauen und Tinte ſaufen,
Bis er dann — ſtürzend — verlieret den Zaum,
Und hängen bleibt an dem Lorbeerbaum.

Der treue Hund.

Kaum tritt mein Arzt an's Bett zu mir,
So bellt mein Hund, zerreißt ihn ſchier
Und will ſich nicht zur Ruh' begeben. —
Ihr fragt: warum? — Das treue Thier
Vertheidigt ſeines Herren Leben.

Wie man's nimmt.

Ihr ſagt: mein Mädel ſei zu klein!
Kann ſeyn! —
Doch kömmt es auf ein Küßchen an,
So bringt, — euch wird's unmöglich ſcheinen, —
Sie ihren Mund gerad' an meinen,
Wie's keine Große beſſer kann.

Ihr ſagt: des Mädels Aug' ſei grau,
Statt blau! —
Ich ſtreite auch darüber nicht; —
Wenn ſich die Himmel grau umziehen,
Nur dann wird d'raus die Flamme ſprühen,
Die nie aus blauem Äther bricht.

Ihr ſagt: es ſei des Mädels Mund
Zu rund! —
Doch glaubt mir, ſie iſt ſo geſchickt,
Und weiß ſo fein ſich zu geberden,
Daß dieſer Mund muß ſpitzig werden,
Und ſpitzig bleibt, bis man ihn drückt.

Das ganze Angeſicht iſt euch
Zu bleich! —
Doch kennet ihr wohl höh're Luſt,
Als wenn für euch, — durch euch die Wangen
Sich ſchmücken mit Aurorens Prangen,
Und neu erglüh'n an eurer Bruſt?

Ihr ſchätzt an ihr noch manches Ding
Gering! —
Nur zu! das freut mich — iſt mir lieb;
Kennt Niemand ihre Süßigkeiten,
Wird Keiner ihr ein Netz bereiten,
Und meinem Schatze droht kein Dieb.

Die Geburt der Reue.

Der unterdrückten Unſchuld Stimme
Drang zu der Götter Thron empor,
Zevs hört' es mit gerechtem Grimme,
Wie freche Lüſt' im wilden Chor
Die Zügel auf der Erd' ergriffen,
Und alles tanzte, wie ſie pfiffen.

„Das darf nicht länger ſo mir bleiben!
(Nahm er das Wort im Götterrath:)
Ich will dem Volk den Spaß vertreiben,
Das keine Furcht mehr vor mir hat,
Will ſelbſt ſogleich hinab ſpazieren,
Frau Juno ſoll indeß regieren.“

Beſtieg ſofort den Götterwagen,
Die Wahrheit lud er zu ſich ein,
Und ließ ſich von dem Adler tragen,
Wohin? — das wird gleichviel wohl ſeyn,
Denn überall wird's Böſe geben,
Die ungeſtraft im Wohlſeyn leben.

„Nun Wahrheit, gib mir Kunde, weſſen
Iſt jener prächtige Pallaſt?
Mit ſeinen Gärten muß er meſſen
Ja eine deutſche Meile faſt,
Und aus den hochgewölbten Zimmern
Sieht man nur Gold und Silber ſchimmern.“ —

„„Hier ſonnt ſich Einer von den Quälern
Der Menſchen in des Glückes Schein,
Er lieferte den Feldſpitälern
Im letzten Krieg die Arzenei'n,
Es mußten viel zu Grunde gehen,
Bis er ward reich und angeſehen.““

„„Doch was auch ſchrei'n die böſen Zungen,
Kein Menſch bläſt gern, was ihn nicht brennt,
Er hat ſein Geld mit Recht errungen,
Was man denn hier ſo rechtlich nennt,
Das heißt: ihm iſt nichts anzuhaben,
Weil die Beweiſe ſind begraben.““

„Wer iſt, der im Vorüberfahren
Das prächt'ge Viergeſpann regiert?“ —
„„Der hat als Kaufmann vor zwei Jahren
In einem andern Land fallirt;
Die Gläubiger, die er betrogen,
Sind wohl zu Fuß davon gezogen.““ —

„Wer hauſt denn dort?“ — „„Ein Rabenbube,
Der, wenn ſein Vater ſchalt, gelacht,

Und ſo ihn quälte, bis zur Grube
Den armen Alten er gebracht,
Das Erbe ward ihm überlaſſen,
Das ſucht er froh jetzt zu verpraſſen.““ —

„Wer iſt Beſitzer der Gebäude,
Die jenſeits ſteh'n in langer Reih?“ —
„„Ein Wucherer, der häuft Getreide,
Hört nicht der Armen Klaggeſchrei,
Und eher freſſen es die Mäuſe,
Als er es gibt um niedre Preiſe.““

„Ha Schändliche, es naht der Rächer,“
Fiel Jupiter erzürnet ein;
„Ich ſeh' es wohl, es gibt Verbrecher,
Die ihrer Laſter Frucht ſich freu'n,
Auf Eiderdunen ſorglos ſchlafen,
Weil ird'ſche Mächte ſie nicht ſtrafen.“

„Dir Pluto geb' ich ſie zu eigen,
Laß aus dem Pfuhl, der glühend fließt,
Zur Erde eine Furie ſteigen,
Die an der Böſen Herzen frißt,
Daß Keiner ſich des Lebens freue!“ —
Und Pluto hört's, und ſchuf — die Reue.

Biſchof Cletus.

Der König bei ſeinen Schätzen ſaß,
Und dieſe mit gierigen Blicken maß;

Und wie er ſo ſchaut, wird er düſter und ſtumm,
Es ging ihm wohl Vieles im Sinne herum.

Er ſah da ſo manchen goldenen Topf,
Der koſtete manchen Soldatenkopf.

Es flimmerte manches Edelgeſtein,
Das er nicht ſich erworben durch edel ſeyn.

Da ward ihm wohl ſchwül, zog die Stirne kraus,
Und eng ward die Bruſt ihm im weiten Haus.

Er ſchellt: ein Edelknecht tritt in's Gemach,
„Hohl' den Biſchof Cletus!“ der König ſprach.

Herein tritt der alte ehrwürdige Mann,
Sieht den König lange und forſchend an:

„Von dem Schatze da nimm, (ſo des Königs Wort)
„Was du faſſen kannſt Alter, und trag's mit dir fort.

„Kauf' dafür den ſchönſten der Plätze im Reich,
„Und die fürnehmſten Künſtler dinge ſogleich!

„Laß' die größten und feſteſten Bäume hau'n,
„In zwei Monden ſollſt eine Kirche mir bau'n.“

„„Nein Herr!““ — verſetzte der Biſchof drauf,
„„Von dem Golde bau' ich kein Gotteshaus auf.

„„Die Mauern würden nicht lange ſteh'n,
„„Der erſte Wind würd's zuſammen weh'n.

„„Der Ewige geht in ein Haus nicht ein,
„„Wo der Teufel zuträgt jeglichen Stein.

„„Drum wolleſt dein Geld einem Andern vertrau'n,
„„Ich kann dir mit Fluch keinen Segen bau'n!

„„Dein Gold glänzt im röthlichen Schein, ſchau' es an,
„„Ach weh! der Armen Blut klebt daran!““

„Blut ſagſt du? — Trabanten herein! dieſes Wort
„Beweiſe, ſonſt trägt man im Blute dich fort!“

Und der Biſchof gelaſſen zum Schranke tritt vor,
Nimmt ein Goldſtück heraus, hebt's zum Himmel empor

Und bricht es entzwei jetzt mit gläubigem Muth,
Und ſieh da — aus jedem der Theile fließt Blut.

Sein Antlitz ſtrahlet im himmliſchen Licht,
Der König ſinket, ſein Auge bricht.

Jeremiade eines Virtuoſen,

als er von einer Kunſtreiſe in ſeine Vaterſtadt zurückgekommen war.

„Mußt auch einmal einen Ausflug wagen,
In ſeinem Vaterland gilt kein Prophet;
Mußt deine Kunſt in die Länder tragen,
Und ſehen, wie's über den Bergen ſteht!“
So dacht' ich, packte in meinen Torniſter
Meine Geige und einen ſchwarzen Rock,
Nahm die Pfeif' in's Maul und ging wie ein Philiſter
Zum Thore hinaus mit dem Wanderſtock.

Ich zog dann herum im Süden und Norden,
In Wald und Feld, in Städtchen und Stadt;
Iſt manches Mal mir recht ſauer geworden,
Weil das Geh'n ſeine Unbequemlichkeit hat;
Hab' dennoch mit manchem Unthier gerungen,
Das die Zähne blöckt auf der Ehre Feld,
Hab' — es freut mich recht ſehr — viel Beifall errungen,
Doch — es freut mich gar nicht, — ſehr wenig Geld.

In einem Städtlein wollt' ich mich zeigen,
Ging zum Bürgermeiſter um Permiſſion,
Der ſprach: „Ich höre, du willſt uns was geigen?
Mach' nur recht viel Faxen mein lieber Sohn!
Kannſt ſpielen unter dem Arm, auf dem Rücken,
Und die Leier nachahmen, ſo haſt du mein Wort;
Die Unternehmung wird trefflich dir glücken!“
Ich dankte und zog auf der Stelle fort.

Drauf bin ich in ein Schloß dann gekommen,
Wo ein ſogenannter Mäcenas wohnt,
Dort ward ich recht freundlich zwar aufgenommen,
Hatte viel doch zu thun, und ward kärglich belohnt,
All' ſeine Geigen bezog ich mit Saiten,
Am erſten Tag, fünfzig wohl an der Zahl,
Am zweiten ſpielt' ich vor allen Leuten
Der Nachbarſchaft volle ſechs Stunden im Saal.

Am dritten, — Gottlob einem trüben Tage! —
Kam der Graf mit Wutky's Duetten hervor,
Durchſpielen mußt' ich mit ihm ſie, — o Plage!
Am vierten ſpielt' ich beim Amt auf dem Chor,
Am fünften ging ich. — Als Abſchied wir nahmen,
Dankt ſehr mir der Graf, und — o Freigebigkeit!
Verehrt mir ſein Bild im vergoldeten Rahmen,
Sechs Ellen hoch und vier Ellen breit.

Weg warf ich meinen gepinſelten Rieſen,
Und ſchleppte mich fort in die nächſte Stadt;
Da wurd' ich zu einem Manne gewieſen,
Der den Saal zur Muſik zu vergeben hat;
Ich fragte ihn, wann er geſtatten mir wolle
Zu zeigen meine Kunſtfertigkeit?
Er forderte, daß ich beſtimmen ſolle,
Der Saal ſteh' in jeglicher Stunde bereit.

Ich wählte den Montag. — „Sie müſſen vergeben, —
Sprach er — den beſitzet ſchon lang ein Franzos.“

Nun alſo den Dinstag! — „An dem Tag geht eben
„Die Akademie des Kapellmeiſters los;“ —
Den Mittwoch! — „Den haben die Muſikſchüler.“
Den Donnerſtag! — „räumt' ich den Jodlern ein.“
Den Freitag! — „Den hat ſchon ein Flötenſpieler,“
Den Samſtag! — „Beſtimmt' ich dem Armen-Verein.“

Nachdem ich benannt noch ſiebenzehn Tage,
Da fanden wir endlich doch einen noch leer,
Nun aber begann erſt die ärgſte Plage;
Denn Jemand finden, der hilft — das iſt ſchwer.
Doch endlich fand ich zwei gute Seelen,
Die ſagten zu deklamiren mir zu,
Doch bis ich erfuhr, welch' Gedicht ſie erwählen,
Da hatt' ich wohl vierzehn Tage nicht Ruh.

Und nun bis man alle die Großen ladet,
Das ganze Orcheſter zuſammenbringt,
Da wird man wohl eher im Schweiße gebadet,
Bis ſolch ein entſetzliches Werk uns gelingt.
Und Freibillette muß man verſchenken,
Da iſt wohl kaum ein Ende zu ſeh'n,
Im Saale waren, — wer ſollte das denken,
Drei hundert, — davon zahlten hundert und zehn.

Nach jeder Paſſag' erſcholl Beifall im Saale,
Ich wurde, als bräche das Haus, applaudirt,
Drei Tage darauf ſagten alle Journale,
Es hätte ſich gar keine Hand gerührt;

Jetzt frag' ich doch jegliche Chriſtenſeele:
Iſt das wohl für ſolche Mühe ein Lohn?
Nein, nein, für ſolchen Gewinnſt da quäle
Ich mich und die Geige um keinen Ton.

Ich reiſte noch weiter, und dieſer und Jener
Warf manchen Prügel mir unter die Füß':
Ich ſpielte von Spohr was, ein Italiener
Vermeinte, das ſei gar zu wenig ſüß,
Ein Engländer wollte: **God save the King** haben,
Ein Spanier wünſchte 'nen Bolleros,
Ein Ungarlein ſollt' ich im Minorton laben,
Und: **Vive Henri quatre!** verlangt' ein Franzos.

Da bin ich dann wieder nach Hauſe gegangen,
Verſteht ſich zu Fuß, wie die Reiſ' ich begann,
Es ſoll mich nicht mehr nach der Fremde verlangen,
So lang' ich im Vaterland eſſen noch kann.
Jetzt lernt' ich den Sinn des Spruchs erſt beweiſen:
Der Künſte Vaterland ſei die Welt!
Das heißt die Künſte — nun die mögen reiſen,
Doch nicht der Künſtler, der braucht dazu Geld.

Bilderſturm.

Es ſchuf ſich eine Göttin meine Liebe
Und ſtellte ſie hinauf auf den Altar,
Ich bethete allein ſie an und wahr,
Und ſie, — ſie lächelte dem frommen Triebe;

Doch ihre Wunderkraft wurd' offenbar,
Daß ſie erhellen könne das, was trübe,
Nun ſchleichen ſie um's Wunderbild wie Diebe,
Und dieſes zeigt ſich hold der ganzen Schar.

Nicht länger mag ich dieſe Wallfahrt leiden,
Nur *eine* Göttin will ich — doch *allein*,
Nicht theilen ſoll ſie ihren Strahlenſchein.
Kann ſie nun nicht den Nebenweihrauch meiden,
So ſchwör' ich ſelber meinen Glauben ab
Und reiße ſie von dem Altar herab.

Trügliches Symptom.

Die Magd.

Wie geht's denn unſerm Herren heut?

Der Arzt.

Er phantaſiert, ſpricht ganz zerſtreut,
Ich denk' er wird's nicht lang mehr tragen.

Die Magd.

Herr Doktor! das hat nichts zu ſagen,
Durch ſeine ganze Lebenszeit
Sprach unſer Herr nie ganz geſcheidt.

Wann iſt's Zeit zu ſterben?

Was ſeh' ich? — Mitten beim Feſtgelag'
Thürmen Wolken ſich auf in der Runde,
Schon donnert's, als käme der jüngſte Tag,
Droht mir wirklich die letzte Stunde?
Mir recht! — triff mich Blitz, und ſchlag' Alles in Scherben.
Bei der Flaſche muß ja der Trinker ſterben.

Doch halt! noch verſchone mich, wenn dir's beliebt,
Und laß mich den Nachtiſch erwarten,
Ich bin ein Gourmand und ich höre, es gibt
Heut Torten von zehnerlei Arten,
Die laß mich erſt koſten, dann magſt mich verderben:
Ein Leckermaul muß einen ſüßen Tod ſterben.

Was red' ich? — Halt noch einen Augenblick!
In Dorchens geöffneten Armen
Erwartet mich Abends das ſüßeſte Glück,
Bis dahin noch mußt dich erbarmen,
Es ereil' mich an Liebchens Bruſt das Verderben:
Da muß ein wahrhafter Liebhaber ſterben.

Jetzt bin ich mit Myrthen bekrönt, nun wär's Zeit,
Doch halt! — hörſt die Trommel nicht rühren?
Schon ſind die Braven zum Kampfe bereit,
Und viele Tauſend' marſchiren;
Laß erſt mich hinauszieh'n und Ruhm mich erwerben:
Ein Deutſcher muß auf dem Ehrenfeld ſterben.

Der Sieg iſt erkämpft — halt! — o laß deine Hand
Jetzt noch nicht zerſchmettern den Sünder,
In Frankreich und im wälliſchen Land
In Deutſchland und Schweiz hab' ich Kinder,
Die führe zuſammen, dann magſt mich verderben; —
In der Kinder Arm muß der Vater ſterben.

Schwarz und Roſenfarben.

(Zwei Anſichten vom Leben.)

Strophe.

Schwarz.

Das Leben! ha! welch' ein erbärmlich Spiel,
Es lohnt ſich kaum vom Vater es zu erben:
Was iſt denn ſein erhab'nes letztes Ziel?
Zu eſſen und zu ſchlafen, dann zu ſterben,
Um eine Hand voll Freuden
Unendlich viele Leiden,
Ein unerſättlich Ringen
Nach unerreichbar'n Dingen;
Ein dürrer Stamm, gefärbt durch Hoffnung grün,
Ich will dieß Spielwerk nicht und werf' es hin.

Gegenſtrophe.

Roſenfarben.

Liebliches Leben! herrliche Welt!
Wo ſich die Luſt ſtets erneuet,

Überſchattet vom Himmelsgezelt
Und rings mit Blumen beſtreuet,
Wo Erd' und Wellen,
Lüften und Quellen,
Blüthen und Bäumen
Freuden entkeimen,
Schöpfer! dieß Himmelsgeſchenk dank' ich dir,
Gönn' es, ach gönn' es noch lange mir!

Strophe.

Schwarz.

Durchwandeln muß in dieſem Thränenthal
Der Strerbliche vier traurige Epochen,
Mit Recht iſt Weinen ob der künft'gen Qual
Sein erſter Laut, wenn er an's Licht gekrochen.
Er ringt in ſeiner Kindheit
Mit einer ſteten Blindheit,
Den Jüngling wird mit Lügen
Die Phantaſie betrügen;
Jetzt tritt er in des Wiſſens Kreis ein Mann,
Bald Greis, führt er nichts aus was er begann.

Gegenſtrophe.

Roſenfarben.

Der glückliche Lebenspilger durchläuft
Vier ſegenbringende Länder;
Im Ländchen der Kindheit, wohin er nur greift,
Hat Alles goldene Ränder,

Die Phantaſie ſtrahlet
Dem Jüngling und mahlet
Ihm ſchöner und milder
Die häßlichſten Bilder;
Den Mann leitet Hymen zum ſüßeſten Glück,
Der Greis fährt in's Ländchen der Kindheit zurück.

Strophe.

Schwarz.

Was dienet uns in Nöthen denn zum Stab'?
Was ſind es denn für hochgeprieſ'ne Triebe,
Die uns das Schickſal hier zu Leitern gab?
Der Glaube iſt's, die Hoffnung und die Liebe.
Der Glaub' — gemaltes Feuer!
Die Hoffnung — Nebelſchleier!
Die Liebe, ha, die Liebe,
Der ſchrecklichſte der Triebe!
Biſt du denn toll verblendet Menſchenherz,
Daß du die Wonne ſucheſt in dem Schmerz? —

Gegenſtrophe.

Roſenfarben.

Ein Dreigeſtirn blinket vom Himmel herab,
Erleuchtet die Bahn, wenn ſie trübe,
Uns freundlich vorſchreitend bis hin zu dem Grab:
Der Glaube, die Hoffnung, die Liebe.
Der Glaube — die Säule
Vom ewigen Heile;

Die Hoffnung — ein Schimmer
Durch Grauen und Trümmer;
Die Liebe, die Liebe, die Seele der Welt,
Die Götter und Menſchen zuſammenhält.

Strophe.

Schwarz.

Für ein Metall, das ihr der Erd' entwühlt,
Verhandelt ihr die Gunſt, das Recht, die Würde,
Der Reiche mit dem Armen frevelnd ſpielt
Und dieſer trägt allein des Lebens Bürde;
Sind denn nicht alle Weſen
Zum gleichen Theil erleſen?
Soll *Jener* ſä'n und graben
Und *Der* die Ernte haben?
Natur erläßt an Alle gleichen Ruf,
Die Habſucht nur ſich Zaun und Gitter ſchuf.

Gegenſtrophe.

Roſenfarben.

Laſſe die Thoren im irrigen Wahn
Um Bänder und Schätze ſich raufen,
So viele der Freuden biethen ſich an,
Die darf man und kann man nicht kaufen:
Die ſchmeichelnden Lüfte,
Die würzigen Düfte,
Die labende Quelle,
Des Tages Helle,

Den grünen Teppich mit Blumen geſtickt, —
Dieß wird dir von keinem Mächt'gen entrückt.

Strophe.

Schwarz.

Was iſt das Ende dann von all der Laſt,
Von dieſem inn- und äußeren Gedränge?
Ein Fleckchen Erde, welches uns umfaßt,
Kalt, finſter, dumpf, verſchloſſen, ſtumm und enge,
Wohin kein Licht mehr dringet,
Wohin kein Ton mehr klinget,
Wo ſich kein Puls mehr reget,
Kein Fiberchen beweget.
So lohnt dem Schöpfungskönig ſich der Sieg,
Daß er ſo kämpfte, duldete und ſchwieg.

Gegenſtrophe.

Roſenfarben.

Nach langer ſtürmiſcher Reiſezeit gab
Natur uns den ſicherſten Hafen,
Iſt gar ein liebliches Plätzchen das Grab,
Wo man ungeſtört ruhig kann ſchlafen.
Da winket dem Müden
Ein ewiger Frieden,
Da winket nach Kummer
Der ſüßeſte Schlummer.
Gar ſanft drückt der Tod uns die Äugelein zu,
Und nach harter Arbeit lohnt uns die Ruh.

Das Lied vom Auge.

Es ſind zwei kleine Fenſterlein
In einem großen Haus,
Da ſchaut die ganze Welt hinein,
Die ganze Welt heraus.

Ein Mahler ſitzet immer dort,
Kennt ſeine Kunſt genau,
Mahlt alle Dinge fort und fort,
Weiß, ſchwarz, roth, grün und blau.

Dieß mahlt er eckig, jenes rund,
Lang, kurz, wie's ihm beliebt,
Wer nennet all die Farben und
Die Formen die er gibt?

Ein Zaub'rer iſt's, ich ſag' es kühn,
Denn Alles, was der Schooß
Der Erde faßt, das mahlt er hin
Auf's Fleckchen linſengroß.

Auch was der Hausherr denkt und fleht,
Mahlt er an's Fenſter an,
Daß Jeder, der vorübergeht,
Es deutlich ſehen kann.

So mancher Fenſter Feuerglanz
Hat Viele ſo gebrannt,

Als wären ſie geſchliffen ganz
Aus ſchwarzem Diamant.

Und andre geben ſanft und traut
Ein blaues Licht von ſich,
Daß Jedem, der hinein nur ſchaut,
Wohl wird und wunderlich.

Und freut der Herr vom Hauſe ſich
Und nimmt der Schmerz ihn ein,
So zeigen öfters Perlen ſich
An beiden Fenſterlein.

Iſt ſchönes Wetter, gute Zeit,
Da ſind ſie hell und lieb,
Doch wenn es ſtürmet, fröſtelt, ſchneit,
Da werden ſie gar trüb.

Ein Knabe, unſcheinbar und klein,
Doch reich begabt mit Macht,
Steigt bei den Fenſtern aus und ein,
Wenn's nicht der Herr bewacht.

Und geht der Hausherr einſt zur Ruh,
Nicht braucht er dann ein Licht,
Da ſchlägt der Tod die Balken zu
Und ach! — das Fenſter — bricht.

Der Gefühlloſe.

(Anekdote)

Es donnert Paſtor Wips vom Predigtſtuhle,
Ein Jupiter, — in ſeine Bauern drein,
Spricht Grau'n erregend von dem Höllenpfuhle,
Und von verſtockter Sünder ew'ger Pein.

Es glüht ſein Angeſicht und krampfhaft ballen
Sich ſeine Fäuſte ſchlagend durch die Luft,
Und ſeine Donnerſtimme hört man ſchallen,
Wie zum Gerichte die Poſaune ruft.

Und Alles bebt, es fließen Aller Thränen,
Laut hört man ſchluchzen, jedes Herze bricht;
Nur einen Mann ſieht man am Pfeiler lehnen,
Mit frohem und gleichgilt'gen Angeſicht.

Der ward bemerkt von einem alten Weibe,
Und ſtaunend redet ſie ihn an: »Mein Freund,
Iſt's möglich? — habt ihr denn kein Herz im Leibe,
Daß ihr ſo kalt hier ſteht, da Alles weint?«

»»Ei laßt mich geh'n,«« verſetzt der alten Kleinen
Der fremde Mann. »»Da wär' ich wohl ein Narr!
Warum ſoll ich bei eurer Predigt weinen?
Gehör' ich doch nicht her in dieſe Pfarr'!««

Lob der Nacht.

Dir o Tröſterin im Leiden,
Dir verſchwiegnes Kind der Zeit,
Mutter aller ſtillen Freuden,
Nacht! dir ſei dies Lied geweiht.
Breiteſt du den dichten Schleier
Über Hain und Wald und Flur,
Da begehet ihre Feier,
Sich erquickend, die Natur.

Kömmſt du gleich ganz ſchwarz gegangen,
Iſt dies doch kein Trauerkleid;
Denn von deinem Arm umfangen,
Ruht der Menſch und ruht ſein Leid.
Schauerlich erhellt die Sonne
Manches Elends Schreckensraum,
Sieh, da beut dein Dunkel Wonne
Dem Unglücklichen im Traum.

Liebchen dem beim Strahl des Lichtes
Schneller ſich ein Abgrund zeigt,
Flieht ihn ſcheuen Angeſichtes,
Doch iſt's Nacht, dann bleibt ſie — ſchweigt,
Duldet Küſſe, die ſie weigert,
Strahlt der Tag in's Lippenſpiel;
Deine ſüße Kühle ſteigert
Dann der Liebe Hochgefühl.

Wenn nach ihrer Tagesreiſe
Müde ſich die Sonne ſenkt,
Alles ruht, — dann ſitzt der Weiſe
In dem Kämmerlein und denkt;
Nicht geſtöret mehr von Thoren
Sich ſein Geiſt zum Äther ſchwingt,
Und ſo wird in Nacht geboren,
Was den Tag in's Leben bringt.

Steigt die Sonne aus dem Meere,
Wird auch wach der Menſchen Haß,
Gen einander zieh'n die Heere,
Und erwürgen ſich zum Spaß,
Und ſo ſtürzen Tauſend nieder
Oft an einem Tag der Schlacht,
Doch erſetzeſt ſchnelle wieder
Die Verlornen du, o Nacht.

Alle Übel, die uns quälen,
Was uns nur verwunden mag, —
Ach wer kann ſie alle zählen? —
Peinigen uns nur bei Tag':
Advokaten, — ſchlimme Weiber, —
Gläub'ger, — Ariſtarchenmacht, —
Ärzte und Kritikenſchreiber
Bringſt zum Schweigen du, o Nacht.

Noch das Höchſte will ich künden: —
Was dir deinen Ruhm erhält:

Deinem Schooße ſich entwinden
  Sah man einſt die ganze Welt.
Darum Nacht ſei dir zu Ehren
  Dieſes kleine Lied gebracht,
Will mich ſtets für dich erklären,
  Nur nicht für die *ew'ge Nacht*.

Männerſchwachheit.

Theuer iſt das Weib dem Mann
Ohne welches er nicht leben kann;
Doch noch theurer iſt ihm Jene dann
Welche ohne ihn nicht leben kann:
Dieſe weckt in ihm die Triebe
Auch der ſüßen Eigenliebe.

Liebestroſt.

Das Mädchen.

Gott! wie fällt's auf's Herz mir ſchwer!
  Du verſprachſt mit tauſend Schwüren
Nicht von mir zu laſſen mehr
  Und willſt morgen fort marſchiren?

Der Grenadier.

Liebes Kind, ich *will* nicht, — nein,
  Daß ich *muß*, macht mir viel Galle,

Kann nicht widerſpänſtig ſeyn;
Denn die Andern geh'n auch alle.

Das Mädchen.

Auch die Andern? — Welch ein Leid!
Alſo Keiner bleibt zurücke,
Deſſen Mütze, deſſen Kleid
Dich zurückruft meinem Blicke?

Der Grenadier.

Keiner, ja das iſt wohl hart,
Aber Mädel dir zu Liebe
Schneid' ich ab mir meinen Bart,
Daß dir doch noch etwas bliebe.

Das Mädchen.

Geh nur, haſt mir's Maul gemacht,
Falſcher, treuvergeß'ner Bube!
Du gehſt hin, wo Freude lacht,
Und ich geh' indeß zur Grube.

Der Grenadier.

Rede nicht in dieſem Ton,
Daß ich nicht den Muth verliere;
Tröſte dich, denn morgen ſchon
Kommen andre Grenadiere.

An meinen Freund Schneller.

Bei meiner Abreiſe von Gratz im Jahre 1818.

Freund! ich grüße Dich bei meinem Scheiden
Noch im Liede, das ich Dir geweiht,
Die Harpieen, die uns Gutes neiden,
Sind: Bedürfniß, Schickſal, Macht und Zeit,
Alles muß der Menſch von ihnen leiden,
Und nichts beſſert, wer dagegen ſchreit;
Ich auch muß — ſie wollen's — immer wandern
Und von Einem treibt es mich zum Andern.

Wo ein Blau iſt, tönen Lerchenlieder,
Wo ein Bach iſt, ſchwimmen Fiſchelein,
Wo ein Baum iſt, fallen Blüthen nieder,
Wo Gebüſche, bildet ſich ein Hain,
Berg' und Thäler ſieht man leicht bald wieder,
Überall iſt die Natur nicht klein;
Doch iſt nicht in allen ſchönen Gründen
Auch ein guter Menſch und Freund zu finden.

Dir — wohl mir! — Dir darf ich es ertheilen,
Dies Diplom; — am Himmel reicht's hinauf,
Nie verlöſchen ſeine Flammenzeilen
Und dem Herzen drückt's den Adel auf,
Es gilt überall, wo Menſchen weilen,
Und ein Druck der Hand iſt's Siegel drauf;
Über das Gemeine wird's erheben,
Uns viel Rechte — auch viel Pflichten geben.

Eine Hälfte wahre Du im Buſen
Und die and're trag' ich mit mir fort,
Es begannen unſern Bund die Muſen,
Ihn vollendete lebend'ges Wort,
Beide bleiben gegen die Meduſen
Dieſes Lebens unſer ſich'rer Hort;
Gleichgeſtimmte Seelen, die ſich kennen,
Lieben ſich, wenn ſie auch Meere trennen.

Schreib', was in vergangner Zeit geſchehen,
Ich wähl' mir die Gegenwart zum Ziel,
Laß Du Bilder der Heroen ſehen,
Ich treib' mit den Kleinen ſo mein Spiel,
Laß den Geiſt durch alle Länder gehen,
Auch im Monde gibt's der Länder viel;
Schaffen Gutes die verſchied'nen Flammen,
Kommen wir am Ende doch zuſammen.

Laß uns denn getröſtet vorwärts ſchreiten,
Auf des Wiſſens dornenvoller Bahn,
Sandt' uns Gott doch Engel, welche leiten
Durch den Sturm des Lebens unſern Kahn;
Alles kann der Neid uns wohl beſtreiten,
Alles nennen einen eitlen Wahn,
Nur den Bund nicht, den wir unterſchrieben,
Und die ſüße Sorgfalt unſ'rer Lieben.

Die Glöckchen.

Die Glöckchen klingen
So rein und klar,
Es horcht der Junker
Und ſeine Schar;
Sie wollen ziehen den Felſen hinan,
Doch nah' an der Herberge halten ſie an,
Daraus erſchallet das ſüße Getön',
Sie weilen und horchen, es klingt ja ſo ſchön.

Wer ſchlägt die Glöckchen
So wunderbar?
Wer macht ſie klingen
So rein und klar?
Ein blondes Mägdlein ſitzt da auf dem Moos,
Ein ſchwarzes Käſtlein, das ruht ihr im Schooß,
Und wie ſie mit ſchneeweißer Hand darauf ſchlägt,
So erklinget der Ton, der das Inn're bewegt.

Und wie das Mägdlein
Den Junker erſchaut,
Da ſchlägt ihr das Herze
Noch einmal ſo laut,
Den zarten Körper halb vorgebeugt,
Starrt ſie hin auf den Junker und lächelt und ſchweigt, —
Und wär' um ſie her jetzt die Erde entbrannt,
Sie hätte den Blick nicht vom Junker gewandt.

Auch dieſer blickt freundlich
Auf's Mägdelein hin,
Doch darf er nicht weilen,
Muß fürbas ziehn; —
Und wie er jetzt eintritt beim Schloſſesthor,
Da klingen die Glöckchen ihm wieder an's Ohr,
Er aber ſtreift über's Aug' mit der Hand, —
Und des Mägdleins Geſtalt und der Glockenton ſchwand. —

Auf dem Schloſſe gab es Gäſte,
Hell beleuchtet war das Haus,
Und man ſchmückt zu einem Feſte
Schon den Saal geſchäftig aus.

„Frohe Miene angenommen!“ —
Rief der Vater, Jobſt von Stein: —
„Ritter Berndt iſt angekommen
Mit dem ſchmucken Töchterlein.“

„Eure Hände woll'n die Väter
Bald, recht bald vereinigt ſeh'n,
Seht dann zu, daß ſich auch ſpäter
Eure Herzen einverſteh'n.“

„„Vater! gar ein ſeltſam Weſen
Iſt es um das arme Herz,
Muß erkranken, ſoll's geneſen,
Findet ſeine Luſt im Schmerz.““

„Bube! bleib' mit ſolchen Grillen, —
Will dir's rathen, — mir vom Leib,
Schweig, du kennſt nun meinen Willen,
Luitgarde wird dein Weib!“

Als nun Luitgarde in den Saal
Hereintritt zu dem Abendmahl,
Muß Junker Ernſt geſtehen:
Zu loben ſei des Vaters Wahl,
Und Schön'res nicht zu ſehen.

Zwei Roſen auf den Wangen glüh'n,
Zwei Veilchen in den Augen blüh'n,
Zwei Lilien auf den Händen,
Zwei — doch vergebliches Bemüh'n,
Den Garten zu vollenden.

Dem alten Paar der Becher lacht,
Manch Lebehoch ward ausgebracht,
Das junge Paar verſtummte,
Bis ſchon die Stund' der Mitternacht
Die Thurmesglocke brummte.

Da trennt man ſich. — Im ſchnellſten Lauf
Eilt' Ernſt in ſein Gemach hinauf,
Riß freudig dort im Dunkel
Das hohe Bogenfenſter auf
Und ſtarrt' in's Sterngefunkel.

Was klingt durch die Nacht hin
So rein und klar,
Wie Sphärentöne
So wunderbar?
Die Wehmuth wiegt ſich auf jedem Hall,
Der Junker erkennet der Glöcklein Schall:
„Wie? ging denn das Mägdlein noch immer nicht fort,
Sitzt ſie noch ſo ſpät an der Herberge dort?“

Und bald darauf ſchlug er
Das Fenſter zu,
Dacht' an Luitgarden
Und ging zur Ruh';
Doch wollt' ihm der Glöckleinton nicht aus dem Ohr,
Das Mägdlein kam ihm im Traume vor,
Und wie ſie berühret Alles ringsum,
Da wandelt auch Alles in Glöckchen ſich um.

Wenn die Federn wehen
Am Helm auf dem Haupt,
Er entfernte Glöcklein
Zu hören glaubt,
Das Klirren der Rüſtung, die ihn umſchließt,
Wie Glockenton zu vernehmen iſt,
Und wenn ſein Schwert durch die Lüfte brauſt,
Ihm Glockenton in die Ohren ſauſt.

Es klingen am Baume
Die Blätter all',

Das Zwitſchern der Vögel
Wird Glöckleinſchall,
Aus Feuer und Waſſer und Erde und Luft
Ihm Alles entgegen wie Glockenton ruft,
Und alle die Töne geſtalten ſich
Zuletzt zu dem Einen: „Ich liebe dich!“ —

Solch' Bilder, ſeltſam aber hold,
Erſcheinen, und er träumet
Fort, bis die Sonne rings mit Gold
Der Berge Spitzen ſäumet.

Da rafft er auf vom Lager ſich,
Und eilet in den Garten,
Um ſeiner Blumen emſiglich,
Wie täglich, dort zu warten.

Und als er eine Roſe goß,
Und ſchützt' vor Windesſtoſen,
Entgegen kam ihm aus dem Schloß
Die Königin der Roſen.

Sie ſehn ſich an, ein „O!“ und „Ach“
Sind der Gefühle Zeugen;
Beredter iſt wohl keine Sprach'
Als der Verliebten Schweigen.

Zur Erde beugt er jetzt ſich hin,
Ihr einen Strauß zu binden;

Pflückt Hyazinthen und Jasmin,
Vergißmeinnicht und Winden;

Das jüngſte Röslein pflückt er jetzt
Vom naheſteh'nden Stöckchen,
Dann Amaranthen, und zuletzt
Zwei himmelblaue Glöckchen. —

Die klingen auf einmal
So rein und klar,
So herzerſchütternd
Und wunderbar;
Sie neigen an Ernſtens Buſen ſich hin,
Als wollten ſie ewig nur dorten blüh'n,
Und wie er verwundert blickt auf den Strauß,
Die Glöcknerin ſieht aus den Glöckchen heraus.

Doch Luitgarde? —
Sie höret nichts,
Sie nimmt ihm frohen
Und heitern Geſichts
Den Strauß aus der Hand mit ſichtbarer Luſt,
Und ſteckt ihn an ihre hochwallende Bruſt,
Und wie ſie dieß herrliche Plätzchen ihm gab,
Da fallen die Glöckchen vom Stengel ab.

Endlich will der Tag erſcheinen,
Wo das Liebespaar,
Schwörend am Altar,
Sich auf ewig ſoll vereinen;
Und die Hochbeglückten zieh'n
Schon zum nahen Kloſter hin.

Auf den ſchönſten Roſſen ſitzet
Braut und Bräutigam;
Sie voll holder Scham,
Er, deß Auge Freude blitzet;
Neben trabt der Väter Paar,
Hinten folgt der Knappen Schaar.

Als ſie an die Kirch' gelangen,
Tritt der Abt herbei
Mit der Kleriſei,
Seinen Schirmvogt zu empfangen.
In die Kirche, reich geziert,
Werden ſie ſogleich geführt.

Eh' man zur Vermählung ſchreitet,
Bringet am Altar
Ein Meßopfer dar
Noch der Abt. — Der Küſter läutet
Jetzt zum Sanktus
— — — — — —
— — — — — — — —

Da klinget ſein Glöcklein
So rein und klar,
So herzerſchütternd
Und wunderbar,
Daß Ernſt die Engel zu hören glaubt;
Er hebet empor das gebeugte Haupt,
Da fällt ſein Blick auf ein Heiligenbild
Draus ſchaut ihn die Glöcknerin an ſo mild.

Es rollten Thränen
Ihr über die Wang',
Und jetzt ihre Stimme
Melodiſch erklang:
„Herzinniggeliebter! ach rührt dich denn nicht
Mein Lieben, das ſicher das Herze mir bricht,
Reichſt du am Altare Luitgarden die Hand? —“
Sie ſprach's, — und die Stimm' und der Glockenton ſchwand.

Und der Abt ſprach ſeinen Segen
Über ſie, vollzog ihr Glück,
Und mit lauten Doppelſchlägen
Ihres Herzens ging's in's Schloß zurück.

Dort, verſammelt zu dem Feſte
Und zu einem prächt'gen Mahl,
Gab es eine Menge Gäſte,
Zu der Neuvermählten großen Qual.

Der Pokal kreiſt in der Runde,
Und die Liebenden entfloh'n
Erſt nach mitternächt'ger Stunde
Aus dem drückenden Gewühl davon.

Jetzt als in's Gemach ſie kamen,
Und ſie Luſt und Dunkelheit
Schweigend in die Arme nahmen
— — — — — — — — —

Da klangen noch einmal
Die Glöcklein; — nicht klar,
Nicht rein wie ehmals;
Doch wunderbar; —
Sie klangen wie Seufzer ſo dumpf und ſo ſchwer,
Sie wurden ſtets ſchwächer, entfernten ſich mehr,
Und als Luitgarde vom Haupt nahm den Kranz,
Und Ernſt in den Arm ſchloß, verſtummten ſie ganz.

Am Morgen ein Knappe
Zu Ernſten tritt
Und meldet, wie früh er
Um's Schloß herum ritt,
Und wie er ganz nahe am Thor, im Geſträuch,
Ein Mägdlein gefunden, ganz kalt und ganz bleich.
Hinab eilt der Junker zum Schloßthor und ſah —
Die Glöcknerin war's, ſie lag leblos da.

Der menſchliche Arzt.

Den Doktor Leiche anzuklagen: —
Sein Geiz ſei Schuld daran,
Daß ſich der reiche Mann
Nicht halte Roß' und Wagen, —
Iſt Ungerechtigkeit;
Er thut's aus Menſchlichkeit;
Denn es gebiethen ihre Pflichten
Ihm: wen'ger Schaden anzurichten.

Entſtehung der Zitterpappel.

(Legende.)

Maria erging ſich auf der Flur,
Da grüßet alsbald die ganze Natur
Die Erd- und Himmelskönigin,
Die wandelt in reinem und frommen Sinn.
Es fächelt Zephyr ihr die Wangen,
Die Vöglein auf allen Zweigen ſangen,
Die Inſekten ſchwirren im bunten Gemiſche,
Und auf den Wellen tanzten die Fiſche;
Wolf, Bär und Tiger verlaſſen den Raub,
Und krümmen ſich folgſam vor ihr in den Staub;
Die Blumen die Kelch' ihr entgegen neigen,
Die Bäum' ihre Kronen demüthig beugen:
Nur eine Pappel bleibt ſtolz da ſteh'n,
Als ob ſie Marien gar nicht geſeh'n.

Da wirft die Jungfrau noch einen Blick
Auf jene hochmüthige Pappel zurück;
Wer kann den gewaltigen Blick wohl mahlen,
Aus dem man den ganzen Himmel ſieht ſtrahlen?
Da fing die Pappel zu zittern an,
Und zittert ſeit dieſer Minute fortan.

Überſchrift über meine Bibliothek.

O könnt' ich doch die große Kunſt erlernen,
Von dieſer heil'gen Schar
Der Räuber ſtärk'ſtes Paar:
Die Motten und die Borger zu entfernen.

Das fatale Vergeſſen.

Vorgeſtern fuhr Margarethe zum Eſſen,
Und wurd' es leider zu ſpät erſt gewahr:
Daß ſie die Handſchuh', ihr blondes Haar,
Die Vorderzähn' und den Buſen vergeſſen.

Auf den Tod eines Verſchwenders.

Elias bezahlte die Schuld der Natur,
Ach! leider bezahlt' er die einzige nur.

Das vorzüglichſte Element.

Feuer! dir allein nur räum' ich
Vor den Elementen allen
Unbedenklich ein den Vorzug;
Denn du Feuer biſt die Liebe,
Und ſo aller andern Mutter! —
Du gebärſt die Luft, den Seufzer,
Und das Waſſer auch, die Thräne,
Und gebäreſt eine Erde,
Die der vor'gen nicht mehr gleichet,
Eine neue, ſchön're Erde.
Darum, Feuer, räum' ich dir nur
Vor den Elementen allen
Unbedenklich ein den Vorrang.

Gefahr.

Der Eine.

Wie geht's denn unſerm Archivar?

Der Andere.

Er iſt ſchon außer aller Gefahr.

Der Eine.

Erlauben Sie, da zweifl' ich doch,
Ich höre der Arzt beſuch' ihn noch.

Platz für Alles.

I.

In des Frohſinns Blüthenauen
Hüpft das Knäblein Theobald,
Und er kann nicht ſatt ſich ſchauen
An der Blumen buntem Wald;

Und er pflücket ohne Ende
Jedes Blümlein, das ihm lacht,
Voll ſind Haupt und Bruſt und Hände
Von der farbenreichen Pracht.

Doch wohin ſoll er ihn legen
All den ſchönen Blüthenſchatz?
Findet für den Himmelsſegen,
Ihm ſo reich beſcheert, nicht Platz.

II.

Auf des Wiſſens dunklem Wege
Schreitet Jüngling Theobald;
Forſcht und ſammelt nimmer träge,
Bis ihm hell die Ausſicht ſtrahlt;

Waſſer, Erde, Luft und Feuer
Biethen ihm ihr Beſtes dar,
Das Geheimniß von der Leier
Und vom Meißel wird ihm klar.

Doch wohin ſoll er ihn legen
Den erworb'nen Weisheitsſchatz?
Findet für des Wiſſens Segen
Nicht in ſeinem Kopfe Platz.

III.

Auf dem Feld' der Ehre flieget
Vorwärts Theobald der Mann,
Kommet an und ſieht und ſieget,
Macht ſich Alles unterthan;

Und die Menſchen alle neigen
Vor dem Helden ſich im Staub,
Und die Lorbeerwälder beugen
Ihm entgegen all ihr Laub.

Doch wohin ſoll er ihn legen
All der Kränz' und Kronen-Schatz?
Findet für den Lorbeerſegen
Nicht auf ſeinem Haupte Platz.

IV.

Auf des Überdruſſes Wege
Schleichet Theobald der Greis,
Weiß es nicht, wohin er lege
Jetzt ſein müdes Haupt ſo weiß.

Da ein Senſenträger ſchweigend
Ihm begegnet — und ihn grüßt,

Hin auf eine Grube zeigend,
Die kaum zehen Spannen mißt:

»Den geräumigſten der Plätze,
Sieh ihn hier, — den Platz der Ruh',
Da hinein leg' alle Schätze,
Und dich ſelber auch dazu!«

Philidors Ehehälfte.

Wenn Philidor ſich glücklich preiſt,
Sein Weibchen ſeine *Hälfte* heißt,
So hat er recht, ſie pflegt für Mehre ja zu brennen,
Und manchmal könnt' er ſie ſogar ſein *Sechstel* nennen.

Die Prophezeiung.

In der ſchreckenvollſten Nacht
Siebzehnhundert fünfzig acht,
Da der Himmel Flammen ſpie,
Wind und Donner ſchrecklich brauſten,
Stürme losgelaſſen ſauſten, —
Fürchterlicher's ſah man nie, —
Da erblickt ich — zwölf Uhr ſchlug's —
Dieſes Jammerthal des Trugs.

Bei des künft'gen Tages Grau
Trippelt' eine Bettelfrau

In das Zimmer, wo ich lag,
Und nachdem ihr eine Gabe
Ward gereicht, trat ſie am Stabe
Hin zur Wiege: „Guten Tag!“ —
Schnarrte ſie — „fein Püppchen du!“
Warf mir eine Kußhand zu.

Und mit einem Forſcherblick
Schob ſie dann das Tuch zurück,
Das mich halb verdeckte, — fuhr
Mir mit ihren Knochenhänden
Über Wangen, Bruſt und Lenden:
„Würmlein!“ ſprach ſie, „ſchlafe nur,
Darfſt nicht bang in's Leben ſeh'n,
Wird dir immer wohl ergeh'n.

„Machſt, als Bube ſchon ein Held,
Großen Lärmen auf der Welt.
Tauſend folgen deinem Ruf,
Eilen gen den Feind zu ſtreiten;
Dann, als Jüngling, wird dich leiten
Noch zu Höher'm dein Beruf:
Machſt ein Land von Tirannei
Schnell mit einem Schuſſe frei.“

„Wirſt ſonach ein großer Mann,
Leut' und Land dir unterthan,
Die von oben du regierſt;
Wirſt auf großem Fuße leben,

Auch wird ſich's nachher begeben,
  Daß du Schild und Wapen führſt. —
Groß als Künſtler, betet man
Alle deine Werke an.“

„Eine Maid von hohem Stand
Reichet dann dir ihre Hand;
  Und von Kindern eine Schar
Seh' ich dich und ſie umringen,
Hör' dich Lob dem Himmel ſingen,
  Und im Chorrock und Talar
Wird von dir, der gläub'gen Heerd',
Alles Dunkle aufgeklärt.““

„Ferners will es dein Geſchick,
Daß viel Tauſend all ihr Glück
  Suchen einzig nur bei dir;
Da wird dein's ein Ende haben,
Du wirſt Andern Gruben graben,
  Und nicht lange, — glaub' es mir, —
Währt's, ſo trifft das Sprichwort ein:
Du fällſt ſelber auch hinein!“

Und die Alte ging hierauf. —
Alles ſchrieb mein Vater auf,
  Und nach ſeinem Tode fand
Ich das Blatt, in meine Hände
Kam's; nun leſ' ich's ohne Ende,
  Und was jene Hex geahnt,

Traf, bald wird es klar euch ſeyn,
Leider nur zu wörtlich ein.

War als Bub' zu bänd'gen kaum,
Hielt mich gar nichts mehr im Zaum,
Darum gab mein Vater mich
Schon, — ich zählte kaum das zehnte
Jahr, — zu einem Regimente
Als Tambour. — So machte ich,
Richtig ſchon als Knab' ein Held,
Großen Lärmen auf der Welt.

Aber lange litt's mich nicht,
Bald verließ ich Fahn und Pflicht,
Deſertirt' in fremdes Land,
Wo mich dann als ſeinen Schüler
Aufnahm ein Komödienſpieler,
Der Gefallen an mir fand;
War bald mit der Kunſt vertraut,
Wie man brüllt und um ſich haut.

Öffentlich zum erſten Mal,
Trat ich auf nach eigner Wahl
Keck als Tell. — Es hat der Neid
Zwar mit Ziſchen mich beehret,
Dennoch hat ſich ſo bewähret,
Was die Alte prophezeit:
Macht ein Land von Tirannei
Schnell mit einem Schuſſe frei.

Immer mehr wuchs ich heran,
Ward ſonach ein großer Mann,
Lebte auch auf großem Fuß,
So zwar, daß für mich der Schuſter
Schnitt ganz neue Leiſtenmuſter. —
Dann verkaufte mir ein Ruſſ',
Der ſchon an des Lebens Ziel
Stand, ſein Marionettenſpiel.

Zog damit von Ort zu Ort,
Ward erfüllt der Alten Wort:
Land und Leut' regierte ich
Jetzt von oben. — Aber immer
Ging es mit den Künſten ſchlimmer,
Und die Noth zwang endlich mich,
Meinen ganzen Künſtlerſchatz
Hinzugeben in Verſatz.

Manchmal hatt' ich nebenbei
Mich verlegt auf Malerei;
Was war beſſer's jetzt zu thun?
Ich verdingt' um zwanzig Thaler
Mich bei einem Wapenmaler,
Und ſo führt' ich freilich nun
Schild und Wapen. — Aber wie?
Auf Schubkarren führt' ich ſie.

Pinſelte auch nebenbei
Heil'gen-Bilder mancherlei,

Gar entſetzlich anzuſchau'n;
Dennoch kauften ſie die Bauern,
Hängten ſie an ihre Mauern,
Ehrten da ſie voll Vertrau'n:
Alſo betet immer man
Alle meine Werke an.

Damals wohnt' ein Mägdelein
Neben mir, ſchön, jung und fein,
Lehrte Liebe mich geſchwind,
Rappelte mir im Gehirne,
Und ich nahm zum Weib die Dirne,
Eines Ziegeldeckers Kind.
Alſo reicht aus hohem Stand
Mir ein Mädchen ſeine Hand.

In dem nahen Dorfe ſtarb
Der Schulmeiſter, ich erwarb
Seine Stell'. Es wurde wahr,
Was die Alte ſprach: Umgeben
Werde einſtens mich im Leben
Eine große Kinderſchar.
Auch ſang ich das Lob des Herrn
Auf dem Chor; — nicht immer gern.

Da ich auch der Küſter war,
Mußt' im Chorrock und Talar
Ich beſorgen auch das Licht,
Und ſo hat es ſich bewähret,

Daß ich Dunkles aufgekläret,
Wie die Prophezeiung ſpricht. —
Wieder einen andern Lauf
Nahm mein Leben bald hierauf:

Immer ſehnte ſich mein Weib
In die Stadt nach Zeitvertreib;
Alles that ich gern für ſie,
Suchte Dienſt an vielen Orten;
Endlich glückt' es, bin geworden
Schreiber bei der Lotterie;
Und ſo ſuchten richtig Viel
Auch ihr Glück bei mir — im Spiel.

Mit dem Glück der Lebenden
Wollt' es doch nicht vorwärts gehn,
Da nun in der Folge man
Mir ein Ämtchen bei den Todten
Gnädiglichſt hat angebothen,
Nahm ich dies mit Freuden an,
Und ſo bin ich alſo jetzt
Todtengräber noch zuletzt.

So bewährt' ſich allgemach
Alles, was die Alte ſprach;
Selbſt auch dies erfüllte ſich;
Daß ich Andern Gruben grabe.
Wenn ich jetzt das Glück nur habe —
Himmel! ach, beſchütze mich!

Daß es Zeit noch möchte ſeyn,
Bis ich ſelber fall' hinein.

Begräbnißkoſten.

Wie? Hundert Gulden wollt Ihr haben,
Um meine Frau mir zu begraben?
Das iſt zu arg, bei meiner Ehre,
Faſt wünſcht' ich daß ſie nicht geſtorben wäre.

Amor's Handelſchaft.

Iſt ein ſeltſamer Krämer, der kleine Gott mit der Binde,
Gar ſehr verwunderlich iſt, wie er die Küſſe vergibt.
Die man um theures Geld muß kaufen, ſind werth keinen Heller,
Und die umſonſt man bekömmt, die nur ſind ſchmackhaft und ſüß.

Die Erde iſt nicht rund.

Ich bin ſo dumm nicht, zuzugeben:
Die Erd' iſt rund, — das iſt nur Wahn;
Man ſtößt ja in dem ird'ſchen Leben
All' Augenblick wo anders an.

Warnungstafel.

Ich habe ſchon fünfmal mich malen laſſen,
Und Niemand rieth bei den Bildern auf mich,
Verzeichnet und falſch war faſt jeder Strich,
So ſetz' ich denn auch ganz billigermaßen
Zu dem Warnungswort, zu dem Nutzenvollen:
Daß wir vor Gezeichneten hüthen uns ſollen,
Jetzt dieſes hinzu, auch ganz Nutzenreich:
O hüthet auch fein vor den Zeichnern euch!

Schlechtes Pflaſter.

In dieſer Stadt, ſo dünkt es mich,
Iſt Niemand faul und liederlich,
Das ſchlechte Pflaſter zeigt es eben;
Denn würd' es Pflaſtertreter geben,
So könnte wohl nicht jeder Stein
So rauh, ſo ſcharf und ſpitzig ſeyn.

Als Amanda ihr Fernglas begehrte.

Ein Fernglas, du?
O ſprich, wozu?
Da deine Reize ohnehin
Dir alles Ferne näher ziehn.

Die zwei Roſen.

Einſt bei einem großen Feſte
Ging die Königin,
An der Spitze ihrer Gäſte,
Durch den Garten hin.

Abwärts folgten ihrem Hofe,
Der manch Frohes ſprach,
Eine junge Kammerzofe
Und ein Page nach.

Während vorn man lacht' und ſcherzte
Über dieß und das,
Jener Pag' das Zöfchen herzte,
Auch nur ſo zum Spaß.

Dieſes loſe Spiel erſpähen
Jetzt zuerſt die Frau'n,
Und, — die Naſen rümpfend — ſehen
Sie es an mit Grau'n.

Nicht dem blonden Jungen nehmen
Sie das Küſſen krumm,
Würden ſelber ſich bequemen
Es zu dulden ſtumm;

Nur das Mädchen ganz alleine
Trifft der Neider Zorn,

Ihnen iſt die holde Kleine
  Nur im Aug' ein Dorn.

Auch die Männer all' gewahren
  Dieſes Spiel zur Stell',
Und die Brillen alle fahren
  An die Naſen ſchnell.

Schmunzelnd ſpitzen ſie die Zungen,
  Lächeln ob der Liſt,
Geben recht dem keckten Jungen,
  Daß er's Zöſchen küßt.

Endlich, das Gemurre hörend, —
  Frägt die Königin:
„Sagt, was wirkt mit einmal ſtörend
  Auf den frohen Sinn?“

Man erzählt ihr, was geſchehen,
  Was man ſtaunend ſah;
Auf den Boden blickend, ſtehen
  Zof' und Page da.

Alle Frauen ſchrei'n: „Beleidigt
  Hat uns das Skandal!“
Doch der Männer Kreis vertheidigt
  Den, der Küſſe ſtahl.

Und es ſpielt der Demuth Rolle
  Jetzt der Pag' zum Schein,

Spricht: „Du wolleſt, gnadenvolle
Herrin! mir verzeihn.“

„Staunend ſahſt Du Deinen Willen
Oft mit Schnelligkeit,
Der nichts gleichkömmt, mich erfüllen,
Warſt darob erfreut.“

„Gabeſt auch ſammt allen Damen
Deines Hofes hier,
Lächelnd oft den Schmeichelnamen
Kleiner Zephyr! mir.“

„Deine Worte ehrend, koſe
Nun im Garten ich
Dort mit jener jungen Roſe;
Iſt das wunderlich?“

Drauf die Herrin: „Kann nicht klagen,
Du biſt ſehr geſchwind,
Biſt ein Wind, ich muß es ſagen,
Doch ein Sauſewind!“

„Duldet' ich am Hof ſolch loſen
Zephyr's kecken Raub,
Küßt' er bald von allen Roſen
Mir den Blüthenſtaub.“

„Strafe muß der Frevler finden,
Muß entweder hier

Sich an eine Roſe binden,
Oder fort von mir.“

„Folget mir, ihr Herrn und Damen,
Ihr ſollt Zeuge ſeyn!“ —
Und ſie folgten ihr, und kamen
In das Schloß hinein.

Und zwei Roſenſtöcke ſtehen
Im Gemache da,
Nicht ſind ſchön're mehr zu ſehen,
Als man hier ſie ſah.

Als erwartungsvoll man ſchweiget,
Jetzt die Königin
Mit dem Roſenfinger zeiget
Auf die Roſen hin.

„Eine hat Natur gegeben,“
Sprach ſie zum Verein,
Doch die andre dankt ihr Leben
Nur der Kunſt allein.“

„Kleiner Zephyr! unterſcheiden
Sollſt du nun geſchwind,
Welche Roſen von den beiden
Sei der Fluren Kind.“

„Wird die rechte er erwählen, —
Daß Ihr's Alle wißt!

Will der Roſ' ich ihn vermählen,
Die er erſt geküßt;“

„Zeigt er aber, daß auf Roſen
Er ſich nicht verſteht,
Duld' ich nicht am Hof den Loſen,
Und der Burſche geht!“

Ach! da ſteht der arme Kleine
Voll Beſchämung nun,
Sucht Entſchuld'gung, findet keine,
Was iſt jetzt zu thun?

Beide Roſen prüft er lange,
Ach, kein Unterſchied!
Jede hochroth, wie die Wange
Seines Liebchens glüht.

Beide haben gleiche Waffen,
Nimmer wird's ihm klar,
Welche die Natur erſchaffen,
Welche Kunſt gebahr.

„Soll mein Urtheilsſpruch gedeihen,
So erlaube mir,
Rath zu holen mir im Freien,
Bin gleich wieder hier!“

Alſo bat er, angſtdurchdrungen,
Und alsbald gewährt

Auch die Königin dem Jungen
  Was er hat begehrt.

Die verwilligte Minute
  Kaum verronnen war,
Und er ſtellt mit frohem Muthe
  Schon ſich wieder dar.

Ha! — ein Bienchen ließ er fliegen
  Aus dem Tuch zur Stell',
Das er, um gewiß zu ſiegen,
  Fing im Garten ſchnell;

Hin zur ächten Roſe liebend
  Dieſes Thierlein flog,
Und, ſein ſüßes Vorrecht übend,
  Draus den Honig ſog.

Gleich dem Salomo der Loſe
  Jetzt das Urtheil ſpricht:
„„Dieſe iſt die echte Roſe,
  Jene iſt es nicht!““

„Ja, ich ſeh's, du kennſt die Blume,“
  Sprach die Königin,
„Darum nimm zum Eigenthume
  Deine Roſe hin.“

Und ſie führt' ihm zu die Zofe
  Jetzt an ihrer Hand,

Dann zu einer Frau vom Hofe,
Die daneben ſtand,

Sprach ſie: „Malt die farbenloſe
Wange nicht mit Glut;
Denn die echt' und falſche Roſe
Kennt der Burſche gut!“ —

Der Doppelgänger.

Ein Geizhals ſah, wo er auch ſtand
Und ſaß und ging, ſtets neben ſich ein Weſen,
Zur Angſt ihm und zur Qual erleſen,
Ihm gleich ſo an Geſtalt, als an Gewand,
Kurz ſeinen wahren Doppelgänger.
Darob wurd' Anfangs zwar das Herz ihm enger,
Doch mit der Zeit gewöhnt er ſich daran,
Es ohne Schrecken anzuſchauen;
Nur Eines konnt' er nicht verdauen:
Daß dieß ſein zweites Ich auch andre Menſchen ſah'n.

Einſt kam's zu einem ſeltnen Streit.
Ein Schuldner nämlich war bereit,
Die ihm geliehe'ne Summe in Dukaten
Dem Wuchrer doppelt wieder zu erſtatten,
Da kam es zwiſchen Menſch und Geiſt zum Wortgefechte,
Und Jeder ſchrie: mir gebt das Geld, ich bin der Rechte.“
Schon ſtand der Schuldner freudig in der Mitte,
Und von dem Sprichwort, welches lehrt:

Wenn Zwei ſich zanken, freuet ſich der Dritte,
Glaubt er, ſei Nutzen ihm beſcheert. —
Da klopft ein vierter Mann
Gar grimmig an die Thüre an.
Man läßt ihn ein, o Jammer und o Noth!
Es iſt — der Tod.
Kömmt er um's Geld? — o nein, ihm iſt befohlen
Den Wuchrer ſelber abzuholen.

Er hört den Streit, und ſelber zweifelt er,
Wer wohl von Beiden Harpax ſei.
Jetzt ſtreitet Harpax ſicherlich nicht mehr,
Und läßt dem Geiſt' das Geld, den Namen auch dabei,
Weil dann der Tod auch dieſen mit ſich nimmt,
Und ihm kein Härchen krümmt.

Ihr glaubt, das wird er thun? — O nein,
Er ſchreit auf's Neue fürchterlich:
„Ich bin der Harpax, ich, ich, ich!
Her mit dem Gelde, mein iſt's, mein!
Glaubt, liebe Herren, auf mein Wort;“
Und ſtreicht die Summe freudig ein,
Und geht dann mit dem Tode fort.

Phyſik und Moral im Streite.

Manches, was die Phyſik uns lehrt,
Zeigt die Moral uns umgekehrt,

Alſo auch im folgenden Falle:
Phyſik beweiſet, es ziehn die Metalle
Alle Gewitter magnetiſch an.
Doch die Moral zeigt: Ein reicher Mann,
Der viel Gold und Silber beſitzt,
Sei vor jedem Gewitter geſchützt.

Die Regenwürmer.

(Fabel.)

Ein Maulwurf wühlte die Erde auf.
Drin ſah ein Regenwurm große Gefahr;
Er theilte ſie mit ſeiner Brüder Schar,
Und ſchnell krochen Alle in's Freie herauf.
Doch kaum wurde dieſe ein Huhn gewahr,
So fraß es die armen unſchuldigen Würmer.

* * *

Es gibt heut zu Tage mehr ſolche Beſchirmer.

Süßer Tod eines Arithmetikers.

Ginge Jeder, ſo wie er,
Seinem Richter ohne Furcht entgegen!
Ihm fällt's ſicherlich nicht ſchwer,
Jenſeits ſeine Rechnung abzulegen.

Auf zur Andacht.

Die Kirche zu X. hat ein Glockengeläute,
Noch nie hört' ich ſolch ein melodiſch Getön;
Doch ruft es umſonſt, denn es ſagen die Leute:
Recht weit von der Kirche hallt's nochmal ſo ſchön.

Der prahlende Geizhals.

»Nicht einen Tag in Monatsfriſt
Hab' ich zu Haus gegeſſen!«
Spricht Filz. — Er hat auch recht, denn wißt,
Wenn er bei Andern nicht gebeten iſt,
So pflegt er nichts zu eſſen.

Die Bekanntſchaft.

Was ſeh' ich, fein Püppchen!
Du haſt ja zwei Grübchen?
Das ſteht recht fein;
O werde mein Liebchen,
Dann lächeln die Grübchen
Nur mir allein.

Was ſeh' ich, fein Püppchen!
Du haſt ja ein Stübchen,
Recht nett und klein?

O werde mein Liebchen,
Und öffne das Stübchen
Nur mir allein.

Was ſeh' ich, fein Püppchen!
Du haſt ja ein Bübchen,
Blondlockig — klein?
Dran werden die Grübchen,
Das heimliche Stübchen,
Wohl Urſach ſeyn —?

Die Leiter.

Ihr glaubt: Verdienſte ſeien eine Leiter,
Worauf empor man ſteigt zum Ehrenbaum;
Mir ſcheint, ihr ſeid die Jakobs, dieß die Leiter,
Wie man ſie nur zu ſehen pflegt im Traum.

Anekdote.

Man fragte einen jungen Mann:
„Sie ſpielen auch die Violine?“
Und er verſetzt mit kecker Miene:
„„Zwar hab' ich's niemals noch probirt,
Doch glaub' ich, daß es gehen wird.““

Und dann?

(Legende.)

Der Jüngling.

Ehrwürdiger Herr! Ihr kanntet mich,
Als ich, noch kämpfend mit Beſchwerde,
Im heimiſchen Thale emſiglich
Geweidet unſers Dorfes Heerde; —
Das iſt nun alles nicht mehr ſo,
Jetzt bin ich erſt meines Lebens froh.
Ein reicher, großmuthvoller Mann
Nahm ſich des armen Hirten an,
Hat meinen Körper getränkt und geſpeiſt,
Und gab mir auch Nahrung für meinen Geiſt.
So kommt's, Ehrwürden! daß ich allhier,
Auf hoher Schule, die Rechte ſtudier'.
Sprecht ſelber, ob ich nicht ſagen kann:
Ich ſei recht glücklich geworden.

Der heilige Philippus Neri.

Und dann?

Der Jüngling.

All meinen Eifer werd' ich verwenden,
Die Studien nutzvoll zu vollenden,
Bis ich den Doktorhut mir gewann,
Und öffentlich diſputirte —

Der Heilige.

Und dann?

Der Jüngling.

Dann werd' ich verworrene Rechtshändel führen,
Und alle gewinnen und keinen verlieren;
Durch meine Kenntniß und Emſigkeit,
Beredſamkeit, Scharfſinn und Redlichkeit
Berühmt mich machen bei Jedermann;
Man bittet um meinen Beiſtand. —

Der Heilige.

Und dann?

Der Jüngling.

Dann ſieg' ich ſofort auf der Themis Feld,
Und komme zu Gut und komme zu Geld,
Ein wichtiges Staatsamt vertraut man mir an,
Ich werde ein vielvermögender Mann;
Die Fürſten ſenden mir Orden —

Der Heilige.

Und dann?

Der Jüngling.

Dann — dann — je nun, überſtrömet mit Segen
Schau' ich dem glücklichſten Alter entgegen,
Das ich im Wohlſtand genieſſen kann,
Wo all meine Wünſche erfüllt ſind.

Der Heilige.

Und dann?

Dann? — dann? — ja dann bleibt nichts mehr zu erwerben,
Dann werd' ich — Ehrwürden! — dann werd' ich — ſterben. —
Und der Heilige blickt' ihn durchdringend an,
Und fragte noch einmal donnernd: „Und dann?“

Der Jüngling aber antwortete nicht,
In ſeine Hände hüllt' er das Geſicht
Und ging. — Und nimmer wollt's ihm gelingen,
Dieß letzte „Und dann“ aus den Ohren zu bringen.
Ganz ſtill iſt er drauf und nachdenklich geworden,
Und trat in einen geiſtlichen Orden,
Wo er frömmig ſich Aller Lieb' erwarb,
Und im hohen Alter auch ſelig ſtarb.

Des Knaben Antworten.

Ich kann's dem Magiſter nicht recht mehr machen,
Ich weiß nicht, warum er ſo ſchrecklich mich quält,
Er fragt mich um mannigfaltige Sachen,
Und was ich ihm antwort', iſt Alles gefehlt;
Ich bin doch kein gar ſo vernagelter Junge,
Und mein Gedächtniß iſt auch nicht ſo ſchlecht,
Auch geht es hübſch lüftig mir weg von der Zunge,
Und doch iſt dem Brummbär gar nichts mehr recht.

„Wie viel gibt es Götter?“ ſo fragt' er mich neulich;
„Drei gibt es!“ verſetzt' ich, und ſeht nur, da ſchlug

Er mich in's Geſicht gar grob und abſcheulich,
Ich ſah's wohl, ihm waren die drei nicht genug.
Dann fragt' er den Fritze; der nannte ihm Einen,
Nun, dacht' ich — du haſt ſchon auch deinen Hieb,
Mit nichten, er hieß ihn den klügſten Kleinen,
Bei dem nahm er ſchon mit dem Einen vorlieb.

Ein andermal fragte der grobe Schreier:
„Wie viel denn Elemente wohl ſind?“
Schnell nannt' ich: „„die Luft, das Waſſer, das Feuer
Und — und —““ „Nun,“ rief er, „das vierte? geſchwind!“
Es fiel mir nicht ein, ob ich gleich ſehr ſtudierte,
Da ſchrie der Magiſter: „Du ſtehſt ja darauf!“
„„Ja,““ rief ich, „„ach ja, meine Schuh' ſind das vierte.““
Da kriegt' ich ſchon wieder ein Kläpschen im Kauf.

Dann fragt' er mich wieder: „Was iſt denn der Eh'ſtand?“
Da ſprach ich denn, was mein Herr Vater oft ſpricht:
„„Es ſei der Eheſtand nämlich ein Weh'ſtand,““
Da macht' er, ſo ſchien mir's, ein freundlich Geſicht;
Doch alsbald kam auch die Magiſt'rin geſprungen,
Und ſah ihn an mit zornigem Blick:
„Wie?“ — ſchrie ſie, — „leideſt du das von dem Jungen?“
Da hatt' ich ſchon wieder Eins im Genick.

„Wenn du einen Apfel mit deinem Kam'raden
Willſt theilen, wie viel iſt dann dein, wie viel ſein?“
Ich ſprach: „„was kann mir ein Apfel denn ſchaden?
Den will ich nicht theilen, den eſſ' ich allein.““

„Doch wenn du es mußt, wie dann, du Bengel,
Wie viel kömmt dann auf ihn und auf dich?“
„„Dann geb' ich ihm die Kern' und den Stengel,
Und ich behalte das Andre für mich.““

So ſtellt er mir immer verfängliche Fragen,
Und nur ein einziges Mal gab's nicht Sturm,
Da fand er an meiner Antwort Behagen;
Er fragte: „Wie hoch war der Babelthurm?“
Ich ſagte gerade zu, „„daß ich's nicht wiſſe,““
Und er dachte nach, verzog das Geſicht,
Kam dann auf mich zu, gab mir ein Paar Küſſe,
Und ſprach: „Recht, mein Söhnlein, das weiß man auch nicht.“

So will ich denn künftig auch gar nichts mehr wiſſen,
Dann ſchmält der Magiſter auch nimmer mich aus:
„Du haſt deinen Kopf dir vergebens zerriſſen,
Es kommt bei dem Lernen gar nichts heraus.“
So ſagte ſchon längſt mir mein Schulkamerade,
Der's von ſeinem Vater, dem Schriftgießer weiß,
Die Nichtswiſſer finden überall Gnade,
Die Klugen erhalten nirgend den Preis.

Liebe und Ehe.

Wie ſich Liebe und Eh' unterſcheiden, ſoll ich dir ſagen?
Wenn die Zweite beginnt, endet die Erſte ſogleich.

Geheimniß.

Mein Weib hat kein Geheimniß vor mir,
Doch preiſet nicht glücklich die Ehe;
Sie hat die Geheimniſſe hinter mir,
Damit ich ſo leicht ſie nicht ſehe.

Warnung.

Durch ein Weib, das ich vor Kurzem
Erſt geehligt, wurd' ich reich;
Liebe Brüder, hüthet Euch,
Macht nicht auch den dummen Streich;
Pluto iſt der Gott des Reichthums
Und der Hölle auch zugleich.

Die Thräne.

Es iſt die Thräne
Verkünderin, wo Schmerzen ſind;
Es iſt die Thräne
Auch hoher Freuden heitres Kind.
Ach! eine Thräne
Macht uns der Bruſt Geheimſtes klar;
Iſt etwas ſo beredt und wahr
Als eine Thräne?

Ach! eine Thräne
Iſt des Gefühles ſchönſter Thau;
Schmilzt doch die Thräne
Den Menſchen, ſei er noch ſo rauh;
Regt doch die Thräne
Ein jedes Herz zum Mitleid an;
So trocknet eine Thräne dann
Die andre Thräne.

Du biſt, o Thräne!
Des Armen einz'ges Perlenkorn,
Du biſt, o Thräne!
Des Mitgefühles reichſter Born;
Du biſt, o Thräne!
Des Liebenden Geſpräch und Zier;
Wie viel Gewalt liegt nicht in dir,
Himmliſche Thräne!

Grabſchrift eines Verſchwenders.

Nach dem Franzöſiſchen.

Hier liegt Herr Knauf,
Er hing ſich auf;
Der alte Knabe
Bedachte klug:
Man habe gelebt genug,
Sobald man nichts mehr zu leben habe.

Das Sprichwort.

Manch hochgeprieſ'nes Sprichwort
Hat ſich ſchlecht bewährt,
Das Gegentheil von Jenem
Folgte, was es lehrt;
Drum haſſ' ich deren Viele,
Eins doch find' ich gut:
Die Rechte ſoll nicht wiſſen,
Was die Linke thut.

Ich hatt' in einer Gaſſe
Einſt der Liebchen zwei
Und dennoch glaubte Jede:
Ihr nur ſei ich treu;
Beachtung meines Sprichworts
Hielt mir Beide gut:
Die Rechte ſoll nicht wiſſen,
Was die Linke thut.

Es both, für falſches Zeugniß,
Mir ein reicher Mann
Sehr vieles Geld — ich nahm es
Mit der Linken an,
Hingegen mit der Rechten
Haut' ich ihn auf's Blut:
Die Rechte ſoll nicht wiſſen,
Was die Linke thut.

Mein Knecht ſtahl eine Doſe
Mit der linken Hand,
Und als er — immer läugnend
Vor dem Richter ſtand,
Da kam's zum Schwur; — die Rechte
Hob er gleich voll Muth;
Die Rechte ſoll nicht wiſſen,
Was die Linke thut.

Links liegt dem Grips ein altes
Trauerſpiel, — gewandt
Schreibt er draus ein Neues
Mit der rechten Hand,
Er gibts für eig'ne Arbeit
Hin mit keckem Muth;
Die Rechte ſoll nicht wiſſen,
Was die Linke thut.

Doch als man's nachher ſpielte,
Schlug es leider fehl,
Im ganzen vollen Hauſe
Klatſchte keine Seel',
Die Leute kannten leider
Auch das Sprichwort gut:
Die Rechte ſoll nicht wiſſen,
Was die Linke thut.

Die drei Inſeln.

An meinen Freund Theodor Hell.

Der Stadt war ich entfloh'n und ihrem Drängen,
Wo ich kein Herz mehr treu mir ſchlagend fand;
Ich ſuchte in des Waldes dunkeln Gängen
Den Frieden, der mir unter Menſchen ſchwand;
Als ich mit einmal, lauſchend den Geſängen
Der Vögel, nah' an einem Fluſſe ſtand,
Deß ſilberweiße mondbeſtrahlte Wogen
Ganz ruhig durch die Erlenbüſche zogen.

Und wie ich ſo hineinſchau' in die Wellen,
Die, — Ruh' mir murmelnd, zieh'n in ihrer Bahn,
Da ſeh' ich auf dem Fluß, dem ſpiegelhellen,
Herſegeln eine Frau auf leichtem Kahn;
Mit ihren Augen — holder Sanftmuth Quellen, —
Mir winkend, ſeh' ich jetzo mir ſie nah'n,
Das Schifflein hält, und, ſich auf's Ruder lehnend,
Spricht alſo ſie zu mir, melodiſch tönend:

„Mein Sohn! es ſcheint, daß Kummer dich bedrücke,
Verloſchen iſt ja deiner Wangen Glut;
Der Schwermuth Nebel düſtert deine Blicke,
Wie deine Arme ſinken, ſank dein Muth.
Komm, theurer Sohn! ich führe dich zum Glücke,
Vertrau' dich mir und dieſer klaren Fluth,
Sie traget uns in wenigen Secunden
An einen Ort, wo alles Weh verſchwunden.“

Voll froher Hoffnung ſtand ich ſchon im Nachen,
  Als ſie noch kaum geredet dieſes Wort,
Die Ufer flogen zwiſchen Traum und Wachen
  Dahin, ſie aber ſegelt ruhig fort;
Bald ſah ich freundlich uns entgegen lachen
  Ein Inſelchen, vom Nebel noch umflort,
Als dieſer ſchwindet und wir mehr uns nahen,
Wie mal' ich, was da meine Augen ſahen?

Mit ungeheuren prächtigen Palläſten
  War ausgeſchmückt des Ufers weiter Raum,
Auf goldnen, mit Smaragd belaubten Äſten,
  Trug diamantne Früchte jeder Baum;
Saphyr'ne Berge glänzen gegen Weſten,
  Die Bäche warfen Perlen aus ſtatt Schaum,
Und das Metall, wornach die Menſchen ſtreben,
Sah ich ringsum als Felſen ſich erheben.

Entzückt fragt' ich die Freundin, die mich führte:
  „„Was iſt das für ein gottgeſegnet Land?““
„Hier“ — ſprach ſie — „war's, wo Midas einſt regierte,
  Die Götter hatten ihn hiehergeſandt,
Und was er mit den Fingern nur berührte,
  Das hat auch gleich in Gold ſich umgewandt.
Das Land des Reichthums und der Fülle nennen
Die Inſel alle Menſchen, die ſie kennen.“

„„Und die Bewohner ſind wohl recht zufrieden?““
  So fragt' ich weiter. — Sie verſetzte: „Nein!

Kein Sterblicher hat je genug hienieden,
Der Geiz, die Zwietracht miſchen ſich darein,
Ein Jeder wünſcht noch mehr, als ihm beſchieden,
Ihr Überfluß iſt ihre größte Pein,
Und wenn du einen Fuß an's Land wirſt ſetzen,
So wird dieß Gift auch dir das Herz verletzen.“

Ich ſchwieg nun ſchamerfüllt; — ſie ſegelt weiter,
Die Inſel wich aus meinem Angeſicht,
Der Fluß ward mählig ruhiger und breiter,
Es ſtrahlt' um uns ein magiſch Dämmerlicht,
Und endlich lag, ſo unbeſchreiblich heiter,
Ein zweites Inſelchen vor uns ganz dicht; —
Wer eintritt in des Paradieſes Auen,
Dem kann nicht wohler werden beim Beſchauen.

Zwar waren hier Palläſte nicht zu finden,
Nur niedre Häuschen ſah ich, nett und rein,
Um die ſich Epheuranken liebend winden,
Und Wieſen ringsumher voll Blümelein;
Ein ew'ger Frühling ſchien in dieſen Gründen
Zu herrſchen, Zephyrs Reich ſchien es zu ſeyn,
Mit allen Blüthen koſ't er, wie's ihm eigen,
Und Vögel ſchnäbelten auf allen Zweigen.

„Ach, welch ein herrlich Bild!“ rief ich entzücket,
„Hier iſt doch unſ'rer Fahrt beglückend Ziel?“
Da ſchritt ein Jüngling gen den Fluß, er blicket
Verzweiflungsvoll hin auf der Wogen Spiel;

Er gleichet einer Blume, die geknicket,
Nur welk und farblos hängt am ſchwachen Stiel,
Zum Himmel hebt er ſehnſuchtsvoll die Hände,
Als ob er dort nur Troſt und Hülfe fände.

Dann preßt er ſich das Herz mit ſeiner Linken,
Als wollt' er ſich erpreſſen neuen Muth;
Ein Lebewohl ſah ich ihn rückwärts winken,
Dann ſtürzt er ſich verzweifelnd in die Fluth;
Mit ſanfter Stimme rief er noch im Sinken:
„„Eliſe! Robert iſt wahrhaftig gut!““
„Ha!“ ſchrie ich grau'nerfüllt — „ſind dieß die Triebe
Die hier erfreu'n, wer herrſchet hier?“ — „„Die Liebe.““

„Dann ſind die Menſchen hier nicht zu beneiden,
Und dieſer Fluß wird bald von Leichen voll,
Ich kenne dieſe Mutter aller Leiden,
Ach, ihr Syrenenruf auch mir erſcholl.
Fort, fort! laß uns ihr Schreckenreich vermeiden,
Ein Schritt hinein macht ſchon den Armen toll.“
So rief ich weggewandt; — als ich geendet,
Hatt' unſer Kahn ſchon lange ſich gewendet.

Und eine dritte Inſel, von der Güte
Des Schöpfers reicher noch begabt, erſchien
Vor uns; wer dieſe ſich zu malen mühte,
Wo fänd' er dieß unendlich friſche Grün?
Hier neigte liebend Blüthe ſich zu Blüthe,
Und Baum zu Baum, und Aſt zu Aſt ſich hin.

In Eintracht, voll von Zutrau'n und von Glauben,
Hier mit dem Geier ſchäckerten die Tauben.

Kein Wölkchen trübet hier den azurblauen
  Stets heitern Himmel; wie ein großer Hain
Iſt dieſe ganze Inſel anzuſchauen,
  Wo alle Weſen ſich des Daſeins freu'n.
Im Fluſſe ſpiegeln ſich die ſchönen Auen,
  Er gibt ihr Bild zurück im Sonnenſchein;
Die Wogen zögern weiter fort zu fließen,
Sie wollen lange dieſes Ufer küſſen.

„„Dieß iſt mein Reich““ — begann mit ſanftem Tone
  Und holdem Lächeln meine Führerinn:
Nicht ſchwer drückt mich die Immortellenkrone,
  Ich bin hier über Herzen Königin; —
Daß man ſich wechſelſeitig liebe, ſchone,
  Und Andern wohlthu'n rechne für Gewinn;
Daß man mit ſeinem Bruder wein' und lache,
Dieß ſind Geſetze, über die ich wache.““

Mit dieſen Worten ſie an's Ufer lenkte,
  Und Beide ſtiegen wir ſogleich an's Land;
Der Friede ſich in meine Seele ſenkte,
  Als kaum ich da im weichen Mooſe ſtand;
Und Alles was vorher ſo tief mich kränkte,
  Ein jedes Weh und jeder Zweifel ſchwand;
Wohlthu'nde Wärme drang mir durch die Glieder,
Und in den Staub warf ich vor ihr mich nieder.

„Du biſt's!“ rief ich, „die alle Menſchen nennen,
Doch Wen'ge nur in ihrem Glanze ſah'n;
Hältſt du mich würdig deine Macht zu kennen?
O Freundſchaft, Himmelstochter! darf ich nah'n?
Nie will ich künftig mehr von dir mich trennen,
O laß bei dir mich ſchließen meine Bahn;
In deine Arme faſſe den Verlornen,
Nur du allein reichſt Roſen ohne Dornen.“

Die Seelenwanderung.

Ich habe ſchon viele Syſteme geleſen,
Über die Dauer der Seel' und den Ort,
Wo ſie einſt ſeyn wird und wo ſie geweſen,
Wenn ſie fliehet vom Körper fort.
Aber es hat mir noch keine von allen
Meinungen jemals ſo ſehr gefallen
Als die Wanderung unſerer Seelen,
Die ſich mit neuen Körpern vermälen.

Es ſcheint mir natürlich, daß eine Seele,
Die ſo auf einmal im Blau'n herumfährt,
Wieder ſich bald einen Körper erwähle
Weil ſie nach einer Wohnung begehrt.
Wenn ſie nun eben Geborenes findet
Womit ihr Weſen ſich gerne verbindet,
Das zu ihren Neigungen paßt,
Huſch! ſitzt ſie drinnen mit eifriger Haſt.

An Manchen hab' ich's ſchon wahrgenommen,
Was ihre Seel' vor der Wanderung that.
Mancher Fuchs iſt mir vorgekommen,
Der war gewiß einſt ein Advokat,
Affen konnt' ich's an Stirnen leſen,
Das ſie Schauſpieler einſtens geweſen,
Und einen Eſel wurd' ich gewahr
Der gewiß einſt Profeſſor war.

Eine Gans ließ mich deutlich verſtehen,
Daß ſie einſt war eine junge Maid,
Und ein Bock war, man konnt' es leicht ſehen,
Ein alter Herr einſt in früherer Zeit.
Höflingsſeelen ſah' ich zu Scharen
In die Körper von Schlangen fahren,
Und das Seelchen vom Scorpion
War einem Journaliſten entfloh'n!

Was viele Seelen für Körper genommen,
Darüber hab' ich wohl klares Licht,
Aber wo and're ſind hingekommen,
Bei meiner Seele! das weiß ich nicht.
Göthe, Schiller, Shakſpear zum Exempel
Was wählten dieſe für neue Tempel?
In unſer neues Poetengezücht
Fuhren die Seelen ganz ſicher nicht.

Drum bin ich auch von der Meinung durchdrungen,
Wenn eine Seele den größten Schwung

Endlich genommen, das Höchſte errungen,
Dann ſei vollendet die Wanderung;
Dann flieht ſie hin in die himmliſchen Hallen
Darf unter Sterblichen nimmermehr wallen:
Das iſt zu glauben auch gar nicht ſchwer,
Denn die Beſten trifft Niemand mehr. —

Der Traurige.

Der Nachbar Saurig
Iſt immer traurig;
Ihr glaubt, er ſey's ob eigner Leiden?
O nein! er iſt's ob fremder Freuden.

Er ſandte ihr einen Papagei, der die Worte ſprach: Ich liebe dich!

Flieg' hin zu Doris, du darfſt wagen,
„Daß ich ſie lieb',“ ihr zu verkünden.
Ich fühl' es, ohne es zu ſagen;
Du ſagſt es, ohn' es zu empfinden.

Hoffnung.

Eine Hoffnung iſt ſtets die Mutter zugleich einer Zweiten:
Der, welcher hofft, hofft ja auch, daß ſich erfüllt, was er hofft.

Der Liebe Bedeutungen.

Die Liebe ſoll ein Blitzſtrahl ſeyn!
Wohl ſeh' ich die Bedeutung ein;
Kann man es immer doch gewahren,
Wie Blitz' aus ſchwarzen Augen fahren,
Und ſchlagen in ein Herz hinein:
Iſt brennbar dieß, ſo zündet's gleich,
Wo nicht, gibt's einen Waſſerſtreich;
Und leget dann ſich das Getümmel,
So kühlt ſich dort und da der Himmel:
Drum muß — leicht ſieht das Jeder ein,
Die Liebe wohl ein Blitzſtrahl ſeyn.

Dann ſoll die Liebe ein Verein
Von zwei getrennten Hälften ſeyn,
Die einſt ein Herz zuſammen waren.
Darüber bin ich auch im Klaren,
Und ſehe die Bedeutung ein:
Viel der Verliebten ſind zu ſeh'n,
Die ſich im Leben nicht verſteh'n;
Es nie vergeſſen, nicht nach Jahren,
Daß einſtens ſie getrennet waren;
Drum muß die Liebe ein Verein
Von zwei verſchied'nen Hälften ſeyn.

Die Lieb' ſoll eine Krankheit ſeyn,
Das ſieht ein jedes Kind wohl ein;

Denn tauſend Qualen, tauſend Schmerzen
Entbrennen in dem wunden Herzen,
Und ſelbſt die Luſt wird noch zur Pein. —
Wie jede andre Krankheit wird
Die Lieb' auch mancheſmal curirt,
Dürft nur nach Doctor Hymen ſenden,
Dann wird die Liebe ſchnell ſich enden,
Und jede Spur verſchwindet rein;
Nicht ſchwer muß dieſe Krankheit ſeyn.

Die Liebe ſoll ein Spielwerk ſeyn;
Auch darin tritt kein Zweifel ein:
Seht nur die Weiber, wie ſie ſpielen
Mit unſern Schwüren und Gefühlen,
Und wechſeln mit den Spielerey'n. —
Wenn Liebe etwas Höher's wär',
Sie rächte wohl dafür ſich ſchwer;
Doch eine Puppe muß es leiden,
Wirft man ſie weg ob neuer Freuden;
Drum muß, — es tritt kein Zweifel ein,
Die Liebe wohl ein Spielzeug ſeyn.

Ein Gott ſoll gar die Liebe ſeyn?
Zu viel! das räum' ich ihr nicht ein;
Etwa von unterird'ſchen Göttern
So Einer, die ſtets auf uns wettern,
Und plagen uns, das könnte ſeyn.
Doch nein, auch davon iſt ſie weit;
Ein Gott beſitzt Unſterblichkeit,

Die Liebe könnt ihr ſterben ſehen,
Wenn irgend rauhe Lüftchen wehen;
Drum, mag die Lieb' auch alles ſeyn,
Die Gottheit räum' ich ihr nicht ein.

Der heftige Gutmüthige.

Der Diener.

Ich führe gar ein herrlich Leben,
Mein Herr iſt hitzig, doch ein guter Mann;
Ohrfeigen hat er kaum gegeben,
So denkt er auch ſchon nimmer d'ran.

Der Fröhliche.

Mögt ihr Trauerſpiele ſchreiben
Wie es Euch gefällt,
Wo die Helden vor der Welt
Wortſchwall pred'gend ſich entleiben.
Ich lieb' all' das Düſt're nicht,
Haß' ein trauriges Geſicht;
Ihr wollt Thränen rinnen machen, —
Ich will lieber lachen.

Stopft mit Geiſtern und mit Räubern
Die Romane alle voll,
Der Bewundrung Ehrenzoll
Harret Euer bei den Weibern.

Zittern, zagen will ich nicht,
Will kein heimliches Gericht,
Keinen Kreuzweg, keinen Drachen, —
Ich will lieber lachen.

Beißt, ihr Rezenſenten, beißet,
Hört nicht auf zu ſchrei'n,
Taucht den Kiel in Galle ein,
Alles um Euch her zerreißet;
Krieg iſt meine Sache nicht,
Und was ſolch ein Schreier ſpricht,
Kann ja auch nichts beſſer machen;
Ich will d'rüber lachen.

Leider gab's zu allen Zeiten
Narren, die um Geld
Und um Herrſchaft auf der Welt
Sich wie alle Teufel ſtreiten;
Herrſchen iſt ein traurig Recht,
Und das Gold will einen Knecht,
Ich will nicht in Sorgen wachen:
Ich will lieber lachen.

Will mit Amorn auch nicht ſcherzen,
Der die Thränen nennt
Perlen, und als Luſt erkennt,
Wenn die Wunde brennt im Herzen.
Lobet alle mit Geſchrei,
Daß der Schmerz was Gutes ſei;

Ich kann mir's nicht glaublich machen,
Ich will lieber lachen.

Komus, du ſollſt mich beglücken!
Dir gebührt der Preis,
Du verſcheuchſt aus meinem Kreis
Alle Grillen, alle Mücken;
Und reicht ſelbſt am Lebensrand
Mir Freund Hain die Knochenhand,
Will kein bös Geſicht ihm machen; —
Sondern lieber lachen.

Dedikation.

M** will mir ſeine Gedichte weih'n,
Die ich auch anzunehmen gedenke;
Die Freundſchaft erhöh'n ja *kleine* Geſchenke.

Das Lied vom Munde *).

Es iſt ein kleines Pförtelein
In einem großen Haus,
Viel des Gemeinen geht hinein,
Des Edlen viel heraus.

---

*) Seitenſtück zum „Lied vom Auge“ Seite 193 dieſes Bandes.

Zwei Purpurſtreifen zieh'n ſich hin,
Am Rand' vom Pförtelein,
Damit man ſieht, der wohnt darin,
Das muß ein König ſeyn.

Im Innern iſt das Pförtelein
Mit Perlen ausgeſchmückt,
Die prangen in zwei ſchönen Reih'n,
Daß es das Aug' entzückt.

Es zieht — bewohnt das Haus ein Mann —
Gebüſch ſich um die Pfort';
Iſt's einem Weibe unterthan,
Dann wächſt kein Grashalm dort.

Ein ungetreuer, böſer Mann
Iſt oft der Pförtner zwar;
Denn was der Hausherr dacht' und ſann,
Er kündet's ſelten wahr.

Und alle Fremden äfft er meiſt,
Die vor der Thüre ſteh'n,
Läßt ſelten nur den wahren Geiſt
Der drinnen wehet, — ſeh'n.

Nicht gleich gebaut iſt jedes Haus,
Aus manchem Pförtchen klein
Hallt es ſo lieb und ſüß heraus,
Wie Silberglöckelein,

Und wieder andre öffnen ſich
Mit gräßlichem Geſchrei,
Das knarret dann ſo widerlich,
Als fehlt's an Öhl dabei.

Es darf in's Haus nichts Ganzes gehn;
Ein weißmontirtes Heer
Von Würgern, die am Pförtlein ſtehn,
Zermalmet es vorher.

Am Pförtlein wohnet eine Frau,
Sieht roth und ſpitzig aus;
Was ſie verkoſtet hat genau,
Nur dieſes darf in's Haus.

Auch ſagt man, wenn das Weib nicht wär',
So gings im Hauſe dort
Viel ruhiger und klüger her,
Man hörte gar kein Wort.

Es bergen oft die Grazien
Beim Pförtlein ſich am Haus,
Und aus den Roſen, die da ſtehn,
Da lächeln ſie heraus.

Sie winken, — läßt ſich Jemand ein,
Spielt einen böſen Streich,
Und drücket ſanft an's Pförtelein,
So fühlt's der Hausherr gleich.

Er drückt entgegen mit Gefühl,
Sich ſeines Rechts bewußt,
Und es gewährt dieß ſüße Spiel
Dann beiden Theilen Luſt.

Hält ſich der Hausherr immer ſtill,
Und hält er's Pförtchen rein,
So trägt, was er verbergen will,
Ein Jeder gern hinein.

Oft wird der Herr ein Ding gewahr,
Das er nicht haben kann,
Da läuft das Pförtlein, ſonderbar!
Ihm gleich voll Waſſer an.

Steht auf dem rechten Fleck die Pfort',
Und iſt kein Blatt davor,
Dann pfeift ſo mancher Wind von dort
Uns ſauſend an das Ohr.

Was zum Genuſſe dieſe Erd'
Erzeuget fort und fort,
Was uns erquicket und ernährt,
Das muß durch dieſe Pfort'.

Auch was des Menſchen Geiſt gebar,
Ein jedes wicht'ge Wort,
Soll's anders werden offenbar,
Muß auch durch dieſe Pfort'.

Das iſt ein wichtig Pförtelein,
Und dennoch, — geht zur Ruh
Des Hauſes Herr — ſo ſtopft's Freund Hain
Mit wenig Erde zu.

Der Leichenwagen.

Nur mit Grauen und mit Zagen
Seht ihr einen Leichenwagen;
Mich betrübt ſein Anblick nicht! —
Reiſen müſſen wir doch Alle,
Fort von dieſem Erdenballe,
Wenn der Tod ſein »Fiat« ſpricht.
Muß ich nun die Reiſe wagen,
Kann ich's nur mit Freuden ſeh'n,
Daß ich nicht zu Fuß darf geh'n,
Sondern fahren kann im Wagen.

Unſre Väter ſah man fahren,
Während ſie am Leben waren;
Nach dem Tode waren ſie
Viel beſcheid'ner, ihre Hülle
Trug man fort in aller Stille,
Und die Todten fuhren nie;
Wir, im Gegentheil, betragen
Anders uns; die Lebenden
Laſſen wir zu Fuße gehn,
Und der Todte fährt im Wagen.

Reiche denken nur mit Kummer
Und mit Grau'n an ew'gen Schlummer,
Ihnen iſt's nicht einerlei;
Ihre vollgefüllten Kaſſen
Müſſen ſie zurückelaſſen,
Aber ich gewinn' dabei;
Denn ich kam, als mir zu tagen
Dieſes Leben einſt begann,
Ärmlich hier zu Fuße an,
Und nun fahr' ich ab im Wagen.

Wenn ich manchmal ganz gelaſſen
Schlenderte durch unſre Gaſſen,
Spritzte oft ein reicher Mann,
Der vorüberrollte jähe,
Von dem Kopfe bis zur Zehe
Mich mit ſchwarzem Schlamme an,
Duldſam mußt' ich es ertragen; —
Wenn es der vergelten wird,
Der mich einſt zur Gruft kutſchirt,
Lach' ich noch im Leichenwagen.

Hoffnung heißt die grüne Wieſe,
Darauf baut' ich die Remiſe,
Drin mein Wäglein ruhig ſteht;
Daß der Tod es nicht erſpüre,
Steht Herr Frohſinn vor der Thüre,
Dem er aus dem Wege geht.

Wird den Wärter mir verjagen
Einſtens Alter oder Noth,
Dann iſt's Zeit, wohlan, Herr Tod!
Dann fahr' vor mit meinem Wagen.

Der Liebende auf den Alpen.

Es krönet Schnee den Gipfel hier
Wo ſtill ich in die Ferne blicke,
Und dennoch flammet Glut in mir,
Für dich Friedrike!
Hier kann mir nichts den Sinn zerſtreu'n,
Ich höre laut mein Herze ſchlagen,
Und jeder Schlag will dir nur ſagen:
O denke mein!

Held Hannibal ſtieg hier empor,
Um ſich des Lorbeers Kranz zu pflücken;
Ich zieh' den Kranz der Myrthe vor,
Er ſoll mich ſchmücken. —
Sein Name lebt in Erz und Stein,
Ich gönne ihm den Ruhm mit Freuden,
Viel mehr bin ich ja zu beneiden,
Denkſt du nur mein.

Es kündet uns der Dichter Wort:
Dem Himmel hier man näher thronet;
Mein Himmel iſt im Thale dort,
Wo Liebchen wohnet.

Fort von dem Berg in's Thal hinein,
Dort wird das Glück mir wieder tagen,
Der Theuren kann ich liebend ſagen:
Stets dacht' ich dein!

Die Ratten im Tempel.

Ein dummes Volk, ich weiß nicht, wie es hieß,
Verehrt' in ſeinem Tempel ein Idol,
Mehr als man einen Tänzer in Paris
Verehrt. — Der Gott von Holz war aber hohl;
In ſeinem großen Bauche hatten
Sich einlogiret viele Ratten,
Und wenn der Gläub'gen andachtsvolle Schar,
Nachdem ihr Opfer ſie geſtellt auf den Altar,
Dann aus dem Tempel fortgegangen war,
So fiel das langgeſchwänzte Heer
Schnell über Honig, Milch und Brot
Und über Alles, was der fromme Pöbel bot,
Und delektirte d'ran ſich ſehr. —
Der Gott ſah lange zu, — mit einem Mal'
Macht' er doch zu dem Spiele böſe Miene,
Er ärgerte ſich über den Skandal,
Und gab den Ratten eine derbe Lehre:
Es ſei abſcheulich, daß man ſich erkühne,
Zu freſſen, was man bringt zu Gottes Ehre.
Die Ratten aber lachten ſeiner Wuth:
„Seht doch den aufgeblaſ'nen Gliedermann,"

(So fing ihr Cicero zu ſprechen an):
»Ich weiß nicht, wie er ſich beklagen kann,
Da man ihm doch nur Gutes thut.
Weißt du, warum ſo reich dein Tempel iſt,
Warum die Menſchen dir ſo viel beſcheren?
Weil man gar frömmig glaubt, dein Mund genießt
All' Jenes, was nur wir für dich verzehren.
Im Feuer lägeſt du ſchon lange Zeit,
So wie ein andrer Klotz, wenn wir nicht wären,
Drum dulde unſere Gefräßigkeit,
Sie brachte deine Gottheit ja zu Ehren.«

So Mancher, der dem Volke gilt als Gott,
Muß insgeheim erdulden Schimpf und Spott;
Und mancher Große bliebe ungekannt,
Und Niemand würd' ihn zu den Sternen heben,
Wär' er durch jene Gaukler nicht bekannt,
Die da auf ſeine Koſten leben.

Die beiſſige Frau.

Ihr führet die Beſchwerde:
Daß Anna jetzt ſo beiſſig werde.
Ihr irrt wohl ſehr,
Wo nähm' ſie mit einmal die Zähne her?

Ich bin dein.

Dein bin ich, dein! und bin's für's ganze Leben!
Dieß ſüße Wort, ich nehm' es nie zurück;
Dir zu gefallen iſt mein einzig Streben,
Es ſpricht mein Mund, mein Herz und auch mein Blick:
Dein bin ich, dein!

Dein bin ich, dein! der Sieg iſt dir gelungen,
Ich küſſe noch die Kette, die mich hält;
Darin beſteht mein Ruhm, daß ich bezwungen,
Zurufen möcht' ich es der ganzen Welt:
Dein bin ich, dein!

Dein bin ich, dein! Nur dieſes kann ich denken,
Mein Leitſtern iſt's auf dieſem Erdenrund
Und größer's Glück kann Gott mir nimmer ſchenken,
Als wiederholt auch mir dein Roſenmund:
Dein bin ich, dein!

Wenn du mich liebſt.

Wenn du mich liebſt, ſo ſehr als ich dich liebe,
Dann weicht von mir der Ungewißheit Schmerz;
Wenn du mir lohnſt mit gleichem heißen Triebe,
Dann ſtrahlt die Morgenröthe in mein Herz.

Wenn du mich liebſt, dann ſchwindet all' mein Sehnen,
Es ſenkt ſich Ruh' in meine wunde Bruſt,
Und ſiehſt du dann in meinem Auge Thränen,
So ſind es nur die Thränen ſüßer Luſt.

Wenn du mich liebſt, dann endet mein Verlangen;
Denn Alles wird mir deine Liebe ſeyn;
Mein Garten iſt die Roſ' auf deinen Wangen,
Dein Wunſch mein Gott, dein Blick mein Sonnenſchein.

Der verkaufte Hund.

Ein geiz'ger Bauersmann
Verkaufte ſeinen Hund, gebunden
Wurd' er vom Käufer an ſein Schnupftuch an,
Und in ſein Haus geſchleppt, entfernt ſechs Stunden.
Der neue Herr mißfällt dem treuen Thier,
Und ob es ſchon bei'm Tauſche nichts verloren,
So hatt' es dennoch keine Ruhe hier,
Und kehrt' in's Haus zurück, wo es geboren.
Der Hund kömmt an mit freudigem Geſchreie,
Man jagt ihn fort — er kehrt in kurzer Zeit
Auf's neu' zurück, — man ſchlägt ihn gar, o Grauſamkeit
Man wußte nicht, was größer ſei, die Treue
Des Hundes, oder ſeines Herrn Undankbarkeit.
Man mochte thuen was man wollte,
Der Hund ließ nimmer ſich vertreiben.

Der Käufer meinte endlich, daß er bleiben
Und man das Geld ihm wieder geben ſollte.
Dem Bauer ſtand das nicht zu Sinn — „Ich wette,“
Sprach er, „ich will das Beeſt denn doch wohl zwingen,
Mit Schlägen wollt' es nicht gelingen,
Wohlan! ſo legt ihn an die Kette.“
Ein Knecht that, wie der Herr geheißen
Und angeſchmiedet ward der arme Hund.
Das war er nicht gewohnt, fing an zu reißen
An ſeiner Kett' — er riß den Hals ſich wund,
Und heult' und will nicht trinken und nicht eſſen,
Doch endlich ſprengt er ab der Kette Glieder,
Läuft fort, (die alte Treue war vergeſſen,)
Und kehrte nimmer wieder.

Jenen, die euch zugethan,
Bindet nicht die freien Hände;
Legt ihr ihnen Ketten an,
Iſt die Treue auch zu Ende.

Der Streit um das Kreuz.

Es ſchwillt der Fluß
Vom Regenguß,
Und ſchwanger von reißenden Bächen,
Will er voll Grimm,
Mit Ungeſtüm
Sein Bette toſend durchbrechen.

Am Ufer ſteht
Das Volk und fleht,
Verzweiflungsvoll ringend die Hände,
Daß Gott die Wuth
Der grauſen Fluth
Bezwinge und Hülf' ihnen ſende.

Und bald erblickt
Das Volk entzückt
Den Himmel ſich wieder erhellen;
Es weicht ſein Grau
Dem reinſten Blau
Und ruhiger ziehen die Wellen.

Und wo ſich krümmt
Der Fluß, was ſchwimmt
Mit einmal dort oben herunter?
Den Augen trau'n
Sie nicht und ſchau'n —
Ein hölzernes Kreuz iſt's — o Wunder!

Die Welle trägt,
Ganz ſanft bewegt,
Bald näher das göttliche Zeichen;
Und Jeder ſpringt
Herbei und ringt
Am Ufer, das Kreuz zu erreichen.

Man faßt, was man
Schnell finden kann,
Baumzweige, Stricke und Stangen,
Senſ', Egge, Stab,
Und taucht hinab,
Das Wunderkreuz zu erlangen.

Man drängt und ſchrei't
Und wehrt voll Neid
Den ab, der ſonſt Sieger verbliebe,
Und ſtreitet ſich
Gar fürchterlich
Um das Zeichen des Friedens, der Liebe.

Und endlich tritt
In ihre Mitt'
Ein Prieſter, mit ſchneeweißen Haaren:
»Der Friede mit euch!«
So redet weich
Er an die tobenden Scharen.

»Wollt ihr durch Zank
Wohl euren Dank
Dem gnädigen Himmel entrichten?
Laßt uns den Streit
In Einigkeit
Und mit Beſonnenheit ſchlichten.«

„Dort ſehet ihr
Zwei junge Stier',
Die heut' an der Mutter noch ſogen;
Sie beugten noch
Sich keinem Joch
Und haben nichts Jrd'ſches gezogen.“

„Die ſpannet ein,
Jn's Wägelein,
Worauf ihr das Kreuz wollet legen,
Und wo ſie hin
Das Wäglein ziehn,
Dort bleibe der göttliche Segen.“

Man folgte nach
Dem, was er ſprach.
Die Stiere mit Blumen gezieret,
Holt man heran
Und ſpannte ſie an
An's Wäg'lein, das Heiliges führet.

Ganz einig ziehn
Die Thiere hin
Auf einen Berg ihren Wagen;
Am Gipfel dann
Hielt das Geſpann,
Ein Zelt ward dorten geſchlagen.

Man lichtet bald
Den dichten Wald
Und ließ eine Kirche dort bauen,
Wo am Altar
Der Gläub'gen Schar
Das Kreuz noch jetzo kann ſchauen.

Tagtäglich zieh'n
Andächt'ge hin
Und knien empor an dem Hügel.
Das Stiergeſpann
Führt noch fortan
Die dort'ge Gemeinde *) im Siegel.

Das Kaleidoskop.

Ein junger Menſch kam von dem Lande,
Begabt mit wenigem Verſtande,
Jedoch mit vieler Eitelkeit,
In eine große Stadt. — Er ſaß gerade
Auf einer öffentlichen Promenade,
Als eine Frau — ſo ſchön als weit und breit
Er keine noch geſeh'n —
Sich zeigt. — Sie bleibt jetzt vor ihm ſteh'n,
Ein Rohr in ihren Händen,
Das er ſie ſtarr auf ihn ſieht wenden;

---

*) Die Gemeinde heißt Rankweyl, und iſt in Vorarlberg.

Dadurch betrachtet ihn genau
Und lange Zeit die ſchöne Frau
Und ruft: „Wie ſchön, ach Gott! wie ſchön;
Solch Herrliches hab' ich noch nie geſeh'n!
Er tritt zu ihr und ſpricht voll Scham:
„„Bin ich der Glückliche, Madam,
Deß Züge Ihnen ſo gefallen?““ — „Wie?
Mein Herr,“ verſetzte die —
„Ich kenne Sie ja nicht.“ — „„Nun, ſahen Sie
Nicht ſtarr nach mir mit Ihrem Fernrohr hin,
Und ſchienen d'rüber ſehr entzückt?““ —
„Das iſt kein Fernrohr, und ich habe drin
Vorzüglich ſchöne Blumenkränz' erblickt.“
„„Wie, Blumen?““ — „Ja, o ſeh'n Sie nur,
So ſchön, als kaum ſie bietet die Natur; —
Dieß Rohr ward mir aus London zugeſandt,
Es wird Kaleidoskop genannt.“ —
Der Eitle ſah und mit geſenktem Blick
Schlich er zu ſeinem Stuhl zurück.

Ihr, die Ihr meint, Europa ſeh' auf Euch
Und Alles müſſe Euer Lob nur ſchreien,
Und offen ſteh' Euch ſchon des Ruhmes Tempel,
Weil Ihr geſchrieben ein'ge Reimereien;
Nehmt das Kaleidoskop Euch zum Exempel.

Nichts und Etwas.

Wenn ich ein Liedchen mach' auf Nichts,
So mach' ich denn doch immer Etwas;
So manch Gedicht enthält ja Nichts,
Und doch ſchreit man es aus für Etwas;
Von andern wieder ſagt man Nichts,
Obſchon daraus zu lernen Etwas;
Drum gilt mir Lob und Tadel Nichts,
Und alle Tage dicht ich Etwas.

Das Beiſpiel lehrt: Der tauge Nichts,
Der plötzlich kommt von Nichts zu Etwas;
Der Eine macht aus Etwas Nichts,
Der Andre macht aus Nichts ſchnell Etwas.
Man ärgert oft ſich über Nichts,
Wird wieder gut auch ohne Etwas.
Gott ſchuf die ganze Welt aus Nichts,
Und, Menſch, du glaubſt, du ſeieſt Etwas?

Biſt arm du und beſitzeſt Nichts,
So gibt dir keine Seele Etwas,
Im Gegentheil, bedarfſt du Nichts,
So bietet alle Welt dir Etwas;
Drum hoffe von den Freunden Nichts,
Und lege dir bei Seite Etwas;
Ich meine Geld nicht, das iſt Nichts,
Doch Wiſſenſchaften, die ſind Etwas.

Wer alles Andre hält für Nichts,
Die Tugend nur allein für Etwas,
Den kümmert und dem ſchadet Nichts,
In ſeinem Buſen flüſtert Etwas:
Du thateſt hier des Böſen Nichts,
Doch thateſt du des Guten Etwas;
Und wirſt du einſtens hier zu Nichts,
So hoffe, Jenſeits iſt ein Etwas.

Lied.

Neben Dir
Iſt das liebſte Plätzchen mir;
Deine milden Blicke ſchauen
Mir in's wunde Herz und thauen
Dieſes Lebens eiſ'ge Qualen
Mir mit ihren ſanften Strahlen.
Ach, ſo wohl iſt mir
Neben Dir!

Außer Dir
Lieb' ich nichts, biſt Alles mir;
Nicht im Himmel, nicht auf Erden
Schönes kann gefunden werden,
Was ich nicht in dir ſchon fände;
Sucht' ich bis ans Weltenende,
Nichts genüget mir
Außer Dir.

Unter Dir
Schmücken ſich mit neuer Zier
Alle Pfade, die du geheſt,
Blumen ſprießen, wo du ſteheſt;
Schönheit iſt dazu erleſen,
Zu beherrſchen alle Weſen;
Alles beugt ſich hier
Unter Dir.

Über Dir
Wach' ein Engel für und für;
Vor des Lebens rauhen Stürmen
Mög' er gnädig dich beſchirmen.
Und in jener blauen Ferne
Mögen Dir zum Glück die Sterne
Ziehen für und für
Über Dir.

Die gemalte Hochzeit.

A.
„Mein Freund, der Maler Spalt,
Hat eine Hochzeit gemalt,
Komm mit und ſchau ſie an!“

B.
Dank! eine Hochzeit kann,
Auch ſelbſt im Farbenſchein,
Nicht ſchön und lockend ſeyn.

Der Liebe Luſt und Qual.

Aus Liebchens Mund und Liebchens Augen
Ein ſüß Vergeſſen ſich zu ſaugen,
Zu ſinken an der Theuren Bruſt,
Das iſt der Liebe Luſt;
Doch ſeh'n, wie um des Mundes Roſen,
Des Auges Veilchen Hummeln koſen,
Umflatternd ſie in gier'ger Zahl,
Das iſt der Liebe Qual.

Für die Geliebte Alles leiden,
Für die Geliebte Alles meiden,
Und freu'n ſich über den Verluſt,
Das iſt der Liebe Luſt; —
Doch all die überwund'nen Wehen,
Das gute Herz verkannt zu ſehen,
Verkannt der Opfer große Zahl,
Das iſt der Liebe Qual.

Den Neigungen der Theuren fröhnen,
All' ihre Wünſche gerne krönen,
Für ſie nur thuen, was du thu'ſt,
Das iſt der Liebe Luſt; —
Doch ſehen, wie mit jedem Geben
Sich neue Ford'rungen erheben,
Wie ſie befiehlt, die nie befahl,
Das iſt der Liebe Qual.

Wenn ſie geſchmollt, ſie zu erweichen,
Die Hand ihr zur Verſöhnung reichen,
  Wenn du dein Recht auch opfern mußt,
  Das iſt der Liebe Luſt; —
Doch wenn ſie ſtets auf's Neue ſtreitet,
Sich täglich neues Recht erbeutet,
  Bis ſie dir ganz die Freiheit ſtahl,
  Das iſt der Liebe Qual.

Der Liebe Flammen immer nähren,
Und wenn ſie ſelbſt vom Leben zehren,
  Und noch ſo brennen in der Bruſt,
  Das iſt der Liebe Luſt; —
Doch ſehen, wie den Gluthenwellen
Eisfelder ſich entgegen ſtellen,
  Dort Kälte und hier Flammenſtrahl,
  Das iſt der Liebe Qual.

Dem Liebchen ew'ge Treue ſchwören,
Dem Schwur getreu ihr angehören,
  Bis nicht mehr athmet deine Bruſt,
  Das iſt der Liebe Luſt; —
Doch Hymens Ketten um ſich ſchließen,
Was eh' man gern that, jetzt thun müſſen.
  Weil es der Trauring dir gebot,
  Das iſt der Liebe Qual — und Tod.

Anhang.

Hundert vierverſige Fabeln.

Vorwort.

Es iſt mir ein kleines Büchelchen unter dem Titel: „Cent Fables de quatre vers chacune, par C. L. Mollevaut“ (Paris, 1821) zu Geſichte gekommen. Ich fand den Gedanken, ſo kurze Fabeln, welche nebenbei auch Epigramme genannt werden könnten, zu ſchreiben, um ſo anziehender, als es auch mit einigen nicht ganz unbedeutenden Schwierigkeiten verbunden iſt, alle Erforderniſſe einer Fabel in vier Verſe zu zwängen, ohne daß dabei ein Zwang ſichtbar werde. Ich entſchloß mich ein gleiches Unternehmen zu wagen. Die Fabeln des Herrn Mollevaut hab' ich zur Hälfte zu dieſem Unternehmen benützt, — die andere Hälfte aber — welche theils auf politiſche Begebenheiten, theils auf Sitten und Gewohnheiten, welche nur in Frankreich üblich ſind, Bezug hat, ſchien mir für deutſche Übertragung nicht geeignet zu ſeyn, daher erſetzte ich ſie durch eigene. Ich darf alſo mit Recht ſagen, es gehöre mir in dieſem Büchlein eben ſo viel an, als Herrn Mollevaut.

Je kürzer eine Wahrheit geſagt wird, deſto leichter bewahrt ſie das Gedächtniß, erſcheint ſie vollends im fremden Gewande und mit fröhlicher Miene, ſo findet ſie überall eher Eingang, als wenn ſie im Doctor-Talare mit langer Schleppe einherſtolzirte.

Inhalt.

Titel der Fabel.	Anwendung der Fabel.
1. Die faule Frucht.	Kritik.
2. Der Glühwurm.	Finſterlinge.
3. Die Roſe und der Zephyr.	Ruf der Frauen.
4. Die Luſt und die Beſorgniß.	Unvorſichtigkeit.
5. Der Betrunkene.	Eigene Schuld.
6. Der Altar und die Gerechtigkeit.	Unglück.
7. Der Spiel-Ball.	Steigen durch Andere.
8. Der Wanderer und die Räuber.	Reichthum bringt Sorgen.
9. Das Pferd und der Knabe.	Siege ohne Ruhm.
10. Der Affe.	Klugheit des Dummen.
11. Die Liebe und die Freundſchaft.	Verſteckte Liebe.
12. Die Zeit.	Zeitmaß.
13. Die Pappel und die Linde.	Wohlthätigkeit.
14. Die Stecknadel.	Lohn für lange Dienſte.
15. Der Schmetterling u. d. Raupe.	Emporkömmlinge.
16. Der Löwe und die Wölfe.	Guter Herr und ſchlechter Diener.
17. Der Hund.	Brauchbare Menſchen,
18. Der Wandrer und die Biene.	Kluge Auswahl.
19. Der Jagdhund u. d. Repphuhn.	Kriechende Feinde.
20. Der Bucklige.	Niemand ſieht ſeine Fehler.
21. Die beiden Ärzte.	Heilung der Herzenswunde.
22. Die Brille.	Suche nicht, was du haſt.
23. Der Räuber.	Gewiſſensangſt.
24. Tinte, Feder und Papier.	Einer braucht den Andern.
25. Des Todes Agent.	Beſcheidenheit des Verdienſtes.

26. Echo.	Charakterloſigkeit.
27. Der Magnet und das Eiſen.	Allgemeines Geſetz der Liebe.
28. Schwanengeſang.	Hinſcheiden des Guten.
29. Die Bruthenne.	Herausgeber fremder Werke.
30. Der Waſſerfall u. d. Bächlein.	Stille Güte.
31. Der Künſtler und die Leier.	Wuth gegen das eigene Talent.
32. Die Verwandlung d. Schmetterlings.	Unveränderlichkeit in der Liebe.
33. Tugend und Laſter.	Ziel des beſſern Menſchen.
34. Der büßende Fuchs.	Dem Böſen glaubt man nichts Gutes.
35. Die Nußbäume.	Lohn der Wahrheit.
36. Die beiden Pflüge.	Arbeitſamkeit.
37. Der Löwe und der Hund.	Schreien gegen Mächtige.
38. Das Kind.	Die Gelegenheit.
39. Die Ratten.	Einen beſtrafe, die Andern flehn.
40. Das Seifenbläschen.	Los der Günſtlinge.
41. Der Kater.	Wahre Komik.
42. Der Nagel.	Dem Schickſal widerſtreben.
43. Der Schmerz.	Luſt für Arme.
44. Der Apfel.	Unterſtütze das Talent.
45. Das Pappelblatt und das Erdbeerblatt.	Gefahr der Größe.
46. Der Fels u. d. Waſſertropfen.	Beſtändigkeit.
47. Die Roſe u. d. Schmetterling.	Zierde der Unſchuld.
48. Die Verleumdung.	Dolche im Rücken.
49. Der hypochondriſche Löwe.	Wahl im Umgange.
50. Der Wucherer.	Gefahr der Macht.
51. Die Mohren.	Weihrauch der Dummen.
52. Die beiden Kornähren.	Man muß oft Dummen hofiren.
53. Der Renner und der Eſel.	Sieg über Dummheit.
54. Syſteme und die Wahrheit.	Meinungen trügen.
55. Der Strom und der Damm.	Gehorſam.
56. Die hohlen Eichen.	Glück der Dummen.
57. Die Erdſcholle und die Egge.	Ebne dem Guten den Weg.
58. Illuſion.	Blindheit in der Liebe.

59. Das Bäumchen u. der Baum.	Erziehung.
60. Das Kätzchen.	Falſchheit der Frauen.
61. Verſchiedenes Backwerk.	Poetiſche Formen.
62. Der Schlüſſel.	Macht des Geiſtes.
63. Der beraubte Wanderer.	Dank für ein kleineres Übel.
64. Der Pudel.	Eiferſucht.
65. Die beiden Maler.	Wahrheit und Schmeichelei.
66. Das Blümchen im Pfade.	Stelle Alles an's rechte Ort.
67. Änderung.	Hahnreiſchaft.
68. Der gute Mops.	Allerweltsfreunde.
69. Der Senſenmann.	Zeitverluſt.
70. Der Haushund und die Bruthenne.	Nichtsthuende Schreier.
71. Der Rabe und die Elſter.	Schlechte verrathen einander.
72. Der Maulwurf.	Heimliche Böſewichter.
73. Der Baum im Herbſtſchmucke.	Culminationspunkt.
74. Der Streit der Roſen und der Nelken.	Menſchenleben.
75. Die beiden Eichhörnchen.	Zufriedenheit mit ſeinem Schickſale.
76. Die Birke und die Axt.	Schönheit und Nützlichkeit.
77. Rettung.	Dank für große Dienſte.
78. Die Diener des Rufes.	Böſes verbreitet ſich ſchneller als Gutes.
79. Die Eiche und der Strauch.	Beugſamkeit der Frauen.
80. Die beiden Krämer.	Rede nicht vorſchnell.
81. Der Fuchs und der Kater.	Bemäntelter Egoismus.
82. Das Pulver.	Unterdrückter Zorn.
83. Der Schmetterling und die Schnecke.	Verborgenheit.
84. Der Hirſch.	Hochmuth kömmt zu Falle.
85. Der Adler und der Uhu.	Offner Blick.
86. Das Schiff ohne Ruder.	Klugheit muß dich leiten.
87. Die Roſe und die Biene.	Schmerzen der Liebe.
88. Der raſirte Bock.	Alte Verliebte.
89. Das Gold.	Rechte Verwendung.
90. Der Biber und der Eſel.	Beifall der Dummen.

91.	Der Bullenbeißer u. d. Spitz.	Protection.
92.	Der Mann und das Kind.	Falſcher Reichthum.
93.	Der Ochs und die Fröſche.	Groben zu begegnen.
94.	Die Maus.	Lehren und handeln.
95.	Der Haſe und der Storch.	Neid.
96.	Der Baum und der Dieb.	Aus einem Unglück ein zweites.
97.	Die beiden Götter.	Verdirb's mit Niemanden.
98.	Der Affe und die Kaſtanien.	Pfiffigkeit.
99.	Der Delinquent.	Unnütze Sparſamkeit.
100.	Der Panther.	Rechtes Ende.

1. Die faule Frucht.

Von einem Baume brach ein Leckermaul
Ein Birnlein, dieſes war von Innen faul;
Nun haut den Baum er um, ſammt vielen guten Früchten. —
O möchte die Kritik nie ſo ihr Amt verrichten!

2. Der Glühwurm.

Ein Glühwurm ergötzt' im Graſe ſich,
Da gab eine Schlang' ihm ſchnell einen Stich.
„Was that ich dir, daß du den Tod mir bereitet?“
— „„Haſt du nicht Licht um dich her verbreitet?““

3. Die Roſe und der Zephyr.

Ein Röslein ließ der Flur ſein ſanftes Roth beſchauen.
Ein Zephyr kam und trieb ſein Spiel,
Ein Blättchen nach dem andern ſiel; —
So welkt von einem Hauch der gute Ruf der Frauen.

4. Die Luſt und die Beſorgniß.

Die Luſt, ein Kind, verhätſchelt, unvernünftig,
Sah lächelnd man an jedem Abgrund ſtehn.
Da ſprach der Gott der Götter: Du ſollſt künftig
Nur Arm in Arm mit der Beſorgniß gehn!

5. Der Betrunkene.

Bibax zerkeucht auf dem Wege ſich,
Schimpft auf die Straße gar jämmerlich,
Daß ſie nicht grade gebahnt ſey, nicht eben. —
Hätt' er die Schuld doch ſich ſelber gegeben!

6. Der Altar und die Gerechtigkeit.

Ein Schuldiger floh in das Gotteshaus.
Es ſchrie die Gerechtigkeit: Gebt ihn heraus!
Eine Stimm' erſcholl aus des Altars Rauch:
Zurück! ich bin heilig, das Unglück iſt's auch.

7. Der Spiel-Ball.

Hört doch des Balles Klagen erſchallen:
»Wenn ich auch ſteig', muß ich wieder fallen,
»Darf ich denn nicht immer höher ſtreben?« —
Allen geht's ſo, die durch Andre ſich heben.

8. Der Wanderer und der Räuber.

Zog ein Wanderer ſingend am Morgen
Froh durch den Wald; ſah ein Räuber ihn,
Sprach: „Weil ſo luſtig er ſingt, mag er ziehn,
Der hat kein Geld; denn ſonſt hätt' er auch Sorgen.“

9. Das Pferd und der Knabe.

„Ein Knäbchen ritt auf einem Pferde:
Auf Starker! ſchleudre den Buben zur Erde!“
„„— Zu klein iſt der Arme für meine Rache,
Den Starken ehrt nicht der Sieg über Schwache.““

10. Der Affe.

Im Doktorhut wollt' ein Affe ſich zeigen,
Er ſaß gravitätiſch, das Haupt geſenkt.
Seht, — rief man, — den Philoſophen, er denkt.
Die einzige Klugheit des Dummen iſt — Schweigen.

11. Die Liebe und die Freundſchaft.

Liſe ließ Amorn in's Haus nicht hinein,
Dieſer fing bitterlich an zu weinen;
„Wechsle,“ ſprach Freundſchaft, „dein Kleid mit dem meinen,
Klopfe, — man öffnet, — der Sieg iſt dein.“

12. Die Zeit.

Ein Röslein lebte nur zwei Tage,
Ein Veilchen rief: „Beneidenswerthe Lage!
Du lebſt ja eine Ewigkeit!“ —
So meſſen wir die Zeit.

13. Die Pappel und die Linde.

„Thor!“ ſprach die Pappel zum Lindenbaum — „breite
„Doch nicht die Zweig' in die Tiefe und Weite;
„Heb dich empor!“ — — „„Laß die Zweige mich biegen,
Andre erquicken iſt auch ein Vergnügen.““

14. Die Stecknadel.

Die Nadel hielt ſo lange treu der Frau
Die Schleife feſt, ſie bog erſt ſpät ſich um
Und nun wirft man ſie weg! — Dein Schickſal ſchau,
Du treuer Diener! beugt dich Alter krumm.

15. Der Schmetterling und die Raupe.

„Fort, häßliches Thier!“ ein Schmetterling ſprach
Zu einer Raupe, die auf einem Blatt geſeſſen;
Doch dieſe gibt ihm Antwort: — „Nur gemach!
Das heißt doch ſeine Abkunft ſchnell vergeſſen.“

16. Der Löwe und die Wölfe.

Um eine Ziege ſtritten voll Übermuth
Zwei Wölfe, Diener des Löwen; — der ging vorbei,
Sah es und machte die Ziege frei. —
Grauſam ſind oft nur die Knechte, der Herr iſt gut.

17. Der Hund.

Weil Philax treu und wachbar iſt,
Macht ihm ſein Herr ein ſtärkres Halsband noch,
Und ſchließt ihn feſter an das Hundeloch.
Du kommſt nicht weiter, wenn du brauchbar biſt.

18. Der Wanderer und die Biene.

Wanderer.

Flieg' an jener Blum' vorüber,
Giftig iſt ſie, gutes Thier!

Biene.

Nur den Nektar ſaug' ich, Lieber!
Und das Gift'ge laſſ' ich ihr.

19. Der Jagdhund und das Repphuhn.

Ein Jagdhund kroch auf eines Repphuhns Spur,
Das Huhn bemerkt's und flog in höh're Sphären,
Und rief herab: „Ihr Feinde! kriechet nur,
Ihr ſollt mir doch den Flug' nicht wehren."

20. Der Bucklige.

Man ſpottet ſehr des buckligen Hans Hagen,
Er ſchaut ſich an, kann nicht den Grund erblicken; —
Er trägt den Buckel nämlich auf dem Rücken,
So wie wir Andre unſre Fehler tragen.

21. Die beiden Ärzte.

Ein Arzt griff haſtig auf der Wunde Beulen,
Der Kranke ſchrie. — Ein klüg'rer Mann
Griff ſie nur langſam und gelinde an. —
So muß man auch des Herzens Wunden heilen.

22. Die Brille.

Brigitte ſucht' einſt ihre Brill' im Graſe,
»Frau!« — ſprach die Magd, — »ihr habt ſie auf der Naſe.«
So ſuchen wir auch oft des Glückes Gaben,
Wenn wir ſie haben.

23. Der Räuber.

»Da iſt ein Räuber!« — ſprach, die Kerze meinend, — Töffel,
Da rief ein Mann am Tiſch mit blaſſem Angeſicht:
»»Erbarmt Euch meiner! hier iſt der geſtohlne Löffel!««
Es ſieht der Schuldige allüb'rall das Gericht.

24. Tinte, Feder und Papier.

„Mir dankſt du deinen Ruhm!“ ſprach das Papier;
Die Tinte ſprach: „„Das Leben geb' ich dir;““
„„„Ich leit' euch Beide!“““ ſprach die Feder drauf. —
Der Eine braucht den Andern — Weltenlauf!

25. Des Todes Agent.

Einen Agenten wollte der Tod ſenden zur Welt,
Fieber und Liebe und Peſt boten dazu ſich mit Freuden:
„Warum hat ſich kein Arzt, — alſo fragte der Tod, — eingeſtellt?“
Wahres Verdienſt iſt beſcheiden.

26. Echo.

Echo lacht und weint und jauchzt und klagt,
Spricht bald trotzig und bald mild,
Wie's ihr vor ein Andrer ſagt.
Des Charakterloſen Bild.

27. Der Magnet und das Eiſen.

Magnet.

Warum folgſt du mir auf meiner Bahn?

Eiſen.

Warum ziehſt du mich denn immer an?

Stimme.

Lieb' hat Euch Natur in's Herz geſchrieben,
Alſo müßt ihr lieben!

28. Schwanengeſang.

Es tönte Geſang vom Teiche heran,
Sind dieſes, — frug ich — Töne der Freuden?
„Singend ſterb' ich“ — erwiedert ein Schwan.
Der Gute geht froh aus dem Thale der Leiden.

29. Die Bruthenne.

Einer Henne legt man Enteneier unter,
Dieſe brütet eins um's andre aus
Und bei jedem gackert ſie recht munter. —
Andrer Werke gibt man ſo heraus.

30. Der Waſſerfall und das Bächlein.

Waſſerfall.

Wer wird denn ſo verſteckt und langſam fließen?
Benütze deine Kraft, dein Bett durchbrich!
Und rauſche, ſchimmre ſo wie ich!

Bächlein.

Immer rauſche du, ich wäſſ're Wieſen.

31. Der Künſtler und die Leier.

Ein Muſiker warf ſeine Leier,
Als ſie ihm Ehr' und Gold gebracht, in's Feuer;
So nimmt manch andrer Künſtler nicht in Acht
Das herrliche Talent, das ihn emporgebracht.

32. Die Verwandlungen des Schmetterlings.

Prahlte ein Schmetterling einſt mit ſeinen Metamorphoſen:
„Sieh, ich liebe dich, Freund!“ verſetzte die ſchönſte der Roſen,
„Mehr aber liebt ich dich noch, wenn Raup' und Pupp' unterbliebe;
„Denn das Beſte iſt: ſtets Derſelbe ſeyn in der Liebe.“

33. Tugend und Laſter.

Das Laſter rief: „Ich bin auf Erden König!“
Die Tugend rief: „„Mir iſt der Himmel unterthänig!““
Nun wähle,
Unſterbliche Seele!

34. Der büßende Fuchs.

Ein Fuchs, dem Tode nah', entſagt dem Hühnerblute,
That ernſthaft Buß' und ging nicht mehr auf Mord,
Und dennoch flohn die Hühner vor ihm fort;
Dem Laſterhaften glaubt man nicht das Gute.

35. Die Nußbäume.

„Zum Dank, daß wir dir Nüſſe tragen,
„Pflegſt, unbarmherz'ger Erdenſohn,
„Mit Stangen du auf uns zu ſchlagen!“ — —
Iſt dieß nicht auch der Wahrheit Lohn??!

36. Die beiden Pflüge.

In einer Scheune lag verſteckt
Ein Pflug, ſchon ganz mit Roſt bedeckt,
Ein zweiter Pflug daneben glänzte ſehr; —
Sein Glanz kam von der Arbeit her.

37. Der Löwe und der Hund.

Ein Hund, als dummer Kläffer ſchon bekannt,
Stellt keck ſich hin und bellet gen den Leuen,
Der hebt die Tatz' und todt liegt er im Sand! —
Man ſoll nicht gegen einen Mächt'gern ſchreien.

38. Das Kind.

Ein liebliches Kind im roſigen Schimmer
Erſchien einem Manne; — der ſtand zerſtreut
Und haſcht' es nicht ſchnell, da entſchwand's und kam nimmer.
Wer war dieſes Kind? — : Die Gelegenheit.

39. Die Ratten.

Man hatte eine Ratt' in einem Haus gefangen,
Hing ihr ein Schellchen um und ließ ſie ziehn,
Und wenn ſie ſchellte nun, die Ratten all' entſprangen.
Freund! zeichne einen Wicht und alle Andern fliehen!

40. Das Seifenbläschen.

Es flog ein Seifenbläschen hin und her
Und prahlt' mit ſeinen Farben ſehr;
Ein Lüftchen weht' und es zerfloß;
Ihr Günſtlinge! ſeht Euer Loos.

41. Der Kater.

Einen Komiker ſuchte ein Leu ſich zu ſeinem Theater;
Schnitt Geſichter die Menge, den Platz zu erhalten, ein Kater:
»Freund« — ſprach der Leu, — mir ſtehſt du nicht an, loben gleich dich die Katzen;
Wahre Komik beſteht nicht in Sprüngen und Fratzen.«

42. Der Nagel.

Ein Nagel ſeufzte unter ſchweren Schlägen
Des Hammers, endlich ſträubt' er ſich dagegen,
Da ſchlug ihn dieſer ganz entzwei.
Du widerſtrebſt umſonſt des Schickſals Tyrannei!

43. Der Schmerz.

Der Schmerz erhob einſt lächelnd ſeinen Blick,
„Was endet," — frug die Luſt, — „ſo plötzlich denn dein Stöhnen?"
Der Schmerz erwiederte: „„Mir ward das Glück
„„Zu trocknen eines ärmern Bruders Thränen.""

44. Der Apfel.

Ein Apfel ſtand im Schatten, reifte nicht;
Der Gärtner zürnte drob. — „Stell' mich in Sonnenſchein!"
Der Apfel ſprach: — „wirſt dann dich meiner freu'n!"
Soll das Talent gedeihn, ſo ſtellt's in's rechte Licht!

45. Das Pappelblatt und das Erdbeerblatt.

Zu einem Pappelblatt, das hoch im Äther ſchwebte,
Und bei dem ſchwächſten Lüftchen furchtſam bebte,
Sprach einſt ein Erdbeerblatt: „Was kann dich ſo erſchüttern?"
— Drauf jenes: „„Wer hoch ſteht, muß immer zittern.""

46. Der Fels und der Waſſertropfen.

„Du armes Tröpflein! mich willſt du durchdringen?"
So ſprach ein Fels. — Das Tröpflein ſchwieg und brach
Sich Bahn durch ſeinen Buſen allgemach.
Beſtändigkeit verbürget das Gelingen.

47. Die weiße Roſe und der Schmetterling.

Als einſt der Schmetterling zu einer Roſe kam
Und buhlend einen Kuß ihr bot,
Da ward die weiße Schöne — roth. —
Die Unſchuld zieret holde Scham.

48. Die Verleumdung.

Franz fällt, ein Dolch nach ſeinem Leben zielte,
Doch er geneſ't mit vieler Mühe noch.
Der Mörder ſpricht: „Die Narbe bleibt ihm doch!“
Verleumder! kennſt du dich in dieſem Bilde?

49. Der hypochondriſche Löwe.

Ein Leu ward hypochondriſch, nahm zu ſich
Ein Eſelein ſich zu zerſtreuen;
Doch bald hört auch den Leu man wie den Eſel ſchreien.
Eh' du Geſellſchaft wählſt, beſinne dich!

50. Der Wucherer.

Ein Wuch'rer häufte Körner, Schicht auf Schicht,
Auf ſeiner Scheune Boden; — länger nicht
Kann's halten, — ah! — nun kracht es, — bricht. —
So ſtürzt zu große Macht durch eigenes Gewicht.

51. Die Mohren.

Es räucherte ein Stamm der Mohren
Mit assa foetida den Götzen ein;
Kein Menſch ging in den Tempel mehr hinein; —
So wirkt der Weihrauch ſtets der Thoren.

52. Die beiden Kornähren.

Eine Aehre.

Du biſt von Körnern ſchwer,
Und ich bin leer,
Und doch ſeh' ich vor mir dich neigen?

Die andere Aehre.

Man muß ſich oft vor hohlen Köpfen beugen.

53. Der Renner und der Eſel.

Ein Eſel ging, — obſchon man ihm die Laſt genommen, —
Geſenkten Kopfs und faulen Schritts nach Haus;
Ein Renner flog ihm vor und höhnt' ihn aus.
Iſt's denn ſo ruhmvoll einem Eſel vorzukommen?

54. Syſteme und die Wahrheit.

Den Berg der Wahrheit kletterten hinan
Zwei Forſcher; — Einer wandte rechts die Schritte,
Der Andre folgte links der Bahn;
Die Wahrheit rief: „Ich wohne in der Mitte!“

55. Der Strom und der Damm.

„Was wütheſt du raſend durch's blühende Land?“ —
Der Damm ſprach zum Strome, — „ſei mir unterthänig,
Ich leite zur Ruh' dich an meiner Hand!“ —
Der Strom iſt das Volk, — der Damm iſt der König.

56. Die hohlen Eichen.

Knabe.

Sieh Vater, hohl ſind dieſe Eichen,
Und grünen doch ſo ſchön! —

Vater.

Mein Kind! viel Menſchen dieſen Bäumen gleichen,
Die hohlen Kopfs doch grünend vor dir ſtehn.

57. Die Erdſcholle und die Egge.

„Warum zerdrückſt du mich denn?“ frug eine Scholle von Erde
Eine Egg' auf dem Feld; — dieſe verſetzte hierauf:
„Weil ſich's gebührt, daß der Weg dem Edlen geebnet werde,
“Sonſt, — von dem Böſen gehemmt, — kömmt ja das Gute nicht auf.“

58. Illuſion.

„O ſeht nur,“ — rief Wilhelm, — meine Helene,
Und ſagt mir, ob es was Reizender's gibt?
Die Augen, — der Mund, — die Haare, die Zähne —“
Sie war gar nicht ſchön, aber er war verliebt.

59. Das Bäumchen und der Baum.

Ein junges Bäumchen bog ſich ſehr,
Man achtet's nicht; doch ſpäter glückt's nicht mehr
Es g'rad zu biegen trotz der eifrigſten Bemühung?
Iſt dieß nicht die Geſchichte der Erziehung?

60. Das Kätzchen.

Sein Kätzchen liebte ein Mann überaus
Und Stunden lang pflegt' er's am Kopfe zu krauen;
Einſt wendet ſich's, hackt ihm die Augen aus —
Verzeiht, dabei denk' ich an Euch! liebe Frauen!

61. Verſchiedenes Gebäcke.

Ein Bäcker pries die Semmel ſehr,
Den Wecken ein Andrer, die Bretzel der;
Das Mehl war daſſelbe, der Form galt der Streit; —
Poetiſche Bäcker hat auch unſre Zeit.

62. Der Schlüſſel.

Ich wünſchte mir alle Mädchen hold,
Da fleht' ich: es möchten mit gnädigen Händen
Die Götter den Schlüſſel der Herzen mir ſenden;
Es bracht' ihn Merkur mir, er war — von Gold.

63. Der beraubte Wanderer.

Ein Räuber nahm dem Wandrer all ſein Geld; —
Der bat; — da hat er ihm die Hälfte rückgeſtellt,
Er dankt. — So müſſen wir uns oft zum Dank bequemen
Dafür, daß Manche uns nicht Alles nehmen.

64. Der Pudel.

Ein Pudel ſieht ſich in dem Spiegel
Und kennt ſich nicht und läßt dem Grimm die Zügel,
Beißt, — bellt, — geberdet ſich gar fürchterlich; —
So wüthet Eiferſucht auch öfters gegen ſich.

65. Die beiden Maler.

Zwei Maler malen eines Reichen Sohn;
Der Eine malt ihn wahr, — man peitſcht ihn aus dem Thor,
Der Andre ſchön; — man gibt ihm tauſend Louisd'ors. —
Dieß iſt der Wahrheit und des Schmeichelns Lohn.

66. Das Blümchen im Pfade.

Der Gärtner zum Blümchen:

»Schönes Blümchen! hier im Pfade
»Wirſt zertreten ohne Gnade,
»Trag' ins Blumenbeet dich fort,
»Viel hängt ab vom rechten Ort.«

67. Änderung.

Melint, der bravſte Mann und treu'ſte Freund,
Iſt jetzt der ganzen Menſchheit Feind.
Ihr fragt, woher die Ändrung rührt?
Er nahm ein Weib, das ihn regiert.

68. Der gute Mops.

Thereſens Mops that Niemand was zu Leide,
Auch nicht dem Dieb, der ihr das Armgeſchmeide
Im Schlafe ſtahl. — Du wirſt ſehr leicht betrogen
Von einem Freund, der aller Welt gewogen.

69. Der Senſenmann.

Kam ein Senſenmann gegangen: —
„Mäh' die Jahre mir, die langen!“
Und er mäht ſie ab, den Fordrer auch zugleich!
Tödtet nicht die Zeit, ſie tödtet Euch!

70. Der Haushund und die Bruthenne.

„Faule! ſchimpft' ein Hund eine brütende Henne,
„Sitzeſt, indeß ich ſtets bellend im Hof herum renne.“
Drauf die Henne: „„Viel Schreien macht es nicht aus,
Während du nichts thuſt und bellſt, bring' ich Hühner in's Haus.““

71. Der Rabe und die Elſter.

Rab' und Elſter warfen ihre Diebesthaten
Laut ſich vor, es wollte jedes beſſer ſeyn;
Dieſes hört ihr Herr und ſperrt ſie Beide ein,
Sprechend: „Seht, wie ſich die Schlechten ſelbſt verrathen!“

---

72. Der Maulwurf.

Maulwurf.

Ich bin auf Erden das beſte Thier,
Die anderen All' ſind ein Räuberheer,
Ich lebe verborgen für und für!

Löwe.

Wer heimlich ſchadet, der ſchadet noch mehr.

---

73. Der Baum im Herbſtſchmucke.

Ein Baum im Herbſtſchmuck rühmt ſein buntes Farbenſpiel.
Der Nachbar ruft ihm warnend zu: „Sei nicht verwegen!
Der Glanzpunkt iſt des Lebens und der Schönheit Ziel!
Mit ſeinem Licht gehſt du der Grabesnacht entgegen.“

---

74. Der Streit der Roſen und Nelken.

Es ſtritten um den Rang die Roſen und die Nelken,
Da kam ein Gärtner, pflückt' ſie alle ab,
Und bindet ſie als Strauß, wo bald ſie welken. —
Weltlauf! — Sie blühn — ſie ſtreiten, gehn zu Grab!! —

---

75. Die beiden Eichhörnchen.

Ein Eichhorn aß Mandeln; doch war es gefangen,
Ein andres aß Eicheln; doch war es frei.
Sie tauſchten, doch Keines war glücklich dabei. —
'S iſt auch vielen Menſchen ſchon alſo ergangen.

76. Die Birke und die Axt.

„Warum treffen denn mich, du böſe Axt, deine Streiche,
„Und der Zwetſchkenbaum dort, der alte Krüppel, bleibt ſtehn?“
Alſo klagt' eine Birk'; die Axt ließ die Antwort ergehn:
„„Weil es billig iſt, Freund, daß das Schöne dem Nützlichen weiche.““

77. Rettung.

In's Waſſer fiel ein Mann, ſchnell faßt ihn bei den Haaren
Ein Braver, rettet ihn; — doch Jener zankt,
Warum? — weil ihm die Haar' zerzauſet waren. —
Auf dieſe Art die Welt für große Dienſte dankt.

78. Die Diener des Rufes.

Der Ruf war müde, da dingt' er zwei Knechte,
Den Einen für's Gute, den Andern für's Schlechte;
Der Schlechte hatt' aber die Schwindſucht bekommen,
Bevor noch der Gute das Amt übernommen.

79. Die Eiche und der Strauch.

Ein Eichenbaum verſucht's dem Sturm zu widerſtreben,
Ein Strauch, — ſich beugend, — gibt dem Sturme nach;
Noch ſteht der Strauch, die Eiche aber brach.
Euch Frauen mag der Strauch ein Beiſpiel geben.

80. Die beiden Krämer.

Ein Krämer gab die Waaren nach dem Geſicht,
Gab bald zu viel, bald zu wenig deßwegen,
Ein Andrer wog ſie und fehlte nicht. —
So ſollte man auch ſeine Worte wägen.

81. Der Fuchs und der Kater.

Kater.

Pfui! — Zu der Menſchen Schaden friß't du Hennen,
Ich aber freß' zu ihrem Nutzen Mäuſe.

Fuchs.

Nur ſtill! Man hat die Ehre Sie zu kennen,
Das Mäuſefleiſch iſt Ihre Guſtoſpeiſe.

82. Das Pulver.

Ein Häuflein Pulver lang im Felſen lag;
Doch endlich zündet es, — ein Blitz, — ein Schlag —
Der Felſen borſt und lag in ſeinem Schutt'. —
So wirkt auch unterdrückten Zornes Wuth.

83. Der Schmetterling und die Schnecke.

Ein Schmetterling höhnt' eine Schnecke,
Daß ſie ſich immer in ihr Haus verſtecke.
Da kam ein Knab' und haſcht den Schmetterling:
Die Schnecke lächelnd in ihr Häuslein ging.

84. Der Hirſch.

Ein Hirſch pries ſein Geweih, da tönet Hörnerſchall;
Er floh, — verwickelt ſeinen Schmuck in ein Geſträuch,
Der Jäger kömmt, und tödtet ihn ſogleich. —
So kömmt der Hochmuth durch ſich ſelbſt zu Fall.

85. Der Adler und der Uhu.

Ein Adler ſah fröhlich zur Sonn' empor,
Ein Uhu ſuchte dem Glanz zu entgehen.
Der Adler ſtellt dir die Tugend vor,
Im Uhu magſt du das Laſter ſehen.

86. Das Schiff ohne Ruder.

Ein Schiff ohne Ruder vertraut ſich den Wellen,
Nicht lange, ſo ſieht man's an Klippen zerſchellen. —
Das Meer iſt das Leben, das Schifflein biſt du,
Die Klugheit, mein Freund, iſt das Ruder dazu.

87. Die Roſe und die Biene.

Ein Röslein empfing eine Bien' mit Vertrauen,
Verſprach von dem Koſen ſich ſüße Luſt;
Doch bald fühlt den Stachel ſie in der Bruſt. —
Gott Amor iſt ſo wie die Bienen, ihr Frauen!

---

88. Der raſirte Bock.

Um ſeiner Schönen zu hofiren
Ließ ſich ein alter Bock raſiren,
Da ward er billig ausgelacht. —
Ihr alten Böcke, nehmet dieß in Acht!

---

89. Das Gold.

Mit Undank lohnet mich die Welt,
Da ſie mich für die Urſach' alles Übels hält,
„Indeß' ich auch ſo Vielen Segen ſpende;
„Nur daran liegt's, daß man mich recht verwende.

---

90. Der Biber und der Eſel.

Der Eſel ſprach zum Biber:
„Warum ſo mühſam ſich ein Haus bau'n, Lieber?“
Der Biber ſprach: „Weil ich ſtets gerne that,“
„Was nicht der Eſel Beifall hat.“

91. Der Bullenbeißer und der Spitz.

Ein Bullenbeißer lag faul an der Kette,
Und vor ihm ein Spitz, der bellte für ihn,
Der Spitz bekam auch für ihn Schläge. — Ich wette,
Manch Schützling fühlt ſchwer dieſer Fabel Sinn.

92. Der Mann und das Kind.

Für Silber hielt das Blei ein kleiner Knabe,
Den Rechenpfennig ſah er für ein Goldſtück an;
Darüber lacht' ein reicher Mann; —
Geht's ihm nicht eben ſo mit ſeiner Habe?

93. Der Ochs und die Fröſche.

Das Volk der Fröſche ganz entſetzlich ſchrie,
Da kam ein Ochs zum Sumpf und überbrüllte ſie. —
Groben Leuten iſt es eigen,
Daß ſie nur vor gröber'n ſchweigen.

94. Die Maus.

Die Maus verwies das Naſchen jungen Mäuſen,
Doch bald ſah man ſie ſelbſt zum Specke wandeln,
Und tödtlich traf ſie dort der Falle Eiſen.
Viel Lehrer lehren klüger, als ſie handeln.

95. Der Haſe und der Storch.

Bei einem Sumpfe nährt' ein Haſe ſich von Gras.
Drob ärgert ſich ein Storch, der dorten Fröſche aß.
So mancher Menſch ſich beim Genuſſe kränkt,
Daß andern Menſchen auch das Glück was ſchenkt.

96. Der Baum und der Dieb.

Ein Baum, auf den ein Dieb geſtiegen war,
Fleht bang um Hilfe zu der Winde Schaar.
Sie ſtürmen — und der Böſe kömmt zu Falle,
Doch — auch mit ihm die ſchönſten Früchte alle.

97. Die beiden Götter.

Es hatt' ein fremdes Volk zwei Götter,
Der Eine drückte Jedermann,
Der Andre war in Noth ein Retter;
Drum beteten ſie — Beide an.

98. Der Affe und die Kaſtanien.

Kaſtanien lagen in glühenden Kohlen;
Ein Affe brauchte der Katze Fuß,
Um ſie zum Genuß ſich heraus zu holen.
So macht's unter Menſchen manch Pfiffikus.

99. Der Delinquent.

Saß Einer auf den Tod, und als man Käſ' ihm brachte,
Aß er ihn nicht — aus Furcht, daß er ihm Steine machte. —
So ſammeln Alte oft für künft'ge Jahre,
Und haben nur zwei Schritte zu der Bahre.

100. Der Panther.

Der Panther war ſchon lang des Löwen General,
Doch endlich wurd' er ſchwach, das Alter macht' ihn kahl.
Da legt' er ihm den Feldherrnſtab zu Füßen, —
Man muß zur rechten Zeit zu enden wiſſen.

Inhalt.

Seite

Die Schäferzeit 5
Beförderung im Tode 9
Der neue Paris 9
Herr Schlug 9
Der eiferſüchtige Ehemann und ſein Freund 10
Die beiden Feigen 11
Das Weib 11
An Antonien 13
Der Recenſent in Verlegenheit 13
Beifallsbezeugung 14
Warnung für Buchdrucker 14
Grabſchrift eines Tambours 14
Der letzte Wucher 15
Thekla (Ballade) 15
Das rührende Trauerſpiel 18
An den Schlaf 19
An den Irrthum 22
Die Jahreszeiten 25
Wohlthun 26
Auf den General M* 26
Das erfüllte Gelübde 27
Auf einen armen Dichter, der ein Lobgedicht auf den Wein ſchrieb 27

Seite
Grund der Reichen 28
Redensart 28
Amors Waffen (Allegorie) 29
Die wohlthätige Frau (Anekdote) 31
Des Dichters Klage 32
Schutz vor dem ſtürmenden Schickſale 32
Wunſch eines Säufers 32
Der Buchenhain 33
An Collin, als er zögerte, mir für meinen Almanach „Selam“ einen Beitrag zu liefern 37
Grabſchrift 38
In Deinhardſtein's Stammbuch 38
Sehnſucht 39
An den Rhein 40
Frage 42
Meine beſcheidenen Wünſche 43
Die Namen 44
Ausſicht auf beſſere Zeiten 46
Der Hund und die Ziege (Fabel) 47
Ein Traum 49
Die Liebeslaute (Ballade) 50
Mein Glück 54
Ein Narr macht zehn 55
Geſtohlenes Gut 56
Mein Ideal 57
Wunſch und Entſagung 59
Das bezahlte Herz 60
Ähnlichkeit und Verſchiedenheit 60
Muſikaliſcher Traum 61
An eine Stecknadel, womit ich ihr das Buſentuch zuheftete 63
Das Sacktuch (Ballade) 64

Seite
Hochzeit 68
Meine Sonnen (An Doris) 69
Die Dichterin 69
Das Mädchen des Widerſpruchs 70
Gutsverweſer 71
Glücksweg 71
Marie 72
Das kranke Landmädchen 73
Mein Ruf 75
Als ich ſie ſchlafend fand (Sonnett) 77
Mein erbarmungswürdiges Leben 78
Gedichte in Steiermark geſchrieben.
I. Mein Gruß an die Steiermark 81
II. Umgebungen von Graz (In vier Sonnetten).
1. Maria Troſt 82
2. Der Schloßberg 82
3. Maria Grün 83
4. Göſting und der Jungfernſprung 84
III. Wo iſt's am ſchönſten 85
Eheliger Schmerz 86
Die neue Artemiſia 87
An einen Freund 87
Verbrechen und Strafen 87
Ihr ſchwarzes Kleid 88
Kritik 88
Trinklied 89
Ähnlichkeiten 92
Der Himmel 91
Als ſie ſprach: Sie dulde keinen Zwang 97
Laß mich ſchlafen 98
Der unſchuldige Zweifel 99

Seite
Die Geburt der Reue 177
Biſchof Cletus 180
Jeremiade eines Virtuoſen, als er von einer Kunſtreiſe in ſeine Vaterſtadt zurückgekommen war 182
Bilderſturm 185
Trügliches Symptom 186
Wann iſt's Zeit zu ſterben 187
Schwarz und Roſenfarben (Zwei Anſichten vom Leben) . 188
Das Lied vom Auge 193
Der Gefühlloſe (Anekdote) 195
Lob der Nacht 196
Männerſchwachheit 198
Liebestroſt 198
An meinen Freund Schneller. Bei meiner Abreiſe von Gratz im Jahre 1818 200
Die Glücklichen 202
Der menſchliche Arzt 211
Entſtehung der Zitterpappel (Legende) 211
Überſchrift über meine Bibliothek 212
Das fatale Vergeſſen 212
Auf den Tod eines Verſchwenders 212
Das vorzüglichſte Element 213
Gefahr 213
Platz für Alles 214
Philidors Ehehälfte 216
Die Prophezeiung 216
Begräbnißkoſten 223
Amors Handelſchaft 223
Die Erde iſt nicht rund 223
Warnungstafel 224
Schlechtes Pflaſter 224

Seite
Als Amanda ihr Fernglas begehrte 225
Die zwei Roſen 225
Der Doppelgänger 231
Phyſik und Moral im Streite 232
Die Regenwürmer (Fabel) 233
Süßer Tod eines Arithmetikers 233
Ruf zur Andacht 234
Der prahlende Geizhals 234
Die Bekanntſchaft 234
Die Leiter 235
Anekdote 235
Und dann? (Legende) 236
Des Knaben Antworten 238
Liebe und Ehe 240
Geheimniß 241
Warnung 241
Die Thräne 241
Grabſchrift eines Verſchwenders (Nach dem Franzöſiſchen) 242
Das Sprichwort 243
Die drei Inſeln (An meinen Freund Theodor Hell) . . 245
Die Seelenwanderung 250
Der Traurige 252
Er ſandte ihr einen Papagei, der die Worte ſprach: Ich liebe dich 252
Hoffnung 252
Der Liebe Bedeutungen 253
Der heftige Gutmüthige 255
Der Fröhliche 255
Dedikation 257
Das Lied vom Munde 257
Der Leichenwagen 261

Seite
Der Liebende auf den Alpen 263
Die Ratten im Tempel 264
Die beiſſige Frau 265
Ich bin dein 266
Wenn du mich liebſt 266
Der verkaufte Hund 267
Der Streit um das Kreuz 268
Das Kaleidoſkop 272
Nichts und Etwas 274
Lied 275
Die gemalte Hochzeit 276
Der Liebe Luſt und Qual 277

Anhang.

Hundert vierverſige Fabeln 279

Univ.-Bibliothek
Regensburg

J. F. Caſtelli's

ſämmtliche Werke.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Drittes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

Druck von A. Pichler's Witwe.

J. F. Caſtelli's

Gedichte.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Drittes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

T 67/5

ERZIEHER AKADEMIE
DER
ADOLF-HITLER-SCHULEN

GL u 3147,848 -3/4

Univ.-Bibliothek
Regensburg

200615

Sibille, Herzogin der Normandie.

(Ballade.)

Wer ſinkt dort blutend vom Pferde
Auf fremder heiliger Erde,
Entfärbt, nicht mehr ſeiner bewußt?
Ein Purpurmantel wallt nieder
Um die ſtahlbedeckten Glieder,
Und ein Kreuz trägt er auf der Bruſt.

Er iſt's, der den Sarazenen
Mit Frankreichs tapferſten Söhnen
So eben geliefert die Schlacht,
Und der, umgeben von Treuen,
Das heilige Grab will befreien
Aus der Ungläubigen Macht.

Er iſt es, Robert der Gute,
Der erſte im Lande an Muthe,
Der Herzog der Normandie;
Die Gattin gab ihm das Geleite
In's Feld, ſteht ihm liebend zur Seite,
Und verläßt den Geliebten nie.

Seht eben kommt ſie geritten,
Erblickt in der Seinen Mitten
Den Gatten mit Blut bedeckt,
Sie ſtürzt zu ihm nieder und ſchreien
Hört man ſie den Namen des Treuen,
Daß ſie ihn zum Leben erweckt.

Es erſcheint in der nächſten Sekunde
Der Arzt, unterſuchet die Wunde,
Und ängſtlich hängt jeglicher Blick
Starr an des Forſchenden Munde,
Der jetzt geben ſoll Kunde
Von des theuren Führers Geſchick.

Und wie er den Buſen ihm lüftet
Schreit er: „Der Pfeil iſt vergiftet
Und tief iſt die Wunde und ſchwer;
Es iſt unſer Herzog verloren,
O wär' ich doch nimmer geboren
Zu künden ſolch Unheil dem Heer!“

Und lautlos ſtehn Alle vor Schrecken
Daß den Geliebten ſoll decken
Inmitten des Sieges das Grab;
Es rinnt im ſchmerzlichen Drange
Von mancher bärtigen Wange
Die bitterſte Zähre herab.

Mit Küſſen bedecket Sibille
Den Gatten; — es macht durch die Stille
Der Schmerz in Worten ſich Luft:
„Dieß Leben laſſe nicht ſchwinden
O Gott! noch ein Mittel uns finden
Das wieder in's Daſeyn ihn ruft.“

Der Herzog öffnet die Augen
Und die ihn Umgebenden ſaugen
In ſich den erſehnten Strahl,
Doch alſobald ſchließt er ſie wieder
Und ſinket kraftlos darnieder
In zuckender Schmerzensqual.

Und jetzo den Arzt hört man ſagen:
„„Ein Mittel noch wäre zu wagen
Entſetzlich, doch Rettung verſpricht's;
Fänd' Einer ſich, der mit dem Munde
Ihm ſaugte das Gift aus der Wunde,
Dann freut' er ſich wieder des Lichts.“

„Doch Jener, der alſo ihn rettet,
Hat ſelber dadurch ſich gebettet
Sein Lager im Grabe zumal,
Das Gift, das er ſaugt aus der Wunde,
Bricht ſelbſt in der folgenden Stunde
Sein Auge in ſchrecklicher Qual.“

Und ſtumm ſtehen Alle: ſie lieben
Den Herzog unendlich, doch üben
Will keiner die rettende That,
Weil Jeglichen Bande umweben,
Die heilig ihn feſſeln an's Leben,
An Eltern, Geliebte und Staat.

Indeſſen die Andern noch ſchaudern,
Wirft jetzt ſich Sibill' ohne Zaudern
Hin auf des Verwundeten Bruſt,
Und hänget mit ſaugendem Munde
Schon an der klaffenden Wunde,
Die Augen funkelnd vor Luſt.

Man will ſie reißen vom Werke
Der Treu', doch mit Rieſenſtärke
Umklammert den Gatten ſie feſt,
Und ſchlürfet mit haſtigen Zügen
Und mit ſichtbarem Vergnügen
Das Gift bis zum letzten Reſt.

Roth werden die Wangen des Gatten;
Die ihren erbleichen, ermatten.
Er hebt ſich, man jubelt im Chor;
Sie aber ſinkt ſterbend zurücke
Und hebt noch lächelnd die Blicke
Voll Dankes zum Himmel empor.

Lehre für junge Mädchen.

„Ich habe meine Flamme dir geſtanden,
Und du, Grauſame! lachteſt meiner Pein;
Ach, alle meine Hoffnungen entſchwanden,
Die warme Bruſt lehnt' ich an kalten Stein;
So will ich dir denn meine Stärke zeigen,
Kein Seufzer werde jemals laut vor dir,
Und ſollt' es mich erdrücken, ich will ſchweigen,
Du hörſt kein Wort der Liebe mehr von mir.“

Jenem Schwärmer, der ſo ſpricht,
Mädchen! lacht in's Angeſicht;
Denn er ſchweigt ganz ſicher nicht.

„Du willſt ſogar, ich ſoll dich ganz verlaſſen,
War denn ſo ſchrecklich ſtrafbar, was ich that?
So willſt du mich, weil ich dich liebte, haſſen,
Und mich entfernen, weil ich mich genah't?
Wohlan, zu deinem unbarmherz'gen Siege
Wünſch' ich dir Glück, fällt's mir auch noch ſo ſchwer,
Doch geh' ich fort, ich laufe, eile, fliege,
Und dieſes Antlitz ſiehſt du niemals mehr.“

Jenem Schwärmer, der ſo ſpricht,
Mädchen! lacht in's Angeſicht;
Denn er geht ganz ſicher nicht.

»Noch mehr — als Mann, als ſtarker, will ich handeln,
Der dir mißfällt, ſchließt ſeinen Lebenslauf;
Nicht will er dir zur Qual hienieden wandeln,
Es nehm' ihn eine kühle Welle auf.
Leb' wohl, Geliebte! meine beſte Habe:
Mein Herz, auf ewig bleibt's bei dir zurück,
Weinſt du ein Thränchen mir an meinem Grabe,
So hab' ich doch erreicht mein höchſtes Glück.«

Jenem Schwärmer, der ſo ſpricht,
Mädchen, lacht in's Angeſicht;
Denn er ſtirbt ganz ſicher nicht.

»Du willſt nicht? wohl, auch ich kann dich vermeiden,
Viel Blumen blühen auf dem Erdenrund,
Und muß man auch von einer Roſe ſcheiden,
Thut man dafür bald einen beſſern Fund;
Ades! ich werde kein Spectakel machen,
Und aus dem Leben geh' ich nicht hinaus,
Ich werde über meine Schwachheit lachen
Und ſuche mir ein ander Liebchen aus.«

Der ſo ſpricht, dem glaubet gleich,
Der ſtürzt ſich in keinen Teich,
Sondern lachet über Euch

Das Mädchen am erſten Mai.

Der erſte Mai, der erſte Mai
Macht die Natur von Banden frei;
Das weiße Sterbekleid entfällt,
Die Hoffnung ſiegt, die Knospe ſchwellt,
Es lacht und jauchzt die ganze Welt.
Biſt immer jung, biſt immer neu,
Du lieber, holder, erſter Mai!

Der erſte Mai, der erſte Mai
Macht Blümlein von der Hülle frei;
Mit ihren farb'gen Köpfelein
Schau'n in die Sonne ſie hinein,
Die ſaugt ihr Freudenthränchen ein;
O mach' auch uns von Thränen frei,
Du lieber Freudenbringer: Mai!

Der erſte Mai, der erſte Mai,
Er lockt die Sänger all' herbei,
Auf allen Zweigen grüßen ſie
Mit tauſendfält'ger Harmonie
Den Gott, der ihnen Obdach lieh;
O ſchaff' auch uns ein Bäumchen bei,
Das unſer iſt, du lieber Mai!

Der erſte Mai, der erſte Mai,
Die Würmchen lockt er aus dem Ei,
Sie lagen ſtarr, ſie ſchliefen lang,

Bis neues Leben ſie durchdrang,
Ihr Sarg durch deine Liebe ſprang;
Die Liebe ſchmückt das Leben neu,
Die Liebe iſt des Lebens Mai.

Der erſte Mai, der erſte Mai,
Die ſanften Lüftchen läßt er frei,
Die rauhen Stürme dürfen nicht
Ihm weh'n in's holde Angeſicht,
Und keiner eine Roſe bricht;
O mach' auch uns von Stürmen frei,
Von Leidensſtürmen, holder Mai!

Biſt auch recht ſchlimm, du erſter Mai,
Machſt meinen Liebſten ungetreu.
Da läuft er fort auf Feld und Flur,
Vergißt mich über der Natur,
Und ich, ich lieb ihn einzig nur;
Er ſagt doch, ich ſei auch ein Mai:
Weßwegen bleibt er nicht dabei? —

Der prahlende Seiler.

Ihr Parzen, armſelige Spinnerinnen!
Welch großer Unterſchied zwiſchen uns beiden;
Dem ich den Todesfaden will ſpinnen,
Dem müßt ihr den Lebensfaden zerſchneiden.

Zwei.

Zwei Augen? — gut, — ſind nicht zu viel,
Beſonders bei dem Liebesſpiel,
Es ſeh'n ja Viele ſelbſt mit zweien,
Wenn ſie auch gut ſind, nicht genug,
Es lauert überall der Trug,
Der Sand uns will in's Auge ſtreuen;
Auch pflegt es öfters ſich zu ſchicken,
Daß man uns zwingt, ein's zuzudrücken,
Wenn nun das zweite Aug' nicht wär',
So ſähe man dann gar nichts mehr.
Nein, nein!
Zwei Augen müſſen ſeyn.

Zwei Ohren? — Iſt nach kluger Wahl
Auch keine überflüß'ge Zahl;
Denn wenn durch ein's wie's oft geſchehen,
So recht was Dummes geht hinein,
So muß wohl auch ein zweites ſeyn,
Wodurch man's wieder fort läßt gehen;
Auch wär's für Manche wenig Ehre,
Wenn ein Ohr nur recht lange wäre,
Die Größe mancher Eſelei
Zu zeigen, braucht's der Ohren zwei.
Nein, nein!
Zwei Ohren müſſen ſeyn.

Zwei Hände ſind auch nicht zu viel,
Sind nöthig zu dem Taſchenſpiel;
Zu nehmen gibt's ſo viel auf Erden
Daß man gewiß mit einer Hand,
Bei allem möglichen Verſtand,
Damit nicht würde fertig werden;
Auch kann man keine Federn ſchneiden
Mit einer, — das geht nur mit beiden,
Wo kämen denn die Schreiber hin?
Ihr ganz. Geſchäft beſteht darin.
Nein, nein!
Zwei Hände müſſen ſeyn.

Zwei Füße? — nun ſind auch nicht ſchlecht,
Nicht Jeder liebt Streit und Gefecht;
Wenn er gezwungen nun ſoll raufen,
Womit ſoll ſo ein Mußſoldat,
Der nicht zwei gute Füße hat,
Der drohenden Gefahr entlaufen?
Der Menſch, als aller Thiere König,
Hat ohnedieß an zwei'n zu wenig;
Denn ihm gehörten, — da manch Thier
Vier Füße hat, — fünf nach Gebühr.
Nein, nein!
Fünf Füße ſollten ſeyn.

Ein Herz? — zu viel noch, wenn es ſpricht,
O ſchlüg' auch dieſes eine nicht!

Mit dem Verſtand' in off'nem Streite,
War's dieſer Meiſter Hämmerling,
Der über manches winz'ge Ding
Den Menſchen mit ſich ſelbſt entzweite.
Was ſoll im Innern dieſes Schlagen
Bei einer Noth, die Andre tragen?
Was macht in dieſem Purpurhaus
Die Liebe oft für ein Geſaus?
Nein, nein!
Das Herz ſoll gar nicht ſeyn.

Die Beſcheidenheit.

Als der Gott der Götter allen
Tugenden den Rang beſtimmte,
Blieb die herrlichſte aus ihnen:
Die Beſcheidenheit, in einer
Ecke unbemerket ſtehen. —
Endlich ſah ſie Zeus, er führte
An der Hand ſie vor und ſagte:
„Zücht'ge Tochter! alle Plätze
Hab' ich zwar vergeben, keiner
Bleibt für dich mehr leer, doch ſollſt du
Alle Tugenden begleiten,
Und erhöhen ihren Werth.“

Des Dichters Schifffahrt.

Wer ſich mit tollkühnem Muthe waget
Auf das Meer der Poeſie,
Wer ſeinen Geiſt auf die Wellen traget,
Die immer ſtürmen und ruhen nie;

Der nehme Abſchied vom irdiſchen Leben,
Dieſem gehört er fürder nicht an,
Bald wird er hoch zu den Wolken ſchweben,
Bald verſchlinget der Orkus den Kahn.

Mag ſich auch gut mit Nahrung verſorgen,
Denn auf der Fahrt bekömmt er ſie nicht,
Muß von der Luft ſeine Speiſe borgen,
Und ſeine Wärme vom Geiſtes-Licht.

Muß nur blicken hinauf nach den Sternen,
Sieht er auch Land; — des Dichters Verkehr
Iſt nur in jenen nebligen Fernen,
Und ſeine Heimath iſt nirgend mehr.

Böſe Stürme brauſen und drehen
Seinen Kahn vom Ufer zurück,
Bald wird die Bora des Neides wehen,
Und bald der Samum der feilen Kritik.

Öfters wird gar auf ſeinem Poſten
Phantaſus, der Steuermann, toll;

Lenket das Schifflein hin gegen Oſten,
Da es doch Südenwärts hinſteuern ſoll.

Selten nur winket in Nöthen der Stürme
Schiffern ein Pharus höherer Gunſt,
Kein Philadelph' baut mehr leuchtende Thürme,
Und nur Irrwiſche lodern der Kunſt.

Das Diebsgeſindel kennt keine Schranken,
Im Hinterhalt lauert ſo mancher Korſar,
Der Eine raubt ihm die rohen Gedanken,
Der Andere ſelbſt die fertige Waar'.

Wenn er denn doch zum Ufer gelanget,
Der ſeltene, überglückliche Mann!
So manche Klipp' in das Meer hinaushanget,
Woran er immer noch ſcheitern kann.

Wendet er ſich gegen Albion's Küſten,
Will er dort dringen in Trago's Reich,
Streng muß er büßen ſein frevelnd Gelüſten,
Am Felſen: Shakeſpear ſcheitert er gleich.

Schifft er, ſingend dann Heldenlieder,
Fröhlich gegen das wälſche Land,
Dünkt ſich geborgen, — ſo ſcheitert er wieder
An der Klippe: Taſſo genannt.

Nun führt er einigen Witz noch im Schiffe,
Handelt mit dieſem, ſo gut er kann,

Steuert gen Frankreich, — am ſpitzigen Riffe,
Voltaire nennt man's — ſcheitert er dann.

Nun wird er ernſt, wagt nach Deutſchland die Reiſe,
Da ſieht er den Rieſen Göthe vor ſich,
Der Wirbel faßt ihn, es dreht ihn im Kreiſe,
Er ſinkt, geht zu Grunde ganz jämmerlich.

Die blinde Mutter.

„Spinne, Liſe! ſpinne fein,
Dreh' das Rädchen munter;
Bring' zu Ende deinen Lein,
Seufz' nicht immer drunter.
Weit ſteckt dir im Kopfe, Kind!
Willſt vor Lieb' vergehen,
Bin ich noch ſo alt und blind,
Kann ich das doch ſehen;
Biſt du klug, ſo denk' nicht d'rauf,
Solche Träum' zerrinnen. —
Horch, du machſt das Fenſter auf?
Liſe! wirſt du ſpinnen!“

„Wie? du ſagſt: es ſei dir warm. —
Doch erſcheint der Schwärmer,
Nimmt am Fenſter dich beim Arm,
Wird dir noch viel wärmer;
Glaub' vergebens maul' ich nicht,
Will dich nur bewahren,

Habe, was mein Mund jetzt ſpricht,
Alles ſelbſt erfahren;
Wußt' auch mancher Burſch' von mir
Manches zu gewinnen —
Ha! 's iſt Jemand an der Thür', —
Liſe! wirſt du ſpinnen!“

„Du behauptest, daß der Wind
Mit dem Schloſſe ſpiele;
Solche Sauſewinde, Kind,
Gibt es leider Viele;
Iſt ein ſolcher Wind der Veit,
Der auf grünem Raſen
Tugend dir und Heiterkeit
Suchet wegzublaſen —
Himmel! was ich hören muß,
Trau ich meinen Sinnen?
Ach, das klang ja wie ein Kuß, —
Liſe! wirſt du ſpinnen!“

„Deinen Vogel küſſeſt du —
Nun, ich will es glauben;
Loſe Vögel laß' nicht zu,
Die da Küſſe rauben;
Zwitſchern mit verliebtem Ton
Abends, wenn es nebelt,
Fliegen wieder ſchnell davon,
Wenn ſie g'nug geſchnäbelt;

Mußt dir fein der Ehre Kranz
Zu erhalten ſinnen —
Aber Liſe, haſt du ganz
Aufgehört zu ſpinnen?“

„Richtig, ja, der Stuhl iſt leer
Und der Faden trocken,
In dem Zimmer zerrt umher
Philax ihren Rocken.
Ach! das Mädel macht mich krank,
Iſt ſie denn beſeſſen?
Draußen treibt ſie auf der Bank
Mit dem Veit Carreſſen;
Seh's ſchon, wird nicht Ruhe ſeyn
Mit dem böſen Minnen,
Bis ich laß' dem Dirnelein
Seine Brautwäſch' ſpinnen.“

Revolutionslichter.

Der Franzoſe.

Revolutionen tadl' ich nie,
Große Lichter erzeugen ſie.

Der Deutſche.

Große Lichter, — bei meiner Seele!
Drum hängt man ſie auch an Laternenpfähle.

Unvermögen.

(Nach Göthe's Dahinſcheiden.)

Mich drängt es was zu ſagen
Von ihm, der Alles geſagt,
Mich treibt es mit zu klagen,
Wo ganz Europa klagt,
Ein Steinchen möcht' ich bringen
Zum Tempel über ſein Grab, —
Wie ſoll es mir gelingen,
Da ich die Kraft nicht hab'!

Der Worte ſchaale Menge
Kann hier nicht dienlich ſeyn,
Unwürdiges Gepränge
Auf ſolchem Leichenſtein!
Und wär' in Liedes-Weiſen
Auch Einer noch ſo fein,
Er müßt', um ihn zu preiſen,
Doch ganz Er ſelber ſeyn.

Darum, wer will, mag tunken
Den Kiel zum Lobgedicht,
Und hohl' ſich einen Funken
Vom ausgelöſchten Licht.
Den Maßſtab findet Keiner,
Der ſolche Höhe mißt,
Was war, wird ſchwächer, kleiner,
Malt ihr's nach dem, was iſt.

Ich ziehe mich zurücke
Aus all dem Versgedräng',
Damit ich nicht, die Mücke,
Die Flügel mir verſeng'.
Ich leſ' in ſeinem Buche,
Mein Herz wird leicht und ſchwer;
Drin find' ich, was ich ſuche,
Darin — und nirgend mehr.

Der Catarrh.

Gern ſäng' ich manchmal euch ein Lied,
Und glaub' auch, es würde gelingen,
Doch bin ich noch ſo eifrig bemüht,
So läßt der Catarrh mich nicht ſingen;
Den wichtigſten Satz, das bedeutendſte Wort,
Der Huſten nimmt mir's vom Munde fort. —
Hm! — hm! — da kommt er ſchon wieder.

Ach, unſere Frauen beſäng' ich ſo gern,
Wie ſie unſre Tage verſchönen,
Im Dunkeln uns leuchten, ein ſchimmernder Stern,
Und uns mit dem Leben verſöhnen;
Wie ſie haſſen Mode und Ziererei,
Nur Einen lieben und brav ſind und treu —
Hm! — hm! — da kommt mir der Huſten.

Und unſere Großen verdienten mein Lob,
Die, wo ſie vermögen, gern nützen,

Die Niedern nicht herriſch behandeln und grob,
Und Künſtler und Kunſt unterſtützen;
Nicht Ahnen zählen, nur ganz allein
Sich ihrer eig'nen Verdienſte freu'n —
Hm! — hm! — da hemmt mich der Huſten.

Auch unſern Poeten ſäng' ich ein Lied,
Die nach dem Schönen nur ringen,
Den Unſinn meiden, nur einzig bemüht,
Rein, wahr und verſtändlich zu ſingen.
Was ſind Horaz und Anakreon
Gen einen neueren Muſenſohn?
Hm! — hm — der verfluchte Huſten.

Und unſere Muſiker, — höret ſie nur,
Das Heil'ge der Tonkunſt beachtend,
Verfolgen ſie Wahrheit allein und Natur,
Die Schnörkeleien verachtend;
Sie machen zum Scherze kein traurig Geſicht,
Wo's traurig erklingen ſoll, tändeln ſie nicht —
Hm! — hm! — der Huſten, der Huſten!

Auch unſern Schaubühnen ſäng' ich gar gern,
Und ihren Prieſtern zu Ehren;
Selbſt den Rezenſenten, den grämlichen Herrn,
Die nie ſich mit Lügen beſchweren;
Die ſchonend nur tadeln, — mit ruhmvoller Brunſt
Zum Maßſtab allein die Criterien der Kunſt —
Hm! — hm! — ſchon wieder der Huſten!

Ich möchte noch einer großen Schar
Wohl meine Achtung bezeugen,
Bin aber heiſer faſt immerdar;
Und darum will lieber ich ſchweigen;
Nicht einmal dieſes mein eigenes Lied
Kann ſelber ich loben, wie's öfters geſchieht. —
Hm! — hm! — der unleidliche Huſten!

Der Witwer.

Seitdem Leanders Frau
Zum Kirchhof ward getragen,
So läßt er Jedermann
Den Eintritt in ſein Haus verſagen.
So iſt er denn nicht Meiſter
Des Schmerzes, der ihn eingenommen?
O nein, er glaubt, die Geiſter
Der Abgeſchied'nen können wieder kommen.

Auf einen Arzt, welcher Soldat wurde.

Der ſchon ſo Viele umgebracht,
Iſt nun Soldat geworden;
So iſt das Böſe gut gemacht,
Denn künftig wird er Niemand morden.

Die Romanzen von der Königin Johanna.

In drei Geſängen.

Erſter Geſang.

Der Sitz auf dem Eckſtein.

I.

Durch des Schloſſes hohe Gänge
Laufen ſchneller ſie, doch leiſer,
Und auf jedem Antlitz zeigt ſich
Sehnſucht, Bangigkeit und Vorſicht.
Der ſich den verbognen Harniſch
Glatt dort hämmert, legt bedächtlich
Sich das Lederwamms darunter,
Daß der Schlag nur dumpf ertöne;
Und der Nagel, welchen Jener
Einſchlägt, wo ſich hat gelöſet
Das Viſir vom blanken Helme,
Wird vorher in Öhl getauchet,
Daß er williger ſich füge;
Wer ſein ſtumpfes Schwert will ſchleifen,
Thut es draußen in dem Zwinger,
Daß die Ruhe möge herrſchen,
Wo die Unruh eingekehrt.

Philipp, den man nennt den Schönen,
Hauſt mit ſeiner theuren Gattin,
Arragoniens Johanna,

Hier auf ſeinem königlichen
Schloſſe zu Valladolid.
Bothen kamen jüngſt aus Flandern,
Kündeten mit bleichem Antlitz,
Daß der Aufruhr dort die Fackel
Über ihre Fluren ſchwinge:
„König, König! eil' zu Hilfe,
Zeige dich den Ungetreuen,
Schmettre mit dem Schwerte nieder,
Was da aufſteht mit dem Schwerte,
Deines Wink's die Treuen harren;
Komm', o König, ſieg' und hilf!“ —
Und der König iſt entſchloſſen
Hinzuziehen und zu helfen;
Doch Johannen ſoll die Trennung
Erſt im Augenblick der Trennung,
Ach, zu früh noch! — kundig werden; —
Dieß der Grund, warum man ſchnelle,
Aber leiſe, hier ſich rüſtet
Auf der hohen Königsburg.

II.

Seht, der Frühling will erſcheinen,
Und der ſanfte Hauch des Maien
Schwellt die Knoſpen an den Pflanzen,
Und der Sonnenſtrahl erwärmt ſie,
Daß die Blüth' entſteigt der Knoſpe
Und die Frucht in's Leben tritt.

Alſo ſitzet Frau Johanna,
Unter ihrem Herzen tragend
Eine Frucht der treuen Liebe,
In der Kammer vor dem Bildniß
Ihres heißgeliebten Gatten,
An ihn wendend dieſes Lied:

„O mein Philipp — theurer Gatte!
Du mein Wollen, du mein Streben,
Du mein Licht, und du mein Leben!
Nichts kann außer dir ich lieben,
Alles lieb' ich doch in dir!“

„O mein Philipp — theurer Gatte!
Müßt' ich jemals von dir ſcheiden,
Jemals deinen Anblick meiden,
Mag Johanna's Aug' erblinden,
Das ſein Licht von dir erborgt.“

„O mein Philipp — hoher Gatte!
Warum ſtehſt du auf dem Throne?
Warum drückt dein Haupt die Krone?
Wenn du auch nicht König wäreſt,
Würdeſt dennoch König ſeyn.“

„O mein Philipp — theurer Gatte!
Dieſe Welt hat Länder, Meere; —
Ach, daß ſie viel kleiner wäre!

Immer iſt's ein kleines Plätzchen,
  Drauf der Menſch kann glücklich ſeyn.«

»O mein Philipp — theurer Gatte!
  Laß die Wogen weiter fliehen,
  Laß das Saumroß vorwärts ziehen,
Du nur bleibe bei Johanna,
  Die bei dir iſt, wo ſie iſt.«

»O mein Philipp — theurer Gatte!
  Wenn der Tod, der mächt'ge, käme,
  Dich auf ſeine Flügel nähme,
Trennen würd' er doch uns nimmer,
  Auch im Tode bleibſt du mein!«

III.

Immer näher rückt die Stunde,
Die dem liebentbrannten Herzen
Schlagen ſoll die tiefſte Wunde,
Durch der Trennung bitt're Schmerzen.

Jetzt beginnt der Tag zu grauen,
Und die Abſchiedsfähnlein wehen,
Und im Burghof kann man ſchauen
Mann und Pferd gerüſtet ſtehen.

Frau Johanna ſieht mit Staunen
Und mit innerſtem Erbeben

Ihren Gatten auf dem Braunen
Mitten herrlich ſich erheben.

Und des Wort's aus Schreck beraubet,
Ihren Augen ſie nicht trauet,
Schaut ganz And'res, als ſie glaubet,
Kann nicht glauben, was ſie ſchauet.

König Philipp ſieht Johannen
Aus dem Fenſter, ſieht ihr Beben,
Muß nun endlich ſich ermannen,
Ihr den Abſchiedskuß zu geben.

Horch, es klirrt ſchon in den Gängen,
Und jetzt tritt er in die Kammer:
„Philipp, iſt es wahr, dich drängen
Die Empörer fort? — o Jammer!“

Als ſie ihm in's Auge blicket,
Das bejahet, was ſie fraget,
Und er ſie voll Inbrunſt drücket
An das Eiſen, das er traget;

Da wird bleicher ſie und ſinket
In der Ohnmacht hin. — Johannen
Küſſet Philipp nochmal — winket
Ihren Frau'n und eilt von dannen.

IV.

Als Johanna wieder aufſchlägt
Ihre liebevollen Blicke,
Welche den Geliebten ſuchen,
Und da ſie ihn nirgend finden,
Sich mit bitterm Waſſer füllen,
Welches Waſſer dennoch ihres
Armen Herzens Brand nicht löſcht;
Läuft ſie durch der Burg Gemächer
Weinend, rufend, händeringend:
„Wo iſt Philipp? — wo iſt Philipp?“
Und da ihr den Namen Philipp
Schnell die Echo wiederholet,
Traut ſie dieſem Ton des Truges,
Eilt der Stimme nach, bis dieſe
Dann verhallt, ſie ſteht allein. —

Was des Theuern Hand berührt hat,
Preſſet ſie an ihren Buſen;
Jenen Pfühl, auf dem er ruhte,
Netzet ſie mit ihren Thränen;
Überall, wo er geſtanden,
Sieht ſie noch ihn vor ſich ſtehen,
Und doch nirgend ſieht ſie ihn.

So dem Schmerz dahin gegeben,
Schaut ſie fruchtlos, bis die Sonne
In das Meer errӧthend ſinket,

Und der Nacht wohlthu'nde Schatten
Alles rings in Dunkel hüllen.
Sie auch eilt in ihre Kammer,
Aber nicht um dort zu ruhen,
Denn allein in Philipp's Armen,
Oder nimmer will ſie ruhen;
Darum ſtößt des Schlafes Arme,
Der die Matte will umfangen,
Auch das treue Weib zurück.
Als ſich nichts mehr regt im Schloſſe,
Da verläßt ſie ihre Kammer,
Eilet leiſen Tritt's zum Pförtlein,
Öffnet ſeine ſchwachen Riegel,
Wirft ein Lebewohl den Mauern,
Drin ſo glücklich ſie geweſen,
Scheidend zu, und eilet durch die
Straßen von Valladolid.

Alſo ihrer zarten Füße,
Ihres Körpers ſüßer Schwere
Nicht mehr achtend, weilt ſie nimmer,
Ladet auch ein grüner Abhang,
Eines Baumes kühler Schatten
Sie zur Ruh'! — Die Treue findet
Ruh' nur beim geliebten Gatten;
Darum eilt ſie immer weiter
Fort und fort, bis nach Medina *),
Wo ſie kraftlos niederſinkt.

---

*) Medina del Campo.

V.

In Valladolid bemerkt man
Kaum der Königin Entweichung,
Als man auch ihr nachzueilen
Keinen Augenblick verliert.

Denn der Grund, der ſie bewogen
Aus der Königsburg zu fliehen,
Und der Weg, den ſie genommen,
Sind ja wohl nicht zweifelhaft.

Solche Liebe kann nicht miſſen,
Was ſie innig hat umſchlungen;
Solche Sehnſucht kann nicht weilen,
Iſt der Herzgeliebte fern.

Viele Granden mit dem Schwerte,
Viele Granden mit der Inful,
Damen und auch Edelknaben
Bilden einen langen Zug.

Der verehrte, weißbehaarte
Große Kardinal Ximenes
Schließet, mit bethräntem Auge,
In der Sänfte dieſen Zug.

In Medina endlich fanden
Die Beſorgten, was ſie ſuchten,

Ihre theure, vielgeliebte,
Liebentbrannte Königin.

Und ſie ſteigen von den Roſſen,
Fleh'n ſie an, daß ſie ſich ſelber
Und die theure Hoffnung ſchone,
Die ſie unterm Herzen trägt.

„Soll das Land, das ſeinen Vater
Jüngſt erſt mußte ziehen ſehen,
Daß die ungetreuen Kinder
Er beſtrafe nach Gebühr;“

„Soll es auch die Mutter miſſen?
Nein, du wirſt uns nicht verlaſſen,
Liebe kennſt du, Liebe lohnſt du,
Lohn' auch unſre Liebe denn!“

Alſo Kardinal Ximenes
Sprach mit Thränen zu Johannen,
Und die Andern wiederholen:
„O verlaß! — verlaß uns nicht!“

Und Johanna, mit verſchwieg'nem
Wehmuthsvollen Lächeln, reichte
Den Getreuen ihre Hände,
Trat in's Schloß mit ihnen ein.

VI.

An dem Fenſter ſtand Johanna,
Lüfte wehten ſanft und lau,
Und der Stern der Liebe blinkte
Freundlich aus dem dunklen Blau:
Alles ſchwieg auf Flur und Au.

Doch nur in Johannens Herzen
Schwiegen Lieb' und Sehnſucht nicht;
Thrän' im blauen Auge ſtarrte
Sie nach jenes Sternes Licht,
Und ihr Mund wehmüthig ſpricht:

„Winkſt du mir? — ich will dir folgen,
Du, der Liebe heller Stern!
Iſt mir's doch als werde röther
Deines Glanzbild's inn'rer Kern,
Weil ich hier bin — Philipp fern.“

„O ich komm', darfſt nicht erröthen,
Es gehorchen Erd' und Luft,
Feu'r und Waſſer einer Gattin,
Welche heiße Liebe ruft,
Ach — ein Lager — eine Gruft.“

„Mögen jene Männer klügeln,
Was dem Reiche frommen kann,

In dem Reich der Liebe heißt es:
Weib, du folge deinem Mann!
Fort zu ihm! der Tag bricht an.“

VII.

Alſo ſprechend, eilte leiſe
Sie hinab die Wendeltreppe,
Aus dem Schloſſe zu entfliehen;
Doch gelöſt und abgelaſſen
War die Zugbrück’, und ein Abgrund
Hemmte gähnend ihren Schritt.

Aber ganz gelaſſen ſetzte
Sie ſich auf des Thores Eckſtein,
Der hinausragt’ in die Tiefe,
Und als ſchnell die Großen alle
Aus dem Schloß herbei geeilet,
Und mit Beben und mit Staunen
Dieſes Schauſpiel wahrgenommen,
Da erklärte ſie entſchloſſen:
Nimmer werde ſie von dannen
Weichen, bis man ſie zu Schiffe
Hin nach Flandern, zu dem Abgott
Ihres Herzens, bringen wird.

Alles flehte zu Johannen,
Doch vergebens. — Statt der Antwort
Wies ſie mit der Gluth der Sehnſucht
Auf den Stern der Liebe hin.

Frauen mahnten ſie mit zarter
Sorge an das zarte Leben,
Das ſich in dem ihren rege —
Und ſie wies mit Sehnſuchtsblicken
Auf den Stern der Liebe hin.

Selbſt das Bildniß des Erlöſers
Hielt der Kardinal Ximenes
Hoch empor, und bei den Wunden
Des Gekreuzigten beſchwor er
Sie, zu dulden und zu harren; —
Und ſie wies mit neuen Gluthen
Auf den Stern der Liebe hin.

VIII.

Durch Worte nicht, durch Flehen nicht bewogen,
Beharrt auf ihrem Wunſch die Königin;
Die Granden beugen ſich dem feſten Sinn:
Ein kleines Fahrzeug kömmt daher gezogen,
Drauf ſchifft die Königin nach Flandern hin.
Sie trotzet ſtandhaft den empörten Wogen,
Baut auf den Liebesſtern am Himmelsbogen,
Deß Glanz in ihrem Herzen wiederſchien.
Wer malet das unendliche Entzücken,
Als beide Gatten wieder ſich erblicken?
Geheilt ſind nun auf einmal alle Wunden,
Von nun an ſind auf ewig ſie verbunden,
Sie ſchwören bei des Liebesſternes Licht:
Nie mehr zu ſcheiden, ſelbſt im Tode nicht.

Zweiter Geſang.

Die Morgenröthe.

I.

Seht wie dort das Volk ſich dränget
Zu den Thoren des Pallaſtes;
Warum ſtrömt es, warum raſ't es,
Daß es faſt die Pfeiler ſprenget?

Willſt du, Mann des Lebens, ſchauen,
Was ſich zeigt bei jenen Lichtern?
Tritt zurück, denn Nacht und Grauen
Spricht aus allen Angeſichtern.

Aber du, den ſchon getroffen
Was ein Sterblicher kann tragen,
Der am Schmerz nichts hat zu wagen,
Von der Freude nichts zu hoffen,

Tritt heran! — Du wirſt nicht weinen,
Doch dein Inn'res wird erzittern,
Und gar mächtig wird's erſchüttern
Dir das Mark in den Gebeinen.

Seiner größten Siege einen
Feiert hier der Tod; — geſchieden
Hat die Höchſten er hienieden,
Die man ſah ſich liebend einen.

Darum ſind in dieſen Hallen
Schwarz bedeckt die Marmorſtufen,
Weil der Tod, der ungerufen
Eintrat, ließ den Mantel fallen.

Sein Gefolge: tiefes Schweigen
Und die Thräne in dem Blicke,
Ließ der Stolze hier zurücke,
Daß ſie ſeinen Sieg bezeugen.

Und in jenem Ahnenſaale
Liegt ſein Opfer, rings umgeben
Von der Kerzen Glanz, daß Leben
Todesnacht recht hell beſtrahle.

„Ich, dein Gläub'ger, großer König!
Rufe: füge dich geduldig,
Mir zu zahlen, was du ſchuldig;
's iſt ſo viel und iſt ſo wenig.“

Und er nahm ihm von den Wangen
Seine Roſen, — aus dem Herzen
Nahm er Lüſte ihm und Schmerzen,
Aus dem Blick des Feuers Prangen;

Nahm das Wort ihm von dem Munde,
Bog ihn auf das Ruhbett nieder,
Und die offnen Augenlieder
Schloß er ihm zu dieſer Stunde.

Alſo liegt er dort im Glanze:
Neben ihm, zum Spott und Hohne
Ird'ſcher Macht, die Herrſcherkrone
Und das Zepter und die Lanze.

Und die bärt'gen Krieger ſtehen
Wache haltend um die Leiche;
Auch in der gebroch'nen Eiche
Sträucher ihren Herrn noch ſehen.

Wer iſt die Geſtalt, die lieget
Zu des Katafalkes Fuße,
Und mit einem ew'gen Kuſſe
Sich an jene Urne ſchmieget?

Frauen ihr zur Seite ſtehen,
Suchen Tröſtung ihr zu geben,
Die Gebeugt' empor zu heben,
Die im Schmerz nicht ſoll vergehen.

's iſt Johanna, die umfaſſet
Jene Urn', in die des Gatten
Herz ſie eingeſchloſſen hatten;
Urn' und Herz ſie nimmer laſſet.

So wie einſt in Luſt und Schmerzen
Beider Herzen gleich geſchlagen,
Und ſtets an einander lagen,
Ruh'n jetzt ſtarr auch Beider Herzen.

II.

Die Stunde ſchlägt, wo man der Erde
Das Irdiſche zurück will geben.
Der Gattin Liebe tritt zum Kampfe,
Johanna weicht nicht von der Leiche,
Sie hält ſie krampfhaft feſt umſchlungen;
Mit herzzerreißend hohlem Tone
Schreit ſie: „Mein iſt er, mein auf ewig!
Und keine Macht auf Erden trennt mich
Von dem geliebten Eigenthume.
Dem Lebenden hab' ich geſchworen:
Es ſoll der Tod uns ſelbſt nicht ſcheiden! —
Er iſt gekommen, der Verweg'ne,
Und ſeine Macht hat er verſuchet. —
Umſonſt! ſo lang noch eine Faſer
Von dieſem theuern Leib beſtehet,
So lang ein einzig Haar noch übrig,
Ein Bändchen, das die Sehnen bindet,
Mein iſt es, mein, ich laß es nicht!“

„Müßt' ich nicht fürchten, meinen Heil'gen
In jener Welt nicht mehr zu finden,
So würd' ich, mächt'ger Tod, dich zwingen,
Auch meine Fackel zu verlöſchen.
Du mußt ſelbſt in der Hand des Weibes
Dem ſcharfen Dolche ja gehorchen;
Allein kann ich mit jenem Reinen
Durch eine Sünde mich vereinen?

Drum will ich leben — leben will ich,
Doch für den Tod nur, nicht für's Leben.
Sein bin ich, ſein, und wer mich reißen
Will von dem theuren Abgeſchied'nen,
Der ſtoß' in meine Bruſt den Stahl
Und tödte mich und meine Qual."

Und ob die Granden auch erklären:
Es müſſe ihres Königs Leichnam
Dort ruhen, wo die Väter ruhen,
Entgegnet ihnen nichts Johanna,
Doch läßt ſie auch nicht von der Leiche;
Mit ihren eig'nen zarten Händen
Gießt Balſam ſie in Philipp's Körper,
Legt Kräuter in die leeren Räume,
Wo Puls und Herz für ſie geſchlagen,
Mit hochzeitlichem Schmucke ziert ſie
Den Liebling ihres treuen Herzens,
Legt dann in einen gold'nen Sarg ihn
Und läßt ihn von Vertrauten tragen
In der Gemächer Innerſtes.

III.

Ob die Sonne ſtrahle,
Ob ſich Dunkel breite,
Ob man zu dem Mahle,
Zu dem Schlummer läute,
Nimmer
Weicht ſie aus dem Zimmer.

An der Leiche ſinket
In der Nacht ſie nieder,
An der Leiche winket
Ihr der Morgen wieder;
Welten
Dieſe Wänd' ihr gelten.

Keine Seel' auf Erden
Läßt ſie in die Kammer,
Nicht geſtört zu werden
In dem frohen Jammer;
Leben
Kann doch Niemand geben.

Manchmal hört man lange
Keine Sylbe drinnen,
Und es lauſchen bange
Schon die Wärterinnen;
Wieder
Tönt dann eins der Lieder:

IV.

Johanna's Lieder.

1.

„Ich hab' ein kleines Stübchen,
Drin iſt es gar ſo ſchön;
Herein darf Niemand kommen,
Hinaus mag ich nicht gehn.“

„Da ſchläft mein trauter Philipp,
Die Liebe wiegt ihn ein;
Seid ſtille, ſtill' ihr Vögel
Dort vor dem Fenſterlein!“

„O du mein lieber Spiegel!
Wie lieb' ich dich ſo ſehr;
In dir ſeh' ich's, ich werde
Schon faſt ſo bleich, wie er.“

„Und meines Körpers Kräfte
Sie ſchwinden täglich mehr,
Bald lieg' auch ich im Sarge,
So ſtarr und ſtumm, wie er.“

2.

„Meint ihr, er ſei geſtorben?
O nein, o nein!
Er liegt nur ſtill, weilt gerne
Bei mir allein.
Er hat mir's träumend ſchon geſagt:
Er werde wach, ſo bald es tagt.“

„Ein König hat viel Sorgen,
Muß Schweres thun,
Drum muß er auch viel länger
Als And're ruh'n;
Er liegt ſchon viele Monden kalt,
Bald wird er nun erwachen, — bald!“

„Was grünet und was blühet,
Im Lenz erwacht;
Der Tag erwacht, wenn fliehet
Die ſchwarze Nacht.
Auch er erwacht wie die Natur,
Er ſchläft ja auch wie dieſe nur.“

V.

Alſo ſang zu ihrer Laute,
Sie mit wehmuthsvoller Duldung
Ihre Klagen — ihre Hoffnung;
Lauerte mit ſtillem Lächeln,
Wann in die geliebten Reſte,
Wiederkehren wird das Leben.
An dem Fenſter war ſorgfältig
Stets der Vorhang zugezogen,
Daß kein thränenloſes Auge
Schau' in's Schmerzen-Heiligthum.

Einſt, nachdem ſie ſieben Nächte
Unter Liedern und dem ſüßen
Starren nach der lieben Leiche
Hatte hingewacht, befiel ſie
Plötzlich ein wohlthu'nder Schlummer,
Und ſie ſank am Sarge hin.
Mit der Nacht, der ſchwarzen, kämpfte
Schon der Morgen, und jetzt fuhr er
Majeſtätiſch unter Windes-
Brauſen aus dem Meer herauf.

Und der Sturm ſchlug auf das Fenſter,
Blies den Vorhang weg — Aurorens
Erſter roſenrother Strahl fiel auf den
Leichnam hin und färbt' ihn roth.
Vom Geräuſch erwacht Johanna
Und ihr Blick fällt auf die Leiche,
Deren Wangen ſind geröthet;
Und mit einem Schrei der Freude:
„Heil'ger Gott! er iſt erwacht!“
Stürzt ſie hin auf ihren Abgott.
Doch bald weicht das Morgenroth,
Er wird wieder bleich — iſt todt. —

VI.

Johanna's Qualen,
Wer kann ſie malen!
Als ihr verſchwunden
Der Hoffnung Strahlen.
Gedoppelt ſchmerzten
All' ihre Wunden,
Es ſagt die Kunde:
Von dieſer Stunde
Sah bald man brüten
Im ſtillen Wahnſinn
Die Tiefgebeugte;
Bald ſchrecklich wüthen,
Indem ſie ſchreiend
Auf Philipp zeigte:

„Ich trage Schuld
An ſeinem Tode;
Ihm ward das Leben
Zurückgegeben,
Feſt ſollt' ich's halten,
Ich that es nicht,
Da ſchwand das Licht!“

Dritter Geſang.

Die Fürbitte.

I.

Der fünfte Karl ſaß auf Caſtiliens Throne,
Da loderte des Aufruhrs Flamm' empor,
Ein Bündniß ſchloſſen gegen ihre Krone
Die Städte, und man droht im wilden Chor
Verderben! — Tod! — Johanna's großem Sohne.
Schon rückt man eilig gen die Hauptſtadt vor,
Damit des Landes Herz in Aufruhr gähret
Eh' Karl aus deutſchem Lande wiederkehret.

Es ſtellet ſich an der Rebellen Spitze
Don Juan Padilla, der kein Opfer ſcheut,
Getrieben von der blinden Freiheitshitze,
Zückt er den Stahl gen Jeden der gebeut;
Bricht überall herein, gleich einem Blitze,
Der blendet oder zu vernichten dräut,
Schon hat ſein Heer die Königsburg umrungen,
Padilla iſt zur Königin gedrungen.

Bei Philipp's Sarge ſitzet da die bleiche
Wahnſinn'ge Frau, und ſtarrt den Todten an,
Wohl weiß der Feldherr, daß ſie nimmer weiche
Von dieſem theuren Reſt, drum läßt er nah'n
Vier Krieger, die ergreifen ſchnell die Leiche,
Und tragen ſie zum Heere; — ihrer Bahn
Folgt ſtumm Johanna, keine Mächte können
Von dem geliebten Todten je ſie trennen.

Und alſo führten ſtets in ihrer Mitte
Die tollen Scharen Leich' und Königin,
Erwartend, wenn ihr Kriegsglück Schiffbruch litte,
Und in Verluſt ſich kehrte der Gewinn;
So werd' erweichen ſeiner Mutter Bitte
Des Königs, ihres Richters, ſtrengen Sinn.
Johanna dient zum Schilde jenen Frechen,
In ihrem Namen häufen ſie Verbrechen.

Jetzt nahet Karl. — Rebellen! ſtürzet nieder,
Erſchienen iſt der blut'gen Ernte Zeit,
Schon weht die königliche Fahne wieder
Und Eure Haufen ſind beſiegt, zerſtreut;
Padilla, das entſchloß'ne Haupt der Hyder,
Gefangen iſt er und das Beil bereit,
Um dieſem Haupt den Todesſtreich zu geben,
Damit die ſchwachen Glieder drob erbeben.

Des Gatten Urtheil hört mit ſtarrem Blute
Maria de Pacheco; — dieſe Frau,

In der ſich Zartheit einet mit dem Muthe,
Der ſchönſte Geiſt mit ſchönſtem Körperbau.
Gern gäbe ſie ihr Leben hin, die Gute,
Für ihres Mannes Leben; milden Thau
Des Mitleids ſucht ſie überall zu wecken,
Doch von ihr wendet Alles ſich mit Schrecken.

Da nirgend Hilfe mehr für ſie zu finden,
So eilt ſie zur wahnſinn'gen Königin,
Man ſieht im Staube ſie vor ihr ſich winden:
„Du Hohe haſt für Gattenliebe Sinn;
Du nur kannſt den Verluſt mit mir empfinden,
Denn dein war auch ein ähnlicher Gewinn;
Erbitte Gnade mir bei deinem Sohne,
Daß er das Leben meines Gatten ſchone.

Die Königin ſtarr auf Marien blickte,
Die flehend da zu ihren Füßen lag,
Ein Strahl durch die gebrochnen Augen zückte,
Als würd's im Innern ihr noch einmal Tag
Und aus den lang' ſchon trocknen Wimpern drückte
Ein Thränenſtrom ſich vor, mit einem Schlag
Auf ihre Stirn in wilde Wuth ausbrechend,
Zeigt hin ſie auf die Leiche, alſo ſprechend:

„Was willſt du, thöricht Weib? — Daß ich errette
Dir den Gemahl? — Nein, leide den Verluſt!
Daß nur Johanna keinen Gatten hätte,
Indeß ihr Andern ſchwelgt in Liebesluſt —

Schau hin! dort ſchläft der meine auf dem Bette,
Schon lange drückt' er mich nicht an die Bruſt;
Fort, hier iſt keine Gnade zu erwerben,
Iſt Er todt; — ſoll auch alles And're ſterben."

Auf's neue brannte nun die Herzenswunde
Johanna's, — auf den Leichnam ſank ſie hin,
Kein Wort vernahm man mehr aus ihrem Munde,
Der von dem Augenblick erſtarret ſchien.
Doch bald ſchlug ihr auch die Erlöſungsſtunde,
Wo alle Sorgen, alle Schmerzen flieh'n.
Die Geiſter fanden oben ſich, hienieden
Ruht Beider Leib in einem Sarg in Frieden.

Moderne Erziehung.

Unſ'rer Erziehung laßt Lob ertönen,
Denn mit fünfzehn Jahren ſchauen
Wir ſchon Männer in unſern Söhnen,
Und in unſern Töchtern — Frauen.

Eines oder das Andere.

Muff ſpricht: Die ganze Welt beſteht
Aus Dummen oder Schlechten.
Muff iſt nicht dumm, ſo viel ihr ſeht.

Das zwölfjährige Mädchen.

Lieber Himmel! es iſt entſetzlich
Wenn man erſt zwölf Jahr' alt iſt.
Alles, was angenehm iſt und ergetzlich,
Was ein größeres Mädchen genießt,
Muß ich entbehren, des Lernens Beſchwerde,
Macht nur einzig mein Tagwerk aus;
Wenn ich nicht bald etwas älter werde,
Halt' ich's, mein Seele! nicht länger mehr aus.

Morgens, wenn alle noch liegen im Bette,
Muß ich ſchon aufſteh'n, es fällt mir recht ſchwer,
Denn ſchon um acht Uhr kommt Monſieur Charette
Peinigt mich furchtbar mit ſeiner Grammaire,
Dann muß ich ſticken lernen und nähen,
Und bin der Mutter nie fleißig genug,
Indeſſen die Schweſtern um neun Uhr aufſtehen,
Und leſen ein ſchönes Romanenbuch.

Des Mittags geſchieht es mir oft, daß ich weine.
Manches ziehn ſie mir weg von dem Mund,
Der Vater ſagt gleich: „das iſt nichts für die Kleine,
Das iſt ihr zu ſtark, iſt ihr ungeſund!“
Neulich ward erſt Tokayer getrunken,
Die Andern bekamen ein großes Glas,
Und ich ein Gläschen, um einzutunken,
Das kaum einen ganzen Fingerhut maß.

Wenn junge Herr'n zum Beſuche kommen,
So küſſen ſie meinen Schweſtern die Hand,
Ich werde höchſtens beim Kinn genommen,
Und eine Maus, eine kleine, genannt;
Und wird dann Abends ein Kreis geſchloſſen,
Zum Pfänderſpiel, was ſehr luſtig iſt,
So hangen — verlangen die Herrn nur nach Großen
Und ich arme Kleine bleib' ungeküßt.

Bei einem Ball, wenn ich anders darf gehen,
Was auch leider nur ſelten geſchieht,
Wie da die Andern ſtets luſtig ſich drehen,
Mich nimmt Niemand, ich werde nicht müd,
Und kommt nach einigen Stunden doch Einer
Seh' ich aus ſeinen Mienen es wohl,
Daß ihn die Mutter gebeten, daß meiner
Er ſich doch gnädig erbarmen ſoll.

Nein es iſt länger nicht mehr zu ertragen
Wie die zwölf Jahre mir hinderlich ſind,
Könnt' ich nur machen die Uhren ſchlagen
Alle noch zwanzigmal ſo geſchwind,
Daß mein Geburtstag käme geſchwinder
Und ich nach weniger Wochen Verkehr,
Käm' aus dem Kreiſe der kleinen Kinder
Und ein ſtattliches Fräulein wär!

Wenn aber dann das Schlagen der Uhren
Immer ſo ſchnell ging, Jahr' aus Jahr' ein,

Würden bald kommen des Alters Spuren,
Würd' ich bald Mutter, bald Großmutter ſeyn,
Müßt' ich dann ſtottern und Brillen tragen,
Kopfwackelnd ſitzen am warmen Kamin,
Nein! liebe Uhr, darfſt nicht ſchneller ſchlagen,
Weil ich ein Kind doch viel lieber noch bin. —

Sanct Martin.

(Legende.)

Sankt Martin mit viel Rittersleut'
Wohl über's Feld zum Jagen reit't,
Und als ſie kamen an einen Hag,
Ein nackter Mann an der Straße lag,
Dem klapperten vor Froſt die Zähne,
Und an der Wimper fror ihm die Thräne;
Er rang die Hände und bat mit Beben,
Sie möchten ihm ein Almoſen geben,
Und alle die Ritter die zogen fürbas,
Den nackten Armen gab Keiner was.

Sie wendeten von ihm das Angeſicht,
Die Jammergeſtalt zu ſchauen nicht;
Der Martin aber ſein Roß hielt an:
„Von mir, du Armer, ſollſt du was ha'n!"
Er nimmt ſein Schwert und alſogleich
Haut er ſeinen Mantel — geſticket reich
Mit Gold und Silber — entzwei in Eil
Und gibt dem Nackten den einen Theil,

Die and're Hälft' er ſelber behalt't,
Und reitet den Andern nach in den Wald.

Und wie den Martinus erblickte die Rott',
Überhäuften ſie ihn mit Hohn und Spott:
„Da ſeht nur einmal den Narren an,
Er theilt ſein Kleid mit dem Bettelmann;
Der halbe Mantel ſteht ihm gar ſchön,
Er kann damit zum Pankette gehn,
Damit ihn künftig mag Jeder erkennen,
So woll'n wir den halben Ritter ihn nennen.“
Sie lachten und witzelten noch gar viel,
Martinus war all ihres Spottes Ziel.

Doch wie der Abend zu dämmern beginnt,
So wehet ein kalter, ſchneidender Wind,
Die Ritter hüllten ſich alle fein
In ihre großen Mäntel ein,
Und wollten reiten ſogleich von hinnen,
Doch konnten ſie keinen Ausweg gewinnen,
Nur immer tiefer kamen ſ' in Wald ,
Und pfiff der Wind noch einmal ſo kalt;
Sie jammerten ſehr und vermeinten ſchier
Sie müßten vor Kälte heut ſterben hier.
Martinus nur mit dem halben Kleid
Empfindet's nicht, daß der Wind ſo ſchneid't,
Er lächelt über ihr Schnappern und Bangen
Und ſitzt auf dem Roß mit glühenden Wangen.

Und jetzo ein roſenfarbiges Licht
Hervor aus der dunkelen Wildniß bricht,
Und unter die Starrenden tritt heran
Herr Chriſt, mit dem halben Kleid angethan,
Das jenem Armen Martinus gegeben,
Und um ihn herum ſeine Engelein ſchweben.
Und Jeſus ſich zu Martino wendet:
„Ja wahrlich, was ihr den Armen ſpendet,
Das habet ihr mir ſelber gegeben,
Und Früchte tragt's euch im Tod und im Leben;
Jedwede Wohlthat, noch ſo klein,
Wird euch erwärmen und lohnend ſeyn.“

Sie fielen all auf ihr Angeſicht
Und Jeſus verſchwand — doch des Glaubens Licht
Es leuchtete über dem heidniſchen Haufen;
Sie ließen ſich alle zu Chriſten taufen.

Bibelſpruch.

Ein Dummkopf ſei Arill,
Sagſt du? o ſchweige ſtill
Von ſeinen kleinen Schwächen!
Bedenk den Spruch der Bibel,
Er heißt: „Du ſollſt nicht übel
Von deines Gleichen ſprechen.“

Arzt Amor.

Eliſe war auf's Land geeilt
Mit mattem, hohlen Blick;
Jetzt kehrt ſie neuverjüngt zurück,
Man ſpricht, es habe Amor ſie geheilt.
So ſchnell iſt ſie durch ihn geneſen,
Daß man vermuthen muß
Der kleine Pfiffikus
Sei Urſach' ihrer Krankheit auch geweſen.

Entſtehung des Epigramms.

Als einſt der Monſieur Witz die Madam
Unhöflichkeit in die Arme nahm,
Entſtand daraus das Epigramm.

Mittel gegen Undank.

Filz ſagt, den Undank hab' er nie erfahren;
Ganz recht, er macht auch keine Undankbaren.

An einen beſtohlenen Wucherer.

Ein Dieb hat Alles dir genommen,
Dein Reichthum ging, wie er gekommen.

Alles aus Liebe.

Man will bei dir ein Zänkchen mir bereiten,
Und ſagt: Ich liebe Mädchen, Spiel und Wein;
Doch Theure, gegen ſolche Kleinigkeiten
Mich zu vertheid'gen, ſoll nicht ſchwer mir ſeyn;
Das Spiel? — Oft leſ' ich Wünſch' in deinem Blicke
Sie zu erfüllen mangelt Reichthum mir,
Drum bieth' am Pharotiſch ich Trotz dem Glücke:
Du ſiehſt, ich ſpiele nur aus Lieb' zu dir.

Der Wein? Will ſehen, wer mir den verwehre;
Von einem Rauſche zeig' ich keine Spur,
Und wenn ein Glas ich nach dem andern leere,
Geſchieht es immer auf dein Wohlſein nur.
Wie könnt ich unſ're Trennung auch ertragen,
Tränk' ich nicht oft ein kurz Vergeſſen mir?
So kann ich auch mit gutem Grunde ſagen:
Ich trinke immer nur aus Lieb' zu dir.

Wenn ich nach ſchöner Mädchen Umgang geize,
Was ſoll's? — Ich lieb' an jedem ſchönen Kind
Ganz abgeſondert einen jener Reize,
Die insgeſammt in dir vereinigt ſind.
Die Eine zeigt dein Auge mir lebendig,
Die Andre deines Mundes Purpurzier:
Du ſiehſt wohl: bin ich wirklich unbeſtändig,
So bin ich es aus Liebe nur zu dir.

Das alte Lied zum neuen Jahr.

Neues will nicht lange halten,
Weil's das Neu're bald vertreibt,
Beſſer ſteht es mit dem Alten,
Was noch immer neu uns bleibt;
Drum wünſch' ich zum neuen Jahre,
Leſer, hier in dieſem Lied,
Dir nur lauter alte Waare:
Bitte, nimm vorlieb damit.

Freundſchaft kannſt du täglich ſchließen,
Alle reichen dir die Hand,
Wenn ſie was zu haſchen wiſſen;
Doch ſolch Bündniß hält nicht Stand.
Daß dich Gott vor Noth bewahre!
Neue Freundſchaft flieht vor ihr:
Drum wünſch ich zum neuen Jahre
Feſte, alte Freunde dir.

Was der Rebe erſt entfloſſen,
Iſt ein gar zu ſaures Naß,
Muß ſich, vor der Welt verſchloſſen,
Beſſern lange Jahr' im Faß';
Neuer Krätzer ſträubt die Haare,
Altes Gold fließt mild hinein:
Drum wünſch' ich zum neuen Jahre
Dir nur guten, alten Wein.

Neue Dichter! — lieber Himmel!
Sie verſtehn iſt ſchon ein Glück,
Iſt ein bloßes Reimgetümmel,
Ohne Sinn und voll Myſtik;
Stets das Schickſal dich bewahre
Vor der Schickſals-Leierei:
Drum wünſch' ich zum neuen Jahre
Bleib' den alten Dichtern treu.

Neues Geld und neue Liebe
Sich wohl ziemlich ähnlich ſind,
Möchte ſeh'n was übrig bliebe,
Weht auch nur ein ſchwacher Wind?
Geldgewinn wird immer ſchmaler,
Liebsgewinn wird minder rar:
Drum wünſch' ich dir alte Thaler,
Alte Lieb' zum neuen Jahr.

Unſ're neuen Frau'n und Mädchen
Lieben nicht mehr Häuslichkeit,
Sitzen nicht zu Haus beim Rädchen,
Wollen dreh'n am Rad der Zeit;
Dichten Lieder, flechten Haare,
Liebeln iſt ihr Zeitvertreib:
Drum wünſch' ich zum neuen Jahre
Dir ſogar — ein altes Weib.

Soll ich aber doch am Ende
Etwas Neues wünſchen dir, —

Jeder trägt bei Jahreswende
Nach dem Neuen doch Begier, —
Sei's ein unbedeutend Weſen,
Das dir beſſ're Dienſte thut,
Iſt es neu! — ein neuer Beſen
Der allein nur kehret gut.

An Eroberer.

Erob'rer! laßt ab die Erde zu pflügen
Und haltet zurück den Todesſtreich.
Wenn überall Eure Erſchlagenen liegen,
Wo bleibt hernach ein Plätzchen für Euch?

Ärzte von ehedem und von heute.

Als Chriſtus den Lazarus hat erweckt,
Ja damals verdienten die Ärzte Reſpekt;
Wen unſ're Ärzt' in die Grube ſtrecken,
Den wird kein Gott mehr zum Leben erwecken.

Auf einen kranken Dieb.

Im Bette zu bleiben, muß Prell ſich bequemen,
Da nimmt er Arznei, um doch etwas zu nehmen.

Der feine Dieb.

Bav ſtiehlt Gedanken, die Andern gehören,
Doch weiß er die Welt recht fein zu bethören;
Erſt macht er ſie ſchlechter, läßt dann ſie erſcheinen,
Dann ſchwöret auch Jeder, es ſeien die Seinen.

An eine galante Frau.

Du ſagſt: ich ſei der letzte Mann,
Den du erwählen wirſt — Luitgarte;
Wohlan; ich füge mich und warte,
Ich glaub' ich komme bald daran.

Der ſchnelle Entſchluß.

A. Ich weiß Dir ein Weib —
B. Ich danke mein Lieber!
A. Der üppigſte Leib —
B. So was geht vorüber.
A. Die Knoſpe der Jugend —
B. Will ich nicht entfalten.
A. Die reineſte Tugend —
B. Die mag ſie behalten.
A. Beleſen und klug —
B. Iſt mir nicht beſchieden.

A. Kein Falſch und kein Trug —
B. Ei laß mich zufrieden.
A. Hat eine Million —
B. Ich nehme ſie ſchon.

Löſchmittel.

Der Herr.

Wirf die Gedicht' in den Ofen, Klaus!

Klaus.

Sie löſchen mir ja das Feuer aus.

Nachruhm.

Ich kann das Mittel nie verzeih'n,
Wodurch ſich ſo Viele Nachruhm erwarben:
Sie mußten, um ſelber unſterblich zu ſeyn,
Bewirken, daß Hunderttauſende ſtarben.

Gleichniß.

Erſtaunet nicht, daß mancher große Mann
Nach ſeinem Tode erſt gewürdigt werde,
Man ſieht auch eines Baumes Größ' erſt dann,
Wenn er gefället liegt auf kühler Erde.

Der gute Mann.

Ich bin ein herzensguter Mann,
Das kann ich ganz beſcheiden ſagen;
Denn keinen beſſern findet man,
Wird man von Wien bis Canton fragen;
Die Trauben, die zu hoch mir ſteh'n,
Die laß' ich größern Menſchenkindern,
Und immer laß' ich gern geſcheh'n
All' jenes, was ich nicht kann hindern.

Das Reiten iſt ein Hochgenuß,
Ein Wagen eine ſchöne Gabe,
Doch ich — ich trabe ſtets zu Fuß —
Weil ich nicht Pferd, noch Wagen habe.
Franzöſ'ſche Weine lieb' ich ſehr,
Doch bring' ich nie ſie auf die Zunge,
Denn ſie zu zahlen fällt mir ſchwer,
Sagt, bin ich nicht ein guter Junge?

Fließt Geld mir ein, ſo gäb' ich's gern
All meinen Gläub'gern, aber leider
Reicht es nicht zu für all die Herrn,
Geb ich's dem Wirth, ſo kränkt's den Schneider.
Da ich nun Keinen vorziehn will,
Damit's die Andern nicht ſoll ſchmerzen,
Behalt' ich's ſelbſt in aller Still'; —
Das zeigt doch von dem beſten Herzen.

Und doch iſt dieſes Volk brutal,
Sie kamen neulich mit der Wache
Zu mir, verlangten, daß einmal
Ich Richtigkeit mit ihnen mache; —
Da mußt ich mit der Wache gehn,
Ich folgte ohne mich zu ſträuben;
Wer kann zehn Häſchern widerſtehn?
Das heißt doch weit die Güte treiben.

Jüngſt ging ich ſingend ganz gemach
Bei einem Hauſe hin und wieder,
Da fiel ein Zimmermann vom Dach
Gerad' auf mich und ſchlug mich nieder.
Er hat ſich nichts zu Leid' gethan,
Mir aber gings bei weitem ſchlimmer,
Ich brach den Arm, ich guter Mann,
So opfr' ich mich für And're immer.

Ich kenne viele reiche Herrn,
Von ihrer Freundſchaft hab' ich Proben,
Sie ſäh'n in ihrem Haus mich gern
Und ihre Küche iſt zu loben;
Doch komm ich nie zum Speiſen hin,
Weil ſie dazu mich niemals bitten,
Ein guter Kerl, wie ich es bin,
Muß vor dem Läſtigſein ſich hüthen.

Ich bin ſchon alt, die Zeit verrollt,
Gern ſchlöß' auch ich der Ehe Bande;

Doch weil mich Keine noch gewollt,
Leb ich im Junggeſellenſtande;
Was ſoll ich ſo ein junges Blut
Par force zu ihrem Glücke zwingen?
Nein, dazu bin ich viel zu gut,
Sollt' ich's auch nie zum Vater bringen.

Und kehrt der Tod einſt bei mir ein,
Werd' ich mich willig ihm ergeben,
Und gar nicht widerſpenſtig ſeyn,
Obſchon ich könnte ewig leben. —
Und alſogleich, wenn ich vergeh',
Gebt mich den Ärzten zum Zerſchneiden,
Es thut mir ohnedieß nicht weh,
Drum will ich — guter Menſch — es leiden.

Grabſchriften nach dem Franzöſiſchen.

Eines böſen Junggeſellen.

Hier liegt ein kinderloſer Mann,
Der nur auf Liſt und Ränke ſann,
Viel beſſer wär' die Welt daran,
Wenn — ſtatt daß ich's auf dieſem finde,
Auf ſeines Vaters Grabſtein ſtünde:
Hier liegt ein kinderloſer Mann.

Auf einen Adeligen, der ſeine Ahnen ſich zuſammenlog.

Hier liegt ein armer Sünder,
Der es durch Trug zum Adel ſelbſt gebracht;
Sonſt machen Väter ihre Kinder,
Dieß Kind hat ſeine Väter ſich gemacht.

Eines oft geprügelten Recenſenten.

Ein Recenſent liegt in dieſem Grab,
Er glich einer Trommel und machte eben
Wie dieſe, viel Lärmen in ſeinem Leben,
Nur darum, weil man viele Schläg' ihm gab.

Einer allgemeinen Schönen.

Steh! — Die lieblichſte von allen
Erdentöchtern ruhet hier;
Sie hat Jedermann gefallen,
Jeder Mann gefiel auch ihr.

Eines Dienſtfertigen.

Hier ruht ein Mann voll Dienſtfertigkeit,
Er nahm ſich kaum zum Sterben Zeit.

Die Freunde.

Die allgemeinſte der Beſchwerden,
In der ſich alle Welt vereint,
Iſt die: Man finde hier auf Erden
Nur ſelten einen wahren Freund.
Es ſtammen alle dieſe Klagen
Vom Hypochonder, ſcheinet mir,
Was mich betrifft, ſo muß ich ſagen:
Statt eines Freundes hab' ich vier.

Der Erſte iſt zwar etwas eitel,
Und glänzet gerne nebenbei,
Doch hilft er ſtets, füllt meinen Beutel
So oft ich's wünſche, mir auf's Neu';
Er hat mich niemals noch betrogen
Und ſtets macht mir die ganze Welt
Der kleine runde Freund gewogen,
Wollt ihr ihn kennen? — 's iſt — mein Geld.

Mein zweiter Freund iſt lang und hager,
Er weicht von mir zu keiner Stund',
Er lehnt ſogar an meinem Lager,
Schlug manchem Feind den Rücken wund,
Und ob ich jetzt auch mit ihm ſpiele,
Ihn nur zum Scherze bei mir hab',
Wird — wenn ich alt und matt mich fühle,
Er doch mich ſtützen, 's iſt — mein Stab.

Der dritte iſt ein kleiner Däne,
Ein Springinsfeld, doch ſtets mir treu,
Der läßt ſein Mahl und ſeine Schöne,
Wenn ich nur ſeinen Namen ſchrei';
Er bettet ſich vor meiner Thüre,
Dort thut er jeden Laut mir kund,
Und ſelbſt wenn ich ihn malträtire
Küßt er mich noch — es iſt mein Hund.

Der viert', erzeuget auf dem Lande,
Iſt grob, ſo lang er jung und friſch,
Legt man ihn nicht in feſte Bande,
Wirft er die Leute unter'n Tiſch;
Doch milder wird er mit dem Alter,
Vertreibt mir Grillen, Sorg' und Pein,
Iſt meiner frohen Laun' Erhalter,
Der theure Freund — es iſt mein Wein.

Der Geſchwindversler.

Schnellfinger ſprach fröhlichen Angeſichts:
„Ich mache dir ohn' alle Plage
Wohl zwanzig Gedicht' in einem Tage,
Denn meine Verſe koſten mich nichts.“
Da koſten ſie, — erwiedert' ich, —
Gerade, was ſie werth ſind, dich.

An meinen Regenſchirm.

Da ſitz' ich ſtill an meinem Fenſter,
Vor mir liegt Feder und Papier,
Vom düſtern Himmel ſtrömt der Regen
Und droht mit neuer Sündfluth ſchier;
Ich kann in dieſem Augenblicke
Nichts Beß'res thu'n auf dieſer Welt,
Als dich, mein Regenſchirm, beſingen,
Den ich mir ſchon zurecht geſtellt.

Daß, — wenn ſich ſchwarze Wolken thürmen,
Der falſche Freund ſogleich entflieht,
Das lehrt' uns einſtens voller Wahrheit
Vor langen Zeiten ſchon Ovid;
Du thuſt das Gegentheil, mein Treuer;
Kaum überwölkt der Himmel ſich,
So breiteſt ſchützend deine Flügel
Du, Freund in Stürmen, über mich.

Viel Stunden hab' ich oft mit Schönen,
Die man zu Hauſe ſtreng bewacht,
Froh ſchäckernd unter deinem Dome
Im ſüßen Spiel dahin gebracht;
Von Außen gab's abſcheulich Wetter,
Es tobt' der Elemente Wuth,
Wir aber trotzten ihrem Grimme,
Denn unter dir war's warm und gut.

Und kam der Herr Gemahl gegangen,
Wir ſuchten doch nicht zu entflieh'n,
Unſichtbar machteſt du uns Beide,
Hielt ich vor uns als Schild dich hin;
Wohl ging's dem Mann grün vor die Augen,
Doch regte nimmer ſich Verdacht,
Denn unſre trauten Spiele wurden
Von dir, mein treuer Freund, bewacht.

Du biſt das Sinnbild des Beſcheid'nen,
Stehſt in der Ecke dort in Ruh,
Und bläh'ſt dich nur zu Andrer Nutzen,
Zwingt man dich mit Gewalt dazu.
Selbſt wenn es einmal Thaler regnet,
Man wartet zwar ſchon lange drauf,
So biſt du dennoch zu gebrauchen,
Man kehrt dich um, du fängſt ſie auf,

Die Äpfel.

Ein einz'ger Apfel hat vor Zeiten
Den ganzen Olymp gebracht zum Streiten;
Was Wunder, daß in neuern Tagen,
Wo unſre Bäume viel' Äpfel tragen,
Uns immerfort Prozeſſe plagen.

Galanterien nach dem Franzöſiſchen.

Auf das Halsband eines Hundes, welcher einer ſchönen Frau angehörte.

„Sollt' ich einſt verloren gehen,
Finder trage mich zurück,
Deiner harrt das größte Glück:
Meine Gebietherin wirſt du ſehen.“

Adam und Eva.

Als ich dich, Theure, geſtern beſucht,
Sagteſt du fröhlich ſcherzend zu mir,
Du ſei'ſt meine Eva, — ich Adam dir,
Wir naſchten von keiner verbothenen Frucht,
Und dennoch — ich bin zum Unglück geboren! —
Iſt heute das Paradies mir verloren.

Sehen.

Seh' ich dich, dann kann mein Herz ſich laben,
Biſt du fern, möcht ich vor Qual vergeh'n,
Darum wünſcht' ich immer dich zu ſeh'n,
Oder niemals dich geſeh'n zu haben.

An Louiſen.

Du willſt, daß ich auf deinen Knien,
Ein Verslein ſchreiben ſoll,
Erbarme dich, ſieh meine Wangen glühen,
Gib mir ein ander Pult, ſonſt werd ich toll.

An eine dreißigjährige Schöne.

Du klageſt über deine dreißig Jahr'
Und nennſt ſie eine Bürde;
Du, die der Mädchen Zierde war,
Biſt nun der Frauen Zierde.
Wie kann denn dies ſo ſehr dich beugen?
Es bleibt dir immerdar die Krone,
Nur ſteigeſt du von einem Throne,
Um einen andern zu beſteigen.

Amors Werkſtätte.

Eines Tages ſchmiedet' Amor
In Chlorindens Schelmenaugen
Seine ſcharfen Liebespfeile; —
Ach! zu meinem Unglück wollt' ich
Dieſe Arbeit nah betrachten,
Guckte tief in ſeine Werkſtätt';
Aber ach, ſo viele Funken
Sprangen da heraus, daß Amor

Selbſt vor dieſem Sprühn' ſich ſcheuend,
Fliehen wollte; — doch der Arme!
Er verbrannte ſich die Flügel,
So, daß er dann nicht mehr weiter
Fliegen konnt', als in mein Herz.

Der Olymp.

Des Morgens biſt Du mir Aurora,
Denn meine Sonne iſt Dein Blick;
Du biſt für mich die wahre Flora,
Denn nur durch Dich blüht mir das Glück.
Minerva kann ich auch Dich nennen,
Da du zur Klugheit leiteſt mich;
Als Iris muß ich Dich erkennen,
Des Unmuths Wolke ſchwand durch Dich.
Willſt Du nun ſtillen meine Flammen,
Und künftig auch mir Venus ſeyn,
So hab' ich ja in Dir allein
Das ganze Himmelreich beiſammen.

Antoniens Macht.

Was Deiner Liebenswürdigkeit
Der Himmel doch für Macht verlieh! —
Flügel gibſt Du der Zeit,
Amorn raubſt Du ſie.

Gretchen in der Stadt.

Ich freue mich herzinniglich,
Daß ich die Stadt geſehen,
Doch um dort froh zu werden, muß
Man ihre Sprach verſtehen.
Sie reden ja ſo kauderwälſch,
Und ſo vertrackte Sachen,
Daß ich nicht wußte, ob ſie deutſch,
Ob ſie chineſiſch ſprachen.

Der Eine ſagte: Im Geſicht
Seh' er mir Roſen blühen,
Der And're ſah in meinem Kopf
Zwei große Sterne glühen,
Der Dritte jammerte ſogar,
Ich ſchlüg' ihm eine Wunde,
Und ſprach: ich hätte Pfeil' im Aug',
Und Elfenbein im Munde.

Die närr'ſchen Leute glauben auch,
Ich hätte ſeid'ne Haare,
Von Alabaſter ſei mein Hals,
Wovor mich Gott bewahre!
Ein alter kupfernaſ'ger Herr,
Der wollte gar beweiſen:
Ich ſei — weil ich ihn ausgelacht —
Durchaus von Stahl und Eiſen.

Ein Dicker ſprach: Er ſäh' mir's an,
Ich hätt' ein Herz von Butter,
Ein Mag'rer ſprach: Cupid' heiß' ich,
Und Venus meine Mutter;
Ach Gott! was das für Lügen ſind;
Das weiß ja doch ein Jeder,
Daß ich 'ne Waiſe bin, und ſteh'
Im Dienſt beim langen Peter.

Der Eine hätte, — hielt' ich ſtill,
Mich in die Hand gebiſſen,
Der Andre trat mich unter'm Tiſch
Beſtändig mit den Füßen;
Der Dritte zwickte mich in's Kinn
Und hieß das arme Gretchen —
Wohl ſpottend nur — die Königin
Von allen andern Mädchen.

Und manche knieten gar vor mir
Und ſagten mir zur Ehre,
Daß ich gar eine Göttin ſei
Und anzubeten wäre.
Die Leute freveln läſterlich,
Denn wie ich das verſtünde,
So müßt' ich Gottes Weib ja ſeyn,
Verzeih' mir Gott die Sünde!

Kurzum ſie reden ſolches Zeug,
Es iſt wohl Spott und Schande,

Und ſeh'n auch Alles anders, als
  Wir Leute auf dem Lande.
Was Schuld d'ran ſei, daß falſch ſie ſeh'n,
  Das will ich euch wohl ſagen:
Die Augengläſer machen's, die
  Sie auf den Naſen tragen.

Du und Ich.

Du biſt klein und ich bin groß,
  Wie ſoll Mund zu Munde ſtehen?
Darf mich etwas bücken bloß,
  Und du ſtellſt dich auf die Zehen.

Du biſt arm und ich bin reich:
  Brauchſt dich d'rüber nicht zu grämen;
Sieh das ändert ſich ſogleich,
  Willſt von mir die Hälfte nehmen?

Du biſt blond und ich bin braun:
  Doch das trennt nicht Herz noch Hände;
Wer wird auf die Haare ſchau'n?
  Werden alle weiß am Ende.

Du biſt dünn und ich bin dick:
  Laß die Ehſtands-Donnerwetter
Kommen, iſt ein Jahr zurück,
  Werd' ich mag'rer ſeyn, du fetter.

Du ein Weib und ich ein Mann! —
Dieſer Unterſchied iſt's eben,
Der die andern alle kann
Mit dem erſten Blicke heben.

Das Glück.

Jüngſt trat ein Knabe zu mir und both mir das Glück zum Verkaufe:
Sag', was verlangſt du dafür? fragt' ich ihn langend darnach.
Ach, 's iſt der Red nicht werth! — verſetzte das Kind, — für die Thränen,
Die es dich koſten wird, Freund, geb' ich dir's gerne dahin.

Felix Immerfroh.

Ihr lebt hinein in's Leben
Und wißt nicht, was Ihr wollt,
Verſteht nicht was zum Glücke
Ihr thu'n und laſſen ſollt;
D'rum ſtell ich euch ein Männlein,
Das ſtets in jubilo
Gelebet, hier zum Vorbild:
Den Felix Immerfroh.

Er wendet nichts auf Kleider,
Die Mode haßt der Mann,

Es ſoll, — ſpricht er — der Schneider
Nicht werden mein Tyrann!
Ein alter grauer Mantel,
Ein breiter Hut von Stroh,
Das iſt die ganze Zierde
Des Felix Immerfroh.

Ein Tiſch, ein Stuhl, ein Lager,
Ein alter Krug von Zinn,
Ein Bild von ſeinem Liebchen,
Ein Koffer und nichts d'rin;
Dann eine lange Pfeife,
Stets brennend lichterloh,
Das iſt der ganze Reichthum
Des Felix Immerfroh.

Sich ſchnell in Alles fügen,
Was nicht zu ändern iſt,
Die guten Weine kennen,
Verſtehen wie man küßt,
Um Weltlauf ſich nicht kümmern,
Ob's ſo iſt, oder ſo,
Das iſt die ganze Weisheit
Des Felix Immerfroh.

Sich einſtens niederlegen
Mit ſilberweißem Haar,
Und ſprechen: Herr! ich fühl' es,
Jetzt iſt es mit mir gar!

Ein Lächeln auf dem Munde,
Wenn ſchon der Geiſt entfloh,
So wird das Ende werden
Des Felix Immerfroh.

Des Geſchickes Ungerechtigkeit.

Das Geſchick ließ Unrecht mir geſchehen,
Grauſam trieb es mit mir Scherz,
Gab zwei Augen mir, um ſie zu ſehen,
Und um ſie zu lieben nur ein Herz.

Magiſter Grämlich's Zetergeſchrei über die Almanachs-Literatur.

Wo ſoll ich Röthe genug hernehmen,
Um für's ganze deutſche Land mich zu ſchämen?
Wer wird mir die Pinſel alle bezahlen,
Um die Pinſeleien alle zu malen,
Die auf dem Parnaſſe mit unterlaufen?
Aus der Hipocrene will Alles ſaufen,
Was ſonſt mit Dünnbier zufrieden war,
Und ſo wird es ärger von Jahr zu Jahr.

Es wächſt der Menſch und die Thiere auch,
Es wachſen die Bäume, die Blum' und der Strauch,
Es werden die Steine größer ſogar,
Nur die Bücher verkleinern ſich immerdar.

Einſt hatte man ſo recht taktfeſte Bücher,
Man war vor dem Erſchlagen nicht ſicher,
Wenn eines herabfiel von ſeiner Stelle,
Denn mindeſtens maß es eine halbe Elle; —
Jetzt bringt man in einen Rockſack, nicht breit,
Die ganze heut'ge Gelehrſamkeit;
Einſt war ſo ein Buch in Schweinsleder gebunden,
Jetzt wird das Schwein inwendig gefunden.

Einſt waren die Buchſtaben größer als heute,
Es ſtanden wenige Worte auf einer Seite,
Jetzt ſind die Seiten ſo voll gedruckt,
Daß man die Augen ſich faſt aus dem Kopfe guckt,
Und wenn man ſo eine volle Seite geleſen,
Weiß man doch nicht am Ende was drinnen geweſen.
So ein großes Buch ging zu Grunde nie,
So ein kleines verliert ſich, man weiß nicht wie;
Drum ſind auch die alten auf uns gekommen,
Und die neuen haben ſchnell ein Ende genommen.
Kurz, dieſe Pygmäen-Literatur
Iſt ganz und gar gegen meine Natur,
Und ich kann mir denken Apollo's Schmerz,
Wenn er ſieht den liliputaniſchen Scherz.
Doch geſchieht ihm recht, warum ſchlägt er nicht fein,
Wenn er ſonſt nichts beſitzt, — mit der Leier drein?
Warum ſendet er nicht einen ſtrengen Rächer
Über Dichter, Buchdrucker und Kupferſtecher,
Die in nuce ſchicken die Kunſt in die Welt,
Und mit Kleinem gewinnen wollen groß Geld?

Das wär' abſonderlich nöthig um's neue Jahr,
Da gibt's ſchrecklich viel ſo winzige Waar! —
Den herrlichſten aller Gefühle und Triebe;
Der Häuslichkeit, der Freundſchaft und Liebe,
Der Zufriedenheit, dem Frohſinn, der Laune
Bricht man ſchnell eine Menge Opfer vom Zaune,
Wickelt dann ſie fein ſauber in Pappe ein,
Sagt, ſollen das würdige Opfer ſeyn?
Ihr Muſen! ſprecht doch mit dem Gotte der Zeit,
Der Vater iſt all dieſer Kleinigkeit;
Sagt ihm: Beſſer ſey's, wenn er ſich gar nicht vermählt,
Als ſolche Kinder zu ſchenken der Welt. —
Jenem, der die Kalenderchen redigirt,
Dem Kupferſtecher, der ſie verziert,
Dem Buchdrucker, welcher ſie multiplizirt,
Dem Verleger, welcher ſie honorirt,
Dem Buben ſogar, der die Platte ſchmiert,
Und allen Dichtern, die dafür ſchreiben,
Denen wollet die Strafe nicht ſchuldig bleiben,
Auf daß wir befreit werden von Almanachsnoth,
Und größere Bücher bekommen bei größerem Brot.

Verſtellung.

Verſtellung iſt nur dann erlaubt,
Wenn Andern man dadurch die Schmerzen,
Die nagen uns am eignen Herzen,
Großmüthig zu erſparen glaubt.

Wahres Glück.

Der ſich freu'n kann ohne Zagen,
Und betrüben ohne Klagen,
Wünſchen ohne Gierigkeit,
Haben mit Gerechtigkeit,
Alles dreh'n ſich kann zum Scherz,
Selbſt verlieren ohne Schmerz,
Und Geſundheit hat wie Eiſen:
Der nur iſt beglückt zu preiſen.

Warnung an ein Mädchen.

Spiele nicht mit Amorn, Kind!
Aus dem Scherz wird Ernſt geſchwind;
Einen Pfeil ſchießt er in Eil'
Auf dich ab, der böſe Kunde,
Deine Unſchuld trifft der Pfeil
Und deine Ehre ſtirbt an der Wunde.

Grabſchrift auf einen Schwätzer.

Von Johann Schwatz, dem Wechſelrath,
Will dieſer Stein dir die Ruheſtatt zeigen,
Er kann hier in Ewigkeit nicht ſo viel ſchweigen,
Als er im Leben geredet hat. —

Das Lied, welches an einem Faden hängt.

An tauſend Fäden hängt das Glück
Des Menſchen und ſein Wehe;
Von oben lenkt ſie das Geſchick
Und — wie er ſich auch drehe —
Gleich einer Marionette zieht
Es ihn zu Nutz und Schaden; —
Hängt nun der Menſch, — häng' auch ſein Lied
Einmal an einem Faden.

Das Weib die feinſten Fäden ſpinnt,
Man ſah in alten Zeiten
Den Liebſten aus dem Labyrinth
Von Ariadnen leiten; —
Auch jetzt noch ſolche Fäden ſpinnt
So mancher dieſer Engeln,
Doch nicht um aus dem Labyrinth,
Um uns hinein zu gängeln.

Penelope, dem Gatten treu,
Schnitt, was ſie Tags geſponnen,
Schnell wieder in der Nacht entzwei,
Iſt ſo der Eh' entronnen;
Doch unſ're lieben Mädchen ſcheu'n
Nicht Wachen noch Beſchwerde,
Damit das Hochzeitbettelein
Geſchwinder fertig werde.

Daß Herkules bei Omphalen
Viel Fäden hat geſponnen,
Das mag auf Amors Rechnung gehn,
Der ſolches Netz erſonnen.
Im Punkt der Liebe bleiben ſtets
Wir ſchwach; ich frage Jeden:
Spann er nicht ſelber zu dem Netz,
In das er ging, die Fäden?

Zu manchem zarten Erdenband
Nur Fäden zart ſich ſchicken,
In Freundſchaft und im Eheſtand
Darf gar nichts reiben, drücken;
In andern Fällen aber darf
Man gröb're Fäden wagen,
Ein Recenſent kann ziemlich ſcharf
Und derb zu Faden ſchlagen.

Vor allen Fäden hütet Euch,
Die an das Laſter knüpfen,
Sie drücken ſchwer, ſind — ob man gleich
Bereut — nie mehr zu lüpfen;
Wer böſes Thun ſich hat erlaubt,
Dem bleichet Angſt die Wangen,
Und ſtets wird über ſeinem Haupt
Ein Schwert am Faden hangen.

Doch alle jene Fäden faßt,
Die an die Tugend binden,

Und nimmermehr, Ihr Freunde, laßt
Von ihnen los Euch winden;
Dann geht die Sonn' Euch fröhlich auf,
Und wird auch fröhlich ſcheiden,
Und ſpät erſt denkt die Parze drauf
Den Faden abzuſchneiden.

An die Harmonie.

Zum öffentlichen Vortrage bei einer feierlichen muſikaliſchen Akademie, welche von der philharmoniſchen Geſellſchaft zu Laibach bei Gelegenheit des Namensfeſtes des Kaiſers und der Vermählung des Kronprinzen am 11. Februar 1831 gegeben wurde.

Harmonie! die uns der Himmel ſandte,
Daß ſich auch das Feindliche verſchlingt,
Die zu unſerm Kreis ſich liebreich wandte
Und die Opfer, welche er dir bringt,
Ob dein Aug ſie auch für arm erkannte,
Freundlich über ihr Verdienſt noch ſchwingt,
Laß mich preiſen dich, du Gottgeborne!
Heil dir, uns zum Heile Auserkorne!

Wo du weilſt, da geht der Pfad zum Schönen,
Den die Anmuth deinem Günſtling bahnt,
Weſen, Geiſtern, Worten, Farben, Tönen,
Gibt Vollendung einzig deine Hand,
Auch im Leben lehreſt du verſöhnen
Was im Kampf ſich gegenüber ſtand,

Friede iſt dein Ruf, dein Zweck Vergnügen,
Schönheit deine Form, dein Lohn iſt Siegen.

Darf ich ein'ge Bitten zu dir leiten,
Die im Kreiſ' hier Jeder mit mir theilt,
Ach, in unſern ſturmbewegten Zeiten
Wo der Aufruhr durch die Länder heult,
Wolleſt du durch die Empörten ſchreiten,
Und den Balſam bringen, der ſie heilt,
Wolleſt ſenken ihre Schwerter nieder,
Daß nicht lächelnd Brüder morden Brüder.

Wolleſt eben ſo auch ſie beglücken
Wie du uns beglückt in dieſem Reich,
Wo zu Einem Zweck ſich Alle ſchicken,
Fürſt und Unterthan und arm und reich,
Wo uns Liebesbande feſt umſtricken
Einer Patriarchenſtube gleich,
Wo ein Vater herrſcht und ſorgt und liebet,
Und der Kinder keines ihn betrübet.

Weile Harmonie in unſern Gauen,
Deine Friedensklänge gieße aus,
Über dieſe Völker, die dir trauen,
Über unſern Vater und ſein Haus,
Und dem Sohn, der aus den Herrſcherfrauen
Jetzo wählte die Gefährtin aus,
Bringe du dich ſelbſt mit deiner Habe,
Harmonia, nun zur Morgengabe.

Könnten einen Tempel wir dir ſtiften,
Wie du Göttin ſeiner würdig biſt,
Wo der Cherubime Chor in Lüften
Sänge deinen Ruhm und dich begrüßt,
Daß der Schall die Särge ſprengt in Grüften
Und den Jubel Zeit und Raum nicht mißt!
Doch auch unvollkommne Töne blühen
Auf in deinem Reich zu Harmonieen.

Lied mit Chor.

Bei dem fröhlichen Vereinigungs-Mahle geſungen, welches die Muſiker und Muſikfreunde Wiens am 25. November 1821 veranſtalteten, um das Feſt der heiligen Cäcilia, der Schutzpatronin der Tonkunſt, zu feiern.

Motto:
Macht doch dieſe Himmelskunſt.
Nicht zu leerem Ohrendunſt.

Der Vorſänger.

1.

Wo Leirer ſich zuſammen finden,
Da muß es auch geleiert ſeyn,
Die irdiſchen Miſerien ſchwinden
Bei einem luſt'gen Liedelein;
Darum, Ihr Brüder, wollt gewähren,
Daß heut' auch ich mein Schärflein bring',
Und Euch zu Frau Cäcilia's Ehren
Ein heitres ſpitz'ges Liedchen ſing'.

Cäcilia! — Cäcilia! —
Du Schutzpatronin biſt uns nah,
O ſchenke deine Gnade mir,
Daß ich nur heut' nicht distonir'.

Chor.

Cäcilia! — Cäcilia! —
Du Schutzpatronin biſt uns nah,
Zu deiner Ehre gilt es hier,
O gib, daß Keiner distonir'.

Der Vorſänger.

2.

Du Herrliche haſt einſt erfunden
Das Gottentſtammte Orgelſpiel,
Ach, leider iſt ſie jetzt entſchwunden
Die Liebe zu dem edlen Styl.
Der guten Organiſten gehen
Mit jedem Jahre mehr zu Grab,
Nur Männer in den Höfen drehen
Darauf das »palpiti« herab.

Cäcilia! — Cäcilia!
O ſei mit deiner Hilf' uns nah'!
Mach, daß man Orgeln wieder ſchlagt,
Nicht dreht und auf dem Rücken tragt.

Chor.

Cäcilia! — Cäcilia!
O ſei mit deiner Hilf' uns nah'!

Mach', daß man Orgeln wieder ſchlagt,
Nicht dreht und auf dem Rücken tragt.

Der Vorſänger.

3.

Wer ſollte ſie nicht ehren, lieben,
Der Tonkunſt Tochter: Harmonie;
Doch leider wird ſie jetzt vertrieben
Von ihrem Kind, der Melodie.
In Süden wurd' es groß gezogen,
Ringsum mit Flittertand behängt;
Dem Kind iſt nun die Welt gewogen,
Und, ach, die Mutter wird verdrängt.

Cäcilia! — Cäcilia!
Die lang den Frevel ſchonend ſah;
Beſchütze doch die Harmonie,
Sonſt ſtirbt ſie durch die Melodie.

Chor.

Cäcilia! — Cäcilia!
Die lang den Frevel ſchonend ſah;
Beſchütze doch die Harmonie,
Sonſt ſtirbt ſie durch die Melodie.

Der Vorſänger.

4.

Die Sänger ſtraf', die Noten dudeln,
Die nicht geſetzt der Komponiſt,

Um nur auf einmal auszuſprudeln,
  All' ihren muſikal'ſchen Miſt;
Straf' alle Muſikdirektoren,
  Die ſolch Gegurgel permittirt,
Und Alle, welche ſinnverloren
  Derlei Raketen applaudirt.

Cäcilia! — Cäcilia!
Beſchütze das ut re mi fa,
Das beim Rouladen-Quodlibet
Kein Menſch zu ſingen mehr verſteht.

Chor.

Cäcilia! — Cäcilia!
Beſchütze das ut re mi fa,
Das beim Rouladen-Quodlibet
Kein Menſch zu ſingen mehr verſteht.

Der Vorſänger.

5.

Laß einen ſtarken Wind entſtehen,
  Und fort von den Clavieren all'
Die Variationen wehen,
  Die Stützen von dem Notenſchwall.
Send' deine Cherubime nieder,
  Daß, mit den Harfen in der Hand,
Sie ſingen einfach zarte Lieder,
  Verſcheuchen allen Flittertand.

Cäcilia! — Cäcilia!
Das Unrecht ſtrafe, das geſchah;
Verderben leerem Ohrendunſt,
Und Heil und Preis der echten Kunſt!

Chor.

Cäcilia! — Cäcilia!
Das Unrecht ſtrafe, das geſchah;
Verderben leerem Ohrendunſt,
Und Heil und Preis der echten Kunſt!

Der Vorſänger.

6.

Uns aber ſchenke deinen Segen,
Daß uns die Mode nicht ergreift,
Daß wir dem Schwindelgeiſt entgegen
Arbeiten bis das Beſſ're reift;
Daß wir die Wahrheit höher achten,
Als lauten Beifalls ſchnöden Lohn,
Und nur nach jenem Kranze trachten,
Der hängt an deinem Strahlenthron.

Cäcilia! — Cäcilia!
Dir töne unſer Gloria!
Was auch die Finſterniß vermag,
Mit deiner Hilfe ſiegt der Tag.

Chor.

Cäcilia! — Cäcilia!
Dir töne unſer Gloria!

Was auch die Finſterniß vermag,
Mit deiner Hilfe ſiegt der Tag.

Der troſtloſe Witwer.

O Jammer und o Noth!
Mein gutes Weib iſt todt.
Sie trug mich auf den Händen;
Will meine Ehr' verpfänden,
Daß ich, wie meine Adelinde,
Im Leben keine wieder finde.
Ihr zweifelt d'ran? Ihr ſollt's ſchon ſehn,
Gleich morgen will ich ſuchen geh'n.

Vertheilung des Reichthums.

Endlich hat der Gott des Reichthums
Sich entſchloſſen, ſeine Gaben
Nur den Weiſen und den Guten
Nach Verdienſte zuzuwenden;
Doch die Boten, die er ſandte,
Weiß der Henker wo ſie weilen;
Denn bis zu dem heut'gen Tage
Iſt von den Packeten allen
Keins gelangt an ſeine Aufſchrift.

An ein ſchönes Kammermädchen.

Fortuna that dir unrecht, Kind,
Daß ſie nicht beſſer dir geſinnt
Gedreht dein Glückesrädchen;
Doch tröſte dich, was auch geſchah,
Und denk', die Grazien waren ja
Auch Venus Kammermädchen.

Das ſteinerne Geld.

(Ballade.)

I.

Die Burg Bajmots.

Ein großes Felſenhaus,
Das ſchaut in's Land hinaus,
Als wollt' es höhnend fragen:
„Wer will an mich ſich wagen?
Der Himmel nur kann mich ſpalten,
Sonſt werd' ich ewig halten,
Euch Würmern dort unten im Staube
Euch werd' ich nimmer zum Raube.

Hab' mein Antlitz zur Wolke gekehrt,
Draus der flammende Blitz niederfährt.
Wo das ewige Feuer in Guß
Das Erz bringt, da wurzelt mein Fuß;

Meine kräftigen Arme beſpült
Ein Fluß, der ſie nimmer durchwühlt,
Und ein ſchwarzer Wald, dicht belaubt,
Prangt als Federn auf meinem Haupt.

Der gewaltigſten Männer Zier:
Peter Pocky, der hauſet in mir,
Sein Blick iſt ein Flammenſtrahl,
Sein Schwert ein nie fehlender Stahl,
Sein Wort ein vergifteter Pfeil,
Sein Zorn ein Donnerkeil,
Sein Herz ein eherner Schrein,
Drin ſchließt er die Habſucht ein.

Drum mag ich kecklich fragen?
Wer will an mich ſich wagen?
Mich zwingt keine Menſchenhand,
Wohl aber ſchaut in das Land
Hinaus von dem Thurme mein Held
Auf die Würmerneſter der Welt,
Die er alle bas erſchreckt,
Wenn er nur ſeinen Finger ausſtreckt.“

II.

Die Heilquelle.

„Warum zieht ihr herbei
Zum Sitz der Tyrannei?
Du Mann auf den Krücken
Mit flehenden Blicken?

Du alte Blinde
Um's Auge die Binde?
Du Armer, für den die Lerche nicht ſingt,
Für den die Schöpfung nur leuchtet, nicht klingt?
Ihr ſucht doch in Satans Armen
Nicht Hilf' und Erbarmen?“

„„Wir zieh'n heran mit gläubigem Muth,
Wir ſchau'n nicht empor
Zu jenem eiſernen Thor,
Das nur den böſen Geſellen
Sich öffnet, wenn ſie dort ſchellen.
Von oben kommt hier kein Segen,
Von Unten kommt er entgegen;
Wir ſuchen in Gottes Armen
Hier Hilf' und Erbarmen.

Es ſpringt ein Quell,
So rein und hell,
Im Dunkel aus mooſ'gem Geſtein,
Der lindert und kühlt
Das Weh, das man fühlt,
Gott legte die Heilkraft hinein.

Warm ſprudelt er
Und ſchäumend her,
Und ladet zum Trank und zum Bade,
Und wer ihn genießt,
Deß Mark durchfließt
Heilbringend die göttliche Gnade.““

Und es ſetzten an der Quelle Rand
Sich die Armen froher Hoffnung nieder,
Schlürften heil'ges Naß aus hohler Hand,
Sanft erwärmend ſtrömt's durch ihre Glieder.

Und nachdem ſie, was der Himmel gab,
Mit Vertrauen und mit Dank genoſſen,
Warfen Viele von ſich ihren Stab,
Neues Leben hatte ſie durchfloſſen;

Kehrten in die Hütten dann zurück
Und wer den Geneſ'nen kam entgegen,
Dem verkündeten ſie laut ihr Glück
Und der Wunderquelle Nutz' und Segen.

III.

Das Eiſengitter.

Der Pocky aber ſah's mit Zorn,
Und ſeine ſchwarzen Augen blickten
Zermalmend hin auf die Beglückten,
Die ſich erquickten
An jenem gnadenvollen Born.

Er ſchrie: „Seid ihr dem Waſſer hold,
Und wollt ihr's trinken? — Meines iſt es,
Aus meinem feſten Felſen fließt es,
Wohlan! ihr müßt es
Bezahlen mir mit blankem Gold!

Meint das Geſindel nicht es kann
Herzieh'n zu mir von beiden Polen,
Hier Leben und Geſundheit holen,
Und ganz verſtohlen
Sich wieder fortbegeben dann?

Ob ſolch' ein Hund ſieht oder nicht
Und ob ihm klingen ſanfte Töne,
Iſt Eins; für ihre edlern Söhne
Schuf nur das Schöne
Natur, und nicht für ſolchen Wicht.

Der's Leben ganz genießen kann,
Nur dem iſt's eine theure Gabe,
Der Arme ſchleich' an ſeinem Stabe
Hin zu dem Grabe
Und juble, daß er Ruh gewann.

Drum wer das Wunderwaſſer zahlt,
Der mag ſich laben am Genuſſe,
Der Arme bad' mit krummem Fuße
Im nächſten Fluſſe,
Denn naß iſt naß, warm oder kalt![*]

Und einen Meiſter ſandt' er aus,
Der muß, die Quelle zu bewachen,
Ein hohes Eiſengitter machen;
Mit Satanslachen
Sah Pocky auf dieß Werk hinaus.

Und viele Arme zogen her,
Und ſahen hinter Eiſenſtäben
So nah die Hilfe für ihr Leben;
Doch Gold zu geben
Vermochten leider ſie nicht mehr.

Verzichten mußten ſie darauf;
Doch zeichnete ihr ſchmerzlich Stöhnen,
Nach Linderung ihr banges Sehnen
Und ihre Thränen
Der ewige Vergelter auf.

IV.

Der Fluch.

Am Stabe kam geſchritten
Ein armer blinder Mann,
Der flehte, daß ihm werde
Das Gitter aufgethan.

„Ein Engel hatt' Erbarmniß,“
Sprach er, — „mit meiner Nacht;“
Er rief: „„Geh hin nach Bajmots,
Der Quell dich ſehend macht.““

„Daheim hab' ich fünf Kinder,
Die quälen mich um Brot,
Und ich kann keins erwerben,
Erbarmt Euch meiner Noth!“

Volle blinkende Becher ſtehen
Eben vor Pecky, da er dieß hört,
Und er tritt an das Fenſter zu ſehen,
Welch Gewinſel beim Wein' ihn ſtört.

„„Kannſt du kein Gold meinem Wächter geben,““
Alſo ruft er donnernd hinab, —
„„Magſt du dich wieder von dannen heben!
Oder ſchütteln am Eiſenſtab!““

Da kniet der Blinde nieder,
Im Auge glänzt ihm hell
Des Unglücks Wort: die Thräne,
Er ruft: „Laß mich zum Quell!

Mein und der Meinen Leben
Hängt ab, o Herr! von dir,
Was Ihr den Armen thuet,
Sprach Chriſt, das thut ihr mir.

Ein Tropfen, den du reicheſt
Mir aus der Quelle dein,
Wird dir ein Quell des Troſtes
Im Todeskampfe ſeyn.“

„„Narr! was ſprichſt du vom Tode? dem Leben
Bleibt der Pecky lange noch hold,
Daß er's genießen kann müſſet ihr geben,
Elende Sclaven! ihm all euer Gold.““

Und zum Wächter, der ſchon voll Erbarmen
Leget die Hand an das Eiſenſchloß,
Donnert er: „„Wenn er nicht zahlt und nicht gehet
Hetzet auf ihn eure Hunde los!““

Jetzt erhebt der Blinde
Schnell ſich ohne Mühen,
Ihm entfällt die Binde;
In dem Antlitz glühen
Augen ihm gleich Flammen,
Daß, wer in ſie blicket,
Schauern muß zuſammen.
Goldner Schimmer ſtrahlt
Um die Silberhaare,
Kein Gewicht der Jahre
Drückt mehr die Geſtalt,
Von der Erd' aufſchwebend
Und den Arm erhebend,
So ſein Wort die Luft durchdringt,
Daß es wie rollender Donner klingt:

„Verruchter Frevler! jetzo fiel dein Los,
Nicht länger wirſt du Hohn der Menſchheit ſprechen,
Des Himmels Langmuth iſt unendlich groß,
Doch noch viel größer, Menſch, iſt dein Verbrechen,
Zu End' iſt deine Herrlichkeit und Macht,
Und wie bei dir die Armen
Gefunden kein Erbarmen,
So find' auch du keins in der Leiden Nacht;

Fluch deinem harten Herzen!
Das mit der Noth konnte ſcherzen,
Fluch deinem Kopf, der nur ſann,
Was dir Schätze gewann!
Fluch deinem Arm, der den himmliſchen Segen
Wagt unter Schloß und Riegel zu legen!
Fluch deiner Zung', die mit hartem Wort
Wies vom Labſal die Schmachtenden fort!
Fluch deinem Ohre, das Jammergeſchrei
Hören konnte und taub blieb dabei!
Fluch deinem Auge, das Thränen ſah fließen,
Ohne ein Thränlein dabei zu vergießen:
Fluch, Satan dir! mit dem Menſchengeſicht,
Jetzo erdrückt dich der Laſter Gewicht!

Reich wähnſt du zu ſeyn?
Du biſt es nicht mehr,
Schließ' auf deinen Schrein,
Du findeſt ihn leer!
Feſt wähnſt du zu ſeyn?
Du biſt es nicht mehr,
Bald ſinket in Schutt
Dein Felſenneſt ein!
Stark wähnſt du zu ſeyn?
Und haſt dir erlaubt
Geſellen zu dingen,
Die Dolche zu ſchwingen
Selbſt über des Königs geſalbtes Haupt,
Sie kehren nicht wieder,

Und dein Haupt fällt nieder
Am Rabenſtein!«

V.

Erfüllung.

Alſo hatte die Geſtalt
Mit dem Donnerwort geſprochen,
Und jetzt ſchwand ſie aus den Blicken
Des ergrimmten Ritters, welcher
Staunte, doch nicht zitterte.
Eben zog zum höhn'ſchen Lachen
Er den Mund ob dieſer Drohung,
Horch! da kracht's, das Eiſengitter
Stürzt, gleich morſchem Holz, zuſammen,
Unterirdiſches Getöſe
Schallte fürchterlich, die Quelle
Gohr und ſott und ziſcht' und brauſte
Und in einem mächt'gen Strahle
Schoß ſie gäh empor zum Himmel
Und der Fels, dem ſie entfloſſen,
Stürzte ein, es gähnt' ein Abgrund
Den erſtarrten Pocky an. —

Der Ritter aber erbebte nicht:
»»Ich ſtehe,«« rief er: — »»wenn Alles auch bricht,
Ich trotze jeder ird'ſchen Gefahr,
Ich trotze den himmliſchen Mächten ſogar.««

Still wird's rings umher,
Es breitet die Nacht den dunklen Flor,
Da tönen dumpf und ſchwer
Drei Schläge an des Schloſſes Thor:
„Peter Pocky! wir klagen dich an,
Daß du gewandelt des Laſters Bahn,
Mörder von dir ſind gedungen worden
Um deinen König und Herrn zu ermorden,
Bei dem morgigen Tageslicht
Erſchein' in Ofen vor freiem Gericht,
Erſcheinſt du nicht und vertheidigſt dich nicht,
So ſteht dir kein ehrlicher Mann mehr bei
Wir geben in Acht dich und vogelfrei!“

Der Ritter aber erbebte nicht:
„„Ich ſtehe,““ rief er, „„wenn Alles auch bricht,
Wer will es wagen mit Pocky zu rechten,
Der trotzet der Welt und den himmliſchen Mächten?““

Und in Eil' am nächſten Morgen
Rüſtet er ſich zum Streit,
Nimmt die anvertrauten Söldner
Sich in Pflicht und Eid,
Viele geblendet vom reichen Solde,
Den er verſpricht in glänzendem Golde,
Zieh'n in Bajmots ein,
Und nachdem ſie da ſich verſammelt,
Werden die Thore des Schloſſes verrammelt,
Und der Pocky beim Wein

Lacht der Drohung und dünkt ſich feſt
Hier auf ſeinem Felſenneſt.

Trompeten ſchallen,
Kriegstöne hallen,
Lanzen ſchimmern,
Helme flimmern,
Fahnen wehen
Auf den Höhen,
Und im Thal
Allzumal
Rings um's Schloß. —
Zwei Monden vergehen,
Die Noth iſt groß;
Die Söldnerſchar
Sieht die Gefahr,
Sie murren und wanken;
Da ſuchet mit blanken
Goldſtücken Pocky zu kaufen ihr Blut
Und neu zu beleben den ſinkenden Muth.
Er eilt zu ſeinen Schätzen,
Eröffnet jetzt den Schrein,
Wer malet ſein Entſetzen
Das Gold iſt — Stein
Wie eh — ſo groß, ſo klein,
Doch alles grau von Farbe
Und Alles — Alles Stein.

Und Pocky bebte zum erſtenmal jetzt,
Es ſträubt' empor ſich ſein Haar,
Sein trockenes Auge ſogar
Mit Thränen der Angſt und des Grimmes ſich netzt.

„Wen führt man dort zur Richtſtatt hin?
Es gafft nach ihm die Menge,
Doch Keiner aus dem Gedränge
Bedauert oder beweinet ihn?“

„„Der Pocky iſt's, der an Gott nicht geglaubt,
Und nur gelebt für die Sünde,
Jetzt trennet der Henker vom Rumpfe ſein Haupt,
Und man ſtreut ſeine Aſch' in die Winde.

Ein Engel erſchien ihm in Bettlerkleid,
Den ließ er zum Quell nicht gelangen,
Der hat ihm ſein Schickſal ſo prophezeit,
Wie's heut' in Erfüllung gegangen.

O mög ihm der Himmel den Troſt dort verleih'n,
Den er Armen, die hier zu ihm kamen,
Verſagte, und mög' er ihm gnädig ſeyn,
Ob er hier gleich nicht gnädig war. Amen.““

Jenen Schlund' der ſtatt der Quelle,
Bei dem Schloſſe Bajmots gähnte,

Ließ man mit den Steinen füllen,
Die darin ſich ſtatt des Goldes
In ſehr großer Menge fanden,
Jahre lange blieb die Quelle
In des Berges Schooß verborgen,
Bis ſie, (als ein neuer Ritter,
Den die Armen Vater nannten,
In dem Schloſſe Bajmots hauſte:)
Einen neuen Weg ſich ſprengte
Nah am alten, draus noch immer
Sie zum Heile der Bedrängten
Warm, und Jedem offen, quillt.

Manchmal hebt ein Landmann, welcher
An dem Quell vorübergehet,
Von den flachen runden Steinen,
Die in Meng' umher dort liegen,
Einen auf, zeigt ihn dem Fremden,
Und erzählet, daß die Steine
Einſtens goldne Münzen waren,
Und vertraut ganz leiſe ihm,
Und ſich kreuzend, die Geſchichte
Von dem böſen Peter Pocky.

Der ſchlafende Amor.

Ich trat zu einem Blumenhügel,
Da ſchlummerte ganz feſt

Ein kleines holdes Kind mit Flügel
Bei einem Sperlingsneſt.

Zwar Köcher und auch Pfeile lagen
Zu ſeinen Füßen da;
Doch konnt' ich vor den Waffen zagen,
Da ich den Holden ſah?

Dieß Kind, entlaufen kaum der Wiege,
Kennt noch die Bosheit nicht,
Der reinſten Unſchuld ſanfte Züge
Trägt es im Angeſicht.

Der Fuß kann noch kein Blümlein knicken,
Und dieſe zarte Hand
Noch keinen Pfeil vom Bogen drücken,
Die ſtets nur Kränze wand.

Ich nahe mich ohn' alles Bangen,
Ich weck' ihn liebevoll,
Denn die Natur ſcheint zu verlangen,
Daß er nicht ſchlafen ſoll;

Die ſanften lauen Frühlingsweſte
Durchſäuſeln ihm das Haar,
Ihn koſend beugen ſich die Äſte,
Ihn ruft der Vögel Schar.

Das bunte Chor der Schmetterlinge
Summt über ihn dahin,

Ihm kühlt die Wang' mit zarter Schwinge
Ein Täubchen, küſſend ihn.

Auf kleiner Schläfer! auf, erwache!
Er regt ſich — blickt voll Scherz
Mich an — ergreift den Pfeil — droht Rache —
Er ſchießt — o weh! — mein Herz! —

Verwundet von des Buben Pfeilen
Lacht er mit bitterm Hohn,
Zeigt mir den Arzt, der könnte heilen,
Und fliegt mit ihm davon.

Seitdem drückt Sehnſucht mir und Kummer
Das Herz mit Bleigewicht. —
Trefft ihr das böſe Kind im Schlummer
Entflieht — und weckt es nicht.

Urſache des Weinwäſſerns.

Daß Bacchus verliebt in Cytheren war,
Daraus iſt viel Übel hervorgegangen,
Seitdem hat den Wein ſeiner Jünger Schar
Mit Waſſer zu miſchen auch angefangen.
Ob Zeus auch Cytheren viel Reize verlieh,
Das blitzende Auge, den Buſen, den vollen,
Es hätte der Gott des Weines doch nie
Die Tochter der Waſſer liebkoſen ſollen.

Lebensklugheit.

Die Lebensklugheit iſt
Gar eine gute Sache,
Doch fodert ſie viel Liſt
Und eine eigne Sprache;
Spricht man zu ſpät, zu früh,
Wird man das Maul verbrennen,
Vor allem muß man *nie*
Das Kind beim Namen nennen.

Wenn ihr ein Weibchen ſeht,
Das nützet ſeine Waffen,
Die ſchönen Augen dreht
Auf junge Herrn zu gaffen;
Das immer Bande flicht,
Die immer wieder reißen,
Müßt ihr *kokett* ſie nicht —
Ihr müßt ſie *lebhaft* heißen.

Dort hält ein Mann ſein Geld,
Wie Andre ihre Tauben;
Seht, wie er's überzählt,
Man kann kein Stück ihm rauben,
Fliegt *ein* Dukaten fort,
Muß *zwei* er wieder bringen.
Der *Wuch'rer!* — laßt dieß Wort,
Genau wird beſſer klingen.

Wenn Einer albern ſpricht
  Und alberner noch handelt,
Und dennoch ſolch ein Wicht
  Die Bahn des Glückes wandelt,
Wenn noch ſo dumm er ſcheint,
  Nenn' ihn doch keinen Gimpel,
Auch keinen Eſel, Freund!
  Nenn' ihn: natürlich — ſimpel.

Vom Arroganten lob',
  Er müſſe ſelbſt ſich kennen;
Iſt einer derb und grob,
  Magſt ihn aufrichtig nennen;
Als Epigrammatiſt
  Muß der Verleumder gelten;
Den, der Verſchwender iſt,
  Mußt du freigebig ſchelten.

Naturpoeten heiß'
  Die ſchlechte Reime machen,
Erfahren nenn' den Greis,
  Beſcheiden nenn' den Flachen;
Lob' deſſen Bonhomie,
  Der ſtets mit Weibern dahlet,
Und Jenen heiß Genie,
  Der borget und nicht zahlet.

Wirſt als Politikus
  Dich alſo ſtets gebärden,

So wird, mein Freund! und muß
Der Lohn dafür dir werden.
Doch Alles dieſes kann
Allein beim Reichen gelten,
Jedoch den armen Mann
Magſt nach Belieben ſchelten.

Der unglückliche Tag.

Es gibt ſo manche Tag' im Leben
Wo nichts ſich fügt und ſchickt,
Wo alle Ding' uns widerſtreben
Und alles uns mißglückt;
So ging es geſtern mir verflucht
Durch vier und zwanzig Stunden,
Ich habe überall geſucht,
Und nirgend was gefunden.

Mein Diener brachte die Journale
Recht früh zum Bette mir,
Ich leſe ſie mit jedem Male
Mit ſtärkerer Begier,
Mit Recht erwartet' ich mir heut,
Die intereſſant'ſten Kunden;
Doch fruchtlos opfert' ich die Zeit,
Und habe nichts gefunden.

Als ich dann in die Börſe blickte,
Ob ſie noch reiche heut,

Der Anblick mich nicht ſehr entzückte,
Es war zum Füllen Zeit;
Da hab' ich denn im ganzen Haus
Die Beutel aufgebunden,
Auch ſucht' ich alle Laden aus
Und habe nichts gefunden.

Das Wetter war recht ſehr ergötzlich,
Ich kleide mich, ſpazier'
Gaß' auf, Gaß' ab, und ſehe plötzlich
Die hohe Schul vor mir; —
Vielleicht, ſo dacht' ich mir, zerſtreut
Dich Kluges ein'ge Stunden?
Sucht' alſo dort Gelehrſamkeit —
Und habe nichts gefunden.

Der Mittag kam herbei indeſſen;
Ich pfleg' am Donnerstag
Bei einem guten Freund zu eſſen,
Der wohl mich leiden mag,
Schon freut' ich mich, ich weiß man ſpeiſt
Dort Sachen, die mir munden,
Doch dießmal war der Freund verreiſt,
Hab' alſo nichts gefunden.

Nachher erzählt man mir — verſchworen
Gen mich der Himmel ſcheint —
Es habe den Verſtand verloren
Ein Dichterling, mein Freund;

Auch ſei ein Kleinod ſeltner Art
Heut meiner Magd verſchwunden,
Kann ſeyn, daß ſie's nicht gut verwahrt,
Ich habe nichts gefunden.

In drei Theater, die wir haben,
Ging ich mich zu zerſtreu'n,
In einem wollt' ich an den Gaben
Des Jokus mich erfreu'n,
Im zweiten ſucht' ich ſo ein Stück
Voll Qual und Angſt und Wunden,
Im dritten herrliche Muſik. —
Und kein's hab' ich gefunden.

Gebeuget von des Tages Wehen
Dacht' ich: der Abend ſoll
Dir endlich angenehm vergehen,
Und ging von Liebe voll
Zum Liebchen; — ſie verhoffte mich
Wohl erſt nach ein'gen Stunden:
Ich trete ein — und hier hab' ich —
Ach leider! — wen gefunden.

Zündbare Materie.

Das Licht der Vernunft iſt ein ſeltſames Licht,
In Köpfen, wo Stroh iſt, da brennt's eben nicht.

Die Hoſtie.

(Legende.)

Es hatt' eine arme Frau einen Baum,
Der wollt' ihr nicht Früchte tragen,
Und ließ eine Blüthe ſich ſchauen kaum,
So thätens die Bienen zernagen;
Es hatte in ihrer gewaltigen Noth
Die Arme kein Birnlein und auch kein Brot.

Und als ſie dannen zur Oſterzeit
Zur heiligen Beicht' war gegangen,
Und hatte in Demuth und Frömmigkeit
Den Leib des Herrn empfangen,
Da fiel ihr alsbald ein Mittel ein,
Das könnte von ihrer Noth ſie befrei'n.

„Du wirſt, o mein Jeſus!“ — ſie zitternd ſprach, —
„Mir die ſchwere Sünde vergeben,
Bei mir gehſt du ein in ein unwürdig Dach,
Will beſſere Wohnung dir geben!“
Und ſie nahm die Hoſtie wieder heraus,
Legt ſie in's Gebetbuch und trägt ſie nach Haus.

Und legt ſie dort auf den Birnenbaum,
Auf den oberſten von den Zweigen,
Der, als die Bäurin hinzutritt kaum,
Sich ſchon ihr entgegen thut neigen,

Spricht noch ein Gebetlein zur Hoſtie hinauf
Und geht getröſtet zur Ruhe darauf.

Zur Nachtzeit hört ihr kleines Kind
  Eine ſanfte Muſik erklingen,
Still ſteht es auf, tritt zum Fenſter geſchwind
  Zu ſchau'n, wer ſo ſchön thäte ſingen
Und ſieht, — es glaubt ſeinen Augen kaum, —
Gar herrlich erleuchtet den alten Baum.

Von allen Seiten kamen daher
  Viel Bienen emſig gezogen,
Die des Baumes Gipfel die Kreuz und Quer
  In frohem Gewirre umflogen;
Und ſangen dabei mit dem Honigmund
So lieblich, ſo ſchön in der Mitternachtſtund'.

Und als die ſingenden Bienlein ſind
  Die zweite Nacht wieder gekommen,
Da lauft der Bube zum Pfarrer geſchwind
  Und erzählt ihm was er vernommen:
Der geht mit ihm nach Hauſe drauf
Und ſteigt, zu ſchau'n, auf den Baum hinauf.

Und ſieh — auf den zarteſten Zweigelein,
  Hoch oben im herrlichſten Glanze,
Erblickt er von Wachs, weiß, blendend und rein,
  Auf dem Baume eine Monſtranze,
Und in der Monſtranze die Hoſtie war
Umſchwirrt von der ſingenden Bienenſchaar.

Die hatten dem Heiland gar zierlich und fein
  Ein himmliſches Häuslein gebauet.
Der Pfarrer ſinkt auf die Knie ſein,
  Und betend zur Höhe ſchauet,
Dann trägt er die Monſtranze fort,
Verwahrt ſie an einem heiligen Ort.

Dieß Wunder erſchallet im Lande kaum,
  Alsbald die Blinden und Tauben
Wallfahrten zu dieſem Birnenbaum,
  Und holen da Muth ſich und Glauben.
Der armen Frau war das Glücke hold;
Man zahlt ihr ein Birnlein mit vielem Gold.

Galanterien dem ſchönen Geſchlechte gewidmet.

1.

Zwei Küſſe.

Neulich wollt es mir endlich glücken,
Daß mir Louiſe zwei Küſſe gegeben.
Einer tödtete mich vor Entzücken,
Der andere brachte mich wieder zum Leben.

2.

An Friderike.

Wie mir geſchieht, wenn ich dich ſehe,
So ward im Leben mir noch nie;

Die Zeit gewinnt Flügel in deiner Nähe,
Und die Liebe verlieret ſie.

3.

Einäugige Mutter und einäugiges Söhnlein.

O gib, du ſchöner Knabe,
Dein Aug' der Mutter dein;
Dann wird ſie Venus werden,
Und du wirſt Amor ſeyn.

4.

An Helene.

O ſchwöre mir nur, ſchwöre, ſchwöre,
Daß mir allein dein Herz gehöre.
Nicht etwa darum weil ich baue
Auf ſolchen Schwur und ihm vertraue:
Nein! weil ich ihn ſo gerne höre.

5.

Der galante Säufer.

Die Frau.

Schon wieder betrunken! wer kann's ertragen?
Greift denn die Vernunft bei dir niemals Platz

Der Mann.

Das thu' ich aus Liebe, muß ich dir ſagen:
Weil ich dich dann doppelt ſehe, mein Schatz!

6.

An Marie.

Du grollſt, daß ich dir auf den Fuß
Nachfolge, liebes Schätzchen:
Mißgönnſt du alſo mir ſogar
Das kleinſte aller Plätzchen?

7.

Drei Göttinnen in Einer.

Ich ſchwanke noch, ſoll ich dich Göttliche,
Als Juno, Pallas oder Venus ehren. —
An Majeſtät gleichſt du der Juno ganz,
Pallas an Geiſt, und lächelſt du, Cytheren.

8.

An Marie.

Da Gott dir doppelt Reitze hat gegeben,
Warum gab er mir armen Mann
Nicht auch ein doppelt Leben,
Damit ich alle ganz genießen kann.

Traum und Hoffnung.

Der Traum oft im Schlummer als Hoffnung uns lacht,
Die Hoffnung iſt auch ein Traum deſſen, der wacht.

Der undankbare Knabe.

Es zog ein Ritter durch das Land,
Ein Knäblein führt' er an ſeiner Hand,
Ein zartes ſüßes Bübchen,
Mit grauſem blondgelockten Haar,
Und in dem roſigen Wangenpaar
Zwei kleine Schelmengrübchen.

Der Knabe zerrt' und zog ihn herum,
Der Ritter litt' es geduldig und ſtumm,
Und lief ihm der Zorn einmal über,
So zeigt ihm der Bube ein Mägdleinbild,
Deß Anblick machte den Ritter gleich mild,
Und hatte den Buben noch lieber.

Und als ſie zogen durch einen Wald.
Da trat eine hohe Frauengeſtalt
Zu ihnen voll Anmuth und Würde.
Sie trug ein ſternenbeſätes Gewand
Und eine gold'ne Poſaun' in der Hand,
Um's Haupt den Lorbeer zur Zierde.

Sie ſchaut den Buben unwillig an;
Doch freundlich ſpricht ſie zum Rittersmann,
Als tönt' es von tauſend Zungen:
„Du armer Verblendeter dauerſt mich,
Nur dann warten Ruh' und Lohn auf dich,
Machſt du dich los von dem Jungen.

„Dein Leben ſchleichet thatenlos hin,
Um einem Mägdelein nachzuziehn,
Doch nicht deine Jugend vergeude!
Du reiteſt nicht mehr in die Schranken ein,
Singſt lieber ein Liedel beim Mondenſchein
Und es roſtet dein Schwert in der Scheide.

„Ermanne dich, Starker! das Mägdlein vergiß,
Die Laute wirf von dir, ergreife den Spieß,
Und ſuche die Pfade der Ehre;
Ich leite darauf dich an meiner Hand,
Ich trag' deinen Ruhm durch das ganze Land,
Bald biſt du der Erſte im Heere.“

Und wie ſie geſprochen, da ward es licht
Und lichter im Wald', um den Ritter dicht
Erſchien der Ritterſchaft Zierde;
Man kämpfte, daß ringsum klirrte das Erz,
Der Held erwarmte, es pocht' ihm das Herz
Vor Kampfluſt und Ruhmesbegierde.

Sich ſelber erblickt' er auch in der Reih';
Er kämpfte inmitten ein grimmer Leu.
Vor ſeinen gewaltigen Streichen
Die Einen ſtürzten zu Boden hin,
Die Andern ſah er erſchrocken fliehn,
Den Reſt ſich ehrfurchtsvoll neigen.

Und jetzo das Weib die Poſaun' ergriff:
Nach beiden Polen der Erde rief
Sie ſchallend den Namen des Siegers,
Der ſeine Gegner und ſich bekämpft,
Der Liebe Flamm' im Buſen gedämpft. —
Zurück ſcholl der Ruhm dieſes Kriegers.

Da drückte der Bube ſich lächelnd an ihn
Und zeigte des Mägdleins Bildniß ihm hin,
Und der Ritter war überwunden.
Er drückt' einen Kuß auf das theure Bild,
Verfluchte den Spuck, der zurück ihn hielt
Und alles um ihn — war verſchwunden.

Neu hoffend zog er weiter durch's Land
An des ungezogenen Buben Hand,
Der ihm jeden Morgen verſprochen:
Heut Abends ſoll' er das Urbild ſehn.
Und, — ohngeachtet des Ritters Flehn —
Sein Wort wieder täglich gebrochen.

Der Regen in Strömen vom Himmel ſchoß;
Sie hielten an einem erleuchteten Schloß.
Der Ritter vermeint hier zu weilen;
Der Bube verweigert's und zieht ihn mit fort:
»Nicht wage dich an den verführenden Ort,
Laß lieber das Ziel uns ereilen.«

Da öffnete plötzlich das Thor ſich der Burg.
Es zog geſchmückte Dienerſchaft durch
  Gerade zu auf den Ritter,
Sie nöthigten ihn zur Pforte hinein,
Faſt träumend zog er mit ihnen ein,
  Geblendet von Pracht und von Flitter.

Im Schloß nahmen goldne Gemächer ihn auf,
Ein ſeltſam Weſen erſchien ihm hierauf
  Auf einem purpurnen Throne;
Es trug' ein diamantnes Gewand,
Ein Füllhorn hielt es in einer Hand
  Und in der andern die Krone.

Und alſo redet den Ritter es an:
„Was Meer und Erde nur zollen kann
  An Gold und an Edelgeſteinen,
Was der keckſte Wunſch nur begehren mag,
Was die Nacht verbirgt, und beleuchtet der Tag,
  Das Alles zähl' zu dem Deinen!

„Zu all' dieſem Reichthum, zu all' dieſer Pracht
Verleih' ich dir auch noch die höchſte Macht;
  Ich ſelber ſteige vom Throne,
Und reiche dir überglücklichem Mann,
Der Alles, was er dann will, auch kann,
  Sogar meine Weltenkrone.

„Nur Eines, Jüngling, fodr' ich dafür,
(So große Gunſt verdient Dank) von dir:
Verlaß den elenden Knaben,
Der unbarmherzig mit dir nur ſpielt,
Vergiß das Mägdlein und auch ihr Bild,
Statt Liebe ſoll Reichthum dich laben."

Der Ritter ſteht ſtaunend, da blicket beim Schein
Des Mondlichts der Bube zum Fenſter herein,
Das Mägdleinbild hält er in Händen;
„Behaltet die Schätze!" der Ritter ſpricht,
„Das Kind und das Mägdlein laß ich nicht,
Mein Herz wird ſich nimmermehr wenden."

Er ſprach's, und Herrlichkeit, Mann und Schloß
Sogleich vor ſeinen Blicken zerfloß,
Der Mond ſtrahlt über ihm heiter,
Der Bube hing wieder an ſeinem Arm,
Und zog in der Abendluft, mild und warm,
Den ſehnſüchtig Liebenden weiter.

Nicht lange, ſo hörten ſie ein Geſchrei.
Sie eilten ihm zu, ſah'n der Räuber drei,
Die hatten, — bedecket mit Wunden, —
Gar einen ſtattlichen Rittersmann,
Der den tapferſten Widerſtand hatte gethan,
An einen Baumſtamm gebunden.

Der Ritter blickt ihm in's Auge kaum,
So ſtaunt er, glaubend, es äff' ihn ein Traum,
  Sein Freund war's: Johann von der Malten,
Der einſt in der frühesten Jugendzeit,
Bei einem hitzigen Knabenſtreit
  Ihm hatte das Leben erhalten.

Der Ritter reißt aus der Scheide ſein Schwert,
Den Freund zu befrei'n; doch der Knabe wehrt
  Ihm ab, und zeigt ihm zur Rechten
Zwei andere Räuber, die ſchleppten dort
Ein ſchreiend Mägdelein mit ſich fort:
  „Das iſt deine Lieb, dort ſollſt fechten!“

„Dich Freund rette Gott, ich kann es nicht,
Mich rufet dorthin die höhere Pflicht;“
  So ſprach der Ritter, und eilte
Vom Freunde fort dem Mägdelein zu,
Da ſchwanden Freund und Räuber im Nu —
  Und nur das Mägdelein weilte.

Der Ritter ſieht ihr in's Antlitz ſo hold,
Die Wangen wie Roſen, die Locken wie Gold,
  Sie iſt's, der ſein Herz ſich ergeben;
Er ſinkt an ihre hochklopfende Bruſt
Und iſt vor Entzücken ſein ſelbſt nicht bewußt,
  Der Bube ſtand lächelnd daneben.

Und in des Mägdeleins Schloß zieh'n ſie ein.
Der Prieſter ſchließet den ew'gen Verein;
Und als ſie dann aus der Kapelle
Wohl in den Prunkſaal kamen zurück,
Da ſuchte den Buben des Ritters Blick; —
Doch dieſer war nicht mehr zur Stelle.

Und mit dem Knaben ſein Glück auch ſchwand.
Das Mägdlein er jetzo ganz anders fand,
Die Züge, die er im Bilde
Anbetete, ſchienen verändert ſehr,
Und für das Urbild empfand er nicht mehr,
Was einſt für das Abbild er fühlte.

Da ſchlich er in ſich verſchloſſen und ſtumm
Wohl in den Gemächern des Schloſſes herum,
Fing an ſelbſt ſein Leben zu haſſen.
Er fluchte dem Schändlichen, welchem er Macht,
Ruhm, Reichthum und Freundſchaft zum Opfer gebracht,
Und der ihn undankbar verlaſſen.

Und einſt zur Stunde der Mitternacht,
Die der Ritter kummervoll hingebracht,
Ließ ein lichtes Wölkchen ſich nieder,
Und boshaft lächelnd der Knabe darin,
Begabt mit Köcher und Pfeilen erſchien,
Und mit einem leichten Gefieder.

„Laß fahren den Unmuth, o Rittersmann!
Und trage, was man nicht ändern kann,
Mich darfſt darob du nicht haſſen.
Verlangen, — *Beſitzen* iſt zweierlei:
Ich bleibe nur dem Begehrenden treu,
Den Genießenden muß ich verlaſſen.“

An einen Arzt, der Jemanden zum Duell forderte.

Du foderſt ihn zum Zweigefecht
Und willſt mit ſeinem Blut die Erde röthen?
Freund! auf *Geſunde* hat der Arzt kein Recht,
Er darf ja nur die *Kranken* tödten.

Ärztliche Hülfe.

Der Knecht.

Herr Doktor kommen Sie, der Sohn
Des Schmieds liegt krank am Schlagesfluß,
Er ſelbſt ſagt daß er ſterben muß,
Daß nichts mehr hilft.

Der Arzt.

Ich komme ſchon.

Amors Teſtament.

Gott Amor war dem Sterben nah,
Sonſt konnt' er über's Ende lachen,
Doch als den Tod er vor ſich ſah,
Wollt' er mit allen ſeinen Sachen
Doch früher Richtigkeit noch machen.
Den Himmelsadvokaten ließ
Er zu ſich an ſein Lager kommen,
Und ſagt' ihm in die Feder dieß
Mit ſchwacher Stimm' und ſehr beklommen.

„Zwar lebet noch ein Bruder mir
Gott Hymen, den ich ſoll bedenken,
Allein in Feindſchaft lebten wir,
Er pflegte immer mich zu kränken,
Drum will ich dieſem gar nichts ſchenken,
Haupterbe ſoll die Treue ſeyn
Von Allem, was ich laß' auf Erden,
Und Luſt, das ſüße Mägdelein,
Soll Teſtamentsvollſtrecker werden.

„Mein Band vermach ich dem Vergnügen,
Der Hoffnung reicht den Gürtel dar,
Die Zwietracht ſoll die Fackel kriegen,
Die Pfeile laßt für Plutus liegen,
Der Freude gebt mein Flügelpaar;
Als Grabmahl ſetzt mir einen Stein,
Und da ich eitel nie geweſen,

So grabt darin die Worte ein,
Mir eben nicht zum Ruhm zu leſen:

„Hier liegt die Stütze dieſer Welt,
Und ihre Geiſſel auch daneben,
Ein Knabe, der ſie arg gequält,
Doch auch der Luſt ihr viel gegeben,
Da er belebet erſt das Leben;
Es beugte Alles ſich vor ihm,
Dem kleinſten Gott, dem größten Diebe,
Ein Engel und ein Ungethüm;
Gut Nacht, o Welt, hier ruht die Liebe.“

Geſelliges Vergnügen.

Vergnügen und geſellig ſind
Fürwahr gewicht'ge Worte,
Es ändert ſich ihr Sinn gar oft
Nach Zeit, Perſon und Orte,
Auch ſieht man miteinander oft
Im Streite Beide liegen;
Einſt gab es ganz ein anderes
Geſelliges Vergnügen;
Drum will ich jene alte Zeit
Zur gegenwärt'gen halten,
Und d'raus ſoll ſich ein kleines Lied
Voll frohen Sinn's geſtalten;

Gelingt es mir, ſo macht vielleicht
Jn luſt'gen kleinen Zügen,
Geſelliges Vergnügen Euch
Geſelliges Vergnügen.

Wenn olim ein'ge alte Herrn
Beim Kruge Bier ſich fanden,
Und über die Politika
Erklärend ſich verſtanden,
Und dann fünf Groſchen in dem Whiſt
Sich ſuchten zu erſiegen,
So nannte man dieß dazumal
Geſelliges Vergnügen; —
An Bier wird jetzt nicht mehr gedacht,
Champagner nur muß fließen,
Was Fürſten und Miniſter thun,
Das wird herabgeriſſen,
Und ohne daß nicht Hunderte
Beim hohen Spiele fliegen,
Und Einer nicht ſich ruinirt, gibt's kein
Geſelliges Vergnügen.

Beim Strickſtrumpf ſchwatzten alte Frau'n
Des Nachmittags recht heiter,
Mitſammen über Hauswirthſchaft,
Flachs, Kinder und ſo weiter;
Vermiſchet mit Cichorien,
Der Kaffee mußte g'nügen,

Und dieſes war ein herrliches
Geſelliges Vergnügen.
Jetzt muß es reiner Mokka ſeyn,
Des guten Strumpfes Stelle
Nimmt Stickrahm' oder — gar nichts ein,
Man ſchwätzet über Bälle,
Man ſchneidet Andern Ehre ab,
Beſpricht, wie zu betrügen
Der Mann um einen Shawl, dieß iſt
Geſelliges Vergnügen.

Und junge Mädchen, junge Herrn
Die ſpielten eine Stunde
Ein Stück aus Campe's Kinderfreund,
Dann ſtellt' man ſich zur Runde,
Spielt' „Blinde Kuh“ und „Stirbt der Fuchs,“
Auch Räthſel mußten gnügen,
Fand ſo im unſchuldsvollen Scherz,
Geſelliges Vergnügen. —
Jetzt gibt's kein Spiel mehr ohne Kuß,
Die Zeit wär' fad verronnen,
Sind kleine Liebsintriguen nicht
Nach Dutzenden geſponnen; —
Ein Burſch' äfft große Männer nach,
Ein Mädchen ſucht zu ſiegen
Durch einen wälſchen Sang, das heißt
Geſelliges Vergnügen. —

Ein Tänzchen war in vor'ger Zeit
Auch Luſt für alle Stände;
Doch fing man es um ſechs Uhr an,
Um zehn Uhr war's zu Ende,
Die Menuett' war anmuthsvoll,
Das Walzen ſanftes Wiegen,
Damals fand man im Anſtand nur
Geſelliges Vergnügen.
Jetzt tanzt im lieben Deutſchland man
Faſt lauter fremde Touren,
Sie lernen's den Kalmucken ab,
Den Schotten und Maſuren.
Und wenn am andern Tage nicht
Zehn krank darnieder liegen,
Schachmatt getanzt, ſo war es kein
Geſelliges Vergnügen.

Theater! — einſtmals ging man hin
Um ſich zu divertiren,
Man gab ſich jedem Eindruck hin
Anſtatt zu kritiſiren; —
Schrieb Iffland, Schröder, Kotzebue
Auch nicht ſo ganz gediegen,
Je nun, das Herz nahm Theil an dem
Geſelligen Vergnügen;
Trochäen, Jamben müſſen ſeyn
Jetzt in dem Trauerſpiele,
Wenn das nicht iſt, Maſchinerie
Und neue Kleider viele,

Man ſchreit und lacht durch's ganze Stück,
Macht dieſe, jene Rügen,
Und bringt um den Genuß ſich durchs
Geſellige Vergnügen.

Es ſpiegelt in Geſelligkeit
Und ihren freien Scherzen,
Der Grad der Sittenreinheit ſich,
Der Reinheit auch der Herzen,
Und wie die Freuden einſtens nicht
Den Anſtand überſtiegen,
So koſtete auch wenig das
Geſellige Vergnügen. —
Jetzt aber will ein Jeder nur
Die Andern überbieten,
Und in dem Treibhaus ziehet man
Sich des Vergnügens Blüten;
Geſellen gibt's gar ſchändliche,
Saus, Braus und Schlemmen, Lügen,
Das nennen leider Viele jetzt
Geſelliges Vergnügen!

Der Gläubige.

Viele Dinge gibt's auf Erden,
Die man kaum für möglich hält,
Und von denen als Gewißheit
Dennoch ſpricht die ganze Welt;

Ich auch wage nicht zu zweifeln,
Wo die Welt ein Urtheil ſpricht,
Vieles will ich gerne glauben,
Aber ſehen mag ich's nicht.

Alles ſagt: mit vierzig Jahren
Sei die alte Dorothe'
Noch gewaltig liebenswürdig,
Wer nur käm' in ihre Näh',
Lieg' auch gleich in ihren Banden,
Die ſie immer feſter flicht,
Ich will's auch recht gerne glauben,
Doch verſuchen mag ich's nicht.

Fünfmal gibt man im Theater
Schon ein neues Trauerſpiel,
Darin ſoll es Thränen, Schickſal,
Mord und Jamben geben viel,
Alles ſchreit: Es gibt nichts Schöner's
Als dieß herrliche Gedicht; —
Kann wohl ſeyn, gern will ich's glauben,
Aber ſehen mag ich's nicht.

Auch iſt an der Tagesordnung
Eine wälſche Opera,
Beſſer, ſagt man, könnt's nicht klingen,
Schrieb's ſelbſt Polyhymnia,
Weinen hört man in Rouladen,
Und der Scherz aus Trillern ſpricht,

Ach! ich will's ja gerne glauben,
Aber hören mag ich's nicht.

Ach in unſerm ſchlimmen Jahre
Fehlte uns der Sonnenſchein,
Und es wuchs — mit Thränen ſag' ich's —
Gar ein ſchlechter ſaurer Wein;
Doch der Löwenwirth ſchenkt guten,
Wie ſein Aushängſchild verſpricht,
Auch die Welt ſagt's, ich will's glauben,
Doch ihn koſten mag ich nicht.

In Amerika ſoll Jeder
Finden, was er nur begehrt,
Die gebrat'nen Vögel kommen,
Bitten, daß man ſie verzehrt,
Und man findet Diamanten
Von drei Pfunden im Gewicht,
Ach ich will's ja gerne glauben,
Aber hingeh'n mag ich nicht.

Freund! die Eh' geht über Alles,
Nur vermählt lebt man in Ruh',
Alſo ſprechen alle Männer,
Wenn die Weiber hören zu,
Alle Tag ſein Weibchen herzen,
Sei die allerſüß'ſte Pflicht,
O recht ſchön! — ich will's ja glauben,
Doch verſuchen mag ich's nicht.

Edlere Beſchäft'gung geben
Soll es nicht, als wenn der Mann
Vor dem Feind ſteht, und ſein Leben
Preis gibt auf der Ehre Bahn,
Dort ſoll's Geld und Orden regnen,
Man gehört der Weltgeſchicht',
Ach! recht ſchön, will's gerne glauben,
Doch hinaus geh'n mag ich nicht.

Nicht vermag der Menſch zu faſſen
Jene Herrlichkeit und Pracht,
Die uns jenſeits ſoll erwarten
Nach der kurzen Todesnacht,
Und das hellſte Licht ſoll ſcheinen,
Wenn das Licht des Auges bricht,
Ach, ich glaub's, will's nicht verneinen,
Aber ſterben mag ich nicht.

Falſche Ausſprache.

A.

Sie ſind mir tauſend Gulden ſchuldig,
Drei Jahre harr' ich ſchon geduldig,
Jetzt kann ich nicht mehr ruhig bleiben,
Ich will Sie ſchon zu Paaren treiben

B.

Zu Baarem? mich? iſt nicht gefehlt,
Dann kommen Sie zu Ihrem Geld.

Grabſchrift auf eine heimliche Sünderin.

Die hier ruhet, wußte fein
Bis zu ihrem Tode zu vereinen,
Das Vergnügen niemals ſpröd' zu ſeyn,
Mit der Ehre immer ſpröd' zu ſcheinen.

Zwei heterogene Bücher.

Zwei Bücher kann ich nicht loben genug:
Ein Mode-Journal und ein Spielregelbuch;
Das Erſte lehrt anzuziehen die Leute,
Sie auszuziehen lehret das Zweite.

Guter Abſatz.

X.

Marill ſteht gewiß mit dem Teufel im Bunde,
Schreibt jeden Monat ein dickes Buch.

Y.

So? Haben die Bücher auch Abſatz genug?

X.

O ja, man verkauft ſie ſogar nach dem Pfunde.

Wahre Berechnung des Alters.

Ein Wüſtling fiel auf's Krankenbette,
Es kam der Arzt und meint', es ſey
Noch nicht ſo viel Gefahr dabei;
Denn in dem Alter, das er hätte,
Sei noch der Leib im vollen Saft
Und die Natur beweiſe ihre Kraft:
„Was meinen Sie, wie alt ich ſey?“ —
„„Wohl vierzig oder nah dabei!““
„Ganz richtig haben Sie gedacht,
Doch rechnen Sie mir, lieber Mann,
Die Zahl nur immer doppelt an,
Denn, Freund, ich lebte Tag und Nacht.“

Camilla und Leisle.

Camilla war mit dem Grafen von Dangen
Nach dem Wunſch ihres Vaters zur Trauung gegangen,
Der Prieſter hatt' am Altar
Verbunden das ungleiche Paar,
Nun wollt' er ſie führen zum heimiſchen Herde,
Doch leblos ſtürzte der Bräut'gam zur Erde,
Getroffen vom tödtenden Schlage
Im Spätherbſte ſchon ſeiner Tage.

Und was der Graf ſich erworben im Leben,
Ward nun der jungen Witwe gegeben,

Die Frau und Mädchen zugleich
Sich ſah auf einmal ſo reich:
Daß ruhig die Zukunft ſie konnte erwarten
Und jegliches Blümchen im Lebensgarten
Sich pflücken, nach dem ſie ſich ſehnte,
Und das ihr das Daſein verſchönte.

Ich brauche dem Leſer nun wohl nicht zu ſagen,
Daß Männer in Fülle zu Füßen ihr lagen
Bewerbend um Herz ſich und Hand;
Doch ſieht auch ein ſchlichter Verſtand,
Es waren die meiſten vom Gold nur gezogen,
Und nicht das Herz dem Herzen gewogen.
Das fühlte Camilla mit Schaudern
Und dachte daher fein zu zaudern.

Ein Ritter doch macht' ihr das Zögern zu lange
Mit lockigem Haupt und blühender Wange,
Zwar arm an Geld und an Gut
Doch reich an Lieb' und an Muth,
Er hatte ſein Herz ſchon eröffnet Camillen
Und beide geſchlungen die Bande im Stillen,
Die, ſie vor der Welt zu erneuen,
Nur harrten auf prieſterlich Weihen.

Doch dieſem erwünſchten, ſie bindenden Segen
War Leisle, ein zweiter Bewerber entgegen,
Ein Ritter dem Namen nach auch,
Doch ſonſt ein boshafter Gauch.

Verläumderiſch, mißtrauiſch, ſchlau und verwegen,
Deß Schloß nicht fern von Camillens gelegen.
Und der daran fand ſeine Freude
Zu höhnen, zu necken ſtets Beide.

Er lag auf der Lauer im Dickicht verborgen,
Wollt' Alfred ſein Liebchen beſuchen am Morgen,
Und droht mit der Reiſigen Schaar
Dem einzelnen Reiter Gefahr;
Man ſieht um die Burg Camillens ihn ſpähen,
Daß dieſe nicht wagt aus der Pforte zu gehen.
So tritt er ſtets feindlich entgegen
Den Lieben auf all' ihren Wegen.

Ja ſelber ein Brieflein auch wagt er zu ſchreiben
Des Inhalts: — „Nicht länger allein mehr zu bleiben
Gelüſt' ihm, drum biet' er die Hand
Camillen zum ewigen Band.
Und wage ſie dieſe wohl gar auszuſchlagen,
So werd' er befehden ſie, grämen und plagen,
So lang' er ein Auge hätt' offen:
Das dürfe ſie ſicher nur hoffen.“

Man konnte in jenen geſetzloſen Tagen
Noch Ruhſtörer nicht bei Gerichte verklagen,
Und Alfred's heftiges Blut
Und all ſeine Kraft und ſein Muth,
Die wären gewiß unterlegen im Streite,
Denn Leisle hatte die Macht auf der Seite,

Sie mußten dem Stärkern erliegen,
Mit Liſt war allein hier zu ſiegen.

Der Waffe, ſtets ſiegreich geführt von Frauen,
Beſchloß auch Camilla ſich anzuvertrauen,
Bald ſah man im Gaue umher
Den Ritter Alfred nicht mehr,
Es hieß, er ſei — von Camillen betrogen,
Davon und zum heiligen Lande gezogen,
Und dieſe nach ſeinem Scheiden
Leb auf von Neuem in Freuden.

Und kaum waren einige Wochen vergangen,
So hatt' auch Herr Leisle ein Brieflein empfangen,
Worin Camilla ihm ſchrieb:
Sein Antrag wäre ihr lieb,
Sie ſei des Schwärmers ſchon müde geweſen
Und wolle ſich lieber was Kräft'ges erleſen,
Sie wünſche, daß Abends er käme,
Und dann das Weit're vernehme.

Der Ritter erhielt kaum dieß günſtige Schreiben,
So ſetzt er zu Pferd ſich und kann es nicht treiben,
Nicht ſpornen genug; denn er denkt
Noch ehe die Sonne ſich ſenkt
Im Schloſſe der Schönen das Glück zu erjagen
Nach dem ſeine Pulſe mit Ungeduld ſchlagen,
Um ſieben Uhr hält er am Schloſſe
Und ſteiget erwartend vom Roſſe.

Camilla gehüllet im neidiſchen Schleier,
Den ſtrahlend durchblitzte der Augen Feuer,
Empfängt ihn am Thore vertraut,
Und bittet ihn, ja keinen Laut
Der Luft zu vertrau'n, und geduldig zu warten,
Bis zu dem beſtimmten Plätzchen im Garten,
Wo dann, vor der Welt ganz verborgen,
Sie koſen könnten bis morgen.

Zu einem lieblichen Gartenhauſe
Ganz gleichend einer verſchwiegenen Klauſe,
Wo Vögelgezwitſcher nur ſchallt,
Führt ſie den Entzückten alsbald
Und bittet ihn freundlich hinein jetzt zu treten
Und ſich auf weiche Polſter zu betten.
Sie folg' ihm, zu ſchließen die Thüre
Und dann ihm zu leiſten die Schwüre.

Doch kaum hatte Leisle den Eintritt beflügelt,
So war hinter ihm ſchon die Thüre verriegelt,
Er ſah ſich im Hauſe allein
Und bei einer Glaslampe Schein
Vor ſich auf dem Tiſche ein Briefelein liegen,
An ihn adreſſirt, mit Camillens Zügen,
Von der nun kein Tritt mehr erſchallte,
Der ſchon in der Ferne verhallte.

Er las: „Du biſt in die Falle gegangen,
Und haſt dich im eigenen Netze gefangen,

Denn wiſſe, ein liebendes Paar
Trennt keine Gewalt und Gefahr,
Mein Schloß iſt verkauft, ein and'res am Rheine
Entfernet von hier, nenn ich jetzo das meine;
Dorthin will mit Alfred ich ziehen,
Um, Schändlicher, dir zu entfliehen.

„Und all meine Dienerſchaft folget zu Roſſe,
Du biſt jetzt allein hier im Garten und Schloſſe
Und bleibſt auch gefangen allein,
Sei duldſam, es nützet kein Schrei'n;
Bis nach dreier Tage ſchnellem Verſchwinden
Die neuen Beſitzer des Schloſſes dich finden,
Die dann, wenn ſie anders es wollen,
Für Lösgeld dich freilaſſen ſollen.

Und knirſchend hielt Leisle den Brief in den Händen
Und wollte ſich ſelbſt eine Maulſchelle ſpenden,
Da hört' er am Garten vorbei
Hörner tönen und Hurrahgeſchrei
Und drunter ertönte noch ſcherzend recht bitter
Camillens Stimme: „Lebt wohl edler Ritter,
Und laßt Euch die Lehre genügen,
Gewalt kann gen Liebe nicht ſiegen.“

Posito: Ich wäre todt.

Geſetzt: daß ich geſtorben wäre,
So würdet ihr nach Recht und Brauch,

Gleich andern Todten mir wohl auch
Recht freundlich gönnen Lob und Ehre,
Was meine ſchwache Muſ' euch both,
Würd' euch dann angenehmer klingen;
Drum bitt' ich ſchön, hört ihr mich ſingen,
So nehmet an, ich ſei ſchon todt.

Geſetzt: daß ich geſtorben wäre,
Dann würde meine Treue klar,
Und Liebchen ſpräche dann: Er war
Der Schlimmſte nicht vom Männerheere;
Drum wenn des Zweifels Purpurroth
Dir in die Wange ſteigt, Friedrike,
So halt' ein Anathem zurücke,
Und denk', ich ſei ſchon wirklich todt.

Geſetzt: daß ich geſtorben wäre,
Was ginge Politik mich an?
Entſtünd' ein Krieg, ſo dürft' ich dann
Auch nicht hinauszieh'n mit dem Heere;
Darum, wenn Ihr ein Aufgeboth
Errichtet, Fußvolk oder Reiter,
Behelft euch ohne mich, Ihr Streiter!
Und nehmet an, ich ſei ſchon todt.

Geſetzt: daß ich geſtorben wäre,
So wär' ich dann auf ewig frei
Vom Arzt und ſeiner Arzenei,
Und fühlt' im Magen keine Schwere;

Mein guter Doktor! zwanzig Loth
Rhabarber fraß ich ſchon vergebens,
Darum, zur Friſtung meines Lebens
Komm nicht mehr, denk' ich ſei ſchon todt.

Geſetzt: daß ich geſtorben wäre,
Nicht wahr, Ihr Freunde würdet doch
Euch mein auch dann erinnern noch
Bei jedem Feſt zu Bacchus Ehre?
Drum, wenn gefüllt mit Weiß und Roth
Die Becher ſich zum Wohlſein heben,
So laßt auch mich, ich bitt' euch, leben,
Nie bin ich für die Freundſchaft todt.

Thorheit und Verſtand.

(Nach Capelle.)

Epikur in ſeiner Thorheit
Sagte mit ſehr viel Verſtand:
Ohn' ein Portiönchen Thorheit
Wäre niemals der Verſtand,
Der Verſtand iſt eine Thorheit,
Und die Thorheit iſt Verſtand;
Denn die Luſt kommt von der Thorheit
Und der Gram kommt vom Verſtand.

Liebe? iſt ſie keine Thorheit?
Wer traut Weibern mit Verſtand?

Dennoch huldigt dieſer Thorheit
Jeder gern, auf den Verſtand
Reſignirt er ob der Thorheit
Und das zeiget von Verſtand; —
Selten hat man zu viel Thorheit,
Öfters doch zu viel Verſtand.

Zeigen Jene wen'ger Thorheit,
Die da zeigen viel Verſtand?
Nein, es macht die größte Thorheit
Stets ein Mann von viel Verſtand,
Immer lacht man in der Thorheit,
Immer weint man mit Verſtand,
So gewinnet uns die Thorheit,
Was verloren der Verſtand.

Darum rath' in meiner Thorheit
Ich Euch Männern von Verſtand:
Ärgert Euch ſo manche Thorheit,
Die da mehr gilt als Verſtand,
Widmet ſelber Euch der Thorheit,
Thut Verzicht auf den Verſtand,
Bachus ehrt, den Gott der Thorheit,
Trinket Euch um den Verſtand!

Das größte Verbrechen.

Verurtheilt war ein Mann zum Strange,
Man las ausführlich ihm und lange

All ſeine Miſſethaten vor; —
Er hört ſie ruhig und gelaſſen,
Dann rief er: „Ach ich armer Wicht
Das iſt ja noch das Schlimmſte nicht!“
Was thatſt du noch? frug das Gericht,
„Ach Gott! ich hab' mich fangen laſſen.“

Biſchof Ludgerus.

(Legende.)

Zum heiligen Ludgero
Schickt Carolus der Kaiſer
Der Kämmerlinge Einen
Und läßt in Staatsgeſchäften
Den Biſchof zu ſich rufen;
Doch der erſcheinet nicht.

Und mit demſelben Auftrag
Schickt drauf er einen Zweiten,
Und mit den Räthen harrt er
Im Saale auf den Biſchof;
Doch der erſcheinet nicht.

Und kraus zieht nun der Kaiſer
Vor Ärger ſeine Stirne,
Und einen dritten Diener
Schickt er mit ſtrenger Drohung
Zum ſäumenden Ludgero:
Doch der erſcheinet nicht.

Und all die hohen Herren,
Die um den Kaiſer ſtanden,
Die ſchüttelten die Köpfe
Und meinten, himmelſchreiend
Sei ſolcher Ungehorſam
Und legten ihn zum Hohne
Zur Schmach des Kaiſers aus.

Und endlich kam der Biſchof
In ſeinem Amtsornate
Und neigte vor dem Kaiſer
Das weiße Haupt in Demuth;
Doch dieſer mit vom Zorne
Gerötheten Geſichte
Frug ihn, warum er ſeinem
Befehle nicht gehorcht?

Demüthig aber ließ ſich
Der Biſchof ſo vernehmen:
„Herr Kaiſer! die Befehle
Von Euch, ſie ſind mir heilig,
Doch noch was Heil'gers kenn ich:
Befehle des Allmächt'gen,
Vor welchem wir uns Beide
Im Staube beugen müſſen.
Mit meinen Prieſtern hatt' ich
Die täglich anbefohl'nen
Gebete fromm verrichtet,
Als ihr mich rufen ließet;

Dieß Göttliche vollenden
Mußt ich, bevor ich durfte
Dem Weltlichen mich leihen;
Drum wollet mir vergeben
Und denken, daß Ihr ſelber,
Als Ihr das Amt des Hirten
Auf meine Schultern legtet,
Mir dringend anbefahlet,
Mit allem Ernſt die Dienſte
Des Herrn zu überwachen.“

Und als er ſo geſprochen,
Küßt' er mit frommer Inbrunſt
Das Kreuz, das er am Buſen
An goldner Kette trug.
Und aus der Hand des Biſchofs
Nahm dann das Kreuz der Kaiſer
Und küßt' es auch und ſprach dann:
„Dem Herrn die Ehr' vor Allem!“

Gutmachung.

Ich ſag's mit Gram und inner'm Grau'n,
Ich ſpielt' in manchem Lied
Euch, lieben, guten, holden Frau'n!
Ganz unbarmherzig mit;
Doch ich bereu' es,
Dicht' jetzt ein neues,

Will drin erklären, daß ich mich getäuſcht,
Und Euch Unſchuld'gen
Demüthig huld'gen,
Wie es der Titel des Liedes erheiſcht.

Hab' ſtets genährt den böſen Traum:
Ihr fliegt gleich Vögelein
Von einem Baum zum andern Baum,
Und baut Euch nirgend ein;
Doch nun erkenn' ich's,
Tollen Wahn nenn' ich's,
Den ich ſchon hundertmal habe bereut,
Nicht wetterwendig
Seid ihr — beſtändig,
Mindeſtens in — — Unbeſtändigkeit.

Ich glaubte ferner noch von Euch,
Ihr kenntet Liebe nicht,
Sonſt liebtet Ihr nicht zehn zugleich;
Doch eben dieſes ſpricht
Mir recht zum Poſſen
Für Euch; — die großen
Herzen, ſie haben mehr Raum zu dem Spiel,
Drin haben neune
Platz, uns iſt eine
Für unſer winziges Herz ſchon zu viel.

Wie unrecht hab' ich Euch gethan
Und, o! wie leid thut's mir:

Daß ich geäußert oft den Wahn,
Nicht ſchweigen könntet Ihr! —
Will mein Vergehen
Laut ja geſtehen,
Lange ſchon hat mir Erfahrung gezeigt,
Daß ja faſt immer
Das Frauenzimmer,
Hat's einmal dreißig — ſein Alter verſchweigt.

Und daß Ihr immer zankt und grollt
Und an Euch reißt die Macht,
Im Hauſe ſtets befehlen wollt,
Das hab' ich auch gedacht.
Wer kann Euch Guten
Solches zumuthen?
Seht wie das Weibchen, der Duldſamkeit Bild,
Schnell wird erfüllen
Des Mannes Willen,
Der einen Shawl ihr zu kaufen befiehlt.

Schlimm hab' ich Euch Koketterie
Und Putzſucht ausgelegt,
Und nicht bedacht, es werden die
Durch uns nur angeregt;
Gern wollt Ihr allen
Männern gefallen:
Recht, liebe Frau'n! der Geliebte muß drob
Immer Euch preiſen:

Ihr wollt' beweiſen,
Daß er Geſchmack hat, und das verdient Lob.

Kurzum ich hab' Euch weh gethan
Und gegen Euch gefehlt,
Jetzt ſag' ich: Das nimmt Jeder an,
Dieß ſei die beſte Welt.
Da nun zu ſchauen
Sonſt keine Frauen
Auf dieſem beſten Planeten als Ihr,
So ſchließ' ich füglich
Draus und ganz klüglich:
Ihr ſeid die beſten im Weltall wie hier.

Der Unglückliche.

A.

Ich Armer bin zum Unglück geboren,
Verwandte und Freunde hab' ich verloren,
Allein bin ich.

B.

Starben ſie alle zugleich?

A.

Sie leben, aber — ſie wurden reich.

Schlummerlied.

(Zu C. M. von Weber's Muſik gedichtet.)

Sohn der Ruhe, ſinke nieder,
Holder Schlummer auf die Flur,
Dein Umarmen ſtärke wieder
Die ermüdete Natur.

Schweigt, ihr Vögel! ihr entweihet
Jenen Gott, der ſtumm und blind,
Wenn er auch die Sonne ſcheuet,
Iſt er doch der Unſchuld Kind.

Lispelt Kühlung ihm, ihr Weſte,
Roſenhügel ſei ſein Thron,
Beugt euch drüber hin ihr Äſte,
Frieden ihm, des Friedens Sohn!

Bitte an die Dichter.

Liebe Herren, die Ihr dichtet,
Eure ſcharfen Pfeile richtet
Nicht mehr nach der Ärzte Schar:
Ohne angeſpornt zu werden
Thun ſie Böſes gnug auf Erden,
Müßt Ihr ſie noch reitzen gar?

Aber.

Grüne Wieſen, grüne Bäume
Laden mich zum Singen ein,
Bei der Hand ſind ſchon die Reime,
Ohne die kein Lied kann ſeyn,
Ernſthaft ſei's nicht, ſondern Spaß!
Aber — was?

Liebchen fein will ich beſingen
Mit dem kleinen Roſenmund,
Mit den dunklen Haaresſchlingen,
Mit dem Buſen voll und rund,
Gleichend jungem Blüthenkelche,
Aber — welche?

Nun ſo ſei dem Glück geweihet
Dieſes Lied der Einſamkeit,
Frau Fortuna, die uns ſtreuet
Roſen, ſuch' ich lange Zeit,
Find' ich ſie, dann ſing ich froh,
Aber — wo?

Hymen! deinem Lob ertöne
Dieſer Sang, und deinem Ruhm,
Es vollendet ſich das Schöne,
Stürzeſt du die Fackel um,
Du beglückeſt Weib und Mann;
Aber — wann?

Ach der Abend wird ſchon kühle,
Und das Lied will nicht gedeih'n,
Iſt es nahe ſchon am Ziele,
Miſcht ſich ſtets ein *Aber* ein,
Ach, wie gern verbannt ich ſie,
Aber — wie?

Die Frau und der Maler.

Die Frau.

Das Bild iſt ähnlich in den Zügen,
Doch Etwas muß ich dran noch rügen:
Betrachten Sie die Wangen, lieber Freund!
Zu blaß, das Roth auf meinen Wangen ſcheint
Mir ſtärker —

Der Maler.

Nein, verzeih'n Sie, gnäd'ge Frau,
Auch dieſes muß getroffen ſeyn genau,
Nicht zweifeln dürfen Sie an meinem Worte,
Wir kaufen ja das Roth an *einem* Orte.

Falſcher Ausdruck.

Ihr ſagt: die Zeit vergeht,
Weil Ihr das ſchlecht verſteht;
Die Zeit iſt ewig, Ihr vergeht.

Warum ich ein Junggeſelle bin.

Weil ich nicht in den Ehſtand ſprang,
  Wie es ſo viele Andere thaten,
Weil ich vorerſt überlegte lang,
  Mir von erfahrenen Männern ließ rathen,
Weil ich weiß, daß die Schnelligkeit
  Meiſtens auch iſt der Thorheit Quelle,
Heute gethan und morgen bereut,
  Darum bin ich ein Junggeſelle.

Weil mein Vater mir ſelbſt geklagt:
  Mütterlein hab' eine ſpitzige Zunge,
Weil er in traulichen Stunden geſagt:
  „Bleibe ledig, ich bitte dich Junge!“
Weil ich ſah, daß nur er in das Haus
  Schaffen mußt' alle Gelder zur Stelle,
Und die Mutter allein gab ſie aus,
  Darum bin ich ein Junggeſelle.

Weil man Einer ſtets treu bleiben ſoll,
  Hymen gebeut es, der ſtrenge Richter,
Und weil ein Herz empfindungsvoll,
  Da es gibt ſo viel ſchöne Geſichter,
Auch bei Jenen uns pochend mahnt,
  Die der Prieſter an heiliger Stelle
Nicht an unſere Rechte band,
  Darum bin ich ein Junggeſelle.

Weil ich weiß, daß, dem Sprichwort zum Hohn,
Alte Liebe doch meiſtenstheils roſtet,
Und dann zu knie'n an der Göttin Thron
Gar erſchrecklich viel Mühe koſtet,
Weil ich weiß, wie geſchwinde ſie fällt
Die vom Blute gethürmte Welle,
Und wie ſich Schönes dann häßlich darſtellt,
Darum bin ich ein Junggeſelle.

Weil ich weiß, daß wer A geſagt
Dann ohne Hülfe auch B ſagen müſſe,
Wenn es auch ſpäterhin plötzlich ihm tagt,
Und ſich zeigen die tauben Nüſſe,
Weil ich geſeh'n, wie ſo Mancher nahm
Liebchen für eine Mademoiſelle,
Die doch den Namen verdiente: Madam, —
Darum bin ich ein Junggeſelle.

Weil ich Dich Theure nicht früher fand,
Als ich das Leben noch weniger kannte
Und als uns endlich die Liebe verband,
Dir auch der Zweifel im Herzen ſchon brannte,
Weil wir beſchloſſen: der Wille nur
Soll uns vertreten des Zwanges Stelle,
Lieb' uns nur feſter binden, nicht Schwur,
Darum bleib' ich ein Junggeſelle!

Prophezeiung.

Er trinkt, — er ſpielt — macht hundert dumme Streiche,
Und daß ſein toller Zeitvertreib
Am Ende noch den höchſten Grad erreiche,
Nimmt er, — Ihr werdet ſeh'n — ſich auch ein Weib.

Das beſte Ruhebett.

Willſt haben ein gutes Bettelein:
So ſtrecke Dich mit heiterm Sinn,
Auf's Moos der frohen Erinnerung hin,
Und hülle Dich hübſch in die Tugend ein.

In das Stammbuch eines Schauſpielers.

Ein Trauerſpiel iſt unſer Leben,
Ein Schauſpiel und ein Luſtſpiel wie man's nimmt,
Ein Trauerſpiel für jeden Fühlenden;
Ein Luſtſpiel für den Denker und den Narren,
Ein Schauſpiel für die Menge, welche gafft;
Wenn Einer nur die Rolle, die er hat,
Mit Plan und Feſtigkeit zu Ende führt,
So hat das Seine redlich er gethan,
Das Volk mag ziſchen oder applaudiren,
's iſt eins, die Erde decket Lob und Tadel.

Die Monate.

An die Frauen.

Jänner.

Den erſten Monat hieße füglich
Man wohl den Lügenmonat auch;
Denn Schmeichelei'n und Wünſche plappern,
Die man nicht fühlt, iſt da der Brauch;
Doch wenn wir Männer Euch verſichern,
Daß wir Euch ſtets mit Wonne ſchau'n,
Und ohne Euch nicht leben könnten,
So iſt das wahr, Ihr holden Frau'n!

Februar.

Gott Komus faſſet jeßt das Zepter,
Durch Tanz, Muſik und Mummerei'n
Macht er die Welt auf einmal närriſch,
Wenn's aus iſt, ſtellt ſich Langweil' ein,
Nur mag dabei ſich jeder hüten,
Daß er kein Liebesfünkchen fang',
Wer Euch zu ſtark in's Auge gucket,
Bleibt närriſch auch ſein Lebelang.

März.

Noch wehen rauh und kalt die Lüfte,
Doch blickt im einfach blauen Kleid
Beſcheiden aus dem Schnee das Veilchen,
Uns kündend eine ſchön're Zeit;

So kündet auch das blaue Auge
Der guten und beſcheid'nen Frau,
Dem Manne Freude, Troſt und Frieden,
Wenn um ihn ſtürmt das Leben rauh.

April.

Das iſt der Mann, der alle Tage
Ein anderes Geſicht uns macht,
Wir haben mit ihm unſ're Plage,
Weil er ohn' Urſach weint und lacht,
Ach, dieſem launenhaften Herren,
Ihr Frauen gleicht ihm viel zu ſehr,
Wir bitten Euch, ſeid doch beſtänd'ger,
Und quält durch Launen uns nicht mehr.

Mai.

Du Herrlichſter von deinen Brüdern,
Belebſt durch deinen Hauch die Flur,
Und Alles prangt in friſcher Jugend,
Und Alles athmet Liebe nur;
Seht Frauen, wie Euch jedes Blümlein
Und jede Mück' ein Beiſpiel gibt,
Daß Ihr zur Liebe nur geſchaffen,
Drum öffnet Euer Herz und liebt.

Junius.

Ihr holden Frauen! dieſer Monat
Iſt vorzugsweiſe Euch geweiht,

Ich möcht' ihn Euern Vater nennen,
Denn er erzeugt die Roſenzeit;
Ihr ſeid die Roſen dieſes Lebens
Und die Natur, ſich ſtets getreu,
Gab Euch wie allen andern Roſen
Auch leider viele Dornen bei.

Julius.

Der heiße Strahl der Mutter Sonne
Durchdringet ſelbſt die tiefſte Schlucht,
Das Werk der Liebe iſt vollendet,
Die ſchöne Blüthe weicht der Frucht;
Drum ſeid Ihr ja des Lebens Sonnen,
Das macht das Weib zur Königinn:
Daß ſie für ſüße Frucht der Liebe
Die Blüthe opfert willig hin.

Auguſt.

Das Jahr ſteht nun auf ſeiner Spitze,
Es ſcholl bis jetzt ihm Lob und Preis,
Nun aber wird der frohe Knabe
Zum ernſten Mann, zum finſtern Greis;
Der höchſte Punkt führt immer abwärts,
Ihr Frauen nehmt ihn wohl in Acht,
Und ſammelt Euch für Euern Winter,
Was Schönes Euch der Lenz gebracht.

September.

Durch Wald und Flur, im Thal', auf Bergen
Erſchallt des Hüfthorns froher Ton,
Das arme Rehlein will entwiſchen,
Da trifft's das Blei des Jägers ſchon:
Ihr lieben Frauen, arme Rehlein!
Der böſen Jägerſchar entflieht,
Die Jagd auf Eure Tugend machet,
Und zielt, — und trifft — und dann entflieht.

Oktober.

Die Rebe ſchwillt, Gott Bachus feiert
Sein Feſt in dieſer Jahreszeit,
Ihr lieben Frauen betet, betet,
Damit der Rebenſaft gedeiht,
Bedenket, daß ein altes Sprichwort
Mit vollem Rechte demonſtrirt:
Daß ohne Ceres, ohne Bachus,
Gewöhnlich auch Frau Venus friert.

November.

Die rauhen kalten Winde wehen,
Und ihren Schmuck verliert die Flur,
Nicht trotzen können Frau'n den Stürmen,
Und eine Frau iſt die Natur;
Doch ſeht ihr wohl, ſie weiß zu hüllen
Sich in der Unſchuld weißes Kleid,

Und unter ihm wirkt ſie im Stillen; —
Folgt ihr bei ſtürmiſch rauher Zeit.

December.

Erreicht hat nun das Jahr ſein Ende,
Nur Jener kann ganz ungetrübt
Zurücke ſchauen, der ſich ſaget:
Gelebet hab' ich und geliebt,
Drum bitten wir, daß Ihr, o Frauen!
Uns ja durch Sprödigkeit nicht quält,
Sonſt ſeid Ihr Schuld, wenn von uns Einer
Das ihm beſtimmte Ziel verfehlt.

Zweideutiger Rath.

Mächtig unſer Herz berühret
Eines Auges Zauberſchein,
Wer der Liebe Flamme ſpüret,
Dem wird ſie auch Kraft verleih'n,
In der Ehre Tempel führet
Venus ihre Kinder ein,
Darum, willſt ein Held Du ſeyn,
Den des Ruhmes Glanz umgibt,
Sei verliebt!

Dankt nicht ſeine Götterſänge
Seiner Julia — Ovid?

Ohne Delia erklänge
Nicht ſo ſchön Tibullus Lied,
Wird es um das Herz Dir enge,
Dann der Geiſt erſt Funken ſprüht;
Biſt Du von dem Wunſch durchglüht,
Daß Apoll Dir Lieder gibt:
Sei verliebt!

Liebſt du wahrhaft, ſo entfliehen
Die Gefühle, die nicht rein,
Mit der heil'gen Liebe ziehen
Alle guten Engel ein;
Könnte Satan lieben, glühen
Würd' um ihn ein Heil'genſchein;
Willſt ein guter Menſch Du ſeyn,
Der nur Recht und Tugend übt:
Sei verliebt!

Aber Ruhm und Muſen geben
Nur ein ſehr vergänglich Glück,
Und die nach der Tugend ſtreben,
Kämpfen oft mit Mißgeſchick,
Lieb' iſt eine Roſ' im Leben,
Welche Dornen läßt zurück,
Willſt mit ſorgenfreiem Blick
Schauen in der Sonne Licht:
Liebe nicht! —

Verluſt im Gewinn.

Mit Mars, mit Themis und mit Venus
Laßt, liebe Freunde! nicht Euch ein,
Sie lohnen ſchlecht die Hintergang'nen
Die huld'gend ihnen Weihrauch ſtreu'n,
Aus meinem eig'nen Lebenslauf
Stell' ich Euch ein Exempel auf:
Wer kriegt, wer liebt, wer proceſſirt,
Der, wenn er ſelbſt gewinnt, verliert.

Sehr jung ſchon ſehnt' ich mich nach Thaten,
Zog endlich hin auf's Ehrenfeld,
Gern fror ich, ließ mich willig braten,
In jeder Schlacht war ich ein Held,
Gewann ein Ordenskreuz dafür,
Doch — ging ein Arm verloren mir,
Den Kriegsmann nur die Wunde ziert,
Wer Ruhm gewinnet, Blut verliert.

Indeß' ich draußen leid' und fechte,
Ficht mir ein Freund mein Gütchen an,
Es kam zum Streit, die Herrn der Rechte
Studirten fünfzehn Jahre dran,
Jetzt bleibt das Gütchen mir in Ruh,
Doch mein Vermögen ſetzt' ich zu:
O hütet Euch, wer prozeſſirt,
Der, wenn er auch gewinnt, verliert.

Dann ſucht ich Glück auf andern Wegen,
Ich fand ein Mädchen ſchön und fein,
Es ſprach der Pfarrer ſeinen Segen,
Und machte Eines aus uns Zwei'n,
Ihr Herz war freilich mein Gewinn;
Doch meine Freiheit gab ich hin,
Ja ja, wer liebt, kriegt, prozeſſirt,
Der, ob er gleich gewinnt, verliert.

An eine ſchöne Sängerin.

Es ſchlugen deine ſüßen Töne
Mir eine tiefe tiefe Wunde,
Die dann nur heilt, kann ich, o Schöne!
Vergelten deinem Purpurmunde
Den Hochgenuß
Durch einen Kuß.

Klugheit und Häßlichkeit.

Es nimmt die kluge und ſchöne Suſanne
Den dummen und häßlichen Peter zum Manne,
Doch mein' ich, das ſey nicht wunderlich,
Hat nicht auch Minerva, die Göttin der Weisheit,
Als treuen Begleiter die Eule bei ſich?

Sechs Seeſonnette.

Auf dem Lago di Como geſchrieben, am 20. und 21. September 1822.

I.

Fahrt.

Dem Kriegeshelden bin ich zu vergleichen,
Der auspoſaunt manch ungeheure Lüge:
Wie er gekämpft den größten aller Siege,
Zu Bergen häufend ſeiner Feinde Leichen,
Indeſſen kaum noch eine ſchwache Fliege
Gefallen unter ſeinen matten Streichen,
Vermeinend, daß die *Feinde* mußten weichen,
Macht *er* ſelbſt rückwärts ſeine Heldenzüge.
So däucht es mir auch hier auf meinem Schiffe,
Daß Dörfer, Städte, Wälder, Felſenriffe
Vor meinem Anblick haſtig rückwärts ziehen,
Indeß *ſie* unbeweglich ſtehen bleiben,
Und *ich* nur, den die flücht'gen Wellen treiben,
Vor ihnen, die nie wanken, muß entfliehen.

II.

Wind.

Bemerk' ich ſo der Rudrer Müh'n und Plagen,
Wenn ſie mit einem Gegenwinde ringen,
Und wie ſie ſchwer die Barke vorwärts bringen,
Indeß die Gegner kaum die Wellen ſchlagen,
Und doch in ſchnellſter Schnelle weiter dringen:
Da will ich faſt an Menſchenkraft verzagen,

Zumeſſen nur dem Sterblichen das Wagen,
Dem Himmel aber einzig das Vollbringen.
Indeſſen gibt der Kampf mir doch die Lehre:
Des Menſchen Kraft wächſt mit des Unglücks Schwere,
Und wenn ſie mit dem Schickſal in die Schranken
Voll Kühnheit tritt, ſo ſcheint dieß ſelbſt zu wanken,
Und läßt den Ringer, gebend ſich gefangen, —
Zum Lohn für ſeinen Muth zum Ziel gelangen.

III.

Ruderer.

Oft dacht' ich mir, das ſei das rechte Streben:
Wenn jeder rudert wie's ihm gut will dünken,
Nicht achtet den zur Rechten, den zur Linken,
Und ſo die eigne Bahn verfolgt im Leben; —
Doch ſeh' ich jetzt, man wage zu ertrinken,
Wenn nicht die Leiter ihre Ruder heben,
Zugleich — maſchinenmäßig — und ſie eben
So gleich auch in die Wellen laſſen ſinken.
Wenn ſich zu *einer* Kraft vereinen Viele,
Dann nur geleiten ſie das Schiff zum Ziele,
Doch wenn der Erſte kaum des Zweiten achtet,
Und Jeder nach beſonderm Zwecke trachtet,
Mag auch der Himmel günſtig ſeyn und heiter,
Ihr Müh'n iſt fruchtlos, Keiner ſchiffet weiter.

IV.

Steuermann.

Wenn auch vereinigt Alle vorwärts trachten,
So iſt damit das Beſte nicht geſchehen,

Es muß auch Einer an der Spitze ſtehen,
Auf deſſen Wink die Andern alle achten.
Er ſteht erhabner die Gefahr zu ſehen
Selbſt durch die Nebel, die den Weg umnachten,
Die Fehler rügt er, welche Jene machten,
Und ſucht das Schiff auf rechte Bahn zu drehen.
Und dieſer Eine iſt des Schiffes König,
Ein Blick, ein Wink, ein Druck, zwar ſind ſie wenig,
Doch legen ſie die rohe Kraft in Bande; —
Nicht ſoll Euch, Starke, der Gehorſam kränken,
Dem Kopf gebühret es den Arm zu lenken,
Drum huldigt Eurem Meiſter: dem Verſtande!

V.

Villen.

Die Großen haben an dem See, dem hellen,
Rings ihrer Freuden Wohnſitz aufgeſchlagen,
Der Mächt'gen Stämpel ſoll die Fluth auch tragen,
Und lernen brechen ſich an ihren Wällen; —
Aufnehmen ſehen ſie mit Wohlbehagen
Das Bildniß ihres Reichthums von den Wellen,
Den Schiffern doppelt es vor Augen ſtellen,
Damit ſie ſchnell ergreif' ein heilſam Zagen.
Gehäuft ſind zwiſchen dieſen Marmorwänden
Die Schätze aller Zeiten, aller Künſte,
Worauf ſie ihren Mammon gern verwenden:
Doch nur das Werk belohnt man nach Verdienſte,
Der Meiſter muß bei kärglichem Gewinnſte
Das Leben tragen und im Elend enden.

VI.

Land.

O herrlich iſt das Gleiten auf dem Spiegel,
Doch leichter wird die Bruſt, iſt dann vorüber
Die unruhvolle Fahrt, und um ſo lieber
Erblickt man wieder grün bewachſ'ne Hügel.
Des Menſchen Leben iſt ein Wechſelfieber,
Er läßt den Wünſchen allzuſtark den Zügel,
Weil er nicht fliegen kann, ſo möcht' er Flügel,
Er ſehnt ſich nur nach dem, was ihm genüber.
Ich fühlte, da ich wieder ſaß im Wagen,
Noch ſtets des Schiffes ſchaukelnde Bewegung;
So wirkt auf uns auch jede inn're Regung;
Laß Freuden an dein Herz und Leiden ſchlagen,
Es ſchwinden beide nicht im Augenblicke,
Sie laſſen die Erinnerung zurücke.

Grabſchrift auf einen Epigrammatiſten.

Hier liegt ein Epigrammenſchreiber,
Der über Ärzt' und über Weiber
Im Leben immer losgezogen,
Sie rächten ſich an ihm darum:
Sein Weib hat ihn betrogen,
Sein Doktor bracht' ihn um! —

Die Reue und die Unſchuld.

Der Reue kam auf ihren Wegen
Die Unſchuld eines Tags entgegen,
Da wollte Jene ſchnell entflieh'n,
Verhüllend ſich das Angeſicht;
Doch dieſe naht ſich ihr, und ſpricht:
„Warum willſt du dich mir entzieh'n?
O Liebe, ſind wir Schweſtern nicht?
Die Tugend, unſ're Mutter, wartet
Auf uns, drum komm mit mir geſchwind;
Denn war ein Kind auch ausgeartet,
Es blieb ja immer doch ihr Kind.“

Auf einen ſchlechten Geiger.

Orpheus hat den Orkus einſt
Durch ſein Spiel bewogen;
Du, mein lieber Freund, bewegſt
Nur den — — Fidelbogen.

Grabſchrift eines Faulenzers.

Es thut
Im Grabe hier der gute Mann,
Was er im Leben einſt gethan,
Er ruht.

Das rechte Licht.

Daß ich mir zur Ehe
Mein Röschen erſehe,
Das nehmen die Leute gewaltig mir krumm,
Sie nennen mich blind und vernarrt und auch dumm; —
Ich kann's nicht verſtehen
Und glaube die Leute kennen ſie nicht,
Man muß nur beſehen
Ein jegliches Ding in dem rechten Licht.

Erblickt ſie von weiten
Mich gegen ſie ſchreiten,
So läuft ſie, als droh' ihr ein Unglücksſtern,
Draus ſchließen die Leute ſie hat mich nicht gern; —
Wie ich das verſtehe;
So ſcheut ſie die Sterne in meinem Geſicht;
Das macht, weil ich ſehe
Ein jegliches Ding in dem wahren Licht.

Und wenn ich erkläre:
Daß ich ſie verehre,
So lacht ſie, als mache ſie gar nichts ſich draus,
Da glauben die Leute, ſie lache mich aus.
Die Armen verſtehen
Die Zierereien der Weiber noch nicht,
Ich pflege zu ſehen
Ein jegliches Ding in dem rechten Licht.

Will ich in ſie dringen,
Zum Jawort ſie zwingen,
So ſagt ſie wohl gar noch: ſie haſſe mich ſehr;
Draus leiten die Zweiſler auch Grauſamkeit her,
Ich aber verſtehe
Darunter: Sie lieb' aber ſag' es mir nicht,
Das macht, weil ich ſehe
Ein jegliches Ding in dem rechten Licht.

Wenn ich ſie beſinge,
Ein Liedchen ihr bringe,
So ſchneidet ſie Papilloten daraus;
Das legen die Leute auch fälſchlich ihr aus;
Bedenkt doch: mein Schätzchen
Verflechtet in's goldene Haar mein Gedicht,
Gibt's beſſeres Plätzchen?
Beſeht doch die Sache im rechten Licht!

Und will voll Verlangen
Mein Arm ſie umfangen,
Da legt ſie mir ſtark auf die Backe die Hand,
Das haben Ohrfeigen die Leute genannt; —
Wie ich es verſtehe,
Ich nehm's für ein Kläpschen, es ſchmerzet mich nicht,
Ihr merkt wohl, ich ſehe
Das ſeltſamſte Ding auch im rechten Licht.

Die Natur.

(poetiſche Erzählung.)

Ein junger Gentleman mit Gut und Geld
Auf's reichlichſte beladen, kam zurück
Auf einem Schiffe aus der neuen Welt;
Er überdachte froh ſein künft'ges Glück,
Und wie er ſeinen Reichthum will placiren,
Um von den Intereſſen ganz allein
(Das Kapital ſoll unantaſtbar ſeyn)
Ein frohes Leben künftig hier zu führen.
Der Menſch bedenkt,
Der Himmel lenkt,
Vernichtet uns oft plötzlich alle Freuden:
Auch unſern Gentleman geſchah
Das Unvermuthete, dem Hafen nah
Mußt' er noch leider Schiffbruch leiden,
Und Alles ging zu Grunde,
Die Schätze all' verſchlang das Meer mit gier'gem Munde.
Nun um zu retten noch ſein Leben
Umſchlang ſchnell unſer Britte
Ein Brett, und wagte auf der Wogen Mitte
Drauf fort zu ſchwimmen dem Geſchick ergeben;
Doch bald trug eine mitleidvolle Welle
Den Armen an das Land mit Blitzes Schnelle,
Und warf an eines Felſens Fuß ihn aus.
Nachdem er hier dem Himmel Dank gebracht,
Der ihn ſo wunderbar errettet und bewacht,

Und einen Sehnſuchtsblick geſendet noch hinaus
Auf's Meer, das ſeine Habe ihm verſchlang:
Stieg er hinan, ſich zu beſehn den Ort;
Er fand kein Haus und keinen Menſchen dort
Und ſchon ward ihm für ſeine Zukunft bang,
Als endlich im Gebüſch verborgen
Er eine Eremitenhütte fand,
Worin noch Alles war im guten Stand;
Denn erſt an dieſem Morgen
War von des Lebens Sorgen
Der Eremit durch ſchnellen Tod befreit,
Die Leiche lag noch da im härnen Kleid;
Nachdem er dieſe ſchnell begraben,
Beſah er die Verlaſſenſchaft; — ſie würde
Wohl keines Menſchen Neid erwecket haben,
Denn kaum die Nothdurft konnte dran ſich laben,
Und gar nichts war gethan für Zierde:
Ein Haus von Rinde,
Von Stroh ein Dach,
Ein Spiel der Winde
Das Schlafgemach;
Kein Wein, kein Keller,
Statt deſſen zur Stell'
Im Felſen ein heller
Waſſerquell;
Zum Schlafen ein Bette
Von dürem Laub,
Nicht Thür noch Angel —
Wer fürchtet hier Raub?

In einer Niſche
Auf mooſigem Tiſche
Stand noch zur weitern
Beliebigen Wahl
Von Wurzeln und Kräutern
Ein kleines Mahl.
An dieſem Orte, kläglich anzuſchauen,
Beſchloß der Britte nun zu bleiben,
Enthuſiaſtiſch rief er aus: „O eitles Treiben
„Der Welt, ich denke dein mit Grauen!
Hier, wo ſich keine ird'ſchen Wünſche zeigen
Wo mir im ſüßen immer gleichen Frieden
Die Tage ſchwinden, die mir noch beſchieden,
Wo alle Leidenſchaften ſchweigen,
Entfernet von der Menſchen Toben,
Von ihrer Falſchheit, ihren Zierereien,
Von ihren Planen, ſinnlos und verſchroben,
Von ihren lächerlichen Narretheien,
Will meine Einſamkeit ich täglich loben,
Will folgen einzig deiner hehren Spur,
O ewige, o heilige Natur!
An deinem Buſen Gleichmuth mir erwerben,
Ich möchte dieſes Waldes ſanftes Rauſchen
Mit meinem frühern Glücke nicht mehr tauſchen,
Hier will ich leben, will ich ſterben!“

So ſprach Britanniens Sohn;
Ob aus dem Herzen kam ihm der Sermon?

Ich weiß es nicht, doch klug war's in der That
Das zu verachten, was man nicht mehr hat.
Er zog nun triumphirend ein
In ſeine Klauſe eng und klein,
Zog an des Eremiten härne Kleider,
Nachdem er ſie, — ſein eigner Schneider,
Zuvor ſich etwas enger erſt gemacht,
Auf hartem Lager ſchlief er in der Nacht,
Mit nackten Füßen ging am Knotenſtab
Er durch die Fluren ſtumm
Mit ernſtem Angeſicht herum,
Ein langer Bart floß auf die Bruſt herab,
Den Roßbeefs und den Beafſtecks allen
Sagt' er ein Lebewohl auf immer,
Und ſtrich im ſanften Mondesſchimmer
Betrachtungsvoll durch grüne Waldeshallen.
Einſt ſaß er Abends auf dem Felſen da,
Und blickte nach den Wolken, die am Bogen
Des Himmels düſter ſich zuſammenzogen;
Denn ein Gewitter war ſchon ziemlich nah,
Und wie er ſo nachdenkend blickt hinauf,
Da nahte ſich ein Mann im ſchnellen Lauf
Ein Obdach ſuchend hier in ſeiner Hütte,
Jetzt kommt er näher, ihn erblickt der Britte
Und ſchreit jetzt laut: „Mein Freund! mein Alfred du?“ —
Der Andre ſchaut ihn an und ſtürzt herzu
Und, wirbelnd von des Wiederſehens Freude,
Umarmen ſich mit voller Inbrunſt beide.

Nachdem das Herz geſprochen, fordert nun
Die Neugier auch ihr Recht; ſehr viele Fragen
Hat Jeder nun der Freunde ſchnell zu thun
Und Jeder muß erzählen, Jeder klagen:
„„Du biſt's? — ſeh ich dich wirklich lebend wieder?
Man ſagte ja du ſeieſt umgekommen,
Im Sturme?““ — Gott ſah gnädig auf mich nieder,
Dieß Eiland hat mich ſchützend aufgenommen! —
„„In dieſer Wildniß lebſt du alſo?““ — Ja! —
„„Ich ſtaune, lieber Freund! was machſt du da?““
— Nicht was ihr machet dort in euern Städten,
— Ich lebe ruhig, einſam und allein,
— Mich binden nicht der Thorheit Eiſenketten
— Der Himmel iſt mein Dach, mein Licht der Sonnenſchein.
„„Doch wie, in dieſer grauſen Wüſte hier?““
— Sieh jenen Felſen, ſieh des Meeres Spiegel,
— Den grünen Wald, den moosbewachſ'nen Hügel:
— Sag, kannſt du etwas Schöners denken dir? —
„„Nun ja, das Ding iſt Alles wohl recht ſchön
Doch lieber möcht' ich's vom Balkone ſehn;
Und deine Kleidung?““ — Sie genügt dem Mann,
— Der Hitz' und Kälte leicht ertragen kann.
— Glaubſt du, daß Adam einſt im Paradies,
— Als er in den verrufnen Apfel biß,
— Wohl etwa einen Mantel hat getragen,
— Mit einem langen Kragen,
— Der roth war ausgeſchlagen?? —
„„Du machſt mich lachen!““ — Lache immer zu! —
„„Dein bloßer Fuß —““ — Ich brauche keinen Schuh,

— Es gab uns die allweiſeſte Natur
— Zum Geh'n nicht Schuhe, ſondern Füße nur;
— Der bloße Fuß weiß Dornen zu vermeiden
— Und wenn ſie ihn verwunden
— Iſt Heilung in der Quelle leicht gefunden! —
„„Mir alles recht, bei allen deinen Freuden
Kann ich dich dennoch nicht beneiden.
Jetzt aber, lieber Freund, ſei doch ſo gut
Und gib mir was zu eſſen,
Ich bin ſehr hungrig!““ — Nun nur hergeſeſſen!
— Iß, trink, wie dir's beliebt mit frohem Muth. —
Zu einem kleinen Tiſchchen führt er ihn
Und Alfred ſtaunt, als Waſſer nur und Beeren
Und etwas Honig da ſtand zum verzehren;
Er blickte eben nicht gar lüſtern hin,
Und fragte: „„Iſt das hier dein täglich Mahl?
Du wirſt den Magen dir nicht überfüllen!““
— Die Speiſen, Freund, ſind ganz nach meiner Wahl:
— Mit dieſem Waſſer rein, wie ein Kryſtall
— Das die Natur mir bietet überall,
— Kann ich den Durſt mir unvergleichlich ſtillen,
— Und dieſe Früchte, ſchau' nur ihre Farben an,
— Es könnte ſie kein Maler ſchöner malen,
— Sie locken zum Genuß, es iſt nur Wahn
— Von euch, viel Schlechtres theuer zu bezahlen;
— Mir reicht Natur mit Mutterhänden
— Was ſättigt und zugleich mir iſt geſund,
— Und, Gott ſei Dank, mein einſt verwöhnter Mund
— Verſtand's auch ſich zum Beſſeren zu wenden.

— O Freund! folg' meinem Beiſpiel nach,
— Zieh von der Welt, den Menſchen dich zurück,
— Bleib mit mir unter einem niedern Dach
— Und ſuche, finde hier das wahre Glück! —
„„Ich danke ſchön, der Guſto iſt verſchieden,
Mag ſeyn, der meinige iſt ſehr verſchroben,
Ich will bewundern dich, ich will dich loben,
Allein ich ſuch' ein and'res Loos hienieden,
Bleib du bei der Natur und ihren Freuden,
Ich mag ſie auch, doch nicht allein,
Nur mit der Welt im freundlichen Verein
Vom ganzen Herzen leiden;
Leb' wohl, es wird mir ſchon faſt ängſtlich hier;
Ich eile fort und ſchreibe — doch wie dumm ich bin,
Du haſt ja weder Tinte noch Papier, —
Ich wollte ſagen: ſchreibe öfters mir!““
Mit dieſen Worten eilt' er ſchnell dahin
Und zog mit jenem Schiff, das hier gelandet war,
Um zu entgehn des Sturmes drohender Gefahr,
Der Heimath zu, die jetzt ihm ſchöner ſchien.

Ein Jahr noch brachte unſer Mann in Ruh
Und Einſamkeit in dieſer Wildniß zu;
Da kam ein Schiff, ein Brief aus England jetzt,
Der meldet, daß ſein Vetter ſei geſtorben,
Der ſich in Peru große Schätz' erworben
Und ihn zum Erben habe eingeſetzt;
Der Freund, der wußte, wo er ſich befand,
Hatt' es gemeldet ihm und auch das Schiff geſandt.

Er las, und las und namenloſ' Entzücken
Blitzt aus des Überraſchten heitern Blicken,
Von ſich warf er das härene Gewand,
Die Kräuter und die Beeren
Mocht er nicht mehr verzehren,
Man ſah den Bart ihn ſcheeren
Mit eigner Hand, die Kleider, die das Schiff
Ihm mitgebracht, zog er geſchwinde an,
Verließ ſogleich den Felſenriff
Und kehrt in's Vaterland zurück,
Wo er ſich freute, auf der neuen Bahn
Im vollen Maß genoß ſein neues Glück.

Als Alfred ihn nach einem Jahre ſah
Bei einem Schmaus, ſprach lächelnd er
Zu ihm: „„Schon wieder da,
Mein weiſer Eremit? Schmeckt die Natur nicht mehr?““
Und lächelnd hört erwiedern man den Britten:
Nichts Schönres gibt's als ſie — wenn Schiffbruch man gelitten.

Trinklied für Frauen.

Die Vorſängerin.

Was da lebt, das trinkt,
Bis es in die Grube ſinkt,
Selbſt die Blume trinkt den Thau,
Darum ſtimm' ich, eine Frau,

Euch ein Trinklied an, ihr Schweſtern,
Laßt das Männervolk nur läſtern,
Ihm zum Trotze trinken wir,
Stoßet an mit mir!

Chor der Frauen.

Wenn's auch Männern unrecht dünkt,
Trinkt nur Frauen, trinkt!

Vorſängerin.

Für uns Frauen nur
Schuf die Frau Natur,
Jene wür'zge Bohne, klein,
Die viel beſſer ſchmeckt als Wein;
Darum reicht mir eure Taſſen,
Müßt ſie dreimal füllen laſſen,
Jede gilt, — ſtoßt Alle an,
Einem lieben Mann.

Chor.

Jede gilt, ſtoßt Alle an,
Einem lieben Mann.

Vorſängerin.

Trinkt auch unverſäumt,
Wo der Freudenbecher ſchäumt!
Dieſer Nektar, iſt er echt,
Taugt für jegliches Geſchlecht,

Und die Herrn der Schöpfung dürfen
Ihn nicht ganz alleine ſchlürfen,
Lebe hoch dem Götternaß!
Trinkt's aus vollem Glas!

Chor.

Lebe hoch dem Götternaß!
Trinkt's aus vollem Glas!

Vorſängerin.

Andre Kelche noch
Gibt's, woraus wir Frauen doch
Trinken dürfen ohne Scheu,
Kelche, ſtets gefüllet neu:
Trinkt der Blume zarte Düfte,
Trinkt des Himmels reine Lüfte
Das wird beſſer euch gedeih'n
Als dem Mann der Wein.

Chor.

Düfte, Lüfte ſchlürft hinein,
Sind gar ſüß und rein.

Vorſängerin.

Auch hat Gottes Macht
Manche Traube ſüß gemacht
Nur für Frauen, darum trinkt,
Wo ein ſüßer Wein euch winkt!

Mag der Mann nach Geiſte jagen,
Süßes macht den Frau'n Behagen,
Des Champagners ſprudelnd Naß
Paßt in unſer Glas.

Chor.

Des Champagners ſprudelnd Naß
Paßt in unſer Glas!

Vorſängerin.

Männer! tadelt Ihr
Daß wir trinken ſo wie Ihr,
Und wollt' Ihr's verbiethen gar,
Droht euch Rache und Gefahr,
Jedes Knäblein, neu geboren,
Muß verdürſten, iſt verloren,
Nimmer reicht der Frauen Schar
Labetrank ihm dar!

Chor.

Nimmer reicht der Frauen Schar
Labetrank ihm dar!

Grabſchrift auf ein Leckermaul.

Der einſt ſo gerne Leckerbiſſen aß,
Mußt endlich doch auch beißen in — das Gras.

Naive Antwort.

Die Tochter.

„Ach wie fürcht' ich ſehr die Ehe,
Überall wohin ich ſehe
Unzufried'ne Paare,
Die durch Mißtrau'n ſich betrüben,
Statt recht zärtlich ſich zu lieben
Bis zur ſpäten Bahre.
Nein, der Himmel ſei mir gnädig,
Solch ein Bündniß ſchließ' ich nicht!“ —

Der Vater.

„„Wenn es Dir an Muth gebricht,
Nun mein Kind, ſo bleibe ledig,
Da Du gar ſo furchtſam biſt.““

Die Tochter.

„Ledig? — wie? — und immer? — immer?
Ach da wär' das Mittel ſchlimmer,
Als das Übel ſelber iſt.“

Grabſchrift auf einen Arzt.

Hier ruht ein Arzt, ein Mann voll Wißbegier,
Im Studium wollt' er nie Ruhe haben,
Drum iſt er auch nach ſeinem Tode hier
Noch unter ſeinen Werken begraben.

Des Witwers Schmerz.

Anſelms Weibchen ging am Fieber
Zu den Seligen hinüber,
Und es trauerte der Mann,
Zog die ſchwarzen Kleider an;
Doch ein echter guter Chriſt
Sucht im Schmerze ſich zu faſſen:
Ob ein Thränenſtrom auch fließt,
Wenn das Weib geſtorben iſt,
Muß man es begraben laſſen.

Und es kam der ſchwere Tag,
Mit dem fünften Glockenſchlag
Sammeln Freunde und Verwandte,
Prieſter, Sänger und Bekannte
Um die Leiche ſich und weinen,
Sprechen Gutes von der Reinen,
Der ſie früher in dem Leben
Nicht ein gutes Haar gegeben
Und ſie ſtets geſchimpft. — Das ſchöne
„Nil de mortuis, nisi bene“
Gilt noch ſtets in ſolchen Stunden; —
Und der Zug bewegt ſich ſchon,
Kläglich tönt Poſaunenton —
Aber Anſelm — iſt verſchwunden —
Der doch nach dem Sarge gleich
Folgen ſoll der Gattin Leich'! —

Alles ſtaunt; die Einen ſagen:
„Ach der arme, gute Mann
Konnte ſeinen Schmerz nicht tragen,
That gewiß ein Leid ſich an.“
Andre ſuchen in dem Haus
Jeden kleinen Winkel aus.

Endlich höret ein Geflüſter
In dem Küheſtall der Küſter,
Öffnend ſchnell die Thür, erblickte
Er den Anſelm, wie er eben
Käthchen in die Arme drückte,
Um ihr einen Kuß zu geben.
Und der Küſter wurde bleich,
Schrie aus vollem Halſe gleich
Kläglich, aber ſalbungsreich
Weh und Zetermordio:
„Trauert man,“ — begann er, „ſo?
Während man der Gatrin Leich'
Einſenkt in das düſt're Grab?“
Anſelm ihm zur Antwort gab:
„„Schonet meinen tiefen Schmerz,
Ach, Ihr ſeht ja ohnehin,
Daß mir bricht mein armes Herz,
Meiner ich nicht mächtig bin,
Darum gönnt mir, bitt' ich, Ruhe;
Denn verwirret iſt mein Sinn,
Und ich weiß nicht, was ich thue.“

Numa Pompilius.

Der Vater.

„Lies Numa Pompilius, lieber Sohn!
Ich kann kein beſſeres Buch Dir nennen,
Draus lernſt Du die alte Roma erkennen,
Kein größerer Menſch ſaß je auf dem Thron.“

Der Sohn.

„„Ach Vater über dieſes Kapitel,
Da ſagt mir kein Wörtchen, recht ſchön bitt' ich Euch,
Romane haben verſchiedene Titel,
Die Hauptſache doch iſt in Allen gleich:
Zwei junge Leute ſeh'n ſich und lieben,
Und Vater und Mutter gebens nicht zu,
Daß ſie die Hand ſich reichen in Ruh,
Weshalb die Verliebten dann ſehr ſich betrüben,
Sie zittern und zagen,
Sie weinen und klagen,
Sie dulden und tragen
Den Kummer, die Plagen,
Sie rennen und wagen,
Um mindeſtens noch ſich zu ſehen verſtohlen,
Ringsum droht Gefahr
Dem armen Paar;
Doch Muth und die Liebe ſchüren die Kohlen,
Und endlich — endlich geht alles gut aus,
Es werden die harten Eltern erweicht,

Der Jüngling den Lohn ſeiner Liebe erreicht,
Er führt die Maid ſeines Herzens nach Haus,
So ſchließen alle Romanbücher
Und auch das Eure, — ich wette darauf,
Schlagt nur die letzte Pagina auf,
Und Eure Numa, ich weiß es ganz ſicher,
Bekommt, nach geendigtem Leid zum Beſchluß
Zum Gatten ihren Pompilius.

Grabſchrift auf einen Lügner.

Hier ruht ein Wahrheitsfreund,
Wenn dieß dir Leſer ſeltſam ſcheint,
So wiſſe nur, man ſchrieb es her,
Damit die Grabſchrift lügt, wie er.

Der Leibarzt des Fürſten.

Im Städtchen — ja der Nam' entfiel mir zwar,
Ward von dem klugen Rath geboten:
Daß in dem Buch, in dem der Todten,
Nam', Sterbetag und Krankheit aufgezeichnet war,
Des Arztes Nam' auch eingeſchrieben werde,
Der ſie durch ſeine Kunſt befördert in die Erde,
Und dieß geſchah auch ſtets mit Pünktlichkeit,
So, daß zu jeder Zeit
Dieß Sterbregiſter auswies, wie viel Kranke
Ein jeder Arzt in dieſer Stadt

Zum Himmel ſchon befördert hat.
(Fürwahr nicht gar ſo ſchlecht war der Gedanke.)
Einſt kam ein fremder Fürſt auf ſeiner Reiſe
Durch dieſes Städtchen; nach der Großen Weiſe
Hatt' er den eignen Leibarzt auch bei ſich,
Der aber — ('s iſt doch wunderlich,
Die Herrn vermögen auch ſich ſelbſt nicht zu kuriren,)
Ging ſchnell hinüber in das beſſre Land,
Wo er viel ſeiner Patienten fand,
Die vor ihm, durch ihn mußten abmarſchiren,
In Proſa ſei's geſagt: Es ſtarb der Medikus.
Das machte nun dem Fürſten viel Verdruß;
Denn der Verblichne kannte ſchon
Die kleinen Übel auf ein Haar,
Womit der Fürſt behaftet war,
Und wußt' ihn, — wenn auch nicht ganz zu befrei'n davon,
Doch mind'ſtens ſie ihm aus dem Sinn zu ſchwätzen.
Bevor der Fürſt nun weiter reiste,
Wollt' er die Leibarzt-Stelle neu beſetzen,
Er hörte von dem Buch', und welchen Dienſt es leiſte,
Und gab Befehl, es ſchnelle zu durchſeh'n,
Und Jener, welcher von den Herrn Doktoren
Durch Tod die wenigſten von Kranken noch verloren,
(Der Braune alſo unter dieſen Mohren)
Der ſollte künftig ihm zur Seite ſteh'n.
Man ging, man blätterte, man las die Namen,
Oft hatten alle Ärzt' des Todes Thor,
Den Leidenden eröffnet, Wen'ge kamen
Nur unter tauſendmal im Buche vor:

Und unter Allen Einer nur erſchien,
Der zweimal erſt im Buche ſtand. —
Man ſtaunte, lief herum, bis man ihn fand,
Und führte vor den Fürſten ihn. —
Mit Huld empfing ihn dieſer, trug die Stelle
Des Leibarzts dieſem Wundermann
Mit tauſend Thalern Jahrgehalte an:
Der Arzt ergriff das Dargebotne ſchnelle,
Und fragte nur, wie er dazu denn käme,
Daß ihn der hohe Herr in ſeine Dienſte nehme?
„Weil Sie“ — verſetzt der Fürſt, — „ſo wie man ſagt,
Der beſte Arzt im Städtchen ſind,
Der weiß, was er beginnt und nicht bloß wagt,
Und weil im Sterbebuch' ihr Nam' nur zweimal ſteht.“
Da ſprach — verwirrend ſich, — der Arzt geſchwinde:
„„Ach Durchlaucht, welch ein Glück für mich, mit Danke
Erkenn' ich's, ach wie ſchnell es mit mir vorwärts geht,
Erſt geſtern kam ich von der Univerſität,
Behandelte im Städtchen erſt zwei Kranke.

Grabſchrift auf einen Küſter.

Dem braven Küſter hat dieſes Grab
Die Dorfgemeinde bereitet,
Er hat, da Gott ihm die Ruhe gab,
Ausgelitten und ausgeläutet!

Der Schläfrige.

Mein Nachbarsmann beklaget ſich,
Daß ihn der Schlaf beſtändig fliehe,
Im Gegentheile koſtet mich
Das Schlafen nie und nirgend Mühe,
Mag Morgen, Mittag, Abend ſeyn,
Zu jeder Stunde ſchlaf' ich ein.

Um ſechs Uhr bringt mein Thomas mir
Zum Bett' all unſere Journale,
Da ſeh' ich denn, daß man dafür
Ein Heidengeld umſonſt bezahle,
Sie nehmen fades Zeug hinein,
Und wenn ich's leſe, ſchlaf' ich ein.

Im Schlafrock ſetz' ich mich zu Tiſch,
Und fange Etwas an zu ſchreiben,
Die erſten Zeilen gehen friſch,
Die andern muß ich ſchuldig bleiben,
Es fällt mir ſelten etwas ein,
Und unterm Denken ſchlaf' ich ein.

Ich kleide mich und ſehe dann
Mir bei den Bücherhändlern allen
Neu angekomm'ne Werke an,
Sie liegen da in ganzen Ballen,
Ich ſchau — und ſchau — der Druck iſt klein,
Das Werk iſt ſchaal, da ſchlaf' ich ein.

Bei einem Freunde wird geſpeiſt, —
  Ein braver Mann mit Millionen, —
Da reden ſie vom Kurſe meiſt,
  Banknoten, Obligationen,
Das mag recht ſchön und wichtig ſeyn,
Ich aber ſchlafe drüber ein.

Des Nachmittags geh' ich vor's Thor
  In's Gaſthaus, wo viel junge Leute
Sich leſen ihre Verſe vor,
  Und drüber kommen oft zum Streite;
Der Streit iſt groß, die Sach' iſt klein,
Da ſchlaf' ich denn gar prächtig ein.

Geh dann in unſer Opernhaus
  Um dort vom Schlafe mich zu retten,
Man liebt jetzt dorten viel Geſaus,
  Doch ob gleich Pauken und Trompeten
Und Trommeln wirbeln heftig drein,
Doch ſchläfert die Muſik mich ein.

Und müd und ſchläfrig komm' ich dann
  Zu meiner Frau nach Hauſe wieder,
Die treff' ich meiſt im Bett ſchon an,
  Leg' alſo ſchnell zu ihr mich nieder;
Sie will noch ſtets geſprächig ſeyn,
Ich aber ſchweig' — und ſchlafe ein.

Schlechter Magen.

(Eine Herzenserleichterung.)

Will Euch ſagen im Vertrauen
Was ich niemals kann verdauen:
Alte und kokette Frauen; —
Junge Herrn, die ſich getrauen
Frech die Mädchen anzuſchauen; —
Dramen voller Mord und Grauen; —
Dichter, die da gleich den Pfauen
Nur das eig'ne Werk beſchauen; —
Comödianten, die die Brauen
Zieh'n, und brüllend um ſich hauen;
Rezenſenten, die den blauen
Himmel ſelber noch beſauen;
Myſtiker, die Unſinn brauen
Nicht geſtochen, nicht gehauen; —
Adelige, die an grauen
Alten Pergamenten kauen; —
Speichellecker, die mit ſchlauen
Blicken mächt'ge Gönner krauen; —
Dummköpf', die ſich Häuſer bauen; —
Katzen, die bei Nacht miauen,
Dieſe kann ich nicht verdauen.

Die Maus und die Schildkröte.

„Du armes Thier!“ — ſprach einſt die Maus
Zur Schildkröt', „ich beklage dich recht ſehr,
Was haſt du für ein düſt'res Haus?
Und ach, wie trägſt du's auf dem Rücken ſchwer!
Sieh mein Palais, ich wohne
Selbſt mit dem König auf dem Throne.“
„„Recht gut!““ rief drauf die Schildkröt' aus,
„„Ich tauſchte gegen mein ſo düſtres Haus
Doch deinen Prunkpallaſt nicht ein.
's iſt mein!““

Vier Tage.

(Nach Dufresny.)

Einſt war Philis ſtreng und geizig,
Sie begehrte voll Verdruß,
Vom verliebten Schäfer Damon
Dreißig Schafe für einen Kuß.

Doch am zweiten Tag der Schäfer
Einen leichtern Handel traf:
Philis gab ihm dreißig Küſſe
Für ein einz'ges kleines Schaf.

Philis ſah am dritten Tage,
Daß ſie ſchon was opfern muß,

Da gab ſie dem lieben Damon
Dreißig Schafe für einen Kuß.

Philis gäb' am vierten Tage
Alle Schaf' und ihren Hund
Gerne, wenn ſie Damon küßte,
Doch — der küßt jetzt Molly's Mund.

Der Kahle.

(Zeitfabel.)

Ein kahler Mann erſchien mit einem Male
Mit einem Kopf voll Haaren auf den Straßen,
Er hatte ſich ein Stutzperrücklein machen laſſen;
Doch Alles lacht und rief: „da geht der Kahle!“

Es mögen Alle, die den Adel zahlen,
Ein Beiſpiel nehmen an dem Kahlen.

An Graz und ſeine Bewohner.

(Als ich im Jahre 1823 von ihnen ſcheiden mußte.)

Viel Länder und Städte hab' ich geſehen,
Viel Thäler und Hügel durchzog ich ſchon,
Sah überall Gottes Machtwerke ſtehen,
Und fand als Wanderer überall Lohn:
Des ſtolzen Italiens azurnen Himmel,
Und ſeiner Palläſte unendliche Pracht,

Sein großes lebendiges Volksgetümmel,
Sein heitres Gefilde, das immer lacht;
Das artige Frankreich, das Sprache und Sitte
Zur feinſten Feinheit geglättet hat,
Und wo aus jeder ländlichen Hütte
Ein durchaus gerundetes Herrlein trat;
Die göttliche Schweiz!! — Wer kann ſie beſchreiben?
Mit ihren Bergen und ihren See'n,
Mit ihren Menſchen, die immer bleiben,
Wie man ſie auch immer mag gerne ſeh'n,
Wo Jeder die volle Freiheit genießet,
Zu thun, was das Allgemeine nicht ſtört,
Und dennoch bei Nacht man kein Hausthor ſchließet,
Weil Niemand berühret, was ihm nicht gehört;
Das liebe Tirol, wo Land und Leute
Recht, Sitt' und Treue Modell könnten ſteh'n,
Wo der Gemſenjäger um ſeine Beute
Auf einem handgroßen Riffe muß ſteh'n;
Das breite Ungarn, wo mit dem Stolze
Die wahre Manneskraft ſich vermählt,
Und was oft ähnlich ſieht dürrem Holze,
Noch zehn grüne Augen, die treiben, zählt;
Und dann die geſegneten Länder am Rheine
Wo Jeder wie er ſich zeiget auch denkt,
Die Gott nicht nur mit dem herrlichſten Weine,
Nein, auch mit dem herrlichſten Waſſer beſchenkt; —
Die Länder hab' ich alle durchzogen
Und war für ihre Freuden nicht blind, —

Wohl weiß ich: ſchnell rauſchen des Lebens Wogen,
Drum pflück' ich ein Blümlein auch, wo ich es find'. —
Allüberall zählt' ich manch ſchöne Stunden,
Und Einbildung, Sinne, Herz und Verſtand,
Sie haben überall Manches gefunden,
Oft Vieles, was an den Ort ſie band; —
Doch wenn das Rauſchen dann war vorüber,
Und langſam ich fuhr zum Thor hinaus,
Und ich mich ſo fragte: „Sag aufrichtig Lieber!
Willſt du in dem Städtchen dir bauen ein Haus?“
Da ſchwieg ich — und ließ meinen Kutſcher fahren,
Es fiel nebſt dem Guten mir Manches auch ein,
Was mir nicht paßte zu meinen Jahren,
Und nicht zu dem einmal gewohnten Seyn.
Hier war mir's zu lärmend und dort zu ſtille,
Hier ging mir's zu arm zu und dorten zu reich,
Hier laſen ſie nichts als die Hauspoſtille,
Und dort wieder nichts als verrenktes Zeug.
Hier trug man die Naſe zu hoch, dort zu nieder,
Hier aß man zu wenig, dort wieder zu viel,
Hier wuchſen nur Lorbeern und dorten nur Flieder,
Hier war mirs zu heiß, und dort wieder zu kühl.
Kurz, nichts konnte ganz meinen Beifall erwerben,
Ein Übelſtand war ohne Mühe erdacht,
Zu Freuden und Schmerzen, zum Leben und Sterben
Schien keiner der Orte für mich ganz gemacht.
In dir nur mein Graz! ja in dir nur alleine,
Fand alles ich, was meine Sehnſucht begehrt,

Der Seine, der Iſar, der Donau, dem Rheine,
Ich laß' ihnen gern ihren eigenen Werth;
Doch nur an der Muhr
Da möcht' ich wohnen,
Auf ihrer Flur
Ein König thronen,
In dieſem Kreis,
Den Berge ſchließen,
Des Lebens Preis:
Der Ruh', genießen,
In dieſem Garten,
Den Gott gepflanzt,
Möcht' ich erwarten,
Vor Sturm verſchanzt,
Des Lebens Ende. —
Wohin ich wende
Den trunk'nen Blick,
Ich finde Alles,
Was ich nur wünſche
Zu meinem Glück:
Berg, Thal und Au,
Und Himmels Blau,
Die Wieſen grüner,
Und gar ſo rein,
Man meint ſie müßten
Gefeget ſeyn.
Die Pflanzen üpp'ger,
Als ob ſie Regen
Und Sonnenſtrahlen

Hier beſſer pflegen.
Und würz'ger die Düfte,
Und reiner die Lüfte,
Und Wein und Brot
In Hüll' und Fülle,
Ein *frohes Leben*
Und *frohe Stille*,
Geſundheitsroth
Auf allen Backen,
Und Reinlichkeit
Selbſt in Baracken.
Ein herzlich Grüßen
Von allen Seiten,
Ein fröhlich Genießen,
Und wenig Streiten,
Nicht groß Bekümmern
Um And'rer Schimmern,
Dazu ein Herz
In jeder Bruſt,
Das theilet Schmerz
Und theilet Luſt,
Und bei dem Allen
Noch Ein's dabei,
Das nicht *erkläret*,
Gefühlt nur ſei, —
Soll ich dir's nennen?
Du wirſt's nicht kennen,
Liegt's nicht in dir:
's iſt — *heimlich* hier!! —

Zum ſechſten Male ſah' ich all dieß Schöne,
Und ſcheid' zum ſechſten Mal mit Schmerz davon.
Damit der Sterbliche ſich nicht gewöhne
An's Beſte, das ihm jenſeits winkt als Lohn,
Erſchallen ihm des ſtrengen Schickſals Töne
Und rufen von dem Mahle weg den Sohn;
Auch mich ruft Pflicht — mein Wünſchen wär's zu bleiben;
Doch dieſe Beiden ſtets im Streit ſich reiben.
Lebt wohl! — Euch wiederſehen iſt mein Streben,
Dein Bild, mein Graz! wohl nimmer von mir weicht,
Iſt einſt die Pflicht erfüllt, der ich ergeben,
Dann kann der Wunſch das Seine thun vielleicht;
Doch, wär mir's nie vergönnt bei Euch zu leben,
Der Tod oft Manchen viel zu früh erreicht,
O ſo erlaubt mir, daß einſt meine Hülle
Bei Euch hier ruhe; — denn hier ruht ſich's ſtille.

Poetiſche Caprice.

(In das Stammbuch eines capriciöſen Freundes.)

Wenn dir's an Geld
fehlt,
Wenn du nicht Raſt
haſt,
Und dir dein Herz
Schmerz
Grauſam zerfleiſcht,
heiſcht

Troſt dein Geſchick,
blick
Bauend auf mich,
ich
Bleibe nicht fern,
gern
Drückt Freundes Arm
warm
Dich an die Bruſt,
Luſt
Kündet ſein Mund,
und
Fliehn wird dein Gram
am
Buſen des Freunds! —
Scheint's
Leben dir grau,
ſchau
Stets unter dich,
ich
Bürge dafür,
dir
Wird dann nicht ſchwer
mehr
Scheinen dein Los,
groß
Iſt ja die Welt,
fehlt

Eins dir zum Glück,
pflück
Dir in dem Hain,
ein'
Andere Blum'
zum
Duftenden Strauß
aus.

Das Privilegium.

Der König bei ſeinem Tiſche ſaß
Und eifrig in alten Papieren las,
Es waren Dokumente, ſo eben
Ihm von dem Kanzellar übergeben,
Die Alles enthielten, was in dem Land
Von alten Privilegien beſtand.
Der König ſchüttelte öftermal
Das Haupt, durchſehend die große Zahl,
Erwägend die unbedeutenden Gründe,
Wodurch einſt ſo Mancher manch Recht ſich verdiente,
Er meinte, was man ſo Einem erlaubte,
Das wäre ein Recht, das man Andern raubte;
Und war des Willens, die meiſten Gebräuche
Und Vorrechte abzuſchaffen im Reiche.

Und unter dem vielen ſeltſamen Tand
Kam auch ein Dokument ihm zur Hand,

Das Orleans Rathsherrn für ewige Zeiten
Dafür, daß die Stadt einſt vom Feind ſie befreiten,
Das Vorrecht ertheilt': einen Stuhl zu begehren
So oft ſie in der Königsburg wären,
Zu ſitzen auch im Geſpräch mit dem König.
„Hm!“ — murmelte Ludwig — „das iſt nicht wenig,
Die Herren von Orleans muß ich geſteh'n,
Sie han gen Ermüdung ſich vorgeſeh'n,
Wir wollen doch ſehn, wenn ſie wieder erſcheinen,
Ob ſie wirklich ſo ſchwach ſind auf ihren Beinen,
Daß ſelbſt vor des Königs Majeſtät
Nicht Einer mehr feſt auf den Füßen ſteht.
Sie ſollen, — ich ſchwör's — auf das Sitzen vergeſſen! —
Und ſey'n auf ihr Recht noch ſo ſehr ſie verſeſſen.“

Acht Tage waren vergangen kaum,
So traten ſchon in des Burghofes Raum
Sechs Rathsmänner ſammt ihrem Bürgermeiſter,
Die Erſtern hübſch feiſt, der Letzte noch feiſter,
Und ſagten, daß ſie von Orleans kämen
Um Audienz bei dem König zu nehmen.
Es meldet dieß Einer vom Hofgeſinde
Dem Könige, dieſer befiehlt: daß geſchwinde
Die Stühle, Schemmel und alles Geräth,
Was da im Thronſaal zum Sitzen ſteht,
In möglichſter Eile hinausgebracht werde,
Daß nichts mehr bleibe als Thron und Erde.
Als dies war geſcheh'n nahm der König fein

Den Platz auf dem Throne ſchnell ſelber ein,
Und man ließ die Herrn in den Saal herein.
Sie kamen und neigten ſich dreimal tief,
Und, denkend an ihren Freiheitsbrief,
Sah'n ſie in dem Saal ſich ringsherum
Nach zubereiteten Stühlen um, —
Und immer ängſtlicher wurde ihr Blick,
Sie ſchauten vorwärts und ſchauten zurück,
Sie räuſperten, huſteten, wiſchten den Schweiß
Sich von der Stirne, die brennend heiß,
Und bückten ſich immer und während dem Bücken
Zerzauſten ſie zornig die Knotenperrücken,
Und ſchauten immer und ſchwiegen immer,
Und fanden nicht Rettung im ganzen Zimmer.
Der König wurde die Unruh gewahr,
Und lächelte heimlich und ſprach dann zur Schar:
„Ihr Herren! kann Keiner reden von Euch?
Was wollt Ihr von mir? — warum ſeht Ihr ſo bleich?“
Und Keiner wagt es das Wort zu erheben
Um Orleans Vorrechte nichts zu vergeben,
Und neuerdings ſuchten voll Angſt und Qual
Sie ringsherum in dem ganzen Saal,
Ob auch nicht ein kleiner Schemmel ſich finde,
Der ihrem Recht zu Gebothe ſtünde,
O hätten ſie nur einen einz'gen erblickt,
Sie hätten ſich All' auf den einen gedrückt. —
Das dauerte viele Minuten lang,
Den Herren wurd' immer mehr angſt und bang,

Der König zog ſchon die Stirne kraus,
Und rief: „zur Sach'! die Geduld geht mir aus!“
Da faßte in ſeinem tiefen Verdruß,
Der Bürgermeiſter den Heldenentſchluß,
Und ſetzte ſich ſtracks auf den Hintermann,
Und dieſer wieder auf ſeinen ſodann,
Und Einer ſofort auf den Andern im Kreiſe,
So daß der Letzte auf komiſche Weiſe,
Damit er doch auch einen Stützpunkt nahm,
Auf dem Bürgermeiſter zu ſitzen kam,
Und ſo präſentirte das ganze Ding
Einen kurzen ſchwarzen beweglichen Ring,
Der alſo ſich vorwärts kauerte, daß
Der Bürgermeiſter vorm Throne ſaß. —
Und nun trug dieſer nach Fug und Sitte
Dem Könige vor der Stadt Orleans Bitte,
Und als die Rede zu Ende lief,
Da ſtanden ſie auf und verbeugten ſich tief
Und ſchwiegen wieder. — Des Königs Mund,
Nachdem er gelacht recht aus Herzensgrund,
That endlich den Rathsmännern Folgendes kund:
„Ihr Herrn! Eure Bitte ſei Euch gewährt,
Denn billig iſt, was Ihr von mir habt begehrt,
Geht hin und verkündet in Eurer Stadt
Daß der König ihr wohl will, in Ehren ſie hat.“
Und als ſie zur Thüre ſich wandten darauf,
Da hielt er ſie noch mit den Worten auf:
„Bekennen muß ich Euch noch Ihr Herrn!
Die Vorrecht' und Freiheiten hab ich nicht gern,

Beſonders wenn ſie ſich gründen auf Sachen,
Die läppiſch ſind, nichts brechen nichts machen,
So glaub' ich zum Beiſpiel: die Majeſtät
Verdient, daß vor ihr man in Demuth ſteht;
Drum wollt' ich auch dieſe Gelegenheit nützen,
Euch nehmen die Freiheit vorm König zu ſitzen;
Doch ſeh' ich wohl ein, das geht nicht ſogleich,
Denn ihr tragt die Stühle immer bei euch.
Gehören ſie auch nicht zu den bequemen,
So kann Euch doch dieſe der Teufel nicht nehmen.
Drum mag es denn bleiben beim alten Fuß,
Lebt wohl und bringt Orleans meinen Gruß!“
Und als ſie nach Orleans kamen zurück,
Erzählten ſie dorten ihr Mißgeſchick,
Die Angſt und Verlegenheit, die ſie empfunden
Und wie ſie doch glücklich heraus ſich gefunden.
Die Stadt war ganzer drei Tage lang
Beleuchtet, und unter Trompetenklang
Verkündet ein Herold in allen Gaſſen:
Wie ſich die Geſandtſchaft nicht nehmen laſſen
Die uralte Freiheit, die ſie beſeſſen
Und Ehrenketten und Dankadreſſen
Votirte man Jenen, die in Gefahr
Zu ſitzen verſtanden gar wunderbar,
An einem Ort, wo kein Seſſel war,
Und alſo für Orleans ſpät'ſtes Geſchlecht
Mit Klugheit behauptet ihr altes Recht. —

Mutter Erde.

Aller Staubgebornen
Mutter iſt die Erde;
Doch die Auserkornen
Kinder dieſer Mutter
Sind die Ärzt' allein,
Gleich wird's klar Euch ſeyn.

Seht den Ackersmann
Nur ein bischen an,
Wie er ſchon ſich plagt,
Wenn es kaum noch tagt,
Um im Schweißes Rinnen
Brot ſich zu gewinnen,
Und die harte Mutter
Spottet ſeiner Müh',
Bietet kaum ihm Futter
Für ſein bischen Vieh.

Und der Bergmann auch
Muß in ihrem Bauch
Wühlen Tag und Nacht,
Bis ſie endlich hold
Dieſem Armen lacht,
Und ein Körnlein Gold
Schimmert durch die Nacht.
Nur der Ärzte Schar
Pflegt ſie immerdar

Zärtlich, mütterlich; —
Legt geheime Kräfte
In der Kräuter Säfte,
Draus die Ärzte ſich
Holen ihren Ruhm.
Dieſe Herren ſchreien,
Überall herum:
Sie allein nur ſeien
Am Geneſen
Schuld geweſen,
Aber ſie bleibt ſtumm;
Und begehn die Sünder,
Ihre Lieblingskinder,
Fehler — ſeht, im Nu
Deckt ſie dieſe zu.

Schlimm und gut.

(Nach Barriere.)

Daß ich jetzt ein Lied will machen,
Drüber alle Welt ſoll lachen,
Jetzt in meinem höchſten Grimm,
Das iſt ſchlimm!
Daß mir aber unterm Denken
Einen Stoff die Muſen ſchenken,
Der vielleicht doch Wirkung thut,
Das iſt gut.

Daß in meinem alten Kaſten,
Keine alten Thaler raſten,
Und kein Beutel locket: „Nimm!“
Das iſt ſchlimm!
Daß ich aber deßhalb eben
Führ' ein ſorgenfreies Leben,
Immer hab' ein leichtes Blut
Das iſt gut.

Daß mein Tiſch, der kleine, ſchmale,
Einen Freund nur faßt zum Mahle,
Ich nicht praſſen kann mit ihm,
Das iſt ſchlimm!
Daß mich aber ſolchermaßen
Alle die Schmarotzer haſſen,
Und mich fliehet dieſe Brut,
Das iſt gut.

Daß ich keine Pferde habe,
Durch die Stadt zu Fuße trabe,
Manchmal gar im Kothe ſchwimm',
Das iſt ſchlimm!
Daß ich aber auf der Sohle
Durſt und Appetit mir hole,
Und verdünne mir mein Blut,
Das iſt gut.

Daß mein Kopf mit vierzig Jahren
Voll ſchon iſt von grauen Haaren,

Und ſchon wacklich meine Stimm',
Das iſt ſchlimm!
Aber daß auf dieſe Weiſe, —
Werd ich einſtens ganz zum Greiſe, —
Mir das Alter nichts mehr thut,
Das iſt gut.

Daß ſich meine Ahnenleiter,
Nicht zu Fürſten und noch weiter
Hebet bis zum Cherubim,
Das iſt ſchlimm!
Daß ich aber darum eben
Alles, was ich hab' im Leben,
Mir nur dank' und meinem Muth,
Das iſt gut.

Daß ich wollte nie was wagen,
Nie mich hab' im Feld geſchlagen,
Wenn man rief: den Säbel nimm!
Das iſt ſchlimm!
Aber daß ich ganz geſunde
Glieder hab' ohn' alle Wunde,
Und verlor kein Tröpflein Blut,
Das iſt gut.

Daß ich keine Kinder habe, —
Wohl des Himmels ſchönſte Gabe, —
Das bringt manchmal mich in Grimm,
'ſ iſt recht ſchlimm!

Aber daß kein Weib ich habe,
Eine zweifelhafte Gabe,
Die nicht immer wohl uns thut,
Das iſt gut.

Daß ich dieſes ſchöne Leben,
Muß dem Tod zum Preiſe geben,
Mich nicht ſchützen kann vor ihm,
Das iſt ſchlimm!
Aber daß ich kühn darf hoffen,
Dort ſteh' mir der Himmel offen,
Weil ich bin ein redlich Blut,
Das iſt gut.

Zeitgeiſt.

Vom Zeitgeiſt ſchwätzen ſie gar viel,
Der Eine will ihn vorwärts leiten,
Der Andre ſtecken ihm ein Ziel;
Ich will darüber gar nicht ſtreiten,
Wüßt ich erſt was der Ausdruck heißt,
Hat unſre Zeit denn einen Geiſt?
Wie, oder nennt man ſo das Neu'ſte,
Weil es noch Zeit hat mit dem Geiſte?

Die beiden Wörter: Geiſt und Zeit,
Mir ſchon nicht recht zuſammen paſſen,
Der Geiſt iſt Sohn der Ewigkeit,
Und läßt in keine Zeit ſich faſſen,

Und ſetzen wir: die Zeit gebiert
Ein Söhnlein, das den Namen führt
Mit Recht, ſo frißt ſie's auch gleich wieder
Wie alle ſeine andern Brüder.

Indeß zum Scherze wollen wir
Den Namen Zeitgeiſt gelten laſſen,
Laß ſehn einmal, was könnten wir
Denn ſo in ſeine Sphäre faſſen?
Was will er denn? was iſt ſein Ziel?
Gewinnt die Welt was durch ſein Spiel?
Sind Eigenſchaften zu erkennen
An ihm, warum wir Geiſt ihn nennen?

Er ſtrebt hinaus ins Blaue ſtets,
Will an der dünnen Luft ſich halten,
Kennt keine Schranke, kein Geſetz,
Kein Recht des Gült'gen und des Alten,
Das Neue nur ergreift er keck,
Und herrſchen iſt ſein einz'ger Zweck,
Das Oberſte zu unterſt kehren,
Das lehrt er, ſind das geiſt'ge Lehren?

Die Naſe iſt beim Geiſt der Zeit
Der ſtrapazirt'ſte Theil am Leibe,
In Alles ſteckt er ſie und leiht
Geſchwätzigkeit ſich von dem Weibe,
Stark iſt er nur im Maulgefecht,
Wer drein ſchlägt hat bei ihm ſtets Recht,

Der Körper gilt ihm ſtets das Meiſte,
'ſ iſt gar kein Geiſt im Zeitengeiſte.

Zu brechen Etwas mit Geſchrei,
Dazu genügt's, daß es verriegelt,
Sein einz'ges Lieblingswort iſt: frei,
Das heißt ſo viel als ungezügelt;
Er meint und lehrt auch, daß das Ei
Viel klüger als die Henne ſei,
Und alſo baut er ſeine Stärke
Auf Knabenmuth und Knabenwerke.

Er trägt gar einen kurzen Rock,
Zerzauſte Haare, rund geſchnitten,
Dann einen dicken Knotenſtock,
Hat ungeſchlachte rohe Sitten,
Ein Knebelbärtlein an dem Kinn,
Da ſitzt das Ungeheure drin,
Er kaut uralte Worte wieder,
Und haut, was ihm nicht anſteht nieder.

In alten Burgen geht er um,
Man hört ihn dort recht deutlich ſpuken,
Doch reiſ't er auch im Land herum,
Und läßt dann die Beſchreibung drucken.
Darin wird keck von ihm ſchimpfirt,
Was den geſtrengen Herrn genirt,
Und die ihm nicht ganz günſtig waren,
Die nennt er Dummköpf' und Barbaren.

Er dichtet, malt und macht Muſik,
Doch alles dieſes ſehr poſſierlich,
In jeder Kunſt geht er zurück,
Und haßt was klar und was natürlich;
Als Dichter ſucht der Geiſt der Zeit
Den Ruhm in Unverſtändlichkeit,
Als Maler ſchafft er nur Popanzen,
Als Muſiker nur Diſſonanzen.

Sein eigentlicher Tummelplatz
Iſt aber in polit'ſchen Auen,
Da zeigt er ſeinen Weisheitſchatz,
Da läßt er ſeine Grobheit ſchauen,
Da ſteht er hinterm Buſch und ſtreut
Den Zwietrachtſamen aus voll Neid,
Sucht alle, die auf Höhen wohnen,
Fürſt — Gott — zu ſchleudern von den Thronen.

Ein kluger braver Mann beweiſt,
Wie wir das Mährchen deuten ſollen,
Er ſagt: die Zeit ſchafft keinen Geiſt,
Wohl aber ſchaffen Geiſter Zeiten;
Drum ſorge du betrogne Welt,
Daß deine Jugend Geiſt erhält,
Dann wird der Zeitgeiſt ſchnell verſchwinden,
Doch geiſt'ge Zeit ſich wieder finden.

Liebesfeuer.

I.

Donna Stella war die ſchönſte
Von den Frauen in Sevilla,
Trug ſie ihren Schleier offen,
Mußten ihn die Andern ſenken.

Ihre Augen waren Sonnen,
Und das Feuer dieſer Sonnen
Zog aus Männer-Augen Waſſer,
Die doch ſonſt nicht gerne weinen.

Ihre Haare waren Netze,
Von den Grazien ſelbſt geringelt,
Daß die Locken mußten locken
Jeden, der ſie ſah, und fangen.

Ihre Lippen waren rothe,
Zum Genuß geſchwellte Beeren,
Die da winkten, daß ſich Jeder
Lüſtern mühte ſie zu pflücken.

Ihre Zähne waren Perlen,
Die nicht ſchliefen in den Tiefen,
Sondern im dem mild'ſten Glanze
Jedem Auge — offen lagen.

Ihre Haut war Alabaſter,
D'rin ſich blaue Adern ſchlängeln,

Und der Äolsharfe Tönen
Glichen ihrer Stimme Klänge.

Alſo war der Frauen ſchönſte
Donna Stella in Sevilla,
Und kein Männerauge pflegte
Ungeſtraft ihr zu begegnen.

II.

Aber ſprach aus dieſen Zügen
Glut auch, Leben und Vergnügen,
Strafte doch das Herz ſie Lügen,
Dieſes Herz war leer und kalt.

Nach dem Tode ihres Gatten,
Den ſie liebte noch im Schatten,
Wollte Keinem ſie geſtatten
Ihr mit Liebe mehr zu nah'n.

Spaniens hohe, Spaniens ſchöne,
Allverehrte Lieblingsſöhne
Suchten dieſes Herz durch Töne
Und durch Blicke ſich zu fah'n.

Selbſt Don Manos, der vor Allen
Sucht der Herrinn zu gefallen,
Der die Laute läßt erſchallen
Jeden Abend ihr zum Lob;

Manos, der auf allen Wegen
Ihr mit Demuth kommt entgegen,
Dem ihr Anblick nur iſt Segen,
Ihre Ferne aber Fluch;

Der ſchon viele Monden ſchauet
Nach dem Sterne, — hofft, — vertrauet:
Endlich werde aufgethauet
Dieſes Eis an ſeiner Glut;

Selbſt Don Manos hofft vergebens;
Und das Ziel all ſeines Strebens
Iſt Entmuth'gung ſeines Lebens,
Unerfüllter Sehnſucht Qual.

Stella's holder Augenſchimmer
Begnete dem ſeinen nimmer,
An der Erde haftend immer,
Die ihr Liebſtes in ſich ſchließt.

Denn geleiſtet hat dem Schatten
Ihres hingeſchiednen Gatten
Sie den Schwur: nie zu geſtatten
Einem Andern Liebesdienſt.

III.

Aus dem Hauſe Stella's brechen
Flammen auf in dunkler Nacht,

Praſſelnd ſcheint des Feuers Macht
Die verhöhnte Glut zu rächen.

Denn es wächſt mit der Sekunde,
Und Verderben drohend ſind
Trockenheit und Äols Kind
Mit dem wachſenden im Bunde.

Ha! ſchon ſchlägt es aus dem Dache,
Aus den Fenſtern ſchon hervor,
Jammerſchrei'n vernimmt das Ohr,
Balken ſtürzen mit Gekrache,

Glocken tönen von den Thürmen,
Horchet! ihr metall'ner Mund,
Thut die höchſte Noth Euch kund,
Wer wird Donna Stella ſchirmen?

In dem Herzen dieſer Treuen
Brennet eine Flamme nur,
Die entzündet einſt ihr Schwur,
Ihr will ſie ſich ewig weihen.

Ruhig ſchlummert ſie, der Kummer
Weicht, ein holder Traum umſchwebt
Tröſtend ſie; ihr Gatte lebt,
Süß und feſt iſt dieſer Schlummer.

Und den Vorhang an dem Bette
Greift die Flamme ſchon, ihr Licht

Röthet Stella's Angeſicht,
Iſt denn Niemand der ſie rette?

Ha! jetzt ſtürzt mit glüh'nden Wangen
Manos in's Gemach, in Haſt
Sieht man die geliebte Laſt
Ihn mit ſtarkem Arm umfangen.

Feſt an ſeine Bruſt gedrücket,
Daß ihn ſanft berührt ihr Hauch,
Trägt er ſie durch Flamm' und Rauch,
Freudetaumelnd, hochentzücket.

In's Gebüſch auf weiche Blätter
Legt er ſie im Gartenraum; —
Sie erwacht aus ihrem Traum,
Und ihr Blick fällt auf den Retter.

Dieſer ſaugt ihn in den ſeinen,
Schaut, und ſchaut, und ſpricht kein Wort,
Reißt ſich los und eilet fort,
Glück und Unglück zu beweinen.

IV.

Plötzlich war die Flamm' entſtanden,
Lodert' auf im Erdgeſchoſſe,
Wo die Zimmer unbewohnet,
Dieß erhoben die Gerichte.

Und Don Manos' Nebenbuhler,
Don Alonzo di Saligos,
Zeigte ſich vor dem Alkade,
Sprach: „ich kann Euch Aufſchluß geben:

Hart an Donna Stella's Hauſe,
Wie Euch wohl bekannt iſt, wohn' ich,
Erſt nach Mitternacht begab ich
Geſtern mich nach Hauſ' im Dunkeln.

Einen Mann, gehüllt im Mantel,
Drunter eine Blendlaterne
Sorgſam er zu bergen ſuchte,
Sah um Stella's Haus ich ſchleichen.

Näher trat ich und bemerkte,
Wie er ſcheu erſt um ſich blickte,
Und da Niemand es gewahrte,
Dann ſein ſchändlich Werk vollbrachte.

Leiſe öffnet' er ein Fenſter,
Und hinein warf er ein Päckchen,
Drauf in wenigen Minuten
Stand das Erdgeſchoß in Flammen.

Jener Mann, ich hatte nimmer
Aus den Augen ihn verloren,
Harrt' in einem Nebengäßchen
Auf die Früchte ſeiner Schandthat. —

Jetzt erkannt ich ihn — Alkade!
Höre mich, es war Don Manos!
Ja, Don Manos, der aus Rache
Dieß Verbrechen hat begangen.

Denn er brennt, ein Jeder weiß es,
Wie ein Raſender für Stella,
Die ſein Seufzen nie erhörte,
Und durch Kälte ihn gereizt hat.“

V.

Vor dem peinlichen Gerichte
Steht mit ruhigem Geſichte
Manos — Der Alkade frägt:
Ob er dieſen Brand gelegt?

Alles horchet ſtumm der Frage,
Jeder Blick verneint die Klage,
Der den edlen Jüngling ſah;
Er allein antwortet: — „Ja!“

Staunen rings und dumpfes Schweigen:
Kann ſich das Verbrechen zeigen
In dem edlen Angeſicht,
Das nur Muth und Tugend ſpricht?

Und Don Manos froh und heiter
Spricht mit feſter Stimme weiter:

„Ja, geleget ward der Brand —
Hört es All! — durch meine Hand.

„Nicht kann ich die That bereuen,
Jeder wird ſie auch verzeihen,
Der mit jener Glut geliebt,
Die den Muth zum Höchſten gibt.

„Sollt' ich auch die Erde ſpalten,
Einmal in den Armen halten,
Einmal drücken an die Bruſt
Mußt' ich ſie, o ſel'ge Luſt!

„Dieſes wollt' ich und gelungen
Iſt's, — ihr Starrſinn iſt bezwungen,
Ich genoß der Sel'gen Luſt,
Stella lag an meiner Bruſt.

„Ja, der Himmel ſtand mir offen,
Will nichts wünſchen mehr, nichts hoffen,
Nun verzicht' ich auf die Welt,
Thut, wie dem Geſetz gefällt!“

Die kürzeſte Länge.

Ein Diſtichon iſt ſein ganzer Geſang,
Und dieſes noch iſt um zwei Verſe zu lang.

Ich wag' es nicht.

(Lied nach dem Franzöſiſchen.)

Der kleinen Liſe große Pein
Möcht ich Euch gerne wohl erzählen,
Warum ſie wandelt ganz allein
Im Feld beim blaſſen Mondenſchein,
Und was ſie für Gedanken quälen,
Euch Mädchen würd' es nützlich ſeyn,
Die Arme würdet ihr beklagen,
So höret denn: — — doch nein — o nein!
Ich wage nicht es Euch zu ſagen.

Doch hört: Sie liebte treu und rein
Den Jüngling aus der Nachbar-Hütte,
Sie ſahen täglich ſich im Hain,
Sanft blickt' er ihr in's Aug hinein,
Schlang ſeinen Arm um ihre Mitte,
Und Liſe ſeufzte: Ich bin dein!
Er hört' ihr Herz an ſeinem ſchlagen
Da gab er ihr... doch nein — o nein!
Ich wage nicht es Euch zu ſagen.

Er gab — ſie fügte ſich darein,
Ihr einen Kuß, und dann, — um ihre
Bedenklichkeiten zu zerſtreu'n
Gab er, ihr ewig treu zu ſeyn,
Die höchſten heiligſten der Schwüre,

Da rief er: „Liſe biſt du mein,
Und ſoll auch ich nicht Zweifel tragen,
So gib auch du mir“... nein — o nein!
Ich wage nicht es Euch zu ſagen.

„Gib mir die Schleife niedlich klein,
Die deinen Buſen will verwahren,
Gib mir dein goldnes Ringelein,
Gib mir ein Löckchen zart und fein
Von deinen ſchönen blonden Haaren,
Gib alles Liſe mir, was dein!“
Sie konnt ihm leider nichts verſagen,
Zur Stunde noch war Alles ſein —
Und daher rühren ihre Klagen.

Er und Sie.

(Nach Guérin.)

Sie ging auf der Wieſe,
Er ging auch da,
Sie ſenkte die Blicke;
Er trat ihr nah,
Sein Herz war verloren
Als er ſie ſah:
„Ich liebe dich Holde
Verlaſſe dich nie!“
So ſprach er betheuernd,
Und was that ſie? —
Sie lächelte.

Er ging zu den Eltern
Und warb um ſie:
„Mein Kind,“ ſprach der Vater,
„Bekommſt du nie,
Dukaten ſind beſſer
Als Sympathie.“
Drob zürnt er nicht wenig,
Und tobt' und ſchrie,
Schalt grauſam den Vater,
Und was that ſie? —
Sie weinte.

Fort ging er und dachte
In ſeinem Sinn:
Was dir nicht beſchieden,
Laß fahren hin!
Bald wußt' eine Andre
Ihn anzuzieh'n,
Er nahm die zum Weibe
In Harmonie,
Und Luſt lebt er fürder,
Und was that ſie? —
Sie ſtarb. —

Wirkung einer Predigt.

Der Pfarrer, Pater Heribert,
Im ganzen Städtchen hoch verehrt,

Weil er ſtets predigt' ohne Buch
Und wacker in die Kanzel ſchlug,
Sah einſt, daß eine große Schar
Des Volks vor ihm verſammelt war,
Und dreht das Evangelium
Geſchickter Weiſe ſo herum,
Daß es ihm Stoff gab über's Spiel
Erſt überhaupt zu reden viel,
Und dann auch über's Lottoweſen
Dem Volke recht den Text zu leſen.
Er ſprach im Eifer zum Beſchluß
Den folgenden Epilogus:
„Da legt der Teufel in die armen Seelen
Die falſche Hoffnung Gold ſich zu gewinnen,
Da ſieht man, wie die Albernen ſich quälen
Von neunzig Nummern fünfe zu erſinnen,
Die in der nächſten Ziehung kommen ſollen,
Drauf ſie den letzten Groſchen wagen wollen.

Und nicht der Tag nur wird dazu verwendet,
Nein, auch die Nacht ſoll Euer Glück Euch malen,
Und wenn der liebe Gott Euch Träume ſendet,
Legt Ihr ſie aus, und bringet ſie in Zahlen,
Studirt in Büchern, fragt bei allen Leuten
Was todt und was lebendig zu bedeuten?“ —

Und am Morgen läuft geſchwinde
Marthe hin zur Nachbarin,

Und berechnend den Gewinn,
Der gewiß in's Haus ihr ſtünde,
Theilt ſie ihr die Nummern mit,
Fünf, und ſiebenzig und Zehn,
Die man diesmal ſicher zieht,
Und die beiden Weiber gehn
In das Lotto-Amt, und tragen
Mit ſichtbarem Wohlbehagen,
Was durch ſeiner Arbeit Fleiß,
In des Angeſichtes Schweiß
Sich der Mann ſo ſchwer verdient,
Zum Einnehmer hin geſchwind. —
Ob die Kinder hungrig ſind,
Ob ſie ſchreien, ob ſie weinen,
Oder in zerlumpten Leinen
Liegen auf der harten Erde,
Ihnen macht das nicht Beſchwerde,
Denn ſie pflegen von Chimären
Falſcher Hoffnung ſich zu nähren. —
Endlich an dem Ziehungstage
Sehn ſie, daß ſie ſich verzählt,
Nun erſchallet ihre Klage,
Daß ſie um ein Aug gefehlt; —
Und ein Auge iſt doch wie
Hundert in der Lotterie; —
Da entſteht dann ein Getümmel,
Wird gehadert mit dem Himmel,
Daß er unbarmherzig ſei,
Niemals ſteh' der Armuth bei.

Ihr Thörichten! erwacht aus Eurem Schlummer!
Euch klaget an, und nicht das Mißgeſchick,
Die Einigkeit ſei einzig Eure Nummer,
Und in der Arbeit ſuchet Euer Glück!
Mit Euern Kindern ſpielt in's Himmels Namen,
Das wünſch' ich Euch vom ganzen Herzen, Amen.“

So ſprach der Pfarrer Heribert,
Und alle glaubt' er jetzt bekehrt,
Und von der Kanzel trat er ab,
Indem er ſtolze airs ſich gab.
Da trat ſchnell in der Sakriſtei
Die Küſterin zu ihm herbei,
Mit einem Bleiſtift in der Hand,
Und ſprach: „Herr Pfarrer! bitte ſchön
Drei Nummern haben Sie genannt,
War's nicht: fünf, ſiebenzig und zehn?“ —

Du.

„Wir wollen uns dutzen!“ ſprach Max zu Adelen,
Das Du iſt die wahre Sprache der Seelen.“
Sie wollt' es nicht eingehn, doch Max ſprach ihr zu:
Nur einmal Adele, nur einmal ſprich: Du!“
Da ſprach ſie, — er hörte nicht auf ſie zu quälen: —
„„Wohlan! geh zum Henker und laß mich in Ruh!““

Die Zeche.

Es trafen zwei Dichter ſich jüngſt im Theater,
Und gingen am Schluß' mit einander davon,
Wohin? Zum Wein', das verſteht ſich ſchon;
Marill ſprach zu Pums: „Heut zahl' ich Herr Confrater:“
Sie kamen in's Gaſthaus und ſchnell las Marill
Dem Pums bei der Supp' ein ganz neues Idyll,
Und bei dem Kälberbraten ſodann
Da kamen zwei neue Romanzen daran,
Und als man weiter zur Torte kam,
Marill eine Od' aus dem Sacke nahm;
Der arme Pums ſaß in Höllenqualen,
Als endlich Marill noch ein Lied zog hervor,
Schrie Pums: „Hör' auf und verſchone mein Ohr,
Ich will lieber ſelbſt meine Zeche bezahlen!“

Das Gemälde der Liebe.

Nackt malte der Maler die Göttin der Liebe,
Die Scham ging vorüber, erblickte das Bild,
Und ſchnell ſie entrüſtet das Aug' ſich verhüllt:
„Ich wüßte wohl gern, was zu wünſchen noch bliebe!“
So fragte der Maler im Künſtler-Feuer;
Die Schaam verſetzte: „„Zu wünſchen? — Ein Schleier!““

Der Stotterer.

(Schwank.)

Thomas Haſe mußt' erſcheinen
Bei dem Amt der Conſcribirten,
Als ſie dort ihn viſitirten,
Fing er an gar ſehr zu weinen,
Sprechend: „He — Herr Offizier!
Ni — ni nichts fe — fehlet mir
Aber ſto — ſto — ſtottern thu' ich.“
Der verſetzte: „„Sei nur ruhig,
Denn man braucht dich nicht zum Sprechen,
Sondern nur zum Hau'n und Stechen!““ —
„Aber,“ — ſagte Thomas weiter, —
Wenn vor einem Ze — Ze — Zelte
Man als Wa — Wa — Wacht mich ſtellte,
Und die Fei — Fei — Feindesreiter
Sp — Sp — ſprengten auf mich ein,
Könnt' nicht We — We — Wer da? ſchrei'n,“ —
Lächelnd ſprach der Offizier:
„„Das thut auch nichts, glaube mir,
Wenn die Wach' nur ſchreien kann,
Auf das Wort kömmt's da nicht an!“ —
Immer ſtärker weinte Haſe,
So daß ihm die hellen Thränen
Liefen über Wang' und Naſe:
„Ach! ich mu — muß noch erwähnen,

Schrie er — „ſe — ſe — ſetzen wir
Ein Fei — Feind han — haut nach mir,
Oder ſch — ſch — ſchießt ſogar,
O ich a — a — armer Narr!
Au — au — aus wär's mi — mit mir,
Denn nicht ſch — ſch — ſchnell wie Ihr
Könnt' Pa — Pa — Pardon! ich ſchrei'n.“

Der Gaſt.

(Eine Maler-Anekdote.)

Lantara, der berühmte Maler,
Stand nicht in Frau Fortuna's Gunſt,
Beſaß zwar viele Kunſt,
Doch wenig Thaler,
Und nahm er welche ein,
So trug er ſie zum Wein.
Drum ſchämten ſeine Anverwandten
Sich auch des armen Künſtlers ſehr,
Und Brüder, Schweſtern, Onkeln, Tanten,
Schon lange ſah er ſie nicht mehr.
Lantara machte ſich nichts draus.
Das iſt, — ſo dacht' er, — Weltenlauf,
Und nahm die Muſ' in ſeinem Haus
Statt der Familie willig auf.
Ein reicher Mann nahm endlich ſich
Couſinchen Dorothä zur Frau,

Beging die Hochzeit feierlich,
Und lud Lautara'n auch zur Trau;
Damit er aber nicht beim Feſte
Zu der Familie Spott und Schande,
Und zum Gelächter aller Gäſte
In dem zerriſſenen Gewande,
Das er gewöhnlich trug, erſcheine,
Beſtellte man ein neues Kleid,
Und ſandt' es ihm wohl unterm Scheine
Der Freundſchaft und der Artigkeit.
Er lachte, zog es an und ging
Zu des Couſinchens Hochzeitfeſte.
Mit Lob und Schmeichelei'n empfing
Ihn dort der Kreis der Hochzeitgäſte,
Und endlich ſetzt man ſich zum Schmaus,
Und bringt manch Lebewohl da aus,
Stoßt auf Lautara's Wohl auch an
Und nennt ihn den berühmten Mann.
Er that Beſcheid, doch immer dacht'
Er dran, was ihn hieher gebracht,
Und feſt entſchloſſen ſich zu rächen
An Jenen, die ſo liebreich ſprechen,
Doch innerlich ihm waren gram,
Erſah er den Moment und nahm
Die Schüſſel plötzlich in die Hand,
Und goß in Nu
Die Sauce vom Ragout
Sich über's neue prächtige Gewand. —

Da wandte ſchnell das Blatt ſich um,
Man nannt' ihn unvorſichtig, — dumm, —
Da er durch Ungeſchicklichkeit
Verdorben ſich das ſchöne Kleid.
Er aber ſprach: „Verzeih'n zu Gnaden!
Es mußte von den Hochzeitgaben
Mein ſchönes Kleid doch auch was haben;
Denn dies allein war eingeladen.“

Der Geizige und der Augenarzt.

Auf beiden Augen an dem Staar
Ein Geiziger erblindet war,
Der gern das Augenlicht entbehrte,
Müßt' er nur nicht der Luſt entſagen,
Die Thaler, die im Kaſten lagen,
Und deren Zahl ſich täglich mehrte,
Zu ſehn, zu zählen und zu wägen,
Zu freu'n ſich über ſeinen Segen,
Dies Einz'ge war ihm unerträglich;
Drum ſandt' er auch ohn' alles Weilen
Zu einem Arzt und bat ihn kläglich
Von ſeiner Blindheit ihn zu heilen,
Der unterſucht' und meint' es ſei
Noch immer eine Möglichkeit
Zu machen ihn vom Staare frei,
Auch ſei er gleich dazu bereit;

Doch müß' er gut die Hilfe lohnen,
Es koſte die Gelehrſamkeit
Auch vieles Geld und viele Zeit,
Darum verlang' er hundert Kronen;
Da bat und weint' und meint der Blinde,
So viel zu fordern ſei wohl Sünde,
Er ſei ein gar zu armer Mann.
Der Arzt doch kehrte ſich nicht dran,
Im Städtchen wußte Jedermann
Wie's mit dem alten Harpax ſtünde,
Drum fragt' er noch einmal ihn ſchnelle
Ob er die Summe auf der Stelle
Bezahlen wolle, oder nicht,
So viel ſei, glaub' er, werth das Augenlicht;
Dann nahm er Hut und Stock. — Der Blinde
Rief aber ihn zurück geſchwinde,
Und ſeufzend, ſich dazu bequemend,
Und Geld aus ſeinem Kaſten nehmend,
Sprach er: „Herr Doktor! ich bin Zahler,
Da Gott mit ſolcher Noth mich ſchlug,
Hier nehmen Sie die fünfzig Thaler
Ich ſeh' auf einem Aug' genug!“

Die Großmutter ihrer ſelbſt.

Wenn Lilla bei Tage Spaziergänge macht,
So ſtrahlt ſie in herrlichſter Jugendpracht,
Doch wenn ihr ſie Abends zu Hauſe erblickt,
Wo keiner der künſtlichen Reize ſie ſchmückt,

Da ſchwindet ſo ſchnell die erborgte Pracht,
Und alſo verändert zeigt ſich die Lage,
Daß Jedermann ſagen wird: Lilla bei Nacht
Sei nur die Großmutter Lilla's bei Tage.

Der Troſt.

(Ein Troſt, wie ſo mancher andere.)

Ein Stutzer, der über die Donau fuhr
Beim Sturme in einem winzigen Nachen,
Erbebte vor der empörten Natur,
Und fragte den Schiffer: „Wie kannſt du lachen?
Es heulet der Wind,
Das Schifflein ſchaukelt von Wellen gedrückt,
Und iſt der Fährmann nicht ſehr geſchickt,
So kann man *verloren* ſeyn gar geſchwind.“
Verloren? fiel ihm der Schiffer ein,
So ganz verloren? O nein! o nein!
Zwar führt' ich neulich bei ſtürmiſchen Stunden
Den Nachbar über; den warf es hinein,
Doch hab' ich heut Morgens *ihn wieder gefunden.*

Eva.

Eva war einſt unſchuldsvoll
Nackt trug ſie die Glieder,
Nackt gehn unſre Frauen auch,
Kommt auch Unſchuld wieder??

Der Rettig.

(Ballade.)

Ludwig der Eilfte gelangte zum Throne,
Frankreichs Luſt war gerecht und groß,
Und er zog, auf dem Haupte die Krone,
Feierlich ein in der Väter Schloß,
Jedes Herz flog ihm hoffend entgegen,
Jeder Mund ſchallt' ihm Glück und Segen.

Als er dankend nun ſchritt durch die Säle,
Wo ihn begrüßt' ein bebändertes Heer,
Da ſchon empfand er, wie ſehr es quäle
Steuermann ſeyn auf dem trüg'riſchen Meer,
Wo der Syrenenſang ſchmeichelnder Lippen
Leicht verlockt an gefahrvolle Klippen.

Und er muſterte forſchend die Menge,
Welche geſenkten Blickes ſich neigt,
Ob ihm denn unter all' dem Gedränge
Nicht ein offenes Auge ſich zeigt?
Sieh, da erblickt' er zu hinterſt ſo Einen,
Der zu beten ſchien und zu weinen.

's war ein Bauer. — Der König blieb ſtehen,
Sprechend zu einem nahen Hatſchier:
„Jenen Mann an der Thür will ich ſehen,
Führ' ihn auf der Stelle zu mir!“

Und es theilt ſich der Kreis unterthänig,
Alsbald führt' man den Bauer zum König.

Hin auf die Knie warf ſich der Alte,
Drückt' auf des Königs Mantel den Mund,
Und ſein: „Heil meinem Herrn!“ erſchallte
So recht herauf aus des Herzens Grund,
Ludwig erhob ihn, da ſprach er dann heiter,
Wie hier wörtlich zu leſen, weiter:

„Ach mein gnädigſter Herr! Ihr kennet
Wohl Euren alten Hauswirth nicht mehr,
Der ſich Robert Maturin nennet
Und aus dem fernen Burgund kommt her,
Um den ſchönſten der Tage zu ſehen
In der Königſtadt feſtlich begehen?

„Wißt Ihr, wie oft Ihr bei uns ſeid geſeſſen,
Noch als Dauphin in der Meinen Kreiſ'?
Wie Ihr mit uns manchmal Rettig gegeſſen?
War ja ſtets Eure Lieblingſpeiſ',
Immer noch denken wir dran, und die Meinen
Freu'n ſich, ſo oft bei uns Rettig' erſcheinen.

„Nun im heurigen Jahr hat geſegnet
Uns der Himmel ganz beiſpiellos,
's hat im Frühjahr tüchtig geregnet,
Und da wurden die Rettige groß,

Seht, da bring' ich ganz unterthänig
Euch die ſchönſte der Wurzeln, Herr König!“

„„Daß dein Rettig, mein Freund, etwas tauge,““
Sagte der König, „„das merk' ich wohl ſchon,
Denn es ſteigt mir das Waſſer in's Auge,
Und wir reden doch nur davon,
Gib! — beim Feſtmahl will ich ihn eſſen
Und dabei Deiner gewiß nicht vergeſſen.““

Und der Bauer, erfreuet nicht wenig,
Zog einen Rettig bewundernswerth groß,
Schnell aus der Taſch', überreicht' ihn dem König,
Drauf eine Thrän' aus dem Aug' ihm floß,
Wollt' mit dem Ärmel ſchnell wiſchen ſie auf,
„„Laß — ſprach der König — den Tropfen nur drauf.““

Und einem Pagen, der ſtand daneben,
Reicht er die Frucht, rief den Zahlmeiſter vor,
Und befahl ihm, dem Bauer zu geben
Alſogleich hundert ganz neue Louis'dor,
Augenblicklich war dieſes geſchehen,
Und der König will weiter gehen.

Plötzlich ſtürzet zu ſeinen Füßen
Aus dem Gedräng' ein Edelmann:
„Herr! laßt auch mich die Wonne genießen,
Welche der Bauer ſich heute gewann,

Mir auch erlaubt an dem feſtlichen Tage,
Daß ich Euch Etwas zu bieten wage.

„Bin der Gutsherr von jenem Alten,
Habt mein Schloß als Dauphin auch beehrt,
Habt zu jener Zeit viel gehalten
Auf mein ſchönes arabiſches Pferd,
Nun, der Sprößling von dieſem Pferde
Wurde das herrlichſte Thier auf der Erde.

„Drum vergönnet mir, daß ich es ſtelle
Alsbald in meines Monarchen Stall!“ —
Schwieg der König — er ſah ganz helle —
Als ein Geizhals war überall
Dieſer Edelmann laut beſchrieben,
Ward vom Geſchenk zum Geſchenke getrieben.

„„Wohl! — verſetzte der Mann mit der Krone —
Stellt es nur in den Marſtall mir,
Und damit ich Euch würdig lohne,
Nehmet — dieſen Rettig dafür,
Jenes das herrlichſte Pferd von den Pferden,
Dieſer der ſeltenſte Rettig auf Erden.““

An Sie.

(Am ſiebenten Jahrestage unſerer Bekanntſchaft.)

Daß ich zum erſten Mal
Dein liebes Antlitz ſchaute,

Und daß dein Augenſtrahl
Des Herzens Eis mir thaute,
Daß ich mich ſelbſt verſtand,
Das was ich ſuchte, fand,
Und mit mir kam in's Klare,
Heut ſind es ſieben Jahre.

Daß ich gelernt: Ein Weib
Kann Höh'res auch gewähren
Als bloßen Zeitvertreib,
Daß ich es lernte ehren,
Das ſonſt ich für ein Bild
Des Unbeſtands nur hielt,
Für eine Handelswaare,
Heut ſind es ſieben Jahre.

Wenn Amor uns beſiegt,
Dann werden wir geboren,
Die Zeit, die außen liegt,
Die iſt für uns verloren,
Wie trügt doch die Geſtalt,
Sie meinen ich ſei alt,
Doch trotz der grauen Haare
Zähl' ich erſt ſieben Jahre.

Ein einz'ger Augenblick
In Liebchens Arm verſchwunden,
Gibt namenloſes Glück,
Wie viele ſüße Stunden

Und Tage dank' ich dir,
Und Monathe, wo wir
So überſelig waren
In dieſen ſieben Jahren!

Auch Schmerzen ohne Zahl
Bringt oft die treu'ſte Liebe,
Doch ohne dieſe Qual
Die Luſt geringer bliebe,
Drum will auch für die Pein
Ich noch dir dankbar ſeyn,
Die ich durch dich erfahren
In dieſen ſieben Jahren.

Einſt pflegt' als heilig man
Die Siebenzahl zu preiſen,
Doch will ſie mir fortan
Als heilig ſich beweiſen,
So ſchlinge ſie das Band,
Das einſt ſie um uns wand,
Stets feſter bis zur Bahre
Noch ſiebenmal ſieben Jahre.

Der Dichter und ſeine Lieder.

Der Menſch iſt zwar ein Wicht,
Doch drückt ihn das nicht nieder,
So ſchlecht iſt er noch nicht
Als ſeine Lieder.

Der tiefe Gelehrte.

Im Keller unten beim weißen Schwan,
Da könnt' jeden Abend den guten Mann
Ihr trinken und arbeiten ſehen,
Damit er mit Rechte dann ſagen kann:
Er habe tiefe Ideen.

Die neue Uhr auf dem Gerichtshauſe eines kleinen Städtchens.

Auf unſern Rechtspallaſt wird jetzt,
So ſpricht man, — eine Uhr geſetzt,
Dann können wir endlich einmal ſagen,
Wir hören die Stund der Gerechtigkeit ſchlagen.

Der Dieb und der Cridatar.

Ein Diebeshauptmann lud ſeine Geſellen
Um Mitternacht heute ſich einzuſtellen,
Bei eines Kaufmannes einſamem Haus,
Das zahlt ſich — meinte ein Andrer, — nicht aus,
Er hat ja erſt geſtern Crida gemacht;
Drum eben, erwiedert der Erſte und lacht,
Dabei hat er Vieles bei Seite gebracht.

Die Spartaniſche Mutter.

Geſchlagen wurde in verfloßner Nacht
Nicht ferne von der Stadt die letzte Schlacht,
Und banger Sorg' und Ahnung voll
Erwartet man den Boten, der vom Heere,
Die Nachricht bringen ſoll
Von Schande oder Ehre.

Dort ſteht Eurilla unter jenen Müttern,
Die ihre Blicke nach der Ferne wenden,
Und ihre Wünſche zu den Göttern ſenden;
Wenn jene einmal, darf ſie fünfmal zittern,
Ihr fechten bei dem Heere dort fünf Söhne,
Doch zagt ſie nicht und weinet keine Thräne.

Jetzt kommt der Bote geſprengt,
Entgegen ſich Alles ihm drängt,
Eurilla erblickt er und beugt ſich zu ihr:
„O Heldenmutter! verzeihe mir,
Ich bringe traurige Kunde dir,
Gefallen ſind in vergangener Nacht
All' deine fünf Söhne in offener Schlacht!“

„„Biſt du ein Spartaner?““ die Mutter ſpricht,
„„Um meine Söhne fragt' ich dich nicht,
Sag an, ob der Schlachtengott Sieg uns verlieh?““
„Der Sieg iſt unſer!“ der Bote ſchrie,

Da überſtrahlte der Wonne Licht
Der Heldenmutter bleiches Geſicht,
Sie eilt in den Tempel, kniet vor dem Altar,
Und bringt den Göttern ihr Dankopfer dar.

Der Patriot.

A.

Menſch! hüte dich und ſchimpfe nicht
Mir meinen Vaterort,
Denn dort ging aus der Künſte Licht,

B.

Drum iſt auch kein's mehr dort.

Leona.

Man will ihn von dem Throne ſtoßen,
Man habe ſeinen Tod beſchloſſen,
Das wußt' Athens Tyrann,
Da mußten ſeine Schergen ſehen,
Die kühne Rotte auszuſpähen,
Die ſolchen Frevel ſann.

Nur eine Frau, bei der ſie fanden
Verborgne Waffen, ward in Banden
Hin vor den Thron gebracht,
Der König frug: „Warum, ihr Thoren,

Habt ihr Euch gegen mich verſchworen,
Wollt trotzen meiner Macht?“

„„Weil Götter noch mehr Macht beſitzen,
Weil ſie bedrückte Tugend ſchützen,
Und ihr die Kraft verleih'n,
Von jenen Geißeln, die ſie ſchlagen,
Und die ſie zu verhöhnen wagen,
Die Menſchheit zu befrei'n.

„„Drum ſind wir gegen dich verſchworen,
Und fallen mußt du, biſt verloren,
Der Menſchheit wird der Sieg!““
So ſprach Leona ohne Zagen,
Und des Tyrannen weitres Fragen
War fruchtlos; denn — ſie ſchwieg.

Und ob er knirſcht' und ob er drohte
Mit allen Martern, mit dem Tode,
Wenn ſie nicht rein und wahr
Ihm, was ſie wiſſe, ſchnell bekenne,
Ihm der Verſchwornen Namen nenne,
Doch ſchwieg ſie immerdar.

Man ſtreckt ſie auf die Folter nieder,
Und dehnt ihr aus die zarten Glieder,
Sie weinte — aber ſchwieg.
Doch als ſie dann das Kreuz ſah bringen,

Die Nägel durch die Hand ihr gingen,
Da wankte ſie im Sieg.

Schon wollte ſie das Schweigen brechen,
Der Mund ſich öffnen ſchon zum Sprechen,
Da faßte ſie noch Muth,
Sie biß ſich ab die Zung' im Munde,
Und ſtatt der Red' entquoll der Wunde
Ein heller Strom von Blut.

Die Henker ſah'n ihr Leben ſchwinden,
Sie eilten es dem Herrn zu künden;
Er hört's — ſtand ſprachlos da,
Weil Frauenkraft, die Niemand beugte,
Ihm ſeine eigne Ohnmacht zeigte
Und er ſein Ende ſah.

Athen iſt dankbar ihr geblieben,
Als den Tyrannen man vertrieben,
Ein Denkmal ihr entſtieg,
Drauf eine Löwin war zu ſchauen,
Die Zunge hielt ſie in den Klauen,
Darunter ſtand: Sie ſchwieg.

Das Liebesgeſchwader.

„Wer ſprengt im Galopp dort den Hügel hinan
Dem Feinde, der jenſeits, entgegen?

Ein kleines Häuflein von ſechzig Mann,
Ein blank geharniſchtes Weib voran,
Hoch ſchwingend den zierlichen Degen,
Es ſtrahlet die Jugend auf jedem Geſicht,
Und Muth aus jeglichem Auge ſpricht.

„Will Frankreich ſeiner Jünglinge Kern
Denn hier mit einmal verlieren?
Will dieſes Weib denn, — ein böſer Stern, —
Vom Vaterland' und den Eltern fern,
Die Schönheit zum Tode führen?
Zurück, laßt ab von dem Weibe, laßt ab!
Sie führt Euch ja lächelnd zum offenen Grab.“

Laß ziehen die Muthigen hin in die Schlacht,
Dein Warnungsruf iſt vergebens,
Die Lieb' iſt in ihren Herzen erwacht,
Sie treibt ſie mit unaufhaltſamer Macht
Zu folgen dem Stern' ihres Lebens;
Und dieſen Stern', o beſpöttle ihn nicht,
Er iſt des Vaterlands herrlichſtes Licht.

Es nennt Magdalena von Miraumont ſich,
Die Krone franzöſiſcher Frauen,
Der Keine an Reizen des Körpers noch glich,
Und jede an geiſtiger Herrlichkeit wich;
Kein Jüngling konnte ſie ſchauen,
Der nicht entflammet vom Schönheitsſtrahl
Empfunden hätte der Liebe Qual.

Und alſo vermehrten die Anbeter ſich,
Daß ſie ſie zu Scharen umgaben,
Und Keiner ermüdete, Keiner wich,
Bei Tag und bei Nacht man ihr Haus umſtrich,
An ihrem Blick ſich zu laben,
Der Jünglinge Kern zu Paris trug zur Schau
Ganz offen die Farbe der herrlichen Frau.

Und ob auch Keiner ein Vorrecht errang,
Doch Jeder den Andern beneidet,
Wenn hier eines Dichters Lied ihr erklang,
Sein Schwert gegen ihn dort ein Ritter ſchwang,
Und ihn zum Zweikampf beſcheidet,
Hier ſtellt ein Maler ihr Bildniß aus,
Dort reißt's ein Marquis aus dem Rahmen heraus.

Mit Zunge, mit Gold, mit Liſt und mit Schwert
Sucht Jeder den Schatz zu erringen,
Und täglich die Zahl ſich der Wüthenden mehrt,
Und Jeder will zeigen der Theuren ſich werth,
Um ſich ihre Gunſt zu erzwingen,
Nicht hat Magdalena mehr Ruhe noch Raſt,
Bis muthig ſie folgenden Entſchluß faßt:

Es bietet gar freundlich die Liebhaber all',
Zu ſich nach dem Schloſſe die Holde,
So wie ſie vorgibt zu Schmaus und Ball,
Doch kaum ſind ſie da, tönt Trompetenſchall,
Und ganz geharniſcht im Golde

Erſcheint Magdalena im ſtaunenden Kreis
Und ſpricht zur Verſammlung gar kräftig und heiß:

»Das Vaterland iſt in Noth und Gefahr,
Verbrannte Hütten noch rauchen,
Solch eine junge und kräftige Schar,
Wie hier ich im Kreiſe ſie werde gewahr,
Iſt wohl zu was Beſſerm zu brauchen,
Als daß ſie girre im Mondenſchein
Und trage das Schwert nur um Ritter zu ſeyn.

»Drum wer mich liebet und iſt ein Mann,
Der mag es mir jetzo beweiſen,
Er folge mir hin auf der Ehre Bahn,
Ich ſelber führ' ihn zum Kampfe an,
Und glücklich will ich mich preiſen,
Zu reichen Demjenigen einſt meine Hand,
Der dort den herrlichſten Lorbeer ſich wand.

Und Alle folgten ihr. — Dieß iſt die Schar,
Die dort ſprenget dem Feinde entgegen,
Sie trotzet muthig jeder Gefahr,
Und Magdalena de Miraumont war
Die Führerin ſchwingend den Degen:
Der Hauſe wird Liebesgeſchwader genannt.
Ihn fürchtet der Feind und ihn ſegnet das Land.

Das Porträt des Schwätzers.

Der Schwätzer Garull zeigt ſein Conterfey,
Und ſchmält, daß er gar nicht getroffen ſey,
Die Welt dankt es aber dem Maler ſehr;
Denn Augen und Ohren büßten es ſchwer,
Wenn dieſer zum Sprechen getroffen wär'.

Der Knabe am Brunnen.

(Fabel.)

Am Brunnen ſchöpfte gar mühſam ein Knab',
  Ein Eimer war oben, da gönnt' er ſich Ruh',
Ließ los, und der Eimer fiel wieder hinab.

  Ehe du nicht am Ziele biſt, arbeite zu!

Die troſtloſe Witwe.

Es ſtarb der Mann meiner Nachbarin,
Sie gab ſich faſt der Verzweiflung hin,
Sie anzuſehen, ein Jammer war's;
Da wollt' ich ſie tröſten, ſprach mitleid'svoll:
„Sie dauern mich, Vieles verloren ſie wohl?"
„„— O ja! fünftauſend Thaler des Jahrs!""

Ein wenig von Allem.

Der Freuden gibts viele auf Erden,
Vollſtändig ſind wenige nur,
Wer fröhlich und glücklich will werden,
Genieße die ganze Natur.
Die Biene verſchmäht keine Blume,
Dieß Thierlein will ſehr mir gefallen,
Ich ahme ſie nach ganz im Stillen,
Und nehme ein wenig von allen.

Bei fröhlichen großen Gelagen
Stell ich meinen Mann in das Haus,
Dank ſey es dem Himmel, mein Magen
Schließt nichts, was man eſſen kann, aus,
Und frägt man mich: Finden an dieſem
An jenem Gericht Sie Gefallen?
Antwort' ich: Liebwertheſte Hausfrau!
Ich bitt' um ein wenig von allen.

In einem poetiſchen Fache
Erringen den Beifall der Welt,
Iſt gar eine mißliche Sache,
Weil nur das Verſchiedne gefällt;
Drum ſchreib' ich Balladen und Lieder,
Laß' Oden und Schwänke erſchallen,
So ſtell' ich doch Manchen zufrieden
Und dichte ein wenig von allen.

An eine der Frau'n mich zu binden
Das fiel mir im Leben nicht ein,
An jeder iſt etwas zu finden,
Was uns zum Vergnügen kann ſeyn,
Drum hat mir auch niemals die Ehe,
Die bindende wollen gefallen,
Frei ſchwärm' ich von Einer zur Andern,
Und möchte gern Etwas von Allen.

Viel Wiſſen macht Kopfweh! ſo ſaget
Ein Spruch, der nicht lügenhaft ſpricht,
Tiefforſchendes Wiſſen vertraget
Der Kopf eines Sterblichen nicht,
Doch angenehm iſt's ſich ergehen
In Sunias *) äußeren Hallen,
Den Thau nur vom Wiſſen zu ſchlürfen,
Drum weiß ich ein wenig von allen.

Nur einem Gewalt'gen hofiren,
Der Vieles vermag in der Welt,
Leicht kann das zum Sklavendienſt führen,
Und da Alles ſteiget und fällt,
So kann auch der Mächtigſte ſinken,
Und mit ihm ſein Schützling auch fallen,
Drum bring' ich die Huld'gung nicht Einem,
Ich bücke mich etwas vor Allen.

---

*) Sunia, Beiname der Minerva.

Und iſt einſt mein Leben geſchloſſen,
Und ſchreitet der Tod zu mir her,
So hab' ich hier Alles genoſſen,
Und dennoch verlaß' ich nichts ſchwer;
Ich ſchlummre ganz ruhig hinüber
In jene beſſeren Hallen,
Mir ſchmeichelnd ich wurde auf Erden
Ein wenig geliebet von Allen.

Der Irrthum.

Einſt begegneten ſich Amor
Und der Tod auf einer Reiſe,
Schnelle machten ſie Bekanntſchaft,
Denn, obſchon an Jahren ungleich,
Glichen ſie ſich doch an Bosheit,
Und ſie gingen mit einander
Scherzend ihres Weges weiter.

Als die Nacht den ſchwarzen Schleier
Senkte auf die Fluren nieder,
Traten ſie in eine Herberg',
Aßen, und in einem Zimmer,
Legten Beide ſich zur Ruhe.
Plötzlich ſchallt bei Nacht Getöſe,
Beide wachten auf, und „Feuer!
Feuer!“ hallt's von allen Seiten;
Ganz erſchrocken ſprangen Beide

Von dem Lager, rafften, was ſie
Mitgebracht, in Haſt zuſammen,
Und entfernten auf verſchiedner
Bahn ſich, ohne Lebewohl.
Als der Morgen kam, bemerkten
Beide, daß ſie in der Eile
Im Gepäcke ſich vergriffen,
Amors Pfeil' und Köcher waren
Itzo in des Todes Händen,
Und der Gott der Liebe war
Im Beſitz der Senſe nun.

Doch der Irrthum machte ihnen
Nicht viel Kummer, Pfeil' und Senſe
Waren Beide ja zu brauchen
Um die Menſchen zu verwunden;
Doch ein andres Qui pro quo
War aus dieſem Tauſch entſtanden:
Denn es rafft ſeit dieſer Zeit
Oft der Tod die Jugend weg,
Und der Liebesgott verwundet
Unbarmherzig oft das Alter.

Frauenrache und Männerliſt.

Ein Dichter, der den Momus liebte,
Nie ſeine Worte prüfend wog,
Und mit der Geißel, die er übte,
Erbarmungslos zu Felde zog,

Ermaß ſich auch die Frau'n zu ſchmähen
Durch ein ſatyriſches Gedicht,
Die Frau'n, die wohl ein groß Vergehen
Verzeihen, doch ein kleines nicht.

Ein dickes Buch erſcheint in Eile
Von ihm, betitelt: Liebeshort,
Drin iſt ein Schlag faſt jede Zeile,
Ein gift'ger Pfeil ein jedes Wort;
Die Frauen leſen's und erbeben,
Und ſchreien Zetermordio,
Die Männer loben's darum eben,
Weil es die Weiber ärgert ſo.

Die Fürſtin ſelbſt, die doch erhaben
Hoch über jede Schmähung war,
Erzürnte über jenen Knaben,
Der ſolch ein Schimpfgedicht gebar;
Und im verborgenſten Gemache
Verſammelt ſie der Frauen viel,
Man überlegte, welche Rache
Sich eigne für ſo freches Spiel.

Die Einen forderten: man ſolle
Abhauen ihm die ſünd'ge Hand;
Die Mäß'gern trugen an: man wolle
Verbannen ihn aus Stadt und Land;
Es waren Mehre auch darunter
Die ſtimmten dann in ihrer Wuth

Sogar auf ſchnelles Kopfherunter:
Denn ſolche Schandthat fordre Blut.

Die Fürſtin nahm das Wort: „Hört Alle!
Zwar Frevel iſt, was er gewagt,
Jedoch nicht werth ſo großer Galle;
Denn was er Böſes hat geſagt
Kann nimmer unſern Werth verkürzen;
Der arme Menſch, er war nur blind:
Wie will er einen Götzen ſtürzen,
Dem jedes Herz zum Tempel dient?“

„Das Ganze kann man nur betrachten
Als einen tollen Knabenſtreich,
Wir wollen ihn nicht ſehr beachten,
Der That ſei auch die Strafe gleich:
Weil mit dem keckſten Übermuthe
Der Knabe uns geſchmählet hat,
So gibt man ihm dafür die Ruthe
Und lacht ihn aus, dieß iſt mein Rath.“

Und Alle waren deß zufrieden,
Es ward am künft'gen Tage ſchon
Zur Fürſtin **Jean de Meun** beſchieden,
Um einzuernten ſeinen Lohn.
Dort warteten mit glüh'nden Blicken,
Die Weidenruthen in der Hand,
Die Frau'n, entblößt ward ihm der Rücken,
Und ſeine Straf' ihm zuerkannt.

Jetzt war vergebens ſein Entſchuld'gen,
Man band an einen Pfeiler ihn,
Er ſpielte alſo den Geduld'gen
Sprach demuthsvoll: „„Ich war zu kühn,
Ein böſer Geiſt hat mich getrieben,
Und wohl verdient hab' ich die Qual,
Doch daß ich dieſes Buch geſchrieben,
Bereut hab ich's ſchon hundert Mal.

„„Um dieſer feſten Reue willen,
Erhabne Herrin, wolleſt Du
Nur Eine Bitte mir erfüllen,
Dann ſchlagt in's Himmelnamen zu!
Es mag mein Blut in Strömen rinnen,
Verdient hab ich den Racheſtreich,
Dasjenige, was noch darinnen
Im Körper bleibt, das weih' ich Euch.““

Die Fürſtin ſpricht: „Ich will gewähren,
„Was Du verlangſt; ſo ſag mir an,
Was ſtellſt Du denn für ein Begehren?“
Entgegnete der ſchlaue Mann:
„„Erlaube denn, daß ich es wage
Zu bitten, daß die Häßlichſte
Von dieſen Frau'n zuerſt mich ſchlage
Der Anfang thut dann nicht ſo weh.““

Und ſtille ward's im ganzen Kreiſe,
Die Ruthe, die ſchon Jede ſchwang;

Sie ſenkte ſchnell ſich wieder leiſe,
Und keine um das Vorrecht rang.
Man ſtellte ſich, als ob durch Flehen
Das milde Herz erweichet ſei,
Man ließ für Recht ihm Gnad' ergehen
Und macht' ihn von den Banden frei.

Doch mußt' er feierlichſt geſtehen,
Daß er die Frauen nie gekannt,
Verſprechen: nie mehr ſie zu ſchmähen,
Die Gott als Engel uns geſandt.
Er that's, was wollt' er anders machen?
Doch als er auf der Straße ſtand,
Sprach zu ſich ſelber er mit Lachen:
„„Ihr Frau'n! ich hab Euch doch gekannt.““

Lied des Ungetreuen.

Stets umher will Amor fliegen,
Nirgend lange weilt ſein Fuß,
Stutzt Ihr ihm die kleinen Flügel,
Stirbt er bald an Überdruß.

Feſt den Sauſewind zu bannen
Alle Mittel fruchtlos ſind,
Oder wollt Ihr etwa grauſam
Feſſeln gar das ſchwache Kind?

Äſop's Prozeß.

Eine arme Ratte lebte
Leider in dem kleinſten Häuschen
Einer Vorſtadt, drin der Hausherr,
Der ein Geizhals war, im erſten —
Und ein Maler und ein Dichter
In dem zweiten Stockwerk wohnten.
Daß es für die arme Ratte
Hier nicht viele Leckerbiſſen
Gab, wird Jeder leicht begreifen. —
Als nun eines Tags der Dichter
Nicht zu Hauſe war, da kam das
Thier in ſeines Hungers Nöthen
Über ſeine kleine Sammlung
Guter Bücher. Nicht Horazen,
Seneka'n, Virgil'n, Homeren
Schonend, fraß es gierig erſt den
Einband der berühmten Dichter,
Endlich auch noch ein'ge Blätter,
Nimmer ahnend, daß ſie alſo
Große Weisheit in ſich ſchlucke. —
Etwas dann geſättigt, ſetzte
Sie ſich auf der Bücherſtelle
Nieder, um ein Werk zu ſuchen,
Drin ſich Bilderchen befänden,
Um ſich dran zu divertiren.
Unſre Ratte war ſchon eine
Der gelehrter'n, konnte leſen,

Und vielleicht ſogar auch ſchreiben.
Äſop fiel ihr in die Hände,
Und erſtaunt ſah in dem Buche
Ihre Freundinnen, die Mäuſe,
Ihre Feindinnen, die Katzen,
Alle Thiere, auch ſich ſelber
Sie getreulich abgebildet;
Und ſie las nun in dem Buche. —
Lächerlich war's anzuſchauen,
Wie ſie auf den hintern Füßen
Aufrecht ſaß, mit einer Pfote
Emſiglich die Blätter wendend,
Mit der andern, — je nach dem ihr
Etwas in dem Buch behagte, —
Sich die Schnauz' gefällig krauend.
Der ihr neue Autor machte
Viel Vergnügen ihr, ſie lachte
Oft aus vollem Halſe, wenn ſie
So der andern Thiere Fehler
In dem grellſten Licht gezeichnet
Sah, und einmal über's andre
Rief ſie: „Äſop hat Genie!“
Aber als ſie die Gebrechen
Ihres eigenen Geſchlechtes
Eben ſo getreu beſchrieben
Fand in dieſem Buch der Wahrheit,
Da war's alle mit dem Lachen,
Ziehend ihre Stirn in Falten,
Mit dem Schwanze um ſich ſchlagend,

Grimmig beiſſend in die Blätter
Nannte ſie den Autor einen
Skribler, Dummkopf und Verläumder.
Und ſie eilte in die dunklen
Gänge ihrer Wohnung, theilt' es
Mit den Mäuſen, daß voll Keckheit
Sich ein Menſch mit Namen Äſop,
Hab erfrecht in ſchlechten Verſen
Alle Thiere zu verläumden;
Von den Mäuſen hört's die Katze,
Die ſo eben auf ſie lauert,
Und die Katze ſagt's dem Hunde,
Und der Hund den Hühnern, dieſe
Melden es den Tauben, allen
Andern Vögeln künden's dieſe,
Und auf allen Bäumen zwitſchern
Dieſe laut das Skandalum;
So, daß auch die Thier' im Walde
Und im Waſſer es vernehmen.
Großer Aufruhr herrſchet plötzlich
In dem Reich der Thiere. Jedes
Wüthet laut nach ſeiner Art,
Alle ſchwören ſich zu rächen,
Den Verläumder zu beſtrafen,
Und zu dieſem Ende ſendet
Jede Gattung den geſchickt'ſten,
Pfiffigſten aus ihrer Mitte
An den Gott der Götter ab.

Zevs, der mit dem Vaterauge
Schaut auf alle Kreaturen,
Auf den Wurm, wie auf den Menſchen,
Zevs der Gute, Allgerechte
Höret ihre Klagen an.

An des Götterboten Seite,
Welchen Jupiter geſendet
Den Beklagten her zu bringen,
Tritt jetzt Äſop vor den Richter,
Und die vierbefußten Thiere
Und die Vögel und die Schlangen,
Die Inſekten, ſelbſt die Fiſche,
Die bis jetzt für ſtumm wir hielten,
Fingen, jedes wie es konnte,
Unbarmherzig an zu lärmen,
Daß von Heulen, Ziſchen, Pfeifen
Wiederhallt der Himmelsraum.
„Holla!“ rief Merkur, „nur langſam,
Eines rede nach dem Andern,
Wenn ihr wollt, daß man verſtehe
Was ihr hier zu ſuchen habet,
Hier iſt's nicht ſo, wie dort unten
Auf der Welt, wo Jener recht hat,
Der am ſtärkſten ſchreit, drum ſtille!“
Und ſie wichen ſtill zurück.
Aber, roth gefärbt die Schnauze
Von der Unſchuld Purpurblute,
Trat der Löwe vor, auf Äſop

Warf er einen Blick des Grimmes,
Schlug mit ſeinem Schwanz drei Reife,
Alſo ſprechend: „Gott des Donners!
Bin der König aller Thiere,
Dieſen Rang gabſt du mir Ew'ger,
Und wer könnte mir ihn rauben?
Aber jenes Affenantlitz,
(Bei dem Worte macht' ein Affe
Eine eſſigſaure Miene)
Mit dem Höcker auf dem Rücken
Gleich dem Dromedare, (dieſes
Sah auch ſcheel bei dieſem Ausfall)
Wagt es mich in ſeinem faden
Elenden Geſchmiere grauſam
Und Tyrann ſelbſt zu benennen.
Er behauptet, meine Zähne
Triefen vom unſchuld'gen Blute
Und verſchonen doch die Böſen;
Herr! ich rufe meines Volkes
Beſte, Edelſte zu Zeugen:
Hier den Bären, Wolf und Tiger,
Die mich immerdar umgeben,
Sprecht ihr Treuen nach Gewiſſen,
War ich jemals ungerecht?“
Und ſogleich aus vollem Halſe
Schrie, tief beugend ſich, der Haufe
Dieſer Höflinge: „Der König
Leo, der Gerechte lebe!“

Langſam und in Demuth ſchlich nun
Meiſter Fuchs hervor, er ſeufzte,
Weinte, ſchlug die Augen nieder,
Und mit wehmuthvoller Stimme
Sprach er alſo: „Herr der Herren!
Immer hielt in meinem Leben
Ich die Tugend für das Höchſte,
That das Gute um des Guten
Willen nur, nicht ob des Lohnes,
Wußt' ich irgendwo ein Hühnlein,
Dem die Mutter war geſchlachtet,
Ach, wie ſorgſam pflegt' ich dieſes
Arme Küchlein, war ein braver
Gatte ſtets, ein milder Lehrer,
Und ein treuer Freund, wie Keiner;
Dennoch hat auch die Verläumdung
Selbſt an mir den Zahn gewetzet.
Nennt mich falſch und hinterliſtig,
Doch ich will mich nicht beklagen,
Weiß ja, die Moral lehrt: Böſes
Soll mit Gutem man vergelten.“
Und die Thiere alle — alle
Traten eines nach dem andern
Vor, und klagten über Äſop,
Daß er ihnen angedichtet
Laſter, die ſie gar nicht kennen;
Endlich auch erſchien der Eſel,
Und die langen Ohren ſpitzend,
Mit dem hintern Fuße ſchlagend,

Sprach er: „Herr! auch mich, den Beſten
Unſchuldsvollſten unter Allen
Wagt zu läſtern der Verräther,
Ganz geduldig trug ich öfters
Schon ihn ſelbſt auf meinem Rücken,
Ließ mich ſchlagen ohne Murren,
Und der Undankbare höhnet
Mich dafür ob meiner Stimme,
Schildert unter allen Thieren,
Als das allerdummſte mich.“
Nun trat Äſop an des Thrones
Stufen, ſprechend: „Ew'ger Vater!
Willſt du mir erlauben, daß ich
Selbſt vor dir mich jetzt vertheid'ge,
So befiehl, daß dieſe Schreier
Sich entfernen, und nur Einer
Nach dem Andern hier erſcheine.“
Und auf einen Wink des Donn'rers
Eilt die ganze Schar der Kläger
Vor die Thüre, nur dem Eſel
Ward erlaubet hier zu bleiben.

Und zu dieſem trat Herr Äſop
Demuthvoll mit reu'ger Miene,
Sprach: „Herr Langohr! Sie verzeihen
Daß ich Ihrer hab' geſpottet,
Unrecht hatt' ich, jetzt erkenn' ich's,
Ihr Talent, wer kann's mißdeuten?
Jeder Renner auf der Erde

Muß an Schnelle Ihnen weichen,
Ihre ſanfte Stimme klinget
Süßer noch als Philomelens
Ton, der heiſer gegen Ihren;
Aber — Lieber! — bitte, bitte
Sprechen Sie, hat meine Feder
Wohl gelogen, als den Löwen
Sie geſchildert ſtolz und grauſam?“ —
„„Nein, was wahr iſt, muß man ſagen,““
So erwiederte der Eſel,
„„Eine Geißel iſt der Löwe,
Was er trifft auf ſeinem Wege,
Das zerreißt er, wenn's ihm lüſtet,
Ob es ſtrafbar, oder nicht.““

Und auf Jovis Wink trat nun der
Eſel ab, an ſeine Stelle
Kam der Fuchs. Der phryg'ſche Sklave
Trat ſehr höflich ihm entgegen
„Deine Sache,“ ſprach er, „hab' ich
Vor dem Richter ſchon vertheidigt,
Er erkennet deine Unſchuld,
Und um ſchadlos dich zu halten,
Hat er dich ernannt zum Hüther
Seines himmliſchen Geflügels; —
Aber ſprich nun ohne Schonung,
Hab' ich nicht in meinen Fabeln
Treu den Eſel abgemalet?
Iſt er dumm nicht wie ein Eſel?“

Und der Fuchs bejaht' und ſchwur,
Daß Herr Äſop nach dem Leben
Habe konterfeit den Eſel.

Und mit allen andern Thieren
Macht' es Äſop auf dieſelbe
Weiſe. Jedes gab die Fehler,
Die man von dem Andern rügte,
Willig zu, indem die eignen
Es beredſam von ſich wälzte.

Zevs vermochte ſich des Lachens
Jetzt nicht länger zu erwehren,
Und indem er nun die Thiere
Alle wieder ließ erſcheinen,
Sprach er: »Ihr ſeid ja ſo thöricht
Als die Menſchen. Jeder ſieht nur
Seines Nebenbruders Mängel,
Und iſt blind für ſeine eignen,
Gegen Äſop ſucht vergebens
Meinen Zorn ihr zu bewaffnen,
Wahr iſt, was er von Euch ſagte,
Geht ſogleich zurück zur Erde,
Und — wenn's möglich, — beſſert Euch!«

Sprach's, und auf die Schar, die zitternd
Und ganz ſtumm ergeben da ſtand,
Warf er einen Blick des Zornes,

Streckte aus nach einem Blitze
Seinen Arm, und ſchnell entfernten
Sich die Thiere ſchreckenvoll.

Indolenz.

Früher ſucht' ich bei allen Sachen
Etwas zu kritiſiren heraus,
Wollte mancherlei beſſer machen,
Schrie beinahe die Lunge mir aus;
Jetzt laſſ' ich Alles, wie's gehen will, geh'n,
Kann Alles hören und kann Alles ſeh'n
Und habe gar nichts dagegen —
Meinetwegen!! —

Meine Frau Baſe verzärtelt die Kinder,
Klatſcht in die Hände und lächelt nur,
Wenn ihr Söhnchen, der kleine Sünder,
Sich gegen ſie ſtellt in Poſitur;
Erhebt er aus Bosheit ein Zetergeſchrei,
Sagt ſie, daß dieſes Charakter ſei;
Ich habe gar nichts dagegen —
Meinetwegen!!

Neben mir wohnt mit ihrem Mädchen
Eine arme bejahrte Frau,
Viele Herren in unſerm Städtchen
Kennen die kleine Brünette genau,

Heirathen will ſie ein reicher Mann,
Schaut ſie für eine Unſchuld an;
Ich habe gar nichts dagegen —
Meinetwegen!! —

Wenn ſo ein Bürſchchen von 18 Jahren
Über Alles die Stumpfnaſe rümpft,
Leute hofmeiſtert, die viel erfahren,
Und, was er nie recht verſtanden hat, ſchimpft,
Da zuckt' es einſt mir durch alle Finger;
Jetzt aber nehm' ich es viel geringer,
Habe jetzt nichts mehr dagegen —
Meinetwegen!! —

Wenn ſo ein Komödiant auf der Bühne
Schreit, daß das Podium erſchüttert wird,
Gewaltig herumſchlägt, verzerret die Miene,
Und dann das Publikum applaudirt,
Da fuhr mir früher aus Ekel und Graus
Mitten durch's Klatſchen ein Ziſchen heraus;
Jetzt denk' ich, laß ihm den Segen —
Meinetwegen!! —

Wenn die deutſchen Heroen der Töne
Man verkennet, verhöhnet, verlacht,
Und behauptet: das wahre Schöne
Werde nur in Italien gemacht,
Wenn ſie den Beethoven nicht admiriren
Und bei Ricci'ſchen Tand jubiliren;

Ich habe nichts mehr dagegen —
Meinetwegen!! —

Wenn zu Würden und hohen Ehren
So ein kriechender Wurm gelangt,
Sich ſeine Glücksgüter täglich vermehren,
Während dem Braven um's Eſſen bangt,
Wenn die glänzende Dummheit ſtolzirt,
Und die beſcheidene Klugheit crepirt;
Seh' ich ſelbſt dieß ohne zorniges Regen —
Meinetwegen!! —

Wenn ich ſo früher an's Sterben dachte,
Wurde mir immer ein wenig ſchwül,
Weil ich das Leben zu reizend mir machte,
Und die Grube zu ſchaurig und kühl;
Jetzt da mir Welt und Menſchen gelogen,
Da mich Freund und Geliebte betrogen,
Jetzt komm Freund Hain, ich eil' dir entgegen —
Meinetwegen!! —

An die Frauen.

Vergebt Ihr Frauen nichts von Eurer Würde,
Verſagt uns Männern das und dies,
Die Lieb' entſteht aus der Begierde,
Begierde aus dem Hinderniß.

Brotſchriftſteller.

O weh dem Armen dem die Noth
Die Feder in die Hand gegeben!
Wer ſchreiben mußte um zu leben,
Lebt ſelten mehr nach ſeinem Tod.

Liebesthränen.

Du ſtaunſt, daß dir die Liebe viel
Der Schmerzen und der Thränen ſendet?
Ein Kind iſt Amor, und Kinderſpiel
Faſt immer ſich mit Thränen endet.

Anhang.

I. Randgloſſen zu Clio's Buche.
II. Räthſel, Charaden und Logogryphen.

I.

Randgloſſen zu Clio's Buche.

Eine Sammlung hiſtoriſcher Anekdoten.

I.

Wie Ludwig XII. ſtrafte.

Ein Page ſchlug einen Bauer faſt todt.
  Der König erhielt davon Kunde:
  „Man reich' ihm von dieſer Stunde —
Befahl der Erzürnte — kein Schnittchen Brot.“

Und als der Page zu Tiſche kam,
  Wohl Fleiſch und Gemüſe d'rauf ſtanden,
  Doch kein Biſſen Brot war vorhanden,
Was unſer Junge ſehr übel nahm.

Und ſo oft er auch Brot von den Dienern begehrt,
  Die ſonſt ihm gehorchten ſehr ſchnelle; —
  Jetzt Keiner ſich rührt von der Stelle,
Und nimmer ward ſein Wunſch ihm gewährt.

Da läuft er zum König, beklagt ſich und ſpricht:
„„Man gibt mir der Speiſen nicht wenig,
Doch Brot fehlt mir, gnädigſter König,
Und dieß iſt die Würze bei jedem Gericht.““

Da erwiederte Ludwig: „So ehre den Fleiß,
Und ſtatt Landleuten grob zu begegnen,
Sollſt du Diejenigen ſegnen,
Die dir es erwerben im Angeſichtsſchweiß.“

II.

Ludwig XVI., Maurepas und der Graf von Artois.

„Maurepas! geh zum Grafen von Artois hin
Und verweiſ' ihm ſein thöricht Betragen,
Er ſoll mir nichts weiter mehr wagen,
So wahr ich König von Frankreich bin!“ —

So Ludwig. — Maurepas eilt zum Artois, ſpricht
Mit Würd' und in zierlicher Wendung,
Verweiſt ihm die arge Verſchwendung,
Befolgt den Befehl und entſchuldigt die Pflicht.

Doch der Prinz fällt ergrimmt dem Geſandten ein:
„„Was euch unrecht iſt, kümmert mich wenig,
Was kann er mir thun, euer König?““
Mit Würde erwidert Maurepas: — „„Euch verzeih'n!““

III.

Shique's Äußerung über ſein Alter gegen Baſſompierre.

Baſſampierre.

Wie alt mein Freund?

Hauptmann Shique.

Acht und dreißig Jahr',
Oder acht und vierzig!

Baſſampierre.

Wie ſonderbar!
Nicht einmal Ihr Alter wiſſen Sie?

Shique.

Ich zähle mein Geld zwar, und auch mein Vieh,
Jedoch meine Jahre, — die zähl' ich nie,
Von jenen kann leicht mir etwas fehlen,
Von dieſen aber kann Niemand was ſtehlen.

IV.

Klage eines Trunkenbolds bei Ludwig's XV. Tod.

Der König Ludwig lag auf der Bahr'. —
Ein Trunkenbold, der in der Schenke war,
Begehrt, daß man immer noch Wein ihm reiche;
Der Wirth entſchuldigte ſich, daß die Leiche

Des Königs vorübergeführet werde,
Da dürf' er nicht reichen, was dieſer begehrte.
Da ſchrie der Trunkenbold: „Weh dieſem Fürſten!
Gott mög' ihm kein Plätzchen im Himmelreich geben,
Er ließ uns verhungern bei ſeinem Leben,
Und nach ſeinem Tode läßt er uns verdürſten!“

V.

Wie Kaiſer Sigismund ſeine Feinde um's Leben brachte.

„Herr! die Großmuth, die dir eigen,
Laß doch endlich einmal ſchweigen,
Undank bringt ſie dir und Schaden; —
Überhäufe nicht mit Gnaden
Jene Feinde, die zu zwingen
Dir gelang mit kräft'gem Arm,
Sollteſt ſie um's Leben bringen!“ —
Alſo ſprach ein Höflingsſchwarm
Zu dem Kaiſer Sigismund. —
Hört, da that des Kaiſers Mund
Eine edle Lehre kund:
„„Was ihr rathet, thu' ich eben,
Gnade iſt die ſchönſte Rache;
Bring' ich nicht den Feind um's Leben,
Wenn ich ihn zum Freund mir mache???““

VI.

Carl II. von England und Sernet.

Carl.

Lieber Sernet ſag mir frei und echt
Deine Meinung: Hat das Volk das Recht
Den Tyrannen, der es drückt,
Es nur geißelt ſtatt beglückt,
Fortzuſtoßen von dem Throne,
Und zu ſchalten mit der Krone?

Sernet.

Sir'! Ihr wollt es mir erlauben
Zu geſteh'n, wie's in mir ſpricht,
Wohl! — Regenten ſollen's glauben,
Daß die Rechte es erlauben,
Doch die Völker nicht.

VII.

St. Germain nach der Schlacht bei Crefeld.

Es ſchlug der Herzog Ferdinand
Bei Crefeld einſt die Franken,
Umſonſt war jeder Widerſtand,
Die kämpfen wollten, ſanken,
Selbſt St. Germain, ihr Feldherr, ſucht
Sein Heil voll Schrecken in der Flucht.

In Nuys angelangt, ließ er
Den Rath gleich zu ſich kommen.
Und fragt' ihn, ob von ſeinem Heer
Viel Flücht'ge ſchon gekommen?
In Demuth d'rauf verſetzt der Mair':
„Sie ſind der erſte, gnäd'ger Herr!“

VIII.

Friedrich der Große und der Deſerteur.

Friedrich.

Du wollteſt entlaufen?

Deſerteur.

Ja Friederich!

Friedrich.

Warum?

Deſerteur.

Ach Gott! es ſteht ſchlecht um dich.

Friedrich.

Ich bitte dich, bärtiger alter Knab',
Wart' erſt noch die künft'ge Bataille ab,
Und geht es dann noch nicht beſſer mit mir,
So deſertir' ich ſelber mit dir!

IX.

Jakob's I. Scherz über einen Glückwunſch.

Als Jacob der Erſte den Thron beſtieg,
Erhielt er viel Glückwunſch-Adreſſen;
Die eine Stadt wünſcht ihm Glanz und Sieg,
Die zweit' einen Schatz unermeſſen.

Die Stadt Shrewsbury war drauf pikirt,
Sich des kräftigſten Spruchs zu bedienen,
Sie wünſcht: — daß der König ſo lange regiert,
Als Mond, Sonn' und Sterne ſchienen.

„Wenn die ewigen Mächte auf ihrem Thron
Euern Wunſch, Ihr Herren, vollführen, —
(Verſetzte der König) ſo würde mein Sohn
Wohl einſt nur bei Lichtern regieren!“ —

X.

Carl XII. und der Marodeur.

Ein Reiter ließ beim Fortmarſchiren
Ein fettes Hühnchen mitſpazieren;
Der Bauersmann beſchwerte ſich
Beim König drüber bitterlich.

Der König konnte das nicht leiden,
Er ließ den Mann zu ſich beſcheiden

Und fuhr im heft'gen Zorn ihn an:
»Hör' Burſche, du haſt ſchlecht gethan!«

Der ſpricht: »»Verargt mir's nicht mein König!
Ich nahm dem Bauer ja ſo wenig ,
Und Ihr nahmt ſeinem Herren gleich
Ein ganzes großes Königreich.««

Carl lachte über den Soldaten,
Er gab dem Bauer zehn Dukaten,
Und ſprach zum Kriegsmann: »Mach's, wie ich,
Nimm, doch behalte nichts für dich!«

XI.

Cromwell's Meinung von der Liebe des Volks.

Als Cromwell einſt nach der City ging,
Das Volk ihn mit Vivatrufen empfing,
Da ſagte Thurlow, ſein Sekretair:
»O höre das Volk doch, es liebt dich ſo ſehr!«
»»Ich kenne — ſprach Cromwell — die Beifallsbezeigung,
Das Volk hat immer zum Lärm eine Neigung:
Ich weiß, es würde auch Vivat rufen,
Beſtiegen wir jetzt des Schaffotes Stufen.««

II.

Räthſel, Charaden und Logogryphen.

Charade.

Mein Erſtes hat der König und der Bauer,
Der Adler und der Kolibri,
Die kleine Maus, ſo wie der große Auer,
Nur das Gewürme hat es nie.
Es weiß die Kunſt daraus verſchiedne Sachen,
Doch meiſtens zum Vergnügen nur zu machen.

Mein Zweites dient, des Menſchen Heiligthum,
Sein Liebſtes, ſeine Habe zu beſchützen;
Und ob es ſchon die meiſten Menſchen nützen,
So iſt es doch nur Wen'ger Eigenthum.
So wie es Menſchenhände formen, bringen
Es tauſend Pferde nicht von ſeinem Ort.
Und doch wird's einem kleinen Thier gelingen,
Es trägt es ohne mind'ſter Mühe fort.

Das Ganze iſt ein Aufenthalt voll Grauen,
Der uns die eig'ne Nichtigkeit beweiſt,

Es fürchten ihn die Kinder und die Frauen,
Doch ſuchet ihn manch' ſchwärmeriſcher Geiſt.

Bein-Haus.

Charade.

Mein erſtes Wörtchen drücket aus,
Man hab' an einem Ding zu wenig;
Es iſt bei Niedern meiſt zu Haus,
Doch paßt es auch für einen König.
Es ſchwimmt darin der Fiſche Schar,
Es trägt ein großes Schiff mit Frachten,
Es reichet uns den Öhlzweig dar,
Und ſchwingt das Schwert in allen Schlachten.

Von meinem Zweiten donnert Bann,
Das Ächzen irr'geführter Mädchen,
Es dreht ſich d'rauf der Handwerksmann,
Es gilt oft viel in kleinen Städtchen.
Mein Ganzes theilet ſich in Sorgen
Und Ruhe, — meiſt zur Abendzeit
Wird es benützt, und auch am Morgen.
Der Staatsmann und der Denker weiht
Ihm manche Stund'; — der Podagriſt
In dieſem Dinge heimiſch iſt.

Arm-Stuhl.

Logogryph.

Mein Ganzes ſollte eigentlich
Nur Strafe böſer Thaten ſeyn;
Doch findet es auch leider ſich
Bei Armen und bei Niedern ein. —
Nimmſt du drei Zeichen von dem Haupte fort,
So läßt's dich nimmer ruh'n,
Zum Wirken treibt dich an das neue Wort;
Befiehlt dir was zu thun. —
Hebſt du des Ganzen Mittelzeichen aus,
So wird ein Herrſcher Perſiens daraus. —
Die letzten drei der Zeichen ruft
Der Jüngling, der ſein Liebchen herzt,
Der Kranke, den der Körper ſchmerzt,
Sie ruft der Menſch in Angſt und Noth,
Wenn Schrecken oder Freud' ihm droht,
Und macht dadurch dem Herzen Luft.

Schmach.

Räthſel.

Ich bin die Mutter jedes Ding's auf Erden,
Und meiner Kinder Mörderin,
Ich heil' als Arzt die härteſten Beſchwerden,
Und bin der Großen Richterin.
In mir vereint ſich: ſeyn, geweſen, werden,
Ich kläre auf, was dunkel ſchien;

Doch ſchlüpf' ich Manchen früher aus den Händen,
Als ſie mich noch zu ihrem Vortheil wenden.

Mein Thron iſt ewig, niemals wird er wanken,
Allſehend iſt mein Götterblick,
Selbſt Himmelskörper ehren meine Schranken,
Mir unterwirft ſich das Geſchick;
Doch flieh' ich ſelber ſchneller als Gedanken,
Und kehre niemals mehr zurück.
Ich bin bald Schmerzen- und bald Freudenbringer,
Und da ich älter werde, werd' ich jünger.

Ich bin bald gut, bald bös, bald naß, bald trocken,
Bald laß ich Winde toſend aus,
Jetzt hänget dichter Schnee an meinen Locken,
Jetzt ſteckt an meiner Bruſt ein Strauß;
Mir tönen öfters alle Kirchenglocken,
Für mich ſchmückt man das Gotteshaus,
Man ſchreibt von mir ſchon viele tauſend Bände,
Doch hab' ich keinen Anfang und kein Ende.

Die Zeit.

Räthſel.

Schon manchen Zank hab' ich erregt,
Doch manchen auch geſchlichtet;
Ich werde durch die Hand bewegt,
So wie der Kopf mich richtet.

Zwar ſtamme ich vom Leben her,
Doch hab' ich ſelbſt kein Leben,
Und doch kann dir wohl Niemand mehr
Das wahre Leben geben.
Oft bieth ich Stoff zum Lachen dir,
Oft red' ich dir zum Herzen;
Und dennoch pflegſt du mich dafür
Undankbar zu verſchwärzen.
Mich tragen Mann und Weib zur Zier,
Im Kriege und bei Scherzen. —
Wie oft, wenn ich recht fein dir ſchien,
Pflegt' ich mich grob zu rächen,
Und oft, wenn ich am gröbſten bin,
Werd' ich recht höflich ſprechen. —
Als Philoſophen ſchätzt man mich,
Doch, daß die Welt mich nennet,
Verdank' ich meinem eig'nen Ich,
Weil ſie durch mich mich kennet. —
Biſt du verwundet, biet ich dir
Ein Lager zu geſunden,
Und kaum geheilt, wirſt du dafür
Grauſamer! mich verwunden;
Kurz, was man Gutes finden kann,
Und was man Böſes deutet,
Das hab' ich, wo nicht ſelbſt gethan, —
Doch wenigſtens verbreitet.

Feder.

Logogryph.

Mit H wird es dich vor dem Wetter ſchützen,
Mit D wird es dir bei dem Spiele nützen,
Mit L wirſt du darauf die Finger ſpitzen,
Mit M wird dir es manches wegſtibitzen.
Doch ſtellſt du keinen Buchſtab ihm voraus,
So iſt das ganze Rathen aus.

Haus — Daus — Laus — Maus — aus.

Charade.

Amerika iſt es, das uns das Ganze gab,
Doch jetzt erzeugt Europa es nicht minder;
Die erſte Sylbe iſt zugleich des Ganzen Grab,
Daraus gräbt man nach Monden ſeine Kinder.
Der Sylben letztes Paar ſind ſeine Brüder;
Doch ſtehen dieſe hoch, und jene liegen nieder.

Erdäpfel.

Räthſel.

Ich nenne dir ein Weib mit ſeltner Macht,
Das überall nur Unheil ſtets vollbracht,
Das auch das beſte Ding, woran ſich's klammert,
So böſe macht, daß es der Menſch bejammert.

Witz.

Räthſel.

Recht viele Dichter haben mich erlaubt,
Obſchon Herr Adelung nicht an mich glaubt,
Schon meiner Kürze wegen iſt mir's eigen,
Die ſchnellſte Schnelligkeit dir anzuzeigen;
Doch, lieber Leſer, wendeſt du mich um,
So mach' ich das Geradeſte dir krumm.

Nu.

Acht Charaden an Sie, welche mir das Räthſel meines Lebens löſte.

1.

Dein *Erſtes* möcht' ich ſo lange im *Zweiten* beſingen,
Bis mich das Schickſal mein *Ganzes* zu ſchließen wird
zwingen.

Augenlied.

2.

Nimmſt du das ſüße *Erſte* mir,
Daß Liebe mir ſtrahle aus deinen Blicken,
Und darf es nicht mehr mein *Zweites* berücken,
Dann möge mich Gott mit dem *Ganzen* beglücken.

Wahnſinn.

3.

Das *Erſte* ſagt dir die Zahl der Stunden,
Die du ſchon mir verſüßt auf des Lebens Bahn;

Wie zu Muthe mir war in dieſen Stunden,
Das deutet dir ferner mein Zweites an; —
Das Ganze iſt Löſungswort künftiger Stunden,
Und nähret der Hoffnung ſüßeſten Wahn.

Vielleicht.

4.

Als der Mond am Firmamente
Heller als das Erſte ſtrahlte,
Gabſt du mir von deinem Zweiten
Einſt ein heilig Angedenken.
Dieſes will ich treu bewahren,
Und an meinem Buſen tragen,
Bis einſt unſer Beider Zweites
Sich verwandeln wird zum Ganzen.

Silberhaar.

5.

Zwei Dinge hindern mich,
Sonſt macht' ich gleich zum Ganzen dich:
Daß mir das Erſte nicht beſchieden iſt,
Und daß du leider ſchon das Zweite biſt.

Hausfrau.

6.

Ich war das Erſte, denn der Triebe
Beglückendſten ich kannt' ihn nicht;
Da reichteſt du mit inn'ger Liebe
Das Erſte mir, und ſieh, nun flicht

Das Zweite ſich ſo feſt um unſ're Seelen,
Daß wir die Stola als das Ganze wählen.

Armband.

7.

Willſt du das Erſte zum Glück nicht verfehlen,
So werde das Zweite, mich nimmer zu quälen,
Und ſuch' dir die Tugend zum Ganzen zu wählen.

Wegweiſer.

8.

Haſt du das Erſte voll mit Gold,
Brauchſt du mit dem Zweiten dich nicht zu plagen,
Die ganze Welt iſt dennoch dir hold,
Und wird dich auf den Händen tragen,
Du zeichneſt Tage voll Sonnenſchein
Dir ſicher dann in dein Ganzes ein.

Taſchenbuch.

Räthſel.

Einfach bin ich der Schmuck des Weiſen,
Und wo ich bin, wird man mich preiſen;
Doch ſucht ein Uebermüth'ger ſich
Mit meiner Mehrzahl ſtolz zu zieren,
So dürfte er darüber mich
In meiner Einheit leicht verlieren.

Würde.

Räthſel.

Zwar bin ich für das Licht gemacht,
Doch zeig ich immer mich bei Nacht;
Willſt du von mir den Nutzen ſpüren,
Mußt du mit leichter Hand mich führen,
Sonſt könnt' es leicht ſo übel kommen,
Daß du, wenn du zum Schnitt mich zwingſt,
Das Gegentheil von dem vollbringſt,
Was du zu thun dir vorgenommen.

Lichtputze.

Drei Charaden über ein Wort.

1.

Haſt du das Erſte nur gewonnen,
Biſt du dem Zweiten auch entronnen,
Verleibſt du dich aber dem Ganzen ein,
Kann wieder Gefahr dir im Zweiten dräu'n.

2.

Das Erſt' iſt als Loſung zu Waſſer bekannt,
Das Zweit' iſt die Loſung im Kriege zu Land:
Erſchallet als Loſung das ganze Wort,
Was Waffen trägt, zieht dann zum Kampfe fort,

3.

Betrübt ſah Columbus auf's Meer dahin,
Da befreite das Erſte vom Tode ihn; —

Der Tell ſollte büßen den männlichen Muth,
Da befreit' ihn das Zweite aus Feindeswuth; —
Das Ganze befreite, — noch iſt es nicht lang, —
Ganz Deutſchland vom drohenden Untergang.

Landſturm.

Charade.

Das Erſte aus dem Zweiten ſäuft,
Beim Ganzen gab es viel zu morden,
Das Erſte läuft, das Zweite läuft,
Beim Ganzen iſt gelaufen worden.

Roßbach.

Drei Logogryphen über ein Wort.

1.

Ein ſilbernes Dach hat das ganze Wort;
Nimm dann einen Buchſtaben weg von vorn,
So zeigt ſich dir ein ſilbernes Korn;
Noch einen Buchſtaben ſtreiche dann fort;
Sogleich ein ſilberner Boden erſcheint,
Ich gab es recht ſchwer dir, nun rathe mein Freund.

2.

Das Ganze zeigt des Lebens Winter an,
Den Kopf hinweggethan,
Im Sommer nur es reifen kann;

Den Hals auch fort, ſodann
Der Winter nur dir's bringen kann.

3.

Mit G iſt es ein beſchneiter Baum,
Ohne G iſt's nur ein Zweiglein vom Baum;
Mit K wird es ohne Ende ſeyn,
Ohne K kochſt du's in die Suppe ein;
Mit P erwirbſt du's, wenn du es erräthſt,
Ohne P in Wälſchland am höchſten man's ſchätzt.

Greis.

Charade.

(In drei Sonnetten.)

Erſte Sylbe.

Ich ſchleiche faul daher auf meiner Bahn,
Und drohten mir auch mancherlei Gefahren,
Doch komm' ich dort nur an, wo Andre waren,
Und thue das, was Andre ſchon gethan.

Der Himmel möge Euch vor mir bewahren,
In Gnaden geh' ich einem Theil voran, —
Wie ſeltſam, trefft Ihr mich vor Mittag an,
So iſt der Mittag ſchon davon gefahren.

Wenn ich vor irgend einem Bilde ſtehe,
So mach' ich's zur Copie im Augenblick,

Und wenn ich einer Rede vorausgehe,
So bring' ich meiſtens Schaden, ſelten Glück;
Wirſt du mit deinem Ruhme mich verbinden,
So werd' ich um dein Grab den Lorbeer winden.

Zweite Sylbe.

Ich thue wohl von der Geliebten Händen,
Und wohler noch von ihrem Roſenmund,
Thu' ich mich dir auf dem Papiere kund,
Werd' ich auch Angenehmes oft dir ſpenden.

Ich thue weh' und mach' das Herz dir wund,
Wenn ſchwere Sorgen mich und Armuth ſenden,
Da mußt du mir für kargen Sold verpfänden,
Was du geboren in der Weihe Stund'!

Oft ſchöne Bilder auch durch mich entſtehen,
Die ſchöne Mädchen an dem Leibe tragen,
Und wenn Verliebte mich im Dunkel wagen,
Bin beſſer ich, als Worte, zu verſtehen; —
Wo große Steuern ſind, bin ich zu ſehen,
Wer zu viel aß, dem komm' ich in den Magen.

Das Ganze.

Bin in den Reden Cicero's zu finden,
In andern Reden auch, die was bedeuten
Wer Etwas will bewirken bei den Leuten,
Muß mich mit ſeinen Worten klug verbinden;

Jedoch gehör' ich auch zu unſern Zeiten
Zu den geduldeten Entwendungsſünden,
Wodurch man ſucht Schriftſtellern zu entwinden
Des Geiſtes Frucht, die mühſam ſie erbeuten.

Ihr Götter, wollet im gerechten Grimme
Vernehmen laſſen Eure Donnerſtimme,
Damit die Schuld'gen auf ihr Antlitz fallen,
Ich ſelber muß aus Euern Worten ſchallen,
Soll mich die Schar der Diebsgeſellen meiden,
Und ſo ſich enden der Autoren Leiden.

Nachdruck.

Homonyme.

Die erſte lang,
So macht's dir bang,
Bleicht dir die Wang',
Hemmt deinen Sang,
Ernährt die Schlang'.
Die Zweite lang,
Hat's fremden Klang,
Schminkt deine Wang';
Lehrt neuen Sang,
Iſt Vieler Hang.

modern — modern.
— ⌣   ⌣ —

Charade.

Das Erſte iſt bei Allen zu ſchauen,
Und dennoch beſitzen es Wenige nur,
Das Zweite lieben beſonders die Frauen,
Damit ſich beſchäft'gen iſt ihre Natur.
Je weniger Eine das Erſte hat,
Je theurer wird ſie das Zweite bezahlen,
Das Ganze erhalten, — ein ſchlimmer Staat —
Die Männer umſonſt oft, womit ſie nicht prahlen,
Denn leider wiſſen ſie dieſe Gabe
Auch gar nicht zu ſchätzen, wie man ſoll,
Und wie einer merket, daß er ſie habe,
Gebärdet er ſich gar jämmerlich toll.

Kopfputz.

Räthſel.

Da, wo mich bildeten die Zweige,
Stand jüngſt ein junger Mann mit ihr,
Er gab mich ihr, gemacht aus Teige,
Sie aß mich lächelnd mit Begier.
Doch kaum von ihr verſchlucket, ſteige
Am Himmel ich empor zur Zier,
Und wie ich mich allmählig neige,
Da langt ein kleiner Knab' nach mir;
Zieht etwas Spitziges aus mir, der Feige,
Und ſchießt damit nach ihm und ihr.

Und bald, damit ich nichts verſchweige,
Stand ſchon der Eh-Kontrakt auf mir.

Wagen.

Charade.

(In drei Liedern.)

Erſtes Lied.

Erſte Sylbe.

Ich kenn' ein Mädchen,
Drauf jeder ſpinnt,
Bald gute Fädchen,
Bald ſchlechte gewinnt.

Man darf es nicht drehen,
Läuft immer fort,
Zu Dienſte wird's ſtehen
An jedem Ort.

Biſt luſtig, ſo dreht es
Sich wunderbar ſchnell,
Biſt traurig, ſo geht es
Faſt nicht von der Stell.

Und hoffſt du ſchon freudig,
Daß viel du gewinnſt;
Zerrüttet man neidig
Dir oft, was du ſpinnſt.

Am Rocken gebunden
Genau iſt dein Maß,
Neu aufgewunden
Wird niemals dir was.

Der Arbeit Beginnen
Wird ſelten dir ſchwer,
Viel Blumen beim Spinnen
Blüh'n rings um dich her.

Du ſitzeſt am Rädchen
Mit heiter'm Geſicht,
Und ſpielſt mit den Fädchen,
Und kümmerſt dich nicht.

Doch bald merkſt mit Sehnen,
Du ſitzeſt allein,
Da netzeſt mit Thränen
Den Faden du ein;

Da ſucheſt du eine
Gehilfin dir aus,
Die bringt dir auch kleine
Spinner in's Haus.

Da muß es wohl geben
Ein reicher Geſpinnſt,
Doch reicht oft zum Leben
Nicht hin der Gewinnſt.

Zu End' geht der Rocken,
Wie lohnt ſich dein Fleiß?
Der Mund iſt dir trocken,
Der Kopf iſt dir weiß.

Dein Glück ſind die Fädchen,
Die einſt du gedreht,
Jetzt knarret das Rädchen,
Gar langſam es geht.

Spinnſt doch noch mit Freuden
Und lächelſt dabei,
Drei Schweſtern dann ſchneiden
Den Faden entzwei.

Dann ſpinneſt du nimmer,
Verläſſeſt den Ort,
Doch's Rädchen dreht immer
Und immer ſich fort.

Zweites Lied.

Zweite und dritte Sylbe.

Hat mein Liebchen recht ſchelmiſche Blicke,
Sitzet d'rin Amor mit all ſeiner Tücke,
Neckt mich und lächelt verſtohlen die Böſe
Bei meiner Seufzer gewalt'gem Getöſe; —
Dann nenn' ich ſie eine .... Stille doch — nein,
Sag's nicht dieß Wörtchen, errathen will's ſeyn.

Fröhliche, die über gar nichts ſich härmen,
Überall koſten und weiter dann ſchwärmen,
Witzig und ſtandhaft ihr Ziel ſtets erreichen,
Und ſich nicht ſcheuen vor luſtigen Streichen,
Vögel der Art nennt man .... Stille doch, nein,
Sag's nicht dieß Wörtchen, errathen will's ſeyn.

Matz hatte ſich mit Suſannen vermählet,
Er hat nur ihre Dukaten gezählet,
Sie hat allein ſeinen Adel erwogen,
So hat ſich Eins in dem Andern betrogen;
Ehen wie dieſe ſind .... Stille doch, nein,
Sag's nicht dieß Wörtchen, errathen will's ſeyn.

Mögen dich, freundlicher Leſer, im Leben
Immer nur Freude und Frohſinn umſchweben,
Möge das Glück auf der Ferſe dir wallen,
Daß aus der Urne des Schickſals dir fallen
Immer die heiterſten .... Stille doch, nein,
Sag's nicht dieß Wörtchen, errathen will's ſeyn.

Drittes Lied.

Ganzes.

Der Herbſt, der Maler, malte
Die Blätter gelb und roth;
Da ſollt' ich von ihr ſcheiden,
Wie mir die Pflicht geboth.

Wir gingen auf die Wieſe
Zum Bächelchen hinab,

Wo ſie im vor'gen Lenze
Den erſten Kuß mir gab.

Sie ſprach: „Als wir uns fanden,
Wie ſchön war da die Flur,
Und jetzt, — ſieh, wie verändert,
Es trauert die Natur.

Bis du nicht wiederkehreſt,
Erſcheinet mir kein Mai;
Wirſt du mir auch entfernet
Bewahren Lieb' und Treu?“

Indem ich ihr nun zärtlich
In's Thränenauge ſchau',
Bück' ich mich ſchnell und pflücke
Ein Blümchen röthlich-blau.

„„Der Name dieſes Blümchens
Gibt frohe Antwort dir,
Daß ewig ich dich liebe — “
Und lieg' im Arme ihr.

Leitner.

Räthſel.

Ein kleines Wörtlein, bedeutend doch viel,
Geb' ich dir, hab' acht, nun zum Räthſelſpiel.

Das Siebengeſtirn iſt doch groß, mein Freund,
Doch was *ich* bezeichne, noch größer erſcheint,
Und wenn hunderttauſend Soldaten da wären,
Ich könnte ſie vorn auf der Stelle vermehren,
Aus einem Tag mach ich alſogleich
Eine ganze Woche mit einem Streich,
So viele Tauben, als ich beſage,
Muß der Bauer haben im Taubenſchlage,
Will er haben daß keine man weg ihm trage;
Wenn *mich* Einer hat, bringt er's eh als durch Geld
Dahin, daß er ſchnell etwas lernt in der Welt,
Und doch war ich einſt in der finſtern Zeit
Das Schrecklichſte: dem ich war angedräut,
Der war auch von Jedem dem Tode geweiht. —

Acht.

Charade.

(In einem Geſpräche.)

Mutter.

Kind! du mußt einmal *das Erſte* doch wählen!

Tochter.

Mutter! wär' nur nicht *das Zweite* dabei.

Mutter.

Kann dir *das Erſt'* aus Erfahrung empfehlen.

Tochter.

Blieb dir *das Zweite* auch immer getreu?

Mutter.

Sieh Kind, das Zweite iſt nicht zu verachten.

Tochter.

Möglich, ſo lang es das Ganze nicht iſt.

Mutter.

Zärtlich und ſüß weiß das Zweite zu ſchmachten.

Tochter.

Bis es die Kette des Erſten umſchließt.

Mutter.

Kannſt ja das Ganze im Erſten dir ziehen.

Tochter.

Schwer, wenn's den Namen des Zweiten verdient.

Mutter.

Willſt du das Erſte denn ewiglich fliehen?

Tochter.

Bis ich das Ganze vollkommen einſt find'.

Ehemann.

Doppelräthſel.

Mit einem weichen Kopf
Zeigt Anfangs gleich ein Schlüſſel mich,
Mit einem harten Kopf
Bin oft zu einem Land der Schlüſſel ich.

Mit einem weichen Kopf
Kann man mit mir durch viele Länder reiſen,
Doch ohne harten Kopf
Wird ſich manch Hinderniß dem Wandrer weiſen.
Mit einem weichen Kopf
Bin ich ein Inſtrument, bei der Muſik zu ſehen,
Mit einem harten Kopf
Bin ich ein Inſtrument, urkundlich zu verſtehen.
Mit einem weichen Kopf
Schreibt mich der Komponiſt auf das Papier,
Mit einem harten Kopf
Schreibt mich die Polizei, und gibt mich dir.

Baß — Paß.

Charade.

Die Erſten trägt der Mann,
Die Zweiten nennen den, der tragen kann;
Das Mädchen wird zur Frau ſodann,
Wenn es das Ganze ſich gewann,
Denn es iſt ſynonym mit Mann.

Hoſenträger.

Logogryph.

Fort ging ich auf meiner 1 2 3 und 4
Plötzlich kam mein 2 3 4 zu mir,

Sprach mich 2 4 ſtrenge ſchier
Ändern ſollt' ich meine 1 2 3 und 4.
Und als mich der 2 3 4 verlegen ſah
Ging ihm dieſes meiner Treu
Wieder 4 und 2 und 3.
Er zog 2 1 ſeinen Hut
Und ſein dreimal 3 2 gab mir Muth,
Wies ihm auf der Sterne 1 2 3 und 4
Und er ging 1 2 3 4 mit mir.

Sohn.

Charade.

Das Erſt' iſt eine Ente,
Und auch zugleich ein Hund,
Das Zweit' iſt immer rund,
Das Ganz' am Firmamente.

Thierkreis.

Charade.

Ein halbes Ballet iſt des Erſten Bedeuten,
Einen halben Thaler findeſt im Zweiten.
Im Dritten ein halber Huſar dir erſcheint,
Das Ganze ſtand an der Krippe, mein Freund.

Balthaſar.

Räthſel.

Der Sprachforſcher.

Wo ſich zwei Dinge vereinen, den Ort
Nennt dir ein kurzes einſylbiges Wort,
Auch das, was du folgerſt aus Sätzen und Gründen
Wird dir dieß kleine Wörtlein verkünden.

Der Reiter.

Daß ich ſo gut ſitze auf meinem Roß
Davon iſt die Urſach dieß Wörtlein bloß.

Der Logiker.

Bei mir kann dieß Wörtlein von ſeltenen Gaben
Sogar auch manchesmal Hörner haben.

Der Verfaſſer dieſes Räthſels.

Dadurch daß mein Räthſel ich endige hier,
Sag ich lieber Leſer das Wörtlein dir.

Schluß.

Räthſel.

Nimm mit zwei Fingern beim Leibe mich,
Aber hab' acht daß ich nicht dich verſehre.
Dienlich bin ich zu vielem für dich,
Eben auch nöthig bin ich auf dem Meere;
Leicht findeſt vorn' an dem Räthſel mich.

Gabel.

Räthſel.

Knabe.

Ich möcht' es gern haben, es freute mich ſehr.

Vater.

Ich hab' es und mir macht's Verdruß und Beſchwer.

Schloſſer.

Hart' mach' ich's, damit es nicht brechen ſoll mehr.

Chirurg.

Ich nehm' es dir ab, lieber Schloſſer, komm her!

Schmid.

Du kannſt es nicht nehmen, dein Meſſer hat's ja.

Auſter.

Seht mich an, auch ich kann es zeigen Euch da.

Hahn.

Am Halſe hänget es doppelt mir.

Gerſtenähren.

Ganz aufrecht ſtehend tragen es wir.

Komet.

Bei mir iſt's aus herrlichen Strahlen gemacht.

Bergmann.

Ich trag' es als Span, der erleuchtet die Nacht.

Verſchwender.

Ich nehme den letzten Buchſtab davon
Und bin es dann leider vom Gelde ſchon.

Elegant.

Ich nehme den erſten Buchſtab davon
Und find' es dann nöthig zum guten Ton.

Reiter.

Ich kehr' es ganz um und bei meinem Gaul
Wünſch ich es dann ſchnelle, nicht langſam und faul.

Karl.

Anagramm.

Vorne ſteh' ich auf zweien,
  Hinten ſteh' ich auf vieren,
Vorne kann ich ſchreien,
  Hinten nichts diskuriren,
Vorne ſing' ich auch Lieder,
  Hinten knarr' ich ſchier,
Vorne ſetz' ich mich nieder,
  Hinten ſitzt man auf mir,
Vorne bin ich nicht gerne
  In dem Muſenhaus,
Hinten bleib' ich darinnen,
  Immer Jahr' ein, Jahr' aus.
Vorne ſtärkt, mit den Jahren
  Immer ſich meine Natur,

Hinten werd' mit den Jahren
Ich gebrechlicher nur.
Vorne bin ich beſcheiden,
Sittſam, gelehrig und fromm,
Alſo ſuch' ich's zu vermeiden,
Daß ich auf hinten nicht komm',
Denn es drohen mir Schmerzen,
Wenn vorn' auf hinten man legt,
Hinten drohen die Schmerzen,
Wenn hinten vorne mich trägt.

Knab. Bank.

Räthſel.

Ich werde die Mädchen, bin doch nicht verflucht,
Mach' ſelten ganz glücklich, bin doch ſtets geſucht,
Das Rechnen geht mir nun gar nicht ein,
Ich behaupte daß Zweie nur Eines ſey'n,
Betrachte mich vorne, betrachte mich hinten,
So wirſt du an mir ſtets das Nämliche finden.

Ehe.

Charade.

Die Erſte iſt Folge der Zweiten,
Die Zweite iſt Folge der Erſten,
Die Erſte iſt Mangel der Zweiten,
Die Zweite Verklärung der Erſten,

Die Erſte entflieht vor der Zweiten,
Die Zweite verſinkt vor der Erſten,
Die Erſte ſcheut immer die Zweite,
Die Zweite ſcheut niemals die Erſte,
Das Ganze iſt ja die Zweite,
Und wird gebraucht in der Erſten.

Nachtlicht.

Charade.

Mein Erſtes iſt ein ſonderbares Ding,
Die Damen halten's manchmal ſehr gering,
Sie ſtoßen's unbarmherzig mit den Füßen,
Doch manchmal hab' ich auch bemerken müſſen,
Daß es, geliebt, an ihrem Halſe hing.
Mein Zweites lieben unſre Damen immer,
Und was ſie ſelbſt auch dem Geliebten nimmer
Erlauben, dieſem Fremden ſie geſtatten,
Drum iſt er auch ein Dorn im Aug des Gatten;
Doch mag er über ihn ſich auch beſchweren,
Er kann ihn leider ſelber nicht entbehren.
Mein Ganzes iſt ein Wundarzt, welcher eben
Ein Übel ſucht durch ſeine Kunſt zu heben,
Und auch ein Künſtler, dem's gelingt,
Daß er das Härteſte in ſchöne Formen bringt.

Steinſchneider.

Räthſel.

Lieber Freund! o hör' mir zu:
Ich bin ich, und ich bin du,
Ich bin er, und ich bin ſie,
Aber etwas bin ich nie.
Ich bin mein, und ich bin dein,
Ich bin ihr, und ich bin ſein,
Aber niemals allgemein,
Rathe nun, was kann ich ſeyn?

Das Fürwort.

Logogryph.

So wie ich ſteh vor dir
So bin ich Brot,
Nimmſt du das Letzte mir
Erwerb' ich Brot,
Geb' ich das Erſte dir,
So eß' ich Brot.

Manna. Mann. Nanna.

Charade.

Das Erſte nahm das Zweite,
Und ſchlang es ſchnell in ſich,
Zu ſahen viele Leute
Und lachten fürchterlich;

Da ſetzte ſich auf's Zweite
Das Erſt' und fuhr davon,
Da lachten wieder die Leute,
Dieß war des Ganzen Lohn.

Hannswurſt.

Räthſel.

Mit a magſt du dich dran erfriſchen,
Mit e wag nicht es aufzutiſchen,
Mit i iſt es am Fuße dein,
Mit o kann's an dem Mordſtahl ſeyn,
Mit u iſt's an dem Schiff zu finden,
Nun rathe, wirſt es leicht ergründen.

Raſt. Reſt. Riſt. Roſt. Ruſt.*).

---

*) Die Ruſt iſt nach Adelung Tom. III. pag. 1218 jener Theil auswendig an dem Schiffe, woran die Wände oder Haupttaue des Maſtes befeſtigt werden.

Inhalt.

Seite
Sibille, Herzogin der Normandie (Ballade) 5
Lehre für junge Mädchen 9
Das Mädchen am erſten Mai 11
Der prahlende Seiler 12
Zwei 13
Die Beſcheidenheit 15
Des Dichters Schifffahrt 16
Die blinde Mutter 18
Revolutionslichter 20
Unvermögen (Nach Göthe's Dahinſcheiden) 21
Der Catarrh 22
Der Witwer 24
Auf einen Arzt, welcher Soldat wurde 24
Die Romanzen von der Königin Johanna (In drei Geſängen)
  Erſter Geſang. Der Sitz auf dem Eckſtein 25
  Zweiter Geſang. Die Morgenröthe 37
  " " Johanna's Lieder 42
  Dritter Geſang. Die Fürbitte 46
Moderne Erziehung 49
Eines oder das Andere 49
Das zwölfjährige Mädchen 50
Sanct Martin (Legende) 52
Bibelſpruch 54

Seite
- Arzt Amor 55
- Entſtehung des Epigramms 55
- Mittel gegen Undank 55
- An einen beſtohlenen Wucherer 55
- Alles aus Liebe 56
- Das alte Lied zum neuen Jahr 57
- An Eroberer 59
- Ärzte von ehedem und von heute 59
- Auf einen kranken Dieb 59
- Der feine Dieb 60
- An eine galante Frau 60
- Der ſchnelle Entſchluß 60
- Löſchmittel 61
- Nachruhm 61
- Gleichniß 61
- Der gute Mann 62

Grabſchriften aus dem Franzöſiſchen:

  - Eines böſen Junggeſellen 64
  - Auf einen Adeligen, der ſeine Ahnen ſich zuſammenlog 65
  - Eines oft geprügelten Recenſenten 65
  - Einer allgemeinen Schönen 65
  - Eines Dienſtfertigen 65
- Die Freunde 66
- Der Geſchwindversler 67
- An meinen Regenſchirm 68
- Die Äpfel 69

Galanterien nach dem Franzöſiſchen:

  - Auf das Halsband eines Hundes, welcher einer ſchönen Frau angehörte 70
  - Adam und Eva 70
  - Sehen 70

Seite
  An Louiſen 71
  An eine dreißigjährige Schöne 71
Amors Werkſtätte 71
Der Olymp 72
Antoniens Macht 72
Gretchen in der Stadt 73
Du und Ich 75
Das Glück 76
Felix Immerfroh 76
Des Geſchickes Ungerechtigkeit 78
Magiſter Grämlich's Zetergeſchrei über die Almanachs-Literatur 78
Verſtellung 80
Wahres Glück 81
Warnung an ein Mädchen 81
Grabſchrift auf einen Schwätzer 81
Das Lied, welches an einem Faden hängt 82
An die Harmonie (Vortrag bei Gelegenheit des Namensfeſtes des Kaiſers und der Vermählung des Kronprinzen am 11. Februar 1831) 84
Lied mit Chor (Geſungen am 25. November 1821, bei Gelegenheit der Feier des Feſtes der heiligen Cäcilia) 86
Der troſtloſe Witwer 91
Vertheilung des Reichthums 91
Das ſteinerne Geld (Ballade) 92
Der ſchlafende Amor 105
Urſache des Weinwäſſerns 107
Lebensklugheit 108
Der unglückliche Tag 110
Zündbare Materie 112
Die Hoſtie (Legende) 113

Seite
Galanterien dem ſchönen Geſchlechte gewidmet 117
Traum und Hoffnung 117
Der undankbare Knabe 118
Auf einen Arzt, der Jemanden zum Duell forderte . . 125
Ärztliche Hilfe 125
Amors Teſtament 126
Geſelliges Vergnügen 127
Der Gläubige 131
Falſche Ausſprache 134
Grabſchrift auf eine heimliche Sünderin 135
Zwei heterogene Bücher 135
Guter Abſatz 135
Wahre Berechnung des Alters 136
Camilla und Leisle 136
Posito: Ich wäre todt 141
Thorheit und Verſtand (Nach Capelle) 143
Das größte Verbrechen 144
Biſchof Ludgerus (Legende) 145
Gutmachung 147
Der Unglückliche 150
Schlummerlied 151
Bitte an die Dichter 151
Aber 152
Die Frau und der Maler 153
Falſcher Ausdruck 153
Warum ich ein Junggeſelle bin 154
Prophezeiung 156
Das beſte Ruhbett 156
In das Stammbuch eines Schauſpielers 156
Die Monate (An die Frauen) 157
Zweideutiger Rath 161

	Seite
Verluſt im Gewinn	163
An eine ſchöne Sängerin	164
Klugheit und Häßlichkeit	164
Sechs Sonnette (Geſchrieben auf dem Lago die Como)	165
Grabſchrift auf einen Epigrammatiſten	168
Die Reue und die Unſchuld	169
Auf einen ſchlechten Geiger	169
Grabſchrift eines Faulenzers	169
Das rechte Licht	170
Die Natur (Poetiſche Erzählung)	172
Trinklied für Frauen	179
Naive Antwort	183
Grabſchrift auf einen Arzt	183
Des Witwers Schmerz	184
Numa Pompilius	186
Grabſchrift auf einen Lügner	187
Der Leibarzt des Fürſten	187
Grabſchrift auf einen Küſter	189
Der Schläfrige	190
Schlechter Magen (Eine Herzenserleichterung)	192
Die Maus und die Schildkröte	193
Vier Tage (Nach Dufresny)	193
Der Kahle (Zeitfabel)	194
An Graz und ſeine Bewohner	194
Poetiſche Caprice	199
Das Privilegium	201
Mutter Erde	206
Schlimm und gut (Nach Barriere)	207
Zeitgeiſt	210
Liebesfeuer	214
Die kürzeſte Länge	221

Seite

Ich wag' es nicht (Lied nach dem Franzöſiſchen) . . . 222
Er und Sie (Nach Guérin) 223
Wirkung einer Predigt 224
Du 227
Die Zeche 228
Das Gemälde der Liebe 228
Der Stotterer (Schwank) 229
Der Gaſt (Eine Maler-Anekdote) 230
Der Geizige und der Augenarzt 232
Die Großmutter ihrer ſelbſt 233
Der Troſt 234
Eva 234
Der Rettig (Ballade) 235
An Sie (Am ſiebenten Jahrestage unſerer Bekanntſchaft) 238
Der Dichter und ſeine Lieder 240
Der tiefe Gelehrte 241
Die neue Uhr auf dem Gerichtshauſe eines kleinen Städtchens 241
Der Dieb und der Cribatar 241
Die Spartaniſche Mutter 242
Der Patriot 243
Leona 243
Das Liebesgeſchwader 245
Das Porträt des Schwätzers 249
Der Knabe am Brunnen (Fabel) 249
Die troſtloſe Witwe 249
Ein wenig von Allem 250
Der Irrthum 252
Frauenrache und Männerliſt 253
Lied eines Ungetreuen 257
Äſop's Prozeß 258

Seite
Indolenz 267
An die Frauen 269
Brotſchriftſteller 270
Liebesthränen 270

Anhang.

I. Randgloſſen zu Clio's Buche.

Wie Ludwig XII. ſtrafte 273
Ludwig XVI., Maurepas und der Graf von Artois . . 274
Shique's Äußerung über ſein Alter gegen Baſſompierre . 275
Klage eines Trunkenbolds bei Ludwig's XV. Tod . . 275
Wie Kaiſer Sigismund ſeine Feinde um's Leben brachte. 276
Carl II. von England und Sernet 277
St. Germain nach der Schlacht bei Crefeld 277
Friedrich der Große und der Deſerteur 278
Jakob's I. Scherz über einen Glückwunſch 279
Carl XII. und der Marodeur 279
Cromwell's Meinung von der Liebe des Volks . . . 280

II. Räthſel, Charaden und Logogryphen.

Charade 281
Charade 282
Logogryph 283
Räthſel 283
Räthſel 284
Logogryph 286
Charade 286
Räthſel 286
Räthſel 287
Acht Charaden an Sie, welche mir das Räthſel meines Lebens löſte 287

Seite

Räthſel . . . 289
Räthſel . . . 290
Drei Charaden über ein Wort . . . 290
Charade . . . 291
Drei Logogryphen über ein Wort . . . 291
Charade (In drei Sonnetten) . . . 292
Homonyme . . . 293
Charade . . . 295
Räthſel . . . 295
Charade (In drei Liedern) . . . 296
Räthſel . . . 300
Charade (In einem Geſpräche) . . . 301
Doppelräthſel . . . 302
Charade . . . 303
Logogryph . . . 303
Charade . . . 304
Charade . . . 304
Räthſel . . . 305
Räthſel . . . 305
Räthſel . . . 306
Anagramm . . . 307
Räthſel . . . 308
Charade . . . 308
Charade . . . 309
Räthſel . . . 310
Logogryph . . . 310
Charade . . . 310
Räthſel . . . 311

[illegible]

Gedichte.

J. F. Caſtelli's
ſämmtliche Werke.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Viertes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

Druck von A. Pichler's Witwe.

J. F. Caſtelli's

Gedichte.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Viertes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

Die bezauberte Schürze.

(Mährchen.)

Ein reicher Mann (die Stadt und auch das Land,
Wo dieß geſchah, hat man mir nicht genannt)
Kauft' einſt von einem Fremden (ohne Zweifel
War dies der Teufel)
Ein ſeltnes Kleidungsſtück, ein Schürzchen von Geſtalt,
Beſitzend eine magiſche Gewalt,
Die jedes Weibchen zwang ſie anzuzieh'n,
Es durfte nur der Mann Verlangen dazu hegen,
Doch ſtack ſie einmal dann darin,
Unmöglich war's ſie wieder weg zu legen,
Wenn ſie auch wollte. (Wundert Euch noch nicht,
Es kommt noch ärger.) Überſchritt das Weib,
Das dieſe Schürze trug, im mind'ſten ihre Pflicht,
Erlaubte ſie ſich fremden Zeitvertreib,
So, daß im Werk, im Wort, nur im Gedanken
Sie anfing in der Gattin Treu' zu wanken,
So ward ſie von der Schürz' alsbald verrathen,
In ihren Füßen fühlte ſie ein Jucken,
In allen Gliedern ſolch ein Prickeln, Zucken,
Daß wider Willen ſie vor ihrem Gatten

Anfing zu tanzen und zu ſpringen,
Und ſympathetiſch wirkte die Bewegung
Auf den Geliebten auch; — dieſelbe Regung
Empfand auch er, wollt' er ſich auch bezwingen,
Umſonſt! er konnte nimmer widerſtehn,
Er mußte ſich, gleich ihr, im Kreiſe drehn.

O traurig Kleinod! um dich zu beſitzen,
Kein Härchen von dem Haupte gäb' ich hin,
Wozu kann dieſe Zaubermacht mir nützen?
Was brächte dein Verrath mir für Gewinn?
Die guten Götter mögen mich beſchützen,
Erhalten mir Vertrau'n und frohen Sinn,
Indem ſie keinen Strahl des Lichts mir ſenden,
Um einen Wahn, der mich beglückt, zu enden.

Wenn der Geliebten Arme mich umringen,
Ihr Blick ſich zärtlich in den meinen ſenkt,
Ihr Purpurmund nach einem ſanften Ringen
Die ſüßen Wort': »Ich liebe dich!« mir ſchenkt,
Wenn unſre Seelen ſich im Kuß verſchlingen,
Und Jedes nur empfindet, keines denkt:
Da will ich nur die Gegenwart genießen,
In Nebel ſoll Vergangenheit zerfließen.

Ich denke ſo, doch anders jener Mann,
Wir nennen ihn Herr Kilian,
Der häßlich, alt, mit Gold und Zauberdingen

Sich Lieb' und Treue ſuchet zu erzwingen,
Die er nicht durch ſich ſelbſt erringen kann,
Drum kauft' er auch um theures Geld
Mit Freuden dieſe Schürze von dem Teufel,
Und ſchritt zur Heirath froh, daß ihn kein Zweifel
Ob ſeiner Gattin Treu' im Eh'ſtand quält.

Er ſucht nicht lang, es findet ſich in Kürze
Ein Mädchen, welchem Kleider, Pferd und Wagen,
Mehr als die Liebe unter'm Stroh behagen;
Sie reicht ihm ihre Hand ganz ohne Zagen,
Er gibt am Hochzeitabend ihr die Schürze,
Betheuernd ihr, daß dieß das größte Kleinod ſei,
Das ſie erhalten könn' auf dieſer Erde;
So lange ſie davon nicht laſſen werde,
Bleib ihr die Jugend und die Schönheit treu.
Ein ſolch Verſprechen wirkt bei Frauen
Allmächtig, jede wird gewähren,
Was wir von ihr begehren,
Läßt man ſie eine ew'ge Jugend ſchauen.

Ein ganzes Jahr ſchien nun der Himmel offen,
Nichts that Amilla, was nicht ſchicklich,
Ihr alter Gatte pries ſich glücklich,
Daß er ſo gute Wahl getroffen;
Doch endlich kam ein junger Mann,
Amilla's Vetter war's, von Reiſen an,
Ein junger, blonder, liebenswerther Junge
Von feſtem Leib und leichter Zunge,

Der ward im Hauſe einquartirt,
Ein Blick — ein Druck — man muß was wagen,
Was Wunder, daß in wen'gen Tagen
Sich's in Amilla's Füßen rührt.
In's Zimmer trat Herr Kilian,
In dem ſie mit dem Vetter ſteht,
Da hebt ſie ſich vom Stuhl und dreht
Sich ein- zwei- dreimal. — Der Galan
Zuckt ebenfalls, er will ſich zwar bezwingen,
Muß aber auch in kleinen Ringen
Um ſeine ſchöne Muhme ſpringen. —
Ganz wüthend iſt der Ehemann,
Er ſperrt Amillen ein und läuft in Eil'
Zu ſeinem Freunde Ali, dem Korſaren,
Der hier iſt zu verſehen das Serail
Des Dey von Tripolis mit fremden Waaren. —
Schnell iſt der Handel abgethan,
Und kaum bricht noch das Roth vom nächſten Morgen an,
So muß Amilla ſchon mit zwanzig Andern
(Ob's auch Treuloſe waren,
Das konnt' ich nicht erfahren,
Ich glaube nein,
Die Anzahl iſt zu klein.)
Nach Tripolis zum Dey der Barbaresken wandern.

Du lieber Gott! wenn alle Männer gleich
Ob einer Schwäche ſchickten ihre Frauen
Nach Tripolis, dieß ganze große Reich,
Man müßt' es zum Serail des Dey's verbauen,

Und täglich müßten, wollte man beſtehen,
Dahin zehn große Linienſchiffe gehen.

Sechs Wochen langweilt ſich im Witwerſtande
Herr Kilian; doch müde iſt er's nun,
Er eilt zu ſchließen neue Ehebande;
Doch mit mehr Vorſicht will die Wahl er thun.
Ein unſchuldsvolles Kind von ſechzehn Jahren
Wählt er, die Sittſamſte der ganzen Stadt,
Erkundigt auch ſich gut, um zu erfahren,
Ob dieſes Mädchen keine Vettern hat.
Sie ſteht allein, nicht Eltern, noch Verwandte
Hat ſie, von einer alten Tante
Ward ſie erzogen und die Welt ihr unbekannt.
Sie reicht dem reichen Werber ihre Hand,
Und zieht die Schürze an ohn' allem Widerſtand,
Obſchon der Alte meint, bei dieſer Unſchuld ſei
Die Prüfung unnütz, die ſei ſicher treu.

Verfloſſen waren ſchon zehn Wochen,
Die Schürze hatte nicht geſprochen,
Natürlich, da Calliſte nichts verbrochen.
Da — einſt bei Nacht — zur Stunde der Geſpenſter
Kam's unſerm Alten vor, als hört' er Töne klingen,
Gerade vor dem Haus, dazu auch ſingen.
Was kann das ſeyn? Er öffnete das Fenſter,
Und ſah beim Schein des Mondes einen Herrn,
Der ſang hinauf zum Fenſter ſeiner Frau.
Er horcht — es klang, jetzt hört er's ganz genau:
„O Herrliche! du meines Lebens Stern!“

In dieſem Augenblick fängt auch der Mann
Zu ſeinem eignen Sang zu tanzen an.
Er eilt ſogleich in ſeiner Gattin Zimmer,
Auch ſie trifft er am Fenſter hüpfend an,
Die Schürze hatte ihre Pflicht gethan;
Denn eben will Calliſte, ſpringend immer,
Ein Brieflein an ein Schnürchen faſſen,
Um jenem Sänger es hinab zu laſſen.
Nicht mal' ich Euch des Tiefgekränkten Wuth,
Nach Tripolis zog hin Calliſte — damit gut.
Doch glaubſt Du wohl, mein lieber Leſer, jetzt,
Daß ſich, gewitzigt durch die beiden Fälle,
Der Alte keinem neuen bloß mehr ſtelle?
Mit nichten, nun hat er den Kopf erſt aufgeſetzt,
Es koſte was es wollte,
Er müßte doch ein treues Weib noch küſſen,
Und wenn er auch noch hundert nehmen ſollte.
(Da wird er lange ſuchen müſſen.)

Die dritte Frau kommt nun in's Haus;
Ein Weib von etwa dreißig Jahren,
In allen Dingen wohl erfahren,
Voll Geiſt und Stolz; ſpricht man ein Wort nur aus,
Das luſtig iſt, in ihrer Gegenwart,
So ſtraft ſie ſchon den kecken Redner hart.
Die wird, denkt Kilian, ihr Stolz bewahren;
Er reicht ihr Schürz' und Hand, ſie weigert ſich,
Und will zur Schürze nimmer ſich bequemen.

„Nimm ſie," ſpricht Kilian, „ſie ſchützet dich,
Und laß dieß Kleinod dir von Niemand nehmen!"
— „Mir nehmen?" ſchrie ſie, „ha! mir nimmt man eben:
Der Freche müßt' es zahlen mit dem Leben!"
Nicht lange nach den Flittertagen
That eine Reiſe Noth an fernen Ort,
Es dachte Kilian, da iſt ja nichts zu wagen,
Die Klugheit und der Stolz ſind meiner Gattin Hort;
Drum ließ er ſie zurück und reiſte fort.
Er ſputete ſich ſehr, doch dauern
Die Sachen länger, als es lieb ihm iſt,
Und ſieh, ein ganzer Monat ſchon verfließt,
Bis er dann wieder ſieht die heim'ſchen Mauern,
Die mit Entzücken er begrüßt.
Im Geiſte ordnet er ſchon Feſte,
Um ſeine treue Gattin zu erfreu'n,
Und ladet Gäſte über Gäſte,
Zu Zeugen von dem glücklichen Verein.
Er tritt in's Haus hinein. —
Da kommt ihm ſein Hausarzt
Entgegen, hoch ſpringend,
Und dann der Verwalter
Auch hüpfend und ſingend,
Und dann deſſen Schreiber
Die Füße hoch ſchwingend,
Und nach dieſen zweien
Zwei junge Lakaien,
Die drehn ſich geſchwind
Herum wie der Wind,

Und endlich die Gattin,
Die macht den Beſchluß,
Noch ſchneller ſich drehend
Mit flüchtigem Fuß.

„Ha, ſchändlicher Verrath!“ ſchreit Kilian,
Und in der nächſten Stunde ſchon muß wandern
Frau Iſabella zu den Andern,
Nach Tripolis auf wogenreicher Bahn.

Daß in dem Hauſe des Herrn Kilian
Ein Weibchen nach dem andern ſchnell verſchwand,
Das machte Lärmen in dem ganzen Land,
So zwar, daß, gleich dem Blaubart, dieſen Mann
Die Mädchen alle floh'n, und über's Jahr
Er immer noch ein Witwer war.
Da zog er aus der Stadt dann fort
An einen ländlich ſtillen Ort,
Sich denkend, möglich, daß Natur
Mich leitet auf der Treue Spur.

Als eines Abends er auf grüner Wieſe
Spazieren ging, ſah er ein Mädchen ſtehn,
Mit kleinem Fuß und friſchem Wangenpaar,
Mit einem Feuerblick und langem ſchwarzen Haar.
Sie war beſchäftigt, Gras zu mäh'n.
„Wie nennſt du dich?“ frug er. — „Ich heiße Liſe,“
Verſetzte dieſe.

„Du biſt ein nettes Mädchen,“ fuhr er fort,
„Wo biſt du her, und wem gehörſt du an?“
— „Ich bin,“ verſetzte ſie, „aus jenem Ort,“
Und zeigte mit der Hand den Hügel rechts hinan,
„Mein Vater iſt ein Bauer, lieber Herr,
Und eine Mutter hab' ich nimmermehr.“
— „Hör' Liſe,“ ſagte weiter Kilian,
Und ſeine Augen funkelten wie Kerzen,
„Wie wär' es, wenn wir würden Weib und Mann?“
Roth wurde Liſe bis zu beiden Ohren,
Und ſprach verſchämt: „Ach lieber Herr, Sie ſcherzen!“
Was ſie noch weiter hin und her geſprochen,
Ich weiß es nicht, iſt auch nichts dran verloren.
Das Ende war, daß Liſ' in ein Paar Wochen
Einzog in Kilian's Pallaſt;
Der Alte liebt ſie bis zum Wahnſinn faſt,
Und gleich läßt offen er ihr alle Schränke
Voll Geld und Gut — und Liſe — ach man denke —
Sie findet in der erſten Stunde
Im Schreibtiſch ihres Mannes ganz in Kürze
Geſchrieben die Geſchichte von der Schürze.
Sie ſtaunt und ſteht mit offnem Munde,
Sie ſchaudert drob ihr Opfer auch zu ſeyn,
Doch auch im Augenblick (die Kleine iſt doch fein)
Hat ſie ein Plänchen ſich erdacht,
Der Schürze magiſche Gewalt zu ſchwächen,
Und ihr Geſchlecht am Satanas zu rächen.
Sie baute auf des Goldes Macht,

Das ſtärker iſt als Teufelsgaben ſind,
Laß ſehen, wie ſie das beginnt.

Ganz heimlich ließ ſie vor der Hochzeit ſchon
Der Diener und der Hausbewohner Schar
Die Bauern aus dem nahen Dorf ſogar
Zu ſich beſcheiden, bot ſehr großen Lohn
Und gab Bedeutendes davon
Im voraus gleich mit dem Bedinge:
Daß Jeder, der da käm' in ihre Nähe,
Es anders nicht zu thun ſich unterſtehe,
Als daß er hüpfe, walze, tanze, ſpringe.
Die arge Welt
Thut viel für Geld.
Am nächſten Morgen ſchon, als beide Gatten
Vom Hochzeitlager ſich erhoben hatten,
Und Liſe ihre Schürze angethan,
Sprang mit dem Frühſtück ſo der Diener in's Gemach,
Daß er die prächt'gen Taſſen brach,
Ihm folgte tanzend auch der Kammerdiener dann,
Der Haushofmeiſter ſprang
Im Zimmer auch entlang,
Und die Bedienten, Mohren und Heiducken,
Das war ein Drehn, ein Walzen und ein Zucken,
Das keine Feder ganz beſchreiben kann.
Herr Kilian traut dieſem Schauſpiel kaum,
Er reibt die Augen ſich: „Äfft mich ein Traum?“
So denkt er, „hab ich doch die gute Liſe
Nicht einen Augenblick, ſeit wir getraut, verlaſſen,

Und dennoch ſeh ich alle dieſe
Die ſtärkſte Wuth des Tanzes faſſen,
Mein Weibchen konnte gar nicht untreu ſeyn,
Was fällt der böſen Schürze dießmal ein?“
Und unterm Arme nahm er ſeine Frau;
„In's Dörfchen,“ ſprach er, „komm mein Schatz mit mir,
Die Unterthanen ſollen huld'gen dir.“
Sie gingen — aber ſieh — ſchon in des Schloſſes Au
Da hüpfte der Hirte
Dort weidend die Herde,
Daß kaum ſeine Füße
Berührten die Erde,
Und einige Schnitter
Die machten dort Heu,
Die hoben die Senſen
Und tanzten herbei,
Und endlich im Dorfe
Welch Schauſpiel! entſetzlich!
Kaum ſahn ſie die Bauern,
So ſprangen ſie plötzlich
Und auch der Verwalter
So dick als er war,
Tanzt ihnen entgegen
Mit fliegendem Haar,
Und endlich ſogar
Kam ſpringend der Küſter
Und auch der Magiſter
Sie können das Hüpfen
Nicht laſſen, ſie müſſen

Als ob die Tarantel
Sie Alle gebiſſen.
„Ha, unerhörter Trug!“ ſchrie Kilian,
„Ich war ein Narr, die Schürze ſpricht nicht wahr.
Verfluchenswerther Talisman!
O Satan, nun wird deine Liſt mir klar,
Ihr guten Frauen, ach es iſt gewiß,
Unſchuldig wart auch ihr, ihr Armen,
Und ich — ich ſandt' euch ohn' Erbarmen,
Weil Einer tanzte, hin nach Tripolis!
Verdammte Schürz', zur Hölle fahr' zurück,
Woher du kamſt!“ — Und in dem Augenblick
Nahm Liſen er die Schürze ab,
Und in den Flammen fand ſie ſchnell ihr Grab.
Zufriedenheit und Ruhe fand ſich wieder
Seit dieſer Zeit in Kilian's Hauſe ein,
Der Engel des Vertrauens ſtieg hernieder
Und ſegnete der Glücklichen Verein.
Bezwungen hatte Frauenliſt
Den Teufel ſelbſt, der unbezwinglich iſt.
Ob Liſe nicht noch kleine Seitenſprünge
Gewagt, das laſſen wir beruh'n auf ſich;
Sie drehte mind'ſtens nie mehr ſich im Ringe
Vor Kilian mit dem Liebſten öffentlich.

Weiber.

Ein Weib kann, wann's ihm einfällt, weinen,
Und wann es will, es wieder lacht.

Ihr ſeht es bei der Trauung weinen,
Am andern Morgen dann es lacht;
Es macht ein Ding es plötzlich weinen,
Dasſelbe Ding macht, daß es lacht;
Mit einem Auge kann es weinen,
Indeß es mit dem andern lacht.
Macht Euch nichts draus, wenn Weiber weinen,
Und nichts, wenn eines auf Euch lacht.

An die neueren Dichter.

Du hülleſt dich, o arme Zeit,
In myſtiſch-ſchwarze Dunkelheit,
Und fliehſt der Klarheit heitres Reich
Es ſcheint mir ſie bedenken nie:
Apoll, der Gott der Poeſie,
Sei auch der Sonnengott zugleich.

Recepte.

Hinz.

Warum die Ärzte ihre Sachen
So ſchreiben, daß ſie Niemand verſteht?

Kunz.

Schau Hinz, ſo ein Recept beſteht
Aus lauter Wörtern von *todten* Sprachen.

Hinz.

Die armen Sprachen! das ſeh' ich ein,
Sind Ärzte über ſie gekommen,
So haben ſie freilich ein Ende genommen
Und müſſen ſchon lange geſtorben ſeyn.

Allgemeines Los.

Zittern müſſen wir ſtets,
So will es das Geſchick:
Der Böſe vor dem Geſetz,
Der Gute vor dem Glück.

Der alte Bräutigam und die junge Braut.

Der alte Bräutigam wird erwartet,
Das junge Bräutchen fürchtet ſich;
Ganz recht! für junge zarte Pflanzen
Iſt Winters Ankunft ſtets fürchterlich.

Heldenmuth und Edelmuth.

Zehntauſend Feinde hat Einer *erſchlagen*,
Der Andere *rettete Einen* Feind;
Verkehrte Menſchheit nun möcht ich dich fragen:
Wer dir bewunderungswerther erſcheint?

Wohlthätigkeit.

Bedarf ein Armer der Hilfe dein,
So laß dir nicht erſt ſeinen Lebenslauf leſen!
Für's Erſte ſoll man wohlthätig ſeyn,
Dann prüfen erſt, ob man's mit Rechte geweſen.

Schlummer des Laſters.

Ihr meint, den Böſen flieht der Schlummer?
Das wäre ſchlimm, ich glaub' es nicht,
Wie könnte denn der Gute ſchlafen,
Blieb' immer wach der Böſewicht.

Gute Seite eines ſchlechten Werkes.

Ein Dichter hatte Schulden — (Wie gemein
Beginnt doch die Erzählung, hör' ich ſchreien,
Das iſt nichts Neues! — Soll auch neu nicht ſeyn,
Soll nur der ſimplen Wahrheit ſich erfreuen) —
Ein Dichter alſo hatte Schulden
So wie die Andern, und mit jenen wen'gen Gulden,
Die er durch Kleinigkeiten in Journalen
Sich kümmerlich gewann,
Konnt' er, auch wie die Andern, nicht bezahlen.
Kam auch ein Sümmchen an,
Ach Gott, für alle Gläub'ger paßt es nicht.
Begünſtigung des Einen ſchaffet Neider;

Bezahl' den Schuſter ich, verdrießt's den Schneider,
So denkt der brave Mann und hält's für Pflicht
Das Sümmchen, um nicht ungerecht zu ſchalten,
Stets ſelber zu behalten,
Die Gläub'ger aber, harte rohe Leute,
Sie rührte nimmer dieſe zarte Schonung,
Sie wollten dringen in des Armen Wohnung,
Ihr Geld zu fordern bis zum letzten Deute.
Der Weg war freilich ſtets umſonſt gemacht;
Denn auf des Feind's Geſundheit ſelbſt bedacht,
Und ihm und ſich die Galle zu erſparen,
Schloß ſich der Gut' in ſeinem Zimmer ein,
Und ließ ſie pochen an der Thüre ſein,
Bis ſie des Pochens endlich überdrüßig waren,
Und wieder gingen. Doch nicht ruhten die Tyrannen,
Die grauſam einen Plan erſannen,
Des Dichters endlich habhaft doch zu werden.
Des Abends einſt, ſie wußten, er ging aus,
Umlagerten ſie rings des Armen Haus
Mit ihren Dienern und Gefährten,
Und als er endlich kam im Dunkel ſtill und leiſe,
Wie ſchon es iſt der armen Leute Weiſe,
Die überall, wo ſie nur ſtehn und gehn,
Befürchten müſſen Forderer zu ſehn,
Da fielen ſie ihn an wie tolle Hunde
Und: zahle! zahle! ſcholl's aus jedem Munde,
Umſonſt entſchuldigte mit jener alten Lehre,
Daß wo nichts iſt, der Kaiſer ſelbſt ſein Recht
Verloren habe, ſich der Arme ſchlecht;

Nicht fühlten ſie des wicht'gen Grundes Schwere
Und unter Toben, unter Schrei'n
Verfolgten ſie ihn ſelbſt in's Haus hinein,
Ja bis in's kleine Stübchen unterm Dach,
Und lärmten immer fort, ſo daß ſogar
Die andern Hausbewohner wurden wach;
Und immer toller trieb's die Schar,
Es wuchs ihr Zorn auch immer mehr,
Als ſie den einz'gen Schrank, der in dem Zimmer ſtand,
Eröffnete und ſah ihn leer
Und nichts als nur Papiere fand.
Und endlich kam die Wache,
Der Hausherr hatte ſchnell ſie rufen laſſen,
Damit ſie dem Tumult ein Ende mache;
Sie frug nicht viel, wer Schuld ſei an der Sache,
Fing damit an denjenigen zu faſſen,
Gen den die andern Alle Zeugniß gaben,
Der mußte ja natürlich unrecht haben,
Und auf die Wache führte man
Einſtweilen unſern armen Dichter.
Dort blieb er dieſe Nacht; am andern Morgen dann
Beſchloß man ihn zu ſtellen vor den Richter.

Da ſaß er nun auf einem harten Schragen,
Den Kopf in ſeine Hand geſtützt,
Erwägend ſo bei ſich des Lebens Plagen
Und wie Gelehrſamkeit nicht vor Arreſte ſchützt.
Und um ihn ſaßen die Soldaten
Neun an der Zahl, ein Korporal dabei,

Die ſich mit ihren Pfeifchen gütlich thaten,
Nicht achtend, wer da unter ihnen ſey.
Nur manchmal ließen ſie ein Wort vernehmen:
Nicht angenehm ſei trocknes Rauchen,
Und eine Kanne Bier wär' itzt zu brauchen,
Wollt' Einer ſich zum Zahlen nur bequemen.
Der Dichter hört es und verſtand's auch eben
Und unwillkührlich fuhr er in den Sack;
Doch nichts, wofür die Wirthe etwas geben,
Fand er, nur einen kleinen Schriftenpack,
Sein Trauerſpiel, das noch ſeit dieſem Morgen —
Er wollte beim Verleger drauf was borgen, —
In ſeiner ſonſt ganz leeren Taſche ſtack.
Wehmüthig zog er dieſen Schatz heraus,
Der Tod des Catilina war's genannt,
Und rief: Quousque tandem? lächelnd aus.
Der Korporal, der nicht den Ruf verſtand,
Frug ſchnell: „Was hat Er hier,
„Mein Freund, für ein Papier?“
— „Mein Trauerſpiel,“ verſetzte drauf der Dichter,
„Mein Catilina iſt's.“ — „Wer iſt der Mann?“
— „Ein Römer war's, mein Freund, der großes Spiel begann,
„Ein Feldherr auch.“ — „Der muß auch vor den Richter!“
Verſetzt der Korporal; „doch will der Herr indeſſen
Uns etwas leſen, etwa eine Schlacht,
Wir haben auch ſo manche mitgemacht,
Und kennen dieſes, ſo vergeht die lange Nacht,
Und wir ſind nicht umſonſt bei ihm geſeſſen.“

Der Dichter that's, die Mannſchaft hörte zu,
Die erſte Scene ſchon war ganz verzweifelt lang,
Der fremde Styl, der Verſe gleicher Klang
Zwei Männer fühlten ſchon des Schlafes Drang,
Und lagen gleich darauf in ſüßer Ruh'.
Die andern ſahn einander lächelnd an,
Sie hatten nichts verſtanden von dem Allen,
Und nach der zweiten Scene dann
Sah man die Augen von drei andern fallen;
Drei hielten's aus bis zu der vierten Scene,
Doch da bewies ein Monolog in Stanzen
Schnell ſeine Kraft, man ſah ſie erſt ſich ranzen
Dann fielen ſie auf ihres Stuhles Lehne,
Die fünfte Scene lullte den Gefreiten,
Der Tabak ſchnupfte und die Augen rieb,
Und doch dadurch den Schlaf nicht mehr vertrieb,
In ſüße Ruh — und als nun von ſechs Seiten
Die Rede Cicero's ſich hören ließ,
Entſchlummert auch der Korporal gar ſüß.
Der Dichter ſah es nicht in ſeinem Feuer,
Doch endlich ſchnarcht es um ihn her ſo laut,
Und wie er jetzt die Schlafenden erſchaut,
Da ward ſein Trauerſpiel ihm noch einmal ſo theuer,
Er küßt es dankbar, daß es ihn befreit
Vom Lager, das auf Brettern ihm gedräut,
Und leiſe — leiſe ſchlich er ſich hinaus
Und ſuchte ſchnell ſein weiches Bett zu Haus.

Ob ſeine Gläub'ger dann zu ihrem Geld gekommen,
Und ob ſein theatraliſches Gedicht,
Indem's ihm ein Verleger abgenommen,
Auch dazu ihm verhalf, das weiß ich nicht;
Wüßt' ich's, ich würd' Euch den Verleger nennen,
Damit die Armen, die nicht ſchlafen können,
Erfahren, wo die herrlichſte der Gaben
Zu Somnus Ehre anzutreffen ſei.
Doch wär's vergriffen auch, es ſind ganz neu
Noch derlei Werke überall zu haben.

Recenſenten.

Mir will vor den Recenſenten nicht bangen,
Ihr Tadel ſcheint mir nicht fürchterlich,
Viel mehr noch wären zu fürchten die Schlangen,
Verriethen ſie ſelbſt nicht durch Ziſchen ſich.

Der Vater ein Spieler, die Tochter eine verliebte Närrin.

Der Vater folgt dem Glück,
Die Tochter folgt der Liebe,
Was Wunder, daß ihr Blick
Sich oft vor Unmuth trübe;
Wie ſoll den rechten Weg man finden,
Vertraut man ſich zwei Blinden?

Naturſtudium.

Wer die Natur auch noch ſo gut beſchriebe,
Sie wäre doch nicht klar genug;
Der beſte Lehrer iſt dazu die Liebe,
Ein Weib dazu das beſte Buch.

Feder.

Die Feder iſt 'ne ſonderbare Gabe,
Die Einen ſtürzt, den Andern hebt,
Durch Hunger bringt ſie Lebende zu Grabe,
Indeß durch ſie manch Todter lebt.

Liebe und Luſt.

Flügel hat die Liebe,
Flügel hat die Luſt,
Blind iſt ſtets die Liebe,
Blind iſt auch die Luſt,
Wunden ſchlägt die Liebe,
Wunden ſchlägt die Luſt,
Kurze Zeit währt Liebe;
Bald erſtirbt die Luſt,
Darum hält für Liebe
Öfters man die Luſt.

Der Trauerſpieldichter.

Der Mann kann Trauerſpiele machen!
Sein letztes Stück entzückte ſehr,
Kein Auge blieb da thränenleer —
Vor Lachen.

Wunſch eines dummen Bauers.

Bin in der Jugend liederlich geweſen,
Hab nichts gelernt, blieb alſo dumm,
O könnt' ich jetzt im Alter ſchreiben, leſen, —
All meine beiden Augen gäb' ich drum.

Das verlorne Lied.

Als neulich wir gewettet,
Weiß nicht mehr über was,
Da ſetzte von uns Jedes,
Was eben es beſaß;
Du eine Frauenarbeit,
Und ich, ein Leiermann,
Ein Lied aus meiner Feder,
So gut ich's geben kann.

Nun haſt Du mir bewieſen,
Das volle Recht ſei Dein,

Und darum händ'ge redlich
Ich jetzt mein Lied Dir ein.
Ein ſeltner Fall, beim Himmel,
Nicht trifft ſich's wieder bald,
Das eine Frau beweiſet,
Und daß ein Dichter zahlt.

Die anziehende Schöne.

M.

Kein Mädchen zog ſo ſehr mich an
Als Wilhelmine es gethan.

W.

Mein Freund! ſie zog dich darum an,
Damit ſie dann dich auszieh'n kann.

Mein Weib und mein Kaiſer.

Lied eines öſterreichiſchen Grenadiers am 4. Oktober.

Bin Einer der älteſten Grenadiere,
Dien' auch in der Eheſtandslegion, —
Und meiner Seel 's hat mich nie noch gereuet,
In dieſem Herbſt zwanzig Jahre ſchon,
Darum erſcheint mir der vierte Oktober
Auch alle Jahre im doppelten Glanz;
Denn meines Weibes Nam' iſt Franziska
Und meines Kaiſers Nam' iſt Franz.

Ja, zwiſchen dieſen beiden Geliebten
Theil' ſtets mein Herz ich in Fröhlichkeit,
Mein Wahlſpruch geltend für eins wie das andre
Heißt: Liebe, Treue, Dankbarkeit!
Und alle Abende trink' ich luſtig
Zwei Flaſchen auf beider Wohlſein aus,
Die eine trink' ich für's liebe Weibchen,
Die andere trink' ich für's Kaiſerhaus.

Am Namensfeſte beider Lieben
Mir auch ein jeder Wunſch gelingt,
So kommt es, daß jährlich mir im Juli
Mein Weibchen einen Buben bringt.
Mich freut es, daß ich gegen beide
Die Pflichten leicht vereinen kann:
Ich gebe meinem Weib ein Küßchen,
Dem Kaiſer einen Kriegesmann.

Als Grenadier und Ehmann bin ich
Der Liebe und der Ehre treu,
Vom anvertrauten Poſten bringt mich
Nicht Liſt und nicht Verrätherei,
So ſchlaf' ich denn, wenn nichts mich hindert,
In meiner Ehekammer ein,
Und wache wieder für den Kaiſer,
Muß ich auf meinem Poſten ſeyn.

Der Eine liebt die Karten eben,
Der Andre Liebesſtändelei'n,

Der Dritte iſt dem Trunk ergeben,
Er trinkt den Wein auf's Wohl vom Wein,
Zwei Lebehoch bring ich beim Weine
Stets aus im jubelnden Geſang:
Mein Weibchen leb' für mich alleine,
Mein Kaiſer für uns Alle lang!

Der menſchenfreundliche Dichter.

Dichter.

Ich ſitz' am Pult oft die ganze Nacht
Und ſchreibe die herrlichſten Sachen.

Ein Anderer.

Der menſchenfreundliche Mann, er wacht,
Um Andere ſchlafen zu machen.

Gutsverkauf.

Der Kaufluſtige.

Iſt auch bei dem Verkaufe kein Betrug?
Und wird das Gut wohl fünf Prozente geben?

Der Verwalter.

Wenn nichts geräth, ſo gibt's doch Heu genug,
Da haben Euer Gnaden ſchon zu leben.

Der Schnelle.

Herr Celer läuft ſich die Füße wund,
Er treibt ſeinen Lebensnachen,
In weniger noch als in einer Stund
Will er ſechzig Minuten machen.

Der Führer.

Wollt ihr für den kleinen Knaben,
Für den Pfeilbegabten blinden
Einen guten Führer haben,
Weiß ich Einen nur zu finden:
Jenen aus dem Götterbunde,
Der den Finger hält am Munde.

Schriftſtellervermehrung.

Der Skribifaxe Zahl vergrößert
Sich faſt mit jedem Tage mehr,
Wenn Alle — Alle ſchreiben wollen,
Wo kommen dann die Leſer her?

Maßliebe.

Es will die kleine Liſe
Im Freien ſich ergehn,

Da ſieht ſie auf der Wieſe
Geſternte Blümchen ſtehn;
Es kennt das liebe Kind,
Daß es Maßlieben ſind,
Drum pflückt ſie eins geſchwind
Und fragt, indem die Blätter
Dem Wind ſie übergibt:
„Sag Blümchen, ob mein Vetter
Mich auch vom Herzen liebt?“
Das letzte Blatt fällt ab,
Und ihr zur Antwort gab:
Er liebt dich!“

Als ſie den Vetter wieder
Erblickt, ſchlägt ſie nicht ſo
Wie ſonſt die Augen nieder,
Deß war der Vetter froh,
Und ſeinen Liebesbrand
Das Paar ſich bald geſtand.
Als Liſe wieder fand
Im Buchenhain Maßlieben,
Fragt ſie die Blum' auf's Neu',
Wie's mit des Vetters Trieben
Denn jetzt beſchaffen ſey?
Die Blätter löſen ſich,
Es klingt: Er liebet dich
Vom Herzen!

Drauf tanzte bei der Linde
Mit Martin ſie herum,

Das nahm dem lieben Kinde
Der Vetter ſchrecklich krumm.
Drei Wochen ſchon vergehn,
Er ließ ſich nicht mehr ſehn.
Sie kann das nicht verſtehn,
Da geht ſie in das Freie,
Pflückt ein Maßliebchen dort,
Fragt, ob der Ungetreue
Gebrochen ſchon ſein Wort?
Die Blätter löſen ſich,
Es klingt: Er liebet dich
Mit Schmerzen!

Doch bald ward ausgeglichen
Was ihr ſo weh gethan,
Ein Monat war verſtrichen,
Der Vetter war ihr Mann;
Ein Jahr noch floß dahin,
Der Mann ihr kälter ſchien,
Das macht ihr trüben Sinn.
Sie fragt auf's Neu die Blume,
Wie jetzt der Vetter denkt,
Da ſie zum Eigenthume
Sich liebend ihm geſchenkt?
Die Blätter löſen ſich,
Es klingt: Er liebet dich
Ein wenig!

Und noch vergeht ein Jährchen,
Da flieht die Einigkeit,

Und man erblickt das Pärchen
Gar oft in Zank und Streit:
Der Vetter geht zu Wein,
Und Liſe weint allein.
Da findet ſie im Hain
Einſt ein Maßliebchen wieder,
Sie pflückt es ab betrübt,
Ein Thränchen fällt drauf nieder,
Sie fragt: Wie jetzt er liebt?
Sie löſt die Blätter ab,
Das letzt' ihr Antwort gab:
O gar nicht!

Dichter und Gedichte.

Ein Jeder ſchreibt und ſingt was er mag,
Die Welt iſt voll literariſcher Lichter,
Gedichte bringt uns faſt jeder Tag,
Doch bringt ein Jahrhundert kaum einen Dichter.

Warnung für Liebende.

Liebende Seelen! bewacht eure Triebe,
Daß nicht ein Jeder ſie kenne und nenne,
Leicht kann's geſchehn, daß das Feuer der Liebe
Des Geheimniſſes Schleier verbrenne.

An die Liebe.

Fliehe mich du lockend Band,
Das für Thoren
Nur geboren,
Findet Liebe den Verſtand,
Hat ſie den Beſtand verloren.

Gleichniß und Anwendung.

Die Liebe gleicht dem Sonnenſchein;
So mögen denn in meinem Herzen
Sich ihre Luſt und ihre Schmerzen
'Auch eben gleich dem Sonnenſchein
Mit jedem Tage friſch erneu'n.

Das Porträt.

Die Frau.

Verſchönern Sie, ich bitte, keinen Zug,
Mein treues Bild nur wünſch' ich ganz allein.

Der Mann.

Die Ähnlichkeit, Herr Maler, iſt genug,
Sie treu zu malen wird unmöglich ſeyn.

Buchſtabenſpiele an die Bewohner von Graz.

I.

An die Leſer.

Guter Leſer! zürne nicht mit mir,
Reich' ich auch nur kleine Spiele dir;
Angeregt von kindlichen Gefühlen
Zwingt's mich hier ſelbſt wie ein Kind zu ſpielen.

II.

Der Kronjuwel.

Göttliches Ländchen von Bergen umragt,
Reizende Stadt! in der blitzenden Krone
Auſtria's biſt du der grüne Smaragd:
Zutrauenvoll ſtrahlt dein Grün an dem Throne.

III.

Schöpfung.

Gott ſprach: »Ich will meine Allmacht zeigen,
Reize verleih'n, wie die Welt ſie nicht hat!«
An den Ufern der Mur erſteigen
Zierliche Hügel, an ihnen die Grazienſtadt.

IV.

Landſchaft.

Ging einſt ein Maler die Welt zu beſchauen,
Reiſ'te durch Felder, durch Fluren und Wald,
Allerlei malt' er, doch als er *hierher* kam,
Zerriß er ſchnell Alles, was er gemalt.

V.

Warnung.

Groß und mannigfach iſt dieſer Erde Zier,
Reich iſt ſie geſchmückt durch Gottes Macht,
Aber heimlicher iſt nirgend ſie, als hier,
Zieh nicht fort, wo ſie ſo freundlich lacht.

VI.

Bitte.

Gönnet, o gönnet Ihr biederen Steyrer,
Reich ſeid ihr ja an grünem Wieſenſchatz,
An den Ufern der Mur einem Leyrer
Zu ſeiner Ruheſtätt' einen kleinen Platz.

VII.

Wenig und viel.

Gebt mir ein Häuschen in euern Auen,
Ringsum ein Feld und ein Gärtchen dabei,
Andere Länder will nie mehr ich ſchauen,
Zärtlich euch lieben und bleiben euch treu.

VIII.

Reichthum.

Gold am ſaphyrenen Himmel und Silber an murmelnder Quelle,
Reine Perlen am Gras, jeder Hügel ein Thron,
Aehren und Reben und Früchte, von jeder Gattung in Fülle
Zeig mir ein reicheres Land, reicher ſteyriſcher Sohn.

IX.

Einzelnheiten.

Graben, St. Johann und Paul und Maria Grün und der Schloßberg,
Roſenberg, Maria Troſt, Göſting, kurz alles umher,
Alles, alles iſt ſchön, kaum weiß man, was mehr oder minder,
Zählen die Schönheiten all odes ſie wägen iſt ſchwer.

X.

Leben und Sterben.

Glücklich, wer hier leben kann,
Ruf' ihm Heil du mein Gedicht,
Aber ſelbſt zu ſterben hier
Zeigt ſich mir im ſchönern Licht.

XI.

Die Schweiz im Kleinen.

Geprieſene Schweiz, anmuthige Flur!
Reich an dem herrlichſten Schatz der Natur,
An den reizenden Ufern der Mur
Zeig ich dich ſelbſt dir in Miniatur.

XII.

Scheiden.

Geſchieden muß es auf Erden ſeyn,
Raſtlos treibt uns das Schickſal umher,
Aber Erinnerung iſt ein Schein
Zurückſtrahlend über Länder und Meer.

Wanderers Ruhe.

Der Wanderer ſchreitet wohl über den Hügel,
Die Sonne ſteht hoch, der Tag iſt heiß,
Der arme Wandrer iſt ſehr ermüdet,
Es tropft ihm von der Stirne der Schweiß.
Er ſieht in der Ferne ein Buchenwäldchen,
Und wandelt muthig den Bäumen zu,
Dort, denkt er, find' ich kühlenden Schatten,
Dort find' ich ein gutes Plätzchen zur Ruh.

Und als er kam in das Buchenwäldchen,
Da ſaß ein Mägdlein gelehnt an den Baum,
Die Lämmer graſ'ten um ſie im Grünen,
Sie ſchien zu ſchwelgen im ſeligen Traum;
Und leiſe betrachtend das liebliche Weſen,
Der Wanderer ſchritt dieſem Baume zu,
Da lag das Mädchen im kühlenden Schatten
In körperlicher und Seelenruh.

Und neben dem Mägdlein der Wandrer ſich lagert,
Ihr ſchauend in's holde Antlitz hinein,
Ihm war, als ſei ihm ein Engel begegnet,
Kein Schlummer ſtellt ſich beim Müden ein.
Er ſchaut nur und ſchaut bis die Augen ſie öffnet,
Da flog ihm ein Blitz und ſein Herz flog ihr zu,
Gefunden hatt' er im Walde den Schatten,
Doch ach! — er fühlt' es — verloren die Ruh.

Meine Bitten.

Ich lebe ohne Müh' und Sorgen,
Ganz ruhig in die Welt hinein,
Hab wenig und bin doch geborgen,
Denn meine Wünſche ſind ſehr klein;
Da will nun Bruder, Onkel, Tante,
Ich ſoll ein Amt erwerben noch.
Ich bitt' euch, liebe Anverwandte!
Ach laßt mir meine Freiheit doch!

Ein Arzt kommt zu mir jeden Morgen,
Quält mich mit ſeiner Freundſchaft ſchier,
Fühlt mir den Puls und äußert Sorgen,
Es fehle an der Leber mir;
Gut, meint er, wär es, wenn ich ritte,
Dekoktum tränk' und bade noch.
Mein lieber Arzt und Freund, ich bitte,
O laß mir die Geſundheit doch!

Viel Freunde ſagen mir: es hinge
Von mir nur ab bald reich zu ſeyn,
Wenn ich nur auf die Börſe ginge,
Und ließe dort in's Spiel mich ein;
Dann ſollt' ich auch auf Pfänder leihen,
Das trage viel zu dieſer Zeit.
Doch mich kann ſolches Geld nicht freuen,
O laßt mir meine Redlichkeit!

Die neueſten Theaterſchreiber
Verlegen ſich auf's Trauerſpiel,
Da gibt es denn Tyrannen, Räuber,
Unſchulden, Mord und Schickſal viel.
Das Leiden kann ich nun nicht leiden,
Zuwider iſt mir Traurigkeit;
Drum laßt mich das Theater meiden,
Und laßt mir meine Fröhlichkeit.

Ich hab' ein junges, hübſches Weibchen,
Da flieget nun, daß Gott erbarm!
Wie Mücken in dem Sonnenſtäubchen
Um ſie ſtets meiner Freunde Schwarm;
Sie folgen ihr auf jedem Schritte,
Ihr bietend manchen Zeitvertreib.
Hört, liebe Freunde, meine Bitte,
Und laßt mir wenigſtens mein Weib!

Prozeß.

A.

Mein Recht iſt klar und, wie mir ſcheint,
Kann mein Prozeß gar nicht verloren werden.

B.

Haſt du das Recht auf deiner Seite, Freund,
So fürchte noch die Rechtsgelehrten.

Liebe im Alter.

In unſers Lebens Frühling nur
Lehrt uns zu lieben die Natur,
Wenn ich die Lieb' im Alter finde,
Iſt ſie nur noch Gewohnheitsſünde.

Erlaubter Diebſtahl.

Was wir heut zu Tage leſen,
Iſt ſchon früher da geweſen,
  Ward uns lange ſchon geboten;
Doch wer wird's Lebend'gen wehren,
Daß ſie alſo ſich ernähren
  Ohne Schaden von den Todten?

Entgegenkommen.

Nachbarin.

Ihr Sohn, mein lieber Nachbar Veit,
Läuft meiner Tochter lange Zeit
  Schon nach auf allen ihren Wegen.

Nachbar.

Frau Nachbarin, ſeyn Sie geſcheidt,
Zu laufen braucht der Burſch nicht weit,
  Sie kommt ihm halben Wegs entgegen.

Wunſch eines Lebensluſtigen.

Das Leben iſt doch wirklich gar zu ſchön,
Ich mag nicht gern von dieſer Erde geh'n,
Wo freudenreich die Tage uns verfließen;
Und wenn ich irgendwo ein Ländchen wüßte,
Wo's Sitte wär', daß man nicht ſterben müßte,
Dort ging ich hin, mein Leben zu beſchließen.

Lachen.

Lachen iſt die beſte aller Gaben,
Ein guter Menſch iſt meiſtens der, der lacht,
Und Jene, die nicht lachen können, haben —
Ich wette — Andre weinen ſchon gemacht.

Das Echo.

Herzgeliebte gute Mutter!
O grolle nicht mit mir,
Du ſahſt den Hans mich küſſen,
Doch ich kann nichts dafür.
Ich will dir Alles ſagen,
Doch habe nur Geduld,
Das Echo drauß am Hügel
Beim Bügel,
Das iſt an Allem Schuld.

Ich ſaß dort auf der Wieſe,
Da hat er mich geſeh'n,
Doch blieb er ehrerbietig
Hübſch in der Ferne ſteh'n
Und ſprach: „Gern trät' ich näher,
Nähmſt du's nicht übel auf,
Sag, bin ich dir willkommen?“
„Kommen!“
Rief ſchnell das Echo drauf.

Dann kam er auf die Wieſe,
Zu mir hin ſetzt er ſich,
Hieß mich die ſchöne Liſe,
Und bat, ich möcht' ihm ſagen,
Und ſchlang den Arm um mich,
Ob ich ihm gut kann ſeyn?
Das wär' ihm ſehr erfreulich.
„Freilich!“
Rief ſchnell das Echo drein.

Vergnügt ſagt er mir weiter:
Er wäre mir ſchon oft
Gefolgt von fern und habe
Zu ſprechen mich gehofft;
Doch fruchtlos war es immer
Denn macht' er's noch ſo fein,
Bemerkt hätt' ich ihn nimmer.
„Immer!“
Fiel ſchnell das Echo ein.

Dieß hörend hat er näher
Zu rücken mir gewagt,
Er glaubte wohl, ich hätte
Das Alles ihm geſagt:
Erlaubſt du, ſprach er zärtlich,
Daß ich als meine Braut
Dich recht vom Herzen küſſe?“
„Küſſe!“
Schrie jetzt das Echo laut.

Nun ſieh, ſo iſt's gekommen,
Daß Hans mir gab den Kuß,
Das böſe, böſe Echo,
Es macht mir viel Verdruß;
Und jetzo wird er kommen,
Wirſt ſehen, ſicherlich,
Und wird von dir begehren
In Ehren
Zu ſeinem Weibe mich.

Iſt dir der Hans, lieb Mutter,
Nicht recht zu meinem Mann,
So ſage, daß das Echo
Ihm dieſen Streich gethan.
Doch glaubſt du, daß wir paſſen
Zu einem Ehepaar,
Dann mußt du ihn nicht kränken,
Mag denken,
Daß ich das Echo war.

An einen Vater, der ſeinen verliebten Sohn auszankte.

Warum o Vater! dieſen harten Ton?
Steht dir wohl dieſe Strenge an?
Wie kannſt du ſchmählen deinen lieben Sohn,
Daß er nun thut, was du auch einſt gethan?
Wenn du ihm Lehren gibſt, iſt's nur zum Lachen,
Die Faltenſtirn', das zorn'ge Auge lügt,
Willſt du am Abend ein Verbrechen machen
Aus dem, was dich des Morgens hat vergnügt?

Der Verlaſſene.

Erneſtine war mein ganzes Glück,
Ich verlor ihr Herz, das ich beſeſſen,
Manches Weib, auf das nun fällt mein Blick,
Ruft mir die Verlorne zwar zurück; —
Aber welche lehrt mich ſie vergeſſen?

Auf einen gutherzigen Epigrammatiſten.

Marull ſei bös, behauptet ihr ganz dreiſt,
Und ſtets beleidigen Euch ſeine Lieder.
Mag ſeyn, daß manche Wunde ſchlägt ſein Geiſt,
Jedoch ſein gutes Herz heilt ſchnell ſie wieder.

Wir ſind unſer Sieben.

Ein Kind in ſeiner Jugendblüthe
Und in der Unſchuld Morgenroth,
Das noch bei Stürmen lacht, begreifet
Es wohl das Schreckenswörtlein Tod?

Ich wurde jüngſt ein kleines Mädchen
Ganz nah bei einem Dorf gewahr,
Brünett und lebhaft, friſch und herzig,
Beiläufig ſo im achten Jahr.

Es ſprach die Anmuth dieſer Kleinen
Mich an auch unterm ſchlichten Kleid,
Und aus den großen hellen Augen
Sprach unſchuldsvolle Heiterkeit.

Haſt du noch mehr Geſchwiſter? fragt' ich
Sie, liebe Kleine! ſag' es mir!
Sie ſprach: Herr! wir ſind unſer ſieben
Und hob das große Aug zu mir.

Und lebt ihr alle hier beiſammen?
Sie ſprach an Fingern zählend her:
Zwei Schweſtern leben in der Hauptſtadt,
Zwei Brüder fahren auf dem Meer.

Und Joſeph und Kathrine ſchlummern
Schon lang auf unſerm Kirchhof da,

Ich und die Mutter wohnen dorten
In jenem Haus bei ihnen nah!

Zwei ſagſt du leben in der Hauptſtadt?
Zwei auf dem Meer, beſinne dich,
Wenn's ſo iſt, iſt ja deine Rechnung
Nicht richtig, Kleine, dünket mich.

Da ſchien ein wenig ſie verlegen,
Doch alsbald fuhr ſie lächelnd fort:
Ganz richtig ſind wir unſer ſieben,
Verſteht mich recht, zwei ſchlafen dort.

Laß dir bedeuten, und bedenke.
Zwei in der Stadt, zwei auf dem Meer,
Und du dazu, jetzt zähl zuſammen.
Fünf ſeid ihr nur, fünf und nicht mehr.

Warum zählt ihr die beiden andern
Nicht auch? frug ſie, kann's nicht verſtehn,
Sie ſind ja bei uns, ihre Hügel
Wir können ſie vom Fenſter ſehn.

Faſt täglich ſetz' ich mich zu ihnen,
Die Mutter geht wohl auch mit hin,
Da ſing' ich ihnen ſchöne Lieder
Und bin ſo froh, wenn dort ich bin.

Und Abends eh wir ſchlafen gehen,
Beſuchen wir ſie wieder dort,

Die Mutter ſpricht recht oft mit ihnen
Und ich verſtehe jedes Wort.

Als ſie gelebt, ſpielt' ich mit beiden
Auf ſelbem Platz, doch nun in Ruh
Sie ſchlafen, muß allein ich ſpielen —
Sie aber ſehn vom Himmel zu.

Nun, wenn ſie aber ſind im Himmel,
So ſind ſie nicht bei euch mehr hier,
Und ihr ſeid noch — wie viel? Nun ſieben,
Antwortete ſie wieder mir.

Wenn ſie im Himmel ſind, ſo ſind ſie
Bei Gott dort oben, nicht bei euch,
Und nur die Engel können zählen
Sie zu ſich, dort im Freudenreich.

Ich mochte ſagen was ich wollte,
Es lachte zweifelnd ihr Geſicht:
Doch ſind wir, ſprach ſie, unſer ſieben,
Und meinte, ich verſteh' das nicht.

Liebesſprache.

Die Lieb' hat ihre eigne Sprache,
Verliebte reden wunderlich,
Gefühl und Ton, und Wort und Sache
Sie widerſprechen meiſtens ſich.

Wer wird ſich denn ſo kühn betragen?
Das heißt: Du mußt verwegner ſeyn!
Ich dulde keinen Kuß! will ſagen:
Nur zugeküßt, ich füg' mich drein.

Mit meiner Liebe iſt's vorüber,
Heißt: Trennen werden wir uns nie!
Ha Ungeheuer! heißt: Mein Lieber!
Und: Gehn Sie fort! heißt: Bleiben Sie!

Dir alle Phraſen vorzutragen,
Iſt ſchwer, merk dir nur dieſe, Schatz,
Und glaub von dem, was Liebe ſagen,
Nur meiſtentheils den Gegenſatz.

Der gemordete Amor.

Der kleine Amor war verſchwunden,
Einſt plötzlich aus den Himmelshallen:
Viel Thränen rinnen, Seufzer ſchallen,
Er war der Liebling ja von Allen;
Denn ob auch ſchmerzten ſeine Wunden,
War doch der Schmerz mit Luſt verbunden.

Frau Venus kann ſich nicht erwehren
Der Thränen um den lieben Kleinen,
Sie hofft; doch will er nicht erſcheinen,
Und als die Götter ſich vereinen

Ihn aufzuſuchen, ſieht mit Zähren
Und jammernd man ſie wiederkehren.

Verhüllt mit einem Tuche bringen
Sie ſtill heran des Kleinen Leiche,
Ermordet ward mit einem Streiche
Das arme Kind bei einem Teiche,
Wo ſeitdem keine Vögel ſingen,
Und Weidenäſte traurig hingen.

Dem Eigennutz ward Schuld gegeben,
Er hab' ermordet dieſen Knaben —
Ob lüſtern gleich nach ſeinen Gaben,
Schwört er ihn nie gekannt zu haben,
Man fand das wahr und mußte eben
Von dem Verdachte ihn entheben.

Dann prüfte man des Mordes wegen
Die Unbeſtändigkeit. — Geſchwinde
Gelang's jedoch dem lieben Kinde
Sich frei zu machen von der Sünde.
Sie ſetzt ein Alibi entgegen,
Um ihre Unſchuld darzulegen.

Und jetzt erſchien, von Wach' umgeben,
Herr Hymen. Konnt' es dieſer wagen
Den eig'nen Bruder zu erſchlagen? —
Man frägt mit Schauder ihn und Zagen,
Er ſchweigt, und man erkennt mit Beben,
Daß Hymen Amorn bracht' um's Leben.

An ein Mädchen.

Du ſagſt, der jungen Herrn
Kannſt du dich nicht erwehren,
Und ich, ich ſoll dich lehren,
Wie ſie zu halten fern.
Iſt dieß dein Ernſt, ſei klug.
Wirſt leicht dein Ziel erreichen,
Ein Kind iſt ſtark genug
Um Papillons zu ſcheuchen.

Der Affe, der Menſch und der Wurm.

(Fabel.)

Ein ſchöner Apfel prangt auf einem Baum,
Ein Affe ſpringt vorbei, er ſieht ihn kaum,
Als er herab ihn reißt, man hört ihn ſchrei'n:
„Der Apfel da iſt mein!“

Doch eh' er ihn noch bringet an die Lippe,
Spazirt ein Menſch aus dem Geſtrüppe;
Der ſieht den Affen nach dem Apfel beißen,
Schnell weiß er ihm denſelben zu entreißen,
Und laut hört man auch dieſen ſchrei'n:
„Der Apfel da iſt mein!“

Und wie er jetzt, vom Affen ſehr beneidet,
Den ſchönen Apfel in zwei Hälften ſchneidet,

Da ſieht er ihn ganz ausgehöhlt von Innen,
Und gar ein kleiner Wurm bewegt ſich drinnen,
Der liſpelt höhniſch: „Schöpfungskönig! nein!
Der Apfel da iſt mein!“

Auf einen mediſanten Schmarotzer.

Herr Bux ſchmarotzt wo anders jeden Tag,
Auch iſt das Schimpfen ſeine ſchlimme Seite,
Er mag den Mund nun öffnen wie er mag,
So thut er's ſtets auf Koſten and'rer Leute.

Verwechslung.

Würde das Schickſal nicht ungerecht ſpielen,
Höb' es nur immer die Braven hinauf;
Mancher, der ſitzt, ſtünde hinter den Stühlen,
Mancher, der hinten ſteht, ſäße darauf.

Naivetät.

Liſe.

Höre Mutter, was geſchah:
Neulich in der Hauptſtadt drinnen
Trat ein Herrlein mir ganz nah,
Wollte meine Gunſt gewinnen,
Bot mir einen Gulden an,
Wollt' ich ihm ein Küßchen geben.

Mutter.
Nun und was haſt du gethan?

Liſe.
Nun, da kam er recht mir eben;
Sprach: Er ſoll ſich weiter heben,
Ach! ich ſah's ihm ja gleich an,
War nur ein gemeiner Mann;
Ja, wenn's noch ein großer Herr,
Graf — Baron geweſen wär' —

Mutter.
Nun — was hätteſt du gethan?

Liſe.
Dann o Mütterchen, ja dann,
Hätt' er mir, wollt er mich küſſen,
's Doppelte erſt geben müſſen.

Vorzug der Engländer.

Britte! du biſt zu beneiden,
Kannſt dein Weib du nicht mehr leiden,
Führſt du auf den Markt es hin,
Wirſt es los noch mit Gewinn;
Ach bei uns gäb' mancher Mann
Gern ſein Weib umſonſt hintan,
Doch es nimmt es Niemand an.

Das Buch des Schickſals.

(Mährchen.)

I.

Das Götter Pique-nique.

Um Zevs Geburtstag feſtlich zu begehen,
Gab einſt die Götterſchar ein großes Mahl,
Nichts Schönres hat noch der Olymp geſehen,
Man dekorirt den großen Götterſaal
Mit Blumen, die Frau Flora ſelbſt gemacht,
Man ſchließe draus auf ihre Pracht.
Von allen andern Göttern werden,
So wie bei einem Pique-niqu' auf Erden
Zu dieſem Mahle Speiſen dargebracht:
Pomona bringt das Obſt, und Äol ſpan'ſche Winde,
Neptun die Auſtern, Krebſe und die Fiſche,
Diana ſchafft das Wildprät bei geſchwinde,
Das Kalbfleiſch liefert Jo vom eignen Kinde,
Das Zuckerwerk bringt Amor mit zu Tiſche,
Worein Apollo die Deviſen macht;
Das Brot wird von Frau Ceres dargebracht,
Gewürze aller Art, auch Pfefferoni
Gibt Venus, und den Wein Gott Bachus ſelbſt ſervirt,
Frau Themis ſchafft die beſten Maccaroni,
Die ſo ſich ziehn, daß man damit kaum fertig wird;
Geräuchert Fleiſch verſchafft Vulkan,
Mars bringet Rhum, Merkur gibt Datteln, Feigen,

Mit Lämmerfleiſch langt Paris an,
Mit Äpfeln kommt der Hesperiden Schar;
Minerva will doch auch ſplendid ſich zeigen,
Sie reicht ein großes dickes — Kochbuch dar,
Diabolini bringt der alte Pluto mit,
Gott Äskulap erſcheint mit kräft'gen Brühen,
Zu kochen will ſich Juno ſelbſt bemühen,
Und dem Serviren ſich Frau Hebe unterzieht;
Die Muſen nur erſcheinen ohne Gaben,
Mit leeren Händen kommen ſie heran,
Den Grund wohl Jeder leicht errathen kann,
Sie geben nichts, weil ſie — nichts haben.

So war auf's Beſte Jegliches beſtellt,
Die Himmelsglocke ward um zwei geſchellt,
Und Alles eilt zu Tiſch. — Nicht wenig ſtaunen
Sah man Herrn Zevs ob dieſer Artigkeit,
Er kam in ſeine allerbeſten Launen,
Und tändelte verliebt, wie einſt in alter Zeit,
Ein Jeder dieſem Gaſtmahl Ehre macht,
Faſt Alles ward verzehrt, was dargeboten,
Gott Momus gibt zum Beſten Anekdoten,
Worüber man nicht wenig lacht;
Apollo ließ die Leier auch erklingen,
Man hörte ihn manch frohes Trinklied ſingen;
So ſcherzte, aß und trank man bis zur Nacht,
Wo's freilich dann — es iſt natürlich —
Sich endete nicht eben ganz manierlich;

Denn Mars und Venus hatten ſich verloren,
Herr Bachus unter ſeinem Stuhle lag,
Laut zankend nahmen ſich die Muſen bei den Ohren,
Cupido heulte, weil er nichts mehr mag,
Frau Themis ſchrie was von Prozeſſen,
Vulkanus ſchnarcht' entſetzlich laut,
Apollo deklamirte wie beſeſſen,
Gott Momus lächelt und verdaut,
Der alte Uranus, Sternhagelvoll
Fängt an zu ſchäkern mit Dianen,
Gut hatte Pallas predigen und mahnen,
Die Götter trieben's einmal gar zu toll.
Da ſagte Zevs: »Ihr Kinder, laßt uns gehen,
Es iſt ja morgen auch ein Tag,
Wo man ſich freuen mag,
Drum gehn wir jetzt zur Ruh', auf Wiederſehen.«
Das Buch des Schickſals, drauf er war geſeſſen,
Weil ihm der Stuhl zu niedrig war beim Eſſen,
Das nahm er unterm Arm, er wollte ſehen
Darin, wie es ihm morgen werd' ergehen
Auf dieſen Schmaus, bei welchem unſer Mann
Ein wenig gar zu viel gethan;
Er nahm das Buch und wankte fort,
Der Kopf war ihm ſo ſchwer und dumm,
Im Kreiſe dreht vor ihm ſich der Olymp herum,
Drum merkt er's nicht, als eben an dem Ort,
Wo er ein Loch erſt ſelber machen ließ,
Durch welches man den Unrath auf die Erde ſchmiß;

Das Buch des Schickſals ſeinem Arm entſank,
Von da auf eine Bank,
Von dieſer durch das Loch, das wohl bedeckt ſeyn ſollte,
Hinunter auf die Erde rollte.

II.

Die Räuber.

Indeß nun Zevs ſüß träumte, unbewußt,
Daß er erlitten ſolch bedeutenden Verluſt,
Wer, glaubt ihr wohl, daß dieſes theure Buch,
In welchem von des Schickſals eigner Hand
Ganz klar und ohne allem Trug
Der Menſchen Zukunft aufgezeichnet ſtand,
Hier auf der Erde fand?
So wiſſet denn: es fiel in einen Wald
Und eine Räuberbande, welche eben
Sich wollt' auf einen neuen Fang begeben,
Fand's, auf der offnen Straße liegend, bald.
Der Hauptmann hielt's nach äußerer Geſtalt
Für eine große goldne Platte,
Und war entzücket über dieſen Fund;
Nachdem er's aber unterſuchet hatte,
That ihm der Titel gleich den Inhalt kund,
Drob freut er ſich nicht minder
Und näher rufend ſeine Schar
Sprach er: »Halloh! wir ſind geborgen, Kinder!
Dieß Buch hier zeigt uns unſre Zukunft klar.«
Und Jeder drängt ſich zu, zuerſt zu ſehen,
Was denn mit ihm einſt wird geſchehen,

Was er für Schätze wird gewinnen,
Was noch für Blut durch ſeinen Dolch muß rinnen,
Bis es gelingt, daß er als Ehrenmann
Sich unter der Geſellſchaft zeigen kann;
Doch Alle weiſ't der Hauptmann ſchnell zurück:
„Mir — rief er — mir gebührt's, zuerſt den Blick
Zu werfen in dieß Buch!“ und voll Verlangen
Sucht er den eignen Namen, findet ihn,
Und ſchaut — und lieſt — und ſtaunt — es ſteht darin:
„In vierzig Tagen wirſt Du aufgehangen!“
Der Teufel hol das Buch! ſchrie der Bandit
Und taumelte zurück. — Die Spießgeſellen,
Die ſich nun um das Buch im Kreiſe ſtellen,
Zu ſehen, was mit ihnen denn geſchieht,
Und um den Vorrang ſich gewaltig balgen,
Sie leſen Einer nach dem Andern:
„Du wirſt in's Strafhaus, Du zur Feſtung wandern,
Zum Schwerte Du, und Du zum Galgen!“
Da fluchen ſie denn wie die Heiden,
Mit Füßen ſtoßen ſie das arme Buch,
Behaupten keck, es ſei voll Lug und Trug,
Woll' ihnen nur ihr Metier verleiden,
Und ſchließen endlich damit Fluch und Streit,
Das Buch des Schickſals ſoll noch heut'
An einen Juden in der Stadt,
Der ihnen mancherlei ſchon abgenommen hat,
(Denn immer ſtehen ob der gleichen Triebe
Mitſammen im Verkehr die Juden und die Diebe)

Verkaufet werden. Alles ſtimmt mit ein,
Denn Jeder iſt im Herzen froh,
Des ſchändlichen Orakels ſo
Auf gute Weiſe wieder los zu ſeyn.

III.

Der Jude.

Der alte Schmule ſaß in ſeinem Zimmer,
Bei einem Tiſch, der nur drei Füße hatte,
Dukaten lagen vor ihm auf der Platte,
Ergötzend ſich an ihrem hellen Schimmer,
Beſchielt' er ſchmunzelnd ſie, die höckerige Naſe
Bewaffnet mit dem Augenglaſe,
Und dreht nach allen Seiten ſie zu ſehen,
Ob ſie auch die Beſchneidung überſtehen;
Da pocht es an die gut verſperrte Thür' —
Er ſchloß in einen Schrein
Geſchwind die Füchſe ein
Und öffnete. Ein Paar der Räuber trat herein:
„Was führt die braven Herren denn zu mir?“
So fragt er und man bot das Buch zum Kauf ihm an,
Mit großen Augen ſah's der kleine Mann
Und rief: „Ein Büch? O Gottes Wünder!
Was ſoll jach thüen mit dem Plünder?“
Ihr werdet viel Gelehrſamkeit drin finden!
Verſicherten die Räuber.
„Gelehrſamkeit iſt eine Woor für Schraiber,
Jach mag den Stain der Waiſen nicht ergründen!“

Erwiederte der Jude. — Nehmt es Schmule,
Das Buch iſt wahrlich eine gute Schule,
Es lehrt Euch, wie ihr leben ſollt auf dieſer Welt! —
„Wie leben? nü! wie onders als mit Geld?
— Nicht ſo, verſteht uns recht; es inſtruirt
Euch klar wohin Euch Euer Handeln führt,
Was Ihr in Zukunft werdet dulden müſſen.
„Die Zukunft: weih! die will iach gor niſcht wiſſen!“
— Und wenn auch, ſeht doch nur den Einband an,
Bezahlt uns dieſen nur, wir bitten ſehr,
Wir brauchen Geld, ſeid kein ſo harter Mann —
„Den Einband? Nü! ſo weiſt das Büchlein her!“
Und er beſchaut's, beſchaut es wieder, wetzt
Des Einbands Eck an einem Stein,
Das Haupt, das graue, ſchüttelnd jetzt,
Spricht er, das könne ſchlechtes Gold nur ſeyn,
Mit Kupfer ſtark verſetzt,
Und wägt es dann auf einer Wag' und ſchätzt
Es höchſtens auf zehn Thaler und nicht mehr.
Dagegen ſträuben ſich die Räuber ſehr;
So feilſcht man um das Schickſal lange Zeit,
Bis endlich wohlfeil es der Jud' erſteht.
Die Räuber haben kaum den Rücken ihm gedreht,
So hüpft er ſchon voll Freudigkeit
Und ruft: „Dos iſt ein Handel, ſoll ach leben!
Noch keinen beſſern hot's für mich gegeben,
Dieß Büch, ein wohrer Schatz iſt es zu nennen,
Wos mir die Zukunft bringt, jach werd es kennen,

Da werd' jach immer ganz genau es wiſſen,
Wie die Pepier in wenig Wochen ſtehn,
Und leicht konn jach do Lieferungen ſchließen.
Als Millionär wird bald man Schmule ſehn,
O freudenraicher Tog! o folgenraiche Stunde!“
Er küßt das Buch und ſchlägt es auf,
Neugierig iſt er doch, den eignen Lebenslauf
Darin zu ſehn, es gibt ihm Kunde:
Du wirſt betrügen für und für,
Doch endlich legt die Polizei das Handwerk dir,
Sie bringet Dich an einen ſichern Ort,
Und Du — Du wirſt dich hängen dort!
Starr ſteht der Jude da und ſchreit:
„Vermaledammtes Büch, das ſo was prophezait,
Daß jach betrügen werde, laß ach gelten,
Doch mit dem Fangen, nü, do hot's noch Zeit.“
Und ſchrecklich hört man auf das Buch ihn ſchelten;
Er ſpuckt es an, er tritt's mit Füßen gar,
Beſchließt, es nie mehr zu befragen
Und es zum Gutsherrn, der ſein Nachbar war,
Am nächſten Morgen zum Verkauf zu tragen.

IV.

Der Gutsherr.

Das Buch wohl unterm alten Pelz verborgen,
Geht Schmul' am andern Morgen
Auf's nahe Gut. Von Allen, die ihn ſehen,
Fällt wohl es Keinem ein, er ſehe hier

Sein Schickſal nah' an ſich vorüber gehen.
Man öffnet auf dem Schloß ihm gleich die Thür',
Man wußte wohl, der Herr war ihm gewogen,
Es macht' ihm Spaß, den Juden zu vexiren,
Zum Lachen reizte ihn ſein Sträuben, Zieren,
Um ja nicht einen Heller zu verlieren;
Und ward er manchmal auch von ihm betrogen,
Je nun, ſo wurde dann dem Schmul, dafür
(Dabei zerplatzt der Herr vor Lachen ſchier)
So manches Haar aus ſeinem Bart gezogen.
„Heut hab jach eppes Rares!“ ſprach der Jude,
„Und alles Geld der Erde reicht nicht hin
Es zu bezohlen, anzig, unſchätzbar
Iſt dieſes Güt.“ — „Je nun, laß ſehen deine Waar!“ —
Heraus zieht Schmul das Buch, hält's hoch empor,
Und zeigt's, der Herr fängt an zu lachen:
„Was ſoll ich,“ fragt er, „mit dem Buche machen?
Seit meiner Jugend nahm ich keins mehr vor!“ —
„O!“ — ſchreit der Jude — „ſoll ach leben!
Dos werden Sie beholten, dos allein
Kann wohl Erſatz für alle Bücher ſeyn;
Denn Kunde wird es Euer Gnoden geben
Was in der Zukunft tritt mit Ihnen ein!“
Der Gutsherr kauft nach längerm Debattiren
Das Buch, der Jude ſchleicht vergnügt davon,
Daß er's verſchachert um ſo großen Lohn.
Amin ſucht gleich den Inhalt auszuſpüren,
Da er ſo eben im Begriffe ſtand,
Sich feſt zu ketten mit der Ehe Band.

Und da das Mädchen, das er ſich erwählt,
Das ſchönſte, liebenswerth'ſte war im Land,
Das neben allem Reiz auch Gut und Geld
In Überfluß beſaß, ſo hofft' er eben,
Es werde ihm das Buch für's künft'ge Leben,
Die angenehmſte Prophezeiung geben.
Er ſchlug es auf, fand ſeinen Namen gleich
Und las, indem er zitternd ſtand und bleich:
Eh zwei Mal zwanzig Wochen noch vergehn,
Wird dich die Welt als Hahnrei ſehn!

Impertinentes Wort! ſchrie laut Amin;
Das Buch warf auf die Erd' er wüthend hin
Und rief: Der Jude ſoll's bereuen,
Den Streich werd' ich ihm nimmermehr verzeihen.
Und alſogleich befahl er den Lakaien,
Das Schickſalsbuch der Flamm' zu übergeben.
Sie nahmen es und trugen es hinaus;
Da tritt ſo eben Einer zu dem Haus,
Der leſen will aus ihrer Hand heraus,
Für ein'ges Geld, wie lange ſie noch leben;
Er bietet ihnen Pulver gegen Liebe,
Und Magentropfen an voll Kraft und Feuer,
Alraunenwurzeln gegen Diebe —
Der Mann war ein Marktſchreier.
Dem boten ſie das Buch — er ſah hinein,
Das mußte Waſſer wohl auf ſeine Mühle ſeyn,
Und ſchnell erhandelt er's um ein'ge Flaſchen Wein.

V.

Der Marktſchreier.

Froh ſeines Fanges läßt nun unſer Mann
Die Trommel wirbeln, kündigt laut es an,
Er könne vorhinein die Zukunft finden.
Man ſtrömt ihm zu von allen Winden
Und — Dank ſei's ſeinem Talisman,
Er irrt ſich nie, und was er prophezeit,
Geht in Erfüllung ſchon in kurzer Zeit.
Und immer weiter breitet ſich ſein Ruhm,
Und immer ſammelt ſich mehr Publikum,
Und immer theurer muß man ihn bezahlen,
Und immer reicher wird der Mann darum.
Doch endlich bleichen ſeines Glückes Strahlen,
Man ſchreit: „Der Schreckensmann, er bannet Geiſter,
Er iſt ein Zaubrer, iſt ein Hexenmeiſter,
Fort, auf den Holzſtoß mit ihm fort!
Er büße ſeine Satanskünſte dort.“
Der Arme wußte wohl, die Polizei hält Wort,
Drum konnt' er auch bei dieſem Stand der Sachen
Nichts klüger's thun, als aus dem Staub ſich machen;
Er nahm ſein Buch und floh davon,
Er eilte, was er konnte, glaubte ſchon
Es kämen hinter ihm die Häſcher her,
Und unermüdet lief mit haſt'gem Schritte
Er weiter, ſchwitzte ſtark, das Schickſal wurd' ihm ſchwer,
Und endlich hielt er an bei einer Hütte,

Die an dem Fuße eines Hügels lag,
Wo ausgeſchieden aus der Menſchen Mitte,
Ein weiſer Greis der heitern Ruhe pflag,
Er trat hinein, mit frohem Angeſichte
Bot ihm der Greis ganz friſche Milch und Früchte,
Die gierig er verſchlang; zur Dankbarkeit
Beim Weggehn er das Buch dem Wirthe ſchenkte,
Und dann die Schritte haſtig weiter lenkte,
Weil ihm Gefahr bei längerm Weilen dräut

VI.

Der Greis.

Wir kehren wieder zum Olymp zurück.
Es hatte Zevs indeſſen das Geſchick
Vermißt, er ſucht und ſucht in allen Ecken,
Er meinte, Amorn ſei es eingefallen
Damit zu ſpielen und es zu verſtecken;
Vergebens wurden durchgeſpürt die Hallen
Der Götter alle, nirgend man es findet.
Wie ſoll ich, rief er, nun die Welt regieren,
Wenn mir kein Buch die Zukunft mehr verkündet?
Ich kann, beim Henker! ja mein Schickſal nicht verlieren,
Mit welchem ich mich noch entſchuld'gen kann,
Wenn ich ſo etwas nicht ganz klug gethan.
Und eilig ruft er den Merkur zu ſich:
Begieb, befiehlt er, auf die Erde dich,
Das Schickſalbuch muß wohl hinabgekollert ſeyn,
Sieh, daß du's wieder bringſt, und großer Lohn iſt dein!

Verſprich dafür, was ſie nur unten wollen,
Wir werden dann im Buch ſchon ſehn,
Wenn wir es haben und durchgehn,
Ob wir, was du verſprachſt, auch halten ſollen.
Und auf die Erde eilt Merkur,
Sucht überall und findet keine Spur
Bis endlich dann er kommt in jene Hütte,
Wo wir den Greis vor Kurzem trafen.
Hier ſieht er denn das-Buch und wen'ge Schritte
Davon den Alten lächelnd ſchlafen.
Er wecket ihn: „Gib, guter alter Mann,
Das Buch mir, es gehört den Göttern an,
Sie ſenden mich darum, du weißt, das Buch
Enthält des Schickſals Spruch!“
— So nimm es, ſprach der Greis, was machſt du ſo
viel Weſen?
Ich hab' es nicht geleſen! —
„Wie? nicht geleſen? ach! kaum glaub' ich dieß!“
Und doch, hätt' ich's geleſen, ganz gewiß,
Du hätteſt wohl nicht ſchlafend mich gefunden —
„Und was verlangſt du denn dafür?“
— Nichts, Freund, umſonſt geb ich es dir,
Es taugt nicht für ein ſterblich Weſen,
Klar in der Zukunft Reich zu leſen,
Der Gegenwart ſich freu'n,
Gedenken der Vergangenheit,
So fern ſie Angenehmes beut,
Vor allem Andern ſchließen ſeinen Blick,
Nur das bringt wahres, ungetrübtes Glück.

Drum nimm das Buch, ich geb' es ohne Lohn! —
Der Greis ſank wieder auf ſein Bett zurück,
Und mit dem Buche flog Merkur davon.

An ihr Hündchen.

Warum bleckſt du mir die Zähne
Tret' ich der Geliebten nah?
Und wenn ich ihr Händchen faſſe,
Warum, Böſer, knurrſt du da?
Willſt dem Cerberus du gleichen?
Unrecht thuſt du ganz gewiß,
Er bewachet ja die Hölle,
Aber du das Paradies.

Alles und Nichts.

Eliſe hat eine Geſtalt zum Entzücken,
Eliſe hat Feuer in ihren Blicken,
Eliſe hat Zähne wie Elfenbein,
Eliſe hat Füße gar zierlich und klein,
Eliſe hat eine ſchneeweiße Hand,
Eliſe hat Anmuth und Witz und Verſtand,
Eliſe hat Alles, was ſchön auf der Welt,
Nur hat Eliſe — ach leider! — kein Geld.
Wohl Jammerſchade iſt's in der That,
Daß die arme Eliſe ſo gar nichts hat.

Stoßſeufzer einer empfindſamen Frau.

Ach! wie ändert ein Jährchen der Ehe
Alles im Hauſe, beſonders den Mann,
Wie er ſo kalt wird, daß faſt ſein lieb Weibchen
Ihn und ſich ſelbſt nicht erwärmen mehr kann.
Anfangs hieß es nur immer: Mein Engel!
Später mein Schatz! meine Hälfte ſodann,
Jetzt aber, daß es dem Himmel erbarme,
Sieht er mich kaum für ſein Achtel mehr an.

In den erſteren Wochen der Ehe
Drückt' er mir, wo er nur konnte, die Hand,
Blickte mich ſchmachtend ſtets an und verwahrte
Zärtlich im Buſen von mir ein Band,
Lobte mein Mündchen und lobte mein Füßchen,
Raubte mir, gab ich's nicht gutwillig her,
Wo er's nur immer vermochte, ein Küßchen.
Jetzt, ach! raubt er mir gar nichts mehr.

Mißmuthig iſt er, macht ſchiefe Geſichter,
Suchet immer nur Hader und Zank,
Und wenn ich eben recht wohl mich befinde,
Sagt der Tyrann, er fühle ſich krank;
Wenn es recht ſchön iſt, ſo bleibt er zu Hauſe,
Geht aber fort, blaſen Nordwinde ſcharf,
Und wenn mir Unruhe käme gelegen,
Sagt er mir, daß er der Ruhe bedarf.

Was er mir früher nur anſah im Auge,
War ſeinem emſigſten Streben ein Ziel,
Jetzt, ach! es koſtet mich bittere Thränen,
Jetzt begehr' ich ihm gleich zu viel.
Vormittags geht er an ſeine Geſchäfte,
Nachmittags ſucht er beim Spiel ſein Glück,
Abends trinkt er und Nachts will er ſchlafen,
Ach! und für mich bleibt kein Augenblick.

Und dabei iſt er auch eiferſüchtig,
Duldet mir gar keinen Zeitvertreib,
Will Alles thun, aber gar nichts leiden,
Bin ich nicht ein unglückliches Weib?
Gar keine Freuden lachen mir Armen,
Und wenn er nicht gar ſo großes Geſchrei
Und Gepolter im Hauſe machte,
Könnt' ich wohl denken, daß Wittwe ich ſei.

Liebeskrankheit.

Der Liebhaber.

Willſt du mich nicht erhören? — wohl, es ſey,
So ſterb' ich denn an meinen Liebeswunden.

Die Geliebte.

Wohlan, ſo ſtirb! Das iſt doch mind'ſtens neu,
Da Andre meiſtens leicht davon geſunden.

Hochzeitbeſchickung.

Die Nachbarin.
Ich werde die Braut zu der Hochzeit friſiren.

Die Schweſter der Braut.
Ich ſchmücke ſie aus, kleide prächtig ſie an,

Die Kranzjungfer.
Ich werde ſie hin zum Altare führen.

Der Paſtor.
Ich copulire ſie ſelber ſodann.

Der Brautvater.
Das Heirathsgut zahl' ich, wenn heim wir kehren.

Der Gärtner.
Ich ſchaffe die Blumen zum bräutlichen Kranz.

Die Herrſchaftsköchin.
Ich koche das Mahl unſerm Bräutlein zu Ehren.

Der Schullehrer.
Ich geige die herrlichſten Walzer zum Tanz.

Der Wirth.
Ich gebe den Saal her zu Tanz und zu Schmaus.

Die Gäſte.
Wir jubeln und trinken fort bis an den Morgen.

Die Brautmutter.

Ich führe die Tochter um 12 Uhr nach Haus.

Der Bräutigam.

Das Übrige werd' ich ſchon ſelber beſorgen.

Lilien und Roſen.

Wenn Lilien das Antlitz des Weibes zieren,
Wer wäre wohl da nicht zu huld'gen bereit?
Doch werden die Lilien die Friſche verlieren,
Blüh'n ſie nicht bei Roſen der Schamhaftigkeit.

Definition.

Baumeiſter heißt, wenn recht ich deute
Des Wortes tiefen Sinn, ein Mann,
Der Häuſer baut für andre Leute,
Damit er ſich eins bauen kann.

Die Vollkommene.

Natur gab alles dir, was uns entzückt,
Witz, Anmuth, Sanftmuth, Schelmerei:
Um aber uns zu machen ganz verrückt,
So fügt ein Dämon den Verſtand noch bei.

Geld.

Vorſtellungszeichen aller Dinge auf der Welt
Iſt Geld;
Drum gibt es auch nur Eine Gierde auf der Welt:
Nach Geld.

Der buckelige Poet.

Der bucklige Marull iſt ein Poet,
Die Leute aber wollen ihn nicht loben,
Man ſagt, geſtohlen ſeien ſeine Proben.
Allein das iſt nicht wahr, prüft nur ſein Werk und ſeht,
Wie Alles ganz gewiß aus ſeiner Feder geht;
Denn ſeine Verſe ſind ja ſo wie er verſchoben.

An die Magnetiſeurs.

Soll Eure Kunſt uns etwas nützen,
Und iſt ſie nicht ein leeres Wort,
So ſetzt die Dinge, die ich nenne,
Schnell mit einander in Rapport:
Verdienſt und Glück, Verſtand und Reichthum,
Die Armuth und Wohlthätigkeit,
Talent und ſchnelles Höherſteigen,
Viel Wiſſen und Beſcheidenheit.

Kritik und Wahrheit, Macht und Demuth,
Hochmüthigkeit und Bonhomie,
Geſundheit, Alter — Kunſt und Klarheit,
Und Geiſt und Herz — Geld und Genie.

Der untrügliche Arzt.

Mit zwei und dreißig Jahren
Starb geſtern Doktor Wahren;
Er war es, der das ſchöne Buch herausgegeben,
Betitelt: Kunſt ein hohes Alter zu erleben.

Eine menſchliche Schwäche.

Von mannigfachen Menſchenſchwächen
Läßt die am öfterſten ſich ſehn:
Daß viele Leute nicht zu ſprechen,
Und auch zu ſchweigen nicht verſtehn.

Mode.

Daß jetzt die Frau'n die Uhr im Buſen tragen,
Iſt pfiffig angelegt,
Es muß an jenem Ort doch etwas ſchlagen,
Wo jetzt kein Herz mehr ſchlägt.

Erziehung.

Es fängt Erziehung an,
Wenn wir geboren werden,
Und endigt wohl erſt dann,
Wenn man uns deckt mit Erden;
Darum behaupt' ich eben,
Erziehung ſei — das Leben.

Unbezahlbar.

Es ſagte mir neulich der Dichter Rauch
Mit einem ganz kecken Geſichte:
Unzahlbar ſey'n ſeine Gedichte.
Daſſelbe ſagt ſein Verleger auch;
Der Mann hat heute nicht wenig geflucht,
Daß Niemand ſie noch hat zu zahlen verſucht.

Der Poet im Dachſtübchen.

Daß ich ein kleines und luft'ges Gemach
Ganz oben bewohn' auf des Hauſes Dach,
Gereicht mir zu keiner Schande;
Der Künſtler muß über's Erdengewimmel
Zu heben ſich ſuchen, je näher dem Himmel,
Je näher dem Vaterlande.

Fragen und Antworten.

(Nach dem Engliſchen des James Montgomery.)

Frage. Ihr Blümchen! warum blühet ihr?
Antwort. Zu zieren den Pfad zum Grabe dir.

Frg. Geſtirne! warum ſteigt ihr auf?
Antw. Zu leuchten dem Geiſt in den Himmel hinauf.

Frg. Mond! warum nimmſt du ab fortan?
Antw. Damit ich wieder wachſen kann.

Frg. Sonn'! warum ſtrahlt dein Angeſicht?
Antw. Der Schöpfer ſprach: „Es werde Licht."

Frg. Warum fliehſt du ſo ſchnell, o Zeit?
Antw. Ich eile zu der Ewigkeit.

Frg. Was biſt du denn, o Ewigkeit?
Antw. Ich bin, war, werde ſeyn wie heut.

Frg. Natur, wie kamſt du wunderbar?
Antw. Mein Meiſter rief mich und ich war.

Frg. O Winde, warum blaſet ihr?
Antw. Für alle Weſen athmen wir.

Frg. O Meer, woher dein Schwall und Fall?
Antw. Frag Jenen, der regiert das All.

Frg. Wer zeigt Planeten Euch die Bahn?
Antw. Ein Finger, der nicht irren kann.

Frg. Welch' Kraft, o Leben! dich durchweht?
Antw. Ein Hauch, der mit dem Tod vergeht.

Frg. O Tod, wohin wirſt du uns bringen?
Antw. Zur Ruh vom Streben und vom Ringen.

Frg. O Grab! wo zeiget ſich dein Sieg?
Antw. Frag Jenen, der aus mir entſtieg.

Geſellſchafts-Lied.

Eine Stimme.

Sang erfreut des Menſchen Herz,
Schaffet hohe, reine Luſt,
Töne ſteigen himmelwärts,
Klingen wieder in der Bruſt.
Haucht ſich Leiden aus in Klängen,
Schnell das Mitgefühl erglüht,
Jubelt Freude in Geſängen,
Zittern ſelbſt die Lüfte mit;
Heil dem Sange! — Melodei
Iſt des Herzens Mahlerei!
Darum laßt den Meiſter leben,
Der Gefühl in Töne zwingt,
Und der Sänger ſoll auch leben,

Der den Ton in's Leben bringt,
Hoch ſoll jeder Andre leben,
Den's erfreuet, wenn man ſingt.

Chor.

Hoch der Sang, der Freude bringt,
Stoßt das Glas an, daß es klingt.

Eine Stimme.

Wein erfreut des Menſchen Herz,
Rebenſaft iſt naſſes Gut,
Wenn man trinket, ſchweigt der Schmerz,
Und die Wange röthet Muth;
Waſſer überlaßt den Schwänen,
Weines Perlen nur allein
Sie bedeuten keine Thränen,
Und kein Wermuth iſt im Wein;
Heil dem Weine! — Traubenblut
Iſt für Leib und Seele gut.
Drum laßt Vater Noah leben,
Der gepflanzt den erſten Wein!
Und den braven Wirth laßt leben,
Der ihn unverfälſcht ſchenkt ein,
Hoch ſoll auch ein Jeder leben,
Der die Becher trinket rein!

Chor.

Hoch der Wein, ſchenkt alle ein,
Trinkt den Wein auf's Wohl vom Wein!

Eine Stimme.

Lieb' erfreut des Menſchen Herz,
Kalt iſt ohne ſie die Bruſt.
Lieb' iſt gar ein luſt'ger Schmerz,
Eine ſchmerzerfüllte Luſt;
Wer die holde Liebe mißte,
Wer auf dieſer Lebensreiſ'
Eine Schöne niemals küßte,
Packe ſich aus unſerm Kreis!
Hoch die Liebe! — Harmonie
Dieſes Lebens iſt nur ſie!
Darum laßt den Braven leben,
Der nichts haſſet, Alles liebt,
Und den Vater laſſet leben,
Der ein Paar zuſammen gibt,
Auch der Heide ſelbſt ſoll leben,
Wenn er Liebespflichten übt.

Chor.

Liebe hoch! die Wonne bringt,
Und die ganze Welt umſchlingt!

Eine Stimme.

Scherz erfreut des Menſchen Herz,
Aus des Lebens Dunkel bricht
Gleich dem Sonnenſtrahl der Scherz
Mit dem roſenfarb'nen Licht;

Was der große Maler malet,
  Lächelt dir im bunten Glanz,
Wenn der Holde mit dir dahlet,
  Iſt dein Daſein nur ein Tanz.
Hoch der Scherz! — Die Würze ſtreut
Er auf unſre Pilgerzeit;
  Darum laßt den Komus leben,
Der erhellt die dunkle Nacht,
  Laßt auch jeden Frohen leben,
Der da Scherze liebt und macht.
  Jeder Lachende ſoll leben,
Weil der Böſe niemals lacht.

Chor

Hoch der Scherz! ſchenkt ein, ſtoßt an!
Heit'rer Mann, ein guter Mann!

Eine Stimme.

Freundſchaft doch beglückt das Herz
  Mehr als jeder andre Trieb,
Mehr als Sang und mehr als Scherz,
  Mehr als Wein und mehr als Lieb'.
Jede andre Lebensroſe,
  Die der Menſch ſich pflücket, ſticht,
Sie iſt nur die dornenloſe
  Und des Daſeins Sonnenlicht;
Heil der Freundſchaft! Feſter Stab
Iſt nur ſie uns bis zum Grab!

Darum laßt die Freundſchaft leben,
Die allein nie ſterben kann,
Hoch ſoll jeder Biedre leben,
Der ihr Opfer bringen kann,
Hoch ſoll unſer Kreis hier leben,
Den ſie lange ſchon umſpann.

Chor.

Hoch die Freundſchaft! hoch der Wein!
Lieb' und Scherz und Melodei'n!

Abkunft.

Herr von Hochmuth.

„Ich ſtieg von meines Vaters Seite
Vom König Abſalon herab,
Ich ſtieg herab von Mutterſeite
Von Helden mit dem Feldherrnſtab,
Ich ſtieg von meines Vetters Seite
Sogar von alten Göttern ab!“

Ein Anderer.

Von ſolcher Höh' herab geſtiegen
Mußt freilich jetzt tief unten liegen.

Die Muſe der Romantik.

Herr Galimathias ging einſt im Wald
Ganz melancholiſch ſpazieren,
Da ſtand vor ihm eine hohe Geſtalt,
Frau Hoffarth war's, er erkannte ſie bald,
Ließ dennoch von ihr ſich verführen.
Er guckt' ihr zu tief in die Augen hinein,
Und beide ſich endlich verſtanden,
Sich zu einen mit eh'ligen Banden:
So iſt nach ſechs Monden aus dieſem Verein
Ein Töchterlein,
Es nennt ſich Romantik, entſtanden.

Die Wiege des Kinds war aus Nebeln gemacht,
Die Finſterniß war ſeine Amme,
Als Puppe ward ihm ein Dolch gebracht,
Und immer umgab es die düſterſte Nacht,
Geröthet von blutiger Flamme.
Man ſchläfert mit alten Märchen es ein,
Man fächelt's mit Grabes-Düften,
Ließ Eulen ihm heulen aus Grüften,
Man trug es zum Beinhaus im Mondenſchein
Und ließ ihm fein
Geſpenſter erſcheinen in Lüften.

Nur wenn ein Gewitter am Himmel ſtand,
Dann durfte das Mädchen in's Freie,

Da ſtellte man es an des Abgrundes Rand,
Und gab eine Schüſſel ihm in die Hand,
Gefüllt mit verzaubertem Breie.
Darin eine Doſis von Melancholie,
Zwei Doſes Grauen und Bangen,
Drei Doſes Sehnen — Verlangen
Gebrauet hatte ein falſches Genie,
Das mußte ſie
Dort theilen mit hungrigen Schlangen.

Und als die Jungfrau ſo weit war gebracht,
Daß ſie träumte bei hellem Tage,
Daß ſie nur an Friedhof und Gräber gedacht,
Und immer geweinet und nimmer gelacht,
Ihr Mund nur erſchallte von Klage,
Daß ihr Auge hing an dem Himmel ſtier,
Sie die Bruſt ſich zerſchlug mit Geſchreie,
Sie den Schnee hielt für Blüthen im Maie,
Und Sonnette las mit großer Begier:
Da gaben ihr
Die Eltern als Muſe die Weihe.

Und Jünger ſammelten ſchnell ſich um ſie,
Man kann wohl ſagen, zu Heerden,
Die Opfer ihr brachten ſo ſpät als früh,
Einander ſchalten ein großes Genie,
Und ſie als Göttin verehrten;
Die ſandte ſie dann mit Keckheit geſtählt,
Die Vernunft zu ſchlagen in Banden,

Den Unſinn zu ſä'n in den Landen,
Und Proſa und Verſe zu machen für Geld,
Die weder die Welt
Noch auch ſie ſelber verſtanden.

Leicht waren da Proſelyten gemacht,
Man brauchte ja gar nichts zu wiſſen,
Nur hinzuſchreiben ganz unbedacht,
Was Einem einfiel in Nebel und Nacht,
So recht aus der Luft hergeriſſen;
Es mehrte mit jedem Tag ſich der Hauf',
Es beraubten die ſchamloſen Tröpfe
Die heiligſten Aſchentöpfe
Der Kränze, die dankbar die Nachwelt hing auf,
Und ſetzten hinauf
Sie ſtolz auf die eigenen Köpfe.

Du Muſe mit der Geſpenſter-Geſtalt
Es macht dein Anblick mir Grauen,
Verlaſſe mein liebes Vaterland bald,
Damit man vor Bäumen erblicke den Wald,
In der Dichtkunſt heiligen Auen. —
Ja, unſern Wunſch wird des Schickſals Lauf
Erfüllen zu deinem Verderben,
Du blähſt dich von wäſſrigen Weihopfern auf,
Wirſt bald darauf
Gewiß an der Waſſerſucht ſterben.

Das flüchtigſte Ding.

„Ich bin das leichteſte flüchtigſte Ding
Auf dieſer Erde!“ ſprach prahlend der Staub.

„„Ich bin,“ ſprach die Feder, „noch einmal ſo ring,
Und leicht, — werde jedem Lüftchen zum Raub!““

Ein Streit entſpann ſich, da trat einher
Ein Weib, — man ſchwieg und zankte nicht mehr.

Der wohlthätige Arzt.

Geiz iſt vom Doktor *Leiche* fern,
Unentgeldlich kurirt er gern,
Man darf ihm gar nichts geben,
Und man bezahlt den guten Herrn
Nur einzig — mit dem Leben.

Äußere Schönheit.

Du ſprichſt nur immer mit Extaſe
Von ihrem Reiz, der jedes Herz bewegt,
Sag', möchteſt du wohl eine prächt'ge Vaſe,
In die der Himmel nichts hineingelegt?

Mein Porträt.

(Für Diejenigen gemalt, welche mich noch nicht kennen.)

Obſchon ich mich unſterblich glaube,
So kann es doch vielleicht geſchehn,
Ich werde einſt dem Tod zum Raube
Und muß mit ihm hinübergeh'n.
Drum will ich jetzt mein Bild verfaſſen,
Und es der Nachwelt hinterlaſſen;
Nicht ſchmeicheln will ich mir, will geben
Mein Bildniß treu Euch bis auf's Haar,
Denn Zeit iſt's, hört man auf zu leben,
Einmal zu wiſſen, was man war.

Den Gott Apoll vom Belvedere
Kennt Ihr wohl Alle ſicherlich;
Der iſt ſehr ſchön, — jedoch auf Ehre,
Er ſieht ganz anders aus als ich;
Iſt nicht ſo hoch emporgeſchoſſen,
Und in ganz andre Form gegoſſen.
Zwei Grübchen nur in ſeinen Wangen
Hat er, — mich aber ſehet Ihr
Mit vielen — vielen Grübchen prangen,
Und das iſt wohl noch größre Zier.

Mein Antlitz iſt nicht dick, nicht mager,
Mein Kopf — war ſchwarz und dicht behaart,
Mein Mund iſt klein, der Leib nicht hager,
Die Wangen ſchmückt kein Backenbart,

Die Naſe etwas kolbenartig,
Die Zähne hin und wieder ſchartig,
Mein Aug' iſt braun, nicht ohne Milde,
Groß iſt mein Fuß und dünn mein Bein,
Schuf mich nun Zevs nach ſeinem Bilde,
So muß er nicht der Schönſte ſeyn!

So iſt mein Phyſiſches, ihr Leute!
Nun mal' ich mein Moral'ſches euch.
Ich bin kein Freund von Zank und Streite,
Seh' ich ein Thränchen, werd' ich weich.
Ich geißle gern, ich hab's bekundet,
Doch reut's mich, wenn ein Streich verwundet.
Nach Würden heb' ich nie die Blicke,
Nach Reichthum heg' ich keine Gier,
Der Himmel gab zu meinem Glücke
Ein Portiönchen Phlegma mir.

Ich ſchreib' in Verſen und in Proſa,
Weil mir es viel Vergnügen macht,
Geſtehen muß ich wohl sub rosa,
Daß mir das Herz im Leibe lacht,
Wenn Andre auch Vergnügen finden
An Manchem und dieß laut verkünden;
Doch ſchmält man meine Geiſtesſachen,
Verlier' ich drum doch nicht den Muth,
Man kann nicht Allen recht es machen,
War Eines ſchlecht — iſt's Andre gut.

So luſtig müßt Ihr mich nicht halten,
Als manche meiner Lieder ſind,
Ich dicht' oft Spaßiges mit Falten
Im Angeſicht und trüb geſinnt;
Denn auch auf meinen Lebenswegen
Steht mir mein Herz ſehr oft entgegen. —
So leb' ich denn, — weih' alle *Tage*
Dem Fleiße und der Fröhlichkeit,
Die *Nächt'* der Ruhe von der Plage
Und der Vernunft die andre Zeit.

Da habt ihr mich ſammt meinen Gaben,
Nur Eins noch ſag' ich ſchließlich Euch:
Wohin man einſt mich wird begraben,
Macht mir nicht bang, es gilt mir gleich.
Auch Grabeszier verlang ich keine,
Ganz einfach ſteh' auf einem Steine:
„Hier liegt ein Mann, der treu ergeben
„Der Kunſt geweſen und der Ehr',
Er war nie viel in ſeinem Leben,
Und jetzo iſt er gar nichts mehr.“

Was ich liebe.

Weil ich lichterloh gleich brenne,
Bei eines Auges Flammenſchein,
Glaubt Ihr, daß ich nicht lieben könne
Und meint, es ſei mein Herz von Stein

Ihr irrt, ich kenne dieſe Triebe,
Ich liebe fort ohn' Unterlaß,
Ja, ja, ihr Freunde, ja ich liebe,
Damit Ihr's glaubt, ſo höret was:

Ich lieb' ein gutes Bett zum Schlafen,
Und wenn ich auf des Morgens ſteh',
So lieb' ich einen ganzen Hafen
Voll von dem beſten Milchkaffee.

Des Mittags lieb' ich feines Eſſen,
Und mehr noch lieb' ich feinen Wein,
Und wenn ich dann genug geſeſſen,
Ein Ruhbett, drauf ich ſchlummre ein.

Dann, wenn die Abendſtunden ſchlagen,
Lieb' ich ein kleines Spielchen ſehr,
Verluſt kann ich nicht gut vertragen,
Dabei gewinnen, lieb ich mehr.

In einem Kreiſe luſt'ger Jungen
Lieb' ich ein Pfeifchen Knaſter auch,
Ich lieb' ein Lied dabei geſungen
Und froh gezecht nach altem Brauch.

Ich liebe Frühlings Wiederkehren
Und das Erwachen der Natur,
Ich liebe Freuden die gewähren
Der grüne Wald, die Blumenflur.

Die ſchönen Künſte lieb' ich alle,
Vor Allen mir Muſik gefällt,
Auch lieb' ich in Thaliens Halle
Ein fröhlich Spiel, gut dargeſtellt.

Noch lieb' ich viele andre Sachen,
Nicht alle fallen jetzt mir ein,
Mitleidig wär' ich zu belachen,
Könnt ich ganz ohne Liebe ſeyn.

Glaubt mir, ich bin nicht kalt geblieben,
Ich liebe viel und liebe ſehr,
Und auch ein Mädchen würd ich lieben,
Wenn nur ein treu's zu finden wär'.

Die Vögel.

(Fabel.)

In einem Netze fing ſich eine Vögelſchar.
Da fingen Alle plötzlich an zu ſchreien,
Und ſuchten ſich vergebens zu befreien; —
Da ſprach der Älteſte, es war ein Staar,
„Seht Ihr, was ich euch prophezeit iſt wahr,
Wohlmeinend rieth ich euch nicht her zu fliegen,
Man ſucht' euch durch das Locken zu betrügen,
O hättet Ihr nicht meines Raths geſpottet,
Euch gegen mich zuſammen nicht gerottet,
Frei flöget noch in Lüften ihr
Und wäret nicht gefangen hier.“ —

„„Ei ei, verſetzt ein Zeiſiglein,
Herr Philoſoph, ſah'n Sie es wirklich ein,
Daß uns dies Unglück wird geſchehen,
Was zwang Sie denn mit uns zu gehen?““

So hat ſchon mancher Menſch zu pred'gen angefangen,
Wenn er erſt eine Dummheit mit begangen.

Bibax.

„Beneiden muß ich die reichen Praſſer,
Die ſchlürfen den Saft von der Moſel, vom Rhein,
Denn nur beim echten und guten Wein
Bin ich ſo recht wie ein Fiſch in dem Waſſer.“

Der neue Orpheus.

So wie einſt Orpheus durch ſein Spiel,
Bewegt auch durch das ſeine
Der Fiedler Lips die Steine;
Sie fliegen nämlich dieſem Tropf,
Wenn er Muſik macht, an den Kopf.

Mond und Frauenzimmer.

Mond und Frauenzimmer
Gleichen wohl ſich immer:

Beide werden roth und bleich,
Beide wachſen, ſtrahlen gleich.
Beid' erhellen unſre Bahn,
Beide ziehen gerne an,
Beide auch —, es iſt zum Lachen, —
Beide können Hörner machen. —

Nun habt ihr von der Ähnlichkeit die Spur,
Erlaubt jetzt auch, daß ich den Unterſchied Euch ſage:
Der Mond verändert ſich im Monat einmal nur,
Das Frauenzimmer aber alle Tage.

Der Schüler.

(Fabel.)

Der Knabe.

„O liebes Bienchen! im Freien herum
Kannſt du nach Belieben dich treiben,
Ich ſoll in die Schule, muß ſitzen ganz ſtumm,
Zu lernen dort leſen und ſchreiben,
O lehre mich fliegen, lieb' Bienchen mein!
Dann entflieg' ich dem ſchwarzen Magiſter,
Wir wollen zuſammen recht luſtig ſeyn,
Und leben wie frohe Geſchwiſter.“

Die Biene.

„„Ich habe nicht Zeit, lieber Knabe mein,
Zu ſcherzen mit dir und zu lachen,

Der Himmel ſandte jetzt Sonnenſchein,
Damit die Blümlein erwachen,
Da muß auch ich Bienchen recht fleißig ſeyn,
Für den Winter Honig zu machen.““

Der Knabe.

„So höre du mich, du Lerche klein,
Die fröhlich in's Blaue ſich ſchwinget,
Ich mag nicht gehn in die Schule hinein,
Wo traurig die Zeit man verbringet,
Ich will mit dir ſingen und ſpielen mit dir,
O liebe Lerche, flieg' her zu mir!“

Die Lerche.

„„Ich kann jetzt nicht ſpielen, ich habe nicht Zeit,
Der Frühling wird ſchnelle verſchwinden,
Es pranget die Erde im Blumenkleid,
Und das muß ich den Menſchen verkünden,
Auch grünen die Bäume in Wald und Au,
Es iſt der herrlichſte Augenblick
Zum Liebesglück und zum Neſterbau,
Nicht darf ich verſäumen dies hohe Glück,
Drum laß mich, leb' wohl und ſpiele allein,
Ich darf jetzt nicht tändeln und müßig ſeyn.““

Der Knabe.

„Des Nachbars Philax ſitzt dort vor der Thür',
Der Hund iſt wohl glücklich zu nennen,
Nicht darf er zur Schule gehen wie wir,
Kann den ganzen Tag herum rennen.

Wart', Philax, wart', ich ſetz' mich zu dir,
Du wirſt dich nicht weigern, und ſpielen mit mir,
Ich werf' dir mein Büchlein, dort liegt es, apport!
So fließet uns ſcherzend ein Stündchen fort."

Der Hund.

„„Mein Herr iſt heut Morgens in's Feld hinaus
Mit ſeinem Pfluge gefahren,
Ich muß indeſſen bewachen das Haus,
Sein Habe vor Dieben bewahren,
Auch weiden die Schafe im Grünen dort,
Drum darf ich von dieſem Platze nicht fort.
Geh' immer zur Schule, lieb' Knabe mein,
Und lerne, das wird für dich beſſer ſeyn;
Wir Hunde lernen nicht leſen, noch ſchreiben,
Drum müſſen wir auch an der Kette bleiben.
Es ziemt dem Verſtand, daß er Herrſcher ſei,
Die Unwiſſenheit führt zur Sklaverei.
Drum lerne, mein Knäblein, und werde ein Mann,
Dann werden die Hunde dir unterthan.""

Der Knabe hört' es und ſchämte ſich ſehr,
Sein Büchlein wurde ihm fürder nicht ſchwer,
Und eiligſt er jetzo zur Schule geht,
Er langet dort an ſchon ein bischen ſpät,
Durch Fleiß aber holt er bald Alles ein,
In wenigen Wochen ſchon lieſt er Latein.

Die Diligence.

(Fabel.)

Halloh! halloh! tönt's vom Wege herauf,
Und Hörnerton ſchallt und Peitſchengeknalle,
Und dichter Staub ſteigt in Wolken auf.
»Da naht ein hoher Herr!« rufen Alle
Und reihen ſich ſchon an dem Wirthshausthor.
Da fährt ein Wagen mit Schnelligkeit vor,
Er hält, — neugierig ſieht man hin —
Kein Menſch ſitzt drin.

Viel Lärmen und viel Leere dann,
Das Bild von manchem ſtolzen Mann.

Das Lied, welches keines iſt.

Du haſt, mein Freund, ein Lied begehret
  Zu deinem Taſchenbuch von mir,
Dadurch fühl' ich mich hoch geehret,
  Und eins zu machen, ſitz' ich hier; —
Doch wollen die Muſen mich kränken,
Trotz allem Dichten und Denken
Mir keinen Stoff dazu ſchenken,
  Drum wolleſt du dem Schwachen
Für dieſes Mal verzeih'n,
  Ich kann kein Liedchen machen,
Es fällt mir gar nichts ein.

Doch halt! — noch kann es mir gelingen,
  Will einen großen edlen Mann
In Stanzen ganz ſublim beſingen,
  Der große Thaten ſchon gethan;
Will zu den Sternen ihn heben,
Der Ruhm ſoll über ihm ſchweben
Und eine Krone ihm geben; —
  Doch ach, es iſt zum Lachen,
Es will einmal nicht ſeyn,
  Um ſolch ein Lied zu machen,
Fällt mir der Mann nicht ein.

So will ich auf mein Mädchen dichten
  Ein Liebesliedchen zart und fein,
Wie ich im Dunkel hoher Fichten
  Mit ihr einſt ging im Mondenſchein,
Wie ich mein Gefühl ihr geſtanden,
Wie mich ihre Arme umwanden,
Und was wir da beide empfanden.
  Es hieß die holde Dame —
Sie hieß — ſie hieß — — doch nein,
  Es fällt mir gar kein Name
Und auch kein Liebchen ein.

Manch Andres wollt' ich noch beſingen,
  Die großen Dichter unſrer Zeit,
Der Tugend Sieg nach langem Ringen,
  Der Speculanten Redlichkeit,

Die Lieb' und die Treue der Frauen,
Das wechſelſeit'ge Vertrauen,
Die Schauſpiele herrlich zu ſchauen,
  Die Reichen, die den Niedern
Gern Arm und Hilfe leih'n,
  Doch ach — zu all den Liedern
Fällt mir kein Vorbild ein.

Da hört' ich unten auf der Gaſſe
  Ein voll beſoffnes Männlein ſchrei'n:
„Vivat der feurige, der naſſe,
  Der heurige, der gute Wein!“
Da faßt' ich den Gänſekiel wieder,
Zu ſchreiben das ſchönſte der Lieder,
Für luſtige, zechende Brüder.
  Doch ach! wie ſollt' ich loben
Beim Waſſerkrug den Wein?
  Drum ſei es aufgeſchoben,
Es fällt mir gar nichts ein.

Der Doſenſammler.

Der Eine ſammelt Bücher,
  Der Andre Schilderei'n,
Der Dritte ſammelt Münzen,
  Der Vierte gar Geſtein,
Der Fünfte iſt an Roſen
  Und Pelargonien reich,

Ich aber ſammle Doſen,
Warum? das ſag' ich Euch.

Zwei goldne, vier von Silber,
Sie wiegen viele Loth,
Die taugen in's Verſatzamt
Zur böſen Zeit der Noth.
Dann andre zwei von Meſſing
Und auch broncirte zwei,
Erſetzen ihre Stelle,
Für's Volk iſt's einerlei.

Geſchmückt mit Frauenarbeit,
Mit Blumenſtickerei,
Hab' ich gar viele Doſen
Und denke mir dabei:
Die Zeiten ſind vergangen,
Wo ſie mich hatten lieb,
Die Mädchen ſind verflogen,
Doch ihre Arbeit blieb.

Portraite kann ich zeigen
Wohl auch gar viele Euch,
Doch ach! die lieben Lärvchen
Seh'n jetzt ſich nicht mehr gleich.
Jüngſt kam von dieſen Schönen
Mir eine in die Quer,
Da zeigt' ich ihr ihr Abbild,
Sie kannt' es ſelbſt nicht mehr.

Auch Doſen gibt's mit Haaren,
Verſchlung'ne Namen ſtehn
In brennend rothen Herzen,
Gar rührend anzuſehn;
Am Schönſten doch iſt eine,
Da prangt die Dreie drauf
Von Roſen ſo geformet,
Die geht auch dreimal auf.

Dann hab' ich auch zwei Doſen,
Von ganz beſond'rer Art,
Die ſpielen Muſikſtücke
Gar lieblich und gar zart,
Doch nicht aus wäl'ſchen Opern
So ein Dumdideldei,
Vom Mozart was, von Weber,
Und Walzer noch dabei.

Da ſind dann wieder andre
Ganz einfach, ſchwarz und braun,
Doch iſt darin verborgen
So mancher Scherz zu ſchau'n.
Was, will ich Euch nicht ſagen,
Denn wollt' ich, — mit Reſpekt —
Ein Jeder ſoll's beſchnüffeln,
So hielt ich's nicht verſteckt.

Ein kleines Döschen trag' ich
Geh' ich zu Frau'n, im Sack,

Jedoch im Trauerſpiele,
Da ſchnupf' ich viel Tabak,
Da nehm' ich eine große,
Auch in die Kanzellei,
Man muß da Priſen geben,
Und nehmen vielerlei.

Von einem jeden Stoffe,
Von jeglicher Geſtalt
Beſitz' ich Doſen, nehme
Bald die und jene bald.
Veränd'rung würzt das Leben,
Gewähret Zeitvertreib,
Mit Doſen darf man wechſeln,
Ach! nicht mit ſeinem Weib.

Aus Gold bieth' ich dem Reichen
Ein Prischen dar mit Stolz,
Dem ſchlechten Komödianten
Reich' eines ich aus Holz,
Aus Eiſen laß ich ſchnupfen
Den Mann vom feſten Sinn,
Tonkünſtlern aber reich' ich
Schnell die Spieldoſe hin.

Den Ehemännern bieth' ich
Aus Horn ein Prischen an,
Und aus Kryſtalle ſchnupfen
Laß ich den braven Mann.

Ein gläſern' Döschen nehm' ich,
Komm' ich in Frauennäh',
Und Dichtern reich' ich Tabak
Aus papier maché.

Kann nicht am beſten leiden
Das Recenſentenpack,
Und ſchnupfe auch mit dieſen
Nicht allzugern Tabak,
Doch gaben ſie zu ſchnupfen
So manche Priſe mir,
Aus Feigenholz ein Döschen
Bieth' ihnen ich dafür.

Das Souvenir.

Ein junger Herr, den man auf Reiſen ſandte,
Schrieb Alles auf, was man ihm wichtig nannte,
In ein dazu beſtimmtes Souvenir,
Da las man unter Andern denn auch hier:
„In Leipzig darf ich nicht vergeſſen
Mich zu vermählen mit dem Fräulein Heſſen.“

Räuber.

Wein, Liebe, Spiel und Zeit, die unbenützt vergangen,
Wie viele Räuber, ach! und keiner wird gehangen!

Weisheit und Thorheit.

Weisheit wird geprieſen
Zwar von aller Welt,
Aber nur die Thorheit
Ganz allein gefällt,
Der hat einen Sparren,
Der ſo ganz allein
Mitten unter Narren
Will ein Weiſer ſeyn.

Der Kranke, der Arzt und der Tod.

Der Kranke.

Man pocht, ſieh zu wer's iſt, Johann!

Johann.

Ihr Arzt, mein gnäd'ger Herr, iſt hier.

Der Kranke.

Horch, horch! man pocht noch ſtärker an.

Johann.

Ach Herr! der Tod ſteht vor der Thür.

Der Kranke.

Nun werd' ich ſicher bald zu Schanden:
Ich ſeh's, die zwei ſind einverſtanden.

Waſſer und Wein.

In zwei Hälften theilet
Dieſe Erde die Fluth,
Bachus aber machte
Alles wieder gut,
Stiftet wieder Frieden
Unter den Parthei'n,
Was das Waſſer geſchieden
Das vereint der Wein.

Sprichwortsanwendung.

Es ſagt ein altes Sprichwort:
Zwei Schelme braucht ein Gut,
Den Einen, der's gewinnet,
Den Andern, der's verthut.
Ein Doppelſchelm iſt alſo
Sonach der Herr von Gauch:
Denn, was er ſelbſt gewinnet,
Verthut er ſelber auch.

Schlüſſel zu Mädchenherzen.

Ich.

Gib mir den Schlüſſel zu der Mädchen Herzen
O Zevs! damit mir alle werden hold.

Eine Stimme.

Hier haſt du ihn!
Es fiel zu meinen Füßen
Ein Schlüſſel hin — er war von Gold.

Sanct Macarius.

In ſeiner Zelle ſaß Macar
Und brachte Gott Gebete dar
Beim matten Lampenſchein,
Da öffnete die Thüre ſich,
Ein junger Mann gar fürchterlich
Zu ſchauen trat herein.

Der Athem ihm den Dienſt verſagt,
Wie einem Hirſche der gejagt,
Das Haar ſträubt ſich vom Haupt,
In Thränen ſchwamm das Augenpaar,
Und ſeinen fahlen Wangen war
Das Roſenroth geraubt.

Auf ſeine Kniee warf er ſich.
„O Heil'ger, ſchrie er, rette mich
Vom Tode, ſteh' mir bei!
Ermordet ward ein braver Mann,
Mein Freund, nun klagen ſie mich an,
Daß ich der Mörder ſei.

„Die Häſcher ſind ſchon hinter mir,
Da floh ich, frommer Mann, zu dir,
Schwör' dir's beim Ew'gen zu,
Nie ſtrebt' ich noch nach fremdem Gut
Und bin ſo rein von Menſchenblut,
Bei Gott! ſo rein wie du!“

Und als der Arme dieſes ſprach,
Kam ſchon die Häſcherrotte nach,
Trat in die Zelle ein,
Und wollt' ihn fangen; doch Macar
Winkt mit der Hand, weiſt ab die Schar,
Die alsbald ſteht wie Stein.

Den Muſchelhut nun ſetzt er auf
Und winket den Verfolgern drauf
Zu folgen. — Jetzt voran
Der Heilige zum Kirchhof geht,
Und wo der Sarg des Opfers ſteht,
Da hält er plötzlich an.

„Bei dem, der iſt, ſeyn wird, und war,
Ruf' ich dich auf,“ ſchrie nun Macar,
„Daß du mir kündeſt jetzt,
Hat Jener, welcher hier am Rand
Von deinem Grabe ſteht, die Hand
Mit deinem Blut benetzt?“

Da weicht die Erde, berſtet, bebt,
Es ſpringt der Sarg, woraus ſich hebt
Die blutende Geſtalt
Des Hingewürgten; und ſie ſpricht:
„Nein, dieſer iſt mein Mörder nicht!“
Und ſinkt zurück alsbald.

Und ſprachlos ſtand die Rotte da,
Als ſie dieß große Wunder ſah,
Der Jüngling aber ſinkt
Zu Füßen ſeinem Retter hin,
Der ihn erhebt und ſegnet ihn
Und ihm zu ſchweigen winkt.

Der Führer jetzt der Häſcherſchar
Tritt vor und ſpricht: „Wir wiſſen zwar,
Wer nicht die That gethan,
Doch, heil'ger Vater, wer ſie that
Dazu bedarf ich deinen Rath!
Der Todte ſag' es an!“ —

„Zieht hin in Frieden, ſprach Macar,
Damit der Unſchuld nicht ein Haar
Gekrümmet werden ſoll,
Darum rief ich den Todten her,
Den Schuld'gen mag Euch zeigen der,
Der aller Gnaden voll!“

* * *

Vier Könige.

(Ballade.)

Drei Könige aus benachbarten Landen
Beſuchten den vierten zumal,
Und als ſie des Abends vereint ſich befanden
Im Kerzenerleuchteten Saal
Und der Becher kreiſte in fröhlicher Runde:
Da tönte manch trauliches Wörtlein vom Munde.

Vorzüge wurden von Jedem geprieſen
Vom eigenen Länderbereich:
„So fruchtbare Felder, ſo herrliche Wieſen —
Sprach Einer — hat Keiner von Euch.
Und wenn meine Bauern nie ſäen lernten,
Sie würden doch nichts deſto weniger ernten.

Und auf den Hügeln, die rund ſich erheben,
Da ſieht man im ſaftigen Grün
Der blätterreichen, verſchlungenen Reben
Die goldene Traube erglühn,
Und was ſie ſpendet für feuriges Naß
Verſuchet es, Brüder, hier perlet's im Glas.“

„Was dir gegeben Natur als Beute
In deinem geſegneten Reich,
Das gab mir die Kunſt, rief preiſend der Zweite,
Und des Handels grünender Zweig:

Kanäle und Ströme durchſchneiden mein Land,
Und über das Weltmeer ſtreck' ich die Hand.«

»Was Euch die Natur und die Kunſt hat gegeben,
Der dritte König begann,
Nicht kann ich's in meinem Lande erſtreben,
Doch leid' ich nicht Mangel daran,
Es bietet mein Reich mir die höchſte der Gaben,
Wofür man gar leicht alle andern kann haben.

Mein Erdreich will ſich nicht vielfarbig kleiden,
Kein Gold der Rebe mir lacht,
Doch trägt es in ſeinen Eingeweiden
Die wahre goldene Pracht,
Aus all ſeinen Adern blitzt mir der Segen,
Den es mir bietet, gediegen entgegen.«

So hatte jeder der Königsgäſte
Geprieſen den heimiſchen Ort,
Und jetzo nahm der Neſtor, der beſte,
Der freundlichſte Wirth das Wort:
— Wohl gab Euch Gott Jedem ein herrliches Land,
Er ſegn' es und leit Eure Königshand.

— Was mein Land betrifft, ihr habt's nun geſehen,
Es bietet nur magere Koſt:
Der Landmann muß ſich zur Jagd verſtehen,
Und Bier ſich brauen ſtatt Moſt,
Die Kühe und Lämmer auf Alpen treiben,
Dort unter dem Dache des Himmels bleiben.

— Doch eins hat dieß Land, vielgeliebte Herrn Brüder!
Vor vielen andern voraus,
Das Ländchen iſt treu, die Bewohner ſind bieder,
Das Ganze ein Vaterhaus,
Worin ich ohne Beſchwerde ſchalte
Und leicht die Zügel der Herrſchaft halte.

— Ihr ſeht ich bin alt, matt ſind meine Glieder,
Und trab ich auf meinem Roß
Im Wald, ſo leg' ich oft gerne mich nieder,
Da bietet mir Jeder den Schooß.
Und überall ſchlaf' ich ſo ſicher ein
Als hier in der Burg in dem Bette mein! —

Das kleine Porträt eines großen Mannes.

Man macht den Herrn von Wicht
In einen Ring gar winzig klein.
Da kann ſein Körper nicht,
Sein Geiſt kann nur getroffen ſeyn.

Die Schnecke.

Fremd auf dieſer Erde leben,
Ohne Liebe, ohne Freund,
Sich zurückziehn und verbergen,
Wenn Gefahr zu dräuen ſcheint;

Sich allein vor Allen lieben,
Eremit im eignen Haus;
Hörner ſeinem Nächſten machen,
Wenn man einmal geht heraus,
Schmutz'ge Spur zurücke laſſen,
Wo ſich hin bewegt der Fuß,
Und beſudeln zarte Blumen
Durch Berührung und durch Kuß;
Mürriſcher mit jedem Tage
Werden bis zum letzten Hauch:
Dieſes iſt der Schnecke Leben
Und der Egoiſten auch.

Auf einen ſchlechten Proſaiker, der nun auch Verſe machte.

Daß du Erzählungen ſchriebſt, die leider kein Menſch wollte leſen,
Dieſes genügte dir nicht, ſchreibſt nun auch Reimerei'n.
Recht! — iſt der Menſch ſchon einmal ein Narr in Proſa geweſen,
Warum ſoll er nicht auch einer in Verſen ſeyn?

Sanct Odilo.

(Legende.)

Seht ihr den lieblichen Knaben wohl?
Seine Wangen ſind blaß, ſein' Äugelein hohl,

In Jahren, wo wachſen ſoll jegliche Kraft,
Vertrocknet in ihm ſchon des Lebens Saft;
In ſeinen Mienen zeigt ſich der Schmerz,
Kann den Körper nicht tragen himmelwärts,
Gleich den Thieren kriecht er entnervet und krumm
Im ſtillen Leiden am Boden herum.

Einſt, als ihn die Wärt'rin in's Freie trägt
Und dort auf bemooſetes Erdreich legt,
Da geht ſie dann fort und läßt ihn allein
Im wärmenden heilenden Sonnenſchein,
Und eine Kapelle ſteht nebenan,
Die ſchaut der Knabe vergnüglich an;
Denn es ſchimmern die farbigen Fenſterlein
Weil darauf ſich ſpiegelt der Sonnenſchein.

Und immer ſchaut er mit trunkenem Sinn,
Es zieht den Kleinen mit Macht dahin,
Er kriecht und wälzet ſich hin zur Kapelle
Und mit großer Müh auch über die Schwelle,
Und jetzo an dem heiligen Ort
Umfängt ihn labende Kühle dort.
Er blickt umher ſo gut er nur kann,
Und über dem Altar erblickt er ſodann
Gemahlet ein Muttergottesbild,
Darauf ſchläfert die Jungfrau gar ſanft und mild
Das Jeſukindlein zur Ruhe ein,
Und auf die Gruppe fällt Sonnenſchein.

Und der kranke Knabe das Bild erſchaut,
Es gefällt ihm ſehr und er weinet laut,
Und ruft: „Ach das iſt ein glückliches Kind,
Es ruht in den Armen der Mutter ſo lind,
Sie thut ihm ſo ſchön und deckt es gut zu,
Damit es nichts ſtöre in ſeiner Ruh';
O Mütterchen lieb, o Mütterchen fein,
Erbarme dich, gute Mutter, auch mein,
Ich bin ein armer, ein kranker Knabe,
Noth thut mir's, daß ich ſolch Pflege habe.“
Und kaum ſprach der Kleine die Worte aus,
Da war ihm, als ſtieg' aus dem Rahmen heraus
Die milde, die himmliſche Muttergeſtalt,
Und nahe ſich ihm und berühr' ihn alsbald
Mit ſanfter Hand und ſtreck' ihm die Glieder,
Auf ein gutes gar weiches Bettlein nieder,
Und flöß' in die Wunden ihm Balſam hinein
Und in ihren Armen da ſchlaf' er jetzt ein.

Und als er von ſeinem Schlaf war erwacht,
Da war es in der Kapelle Nacht,
Er hatte wirklich geſchlafen lang,
Und es graute ihm ſchier und es ward ihm bang,
Alsbald aber fühlt' er ein kräftig Regen,
Er konnte aufſtehn und ſich bewegen,
Den Kopf, der geſenkt war zur Erde zuvor,
Jetzt kühn erheben zum Himmel empor.
Da wußt er vor Freude kein Ziel und kein Ende,
Und betend faltet er ſeine Hände,

Und dankte der Gottesmutter und ging
Nach Haus, wo erſtaunt ihn der Vater empfing.
Von dieſer gottgeſegneten Stund'
War der Knab' auch immer friſch und geſund
Und immerdar in ſeinem Leben
Mit Inbrunſt der heiligen Mutter ergeben,
Sie ſchenkte ihm Kraft und ſchenkte ihm Stärke,
Mit ihrer Hilf that er Wunderwerke.

Die hübſche kleine Figurantin.

Mein Vater iſt Sitzaufſchließer
Bei einem Theater hier,
Der arme Mann hat Kinder
Noch achte außer mir;
Er kann uns nicht ernähren,
Wie ſich das ſelbſt verſteht,
Da ſprach er denn: „Louiſe!
Du mußt mir zum Ballet.“

Zum Pantomimenmeiſter
Führt er darauf mich hin,
Der lächelte und kneipte
Gar freundlich mich in's Kinn,
Sprach: „Schick ſie mir zur Lehre!
Das Mädchen iſt recht nett,
Das gibt gar eine hübſche
Figurantin für's Ballet.“

Nun ging ich in die Lehre
Und war recht fleißig dran,
Die Füße mir zu ſpannen
Verſtand der brave Mann,
In einem halben Jahre
Tanzt' ich ſchon ziemlich nett,
Im nächſten halben war ich
Figurantin beim Ballet.

Nun hatte freilich Alles
Ein' andere Geſtalt,
Ich ſah nach mir ſich drehen
Die Augengläſer bald,
Und ging ich auf der Straße,
So hört' ich nur: Seht, ſeht,
Da geht die kleine hübſche
Figurantin vom Ballet.

Ich wollte nun auch führen
Mein eignes kleines Haus,
Ging alſo ſchnell und ſuchte
Mir eine Wohnung aus;
Doch da ich auch gefunden
Ein paſſend Kabinet,
Kein Menſch wollt's geben einer
Figurantin vom Ballet.

Der Regiſſeur der Oper
Nahm jetzt ſich meiner an,

Beſorgte mir die Wohnung,
Bezahlte ſie auch dann;
Er ſchenkte mir auch Kleider
Und eine Toilett',
Das hätt' ich nie bekommen,
Wär' ich nicht beim Ballet.

Und glücklich iſt geworden
Durch mich mein ganzes Haus,
Die beiden ält'ſten Brüder,
Die tragen Zettel aus.
Die Schweſtern ſind im Chore,
Die Mutter wäſcht und näht,
Mir danken ſie das Alles
Weil ich bin beim Ballet.

In einem Jahre hab' ich's
Viel weiter noch gebracht,
Ein junger reicher Schwede
Hat mir den Hof gemacht,
Dann kam ein reicher Ruſſe,
Ein Pole dann ans Brett;
Der ganzen Welt gefallen
Die Mädchen beim Ballet.

Jetzt hab' ich Geld erſparet
Und auch die Ehre ruft,
Es lüſtet mich zu ändern
Das Klima und die Luft,

Nach England reiſ' ich, dorten
Ein Lord in's Netz mir geht,
Dort werden lauter Ladys
Die Mädchen vom Ballet.

Die Tauben.

Ein gräfliches Söhnlein im dreizehnten Jahr
Beſaß zum Vergnügen ein Taubenpaar.
Einſt wurd' es die Thierlein ſchnäbelnd gewahr,
Da rief es ganz leiſe: „Macht hurtig, ihr Kleinen,
Mein Hofmeiſter wird auf der Stelle erſcheinen."

Die Muſikanten von Strathspey.

(Eine ſchottiſche Legende.)

Es iſt beinah' dreihundert Jahr
Als in Strathspey ein Muſikantenpaar,
Deſſen Talent im ganzen Land
Geehret war und allbekannt,
Beſchloß zu gehen nach Inverneß,
Um dort aufzuſpielen auf der Meſſ'. —
Es war zwar grimmig kalt genug,
Die Erde bedecket mit weißem Tuch,
Allein die Muſikanten machten ſich nichts draus,
Und die Hoffnung, zu bringen viel Geld nach Haus,
Spornte ſie, daß ſie das Opfer brachten,

Und ſich auf den Weg ganz herzhaft machten.
Ein jeder nahm einen Stock, einen dicken,
Und trug ſeine Geige auf dem Rücken.
Sie waren gegangen ſchon längere Zeit,
Da hat es ſie freilich gewaltig gereut,
Daß ſie von leidiger Sucht nach Gewinn
Beſtechen ließen den freien Sinn,
Denn das Wetter ward immer ſchlimmer,
Und die Kälte ward immer grimmer;
Sie ſuchten auf alle Art ſich zu ſchützen,
Sie liefen, und dennoch ward ihnen nicht heiß,
An ihren Haaren hing Schnee und Eis.
Es weinte und ſchrie das geängſtete Paar,
Und fluchte gegen den Himmel ſogar.
Sie langten endlich zu Inverneß an,
Und nachdem ſie im Gaſthof zum weißen Hahn
Sich einquartirt, ſandten gebräuchlicher Maßen
Sie einen Marktſchreier durch alle Straßen,
Der mit einem Glöcklein von Haus zu Haus
Sich begab und poſaunt ihre Ankunft aus,
Und von einem langmächtigen Zettel verlas,
Wie oft ſie ſpielen werden und was,
Und wie viel man für dieſen hohen Genuß
Für eine Stunde bezahlen muß.
Sie aber ſaßen im Kämmerlein,
Und ließen beim Ofen ſich gütlich ſeyn,
Und ſchmauſten gut und tranken ſehr viel,
Sie hofften zu zahlen es durch ihr Spiel.

Da kündigt man einen Beſuch ihnen an,
Und es trat in ihr Zimmer ein alter Mann,
Von guter Miene und nettem Kleid,
Doch ſtand ihm die Naſ' etwas nach der Seit'.
Der fing damit an ihre Kunſt zu loben,
Und bat ſie in ſeinem Haus zu erproben,
Weil dort dieſe Nacht eine Luſtbarkeit ſei,
So wünſcht' er, daß ſie aufſpielten dabei. —
Sie ſagten den Preis ihm, und dieſer war hoch.
Er aber verſprach, zu verdoppeln ihn noch,
Und freudig ſagten ſie ihm ſich zu eigen
Für dieſe Nacht, nahmen ſchnell ihre Geigen,
Und folgten dem Manne nach ſeinem Haus,
Der vor ihnen ging in die Nacht hinaus.
Er führte ſie jetzt Gaſſen aus, Gaſſen ein,
Beim düſtern umwölkten Mondenſchein.
Sie ſahen um ſich, und obſchon ſie zwar
In Inverneß waren ſchon manches Jahr,
So kam ihnen alles ganz fremd doch vor. —
Der Mann hielt endlich an einem Thor
Vor einem Schloß, ganz ſeltſamer Art.
Sie hatten ein ähnliches nie noch gewahrt,
Es ſchien ganz verfallen, und doch dabei
Glänzten die Mauern wie völlig neu,
Die Fenſter flimmten wie Edelgeſtein,
Und ſchien doch, als ſei keine Scheibe darein.
Auf einem Berg lag das Schloß ganz allein,
Und doch wußte keiner von allen zweien,
Wie auf den Berg ſie gekommen ſeien.

Da graut ihnen ſchier, und mit ſcheuem Blick
Wichen ſie von dem Thore zurück.
Allein der Führer, er ſprach ſo viel
Auf's Neue von ihrem herrlichen Spiel
Und vom Lohne, der ſie erwarte heute,
Daß alle Furcht ſie ſetzten bei Seite,
Und dem Manne, der nun das Thor aufſchloß,
Folgten in's Schloß.
Sie traten in einen prächtigen Saal,
Erhellet von unendlicher Kerzen Zahl,
Die in den Spiegeln ſo hell wie Kryſtall
Sich noch vervielfältigten hundertmal.
Sie ſahen die Wände gar herrlich prangen,
Mit goldgeſticktem Sammet behangen,
Und Blumen, wie ſie noch keine geſehn,
In alabaſternen Vaſen ſtehn.
Die Geſellſchaft die ſich befand im Saal,
Sie paßte zum Ganzen auch allzumal;
Die Kleider ſtrotzten von Edelgeſteinen,
Daß die Muſici faſt zu erblinden vermeinen.
Man ſcherzte, man lacht' auf verſchiedene Weiſ',
Sie glaubten, ſie kämen in's Paradeis,
Kurz, nichts bei dieſem Feſte gebricht,
Und nur die Geſichter erfreuen ſie nicht.
Dem Einen lagen die Augen ſo hohl,
Dem Andern die Naſ' war zu lang um drei Zoll,
Der Dritte verzog das Geſicht gar ſehr,
Dem Vierten war die Zunge ſo ſchwer,

Dem Fünften war hinten ſo aufgereckt
Der Rock, als hätt' er was darunter verſteckt,
Die Meiſten hatten die Füße bekleidet,
Als ob ein Jeder an Leichdörnern leidet.
Doch einmal im Schloſſe waren ſie nun,
Und mußten darum ihre Schuldigkeit thun.
Sie ſtimmten die Geigen und ſetzten ſich nieder,
Und ſpielten die ſchönſten Tänze und Lieder.
Nun ging es drüber und drunter,
Und Alles war fröhlich und munter.
Hier drehte allein
Sich einer in Reih'n,
Hier walzte ein Paar,
Und dort eine Schaar,
Und alle ſah man ſo heftig ſpringen,
Daß einem darüber die Sinne vergingen;
Und immer ſchneller ſpielten ſie auf,
Und immer ſchneller hüpften ſie drauf.
Es war kein Tanz mehr nach Ordnung und Maß,
Es war nur ein Hüpfen ohn' Unterlaß,
Den Boden berührten die Tanzenden nimmer,
Sie ſprangen bis an die Decke vom Zimmer,
Dabei erſcholl durch den ganzen Saal
Ein ganz unbänd'ges Gelächter zumal,
Es ſchien ſich Niemand fürder zu ſchonen,
Und alles zückte in Konvulſionen.
Die Wände ſchienen ſich auszudehnen,
Der Boden unter den Füßen zu dröhnen,

Die Flammen der Kerzen verlängerten ſich,
So daß eine jed' einer Fackel glich,
So ſtark und dicht ward der Blumenduft,
Daß er wie ein Nebel erfüllte die Luft,
Die Mauern ſchienen ſich nieder zu beugen,
Auch nach dem Takte, nach dem ſie geigen,
Den Muſikanten der Kopf ward ſo ſchwer,
Sie wußten ſelbſt was ſie ſpielten nicht mehr;
Doch ſchneller bewegten die Finger ſich,
Und immer gellender wurde der Strich.
Ein Klingen der Ohren ſie ſelber fühlten,
Bei dem, was ſie jetzo ganz unwiſſend ſpielten,
Und was das Allerſeltſamſte war,
Die Tanzenden mehrten ſich immerdar.
Und größer ward die Geſellſchaft immer,
Doch eintreten ſah'n ſie Niemand ins Zimmer.
So ging die Nacht im Tumulte hin.
Und als das Grauen des Morgens erſchien,
Und als ſie ſich hoben vom prächtigen Tiſche,
Auf welchem im allerbuntſten Gemiſche
Die ſeltenſten zierlichſten Speiſen ſtanden,
Da empfingen ſie aus ihres Führers Handen
Großmächtigen Lohn
Und gingen davon.
Wie war aber ihre Verwunderung groß,
Als ſie nun traten aus jenem Schloß,
Und erblickten die Felder voll reifem Getreide,
Und ſahen vor ſich die grünende Haide,

Und warm ſchien die Sonne und glänzend her,
Als wenn's eben mitten im Sommer wär'.
Sie ſtaunten aber noch immer mehr,
Als ſie umwendeten jetzt ihr Geſicht,
Und auch kein Schloß mehr gewahrten nicht.
Sie ſah'n hinter ſich in dem Sonnenſtrahl
Nichts als einen Hügel ganz wüſt und kahl,
Drauf war erſtorben die ganze Natur,
Von einem Gebäude war keine Spur.
Und vor ihnen zweihundert Schritte nah
Ein Städtchen lag in der Ebene da,
Das konnte kein anders als Inverneß ſeyn,
Sie ſchritten drauf los und gingen hinein.
Die Straßen ſchienen die nähmlichen zwar,
Doch manches Gebäude, das neu gebaut war,
Schien alt jetzt und ruinirt von der Zeit,
Auch ſahen ganz ſeltſamlich aus alle Leut';
Kurz alles ſchaute ſich anders an,
Als ſie es noch geſtern am Abende ſah'n.
Und als ſie erreichten den Kirchenplatz dann
Da ſchauten die Menſchen ſie neugierig an,
Sie fragten ſogleich nach des Städtchens Namen,
Und hörten daß ſie nach Inverneß kamen;
Der ſonderbaren Fragen noch mehr
Verſammelten viele Leut' um ſie her,
Man bat ſie zu künden ihre Geſchicht',
Und die zwei Muſikanten verweigerten's nicht.
Und als ſie damit dann zu Ende waren,
Da ſagte ein Alter mit grauen Haaren:

„Ja, ja, ſo iſt's in der Chronik zu leſen,
Ihr ſeid bei dem Hexenſabbath geweſen.
Ihr habt, es iſt wohl nicht mehr zu zweifeln,
Den Koboldeu, Zauberern, Hexen und Teufeln
Zum Tanz aufgeſpielt auf dem Grabesfeld,
Mein Urgroßvater hat's oft erzählt.
In ſeinem Wirthshaus beim weißen Hahn,
Sei'n zwei Muſikanten gekommen an,
Die dann nach einigen wenigen Stunden,
Des Abends ſind wieder plötzlich verſchwunden.
Es iſt gar kein Zweifel ihr ſeid die zwei.“
So ſagt er und kreuzigte ſich dabei.
Und als ſie nun fragten wie lang das ſchon ſei,
Da hieß es, ſchon hundert Jahr ſeien vergangen.
Da faßte die Spielleut' ein Grauen und Bangen,
Die Geigen fielen von ihren Rücken,
Und brachen am Boden in tauſend Stücken.
Die mitleid'gen Leute von Inverneß,
Verſuchten zu tröſten ſie unterdeß,
Und ſagten, ſie ſollten geh'n in die Meß,
Bereuen ihr einſtiges Schelten und Fluchen
Und von ihrer Schuld ſich zu reinigen ſuchen.
Da gingen ſie denn in die Kirche hinein
Und knieten ganz vorne ſich auf einen Stein,
Und wie der Prieſter am Hochaltar
Drei Kreuze macht gegen die chriſtliche Schar,
In Vaters und Sohnes und Geiſtes Namen,
Da fielen die Spielleut' in Staub zuſammen.

So geht's, wenn die Muſikanten ſich laſſen
Vom blinden Hochmuth und Ehrgeiz erfaſſen.
Wer dem Himmel nicht widmet ſein Inſtrument,
Muß ſpielen darauf für den Teufel am End.

Auf einen Brillentragenden Recenſenten.

Warum bewaffneſt du die Naſe
Mit dem Vergröß'rungsglaſe,
Da dir ja ohnedieß die kleinen
Gebrechen Andrer größer ſcheinen?

Die Vergleichungsſtaffeln.

In der Schule fragte der Magiſter
Einſt um manche Regeln deutſcher Sprache,
Viele Knaben trafen gleich die Sache;
Nur der kleine Peter, Sohn vom Küſter,
Stotterte und kratzte ſich dabei,
Wußte nicht einmal der dumme Knabe,
Was ein Beiwort ſei,
Und wie viel's Vergleichungsſtaffeln habe.
Der Magiſter, gar ein guter Lehrer,
Wurde d'rum nicht böſ', er wußte wohl,
Peters Kopf ſei leider ſchwach und hohl
Und begreife immer Alles ſchwerer.
Darum wollt' er noch einmal erörtern
Petern, was Vergleichungsſtaffeln wären,

Und ihm deutlicher als je erklären,
Wie ſie bilden ſich aus Wurzelwörtern: —
„Hör' mich an — ſprach er, — und gib mir acht,
Nehmen wir das Beiwort — gut — jetzt an,
Sag' mir, wenn der Mittag kommt heran,
Und die Mutter hat die Suppe dir gebracht,
Etwa Knödelſuppe, ſag' wie thut
Dieſe dir denn — ſchmecken?“ „die — ſchmeckt gut!“
Sprach der Peter freundlich lachend
Und dabei begier'ge Augen machend.
„Recht mein Sohn! gut — alſo — gut
Iſt die erſte Staffel, jetzo bringt die Mutter
Noch 'ne Speiſ': Erdäpfel Euch mit Butter,
Was iſt dieſe? nun? — heraus — nur Muth!“
— Die iſt beſſer noch! — ſchrie Peter dreiſt.
„Recht,“ erwiederte der Lehrer, „recht mein Sohn!“
Beſſer iſt die zweite Staffel ſchon,
Siehſt du Junge, daß du Alles weiſt?
Jetzt noch eine Frage, gib nur acht:
Eine Speiſe, die dir größ're Freuden
Noch gewähret, als die erſten beiden,
Die dir mehr, als alle andern ſchmeckt;
Was iſt dieſe? nun du wirſt's errathen.“
— Peter ſchrie, indem er gierig leckt,
Mit der Zung' wie er's beim Eſſen that:
„Ach das iſt ja gar ein Schweinebraten
Und dazu ein guter Krautſallat.“

Eiferſucht.

Nach des Vaters Tode hatte
Ritter Willibald von Eichen
Lina, ſeine ſchöne Tochter,
Sich als Eh'frau heim geführet.
Nur die Liebe hatte dieſes
Band geflochten; denn der Vater
War ein armer Mann geweſen,
Und geſtanden als ſein Burgvogt
In dem Dienſt des Schwiegerſohnes.

Lina liebte ihren Gatten,
Der um ihretwillen reiche
Fräulein hatte ausgeſchlagen,
Und des Stammbaums Weiterbreiten
Selbſt dem Herzen aufgeopfert;
Doch der Roſe ihrer Liebe
War ein Dorn auch beigeſellet,
Der ſie leider oft verwundet,
Dieſer Dorn war — Eiferſucht. —
All ihr Thuen und ihr Laſſen,
Ihre Wort' und ihre Blicke
Wurden ſtreng von ihm belauſchet,
Und dem unſchuldvollſten Lächeln
Böſe Abſicht angedichtet;
Alſo quälte Ritter Eichen
Mit der eig'nen Qual die Gattin,

Daß ſie bittre Thränen weinte,
Die er trocknete durch Liebe,
Um durch Eiferſucht ſie wieder
Gleich darauf ihr zu erpreſſen.

Einſt in einer ſanften Stunde
Ging ihm Lina nah' zu Herzen,
Bat ihn dringend, ſich zu mäß'gen,
Und ein Mißtrau'n zu verſcheuchen,
Das doch nie begründet wäre,
Oder — wenn er's nicht vermöchte —
Sich von ihr, die er unwürdig
Seiner Liebe hielt, zu trennen.
Und der liebevolle Gatte
Konnte Trennung ſchon im Worte
Nicht ertragen, und voll Reue
Schloß er Lina in die Arme,
Und verſprach ihr, künftig nimmer
Sie durch Eiferſucht zu kränken.
Aber Lina ſprach: Es ſei denn!
Und ich will recht gern verzeihen,
Aber wenn du künftig wieder
Mich durch Eiferſucht betrübeſt,
Dann iſt Trennung unvermeidlich.
Monate vergingen ruhig,
Heiter war der Eh'ſtandshimmel,
Endlich aber brach ein deſto
Stärkeres Gewitter aus.

Ein getreuer Knappe hatte
Ritter Willibalden heimlich
Angekündet: in dem Dorfe
Nah' dem Schloß bei einem Köhler
Halte ſich ein junger Burſche
Ein'ge Tage ſchon verborgen,
Und des Abends ſehe Lina'n
Man ſich aus dem Schloſſe ſchleichen,
Wo ſie in dem nahen Dickicht
Mit dem fremden Fante koſe.
Roth und braun war Eichen's Antlitz,
An der Stirne ſchwoll die Ader,
Und befohlen ward dem Knappen,
Lina's Schritten nachzuſpähen,
Und wenn er mit jenem Buhlen
Wieder ſie im Wäldchen ſehe,
Es dem Ritter ſtracks zu melden.

Es geſchah noch dieſen Abend. —
Zum beſtimmten Platze eilte
Willibald, und er erblickte
Seine Gattin, deren Händchen
Jener Fant in ſeiner drückte.
Nimmer konnt' er jetzt ſich faſſen,
Wüthend legt' an's Schwert die Hand er,
Um die Buhlerin zu ſtrafen:
Lina aber, voller Wehmuth
Ihren Blick zu Boden ſenkend,
Sprach: Verloren iſt nun Alles,

Und wie du mir einſt verſprochen,
Müſſen wir uns ewig trennen;
Denn auf's Neue haſt du wieder
Mich durch Eiferſucht betrübt.
Wiſſe, den für meinen Buhlen
Du erkannteſt, ja, ich lieb' ihn,
Lieb' ihn ſehr — nach dir am meiſten,
Denn er iſt mein guter Bruder,
Der hierher kam, mich zu ſehen,
Und ſich erſtlich hielt verborgen,
Zu erforſchen, ob die Schweſter
Glücklich mit dem Gatten lebe,
Und wenn nicht, ſie zu beſchützen,
Und ſie mit ſich fortzuführen! —
Und du mußt mir jetzo folgen,
Sprach der Bruder. — Aber Eichen,
Schweigend erſt, dann niederſtürzend
Zu den Füßen ſeiner Gattin,
Fleht um Schonung, um Vergebung,
Und verſprach auf's Neue Beſſ'rung,
Welch Verſprechen er zu beider
Glück auch in der Zukunft hielt. —

Das kleine Mädchen bei herannahender Cholera.

„Die Kleinen,“ — ſprachſt du lieber Gott! —
„Sie ſollen zu mir kommen!“ —
Ich komm' — zu dir hab' in der Noth
Ich Zuflucht jetzt genommen,

Ich komm mit Bitten nun zu dir,
O lieber Gott! gewähr' ſie mir!

Die lieben Eltern hör' ich oft
Von einer Krankheit ſprechen,
Die jetzt auf einmal unverhofft
In unſer Land ſoll brechen,
Die ſoll gar eine große Pein
Und vieler Menſchen Mörder ſeyn.

O lieber Gott! ich bitt' dich ſchön,
Ach weiſe ſie zurücke,
Sie ſoll ſich fort von Öſtreich drehn,
Nach — nach — zu meinem Glücke
Weiß ich, und wünſch' ſie keinem Ort,
Sie packe lieber ganz ſich fort.

Und muß ſie dennoch kommen her,
Nach deinem höchſten Willen,
So laß ſie hier nicht gar zu ſehr
Ihr grauſes Wüthen ſtillen,
Doch nein, das fürcht' ich nicht von ihr,
Man wird ihr's ſchon vertreiben hier.

Des guten Kaiſers heil'ges Haupt,
Das darf ſie nicht berühren,
Auch haſt du's ſicher nicht erlaubt
Hier Jemand weg zu führen
Von ſeinem Hauſe hoch verehrt,
Uns Allen unausſprechlich werth.

Auch Alle, die in unſerm Land
Als Stützen wir verehren,
Die leiten uns mit milder Hand,
Uns ſchützen, pflegen, nähren,
Sie Alle, ach ſo gut und mild,
Beſchirme Gott mit deinem Schild.

Von allen braven Leuten ſoll
Sie Keinen hier begraben,
Und iſt ſie wirklich gar ſo toll,
Und muß ſie Opfer haben,
So nehme ſie die Böſen fort,
Das ſind nicht viele auf mein Wort.

Mein Grabmal.

Ein Grabmal mir zu bau'n habt ihr beſchloſſen
Ihr Freunde, da ich jetzt geſund noch bin,
O ſpart die Koſten, laſſet das den Großen,
Die für den Pomp noch nach dem Tode glüh'n,
Gebt her das Geld, die vollen Flaſchen winken,
Wir brechen ein'gen heut die Hälſe ab
Und andern morgen, laſſet uns vertrinken
Das ganze Geld für mein pompöſes Grab.

Ein ſchönes Mauſoleum kommt zu ſtehen
Auf viele Tauſende, die Summ' iſt groß,
Laßt uns dafür den nächſten Sommer gehen
Auf's Land und miethen dort ein prächt'ges Schloß;

Laßt uns vereint genießen und verüben,
Was uns zur Luſt der güt'ge Himmel gab,
Will's wagen dieſe Welt zu ſehr zu lieben
A conto dieſer Koſten für mein Grab. —

Ich werde alt und jung iſt meine Schöne,
Die möcht' ich gern' erfreu'n mit Überfluß
Von einer Seite, daß ſie ſich gewöhne
Dann anderſeits an minderen Genuß,
Kauft Diamanten ihr und Shwals und Stoffe,
Reicht Alles ihr, was Mode Neues gab,
Sie zu verſchönern, wie dadurch ich's hoffe,
Verzicht ich auf die Schönheit für mein Grab.

Will keinen Ehrenplatz im Reich der Schatten,
Wo Alles gleich iſt und verweſen muß,
Seht jenen armen Mann dort mit dem matten
Und hohlen Aug' entbehrend den Genuß,
Den wirft die Noth wohl früher auf die Bahre
Als mich, ruft früher ihn vom Leben ab,
Damit er dort ein Plätzchen mir bewahre:
So gebt ihm das Beſtimmte für mein Grab:

Was liegt mir dran, daß einſt die Enkel leſen,
Wer hier vermodert unter einem Stein?
Wenn ſie dran denken, daß ich einſt geweſen,
So will ich damit gern zufrieden ſeyn.
Des Ruhm's, wonach ich ſtrebe, höchſter, ſchönſter,
Sei der, wenn Alles ſpricht: Was hier ihm gab

Das Schickſal, warf er fröhlich aus dem Fenſter
Und nahm nicht einen Heller mit in's Grab. —

Die goldenen Eier.

(Ballade.)

Der Kaiſer ſaß annoch, die Kron' auf dem Haupt
(Die Krönung war eben geſchehen)
Im Saale, und männiglich war es erlaubt
Am Throne vorüber zu gehen,
Und hinzulegen vor ſeiner Macht
Die Geſchenke, welche er dargebracht.

Zuerſt zog in Demuth die Kleriſei
Geführt von den Kardinälen
Mit Mütze und Inful und Stabe vorbei,
Die Kirche dem Herrn zu empfehlen,
Und knieend brachte die ganze Schar
In Kapſeln heil'ge Reliquien dar.

Dann folgten die Ritter im Eiſengewand
Den Marſchall an ihrer Spitze,
Sie neigten die Schilde in ihrer Hand
Und legten zum Königſitze
Ein Schwert, ſeit grauer Vorzeit geſchätzt,
Den Griff mit Diamanten beſetzt.

Dann folgten die Bürgermeiſter all'
Schwarz gekleidet vom Kopf zu den Füßen,

Wohl unter Trompeten- und Paukenſchall
Und trugen auf ſammtenen Kiſſen
Die Schlüſſel der Städte, in's Kreuz gelegt,
Und reichten ſie dem, der die Krone trägt.

Und jetzt eine Schar von Gelehrten erſcheint
In langen falt'gen Talaren,
Man ſieht Aſtronomen mit Dichtern vereint,
Philoſophen mit Ärzten ſich paaren,
Sie legen am Throne, an dem ſie knie'n —
Ihre Opera und Carmina hin.

Und eine Geſandtſchaft von Landleuten auch
In ihren Sonntagsgewändern,
Sie naht ſich nach alt-herkömmlichem Brauch
Geſchmückt mit Sträußern und Bändern,
Von Ebenholz bringt ſie ein Fäßchen voll Wein
Und eine ſilberne Ähre herein.

Der Kaiſer dankte jeglichem Stand
Mit des Hauptes traulichem Nicken,
Mit liebevoller Bewegung der Hand,
Oder mit den freundlichen Blicken,
Und jetzo will er verlaſſen den Saal,
Um ſich zu begeben zum offenen Mahl;

Und noch eine neue Schar tritt heran
Zur ſeltſamen Augenweide,
Mit Kitteln ſah Ein'ge man angethan,
Die Andern mit Gold und mit Seide,

So glänzend aber dies Kleid war gewählt,
Ein Spängelchen hier, dort ein Knöpfelchen fehlt.

Der Oberleib wackelte immerdar,
Den Bart am Kinne bewegend,
Die Geſichter waren nicht häßlich zwar,
Doch auch nicht Vertrauen erregend,
Sie murmelten ſtets durch die Zähne fort
Im ſingenden Ton unverſtändliches Wort.

Zum Throne trippelten jetzo ſie
Abnehmend die Mützen und Hauben,
Und fielen alle zugleich auf die Knie,
Laut ſchreiend: „Herr! wölleſt erlauben,
Daß ach dain traier Jüdenverein
Am Krönungstag dir ein Geſchenk därf verleihn.“

Und ſie legten ein Körbchen von Silber, ganz
Mit goldenen Eiern gefüllet,
Zum Throne des Kaiſers, der ſtaunt ob dem Glanz,
Als er das Körbchen enthüllet,
Und nachdem er gedanket mit freundlichem Blick,
So ruft er die Schar noch einmal zurück.

Und ſpricht: „Herr Kanzler, die Hühner hier,
Welche gold'ne Eier geleget,
Die nehmet in guten Gewahrſam mir,
Sie werden fein ſorgſam gepfleget,
Nichts darf ihnen fehlen, drauf achtet mir ſehr,
Doch frei laſſen will ich ſie nimmermehr.

Suſanne.

(Schwank.)

Suſanne war ein ſchönes Weib,
Das keine Untreu kannte,
Das nie für fremden Zeitvertreib
In wilder Luſt entbrannte;
Ihr Frauen glaubt das freilich ſchwer
Und zuckt die Achſeln ob der Mähr':
Allein ich kann's verbürgen.

Ihr Ehgemahl zog in die Schlacht,
Das macht' ihr Sorg' und Plage,
Da weinte ſie die ganze Nacht
Und weinte auch am Tage,
Die Frauen — es iſt kein Gedicht —
Zu jenen Zeiten konnten nicht
Ohn' ihre Männer leben.

Zween Alten wäſſerte der Mund
Nach der verlaſſ'nen Schönen,
Sie wollten ſie mit Dörnern und
Den Mann mit Hörnern krönen,
Den Liebesantrag ihr zu thun,
Beſchloſſen ſie mitſammen nun,
Denn Jeder brauchte Hilfe.

Beim Bad am andern Morgen legt
Das Paar ſich auf die Lauer,

Und wie ein Wellchen ſich bewegt,
Durchzuckt ſie kalter Schauer,
Es ſahn geführt durch Moſes Hand,
Die Juden dem gelobten Land
Begier'ger nicht entgegen.

Auf einmal trat Suſanne vor,
Gehüllt in einen Schleier,
Doch blitzte durch den dünnen Flor,
Der ſchwarzen Augen Feuer,
Und als ſie nun in's Bad ſich ſetzt,
Da war's, als kehrte Venus jetzt
Zurück in ihre Wiege.

Die Alten hielten kaum ſich mehr,
Auf ihren Naſen Brillen,
Seufzt im Gebüſche jeder ſchwer
Und freute ſich im Stillen;
Doch hielten ſie ſich noch zurück
Um unvorſichtig nicht ihr Glück
Sich ſelber zu verſcherzen.

Doch wie ſie nun dem Bad entſtieg,
Da ſtürzten vor die Alten,
Und jeder ſucht' als Minneſieg
Ein Küßchen zu erhalten:
»Geſtatt' uns Holde dieſen Lohn,«
Schrie'n ſie, dein Mann erfährt davon
So wenig — als die andern.

Suſanne tobet, raſet, weint,
  Sie ruft umſonſt um Hilfe,
Die Alten ziehen ſchon vereint
  Sie näher zu dem Schilfe;
Da wirft am Ende des Gefechts
Sie Einen links, den Andern rechts,
  Und flieht ſchnell durch die Mitte.

Der Alten Zorn war fürchterlich,
  Blutroth im Angeſichte,
Vereinten ſie zur Rache ſich
  Und liefen zu Gerichte,
Dort klagten ſie Suſannen an,
Daß ſie — was ſie nicht that, gethan,
  Daß ſie die Eh' gebrochen.

Wohl unter einem Baume ſei
  Geſeſſen Frau Suſanne,
In ſüßer Liebeständelei
  Mit einem jungen Manne,
Er habe ſie zum öftern Mal
Geküßt und all der Küſſe Zahl,
  Die habe ſie erwiedert.

So zeugten ſie — der Rath ſogleich
  Verurtheilt ſie zum Tode,
O du unaufgeklärtes Reich!
  O ſchlechte Rechtsmethode!

Urtheilte ſo noch unſer Rath,
Es wäre unſre gute Stadt
Von Frauen bald entleeret.

Nach vierzehn Tagen führte man
Die arme Frau zum Grabe,
Doch kam man kaum am Richtplatz an,
Da ſaß ein kleiner Knabe
Von überirdiſcher Geſtalt,
Hoch am Schaffot und rief da: „Halt!
Ihr Herrn, der Kopf bleibt ſitzen!“

Davon fühlt ſich das Volk gerührt
Und zwang alsbald die Richter,
Daß man die Sache revidirt;
Die ſchneiden zwar Geſichter,
Doch half das nichts, ſie mußten dran,
Man hört' nochmals die Kläger an.
Und Jeden abgeſondert.

Man frägt den Agon: „Saget mir,
Was ihr bisher verſchwiegen,
Was war das für ein Baum, wo ihr
Suſannen ſahet liegen?“ —
„„Herr Richter! ach das weiß ich ſchon
Ein Birnbaum war's, hab' ja davon
Selbſt eine Birn gegeſſen!““

Nun frägt man Bazar: „Saget mir,
Was ihr bisher verſchwiegen,

Was war das für ein Baum, wo ihr
Suſannen ſahet liegen?“ —
„„Herr Richter! ach ich weiß es ſchon
Ein Nußbaum war's, hab' ja davon
Selbſt eine Nuß gegeſſen!““

Es mußten die Verläumder nun,
Die Alten, ſchrecklich büßen,
Das Volk ſchrie laut, was war zu thun?
Man hätte ſie zerriſſen,
Drum ſtimmt für Hängen das Gericht
Zur Strafe, weil ſie vorher nicht
Sich beſſer einverſtanden.

Lang wirkte dieſes Urtheils Kraft
Noch fort in gleicher Schwere,
Und Mancher ward mit Tod beſtraft,
Der angriff Frauenehre,
Bis dieſen ſchien die Straf' zu ſchwer,
Und jetzo hängt man Niemand mehr
Für unſrer Frauen Tugend.

Die Amors-Roſe.

Amor ward geboren; — Florens Kinder
Pflegten ſorgſam dieſen Gott der Lüge,
Und dem blinden Herzensüberwinder
Gab ſich eine Roſe hin als Wiege;

Sieh, da ſchaukelte ſich voll Entzücken
In der zarten Knospe froh der Loſe,
Milla kam, die Roſe abzupflücken,
Und ſie pflückte Amor'n mit der Roſe.

Buſen achtzehnjähr'ger Mädchen glühen,
Darum welkt vor Hitze Röslein da,
Milla ſah den kleinen Amor fliehen,
Wollt ihn haſchen, aber dieſer ſah —
Seinen Vortheil, ſucht' ein ander Plätzchen,
Durfte auch nicht weit ſich drum bemüh'n,
Nah erblickt er unter einem Netzchen
Zwei noch ſchönre Roſenknöspchen blüh'n.

Plötzlich war das Netz von ihm durchdrungen,
Einem Gott' es ehrerbietig wich,
Und dem kleinen Schelm war's bald gelungen
Zwiſchen Lilienhügeln barg er ſich;
Warum weint nun Milla, iſt beklommen?
Warum dringt ihr Seufzen uns zu Ohren?
Weil ſie Amor'n bei ſich aufgenommen?
Oder weil die Roſe ſie verloren?

Der Doppelgänger.

Es hat verfolgt mit innerm Grauen
Oft der Gedanke mich:
Ich könnte einſt mich ſelber ſchauen,
So ganz mein doppelt Ich.

Zu Berge mir die Haare ſtanden,
So oft ich dies gedacht,
Und Heiterkeit und Frohſinn ſchwanden,
Ich wachte manche Nacht.

Doch jetzt iſt mir die Furcht vergangen,
Sogar — ich muß geſtehn, —
Wär' es mein innigſtes Verlangen
Mich doppelt oft zu ſehn,
Aus mancherlei Verlegenheiten
Hälf' dieſes mir heraus,
Und manchen Ungemächlichkeiten
Wich' ich dadurch wohl aus.

Wenn Morgens meine Gläub'ger ſchreien,
Belagern meine Thür',
Mir mit Arreſt und Pfändung dräuen
Und fodern Geld von mir,
Da wird es um die Bruſt mir enger
Es ſinket mir der Muth,
Da wär' ein ſolcher Doppelgänger
Zum Zahlen wohl recht gut.

Und wenn ich in's Bureau muß gehen,
Und würde dort bereits
Den lieben Doppelgänger ſehen,
Der willig trägt mein Kreuz,
Und ſäh' ihn fleißig rechnen, ſchreiben,
Da könnt' er dort für mich

Den ganzen Monat ſitzen bleiben,
Am Erſten nur käm' ich.

Und wenn ich dann im Gaſthaus ſäße,
Da richtet' ich mir's ein,
Daß ich die beſten Speiſen äße
Und tränke theuren Wein.
Sobald ich aber rief am Ende:
„Herr Wirth! Bezahlen jetzt!“
So würde dann für mich behende
Der Andre hingeſetzt.

Ich wollt' ihm auch ein Opfer bringen,
Dem lieben Doppelmann,
Wenn ſie des Abends wälliſch ſingen,
So könnt' er's hören an.
Erlaubt mir, daß ich Euch bedeute,
Ich hör' es ſo nicht gern,
Und übel nehmen's doch die Leute,
Bleibt man davon ganz fern.

Und was ich Thörichtes beginge —
Es trifft ſich manchmal ſchon,
Daß man begeht auch ſoche Dinge,
Kein Menſch iſt frei davon, —
Zu dieſem müßte auch bequemen
Der Doppelgänger ſich,
Das Dumme müßt' er auf ſich nehmen,
Das Kluge träfe mich.

Des Lebens Bürde drücket Einen
Wohl ohnedies zu ſehr,
Wenn zwei zum Tragen ſich vereinen,
Trägt Keiner dann zu ſchwer;
Drum freut's mich, wenn auch mir will Einer
Zur Seite helfend ſtehn,
Nur Eins verbitt' ich mir: Bei meiner
Geliebten ihn zu ſeh'n.

Das Lotto.

Der Reiche.

Wie kannſt du armer Mann, dem Alles fehlt,
Mit deinem letzten Gulden Geld
Hin in das Lotto laufen?

Der Arme.

Ich will mir Hoffnung kaufen.

Die beiden Hunde.

„So recht, mein braver Sultan!“ ſprach ein Knabe
Zu einem Hund, der an der Kette lag,
Und ob er gleich ihn neckte mit dem Stabe,
Ihn doch nicht biß. — Drauf gab er einen Schlag
Dem kleinen Spitze, der am Thore ſtand,
Doch dieſer biß ihn in die Hand.

Da lief er weinend zu dem Vater hin,
Und ſchrie: „Schau her, wie ich gebiſſen bin,
Dies hat der kleine Spitz gethan,
Den lege, Vater, an die Kette an,
„Den Sultan aber laſſe frei,
Der iſt geduldig, brav und treu!“
„Dein Urtheil iſt zu vorſchnell, — hör' mich an,“
Verſetzte drauf der Vater dann:
„Nach einem Falle hält man nicht Gericht,
Gewohnheit iſt's, die wir beachten müſſen:
Der Spitz hat heut zum erſten Mal gebiſſen,
Und Sultan biß zum erſten Male nicht.“

Die Statue.

Ein Fürſt, ſehr ſtolz und grauſam, fand
Sein Bild von Erz, das auf dem Markte ſtand,
Einſt umgeſtürzt; darob ergrimmt' er ſehr
Und ſchrie: „Wer unterſtand ſich, wer,
Mir dies zu thun? Er ſoll es ſchrecklich büßen,
Ich laß' ihn an die ſchwerſte Kette ſchließen,
Und abhau'n ihm die Hand; drum ſagt mir an,
Wer that's?“

Es trat hervor ein Bauersmann,
Und ſprach: „Der Blitz, Herr, hat's gethan.“

Die Kaſtanie.

Knabe.

Das ewige Lernen, es ekelt mich an,
Ich will in den Garten ſpringen.

Vater.

Komm, Knabe, ich will dich nicht zwingen.
Sie langten unten im Garten an,
Da fand der Knabe, der Äpfel ſucht,
Am Baume eine Kaſtanienfrucht,
Rundum mit Stacheln verſehen.
Halt ein, die Frucht da laß ſtehen.

Knabe.

Warum denn? ich möchte ſie brechen.

Vater.

Du wirſt dir die Finger zerſtechen.

Knabe.

In dieſer Schale, ſtachlicht und grün,
Iſt eine ſchöne Kaſtanie drin,
Da muß man ein bischen was leiden ſchon,
Und ſticht man ſich auch in die Finger,
Der Schmerz iſt doch immer geringer,
Und jede Mühe vergilt der Lohn.

Vater.

Du ſprachſt dir ſelbſt dein Urtheil, mein Sohn!
Wenn auch das Lernen dich jetzt verdrießt,
So überwinde die kleinen Sorgen,
Denn auch unter dieſen Stacheln iſt
Die ſchönſte Kaſtanie verborgen.

Die Jagdflinte.

Wenn ich jag' im Gebirg und im Wald,
Meine Büchſe gewaltig knallt;
Doch etwas Anderes iſt's im Freien,
Verdoppl' ich da auch des Pulvers Macht,
Kann ich ihm doch nicht die Kraft verleihen,
Und meine Büchſe hier ſchwächer kracht.
Es geht mit dem Ruf wie mit dem Gewehre:
Wählſt du den Platz geſcheidt,
Knallſt du zu rechter Zeit,
Die Echo tragen es weit,
Solch' ein Lärmen gilt oft für Ehre.

Der inländiſche und der exotiſche Baum.

Wanderer.

Während dieſer nützliche Baum
Durſtig nach Waſſer ſchmachtet

Wird er von dir doch bemerket kaum,
Jener doch ſorgſam beachtet
Und mit Waſſer fleißig gepflegt,
Der dir doch keine Früchte trägt,
Sage, warum du ihm freundlicher biſt?

Gärtner.

Darum, weil er ein Ausländer iſt.

Die Viper und der Blutegel.

Die Viper.

Du wirſt dich doch nicht meſſen mit mir,
Du kleines verächtliches Thier?
Die Menſchen zittern vor meinen Biſſen,
Dich aber ſuchen ſie auf in den Flüſſen,
Und ſelbſt das kleinſte Kind,
Reicht gern dir die Hand und geſchwind
Und läßt von dir voll Muth
Sich ſaugen ſein Blut.
Sklave der Menſchen, weiche von mir,
Kleines, dummes, verächtliches Thier!

Der Blutegel.

Du ſtolzes und grauſames Thier!
Ich will mich nicht meſſen mit dir!
Mein Zweck, er iſt gewiß
Weit vorzuziehen dem deinen:

Du mordeſt durch deinen Biß,
Ich aber heile durch meinen.

Heilige Kritik! vom Himmel zu ſegnen,
Alſo kannſt du Pasquillanten entgegnen.

Das Kind.

„Pfui! wer begehrt mit vollem Mund?“
Sprach eine Mutter ſtreng zu ihrem Knaben,
Der noch das Letzte nicht gekauet, und —
Schon wieder neue Speiſe wollte haben. —
Ehrſüchtige! die ihr mit Würden überhäuft,
Gleich wieder gierdevoll nach neuen greift,
Euch thu' ich dieſe Fabel kund:
Pfui! wer begehrt mit vollem Mund?

Das verwelkte Blatt.

Wanderer.

Sage mir, du welkes Blatt!
Das der Wind geknicket hat,
Sage mir, wo gehſt du hin?

Blatt.

Lieber Wandersmann, muß ziehn,
Über Auen, über Felder,
Über Wieſen, über Wälder.

Muß wie alle andern Sachen
Ganz denſelben Weg auch machen,
Und der Wind mich dorthin weht,
Freund, wohin das Blatt der Roſe,
Und das Blatt des Lorbeers geht.

Die beiden Wetterpropheten.

Ein gelehrter Aſtronom, den man
Mit vollem Rechte einen Weiſen nannte,
Weil er der Himmelskörper Bahn
Und ihren Einfluß auf die Erde kannte,
Und ſo durch Combination
Zum größten Staunen aller Leute
Meiſt wahr und glücklich lange voraus ſchon
Schön Wetter oder Regen prophezeite,
Der als Orakel ſo im ganzen Land
In großem Ruf und hohen Ehren ſtand,
Der Aſtronom, — es wird von ſelber klar,
Daß er daneben auch ein Doktor war, —
Ging einſt mit ein'gen Freunden auf das Land.
Sie trabten im Geſpräche weiter,
Der Tag war angenehm und heiter,
Und nur allein gen Oſten ſtand
Ein kleines graues Wölkchen. — Dieſes nahm
Ein Herrlein wahr, dem eine Waſſerſpur
Auf ſeinem neuen Frack mehr Kummer machte,

Als Freude ihm gewährte die Natur,
Die jetzt im Frühlingskleid ſo lieblich lachte;
Er machte drauf den Doktor aufmerkſam
Und fragt' ihn ängſtlich: Sagen Sie mir doch
Was glauben Sie, wird's heute regnen noch?
Mit Forſchermiene blickt der Aſtronom,
Bewaffnet ſeine Naſe
Mit einem Augenglaſe,
Empor zum Himmelsdom. —
Er ſchaut und ſchaut, läßt dann den Spruch erſchallen,
„Daß heute gar nichts zu beſorgen ſei,
Kein Tröpflein werde von dem Himmel fallen!“
Ein Mann, der ſeinen Eſel trieb vorbei,
Hört dieſen Spruch, er lächelt und bleibt ſtehen,
Und plötzlich hört den Treiber man entgegnen:
„Mein lieber Herr! Ihr irrt, ihr werdet ſehen,
's wird heute ganz gewiß noch tüchtig regnen.“
Und weiter zieht der Treiber mit dem Thier.
Dem bäuriſchen Propheten, der dieß ſprach,
Schaut höhniſch lächelnd lang der Doktor nach,
Und die Geſellſchaft platzt vor Lachen ſchier.

Sie gehen weiter fort,
Dem grauen Wölkchen gegen Oſten dort
Geſellt ſich bald ein zweites zu, — ſodann
Ein drittes und ein viertes; — eine Stunde
Vergeht, da reihen ſich noch mehre an,
Und düſter wird es bald rings in der Runde;

Ein kalter Luftzug ſchauert durch die Glieder
Den nicht mehr Lachenden, die ſchneller vorwärts wallen,
Noch dunkler wird's und große Tropfen fallen,
Und jetzo ſchießt der Regen ſtrömend nieder. —

Noch eine Stunde hatten ſie zu gehn,
Bis ſie das Dörfchen endlich vor ſich ſehn,
Und triefend treten ſie in's Wirthshaus ein,
Dort ſitzt der Eſeltreiber bei dem Wein',
Und lacht als er ſie ſieht und ſpricht:
„Nun meine Herrn! Sie glaubten mir es nicht,
Nun ſpüren Sie, ich hatte Recht.“ — „„Mag ſeyn;
Du haſt's errathen, 's traf nur juſt ſo ein,““
Erwiederte der Doktor vornehm blickend
Und gnädig mit dem Haupt dem Manne nickend. —
„Nein, nicht errathen, und es traf nicht juſt
So ein, gewiß, gewiß hab' ich's gewußt,“
Verſetzt der Bauer. — „„Wie gewiß? woher?““
„Ja ſeht, mein Eſel weiß da ſicher mehr
Als Ihr und ich, es iſt ihm angeboren,
Als er heut Morgens aus dem Stalle ging,
Und ich den Sack ihm auf den Rücken hing,
Da ſchaut' er auf und ſchüttelte die Ohren!“

Mutter und Liebſter.

Lukas bat: „Ach höre Liſe,
Höre, was dein Treuer ſpricht!“

Doch die bange Mutter warnet:
„Liſe! hör den Lukas nicht!“
Seht das arme Mädchen ſchwanket,
Und der Zweifel macht ihr Pein,
Wen von Beiden ſoll ſie hören,
Lukas oder Mütterlein?

So vernünftig ſpricht die Mutter,
Sagt ihr zärtlich, was ſie ſoll;
Doch auch Lukas will ihr Beſtes,
Und der ſpricht ſo liebevoll! —
Endlich findet ſich ein Ausweg,
Beiden kann ſie willig ſeyn,
Heute will ſie Lukas hören,
Morgen dann ihr Mütterlein.

Und ſie wandeln durch die Felder
Aug' in Aug' und Arm in Arm,
Und ſie ſchwatzen und ſie koſen
Und verkoſen jeden Harm,
Keines hört vor Herzensſchlagen
Daß es Mitternacht ſchon ſchlug,
Lukas hat ſtets mehr zu ſagen,
Liſe höret nie genug.

Seht nun ſchleicht das arme Mädchen
Ganz allein durch Feld und Flur,
Ihre Wange trägt des Kummers,
Und ihr Aug' der Thräne Spur;

Lerche ruft aus blauen Lüften,
Und der Bach rauſcht um ſie her,
Doch weil Lukas nichts mehr ſaget,
Hört ſie nichts auf Erden mehr.

Mädchen! nehmet Euch ein Beiſpiel
Wie es Liſen hier erging,
Wahrt die Ohren, um das Hören
Iſt es gar ein ſchlimmes Ding;
Immer Zeit iſt's zu vernehmen,
Was ein ſolcher Lukas ſpricht,
Doch die Mutter anzuhören
Sparet ja auf Morgen nicht.

Nachruhm.

Damit dein Name ſoll dauernd bleiben,
Erbauſt du ein prächtiges Haus für dein Geld
Und läſſeſt ſo für die künftige Welt,
Vom Maurer deine Geſchichte ſchreiben.

Die Minute.

Eine Minute,
Sie kommt und flieht, läßt keine Spur;
Der Menſch entſteht in der Minute,
Er rennt und ſorgt, und lebt doch nur
Eine Minute.

Eine Minute
Gar oftmahl einen Wunſch gebiert,
Der wieder ſtirbt in der Minute,
Oft aber auch zum Glücke führt
Eine Minute.

Eine Minute
Reicht hin zu ſtehlen dir dein Herz,
Dann iſt voll Wonne die Minute,
Doch folget langer bittrer Schmerz
Dieſer Minute.

Eine Minute
Träumſt du, du habeſt einen Freund,
Der in der folgenden Minute
Schon nicht mehr iſt, was er dir ſcheint
Eine Minute.

Eine Minute
Läßt neue Werke viel entſtehn,
Die haſchen nach dem Beifall der Minute,
Der auch mit ihnen wird vergehn
In der Minute.

Eine Minute
Währt nur des ganzen Lebens Spiel;
Wir wähnen ewig die Minute,
Und opfern Stunden, Tage viel
Dieſer Minute.

Eine Minute,
Die Leid dir bringt, laß fahren hin;
Doch halte feſt die freudige Minute,
Dann bleibt dir treu der frohe Sinn
Jede Minute.

Eine Minute
Kommt auch, die mit dem Ende droht,
Doch fürchte nimmer die Minute
Und denke nur: ’s iſt auch der Tod
Eine Minute.

Der Menſch und ſein Schatten.

(Fabel.)

Es lief dem eignen Schatten nach ein Mann,
Natürlich daß er ihn nicht haſchen kann,

Da wendet er ſich um, ihm folget dann
Der Schatten, der ihn auch nicht haſchen kann.

So auch das Glück: du ſuchſt es auf, es fliehet ſchnelle;
Du wendeſt dich von ihm, es folget dir zur Stelle.

Zwanzig Lebensjahre.

Ach! blieben wir doch immer
Nur zwanzig Jahre alt,

Verflöſſe doch dieß Alter
Der Freude nicht ſo bald! —

Der Himmel iſt voll Sonnen,
Die keine Wolke trübt,
Die Erd' iſt voller Roſen,
Dran 's keine Dornen gibt.

Indem wir nichts vermiſſen,
Beſitzen wir die Welt,
Und was wir da noch wiſſen,
Uns keine Luſt vergällt.

Ein jeder Wunſch erfüllt ſich,
Weil man zu hoch nicht ſtrebt,
Man hat genug zu leben,
Weil man vom Wahne lebt.

Ein Nichts kann uns entflammen
In jener goldnen Zeit,
Lieb' iſt ſo nah dem Herzen
Und Ehe iſt ſo weit.

Wir leben hin in's Blaue,
Wir handeln ohne Plan,
Und werfen Geld, Geſundheit
Und Kräfte leicht hintan.

Es ſticht uns nicht im Kopfe,
Es reißt uns nicht im Bein,

Geh'n ohne Schirm im Regen
Und in dem Sonnenſchein.

Ein Stuhl, ein Tiſch, ein Bettchen
Genügen zum Genuß,
Was noch darüber wäre,
Däucht uns ein Überfluß.

Weil wir noch nichts erfahren,
Auch Alles gut uns ſcheint,
Wir halten den, der freundlich
Uns grüßt, für einen Freund.

Die Jahre, ach! verſchwinden,
Die Zeiten ändern ſich,
Und nach den zwanzig Jahren
Verſchlimmert Alles ſich.

Doch wie es auch mag kommen,
Ich preiſe doch den Mann,
Der noch mit achtzig Jahren
Die Klage führen kann:

„Ach wären wir doch immer
Nur zwanzig Jahre alt,
Verflöſſe doch dieß Alter
Der Freude nicht ſo bald.“

Gratulation.

(Parodie des Hamlet'ſchen Monologs.)

Ob gratuliren, oder nicht? das iſt die Frage. —
Ob's edler im Gemüth den Spruch herſagen,
Als wär' man in der Schule, oder ſchweigen
Und nichts dergleichen thuen? Gratuliren —
Glück wünſchen, weiter nichts! und dann zu wiſſen,
Daß mit dem Glückwunſch Alles ſei gethan,
Das wär' ein Ziel auf's Innigſte zu wünſchen.
Glückwünſchen, gratuliren — gratuliren?
Vielleicht Präſente geben? — Ha! da liegt's!
Was für enormes Geld Präſente koſten,
Das zwingt uns ſtill zu ſtehn, das iſt die Rückſicht,
Warum es immer nur beim Wünſchen bleibt;
Denn wer ertrüge wohl das Putzen, Schniegeln
Des eignen Leichnams, wer die engen Stiefel,
Das Haarzerzauſen eines Kopfverſchönrers,
Das Waten auch im Schnee und Koth und Regen,
Das ungeheure Geld, das die Fiaker
Von uns verlangen, wenn man Ruhe ſich
Verſchaffen könnte bloß mit einer Karte?
Die Freud' auf etwas nach dem Gratuliren,
Ein Thälerchen, das etwa mild uns zufällt,
Ein Mittagsmahl, zu dem man wird gebeten,
Das unentdeckte Land des vollen Sackes,
Von deſſen Innern wir was wiſſen möchten,

Das macht, daß wir doch lieber ſelber kommen,
Als ein Billet durch den Bedienten ſchicken;
So macht das Gratuliren aus uns Allen
Nur Bettelnde und Bettler, und dem Geize
Wird nur der Trieb der Freundſchaft angekränkelt:
Indeſſen man an eignes Wohl nur denkt,
Wird für des Freundes Wohl der Wunſch gelenkt.

Hymens Qualen und Luſt.

Hymen! erklär' mir warum verkünden die ſchmähenden Zungen
Deine Qualen nur ſtets, uneingedenk deiner Luſt?

Weil meine Kämpfe und Streite bei hellem Tag' ich vollführe;
Aber den Wiedervereín decket der Schleier der Nacht.

Glück und Verdienſt.

Das Glück traf das Verdienſt auf ſeinem Gange:
Willkommen! rief es, endlich fügt es ſich,
Daß ich dich find', ich ſuche dich ſchon lange! —
Und ich — ſprach das Verdienſt, — erwarte dich.

Weibliche Schönheiten.

(Ein Sonnetten-Cyklus.)

I.

Die anmuthige Schöne.

Was Anmuth ſei, wer wagt es auszudrücken?
Der Prunk der Worte führt ihn nicht zum Ziele,
Nicht dem Verſtande, nein, nur dem Gefühle
Wird es, die Anmuth zu beſchreiben glücken.

In Allem was wir an dem Weib erblicken,
Kann ſie ſich zeigen: In des Mundes Spiele,
In ſchwarzer Locken lockendem Gewühle,
Ja, ſelbſt in eines Köpfchens zartem Nicken.

Die Schönheit ſtrebt gleich Cedern hoch zur Luft,
Die Anmuth gleicht Reſedens ſanftem Duft,
Die Schönheit laut gleich der Trompete lärmet,
Die Anmuth flötet lieblich durch den Wald.
Die Schönheit iſt die Sonne, welche ſtrahlt,
Die Anmuth iſt die Sonne, welche wärmet.

II.

Die gelehrte Schöne.

Gelehrſamkeit auch preiſ' ich an den Frauen,
Denn wenn ſie gleich nicht in die Tiefe dringen
Auch ſelten ſich zur höchſten Höhe ſchwingen
Und ihr Gebäud' auf leichten Flugſand bauen,

So iſt, wenn Frauen in das Wiſſen dringen
Doch dieſes lieblicher bei ihnen anzuſchauen,
Als wenn man ſelbes will aus altergrauen
Und ſtaub'gen Pergamenten ſich erringen.

Eindringlicher erklärt ein Roſenmund,
Und was da ſchreibet eine ſchöne Hand
Wenn auch ein Tand, iſt doch ein holder Tand.
Zwei Frauenaugen tiefer ſind gedrungen
Als zwanzig krafterfüllte Männerzungen,
Die Grazien thun die Weisheit ſüßer kund.

III.

Die reizende Schöne.

Es gibt auch eine Schönheit, welche Glut,
In deine Adern gießt, die dich verzehret,
Wo unnennbarer Reiz die Luſt gebäret,
Die allgewaltig lodert durch dein Blut.

Man fühlet da nicht Liebe, die uns ehret,
Das Herz weiß nicht, was tolle Flamme thut.
Und ſchnell entfernet man mit keckem Muth
Ein jedes Hinderniß das ihr verwehret.

Unſelig Feuer! unbeſonnen Wagen!
Das nur von des Cozythus Flammen ſtammt,
Unbändig, aber niemals lange flammt,
Der Du es fühlſt, wie muß ich dich beklagen!
Erloſchen iſt es bald und aus den Kohlen
Kannſt du die mitverbrannte Ruh nicht holen.

IV.

Die ſtolze Schöne.

In einem wunderſchönen Angeſichte
Iſt oft ein einz'ger fremder Zug zu ſchauen,
Der uns zurückſchreckt von den ſchönſten Frauen
Und einen Schatten beigeſellt dem Lichte.

Oft zeigt er ſich auf hochgezognen Brauen,
Im Blicke oft voll ſtrafendem Gewichte
Im Mundeswinkel auch; er macht zu nichte
Die Mutter aller Liebe: das Vertrauen.

Wenn ſolchen Zug und ſolche fremde Töne
In einem ſchönen Antlitz ich gefunden,
Abſtoßende Gewalt hab' ich empfunden,
Und neigt nach mir das Köpfchen auch die Schöne,
Nicht kann ich's doch ertragen, muß geſtehen,
Wenn ſie mich hold, doch ſtolz hat angeſehen.

V.

Die ſchmachtende Schöne.

Von allen Sternen, die Gott ausgeſendet,
Damit man ſeine Allmacht kennen lerne,
So ſchön ſind keine als die Augenſterne,
Vor allen jener milde, der nicht blendet;

Aus deſſen ſanftem Himmelblauen Kerne,
Auf dich o Glücklicher, ein Strahl ſich wendet

Der deiner Seele ſüßen Frieden ſpendet,
In den du immer ſchauen möchteſt gerne.

Die Sehnſucht, die aus ſolchem Sterne ſtrahlet,
Dies himmliſche Verſchwimmen eines Blickes,
Vorbote iſt es unnennbaren Glückes,
Das keine Zunge nennt, kein Pinſel malet
Und einem Sonnenblicke gleich zu achten
Iſt dieſes ſüße ſehnſuchtsvolle Schmachten.

VI.

Die ſittſame Schöne.

Von allen Eigenſchaften, die erhellen
Die Schönheit und ihr höhern Reiz verleihen,
Iſt keine doch, wie laut auch manche ſchreien
Der Sittſamkeit, der holden, gleich zu ſtellen,

Wer wagt es ihren Schleier zu entweihen?
Und wenn auch ſeines Bluts empörte Wellen,
Empor ſich drängen zu des Herzens Quellen,
Er wird ſich eines ſolchen Siegs nicht freuen.

Ein Zauber iſt die Sittſamkeit der Weiber,
In deſſen Kreis unlautere Gewalten
Entwaffet werden, ſich nicht aufrecht halten,
Er kömmt und ſieht und wankt, der kühne Räuber,
Und wo er rauben will mit gier'gen Krallen,
Muß er, um anzubeten, niederfallen.

VII.

Die mütterliche Schöne.

Wie auch das kleine Mädchen mag gefallen,
Wie auch die Jungfrau Alles hoch verehret,
Wie auch die Gattin ihr Verdienſt bewähret,
Die Mutter iſt die Herrlichſte von Allen.

Hier hat ſich Blüth' in ſchön're Frucht verkehret,
Es ſteigt ſchon ihres Säuglings erſtes Lallen
Als Dank für ſie empor zu Gottes Hallen,
Sie iſt's, die Frauenzweck und Pflicht uns lehret.

O Hageſtolz! der du noch grübelnd ſchwankeſt,
Ob Eh' verwerflich oder rathſam iſt,
Wenn noch ein Blut in deinen Adern fließt;
Wenn du dich noch an etwas Ird'ſches rankeſt,
Wenn du ein Menſch von einem Menſchen biſt,
Preiſ' ein Geſchlecht, dem du die Mutter dankeſt.

VIII.

Die zierliche Schöne.

Dir hat Natur mit königlichen Händen
Den Hermelin der Reize umgehangen,
Sie wußte deinen Blicken, deinen Wangen
Die Macht des Liebeszaubers zuzuwenden.

Nun ſuchte ſolche überreichen Spenden,
Womit Natur das Schöne angefangen,

Geſchmack und Kunſt mit wohlgewähltem Prangen,
Zum Bild der höchſten Anmuth zu vollenden.

Bewunderung und ſtille Sehnſucht ſonnen
Wie Adler ſich im Glanze deiner Blicke,
Entzückt durch deiner Anmuth holdes Weſen;
O welche überſeligſte der Wonnen,
Wem es beſchieden wäre vom Geſchicke
In deinem Auge Mitgefühl zu leſen.

IX.

Die liebliche Schöne.

Am milden Frühlingsabend Zephyrswehen,
Wie lieblich kühlt es uns die glühnden Wangen,
Wie lieblich iſt der Sterne flimmernd Prangen,
Wenn wir uns durch die Flur bei Nacht ergehen,

Und wen erfaſſet nicht ein lieblich Bangen,
Wenn Nachtigallen ſanft im Haine flehen?
Wer kann den Flötentönen widerſtehen,
Die unwillkührlich jedes Herz durchdrangen?

Die Lieblichſte doch aller Lieblichkeiten,
Die freundlich unſern Lebenspfad begleiten,
Es iſt ein lieblich Weib, ihr Aug der Stern,
Ihr Ton der Nachtigallen ſanftes Flöten,
Ihr Athem Zephyrswehen, ihr Erröthen
Ein Frühlingsabend — Meiſterſtück des Herrn.

X.

Die hohe Schöne.

Wenn ſich der Hoheit Glanz mit Schönheit gattet,
Der Purpurmantel um die Schultern hängt,
Fühlt man ſich nicht erwärmet, nein verſengt,
Und jede Hoffnung iſt von Furcht umſchattet.

Wird von der Hoheit Liebe wohl geſtattet?
Dies iſt die Frage, die ſich auf uns drängt,
Man naht ſich tief im Innerſten beengt
Und jeder Muth vor ſolchem Strahl ermattet.

Doch plötzlich iſt er wieder dann gewonnen,
Wenn mild uns lächeln jene beiden Sonnen,
Die auch der Hoheit Licht und Leben ſpenden,
Dann weichet alles innerliche Schaudern,
Es ſtürzen nieder alle Scheidemauern
Und Ehrfurcht wird ſich ſchnell in Liebe wenden.

XI.

Die eitle Schöne.

Was willſt du dich mit äußerm Schmuck behangen,
Den ſchöner ich an deinem Leib gewahre?
Warum mit Roſen kränzen deine Haare,
Die herrlicher noch blühn auf deinen Wangen?

Saphiere leuchten aus dem Augenpaare,
Und zwei der ſchönſten Perlenreihn, umfangen

Von zwei Rubinenſchließen, ſeh ich prangen,
Was ſoll zu ſolchem Schmuck die eitle Waare?

Die Jugend, nicht bedarf ſie derlei Glanzes,
Wenn ihr Natur ihr Köſtlichſtes geſpendet
So iſt ſie von der Mutter ſchon vollendet,
Ein heil'ges unveränderbares Ganzes,
Und wer ſie will mit fremder Schönheit ſchmücken,
Der kann ihr ihre eigne nur entrücken.

XII.

Die ſtrenge Schöne.

Der Schönheit, ihr der hohen würdevollen
Steht oft die ernſte Strenge ſtill zur Seite,
Und liegt mit ſüßer Liebe oft im Streite,
Die plötzlich hat das Herz erobern ſollen.

O Schönheit, laß Bewunderung dir zollen,
Laß dieſe Strenge, der dein Herz ſich weihte,
Zur Hälfte nur verringern ſich für heute,
Ein halbes Grollen iſt ein halbes Wollen.

Abweiſend und verhöhnend jedes Hoffen
Umſpinnt die Eiſigkölte dir dein Leben,
Und doch kann ſie, zu lieben dich, nicht wehren,
Denn , wen verweiſend auch dein Blick getroffen,
Er fühlt, daß es kein ſchönres Glück kann geben,
Als ſich in deiner Liebe zu verklären.

Als Sie ſtarb.

Es iſt vorbei, mein Leben iſt zerſchnitten,
Die eine Hälfte iſt gelöſt von mir,
Erzürnter Gott! ſo fanden meine Bitten
Und Thränen keine Gnade mehr vor dir?
Der Tod hat mir *ihr* Leben abgeſtritten,
Mein elend Leben trennte mich von ihr
Und keine Hilfe war und kein Erbarmen,
Er riß mein Alles mir aus meinen Armen.

Ja, *Alles* war ſie mir auf dieſer Erde,
Geliebte, Schweſter, Freundin, Pflegerin,
Damit kein Übel mich zu ſtark gefährde
War ſie der größern Hälfte Trägerin.
Und was mein Herz, mein Blick auch nur begehrte,
Das war durch ſie mein täglicher Gewinn,
Und dieſe Einz'ge mußt' ich ſterben ſehen! —
Darf denn der Tod auch Engel niedermähen?

Wenn dir dein Haus vernichtet ward durch Flammen,
So biſt du arm; doch liegt es noch im Lauf
Der Möglichkeit, nimmſt du die Kraft zuſammen,
Du baueſt dir ein neues, ſchönres auf,
Nimmt Gott die Liebſten, welche dir entſtammen,
Zu ſich, mit Thränen blickſt du dann hinauf,
Doch bleibt dir Jene noch, die ſie geboren,
Doch ich hab' nichts mehr, Alles iſt verloren.

Ja ich, ich bin der Ärmſte von den Armen,
Steh' in der weiten Welt nun ganz allein,
Mein Glauben, Hoffen, Lieben und Erbarmen,
Liegt alles unter einem kalten Stein,
Mein Herz, es kann an keinem mehr erwärmen
Ich gab es ihr, man grub es mit ihr ein,
Ich bin ein Körper nur mehr ohne Herzen,
Der ſich nur lebend fühlt durch ſeine Schmerzen.

Mag nicht mehr ſehn der Sonne feurig Prangen,
Möcht lieber ruh'n bei ihr in ew'ger Nacht,
Mich ekeln an die friſchen Roſenwangen
Denn ihre hat der Tod ja blaß gemacht,
Mich faßt es an, als ob mit glühnden Zangen
Man mich verwundete, wenn Jemand lacht,
Denn Andrer Freuden bringen mir nur Leiden.
Und meine Leiden ſind nur meine Freuden.

Sie ſagen zwar: „ich ſoll ihr Glück ihr gönnen,
Sie ſei nun aller Erdenbürden los,“
Ich kann mein Glück nicht von dem ihren trennen,
Und wüßte ſie mein Unglück ſei ſo groß,
Gewiß, ſie wollte ſelbſt ein Glück nicht kennen,
Das ohne mich der Himmel ihr erſchloß,
Ich hörte nie ſie über Bürden klagen,
Die ſie mit mir vereinet hier getragen.

Dann meinen ſie: ich werde ſchon geſunden,
Heilſame Kräfte ſchlummern in der Zeit,

Nein, ſag ich nein, es gibt ſo tiefe Wunden,
  Die nie vernarben, nicht in Ewigkeit,
Und hat ein dünnes Häutlein ſich gefunden,
  Das von der äußern Wirkung ſie befreit,
So freſſen deſto tiefer ſie nach Innen,
Und nimmer iſt Geneſung zu gewinnen.

Drum keinen Troſt ihr lieben guten Leute,
  Nicht faß ich, was ein Freund theilnehmend ſpricht,
Ihr gebt mich nur noch mehr dem Schmerz zur Beute,
  Der dann hervor noch fürchterlicher bricht,
Ehrt, wenn ich düſter Euch entgegen ſchreite,
  Ehrt meinen Gram und ſtört darin mich nicht,
Und wollt ihr mich nicht unbegrüßet laſſen,
So mögt ihr meine Hand, ſie drückend, faſſen.

Solch einen Druck will ich mir ſelber deuten,
  Er ſaget mir: Dein Schmerz iſt mir bewußt,
Er drückt mir aus all die Vortrefflichkeiten
  Die ich beſaß und mißt mir den Verluſt,
Er wünſchet mir, Gott wolle mich geleiten,
  Hin, wo ich wieder ruh' an ihrer Bruſt;
Ihr Freunde ſolch ein Druck iſt hier am Orte,
Doch keine Worte, — ach! — nur keine Worte!

So will ich ſtill die Pilgerfahrt vollenden,
  Bis mir die Stunde der Erlöſung ſchlägt,
Will meine letzte Kraft noch Jenen ſpenden,
  Die ſie im Tode mir an's Herz gelegt,

Dann mag mir Gott den Todesengel ſenden,
Der aus dem Thal der Qual zu ihr mich trägt,
Dann werd' ich endlich ausgelitten haben,
Mein Grab iſt neben ihrem ſchon gegraben.

Wien.

(Ein Scherz.)

Wenn ſie mir zu Hauſe Beſchreibungen machten
Von Wien und all ſeiner Herrlichkeit,
Da ging dahin all mein Dichten und Trachten,
Von nun an war ich voll Traurigkeit.
Mich reizte nichts mehr in dem kleinen Städtchen,
Nicht einmal der Wein, nicht einmal die Mädchen,
Sah immer fort nur nach der Donau hin
Und ſehnte mich nur nach Wien — nach Wien.

Und als ich magerer wurde faſt täglich,
Da ſprach die Mutter ein gutes Wort
Beim Vater, beſchrieb meine Sehnſucht ihm kläglich,
Und ſagte: Laß doch den Jungen fort!
Der Alte — er ſah', es half nichts mehr dagegen,
Gab endlich Erlaubniß und ſeinen Segen
Und ſprach: Geh in's Himmelsnamen denn hin!
Wirſt aber ſchon ſehen, es thut's nicht in Wien!

Entzückt packt' ich meine Sachen zuſammen,
Und ſetzte auf einen Stellwagen mich,

Und als wir endlich zur Wienerſtadt kamen
Da nahte ein Herr unſrem Wagen ſich
Der fragte mich aus, es war zum Erſtaunen,
Auch hatt ich viel Noth mit zwei fetten Kappaunen,
Die ich zur Muhme ſollt' tragen hin,
Ich ſah wohl, man kommt nicht ſo leicht nach Wien.

Wir fuhren in eine großmächtige Schenke,
Und dorten blieb ich die erſte Nacht,
Doch muß ich ſagen, daß keine ich denke,
Die ich ſo jämmerlich zugebracht;
Denn wie es nur anfing am Himmel zu dämmern,
So fingen die Schloſſer ſchon an zu hämmern,
Und Wagen rollten ſtets her und hin,
Ich ſah, man ſchläft miſerabel in Wien.

Am nächſten Tag wollt ich zur Muhme gehen,
Und ſchritt durch Gaſſen und Gäßchen viel,
Da gab es gar Manches zu hören, zu ſehen,
Und überall war ein entſetzlich Gewühl,
Ich konnte durch alle die gaffenden Mengen
Mit großer Mühe nur durch mich drängen,
Man ſtieß mich bald her und ſtieß mich bald hin,
Man kriegt viele Rippenſtöße in Wien.

Ich wollte mir nun auch mein Brot verdienen,
Und klopfte an allen Thüren an,
Allein mir wollte das Glück nicht grünen
Und nirgend wurde mir aufgethan,

Bald fand ich nichts mehr in den leeren Säcken,
Und theuer war Alles, ach theuer zum Schrecken;
Ich ſah, kömmt man nicht mit viel Gelde dahin
So kann man gar nicht leben in Wien.

Ich hatte ein herrliches Mädchen geſehen,
Das hingab ſich ganz meiner Zärtlichkeit,
Doch bald ſollt' mit ihr ich zum Tanze gehen
Und bald ihr kaufen ein neues Kleid,
Und da mir nun dieſes zu hoch wär gekommen,
So hat ſie ſich einen Andern genommen,
So, daß ich jetzt ganz überzeuget bin
Man darf auch gar nicht verliebt ſeyn in Wien.

So ging es denn täglich mir ſchlimmer und ſchlimmer,
Und weil der Himmel nicht heiterte ſich,
Und mir nicht mehr ſtrahlte ein Hoffnungsſchimmer,
So packte denn endlich Verzweiflung mich
Ich ſtürzte mich über die Donaubrücke
Da faßte ein Schiffer mich ſchnell beim Genicke
Und zog mich gerettet an's Ufer hin —
Man kann alſo nicht einmal ſterben in Wien.

Als X. eine Köchin heirathete.

X hat eine Köchin zur Frau ſich genommen
Um gute Speiſen durch ſie zu bekommen
Da kann man behaupten wohl in der That,
Daß er ſie gerne zum Freſſen hat.

Das Gewicht der Reue.

(Legende.)

Hans Görge ein Spieler und Schlemmer war
Und endlich ein Räuber und Mörder ſogar.

Je ſchlechter die That, je größer ſein Muth,
Er ſtrebte nach Gold nur und lechzte nach Blut.

Dem Starken kam endlich ein ſtärkeres Weib,
Dem Böſen die böſere Krankheit zu Leib.

Sie warf ihn nieder und band ihn feſt
An's Bett, das die Thräne des Schmerzes durchnäßt,

Und wie ſich nach Außen nun trübet ſein Blick,
Da ſchaut er zuerſt in ſein Inn'res zurück.

Vorüber an ihm zog nun Bild für Bild,
Wovon ihn ein jedes mit Schauder erfüllt.

Vom Auge, das früher nur Feuer gab,
Rann jetzt das Waſſer der Reue herab.

So viel er Thränen fließen gemacht,
So viel weint er ſelber nun Tag und Nacht,

Und abgemattet von Angſt und Pein
Schlief eines Nachts er in Thränen ein.

Da kam es in einem Traume ihm vor,
Es ſteige ſein Geiſt von der Erde empor,

Und als vor dem ewigen Richter er ſtand,
Hielt der eine Wage in ſeiner Hand,

Und ſeiner Opfer unendliche Zahl
Die drängte ſich bei zu der einen Schal'.

Sie warfen Fluch, Klagen, erlittene Pein,
Betrug, Raub und Mord in die Schale hinein.

Stets tiefer ſank ſie vom Böſen ſchwer,
In größter Angſt ſchaut der Beklagte umher.

Da ſah er ſtehen an ſeiner Seit',
Einen Engel voll Wehmuth und Traurigkeit.

Sein Schutzengel war es, der ſah das Gewicht,
Des Böſen und wußte zu helfen nicht.

Er fand ja nichts Gutes, auch noch ſo klein,
In die andre Schale zu legen hinein.

Und jetzo verſchwand der Engel im Nu,
Und die Schale des Böſen ſank immer zu.

Bald aber im roſigen Lichte auf's Neu
Flog wieder ſein Schutzengel fröhlich herbei.

Er flog mit des Schuldigen Sacktuche her
Das von Thränen der Reue war naß und ſchwer

Und wie er es warf in die leere Schal',
Da ſank ſie aufwiegend des Böſen Zahl.

Und die Stimme des ewigen Richters ſprach:
„Verziehn ſey dem Reuigen was er verbrach!“

Man fand beim nächſtfolgenden Morgenroth
Den Görge mit lächelndem Antlitze todt.

Frauenblätter.

1.

Frauenmacht.

Wenn wir uns noch wie Kinder geberden,
So machen die Frau'n, daß wir Männer werden,
Und wenn wir Männer geworden ſind
So machen die Frauen uns wieder zum Kind.

2.

An Illa.

Als ich zum erſten Mal dich ſah,
Warſt du mein erſtes Vergnügen mir,
Als ich zum letzten Mal dich ſah,
Trugſt du mein letztes Vergnügen mit dir.

3.

Als ich ſie öfters vergebens beſuchte.

Schon viermal kam ich; — deine Diener ſprachen
Du ſeiſt nicht da, man ließ mich nicht hinein,
Mein Kind, um eine Göttin mir zu ſeyn,
Brauchſt du dich ja nicht unſichtbar zu machen.

4.

An eine ſchöne Müllerstochter.

Du brauchſt zu deiner Mühle keinen Wind,
Du biſt ja gar ſo ſchön, mein liebes Kind,
Daß Seufzer, welche deine Reiz' erregen,
Hinreichen deine Mühle zu bewegen.

5.

An die flatterhafte Alma.

Daß du mich liebſt, o ſäume nicht
An jedem Tage neu es mir zu ſchwören,
Zwar glaub' ich deinen Schwüren nicht,
Doch thut es mir ſo wohl ſie anzuhören.

6.

Verſchlimmerung durch Heilung.

Es pflegte, da ich krank jüngſt war
Sorgfältig mich ein ſchönes Frauenzimmer,
So bin ich jetzt geneſen zwar,
Doch fühl' ich mich bei weitem ſchlimmer.

7.

Theodore.

Ein Jeder, der ſich nahet Theodoren,
Empfindet alſogleich, er hab' ein Herz,
Doch Jeder, der von ihr geht, fühlt auch Schmerz
Darüber, daß er dieſes Herz verloren.

8.

Exaltation.

Gott ließ die Sonne nur darum entſtehen,
Damit deine Schönheit beleuchtet ſey,
Und wenn wir andere Sachen noch ſehen,
So iſt das ein Zufall ſo nebenbei.

9.

Galanterie.

Eine ſchöne Frau.

Ich habe immer gelebt in dem Wahn
Daß mich ein Mann nicht gehörig achtet
Der keck mich ſieht mit dem Fernglas an.

Ein galanter Mann.

Ich habe die Sterne nie anders betrachtet.

10.

Bitte.

Verargt den Frauen doch nicht jeden kleinen Scherz,
Sie haben gegen ſich Natur und Lieb' und Herz.

11.

An ein ſchönes Mädchen, das in einem Korbe Blumen trug.

Wenn ich eine Biene wär'
Hätt' ich nach Blumen groß Verlangen,
Doch würde mir die Wahl wohl ſchwer
Setz ich mich auf die Blumen her,
Die da in deinem Körbchen prangen
Oder auf jene auf deinen Wangen?

12.

An zwei Schweſtern.

Für Euch muß wohl Jeder in Liebe entbrennen,
Doch iſt Eure Anzahl zu groß und zu klein,
Um Eine mehr würde man Grazien Euch nennen,
Um Eine wen'ger würd's Venus ſeyn.

13.

Aufſchrift auf ein Badhaus.

Hier zündet die Sehnſucht mehr Feuer an
Als all dieſes Waſſer löſchen kann.

14.

An einen Maler, der eine ſehr ſchöne Frau malte.

Dein Standpunkt Maler iſt nicht leicht,
Du darfſt nichts geben und nichts rauben
Und doch je mehr dein Bild dem Urbild gleicht,
Je mehr wird man's geſchmeichelt glauben.

15.

An einen Ehemann.

Kann deiner Gattin Schönheit, Jugend
Auch viele Männer eiferſüchtig machen;
Du Glücklicher kannſt drüber lachen,
Nicht deine Ruhe kann's gefährden,
Denn überzeugt von ihrer Tugend
Kannſt du es niemals ſelber werden.

16.

Der galante Trunkenbold.

Die Frau.

Schon wieder betrunken? Mann glaube mir
Du wirſt mich zwingen von dir zu gehen.

Der Mann.

Ich betrinke mich bloß aus Liebe zu dir,
Weil ich im Rauſch dich kann doppelt ſehen.

17.

Bitte.

Eine ſchöne Frau.

Um einen Platz für meinen Mann
Bitt ich Sie, edler Freund! ſich zu verwenden.

Ein galanter Herr.

Thun will ich, was ich nicht verweigern kann,
Fleht man uns mit ſo vielen Reizen an,
So bittet man mit Waffen in den Händen.

18.

Das: Je ne sais quoi.

Ein junges Mädchen beſitzt eine Macht
An die ſie bisher noch gar nicht gedacht,
Und die ſich doch von ihr entfernet
Sobald ſie ſelbe kennen lernet.

19.

Als ich bei einer ſchönen Frau ſpeiſte.

Du willſt mich immer zum Eſſen zwingen,
Ich weiß nicht, wie ich's zu Stande bringe,
Wie ſoll ich denn noch was Andres verſchlingen
Wenn ich immer dich mit den Augen verſchlinge?

20.

Stelle aus einem Liebesbriefe.

Geliebte ich ſchreibe dir
Mit Federn aus Amors Flügeln,
Den Schmetterling wußt' ich zu zügeln,
Er kann nicht mehr fliehen von mir.

21.

Männerliebe und Frauenliebe.

Im Mannesleben
Wird Liebe nur Epiſoden geben,
Im Frauenleben
Wird Liebe ſich zur Geſchichte erheben.

22.

Klagen einer Frau.

Die Männer ſind ſehr ungerecht
Gen unſer ſchwächliches Geſchlecht,
Sie machen uns die Tugend zum Verbrechen,
Und doch verzeihn ſie uns nicht unſre Schwächen.

23.

Einäugige Mutter und einäugiger Sohn.

Gib, wunderſchöner Knabe klein
Dein eines Auge der Mutter dein,
So wird ſie Venus, du Amor ſeyn.

24.

Warnung für junge Mädchen.

Vergeudet im Frühling Ihr all Eure Blüthen
So mag vor dem Herbſt Euch der Himmel behüten.

25.

Damengeſchenk.

Die Börſe hat Camilla mir geſtickt
Und mir erlaubt ſie öffentlich zu zeigen,
Doch hätte das Geboth mich mehr beglückt:
Die Börſe zu verbergen und zu ſchweigen.

Mein Vornehmen.

Ich zählte kaum noch ganz achtzehn Jahr'
So gefielen mir ſchon alle Mädchen,
Mich reizte ein ſchwarzes, ein blondes Haar,
Gleich lief mir das Herzensrädchen,
Da dacht ich denn ſo mir in meinem Sinn
Der Liebe will Jugend ſich freuen,
Und wenn ich einmal zwanzig Jahr' alt bin
Dann will der Vernunft ich mich weihen.

Nicht lange währt' es, ſo ſtand ich auch ſchon
Im Galopp am zwanzigſten Jahre,
Doch konnt ich nicht ſprechen der Liebe Hohn
Noch reizten mich Blicke und Haare,
Ei, dacht ich, es iſt ja wohl immer noch Zeit
Verſtändiger ſich zu gebärden,
Dem dreißigſten Jahre halt' ich's bereit
Geſetzt und vernünftig zu werden.

Auch dreißig ſchlug meine Lebensuhr,
Doch iſt es beim Alten geblieben,
Mir ſchien, früher hätt' ich geliebelt nur
Und jetzt erſt könn' ich recht lieben,
Ich liebte alſo recht fleißig drauf
Die Anne, die Roſe, die Klare
Und hob die Vernunft für den Schnalzer auf
Den hört man im vierzigſten Jahre.

Das vierzigſte kam; doch der Himmel weiß,
Den Schnalzer hab' ich überhöret,
Mein Herz ſchlug immer noch ſiedend heiß,
Leicht ward ich durch Liebe bethöret,
Nun wurd' ich erſt ſtörriſch und entetirt,
Und wollte doch kommen in's Klare,
Wie lange das Ding denn noch dauern wird,
Vielleicht bis zum fünfzigſten Jahre.

Jetzt bin ich denn endlich auch fünfzig vorbei,
Die Klugheit, erboſt, ſagt mir täglich:
„Laß endlich doch einmal die Narretei,
Verliebt und ein Fünfz'ger iſt kläglich!“
Ich ſchäme mich, aber ich antworte dann:
Ob alt, — bin ich jung doch geblieben,
Und da ich's nun einmal nicht laſſen kann,
Will auch bis zum Tode ich lieben!

In mein Fremdenbuch zu Lilienfeld.

Ich hab mir ein Haus auf dem Berg gebaut,
Weil man dort viel näher den Himmel ſchaut.

Ich hab es auf einen Felſen geſetzt,
Weil ich immer den guten Grund hab geſchätzt.

Ich hab' es vorne mit Säulen geziert,
Daß Schönes mit Gutem vereinet wird.

Hab Glashäuſer gebaut mir auf jeder Seit,
Daß der Sommer mir lacht auch zur Winterszeit.

Hab der Zimmer mehr als mir nöthig ſind,
Daß ein guter Freund bei mir Obdach ſind'!

Dieß Haus hab gebaut ich zu Lilienfeld,
Weil ich's halte für's ſchönſte Thal in der Welt.

Mein Haus und mein Garten ſtehn offen und frei,
Wer Beide beſehn will, der komme herbei.

Und hat ers geſehen und will er mir wohl,
Und will er mir bringen des Dankes Zoll,

So ſprech' er im Gehn ſtill den Wunſch für mich aus:
„O mög' er genießen noch lange dieß Haus!“

Der Gefangene.

Der Vogel.

O ſei barmherzig Menſch! brich meinen Käfig
Und laß mich wieder zieh'n in freier Luft!
Der Brüder Stimmen hör' ich draußen ſchallen
Und meine liebevolle Gattin ruft;
Ich kann nicht bleiben zwiſchen dieſen Stäben
Die du haſt übertüncht mit goldner Zier,
O ſei ganz grauſam, raube mir das Leben,
Wo nicht, ſei gnädig, gib die Freiheit mir!

Der Menſch.

Ha Thörichter! wie kannſt du dich beklagen?
Dein Haus iſt luftig, rein gefegt und weit,
Du biſt vor Geiern und vor Jägern ſicher,
Das beſte Futter ſteht für dich bereit;
Fliegſt du hinaus zu deiner Brüder Scharen
So trifft vielleicht noch heute dich der Tod,
Ich will nur klug vor Übeln dich bewahren,
Womit dir die erſehnte Freiheit droht.

Der Vogel.

Vergebens preiſeſt du mir meine Kette,
Ich fühle nur zu ſehr, was ich verlor
Und gerne zieh' ich frei im Freien ſterben
Der ſichern Ruh' in deinem Kerker vor,
Des Geiers Kralle macht mich minder beben,
Als deine Güte, kluger Menſchenſohn,
Es hat mir Flügel die Natur gegeben,
Und fliegen muß ich! —

Und er flog davon.

An die neuen Poeten.

Ich bitt' Euch ſeid doch nicht ſo myſtiſch
Befleißigt fein der Klarheit Euch,
Bedenket nur, der Gott der Dichtkunſt
Iſt auch der Sonnengott zugleich.

Beſtändigkeit.

Eliſe ſchrieb an ihren Geliebten,
Den Zweifel an ihrer Treue betrübten:
„Nicht ſei dir um meine Beſtändigkeit bang
Und reiſeſt du auch zwei Monate lang.“

Der Biblioman.

Herr von X.

Ich brauchte den „Wilhelm Tell“ ſo eben,
Doch eine der ſchönſten Auflagen, Lieber.

Buchhändler Y.

Ich werd' Ihnen jenen von Cotta geben.

Herr von X.

Nein, der von Schiller wär mir doch lieber.

Der neue Frack.

(Anekdote.)

Herr Putz, dem nur mehr wenig Haare,
Den Kopf bedeckten, grau und dünn,
Kam in dem Winter ſeiner Jahre
Zur wunderſchönen Witwe Clare
In einem neuen Fracke hin:

„Was ſeh' ich?" rief ſie — „Freund, Sie ſind der Zeit,
Der Alles feindlich Ändernden, Bezwinger,
Verſichern muß ich Sie, dieß neue Kleid
Macht mind'ſtens Sie um 20 Jahre jünger."
Der Alte küßt die Hand verbindlich ihr,
Und ruft (vor Freude kann er kaum ſich faſſen)
Ich werde morgen gleich beim Schneider mir
Auch gleiche Weſt' und Hoſen machen laſſen.

Der Freſſer.

Es nahm bei einem Mittagsmahle
Der Streit gewaltig über Hand,
So daß man in dem großen Saale
Sein eignes Wort nicht mehr verſtand,
Da rief ein Mann mit vollem Munde:
„Kramt aus wo anders was Ihr wißt,
Denn ſchon ſeit einer ganzen Stunde
Weiß man vor Lärm nicht, was man ißt!"

Der artige Schuldner.

Frau von A.

Mein Lieber! Sie ſind hundert Gulden mir ſchuldig,
Ich habe lange gewartet geduldig,
Doch jetzt vergeſſen, wie leider ich ſehe,
Sie gänzlich darauf, Sie zerſtreuter Mann!

Herr von Y.

O nein, ich erinnre mich öfters daran,
Doch denkt man an Sie nur in Ihrer Nähe
Und Alles Andre vergißt man ſodann.

Männer und Frauen.

Die Männer machen aus Frauen
  Manches, was ſie nicht ſollen,
Die Frauen machen aus Männern
  Alles, was ſie wollen.

Die Deklamation, welche keine iſt.

(Zur Deklamation.)

Man hat mich erſucht, ich ſoll deklamiren,
  Doch trau' ich's nicht zu mir, ich bin nicht ſo keck,
Ich würd' es mein Seel auch gar nicht riskiren,
  Wär's nicht für einen vortrefflichen Zweck,
So ſey es, ich thu' eben was ich vermag
Doch was deklamir' ich? das iſt jetzt die Frag'.

Ich möchte gern recht was Pompöſes ſagen,
  Von einem Helden in unſerer Zeit,
Der Hunderttauſende todtgeſchlagen
  Und einen ganzen Welttheil befreit,
Doch Dank ſei dem Himmel, kein Krieg iſt im Land
Und ſo iſt mir auch ſolch ein Held nicht bekannt.

Wie wär's, wenn ich was von der Liebe ſagte?
Das ſpricht zum Herzen, klingt ſentimental,
Wie Damon ſein Leid ſeiner Chloe vorklagte
Und wie er beſchreibt ſeines Herzens Qual,
Doch müßt' ich erſt fragen, wie ſo was man gibt,
Denn ich, dürfens glauben, war nie noch verliebt. *)

Vielleicht wenn ich ſpräche vom Eheſtandsglücke,
Das wäre recht luſtig hab' ich gemeint,
Ich fragte bei Frauen, man wies mich zurücke,
Statt mich zu belehren, hat Manche geweint.
Dieß ganze Glück, ſagt man, ſei nur ein Gedicht
Und eigne zum Deklamiren ſich nicht.

Mit tragiſchem Stoff kann ich nicht mich befaſſen,
Das klebt mir im Munde, ich bring's nicht heraus,
Wenn Zwei ſich lieben, Zwei Andre ſie haſſen
Und's geht dann mit Mord und Todtſchlagen aus,
Wenn ich nur dran denke, ſo wird mir nicht gut,
Ich bin keine Freundin von Leichen und Blut.

Das Liebſte wär' mir ſo Etwas zum Lachen,
Wenn's Einer mir hätt' in Verslein geſetzt,
Allein es gibt gar wenig luſtige Sachen
Und noch wen'ger luſt'ge Skribenten jetzt,
Sie ſagen, was Jeder verſteht wenn man's ſpricht,
Das ſei zu gemein für ein ſchönes Gedicht.

---

*) Variation: Denn mich hat kein Mann noch recht innig geliebt.

Sie müſſen, Verehrte, mir alſo vergeben,
Daß ich Ihnen nichts deklamiren kann,
Sie ſehen, ich wollte mich eifrig beſtreben,
Allein es geht leider gar nicht an,
O nehmen Sie — daß ich die Urſach beſchrieb,
Damit, ſtatt des Deklamirens vorlieb.

Das Kunſtſtück.

Das Haus war gefüllet mit Menſchen
Und Keiner hatt' Augen genug
Um mit Bewundrung zu folgen
Des Künſtlers gewandtem Betrug.

Und hier ließ er Dieſes verſchwinden
Und Jenes changirt' er dort
Und gleich befand Dieſes und Jenes
Sich wieder am alten Ort.

Ein alternder Mann mit der Tochter
In einer der Logen ſaß,
Das Kind rothbackig und munter,
Der Mann trübſinnig und blaß.

Die Kleine ſchaute und konnte
Sich gar nicht verwundern genug,
So daß ſie die Händ' überm Köpfchen
Zum öftern zuſammen ſchlug.

Und als er nun vollends ein Ührchen
  Zum Fenſter ſchleudert hinaus,
Und, da man es wähnte verloren,
  Nahm aus einem Brotlaib heraus;

Da ſchaute das Kind ganz ertattert,
  Der Vorhang fiel aber geſchwind,
Es fragte der Vater die Kleine:
  Wie hat dir's gefallen mein Kind?

Es fand die Tochter nicht Worte
  Zu ſagen, was ſie empfand,
Sie ſchrie mit den Andern nur Bravo
  Und klatſchte, wie ſie, in die Hand.

Und als der Vater ſo ruhig
  Und theilnahmlos ſitzen blieb,
Da ſagte das Kind: Alles freut ſich,
  Nur du biſt ſo kalt und ſo trüb.

Mein Kind! erwiedert der Vater,
  Es fällt heut der Jahrestag ein
Daß deine Mutter geſtorben,
  Da kann ich wohl fröhlich nicht ſeyn.

Und ſtarr blickt das Kind auf die Bühne
  Erſt ſinnend, dann hört man es ſchrei'n,
Mit freudetrunkenen Blicken:
  Da fällt mir was Köſtliches ein.

O Vater bitte den Künſtler,
Dem Alles, Alles gelingt,
Daß er die verlorene Mutter
Auch wieder zurück uns bringt.

Der Vater lächelt durch Thränen
Und meint, nicht vermöge er dieß,
Das Kind aber ſchüttelt das Köpfchen
Behauptend, es gehe gewiß.

Macht der Frauen.

Alles hat das weibliche Geſchlecht
Gegen ſich: Gewalt, Geſetz und Recht,
Dennoch können wir die Frauen
Stets als Herrſcherinnen ſchauen,
Ein Beweis für jene Macht,
Womit ſie die Natur bedacht.

Die Flucht.

Scheu und ängſtlich ſah ich ein Mädchen
Aus einem Dorf über Wieſen fliehn,
Und ich frug ſie: Was ängſtet dich Kleine?
Und wo willſt du ſo eilig hin?
Sie gab zur Antwort: Ach Herr der Michel
Iſt gar ſo ſauber, er that es mir an

Daß mir das Herz immer klopft, und da will ich
Sehn wie dem Unglück entfliehen ich kann.

Thörin! ſprach ich, welch eitles Bemühen,
Kannſt du dein Herz zurücklaſſen hier?
Nie kannſt du ſeinem Klopfen entfliehen
Und dein Feind reiſet immer mit dir.
Drum kehre zurück, denn der Gott mit den Flügeln
Holt dich, wohin du entrinnen magſt, ein.
Ihm mit Muthe entgegen gehen
Wird, glaube mir, das Vernünftigſte ſeyn.

Anhang.

Tauſend Sprüchwörter.

Vorwort.

Was ich dir hier reiche, mein lieber Leſer, iſt alt; allein die Wahrheit ſelbſt iſt ja alt, und eine neue Weisheit erfinden wollen, hieße eine Thorheit begehen. Leider bleibt das Alte immer neu, indeſſen ſelten Etwas von dem Neuen alt wird.

Die Gedanken alſo — (wenige ausgenommen) — gehören mir nicht an; welches ſchon die Überſchrift Sprüchwörter, beweiſet; aber die Einkleidung in Reimleins — (denn Verſe ſind es nicht) — die Zuſammendrängung breiter Wahrheiten in die möglichſte Kürze, iſt mein unbedeutendes Verdienſt. Um dieſe Kürze zu erreichen, habe ich auch die Sylben nicht an den Fingern abgezählt und ihre Länge oder Kürze war mir gleichgültig, weil ich nur ſagen wollte, was nothwendig war, und dieſes Nothwendige ſo kurz als möglich. Ich bitte die Kritik alſo, keine Verſe zu ſuchen, ich habe keine machen wollen, ſondern nur Reime, weil der Reim bewirkt, daß man eine Wahrheit leichter im Gedächtniß behält.

Wer dieſe Sprüchwörter durchleſen wollte vom Anfang bis zum Ende, der würde ſich dabei gewaltig langweilen, ſo wie ſich Einer die Zähne abſtumpfen würde, der tauſend Haſelnüſſe nacheinander aufbeißen wollte. Sie ſind nur dazu beſtimmt, dort und da einige aufzuſuchen, die dem Leſer eben behagen, und einen Gegenſtand betreffen, der ihm eben eingefallen iſt. Wohl dürften auch Alle zu Deviſen, Erinnerungstafeln, Motto's, Anſpielungen u. ſ. w. dienen, und in dieſer Hinſicht vielleicht ſelbſt Schriftſtellern nicht unwillkommen ſeyn. Ich habe ſie eben darum unter allgemeine Rubriken gebracht und füge ein Regiſter bei, damit Jeder leicht ein Sprüchwort unter einem allgemeinen Begriffe finde, welches ihm vielleicht zu ſeinem beſonderen Begriffe paßt.

Vielleicht ſind manche dieſer Haſelnüſſe taub, ich bitte die Kritik, dieſen nicht die Zähne zu weiſen.

Nach dem Spiel kann Jeder leicht wiſſen,
Wie man eigentlich hätt' ausſpielen müſſen.

Tauſend Sprüchwörter.

Aber.

1.
Wenn die Wenn's und Aber's nicht wären,
So würde ſich ſo leicht niemand beſchweren.

2.
Hätte mancher das Aber vorher bedacht,
So hätt' es ihm hintennach keinen Strich gemacht.

3.
Es gibt Leute, die ſöffen das ganze Meer,
Wenn das Aber nicht wär'.

4.
Das Aber iſt ein Zaun,
Über den ſich Wenige trau'n.

Adel.

5.
Adel, Tugend, Kunſt
Sollen ſeyn umſunſt.

6.

An Ahnen wird's keinem Lebenden fehlen,
Aber nicht Alle wiſſen ſie her zu zählen.

7.

Des Adels Mutter iſt die Ehre,
Des Adels Tochter iſt die Wehre.

8.

Die ihr durch Verdienſte den Adel erwerbt,
Ihr ſeid von der Arbeit ſchön roth gefärbt.

9.

Der echte Adel nicht aus Blut,
Sondern aus Tugend entſpringen thut.

Alter.

10.

Der Alten Rath,
Der Jungen That,
Macht Krummes g'rad!

11.

Wird der Guckguck auch noch ſo alt,
Er ſchreit immer dasſelbe Lied im Wald.

12.

Die Flammen in *alten* Häuſern dräuen
Oft mehr Gefahr, als die in neuen.

13.

Nimmt ein Alter eine junge Frau,
So ladet er den Tod zur Trau.

14.

Guten Rath und guten Wein
Hohle dir vom Alter ein.

15.

Altes Holz iſt beſſer zu hauen und zu drehen,
Mit dem grünen wird's nicht ſo leicht gehen.

16.

Alte Leute, alte Ränke,
Junge Füchſe, neue Schwänke.

17.

Wenn es will Abend ſeyn,
So verliert die Sonn' ihr Hitz' und Schein.

Amt. Beamte.

18.

Amtleute geben dem Herrn *ein* Ei
Und nehmen von Unterthanen *zwei*.

19.

Neue Amtleute ſind wie neue Karren,
Sie knarren.

20.

Das Amt zeigt nicht immer an,
Was der Mann kann.

21.

Es iſt ſchön, in's Amt kommen zu rechter Zeit,
Aber was nützt's, wenn man nichts als Federn ſchneid't?

22.

Ein Beamter auf dem Land
Hat das Geld der Bauern in der Hand.

23.

Ämter, wobei jene darben, die ſie verwalten,
Sind Diebsanſtalten.

24.

Wer ſich bei'm Amt um Etwas will verwenden,
Muß kommen mit goldenen Händen.

25.

Wer bei dem Amtmann eine Gans will eſſen,
Dem werden die Federn theuer zugemeſſen.

Andere.

26.

Willſt du einen Andern hin und wieder jagen
Mußt auch ſelbſt Müdigkeit vertragen.

27.

Kannſt du ſelbſt ein Loch nicht leiden,
Mußt' auch Andern das Wamms nicht zerſchneiden.

28.

Es iſt beſſer, den Eſel ſchlagen,
Als ſelbſt Säcke tragen.

29.

Siehſt du mit Augen von andern Leuten,
So werden ſie dich zur Blindheit leiten.

30.

Ein Eſel biſt du, ladeſt du einen Gaſt,
Wenn du ſelbſt aufiſſeſt, was du haſt.

31.
Wenn Einer den Andern wüſch' auf Erden,
So würden Alle ſauber werden.

32.
Einer hat Arbeit und Fleiß,
Der Andere Nutzen und Preis.

33.
Wer ſich mit Anderer Unthat will ſchön machen,
Der wäſcht ſich in einer Miſtlachen.

34.
Hat der Peter einen Schaden im Fuß,
Der Paul darum nicht hinken muß.

Arm.

35.
Das iſt ſchon eine arme Maus,
Die nur ein einziges Loch weiß im Haus.

36.
Es iſt Keiner ſo reich,
Der Arme kommt ihm mit Danken gleich.

37.
Jagen zu armer Menſchen Leid,
Darüber hat der Teufel eine Freud'!

38.
Wer viel Handwerke kann,
Wird zuletzt ein armer Mann.

39.

Muß erſt um's Brot arbeiten, der Mann,
Bevor er zum Fleiſch kommen kann.

40.

Wenn ein Bettler einem Bettler etwas ſchenkt,
Ein Engel darüber lacht und Beider gedenkt.

41.

Der arme Gute bleibt hinter der Thür,
Und den reichen Schlechten zieht man herfür

42.

An Armen wird nichts Unſchickliches gelitten,
Darum iſt Armuth Zuchtmeiſterin der Sitten.

43.

Der Arme iſt geborgen,
Hat nichts, wofür er darf ſorgen.

44.

So arm iſt kein Mann,
Daß er ſich nicht Tugend erwerben kann.

45.

Leibesarmuth iſt beſchwerlich;
Aber Geiſtesarmuth iſt gefährlich.

46.

Wer ſein Ohr den Armen verſtopft,
Den hört auch Petrus nicht, wenn er klopft.

47.

Wer wenig Bedürfniß kennt und keinen Neid,
Kommt auch mit einem Gulden weit.

Art und Weiſe.

48.
Mancher recht gut kochen kann,
Richtets aber ekelig an.

49.
Deinen Braten kannſt du nach deiner Art ſchneiden;
Aber nach Anderer Art ſollſt du dich kleiden.

50.
Jedem gefällt ſeine Weiſe wohl,
Drum iſt das Land der Narren voll.

51.
Das Was gilt ſelten,
Aber das Wie wird immer gelten.

52.
Wie du dir die Suppe eingemeſſen,
So mußt du ſie auch eſſen.

Arzt. Arzenei.

53.
Bitter im Mund'
Iſt dem Herzen geſund.

54.
Des Patienten Gunſt
Stärkt des Arztes Kunſt.

55.
Pillen mußt verſchlucken,
Nicht im Maul zerdrucken.

56.

Machen die Ärzte den Körper rein
So thun ſie's bei dem Säckel noch obend'rein.

57.

Alle Ärzte, die ihren Vortheil verſtanden,
Machten aus einer Mücke einen Elephanten.

58.

Ärzte wollen den Menſchen flicken,
Reißen ihn aber oft in Stücken.

59.

Ärzte ſchlagen oben darein,
Eine Krankheit geht heraus, die and're hinein.

60.

Die Ärzte haben viel zu viel Credit,
Kratzt man einen Dintenfleck aus, ſo geht's Papier mit.

Bauen.

61.

Mancher hat gebaut ein Haus
Und muß der erſte ſelbſt hinaus.

62.

Wer ſein Haus baut mit Anderer Habe,
Sammelt ſich Steine zu ſeinem Grabe.

63.

Willſt du gut bauen,
Mußt' dich um ein gut Gerüſt' umſchauen.

64.

Es iſt ſchlimm mit der Baumeiſterzunft,
Sie ſchonen nicht das Geld, aber die Vernunft.

65.

Will'ſt über deinen Bau nicht weinen,
So bau mit den eigenen Steinen.

66.

Bau'ſt du ein Haus,
So fang's gar nicht an, oder mach's aus.

Bauer.

67.

Die da leben mit den Heerden,
Können leicht ſelbſt Vieher werden.

68.

Man ſoll im Dorf die Hunde nicht wecken,
Hat man nicht einen tüchtigen Stecken.

69.

Weidenbäume und Leute, die das Feld bauen,
Muß man alle drei Jahre behauen.

70.

Haſt du einen Bauer nicht gern,
So mach' einen Bauer zu ſeinem Herrn.

71.

Ein Bauer iſt ſtolzer auf ſeinem Miſt,
Als es ein Edelmann auf ſeinem Schloſſe iſt.

72.

Für aller Gelehrten Kunſt und Ehr'
Gäb' der Bauer ſeine Wurſt nicht her.

73.

Durch die Gemeinheit iſt noch nicht Alles verloren,
Bauernkiuder geben auch Doktoren.

74.

Fängt ein Bauer einen Haſeu im Kraut,
Muß er's oft büßen mit ſeiner Haut.

75.

Wenn der Herr ſagt: Hühner ſeien Tauben,
So iſt's für den Bauer das Beſte, es zu glauben.

Behandlungsart.

76.

Dem Pferd darf der Reiter den Willen nicht leſen,
Sonſt iſt er am längſten oben geweſen.

77.

Einen Groben ſoll man in die Stockfiſchmühl' tragen
Und dort weich ſchlagen.

78.

Jeden nimm, ſo wie er iſt,
Nicht wie dein Gedunken ihn mißt.

79.

Auf Eiern mußt behutſam gehn,
Brichſt' eins, ſo wird es übel ſtehn.

Beharrlichkeit.

80.

Viele Streich'
Machen auch den Stockfiſch weich.

81.

Zieh' nur Haar für Haar heraus,
Du reißeſt doch dem Eſel den Schweif aus.

82.

Feſtigkeit in allen Dingen
Wird gewiß zum Ziele bringen.

83.

Schau nur ein Mal den Tropfen an,
Wie er den Stein aushöhlen kann!

Betrug.

84.

Wo man ſich hinkehre und wende
Da ſind falſche Herzen und untreue Hände.

85.

Wer dich zum erſten Mal betrügt,
Der that an dir gar ſchlecht.
Wer dich aber zum zweiten Mal betrügt,
Der thut an dir ſchon recht.

86.

Wer ein Mal gab falſche Zeugenſchaft,
Deſſen Credit verlor die Jungferſchaft.

87.

Zween Schelme verlangt ein ungerechtes Gut,
Einen, der's gewinnt und Einen, der's verthut.

88.

Ein gut vollbrachtes Bubenſtück
Nennt die Welt ein Tugendſtück.

Blind.

89.

Was frommt's, wenn ein Blinder Ekel vor Fliegen hat?
Er ißt ſie deßhalb doch im Spinat.

90.

Es ſcheint darum doch das Licht,
Sieht es gleich der Blinde nicht.

91.

Wer ſieht und nicht ſieht, daß er ſehen kann,
Der iſt ein ganz ſtockblinder Mann.

92.

Wenn ein Blinder dem andern das Licht explicirt,
Schwerlich der And're geſcheidter wird.

93.

Bis ein Blinder verſtopft ein Faß,
Iſt ſchon der ganze Boden naß.

Borgen.

94.
Wer borgt ohne Pfand,
Der hat einen Wurm im Verſtand.

95.
Willſt du durch Borgen eines Menſchen ledig ſeyn,
So ladeſt du ihn gerade zu dir ein.

96.
Leih'ſt du Einem nichts, ſo haſt du Zorn,
Leihſt du ihm etwas, ſo iſt es verlor'n.

97.
Wenn du Gold ausborgſt, ſo gut es auch ſei,
Wenn du's zurückforderſt, wird's Blei.

98.
Mit tauſend geborgten Gulden biſt ein ärmerer Schweizer,
Als wenn du ungeborgt beſitzeſt gar keinen Kreuzer.

99.
Geborgtes Geld bringt nicht Glück,
Es will immer zu ſeinem Herrn zurück.

Dank.

100.
Dankbar ſeyn
Bricht kein Bein.

101.
Was gegeben wird ohne daß man darum ſchreit,
Verdient doppelte Dankbarkeit.

102.

Schenkt dir Einer einen Eimer Wein,
So lade ihn wenigſtens zu einer Flaſche voll ein.

103.

Die ſich gar zu viel bedanken,
Die machen mit ihrer Demuth einen Geſtanken.

104.

Wer dankbar iſt für eine That,
Der mehr noch zu gewarten hat.

Denken. Gedanken.

105.

Mancher iſt ſchon im Gedanken ein Doktor geweſen
Und konnte noch weder ſchreiben, noch leſen.

106.

Gedanken ſind den Tauben zu vergleichen,
Sie bringen immer neue mit, wenn ſie entweichen.

107.

Das Band muß man erſt finden,
Das die Gedanken ſoll binden.

108.

Wer hundert Tonnen voll denkt und ſpricht,
Bezahlt damit doch eine Hand voll Schulden nicht.

109.

Zu denken was er will, ſteht frei einem Jeden,
Aber nur, was ſich ziemt, darf er reden.

110.

Gedanken haben kein feſtes Haus,
Einer ſtößt den Andern hinaus.

111.

Mancher ſich mit ſeinen Gedanken ſo verirrt,
Daß er damit weder Himmel noch Erde berührt.

112.

Magſt' Thür und Fenſter noch ſo ſehr verſtopfen,
Böſe Gedanken werden immer anklopfen.

Dieb.

113.

Wer Dinge findet, die nicht verloren gegangen,
Der kann leicht am Galgen hangen.

114.

Wenn du ſo kannſt rauben,
Daß die Leute glauben,
Du habeſt gut und recht gethan,
Dann biſt ein hochgeehrter Mann,

115.

Die Diebe glauben, ſtehlen ſei beſſer als müßig gehn,
D'rum wollen ſie fleißig zur Arbeit ſeh'n.

116.

Stiehl nur viel und recht in Eil',
So ſpinnſt geſchwinder dir dein Seil.

117.

Wer ſelber mauſen kann
Steht auf eine Katz' nicht an.

118.

Der Wolf nicht lang' erſt fragt und wählt,
Er frißt die Schafe auch ungezählt.

119.

Der Eine ſtiehlt groß, der And're klein:
Der Fuchs nimmt ein Huhn, der Hund ein Bein.

Diener.

120.

Mancher Diener pflegt dem Herrn *nach* zu geh'n
Und möchte lieber vor ihm ſteh'n.

121.

Mancher hält einen fremden Eſel mehr werth
Als ein gutes einheimiſches Pferd.

122.

Jene Hühner ſind zu theuer,
Die daheim freſſen und auswärts legen Eier.

123.

Iſt oft Einer warm bei'm Feuer geſeſſen,
Mußt' aber dafür auch viel Rauch freſſen.

124.

Allermann's Knecht
Kann's nicht Jedem kochen recht.

125.

Wem er dient, kann dem Eſel gleichgültig ſeyn;
Er muß bei Jedwedem ein Eſel ſeyn.

Ehe.

126.

Wer zwiſchen zwei Eh'leuten Streit erweckt,
Sich zwiſchen Thür und Angel ſteckt.

127.

Die Eh' iſt gut, löblich und fein,
Wenn zwei gern bei einander ſeyn.

128.

Gezwung'ne Ehe
Bringt Herzenswehe.

129.

Ein junges Weib, ein alter Mann,
Eine harte Nuß, ein ſtumpfer Zahn.

130.

Es brauchte groß Gelüſte,
Wenn Einer eine Alte küßte,
Da er doch eine Junge wüßte.

131.

Mit den Händen bindet man Eheleut',
Mit den Füßen laufen ſie von einander weit.

132.

Wer entbehrt die Ehe,
Dem iſt weder wohl noch wehe.

Ehre.

133.

Jeder nehme wohl in Acht,
Was ihn hat zu Ehren bracht:

Der Gelehrte ſein Buch,
Der Wirth ſeinen Krug,
Der Kaufmann ſein Tuch,
Der Bauer ſeinen Pflug,
Der Advokat ſein Lug und Trug.

134.

Um Ehre, Wolluſt und Geld
Kauft ſich Vieles in der Welt.

135.

Der alle Ander'n ehrt,
Iſt ſelbſt auch Ehren werth.

136.

Wen die Ehren mit Wohlgeſchmack erfüllen,
Der mag damit auch ſeinen Hunger ſtillen.

137.

Mancher ſieht das für eine Ehre an,
Wenn er bei'm ſchlechten Weg vorn gehen kann.

138.

Wer geitzig Ehr' und Ruhm begehrt
Gar leicht das rechte Maß überfährt.

139.

Bleibe gern allein,
Mach' dich nicht gemein,
Halt' dich gut und rein,
Willſt du geehret ſeyn.

Eigen. Eigenthum.

140.

Eigener Herd
Iſt Goldes werth,
Iſt er gleich arm,
So iſt er doch warm

141.

Jeder Hahn auf dem eig'nen Miſt
Kecker als auf dem fremden iſt.

142.

Manche Leute ſind ſo geſcheit und ſo dumm,
Sie halten Alles für ihr Eigenthum.

143.

Was du weißt allein
Nennſt du ganz dein.

144.

So lang's ein Eigenthum wird geben,
Haben auch die Advokaten zu leben.

Eile.

145.

Alles werde langſam begangen,
Ausgenommen das Flöhefangen.

146.

Im Laufen man hübſch eilen muß,
Im Rathen geh' man Fuß für Fuß.

147.
Schnelles Spiel
Überſieht gar viel.

148.
Wenn Eilen eine Kunſt wäre zu kaufen,
So würde oft ein Haſ' einen Ochſen erlaufen.

149.
Magſt dich noch ſo ſehr tummeln und rühren,
Kannſt doch nicht allen Miſt wegführen.

150.
Wer zuerſt zum Feuer kommt,
Setzt ſein Hafen hin, wo's ihm frommt.

Einigkeit.

151.
Bei ſchlechtem Wetter iſt's gar gut,
Wenn zwei ſich behelfen mit Einem Hut.

152.
Die Zunge wird oft vom Zahn gebiſſen,
Die doch immer beiſammen ſeyn müſſen.

153.
Einigkeit iſt das beſte Magenkraut,
Sie macht, daß man viel Anderes verdaut.

154.
Der beſte Doktor iſt die Zeit,
Und die feſteſte Mauer die Einigkeit.

155.

Bundesketten
Und Hundesketten
Reißen
Mit Bellen und Beißen.

156.

Bündniſſe pflegen ſich leicht zu vermehren,
Eines wird das and're gebären.

Eltern und Kinder.

157.

Eltern und Kinder iſt zweierlei,
Ein ſchlechter Vogel legt oft ein gutes Ei.

158.

Was die Mütter gebären
Das ſollen ſie ernähren.

159.

Auf der Mutter Schooß
Werden die Kinder groß.

160.

Wie die Zucht,
So die Frucht

161.

Arbeit, Zwang und Lehr'
Bringen Kinder zu Nutz und Ehr'.

162.
Brechen kannſt ein Holz, das krumm;
Aber ſchwerlich biegſt du's um,

Ende.

163.
Was lieget hinter'm Ofen hinten,
Das wird ſich erſt beim Auskehren finden.

164.
Nach dem Spiel wollen Alle wiſſen,
Wie man eingentlich hätt' ausſpielen müſſen.

165.
Wenn dich der Tag auch amuſirt,
Lob' ihn erſt wenn's Abend wird.

166.
Ende nichts gar zu behende
Erinn're dich an's letzte Ende.

167.
Ärgere dich nicht über geſcheh'ne Sachen,
Du kannſt einem Kind keinen andern Vater machen.

Entſchuldigung.

168.
Oft iſt das Loch noch ſchöner als das Geflickte,
Eben ſo eine Entſchuldigung, die ſich nicht ſchickte.

169.

Bei Vielen, die ſich entſchuldigen wollen,
Iſt der Mantel zu kurz, womit ſie ſich bedecken ſollen.

170.

Die ſchlechteſte Entſchuldigung führſt du an
Sagſt du: Ein And'rer hat's auch gethan.

171.

Je mehr du Holz legſt d'rein,
Deſto größer wird das Feuer ſeyn.

172.

Schweige lieber ſtill,
Mit Schweigen entſchuldigt man viel.

173.

Glaub denen nicht, die nach Ausreden haſchen;
Wer ſauber iſt, darf ſich nicht waſchen.

Faulheit.

174.

Wo Faulheit einreißt in einem Haus,
Da fallen die Balken von ſelber heraus.

175.

Es iſt nicht viel zu machen mit dem Geſind',
Das die Stricke abſchneid't, wo ſie am dünnſten ſind.

176.

Wirſt du einem Faulen einen Schimmel geben,
So mußt' ihn auch noch hinauf heben.

177.

Vom Faulen wird nur jener Herr geliebt,
Der ihm in der Woche ſieben Feiertag' gibt.

178.

Wo Hanns Unfleiß nimmt überhand,
Da hat kein Ding lang' Beſtand.

Fehler (Gebrechen. Mängel).

179.

Wenn ein Faß gefüllet iſt
Nur dann bemerkt man, wo es fließt.

180.

Ein krummer Baum iſt auch kein Schaden,
Trägt oft mehr Früchte als die geraden.

181.

Unſere Mängel werfen wir auf den Rücken,
Die uns nachgeh'n, werden ſie leicht erblicken.

182.

Wer fehl geht und ſich wieder wendet,
Der wird mit Unrecht geſchändet.

183.

Bin ich dir nicht recht und die meinige,
Betracht' erſt dich und die deinige,
Wirſt dich und die deinige gut betrachten,
Wirſt mich und die meinige nicht verachten.

Feuer. Licht. Glanz.

184.

Man ſieht Viele um ein Feuer ſchwärmen,
Die ſich nur beräuchern, aber nicht wärmen.

185.

Was klar iſt, muß geſeh'n werden von Jeden,
Man kann nicht gegen die Sonne reden.

186.

Auf den Leuchter ſtelle das Licht,
Unter den Kübel nicht.

187.

Die ſelbſt keinen Funken können erbeuten,
Sollten ſich wärmen bei'm Feuer von andern Leuten.

188.

Willſt du das Feuer des Glanzes wegen küſſen,
So wirſt du's an Maul und Naſe büßen.

189.

Iſt ein Licht auch noch ſo klein,
Es wird doch Sieger über die größte Finſterniß ſeyn.

190.

Die Sonne gibt allen Sehenden Licht,
Aber Alle erwärmt ſie nicht.

191.

Die Sonne nicht darnach fragt,
Was von ihrem Licht ein Blinder ſagt.

Folge.

192.
Aus jedem Ding, es ſei noch ſo gering,
Entſteht wieder ein anderes Ding.
193.
Mancher hält die Faſtnacht in Freuden,
Aber auf Oſtern muß er Hunger leiden.
194.
Oft iſt ein Ding Anfangs recht,
Aber die Folgen machen's ſchlecht.
195.
Verſtehſt du mit der That dich ein,
Muß dir auch die Folge gefällig ſeyn.

Frauen.

196.
Wenn Frauen was verneinen
Sie's zu bejahen ſcheinen.
197.
Nicht beſſer kannſt' eine Kokette bezahlen,
Als wenn du ihr ſagſt, daß dir And're gefallen.
198.
Männer haltet die Frauen in Ehren,
Denn Ihr könnt Alle kein Kindlein gebären.
199.
Wer liebelt mit allen Frauen,
Mag ſich gleich um ein Spital umſchauen.

200.

Sagt eine Frau von der andern: ſie ſei ſchön,
So darf man's glauben, ohne ſie anzuſeh'n.

201.

Wenn zwei Frauen zuſammen kommen,
So wird immer die Dritte in die Mache genommen.

202.

O, Frau! weicht die Scham von dir,
So werde lieber ein Grenadier.

Freundſchaft. Feindſchaft.

203.

Die Freundſchaft ſuchſt vergebens nah' und fern,
Die Feindſchaft find'ſt überall, auch ohne Latern'.

204.

Gemacht iſt die Freundſchaft bald,
Aber ein jeder ſchau', wie er ſie halt'.

205.

Du Armer, ſchieb' deine Wände beſſer hinaus,
Denn es gehn nicht viel Freunde in ein kleines Haus.

206.

Ein Freund der uns nichts Gutes thut,
Und ein Feind der uns nichts Böſes thut,
Iſt Einer wie der Andere ſo gut.

207.

Bei den wilden Hühnern iſt das Beißen der Brauch,
Aber die zahmen beißen einander auch.

208.
Zerriſſene Freundſchaft kann man nimmer flicken,
Sie reißt gleich wieder in Stücken.

209.
Freundſchaft nach der Feindſchaft
Iſt deſto größ're Freundſchaft.

210.
Wenn dich wahre Freunde ſtoßen mit den Füßen,
So iſt's beſſer, als wenn dich falſche küſſen.

211.
Große Freundſchaft und altes Geſchlecht
Machen manche böſe Sache recht.

212.
Freund in der Noth,
Freund im Tod,
Freund hinter'm Rücken,
Sind drei ſtarke Brücken.

213.
Freundes Hilf' und Troſt
Reiten auf der Schneckenpoſt.

214.
Zu viel iſt ſchon ein Feind
Zu wenig hundert Freund'.

215.
Jener iſt dein gefährlichſter Feind,
Der ſich ausgibt für deinen Freund.

216.
Feindes Mund,
Redet ſelten mit Grund.

Friede.

217.
Oft ginge man leichter einen Frieden ein,
Mengte ſich nicht die Reputation darein.

218.
Ein Ei im Frieden verzehrt,
Iſt beſſer, als ein Ochs unter'm Schwert.

219.
Wer will auf Frieden ausgehen,
Der ſei geharniſcht vom Kopf zu den Zehen.

220.
Nicht genug iſt's, daß du zumachſt das Thor
Durch Frieden; es gehört auch noch ein Riegel davor.

221.
Es iſt rathſam, löblich und gut,
Lieber Geld hergeben als Blut.

222.
Eh' man greift zum Wehren,
Soll man ſich zu Friedensmitteln kehren.

223.
Wer zwei Küh hat, ſoll Eine d'rum geben,
Daß er mit der andern in Frieden kann leben.

224.
Wer in Frieden will walten,
Der muß verſteh'n ſtill zu halten.

225.
Vergleich der *Händel* wäre leicht zu erreichen,
Wenn ſich nur die *Leute* wollten vergleichen.

226.
Ich wollte lieber, es wär' mir ein ungerechter Frieden,
Als ein gerechter Krieg beſchieden.

Fromm. Frömmigkeit.

227.
Wo Frömmigkeit ſchöne Früchte tragt,
Da ſetzt der Teufel einen Wurm hinein, der ſie zernagt.
228.
Fromme Leute ſchauen immer nur nach oben,
Drum haben ſie ſelten einen Kreuzer aufgehoben.
229.
Der Teufel iſt Wirth auf der Welt,
Darum iſt der Frommen Herberg' ſchlecht beſtellt.
230.
Ein Stein iſt doch gewiß fromm und gut,
Doch iſt Mancher, der ſich daran ſtoßen thut.

Führen, leiten.

231.
Ein guter Führer durch das Land
Iſt beſſer, als ein Stab in der Hand.

232.
Der Wagen wird nicht wohl geführt
Dem ungleiche Ochſen ſind angeſchirrt.

233.

Viele wollen Andern ſeyn ein Licht,
Und leuchten ſelber nicht.

234.

Zeigſt du Einem ſchon den Weg nach einem Ort
So räum' ihm auch die Steine fort.

235.

Führt dich Einer zu dem, was ſchlecht,
So führt er dich niemals recht.

Furcht.

236.

Wenn man den Hund mit heißem Waſſer begießt,
Er auch vor dem kalten furchtſam iſt.

237.

Kommt ein Schäflein in die Hecken,
Wird es leicht ein Dorn erſchrecken.

238.

Wer ſagt, er fürchte ſich nicht,
Der hielt noch keinen Finger über's Licht.

239.

Verfolgung des Feigen wird wenig Ehr' eintragen,
Wer ſelber flieht, der iſt leicht zu jagen.

240.

Will der Kerl ein Schmiedgeſell ſeyn,
Und fürchtet ſich vor jedem Fünkelein.

241.

Wenn dich bei jeder Staude die Furcht anfallt,
So kommſt dein Lebetag nicht in den Wald.

242.

Mancher aus lauter Furcht behaupten mag:
Er gehe im Finſtern bei helllichtem Tag.

243.

Wenn dir der Schatten wird furchtbar ſeyn,
So wird der Baum wohl niemals dein.

244.

Furcht iſt dann nur gut,
Wenn man Böſes thut.

245.

Beſſer iſt auf ein Mal todt,
Denn allzeit ſteh'n in Furcht und Noth.

246.

Mancher ſchreit viel und fürchtet ſich vor Kinderſcherz,
Solcher hat ein Löwenmaul und ein Haſenherz.

247.

Wer jede Gefahr will erwägen,
Der ſoll ſich hinter'n Ofen legen.

Gabe, geben.

248.

Jede Gab' iſt gut
Die man in den Bettelſack thut.

249.

Schlag' lieber etwas freundlich ab,
Als daß du mürriſch reichſt die Gab'.

250.

Gib Almoſen, was du zu geben im Stand',
'ſ iſt Gottes Beutel der Armen Hand.

251.

Niemand wird müde, die Hände auszuſtrecken zum Empfangen,
Aber im Geben will Keiner zur Fertigkeit gelangen.

252.

Wer Weibern und Hunden nicht gibt,
Iſt ſelten bei ihnen beliebt.

253.

Manche Kuh gibt viel Milch willig und ſtumm,
Schreit aber hernach und ſtößt den Kübel um.

254.

Ein „da haſt!“ iſt beſſer in der Noth
Als zehn: „helf dir Gott!“

255.

Jene werden nicht viel verſchwenden,
Die geben mit dem Mund und nehmen mit den Händen.

256.

Weh' dem, der den Beutel weiter aufſchließt
Als er iſt.

Gaſt.

257.

Gaſtirung und Fröhlichkeit,
Ein ſchönes Weib und ein ſchönes Kleid,
Ein guter Freund und ein guter Wein,
Sollen allezeit bei einander ſeyn.

258.

Ein dreitägiger Gaſt
Wird meiſt ſchon zur Laſt.

259.

Herrſchet bei'm Trinken nicht Fröhlichkeit,
So thut man dem Wein eine Ungerechtigkeit.

260.

Geh' nicht bei dem Armen zu Gaſt
Wenn du dein Eſſen nicht bei dir haſt.

261.

In Geſellſchaft begräbt man oft die Lebenden,
Und die Todten läßt man auferſteh'n.

262.

Der Wirth ſoll immer ſeyn der Beſte,
Er muß mehr trinken als die Gäſte.

263.

Derjenige ſoll den Tiſch vermeiden
Der dabei will Ehr' abſchneiden.

264.

Es iſt kein Haus ſo klein,
Des Jahres einmal iſt Kirchtag darein.

265.

Drei Sachen zu einem guten Gaſtmahl' nöthig ſeind:
Gut Eſſen, gut Trinken und ein guter Freund.

Geburt.

236.

Wer zum Kreuzer geboren ward,
Kommt zu einem Thaler ſehr hart.

267.

Unter den Guten nur allein,
Unter den Böſen ſoll kein Adel ſeyn.

268.

Edel macht das Gemüth,
Nicht das Geblüt.

269.

Geboren ſind wir Alle
Und Alle ſterblich, ſeit Adams Falle.

Geduld. Ungeduld.

270.

Haſt im Aug' ein Stäubelein,
Je ſtärker du reibſt, je ärger wird's ſeyn.

271.

Das Lamm läßt ſich wohl die Woll' abſcheren,
Aber ein Eſel läßt ſich auch das Fell umkehren.

272.

Die Geduld immer die Gewalt zu Gaſte zieht,
Denn wenn das Eiſen weich iſt, ſo hämmerts der Schmied.

273.

Das Kräutlein Geduld muß man gut warten,
Es wächſt nicht in Jedermanns Garten.

274.

Die Geduld iſt immer gleich fröhlich und munter,
Ob ſie auf der Bank liegt oder darunter.

275.

Wer will haben gute Ruh,
Der ſehe, höre und ſchweige dazu.

Gefahr.

276.

Eine Henne, die den Fuchs ein Mal geſeh'n,
Wird auch ſeinem Balg aus dem Wege geh'n.

277.

Manche ſind wie die Mücken,
Sie müſſen hinzu, wo ſie ein Feuer erblicken.

278.

Einerlei Gefahr
Macht Feinde zu Freunden ſogar.

279.

So lang bei'm Feuer liegt das Heu,
Kannſt nicht ſagen, es ſei keine Gefahr dabei.

280.

Wenn wir ein Mal im Bade ſitzen,
Müſſen wir uns nicht ſcheu'n vor dem Schwitzen.

281.

Geh' kühn entgegen dem Schmerz,
Gefahr ſpitzt den Kopf und harniſcht das Herz.

282.

Biſt ein Mal im Garn, heraus kommſt' ſchwer,
Du verwickelſt dich, je länger, je mehr.

Gehorſam.

283.

Gehorſam der Untergeb'nen
Kann dem Obern alle Berge ebnen.

284.

Wenn Einer gehorcht, wie der Patient dem Fieber,
So iſt mir der Ungehorſam faſt lieber.

285.

Gehorſam, der aus Furcht entſteht,
Iſt ein Knecht, der bald zum Henker geht.

Geiſt.

286.

Es mag der Wein
Auch ſauer ſeyn,
Es iſt doch immer Geiſt darein.

287.

Man ſieht das Hirn,
Nicht an der Stirn.

288.

Der Geiſt leuchtet wie ein Stern,
Der Menſch iſt die ſchmutzige Latern'.

289.

Iſt oft die Latern gar ſchön und rein,
Iſt doch kein Licht darein.

Geiz.

290.

Ein Geiziger iſt wie ein Pferd,
Das Wein führt, und ſich vom Waſſer nährt.

291.

Geiz und Ehr'
Treiben die Leut über's Meer.

292.

Geiz möcht' allein eſſen ſeine Wieſe voll Klee,
Seiner eig'nen Kühe Zähne thun ihm weh.

293.

Der Teufel den Geizigen verhext,
Daß ſein Geiz mit dem Geize wächſt.

294.

Der Geizige verſchließt ſein eig'nes Neſt,
Lädt in and'rer Leute Häuſer Gäſt'.

Gelegenheit.

295.
Wer die Gelegenheit nicht ergreift von vorn,
Der erwiſcht ſie bei'm Schweif und d'ran iſt ein Dorn.

296.
Wenn uns die Gelegenheit grüßt recht ſchön,
So ſollen wir ihr danken und entgegen geh'n.

297.
Eine Kupplerin iſt die Gelegenheit,
Nimm nicht Alles, was ſie dir beut.

298.
Eine Gelegenheit führt die and're herbei,
Nimm die Eine nicht, oder alle zwei.

Gering, gemein.

299.
Scheint oft ein Mann ſchwach und gering,
Und Gott wirkt durch ihn große Ding'.

300.
Wenn der gemeine Mann den Rath will lehren,
Dann iſt's Zeit, zu ſtrafen und abzuwehren.

301.
Iſt dem gemeinen Manne bekannt,
Wie viel er Finger hat an einer Hand,
So iſt er klug
Und belehrt genug.

302.

Ein Floh iſt nicht viel werth,
Und ſticht doch den Reiter ſammt dem Pferd.

303.

Ein Nagel iſt ein kleines Stück Eiſen,
Doch iſt damit ein großer Schatz zu verſchleußen.

304.

Daß man die Dornen acht't,
Das haben die Roſen gemacht.

Geſchäft.

305.

Bei Geſchäften mußt' weniger auf den Eingang ſehen,
Als auf das Loch, wo du wieder hinaus kannſt gehen.

306.

Willſt du mit der Axt einen ſtarken Streich geben,
So mußt du ſie hoch in die Höhe heben.

307.

Bei allzugroßer Genauigkeit kommt nichts heraus,
Sie wollen das Licht recht putzen und putzen's aus.

308.

Oft hat man Etwas zu ſpinnen erſonnen,
Und das Gegentheil ausgeſponnen.

309.

Bei Geſchäften muß man oft verſteh'n
Wie die Seiler vor ſich zu dreh'n.
Und dabei klug hinter ſich zu geh'n.

310.
Ein Jeder fängt etwas an,
Fortführen kann's nur ein geſcheidter Mann,
Aber nur ein Beſtändiger es ausführen kann.

311.
Manches Geſchäft kann einen Igel bedeuten,
Man ſticht ſich daran auf allen Seiten.

312.
Ein Geſchäft, bei dem viel Nutzen erſcheint,
Iſt auch um und um mit Schaden eingezäunt.

Geſetz.

313.
Ein neues Geſetz macht man über Nacht,
Aber der iſt geſtorben, der Handhaben macht.

314.
Die ſelbſt nichts nach Geſetzen geben,
Wollen meiſt, And're ſollen darnach leben.

315.
Man kann mit Geſetzen
Geſetze verletzen.

316.
Geſetze ſoll man nicht mit gutem Willen
Sondern mit der That erfüllen.

317.
Die Noth, die Perſon und die Zeit,
Machen die Geſetze eng und weit.

318.

Viele haben vor Geſetzen wenig Reſpekt
Wenn nicht der Prügel dabei ſteckt.

Geſund.

319.

Der iſt geſund und niemals arm,
Dem's im Magen gut iſt und im Herzen warm.

320.

Alle Thiere ſind ſo weiſe,
Sie ruh'n ein Stündchen nach der Speiſe.

321.

Wer früh mit den Hühnern aufſteht,
Dem iſt nicht zu verargen, wenn er mit ihnen ſchlafen geht.

322.

Halt' dich warm,
Füll' nicht den Darm,
Treib's nicht zu arg mit der Frau,
Wenn du einſt willſt werden grau.

323.

Das Maul kann den Menſchen verführen
Und ihn auch wieder kuriren.

324.

Ein müßiger und ein geſunder Mann
Haben nicht eine Haut an.

Gewalt.

325.

Läßt Gewalt ſich blicken,
Geht das Recht auf Krücken.

326.

Schäme dich, Löwe, damit zu prangen,
Daß du eine Maus wollteſt fangen.

327.

Das Lamm ſteh' ober oder unter dem Graben,
Wenn der Wolf will, ſo muß es Unrecht haben.

328.

Gewalt
Wird nicht alt.

329.

Kommt die Macht,
So fällt das Recht in Acht.

Gewinn.

330.

Wenn du einen Löffel aufhebſt und trittſt eine Schüſſel entzwei,
So gewinnſt du nichts dabei.

331.

Bei manchem Gewinn
Liegt Verluſt darin.

332.

In einer Minute kann man mehr hingeben,
Als man gewinnen kann durch's ganze Leben.

333.

Jeder Kreuzer, den du gewinnſt im Spiel,
Trägt dem Teufel Procente viel.

334.

Gewonnen mit Schand',
Geht ſchnell von der Hand;
Gewonnen mit Ehr'
Das wird immer mehr.

335.

Jeden Gewinn ſollſt du ſo verwenden,
Daß er dir im Tode trägt Procenten.

Gewiß.

336.

Die viel begehren und wenig genießen,
Die werfen das Gewiſſe nach dem Ungewiſſen.

337.

Willſt du das Gewiſſe wiſſen,
Suche es im Ungewiſſen.

338.

Gewiß iſt nichts auf Erden
Als: daß alle Menſchen ſterben werden.

339.
Willſt du das Ungewiſſe nach Hauſe führen,
Kannſt du das Gewiſſe vom Wagen verlieren.
340.
Sag nie: „Das ſoll gewiß geſcheh'n!“
Bedenk', du kannſt für gar nichts ſteh'n.

Gewiſſen.

341.
Ein Gewiſſen haben manche Leut',
Wie ein Franziskaner-Ärmel ſo weit.
342.
Ein gutes und reines Gewiſſen
Iſt bei jeder Freud' der beſte Biſſen.
343.
Dem Menſchen thut weh, was haut oder ſticht,
Aber dem guten Gewiſſen nicht.
344.
Den Haushund das Gewiſſen man nennen kann,
Es bellt die Sünden und Laſter an.
345.
Machſt du einem Ander'n Schmerz,
So ſetzeſt du dir ſelbſt einen Wurm in's Herz.
346.
Achte weniger auf das Wiſſen,
Als auf ein gut Gewiſſen.

Gewohnheit.

347.
Trägſt du ein Kalb auf dem Rücken für und für,
So wird's dir auch nicht zu ſchwer als Stier.

348.
Kannſt du einen neuen Brauch nicht unterſtützen mit den Waffen,
So thuſt unrecht, den alten abzuſchaffen.

349.
Gegen alte Schaden nachſichtig ſei,
Such' ſ' nicht zu beſſern durch Arznei.

350.
Der Froſch hüpft immer wieder in den Pfuhl,
Und ſäß er auch auf einem goldenen Stuhl.

351.
Wenn auch Jeder gern über die Wieſe geh'n möchte,
So iſt deßwegen der Weg doch nicht der rechte.

352.
Wer täglich mit einem Narren ein Mahl verzehrt,
Sich ſchwerlich närriſcher Gedanken erwehrt.

Glauben.

353.
Was man mit Händen greift, das iſt wahr;
Die Worte werden in der Luft unſichtbar.

354.

Glaubſt du groſſer Herrn günſtigem Blick,
So reiteſt du auf einem Krebſe zum Glück.

355.

Haſt du bei den Menſchen keine Treue mehr gefunden,
So ſuche ſie bei den Hunden.

356.

Gilt Siegel, Brief, Hand und Zuſag' nichts mehr,
Wo nimmt die Welt einen Glauben her?

357.

Wer glaubt dem Wolf auf der Heid,
Dem Krämer auf ſeinen Eid,
Dem Juden auf ſein Gewiſſen,
Wird ſeinen Glauben bereuen müſſen.

Gleichheit. Ungleichheit.

358.

Wenn Alle wären reich
Und wären Alle gleich,
Und wären All' am Tiſch geſeſſen; —
Wer brächte ihnen denn das Eſſen?

359.

Lächerlich iſt's, wenn der Hafen ſich vergißt,
Und den Keſſel ſchilt, weil er ſchwarz iſt.

360.

Eine Kiſte und ein Schrein,
Eine Sau und ein Schwein,

Ein Ochs und ein Rind,
Sind Alle Geſchwiſterkind.

361.

Wenn Hohe und Niedere beiſammen ſteh'n,
So kann man leicht eine Finſterniß ſeh'n.

362.

Dem Tod kann man keine Untreu' ausſtellen,
Er mißt Allen mit gleicher Ellen.

Glück. Unglück.

363.

Mancher verkauft ſeinen Rauch ſo theuer
Als ein Anderer ſein Feuer.

364.

Manchem iſt es ſo unglücklich gegangen,
Er fand nicht ein Mal einen Baum, ſich d'ran zu hangen.

365.

Wirſt du dem Unglück kühn in's Auge blicken,
Ich wett', es dreht dir den Rücken.

366.

Dem Unglück darfſt' keine Bothen ſchicken,
Es läßt ſich ungebethen blicken.

367.

Viele Menſchen ein glückliches Leben führen,
Ohne daß ſie es ſpüren.

368.
Fortuna reicht oft von vorne einen Kuß,
Und von hinten ſtößt ſie mit dem Fuß.

369.
Glück und Unglück tragen
Selbſt einander mit Behagen.

370.
Gar faule Hände hat das Glück,
Zog oft in die Höhe manchen Strick,
Und ließ ihn dann fallen im Augenblick.

371.
Wie ein Ball, darin nur Wind,
Kommt ſo mancher Menſch mir vor:
Hat das Glück zu ſpielen Luſt,
Schleudert es ihn hoch empor.

372.
Das Glück läßt ſich melken
Von Buben, Dirnen und Schälken.

373.
Will Glück und Wind dir günſtig ſeyn,
So fährſt' in einem Korb über den Rhein.

374.
Haſt Glück, ſo trägt dir Birnen der Felber
Und der Ochs gebärt dir Kälber.

375.
Wenn das Glück den Büffel will kränzen,
So macht ihm Jedermann Reverenzen.

376.

Der Menſch kann reden und rathen,
Das Glück aber iſt Meiſter der Thaten.

377.

Ein Quentlein Glück iſt beſſer,
Als voll Weisheit ganze Fäſſer.

378.

Das Glück iſt rund und dumm,
D'rum kugelt's überall herum.

379.

Das Glück kann dir im Sinn etwas zuwenden,
Deßwegen haſt du's noch nicht in'n Händen.

380.

Muth und Glück ſind Mann und Stab,
Sie ſteigen mit einander auf und ab.

381.

Ein Glücksſchuß
Trifft am erſten die Nuß.

382.

Wer ſein Geſchäft darauf ſetzt, daß es gerath'
Der thut eine kühne aber keine weiſe That.

383.

Mancher ein Unglück duldet,
Das ein Anderer verſchuldet.

Gnade.

384.
Gnade kennt kein Warum und kein Woher,
Hat ſeinen Ab- und Zulauf wie das Meer.

385.
Tritt nicht um Gnad' in Dienſt,
Sonſt iſt Erbarmen dein Gewinnſt.

386.
Was fragſt du nach der Sterne Schein,
Wenn dir die Sonne will gnädig ſeyn?

387.
Bei der Gnadenthür
Steht das Glück als Portier.

388.
Der ſchwerſte Fall von allen
Iſt, in groſſer Herr'n Ungnade fallen.

389.
Eines Ungnädigen Gnade
Iſt dein Schade.

Gold. Geld.

390.
Gold bleibt Gold immerdar,
Trägt's auch ein Schelm oder ein Narr.

391.
Ein goldener Hammer
Dringt in eine eiſerne Kammer.

392.

Wenn das Geld ſpricht, ſo acht' fein d'rauf;
Mach' das Maul zu und den Beutel auf.

393.

Haſt du Geld, ſo tritt hervor,
Haſt du kein's, bleib außer'm Thor.

394.

Geld kann nicht ſtille liegen,
Es will wuchern, bauen, oder kriegen.

395.

Was hilft's, wenn du viel Geld haſt in deiner Lad',
Wenn der Teufel den Schlüſſel dazu hat?

396.

Gut und Gold
Sind oft dem Dummen hold.

397.

Wer das Geld zu rechter Zeit veracht't,
Dem hat's ſchon großen Nutzen gebracht.

398.

Viel Geld haben möch't ich nimmer,
Aber gar kein's haben, iſt noch ſchlimmer.

399.

Wer Haare hat, den kann man rupfen d'ran,
Bei einem Kahlkopf geht's nicht an.

Gott.

400.

Wenn Gott Jemanden ein Stück Fleiſch beſchert,
So will's gemeiniglich der Teufel ſieden auf ſeinem Herd.

401.

Wenn Gott Einen will ernähren,
So kanns St. Peter ſelbſt nicht wehren.

402.

Was Einem nicht beſchert iſt von oben,
Das hat ſchon eine Mück' ihm vom Maul weggeſchoben.

403.

Gott gibt die Kuh,
Aber nicht das Seil dazu.

404.

Wenn ein Gott nicht wär'
Wo nähmen die Menſchen ihre Götter her?

405.

Wenn du Gott nicht ſiehſt im Wurm,
So ſiehſt du ihn auch nicht auf dem Thurm.

406.

In dir mußt du Gott tragen,
Dann kannſt du alle Teufel jagen.

407.

Sehr leicht ein Knopf ſich lüpft,
Den Gott nicht hat geknüpft.

408.
So gut iſt nichts auf Erden,
Man kann ſein müde werden.

409.
Was hilft dir gut bedacht,
Wenn's nicht auch gut gemacht.

410.
Der Wein iſt doch gewiß ein guter Mann,
Und wirft doch Viele an die Mauer an.

411.
Ob wir das wahre Gute gut nennen,
Können wir aus dem Böſen erkennen.

412.
Die meiſten meinen, nur das ſei gut,
Was ihrem Maul wohl und And'rer Säckel wehe thut.

413.
Es iſt Niemand ſo gut,
Er hat doch zweierlei Muth.

414.
Wer einen Menſchen zum Guten bewegt,
Der hat ein groß Kapital angelegt.

415.
Was du Gutes thuſt, ſchreib in Sand,
Was du empfängſt, auf eine Mamorwand.

416.
Vortrefflich werden gute Sachen,
Wenn ſchöne Lippen ſie kundbar machen.

Handeln.

417.

Tapfere Streiche ſoll man zu thun nicht zaudern,
Und dann erſt davon plaudern.

418.

Was der Mann kann,
Das zeigt ſein Werk an.

419.

Das einzige Sprüchwort iſt neu:
Handle Recht und fürchte dich dabei.

420.

Wenn Jeder handelt, wie er ſoll,
So gehen Roß und Wagen wohl.

Haus. Häuslichkeit. Haushaltung. Hausverwaltung.

421.

Wer mehr will verzehren,
Als ſein Pflug kann ernähren,
Kann ſich der Noth nicht erwehren.

422.

Sei Hausvater ja nicht faul,
Das Jahr hat gar ein großes Maul.

423.

Wer will haben ein ſauber Haus,
Der laß' Schreiber und Soldaten daraus.

424.

Wer mehr hinter die Pferde legt als davor,
Der fährt nicht gar weit vor das Thor.

425.

Kein beſſerer Miſt wird auf den Acker gelegt,
Als den der Herr mit ſeinen Füßen d'rauf trägt.

426.

Soll ein Haus wohl beſtellet ſeyn,
So ſei ein Noth⸗, Zehr⸗ und Ehrpfennig darein.

427.

Alles bedecken ſoll ein Haus,
Darum ſchwatzt, was darin geſchieht, nicht aus.

428.

Wenn die Henne nicht eben ſo gut ſcharret, wie der Hahn,
So kann die Haushaltung nicht beſtahn.

429.

Oſt oder Weſt
Daheim iſt am Beſt'.

Herr.

430.

Nimmſt' den Hanns Unfleiß auch nicht in's Haus;
Er ſitzt ſchon bei'm Knecht in der Scheuer d'raus.

431.

Wär' auch ein Haus ſo groß als der Rhein,
So gehört doch nur ein Herr hinein.

432.
Der Herr muß ſelber ſein ein Knecht,
Will er's im Hauſe finden recht.

433.
Die meiſten Herren, die ich ſchau'
Haben wieder eine Frau.

434.
Es iſt nicht genug, daß Einer Herr heißt,
Er muß es auch ſeyn, an Körper und Geiſt.

Heuchelei. Schmeichelei. Gleißnerei.

435.
Hart belagert biſt du, o Fürſt!
Wenn du von Schmeichlern umgeben wirſt.

436.
Heuchelmann
Iſt am beſten d'ran.

437.
Es iſt die Schmeichelei
Der Blasbalg der Lieb' und Treu'.

438.
Ein Schalk iſt wie ein ſchielender Mann,
Man meint, er ſeh' auf Dieſes und er ſchaut Jenes an.

439.
Seit der Teufel ſich verwandelt in eine Schlangen,
Haben die Leute ſich zu maskiren angefangen.

440.

Zieh' den Leuten die Larven nicht ab,
Es geht meiſtens der Kopf mit herab.

441.

Wenn die Sonne ſcheint und es regnet dabei,
So iſt der Hölle Kirchweih.

442.

Von Augen gut, falſch hinterrück,
Das iſt anjetzt das Meiſterſtück.

443.

Es iſt nichts ſo allgemein,
Als gute Wort' im falſchen Schein.

444.

Ein Gleißner dem Gaukler gleich zu halten iſt,
Er zeigt eine Muskatnuß und gibt einen Miſt.

445.

Kappen, Kleider und Kalk
Bedecken manchen Schalk.

446.

Angenommene Weiſ'
Schmilzt wie Eis.

Hoffnung.

447.

Wer Hoffnung zu jagen ausgegangen,
Wird nichts als Nebel fangen.

448.

Hoffnung iſt ein langes Seil in der Noth,
Daran ziehen Viele bis zum Tod.

449.

Wer hofft und meint, er hab's ſchon ganz,
Der hat den glatten Aal bei'm Schwanz.

450.

Keiner kann die Hoffnung meiden,
Es gibt ja doch kein ſüßer Leiden.

Hunger.

451.

Der Hunger verſüßet jedes Gerücht,
Nur ſich ſelber nicht.

452.

Lieber ſich vom Eſſen ganz entwöhnen,
Als ein Fleiſch eſſen, geſalzen mit Thränen.

453.

Die Reichen eſſen, wenn's ihnen beliebt,
Die Armen, wenn's etwas zu eſſen gibt.

Hilfe.

454.

Will der Blinde den Lahmen tragen,
So können Beide den Gang wohl wagen.

455.

Biſt mit zwei Händen zu helfen im Stand,
So hilf nicht mit einer Hand.

456.

Brennen dir am Rhein die Sohlen,
So mußt' nicht Waſſer aus der Donau hohlen.

457.

Im Helfen ſchau auf Gottes Gebot
Und auf des Nächſten Noth.

458.

Mancher hat Flügel, kann ſich aber doch nicht ſchwingen,
Wenn ihn nicht And're in die Höhe bringen.

459.

Kannſt du mit eig'nen Füßen wandern,
So entlehne keine Krücken bei Andern.

460.

Hilft dir ein großer Chriſtoph über den Fluß,
So geh'ſt freilich hinüber mit trockenem Fuß.

461.

Mancher ginge mit Manchem um die Wette,
Wenn er nur einen Stab hätte.

Irrthum.

462.

Das iſt kein Wunder, wenn der Menſch irrt,
Aber das iſt ein Wunder, wenn er den Irrthum ſpürt.

463.

Kein Fuhrmann macht eine Reiſe,
Er fährt doch manchmal aus dem Geleiſe.

464.

Ein Irrthum gibt oft eine beſſere Lehre,
Als wenn's eine Weisheit wäre.

465.

Iſt ein Irrthum auch bei'm Anfang klein,
Bei'm Ende wird er ſchon größer ſeyn.

466.

Die ſelbſt ein Mal irre wandern,
Zeigen am beſten den rechten Weg den Andern.

467.

Irrwiſche ſind oft die Exempel,
Sie führen dich in einen Götzentempel.

Jung. Jugend.

468.

Junge Leute ſollen zu Tiſch einen hungrigen Magen,
Und zu Bette müde Glieder tragen.

469.

Junge Leute ſollen bei den Alten
Die Ohren aufthun und das Maul halten.

470.

Jung
Iſt keine Entſchuldigung.

471.

Die Jugend iſt ein fruchtbarer Morgen,
Bei dem man für den Abend ſoll borgen.

Kauf. Verkauf. Handelſchaft.

472.

Weil's dumme Käufer gibt zu Scharen,
Hält oft Mancher Markt ohne Waaren.

473.

Wo man auf dem Markt ſich um Äpfel rauft,
Da werden gelehrte Waaren wohlfeil verkauft.

474.

Das ſind Kaufleute aus dem Salz,
Die ihren Braten betriefen mit Anderer Schmalz.

475.

Der Krämer Wagen und Pflug
Iſt Betrug.

476.

Worte ſchließen den Kauf,
Aber ohne Geld geht er wieder auf.

Klein.

477.

In einem kleinen Sack
Iſt oft ein großer Pack.

478.
Mancher kommt auf Stelzen herein,
Iſt doch zu allen Geſchäften zu klein.
479.
Das Kleine wird groß allmälig,
Aber das Große wird klein meiſt gählig.
480.
Muſt das kleinſte Ding verehren,
Eine Nadel kann einen Schneider ernähren.

Klugheit.

481.
Jedes Ding greif' an,
Wo man's faſſen kann.
482.
Halt' dich rein
Und achte dich klein,
Sei gern allein
Und mach' dich nicht gemein,
So wirſt in Frieden ſeyn.
483.
Weiſe Männer reden wie die Natur,
Einfach nur.
484.
Biſt hinaufgeſtiegen ſo ſei nicht dumm,
Und ſtoß etwa die Leiter hinter dir um.

485.
Du mußt einen Groben nicht gleich köpfen
Und bedenken: Roſen werden aus Knöpfen.
486.
Jäger, willſt bringen Wildprät nach Haus,
So ſchieß nicht auf Spatzen deine Ladung aus.
487.
Was Einer nicht erheben kann,
Das laß er liegen für einen ſtärkern Mann.

Kopf.

488.
Wenn dein eigner Kopf ſchief ſteht und ſchlecht,
So ſetze nicht den eines Andern zurecht.
489.
Mancher leidet keine Mücke in ſeinem Zimmer,
Aber im Kopf duldet er ſie immer.
490.
Viele haben ſich die Füße verbunden,
Und im Kopfe waren ihre Wunden.
491.
Wer mit dem Kopf will oben hinaus
Thut vielen Schaden und richtet wenig aus.

Krieg.

492.
Wo Platz iſt ſich zu vereinen,
Da ſoll man nicht geharniſcht erſcheinen.

493.
Krieg iſt ein Baum, der blühet ſchön,
Wird aber in böſe Frucht übergeh'n.

494.
Hübſch weit
Vom Streit,
Macht alte Kriegesleut'.

495.
Wir ſollen nicht einladen fremde Gäſte,
Daß ſie uns beißen aus unſer'm Neſte.

496.
Jene werden im Kriege ſich gut befinden,
Die ihre Pferde an der Feinde Zäune binden.

497.
Der Kater wäre wohl auszulachen,
Dem die Mäuſe ihr Neſt in's Ohr machen.

498.
Man iſt am ſicherſten vor Schlägen,
Hat man ein furchtſames Maul und einen herzhaften Degen.

499.
Viele kommen vom Streit gelaufen
Und wiſſen gar nichts vom Raufen.

500.
Gelehrte können ſagen: »Ich hab's geleſen;«
Soldaten müſſen ſagen: »Ich bin dabei geweſen!«

501.
Im Kriege wird ſichs' beweiſen:
Eine ſilberne Kugel nützt mehr als tauſend von Eiſen.

502.
Iſt im Krieg viel Rath,
Iſt meiſt wenig That.

503.
Wenn ein Krieg anfängt auf Erden,
So muß die Hölle immer um zehn tauſend Klafter erweitert werden.

504.
Bei'm Krieg laß du den erſten Streich ergehen
Dieſer gilt immer für zween.

Kunſt.

505.
Der beſte Künſtler wäre Jener,
Der aus Groſchen machen könnte Silberzehner.

506.
Wahre Kunſt ficht ſelten Jemand an
Als den, der ſie nicht kann.

507.
Kunſt ſoll ohne Zoll und Beſchwerden
Über Land und Meer geführt werden.

508.
Kunſt trägt man leicht an einem Faden,
Aber ſchwer iſt ſie aufzuladen.

509.
In allen Künſten ſind die Kühnſten die Meiſter,
Aber in der Liebe ſind die Lehrjungen dreiſter.

Laſter.

510.
Will das Laſter bleiben in Ruh',
So deckt es ſich mit der Scheintugend zu.

511.
Wollte man jedem Laſter einen Teufel ſchenken,
So wär's nöthig neue Teufel zu erdenken.

512.
Man zieht oft dem Laſter Kleider an,
Daß man's für eine Tugend anſehen kann.

Lehre. Gelehrte.

513.
Willſt du die Weisheit aus Büchern ſtudieren,
So lernſt du von gemalten Bildern diskuriren.

514.
Die Meiſten ſtudieren nicht, um gelehrt zu werden,
Sondern um den Namen eines Gelehrten.

515.

Wer kann's den Gelehrten wehren,
Sich von den Todten zu ernähren?

516.

Wo von Natur eine Fackel im Gehirn wäre,
Da brauchte man nicht das Wachslicht der Lehre.

517.

Viel Nutzen bringt Lernen und Leſen,
Der Papſt iſt auch ein Mal in der Schule geweſen.

518.

Blaſ' mit dem Blasbalg immer auf den Stock hinauf,
Es geht doch kein Licht d'raus auf.

519.

Mancher bringt bei'm Studieren viel tauſend Gulden an,
Der das Studierte nicht um zehn Gulden verkaufen kann.

520.

Der Koch verdient keinen Reſpekt,
Der nicht kochen kann, daß es Allen ſchmeckt.

521.

Manche Lehrer ſind, wie in der Laterne das Licht,
Sie leuchten Allen, nur ſich ſelber nicht.

522.

Viele lehren
Sich zu ehren
Und zu nähren,
Nicht um And're aufzuklären.

523.

Zünd' immer von deinem Licht einem Ander'n an,
Du verlierſt ja nichts daran.

424.
Um jene Meiſter iſt's ein ſchlimmes Weſen,
Die niemals ſind Lehrjungen geweſen.

525.
Gelehrte reden viel Gutes,
Aber nicht Jeder thut es.

526.
Ein Poſtſattel iſt darum viel werth,
Weil er paßt auf ein jedes Pferd.

527.
Gelehrſamkeit zu tragen, erfreut ſehr,
Aber aufzuladen iſt ſie ſchwer.

528.
Jene ſind Poeten zu taufen,
Die auf dem Lebensmarkt Blumen verkaufen.

529.
Gelehrte Leute gehen immer mit den Todten um,
Sie werden ſelten ſehr alt darum.

530.
Wenn du viel weißt,
Wirſt du nicht feiſt.

531.
Die Feder das Schwert regieren thut,
Deßwegen ſteckt man ſie auch auf den Hut;
Das Schwert will wen'ger bedeuten,
Drum hängt man es auch an die Seiten.

532.
Kann ein Gelehrter Geld gewinnen,
So thut er nicht immer nach Rechtem ſinnen.

533.
Ein Gelehrter kann überall hingeworfen werden,
Er fällt immer wieder mit den Füßen auf die Erden.

534.
Je gelehrter,
Je verkehrter.

535.
Der iſt ein geſchickter Mann,
Der ſich in Alle ſchicken kann.

536.
Nur ein Gelehrter iſt ſo dünn und ſo dicke,
Daß er überall ausfüllt ſeine Lücke.

537.
Wenn ein Eſel den andern inſtruirt,
Schwerlich einer von Beiden Doktor wird.

Leib.

538.
Mancher wohnt in einem wurmſtichigen Haus,
Und begehrt doch nicht heraus.

539.
Des Leibes Henker und Arzt iſt der Mund,
Er bringt ihn um und macht ihn geſund.

540.
Leib und Seele fordern der Ärzte zwei,
Sie wollen ganz verſchied'ne Arzenei.

541.

Sei ſtill, Leib, und muchſe nicht,
Wenn der Geiſt ſpricht.

Liebe.

542.

Die Liebe vertreiben wollen, iſt dumm gethan,
Man ſchnallt ihr durch Widerſtand die Spornen an.

543.

Wenn Einer liebt, und wird nicht wieder geliebt,
So iſt er ein Frager dem man keine Antwort gibt.

544.

Würde die Liebe ſtets wachſen ſtatt zu zerreißen,
So würden die Liebenden einander das Maul abbeißen.

545.

Die Liebe ſei vor Allem geehrt,
Weil ſie die Welt füllt und den Himmel mehrt.

546.

Alles ſtiehlt ein Dieb,
Nur nicht die Lieb'.

547.

Mit einem Faden fängt man die Liebe leicht,
Aber mit hundert Prügeln wird ſie nicht verſcheucht.

Liſt. Feinheit.

548.
Füchſe muß man nicht mit Stangen,
Sondern wieder mit Füchſen fangen.
549.
Wenn der Fuchs lobt den Raben,
So möcht' er gern ſeinen Käſe haben.
550.
Wenn der Fuchs die Gänſe lehrt,
Er den Kragen als Lehrgeld begehrt.

Lob. Schimpf.

551.
Lobſt' gleich den Haſen, als ob er ein Hirſch wär',
Bleibt doch ein Haſ' und wird nicht mehr.
552.
Schimpft der Kellner ſeinen Wirth,
So hat er ſich ſelbſt ſchimpfirt.
553.
Lieber laß dich ſchimpfen von einem Groben,
Als von einem Höflichen mit halbem Munde loben.
554.
Wer Einen lobt in praesentia
Und ſchimpft in absentia,
Der bekomm' die pestilentia.

555.

Manche wollen mit Lob wieder gut machen,
Was ſie mit Schimpf verbrachen.

556.

Lob
Iſt der Thoren Prob!

557.

Lobe die Berge und beſchreib' ſie recht ſchön,
Du ſelbſt aber bleib' auf der Ebene ſteh'n.

558.

Iſt das Lob zu grob,
So iſt es Schimpf ſtatt Lob.

559.

Gar oft lobt man den Einen,
Um den Ander'n zu verkleinen.

560.

Alſo ſoll man loben Jedermann,
Daß auch ein Fleck bleibt, wo man ihn ſchelten kann.

561.

Vom Loben wird man eben ſo wenig beſſer,
Als vom Schatten größer.

562.

Zu viel Ehr' und Glimpf
Iſt oft ein großer Schimpf.

563.

Lob's, wer's hat,
Wenn's weg iſt, iſt's zu ſpat.

Lüge.

564.
Eine Lüge muß noch ſieben Lügen han,
Damit man ſie hübſch füttern kann.

565.
Mancher hat mit Lügen
Sich ſo ſehr verſtiegen,
Daß er ohne Leiter
Nicht mehr konnte weiter.

566.
Die Lüge hat kurze Flügel,
Sie gelangt nie zum Wahrheitshügel.

567.
Kein ſchlechterer Prophet, als ein Lügenmann,
Weil er nicht *wahrſagen* kann.

568.
Wer treu, wie er gefühlt, bericht't,
Wär's auch erlogen, der lüget nicht.

569.
Die mit Eitelkeit ſchwanger ſind,
Gebären meiſt ein Lügenkind.

Luſt. Freude.

570.
Wer ſeine Begierden läßt werden laut,
Der ſetzt ſich Spornen in die Haut.

571.
Läß'ſt du der Wolluſt freien Lauf,
So ladeſt Freuden mit goldenen Miſtgabeln auf.
572.
Wahre Luſt iſt ein ſeltnes Gericht,
D'rum verpfeff're dir's mit Unmuth nicht.
573.
Das iſt die rechte Luſt,
Die du nie bereuen mußt.
574.
Der Luſt zu viel,
Hat Unluſt zum Ziel.
575.
Freud' wegen Macht und Herrlichkeit,
Iſt eine Gras- und Blumenfreud':
Sie duftet nur ganz kurze Zeit.
576.
Wenn Alle auf eine Art fröhlich werden könnten,
So brauchte man nicht ſo vielerlei Inſtrumenten.
577.
Wenn die Muſen recht wollen fröhlich ſeyn,
So laden ſie ſich zu Bachus ein.
578.
Wenn ſie um dich noch ſo ſehr muſiziren und lachen,
Das wird dir das Zahnweh nicht beſſer machen.
579.
Der Böſen ungebührliche Freud'
Iſt der Guten Herzeleid.

580.
Das iſt keine Fröhlichkeit zu kaufen,
Die man ſich muß vom Pfeifer erkaufen.

581.
Mancher ſtimmt an einen luſtigen Ton
Und ſein Herz weiß nichts davon.

582.
Ein Geſang voll Frohſinns und Scherzen.
Wiſcht den Staub von den Herzen.

583.
Fröhlich Gemüth
Macht geſundes Geblüt.

584.
Willſt du dich an der Fröhlichkeit letzen,
Mußt die Reputation in den Winkel ſetzen.

585.
Iſt die Freud' im Hauſ' bei dir,
So wartet das Leid ſchon hinter der Thür.

586.
Mancher kommt mir mit ſeiner Luſtigkeit vor,
Wie ein Floh, der umſpringt in eines Ander'n Ohr.

Mitleid.

587.
Mancher trägt ſo viel Mitleid in ſeinen Säcken,
Daß er für die Armen nichts mehr hinein kann ſtecken.

588.

Man kann Viele ſo mitleidig ſeh'n,
Daß ſie die Gänſe beweinen, weil ſie baarfuß geh'n.

589.

Der gefallene Bruder ſei dir nicht fremd,
Haſt du doch auch von Menſchenfleiſch ein Hemd.

Mitte. Mittel.

590.

Die in der Mitte logiren müſſen,
Wird man von oben beräuchern, von unten begießen.

591.

Setzt man das Licht zu hoch, ſo löſcht's der Wind,
Setzt man's zu nieder, ſo löſcht's das Kind.

592.

Strenge Mittel kommen theuer,
Sind der Blasbalg zu großem Feuer.

Möglich. Unmöglich.

593.

Was uns nicht kann werden,
Iſt uns oft das Liebſt' auf Erden.

594.

Unmöglichkeit muß man ſich laſſen gefallen,
Sie entſchuldigt bei Allen.

595.

Wenn ſich auch zehn Diebe fänden,
Sie könnten einem Nackten kein Hemd entwenden.

596.

Die Möglichkeit hat eine große Leiter,
Aber der Glaube ſteigt noch weiter.

597.

Es gibt gar viele Sachen,
Die man weder länger noch kürzer kann machen.

Müßiggang.

598.

Lieber mit Kindern auf Stecken reiten,
Als ganz müßig einher ſchreiten.

599.

Weil Einer nichts thun und ſich gar nicht plagen,
So mag er auch von Gras einen grünen Rock tragen.

600.

Der Weisheit und Kunſt gerne hätte,
Der ſuche ſie nicht im weichen Bette.

601.

Lieber die Abſätze vertreten an den Schuh'n,
Als gar nichts thun.

602.

Arbeit't Einer auch wie ein Ackergaul,
Für die Zuſeher iſt er immer noch zu faul.

603.

Wer ſich auf Müßiggang will legen,
Geht einer traurigen Arbeit entgegen.

604.

Rühr' dich vom Morgen bis die Sonne ſinkt,
Ein ſtehend' Waſſer wird faul und ſtinkt.

Muth.

605.

Der iſt eines Dinges nicht werth,
Der nicht das Herz hat, daß er's begehrt.

606.

Zum Wehren hat nicht Jeder Freude,
Mancher trägt lieber ein Meſſer im Buſen als in der Scheide.

607.

Herzhafte Hand
Erhält Leut' und Land.

Nachbar.

608.

Mancher wärmt ſich lieber an des Nachbars Brand,
Als daß er böte zum Löſchen die Hand.

609.

Die Schnecke trägt darum ihr Haus mit ſich,
Weil ihr ein böſer Nachbar iſt fürchterlich.

610.
Beſſer Nachbar an der Wand,
Als Bruder über Land.

611.
Wirfſt du Feuer in des Nachbars Haus,
So räum' gleich auch deine Wohnung aus.

Nacht.

612.
Wenn dir bei Nacht auch die Augen aufgeh'n,
Wirſt doch nichts ſeh'n.

613.
Die Nacht iſt des Menſchen Feind
Und des Studenten Freund.

614.
Vollbring' in keiner irdiſchen Nacht,
Was dich vor der ewigen zittern macht.

Nahrung.

615.
Einer gewinnt ſeine Nahrung mit Sitzen,
Der And're mit Laufen und Schwitzen.

616.
Die Nahrung iſt nicht viel werth,
Die von der Hand gleich in's Maul begehrt.

617.

Gott läßt jedem Vogel ſein Körnlein liegen,
Aber er muß darnach fliegen.

618.

Das Mehl iſt noch nicht gemeſſen,
Davon Mancher Brot ſoll eſſen.

619.

Wer will Roſen brechen,
Muß nicht fürchten das Dornenſtechen.

620.

Es iſt doch thöricht in der That,
Sein Geld in einen Beutel zu legen, der ein Loch hat.

Narr.

621.

Den für einen Weiſen achte,
Der zur rechten Zeit einen Narren machte.

622.

Wenn wir uns Alle geſcheidt wollten ſtellen,
So verkauften die Krämer keine Schellen.

623.

Der nicht will ein Narr mit ſeyn,
Der bleib einer allein.

624.

Die Natur verbannte die Weisheit in's Hirn,
Damit die Narrheit den ganzen Leib kann regier'n.

625.

Der iſt kein Narr, der was Närriſches gethan;
Aber der iſt einer, der's nicht verſchweigen kann.

Natur.

626.

Wenn zuſammen halten Natur und Kunſt,
Dann geht es vorwärts zu Ehr' und Gunſt.

627.

Die Natur konnte Einem nicht Vieles ſchenken,
Sie mußte ja auf Alle denken.

628.

Hat dir die Natur keine Hörner gegeben,
So mußt du dich auch nicht zu ſtoßen beſtreben.

629.

Schicke deine Katze auch auf die Reiſe,
Sie fängt in England auch die Mäuſe.

630.

Auf der Natur wächſt weder Roß noch Schimmel,
Wer als Knab' unhöflich war, der wird als Mann ein Lümmel.

631.

Wenn die Natur in den Haren wäre,
So wär's möglich, daß man ſie abſchere;
Sie iſt aber in der Haut,
Die ſich Niemand abzuzieh'n getraut.

632.

Predige durch einen Mohren ein Loch,
Seine Schwärze behält er doch.

633.

Mängel, die im Blute ſitzen,
Sind wohl niemals auszuſchwitzen.

634.

Ein Haſe verändert das Haar,
Aber furchtſam bleibt er immerdar.

635.

Art läßt nicht von Art,
Der Speck nicht von der Schwart',
Der Bock nicht von dem Bart.

636.

Die Leute eſſen viel Hähne, geſotten und gebraten,
Können doch nicht, wie ein Hahn das Wetter errathen.

Neid.

637.

Neid
Iſt Leid
Und Freud
Zu gleicher Zeit.

638.

Neben Glück und Ehr'
Geht der Neid einher.

639.

Es ſteht kein Licht ſo hoch,
Der Neidiſche will's ausblaſen doch.

640.

Wie Roſt iſt der, der And're beneidet,
Er hindert das Schwert, daß es nicht ſchneidet.

Neu.

641.

Alles dreht ſich, und wir Menſchen dabei,
Wenn das Alte herum kommt, wird's wieder neu.

642.

Mußt vorſichtig den alten Zaun umreißen,
Die Schlange, die d'runter liegt, kann beißen.

643.

Neue Komödianten ſpielen für und für
Alte Komödien auf eine neue Manier.

644.

Schau zu, daß dir die alten Löcher paſſen,
So darfſt du dir keine neuen machen laſſen.

645.

Narren und Affen
Wollen alles Neue begaffen.

Neutral.

646.
Die vom Neutralbleiben ſprechen,
Wollen auf Eiern geh'n und keines brechen.
647.
Ich verſteh' unter neutralen Leuten
Jene, die auf zwei Sätteln reiten.
648.
Wenn man weiß, auf einer Seite ſei das Recht,
So iſt das Neutralbleiben ſchlecht.

Nichts.

649.
Nichts iſt gut in den Augen,
Aber im Maul wirds wenig taugen.
650.
Nichts reden zu manchen Zeiten,
Hat oft etwas zu bedeuten.
651.
Aus Nichts konnte nur eines werden:
Die Erden.
652.
Unter Dreien iſt wohl niemals mehr Ruh',
Als wenn zwei nichts reden und der Dritte hört zu.
653.
Man kann mit Nichts anfangen
Und doch zu Vielem gelangen.

654.
Böſes iſt gewiß für Etwas zu ſchelten,
Und doch ſollſt du es mit Nichts vergelten.

655.
Nichts zu thun wird dir nicht frommen;
Du mußt Etwas thun, um in 'n Himmel zu kommen.

Noth.

656.
Zerreißt die Noth auch zu Düten eine Bibel,
Ein weiſer Mann nimmt ihr's nicht übel.

657.
Wer nicht ſelbſt im Nothſtall geſtanden iſt,
Die Noth Anderer immer geringer mißt.

658.
Noth iſt für jede Handlung Urſach' genug,
Nur nicht für den Betrug.

659.
Noth iſt ein geſchickter Mann,
Der ſich weiß zu ſtellen an,
Als biß' er gern' in eine Nuß,
Da er doch darein beißen muß.

660.
Den Willen gibt Gott,
Den Zwang die Noth.

661.

Ein hungriger Hund fragt nicht nach dem Stecken,
Wo er was findet, da läßt er ſich's ſchmecken.

662.

Es nehmen Viele in den Nöthen
Vom Galgen ab den ſchlecht'ſten Mann,
Und han ſie ihn nicht mehr vonnöthen,
So hängen ſie ihn wieder d'ran.

663.

Wer einem Andern hilft in der Noth,
Der treibt Wucher mit Gott.

Nutzen.

664.

Der iſt ein ſehr weiſer Mann,
Der ſeinen Nutzen verſchweigen kann;
Denn blökt das Schaf und wiehert der Gaul,
So fällt ihnen das Futter aus dem Maul.

665.

Willſt du nicht die Eier meiden,
Mußt der Hühner Gackern leiden.

666.

Haſt du Luſt zum Süßen,
Laß dich's Bitt're nicht verdrießen.

667.

Vor ſolchem Nutzen will ich warnen:
Vögel zu fangen mit goldenen Garnen.

668.

Willſt du mit genießen,
Mußt auch dein Geld zuſchießen.

669.

Damit die Reichen Wärme ſpüren,
Müſſen die Armen oft frieren.

670.

Mancher ſieht mit einem Auge ſeine Gaben,
Und mit ſieben, was er dagegen will haben.

671.

Vom gemeinen Nutzen hört man viel,
Und ſieht davon nicht Stumpf noch Stiel.

672.

Eigener Nutzen und eigene Noth
Sind des gemeinen Nutzens Tod.

Offen. Öffentlich.

673.

Liegt das Garn ganz offen,
So darfſt keinen Vogel zu fangen hoffen.

674.

Laß erſt den Schnee vergehn,
Dann wirſt, was d'runter liegt, ſeh'n

675.

Stroh in den Schuhen,
Bratſpieß in den Truhen,

Hur' im Haus,
Gucken überall heraus.

676.

Steht dein Haus an der Straßen,
Mußt dich von Vielen hofmeiſtern laſſen.

Oft.

677.

Reinigſt du den Rock oft mit Bürſt und Stab
So geht immer auch Haar mit herab.

678.

Wird auch ein Weg gegangen viel,
Deßwegen führt er doch nicht zum Ziel.

679.

Die Geiß geht ſo lang in's Kraut
Bis ſie's bezahlt mit ihrer Haut.

Ordnung.

680.

Neue Ordnungen verdrießen die Leut',
Einem ſind ſie zu eng, dem Andern zu weit.

681.

Wo keine Ordnung iſt,
Hängt alles zuſammen an einer Kette von Miſt.

682.
Ein unordentlicher Menſchenhaufen
Gleicht Säuen, die zum Thor herein laufen.
683.
Damit Ordnungen nicht veralten,
Muß man ſie ſtets in friſchem Salz verwalten.
684.
Wer ein Land will in Ordnung erhalten,
Soll die Ordnung zuerſt ſelber halten.
685.
Werden Ordnungen nicht gehandhabt an Höchſten und Geringſten,
So dauern ſie ſo lang, als der Schnee zu Pfingſten.

Prahlerei.

686.
Ein Strauß legt ein großes Ei,
Und ſchweigt dabei;
Hühner legen kleine Eier
Und ſind dennoch große Schreier.
687.
Prächtige Kleider außer dem Haus
Löſchen das Feuer auf dem Herd aus.
688.
Der Menſch prunkt oft mit Pelz und derlei Dingen,
In welchen vorher Vieher einhergingen.

689.
Lieber in einem Rock geh'n, der zerriſſen in Stücken,
Als ihn mit der Armen Schweißperlen ſticken.

690.
Der iſt ein armer Narr in meinem Sinn,
Der Silber auf den Taſchen hat, aber keins d'rin.

Rache.

691.
Rache für Beleidigung,
Iſt die unedelſte Vertheidigung.

692.
Wer ſich rächt für erlittene Gewalt,
Der hat ſich ſelbſt bezahlt.

693.
Wer ſich rächt, hat nicht Unrecht vertrieben,
Sondern will ein neues Unrecht üben.

694.
Es gibt keine ſchmerzlichere Rache auf der Welt,
Als wenn man Einen der Rache nicht würdig hält.

695.
Wer rächen wollte jedes unbillige Wort,
Der müßte ſich rächen in einem fort.

696.
Wenn dich ein Blinder ſtoßt,
Und du biſt darüber erboſt,

Und willſt nehmen dafür Rache,
So iſt das eine dumme Sache.

697.

Wirft der Eine mit Koth und Ruß,
Der And're mit Äpfel und Nuß,
So iſt das eine gemeine Balgerei,
Sie haben Unrecht alle zwei.

698.

Die Rach' iſt darum ſo fürchterlich,
Weil ſie immer zieht eine zweite nach ſich.

699.

Rach' iſt der Gemeinheit Siegel,
Nur ein ſchäbiges Pferd leidet keinen Striegel.

Rath.

700.

Etwas errathen müſſen,
Heißt nach der Scheibe ſchießen;
Man ſchießt oben, unten und ſeitwärts viel,
Bis man ein Mal trifft das Ziel.

701.

Das Simuliren und Rathen bringt wenig Nutzen,
Man wird oft darüber das Licht ausputzen.

702.

Was wir eben nicht errathen,
Geht am beſten oft von ſtatten.

703.

Das wär' ein ungeſchickter Rathsmann,
Der riethe, das Feuer zu löſchen, daran
Er recht gemächlich ſich wärmen kann.

704.

Mancher gibt über den Schwanz eines Dings einen Rath,
Das noch gar keinen Kopf hat.

705.

Jener Rath gehört auf den Miſt,
Welcher nicht zu ändern iſt.

706.

Ein Rath, gegeben bei'm Wein,
Führt in den Koth hinein.

707.

Rathen zu Dingen,
Heißt nicht dazu zwingen.

708.

Manche einen Rath begehr'n,
Wie Petrus bei Chriſto dem Herrn:
Kaum, daß ſie fragen,
Sie auch ſchon mit dem Schwert d'rein ſchlagen.

709.

Einer räth: warum, der Andre: wo,
Und man weiß noch nicht, wie ſo.

710.

Die da zu Rath ſitzen müſſen,
Sollen Gott nicht davon ausſchließen.

711.
Was oft gut iſt im Rath,
Iſt ſchlecht in der That;
Anders kocht der Mann
Und anders richtet er an.

712.
Anderes iſt rathen,
Und Anderes gerathen.

713.
Gegen Wenige kann man mit einem Rath auslangen,
Aber gegen Viele muß man Krieg anfangen.

714.
Schlecht rathen und gut meinen,
Machte ſchon ſehr Viele weinen.

715.
Wirſt du dem Rath unerfahr'ner Leute glauben,
So trink'ſt du Wein aus unreifen Trauben.

716.
Eigennützige Leut' im Rathe
Machen viel Unglück im Staate.

717.
Die ſchlechteſten Rathſchläge ſind jene, die alſo anfangen:
»Hätteſt du's ſo gemacht, ſo wär's beſſer gegangen.«

718.
Nach der That
Kommt der Rath
Viel zu ſpat.

719.
Wer ſich nicht will laſſen rathen,
Sitzt am Tiſch und verſchläft den Braten.

720.
Sollſt nicht auf den Rath Anderer warten;
Schau, daß er wächſt in deinem eignen Garten.

721.
Oftmals pflegt für zehn Dukaten
Einer etwas dir zu rathen,
Darum er wohl ſelber eben
Keinen Heller würde geben.

722.
Iſt ein Rath ohne Folge geblieben,
So pflegt man Alles auf's Unglück zu ſchieben.

723.
Wenn vier Narren beiſammen ſeyn,
So rathen ſie beſſer als ein Weiſer allein.

724.
Im Rathen ſoll man auf allen Wegen herum ſpazieren,
Die von der Hauptſtraße aus führen.

725.
Frag'ſt um Rath an bei einem gelehrten Bunde,
So wirf'ſt ein Bein unter die Hunde.

726.
Mancher lieber Hals und Kragen bricht,
Als daß er ſich vortragen ließ ein Licht.

727.
Der wirft ein Mal und zieht alles Geld,
Jener zehn Mal und iſt immer gefehlt.

728.

Wie der Kopf, ſo der Rath,
Er ſchmeckt immer nach der Herberg', die er hat.

729.

Einige rathen klug,
Aber nicht glücklich genug;
And're rathen glücklich,
Aber nicht ſchicklich.

730.

Wenn Narren in den Rath ſchreiten,
Soll man mit hölzernen Glocken dazu läuten.

Recht. Richter.

731.

Das Recht kann nur ſehr ſelten
Als echtes Kind der Gerechtigkeit gelten.

732.

Wenn die Juriſten das Recht ſollen finden,
Muß man ihnen goldene Lichter anzünden.

733.

Die Rechte halten nicht ſtill,
Laſſen ſich drehen, wie man will.

734.

Ein Loth Gold iſt beſſer,
Als voller Recht tauſend Fäſſer.

735.

Wer Recht hat, zu *nehmen*,
Darf ſich auch des *Behaltens* nicht ſchämen.

736.

Der Teufel verwirrt am Rocken das Recht;
Wo iſt der Juriſt, der es abſpinnen möcht'?

737.

Schwörſt du: nicht eh' in die Schüſſel zu langen,
Bis du zu deinem Recht wirſt gelangen,
Mag dir vor dem Verhungern bangen.

738.

Tuch mißt man nach der Elle, nicht Elle nach dem Tuch,
So auch Spruch nach dem Rechte, nicht Recht nach dem Spruch.

739.

Wer ſchon *ein* Recht hat, will meiſt noch eins dazu,
Und gibt bald gar keine Ruh'.

740.

Die Zeit iſt zu ſchlecht,
Man kommt nur mit Unrecht zum Recht.

741.

Wo man nicht nach Rechten kann rechten,
Muß man nach der Billigkeit fechten.

742.

Bei'm Recht ſprechen irrt man ſich alle Tage,
Man legt leicht ein falſch Gewicht in die Wage.

743.

Wenn man Einem thut, wie er uns gethan,
So thut man ihm nie ein Unrecht an.

744.

Wo iſt ein Recht, ſo klar und feſt,
Daß es kein Disputiren zuläßt?

745.

Ich begreife nicht, wie es ein Recht noch gibt,
Da ein Jeder davon abſchneidet, ſo viel ihm beliebt.

746.

Hat Einer das Recht ſchon in der Hand,
So ſtehlen ihm die Juriſten davon das Band.

747.

Haſt' einen Prozeß wegen einem Huhn,
So nimm davon ein Ei und laß das And're ruh'n.

748.

Das Recht wird ſo breit ausgeſpannt,
Daß davon gar kein End' iſt bekannt.

749.

Wo ſie das Recht nach Ellen ausſchneiden,
Muß man das Unrecht geduldig leiden.

750.

Ein Richter ſoll Keinem auf's Wort trauen,
Sondern Beiden in's Maul ſchauen.

751.

Weil der Richter hören muß zwei Parteien,
Soll er auch alle zwei Ohren herleihen.

752.

Vom Verfloſſenen kannſt wohl Gegenwärtiges richten,
Aber nicht zukünftige Geſchichten.

753.
Gerechtigkeit iſt wie ein Gewebe von Spinnen,
Große Thiere fallen durch, kleine bleiben d'rinnen.

754.
Wer nicht kann fechten,
Gewinnt nichts mit Rechten.

755.
Wenn die Gewaltigen Jemand beleidigen,
So laſſen ſie ſich von den Rechtsgelehrten vertheidigen.

756.
Wenn alle Glocken das Recht thäten läuten,
So brauchte man nicht darum zum Bürgermeiſter zu reiten.

757.
Advokaten leben nicht von Prozeſſen,
Sondern von der Elle, womit ſie ſie ausmeſſen.

758.
Das Verdrehen iſt oft die Sache eines Winkes,
Es gibt ein rechtes Recht und ein linkes.

Reden. Worte.

759.
Werden ſüße Worte geſtellt,
Koſten ſie oft ſaures Geld.

760.
Könnten wir gute Worte nach Gebühr ſchätzen,
So würde uns Keiner von der Bank wegſchwätzen.

761.
Wären etwas werth die guten Wort',
Man behielte ſie für ſich und gäbe ſie nicht fort.
762.
Wären die Worte Brücken,
So wäre unſicher darüber zu rücken.
763.
Willſt haben, daß ſie ſich um böſe Waare raufen,
Mußt du ſie mit guten Worten verkaufen.
764.
Wer bezahlet gute Wort,
Der geht mit einem ſchlimmen Handel fort.
765.
Ein Wort dringt ſo tief
Als ſieben Brief'.
766.
Der redet, rede ſo klar und haarſcharf,
Daß man zur Auslegung keines Zigeuners bedarf.
767.
Wer das Beſte redet zu allen Sachen,
Der wird ſich Gunſt und Freunde machen.
768.
Wer mit And'rer Laſter
Auf off'nem Markte ſteht,
Der iſt oft verhaßter,
Als der ſie ſelbſt begeht.
769.
Ein kluger Mann
Mißt ſeine Reden Jedem ſo an

Wie ein geſchickter Schneider
Die Kleider.

770.

Zu kurze Red' iſt wie des Blitzes Licht,
Sie blendet, aber leuchtet nicht.

771.

Wer viel redet, redet ſelten gut dabei;
Nicht immer, wenn die Henne gackert, legt ſie ein Ei.

772.

Ein Dummer verbringt oft einen klugen Sang;
Aus leeren Fäſſern kommt auch ein heller Klang.

773.

Klappern gefällt dem Storch,
Menſch! Du ſchweig' und horch'.

774.

Reden kann man ein ganzes Pfund,
Und erredet ſich doch kein Loth in den Mund.

775.

Mancher redet leicht ein Wort heraus,
Wär's ein Gulden, ſo ließ er's nicht ſo leicht aus.

776.

Wenn der Mund redet nach des Herzens Gefallen,
Das iſt die ſchönſte Harmonie von allen.

777.

Iſt Einer aus Sachſen,
So iſt ihm auch der Schnabel darnach gewachſen.

778.

Wohlreden iſt einem Seil zu vergleichen,
Damit kann man den Grund jedes Herzens erreichen.

779.
Alles Reden iſt verloren,
Findet man nicht günſtige Ohren.

780.
Manche haben gute Worte zu Haufen,
Um damit ſchlechte Waare zu verkaufen.

781.
Für einen Erzähler der beſte Mann
Iſt der, der Alles glauben kann.

782.
Wer Dunkles und Verſchraubtes thut kund,
Der ſtrickt verwirrtes Garn im Mund.

783.
Dunkles Reden für einen Hermaphroditen gelten kann,
Man weiß nicht, iſt's ein Weib oder ein Mann.

784.
Iſt deine Rede nicht ganz reif:
So pfeif'!

785.
Offen geredet und wahr
Bringt oft die meiſte Gefahr.

786.
Iſt Feuer im Haus,
So ſpeit es Flammen aus.

787.
Wer die Leute mit Reden kann wenden,
Der hat das Spiel in ſeinen Händen.

788.

Der viel ſchläft, den werden viel Träume plagen;
Der viel redet, der wird viel Lügen ſagen.

789.

Zu viel reden und zu viel ſchweigen,
Das iſt allen Narren eigen.

790.

Kein Redner überredet den Bauch,
Daß er keine Speiſen brauch'.

Regieren. Regent.

791.

Ein ungeſchickter Regent regiert,
Wie Phaeton kutſchirt.

792.

Ein Regent ſoll rechtmäßig ſeyn im Conſuliren,
Geduldig im Negoziren,
Fürſichtig im Regieren
Und ſchleunig im Expediren.

793.

Ein Regent, ein Rath und eine Wacht
Sollen nicht ſchlafen die ganze Nacht.

794.

Dem Schiffmann muß man keine Schuld geben,
Wenn ſich widrige Winde erheben.

795.

Ein Regent ſoll die Muſik ſtudieren,
Damit er weiß, wie die Leute harmoniren.

796.

Wißt Ihr, warum Regenten höher ſteh'n?
Damit ſie Alles beſſer überſeh'n.

797.

Ein Regent ſoll nicht immer mit Donner ſchrecken,
Mit Milde iſt oft mehr zu erzwecken.

798.

Ein Regent ſoll überall Blumen ausſpüren,
Einen Kranz machen und damit ſein Land zieren.

799.

Es kann Einer böſ' ſeyn und doch gut kutſchiren;
So kann Einer ſchlimm ſein und doch gut regieren.

800.

Der Unterthanen Schweiß,
Macht dem Regenten heiß.

801.

Hat ein Schäfer wenig Schäfchen nur
So müſſen ſie deſto öfter zur Schur.

802.

Wo Frauen haben das Regiment,
Iſt meiſtens ein Anfang ohne End'.

Reich.

803.
Einem reichen Mann
Steht auch ein Kürbis gut an.

804.
Überall durch kommen die Reichen,
Recht und Wahrheit muß ihnen weichen.

805.
Die ſtets nach Reichthum gaffen,
Pflegt Gott oft mit Blindheit zu ſtrafen.

806.
Eine reiche goldene Ader
Iſt der Same zu allem Hader.

807.
Der Reichthum bringt am meiſten Heil,
Daran die Armen haben Theil.

808.
Nicht Jeder, der dafür gilt, iſt ein reicher Mann;
Man ſieht oft eine Geſchwulſt für Fett an.

809.
Hätteſt du auch hundert Säcke Gold wohlgemeſſen,
Könnteſt doch nur für einen Menſchen eſſen.

810.
Wer in den Kiſten hat ſeinen Gott,
Treibt meiſt mit dem wahren ſeinen Spott.

811.
Haſt auch noch ſo viel Geld und Gut, mein Schatz,
Zuletzt hat doch Alles zwiſchen vier Brettern Platz.

812.

Ein feiſtes Schwein
Wird auch vor dem Metzger nicht ſicher ſeyn.

813.

Der Reichthum ſei wie des Bäckers Schurz:
Nicht zu lang und nicht zu kurz.

Reiſen.

814.

Wer reiſet durch viel Leut' und Land,
Sieht Unbekanntes und wird bekannt.

815.

Wer reiſ't, verändert das Geſtirn,
Und oftmals auch das Hirn.

816.

Wer reiſet nach Italien hinaus,
Der ſucht einen Schelm und findet ihn d'raus,
Und bringt ihn meiſt auch mit ſich nach Haus

817.

Das Wiederkommen macht,
Daß man das Scheiden nicht acht't.

818.

Viel reiſen nur um das Vergnügen:
Daß ſie nachher derb können lügen.

819.

Mancher hat viel Salz in der Fremde eingenommen,
Und iſt doch ungeſalzen wieder gekommen.

Reue.

820.
Der Menſch thut mehr, was ihn reu't,
Als was ihn erfreu't.
821.
Die Reu'
Iſt Sünde- und Laſter-Scheu!
822.
Das iſt die beſte Reu'
Die nicht mehr thut, was reuen kann auf's Neu!
823.
Reu'
Iſt des Herzens Arzenei.
824.
Die Reu' über das Böſe iſt gut;
Aber beſſer iſt, wenn man's gar nicht thut.

Schaden.

825.
Hängt Mancher die Angel auf Fiſche aus,
Und zieht aus dem Waſſer nur Fröſche heraus.
826.
Was verſehrt,
Das belehrt.
827.
Weißt den Schaden nicht zu meiden,
Mußt' ihn leiden.

828.
Bald brennt ein Haus,
Aber langſam löſcht man's aus.
829.
Siehſt du erſt den Rauch,
So kommt bald das Feuer auch.
830.
Der Eſel iſt ſehr weiſe,
Er tanzt nicht zwei Mal auf dem Eiſe.
831.
Wer wird nach dem Hut noch fragen,
Wenn ihm ſchon der Kopf abgeſchlagen?
832.
Willſt du deine Feinde kennen,
Mußt' zuerſt dich ſelber nennen.
833.
Mancher wird leichter Schaden leiden,
Als verdienten Nutzen meiden.
834.
Dumm iſt's ſein eig'nes Haus in Brand zu ſtecken,
Bloß, um den Nachbarsmann durch Rauch zu necken.
835.
Thu' wie ein Hund,
Leck' dich ſelber, wo du wund.
836.
Der Schaden iſt oft nicht ſo groß,
Daß man ihn gleich muß ſpüren;

Oft Mancher holt ihn noch mit dem Roß,
Um ihn nach Hauſ' zu führen.

837.

'S gibt Viele, die wärmen lieber die Händ'
Bei'm Feuer, als daß ſie löſchen, wo's brennt.

838.

Ein Biß in den Apfel ſchadet oft ſo viel,
Als der ganze Apfel mit Stumpf und Stiel.

Scham.

839.

Manche, eh' ſie ſich bloß ließ ſehen,
Thät ſie lieber in Schuhen gehen.

840.

Wie ſollen ſich Manche ſchämen?
Wo ſellten ſie die rothe Farbe hernehmen?

841.

Die Scham iſt nicht immer eine Ehre,
Es gibt Fälle, wo ſie Schande wäre.

842.

Iſt die Scham ein Mal aus deinem Zimmer,
So findeſt du ſie nimmer.

Schande.

843.

Die Schande kann man wohl zuweilen,
Aber nur mit Narben heilen.

844.
Was zu **reden** Schande wäre,
Bringt zu **thuen** auch nicht Ehre.

845.
Iſt der Bock auch aus dem Haus,
Der Geſtank geht nicht ſo leicht hinaus.

846.
Wenn Einer iſt übermannt,
So iſt fliehen keine Schand!

Schein.

847.
Wie geht die Welt doch nach dem Schein,
Sie kauft das Faß oft theurer als den Wein.

848.
Viele möchten ſich gern golden beweiſen
Und werden darüber zu Eiſen.

849.
Blüht doch mancher Baum ſo prächtig,
Iſt doch mit keinen Früchten trächtig.

Schenken. Geſchenk.

850.
Schenkt dir Einer eine Sau,
So ſchicke dafür doch eine Wurſt ſeiner Frau.

851.
Schenkt man Jemanden eine Kuh,
So will er's Futter auch noch dazu.

852.
Großes Geſchenk
Bindet das Gelenk!

853.
Keine theu'rere Henn' iſt zu gedenken,
Als die man kriegt zu ſchenken.

854.
Wo du was ſuch'ſt, da mach' ein Präſent;
Schmieren macht linde Händ'.

Schmerz. Leiden.

855.
Aus Allem, was er hat im Haus,
Schnitzt ſich Mancher ein Kreuz heraus.

856.
Der Schmerz verharrſchet ſehr geſchwind,
Wenn er ein Mal aus den Augen rinnt.

857.
Duck' dich und laß vorüber gahn,
Das Wetter will ſeinen Willen han.

858.
'S iſt beſſer, es freſſen dich die Wölf', als die Flöh',
So thut dir das Beißen nicht ſo lange weh.

Schreien. Geſchrei. Lärmen.

859.
Schreien iſt leicht bei einer Feuersbrunſt,
Aber löſchen iſt eine große Kunſt.
860.
Geſchrei wächſt in die Höh',
Wie ein gewälzter Ball von Schnee,
861.
Sagt Einer, daß er's von einem Andern hat,
So iſt es ſchon eine halb verlogene That.
862.
Geſchrei iſt ein ſchlimmer Poltergeiſt,
Der alle Städte und Länder durchreiſ't.
863.
Dem Geſchrei glaubt nur der, der ein Narr iſt;
Man ſagt gar viel von Rom, was nicht wahr iſt.

Schriftſteller.

864.
Willſt werden ein Autor nach neuer Sitte,
So nimm zwei Bücher und mach' draus das dritte.
865.
Die meiſten Schriftſteller treiben diebiſches Spiel,
Sie haben um ein h zu wenig und um ein l zu viel.
866.
Viel Büchermacher ſtänden hoch in Ehren,
Wenn die verdammten Recenſenten nicht wären.

867.
Wenn die Federn den Autor machten,
So wäre die Gans auch nicht zu verachten.
868.
Von dem leben, was die Hand niederſchreibt,
Ewig ein ärmliches Handwerk bleibt.
869.
Zu Krähen würden die Autoren nicht taugen,
Denn ſie hacken einander in die Augen.

Selbſt. Selbſtſucht.

870.
Viele können die Schuhe nicht leiden,
Wozu ſie das Leder nicht ſelber ſchneiden.
871.
Viele glauben, was ſie im Sinne tragen
Das müßten alle Glocken ſchlagen.
872.
Alle Sachen
Kann Herr Ego am beſten machen.
873.
Willſt du, daß es gelinge,
So ſchaue ſelbſt zum Dinge.
874.
Weißt du ſelbſt den Weg nach Flandern,
So warte nicht auf einen Andern.

Speiſe und Trank.

875.
Wer gut Maß hält in Speiſ' und Trank
Iſt immer luſtig und ſelten krank.

876.
Trink' und iß!
Doch den, der nichts hat, nicht vergiß.

877.
Soldaten ſind gar wilde Gäſte,
Sie freſſen meiſtens das Allerbeſte.

878.
Das müßte doch ein Säufer ſeyn, ich denke,
Der das Meer ſammt allen Fiſchen tränke.

879.
Ein Mal eſſen, mach' dir zum Geſetz,
Zwei Mahlzeiten raufen miteinander ſtets.

Stolz. Hoffarth. Eitelkeit.

880.
Wenn der Stolz Eier legt,
So meint er, daß jedes zwei Dotter trägt.

881.
Hoffarth iſt leicht zu faſſen,
Sie pflegt den Schwanz über's Neſt hängen zu laſſen.

882.
Die hoch fliegen, dürfen noch nicht geprieſen werden.
Vögel ſetzen ſich auch wieder auf die Erden.

883.

Hoffarth und Freundſchaft ſind einander zuwider,
Wenn die Hoffarth aufgeht, geht die Freundſchaft nieder.

884.

Viele ſind ſtolz auf jene Gaben
Die ſie gar nicht haben.

Streit.

885.

Zween Hund' an Einem Bein
Kommen ſelten überein.

886.

Wer den Herrn ihr Wildprät läßt
Und den Bauern ihr Kirchweihfeſt,
Und ihre Hochzeit den Hunden,
Der hat ſelten Streit gefunden.

887.

Friſch daran
Schlägt halb den Mann.

888.

Disputirer ſind ein ſchlimmes Gepack,
Suchen oft nur den fünften Zipfel am Sack.

889.

Sie grübeln oft ſo lang herum in Sachen,
Bis ſie wie Mäuſe, ein Loch d'rein machen.

890.

Man disputirt oft von Schalen gern,
Aber ſelten vom Kern.

891.

Ein böſes Wort iſt noch keine Säg';
Von Worten zu Werken iſt ein weiter Weg.

Tauglich.

892.

Ein langer Rock taugt nicht zum Springen
Und ein langer Diskurs nicht zu ſpaßigen Dingen.

893.

Eine faule Entſchuldigung kann eben ſo wenig nützen,
Als ein Feigenblatt den ganzen Körper zu beſchützen.

894.

Was dir taugt, nimm wohl in Acht,
Es iſt bald untauglich gemacht.

Thorheit.

895.

Oft gibt einer d'rum ſein Pferd,
Daß der *Zaum* ganz ſein gehört.

896.

Setzt die Katze zur Milch, der Mann,
Und will, ſie ſoll nicht lecken d'ran!

Tod.

897.
Flieh auch auf allen Wegen,
Dem Tod gehſt du immer entgegen.

898.
Kein Ding iſt ſo groß und keins ſo klein,
Der Tod verbirgt ſich drein.

899.
Mancher findet den Tod ſehr fürchterlich
Und bahnt ihm dennoch den Weg zu ſich.

900.
Wo iſt der ſtarke Mann,
Der die Bande des Todes zerreißen kann?

901.
Ich weiß nicht, warum der Tod dich ſo mit Furcht bedrängt,
Da das Ende des Lebens ſchon am Anfang hängt.

902.
Zwei Geburtstage die Menſchen haben:
Geboren werden und begraben.

903.
Glücklich die ſo lange leben,
Daß ſie vor dem Tod gar nicht mehr beben.

Treue.

904.
Getreue Hand
Geht durch jedes Land.

905.
Wäre die Treue nicht bei der Liebe,
Gäbs nicht genug Kerker für Herzensdiebe.

906.
Die Liebe bringt zwei zuſammen in ein Neſt,
Aber die Treue hält ſie dort feſt.

907.
Die Frauen meinen, ſie wären ſchon treu,
Wenn ſie Einen lieben, und nur noch Einen dabei.

908.
Manche Hunde wurden mit Ketten gebunden,
Sie haben doch wieder nach Hauſe gefunden.

909.
Ein treuer Knecht verdient doppelten Sold,
Er macht aus Blei und Kupfer Gold.

Urſache.

910.
Willſt dem Brunnen wehren das Fließen,
Mußt du erſt den Brunnquell wiſſen.

911.
Macht nur den Eſſig aus ſüßem Wein,
Wird doch immer ſauer ſeyn.

Vaterland.

912.

Es gibt prahlende Weltbürger und kecke Knaben,
Die gar kein Vaterland haben.

913.

Der für das Vaterland nicht Blut und Leben ſetzt ein,
Iſt nicht werth irgendwo geboren zu ſeyn.

914.

Im Vaterland iſt das Eis
Wärmer als die Glut im fremden Paradeis.

915.

Das Sterben dir ſelber beſſer ſchmeckt,
Wenn deine Leiche das Vaterland deckt.

916.

Hat dir das Vaterland auch eine Wunde geſchlagen,
So ſollſt du dich doch wie ein Sohn gen die Mutter betragen.

917.

Nur *ein* Vaterland hat der Held,
Aber der Künſtler Vaterland iſt die Welt.

918.

Im Vaterland daheim
Sind blauer die Himmel und grüner die Bäum'.

919.

Es gibt bei Allem etwas noch höhern Gewichts,
Aber über das Vaterland iſt nichts.

920.

Würde Einer auf dem Meer geboren werden,
Er hätte es gewiß lieber als die Erden.

Veränderlich.

921.

Herrengunſt, Aprillenwetter,
Frauenlieb' und Roſenblätter,
Würfel, Karten und Federſpiel,
Wenden ſich gar oft und viel.

922.

Und wenn auch Alles beſtändig wär',
So ſiehſt du's nicht mit demſelben Auge mehr.

923.

Willſt du die Veränderung in persona ſchauen
Vide: die Frauen.

Vergeſſen.

924.

Wenn das Vergeſſen nicht wär'
Viel Unglückliche lebten nicht mehr.

925.

Nichtswürdige Dinge zu vergeſſen
Iſt als Weisheit zuzumeſſen.

926.
Leichter lernt man des Guten gedenken,
Als dem Böſen Vergeſſenheit ſchenken.

927.
Was man einmal im Herzen hat,
Vergißt man weder früh noch ſpat.

928.
Wenn nur einer den Lehrer benennte,
Der uns Vergeſſenheit lernen könnte.

929.
Der Wein bewirkt, daß man vieles vergißt,
Aber das Lethe-Waſſer noch beſſer iſt.

930.
Du mußt geduldig ſeyn, die Zeit
Führt mit ſich die Vergeſſenheit.

931.
Möglich, daß das Vergeſſen ein Unglück ſei,
Mindeſtens ſind doch keine Schmerzen dabei.

932.
Vergeſſenheit iſt der Weisheit Feind
Und des Unglücks beſter Freund.

Vorſicht.

933.
Wirf nicht weg die alten Kleider,
Bis du neue haſt vom Schneider.

934.

Wenn zornige Hunde einander beißen,
So ſoll man keinen bei den Ohren reißen.

935.

Ober ſich hauen, wird wenig taugen,
Da fallen Einem die Spän' in die Augen.

936.

Kannſt du den Boden im Waſſer nicht ſeh'n,
Wag' es auch nicht, hinüber zu geh'n.

937.

Nimm dich in Acht beim Kohlen blaſen,
Sonſt fahren dir die Funken in die Naſen.

938.

Kirſchen eſſen iſt herrlich,
Aber auf den Baum ſteigen, iſt gefährlich.

939.

Überſchlag's,
Und dann wag's.

940.

Eine Schnecke ſei im Berathen
Und ein Vogel in den Thaten.

941.

Mußt dem Teufel kein Eiſen ſchaffen,
Sonſt macht er gegen dich ſich Waffen.

942.

Wer Spitzes angreift, wird ſich das Maul zerreißen,
Wie der Hund, wenn er den Igel will beißen.

943.

Wenn der Feind kommt, muß man erſt die Thore verrammeln,
Und dann erſt den Rath verſammeln.

944.

Laß dich von einem Andern nicht um Krebſe ſchicken,
Sie können dich zwicken.

945.

Hör' auf, überall zu naſchen;
Wer ſich oft beſudelt, muß ſich oft waſchen.

946.

Wer auch auf einem Stecken reit't,
Bricht doch oft das Bein in Geſchwindigkeit.

947.

Setz' dich einem großen Chriſtoph auf den Kopf,
So nimmt dich nicht ſo leicht Jemand bei'm Schopf.

948.

Wer hat, der behalt',
Die Lieb' iſt kalt
Und Unglück kommt bald.

949.

Wenn du was haſt, das gut und ſüß,
So ſei gewärtig der Bienen Biß.

950.

Läſſ'ſt du den Teufel in die Kirche hinein,
So wird er flugs auch auf dem Altar oben ſeyn.

Wagen.

951.

Willſt einem ſtürzenden Thurm zu widerſtehen wagen,
So wirſt' darunter erſchlagen.

952.

Erſt wag's,
Dann ſag's.

953.

Stürz' dich mit frohem Muthe hinein,
Das Glück will geritten, nicht gefürchtet ſeyn.

954.

Das Wagen in hohen Ehren ſteht,
Wenn's geräth;
Kommt aber nichts heraus,
So ſchilt man den Waghals aus.

Wahn.

955.

Das Glauben, Wähnen, Dünken und Meinen
Bringt hintennach oft zur Reu' und zum Weinen.

956.

Allgemeinen Wahn
Mußt' ſeinen Willen lan.

957.

Durch Meinen und Bedunken
Iſt manche gute Sach ertrunken.

958.

Glaubſt du, wenn's regnet vor deinem Stall,
Es regne überall?

Wahrheit.

959.

Wer die Wahrheit wollte begraben,
Müßte dazu viele Schaufeln haben.

960.

Richte die Wahrheit in ſüßen Brühlein an,
So ißt ſich Niemand krank daran.

961.

Willſt du ſuchen die Wahrheit auf,
So geh' durch die Zweifelſtraße hinauf.

Wein.

962.

Ein Spiegel für den Körper iſt Metall und Erz
Aber der Wein iſt ein Spiegel für das Herz.

963.

Laß den Wein nicht über dich ſiegen,
Du redeſt ſonſt was beſſer wär' verſchwiegen.

964.

Der erſte Trunk macht geſund,
Der zweite fröhlichen Mund,

Der dritte Verſchwiegenes kund,
Der vierte den Menſchen zum Hund.

965.

Wißt ihr, wo die Wahrheit logirt?
Im Weine ſitzt ſie beim Wirth.

966.

Viel ſaufen können iſt nicht rühmlich,
Das kann die Kuh auch ziemlich.

967.

In dem Traubenblut
Sitzt wohl großer Muth.

968.

Was du verlangſt, verlange beim Wein,
Es wird da leichter zu erhalten ſeyn.

969.

Wein war faſt zu aller Zeit
Der Feind der Zucht und Ehrbarkeit.

Wohlthun.

970.

Im Wohlthun ſei eine Henne, die immer Eier legt,
Obſchon man ihr ein's um's and're unter'm Leib fortträgt.

971.

Gibſt du Etwas dem Verſchwender und Praſſer,
So ſchütteſt du eine Wohlthat in's Waſſer.

972.

Thuſt du was Gut's in ein Gefäß, das nicht rein,
So wird's bald ſauer ſeyn.

973.
Säeſt du den Samen der Wohlthat aus,
So frag nicht: „was bringt er für Körner nach Haus?“

974.
Den Samen ſäet man aus,
Man ſchüttet ihn nicht aus den Säcken heraus.

975.
Es iſt nicht wohl gethan,
Wenn man Einen trägt, der ſelbſt gehen kann.

Wolluſt.

976.
Es gibt gar dumme Leute,
Sie ſtecken ein goldnes Meſſer in eine ſchlechte Scheide.

977.
Kommt dir die Hure in's Herz hinein,
So wird ſie auch bald im Seckel ſeyn.

Zahlen.

978.
Zahlen iſt ein kurzes Wort,
Reißt aber oft Ehr' und Tugend mit fort.

979.
Das Borgen wäre nicht ſchwer,
Wenn nur das Bezahlen nicht wär'.

980.
Wenn dich Einer mit Grobheit bezahlt,
So ſchneide dir gleich einen Prügel im Wald.

981.
Empfangene Wohlthaten bezahlen iſt eine heilige Schuld,
Empfangenes Böſes bezahlen, damit hat's Geduld.

982.
Wer mit Wohlthaten prahlt,
Der hat ſich ſelbſt bezahlt.

983.
Manche können den Daumen nicht rühren,
Und ſind von der Krankheit nicht zu kuriren.

984.
Der Schulden hat, und ſie nicht zahlen kann,
Trifft faſt überall fatale Leute an.

985.
Der kommt nicht in die Schuh'
Der zehn Löcher aufmacht und eines zu.

Zeit.

986.
Das Ding ſteht lange ſchon bei'm Feuer,
Wann's aber gut wird, weiß der Geier.

987.
Wenn die Lampe ein Mal vergeht,
Dann iſt das Öhlkaufen zu ſpät.

988.
Mancher will Alles thun in ſeinem Garten,
Nur die Zeit ſoll damit auf ihn warten.

989.
Gibt's für Thorheit eine Zeit,
So gibt's auch eine für Beſonnenheit.

Zufrieden.

990.
Wer zufrieden iſt mit einem Ei
Braucht keine Henne dabei.

991.
Zu viel hat oft Einer,
Aber genug hat Keiner.

992.
Wenn ſechs mit einer Speiſe zufrieden wären,
So ſoll der Siebente keinen Pfeffer dazu begehren.

993.
Zufrieden mit einem Buch iſt eigentlich nur Einer:
Der Verfaſſer und ſonſt Keiner.

Zweifel.

994.
Nirgend thut der Zweifel ſo wehe
Als in der Liebe und in der Ehe.

995.
Durch das Dunkel kommt man zur Klarheit,
Durch den Zweifel zur Wahrheit.
996.
Biſt du an dir ſelber zweifelhaft,
So hat auch all' anderer Glaube nicht Kraft.
997.
Zweifeln an geſchehenen Dingen
Heißt nach der Oper eine Arie ſingen.
998.
Iſt der Zweifel mit der Eiferſucht gepaart,
So wird daraus eine Furie gräßlicher Art.
999.
Klärſt du Einem auf ſeinen Zweifel,
So wünſcht er dich oft zum Teufel.
1000.
Ein Schriftſteller zweifelt an Allen,
Nur nicht daran, daß ſein Buch wird gefallen.

Regiſter der Sprüchwörter.

Seite
Aber 199
Adel 199
Alter 200
Amt. Beamte 201
Andere 202
Arm 203
Art und Weiſe 205
Arzt. Arzenei 205
Bauen 206
Bauer 207
Behandlungsart 208
Beharrlichkeit 209
Betrug 209
Blind 210
Borgen 211
Dank 211
Denken. Gedanken 212
Dieb 213
Diener 214
Ehe 215
Ehre 215
Eigen. Eigenthum 217
Eile 217
Einigkeit 218
Eltern und Kinder 219
Ende 220
Entſchuldigung 220
Faulheit 221
Fehler (Gebrechen. Mängel) . 222
Feuer. Licht. Glanz 223
Folge 224
Frauen 224
Freundſchaft. Feindſchaft . . 225
Friede 227

Seite
Fromm. Frömmigkeit . . . 225
Führen, leiten 228
Furcht 229
Gabe, geben 230
Gaſt 232
Geburt 233
Geduld. Ungeduld 233
Gefahr 234
Gehorſam 235
Geiſt 235
Geiz 236
Gelegenheit 237
Gering, gemein 237
Geſchäft 238
Geſetz 239
Geſund 240
Gewalt 241
Gewinn 241
Gewiß 242
Gewiſſen 243
Gewohnheit 244
Glauben 244
Gleichheit. Ungleichheit . . . 245
Glück. Unglück 246
Gnade 249
Gold. Geld 249
Gott 251
Gut. Güte 252
Handeln 253
Haus. Häuslichkeit. Haushaltung. Hausverwaltung . . 253
Herr 254
Heuchelei. Schmeichelei. Gleißnerei 255

Seite
Hoffnung 256
Hunger 257
Hilfe 257
Irrthum 258
Jung. Jugend 259
Kauf. Verkauf. Handelſchaft . 260
Klein 260
Klugheit 261
Kopf 262
Krieg 263
Kunſt 264
Laſter 265
Lehre. Gelehrte 265
Leib 268
Liebe 269
Liſt. Feinheit 270
Lob. Schimpf 270
Lüge 272
Luſt. Freude 272
Mitleid 274
Mitte. Mittel 275
Möglich. Unmöglich 275
Müßiggang 276
Muth 277
Nachbar 277
Nacht 278
Nahrung 278
Narr 279
Natur 280
Neid 281
Neu 282
Neutral 283
Nichts 283
Noth 284
Nutzen 285
Offen. Öffentlich 286
Oft 287
Ordnung 287
Prahlerei 288

Seite
Rache 289
Rath 290
Recht. Richter 294
Reden. Worte 297
Regieren. Regent 301
Reich 303
Reiſen 304
Reue 305
Schaden 305
Scham 307
Schande 307
Schein 308
Schenken. Geſchenk 308
Schmerz. Leiden 309
Schreien. Geſchrei. Lärmen . 310
Schriftſteller 310
Selbſt. Selbſtſucht 311
Speiſe und Trank 312
Stolz. Hoffarth. Eitelkeit . . 312
Streit 313
Tauglich 314
Thorheit 314
Tod 315
Treue 315
Urſache 316
Vaterland 317
Veränderlich 318
Vergeſſen 318
Vorſicht 319
Wagen 322
Wahn 322
Wahrheit 323
Wein 323
Wohlthun 324
Wolluſt 325
Zahlen 325
Zeit 326
Zufrieden 327
Zweifel 327

Inhalt.

Seite
Die bezauberte Schürze (Mährchen) 5
Weiber 16
An die neueren Dichter 17
Recepte 17
Allgemeines Los 18
Der alte Bräutigam und die junge Braut 18
Heldenmuth und Edelmuth 18
Wohlthätigkeit 19
Schlummer des Laſters 19
Gute Seite eines ſchlechten Werkes 19
Recenſenten 24
Der Vater ein Spieler, die Tochter eine verliebte Närrin 24
Naturſtudium 25
Feder 25
Liebe und Luſt 25
Der Trauerſpieldichter 26
Wunſch eines dummen Bauers 26
Das verlorne Lied 26
Die anziehende Schöne 27
Mein Weib und mein Kaiſer (Lied eines öſterreichiſchen Grenadiers am 4. Oktober) 27
Der menſchenfreundliche Dichter 29
Gutsverkauf 29
Der Schnelle 30

	Seite
Der Führer	30
Schriftſtellervermehrung	30
Maßliebe	30
Dichter und Gedichte	33
Warnung für Liebende	33
An die Liebe	34
Gleichniß und Anwendung	34
Das Porträt	34
Buchſtabenſpiele an die Bewohner von Graz	35
Wanderers Ruhe	38
Meine Bitte	39
Prozeß	40
Liebe im Alter	41
Erlaubter Diebſtahl	41
Entgegenkommen	41
Wunſch eines Lebensluſtigen	42
Lachen	42
Das Echo	42
An einen Vater, der ſeinen verliebten Sohn auszankte	45
Der Verlaſſene	45
Auf einen gutherzigen Epigrammatiſten	45
Wir ſind unſer Sieben	46
Liebesſprache	48
Der gemordete Amor	49
An ein Mädchen	51
Der Affe, der Menſch und der Wurm (Fabel)	51
Auf einen mediſanten Schmarotzer	52
Verwechslung	52
Naivetät	52
Vorzug der Engländer	53
Das Buch des Schickſals (Mährchen)	54

Seite
An ihr Hündchen 67
Alles und Nichts 67
Stoßſeufzer einer empfindſamen Frau 68
Liebeskrankheit 69
Hochzeitsbeſchickung 70
Lilien und Roſen 71
Definition 71
Die Vollkommene 71
Geld 72
Der buckelige Poet 72
An die Magnetiſeurs 72
Der untrügliche Arzt 73
Eine menſchliche Schwäche 73
Mode 73
Erziehung 74
Unbezahlbar 74
Der Poet im Dachſtübchen 74
Fragen und Antworten (Nach dem Engliſchen des James Montgomery) 75
Geſellſchaftslied 76
Abkunft 80
Die Muſe der Romantik 81
Das flüchtigſte Ding 84
Der wohlthätige Arzt 84
Äußere Schönheit 84
Mein Porträt (Für Diejenigen gemalt, welche mich noch nicht kennen) 85
Was ich liebe 87
Die Vögel (Fabel) 89
Bibax 90
Der neue Orpheus 90

Seite
Mond und Frauenzimmer 90
Der Schüler (Fabel) 91
Die Diligence (Fabel) 94
Das Lied, welches keines iſt 94
Der Doſenſammler 96
Das Souvenir 100
Räuber 100
Weisheit und Thorheit 101
Der Kranke, der Arzt und der Tod 101
Waſſer und Wein 102
Sprichwortanwendung 102
Schlüſſel zu Mädchenherzen 102
Sanct Macarius 103
Vier Könige (Ballade) 106
Das kleine Porträt eines großen Mannes 108
Die Schnecke 108
Auf einen ſchlechten Proſaiker, der nun auch Verſe machte 109
Sanct Odilo (Legende) 109
Die hübſche kleine Figurantin 112
Die Tauben 115
Die Muſikanten von Strathspey (Eine ſchottiſche Legende) 115
Auf einen Brillentragenden Recenſenten 123
Die Vergleichungsſtaffeln 123
Eiferſucht 125
Das kleine Mädchen bei herannahender Cholera . . . 128
Mein Grabmal 130
Die goldenen Eier (Ballade) 132
Suſanne (Schwank) 135
Die Amors-Roſe 139
Der Doppelgänger 140
Das Lotto 143

Seite
Die beiden Hunde 143
Die Statue 144
Die Kaſtanie 145
Die Jagdflinte 146
Der inländiſche und der exotiſche Baum 146
Die Viper und der Blutegel 147
Das Kind 148
Das verwelkte Blatt 148
Die beiden Wetterpropheten 149
Mutter und Liebſter 151
Nachruhm 153
Die Minute 153
Der Menſch und ſein Schatten 155
Zwanzig Lebensjahre 155
Gratulation (Parodie des Hamlet'ſchen Monologs) . . 158
Hymens Qualen und Luſt 159
Glück und Verdienſt 159
Weibliche Schönheiten (Ein Sonnetten-Cyklus) . . . 160
Als ſie ſtarb 168
Wien (Ein Scherz) 171
Als X. eine Köchin heirathete 173
Das Gewicht der Reue (Legende) 174
Frauenblätter 176
Mein Vornehmen (In mein Fremdenbuch zu Lilienfeld) . 184
Der Gefangene 185
An die neuen Poeten 186
Beſtändigkeit 187
Der Biblioman 187
Der neue Frack (Anekdote) 187
Der Freſſer 188
Der artige Schuldner 188

Seite
Männer und Frauen 189
Die Deklamation, welche keine iſt (Zur Deklamation) . 189
Das Kunſtſtück 191
Macht der Frauen 193
Die Flucht 193

Anhang.

Tauſend Sprüchwörter 199

Univ.-Bibliothek
Regensburg

J. F. Caſtelli's
ſämmtliche Werke.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Fünftes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

Druck von A. Pichler's Witwe.

J. F. Caſtelli's

Erzählungen.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Erſtes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe.)

7 / 5

ERZIEHER AKADEMIE
DER
ADOLF-HITLER-SCHULEN

GL. 3147. 848 -5/6

Univ.-Bibliothek
Regensburg

200615

Der große Rittmeiſter und das kleine Minchen.

Erzählung aus dem Leben.

I.

Der alte Förſter Heinich zu Buchendorf ſaß am Abend in ſeinem Lehnſtuhl, ſchnitt ſeinem Töchterchen Minchen ein grimmiges Geſicht — in ſo fern es nämlich ſeine Liebe zu dem Mädchen zuließ — und blies den Tabaksdampf aus der großen hölzernen Jägerpfeife in dichten Wolken von ſich. Minchen biegelte auf der Seite Wäſche und blickte, ein Liedchen ſummend, ganz verſtohlen auf den erboſten Vater; — der alte Jäger Martin aber ſaß auf der Ofenbank und putzte ſeine Büchſe rein.

Nach langem allgemeinen Schweigen, welches nur manchmal Waldmann, der zu den Füßen ſeines Herrn lag, durch Schnarchen unterbrach, legte Heinich ſeine Pfeife weg, ſtand auf, trat mit verſchränkten Armen vor Minchen hin und fragte ſie mit einem Tone, der gutmüthig ſeyn ſollte, aber es nicht war: „Du willſt den gnädigen Herrn Rittmeiſter alſo nicht?“ — „„Nein Vater!““ erwiederte Minchen kalt. „Und warum nicht?“ ließ ſich der Alte ſchon im tieferen Baſſe vernehmen. „„Ich hab's dir ſchon geſagt, Vater, er iſt mir zu groß,““ verſetzte Minchen.

Auf dieſe Worte dehnte ſich des alten Förſters Geſicht in die Länge und wie ein Donner nach vorausgegangener Windſtille rollten die Worte aus ſeinem Munde: „Zu groß? zu groß? Mädel, du verſündigſt dich an dem Herrlichſten in der Welt, an der Größe! Und was thut dir denn ſeine Größe? Woran hindert ſie dich? Kann er ſich nicht bücken? Iſt nicht ſein ganzer Körper zu ſeiner Größe verhältnißmäßig gebaut? Glaubſt du, unſere Vorältern ſeien ſo winzige Kreaturen geweſen wie du? Größer waren ſie als du, größer als ich, ſelbſt größer als unſer Martin dort, und wenn jedes Mädel ſich hätte abſchrecken laſſen, Einem dieſer Großen ihre Hand zu reichen, wo wäre jetzt die Welt?“ — „„Vater,““ erwiederte Minchen, „„es geht nicht, man ſoll nicht zuſammenfügen, was ſich nicht zuſammen ſchickt. Ich muß den Kopf immer gewaltig in die Höhe recken, wenn ich dem Rittmeiſter nur in's Geſicht ſehen will.““

„Mußt du ihn nicht auch gegen Himmel heben? Wozu haſt du deinen Kopf, wenn du ihn nicht bewegen willſt?“

„„Wenn ich ihm einen Kuß geben wollte, müßt' ich mich auf einen Stuhl ſtellen.““

„Hat Stühle genug der Herr Rittmeiſter in ſeinem Schloſſe, ſchöne gepolſterte Stühle, wird dir nicht weh thun, das Hinaufſteigen.“

„„Und dann — die Welt — das könnt' ich nun und nimmermehr ertragen. — Haſt du nicht ſelbſt bemerkt, Vater, wie neulich, als wir durch das Dorf in die Kirche gingen — der Herr Rittmeiſter führte mich am Arme — die

Leute vor ihren Thüren lachten? Ja, Richters Anneliſe ziſchelte ſogar der Pfarrerköchin in die Ohren, ich hörte es ganz deutlich: „„Schau einmal dorthin, dem gnädigen Herrn Rittmeiſter hängt der Sack aus!““ — „Nun, und was iſt's hernach? Iſt ein Sack etwas Böſes? des gnädigen Herrn Rittmeiſters Sack vor allen, da ſind Dukaten drin.“ — „„Vater! ich bitte dich, rede mir kein Wort mehr. Du weißt, ich habe dir nie widerſprochen, immer deinem Winke gehorcht, aber hier, wo es ſich um das Glück meines ganzen Lebens handelt, muß ich auch mein Herz befragen, und dieſes ſagt „nein,“ darum noch einmal, lieber Vater, ich bitte dich, verſchone mich mit dem Rittmeiſter.““

„Nu,“ ſagte der Alte, „ſo heirathe meinetwegen einen Bauer und verdiene dir dein Brot im Schweiße deines Angeſichtes!“ Mit dieſen Worten nahm er ſeine Pfeife und ging in ſeine Schlafkammer, indem er noch vor ſich hinbrummte: „Daß mir der liebe Herrgott das Mädel ſo klein hat bleiben laſſen!“

Minchen rief fröhlich: „„Gute Nacht, Martin!““ und hüpfte ihrem Vater nach. Der alte Martin aber, der ſonſt mit Minchen vor dem Schlafengehen geſcherzt und geſchäckert hatte, rückte mißmuthig ſeine Mütze und blieb auf der Ofenbank ſitzen.

II.

Am folgenden Morgen, als Minchen im Garten eben Zugemüſe für das Mittagsmahl holte, ſah ſie Martin in ſeinem Sonntagsrocke durch die Allee gehen. „Wohin denn ſo früh, Martin, und warum ſo aufgedonnert?“ rief ſie ihm zu. — „„Ei,““ antwortete dieſer, „„einen dummen

Gang muß ich thun, und zwar, verzeihen Sie mir Mamſellchen, Ihretwegen!«« — »Meinetwegen?« fragte Minchen erſtaunt. »»Ja, ja, ſchauen Sie mich nur an, warum iſt Ihnen auch alles zu groß? Der Herr Vater hat heute zu mir geſagt: Martin, du haſt gehört, wie höflich der Herr Rittmeiſter geſtern ſeine Werbung gethan hat? und mein Seel! (hier blitzten Martins Augen) das hab ich gehört. »Du haſt auch gehört, daß ihn der kleine Starrkopf nicht will,« und leider (hier zog Martin die Brauen zuſammen) das hab' ich auch gehört; »was will ich machen,« fuhr der Herr Vater fort, »zwingen will ich das Mädel nicht, darum ſei ſo gut, geh hinüber auf's Schloß und bringe dem Herrn Rittmeiſter die abſchlägige Antwort. Du haſt unter ihm gedient, er hat dich lieb, du kennſt ihn genau, darum wirſt du am beſten ihm die Pille zu verzuckern wiſſen und er wird ſie von dir auch am liebſten einnehmen.« So ſprach der Herr Vater, und nun muß ich den ſauern Gang wohl machen.«« — »Sauer? und warum denn ſauer?« fragte Minchen, »was geht denn die ganze Geſchichte dich an?« — »»Was ſie mich angeht?«« antwortete Martin mit hochrothem Geſichte und im Verfolge der Rede immer mehr losplatzend, »»und ſo können Sie fragen, Mamſellchen? Sie wiſſen doch, wie ich den Herrn Rittmeiſter in mein Herz geſchloſſen habe. Er iſt der beſte, vortrefflichſte Mann auf der Welt. Was er an mir that, als ich noch beim Regimente war, das lohn' ihm Gott. Um mir's zu erleichtern, nahm er mich als Fourierſchützen in ſeine Dienſte, und als ich bald nachher von dem bösartigen Nervenfieber befallen wurde, auch da ließ er mich nicht von ſich. In ſeinem

Vorzimmer mußt' ich liegen, er ſelbſt reichte mir die Arzenei, und als ich genas, ha! ha! Lachen und Weinen wandelt mich zugleich an, wenn ich an die rührend-komiſche Geſchichte denke. Sie müſſen wiſſen, Mamſellchen, ich bin ein großer Liebhaber vom Picketſpiel. Er wußte es, und da ſetzte er ſich zu mir zum Bette und ſpielte darauf los, obſchon er kaum die Karten recht von einander zu unterſcheiden wußte. — Mamſellchen! ich ſag' Ihnen, niedergekniet bin ich vor ihm, wie vor einem Heiligen, und ſeitdem gäb' ich mein Leben für ihn.““

Minchen ſchwieg einige Augenblicke und faſt ſchien es, als ob ſie nachdenkend werden wollte, dann aber ſchüttelte ſie das Köpfchen und ſprach: „Ja, Dülmen iſt ein edler Mann, ich ſelbſt habe mehre Beweiſe davon.“ — „„Nun alſo?““ unterbrach ſie Martin, einen guten Ausgang erwartend. — „Er thut den Armen Gutes,“ fuhr Minchen fort, „ſeine Unterthanen ſind glücklicher als alle übrigen im ganzen Umkreiſe, ja, ich muß es ſagen, der Rittmeiſter kann ſogar ein ſchöner Mann genannt werden, aber —“ „„Nun? was aber?““ fiel ihr Martin beſorgt ein. — „Aber er iſt mir zu groß!“ Mit dieſen Worten hatte Minchen die letzte Karviolroſe in ihre Schürze geworfen und hüpfte davon.

Martin aber ſtand eine Weile ſchweigend, dann ſchrie er laut: „„O Weiber! Ich danke dir, o Herr, daß ich in meinem Leben mich an kein ſo kapriziöſes Geſchöpf angeſchloſſen habe!““ ging dann zum Garten hinaus und ſchlug den Weg nach Rüſtenberg (ſo hieß das Gut des Rittmeiſters) ein.

III.

Aus dem, was im Förſterhauſe geſprochen wurde, werden meine Leſer den Rittmeiſter Baron Ludwig von Dülmen ſowohl in Rückſicht auf die Vorzüge ſeines Körpers als auch des Herzens kennen gelernt haben. Ich habe nur noch dazu zu ſetzen: daß er der letzte Sproſſe einer ſehr vermögenden, im ganzen Lande geachteten Familie war. Sein Vater, ein ſehr kluger und rechtlicher Mann, hatte ſelbſt ſeine früheſte Erziehung geleitet, und ſo guten Samen in die junge Seele fallen laſſen, daß ſpäter, als er in die Reſidenz auf die Univerſität kam, das ſchwelgeriſche Leben und die burſchikoſe Unſittlichkeit nur einen abſchreckenden Eindruck auf ihn machten, und man von ihm bei ſeiner Rückkehr ſagen konnte:

Er trug ein reines Herz hinaus
Und bracht' ein reines Herz nach Haus.

In ſeinem zwei und zwanzigſten Jahre nahm er Kriegsdienſte und brachte es, nicht durch Empfehlungen und Ahnen, ſondern durch Muth und perſönliche Tapferkeit ſchnell bis zum Rittmeiſter. Der Fürſt ſelbſt hatte ihm auf dem Schlachtfelde das Militärverdienſtkreuz angeheftet und alle ſeine Kameraden liebten ihn als einen geiſtreichen, verträglichen und herzensguten Mann. Dabei verſäumte er nicht in ſeinen Mußeſtunden fleißig Ökonomie zu ſtudieren, um einſt auf ſeinen Gütern nicht als ein Unwiſſender da zu ſtehen.

Vor drei Jahren war der alte Baron zu den Seligen hinübergegangen, und Ludwig hatte die ſehr einträglichen Güter angetreten. Die Unterthanen ſegneten den Sohn, wie den Vater, es ging ihnen aber auch unter ſeiner Herrſchaft ſo gut, daß es in der ganzen Gegend zum Sprichwort geworden war, — wenn man einen recht fröhlichen, wohlgekleideten Bauer gehen ſah, zu ſagen: das iſt ſicher ein Rüſtenberger Unterthan.

Der Rittmeiſter lebte ſchon ſeit geendigtem Kriege (das mochte beiläufig ein halbes Jahr ſeyn) auf Urlaub auf ſeinem Gute. Er lernte den Förſter Heinich kennen, deſſen Kenntniſſe im Forſtweſen allgemein geſchätzt wurden. Er erkundigte ſich bei dem alten dienſtfertigen Manne zu ſeiner eigenen Belehrung bald um dieſes und jenes, ließ ſich von ihm praktiſch zeigen, was er ſich früher aus Büchern geſammelt hatte, und ſo geſchah es, daß er recht oft nach Buchendorf in deſſen Haus kam.

Hier lernte er Minchen kennen. Die naive Offenheit, die gutmüthige Einfalt des Mädchens fanden den Weg zu ſeinem Herzen, und da er auf Titel und Rang, auf Stammbäume und Kammerherrnſchlüſſel weniger hielt als andere ſeines Gleichen, ſondern nur ein braves Weib wünſchte, ſo beſchloß er endlich das Mädchen zu heirathen, und in der ſüßen Hoffnung, daß Minchen auch ihm gut ſei, warb er bei dem Vater um ſie.

So viel zur genaueren Bekanntſchaft mit unſerm Rittmeiſter.

IV.

Dülmen ſaß eben in ſeinem Kabinete und dachte darüber nach, wie er in ſeinem Schloſſe Alles ordnen wolle, wenn eine Frau hineinkäme, und wenn nach ihr auch andere liebe kleine Weſen hineinkämen, als Martin mit ſo viel militäriſcher Haltung, als er nach ſechs Jahren noch erzwingen konnte, eintrat. Er ſalutirte, indem er die linke Hand an den unbedeckten Kopf legte; denn die Mütze hatte er aus ſchuldigem Reſpekte ſchon vor der Thüre abgenommen und hielt ſie in der Rechten. Der Rittmeiſter erblickte ihn kaum, als er ihm freudig und lächelnd entgegen rief: „Kommſt du auf eine Partie Picket zu mir?“ — Im Ordonanztone, der aber etwas wehmüthig klang, antwortete Martin: „„Euer Gnaden Herr Rittmeiſter halten zu Gnaden, aber es wird nichts picketirt und leider auch nichts gemariaſcht.““ Das letzte Wort war kaum heraus, als ſich Martin auf den Mund ſchlug, weil er wohl merkte, daß er die Urſache ſeiner fatalen Sendung zu gähe herausgeſprudelt habe. Der Rittmeiſter aber ſah den Unglücksboten ſtarr an, ſtand dann auf, faßte ihn bei der Hand und fragte: „Martin, was haſt du da geſagt? Erkläre dich deutlicher!“ Halb ſtotternd und bemüht ſeine Hiobspoſt ſo viel wie möglich zu verſüßen, ſprach Martin wie folgt:

„„Eine ſchöne Empfehlung ſoll ich vermelden vom Herrn Förſter Heinich, und ſeine Schuld ſei es nicht, daß — und eine ſchöne Empfehlung ſoll ich vermelden von Mamſell Minchen, und ihre Schuld ſei es auch nicht — obwohl es eigentlich ihre Schuld iſt — daß — und bitte Euer Gnaden Herrn Rittmeiſter zu glauben, meine Schuld iſt es gewiß auch nicht, ich habe ihr zugeſprochen, was möglich war, aber —““

Hier ſtockte der Alte gänzlich. — „Ach, nun verſteh ich dich, guter Martin,“ ſagte der Rittmeiſter, indem ihm eine Thräne wider Willen ins Auge trat, „alſo eine abſchlägige Antwort?“ Martin brummte: „„Weiß der Henker, was die Mädels heut zu Tage lieben.““ — „Alſo meine ſchönſte Hoffnung vernichtet?“ fuhr der Rittmeiſter fort, und ging mit ſchnellen Schritten im Zimmer auf und nieder. Martin wußte nicht, ſollt' er geh'n oder bleiben, endlich ſprach er ganz leiſe: „„Herr Rittmeiſter, ſchlagen Sie ſich das kleine Ding aus dem Kopfe.““ — „Aus dem Kopfe, lieber Martin, dazu könnte ein feſtes Wollen das Seinige thun, aber aus dem Herzen? Wer langt da hinein und zieht den Dorn heraus?“ — „„Zeit und Zerſtreuung, mein' ich, Herr Rittmeiſter; verlaſſen Sie Ihr Gut. Sie haben kluge treue Beamte, es wird Ihnen nichts verwirthſchaftet werden, reiſen Sie in der Welt herum, es gibt überall Mädels und Herr Gott in deinem blauen Himmelreiche, wie ſchön! Sie ſind auch ein ſchöner Herr, es wird ſich finden, werden ſehen, es wird ſich gewiß finden, Ihr Herz wird ſich wieder aufthun, und eine Andere wird hineinziehen und wird das kleine ſtrambulſtrige Weſen hinaustreiben, daß es eine Freude iſt.““ — „Meinſt du?“ ſagte der Rittmeiſter mit wehmüthigem Tone, „ich zweifle ſchier daran; doch will ich deinen gutgemeinten Rath beherzigen und überdenken. — Lebe wohl, Martin! Ich muß hinaus ins Freie und mir Troſt bei der allgütigen Mutter Natur ſuchen.“

Der Rittmeiſter eilte fort. Martin aber machte, obſchon Niemand mehr im Zimmer war, ein recht zierlich abgemeſſenes Rechtsumkehrteuch und maſchirte auch ab.

V.

Auf dem Schloſſe und im Forſthauſe gab es ſcheele Blicke und trübe Tage. Der Rittmeiſter ging ſtumm und einſylbig in ſeinen Gemächern umher, beſah ſeine Pflanzen nicht, kam nicht in ſeine Scheuern, die Schafe blieben unbeachtet, der Oberamtmann wunderte ſich ſehr, daß ſchon drei Abende vergangen waren, ohne daß ihn der gnädige Herr vor ſich kommen ließ, um ſich mit ihm über dieſe oder jene Wirthſchaftsangelegenheit zu berathen und noch mehr wunderten ſich die Schnitter, daß ſie ihn geſtern nicht auf der Wieſe ſahen, welche ſie eben zum erſten Male in dieſem Jahre mähten, und die Dülmen vor allen liebte, da ſie von ſeinem ſeligen Vater die Ludwigswieſe benannt worden war, weil Ludwig als Knabe immer vorzugsweiſe gerne dort geſpielt hatte. Man fragte einander, was wohl dem gnädigen Herrn fehlen möge? ob er krank ſei? ob er Verdruß gehabt hätte? und Niemand wußte Beſcheid.

Dülmen wählte indeſſen, trübſinnig und in ſich gekehrt, wie er war, die abgelegenſten Spaziergänge, und ſuchte bei der Einſamkeit Ruhe, und da er fühlte, daß er ſie bei dieſer nicht finde, wandte er ſich zur Zerſtreuung. Eben begab es ſich, daß im benachbarten Staate ein Aufſtand ausbrach, daher ſein Fürſt die Truppen an die Grenze beorderte, um dort einen Damm zu bilden, damit der Strom unſinniger Volkswuth nicht auch in dieſes Land breche. Alle Beurlaubten wurden in den öffentlichen Blättern einberufen. Dülmen las dies mit Vergnügen und legte ſeine Uniform zu rechte, ganz entſchloſſen, binnen wenigen Tagen zu ſeinem Regimente abzugehen.

Des Rittmeiſters Beamte und alle ſeine Unterthanen waren nicht wenig betrübt, als ſie dieſen Entſchluß vernahmen und konnten nicht errathen, was den geliebten Herrn ſo plötzlich anwandle. Dem Oberamtmann, der beſonders in Dülmen drang, er wolle ſeine Kinder nicht verlaſſen, antwortete dieſer bitter lächelnd: „Es iſt mir zu klein hier, ich muß hinaus in die große Welt.“

Den Abend vor ſeiner Abreiſe machte **Dülmen** noch einen Spazierritt rings um ſein Gut und beſah noch einmal ſeine Felder, Wieſen und Forſte. Der Abend war erquickend, die Sonne wendete ſich ſchon den Hügeln zu und fing an ihr Gold auf dieſelben auszuſtreuen. Hinauf zu ihr ſah **Dülmen** und betete inbrünſtig (denn ſtille und ohne Worte die Pracht der Schöpfung und dadurch die Allmacht des Schöpfers preiſen heißt doch auch beten); dann ritt er in Gedanken vertieft weiter, als ſein Pferd plötzlich ſeitwärts in einen ſchmalen Thorweg einſchlug. — Jetzt ſah er um ſich und — ſtand im Forſthauſe. „Du treues liebes Thier,“ ſprach er zu ſeinem Rappen, indem er ihm liebkoſend den Hals ſtreichelte, „hieher alſo trägſt du deinen Herrn? Warſt den Weg ſchon ſo gewohnt, wirſt ihn jetzt lange nicht mehr machen, nie mehr! — Soll ich hineingehen? ſoll ich ſie noch einmal ſehen, und mir den Stachel noch tiefer ins Herz drücken?“— Kaum hatt' er ſo geſprochen, ſo rief ſchon **Martin**, der drinnen in der Förſterſtube am Fenſter ſtand und ihn geſehen hatte: „„Mein Herr Rittmeiſter kommt, mein gnädiger Herr Rittmeiſter!““ **Dülmen** konnte nicht mehr zurück, er ſtieg ab, band ſein Pferd an und ging hinein.

VI.

Die Unterhaltung war anfangs ziemlich einſylbig. Der alte Förſter wußte nicht, wo beginnen, und drückte nur die Hand des Rittmeiſters, welche dieſer ihm zum Willkomm reichte. **Dülmen** war im Innerſten zu ſehr ergriffen, und **Martin** ſtand lautlos und unbeweglich in ſeiner militäriſchen Stellung wie eine Bildſäule. Endlich löſten ſich doch nach und nach die Zungen; Heinich drückte ſein Bedauern aus, daß er des Rittmeiſters Wunſch nicht habe erfüllen können. Dülmen erzählte ihm, was er zu thun Willens ſei, und Martin pries laut ſeines Rittmeiſters Entſchluß.

Endlich fragte der Rittmeiſter etwas verlegen: „Wo iſt denn Minchen? Vielleicht krank? Alter, Ihr werdet das Mädchen doch ihrer Weigerung wegen nicht zu hart angelaſſen haben?“ — „„Nein, mein guter gnädiger Herr,““ antwortete Heinich, „„das Mädchen iſt heute müde geworden. Wir haben gebacken und gewaſchen und da iſt ſie drin in ihrer Kammer auf einem Stuhle eingeſchlafen.““ — „Entſchlafen?“ rief Dülmen. „Herrlich! So kann der Verhaßte ſie doch noch einmal ſehen, ohne ihr Qual zu verurſachen. Wollt Ihr erlauben, Heinich?“ Und mit dieſen Worten nahm er das Licht und trat leiſe in die Kammer. Heinich und Martin folgten ihm, und blieben unter der Thüre ſtehen.

Da lag Minchen im Stuhle mit hochroth gefärbten Wangen, das braune Lockenhaar wallte nachläſſig über den weißen Nacken. Der volle Buſen wogte bei jedem Athemzuge unter dem Mieder, von deſſen Haft er ſich ſchon halb befreit hatte, und das kleine Füßchen ſtemmte ſich an eine der Säulen des Bettes, an welchem der Stuhl ſtand.

Lange ſah der Rittmeiſter das ſchöne Mädchen, in Entzücken verſunken, an, endlich wollte er ſich mit einem ſchmerzhaft ausgehauchten: „Nicht für dich!“ wieder umwenden, da bewegte ſich Minchen, als ob ſie träume und die Worte: „„Ja hübſch iſt er — und gut — aber doch zu groß für mich!«« entſchlüpften ihren Lippen. »Ha!« rief Dülmen, »ſie träumt von mir — von mir! — Zu groß alſo, nur zu groß, und dies der einzige Grund? Du biſt mir alſo nicht gram, und nur das Vorurtheil, vielleicht ein einziges unzeitiges Spottwort oder Hohnlächeln hat dich von mir entfernt?«« Und weg ſtellte er das Licht, und auf ein Knie ließ er ſich vor dem Stuhle nieder und drückte der Schlafenden einen Kuß auf die Roſenlippen, ausrufend: »Lebe wohl, du mir ewig theures Mädchen!«

Der Druck mochte doch ein wenig zu heftig geweſen ſeyn, Minchen erwachte plötzlich, öffnete die Augen, ſah den Rittmeiſter vor ſich, Aug' im Auge, ſeinen Kopf dem ihrigen gegenüber, ſie ſtarrte ihn an, ſtaunte, zitterte und rief endlich noch halb ſchlaftrunken: »»O ſchön, ſchön! Er iſt kleiner geworden, iſt jetzt ſo groß als ich, nun kann ich —«« Da ſtand der Rittmeiſter auf und Minchen, ſich die Augen reibend, hielt plötzlich inne. »Lebe wohl, Minchen!« rief der Rittmeiſter noch einmal, »wir ſehen uns ſo bald nicht wieder, aber wo ich bin, begleitet mich dein Bild und dein Andenken ſchwindet nie aus meinem Herzen!« Mit dieſen Worten ſtürzte er zur Thüre hinaus, ſchwang ſich auf ſein Roß und ritt zurück nach Rüſtenberg.

Minchen aber ſchaute ihm nicht ohne Wehmuth nach und ſprach: »»Ach, das war ein ſchöner Traum! er war viel kleiner, viel kleiner, — und als ich erwachte, ſah ich ihm gerade ins Auge. Ach, wenn er doch ſo geblieben wäre!««

Am andern Tag mit dem Früheſten reiſte der Rittmeiſter zu ſeinem Regimente ab.

VII.

Der Friede mit dem Nachbarſtaate war nicht zu erhalten. Die zügelloſen Horden drängten an vielen Punkten den aufgeſtellten Cordon zurück, und nachdem der vom Pöbel aufgeſtellte Senat auf Anforderung nicht Genugthuung und Abhilfe leiſten wollte, vielleicht auch nicht konnte, ſo kam es zum Kriege.

Zwei Monate waren ſeit des Rittmeiſters Abreiſe verfloſſen, da redete der Förſter Heinich den alten Martin, als ſie eben mit einander den Forſt durchſtrichen, alſo an: „Sage mir, Martin, hab ich Recht oder Unrecht? Minchen kommt mir ſeit einiger Zeit ganz verändert vor, ſie geht ſtatt zu hüpfen, ſie lächelt ſtatt zu lachen, oft kommt mir's ſogar vor, als ſtänd' eine Thräne in ihrem Auge. Martin, haſt du das auch bemerkt?“ — „„Freilich hab' ichs auch bemerkt,““ antwortete Martin. — „Und weißt du nicht den Grund davon?“ fragte der Förſter weiter. — „„Der Henker mag da drauf kommen,““ erwiederte Martin, „„die Mädels haben ja jetzt das Lachen und Weinen in einem Sacke und thun beides ohne allem Grund. Vielleicht iſt ihr jetzt wieder etwas zu klein, wie ihr vor ein paar Monaten etwas zu groß war.““ — „Magſt Recht haben,“ ſagte der Vater mit einem Seufzer begleitet, das Geſpräch ward abgebrochen und ſie gingen ſchweigend weiter.

Wirklich war Minchen ganz verändert. Die Wangen glühten nicht mehr, ſtille und mit geſenktem Köpfchen ging ſie im Hauſe umher, verrichtete zwar ihre Geſchäfte, ſaß aber auch ganze Stunden nichtsthuend auf dem Stuhle in ihrer Kammer, auf dem ſie damals ſaß, als der Rittmeiſter von ihr Abſchied nahm, und ſtarrte ſchweigend vor ſich hin. Wenn im Dorfe ein Tänzchen gehalten wurde, ſo war ſie um alle Welt nicht hinzubringen, und es geſchah ſogar nicht ſelten, daß ſie verkehrte Antworten gab. Wenn ſie der Vater fragte, was ihr fehle? ſo antwortete ſie: »Nichts, — gar nichts!« oder: »Es wird ſchon beſſer werden, habe nur Geduld, lieber Vater!« oder ſie lief, ohne eine Antwort zu geben, ſchnell davon.

Wohl iſt es wahr, man fühlt den Werth eines Weſens oft erſt dann, wenn man es nicht mehr beſitzt und für immer verloren zu haben fürchtet. Dieſes Gefühl bemächtigte ſich auch Minchens. Sie ſah jetzt den Rittmeiſter ganz anders, als ſie ihn früher geſehen hatte, die vortrefflichen Eigenſchaften ſeines Herzens traten in den Vorder- und ſeine Größe in den Hintergrund, ſeinen hellen klaren Augen lieh die Phantaſie noch einmal ſo viel Feuer, ſeiner männlich-ſtolzen Haltung noch einmal ſo viel Auszeichnung, ja dieſe ward ſogar als natürliche Folge ſeiner Größe anerkannt, welche beſagte Größe einzig eine Abnahme in Minchens Augen erlitt, indeſſen alles Übrige höher geſteigert wurde, als es wirklich war. — Sie wurde mit ſich ſelbſt unzufrieden, ſchalt ſich ein Kind, daß ſie einer ſolchen Kleinigkeit wegen (ſollte hier eigentlich Großigkeit heißen) ſo viel Aufhebens gemacht hatte, eine wahnſinnige Thörin, daß ſie einen ſo vortheilhaften Freier und — was in ihren Augen noch mehr war — einen ſo zärtlichen Liebhaber ausgeſchlagen hatte, ſie ſah Richters Anneliſe gar nicht mehr an, weil ihre Worte und ihr Hohngelächter es waren, welche ihr zuerſt dieſe dumme Grille in den Kopf geſetzt hatten. Kurz, der Rittmeiſter war ihr jetzt der ſchönſte, liebenswürdigſte Mann und ich glaube kaum, daß ſie auch nur eine Linie von ſeiner Größe abgegeben hätte, wenn es auf ihren Willen angekommen wäre. — Dazu kam noch, daß der Vater und Martin immer ihrer ſpotteten und ſie mit der Größe oder Kleinigkeit dieſes oder jenes Geſchöpfes oder Dinges aufzogen, welches ihr Freude zu machen ſchien, und daß die brave alte Oberamtmännin zu Rüſtenberg, zu welcher Minchen alle Woche einmal hinüberging, um von ihr die feineren weiblichen Handarbeiten zu lernen, ihr faſt immer vom Rittmeiſter, von ſeiner Güte und Herablaſſung, ſeinem Edelmuthe und guten Herzen, ſeiner Schönheit und Liebenswürdigkeit vorplauderte. — Minchen ſaß da immer mit Nadeln in der Hand auch auf Nadeln, und ſteckte einmal über das andere ihren Kopf in die Arbeit, um die Röthe ihrer Wangen zu verbergen. Kam ſie dann nach Hauſe, ſo weinte ſie die halbe Nacht theils aus Ärger über ſich ſelbſt, theils — aus Sehnſucht nach dem fernen Zurückgeſtoßenen.

VIII.

Alle Donnerſtage bekam der Förſter Heinich einen Pack Zeitungen von dem Oberamtmanne zu Rüſtenberg, welche er meiſtens Mittags bei Tiſche vorzuleſen pflegte. Die politiſchen Blätter ſprachen erſt von Vorpoſtengefechten, dann von größern Scharmützeln der Avantgarde, Dülmen's Regiment war bei dieſer eingetheilt, und faſt jedes Blatt machte Meldungen von ihm. Sein Muth, ſeine perſönliche Bravour wurden ſtets öffentlich belobt, und da ſein Major in einem dieſer Gefechte gefallen war, ſo avancirte Dülmen zu dieſer Charge.

Meine Leſer können denken, daß bei ſolchen Nachrichten Heinich und Martin immer die Gläſer auf des neuen Majors Wohl zuſammenſtießen und daß jedes Mal ein eben nicht ſehr freundlicher Blick auf Minchen zu fallen pflegte. Das arme Mädchen ſaß aber ohnedies mit ſichtbarer Angſt (welche jedoch die erzürnten Alten für Bosheit nahmen) am Tiſche und horchte, ob ihrem Lieben kein Unfall begegnet ſei, und wollte wirklich einmal, als es in der Zeitung hieß: Major Dülmen aber ſtand mitten unter den über ſeinem Haupte gezückten feindlichen Säbeln,“ die Suppe, ſtatt mit dem Löffel, mit der Gabel eſſen.

Bald darauf wurde eine große entſcheidende Schlacht geliefert, welche zu Gunſten von Heinich's Vaterlande ausſchlug. Alles war darüber in der größten Freude und mit Ungeduld erwartete der alte Förſter, ein braver Unterthan und Patriot, den nächſten Donnerſtag, wo ihm die Zeitungslieferung die näheren Details dieſer mörderiſchen Schlacht bringen ſollte. Das Päckchen kam eben wieder um die Mittagszeit. Heinich öffnete es und las die Beſchreibung, worin ebenfalls wieder von dem tapfern Major Dülmen die ausgezeichnetſte Erwähnung geſchah, und es ſogar hieß: daß durch ſeine Klugheit allein zehn Kanonen gewonnen worden ſeien. Schon hob Martin mit leuchtenden Augen das vollgefüllte Glas, um ſeinem Major ein Vivat zu bringen, als Heinich meinte, er möge ihn doch erſt ganz zu Ende leſen laſſen. Dies geſchah. Der Förſter las vorerſt den großen Verluſt des Feindes, dann hieß es: »Unſerer Seits befinden ſich unter den Todten der General Kohl und die Obriſten Mehlmann und Raßwig, unter den

Schwerverwundeten aber der brave Major Baron Ludwig von Dülmen, welchem beide Füße von einer Kanonenkugel abgeſchoſſen worden ſind. Zwar hat man dieſen vorzüglichen Offizier in das Militärſpital zu L— gebracht, doch zweifeln die Ärzte an ſeinem Aufkommen.“

Heinich ließ, als er dies geleſen, das Zeitungsblatt fallen, Martin verſchüttete den eingeſchenkten Wein, Minchen aber ſank bewußtlos zur Erde.

Die Alten hatten ſie auf das Bett und mit Geiſtern wieder zur Beſinnung gebracht. — Sie ſchlug die Augen auf, ſprang mit beiden Füßen aus dem Bette und rief Heinich, der ſie unterſtützen wollte, ſchluchzend zu: „Laß mich, Vater, laß mich! — Ich muß fort! — Ich muß zu ihm! — muß ihn pflegen! — Meinetwegen leidet er ja, der Gute. Hätt' ich ihn nicht ſo ſchnöde behandelt, er wäre nimmermehr in den Krieg gezogen, er lebte hier geſund, glücklich und zufrieden, und ich mit ihm! — Ich muß fort! — Kein Augenblick iſt zu verlieren, er ſtirbt ſonſt, er ſtirbt! — Mein Tuch! — meine Handſchuhe! — Martin, komm, du mußt mich geleiten zu ihm, zu deinem und auch zu meinem lieben Major!“

Die Alten ſtutzten und erſtaunten nicht wenig über dieſe Worte und über Minchens — wie ſie glaubten — ſo plötzliche Verwandlung.

IX.

Nachdem Minchen ruhiger geworden war, eröffnete ſie dem Vater ihr ganzes Herz und was ſie ſeit des Rittmeiſters Abreiſe gelitten hatte. Der Alte küßte ſie mit Thränen in den Augen und ſprach: „Geh hin, mein Kind, wohin dich dein Herz ruft. Ich ſelbſt darf leider meinen Dienſt nicht verlaſſen, aber Martin ſoll dich begleiten.“

Martin jauchzte und hüpfte vor Freuden über dieſe Erlaubniß, und ſah auf der Stelle zum Leiterwägelchen, ob nichts daran fehle; Minchen packte einige Wäſche ein und ſchon am andern Morgen mit dem Früheſten begaben ſich Beide, begleitet von dem Segen des Vaters, auf die Reiſe.

Ich übergehe hier die Reiſe ſelbſt und wie Minchen keine Unannehmlichkeit ſcheute, weder mit Nahrung noch mit Schlafe ſich erquicken wollte, ſondern nur immer dem alten Martin Schnelligkeit empfahl, um recht bald den Ort ihrer Sehnſucht zu erreichen. — Martin hatte ſeine ganze Beredſamkeit nöthig, um das liebende, von Angſt und Sehnſucht gefolterte Mädchen zu überzeugen, daß es der Pferde wegen nothwendig ſei, in dieſer oder jener Herberge einzukehren, und daſelbſt Mittags- oder Nachtruhe zu halten. Da ſetzte ſich denn Minchen gewöhnlich auf einen Stuhl, und — wenn nicht der Alles lindernde Schlaf ſie überwältigte — ſo betete ſie inbrünſtig für Dülmen's Leben, ſo daß dem alten Martin Thränen des Mitleids auf den grauen Schnurrbart herabfielen und er Alles hervorſuchte, um ihr Troſt einzuflößen, den ſie auch begierig ergriff.

Am ſechsten Tage endlich kamen ſie in L — an. Schon früher mußten ſie über das Schlachtfeld fahren, auf welchem noch Menſchen- und Pferdekadaver unbeerdigt lagen. Was Minchen bei dieſem Anblicke litt, wie ihr Herz nur noch immer mehr zuſammengepreßt und ihre Bangigkeit für des Geliebten Leben vermehrt wurde, mögen meine gefühlvollen Leſerinnen ſich ſelbſt ausmalen.

Nun waren ſie im Städtchen und hielten am Militärhoſpitale. Martin fuhr mit dem Wagen in den nächſten Gaſthof und meinte, Minchen ſollte ihm vorerſt dahin folgen, allein dieſe gab ihm gar keine Antwort, wandte ſich alſogleich an die Schildwache, welche vor dem Thore des Hoſpitals ſtand und fragte ſie haſtig: »Lebt der Major Dülmen noch?« — »Was weiß ich?« antwortete die Schildwache mit barſchem Tone: »liegen gar Viele da drinnen;« und drehte ſich auf die andere Seite. Minchen trat hinein, lief durch die langen Gänge und der Anblick der blaſſen, hageren Geſichter der geneſenden Soldaten in ihren Leinenkitteln mehrte ihre Bangigkeit. Endlich erblickte ſie einen Chirurgen, ſie erkannte ihn aus einer blutigen Lanzette, welche er eben vor einer Thüre abwuſch. An dieſen wandte ſie ſich und ſprach ihn an: »Mein Herr, ich bitte Sie um Gotteswillen mir zu ſagen, lebt der Major Baron von Dülmen noch, und wo find' ich ihn?« — »Er lebt noch,« antwortete der Chirurg, »und liegt gleich da nebenan in Nr. 17.«

Minchen flog zur Thüre, öffnete und trat hinein. — Da lag der Geliebte in einem kleinen Stübchen auf einem mit Blut übergoſſenen Bette, die Augen geſchloſſen, die Wangen blaß wie der Tod, und nur aus den tiefen Seufzern und den krampfhaften Zuckungen, welche ihm der Schmerz erpreßte, war zu erkennen, daß noch Leben in ihm ſei. Um das Bette ſtanden einige Chirurgen und zu Häupten ſaß ein Oberarzt, der des Kranken Hand hielt und die Pulsſchläge zu zählen ſchien. Minchen ſtürzte auf das Bett zu, allein ihre Kräfte verließen ſie und ſie ſank bewußtlos an demſelben nieder.

X.

Als ſie ihre Beſinnung wieder erhielt, befand ſie ſich im Gaſthofe, wo Martin Wagen und Pferde eingeſtellt hatte. Dieſer und ein Regimentsarzt ſtanden vor ihr und ſchienen beſchäftigt geweſen zu ſeyn, ſie ins Leben zurückzurufen.

Auf der Stelle wollte Minchen wieder fort zu dem Geliebten: „Ich will ihn pflegen!“ rief ſie, „ich bin es ſchuldig; denn ich allein bin ja Urſache“ — „Schweigen Sie und halten Sie ſich ruhig, Mamſell,“ ſprach der Regimentsarzt, ein würdiger alter Herr, „dieſer Mann — er zeigte auf Martin — hat mich von Allem unterrichtet. Sie ſelbſt bedürfen der Ruhe, und unſer Major muß vollkommen vor jedem jähen Eindruck behütet werden. Bedenken Sie, es könnte ſeinen augenblicklichen Tod herbeiführen, wenn er in ſeinem jetzigen Zuſtande die Augen aufſchlüge und Sie an ſeinem Bette erblickte.“ — „Nein, nein! — Ich will nicht hin, ich will warten — o mein armes Herz!“ rief Minchen laut ſchluchzend und ſank auf das Ruhebett zurück, worauf man ſie gelegt hatte. — „Wir hoffen,“ fuhr der Arzt fort, „das Wundfieber werde in einigen Tagen verſchwinden, dann können Sie ihn ſehen, ja ſelbſt bei ſeiner Krankenpflege mitwirken.“ Nachdem er dem alten Martin empfohlen hatte, das Mädchen ja nicht aus den Augen zu laſſen, entfernte er ſich.

Drei Tage vergingen und vier — und fünf — und noch hielt das böſe Fieber an. Martin mußte des Tages wohl zwanzigmal ins Hoſpital hinüber, um zu fragen, wie es gehe. Minchen ſelbſt ließ es ſich nicht nehmen, mindeſtens an der Thüre ſeines Zimmers zu horchen, und jeder Seufzer, jedes

Wort, das der Major in der Phantaſie ſprach, ſchnitt ihr durch die Seele.

Am ſechsten Tage endlich verſchwand das Fieber und am achten erhielt Minchen von dem Regimentsarzte die Erlaubniß den Kranken zu ſehen. Um Mittag ſollte ſie kommen, bis dahin wollte man denſelben auf ihren Anblick vorbereiten.

Der erſehnte Mittag erſchien. Martin mußte früher eintreten als Minchen. Als ihn Dülmen erblickte, ſtreckte er ihm lächelnd die Hand entgegen. Martin küßte ſie mit Thränen und ſprach: „O mein gnädiger Herr Major! Alles geht gut! Minchen ſteht draußen!“ — „Herein! herein an mein Herz!“ rief der Major, und erhob ſich im Bette, wozu ihn die Chirurgen unterſtützten.

Nun trat Minchen ein, ſie näherte ſich dem Bette und Dülmen's erſte Worte waren, indem er auf ſeine Füße deutete: „Nun Minchen, jetzt haben mich die Feinde etwas gekürzt und ich bin ſo groß als du!“ — „Dein, auf ewig dein!“ rief Minchen, ſtürzte über ihn hin und drückte einen Kuß auf die blaßrothen Lippen.

„Genug,“ rief der Regimentsarzt und wies Minchen zurück. Von nun an pflegte ſie den kranken Geliebten Tag und Nacht ohne Schonung ihrer ſelbſt; jede Arzenei reichte ſie ihm mit eigenen Händen und wenn er ſchlief, ſaß ſie neben ſeinem Bette und zupfte Charpie zum Verbande. Dülmen's kräftige Natur, ſeine unverdorbenen Säfte, noch mehr die vortreffliche Pflege Minchens, am meiſten aber die Liebe, wirkten ſchnell. Er beſſerte ſich mit jedem Tage und ſchon einen Monat nachher konnte er das erſte Mal ſeine Krücke verſuchen. „Da bin ich nun freilich wieder zu groß!“

ſprach er zu Minchen, dieſe aber verſchloß ihm den Mund mit Küſſen und bat ihn von ihrer Schande zu ſchweigen.

Dülmen wurde von dem Fürſten mit dem Titel eines Obriſten vom Militär entlaſſen. Die beiden Glücklichen fuhren nach Dülmen's Gut zurück, wo ſie getraut wurden. Der alte Heinich weinte Freudenthränen, Martin war in ſeinem Seelengaudio. Dem kleinen Minchen aber war ihr Glück faſt zu groß.

Der Sargmacher.

Nachtſtück aus dem Engliſchen.

Ich bin das elendeſte Weſen, welches auf der Erde exiſtirt, und was dabei noch das Entſetzlichſte iſt, der Unglückliche, den man nicht verſteht, findet nirgend Theilnahme. Ein treuer und fleißiger Arbeiter, ein liebender zärtlicher Sohn, hab ich ſtets meine Pflichten erfüllt, nie hab ich einem Armen oder einem Reichen auch nur um einen Penny unrecht gethan, nie hab ich die Hand ausgeſtreckt, um das Brot der Faulheit und des Müßiggangs zu empfangen. Ich bin geachtet von meinen Nachbarn, geſchätzt von meinem Herrn, und meine Mutter, meine arme Mutter macht einen Helden, ein Muſter der Vollkommenheit, einen Phönix aus mir. Unſer alter Schullehrer hält große Stücke auf mich und rühmt ſich, er habe ſehr viel zu meinem Fortkommen in der Welt beigetragen, denn ich war, obſchon jünger als meine Mitſchüler, immer der Erſte in meiner Klaſſe. Kurz, Alles liebt, achtet, bewundert mich, und doch bin ich der unglücklichſte aller Menſchen.

Mein Vater war ein Zimmermann: ich erinnere mich noch recht gut, wie ſehr man die kleinen Käſtchen und anderes Spielzeug lobte, welches ich in meiner Jugend in ſeiner Werkſtätte machte; ich war auch ſein und der ganzen Familie Augapfel. Meine Schweſter Sara wollte nie ohne mich ausgehen. Was meine Kameraden betrifft, ſo war ich nach ihrem Ausdrucke ein lucky fellow (ein glücklicher Spitzbube). Ich war nie krank, wurde nie ausgezankt, bekam nie bei einem Streite Schläge. Ließ ein alter Mann ſeinen Stock fallen, ſo ſprang ich gleich hinzu, ihn aufzuheben, verlor ein Jäger in der Hitze der Jagd ſeinen Hut, ſo lief ich ihm nach und brachte ihm denſelben im Schweiße meines Angeſichtes. Wenn ſich das Huhn oder die Gans einer armen Frau verlief, ich fand ſie immer und brachte ſie zurück. Wenn der alte Invalide, der den Schranken am Ende unſers Dorfes bewachte, zu taub war, um das Rollen der Wagen zu hören, ſo befand ich mich bei ihm, um das Thor zu öffnen und das Schließgeld einzunehmen. Manchmal warf mir eine ſchöne Frau aus einem Wagen mit einem freundlichen Lächeln einen Sixpence zu und rief einige Worte dazu, die ich aber beim Weiterrollen des Wagens nicht verſtehen konnte. Wenn meine Kameraden boxten, ſo wurde meiſtentheils ich von ihnen zum Schiedsrichter ernannt; ach, was war ich damals für ein glückliches Kind, alle liebten mich, und auch ich liebte alle, reich oder arm. Ich ging nie durch's Dorf, ohne aus jeder offnen Thür einen guten Morgen oder einen freundlichen Gruß zu erhalten: „Komm her, Tomy! laß dich doch ſehen, deine Backen ſind ja heute wieder wie gemalt," rief mir ein altes Mütterchen zu, oder: Tom! Tom Collins! ſei ſo gut und ſchaukle mir meine Kleine ein wenig, ich muß meiner aufgehängten Wäſche nachſehen," ſagte ein junges Weibchen zu mir, die vor ihrem Hauſe ihr Kind einwiegte. „Tom! willſt du hereinkommen und die

Perrücke meiner Großmutter friſiren?“ ſchrie mir ein junger Taugenichts zu, der vermuthlich die Schuld daran trug, daß die Perrücke ſeiner Großmutter zerzauſt war. „O! Tom, Tomy Collins,“ ſprach mich ein weinendes junges Mädchen an, „komm doch herein und lies meiner guten Alten ein Kapitel aus der Bibel vor, ich bitte dich, ſie zankt mich immer aus, daß ich die Worte ſo ſchlecht ausſpreche,“ und in demſelben Augenblicke lud man mich von der andern Seite ein, einen Heuwagen zu beſteigen, um das Heu abladen zu helfen. — Und ich fand hier und dort Zeit Alle zu befriedigen. Dabei blieb mir auch noch ein halbes Stündchen übrig, einen reifen ſchönen Apfel oder ein Stückchen Zuckerbrot der lieblichen Violette Wells, der Tochter des Gärtners, zuzuſtecken und von ihr dafür einen ſüßen Kuß einzutauſchen. Die gute Seele, ſonſt ſo ſchüchtern gegen alle Leute, ermangelte doch niemals, mich, wenn ich vorbeiging, am Rock zu zupfen und mich zu fragen: „Haben Sie heute etwas für mich, guter Tom Collins?“

Mein Vater ſtarb, meine Schweſter Sara ging in die benachbarte Stadt in Dienſt, meine Brüder zerſtreuten ſich, das Haus und die Werkſtätte meines Vaters wurden verkauft, meine Mutter arbeitete fleißig vom Morgen bis in die Nacht, um das Schulgeld für mich zurückzulegen und auch etwas Geld zu erſparen und mich dadurch vielleicht irgend ein einträgliches Gewerbe lehren laſſen zu können, allein ihre Hoffnung wurde ſchändlich betrogen. Ein fauler Müßiggänger, Einer von den Arbeitern meines Vaters, überredete ſie, ihm alles Geld, was ſie für mich auf die Seite gelegt hatte, zu leihen, er wollte damit große Spekulationen machen und mit ihr den bedeutenden Gewinn theilen. Da aber dieſe fehlſchlugen, ging er nach Amerika, ohne ihr auch nur einen Penny zurück zu bezahlen. Das war ein fürchterlicher Schlag für uns, und um unſer Unglück zu vollenden, ſtarb auch noch plötzlich der Schulrektor, der mich lieb gewonnen und mir verſprochen hatte, mir bei meinem Eintritt in die Welt mit Rath und That an die Hand zu gehen. Ach, mein Kind,“ ſagte meine Mutter weinend zu mir, „dir winkt eine böſe Zukunft.“ Ich aber voll Kraft und Jugend war auch voll von Hoffnung und ſah die Zukunft in weniger trübem Scheine; ermuthigt durch das, was ich von meinem Vater in ſeinem Handwerke gelernt hatte, ſchrieb ich an meine Schweſter, ſie möchte Erkundigungen in der Stadt einziehen, ob ſie mich nicht irgendwo unterbringen könnte, ich wollte nur das Brot eſſen, welches ich mir ſelbſt verdient habe, und mich gerne dazu verſtehen, einem Herrn mehre Jahre zu dienen, wenn er mich nur für freie Wohnung und Koſt zu ſich nehmen wollte. Meine Schweſter antwortete mir, ſie habe überall durch einen jungen Mann ihrer Bekanntſchaft, Namens Henry Richard, nachforſchen laſſen, allein nirgend Brot und Beſchäftigung für mich gefunden. „Ein einziger Mann,“ fügte ſie hinzu, „will deine Dienſte nach deinem Wunſche annehmen, aber ſein Gewerbe iſt zu widerlich, er iſt ein — Sargmacher.“

Verwünſcht ſei der Tag, an dem ich, voll von Hoffnung und lachend über die Vorurtheile meiner Schweſter, meine gute Mutter und mein liebes Geburtsdörfchen verließ, um von dieſem Augenblicke an dem Glücke ein ewiges Lebewohl zu ſagen. Die Letzte, die mich ſah, war Violette

Wells, ſie erwartete mich an ihrer Thür, und indem ich mich ihr näherte, ſah ich, daß ſie ſich mit der Schürze die Thränen abtrocknete. Ich faßte ihre Hand und ſprach: „Violette! mache mich nicht weich im Augenblicke des Abſchieds, du ſollſt dich vielmehr mit mir freuen, daß es mir endlich geglückt iſt, mein Brot verdienen, und meine arme Mutter, die ſo lange für mich gearbeitet hat, unterſtützen zu können.“ — „„Ich bin auch gar nicht traurig,““ antwortete ſie, „„und ich weine auch nicht, aber ich denke nur an die ſchönen Tage, wo wir mit einander in dem Garten meines Vaters ſpielten,““ und dabei konnte ſie nicht weiter reden vor Schluchzen. — „Warum, liebe Violette, fragſt du mich denn nicht wie gewöhnlich: Guter Toms! haſt du heute nichts für mich?“ da wandte ſie ſich gegen mich und verſetzte erröthend, mit einem gezwungenen Lächeln: „„Ach du lieber Himmel, in der Stadt, wohin Sie gehen, werden Sie viel ſchönere Mädchen finden, als ich bin, und die Ihnen viel beſſer gefallen, und wenn Sie zurückkommen, werden Sie wohl die arme Violette gar nicht mehr anſehen.““ — „Nein, nein, gute Violette, nie wird mir ein Mädchen ſo theuer ſeyn als du, und ſieh, ich habe dir ein kleines Abſchiedsgeſchenk gebracht, ein Halstuch, welches du mir zum Andenken tragen ſollſt. Wenn ich einſt wieder zurückkehre und Violette trägt dieſes Halstuch noch, ſo werde ich glauben, daß ſie ſich nicht verändert hat.“ Violette antwortete nicht, ſie nahm das Halstuch und nach einigen Minuten verſchämten Zögerns ſagte ſie leiſe: „„Ich hätte wohl auch ein kleines Andenken für Sie, wenn Sie es nicht verſchmähen wollten,““ und mit dieſen Worten drückte ſie mir ein kleines gläſernes Siegel in die Hand, auf welches mein Name geſtochen war. Unſere Liebespfänder waren wohl beide auf dem letzten Jahrmarkte gekauft und beide waren von ſo geringem Werthe, daß ein untheilnehmender Zuſchauer gewiß gelächelt haben würde, hätte er uns dieſe Zeichen wechſelſeitiger Zuneigung austauſchen geſehen; aber ich bin doch überzeugt, daß eine Braut den ſchönſten Diamantſchmuck mit keinem größern Vergnügen empfangen hätte, als meine Violette ihr ſeidenes Tuch und ich mein gläſernes Siegel.

Die erſten Wochen meines Aufenthalts in der Stadt vergingen mir leidlich angenehm, mein Herr war mit mir zufrieden, und jeden Sonntag Abends machte ich Spaziergänge mit meiner Schweſter und Henry, der uns durch ſeine gute Laune erheiterte. Wir wurden bald innige Freunde, er vertraute mir, daß er Sara liebe, ſie zu heirathen und ihr Glück zu machen gedenke. Ich dagegen ſprach mit ihm von Violette Wells. Allein nach und nach verſchwand mein froher Sinn, und meine Geſundheit fing zu leiden an; ich verlor jene friſche Farbe meiner Wangen und den lebhaften Blick, welchen meine gute Mutter ſo oft bewunderte, mein Gang nahm etwas Langſames und Feierliches an, und manchen Sonntag verweigerte ich es ſogar, die Spaziergänge mitzumachen, welche ſonſt meine liebſte Erheiterung waren. Die Fröhlichkeit und die Späße Henry's mißfielen mir, da ſie im Widerſpruche mit meiner Traurigkeit ſtanden. Ich arbeitete vom frühen Morgen bis zum Abend, ja öfters brachte ich auch ganze Nächte bei meiner traurigen Arbeit zu; auch mußte ich es wohl, da mein Herr arm war und keinen andern Geſellen hatte als mich. Manchmal, wenn die Schläge meines ſchweren Hammers die Stille der Mitternacht unterbrachen, rief ich mir Scenen des Jammers und der Thränen, wovon ich den Tag über Zeuge war, ins Gedächtniß zurück. Das Echo ſchien mir die Seufzer zu wiederholen, die mir ans Ohr und Herz gedrungen waren, ich hielt dann in meiner Arbeit an, um mir den Schweiß von der Stirne zu trocknen und mein trauriges Handwerk zu verwünſchen. Jeder Tag brachte mir neue Beſchäftigung und neuen Kummer. So lang ich den Einwohnern der Stadt fremd geblieben war, arbeitete ich gleichgiltig fort, allein als ich anfing, einige Familien kennen zu lernen, als mich hier eine Krankheit, dort ein Todesfall mit Theilnahme erfüllten, fing auch ich an, ihre Leiden mit ihnen zu theilen. Meine Fröhlichkeit ſchwand immer mehr. Die Mutter ſchauderte bei meinem Anblick, und ſah mit unruhigen Blicken auf den fröhlichen Kreis ihrer Kinder, als ob ſie die Zukunft erforſchen und entdecken wollte, welches von den geliebten Weſen, jetzt in voller Geſundheit blühend, mir zuerſt verfallen würde. Der Greis, an dem ich vorüberging, drückte lebhafter die Hand ſeiner blaſſen kränklichen Tochter an ſein Herz. Freunde, die beim Abſchiede trüb geſinnt waren, wurden noch trauriger, wenn ſie mich ſahen, und wenn ich es wagte, mit unſern Nachbarn freundlich zu ſchwätzen, ſo zeigte mir ein unterdrückter Seufzer oder ein bitteres Lächeln, daß ſie ſich an die traurigen Tage erinnerten, wo der Tod in ihre friedlichen Wohnungen eingekehrt war. So trug ich denn einen Fluch mit mir, und eine unüberſteigbare Scheidewand trennte mich von der menſchlichen Geſellſchaft. So wie der

Name des Henkers allein ſchon überall Schrecken verbreitet, nicht durch ſich ſelbſt, da er nur ein willenloſes Werkzeug der ſtrafenden Gerechtigkeit iſt, ſondern durch die Ideen des Todes, die ihn begleiten, ſo gingen ſie auch mit mir, die Gedanken der Vernichtung. Wie er, war auch ich ein nothwendiges Werkzeug in jenen Stunden, die ich weder vorausſehen, noch hintanhalten konnte. Die Menſchen verſagten mir ihre Theilnahme, und ſtießen mich von ihren Neigungen zurück, wie ein außermenſchliches Weſen. Selbſt mein Tod würde ſie unempfindlich gelaſſen haben; denn ihre Einbildungskraft zählte die Menge Derjenigen, für welche meine Hand die knappe und letzte Wohnung gemacht hatte, welche ſie auf immer von ihren Verwandten und Freunden trennte. Überall, wo ich erſchien, Trauer und Thränen. Das Lachen entwich, wo ich mich nahte, das Geſpräch verſtummte bei meinem Erſcheinen, und düſteres Schweigen folgte meinen Schritten, es war das Schweigen des Todes. Nach und nach faßte ich das ganze Schreckliche meiner Lage, ich verſuchte es nicht mehr, mich unter Menſchen zu miſchen, die Traurigkeit ihres Herzens lag ſchwer auf dem meinigen, ich ſchlich nur leiſe und verſtohlen in ihre Wohnungen, meine Stimme wurde dumpf und eintönig, keiner, dem ich mitleidig die Hand zu drücken wagte, drückte die meinige entgegen, ausgenommen manchmal ein Unglücklicher, der im Wahnſinn der Verzweiflung mich auf den Knien bat, mein gezimmertes Schreckenshaus noch nicht zu ſchließen, und ihn die geliebten Züge noch einmal betrachten zu laſſen, die ich ſeinen Blicken auf ewig entziehen wollte.

Ach, wie oft dachte ich mir bei einer ſolchen Scene: dieſer Unglückliche wird wohl auch dem geliebten Todten bald nachfolgen. Und dennoch richtete ſich der Gebeugte bald wieder auf, ſein Auge glänzte auf's Neue, der Mund hatte wieder Worte, die Lippen ihr Lächeln gefunden und die Augen ihre Thränen verloren, weil das Bild des Todes mit einem Schleier bedeckt war. Ach, ſo wahr iſt es, daß die alles lindernde Zeit auch den größten Schmerz mindert und endlich auch — heilt.

Ach, wie oft ſah ich auch Scenen, die mich im Innerſten empörten: Entſeelte Reſte von den nächſten Freunden verlaſſen — den Geiz, der einen Theil des Überfluſſes armen Verwandten verſagte, und demjenigen die traurigen Leichenehren vorenthielt, der ihm alles zugewendet hatte. Wie oft weinte ich über jene Armen, die unter Fremden ihre Augen ſchließen mußten. Eine fürchterliche Scene vertrieb die andere aus meinem Gedächtniſſe, aber immer blieb mir noch genug zurück, um die Furchen meiner Stirne immer tiefer zu zeichnen.

Ein Bild vor allen andern werde ich nie vergeſſen. Ich wurde ſpät des Abends in das Haus eines Kaufmanns gerufen. Der Mann war einſt reich, allein durch die Verſchwendung ſeines Sohnes in das tiefſte Elend gerathen. Seine Witwe trat mir entgegen mit bleichem Antlitz, ein Bild ſtummer Verzweiflung. Sie bat mich in dem, was ich zu thun habe, mit größter Stille und Vorſicht zu Werke zu gehen. »Ach!« ſetzte ſie hinzu, »die Sorge, die mir obliegt, das Leben meines Sohnes zu erhalten, läßt mich faſt nicht dazu kommen, einen geliebten Todten zu beweinen. Unglücklicher Jüngling, ſeit fünf Tagen und Nächten hat ſich ſein Auge nicht geſchloſſen, unverwandt haftet es auf dem zornigen Geſichte des Vaters, der ſeinen letzten Hauch mit einem Fluche gegen ihn ausgeathmet hat. In dieſem Augenblicke ſchläft er, wenn man anders die Bewußtloſigkeit der Verzweiflung Schlaf nennen kann; er ſchläft auf dem Todtenbette ſeines Vaters. O junger Mann! können Sie meine Leiden faſſen? o dann verrichten Sie Ihr trauriges Geſchäft ja auf eine Art, daß mein Sohn nicht erwacht, bis alles vorüber iſt, und der Segen einer leidenden Mutter wird Sie begleiten!“ Ich konnte dieſer ſonderbaren Bitte nicht anders als mit dem feierlichen Verſprechen antworten, mein Möglichſtes zu thun. Wir ſtiegen langſam eine ſchmale Treppe hinab und gelangten an das Todtengemach, es war düſter, aller Meublen beraubt, und ein Eisregen ſchlug unaufhörlich gegen die ſchlecht ſchließenden Fenſter, welche ein kalter Novemberwind klappern machte. Naßkälte durchdrang das Gemach und als meine Augen auf den Kamin fielen, wo kein Anſchein von Aſche zu ſehen war, hielt ich mich überzeugt, daß der arme Mann, des Nothwendigſten beraubt, geſtorben ſei. Einige Stücke eines alten Teppichs, und ein wenig Stroh füllten das Zimmer aus. Der Gedanke: der Mann hat auch einſt glücklichere Tage geſehen! erpreßte mir einen tiefen Seufzer. Ja, er hatte glücklichere Tage geſehen, er arbeitete wohl einſt fröhlich in dieſem Gemache, guter Wein kreiſte bei ſeiner Tafel, und die Wände hingen voll koſtbarer Bilder, und jetzt todt,*, geſtorben als ein Bettler. Ich meinte, mein Herz müſſe brechen, als meine Blicke ſich auf das elende Bett richteten, auf welchem der Leichnam eines Mannes von beiläufig ſechzig Jahren lag. Langer Druck von ſchweren Leiden hatte die

Züge abgemagert, und dieſe Wangen gefurcht, ſeine Adern waren mit Eis ſtatt mit Blut gefüllt, ſeine Haut war entfärbt, kein Anſchein, keine Spur von Leben, die Augenlieder waren in ihre Höhlungen zurückgedrängt, und — (was nur derjenige begreifen kann, der gewohnt iſt, dem Tode oft und in allen Geſtalten in's Auge zu ſehen) vergebens ſuchte man an dieſem Kadaver den mindeſten Ausdruck. Aber, wenn ſchon dieſer Anblick qualvoll und herzzerreißend war, was ſoll ich erſt von dem Elenden ſagen, dem ein augenblicklicher Schlummer neue Kräfte für neue unausſprechliche Leiden gab? Vermuthlich hatte er bei ſeinem ſterbenden Vater gewacht, allein die Länge der Aufregung hatte endlich ſeine Sinne befangen und er hielt noch die Hand des Leichnams in ſeiner Hand gepreßt. Sein Geſicht war verborgen, allein die ganze Geſtalt und die dichten ſchwarzen Lockenhaare ließen auf ſeine Jugend ſchließen, er ſchien mir ein Jüngling von zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahren.

Ich fing an, den todten Körper zu meſſen, aber wer beſchreibt das Beben, welches mich erfaßte, als mein Maßſtab die beiden feſt vereinigten Hände berührte. Welche fürchterliche Sache, dieſes unnütze Bemühen der einen, um noch einen Druck der Verzeihung von der andern zu erhalten, welche der Tod bereits erſtarrt hatte. Mein Geſchäft war geendet, und ich ging eben ſo leiſe und ſchweigſam aus dem Gemache, als ich eingetreten war. Noch einmal wendete ich mich um, die unbewegliche Gruppe zu betrachten, der Zuſtand der Unempfindſamkeit des Sohnes war noch ſchrecklicher, weil er ein Ende erreichen mußte. Auch die Witwe des verſtorbenen Gatten, der in ſeiner letzten Stunde ihrem einzigen Kinde geflucht hatte, ſtand da, blaß und faſt ſelbſt ein unempfindlicher Leichnam. Wie wenig konnte ſie dieſe Scene vorausſehen, als das Lächeln ſeiner Lippen den Wünſchen ihrer Zärtlichkeit antwortete, als ſie den glücklichen Vater zum erſten Mal zur Wiege ſeines ſchlafenden Kindes führte, als Beide über das kleine Bett gebeugt ſeinen ruhigen Schlummer betrachteten und den ſüßen Hauch, der aus dem kleinen Munde ſtieg, einathmeten.

Ich hatte kaum die Stiege erreicht, als die Hand der unglücklichen Frau meinen Arm berührte, um mich zurückzuhalten: „Wann wird Ihre Arbeit fertig ſeyn?“ fragte ſie mich mit unterdrückter Stimme. — „Ich werde morgen wiederkommen,“ antwortete ich. — „Und was werde ich thun,“ ſagte ſie mit lauter, faſt heulender Stimme, „wenn mein Sohn bis dahin erwacht? ich bin gewiß, daß er dieſen Anblick nicht ertragen wird; er wird wahnſinnig werden. Ach, möge mich Gott beſchützen, mich und ihn, möge er dieſen Schlummer verlängern, bis das Bild des Vaters, der ihm geflucht hat, ihm nicht mehr begegnen kann!“ Bei dieſen Worten hob ſie die Hände flehend zuſammengepreßt gegen Himmel empor und ihre Blicke ſchweiften irre herum. Ich eilte von dannen.

Ich arbeitete die ganze Nacht an dem Sarge des Kaufmanns, und die blaſſe Morgenröthe eines Wintertages fand mich noch dabei beſchäftigt. Wie oft während dieſer Stunden drängte ſich das fürchterliche Bild, welches ich geſehen hatte, mir wieder auf! Ich ſah immer den Jüngling vor mir, deſſen unbeweglicher Körper ſchlummernd auf dem Todtenbette ſeines Vaters lag, es ſchien mir, mein Maßſtab berühre noch einmal die feſt verſchlungenen Hände des Todten und des Lebenden. Ein allgemeines Beben, vereinigt mit der Kälte eines Novembermorgens, machte das Blut in meinen Adern erſtarren; dennoch eilte ich meine Arbeit zu vollenden, als Nachmittags Henry Richard's fröhliche Stimme an mein Ohr ſchlug. Er ſtieg die Treppe herauf, trat in mein Gemach, in welchem ich arbeitete, und lud mich ein, den Reſt des Tages mit ihm bei ſeinem Vater zuzubringen, meine Schweſter Sara habe auch verſprochen ſich dort einzufinden, und wir wollten alle zuſammen die neue Wohnung beſehen, welche er gemiethet habe, Ich deutete ihm auf meine Arbeit, und ſagte, daß dieſe binnen einer Stunde fertig ſeyn müſſe. „Nun!“ antwortete er fröhlich, „ich hätte gedacht, daß diejenigen, für welche du arbeiteſt, nicht ſo eilig bedient ſeyn dürften, denn ſie haben wohl nichts mehr nöthig.“ In jedem andern Augenblicke hätte ich dieſen Worten gar keine Aufmerkſamkeit geſchenkt, aber in der Stimmung, in welcher ich mich jetzt befand, beleidigten ſie mich, nicht wie eine leichtſinnige Rede, ſondern als ein Beweis der unempfindlichſten Leichtfertigkeit. „Richard,“ verſetzte ich, indem ich mit dem Hammer auf meinen Sarg ſchlug, „der Himmel allein weiß, ob nicht Einer von uns Beiden bald ein ähnliches Bett nothwendig hat, ſtatt des weichen, auf welchem er jetzt ruht.“ — „Bah,“ erwiederte der Jüngling mit einem Lächeln, „du wirſt mir viel zu melancholiſch, mein lieber Tom! Drei Wochen ſind es nun ſchon, daß du weder zu mir zum Thee gekommen, noch auch mit mir und deiner Schweſter ſpazieren gegangen biſt, und heute, da wir ein kleines Feſt feiern wollen, hältſt du mir eine Leichenpredigt und verweigerſt dabei zu ſeyn. Ermanne dich, laß deine traurige Arbeit liegen, und komme mit mir. Deine Schweſter wird dich aufheitern, ſie verſteht das.“ Ohngeachtet alles Dringens in mich, widerſtand ich doch Henry's Einladung, und er ging endlich allein fort.

Als ich eine Straße paſſirte, welche zur Wohnung des Kaufmanns führt, gewahrte ich nicht weit entfernt von mir meine Schweſter und ihren jungen Freund, ſie gingen eilig und hüpfend, ja ich konnte ſelbſt ihre Stimme und die Ausbrüche ihrer Fröhlichkeit vernehmen, und ich nahm auch unter den langen Locken Sara's lächelndes Antlitz gewahr, wie es ſich eben zu ihrem Begleiter wandte. Mir aber ſchien bei jedem Schritte die Luft ſchwüler und drückender zu werden, endlich ermattet von allen Mühen des Körpers und der Seele, lehnte ich meine traurige Bürde gegen eine Mauer und trocknete mir den Schweiß von der Stirne, und — warum ſoll ich es nicht bekennen? — die Thränen von den Wimpern. Bald aber ermannte ich mich wieder, ich ſuchte meine Traurigkeit durch den Gedanken zu bemeiſtern, daß ich eben durch dieſes Handwerk, welches mir ſo viel Kummer verurſachte, die einzige Stütze meiner Mutter ſei, als plötzlich meine Aufmerkſamkeit durch den mitleidsvollen, theilnehmenden Blick eines jungen Frauenzimmers gefeſſelt wurde, welches mich einen Augenblick betrachtete, dann den Arm einer ältern Frau verließ, und ſich, mir einen Schilling in die Hand drückend, mit den Worten näherte: „Ihr ſcheint ſehr ermüdet, guter Mann, nehmt hier eine Kleinigkeit, um euch zu erquicken.“ Nie hatte die Natur etwas Liebenswürdigeres und Anmuthigeres geformt, als dieſes junge Mädchen, aus ihrem blaſſen aber ſchönen Angeſichte und ihrem mitleidigen Blicke ſtrahlten Herzensgüte und Seelenadel. Der Ton ihrer ſanften Stimme machte auf mich einen Eindruck, den die Zeit nicht vertilgen konnte. Ich habe ſie ſpäter wieder geſehen.

Endlich erreichte ich die Wohnung des Kaufmanns, und die Witwe öffnete mir dieſelbe wieder. Mein Anblick entpreßte ihr neue Seufzer, die ſie anfangs nicht zu Worte kommen ließen, und als ſie endlich ſprechen konnte, erzählte ſie mir, daß ihr Sohn erwacht ſei, daß er aber ruhiger ſcheine, als vorher, daß er zwar nur einige Worte geſprochen, um ſich über ihre Geſundheit zu unterrichten, daß ſie aber hoffe, er werde mich nicht hindern, mein Geſchäft zu vollführen. Ich trat begleitet von einem jungen Manne, dem Sohne des Hauseigenthümers, ein, und mit deſſen Hilfe legte ich den Leichnam in den Sarg. Während dies geſchah, ſah der Sohn des Verſtorbenen unbeweglich, aber als er ſah, daß ich den Deckel auf den Sarg ſchob, und den Hammer faßte, ihn zuzunageln, da zitterte er an allen Gliedern und geberdete ſich wie ein Wahnſinniger, ſeine Augen ſchienen aus ihren Höhlen zu ſteigen; in fürchterlicher Convulſion bebten ſeine Lippen, öffneten ſich, die Zähne grinſten hervor, und ſein ganzes Geſicht zeigte ein hölliſches Lächeln; mit unmenſchlicher Kraft faßte er meinen Arm, und indem ich bemerkte, daß er reden wollte, machte ich mich auf einen Strom von Verwünſchungen, auf ein verzweiflungsvolles Geſchrei und wüthendes Geheul gefaßt; — allein ich hatte mich geirrt, die ſchwachen Klagen eines Kindes, welches ſeine Mutter ruft, waren allein mit dem Tone der Stimme des

Unglücklichen zu vergleichen. Er hielt meinen Arm faſt mit übernatürlicher Gewalt zurück, allein ſein Mund murmelte mit ſanfter und eintöniger Stimme die rührendſten Bitten: »Halt ein!« rief er, »nur wenige Augenblicke noch, ich beſchwöre dich, er wird mir noch verzeihen, ich weiß es gewiß. — O dieſes entſetzliche Wort, er ſprach es nur, um mein Herz zu erſchüttern. Dieſes Wort, es hat mich mir ſelbſt wiedergegeben. — Ach, ich hätte ja gerne Alles, meinen letzten Blutstropfen für ihn gegeben. — Er wußte es wohl. — Es war nur ein Moment des Leichtſinnes. — Horch! die Seufzer meiner Mutter hindern mich zu hören, was er ſpricht, aber er verzeiht mir! — gewiß, er verzeiht mir! O mein Vater! ſtoße mich nicht von dir, ſieh deinen Sohn gedemüthigt und reuevoll zu deinen Füßen. — Ja, ja, ich habe dich beleidigt, ich habe den Himmel beleidigt, aber vergib du, wie er vergibt. — Ha! Himmel! Mutter, Mutter, er hebt ſeinen Arm, um mir noch einmal zu fluchen, hilf mir Mutter! Großer Gott, habe Mitleid mit mir, mein Vater hat mir auf ſeinem Todtenbette geflucht, Gnade! Barmherzigkeit!« — Dieſe letzten Worte erſtarben auf ſeinen Lippen und er ſtürzte beſinnungslos nieder. Ich trat zur Mutter, um ihm mit ihr Hilfe zu leiſten, aber ſie wies mich ab, ſprechend: »Deſto beſſer! Die Vorſicht beraubt ihn ſeiner Sinne, um ihm den Anblick dieſer fürchterlichen Scene zu erſparen. Eilen Sie, Ihr Geſchäft zu vollbringen.« Sie kniete nieder und legte den Kopf des Sohnes auf ihren Schooß, und während der Zeit nagelte ich den Sarg zu; bei jedem Hammerſchlage preßte die unglückliche Mutter die Hand an ihr Herz, als wollte es ihr zerſpringen. Als ich meine Arbeit vollendet hatte, brachten wir den Unglücklichen in ein anderes Gemach, und ich fürchtete ſehr für ſein Leben; denn ich glaubte, ſolche heftige Erſchütterungen könne kein Menſch aushalten, aber ach! der Vater ward begraben, und — der Sohn lebt noch. Wer mir damals geſagt hätte, unter welchen Umſtänden wir einander einſt wieder begegnen würden!

Der Sommer kam, und ich hatte die Freude zu hören, daß meine Schweſter Braut ſei. Henry ſelbſt verkündete mir dieſe frohe Nachricht. Sein Onkel, ein Architekt, war geſtorben, und hatte ihn zum Univerſalerben eingeſetzt, auf dieſe Art konnte er nun Sara eine gute Exiſtenz verbürgen. „Sie wird nun nicht mehr nöthig haben zu dienen, ſondern ihre eigene Frau ſeyn, mein lieber Tom!“ ſprach er mit freudefunkelnden Augen, „nächſten Montag verläßt ſie ihre Herrſchaft und am Sonntag darauf werden wir getraut. Collins! wenn ſie nicht glücklich iſt, meine Schuld ſoll es wahrhaftig nicht ſeyn.“ Alles dies ſagte er in Gegenwart meiner Schweſter, und wirklich ſchienen alle Glückspläne des freudigen liebenden Paares auf Gewißheit gebaut. Der Montag erſchien und meine Schweſter bat mich, ſie in das Haus von Henry's Vater zu begleiten, wo ſie bis zu ihrem Hochzeitstage wohnen wollte. Der Alte nahm ſie mit herzlichem Wohlwollen und ſogar mit einer Art väterlichem Stolze, eine ſo ſchöne Schwiegertochter zu haben, auf. Ich ging dann wirklich zufriedener als ſeit langer Zeit nach Hauſe; denn endlich ſchien mir die Freudenſonne einmal ungetrübt zu ſtrahlen. Die folgenden Tage verſtrichen, und es waren nur mehr zwei bis zur Hochzeit. Da, des Morgens, trat plötzlich ein Arbeiter in meine Werkſtätte und meldete mir, daß man mich bei

Herrn Richard nöthig habe. „Schon gut,“ antwortete ich, ohne meine Arbeit zu unterbrechen. „Sie entſchuldigen, Herr Collins,“ verſetzte der Mann, „aber man begehrt Sie dort in einer Angelegenheit, die Ihr Handwerk betrifft.“ Eine Eiſeskälte fuhr mir über den Rücken. „Iſt der Alte todt?“ fragte ich, und der Hammer fiel auf den Sarg, den ich eben machte, ſo daß dieſer einen dumpfen Ton, wie der letzte Seufzer eines Sterbenden, von ſich gab. Ich eilte zu Richard's Hauſe, ich fragte nach meiner Schweſter, und vernahm, daß ſie mit einigen Nachbarinnen im nächſten Hauſe ſei, ich fragte nach Henry, da öffnete ſich plötzlich vor mir die Thüre des Gemachs, wo wir geſtern Abend noch ſo froh waren, ſie öffnete ſich — und ausgeſtreckt auf einer Bank liegt der entſtellte und blutende Körper des jungen Mannes, der geſtern noch ſo luſtig, ſo voller Leben war, und den ich morgen ſchon meinen Bruder nennen ſollte. Ich erbebte, wankte, und fiel ohnmächtig an der Thürſchwelle nieder. Als ich wieder zu mir kam, erhielt ich ſchnelle Antwort auf meine Fragen. Henry hatte einen Bau beſehen, und war von dem oberſten Gerüſte auf einen Haufen Ziegel und Steine herabgefallen, ſein Mund hatte nach dieſem fürchterlichen Sturze keinen Ton mehr von ſich gegeben, und er war dahin geſchieden! — Als ich mich dem alten Vater näherte, war ich erſtaunt über ſeine Ruhe und bewunderungswürdige Reſignation. „Der Wille des Herrn geſchehe,“ antwortete er auf meine Klagen, „er war der letzte von fünfen, die mir Gott gegeben, der Himmel beſchütze nur das arme Mädchen, das er liebte, vor Wahnſinn!“ und dabei drückte er meine Hand krampfhaft und ich verließ ihn. „Ja, der Himmel möge

Mitleid mit ihr haben!« wiederholte ich. Gleich nebenan winkte mir meine arme Schweſter freundlich aus dem Fenſter zu, noch lächelten ihre Lippen, noch waren ihre Wangen roſenroth, und Liebe und Hoffnung glänzten in ihren Augen. Ich eilte ſchnell weiter, denn unmöglich war es mir, ihr das entſetzliche Unglück bekannt zu machen, welches ſie noch nicht wußte.

Die Frau meines Meiſters bot ſich gütig an, meine Schweſter zu ſich ins Haus zu nehmen. Mein Herr lag krank im Bette, und ich mußte mich ſelbſt dazu anſchicken, den Sarg meines beſten Freundes zu zimmern. Noch gedenk' ich ihrer, jener fürchterlichen Nacht, noch ſchwebt mir der Traum vor, der ſich meinen aufgeregten Sinnen darſtellte. Nach einer Arbeit von wenigen Stunden ſank ich ermüdet in einen tiefen Schlaf. Plötzlich fühlte ich mich von einer eiskalten Hand ergriffen, welche die meinige drückte, und eine Stimme flüſterte mir in der Grabesſtille folgende Worte zu: »Wenn ſie nicht glücklich wird, meine Schuld iſt es nicht!« Von Schrecken ergriffen, erhebe ich mich, und was ſeh' ich? Henry, Henry Richard ſelbſt entſtellt und blutend ſich mir gegenüber in einem Stuhl ſitzen. Todesbläſſe bedeckte ſein Antlitz, das Blut quoll aus einer breiten Wunde ſeiner rechten Seite. Ihn anſtarrend, glaubte ich ihn lächeln zu ſehen, und indem er mit ſeinem Finger auf den angefangenen Sarg deutete, vernahm ich die Worte: »Gut, mir wird wohl ſeyn, wenn ich darin ruhe; ſieh einmal,« fügte er hinzu, »wie meine Hand gebrochen iſt.« Ich betrachtete mit Entſetzen die mir vorgehaltene, nur an der Haut hängende rechte Hand, und wollte aus dem Zimmer ſtürzen, aber auch Henry's Schatten ſtand auf, als ob er ſich meiner Entfernung widerſetzen wollte, und rief mit kläglicher Stimme: „Wie, Tom Collins, bin ich dir ſchon ſo widerlich?“ und immer näher trat mir die Geſtalt, immer näher, bis ich mich von ihr ergriffen fühlte. Da vergingen mir die Sinne, und als ich ſie wieder gewann, beleuchtete die helle Morgenſonne den Stuhl, auf welchem er geſeſſen war. Um alle Schätze in der Welt konnte ich nun nicht Hand an den Sarg legen. Vergebens rief ich alle Vernunftgründe zu Hilfe, vergebens verſuchte ich es, über meinen Traum, als ein Erzeugniß meiner empörten Einbildungskraft, zu lachen, ich konnte es mir nicht abläugnen, er, Henry ſelbſt, war dieſe Nacht in meinem Zimmer. Eine heftige Begierde, den Leichnam noch einmal zu ſehen, und mich zu überzeugen, ob er wirklich die rechte Hand gebrochen, ergriff mich, ich eilte hin, beſah den Körper, das Blut war abgewaſchen, und die — rechte Hand hing, wie ich es bei der Erſcheinung bemerkt, nur mehr an der Haut. „Großer Gott!“ rief ich aus, „ſo war es kein Traum?“ Dieſer Ausruf wurde durch ein herzzerreißendes Geſchrei meiner armen Schweſter unterbrochen, die ſich heulend in meine Arme warf. Wir blieben den Abend beiſammen, und ſie drang in mich, ihr die Worte zu erklären, die ſie mich bei der Leiche ausrufen gehört. Ich erzählte ihr meine Erſcheinung. „Ja,“ ſagte ich, noch immer zitternd, „ich habe ihn geſehen, er war es, ſprach mit mir, er deutete mit ſeinem Finger auf den Sarg, den ich für ihn machte.“ Nie in meinem Leben werde ich das Antlitz meiner Schweſter vergeſſen bei dieſen letzten Worten. Mit einer Hand ſich die ſchönen ſchwarzen Locken aus dem Kopfe reißend, und das

Auge ſtarr auf mich geheftet, als ob ſie zweifle, daß dies meine Stimme ſei, die an ihr Ohr ſchlug, faßte ſie krampfhaft mit der andern Hand meinen Arm, ſchreiend: „Den Sarg? den Sarg für ihn beſtimmt? Wie, Tom? du hätteſt an ſolche Arbeit die Hand gelegt?“ Sie ließ meinen Arm fahren, und blieb einige Zeit unbeweglich ſtehen, die Blicke auf meine Hand geheftet. Ich ſprach mit ihr, — keine Antwort, ich rief ſie mit den theuerſten, ihr in ihrer Jugend ſo angenehmen Namen — keine Antwort! Taub und ſtumm! — Endlich ergriff ein nerveuſes Zittern ihre Lippen, ihre Blicke verdunkelten, ihre Augenlieder ſenkten ſich und ſie ſank bewegungslos zu meinen Füßen. Gott! mein Gott! ſeit dieſem Augenblicke wurde ich für ſie, den Stolz meines Herzens, meinen einzigen Troſt in dieſer Stadt, wo mir alles fremd war, deren Fröhlichkeit die düſtern Bilder meiner Phantaſie ſo oft zerſtreute, für ſie meine theure Schweſter wurde ich von dieſem Augenblicke an ein Gegenſtand des Entſetzens, des Abſcheu's. Wie fürchterlich auch die Umſtände waren, welche ihr den künftigen Begleiter ihres Lebens für immer entriſſen, ſie waren nichts im Vergleiche mit ihrem Erbeben beim Anblicke jener Hand, welche den Sarg für ihren Geliebten bereitet hatte. Die leiſeſte Berührung meiner Hand brachte ſie in konvulſiviſches Zittern, ihr Auge wich dem meinigen aus, und ſie konnte ſich nicht enthalten zu weinen, wenn ſie nur meine Stimme vernahm. Seit dieſer Zeit verließ ich das Haus meines Meiſters nicht mehr, außer in den traurigen Geſchäften meines Handwerks, und maſchinenmäßig meine Arbeit fortſetzend, fühlte ich, wie willkommen mir ſelbſt das Ende meines Lebens ſeyn würde. Immer dachte ich bei mir ſelbſt: O daß er kommen möchte der lange Schlummer, und ewiges Vergeſſen mit ihm!

In Mitte dieſer düſtern Gedanken zuckte doch eines Tages eine wohlthätige Erinnerung wie ein Glücksblitz durch meine Seele: Violette! meine liebe Violette! Ach! ich hatte ſie nicht vergeſſen, ihre Briefe ruhten, ein ſüßer Schatz, auf meinem Herzen, ihr Bild verſchönerte oft meine Träume, und dieſe Erinnerung lächelte mir wie ein tröſtliches Verſprechen für zukünftiges Glück. Ich dachte jetzt nur an das Vergnügen ſie einmal wieder zu ſehen, und nach einer Woche konnte ich der Begierde, mein Geburtsdörfchen zu beſuchen, nicht widerſtehen und erhielt auch von meinem Meiſter die Erlaubniß, mich für einige Tage entfernen zu dürfen. Ich reiſte ab und befand mich bald in Mitte meiner Jugendfreunde; überall begegnete mein Blick einem vergnügten freundlichen Blicke, überall wurde meine Hand von einer andern herzlich gedrückt und Alles verſammelte ſich um mich und Jeder wollte der Erſte mit ſeinem Schulkameraden ſchwätzen und erfahren, wie es ihm ergangen ſei, ich fand mein Dörfchen wieder ſo, wie ich es verlaſſen hatte, dieſelbe Ruhe, dieſelbe Einfalt. Wenig hatte ſich verändert. Unſere alte ſchlaghafte Nachbarinn war geſtorben, ein oder zwei rothbackige Kinder fand ich in mancher Hütte, und einige Kreuze in dem kleinen Kirchhofe mehr. Ich ſtand an der kleinen Thür zum Garten von Violettens Vater, ich öffnete ſie und ſah hinein nicht ohne jenem früheren Klopfen meines Herzens.

Die Strahlen der untergehenden Sonne ruhten auf den ſchönen Herbſtblumen, die ſich mir eben auch wie alte Freunde entgegenzuneigen ſchienen, plötzlich erſchien mitten unter ihnen meine liebliche Violette. Die naive kindliche Schönheit war der jungfräulichen Anmuth gewichen. Bei dieſem Anblick hoben ſich meine Blicke zum klaren Himmel und füllten ſich mit Thränen. Eine ſchüchterne Hand faßte die meinige, zwei warme zitternde Lippen preßten ſich darauf und eine zitternde Stimme rief meinen Namen: „Tom! lieber Tom!“ An demſelben Abend erhielt ich von Violetten das Verſprechen, mein Weib werden zu wollen.

Von meinem Glücke berauſcht, fragte ich mich wohl hundertmal, wie ich durch eingebildete Übel meinen Geiſt quälen und meine Geſundheit erſchüttern laſſen konnte. Da war es auch bei mir beſchloſſen, das fatale Handwerk aufzugeben, welches mir nur die Nothwendigkeit aufgedrungen hatte, und mein junges Weib nicht ein ſo erbärmliches Daſein mit mir theilen zu laſſen. Ich ſchrieb ohne Verzögerung an meinen Meiſter, ihn mit meinem Entſchluſſe bekannt zu machen. Seine Antwort war gütig, aber voll von Vorwürfen. Er hätte geglaubt, ſchrieb er mir, in mir ſich eine Stütze ſeiner alten Tage gewonnen zu haben, und nun ich das Handwerk aus dem Fundamente verſtünde, wolle ich ihn verlaſſen. Er ſchloß damit, daß er mir den Anbot machte, er wolle mich als ſeinen Sohn adoptiren. „Ich bin ſchon alt,“ ſchloß er, „habe ſelbſt keine Kinder, und habe dich immer wie meinen eigenen Sohn geliebt, mein Haus ſoll für dich und dein Weibchen ein Vaterhaus werden, und wenn ich und mein Weib ſterben, ſo ſeid ihr die einzigen Erben unſers Vermögens und des ſeinen Mann ernährenden Geſchäfts.“ Dieſer Brief, welchen ich in Gegenwart meiner Mutter, Violettens und ihres Vaters erhielt, änderte meine Pläne. Der Stolz und die Bitten meiner Mutter, Violettens Freude, die Zuſtimmung meines künftigen Schwiegervaters, vor allem aber die Ausſicht, meinem Weibe eine glückliche Zukunft eröffnen zu können, bewirkten, daß ich meinem Meiſter alſogleich antwortete und ſeine Anerbietungen annahm. Ach, wie oft hab' ich dieſen Schritt ſchon bereut!

Der Tag unſerer Vermählung erſchien; er war der ſchönſte meines Lebens. Den Abend brachten wir mit allen unſern Freunden in einem öffentlichen Garten des Dörfchens zu, und überließen uns dort allen Freuden, welche Jugend, Hoffnung und Liebe gewähren. Unter den vielen kleinen Tiſchchen, welche im Schatten der Bäume hergerichtet waren, zog einer vor allen die Blicke der Neugierigen auf ſich, welche die Hochzeit in den Garten gelockt hatte; drei junge Leute, Fremde im Dorfe. ſaßen dabei und die Wirthin ſagte mir auf meine Frage, einer derſelben paſſire für einen ausgezeichneten Künſtler. Die jungen Leute überließen ſich der ausgelaſſenſten Fröhlichkeit, ſie tranken, lachten und ſangen laut, ohne ſich um die andern Gäſte zu bekümmern. Violette bezeigte mir den Wunſch, ihnen näher zu treten, um den Text ihrer Lieder verſtehen zu können, und ich ging mit ihr einige Mal um den Tiſch der Fremden herum. Der Eine derſelben erhob ſich nun, um eine bekannte Ballade zu ſingen: da frappirten mich ſeine Züge plötzlich, ich glaubte ihn ſchon irgendwo geſehen zu haben, aber wo? und bei welcher Gelegenheit? daran konnte ich mich nicht erinnern. Im Augenblicke, als wir wieder vorbeigingen, war das Lied zu Ende, und der junge Menſch wagte es, Violetten einige Worte zuzuflüſtern, welche ſie zittern machten: ſie drückte meinen Arm, mich vom Tiſche fortziehend; da wandte ich mich gegen den Jüngling, bereit dieſe Beleidigung zu rächen, aber kaum hatte ſein Blick dem meinigen begegnet, als er unbeweglich ſtehen blieb, ſeine Wangen verloren ihre Röthe, das Glas war ſeiner Hand entgleitet, auf die Erde gefallen und zerbrochen; ein konvulſiviſches Zittern bewegte ſeine Glieder, und ein ſchweigſames Staunen, vermiſcht mit Neugierde, bemeiſterte ſich ſeiner Gefährten. Plötzlich ſchrie er mit einem ſataniſchen Lächeln, mit dem Finger auf mich deutend: „Seht ihr, der, der iſt's, er kommt wieder, um mich daran zu erinnern, daß mir mein Vater im Tode geflucht hat, — geflucht, und die Hölle iſt ſeitdem in meinem Innern! — Nehmt euch vor ihm in Acht, er trägt den Tod unter euch, den Tod und die Verweſung; wenn ihr euch auch vor ihm auf eure Knie werfet und ihn bittet, er möchte euch diejenigen laſſen, die ihr beleidigt habt, damit ihr ſie noch um Vergebung bitten könnet, der Unbarmherzige entreißt ſie doch euern Armen, nagelt ſie in einen Sarg und gibt ſie den Würmern zur Speiſe. — Seht ihr,“ ſchrie er und dicke Schweißtropfen fielen ihm von der Stirne, „ſeht ihr, eine Geſtalt erhebt ſich hinter ihm, es iſt mein Vater ins Leichentuch gehüllt — Himmel! ein Todter mitten unter Lebendigen!“ Und mit dieſen Worten ſtürzte er ſich zurückbeugend rücklings über und die Verwirrung wurde allgemein. Die Frauen wurden ohnmächtig, die Kinder ſchrien und verſteckten ſich erſchrocken, die Einen ſtürzten eilig zum Garten hinaus, die Andern beſchäftigten ſich um den ohnmächtigen jungen Menſchen. Alle aber wandten ſich von mir, immer weiter von mir, ſo daß ſie auch den Sinneberaubten mit ſich fortzogen, und ich mit Violetten allein blieb, welche ſich blaß und ängſtlich an meinen Arm hing. Ich hielt es für meine Pflicht, meiner ſelbſt willen, meiner neuen Familie Aufklärung über dieſe ſeltſame Scene zu geben. Sie machte auf Violetten einen ſchlimmen Eindruck, und ſie wiederholte mir öfters, wie ſehr ſie es bedauere, daß mich die Nothwendigkeit zwinge, ein ſo fürchterliches Geſchäft fortzuſetzen.

In einiger Zeit kehrte Sara aus der Stadt zurück, um bei und mit meiner Mutter zu leben. Ich aber ſetzte meine Arbeit wieder fort; ich nahm zwei tüchtige Arbeiter auf, welche mir halfen, aber meine Lage war darum nicht minder traurig und beklagenswerth. Die Nachbarn erzählten meinem jungen Weibe hundert Hiſtörchen, eine düſterer und grauenvoller als die andere, und umſonſt bemühte ich mich, die traurigen Eindrücke derſelben bei ihr wieder zu verwiſchen. Arme Violette! Ich zwang mich in ihrem Beiſein luſtig zu ſcheinen und lachte oft mit Thränen im Auge. Ein Schlaganfall hatte damals meine alte Mutter getroffen und vermehrte noch meinen Kummer, Violette theilte ihn nur allzu redlich mit mir, der Trübſinn umwölkte nach und nach ihre ſchöne Stirne, wie der Schatten nach und nach den Sonnenſtrahl verdrängt. Die Grübchen ihrer Wangen, ſonſt gewohnt zu lächeln, bildeten einen kläglichen Kontraſt mit dem ſanften aber matten und ſchwermüthigen Blicke, ſie war immer traurig, aber nie ſchnitt mir dieſe Traurigkeit mehr durch meine Seele, als wenn ſie mir durch ein Lieblingslied, das ſie ſang, die frohen Tage unſerer Kindheit zurückrief.

Monate waren verfloſſen und die Hoffnung Vater zu werden, gab meinem Leben einen neuen Schwung, aber legte mir zugleich die Pflicht auf, meine Vorſicht zu verdoppeln und von meiner treuen Gefährtinn alle gefährlichen Gemüthsbewegungen, alle traurigen Neuigkeiten, welche von meinem Geſchäfte ſo unzertrennbar waren, hintanzuhalten.

Ein naſſer und ungeſunder Herbſt hatte viele Krankheiten verurſacht, die Sterblichkeit war ſehr groß. Wir mußten Tag und Nacht arbeiten, um allen beweinenswerthen Beſtellungen willfahren zu können. Eines Tages begab ich mich mit einem meiner Arbeiter nach dem Mead-Park, einem ſchönen Landſitze nahe bei der Stadt, welcher einem reichen und in der Grafſchaft ſehr geachteten Manne gehörte. Dort angelangt, erfuhr ich, daß ich einen Sarg für ein junges Frauenzimmer machen ſollte, welches vermuthlich an der Auszehrung geſtorben war; denn der Leichnam, ſagte man mir, ſehe aus, wie ein Skelett und die Todte werde, fügte der Mann hinzu, der mir den Auftrag gab, von der Familie nicht ſehr betrauert.

Wir wurden durch eine Hinterthür in das Haus geführt, und indem wir durch die Vorhalle ſchritten, ſchlugen Gelächter und Ausbrüche von Fröhlichkeit an mein Ohr, die von einer Menge Bedienter in verſchiedenen Livreen herkamen. Sie kontraſtirten ſeltſam mit einer Trauerſcene. Als wir weiter ſchritten, konnten wir nicht weniger unempfindliche Geſpräche zwiſchen vornehmeren Leuten aus den Nebenzimmern vernehmen. In demſelben Augenblicke ließ ſich ſogar eine helle reine Stimme hören, welche zu einer Harfe ſang. Wir wurden in das Todtenzimmer durch ein junges Mädchen geführt, deren betrübte Haltung und Stille zeigte, daß doch wenigſtens eine Seele in dieſem Hauſe trauere. Wir klopften an die Thür, allein die tiefe Stille zeigte uns, daß Niemand bei dem entſeelten Körper wache. Das junge Mädchen verſuchte die Thür zu öffnen, allein da ſie verſchloſſen war, rief ſie einen Domeſtiken, welcher ſagte, daß die Beſchließerin den Zimmerſchlüſſel in der Taſche habe, daß dieſe mit ihren Freunden gegangen ſei, um den Park zu beſehen, und daß wir nur ein wenig warten dürften, ſie werde bald wiederkehren. Wir warteten — lautlos, die ſchwachen Töne der Harfe drangen aus der Ferne zu uns, unterbrochen von verſchiedenen Stimmen, welche erſchollen oder ſchwiegen, wie ſich Thüren öffneten oder ſchloſſen, und dieſes Geräuſch des Lebens machte einen widerlichen Eindruck auf uns, die wir vor der Thüre des Todes ſtanden. Endlich ſagte das junge Mädchen, ſich die Thränen abtrocknend, und gleichſam, als ob ſie zu ſich ſelbſt redete: „Ach, ſie hat auch auf dieſer Harfe geſpielt, ſie hat auch geſungen, und viel ſchöner als dieſe — ach, was würde der arme Henry ſagen, wenn er das wüßte?“ — „Wer war denn die Verſtorbene?“ fragte ich. „Das weiß Niemand,“ antwortete das junge Mädchen, „die Einen meinen, ſie ſei die Tochter des Obriſten geweſen, Andere halten ſie für deſſen Nichte. Hier im Hauſe war ſie die Erzieherin der jungen Fräulein. Sie hat mir oft ſelbſt geſagt, daß ſie eine Waiſe ſei — und ich — ach Gott! ich bin auch eine Waiſe!“ und bei dieſen Worten weinte das junge Mädchen bitterlich. — „Und wer iſt denn der Henry?“ — „Ach, das iſt der Sohn des Herrn Obriſt, und man hat ihn fortgeſchickt, weil . . . . .“ Die Ankunft der Beſchließerin, welche glühend von dem Spaziergange und vielleicht auch von geiſtigen Getränken daher kam, ſtörte unſere Unterredung. Die Thür wurde geöffnet und wir traten ein. Die Familie wünſchte, daß die Beerdigung ſo ſchnell als möglich geſchehe. Sie war geſtern geſtorben, und ſollte heute noch begraben werden. Ich warf einen Blick auf die Züge des verlaſſenen Weſens, deren junges Leben ſo wenig Werth für diejenigen hatte, welche ſie umgaben; plötzlich war mir, als ob das Blut in meinen Adern ſtocke, ein Zittern erfaßte mich, arme Unglückliche! Ich hatte ſie nur einmal geſehen, ich war ihr fremd, ſo wie ſie mir, — und dennoch erkannte ich ſie, ja, ja ſie war es, die damals, als ich mit dem Sarge zu dem Kaufmann ging und ermüdet in der Straße raſtete, ſo mitleidig das Geldſtück mir in die Hand ſchob. Ihr Antlitz hatte im Tode wenig Veränderung erlitten; die Lippen waren noch freundlich halb geöffnet, mir war, als ſollte ich ihre ſanfte Stimme und die theilnahmsvollen Troſtesworte noch einmal hören. Ach, auch ſie war jetzt da, wo die Lebensmüden eine ewige Ruhe finden.

Als wir wieder aus dem Zimmer gingen, vernahmen wir großen Lärm, ein Wagen fuhr raſſelnd in den Schloßhof, ein junger Mann ſtürzte beim Hauptthor herein. „Großer Gott! es iſt Henry!“ ſchrie das junge Mädchen, welches uns begleitete.

Denſelben Abend ſaß ich beim Kaminfeuer mit meiner lieben Violette, welche von ſüßer Hoffnung erfüllt, ſchon im Voraus des Glückes Mutter zu werden genoß, und ihr trauliches Geſpräch ließ mich die traurigen Gemüthsbewegungen des Tages vergeſſen: da vernahmen wir plötzlich eilige Tritte und verwirrte Stimmen, die Thür öffnete ſich, und meine Arbeiter, denen zwei Bediente aus Mead-Park folgten, traten ein, alle unter einander ſchreiend. Es war unmöglich zu errathen, worum es ſich handle. Endlich ſagte man mir, die Unglückliche, welche man für todt hielt, habe noch Zeichen des Lebens gegeben, denn man habe dumpfes Stöhnen vernommen, welches aus dem Sarge zu kommen ſchien. Man beſchied mich nach dem Schloſſe: ſchnell nahm ich das nächſte beſte Werkzeug, welches mir zur Hand lag, und lief was ich konnte. Bald betrat ich das Zimmer, wo der Sarg ſtand. Der junge Mann, den ich des Morgens aus dem Wagen ſteigen geſehen, hatte den Sarg mit beiden Händen umfaßt und verſuchte ihn vergebens zu öffnen. Mit fürchterlicher Stimme ſchrie er mir entgegen: »Geſchwind! geſchwind öffne, ich beſchwöre dich, aber verletze ſie nicht, ſonſt iſt es um dein Leben geſchehen. Hier haſt du Gold, öffne!« Unvermögend mehr zu ſagen, blieb er mit gehemmtem Athem und geöffnetem Munde ſtehen; aber als ein Bret des Sarges halb gelöſt war, riß er es ungeduldig mit unmenſchlicher Kraftanſtrengung weg. Der Leichnam hatte wirklich ſeine Lage verändert, und ein Nagel, der das Leichentuch zerriſſen hatte, wodurch ein Theil der Schulter bloß ſtand, hatte dem Körper eine Wunde beigebracht, woraus noch hellrothes Blut tropfte. Alle Umſtehenden ſtanden ſprachlos vor Entſetzen, er allein, der unglückliche Henry, umfaßte die Geliebte, küßte ihre Lippen, ihre Wangen, ihre Stirne, faßte mit ſeinem Sacktuche die Blutstropfen auf ihrer Schulter auf. Dann horchte er ihrem Athem, allein — er hörte nichts mehr, ſie hatte ausgelebt. Als er dieſes gewahr wurde, ließ er weinend ſeine ſüße Bürde ſinken, und der Ungeduld und Angſt folgte ein fürchterlicher Ausbruch der Verzweiflung. Niemand im Zimmer wagte zu athmen, außer ihm. Seine Augen hefteten ſich ſtarr auf mich, haßentglüht. Eine Hand auf den Leichnam gelegt, die andere zum Himmel emporgehoben, ſchrie er alſo: »Gott, du weißt es, ich bin nicht Urſache an ihrem Tode, obſchon meine Abweſenheit ihr gewiß großen Schmerz verurſacht hat, nicht wahr, mein Gott! ich bin doch nicht Urſache an ihrem Tode? — Auch du nicht, grauſame, unempfindliche Mutter, welche aus Stolz zwei liebende Herzen trennte, aber du! du, deſſen verfluchte Hand ihr die Luft entzog, die ſie zum Athmen brauchte, du, der ſie in den finſtern Sarg ſchloß. Mann, über dich komme der Tod dieſer Unglücklichen und meine Verzweiflung!«

Ich ſtürzte zum Zimmer hinaus und eilte wie ein Trunkener, meiner ſelbſt kaum bewußt, nach Hauſe. Was konnte mir noch begegnen, dieſer fürchterlichen Scene gleich? ſo dachte ich, aber das Maß meines Unglücks war noch nicht voll. Violette, welche die fürchterliche Geſchichte, durch Aberglauben noch erſchwert, vernommen hatte, meine theure Violette hatte plötzlich Convulſionen bekommen, und war vor der Zeit Mutter geworden. Binnen zwei Tagen legte ich ſie und mein Kind zuſammen in einen ſelbſt gezimmerten Sarg.

Seit dieſer Zeit bin ich kalt für alles; der Tod und alle Schrecken ſind nichts mehr für mich; ich zimmere noch Särge, ohne daß bei einem derſelben mein Herz heftiger pocht. Möchte es bald ganz ſtille ſtehen!

Oberſt Graf Chabert.

Militäriſche Novelle.

„Seht, da kommt ſchon wieder der alte zerlumpte Kerl," ſprach einer der Schreiber in der Kanzlei des Advokaten Derville, der eben am Fenſter ſtand, auf die Straße ſah und ſein Frühſtückbrot verzehrte; und aus der Brotkrume drehte er Kügelchen, und warf ſie auf den Hut eines Unbekannten, welcher über den Hof eines Hauſes in der Straße Vivienne ging, worin die Kanzlei ſich befand.

„Der Herr ſchläft noch, und darf nicht geweckt werden," antwortete der erſte Schreiber, der eben eine Expensnote entwarf.

„Dem Alten müſſen wir einen Streich ſpielen," nahm der dritte das Wort, „ſonſt bleibt er uns nicht aus. Wie wär's, wenn wir ihm ſagten, der Herr halte nur zwiſchen drei und vier Uhr Morgens Unterredungen mit ſeinen Clienten? Wir wollen dann ſehen, ob der alte Schelm um dieſe Zeit auch kommt."

Alle drei lachten und fanden den Witz vortrefflich; da wurde dreimal an die Thüre gepocht, dieſes Pochen mit einem „Herein" von den Schreibern beantwortet, und ein Mann in einem alten zerlumpten Kittel, an welchem man die Farbe kaum erkannte, trat herein, machte mit der den Unglücklichen eigenen Aufmerkſamkeit und Beſcheidenheit leiſe die Thüre hinter ſich zu, und ſuchte umſonſt auf den Geſichtern der drei Schreiber einen Zug freundlichen Entgegenkommens. Geübt vielleicht in Beurtheilung der Menſchen wandte er ſich ſehr unterthänig an den Jüngſten und fragte ſehr demüthig: „Iſt der Herr Doktor Derville nicht zu ſprechen?“

Der Boshafte antwortete dem armen Frager nur mit einigen Schlägen der linken Hand auf ſein Ohr, als ob er ſagen wollte: „Ich bin taub.“

„Was wünſchen Sie, mein Herr?“ fragte der zweite Schreiber, indem er ſich bei ſeinem Arbeitstiſche nach der Seite rückte, die Feder hinter's Ohr ſteckte und das eine Bein über das andere ſchlug, ſo daß das Knie faſt bis an ſein Kinn reichte.

„Ich komme jetzt ſchon zum fünften Male,“ erwiederte der Fremde, „ich wünſche mit Herrn Derville zu ſprechen.“

„Wegen eines Rechtshandels?“

„Ja, aber ich kann nur ihm allein ſagen —“

„Der Herr Doktor ſchläft noch. Wenn Sie ihn über eine Angelegenheit zu Rathe ziehen wollen, ſo muß ich Ihnen ſagen, er arbeitet im Geſchäfte nur bis zwei oder drei Uhr nach Mitternacht. Aber wenn Sie uns Ihr Zutrauen ſchenken wollten, wir könnten vielleicht eben ſo, wie er —“

Der arme Client ſtand ſtumm. Er blickte beſcheiden um ſich wie ein Hund, der ſich in der Küche vor Schlägen verbirgt, und ſuchte einen Stuhl, denn der Alte war entſetzlich müde.

„Mein Herr," ſagte er endlich, nachdem er weder einen Stuhl, noch ein freundliches Geſicht, noch ein tröſtendes Wort gefunden, „ich habe ſchon die Ehre gehabt ihnen zu ſagen, daß ich Niemanden meine Angelegenheit mittheilen kann, als Herrn Derville ſelbſt. Ich will alſo ſchon warten, bis er aufſteht."

Der erſte Schreiber, der eben ſeine Expensnote vollendet hatte und ſeine Chocolade von dem Amtsdiener bringen ſah, ſtand von ſeinem Lehnſtuhle auf, ging zum Kamine, ſah den alten Mann mit kecker und dabei nichtsſagender Miene an und ſprach, indem er ſeine Chocolade ſchlürfte: „Ja, mein Herr, dieſe Herren berichten Ihnen ganz recht, der Herr arbeitet nur bei Nacht, und wenn Ihre Angelegenheit wichtig iſt, ſo rath' ich Ihnen, ſich gegen ein Uhr Nachts hier einzufinden."

Der Fremde ſah den Schreiber an, und blieb einige Augenblicke ſtumm und unbeweglich ſtehen, dann ſagte er mit einem Seufzer: „Gut, ſo werde ich dieſe Nacht wieder kommen," und ging.

Noch hatte er die Thüre hinter ſich nicht ganz geſchloſſen, als die drei Schreiber ſchon in ein unbändiges Gelächter ausbrachen.

„Wie der Kerl ausſieht!" ſagte der erſte, „habt ihr den Schädel beobachtet?"

„Als wenn er erſt ausgegraben worden wäre," fuhr der zweite fort.

„Ich wette, das iſt ein alter in Ruhe verſetzter Korporal, der wieder Dienſte reklamirt," erwiederte der dritte.

„Ich halte ihn eher für einen Gefangenwärter,“ meinte der zweite.

„Nein, nein,“ ſprach der erſte, „ich wette, er iſt von Adel.“

„Von Adel?“ antwortete der zweite lachend, „haſt du denn ſeinen Flausrock nicht geſehen, an dem man die Farbe gar nicht mehr erkennt, und die Stiefel voll Offenherzigkeiten?“

„Und dennoch behaupte ich, er iſt von Adel,“ erwiederte der erſte, „denn ſeine Miene, ſein Anſtand —“

„Nun was gilt's?“

„Den Eintritt für uns Alle ins Theater!“

„Recht! es gilt!“ und mit dieſen Worten lief der dritte Schreiber zum Fenſter, riß es auf und rief hinaus: „Mein Herr! mein Herr!“

„Was thuſt du denn, Eduard?“ fragte der erſte.

„Nun ich ruf' ihn herauf, um ihn zu fragen, wer er ſei, er muß es doch ſelbſt am beſten wiſſen.“

Und neues allgemeines Gelächter erſcholl. Der arme Alte kehrte im Hofe um und ſtieg die Treppe herauf.

„Was werden wir ihm jetzt ſagen?“ fragte der zweite.

„Laßt nur mich machen,“ antwortete der erſte.

„Mein Herr,“ redete er den Alten in dem Augenblicke an, als dieſer ſchüchtern und mit geſenkten Blicken hereintrat, „mein Herr, wollen Sie die Güte haben, uns Ihren Namen zu ſagen, damit wir dem Herrn Doctor melden können, wer mit ihm zu ſprechen wünſcht.“

„Chabert.“

„Doch nicht der Oberſt Chabert, der bei Eylau geblieben iſt?“

„Ja, mein Herr, derſelbe,“ antwortete der Mann mit einfacher Biederkeit, und darauf ging er wieder.

Nun gab es ein noch größeres Gelächter, und Ausrufungen, Fragen und Erklärungen in Menge. „Du haſt verloren,“ ſprach der erſte Schreiber zum zweiten, „du mußt alſo den Eintritt ins Theater für uns Alle bezahlen. In welches Theater gehen wir?“

„In das wohlfeilſte, wenn ich bezahlen muß, indeſſen iſt das auch noch nicht ausgemacht, denn der alte Affe kann uns zum Beſten gehabt haben. Die ganze Welt weiß ja, daß der Oberſt Chabert todt iſt, ſeine Frau hat ſich wieder verheirathet mit dem Staatsrath Ferrand. Das wißt ihr ja Alle ſo gut als ich, denn ſie iſt ja eine Clientin unſers Herrn.“

„Und wenn's der Oberſt Chabert geweſen wäre, der würde anders mit unſerm Simonin umgeſprungen ſeyn, als er ſich taub ſtellte.“

„Das Theater bleibt alſo verſchoben, bis die Sache entſchieden iſt.“ Und die Schreiber ſetzten ſich wieder an ihre Tiſche und arbeiteten weiter.

Um ein Uhr Nachts pochte der ſogenannte Oberſt Chabert an die Thüre des Herrn Derville, welcher obſchon noch jung, für einen der vorzüglichſten Rechtskundigen in Paris galt; er wurde eingelaſſen und war nicht wenig erſtaunt zu ſehen, wie der erſte Schreiber auf einem Tiſche des Speiſezimmers die Aktenſtöße ordnete, welche am künftigen Tage an die Ordnung kommen ſollten.

Der Schreiber, nicht weniger verwundert, grüßte den Oberſt und bat ihn ſich niederzulaſſen, was dieſer auch that.

„Wirklich mein Herr, ich glaubte geſtern, Sie ſcherzen, indem Sie mir dieſe ſonderbare Stunde zu einer Unterredung beſtimmten,“ ſagte der Alte mit der Fröhlichkeit eines Unglücklichen, der ſich zum Lächeln zwingt.

„Wir ſcherzten und ſagten Ihnen doch auch zugleich die Wahrheit,“ antwortete der Schreiber. „Herr Derville hat theils aus Gewohnheit, theils aus Vorliebe dieſe Stunde gewählt, ſeine Rechtsfälle zu unterſuchen, deren Mittel zu überlegen, ihren Gang zu ordnen und ſeine Schriften darüber zu verfaſſen. Es ſcheint faſt, als ob ſeine fruchtbare Erfindungsgabe nur nach Mitternacht ſich in ihrem ganzen Glanze entfalte. Er will allein und ruhig ſeyn, wenn er arbeitet. Sie ſind ſeit ſechs Jahren das dritte Beiſpiel einer nächtlichen Conſultation. Wenn er nach Hauſe kommt, ſo ſieht er Alles genau durch, lieſt Alles, entwirft ſeine Pläne und läßt mich dann rufen, um mir ſeine Meinung mitzutheilen. Den Abend bringt er gewöhnlich in Geſellſchaften zu und denkt da mitten unter Vergnügungen aller Art an ſeine Prozeſſe. Er hat mich verſichert, daß ihm ſeine beſten Ideen mitten unter Lärmen und Unterhaltungen gekommen ſeien. — Dies iſt ſein Leben. — Er iſt übrigens ſehr beſchäftigt und verdient viel Geld.“

Der Alte ſchwieg, und ſein bizarres Geſicht hatte einen ſo ſtupiden Ausdruck angenommen, daß der Schreiber der feſten Meinung, er habe ihn gar nicht verſtanden, ſich nicht weiter um ihn bekümmerte.

Einige Augenblicke nachher trat Herr Derville ein. Der Schreiber öffnete die Thüre, und beſchäftigte ſich damit, noch einen Stoß Akten zu klaſſifiziren. Der junge Advokat, im Ballkleide, blieb einen Augenblick erſtaunt ſtehen, und betrachtete den ſeltſamen Clienten, welcher ihn im Halbdunkel einer Niſche erwartete.

Der Oberſt Chabert ſtand auch ſo unbeweglich, wie eine Wachsfigur, aber dieſe Unbeweglichkeit würde vielleicht nicht die Urſache des Staunens geweſen ſeyn, wenn ſie nicht erhöht durch die ganze ſonderbare, faſt übermenſchliche Perſönlichkeit des Alten, ein ganz eigenes Bild dargeboten hätte. Der Mann war groß und hager, ſeine Augen, ſtatt einen Glanz von ſich zu geben, ſchienen wie mit einem Häutlein bedeckt zu ſeyn, man hätte ſie für Perlmutter anſehen können, welches bei dem Schein der Kerzen einen bläulichten Schimmer von ſich warf. Sein Geſicht war blaß, ſchwarzbraun und ſo zu ſagen ſchneidig. Der Hals war durch eine ſchlechte ſchwarzſeidene Cravate zuſammengeſchnürt, und ein Mann von vieler Einbildungskraft hätte dieſen alten Kopf für einen Schattenriß, zufällig hingeworfen, anſehen können. Es war ein Rembrandt'ſches Gemälde ohne Rahmen. Der Rand des Hutes, mit dem die Stirne des Alten bedeckt war, bildete auf dem Obertheile des Geſichtes einen ſchwarzen Streif, und dieſer Effekt, eben ſo natürlich als bizarr, bewirkte, daß durch den Contraſt die weißen Runzeln, die kalten Krümmungen, die entfärbten Eindrücke dieſer leichenartigen Phyſiognomie noch mehr hervortraten. Außerdem vereinigte ſich eine gänzliche Unbeweglichkeit des Körpers, ein Blick ohne alle Wärme mit einem gewiſſen Ausdrucke von trübſinniger Geiſtesabweſenheit und mit den Symptomen, welche den Idioten charakteriſiren, und machten, über dieſe Geſtalt ausgegoſſen, etwas, ſo zu ſagen, Unglückliches, wofür man in allen Sprachen der Menſchen keinen Namen findet.

Aber für den Beobachter war in dieſem welken, gebeugten Menſchen doch noch etwas mehr zu finden, es fanden ſich in dieſen Trümmern des Lebens die Zeichen eines tiefen Schmerzes, die Anzeigen eines Elendes, welches die Seele dieſes einſt ſchönen Geſichtes verbraucht hatte, wie vom Himmel fallende Waſſertropfen mit der Zeit einen prächtigen Marmor verunſtalten. Ein Arzt, ein Dichter, ein Richter hätten ein ganzes Drama geahnet bei dem Anblick dieſes ſublimen Entſetzens, deſſen kleinſtes Verdienſt es war, jenen unwahrſcheinlichen Phantaſiebildern zu gleichen, welche unſere exaltirten Bildner auf den Stein hinzeichnen, während ſie ſich im Geſpräche mit ihren Freunden unterhalten.

Beim Anblicke des Advokaten fuhr der Alte in konvulſiviſchen Bewegungen zuſammen, gleichſam wie der Dichter, wenn ihn ein plötzliches Krachen in der Stille der Nacht aus ſeinen fruchtbaren Träumereien aufſchreckt. Der Unbekannte nahm ſchnell den Hut ab, und ſtand auf, den jungen Mann zu grüßen, aber ſeine Perrücke, welche vermuthlich an dem fetten Leder im Innern ſeines Hutes kleben geblieben war, blieb darin, und der Oberſt zeigte plötzlich eine fürchterlich verſtümmelte Hirnſchale. Eine querlaufende Narbe, eine hervorragende Naht bildend, fing beim Hinterhaupte an und verlor ſich beim rechten Auge.

Weder der Advokat noch ſein Schreiber verſpürten Luſt zum Lachen, ſo fürchterlich war dieſer Schädel anzuſehen; denn der erſte Gedanke, der ſich dabei unwillkührlich aufdrängte, war der: „Da drunter iſt kein Verſtand mehr.““

„Wenn das der Oberſt Chabert nicht iſt, ſo iſt es doch ein feiner Gauner!“ dachte der Schreiber bei ſich.

„Mein Herr!“ nahm Derville das Wort, „mit wem hab' ich die Ehre zu ſprechen?“

„Mit dem Oberſt Chabert — mit demſelben, der bei Eylau getödtet wurde,“ antwortete der Alte.

Bei dieſer ſeltſamen Antwort warfen ſich die beiden Männer der Themis einen Blick zu, welcher ſagte: „der Menſch iſt ein Narr.“

„Mein Herr!“ fuhr der Oberſt fort, „was ich Ihnen über mich und meine Lage zu ſagen habe, wünſchte ich nur Ihnen ganz allein anzuvertrauen.“

Ein beachtungswerthes Ding iſt die gewöhnliche Unerſchrockenheit der Advokaten. Sei es die Gewohnheit viele und verſchiedene Menſchen zu empfangen, ſei es das Bewußtſeyn des Schutzes der Geſetze, oder das Vertrauen in ihr Amt, ſie treten gleich den Prieſtern und Ärzten überall ohne Furcht ein. Das könnte man den Civilmuth nennen.

Derville gab ſeinem Schreiber ein Zeichen und dieſer entfernte ſich.

„Mein Herr!“ ſprach Derville, „bei Tage zähle ich meine Stunden nicht, aber in der Nacht ſind mir die Augenblicke koſtbar, daher bitte ich Sie, ſich kurz und gedrängt zu erklären. Ich ſelbſt werde Sie um Aufklärungen über jene Punkte erſuchen, welche mir dunkel zu ſeyn ſcheinen. Reden Sie!“

Er gab ſeinem ſonderbaren Clienten ein Zeichen ſich niederzuſetzen und ſetzte ſich ſelbſt an die Ecke eines Tiſches, von welchem er Aktenſtücke nahm und ſie durchblätterte, indem er zugleich den Worten des Sprechenden einige Aufmerkſamkeit ſchenkte; allein bald ließ er alles Andere liegen und horchte mit aller Aufmerkſamkeit zu.

„Sie wiſſen vielleicht, mein Herr,“ begann der Verſtorbene, „daß ich bei Eylau ein Cavallerieregiment kommandirte. Ich darf es ſagen, ich habe mitgewirkt zu dem Siege, den unſere Armee dort erfocht. Dies iſt eine hiſtoriſche Sache, welche zu meinem Nachtheile in allen öffentlichen Blättern des Breiteren bekannt gemacht wurde, denn leider iſt darin auch mein Tod ausführlich beſchrieben. Wir zerſprengten die ruſſiſchen Linien und marſchirten vorwärts. In dem Augenblicke, als ich gegen den Platz kam, wo der Kaiſer ſtand, ſtieß ich auf das Gros der feindlichen Cavallerie. Ich ſtürzte mich wie ein Wüthender drauf los, allein zwei Offiziere, wahre Rieſen, attakirten mich auf einmal und ſpalteten mir den Schädel. Ich ſtürzte vom Pferde. Murat wollte mir zu Hilfe eilen und ritt mir über den Körper weg, er und ſein Korps von 3000 Mann. — Entſchuldigen Sie, aber ich ſpreche die Wahrheit. — Mein Tod wurde dem Kaiſer gemeldet, der mich etwas leiden konnte, er wollte ſich davon überzeugen und verſuchen, ob nicht vielleicht doch noch Rettung möglich ſei, daher ſandte er auf der Stelle zwei Chirurgen ab, um mich zu unterſuchen und befahl ihnen — vielleicht etwas obenhin: „„Geht und ſeht, ob der arme Chabert vielleicht doch noch Leben in ſich hat.““

„Die verdammten Chirurgen, welche wohl dachten, die Hufe ſo vieler Pferde müßten mich zermalmt haben, kamen, oder kamen vielleicht auch nicht, ich weiß darüber nichts zu ſagen, denn ich lag beſinnungslos; das weiß ich aber, daß ſie den Rapport abſtatteten, ich ſei wirklich todt, und ſonach wurde denn auch mein Tod nach den Militärgeſetzen conſtatirt.“

Indem der Advokat ſeinen Clienten ſich ſo folgerecht und klar ausdrücken und ihn Thatſachen erzählen hörte, ſtützte er ſeinen linken Ellbogen auf den Tiſch, den Kopf in ſeine Hand und ſprach: „Wiſſen Sie auch, mein Herr, daß ich der Rechtsanwald der Gräfin Ferrand, der Witwe des Oberſten Chabert bin?“

„Meines Weibes? Ich weiß es, mein Herr, auch habe ich mich erſt jetzt, nach vielen unfruchtbaren Schritten, die ich bei andern Gerichtskundigen gemacht habe, die mich alle für toll hielten, entſchloſſen, bei Ihnen zuzuſprechen. Von meinem Unglücke werde ich ſpäter ſprechen. Laſſen Sie mich Ihnen jetzt nur die Thatſachen mittheilen, und ſie ſo erklären, wie ich ſie ſelbſt weiß; denn ich bin leider durch mancherlei Umſtände, welche nur der Vater im Himmel kennt, gezwungen, Ihnen mehrere davon nur als Hypotheſen vorzutragen.“

„Wahrſcheinlicherweiſe, mein Herr, hatten mich meine Wunden in eine Art Starrkrampf verſetzt, denn ich wurde ganz beraubt, und blieb nackt auf dem Schlachtfelde liegen, ſo daß die Leute, welche beſtimmt wurden die Todten zu beerdigen, mich mit in die Grube warfen.“

„Erlauben Sie mir hier eine kleine Erzählung einzureihen, die mir erſt ſpäter bekannt werden konnte, als die Begebenheit vorfiel, welche ich meinen Tod benennen kann.“

„Ich begegnete in Stuttgart einem alten Marechal-de-logis von meinem Regimente; der gute Mann, der Einzige, der mich nachher wieder erkennen wollte, hat mir meine wunderbare Erhaltung erklärt. Er ſagte mir, mein Pferd habe einen Schuß in die Flanke erhalten in dem Augenblicke, als die Ruſſen mich niederhieben. Das Thier und ſein Reiter ſeien über und unter einander gefallen, ſo daß wahrſcheinlich der Körper des Pferdes mich vollſtändig bedeckte.“

„Als ich zu mir kam, war ich in einer Lage, mein Herr, in einer Atmoſphäre, wovon ich Ihnen keine Beſchreibung machen könnte, und wenn ich bis morgen fortſpräche. Die Luft, die ich einathmete, war lau und mephitiſch. Ich wollte mich bewegen und fand nicht Raum dazu. Ich öffnete die Augen und ſah nichts. Ich bemerkte wohl, daß ich keine Luft habe und daher erſticken müſſe. Dieſer fürchterliche Gedanke raubte mir die ſchmerzhafte Empfindung, die mich erweckt hatte. Meine Ohren klangen heftig und ich vernahm, oder glaubte zu vernehmen, denn ich will nichts behaupten, Seufzer, welche unter mir hervordrangen.“

„Obwohl meine Erinnerung an dieſen Augenblick ziemlich dunkel und verwirrt iſt, gibt es doch noch immer Nächte, wo ich dieſe unterdrückten Seufzer höre. Allein es war damals noch etwas viel Schrecklicheres, als alles dieſes, nämlich eine Stille, die mir ſeitdem nicht mehr vorkam, eine wahre Grabesſtille.“

„Endlich meine Hände erhebend, und die lebloſen Körper um mich betaſtend, bemerkte ich einen Zwiſchenraum zwiſchen mir und dem Cadaverhaufen über mir, ich maß dieſen Raum, der mir durch einen mir unbekannten Zufall gelaſſen wurde. Es ſchien, Dank ſei es der Eile, womit man uns alle unter einander in die Grube geworfen hatte, daß zwei Todte über mir ſich alſo gekreuzt hatten, daß ſie einen Winkel bildeten, ähnlich demjenigen, welchen Spielkarten, von einem Kinde zur Aufführung eines Hauſes mit den Rändern an einander geſtellt, bilden. Ich ſtieß dann, indem ich mit außerordentlicher Schnelligkeit alles um mich durchſuchte, auf einen Arm, der glücklicherweiſe an keinem Körper hing, ein wahrer Herkulesarm, ein vortreffliches Mittel, dem ich meine Rettung verdankte. Mit einer wahren Wuth ſuchte ich die Leichname über mir auf die Seite zu räumen. Ich arbeitete ſchnell und ſo viel es meine Kräfte zuließen, und noch weiß ich nicht, wie es mir gelang, den Fleiſchdamm, welcher einen Wall zwiſchen mir und dem Leben bildete, zu durchbrechen, allein ich hatte ja drei Arme, und mein Hebel brachte mich der Luft immer näher, ſo daß ich, Gott ſei Dank, auch leichter zu athmen begann.“

„Endlich ſah ich das Licht, vom Schnee doppelt erhellt. In dieſem Augenblicke, mein Herr, bemerkte ich, daß mein Kopf eine Wunde habe, welche aber von meinem eigenen Blute, ſo wie von jenem meiner Kameraden, und meines Pferdes, was weiß ich, wie von einem Pflaſter überkleiſtert war. Als mein wunder Kopf den Schnee berührte, verlor ich mein Bewußtſein, indeſſen gewann ich bald, fortkriechend, ein kleines rundes Plätzchen, auf welchem ein Sonnenſtrahl den Schnee geſchmolzen hatte; da ſchrie ich volle zwei Stunden lang vergebens und fiel dann neuerdings bis zum Tode ermattet in Ohnmacht. Als ich wieder zu mir kam, ſtieg eben die Sonne auf. Eine Frau ging vorüber und hatte den Muth, den Schädel näher zu betrachten, den ſie ſchon gleich einem Schwamme mit dem Fuße von ſich ſtoßen wollte, ſie rief ihren nicht weit entfernten Mann und Beide trugen mich in ihre hölzerne Barrake.“

„Es ſcheint, daß ich dann wieder einen Starrkrampf hatte; denn einige Tage lag ich in einem Zuſtand der Beſinnungsloſigkeit. Sechs Monate befand ich mich zwiſchen Leben und Tod, ſprach, wie mir meine Wirthe ſpäter erzählten, entweder gar nichts, oder wenn ich ſprach, Worte ohne Sinn. Ich wurde endlich von den guten Leuten in das Spital von Heilsberg gebracht.“

„Sie können wohl begreifen, mein Herr, daß ich aus dem Schooße meiner Grube ſo nackt hervorging, als aus jenem meiner Mutter. Als ich mich daher zehn Monate nachher erinnerte, daß ich der Oberſt Chabert ſei, und den Leuten zumuthete, mich als ſolchen zu erkennen und zu achten, lachten ſie mir geradezu in's Angeſicht.“

„Übrigens hatte ſich zu meinem Glücke der Wundarzt des Spitals aus Eigenliebe für meine Geneſung verbürgt, und als ich ihm nachher meinen Stand und Namen entdeckte, ließ er nach allen Formen Rechtens die Grube, in welcher ich lebendig begraben lag, Tag und Stunde, wo ich von meiner Wohlthäterin und ihrem Manne gefunden wurde, die Art und Lage meiner Wunden gerichtlich conſtatiren und fügte dieſem Verbalprozeſſe eine genaue Beſchreibung meiner Perſon bei. Aber leider, mein Herr, beſitze ich weder dieſe wichtigen Schriften, noch die Erklärung, welche ich bei einem Notar jenes Städtchens über die Identität meiner Perſon niederlegte.“

„Seit dem Tage, als ich durch die ſpätern Kriegsbegebenheiten aus Heilsberg verjagt wurde, irrte ich nun wie ein Landſtreicher herum, bettelte mein Brot, und wurde als ein Wahnſinniger behandelt, wenn ich meine Abenteuer erzählte. Aber ich beſaß keinen Sous, um mich in den Beſitz jener Akten zu ſetzen, welche ich doch zur Beſtätigung meiner Angaben ſo nöthig gehabt hätte. Oft wurde ich durch körperliche Schmerzen, die Folgen meiner Wunden, in kleinen Städten und Dörfern zurückgehalten, wo man mich mitleidig pflegte, ſo lang' ich der Barmherzigkeit bedurfte, aber mich auch alſobald auslachte, wenn ich — mich beſſer fühlend — der Oberſt Chabert ſeyn wollte. In Stuttgart ſperrten ſie mich ſogar in's Narrenhaus, und ſagen Sie ſelbſt, mein Herr, ob meine ſeltſamen Behauptungen dies grauſame Verfahren nicht rechtfertigten?“

„Nach zwei Jahren der Noth und des Jammers endlich, und nachdem ich wohl tauſendmal ſagen gehört: „„Das iſt der arme Mann, der ſich einbildet, der Oberſt Chabert zu ſeyn!““ gelangte ich endlich zur Überzeugung, daß ich mit meinem Plane nie reuſſiren könne. Ich wurde traurig, reſignirt, ruhig. Ich wollte nun nicht mehr der Oberſt Chabert ſeyn, ſprach kein Wort mehr davon, nannte den Namen nicht mehr, und wünſchte nur Frankreich wieder zu ſehen — ach, mein Herr, Paris wieder zu ſehen, welch ein Entzücken!“ Bei dieſem Ausruf ließ der Alte den Kopf ſinken und zerdrückte eine Thräne in ſeinem Auge, welche Derville durch Stillſchweigen ehrte.

„Eines Tages, es war ein ſchöner Frühlingstag,“ fuhr der Arme nach einer Pauſe zu erzählen fort, „öffnete man mir mein Gefängniß, gab mir ſechs Reichsthaler und die Erlaubniß zu gehen, wohin ich wollte, unter der Bedingung, daß ich nicht mehr ſo unſinniges Zeug ſchwätzen und nicht mehr behaupten wolle, daß ich der Oberſt Chabert ſei. Ich kann wohl ſagen, zu jener Zeit und auch noch jetzt gibt es wirklich Augenblicke, wo mir mein Name zuwider iſt. Ich wollte ich wäre nicht Ich. Wenn meine Wunden mir alle Erinnerungen an die Vergangenheit geraubt hätten, ſo wäre ich glücklich. Aber das Bewußtſein meiner Rechte und Anſprüche macht mich elend. Ich würde unter irgend einem andern Namen wieder Dienſte genommen haben, und vielleicht hätte ich’s ſchon wieder bis zum Oberſten gebracht.“

„Mein Herr,“ fiel hier der Advokat ein, „Sie verwirren alle meine Ideen. Ich glaube zu träumen, wenn ich Ihnen zuhöre. Laſſen Sie uns einen Augenblick abbrechen.“

„Sie ſind,“ verſetzte der Oberſt mit melancholiſcher Miene, „Sie ſind der erſte Menſch, der mich geduldig anhört, und mir doch einigen Glauben zu ſchenken ſcheint. Keiner von den andern Advokaten verſtand ſich dazu, mir auch nur ein paar Napoleons vorzuſchießen, um die nöthigen Beweiſe zu meinem Prozeſſe aus Deutſchland kommen zu laſſen.“

„Welchen Prozeß?“ fragte Derville haſtig, der Alles vergeſſen zu haben ſchien.

„Wie, mein Herr? die Gräfin Ferrand iſt mein Weib und beſitzt 30,000 Livres jährliche Renten, die mir zugehören. Als ich das den Rechtsgelehrten ſagte und ihnen anvertraute, daß ich entſchloſſen ſei, gegen meinen Tod und gegen ihre Heirath Klage führen zu wollen, ſo lächelten ſie freilich Alle, und meinten, ich würde nicht auslangen, aber darum wandte ich mich ja eben an ſie. Ich war unter den Todten begraben, aber jetzt ſoll ich auch unter den Lebendigen, unter den Akten, unter Thatſachen begraben bleiben, und die menſchliche Geſellſchaft will mich neuerdings unter die Erde zurückweiſen. — Nein, da dank' ich ſchön!“

„Belieben Sie nun fortzufahren, mein Herr,“ ſagte der Advokat und ſetzte ſich wieder in horchender Stellung zurechte.

„Belieben?“ ſchrie der Alte, indem er Derville's Hand faßte, „ach, ſolch ein Wort habe ich lange nicht gehört,“ und Thränen erſtickten ſeine Stimme.

„Hören Sie,“ nahm der Advokat das Wort, „ich habe dieſen Abend 300 Franken im Spiele gewonnen, ſo kann ich ja leicht die Hälfte dieſer Summe für das Glück eines Menſchen hergeben. Ich will alle möglichen Mittel anwenden, um Ihnen die Beweiſe aus Deutſchland zu verſchaffen. Bis dahin geb' ich Ihnen täglich 100 Sous zu Ihrem Unterhalt. Wenn Sie der Oberſt Chabert ſind, ſo werden Sie dieſe geringe Hilfe wohl dem gewöhnlichen Mißtrauen eines Advokaten verzeihen. — Und nun fahren Sie in Ihrer Erzählung fort.“

Der Oberſt blieb einige Augenblicke ſtumm und unbeweglich. Sein unbegränztes Unglück hatte ihm vermuthlich ſchon allen Glauben an die Menſchen, jede Hoffnung auf ihre Hilfe vernichtet, und wenn er ſeinem Namen, ſeinem Ruhme, ſich ſelbſt nachlief, ſo gehorchte er nur jenem unerklärlichen Gefühle, welches in jedes Menſchen Herzen wohnt, und welchem wir die Nachforſchungen der Alchymiſten, den Ehrgeiz, die Entdeckungen der Aſtronomie, der Phyſik und aller andern Wiſſenſchaften danken. In ſeinen Augen war ſein Ich nur ein untergeordnetes Weſen, ſo wie die Luſt am Gewinne dem Spieler theurer iſt als der Gewinn ſelbſt.

Die Worte des jungen Advokaten waren alſo wie ein Wunder für den armen Mann, der ſeit zehn Jahren von der ganzen Schöpfung, von ſeinem Weibe und von der Gerechtigkeit zurückgeſtoßen ward. Bei einem Advokaten, von dem er es am allerwenigſten vermuthet hatte, empfing er nun dieſe zehn Goldſtücke, welche ihm durch ſo lange Zeit, von ſo vielen Menſchen, auf ſo viele Arten und Unarten verweigert worden waren; der Oberſt glich in dieſem Augenblick jener Dame, welche fünfzehn Jahre das Fieber hatte, und ſich erſt an dem Tage krank fühlte, an dem ſie ganz geheilt war. Es gibt Glücksfälle, an die man nicht glaubt, ſie ſchlagen ein wie der Blitz und verzehren. Auch fühlte der arme Mann zu viel Dank in ſeinem Innern, als daß er ihn hätte ausdrücken können. Derville erkannte eben daran ſeine Redlichkeit, ein Gauner hätte jetzt Worte gehabt.

„Wo blieb ich denn?“ fragte endlich der Oberſt mit der Naivetät eines Kindes, oder eines Soldaten; denn es iſt oft viel Kindliches in einem Soldaten, und faſt immer etwas Soldatiſches in einem Kinde, vorzüglich in Frankreich.

„In Stuttgart. — Sie verließen Ihr Gefängniß,“ antwortete der Advokat.

„Sie kennen ja meine Frau?“ fragte der Oberſt.

Der Advokat nickte mit dem Kopfe.

„Wie ſieht ſie aus?“

„Noch immer ſehr reizend.“

Der Alte machte ein Zeichen mit der Hand und ſchien einen geheimen Schmerz mit jener feierlichen Reſignation zu verſchlingen, welche in Schlachten erprobte Männer charakteriſirt. „Mein Herr,“ ſprach er mit einer Art von Fröhlichkeit, „wenn ich ein hübſcher Burſche geweſen wäre, ſo würde mich keiner meiner Unglücksfälle getroffen haben, allein ich hatte ein wahres Requiemgeſicht, ich glich mehr einem Eskimo als einem Menſchen, ich, der ich doch im Jahre 1799 für einen der hübſcheſten jungen Männer galt.“

„An demſelben Tage,“ fuhr der Oberſt Chabert in ſeiner Erzählung fort, „wo man mich in Stuttgart gleich einem Hunde auf die Straße warf, begegnete ich dem Marechal-de-logis, von dem ich ſchon geſprochen habe. Sein Name iſt Boutin, ich traf ihn auf der Promenade bettelnd. Ich erkannte ihn ſogleich, aber er mich natürlicherweiſe nicht. Wir gingen mit einander in eine Schenke, und als ich mich ihm nannte, brach er in ein lautes, unmäßiges Gelächter aus. Seine Fröhlichkeit machte mir tiefen Schmerz. Ich war alſo ſelbſt für den beſten und dankbarſten meiner Freunde unkennbar. Ich hatte Boutin das Leben gerettet, allein das war nur Wiedervergeltung; denn ich dankte ihm auch das meinige. Es geſchah in Italien, in Ravenna wo er durch ſeinen Muth und Beiſtand verhinderte, daß ich nicht erdolcht wurde; allein damals war ich noch nicht Oberſt. Dieſe Begebenheit umfaßte Einzelnheiten, welche nur wir Beide allein wiſſen konnten, und als ich ihm dieſe in's Gedächtniß zurückrief, verminderte ſich ſein Unglauben. Ich erzählte ihm alle Umſtände meiner ſonderbaren Exiſtenz und obſchon, wie er mir ſagte, meine Augen und meine Stimme ſeltſam verändert waren, obſchon ich keine Zähne, keine Augenbrauen mehr hatte, obſchon ich blank von Haaren war, gleich einem Albino, ſo erkannte er in ſeinem bettelnden Kameraden doch endlich ſeinen Oberſten nach tauſend Fragen, welche ich alle ſiegreich beantwortete.“

„Er erzählte mir dann auch ſeine Abenteuer. Sie waren nicht minder ſonderbar, als die meinigen. Er kam von der chineſiſchen Grenze, wo er eindringen wollte, nachdem er aus Siberien entwiſcht war. Er erzählte mir die Unglücksfälle des ruſſiſchen Feldzugs und Napoleons Abdikation. Dieſe Neuigkeit war eine derjenigen, welche mir den größten Schmerz verurſachten. Wir waren zwei entſetzliche Überreſte einer furchtbaren Armee.“

„Boutin, doch noch kräftiger als ich, nahm es dann auf ſich nach Paris zu gehen, und meine Frau von dem Zuſtande zu unterrichten, in welchem er mich gefunden. Ich ſchrieb an ſie einen ausführlichen Brief. Es war ſchon der vierte, mein Herr. Wenn ich andere Blutsverwandte gehabt hätte, ſo würde ich mich lieber an dieſe gewandt haben, allein ich bin eine Waiſe, der kein anderes Erbtheil hatte, als ſeinen Muth, keine andere Familie als Gott, und alle Welt — doch — ich irre mich — ich hatte einen Vater, es war der Kaiſer.“

„Boutin reiſte ab. O wie glücklich war der Mann, er beſaß zwei weiße Bären, welche er tanzen ließ, womit er ſich ſein Brot erwarb. Aber ich konnte ihn nicht begleiten, denn noch immer ließen mich meine Schmerzen nur ganz kurze Strecken zurücklegen. Ich weinte, mein Herr, als wir uns trennten, nachdem ich noch, ſo weit es meine Kräfte zuließen, mit ihm und ſeinen Bären marſchirt war. Aber in Karlsruhe hatte mich neuer Nervenkrampf im Kopfe niedergeworfen, und ich lag dort ſechs Monate auf dem Stroh in einer Herberge.“

„Ich würde kein Ende finden, mein Herr, wollte ich Ihnen alles Unglück, alle Noth meines Bettlerlebens mittheilen. Moraliſche Leiden überſtiegen noch die phyſiſchen, allein ſie erwecken weniger Mitleid. Ich erinnere mich vor einem Hotel in Straßburg bittere Thränen vergoſſen zu haben, in welchem ich einſt ein glänzendes Feſt gab, und jetzt nicht ein Stück Brot erhielt.“

„Da ich mit Boutin den Weg genau verabredet hatte, den ich nehmen würde, ſo erkundigte ich mich auf jedem Poſtbureau, ob nicht ein Brief an mich angelangt ſei. Allein ich kam bis nach Paris, ohne einen zu erhalten. Boutin wird geſtorben ſeyn, dachte ich mir. Wirklich hatte den armen Teufel eine Kugel bei Waterloo hinübergenommen. Ich erfuhr dies ſpäter durch einen Zufall. Seine Verwendung bei meiner Frau war vermuthlich fruchtlos.“

„Endlich zog ich in Paris zugleich mit den Koſaken ein. Ich hatte keine Schuhe an den Füßen, keinen Sous in der

Taſche, Lumpen bedeckten mich, die Nacht vor meiner Ankunft war ich gezwungen unter freiem Himmel im Wäldchen de Claye zuzubringen, und als ich durch die Vorſtadt Saint-Martin ging, fiel ich an der Thüre eines Eiſenhändlers ohnmächtig zu Boden. Ich erwachte wieder in einem Bette im Hotel-Dieu. Da blieb ich einen Monat und befand mich ſo ziemlich leidlich, aber man ſchickte mich auch da bald wieder fort. Ich ging ſchnurſtracks in die Straße Montblanc, wo meine Frau in einem mir zugehörigen Hotel wohnen mußte; allein mein Hotel war niedergeriſſen und mehre Häuſer daraus gemacht worden. Da mir nicht bekannt war, daß ſich meine Frau mit Hrn. Ferrand verheirathet habe, ſo konnte ich auch keine Auskunft über ſie erhalten. Ich begab mich alſo zu einem alten Advokaten, der einſt meine Geſchäfte beſorgt hatte, allein er hatte die Advokatur niedergelegt und ſeine Geſchäfte einem jungen Manne übergeben. Dieſer benachrichtigte mich zu meinem größten Erſtaunen von der Einantwortung meiner Hinterlaſſenſchaft, von der Verehligung meiner Frau und der Geburt zweier Kinder, und als ich ihm ſagte, daß ich der Oberſt Chabert ſei, lachte er ſo unbändig, daß ich ihn ſogleich verließ, denn ich wollte mein Gefängniß in Stuttgart nicht durch jenes in Charenton fortſetzen und beſchloß daher, auf meiner Hut zu ſeyn. Dann, mein Herr, nachdem ich nun wußte, wo ich meine Frau zu ſuchen habe, machte ich mich, das Herz erfüllt mit Hoffnung, auf den Weg zu ihrem Hotel.“

„Tauſend Bomben!“ rief nun der Oberſt mit erhöhter Wuth, „ich wurde nicht empfangen, nachdem ich mich unter einem erborgten Namen melden ließ, und mir wurde die Thüre gewieſen, als ich ſpäter meinen wahren Namen angab. Ich blieb ganze Nächte an dem Thorpfeiler ihres Hotels lehnen, um ſie zu ſprechen, wenn ſie aus dem Theater, oder vom Balle nach Hauſe zurückkehrte, mein Blick drang durch den Wagen, der blitzſchnell an mir vorüberrollte, und es gelang mir kaum, das Weib zu ſehen, das nicht mehr das meinige iſt.«

»Seit dieſem Tage, mein Herr, wurde das Gefühl der Rache in meinem Buſen lebendig. Sie weiß, daß ich lebe; — ſie hat von mir, ſchon ſeit meiner Rückkehr, zwei Briefe erhalten, ich habe ſie ſelbſt übergeben. — Wenn ſie mich nicht mehr liebt — ich — ich liebe und verachte ſie. — Sie hat kein Herz. — Mir dankt ſie ihr Vermögen, ihr Glück — und ſie — ach, nicht einmal einen Sous hat ſie mir durch eine dritte Perſon zukommen laſſen, ſie — ſie — aber Geduld, Elende!«

Mit dieſen Worten ſank der alte Soldat auf ſeinen Stuhl zurück und blieb unbeweglich.

Derville ſchwieg ebenfalls, ſeinen Clienten betrachtend.

»Der Fall iſt ſchwierig,« ſprach er endlich maſchinenmäßig. »Selbſt wenn wir die Beweiſe aus Heilsberg erhalten, ſo kann ich noch nicht bürgen, ob wir ſiegen werden.«

»O!« antwortete der Oberſt kalt, den Kopf ſtolz emporhebend, »wenn ich unterliege, ſo werde ich zu ſterben wiſſen — aber nicht allein.«

»Vielleicht daß ein Vergleich —« ſagte der Advokat.

»Vergleich?« ſchrie der Oberſt. »Leb' ich, oder leb' ich nicht?«

„Mein Herr,“ verſetzte Derville, „ich hoffe, Sie werden meinem Rathe in Allem folgen. Ihre Sache ſoll die meinige ſeyn, und Sie werden ſich bald vollends von dem Antheile überzeugen, den mir Ihre Perſönlichkeit wie Ihr Unglück eingeflößt haben. Einſtweilen geb' ich Ihnen einige Worte an meinen Solicitator, er wird Ihnen alle acht Tage gegen Ihre Quittung 50 Franken einhändigen. Ich werde dieſen Auszahlungen die Form eines Darleihens geben.“

Dieſe Delikateſſe entlockte dem Auge des Alten Thränen.

Derville ſtand auf und ging in ſein Cabinet, kam aber bald wieder mit einem unverſiegelten Briefe zurück und überreichte ihn dem Oberſten. Als er ihn zwiſchen den Fingern hielt, fühlte er zwiſchen dem Papiere ein Goldſtück.

„Wollen Sie mir den Namen des Landes, der Stadt, des Notars, wo ſich die Akten befinden, genau angeben?“ fragte der Advokat.

Der Soldat diktirte ihm alles genau in die Feder, dann, indem er mit einer Hand ſeinen Hut nahm, reichte er dem Advokaten die andere Hand und ſprach mit offenbarer Rührung: „Bei meiner armen Seele, nach demjenigen, der mich leſen und ſchreiben lehrte, und nach dem Kaiſer — dank' ich Ihnen am meiſten auf dieſer Welt. Sie ſind ein braver Mann.“

Der Advokat ſchlug in die dargebotene Rechte des Alten, und leuchtete ihm dann ſelbſt über die Treppe hinab.

„Boucard!“ ſagte er bei ſeiner Zurückkunft zu ſeinem Solicitator, „ich habe eine Geſchichte gehört, die mich wohl einige hundert Franken koſten kann. Aber wenn ich auch darum betrogen bin, mir iſt nicht leid um das Geld, dann hab' ich den gewandteſten Komödianten unſerer Zeit kennen gelernt.«

Als der Alte ſich auf der Straße bei einer Laterne befand, betrachtete er das Geſchenk, welches ihm der Advokat gegeben hatte. Es war ein Zwanzig-Frankenſtück. Zum erſten Male ſeit neun Jahren ſah er wieder Gold.

»Juchhe!« rief er, »jetzt wollen wir wieder einmal Zigarren rauchen!«

Vier Monate nach dieſer nächtlichen Conſultaion fand der Advokat Derville auf ſeinem Schreibtiſche ein Packet, welches ſein Solicitator hingelegt hatte, und ſein Auge fiel auf mehre Poſtſtempel, lang, viereckig, roth, blau und mit deutſcher Umſchrift. »Ah,« ſagte er lächelnd, »da iſt die Entwickelung der Komödie.« Er nahm einen Brief, öffnete ihn, aber er war deutſch geſchrieben. Er klingelte, Boucard trat ein. Nun unterſuchte er mit Hilfe desſelben, welcher der deutſchen Sprache ganz mächtig war, die Akten, und fand ſie ganz in der Ordnung und rechtskräftig legaliſirt. Auch ein von mehreren Augenzeugen aufgenommenes Protokoll befand ſich dabei.

»Das wird ernſthaft,« ſagte Derville, und beſchloß alſogleich, dem Oberſt Chabert Nachricht über die Ankunft ſeiner Dokumente zu ertheilen.

Chabert wohnte in der Straße Orleans-Saint-Marcel, wo er eines jener Löcher gemiethet hatte, wie ſich deren viele in den Vorſtädten von Paris befinden. Das ganze kleine Häuschen beſaß ein Milchverkäufer. Der Hof war voll Dünger, auf welchem Hühner herumſtolzirten, und daneben ſtanden zwei Schweinſtälle, die Schweine tummelten ſich auch im Freien herum. In einem kleinen vergitterten Ställchen befanden ſich Kaninchen mit ihrer ſehr zahlreichen Familie.

Der Advokat fand ſeinen Clienten ſehr leicht. Der Oberſt hörte ſeine Stimme, als er um ihn fragte und trat aus einem kleinen Gemache im Erdgeſchoſſe, welches zwiſchen der Milchkammer und der Wohnung des Hauspatrons lag. Er hatte ein kurzes Pfeifchen im Munde und ein grünes ledernes Käppchen auf, welches er ſogleich abnahm, dem Advokaten entgegen ging, und den drei Knaben, welche ſich im Hofe auf dem Miſte herumjagten, zuſchrie: „Stille jetzt, ihr Rangen!“ Die Kinder zogen ſich ehrfurchtsvoll zurück, ein Beweis, welche Gewalt der alte Soldat über ſie behauptete.

„Warum haben Sie mir nicht geſchrieben?“ rief er Derville ſchon von weitem zu, „und halten Sie ſich längs der Mauer, da iſt es gepflaſtert,“ ſetzte er hinzu, indem er die Unentſchloſſenheit des Advokaten bemerkte, der nicht wußte, wo er hintreten ſollte, um ſich ſeine glänzenden Stiefel nicht zu verunreinigen.

Von Stein zu Stein hüpfend gelangte Derville endlich an die Thüre, aus welcher der Oberſt gekommen war, dieſer aber ſchien ſehr beſchämt darüber, den Advokaten in dieſem elenden Loche empfangen zu müſſen. Wirklich bemerkte Derville darin nur einen einzigen Stuhl. Das Bett beſtand aus einigen Bündeln Stroh, über welches die Barmherzigkeit ſeiner Hauswirthin zwei oder drei Lumpen von einer alten Tapete gebreitet hatte. Der Boden war unbedielt und ebenfalls nur mit Stroh belegt, die Wände ſchwarz und naß, jene Wand, an welcher der Oberſt lag, war mit einigen Bretern vernagelt. Der alte Rock des Oberſten hing an einem Nagel, ein ſchlechtes Paar Stiefel lag in einem Winkel, übrigens war weder Schrank, noch Wäſche, noch Kleidungsſtück zu ſehen, aber auf einem alten wurmſtichigen Tiſche lagen die Bulletins der großen Armee geſammelt und neu aufgelegt von Plancher.

Des Oberſten Angeſicht zeugte von Ruhe und Vertrauen. Die Hoffnung, welche er ſeit ſeiner letzten Unterredung mit Derville gefaßt hatte, ſchien den Charakter ſeiner Züge verändert zu haben. Er war weniger zuſammengebrochen, weniger trübſinnig, weniger alt, möcht ich ſagen.

»Genirt Sie der Geſtank meines Tabaks?« fragte er den Advokaten, indem er ihm den halb entſtrohten Stuhl hinſchob.

»Nicht im geringſten,« antwortete der Advokat, — »aber Oberſt! Sie wohnen hier gar erbärmlich.«

»Es iſt wahr, es herrſcht hier kein Überfluß — aber ich brauche nicht mehr. Ich habe nie Jemanden etwas zu Leide gethan und ſchlafe daher auch auf dem Stroh ruhig.«

Der Advokat fand es undelikat, ſeinem Clienten Rechenſchaft über die ihm vorgeſtreckten Summen abzufordern, und fragte daher nur: »Warum haben Sie ſich nicht lieber nach der Stadt in ein beſſeres Quartier gezogen, wo ſich Ihnen leicht auch mehr Erwerbsquellen dargeboten hätten?« — »Nein,« antwortete der Alte, »die braven Leute hier haben mich freundlich aufgenommen und ernähren mich ſchon ſo lange. Der Vater jener drei Rangen dort iſt ein alter Kamerad von mir. Er hat die Pyramiden in Egypten geſehen. Ich habe ihm verſprochen, ſeine Sprößlinge leſen zu lehren, Noch hab' ich's damit nicht weit vorwärts gebracht, und es wäre undankbar von mir, ihn jetzt zu verlaſſen.“

„Er hätte Sie aber für Ihr Geld wohl beſſer bewohnen können.“

„Ah bah! ſeine Kinder ſchlafen auch auf Stroh, und auch er und ſein Weib haben kein weiches Lager. Sie ſind nicht in den beſten Umſtänden, ſie haben da eine Wirthſchaft über ihre Kräfte gekauft. Aber wenn ich einmal zu meinem Vermögen komme —“

„Oberſt ich habe über Ihre Angelegenheit gute Nachricht. Ihre Retterin in Deutſchland lebt noch.“

„Vermaledeites Geld! — deinetwegen allein kann ich nicht thun, wozu mein Herz mich treibt!“ und mit dieſen Worten warf er ſeine thönerne Tabakspfeife zur Erde, daß ſie in Stücke brach.

„Oberſt, ich habe über Ihre ganze Angelegenheit noch einmal reiflich nachgedacht, und finde einen Vergleich doch immer beſſer, als einen Prozeß. Ich werde heute noch mit der Gräfin Ferrand ſprechen, wollte aber in der Sache nichts thun, ohne Sie vorher davon zu benachrichtigen.“

„Wohlan, ſo gehen wir gleich mit einander hin.“

„Wo denken Sie hin?“ verſetzte der Advokat, „dadurch könnten Sie leicht Alles verlieren. Bedenken Sie, daß der Rechtspunkt Ihrer Sache außer dem Codex liegt, und eigentlich eine Gewiſſensfrage iſt. Sie haben Ihre Frau und deren Gemahl gegen ſich, zwei gewichtige Menſchen, welche leicht großen Einfluß auf die Gerichtsſtellen nehmen können. Der Prozeß kann ſich in die Länge ziehen. Es würde ein Dutzend Vorfragen zu erörtern geben, welche bis zum oberſten Gerichtshofe gebracht werden müßten. — Sie können darüber alt werden und da Ihnen das Gericht ſchwerlich pendente lite eine Proviſion zugeſtehen wird, ſo können Sie auch in große Noth gerathen.“

„Das Unglück kann mir nie zum Beweggrund meiner Handlungen dienen, ſo mürbe hat es mich noch nicht gemacht. Aber gehen Sie immerhin allein zu meinem Weibe, ich ſetze alles Vertrauen in Sie.“ Mit dieſen Worten begleitete der Oberſt den Advokaten bis zum Thore.

Kaum hatte Derville einige Schritte zu ſeinem Cabriolet gemacht, als ein Mann der gemeinen Klaſſe auf ihn zu kam und ihn anſprach:

„Mein Herr!“ ſagte er, „Sie ſind vermuthlich ein Anverwandter des Herrn Chabert. Ich wollte Ihnen, wenn Sie erlauben, für ihn einen Vorſchlag machen. Wir haben den armen Mann bei uns aufgenommen, faſt ſterbend vor Hunger. Darauf haben wir uns zu etabliren geſucht, ich und mein Weib, und unſere Wirthſchaft da gekauft — ohne Geld gekauft. Wir dachten aber, durch Fleiß und Sparſamkeit wird es uns wohl gelingen den Kaufſchilling abzuzahlen. Ich gab alſo dem Verkäufer Schuldſcheine zu gewiſſen Friſten zahlbar, deren letzter, auf 500 Franken lautend, vor acht Tagen verfallen war. Dem Oberſt haben wir freimüthig geſagt, Alles, was wir ihm geben könnten, ſei Brot und Milch; — lieber Gott, wir haben ſelbſt nichts Anderes. —

Er hat uns anvertraut, er werde einſt ſehr reich werden, und dann werde er uns hundertfach vergelten, was wir jetzt für ihn thun. Sie haben ihm vermuthlich auf ſein einſt zu überkommendes Vermögen Geld vorgeſtreckt, nicht wahr? Nun ſehen Sie, der närriſche Mann hat wahrſcheinlich durch unſere Nachbarsleute erfahren, daß wir jetzt in Verlegenheit ſeien und unſere letzte Schuldrate nicht bezahlen können. Was thut er nun, er nimmt all ſein Geld zuſammen, was Sie ihm gegeben haben, löſt meinen Schuldſchein ein, und gibt ihn mir. — Herr, das hat mir ins tiefſte Herz geſchnitten, beſonders da ich und mein Weib wohl bemerken, daß er an Allem, ſogar an ſeinem Liebſten, an Rauchtabak, Mangel leidet. — Daher wollte ich Ihnen nun den Vorſchlag machen, ob Sie ſo gütig ſeyn wollten, uns einige hundert Franken auf unſere Wirthſchaft zu leihen, damit wir ihm Kleider machen laſſen, und Moeubles anſchaffen können. Sie dürfen ſich verlaſſen und ich ſchwör' es Ihnen bei meinen lieben Kindern, daß Sie das Geld getreulich wieder erhalten ſollen.“

Derville machte einige Schritte zurück, um das Haus, den Hof, den Miſthaufen, die Schweinſtälle und die Kinder noch einmal zu ſehen, tauſend Gedanken kreuzten ihm durch den Kopf, endlich ergriff er die rauhe Hand des Mannes, drückte ſie und ſagte: „Geh' mein Freund, du ſollſt die Summe haben, und auch noch mehr, wenn du willſt, aber ich werde ſie dir nicht geben. Der Oberſt wird ſelbſt ſo reich ſeyn, dir helfen zu können, ich will ihm das Vergnügen nicht rauben.“

„Ja, wird das aber bald ſeyn?“

„Ja, recht bald.“

„Ach, dann freu' ich mich für ihn;“ und der Mann ſchnalzte mit der Zunge und kehrte in ſein Haus zurück.

Der Graf von Ferrand wohnte in der Straße Varennes, und beſaß dort eines der ſchönſten Hotels der Vorſtadt Saint-Germain. Unter Napoleon war er noch ein einfacher Requettenmeiſter, und verdankte ſpäter das Wohlwollen des regierenden Herrn ſowohl dem Namen, den er trug, als auch ſeinem eigenen, reelen Verdienſte; unter der Reſtauration hatte ſich ſein politiſches Glück ſchnell und beträchtlich vergrößert. Er war Ludwig dem Achtzehnten nach Gent gefolgt. Bei der zweiten Rückkehr dieſes Monarchen hatte er im Privatrathe großen Einfluß gewonnen und durfte auf eine Pairs- oder Miniſterſtelle hoffen. Übrigens, erſt 34 Jahre alt, anmuthig gebildet, und elegant, wie er war, gefiel er auch perſönlich allgemein, und als er ſich mit der Witwe des Oberſt Chabert verehligte, gab Alles ſeine Zuſtimmung zu dieſer gegenſeitigen Wahl.

Die Gräfin war jung, ſchön, reich und liebenswürdig, aber durch allgemeine Anbetung verwöhnt und gewohnt zu herrſchen. Sie ſpielte die Rolle einer modernen Frau, und tummelte ſich in einem Wirbel von Luxus, Feſten, Concerten, Geſellſchaften und Vergnügungen aller Art, ohne über ihr Leben nachzudenken, herum. Sie liebte ihre Kinder aus Ton, aus Laune, war ihnen aber keine zärtliche Mutter, und wenn ſie ihrem Manne treu blieb, ſo geſchah es nur darum, weil er ihrer Eigenliebe zu ſchmeicheln verſtand. Er war ein ſchöner, artiger Mann, angeſehen und mächtig, und machte ihr noch immer den Hof. Zudem war die Tugend und das Hören der Meſſe um 1 Uhr in der Kirche des heiligen Thomas von Aquin Mode. Die Gräfin glich ganz dem größten Theil der Pariſerinnen, in deren Innern wohl einige gute Empfindungen Wurzel gefaßt haben, welche aber durch ihre Erziehung, durch Schmeichelei und Salonleben frivol, leichtſinnig, launenhaft, auf ihre Schönheit vertrauend und vergnügenſüchtig geworden ſind. So lebte die Frau im Wohlſein und im Luxus, während ihr armer Gatte zwiſchen Schweinen und Miſt ſeine Tage hinbrachte.

Derville wurde von der Gräfin in einem ſchönen Speiſeſalon empfangen, wo ſie frühſtückte. Sie ſpielte mit einem Affen, welcher mit einer Kette an einen prächtigen goldenen Käfig angeſchloſſen war.

„Guten Morgen, Herr Derville,“ ſprach ſie freundlich, indem ſie fortfuhr dem Affen in Kaffee getunkte Brotkrumen zu reichen.

Sie ſah in einem leichten Morgennegligé himmliſch aus. Seidene kaſtanienbraune Locken quollen aus einem netten Häubchen hervor, welches ihr ein ſchalkhaftes Anſehen verlieh. Sie war elegant, friſch und fröhlich. Silber-, Gold-, Vermeille- und Perlmuttergeſchirr glänzte auf einem wunderſchönen Prunktiſchchen und rund herum ſtanden ſeltene Blumen in Porzellanvaſen.

Der Advokat lächelte, indem er dieſes Tableau ſah, aber dieſes Lächeln war etwas boshaft, eine natürliche Folge der theils philoſophiſchen, theils ſcherzhaften Ideen, welche dieſe Herren erfaſſen und ſie leicht in das Innere der Dinge und Begebenheiten ſehen laſſen, unter welche ungeachtet der

Lüge manche Familie ihre Lage verbirgt. Der Arzt, der Advokat und der Wucherer ſind in der geſellſchaftlichen Ordnung eigentlich die drei hohen Prieſter der Wahrheit.

»Madame!« ſagte Derville ernſt, durch den leichten Ton, womit die Gräfin zu ihm geſagt hatte: »Guten Morgen, Herr Derville,« etwas beleidigt, »Madame, ich komme mich mit Ihnen über einen ſehr ernſten Gegenſtand zu unterreden.«

»Mein Gemahl iſt leider abweſend.«

»Das iſt mir ſehr lieb, Frau Gräfin, denn es wäre für ihn und uns ſehr peinlich, wenn er unſerer Unterredung beiwohnen ſollte. Hören Sie! ein Wort genügt, um dies ſchalkhafte Lächeln von Ihrem Antlitze zu verdrängen: der Graf Chabert lebt.«

Sie platzte in ein lautes Lachen aus und antwortete: »Wollen Sie mich durch einen Spaß ernſthaft machen?« Allein gleich darauf ſchwieg ſie, und wurde verlegen, als der fixe, durchdringende Blick des Advokaten in dem Innerſten ihrer Seele zu leſen ſchien.

»Frau Gräfin,« erwiederte er, »Sie ſcheinen die Gefahren nicht zu kennen, oder mit Willen zu überſehen, welche Ihnen drohen. Erlauben Sie mir daher Ihnen die Verſicherung zu geben, daß die authentiſcheſten, unumſtößlichſten Beweiſe die Exiſtenz des Grafen Chabert darthun und verbürgen. Wollen Sie ſich in einen Prozeß einlaſſen, ſo müſſen Sie ihn verlieren, und Ihre zweite Ehe wird anullirt werden. Bedenken Sie noch, Ihr ganzes Vermögen rührt von Ihrem erſten Gatten her, und es iſt bewieſen, daß er Ihnen vor Ablauf des Termins, welchen die Geſetze zwiſchen dem Tode des erſten und der Heirath eines zweiten Gatten feſtſetzen, zum öftern geſchrieben hat.“

„Das iſt falſch!“ rief die Gräfin heftig. „Ich habe nie einen Brief von Chabert erhalten, und wenn Jemand behauptet, er ſei der Oberſt Chabert, ſo iſt er gewiß ein Abenteurer, ein Betrüger!“

„Glücklicherweiſe ſind wir allein, Frau Gräfin, und können lügen, wie es uns gefällt. Ich muß Sie aber verſichern, auch der Beweis der richtigen Übergabe des erſten Briefes iſt vorhanden.“

Die Gräfin ſchwieg, erröthete, erblaßte, bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen, dann aber ihr Gefühl verbergen wollend, fuhr ſie fort: „Wir wollen Prozeß führen, mein Herr Derville. Sie ſind der Anwalt des vorgeblichen Chabert, thun Sie mir, ich bitte Sie, den Gefallen, mit mir von dieſer Angelegenheit nie mehr zu ſprechen, als vor Gericht. Ha! ha! ha! — die Gräber thun ſich nicht mehr auf, wie zu Lazarus Zeiten. Buonaparte ließ mir durch einen ſeiner Adjutanten den Tod des Oberſten melden, und ich beziehe noch heut zu Tage 3000 Franken, welche die Kammern ſeiner Witwe als Penſion zugeſprochen haben. Ich habe tauſend Gründe, alle Chabert's, die da erſcheinen wollen, zurückzuweiſen. Und wenn mir ſo ein falſcher Chabert wirklich einen Brief geſchrieben hätte, was würde das beweiſen?“

„Daß Sie einen Brief erhalten haben,“ verſetzte der Advokat, „und daß Sie nicht ſo ſchnell hätten zur zweiten Ehe ſchreiten ſollen, als Sie es wirklich gethan haben. Wir werden mehr als ein Mittel in unſerer Gewalt haben, um Ihnen koſtbare Ausſagen zu entreißen, wenn wir prozeſſiren;

aber ich wollte Ihnen gerne den Skandal eines ſo unangenehmen öffentlichen Rechtshandels erſparen. Ein Vergleich kann Sie allein davor retten. — Ihre Kinder — ehebrecheriſch erzeugte Geſchöpfe! — Ihr Charakter angefochten. — Sie haben wiſſentlich fürchterliches Elend auf das Haupt Ihres Wohlthäters gehäuft. — Was wird die Welt ſagen? Wir Advokaten beſitzen um ſo mehr Beredſamkeit, wenn unſere Rechtsſache ſchon für ſich ſelbſt zu allen Herzen ſpricht. Es gibt noch ſpitze Federn, welche eindringlich zu ſchreiben verſtehen, und des Grafen Chabert Memoiren werden Aufſehen erregen und Ihren Namen der öffentlichen Beſchimpfung Preisgeben. Wollen Sie meinen freundſchaftlichen Rath anhören, ſo ſag' ich Ihnen geradezu, es ſind auf dem Grèveplatze Unglückliche hingerichtet worden, welche, obſchon nach Recht zum Tode verurtheilt, doch minder ſchuldig waren, als Sie es ſind; jene haben gemordet, um Brot zu haben, Sie haben neun Jahre unerhörten Unglücks Ihren Gatten erdulden laſſen; Sie haben ihn tauſendfach gemordet, und wiſſentlich: ja wiſſentlich, denn Sie haben vier Briefe von ihm erhalten, Boutin hat mit Ihnen geſprochen.“

Die Gräfin war vernichtet.

„Ich weiß zwar nicht, ob der Oberſt einen Vergleich wird eingehen wollen, aber er liebt Sie noch.“

Bei dieſen Worten erhob die Gräfin den Kopf und ein Strahl der Hoffnung glänzte aus ihren Augen, ſie rechnete vielleicht auf ſeine Schwäche, auf ſeine Neigung.

„Ich erwarte die Befehle, ob ich die Klage gegen Sie einlegen ſoll, oder ob Sie binnen drei Tagen ſich zu mir bemühen wollen, um mit mir allein über die Punkte eines Vergleiches zu ſprechen.“

Und Derville empfahl ſich und ging.

Acht Tage nachher, an einem ſchönen Junitage, begaben ſich die beiden Gatten, durch einen faſt übernatürlichen Zufall ſo ſonderbar getrennet, von den beiden entgegengeſetzten Enden von Paris nach der Wohnung ihres Rechtsanwalts.

Der Oberſt Chabert, Dank ſei es Derville's Darlehen, erſchien, ſeinem Range gemäß gekleidet, in einem ſaubern Cabriolet. Friſch raſirt, den kahlen Kopf mit einer neuen, ſeinem Geſichte zuſagenden Perrücke bedeckt, in blaue Uniform gehüllt, mit neuen Stifeln, weißer Wäſche und das Legionskreuz im Knopfloche, hatte der alte Soldat ſeine alten Gewohnheiten kriegeriſcher Eleganz wiedergefunden. Er hielt ſich gerade, und ſchien ganz verjüngt, ſo daß er jenem Chabert, der zum erſten Male in Derville's Schreibſtube trat, gar nicht mehr glich, ja als er bei Derville's Hauſe aus dem Wagen ſtieg, wagte er ſogar, wie ein Jüngling, einen kleinen Sprung.

Kaum war das Cabriolet von dem Thore weggefahren, ſo hielt ein prächtiger Staatswagen vor demſelben. Die Frau Gräfin Ferrand ſtieg aus demſelben in einem einfachen, aber ihrem ſchönen Wuchſe reizend paſſenden Anzuge.

Es war in dieſer Zuſammenkunft etwas Dramatiſches und zugleich Komiſches; ſie wäre wohl noch wirkſamer geweſen, wenn der Gatte in ſeinen armſeligen Lumpen erſchienen wäre, allein auch dieſe Verjüngung hatte ihr Intereſſantes. Welche Scene in dieſer düſtern Aktenſtube!

Derville bat den Oberſten in ſeinem Schlafgemache zu verweilen und empfing die Gräfin in ſeinem Beſuchzimmer.

„Gräfin,“ ſagte er, „da ich nicht wußte, ob es Ihnen angenehm ſeyn würde den Grafen Chabert zu ſehen, ſo hab' ich ihn im Nebenzimmer gelaſſen. Wenn Sie übrigens wünſchen ſollten . . . .“

Die Gräfin dankte ihm für dieſe Aufmerkſamkeit.

„Ich habe,“ ſprach Derville weiter, „den Akt vorbereitet, deſſen Bedingungen Sie Beide annehmen oder verwerfen können, Sie können ſich Beide darüber alſogleich durch meine Vermittlung verſtändigen, ich werde von Einem zum Andern gehen, und Ihre Gründe und Gegengründe gegen einander austauſchen.“

„Wohlan! laſſen Sie hören,“ ſprach die Dame etwas ungeduldig und Derville las:

„„Am 8. März ſind vor mir, Hippolyt Derville, öffentlichem Notar, erſchienen Herr Hyacinth, angeblich Graf Chabert, geboren zu Paris den 1. Juli 1765, und Frau Roſe Chapotel, Gattin des Grafen Chabert in der erſten Ehe —““

„Laſſen wir die Einleitung,“ fiel die Gräfin ein, „und gehen wir gleich zu den Bedingungen über.“

„Verzeihen Sie,“ ſagte der Advokat, „die Einleitungen erklären gerade die Lage, in welcher Sie ſich Beide befinden. — „„Im 1. Artikel wird feſtgeſetzt: Frau Roſe

Chapotel, nun Gräfin Ferrand genannt, erkennt das in den, dem Vergleiche beiliegenden Akten genau bezeichnete, und in Gegenwart zweier Notare und der Lebensretterin beſchriebene Individuum für den Grafen Chabert ihren erſten Gemahl. 2. Artikel: Der Graf Chabert hingegen, in Erwägung der Zukunft beſagter ſeiner erſten Frau, verſpricht von dieſer Anerkennung keinen weiteren Gebrauch zu machen, als in denjenigen Rechten, welche in dieſem Vergleiche beſtimmt ſind. 3. Artikel: Der Graf Chabert läßt ſich noch ferners dazu herbei, nie gegen ſein Ableben öffentlich proteſtiren zu wollen, und nie auf Caſſation und Nullität der zweiten Ehe ſeiner Gattin klagen zu wollen, ſondern will dieſelbe unangefochten in jenem Zuſtande, deſſen ſie ſich gegenwärtig erfreut, belaſſen.""

„Und was iſt der Preis alles deſſen?" fragte die Gräfin haſtig.

„„Durch den Artikel 4,"" fuhr der Advokat mit einem unſtörbaren Pflegma fort, „„verpflichtet ſich Frau Gräfin Ferrand beſagtem Hyazinth — der einzige legale Name Chabert's — eine Leibrente von 24,000 Franken gerichtlich zu verſichern, wovon ihr aber das Verſicherungskapital nach ſeinem Tode wieder anheimfällt.""

„Die aus jener Welt Zurückgekommenen koſten viel," bemerkte die Gräfin lächelnd. — „Wohlan, mein Herr," fügte ſie hinzu, „wenn dies die Punkte Ihres Vergleiches ſind, und wenn ich überzeugt bin, daß das Individuum, für das Sie ſprechen, der Graf Chabert iſt, ſo willige ich ein."

»Sie werden ihn ſehen, gnädige Frau, allein er ſetzt für ſein Opfer noch eine Bedingung — und zwar eine Bedingung — die —«

»Nun welche?« fragte die Gräfin neugierig.

»Er will, daß er an zwei Tagen in jedem Monate, und zwar an einem Anfangs, dem anderen Mitte des Monats, Herr in Ihrem Hauſe ſei.«

»Wie? iſt ſolch ein Begehren glaublich?« ſchrie die Comteſſe und ſprang erzürnt auf.

»Er wollte ſich ſechs Tage in jedem Monate bedingen,« fiel Derville ein, »aber ich habe ihn dazu bewogen —«

»Genug, mein Herr! kein Wort weiter, wir prozeſſiren!«

»Ja, wir prozeſſiren!« ſchrie mit dumpfer Stimme der Oberſt, öffnete die Thüre und ſtand plötzlich vor ſeinem Weibe. Eine Hand hatte er in ſeinen Buſen geſteckt, mit der andern zeigte er nach oben, und ſo ſtand er ſtrenge, fürchterlich unerbittlich und unbeweglich.

»Er iſt's!« rief die Gräfin halblaut.

»Jetzt, Madame,« ſagte der Oberſt, »will ich Sie ganz und ungetheilt.«

»Aber — der Herr — iſt ja nicht Chabert — was will er denn?« rief die Gräfin, ihre innere Bewegung verbergend.

»Ah!« antwortete der Alte mit einem ironiſchen Tone, »wollen Sie Beweiſe? Ich habe Sie zum erſten Male bei dem Grafen Gilbert geſehen, Sie waren Kammermädchen bei ſeiner Gattin.«

Die Gräfin wurde bleich, und als ſie der alte Soldat unter der Schminke blaß werden ſah, hielt er, bewegt von den Leiden einer Frau, die er einſt ſo heftig geliebt hatte, inne, allein als er ſah, daß dieſe einen fürchterlichen giftigen Blick auf ihn warf, fuhr er gleich darauf fort: „Chabert konnte dies wiſſen, nicht wahr, Madame? Und wollen Sie auch meine Stimme nicht erkennen, verlangen Sie noch eine ſchlagendere Überzeugung, ſo werden Sie ſich jener Zeit erinnern —“

„Ich bitte, mein Herr,“ fiel die Gräfin, ſich zu Derville wendend, ein, „erſparen Sie mir in Ihrem Hauſe wenigſtens alle Beſchimpfungen; ich muß Sie alſogleich verlaſſen, denn ich bin nicht gewohnt mir Beleidigungen ſagen zu laſſen!“ Und ſie ſtand auf, hüllte ſich feſter in ihren Shawl und ging.

Derville wollte ihr folgen, und ſie zurückrufen, allein ſie hörte nicht mehr, ſah nicht mehr, und flog über die Stiege hinab.

Als Derville in das Gemach zurückgekehrt war, fand er den Oberſten in fürchterlichem Zorne; mit großen Schritten ging er auf und nieder und rief, ſich gegen die Stirn ſchlagend: „Ein Weib, der ich eine Million gegeben habe, feilſcht nun mit mir; ich habe ſie zu mir erhoben, und ſie will ſich jetzt nicht zu mir herablaſſen. Ich ſtoße ihr meinen Degen in's treuloſe Herz!“

„Hatt' ich nicht Recht, Oberſt,“ verſetzte Derville, „als ich Sie bat, bei dieſer Unterredung nicht gegenwärtig zu ſeyn? Von der Identität Ihrer Perſon bin ich jetzt überzeugt. Als Sie ſich zeigten, war ihre Anerkennung in jedem ihrer Züge zu leſen, allein Ihren Prozeß haben Sie verloren; denn dieſe Frau wird nie öffentlich zugeſtehen, was mir der Augenblick der erſten Überraſchung ſo deutlich zeigte.«

»Ich werde ſie umbringen!« murmelte der Oberſt halb weinend vor ſich hin.

»Das wäre eine Narrheit, man würde Sie fangen und guillotiniren, wie einen andern gemeinen Mörder. Sie können jetzt nichts thun, als mich Ihre unbeſonnene Voreiligkeit wieder gut machen laſſen. Gehen Sie jetzt.«

Der Oberſt gehorchte ſeinem jungen Wohlthäter, ſtotterte noch einige Entſchuldigungen und ging. Langſam und in ſchmerzhafte Gedanken verſenkt, ſtieg er die Treppe hinab, als er auf dem letzten Abſatze derſelben etwas rauſchen hörte, und ſeine Gattin ſtand vor ihm.

»Kommen Sie,« ſagte ſie zu ihm halb leiſe und indem ſie ſich vertraulich, wie einſt, an ſeinen Arm hing. Dieſe Stimme, dieſes Anſchmiegen wirkte auf die Wuth, welche im Innern des alten Soldaten kochte, wie ein Tropfen kaltes Waſſer, welcher in einen dampfenden Keſſel fällt. Sein ganzer Zorn legte ſich, er war ſprachlos und ließ ſich von ſeiner Frau zum Wagen führen. »Steigen Sie ein,« bedeutete ihm dieſe, nachdem der Bediente den Wagentritt herabgelaſſen hatte.

»Wohin?« fragte der Bediente.

»Nach Groslay,« war die Antwort der Gräfin. Die Pferde durchflogen Paris.

»Mein Herr,« ſagte die Gräfin mit einem Tone, welcher die innerſten Saiten ſeiner Seele berührte, »ich habe Sie erkannt.«

„Roſine,“ antwortete der Oberſt mit zitterndem Tone, das iſt ja Alles, was ich für meine vielen Leiden verlange.“ Er zerdrückte zwei große Thränen, welche warm auf die Hand ſeiner Frau fielen, die er gefaßt hatte und mit Inbrunſt drückte.

„Sie können wohl denken,“ fuhr dieſe fort, „wie viele Überwindung es mich koſtete, vor einem Fremden mein inneres Gefühl zurückzuhalten. Wenn es mir zuſteht, über meine Lage zu erröthen, ſo will ich es doch nur vor Ihnen allein. Sie werden mich alſo wohl, wie ich hoffe, meiner angenommenen Gleichgiltigkeit wegen entſchuldigen. Ich habe Ihre Briefe erhalten,“ fuhr ſie lebhafter fort, „allein ſie kamen erſt 13 Monate nach der Schlacht von Eylau in meine Hände, ich erhielt ſie geöffnet, beſchmutzt, zerriſſen und mußte wohl, nachdem Napoleon ſelbſt meinen neuen Ehekontrakt unterzeichnet hatte, glauben, irgend ein feiner Betrüger treibe ſein Spiel mit mir. Um alſo die Ruhe des Grafen Ferrand nicht zu ſtören, und Familienbande nicht zu zerreißen, mußte ich wohl gegen einen falſchen Chabert auf meiner Hut ſeyn. Hatte ich nicht Recht? Sprechen Sie ſelbſt!“

„Ja, du hatteſt Recht, meine Gute, und ich war unklug und übereilt, daß ich die Folgen deiner Lage nicht beſſer bedachte. Aber wohin fahren wir?“ fragte der Oberſt, indem er bemerkte, daß der Wagen eben die Barriere la Chapelle paſſirte.

„Nach meinem Landſitze nahe bei Groslay im Thale Montmorency. Dort wollen wir mit einander überlegen, was zu thun iſt. Ich kenne meine Pflichten. Ich bin Ihre

Gattin vor Gott und nach dem Rechte, wenn ich es auch nicht in der That bin. Aber wollen Sie, daß wir vor ganz Paris, vor ganz Europa zum Geſpötte werden? Wenn Sie über mein Schickſal entſchieden haben werden, werde ich mich in Ihren Willen zu fügen wiſſen, aber bis dahin laſſen Sie unſer Geheimniß das unſrige ſeyn, und uns unſere Würde behaupten. Sie lieben mich noch,“ fuhr ſie mit ſanftem Tone fort, indem ſie einen wehmüthig ſüßen Blick auf den Oberſten warf, „und ich war nicht dazu berechtigt neue Bande zu ſchließen, allein ich will dem Manne, deſſen Charakter ich kenne, und auf deſſen Hochherzigkeit ich vertraue, mein ganzes Herz eröffnen: ich liebe den Grafen Ferrand; — ich will Ihnen nicht ſagen, daß er jung, ſchön und angenehm iſt, und daß er mir gefällt, nein, auch wenn er häßlich wäre, würde ich ihn lieben, und ich glaubte dieſes zu dürfen. Ich erröthe nicht vor dieſem Geſtändniß, es kann Ihnen ſchmerzlich ſeyn, aber es entehrt Sie nicht. Ich betrachte Sie in dieſem Augenblicke wie einen Vater, wie einen Freund. Eine geheime Stimme, von Ihrer mir bekannten Herzensgüte aufgeregt, ſagt mir, daß Sie ſo großmüthig ſeyn werden, mir zu verzeihen. Ich erkenne Sie als meinen Richter und übergebe mich Ihrer Gnade. Der Zufall machte mich zur Witwe, aber ich war nicht Mutter, jetzt bin ich es geworden.“

Der Oberſt gab ſeiner Gattin mit der Hand ein Zeichen zu ſchweigen, und faſt eine halbe Meile blieben Beide ſtumm neben einander ſitzen. Endlich ſagte er wehmüthig: „Ach, Roſine, die Todten ſollten im Grabe bleiben, nicht wahr?“

„Nein, o nein! Halten Sie mich nicht für undankbar. Sie finden zwar eine Mutter wieder, wo Sie eine Gattin zurückließen, aber wenn es auch nicht mehr in meiner Macht ſteht, Ihnen meine Liebe zu ſchenken, ſo weiß ich doch, was ich Ihnen ſchuldig bin, und dem Freunde kann und will ich Alles bieten, was — —“

„Roſine!“ erwiederte Chabert mit ſanfter Stimme, „ich kenne keine Rache! Wenn ich dir harte Bedingungen auferlegen wollte, ſo geſchah es nur, weil ich mein Unglück von dir verkannt, verſpottet wähnte. Wir wollen Alles vergeſſen,“ fügte er mit einem Lächeln hinzu, deſſen Anmuth der Wiederſchein einer ſchönen Seele war. „Gott bewahre mich von dir Liebe zu fordern, die du mir nicht mehr geben kannſt. Die Wuth gab mir dieſes ein, die Rache. — Ich wollte dir ein lebender Gewiſſensbiß in deinem Glücke ſeyn, welches ich dadurch vergiften wollte — ich ſchäme mich jetzt deſſen.“

Die Gräfin warf ihm einen ſo dankbaren Blick für dieſe Äußerung zu, daß der arme Chabert mit Freuden in ſeine Grube zu Eylau zurückgekehrt wäre.

„Mein Freund, von allem dem wollen wir ſpäter ſprechen, wenn wir in einer ruhigern Stimmung ſind,“ ſprach die Gräfin, und das Geſpräch nahm eine andere Wendung. Sie riefen ſich die Begebenheiten ihrer früheren Vereinigung zurück, welchen die Gräfin durch kleine gemüthliche Nebenbemerkungen einen eigenen Reiz zu geben verſtand. Sie weckte die Liebe wieder auf, ohne die Begierde aufzuregen, und zeigte ſich ihrem Gatten als den ſeligen Mittelpunkt einer beglückten Lage.

Sie kamen endlich bei einem großen Parke an, in einem maleriſchen Thale, welches die Hügel von Margency von dem freundlichen Dörfchen Groslay ſcheidet. Die Gräfin beſaß da ein ſchönes und angenehmes Landhaus, in welchem für alle Bedürfniſſe und Vergnügungen reichlich geſorgt war.

Das Unglück vermehrt das Mißtrauen bei den böſen, ſo wie es das Wohlwollen bei den guten Menſchen vergrößert; ſo hatte es auch unſern Chabert beſſer gemacht, als er war; übrigens konnte er ungeachtet ſeines geringen Mißtrauens ſich doch nicht enthalten, ſeine Gattin zu fragen: „Du hatteſt dir alſo ſchon vorgenommen, mich hieher zu führen?“

„Ja,“ antwortete ſie, „wenn ich in meinem Gegner meinen Chabert wiederfinden würde,“ und dabei lächelte ſie ſo anmuthig, daß dieſes Lächeln auch noch den letzten Reſt von Verdacht aus Chabert's Seele verſcheuchte.

Drei Tage hindurch benahm ſich die Gräfin mit aller möglichen Sorgfalt und Zuvorkommung gegen ihren Gaſt. Sie ſchien durch Theilnahme, Mitgefühl und Freundlichkeit die Erinnerung ſeiner Leiden vertilgen zu wollen. Sie bezauberte ihn. Am Abende des dritten Tages aber, als ſie in ihr Zimmer trat, legte ſie die Maske der Fröhlichkeit ab, und warf ſich wie eine Schauſpielerin, welche nach einer anſtrengenden Rolle in ihre Garderobe tritt, erſchöpft auf das Sofa. Sie nahm einen angefangenen Brief hervor, um ihn zu beendigen.

Der Graf Ferrand, dem ein bedeutendes Vermögen zu verwalten oblag, hatte ſich zu ſeinem Sekretär einen alten zu Grunde gegangenen Advokaten gewählt, einen durchtriebenen, auf dem Felde der Chicane bewanderten Menſchen, der aber ſeine Stellung bei dem Grafen zu gut kannte, um nicht aus Spekulation ehrlich zu ſeyn. Er hoffte auf dieſe Art durch den Credit und die Fürſprache ſeines Gönners zu irgend einem einträglichen Poſten zu gelangen. Seine Aufführung in neueſter Zeit ſtrafte ſein voriges Leben ſo ſehr Lügen, daß er für einen verleumdeten Mann galt; allein die Gräfin hatte ihn mit dem, Frauen eigenthümlichen, Scharfblick durchſchaut und überwachte ihn aufmerkſam; ſie wußte den Mann zu faſſen, und hatte daraus ſchon Nutzen für ihr Vermögen gewonnen. Der Brief, den ſie ſchrieb, war an ihn gerichtet. Sie erſuchte ihn in ihrem Namen zum Advokaten Derville zu gehen und ihm um Mittheilung der Akten zu bitten, welche den Oberſt Chabert betrafen, und wenn er ſie geleſen und Abſchriften von den weſentlichſten habe nehmen laſſen, ſogleich zu ihr nach Groslay zu kommen. Kaum hatte ſie den Brief vollendet, als ſie im Corridor die Tritte des Oberſten vernahm, der, ganz ruhig, ſie zu beſuchen kam.

„Ach,“ ſagte ſie, als er eintrat, ſo wie zu ſich ſelbſt, „wäre ich lieber todt! meine Lage iſt unerträglich.“

„Was fehlt Ihnen?“ fragte der theilnehmende gute Mann.

„Nichts — nichts!“ antwortete ſie, dann ſtand ſie auf, ging aus dem Zimmer, gab ihrem Kammermädchen den Brief und befahl ihr alſogleich nach Paris zu fahren und denſelben Hrn. Delbecq einzuhändigen. Das Kammermädchen fuhr ſogleich ab, und die Gräfin ſetzte ſich auf eine Bank im Garten, welche man vom ganzen Hauſe aus ſehen konnte, damit ſie der Oberſt alſogleich träfe, wenn er mit ihr ſprechen wollte. Der Oberſt aber hatte ſie ſchon geſucht, fand ſie und ſetzte ſich neben ihr auf die Bank.

„Roſine!“ ſprach er, „Sie haben Kummer?“

Sie antwortete nicht.

Der Abend war einer der herrlichſten und ruhigſten, womit die Natur uns im Monat Juni erfreut, die Sonne ging eben unter, die Luft war mild und lau, der Himmel rein, eine allgemeine Friſche erquickte Pflanzen und Menſchen, und im Park miſchten ſich einige Kinderſtimmen in das einfache Zirpen der Grille.

„Sie antworten mir nicht?“ ſagte Chabert.

„Mein Gemahl,“ ſagte die Gräfin, das Wort aber ſtockte ihr im Munde, und ſie ſetzte erröthend hinzu: „Verzeihen Sie, aber wie ſoll ich anders ſagen, wenn ich von Ferrand rede?“

„Nenne ihn nur deinen Gemahl,“ antwortete der Oberſt mit himmliſcher Güte, „er iſt ja der Vater deiner Kinder;“ und der alte Soldat ſeufzte dabei.

„Nun wohl,“ verſetzte ſie, „wenn Ferrand mich fragt, was ich ſo lange hier zu ſchaffen habe? wenn er erfährt, daß ich mit einem Unbekannten hier gehauſt, was ſoll ich ihm ſagen? Darum bitte ich Sie, mein Schickſal zu entſcheiden, ich bin auf Alles gefaßt.“

„Meine Liebe!“ erwiederte Chabert, indem er ihre beiden Hände faßte und ſie krampfhaft drückte, „ich bin entſchloſſen, mich deiner Ruhe, deinem Glücke zu opfern.“

„Wäre es möglich?“ ſchrie die Gräfin mit einer konvulſiviſchen Bewegung. „Bedenke, daß du dann auf alle deine Rechte, auf deinen Namen, auf dich ſelbſt, und zwar vor Gericht Verzicht leiſten mußt.«

»Wie,« fragte der Oberſt, »iſt denn mein Wort nicht genug?«

Das Wort »vor Gericht« war wie Blei auf das Herz des Alten gefallen und hatte ſein Mißtrauen wieder erweckt, und er warf auf ſeine Frau einen edlen aber ruhigen Blick, der ſie erröthen machte und ihre Augen zu Boden ſenkte. Der Mann fürchtete die Frau, die er noch ſo ſehr liebte, verachten zu müſſen, und die Frau fürchtete, den edlen Charakter Chabert's auf eine zu harte Probe geſtellt zu haben; dieſe Ideen waren es, welche düſtere Wolken um Beider Stirne zogen.

Da erſchell der Schrei eines Kindes von ferne.

»Jules! laſſe deine Schweſter in Ruhe!« ſchrie die Comteſſe.

»Wie? Ihre Kinder ſind hier?« fragte der Oberſt.

»Ja, aber ich habe ihnen verboten, Sie zu beläſtigen.«

Der Alte fühlte die ganze Delikateſſe dieſes Verbots, er faßte die Hand ſeiner Frau, küßte ſie und ſprach: »Laſſen Sie ſie doch kommen.«

Das kleine Mädchen lief herbei, um ſich über ihren Bruder zu beklagen, der Knabe, um ſich zu entſchuldigen, und beide Stimmen vermengten ſich, indem die Kleinen bittend ihre Händchen zur Mutter emporhoben.

»Zwei entehrte Waiſen!« rief die Mutter in Thränen ausbrechend und Beide in ihre Arme ſchließend.

»Biſt du es, der die Mutter weinen macht?« fragte der Knabe, indem er Chabert einen zornigen Blick zuwarf.

„Schweige, Jules! befahl die Mutter.

Die beiden Kinder ſchwiegen, ihre Mutter und den Fremden neugierig anblickend.

„Ja,“ ſagte der Oberſt endlich mit feſtem, aber etwas zitternden Tone, „ich muß wieder unter die Erde hinab, auf ihr iſt meines Bleibens nicht, ich ſeh' es.“

„Nein,“ erwiederte die Gräfin, „ſolch ein Opfer kann ich nicht annehmen. Es gibt großherzige Männer, die den Tod wählen, um die Ehre ihrer Dame zu retten, aber ſie haben ihr Leben nur einmal hingegeben, Sie aber würden alle Tage ſterben. — Nein, das kann, das darf nicht ſeyn. Wenn es ſich nur um Ihre Exiſtenz handelte, aber es handelt ſich um Ihre Ehre. Bekennen, daß Sie ein Lügner, Betrüger ſind — bedenken Sie — das kann ich nicht fordern, nicht wünſchen. — Ach, hätte ich nur meine armen Kinder nicht, ich wäre ſchon bis ans Ende der Welt geflohen.“

„Aber,“ fiel ihr Chabert ein, „kann ich denn nicht hier in Ihrem Landhauſe leben, als Einer Ihrer Verwandten? Ich brauche ja nichts als ein bischen Brot und Waſſer, etwas Rauchtabak und eine Zeitung.“

Die Gräfin ſchwamm in Thränen.

Es entſpann ſich zwiſchen Beiden ein Kampf von Großmuth, woraus der Soldat als Sieger hervorging.

Eines Abends, als er ſeine Frau, oder vielmehr eine Mutter in der Mitte ihrer Kinder ſah, da faßte er, von dem Familienbilde tief ergriffen, den Entſchluß, todt zu bleiben, und ſich vor Allem, was daraus für ihn entſtehen konnte, nun nicht mehr ſcheuend, fragte er, was er denn thun ſolle, um das Glück dieſer Familie unumſtößlich zu begründen.

»Machen Sie, was Sie wollen,« antwortete die Gräfin, »aber ich meines Theils erkläre Ihnen, daß ich mich gar nicht in dieſe Angelegenheit miſche, ich kann nicht, ich darf nicht.«

Delbecq war ſeit einigen Tagen angekommen, und hatte ſich, nach den Inſtruktionen der Gräfin, das Vertrauen des alten Soldaten zu gewinnen gewußt. Eines Morgens fuhr der Oberſt mit Delbecq nach Saint-Leu-Taverny, wo Delbecq bei einem Notar den Oberſten zu Protokoll vernehmen ließ. Chabert war entrüſtet, als er hörte, was man ihm in den Mund legte. »Tauſend Bomben!« ſchrie er, »da wollen ſie mich ſchön anlehnen, für einen Betrüger ſoll ich gelten!«

»Mein Herr,« antwortete der pfiffige Delbecq, »ich rathe Ihnen nicht zu unterzeichnen. An Ihrer Stelle würde ich wenigſtens einen Vortheil von einer jährlichen Rente von 10,000 Franken für mich aus dieſem Prozeß ziehen — die Gräfin müßte ſie geben.«

Der Oberſt warf einen verachtenden Blick auf den Spitzbuben und lief von hundert Ideen aufgeregt wie ein Jüngling nach Hauſe. Er trat in den Park durch eine Hinterthüre und ſetzte ſich tiefſinnig in einen Kiosk. Der Zufall wollte, daß in der Laube, welche hart an dem Kiosk ſtand, die Gräfin in großer Ängſtlichkeit ſaß und ungeduldig nach der Straße von Saint-Leu ſah. Sie hatte den Oberſten nicht geſehen, weil er nicht auf der Straße, ſondern durch das angrenzende Gehölz gekommen war. Endlich hörte er Tritte, Jemand trat zur Gräfin in die Laube, und dieſe rief ihm entgegen: »Nun, Delbecq, hat er unterzeichnet?«

„Nein, Gräfin, das alte Pferd war ſtutzig. Es lief davon, daß ich es ganz aus dem Geſichte verlor.“

Da ſtieg es dem Oberſten ſiedend heiß in die Wangen; er ſprang auf, ſtürzte in die Laube und gab dem Sprecher ein paar der tüchtigſten Ohrfeigen, indem er ihm zurief: „Alte Pferde können auch noch ausſchlagen.“

Delbecq entfloh aus der Laube, und der Erzürnte trat nun vor die Gräfin, welche die Augen niederſchlug und in Thränen ausbrechen wollte, welche aber der innere Grimm nicht recht hervorbrechen ließ. Lange ſah er ſie mit verſchlungenen Armen an, dann ſprach er: „Weib! ich fluche dir nicht, aber — ich — verachte dich. Jetzt dank' ich dem Schickſale, das uns trennte. Ich fühle in dieſem Augenblicke nicht einmal mehr eine Begierde nach Rache; denn ich liebe dich nicht mehr. Ich verlange nichts mehr von dir; deine Kinder, welche dort im Graſe ſpielen, ſollen nicht entehrt werden. — Lebe ruhig, ich werde dich nicht mehr beläſtigen, darauf gebe ich dir mein Ehrenwort, und das iſt mehr werth als alle Schnurpfeifereien der Advokaten. Ich werde nie den Namen mehr reklamiren, den ich, das darf ich ſagen, in der Welt geltend gemacht habe. Ich will künftig nur der arme Teufel Hyacinth ſeyn, der nichts mehr von der Welt fordert. — Ich will von der Erinnerung leben. — Lebe wohl!“

Die Gräfin warf ſich zu ſeinen Füßen und wollte ihn zurückhalten, indem ſie ſeine beiden Hände faßte, allein er ſtieß ſie mit Abſcheu zurück und entfloh.

Lange Zeit wußten weder Derville noch die Gräfin, was aus dem Oberſten Chabert geworden ſei. Der Milchmann, bei dem er gewohnt hatte, war zu Grunde gegangen und Fiaker geworden. Derville, der weder mehr von ihm noch von der Gräfin ſprechen hörte, dachte, ſie hätten vielleicht unter ſich ſelbſt einen Vergleich geſchloſſen. Endlich nach 6 Monaten rechnete er die Summe, welche er Chabert vorgeſtreckt hatte, zuſammen, legte deſſen Empfangsbeſtätigung und die Akten, welche er aus Deutſchland erhalten hatte, bei, und ſandte dieſes an die Gräfin Ferrand, mit einem ſehr artigen Briefe begleitet, worin er um Vergütung der dargeliehenen Summe erſuchte. Schon am nächſten Morgen erhielt er folgende Antwort:

„Mein Herr!

„Die Gräfin Ferrand hat mich beauftragt, Ihnen zu melden, daß ihr Client Ihr Vertrauen und Ihre Güte gemißbraucht hat. Das Individuum nämlich, welches ſich für den Oberſten Grafen Chabert ausgab, hat einbekannt, daß es ſich fälſchlicher Weiſe den Namen und die Eigenſchaften dieſes würdigen Mannes zugeeignet habe, womit ich die Ehre habe zu ſeyn

Ihr unterthänigſter Diener
Delbecq.“

Es gibt wahrhaftig Menſchen, welche ſchlechter ſind, als man ſich träumen laſſen kann,“ rief Derville, den Brief in der Hand zerknitternd. „Seid menſchlich, großmüthig, ſeid Philanthropen, ihr Advokaten, wenn ihr zu Grunde gehen wollt. Meine leichtgläubige Gutmüthigkeit koſtet mich da eine Summe, die ich durch zehn Prozeſſe kaum gewinne.“

Ein Jahr nach Empfang dieſes Briefes hatte Derville im Palais des Polizeigerichtes zu thun, wo er eintraf, als eben der Präſident einen Mann, Namens Hyacinth, als Vagabund auf zwei Monate Gefängnißſtrafe, und ſodann zur Verwahrung in dem Bettlerhoſpitale zu Saint-Denis verurtheilte. Als Derville den Namen Hyacinth vernahm, blicke er den Delinquenten an, welcher zwiſchen zwei Gensdarmen auf der Bank der Angeklagten ſaß, und erkannte in ihm ſeinen falſchen Oberſten Chabert.

Der alte Soldat ſaß ruhig, unbeweglich, faſt zerſtreut, allein ungeachtet der Lumpen, womit er bedeckt war, und des Elends, welches aus ſeinen Zügen ſprach, drückten dieſe doch einen edeln Stolz aus, und ſein Blick hatte einen Ausdruck von Stoicismus. Als er fortgeführt wurde, trat Derville zu ihm und fragte: „Kennen Sie mich?“

„Ja, mein Herr,“ verſetzte Chabert.

„Wenn Sie ein ehrlicher Mann ſind,“ fuhr Derville mit leiſerer Stimme fort, „wie konnten Sie mein Schuldner bleiben?“

Der alte Mann erröthete ſo ſehr, wie ein junges Mädchen, welches von ſeiner Mutter einer heimlichen Liebſchaft beſchuldigt wird, dann aber ſchrie er mit lauter Stimme: „Wie? Hat Sie die Gräfin Ferrand nicht bezahlt?“

„Nein,“ antwortete Derville, „ſtatt deſſen hat ſie mir gemeldet, daß Sie ein Betrüger ſeien.“

Der Alte hob die Augen gegen Himmel, gleichſam als wollte er ihn um ſein Zeugniß anflehen; dann verſetzte er: „Mein Herr, wenn Sie mir von den Gensdarmen die Erlaubniß dazu erwirken wollen, ſo will ich Ihnen einen Schuldſchein ausſtellen, der gewiß honorirt und bezahlt werden ſoll.“

Auf ein Wort des Advokaten zu dem Brigadier geſtattete dieſer, daß Beide in die Wohnung des Kerkermeiſters treten durften. Hyacinth ſchrieb wenige Zeilen, ſiegelte ſie, adreſſirte den Brief an die Gräfin Ferrand und übergab ihn Derville. „Mein Herr,“ ſagte er, „glauben Sie mir, wenn ich Ihnen auch jene Dankbarkeit nicht bezeigen konnte, welche ich Ihnen ſchuldig bin, ich fühle ſie nichts deſto weniger hier — hier in meinem Herzen. Ein armer Bettler kann leider nichts anders thun.“

„Wie?“ fragte Derville, „haben Sie ſich denn keine Jahresrente bedungen?“

„Sprechen wir nicht davon,“ erwiederte der Alte; „wenn Sie wüßten, wie mir dieſes Leben zum Ekel iſt, Sie würden mir dazu Glück wünſchen, daß Sie mich hier trafen. Ich will nichts, ich fordere nichts mehr als den Tod.“ Mit dieſen Worten wendete er ſich von Derville, welcher nach Hauſe ging und ſeinen Schreiber mit dem Briefe zur Gräfin Ferrand ſandte, welche ihm auch augenblicklich die Summe übermachte, die ihm Chabert ſchuldete.

Im Jahre 1830 in der Mitte des Monats Juli ging ich in Begleitung eines Advokaten nach Ris. Als wir auf die Straße von Bicetre kamen, ſahen wir unter einer der Linden am Wege einen jener alten, ganz grauen und entkräfteten Armen, welche den Marſchallſtab der Bettler empfangen haben, indem ſie in Bicetre leben, ſo wie die armen Weiber in Salpetriere.

Dieſer Unglückliche, Einer der Zweitauſend, welche im Hoſpitale der Alten beiſammen wohnen, ſaß auf einem Markſtein, und ſchien ſich an der Sonne zu wärmen. Der Alte hatte anziehende Geſichtszüge, und war in einen röthlichen Kittel gehüllt, die Livree jenes Hoſpitals.

„Sehen Sie doch dieſen Alten, Derville!“ ſagte ich zu meinem Begleiter. Gleicht er nicht jenen Männchen von Chocolade, welche unſre Zuckerbäcker verkaufen? Und das lebt, und iſt vielleicht ſogar glücklich.“

Derville nahm ſeine Lorgnette, ſah den Alten an, und nachdem er eine Bewegung des Staunens gemacht hatte, ſprach er: „Der Alte iſt ein lebendiges Gedicht.“

Wir gingen raſch vorüber.

„Kennen Sie die Gräfin Ferrand?“ fragte mich Derville kurz darauf haſtig.

„Ja, ſie iſt eine ſehr geiſtreiche, angenehme Frau.“

„Dieſer alte Mann aus Bicetre iſt ihr Gemahl.“ — Als Derville meine Verwunderung hierüber bemerkte, erzählte er mir die vorhergehende Geſchichte, aber mit einer Menge von Nebenumſtänden und mit einem außerordentlichen Talente mündlichen Vortrages.

Am andern Morgen ſchlug ich Derville vor, den Oberſt Chabert in Bicetre zu beſuchen. Wir begaben uns alſo dahin, und fanden den Alten auf einem Baumſtrunke ſitzend, er hielt einen Stock in der Hand und unterhielt ſich damit, Linien in den Sand zu ziehen.

„Guten Morgen, Oberſt Chabert!“ redete ihn Derville an.

„Ich heiße Hyacinth,“ antwortete er, „und wohne Nr. 164 im ſiebenten Saale,“ und dabei blickte er Derville ängſtlich, mit der Furcht eines Greiſes und der eines Kindes an. — „Sie kommen vermuthlich, um den zum Tode Verurtheilen zu ſehen?“ fuhr er nach kurzem Schweigen fort; „er iſt nicht verheirathet.“

„Armer Mann,“ ſagte Derville, „darf ich Ihnen Geld auf Tabak anbieten?“

Der Oberſt hielt gierig ſeine Hand hin. Wir gaben ihm Jeder ein Silberſtück, und er dankte uns, indem er die linke Hand an ſeine weißen Haare legte. Dann ſtellte er ſich an, als ob er ein Gewehr präſentirte, lud daſſelbe, legte es an die Backe und ſchrie: „Feuer!“ und gleich darauf beſchrieb er wieder Figuren mit ſeinem Stabe im Sande.

„Seine Wunden und ſein Alter haben ihn zum Kinde gemacht,“ ſagte Derville.

„Er ein Kind?“ rief uns ein anderer Bewohner von Bicetre zu, der nicht weit von uns ſtand, „ach, das iſt ein alter boshafter Kerl, ein Philoſoph.“

„Welch ein Geſchick!“ rief ich aus. „Dieſer Greis ſtirbt im Hoſpitale der Alten, nachdem er Napoleon geholfen Europa zu bezwingen.“

Der Dichter.

Traum eines griechiſchen Philoſophen.

Als ein Proſaiſt in jedem Sinne des Wortes, konnte ich nie begreifen, wie die Welt ſo viel Weſens von den Poeten machen könne, und noch weniger verſtand ich, warum ſelbſt vernünftige Leute eine frivole Kunſt ſo hoch achten, die meinem Erachten nach kein anderes Verdienſt hat, als jenes: mit Hilfe einiger wohlklingender Worte die ſchalen Gedanken und die trockne Einbildungskraft zu verkleiden. Die Proſa ſchien mir viel vernünftiger und mit Ausnahme des alten Homer, den ich eben ſo ſehr aus Gewohnheit, als aus Geſchmack bewunderte, las ich nie ein Werk in Verſen. Ja meine Antipathie gegen Alles, was Gedicht hieß, war ſo groß, daß ich feierlich gelobte, alle Poeſien verbrennen und alle Poeten aus dem Lande weiſen zu laſſen — wenn es dem Himmel nämlich gefallen ſollte, das Ruder der Republik in meine Hände zu legen. Eines Abends, als ich in meinem Kopfe eben dieſen Artikel eines künftigen Codex redigirte, ſchlief ich ein und — Träumen iſt Alles erlaubt — wurde ſelbſt ein Poet.

Ich hatte von der Natur alle Eigenſchaften erhalten, welche zum Dichter nothwendig ſind, nämlich viel Stolz und wenig Urſache dazu, viel Armuth und wenig Kummer darüber; denn ich wußte ja wohl, daß Glück und Genie einander haſſen. — Ich aß und trank regelmäßig bei großen Herren und Kaufleuten, die mich an ihre Tafel ließen, obſchon ich an derſelben freilich immer ganz zu unterſt ſitzen mußte. Die Eigenliebe hat viele Hilfsquellen und ich fühlte mich ſo erhaben über alle meine Gönner, daß ich jeden Platz, den ich einnahm, für den erſten hielt.

Athen beſaß keinen fruchtbareren Dichter als mich. — Kein Tag verging, an dem nicht eine Ode, eine Elegie, oder mindeſtens einige Epigramme das Licht der Welt erblickten; denn das Eine koſtete mich ſo wenig Mühe als das Andere und ſobald der Republik etwas Glückliches oder Nachtheiliges begegnete, gleich zeigte ſich meine vaterländiſche poetiſche Ader in ihrer ganzen Fruchtbarkeit. Ein General war ſo glücklich einen Sieg zu erfechten, nachdem er nur 20,000 Menſchen hingeopfert hatte, und zwar einen Sieg, der nichts Geringeres zur Folge hatte, als daß die Republik von dem beſiegten Feinde einen Tribut von fünf Kühen fordern konnte, und auf der Stelle verherrlichte ich dieſe unerreichbare That mit heroiſchen Stanzen, in welchen ich nicht undeutlich zu vernehmen gab, daß ewige Nacht ſeinen Triumph bedecken würde, wenn ein Sohn Apollo's ihn nicht der Nachwelt auf's Glänzendſte aufbewahrte. Der General, der ſich über alle Söhne Apollo's erhaben hielt, fand es ſehr ungezogen, daß ich in meiner Cantate meinen Namen neben dem ſeinigen nannte, und gab ſeinen Dienern den Befehl, mir an einer Straßenecke aufzulauern und mich recht derb abzubläuen. Sie entledigten ſich dieſes Auftrages mit einer ſolchen Treue, daß ich drei Wochen das Bett hüten mußte und der Arzt ſein blaues Wunder an mir ſah. Dieſes Abenteuer machte viel Lärmen, es erſchienen viele Karrikaturen auf mich, welche die Müßigen und die Pflaſtertreter in Meng' ausſtreuten, und ſelbſt die erbärmlichſten Proſaiſten wagten es gegen mich zu ſchreiben. Das war mir empfindlicher, als die erhaltenen Schläge, und kaum genas ich, ſo ließ ich ein Lobgedicht auf die Poeſie drucken. Unter andern bewies ich darin auch, daß ſie die Sprache der Götter ſei. Man läugnete zwar dieſe Wahrheit nicht, aber, da ganz Athen dem General den Hof machte, ſo ſchimpfte Alles über mein Lobgedicht, ohne es geleſen zu haben, und alle Thüren ſchloſſen ſich mir... O Gott der Verſe, geht man ſo mit deinen Söhnen um? — Mit einem Male ſeinen guten Ruf und die Mittagstafel verlieren, das iſt hart!

Meine Krankheit hatte meinen Säckel vollends geleert, der früher ſchon ſehr leicht war. Schon ſtand ich auf dem Punkte, aus meinem Zimmerchen im ſechsten Stockwerke herausgeworfen zu werden und auf dem Straßenpflaſter den Muſen meine Opfer bringen zu müſſen, als ein junger Mann, dem ich früher durch einige gelungene Verſe ſeine unmenſchliche Schöne wieder kirre gemacht hatte, zu mir kam. Der Zuſtand der Zerſtörung, in welchem ſich Alles um mich befand, zog ſogleich ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er hatte mich in einer Art von Wohlhabenheit geſehen, wo ich noch einen Tiſch und zwei Stühle beſaß. Jetzt mußte er, in gänzlicher Ermangelung der letzteren, ſtehend mit mir ſprechen und ich horchte ihm, in mein letztes Kleidungsſtück, einen alten Mantel, gehüllt, zu. »Ich kann dir kein Geld bieten,« ſprach er, »denn ich habe ſelbſt keines; aber mit gutem Rathe will ich dienen. Ich mache zwar keine Verſe und täglich danke ich der Vorſicht für dieſe negative Gnade, aber ich habe oft und lange über euer Handwerk nachgedacht und ich glaube, es wäre doch möglich, es zu einem Grade von Nützlichkeit zu bringen. Große Männer in dieſem Fache ſind dir vorangegangen, und aus ſchuldiger Dankbarkeit gegen ſie ſagt man, ſie hätten ſchon Alles geſagt, was zu ſagen möglich war; aber dem iſt nicht alſo. Wenn die Natur unerſchöpflich iſt, ſo muß es die Einbildungskraft auch ſeyn. Nach dieſer Anſicht arbeite und laß dich weder durch ungerechte Anerkenntniß, noch durch eigene Beſcheidenheit entmuthigen. Willſt du von deinen Werken einen würdigen Lohn ziehen, ſo ſuche das allgemeine Intereſſe durch ausgedehnte philoſophiſche Anſichten zu erregen, und gib allem, was du ſchreibſt, eine eigene Phyſiognomie. — Nur bei einem entarteten, leichtſinnigen Volke gelten Worte mehr als Sachen. Leider ſind unſere Athenienſer in dieſem Falle, aber es gibt doch noch eine kleine Anzahl verſtändiger Leſer und Kunſtrichter, die allein urtheilen können und deren Urtheil auch allein zur Nachwelt führt.“

„Verwundere dich nicht darüber, wenn von ſo vielen Schriftſtellern kaum Einer ſich aus dem Schiffbruche rettet. Die Schwierigkeiten der Kunſt ſind unzählbar, und dieß iſt auch die Urſache, warum alle Nationen denjenigen bewundern, der ſie überwindet. Aber je glänzender die Ehre iſt, die man einem wahren Dichter bezeigt, deſto mehr erhält man dadurch auch das Recht der Strenge gegen ihn. Wahrlich, es koſtet viele Mühe, ſich einen Ruf zu erwerben. Der Menſch, von Natur aus eiferſüchtig, muß innig von der Güte einer Sache überzeugt ſeyn, bevor er ſie lobt und preiſet.“

„Wozu ſoll es nützen, die meiſten unſerer heutigen Dichter zu leſen? Bieten ſie unſern Herzen Nahrung oder erhellen ſie unſern Geiſt? Wiſſen ſie durch neue glückliche Wendungen der Monotonie der Sprache zu begegnen? Ihre ewigen Beſchreibungen machen uns den Frühling, ihre Elegien und Romanzen die Liebe, und ihre Lobgedichte die Ehre haſſenswerth. Wer die Feder nur in die Hand nimmt um zu ſchreiben, der macht gewiß ein ſchlechtes Werk. Ich weiß es wohl, es gibt Mehre, welche mit Hilfe gewählter Ausdrücke, ſymmetriſcher Kompaſſe, und Anwendung vieler Kernſprüche die Menge anlocken; allein ſelten haben ſie die Kraft, ihre erbärmliche Rolle bis an's Ende durchzuführen, und am Ende bleibt ihnen nichts als die Scham über den erſten glücklichen Erfolg. Daraus iſt wohl mit Recht zu ſchließen, daß Ihr ſelbſt die größte Schuld Eures Unglücks tragt. Der Stolz iſt immer ſtrafbar, aber er wird vollends zur Dummheit, wenn er nicht gerechtfertiget werden kann. Ihr würdet vielleicht beſſer gethan haben, Eure Jugend nützlicher anzuwenden, und dadurch jetzt zu irgend einer arbeitſamen Bürgerklaſſe zu gehören; aber da Euch ein unwiderſtehlicher Hang ſchon einmal zur Literatur hinzog, ſo macht Euch doch wenigſtens einen richtigen Begriff von dem Ruhme, der Euch blendet. — Um ihn zu erringen, muß man den Menſchen nützlich ſeyn und ſie unterhalten, indem man ſie belehrt. Die Dichtkunſt, von dieſem Standpunkte betrachtet, verdient kaum den Namen einer Kunſt, ſie iſt nur ein leichter Mechanismus, deſſen eintönige

Zuſammenfügungen des Blickes nicht werth ſind, den man darauf wirft.“

So hatte er geſprochen und entfernte ſich jetzt, ohne mir auch nur einen Obulus zugeworfen zu haben, der mir jetzt nützlicher geweſen wäre, als ſeine räthſelhafte Abhandlung, von der er vermuthlich ſelbſt nichts verſtanden hat. Indeſſen, mich plagte der Hunger, und entſchloſſen, die Stadt von mir reden zu machen, ſei es auch um welchen Preis es wolle, ſetzte ich mich hin und ſchrieb eine Satyre gegen die berühmteſten Maler, Dichter und Muſiker. Die meiſten von ihnen lachten darüber, aber ein ausgepfiffener tragiſcher Autor nahm die Sache krumm. Er kam eines Abends zu mir und bot mir Stockprügel an, ich lehnte ſie höflich ab und begleitete meine Weigerung mit einer tüchtigen Ohrfeige. Er forderte mich, wir ſchlugen uns und ich bekam einen Stich, der mich zwei Monate auf mein elendes Lager warf. Der Muth, den ich bei dieſer Gelegenheit an den Tag gelegt hatte, that Wunder, man riß ſich Abſchriften meiner Satyre aus den Händen, und das Vergnügen über dieſe Ehre trug nicht wenig zu meiner Geneſung bei.

Ich war von der ſchönen Welt wieder in Gnaden aufgenommen, und einige liebliche Frauen warfen mir vielſagende Blicke zu, alle Tage war ich wieder irgendwo zu Tiſche gebeten und war alſo glücklich. — Es handelte ſich jetzt nur darum, meinen Ruf zu vergrößern und dazu ſchien mir die dramatiſche Bahn die geeignetſte. Binnen vierzehn Tagen ſchrieb ich eine ſo fürchterliche Tragödie zuſammen, daß ich ſie ſelbſt ohne Schauder nicht leſen konnte. Sie umfing beiläufig einen Zeitraum von achtzig Jahren. Ich nahm meinen Helden aus der Wiege und führte ihn durch alle Perioden des Lebens. In der erſten Scene biß er ſeiner Wärterin die Bruſt blutig, zu Ende des zweiten Aktes ſchändete er ſeine Schweſter und zu Anfang des dritten vergiftete er ſeine Mutter. Im vierten Akte verliebte er ſich in eine ſeiner Muhmen, die entſetzlich eiferſüchtig auf ihre ſchönen Hofdamen war. — Der Prinz ließ dieſen Unglücklichen die Köpfe abſchlagen und zwang deren Anverwandte um ihre Leichname zu tanzen. Um meinem Trauerſpiele auch eine moraliſche Tendenz zu geben, ſo wurde der Prinz im fünften Akte für dieſe Laſterthaten beſtraft. Die Schatten ſeiner Opfer, mit Dolchen und Fackeln in den Händen, erſchienen um Mitternacht in ſeinem Gemache und heulten und ſagten ihm Grobheiten. Man ſah ihn, wie er ſich in ſeinem Bette hin- und herwälzte, gräßlich ſchreiend, wie er endlich wüthend erwachte, ſelbſt Feuer in ſeinen Pallaſt warf und ſammt ſeinem ganzen Hofſtaate ſich unter deſſen Trümmern begrub. — Herrlicher Schluß des Trauerſpiels, wofür mich ein Maſchiniſt, dem ich es vorlas, faſt mit Küſſen getödtet hätte. Den Styl hatte ich natürlich der Erhabenheit der Handlung gleichgehalten, er wimmelte von gewagten Ausdrücken und maleriſchen Beſchreibungen: z. B. betäubte ſich der Donner mit Blut — die Gedanken des Helden erfüllten die Träume ſeines Ruhmes — die Erinnerung eines Lüftchens — das lärmende Schweigen — der Traum des erwachten Gewiſſens u. ſ. w.

Mein Stück wurde von den Schauſpielern einſtimmig angenommen und von dem Publikum einſtimmig ausgepfiffen. Vergebens ſuchten einige empfindſame edle Menſchen mein Werk aufrecht zu erhalten; die Kabale hatte mehr Kraft als ihre Hände und Lungen, und der Sturz des Pallaſtes am Schluſſe war weniger geräuſchvoll als jener der Tragödie. Damit die Nachwelt indeſſen in den Stand geſetzt werde, ein Urtheil — vielleicht ein vortheilhafteres — über meine Arbeit zu fällen; ſo ſetze ich hier nur einige Verſe deſſelben an, welche der Prinz in ſeiner Wuth ſpricht:

Mit Güt' iſt nichts gethan auf dieſer Erden,
Drum will ich grauſam — grauſam — grauſam werden!
Es gehe Schreck und Schauder vor mir her
Und Zähneklappern folge mir und Zittern,
Die Achſen dieſer Welt will ich erſchüttern,
Aufwühlen tief das unermeßne Meer,
Die Bäume aus den feſten Wurzeln reißen,
Die ew'gen Felſen gegen Himmel ſchmeißen
Und färben meine Bahn mit Blute roth;
Kühn überſpring ich jetzt der Menſchheit Brücke,
Gift ſei mein Mund und Flammen meine Blicke,
Mein Ton ein Donner, und mein Schwert — der Tod!

Ich muß der Verſammlung Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Dieſe Verſe, beſonders die letzten, wurden wie närriſch applaudirt, und ich zweifle nicht, daß auch dem ganzen Werke einſtimmiger Beifall geworden wäre, wenn alle Stellen an Kraft und Kühnheit dieſer gleich geweſen wären; allein der menſchliche Geiſt hat ſeine Grenzen und kann ſich nicht lange auf gleicher Höhe erhalten.

Indeſſen hatte mir mein Stück die Achtung mehrer Leute von gutem Geſchmacke und unter andern auch eines Weinhändlers erworben, der ſich ungeachtet ſeines Gewerbes ſehr gut auf die dramatiſche Kunſt verſtand. Er hatte in ſeiner Jugend Euripides und Sophokles geleſen, und warf ihnen mit Recht vor, daß ſie ſich allzu nüchtern jener großen Cataſtrophe, jener unerwarteten Schlagmomente, jener ſublimen Schreckmittel bedienen, welche doch eigentlich das Weſen der Tragödie ausmachen. Mein Trauerſpiel hingegen erhielt ſeinen ganzen Beifall und er wünſchte mir Glück dazu. Wir ſprachen oft und viel mit einander über Dramen und Verſe und mein Weinhändler gab mir endlich nicht undeutlich zu verſtehen, daß auch er der theatraliſchen Glorie theilhaftig zu werden wünſche. Ja, er bot mir eines Abends vier Tonnen Syrakuſer dafür an, wenn ich ihm ein Trauerſpiel, deſſen Plan ich entworfen und ihm mitgetheilt hatte, cediren und unter ſeinem Namen erſcheinen laſſen wollte. Das Anerbieten war allerdings verführeriſch, demungeachtet verweigerte ich es, und zwar aus Stolz.

Der Weinhändler hatte eine einzige Tochter, ihre Hand war der Preis, den ich für mein Manuſkript forderte. Der künftige Poet ſchrie über die Theurung des Werkes, allein ich ließ nichts nach, die Autorſucht war mein Vertreter und ich gewann meinen Prozeß zu meinem Nachtheil; denn ich wurde ein Ehemann. Meinem Verſprechen gemäß, fing ich gleich am andern Morgen an, das Trauerſpiel auszuarbeiten, und las meinem Schwiegervater, dem Weinhändler, täglich Abends eine Scene vor. Endlich legte ich mit Thränen in den Augen das Werk, das ihn verewigen ſollte, in ſeine Hände. In dem Ausbruche des höchſten Entzückens riß er ſich den Bart aus, umarmte ſeine Tochter, ſeine Sklaven und mich. Als er ein wenig ruhiger geworden war, dachte er ernſtlich darauf, die Früchte meiner durchwachten Nächte einzuſammeln. Der Schelm gab mehre glänzende Gaſtmahle und lud dazu die vorzüglichſten Schauſpieler. Da ſich die öffentliche Aufführung dennoch zu lang für ſeine Ungeduld verzögerte, ſo beſchloß er endlich, ſein Stück in ſeinem Hauſe ſpielen zu laſſen und übertrug mir die Vertheilung der Rollen. Ich hütete mich wohl, ſelbſt eine zu übernehmen, denn der Schmerz hätte mich getödtet, hätte ich ſo meine eigenen Verſe zu Gunſten eines Andern recitiren müſſen — aber meiner Frau theilte ich eine Rolle zu. Zwei Krämer, unſere Nachbarn, ein Schwertfeger, zwei Perrückenmacher und drei Apotheker theilten ſich in die übrigen Rollen und mein Schwiegervater behielt ſich den Hauptcharakter vor. Er bat mich, allen Mitſpielenden meine Meinung über Charakterzeichnung, Vortrag und Darſtellung mitzutheilen; allein ich lehnte dies unter dem Vorwande ab, daß ein Autor nicht dazu geeignet ſei, ſein eigenes Werk zu dirigiren, und obwohl ich dies nicht glaubte, ſo hatte ich doch Recht. Mein Schwiegervater nahm daher zu wirklichen Schauſpielern ſeine Zuflucht und dieſe übernahmen recht gern das Geſchäft des Einſtudirens. Sie gaben ſich ſehr viele Mühe, beſonders ſchloß ſich der Deklamirmeiſter meiner Frau jeden Abend mit ihr ein, und ich durfte nicht bei der Lection gegenwärtig ſeyn. Da ich aber bemerkte, daß meine Frau nach dieſen Lectionen immer ſehr erhitzt war, ſo dachte ich mir, die Anſtrengung könnte ihr ſchaden, und beſchloß einmal abzulauern, ob der Meiſter ſie nicht allzu ſtreng behandle. Am Tage vor der Generalprobe ſchlich ich auf den Zehen zu der Thüre ihres Zimmers und legte das Ohr daran. Erſtaunt, nichts zu hören als Seufzer, öffnete ich die Thüre, und ſah Lehrer und Schülerin in einer Umarmung begriffen. Voll Wuth riß ich ſie auseinander. Der Lehrer entfloh und die Schülerin behauptete keck, ich hätte ſie in der angenehmſten Situation geſtört; denn in meinem Stücke ſei eine Umarmung nothwendig, ſie zeigte mir ſogar die Stelle, wo es hieß:

„Geliebte! warum vor dem Tode beben?
In Küſſen laß verhauchen uns das Leben.“

Ich ſchrie und lärmte trotz dieſes überzeugenden Beweiſes ganz mörderiſch, alle Hausleute liefen herbei und ich erzählte laut und ohne Rückhalt die ganze ſchöne Geſchichte. Mein Schwiegervater erklärte kurzweg, ich ſei ein Dummkopf und verbürgte ſich für die Treue ſeiner Tochter. Ich rief Menſchen und Götter zu Zeugen auf, allein man lachte mir in's Geſicht, bis ich mich aus dem Staube machte.

Daß nun keine Rede von meinem Trauerſpiele war, wenigſtens in dem Hauſe meines Schwiegervaters, verſteht ſich von ſelbſt. Aber eine öffentliche Bühne ſah ihren Vortheil ein und beſchloß dieſes non plus ultra zur Aufführung zu bringen.

Endlich erſchien der Tag, der meinen Triumph beleuchten ſollte. Da ich mich an meiner Frau nicht rächen konnte, ſo beſchloß ich an dem Schauſpieler Rache zu nehmen, der ſie das Deklamiren gelehrt hatte. Die Rolle, welche er in meinem Stücke ſpielte, erforderte, daß er ſich am Schluſſe des zweiten Aktes tödtete. Ich beſtach den Garderobier und dieſer ſubſtituirte einen wirklichen Dolch ſeinem hölzernen. Im Augenblicke der Kataſtrophe durchbohrte er ſich das Herz wirklich und ſtürzte zu Boden, ohne ſelbſt den vorgeſchriebenen Schrei ausſtoßen zu können.

Die Zuſchauer, welche das Geheimniß nicht ahnten, brachen beim Anblick ſeines entſtellten blaſſen Geſichtes in lautes Beifallklatſchen aus, und konnten gar nicht genug bewundern, wie nahe manchmal die Kunſt der Natur komme. Aber die vollſtändige Unbeweglichkeit des Schauſpielers fiel ſeinen Kameraden auf, welche ihn vom Theater wegtrugen. Einer derſelben trat dann auf die Bühne und verkündete mit Thränen das traurige Ereigniß und bat um Vergebung, daß die Vorſtellung dadurch für diesmal unterbrochen und geendigt ſei. Das Publikum, obſchon ſehr mitleidsvoll, verlangte demungeachtet die Fortſetzung des Trauerſpiels, und da dieſe wirklich blutige Scene die Zuſchauer vermuthlich mit dem vielen Blut in meiner Tragödie vertraut gemacht hatte, ſo wurde jede Scene, jeder Mord, jedes Wort bis an's Ende applaudirt.

Ach! wer beſchreibt mein Glück und zugleich mein Entſetzen, als man nach dem Fallen der Gardine den Verfaſſer hervorrief und ich den Weinhändler an meiner Statt aus der Couliſſe hervortreten ſah. — Eine unbeſchreibliche Wuth, ein heiliger Kunſteifer ergriff mich; ich ſtürzte, meiner ſelbſt nicht mächtig, auf das Theater und erklärte, daß ich der wahre und einzige Autor der Tragödie ſei. Man empfing mich mit Pfeifen, ich gab meinem Schwiegervater eine Ohrfeige, er ergriff mich bei den Haaren; Beide fielen wir nieder, balgten uns auf der Erde herum und kollerten dann mit einander in das Orcheſter zur größten Unterhaltung der ganzen Verſammlung, welche bald ziſchte, bald lachte und klatſchte. Zwei Muſiker, deren Inſtrumente wir durch den Fall zerbrochen hatten, regalirten uns mit Schimpfnamen und Rippenſtößen, die Wache kam herbei, führte uns auf das Polizeibureau, wo mich der Commiſſär auf Anlangen meines Schwiegervaters und meiner treuen Gemahlin für toll erklärte und fortweiſen ließ.

Ich rettete mich vor dem allgemeinen Hohngelächter in eine abgelegene Straße, und nachdem ich einige Zeit über meine traurige Lage geſeufzt hatte, wich ich einer innern Stimme, die mich zum Nachteſſen rief. Ich ſchleppte mich alſo nach Hauſe, wo ſchon im Hofe mein Geruchsorgan durch die anziehendſten, appetitlichſten Gerüche gekitzelt wurde. Alles ſchien zu einem großen Feſte geordnet, das wohlriechendſte Räucherwerk dampfte in allen Gemächern und Flötenſpieler hauchten die ſanfteſten Töne aus. Ich näherte mich, um Platz unter den Gäſten zu nehmen; aber mein unerbittlicher Schwiegervater ließ ſeine Sklaven herbeikommen und befahl ihnen, dem ungebetenen Gaſt die Thüre zu weiſen. Dieſer Befehl wurde, nicht auf die allzu höflichſte Weiſe, erfüllt, und ich befand mich matt und hungrig, ohne einen Obulus in der Taſche, auf der Straße.

Ich wählte die Stufen einer Säule zu meinem Nachtlager und ſchlief auch auf dieſem harten Bett endlich ſanft ein. Es war ſchon heller Tag, als ich wieder erwachte. Freudenruf ſchlug an mein Ohr und ich gewahrte einen Waffenherold, dem eine Menge Leute folgten. Maſchinenmäßig miſchte ich mich unter die Menge und wir kamen endlich auf einen öffentlichen Platz, wo der Herold eine Proklamation vortrug. Sie hatte zum Inhalte, daß die Republik, ſtets bereit, das wahre Verdienſt würdig zu lohnen, dem Verfaſſer der Tragödie, welche geſtern mit ſo außerordentlichem Beifall gegeben wurde, eine namhafte Summe bewilligt und beſchloſſen habe, daß der Name dieſes göttergleichen Dichters mit goldenen Buchſtaben auf eine Säule geſchrieben werden ſoll, die ſich zu ſeinem Ruhme und zum Andenken dieſes großen Ereigniſſes auf dem Hauptplatze der Stadt erheben wird, und daß ſowohl er, als auch alle ſeine Nachkommen auf ewige Zeiten von allen Abgaben befreit ſeyn ſollen.

Die Proklamation war kaum geendet, als ich den Herold bei der Gurgel faßte, ausrufend: „Hier ſteht er, der göttergleiche Dichter! — Edle Athenienſer, werdet ihr dulden, daß man mich meiner Talente beraubt, und daß ein elender Betrüger —“

Bei dieſen Worten wurde das Getöſe ſo allgemein, daß ich nicht weiter ſprechen konnte, und ich erwachte über das Krabbeln einer Fliege, die mir auf der Naſe tanzte.

Acht vernünftige Tage.

Anekdote aus dem Leben eines Künſtlers.

Es gibt noch gute, einfache, freiſinnige Menſchen, deren Herzen allen lebhaften Eindrücken des Guten und Schönen offen ſtehen. Sie ſind großmüthig ohne daran zu denken, daß ſie es ſind, ſie ſind glücklich in dem Glücke, das ſie verbreiten, fröhlich durch die Freude Anderer. Sie gefallen aller Welt, ohne glänzen zu wollen. Sie lieben die ganze Welt, vergeſſen das Böſe, was man ihnen zufügte, und erinnern ſich nur des Guten, das ſie genoſſen; ſie kennen den Haß nur dem Namen nach, beurtheilen alle Herzen nach ihrem eigenen, handeln ohne zu überlegen, wenn es gilt Jemanden einen Dienſt zu erweiſen, werden hundertmal betrogen, und ſchenken immer wieder Zutrauen. Ihre Einbildungskraft entflammt ſich leicht, ſie ſehen Größe in den einfachſten Handlungen. Dieſe ſind es eigentlich, von denen man ſagen kann: Sie ſind Alles, was ſie ſind, durch ihr Herz.

So war auch der junge Ernſt H***, den ich einſt gekannt habe. In ſeiner frühen Jugend zeigte ſich bei ihm Talent für die bildende Kunſt; und mehre Zeichnungen und Gemälde von ihm erhielten den Beifall der Kenner. Allein

ein frühzeitiger Tod raffte ihn fort von der Bahn der Kunſt. Er fiel ab, gleich einer vielverſprechenden Frucht noch vor ihrer Reife.

Von dieſem jungen Manne will ich hier eine — ich glaube intereſſante Anekdote erzählen.

Ernſt ſaß an einem Tiſche, nahm den Brief, den er an ſeinen Onkel, Herrn von Moll, geſchrieben hatte, und durchlas ihn noch einmal; er lautete alſo:

„Sie wollten es nicht glauben, lieber Onkel, daß es mir möglich ſei, acht Tage zu verleben, ohne eine Thorheit zu begehen. Allein Sie haben ſich geirrt, das große Werk iſt mir gelungen, ich habe bereits ſieben Tage in einer exemplariſch langweiligen Klugheit verlebt, und ſchreib Ihnen heute am achten dieſen Brief. Ich habe alſo meine Wette gewonnen, und Ihre liebenswürdige Tochter, meine geliebte Sophie, iſt die meinige; da unſerer Übereinkunft nach ihre Hand der Preis meiner vernünftig verlebten acht Tage ſeyn ſollte. — Sie lächeln vermuthlich und fragen: wie hat es der Burſche zu Wege bringen können, acht lange Tage vernünftig zu ſeyn? Ich will Ihnen Beſcheid geben. Ich kam acht Tage nicht aus meinem Zimmer und verſchloß auch meine Thüre vor Jedermann. Das iſt das ganze Räthſel. Sie ſehen, ſo leichtſinnig ich auch immer ſeyn mag, ſo bin ich doch wenigſtens vorſichtig. Kommen Sie alſo zu mir, lieber Onkel, ſo bald es Ihnen möglich iſt, ich beſchwöre Sie. Ich brenne vor Ungeduld Ihnen das Portrait Sophien's zu zeigen, es iſt meine Arbeit, oder vielmehr das Werk der Liebe, Sie können daraus ſchließen, wie ähnlich es iſt. Wenn Sie kommen, werden auch meine Gläubiger bezahlt ſeyn, Dank es Ihrem Darlehen von 200 Louisd'or.“

Ihr
kluger Neffe
Ernſt H***.

Ernſt rief nach nochmaliger Durchleſung dieſes Briefes ſeinen alten Bedienten, den der Onkel ihm beigegeben hatte, und ſprach, indem er ihm das Schreiben übergab: „Da nimm, Kaspar! du wirſt nicht böſe ſeyn, ein wenig aus dem Hauſe zu kommen, denn ſeit den ſieben Tagen, da du meine Einſamkeit mit mir theilteſt, haſt du auch hübſch lange Weile gehabt.“

Kaspar. Ach! gnädiger Herr! Wo denken Sie hin? Wie könnte man ſich denn in ſo guter Geſellſchaft langweilen?

Ernſt. Nun, du verſchmähſt aber auch die ſchlechte Compagnie im Wirthshauſe nicht?

Kaspar. Der Menſch muß ſich in Alles zu ſchicken wiſſen, gute Geſellſchaft hat ihr Gutes, ſchlechte ihr Luſtiges.

„Geh' nur, geh',“ verſetzte Ernſt, indem er dem Alten lächelnd und freundlich auf die Achſel klopfte, „wenn ich verheirathet ſeyn werde, ſollſt auch du es etwas beſſer haben.“

Kaspar. Heirathen Sie ſchon bald, gnädiger Herr?

Ernſt. Dieſen Abend noch. Weißt du denn nicht, daß mein Onkel als eine ihm unmöglich ſcheinende Sache von mir begehrt hat, ich ſoll acht Tage keine Thorheit begehen? und ſieben Tage ſind vorbei, heute iſt der achte.

Kaspar. Der iſt aber noch nicht vorbei.

Ernſt. Noch ſechs Stunden.

Kaspar. Verzeihen Euer Gnaden, aber in ſechs Stunden kann ein Menſch viel —

Ernſt. Beſorge nichts. Ich bürge für mich, wenigſtens für dieſe ſechs Stunden. Wenn du vom Onkel weggehſt, ſo begibſt du dich zu meinem Schneider, und zu den beiden honetten Wucherſeelen, die mir ihr Geld ſo theuer verkaufen, und ſagſt ihnen, ſie ſollen auf der Stelle zu mir kommen, ich ſei bereit, ſie zu bezahlen. Dann ſagſt du im Vorübergehen Herrn von Blügen, ich ließe ihn bitten, mich zu beſuchen, denn meine Thüre ſteht von nun an wieder allen meinen Freunden offen.

Kaspar. Wie, den jungen Büchermacher, mit dem Sie ſich vor einiger Zeit geſchlagen haben, und der Ihnen einen ſo tüchtigen Stoß in den Arm beigebracht hat?

Ernſt. Thut nichts, ich fühle nichts mehr davon.

Kopfſchüttelnd ging der Bediente, um ſeine Aufträge zu erfüllen.

Kaum war eine halbe Stunde verfloſſen, als Blügen in heftiger Bewegung und Unruhe in Ernſt's Zimmer trat. „Ach! biſt du da?“ rief Ernſt, „ich habe lange acht Tage ohne dich verleben müſſen. Aber was fehlt dir? du biſt ſo aufgeregt, ſo blaß, was iſt dir geſchehen, hat dich die Kritik hart mitgenommen? Rede!“

„Freund! rette mir das Leben!“ rief der junge Mann.

„Mit Gefahr meines eigenen,“ antwortete Ernſt lebhaft und mit funkelnden Augen, „aber ſage mir nur —“

„Ich bin verliebt. Das Mädchen, das ich liebe, iſt der Inbegriff aller Vollkommenheiten.“

„Nun, das verſteht ſich von ſelbſt.“

„Sie theilt meine Neigung —“

„Deſto beſſer.“

„Aber ihr Vormund iſt der grauſamſte, ungerechteſte Mann von der Welt. Er verlor früher einen bedeutenden Prozeß gegen meinen Vater, und um mich dafür zu beſtrafen, verweigert er mir Angeliken's Hand.“

„Ja, da iſt freilich nichts zu thun, als das Mädchen aufzugeben, oder zu entführen.“

„Weil ich das Erſte nicht konnte, hab ich das Zweite ſchon gethan.“

„Natürlicher Weiſe!“

„Ich ſuche nun überall einen Zufluchtsort, wo ich meine Geliebte vor den erſten Nachſtellungen ihres Tyrannen verborgen halten kann. Wenn ich ſie nur für einige Stunden in Sicherheit zu bringen wüßte, ſo würden ihre Eltern und die meinigen ſich indeſſen bei dem Vormunde für uns verwenden, der wohl nach einem ſo öffentlichen Schritte mir ihre Hand nicht länger verweigern kann. Aber wo ſoll ich Angelika verbergen? Wem das Weſen anvertrauen, welches mir das Liebſte iſt auf der ganzen Erde?“

„Mir, Freund, mir, führe ſie zu mir, ich bürge dir für das koſtbare Kleinod mit meinem Leben.“

„O großmüthiger Freund, meine Dankbarkeit ſoll nur mit meinem letzten Hauche enden.“

„Bah, bah! du würdeſt dasſelbe für mich thun, — geh, hole deinen Schatz.“

Blügen entfernte ſich. — »Zwei unglücklich Liebende!« murmelte Ernſt vor ſich hin, indem er in ſeinem Zimmer auf- und niederſchritt, »ein junges Mädchen, das Opfer des Despotismus eines grauſamen Vormunds! Wie böſe doch die Menſchen ſind! Alles verfolgen ſie, ſelbſt das ſchönſte Gefühl, die Liebe. Ich bin recht froh, daß Blügen in dieſer Angelegenheit ſich eben an mich wandte, ich dank es ihm.«

Blügen trat wieder ein, ein Mädchen an ſeinem Arm führend, deſſen Geſtalt durch einen langen Schleier verhüllt war, doch konnte man bemerken, wie die Arme zitterte. Man ſah es an ihrer Verwirrung, daß ſie die Unziemlichkeit des Schrittes, den ſie gethan, und ihrer jetzigen Lage wohl fühlte, und daß ſie ſich über ihr leichtſinniges Betragen Vorwürfe machte.

Ernſt grüßte ſie achtungsvoll. »Mein Fräulein,« ſprach er, »Sie ſind hier in Ihrer eigenen Wohnung. Schalten Sie über Alles, was mein iſt. Hier ſteht Ihnen ein zwar nicht ſehr großes, aber bequemes Gemach zu Dienſten. Es iſt zugleich mein Atelier und meine Bibliothek. Niemand wird Sie darin ſtören. Ich ſelbſt werde mir den Eintritt nicht erlauben, ſo lange Sie mir die Ehre erweiſen werden, es zu bewohnen.«

Angelika wollte danken, aber die Worte erſtarben ihr auf den Lippen, ſie konnte es nur durch Thränen.

»O mein Freund,« nahm Blügen das Wort, »es iſt das Glück meines Lebens, ja mein Leben ſelbſt, was ich dir anvertraue.«

„Blügen!“ erwiederte Ernſt ernſthaft, „dieſes Pfand ſteht unter dem Schutze der Liebe, des Unglücks und der Freundſchaft. Übrigens ſieh hinein in das Gemach, das Portrait meiner geliebten Sophie ſteht darin, es iſt der ſicherſte Wächter für deine Angelika. Möge ſie von Zeit zu Zeit einen Blick darauf werfen, es wird ihr für meine Delikateſſe bürgen.“

Beruhigt entfernte ſich Blügen. Ernſt näherte ſich der ſchönen Unglücklichen, und bot alle ſeine Beredſamkeit auf, ſie zu tröſten. „Der gute Blügen,“ ſprach er, „wie heftig er Sie liebt! Sie thaten recht daran, Ihr Schickſal ganz in ſeine Hände zu legen. Ich kenne ihn lange als einen Mann von Ehre und Genie. Er ſchreibt ſchöne Sachen, und hat bereits den guten Ruf für ſich. Er wird es noch weit bringen, Sie werden ſehen. Erſt letzthin hat er mir ſeine neueſte Tragödie vorgeleſen, ein Meiſterſtück, ſag ich Ihnen, das Gold und Ehre bringen wird.“

„O, mein Herr!“ erwiederte Angelika mit einem Seufzer, „ich habe dem Gefühle meines Herzens gefolgt, allein ich kann mir doch nicht verhehlen, daß die öffentliche Meinung — die Welt —“

„Was öffentliche Meinung!“ rief Ernſt, „ich werde Sie vertheidigen, und alle braven Leute mit mir. — Die Welt!“ ſetzte er ſpöttiſch hinzu, „was iſt denn dieſe Welt, vor der Sie ſich ſo ſehr fürchten? Soll man das Glück ſeines Lebens einem vielköpfigen Ungeheuer opfern, das ſeine Meinung alle Tage ändert? Die Welt iſt ein Haufen von Egoiſten, der den Unglücklichen immer Unrecht gibt, indeſſen dieſe Armen bei mir immer Recht haben. — Doch ſtill, ich höre Getöſe. Treten Sie geſchwind in dieſes Kabinet und ſeyn Sie ruhig. Ich bin hier, Sie zu beſchützen.«

Der Unwillkommene, welcher Ernſten alſo in ſeinen Troſtſprüchen ſtörte, nannte ſich Ferſter, und war ein junger Muſikkomponiſt von großem Verdienſte. Durch zwei gelungene Opern hatte er ſich bereits auf das Vortheilhafteſte bekannt gemacht, und ſowohl den Beifall der Kenner, und — was vielleicht noch ſchmeichelhafter iſt — auch der Laien errungen.

»Wahrhaftig!« ſprach ihn Ernſt an, »du kommſt mir jetzt etwas mal-à-propos, ich war eben ſehr beſchäftigt.«

»Wenn das iſt,« erwiederte Ferſter mit unterdrückter Wehmuth, »ſo will ich mich auch ſogleich wieder entfernen.«

»Morgen bin ich ganz zu deinen Dienſten,« fuhr Ernſt fort, »aber heute bleibt mir auch nicht eine Viertelſtunde für meine Freunde übrig.«

»Morgen? ach Ernſt, morgen iſt es zu ſpät.«

»Was heißt das? was redeſt du da, Ferſter? was iſt dir?« rief Ernſt, indem er den ſich Zurückziehenden feſthielt.

»Bruder,« verſetzte dieſer, »du warſt meine einzige Zuflucht, und du verläſſeſt mich?«

»Ich dich verlaſſen? Wer ſo ſprechen kann, kennt mich nicht. Rede, erkläre dich deutlicher.«

»Nein, Ernſt! mein Loos iſt geworfen, ich bedarf keines Menſchen Hilfe mehr. Leb wohl — wohl auf ewig!«

»Du gehſt nicht von hier,« ſchrie Ernſt, und vertrat ihm den Weg, »bis ich den Grund deines Kummers kenne.«

»Ich bin der unglücklichſte der Menſchen, und du nahmſt mich ſo lieblos auf.«

Verzeih, Bruder! Wenn ich das that, ſo glaubte ich dich wahrhaftig nicht unglücklich, ſonſt hätte ich dir gewiß meine Arme geöffnet. Ich bitte dich, rede, was fehlt dir?«

»Du verſprichſt mir das tiefſte Stillſchweigen?«

»Hier meine Hand darauf.«

»Wohlan, ſo höre. Ich wurde geſtern wider meinen Willen in ein Hazardſpiel hineingezogen, ich ſpielte zum erſten Male in meinem Leben ...«

»Und du verlorſt?«

»Ja.«

»O, das iſt mir hundertmal geſchehen, das verdammte Glück! honnetten Leuten ſteht es niemals bei.«

»Ich bin in dieſem Augenblicke ohne Geld,« fuhr Ferſter fort. »Später wird mir wohl meine Oper etwas einbringen, aber wer weiß, wann ſie gegeben wird. Ich muß dieſen Abend noch bezahlen, und kann ich's nicht, ſo bin ich entehrt, verloren.«

»Iſt die Schuld beträchtlich?« fragte Ernſt.

»Ach, leider! 200 Louid'or.«

»Nicht mehr?« rief Ernſt freudig. »Umarme mich, Freund, dann biſt du gerettet, ich beſitze eben jetzt ſo viel. Es iſt ein wahres Glück, daß du gerade ſo viel verloren haſt. Hier nimm, bezahle deine Schuld; geh nur, geh, danken kannſt du mir morgen, jetzt habe ich nothwendige Geſchäfte.«

Mit dieſen Worten drang Ernſt dem erſtaunten Ferſter die Börſe mit den 200 Louisd'or auf, und dieſer entfernte ſich. Ernſt hatte über der unglücklichen Lage ſeiner beiden Freunde Alles, auch ſeine Gläubiger vergeſſen, aber dieſe hatten ein beſſeres Gedächtniß, und ſo eben erſchienen ſie an ſeiner Thüre, begleitet von dem Diener, der ſie auf ſeines Herrn Befehl hieher beſchieden hatte.

Bei ihrem Anblick ward Ernſt etwas verlegen. „Meine Herren!“ redete er ſie an, „ich habe Sie erſuchen laſſen, hieher zu kommen, um Ihnen meine Schuld zu bezahlen, allein Sie erſcheinen etwas zu ſpät, und für heute werden Sie ſich wohl mit dem guten Willen begnügen müſſen.“

„Guten Willen! guten Willen!“ murmelten die Wucherſeelen, „dieſe Münze kennen wir nicht.“

„Und zum Unglück hab ich keine andere Ihnen zu bieten,“ verſetzte Ernſt.

„Sie hat keinen Cours auf dem Platze.“

„Wenn Sie ſich morgen wieder herbemühen wollen, ſo will ich trachten —“

„Mein Herr! wir laſſen uns nicht zum Narren haben.“

„Das will ich auch gar nicht, und ich verſpreche Ihnen —“

„Daß Sie uns morgen wieder was verſprechen werden. Nicht doch, das dauert zu lange, wir können nicht mehr warten.“

„Wenn ich aber mein Ehrenwort gebe —“

„So müſſen Sie doch erlauben, daß wir zweifeln, und auf alſogleicher Zahlung beharren.“

Nun überfiel unſern Ernſt die Galle.

„Wer wagt es,“ ſchrie er, „in mein Ehrenwort Zweifel zu ſetzen? Jetzt nehmt Reißaus, das rath ich euch, und ſucht die Thüre, oder ihr fliegt, bei meiner armen Seele! aus dem Fenſter.«

»Meine Herren,« liſpelte ihnen der alte Kaspar ganz leiſe zu, »folgen Sie meinem Rathe und wählen Sie lieber die Thüre.«

Kluger Weiſe folgten die Gläubiger dieſem wohlgemeinten Rathe, und entfernten ſich, indem ſie Ernſten noch drohten, alle Mittel gegen ihn anzuwenden, welche ihnen die Gerechtigkeit zugeſtehe, wenn er ſie am nächſtfolgenden Tage nicht bezahlen würde.

Ernſten's Zorn verſchwand mit den Gegenſtänden desſelben. Er ſchaute um ſich und bemerkte, daß nur ſein Schneider, der früher kein Wort geſprochen hatte, zurückgeblieben ſei, und in einer Ecke des Zimmers de- und wehmüthig ſtehe.

»Ja, lieber Freund,« nahm Ernſt das Wort, was wollen Sie noch hier? ich habe heute kein Geld, es iſt alſo für Sie hier nichts mehr zu thun.«

»Ach! gnädiger Herr,« antwortete der Schneider, »ich bin auch nicht da, um Sie zu quälen, ich habe ja gerne Geduld, aber mein armes Weib iſt krank, meine vier Kinder ſchreien nach Brot, und nirgend, wohin ich komme, kann ich mein Wohlverdientes erhalten. Heute iſt der letzte Termin, den mir der Hauseigenthümer zur Bezahlung des Miethzinſes geſetzt hat, und kann ich ihn nicht befriedigen, ſo wirſt uns der Hartherzige vielleicht auf die Straße.«

»Was ſagen Sie? Ihre Frau ...«

»Iſt zum Sterben.«

»Und Ihre Kinder?«

„Haben keinen Biſſen Brot.“

„Ach, wie unglücklich bin ich!“ rief Ernſt mit einer Thräne im Auge. „Doch ja — hier, mein Freund, nehmen Sie meine Uhr, verkaufen Sie ſie indeſſen, und geben Sie Ihren Kindern Brot. — Sie will ich vor allen Andern befriedigen.“

„O wie gut Sie ſind, gnädiger Herr!“ ſprach der alte Diener, als der Schneider dankbar das Gemach verlaſſen hatte, „man kann Sie glauben machen, was man will. Der Bock mit ſeinem weinerlichen Tone und ſeiner trübſeligen Miene iſt zehnmal reicher als Sie.“

„Was ſagſt du da, ſein Weib . . .“

„Iſt geſund und wohlauf. — Seine Kinder — dick und fett und von den Abſchnitzeln prächtig gekleidet.“

Eben wollte Ernſt antworten, als die Stimme ſeines Onkels an ſein Ohr ſchlug, welcher mit Sophien eintrat. Ernſt flog in ſeine Arme und drückte ihn an ſein Herz. „Theurer Onkel!“ rief er, „wie glücklich bin ich, Sie zu ſehen, und meine theure Sophie, Sie führen ſie mir ſelbſt in die Arme.“

„Nein, Ernſt, das iſt nicht Güte, das iſt Gerechtigkeit. Ich habe dich deiner Thorheiten wegen ausgeſcholten, ich muß auch deine Klugheit belohnen.“

„O ſüßer Lohn!“

„Sie waren alſo recht vernünftig, dieſe acht Tage hindurch?“ ſprach Sophie, aus deren Blicken Liebe und Fröhlichkeit ſtrahlte.

„Sie wiſſen, was auf dem Spiele ſtand, konnte — durfte ich dieſe Wette verlieren?“

„Ja, ich fürchtete es ein wenig, jetzt darf ich es geſtehen, da Sie gewonnen haben.“

„Gewonnen, ja mit Trommel und Pfeiſe gewonnen!“

„Deine Gläubiger ſind alſo alle bezahlt, Junge?“ fragte Herr von Moll.

„Meine Gläubiger?“ — Ernſt ſtockte. — „Ja, — nein, mein beſter Onkel! alle noch nicht.“

„Und warum nicht?“

„Weil — weil — als ſie kamen — ſehen Sie — als ſie kamen, hatte ich kein Geld mehr.“

„Und die 200 Louisd'or?“

„Ich mußte ſie zu anderm Zwecke verwenden, zu etwas Nothwendigerem, Beſſerem, glauben Sie mir es, lieber Onkel.“

„Burſche!“ ſprach jetzt der Onkel, indem er die Brauen etwas zuſammenzog; „ein junger Menſch, der acht Tage hindurch in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen bleibt, kann nicht 200 Louisd'or ausgeben, ohne eine Thorheit zu begehen.“

„Und doch ſage ich Ihnen, ich habe ſie ausgegeben, ohne mir auch nur den geringſten Vorwurf machen zu dürfen.“

„Wenn das iſt, ſo rede, was haſt du mit dem Gelde gemacht?“

„Das iſt ein Geheimniß.“

„Sie haben Geheimniſſe vor mir?“ fragte Sophie traurig.

„Und ich,“ fuhr Herr von Moll fort, „muß aus deinem Stillſchweigen ſchließen, daß du mich hintergangen und die Wette verloren haſt.“

„Ach, das iſt deßwegen noch nicht ſo ganz gewiß, lieber Vater,“ fiel Sophie ein.

„Verdammen Sie mich nicht, bevor Sie mich gehört haben,“ rief Ernſt.

„Wie, zum Henker willſt du denn, daß man dich höre, wenn du nicht reden willſt? Was haſt du mit dem Gelde gemacht?“

„Den beſten Gebrauch.“

„Deſto beſſer, aber welchen?“

„Ich bezahlte eine Schuld.“

„Eine Schuld, die mir noch nicht bekannt war?“

„Allerdings, eine Spielſchuld.“

„Wie? du haſt alſo geſpielt, und du nennſt das vernünftig ſeyn?“

„Ach!“ fiel Sophie mit ſchmerzhaftem Tone ein, „nun ſehe ich, wie Sie mich lieben.“

„Nein, Sophie, ich habe nicht geſpielt.“

„Biſt du närriſch, was redeſt du denn da zuſammen? hat nicht geſpielt, und doch eine Spielſchuld bezahlen müſſen.“

„Und doch iſt es ſo, ich ſchwöre Ihnen bei meiner Ehre, bei meiner Liebe zu Sophien.“

„Lieber Vater!“ ſagte Sophie ſchmeichelnd, „hören Sie, er ſchwört bei ſeiner Liebe zu mir, es muß alſo doch wahr ſeyn.“

„O Sophie, theure Sophie,“ rief Ernſt, vertheidigen Sie mich, Sie thun es mit vollem Rechte, und ich will Sie bald von der Wahrheit meiner Worte und meiner Liebe überzeugen. Weit entfernt mich dem Spiele zu ergeben, hab' ich mich nur mit Ihnen beſchäftigt. Ich malte Ihr Bild — Kommen Sie, ſehen Sie, wie ähnlich es iſt.«

Nach dieſen Worten, nur bemüht, ſich zu vertheidigen und Sophien ſeine Liebe zu beweiſen, öffnete er die Thüre zum Cabinete, führte ſeinen Onkel und Sophien hinein, und deutete auf das Portrait.

Aber Herr von Moll fuhr ſchaudernd zurück, und ausrufend: »Ha! was muß ich ſehen? eine Weibsperſon hier verſteckt?«

»Was hab ich Unglücklicher gethan!« rief Ernſt, indem er ſeine Unklugheit bemerkte, »nun bin ich verloren!«

Mit ſchnellen Schritten ging Moll im Zimmer auf und nieder, einmal über das andere im Grimme laut auflachend und ausrufend: »Welche Treuloſigkeit! Nein das iſt zu ſchändlich!« — Ernſt ſuchte ſich ihm zu nähern mit einer unbeſchreiblichen Ängſtlichkeit, allein vergebens bat und ſchwor er dem Onkel und Sophien, daß er unſchuldig ſei, ſie wandten ſich von ihm und deuteten nur auf das Cabinet. Auf's Äußerſte war Ernſt getrieben, als plötzlich Blügen in das Zimmer trat, und Ernſt ihm mit dem Worten entgegenſtürzte: »Gott ſei Dank! nun bin ich gerettet!«

»Ja, mein Freund, du biſt gerettet,« ſprach Blügen. »Aber die Gefahr war nicht ſo groß, und Herrn von Moll's Zorn nur Scherz.« Mit dieſen Worten trat er in das Kabinet, und führte Angeliken aus demſelben, welche nun unter lautem Lachen den Schleier zurückſchlug und Ernſten ein wohlbekanntes Geſicht zeigte. Es war Frau Spitz, welche ſchon über 30 Jahre im Hauſe ſeines Onkels als

Haushälterin diente, und deren Züge mehr ehrwürdig, als verführeriſch waren.

Auch Ferſter erſchien wie gerufen zu dieſer Scene, und legte in Ernſtens Hände die empfangenen 200 Louis'dor zurück, ihm dankend für einen Freundſchaftsdienſt, deſſen er zu ſeinem Glücke nicht bedurfte.

Ernſt ſtand ſtarr, und verſtand kein Wort von allen dem, was er ſah und hörte, er glaubte zu träumen, und ſah die Umſtehenden mit einer wahrhaft komiſchen Verwunderung an. Endlich brach Blügen das Stillſchweigen: „Ich kann deine Verwunderung begreifen, armer Freund, aber ich will dir das Räthſel löſen. Ferſter und ich befanden uns eben bei deinem Herrn Onkel, als dein Brief dort anlangte, und der luſtige alte Herr entwarf ſogleich den Plan, dir einen Streich zu ſpielen, und dadurch die Güte deines Herzens auf die Probe zu ſtellen. Er bedurfte zu dieſer Komödie zwei Schauſpieler, wozu wir beide uns willig engagiren ließen, weil wir im voraus wußten, daß du dadurch nur gewinnen könnteſt, und ſich dein Gemüth im hellſten Glanze zeigen würde."

„Wie?" rief Ernſt, „Alles das war nur ein Scherz? Angelika — Frau Spitz — Sie ſind nicht entführt? — Ferſter hat nichts verloren? — Nun, wenn das iſt, ſo habt ihr Beide wirklich viel Talent zum Theater."

„Nicht ſo, lieber Freund," erwiederte Blügen, „du biſt der beſte, und wenn man dein Herz trifft, auch der leichtgläubigſte Menſch; wir ſpielten nicht ſo gut, und öfters, wenn wir dir unſere Angſt ſchilderten, waren wir auf dem Punkt, in lautes Lachen auszubrechen, aber du, einmal aufgeregt, nahmſt Alles für baare Münze.“

Ernſt. Und Sie, Sophie, waren auch mit im Complotte?

Sophie. Zu dienen.

Ernſt. Sie konnten meine Qual mit anſehen, und mich dennoch in meinem Irrthume laſſen?

Sophie. Lieber Freund, ich habe zwanzigmal verſucht, Sie durch Lächeln, Huſten und verſchiedene andere Zeichen zu unterrichten, aber Sie ſahen und hörten ja nicht.

„Lieber Junge,“ rief der Onkel, indem er Ernſten in ſeine Arme ſchloß, „du biſt übrigens doch ein braver, guter Menſch. Sophie iſt dein.“

Wenige Tage nachher wurden die Liebenden verbunden, und wenn Sophie ſich auch noch manchmal über eine kleine Thorheit ihres Gemahls zu beklagen hatte, ſein vortreffliches Herz machte Alles wieder gut.

Der Grundſatz.

Skizze aus dem Leben eines meiner Freunde.

In einem Gaſthauſe entſpann ſich neulich ein Geſpräch über das neueſte Schauſpiel, welches auf einem unſerer Theater gegeben worden war. Die Einen ſprachen für, die Andern gegen dasſelbe. Der Streit wurde immer heftiger, beſonders kamen Herr E***, der eine Recenſion darüber geſchrieben, und ſich darin ziemlich ſtark dagegen expektorirt hatte, und mein Freund L***, der dafür ſprach, in Eifer, und wären ſich vielleicht ſogar in die Haare gefallen, wenn wir Übrigen die ganze Sache nicht zum Scherze gewendet und dem Zanke dadurch ein Ende gemacht hätten.

Im Nachhauſegehen ſprachen ich und mein Freund L*** noch darüber, und ich wunderte mich, wie er ſo hitzig werden, und mit ſolcher Heftigkeit die Partei des Einen ergreifen konnte: „Sieh mich an,“ ſagte ich zu ihm, „ich menge mich in nichts; ich ſpreche meine Meinung wohl auch aus, aber ſeh' ich, daß Jemand einer andern iſt, ſo bekümmere ich mich nicht darum, ich gehe *meinen* Weg, halt' es aber weder mit dem Einen noch mit dem Andern.“ Als ich das geſagt hatte, lachte mein Freund L*** bitter und erwiederte: „O mein Lieber! da biſt du auf ganz irrigem Wege, und biſt du mit dieſem deinem Grundſatze glücklich durch die Welt gekommen, ſo lag es nur am Schickſal, das dir wohlwollte. Ich habe denſelben Grundſatz gehabt, und *mir* iſt es ſehr ſchlimm damit gegangen. Wenn du willſt, ſo will ich dir einiges aus meinem Leben, was darauf Bezug hat, erzählen, urtheile ſelbſt, ob ich dann Unrecht habe, mich für den Einen oder den Andern lebhafter zu intereſſiren.«

Ich bat ihn, mir zu erzählen, und er theilte mir beiläufig Folgendes mit:

»Ich war in meinem ſechzehnten Jahre ſchon ſehr ernſthaft und nachdenkend. Die Unglücksfälle, womit mich das Schickſal in meiner zarteſten Kindheit heimgeſucht hatte, das Studium der alten Philoſophen, worauf ich mich eifrig verlegte, Alles vereinigte ſich, aus mir einen kleinen *Cato* zu bilden. Ohne Eltern, ohne Vermögen, war mein Onkel meine einzige Stütze. Dieſer vortreffliche Mann ließ mich nach der Hauptſtadt kommen, und gab mich in eine berühmte Erziehungsanſtalt, wo er für mich bezahlte. Einſt, es war an einem Rekreationstage, befand ich mich in ſeinem Hauſe. Es war eben Geſellſchaft verſammelt, und das Geſpräch lenkte ſich auf die unendliche Schwierigkeit, unter und mit den Menſchen verträglich zu leben. »Ich,« ſagte mein Onkel, »habe die Sache nie ſo ſchwierig gefunden, als Sie meinen, ich habe aber auch immer einen vortrefflichen Grundſatz beobachtet. Wollen Sie ihn wiſſen? Da leſen Sie.« Mit dieſen Worten öffnete er den obern Theil ſeines Schreibeſchranks, und wir ſahen dort mit goldenen Buchſtaben auf Ebenholz den Spruch geſchrieben:

Laß Jeden in ſeiner Sache wandern,
Halt's nicht mit dem Einen und nicht mit dem Andern,
Dann hältſt du's, glaube mir,
Am beſten ſtets mit dir!

Dieſe Worte ergriffen mich mächtig, dazu die Jovialität meines Onkels, ſeine Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft, ſein gutes Einkommen, zu welchem Allen ihm wohl die Befolgung dieſes Grundſatzes geholfen haben mochte, — kurz, ich nahm mir feſt vor, ihn zum Leitſtern meines ganzen Lebens zu machen.

Am folgenden Morgen kehrte ich in die Erziehungsanſtalt zurück. Ich fand meine Kameraden in einem heftigen Wortwechſel, der ſchon in Thätlichkeiten überzugehen drohte. Ein gewiſſer Ellinger behauptete, es ſei ihm ein Federmeſſer abhanden gekommen. Feller, ein Sauſewind, der mit ihm auf einem Zimmer wohnte, nahm das krumm, deutete die Anklage auf ſich, und war blaß vor Wuth darüber. Ein Theil der Übrigen ſchlug ſich auf Ellinger's, der andre auf Feller's Seite und verlangte Genugthuung für ſolchen Schimpf. Kaum erblickte man mich, ſo ſchrie man mir ſchon von allen Seiten entgegen:

„Was denkſt du? — Nicht wahr, das iſt unverzeihlich von Ellinger — nicht wahr, Feller hat Unrecht, das auf ſich zu beziehen? Rede, rede, mit wem hältſt du es?“

„Ich,“ antwortete ich ruhig, und meinem Grundſatze getreu, „ich halt' es mit Keinem. Was geh'n mich eure Streitigkeiten an? ich bleibe neutral.“

„So?“ ſchrie Ellinger, „alſo glaubſt du, ich habe Fellern unrechtmäßiger Weiſe angeklagt?“

„Wie? neutral?“ ſchrie Feller, „alſo meinſt du, ich habe das Federmeſſer wirklich geſtohlen? und Beide fielen mit dieſen Worten über mich her, warfen mich zu Boden und bedeckten mich zum nicht geringen Gelächter beider Parteien mit Fauſtſchlägen. Zum Glücke kamen auf mein Jammergeſchrei die Lehrer dazu, ſahen ihr blaues Wunder an mir und entriſſen mich den Händen der Wüthenden.“

„Du ſiehſt wohl, lieber Freund, daß die erſte Anwendung des Grundſatzes meines Onkels nicht glücklich für mich ausfiel; doch zog ich daraus keine böſe Schlußfolge für die Zukunft, dachte mir, bei erwachſenen Perſonen würden ſich die guten Wirkungen wohl eher offenbaren als bei unverſtändigen Knaben, und blieb feſt bei meinem gefaßten Princip.“

„Meine Studien waren vollendet. Mein Onkel, ſeine Altersſchwäche fühlend, nahm mich zu ſich und ſuchte mich in irgend einem öffentlichen Amte unterzubringen. Allein leider hatte ich das Unglück ihn früher zu verlieren, als ich ſeine Verwendung für mich verwirklicht ſah. Das Vermögen, welches er mir hinterließ, war zu unbedeutend, als daß ich davon hätte leben können, daher hatte ich ſchon den Entſchluß gefaßt, Soldat zu werden, als ich die erledigte Einnehmerſtelle in K***, um welche mein Onkel kurz vor ſeinem Tode für mich angehalten hatte, erhielt. Meine Freude darüber war ſehr groß, beſonders da K*** mein Geburtsſtädtchen war. Schnell packte ich zuſammen, was ich hatte, vergaß den Schreibkaſten meines Onkels, worin der goldne Spruch ſtand, nicht, und reiſte nach meinem neuen Poſten ab. Kaum war ich dort angekommen, ſo erkundigte ich mich um die Wohnung meiner beiden Vettern, mit denen ich die unzertrennlichſte Freundſchaft zu ſchließen Willens war. Ich erfuhr, wo ſie wohnten, und beſuchte noch an demſelben Abende den ältern: Eduard. Er nahm mich ſehr freundlich auf, verſicherte mich, daß er mir von jeher ſehr zugethan geweſen ſei, und ſchloß damit, daß er mir erzählte, wie er ſich mit Theodor, ſo hieß mein jüngerer Vetter, entzweit habe, und wie ſie nun einander gar nicht mehr ſähen. — »Das iſt ein böſer Menſch.« fügte er hinzu, »und ich ruhe nicht, bis er mir aus der Stadt muß, ja fort muß er und ſollt' es mich den letzten Heller koſten. Ihr Vater, lieber Franz!« ſprach er mit einem Seufzer, »Gott hab' ihn ſelig! hat mir's oft geſagt, daß der Burſche nichts tauge, ach! er hatte Recht.«

»Ich ſah wohl, daß mich Eduard auf ſeine Seite zu bringen ſuchte, allein treu meinem Grundſatze, entgegnete ich ihm nur einige beſänftigende Worte und empfahl mich. Am andern Morgen beſuchte ich Theodor. Sein Empfang war ſehr kalt, er geſtand mir offen, er werde es mir niemals verzeihen, daß ich Eduard zuerſt beſucht habe, er haſſe ihn mit Recht von ganzem Herzen, und Eduard's Freunde könnten nie die ſeinigen werden. Er erſuchte mich am Ende ſogar etwas unhöflich zu dem zurückzukehren, dem ich ſchon früher die meiſte Aufmerkſamkeit bezeigt habe.«

»Ich ging, feſt entſchloſſen, nie mehr einen Fuß in dieſes Haus zu ſetzen, und dafür mit ganzer Liebe an Eduard zu hängen. Allein, wie erſtaunte ich, als ich ſah, daß mir auch Eduard Abends auf der Promenade auswich. Umſonſt ſuchte ich ihn am andern Morgen in ſeinem Hauſe auf, er ließ mich nicht vor, und der Bediente erklärte, wie ſein Herr nie mehr einen Menſchen zu ſehen wünſche, der mit ſeinem erklärten Feinde Freundſchaft geſchloſſen habe.“

„So war ich denn von meiner ganzen Familie ausgeſtoßen,“ fuhr L*** mit einer Thräne im Auge zu erzählen fort, „die es in der Folge auch nicht daran fehlen ließ, mich bei ihren Bekannten ſchlimm anzuſchreiben; doch ich tröſtete mich damit, meinem Grundſatze getreu geblieben zu ſeyn, und bald that auch Amor das Seinige mich zu zerſtreuen.“

„Der Gegenſtand meiner Neigung war Julie M**, eine junge Witwe; ich hatte das Glück auch von ihr geliebt zu werden, und ſchon gab ſie mir das Verſprechen, die Meinige auf ewig ſeyn zu wollen. Alles beneidete mich; denn Julie war vielleicht das liebenswürdigſte Frauenzimmer in K***. Ich ſage vielleicht, weil der Geſchmack verſchieden iſt, und ſich auch in dieſem Städtchen die Meinung theilte, zwiſchen ihr und der Madame Diller, ihrer Nebenbuhlerin an Schönheit, Geiſt und Eleganz. Man kennt die Weiber, immer führen ſie Krieg mit einander, ihre Waffen ſind Hüte, Hauben und Kleider, ihre Generale Schneider und Modehändler, ihre leichten Truppen Händedruck und Augenſpiel. Weh der Schönen, die einer andern Schönen den Sieg ſtreitig macht! ſie wird gehaßt bis in den Tod, und man küßt ſie in Geſellſchaft nur wie Judas. So waren denn auch Julie und Madame Diller einander recht herzlich gram, obgleich ſie ſich faſt täglich ſahen, und mit Komplimenten überhäuften. Endlich aber erſchien der Augenblick, wo ſie ſich nicht länger zurückhalten konnten, und einander den Fehdehandſchuh vorwarfen. Julie hatte ſich ein Pianoforte aus der Hauptſtadt bringen laſſen. Madame Diller beſaß nur ein kleines Clavecin und hätte dieſes bald in noch kleinere Stücke zerſchlagen, als ſie der Nebenbuhlerin prächtiges Inſtrument mit Bronzeverzierungen erblickte. Einige Tage darauf gab der Herr Bürgermeiſter ein Concert, bei welchem die beiden Damen glänzen ſollten. Julie ſpielte eine leichte Sonate auf ihrem großen Pianoforte, Madame Diller ein großes ſchweres Concert auf ihrem kleinen Clavecin. Überdies ſang Julie die Arie, welche eigentlich die Diller hatte ſingen wollen. Darüber erfolgte nun zwiſchen den Damen eine ſo heftige Erklärung, daß ſich Beide augenblicklich von dem Concerte entfernten. Am andern Morgen erhielt ich folgendes Billet:

»Sie wiſſen vermuthlich ſchon, wie abſcheulich ſich die Diller geſtern gegen mich benommen hat. Ich hoffe, Sie werden eine Frau künftig auch als Ihre Feindin anſehen, welche die meinige geworden iſt. Ich erkläre Ihnen, daß ich auch die kleinſte Artigkeit, welche Sie ihr in Zukunft beweiſen würden, als eine Beſchimpfung für mich anſehen müßte.

Ihre

Julie.«

»Ich fand dieſes Begehren ſehr übertrieben und dachte mir: die Sache wird ſchon wieder ins Geleiſe kommen. Ich ſteckte das Billet zu mir, ohne es zu beantworten, und eilte ein Geſchäft zu beendigen, welches mich vor die Stadt rief. Auf meinem Rückwege fand ich außer der Stadt eine zerbrochene und geſtürzte Caleſche, die ich bald für jene der Madame Diller erkannte. Die arme Frau ſelbſt fand ich ganz zerſchlagen auf der Straße liegen. Ich hielt es für Menſchenpflicht ihr zu Hilfe zu eilen, bot ihr meinen Wagen an, und führte ſie nach Hauſe. Da ſie am entgegengeſetzten Ende der Stadt wohnte und ich einen offenen Wagen hatte, ſo wurden wir von vielen Bekannten geſehen. Ich begleitete ſie nur bis zur Stiege und eilte dann zu Julien; allein wie erſtaunte ich, als mir das Stubenmädchen ein Billet übergab folgenden Inhalts:

„Mein Herr, da Sie, trotz meiner Bitte, ſich mit Madame Diller gleichſam im Triumphe gezeigt, und mich ſo zum Gelächter der ganzen Stadt gemacht haben, ſo muß ich die Bekanntſchaft mit einem Manne aufgeben, der meine Ehre nicht ſchont. Ich erlaſſe Ihnen hiemit alle Ihre Verſprechungen, und wünſche, daß Sie bei Madame Diller ein Herz finden, welches Sie zärtlicher liebt als jenes

Ihrer getäuſchten
Julie.“

„Umſonſt verſuchte ich mich bei Julien zu rechtfertigen, umſonſt ſchrieb ich mehre Briefe an ſie, ſie wurden mir alle unerbrochen zurückgeſandt, und ich ſah endlich alle Hoffnungen auf Wiedervereinigung ſchwinden. Ich tröſtete mich mit dem Gedanken, daß ein Weib von ſolchen Geſinnungen mich nicht glücklich gemacht haben würde und ſuchte Zerſtreuung im Tempel der Muſen. Ich machte Verſe und hatte das Vergnügen zu ſehen, daß meine kleinen Gedichte Beifall erhielten. Doch bald gerieth ich durch mein ſchwaches Talent in ein neues Unglück. Der General von X*** hielt ſich bei ſeiner Durchreiſe einige Tage in unſerm Städtchen auf. Er ſpeiſte bei dem Herrn Bürgermeiſter, und dieſer erſuchte mich einige Strophen zum Lobe ſeines erhabenen Gaſtes zu verfertigen. Ich verfaßte ein Lied auf den Muth und die Menſchlichkeit des Helden; dieſes wurde öffentlich bei der Tafel abgeſungen und ich von allen Seiten mit den ſchmeichelhafteſten Lobſprüchen beehrt. Da ich wußte, daß mein Vaterland noch einen berühmten General beſaß, der in gleichen Ehren mit dieſem ſtand, und ich es, meinem Grundſatze gemäß, mit Keinem verderben wollte, ſo machte ich auch ein zweites Gedicht auf den andern Kriegshelden, ſandte beide nach der Stadt, und ließ ſie in einem unſrer geleſenſten Journale abdrucken. Was war die Folge? Beide wurden mir gram; des Einen Schwager war mein Vorgeſetzter im Amte, des Andern Vetter machte meiner Erſchönen den Hof; ich verlor meine Einnehmersſtelle, welche ein junger Menſch erhielt, der auf den einen General ein Lob-, auf den andern ein Spottgedicht verfaßt hatte.«

»Ich war nun gezwungen nach der Hauptſtadt zu wandern, um dort um ein neues Ämtchen zu ſolicitiren, da ich aber wenig Freunde und noch weniger Geld beſaß, ſo mußte ich fürs Erſte Zuflucht zu meiner Feder nehmen. Ich ſchrieb ein Luſtſpiel, welches, obſchon es den Kennern gefiel, doch nicht zur Aufführung kam. Ich hatte es nämlich den beiden erſten Schauſpielern, welche Feinde waren, ſelbſt vorgeleſen, der Verſuch, mir Beide zu gewinnen, machte mir Beide zu Widerſachern, und ſo blieb mein Luſtſpiel unaufgeführt und mein Beutel leer.«

»Nun ſchrieb ich einen Traktat über Muſik, in welchem ich unſere erſten drei Komponiſten mit Lobſprüchen überhäufte.

Da ich dieſe Herren perſönlich kannte, ſo überſandte ich jedem von ihnen ſogleich ein Exemplar. Einige Tage nachher machte ich ihnen meine perſönliche Aufwartung, um ihren Dank einzuernten. Allein der Empfang entſprach meiner Erwartung nicht, keiner von ihnen ſprach von den Lorbeern, die ich ihm geſtreut hatte, ſondern nur von jenen, womit ich die Stirne ſeines Nebenbuhlers geziert hatte. Sie wünſchten mir mit einem ſpöttiſchen Lächeln Glück zu meinem ſeltenen Talente und zu der Belohnung, die ich von den Andern erhalten würde, und ich eilte unmuthig und mit der traurigen Gewißheit nach Hauſe, daß ich mir wieder drei neue Feinde gemacht habe.«

»Ich würde kein Ende finden, wollte ich all die Abenteuer erzählen, die meiner Ruhe und meinen geſellſchaftlichen Verhältniſſen ſchadeten. Es iſt genug, wenn ich dich verſichere, daß mir nach einem zweijährigen Aufenthalte in der Hauptſtadt der Eintritt in allen guten Häuſern verſagt war, und ich gezwungen geweſen wäre, meinen Bündel auf den Rücken zu nehmen und mein Heil in einem fremden Lande zu ſuchen, wäre nicht eben zu jener Zeit der Schwager des Generalen, mein ehemaliger Vorgeſetzter, ſelig in dem Herrn entſchlaſen. Sein Nachfolger fing — wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt — damit an, das ganze Gebäude ſeines Vorfahrers umzuſtürzen, und ich erhielt meine Einnehmersſtelle wieder.«

»Ich kehrte nach K*** zurück, und machte auf dem Wege dahin folgende Betrachtungen: Der Grundſatz meines Onkels hatte mich unglücklich gemacht, alſo ſchloß ich, daß es im bürgerlichen Leben eben ſo wie im politiſchen nur großen Mächten erlaubt ſei, neutral zu bleiben. Kleinere Mächte brauchen eine größere, welche ihnen ihren Schutz angedeihen läßt. Ich beſchloß mein Benehmen zu ändern und meinen geliebten Grundſatz aufzugeben. Seitdem halt' ich es immer voll Wärme mit einer Partei und bin dadurch ſo glücklich, wenigſtens immer mit der Hälfte der Menſchen in Freundſchaft zu leben. Die Verſe aber in meines Onkels Schreibeſchrank ließ ich auf der Stelle vernichten, und dafür hinſetzen:

Bleib' nie neutral im Lebensgefecht.
Halt's ſtets mit Einem und mit dieſem recht.

Die drei Rieſen.

Allegoriſches Mährchen.

Peter Marks ſaß eines Abends vor ſeiner Hütte und ſah, ein Pfeifchen ſchmauchend, ſeinen Kindern ſpielen zu, als ein alter Hauſierer vor ſeiner Thüre anhielt, um ſeinen Kram auszulegen. Marks kaufte einige Kleinigkeiten, da er leider in ärmlichen Umſtänden war, und da der Krämer ſehr ermüdet ſchien, bot man ihm einen Stuhl und einige Erfriſchungen. „Ich komme ſehr weit her,“ ſprach dieſer, indem er den Hut abnahm, und ſich den Schweiß von der Stirne wiſchte. „Dieſes Land iſt mir unbekannt, ich bitte euch, zeigt mir einen Ort an, wo ich die Nacht zubringen kann.“ — „Ich wollte euch gerne ſelbſt aufnehmen,“ antwortete Marks, „aber bei uns iſt jeder Winkel ſchon voll. Übrigens, wenn ihr mit einem einfachen Strohlager in der Schoppe vorlieb nehmen wollt, ſteht es euch zu Dienſten.“ — „Der Himmel vergelt' es euch,“ erwiederte der Krämer, „und um für eure Gaſtfreundſchaft nur einigermaßen erkenntlich zu ſeyn, will ich dieſen Abend euren Kindern einige Geſchichten erzählen und ſie unterhalten.“ — Die Kinder drängten ſich bei dieſen Worten an ihn, und Joſeph ſagte: „Ja lieber Herr, erzählt uns etwas, aber ja etwas recht Wunderbares, ſo etwas von Hexen, von Feen, oder Rieſen.“ — „Ach nein,“ ſagte Liſe, „nichts von Unholden, da fürcht' ich mich dann die ganze Nacht; lieber eine andere Geſchichte, aber nur keine Moral am Ende, das iſt langweilig!“ — „Nun, ich will mein Beſtes thun,“ verſetzte der Krämer lächelnd, that noch einen Schluck aus der vor ihm ſtehenden Flaſche, und fing dann zu erzählen an:

„Es war einmal ein armer Handwerker Namens Jobſon, der eine ſo zahlreiche Familie beſaß, daß er nicht wußte wie er ſie ernähren ſollte. In Verzweiflung über ſeine Lage, beſchloß er, über dem Meere ſein Glück zu ſuchen. Mehre ſeiner Nachbarn, eben ſo arm als er, ſchloſſen ſich an ihn an; ſie verkauften das Wenige, was ſie beſaßen, um mit dem dafür gelöſten Gelde die Reiſe beſtreiten zu können, und hielten ſich verſichert, einmal in der neuen Welt angelangt, ſogleich Arbeit und reichliches Auskommen zu finden. Die ganze Caravane ſchiffte ſich in Liverpool ein. Ich erinnere mich nicht mehr, wie der Ort, wohin ſie gehen wollten, hieß, aber es liegt auch nichts an dem Namen; denn ſie kamen nie daſelbſt an. Seit einigen Wochen ſchifften ſie auf dem Meere, da erhob ſich ein fürchterlicher Sturm, weder Arbeit noch Beten half mehr; nachdem das Schiff zwei Tage und drei Nächte das Spiel der Wellen geweſen war, wurde es an einen Felſen geſchleudert und zerſplittert. — Mit Mühe nur gelang es den armen Leuten, ihr Leben zu retten; allein ſie erkletterten doch Alle glücklich den Felſen, und fanden eine ſehr angenehme und fruchtbare Inſel. Sie war unbewohnt, und hierüber waren die Schiffbrüchigen nicht wenig erfreut; denn ſie nahmen ſogleich Beſitz davon, und zweiſelten nicht, daß ſie hier eben ſo glücklich leben würden, als in Oſtindien; beſonders wenn es ihnen gelingen würde, ihre Werkzeuge und Kleidungsſtücke aus dem geborſtenen Schiffe noch zu retten.“

„Als der Himmel ſich erheitert hatte, gelang es ihnen wirklich, mehr, als ſie hoffen durften, aus dem geborſtenen Schiffe zu retten. Um die Erzählung nicht ohne Noth zu verlängern, ſag' ich euch nur, daß ſie ſich auf der Inſel niederließen, und daß in weniger als einem Jahre ſchon jede Familie ihr Häuschen, mit einem kleinen Gärtchen umgeben, beſaß. Es gab auf der Inſel eine große Menge von Früchten: Trauben, Feigen, Kokosnüſſe und viele andere, die ſie gar nicht kannten, welche aber ſehr wohl ſchmeckten. Sie hatten Korn geſäet, und die Ernte war reichlich, aber die Schwierigkeit beſtand darin, die Körner zu Mehl zu mahlen, und ſie erlangten dieſes nur dadurch, wenn ſie es zwiſchen zwei großen Steinen zerrieben, wozu viel Zeit erfordert wurde, und wodurch doch nur ein ſehr grobes Mehl entſtand, ſo daß Jobſon, der, wie ihr wißt, eine zahlreiche Familie beſaß, nicht Brot genug für alle ſeine Kinder hatte.“

„Aber da ſeh' ich ja gar nichts Wunderbares,“ fiel Joſeph dem Erzähler in's Wort, „wann kommen denn die Hexen und die Rieſen?“

„Jedes Ding will ſeine Zeit, mein Freund,“ die Jugend muß Geduld haben; und er fuhr in ſeiner Erzählung fort. Die Kinder aber verdoppelten ihre Aufmerkſamkeit.

„Eines Tages nun, als Jobſon ſo auf der Inſel ſpazieren ging, und über ſein trauriges Schickſal, welches ihn auch hierher verfolgte, nachdachte, kam er in ein Thal, welches ihm bisher noch ganz unbekannt geblieben war. Dieſes Thal war von einem Fluſſe durchſchnitten, an deſſen Ufern die herrlichſten Bäume ſtanden; der Anblick war ſo ſchön, daß er in Bewunderung ſtarr da ſtand, und endlich vorwärts ſchritt, ohne zu wiſſen, wohin ihn ſeine Schritte führen würden. Plötzlich aber ſah er einen Gegenſtand vor ſich, der ihn in den größten Schrecken verſetzte: es war nämlich ein ungeheurer Rieſe, welcher auf der Erde ausgeſtreckt lag.“

„Die erſte Bewegung Jobſons war, die Flucht zu ergreifen; allein der Rieſe richtete ſich auf und ſprach: Fürchte dich nicht vor mir, denn ungeachtet meiner Kraft bin ich nicht grauſam, und thue dir nichts zu Leide.“ — Jobſon zögerte noch, nahm aber dann alle Kraft zuſammen, und machte dem Rieſen den Vorſchlag, für ihn zu arbeiten. — „Ich bin bereit,“ antwortete dieſer, „Alles für dich zu thun, was du verlangſt; allein ich muß dir vorausſagen, daß ich, indem ich immer einſam lebte, noch nichts kann; ich werde alſo deiner Leitung bedürfen, wenn ich für dich arbeiten ſoll.“ — „Wenn es ſich nur darum handelt,“ ſagte Jobſon freudig, „ſo will ich es nicht fehlen laſſen.“

„Sie gingen nun mit einander zu Jobſon's Hütte. Die ganze Familie erſchrack nicht wenig über das Ungeheuer. Alle ſchrien laut und wollten fliehen, allein Jobſon's Zureden und des Rieſen freundliche Miene flößte ihnen bald Vertrauen ein.“

„Fürs Erſte bekam der Rieſe Korn zu mahlen, und Jobſon zeigte ihm, wie er es zwiſchen zwei Steinen zermalmen ſollte. Dies war nur ein Kinderſpiel für den Starken, und ſie ſahen wohl ein, daß, wenn ſie ſich zwei große flache Steine, wie ſie bei Mühlen im Gebrauche ſind, verſchafften, die Arbeit noch ſchneller von Statten gehen würde. Allein der Steinbruch war zu weit von ihnen entfernt. Auf welche Art ſollten ſie die Steine herbeibringen? — „Kommt nur,“ ſagte der Rieſe, „dieſe Laſt iſt für mich gar nichts!“ — Jobſon packte ſein Werkzeug in eine Kiſte, welche der Rieſe auf ſeine Schulter nahm, als wenn es ein Federpolſter wäre. Am Abend baten ſie ihn, ſich etwas Ruhe zu gönnen, allein ſie konnten ihn nicht dazu bewegen, die Arbeit zu verlaſſen, und bevor ſie ſelbſt einſchliefen, dankten ſie noch Gott für den Schatz, welchen er ihnen beſcheert hatte.“

„Aber ſagt uns doch den Namen dieſes ſeltſamen Ungeheuers,“ fiel Joſeph dem Erzähler in's Wort.

„Aquafluentes,“ antwortete dieſer.

„Ein ſonderbarer Name,“ meinte Liſe, „ich habe noch keinen ähnlichen gehört.“

„Ja, die Rieſen führen ganz andere Namen, als wir Menſchen,“ fuhr der Erzähler fort, „aber ich verſichere, daß dieſer Name bei unſerm Rieſen ſehr charakteriſtiſch war;“ und er erzählte alſo weiter:

„Die Kinder Jobſon's wurden in der Nacht durch das Gepolter, welches die mahlenden Steine verurſachten aus dem Schlafe erweckt, und, erſchrocken über dieſen ungewohnten Lärmen, riefen ſie nach der Mutter, welche ihnen die Urſache davon erklärte.“

„Beim Anbruch des Tages war alles Getreide gemahlen, und ſie fanden Aquafluentes vor der Thüre neue Arbeit begehrend. — Während Jobſon überlegte, womit er ihn beſchäftigen ſollte, reinigte der Rieſe das Haus, dann führte er die Kinder an das Ufer des Fluſſes, und lehrte ſie ſchwimmen. Sie waren entzückt über ihn, und als ſie mit friſchen Roſenwangen nach Hauſe zum Frühſtücke zurückkehrten, konnten ſie nicht aufhören, von ihrem neuen Freunde zu ſprechen.«

»Indeſſen hatte ihm Jobſon neue Arbeit bereitet. Er wünſchte ſchon lange einige Baumſtämme, welche er im Walde gefällt hatte, nach Hauſe zu fördern, um ſich einen neuen Fußboden zu legen. Jobſon lehrte ihn, ſich der Säge zu bedienen, und bald war er darin geſchickter, als ſein Lehrer. Die Leichtigkeit, womit er dieſe Arbeit verrichtete, brachte Jobſon auf den Gedanken, mehrere Sägen zu vereinigen, überhaupt ſah er, daß der Rieſe die Kraft beſäße, ſie alle zugleich zu regieren, und daher zehnfach ſo viel Arbeit zu verrichten. Die Schwierigkeit dabei beſtand nur darin, ſo viele Sägen zuſammenzubringen; er wandte ſich daher an ſeine Nachbarn und verſprach ihnen dafür, wenn ſie ihm ihre Sägen leihen wollten, eine Anzahl bereits geſägter Bretter. Der Ruf des fleißigen und geſchickten Rieſen war bald auf der ganzen Inſel verbreitet, und Jeder beeilte ſich, ihm ſeine Werkzeuge zu leihen, um Antheil an den Früchten ſeiner Arbeit zu nehmen. So arbeitete der Rieſe für Alle, aber ſein erſter Herr Jobſon zog den größten Nutzen daraus.«

»Jobſon's Beiſpiel und ſein ſtets zunehmender Reichthum trieb die übrigen Bewohner an, die noch unbekannten Gegenden der Inſel zu unterſuchen, in der Hoffnung, auch ein ſolches koſtbares Weſen zu finden. — Man erkundigte ſich bei Aquafluentes, und erfuhr von ihm, daß er einen Bruder habe, welcher aber ſchwer zu finden ſei, weil er ſich nicht in der Ebene aufhalte, ſondern faſt immer auf den höchſten Gebirgen ſich befinde. »Und iſt dieſer Bruder ein eben ſo guter Arbeiter, wie du?« fragte man ihn. — »O!« antwortete er, »wenn er in guter Laune iſt, ganz gewiß, aber ſein Charakter iſt ſehr ungleich, und er kommt manchmal ſo ſehr in Zorn, daß ich — bei meiner gewöhnlichen Ruhe — mich beim Anblick ſeiner Exceſſe nicht enthalten kann, ſelbſt in Wuth zu gerathen.«

»Die Nachforſchungen der Koloniſten waren lange fruchtlos, endlich aber fand Einer, Namens Jackſon, bei Verfolgung einer Gemſe auf einem hohen Felſen eine ungeheure Figur, welche auf dem Gipfel ſaß.«

»Er konnte kaum die Geſtalt dieſer Figur unterſcheiden, ſo ſehr waren ſeine Augen geblendet, nur das bemerkte er, daß ſie zwei Flügel hatte, ſo groß wie die Segel eines Schiffes, und ſo durchſichtig wie jene einer Mücke. Jackſon glaubte den Bruder des Aquafluentes zu erkennen, und zögerte, ſich ihm zu nahen. Indeſſen faßte er doch Muth, trat einige Schritte näher, und fühlte ſich durch den angenehmen Ausdruck in ſeinem Geſichte noch mehr angezogen. Er fragte ihn endlich um ſeinen Namen, und ob er ſich in ſeinen Dienſt verdingen wolle? — »Mein Name iſt Ventoſo,« antwortete der Rieſe, »und ich bin bereit für dich zu arbeiten, mit der Bedingung, daß du mir ganz meinen Willen laſſeſt. Ich bin nicht von ſo knechtiſchem und unterwürfigen Charakter, wie mein Bruder, der ſein ganzes Leben hindurch ſich auf dem gewohnten Pfade fortzuſchleppen im Stande wäre. Ich kann mich oft nicht enthalten über ſeine langſamen Bewegungen zu lachen, und ich unterhalte mich oft damit, ihn aus ſeiner Gleichmüthigkeit zu bringen, um ihn ein wenig ſchneller marſchiren zu ſehen. Aber — gut, wie ich nun ſchon bin, leihe ich ihm auch oft meinen Beiſtand: wenn er ſehr ſchwere Laſten zu tragen hat, da ſetze ich mich ihm auf die Schulter und meine Flügel ausbreitend, mach' ich ihn mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit laufen.“

Jackſon war ſehr erſtaunt darüber, Aquafluentes der Faulheit und Langſamkeit beſchuldiget zu ſehen. Er erzählte Ventoſo, welche große Arbeiten er ſchon für die Kolonie verrichtet habe.

„Er iſt doch nur eine Schildkröte, wenn ihr ihn mit mir vergleicht,“ ſchrie Ventoſo mit einer fürchterlichen Stimme, und, um ſeine Schnelligkeit zu zeigen, ſpannte er ſeine Flügel aus, und war ſogleich verſchwunden. — Jackſon fürchtete ſchon, ihn für immer verloren zu haben, aber in dem nächſten Augenblicke ſchon ſah er ihn eben ſo ſchnell wiederkehren, als er ſich entfernt hatte. Der Rieſe willigte dann ein, ihn nach Hauſe zu begleiten, mit der Bedingung, daß er ſeine eigene Wohnung an einem erhabenen Orte nehmen dürfe.

Die phantaſtiſche Geſtalt des Rieſen und beſonders ſeine durchſichtigen Flügel erregten in hohem Grade die Bewunderung aller Einwohner. Jackſon baute an einem Hügel eine kleine Hütte zum Kornmahlen. Während deſſen ſtieg Ventoſo in das Thal herab, um ſeinen Bruder zu beſuchen. Er fand ihn damit beſchäftiget, Breter zu ſägen. Sie umarmten ſich freundſchaftlich, und Ventoſo, in guter Laune, bot ihm an, ihm etwas Vorſchub zu leiſten, „denn mit deiner Langſamkeit,“ ſprach er, „kommſt du nicht weiter.“ — „Was nennſt du langſam? rief ein Kind, welches auf Aquafluentes Rücken ſaß, „es kann dem Geſchwinden ja Niemand folgen.“ — „Vielleicht doch,“ ſagte Ventoſo, „denn wir ſind keine Pygmäen, wie ihr;“ und ſich an des Kindes Seite ſetzend, breitete er ſeine Flügel aus, und ſie fuhren mit einer Schnelligkeit davon, welche das Kind anfangs erſchreckte, dann es aber unterhielt, da es ſah, daß ihm kein Leid widerfahre, und es war entzückt darüber, wie ein Vogel in den Lüften herumſchweben zu können.

Ungeachtet ſeiner Geſchicklichkeit in der Arbeit war Ventoſo der Kolonie doch nicht ſo nützlich, als ſein Bruder. Er trug zwar alle Laſten mit außerordentlicher Kraft und Schnelligkeit, allein er trug ſie hin, wo er wollte, und man mußte ſich erſt um die Richtung bekümmern, welche er nehmen wollte, bevor man ihm etwas anvertraute, ja es geſchah ſogar oft, daß er ſeine Idee änderte, und nach Norden trug, was nach Süden beſtimmt war. Auch ereignete es ſich, daß er, wenn er nicht Luſt hatte zu arbeiten, plötzlich verſchwand, und man ihn mehre Tage lang vergebens ſuchte. Übrigens war die Kolonie — Dank ſei es dieſen beiden wunderbaren Weſen — ſo verbeſſert worden, daß die Häuſer kaum mehr kennbar waren, und daß die Einwohner, welche ſich nun nicht mehr mit den härteſten nothwendigſten Arbeiten beſchäftigen durften, auf andere Dinge zu ihrem Vergnügen und zu ihrer Bequemlichkeit denken konnten. Es iſt daher ganz natürlich daß ſie noch mehre ſo hilfreiche Weſen zu entdecken ſuchten.

Sie wandten ſich neuerdings an Aquafluentes, und er ſagte ihnen mit einem Seufzer: „Es exiſtirt auf dieſer Welt noch ein Weſen unſerer Art, und leider iſt dies mein Sohn. Er hat mich ſeit mehreren Jahren verlaſſen, und ſeitdem ſah ich ihn nicht mehr. Seine Mutter war aus dem Geſchlechte der Salamander; er hatte immer mehr Hang zu ſeiner mütterlichen, als zu ſeiner väterlichen Familie, und an einem brennend heißen Sommertage, während er ſich an den Strahlen der Sonne wärmte, erhob er ſich vor meinen Augen plötzlich in die Luft, und verſchwand.“

„Da müſſen wir wohl darauf Verzicht leiſten, ihn zu finden, riefen die Koloniſten. — Indeſſen verlor Einer von ihnen, Namens Perkins, doch den Muth nicht, er zog neue Erkundigungen bei Aquafluentes ein, und erfuhr, man habe ſeinen Sohn in einer heißen Quelle baden geſehen, welche ſich in einem entfernten Thale der Inſel befinde. Perkins fragte, ob man von ihm viel Arbeit erwarten könnte? Aquafluentes erwiederte: „Ich kann nur vom Hörenſagen darüber ſprechen, aber ich habe Urſache zu glauben, daß er allein mehr arbeite, als Ventoſo und ich mit einander. Die größte Schwierigkeit beſteht darin, ihn zu fangen und einzuſchließen; denn man kann ihn nur arbeiten machen, wenn er gefangen iſt. Ich muß euch auch im Voraus ſagen, daß er nicht ſo leicht zu verpflegen iſt, als wir, da er ungeheuer viel ißt.“ „O!“ rief Perkins, „wenn das iſt, wie könnt' ich einen ſolchen Rieſen erhalten, ſein Appetit würde ja allen Gewinnſt, den mir ſeine Arbeit brächte, verzehren.“ — „Nein, nein,“ erwiederte der Rieſe, „ſeine Nahrung iſt nicht koſtſpielig, er begnügt ſich mit Holz und

Kohlen; und je mehr man ihm gibt, je mehr arbeitet er, vorausgeſetzt, daß er eingeſperrt iſt.“ — „Aber, wo ein Gefängniß für einen Rieſen finden?“ — „Was das betrifft, ſo ändert er ſeine körperliche Geſtalt nach den Umſtänden, bald reicht er bis zu den Wolken, bald kann er wieder in das kleinſte Behältniß eingeengt werden. Man hat bemerkt, daß er um ſo mehr arbeite, je mehr er genirt iſt.“ — „Nun wohl,“ ſagte Perkins, „wenn du mir helfen willſt, ſo verzweifle ich unter dieſen Umſtänden noch nicht, ihn in meine Gewalt zu bringen.“

Schon am andern Morgen gingen ſie mit einander aus, nachdem Perkins an Jobſon vorher vergütet hatte, was ihm Aquafluentes Arbeit für einen Tag eintragen konnte. Auf dem Wege beſprachen ſie ſich über die Art, wie ſie den Rieſen gefangen nehmen wollten, wenn ſie ſo glücklich ſeyn ſollten, ihn zu finden. „Darauf hab' ich mich vorgeſehen,“ ſagte Aquafluentes, und zeigte Perkins eine Bouteille, welche dieſer mit ungläubigem Lächeln anſtaunte.

Sie kamen endlich in das Thal, und bemerkten über der Quelle eine große Maſſe Dampf. — „Da iſt er!“ ſchrie Aquafluentes. — Perkins ſah aufmerkſam hin, ſah aber nur eine Wolke, welche nach und nach die Geſtalt eines ungeheuern Rieſen annahm, und dann verſchwand. „Er iſt fort,“ rief er, „und wir haben ihn auf immer verloren.“ — „Nicht doch!“ antwortete Aquafluentes, „wir wiſſen nun einmal, wo wir ihn finden, und wir werden ein andermal glücklicher ſeyn.“ — Sie kamen wieder zurück, ſahen aber nichts als die Quelle. „Deſto beſſer,“ ſagte der Rieſe, „wir wollen uns jetzt bereiten, ihn zu fangen, wenn er aus der Quelle ſteigt.“ — Er hielt hierauf ſeine Bouteille umgekehrt über dem Waſſer, und empfahl Perkins, dem er den Stöpſel eingehändigt hatte, ſie alſogleich feſt zu verſchließen, wenn er ſie angefüllt ſehen würde. Perkins hatte große Mühe ernſthaft zu bleiben, bei dem Gedanken, einen Rieſen in eine Bouteille zu verſchließen. — Indeſſen handelte es ſich hier um ſeinen eigenen Vortheil, und er blieb daher aufmerkſam auf Alles, was vorging. Der Dampf fing an, ſich langſam zu erheben, und die Bouteille war bald davon erfüllt und ſorgſam verſchloſſen. Aber Perkins konnte ſich nicht überzeugen, daß er das koſtbare Kleinod beſitze. — „Er erträgt ſeine Gefangennehmung ſehr leicht,“ ſprach er zweifelnd, „denn er iſt ja zahm wie ein Lamm.“ — „Verlaß dich darauf nicht,“ antwortete Aquafluentes, „er iſt jetzt ruhig, weil ihn friert, aber wenn er wieder erwärmt ſeyn wird, wirſt du ganz etwas anderes ſehen. Wenn du nach Hauſe kommſt, ſetze nur die Bouteille zum Feuer, denn die Hitze iſt ſein Element, und ohne ſie wirſt du nichts mit ihm richten.“ Mit dieſen Worten tauchte er die Bouteille in einen Topf ſiedenden Waſſers. Wie groß war die Verwunderung Perkins, als in einem Augenblicke der Stöpſel weit davon ſprang, und der Rieſe aus der Bouteille ſtieg, immer größer wurde, und endlich durch den Rauchfang davonflog. Perkins war dadurch ganz entmuthigt, aber Aquafluentes ſagte: „Ich kenne den Spaßmacher ſchon, wir werden ihn ſchon wieder erwiſchen.“ — „Wozu ihn immer wieder fangen, wenn wir ihn nicht feſthalten können?“ meinte Perkins. „Ich rathe dir,“ antwortete der Rieſe, „in den geretteten Schiffsgeräthſchaften nachzuſehen, ob du nicht eine metallene Vaſe findeſt, welche ſo feſt iſt, daß wir ihn feſthalten können, wenn er in voller Arbeit iſt.“

Perkins fand bei einem der Koloniſten eine kupferne Vaſe in cylindriſcher Form, welche er mit einem alten Paar Schuhe bezahlte. — „Ich glaube kaum, daß er dieſes Behältniß zerbrechen wird,“ ſagte er zum Rieſen. „O, er hat noch ganz andere zerſprengt,“ antwortete Aquafluentes, „wenn er in heftiger Leidenſchaft war;“ aber die Vaſe näher unterſuchend, fand er ſie zu ihrem Zwecke vollkommen geeignet. Es befand ſich darin eine kleine Öffnung, wieder durch eine leicht zu bewegende Platte geſchloſſen. „Dieſes Thürlein,“ ſprach Aquafluentes, „wird er in ſeiner Wuth öffnen, ohne daß er dadurch ganz entſchlüpfen kann.“ — Am andern Morgen kehrten beide zur Quelle zurück, es glückte ihnen, ſich des Vaporoſo (ſo hieß der Rieſe) wieder zu bemächtigen, und ſie trugen ihn im Triumphe nach Hauſe.

Als Vaporoſo bemerkte, daß er nicht entwiſchen könnte, willigte er ein, mit ſeinem Herrn einen Vertrag zu ſchließen, und verſprach, alle Arbeiten zu verrichten, die man ihm vorlegen würde. „Aber, ſetzte er ſtolz hinzu, „es müſſen in jedem Falle würdigere Arbeiten ſeyn, als Mehl mahlen und Breter ſägen. Verwende mich bei Bereitung von Stoffen, oder um Kohlen aus der tiefſten Mine herauszuſchaffen, oder um das Waſſer zu erheben, wie es dir gefällt!“ — „Was die Kohlen betrifft,“ verſetzte Perkins, „ſo haben wir deren, bei ſo vielen herrlichen Wäldern, nicht nöthig, aber wenn es möglich wäre, die Baumwolle zu bearbeiten, welche hier im Überfluſſe wächſt, ſo würde daraus für uns großer Nutzen entſtehen; denn unſere Hemden ſind alle zerriſſen, und unſere Frauen und Kinder gehen ſchon faſt nackt. Ich will daher mit den übrigen Koloniſten ſprechen, und mich mit ihnen berathen, ob es möglich ſei, eine Baumwollenmanufaktur zu errichten.«

Dieſer Vorſchlag wurde ſehr günſtig aufgenommen, Jeder legte mit Freuden Hand an die Arbeit, und man kam damit bald zu Ende. Ein Manufakturiſt aus Mancheſter hätte wohl über die ganze Arbeit gelacht, allein ſo unvollkommen das Werk war, ſo wurde es doch bald unſchätzbar auf der Inſel, deren Bevölkerung ſich im Verhältniſſe zu ihrem Reichthume vergrößerte.

Man etablirte bald mehre Manufakturen in Schafwolle, man ſäete Flachs und machte Leinwand und Tuch, endlich fing man ſogar auch an ein Schiff zu bauen, um deſſen Befehligung ſich die drei Rieſen ſtritten. »Ohne meine Beihilfe wird es ſich nicht bewegen können,« ſagte Aquafluentes. — »Es wird doch nur langſam gehen, wie eine Schildkröte,« ſagte Ventoſo, »wenn ich ihm nicht mit meinen Flügeln zu Hilfe komme.« — »Ja,« ſprach Vaporoſo, »aber ihr Beide werdet das Schiff hinleiten, wie es euch eben einfällt, indeſſen es unter meiner Leitung ſich ſeinen Pfad ſelbſt wählen, und mit einer noch größern Schnelle wird vorwärts dringen können.« — Aquafluentes mußte ſelbſt geſtehen, daß er das Schiff nur bis zur Mündung eines Fluſſes geleiten könne, und daß er auf dem weiten Meere keinen Einfluß darauf habe. Die beiden andern Rieſen theilten alſo das Kommando unter ſich.

Die Koloniſten hätten nun nach England zurückkehren, oder ihre erſte Richtung verfolgen können, allein ſeit zwanzig Jahren hatten ſie ſich ſo ſehr an dieſe Inſel gewöhnt, und ſie ſo lieb gewonnen, daß ſie ſelbe nicht mehr verlaſſen wollten. Indeſſen waren die jungen Leute doch neugierig, das Land zu ſehen, wovon ihnen ihre Eltern ſo viel erzählten, ſie nahmen alſo eine große Ladung von Landesprodukten mit ſich, und ſchifften nach England. Die Kolonie wurde immer reicher und mächtiger, und ihre Bewohner immer glücklicher — und — hier endet mein Mährchen,“ ſagte der vom langen Erzählen ermüdete Hauſirer.

„Das Mährchen iſt recht hübſch,“ ſagte Marks, „aber für uns ohne Anwendung, denn die Vorſicht ſchenkt uns keine übernatürliche Kräfte.

„Seid ihr verſichert,“ ſagte der Erzähler lächelnd „daß dieſe Kräfte ganz außer eurem Bereiche liegen? ich will euch eine kleine Erklärung meines Mährchens geben. — Die Natur hat allen Menſchen dieſe rieſigen Kräfte zu Hilfe gegeben — (bei dieſen Worten ſahen ſich die Zuhörer furchtſam um, indem ſie meinten, die drei Rieſen ſchon hinter ſich ſtehen zu ſehen). Sagt mir,“ fuhr der Erzähler zu Marks gewendet fort, „wer treibt die Mühlen, welche wir dort ſehen?“ — „Niemand, ſie werden durch den Lauf des Fluſſes in Bewegung geſetzt.“ — „Und der Fluß, arbeitet er nicht ohne Lohn und ohne Nahrung?“ — „Ja wohl,“ antwortete Marks -- „alſo — ja richtig, Aquafluentes iſt nichts anderes, als fließendes Waſſer?“ — „Und Ventoſo?“ fuhr der Hauſirer fort. — „Halt!“ fiel ihm Marks ins Wort, „Ventoſo iſt der Wind; ja richtig, der Wind. Ich danke euch, lieber Freund, für eure Geſchichte; ſie lehrt uns, daß uns von Gott großer Segen geſchenkt wurde, den wir bisher gleichgültig hinnahmen. Aber wer iſt denn der dritte Rieſe, kräftiger und mächtiger als die beiden andern?« — »Das iſt der Dampf, der alle Manufakturen in Bewegung ſetzt. Es iſt zu bemerken,« fügte der Hauſirer hinzu, »daß dieſe Kräfte, welche für den Menſchen arbeiten, doch die Arbeit der Menſchen nicht ausſchließen. Im Gegentheile, je mehr die Maſchinen in Bewegung ſind, deſto mehr haben die Menſchen zu thun.«

»Kommt jetzt, die Nachtſuppe zu eſſen,« rief Frau Marks, und nachdem Alle dem Hauſirer für ſein Mährchen gedankt hatten, gingen ſie zum Abendeſſen und ſchlieſen dann ruhig, nachdem ſie auch Gott für die ihnen geſchenkten Rieſenkräfte der Natur gedankt hatten.

Die rothe Roſe.

Gräuelgeſchichte aus dem Vendeer-Kriege.

Derjenige, welcher am Abende des 15. Decembers 1793 ſich von der kleinen Stadt Cliſſon nach dem Dorfe Saint-Crepin begeben, und auf der Bergeshöhe, an deren Fuße der Fluß Moine fließt, angehalten hätte, würde auf der andern Seite des Thales ein ſeltſames Schauſpiel erblickt haben.

Zuerſt würde er an dem Orte, wo ſein Auge ein freundliches, unter Gebüſch verſtecktes Dörfchen geſucht hätte, drei oder vier Rauchſäulen aufſteigen geſehen haben, welche, von ihrer Baſis abweichend, ſich in der Höhe wieder vereinigten, einen Augenblick, wie eine braune Kuppel, ſchweben blieben, und dann einem feuchten Oſtwind weichend, mit den Wolken eines nebligen Himmels vermiſcht, fortrollten. Er würde weiter geſehen haben, wie dann die Baſis dieſer Säulen ſich röthete, der Rauch wich, und Feuerzungen, an den Dächern von Häuſern leckend, an deſſen Stelle traten. Es würde ihm vorgekommen ſeyn, als öffneten ſich alle Fenſter, um Feuer auszuſpeien.

Von Zeit zu Zeit, wenn ein Dach oder eine Mauer einſtürzte, würde er ein dumpfes Krachen vernommen und eine ſchneller aufflackernde Flamme erblickt haben, und beim fürchterlichen Scheine der Feuersbrunſt würde er Waffen blinken, und einen Kreis von Soldaten ſich in der Weite ausdehnen geſehen und mit Grauen ausgerufen haben: Mein Gott, hier wärmt ſich eine Armee mit einem Dorfe.

Wirklich hatte eine republikaniſche Brigade von 12 bis 1500 Mann das Dorf Saint-Crepin verlaſſen gefunden und angezündet. Es war keine Grauſamkeit, es war eine Kriegsoperation, wie eine andere, und die Folge wird beweiſen, daß es die einzige war, welche zum Ziele führte.

Indeſſen war eine einſame Hütte von der Brunſt verſchont geblieben, es ſchien ſogar, als habe man alle nöthige Vorſicht getroffen, damit ſie die Flamme nicht ergreife. Zwei Schildwachen ſtanden an der Thür, und jeden Augenblick ſprengten Adjutanten und Ordonanzoffiziere her und hin, um Ordres zu holen und fortzutragen.

Derjenige, welche dieſe Ordres gab, war ein junger Mann von 20 bis 22 Jahren, mit langen blonden Haaren, auf der Stirne geſcheitelt, welche lockig auf beiden Seiten über ſeine blaſſen, magern Wangen herabhingen, ſein ganzes Geſicht trug jene unheimliche Traurigkeit, welche nicht ſelten bei denjenigen ſichtbar wird, welche in früher Jugend ſterben. Der blaue Mantel, in den er gehüllt war, hielt nicht ſo feſt zuſammen, daß man nicht die Zeichen ſeines Ranges, zwei General-Epaulettes, darunter hätte bemerken können, nur waren dieſe Epaulettes von Wolle, denn die republikaniſchen Offiziere hatten der Republik ein Geſchenk mit allem Golde, welches ſonſt ihre Uniform zierte, gemacht. Er ſtand über einen Tiſch gebeugt, auf welchem eine geographiſche Karte lag, und zeichnete mit Bleiſtift, bei dem Scheine einer Lampe, welche vor der Helle von außen erblaßte, die Route, welcher ſeine Soldaten folgen ſollten.

Es war der General Marceau, welcher drei Jahre ſpäter bei Altenkirchen den Tod fand.

„Alexander!“ rief er, ſich halb emporhebend, „Alexander! ewiger Schläfer, träumſt du von St. Domingo, daß du gar nicht wach werden willſt?“

„Wer da?“ rief der Angeſprochene, indem er ſich von ſeinem Lager emporhob, und dadurch mit dem Kopfe faſt an die Decke der Hütte reichte. „Wer da? Kommt der Feind?“

„Nein, aber eine Ordre vom General Weſtermann iſt gekommen.“ Und während Jener die Ordre las, betrachtete Marceau mit kindlicher Neugierde die muskuloſen Formen des herkuliſchen Mulatten, der vor ſeinen Blicken ſtand.

Es war ein Mann von 20 Jahren, mit kurzen, gekrauſten Haaren und brauner Geſichtsfarbe, blaſſer, erhabener Stirne und blendend weißen Zähnen, deſſen faſt übernatürliche Kraft in der ganzen Armee bekannt war, welche ihn in einer Schlacht einen Helm mittendurch ſpalten, und bei einer Parade ein ſtütziges Pferd zwiſchen ſeinen Beinen erſticken ſah. Es war der General Alexander Dumas, der Vater des jetzt in Frankreich berühmten Schriftſtellers.

„Wer hat dieſe Ordre überbracht?“ fragte dieſer.

„Der Volksrepräſentant Delmar.“

„Gut. Und wo ſoll der Verſammlungsort dieſer armen Teufel ſeyn?“

„In einem Gehölze, eine Meile von hier — ſieh nur da die Karte an — hier.“

„Ja, aber auf der Karte ſind die Holzwege, die Berge, die abgehauenen Bäume, die tauſend kleinen Pfade nicht angezeigt, auf denen man ſich am hellen Tage verirren kann. Verdammtes Land, wo Einem immer friert.“

„Sieh einmal,“ antwortete Marceau, indem er die Thüre mit dem Fuße aufſtieß und auf das brennende Dorf zeigte, „da iſt Feuer, wenn du dich wärmen willſt. — He da! Citoyens! was gibt's?“ Dieſe letzte Frage war an eine Gruppe von Soldaten gerichtet, welche, da ſie Lebensmittel ſuchten, in einer Scheuer, welche an die Hütte ſtieß, worin ſich die beiden Generale befanden, einen Bauer gefunden hatten, welcher ſo ſehr betrunken ſchien, daß es wahrſcheinlich war, er habe den übrigen Bewohnern des Dörfchens, als ſie flohen, nicht folgen können.

Der Leſer ſtelle ſich einen Bauer mit einem großen Hute, langen Haaren, einer grauen Weſte und einem äußerſt ſtupiden Geſichte vor, der zwar einem Menſchen ähnlich ſah, aber noch einen Grad unter dem Thiere ſtand, denn es war klar, daß in dieſem Augenblicke dieſer Fleiſchmaſſe ſogar der Inſtinkt mangelte. Marceau that einige Fragen an ihn, allein ſeine Volksſprache und der Wein machten ſeine Antwort unverſtändlich. Marceau wollte ihn den Soldaten zu einem Spielballe überlaſſen, allein Dumas gab Befehl, die Hütte zu räumen, und ihn dort als Gefangenen einzuſchließen. Ein Soldat ſtieß ihn hinein, er taumelte an der Wand hin, fiel dann, gleich einem Sacke, der Länge nach nieder, und blieb bewegungslos liegen. Ein Wachpoſten wurde vor die Thür geſtellt, und man traf nicht einmal die Vorſichtsmaßregel, das Fenſter zu ſchließen.

„In einer Stunde können wir aufbrechen," ſprach General Dumas zu Marceau, „wir haben einen Wegweiſer."

„Welchen?"

„Dieſen Menſchen."

„Ich gebe es zu, wenn wir erſt morgen fort wollen, für heute wird der Kerl ſchwerlich wach werden."

Dumas lächelte; „folge mir," antwortete er, und er führte Marceau in die Scheuer, in welcher der Bauer von den Soldaten gefunden worden war, die Wand derſelben hatte Spalten, wodurch man Alles, was in der Hütte vorging, ſehen konnte. „Da ſieh hinein," ſprach er, und Marceau ſtellte ſich zu einer Spalte und beobachtete Folgendes. Er hatte anfangs Mühe, den Gefangenen zu ſehen, welcher in den dunkelſten Winkel der Hütte gefallen war. Er lag noch unbeweglich an derſelben Stelle. Marceau wendete ſich nun zu ſeinem Gefährten um, allein dieſer war verſchwunden.

Als er die Blicke wieder durch die Spalte ſandte, ſchien es ihm, als ob ſich der Gefangene bewegte, er ſetzte ſich dann auf, ſo, daß Marceau ſein Geſicht beobachten konnte, gähnte wie ein Erwachender und blickte um ſich. Als er ſich allein ſah, zuckte ein Blitz der Freude aus ſeinem Geſichte. Marceau betrachtete ihn nun aufmerkſamer, ſein Geſicht nahm den erſten Ausdruck wieder an, ſeine Augen ſchloſſen ſich wieder, er zog mit einer Bewegung den Tiſch zu ſich, auf welchem die Karte und die Ordre des General Weſtermann lag, ſo daß Alles unter einander fiel; die Schildwache öffnete bei dieſem Geräuſche die Thür und ſchaute hinein, was geſchehe, da aber der Gefangene ſich ſogleich wieder unbeweglich ſtellte, murmelte ſie in den Bart: »Der Burſche hat vermuthlich geträumt,« und ſchloß die Thür wieder zu.

Allein der Gefangene hatte dieſe Worte vernommen, ein höhniſcher, drohender Blick fiel auf die Thür, dann faßte er haſtig das Papier, welches die Ordre enthielt, und verbarg es in ſeiner Bruſt.

Marceau hielt ſeinen Athem zurück, ſeine rechte Hand drückte ſich unwillkürlich an ſeinen Degen, auf ſeiner linken, welche er gegen die Wand ſtützte, ruhte die ganze Schwere ſeines Körpers, der Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit ſuchte ſich hierauf mit Hilfe ſeines Ellbogens und Knies, immer gebückt, gegen den Eingang der Hütte hin zu helfen, dann verſuchte er es, auf die Fenſterbrüſtung zu klettern, dort angelangt, zog er eine Waffe aus ſeinem Buſen, die er daſelbſt verborgen hatte, und ſtürzte ſich dann, ſeinen Körper gleichſam über ſich ſelbſt ſchleudernd, aus der Hütte. Marceau that einen Schrei, er hatte weder Zeit, noch war er darauf vorgeſehen geweſen, dieſe Flucht zu hindern. Ein anderer Schrei antwortete dem ſeinigen, es war ein Fluch. Der Vendeer, indem er aus dem Fenſter fiel, fand ſich Angeſicht gegen Angeſicht mit dem Generalen Dumas; er wollte ſein Meſſer gegen ihn gebrauchen, allein dieſer hatte ſeine Fauſt kräftig ergriffen und die Waffe gegen ihn ſelbſt gekehrt, ſo daß es nur noch eines Stoßes bedurft hätte, und der Vendeer hätte ſich ſelbſt durchbohrt.

„Ich habe dir einen Wegweiſer verſprochen, Marceau, hier iſt einer, und ein verſchmitzter, will ich meinen. — Ich könnte dich an den nächſten Baum hängen laſſen, Spitzbube!“ fuhr er, zu dem Bauer gewendet, fort, aber es iſt mir bequemer, dich leben zu laſſen, Du haſt unſere Unterredung gehört, aber du wirſt nichts davon denjenigen hinterbringen, welche dich geſandt haben. — Bürger!“ hier wandte er ſich an die Soldaten, welche dieſe ſonderbare Scene herbeigeführt hatte, „zwei von euch nehmen jeder eine Hand dieſes Menſchen, und ſetzen ſich mit ihm an die Spitze der Colonne, er ſoll unſer Führer ſeyn; wenn ihr bemerkt, daß er uns irre führt, oder wenn er auch nur Miene macht, zu entfliehen, ſo haut ihn nieder und werft ihn hinter eine Hecke.“

Dann gab er noch einige Ordres mit leiſer Stimme, und die Linie von Soldaten, welche ſich um den Aſchenhaufen hin erſtreckte, der einſt ein Dorf hieß, kam in Bewegung. Die einzelnen Gruppen verlängerten ſich, eine Rotte ſchloß ſich an die andere an; eine ſchwarze Linie formirte ſich, dehnte ſich den ganzen Hohlweg entlang, welcher Saint-Crepin von Montfaucon ſcheidet, zwängte ſich hinein, wie ein Rad in ein Geleiſe, und als wenige Minuten nachher der Mond zwiſchen zwei Wolken hervortrat, und ſich an den Bajonetten brach, glaubte man im Schatten eine ungeheure ſchwarze Schlange mit einem eiſernen Schilde kriechen zu ſehen.

Es iſt eine traurige Sache für eine Truppe, ſo ein Marſch bei Nacht. Der Kampf iſt ſchön an einem ſchönen

Tage, wenn der blaue Himmel auf das Getümmel herabſieht, wenn die Völker ſich um den Kampfplatz, wie in einem Cirkus reihend, den Siegern Beifall zuklatſchen, wenn der Rauch von tauſend Kanonen ein Leichentuch über die Gefallenen breitet, wenn Freund und Feind ſehen, wie muthig, wie heldenmäßig ihr ſterbet. — Aber die Nacht, die Nacht! — Nicht wiſſen, wie man euch angreift, und wie ihr euch vertheidigen ſollt, fallen, ohne zu ſehen, woher der Streich kommt, fühlen, daß die Andern über euch hintreten, ohne zu wiſſen, wer ihr ſeid. O! dann liegt man nicht da wie ein Fechter, man wälzt ſich, die Hände ringend, beißt in die Erde, und wühlt ſie mit ſeinen Nägeln auf. O das iſt gräßlich!

Darum marſchirte dieſes Korps ſo ſchweigſam, weil es wußte, daß von beiden Seiten des Wegs ſich hohe Steppen hinan zogen, ganze Felder von Geſtrippe, und daß am Ende dieſes Weges ſie ein Gefecht erwarte, ein Gefecht in dunkler Nacht.

So ging der Marſch eine halbe Stunde lang vorwärts, von Zeit zu Zeit brach ein Strahl des Mondes zwiſchen zwei Wolken und beleuchtete an der Spitze der Kolonne den Bauer, welcher ihr als Führer diente, aufmerkſam auf jedes Geräuſch, und genau bewacht von den beiden Soldaten, welche ihm zur Seite gingen. Manchmal rauſchten die Blätter, die Tete der Kolonne hielt an, und mehre Stimmen riefen mit geſpannten Hähnen: „Wer da!“ Keine Antwort erfolgte, und der Bauer ſagte lächelnd: „Es wird ein aus ſeinem Lager aufgeſchreckter Haſe ſeyn.“ Manchmal glaubten die beiden Soldaten auch zu ſehen, wie ſich etwas vor ihnen in der

Dunkelheit bewege, auch da hielten ſie forſchend an, und der Vendeer ließ ſich vernehmen: „Das iſt ja euer Schatten, kommt nur vorwärts.“ Plötzlich, als der Weg ſich umbog, ſahen ſie vor ſich zwei Männer, ſie wollten rufen, aber in dieſem Augenblicke fiel der eine Soldat, ohne mehr ein Wort ausſtoßen zu können, der andre wankte und konnte nur mehr rufen: „Zu den Waffen!“

Zugleich fielen zwanzig Flintenſchüſſe, bei dem Leuchten des Strahles konnte man drei Männer gewahren, welche flohen, Einer von ihnen ſchien verwundet und ſchleppte ſich nur langſam den beiden übrigen nach. Man holte ihn ein, es war nicht der Führer, man fragte ihn, er antwortete nicht. Ein Soldat ſtieß ihn mit ſeinem Bajonette nieder.

Marceau wurde nun ſelbſt Führer der Kolonne. Er hoffte ſich nicht zu irren, da er das Terrain genau ſtudirt hatte. Wirklich bemerkte man nach beiläufig einer Viertelſtunde die ſchwarze Maſſe des Waldes. Hier war es, wo nach Erkundigungen, welche die Republikaner eingeholt hatten, die Einwohner mehrer Dörfer, die Trümmer mehrer Armeen, beinahe 18,000 Mann ſich verſammeln ſollten, um Meſſe zu hören.

Die beiden Generale theilten ihre kleine Truppe in mehre Häuflein, mit der Ordre, den Wald einzuſchließen, und dann auf allen Wegen gegen das Centrum desſelben vorzurücken. Die einzelnen Häuflein befolgten den Befehl, noch einige Augenblicke hörte man ihre gemeſſenen Schritte, dann war Alles ſtille. In einer halben Stunde hoffte man den Angriff zu wagen. So eine letzte halbe Stunde verfliegt ſchnell. Kaum hat der Soldat noch Zeit zu ſehen, ob ſein Gewehr gut geladen iſt, und ſeinem Kameraden ins Ohr zu flüſtern: „Ich habe zwanzig oder dreißig Franken in meinem Rocke eingenäht, wenn ich falle, ſo nimm das Geld und ſchicke es meiner armen Mutter.“

Je mehr die einzelnen Abtheilungen in den Wald vordrangen, je mehr ſchien es ihnen, als ob die Mitte desſelben beleuchtet wäre, noch weiter vorwärts angelangt, unterſchieden ſie brennende Fackeln, bald aber zeigte ſich ihnen ein Schauſpiel, das Keiner von ihnen erwartet hätte.

Bei einem, von Steinen plump aufgebauten Altare, ſtand der Pfarrer von Marie-de-Rhé und las die Meſſe, alte Männer umgaben den Altar mit brennenden Fackeln in den Händen, und im weitern Umkreiſe lagen Weiber und Kinder auf ihren Knien und beteten. Zwiſchen den Republikanern und dieſer Gruppe aber ſtand eine Mauer von Männern zur Vertheidigung bereit. Sie waren eben ſo in einzelne Haufen getheilt, wie die Anrückenden, ſo daß es wohl klar war, ſie hätten von Allem im voraus Kunde gehabt. In der vorderſten Reihe bemerkte man den Führer, welcher ein vendeiſcher Krieger war, das Herz von rother Wolle auf ſeiner linken Bruſt, und auf dem Hute ein weißes Sacktuch ſtatt des Federbuſches tragend.

Die Vendeer erwarteten den Angriff nicht, ſie begannen zu ſchießen. Die Republikaner marſchirten, Gewehr im Arme, vorwärts, ohne auch nur einen Schuß zu thun, ohne ein anderes Wort zu ſprechen, als: „Feſt angeſchloſſen, Kameraden, feſt angeſchloſſen!“

Der Prieſter hatte die Meſſe noch nicht vollendet, und er fuhr in ſeinem heiligen Amte fort. Die Gruppe um den

Altar ſchien ſeine ganze Seele nur zu Gott gewendet zu haben, und blieb auf den Knien liegen. Als nun die Republikaner nur mehr dreiſſig Schritte von dem Feinde entfernt waren, warf ſich die erſte Linie auf ein Knie, und drei Reihen von Gewehren feuerten auf ein Mal, ſo daß die Glieder der Vendeer ſich lichteten, und einige Kugeln ſogar Weiber und Kinder am Altar erreichten und tödteten Der Prieſter hob den Leib des Herrn empor, Alles ſchlug an die Bruſt und ein tiefes Schweigen folgte auf die Fuſillade.

Die Republikaner machten ihre zweite Decharge in einer Entfernung von zehn Schritten mit eben der Ruhe, wie bei einer Revue. Die Vendeer erwiederten dieſelbe, jetzt aber hatten weder die Einen noch die Andern mehr Zeit, die Gewehre zu laden. Der Kampf begann mit den Bajonetten, und hier war der Vortheil auf der Seite der Republikaner, welche ordentlich bewaffnet waren. Der Prieſter las immer ſeine Meſſe.

Die Vendeer wichen zurück, ganze Glieder fielen ohne irgend einem andern Geräuſche, als einer Verwünſchung aus ihrem Munde. Der Prieſter bemerkte dies, er gab ein Zeichen, die Fackeln wurden ausgelöſcht, und der Kampf währte nun im Dunkel fort. Jetzt war es nur ein unordentliches Gemetzel, man wüthete gegen einander, ohne ſich zu ſehen.

Plötzlich erſchollen die Worte: »Gnade! Gnade!« von einer herzzerreiſſenden Stimme zu den Füßen Marceau's, welcher im dichteſten Haufen focht. Es war ein junger Vendeer, ein Kind ohne Waffen, das ſich aus dieſem fürchterlichen Blutbade einen Weg bahnen wollte. »Gnade! Gnade!«

wiederholte er. »Retten Sie mich im Namen Gottes, im Namen Ihrer Mutter!«

Der General zog ihn einige Schritte vom Schlachtfelde weg, er mußte aber bald einhalten, da der Knabe ohnmächtig ward. Marceau öffnete, um ihm Luft zu verſchaffen, die Kleider und ſah — es war ein Mädchen.

Wollte er das arme Kind retten, ſo war kein Augenblick zu verlieren, die Befehle des Nationalkonvents waren ſtrenge. Jeder Vendeer, der mit den Waffen in der Hand, oder in Verbindung mit andern ergriffen wurde, mußte auf dem Schaffotte ſterben, ohne Rückſicht auf ſein Geſchlecht oder Alter. — Er legte das junge Mädchen unter einen Baum, und eilte wieder auf das Schlachtfeld zurück. Dort fand er unter den Todten einen republikaniſchen Offizier, deſſen Taille ihm Ähnlichkeit mit jener der Unbekannten zu haben ſchien, er nahm ihm ſeine Uniform und ſeinen Hut, und kam damit zu ſeinem Schützling zurück. Die friſche Nachtluft hatte ſie indeſſen wieder zu ſich ſelbſt gebracht. — »Mein Vater! ach mein Vater!« waren ihre erſten Worte, dann ſetzte ſie ſich auf und ſtützte ihren Kopf gegen ihre Hände, um ihre Gedanken zu ſammeln. »O,« rief ſie mit ſchrecklichem Tone, »ich war an ſeiner Seite, ich habe ihn verlaſſen, mein Vater, mein armer Vater! er wird jetzt ſchon unter den Erſchlagenen liegen.«

»Nein, Mademoiſelle Blanche,« ſprach plötzlich ein Kopf, der hinter dem Baume hervorguckte, »der Marquis von Beaulieu lebt, er iſt gerettet. Es lebe der König und die gute Sache!« Der dieſe Worte geſprochen hatte verſchwand auch ſchnell wieder wie ein Schatten, aber dennoch hatte **Marceau** Zeit, in ihm den Bauer von St. Crepin zu erkennen.

„Tinguy — Tinguy!“ rief das junge Mädchen, die Arme nach dem Entſprungenen ausſtreckend, aber **Marceau** empfahl ihr Stillſchweigen, weil er ſie ſonſt nicht retten könne. Er bot ihr Kleider und Hut, und bat ſie, ſich mit denſelben ſchnell zu bedecken, und ihn hier zu erwarten.

Er kehrte auf das Schlachtfeld zurück, gab ſeinen Soldaten Befehl, ſich gegen Chollet zu wenden, übertrug ſeinem Collegen das Kommando über die Truppe, und kam zur jungen Vendeerin zurück. Er fand ſie bereit, ihm zu folgen. Beide wandten ſich gegen die Straße, welche die Remagne durchſchneidet, und wo ſie **Marceau's** Diener mit Handpferden erwartete.

Hier fürchtete **Marceau**, ſeine junge Begleiterin würde vielleicht kein Pferd beſteigen können, und zu Fuße ſie weiter zu bringen, wäre unmöglich geweſen; allein bald verſchwand ſeine Beſorgniß, als ſie ſich mit einem Muthe und einer Feſtigkeit, gleich dem erſten Cavalier, in den Sattel ſchwang und zu dem Erſtaunten ſprach: „Sie werden ſich nicht wundern, wenn Sie mich erſt näher kennen werden. Sie werden ſich dann erklären können, durch welche Umſtände ich gezwungen wurde, mir die männlichen Übungen eigen zu machen. Sie haben eine ſo freundliche Miene und waren ſo großmüthig gegen mich, daß ich Ihnen alle Begebenheiten meines jungen, aber ſturmbewegten Lebens mittheilen werde.“

„Ja, ja,“ antwortete Marceau, „aber ſpäter. Wir werden wohl Zeit dazu finden, denn Sie ſind meine Gefangene, und ich will Ihnen um Ihrer ſelbſt Willen nicht die Freiheit ſchenken. Jetzt müſſen wir Chollet ſo ſchnell als möglich zu erreichen ſuchen. Alſo ſetzen Sie ſich in Ihrem Sattel feſt, mein ſchöner, junger Ritter, und im Galopp vorwärts.“

„Ja, im Galopp,“ verſetzte die Vendeerin, und drei Stunden nachher ritten ſie in Chollet ein. Der General-en-chef war in der Mairie. Marceau ließ am Thore ſein Pferd und ſeine Gefangene zurück. Er ſtattete dem General kurzen Rapport über ſeine Sendung ab, und ſuchte dann eine Herberge im Hotel des Sans-Culottes. Marceau nahm zwei Zimmer, führte das junge Mädchen in das eine derſelben, und lud es ein, ſich alſogleich, aber angekleidet, auf das Bett zu werfen und der Ruhe zu genießen, deren es nach einer ſo fürchterlichen Nacht wohl ſehr bedürfen mußte, und ſchloß ſich ſelbſt in ſein Zimmer ein, um über die Mittel nachzudenken, wie er das Weſen, das er nun einmal in ſeinen Schutz genommen, retten könne.

Blanche konnte, ohngeachtet ihrer großen Ermüdung, doch lange nicht ſchlummern, ſie dachte an ihren armen Vater, ſie dachte an ihren Retter, den jungen Offizier, mit den edlen Zügen und der ſanften, zum Herzen dringenden Stimme. Alles ſchien ihr ein Traum. Sie befühlte ſich, um ſich zu überzeugen, daß ſie wirklich wache, dann weinte ſie bitterlich, indem ſie ſich von den Ihrigen ſo ganz getrennet und verlaſſen fühlte. Die Idee, daß ihr noch größere Gefahr, daß ihr vielleicht der Tod auf dem Blutgerüſte drohe, kam ihr nicht in den Sinn, denn Marceau hatte ja verſprochen, ſie zu retten, und warum ſollten die grauſamen Menſchen auch das Blut eines armen, ſchuldloſen Mädchens fordern? Sie konnte kaum glauben, daß ſie eine Gefahr laufe, nur für ihren Vater, einen der Anführer der Vendeer, zitterte ſie. Allein auch in dieſer Rückſicht baute ihr ihre jugendliche Einbildungskraft eine goldene Brücke. Die Meinungen, dachte ſie, werden ſich vereinen, der Krieg ſich enden, und das alte Schloß ihrer Väter ſeine Gäſte wieder zurückkehren ſehen. Da pocht denn eines Abends ein müder Wanderer an das Thor und bittet um Einlaß, er zählt höchſtens ſechs und zwanzig Jahre, hat ſchöne kaſtanienbraune Haare, ein edles Geſicht, eine ſanfte Stimme und trägt eine Generalsuniform. Er wird mit Vergnügen eingelaſſen. Blanche erkennt ihn, ſtellt ihn ihrem Vater als ihren Retter vor, er bleibt lange — lange — immer — — O träume, arme Blanche!

Es gibt ein Alter, welchem das Unglück noch ganz fremd iſt, wie traurig auch ein Gedanke ſeyn möge, fortgeſponnen endet er ſich faſt immer mit einem Lächeln. Man ſieht das Leben in dieſem glücklichen Alter nur immer von einer Seite, und die Vergangenheit hat uns noch nicht Zeit gelaſſen, über die Zukunft nachzudenken.

Auch Marceau träumte, aber er warf ſchon einen richtigen Blick auf das Leben, er kannte den Parteihaß, er ſuchte Blanche zu retten. Ein einziges Mittel bot ſich ihm dar, und dieſes beſtand darin, ſie ſelbſt nach Nantes zu bringen, wo ſeine Familie wohnte. Seit drei Jahren hatte er weder ſeine Mutter, noch ſeine Schweſtern geſehen, und da er nur einige Meilen von dieſer ſeiner Vaterſtadt entfernt war, ſo konnte es wohl auch nicht auffallen, wenn er den

General-en-chef um einen Urlaub von wenigen Tagen bat. Er ergriff dieſe Idee. Der Tag begann, und er begab ſich zu dem General Weſtermann, der ihm ohne Anſtand das Angeſuchte bewilligte. Er wünſchte zwar, daß ihm die Erlaubniß alſogleich ſchriftlich eingehändigt werden möchte, allein ſie mußte eine zweite Unterſchrift, jene des Volksrepräſentanten Delmar enthalten, und dieſer war erſt vor einer Stunde hier angelangt. Er ruhte im daranſtoßenden Zimmer, und General Weſtermann verſprach, Marceau die Schrift gleich nach deſſen Erwachen zu überſenden.

Als er in ſeinen Gaſthof zurückkehrte, begegnete er dem General Dumas, der ihn ſuchte. Die beiden Freunde hatten kein Geheimniß vor einander, und bald wußte Dumas das ganze Abenteuer Marceau's. Während Jener ein Frühſtück bereiten ließ, eilte Dieſer zu ſeiner Gefangenen, welche ſchon um ihn gefragt habe, und verkündigte ihr den Beſuch ſeines Kameraden. Dann führte er dieſen zu ihr hinauf, alle drei ſetzten ſich zu Tiſche, als die Thür ſich öffnete und der Volksrepräſentant Delmar an deren Schwelle ſich zeigte.

Delmar war Einer von Jenen, welche Robespierre wie ſeine eignen verlängerten Arme in den Provinzen brauchte, und unter denen die Guillotine mehr thätig als verſtändig war.

Seine widerwärtige Erſcheinung machte Blanche beben, noch bevor ſie wußte, wen ſie vor ſich ſähe. — „Ach, ach!“ ſagte Delmar zu Marceau mit ſeinem gewöhnlichen ironiſchen Lächeln, „du willſt uns ſchon ſo bald verlaſſen, General? Du haſt dich in der vergangenen Nacht ſo gut betragen, daß ich dir nichts verweigern kann; freilich bin ich etwas böſe auf dich, daß du mir den Chevalier Beaulieu entwiſchen ließeſt, denn ich habe dem Nationalkonvent verſprochen, ihm ſeinen Kopf zu ſchicken.« — Blanche ſaß kalt und ſtarr da wie eine Bildſäule, als ſie dieſen Namen hörte. Marceau ſtellte ſich vor ſie. — »Aber was aufgeſchoben iſt, iſt darum nicht aufgehoben,« fuhr Delmar fort, »die republikaniſchen Spürhunde haben gute Naſen und gute Zähne und folgen ſeiner Spur. Hier haſt du deine Erlaubniß, General, und du kannſt reiſen, wann du willſt, aber vorher erſuche ich dich noch um ein Frühſtück, ich will einen wackern Bürger, wie du, nicht verlaſſen, bevor ich mit ihm auf das Wohl der Republik und auf die Vernichtung der Räuberhorde getrunken habe.«

Bei der Lage, in welcher ſich die beiden Generale befanden, mußten ſie dieſen Beweis von Achtung annehmen. Blanche hatte ſich niedergeſetzt und ihre Faſſung wieder gewonnen. Man begab ſich zu Tiſche, und das Mädchen, um ſich nicht im Angeſichte Delmar's zu befinden, war genöthigt, an ſeiner Seite Platz zu nehmen; um ihn nicht zu berühren, rückte ſie ſo weit als möglich von ihm, und wurde nach und nach muthiger, da ſie gewahrte, daß ſich der Volksrepräſentant mehr um die Speiſen bekümmerte, als um diejenigen, welche ſie mit ihm einnahmen. Übrigens fielen doch von Zeit zu Zeit einige blutdürſtige Worte von ſeinen Lippen, und erfüllten das Mark des jungen Mädchens mit Beben, indeſſen ſchien keine wirkliche Gefahr für ſie vorhanden zu ſeyn, und die Generale hofften, Delmar werde ſie wieder verlaſſen, ohne an Blanche auch nur ein Wort gerichtet zu haben.

Die Begierde fortzureiſen war für Marceau ein Vorwand, das Mahl ſchneller abzubrechen, man ſtand auf. Alles athmete freier, als ſich eine Musketendecharge auf dem Platze, an welchem die Herberge lag, vernehmen ließ; die Generale griffen nach den Säbeln, welche ſie abgelegt hatten. Delmar hielt ſie zurück. »Recht brav, meine Lieben,« ſagte er lächelnd und ſich auf ſeinem Stuhle ſchaukelnd, »ich ſehe mit Vergnügen, daß ihr zum Kampfe ſtets bereit ſeid, aber ſetzt euch nur wieder ruhig zu Tiſche, hier iſt für euch nichts zu thun, man ſchießt nur die Gefangenen, welche man in der vergangenen Nacht gemacht hat, nieder.« — Blanche ſtieß einen Schrei des Schreckens aus. »O, die Unglücklichen!« ſchrie ſie. Delmar ſetzte das Glas nieder, welches er ſchon an die Lippen gebracht hatte, und wandte ſich langſam gegen das Mädchen. »Ei,« ſprach er, das geht gut, wenn jetzt die Soldaten zittern wie die Weiber, da wär' es ja eben ſo gut, man kleidete Weiber als Soldaten an.«

»Du biſt noch ſehr jung, es iſt wahr,« ſetzte er hinzu, indem er ihre beiden Hände faßte und ihr ſtarr ins Geſicht ſah, »und du wirſt dich ſchon noch daran gewöhnen.« — »O nie! nie!« rief Blanche, ohne zu bedenken, wie gefährlich es für ſie ſei, ſolche Gefühle vor einem ſolchen Zeugen laut werden zu laſſen. »Niemals werd' ich mich an ſolche Gräuel gewöhnen.« — »Kind! Kind!« antwortete Delmar, indem er ihre Hände wieder los ließ, »glaubſt du denn, man kann eine Nation wiedergebären, ohne ihr Blut abzuzapfen, und Parteien unterdrücken, ohne Schaffote zu errichten? — Da müſſen Köpfe herunter, das nützt nichts.“ Er ſchwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort: „Übrigens, was iſt denn auch der Tod? Ein Schlaf ohne Traum und ohne Erwachen. Was iſt das Blut? Ein rother Saft, beiläufig dem ähnlich, den dieſe Burgunderbouteille in ſich ſchließt, und der nur eine Wirkung auf unſern Geiſt hervorbringt durch die Idee, die wir damit verbinden. Es hat Leute gegeben, die Blut getrunken haben. Wohlan, du ſchweigſt? nun, haſt du nicht irgend ein philanthropiſches Argument im Hinterhalte?“ — „O!“ verſetzte Blanche, welche ſich genöthigt ſah, das Geſpräch fortzuſetzen, „wißt ihr denn auch gewiß, daß euch Gott das Recht gegeben hat, Menſchen hinzuſchlachten?“ — „Schlachtet Gott nicht ſelbſt?“ — „Ja, aber der Allmächtige ſieht über das Leben hinaus, während der Menſch, wenn er tödtet, nicht weiß, was er gibt oder nimmt.“ — „Sei es, aber die Seele iſt ja unſterblich, und dieſe kann ich alſo nicht tödten, ich nehme ihr nur das Kleid, ich befreie ſie nur aus ihrem Kerker. Höre, junger Menſch, noch einen Rath von mir, ich will dir einen geben: bewahre deine philoſophiſchen Reflexionen und deine Schulargumente auf, um dein eigenes Leben zu vertheidigen, wenn du einſt in die Hände Charrette's oder Marigny's fallen ſollteſt, denn ſie würden dir eben ſo wenig Gnade angedeihen laſſen, als ich ihren Soldaten. Was mich anbetrifft, ſo könnteſt du es bereuen, ſie in meiner Gegenwart noch ein Mal zu wiederholen. Merke dir das!“ — Er ging.

Es herrſchte einige Augenblicke allgemeines Schweigen. Marceau legte ſeine Piſtolen weg, welche er während dieſes Geſpräches geladen hatte. „O,“ ſprach er, indem er ein drohendes Zeichen mit dem Finger gegen die Thür machte, »nie ſtand ein Menſch, ohne es zu ahnen, dem Tode näher, als dieſer Delmar; wenn ein Wort, eine Miene von ihm mir verrathen hätte, er habe Ihr Geſchlecht erkannt, ſo wäre meine Kugel ihm durch das Gehirn gefahren.«

Blanche hörte nicht, ein einziger Gedanke beſchäftigte alle ihre Sinne, es war der, daß dieſer Menſch damit umging, die Reſte der Armee zu verfolgen, welche der Marquis von Beaulieu kommandirte. »O, mein Gott! ſprach ſie, indem ſie ihre Augen, voll Thränen, mit ihren Händen bedeckte, »wenn ich bedenke, daß mein Vater in die Hände dieſes Tigers fallen kann, daß, wenn er in dieſer Nacht gefangen worden wäre, er wohl gar hier unter dieſem Fenſter, vor meinen Augen — hu! es iſt gräßlich; iſt denn kein Mitleid mehr auf dieſer Welt? Doch Verzeihung!« ſprach ſie zu Marceau gewendet, »Verzeihung, daß ich an dem Mitleid der Menſchen zweiſle, da ich doch Sie, großmüthiger Mann, kennen gelernt habe.«

In dieſem Augenblicke trat der Bediente ein und meldete, daß die Pferde bereit ſtehen. »Fort, fort,« rief Blanche, ihren Mantel umwerfend, »die Luft iſt von Blut geſchwängert.« — »Ja, wir wollen eilen,« antwortete Marceau, und alle drei ſtiegen die Treppe hinab.

Marceau fand am Thore ein Detachement von dreißig Mann, welche der General-en-chef beordert hatte, um ihn nach Nantes zu eskortiren. Dumas begleitete ſie einige Zeit, aber eine Meile von Chollet beſtand ſein Freund darauf, daß er umkehren ſolle, weil es weiter hinaus für einen einzelnen Mann auf der Straße gefährlich ſei; er nahm alſo

Abſchied von ihnen, gab ſeinem Pferde den Sporn, und verſchwand bald vor ihren Blicken.

Wie ſie nun ſo vorwärts ritten, näherte Marceau ſein Pferd jenem Blanche's, und indem ſie ſich einige Schritte von ihrer Eskorte entfernt hatten, ſprach Marceau: „Da wir nun allein und ruhig ſind, und einen langen Weg zu machen haben, theilen Sie mir etwas aus Ihren Lebensverhältniſſen mit, liebe Blanche. Ich weiß, wie Sie heißen und wer Sie ſind, aber weiter nichts. Wie ſind Sie in jenes Gefecht gekommen? Woher die Gewohnheit, ſich in Männerkleider und Männerſitten ſo gut zu fügen? O, reden Sie. Ich nehme ſo innigen Antheil an Allem, was Sie betrifft.“

Blanche erzählte ihm nun, wie ſie ihre Mutter noch als Kind verloren, und wie ſie dann durch die Erziehung von Manneshänden auch mit allen ſtärkeren Übungen vertraut geworden ſei, welche, als die Inſurrektion in der Vendee ausgebrochen war, ihr ſo nützlich wurden, und ihr geſtatteten, ihrem Vater zu folgen. Sie entrollte alle Begebenheiten dieſes Krieges vor ihm, von dem Aufſtand zu St. Florent bis zu dem Gefechte, wo ihr Marceau das Leben rettete. Sie ſprach lange, denn ſie ſah, mit welchem Vergnügen man ihr zuhörte. In dem Augenblicke, als ſie aufhörte, wurde Nantes in der Ferne ſichtbar, deſſen Lichter durch den Abendnebel flimmerten. Die kleine Reiſetruppe überſetzte die Loire, und in einigen Minuten lag Marceau in den Armen ſeiner Mutter.

Nach den erſten Bewillkommungen ſtellte er den Seinigen ſeine junge Reiſegefährtin vor, und wenige Worte genügten, um die Theilnahme ſeiner Mutter und ſeiner Schweſtern für ſie zu gewinnen. Kaum hatte Blanche den Wunſch geäußert, Kleider anzuziehen, welche ihrem Geſchlechte zuſtehen, als ſie auch ſchon die beiden jungen Mädchen in ein anderes Gemach begleiteten, und um das Vergnügen wetteiferten, ihr Kammermädchensdienſte zu leiſten.

Nantes ſtand damals unter dem Preconſulate Carrier's. Es iſt ein fürchterliches Schauſpiel für den Geiſt, ſo wie für die Augen, zu ſehen, wie eine ganze große Stadt von den Wunden eines einzigen Mannes blutet. Man frägt ſich, woher kommt die Gewalt eines einzigen Willens über 80,000, die er beherrſcht, und wie geſchieht es, daß, wenn Einer ſpricht: „Ich will!“ nur alle Andern ſich erheben, um zu antworten: „Zu Befehl!“ Das Blut floß in Nantes durch die Straßen, und Carrier, der für Robespierre war, was die Hyäne für den Tiger, der Schakal für den Löwen iſt, ſtopfte ſich mit dieſem Blute voll. Er erfand ganz neue Moden zu morden, die Guillotine war ihm ſchon zu gemein. Er erſäufte die Leute, eigene Schiffe wurden dazu am Ufer bereitet, worauf ſich dann Klappen öffneten, um die armen Unglücklichen in dem Fluſſe zu begraben.

Übrigens genoſſen Marceau und ſeine ganze Familie einen ſolchen Ruf des reinſten Republikanismus, daß ihr Name allein hinlänglich war, um ſie vor jedem Verdachte zu bewahren. Eine Schweſter Marceau's, ein Mädchen von ſechzehn Jahren, ſtand eben auf dem Punkte, ſich zu vermählen, als ihr Bruder mit der jungen Vendeerin dort ankam, und darum bewirkte ſein Erſcheinen doppelte Freude bei der ganzen Familie.

Die drei Mädchen wurden bald Herzensfreundinnen, denn es gibt ein Alter, wo eine einzige Umarmung hinreicht, ſich zu lieben. Als Blanche in den Kleidern ihrer beiden neuen Freundinnen wieder erſchien, ſtand Marceau wie verſteinert vor der herrlichen Geſtalt des Mädchens. Sie hatte, es iſt wahr, wohl auch Alles gethan, um ſich recht hübſch zu machen, hatte einen Augenblick vor dem Spiegel Krieg, ihr väterliches Haus und ihre Gefahr vergeſſen, um demjenigen zu gefallen, den ſie liebte. Marceau wollte ſprechen und konnte kein Wort hervorbringen; Blanche lächelte und reichte ihm die Hand; ſie merkte wohl, er finde ſie ſo ſchön, als ſie es für ihn zu ſeyn wünſchte.

Am Abende kam der Bräutigam der Schweſter Marceau's, und da jede Liebe ſelbſtſüchtig iſt, von der Eigenliebe bis zur mütterlichen Liebe, ſo war dieſen Abend in Nantes ein Haus, das einzige vielleicht, wo nur Glück und Freude herrſchten, während alle übrigen mit Schmerz und Thränen erfüllt waren.

O, wie ſelig fühlten ſich nun Blanche und Marceau, wie ſchien ihnen ihr voriges Leben weit hinter ihrem jetzigen zurück zu liegen. Es war faſt ein Traum, nur manchmal ſtahlen ſich Zähren der Wehmuth in Blanche's Augen, wenn ſie plötzlich an ihren Vater dachte. Marceau küßte dieſe Perlen von ihren Augen und tröſtete ſie; er erzählte ihr ſeine militäriſchen Begebenheiten, wie er mit 15 Jahren Soldat, mit 17 Offizier, mit 19 Oberſt, mit 21 General geworden war. Blanche liebte ihren Lebensretter mit allem Feuer der erſten Liebe, auch Marceau's Herz gehörte ihr ganz;

ſo kam der für Marceau's Schweſter beſtimmte Hochzeitstag heran.

Unter dem Geſchmeide, welches der General für ſeine Schweſter kommen ließ, wählte er auch einen ſehr geſchmackvollen und koſtbaren Schmuck für Blanche aus. Dieſe ſah ihn mit der Koketterie eines jungen Mädchens an, dann wies ſie ihn zurück. „Geſchmeide,“ ſprach ſie betrübt, „paßt zu meiner Lage nicht, ich ſollte mich ſchmücken, während mein armer Vater vielleicht von Haus zu Haus flüchtet, und um ein Stück Brot bittet? Auch bin ich ja ſelbſt eine Verbannte, Geächtete, wie leicht könnte ich erkannt werden; darum iſt es beſſer, ich lebe einfach und ohne allem äußeren Schimmer.“ Marceau mochte noch ſo ſehr in ſie dringen, ſie nahm nichts als eine von Rubinen künſtlich gearbeitete rothe Roſe, welche ſich unter dem Geſchmeide befand.

Die Kirchen waren in dieſer Schreckenszeit geſchloſſen, daher wurde die Vermählung im Stadthauſe nur nach bürgerlichen Geſetzen begangen. Die Ceremonie war kurz und traurig. Die jungen Mädchen vermißten die Kränze, die Lichter, kurz Alles, was eine ſolche Vereinigung glänzend und ehrwürdig macht.

Am Thore des Stadthauſes erwartete eine Deputation von Seeſoldaten die Neuvermälten. Marceau's Rang verſchaffte ſeiner Schweſter dieſe Auszeichnung. Einer dieſer Männer, deſſen Geſicht ihm nicht ganz unbekannt zu ſeyn ſchien, hatte zwei Blumenſträuße, er gab den einen der Braut, dann ſich Blanche nähernd, reichte er ihr den andern. — „Tinguy, wo iſt mein Vater?“ fragte dieſe erblaſſend. — „Zu Saint-Florent, antwortete der Seemann leiſe. „Nehmen

Sie dieſen Strauß, es iſt ein Briefchen darin. Es lebe der König und die gute Sache!“ Blanche wollte ihn anhalten, allein ſchnell war er wieder verſchwunden. Marceau erkannte den Menſchen, und mußte wider ſeinen Willen deſſen Treue, Geſchicklichkeit und Kühnheit bewundern.

Blanche las mit großer Ängſtlichkeit den Brief. Die Vendeer hatten Niederlagen auf Niederlagen erlitten, eine ganze Population wanderte aus, das Feuer und den Hunger fürchtend. Der Reſt des Briefes war mit Dankſagungen für Marceau angefüllt. Der Marquis hatte durch Tinguy Alles erfahren. Blanche war darüber ſehr betrübt, ſie hing ſich feſter an Marceau's Arm, als gewöhnlich, ſprach näher und liebevoller mit ihm, der Mann war ja ihr einziger Beſchützer.

Während der Ceremonie trat ein Mann, welcher nicht zu dem Hochzeitszuge gehörte, in den Saal. Marceau, die Blicke auf Blanche geheftet und bemüht, ihr Muth zuzuſprechen, ſah ihn nicht gleich, allein plötzlich fühlte er ſich am Arme ergriffen, er blickte auf und Delmar ſtand vor ihm.

Der Volksrepräſentant blickte mit einem ſeltſamen Lächeln ſtarr auf Blanche. Marceau fühlte Schweiß auf ſeiner Stirne, zum erſten Mal in ſeinem Leben überfiel ihn eine Angſt.

„Bürgerin! du haſt einen Bruder,“ ſagte Delmar zu Blanche; dieſe zitterte, wankte und ſtand auf dem Punkte, in Marceau's Arme zu ſinken. Delmar fuhr fort: „Wenn mein Gedächtniß und deine Ähnlichkeit mich nicht trügen, ſo habe ich mit dieſem Bruder in Chollet gefrühſtückt. Wie kommt es, daß ich ihn ſeit der Zeit in den republikaniſchen Reihen nicht wieder geſehen habe?“ Blanche fühlte alle ihre Kräfte ſchwinden, das durchdringende Auge Delmar's folgte allen Fortſchritten ihrer Angſt, und gewiß wäre ſie beſinnungslos niedergeſtürzt, hätte ſich Delmar's Blick nicht von ihr weggewandt und auf Marceau geheftet. Allein jetzt fühlte Delmar ſelbſt ein kleines Grauen, denn der junge General ſtand da, die Hände krampfhaft an den Griff des Degens gepreßt. Das Geſicht des Repräſentanten nahm alſogleich ſeine gewöhnliche Gleichgiltigkeit an, er ſchien ganz vergeſſen zu haben, wovon er geſprochen, nahm Marceau unter den Arm, und zog ihn in eine Fenſterbrüſtung. Dort ſprach er mit ihm einiges über den gegenwärtigen Zuſtand der Vendeer, und ſagte ihm, daß er nach Nantes gekommen ſey, um ſich mit Carrier über die neuen ſtrengen Maßregeln in Hinſicht auf die Empörer zu verſtändigen. Er benachrichtigte ihn, daß General Dumas nach Paris berufen worden ſei, und ihn dann verlaſſend ging er noch mit einem Lächeln und einem Gruß mit der Hand bei dem Lehnſtuhl vorüber, in welchen Blanche geſunken war, und blaß und kalt ſaß.

Zwei Stunden nachher erhielt Marceau Befehl, ohne Verzug die Armee aufzuſuchen und das Kommando ſeiner Brigade wieder zu übernehmen. Dieſe unverhoffte Ordre ſetzte ihn in Schrecken, er glaubte darin einen Zuſammenhang mit der Scene im Stadthauſe zu finden. Sein Urlaub ging erſt in vierzehn Tagen zu Ende. Er lief zu Delmar, um hierüber Aufklärung zu erhalten, allein dieſer war ſogleich nach der Unterredung mit Carrier wieder abgereiſt. Er mußte gehorchen, ſich widerſetzen hieße ſich verderben. Zu jener Zeit waren die Generale den Volksrepräſentanten, welche vom Nationalkonvent abgeſendet wurden, untergeordnet, und es blieb ihnen kein Ausweg, als zu gehorchen, oder ihren Kopf unter die Guillotine zu legen.

Marceau wagte es nicht, Blanche dieſen unerwarteten Schlag mitzutheilen, er hatte nicht den Muth, ihr ſeine Abreiſe zu verkünden, wodurch ſie allein und ohne Schutz in einer Stadt zurückblieb, welche vom Blute triefte. Blanche hinwiederum bemerkte ſeine Verlegenheit und fragte ihn um die Urſache derſelben. Marceau konnte ſie nicht hintergehen, er zeigte ihr die Ordre, welche er erhalten hatte. Blanche hatte kaum geleſen, als ſie auch einſah, welcher Gefahr der Ungehorſam ihren Vertheidiger ausſetzen würde, ihr Herz brach, aber ſie beſaß doch die Kraft, ihn zur ſchnellen Abreiſe aufzufordern. Die Frauen beſitzen mehr als die Männer dieſen Muth, weil er einerſeits bei ihnen eine Folge zarter Scham iſt. — Marceau ſah das Mädchen betrübt an, und brach in folgende Worte aus: »Und auch du, Blanche, auch du willſt, daß ich mich entferne? Aber,« fuhr er, wie zu ſich ſelbſt ſprechend, fort, »was beſtimmte mich auch, das Gegentheil zu glauben? Unſinniger, der ich war! Ich wähnte, unſere Trennung würde ihr Schmerz verurſachen und Thränen koſten. Hahaha! als ob ich ihr mehr als gleichgiltig wäre?« Er wendete ſich um und ſah, wie große Thränen ſich aus den Augen des ſtummen Mädchens ſtahlen. Da fiel er vor ihr auf ſeine Knie. »Verzeihe mir, Blanche,« rief er, »aber ich bin unglücklich, und das Unglück macht mißtrauiſch. Ach, ich war ſo ſelig in deiner Nähe, an deiner Seite, mein Leben war in dem deinigen, wie ſoll ich meine Stunden, meine Tage von den deinigen trennen? Ich hatte Alles vergeſſen, ich hielt die Gegenwart für die Ewigkeit! O, ich Elender! ich träumte und bin nun erwacht. Blanche!“ fügte er dann etwas ruhiger, aber mit zitternder Stimme hinzu, „der Krieg, den wir führen, iſt grauſam und mörderiſch, es iſt möglich, daß wir uns nimmer wiederſehen,“ er faßte Blanche's Hand. „O, verſprich mir, wenn ich fern von dir falle — ich habe immer die Ahnung eines frühen Todes gehabt — verſprich mir, daß du dich meiner manchmal erinnern willſt, daß dein Mund meinen Namen ausſprechen wird, wär's auch nur im Traume, und ich, ich verſpreche dir, Blanche, daß, wenn zwiſchen meinem Leben und meinem Tode ſo viel Zeit iſt, daß ein Name meinen Lippen entwiſchen kann, es der deinige ſeyn ſoll.“ Blanche ſchluchzte nur, ſie konnte nicht antworten, aber in ihren Augen lagen noch viel zärtlichere Empfindungen, als Marceau ſie forderte. Mit einer Hand drückte ſie die ſeinige, und mit der andern zeigte ſie auf die rothe Roſe, welche ſie in ihren Haaren ſtecken hatte, „Ewig, ewig!“ ſtammelte ſie und fiel ohnmächtig nieder.

Marceau's Hilfegeſchrei rief ſeine Mutter und ſeine Schweſtern herbei. Er hielt Blanche für todt und weinte zu ihren Füßen. In der Liebe überſpannt ſich Alles, Furcht und Hoffnung. Der Soldat war ein Kind. Blanche öffnete die Augen wieder und erröthete darüber, Marceau auf den Knien und ſeine ganze Familie um ſie verſammelt zu ſehen. — „Er eilt hin,“ ſagte ſie, „um ſich zu ſchlagen, vielleicht gegen meinen Vater. O, ſchone meinen armen Vater, wenn er in deine Hände fällt, bedenke, ſein Tod würde auch mich tödten.“ Dann ihre ganze Kraft zuſammennehmend, bat ſie Marceau, ſo ſchnell als möglich abzureiſen, ſie ſelbſt, ſagte ſie, ſehe die Nothwendigkeit ein. Eine Stunde nachher hatte er Blanche's und ſeiner Familie letztes Lebewohl empfangen, und trabte auf demſelben Wege, den er mit der Geliebten hieher genommen hatte, hin; er hielt ſein Pferd nicht zurück, er trieb es nicht an, er dachte nur an ſie, und die Gefahr, in welcher er ſie zurückgelaſſen hatte ſchien ihm jetzt viel größer, als da er noch bei ihr war. Jedes Wort Delmar's hallte ihm in den Ohren wieder, jeden Augenblick war er bereit, ſein Pferd anzuhalten und nach Nantes zurückzukehren, und er mußte alle Vernunft zuſammennehmen, um dieſem Wunſche kein Gehör zu geben.

Wenn es Marceau möglich geweſen wäre, ſich noch mit etwas Anderm zu beſchäftigen, als mit dem, was in ſeinem Innern vorging, ſo würde er von Weitem auf dem Wege einen Reiter gegen ſich haben kommen ſehen, der, nachdem er einen Augenblick anhielt, um ſich zu überzeugen, daß er ſich nicht irre, dann ſein Pferd in Galopp ſetzte, um ſchneller zu ihm zu kommen, und er würde in dieſem Reiter eben ſo ſchnell den General Dumas erkannt haben, als dieſer ihn erkannt hatte; die beiden Freunde ſprangen von ihren Pferden und einander in die Arme.

In demſelben Augenblicke aber ſprang auch ein Menſch, deſſen Haare vom Schweiße troffen, über ein Gehege, wälzte ſich mehr, als er ging, den Abhang herab, und fiel ohne Kraft, und faſt auch ohne Stimme, zu den Füßen der beiden Freunde, indem er nur das einzige Wort herauszuſtoßen vermochte: „Verhaftet!“ Es war Tinguy.

„Verhaftet? Wer? Blanche?“ ſchrie Marceau. Tinguy machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe reden konnte der Arme nicht mehr. Er hatte fünf Meilen, immer über Felder laufend zurückgelegt. Marceau ſah ihn ſtarr und mit ſich vordrängenden Augen an. „Verhaftet! Blanche verhaftet?“ wiederholte er immer, während ſein Freund dem armen Unglücksboten Wein aus ſeiner Feldflaſche in den Mund träufelte. — „Blanche verhaftet! Darum alſo hat man mich entfernt? Alexander!“ ſchrie er, indem er die Hand ſeines Freundes in der ſeinigen preßte, „ich kehre nach Nantes zurück, du mußt mir folgen, denn mein Glück, mein Leben, meine Zukunft iſt dort in Gefahr.“ Seine Zähne ſchlugen wie im Fieber zuſammen und ſein ganzer Körper bebte konvulſiviſch. „Derjenige möge zittern, der es wagte ſeine Hand an Blanche zu legen. O Freund, wiſſe, wiſſe, ich liebe ſie mit aller Innigkeit deren mein Herz fähig iſt, es gibt kein Leben mehr für mich ohne ſie, und ich werde ſie retten oder mit ihr ſterben. Unſinniger, der ich war, indem ich ſie verließ! Wo iſt Blanche verhaftet?“

Tinguy, an den dieſe Frage gerichtet war, war indeſſen etwas zu ſich gekommen, aber dennoch brachte er nur mit Mühe hervor: „Im Gefängniſſe Bouffay's.“ Dieſe Worte waren kaum ausgeſprochen, als die beiden Freunde ſchon im Carriere auf dem Wege nach Nantes dahin ſprengten.

Es war kein Augenblick zu verlieren. Sie langten auf dem Hauptplatze an, und ſtiegen daſelbſt bei dem Hauſe, welches Carriere bewohnte, ab. Maſchinenmäßig ſtieg Marceau vom Pferde, ſteckte die beiden Piſtolen, welche in der Halfter ſich befanden, zu ſich, indem er ſie unter ſeinem Oberrocke verbarg, und ſtürzte gegen das Gemach desjenigen, der Blanche's Schickſal in ſeinen Händen hatte. Sein Freund folgte ihm, zwar kälter, aber bereit ihn zu vertheidigen, wenn er ſeine Hilfe nöthig haben ſollte. Aber der Volksdeputirte wußte zu gut, wie ſehr er gehaßt wurde, um nicht auf ſeiner Hut zu ſeyn, und weder Bitten noch Drohungen vermochten es, den beiden Generalen Gehör bei ihm zu verſchaffen. Marceau ſtieg ruhiger die Treppe wieder hinunter, als ſein Freund gedacht hatte. Seit einem Augenblicke ſchien er einen neuen Plan gefaßt zu haben, der eben ſo ſchnell reifte; er bat Dumas, ſich auf der Stelle nach der Poſt zu begeben, und ihn mit einem Wagen und Pferden an dem Thore des Gefängniſſes Bouffays zu erwarten. Der Name und der Rang Marceau's öffneten ihm die Thore des Gefängnißhauſes, er befahl dem Gefangenwärter ihn in das Gefängniß zu führen, in welchem Blanche ſchmachtete. Dieſer zögerte erſt einen Augenblick, als aber Marceau den Befehl wiederholte, und dabei mit zornentflammtem Auge an ſeinen Degen griff, gehorchte der Mann und gab ihm ein Zeichen, ihm zu folgen. „Sie iſt nicht allein,“ ſprach ſein Führer zu ihm, indem er die Thür eines Kerkers öffnete, deſſen Finſterniß Marceau Grauen einflößte, „allein ſie wird bald von ihrem Geſellſchafter befreit ſeyn, denn dieſer wird heute guillotinirt.“ Mit dieſen Worten ſchloß er die Thür hinter Marceau zu, und empfahl ihm nur noch, ſeinen Beſuch ſo bald als möglich abzubrechen.

Marceau ſtreckte im Dunkeln ſeine Hände aus, und war ſo in der tiefſten Seele beklommen, daß er nicht einmal den Namen Blanche auszuſprechen vermochte; auf einmal hörte er einen Schrei, und das Mädchen ſeines Herzens lag in ſeinen Armen, ſie hatte ihn alsbald geſehen, denn ihre Augen waren ſchon mehr an die Nacht gewohnt, welche ſie umgab. Sie warf ſich in ſeine Arme, denn der Schrecken ließ ſie ihr Geſchlecht und ihr Alter vergeſſen, es handelte ſich ja um nichts Geringeres mehr, als um Tod oder Leben. Sie klammerte ſich an ihn, wie ein Schiffbrüchiger an einen Felſen, und weinte und bebte an allen Gliedern. „Ach! ſo haſt du mich nicht verlaſſen?“ ſchrie ſie dann. „Sie haben mich verhaftet und hieher geſchleppt, unter dem Haufen, der mir folgte, erkannte ich Tinguy. Ich ſchrie, was ich nur herausbringen konnte: Marceau! Marceau! und er verſchwand gleich darauf. Ach, ich glaubte dich nimmer zu ſehen, aber du biſt da, ich liege an deiner Bruſt, du verläſſeſt mich nun nicht mehr, du nimmſt mich mit dir, nicht wahr?“

„O, mit meinem Blute, mit meinem Leben wollte ich deine Freiheit in dieſem Augenblicke erkaufen, aber“ — „O! befühle doch dieſe triefenden Mauern, dieſes faule Stroh, du biſt ja General und haſt Gewalt genug.“

„Blanche, was ich könnte, wäre allenfalls folgendes: an jene Thür klopfen, dem Kerkermeiſter, wenn er öffnet, eine Kugel durch den Kopf jagen, dich in meinen Armen in's Freie tragen, dort dich den Himmel ſehen, die Luft einathmen laſſen, und dann, dich vertheidigend, an deiner Seite fallen; aber bin ich todt, Blanche, ſo würde man dich wieder in deinen Kerker zurückſchleppen, und es würde kein Menſch mehr auf Erden ſeyn, der dich retten könnte.“

„Ja, kannſt du es denn?“

»Vielleicht.«

»Bald?«

»In zwei Tagen. Blanche, zwei Tage bedarf ich dazu. Aber antworte auch du mir jetzt auf eine Frage, von welcher dein und mein Leben abhängt. Antworte mir, wie du vor Gott antworten würdeſt. Blanche liebſt du mich?«

»Iſt dies die Zeit und der Ort, wo man eine ſolche Frage ſtellen oder darauf antworten kann? Glaubſt du dieſe Mauern ſind gewohnt, Liebesbetheuerungen zu hören?«

»Ja, dies iſt die Zeit dazu, denn wir ſtehen zwiſchen Leben und Grab. Geſchwind, Blanche, antworte mir, jeder Augenblick raubt uns einen Tag, jede Stunde ein Jahr. Blanche, liebſt du mich?

»O, ja, ja, aus ganzer Seele,« rief das junge Mädchen, welches vergeſſend, daß man ſeine Schamröthe ja nicht ſehen konnte, ſeinen Kopf an Marceau's Buſen barg.

»Wohlan, Blanche, ſo mußt du in dieſem Augenblicke meine Gattin werden.« Blanche zitterte. »Wir wollen dann ſehen,« ſprach Marceau weiter, »ob ſie es wagen werden, die Frau eines republikaniſchen Generalen zum Schaffotte zu ſchleppen.«

Blanche begriff nun ſeinen ganzen Plan, ſie zitterte vor der Gefahr, welcher auch er ſich ausſetzte, um ſie zu retten. Ihre reine Liebe gewann neue Kraft, und mit feſtem Tone entgegnete ſie: »Das iſt unmöglich!«

»Unmöglich?« verſetzte Marceau, »und welches Hinderniß kann ſich zwiſchen uns und unſer Glück ſtellen, da du mir geſtanden, daß du mich liebſt? Glaubſt du, alles dies ſei nur ein Spiel? Höre doch, begreife doch, der Tod hat ſchon ſeine Senſe nach dir ausgeſtreckt, der Tod der Schande durch Henkershand.“

„O Barmherzigkeit! Bedenke aber, wenn ich einmal dein Weib bin, und dieſer Titel mich nicht rettet, ſo biſt du mit mir verloren.“

„Darüber kein Wort mehr, ich liebte dich von dem Augenblicke an, als deine Züge zum erſten Male meine Augen und durch dieſe mein Herz trafen, ich liebe dich wie mein Leben, meine Exiſtenz iſt die deinige, ich theile ſelbſt das Schaffott mit dir, wenn es ſeyn muß. Ich verlaſſe dich nicht mehr, keine menſchliche Macht kann uns mehr trennen; wenn ich dieſen Ort verlaſſe, ſo darf ich ja nur hinaustreten auf den Marktplatz und rufen: Es lebe der König! und dieſer Ruf öffnet mir dein Gefängniß, und wir gehen dann mit einander hinaus, mit einander zum Schaffott.“

„O nein, nimmermehr! geh, geh! im Namen des Himmels verlaß mich!“

„Ich ſoll gehen? Bedenke gut, Blanche, was du willſt, denn wenn ich von hier gehe, ohne daß du die meinige biſt, ohne daß du mir das Recht eingeräumt haſt, dich zu vertheidigen, ſo eile ich, deinen Vater aufzuſuchen, ich will hintreten vor ihm und ihm ſagen: Alter, deine Tochter konnte ſich retten und wollte nicht, ſie wollte, daß du deine letzten Tage in Trauer hinbrächteſt und ihr Blut deine grauen Haare röthe. Weine, Vater, nicht darüber, daß dein Kind todt iſt, ſondern darüber, daß ſie dich nicht ſo ſehr liebte, um ſich für dich zu erhalten.“

Marceau hatte Blanche zurückgeſtoßen, welche vor ihm auf die Knie gefallen war. Er ging mit über einander gebiſſenen Zähnen, die Arme über der Bruſt gekreuzt, grimmig lachend wie ein Wahnſinniger oder wie ein Verdammter, im Gefängniß auf und nieder. Da hörte er Blanche ſchluchzen und auch ſeine Augen fanden Thränen, er kniete zu ihr hin und ſprach ſanfter: »Blanche! Blanche! Bei Allem was dir heilig iſt, bei dem Grabe deiner Mutter beſchwöre ich dich, werde mein Weib! du mußt, es iſt deine Pflicht!«

»Ja, junges Mädchen, es iſt deine Pflicht, wiederholte eine fremde Stimme, »denn es iſt das einzige Mittel, ein Leben zu erhalten, welches kaum noch recht begonnen hat. Die Religion befiehlt es dir, und ich bin bereit, eure Vereinigung im Namen des Himmels zu ſegnen.«

Marceau, erſtaunt, blickte um ſich, und erkannte in dem Sprecher, welcher näher getreten war, den ehrwürdigen Pfarrer von Saint-Marie-de-Rhé, welcher in der Nacht die Meſſe geleſen hatte, in welcher Blanche ſeine Gefangene geworden war. »O ehrwürdiger Vater!« rief er, indem er ſeine Hand faßte und ihn näher zog, »ſprechen Sie ihr zu, daß ſie einwilligt zu leben.«

»Blanche de Beaulieu!« ſprach der Prieſter mit feierlichem Tone, »im Namen deines Vaters, welchen zu repräſentiren mir mein Alter und die Freundſchaft, welche uns ſchon lange an einander kettet, das Recht gibt, im Namen deines Vaters beſchwöre ich dich, den Bitten dieſes großmüthigen jungen Mannes nachzugeben.«

Blanche ſchien anfangs betroffen, und der Kampf mit verſchiedenen Empfindungen in ihrer Seele wurde in ihrem Antlitze ſichtbar, bald aber war dieſer Kampf entſchieden. »O mein Freund!« rief ſie, indem ſie ſich in Marceau's Arme warf, »ich kann dir nicht länger widerſtehen, ich liebe dich, ich will dein Weib ſeyn.« Ihre Lippen berührten ſich, Marceau war trunken vor Wonne, aber bald riß ihn die Stimme des Prieſters aus ſeinem Entzücken. »Eilt euch, meine Kinder,« ſprach dieſer, »denn meine Augenblicke auf Erden ſind gezählt, und wenn ihr zögert, könnte ich eure Vereinigung erſt vom Himmel herab ſegnen.«

Die beiden Liebenden ſchauerten zuſammen, dieſe Worte riefen ſie auf die Erde zurück. Blanche warf ängſtliche Blicke um ſich und ſprach: »O mein Freund, welch ein Augenblick, um unſer Schickſal an einander zu ketten, welch ein Tempel zu unſerer Vermählung! Glaubſt du, daß dieſe Vereinigung eine dauernde ſeyn könne?« Marceau ſelbſt erbebte bei dieſen Worten, er zog Blanche mit ſich in eine Ecke des Gefängniſſes, wohin durch ein vergittertes Fenſter ein Lichtſtrahl fiel, dort knieten beide nieder und erwarteten den prieſterlichen Segen. Dieſer breitete die Hände über ſie aus und ſprach die heiligen Worte. In demſelben Augenblicke erſchallte Getöſe und Waffengeklirr in den äußeren Gängen. Blanche, zitternd, warf ſich in Marceau's Arme und rief: »Gott! kommen ſie vielleicht ſchon, mich zu holen?« Der junge General ſtellte ſich vor den Eingang in jeder Hand ein geſpanntes Piſtol haltend. Es wurde geöffnet, die Soldaten zeigten ſich, wichen aber bei dieſem Anblicke betroffen zurück. »Seid ruhig,« ſagte der Prieſter, vortretend, »ich bin es, den ſie ſuchen, das Ende meiner Leiden iſt gekommen.«

Die Soldaten umgaben ihn. „Meine Kinder,“ ſchrie er mit ſtarker Stimme, indem er ſich zu den Neuverbundenen wandte, „meine Kinder, ſenkt euch auf eure Knie, denn am Rande des Grabes will ich euch noch ſegnen, und den Segen eines Sterbenden hört der Ewige.“

Die Soldaten ſtanden ſchweigend. Der Prieſter hatte ein Crucifix aus ſeinem Buſen gezogen, welches er, allen Nachforſchungen ohngeachtet, zu verbergen ſo glücklich war, er hielt es gegen Blanche und betete im Stillen. Es war einer von jenen feierlichen Augenblicken, wo jeder an einen Gott glaubt. Dann ſchlug er das Kreuz über die Knienden und ſprach gefaßt: „Ich bin bereit, laßt uns gehen!“

Die Soldaten umringten ihn, und ſie gingen. In dieſem Augenblicke erſchien auch der Kerkermeiſter an der Thür und gab Marceau einen Wink, ſich zu entfernen. Blanche hing ſich feſt an ihn, allein mit den Worten: „Du biſt mein, ich bin dein, ich eile, dich zu retten, ich bürge für dein Leben, längſtens in zwei Tagen bin ich mit deiner Begnadigung wieder in deinen Armen,“ machte er ſich ſanft von ihr los. Blanche ſank in ihren finſtern Kerker zurück, indem ſie ihm nur noch in ihren Haaren auf die rothe Roſe zeigte, welche ſie von ihm zum Geſchenke bekommen hatte, und die Thür ſchloß ſich für die Unglückliche hinter ihm.

Marceau fand ſeinen Freund Dumas bei dem Kerkermeiſter, wo er ihn erwartete. Er verlangte Tinte, Feder und Papier. — „Was willſt du thun?“ fragte ihn dieſer, welcher ſeine heftige Gemüthsbewegung bemerkte. — „An Carrier will ich ſchreiben,“ antwortete Marceau, „von ihm zwei Tage Aufſchub begehren, und ihm ſagen, daß mir ſein Leben für jenes meiner Blanche bürge." — „Thörichter!" verſetzte Dumas, indem er ihm den angefangenen Brief unter den Händen wegriß, „du willſt drohen, da du in ſeiner Gewalt biſt? Haſt du nicht ein Subordinationsverbrechen begangen, indem du der erhaltenen Ordre nicht Folge leiſteteſt? Wenn er Urſache hat, dich zu fürchten, ſo biſt du auf der Stelle arretirt, und was kannſt du dann noch für deine Geliebte thun? Glaube mir, nur dein Schweigen kann ihn dich vergeſſen machen, und nur dies Vergeſſen dir Zeit gewähren, deinen Plan auszuführen."

Marceau's Kopf war in deſſen Hände geſunken, er ſchien nachzudenken. „Du haſt recht," rief er dann, ſprang auf und zog ſeinen Freund mit ſich auf die Straße.

Mehre Menſchen waren um einen Poſtwagen verſammelt. Marceau forderte Pferde, erhielt ſie auf der Stelle, und mit Hilfe des Goldes gelang es ihm, Abends um acht Uhr Paris zu erreichen. Dumas, der ſeine Entlaſſung nachgeſucht und erhalten hatte, begleitete ihn.

Marceau und ſein Freund verließen ſich auf dem Platze des Palais-Egalité. Marceau ging zu Fuß in die Straße Saint-Honoré, in das Haus Nr. 366, und fragte um den Bürger Robespierre.

„Er iſt im Theater de la Nation," gab ihm ein junges Mädchen von ſiebenzehn Jahren zur Antwort, „aber wenn du in zwei Stunden wieder kommen willſt, Bürgergeneral, ſo wirſt du ihn zu Hauſe finden."

„Ich will ihn dort aufſuchen," antwortete Marceau, „und wenn ich ihn dort nicht finde, ſo komme ich wieder. Hier meine Karte: Bürgergeneral Marceau."

Marceau ging in das Theater. Man gab den „Tod des Cäſar.“ Er ging auf den Balken, ein junger Mann bot ihm auf der erſten Bank einen Platz neben ſich an, er nahm ihn an, weil er hoffte, denjenigen zu ſehen, den er ſuchte.

Das Spektakel war noch nicht angefangen, eine ſeltſame Bewegung herrſchte unter dem Publikum, Zeichen und Gelächter gingen wie aus einem Hauptquartiere von einer Gruppe im Parterre aus. Dieſe Gruppe beherrſchte den ganzen Saal, und der Mann, der dieſe Gruppe beherrſchte, war Danton. An ſeiner Seite ſprachen, wenn er ſchwieg, und ſchwiegen, wenn er ſprach: Camille Desmoulins, Phelippeaux, Herault de Sechelles und Lacroix. Die Dantoniſten hatten ſich vorgenommen, Robespierre heute in dieſem Stücke eine ſtarke Lehre zu geben, und darum war es eben, warum Robespierre, der davon Nachricht erhielt, ſich nach dem Theater de la Nation begab; denn er wußte wohl, daß ihm der Sieg bleibe, wenn es ihm gelinge, durch Kühnheit den Plan ſeiner Gegner vor dem Volke zu entkräften.

Marceau ſuchte ihn übrigens vergebens im hell erleuchteten Saale. Der Vorhang rollte auf. Die Gruppe im Parterre ſchwieg zwar, aber man ſah es deutlich, wie ſie ſich durch Zeichen zu verſtändigen ſuchten, und nur die Stellen im Stücke mit Ungeduld erwarteten, wo ſie loszubrechen verabredet hatten. Endlich kamen die Verſe:

Cäſar, von deinem Glück, von deiner hohen Güte
Erwarteten wir doch viel eine ſchön're Blüte
Für unſer Land.

Cäſar.

Und welche iſt's?

Cimber.

Die Freiheit, Herr!

Drei Salven von Beifallsgeklatſche begleiteten dieſe Worte. Aus Danton's Augen ſtrahlte das Entzücken, und Talma fuhr fort:

Ja, groß ſoll Cäſar ſeyn, doch Roma ſei auch frei!

Da erhob ſich Danton und warf den Blick eines Heerführers um ſich, welcher ſich überzeugen will, ob auch Jeder auf ſeinem Poſten ſtehe, als plötzlich alle Blicke ſich nach einem einzigen Punkte im Saale wendeten; das Gitter einer Loge öffnete ſich, Robeſpierre ſtreckte durch die Dunkelheit derſelben ſein ſpitziges, gelbes Antlitz hervor. Die Blicke der beiden Feinde begegneten ſich und konnten ſich nicht mehr loslaſſen. In jenen Robeſpierre's lag aller Spott des Sieges und aller Triumph der Sicherheit. Zum erſten Male fühlte Danton kalten Schweiß über ſeinen ganzen Körper rieſeln, er vergaß das Zeichen zu geben, und die Verſe gingen ohne die beabſichtigte Wirkung vorüber; er ſank überwunden auf eine Bank, das Logengitter ſchloß ſich wieder und Alles war vorbei. Die Guillotineurs hatten den Sieg über die Septembriſeurs davongetragen.

Marceau, deſſen Seele mit etwas ganz Anderem, als mit dem Trauerſpiele beſchäftigt war, war vielleicht der Einzige, welcher dieſe Scene, die nur einige Sekunden dauerte, bemerkte, ohne daß er ſie begriff, er erkannte übrigens Robeſpierre, eilte vom Balkon weg und gelangte gerade zu rechter Zeit in den Corridor, um ihm dort zu begegnen.

Robespierre war kalt und ruhig, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Marceau ſtellte ſich ihm vor und nannte ſich; Robespierre reichte ihm die Hand. Marceau, einem inneren Grauen unwillkürlich gehorchend, zog die ſeinige zurück. Ein bitteres Lächeln zuckte über Robespierre's Lippen. „Was willſt du von mir?“ fragte er endlich.

„Eine Unterredung von wenigen Minuten.“

„Hier oder bei mir?“

„Bei dir.“

„So komm.“ Und beide Männer, von ſo verſchiedenartigen Empfindungen ergriffen, gingen neben einander, Robespierre gleichgiltig und ruhig, Marceau unruhig und in ſichtbarer Bewegung.

Dies war alſo der Mann, in deſſen Händen Blanche's Schickſal lag, der Mann, von dem ganz Frankreich ſprach, deſſen Unbeſtechbarkeit allein unläugbar, aber deſſen Popularität noch ein Problem war. Wirklich, er hatte, um die Volksthümlichkeit zu gewinnen, keines jener Mittel angewandt, deren ſich ſeine Vorfahren bedienten; er beſaß weder die hinreißende Beredſamkeit Mirabeau's, noch die natürliche Feſtigkeit Bailly's, weder die erhabene Hitze Danton's, noch die fruchtbare Unfläthigkeit Hebert's; wenn er für das Volk arbeitete, ſo geſchah es ganz im Stillen, und ohne dem Volke davon Rechenſchaft abzulegen. In der Mitte der allgemeinen Gleichheit in Sprache und Kleidung, hatte er ſeine feine, geglättete Sprache und ſeine zierliche Kleidung beibehalten. So große Mühe ſich Andere gaben, ſich mit dem Haufen gemein zu machen, ſo viel Sorge wandte er an, ſich über denſelben zu erhalten, und man ſah es beim erſten Anblicke, daß dieſer ſonderbare Mann für die Menge entweder ein Abgott oder ein Opfer werden mußte. Er wurde Beides.

Sie langten bei Robespierre's Hauſe an, eine ſchmale Stiege führte ſie in ein Gemach im dritten Stockwerke. Eine Büſte Rouſſeau's, ein Tiſch, auf welchem »Emile« und »le Contrat social« aufgeſchlagen waren, ein Schrank und einige Stühle waren die ganzen Geräthſchaften, aber die größte Reinlichkeit herrſchte überall.

Robespierre bemerkte den Eindruck, den dieſer Anblick auf Marceau bewirkte. »Das iſt der Pallaſt des Cäſar,« ſprach er lächelnd zu ihm. »Was wünſcheſt du von dem Dictator?«

»Gnade für mein Weib, welches Carrier zum Tode verurtheilt hat.«

»Dein Weib von Carrier verurtheilt? Die Frau Marceau's, des braven Republikaners, des ſpartaniſchen Helden? Was treibt denn Carrier zu Nantes?«

»Die größten Grauſamkeiten.« Marceau entwarf hierauf ein Bild, wie wir es unſern Leſern bereits entworfen haben. Robespierre rückte während dem auf ſeinem Stuhle hin und her, ohne ihn zu unterbrechen, endlich ſchwieg Marceau.

»Siehſt du, wie ſie mich immer falſch verſtehen,« ſprach Robespierre mit etwas heiſerer Stimme, wozu ſeine innerliche Bewegung beitrug, »überall ſollen meine eigenen Augen und meine eigenen Hände ſeyn. Es iſt Blut genug vergoſſen worden, welches fließen mußte, und wir ſind noch nicht am Ende.“ Hierauf nahm er ein weißes Blatt Papier und fragte Marceau um den Familiennamen ſeiner Frau.

„Wozu dieſen?“

„Er iſt mir nöthig, um die Identität der Perſon zu conſtatiren.“

„Wohlan: Blanche de Beaulieu.“

Robespierre ließ die Feder wieder ſinken, welche er ſchon ergriffen hatte. „Die Tochter des Marquis de Beaulieu, des Anführers der Rebellen?“

„Blanche de Beaulieu, die Tochter des Marquis de Beaulieu.“

„Und wie geſchah es, daß dieſe dein Weib wurde?“

Marceau erzählte ihm Alles.

„Junger Thor! wie konnteſt du —“ Marceau unterbrach ihn: „Ich habe dich weder um eine Rüge, noch um einen Rath, ſondern um Gnade für mein Weib gebeten, willſt du mir dieſe ertheilen?“

„Marceau! werden dich die Familienbande, die du durch dieſe Heirath geknüpft haſt, wird dich die Liebe zu deinem Weibe nie zum Verräther an der Republik machen?“

„Niemals!“

„Wenn du den Marquis de Beaulieu auf dem Schlachtfelde dir gegenüber fändeſt?“

„So würde ich gegen ihn kämpfen, wie ich es bereits gethan habe.“

„Und wenn er in deine Hände fiele?“

Marceau bedachte ſich einen Augenblick, dann ſprach er mit feſtem Tone: „So würde ich ihn dir ſenden, und du ſollſt ſein Richter ſeyn.“

„Schwörſt du dieſes?“

„Bei meiner Ehre!“

Robespierre faßte die Feder wieder. „Marceau,“ ſprach er, „du hatteſt das Glück, dich in allen Gelegenheiten rein und untadelhaft zu bewahren, ich kenne dich ſchon lange, und habe auch ſchon lange gewünſcht, dich zu ſehen. Höre mich jetzt ruhig an, ich verlange hiezu nur fünf Minuten von dir, und gebe dir dafür ein ganzes menſchliches Leben, das iſt, denk ich, gut bezahlt. Man hat mich bei dir verläumdet, Marceau, und du biſt Einer der Wenigen, von denen ich gekannt zu ſeyn wünſchte, denn was kümmert mich die Meinung derjenigen, die ich nicht achte. Höre mich alſo: Drei Parteien haben wechſelweiſe das Geſchick Frankreichs erſchüttert, ſich in einem Manne concentrirt und ſo den Auftrag erfüllt, den das Jahrhundert ihnen gab.“

„Die conſtituirende Partei, repräſentirt durch Mirabeau, hat den Thron erſchüttert, die legislative, durch Danton zu Fleiſch geworden, hat ihn umgeriſſen; die Aufgabe des Conventes iſt ungeheuer, ſie muß vollenden im Niederreißen und anfangen im Wiederaufbauen. Ich nähre die erhabene Idee, der Typus dieſer Zeit zu werden, wie es Mirabeau und Danton der ihrigen waren. Die Geſchichte des franzöſiſchen Volkes wird dann drei Männer durch drei Zahlen bezeichnen: 91, 92, 93. Wenn mir das höchſte Weſen gönnt, mein Werk zu vollenden, ſo wird mein Name über allen übrigen ſtrahlen, ich werde mehr gethan haben, als Lykurg für die Griechen, als Numa für die Römer, als Washington in Amerika; denn alle dieſe hatten nur ein erſt gebornes Volk zu befriedigen, ich muß ein altes regeneriren. Falle ich vor der Zeit, ſo wird ein Blutflecken auf meinem Namen kleben bleiben. Die Revolution wird mit mir fallen und wir beide verläumdet werden. Dies wollte ich dir ſagen, Marceau, denn ich wünſche, daß es wenigſtens einige Menſchen gäbe, die meinen Namen rein in ihrem Herzen behalten, und du biſt Einer von dieſen Menſchen.«

Nun ſchrieb er ſeinen Namen unter das Blatt und reichte es Marceau mit den Worten: »Hier haſt du Gnade für dein Weib, du kannſt damit forteilen, ohne mir auch nur mehr deine Hand dafür zu reichen.« Marceau faßte und drückte ſie, er wollte ſprechen, allein er hatte nur Thränen, und Robespierre rief ihm zu: »Fort, fort! du haſt keinen Augenblick zu verlieren, auf Wiederſehen!«

Marceau ſtürzte die Stiege hinab, General Dumas wollte eben hinauf ſteigen! »Hier Blanche's Gnade,« rief er, indem er ſich in ſeine Arme warf. Blanche iſt gerettet, ich bin der Glücklichſte der Menſchen.« — »Wünſche auch mir Glück,« antwortete ihm ſein Freund, »auch ich erhielt, was ich geſucht, ich bin zum General-en-chef bei der Armee in den Alpen ernannt, und ich komme ſo eben hieher, um Robespierre dafür meinen Dank abzuſtatten.« Beide Freunde umarmten ſich, Marceau ſtürzte auf die Straße, dann auf den Platz des Palais-Egalité, wo ihn ſein Wagen erwartete, ſtieg ein und flog davon.

O wie ſchwer und wie leicht war ihm ſein Herz, welches Glück erwartete ihn, welche Wonne nach ſo viel Leiden! Seine Einbildung ſchwelgte in der Zukunft, er ſah den Augenblick, wo die Thür von Blanche's Gefängniß ſich öffnet und er ihr zuruft: „Blanche! du biſt gerettet, frei!“

Indeſſen bemächtigte ſich von Zeit zu Zeit eine unbeſtimmte Unruhe ſeiner Seele, dann ſpornte er die Poſtillons an, verſprach Gold, gab es mit vollen Händen, verſprach ihnen noch mehr; die Räder brannten, die Pferde durchflogen die Bahn, und doch dünkte es ihm, als käme er nicht vorwärts, überall ſtanden die Pferde bereit, nirgend ein Aufſchub. In wenigen Stunden hatte er Verſailles, Chartres, Mons hinter ſich; er erblickte ſchon Angers, als er plötzlich einen fürchterlichen Stoß empfindet, der Wagen ſtürzt ein, bricht, er wälzt ſich blutend hervor, zerhaut mit ſeinem Säbel die Stränge eines Pferdes, ſetzt ſich auf und legt ſeinen Weg noch ſchneller zurück.

Er erreicht Angers, Varades, Ancenis, ſein Pferd ſchäumt vom Schweiß, er kommt nach Saint-Donatien, endlich nach Nantes, nach Nantes! welches ſeine Seele, ſein Leben, ſein Alles in ſich ſchließt. Noch wenige Augenblicke und er iſt in der Stadt, ſchon fliegt er durch die Thore, ſein Pferd fällt jetzt, aber er iſt vor dem Gefängniſſe Bouffay's, was ſchadet's!

„Zwei Karren ſind ſo eben hinaus gefahren,“ ſagt ihm der Gefangenwärter, „ſie iſt auf dem erſten.“ Marceau bahnt ſich Weg durch das Volk, welches ſich nach dem großen Platze drängt. Er erreicht den letzten der beiden Karren. Einer der Verurtheilten, welche darauf ſitzen, erkennt ihn und ruft ihm zu: »General, eilen Sie! retten Sie Blanche! Ich konnte es nicht und wurde ergriffen. Es lebe der König!« — Es war Tinguy.

Und Marceau kommt auf den großen Platz, er ſieht das Schaffott. — Hoch hebt er ſein Papier in die Höhe und ſchreit: »Gnade! Gnade!« In dieſem Augenblicke zeigt der Henker das blonde Haupt eines jungen Mädchens. Ein Schrei wird unter den Zuſehern hörbar, in welchem ſich alle menſchliche Kraft erſchöpft zu haben ſchien. Es war Blanche's Haupt, und zwiſchen den Zähnen desſelben eine rothe Roſe.

Die ſchöne Jüdin von Willeika.

Novelle.

I.

Eine außerordentliche Unruhe herrſchte in dem kleinen Städtchen Willeika in Litthauen. Der dumpfe Donner der Kanonen, der von weitem hallte, verkündigte eine mörderiſche Schlacht, und der größte Theil der Einwohner, vor ihren Häuſern ſitzend mit ſtieren Blicken und düſtern Gedanken, erwartete ängſtlich den Ausgang des blutigen Drama's, welches ihnen ſo nahe aufgeführt wurde.

Der Abend war ſchön und der Himmel rein, nur ſah man hie und da in der Richtung gegen das Schlachtfeld Rauchwolken aufſteigen, welche ſich erhoben und wieder zerſtreuten.

Übrigens wurde die Kanonade immer ſchwächer und ſchwächer, und verſtummte endlich ganz, und die Stille der Umgegend wurde nur mehr von dem Heulen der Wölfe unterbrochen, die ſich über die Beute der Leichname hermachten, welche ihnen das blutige Gemetzel geliefert hatte.

Überzeugt, daß der Feind ſeinen Rückzug in der Richtung gegen Wilna genommen haben mußte, legte ſich der Schrecken der Einwohner. „Es iſt vorbei, die größte Gefahr iſt vorüber!“

Dies waren die Worte, welche vom Munde zu Munde gingen. Man drückte ſich die Hände, man wünſchte ſich Glück, man umarmte ſich. Die Sicherheit gab der Übertreibung Raum, der Verluſt der Beſiegten wurde vergrößert, die Zahl der Todten und Gefangenen verdreifacht, und bei jeder detaillirten Lüge erſcholl ein allgemeines Jauchzen.

Von allen Bewohnern Willeika's ergab ſich Keiner der Freude mit ſolcher Ausgelaſſenheit als Iſak der Jude. Auf ſeinem hohen eleganten Balkon ſitzend, ließ er Niemand an ſeinem Hauſe vorübergehen, ohne ihn zu rufen, um ihm die Neuigkeiten zu wiederholen, die er wenige Augenblicke früher ſchon gehört hatte. Der Schrecken und die Angſt, welche ihm die Annäherung der feindlichen Truppen eingejagt hatte, war ſchon ſehr leicht aus ſeinem einladenden Hauſe zu erklären. Sein Magazin und ſein Keller waren voll von Proviſionen aller Art, von Wiſky, franzöſiſchen und ungariſchen Weinen, und ausgehungerte Magen und von Beſchwerden aller Art ermattete Glieder hätten hier gewiß zuerſt zugegriffen.

Iſak hätte gerne ſeinen Überfluß mit ihnen getheilt, aber er verlangte dafür klingenden Lohn, und dieſe Söhne Adads und Belphegors, wie er ſie nannte, hatten noch nie anders bezahlt als mit Säbelhieben und Kolbenſtößen, und hieraus läßt ſich erklären, warum der Alte einen ſo tiefen Abſcheu gegen Alles, was Waffen trug, nährte.

Man muß geſtehen, daß der arme Iſak auch wirklich ſehr viel durch den unſeligen Krieg gelitten hatte. Daher hatten auch Arbeit und Kummer ihn vor der Zeit alt gemacht und ſeinen Rücken gekrümmt. Unruhe und Schlafloſigkeit hatten ſeine Stirne und ſeine Backen mit tiefen Furchen überzogen und ſeine Haare und ſein Bart waren weiß geworden, aber ſein Geiſt hatte nichts von ſeiner Kraft und Lebhaftigkeit verloren, und man konnte bemerken, wie ſich ſein Geſicht, einſt ſo bewegſam, bei der bloßen Idee eines vortheilhaften Handels verjüngte. Die Handelsverbindungen Iſak's erſtreckten ſich bis Petersburg, Moskau und Odeſſa, Juden und Chriſten hatten gleiche Achtung für ſeinen Namen, und ſelbſt der Krieg, wenn er ihn auch durch Durchmärſche, Einquartierungen, Abgaben u. ſ. w. um manchen ſchönen Thaler brachte, hatte durch Vorſchüſſe und Lieferungen, die er übernahm, auch wieder bedeutende Summen in ſeine Kaſſe gebracht. Seine Wagen fuhren auf allen Straſſen, und ohne ſeine Liebe für die gute Sache zu vermindern, füllte er doch mit demſelben Eifer die Magazine von Minsky und Wilna, von Luerk und Haluga, und ſeit Anfang des Feldzuges hatte Iſak ſein Vermögen faſt verdoppelt. Iſt es daher nicht natürlich, daß der Gedanke an eine feindliche Invaſion ihm tödtliche Angſt verurſachte, und doch war ſein Vermögen nicht die einzige Urſache dieſer Angſt. Eine edlere Leidenſchaft als die Habſucht nahm ſeine Seele ein: väterliche Liebe. Der Kaufmann kam erſt nach dem Vater, und Jeſſika, ſeine einzige Tochter, ſeine Freude, ſein Troſt und Ruhm, war das höchſte Ziel aller ſeiner Wünſche und Gedanken. Zu ihr alſo lief er jetzt in der Freude ſeines Herzens, um ihr den Rückzug des Feindes zu verkünden.

Das junge Mädchen ſaß in einem der dunkelſten Winkel ihres Gemaches, ſein ſchönes Köpfchen war geſenkt und die ſchwarzen dichten Locken, welche nach Gebrauch der israelitiſchen Jungfrauen von keinem Bande zuſammengehalten wurden, warfen einen düſtern Schein über ſeine ſonſt heitern Züge. Die Augen voll Seele und Ausdruck, durch lange Wimpern überſchattet, hafteten auf dem Perlenhalsbande, welches, von tiefen Seufzern gehoben, auf dem reich geſtickten Flor ſich bewegte, der die Bruſt bedeckte, und in tiefes Nachſinnen verſunken, ſpielten die kleinen ſchöngeformten weißen Finger mit den Schnüren eines ſammtenen Überkleides, mit koſtbarem ſibiriſchen Pelzwerk verbrämt, welches den anmuthigen Körper umſchloß.

„Sei ruhig, meine Tochter,“ redete ſie Iſak an, „und verſcheuche deine Beſorgniſſe. Der geſchlagene Feind wendet ſich gegen Wilna, er kommt nicht mehr zurück.“

Die Jungfrau erhob langſam das Köpfchen, ließ aber den trüben Blick ſogleich wieder zur Erde ſinken.

„Warum iſt dein Auge ſo düſter und dein Mund ſo ſtumm, mein liebes Kind? Warum ſeufzeſt du, und freuſt dich nicht lieber mit deinem Vater, daß der Herr ſein getreues Volk nicht verlaſſen hat?“

„Dieſe Unglücklichen, mein Vater, ſind ſie nicht auch Menſchen? Bedenke doch ihre grauſame Lage und das fürchterliche Los, welches ſie erwartet!“

„Kind, das du biſt. Weißt du nicht, daß das Edomiter ſind, die das Land verheerten, Kinder der Philiſter, welche der Herr in ſeinem Grimme vernichtete, welche das Schwert des Würgengels in einer Nacht zu Tauſenden hinmähte? Es iſt Pflicht für uns, uns zu freuen und dem Gott der Waffen zu danken. Alſo geh' mein Kind, bringe mir den Talith, ich will mich in die Synagoge begeben, um dieſen

Tag feierlich zu begehen, und Pſalmen zu ſeiner Ehre zu ſingen.“

Jeſſika ſtand auf mit einem tiefen Seufzer, öffnete einen Kaſten und nahm daraus eine Art Mäntelchen von weißer Seide mit breiten blauen Franſen geziert. Während dem hatte ſich Iſak in einem Waſchbecken die Hände gereinigt, und ſobald er ſich mit dem Talith bedeckt hatte, ging er, nachdem er noch einen Blick der Freude und zärtlichen Vaterliebe auf ſeine Tochter geworfen hatte.

Kaum hatte er das Haus verlaſſen, als Jeſſika, das Thor ſchließend, mit Thränen in den Augen ausrief: „Der Himmel möge ſich meiner erbarmen, denn ich bin allein und verlaſſen.“

II.

Fünf Monate waren ſeitdem verfloſſen, und das Land um Wilna war wieder der Kriegsſchauplatz geworden. Wichtige Geſchäfte hatten eine Reiſe Iſaks veranlaßt, und Hinderniſſe aller Art ihn mehre Tage in Bres-Littewsky zurückgehalten. Indeſſen hatten mehre blutige Auftritte in der Umgegend von Willeika die Fortſchritte und Annäherung der franzöſiſchen Armee in Litthauen bezeichnet. Bei ſolcher Lage der Dinge ließ der Gedanke an ſein theures Kind, welches allein und ohne Schutz zurückgeblieben war, dem armen Juden weder Schlaf noch Ruhe. Er benützte eine Veränderung der Stellung, welche das Gros der feindlichen Armee eingenommen hatte, um ſeine Rückreiſe zu beſchleunigen, beſtieg eine leichte Droſchke von drei ſtarken Ukrainerpferden gezogen und wendete ſich gegen Willeika. Allein bald warf das Schickſal Hinderniſſe in ſeine Freude, ſein Kind bald wieder zu ſehen, und erfüllte ihn mit Angſt und Schrecken.

Er mußte mehre Straßen fahren, welche noch von Nachzüglern der Armee und von Bagagewagen unſicher gemacht wurden. Nachdem er auf eine lange Reihe von Munitionskarren geſtoßen war, und um dieſe vorbeipaſſiren zu laſſen, zwei Stunden hatte verziehen müſſen, ſah er ſich gezwungen, einen großen Umweg zu machen, noch glücklich, ſein eigenes Geſpann zu retten, denn ſchon hatte er bemerkt, wie mehre Nachzügler lüſterne Blicke auf ſeine kräftigen Ukrainer warfen.

Noch größere Schrecken erwarteten den Juden und ſeinen Diener Salluh auf jenem Wege, den er eingeſchlagen. Ein hitziges Treffen war auf dieſen Feldern geliefert worden und die einbrechende Abendröthe machte das Bild noch fürchterlicher, welches ſich ſeinen Blicken darbot. Die Ebene war meiſtentheils mit ganz beraubten blutigen Leichnamen bedeckt, die einen gräßlichen Kontraſt mit der blendenden Weiße des Schnees bildeten. Hie und da ſtieß noch ein ſterbender einen Seufzer aus, oder röchelte in Todeskrämpfen. Iſak zitterte vor Grauen.

„Gott Israels!“ murmelte er, „erbarme dich unſer,“ und ſeine Zähne ſchlugen an einander.

„Herr!“ ſprach Salluh, „ſind wir hier nicht faſt wie im Thale Joſaphat? Ezechiel war gewiß nicht minder erſchrocken, als wir, da auf ſeine Stimme die Gebeine ſich erhoben — —“

„Still!“ erwiederte Iſak aufgebracht, indem ein kalter Schweiß ſeinen ganzen Körper bedeckte, „Stille!“

Mehre Batterien mußten an dieſer Stelle geſpielt und eine anhaltende Kanonade des Feindes auf dieſen Ort mußte dieſe Verheerung bewirkt haben. Granaten und Haubitzen hatten den Boden ſo aufgeworfen, daß die Droſchke faſt auf jeden Schritt umzuſtürzen drohte. Die Pferde wurden immer matter. Salluh fand ſich endlich gezwungen, abzuſteigen, und indem er das Sattelpferd am Zügel faßte, den Weg Schritt für Schritt voraus zu unterſuchen. Sie kamen jetzt durch ein kleines Geſtrippe, welches von dem Feinde mit dem Bajonette genommen worden war.

Hier verloren Iſak und Salluh faſt den Muth, ihren Weg weiter fortzuſetzen. Sie gingen über Leichname weg und nur mit äußerſter Anſtrengung konnten die Pferde den Wagen über die angehäuften Kadaver ziehen. Das Blut gerann in ihren Adern und ihre Haare ſträubten ſich empor.

„Ach, was gäb' ich,“ rief Iſak, dem nur ſo große Gefahr ein für einen Negotianten ſo disharmoniſches Wort, wie das „geben“ entreißen konnte, „was gäb' ich, wenn ich dieſen Pfad des Gräuels ſchon zurückgelegt hätte!“

„Herr!“ erwiederte Salluh, „ich glaube, wir können nicht mehr weit von der Karsma von Krasnoe entfernt ſeyn, wo die Straßen von Wilna und Willeika ſich ſcheiden. Dort können wir anhalten und unſere Pferde etwas ausruhen laſſen. Siehſt du das Licht, welches durch die Bäume ſcheint, irr' ich nicht, ſo iſt dort die Karsma und wir ſind längſtens in einer halben Stunde dort.“ Iſak ſtimmte ſeinem Diener bei, und ſie lenkten gegen die Herberge ein.

Alle Reiſenden, welche dieſe Straße paſſirten, kehrten in der Karöma zu Krasnoe, wo ſich verſchiedene Wege kreuzten, ein, denn das Gebäude war groß und einladend und ſtand in gutem Rufe. Mehre Nebengebäude, zu Scheuern, Ställen und Remiſen dienend, ſchloſſen ſich an das Hauptgebäude und bildeten einen großen Hof, welchem ſich unſere beiden Söhne Jsraels langſam und vorſichtig näherten. Schon ſchlug ein ferner und wüſter Lärm an ihr Ohr, der aus dem Erdgeſchoſſe des Haupttraktes zu kommen ſchien, und auf Gäſte ſchließen ließ, die ihnen nicht angenehm waren. Die Umgebungen der Herberge zeigten ein trauriges Bild. Hie und da Brandſtätten und verkohltes Holzwerk, halbverbrannte Garben, Trümmer von Dächern, gebrochenes Geſchirr zwiſchen die Eingeweide von Hausthieren geworfen. Überall Spuren von Erpreſſungen und Exceſſen, welche ſich der Feind auf ſeinem Zuge erlaubt hatte.

Iſak und Salluh, ihren Weg durch die dunkeln Gebüſche ſuchend, führten ihren Wagen in eine Remiſe, wenigſtens hundert Schritte von dem Hauptgebäude entfernt, welche vor der allgemeinen Verheerung verſchont geblieben war. Während ſich Salluh damit beſchäftigte, die Pferde auszuſpannen, begab ſich Iſak nicht ohne große Vorſicht auf Unterſuchung des Terrains. Er ſchlich ſich längs der Mauer hin, und ſchon befand er ſich an der letzten Ecke des Hauptgebäudes, als er über einen Körper ſtolperte und mit einem lauten unwillkürlichen Schrei zu Boden fiel. Seine Hände tappten auf die Mähne eines Pferdes, und dieſe Entdeckung hatte ſeinen Schrecken kaum etwas gemildert, als eine nervigte Fauſt ihn bei der Gurgel faßte, und eine rauhe Stimme ſchrie: „Wer da!“

„Ein Jude, ein armer miſerabler Jude,“ ſtotterte Iſak, deſſen Hals zuſammengeſchnürt war, wie in einem Schraubſtock.

„Ein Spion vielleicht?“ erwiederte die Stimme und die Fauſt drückte ſtärker.

„O Gnade, Barmherzigkeit für einen armen jüdiſchen Krämer, gnädigſter Herr!“

„Schrei nicht und vorwärts marſch, Elender!“ Mit dieſen Worten erhielt er Stöße vorwärts einen nach dem andern bis zur Hausthürſchwelle. Im Innern, welch ein gräßlicher Spektakel! Tiſche und Bänke, Geſchirre und Gläſer waren zerbrochen, Fäſſer, aus dem Keller heraufgeholt, waren eingeſtoßen, der Wein rann auf dem Fußboden herum und verbreitete einen zugleich geiſtigen und ekelhaften Geruch. Hausgeräthe, Federbetten, Wäſche, alles lag unter einander in dieſer Weinpfütze und dabei dröhnten die Wände von dem fürchterlichſten Lärmen. Eine Menge von Nachzüglern, Führern der Bagage und andern Leuten dieſer Art hatte ſich um die Tiſche gelagert. Die Beute des letzten Gefechtes, Uniformen, goldene Uhren, Kreuze und anderes Geſchmeide wurden gekauft oder vertauſcht, und jeder geſchloſſene Handel mit einer vollen Kanne beſiegelt, welche von Hand zu Hand und von Mund zu Mund ging. Wüſter Lärm verſchiedener Zungen und Sprachen, Flüche, Geſang, Streit, Jubelruf, Alles ſchallte in gräßlicher Disharmonie durch einander. Bei dem Anblicke dieſer aufgewichſten Schnurbärte, dieſer von Tabaksdampf und Branntwein gerötheten Geſichter, dieſer bunten Uniformen, und vor Allem dieſer drohenden Waffen fühlte Iſak den letzten Reſt ſeines Muthes ſinken, denn er ſah wohl ein, daß er es mit den unmenſchlichſten und raubgierigſten Hefen der Armee zu thun habe.

„Da bring' ich euch einen Spion," ſchrie ſein Führer, indem er Iſak zur Thüre hinein ſtieß. „Zum Galgen! zum Galgen mit ihm!" war die fürchterliche Antwort, welche Iſak vernahm.

„Jude! du ſollſt auf dem höchſten Gipfel eines Baumes tanzen!" ſchrie eine rauhe ſtarke Stimme unter einem Tiſche hervor, „aber wir wollen dir noch die Gunſt angedeihen laſſen, dein Teſtament zu machen unter der Bedingung, daß du uns zu Univerſalerben einſetzeſt."

„Ein ſchallendes Gelächter unterbrach den Redner. „Bravo, braviſſimo!" lallte die ganze Verſammlung.

„Barmherzigkeit, meine guten gnädigen Herren! ich bin unſchuldig," ſchrie der Jude.

„Spare dir alle Worte," rief ſein Führer, „und heraus mit dem Gelde!"

Neues Hurrah begleitete dieſe Worte.

„Nun wird's?" fuhr Jener fort, „alter Geizhals? wo ſind deine Dukaten?"

„Dukaten? Dukaten?" jammerte Iſak, indem ſich ſeine Hände unwillkürlich auf ſeinen Gürtel drückten, „wo ſoll ich armer Jude zu Dukaten kommen?"

„Nun, ſo gib her, was du haſt," rief ein Anderer. „Wir ſind eben nicht häklig, wir nehmen auch Silberthaler und Rubel."

„Ich beſitze kaum etwas weniges Kupfermünze," erwiederte der Israelit.

„Mache das Andern weiß, pfiffiger Jude," verſetzte der Spaßmacher der Verſammlung, „ich bin auserwählt, der Exekutor deines letzten Willens zu ſeyn, alſo beſtimme geſchwinde, was du Jedem dieſer Herren hinterlaſſen willſt."

„Ich nehme ſeinen Hut," rief ein Chaſſeur, „denn mein Tſchako iſt verbrannt."

„Und ich ſeine Schuhe, die meinigen ſind gut genug für einen, der mit dem Fuß nicht mehr auf die Erde kommt."

Iſaks Angſt war auf den höchſten Grad geſtiegen, er warf ſich auf ſeine Knie und rief heulend: „Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, meine Herren, ich will ja geben gerne Alles, was ich beſitze, aber laſſen Sie mir nur das Leben!"

„Was macht ihr denn ſo grauſamen Spaß mit dem armen Teufel?" ſprach endlich ein Mann von beſſerem Anſehen, ein Feldwebel, welcher während der ganzen Scene den Juden mit prüfenden Blicken beobachtet und keine ſeiner Bewegungen aus dem Auge verloren hatte, „erröthet ihr denn nicht darüber, ihm die wenigen Lumpen, die er auf dem Leibe und in ſeinem Bündel trägt, zu nehmen. Allons! lauf Jude!" und mit dieſen Worten öffnete er die Thüre und ſtieß Iſak zur ſelben hinaus. Dieſer lief mit Blitzesſchnelle, aber der Feldwebel, ſich alsbald zu einem ſeiner Leute wendend, ziſchelte dieſem ins Ohr: „Folge ihm Balafré und laß ihn nicht aus den Augen."

Dieſes anmaßende Benehmen bewirkte bei der Verſammlung ein mißfälliges Murren, welches übrigens nicht zum Ausbruche kam, da die Unzufriedenen die Schwächeren waren. Tauſend Schritte von der Herberge entfernt kampirte ein Reiterdetachement, welches den Worten ihres Feldwebels allenfalls den gehörigen Nachdruck hätte geben können, dieſer runzelte die Stirne und Alles ſchwieg.

Dann erwartete der Feldwebel, indem er ruhig im Gemache auf und nieder ſchritt, Balafré's Rückkehr. Als er erſchien, führte er ihn in den dunkelſten Winkel der Herberge, wo auf einem Bunde Stroh in ſeinen Mantel gehüllt ein ſchwer Verwundeter lag, der entweder ſchon ausgelitten hatte, oder bald zu enden ſchien und ſich gewiß um das nicht bekümmerte, was um ihn vorging.

„Nun, was bringſt du?“ fragte er.

„Es ſind ihrer zwei,“ antwortete Balafré, „ſie haben einen Wagen draußen in der Remiſe ſtehen, und wollen, ſo viel ich vernommen, nach Willeika reiſen.“

„Sie dürfen uns nicht entkommen,“ verſetzte der Feldwebel. „Der alte Spitzbube hat viel Geld bei ſich, ich ſah es aus ſeiner Unruhe, und aus ſeinem unwillkürlichen Greifen nach ſeinem Gürtel.“

„Aber warum habt ihr ihn denn entwiſchen laſſen? fragte Balafré.

„Glaubſt du, daß ich mit der Kanaille dort theilen will?“ verſetzte der Andere leiſer. „Ach! ſolch ein Narr bin ich nicht. Gib Sobolsky ein Zeichen, daß er dir folge und nimm auch den Neapolitaner mit dir, wenn du willſt. Ihr drei ſeid hinlänglich. Erwartet mich am Eingange des Waldes.“

Balafré ging mit den beiden Andern und der Feldwebel folgte ihnen gleich darauf.

Dann erhob ſich der Verwundete von ſeinem elenden Lager und verſchwand bei dem Tumulte ebenfalls aus dem Gemache, ohne daß man ihn bemerkte.

III.

Während Salluh ſich ſputete, die Roſſe anzuſpannen, ſaß Iſak auf der Thürſchwelle der Remiſe und ſandte Gebete um ſeine glückliche Errettung zum Himmel: „Moſes und Abraham!“ murmelte er zwiſchen den Zähnen, „ſteht mir bei, ſtreckt euern mächtigen Arm über mich aus, ſchlagt dieſe Moabiten mit Blindheit oder verwandelt ſie in Stein.“ Er hatte dieſe Worte noch nicht geendet, als er ſich ſanft berührt fühlte. Nur mit Mühe einen Schrei des Schreckens zurückhaltend, ſah er an ſeiner Seite einen Mann in einem weißen Mantel gehüllt.

„Sei auf deiner Hut,“ redete ihn dieſer an, „Räuber erwarten dich beim Walde, du biſt verloren, wenn du von hier gehſt.“

„Barmherzigkeit!“ ſchrie Iſak in Verzweiflung, „bin ich denn nicht auch verloren, wenn ich hier bleibe? Wenn mich die Verruchten, die in der Herberge ſind, entdecken, werden ſie nicht ihren grauſamen Plan vollführen und mich aufhängen? O! wer Sie auch immer ſeyn mögen, Herr! haben Sie Mitleid mit mir, helfen Sie mir, retten Sie mich, der gerechte Gott Israels wird es Ihnen vergelten.“ Und dabei hoben ſich ſeine Arme zum Himmel und umfaßten dann die Knie des Fremden.

Nachdem dieſer einen Augenblick gezögert hatte, wandte er ſich raſch zu Iſak und ſprach: „Es ſei! Geh' leiſe hier längs der Mauer hin. An der linken Ecke der Herberge wirſt du ein geſatteltes Roß finden, ziehe vorſichtig die geladenen Piſtolen aus der Halfter und bringe ſie mir hieher.“

Iſak, der vor Furcht ſich den Gebrauch nicht erklären konnte, welchen der Unbekannte von den Piſtolen machen wollte, empfand bei dieſen Worten einen jener grauſamen Zweifel, welche noch fürchterlicher ſind, als die ſchreckliche Gewißheit, indeſſen gehorchte er, denn die Hoffnung verläßt den Unglücklichen nie.

Salluh zog mit Hilfe des Fremden mit möglichſter Stille den Wagen auf die Landſtraße. Der dichte Schnee, welcher die Gegend bedeckte, half dazu. Kein Echo erwachte in der dunkeln Nacht, welche ſie umgab.

So bald ſein Herr mit den Piſtolen zurückgekommen war, beſtieg Salluh den Bock des Wagens, auf welchem der Fremde neben Iſak Platz genommen hatte, und ſie fuhren ſo ſchnell davon, als es Finſterniß und der ſchlechte Weg geſtatteten.

Der Lärm aus der Herberge verſcholl nach und nach. Unſer Jude fing ſchon an ruhiger zu werden, als plötzlich beim Eingange eines Waldes mehre Menſchen hervorſprangen, den Roſſen in die Zügel fielen und der Schreckensruf erſchallte: „Geld oder Leben!“

Salluh, ſtarr vor Angſt, hielt an; Iſak, wie vom Blitze getroffen, ſank von dem Sitze in den Wagen hinab, nur der Fremde ſtand unerſchrocken auf, ſpannte ſeine Piſtolen und rief demjenigen, der dem Wagen zunächſt ſtand, zu: „Zurück, wenn dir das deinige lieb iſt!“ Der Räuber zog den Säbel, indeſſen gab der Unbekannte Feuer und Sokolsky ſtürzte in ſeinem Blute nieder. Die Pferde, durch den Knall ſcheu gemacht, ſtießen Alles auf die Seite, was ihnen im Wege ſtand und liefen pfeilſchnell davon.

Erſt als zwiſchen ihm und der Gefahr eine große Entfernung zurückgelegt war, kroch Iſak aus ſeinem Verſtecke hervor. Er erſchöpfte ſich in Dankſagungen und Fragen, welche alle ohne Antwort blieben. Irre gemacht durch dieſes hartnäckige Schweigen, ſprach auch er weiter nichts mehr, um das Nachdenken oder den Schlummer des ſonderbaren Geſellſchafters nicht zu unterbrechen, den ihm der Zufall gegeben hatte.

Der Tag fing zu grauen an, als ſie das Ende des Waldes erreichten. Willeika lag in nicht weiter Entfernung vor ihnen. Da näherte ſich Iſak ſeinem immer unbeweglichen Reiſegeſellſchafter aufs Neue, um ihn aufmerkſamer zu betrachten.

Der weiße Mantel, der über ſeinen Schultern gehangen, war hinabgefallen und ließ auf jenen ein Paar goldener Epaulette erblicken. Das Ehrenkreuz zierte ſeine Bruſt. Dieſe Zeichen ließen keinen Zweifel über Stand und Rang des braven jungen Mannes. Farbe und andere Ausſchmückungen ſeiner Uniform zeigten übrigens, daß er zu einem der polniſchen Lanzierregimenter gehörte, die in der letzten Schlacht viel gelitten hatten.

Der Fremde trug den linken Arm in einer Binde und ſchien auch am Kopfe verwundet zu ſeyn, um welchen er ſein Sacktuch gebunden hatte. Bei den erſten Sonnenſtrahlen gewahrte Iſak auch Blutstropfen, welche den Verband durchdrungen und den weißen Mantel gefärbt hatten. Zugleich erkannte er mit großem Schrecken aus ſeiner todtähnlichen Geſichtsbläſſe und aus ſeinen entfärbten Lippen, daß er in Ohnmacht lag.

„Erbarmen! Barmherzigkeit!“ ſchrie Iſak. „Der Mann iſt ſchon todt oder ſtirbt auf dem Wege. Salluh, laß die Pferde rennen, was möglich, ſchone ſie nicht. Vielleicht wird es möglich ihn zu retten.“

In wenigen Minuten ſtanden die ſchnaufenden Pferde, mit Schaum bedeckt, am Hauſe Iſaks ſtille.

IV.

Bei dem Rollen eines Wagens ſtürzte Jeſſika, welche die Bangigkeit wach gehalten hatte, aus dem Zimmer zum Thore, bereit, ſich an den Buſen ihres geliebten Vaters zu werfen, und erſtaunte nicht wenig, in ſeinen Armen einen blutenden Fremden zu erblicken.

„Lauf, Jeſſika, mein Kind,“ rief ihr Iſak entgegen, „lauf und laß Eliſama den Wundarzt rufen, aber nur geſchwind, geſchwind.“

Das Mädchen warf eilig einen Blick des Mitleids auf den Verwundeten und ſprang dann ins Haus, um ſogleich nach dem Wundarzt zu ſenden. Hierauf kam ſie wieder mit Wäſche und Salben zu dem Verwundeten zurück. Der arme Jüngling wurde mit der größten Sorgfalt auf ein Bett gelegt, neben welchem Iſak der Jude ſeufzend die Hände rang. „Barmherzigkeit!“ rief er, „ich bin ein verlornes Menſchenkind. Er iſt todt, und die Nazarener werden ſagen, ich habe ihn ermordet, obwohl ich gerne mein eigenes Leben hingäbe, um ihm das ſeinige zu erhalten.“

Indeſſen hatte Jeſſika ſich auf das blaſſe Antlitz des Jünglings hingebeugt und ihr Ohr horchte auf die kaum bemerkbaren Pulsſchläge. „Er lebt!“ rief ſie, „ſein Herz ſchlägt! und ſchnell einer Dienerin die Vaſe entreißend, welche den Sabalbalſam einſchloß, ließ ſie einige Tropfen davon auf die Schläfe und die halbgeöffneten Lippen des Fremden fallen. Ihr banger Blick ruhte auf ſeinen Augen, und ein unwillkürlicher Freudenſchrei entſchlüpfte ihr, als dieſe ſich matt öffneten und ein ſchwacher Strahl auf die ihrigen fiel. Armes Mädchen! ſo ſchwach er war, er drang doch in dein Herz.

Das Blut des Mädchens trat vor Angſt aus ihren Wangen zurück, als der Wundarzt die tiefe Wunde unterſuchte, welche ein Säbelhieb auf die Stirne des Jünglings gezeichnet hatte. Der Schmerz, den ihm dieſe Operation verurſachte, erweckte ihn zum zweiten Male und röthete augenblicklich die bleichen Wangen. Seine Blicke hafteten mit wehmüthigem Ausdrucke auf Jeſſika. Ein unbekannter Schauer durchzitterte die Glieder der jungen Israelitin, und Thränen netzten ihr ſchönes Angeſicht.

„Der Gott Abrahams ſei gelobt!“ ſprach endlich Eliſama, der Wundarzt, „die Wunde iſt nicht tödtlich, der viele Blutverluſt und die ſpäte Hilfe machen ſie zwar gefährlich, aber verdoppelte Sorge und Pflege werden mit Gottes Beiſtand dieſe Gefahr verſcheuchen.“ — Dieſe tröſtenden Worte gaben Jeſſika das Bewußtſein wieder und freudig rief ſie aus: „Dieſe ſorgſame Pflege ſoll ihm nicht fehlen!“ Und von dieſem Augenblicke an verließ ſie das Lager des Kranken nicht mehr. „Armer Jüngling,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „ich danke ihm das Leben meines Vaters,“ und ihre Augen auf dem blaſſen aber edlen Geſichte des Kranken haftend, füllten ſich mit Thränen der Dankbarkeit. Der Dankbarkeit? O nein, es war mehr als Dankbarkeit. Dieß Entzücken, welches ſich in ihren reizenden Zügen malte, als der Wundarzt erklärte, daß die Gefahr vorüber ſei, ja dieß Entzücken war mehr als Dankbarkeit.

„Wo bin ich?“ rief der junge Mann, als er zum erſten Male nach einem langen und tiefen Schlafe die Augen öffnete und die anmuthsvolle Geſtalt Jeſſika's an ſeiner Seite erblickte.

„In Willeika,“ antwortete dieſe mit ängſtlicher Freude, indem ſie die erſten Worte aus dem Munde ihres Pfleglings vernahm, „in Willeika, im Hauſe meines Vaters.“

„Deines Vaters?“ verſetzte der Fremde, indem er ſein Gedächtniß zu Rathe zog, „deines Vaters? wer iſt dein Vater? wer biſt du ſelbſt, liebenswürdiges Weſen?“

„Ich heiße Jeſſika und bin die Tochter Iſaks Nikolajew, des Juden von Willeika.“

Der Blick des Fremden trübte ſich. „Und warum bin ich hier?“ fragte er weiter. „Warum nicht im Hoſpitale von Willeika? bin ich nicht bei Nowogorodeck verwundet worden?“

Die ſchöne Jüdin bat ihn mit ſanfter Stimme ſich zu beruhigen. Dann erzählte ſie ihm, durch welche Reihe von

Begebenheiten er ſich in ihrem Hauſe befinde, und ihr Ton wurde heftiger, ihre Augen glänzten, als ſie auf die großmüthige Hilfe zu ſprechen kam, die er ihrem Vater leiſtete.

„Haben wenigſtens meine Kameraden Nachricht von mir erhalten?“ fragte der Offizier mit ſanfterem Tone.

„Wir wußten ja Euern Namen nicht.“

„Warum habt ihr mich nicht nach Wilna transportiren laſſen?“

„Euer Zuſtand, Herr, erlaubte es nicht, und durften wir das Leben unſers Retters der Gefahr ausſetzen?“ und mit dieſen Worten küßte das Mädchen verwirrt die auf der Decke liegende Hand des Jünglings. Beide blieben einen Augenblick ſchweigend und nachdenkend, dann hob der Jüngling, ſo viel er konnte, das ſchöne Lockenhaupt empor und ſprach: „Dank! tauſend Dank für deine Sorgfalt, ſchönes Kind, aber kann ich deinen Vater nicht ſehen?“

„O ja,“ erwiederte ſie und lief Iſak zu holen. Als dieſer erſchien, ſprach ihn der Fremde alſo an: „Alter, ich danke dir für deine Gaſtfreundſchaft, aber ich kann nicht eher Ruhe gewinnen, bis mein Regiment Nachricht von mir erhalten hat. Sei ſo gütig und ſende an meinen Oberſt in Wilna Botſchaft, daß der Kapitän Loſinsky in deinem Hauſe krank liegt.“

Der Jude verſprach es alſogleich zu thun, und Loſinsky wurde wirklich ruhiger und überließ ſich ohne fernere Ungeduld der treuen Pflege der lieblichen Jeſſika, er drückte ihr ſeine Dankbarkeit oft durch einen herzlichen Händedruck aus, der dem Mädchen das Blut in die Wangen trieb.

Loſinsky konnte bald das Bett verlaſſen und im Garten ſpazieren gehen. Auf Jeſſika's Arm geſtützt wandelte er in den ſchattigen Alleen herum, und ſo vergingen Beiden unter traulichen Geſprächen oft Stunden wie Augenblicke. Die junge Israelitin hörte aufmerkſam und ſtaunend, zugleich auch mit einer Art ſtolzer Freude die Erzählung der Begebenheiten ſeines militäriſchen Lebens an. Ihre Einbildungskraft folgte ihm in die Schlacht, überſchritt mit ihm Defiléen und Flüſſe, hatte Freudengeſchrei für ſeine Siege und Thränen für ſeine Unglücksfälle. Die herzliche Zuneigung des Jünglings zu dem Mädchen wuchs noch durch die Achtung, welche ſie ihm einflößte.

„Jeſſika,“ ſagte er eines Tages zu ihr, indem er die dichten Locken aus ihrer ſchönen Stirne ſtrich, „du ſollſt gar nicht glauben, wie ſehr du einer meiner Verwandten ähnlich ſiehſt. Dieſe erſtaunenswerthe Ähnlichkeit iſt mir um ſo angenehmer, als ſie meinem Herzen immer ein eben ſo gutes und ſchönes Mädchen zurückruft, als du biſt.“ Das Herz der Jüdin bebte vor Freude über dieſe Worte, aber faſt in demſelben Augenblick ritzte ein Dorn der Eiferſucht ihr Herz.

„Wie nennt ſich dieſe Verwandte, der ich ähnlich ſehe?“ fragte ſie.

„Malvina.“

„Malvina? ein ſchöner Name! Sie iſt vermuthlich eben ſo ſchön als ihr Name?“ fuhr ſie mit ſichtbarer Verlegenheit fort.

„Verſteht ſich,“ erwiederte Loſinsky, „ſie muß es ja ſeyn, da ſie auch hierin dir gleicht.“

Das Geſicht Jeſſika's überzog ſich mit Purpur. „Ach, was gäb' ich, ſie zu ſehen!“ rief ſie mit wachſender Verwirrung.

„Ich kann dir dieſes Vergnügen leicht verſchaffen,“ antwortete Loſinsky, indem er aus ſeinem Buſen ein goldenes Etui zog, welches an einer Haarkette hing. „Sieh,“ ſagte er, indem er ihr ein Miniaturportrait vor die Augen hielt, „das iſt Malvina.“

„Ach, wie ſchön ſie iſt!“ rief Jeſſika, erblaſſend, „Sie ſchmeicheln mir, ich kann mit ihr nicht verglichen werden.“ — Sie ließ das Köpfchen ſinken und war den Reſt des Tages ſtill und nachdenkend.

Loſinsky's Geneſung machte indeſſen ſchnelle Fortſchritte. Eines Abends, als er länger als gewöhnlich im Garten geblieben war, ſuchte ihn Jeſſika, fürchtend, die kühle Nachtluft möchte ihm ſchaden, daſelbſt auf. Sie trat ſchüchtern in eine Laube und ſah den jungen Offizier auf einer Raſenbank liegen, in ſeiner Hand das Portrait Malvina's haltend. Seine Blicke hafteten mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke des Glückes und der Liebe darauf, und endlich drückte er auch ſeine Lippen mit einer Glut auf das Bild, welche das Herz des armen Mädchens zerriß. Ein tiefer Seufzer verrieth ihre Gegenwart.

„Du hier, Jeſſika?“ ſagte Loſinsky ſich umwendend, „was führt dich noch ſo ſpät hieher?“

„Der Abend iſt feucht und kühl,“ antwortete ſie mit bewegter Stimme, „und ich fürchtete, Sie würden Ihrer Geſundheit ſchaden, wenn Sie länger hier blieben.“

„Das iſt auch mitunter deine Schuld,“ erwiederte Loſinsky, „du vernachläſſigſt mich ſeit einiger Zeit, und wenn ich allein bin, und ins Nachdenken verfalle, vergeß' ich mich ſo leicht.“

„Aber Sie waren ja nicht allein,“ verſetzte das Mädchen mit einem Tone, der beinahe einem Vorwurfe glich.

„Du haſt Recht, liebe Freundin; Malvina und du leiſteten mir Geſellſchaft.“

„Malvina, ach, das glaub' ich wohl. Sie muß Ihnen ſehr theuer ſeyn. Sie iſt vermuthlich eine ſehr nahe Verwandte?“

„Nicht gar ſo nahe,“ antwortete Loſinsky, „ſie iſt eine Mündel meines Vaters, wir wurden, wie Bruder und Schweſter, mit einander erzogen.“

„Alſo,“ ſagte Jeſſika nach einer kurzen Pauſe, „lieben Sie Malvina auch wie eine Schweſter?“

„Und wie eine Braut,“ fügte Loſinsky ruhig hinzu.

Bei dieſen Worten zitterte das Mädchen an allen Gliedern und ſtieß einen Schrei aus.

„Was iſt dir denn, liebe Jeſſika?“ fragte Loſinsky erſchrocken, „du wirſt ja ganz blaß und zitterſt.“

„Die Kühle hat mich plötzlich mächtig ergriffen,“ antwortete das Mädchen unter Thränen, „der Wind iſt ſo rauh, laſſen Sie uns doch in's Haus gehen.“

„Armes Kind, warum haſt du dies nicht früher geſagt? Ich würde es mir nie verzeihen, wenn du meinetwegen krank würdeſt.“

Loſinsky, die ſchlanke Geſtalt des Mädchens umfaſſend, begleitete ſie in's Haus und verdoppelte ſeine Schritte, um dieſes ſchneller zu erreichen.

An der Schwelle dankte ihm Jeſſika, lief in ihr Zimmer und warf ſich ſchluchzend auf einen Stuhl. Sie fing an zu begreifen, die Unglückliche, daß ſie ihn liebte, ihn, den Rang, Religion und Herzensneigung auf ewig von ihr zu trennen ſchienen.

V.

Am andern Morgen bemerkte Loſinsky, zu ſehr in ſeine eigenen Gedanken vertieft, um die Veränderung in Jeſſika's ganzem Weſen zu gewahren, die düſtre Wolke nicht, welche ihre Stirne bedeckte. Schweigend und traurig gingen für ſie mehre Tage dahin, bis ſie einmal den Muth faßte, ſich ihm zu nähern.

„Sie ſind vermuthlich krank,“ ſprach ſie, „Herr Kapitän? die Kühle jenes Abends hat Ihnen geſchadet. Sie leiden noch immer an Ihrer Wunde.“

„Nein, nein, liebes Kind,“ antwortete Loſinsky, ihr freundlich die Hand reichend, „ich befinde mich jetzt wohl, recht wohl, und eben das iſt die Urſache meines Trübſinnes denn es verdrießt mich die Zeit hier müßig hinzubringen, während die Armee vorwärts ſchreitet und meine Kameraden Ruhm und Ehre einernten.“

Und er ſeufzte tief.

Das Mädchen ſeufzte auch. Nach einer Pauſe aber nahm ſie alſo das Wort: „Herr Kapitän, wenn Sie in Nowogorodeck geblieben wären, ſo würde Ihr Leichnam dort unter den andern eingeſcharrt worden ſeyn. Eine einzige Perſon hätte ſie beweint, wollen Sie denn nun derſelben Perſon durch Ihre Ungeduld neue Leiden bereiten? denn gewiß, Sie ſind doch noch zu ſchwach, um die Fatiquen im Felde zu ertragen.“

„Jeſſika, die Freundin, von der du ſprichſt, würde meinen Tod meiner Schande vorziehen, und es iſt eine Schmach für einen Soldaten, nicht mit zu kämpfen, wenn ſeine Brüder kämpfen. Wenn du mich liebteſt, Kind, wie Malvina, würdeſt du auch denken wie ſie.“

Eine Thräne rollte über die Wangen des jungen Mädchens herab. „Schande oder Tod,“ rief ſie, „beide würden mich tödten.“

„Liebenswürdiges Kind! Ach, warum bleiben ſo viele Reize und edle Eigenſchaften in Willeika verborgen? Ein Engel wie du, iſt nicht dazu geſchaffen die Beute eines Krämers zu werden, der dich weder zu begreifen, noch zu würdigen verſteht.“ Und ihren ſchlanken Leib umfaſſend, heftete der junge Offizier zärtliche und bewundernde Blicke auf das ſo anmuthige und ausdrucksvolle Geſicht.

„Herr Kapitän,“ ſprach das junge Mädchen, ſich ihm ſanft entwindend, „wer mit dem Schickſal nicht zufrieden iſt, welches ihm Gott bereitet hat, iſt unklug;“ und nach einer Pauſe fuhr ſie fort: „Alſo der Aufenthalt in unſerm Hauſe verurſacht Ihnen Betrübniß?“

„Nein, Jeſſika, allein die Pflicht gebietet mir, es zu verlaſſen. Hätte ich das Geld, worauf ich hoffte, erhalten, ſo würde ich ſchon nicht mehr hier ſeyn, allein ohne Hilfsmittel —“

„Iſt es nur das, Herr Kapitän? O! warum ſprachen Sie nicht früher? Sie, der Retter meines Vaters, ohne Geld, ohne Pferd? O warten Sie, warten Sie nur einen Augenblick,“ und wie ein Reh hüpfte ſie davon in das Gemach ihres Vaters.

Der alte Iſak, die Brille auf der Naſe, wog mit bedachtſamer Genauigkeit Goldſtücke, welche er dann in ein kleines Käſtchen fallen ließ, das er eben jetzt in eine eiſerne Truhe zu ſchließen im Begriff war.

„Halt ein, mein Vater!“ rief Jeſſika, deren Eintritt den Alten nicht im mindeſten zerſtreut hatte, „halt ein, dies Gold darf nicht mehr in deine Kaſſe zurückkommen.“

„Wo denkſt du hin, liebes Kind?“ fragte erſtaunt der Alte, indem er in den Augen ſeiner Tochter zu leſen ſuchte, ob ſie auch bei vollem Verſtande ſei. „Glaubſt du etwa das Gold ſei falſch? Nein, nein, ich habe es gewogen, und du weißt, ich verſtehe mich darauf.“

„Nicht ſo, mein Vater! aber dies Gold mußt du dem Kapitän geben.“

Bei dieſen Worten verzog ſich das Geſicht des Juden zu einer lächelnd-weinerlichen Grimaſſe, das Wort geben ſchnürte ihm die Gurgel zuſammen und ließ ihn einige Augenblicke nicht zur Sprache kommen: „Geben? mein Gold geben?“ ſchrie er endlich.

„Ja, mein Vater, du mußt es geben, deinem Lebensretter geben,“ und die Wangen der jungen Jüdin, ſo wie ihre Augen ſtrahlten von edlem Feuer, und ſie erzählte ihrem Vater Alles.

Verſchiedene Empfindungen kämpften in der Seele Iſaks des Juden, Iſaks des Kaufmanns. Er liebte Loſinsky, aber er liebte auch ſein Geld; das Geld war ſein Gott.

„Aber Loſinsky,“ ſagte er, „kann uns ja noch nicht verlaſſen, meine Tochter. Er iſt ja kaum noch von ſeiner Wunde geneſen. Er würde ſich tödten; und weßwegen? Wegen der Ehre! Schöner Grund!“

„Aber er will es ſo, lieber Vater, und wir können und dürfen ihn nicht zurückhalten. Wollen wir ihn ohne Hilfe auf die Straße ſenden?“

„Nein — beim Himmel! nein, Jeſſika. Kann ich vergeſſen die Hilfe, die mir der edle Jüngling in den Stunden der Gefahr geleiſtet hat?“

Die Dankbarkeit hatte die Oberhand in dem Herzen des Alten gewonnen. „Trag's ihm hin, dies Gold, mein Kind, alle dieſe Dukaten ſind vollwichtig. Ich will ihm auch einen Brief an Mardoche in Wilna geben, der ihn mit Pferden und Waffen verſehen wird. Salluh ſoll ihn bis dahin führen. Der Gott Zions,“ ſetzte er hinzu, indem er eine Thräne im Auge zerdrückte, „möge ihn beſchützen, und einen Engel an ſeine Seite ſtellen, denn er iſt ein braver junger Mann.“

Möge es ſo geſchehen, dachte Jeſſika, und eilte zu Loſinsky, deſſen Freude ihr das Herz zerriß.

Der Gedanke, für Loſinsky's Glück zu arbeiten, gab ihr ſogar die Kraft, die Vorkehrungen zu ſeiner Abreiſe ſelbſt ſo viel möglich zu beſchleunigen. Auch ſteckte ſie heimlich in ſeinen Mantelſack eine zweite Rolle Gold, ein Geſchenk ihrer ſterbenden Mutter.

Während Loſinsky ſeinem tief betrübten Wirthe das letzte Lebewohl ſagte, ſank die arme Jeſſika in einem entfernten Winkel des Gartens auf ihre Knie, faltete die Hände, hob die thränenſchweren Augen gegen Himmel, und betete alſo:

„O du! der du gebrochene Herzen heilen kannſt, habe Mitleid mit der armen Jeſſika!“

VI.

Viele Wochen waren vergangen, die franzöſiſche Armee war in Moskau eingerückt, aber von Loſinsky war keine Nachricht gekommen. „Er iſt wohl todt,“ ſagte Iſak, „denn ſonſt hätte er mir gewiß ſchon geſchrieben, und mein Geld zurückgeſandt.“

Todt? dachte Jeſſika, die am Fenſter ſaß, und den wolkigen Herbſthimmel anſtarrte, todt? o! für mich iſt er es nicht. Und würde ich mich mehr ſeiner freuen können, wenn er noch lebte?

Die Ankunft eines Mannes in Reiſekleidern unterbrach die Betrachtungen des Vaters und der Tochter. Es war Mardoche aus Wilna.

„Bruder!“ ſprach dieſer mit triumphirender Stimme zu Iſak, „ich bringe dir einen Brief von dem Nazarener ſammt dem Gelde, das du ihm vorgeſtreckt haſt.“

„Ach der würdige Mann! hab' ich's nicht geſagt, daß er mich bezahlt, wenn er noch lebt?“ ſchrie Iſak, und ſtreckte die Hand mit unverholener Freude nach dem Säckchen mit dem Golde aus.

Jeſſika ergriff den Brief, und las — und las wieder die Verſicherungen von Loſinsky's Freundſchaft und Dank für ſie und ihren Vater.

„Was iſt das?“ ſchrie der Alte plötzlich, indem er die Goldſtücke gezählt, und wieder gezählt hatte, „da ſind ja 100 Dukaten mehr, als ich ihm geliehen habe. Gottes Barmherzigkeit! Hält er mich für einen Wucherer?“

Jeſſika war verlegen. „Nicht doch, mein Vater,“ ſagte ſie, „er hat dieſe Summe wohl als eine Entſchädigung für ſeinen Aufenthalt bei uns beigefügt.“ Und die Stirne Jeſſika's überzog ſich mit einer lebhaften Röthe.

„Soll ich verdammt ſeyn,“ ſchrie Iſak, „wenn ich auch nur einen Heller für den geringen Dienſt annehme, den ich ihm erwieſen habe!“

„Aber,“ ſagte Mardoche, „wenn dir der ſtolze Nazarener nun einmal Alles bezahlen will, warum willſt du es nicht annehmen?“ Iſak hatte indeſſen die neuen Goldſtücke mit gierigen Augen betrachtet, und ſein Zorn ſchien ſich nach und nach zu legen. „Mardoche,“ ſagte er, „nicht wahr, das iſt ein wackerer junger Mann? Sieh nur einmal die Dukaten an, ganz neu, und wie ſcharf gerändert.“

Jeſſika, augenblicklich durch den Brief Loſinsky's aufgeregt und erfreut, war bald wieder in ihren gewöhnlichen Trübſinn zurückgefallen, und die Neuigkeit von dem Unſterne in Moskau vermehrte noch ihre Ängſtlichkeit und ihren Schmerz.

„Meine Tochter!“ ſprach eines Morgens Iſak zu Jeſſika, „es iſt um die Franzoſen geſchehen, Gott hat ſie vernichtet, die guten und die böſen, ſie fallen zu Tauſenden bei Tage, zu Tauſenden bei Nacht, der Herr ſei gelobt!“ In ſeinem Enthuſiasmus bemerkte der alte Jude nicht die Todesbläſſe ſeiner Tochter. Bald erhielt man von den Scenen der Noth der fliehenden franzöſiſchen Armee, die man ſo gräßlich gemalt hatte, die traurige Gewißheit, und Jeſſika's Seelenangſt ſtieg dadurch immer mehr. Schon fanden ſich Flüchtlinge von allen Seiten in der Stadt ein, die ſich kaum mit Lumpen bedeckt, mit hohlen Augen, blaſſen, eingefallenen Wangen und zerſtreuten Haaren, mühſam an einem Stabe daher ſchleppten und noch in den Straßen vor Hunger, Mattigkeit und Kälte ſtarben, bevor ſie eine mitleidige Seele bei ſich aufnahm. Die Stille der Nacht wurde jeden Augenblick durch ihr Gewimmer geſtört. Die Sterblichkeit war ſo groß, daß der Friedhof von Willeika kaum alle Opfer faſſen konnte.

Das Blut erſtarrte in Jeſſika's Adern bei der Erzählung und dem Anblicke all dieſes Unglückes. Ganze Tage brachte ſie in dem Gemache, welches Loſinsky bewohnt hatte, in ſüßen Gedanken an ihn, und zugleich in der fürchterlichſten Unruhe um ſein Schickſal zu. Zuweilen überließ ſie ſich der ſüßen Hoffnung ſeiner Zurückkunft, dann aber verfolgte ihre Einbildungskraft die ſchrecklichſten Kriegsſcenen. Loſinsky erſchien ihr mit Wunden bedeckt, verlaſſen auf dem Schnee liegend, den ſein Blut röthete, und ſein theures Leben aushauchend.

So vergingen Tage und Wochen dem armen Kinde unter den ſchmerzlichſten Gefühlen. Die Trümmer der franzöſiſchen Armee zogen von der Berezina her und eine feindliche Diviſion marſchirte ihnen entgegen, um ihnen die Paſſage abzuſchneiden und ſie ganz zu vernichten. Bei Boriſow entſpann ſich das blutige Gefecht, welches ohngeachtet des glänzenden Muthes der Franzoſen, ſich doch ſo unglücklich für ſie endigte, daß noch an demſelben Abend die Bewohner von Willeika dem Himmel für die gänzliche Befreiung von dieſen gefürchteten Gäſten dankten.

Aber bald darauf ſtürzte Iſak athemlos in das Gemach, wo Jeſſika ſaß, der Talith flatterte um ſeine Schultern, ſein Geſicht war' blaß, und kalter Schweiß rieſelte über ſein von Schrecken entſtelltes Angeſicht: „Sie kommen!“ ſchrie er, „ſie ſind ſchon da.“

„Wer, mein Vater?“

„Wer? Die Franzoſen! Sie ſteigen ſchon über den Gaing herab, ihre Avant-Garde iſt ſchon an den Thoren unſerer Stadt. — Hörſt du? — da ſind ſie ſchon. Ihre Trompeten tönen an unſern Mauern, und dieſe zittern wie die Mauern von Jericho und Gibea.“

In der That hallte das Straßenpflaſter ſchon von Hufſchlägen wieder. Jeſſika trat ans Fenſter und ihr Blick verweilte auf dem großen Platze, wo ſich eine Eskadron Cavallerie aufgeſtellt hatte. Die Reiter waren abgeſeſſen, und mehre unter ihnen nahmen, von den Vorſtehern der Judenſchaft begleitet, ihren Weg gegen Iſaks Haus.

„Barmherzigkeit,“ ſchrie der Unglückliche, als er von unten ſeinen Namen rufen hörte, doch konnte er auf wiederholtes Rufen und Poltern nicht widerſtehen und mußte dem Rufe Folge leiſten. Er trat alſo von Jeſſika unterſtützt an die Thür ſeines Hauſes, wo ihm der Obervorſteher der Judenſchaft mit Schadenfreude die Worte entgegenraunte: „Nikoljew, dieſe Herren brauchen einen Wegweiſer nach Jarry, führe ſie!“

„Nach Jarry?“ ſchrie Iſak, „nach Jarry ſoll ich ſie führen, heute am Sabbath?“

„Du mußt. — Jeder Widerſpruch iſt fruchtlos, übrigens iſt es ja nur 15 Werſte bis dahin.“

„Fünfzehn Werſte, ach! gerechter Gott! ich kann, ich darf nicht einen Werſt machen; denn das Geſetz befiehlt: Jeder freue ſich im Schoße ſeiner Familie und gehe nicht aus der Stadt am ſiebenten Tage!“

„Wozu all das Geſchwätz?“ ſchrie der Anführer des Detachements. „Weiß der widerſpänſtige Alte den Weg nach Jarry?“

„Er weiß ihn ganz genau,“ antwortete der Judenvorſteher, „ich ſchwör’ es euch!“

„Alſo marſch vorwärts, Jude! und ſträubſt du dich, ſo bindet man dich an ein Pferd.“

Iſak erbebte, mit Schrecken erkannte er in dem Sprecher dieſer Worte den Feldwebel aus der Herberge in Krasnoe. „Barmherzigkeit!“ ſchrie er, „habt Mitleid mit mir, meine Herren, ich will ja gern einen Wegweiſer bezahlen, der euch an meiner Statt nach Jarry führt. Ich bin alt und ſchwach, ich würde mich in dieſer finſtern Nacht im Walde verirren und wir könnten alle zuſammen in der Kälte zu Grunde gehen.“

„Ei was! und wärſt du ſo alt wie der ewige Jude, wir wollen dir ſchon Füße machen,“ und mit dieſen Worten banden ihm die Soldaten, nicht mehr auf ſein Flehen und Schreien achtend, die Hände und ſtießen ihn auf die Straße. In wenigen Minuten nachher befand ſich das Detachement ſchon auf der Straße nach Jarry.

Dieſes neue Unglück traf die arme Jeſſika wie ein Donnerſchlag, ſie ſank wie vernichtet in die Arme der Magd, dann aber aus ihrer Ohnmacht wieder erwachend, rief ſie: „Hörſt du, Mirjam? hörſt du? im Hausflur unten klirren Sporen, eh — er iſt's, er iſt's, er kommt uns zu beſchützen.“ Und hinabſtürzend, fiel ſie in die Arme eines Mannes von koloſſaler Geſtalt in einem Reitermantel.

„Ah! das laß ich mir gefallen,“ rief dieſer ſchmunzelnd mit rauher Stimme, „das iſt doch einmal ein Empfang in dieſem verfluchten Lande!“ Sich ſchnell den nervichten Armen des Mannes entwindend, lief Jeſſika in ihre Kammer zurück, um ihren Schmerz und ihre Schande zu verbergen.

Die Colonne, welche ſich auf der Höhe des Gang gezeigt hatte, war rechts von Willeika hinabmarſchirt, und nur eine Eskadron hatte Befehl erhalten nach dem Städtchen zu gehen und dann Jarry mit einem Detachement zu beſetzen. Iſaks Haus, als eines der anſehnlichſten war zum Quartier für den Chef der Eskadron, denſelben, den wir ſo eben geſehen haben, beſtimmt. Sericourt, ſo hieß er, empfahl ſich durch kein liebenswürdiges Äußeres. Seine hohe Statur ſchien durch den faltigen Mantel, den er übergeworfen hatte, noch größer. Ein ſehr dichter Schnurbart, der ſeine Oberlippe bedeckte, und eine tiefe Narbe, welche ſich roth wie ein Blutſtreifen von der Stirne auf die rechte Backe herabzog, machte den rohen und ſtarren Ausdruck ſeiner Züge noch abſchreckender. Seine Laune und ſein Benehmen waren im Einklange mit ſeinem Äußern. Ein Zögling des Lagers, ohne Erziehung, jeder ſanften Empfindung fremd, hatte er für alle ſeine Handlungen nur ein Geſetz, die Folge ſeiner ſonderbaren Begriffe von Ehre. Wo Gefahr ſich zeigte, war er ſtets der Erſte, er trotzte dem Tod und ſpottete allen ſeinen Formen. Dreiſt, zänkiſch und dabei keck, genoß er den Ruf eines Duellanten ohne Gleichen, bis ihm ein polniſcher Offizier, den er gefordert hatte, auf dem Prado zu Madrid einen Säbelhieb verſetzte, wovon ihm das Merkmal geblieben war. Er hat ſeinen Sieger in der Folge nie wieder geſehen, aber er nährte einen tödtlichen Haß gegen ihn. Sericourt hatte ſich übrigens durch ſeine Feſtigkeit und Bravour einen großen Einfluß auf die Soldaten zu verſchaffen gewußt, welche ihn liebten und bewunderten. Das erſte dieſer Gefühle erklärte ſich vorzüglich dadurch, weil er bei ihren Plünderungen und Räubereien blind war. Sericourt begehrte nur, daß ſie vor dem Feinde brav und muthig ſeyn ſollten, alles Übrige kümmerte ihn wenig. So war Sericourt, und wahrlich, Iſak und ſeine Tochter hatten da einen ſehr gefährlichen Gaſt. Aber ſein Herz hatte doch eine verwundbare Stelle, er war für Frauenreize nicht unempfindlich, und wenn der Glanz der Schönheit mit der Würde der Tugend vereinigt war, ſo ſetzte Sericourt, von Achtung gefeſſelt, ſeiner rohen Keckheit doch manchmal ein Ziel.

„Mein Kind,“ ſprach Sericourt am zweiten Tage zu Jeſſika, als ſie ihm dankte, daß er auf ihre Bitten den Exceſſen der Soldaten Einhalt gethan und die Ruhe in der Stadt wieder hergeſtellt hatte, „mein Kind, du ſiehſt, wie lieb ich dich habe. Zum Teufel! auch nur du allein durfteſt eine ſolche Bitte an mich wagen. Meine Soldaten heißen mich ja jetzt nur den verliebten Narren. Aber das Opfer, das ich dir mit meiner Humanität gebracht habe, muß auch vergolten werden, ſchöne Jeſſika!“ und dabei ſchlang er ſeinen nervigen Arm um ihren ſchlanken Leib.

Die junge Iſraelitin warf ihm einen würdevollen Blick zu und verließ das Zimmer.

„Widerſpänſtige!“ ſchrie er nun zornig, indem er ſeinen Säbel auf den Boden ſtieß, „du mußt mein ſeyn, und wenn Himmel und Hölle ſich vereinigten, dich zu vertheidigen.“ Und indem er noch viele Flüche herausſprudelte, ſchwang er ſich auf ſein Pferd und galopirte nach Jarry. — „Zu Roſſe!“ ſchrie er dem Poſten zu, den Iſak dort hingeführt hatte, und warf ſich mit ſeinen Leuten auf das feindliche Piquet und eroberte die Poſition mit Blitzesſchnelle.

VII.

„Jeſſika!“ ſagte er zu dem Mädchen, am zweiten Morgen nachher, „ſo eben erhalte ich einen Rapport aus Jarry, worin man mir meldet, daß ein beträchtliches feindliches Corps gegen uns im Anmarſche iſt. Ich muß fort. Willſt du mir folgen? Ich bin wahrhaftig wahnſinnig in dich verliebt und kann mich von dir nicht trennen.“

„Sie ſcherzen wohl nur,“ antwortete Jeſſika, indem ſie ihm ihre Hand entzog, welche er feurig gefaßt hatte.

„Hol' mich der Teufel! nein, ich liebe dich, Jeſſika, liebe dich mit Paſſion, du mußt mein ſeyn, ich kann ohne dich nicht leben. Und käme die ganze ruſſiſche Armee, mich von Willeika zu verjagen, ich verlaß' es nicht ohne dich.“

„Dieſe Halsſtarrigkeit könnte nur zu Ihrem Nachtheile ausſchlagen,“ antwortete Jeſſika, „denn ich habe von meinen Landsleuten nichts zu befürchten.“

„Kalte, elende Creatur!“ ſchrie Sericourt, ſchnell aber wieder ſeine Stimme zu ſchmeichelnden Bitten umſtimmend, und ſie zärtlich am Arme faſſend, fuhr er fort: „Sei geſcheid, Kleine! Verlaß Willeika und komm mit mir.“

„Wo denken Sie hin, Herr Kommandant, wie könnt' ich das?“

„Was kann dich zurückhalten, he? In einigen Stunden iſt der Feind hier, und alle Schrecken des Krieges, Raub, Mord, Feuer, Plünderung erwarten dich.“

„Herr des Himmels!“ rief die Jüdin, die Hände ringend.

„Du biſt hier allein, ohne Schutz, ohne Hilfe. Dein Vater, der Himmel weiß, welches ſein Schickſal war, wird wahrſcheinlicher Weiſe nie mehr von Jarry zurückkehren, weil er bis jetzt von einer ſolchen Nähe noch kein Zeichen des Lebens gegeben hat. Deine alte Magd kann dir nichts nützen.“

„O mein Vater, mein armer Vater! ſie haben ihn gemordet, die Elenden.“

„Sei klug, mein Kind, und ſetze dich nicht muthwillig den größten Gefahren aus, überlaß dich meiner Sorgfalt, meinem Schutze. Wenn alle Gefahr vorüber iſt, führ' ich dich ſelbſt wieder in dein väterliches Haus.“

Jeſſika ſchwamm in Thränen.

„Armes Mädchen!“ fuhr Sericourt fort, ſie an ſeine Bruſt drückend, „fürchte nichts. Komm mit mir, eine glänzende Zukunft erwartet dich in meinem Vaterlande. Mein Vater iſt reich, unendlich reich, und ich bin ſein einziger Erbe. Komm, komm!“

Jeſſika wendete ſich mit Abſcheu von ihm.

„Wohlan, höre! Ich will das Äußerſte thun, ich biete dir meine Hand, werde mein Weib, was kümmert mich die Welt? Aber die Zeit drängt, entſcheide dich, wir haben keinen Augenblick zu verlieren.“

„Mein Entſchluß iſt ſchon gefaßt,“ erwiederte Jeſſika mit feſtem Tone: „Ich bleibe.“

„Alſo willſt du mir nicht folgen?“ ſchrie der Kommandant mit zornentflammtem Geſichte.

„Niemals!“

„Du verſchmähſt alſo meine Anträge?“

„Ja!“

„Elende Jüdin! erzürne mich nicht länger. Ich ſchäme mich, mit Bitten mich gegen dich herabgelaſſen zu haben. Ich bin dein Herr, ich habe die Gewalt auf meiner Seite, was kümmert mich dein Widerſtand.“

„Ich verachte deine Drohungen, wie ich deine Bitten verachtet habe,“ ſchrie Jeſſika. „Lieber ſterben, als die Deinige ſeyn.“ Sericourt grinſte vor Wuth. „Wohlan!“

brüllte er, „Jüdin, du verachteſt mich, mich Sericourt? ſo ſei Schande und Verzweiflung dein Los. Die ſchlechteſte Dirne in der Armee ſoll mit Fingern auf dich deuten, mit Hohn und Verachtung nach dir blicken.“ Und er näherte ſich nun Jeſſika anzufaſſen. Da ſtürzte ſie hin zum Tiſche, wo die Waffen des Kommandanten lagen, faßte eine geladene Piſtole, ſpannte den Hahn und ſchrie: „Ungeheuer, noch einen Schritt und dein Gehirn klebt an der nächſten Wand!“

Der Kommandant ſtand wie eine Marmorſäule. Da öffnete ſich die Thür und ein Feldwebel trat ein.

„Was bringſt du?“ fragte Sericourt.

„Schlimme Neuigkeiten, Herr Kommandant. Das Detachement von Jarry war gezwungen, ſich hieher zurückzuziehen und der Feind, in dichte Colonnen gedrängt, folgt uns auf dem Fuße.“

„Die Eskadron ſoll eilen, ein Peloton bleibt zurück und ſucht den Feind auf der Brücke aufzuhalten. Ihr kommt wieder, mich hier abzuholen und bringt einen Wagen mit.“

Der Feldwebel entfernte ſich.

„Du hörſt, was vorgeht,“ ſprach, mit großen Schritten im Gemache auf- und niederſchreitend, der Kommandant zu Jeſſika, welche bleich und unbeweglich in der angenommenen Stellung am Tiſche blieb. „Die Augenblicke ſind gezählt, entſcheide dich.“

Jeſſika machte ein verneinendes Zeichen.

„Ich beſchwöre dich bei Allem, was dir das Heiligſte iſt, treibe mich nicht zum Äußerſten, dein Widerſtand iſt fruchtlos.“

„Nie, nie,“ verſetzte die Jüdin, „ich verlaſſe mein väterliches Haus nicht.“

„Wohlan! ſo mag denn daraus entſtehen, was wolle,“ ſchrie Sericourt ſchäumend vor Wuth, „du mußt mein ſeyn, was es mich auch koſten mag.“

Der Feldwebel trat bei dieſen Worten wieder ein.

„Bemächtigt euch dieſes Weibes, bringt ſie in den Wagen und eilt mit ihr davon!“ Iſſika fiel ohnmächtig in einen Stuhl, wurde ergriffen und bewußtlos fortgeſchleppt. Man brachte die Arme fort, während Sericourt mit einem kleinen Häufchen den Feind, der ſchon in die Straßen von Willeika gedrungen war, aufhielt und dann dem Vortrab auf dem bezeichneten Wege folgte.

VIII.

„Tröſte dich, Iſak Nikolajew,“ ſprach der Rabbiner Nathan, in deſſen Hauſe ſich der arme Jude befand, zu ihm. Iſak war von einem hitzigen Fieber befallen und ſein Leib war wund vor Mattigkeit und der üblen Behandlung, welche er erlitten. „Tröſte dich, der Herr wird dir deine Kräfte wiedergeben und dich aus dieſer erbarmungswürdigen Lage reißen. Der Herr verläßt ſeine Kinder nicht.“ Und ſtatt der Antwort wälzte ſich Iſak verzweiflungsvoll auf ſeinem Lager und raufte ſich die Haare aus.

Als Iſak ruhiger wurde, gab ihm der mitleidige Rabbiner ſtärkende Tropfen, welche ihn in einen wohlthätigen Schlaf verſenkten. Er hatte ihn nicht weit von Jarry ohnmächtig auf dem Schnee liegen gefunden, ſich ſeiner erbarmt, ihn in ſeinen Schlitten genommen, und mit vieler Mühe war es ihm gelungen, ihn wieder ins Leben zurückzurufen.

Von der Kälte bis in das Innerſte ſeiner Gebeine durchdrungen, geſtoßen und geſchlagen von den Soldaten, denen er zum Führer diente, war Iſak die ganze Nacht an der Spitze des Detachements gegangen. Als der Tag graute und man Jarry in der Ferne erblickte, trat der Feldwebel zu ihm und ſprach: „Nun, Jude! wie ſchmeckt dir deine Sabathspromenade? Haſt doch gewiß noch nicht Buße genug gethan für deine Sünden.“

„Welche fürchterlichere Buße könnt' ich noch thun?“ erwiederte Iſak. „Bin ich nicht ſchon halb todt vor Mattigkeit und Kälte? Laßt mich jetzt fort, mein gnädiger Herr,“ fuhr er mit bittendem Tone fort, „laßt nehmen von meinen Händen die drückenden Bande und mich in Frieden ziehen ſeht ihr, Jarry liegt vor uns, ihr könnt nicht mehr fehlen.“

„Der Teufel iſt dein gnädiger Herr,“ ſchrie der Feldwebel, „du kommſt nicht fort, bis du uns ein gutes Löſegeld gezahlt haſt, und haſt du kein Geld, ſo werden dir deine Glaubensgenoſſen in Jarry ſchon welches vorſchießen.“

„Ich habe kein Geld,“ verſetzte Iſak zitternd. „Laſſen Sie mich fort, meine Herren, meine Tochter, meine arme Jeſſika ſtirbt ſonſt vor Angſt.“

„Ach! das ſchöne Mädchen iſt deine Tochter?“ ſprach der Feldwebel mit einem Satanslächeln, „nun da ſei du unbeſorgt, unſer Kommandant wird ihre Thränen ſchon trocknen, der kann's, iſt ein Teufelskerl bei Weibern.“

„Was ſagt ihr?“ rief Iſak blaß vor Schrecken und

Zorn. „Ein ſolcher Mann in meinem Hauſe, bei meiner Tochter? Herr der Heerſchaaren, Barmherzigkeit!“

„Wirſt du ſchweigen, Hallunke! Kameraden! ſchnürt ihm doch die Gurgel zu! — Aber, meiner armen Seele! ich irre mich nicht, das iſt ja der nämliche Spitzbube, der unſern armen Sokolsky mit einem Piſtolenſchuſſe getödtet hat. Nun warte, du ſellſt deinen Lohn bekommen, ſchlagt ihm die Hirnſchale mit einem Karabiner ein und werft ihn dann in den Schnee.“ Und mit dieſen Worten gab er ſeinem Pferde die Sporen und galoppirte der Stadt zu, aber die Reiter, menſchlicher als ihr Anführer, banden ſeine Hände los und riefen ihm zu: „Jetzt lauf, Jude, was du kannſt, und hüthe dich, noch ein Mal in ſeine Hände zu fallen.“

Iſak wollte laufen, aber ſeine Kräfte waren ſo erſchöpft, daß er bewußtlos auf der Straße niederfiel, und ohne Nathans Beiſtand gewiß umgekommen wäre.

Als er wieder beſſer war, ging ſein erſter Gedanke dahin, nach Willeika wieder zurückzukehren, und er bat Nathan, ihm die Mittel dazu zu verſchaffen. „Nikolajew,“ antwortete dieſer feierlich, „du könnteſt in das Haus deiner Väter zurückkehren, denn die Feinde haben es verlaſſen, aber es hat dem Herrn gefallen, dich zu prüfen wie Job, indem er dir dasjenige nahm, was dir das Liebſte auf der Welt war.“

„Was ſagſt du,“ ſchrie Iſak, „was iſt vorgegangen?“

„Man hat ſich in Willeika geſchlagen, dein Haus iſt geplündert und niedergebrannt, deine Habe verloren.“

„Barmherzigkeit! mein Haus niedergebrannt, mein Geld, mein ſauer erworbenes Vermögen dahin, meine Dukaten, meine ſchönen Dukaten! ich bin ein ruinirter Mann, ein miſerabler Bettler — aber mein Kind, meine Jeſſika, was iſt mit ihr geſchehen?“

„Beuge dich im Staube vor dem Herrn, und murre nicht gegen denjenigen, der ſein Wort Jakob und ſein Geſetz Israel bekannt gemacht hat, der von Abraham den Sohn begehrt hat, und wohlgefällig das Opfer anſah, das ihm Jephta mit ſeiner Tochter brachte.“

„Ach! ſo iſt ſie todt?“

„Vielleicht wär' es beſſer für ſie und dich, wenn ſie todt wäre. Die Philiſter haben ſie mit ſich fortgeſchleppt und ſie muß ihnen dienen als ihre Magd.“

Das war ein Donnerſchlag für den unglücklichen Vater, er raufte ſich die Haare aus.

„Ruhig, Iſak! beſchimpfe nicht den Gott deiner Väter!“ Und der arme Jude, durch dieſe Worte wieder zu ſich ſelbſt gebracht, zerſchlug ſich die Stirne betend, und ſich in Thränen auflöſend. „O mein Kind, meine Jeſſika, meine arme Tochter!“ ſchrie er, „ich will ſie ſehen, Nathan, ich will gehen und ſie ſuchen mitten unter ihren Verfolgern, um ſie ihnen zu entreißen.“

„Mein Bruder!“ verſetzte der Rabbiner, „du ſtürzeſt dich in den Rachen des Löwen, aber ich kann dich nicht zurückhalten, denn es iſt dein Kind, und ich zweifle nicht, daß der Gott, der aus dem feurigen Ofen und aus der Höhle wilder Thiere diejenigen befreite, welche auf ihn vertrauten, daß dieſer Gott auch über dich ſeine ſchützenden Flügel ſchweben laſſen wird.“

Nachdem Iſak ſeinem Wohlthäter mit dem tiefſten Ausbruch der innigſten Erkenntlichkeit gedankt hatte, ſagte er ihm Lebewohl, und dieſer drückte ihm noch eine volle Börſe in die Hand mit den Worten: „Möge dir dieſer Talisman helfen, deine Tochter zu retten; denn das Herz der Nazarener iſt nicht unempfindlicher für denſelben als das unſrige.“

IX.

Sericourt hatte ſein Regiment erſt am Niemen wieder erreicht. Ein großer Theil ſeiner Eskadron fehlte beim Appel, und darunter war auch der Feldwebel, der vermuthlich mit der ſchönen Jüdin in einer andern Richtung geflohen war. Sericourt ward ſehr unruhig; denn er kannte die Strenge ſeines, in der ganzen Armee geachteten Obriſten.

Auf ſeinen Säbel geſtützt, von den Offizieren ſeines Regiments umgeben, ſtand dieſer, den Kopf hoch emporgehoben da und ſchien den Eingang eines Geſpräches zu ſuchen. Seine flammenden Augen, welche unter dichten buſchigen Braunen hervorblitzten, durchflogen den aufmerkſamen und ehrfurchtsvollen Kreis. Es lag in dieſem beweglichen Blick des alten Soldaten etwas Düſteres.

Plötzlich trat Sericourt ein, da wurde das Angeſicht des Oberſten noch düſterer und er richtete das Wort alſo an ihn: „Sie durften nicht länger in Willeika bleiben, als Sie vernahmen, daß der Feind wieder vordringe, Sie durften ſich keinem ungleichen Kampfe ausſetzen. Nun kommen Sie nur mit der Hälfte der Eskadron zurück. Stille!“ rief er mit ſtrengerem Tone, als er bemerkte, daß Sericourt ihm antworten wollte. „Wenn ich Sie einer Nachläſſigkeit ſchuldig hielte, ſo würde der Profoſe ſchon ſeine Schuldigkeit gethan haben. Ich kenne Sie, Sericourt, und weiß, es war nur übertriebener Dienſteifer, und Ihr Muth bürgt mir für das, was Sie gethan haben. Ich bin überzeugt, die Eskadron hat ſich tapfer geſchlagen, aber ich fürchte nur unſern Verluſt der Unordnung und dem Mangel an Disziplin zuſchreiben zu müſſen, welche in unſern Reihen einreißen. Eskadrons-Kommandant! wenn Sie nicht gegen Ihre Inſtruktionen gehandelt haben, ſo kann nur ein plötzlicher unerwarteter Überfall dieß Unglück erklären. Sie werden mir darüber Rede ſtehen!“

Sericourt ſchlug die Augen nieder und ein feuriges Roth überzog ſeine Stirne.

„Ich hoffe noch, daß die Leute, welche abgehen, nicht in Gefangenſchaft gerathen ſind, ſondern ſich beim Regimente wieder einfinden werden. Bei ihrer Ankunft ſoll eine Unterſuchung ſtattfinden, und ich hoffe, Sie werden ſich über Ihre Konduite rechtfertigen. Es iſt Zeit ein Beiſpiel zu geben, das uns vor gänzlicher Entartung bewahrt. Werfen Sie einen Blick um ſich, meine Herren: weder das Schwert des Feindes, noch die Strenge der Jahrszeit mähen uns dahin, wir ſelbſt graben uns unſer Grab. Das Geſicht des Oberſten erglühte von einer edlen Flamme, und die verlegenen Offiziere ſchwiegen.

Da ertönte plötzlich Klagegeſchrei von der Straße herauf.

„Was iſt das,“ ſchrie der Oberſt, das Fenſter öffnend, „Gewaltthätigkeit unter meinen Augen?“

Er erblickte ein junges Mädchen, welches mehre Reiter in einem Wagen daher brachten. Ein Jude, den ſie vergebens fortzujagen bemüht waren, hatte ſich an ein Rad geklammert und rief erbärmlich um Hilfe, während ein Haufen von Menſchen, welcher ſich mit jedem Augenblicke vergrößerte, ſich dem Vorwärtsfahren des Wagens widerſetzte.

„Was iſt das?“ fragte der Oberſt, ſich gegen Sericourt wendend, „dieſe Leute ſind von Ihrer Eskadron, was ſoll das heißen?“

Sericourt ſchwieg verlegen.

„Adjutant!“ fuhr der Oberſt, immer erzürnter, fort, „laſſen Sie augenblicklich den Wagen anhalten und den Feldwebel, der die Eskorte führt zu mir herauf kommen.“

Der Adjutant entfernte ſich. Der Oberſt ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Was iſt das für ein Auflauf,“ redete er den eintretenden Feldwebel an, „was ſoll die Weibsperſon in dem Wagen, und was will der Jude?“

„Der Jude iſt der Vater der Gefangenen, Herr Oberſt,“ antwortete der Feldwebel mit einer unverſchämten Feſtigkeit. „Die Jüdin hat in Willeika unſere Eskadron dem Feinde verrathen, und ihr Vater, welcher Theil an dem Verrath hatte, war uns lange ſchon als Spion angezeigt. Unſere Leute hatten ihn ſchon einmal im Walde von Krasnoe verfolgt, allein er entkam durch den Beiſtand ſeiner Gehilfen, deren Einer unſern braven Sokolsky tödtete.“

„Hölle und Teufel!“ ſchrie der Oberſt, „noch einmal verrathen? Habt ihr Beweiſe gegen ſie?“

„Wir haben die Correſpondenz zwiſchen Tochter und Vater aufgefangen, während ſich dieſer in Jarry befand. Dieſe Briefe beweiſen klar, daß ſie mit dem Feinde im Einverſtändniſſe waren. Was Sokolsky's Tod anbelangt, ſo kann der Soldat, welchen der Herr Oberſt dort am Wagen erblicken, und welcher die breite Narbe im Geſichte hat, gegen den Juden zeugen, den er genau kennt.“

„Wenn es ſo iſt,“ ſagte der Oberſt, „ſo ſollen ſie ihr Verbrechen bezahlen. Man bringe alſogleich Vater und Tochter in abgeſonderte Gefängniſſe, damit ſie ſich mit einander nicht verabreden können. Sie, Herr Auditor, erkundigen ſich gewiſſenhaft um die kleinſten Umſtände, ich kann jetzt nicht ſelbſt unterſuchen, aber morgen ſoll ein Kriegsgericht über ihr Schickſal entſcheiden, dem ich ſelbſt vorſitzen will. Zu Ihren Compagnien, meine Herren!“ ſprach er zu den übrigen Offizieren, „in einer Stunde ſoll das ganze Regiment aufgeſtellt ſeyn, ich will Revue über die traurigen Überreſte halten.“

Alle entfernten ſich. Der Feldwebel folgte Sericourt in ſeine Wohnung.

X.

Jeſſika ſaß nachdenkend in einer einſamen, halb in Ruinen verfallenen Hütte an einem verlöſchenden Feuer. Der Abend dunkelte und die arme Jüdin ſank auf ihre Knie, um ihr Nachtgebet zu beten.

Sie wurde durch ein „Wer da“ der Schildwache vor ihrer Thüre unterbrochen. „Euer Commandant,“ antwortete eine Stimme. Die Thüre öffnete ſich und Sericourt ſtand vor ihr.

„Was wollen Sie, mein Herr?“ fragte ſie entſetzt, indem ſie ſich lebhaft erhob. „Entfernen Sie ſich, oder ich ſchreie um Hilfe.“

„Schweige, Unglückliche!“ antwortete Sericourt, „wenn du nicht deinen Vater verderben willſt und dich ſelbſt.“

„Was führt Sie hieher? Bin ich Ihre Gefangene? ich ſchmeichelte mir wenigſtens hier von Ihren Nachſtellungen befreit zu ſeyn.“

„Deine Halsſtarrigkeit hat dich in dieß Gefängniß geworfen, zittere, wenn du in deinem Widerſtande verharreſt, denn du weißt noch nicht, welch fürchterliches Los dich erwartet.“

„Ich kenne kein fürchterlicheres, als in deiner Gewalt zu ſeyn, Schändlicher!“

„So wiſſe, Unſinnige, der Tod harrt deiner, der ſchimpflichſte Tod. Du biſt angeklagt, unſer Corps in Willeika an den Feind verrathen und ausgeliefert zu haben.“

„Ewiger Gott!“ ſchrie Jeſſika mit Abſcheu, „kann die Niederträchtigkeit ſo weit gehen? Aber nein, Niemand wird dieſer Schändlichkeit Glauben beimeſſen und ich werde Gerechtigkeit erhalten.“

„Du hoffſt vergebens. Wer könnte dich ohne Beweiſe deiner Unſchuld vertheidigen? Glaube mir, ſpiele nicht ſo leicht mit deinem Leben, denn der Mann, von welchem dein Schickſal abhängt, würde lieber tauſend Weiber wie du hinopfern, als einen Mann ſeines Regiments. Du kannſt darauf rechnen, das du die Sonne nicht mehr wirſt untergehen ſehen.“

Jeſſika ſtand ſtarr vor Schrecken.

„Und nun wähle zwiſchen dem Tode und einem Leben voll Freude und Liebe.“

Das Mädchen wandte ſich mit Abſcheu von ihm, ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

„Sei nicht ſo ſtolz,“ fuhr Sericourt fort, „du könnteſt es morgen bereuen und dann wäre es zu ſpät. Glaube mir, folge meinem Rathe, nimm meine Vorſchläge an.“

„Was ſoll ich denn thun?“ fragte Jeſſika weinend.

„Fliehen. Alles iſt bereit dich zu retten, derſelbe Mann, der dich hieher führte, wird dich an einen Ort begleiten, wo ich dich früher oder ſpäter wiederfinden werde.“

„Und mein Vater? wird er mich nicht begleiten? was ſoll aus ihm werden?“

„Unmöglich! er muß bleiben.“

„Ach! mein armer Vater, der Rache ſeiner Verfolger Preis gegeben! und ich ihn verlaſſen, um dir zu folgen? Nimmermehr! was auch über mich ergehen mag, ich bleibe.“

„Laß mich nicht die Geduld verlieren, wie ich den Fuß von hier ſetze, biſt du verloren. Schmeichle dir nicht mit eitlen Hoffnungen, du verlaſſeſt dieſen Aufenthalt nur entweder um mein zu ſeyn, oder um zum Tode zu gehen.“

„Ich wähle den Tod,“ ſprach Jeſſika entſchloſſen, „wenn mein Vater nicht auch gerettet iſt.“

„Wohlan!“ verſetzte Sericourt, „dein Vater iſt bereits außer aller Gefahr, er iſt in dieſem Augenblicke ſchon weit von hier.“

„Mein Vater gerettet?“ rief das junge Mädchen, „o darf ich es glauben? ſprechen Sie die Wahrheit?“

„Ich ſchwör es dir bei meiner Ehre! Ich habe ſelbſt Alles zu ſeiner Entweichung angeordnet. Sieh, Jeſſika, ſo hab' ich wieder für dich meine Ehre und mein Leben aufs Spiel geſetzt. Die Liebe ließ mich ſelbſt meine Pflicht vergeſſen. O!“ fuhr er, indem er ſie zärtlich in ſeine Arme ſchloß, fort, „o willige ein, mir zu folgen und ich will dir reichlich allen Kummer vergelten, den ich dir verurſacht habe.“

„Zurück!“ ſchrie Jeſſika, indem ſie ihn mit Kraft von ſich ſtieß. „Gott Israels, ich danke dir, mein Vater iſt in Sicherheit. Nun bin ich glücklich, und keine Macht ſoll mich von hier wegbringen.“

„Biſt du wahnſinnig?“ fragte Sericourt erſtaunt.

„O nein, klüger als du dachteſt. Du ſelbſt haſt dich in deiner eigenen Falle gefangen.“

Sericourt knirſchte vor Wuth. „Wohlan,“ ſchrie er, „ſo ſtirb!“ und ſtürzte aus der Hütte.

Jeſſika ſank auf ihre Knie und dankte dem Himmel inbrünſtig für die Rettung ihres Vaters.

XI.

Die Revue war kaum zu Ende, als der Feldwebel den Gemeinen Balafré auf die Seite nahm und zu ihm ſagte: „Hör einmal, unſere Sache ſteht ſchlimm.“

„Schlimm? wie ſo?“

„Der Oberſt hat Wind von dem Abenteuer bei Krasnoe.“

„Teufel! er läßt uns alle ohne Gnade fuſilliren.“

„Ich weiß nur ein Mittel,“ verſetzte der Feldwebel, „uns aus dem Handel zu ziehen, wir müſſen den Juden auf die Seite ſchaffen.“

„Aber wie?“

„Nichts leichter als das? wir laſſen ihn entwiſchen. Ich ſtelle dich Abends zu ſeinem Gefängniß auf die Wache, dann mach ich ihm die Hölle recht heiß, und er läuft gewiß, was er kann.“

„Nicht übel ausgedacht, aber dann könnte es leicht geſchehen, daß ich als Schildwache ſtatt ſeiner aufgeknüpft würde.“

„Nicht doch, du fliehſt mit ihm.“

„Ich deſertiren?“ ſagte, den Kopf emporwerfend, Balafré.

„Lieber Himmel! wohin du gehſt, kann's dir leicht beſſer gehen als hier. Ach, was gäb ich, ferne von dieſem vermaledeiten Lande zu ſeyn, wo ich früher oder ſpäter erfrieren muß, wenn mich anders die Wölfe nicht freſſen. Der Jude wird dir zum Wegweiſer dienen, und das Geld, welches wir ihm laſſen, wird euer Fortkommen erleichtern.“

„Nun, ſo ſei's,“ ſagte Balafré, „ich fliehe mit dem Juden, bereite Alles vor, und vergiß das Geld nicht.“

Wie abgemacht, ſo geſchehen. Der Feldwebel ſuchte Iſak in ſeinem Gefängniß auf, ſagte ihm, wie er in Gefahr ſtehe, als Spion am morgigen Tage erſchoſſen zu werden, und da der Alte dennoch ohne ſeine Tochter nicht entfliehen wollte, ſpiegelte er ihm vor, Jeſſika ſei nicht mehr in Sericourt's Gewalt, ſie werde nur gefangen gehalten, weil man ſie im Einverſtändniſſe mit Iſak glaube. Sei er entflohen, ſo könne man ſie allein nicht mehr anſchuldigen und der Oberſt werde ſie dann gewiß frei laſſen. Zudem, da das Regiment ohnedieß morgen oder längſtens übermorgen abmarſchire, ſo könne dann Iſak wieder zurückkehren und ſeine Tochter holen.

Iſak glaubte ſo in dem Intereſſe ſeiner Tochter wie in ſeinem eigenen zu handeln, und willigte in die Flucht, welche er auch ſogleich mit Balafré in's Werk ſetzte.

Der Oberſt war wüthend, als er am andern Morgen durch den Rapport die Flucht des Juden und die Deſertion des Soldaten, der ihn zu bewachen hatte, vernahm. „Der Spitzbube! glaubt er vielleicht, ich werde ſeine Tochter ſchonen?“ rief er, „nein bei meiner Ehre! ſie ſoll auch für ihn büßen. Herr Auditor!“ fuhr er, zu einem Offizier ſich wendend, fort, „laſſen Sie ſich durch die Tochter, welche ſehr ſchön ſeyn ſoll, nicht irre führen. Keine Gnade! Was haben Sie bisher über die Sache erfahren? Haben Sie den Feldwebel in's Verhör genommen?“

„Er beharrt in ſeiner erſten Ausſage,“ erwiederte der Auditor, „und hier iſt ein Brief, der dieſe Ausſage beſtätigt. Er iſt von der Angeklagten an ihren Vater, der ſich damals in Jarry befand, geſchrieben, und von der Feldpoſt daſelbſt aufgefangen worden.“

„Laſſen Sie ſehen,“ ſagte der Oberſt, nahm den Brief und las:

„Lieber Vater!

„Warum zauderſt du, unſere Befreier herbeizuführen? Jener, welcher unſere Voreltern gegen ihre Feinde beſchützte, wird auch für uns kämpfen. Die Zahl der Söhne der Ammoniten iſt klein in Willeika, und im Hochmuthe ihrer Tapferkeit glauben ſie ſich vor jedem Angriffe ſicher. Wenn du nur wenige entſchloſſene Männer über Uniza, welches ſie verlaſſen haben, hierher führeſt, ſo entkommt auch nicht ein Einziger.

„Die Elende!“ rief der Oberſt.

„Der Feldwebel verſichert auch unter Anderm,“ nahm der Auditor das Wort, „den Juden an der Spitze der feindlichen Colonne erkannt zu haben, welche die Eskadron umzingelte und ihr den Rückzug abſchnitt.“

„Genug!“ verſetzte der Oberſt, „mehr als genug! darum keine Gnade, kein Erbarmen! In den Niemen mit der Elenden, um allen Spionen und Verräthern, welche uns umlauern, ein warnendes Beiſpiel zu geben. Laſſen Sie alſogleich das Kriegsgericht zuſammentreten, und Sericourt ſoll beiſitzen. Sein Benehmen ſcheint mir ſonderbar. Es herrſcht noch immer ein Geheimniß in dieſer Begebenheit, das ich zu durchdringen ſuchen will. Der Feldwebel iſt mir lange als ein liſtiger Spitzbube bekannt, und ich kann wahrhaftig ſeinen Ausſagen nicht unbedingten Glauben ſchenken.“

XII.

Das Kriegsgericht war in dem Hauſe des Oberſten verſammelt und Jeſſika hereingeführt. Während ſie ein ziemlich dunkles Vorhaus durchſchritt, näherte ſich ihr ein Offizier in einen Mantel gehüllt und raunte ihr mit leiſer Stimme in's Ohr: „Verlange eine Friſt von 24 Stunden, oder du biſt verloren.“

Jeſſika erſchien vor dem Gerichte mit demüthigem, ehrfurchtsvollen Anſtande, aber ohne daß die Züge die mindeſte Unruhe verriethen. Sie warf auf ihre Richter einen ſchüchternen Blick, in welchem aber doch jene Würde, jenes Selbſtbewußtſein lag, welche die Anzeichen eines makelloſen Gewiſſens ſind. So ſtand ſie in dem kleinen Saale, worin mehre Offiziere um einen Tiſch ſaßen, an ihrer Spitze der Oberſt. Bei einem kleineren Tiſchchen zur Seite, auf welchem die Papiere der Procedur lagen, ſaß der Auditor. Alle Blicke wandten ſich theilnehmend zur ſchönen Jüdin, welche ſie ohne Zittern ertrug, nur ihre Wangen überfloß die Röthe des Unwillens, als ſie Sericourt gewahrte, der blaß und mit gekreuzten Armen die Augen nicht zu erheben wagte. Das Verhör begann, Jeſſika antwortete ſanft, aber feſt auf alle Fragen.

„Der gewöhnlichen Eingangsformeln müde, nahm der Oberſt das Wort: „Dein Vater hält geheimes Einverſtändniß mit dem Feinde?“

„Mein Vater liebt ſein Vaterland zu ſehr, als daß er diejenigen nicht haſſen ſollte, welche es durch Krieg zerreißen und zerſtören, allein er hat zu viel Vertrauen auf den Gott Israels, als daß er ſich in den Zwiſt der Mächtigen und Gottloſen miſchen ſollte.

„Dein Vater befand ſich zu Jarry, als unſere Leute Willeika beſetzten, was machte er dort?“

„Ihre eigenen Soldaten, Herr Oberſt, waren es, welche ihn dazu zwangen, ihnen als Wegweiſer nach Jarry zu folgen.“

„Warum kam er, als er ſie dorthin geführt hatte, nicht wieder nach Willeika zurück?“

„Das weiß ich nicht. Alles was ich ſagen kann, iſt: daß alle Exzeſſe, welche dort begangen worden ſind, gewiß nicht Statt gefunden haben würden, wenn er zugegen geweſen wäre.“

„Haſt du nicht an deinen Vater geſchrieben und ihn dringend gebeten, zurückzukommen?“

„Ich habe zwei Boten an meinen Vater geſandt, um ihn zu bitten, mich nicht länger ohne Schutz zu laſſen, aber keiner von Beiden brachte Antwort.“

„Iſt dies einer von den Briefen, die du ſchriebſt? fragte der Oberſt und hielt ihr ein Papier vor.

„Er gleicht demjenigen, den ich meinem Vater durch Salluh, unſern Knecht, geſandt habe.“

„Wohlan, lies und erkenne, was du geſchrieben haſt.“

Jeſſika durchflog den Brief, und ihr Angeſicht wurde purpuroth, und ihre Blicke gegen Himmel wendend, rief ſie feierlich: „Möge derjenige, der in die Herzen ſieht und Wahrheit von Lüge zu unterſcheiden weiß, mich in ſeinen Schutz nehmen und den Verläumder beſtrafen.“

„Du haſt alſo deinen Vater nicht angeeifert, uns zu verrathen und zu vertilgen?“

„Ich habe nie daran gedacht. Ich habe nur meinen Vater beſchworen, ſeine Rückkehr zu beſchleunigen, um mich von den Verfolgungen und Nachſtellungen zu befreien, denen ich durch ſeine Abweſenheit ausgeſetzt war.“

„Kannſt du keine Beweiſe zu deiner Rechtfertigung vorbringen,“ fragte der Auditor, „keine Thatſachen anführen gegen deine Ankläger?“

„Wer iſt mein Ankläger?“ fragte Jeſſika.

„Jener Mann dort iſt es,“ antwortete der Oberſt, auf den Feldwebel zeigend. „Der Verrath deines Vaters iſt ihm bekannt, und er ſelbſt war es, dem du jenen Brief an deinen Vater anvertrauteſt.“

Die Jüdin warf einen Blick der tiefſten Verachtung auf den Feldwebel, den dieſer mit jener Unverſchämtheit ertrug, welche ihn nie verließ. „Alſo iſt hier Niemand,“ ſchrie Jeſſika, Sericourt fixirend, „der die Stimme für mich erheben wollte?“

Alle Blicke folgten der Richtung des ihrigen, Sericourt erblaßte, blieb aber unbeweglich.

„So beſchütze mich der Gott meiner Väter,“ rief Jeſſika, „weil jedes Gefühl für Gerechtigkeit erſtorben iſt auf der Erde.“

Erzürnt über das Benehmen Sericourt's, wandte ſich der Oberſt zu dem Auditor und ſprach: „So enden Sie nun, mein Herr, ſchöpfen Sie Ihr Urtheil, was hält Sie zurück? die Sache iſt klar.“

„Hier iſt es,“ ſagte der Auditor, und las mit etwas unruhiger Stimme: „In Erwägung der Thatſachen, welche die Anklage enthält, und denen die Angeklagte keine Beweiſe entgegenzuſtellen vermag; in Berückſichtigung, daß der Jude Iſak die Flucht ergriffen hat, welches ein neuer Beweis ſeiner eigenen Schuld und der Mitſchuld ſeiner Tochter iſt: erkläre ich Jeſſika Nikolajew ſchuldig des Verbrechens des Einverſtändniſſes mit dem Feinde und des Verrathes.

Das Geſetz beſtraft dieß Verbrechen mit dem Tode, und bei dem Umſtande, daß dieß Verbrechen immer mehr um ſich greift, und ein warnendes Beiſpiel nothwendig iſt, glaub' ich nicht auf Milderung des Geſetzes antragen zu dürfen.“

Obwohl dieſes Urtheil Keinem unerwartet kam, ſo waren doch alle Glieder des Rathes darüber höchſt betrübt, und eine tiefe Stille herrſchte im Saale, als plötzlich Sericourt aufſprang: „Aufſchub,“ ſchrie er, „nur Aufſchub!“ und ſank dann wieder auf ſeinen Stuhl zurück.

Jeſſika, deren Züge Todesbläſſe bedeckte, ſank auf ihre Knie, und mit gefalteten Händen ſchrie ſie: „O! wenn eure Geſetze, wenn eure Ehre euch verbieten, ein ſchwaches, unſchuldiges Geſchöpf zu tödten, wenn ihr im Leben nicht von ſteten Gewiſſensbiſſen beunruhigt, und dort oben nicht Rechenſchaft ablegen wollt dem allerhöchſten Richter für eine Arme, die ihr eurer Macht zum Opfer gebracht habt, ſo ſchenkt mir Gnade. Verſchiebt die Exekution eures Urtheils wenigſtens, damit ihr nicht zu ſpät erfahret, wie ungerecht und grauſam ihr geweſen ſeid.“

Und wieder herrſchte Todesſtille.

„Iſt alſo nicht eine Stimme, die mich vertheidigt?“ fuhr Jeſſika weinend fort, „ſind alle dieſe Herzen kalt und unbeugſam? habt ihr alle dem Gefühle der Menſchheit abgeſchworen? iſt Keiner unter euch, der in ſeinem Vaterlande eine Tochter, ein einziges Kind zurückließ, das er bei ſeiner Rückkehr wieder zu umarmen hofft, und doch fürchten muß, daß Gott ſeine Grauſamkeit an ſeinem Kinde ſtrafe?“ Thränen erſtickten ihre Stimme und der Oberſt wandte das Geſicht weg, denn Jeſſika's Worte hatten ihm durch das

Herz geſchnitten. Er hatte ſeit Kurzem eine Tochter verloren, die er zärtlich liebte.

Die Jüdin bemerkte ſeine Bewegung. „O ja, Sie — Sie ſind Vater,“ ſprach ſie zu dem Oberſten, „Sie kennen Familien-Leiden und Freuden. O haben Sie Mitleid mit mir, im Namen Ihrer Kinder, gewähren Sie mir Friſt, nur einen einzigen Tag. Vielleicht ſendet mir Gott einen Freund, einen Engel, der meine Unſchuld beweiſt. O!“ fuhr ſie wie begeiſtert fort, „wenn er in der Nähe wäre, wenn er das Los wüßte, das meiner wartet, er würde herbeieilen, und dieſe Friſt hinlänglich ſeyn, mich zu retten.“

„Ich leſe in allen Blicken,“ erwiederte der Oberſt, „was ich auch ſelbſt zu geſtehen mich nicht ſcheue. Ich wünſche von ganzem Herzen, daß die Unglückliche binnen 24 Stunden ſich zu vertheidigen im Stande ſeyn möge. So ſei ihr denn dieſe Friſt gewährt. — Mein Kind!“ mit dieſen Worten wandte er ſich zu dem Mädchen, „bitte Gott, daß er dir einen Retter ſende, wo nicht, ſo verzichte auf jede Hoffnung. — Kommandant!“ fügte er hinzu, ſich mit ſtrenger Miene zu Sericourt wendend, deſſen Bewegungen er bemerkt hatte. „Sie haften mir für die Gefangene mit Ihrer Ehre!“ dann entfernte ſich der Oberſt. Sericourt ging aus dem Saale mit den Zähnen knirſchend und indem er ſich fluchend an die Stirne ſchlug. „Elender!“ ſagte er zu dem Feldwebel, indem er ihn an der Gurgel packte, „was haſt du gethan? Wenn ich ſie nicht retten kann, ſo erwürge ich dich, und jage mir ſelbſt eine Kugel durch's Gehirn.“

XIII.

„Die Friſt, um welche du gebeten haſt, iſt verſtrichen," ſagte der Oberſt zu Jeſſika, als ſie nach 24 Stunden wieder vor Gerichte ſtand. „Kannſt du nichts zu deiner Vertheidigung ſagen? Rede ohne Furcht!"

„Das, was ich ſagen könnte," antwortete das junge Mädchen ſeufzend, „würde mich nur erröthen machen, ohne meine Richter von meiner Unſchuld zu überzeugen; denn ſie würden mir nicht glauben.

„Du ſprachſt geſtern von einem Retter, von einem Befreier," fuhr der Oberſt mit einem prüfenden Blick auf Sericourt fort, „du ſiehſt nun wohl, es erſcheint Niemand, der deine Vertheidigung übernehme."

„Und doch," verſetzte Jeſſika, ſagt mir mein Herz, daß er nicht weit entfernt iſt," und ihre Blicke ſchweiften dabei im Kreiſe herum, plötzlich aber ſchrie ſie: „Allmächtiger Gott! da iſt er!"

Ein Offizier, in der Uniform eines fremden Regiments, trat in dieſem Augenblicke ein. „Verzeihen Sie, Herr Oberſt," ſprach er, „daß ich hier erſcheine, allein die Gefahr dieſer Unglücklichen mag mir zur Entſchuldigung dienen. Sie und ihr Vater, Beide ſind unſchuldig an dem Verbrechen, das man ihnen andichtet. Ich bin bereit, dieß zu beweiſen."

„Wer ſind Sie, mein Herr, und wie heißen Sie?" fragte der erſtaunte Oberſt.

„Ich nenne mich Loſinsky und bin Kapitän bei dem 4. Lanciers-Regiment. Ein ſeltſamer Zuſammenfluß von Umſtänden hat mich mit den kleinſten Details dieſer Begebenheit bekannt gemacht. Iſak Nikolajew war nie ein Spion. Dieſer Schurke,“ er zeigte auf den Feldwebel, „verſtand ſich mit mehren ſeines Gelichters ein, den armen Juden im Walde von Krasnoe zu berauben und zu ermorden, und ich ſelbſt war es, der ihn rettete, indem ich Einem der Schurken eine Kugel durch's Gehirn jagte.“ Loſinsky erzählte noch weiter Alles, was in der Herberge von Krasnoe vorgegangen war, und die Geſchichte ſeiner Heilung in Iſaks Hauſe.

„Was habt ihr auf dieſe Beſchuldigung zu antworten?“ fragte der Oberſt den Feldwebel.

„Ich fordere,“ erwiederte dieſer mit einer Unverſchämtheit ohne gleichen, „daß man Beweiſe gebe.“

„Die ſollſt du haben,“ fiel Loſinsky ein, er öffnete die Thür und Balafré, gefeſſelt und von Soldaten umgeben, trat ein. Da verlor der Feldwebel ſeine Faſſung. „Dieſer Mann,“ ſagte Loſinsky, „der auch Theil an dem ſchönen Straßenraub bei Krasnoe nahm, wurde von jenem Schurken geſtern dazu getrieben von ſeinem Poſten zu deſertiren. Eine Patrouille meines Regiments durchſtreifte geſtern Abends den Wald bei Moſty, gewahrte zwei Männer, welche die nächſten feindlichen Vorpoſten zu gewinnen trachteten, hielt ſie an, und führte ſie zu mir. Ich erkannte ſogleich Iſak, er erzählte mir Alles und ich eilte hieher, um ſeine unglückliche und unſchuldige Tochter zu retten, und meinen Waffenbrüdern eine Ungerechtigkeit zu erſparen.“

Jeſſika hob mit frommer Dankbarkeit ihre Hände gegen Himmel.

„Legt dem Elenden Ketten an," ſchrie der Oberſt, „er falle ſelbſt in jene Grube, die ſchon für einen Unſchuldigen gegraben war; führt ihn hinaus und ſchießt ihn vor den Kopf!"

„Ich will nichts weiter hinzufügen," fuhr Loſinsky fort, „Jener, welcher noch tiefere Aufklärungen geben könnte," ſagte er mit einem durchdringenden Blick auf Sericourt, iſt vermuthlich nicht in der Laune, das Wort zu nehmen. Ich glaube übrigens, mein Herr Oberſt, die Unſchuld dieſes Mädchens genugſam bewieſen zu haben, und bitte um die Erlaubniß, das arme Kind in die Arme ihres Vaters führen zu dürfen."

„Vollenden Sie Ihr edles Werk, Herr Kapitän," antwortete der Oberſt, „und ſeien Sie verſichert, daß diejenigen, welche dazu beitrugen, mich eine ſo große Ungerechtigkeit begehen zu machen, der verdienten Strafe nicht entgehen werden. Sie aber, edler junger Mann, nehmen Sie meinen Dank. Sie haben mir viele bittere und reuevolle Stunden erſpart," und zu Jeſſika gewendet, fuhr er fort: „Geh', mein Kind, Gott verzeihe mir die Angſt, welche ich dir verurſacht habe."

Die Jüdin faßte ſeine Hand, küßte ſie mit Thränen und entfernte ſich mit Loſinsky.

„Meine Herren," ſprach dann der Oberſt zu den verſammelten Offizieren, „ich ſehe es, Sie ſind eben ſo indignirt wie ich über eine Begebenheit, welche, ohne Dazwiſchenkunft dieſes Fremden, die Ehre unſeres Regiments bemakelt hätte. An jenem Schurken, welcher die unmittelbare Urſache davon war, wird in dieſem Augenblicke gerechte Rache genommen. Ich hoffe, er iſt der einzige Schuldige, aber Jener, auf dem noch nebenbei ein Verdacht klebt, muß ſich rechtfertigen, das ganze Regiment, und beſonders Sie, meine Herren Offiziere, haben das Recht es zu fordern," und mit dieſen Worten warf er einen durchdringenden Blick auf das entflammte Geſicht Sericourt's.

Die Offiziere entfernten ſich, dem Auditor aber gab der Oberſt ein Zeichen zu bleiben, und blieb lange allein und im Gemache eingeſchloſſen mit ihm.

XIV.

Jeſſika lag in den Armen ihres Vaters und Beide weinten Thränen der Freude und des Dankes. „O komm, meine Tochter," ſagte Iſak, ſie feſter an ſein Herz preſſend, „komm, laß uns dem Herrn, dem Gott Israels danken, er hat uns nicht gelaſſen in den Händen unſerer Feinde."

„Ja," antwortete Jeſſika, „wir wollen danken dem Gott unſerer Väter, der unſer Herz mit Freude erfüllt hat, aber laß uns auch des edlen Jünglings nicht vergeſſen, der triumphirt hat über diejenigen, die ſich gegen uns verſchworen, und zu Schanden gemacht hat diejenigen, die unſer Verderben bezweckten."

„Ja, komm mein Kind, wir wollen die Knie unſers großmüthigen Retters umfaſſen." Und ſie gingen gegen das Gemach, welches Loſinsky in jenem Gaſthofe bewohnte, wo ſie alle drei eingekehrt waren. — Allein alle Mühe ihn zu finden, war fruchtlos. Iſak fing an unruhig zu werden, und auch Jeſſika bangte für das Leben ihres Geliebten, denn ſie hatte wohl die drohenden Blicke geſehen, welche ihm Sericourt zugeworfen hatte.

Wirklich war Loſinsky kaum im Gaſthofe angelangt, als ihm Sericourt eine Ausforderung zuſandte. Das Stelldichein, war am Eingange des Waldes. Loſinsky zauderte nicht, ſich dahin zu begeben, und fand ſeinen Gegner ſchon auf dem Platze, der ihn mit zwei Offizieren ſeines Regiments erwartete.

»Sparen Sie ſich alle Worte, Herr Kapitän!« rief er ihm zu, wie er ihn nur erblickte, »nur unſere Säbel können unſern Handel ausmachen.«

»Und doch iſt es, wie mich dünkt, nicht das erſte Mal,« antwortete Loſinsky ruhig, »daß ſich unſere Klingen begegnen.«

Die blaſſen Wangen Sericourt's wurden purpurfarben vor Wuth. »Was ich Ihnen von daher noch ſchuldig bin,« verſetzte er, »will ich Ihnen heute mit Wucher zurückbezahlen.«

»Ja,« verſetzte Loſinsky, eine ſolche Schuld, welche Sie da auf Ihrer Stirne geſchrieben haben, vergißt ſich nicht ſo leicht.«

Sericourt konnte ſich nicht mehr halten, er zog ſeinen Säbel mit einem fürchterlichen Fluch.

»Noch einen Augenblick mein Herr!« rief Loſinsky, »es iſt nicht die alte Affaire, welche uns hier zuſammenführt. Sie forderten von mir Erklärung über gewiſſe Worte und Anſpielungen, welche ich vor zwei Stunden an Sie gerichtet habe. So erkläre ich Ihnen denn hiermit in Gegenwart dieſer Herren, daß Sie in meinen Augen ein Elender ſind, der, um eine ſchimpfliche Handlung zu bedecken, im Begriffe war, einen Mord zu begehen.“ Da verſetzte Sericourt, ſchäumend vor Wuth, dem Sprecher einen gewaltigen Hieb, den er kaum mit dem ſchnell gezogenen Säbel abzuwenden vermochte. In dem Augenblicke aber glitſchte Sericourt auch auf dem Schnee aus, und Loſinsky ſtach dem Wankenden den Säbel mitten durch die Bruſt. Er überließ den Sterbenden der Sorge der Sekundanten, und eilte in die Stadt zurück, um ſeine Abreiſe zu beſchleunigen.

Durch die Unterſtützung ihres großmüthigen Retters, konnten Iſak und ſeine Tochter einige Tage in Grodno die Ruhe genießen, deren ſie ſo nothwendig bedurften. Aber Loſinsky's Regiment erhielt Befehl zum Abmarſche und der junge Mann ſah ſich genöthigt, ſeinen Lieben früher Lebewohl zu ſagen, als er gewünſcht hatte. — — „Umſtände,“ ſprach er zu Iſak, „zwingen mich abzureiſen, aber ſeid ruhig, ich habe alles angeordnet, daß ihr Willeika ohne Gefahr erreichen könnt. Hier iſt ein Brief an den Kommandanten der Vorpoſten, er iſt mein Freund und auf meine Empfehlung wird er euch beſchützen und allen möglichen Vorſchub leiſten.“ Dann wandte er ſich zu Jeſſika, die ſchweigend und unbeweglich an der Seite ihres Vaters ſtand. „Jeſſika,“ ſagte er, „wünſcheſt du mir nicht auch eine glückliche Reiſe?“ Das Mädchen erhob die thränennaſſen Augen und ſprach mit zitternder Stimme: „Jehova ſegne Sie und die Ihrigen. Seine Gnade iſt unendlich, und er verurtheilt nicht alle Herzen zu jenen ſchmerzhaften Prüfungen, welche er mir ſchwachen Magd auferlegt hat. Mögen Sie an der Seite derjenigen recht glücklich leben, in welcher Sie alle Ihre Wünſche vereinigen.“ Sie wendete ihr Geſicht ab, welches ſich mit einer Todtenbläſſe überzog.

Einige Jahre nachher, nachdem Napoleon ſchon auf dem Felſen im mittelländiſchen Meere ſaß, kamen viele Polen, welche unter ſeinen Fahnen gedient hatten, wieder in ihr Vaterland zurück.

Einer derſelben, der Kapitän Loſinsky, nahm die Richtung gegen das alte Schloß ſeiner Väter, wo ihn eine Vereinigung erwartete, worauf er ſein ganzes Glück geſetzt hatte. Er war dem Ziele ſeine Reiſe nahe, als er vernahm daß der alte Jude Iſak in Willeika aus Gram geſtorben ſei. Seine Tochter, von der man erzählte, daß eine hoffnungsloſe Liebe an ihrem Herzen nage, hatte der Welt ein ewiges Lebewohl geſagt.

Dieſe Nachricht betrübte Loſinsky ſehr; denn er konnte ſich nicht verhehlen, daß er es war, der die Ruhe des jungen Mädchens ſtörte, und daß ſie ohne ſeinen Eintritt in ihres Vaters Hauſe vielleicht noch glücklich an der Seite desſelben leben würde.

Loſinsky vermählte ſich kurz nachher, und ungeachtet des Glückes, das er in den Armen ſeiner Frau genoß, ungeachtet der Verwirklichung aller ſeiner Jugendträume erinnerte er ſich doch noch oft der ſchönen Jüdin, die ſeinetwillen unglücklich war, und dieſe Erinnerung ſammelte oft eine Wolke auf ſeiner Stirne mitten im Sonnenſchein häuslichen Glückes.

Fra Diavolo.

Eine Räubergeſchichte.

Fragment aus den Papieren eines franzöſiſchen Offiziers.

Erſter Tag.

„Wie? Sie hätten ihn geſehen, gekannt?

Mehr als das. Unterbrechen Sie mich nicht, ich will Ihnen Alles erzählen.

Ich lag im Jahre 1799 ſeit einigen Monaten zu Ancona in Garniſon. Die italieniſche Inſurrektion, welche im Königreiche Neapel und im römiſchen Gebiete ſo ernſthaft und mächtig geworden war, daß ſie die wenigen franzöſiſchen Truppen, welche das Directorium dorthin geſandt hatte, faſt aus allen feſten Plätzen vertrieb, hatte ſich in der Mark Ancona noch nicht feſtſetzen können, unſer Dienſt daſelbſt war nicht unangenehm, und außer einigen Revuen, Wachen und manchen Arreſtationen konnten wir den ganzen Tag mit Spazierfahrten, zu Lande oder zu Meere, und mit Liebesabenteuern bei den ſchönen Italienerinnen zubringen. Kurz, wir waren damals glücklich und würden es noch mehr geweſen ſeyn, wenn wir nicht von unſern Kameraden in Calabrien, den Abruzzen und den päpſtlichen Staaten ſo traurige Nachrichten erhalten hätten. Wir wußten, daß die Inſurgenten, 40,000 Mann ſtark, als Mordbrenner Sicilien und Kalabrien durchliefen, und alle Städte plünderten und niederbrannten. Crotona, Coſenza, Muro und Alto-Muro waren die Opfer dieſer Grauſamen. Banditen und Lazzaroni's dienten als Anführer in dieſer Inſurgentenarmee. Man nannte darunter Pauſanera, einen Neapolitaner, der vierzehn Morde auf ſeiner Seele hatte, Sciarpa, einſt Chef der Sbirren, der wegen zwanzig Verbrechen verbannt war, und vor allen den berüchtigten Fra Diavolo, jenen Ex-Galeerenſclaven, der an der Spitze von 500 ſeiner Kameraden von den Galeeren von Meſſina und Palermo entwichen und als Anführer in die Inſurgentenarmee eingetreten war.

Ich hatte zu Ancona eine Geliebte, ein junges ſchönes Mädchen mit Namen Marietta. Dieſe Bekanntſchaft machte mich ganz glücklich. Marietta hatte eine ſehr ſchöne Wohnung, eine herrliche Toilette, beſaß mehr als ſie brauchte, und hatte mir hundertmal geſchworen, daß ich der einzige Mann ſei, dem ſie ihre Liebe ſchenke. Ich ſtellte ihr oft die Frage, woher ſie denn dieſe Pracht in ihrem Hauſe, dieſe herrlichen Teppiche und Gemälde, dieſe hohen Spiegel und Luſtres habe, allein ſie wich meiner Frage immer geſchickt aus, und ſo beharrte ich nicht darauf.

Eines Abends — ich ſollte um 10 Uhr auf die Wache an der Porta di Francia ziehen — ging ich früher noch zu Marietta, aber mit dem feſten Vorſatze, mich nur kurze Zeit dort aufzuhalten. Ich fand ſie bei Tiſche, ſie war allein, und bat mich, ihr Geſellſchaft zu leiſten, ich nahm es an. Das Souper dauerte lang, wir tranken vortrefflichen italieniſchen Wein, leicht aber feurig, wir ſchäkerten, und ich vergaß bei den ſüßen Worten: »Mia anima! bell' anima! idol mio!« die zehnte Stunde und meine Wache.

Plötzlich vernahmen wir ein Geräuſch an der Thüre. Ein Schlüſſel wurde angeſteckt.

»Taci! — per amor di Dio, taci!« rief Marietta halblaut. Wir horchten Beide, ſie zitternd, ich gleichgiltig. Wirklich ertönte ein Männertritt auf der Treppe. Das konnte kein Dieb ſeyn, auch kein erſter Beſuch, denn er kam ganz geradezu und trillerte mit neapolitaniſchem Accent ein Liedchen.

»Wir ſind verloren!« rief Marietta, indem ſie mich mit der entſetzlichſten Miene anſah — »verloren! verloren! — er wird mich tödten! uns Beide tödten, es iſt — Fra Diavolo.« Und bei dieſen Worten ſank ſie ohnmächtig nieder.

In demſelben Augenblicke öffnete ſich die Thüre, ein Mann erſchien in derſelben, und blieb, als er mich erblickte unbeweglich auf der Schwelle ſtehen. — »Fra Diavolo iſt's!« donnerte er mir entgegen. Ein fürchterlicher Name! ein Name, der auch einem Manne Schrecken einjagen und das Blut in ſeinen Adern gerinnen machen konnte, ein Name, der mit ſeinem Laute zugleich hundert Dolche in jedes Herz ſtößt.

So lange ich athme, werde ich mich dieſer Geſtalt erinnern. Es war ein Lazzaroni in der ganzen ſtrotzenden Kraft des Lebens und der Geſundheit, von hohem Wuchſe und nervigem Körperbaue; ſtarr ſtand er da auf der Schwelle, die Arme über die breite Bruſt gekreuzt, ſeine Augen von mattem Weiß unter ſchwarzen, buſchigen, zuſammengezogenen

Brauen feſt auf mich geheftet, ſeine Haut von der Sonne verbrannt, ſeine Seitenhaare dicht und glatt herabhängend, ſeine Lippen zuſammengezogen, und weiß vor Wuth. Das Ganze eine fürchterliche Erſcheinung mitten in einem Liebestraum. Sein Anzug war der eines Mannes aus dem Volke, einfach, aber reinlich. Er trug einen weiß-grauen Hut mit hohem Kopfe und breiten Krempen, eine graue Weſte auf der Bruſt über einander geſchlagen, einen blauen Gürtel und Pantalons. Einer ſeiner Füße, der nur wenig, aber unaufhörlich zitterte, und jenem eines Menſchen glich, der an einem kalten Wintertage auf dem Pflaſter einer Straße vor Froſt zittert, contraſtirte ſeltſam mit der Unbeweglichkeit ſeines Angeſichts.

Ich war mir in dieſen Augenblicke nur des einzigen Gedankens bewußt, daß mich Furcht am allerwenigſten vor dem Schrecklichen retten könne, und indem ich mit einer Hand an meinen Degen fuhr, forderte ich ihn mit der andern auf, ſich zu entfernen.

„Ich mich entfernen?“ verſetzte er mit einem verächtlichen Lächeln, und das Haupt gleichſam mitleidig empor werfend. — „Mich entfernen? Francese!“ — Dann aber donnerte er mir mit Tigerſtimme und einem lauten wilden Gelächter zu: „Empfehle deine Seele Gott! Morgen beſtehſt du kein verliebtes Abenteuer mehr.“ Und nachdem nun ſein Fuß die ohnmächtig auf der Erde liegende Marietta weggeſtoßen hatte, riß er ſie auf, drückte ſie auf das Sofa und ſprach grinſend: „Erhole dich, Marietta! Blick auf, es wird hier ein Schauſpiel geben, das du dir nicht vermutheteſt. — Gefällt es dir? — Keine Antwort!“ — Wie hätte auch die Bleiche, Kalte, Athemloſe, halb Todte antworten ſollen?

»Ungeheuer!« ſchrie ich, mich ihm entgegenſtellend, den Degen in der Hand; er aber antwortete kalt: »Nun kommt an dich die Reihe, he! Cicisbeo! Wir haben hier einen Zeugen zu unſerm Zweikampf, und einen ſehr ſchönen Zeugen, nicht wahr, Francese?«

»Stelle dich!« ſchrie ich, und mein Blut wallte vor Wuth. Ich ſah wohl allerdings die Ungleichheit unſerer Waffen ein, denn die Lazzaroni's wiſſen ihre Dolche faſt mit der Geſchicklichkeit eines indiſchen Gauklers zu führen, allein die Noth drängte.

Dieſer Zweikampf war ein ſonderbares Schauſpiel. Das reiche und prächtige Gemach, mit wellenförmigen Draperien verziert, die hohen Spiegel, welche unſere kleinſten Bewegungen, jeden Stoß, jede Finte, jede Veränderung unſerer Geſichtsmuskeln zurückſtrahlten; vor uns ein noch mit Überreſten von Speiſen beſetzter Tiſch, und auf einem Sofa ein halb todtes Weib.

Der Kampf dauerte lange und der Sieg wurde zweifelhafter, als ich hoffte; Fra Diavolo, größer und ſtärker als ich, ſuchte mich, da er mir durch Geſchicklichkeit nicht an den Leib konnte, zu ermüden, und ſo den Sieg davon zu tragen. Und dann bei Anfang des Gefechtes fühlte ich, daß es mir im Kopfe wirbelte, und in den Augen flimmerte, welches wohl die Folge des feurigen Weines und plötzlichen Schreckens geweſen ſeyn mag, und mich an dem freien Gebrauch meiner Waffe hinderte.

Endlich fühlte ich einen Schlag auf meine Hand. Fra Diavolo hatte mir mit ſeinem ſcharfen Dolch einen Finger abgehauen. Der Schmerz, das Blut, welches in einem Bogen hervorſchoß, machten, daß ich einen Augenblick zitterte und mich für verloren hielt. Aber ſchnell faßte ich mit der verwundeten Hand meine Waffe ſtärker und mit der Wuth der Verzweiflung führte ich auf Diavolo's Rippen einen heftigen Stoß, den er nur halb zu pariren vermochte. Er wankte einige Schritte zurück und räumte mir dadurch Platz, mich durch die Thüre zu retten, die offen geblieben war. Ohne dieſen Zufall wäre ich unwiederbringlich verloren geweſen; denn meine Kraft war auf's Äußerſte erſchöpft, ich war matt und hinfällig wie ein Kranker, der eben aus dem Heſpitale kommt.

Ich war gerettet. Meine erſte Sorge war, einen unſerer Wachtpoſten aufzuſuchen, um mit Verſtärkung wieder zurückzukehren, und auch die arme Marietta aus den Händen des Ungeheuers zu befreien. Allein der Poſten war zu weit entfernt, und als wir wirklich an dem Orte dieſer gräulichen Scene anlangten, war der Elende ſchon verſchwunden. Ich fand nur meinen Finger, Diavolo's Blut an ſeiner blauen Schärpe, und — Marietta ermordet. Es war entſetzlich!

Es war Mitternacht, als ich in die Kaſerne zurückkehrte, wo ich alſogleich, wegen verſäumter Pflicht, ins Gefängniß gehen mußte.

Zweiter Tag.

Als die vierzehn Tage meines Arreſtes vorüber waren, fing ich ernſte Nachforſchungen an, deren Ziel *Fra Diavolo* war. Ich wollte wiſſen, ob er ſich noch in Ancona verborgen halte, oder ob es ihm, ungeachtet meiner genauen Beſchreibung ſeiner Perſon, welche allen Polizeiagenten mitgetheilt worden war, gelungen ſei zu entfliehen. Ich ſuchte überall Erkundigungen einzuziehen, befragte jedes verdächtige Geſicht, vergebens, ich entdeckte nichts und gab es endlich auf, den Schändlichen zu ſuchen und zu finden.

Zu jener Zeit nahm die Inſurrektion um uns einen beunruhigenderen Charakter an. Die königliche Armee hatte die Mark Ancona eingeſchloſſen. Mehre wichtige Städte waren ſchon belagert, andere hatten ihre Thore freiwillig geöffnet. Manche der noch nicht eingenommenen nahmen ihre Zuflucht zu dem General *Monnier*, dem Commandanten von Ancona. Bald verbreitete ſich die Nachricht, daß ein Theil der Garniſon dazu beſtimmt ſei, auszumarſchiren zum Schutze der bedrängten, Hilfe anſuchenden Städte, und unter dieſem Theile war auch mein Regiment.

Einige Tage vor dem bereits beſtimmten Abmarſche ging ich mit einem meiner Cameraden gegen Abend durch die Straßen von Ancona ſpazieren. Er war mein Landsmann, Unterlieutenant wie ich, und mein inniger Freund. *Richard* ſo hieß er, deckte mir ſein ganzes Herz auf, wie ich ihm das meinige, wir waren zwei Weſen mit Einer Seele. Muthig und kühn in der Schlacht, war er im geſellſchaftlichen Leben ein heiterer, freundlicher Geſelle. Er war es, der mich von den eingebildeten Sorgen heilte, die ich mir durch das Nichtsthun in der Garniſon ſelbſt erſchuf. Mein Charakter, etwas düſter und melancholiſch, ſtach gegen ſeinen lebhaften ſehr ab. Unſere Seelen waren ein Bild, wobei er das Licht, ich der Schatten war. Seine oft zu lebhafte Fröhlichkeit wurde durch meinen Ernſt gemildert, und eben ſo ſtrahlte ſein Blick wieder heller und wärmer in mein dunkles Leben.

Seit jener Nacht bei Marietta war ich von einem gefährlichen Trübſinn befallen und ohne ſein Dazwiſchentreten hätte ich mir vielleicht ſchon eine Kugel durch den Kopf gejagt, allein er war immer um mich, und bald gelang es ihm, mich auf jenen Punkt der Anſchauung zu bringen, auf welchem man erlittenen Schmerz zu ertragen im Stande iſt. Auch an dieſem Abende, wie faſt immer, war Marietta der Gegenſtand unſers Geſprächs. Es war, ohne daß wir es bemerkten, die Nacht hereingebrochen, und die Straßen waren dunkel und leer. Jeder unſerer Tritte hallte auf dem Pflaſter wieder, und unſere Laute trieb ein ſtarker Wind, vom Meere kommend, hinter uns zurück. Ich habe immer Spaziergänge bei Nacht, in einſamen Straßen allein, oder mit einem Freunde ſehr geliebt. Ruhe und Schweigen herrſchen nun da, wo noch vor Kurzem ſich die Menſchen im Wirbel ihrer Leidenſchaften, ihres Ehr- oder Geldgeizes herumtummelten, ein geheimer Reiz, ein frappanter Contraſt, ein inneres Gefühl ſprechen hier zur Seele des einſam Wandelnden, und ſtimmen ihn zu einer ſüßen Melancholie. Zu dieſer Stunde des anſcheinenden Todes, der allgemeinen Vergeſſenheit, hat jedes Geräuſch ſeine Worte, jeder Gegenſtand ſeine Stimme; dort erliſcht das letzte Licht, welches noch durch ein Fenſter eines Hauſes ſchimmerte, in der Ferne bezeichnet die Stimme des Nachtwächters denjenigen die Stunde, für welche die Nacht noch Stunden hat.

Wir durchſtreiften ſo mehre Quartiere der Stadt, manchmal von dem ſonoren „Qui vive!“ unſerer Wachtpoſten angerufen. Wir ſprachen von unſern Liebesabenteuern, von unſern Studentenjahren, von unſern Vätern, welche beide auf dem Schaffotte im Jahre 1793 bluteten, von unſerm Abgang zur Armee in Italien und von unſerer Hoffnung auf ein Avancement. Nach und nach aber fehlte der Stoff, und wir ſchwiegen. Schweigend gingen wir neben einander, unſere Arme in einander geſchlungen. Mir war, als ob Jemand uns folgte. Ich wendete mich oft um, und beſchleunigte oder verzögerte meine Schritte, immer ſchienen ſich die Schritte hinter mir nach den meinigen zu richten, aber nie näherte ſich uns Jemand. Es ergriff mich eine unwiderſtehliche Angſt und ich griff an meinen Degen.

Eine Uhr ſchlug. „Jetzt iſt's Mitternacht,“ ſagte Richard, welcher gegen ſeine Gewohnheit ebenfalls im Nachſinnen verloren war, „der Himmel iſt ganz ſchwarz, es fängt an zu regnen. Laß uns nach Hauſe gehen.“

„Ganz recht. Aber ſage mir, Freund! hörſt du nicht hinter uns Tritte?“

„Ja, ſchon ſeit längerer Zeit, aber was thut das? Vielleicht ein Verliebter, welcher der Nacht ſeine Seufzer entgegenſendet.“

„Wolle Gott!“ antwortete ich mit halblauter Stimme. Wir gingen nun etwas ſchneller und ſprachen von Marietta. Ich ſagte meinem Freunde, daß ich keinen größeren Wunſch, kein höheres Vergnügen kenne, als ſie zu rächen. Ich beſchrieb ihm die furchtbare Scene an jenem Abende, dann unterbrach ich mich wieder, um rückwärts zu blicken, ob wir noch immer verfolgt würden, und überhaupt empfand ich eine unbeſchreibliche Angſt in meinem Innern, von der ich mir keine Rechenſchaft geben konnte. Da ich übrigens bemerkte, daß unſer Verfolger noch immer hinter uns war, machte ich meinen Freund darauf aufmerkſam.

„Wie kindiſch du doch biſt!“ antwortete er mir, „haſt du Furcht vor einem Liebhaber?“

„Furcht? nein! aber ich weiß nicht ...“ Jetzt blickte ich noch forſchender zurück, und indem ich meine Hände ſinken ließ, rief ich aus mit einem tiefen Athemzuge, wie ein Menſch, der eine große Laſt abgeſetzt hat: „Jetzt ſeh' ich ihn nicht mehr!“

„Du biſt ja heute von einer Angſt befallen, wie ich ſie noch nie bei dir ſah,“ ſagte Richard.

„Sprich, was du willſt,“ verſetzte ich, „aber das ging nicht mit gewöhnlichen Dingen zu. Seit zwei Stunden verfolgte uns dieſer Menſch gleich unſerm Schatten, gleich einem böſen Geiſte, gleich einem Gewiſſensbiſſe. Wir haben zwanzig Quartiere durchlaufen und immer war er hinter uns, immer hinter uns. Du magſt ſagen, was du willſt, der Menſch hat Vorahnungen. Hab' ich dir nicht meinen Traum erzählt, den ich in der Nacht hatte, vor jenem Schreckenstage mit Fra Diavolo?“

„Fra Diavolo!“ ſchrie ein nerviger Menſch, der jeƶt athemlos beim Einbiegen in eine Straße auf uns zuſtürzte, und in einen braunen Mantel gehüllt war, „hier haſt du ein Andenken von Fra Diavolo!“ und mit dieſen Worten bohrte er einen Dolch in Richard's Bruſt. Die Nacht war finſter, die Straße Pergola ſchwarz und eng, Richard hatte dieſelbe Geſtalt, wie ich, Fra Diavolo hatte ſich geirrt.

Ich lief, ſobald ich einen Gedanken zu faſſen im Stande war; denn im erſten Augenblicke ſtand ich ohne Beſinnung, dem Mörder nach, allein er hatte einen Vorſprung gewonnen, und ſchon am Ende der Straße war er ganz aus meinen Augen entſchwunden, und ich hörte nichts mehr, als mitten durch die fürchterliche Stille der Nacht das herzzerreißende Röcheln meines unglücklichen Freundes.

Alſogleich kehrte ich zu ihm zurück, ich ſchrie um Hilfe. Man eilte mit einer Laterne aus einem Hauſe herbei, und nun ſah ich, um Richard war's geſchehen, die Wunde war tief bis ins Herz gedrungen, das Blut ſchoß ſtromweiſe daraus hervor, und er wälzte ſich in Convulſionen. Ich rief ihn wohl zwanzigmal mit den ſüßeſten Namen, ich küßte ſeine Hände, beneƶte ſie mit Thränen, und bat ihn, mir zu verzeihen, allein er konnte mir nur ganz ſchwach die Hand drücken, und die Worte: „Lebe wohl und räche mich!“ waren ſeine leƶten.

Armer Freund! ich habe deinen Verlaſt tief empfunden und beweint. — Welch ein fürchterliches Geſchick waltet über mir! Ich liebte ein Weib und meine Liebe brachte ihr den Tod; ich hatte einen Freund, für den ich zehnmal mein Leben, ja vielleicht noch mehr, meine militäriſche Ehre hingegeben hätte, und ein Dolch, der auf mich gezückt war, drang ihm in die Bruſt. — Das iſt zu viel. — Ich habe viel zu rächen.

Anmerkung des Bearbeiters. Der Erzähler beſchreibt unter der Überſchrift: Dritter Tag, wie er dann von Ancona mit ſeinem Regimente abmarſchirt ſei, und wie ſie am Meeresufer eine Schlacht gegen die Ruſſen gefochten haben, wobei er zum Capitän avancirte. Die Beſchreibung dieſer Schlacht hat zwar viel Schönes und Maleriſches, aber auch viel Gräßliches; iſt aber doch nur eine Epiſode zur Hauptgeſchichte, weswegen ich ſie weglaſſe, und meine Leſer gleich mit unſerm Erzähler nach dieſer Schlacht nach Ascoli führe.

Vierter Tag.

Ich war nun Capitän, hatte mir die zweite Epaulette verdient, welche ich eigentlich doch nur meinem Freunde dankte, denn der Gedanke an ihn und an Rache für ſein Blut war es, welcher mir dieſen Muth, ja dieſe Tollkühnheit in der Schlacht gab.

Ich traf mit dem kleinen Überreſte meines Regiments den General Monnier vor Ascoli in Belagerung dieſer Stadt begriffen. Ich ſtattete ihm Bericht ab, er bedauerte den Tod meines braven Capitäns und belobte meinen Muth. „Ich verdiene ſolche Lobſprüche nicht,“ antwortete ich, „denn die Rache leitete mich; ein Freund wurde in meinen Armen in Ancona erdolcht, ich ſchlug mich aus Verzweiflung, ich ſuchte den Tod, das Leben ekelte mich an.“

„Sie ſuchen den Tod?“ antwortete er mir, „das iſt gerade das Mittel lange zu leben. Ich ſelbſt habe das zwanzigmal geſehen, ich rede aus Erfahrung. Ich war auch jung, hatte auch meinen Kummer und ſuchte den Tod, und ſehen Sie, da bin ich noch immer. Adieu, Capitän, morgen um 3 Uhr geht's los, und ich verſpreche Ihnen, bevor die Sonne untergeht, haben wir den Feind aus Ascoli vertrieben. Adieu!“

Ascoli liegt auf einer Anhöhe, an deren Fuße der Truto fließt. Am andern Morgen paſſirten wir dieſen Fluß auf einer ſchnell geſchlagenen Nothbrücke und kletterten in der größten Stille den ſteilen eskarpirten Hügel hinan, auf deſſen Spitze die Stadt gebaut iſt. Es gab wohl auch einen ſpiralförmigen Weg, welcher ſanfter hinaufführte, allein dieſer war mit Verpoſten beſetzt, und wir durften ihn nicht wählen, um nicht Allarm bei der ganzen Garniſon zu verurſachen, welche in dieſem Falle einen Ausfall gemacht und uns ſicher mit Felsblöcken zerſchmettert haben würde. Schon waren wir auf der Mitte des Felſen angelangt, waren mehr mit den Händen, als mit den Füßen gegangen, und Mancher von uns hatte dem ſchwachen Zweiglein einer Staude, an dem er ſich rollend hielt, ſein Leben zu danken. Wir leiſteten Einer dem Andern Hilfe und jeder Hintermann ſuchte ſeinen Vordermann, ſo viel ihm möglich war, höher zu bringen. Es war eine fürchterliche, qualvolle Lage, der wir nicht lange trotzen konnten, wenigſtens nicht in der Dunkelheit der Nacht. Wir ermuthigten einander durch Zuruf, und beſonders durch die Hoffnung, unentdeckt den Gipfel zu erreichen.

Plötzlich hörten wir über uns ein großes Geräuſch. Es ſchien von einer ſtarken Felſenmaſſe zu kommen, welche ſich oben abgelöſt hatte und mit Macht herabrollte. Ein allgemeiner Schrei ertönt: „Wir ſind verloren!“ Ich kann unſere Lage nicht beſchreiben, ſie war die eines Menſchen, über welchem das Schwert ſchwebt. Es war Blitz und Donner in einer Minute. Unſere Soldaten bückten ſich zuſammen, ſuchten ſich unter kleine Felſenvorſprünge zu verkriechen, um auf dieſe Art vielleicht dem rollenden Felsblocke zu entkommen, welcher, auf Augenblicke durch Buſchwerk oder Steinmaſſen in ſeinem Falle gehemmt, darauf nur mit noch fürchterlicherem Getöſe immer näher rollte.

Der General hatte mir geſagt, dem Tode trotzen heiße ſich das Leben ſichern, ihn fürchten, deſto gewiſſer zu Grunde gehen. Das iſt leider meiſtens eine Wahrheit auf dem Schlachtfelde. An meiner Seite kletterte ein blutjunger Menſch, der mehr für das Leben im Salon, als für den Pulverdampf geſchaffen zu ſeyn ſchien. Vor kurzer Zeit in Ancona mit Empfehlungsbriefen an den General angekommen, wurde er von dieſem gleich als Sergeant in Reihe und Glied geſtellt. Dieſer junge Mann weinte wie ein Kind und konnte kein Glied mehr bewegen vor Angſt. Und eben dieſer war es, den der Felsblock in ſeinem Sturze traf, ihn an einen andern Fels warf und dort zermalmte.

Beiläufig zwanzig Mann waren auf dieſe Art jämmerlich zu Grunde gegangen, endlich ſtürzte ſich der Felsblock zuletzt in den Truto, deſſen Waſſer hoch aufſpritzten. Jetzt hörte man nichts mehr als das Schmerzensgewimmer derjenigen, welchen ein Arm oder ein Bein zerſchmettert war.

Wir horchten aufmerkſam, fürchtend, neue Felsblöcke könnten herabgeſchleudert werden, und uns Alle vernichten, allein nichts mehr unterbrach die Stille der Nacht. Da verdoppelten wir Kräfte und Muth, ganz emporzuklimmen, und kamen endlich auf dem oberſten Plateau an, als eben der Tag graute.

Dieſes Plateau war beiläufig 600 Schritte von der Stadt entfernt, aber verlaſſen. Wir erfuhren ſpäter, daß hier ein Poſten geſtanden habe, der, als er von ferne ein verdächtiges Geräuſch, welches unſer Emporklimmen verurſachte, vernahm, den Felsblock hinabgeſchleudert habe, und dann nach Ascoli geflohen ſei, um dort Lärmen zu machen. Wir nahmen Beſitz von dem Plateau, formirten ein Quarrée und erwarteten nun mit neuem, durch überſtandene Gefahr geſtählten Muthe die Dinge, die da kommen ſollten.

Bald rückten die Italiener an, laut ſchreiend nach ihrer Gewohnheit. Wir ſtanden ruhig, ſtill und voll Hoffnung, aber überzeugt, daß es ſich hier um unſer aller Leben handle, und daß wir bei dem mindeſten Fehler in der Vertheidigung gewiß verloren ſeien. Das Gefecht begann erſt mit Plänkeln, dann aber mit dem Säbel und dem Bajonette.

Die Italiener waren doppelt ſo ſtark als wir, ſie hatten ein paar Kanonen bei ſich, welche unſer Quarrée durchlöchert hatten, und welchen wir nicht antworten konnten. Man muß geſtehen, ſie ſchlugen ſich mit einer Hartnäckigkeit und einem Muthe, die ich ihnen nicht zugetraut hätte; endlich gelang es ihnen, uns an den abhängigen Theil des Plateaus zu drängen, nur mehr 20 Schritte waren wir vom Rande entfernt; ſchon verzweifelten wir am Siege und ſahen uns hinabgeſtürzt von der immer mehr andringenden Gewalt. Ich war außer mir! Beſiegt ſterben, ſterben, ohne meinem Vaterlande etwas erkämpft zu haben, das machte mich wüthend. Ich ſchrie meinen Cameraden zu, ſich zu halten, und raffte ſelbſt meine letzten Kräfte zuſammen; mit dem Säbel in der Fauſt ſtürzte ich mich auf die erſten Reihen des Feindes. »Capitän!« riefen meine Getreuen, »weicht zurück, Ihr geht zu Grunde!« und in dieſem Augenblicke fing mein Sergeant einen Säbelhieb auf, der mir gegolten hatte, und fiel blutend zu Boden.

Jetzt ſah ich einen italieniſchen Anführer auf mich zudrängen, er war von hoher Geſtalt, braunen Angeſichts und ſeine Kleider waren mit Blut getigert. Gut, dachte ich, das iſt ein würdiger Gegner, auf zum Kampfe auf Leben und Tod! und ich ſtürzte ihm entgegen. Demonio!« ſchrie er, mich erblickend, »adesso lo Francese! sempre lo Francese!« Es war Fra Diavolo.

Wir gingen einander zu Leibe und kämpften lange. Er gewann Vortheile, aber ich machte ſie ihm wieder ſtreitig. Ich drängte ihn ſo viel ich konnte, aber er parirte gut, und war meinem Degen unzugänglich; ich ſchäumte vor Wuth, aber auch ihn hatte mein Widerſtand bis zum Äußerſten gebracht, er ſtampfte mit dem Fuße die Erde und ſchrie donnernd: »Questa volta, scelerato, tu non mi escaperai!« Unſere Waffen brachen in Stücken und nun rangen wir. Er war ſtärker, kräftiger als ich, allein ich hielt ihm durch Beweglichkeit das Gleichgewicht. Jetzt aber war ich überwunden, er hatte mich an den Rand des Abgrundes gedrängt, an dem ich ſchon mit dem Rücken ſtand; ich blickte zurück und ſehe mich ſchon einen Schritt, nur einen einzigen Schritt von der ſchaudervollen Tiefe entfernt, und Diavolo wiederholte mit ſeiner fürchterlichen Stimme: »Questa volta, scelerato!« — — Ich kann mein Gefühl in dieſem entſetzlichen Augenblicke nicht beſchreiben. Von kaltem Schweiß fühlte ich mich triefend. Ich ſollte ſterben und er leben, und lachend ſollte er zuſehen, wie ich von Felſen zu Felſen ſtürze, und Spuren meines Blutes auf jedem derſelben zurücklaſſe. Nein! ſprach ich zu mir ſelbſt, ich will nicht allein ſterben!

Ich raffte noch einmal alle meine Kräfte zuſammen, ich umfaßte ihn mit beiden Händen und ſchleppte mich mit ihm bis zum Abgrunde; er wollte ſich mir entwinden, und mich auf die Erde zu bringen ſuchen, allein es war nicht mehr Zeit, ein kräftiger Schwung, den ich mir und ihm gegeben hatte, machte, daß wir uns Beide nicht mehr halten konnten, und ſchon fingen wir an zu rollen, Einer über dem Andern, uns konvulſiviſch umſchlungen haltend. Ich weiß nicht, wie es kam, daß wir uns nicht die Hirnſchädel zwanzigmal an Baumſtämmen zerſchmetterten, und daß die hervorragenden Felſenſpitzen gleichſam feindlich uns auswichen, kurz, wir rollten mehre Minuten ſo fort, es war eine unausſprechliche Lage; von meinem Feinde unzertrennlich, den ich immer feſt gefaßt hatte, war es, als ob Erde und Himmel ſich um mich drehten, die Erde rauh und ſtaubig, der Himmel rein und golden, wie ihn die aufſteigende Sonne bildete. Ich ſah bald den einen, bald die andere, und immer mit neuen Freuden oder neuen Schmerzen, die Erde verwundete mich, der Himmel tröſtete mich, es war Roſe und

Dorn, Blume und Gift. Endlich ſtürzten wir in den Truto, und die erſte Welle tränkte uns.

Ich ließ mich von den Wogen tragen, denn ich war ſchwach und willenlos, die Kraft, das Ufer zu erreichen und zu erklimmen, fehlte mir. Eine Erinnerung, aber eine verwirrte, ſo viele Begebenheiten in wenig Stunden, lief mir durch den Kopf, ich war unfähig, einen Entſchluß zu faſſen, und ſchon überließ ich mich der Gewißheit, in den Wellen mein Grab zu finden. Der Gedanke, daß Diavolo mit mir zu Grunde gehe, und ich Freund und Geliebte gerächt habe, hatte ſelbſt in dieſem Augenblicke noch etwas Süßes für mich.

Endlich erſtarrten meine Füße, meine beiden Arme theilten nur mehr ſchwach die Wogen, auf denen ich mich bereits ſinken fühlte. Ich war verloren und empfand darüber weder Schmerz noch Freude.

Da führte der gnädige Himmel einige unſerer Soldaten vorüber, ſie erkannten mich, ſtürzten ſich in den Fluß und trugen mich an's Land.

Die Scene hatte ſich ſeitdem ſehr verändert. Ascoli war genommen. Während man ſich auf dem Plateau ſo hartnäckig ſchlug, hatte General Monnier mit dem übrigen Theile des Corps den andern Weg auf den Hügel forcirt, und war noch zu rechter Zeit angekommen, um jenen Hilfe zu bringen. Dieß hatte auch den Sieg zu unſern Gunſten entſchieden. Die Stadt wollte capituliren, allein der General antwortete, er wolle weder Bedingungen ſetzen, noch annehmen, und Nachmittags in Ascoli einziehen.

Eine Stunde vor jener, die er zu ſeinem Einzuge feſt geſetzt hatte, öffneten ſich die Thore der Stadt. Wir ſahen langſam eine Prozeſſion uns entgegenkommen, welche abgeſchickt war, den General um Gnade und Schonung anzuflehen. Der General verſprach es ihnen und hielt auch ſein Verſprechen bis auf eine Reihe von Banditen, welche ſich unter ihren Kriegern befanden, und die er von dieſer Gnade ausſchloß. Fra Diavolo war an ihrer Spitze. Dieſen wurde alſogleich der Prozeß gemacht, ein ſchnell zuſammengeſetztes Kriegsgericht verurtheilte ſie einſtimmig, ihrer gräulichen Thaten wegen, zum Tode.

Ich erhielt die Ehre, das Commando jener Compagnie zu führen, die ſie erſchießen ſollte. Allein bevor ich Feuer commandirte, konnte ich es mir nicht verſagen, zu Diavolo hin zu treten, und ihm ſeine eigenen Worte zuzurufen: „Questa volta, scelerato! non mi escaperai!“

Alle fielen — und ich war gerächt.

Der erſte und letzte Kuß.

Eine wahre Begebenheit.

Die junge Katharina Morgan war in geſegneten Umſtänden, als ihr Gatte und deſſen Vater eines betrügeriſchen Bankerotts angeklagt, und in das Gefängniß gebracht wurden. Glücklicherweiſe ſprachen noch mildernde Umſtände für ſie, ſo, daß nicht die Todesſtrafe über ſie verhängt ward, ſondern ſie nur zur Landesverweiſung verurtheilt wurden, und zwar der Vater auf lebenslang, der Sohn auf vierzehn Jahre.

An dem Tage, an welchem das Urtheil über ihren Gatten geſprochen wurde, ward die unglückliche Katharina Mutter eines Knaben. So oft es ihr früher möglich war, hatte ſie die traurige Pflicht der Gattin erfüllt, ihren Gatten im Gefängniß beſucht und ihm Troſt zugeſprochen, leider aber fand ſie ihn immer unempfindlich bei ihren Schmerzen, ja ſogar gleichgiltig über ſein eigenes Unglück. Seit ſeiner Verurtheilung aber hatte ſie ihn nicht mehr geſehen, ihr leidender Zuſtand hatte ihr nicht geſtattet, das Haus zu verlaſſen; da erhielt ſie plötzlich einen rohen, trotzigen Brief von ihrem Manne, worin er ihr ſagte, wenn ſie ihn noch einmal ſehen wolle, ſo müſſe ſie ſich beeilen nach Monmouth zu kommen, weil er nächſter Tage mit mehren ſeiner Kameraden nach Neu-Südwallis eingeſchifft werden würde.

Loyd, der Pfarrer von Tintern, war Katharina's Vater, und dieſer würdige Greis munterte ſeine Tochter zu dieſer letzten Zuſammenkunft auf und bereitete ſie dazu vor. Am dazu beſtimmten Tage fand er ſeine Tochter ruhig und entſchloſſen, und ſie trat mit ihrer Magd, welche das Kind trug, weil ihre Kräfte noch zu ſchwach waren, den Weg nach Monmouth an. Der Pfarrer begleitete ſie.

Die Abreiſe der Verbrecher war mit Eile betrieben worden, und da Katharina im Gefängniſſe ankam, waren die Gefangenen nicht mehr daſelbſt. Ihre Jugend und ihr Unglück gewannen die Theilnahme des Kerkermeiſters und er führte ſie in eine Taverne am Hafen, wo die Verurtheilten im Hofe noch beiſammen ſaßen. Mit Schaudern ſah ſie ein Dutzend Menſchen, deren wilde Blicke, armſelige Kleider und zurückſtoßende Geſichtszüge ſie mit Schrecken erfüllten. In der Mitte derſelben befanden ſich, auch das Kleid des Verbrechens tragend, ihr Gatte William und deſſen Vater, der alte Morgan, an einander gekettet, wie die Übrigen. Sie konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, indem ſie auf dieſem geliebten Haupte vergebens die ſchwarzen Locken ſuchte, welche ihr einſt ſo gefielen. Sie konnte nicht ſprechen. Auch der alte Morgan ſah düſter und ſtumm vor ſich hin. William aber brach das Schweigen und ſprach mit rauher Stimme und ſeltener Kaltblütigkeit: »Haſt du dich endlich einmal gewürdigt zu kommen? Ich dächte, das hätte früher geſchehen können.«

Statt aller Antwort hielt Katharina ihm ihr Kind mit einem bittenden und ſchmerzhaften Blicke hin, welcher zu ſagen ſchien: »Ich mache dir keine Vorwürfe, ſieh dein Kind, welches ich geboren.«

Katharina's Stellung, ihre ſchönen in Thränen ſchwimmenden Augen, ihre ſtumme Sprache ſchienen den Mann zu ergreifen; denn er faßte ihre Hand, und eine Weile ihre Finger, einſt ſo rund und roſig, jetzt abgemagert, betrachtend, umarmte er ſein Weib herzlich. Katharina hielt ihm das Kind vor und ſvrach: »Ach William, küſſe auch dein Kind, und gib ihm deinen Segen!«

William umarmte ſeinen Sohn mit der einen freien Hand. Die Natur ſiegte in ihm, und ſein Herz fühlte Vaterfreude. Bald aber fiel er wieder in ſeinen alten ſtarren Gleichmuth zurück, und fürchtend, ſeine Kameraden möchten über ſeine Schwäche lachen, entfernte er ſich kalt von Katharinen.

Ein Offizier trat in die Taverne und befahl den Gefangenen ihm zu folgen, und bevor noch Katharina das feuchte Sacktuch von ihren Augen genommen, waren ihr Gatte und der alte Morgan ſchon die Erſten hinausgegangen und verſchwunden. Das Schiff ſtach in die See, und Katharina kehrte mit ihrem Kinde und ihrem alten Vater, betrübt bis in den Tod, nach Hauſe zurück.

Sie konnte ferner ein Haus nicht mehr bewohnen, welches früher der Tempel ihres Glückes war, ſie verließ es alſo und zog zu ihrem Vater. Das Haus wurde verkauft, allein die Gläubiger ihres Mannes hatten ſo viel Mitleid mit ihr, daß ſie das dafür gelöſte Geld nicht mehr in Anſpruch nahmen, ſondern ihr überließen.

Im Schoße ihrer Familie überließ ſich Katharina nun ganz ihren Mutterpflichten, beſorgte nebſt der Erziehung ihres eigenen Sohnes auch jene zweier Kinder ihrer Nachbarin, wodurch ſie in den Stand geſetzt wurde, ihr Hausweſen ſelbſt beſtreiten zu können, und nach und nach gaben die herrliche Lage des Thales Tintern und die häusliche Zufriedenheit ihrer Seele jene Ruhe wieder, deren ſie ſo ſehr bedurfte.

So verlebte der kleine Edmund Morgan ſeine Jugendjahre und ſchon als zarter Knabe war es eine ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen, in den einſamſten Hainen und Wäldern herumzuirren, düſtere und verlaſſene Thäler zu durchſtreifen, gefährliche, ſchroffe Klippen zu erſteigen, indem er eine unbeſchreibliche Wolluſt bei der Betrachtung der Naturſchönheiten empfand, und die Idee von einem höchſten Weſen in der Vollkommenheit der Werke desſelben nicht vergebens ſuchte.

Edmund Morgan hatte ſein dreizehntes Jahr erreicht, und ſein alter Großvater, der nun ſeine Erziehung über ſich genommen und ihm Herz und Charakter gebildet hatte, liebte ihn außerordentlich. Edmund begriff alles mit außerordentlicher Leichtigkeit. Loyd hätte freilich gewünſcht, ihm die glänzendſte Erziehung geben und ihm viele Meiſter halten zu können, allein ſein Einkommen, auf das Nothwendigſte beſchränkt, erlaubte ihm nicht, dieſen Wunſch zu erfüllen, als der Zufall ihm die Bekanntſchaft eines reichen Mannes in der Nachbarſchaft verſchaffte, der bald ſein wärmſter Freund wurde, und Edmunden faſt eben ſo ſehr liebte, als er ſelbſt. Dieſer trug dann dazu bei, daß Edmund's Wunſch, ſich den theologiſchen Studien zu widmen, und die ehrenvolle Laufbahn ſeines Großvaters zu betreten, in Erfüllung gehen konnte.

Die Mutter war tief ergriffen, als ſie ſich von dem geliebten Sohne, der, unterſtützt von dem reichen Manne, nach der Univerſität ziehen mußte, trennen ſollte, allein ſie weinte nur in der Stille, denn es handelte ſich um ihres Sohnes Glück, für welches ſie täglich inbrünſtig zu Gott betete. Noch etwas lag der guten Katharina ſchwer auf dem Herzen. Es war das Geheimniß, womit ſie die Geburt ihres Sohnes zu bedecken genöthigt war; denn ſie konnte, ſie wollte ihm nicht ſagen, daß ſein Vater vor der menſchlichen Geſellſchaft entehrt ſei, und die Strafe eines Verbrechers ausſtehen müſſe. Sie konnte ihm auch gar nicht ſagen, ob er noch lebe; denn ſeit er das Gefängniß zu Monmouth verlaſſen, hatte ſie weder von ihm, noch von dem alten Morgan das Mindeſte gehört.

Edmund zählte ſechzehn Jahre, als er nach der Univerſität abging, wo er bis zum einundzwanzigſten blieb. Die ſchnellen Fortſchritte, welche er in den Studien machte, und ſeine gute Aufführung und ſittliches Benehmen gewannen ihm die Liebe aller Profeſſoren und ſetzten ihn immer tiefer im Herzen ſeines Großvaters feſt, welcher nur immer mit Stolz von ihm ſprach, und, zu alt, um ſeinem Amte gehörig vorſtehen zu können, die Pfarre zu Tintern einſtweilen einem Geiſtlichen aus der Nachbarſchaft übertragen hatte, bis ſein Enkel im Stande ſeyn würde, die kirchlichen Funktionen und geiſtlichen Pflichten zu erfüllen.

Mit dreiundzwanzig Jahren kam Edmund in den Beſitz der Pfarre Tintern und des kleinen Hauſes, in welchem er erzogen wurde, und welches ihm die ſüßen Stunden ſeiner Knabenjahre zurückrief. Der junge Seelenhirte erfüllte mit unermüdlichem Eifer die oft ſchweren Pflichten ſeines erhabenen Amtes, und da er alle Tugenden ſeines allgemein geliebten Großvaters in ſich vereinigte, gewann er ſich bald alle Herzen. Aber mitten in dieſem ſüßen Kreiſe der allgemeinen Achtung, im Schooße aller Freuden einer ihm ſo lieben Zurückgezogenheit, umgeben von den Reizen der Natur, trübte doch etwas ſein reines, ſtilles Leben. Die tiefe Trauer, welche ſich manchmal in das Antlitz ſeiner Mutter prägte, die Leiden, welche ihr Herz zu durchgraben ſchienen, die Zähren, welche ſie oft verborgen vergoß, und welche ein Lächeln eben ſo wenig zu verbergen vermochte als der herrliche ſiebenfarbige Bogen den Regen, machten auch Edmund nachdenkend und traurig.

Eines Morgens trat ſeine Mutter mit ungewohnter Bewegung in ſein Zimmer. „Du haſt," ſprach ſie mit zitternder Stimme, „gewiß auch von der ſchrecklichen Begebenheit gehört, welche in Jedermanns Munde iſt? Du weißt, daß ein Jäger des Herzogs von Beaufort in einem Streite, den er mit einem Wildſchützen, Namens Price, im Walde gehabt hat, von dieſem erſchoſſen worden iſt?"

„Ja," antwortete Edmund, „und wird man des Schändlichen habhaft, ſo wird er auch gewiß gehangen."

Man hat ihn bereits eingefangen und in das Gefängniß zu Monmouth gebracht.“

„Das Geſetz Gottes und der Menſchen verlangt, daß, wer Blut vergießt, deſſen Blut wieder vergoſſen werde. Dieſer Price hat, wenn man dem allgemeinen Gerüchte glauben darf, ſchon mehre Verbrechen begangen, und ſein ganzes Leben hindurch den Weg des Laſters verfolgt. Aber was iſt dir, liebe Mutter, du biſt ſo bewegt? Ach, welche geheime Leiden quälen dein reines Herz, die du deinem Sohne nicht mittheilen willſt?“

„Du ſollſt ſie wiſſen, Edmund. Beſſer, du erhältſt den Schlag von der Mutterhand, als von einem Fremden. — Edmund! mein Sohn! wiſſe, William Price iſt — dein Vater.“

„Mein Vater!“ ſchrie Edmund, und wurde leichenblaß; Katharina ſchluchzte laut und Beide blieben mehre Minuten in ſtummer Verzweiflung ſtehen.

Edmund erfuhr nun von ſeiner Mutter alles, was meine Leſer ſchon wiſſen, außerdem aber auch noch, daß der alte Morgan geſtorben, und William, da die Zeit ſeiner Verbannung zu Ende war, nach England zurückgekehrt ſei. Man erkannte ihn nicht mehr, denn ſechzehnjährige Abweſenheit hatten ſeine Geſtalt verändert. Er war in der Gegend von Tintern herumgeſchlichen, und hatte ſich Katharinen vor Kurzem gezeigt. Er erkundigte ſich um ſeinen Sohn und ſagte ihr, daß es nicht ſeine Meinung ſei, ſie in ihrer häuslichen Ruhe durch ſeine Gegenwart zu ſtören. „Ich bin arm,“ ſetzte er hinzu, „aber ihr habt wohl auch keinen Überfluß. Wenn ich eine Guinee nöthig haben werde, ſo werde ich mich an dich wenden, und du wirſt mir ſie nicht verſagen, da du meiner ſo wohlfeilen Kaufes los wirſt. Jetzt gib mir nur einige Schillinge, denn ich bin hungrig.« — Katharina gab ihm, was ſie bei ſich hatte, und als ſie noch eine Frage an ihn richten wollte, hatte er ſchon das Gehäge am Wege überſprungen, und rief ihr noch drohend zu: »Wage es nicht, Weib, dem armen William Morgan etwas zu verſagen, worum er dich bittet, ſonſt könnte William Price von dir erzwingen, was du Jenem verweigerſt.«

Seit dieſer Zeit hatte er Katharinen faſt täglich mit neuen Forderungen in Verlegenheit geſetzt, und ſie ſelbſt bis in's Haus verfolgt, bis er erhielt, was er verlangte. In der ganzen Gegend ſprach man von William Price und ſein Name war zum allgemeinen Schrecken geworden. Seit dem Morde an dem Jäger wußte auch Alles, daß William Price jener einſt berüchtigte William Morgan, der Vater des vortrefflichen jungen Pfarrers, des Abgotts aller ſeiner Pfarrkinder, ſei.

Edmund hatte die Erzählung ſeiner Mutter, ohne ſie zu unterbrechen, angehört, aber er hatte auch nicht eines der Worte verloren, welche in ſeinem Herzen wie Todesklänge wiederhallten. Endlich ſprach er: »Mutter! ich will meinen Vater ſehen, ich kann auf dieſer Welt, die er bald wird verlaſſen müſſen, nichts mehr für ihn thun, aber er iſt noch nicht für jene Welt vorbereitet, welche er bald betreten wird. Dieſes Geſchäft will ich ſelbſt übernehmen, und, ſchenkt mir Gott Kraft und Beiſtand, ſeine Seele dazu ſtimmen, vor dem Throne des Ewigen erſcheinen zu können.«

Schon am folgenden Morgen begab ſich Edmund nach Monmouth und ließ ſich zu William Price führen. Er ließ ſich als einen vertrauten Freund der Miß Morgan melden, welche ihn ſende, um zu ſehen, ob ſeine traurige Lage in etwas zu mildern ſei. Man kann ſich denken, mit welcher Aufmerkſamkeit Edmund den Vater betrachtete, den er zum erſten Mal ſah, und wie ſehr er litt, als er den, welchem er ſein Leben dankte, mit Ketten belaſtet, auf feuchtem Stroh in einem dunkeln Kerker liegen ſah, aus dem er zum Schaffotte gehen ſollte. Sein Vater war beiläufig fünfzig Jahre alt. Er war von robuſter Körperbildung, ſeine Haltung drückte die Feſtigkeit und Kraft ſeines Geiſtes aus. Seine Augen blitzten unter dichten Wimpern hervor. Im Geſichte hatte er mehre Wunden, welche ihm der Jäger bei ſeiner Vertheidigung verſetzt hatte.

William antwortete halb lächelnd, er wiſſe nicht, welche Dienſte ihm Miß Morgan leiſten wolle und könne, wenn ſie anders nicht im Stande ſei, zurückzuhalten, was ihm drohe, und vielleicht durch Beſtechung des Kerkermeiſters ihm zur Flucht behilflich zu ſeyn. Edmund war erſtaunt über dieſe Sprache, und beſonders über jene Kaltblütigkeit, womit ſein Vater über ſein Verbrechen ſprach. Er verſprach ihm alles Mögliche zu thun, um ſeinen Wunſch zu erfüllen, und verließ ihn dann, da er bemerkte, daß er ihm überläſtig ſei.

Zwei Monate gingen ſo vorüber, und wöchentlich wenigſtens zweimal kam Edmund nach Monmouth, immer als Abgeſandter Miß Morgan's, aber immer blieb William hart und verſtockt, und des jungen Geiſtlichen Reden fanden in ſeiner Seele keinen Eingang. Endlich verdoppelte Edmund ſeinen Eifer, er wandte Alles an, was die himmliſche Religion Heiliges, und des Menſchen Vernunft Überredendes hat, um auf das Herz ſeines Vaters zu wirken, und es gelang ihm endlich, daß dieſer ſeine Vorſtellungen und Ermahnungen ruhiger und aufmerkſamer anhörte, wenn er auch kein Zeichen von Reue gab. Wie groß war aber Edmunds Freude, als eines Abends, da er ſich eben anſchickte, das Gefängniß zu verlaſſen, William ſeine Hand faßte, und ihn bittend fragte: „Wann ſeh' ich Sie wieder, mein Herr?“ — Es war ihm gelungen, in dieſer verbrecheriſchen Seele das Gewiſſen zu erwecken, es rief nach ihm.

Der Tag, an welchem Williams Urtheil geſprochen werden ſollte, erſchien. Der Gerichtsſaal war gedrängt voll von Menſchen. William erſchien zur Verwunderung Aller vor ſeinen Richtern wie ein Menſch, der mit ſeinem Gott verſöhnt iſt, und bereit vor ihm zu erſcheinen. Das Todesurtheil wurde über ihn geſprochen, er hörte es ruhig an, und ſagte: „Mir geſchieht nur, wie ich verdient.“

Nach der Verurtheilung wurde William in's Gefängniß zurückgeführt, wo ihn Edmund erwartete. Es blieben nur noch wenige Tage bis zur Vollſtreckung deſſelben, und dieſe wurden zum Gebete angewendet. Edmunds Herz ſchlug hörbar. Er wollte einen Kuß auf die väterlichen Lippen drücken, welche rein geworden waren, während dem die Religion jedes Läſterwort von ihnen verſcheucht hatte. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ſein Vater dieſes Leben verlaſſen ſollte, ohne ſeinen Sohn geſehen, erkannt zu haben, und ohne zu wiſſen, daß er es ſei, der ihn auf dem letzten fürchterlichen Gange begleite.

Dieſer Tag kam.

Edmund hatte die Nacht über ſeinem Vater aus der Bibel vorgeleſen, und ihm das heilige Abendmal gereicht. Da ſprach William: »Mein Freund! mein Wohlthäter! ich hätte wohl noch einen Wunſch im Leben, den ich bisher nicht habe laut werden laſſen, der aber in mir um ſo heftiger wird, je näher meine letzte Stunde heranrückt. Ich möchte mein Weib noch einmal ſehen, um ſie zu bitten, mir den vielen Kummer zu verzeihen, den ich ihr im Leben verurſacht habe.

»Meine Mutter,« ſchrie Edmund, der ſich nicht mehr enthalten konnte, »liegt in dieſem Augenblicke auf ihren Knien und vereinigt ihre Gebete für dich mit den unſrigen, — und dein Sohn, mein Vater, liegt hier zu deinen Füßen.«

William konnte kaum athmen, das Pochen ſeines Herzens wollte ihm die Bruſt zerſprengen, er konnte kein Wort hervorbringen, und nur ein Thränenſtrom, ſchoß aus ſeinen Augen.

Edmund umfaßte ſeine Knie. William hob ihn auf und ſchloß ihn in ſeine Arme, betrachtete ihn, und weinte und lächelte, ſank endlich ſelbſt auf ſeine Knie und dankte Gott für dieſen Augenblick. In einigen Minuten hatte er ſich ſo weit erholt, daß er ruhig Edmunds Lebensgeſchichte anhören konnte.

Als der junge Prieſter dieſelbe geendet hatte, fingen eben die Schatten der Nacht ſich zu zerſtreuen an, der Tag graute, und William wurde dadurch mit Schrecken erinnert, daß er nur noch wenige Stunden zu leben habe und dann ſeinen braven Sohn auf immer verlaſſen müſſe. Er bat Edmund, ihn nicht zu verlaſſen und ihn zum Schaffotte zu begleiten. Edmund verſprach es.

Die Stunde ſchlug, William war bereit. Edmund ging an der Seite ſeines Vaters. Indem ſie durch einen Hof gingen, der an den Exekutionsplatz ſtieß, hielt William an.

„Mein Sohn,“ ſprach er, „an dieſem Platze war es, wo ich dich als Kind zum erſten Male ſah. Deine Mutter trug dich auf den Armen und hielt dich mir hin mit der Bitte, ich möchte dich küſſen.“

„Dies war der erſte Kuß, den du von mir erhieltſt, empfange nun meinen letzten, und wenn ich hoffen darf, daß Gott einem Sterbenden gnädig einen Wunſch gewährt, ſo wird er dir deine letzte Stunde verſüßen und leicht machen, wie du mir die meinige in dieſem Augenblicke.“ — Als er dieſe Worte geſprochen hatte, drückte er Edmund an ſeine Bruſt und küßte ihn lange innig.

Dann ging er ſchnellen Schrittes zum Schaffotte und hatte bald dem Geſetze Genüge geleiſtet.

Das blaue Sacktuch.

Eine rührende Geſchichte.

Zu Ende des Monats Oktober im Jahre 18** ging ich zu Fuß von Orleans nach dem Schloſſe Bardy. Vor mir auf derſelben Straße marſchirte ein Regiment deutſcher Truppen. Ich ging ſchneller, um die Militärmuſik zu hören, welche ich ſo ſehr liebe; aber die Muſik ſchwieg, und nur der Trommelſchlag des Tambours bezeichnete immer entfernter den einförmigen Schritt der Soldaten.

Nach einer halben Stunde des Marſches ſah ich das Regiment ſich auf eine Ebene, von einem Tannenwäldchen umgeben, ſeitwärts ziehen. Ich fragte einen Capitän, den ich kannte, ob ſie dort exerzieren würden? „Nein,“ antwortete er mir, „man wird dort Standrecht halten und wahrſcheinlicherweiſe einen Soldaten von meiner Compagnie füſiliren, weil er den Bauer, bei welchem er wohnte, beſtohlen hat. Wenn Sie übrigens neugierig ſind,“ fügte der Capitän hinzu, „ſo will ich Ihnen einen Platz verſchaffen, daß Sie Alles hören und ſehen können. Es wird nicht lange dauern.“ Derlei Spektakel hatten immer etwas ſehr Anziehendes für mich, ich folgte dem Capitän.

Das Regiment hatte eine Quarré formirt. Hinter demſelben, nahe am Wäldchen, gruben zwei Soldaten eine

Grube. In der Mitte des Quarrés ſaßen acht Militärs auf Trommeln. Der neunte, etwas weiter vorne zur Rechten ſitzend, ſchrieb etwas auf ſeinen Knien mit Bleiſtift. Man rief den Angeklagten vor. Er war ein Jüngling von edler, erhabener Geſtalt, ſchönem Antlitze und ſanften Augen. Mit ihm trat auch ein Weib vor, der einzige Zeuge bei dieſem Prozeſſe.

Als der Oberſt eine Frage an dieſes Weib richten wollte, ſagte der Soldat: „Es iſt überflüſſig, daß Sie fragen, Herr Oberſt, ich will Alles ſelbſt geſtehen; ich habe bei dieſer Frau ein Sacktuch geſtohlen.“

Der Oberſt. Ihr Pitter? Das thut mir wehe. Ihr waret immer als einer der Bravſten im ganzen Regiment bekannt und geachtet.

Pitter. Das freut mich, Herr Oberſt, ich habe auch immer getrachtet, meine Schuldigkeit zu thun und meine Vorgeſetzten zufrieden zu ſtellen. Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, ich habe das Tuch auch nicht für mich genommen, ſondern für Marien.

Oberſt. Wer iſt dieſe Marie?

Pitter. Ach, Herr Oberſt, ein Engelskind, ſchön und gut, zu Hauſe bei mir im Dorfe Erlſtetten in dem kleinen Häuschen am Bache, wo der groſie Kirſchenbaum ſteht. — Ach, lieber Gott! Ich werde ſie alſo nicht wiederſehen!

Oberſt. Erklärt Euch deutlicher, Pitter, ich verſteh Euch nicht.

Pitter. Nun wohl, mein Herr Oberſt, ſo leſen Sie dieſen Brief.

Und er gab ihm einen Brief, welchen der Oberſt laut vorlas, und deſſen Inhalt meinem Gedächtniſſe ewig eingeprägt bleiben wird.

„Mein lieber Joſeph!

Ich benutze die Gelegenheit, Dir durch den Rekruten Arnold, der zu Deinem Regimente abmarſchirt, dieſe Zeilen zu ſchicken, von denen ich hoffe, daß ſie Dich bei guter Geſundheit antreffen werden, und einen Beutel, den ich für Dich gemacht habe. Ich habe immer bei Nacht heimlich daran arbeiten müſſen, damit es der Vater nicht ſieht. Er zankt mich immer aus, daß ich Dich ſo lieb habe und ſagt, Du kämeſt gewiß nicht mehr zurück. Nicht wahr, Joſeph! Du kommſt wieder, ach, und wenn's auch nicht wäre, ich würde Dich doch bis zu meinem letzten Athemzuge lieb haben. Ich habe mich Dir verlobt an dem Abende, wo Du mir mein blaues Sacktuch beim Tanze aufhobſt und brachteſt. Was mir ſehr viel Freude macht, iſt, daß ich höre, daß Dich alle im Regimente lieben und ſchätzen. Du haſt nun noch zwei Jahre zu dienen. Tummle Dich damit, lieber Joſeph, denn dann werden wir ein Paar.

Deine bis in den Tod getreue
Marie.“

„N. S. Schicke mir doch auch etwas aus dem Franzoſenlande, nicht darum, damit ich etwas habe, was mich an Dich erinnert, ſondern damit ich etwas von Dir bei mir tragen kann. Küſſe das, was Du mir ſchickſt und ich bin gewiß, ich werde das Plätzchen gleich finden, wo Du hingeküßt haſt.“

Als der Oberſt dieſen Brief geleſen hatte, nahm Pitter das Wort: „Arnold,“ ſprach er, „brachte mir dieſen

Brief geſtern Abend, als ich mein Einquartierungsbillet bekam. Die ganze Nacht konnte ich nicht ſchlafen, ich dachte an meine Heimat und an Marien. Sie bat mich um etwas aus dem fremden Lande. Ich habe kein Geld; denn ich habe meine Gage ſchon drei Monate voraus verpfändet, um meinem Vetter, der ſeine Capitulationszeit ausgedient hat, und vor einigen Tagen heimgegangen iſt, etwas mit auf die Reiſe zu geben. Dieſen Morgen, als ich aufſtand, öffnete ich das Fenſter. Ein blaues Sacktuch hing vor mir auf einem Stricke, es glich ganz jenem Marien's, hatte dieſelbe Farbe und dieſelben weißen Blumen. Ich hatte die Schwachheit, es zu nehmen und in meinen Torniſter zu ſtecken. Ich ging fort, der Diebſtahl fing mich aber an zu reuen, und ich wollte eben zurückgehen, um das Tuch wieder hinzuhängen, wo ich es genommen, allein die Frau hatte indeſſen Lärm gemacht, ich wurde viſitirt und man fand das Tuch bei mir. Das iſt die reine Wahrheit. Ich habe gefehlt, die Ordre iſt ſtrenge; wer auch nur das Mindeſte bei ſeinem Hauswirthe entfremdet, wird erſchoſſen! ſo heißt ſie. Ich muß ſterben! Cameraden, erſchießt mich, aber verachtet mich nicht!«

Die Richter konnten ihre Bewegung nicht verbergen, über manche bärtige Wange rollten Thränen. Indeſſen als es zur Abſtimmung kam, lautete ſie einſtimmig auf Tod. Dem Geſetze mußte Genüge geleiſtet werden. Pitter hörte das Urtheil kaltblütig an, näherte ſich dann ſeinem Capitän und bat ihn, ihm vier Franken zu ſchenken. Der Capitän gab ſie ihm. Ich ſah dann, wie er zu der Frau trat, welcher man ihr blaues Sacktuch zurückgegeben hatte und hörte dieſe Worte: »Liebe Frau, hier ſind vier Franken, gebt mir dafür das blaue Sacktuch, ich bitte Euch ſehr, und wenn's auch mehr werth ſeyn ſollte, ſo ſchenkt mir das Übrige, und denkt, ich bezahle es mit meinem Leben ja theuer genug.“ Er nahm dann das Sacktuch, küßte es und gab es mit folgenden Worten ſeinem Capitäne: „Herr Capitän, wenn Einer meiner Cameraden nach meiner Heimat zurückkehrt, ſo bitte ich, geben Sie ihm das blaue Sacktuch mit, damit er es meiner Marie in Erlſtetten bringe. Er ſoll ihr aber nicht ſagen, wie ich es bekommen habe.“ Hierauf kniete er nieder, betete und trat dann mit feſtem Schritt in den Kreis.

Ich ging fort und begab mich in das Wäldchen, um nicht das Ende dieſes traurigen Schauſpiels zu ſehen. Einige Schüſſe verkündeten mir bald, daß alles vorüber war.

Ich kam zwei Stunden nachher wieder denſelben Weg zurück. Das Regiment hatte ſich entfernt, aber ein friſcher Hügel zeigte mir den Ort, wo der Jüngling ſchlief. Ich brach einen Tannenzweig ab, machte ein Kreuz und ſteckte es auf das Grab des armen Pitter, der jetzt von der ganzen Welt vergeſſen iſt, ausgenommen von mir und — vielleicht — von Marien.

Inhalt.

Seite

Der große Rittmeiſter und das kleine Minchen. (Erzählung aus dem Leben.) 5

Der Sargmacher. (Nachtſtück aus dem Engliſchen.) . . 28

Oberſt Graf Chabert. (Militäriſche Novelle.) 59

Der Dichter. (Traum eines griechiſchen Philoſophen.) . 115

Acht vernünftige Tage. (Anekdote aus dem Leben eines Künſtlers.) 129

Der Grundſatz. (Skizze aus dem Leben eines meiner Freunde.) 146

Die drei Rieſen. (Allegoriſches Mährchen.) 157

Die rothe Roſe. (Gräuelgeſchichte aus dem Vendeer-Kriege.) 173

Die ſchöne Jüdin von Willeika. (Novelle.) 221

Fra Diavolo. (Eine Räubergeſchichte.) 243

Der erſte und letzte Kuß. (Eine wahre Begebenheit.) . 303

Das blaue Sacktuch. (Eine rührende Geſchichte.) . . . 314

Caroline Pichler's letztes Werk!

In dem Nachlaß der Frau **Caroline Pichler** hat ſich folgendes Werk vorgefunden, das nunmehr im Druck vollendet und ſo eben in unſerm Verlage erſchienen iſt:

Denkwürdigkeiten

aus meinem Leben.

Von

Caroline Pichler,

geb. von Greiner.

Vier Bändchen

in gr. 12. Druckvelin. In Umſchlag br. Preis 5 fl. C. M.

A. Pichler's ſel. Witwe
Verlagsbuchhandlung
in Wien, Stadt, Plankengaſſe Nr. 1061.

J. F. Caſtelli's
ſämmtliche Werke.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Sechstes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe)

Druck von A. Pichler's Witwe.

J. F. Caſtelli's

Erzählungen.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Zweites Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe.)

Kapitän Rabe.

Eine Scene aus dem Militärleben.

Am 1. December 1805, dem Tage vor der Schlacht bei Auſterlitz, ließ der Kaiſer Napoleon ſeine ganze Armee die Revue paſſiren, Regiment für Regiment. Als der Kapitän Rabe, ein ausgezeichneter Soldat, deſſen Muth er dreimal in einigen Monaten zu bemerken Gelegenheit hatte, an ihm vorüberkam, ſagte er zu ihm: „Rabe! ich erwarte Sie morgen nach der Schlacht!“

Rabe, ernſthaft und unbeweglich, antwortete: „Sire! für mich gibt's kein Avancement mehr, mit mir iſt's aus!“ Allein ein Seitenſprung, den des Kaiſers Pferd machte, hinderte ihn das zu hören, und die Revue wurde fortgeſetzt.

Es iſt ein eigenes Schauſpiel, ein Feldlager am Tage vor einer Schlacht, beſonders einer entſcheidenden, où il y aura du tabac (wo es was zu ſchnupfen geben wird), wie ſich die gemeinen Soldaten ausdrücken, oder nach dem beſſern Ausdruck der Offiziere: wo es heiß zugehen wird. Hier ſitzt ein Offizier und beantwortet vielleicht zum letzten Male den letzten Brief ſeiner Frau, dort ein Anderer, der ſeine Liebesrechnung in ſeiner letzten Garniſon abſchließt, hier ſagt ein Soldat auf einer Kanonenlavette oder auf ſeinem Torniſter ſeinem alten Vater Lebewohl, ein Anderer diktirt dort dem öffentlichen Schreiber des Bataillons ſein kleines Vermögen in die Feder, und was damit geſchehen ſoll, wenn ihn morgen eine Kugel trifft; die Bettkameraden, die Landsleute, die Freunde empfehlen einander was ſie, nach ihrer Meinung, Werthvolles beſitzen und was gewöhnlich in einer ſilbernen Uhr, in einigen Fünffrankenſtücken, welche vorſichtig in einem ledernen Beutelchen in eine Ecke des Torniſters eingenäht ſind, und in ihren Briefen an ihre Familie beſteht. Dieſe ſind die rangirteſten. Aber es gibt wieder Andere, die jetzt alles verkaufen, was ſie noch beſitzen, ſelbſt die überflüſſigen Pantalons, um ſich für die Ungewißheit des künftigen Tages bei der Verkäuferin der Philoſophie des Regiments, der alten häßlichen Mutter Dragon, zu tröſten, die ihnen Grogg und gewürzten Wein gibt und ihnen bei dem Handel um ein kleines Gläschen für fünf Centimes noch obendrein die Umſtände und Ereigniſſe der morgigen Bataille weisſagt.

Madame Dragon war Marketenderin bei einem Regimente der Diviſion des General Vandamme, bei welchem Regimente Kapitän Rabe ſeit Kurzem eine Kompagnie kommandirte. Im Felde gealtert, mit einem durch die Beſchwerlichkeiten ihres Metiers gefurchten Geſichte, bot Madame Dragon einen ſeltenen Kontraſt in der Liebe und dem Haſſe, womit ſie zu gleicher Zeit die Soldaten ihres Regiments behandelte, dar. Bei ihrem Eintritt in den Dienſt, als ſie noch friſch, wenn nicht gar recht hübſch war, fanden ſich unter den Korporalen und Sergeanten viele Anbeter für ſie, Maulmacher, die ihr, indem ſie ihre Schnurbärte ſtrichen, die ganze Größe ihrer ewigen Leidenſchaft vordemonſtrirten. Die Marketenderin hatte wohl hundert ſolcher Liebhaber, die ihr alle ſchwuren, keine Andere zu lieben, je geliebt zu haben oder lieben zu werden als ſie, und die ſich eine Kugel durch den Kopf jagen wollten, wenn ſie ihre Liebe nicht erhören würde. Aber als eine kluge Frau erbat ſie ſich immer, um ſich von der Wahrheit ihrer Worte zu überzeugen, eine Probezeit von drei Monaten aus, welche meiſtentheils um die Hälfte zu lang befunden wurde. Denn in der Zwiſchenzeit hatte das Regiment ſeine Garniſon verändert, und die Liebhaber ließen die Gelegenheit nicht unbenutzt, der franzöſiſchen Armee den wohlverdienten Ruf der Galanterie und Liebenswürdigkeit gegen das ſchöne Geſchlecht zu erhalten. So fiel Einer nach dem Andern ab, und die Marketenderin vergaß dieſe Unbild niemals und rächte ſich für die Unbeſtändigkeit Einiger an allen Übrigen, die ihr in der Folge den Hof machen wollten. Zu ihr von Liebe ſprechen oder ihr Schönheiten ſagen, war das ſicherſte Mittel, um ſie in Zorn zu bringen und ihre Scheltworte auf die Untreue und Schändlichkeit der betrügeriſchen Männer recht in Fluß zu bringen. Im Jahre 1801 erlitt ihr Name — denn früher hieß ſie Madame Thomé — eine charakteriſtiſche Veränderung, und ſie wurde von nun an von dem ganzen Regimente nur unter dem Namen Mutter Dragon (Drache) gekannt und bezeichnet. Dieſen Namen annehmen oder wenigſtens nur nicht zurückweiſen, war eine ausgehängte Fahne gegen jede Schwäche des Herzens, eine Wette, allen Bedingungen treu zu bleiben, die er auferlegte. Die Marketenderin nahm den Namen an und gewann die Wette.

Übrigens hatte zu der Epoche, von welcher wir ſprechen, im Jahre 1805, der Name Dragon ſchon all ſein Salz und die Wette allen ihren Preis verloren in Folge eines Kolbenſtoßes, den ſie bei einem Rückzuge auf die Oberlippe erhalten hatte; ſie hatte dadurch all ihre Zähne verloren und war ſehr mißgeſtaltet geworden.

Aber ſelbſt wie ich ſie jetzt beſchrieben habe, dabei zahnlos, mürriſch und zornig, wurde dieſes Weib doch von ihrem ganzen Regimente geliebt, ich ſage: ihrem; denn dieſes Ausdruckes bediente ſie ſich immer und der Oberſt ſah nicht ſcheel dazu. Sie ſprach zu einem Veteran: „Alter! koſtet mir doch einmal den Konjak, den ich geſtern direkte aus Straßburg erhielt,“ und der Alte that nach ihrem Kommando. Die Konſkribirten nannte ſie nur ihre Kinder.

„Kind du trinkſt heute zu haſtig, das geht nicht, du wirſt dich betrinken.“

„Mutter! noch ein Gläschen, aber vom ſtarken.“

„Unmöglich! — Es iſt die Stunde der Revue. — Man muß hübſch pünktlich ſeyn, Kind, und ich ſehe, deine Hand zittert ja ſchon.“

„Mutter! aber nur noch eins!“

„Nichts da! Willſt du, daß ich zum Colonel gehe und dich verklage, dann ſchickt er dich morgen während der Bataille zum Profoſen, und mit dem Avancement zum Korporal iſt's nichts.“

„Nun, nun! — ich will ja keinen mehr, ich gehe ſchon.“ —

Aber was Madame Dragon zu einem ganz beſondern Weibe machte, und ſie beim Regimente in Reſpekt ſetzte, das war: daß man ihr ein wunderbares Talent zuſchrieb Karten zu ſchlagen und Träume auszulegen. Beſonders nach einer Bataille fand man des Lobes nicht genug über das Talent der Marketenderin. Dieſer kam ihr für ſeine Galonen, Jener für ſeine Epauletten zu danken, dieſe ſagten Dank, daß ſie ihnen nur eine leichte Wunde geweiſſagt habe, als ob ſie es geweſen wäre, welche das Schickſal regiert hätte, andere freilich, und oft eine große Anzahl, konnten ſich gar nicht mehr bedanken, aber das waren meiſtens ſolche, denen ſie, und ihr Hauptkartenblatt, die Pique Zehn, Unglück prophezeit hatte.

Man ſchrieb zwei Urſachen den Urſprung dieſer Sehergabe der Marketenderin zu. Eines Tages hatte ſie auf dem Wege ein Buch gefunden in Form eines Dreieckes, in ſchwarzen Sammt gebunden und mit einem goldenen Schloſſe geſchloſſen. Nachdem Niemand je erfahren konnte, was dieſes geheimnißvolle Buch enthielt, welches Madame Dragon zwei Tage nachher in Gegenwart mehrer Zeugen verbrannte, ſo ſagte man ſich heimlich, daraus habe ſie die Hexerei gelernt. Ein anderes Mal, kurze Zeit nachher, fand Madame Dragon, in Folge einer Affaire, eine alte arme Frau ſterbend auf dem Schlachtfelde. Es war eine Zigeunerin. Die Hilfe, die ſie ihr leiſtete, erfüllte dieſe mit Dankbarkeit und Liebe gegen ihre Retterin und ſie blieb ſelbſt, als ſie ſchon beſſer war, ganze Tage bei ihr. Aber bei Nacht lief ſie, eine angezündete Wachskerze in der Hand, im Lager herum. Sie war, behauptete man, mondſüchtig. Als ſie ganz geneſen war, verſchwand ſie auf ein Mal. Seitdem weiſſagte Madame Dragon den Soldaten aus ihrer Hand und aus den Karten, und man konnte ſie — es waren ſeitdem ſechs Jahre verfloſſen — auch nicht einer einzigen Lüge zeihen.

Wir kommen nun wieder zu unſerm Kapitän Rabe zurück. Als die Revue geendet war, begab er ſich in ſein Zelt. Hier, allein mit den Unglücks- und Todesgedanken, die ſich ſeit einigen Tagen wachend und träumend ſeiner ganzen Seele bemeiſtert hatten, kämpfte er mit ſeiner menſchlichen Schwäche, er rief allen ſeinen militäriſchen Muth hervor, um Kraft gegen dieſe Gewißheit jenes nahen Todes zu erlangen, welche ihn immer verfolgte und ihm unerträglich war. Allein weder die militäriſche Kaltblütigkeit, welche dieſer brave Soldat überall an den Tag legte, noch alle Vorſtellungen, die er ſich ſelbſt dagegen machte, vermochten das Schwert auch nur um eine Haarbreite weiter zu rücken, welches er immer über ſeinem Haupte ſchweben ſah. Der Kapitän war vor allem Menſch, und die Liebe zum Leben wurde bei ihm noch durch eine zärtliche, ja bis zur Exaltation gehende Liebe zu einer Gattin und Mutter, welche ſein Tod in Armuth und Verzweiflung ſtürzen würde, erhöht. Man füge noch hinzu, daß Vorahnungen, unter denſelben Anzeigen, bereits zwanzigmal in Erfüllung gegangen waren, daß Rabe viel auf Träume hielt und man wird ſich die Marter denken können, welche der brave Kapitän litt.

Rabe war aus Tours gebürtig. Er war nicht aus Neigung zur Armee gegangen, ſondern weil ihn das gebieteriſche Geſetz der Ereigniſſe dazu zwang. Rabe, dem ſeine Eltern nichts hinterließen, als eine ſolide Erziehung, wäre in ruhigeren Zeiten in der Mitte eines regelmäßigen Lebens gewiß in jeder Lage ein vorzüglicher Mann geworden. Er beſaß eine ſehr lebhafte Einbildungskraft; eine beſondere Geſchicklichkeit in Geiſtesarbeiten und vor allem eine bewunderungswürdige Beredſamkeit. Sein erſtes Mißgeſchick war, daß er ſich gezwungen ſah, eine Carriere gegen ſeine Neigung einſchlagen zu müſſen. Der Krieg mit ſeinem immerwährenden Wechſel, ſeinen ungerechten Zufällen, war das, was ihm auf der ganzen Welt am wenigſten zu Sinne ſtand; denn Rabe, obſchon damals in einem Alter, wo die Gefahr am wenigſten Eindruck auf uns macht, fürchtete den Tod doch über die Maßen, daher war er auch in den erſten Jahren nur ein mittelmäßiger Soldat, der ſich am liebſten bei der Arrieregarde aufhielt und keinen Ehrgeiz hatte, ſein ſchweres Feuergewehr mit einem Unteroffiziers-Säbel zu vertauſchen. Endlich machte eine ſchöne großherzige Waffenthat eines ſeiner Kameraden, wovon er Zeuge war, einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß dieſer lange Zeit ſo blöde, ſo furchtſame Menſch mit einem Schlage ſich ganz umwandelte, und ein muthiger, ausgezeichneter Kriegsmann wurde. Von dieſem Augenblicke an waren ihm ſeine Pflichten, ſeine Dienſte, ja ſelbſt die Entbehrungen ein Bedürfniß, eine Leidenſchaft. Alle ſeine Gedanken konzentrirten ſich nur auf dieſen einzigen Punkt und ſeine ganze Kraft entwickelte ſich um ſo ſchneller und lebhafter, als ſie vorher lange geſchlummert hatte. Augenſcheinliche Gefahr erſchreckte ihn wohl manchmal noch ein wenig, aber nicht lange, ſein kräftiger Wille obſiegte immer. Dazu kam ihm Eines immer ſehr zu Statten, nämlich der Beiſtand ſeines Schutzgeiſtes, wie er ihn nannte. Hundertmal waren rings um ihn alle ſeine Kameraden gefallen, dieſe bedauerte er, hielt ſie aber vorher dazu beſtimmt; er aber hatte in ſo vielen Schlachten auch noch nicht einen Tropfen ſeines Blutes vergoſſen, welches ihn darin beſtärkte, daß ſein Schutzgeiſt überall ihn bewahrend umſchwebe.

Rabe war im Jahre 1801 Grenadierlieutenant geworden. Er begab ſich damals nach Tours, wo er ſeinen Urlaub zubrachte. Wenige Tage nach ſeiner Ankunft heirathete er eine ſeiner Couſinen, welche während ſeiner Abweſenheit ſeine alte Mutter gepflegt hatte. Er heirathete ſie nicht aus Liebe, obwohl ſie ein hübſches Mädchen und von ſanftem ſtets gleichmäßigen Charakter war, ſondern aus Dankbarkeit, allein bei Rabe erhob ſich die Dankbarkeit, beſonders für einen ſolchen Liebesdienſt, zur Höhe der reinſten und edelſten Leidenſchaft. Wir werden bald ſehen, wie dieſe beiden Seelen mit einander *ſympathiſirten*, und wie ihre Gefühle mit einander in Rapport ſtanden, ſo daß ſie Beide ſogar gleiche Vorahnungen hatten.

Je mehr ich an Rabe denke, je lebendiger tritt ſein Bild mir vor meine Seele. Ich glaube nicht, mich durch meine Freundſchaft für ihn irre führen zu laſſen, wenn ich behaupte, daß, wenn er in eine Lage gekommen wäre, ſeine vortrefflichen militäriſchen Eigenſchaften vollkommen glänzen zu laſſen, ſein Name bald unter jenen unſerer vorzüglichſten Generale würde genannt worden ſeyn. Ich habe es verſucht, auf Elfenbein ſeine Züge wieder zu geben, welche mein Gedächtniß ſo getreu aufbewahrte, aber wenn mir auch das Materielle nicht ſchlecht gelungen iſt, ſo konnte ich doch den Ausdruck ſeiner ſchönen hellblauen Augen, die Feſtigkeit ſeines Blickes und den Eindruck, den ſeine impoſanten, obwohl etwas eckigen Züge hervorbrachten, nie vollkommen nachbilden. — Rabe war nach meiner Meinung das wahre Vorbild eines ſchönen Ligueurs, das Konterfei eines Mayenne, eine lebendige Erinnerung an das herrliche Mittelalter.

Sein Urlaub ging zu Ende, und er verließ Tours. In allen Schlachten, welche er mitmachte, gab er neue Beweiſe einer unberechneten Bravour, und ward auch immer durch ein unerhörtes Glück begünſtiget. Nie berührte ihn eine Kugel oder auch nur eine Säbelklinge, ſie pfiffen nahe an ihm vorüber, und doch wich er ihnen nicht aus. Daher behaupteten auch alle ſeine Kameraden, mit ſolchem Muth, verbunden mit ſolchem Glücke, könne es ihm nicht fehlen, zu den höchſten militäriſchen Ehrengraden emporzuſteigen. Nur er allein mißtraute dem Schutze, den ihm das Schickſal angedeihen zu laſſen ſchien, ſah früher oder ſpäter ein Ende dieſer Schonung voraus und erwartete einmal plötzlich von einer Kanonenkugel oder einem Bajonetſtich das Ende ſeiner Laufbahn.

Dieſes Vorgefühl, anfangs nur unbeſtimmt und unfaßlich, nahm nach und nach in ſeiner Einbildung eine beſtimmte Form an, wurde ſeine Gewohnheitsidee und der Geſellſchafter in ſeinen einſamen Stunden. Ich muß noch einmal verſichern, es war nicht kleinliche Furcht, die ihm den Tod ſo ſchrecklich machte, auch nicht die Leiden, die ihn bei einer Verwundung erwarteten, oder der Gedanke, mitten auf der Bahn zum Ruhme fortgeriſſen zu werden, ſondern nur allein die Idee, eine Mutter, eine Frau und einen Sohn zurücklaſſen zu müſſen, welchen die Revolution alles geraubt hatte und die keine andere Stütze beſaßen, als ihn. Rabe hatte ſeinen Sohn nie geſehen, kannte ihn aber nach mütterlichen Beſchreibungen ſo gut, als ob er ihn hundertmal umarmt hätte. Die Feder einer Mutter übt für eine Seele, die ſie verſteht, eine viel größere Gewalt aus, als der geſchickteſte Maler durch den Zauber ſeiner Farben.

Dieß war Rabe's moraliſche Diſpoſition in jener Epoche, von welcher ich ſpreche. Um eine klare Idee von ſeinem Charakter zu geben, und ſeinen Aberglauben durch die einzige vernünftige Urſache zu entſchuldigen, die hier möglich iſt, muß ich ſagen, daß dieſe Vorahnung ſeines nahen Todes ſtärker war, als er ſelbſt, daß es ſchien, als ob wirklich ein übernatürliches Weſen hier im Spiele ſei. Wir werden ihn reden und handeln ſehen, wir werden ihm folgen bis zum Ausgange der Schlacht, in welcher er zu Grunde zu gehen überzeugt war.

Der Kapitän Rabe kannte die Marketenderin, er ſelbſt hatte ſie oft zu Rathe gezogen und glaubte die Erfahrung gemacht zu haben, daß dieſes Weib eine ſeltene Vorherſehungsgabe beſitze. Bei jener Neigung ſeiner Ideen, die uns ſchon bekannt iſt, werden wir es daher auch ganz natürlich finden, daß er ſie mit mehr Achtung behandelte als andere Weiber dieſer Gattung. Mutter Dragon war es, die ihm oft vor einer Schlacht wahrſagen mußte, und wenn er ſie manchmal fragte, welches Ende ſie ihm prophezeie, ſo antwortete ſie ihm mit einem beſonders theilnehmenden Ausdrucke: »Kapitän — es iſt möglich! — vielleicht! Ich kann es nicht gewiß voraussagen — aber noch nicht — nein, nein, dießmal noch nicht, Kapitän!“

Auch die Marketenderin war dem Kapitän Rabe zugethan, und das gute Weib hätte gerne zehn Jahre von ihrem Leben hingegeben, wenn ſie ihm den Wurm aus der Seele hätte nehmen können, der ihn immer quälte, oder vielmehr, wenn ſie den Streich von ihm hätte abwenden können, den auch ſie voraussah. Der Kapitän hatte ihr einſt das Leben gerettet, als ſie von einem Haufen Guerillas bedroht wurde.

Der Kapitän ließ ſie rufen.

Bald trat ſie traurig und niedergeſchlagen ein, ſie konnte die ſchmerzlichen Empfindungen nicht verbergen, die ſich ihrer Seele bemeiſtert hatten. Sie blickte den Kapitän feſt und forſchend an, auch er hatte ſeinen Blick auf den ihrigen geheftet, als ſollte er bis in ihr Innerſtes dringen, ſie hatten ſich verſtanden. Hierauf folgte noch ein feierliches Stillſchweigen von einigen Minuten, ähnlich demjenigen, welches den Fragen der Jury vorausgeht bei einem Prozeß auf Leben und Tod, in welchem der Angeklagte die Theilnahme der Menge anzuregen weiß. Dann nahm Rabe das Wort: „Nun — Madame Dragon, — morgen alſo?“ — Sie antwortete ihm nur durch Schweigen, aber dieſes Schweigen war beredt. — Rabe fuhr fort: „Madame Dragon! ich verſtehe Ihr Schweigen, und danke Ihnen dafür. Ich weiß nun, woran ich mich zu halten habe und werde mich vorbereiten.“

Die Marketenderin, obſchon ſelbſt nicht weniger betrübt, als er, beſchloß doch Alles anzuwenden, um ihm ſeinen letzten Lebenstag noch zu verſüßen. Rabe ging ſtumm im Zelte herum. Einer ſeiner Arme ruhte unbeweglich auf ſeinem Rücken, mit der rechten Hand ſtreichelte er ſeinen Schnurbart von mattem Schwarz, und ſein Kopf neigte ſich nachläſſig zur linken Schulter herab, das Ganze ein Bild tiefen Nachdenkens. Sein Geſicht, der untrügliche Spiegel ſeiner Seele, ſtrahlte alle Gedanken zurück, welche einander jagend, abwechſelnd ſein Inneres durchkreuzten. Man konnte daraus wahrnehmen, daß, wenn auch ſein materielles Weſen in dieſem Augenblicke hier auf dem Schlachtfelde, heute noch ſo unbedeutend wie ein anderes Feld, weilte, ſein Geiſt durch die Kraft der Einbildung doch eine Strecke von 200 Meilen durchflog, und daß ſein Herz brach, indem er in Tours in der Straße d'Argent ſeine Familie, die unglückliche, die er verlaſſen ſollte, ſah. Eine Thräne glänzte auf dem vom Pulverdampfe gebräunten Antlitz, es war die erſte und einzige in ſeinem Leben.

Dieſen Kampf in ſeinem Innern gewahrte die Marketenderin und rief ihm zu: »Kapitän!« — Der Kapitän aber tröſtete in dieſem Augenblicke ſeine Mutter und hörte ſie nicht. — »Kapitän Rabe!« wiederholte ſie mit ſtärkerer Stimme. Immer dasſelbe Schweigen. Da näherte ſie ſich ihm und zupfte ihn beim Kleide. Er ſah raſch auf, fühlte ſeine Wimpern naß, trocknete dieſelben ſchnell und ſprach zur Marketenderin: »Du wirſt etwa meinen, Mutter, die Todesfurcht habe mich ſo weichherzig gemacht?« — »Nicht doch,« erwiederte Mutter Dragon, »daran dachte ich gar nicht. Wer, wie Sie, hundertmal dem Tode getrotzt hat, der iſt über einen ſolchen Verdacht erhaben.« — »Ich danke dir, du laſſeſt mir doch Gerechtigkeit widerfahren, aber die

Andern — wenn ſie mich hätten weinen geſehen! — Rabe! Rabe!“ fügte er, zu ſich ſelbſt ſprechend, hinzu, „du wirſt dir doch nicht nachſagen laſſen, daß du feig vor dem Tode gezittert haſt? — Aber Madame Dragon, Sie wollten mir ja etwas ſagen?“ — „Ich wollte Sie darauf aufmerkſam machen, daß wir die Karten noch nicht gefragt haben.“ — „Ja richtig, Sie haben Recht. Wir wollen die Karten fragen, um alle Mittel, Gewißheit zu erlangen, zu erſchöpfen. Schlagen Sie mir die Karte, Madame Dragon!“

Die Marketenderin gehorchte, hoffend, dadurch ein Mittel zu finden, den Kapitän zu beruhigen. Sie nahm ſich vor, ihn zu hintergehen und die Karten zu lenken, die ſie leider ſchon bei ſich über dieſen Gegenſtand befragt hatte. Sie zog alſo aus ihrem Sacke ein Päckchen mit einem Spiele Karten, öffnete es und miſchte die räucherigen und nur mit Mühe aus einander zu bringenden Blätter. Der Kapitän öffnete einen an der Seite lehnenden Feldſeſſel und die Marketenderin ſchlug darauf das Theater ihrer Operation auf.

Alle dieſe und die folgenden Details ſind buchſtäblich wahr, die Marketenderin ſelbſt hat ſie mir mitgetheilt. Man mußte das Weib ſehen, wie ſie kniend vor dem niedern Seſſel, den eine Kerze mit ungewiſſem Scheine beleuchtete, auf demſelben die Karten mit der größten Aufmerkſamkeit auslegte, ſie mit einem Anſcheine von Gewiſſenhaftigkeit befragte, obſchon entſchloſſen, ihnen eine falſche Deutung zu geben, und dabei zwiſchen den Zähnen unheimliche fremde Worte murmelte. Das Geſicht der Kartenſchlägerin gab dieſer Scene noch ein ganz beſonderes Intereſſe. Die tiefgefurchten Runzeln zogen ſich zuſammen, die Augen vergrößerten ſich als Folge der anhaltenden und angeſtrengten Aufmerkſamkeit, und ihre Lippen, faſt immer feſt geſchloſſen während der Operation, erweckten die Ironie nicht, welcher man ſich beim Anblicke eines ganz zahnloſen Mundes ſo gerne unwillkührlich überläßt. Aber was das ganze Bild vollendete, war der Kapitän, der wie angenagelt vor ihr ſtand, die Arme über der Bruſt gekreuzt, und mit dem Auge alle ihre Bewegungen verſchlingend, aber immer unbeweglich wie eine Statue. Man glaubte einen Spieler zu ſehen, der ſein letztes Goldſtück auf eine Karte geſetzt und von dieſer Leben oder Tod in der Seine erwartet. Es handelte ſich hier auch um Leben oder Tod.

Endlich brach der Kapitän das Schweigen mit den Worten: „Halt! Sie irren ſich, Madame Dragon, Sie haben da die Zehn von Pique auf die linke Seite gelegt, ſtatt in die Mitte, wo ſie hingehört.“ — Madame Dragon antwortete nichts und war nur betroffen über die Aufmerkſamkeit des Kapitäns, welche nicht zu hintergehen war, ſie ſuchte ſich zu faſſen und legte ihre Karten weiter.

„Nun ſind wir an der Entſcheidung,“ rief der Kapitän, „ich will Alles wiſſen, — aber Sie zittern ja, Madame Dragon! — Muth, Muth! — wer weiß, ob dieß nicht eine Probe des Schickſals iſt, ſo hab' ich jetzt mehr Hoffnung als jemals.“ — „Ich glaube mich geirrt zu haben, lieber Kapitän, hier ſind zwei Karten, die“ — „Nein, nein, Sie haben ſich nicht geirrt, ich habe Ihre Bewegungen genau beobachtet.“

„Jetzt halten Sie, Madame Dragon — hier ſind noch drei Karten und die Zehn von Pique iſt darunter. —

Laß ſehen, ob ſie die erſte, die zweite oder die dritte Karte ſeyn wird. Mein Leben ſteht auf dieſen drei Karten, das Glück dreier Perſonen, meiner Mutter, meiner Frau und meines Sohnes. — Soll ich ſie befragen oder nicht? Warum nicht? Wenden Sie die erſte Karte um, Madame Dragon!“

Sie gehorchte, aber langſam.

„Coeur-Sieben,“ ſagte der Kapitän mit ziſchendem Tone und mit der Fauſt den Stuhl drückend, daß deſſen Federn knarrten, „Coeur Sieben! — Jetzt iſt mein Glücksſpiel um das Drittel vermindert. Ich will mir jetzt vorſtellen, ich hätte mit dem Schickſale einen Zweikampf auf Leben und Tod — ſchlagen Sie die zweite Karte um, Madame Dragon!“

Die Marketenderin zögerte und ſah ihn mit unentſchloſſenen Blicken an, als ob ſie ihn nicht gehört hätte, allein er wiederholte mit fürchterlicher Stimme: „Die zweite Karte, Madame Dragon! die zweite, wenn dieſe wenigſtens die Zehn von Pique wäre — wo nicht, ſo bin ich —“

Die zweite war die Dame von Treffel und die letzte —

„Tod und Verderben!“ ſchrie Rabe, „meine Mutter, mein Weib, mein Kind — alle verlaſſen! — O Hölle! Verdammte Pique-Zehn!“ — Die Marketenderin zitterte an allen Gliedern; als er dieſes ſah, wurde er ſanfter, verſuchte ſie zu tröſten, und ſie ſchieden endlich, ſich ein trauriges Lebewohl ſagend, von einander.

Gegen Abend langte die Feldpoſt aus Frankreich an. Man muß das Lagerleben mitgemacht, ſich bei Saint-Jean d'Acre, in Weſtphalen oder in Moskau durch Länder und Meere von ſeiner Familie getrennt befunden haben, um die

Ungeduld zu begreifen, welche die Verzögerung einer Feldpoſt verurſacht, und die Freude, welche ein lang erwarteter Brief hervorbringt. Wie man da den Kameraden um ſeine drei von lieber Hand voll angeſchriebenen Zeilen beneidet, wie man ihn um Neuigkeiten aus dem Vaterland befragt — Niemand kann ein ſolches Gefühl beſchreiben, man muß es ſelbſt empfunden haben. Ich rede aus Erfahrung; gern hätte ich manchmal zwanzig Napoleons für ein kleines Briefchen gegeben.

Rabe erhielt an dieſem Tage zwei Briefe, einen von ſeiner Gemalin, den andern von ſeiner Mutter, mit zitternder Hand geſchrieben, ein ſprechendes Zeichen der Krankheit oder des Alters, dießmal aber durch Vereinigung von zwei Urſachen hervorgebracht.

»Es iſt doch ſonderbar,« ſprach er, indem er in ſein Zelt trat, um dort die Briefe in Ruhe zu leſen, »noch nie empfand ich das, was ich heute empfinde. Sonſt machte mich ein Brief aus Tours närriſch vor Freuden, und heute überfällt mich bei Eröffnung der Briefe eine ſeltſame Angſt, ich zittre.« Endlich erbrach er die Siegel und las. Hier einige Stellen aus dem Briefe ſeiner Frau:

— — »Du wirſt vielleicht ſagen, mein theurer Freund, daß ich abergläubiſch werde, daß ich mich durch einen Traum zu ſtark erſchrecken laſſe, allein nichts, nein, nichts als deine Gegenwart kann meine Einbildungskraft von den Todesgedanken heilen, welche mich ſeit einiger Zeit quälen. Anfangs gab ich ihnen ſelbſt wenig Gewicht und ſuchte ſie mir aus dem Sinne zu ſchlagen, ich erklärte ſie mir als Folgen meiner unbegrenzten Liebe zu dir, aber bald kamen ſie wieder, wurden anhaltend und verfolgten mich überall. Jedesmal, wenn ich an dich denke, mein geliebter Rabe, und ich denke hundertmal in einer Stunde an dich, iſt mir, als ziſchelte mir eine Stimme in die Ohren: Weine, weine! denn dein Rabe iſt todt! Beſonders hab' ich geſtern Nachts einen fürchterlichen Traum gehabt. Ich ſah dich blaß, dein Blut ſtrömend aus einer breiten Wunde auf deiner treuen Bruſt, im Todeskampfe in der Mitte von Offizieren liegend. Ich hörte dich mit matter Stimme meinen Namen und die Worte rufen: Louiſe, Louiſe, lebe wohl, lebe für unſern Sohn, lebe wohl! Über dieſe Worte erwachte ich, aber ſeitdem bin ich krank, muß immer weinen, und bilde mir ein, dieſer Brief werde dich nicht mehr lebend antreffen. Begreifſt du, welch einen Eindruck dieſer Gedanke auf mich machen muß, auf mich, die nur lebt in deinem Leben? — Wenn dieſe Ungewißheit ſich noch einen Monat verlängert, oder wenn du wirklich todt wäreſt, ſo würde ich dich nicht lange überleben. — Ich war entſchloſſen, vor deiner Mutter dieſe meine traurigen Ahnungen geheim zu halten, welche die alte ſchwache Frau nicht wenig angegriffen haben würden, allein ſie iſt mir zuvorgekommen, und dieſen Morgen hat auch ſie mir einen ſo quälenden Traum erzählt. Dieſer Traum, mein Freund, war — ich ſchaudere — in den kleinſten Nebenumſtänden mein eigener. Ich kann dir nicht beſchreiben, wie ſehr ich ergriffen war. Wir haben mit einander geweint.“

„Wenn du mich noch liebſt, Rabe, ſo mußt du mir jetzt nicht verſagen, worum ich dich bitte. Suche um einen Urlaub an, und wenn man ihn dir verweigert, ſo erlaube mir, dich in Deutſchland aufzuſuchen, damit ich dich endlich wieder einmal ſehe — bedenke, es ſind nun vier Jahre, daß mir das Glück nicht zu Theil geworden iſt — und mich mit eigenen Augen überzeuge, daß du noch lebſt. Ich beſchwöre dich bei unſerer Liebe, bei deſſen theurem Unterpfand, unſerm Sohne, dem kleinen Euſtach, den ich hundertmal des Tages in deinem Namen küſſe, und der auch ſeinen lieben Papa Rabe ſehen will. Du wirſt mir das nicht verweigern, du kannſt es nicht. Es handelt ſich um mein Leben.«

»Deine Mutter gibt übrigens ihre Einwilligung dazu, ſie wird indeſſen mit der meinigen auf das Land gehen. Sie lieben ſich, wie du weißt, wie Schweſtern. Meine Mutter, noch rüſtiger, wird die deinige pflegen und während meiner Abweſenheit ſie zu tröſten ſuchen.«

»Noch etwas muß ich dir ſagen, was ich dir verſchweigen wollte aus Furcht, du möchteſt mich auszanken, allein ich will dir's doch nicht verhehlen, in der Hoffnung, es werde beitragen, dich zu beſtimmen, mir meine Bitte zu gewähren. Du erinnerſt dich wohl noch, daß unſere Magd, die gute alte Taſſy, die Karten gut ſchlagen kann. Dieſen Morgen, nachdem wir viel geweint hatten, äußerte deine Mutter den Wunſch, wir ſollten uns die Karten von ihr ſchlagen laſſen und wir riefen ſie herein. — Stelle dir vor, dreimal hat ſie uns die Karten gelegt, und dreimal iſt die Pique-Zehn zum Coeur-König, zu dir, zu liegen gekommen. Sie wollte uns nicht ſagen, was das zu bedeuten habe, aber ich wußte es wohl, daß die Pique-Zehn eine ſehr böſe Karte iſt, und dadurch wurde unſere Unruhe nur noch vermehrt.«

»Die Zehn von Pique!« ſchrie Rabe, »die Zehn von Pique! — Und die Träume! die ganz gleichen Träume! Nun ſage man mir noch etwas gegen Träume, Kartenſchlagen und Vorbedeutungen! Arme, ſchwache Menſchen, die alles verwerfen, was über ihren erbärmlichen Verſtand hinaus reicht!“ —

Er las den Brief ſeiner Gattin zu Ende und ging dann zu jenem ſeiner Mutter über, welcher dieſelben exaltirten, aber durch Ehrgefühl etwas gemäßigten Gefühle enthielt und mit folgender ſehr beredten Stelle endete:

> „Wenn du ohne deiner Ehre zu nahe zu treten, keinen Urlaub begehren kannſt, ſo thue darauf Verzicht, und wenn es das Schickſal will, daß du auf dem Schlachtfelde fallen ſollſt, ſo ſtirb, mein Sohn, ſtirb ohne Bangigkeit für uns; denn wir werden dich nicht lange überleben. Was deinen Sohn betrifft, der in einem ſolchen Falle wohl der Beklagenswertheſte von uns wäre, ſo wird ohne Zweifel das Vaterland ſtolz darauf ſeyn, für ihn zu ſorgen, da ſein Vater für daſſelbe geſtorben iſt.“

Ohne Zweifel hatte Rabe's Gattin dieſe Stelle nicht geleſen, denn ſie würde den Brief wohl mit ſolchen Rathſchlägen nicht haben ablaufen laſſen. Einige Augenblicke darnach ließ der General Vendamme unſern Kapitän rufen. — „Das iſt wieder eine Probe, die mir das Schickſal ſtellt,“ ſprach der Kapitän zu ſich ſelbſt, „und zwar eine der grauſamſten. Erſcheine ich traurig und niedergeſchlagen, ſo ſagen meine Kameraden, ich zittere vor der Bataille, und lieber hundertmal ſterben als einen ſolchen Vorwurf auf mir ruhen laſſen. Ich muß mich alſo zuſammennehmen, und noch einige Stunden Komödie ſpielen, um ſie alle hinters Licht zu führen, und ſo wird es dann doch morgen Abends heißen: der arme Rabe hatte ein Vorgefühl ſeines Todes und war doch noch ſo luſtig, nun, es war ſein Schwanengeſang!“

Der General gab ihm einige Ordres für den kommenden Tag und behielt ihn beim Souper bei ſich, ſo wie ſeinen ganzen Generalſtab. Das Nachtmahl war von ſorgloſem Muthwillen und Scherz der Anweſenden gewürzt. Es ſchien als wollte Jeder von dieſem fröhlichen Zirkel — vielleicht dem letzten, dem er beiwohnte — noch recht profitiren, als wollte Jeder die größte Gleichgiltigkeit für die nahe Gefahr zeigen. Die Ehre iſt es, welche den Soldaten über die natürliche menſchliche Angſt erhebt, ſeine Selbſtliebe überwindet und ihn zum Helden macht. Man lachte in dieſer Abendgeſellſchaft laut über jeden Todesgedanken wie über eine Verläumdung, und über einen zerſchmetterten Arm wie über einen Refrain eines luſtigen Couplets. Es war ein wahrer Kampf von Kaltblütigkeit und phyſiſcher Unempfindlichkeit, und dieß iſt leicht zu erklären. Die meiſten dieſer Offiziere, obſchon faſt alle junge Militärs, verliebt in ihre Uniformen und Schnurbärte, obwohl ſie ſcherzend erzählten, wie ſie ihren Liebchen in Paris durch die heutige Feldpoſt auf Azurpapier ihre letzten Lebewohle geſendet hätten, glaubten doch ſelbſt nicht daran und ſchmeichelten ſich, die Kugeln werden ſie verſchonen, und ſich damit begnügen, ſie höchſtens mit Staub und Pulverdampf zu beſchmutzen. Die Menſchen ſind ſchon ſo, die Hoffnung begleitet ſie bis zum Tode, ſie iſt das hartnäckigſte unſerer Gefühle und verläßt uns nur mit dem Leben.

Aber ſelbſt unter dieſen fröhlichen, ja tollen Geſellen machte ſich Rabe, getreu der Ehre und Meiſter über ſein Inneres, noch durch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes und das Witzige ſeiner Einfälle bemerkbar. Er war der Leitſtern der Geſellſchaft. Endlich um ſeinem erkünſtelten Frohſinn die Krone aufzuſetzen, brachte Rabe unter einer Pauſe des allgemeinen Stillſchweigens einen Toaſt aus: „Dem morgigen Tage!“

„Angenommen!“ riefen mit lauten Stimmen die jungen Herren, ſtießen die Gläſer an einander und dieſer Trinkſpruch koſtete mehren Bouteillen alten Johannisbergers den Hals; dann folgte ein Moment des allgemeinen Schweigens, in welchem der General, ſich zu Rabe wendend, das Wort nahm. „Kapitän!“ ſprach er, „es iſt Jammerſchade, daß Sie nicht alle Tage Briefe aus der Heimat empfangen, wir würden viel an muntern und witzigen Einfällen gewinnen, mit denen Sie ſonſt ſehr karg gegen uns ſind. Was gibt's gutes Neues in Tours, Kapitän?“

„Nicht viel, Herr General, meine Mutter und meine Frau ſchreiben mir, daß ich morgen ſterben werde. Eine alte Zigeunerin hat ihnen prophezeit, daß ich bei der nächſten Schlacht bei Herrn Pluto zu Nacht eſſen werde. Alſo meine Herren, empfangen Sie alle mein herzlichſtes Lebewohl!“ ſetzte er, vom Tiſche aufſtehend hinzu.

Ein allgemeines Gelächter und Beifallsgeklatſche unterbrach das Lebewohl des Kapitäns, welches er übrigens in einem Tone ausgeſprochen hatte, der mit ſeinen frühern Bemerkungen ſeltſam kontraſtirte. Leicht hätte da ein aufmerkſamer Beobachter auf Rabe's Geſicht leſen können, was er für eine ſchwere Rolle ſpielte und was in ſeiner Seele vorging. Wie es einem Provinzſchauſpieler geſchehen kann, daß er eine Stelle in einem Trauerſpiele ſo unpaſſend ſpricht daß ſie ſtatt von Thränen, von einem lauten Gelächter begleitet wird, wenn ihm zufällig einfällt, daß ihn in der Couliſſe ein hartnäckiger Gläubiger erwartet, ſo ſtand Rabe auf dem Punkt ſich zu verrathen; aber treu dem Verſprechen, das er ſich ſelbſt gegeben hatte, gewann er wieder volle Kraft über ſich, biß die Lippen über einander, und bevor noch von den Geſichtern der Anweſenden die letzte Spur des Gelächters über ſein Lebewohl verſchwunden war, hatte er ſeinen frühern ironiſchen Zug ſchon wieder gewonnen und lachte nun über die Lacher.

Nachdem die Ruhe wieder hergeſtellt war, machte ein Artillerie-Lieutenant dem Kapitän folgende Bemerkung: »Pluto! das iſt ein Name, der nicht hieher paßt; wenn Sie ſich nicht vollkommen zur Mythologie bekennen, Kapitän, ſo wird Ihr Souper morgen nach der Schlacht verdammt mager ausfallen.«

»Ja,« fiel ein Fähnrich ein; »wenn Sie morgen ſoupiren wollen, Kapitän, ſo müſſen Sie ſchon an dem Altar falſcher Götter opfern.« Dieſer Fähnrich war ein junger, aufgeſchoſſener blonder Menſch von zwanzig Jahren, gebaut wie eine Miß, und ſchon in zwei Duellen, wo er ſich wacker hielt, vom Schickſal begünſtigt. Er war der Neffe eines ausgezeichneten Generals, und ſein höchſter Gram beſtand damals darin, daß ihm noch kein Schnurbart wachſen wollte. — Allein er war nicht Schuld daran, denn er raſirte ſich wenigſtens viermal des Tages, ohne die Pomaden und das Bärenſchmalz zu rechnen, welches er verbrauchte.

„Der Einwurf iſt beachtenswerth,“ erwiederte Rabe, „doch bevor ich antworte — Herr General! mein Glas iſt leer.“

Der General beeilte ſich, das ihm dargebotene Glas zu füllen, allein ein Lachen über Rabe's komiſche Ernſthaftigkeit befiel ihn während des Einſchenkens, ſeine Hand zitterte und er verſchüttete das edle Naß auf das Tiſchtuch, welches bisher von jeder Libation frei geblieben war. Rabe leerte das volle Glas auf einen Zug und antwortete dann: „Wahrhaftig, meine Herren ich ergebe mich dem Pluto wenn er ſeiner Seits mich dafür durch echten Johannisberger und durch Ihre angenehme Geſellſchaft ſchadlos halten will. Das iſt meine einzige Bedingung. Willigen Sie ein?“

„In fünzig Jahren, meinetwegen,“ ſprach der blonde Fähnrich.

„Ja, ja, in fünfzig Jahren mag's geſchehen,“ ſchrien die Übrigen zuſammen und tranken ſich ein fröhliches Wiederſehen zu.

Das Souper war zu Ende. Es war 10 Uhr Nachts, als man aus einander ging.

Als Rabe allein war, überfiel ihn plötzlich, und wie durch einen Zauberſchlag, eine düſtere Melancholie. Die Rolle, die er geſpielt hatte, ſchien ihm unwürdig und dieſer Scherz über die Zukunft dumm und fad. Er machte ſich ſogar Vorwürfe, daß er nicht lieber ernſthaft geblieben, als gegen ſeine innere Überzeugung geſprochen habe. Unverantwortlich kam es ihm vor, daß er Dinge verſpottet habe, an die ſeine Mutter und ſeine Frau ſo feſt glauben. Er verachtete ſich in dieſem Augenblicke.

Die Nacht war düſter und im Lager herrſchte tiefes Stillſchweigen. Vor ſeinem Zelte angelangt, glaubte er am Eingang desſelben ein zuſammengekauertes lebendiges Weſen mit blitzenden Augen zu ſehen und einen unterdrückten Seufzer zu hören. Er näherte ſich und erkannte Madame Dragon, die Kantinen-Sibylle. Der Anblick dieſes Weibes, ihr Schmerz, ihre Seufzer riefen ihm alle ſeine Gefühle zurück, welche nur einen Augenblick durch den Qualm des Soupers verdunkelt wurden, und der Dunſt des Johannisbergers zerſtreute ſich. Mit einem einzigen fürchterlichen Blicke überſah er ſeine ganze Lage, dann verfiel er in ein ſtummes Hinbrüten.

Die Marketenderin war ihm in das Zelt gefolgt, ſchweigend und ihre Thränen nicht verbergen könnend; der Kapitän warf ſich auf ſeinen Mantel, auf welchem er unbeweglich liegen blieb, er fühlte in allen ſeinen Gliedern eine unbeſiegbare Mattigkeit, ein Verurtheilter in ſeiner letzten Lebensſtunde hätte mehr Kraft gehabt, als er.

Endlich raffte er alle ſeine Geiſtesgegenwart noch einmal zuſammen, und fragte Mutter Dragon um die Urſache ihres Beſuches.

»Ich will Sie retten, Kapitän,« antwortete Madame Dragon.

Rabe machte eine faſt konvulſiviſche Bewegung und ſtützte ſich, den Kopf emporhebend, auf beide Ellbogen. Sein Geſicht nahm einen Augenblick den Ausdruck der geſpannteſten Aufmerkſamkeit an, ſein Auge blitzte von einem Lebensfunken, aber gleich fiel er wieder in ſeine Niedergeſchlagenheit zurück und ſprach, den Kopf ungläubig ſchüttelnd: „Mich retten, Madame Dragon? Übrigens reden Sie, ich höre.“

„Für's Erſte bin ich ſchuldig, Ihnen zu ſagen, Kapitän, wenn Sie nicht thun wollen, was ich Ihnen vorſchlage, ſo ſind Sie morgen um dieſe Stunde nicht mehr unter den Lebendigen.“

„Und iſt keine Hoffnung, keine Änderung?“

„Keine — Alles iſt gegen Sie!“

„Sterben mit 44 Jahren, in der Kraft ſeines Körpers ſterben? und hinter ſich laſſen Weib, Kind, Mutter, ohne Vermögen, ohne Schutz! O retten Sie mich, Madame Dragon, wenn Sie können, retten Sie mich für meine Familie. Ich willige in Alles, aber retten Sie mich um Gotteswillen.“

„Es iſt nur ein Mittel.“

„Ich nehm' es an. — Welches?“

„Kapitän! Wenn Sie ein Duell hätten, und Ihr Degen vorne mit einem Knopfe verſehen, oder Ihre Piſtolen nur blind geladen wären, während Ihr Gegner vortrefflich bewaffnet vor Ihnen ſteht, würden Sie den Kampf annehmen?“

„Nein, denn die Waffen wären nicht gleich.“

„Wohlan. Morgen haben Sie ein Duell mit dem Schickſal. Ihr Untergang iſt gewiß, Sie müſſen der Schlacht ausweichen.“

„Die Ehre, Madame Dragon! Die Ehre iſt mehr als das Leben. Mir können Sie einen ſolchen Vorſchlag machen?“ — Der Unwille gab ihm alle ſeine Kräfte wieder. Er ſtand auf und ging im Zelte mit groſſen Schritten herum, von Zeit zu Zeit wiederholend: „Die Ehre! die Ehre! Rabe ſollte einer Schlacht ausweichen?“ — Madame Dragon hatte gut weinen, bitten und ihn an ſeine Familie erinnern. — „Mein Weib, meine Mutter,“ ſprach er, „hätten mir keine ſolche Unbild angethan. — Adieu!“ ſetzte er eine Minute nachher hinzu, da die Wuth ſeiner militäriſchen Begeiſterung ſich wieder gelegt hatte, „Adieu, gutes, braves Weib — ich verzeihe dir, du haſt es ja gut gemeint. Nimm dieß zum Andenken.“

Er gab ihr ſeine Uhr, ſuchte ſie dann noch ſelbſt zu tröſten, was ihm aber nicht ganz gelang, und verabſchiedete ſie.

Jetzt war er allein.

Es war eben Mitternacht.

Der Kapitän ſtellte ſich den Feldſeſſel ſo, daß er ihm zum Tiſche diente, ſetzte ſich auf ſeinen Mantelſack und ſchickte ſich an, Briefe zu ſchreiben an ſeine Gattin, ſeine Mutter und ſeinen Sohn. Der Brief an ſeinen Sohn ſollte von demſelben erſt in ſeinem achtzehnten Jahre eröffnet werden. Er enthielt weiſe väterliche Ermahnungen und Vorſchriften für ſein Verhalten, von denen Rabe hoffte, er werde ſie befolgen. Dieſer Brief war ihm der ſchwerſte zu ſchreiben, die Thränen entquollen ſtromweiſe ſeinen Augen, ſo daß er alle ſeine Manneskraft zu Hilfe nehmen mußte, um ihn zu vollenden.

Als er die Briefe geſchrieben hatte, dachte er darüber nach, ob er ſie alſogleich der Poſt übergeben oder nicht doch lieber den Ausgang der morgigen Schlacht abwarten ſollte; allein ſeine Vorgefühle, die Vorherſagungen der Marketenderin, die Träume ſeiner Lieben und vor Allem eine innere

Stimme entſchieden für das Erſtere, und er übergab beim Grauen des folgenden Tages die Briefe der Feldpoſt.

Die Nacht des 4. Dezembers war gewiß für Niemand im ganzen Lager von Auſterlitz ſo lang, als für Rabe. Er zählte mit unbeſchreiblicher Seelenangſt alle Minuten, und es ſchien, als habe er in vier Stunden eine Ewigkeit gelebt. Er wünſchte mit Sehnſucht, daß der Tag herankommen, die Schlacht beginnen und ſich ſein Schickſal erfüllen möge. Im Gegenſatze mit andern Verurtheilten, hätte er ſtatt einer Friſt, ſchnelles Standrecht und augenblickliche Exekution vorgezogen. Dieſer innere Kampf, dieß in ſeiner Seele ohne Raſt umgewendete Meſſer mußte ſich auch wohl in ſeinen Zügen malen. Wirklich war Rabe erbarmungswürdig anzuſehen. Die Feſtigkeit ſeines Blickes, jetzt hohl und tiefäugig, kontraſtirte grauenhaft mit dem ſonſtigen Feuer deſſelben, und die Abmagerung ſeines Körpers fiel um ſo mehr auf, als ſie ſich ſo plötzlich und ohne Übergang eingeſtellt hatte. Die gelbe Haut kollerte über die Backen, welche ſie durchzubohren drohten, und das Ganze ſeiner Geſtalt glich einem Todkranken, im Fieberwahnſinn dem Hoſpital entſprungen.

Endlich brach der Tag an und im Lager wurde es lebendig, die Regimenter zogen in größter Stille auf ihre Poſten, weil man dem Feinde die Bewegungen verbergen wollte. Nichts iſt ſo feierlich, als jene Viertelſtunde, welche einer großen Schlacht vorhergeht. Auf allen Geſichtern zeigt ſich ein ängſtliches Gefühl, es iſt nicht die Furcht vor Gefahr, aber das Mißvergnügen über die Ungewißheit. Der natürlichſte Trieb des Menſchen iſt und bleibt ja immer jener der

Selbſterhaltung. Bald aber, wenn dann die Kugeln pfeifen und die Kanonen donnern, wird man dieſelben Menſchen, die erſt kalt und ängſtlich da ſtanden, ſich beim Wirbeln der Trommeln, beim Dampf des Pulvers ermuthigen und wie Blinde in die feindlichen Quarrées ſtürzen oder der anſprengenden Kavallerie ſich entgegenſtemmen ſehen. Wenn das Gefühl der Rache jemals zu entſchuldigen iſt, ſo iſt es im Kriege. Es ruft den Enthuſiasmus hervor, gibt den Unentſchloſſenſten Muth und den Furchtſamſten Kühnheit.

Rabe that Wunder der Tapferkeit. Hundertmal wagte er ſein Leben wie ein Verzweifelnder und immer pfiffen die Kugeln unbeſchadet an ſeinen Ohren vorüber. Man ſollte glauben, er habe hundert Leben zu vergeuden. Er war mit einem ſehr ſchweren und gefahrvollen Manöver beauftragt: er ſollte eine mit zwei Kanonen beſetzte Bruſtwehr beſtürmen und nehmen. Auf dem Wege dazu ſah er in einem Graben einen alten Grenadier, der anſcheinend keine Bleſſur hatte, und behandelte ihn ſtrenge, hieß ihn einen Feigen, einen Verräther. Der alte Grenadier wurde blaß, griff an ſeinen Säbel und verſuchte ſich emporzuheben, aber vergebens, denn er hatte eine Schußwunde im Schenkel. Rabe beeilte ſich, ſeinen Auftrag zu erfüllen, beſtürmte die Bruſtwehr und nahm ſie im Angeſichte mehrer Regimenter, welche in der Ebene ſtanden und der kühnen Waffenthat Beifall zujauchzten.

In dieſer Schlacht zeichnete ſich Rabe ſo ſehr durch ſeinen Muth aus, daß nur eine Stimme zu ſeiner Ehre erſcholl, und der General, indem er die Reihen durchflog, zu ihm ſagte: „Mein lieber Rabe, Sie ſind Bataillons-Chef!“

Die Schlacht war geſchlagen und gewonnen. Des Abends ſaß Rabe im Lager mit ſeinen Kameraden beiſammen, die über die Träume ſeiner Frau und Mutter, über ſein Nachtmahl bei Pluto ſcherzten und ihm zu ſeinem Avancement Glück wünſchten. Was ihn anbelangte, ſo geberdete er ſich wie ein vor Freude toller Menſch, er glaubte noch zu träumen, und befühlte ſich mit ſeinen Händen, um ſich zu überzeugen, daß er noch wirklich in dieſer Welt ſei. Er hatte nur mehr eine verwirrte Erinnerung von den Begebenheiten des verfloſſenen Tages. Nach und nach klärten ſich ſeine Ideen auf, er rief ſich ſeine Vorahnungen, die Marketenderin, die Angſt ſeiner Familie und die infame Pique-Zehne ins Gedächtniß zurück, die ihn ſo ſehr geängſtigt hatten, und nun fing er an, über ſich ſelbſt zu ſcherzen und brach in ein lautes, tolles, nicht zu ſtillendes Gelächter aus.

Alsbald baten ihn mehre Stimmen, die Urſache dieſer ſeiner ausgelaſſenen Fröhlichkeit ihnen zu erzählen; denn die Neugierde ſeiner Freunde war ſehr aufgereizt, da dieſes Lachen ſo recht ex abrupto mitten unter einer Darſtellung eines falſchen Manövers, welches ein General gemacht hatte, losbrach; Alles war ſtille und ſie harrten ungeduldig ſeiner Worte.

„Wollt Ihr's wiſſen,“ ſagte Rabe lachend, „nun ſo hört.“

Es war eben fünf Uhr Abends und die Sonne ſank plötzlich, ſo daß man auf zwanzig Schritte Niemand erkennen konnte. „Hört: Eine Vorahnung, welche mich mein ganzes

Leben hindurch beherrſchte, kündigte mir an, daß ich heute, heute — —“

In dieſem Augenblicke ziſchte eine Kugel durch die Gruppe und Rabe fiel todt zu Boden. Die Kugel kam aus dem Rohr des alten Grenadiers, den er einen Feigen, einen Verräther geſcholten hatte.

Seine Mutter ſtarb aus Schmerz über die Nachricht von ſeinem Tode. Ein Jahr nachher wurde ſein Sohn auf einem öffentlichen Spaziergange durch einen Tilbury überfahren und verlor ſein Leben, und ſeine Frau — — verheirathete ſich wieder mit einem Steuereinnehmer.

Armer Rabe!

Das Nothwendige und das Überflüſſige.

Ein Mährchen.

Ein junger Mann ging zur Nachtzeit durch die Straßen von Bagdad. Er war ein armer Handwerker, Namens Ademdai. Langſam, nachdem er ſein Tagewerk vollendet hatte, ſchleppte er ſeine müden Knochen nach Hauſe, als er auf einmal einen Lärmen hörte, und beim Mondenlicht zwei Männer gewahr wurde, welche wie armeniſche Kaufleute gekleidet waren, und ſich gegen ſechs Räuber vertheidigten. Ademdai, muthig und gefühlvoll, wie er war, eilte den Schwächern zu Hilfe, und obſchon er nur mit einem dicken Stocke bewaffnet war, ſo gelang es ihm doch durch Stärke und Kühnheit, die Räuber in die Flucht zu jagen. Er ſetzte dann ruhig ſeinen Weg weiter fort, ohne Neugierde, jene Männer kennen zu lernen, welche er gerettet, und ohne auf Lohn für eine That zu rechnen, die er ohne Eigennutz vollführt hatte.

Der folgende Tag verging ihm, wie alle vorhergehenden, bei ſchwerer Arbeit, und des Nachts um 10 Uhr ſaß er bei ſeinem Feuer, und beklagte ſich laut über ſein Schickſal. „Welche Mühe muß man ſich geben,“ ſprach er, „um ſich das armſelige bischen Leben zu gewinnen. Ich habe heute gearbeitet wie ein Galeerenſklave, und doch nur die Hälfte einer Drachme verdient. O Mahomet, wenn ich nur das Nothwendige, einzig und allein das Nothwendige hätte, ich wäre ja glücklicher als ein Weſſier.«

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als er an ſeiner Thür pochen hörte; er ſtand auf, um zu öffnen, in der Meinung, daß vielleicht Einer ſeiner Nachbarn ſeiner nöthig hätte; allein wie erſtaunte er, als er einen Mann mit einem langen Kleide, weiß wie der Schnee, vor ſich ſtehen ſah. Der Unbekannte hatte eine Geſtalt, welche angenehm war, und doch Ehrfurcht einflößte. Er hielt in ſeiner Rechten einen Stab von Ebenholz; ein Turban von außerordentlicher Höhe krönte ſein Haupt, und ein langer weißer Bart floß über die Bruſt herab. Ungeachtet ſeines Muthes konnte Adembai ſich doch eines gewiſſen Grauens nicht erwehren, welches ſich ſeiner bei dem Anblicke dieſer Geſtalt bemächtigte; doch der Unbekannte ſprach ihn folgendermaßen an: »Fürchte nichts Adembai, ich bin dein guter Genius, und beſuche dich, um dir Gutes zu thun. Ich habe gehört, was du ſo eben am Feuer zu dir ſelbſt ſprachſt. — Nicht wahr, nur das Nothwendige wünſcheſt du zu beſitzen?« — »Ach, mein Schutzgeiſt!« rief Adembai, der ſich von ſeiner Angſt ein wenig erholt hatte, »nur das Nothwendige wünſche ich mir, und ich glaube, dieſer Wunſch iſt doch nicht unbeſcheiden?« — »Gewiß nicht,« antwortete der Genius, aber worin beſteht denn dieſes Nothwendige? Was brauchſt du, um es zu beſitzen?« — »Gar wenig: wenn ich alle Tage Reis habe, um meinen Hunger zu ſtillen; Holz, um meine Stube zu wärmen, und Kleider, mich zu bedecken, ſo habe ich alles, um glücklich zu ſeyn.« — »Und welche Summe glaubſt du zu bedürfen, um dir alles dies verſchaffen zu können?« — »O, mit einer Drachme des Tages kann ich mir das Nothwendige kaufen.« — »Wohlan! hier ſind acht Drachmen,« ſprach der Genius; »alle acht Tage werde ich um dieſelbe Zeit wieder kommen, und wenn dir eine Drachme nicht zureicht, ſo werde ich dir alles geben, was du verlangſt, bis du das Nothwendige beſitzeſt. Doch verſtehe mich wohl, nur das Nothwendige; denn Überflüſſiges will ich dir nicht geben.« Mit dieſen Worten verſchwand der Genius.

Ademdai, welchem das Herz vor Freude gewaltig ſchlug, betrachtete entzückt die acht Drachmen, welche ihm der Genius gegeben hatte. Acht Drachmen! In ſeinem ganzen Leben war er nicht ſo reich. — »Jetzt iſt mir doch mein Leben geſichert,« ſprach er, »und ohne daß ich mich plagen darf. Ich werde nicht mehr nöthig haben, den ganzen Tag im Schweiße meines Angeſichtes zu arbeiten, um des Abends ein wenig Reis eſſen zu können.« Bei dieſen Worten ſah er ein wenig um ſich herum, und dachte tief nach. »Beim Grabe des Propheten!« rief er endlich aus, »ich bin doch ein großer Dummkopf, ich vergaß meinen Schutzgeiſt um gewiſſe Kleinigkeiten zu bitten, die mir doch ſehr nothwendig ſind. Ich habe kein Geräth in meinem Hauſe, und es iſt doch nothwendig, daß ein Haus meublirt iſt. Da iſt ein elendes Bett, auf dem ich ſchlafen muß, und es iſt nothwendig, daß der Menſch ein Bett habe; denn das Schlafen iſt eben ſo nothwendig zum Leben, als das Eſſen und Trinken. Ich habe keinen Stuhl, um mich niederzuſetzen, ich muß doch einige Stühle haben, einen für mich, und die andern für meine guten Freunde, wenn ſie mich beſuchen; denn wenn ich ſitze, ſo kann ich ſie ja nicht ſtehen laſſen. Es fehlt mir ein Tiſch zum Eſſen; denn wenn man ißt, ſo iſt es nothwendig, daß man recht gemächlich dabei iſt.«

So wiederholte ſich der arme Abdembai alles kurz, was ihm noch nöthig zu ſeyn ſchien, und harrte mit Sehnſucht darauf, ſeinen Schutzgeiſt wiederzuſehen. Am Abend, da er ſeinen geſottenen Reis aß, ſuchte er in ſeinem Gehirne noch alles zuſammen, was ihm zu ſeinem Glücke nothwendig ſeyn konnte. — »Im Grunde,« ſprach er, »iſt's doch arg, des Tages nicht mehr als eine Drachme ausgeben zu dürfen. Magerer Reis iſt wirklich eine ſehr magere Koſt, und immer Reis, das iſt abgeſchmackt. Ich möchte doch zu Zeiten noch etwas dazu eſſen können, wäre es auch nur an den Feſttagen. Der Genius wird mir vielleicht ſagen, das ſei nicht nothwendig, aber er hat Unrecht, ich werde es ihm beweiſen. Es iſt nothwendig, daß der Menſch ſeine Nahrung ändert. Gott hat doch ſo mancherlei gute Sachen zum eſſen erſchaffen, das hat er nicht ohne Grund gethan. Um zu eſſen, iſt es nothwendig, daß man Appetit habe, und nichts benimmt den Appetit mehr, als wenn man immer daſſelbe ißt. Die Feſttage ſind Tage der Freude und des Vergnügens, und was für ein Vergnügen kann ein armer Menſch genießen, der nichts als Reis ißt? Es iſt alſo nothwendig, daß ich von Zeit zu Zeit meine Nahrung ändere. Da aber der Reis das wohlfeilſte Nahrungsmittel iſt, ſo reicht das, was ich für einen Tag verlangt habe, nicht zu, wenn ich auch andere Sachen als Reis eſſe. Ich werde alſo meinen Schutzgeiſt bitten, daß er mir eine Drachme für die gemeinen Tage und zwei Drachmen für die Feſttage bewillige, das iſt gewiß nicht zu viel.“

Der Genius erſchien am achten Tage, wie er es verſprochen hatte. Ademdai warf ſich ihm zu Füßen, und zählte ihm alle Nothwendigkeiten auf, die er bei ihrer erſten Zuſammenkunft vergeſſen hatte. Der Genius hörte ihn ruhig an, und ſagte dann mit ſanfter Stimme zu ihm: „Hüte dich, Ademdai, von mir mehr als das Nothwendige zu verlangen. Wenn du es wagſt, etwas Überflüßiges zu begehren, ſo verlaſſe ich dich auf immer.“ Sogleich nahm Ademdai das Wort, und ſuchte klar zu beweiſen, daß unter alle dem, was er gebeten, nichts überflüßig ſei.

Der Genius wird überzeugt; er gibt Ademdai vier goldene Denars, um ſich Meubeln anzuſchaffen, bewilligt ihm auch die zwei Drachmen für den Feſttag, und entfernt ſich, nachdem er vorher verſprochen hatte, in acht Tagen wieder zu kommen.

Beim Anbruche des folgenden Tages eilte Ademdai das Nöthige einzukaufen, und ließ ſich die Meubeln in ſein Haus bringen, das er ſchon im Geiſte zum Pallaſte umgeſchaffen ſah. Indeſſen machte er bald eine Bemerkung, die ihn mit Kummer erfüllte. Die Meubeln ſind ganz neu, und das Haus iſt ſehr alt. Er unterſuchte es, und fand, daß es großer Ausbeſſerung bedürfe um nicht ganz in Ruinen zu fallen. Er ließ ſich einen Maurer kommen, der ihm ſagte: „Hüte dich, mein Freund, dieſes Neſt ausbeſſern zu laſſen, es könnte dich leicht mehr koſten, als wenn du dir ein neues bauen ließeſt.“

Der arme Ademdai wurde darüber ſehr betrübt, die neuen Meubeln in die alte Barake ſtellen zu müſſen, und dachte noch dabei: Wenn mir das Dach einmal über den Kopf zuſammenſtürzt, ſo zerbricht es mir all die ſchönen Meubeln, und erdrückt den Eigenthümer obendrein; es iſt alſo gewiß nicht überflüßig, daß man ſich ein neues Haus baue, wenn das alte ſchon dem Einſturz droht; denn das Nothwendigſte iſt doch, daß man unter Dach lebe, ohne alle Augenblicke fürchten zu müſſen, durch einen Balken erſchlagen zu werden.

Als der Genius zum dritten Male erſchien, theilte ihm Ademdai ſeine neuen Bemerkungen mit; der Genius fand ſie ſo billig, daß er ihm auf der Stelle 50 goldene Denars gab, um ſein kleines Häuschen neu aufzubauen.

»Welches Glück!« rief Ademdai, »welches Glück, einen Schutzgeiſt zu ſeinen Dienſten zu haben, der mit Sorgfalt darüber wacht, uns alles Nothwendige zu geben. Dank ſei ihm, ich werde künftig an nichts Mangel leiden. Ich werde ihn nur immer um das bitten, was mir unbedingt nothwendig iſt, und er wird es mir immer gewähren; denn aus dem Überflüßigen mache ich mir nichts. Das Nothwendige iſt alles, das Überflüßige iſt nichts.«

Das neue Haus war bald fertig, und Ademdai ſaß endlich mit ſeinen neuen Geräthſchaften darin, welche er nicht aufhören konnte, zu bewundern. Er ſetzte ſich auf alle Seſſel, ſein Bett war ſo gut, daß er es kaum verlaſſen mochte. Mit der zugegebenen Drachme konnte er ſich alle acht Tage einmal gütlich thun. Gewiß hatte er jetzt das Nothwendige. — Das Nothwendige? Beſitzt man dieſes wohl, ſo lange man allein iſt? Gibt es ein Gut, deſſen man ſich wahrhaft freut, wenn man es nicht theilen kann? Wenn er um ſich ſo viele Männer ſieht, die in ihrem Serail zwanzig, dreißig, auch vierzig ſchöne Weiber zählen, iſt es denn für ihn überflüßig, wenigſtens eines zu haben? — „Ja,“ ſprach er, „das Weib iſt das einzige, was mir noch mangelt. Ein Weibchen würde ſich hier ſo gut ausnehmen, mein Haus würde hundertmal ſchöner, mein Bett tauſendmal reicher ſcheinen. Ich muß meinen Schutzgeiſt fragen, ob ein Weib etwas Überflüßiges iſt?“

Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, ging er auf dem Platze von Bagdad ſpazieren, und ſah einen Sklavenhändler, der eine Menge Neugieriger an ſich zog. Eine junge Schönheit, welche der Kaufmann zum Verkaufe ausſetzte, wurde beſonders wegen ihres himmliſchen Wuchſes bemerkt. Der gute Ademdai konnte ſich nicht enthalten, ſie auch zu betrachten, und ſein Herz lernte in dieſem Augenblicke die Liebe kennen. Wie groß war ſeine Unruhe, als er einen reichgekleideten jungen Mann zum Sklavenhändler treten ſah, um das Mädchen zu kaufen, für welches er lichterloh brannte. Das junge Mädchen mußte jetzt den Schleier zurückſchlagen, und entfaltete vor Ademdai's Blicken ſo viele Reize, daß er Mühe hatte, ſeine Bewunderung nicht laut zu äußern. Starr wie eine Statue ſtand er da, theils vor Vergnügen, die Schöne anzuſehen, theils aus Furcht, ſie zu verlieren. „Das Mädchen iſt eine Cirkaſſerin,“ ſagte der Sklavenhändler, „ſie hat nicht mehr als achtzehn Jahre, ſpielt die Laute, ſingt vortrefflich, tanzt mit unbeſchreiblicher Grazie, und vereinigt alle Talente ihres Geſchlechts.

Sie koſtet 2000 goldene Denars.“ Ademdai's Nebenbuhler bot 1500 Denars. Ademdai zitterte, der Kaufmann blieb feſt bei ſeinem Preiſe. Ademdai ſchöpfte wieder Athem. Der junge Mann bot 1800 Denars, der Kaufmann ſchien ſich zu bedenken, und Ademdai fühlte kalten Angſtſchweiß auf ſeiner Stirne; doch der Kaufmann wollte keine Drachme von dem Preiſe nachlaſſen, und der junge Mann, weniger verliebt als Ademdai, entſagte dem Beſitze der ſchönen Sklavin.

Der arme Ademdai fühlte an dieſem Tage noch öfter als einmal dieſe Angſt, welche ſeine Liebe nur noch mehr entflammte. Glücklicherweiſe verließ endlich der Kaufmann den Platz, ohne die ſchöne Cirkaſſerin verkauft zu haben.

Der Genius mußte noch dieſen Abend erſcheinen; denn es war bereits der achte. Ademdai erwartete ihn mit voller Sehnſucht der Liebe; und als der Genius an ſeiner Thüre klopfte, war, ihm öffnen und ſich ihm zu Füßen ſtürzen, für den jungen Mann das Werk eines Augenblicks. — „Was haſt du denn Neues, Ademdai?“ redete ihn der Genius mit ſanfter Stimme an; „was für ein Kummer umwölkt deine Stirne? Warum fließen Thränen aus deinen Augen?“ habe ich dir nicht das Nothwendige zugeſtanden?“ — Ademdai nahm das Wort, und rief zitternd: „O mein Schutzgeiſt! du glaubſt mir das Nothwendige gegeben zu haben; ſage mir alſo, ob ein Weib überflüßig iſt? Bin ich dazu verdammt, immer allein zu leben, ohne eine Gefährtin zu haben, welche Freuden und Leiden mit mir theilt? Wenn ein Weib etwas Überflüßiges iſt, ſo fühle ich, daß das Überflüßige eine ſehr nothwendige Sache ſei.“ — Der Genius konnte ein Lächeln nicht zurückhalten, und ſagte: „Du haſt recht, Ademdai, du bedarfſt einer Frau. Ein Weib iſt zu dem Glücke eines rechtſchaffenen Mannes nothwendig. Begehre die Tochter irgend eines Handwerkers, und ich werde mich dieſer Ehe nicht widerſetzen. Dein Haus iſt neu gebaut, und eingerichtet, jedes Mädchen aus deinem Stande wird dir gern die Hand reichen.“ — „Ach!“ antwortete der arme Ademdai ſeufzend, „das iſt's nicht, was ich wünſche. Ich bin verliebt, wie ein Narr. Und wenn ein Menſch verliebt iſt, iſt's für ihn nicht nothwendig, den Gegenſtand zu beſitzen, den er liebt?“ — „Unumgänglich nothwendig,“ erwiederte der Genius. — „Wohl mir,“ ſchrie Ademdai, „ſo wirſt du mich zum glücklichſten aller Menſchen machen, denn du haſt mir ja das Nothwendige verſprochen. Ich liebe bis zur Raſerei eine junge Sklavin, die ſo ſchön iſt, ſo ſchön — — daß ich in meinem ganzen Leben nichts Schöneres ſah. Allein der Preis, den man für ſie begehrt, iſt für mich zu hoch.“ — „Wie hoch iſt er?“ — „Zwei tauſend goldene Denars.“ — „Das iſt ein wenig theuer,“ gab der Genius zur Antwort, „allein, weil du verliebt biſt, ſo iſt dieſe Ausgabe nothwendig. Wenn du krank wäreſt, ſo wäre es ja auch nothwendig, dir die Heilmittel, um welchen Preis es wolle, zu verſchaffen. Und du biſt krank, recht ſehr krank, armer Ademdai. Nimm, hier ſind die zwei tauſend Denars.“

Bei dieſen Worten entfernte ſich der Genius, und überließ Ademdai den Ergießungen ſeiner unbeſchreiblichen Freude.

Nun ſah ſich der glückliche Ademdai im Beſitze des koſtbarſten Schatzes, des Weibes, welches er liebte. Gewiß wird er ſich nun nie mehr beklagen, gewiß beſitzt er jetzt alles Nothwendige. Indeſſen hatte die ſchöne Aſſeli kaum den Fuß in ſein Haus geſetzt, als ſie vor Entſetzen zurückſchauderte, und ausrief: „Großer Prophet! wohin führſt du mich? Dieſes Haus ſoll ich bewohnen? — Wie, Unglücklicher, für dich haſt du alſo ein Weib gekauft, welches für das Serail des Reichſten und Mächtigſten eine Zierde wäre? Ich ſoll die Sklavin eines Elenden ſeyn, der nur ein finſteres Loch hat, mich aufzunehmen. Sage doch, wie konnteſt du die 2000 Denars für mich bezahlen? Du haſt ſie gewiß geſtohlen?“ — „Ach,“ antwortete Ademdai, „dieſe 2000 Denars machten mein ganzes Vermögen aus, und ich gab ſie hin, um dich zu beſitzen. Doch beruhige dich, wir werden zwar nicht reich ſeyn, wir werden nicht im Überfluſſe ſchwelgen, aber wir werden doch das Nothwendige haben.“

Ademdai irrte ſich, denn er hatte nur eine Drachme des Tages für ſich allein zu verzehren, und nun ſollten zwei Perſonen davon leben. Er machte dieſe Bemerkung ein wenig ſpät. Er mußte auf die nächſte Erſcheinung ſeines Schutzgeiſtes warten, und acht Tage vergehen dem Armen und Unglücklichen langſam. Indeſſen bereitete er ſelbſt das karge Mahl, das er nun zu theilen gezwungen war.

Aſſeli verweigerte, Nahrung zu ſich zu nehmen, und weinte immerfort. Ein Weib, ſo jung, ſo ſchön, durch ihre

Talente und Reize dazu geſchaffen, im Serail eines Sultans oder wenigſtens eines Weſſiers zu glänzen, war zur Sklavin eines gemeinen Handwerkers herabgeſunken; dieſer Gedanke empörte ihr Innerſtes, und wenn ihr der arme Abemdai die Schüſſel mit Reis vorhielt, den er ſelbſt bereitet hatte, ſo ſtieß ſie ihn mit der äußerſten Abneigung von ſich. Sie konnte auf dieſen harten Stühlen nicht ſitzen, und das Bett, welches der arme Abemdai ſo vortrefflich fand, war für ſie das ſchlechteſte aller Betten. Auch war es wirklich ein wenig unbequem für zwei Perſonen; denn Abemdai hatte es nur für ſich allein verfertigen laſſen. Wenn der arme Junge von ſeiner Liebe zu ſprechen anfing, ſo wandte die ſchöne Aſſeli voll Abſcheu ihre Augen von ihm, und ſprach: „Wie kannſt du es wagen, in dieſen gemeinen, Abſcheu erregenden Lumpen vor mir zu erſcheinen? Du gibſt vor, einen Schutzgeiſt zu haben, der dich immer mit dem Nothwendigen verſieht; glaubt er denn, es ſei überflüſſig ſich anſtändig zu kleiden? Auch ich Unglückliche werde mich bald in die traurige Nothwendigkeit verſetzt ſehen, mich in ſo grobe Kleider zu hüllen. O Gott! ohne dieſen Elenden glänzte ich vielleicht jetzt ſchon in den reichſten Stoffen Indiens! Urheber meiner Qualen, du forderſt, daß ich dich lieben ſoll, da ich dich doch nur aus ganzer Seele haſſen kann.“

Dieſe Reden betrübten Abemdai ſehr, und er fühlte ſich hundertmal unglücklicher, als er es zur Zeit ſeiner größten Armuth war.

Die acht Tage waren indeſſen verfloſſen, und der Genius erſchien. Abemdai flog ihm entgegen, und ſprach mit

Bitterkeit: „Du haſt mir das Nothwendige verſprochen, und ich bin nun der unglücklichſte aller Menſchen.“ — „Wie,“ antwortete der Genius mit Staunen, „gab ich dir nicht alles, was du verlangteſt?“ — „Ja, gewiß, die Schuld liegt nur an mir. Ich glaubte, das Nothwendige beſtehe nur in ſehr Wenigem, und ich habe mich betrogen.“ — „Laß ſehen, erkläre dich!“ — „Du haſt mir erlaubt, ein Weib zu nehmen, weil du es für nothwendig erachteteſt. Ich hatte eine Drachme des Tages zu verzehren, da ich allein war, und nun iſt doch die Ausgabe doppelt. Wenn es nothwendig war, daß ich mir ein Weib nahm, iſt es nicht auch nothwendig, daß ich ihr zu leben gebe?“ — „Sehr nothwendig.“ — „Nun wohlan! die meinige will weder trinken, noch eſſen, noch ſchlafen; der Gram benimmt ihr jede Luſt dazu, ſo wie mir. Die Speiſen, welche ich ihr vorſetzen kann, und mit welchen ich mich begnügte, ſind viel zu ſchwer für einen ſo delikaten Magen, wie der ihrige iſt. Das, was nothwendig war für mich, iſt nicht nothwendig für ſie. Aber da ich ſie nun einmal gekauft habe, und ſie mehr liebe, als mein Leben, iſt's nothwendig, daß ich ihr das Nothwendige verſchaffe?“ — „Nichts iſt billiger,“ erwiederte der Genius. „Wie viel glaubſt du denn des Tages zu brauchen, um ihr das zu verſchaffen, was ſie nöthig hat?“ — „Ich habe das Alles noch nicht genau berechnet, aber ich glaube, mit zwei Tomans des Tages würden wir Beide leben können, ohne Überfluß zu haben.“ — „Wohl, wenn du nichts bedarfſt, als das,“ antwortete der Genius, „hier ſind 16 Tomans für die folgenden acht Tage. Wenn dieſe Zeit verfloſſen iſt, werde ich dich wieder ſehen, um zu unterſuchen, ob dir noch etwas zum endlichen Beſitze des Nothwendigen mangle, das ich geben will."

Der Genius wollte ſich entfernen, aber Ademdai rief ihn zurück. „Ach," ſagte er, „ich habe dich noch um Einiges zu bitten. Ich liebe Aſſeli, es iſt mir alſo doch nothwendig, daß ich wieder geliebt werde." — „Ganz gewiß," war die Antwort des Genius. — „Sie kann mich aber in dieſen groben Kleidern nicht anſehen. Sie ſagt, daß ſie, wenn ich nicht geweſen wäre, jetzt die Frau eines reichen, zierlich gekleideten Mannes wäre. Wenn es alſo nothwendig iſt, daß ſie mich liebe, ſo iſt es auch nothwendig, daß ich ihr gefalle, und wenn es nothwendig iſt, daß ich ihr gefalle, ſo iſt es auch nothwendig, daß ich meine Kleider ändere. Einige zierliche Kleider wären auch wohl nichts Überflüſſiges." — „Keineswegs." — „Sie ſagt dann weiter, daß ſie ohne mich jetzt in den ſchönſten Stoffen Indiens prangen würde; ſie liebt nämlich den Glanz ſehr. Wenn ich alſo von ihr geliebt ſeyn will, ſo iſt es nothwendig, daß ich ihr das verſchaffe, was ſie liebt?" — „Ohne Zweifel." — „Sie hat Talente, ſie ſingt, und ſpielt die Laute. Ich kann doch dieſe Früchte einer glänzenden Erziehung nicht bei ihr erſticken, und wenn man Talente beſitzt, iſt es nothwendig, daß man ſie kultivire. Ich möchte ihr alſo gern eine ſchöne, gute Laute geben, das würde ihr gewiß Vergnügen machen." — „Alles das, um was du mich bitteſt, ſcheint mir ſehr nothwendig," ſagte der Genius; „doch ſage mir, wie viel kann das Alles koſten?" — „Tauſend Goldſtücke beiläufig," antwortete Ademdai. — „Hier ſind ſie, lebe wohl, und verſchaffe dir das Nothwendige.“

Der Genius verſchwand bei dieſen Worten, und der gute Adembai eilte in ſein Haus zurück mit Augen, funkelnd vor Freude, die er zu verbergen ſuchte. Er wollte ſeiner geliebten Aſſeli das Vergnügen einer vollkommenen Überraſchung nicht rauben. Er ſprach mit ihr kein Wort von der Unterredung, welche er mit ſeinem Schutzgeiſt gehabt hatte, aber er ging am andern Morgen ſchon mit dem Früheſten aus, um den Einkauf zu beſorgen. Er fing damit an, ſich in die koſtbarſten und zierlichſten Stoffe zu kleiden, dann kam er mit einer Menge von Kaufleuten nach Hauſe, welche nicht wenig erſtaunten, daß ein Mann in ſo prächtiger Kleidung eine ſo ſchlechte Wohnung habe. Aſſeli konnte kaum begreifen, was alles dieß zu bedeuten habe. Sie hatte Mühe, Adembai in den prächtigen Kleidern, die er ſich gewählt hatte, zu erkennen. Der junge Mann näherte ſich ihr, und ſprach: „Hatt' ich dir's nicht geſagt, daß mir mein Schutzgeiſt alles bewilligt, was mir nothwendig iſt? Beruhige dich alſo, liebe Aſſeli, es wird dir an nichts mangeln, vorausgeſetzt, daß du nichts Überflüſſiges begehrſt. Wähle unter dieſen ſchönen Stoffen, welche man dir vorlegen wird.“

Aſſeli fand dieſe Sprache und auch den Redner ſehr liebenswürdig. Man breitete die prächtigen Stoffe vor ihr aus, ſie wählte, was ihr am beſten gefiel, und da ſie ſehr vorſichtig war, ſo nahm ſie gleich ſo viele, daß ſie für die gegenwärtige und künftige Nothwendigkeit genug hatte. Sie ſuchte ſich eine Leier, mit Perlen beſetzt, aus, welche ſie ſehr gut fand. Ademdai hörte ſie ſingen, und glaubte im Himmel zu ſeyn. — Starr hingen ſeine Augen an ihren Lippen, und jedes ihrer Worte, jeder ihrer Töne ſchlug ſeinem Herzen eine neue Wunde. Sie improviſirte folgende Verſe, welche der arme Verliebte nur mit Mühe verſtand:

Klag' nicht dein grauſames Schickſal an,
Es hat nun genug dich betrübet,
Ein junger, ſchöner, großmüthiger Mann
Wird ſtets von uns Weibern geliebet.
Wer unſeren Wünſchen Weihrauch ſtreut,
Beſticht unſ're ſüßeſten Triebe,
Und aus dem Gefühle der Dankbarkeit
Entſteht dann die feurigſte Liebe.

Als der junge Mann dieſe Worte hörte, erreichte ſeine Freude den höchſten Grad. Er bezahlte die Laute und die Stoffe, und ſchickte die Kaufleute fort. Er iſt geliebt, was fehlt ihm noch? Hat er nicht das Nothwendige?

Die drei erſten Tage vergingen den beiden Liebenden im Taumel der Freude. Am vierten Tage, gegen 6 Uhr Abends, ging Ademdai ein wenig ſpazieren, um friſche Luft zu ſchöpfen, und nachdem er einige Gaſſen durchſtrichen hatte, kehrte er wieder zurück. Er war nur mehr eine kleine Strecke von ſeinem Hauſe entfernt, als er einen Mann gewahr wurde, der immer um die Fenſter herumſchlich. Es war ein gut gekleideter Jüngling, der ſich behutſam mit Hilfe der Finſterniß davonſchlich, als er bemerkte, daß ihn Jemand beobachtete. — „Gewiß,“ ſprach Ademdai zu ſich ſelbſt,

„hatte dieſer Mann den Plan, ſich in mein Haus zu ſchleichen, und meine junge Sklavin zu verführen. Sie iſt ja ſo ſchön. Was Wunder, daß er in ſie verliebt iſt, wenn er ſie geſehen hat? Mir kam er ſogar bekannt vor. Richtig, es war derſelbe junge Menſch, der auf dem Markte 1800 Denars für Aſſeli bot, es bleibt kein Zweifel, er war es. Aber ich will ihm ſchon einen Strich durch die Rechnung machen, ich werde künftig mein Haus nicht mehr verlaſſen.“

Er trat in ſein Zimmer, ſein Blick war verſtört, und er athmete ſchwer. Aſſeli fragte ihn um die Urſache, und ſchien ſehr unruhig; allein er ſchwieg, und warf nur von Zeit zu Zeit düſtere und verſtohlene Blicke auf ſie, als ob er in den ihrigen ein geheimes Verbrechen entdecken wollte, das Strafe verdiente. Endlich konnte er ſeine Eiferſucht nicht mehr bezähmen, und fragte ſie, ob ſie nicht Jemanden um das Haus herumſchleichen geſehen? Aſſeli ſchwur ihm, ſie hätte Niemanden geſehen. Er ſah ſie mit einem bittern Lächeln an, und hatte in dieſem Augenblicke Ruhe und Glück verloren. O unſelige Eiferſucht! was biſt du für eine ſchreckliche Krankheit! Dieſelben Mittel, welche man anwendet, um dich zu heilen, reizen dich nur noch mehr. Findeſt du einmal Eingang in einem Herzen, ſo zerreißeſt du es auch; dein tiefverſchloſſenes Feuer vernichtet alle Glückſeligkeit des Menſchen. Du zeigſt ihm Phantome, die ihn erſchrecken; er glaubt alles, was er muthmaßt; er muthmaßt oft das Unmögliche, und zittert vor ſeinem eigenen Schatten.

In dieſer Lage befand ſich auch der arme Abembai, er wagte es nicht mehr das Haus zu verlaſſen, welches einen Schatz in ſich ſchloß, der ihm um ſo koſtbarer wurde, als er jeden Augenblick fürchtete, ihn zu verlieren; und als ihn ſein Schutzgeiſt beſuchte, fand er ihn wieder traurig und in ſich gekehrt. „Wie?“ rief der Genius aus, „haſt du noch nicht das Nothwendige?“ — „Ach! es fehlt immer noch etwas dazu.“ — „Nun, was denn?“ — „Iſt's nicht nothwendig,“ fragte Ademdai, „daß ein Menſch manchmal ſein Haus verlaſſe, ſei es nun, um Geſchäfte zu verrichten, oder auch nur, um friſche Luft zu ſchöpfen?“ — „Gewiß!“ — „Iſt's nicht nothwendig, daß ein Mann, der eine ſchöne Sklavin beſitzt, die er liebt, auch ſicher ſei, daß ſie nicht geraubt werde?“ — „Ja, dieſe Gewißheit iſt zu ſeinem Glücke nothwendig.“ — „Nun alſo, ehrwürdiger Schutzgeiſt, wenn ich immer zu Hauſe bleibe, ſo werde ich am Ende krank werden, und wenn ich ausgehe, wer hütet mir meine Sklavin? Ich müßte mir Eunuchen kaufen, und dazu bin ich zu arm.“ — „Eunuchen?“ fragte der Genius erſtaunt. — „Ja, ja, Eunuchen. Sind das nicht äußerſt nothwendige Leute für einen Ehemann? Und iſt's wohl beſſer, vor Eiferſucht zu ſterben, als ſich einige armſelige Eunuchen anzuſchaffen?“ — „Nein, ich finde es nicht nothwendig, ſich einer ſolchen Kleinigkeit wegen aufzuopfern. Wie viele Eunuchen brauchſt du denn?“ — „Ihre Anzahl,“ antwortete Ademdai, „muß von dem Grade der Eiferſucht desjenigen abhängen, der ſie braucht. Wenn ich nicht ſehr eiferſüchtig wäre, würde ich wenige Eunuchen brauchen, aber ich bin eiferſüchtig wie ein Tiger, und ich muß geſtehen, daß ich bei 6 Eunuchen noch nicht ganz ruhig ſeyn werde. Wenn alſo Gemüthsruhe nichts Überflüſſiges iſt, ſo ſind mir 6 Eunuchen unumgänglich nothwendig.“ Der Genius konnte auf dieſe Schlußfolge nichts antworten, und Ademdai fuhr fort: „Du ſcheinſt mir ſchweigend beizuſtimmen. Weiters iſt mein Haus ſehr klein, kaum faßt es mich und Aſſeli; wenn ich 6 Eunuchen habe, ſo iſt es doch nothwendig, ihnen Dach und Fach zu geben, ich muß ſie ernähren, kleiden u. ſ. w. Zu dem Allen reichen die zwei Tomans, die du mir des Tags gibſt, nicht hin. Wenn alſo mein Haus zu klein iſt, ſo iſt es nicht überflüſſig, mir ein größeres zu kaufen. Neulich, als ich durch die große Straße von Bagdad ging, ſah ich ein ſchönes Haus zum Verkaufe angeboten, und zwar mit ſeiner ganzen Einrichtung. Das behagte mir wohl ſehr, aber es iſt ein wenig theuer.“ — „Was thut das?“ antwortete der Genius, „es iſt dir nothwendig, und ich verſprach dir immer das Nothwendige zu verſchaffen.“ — „Nun, und du ſiehſt es ſelbſt ein,“ ſagte Ademdai, „daß ich gewiß noch nichts Überflüſſiges begehrt habe?“ — „Nein, ich laſſe deiner Beſcheidenheit Gerechtigkeit widerfahren! Wie viel koſtet dieſes Haus?“ — „Fünfzehn tauſend Tomans.“ Sogleich gab ihm der Genius eine Anweiſung auf 15,000 Tomans, bei der Schatzkammer des Kalifen zu beheben; dieſen fügte er noch 1500 Tomans zum Ankaufe der Eunuchen hinzu. — „O wohlthätiger Schutzgeiſt,“ rief Ademdai, „was für Dank bin ich dir für ſo viele Wohlthaten ſchuldig? Jetzt mangelt mir nur mehr eine unerläßliche Sache. Wenn mein Haus größer iſt, ſo folgt auch nothwendig daraus, daß es immer im beſten Zuſtande gehalten werde, daß die Zimmer und Meubeln rein gehalten werden. Die Reinlichkeit iſt nothwendig. Ich werde alſo nichts Überflüſſiges haben, wenn ich mir für die Hausbeſorgung zwei Sklaven kaufe.“ — „Ja,“ antwortete der Genius, „zwei Sklaven ſind nicht zu viel.“ — „Um ſo mehr,“ fügte Ademdai hinzu, „als es meinen Eunuchen nicht an Beſchäftigung fehlen wird, wenn ſie den Gegenſtand meiner Liebe genau bewachen wollen. In allem habe ich dann zehn Perſonen zu ernähren, und dieſen kann ich mit zwei Tomans, die du mir täglich gibſt, das Nothwendige nicht verſchaffen; um ein Haus auszuhalten, wie das meinige, werden 20 Tomans des Tages nicht überflüſſig ſeyn.“ — „Es ſei,“ ſprach der Genius, „hier ſind 160 Tomans für die acht Tage, und 200 Tomans zum Ankauf der zwei Sklaven, die dir nothwendig ſind.“

Hier verſchwand der Genius. Am andern Morgen mit dem Früheſten ſtand Ademdai auf, und ging zu dem Eigenthümer des ſchönen Hauſes. Der Kauf wurde geſchloſſen, die Summe ausbezahlt und das Haus war ſein Eigenthum. Er kaufte auch zwei Sklaven und ſechs Eunuchen, und ging dann, von dieſem kleinen Zuge begleitet, zu ſeiner ſchönen Aſſeli, um ſie in ihren neuen Pallaſt einzuführen.

Das Haus war ſehr ſchön, und gemächlich eingetheilt. Es hatte prächtige Küchen, große Ställe, herrliche Zimmer und Säle. Ein ſchöner Pavillon, von dem eigentlichen Wohngebäude getrennt, war zu einem Harem beſtimmt. Die Meubeln waren zierlich und reich. Von allen Seiten war Ademdai von jungen, reichen, liebenswürdigen Nachbarn umgeben, die nach Kräften das Leben genoſſen.

Schon am zweiten Tage ſeiner Beſitznahme kamen ſie, ihn zu beſuchen, und bezeigten ihm auf eine freimüthige, lebhafte Weiſe das Vergnügen, einen ſolchen Nachbar zu haben. Alle baten ihn zu Feſten, wobei nichts geſpart wurde.

Die Frauen dieſer Nachbarn wollten auch mit der ſchönen Aſſeli Bekanntſchaft machen, ſie erhielten von ihren Männern die Erlaubniß, ſie zu beſuchen und ihr Bewillkommungsgeſchenke zu überbringen.

Als die acht Tage verfloſſen waren, kam der Genius, ſeinen Günſtling zu beſuchen. Er war erſtaunt, ihn in tiefe Melancholie verſunken zu finden. — „Woher dieſe Traurigkeit, Ademdai, biſt du nicht zufrieden mit deinem neuen Eigenthum?“ — „Ich bin recht ſehr damit zufrieden,“ antwortete der junge Mann. „Ich habe die beſten Menſchen von der Welt zu Nachbarn, ſie haben meine Ankunft durch die herrlichſten Feſte gefeiert.“ — „Nun, alſo mußt du dich ja recht glücklich fühlen?“ — „Glücklich? Ach guter Genius! wenn man empfängt, iſt's nicht nothwendig, daß man Jenen wieder gibt, von welchen man empfängt?“ — „Allerdings, die Delikateſſe fordert es. Man würde dich für einen Geizhals halten und deiner ſpotten, wenn du nicht Gleiches mit Gleichem vergälteſt.“ — „Nun alſo,“ antwortete Ademdai, „meine guten Nachbarn haben mir herrliche Mahlzeiten gegeben. Während derſelben erklang bezaubernde Muſik, ausgeſuchte Wohlgerüche dufteten aus ſilbernen und goldenen Vaſen, die Beleuchtung war prachtvoll, und am Schluſſe des Mahles kam eine Schaar junger Tänzerinnen, die in anmuthigen Tänzen alle Reize entfalteten. Wie ſoll ich's nun anfangen, um meine Nachbarn eben ſo zu bewirthen? Hab' ich Gefäße von Silber und Gold? Bin ich reich genug, um ausgeſuchtes Rauchwerk verdampfen zu können? Stehen

Muſiker und Tänzerinnen mir zu Dienſten? Habe ich Sklaven genug, um ſo viele Freunde bedienen zu laſſen? Beſitze ich einen geſchickten Koch, der mir ſo wohlſchmeckende Gerichte zubereitet? — O, du ſiehſt wohl, daß ich noch weit von dem Beſitze des Nothwendigen entfernt bin.“ — „Du haſt Recht,“ antwortete der Genius, „auf alles das haben wir Beide nicht gedacht. Ich will ein Vergeſſen wieder gut machen, woran auch du Schuld trägſt. Morgen Ademdai will ich dir das prächtigſte Geſchirr, Sklaven zur Bedienung, Rauchwerk, Muſiker, Tänzerinnen, und vor allem einen vortrefflichen Koch ſenden.“ — „Ja,“ antwortete Ademdai, „das alles wirſt du mir ſenden; wirſt du mir aber auch ſo viel Geld dazu ſenden, um ſo viele Menſchen bezahlen und ernähren zu können? Ich habe des Tages nur 20 Tomans auszugeben, und dazu ſind mir wenigſtens 50 nothwendig.“ — „Wohlan,“ ſprach der Genius, „du ſollſt 50 haben.“

Schon am andern Morgen ſah Ademdai eine zahlreiche Schaar Sklaven. Tänzerinnen, Muſiker, ſammt einem Koche und ſeinem Gefolge in ſein Haus einziehen. Er fetirte nun ſeine Freunde auf die glänzendſte Weiſe, und acht Tage wurden in Freuden und Vergnügungen verlebt.

Der Genius kam wieder, um ſich ſeines Glückes zu freuen; aber er fand ihn nicht ſo glücklich, als er ſich vorgeſtellt hatte. — „Ach mein Schutzgeiſt,“ rief ihm Ademdai entgegen, „ich rechne nochmal auf deine Großmuth.“ — „Wie?“ ſprach der Genius, „ich glaubte, du ſeieſt nun der Glücklichſte aller Menſchen.“ — „Noch bin ich es nicht. Sieh meine Nachbarn und Freunde an, ſie beſitzen eine prächtige Anzahl junger, ſchöner Weiber, während ich nur eine einzige habe.“ — „Wie? braucht man denn mehr?“ — „Glaubſt du wohl, daß der Prophet erlaubt hätte, mehre Weiber zu nehmen, wenn er es nicht nothwendig gefunden hätte?“ — „Wie viele Weiber brauchſt du denn?“ fragte der Genius. — „Meine Freunde haben 30, 40, wohl gar 50; aber mit 20 glaube ich zur Noth genug zu haben.“ — „Zwanzig Weiber ſcheinen mir doch ein wenig überflüßig zu ſeyn,“ fiel der Genius ein, „eine genügt zum Glücke des Mannes, 20 können nur die Eitelkeit befriedigen, und ich ſehe mit Betrübniß daß du Eitelkeit beſitzeſt. — „Wer beſitzt dieſe nicht?“ antwortete Adembai. „Ja ich bin eitel, ich geſtehe dieß, es iſt alſo nothwendig, da ich es einmal bin, daß ich meine Eitelkeit befriedige, wenn ich anders glücklich ſeyn will.“ — „Du hältſt alſo 20 Weiber für unumgänglich nothwendig?“ — „Ja, und dann auch eine Vermehrung meiner Einkünfte, um ihren Unterhalt zu beſtreiten.“ — „So ſei es denn. Morgen wird dir ein Sklavenhändler 20 ſchöne Cirkaſſierinnen zuführen, die dich nichts koſten ſollen, und ich gebe dir die dreifache Summe deiner jetzigen Einkünfte.“ — „O, wie ſehr danke ich dir, du gewährſt mir jede Bitte; doch bin ich weit entfernt, deine Güte zu mißbrauchen, und bis dieſe Stunde habe ich dich noch um nichts Überflüßiges gebeten. Aber erlaube mir eine Bemerkung. Wenn du 20 Weiber als eine nothwendige Sache mir bewilligeſt, ſo wirſt du mir auch für jedes zwei Eunuchen bewilligen. Es gibt Leute, die eine größere Anzahl haben, und wenn ein Menſch 20 Weiber hat, ſo iſt es nothwendig, daß ſie gut bewacht werden.“ — „Du haſt ſehr recht,“ ſprach der Genius, „morgen ſollſt du die 20 Weiber und die 40 Eunuchen haben; weil ſich aber dadurch dein Haus beträchlich vergrößert, ſo gebe ich dir 200 Tomans des Tages. Gute Nacht!“

Am andern Tage hielt der Genius treulich ſein Wort. Indeſſen kamen die Nachbarn Ademdai's, Einer nach dem Andern, um ihm Lebewohl zu ſagen, was ihn ſehr betrübte; denn er hatte ſich an ihre angenehme Geſellſchaft gewöhnt. Sie verließen ihn zwar nicht auf ſehr lange Zeit, allein ſie beſaßen artige Landhäuſer in den Umgebungen von Bagdad, und gingen jetzt in der angenehmen Jahreszeit dahin, um die reinere Luft und die Vergnügungen der Natur zu genießen, und nahmen ihre Weiber und Dienerſchaft mit ſich.

Die Weiber Ademdai's fanden ſich auf einmal aller Geſellſchaft beraubt. Sie verließen ſehr ſelten den Harem, und führten ein trauriges und langweiliges Leben, das ſie mißmuthig und faſt krank machte. Ademdai ſtarb faſt vor langer Weile, wie ſie, er wußte nicht, wie er ſeinen Tag hinbringen ſollte, und grämte ſich ſehr darüber, daß er nicht reich genug ſey, um ſich auch ein Gut in der Gegend von Bagdad kaufen zu können. Er ſprach darüber mit ſeinem Schutzgeiſt in folgenden Ausdrücken: „Ich ſchäme mich wahrhaftig, mein Schutzgeiſt, noch eine neue Bitte an dich thun zu müſſen. Allein du haſt mir das Nothwendige verſprochen, und ich frage dich, ob es nicht nothwendig iſt, daß meine Weiber ſich wohl befinden; indeſſen verwelken ſie und ſterben. Alle Ärzte, die ich gefragt habe, ſtimmen darin überein, daß ihnen die reine Landluft nothwendig ſei. Du haſt mich mit Gütern überhäuft, aber das erſte und nothwendigſte iſt die Geſundheit, und ſelbſt die meinige wird jeden Tag ſchwächer. Iſt es nicht nothwendig, daß der Menſch eine Beſchäftigung habe, die ihn intereſſirt und beluſtigt? Die Landluft wird meine Geſundheit ſtärken, und eine Beſitzung nahe bei Bagdad wird meinen Geiſt angenehm und belehrend zugleich beſchäftigen. Belehrung iſt dem Menſchen doch auch nothwendig, ich begehre alſo nichts Überflüſſiges. Meine Freunde haben mir geſagt, ſie wiſſen ein herrliches Gut, 2 Meilen von Bagdad, auf dem Wege gegen Baſſora, welches zu verkaufen ſei; allein es iſt ein wenig theuer, man begehrt 150,000 Tomans dafür.“ — „Dein Verlangen ſcheint mir ganz billig, Ademdai, ich bewundere deine Logik, und ich kann deinen guten Gründen nichts entgegenſetzen. Morgen früh finde dich bei der Audienz des Kalifen ein, übergib ihm dieſe Anweiſung, und er wird dir ſogleich die 150,000 Tomans einhändigen.“ — Ademdai, entzückt über die Willfährigkeit des Genius, ſchlummerte mit dem ſüßen Gedanken ein, bald Herr eines prächtigen Landgutes zu ſeyn.

Mit großer Haſt kleidete er ſich am andern Morgen an, und eilte zur Audienz des Kalifen. Der große Haroun-Al-Raſchid ſaß auf ſeinem Throne, ſtrahlend von Gold und Edelſteinen. Alle ſeine Höflinge und die Weiſen ſeines Reiches waren um ihn verſammelt. — Ademdai zitterte, als er ſich dem Throne näherte, worauf der Beherrſcher der Gläubigen ſaß. Doch wie niedergedonnert ſtand er da, als er in dem Kalifen den Schutzgeiſt erkannte, der ihm das Nothwendige verſprach und der ihn ſo lange mit Wohlthaten überhäuft hatte. Unbeweglich blieb er ſtehen, und wagte es nicht, ein Wort zu ſprechen. Da redete der große Haroun-Al-Raſchid ihn lächelnd an: »Ich ſehe dein Erſtaunen, Ademdai! Erkenne in mir einen der beiden armeniſchen Kaufleute, denen du das Leben retteteſt. In dem Augenblicke hatte ich mir's ſelbſt verſprochen, dich auf eine Art zu belohnen, die meiner und eines ſo großen Dienſtes würdig iſt. Aber eben ſo ſehr wünſchte ich auch, meine Erkenntlichkeit verborgen zu halten, und mich im Geheim des Glückes zu freuen, welches ich dir zueignen wollte. Ich hüllte mich in eine nicht gewöhnliche Kleidung, um deine Einbildungskraft zu wecken, und dadurch dich glauben zu machen, ich ſei ein mit göttlichen Kräften ausgeſtattetes Weſen. Als ich zum erſten Male deine Hütte beſuchte, freute ich mich ſchon im Voraus des Vergnügens, das ich dir bereiten wollte. Ich ſah dich allein bei deinem Kamin ſitzen, und hörte, daß ſich deine Wünſche nicht über das Nothwendige erſtreckten. Ich wollte durch Erfahrung kennen lernen, was man denn eigentlich unter dieſem Worte verſtehe, und welche Grenzlinie zwiſchen dem Nothwendigen und Überflüſſigen Statt finde. Ich widerrufe nun mein unbeſonnenes Verſprechen. Ich bin der reichſte und mächtigſte aller Herrſcher, und ich würde nicht im Stande ſeyn, dir künftig das Nothwendige zu geben, wenn ich dir auch alle meine Schätze, ja ſelbſt meinen Thron überließe. Und Ihr, Weiſe meines Reichs,« fuhr der Kalife fort, »urtheilt nun ein wenig über das Nothwendige und Überflüſſige.

Hier ſteht ein Menſch, den ich aus dem tiefſten Elende gezogen habe. Ich habe ihm nach und nach mehr als 200,000 Tomans gegeben, ſein Vermögen iſt auf einen Privatmann ſehr groß, er beſitzt einen der ſchönſten Palläſte in Bagdad, hat 20 ſchöne Weiber in ſeinem Harem, eine anſehnliche Menge Eunuchen, 100 Sklaven zur Bedienung und ſeiner Meinung nach, habe ich ihm noch immer nicht das Nothwendige gegeben. Ich ſehe nun wohl ein, daß das Überflüſſige nur ein eingebildetes Ding iſt, welches Niemand beſitzt. Das Nothwendige des Menſchen aber iſt ein Abgrund, welcher, und wenn er auch das ganze Weltall verſchlänge, ſich noch nicht füllen würde.

„Geh' nun, Abemdai, ich laſſe dir die Güter, welche ich dir gegeben habe, ſie ſeien der Lohn für den Dienſt, den du mir erwieſen haſt. Aber ich thue Verzicht darauf, dir das Nothwendige zu geben; und weil dem Menſchen doch immer etwas zu wünſchen übrig bleiben muß, ſollſt du nie ein Landhaus haben, welches nun das Ziel deines Ehrgeizes iſt.“

So ſprach der Kalife. Abemdai ging ſtill ſeines Weges fort. Oft, wenn er in der Folge auf Eiderdunen ſchlief, das wohlriechendſte Rauchwerk um ihn brannte, warf er einen zerſtreuten Blick auf die prächtigen Meubeln, welche ſein Zimmer ſchmückten, und rief mit einem tiefen Seufzer: „O Mahomet, warum gabſt du mir nicht das Nothwendige?“

Die Baſe aus der Provinz.

Einfache Geſchichte aus dem Engliſchen.

Es mag nun 30 Jahre ſeyn, erzählt Miß Sedgwick, als ich auf Beſuch bei einer Freundin meiner Familie war, welche ſich in New-York angeſiedelt hatte, und ſich Miſtriß Tudor nannte. Sie war in England geboren, und obſchon in allen ariſtokratiſchen Vorurtheilen erzogen, waren ihre Handlungen doch immer mit den Lehren des Evangeliums übereinſtimmend, welches beſiehlt: »Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt!« Als ausgezeichnete Frau, zur großen Welt gehörig, beeiferte ſich Miſtriß Tudor, alle konventionellen Gewohnheiten, welche durch ſcharfe Abſtufungen den Rang eines Jeden in der Geſellſchaft bezeichnen, genau zu beobachten, aber als Chriſtin, als Freundin konnte auch der fanatiſcheſte Anhänger der Gleichheit nichts an ihr ausſetzen. Alle, welche ihre Hilfe nöthig hatten, wurden ihre Brüder. Verzeihe alſo, mein lieber Leſer, dieſer guten Frau einen kleinen Abſcheu gegen alle republikaniſchen Sitten und ein bischen Stolz, das Erbtheil ihrer Ahnen.

So wie die meiſten alten Leute, ſprach auch Miſtriß Tudor gern von der Vergangenheit, von ihren Jugendfreunden und beſonders von ihrem Großvater, deſſen Liebling ſie vor 60 Jahren geweſen war. Faſt alle Geſchichten, welche ſie erzählte, fingen mit den Worten an: »Mein Großvater, Lord Moreland,« allein dieſe unſchuldige Eitelkeit war wohl nur die, daß ſie dieſe Worte immer an ihre Enkelin, Iſabelle Williamſon, dazumal meine liebe Jugendfreundin und Geſpielin, richtete.

Zu jener Zeit, von welcher ich ſpreche, war Iſabelle ein Mädchen von 18 Jahren, geliebt und geliebkoſet von ihrem Vater, ihrer Mutter und ihrer Großmutter, allein darum nicht verzärtelt; denn ihr Charakter war zu edel, zu offen, zu großmüthig, als daß es möglich geweſen wäre, ihn in ſeiner Weſenheit zu verderben, und der einzige kleine Makel, den man an ihr wahrnahm, beſtand in einem gewiſſen Familienſtolze, vereinigt mit einer inſtinktmäßigen Verachtung aller Gewohnheiten und Meinungen der Eingebornen, obſchon ſie ſelbſt in New-York das Licht der Welt erblickt hatte und ſowohl ihre Mutter, als alle ihre Vorfahren mütterlicher Seite den vereinigten Staaten angehörten. Ihre Hüte, Schuhe, die Stoffe zu ihren Kleidern, alles verſchrieb ſie aus England, ſie gab ſo viel es ihr möglich war, nur engliſchen Profeſſioniſten Arbeit, und zog ſogar auch die engliſchen Männer den einheimiſchen vor.

Während ich mich daſelbſt befand, kam ihre Baſe, Lucie Alwell, aus dem Oſten des Landes an. Die Arme ſuchte Zuflucht und Schutz bei Iſabellens Eltern, welche damals eine Reiſe unternommen hatten. Es war ein hübſches Mädchen von 17 Jahren in aller Einfachheit einer ländlichen Erziehung. Das grauſame Schickſal hatte ſie zur Waiſe gemacht und ſie beſaß kein Vermögen. Anſprüche genug auf

Iſabellens Herz. — „Großmutter!“ ſagte ſie zu Miſtriß Tudor, „wir müſſen die arme Lucie verſorgen.“

„Freilich, liebe Iſabelle, und ich war im Voraus deiner Theilnahme gewiß.“

„Ich glaube, wenn wir ſuchten, ſie bei Miſtriß Arnelt unterzubringen?“

„Wo denkſt du hin! Lucie muß bei uns bleiben.“

„Wie, Großmutter?“

„Warum nicht, mein Kind?“

Iſabelle wußte wohl, warum nicht, aber ſie wollte es nicht ſagen, und ſie gab daher Urſachen an, wie ſie ihr ſo eben in den Kopf kamen. „Sie wiſſen wohl ſelbſt,“ ſprach ſie, „wie drückend es iſt, von der Gnade ſeiner Verwandten zu leben.“

„Gnade! Gnade! — Ich hoffe, bei uns ſoll es ihr nicht drückend werden, und glaube, daß du es eben ſo wenig an Freundſchaft, als Lucie an Dankbarkeit werde mangeln laſſen. Das ganze Verhältniß wird mehr ein inniges, herzliches ſeyn. In jedem Falle bleibt Lucie bei uns.“

Am andern Tage bemerkte ich wohl, daß Iſabelle ſehr verdrießlich war, und Lucie manchmal mit bitterm Lächeln anſah. Die beiden Couſinen, wie ſie ſo neben einander ſaßen, bildeten auch wirklich den vollkommenſten Kontraſt. Iſabelle, mit Allem geſchmückt, was die Mode Einnehmendes bietet, hatte in einem eleganten Körbchen ihre herrliche Stickerei vor ſich; Lucie im einfachen Hauskleide, ſtrickte fleißig an einem eben nicht ganz feinen Strumpfe.

Ich muß geſtehen, ich ſelbſt mußte öfters über meine Freundin Iſabelle erröthen, wenn ich bemerkte, welche ungeduldige Bewegung ihr faſt jedes Pochen an der Hausthür verurſachte. Es war klar, daß ſie befürchte, ihre Bekannten von gutem Tone möchten kommen und das alberne Landmädchen ſehen.

Ihr Herz war zu gut, um Lucien durch Weggehen zu beleidigen, aber ſie war übler Laune.

Der Tag war ſehr ſchön, und es ſchien, als ob alle unſere Bekanntſchaften, beſonders die ſchönſten und modernſten Damen, ſich das Wort gegeben hätten, uns zu beſuchen. Miſtriß Tudor, an ihrem gewöhnlichen Hausfrauenplatze auf dem Sofa ſitzend, ſtellte, nach den Höflichkeitserforderniſſen der Zeit, jede neu angekommene Perſon Lucien vor, welche aufſtand, ihre Strickerei weglegte und einen, zwar nicht unanmuthigen, aber etwas linkiſchen Knix machte. Ungeachtet des Zwanges, den ſich Iſabelle anthat, zu ſprechen und zu ſcherzen, wie gewöhnlich, bemerkte ich in ihrem Geſichte doch die Wirkung, welche jedes Wort, jede Bewegung der armen Lucie bei ihr hervorbrachten.

Es ſchien mir übrigens unbegreiflich, daß meine Freundin Iſabelle, dieſes Mädchen, das ich manche Widerwärtigkeit mit ſo viel Muth und Sanftmuth ertragen ſah, bei dieſen kleinen Unannehmlichkeiten Thränen, Ströme von Thränen vergießen konnte. Übrigens muß ich ihr Gerechtigkeit widerfahren laſſen; ſie überließ ſich nur insgeheim ihrem Unwillen und vertraute ihn nur mir und ihrer Großmutter, welcher ſie noch öfters zuredete, Lucien außer dem Hauſe unterzubringen, welche aber, ungeachtet ihrer Gefälligkeit gegen ihre Enkelin, doch feſt bei ihrer frühern Entſcheidung blieb.

Eines Abends lud Miſtriß Tudor uns ein, Iſabellen, Lucien und mich, ihr in ihre Schlafkammer zu folgen. Sie that das öfters, und wir waren darüber immer recht vergnügt; denn ſie legte da alle Förmlichkeiten ab, ſetzte ſich vertraulich in unſere Mitte und war da immer eine echte Großmama, liebend, geſchwätzig und nachſichtig. Es war ſchon ſpät und wir rückten unſere Stühle näher zu dem Armſeſſel der Großmama. Alle Lampen waren erloſchen und ein einziger Brand flammte noch im Kamine, in dem öfters ein Flämmchen aufzuckte, welches abenteuerliche Geſtalten am Plafond formte. Unſer Geſpräch fiel auf Geiſter, Miſtriß Tudor war hierin ein wahres Schatzkäſtlein der alten Zeit. Nachdem ſie uns mehre Anekdoten erzählt hatte, welche unſere Einbildungskraft ſo aufregten, daß Iſabelle ihren Verdruß und Lucie ihre Blödigkeit vergeſſen hatten, ſprach die gute Großmama zu uns: »Kinder! ich weiß eine Geiſtergeſchichte, die ich noch nie erzählt habe, nicht einmal dir, meine Iſabelle, deren unerſättliche Neugierde ſchon meinen ganzen Gedächtnißvorrath mir abgelockt hat. — Allein heilige Erinnerungen heften ſich an dieſe Begebenheit, welche, als ſie mir mitgetheilt wurde, den gewaltigſten Eindruck auf mich machte, da ſie Perſonen betraf, an denen ich das lebhafteſte Intereſſe nahm. — Die Erzählung wird zwar nicht kurz ſeyn und fordert eine längere Einleitung, bis wir auf den wunderbaren Punkt kommen. Es iſt ſchon ſpät. — Soll ich ſie heute noch erzählen?« — »Ja, ja! wir bitten!« war die allgemeine Antwort, und Miſtriß Tudor begann:

»Als ich mich noch in London befand, hatte ich daſelbſt eine ſehr innige Freundin, Witwe, wie ich, mit einem einzigen Sohne. Miſtriß Arthur, ſo nannte ſie ſich, wünſchte ſehnlich ihren Sohn ein ruhiges häusliches Lebensverhältniß wählen zu ſehen, welches ihr Erfahrung und weibliche Neigung als das dauerhafteſte erkennen ließen; aber die Leidenſchaften der Jugend und der unternehmende Geiſt des Jünglings führten dieſe auf eine andere Bahn. Ergriffen von Ideen, welche er aus Ritterromanen geſchöpft hatte, ſehnte er ſich nur begierig nach dem Augenblicke, wo er die Thaten nachahmen konnte, welche er bewunderte. Sobald er alſo in dem Alter war, wo er einen Stand wählen konnte, erklärte er ſeiner Mutter, daß er Soldat werden wolle. Meine Freundin widerſetzte ſich zwar Anfangs, allein die Liebe zu ihrem Sohne ſiegte und ſie verſchaffte ihm eine Kapitänſtelle. Bald darauf wurde ihr Mutterherz durch die Ordre gebrochen, die dem jungen Offizier befahl, den engliſchen Truppen in Amerika zu folgen. Dein Vater, Iſabelle, ging zu derſelben Zeit in dieſes Land, er verband ſich innig mit Arthur, und von ihm hab' ich erfahren, was ich euch jetzt erzählen will.“

„Kapitän Arthur wurde kommandirt, mit ſeinen Leuten ein kleines, befeſtigtes amerikaniſches Städtchen zu nehmen. Die Einwohner leiſteten tapferen Widerſtand, aber durch die Übermacht überwältigt, flohen Alle, welche fliehen konnten, um an einem andern Orte ihr Vaterland zu vertheidigen, wo es nützlicher ſeyn würde. Der Kapitän Arthur eroberte das Städtchen und erfüllte ſo ſeine Sendung; aber er wurde bei dem Angriffe gefährlich verwundet, und ohne Beſinnung in ein Haus gebracht, welches dem Äußern nach eines der erſten im Städtchen war. Es lag nahe beim Thore und gehörte einem gewiſſen Amos Blunt, einem tapfern Krieger, welcher der Erſte beim Kampfe war und auch der Letzte floh. Von dem Gipfel eines Hügels in der Ferne warf er noch einen traurigen Blick auf dieſes Haus zurück, welches ſeine beiden liebenswürdigen Töchter in ſich ſchloß, die nun ohne Schutz waren, und bei dieſem letzten Rückblicke ſchwur er den Engländern ewigen Haß.“

„Das Los des Krieges hatte Arthur's Leben in die Hände der Töchter dieſes unbeugſamen Amerikaners, Emma und Anna Blunt, gelegt. Ein ſchlechter chirurgiſcher Verband hatte die Wunde des jungen Offiziers noch verſchlimmert, ein heftiges hitziges Fieber war die Folge davon, und durch mehre Wochen war Arthur beſinnungslos, gleich einem ſchwachen Kinde von der Sorgfalt dieſer beiden Mädchen abhängig.“

„Die beiden Schweſtern, wie man mir erzählte, waren einander in nichts ähnlich, als in der Liebe zu einander. Ihre Charaktere und Geſichtszüge waren eben ſo verſchieden als die deinigen, Iſabelle, es ſind mit jenen deiner Baſe Lucie. Wenn ich mich der Beſchreibung, die man mir von ihnen machte, noch recht erinnere, ſo könntet ihr Beide wirklich als lebende Abbilder der beiden Schweſtern dienen. Emma, blond, zart, weiß wie eine Lilie, rief, ſo wie meine kleine Lucie, die Modelle weiblicher Jungfräulichkeit, die Bilder italieniſcher Meiſter ins Gedächtniß. Ja, Emma würde eben ſo erröthet ſeyn, wie jetzt Lucie erröthet, bei dem Lobe — ſelbſt einer alten Frau; für dich, meine liebe Iſabelle, wäre das Lob etwas gefährlicher, darum will ich mich darauf beſchränken, zu ſagen, daß Anna eine erhabene Stirne, ein Auge voll Feuer, Wangen, auf welchen ſich die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes im roſenrothen Lichte abſpiegelte, beſaß; daß ihre Lippen dazu geſchaffen ſchienen, mehr die heroiſchen Geſetze der Liebe, als ihre ſchüchternen Bitten zu verkünden, kurz, daß ihre ganze Geſtalt zum Modelle einer Semiramis oder Zenobia hätte dienen können.“

„Großmama!“ fiel Iſabelle ein, „bedenken Sie, daß ſie die Töchter eines gemeinen Kriegers beſchreiben.“

„Ich vergeſſe das nicht, Iſabelle,“ antwortete Miſtriß Tudor, „aber vergiß auch du nicht, daß die Natur bei Vertheilung ihrer Gaben nicht auf Rang und Stand ſieht. Dieſe jungen Mädchen hatten auch ihre Schönheit nicht durch harte Arbeit verderben müſſen; ihr Vater war reich und beſaß nur dieſe beiden Kinder, er vereinigte in ihnen alle Wünſche, alle Hoffnungen ſeiner Seele und umfaßte ſie mit ſeiner ganzen Liebe, da ihre Mutter ſchon geſtorben war, noch ehe ſie ſie kannten. Nur für ſeine Töchter war der ſchroffe Blunt mild und herzlich; und er hatte nichts geſpart, um ihnen die beſte Erziehung zu geben, welche dieſes Land darbot.“

„Der lebhafte, feurige Arthur, als er von ſeiner langen Beſinnungsloſigkeit wieder zu ſich kam, und die himmliſchen Weſen an ſeinem Bette beſchäftiget ſah, befand ſich in einer größern Gefahr, als unter dem Schwerte ihres Vaters. Wenn der Jüngling in ſeinem gewöhnlichen Zuſtande geweſen wäre, ſo würde Anna ihn mehr angezogen haben, als ihre Schweſter; ihre glänzende Schönheit, ihre Luſtigkeit, obwohl etwas mit Koketterie verbunden, würden ſeinen leichten, lebhaften Geiſt gefangen genommen haben; allein Emma's zarte Sorgfalt, ihre ſanfte und ſüße Stimme, ihre anmuthigen Bewegungen, die Ruhe, welche ſie durch den himmliſchen Ausdruck ihrer Züge ſtets um ſich verbreitete: alles dieß ergriff mächtig das empfängliche Herz des Fremden, und während ſeiner allmäligen Wiedergeneſung legte er ihr das Geſtändniß ſeiner reinen und aufrichtigen Liebe ab.“

„Es war natürlich, daß ein junges, empfindſames Weſen, wie Emma, die Zärtlichkeit des intereſſanteſten Jünglings, den ſie noch in ihrem ganzen Leben geſehen hatte, theilte und erwiederte. Sie erwiederte ſie mit jener kräftigen tiefen Neigung, welche ein Mann ſelten, vielleicht nie fühlt.“

„Der heftige Liebhaber ſchlug eine ehelige Verbindung vor. Seine Geſinnungen waren ehrenvoll und lobenswerth, kein Gedanke kam in ſeine Seele, der Emma's Reinheit hätte beleidigen können. Aus Liebe zu ihr vergaß er ihre Geburt, die Pflichten ſeines Standes, die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, ſeine Hoffnung auf Avancement, die Wünſche ſeiner Mutter. Alles, Alles wurde ſeiner Leidenſchaft geopfert. Allein Emma hatte einen andern Charakter. Gern und leicht würde ſie auf alle andern Glücksgüter Verzicht geleiſtet haben, um Arthur's Frau zu werden; willig würde ſie ihr Leben für ihn gegeben haben; aber ſie wollte nicht um ein Haar breit von ihrer kindlichen Pflicht weichen, und weigerte ſich, die Wünſche ihres Geliebten zu erfüllen, bis ſie nicht die Einwilligung ihres Vaters dazu erhalten haben würde. Ein ſolcher Entſchluß ſchien dem jungen Manne, durch die Nachgiebigkeit ſeiner Jugendfreunde verwöhnt, und von ſeinen Leidenſchaften beherrſcht, fremd; es war das erſte Mal, daß ſein Wille Widerſtand fand, und Widerſtand von einem Mädchen, von dem er ſich geliebt ſah. Übrigens ſchrieb er einen leidenſchaftlichen Brief an Blunt, Emma fügte einige Zeilen hinzu, welche beſcheiden, aber feſt ihre Meinung ausdrückten, und ein Knabe ward gedungen, den Brief in das amerikaniſche Hauptquartier zu bringen, wo ſich Blunt befand, und welches einige fünfzig Meilen von dem Städtchen entfernt war. Bei dem gegenwärtigen Zuſtand des Landes konnte eine ſolche Sendung nicht ſchnell abgethan ſeyn, und mehre Wochen verdrießlichen Harrens erſchöpften Arthur's Geduld. Emma glaubte ſich, fürchtend eine Weigerung ihres Vaters, der Zärtlichkeit Arthur's entziehen zu müſſen, und der junge Engländer ſah dieß für Sprödethun und Kälte an. Während Emma ſich mit Reſignation in ihrer Kammer verſchloſſen hielt, war Arthur, der das Haus noch nicht verlaſſen durfte, einzig auf Anna's Geſellſchaft beſchränkt. Mit jedem Tage nahm die Geneſung des jungen Offiziers zu, ſeine natürliche Lebhaftigkeit kehrte wieder, und täglich hatte er auch Gelegenheit zu bemerken, daß Anna's entſchiedener und fröhlicher Charakter mehr Übereinſtimmung mit dem ſeinigen habe, als das ruhige und ſchüchterne Weſen ihrer Schweſter. Anna's Schönheit war glänzender, ihre Unterhaltung pikanter; endlich, als die Antwort des Vaters, beſtehend in einem feſten unwiderruflichen »Nein« anlangte, empfing ſie der junge Mann mit einer Gleichgiltigkeit, vielleicht ſogar mit einer geheimen Befriedigung; aber Emma, die kalte, ſpröde

Emma, ſank ohnmächtig in die Arme ihrer Schweſter und brachte mehre Tage zwiſchen Tod und Leben zu. Sie ſah wohl ein, daß ſie ihrem Vater nicht trotzen könne, daß es fruchtlos ſeyn würde, ihn zu mildern Geſinnungen bewegen zu wollen; ſie war alſo entſchloſſen, zu dulden, ſich zu unterwerfen, und zu ſterben. Anfangs fürchtete ſie die Vorwürfe, die Verzweiflung ihres Geliebten; bald aber bemerkte ſie mit Erſtaunen, daß er leicht darüber hinausging, und gewahrte die unruhvollen und zärtlichen Blicke auf ihre Schweſter. Anna antwortete dieſen Blicken nicht, denn ſie liebte ihre Schweſter, ſie ſaß an ihrem Bette, pflegte ſie zärtlich und — vielleicht um ſo zärtlicher, als ihr Gewiſſen ihr insgeheim Vorwürfe machte.“

„Nach und nach gewann die unglückliche Emma die Herrſchaft über ſich ſelbſt wieder, ſie nahm alle ihre Kräfte zuſammen, um dem Blicke ihres Geliebten begegnen zu können; allein dieſe Blicke waren verändert, ſie hatten nicht mehr jenen Glanz, jene Innigkeit, und klar wurde es Emma, Arthur liebe eine Andere, liebe — ihre Schweſter. Der Verrath zweier Weſen, welche ſie am meiſten auf der Welt liebte, brach ihr faſt das Herz; aber wie die Äolsharfe bei dem Sturme ſchweigt und nur durch den leiſen Zephyr ſich Töne entlocken läßt, alſo konnte auch die Seele dieſes ſanften Geſchöpfes keine bittern Gefühle laut werden laſſen. Sie wuſte zu tröſten, zu beruhigen, aber nicht ſich zu beklagen. Emma ſagte nichts, ſchien nichts zu ſehen, ſie blieb oft allein, und ihr Geiſt fand da einige Ruhe, indem er ſich über die Atmoſphäre irdiſcher Leidenſchaften erhob. Für Anna war dieſes Schweigen drückender als Vorwürfe; ſie fühlte ihre Schuld, warf ſich zu Emma's Füßen und bot ſich an, auf Arthur Verzicht zu leiſten. Emma hob ſie auf, ſchloß ſie in ihre Arme und lange hielten ſich Beide ſtillſchweigend feſt umarmt. Endlich, als Emma Kraft gewonnen hatte, ihren Entſchluß auszuſprechen, that ſie es in einem Tone, der ungeachtet ſeiner Sanftheit doch ankündigte, daß dieſer Entſchluß unabänderlich ſei. »Das Band, welches mich an Arthur knüpfte,« ſagte ſie, »iſt auf ewig zerriſſen; jenes Band, welches uns Beide an einander kettet, hat Gott um unſere Herzen geſchlungen, dieß bleibt feſt bis zum Tode. Derſelbe Gott hat eine ſchwere Prüfung über uns verhängt, aber wir wollen ſie beſtehen, nicht wahr, Anna?« — Anna antwortete nur durch eine neue Umarmung, und durch einen Strom von Thränen. Sie geſtand, daß der unbeſtändige, aber doch aufrichtige und ehrliche Arthur —«

»Großmutter!« riefen hier beide Mädchen mit Einer Stimme, »ſagen Sie ja nichts zu ſeinem Vortheil; das iſt ein abſcheulicher Menſch.«

»Meine lieben Kinder,« verſetzte Miſtriß Tudor, »in dem Maße, als wir im Alter vorrücken, lernen wir auch mehr mitleidig, als erzürnt, die Schwächen unſerer Mitmenſchen betrachten. Bedenkt nur die Jugend und Verzärtelung Arthur's, und damit ihr nicht gar zu ſtrenge ſeid, ſo will ich euch noch im Voraus ſagen, daß er durch ein tugendhaftes Leben alle Thorheiten ſeiner Jugend wieder gut gemacht hat. Doch laßt mich in meiner Erzählung fortfahren. Anna geſtand ihrer Schweſter, daß Arthur ſie dazu aufgefordert habe, ihm ohne Einwilligung ihres Vaters ihre

Hand zu reichen; ſie ſagte ihr mit bittern Thränen, daß es den Anſchein habe, als würden die engliſchen Truppen nicht mehr lange im Städtchen bleiben, und daß nach den letzten Nachrichten aus dem Hauptquartier es wahrſcheinlich ſei, es werde das Corps, zu welchem Arthur gehöre, nach dem Süden marſchiren. Arthur hatte Anna mit aller Heftigkeit der erſten Liebe gebeten, beſchworen, ihm das Recht einzuräumen, ſie als ſein Weib reklamiren zu können, wenn dieſer unglückliche Krieg geendet ſeyn werde. Anna hatte ihm ſchon zur Hälfte ihre kindliche Pflicht zum Opfer gebracht. Emma machte ihr hierüber die ernſthafteſten Vorſtellungen, beſchwor ſie, auf ihr Haupt nicht den Zorn des Himmels zu laden, welcher ungehorſame Kinder nie verſchont. Sie hatte den Muth, Arthur zu ſehen, ihn mit der feſten, unwiderſtehlichen Stimme, welche der triumphirenden Tugend eigen iſt, zu bitten, ihre geliebte Schweſter nicht zu einem Schritte zu verleiten, der ſie ewig unglücklich machen würde, und als ſie ſah, daß Arthur, vom Feuereifer ſeiner Leidenſchaft überwältigt, nicht nachgab, ſagte ſie endlich nach einigem Nachdenken: „Wohlan, ſo will ich mich ſelbſt zum Vater begeben, und eure Sache vor ihm vertreten.“

„Sie, Emma, Sie ſelbſt?“ rief Arthur beſchämt, „bedenken Sie, welche Gefahren ...“ — „Sie ſollen mich nicht ſchrecken. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich kenne meinen Vater, obwohl fürchterlich für den Feind, und ſtrenge für die ganze Welt, hat er mir noch keine Bitte abgeſchlagen. Ich bin überzeugt, mir wird er ſeine Einwilligung nicht verweigern. Macht mir keine Einwendungen, ich will nichts mehr hören, als euern Dank bei meiner Zurückkunft

Arthur, verſchaffen Sie mir eine Eskorte, welche mich bis zu Ihren Vorpoſten bringt; wenn ich einmal unter den Unſerigen bin, hab' ich nichts mehr zu befürchten.“

„Ohne die Dankſagungen Arthur's und Anna's für ſo viele Aufopferung mehr anzuhören, machte Emma ſogleich Anſtalt zu ihrer Reiſe. Wirklich war es für ein junges Mädchen ein ſehr gefahrvolles Unternehmen, einen ſo langen Weg mitten durch zwei feindliche Corps, welche immer kleinen Krieg mit einander führten, zu machen. Sehr oft drohte ihr Tod, und noch Schlimmeres; dennoch wanderte ſie muthig und auf Gott vertrauend weiter, und kam glücklich am vierten Tage ihrer Reiſe im amerikaniſchen Lager an.“

„Sobald ihr Vater ſich von der Überraſchung und der Freude, ſein geliebtes Kind wiederzuſehen, etwas erholt hatte, entdeckte ſie ihm die Urſache ihres Erſcheinens mit jener rührenden Anmuth, mit jenem ſchweſterlichen Eifer, welcher ſie zu dieſem Schritte bewogen hatte. Allein keine Worte vermögen den Zorn des alten Kriegers zu ſchildern. Ich möchte euch, ſelbſt wenn ich es im Stande wäre, ſeine fürchterlichen Verwünſchungen nicht wiederholen.“

„Er verbot Emma, unter Androhung ſeines Fluches, den Namen Arthur je mehr zu nennen. Er weinte Thränen der Wuth und Verzweiflung. So oft Emma den Mund öffnen wollte, verdoppelte ſich ſein Zorn. Er ſchwur, ſein gebrandmarktes Haus zu rächen an jenem Elenden, und ſprudelte auch über Anna die ſchrecklichſten Verwünſchungen aus, wenn ſie dieſes unwürdige Verhältniß nicht auf der

Stelle abbrechen, und den Fremden nie mehr ſehen zu wollen verſprechen würde.«

„Emma, zitternd, in Thränen gebadet, wußte nicht, wie ſie die Wuth ihres Vaters beſchwichtigen ſollte, und alle ihre Angſt vereinigte ſich jetzt nur darin, ihre Schweſter von den Folgen des väterlichen Fluches zu retten, der ihr eben ſo fürchterlich ſchien als der Zorn Gottes. Sie reiste auf der Stelle wieder ab, aber mehre Zufälle verlängerten ihre Reiſe, und als ſie an die Stelle kam, wo die Eskorte Arthur's ſie wieder übernehmen ſollte, fand ſie dieſe nicht, und wurde von einem amerikaniſchen Häuptling gefangen genommen, welcher, ein Freund ihres Vaters, ſich ihrer Weiterreiſe widerſetzte. „Die Engländer,“ ſagte er, »ziehen ihre Linien täglich beſſer zuſammen, kleine Gefechte haben faſt zu jeder Stunde Statt, und es iſt unmöglich, daß Sie unverſehrt nach Hauſe kommen.«

Er führte ſie in das Haus einer geachteten Familie, wo ſie gaſtfreundlich aufgenommen wurde, allein keine zuvorkommende Aufmerkſamkeit konnte ihren bewegten Geiſt beruhigen. Den heftigen Charakter Arthur's kennend, fürchtete ſie, er werde ihre Wiederkehr nicht ruhig abwarten und ihre arme Schweſter werde endlich dem täglichen Dringen ihres Geliebten weichen. Drei martervolle Wochen war ſie gezwungen, zu bleiben, endlich ward ihr geſtattet, ihren Weg weiter fortzuſetzen. Sie kam ohne weitern Unfall in ihrem Geburtsſtädtchen an, und bemerkte gleich bei ihrem Eintritte eine allgemeine Veränderung; der kriegeriſche Lärmen war verſchwunden, die Straßen waren ruhig, als ob Sonntag wäre. Mehre bekannte Geſichter zeigten ſich an den

Fenſtern und unter der Hausthüre und grüßten freundlich. Emma wollte nicht anhalten, und eilte nur ſchneller ihrem Hauſe zu.

Daſelbſt angelangt, that die Magd, welche ihr öffnete, einen Ausruf, den ſie nicht verſtand. Sie lief durch die Gemächer und fand Niemand; ſchnell wandte ſie ſich nach dem Zimmer, welches ſie Beide bewohnten, öffnete die Thüre desſelben mit zitternder Hand, und fand Anna ſitzen, das Geſicht in ihr Tuch verbergend und laut weinend. — „O, meine Emma, meine theure Schweſter!“ rief ihr Anna entgegen, „er iſt fort! mein Gemahl iſt fort!“ — „Dein Gemahl?“ ſchrie Emma, und es dauerte einige Minuten, bis ſie ein anderes Wort hervorzubringen vermochte. Alles, was ſie gefürchtet hatte, war nun eingetroffen. Arthur, heftig, ungeduldig fürchtend, Blunt's Einwilligung nicht zu erlangen, hatte Anna endlich dazu bewogen, ſich mit ihm trauen zu laſſen. Dieß geſchah ſchon einige Tage nach Anna's Abreiſe. Dieſe machte ihrer armen Schweſter keinen Vorwurf, ſie wollte die Laſt des Unglücks, welches ſie bereits ſo tief niederdrückte, auch nicht durch ein Wort vergrößern, und Emma's ganze Sorge ging nur dahin, die Folgen eines Fehltritts zu beſchwören, der nicht mehr gut zu machen war. Sie ſagte ihrer Schweſter nichts, als daß ſie des Vaters Einwilligung leider nicht erhalten habe; genug, um dieſe zu erſchrecken; allein ſie hoffte ihre Ehe, welche ſehr geheim geſchloſſen worden war, ihm verbergen zu können. Zum erſten Mal in ihrem Leben nahm Emma aus Liebe für ihre Schweſter ihre Zuflucht zur Liſt und Verſtellung.

Da der Rückkehr Amos Blunt's kein Hinderniß mehr im Wege ſtand, ſo langte er ſchon am folgenden Tage in dem Städtchen an. Seine Wuth gegen die Feinde ſeines Vaterlandes vermehrte ſich bei jeder Spur, welche ſie zurückgelaſſen hatten. Er muthmaßte nichts von dem, was ſeinem Vaterherzen den ſtärkſten Schlag verurſachte; indeſſen war er einige Zeit gegen ſeine Töchter weniger offen, weniger herzlich als früher. Niemals ſprach er von ihrem Gaſte, aber wenn irgend etwas ihn ſeiner Erinnerung zurückrief, ſo erblaßte er, zog die Brauen zuſammen, biß ſich in die Lippen, und ſein ganzes Weſen zeigte von dem Haſſe, den er im Innern gegen ihn nährte. Eines Tages erſchien Salli, die Magd, vor ihm in ihrem Sonntagskleide und ein kleines goldenes Geſchmeide am Halſe tragend. „Woher haſt du das Geſchmeide in den Zeiten der Widerwärtigkeit erhalten?“ fragte Blunt. Das arme Mädchen, welches ihren Herrn kannte, und deſſen beide Töchter erröthen ſah, wagte nicht zu antworten, durch Blunt aber dazu gedrängt, ſtotterte ſie mit einer Angſt, als ob ſie einen Diebſtahl begangen hätte: „Kapitän Arthur hat es mir geſchenkt.“ — Kaum hatte ſie dieſes Wort geſprochen, als Blunt ihr das Geſchmeide vom Halſe riß und mit dem Fuße zertrat. Einige Wochen nachher begab es ſich, daß ein junger krüppelhafter Burſche aus dem nachbarlichen Pachthofe, mit einer ſchönen Flöte in der Hand, in Blunt's Gemach trat. „Jerry, mein Kind,“ ſprach Blunt, der gleich dem Löwen ſanft und freundlich ſich gegen die Schwachen zeigte, „Jerry, mein Kind, iſt dieß das Inſtrument, welches du manchmal am Abende ſo angenehm ſpielſt, und uns dadurch ſo viel Vergnügen machſt? Zeige es mir doch. Der Knabe gab ihm die Flöte und ſagte: „Herr, wenn Sie erſt den Kapitän Arthur darauf hätten ſpielen gehört! Er hat mir dieſe Flöte geſchenkt, weil ich ſo glücklich war, den Ring wieder zu finden, den er von Miß Anna bekommen hatte.“ — Im Augenblicke lag die Flöte im Feuer des Kamins, und ein fragender, argwöhniſcher Blick fiel auf Anna und lenkte ſich dann auf den Ring an ihrem Finger, auf den Ehering. „Ach! meine lieben Kinder, ich bin nicht im Stande, euch die Scene zu beſchreiben, welche nun folgte. Alle lobenswerthen Empfindungen Blunt's ſchwiegen in dieſem Augenblicke und ließen dem Ausbruche der wüthendſten Leidenſchaften Raum. Emma, nicht für ſich, ſondern für ihre Schweſter fürchtend, weinte und flehte um Gnade, aber ihre Stimme verhallte wie jene eines Kindes unter Sturmesgeheul. Anna ward aus dem Hauſe geſtoßen mit dem ſtrengen Verbote, nie mehr dahin zurückzukehren; die ſchändlichſten Namen ſtrömten auf ſie, und die letzten, die ſie auf der Schwelle des väterlichen Hauſes halb ohnmächtig, in den Armen ihrer Schweſter liegend vernahm, waren Fluch und Verwünſchungen, über ſie ausgeſprochen. Emma ſorgte nun für Anna und wachte über ſie mit mehr als ſchweſterlicher Liebe. Sie verſchaffte ihr für's Erſte eine ärmliche aber reinliche Wohnung, ſie arbeitete oft die ganze Nacht, um Anna das Nothwendige zu verſchaffen, denn Blunt hatte ſtrenge unterſagt, ſeiner ungerathenen Tochter auch nur einen Schilling zu reichen.

Drei Monate nachher gebar Anna ein Kind, einen Knaben, und um ihr Unglück voll zu machen, blind. Die Arme wendete ihr ganzes Leben dazu an, über jenes Weſen zu wachen, welches, wie ſie glaubte, von ihr dazu verdammt war, ewig elend zu ſeyn, indem ſie durch ihren Fehltrirt des Himmels Zorn über dasſelbe hervorgerufen hätte. Sie dachte an die Vergangenheit mit bitterer Reue, an die Zukunft mit Entſagung.

Fünf lange Jahre vergingen, ohne daß Anna von Arthur auch nur die geringſte Nachricht erhielt; ſie zweifelte, daß er noch lebe; denn Zeitungen gab es damals noch ſehr wenige, und nur ſelten ſah man einzelne Blätter in den kleinen Städtchen. Arthur konnte in einem Gefechte geblieben, er konnte auch nach England zurückgekehrt ſeyn, — und o grauſame Vorausſetzung! — ſein Weib vergeſſen haben. Die Zeit, ſtatt Blunt's Haß zu beſänftigen und ſein Herz zu milderen Geſinnungen zu bewegen, ſchien ihn in ſeinem grauſamen Entſchluſſe nur noch mehr zu beſtärken. Sein Vermögen, obſchon durch den Krieg etwas geſchmälert, war doch viel größer, als jenes ſeiner Mitbürger. Emma ſollte ſeine einzige Erbin ſeyn. Emma, tugendhaft, verſtändig und ſehr ſchön, fand mehr als einen Mann, der ſich um ihr Herz und ihre Hand bewarb; allein ſie empfing alle Huldigungen gleichgiltig, ſie lebte nur ihren kindlichen und ſchweſterlichen Pflichten, und beſonders in der Liebe für den kleinen blinden Knaben, dem ſie mit außerordentlicher Zärtlichkeit zugethan war. Sie arbeitete ohne Unterlaß für ihn und ſeine arme Mutter; ihre erfinderiſche Liebe fand hundert Mittel, dem Kinde jene Vergnügungen zu machen, wofür er bei ſeiner Blindheit empfänglich war. Sie brachte ihm Spielzeug, welches ſein Ohr erfreute, ſang ihm manche Stunde lang vor u. ſ. w. Alles liebte Miß Emma, und die Jünglinge beeiferten ſich, ihr Blumen und die Früchte für ihren kleinen Liebling zu bringen.

Es ſchien, als ob der Kleine die Schwermuth ſchon mit der Muttermilch eingeſogen habe. Man ſah ihn faſt immer auf einer Strohmatte, in einer Unbeweglichkeit liegen, welche für ſein Alter ganz ungewöhnlich war. Aber ſobald er Emma's Stimme oder Tritte vernahm, zappelten ſeine kleinen Füßchen, ſeine Händchen ſtreckten ſich aus und alle ſeine Züge wurden lebhafter, mit Ausnahme derjenigen, welche der Spiegel der Seele ſind. Oft nahm ihn Emma auf den Arm und trug ihn in's Freie, hoffend, ſeinen Wangen dadurch die Farbe der Geſundheit zu verſchaffen, allein vergebens; die unglücklichen Umſtände, unter denen er geboren war, ſchienen unheilbringend auf ihn einzuwirken, und er welkte dahin wie eine Blüte von einem Wurm geſtochen.“

„Endlich, meine lieben Kinder, ſtreckte jene Gewalt, vor welcher auch die Stärkſten ihre Häupter beugen, die Hand auch über Blunt aus. Eine langſame, aber tödtliche Krankheit befiel ihn, und er ſah, daß er ſterben müſſe. Schon lange hatte er ein Teſtament gemacht, und ſein ganzes Vermögen Emma zugeſprochen, mit der Bedingung daß ſie nichts, gar nichts davon ihrer Schweſter geben dürfe. Im Falle ſie dieſe Bedingung nicht halten würde, verordnete er, daß ſein Vermögen fruchtbringend angelegt, und von den jährlichen Zinſen den Veteranen der Armee, welche ſeit Anbeginn des Krieges gedient hatten, und beweiſen konnten, daß ſie wenigſtens zehn Engländer getödtet hatten, jährlich hundert Dollars gegeben werden ſollten, inſoweit nämlich das Kapital hinreichte.«

»Unter den eifrigſten Bewerbern um Emma's Hand war ein Jüngling Namens Henry Lee. Er hatte an Blunt's Seite gefochten und geſiegt, und dieſer drang täglich in ſeine Tochter, ihm vor ſeinem Tode noch ihre Hand zu reichen. Emma aber, welche dem jungen Lee wirklich mit Freundſchaft zugethan war, antwortete ganz einfach: »Lieber Vater, Henry weiß ſchon, daß ich ihm nur meine Freundſchaft, aber nicht meine Liebe geben kann.« — Übrigens wiederholte Blunt dieſen Wunſch ſo oft, daß Emma wohl bemerkte, daß es der einzige, der höchſte ihres Vaters ſei. Sie überdachte, daß es wohl möglich ſeyn dürfte, um dieſen Preis Verzeihung für ihre arme Schweſter zu erlangen. Es war das größte Opfer, das ein Weib für das andere bringen konnte, aber Emma war ein edles, großmüthiges Weſen.«

»O, Großmama!« rief Iſabelle, »viel zu edel und großmüthig! ich kann nicht glauben, daß Sie uns da eine wahre Geſchichte erzählen, denn wie kann ein ſo tief beleidigtes, zurückgewieſenes Herz ein ſo übermenſchliches Opfer bringen?«

»Ich kann es glauben,« ſprach Lucie mit von edlem Eifer glühenden Wangen. Ich weiß ſogar, daß eine Frau exiſtirt hat, welche ſolcher Tugend, ſolcher Aufopferung fähig war, es war meine Mutter,« fügte ſie hinzu, indem ſie ihre

Augen voll Thränen in ihre Schürze verbarg. Wir Alle waren tief ergriffen von dem einfachen, aber herzlichen Lobe, das **Lucie** über ihre Mutter ausſprach, für die ſie in Trauer gekleidet war, und Miſtriß **Tudor** ſchwieg einige Augenblicke, bis ſie mit zitternder Stimme alſo fortfuhr: »Und doch, **Iſabelle**, muß ich dir, trotz deiner Ungläubigkeit, ſagen: es iſt eine ganz wahre Geſchichte. **Emma** raffte ihren ganzen Muth zuſammen und erklärte ihrem Vater, daß ſie **Henry Lee** unter der Bedingung heiraten wolle, wenn er ſeinen Fluch über ihre arme Schweſter zurücknehmen, und in ſeinem Teſtamente für deren Zukunft bedacht ſeyn wolle.

Der Alte hörte ſie an, ohne ſie zu unterbrechen, er antwortete nichts, ſein Geſicht überzog ſich mit Todtenbläſſe, große Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner Stirne, ſein Athem war ſchwer, es ſchien, als wolle ein innerer Kampf verſchiedenartiger Empfindungen ſeinem Leben früher ein Ende machen. **Emma** war darüber ſehr erſchreckt, ſie wagte es nicht in dieſem Augenblicke mehr in ihn zu dringen, und ſuchte ihn nur zu beruhigen. Zwei Tage dauerten dieſe konvulſiviſchen Bewegungen mehr oder minder heftig fort. Er ſprach kein Wort mit **Emma**, ſah ſie nicht einmal an, aber der zärtliche Druck ſeiner Hand, wenn ſie ihm Arznei reichte, erweckte in ihr einen Hoffnungsſtrahl. In der letzten Stunde ſeines Lebens kam **Blunt** noch zu ſich, und zum erſten Mal wieder heftete er ſein Auge auf ſie, und befahl ihr, aus ſeinem Schreibkaſten ein verſiegeltes Papier zu holen. Sie gehorchte. Es war ſein Teſtament. Er zerriß es mit zitternden Händen, ſprechend: »Das Geſetz ſoll gleich theilen zwiſchen euch — euch Beiden.“ — Emma ſtürzte auf ihre Knie. „O mein Vater! mein geliebter Vater;“ rief ſie, „ſprich auch das Wort Verzeihung über meine Schweſter aus!“ — „Das kann ich nicht, Emma,“ verſetzte der Sterbende, „aber ich will Gott bitten, daß er ihr verzeihe Jetzt, mein Kind, bete für deinen Vater.“ Emma betete langſam und verſtändlich das heilige Gebet des Herrn, das Alles in ſich ſchließt, was der Sterbliche von dem höchſten Weſen zu erflehen hat, und der Sterbende wiederholte die Worte mit matter Stimme. Nachdem ſie zu der Bitte kam: „Verzeihe uns, Herr, unſere Schuld, ſo wie wir verzeihen —“ ſchrie der Vater mit faſt gewohnter Heftigkeit: „Halt ein!“ — Es ſchien, als begriff er zum erſten Mal den Sinn dieſer Worte. „Halt ein!“ ſchrie er, „das kann ich dir nicht nachbeten.“

In dieſem Augenblicke ſtürzte Anna, die verſtoßene Unglückliche, in das Zimmer und zum Bette hin, ihr Kind auf dem Arme, ſie ſank neben Emma auf ihre Knie und hielt das unſchuldige Weſen ihrem Vater entgegen. Ach, es war nicht mehr die einſt ſo friſche blühende Anna. Verwelkt, abgemagert, mit erloſchenen Augen, zeigte ſich den Blicken des Sterbenden ein Schreckbild von ſeinem Fluche getroffen. Ein tiefer Seufzer ſtieg aus dem Innern ſeines Buſens empor. „Ich verzeihe,“ ſprach er, „aber“ — ſeine Augen ſchließend — „ich kann nicht vergeſſen.“ — So zwiſchen den hartnäckigen irdiſchen Leidenſchaften und den ſiegreichen himmliſchen getheilt, hauchte Blunt ſeine Seele aus. Miſtriß Tudor ſchwieg. Auch ihre Zuhörer blieben ſtumm, zu ſehr erſchüttert durch das Gemälde zu heftiger Leidenſchaften, als daß ſie ihre zarte Jugend aus Erfahrung zu kennen oder ſie zu begreifen fähig geweſen wären. Iſabelle bat zuerſt um Fortſetzung der Erzählung. »Großmama,« ſprach ſie, »ich hoffe, wir haben den traurigſten Theil der Geſchichte überſtanden. Anna wird freilich ſterben, das ſeh' ich wohl noch kommen. Arthur wird zurückkommen, ſeine Gattin todt finden, und Emma heiraten.«

»Aber,« fiel Lucie ein, »das iſt ja unmöglich. Sie haben ja gehört, daß Emma verſprach, dem Henry Lee ihre Hand zu reichen.« — »Ach! Henry iſt gewiß ein großmüthiger Jüngling, der auf ſeine Rechte Verzicht geleiſtet hat. Die Großmama hat uns beim Anfange der Erzählung etwas von einem Geiſte geſagt, und zwar, daß dieſer der Einzige ſei, an den ſie feſt glaube, den armen Geiſt haben wir Alle vergeſſen. Nun wohl, dieſer Geiſt wird der Geiſt der verſtorbenen Anna ſeyn, und dieſer wird der Schweſter Emma erſcheinen, und ihr befehlen, Arthur zu heiraten.«

»Wenn dich deine eigenen Muthmaßungen nicht beſſer unterhalten, liebe Iſabelle,« ſprach Miſtriß Tudor, »als meine Geſchichte, ſo will ich jetzt in derſelben fortfahren. Arthur war wirklich, wie er es vermuthet hatte, zur Armee nach Süden befehligt worden. Lange Zeit erhielt ſich die Liebe für ſeine Frau mit gleicher Heftigkeit in ſeinem Herzen; allein er erhielt keinen Brief von ihr, und auch die ſeinigen gelangten nicht in das Städtchen, welches ſie bewohnte. Zwei Jahre der Entfernung ſchwächten, ja vertilgten endlich faſt den Eindruck, den ein ſo kurzer Umgang mit Anna in ihm hervorgebracht hatte. Ausgezeichnet in ſeiner militäriſchen Laufbahn, mit der Gunſt ſeiner Vorgeſetzten beſchenkt, überließ er ſich der ausgelaſſenſten Fröhlichkeit mit ſeinen Kameraden. Sein Stolz und ſein Hang zum Vergnügen ſteigerten ſich immer mehr in dieſer gefährlichen Geſellſchaft, und ich muß es ſagen, er blickte auf jene einſt geſchloſſene Verbindung mit Reue zurück, und ſprach mit keinem Menſchen auf der Welt davon. Endlich kam jener wohlthätige Mahner, welcher ſo nothwendig iſt, um die gebrechliche Tugend zu retten, jener Bote des Himmels: die Krankheit. Mehre Monate hielt ihn ein heftiges, hitziges Fieber im Bette, und erſt als der Friede geſchloſſen war, wurde es ihm möglich, jenen Entſchluß auszuführen, den er in den Stunden des Leidens gefaßt hatte.

Einige Wochen nach Blunt's Tode hielt Arthur, auf einem ſchönen Pferde ſitzend, vor einer Herberge, einige Meilen von dem Städtchen B*** entfernt. Er wollte die Leute, welche unter dem Thore ſtanden, um das fragen, was ihn am meiſten intereſſirte, allein er brachte es nicht über ſich, und erkundigte ſich daher nur, wie weit es von hier noch nach dem Städtchen B*** ſei. Man gab ihm Auskunft und — alle ſeine Kräfte zuſammenraffend — fügte er noch die Frage hinzu: „Das Haus des Amos Blunt ſteht, wenn man mich recht berichtet hat, dießſeits der Stadt?“ — „Ja,“ antwortete man, „Sie werden vier Meilen von hier das Haus finden, wo Blunt wohnt — oder wohnte, denn er iſt geſtorben, aber einige Perſonen ſeiner Familie ſind noch dort.“ — Arthur zog raſch den Zügel ſeines Pferdes und beeilte ſich weiter zu kommen, in der Angſt, ein Wort mehr zu hören. Traurige Ahnungen beengten ſeine Bruſt und ſeine Gewiſſensangſt zeigte ihm in einer abſchreckenden und wider=

lichen Geſtalt die Bahn, welche er durchwandelt hatte. Jetzt betrachtete er die Leidenſchaften ſeiner Jugend mit einem Gefühl, welches der Verachtung nahe kam, er dachte an ſeine thörichte Heirath, an das ſträfliche Verlaſſen ſeines Weibes mit tiefer Reue. Er fühlte, daß er die Strafe des Himmels verdient habe, und beugte ſein Haupt, ſie zu empfangen. Der Weg führte an dem Saum eines Hügels vorbei, und das ſchwache Sternenlicht fiel auf hohe zerſtreute Pinien, dichtes Geſträuch umgab den Reiter, Unken quackten in den Sümpfen und Arthur's düſtere Einbildung ſah in Allem eine böſe Vorbedeutung. Als der Reiſende den Gipfel des Hügels erreicht hatte, ſchloß ſich ſeinem Blicke das Thal auf, in deſſen Mitte das Städtchen lag. Der abnehmende Mond erſchien am Horizonte, doch von Wolken verhüllt, deren verſilberte Ränder allein ſeine Gegenwart verriethen. Arthur ritt in tiefen Gedanken vorwärts, alles Unglück, welches ſeine Frau erlitten haben konnte, ſtellte ſich ſeinem Geiſte dar, doch eine Furcht überwog die andere, nämlich der Gedanke: ach! wenn ſie die Stimme der Reue nicht hören, wenn ſie das Wort „Verzeihung“ nicht mehr ausſprechen könnte. — „Ja, ſie iſt todt,“ rief Arthur endlich verzweiflungsvoll, „und ich habe dieſe Strafe verdient.“

In dieſem Augenblicke ſtieg der Mond hellſtrahlend aus den Wolken hervor. Er ritt noch über eine ländliche Brücke, dann einen kleinen Abhang empor, und da ſah er nun Blunt's Haus vor ſich. Er betrachtete ſchweigend das alte unregelmäßige Gebäude; es war noch, wie er es verlaſſen hatte, aber kein Lichtſtrahl aus den Fenſtern zeigte, daß es bewohnt ſei. Alles war dunkel und ſtille um ihn.

Bevor er das Haus ganz erreichte, mußte er noch einen Platz zurücklegen, der zugleich die zärtlichſten Erinnerungen und zugleich die ſchmerzlichſten Beſorgniſſe in ihm erregte. Es war ein Grasplatz von beiläufig 40 Klaftern, im Niveau mit dem Wege, aber von der andern Seite von Felſen geſchloſſen und mit Ahornbäumen, Linden und Buchen beſetzt. Zwei ſehr alte Ulmen ſchieden dieſes kleine Heiligthum von dem Wege. Amos Blunt hatte dieſen Platz von allen andern geliebt, und ihn zu ſeiner Grabſtätte beſtimmt. Hier hatte Arthur oft mit den beiden Schweſtern geſeſſen, hier ruhte auch ihre Mutter.

Arthur fühlte Eiſeskälte durch ſein Innerſtes rieſeln, als er ſich dem einfachen Erdhügel nahte. Ich will nicht dahin ſchauen, dachte er, allein er konnte ſeinen Blicken nicht befehlen. Ein unwiederſtehlicher Inſtinkt leitete ſie dahin und hielt ſie dort feſt. Er gewahrte eine Geſtalt, welche ſich einem friſch aufgeworfenen Grabe näherte. Die Geſtalt hatte die Größe, die Bewegungen ſeiner Frau. Sie war in ein weißes Tuch gehüllt und als ſie das Grab erreicht hatte, warf ſie ſich auf dasſelbe. Arthur zitterte, aber näherte ſich leiſe, um die Züge der Geſtalt ſehen zu können. Ha! es war keine Täuſchung ſeines kranken Gehirns, wirklich lag ein blaſſes Weſen unbeweglich auf der friſch gegrabenen Erde. Ja, es war ſein Weib mit den Furchen des Kummers auf dem blaſſen Antlitze. Aber dieſes Antlitz drückte zugleich den Frieden, die Heiterkeit des Todes aus. Die langen Wimpern ruhten auf den Wangen, als ob der Schlummer natürlich ihre Augenlider geſchloſſen hätte. Selbſt das weiße Leichentuch, worein ſie gehüllt war, bildete um ihre Glieder weiche, anmuthige Falten. Einer ihrer Arme auf das Grab hingeſtreckt, ſchien ſich um einen geliebten Gegenſtand zu ſchlingen, mit einem Gefühle des Beſitzes und der Sicherheit. An einem der Finger glänzte der Ehering. Heftig wurde Arthur von dieſem Geſichte ergriffen, er kniete nieder und bat Gott, ihm den Zweck dieſer geheimnißvollen Erſcheinung zu enthüllen. Dann ſtand er auf, warf die Blicke aufs Neue auf die ſtumme, unbewegliche Geſtalt; im höchſten Ausbruche ſeiner Erſchütterung trat er noch näher, beugte ſich über ſie und richtete die heftigſten Ausdrücke der Reue an den erzürnten Geiſt ſeiner Frau.

Bei dem Tone ſeiner Stimme erhob ſich die Geſtalt, ihre Wangen färbten ſich, und Anna, die lebende Anna, ſtand vor ihm. Sie warf unruhige zweifelnde Blicke um ſich und einen lauten Schrei ausſtoßend, ſtürzte ſie in Arthur's Arme. Sie lebte, er konnte aus ihrem Munde ſeine Verzeihung und ihre treue Liebe vernehmen. Geſtärkt durch die ſüße Gewißheit, trug er ſie in das Haus ihres Vaters. Emma empfing ſie an der Thüre.

Ich will euch nun nicht mit mehren einzelnen Nebenumſtänden langweilen, ihr könnt ſie euch ſelbſt ausmalen. Das Grab, wie ihr vielleicht ſchon geahnt haben werdet, war jenes des blinden Kindes. Man hatte es am vorigen Tage beerdigt, und ſeine arme Mutter, von vielen Nachtwachen geſchwächt, hatte in einem fieberhaften Traume ihr Bette verlaſſen, ſich in ihr Betttuch gehüllt und den Erdhügel aufgeſucht, der ihr Liebſtes in ſich ſchloß.«

Wir blieben einige Zeit ſtumm, theils von dem Vergnügen ergriffen, welches uns ein glücklicherer Ausgang, als wir ihn gehofft hatten, verurſachte, theils aber auch etwas ungehalten, daß es im Grunde doch keine Geiſtergeſchichte war, wie uns Miſtriß Tudor verſprochen hatte. Iſabelle nahm wie gewöhnlich zuerſt das Wort.

„Und Arthur,“ fragte ſie, „war er ſeiner Frau immer liebend zugethan?“

„Immer, meine liebe Iſabelle. Er führte ſeine Frau nach England, wo ſie von ſeiner Mutter ehrenvoll empfangen, und als ſie ſelbe näher kennen gelernt hatte, herzlich geliebt wurde.“

„Und die gute Emma,“ fragte Lucie, „die ſanfte Emma, immer mit dem Glücke Anderer beſchäftigt, vereheligte ſich vermuthlich, wie ſie verſprochen hatte?“

„Ja mein Kind, und ihre Neigung für ihren Gatten wuchs mit jedem Tage und ließ ſie in ihrer Verbindung ein wahres Glück und jene Ruhe finden, welche romantiſche Leidenſchaften ſelten gewähren.“

„Aber,“ ſprach Iſabelle, „was that Anna, was konnte ſie thun, um ihrer engelguten Schweſter ihre Dankbarkeit zu bezeigen?“ — „Es gibt Gefühle,“ verſetzte Miſtriß Tudor, „für welche kein Ausdruck möglich iſt, aber Anna bewies die ihrigen gegen ihre Schweſter durch alle Mittel, welche ihr ihre gegenwärtige Lage möglich machte. Emma war auch von ihrer Liebe und Dankbarkeit ſo überzeugt, daß ſie, als ſie ſelbſt hierauf von einer tödtlichen Krankheit befallen wurde, ihre Tochter ihrer Schweſter vermachte, überzeugt, daß ſie ihre Zärtlichkeit und Sorgfalt zwiſchen dieſer und ihrer eigenen Tochter theilen werde.“

Iſabelle ſah Miſtriß Tudor mit großen Augen an, ſprang auf, und rief: „Großmama! nun begreif' ich Alles. Sie haben uns die Geſchichte unſerer eigenen Mütter erzählt.“ — Und ſich gegen Lucien wendend, ſchloß ſie dieſe zärtlich in ihre Arme. Ich las in Iſabellens beſeelten Zügen, in ihren ſchönen, zum Himmel gerichteten Blicken die Gedanken, welche ſich in ihrer Seele kreuzten und ſich endlich in die innigſte Liebe für ihre Couſine vereinigten, während Luciens Wangen ſich rötheten über den heiligen Sieg, den die Tugend ihrer geliebten Mutter errungen hatte.

Der Unbekannte.

Eine geheimnißvolle Geſchichte.

Erſtes Kapitel.

Die Bewegung.

In einem kleinen Städtchen, nicht weit entfernt von London, lebte ein Prokurator mit ſeiner einzigen Tochter Laura. Die Lieblingsbeſchäftigung des Mädchens war die Romanenlektüre, war es daher wohl ein Wunder, daß ſie in ihrem achtzehnten Jahre ſo ganz eigentlich nach Liebe ſchnappte? Eines Abends ging ſie im nahen Gehölze ſpazieren, ſah mit großem Intereſſe das zärtliche Schnäbeln der Vöglein und ein tiefer Seufzer entquoll dem Buſen, als ſie einen Jüngling gewahrte, der im tiefen Nachdenken an einen Baum gelehnt ſtand. Er trug ein ſehr elegantes Kleid, welches übrigens für ſeine ſchlanke Geſtalt etwas zu weit ſchien, ſeine ſchwarzen Haare bildeten dichte Locken auf ſeiner Stirne, ein anmuthiges, man kann ſagen, ſchönes Geſicht mit funkelnden Augen qualifizirte ihn ganz zu einem Romanenhelden. Er murmelte folgende Worte: „Fürchterliches Schickſal! kann ich dir widerſtehen? Unmöglich! Seit vier Jahrhunderten haben meine Voreltern dieſes Amt geführt, dieſen Titel getragen von dem Vater auf den Sohn ohne Unterbrechung. Soll ich der Erſte dieſes erbliche Recht von mir werfen? Ich darf, ich kann es nicht!«

Der Jüngling entfernte ſich vom Baume, und erblickte Laura, die ihre Augen freudig bewundernd auf ihm ruhen ließ, denkend, es ſtehe wenigſtens der Lord-Kanzler vor ihr. Der Jüngling hielt an, das Mädchen that daſſelbe. Der Jüngling gab Zeichen der Überraſchung, das Mädchen ſeufzte. — »Herrliches Geſchöpf!« rief der Jüngling und ſtreckte ſeinen Arm dem Mädchen entgegen, um den ihrigen zu faſſen, allein furchtſam, wie es der Heldin eines Romans geziemt, fuhr Laura mit einem ſchwachen Schrei zurück.

»Wie?« nahm der Jüngling traurig das Wort, »auch du wendeſt dich von mir, auch du fürchteſt mich?«

»Laura ward durch dieſe Worte bis zu Thränen bewegt, der Jüngling faßte ihre Hand.

Ich will hier nicht weiter ihre intereſſante Unterredung verfolgen, es genüge zu wiſſen, daß die beiden jungen Leute beim erſten Anblicke heftig in einander verliebt wurden. Für Laura hatte der Gedanke, ja die Gewißheit, von einem Jünglinge geliebt zu werden, deſſen Ahnen ſeit vierhundert Jahren einen erblichen Titel trugen, ein erbliches Vorrecht vom Vater auf den Sohn übertrugen, einen außerordentlichen Reiz. Allein, worin beſtanden dieſe Würden und Vorrechte? Sie fragte ihn darum. Er änderte die Farbe, biß ſich in die Lippen, ſteckte die beiden Hände in die Taſchen und antwortete: »Süßes Mädchen, verzeihe mir, aber ich kann dir nicht ſagen, wer ich bin.«

„Wär's vielleicht gar ein Königsſohn incognito?“ ſprach Laura zu ſich ſelbſt. Sie ſtellte den Jüngling ihrem Vater vor. Er drückte dem alten Prokurator die Hand und ſprach: „Unſere Familien ſind ſeit langer Zeit gute Freunde.“

„Wie?“ verſetzte der Prokurator, „wir kennen uns? Wollen Sie die Güte haben, mir Ihren Namen zu ſagen?“

Der Liebhaber wurde verwirrt, er ſtotterte einige Entſchuldigungen. Der Prokurator betrachtete ihn lange und aufmerkſam. Der Jüngling hatte in ſeinem Weſen etwas Kühnes, Unternehmendes, Muth ſtrahlte aus ſeinen Blicken, und Kraft lag in ſeinen nervigen Armen. — „Ach,“ ſprach der Prokurator, halb leiſe und indem er ihn bei der Hand faßte, „Sie haben wohl gerechte Urſache, Ihren Namen geheim zu halten. — Eine böſe Stunde — Sie haben Ihren Mann gefaßt und getödtet. — Hab' ich's errathen?“

Der Jüngling ſchrie laut auf, und ſich das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, ſtürzte er aus dem Zimmer.

Zweites Kapitel.

Aufklärungen.

Dem Prokurator war Alles klar: der feurige Jüngling hatte eine Beleidigung nicht geduldet, einen Ehrenhandel gehabt und im Duell den Sieg davon getragen. Dieß verdoppelte noch Laura's Liebe für ihn. Der Vater ſeinerſeits ſah auf jeden Fall aus dieſer Bekanntſchaft Vortheil für ſich erwachſen. Er beſchloß fürs Erſte genaue Erkundigungen über die Vermögensumſtände des jungen Mannes einzuziehen. Iſt er ſehr reich, dachte er, ſo mag er meine Tochter haben, iſt er es nicht, ſo zeig' ich ihn den Gerichten an und ſtreiche dafür die von den Geſetzen beſtimmte Belohnung ein. Ein Prokurator trägt immer auf zwei Achſeln, der unſerige hatte ſeinen Plan gefaßt, ſuchte den Fremden auf und fand ihn im nahen Gehölze, einen Baum aufmerkſam betrachtend.

„Sie verſtehen vermuthlich die Waldkultur, und haben große Kenntniſſe vom Holze?“ redete er ihn an.

„Hm, ja wohl, eine gewiſſe Gattung von Holz kenn' ich gut.“

„Haben Sie viel Holz im Beſitze?“

„Sehr viel, antwortete der Fremde ſchnell.“

„Und vermuthlich von der beſten Gattung?“

Ja, ſolches, wie man es zu Schiffen und auch Schaffotten braucht.“

„Das iſt das vorzüglichſte,“ antwortete der Rechtsmann, und machte eine maliziöſe Pauſe. Dann fuhr er fort: „Sie können ſich nicht mehr verbergen, Ihr Rang iſt offenbar.“

„Gerechter Himmel!“

„Ja, meine Tochter hat Sie von erblichen Vorrechten und Auszeichnungen ſprechen gehört, welche ſchon ſeit 400 Jahren bei Ihrer Familie ſind.“

„Wie, ſie hat gehört?“

„Alles, und das Nützlichſte, das Pekuniäre wird wohl ebenfalls mit dem Ehrenvollen verbunden ſeyn?“

„Die Regierung ſorgt für unſere Exiſtenz.“

„Oh, eine Penſion alſo, und auch erblich?“

„Wie Sie ſagen.“

„Ja, ja, ſo geht es in unſern Zeiten. Eine erbliche Penſion! Aber auf ſolche Art hängen Sie von —“

„Was hängen?“ fiel der Fremde mit fürchterlicher Stimme ein.

„Nun, iſt's nicht wahr, daß Sie von dem abhängen, der Ihnen die Penſion bezahlt? ein bequemes Leben iſt das freilich, ich möcht's wohl auch ſo gut haben, ſoll mich der Henker hohlen!“

„Sie?“ ſtammelte der Unbekannte, und ſtand ſtarr und unbeweglich.

Drittes Kapitel.

Werbung.

„O ſchöne Laura! willigen Sie ein, mir Ihre Hand zu reichen?“ ſprach bittend der Fremde, und warf ſich dabei auf ſein gelbſeidenes Sacktuch auf ein Knie.

Die ſanfte Röthe der Beſcheidenheit übergoß Laura's Wangen und ſie ſtotterte: „Ach, Sie — Sie ſind ſo zudringlich. — Werden Sie mich auch immer lieben?

„Immer! ewig, noch über die Ewigkeit hinaus.“

„Und — werden Sie mir jetzt endlich einmal ſagen, wer Sie ſind?

„Nach der Hochzeit, mein Engel — aber jetzt, jetzt noch nicht,“ erwiederte der Fremde etwas verdutzt.

„Jetzt, jetzt auf der Stelle will ich es wiſſen,“ ſagte Laura Anfangs gebieteriſch; gleich darauf aber fing ſie an zu ſchmeicheln: „Bitte, bitte, lieber Mann.“

Er ſchwieg.

„Sehen Sie, wozu wollen Sie hinter dem Berge halten. Ich weiß ja ſo ſchon faſt Alles. Sie ſind der Ältere Ihrer Geſchwiſter.“

„Ja, der bin ich — leider!“

„Es beſteht bei Ihrer Familie ein erblicher Titel, oder ein erbliches Amt.“

„Ach ja, ſo iſt es.“

„Und dieſes Amt kommt nun Ihnen zu.“

„Gewiß.“

„Geben Sie mir davon die Beweiſe,“ fiel der Prokurator ein, der die beiden jungen Leute belauſcht hatte, „und meine Tochter iſt die Ihrige, und wenn Sie auch zwanzig umgebracht hätten.“

„O bewundernswerthe Philoſophie, großmüthige Empfindung, lobenswerthe Grundſätze, des aufgeklärten Zeitalters würdig,“ rief der Unbekannte und warf ſich zu den Füßen des Rechtsgelehrten.

Viertes Kapitel.

Indirektes Licht.

Der Unbekannte trug, wie wir ſchon geſagt haben, prächtige Kleider. Das Geheimniß, welches ihn umgab, zog natürlicher Weiſe alle Blicke der Bewohner der kleinen Herberge auf ſich, in welcher er einlogirte. Eines Morgens ſprach man von ihm in der Küche dieſer Herberge, während der Aufwärter ſeinen Frack ausbürſtete. Ein Schneider aus London, der eben in der Provinz reiſte, trat ein und forderte ſein Frühſtück, welches er, wie er ſagte, ſchon lange auf ſeinem Zimmer erwartete.

„Das iſt doch wirklich ein ſchöner Frack,“ ſagte der bürſtende Aufwärter, ohne den Schneider gewahr zu werden. — „Und wie prächtig gefüttert, ganz mit weißer Seide,“ ſetzte die Köchin hinzu, indem ſie näher trat, und einen Schoß des Frackes umwendete.

„Was ſeh' ich?“ fiel der Schneider ein, „dieß iſt das Kleid des Grafen Rompicollo. Ja, es iſt's, ich irre mich nicht; denn in meinem Atelier iſt es gemacht worden.“

„Ha! jetzt iſt Alles mit einem Male klar,“ ſchrie der Aufwärter. „Der Fremde iſt ein Graf. Ach! was wird Miß Laura für eine Freude haben, wenn ſie das erfährt.“

Die Wirthin trug geſchwinde dem Schneider friſche Eier zum Frühſtücke hin und fragte: „Sir! iſt es auch gewiß, daß der Fremde, dem dieß Kleid gehört, der Graf Rom — Rompicollo iſt?“

„Sein Kleid iſt's gewiß,“ antwortete der Schneider, „aber Er — nein, der Graf ſelbſt kann's unmöglich ſeyn, denn der wurde ja im vorigen Jahre um dieſe Zeit gehängt.“

Fünftes Kapitel.

Die Abreiſe.

„O du himmliſche Güte! welch ein ſeltſames Abenteuer!“ rief der Prokurator, indem er den Wirth der Herberge bis vor ſein Haus begleitete. „Ich bin Ihnen vielmal verbunden für die Mittheilung. Wenn ich bedenke, daß ich auf dem Punkte ſtand, meine Tochter einem Gehängten zum Weibe zu geben, ſo ſträuben ſich mir die Haare auf dem Kopfe empor.“

Laura zerfloß in Thränen. „Wenn's etwa gar ein Vampyr wäre!“ ſagte ſie zurückſchaudernd, „denn es iſt doch unmöglich, daß ein Menſch noch lebe, der vor einem Jahre ſchon aufgehängt worden iſt.“

Indeſſen kam der Fremde aus ſeinem Zimmer herab, und die neugierige Menge theilte ſich ſchnell, um ihm Platz zu machen. Das Küchenmädchen, das er gewöhnlich freundlich am Kinne zu faſſen pflegte, ſchrie, als er die Hand nach ihr ausſtreckte, laut auf, und fiel ohnmächtig zu Boden.

„Himmel!“ ſagte der Unbekannte zu ſich ſelbſt, indem er unruhige Blicke um ſich warf, „ſollte ich erkannt ſeyn?“

„Ja, Sir, Sie ſind erkannt,“ antwortete der Aufwärter keck. „Man weiß, daß Sie der Graf Rompicollo ſind.“

Mit einem Schrei des Entſetzens gewann der Fremde den Speiſeſalon, wo er ſich einſchloß. Heftig ſchritt er da auf und nieder, und hielt folgendes Selbſtgeſpräch: „Verflucht ſeien dieſe erblichen Gewohnheiten und Auszeichnungen. Sie vergiften mir mein ganzes Leben. Sie rauben mir Laura und ihr ſchönes Heirathsgut. — Nein, ich kann noch zu ihr fliegen, bevor die Nachricht ſich verbreitet. Sie muß mir gutwillig oder mit Gewalt folgen.“

Um der verſammelten neugierigen Menge zu entgehen, nahm der Fremde ſeinen Weg durch das Fenſter. Er lief ſchnurſtracks in des Prokurators Wohnung und fand Miß Laura im Garten. Sie weinte heftig und hatte ihr Sacktuch vergeſſen. Der Fremde bot ihr das ſeinige und die Blicke des Mädchens fielen auf einen Zipfel des Sacktuches, in welches eine Krone und unter derſelben ein R. geſtickt war.

„Ach, es iſt nur allzu wahr,“ ſprach **Laura** ſchluchzend und auf den Buchſtab deutend, „Sie ſind der Graf **Rompicollo**.“ Sie konnte vor innerer Bewegung nicht weiter ſprechen.

„Hölle und Teufel,“ ſchrie der Unbekannte, „was hat man Ihnen von dem Grafen geſagt?“

Mit einer kaum hörbaren Stimme, welche durch lautes Schluchzen unterbrochen wurde, flüſterte **Laura**: „Er — er — wurde — aufgehängt.“

„So iſt Alles für mich verloren!“ ſchrie der Unbekannte, machte eine fürchterliche Geberde und ſtürzte fort.

„Ach! es iſt kein Zweifel mehr,“ ſagte **Laura**, indem die Thränen ſtrömend ihren ſchönen Augen entfloſſen, „er iſt ein Vampyr. Aber Vampyr oder nicht, nachdem er ſchon vor einem Jahre gehängt worden iſt, ſo wär' er vielleicht doch ein guter Ehemann geworden.“

Sechſtes Kapitel.

Der Philoſoph.

Es war ein trüber, trauriger Tag, ganz geeignet zu den Begebenheiten, welche er bringen ſollte. Eine Stunde beiläufig nach der Unterredung im vorigen Kapitel fing es in Strömen zu regnen an. Der geheimnißvolle Fremde befand ſich auf der Landſtraße, welche zur Hauptſtadt der Grafſchaft führte. Er hoffte einen der öffentlichen Wagen anzutreffen, die immer auf dieſer Straße fahren. Er knöpfte ſorgfältig den verhängnißvollen Frack zu. „Umſonſt,“ ſagte er, „habe ich alſo das Beſte, was ich hatte, auf den Leib gehängt. Überall verfolgt mich mein böſes Schickſal! Sogar der Regen thut das Seinige. Er ruinirt mir mein ſchönſtes Kleid und wer weiß, wann ich wieder ein ſolches bekomme.“ Der Regen nahm ihm den Reſt der Worte vom Munde weg. Er ſah um ſich, ob er nicht einen Zufluchtsort entdecken könne, und gewahrte rechts am Abhange eine kleine Herberge, welche er eiligſt zu gewinnen ſuchte. Während er dort ſeine Kleider am Kamine trocknete, las ein anderer Reiſender an einem Tiſche ſehr eifrig in einem Buche. Dieſer Mann war ganz kahl, ſchon ziemlich bejahrt, und das Buch, welches alle ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, war: „Glumen Borchinſicienlornus, über die Geſchicklichkeit in einem Parallelogramm zu leben und ſich nur in rechten Winkeln zu bewegen.“ Von ſeinem eigenen Mißmuth zu ſehr ergriffen, nahm der Fremde dieſen Mann nicht in Acht, und ſprach, ſeine Kleider trocknend, zu ſich ſich ſelbſt: „Ach! ſo gibt es alſo nirgend mehr Liebe für mich? Ich werde nie ein braves, liebenswürdiges, reiches Mädchen mein nennen können! Die geſellſchaftlichen Verhältniſſe zwingen mich allein in der Welt zu ſtehen. Entſetzliches Recht der Erſtgeburt! Haſſenswürdige erbliche Vorrechte!“

Der Kahlkopf, welcher ein großer Philoſoph war und ein dickes Buch geſchrieben hatte, worin er klar bewies, daß der Menſch kein Affe ſei, ſprang freudig vom Stuhle auf, als er dieſe Worte vernahm. „Mein Herr!“ ſprach er, indem er unſern Unbekannten bei der Hand faßte, „Ihre Grundſätze machen Ihrer Weisheit Ehre. Sie gehören unter die kleine Anzahl von Menſchen, deren Begriffe ihrem Jahrhunderte vorgeeilt ſind. Erbliche Vorrechte ſind die wahren Geißeln der Civiliſation.“

„Sie haben ganz recht, mein ehrenwerther Herr!“ antwortete der Unbekannte mit einem Seufzer.

„Vermuthlich,“ erwiederte der Weiſe, „ſind Sie der jüngere Sohn einer edlen Familie, und daher durch die Vorrechte der Erſtgeburt aller Ihrer Anſprüche beraubt?“

„Nein, ich ſelbſt bin der Erſtgeborne, ich ſelbſt übe dieſe Vorrechte aus und beklage mich doch.“

„Hochherziger Jüngling, welche Großmuth! Das iſt die Frucht tiefer Anſichten, der aufgeklärte Menſch kann kein Egoiſt ſeyn.“

Der Fremde, durch das Beiſpiel aufgeregt, verfiel in enthuſiaſtiſche Beredſamkeit, und ſchloß ſeine ſalbungsreiche Rede über menſchliche Monopole und Vorurtheile endlich mit den Worten: „Wenn dieſe erblichen Monopole ſchon Euch ſo drückend erſcheinen, welches Unglück ſtiften ſie erſt unter Euern Nachgebornen an. Verurtheilt zur Armuth und zu allen ihren Folgen, ſinken ſie allmälig tiefer, begehen am Ende Verbrechen und ihr hängt ſie auf.“

„Wir hängen ſie auf, ach!“ rief der Fremde mit fürchterlicher Stimme und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

„Welch philanthropiſche Theilnahme!“ ſagte der Philoſoph. „Verzeihen Sie meine Kühnheit, aber ich will, ich muß mich Ihnen vorſtellen, wie ich bin. Ich bin der Philoſoph Slatternobigioſo, habe meine ganze Wiſſenſchaft auf das Pſychiſche des Menſchen gerichtet und glaube die wahre Natur des Laſters zu kennen.“

„Ja," murmelte der Fremde, „auch ich kenne das Laſter, beſonders ſein Ende."

„Vielleicht haben auch Sie Ihre Erfahrungen aus den Lebensgeſchichten dieſer groſen Schule aller praktiſchen Wahrheit geſchöpft? Ich nehme eben jetzt das Leben eines merkwürdigen Verbrechers vor."

„Und ich, mein Herr," ſagte der Unbekannte, indem er ſeinen Hut nahm, „gehe dasſelbe zu thun."

Siebentes Kapitel.

Eiferſucht.

„Ach, Miß!" ſagte der Schneider, der auf ſeinem Wege durch das Städtchen Laura begegnete, die, „Werther's Leiden" in den Händen, nach Hauſe ging, „der Vogel iſt alſo doch ausgeflogen. Wie konnten Sie aber ſo verblendet ſeyn, Ihre ſchöne Hand einem —"

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen," erwiederte Laura, „und ich bitte Sie, über dieſen Punkt zu ſchweigen. Sie haben ihn alſo gekannt?"

„Ja, aber nur vom Sehen! Freilich bei ſehr merkwürdigen Gelegenheiten, ſo zu ſagen, auf der Probe. Aber Sie werden ihm nicht mehr begegnen. Er hat morgen früh in der benachbarten Stadt zu thun, wohin er berufen worden iſt."

„Und warum?" fragte Laura.

„Warum?" ſagte der Schneider, „bereiten Sie ſich auf einen fürchterlichen Schlag vor. — Er wird dort ein anderes Band knüpfen."

„Wie, Elender! Treuloſer! Schändlicher!“ ſchrie Laura, die von Eiferſucht fürchterlich ergriffen wurde. „Ein anderes Band wird er knüpfen, ſagen Sie?“

„Ja, ganz gewiß, das arme Schlachtopfer erwartet ihn ſchon.“

Achtes Kapitel.

Entwickelung.

„Armer Vetter William!“ ſagte der Prokurator, indem er noch den Reſt ſeines Frühſtücks hinabſchlürfte, „er hat freilich viel verbrochen, bis er ſo weit gekommen iſt, aber er war doch unſer Nachbar, wir müſſen ihn doch auf dem letzten Gange begleiten. Zieh dich an, Laura, und komm mit mir, das wird deinen Trübſinn etwas zerſtreuen.“

„Aber Vater! ich fürchte, es wird ein großes Gedränge ſeyn. Freilich wird es ein ſehr rührendes Spektakel ſeyn, und die Fahrt ſo wie die Luft werden mir wohl thun.“

Beide fuhren nach der Hauptſtadt der Grafſchaft. Auf dem großen Platze daſelbſt angelangt, ſahen ſie ein Schaffot erbaut, welches ſich über die Köpfe der Zuſeher erhob. Laura's Herz pochte hörbar, ihre Knie zitterten, ſie wollte umſinken. Um ſie herum ſchwatzten mehre Perſonen mit einander. Der Eine ſagte: „Man hatte viele Mühe, ihn dazu zu bewegen, er wollte das Amt nicht übernehmen, welches doch ſchon 400 Jahre bei ſeiner Familie iſt.“ — „Ich habe mir erzählen laſſen,“ erwiederte der Zweite, „man habe auch ſchon einen Andern geſucht, endlich aber, weil es mit ſo beträchtlichen Einkünften verbunden iſt, hat er ſich doch wieder dazu herbeigelaſſen.

„Da kommt der arme William!“ ſagte der Prokurator, „wie blaß er iſt, er kann gar nicht gehen, ſie müſſen ihn tragen.“

Laura erhob das Köpfchen, ſah den armen William, der zum Hängen ausgeführt wurde, und neben ihm eine ihr wohlbekannte Figur.

„Der Graf Rompicollo!“ ſchrie der entſetzte Prokurator. — „Gott! mein Geliebter!“ ſchrie Laura.

„Er iſt's!“ ſprach ein Nebenſtehender, „richtig, es iſt der erbliche Henker der Grafſchaft.“

Eine Nacht in der Diligence.

Komiſche Skizze aus dem Leben eines meiner Freunde.

Es war im Jahre 1819. Ich zählte damals zwanzig Jahre, beſaß ein Herz voll Liebe und einen Kopf voll angenehmer Täuſchungen. Zwanzig Jahre! glückliches Alter, wo das Leben ſich vor unſern Blicken mit einem phantaſtiſchen Gefolge von Freuden und Wundern entrollt! Stunde des Enthuſiasmus und des Glückes, in die Exiſtenz des Sterblichen geworfen, gleich einer Roſe in der Wüſte. Trügender Spiegel der Zukunft, in welchem man nur die vergoldete Oberfläche der Welt und der menſchlichen Gefühle erblickt. Die himmliſche Frühlingszeit beſaß ich, als ich von meinem Vater die Erlaubniß erhielt, eine Reiſe zu machen. Ich wählte mir zuerſt Trieſt. Das Meer! das große unendliche Meer, dieſes ſichtbare Element lockte mich dahin. Ich ſollte ſie ſehen die große herrliche Kokette, allen Schiffen zulächelnd, welche ihr von den vier Enden der Welt ihre Gaben darbringen.

Dies waren meine Gedanken und Gefühle, als ich im Gaſthofe auf und nieder ging, während die Poſtknechte die Koffers auf den Diligencewagen mit Ketten befeſtigten, und die Poſtillons die Pferde anſpannten, welche mich und meine poetiſchen Ideen davon ziehen ſollten. Es war ſchon dunkel und ich ſuchte im Schatten einen Damenhut zu erſpähen, deſſen ſchöne Trägerin beſtimmt wäre, einige Stunden an meiner Seite zu verleben, und der ich die Eindrücke der Reiſe mittheilen könnte. Mit zwanzig Jahren athmet jeder Gedanke Liebe, jedes Gefühl kommt in dieſem Alter mitten aus dem Herzen.

Man war zur Abfahrt bereit. Der Kondukteur trat noch zum Wagenſchlage, und rief die Paſſagiere auf, um ſich zu überzeugen, daß auch alle gegenwärtig ſeien, und ihre Plätze eingenommen haben. Er rief alſo: »Frau von Welling, und Fräulein Tochter!« — Eine ſchüchterne Stimme antwortete aus dem Wagen: »Wir ſind ſchon da!« und ich ſah in der Diligence etwas Weißes ſich bewegen. Ich war entzückt darüber, daß ich mit zwei Frauen in den rollenden Koffer eingepackt werden ſollte.

Der Kondukteur rief weiter: »Herr von Knolling,« und ein dicker Herr ſtieg halb in den Wagen, halb mußte er von dem Kondukteur nachgeſchoben werden. — Herr Doktor v. Streckenberg!« Ein junger Mann warf ſchnell das Ende einer Cigarre weg und ſprang in die Diligence. Nun kam ich an die Reihe, ich ſtieg alſo ein, und placirte mich ſo artig als möglich zwiſchen die beiden Damen, welche nur einen kleinen Huſten vernehmen ließen, und mir nach Möglichkeit Platz einräumten. Ich war ſo vergnügt darüber daß ich kaum den Druck eines breiten Fußes verſpürte welcher dem ſechſten Mitreiſenden angehörte, der nach mir eingeſtiegen war, und ſeine langen Beine nicht in die gehörige Ordnung brachte.

„Sitzeſt du gut, Adelchen?“ fragte meine Dame zur Linken und beugte ihren Kopf vorwärts. Ein Laternenſtrahl fiel dadurch auf ihr Geſicht und ich ſah, daß meine linke Nachbarin alt war. Ich hatte alſo das Fräulein Tochter zu meiner Rechten. Ich wartete begierig auf einen zweiten Laternenſtrahl, der dieſe beleuchten würde, und er that mir den Gefallen, und — o Himmel! was erblickte ich? die ſchönſte Perle, welche aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen war: kaſtanienbraune Locken wallten bis auf den Nacken herab, in ſchwarzen Kohlenaugen zwiſchen langen Wimpern malte ſich die Glut der Seele, ein Mündchen, ſo friſch, ſo rein, daß man ihm anſah, es ſei noch von keinem Liebeskuß entweiht, und dabei eine ſo ruhige, ich möchte ſagen, melancholiſche Haltung, einen ſo blaſſen Teint, welche wohl zeigten, das ganze Leben dieſes Mädchens ſei in ihr Herz zurückgetreten. Ja, das war das Weib, von dem meine Träume voll waren, das Phantom meiner Einbildung, die erſehnte Geliebte; ich hatte ſie nun in der Wirklichkeit geſehen, ſie ſaß neben mir, ihre Schulter berührte die meinige, ich konnte ihren Athem einhauchen, ihre Hand drücken, mein Kopf brannte, mein Herz ſchlug gewaltig.

Plötzlich waren wir aus der Stadt und den Vorſtädten hinaus gekommen und rollten nun auf der breiten Landſtraße dahin, ohne ein anderes Licht, als jenes der blinkenden Sterne. Ein friſcher Abendwind kühlte meine brennenden Wangen, und die Exaltation meiner Ideen, und nach und nach verfiel ich in eine ſanfte Träumerei, deren Thema meine ſchöne Unbekannte war. O! ich liebte ſie ſchon, dieſe Herrliche, liebte ſie mit aller Kraft meiner Seele. Mein

Gedanke verſenkte ſich in die Zukunft, wo meine göttliche Adele ihr Schickſal an das meinige kettete, ich hielt ſie in meinen Armen und vernahm die ſüßen Worte: „Ich liebe dich!“ von ihrem ſchönen Munde.

Ihr, die ihr zwanzig Jahre alt ſeid, und ein feuriges Herz habt, erſtaunet nicht über die Schnelligkeit, womit dieſe Flamme emporloderte. In ſolchem Alter bedarf es ja nichts, als der Nähe eines intereſſanten Weibes, der Berührung ihres Kleides, und der Beleuchtung einer einzigen Straßenlaterne, um in Feuer und Flamme zu gerathen.

Ich hörte die Athemzüge der Mama, welche ein ſüßer Schlummer ruhig und gemeſſen machte. Der junge Doktor hatte eine ſchwarzſeidene Nachtmütze bis über die Naſe herabgezogen und der dicke Herr ſchnarchte ein Erkleckliches; ſein Nachbar aber hatte vollauf zu thun, um ſich des Überfalles auf ſeine Schultern zu erwehren. Die Nacht war dunkel geworden. Ich wagte es den Arm meiner unbekannten Schönen anzufaſſen, und an dieſem hinabgleitend, kam ich bis zu ihrer Hand, welche auf ihrem Knie ruhte. Obſchon meine Ideen in dieſem Augenblicke ganz rein romantiſch waren, ſo fürchtete ich doch, mit einer Art Indignation zurückgewieſen zu werden, allein Adele blieb unbeweglich und ich ſtaunte. Ermuthigt durch das Schweigen des lieben Kindes, und durch den glücklichen erſten Verſuch, drückte ich die liebe weiche Hand, und mir war, als ob ſie mir durch den Handſchuh einen leichten Druck erwiederte.

O! dachte ich entzückt bei mir ſelbſt, ſie hat in meiner Seele geleſen, wie ich in der ihrigen — auch ſie liebt mich — und mit welcher kindlichen Hingebung, ſie kennt nicht einmal die Waffe der Koketterie, womit ſich Andere gegen die erſten Angriffe vertheidigen, ſie läßt mir ihre Hand, ihre Liebe, ihr Leben. — Mädchen! dafür will ich dir auch mein Herz für mein ganzes Leben ſchenken.

Plötzlich wandelte ein feindſeliger Gedanke meine Glut zu Eis. Wie? wenn Adele ſchliefe, wenn das, was ich für eine ſtumme Antwort hielt, nur die Folge der Unempfindlichkeit des Schlummers wäre? Unruhig beſchloß ich noch einen Verſuch zu wagen: ich drückte jeden ihrer kleinen Finger einzeln. Adele machte eine Bewegung, nahm mit ihrer rechten Hand ihr Sacktuch aus der Manteltaſche ohne mir ihre linke zu entziehen, und ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrem Buſen.

Kein Zweifel, keine Beſorgniß mehr. Ich habe ihn verſtanden dieſen Seufzer, er ſprach klarer zu meinem Herzen als tauſend Worte. Er ſagte mir: „Ich liebe dich! Sprich, und ich bin die Deinige, rufe mich, und ich folge dir. Ich bin dein, dein auf ewig.“

Der Wagen rollte immer weiter, tiefe Ruhe herrſchte um ihn, aber ich war unruhig, die Nacht war milde, aber in mir ſtürmte es, der Himmel war düſter, aber meine beiden Augen leuchteten gleich zwei Meteoren. Ich hatte mich hingeneigt zu Adelen, und meine Wange berührte die ihrige.

Meine ſchöne Unbekannte ſchien meine vertrauliche Stellung zu dulden und ſaß vollkommen unbeweglich. Ich aber veränderte, ganz Liebe, in meinem Innern meinen Reiſeplan. Ich war nun gegen das herrliche Trieſt und das unendliche Meer gleichgiltig, und beſchloß nur ihr zu folgen, nur dahin zu gehen, wohin ſie gehe. Dieſes Weſen war von nun an mein zweites Ich, meine Familie, ihr Aufenthalt mein Vaterland, ihr Haus mein Univerſum. Von ihr entfernt ſchien mir die Welt todt, das Glück Chimäre. Ein nervöſes Beben durchlief mein ganzes Weſen, die Erde vergeſſend, drückte ich auf ihre Schulter, von der der Shawl herabgeſunken war, einen Kuß. Ich weiß nicht, ob die Temperatur meiner Lippen ſo hoch über der gewöhnlichen Temperatur eines menſchlichen Körpers ſtand, aber ich erſchrack über die Kälte, womit die Haut meiner Angebeteten meinen Mund berührte, ich glaubte einen Marmorblock zu küſſen, die Kälte durchrieſelte meinen ganzen Körper; mich ſchauderte.

„Mein Fräulein,“ ſprach ich, „Sie ſcheinen zu frieren.“ — Ich war ſo entſetzt, daß ich mir gar keine Antwort erwartete, denn bei meiner Ehre, ich glaubte ein Leichnam ſäße neben mir.

Gleich darauf aber vernahm ich die Worte: „O nein, mir iſt gar nicht kalt.“

Da ermannte ich mich wieder. Ich dachte: ach! ihr Herz iſt ſo voll Glut, daß ſie die äußere Kälte gar nicht fühlt, und ſorgfältig zog ich ihr den Shawl über die Schulter hinauf, und eben wollte ich dies noch mit einer zärtlichen Erklarung begleiten, als die Mutter erwachte und ihre Tochter fragte, ob ſie etwa ihren Pelz umzunehmen wünſche.

Der Horizont vergoldete ſich, die Sonne trat hervor, die Blätter der Bäume, die Kelche der Blumen glänzten von Thautropfen gleich Brillanten. Die Geſichter der drei

Reiſenden, welche mir gegenüber ſaßen, traten in das Licht. Der junge Doktor nahm, als er die beiden Damen ſah, geſchwind ſeine ſchwarze Schlafmütze ab, ordnete ſeine Cravatte und fuhr ſich mit den Fingern durch die Haare. Der dicke Herr rieb ſich die Augen und gähnte, daß ſeine Kinnmuskeln krachten, „ach!“ rief er, „was iſt es doch Erbärmliches um dieſe Wagen, man kann gar nicht ſchlafen, ſich nirgend anlehnen, man iſt des Morgens wie zerſchlagen.“

„Ei, ei, mein Herr,“ verſetzte der Dritte. Sie dürfen ſich nicht ſehr beklagen, Sie haben wohl einen Platz gefunden, wo ſie ſich anlehnen konnten, und Sie ſind wahrhaftig nicht leicht zu tragen, ich verſichere Sie.“

Ich hatte die Blicke auf Adele geheftet, meine ganze Aufmerkſamkeit war auf ſie gerichtet. Sie war jung, beiläufig 18 Jahre alt, ihre Züge regelmäßig, ihre Augen ſchön, aber ſo viel Poeſie fand ich in dem Geſichte nicht, als ich bei Nacht mir vorgeſtellt hatte. Sie hatte etwas Leidendes an ſich. Ich ſuchte ihre Blicke auf mich zu ziehen, und darin zu leſen, welchen Eindruck die Scenen der Nacht auf ſie gemacht haben. Sie wird wohl erröthen, dachte ich, wenn ſich unſere Blicke begegnen, allein Adele ſah ganz ruhig zum Fenſter hinaus.

Jungfräuliche Schamhaftigkeit, dachte ich bei mir ſelbſt. Das liebe Kind vermeidet meine Blicke, weil ſie fühlt, daß einer derſelben ſie verwunden würde.

Niemand ſprach. Ich hielt es für klug, mit der Mutter Bekanntſchaft zu machen, um den Zweck und das Ziel ihrer Reiſe zu erfahren.

„Sie ſcheinen ſehr ermüdet, gnädige Frau, Sie haben ſchlecht geſchlafen,“ begann ich das Geſpräch.

„Sehr ſchlecht, mein Herr. Glücklicher Weiſe dauert meine Reiſe nicht lange.“

„Sie gehen alſo nicht bis Trieſt?“

„Nein, nur bis Graz, von wo ich meine Tochter nach dem Doppelbade führen muß — welches ihr zur Heilung empfohlen wurde.“ (Die letzten Worte fügte ſie halb leiſe hinzu.)

„O, ich habe mich nicht geirrt,“ antwortete ich eben auch halb leiſe, „die Seele des Fräuleins iſt zu kräftig für dieſen zarten Körper.“

„Nein, es iſt ein fatales, langwieriges Übel.“

„Nervenreiz — ein unbekanntes Weh, das ſie aufreibt?“

„Nein, ſchlimmer, als Alles das,“ verſetzte die Mutter traurig. „Adele iſt auf der ganzen linken Seite gelähmt.“

Die beiden Freunde, oder die Reiſe nach Mekka.

Mährchen.

Zur Zeit des Kalifen Abu-Giafar-Almanzor lebten zu Bagdad zwei Jünglinge, welche das Band der zärtlichſten, treueſten Freundſchaft feſt vereinigte. Sie waren mit einander aufgewachſen, und faſt von gleichem Alter. Immer mehr entfaltete ſich mit den Jahren das ſüße Gefühl, welches ihre Herzen ſchon in der zarteſten Kindheit an einander zog, und ſchlug endlich feſte Wurzeln, welche Stürme und Zeit nicht auszureißen im Stande waren. Der Eine dieſer beiden Jünglinge nannte ſich Abdul-Haſſan, der Andere Adelhamed. Dieſer erreichte am ſechſten Tage des Ramazan ſein zwanzigſtes Jahr, Jener war am zweiten Tage des Mondes Saphar 21 Jahre alt. Noch war ihren jungen Herzen die Macht jeder Leidenſchaft unbekannt, nur jene der Freundſchaft fühlten und verehrten ſie.

Eines Tages gingen ſie Arm in Arm an dem Ufer des Tigris, welcher die Mauern von Bagdad beſpült, ſpazieren, als ſie einen armeniſchen Kaufmann erblickten, welcher viele Sklaven mit ſich führte. Der Kaufmann näherte ſich den beiden Jünglingen und redete ſie an: „Der Geiſt des Propheten ſei mit Euch! Ich habe Sklavinnen von blendender Schönheit zu verkaufen, wollt Ihr euch morgen früh auf dem Marktplatze von Bagdad einfinden, ſo könnt Ihr frei unter den ſchönſten Weibern Aſiens wählen.“ — Die beiden Freunde antworteten dem Kaufmann, daß ſie morgen früh auf dem beſtimmten Platze erſcheinen würden, ſetzten ihren Spaziergang noch eine Weile fort, und kehrten dann zur Stadt zurück, wo ſie ſich trennten.

Indeſſen hatte Adelhamed unter den Sklavinnen des Kaufmanns eine junge Cirkaſſerin wahrgenommen, deren ſchlanker Wuchs und herrliche Formen ihn lebhaft anzogen. Sie war zwar verſchleiert, allein die Liebe drang durch den Schleier, und die entflammte Einbildungskraft des Jünglings lieh dem Mädchen Reize, welche ſein Auge noch nie erblickt hatte.

Kaum graute der Morgen, ſo begab ſich Adelhamed ſchon mit einer Summe auf den Marktplatz, welche in dieſem Augenblicke das Einzige war, was er beſaß. Er machte zwar beträchtliche Geſchäfte, allein ſein Vermögen beſtand in Waaren, und ſo kam es, daß er jetzt nur über eine ſehr mäßige Summe ſchalten konnte. Er traf den Kaufmann und bat ihn, ihm alle ſeine Sklavinnen zu zeigen, dieſer führte ihn in ein geräumiges Haus, welches er zu ſeinem Handel gemiethet hatte, und erzählte ihm auf dem Wege, daß ſchon vor ihm ein junger Mann da geweſen ſei, welcher die Weiber beſehen, und dem beſonders eines derſelben ſo ſehr gefallen habe, daß er gerne alle Schätze Perſiens für ſie hingegeben hätte; doch da er nicht ſo reich geweſen ſei, um den

Preis für eine ſo außerordentliche Schönheit zu bezahlen, ſo habe er ſich in der Verzweiflung wieder entfernt.

Adelhamed achtete nicht viel auf das Geſchwätz des Kaufmanns, mit lebhafter Ungeduld trat er in das Gemach, wo zwölf Cirkaſſerinnen ohne Schleier ſaßen, und traurig ihr künftiges Schickſal erwarteten. Adelhamed ſah nur Eine. Es war ein junges Mädchen von beinahe ſechzehn Jahren, ihr Geſicht war blendend weiß, ihre Züge voll unbeſchreiblicher Grazie, ihr Blick voll unausſprechlicher Anmuth. Sie ſchlug die himmelblauen Augen nieder, und die Roſen der Schamhaftigkeit blühten auf ihren Wangen. Kaum hatte Adelhamed dieſes Mädchen erblickt, ſo zweifelte er ſchon nimmer, daß ſie dieſelbe ſei, die geſtern noch verſchleiert ſo großen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Sein Herz rief es ja laut ihm zu, und das Herz trügt niemals. Seine Augen hafteten bewundernd an der Schönen. Er dünkte ſich unausſprechlich glücklich, wenn er der Beſitzer dieſer Reize werden könnte, aber auch namenlos elend, wenn er ohne dieſen Schatz leben müßte, für welchen er gerne alle Schätze der Erde hingegeben hätte. Hoffend und fürchtend ſtand er da, in ihren Anblick verſunken; denn er fühlte, daß ſein ganzes Vermögen nicht hinreichend ſei, die ſchöne Zuleima zu kaufen. Der Kaufmann bemerkte die lebhafte Bewegung des Jünglings und ſprach endlich zu ihm! »Zugegriffen, Herr! für 600 Tomans iſt die ſchöne Sklavin dein.« — »Sechshundert Tomans,« ſchrie Adelhamed, indem er ſich vor die Stirne ſchlug, »o ich gäbe tauſendmal ſo viel! Doch 600 Tomans hab' ich nicht, ich habe nur die Hälfte dieſer Summe. O ich Unglücklicher! Ich bin verloren. Ein Anderer wird Zuleima beſitzen. — Doch,“ fuhr er fort, indem er den Kaufmann feſt am Arme ergriff, „noch bleibt mir ein Hoffnungsſtrahl, — warte — warte nur noch kurze Zeit, ich habe einen Freund, vielleicht daß dieſer — ja, Zuleima kann doch noch mein werden. — Schwöre mir bei dem Propheten, daß du wenigſtens noch eine Stunde warten willſt — ich eile — ich fliege.“

Fort war er und flog zu ſeinem Freunde Abdul-Haſſan. Man ſagte ihm dort, daß dieſer ſchon am frühen Morgen ausgegangen, und ſeitdem nur einen Augenblick in einer heftigen Unruhe nach Hauſe gekommen ſei. „Er ſuchte dich, Herr,“ ſetzte ein Sklave Abdul's hinzu, „und wird in dieſem Augenblick dich in deiner Wohnung erwarten.“ Adelhamed ließ ſich dieſes nicht noch einmal wiederholen, er eilt in ſeine Wohnung, findet dort ſeinen Freund, der ihn mit Ungeduld erwartet, und mit verſtörter Miene und großen Schritten auf und nieder geht. Kaum erblickt Abdul ſeinen Freund, als er in ſeine Arme ſtürzte und laut aufſchrie: „Freund! ſei mein Retter, dir will ich das Glück meines Lebens verdanken.“ — „Sprich,“ antwortete der erſtaunte Adelhamed, „mein letzter Blutstropfen iſt dein.“ — „Ich rechnete auf dich,“ erwiederte Abdul. Höre alſo: Ich brauche ſchnell 300 Tomans, ich brauche ſie, mir mein Glück, mein Leben damit zu erkaufen, kannſt du mir die Summe geben?“ — Einige Augenblicke ſtand Adelhamed wie verſteinert da, Bläſſe bedeckte ſeine Wangen, und kein Laut entwiſchte ſeinem Munde, er wagte es nicht, ſeinem Freunde in das Geſicht zu ſehen, der mehr als ſein Leben von ihm verlangte. — „Ach,“ rief endlich Abdul ſchmerzlich aus, »du antworteſt mir nicht? ich weiß mir dein Stillſchweigen zu erklären, du beſitzeſt die Summe nicht, welche ich von dir fordere, denn wenn du ſie beſäßeſt, du würdeſt nicht einen Augenblick anſtehen — —« Dieſe Worte erweckten Adelhamed wieder, er warf ſich in die Arme ſeines Freundes, und drückte ihm den Beutel mit 300 Tomans in die Hand mit den Worten: »Nimm und ſei glücklich!« — Abdul küßte ſeinen Freund, und war wie der Blitz verſchwunden.

Adelhamed ſah ſeinem Freunde nach, und nun löſte ſich ſein tiefer Schmerz in Thränen auf. Er bereute nicht, was er für Abdul gethan, allein ſeine ganze Hoffnung war nun auf einmal ſchrecklich vernichtet. Er glaubte Abdul werde ihm die nöthige Summe vorſtrecken können, und nun war es eben dieſer Abdul, welcher von ihm alles forderte, was er beſaß. Kein Mittel blieb ihm nun mehr übrig, zum Beſitze des Mädchens zu gelangen, welches er mit allem Feuer der erſten Leidenſchaft liebte.

Kaum war eine Stunde verfloſſen, als Abdul-Haſſan mit freudig blitzenden Augen und begleitet von einer jungen Sklavin in ſein Gemach trat. Er näherte ſich ihm und ſprach: »Freund, hier bring' ich dir den Schatz, den ich dir ganz allein verdanke, theile mein Glück mit mir, ſieh dieſe Schönheit an, Adelhamed, und denke, was ich in dieſem Augenblicke fühle.« — Adelhamed ſchlug die Augen auf und erkannte Zuleima. Er blieb bei ihrem Anblick unbeweglich ſtehen, erröthete und erblaßte, wollte ſprechen und die Worte erſtarben ihm auf den Lippen. — »Du ſchweigſt,« rief Abdul-Haſſan, »haſt mir nichts zu ſagen? macht dies Glück deines Freundes keinen Eindruck auf dein Herz? Wie gefällt dir dieſe junge Cirkaſſerin?“ — Adelhamed ſammelte ſich, ſo gut er es vermochte, und antwortete mit einem gezwungenen Lächeln: „Sie iſt ſehr ſchön, ich wünſche dir Glück, Abdul, lange dauerndes, ungetrübtes Glück! doch jetzt muß ich dich bitten, mich zu verlaſſen, wichtige Geſchäfte fordern, daß ich den ganzen Tag mir allein überlaſſen bleibe.“ — Abdul-Haſſan entfernte ſich nicht ohne Beſorgniß über dieſes ſeltſame Benehmen ſeines Freundes. — Ah, dachte er, Adelhamed verbirgt mir etwas, er hat Geheimniſſe vor mir, er leidet, und will, daß ich es nicht bemerke, und ſeine Qualen ſind doch ein Gut, das mir eben ſo angehört, wie ſeine Freuden.

Der Tag verfloß, und Adelhamed überließ ſich einſam ſeinem Schmerz. Er klagte das Schickſal an, welches die Leidenſchaft für dasſelbe Geſchöpf in den Herzen zweier Freunde entſtehen ließ, und dadurch ihre Ruhe vergiftete. — „Ach!“ ſprach er, „was ich für Abdul that, würde er auch für mich gethan haben, und mit Freuden brächte ich dasſelbe Opfer noch ein Mal für ihn. — Aber warum, großer Gott! ſchufſt du nicht zwei Zuleima's wie du zwei Adelhamed's ſchufſt!“

So ſchlich ihm die Nacht unter traurigen Gedanken hin. Am andern Morgen um die zehnte Stunde trat Abdul in die Stube ſeines Freundes; dieſer war bleich, zitterte, und man ſah es deutlich in ſeinen Zügen, daß tiefer Gram in ſeiner Seele wüthete. Er nahte ſich dem Freunde und ſprach: „Adelhamed! du haſt Geheimniſſe vor mir, bin ich nicht mehr dein Freund, der Geſpiele deiner Jugend? — Haben wir denn jeder ein anderes Herz, eine andere Seele?“ — Bei dieſen Worten ſtürzten Thränen aus Adelhamed's Augen, doch er ſchwieg und antwortete nichts auf dieſe Vorwürfe. — „Lieber Adelhamed,“ fuhr Abdul fort, „umſonſt verbirgſt du dich den durchdringenden Blicken der Freundſchaft, ſie haben den Schleier durchbrochen, welchen du zwiſchen unſere Herzen hingſt. Ich habe dich errathen. — Eine unglückliche Neigung durchglüht deinen Buſen, du liebſt — du liebſt Zuleimen.“ — Adelhamed wankte bei dieſem Namen. — „Und du glaubteſt,“ fuhr Abdul fort, „ich würde das Opfer annehmen, welches du mir brachteſt, glaubteſt, ich könnte mein Glück auf dein Unglück bauen? — Höre mich, ich liebe Zuleimen, ich liebe ſie bis zum Wahnſinn, du liebſt ſie eben ſo, wohlan! ſie iſt nicht mehr mein.“ — Adelhamed ſtand wie niedergedonnert. — „Nein,“ nahm Abdul wieder das Wort, „nein, die Liebe ſoll ſich nicht zwiſchen uns ſtellen, und uns entzweien. — Ich komme zwar nicht, um dir Zuleimen anzubieten, dieſes Opfer wäre für uns Beide zu grauſam. Dein Glück würde mir Thränen koſten, und du würdeſt mit Schrecken ein Glück genießen, welches dein Freund ſo theuer bezahlte. Zuleima iſt nicht mehr mein, allein auch du wirſt ſie nie beſitzen. — Laß uns, wenn es möglich iſt, vergeſſen, daß wir ſie je geſehen, je geliebt haben.“ — „O, theurer Freund,“ verſetzte Adelhamed, „in dieſer edlen Entſagung erkenne ich dein Herz. Ja, du haſt das Geheimniß durchdrungen, welches ich dir verbergen wollte, um deine Freude nicht zu vergiften. Ich bekenne dir es nun, ich liebe Zuleimen, ich werde ſie ewig lieben, ihr Bild wird mich verfolgen bis zum Grabe. — Doch ſag' mir, Freund, was iſt mit Zuleimen geſchehen, und da wir ſie Beide nicht beſitzen können, wer iſt der glückliche Sterbliche, zu deſſen Gunſten du auf ſo viele Reize Verzicht geleiſtet haſt?“ — „So vernimm denn Alles,“ erwiederte Abdul. „Als ich dich geſtern verlaſſen hatte, verſank ich in tiefe Träumereien über den Schmerz, den ich an dir wahrnahm, ich ſuchte die Urſache deines Kummers zu ergründen, um ein Mittel dagegen zu finden. Von tauſend Gedanken beſtürmt, ging ich längſt dem Fluſſe hin, ich kam in den Schatten des Wäldchens am Ufer, als mir Klagen und Seufzer an das Ohr drangen. Ich wendete mich um, und ſah einen Jüngling, der eben im Begriffe war, ſich in den Fluß zu ſtürzen. Seinen Lippen entſtrömte der Name Zuleima, und dieſer Name ſchien ſeine Verzweiflung noch zu vergrößern. Ich näherte mich ihm und ſuchte ihn zu tröſten, allein er antwortete mir nur mit Thränen. Nur die Worte entſchlüpften ſeinem Munde: „Gib mir Zuleima wieder, oder laß mich ſterben.“ — Ich ſenkte einen Strahl von Hoffnung in ſeine düſtere Seele, und es gelang mir, ihn allmählig zum ruhigern Schmerz zurück zu führen. — Er vertraute mir, daß er Zuleimen ſeit ſeiner Kindheit liebe, und auch von ihr zärtlich geliebt werde, daß Korſaren ſie ihm entriſſen, und daß er geſchworen habe, ihr zu folgen, und zu ſterben, wenn er keine Hoffnung mehr ſehe, ſie je wieder zu finden. — Ich nahm ihn mit mir in mein Haus, bereitete ihn allmälig auf die Freude vor, welcher er unvorbereitet vielleicht noch ſchneller erlegen wäre, als dem Schmerz, und nachdem ich ihn einige Zeit ruhen ließ, führte ich ihm die angebetete Geliebte in die Arme. — O lieber Adelhamed, ich kann dir ihr ſtummes Entzücken nicht malen, wie ſie ihr Glück Anfangs kaum faßten, endlich davon überzeugt, ſich zu meinen Füßen warfen, und meine Hände mit Freudenthränen benetzten. Die Ergießungen der Wonne zerriſſen mein Herz, und zum erſten Mal in meinem Leben fühlte ich die Schlangenbiſſe der Eiferſucht, allein ich beſiegte dieſes entehrende Gefühl. Die Freundſchaft, dachte ich, wird deinen Schmerz lindern, und der große Prophet wird dir einſt hundertfach erſetzen, was du jetzt einer guten Handlung zum Opfer bringſt.“ — Nachdem Abdul ſo geſprochen hatte, ſchloſſen ſich die beiden Freunde innig in die Arme, und ſchwuren ſich ewig zu lieben.

Ein Monat war ſeit dieſer traurigen Epoche verfloſſen, ihr Schmerz war ſanfter aber nicht ſchwächer geworden. Die beiden Jünglinge verließen ſich nicht, und ſprachen mit einander von Zuleimen, die ſie nicht vergeſſen konnten. Bisweilen ſahen ſie ſich ſtillſchweigend an, und Beiden rollten Thränen der Wehmuth aus den Augen. Selten glänzte ein leichtes Lächeln auf ihren Lippen, ſo wie ein Sonnenſtrahl ſich durch düſteres Gewölke ſtiehlt. Die unſelige Leidenſchaft ſchien von der Zeit nicht Linderung, ſondern vielmehr Nahrung zu erhalten.

Eines Tages beſuchte Adelhamed ſeinen Freund, und redete ihn folgendermaßen an: „Abdul-Haſſan! ich ſehe, daß ein unzuvertilgender Gram, eine thörichte Leidenſchaft uns Beide verzehrt. — Das Leben ekelt uns an, und ſelbſt die Freundſchaft vermag nicht, uns Ruhe zu geben. Wir müſſen Alles verſuchen, unſer Herz zu heilen, und das Übel mit ſeiner Wurzel auszurotten.“ — „Gott!“ verſetzte Abdul, „wer kann uns die Ruhe wiedergeben? Wir haben ſie auf ewig verloren.“ — „Höre mich,“ fuhr Adelhamed fort, „täglich bitte ich den großen Propheten, daß er das Feuer erlöſche, welches uns verzehrt; dieß iſt mein einziges Gebet in der Moſchee, bei öffentlichen Bittgängen, und bei den öfters üblichen Reinigungen. Dieſe Nacht endlich iſt mir ein Engel, von Mahomet ſelbſt geſandt, im Traume erſchienen. Ich ſah ihn mit dieſen Augen, und ich glaube noch immer ſeine himmliſche Geſtalt zu ſehen. Seine Augen funkelten wie zwei Sterne, und ſeine Stirne glänzte wie ein Meteor. Ich hörte ihn ſprechen, ſanft wie Flötenton war ſeine Stimme, ſein Athem duftete gleich Roſen, und ſeine Worte waren erhaben aber tröſtend. — „Wollt ihr euch von eurer Liebe heilen,“ ſprach er zu mir, „ſo biete ich euch ein Mittel an, das einzige, das wahre. Verlaßt Beide Bagdad, zieht mit einander nach Mekka, und unterrichtet euch in eurer heiligen Religion. Frömmigkeit zaubert die Ruhe in die Gemüther wieder zurück, welche von Leidenſchaften zerriſſen worden ſind, und träufelt in die tiefſten Wunden des Herzens den Balſam ihres göttlichen Troſtes. Doch hütet euch einer thörichten Neugierde Gehör zu geben, ſucht nicht das zu ergründen, was ein Gott eurer ſchwachen Einbildungskraft verborgen hat. Es genüge euch zu wiſſen: Gott allein iſt groß, Mahomet iſt ſein Prophet, und der Koran iſt ſeine Sprache.“ — Sprach's und verſchwand aus meinen Augen. Laß uns nicht zögern, Abdul! laß uns dem Rathe unſers Schutzgeiſtes folgen. Hier ruft uns Alles das Bild derjenigen zurück, welche wir verloren haben, und doch noch immer lieben. Die Entfernung, die Beſchwerlichkeiten einer langen Reiſe, tauſend neue Gegenden werden vielleicht neue Gefühle in unſern Herzen erwecken, jene Empfindung vertilgen, welche uns unglücklich macht, und uns gleichſam ein neues Leben ſchenken.“ — „Ja,“ erwiederte Abdul, „wir wollen der Stimme des Himmels gehorchen, wir wollen nach Mekka ziehen. Ich habe dort einen Verwandten, einen heiligen Derwiſch, der uns gütig aufnehmen wird. Er hat den Ruf eines weiſen Mannes, er wird unſern Geiſt erhellen.“ — „Und mir,“ fiel Adelhamed ein, „lebt in Medina ein ehrwürdiger Mollack, ein Bruder meines Vaters, einer der berühmteſten Schriftgelehrten. Er wird mich unterrichten, und das Dunkel verſcheuchen, worin mein Geiſt eingehüllt iſt. Ich gehe mit dir nach Mekka, von da aus eile ich nach Medina zurück, du kömmſt in einer Zeit von drei Monaten ebenfalls nach Medina, und wir kehren dann wieder mit einander gereinigt und glücklich nach Bagdad zurück.“

Die beiden Freunde ſetzten ſogleich ihre Abreiſe auf den künftigen Tag feſt. Sie nahmen das nöthige Geld zur Reiſe zu ſich, und verſahen ſich mit Lebensmitteln, denn ihre Reiſe war lang, und führte ſie durch die Wüſten Arabiens. — Sie reiſten ab, gewannen das linke Ufer des Euphrats, und kamen am zehnten Tage in Baſſora an. Am zwölften ſetzten ſie ihre Reiſe weiter fort, und traten in die Wüſte ein. Die Jahreszeit war brennend heiß, die Sonne ſenkte ihre Strahlen perpendikulär über ihre Häupter. Doch die beiden Freunde vergaßen die Länge und Beſchwerlichkeit des Weges, indem ſie ſich wechſelſeitig von ihren Entwürfen, ihrer Freundſchaft und manchmal auch von ihrer Liebe unterhielten. Indeſſen war der Weg allmälig beſchwerlicher, die Sonnenhitze immer drückender geworden. Sie ſahen kein lebendes Weſen mehr in den ungeheuern Einöden, kein Baum erquickte ihr Auge durch das friſche Grün ſeiner Blätter, und nur unter nackten brennheißen Felſenſtücken konnten ſie ruhen. Bald ſahen ſie nichts mehr als Himmel und ein Meer von Sand. Ihr Mundvorrath ging zu Ende, und ſie waren nahe den Schreckniſſen des Mangels. Adelhamed trug eine volle Vaſe mit ſtärkendem Getränke bei ſich — „Abdul," ſprach er, „wird in der Wüſte dürſten, das behalte ich für ihn auf." — Auch Abdul trug ein volles Gefäß bei ſich, und dachte bei ſich ſelbſt: Adelhamed wird in der Wüſte dürſten, das behalte ich für ihn auf. Doch ſchon war Abdul's Vaſe leer, und das Gefäß Adelhamed's enthielt nur mehr wenige Tropfen. Zwanzig Tage war es ſchon, daß ſie Bagdad verließen. Adelhamed war ſtärker als Abdul, er ertrug leichter die Mühſeligkeiten des langen Weges, die brennenden Sonnenſtrahlen und die Qualen des Hungers und Durſtes. Am einundzwanzigſten Tage war Abdul unfähig weiter zu gehen, ſeine Kräfte waren erſchöpft, und er ſchwankte nur noch, auf Adelhamed geſtützt, fort, der ihn mit Theilnahme betrachtete. Endlich konnte ſich Abdul nicht mehr aufrecht halten, er fiel zu Boden, und ſein Freund trug ihn unter einen Felſen. Brennender Durſt ſchnürte ſeine Kehle, und brannte in ſeinen Eingeweiden. Adelhamed ſaß an ſeiner Seite, das Haupt ſeines Freundes in ſeinen Schooß gelegt, blickte zum Himmel und weinte. Er dachte an die letzten Tropfen, die ihm noch in ſeinem Gefäße übrig geblieben waren und die er mit ſo großer Sorgfalt für die äußerſte Noth aufbewahrt hatte. „Nimm,“ ſagte er, „theurer Abdul, trink, es wird dir neue Kräfte geben.“ — „Und was bleibt dann dir?“ liſpelte Abdul mit matter Stimme. — „Das Glück, dich gerettet zu haben.“ — „Nein, um ſolchen Preis mag ich mein Leben nicht erhalten. — Die letzten Tropfen dieſes Saftes trinken, hieße die letzten Tropfen deines Blutes trinken.“ — „Nein,“ antwortete Adelhamed, „ich fühle mich noch ſtark, ich kann noch gehen, ohne zu unterliegen, und wer weiß, vielleicht finden wir bald ein Quelle, vielleicht ſtrömt noch vor Abend ein wohlthätiger Regen vom Himmel herab, der uns erquickt.“ — „Vielleicht?“ erwiederte Abdul, wie aber, wenn deine Wünſche nicht erhört werden, wenn wir keine Quelle finden, wenn kein wohlthätiger Regen vom Himmel herabſtrömt? dann wäre ich die Urſache deines Todes. Dieſer Gedanke iſt ſchrecklich. — Leb' wohl und laß mich allein ſterben.“ — „Sterben!“ ſchrie Adelhamed, „Undankbarer! ſterben willſt du, wenn es in meiner Macht ſteht, dich zu retten? — Nimmermehr! — Und wenn es auch wäre, wenn auch ich dann meinen Geiſt aushauche, laß, o laß mir das Glück, mit dem Gedanken in die andere Welt zu gehen: ich ſterbe, aber ich habe Abdul gerettet.“ — „Du begehrſt ein Glück von mir, welches du mir mißgönnſt. Auch ich werde ſagen können: ich ſterbe, aber ich habe Adelhamed gerettet; er überlebt mich.“ — „Dich überleben!“ ſchrie Adelhamed mit Wuth, „nein, ich werde dich nicht überleben, und weil du meine Hilfe verſchmähſt, ſo wollen wir mitſammen ſterben.“ — Sprachs und zerſchlug an dem Felſen das Gefäß in Stücke, das ſeine letzte Hoffnung enthielt.

Und ſieh, in demſelben Augenblicke ſprang eine klare Quelle aus dem Felſen heraus, an welchem Adelhamed ſein Gefäß zerſchlagen hatte, mit ſanftem Murmeln wälzte ſie ſich von Abhang zu Abhang, und breitete ſich dann in einem Baſſin aus, an deſſen Ufer ſich Gebüſche von aller Art erhoben, und Blumen jedes Klima's und jeder Jahreszeit dufteten, tauſend Vögel belebten die Zweige und entzückten durch ihren Geſang.

Adelhamed warf ſich an die Quelle, füllte die Vaſe ſeines Freundes und eilte zu ſeiner Hilfe. Abdul erhielt bald ſeine Kräfte wieder, und Beide ruhten dieſe Nacht unter dem Geſträuche, welches die labende Quelle beſchattete, aus. Sie ſchliefen ruhig, auf den weichen Raſen hingeſtreckt, der den Sand bedeckte.

Dieſe köſtliche Quelle war das Werk eines wohlthätigen Genius. Er ſchwebte in den Lüften umher, als er das Geſpräch der beiden Freunde hörte. Er fühlte Mitleid mit ihrer Noth, bewunderte ihre Standhaftigkeit, und wollte die Geduld, mit der ſie ſich ihrem Geſchicke ergaben, belohnen. Kaum hatte Adelhamed die Vaſe zerbrochen, als der Genius dieſer Quelle zu fließen, dem Felſen ſich zu einem Baſſin zu runden, und den Ufern ſich mit Bäumen und Blumen zu bedecken befahl. Dieſe Quelle exiſtirt noch immer in der Wüſte. Man nennt ſie die Quelle der Freundſchaft. Ein perſiſcher Dichter macht folgende Beſchreibung von ihr:

Stets ſpringt aus dieſer gottgeweihten Stelle
Mit ſanftem Plätſchern aus dem Fels die Quelle,
Die Kühlung und Erfriſchung beut;
Nichts trübet ihre klare Silberwelle,
Sie trotzt ſogar dem Lauf der Zeit. —
Dir Wand'rer Heil! der unter dieſen Bäumen
Ausruht von ſeiner Wanderſchaft,
Du ſchlummerſt ſanft in dieſen Himmelsräumen,
Und ſammelſt da in wonniglichen Träumen
Dir neues Leben, neue Kraft.
Hier ruhſt du ſicher vor des Schickſals Schlägen,
Und jeder Sturm im Buſen ſchweigt.
Es blühen Blumen duftend dir entgegen,
Es kündet jeder Zweig dir Gottes Segen,
Der ſchützend ſich herniederneigt.

Der Dichter ſetzt noch folgende Bemerkung hinzu:

Es gleichet unſer Leben einer Reiſe,
Die oft beſchwerlich, ſtets gefahrvoll iſt,
Wohl dem, der mitten auf dem ſand'gen Gleiſe
Den Fels trifft, wo der Quell der Tugend fließt!
Kann er von ihrem reinen Borne nippen,
Und ruht er ſanft in ihrem Schatten aus,
Dann überklimmt er muthig neue Klippen
Und ſcheuet nicht der Winde Sturmgebraus. —
Doch Wenige nur finden dieſe Stelle,
Durch manche Sümpfe wird der Menſch geneckt,
Warum haſt du, o reine Tugendquelle,
In eine öde Wüſte dich verſteckt?

Zwei Tage ruhten die beiden Freunde an dieſem Orte der Wonne aus, dann ſetzten ſie ihre Reiſe fröhlich und neu belebt fort, nachdem ſie ſich vorher mit Früchten, welche ihnen die Bäume darboten, verſehen hatten.

Eine halbe Tagreiſe hatten ſie nur mehr nach Medina, — als Adelhamed, da er einige Schritte vor Abdul ging, einen Beutel auf einem Baume hängen ſah; er nahm, öffnete ihn, und ſah darin einen Diamant von außerordentlicher Größe. Jener des großen Moguls war mit dieſem gar nicht zu vergleichen, und alle Reichthümer der Welt wären nicht im Stande, den Werth des Steines zu bezahlen. Adelhamed rief Abdul zu: „Welch einen Schatz ſendet uns der Prophet, ſieh nur dieſen herrlichen Diamant! Wir ſind nun reicher, als alle Könige dieſer Erde zuſammen.“ — Abdul nahm den Diamant, und ſah ihn voll Bewunderung an, er betrachtete ihn genau, wandte ihn auf alle Seiten und fand endlich auf der polirten Oberfläche eine Aufſchrift, mit goldenen Buchſtaben, von außerordentlicher Feinheit. Er las: Ich gehöre demjenigen aus euch, der das Beſte liebt. „Ach“, rief Abdul lächelnd aus, „ſieh einmal dieſe Aufſchrift an, Adelhamed! Wir ſind nicht ſo reich, als du vorhin glaubteſt.“ — „Gewiß,“ ſprach Adelhamed, „keiner von uns darf ſich dieſen Diamant zueignen, wir müſſen ihn hier laſſen.“ — Adelhamed ſteckte ihn wieder in den Beutel, welchen Abdul an den Baum befeſtigte, und ſie gingen ihres Weges weiter, indem ſie ſich von dieſem Abenteuer unterhielten.

Noch denſelben Abend trafen ſie in Medina ein, und gingen ſogleich zu Adelhamed's Oheim, dem ehrwürdigen

Mollack. Der Alte nahm die beiden Jünglinge mit Freuden auf, und konnte ſich an dem Sohne ſeines Bruders, welchen er ſo zärtlich geliebt hatte, kaum ſatt ſehen. — »O mein Sohn,« ſprach er zu ihm, »möchteſt du einſt deinem Vater gleichen, möchteſt du wie er, immer auf dem Wege der Gerechtigkeit wandeln, und das Glück aus der Quelle aller Wahrheit, aus dem göttlichen Koran ſchöpfen, aus dieſem Strahle der Weisheit Gottes, welchen Mahomet auf die Erde herabſenkte. Möchteſt du einſt den Lohn verdienen, welchen der Prophet allen Gläubigen verſpricht, und ewig in dem Paradieſe ſeiner Auserwählten leben, wo Houris, immer ſchön und rein, den Gerechten unnennbare Freude bereiten.« — »O ehrwürdiger Seradi!« antwortete Abelhamed, »Licht der Weisheit, Sonne alles Wiſſens, vor dem die Finſterniß des Irrthums ſchwindet, wie die Schatten der Nacht vor Aurorens erſtem Strahl. Ich und mein Freund haben dieſe Reiſe unternommen, um das Geſetz des Propheten zu ſtudiren, und unſere Herzen an jenen Orten zu heiligen, wo er gelebt hat, und wo er geſtorben iſt. Ich bitte dich um eine Freiſtätte für uns Beide. Morgen treten wir mit einander die Reiſe nach Mekka an, dort bleibt mein Freund drei Monate bei einem heiligen Derwiſch, ſeinem Verwandten, der ihn unterrichten wird. Ich kehre dann zu dir zurück, und bleibe auch drei Monate hier, um aus deinem Rathe und deinen Lehren Nutzen zu ziehen.«

Seradi umarmte Abelhamed zärtlich. Er bot den beiden Jünglingen ein mäßiges Mahl an, welches er ſelbſt bereitet hatte, und rieth ihnen, nachdem ſie gebetet und ſich nach dem Gebrauche gereinigt hatten, der Ruhe zu genießen, um ſich neue Kräfte zu ſammeln.

Am andern Morgen verſah er ſie mit Eßvorrath, umarmte ſie noch einmal und wünſchte ihnen, daß ſie der heilige Prophet auf ihrer Reiſe leiten und ihre jungen Herzen für die großen Wahrheiten empfänglich machen möchte. Sie brachen auf, und legten den Weg von Medina nach Mekka glücklich zurück.

Als ſie in Mekka anlangten, brachten ſie drei Tage bei Abdul-Haſſan's Verwandten, dem Derwiſch, zu. Sie beſuchten die berühmte Kaaba, einen Tempel, welchen Abraham ſelbſt gebaut hatte. Sie benetzten den Stein mit Thränen, auf welchen Abraham ſtieg, als ſich die Kaaba erhob. Einſt war dieſer Stein weiß wie Schnee, das war zu jener Zeit, wo die Menſchen noch ihre Unſchuld bewahrten; er wurde ſchwarz, da die Menſchen böſe wurden; ſie beſahen auch den Brunnen von Zemyem, und überhaupt Alles, was die Neugierde der Gläubigen reizt. Beim Anblicke der heiligen Erde, des Vaterlandes des Propheten, verdoppelte ſich ihre Frömmigkeit. Überall hielten ſie an, um zu beten, und Jeder aus ihnen vergaß ſich ſelbſt, und betete für ſeinen Freund, oder vielmehr er glaubte für ſich zu beten, da er für ſeinen Freund betete.

Am vierten Tage mußten ſie ſich trennen. Ach, wie grauſam war dieſe Trennung! Es war ja die erſte. Ihr Herz war zerriſſen, ſie hielten ſich feſt umarmt, ſchwiegen, netzten ſich mit Thränen, und wagten das ſchreckliche Lebewohl nicht auszuſprechen. Endlich riſſen ſie ſich von einander los, ſtürzten ſich noch einmal in die Arme, und gingen dann

Jeder ſeinen Weg, indem ſie noch einander ſo lange nachblickten, bis ſie ſich aus den Augen verloren. Abdul blieb in Mekka bei dem Derwiſch zurück, und Adelhamed kehrte nach Medina zum weiſen Seradi zurück.

Drei Monate ſollten ſie verleben, ohne ſich zu ſehen! Dieſe Zeit ſchien ihnen eine Ewigkeit. Indeſſen ſuchten ſie ſich dieſelbe durch eifriges Lernen der Religionswahrheiten zu verkürzen. Sie ſchrieben einander oft, erneuerten in ihren Briefen den Schwur, ſich ewig zu lieben, und theilten ſich wechſelweiſe die Fortſchritte mit, die ſie in der erſten und erhabenſten aller Wiſſenſchaften gemacht hatten. Die erſte und erhabenſte Wiſſenſchaft? Ja wohl, doch auch die gefährlichſte. Wie weit entfernt man ſich von dem Ziele, welches ſie vorſteckt, und welches darin beſteht, ſeine Gedanken zum Throne des Ewigen emporzuheben, und unſern Empfindungen jene Hoheit zu geben, welche uns würdig macht, den Allerhöchſten zu erkennen und zu lieben. Zärtliche Freunde! der Augenblick naht, der euch vielleicht entzweit. O möchtet ihr nie den Rath des Engels vergeſſen, den euch der Himmel zu eurem Glücke ſandte.

Abdul-Haſſan verließ endlich, eben ſo gelehrt wie ſein Verwandter, der Derwiſch, die heilige Stadt, und kam in Medina bei dem Mollack an. Wer beſchreibt Adelhamed's Freude, als er ſeinen Freund wiederſah, und wer malt Abdul's Entzücken, als er Adelhamed nach langer Trennung wieder in ſeine Arme drückte. Wie viel hatten ſie ſich nun zu ſagen und zu erzählen? Ihrer Liebe gedachten ſie nur mehr ſehr wenig, es regierten in ihren Herzen nur zwei Gefühle, Freundſchaft und Religionseifer.

Nachdem Abdul in Seradi's Hauſe einige Tage ausgeruht hatte, begannen die beiden Freunde ihre Rückreiſe nach Bagdad. — Auf dem Wege waren ſie ſehr fröhlich, ſprachen mit Enthuſiasmus von dem, was ſie geſehen hatten, und beſonders von den heiligen Männern, denen ſie das Licht dankten, welches nun ihren Geiſt erhellte, und das ihnen von größerem Werthe ſchien, als alle Schätze der Welt. — Sie erzählten ſich, was ſie gelernt hatten, und theilten ſich wechſelweiſe die tiefſinnigen Auslegungen mit, welche ihnen ihre Lehrer über gewiſſe Kapitel des Korans gemacht hatten. Manchmal geſchah es nun bei ſolchen Geſprächen, daß die beiden Freunde nicht ganz einig waren, zwar nicht über die Haupt- und Grundlehren ſtritten ſie, aber über Worte, ja ſelbſt über Buchſtaben. So meinte z. B. Adelhamed, das 8. Kapitel des Korans enthalte 30,000 Selbſtlaute, Abdul im Gegentheil behauptete, es kommen darin nicht mehr als 29,367 vor. Beide ſuchten einander zu überzeugen, citirten den Originaltext, wie ſie ihn von ihren weiſen Lehrern gelernt hatten, wurden endlich darüber böſe, einander nicht überzeugen zu können, und endeten meiſtens damit, daß ſie zu ſtreiten aufhörten, und jeder leiſe zu ſich ſelbſt ſprach: „Mein Freund hat die Sache falſch gelernt, ſein Lehrer wußte es nicht beſſer.“

Sie waren erſt 6 Meilen von Medina entfernt, als ſie auf einer Wieſe eine prächtige Stute gewahr wurden, welche bei jedem Sprunge ſchönere Formen zeigte, deren Schwanenhals majeſtätiſch hervorragte, und welche die prächtige Mähne dem Spiel der Winde überließ. — „Adelhamed!“ rief

Abdul, »ſieh nur einmal die herrliche Stute!« — »Es iſt das ſchönſte Pferd,« antwortete Adelhamed, »welches ich in meinem Leben ſah, man könnte es für die Stute des Propheten halten.« — »Für die Stute des Propheten?« rief Abdul, »was ſagſt du da? Weißt du denn nicht, daß Mahomet's Stute lichtbraun war, und ſieh nur einmal, dieſe iſt ja dunkelbraun.« — »Ich bitte dich um Verzeihung,« verſetzte Adelhamed etwas bitter; „aber wenn du die Beſchreibungen geleſen, wenn du die weiſen Auslegungen dieſer Beſchreibungen und Erklärungen gehört hätteſt, ſo würdeſt du wiſſen, daß die Stute des Propheten ſchwarzbraun geweſen ſei.« — »Schwarzbraun! Großer Gott! Und dieſen Frevel wagſt du noch zu behaupten?« — »Frevel? Du Unglücklicher, du frevelſt, aus deinem Munde ging eine Läſterung.« — »Nein, nein, du läſterſt, ich nehme den Himmel zum Zeugen. — Zittere vor ſeinen rächenden Blitzen!« — »Zittere du ſelbſt, Ketzer!« — »Wie, ich ein Ketzer? Nein, ich kann, ich darf nicht länger mit dir leben, nicht länger einen Menſchen meinen Freund nennen, welcher den Propheten beſchimpft.« — »Wohlan! es ſei! keine Gemeinſchaft ſei ferner mehr zwiſchen uns, du biſt ein Undankbarer, dein Herz iſt verdorben, deine Vernunft iſt irre, ich fliehe auf ewig den Frevler des Heiligſten.« — »Auch ich fliehe dich; denn der Gottesläſterer findet nicht Gnade vor Mahomet — du biſt in ſeinen Augen ein Ungeheuer, folglich auch in den meinigen.« — Nicht länger hielten ſie ſich mehr, der Zorn ſprühte aus ihren Augen; ſie zogen ihre Dolche, und wollten ſich durchſtoßen. — Doch hielt die Erinnerung an ihre Freundſchaft ihre Arme zurück. — „Ach!“ ſprach Adelhamed, „ich erinnere mich, dein Freund geweſen zu ſeyn!“ — „Auch ich erinnere mich, dich einſt ſehr geliebt zu haben,“ ſagte Abdul, „darum ſchenke ich dir das Leben — wäre das nicht, ich würde und müßte dich als einen Feind Gottes bis in den tiefſten Grund der Hölle verſetzen.“ — „Geh,“ ſagte Adelhamed, „dasſelbe Mitleid bemeiſtert ſich auch meines Herzens, lebe und ſuche den Weg der Wahrheit zu finden, auf welchem der Prophet dich gnädig leiten möge. — Aber nähere dich mir nie mehr, dein bloßer Anblick könnte ein Herz wieder beflecken, das ſich durch den Anblick der heiligen Erde gereiniget hat.“

Mit dieſen Worten trennten ſich Abdul und Adelhamed auf ewig. Von nun an waren ſie unverſöhnliche Feinde, und alle Bande, welche ſie an einander ketteten, waren ſo gewaltig zerriſſen, als hätte der Tod ſie giftig angehaucht. — „Wie?“ wird ſo mancher Leſer ſprechen, „zwei Männer, welche Liebe, Furcht vor dem Tode und Habſucht nicht einen Augenblick entzweien konnten, ſollten nun eines ſo unbedeutenden Beweggrundes willen auf einmal ewige Feinde geweſen ſeyn? — Dein Abdul-Haſſan und dein Adelhamed ſind zwei Unſinnige, das Gefühl, welches ſie Opfer bringen hieß, welche menſchliche Kräfte faſt überſteigen, war Wahnſinn, den du mit dem ſchönen Namen Freundſchaft belegſt.“ — Haltet ein, ihr oberflächlichen Geiſter, mit eurem vorſchnellen Urtheil! — Wenn der Derwiſch in Mekka, und der Mollack in Medina dieſe unklugen Worte hörten, ſie würden ausrufen: „Ihr Ungeweihten! was wagt ihr zu ſagen? — Kommt es euch zu, über göttliche Dinge zu urtheilen? Sie ſind ſo hoch über eure ſchwachen Kenntniſſe erhaben, als der ſechſte Himmel über die Spanne des Weltalls erhaben iſt, die ihr bewohnt. Alles iſt groß, Alles iſt erhaben im Koran. Alles iſt von einer andern Wichtigkeit, als eure Leidenſchaften und Gefühle, euer Haß und eure Liebe.“

Zwei Dornenkronen.

Geſchichtliche Novelle.

Erſtes Frühſtück.

„Ihr Frühſtück ſteht bereit, hochwürdiger Herr!“ Dieß war die intereſſante Nachricht, welche Sennora Margaritha, die alte Haushälterin des würdigen Seelſorgers Matthäo Cordoſo, demſelben brachte. Sie blieb aber ganz verdutzt ſtehen, als der Geiſtliche, anſtatt von ſeinem Stuhle aufzuſtehen, mit der Hand ein Zeichen gab, ihn nicht zu unterbrechen und die Arbeit fortſetzte, welche ihn ſchon ſeit Sonnenaufgang im Schlafrocke bei ſeinem Schreibtiſche feſthielt.

Das Geſicht der Alten drückte üble Laune hierüber aus, nichts deſto weniger ſchlich ſie doch auf den Zehen wieder hinaus und verſparte ſich die Vorſtellungen, welche ſie dem Hochwürdigen über die Unordentlichkeit in ſeinen häuslichen Verrichtungen zu machen ſich vornahm, für ſpäter.

Das Haupt auf die linke Hand geſtützt, in der rechten die Feder haltend, machte Cordoſo zugleich mit den Fingern dieſer Rechten Bewegungen, wie man ſie in der Schule macht, wenn man lateiniſche Verſe ſkandirt. Von Zeit zu

Zeit unterbrach er dieſe Bewegungen, indem er wieder einige Worte ſchrieb, und dann ſtrich er dieſe Worte wieder aus, und ſkandirte wieder und ſchrieb wieder. Dieſes dauerte faſt eine Viertelſtunde.

Endlich ſtieß er einen triumphirenden Freudenlaut aus, bei welchem Margaritha halb unwillig, halb freundlich wieder herbeilief und mit vorwurfsvollem Tone ſprach: „Jetzt werden Euer Hochwürden doch endlich Ihr Frühſtück einnehmen?“ — Aber ſtatt zu antworten, blieb Matthäo, welcher im Gemache auf und nieder ging, plötzlich ſtehen und machte auf dem Papiere, welches er auf ſeinem Pult liegen gelaſſen hatte, noch eine Verbeſſerung.

„Die Chocolade wird ganz dick und ungenießbar werden,“ ſagte Margaritha. Allein der Dichter fand noch einen nicht ganz rein klingenden Hexameter, maß auch dieſen noch an ſeinen Fingern ab und ſchrieb ihn verändert und verbeſſert neu auf. Dann aber warf er die Feder weg und rief: „Jetzt iſt's vollendet und ich will kein Wort mehr daran ändern, denn jetzt iſt's gut!“

Und Margaritha öffnete ſchon die Thür zum Speiſegemache, als ein junger Mann furchtſam eintrat. Er hielt eine Taftrolle in ſeiner Hand, welche er auf das Pult des Geiſtlichen legte.

„Ach, ſind Sie endlich da, mein junger Künſtler? Beſſer ſpät als niemals. Wahrhaftig, ich hoffte nicht mehr die Fahne für das Ignaziusfeſt von Ihnen gemalt zu erhalten. Laſſen Sie doch ſehen.“ Er rollte den Taft auf. „Schön, recht ſchön! Ein herrliches Marienbild, und die Farben ſo friſch und glänzend. Statt den verſprochenen 10 Dukaten ſollen Sie 20 haben. Arbeiten Sie nur fort, junger Mann, Sie werden es noch weit bringen und — es gibt ein anderes Leben,“ ſetzte er hinzu, indem er auf die Fahne deutete.

Der junge Mann, deſſen Wangen ſich mit den Roſen der Freude ſchmückten, hörte begierig Cordoſo's Worte.

„Sie müſſen ſehr fleißig arbeiten,“ fuhr Matthäo fort, „aber nicht bloß an der Staffelei. Die lateiniſche und griechiſche Sprache ſind Ihnen nothwendig, um in die Ideen der großen Alten einzugehen, und vor allem die Bibel, Herr, die Bibel muß ein Künſtler ſtudiren. In ihr findet der Maler das ſchönſte Ziel ſeiner Phantaſie und ſeines Studiums.“

„„Meine Erziehung iſt nicht ſo ganz vernachläſſiget,““ fiel der Jüngling ein, „„als es meine Armuth wohl glauben machen könnte. Ich verſtehe etwas Latein.““

„So? Nun, ich bin neugierig, Ihre Latinität etwas auf die Probe zu ſtellen. Laß ſehen,“ fuhr Matthäo fort. „Ich will Ihnen dieſes Epitaphium leſen, und überſetzen Sie es mir dann in's gute Portugieſiſche.“

„„Ich will es verſuchen, obwohl ich ein Spanier bin.““

„So ſetzen Sie ſich und hören Sie.“

„Das Frühſtück Ew. Hochwürden wird ganz ungenießbar,“ warf die verzweifelte Margaritha ein.

Allein Cordoſo, ohne ihr zu antworten, las dem jungen Manne ſeine Verſe vor, welcher eifrig zuhörte, und als er geendet hatte, ihm das Manuſkript abnahm und es alſo in's Portugieſiſche überſetzte *):

---

*) Wir fügen ſtatt deſſen eine deutſche Überſetzung bei.

Einer der größten Männer ruht hier in dem Schooße der Erde,
Nebenbuhler Ovid's in dem elegiſchen Sang,
In der lyriſchen Dichtkunſt Horazen den Lorbeer beſtreitend,
Im Epigramm Martial, Helden beſingend Virgil.
Portugall! deinen Ruhm hat ſein Schwert und ſein Kiel ausgebreitet,
Mars und Apollo zugleich lenkten des Herrlichen Hand,
Seine unſterblichen Lieder, ſie haben den Quell des Parnaſſes
Selbſt in der neuen Welt aus den Steinen gelockt.
Pertugall ſtaunte ihn an den unvergleichlichen Dichter,
Als er vom Orient ihm Verſe ſtatt Goldes gebracht.

„Gut, recht gut, mein Sohn,“ rief nun Matthäo, „und erräthſt du auch, wem dieſes Epitaphium gilt?“

„„Wem anders, als dem großen Dichter Louis Camoens.““

„Ganz recht. Wer mir es damals geſagt hätte, daß dieſer arme Sterbende, dem ich auf dem Todtenbette in einem Hoſpitale die letzte Wegzehrung unſerer heiligen Religion reichte, einſt der Stolz Portugalls werden würde —“

„„Sie haben Camoens letzten Stunden beigewohnt?““ fiel der junge Mann mit heftiger Bewegung ein. „„O! beſchreiben Sie mir jede ſeiner Geberden, theilen Sie mir jedes ſeiner Worte mit.““

„Eines Abends, mein Sohn, durchſtreifte ich die Säle des Hoſpitals Santa Cruz, deſſen Seelſorger ich bin. In der Mitte der Armen, welche die Betten füllten, ſah ich neben einem Leichname, welcher eben den Geiſt aufgegeben hatte, einen Mann von edler Geſtalt und einnehmendem Geſichte. Ich nahte mich ihm, und ihm mein Kruzifix vorhaltend, ſprach ich: Sieh hier denjenigen, mein Sohn, der für uns am Kreuze geſtorben und den Wermuthskelch geleert hat.“

„Da erhob ſich der Kranke, preßte das Kruzifix an ſeine blaſſen Lippen und ſtammelte: „Spes mea in Domino.“ Dann nach einer Pauſe des Stillſchweigens fügte er hinzu: „Mein Vater! wollen Sie den letzten Willen eines Sterbenden erfüllen?“ — Ja, mein Sohn, ſo, als ob du mein Bruder wäreſt.“

„So hören Sie mich. Hier ſind Papiere. — Ach, um dieſe Papiere mir zu erhalten, ſprang ich aus der Schaluppe, worin ich mich nach einem Schiffbruche gerettet hatte; um ſie mir zu erhalten, kämpfte ich zwei Tage gegen den Tod auf dem Überreſte eines Maſtes mitten im Meere, und um dieſe Papiere zu ſchreiben, ach! um ſie zu ſchreiben, leiſtete ich Verzicht auf das Glück, auf die Freuden der Jugend, auf Alles. Wohlan, ſchwören Sie mir auf dieſes Kruzifix und bei dem Heile Ihrer Seele, daß Sie, ohne erforſchen zu wollen, wer ich bin, dieſe Papiere in's Feuer werfen wollen. Schwören Sie mir dieß.“

„Ich zögerte. Er las meine Unentſchloſſenheit in meinem Geſichte. — „Eine Glutpfanne,“ ſchrie er, „ſchnell eine Glutpfanne, oder ich gebe, Sie verwünſchend, meinen Geiſt auf. Sie verlieren meine Seele, und ich mache Sie dafür vor Gott verantwortlich.“

Seine Gemüthsbewegung wurde ſo heftig, daß ich nachgab und eine Glutpfanne bringen ließ, er warf ſeine Papiere darauf und ſah ſie mit wehmüthiger Freude brennen; als nur noch die Aſche ſichtbar war, ſprach er zu mir: „Nun geben Sie mir Ihren Segen, mein Vater, und verzeihen

Sie mir im Namen Gottes meine Sünden. Sie dürfen es, denn ich habe viel gelitten und ſie abgebüßt. Gott hat mir eine ſchwere Krone auf das Haupt geſetzt, eine Krone, die mich brannte und verwundete, eine Krone, die ich oft verfluchte und die ich oft von mir ſchleudern wollte. O, was hab' ich gelitten, mein Gott! mein Gott! — Genie! O Sie wiſſen nicht, welcher Fluch auf dieſem traurigen Geſchenke haftet. Glücklich derjenige, der in der Dunkelheit geboren, unbekannt dahinlebt und unbekannt ſtirbt. Glücklich, überglücklich!“

„Ich erlaubte mir die Frage, wer er ſei. Er lächelte bitter, hob die Augen gegen Himmel, wollte ſprechen — konnte aber nicht mehr und gab den Geiſt auf. Ich entfernte mich in ſonderbarer Stimmung von ſeinem Bette und fragte mich endlich ſelbſt, wer denn dieſer Mann ſeyn könne? Am andern Morgen, als ich ſeine ſterbliche Hülle noch einmal ſehen wollte, hatte man ihn ſchon mit andern Leichnamen in eine allgemeine Grube geworfen. Man zeigte mir noch einige Papiere, welche auf ſeinem Lager liegen geblieben waren, worunter ich ein italieniſches Sonett fand, unterzeichnet: Torquato Taſſo, und mit der Aufſchrift: An Louis Camoens.“

„„Er verbrannte ſeine Geſänge, er verweigerte dieſe himmliſche Erbſchaft ſeinem undankbaren Vaterlande, er verwünſchte ſein Genie?““ alſo fragte der junge Maler heftig. „„O ja, er hatte recht. Genie, Elend, Hunger ſind gleichbedeutende Wörter. Genie haben, heißt ſich verkannt ſehen, verachtet, mit Füßen getreten, dulden und verzweifeln. Wie er ſagte, ſo iſt es. Das Genie trägt eine Krone, welche brennt, verwundet, tödtet.““

„„Das iſt auch mein Los! O, ich Unglückſeliger!““ Und nach dieſen Worten verfiel er in ein tiefes Hinbrüten.

„„He da! nicht verzweifeln, mein junger Freund, ich hoffe Ihnen einen blumichteren Pfad öffnen zu können.“

„„Ich heiße Zurbara *),““ ſchrie er und ſtürzte aus dem Gemache.

Der Geiſtliche aber ging nun auf den wiederholten Zuruf Margaritha's kopfſchüttelnd in den Speiſeſaal, und ſetzte ſich nachdenkend zu ſeiner olla potrida.

Zweites Frühſtück.

Zwölf Jahre nachher trat Margaritha wieder in das Zimmer, um ihrem hochwürdigen Herrn, Don Matthäo Cordoſo, zu melden, daß das Frühſtück bereit ſtehe, und nach einigem Wiederholen begab ſich der Geiſtliche zum Tiſche, und ſprach ſein „benedicite“ über die rauchende Schüſſel, als ein Krankenwärter aus dem Spitale Santa Cruz die Nachricht brachte, daß ein Sterbender die geiſtliche Hilfe des ehrwürdigen Paters wünſche und bedürfe. —

Der Prieſter ſeufzte tief, warf ſeine Serviette von ſich und ſtand auf, indem er ſeinen Sombreto begehrte.

---

*) Andreas Zurbara, Maler des 16. Jahrhunderts, welcher im Style der florentiniſchen und lombardiſchen Schule malte. Der Michel Angelo Spaniens.

»Nehmen Ew. Hochwürden doch früher etwas Warmes zu ſich,« ſagte Margaritha, »es iſt heute ſo neblig, und ein paar Minuten mehr oder weniger werden ja nichts verſchlagen.«

»»Es handelt ſich hier um das Heil einer Seele,«« erwiederte Matthäo ſtrenger als gewöhnlich.

»So trinken Sie wenigſtens dieß Gläschen Xeres, um nicht nüchtern hinauszugehen,« verſetzte Margaritha, und hielt ihm das volle Gläschen hin. Der Prieſter trank es aus und begab ſich nach dem Hoſpitale.

Man führte ihn zu einem Bette, worauf ein noch junger Mann, den aber das Unglück noch vor der Zeit alt gemacht hatte, lag. Seine Augen lagen hohl, ſeine Wangen waren blaß und abgezehrt, und wenige weiße Haare zeigten ſich auf ſeiner gefurchten Stirne. Er lächelte bitter auf den Prieſter, reichte ihm die Hand, und grüßte ihn bei ſeinem Namen. Cordoſo ſah den Kranken erſtaunt an, ohne ihn zu kennen. — »Erinnern Sie ſich nicht mehr, mein Vater,« ſprach endlich dieſer, »eines jungen Malers, einer Fahne und eines Epitaphiums auf Camoens?«

»»Wie,«« rief der Prieſter, »»Sie unglücklicher, junger Mann, Sie wären —««

»Ja, ich bin jener Unglückliche, jener Unſinnige, der einem neckenden Phantome, welches man Ruhm nennt, folgte, welches immer vor mir floh, ſich endlich auf mein Grab ſetzen und eine Krone darauf legen wird. O mein Vater! Sie haben den ſterbenden Camoens geſegnet, verſagen Sie Ihren Segen auch dem ſterbenden Zurbara nicht.“

„„Der Mann iſt im Delirio,““ ſagte der Arzt, welcher eben zum Bette getreten war, „„er bildet ſich ein, ein Genie zu ſeyn, wie Camoens.““

Da richtete ſich der Sterbende auf. „Ihr glaubt es nicht,“ rief er, „wohlan, ſo ſehet;“ und er nahm eine Kohle aus dem Rauchfaſſe, das ein Kirchenknabe in der Hand hielt, welcher bei der letzten Öhlung Dienſte geleiſtet hatte, und mit dieſer Kohle zeichnete er mit zitternder Hand aber herrlichem Umriſſe einen ſterbenden Chriſtuskopf an die Wand, deſſen Ausdruck alle Anweſenden mit Bewunderung und Schauder erfüllte. Dadurch erſchöpft, fiel er dann auf ſein Lager zurück, kehrte verächtlich den Anweſenden den Rücken zu, warf einen ſchmerzhaften Blick auf ſein letztes Werk, und hauchte ſeine Seele aus.

Wenn ihr nach Liſſabon kommt, beſuchet das Hoſpital von Santa Cruz, man wird euch das Bett zeigen, worauf Camoens und Zurbara, die größten Männer Portugals und Spaniens, ſtarben, man wird euch auch, unter Glas wohl aufbewahrt, das Stückchen Mauer zeigen, auf welchem Zurbara ſeinen ſterbenden Chriſtus zeichnete, und euer Cicerone wird ſeine Erklärung mit den Worten endigen:

„Der Kirchenknabe, welcher damals dabei ſtand, war niemand Anderer, als der berühmte Murillo.“

Canova's Jugendliebe.

Eine Künſtlernovelle.

Im Jahre 1780 kam ein Jüngling, welcher zu Paſſagno im Venetianiſchen geboren war, nach Rom mit dem Vorſatze, daſelbſt die Zeichen- und Graveurkunſt bei einem damals im vortheilhafteſten Rufe ſtehenden Künſtler zu lernen. Als ein Schützling der reichen Familie Falieri, brachte dieſer Jüngling mehre Empfehlungsſchreiben an die bedeutendſten Männer der heiligen Stadt mit ſich. Das erſte, welches er abzugeben beſchloß, war jenes, welches ihn auch zuerſt zu ſeinem Ziele führen ſollte. Er ließ ſich alſo zu Signor Volpato führen.

Giovanni Volpato, lange Zeit unter dem erborgten Namen Jean Renard gekannt, ſtand an der Spitze jener glänzenden Graveurſchule, aus welcher ſo viele berühmte Männer hervorgegangen ſind. Auch in allen übrigen verwandten bildenden Künſten war Volpato ein Meiſter. Dieſer reine und nette Stich, dieſe vollendete Kenntniß im Schnitt, dieſe Kraft, und dieſes außerordentliche Relief, welche Ihr in den Kupferſtichen eines Raphael Morghen bewundert, dankt er und Ihr den Lehren jenes Meiſters Volpato.

Als der Jüngling in Volpato's Atelier eingeführt wurde, zeichnete dieſer eben nach einem Modelle, und erſuchte ihn, nur einige Augenblicke zu verziehen und ihm zu erlauben, ſeine Figur zu vollenden. Der Jüngling, beſcheiden, wie er war, wollte ſich gleich wieder entfernen, allein Volpato gab ihm ein Zeichen zu bleiben und ſprach: „Nein, nein, mein Herr, wenn Sie nicht Zeit haben zu warten, ſo muß ich meine Arbeit unterbrechen.“ — Der Jüngling bat ihn, ſich nicht ſtören zu laſſen, und verſicherte, er finde hier Unterhaltung für Jahre, nicht für Stunden. Mit einem ehrfurchtsvollen Blicke ſah er im Atelier herum, aber ein Gegenſtand zog mehr als alles Übrige ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich.

Das Modell Volpato's war ein junges Mädchen von kaum ſiebenzehn Jahren. Es war nicht möglich, ſich ein lebhafteres und ſprechenderes Geſicht, üppigere und anmuthigere Formen und eine herrlichere Geſtalt zu denken. Die griechiſche Tunika und die Maske in der Hand zeigten, daß ſie Thalien vorſtellen wollte, aber ihr liebliches Lächeln, der ſanfte Spott, der um ihre Lippen ſpielte, und ich weiß nicht, welche himmliſche Atmoſphäre um ihre ganze Geſtalt ausgegoſſen, hätten vielmehr glauben machen können, durch eine jener Metamorphoſen, unter Roma's Himmel einſt ſo häufig, ſei die komiſche Muſe ſelbſt vom Himmel herab geſtiegen, um ſich von einem geliebten Jünger zeichnen zu laſſen. Der Jüngling konnte ſich mindeſtens nicht überzeugen, daß es einer einfachen Sterblichen möglich ſei, in ihren Zügen und ihrer Stellung ein ſolches Ideal zu verwirklichen. Unbeweglich ſtand er einige Schritte von der Staffelei und glaubte zu träumen. Bald aber erkannte er die Nothwendigkeit, die eingebildeten Attribute ſeiner Göttin ſelbſt zu vernichten aus Furcht, dieſe Apotheoſe könnte ihm wirklich ſein Herz und ſeine Ruhe koſten. In dieſem Augenblicke aber, als er in einer Anwandlung von Kraft es verſuchte, Thalien von ihrem Piedeſtal zu ſtürzen, ſchien das junge Mädchen, gerade als ob ſie erriethe, was in ſeiner Seele vorgehe, ſich ein Spiel daraus zu machen, ſeine Gedanken noch mehr zu verwirren, jeder ihrer Blicke war feſt auf ihn gewendet, jede ihrer Bewegungen ſchien gegen ihn gerichtet zu ſeyn, und dieſes unbewegliche Antlitz drückte ſo viele Empfindungen mit einmal aus, daß er bald erröthete, bald erblaßte. Ach! es iſt nicht mehr Zeit zu fliehen, er iſt überwunden, ſein Herz durchbohrt.

Indeſſen wurde auch Volpato darüber ungeduldig, daß ſein Modell nicht ruhig blieb, und er unterbrach ſeine Arbeit mit den Worten: „Närriſche Dominika! kannſt du denn nicht einen Augenblick in einer ruhigen Stellung bleiben? Ich merke wohl, du biſt heute ſchon müde. Laſſen wir es alſo für dieſes Mal ſeyn. Komm, umarme mich, meine Tochter!“

Seine Tochter! ſeine Tochter! dachte der Jüngling bei ſich. Glücklicher Vater!

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ fuhr Volpato zu ihm gewendet fort, „ich habe Sie mit der Freiheit eines Künſtlers warten laſſen, aber jetzt bin ich ganz zu Ihren Dienſten.“

Der Venetianer zog einen Brief Falieri's aus der Taſche und überreichte ihn Volpato; dieſer las ihn für ſich.

während der Jüngling fortfuhr, Dominika zu betrachten, welche ab- und zuging, um Kartons, Pinſel und Farben in Ordnung zu bringen, aber Alles dieſes ſo leiſe als möglich that, um ihren Vater im Leſen nicht zu ſtören.

Der Brief lautete alſo:

„Der Überbringer dieſes, mein lieber Volpato, iſt ein junger Schützling von mir, den ich Ihren Lehren und Ihrer Freundſchaft beſtens empfehle. Ich müßte mich ſehr irren, wenn Sie mir für einen ſolchen Schüler nicht einſtens ſogar Dank wiſſen ſollten. Wie Sie, iſt er als Künſtler geboren. Er nennet ſich Antonio Canova, ſein Vater, Pietro Canova, Steinſchneider in unſerm kleinen Dorfe Poſſagno, ſtarb, als er erſt drei Jahre alt war, ſeine Mutter verheirathete ſich zum zweiten Male, und überließ ihr Kind der Pflege ſeines Großvaters Paſino, welcher wohl gewünſcht hätte, in ihm ſeinen Nachfolger in dem erblichen Maurerhandwerke zu bilden, allein das Kind war zu zart dafür, und er benutzte die Kelle ſeines Großvaters nur dazu, um damit aus Thon Figuren aller Art nach den Launen ſeiner Einbildungskraft zu bilden. Eines Tages, da ich eben ein großes Feſt gab, bemerkte mein Haushofmeiſter, daß ihm zu einer Schüſſel in der Mitte des Tiſches eine Zierde von Backwerk mangele; er zog den alten Paſino darüber zu Rathe, und da dieſer dabei ſich in Verlegenheit befand, ſo nahm ſein damals zwölfjähriger Sohn den Teig und knetete daraus in wenig Minuten einen Löwen, welcher ſpäter die Bewunderung aller Gäſte ſo ſehr auf ſich zog, daß ſie den Verfertiger zu ſehen wünſchten und ihm ihr Lob darüber ſpendeten. Ich, mein lieber Volpato, erkenne großes Talent in dem jungen Antonio, darum führte ich ihn auch ſelbſt nach Venedig, wo ich ihm bis jetzt Unterricht von den vorzüglichſten dortigen Meiſtern geben ließ; allein ich rechnete vorzüglich auf Sie, um ſeinen Beruf feſtzuſtellen und ſeine Bildung zu vollenden. Seien Sie alſo für ihn ein Lehrer und ein Vater. Empfangen Sie, mein lieber Volpato u. ſ. w.«

»Junger Mann!« ſagte Volpato, als er dieſen Brief geleſen hatte, »ich danke dem Monſignor Falieri ſo viel, daß ich mit Vergnügen jeden ſeiner Wünſche erfülle. Von dieſer Stunde an gehören Sie unter die Zahl meiner Schüler. Verlaſſen Sie den Gaſthof, in welchem Sie abgeſtiegen ſind, ich habe ein Kämmerchen und ein leeres Bett für Sie. Dominika! rufe Raphael!«

Während Antonio dem Herrn dankte und ſich den Glücklichſten aller Sterblichen nannte, nicht ohne einen Blick auf Dominika geworfen zu haben, bevor ſie ging, den Befehl ihres Vaters zu erfüllen, trat ein Jüngling mit blondem und friſirten Haare, lebhaftem Auge und leichtem Schritte in das Atelier.

»Raphael,« ſprach Volpato zu ihm, »ich gebe dir hier einen Gefährten, und wünſche, daß ihr euch Freunde, Brüder werdet. Gehe mit ihm in ſeinen Gaſthof, um ſein Gepäcke abzuholen, und ſorgt, daß ihr bis zum Abendeſſen wieder zurück ſeid, wenn euch etwa die Luſt anwandelte, mit einander die Straßen von Rom zu durchlaufen.«

Die beiden Jünglinge wurden bald Nebenbuhler an Talent und Fleiß, und Volpato ſagte öfters, er wäre ſehr verlegen, Einen von Beiden den Vorzug zu geben; das ſtörte zwar ihr gutes Einvernehmen nicht, aber ſie endeckten bald, daß zwiſchen ihnen noch eine andere Nebenbuhlerſchaft beſtehe, als jene des Talentes und des Ruhmes.

Raphael und Antonio liebten Beide die ſchöne Dominika. Das Mädchen war Beider Muſe. An ſie denkend, faßten ſie ihre glücklichſten Ideen, ſie war Urſache davon, wenn ſie durch angeſtrengten Fleiß und blinden Gehorſam ihren alten Lehrer zufrieden ſtellten, und wenn ſich Volpato ſeiner guten Lehrmethode rühmte, ſo hätte Dominika einen bedeutenden Theil jener Fortſchritte ſich zueignen können, die ihren Vater an ſeinen Schülern ſo glücklich machten. Aber ſah denn Dominika auf die beiden Lehrlinge mit derſelben Unparteilichkeit, wie ihr Vater? Beurtheilte ſie Beide nur nach ihrer Kunſt, oder vielleicht nach andern Gaben? Dominika war klug, oder kokett, oder unſchuldig genug, oder vielleicht alles dieſes zugleich, um die Wagſchalen ihrer Gunſt bei Beiden immer im Gleichgewichte zu halten. Ihr Lächeln, ihre unſchuldsvollen Vertraulichkeiten, ihre naiven Sticheleien oder ihr Schmollen war bei Beiden gleich abgemeſſen, und Keiner der beiden Jünglinge konnte ſich eines beſtimmten Vorzuges rühmen.

Da erſuchte Antonio Canova eines Tages ſeinen Lehrer um eine geheime Unterredung, entdeckte ihm ſeine Liebe für ſeine Tochter und bat um ihre Hand. — „Wie? du auch, mein Antonio?“ ſprach der alte Volpato. „Ei, ich dachte mir's wohl, und habe alſo recht klug gethan, dem Raphael nichts zu verſprechen, der dir in ſeiner Werbung um meine Tochter zuvorgekommen iſt. Mein lieber Antonio," fuhr er fort, „wenn dir meine Dominika Beweiſe gegeben hätte, daß ſie dir den Vorzug gibt, ſo würde ich minder verlegen ſeyn, dir zu antworten. Meine beiden Schüler, du und Raphael, ſind mir gleich werth, und ich bedauere nur, daß mir der Himmel nicht zwei Töchter gegeben hat. Allein wenn ich als Vater zwiſchen euch auch nicht wählen kann, ſo kann ich doch als Künſtler euch ein Mittel vorſchlagen, um Dominika's Hand zu ringen. Ich verſpreche ſie demjenigen, welcher ihr Bild am ähnlichſten zeichnen wird."

Dieſe Bedingung ward allſeitig angenommen, und Dominika machte keinen Einwurf. Man kam überein, daß Jeder der beiden Schüler ſeine eigenen Sitzungen haben ſollte, um ſeine Zeichnung zu machen. In drei Wochen ſollten die beiden Porträte vor einigen Preisrichtern ausgeſtellt werden, deren Entſcheidung als Geſetz gelten ſollte.

Schon am andern Morgen willigte Dominika ein, Antonio zu ſitzen. Dieſer fragte ſie, ob ſie nicht ein Coſtüm dem andern vorziehe und vorzugsweiſe vielleicht in einem mythologiſchen, welches damals in der Mode war, vorgeſtellt ſeyn wolle. Da antwortete Dominika: „Lieber Antonio, ich las vor einigen Tagen eine Allegorie, die mir ſo eben wieder ins Gedächtniß kommt. Es iſt die Geſchichte der Metra, Eryſichton's Tochter. Ihr wißt wohl, daß dieſer unglückliche Fürſt Theſſaliens, nachdem er den Zorn der Ceres auf ſich geladen, weil er ihren Altar entheiligt hatte, von einem Hunger geplagt wurde, den nichts ſtillen konnte. Seine ganzen Staaten wurden nach und nach von ihm verzehrt. Er wurde der Schrecken ſeines Landes und ſeiner Familie, mußte ſich ſogar flüchten, und es blieb ihm endlich nichts Anderes mehr übrig, als ſeine Tochter zu verkaufen. Zum Glück hatten die Götter Metra die Gabe geſchenkt, ſich in eine beſtimmte Anzahl von Geſtalten zu verwandeln. Eryſichton verkaufte ſie als Vogel, und ſie kam als Pferd wieder zurück. Er verkaufte ſie neuerdings und immer ſo fort, bis endlich die beſtimmte Anzahl ihrer Verwandlungen voll war, und ſie ihm in ihrer erſten Geſtalt wieder erſchien — und ſich zum Opfer ſeines Hungers darbot.“

So hatte Dominika mit einem ſchelmiſchen Lächeln geſprochen, Canova hatte ſich dabei an ſein Zeichenbret geſetzt und fing an die geliebten Züge abzukonterfeien, allein er bemerkte, daß das boshafte Mädchen mit jedem Augenblicke ihre Stellung veränderte und eine Beweglichkeit der Züge äußerte, welche den Verliebten und den Künſtler entmuthigte. Mehre Sitzungen vergingen ſo, ohne daß er eine Stellung feſthalten konnte.

Immer näher rückte der beſtimmte Termin. Raphael Morghen hatte eine triumphirende Miene. Antonio beklagte ſich nicht, aber er ſetzte ſich hin und machte, ohne eine weitere Sitzung von Dominika zu verlangen, in zweimal 24 Stunden ihr Porträt bloß aus dem Gedächtniſſe.

Am feſtgeſetzten Tage verſammelten ſich die von Volpato berufenen Künſtler und Kunſtkenner vor einem Vorhange, welcher, als ſie alle beiſammen waren, geöffnet wurde, und die beiden Werke ſehen ließ.

Auf dem erſten Bilde erblickte man ein junges Mädchen mit jener lächelnden Geberde, mit jener Miene des

Vertrauens und des anmuthigen Dahingebens, womit ſie zu dem Geliebten ſpricht: „Ich glaube dir ſo gerne.“ Dieß war die Zeichnung Raphael's.

Auf dem andern erkannte man Metra in der letzten Periode, wo ſie ſich für ihren Vater opfert, ſie ließ das zitternde Haupt ſinken, und eine Thräne netzte ihr Augenlied, eine Thräne, welche zugleich das Gefühl der Scham und des Schmerzes verrieth. Dieſe Figur war herrlich und, ſei es, daß die Zeichnung wirklich die andere übertraf, oder trug die Sympathie, welche ſich immer mehr zum Leidenden, als zum Glücklichen hingezogen fühlt, den Sieg davon, alle Preisrichter riefen einſtimmig: „Antonio Canova hat über Raphael Morghen geſiegt!“

Volpato öffnete die Arme gegen Antonio, um den geliebten Schüler an ſein Vaterherz zu drücken, allein dieſer begnügte ſich, ihm die Hand zu drücken und zeigte auf Dominika, welche in einer Ecke des Ateliers ſtand und durch ihre Haltung genau den Ausdruck ihres Porträts wiedergab.

„Meine Richter mögen mir verzeihen,“ nahm Antonio mit einer Stimme das Wort, welche wohl die Gewalt bemerken ließ, die er ſich anthat, „aber ich muß den Ausſpruch zurückweiſen, welcher mich zum Glücklichſten der Menſchen machen würde. Ich trete von der Bewerbung zurück und überlaſſe Raphael den Lorbeer und — die Myrthe. Seht nur, Meiſter,“ fügte er hinzu, „wie meine Worte meinem Urbilde bereits einen Theil ſeiner Ähnlichkeit mit meinem Abbilde nehmen, ſeht, wie Dominika das ſchöne Lockenhaupt emporhebt, wie ihre Blicke ſich neu entflammen, ſie liebt Raphael. Ja,“ fuhr Antonio, gleichſam um dem Staunen der Richter zu antworten, fort, »Jeder hat ein Selbſtbewußtſein ſeiner Kraft und ſeines Talentes, ich fühle mich ſo tief unter Raphael, daß ich auf Bleiſtift und Grabſtichel Verzicht leiſte; wenn es für mich einen Ruhm in der Kunſt gibt, ſo werd' ich ihn vielleicht einſt in dem Meißel finden.“

Dominika wurde Raphael Morghen's Weib. Antonio Canova verließ das Haus und die Werkſtätte Volpato's, indem er das Porträt der Geliebten mit ſich nahm, allein ſeine Dankbarkeit und ſeine Freundſchaft für ſeinen Lehrer blieben ſtets dieſelben. Man findet den Beweis hievon in der Basilica der heiligen Apoſtel zu Rom, wo ein Monument aus Marmor von Canova für Volpato errichtet iſt. Das Bildniß dieſes Künſtlers zeigt, wie es von der Freundſchaft in der Geſtalt eines trauernden Mädchens gekrönt wird.

Auge und Herz.

Novelle.

Hermannſtadt, den 11. Mai 1828.

Karoline an Klara.

Meine gute Klara!

Nun iſt ſchon ein Monat vorüber, ſeitdem Du Hermannſtadt verlaſſen haſt. Du verſprachſt mir, auch die kleinſten Kleinigkeiten Eurer Reiſe mitzutheilen, und bis jetzt noch kein Sterbenswörtchen. — Du willſt mich unruhig machen. Was Du auch ſagen magſt, es war doch ein übereilter Streich, eine Romanenidee, daß Du Dein Schickſal an jenes eines Blinden knüpfteſt. Es iſt immer ſchwer für eine Frau der Mann zu ſeyn, am allerſchwerſten aber auf einer Reiſe. Ich will es ganz gern bekennen, daß ich viel weniger tauge als Du, denn mir würde ganz und gar die Geduld fehlen, die Geliebte eines Blinden zu ſeyn; ihm Alles zu erklären, und ihn nicht einen Augenblick zu verlaſſen. Da hat man nicht einmal Zeit und Gelegenheit, ein bischen kokett zu ſeyn, und wenn man es iſt, ſo iſt man es ohne alle Wirkung. Wenn man ſich noch ſo ſehr ſchmückt und ſchön macht, ſo ſagt einem doch Niemand, daß man ihm gefällt, man bekommt kein Kompliment darüber. — Lieber todt, als nicht gefallen.

Du haſt mir oft geſagt, ich ſei ein Weib mit allen ſeinen Schwächen. Du haſt Recht, liebe Klara, aber warum hat mich der Himmel nicht anders erſchaffen? Ich kenne Männer, welche ſagen, eben in dieſen Schwächen beſtehe unſere größte Stärke. Wir ſind, ſiehſt Du meine Gute, nur Eintagsfliegen, unſere Jugend iſt kurz, wir müſſen ſie benützen, glänzen, gefallen und lieben, wenn es eben ſeyn kann. Wir müſſen Gebrauch machen von unſerer einzigen Gewalt, nämlich von unſern Reizen. Wir werden ſo ſchnell alt, daß wir, wenn wir auch nur eine Minute verlieren, gar nicht gelebt haben, die Männer werden nur von der äußern Geſtalt angezogen. Glaube mir, wenn Ferdinand nicht blind geboren wäre, er würde Dich nie geliebt haben, und dennoch biſt Du ein ganz vollkommenes Geſchöpf, beſitzeſt alle Schönheiten der Seele, aber leider, der Körper ſtimmt nicht damit überein. Ich weiß, ich darf aufrichtig über dieſen Punkt mit Dir reden; denn Du haſt es ja ſelbſt von mir gefordert, und Du biſt frei von allen Vorurtheilen. Lebe wohl, meine Gute, Du ſiehſt, ich ſchwätze noch immer in den Tag hinein, wie immer. — Ich bin nun einmal ich und bleibe ich, ſo lange ich lebe. — Antworte mir nur recht bald, und ſchreibe mir Neues von dir und Ferdinand, ſage mir, ob Eure Vermögensangelegenheiten in Ordnung gebracht ſind, ob Du Dir in Wien gefällſt, ob Ferdinand fröhlich iſt, und die Reſidenz nach ſeinem Geſchmacke findet. Verzeihe mir meine Thorheit, aber ich weiß ja, daß er Alles nur durch deine Augen ſieht. Schreibe mir recht bald, ſonſt kommt die Zeit früher, wo ich ſelbſt Hermannſtadt verlaſſe und Euch in den alten luſtigen Mauern der Kaiſerſtadt wiederſehe.

Deine

Karoline.

Wien, am 6. Juni 1828.

Klara an Karoline.

Beſchuldige mich keiner Liebloſigkeit oder Vergeſſenheit, meine gute Karoline, denn mir armen Weſen würde dieſe nicht erlaubt ſeyn, mir, die ſich glücklich ſchätzen muß, wenn nur Jemand Antheil an ihr nimmt, mir, die ich nur die Hülle eines Weibes trage, aber keinen ihrer äußern Vorzüge beſitze, mir, welcher Thränen in die Augen treten, wenn ich mich in einem Spiegel beſehe, nicht für mich, aber für Ferdinand, der mich liebt — Ferdinand! ſo ſchön, ſo vollkommen, und der ein reizendes Mädchen in ſeine Arme zu ſchließen glaubt, und dafür eine Mißgeſtalt an ſein Herz drückt. Ich ſchaudere zurück, wenn ich bedenke, daß ich ihm in jedem Augenblicke vorlüge, denn ich habe ihm noch nie geſagt, daß ich häßlich bin. Ich habe nicht den Muth dazu. Ich bin wohl überzeugt, er würde dann Mitleid für mich empfinden, aber keine Liebe, nein! keine Liebe mehr. Die Männer beſitzen nur Eitelkeit, ſelbſt ihre Liebe iſt Eitelkeit. Nicht Einer von denen, die ſehen, würde es laut geſtehen wollen, ich ſei ſeine Geliebte, ich glaube, ſelbſt mein Bruder, wenn ich einen hätte, würde ſich ſcheuen zu ſagen: Dieſe iſt meine

Schweſter. Nur Frauen wollen ſo gütig ſeyn, mich zur Freundin zu wählen, und ich beſitze ſo viel Selbſtkenntniß, um ihnen dafür dankbar zu ſeyn. Selbſt kleine Kinder, wenn ich ihnen liebkoſte, ſtießen mich von ſich und ſprachen: Geh fort, ich mag dich nicht, du biſt mir zu häßlich; — ſeit ich geboren bin, war nur meine gute Mutter allein, welche mit Thränen in den Augen ausrief: »Das iſt meine Tochter!« Und doch hat Gott das Gefühl der Liebe in meine Seele gelegt. Er müßte mir auch eine eigene Welt erſchaffen, eine Welt, die mich erträglich fände, und nicht vor mir zurückſchaudert. Ach die Welt, in welcher ich exiſtire, iſt er allein, er, mein Ferdinand. Ach! er weiß es nicht, wie ſehr er ſich irrt, wenn er meine Hand faßt, oder meine Stimme vernimmt, die ihm angenehm iſt, und ſpricht: »Ach! wie ſchön biſt du!« Da ſchäme ich mich, und ich fürchte, die Spiegel, welche in unſerm Zimmer ſind, fangen an zu ſprechen.

Ich habe Dir mancherlei von unſerer Reiſe mitzutheilen. Was unſere Vermögensangelegenheiten betrifft, ſo geht Alles gut, dem Himmel ſei Dank! — Du kennſt Ferdinands Charakter. Alles was er wünſcht, iſt, Menſchen zu finden, die ſich theuer genug bezahlen laſſen, damit ſie ihn für die Langeweile des materiellen Lebens tröſten, wovon er ſich eigentlich keinen klaren Begriff machen kann. Der arme Ferdinand! er weiß doch nicht, wie ſchwer das Leben iſt! Gott hat ihn des Augenlichts beraubt, und er hält ſich deßhalb für unglücklich. Ach! wie oft habe ich ihn ſchon darum beneidet. Freilich ich habe ihm auf der Erde einen immer heitern Himmel gelogen, von welchem er nie herabſteigt, und eben deßwegen kränkt es ihn, daß er die Erde nicht ſehen kann, die

Erde, welche er ſich vollkommen malt, weil er ſelbſt vollkommen iſt. Ach! ſeine Seele iſt ſo ſchön, und ſeitdem er exiſtirt, lebt er in dieſer ſchönen Seele, wie in einem heiligen Tempel, wie in einem Feenpallaſte eingeſchloſſen. Die Strahlen des Tages verdunkeln ihm nicht ſein Paradies. Ich vermeide Alles, damit er den ſchwarzen Qualm des wirklichen Lebens nicht rieche. Wir ſprechen mit einander von Liebe, wir exiſtiren in der Liebe, ich beſitze Ferdinand ganz; die kleinſte Schattirung ſeiner Seele, die kleinſte Bewegung von Schmerz oder Freude bemerke ich an ihm, theile ich mit ihm. Die Nothwendigkeit, ihm Alles zu erklären, kürzt uns die Zeit ab, und verlängert unſer Vergnügen. Er hat den Haß nie gekannt, er liebt alle Menſchen, und hält alle für gut, und durch dieſen Irrthum iſt er unausſprechlich glücklich. Ich laſſe ihn darin. Manchmal weint er und ſpricht zu mir: »O, meine theure Klara! ich ſehe dich nicht, ich kenne nicht die herrlichen Sterne, deine Augen. Andere leſen darin vor mir, ſieh, das iſt das Einzige, was ich ſchmerzlich vermiſſe. Und dann, wie zugethan du mir biſt, wie viel Kummer ich dir ſchon verurſacht habe, zu welchen immerwährenden Dienſten du dich meinetwegen verdammſt. Ach, meine liebe Freundin, mein Schutzgeiſt, du biſt der Roſenſtrauch, den ich der Liebkoſungen des Zephyrs beraube, und den ich im Sommer in ein Treibhaus verſchließe. O, wenn ich ſehen könnte, wie wollte ich dir dieß Alles vergelten!«

Auf Spaziergängen zittere ich immer, es könnte das laute Wort eines Vorübergehenden Ferdinand verrathen, welch' eine Geſtalt an ſeiner Seite geht; o ich weiß wohl, er wäre großmüthig genug, mir ſeinen Kummer zu verbergen, und mich noch ferner liebevoll zu behandeln, aber die ſüße Täuſchung, welche ihn und mich ſo glücklich macht, wäre vorüber, und wenn er ſich dann anſtellte, als ob er mich liebte, ſo würde mein Herz darüber brechen, das ihn einzig, unausſprechlich liebt.

Während der Reiſe beſchrieb ich ihm Alles, was an uns vorüberzog, den Himmel, die Erde, die Wälder, die Häuſer, die Menſchen, die Blumen, die verſchiedenartigen Teppiche, Alles, ich darf ſagen, er erkannte den Weg, den wir zurücklegten, wie ein Reiſender das Land, welches er geträumt hatte.

Meine Stimme entzückt ihn, er erröthet, wenn er meinen Fußtritt vernimmt. Er iſt ganz Dankbarkeit, ganz Liebe für mich. Und ach, Karoline! ich ſtehe auf dem Punkte, Alles dieß zu verlieren. Man wird ihn bald operiren. In wenig Monaten wird er ſehen. Mein Gott! mein einziger Wunſch wäre, in dem Augenblicke zu ſterben, in welchem er das Licht ſeiner Augen erhält. Unglückliche Reiſe! Unglückliche Erbſchaft, welche uns nach Wien gebracht hat! —

Wir kamen in Peſth an, und ſtiegen dort in einem Gaſthofe ab, in welchem ſich ſchon mehre junge Leute befanden. Ferdinand trat in das allgemeine Gaſtzimmer, und ich ſprach mit der Wirthin, um ihr noch einige Aufträge zu ertheilen, da wir ein paar Tage in Peſth ausruhen wollten. Ich empfahl aber dem Bedienten Joſeph, ſeinen Herrn nicht einen Augenblick zu verlaſſen. Dieſer Menſch fand es aber nicht für nothwendig, und ſetzte ſich lieber zu mehren Kutſchern, um mit ihnen zu trinken.

Du weißt, liebe Karoline, daß derjenige, welcher nicht weiß, daß Ferdinand blind iſt, auch keine Vermuthung davon hat; denn ſeine Augen ſind ſchön und klar. Sie waren nun alle im Speiſeſaal, und Ferdinand in ſeiner gemüthlichen Ruhe ſchien auf alle närriſchen und luſtigen Bemerkungen nicht zu achten, welche die jungen Leute reichlich und ſchonungslos machten. Sie ſchwätzten über Frauen, Geliebte, Schönheit und Häßlichkeit, wie mir Ferdinand nachher erzählte. Er miſchte ſich nicht in das Geſpräch, er, der eine ſo reine Idee von allen Menſchen hat, und ſie nur nach ſeiner eigenen Seele mißt. Er glaubte in ein fremdes Land verſetzt zu ſeyn, deſſen Sprache er nicht verſtand. Endlich nahm Einer von ihnen, der am meiſten das Wort führte, das Schweigen und das ruhige Lächeln Ferdinands für eine Beleidigung, er näherte ſich ihm und ſprach:

„Sie ſind vermuthlich ein Fremder, mein Herr?

Keine Antwort.

„Werden Sie in unſerer Geſellſchaft ſpeiſen?“

Keine Antwort.

Und die Andern lachten und glaubten, Ferdinand ſchweige aus Hintanſetzung.

Da näherte ſich ein Zweiter, und fragte:

„Sind Sie taub, mein Herr?“

Wieder keine Antwort.

Da ſtampfte dieſer mit dem Fuße und ſprach:

„Er muß mir doch antworten, oder wenigſtens ſagen, warum er nicht antworten will,“ und in dieſem Augenblicke wandte ſich Ferdinand auf die andere Seite, was ſie noch für größeren Trotz und wirkliche Verachtung anſahen. Und grimmig ſchüttelte ihn Einer am Arme und ſprach: „Mit Ihnen ſpreche ich, und ſchon fünf Minuten. Sind Sie taub, oder ein Flegel?“

„Nein, ich bin blind,“ antwortete Ferdinand ganz ruhig.

Die Andern ſchlugen aber ein helles Gelächter auf und glaubten ihm nicht. Da trat ich in den Saal, ſah die zornigen Geſichter und rief: „Mein Gott! wo iſt denn Joſeph, der Bediente? Er läßt dich allein hier, und ich habe ihm doch ſo ſehr aufgeboten.“

„Ja meine Liebe,“ ſagte Ferdinand zu mir, „ich befinde mich hier in einer Geſellſchaft, wo ich mich ſchwer verſtändlich machen kann, du mußt ſchon ſo gütig ſeyn, mir zum Dolmetſch zu dienen. Es ſcheint, wir ſind hier Alle gebrechlich, ich blind, und dieſe Herren nicht recht bei Sinnen.“

„Meine Herren!“ nahm ich zitternd das Wort, „es herrſcht hier ein Mißverſtändniß. Ich weiß nicht, was vorgefallen iſt, aber derjenige, welcher Ihren Zorn erregt, hat dieß gewiß unwiſſend gethan, er iſt blind.“

Plötzlich ſchwiegen Alle. Der junge Mann, der Ferdinand zuvor unhöflich geſtoßen, trat zu ihm, ſah ihm ſtarr und unbeweglich in die Augen, und ſprach dann: „Verzeihen Sie mir, mein Herr, und beurtheilen Sie mich nicht nach meiner jetzigen Übereilung. Ich bin ſelbſt Augenarzt und reiſe nach Wien, um meine Kunſt dort nach den Anleitungen des berühmten Jäger zu vervollkommnen. Ich träume von einer Kur, welche mir Ehre macht, wie man von einer erſten Liebe träumt. Ich laſſe Sie nicht mehr aus meinen Augen, ich werde Sie operiren, Ihnen das Licht wiedergeben, und dann biete ich Ihnen Genugthuung für mein unbeſonnenes Benehmen von heute.“

„Geben Sie mir das Augenlicht,“ antwortete Ferdinand wehmüthig lächelnd, indem er ihm die Hand reichte, „und ich biete Ihnen dafür meinen heißeſten Dank, meine innigſte Freundſchaft. Auch meine ſchöne Freundin hier, das Auge meiner Seele, wird Ihnen ihren vollen Dank reichen.“

Er meinte mich, liebe Karoline, er deutete auf mich, als er das Wort „ſchön“ ausſprach; ich erröthete, ich zitterte, und dennoch lächelte nicht Einer der jungen Herren. Mitleid hatte die Stelle des Zornes bei Allen eingenommen.

Seitdem iſt Eduard (ſo nennt ſich der junge Arzt) immer um uns, er wacht mit größter Sorgfalt über Ferdinand. Wir ſind glücklich in Wien angekommen, und wohnen einſtweilen in einem Gaſthofe ſo lange, bis ich eine Wohnung ganz nach meinem Geſchmacke, und für Ferdinanden tauglich, werde gefunden haben. So lange ihn noch Finſterniß umgibt, will ich ihn noch ſo glücklich machen, als es mir möglich iſt. Schwindet dieſe, ſo ſchwindet auch mein Glück, vielleicht auch mein Leben, denn in wenigen Wochen will Eduard die Operation an ihm vornehmen. O dürfte ich ſagen: Laſſet ihn blind, dieſer Mann iſt die Welt, die Gott für mich allein geſchaffen hat, dieſe Augen, welche ihr auch für andere Frauen öffnen wollt, ſind meine Augen, es ſind die einzigen, die mich ertragen können.

So meine gute Karoline, iſt es um mich geſchehen! — Er wird den Himmel ſehen, und ihn gewiß weniger ſchön finden, als ich ihm denſelben beſchrieben, er wird die Erde ſehen, und Dornen darauf finden, vor denen ich bisher ſeine Füße bewahrt habe. Er wird Geſtalten ſehen, die er bisher nicht gekannt hat. Die Falſchheit, die Heuchelei, den Neid. — Aber ach! er wird auch die Schönheit kennen lernen, von welcher ich nie mit ihm geſprochen, ein Gemälde, das ich ihm nie entworfen habe. Er wird Engel von Frauen ſehen, und auch mich, — mich, die er ſich ebenfalls ſchön vorgeſtellt hat. Ich werde als die erſte Lüge vor ihm da ſtehen, und verloren ſeyn.

Karoline! ich leſe in der Zukunft, ein frühes Grab wird decken

Deine Klara.

In der Singerſtraße in Wien, in einem Kabinete, welches mit grünen Draperien verſehen war, ſaß auf einem reichen Kanapée eine junge Dame, rund und anmuthig, ſie ſchien mehr gehüllt als gekleidet in einen muſſelinenen Überwurf mit Spitzen garnirt, deſſen blendend weiße Wellen durch einen knappen Gürtel zuſammengehalten wurden. Auf zwei weißen Schultern wiegten ſich ſchwarze Haare, welche in langen Locken von einer reinen, mit blauen Adern durchzogenen Stirne herabwallten; zwei große ſchwarze Augen blickten zwiſchen dichten Wimpern hervor; ein Korallenmündchen öffnete ſich anmuthig, um zwei Reihen Zahlperlen erblicken zu laſſen; zwei Füßchen, in ſchwarzen Atlas gehüllt, kreuzten ſich, und zwei ſchön geformte Händchen hielten Göthe's Fauſt. Die ſchöne Leſerin ließ manchmal einige Worte entſchlüpfen, welche ihr das Buch entlockte. „Recht ſchön,“

ſagte ſie, „aber mir viel zu düſter, mit dem Gretchen bin ich gar nicht einverſtanden; wenn Jede gleich ſterben wollte, deren Geliebter des Teufels iſt!“ — Nur ein ſehr geübtes Auge konnte bemerken, daß bei der Toilette auch die Kunſt ihren Antheil habe; denn alles ſchien an dieſem Mädchen nachläſſig; es mußte eine große Kokette ſeyn.

In einer Ecke des Zimmers ſaß ein anderes Frauenzimmer, welches jeder Eintretende für die Mutter oder Tante der Erſteren würde gehalten haben, ein ſo großer Unterſchied war zwiſchen Beiden; und doch beſaßen Beide dasſelbe Alter. Dieſe war mager, ihr Gewand, faſt gleich weit, ließ keine körperlichen Formen gewahren, es war, als ob ein Kleid über einen Kleiderſtock hänge, eine dürre Hand unterſtützte einen Kopf, deſſen röthliche Haare in unangenehmen Würfen mehr emporſtrebten, als ſie ſich an die kurze breite Stirne ſchmiegten. Wangen und Naſe verunſtalteten Sommerſproſſen, und zwei Lippen, obſchon ſehr dick, widerſetzten ſich vergebens den breiten und ungleichen Zähnen. Man kam in Verſuchung zu glauben, ein häßlicher Mann habe ſich, um den Kontraſt noch auffallender zu machen, in Weiberkleider geſteckt.

Von Zeit zu Zeit brachen Thränen aus den rothſchimmernden Augen, und dieſe Thränen, welche ſonſt Frauen unwiderſtehlich machen, machten dieſe Frau noch ſchrecklicher. Aber welche Empfindungen mochten wohl dieſe Bruſt beſtürmen? Das ganze Geſicht drückte den tiefſten Schmerz aus, einen Schmerz, der ſich Gewißheit zu verſchaffen ſucht, die er doch fürchtet. Die Augen ſtarrten nach einer Wanduhr, als ob ſie den Zeiger zugleich vorwärts rücken, und zurückhalten wollten. Jede Minute fiel auf das flammende Herz wie das Eiſen, das einen Verurtheilten brandmarkt. Armes Weib, deſſen die Natur ſpottete, indem ſie ihm ein Herz voll Liebe gab! In dieſer Bruſt waren, wie in dem Innern eines nackten Felſens, Gold und Diamanten verborgen. Seufzer entrollten dem Buſen und ſie ſtammelte: „Gott, nimm mein Leben!“

Plötzlich ertönte eine Glocke, das Weib ſtand auf und rief: „Karoline! das iſt Eduard.“

Die Schöne erhob ſich und antwortete: „Ich war ſchon eingeſchlummert, du haſt mich aufgeweckt.“

Joſeph trat herein und meldete den Doktor Eduard.

„O! ich ahnte es wohl,“ rief Klara, „ich fühlte es an den Schlägen meines Herzens, welche mir die Bruſt zu zerſprengen drohten,“ und ſie wurde todtenblaß.

Eduard trat ein, auch er war blaß. Seit jener Scene in Peſth hatte er ſich Ferdinanden ganz geweiht, als ob er mit ihm von einer Mutter geboren wäre.

„Sind Sie ſtandhaft, gute Klara!“ ſprach er, „wir haben in dieſem Augenblicke Muth nothwendig. Ich fühle mich von überirdiſcher Kraft beſeelt. Auch Ihre glänzenden Blicke,“ — mit dieſen Worten wandte er ſich zu Karolinen, ſcheinen heute etwas verſchleiert.“

„Ja wohl,“ antwortete dieſe, „aber man ſagt mir, ſolche Operationen gehen ſehr ſchnell vorüber.“

„Ich eile jetzt im Namen Gottes zu unſerm jungen Milton,“ erwiederte Eduard. „Zwei meiner Freunde werden ihm den Kopf halten, ſie ſind ſchon gegenwärtig.“

Die Nebenthüre öffnete ſich, und man ſah Ferdinand in einem Lehnſtuhle ſitzen. Sein Geſicht war mit reſignirender Duldung übergoſſen. Die beiden Freunde Eduard's ſtanden zu ſeinem Haupte. „Ihr ſeid Alle da?“ ſprach Ferdinand, und gewiß im Innerſten bewegt. In wenigen Augenblicken werde ich Euch alle erkennen, werde ſehen, wie Theilnahme und Freundſchaft ein Menſchenantlitz verſchönern. Klara, komm her zu mir, laß mich deine Hand noch einmal an meine Lippen preſſen!“

Klara näherte ſich, und er bedeckte ihre Hände mit Küſſen.

Die Operation dauerte zehn Minuten. Man legte Ferdinand eine Binde über die Augen. Ein Wunderwerk war dieſe Kur.

Als man die Binde abnahm, ſchrie Ferdinand laut auf: „Ja! das iſt das Licht, das iſt der Himmel!“ und jauchzend vor Luſt, und betend aus Dankbarkeit fiel er vor Eduard auf ſeine Knie, und ſein Herz pochte hörbar, und ſein Entzücken ſprudelte gleich einer lange verhaltenen Quelle, die ſich eine Bahn durch den Felſen gebrochen hat, hervor.

Klara, bebend, ſtand in einer Ecke des Gemaches und betete. Karoline ſah zu, wie man ihm die Binde abnahm.

Plötzlich ſprang Ferdinand, von Eduard unterſtützt, auf, warf ſich an Karolinens Hals und rief: „Ja, du biſt's, du biſt's, die Seele meiner Augen, die ich ſchon in meiner Finſterniß ſah und verehrte. Mein Gott! deine

Augen ſind noch ſchöner als das Licht, o meine Klara, ſo ſchön, ſo herrlich habe ich dich nicht geträumt.“

„Sie irren ſich,“ erwiederte Karoline etwas betroffen, und führte Ferdinand zu Klara, welche ihr Zeichen gab zu ſchweigen, und ihn in ſeinem Irrthume zu laſſen. „Hier iſt Ihre Klara!“

Und Ferdinand ſah, — und erbebte, und ſchauderte zurück, und fiel beſinnungslos zu Boden. —

Man brachte Ferdinand zu Bette. So viele heftige Gemüthsbewegungen hatten ihm ein Fieber zugezogen. Er lag lange ohne Beſinnung, und ohne Erinnerung an die Vergangenheit. Eduard hatte alle Sorgfalt und Zärtlichkeit für ihn, wie eine Mutter für ihren Neugebornen, es war ja auch ein Weſen, welches er der menſchlichen Geſellſchaft geſchenkt hatte.

Klara ließ Karoline allein an ſeinem Bette erſcheinen, dieſe mußte ſeine Wärterin ſeyn. Sie, einſt die Morgenröthe ſeiner Seele, verbarg ſich nun, um ihn durch ihren Anblick nicht zu erſchrecken. Ihr Herz hatte einen tödtlichen Streich empfangen. Ferdinand hatte Karoline geſehen; Klara beſaß zwar noch immer ſein Herz, aber ſeine nun geöffneten Augen hingen trunken an Karolinens anmuthiger Geſtalt, und wenn er Klara erblickte, wandte er ſich unwillkührlich von ihr; Klara bemerkte dieß, es war etwas Gezwungenes in allen ſeinen Geſprächen.

In Zeit von einigen Wochen konnte er den Stab ſeiner Jugend entbehren. Mit dem Lichte war auch die Eitelkeit erwacht. Es war ihm peinigend die hämiſchen Blicke einer Welt zu ertragen, welche er nun kennen gelernt hatte.

Es hätte ihm nicht mehr genügt, ſagen zu können: „Dieſes Weib, welches Ihr hier ſeht, hat ſich mir ganz geweiht, ſie war mein ſchützender Engel, während ich mitten unter Euch im Exil lebte; wenn Ihr mich ſtießet, hielt ſie mich aufrecht. Ihr werdet ſie nicht lieben, weil Ihr nicht ihre ſchöne Seele kennt, aber ich kenne, ich liebe ſie, ſie iſt mein Alles, und wer noch eine hämiſche Bemerkung über ſie macht, hat es mit mir zu thun.“

Ferdinand ging jetzt öfters allein aus, und kam des Nachts nach Hauſe. Unter Karolinens Fenſtern ſchwärmte er Stunden lang, und ſuchte die Minute zu erſpähen, wo er ſie ſehen und bewundern konnte. Karoline war ſchwach und leichten Sinnes, ſie folgte dem Vergnügen wie ein Schmetterling der beblümten Wieſe; ſie war gefallſüchtig aus Inſtinkt, und entbehrte die Kraft ſich zu vertheidigen; ſie kämpfte nicht, ſie ließ ſich fortreißen. Ferdinand war jung, ſchön, reich, liebenswürdig, großmüthig, warum hätte ſie ihn nicht lieben ſollen? Mehre Wochen zierte ſie ſich nach Gewohnheit und Sitte, endlich ſprachen Blicke, — Worte, — ein Händedruck, ein Kuß, ſie verſtanden ſich.

Die arme Klara ward verlaſſen; dieſer Schlag betrübte ſie, aber er kam ihr nicht unerwartet. „Glückliche Karoline!“ ſprach ſie mit Thränen in den Augen zu ſich ſelbſt, ich will dir keine Vorwürfe machen, du liebſt ihn, weil du mußt, mußte ihn ja auch ich lieben! Und Ferdinand! auch er trägt keine Schuld, die Schönheit zog ihn an, wie die Blume die Sonne. Die Liebe iſt nicht das Werk einer grübelnden Überlegung, ſie iſt ein Blitzſtrahl, der trifft und zündet. — Später, ſpäter wird er vielleicht auch gerne den Blick nach dem Schatten wenden, wenn er müde wird in die Sonne zu ſchauen, denn ewig werden ſie ſich nicht lieben, leider nicht, denn Ferdinands Herz hat Tiefen, welche nur ein gleich tiefes Gemüth fühlen und füllen kann. O Karoline! du hätteſt eben nicht dieſes Herz bedurft, es wären dir andere genug zugeflogen, denn du biſt ſchön; aber für mich Arme ſchlug nur dieſes eine Herz, und ich habe es verloren. Gott wollte es nicht, nur bei ihm dort oben findet man das Glück, das Leben iſt nur dazu, um es zu ſuchen.“

Ferdinand und Karoline vereinigten ſich, ſie ſtürzten ſich mit einander in das Meer der Welt, und verloren ſich in dem Wirbel der Zeit. Ferdinand fand viele Freunde, es erſchienen nun viele, die ihn von Jugend auf gekannt und geliebt haben wollten, die er aber erſt jetzt zum erſten Male ſah; ganz natürlich, denn er beſaß ja ein ſehr großes Vermögen, eine ſchöne Frau, er gab glänzende Geſellſchaften, an ſeinem Tiſche trank man die beſten Weine, und ſein Haus war ein Tempel des Vergnügens.

Allein jedes neue Vergnügen nahm auch einen Reiz dafür mit ſich, die Lüſte der Welt wurden nach und nach eine Arbeit für ihn, und je voller ſein Haus wurde, deſto leerer wurde ſein Herz. Sein guter Engel war von ihm gewichen.

Es ſchlug 2 Uhr Morgens. In der * * Straße ſtiegen zwei Perſonen aus einem Wagen, eine Frau in einem roſenfarbnen Pelze, deſſen zurückgefallene Kapuze einen Kopf mit Blumen und Diamanten geziert erblicken ließ, und ein junger Mann in einen weiten Mantel gehüllt. Er reichte ihr den Arm, um ihr aus dem Wagen zu helfen, und ſie traten dann in ein reiches, aber kaltes Gemach.

Ein Diener und ein Stubenmädchen traten ein, um Pelz und Mantel abzunehmen, dann dienten ſie dem Herrn und der Frau beim Auskleiden, und als dieſes geſchehen war, ſetzte ſich das angekommene Paar in ein anderes Gemach zu einem Kamin, und wärmte ſich, ohne auch nur ein Wort mit einander zu wechſeln.

Der junge Mann war blaß und traurig, ſeine Augen tief liegend und erloſchen, er ſeufzte öfters, auf ſeinem Antlitz malte ſich nicht der Kummer des Armen, welcher Noth leidet, wohl aber die Überſättigung des Reichen.

Die junge Dame wendete ſich um, ſie gewahrte auf einem Käſtchen ein Briefchen mit ihrer Adreſſe, ſie nahm es ſchnell und verbarg es in ihrem Buſen.

Der junge Mann bemerkte dieß.

Endlich brach Sie das Stillſchweigen mit den Worten: »Ferdinand! gehſt du noch nicht zu Bette?«

»Ich ſoll dir wohl Zeit gönnen, das Billet zu leſen, welches du in deinem Buſen verborgen haſt, und nach deſſen Inhalt du lüſtern zu ſeyn ſcheinſt.«

»Ein Billet?«

»Ja, Karoline, ich habe es geſehen, läugne es nicht, denn von allen den Masken, deren ſich die Weiber bedienen, iſt die Lüge noch die einzige, die du bisher nicht gebraucht haſt.«

»Ferdinand! du fängſt an unerträglich zu werden. Und damit ich ja nicht lüge, ſo ſage ich dir ganz aufrichtig, wir paſſen nicht für einander.«

„Du haſt Recht, ich paſſe für Niemand und Niemand paßt für mich. Ich habe leider ſeit 8 Monaten, ſeit jenem Augenblicke, als ich von meiner Blindheit geheilt wurde, die traurige Erfahrung hiervon gemacht. Ich habe zu lange gelebt, zu ſchnell gelebt, und mir iſt, als könnte ich das Leben nicht zu Ende bringen.“

„Weil du alles zum Übel deuteſt. Das Leben iſt für Alle gleich, glücklich derjenige, der es auf die Schulter nimmt, und ſich alles zum Vergnügen modelt.“

„O ja! die Vergnügungen folgen einander mit Haſt: ich habe geſtern einen Menſchen im Duell getödtet, wegen eines unbeſonnenen Wortes, und das in der Abſicht, mich vor denjenigen zu reinigen, die mich ſo ſehr beſchimpft hielten; ich habe dieſe ganze Nacht geſpielt, aus Eitelkeit, um zu zeigen, daß ich Geld beſitze; jetzt regt ſich gar die Eiferſucht bei mir, weil ich ſehe, daß du ein parfumirtes Briefchen von irgend einem reichen Dummkopf erhielteſt. O, Freuden des Lebens! — Her mit dem Brief, ich will, ich muß ihn ſehen!“

Ferdinand ſprach dieſe Worte mit ſolcher Wuth, daß Karoline nicht zu widerſtreben wagte und ihm den Brief gab. Er las, wie folgt:

„Meine theure Jugendfreundin Karoline!

Ich habe es Dir wohl vor beiläufig 8 Monaten geſagt: ein frühes Grab wird mich decken. Ich fühle meine letzten Stunden nahen, ich wünſche Dich noch zu ſehen und zu ſprechen, ich habe Dir vieles zu ſagen. Ich weiß, Ferdinands Vermögen iſt verſchwendet, ich will ihm dasjenige zuwenden, was ich von meiner guten Mutter geerbt habe.

Verlaß ihn nicht, liebe Karoline, und ſprich ja niemals mit ihm von mir. Er hat mich vergeſſen, deſto beſſer für ihn, betrübe ihn nicht durch die Nachricht von meinem Tode; denn ich weiß, er iſt gut. Komm zu mir, meine Gute, erzähle mir von ihm, was er macht, wie er mit ganzer Seele an Dir hängt; denn ach, ich liebe ihn noch immer mit ganzer Seele. Dieß Geheimniß darf nur Gott im Himmel, und Du allein auf Erden wiſſen. Ich erwarte Dich dieſen Abend, komm gewiß, damit ich Dir noch ein ewiges Lebewohl ſagen kann.

Deine Klara.«

Ferdinand, nachdem er dieſen Brief geleſen, ſank in ein dumpfes Brüten, welches einer Geiſtesabweſenheit glich. Ein paar Thränen preßten ſich aus ſeinen ſtarren Blicken. — »Klara!« ſchrie er, »o arme Klara! und du Karoline haſt mich glauben gemacht, ſie habe mich verlaſſen?«

»Ich mußte ihr ſchwören, dir dieß zu ſagen.«

»Mein Gott! ich bin ein Ungeheuer! ich habe ein Herz zertreten, das nur allein für mich ſchlug. — Ich will hin, ich muß ſie ſehen.«

Die Wohnung Klara's war in dem Briefe angegeben. Sie wohnte in demſelben Gemache, in welchem Ferdinand operirt worden war, und welches er dann verlaſſen hatte, um mit Karolinen eine glänzende Wohnung zu beziehen.

Eine Viertelſtunde nachher ſtand Ferdinand an Klara's Thüre, zitternd, wie ein Verbrecher, der vor ſeinem Richter erſcheinen ſoll. Er klingelte, ein Diener öffnete ihm, er erkannte den alten Joſeph, deſſen Geſicht tiefe Betrübniß ausdrückte.

„Wie?“ rief Ferdinand, „du Joſeph hier?“

„Ja, mein gnädiger Herr, ich folgte dem guten Fräulein, mir war das alles eins, ob ſie ſchön oder häßlich ſei, war ich doch von ihrer Güte überzeugt. Mein Gott, wenn Sie ſo plötzlich eintreten, kann ſie den Tod davon haben. Sie war die ganze Nacht außer ſich, und hat oft Ihren Namen genannt. Ich bitte, gedulden Sie ſich ein wenig, ich will erſt den Arzt fragen, ob ich Sie hineinlaſſen darf.“

„O Joſeph,“ ſagte Ferdinand, „ich will kein Wort ſprechen, mich verbergen, daß ſie mich nicht erblicke, aber ſehen will ich ſie, muß ſie ſehen, und ihren letzten Seufzer ihr noch von den blaſſen Lippen küſſen.“

Joſeph ging hinein, kam aber gleich wieder, und gab Ferdinanden ein Zeichen ihm leiſe zu folgen. In dem Arzte erkannte Ferdinand Eduard, den er auch ſchon vergeſſen hatte. „Sie iſt nicht mehr zu retten,“ ſprach dieſer, ſagen Sie ihr Lebewohl, Ferdinand, ihr, die nur einen Gedanken hat, den Gedanken an Sie.“

Ferdinand näherte ſich dem Bette, durch das Geräuſch erwachte Klara, welche aus Mattigkeit etwas eingeſchlummert war.

„Du biſt es, Ferdinand?“ rief ſie mit matter Stimme, „ach mein Gott!“ und ſie verbarg ihr Geſicht in das Kiſſen.

„Klara! o meine himmliſche Klara! ſieh mich an, es iſt Ferdinand, dein reuiger Freund, der zu deinen Füßen dich um Vergebung bitten will.“

„Nein, nein,“ liſpelte ſie, „mein Anblick könnte dir noch mehr Schrecken verurſachen, als ehedem, denn Kummer und Krankheit haben mich noch häßlicher gemacht.“

Ferdinand ſchwamm in Thränen. „Ach,“ ſprach er, „Klara, jetzt bei dir habe ich mich wiedergefunden, meine Seele öffnet ſich wieder, ich kann wieder weinen, was ich lange nicht gekonnt habe.“

„Du haſt mich alſo doch nicht ganz vergeſſen?“ antwortete Klara, indem eine flüchtige Röthe auf ihre Wangen trat.

„Ja Klara, — der Himmel ſei mein Zeuge, ich ſpreche Wahrheit, und ſage dir, ich habe die Liebe nur gekannt, als du mich noch durch das Leben leiteteſt, ſeitdem habe ich ſie vergebens geſucht.“

„Und Karoline?“

„Sie blendete meine Augen, aber ſie füllte nicht mein Herz. Ich habe nie ein Weib geliebt als dich.“

„So ſterb' ich glückſelig, und will Gott danken für dieſes Glück.“

Ferdinand, vernichtet, ſank am Bette auf ſeine Knie, dann ſtürzte er ſich über Klara und preßte ſeine Lippen auf die ihrigen, bis ſie kalt waren.

Als er in ſeine Wohnung zurückkehrte, fand er ſie leer. Karoline war mit einem reichen Engländer nach London gegangen.

Das Parkgitter.

Als ich im Jahre 18** in Frankreich war, machte ich die Bekanntſchaft der Madame de Delmont, einer ſehr liebenswürdigen und wohlhabenden Witwe: ſie mochte beiläufig vierzig Jahre alt ſeyn und hatte noch ſehr ſchöne Züge. Ich habe nicht bald bei einer Frau ſo viel Anmuth und Freundlichkeit gepaart mit einer ſolchen Ehrfurcht einflößenden Würde gefunden. Sie beſaß auch ſehr viel Verſtand und Witz, allein eine tiefe Melancholie begleitete Alles, was ſie ſprach. Dieſe Melancholie mochte wohl die Urſache in dem Benehmen ihrer beiden Söhne finden, welche der Liebe und Sorgfalt ihrer Mutter nicht ganz entſprachen. Sie waren eben von der Univerſität zurückgekommen, und hatten alle Burſchikoſität mitgebracht, ohne jene eigentliche Bildung erlangt zu haben, welche vor allem Andern dieſe franzöſiſche Frau von dem Manne forderte und auch zu fordern berechtigt war. Die Jünglinge ſprachen nur von Pferden und Hunden, miſchten ſich in alle politiſchen Angelegenheiten und Neuerungen, und ſuchten in der Derbheit ihren Meiſter.

Um dieſen, ſie ſo ſehr betrübenden Hang ihrer Söhne zu bekämpfen und ſie auf einen beſſern Weg zu leiten, ſuchte

Madame Delmont eine ſehr gebildete Geſellſchaft von Herren und Damen in ihr Haus zu ziehen, gab Diners und Conzerte, und glaubte auf dieſe Art den Sitten ihrer Söhne eine andere Richtung zu geben. Allein auch dieſer Verſuch bewirkte wenig Veränderung in der tollen, oft beleidigenden Ungezogenheit der Jünglinge.

So fand ich einſt nach einem Diner Madame Delmont ganz allein in ihrem Gemache, während die übrige Geſellſchaft ſich in dem Garten zerſtreute. Ich hatte bei Tiſche wohl geſehen, wie tölpelhaft ſich die beiden Jungen, welche zwiſchen den liebenswürdigſten und artigſten Frauen ſaßen, gegen dieſe betragen hatten, und errieth alſo auch den Kummer, welcher die ſchöne erhabene Stirne der liebenden Mutter furchte. Ich ſpielte im Geſpräche ganz leiſe darauf an, und ſah nun wohl, daß ich mich nicht geirrt hatte.

„Leider, lieber C**,“ ſagte ſie, „gehen meine Söhne mit dem Zeitalter, welches Alles verſchmäht, was einſt den Mann comme il faut zierte. Die ritterliche Galanterie gegen Damen iſt ganz verſchwunden, und die franzöſiſche Geſellſchaft iſt nicht mehr das Vorbild aller übrigen in Europa. Wenn das ſo fortgeht, ſo hat Frankreich in zehn Jahren nur mehr Börſeſpekulanten, Advokaten und Stallknechte, die Promenaden werden Tabaksgeſellſchaften und die Salons Kaffeehäuſer werden.“

In dieſem Augenblicke ging in dem Garten vor dem Fenſter, an welchem wir ſaßen, der Graf F*** vorüber, ein Militär von außerordentlichen Verdienſten und ſeltener Bravour. Er hatte einen Arm verloren, und auch ſchon lange genug gedient, um den Ruheſtand zu verdienen, in welchen er verſetzt war. Madame Delmont ſah ihn mit einer Art zärtlichen Theilnahme an, und ſprach dann zu mir: „Sehen Sie dieſen Mann, deſſen kalte Höflichkeit Sie ſchon manchmal gerügt haben, er hat für eine Frau einſt mehr gethan, als ihr jungen Männer jetziger Zeit auch nur zu denken wagen würdet.“

Ich drang in Madame Delmont, mir dieſe That mitzutheilen, und als ſie einige Augenblicke, welche ihr vielleicht nöthig waren, um Namen zu erfinden, geſchwiegen hatte, erzählte ſie mir Folgendes:

„Es iſt beinahe zwanzig Jahre, als das Haus des Herrn Leurtal als eines der erſten und angenehmſten in Auteuil allgemein bekannt war. Die glänzendſten Geſellſchaften wurden da gegeben, und die vornehmſten und geachtetſten Perſonen fanden da ihren Vereinigungspunkt. Unter Jenen, welche dieſes Haus am öfteſten beſuchten, war auch der Graf F***. Er hatte ſich zu jener Zeit bereits einen militäriſchen Ruf erworben, und den Ruf eines braven, verſtändigen und witzigen Mannes hatte er immer. Ich will Ihnen hier nicht beſchreiben, wie es kam, daß er für Madame Leurtal eine heftige Neigung faßte, ich will Ihnen die erſten Monate ihrer Liebe nicht malen, ſondern gleich zu jener Kataſtrophe übergehen, welche ich Ihnen mittheilen will.“

„Eines Morgens gegen 2 Uhr — obſchon im Sommer, doch noch bei voller Dunkelheit — öffnete ſich leiſe ein Fenſter an einer der Ecken des Leurtal'ſchen Schloſſes, und noch leiſer ſtieg ein Mann aus dieſem Fenſter. Eine Frau beugte ſich dann über die Fenſterbrüſtung heraus, und folgte ihm ängſtlich mit den Blicken. Nachdem der Mann vollends unten war, gaben ſich Beide noch zärtliche Zeichen des Lebewohls und Graf F*** (denn er war es) verlor ſich im Gebüſche. Amalie verließ das Fenſter nicht.«

Madame Delmont hielt hier faſt etwas verlegen inne, und ſagte dann: »Madame Leurtal hieß Amalie.«

Ich unterdrückte die Bemerkung, daß Amalie auch der Vorname meiner freundlichen Erzählerin ſei.

»Amalie,« fuhr dieſe fort, »verließ das Fenſter nicht, bis der Zeitraum verfloſſen war, in dem F*** das Gitter des Parks erreicht haben konnte. Dann erſt zog ſie ſich zurück, doch ſei es, daß die Jalouſie beim Zumachen knarrte, oder daß das Parkgitter weniger vorſichtig zugemacht wurde als ſonſt, ein ungewöhnlicher Ton ſchlug an ihr Ohr, der faſt wie das Ächzen eines Menſchen klang. Sie öffnete noch einmal das Fenſter und horchte lange, allein ſie vernahm nichts mehr, und die vollſtändigſte nächtliche Ruhe verſcheuchte bald ihre Unruhe. Der Tag brach heran und die Stunde zum Frühſtücke kam herbei. Madame Leurtal ging hinab, um mit ihrem Gatten jenen Perſonen die Honneurs zu machen, welche als Gäſte im Schloſſe waren, und die Converſation war, wie gewöhnlich, lebhaft und fröhlich. Man ſprach viel über die Vergnügungen, welche die Geſellſchaft bei dem Feſte erwarteten, das Madame Leurtal noch denſelben Abend gab. Da ſtürzte plötzlich Anton der Gärtner in den Salon, blaß und ausrufend: »Ach, um Gotteswillen, meine Herren und Damen, was hab' ich gefunden? Man wird auch dieſes Schloß anzünden und plündern. Die Räuber, welche ſo viel Schrecken in der ganzen

Gegend verbreiten, waren ſchon im Park, es ſind Jakobiner und wohl gar Mordbrenner!“

„Was iſt denn geſchehen, wer war im Park?“ fragte Herr Leurtal.

„Räuber, Herr, Mörder,“ antwortete Anton, „welche einen Nachſchlüſſel zu dem Gitter beſitzen, welches vom Park in's Freie führt.“

Amalie erblaßte, allein man bemerkte dies nicht, denn Anton zog alle Blicke auf ſich und ſchrie endlich: „Sehen Sie, was ich gefunden habe!“ Und mit dieſen Worten warf er zwei entſetzlich zerquetſchte Finger auf den Tiſch vor Herrn Leurtal hin. Alle Anweſenden ſchauderten zurück, Amalie ſtieß einen Schrei aus, faßte ſich aber alsbald wieder, da ſie einſah, daß es ſich hier um die Zukunft ihres Geliebten und um ihre eigene handle. „Ja, gnädiger Herr,“ fuhr Anton fort, „dieſe Finger habe ich am Parkgitter gefunden, und der Beweis, daß es mehre Spitzbuben waren, welche in den Park gekommen ſind, liegt darin, daß das Parkgitter wohl die Finger des Einen durch ſein plötzliches Zufallen zerquetſchen konnte, daß aber dieſe Finger dann, wie es deutlich zu ſehen iſt, mit einem Meſſer abgeſchnitten worden ſind, und gewiß iſt kein Menſch im Stande, dieſes an ſich ſelbſt zu verüben.“

Herr von Leurtal betrachtete dieſen traurigen Gegenſtand mit finſterer Aufmerkſamkeit, dann, einen ſonderbaren Blick um den ganzen Tiſch herum ſendend, welcher übrigens auf Niemand vorzugsweiſe haften blieb, ſprach er mit einem grauſamen Lächeln: „Die Haut dieſer Finger iſt ganz vorzüglich weiß und die Nägel ſorgfältig gepflegt, die ſind von keinem Räuber, ſehen und urtheilen Sie ſelbſt, meine Damen!“

Jedes dieſer Worte fiel brennend auf Amalien's Herz, ihre Zähne klapperten, ſie ſah nichts mehr, allein die allgemeine Beſtürzung diente der ihrigen zum Schleier. Herr von Leurtal fragte Anton, ob die Spuren des vergoſſenen Blutes nicht zu einer nähern Entdeckung führen könnten.

Der Gärtner verneinte und ſagte: „Die Spuren des Blutes hören dort zugleich auch auf, wo ſie anfangen, nämlich am Gitter ſelbſt.“

„Und haſt du nichts weiter entdeckt? fuhr Herr von Leurtal fort, „etwa einen Schlüſſel, ein Kleidungsſtück, ein Sacktuch oder ſonſt etwas, was dem Verwundeten entwiſcht wäre?“ — „Nein, gnädiger Herr,“ verſetzte der Gärtner, „nichts, gar nichts. Aber noch ein Beweis, daß es mehre Perſonen und daher ganz gewiß Räuber waren, liegt darin, daß das blutige Meſſer mit einem Flecke Papier abgewiſcht worden iſt, welches derſelbe Menſch mit der verwundeten Hand nicht hätte thun können. Hier iſt das Papier.“ — „Gib!“ ſchrie Herr von Leurtal, und heftig bemächtigte er ſich des blutigen Papiers, welches ihm der Gärtner darreichte; er betrachtete es lange und aufmerkſam. Alles ſchwieg, und die Stille war ſo groß, daß Amalie das Herz in ihrem Buſen pochen hörte. Plötzlich warf Herr von Leurtal die Blicke auf ſie und ſprach, indem er ihr das Papier hinhielt, aber ohne irgend ein Anzeichen des Verdachts; „Da ſieh ſelbſt, Amalie, hier iſt ein tiefer Bug im Papier und an beiden Seiten das Blut, aber ebenfalls wieder mit weniger marquirten Einbügen in das Papier, das war kein gewöhnliches Meſſer, das war ein Dolch, und vermuthlich vierſchneidig.“

„Ja, ja, ein Dolch, ach Gott! es ſind Räuber, Jakobiner! Wir ſind alle des Todes!“ ſchrie der Gärtner.

Strenge befahl ihm Herr von Leurtal zu ſchweigen und wies ihn aus dem Salon. Amalie hatte das Papier genommen, und es in ihrer Angſt maſchienenmäßig dem Herrn, welcher neben ihr ſaß, hingereicht; dieſer wendete es auf alle Seiten, und eine neue Angſt in Amalien's Seele werfend, ſagte er: „Sieh da, unter dem Blute ſeh' ich einige geſchriebene Worte.“ — „Laſſen Sie ſehen,“ fiel Leurtal ein, nahm das Papier, beſah es genau, und las am unterſten abgeriſſenen Rande: „Monsieur et Madame Leurtal ont l'honneur d'inviter ..“ Hier hielt er plötzlich inne, das Folgende war abgeriſſen.

Jedes dieſer langſam abgeleſenen Worte klang wie ein Todesurtheil in Amalien's Ohren. Herr von Leurtal knitterte mit ſichtbarer Wuth das Papier zwiſchen ſeinen Händen zuſammen, und ſprach zu ſeiner Frau: „Wohlan, Madame, wir werden ja wohl ſehen, wer von den Eingeladenen bei dem heutigen Abendfeſte nicht erſcheinen wird.“ Mit dieſen Worten ging er aus dem Saale, und die übrige Geſellſchaft folgte ihm ſchweigend. Amalie blieb allein und wagte es zum erſten Male. den fürchterlichen Gegenſtand der Anklage zu betrachten. Sie ſchaute — und erkannte an der ſorgſamen Pflege der ſchönen Nägel die Finger ihres Geliebten.“

Bei dieſen Worten hielt Madame Delmont inne, von ihrer eigenen Erzählung erſchüttert. Ich glaubte, dieſe ſei geendet, und ſprach: »Sie beurtheilen unſere Jugend zu ſtrenge, gnädige Frau, wenn Sie ſie eines ſolchen Muthes unfähig halten.«

Madame Delmont ſah mich mit einem traurigen Lächeln an und fuhr fort: »Ach, Lieber! das iſt noch nicht der Ausgang der ganzen Geſchichte. Sich ſelbſt verſtümmeln iſt gräßlich, aber es gehört nur ein Augenblick des Muthes dazu. Hören Sie aber das Ende.«

Ich rückte näher zu ihr, und ſie begann wieder:

»Ihnen die ganze Unruhe, die Angſt und die dadurch erzeugten verzweifelten Pläne, welche dieſen ganzen Tag Amalien's Herz zerriſſen, beſchreiben, hieße Ihnen Jahre von Höllenqualen in einem andern Leben malen. Indeſſen kam auch ihr zu Statten, was bei jedem noch nicht ganz vollendeten Unglücksfalle eintritt, ein Strahl der Hoffnung blinkt immer noch durch die ſchwarzen, wetterſchwangern Wolken. Auch die Pflichten als Hausfrau und die täglichen Gewohnheiten kamen ihr zu Hilfe, und ſo gelang es ihr unter Zubereitungen zu dem Feſte, welches dieſen Abend Statt hatte, den Tag hinzubringen, und ihre Seelenmarter zu verbergen. Je näher die Stunde der Entſcheidung heranrückte, je mehr fühlte ſie ſich entkräftigt. Sie hatte das Unglück, anſtatt es Schritt für Schritt auf ſich zukommen zu laſſen, in ihrer Einbildungskraft ſchon bis zu ſeinem letzten Schlage ausgemalt, ſie hatte ſich nicht vorenthalten, daß das Ende dieſes Tages ihr Schande und bei der Heftigkeit ihres Gemals auch ſogar den Tod bringen könne, und für dieſe Kataſtrophe einen feſten Entſchluß gefaßt.

Das Feſt begann, und die Gäſte kamen. Herr von Leurtal affektirte an dieſem Tage eine ganz beſondere Artigkeit, er ſtand ſelbſt ein paar Schritte vom allgemeinen Eingange, und empfing jeden Eintretenden. Immer ſpäter wurde es und Graf F*** erſchien nicht, aber noch war er nicht allein der Zögernde, noch Mehre fehlten. — Endlich kamen auch dieſe, und nur mehr einige alte Frauen wurden vermißt, da rief Herr von Leurtal im Vorübergehen ſeiner Frau die Worte zu:

„Madame! mein Verdacht ſcheint ſich zu beſtätigen, der Herr Graf von …“ In dieſem Augenblicke öffnete ein Bedienter die allgemeine Eingangsthüre und rief denſelben Namen, welchen Leurtal auszuſprechen im Begriffe war: „Der Herr Graf von F***.“ — Dieſer erſchien und Herr und Frau von Leurtal ſchienen ihn zugleich mit ihren Blicken verſchlingen zu wollen, daher auch Keines von Beiden die Verlegenheit des Andern bemerkte. Allein dieſer Anblick erfüllte die Seele Beider mit ganz verſchiedenen Empfindungen. Graf F*** trat in den Saal, ſeinen Claque unter dem Arme, mit der linken Hand ſein Jabot zurecht richtend, mit der rechten an ſeiner langen goldenen Uhrkette ſpielend, wie ſie zu jener Zeit Mode waren.

Er iſt es alſo nicht! dachten Herr und Madame Leurtal zugleich, er ſich ſeines Verdachtes ſchämend, ſie entzückt darüber, daß ihre Angſt grundlos war. Und von dieſem Augenblicke an trat die gewöhnliche Röthe wieder auf Amalien's Wangen. Graf F*** trat öfters zur Frau vom Hauſe und ſprach mit ihr mit jener Artigkeit und Liebenswürdigkeit, welche ihn damals zum Muſter des guten Tones machten. Der Ball wurde immer lebhafter. Man ſchlug nach der Gewohnheit jener Zeit vor, eine Gavotte zu tanzen. Mehre Stimmen bezeichneten die Paare, wie ſie mit einander tanzen ſollten. Graf F*** wurde als Vortänzer bezeichnet. Frau von Leurtal ſtand ihm gegenüber. Dieſe verlor noch den Reſt ihrer Unruhe, da ſie ſah, wie leicht, gewandt und zierlich F***tanzte, und wie frei und ungezwungen er den Tänzerinnen die Hände bot. Sie überließ ſich mit der ganzen Freude, ſich und den Geliebten gerettet zu ſehen, dem Vergnügen dieſes ihres Lieblingstanzes, und wagte es bei der Chaine dem Grafen dankbar die Hand zu drücken. In dieſem Augenblicke drang ein lauter Schrei durch den Saal.“

„Wie,“ rief ich „gnädige Frau,“ ſie wider meinen Willen unterbrechend, „war das der Graf —“

„Nein, mein Freund,“ erwiederte ſie, „er ſchrie nicht, er veränderte nicht einmal die Farbe, allein Amalie hatte den Schrei ausgeſtoßen und fiel dann ohnmächtig zu Boden; ſie hatte beim Drucke von des Grafen Finger die falſchen Finger, zwar künſtlich gearbeitet, aber doch hart und regungslos, erkannt.“

„Am andern Morgen befiel Madame Leurtal ein heftiges hitziges Fieber, und Graf F*** kam täglich, ſich um ihre Geſundheit zu erkundigen. Nach zwei Monaten ging er zur Armee ab, ſein Geheimniß mit ſich nehmend.“

„Und hat er es immer treu bewahrt?“ fragte ich Madame Delmont.

„Ja,“ antwortete ſie betrübt. „Bald erfuhren wir, daß er ſich bei einem Gefechte ſo kühn bloßgeſtellt habe, daß er darnach eine ſehr ſchwere Operation ausſtehen mußte; als er zurückkam, hatte er einen Arm verloren. „„Um Gotteswillen!““ ſchrie Madame Leurtal, als ſie ihn wiederſah, „„treuer großmüthiger Freund! was haben Sie gethan?““ — „„Was zu Ihrer und meiner Ehre nothwendig war,““ antwortete F***.““

Der rothe Mantel.

Ein Nachtſtück.

Es war Nacht, zu Ende des Herbſtes. Ein kalter ſchneidender Wind, der durch die wenigen falben Blätter fuhr und ſie zur Erde ſchüttelte, verkündete den herannahenden Winter. In der Ungeduld, bald an meinem warmen Kamine zu ſitzen, preſſirte ich den Lauf meines Pferdes, obſchon dieſes arme Thier den ganzen Tag über gelaufen war und nur ein Mal geruht hatte.

Ich war bisher in der Ebene geritten, als ſich plötzlich ein ſteiniger, felſiger Weg meinen Blicken zeigte, ich ſchlug ihn ein, und gelangte bald an den Eingang eines Gehölzes, an deſſen Saume ſich ein Hügel befand, den die untergehende Sonne mit ihren letzten Strahlen vergoldete; meine Blicke fielen unwillkürlich auf deſſen Gipfel, und ich bemerkte einen hohen Galgen, an welchem an einer Kette die Überreſte eines Verbrechers hingen.

Ich geſtehe aufrichtig und vielleicht zu meiner Schande, ich bin etwas abergläubiſch, möge man mir dieſes offenen Geſtändniſſes wegen verzeihen, daß ich dieſen unheimlichen Ort, noch bevor die Nacht ganz hereinbrach, hinter mir zu haben ſuchte und darum mein armes Thier unbarmherzig in Galopp ſetzte.

Der Mond war aufgegangen und ſein blaſſes und geheimnißvolles Licht beſchien traurig meinen Weg, noch war nicht eine Viertelſtunde vorüber, ſeitdem ich den Gegenſtand meines Entſetzens aus den Augen verloren hatte, als ich in einiger Entfernung hinter mir das Traben eines Pferdes vernahm, welches ſich mir immer mehr näherte, und in dieſem Augenblicke rieſelte eine Eiskälte durch meinen ganzen Körper. Ich knöpfte meinen Oberrock feſter zu, ich ſchlang mein Sacktuch um meinen Hals, allein mir wurde deßwegen nicht wärmer, und wie ſchnell auch mein treues Pferd mit mir fortrannte, immer hörte ich doch hinter mir das Nacheilen eines andern Pferdes. Ich blickte rund um mich, ohne Jemanden gewahr zu werden; endlich, als ſich mein Weg wandte, ſah ich wirklich ein graues Pferd, auf welchem ein großer magerer Mann ſaß mit einem blaſſen Geſichte, und deſſen Augenlieder ſo lang waren, daß er zu ſchlafen ſchien. Er trug ein ſchwarzes Kamiſol, ein weißes darunter, und einen Hut mit einer rothen Feder. Was mich aber am meiſten überraſchte, war, daß ſein Hemd vorne ganz offen und ſein Hals nackt war, nichts ſchützte ihn vor der Kälte, denn auch ein großer rother Mantel lag vor ihm über dem Sattel.

Wir ritten einige Minuten neben einander fort, ohne daß dieſer ſonderbare Fremde den Kopf gegen mich wandte, um mich anzuſehen. Ich aber wandte meine Blicke nur dann von ihm, wenn mir die Augen vor Kälte voll Waſſer ſtanden. Auch den Zaum mußte ich manchmal ſinken laſſen, um mir Wärme in die Finger zu hauchen, und wenn ich mein Pferd angriff, ſchien auch dieſes wie von Eis überglättet.

Der Fremde allein ſchien nichts von der Kälte zu fühlen, ſein rother Mantel flatterte von beiden Seiten des Pferdes in der Luft und ſein Hemdkragen legte ſich, von der feuchten Luft erweicht, über ſeine beiden Schultern herab. Überdieß hatte er in ſeinem ganzen Weſen etwas Unheimliches und Geheimnißvolles, was ſich nicht beſchreiben, viel weniger noch erklären läßt, und was mir ein geheimes Grauen einflößte, deſſen ich mich nicht erwehren konnte. Ich kann keine Rechenſchaft geben von der Empfindung, die ſich meiner bemächtigte und bin mir nur bewußt, daß ich meine Sporen nicht unbenützt ließ, um mich nur von dem räthſelhaften Unbekannten zu befreien, allein dieſer ritt ſchnell, wenn ich ſchnell ritt, und trabte langſam, wenn ich es that. Dieſes Benehmen mußte natürlich meine Angſt noch immer mehr ſteigern, aber mehr noch als von dieſer litt ich von der Kälte, welche immer empfindlicher wurde, und mir bis ins Mark meiner Knochen drang, Thränen entqollen meinen Augen und froren auf meinen marmorgleichen Backen.

Die Natur rund um uns ſchien in tiefem Schlummer begraben, nur das Echo hallte die Tritte unſerer Pferde wieder, und der Mond beleuchtete fahl den einſamen Pfad. Sein ungewiſſes Licht zeigte uns unſern Schatten in rieſenartiger Dimenſion, aber jener des Fremden war doppelt ſo groß, als der meinige, obſchon er ſelbſt mit mir in gleicher Größe war.

Feſt entſchloſſen, meine Furcht zu bemeiſtern, ſuchte ich endlich meiner Stimme die gehörige Kraft zu geben, und ſprach ihn mit folgenden Worten an: „Mein Herr, es ſcheint, Sie haben ſich vorgenommen, daß wir den ganzen Weg mit einander zurücklegen ſollen, obſchon ich dieſen Wunſch eben nicht theile.«

Der Unbekannte nickte ganz leicht mit dem Kopfe und bezeigte mir, es würde ihm leid thun, mir beſchwerlich zu fallen, obſchon er glaube, daß Leute, welche denſelben Weg verfolgten, ſich wohl verſtändigen könnten. Er drückte ſich dabei mit ſolcher Höflichkeit aus, daß ich gezwungen war, ihn nachzuahmen, ich nahm daher ebenfalls eine freundliche Miene an, ſo gerne ich ihn auch los gehabt hätte, und ſo trabten wir denn neben einander fort.

»Hu! wie kalt iſt's!« rief ich endlich aus. — Er antwortete: »Wenn Sie ſich meines Mantels bedienen wollten, mein Herr, ſo würde Ihnen bald ſo heiß werden, daß Sie es nicht mehr aushalten könnten,« und legte die Hand an das ſcharlachrothe Kleidungsſtück. — Ich wies es zurück — »Nun, vielleicht ein andermal,« erwiederte er etwas höhniſch, ſpornte ſein Roß und flog voraus. Ich fühlte mich erleichtert.

Nicht lange nachher kam ich zu einer Herberge, die auf der Mitte der Straße lag, welche ich zurückzulegen hatte. Es war 8 Uhr. Der Wirth, ein rundes Männchen mit einem jovialen Geſicht, welches immer lächelte, empfing mich und fragte, was ich befehle. Ich verlangte ein Zimmer und ein gutes Nachteſſen. Der Wirth beugte ſich bis zur Erde und drückte ſein Bedauern aus, denn das letzte leere Gemach habe erſt vor wenigen Minuten ein angekommener Reiſender beſetzt, allein er ſei überzeugt, der Herr würde es mit Vergnügen mit mir theilen.

Der Wirth ging, um den Fremden darüber zu fragen und kam mit der Antwort zurück, er freue ſich ſehr, einen Geſellſchafter zu bekommen. Ich folgte die Stiege hinauf, allein wie groß war mein Erſtaunen, als die Thür geöffnet wurde und ich das Angeſicht des mir verhaßten Unbekannten ſah, welcher unbeweglich neben ſeinem rothen Mantel ſaß.

Schon wollt' ich wieder umkehren, als er aufſtand und mich verſicherte, es mache ihm großes Vergnügen, ſein Zimmer mit mir zu theilen. Ich konnte ein ſo freundliches Anerbieten in meiner Lage nicht zurückweiſen, auch konnte mir wohl an dieſem bewohnten Orte die Geſellſchaft des Fremden keine Furcht einflößen, ich nahm alſo die Einladung an, ſetzte mich neben ihm zum Kamin, in welchem kein Feuer brannte, und fragte ihn, ob er es nicht vorziehen würde, ſich bei einem freundlichen Feuer zu wärmen, denn eine unerträgliche Kälte bemächtigte ſich wieder meines ganzen Körpers. Bei dieſer Frage veränderten ſich ſeine Geſichtszüge plötzlich, allein dieſe Veränderung war nur augenblicklich, und ganz ruhig antwortete er mir gleich darauf, indem er auf den rothen Mantel deutete, den ich kaum anzublicken wagte: „Mein Herr, mich friert nie und welch ein Wetter auch einfallen möge, dieſer Mantel ſchützt mich; aber Sie ſcheinen von der Kälte zu leiden, nehmen Sie doch meinen Mantel, es wird Ihnen bald heiß genug ſeyn.“

„Ich danke Ihnen,“ antwortete ich, „ich ziehe es vor, mich auf eine andere Art zu erwärmen.“ Ich fühlte ein geheimes Grauen beim Anblicke dieſes Kleidungsſtückes und eine Ahnung, die ich mir nicht erklären konnte, ein unwiderſtehlicher Widerwille hielt mich ab, es anzunehmen. Ich ſtand auf und läutete dem Wirthe, der auch alſogleich erſchien. Gegen den Fremden gewandt, ſprach ich: »In der Vorausſetzung, daß Ihnen das Feuer eben nicht unangenehm ſeyn werde, obſchon Sie immer warm haben, wünſchte ich, daß man den Kamin heize.«

Der Unbekannte nickte mit dem Kopfe, antwortete aber nicht, und heftete die Blicke unbeweglich auf die Decke des Zimmers. Der Wirth rieb ſich die Hände und verſicherte, daß er ſich keiner ſo kalten Nacht zu erinnern wiſſe; er eilte, um das Nöthige zu beſorgen. Wir waren wieder allein und der Fremde behauptete fortwährend ſtillſchweigend ſeine nachdenkende Stellung. Ich fühlte mich wie zerſchlagen und eine düſtere Melancholie im Gefolge eines konvulſiviſchen Fröſtelns bemächtigte ſich meiner. Die Hänguhr im Gemache ſchlug 10 Uhr, als eine Magd mit Holz erſchien. Es war eine große dicke Dirne, welche man mit ihren Bausbacken, der großen Stumpfnaſe, den Wurſtlippen und den in aufſteigender Linie gezogenen Brauen nicht ohne Lachen anſehen konnte, allein kaum ins Zimmer getreten, wurde ſie ſchon ſo ernſthaft und trübſinnig, als wir Beide, und nach mehren fruchtloſen Verſuchen, Feuer anzuzünden, geſtand ſie, daß es ihr unmöglich ſei, damit zu Stande zu kommen.

Es war ſo kalt, daß ich nicht darauf Verzicht leiſten wollte, ich ließ alſo die Wirthin kommen, und auch dieſe gab ſich alle mögliche Mühe, das Holz zum Brennen zu bringen, allein kaum gelang es ihr einige Funken zu entzünden, und auch dieſe erloſchen plötzlich wieder, ſobald der Fremde ſeine Augen darauf wandte.

Ich fühlte, daß, wenn ich länger in dieſem Gemache bliebe, mich vor Kälte ein Fieber ergreifen würde, ich wollte alſo aufſtehen, allein die Füße verſagten mir den Dienſt und ich ſank wieder in den Stuhl zurück. Der Fremde, welcher dieß bemerkt hatte, ſprach zu mir: „Mein Herr! die Kälte ſetzt Ihnen gewaltig zu, bedienen Sie ſich doch meines Mantels, ich bitte Sie darum.“ Mit dieſen Worten öffnete er den rothen Mantel, der von oben bis unten mit einem prächtigen Bärenfell beſetzt war. — O welche Verſuchung! Ich war auf dem Punkte zu unterliegen. Ich wollte die Blicke wegwenden, um in meinem Entſchluſſe feſt zu bleiben, aber wider meinen Willen gehorchten meine Augen der Richtung nicht, welche ich ihnen geben wollte, ſondern wandten ſich begierig auf dieſe warme und weiche Hülle. Der Fremde bemerkte, daß ich zögerte und unſchlüſſig war, er breitete daher von Neuem das verſucheriſche Objekt vor meinen Blicken aus, und ſprach mit jenem geheimnißvollen Tone, deſſen ich mich noch erinnere, welchen aber keine menſchliche Zunge nachzuahmen im Stande iſt: „Wenn Sie ihn nehmen wollen, ſo werden Sie bald glühen vor Hitze.“ Indem er dieſe Worte ausgeſprochen hatte, wurde ſein Geſicht noch bleicher, ſeine düſtern, tiefliegenden Augen ſprühten rothe Flammen und ein widerliches Lächeln zog alle ſeine Züge zuſammen, während ſeine gelblichte Hand auf den Mantel zeigte.

Ich erblickte in dieſem Augenblicke dort und da auf dem Mantel Flecken, welche eine tiefere Farbe, gleichſam wie Blutröthe hatten. Ich ſchauderte zurück, ein fürchterlicher Gedanke kreuzte mir durch's Gehirn, und gab meinen erſtarrten Gliedern ihre alte Kraft, ich warf den Seſſel um, ſtürzte aus dem Gemache, durch die Küche, wo ich ein Silberſtück dem Wirthe vorwarf, den ich bald über und über geworfen hätte, lief in den Stall, ſattelte ſelbſt mein Pferd und ſprengte im geſtreckten Galopp davon; denn ſchon vernahm ich hinter mir die Stimme des furchtbaren Fremden, der fluchend auch ſein Pferd verlangte.

Mein Renner war vortrefflich, unter ſeinen Hufen ſprühten Funken, und links und rechts flogen Wieſen und Bäume an mir vorüber.

Endlich langte ich faſt athemlos bei meinem Hauſe an. Ich pochte am Thore, und meine Frau öffnete mir ſelbſt. Sie erwartete mich ſchon lange mit Ungeduld und, mich umarmend, ſagte ſie mir, daß ich oben einen alten Freund finden werde, der meiner Ankunft eben ſo begierig entgegenſehe.

Dieſe Nachricht machte mir Vergnügen.

„Deſto beſſer,“ antwortete ich ihr, „in Geſellſchaft eines alten Freundes, bei einer guten Bouteille Wein und am warmen Ofen kann man ſich leichter tröſten und vergangene Unannehmlichkeiten vergeſſen.“

Ich ſputete mich die Treppe hinauf zu ſteigen, allein kaum ins Zimmer getreten, fehlte nicht wenig, daß ich rücklings übergeſtürzt wäre, denn da ſaß wieder der fürchterliche Fremde, den ſtieren Blick auf den Boden geheftet, der Mantel lag neben ihm über einer Stuhllehne ausgebreitet.

Meine Tritte und auch ein unwillkürlicher Schrei des Entſetzens von meiner Seite ſchreckten den Fremden aus ſeinen Betrachtungen auf; er ſtand auf, und trat mir freundlich entgegen; ich wollte zurückweichen, konnte aber nicht, da hart hinter mir die Stiege war. Er verbeugte ſich artig und entſchuldigte ſich mit folgenden Worten: „Ich war ſo glücklich, den verfloſſenen Tag Ihr Reiſegefährte zu ſeyn, und ich wollte an Ihrem Hauſe nicht vorüberziehen, ohne Ihnen meinen Dank abzuſtatten und Sie zugleich um gaſtfreundliche Aufnahme für dieſe Nacht zu bitten.“

Ich war ſo betroffen, daß ich nichts antworten konnte, ich ſtammelte einige Worte, die er für Zuſtimmung hielt, und ich hatte nicht den Muth zu widerſprechen. Ich verließ ihn und begab mich zu Bette, nicht um zu ſchlafen, denn dazu war mir zu kalt. Endlich aber trugen Aufregungen und Müdigkeit den Sieg davon und ich entſchlummerte, als ich, es hatte eben 1 Uhr geſchlagen, von einem Geräuſche erweckt wurde und beim matten Schein meiner Nachtlampe, welche ſchon dem Erlöſchen nahe war, einen Schatten in meinem Schlafgemache ſich bewegen ſah.

Es war der Fremde. Er näherte ſich mit ſcheuem Schritte, zwiſchen denen er immer wieder eine Pauſe machte. Ein konvulſiviſches Zittern ergriff mich, die Haare ſträubten ſich auf meinem Kopfe, nur mit Mühe konnte ich athmen, und ſelbſt mein Herz ſchien aufhören wollen zu ſchlagen. Was konnte ſein Vorhaben ſeyn? Mich zu ermorden? Ich konnte nicht daran zweifeln. Über einem ſeiner Arme hing der verhängnißvolle Mantel. Ich ſah ihn dem Bette ſich nähern, den Mantel aus einander breiten, welcher von dem letzten zuckenden Strahl der Lampe beleuchtet ward; jetzt kommt er immer näher, immer näher, hebt den Mantel über mir auf, vermuthlich, um mich damit zu erſticken. Ich konnte es nicht mehr ertragen, und ſtürzte aus dem Bette:

»Schändlicher!« ſchrie ich, »du ſollſt mich nicht ohne Widerſtand morden,« und faßte ihn an der Kehle.

Der Unbekannte ließ den Mantel fallen, in demſelben Augenblicke erloſch die Lampe, und wir balgten uns im Dunkeln herum.

»Aber um aller Welt Willen, was machſt du denn, Philipp?« ſchrie meine Frau, ſich emporraffend. »Mich ſo zu ſchlagen und zu zwicken, ich werde ja morgen am ganzen Leibe voll blauer Flecken ſeyn.«

Sie erzählte mir, wie ſie erwacht ſei, mich in dieſer kalten Nacht unbedeckt habe liegen geſehen, weil ich die Decke in fürchterlicher Unruhe von mir geſtrampft hatte, und wie ſie mich wieder mit der rothſeidenen Decke habe zudecken wollen, da habe ich ſie wüthend angefaßt und unbarmherzig auf ſie losgeſchlagen.

Zwei Tage nachher ließ ich mir Schröpfköpfe ſetzen.

Die Schauſpielerin eines einzigen Abends.

Erzählung aus den Zeiten Ludwig XVI.

Ich wurde im Dorfe Montreuil von dem alten ehrwürdigen Pfarrer des Ortes erzogen, der mich nach dem Tode meiner armen Eltern zu ſich genommen hatte. — Er lehrte mich die Noten kennen, und ich ſang auf dem Chore. Das war eine glückliche Zeit; ich hatte friſche, rothe Bausbacken, in welche mich Jedermann im Vorbeigehen kneipte, eine reine Stimme, lange, blonde, gepuderte Haare, Pluderhoſer und Holzſchuhe. So war ich, und konnte mich nicht entſchließen, ein altes, ſchlechtes, ungeſtimmtes Klavier zu verlaſſen, welches der Pfarrer beſaß. Ich ſtimmte dasſelbe, wie es nun eben gehen wollte, nach dem Gehör, und der gute Pfarrer lehrte mich etwas ſolfeggiren. Als er zufrieden mit mir war, kneipte er mich ſo in die Backen, daß ſie blau wurden, und ſprach zu mir: „Sieh, Mathurin, du biſt nur der Sohn eines Bauers und einer Bäuerin, aber wenn du deinen Katechismus und deine Noten gut kennſt, und wenn du nicht mehr mit meinem roſtigen Gewehre ſpielſt, ſo kann aus dir ein tüchtiger Muſiker werden.“ Dieſe Worte gaben mir guten Muth, und ich ſchlug mit allen zehn Fingern auf das arme Klavier, bei welchem wenigſtens ſechs Taſten ganz ſtumm waren.

Es gab auch Stunden, wo ich ſpazieren gehen durfte, allein meine angenehmſte Unterhaltung beſtand darin, mich an das Ende des Parks von Montreuil zu ſetzen, und mein Brot mit den Maurern und Arbeitern zu eſſen, welche am Eingange nach Verſailles, hundert Schritte von der Barriere, einen kleinen Muſikpavillon auf Befehl der Königin aufzuführen beſchäftigt waren.

Ich nahm ein kleines Mädchen von meinem Alter mit mir, welches ſich Pierrette nannte, und welches der Pfarrer ebenfalls ſingen lehrte, weil es eine ſchöne Stimme hatte. Sie nahm meiſtens einen großen Kuchen mit ſich, den ihre Mutter, eine arme Witwe, ihr gegeben hatte, und ſo ſaßen wir denn Beide da und aßen, und ſahen zu, wie das kleine Haus gebaut wurde, welches die Königin bauen ließ.

Ich und Pierrette zählten Jedes dreizehn Jahre. Sie war ſchon ſo hübſch, daß man ſie auf dem Wege aufhielt, um ihr was Schönes zu ſagen, und daß ich große Damen ſogar aus dem Wagen ſteigen ſah, um mit ihr zu reden und ſie zu küſſen. Wenn ſie ein rothes Mieder an hatte, welches um die Hüften hübſch eng zuſammengeſchnürt war, ſo ſah man wohl ſchon, wie ſchön ihre Geſtalt einſt werden würde. Sie ſelbſt aber dachte nicht daran, und liebte mich wie ihren Bruder.

Wir gingen immer mit einander aus, uns bei den Händen haltend, und dieſe Gewohnheit iſt auch ſeit unſerer Kindheit an bei uns ſo feſt geblieben, daß ich ihr auch jetzt noch niemals den Arm geboten habe. Da wir, wie geſagt, öfters den Arbeitern zuſahen, ſo machten wir auch die Bekanntſchaft eines jungen Steinmetzes, der acht oder zehn Jahre älter war als wir. Er ließ uns auf einen Bruchſtein neben ſich ſetzen, und wenn er einen großen Stein aus einander zu ſchneiden hatte, ſo goß ihm Pierrette Waſſer auf die Säge, und ich faßte das andere Ende der Säge, um ihm die Arbeit zu erleichtern. Er war mein einziger und beſter Freund auf der Welt. Er hatte ein kleines Liedchen gemacht auf ſeine Steine, worin gar lieblich zu leſen war, wie Pierretten's Herz noch härter ſei, als ſeine Steine, und noch andere gar ſchöne Wendungen, die uns alle drei ſehr viel lachen machten. Er war ein großer Junge, der noch täglich größer wurde, ganz blaß, mit langen Armen und großen Beinen, und der manchmal ſo ausſah, als wenn er an das nicht dächte, was er that. Er liebte ſein Handwerk, weil er ſich, wie er ſagte, damit ſein Brot verdienen, und doch dabei vom Morgen bis an den Abend an etwas Anderes denken konnte. Sein Vater, ein Architekt, war ſo vollkommen zu Grunde gegangen, daß ſein Sohn wieder von der Pique auf dienen mußte. Wenn er einen großen Bloch theilte, ſo ſang er dabei meiſtens ein Lied, welches er in dem Augenblicke gemacht hatte, und welches immer ſo lange dauerte, als die Arbeit, ſo daß es oft zwanzig bis dreißig Strophen hatte.

Wenn er ein wenig Zeit gewann, ſo beſchäftigte er ſich ausſchließlich mit mir und Pierretten, er lehrte uns ſchöne Sprüchlein gegen einander, und führte mit uns ganz kleine Scenen auf, die uns ganz außerordentlich unterhielten. Er war übrigens ſehr geſchickt in ſeiner Arbeit, ſo daß er ſchon in einem Jahre Steinſchneidermeiſter wurde. Er hatte mit ſeinem Meißel und ſeiner Säge eine arme Mutter und zwei kleine Brüder zu ernähren. Wenn er dieſe ſo um ſich arbeiten ſah, ſo gab ihm dieſes Muth und Fröhlichkeit. Wir nannten ihn nur ſchlechthin Michel. Sein voller Name aber war Michel Jean Sedaine.

Mit ſechzehn Jahren war ich ziemlich linkiſch und tölpelhaft, aber ich verſtand ein wenig Latein und viel Muſik, und auch in allen Arten von Gartenarbeiten fand man mich ſehr geſchickt. Mein Leben floß glücklich und angenehm hin, denn Pierrette war immer um mich.

Eines Tages, als ich eben Bäume ſchnitt, und die herabgefallenen Zweige in einem Bündel zuſammenmachte, kam Pierrette zu mir gelaufen und ſprach: »O Mathurin, ich fürchte mich, ſieh nur, dort kommen zwei ſchöne Damen durch die Allee. Was ſollen wir thun?«

Wirklich ſah ich in der Allee zwei Damen, welche ſchnell über die welken, raſchelnden Blätter gegen uns herſchritten, aber ohne einander den Arm zu bieten. Eine davon war etwas größer als die Andere, und trug ein Kleid von roſafarbener Seide. Sie liefen faſt, die Eine mehr vorne, die Andere ſich immer mehr hinten haltend. Auch ich fing an, etwas Reſpekt — ich will es nur geradezu Angſt nennen — zu fühlen, und ſagte zu Pierretten: »Komm, machen wir uns aus dem Staube.«

Allein wir hatten keine Zeit mehr, ſie waren ſchon ganz nahe bei uns, und die Dame mit dem Roſakleide gab Pierretten Zeichen, zu ihr zu kommen, welche darüber ganz roth im Geſichte wurde, und mich furchtſam bei der Hand faßte. Ich meines Theils zog meine Haube ab, und lehnte mich hinten an einen Baum.

Die Roſadame ging gerade auf Pierretten los, faßte ſie mir nichts dir nichts unter dem Kinn und hob ihr das geſenkte Köpfchen in die Höhe, um ſie ihrer Begleiterin zu zeigen, indem ſie zu dieſer ſprach: „Sehen Sie, ganz ſo will ich am Donnerstag als Milchmädchen ausſehen. Was das für eine liebliche Kleine iſt? Nicht wahr, mein Kind, du wirſt ſo gut ſeyn, alle deine Kleider, wie du ſie hier trägſt, meinen Leuten zu geben, welche ich darum herſchicken werde? Sie werden dir dafür die meinigen bringen.

Die andere Dame lächelte; ſie trat zu Pierretten vor, faßte ſie am nackten, runden Arme und ſagte ihr, daß Jedermann der Roſadame gehorchen müſſe.

„Verändere nichts an deinem Anzuge,“ ſprach nun die Roſadame, indem ſie Pierretten mit einem kleinen Stäbchen von Rohr, worauf ſich ein goldnes Knöpfchen befand, drohte, „du ſollſt es nicht umſonſt gethan haben. Sieh, da iſt ja auch ein großer Junge, den du vermuthlich recht lieb haſt, der ſoll Soldat werden, und ich will euch dann verheirathen.“

Die Dame war ſo ſchön, ſo liebenswürdig, daß ich verſucht war, ihr zu Füßen zu fallen. Ihr werdet lachen über das, was ich Euch jetzt geſagt habe, und ich habe ſeitdem ſelbſt öfters darüber gelacht, aber wenn Ihr ſie geſehen hättet, ſo würdet Ihr dieſes begreifen. Sie ſah aus wie eine wohlthätige Fee.

Sie ſprach ſchnell und mit außerordentlicher Lebhaftigkeit, und indem ſie noch Pierretten ein kleines Kläpschen auf die Wange gab, ließ ſie uns Beide ganz verlegen und linkiſch ſtehen, und wir ſahen die beiden Damen wieder den Weg gegen Montreuil hingehen.

Als wir ſie aus den Augen verloren hatten, ſahen wir einander lange ſchweigend an, und uns wieder bei den Händen faſſend, kehrten wir in das Pfarrhaus zurück. Pierrette war im ganzen Geſichte roth, und ich ließ den Kopf hängen. Der Herr Pfarrer fragte uns, was uns denn ſei, und ich antwortete ſehr ernſthaft: »Herr Pfarrer! ich will Soldat werden.«

Starr ſtand der alte Mann vor Erſtaunen. — »Wie, mein Kind,« rief er, »du willſt mich verlaſſen? Lieber Himmel, Pierrette, ſage mir, was iſt denn vorgegangen, daß er Soldat werden will? Haſt du mich nicht mehr lieb, Mathurin? Haſt du auch Pierretten nicht mehr lieb? Was haben wir dir denn Leides gethan? rede! Und warum ſoll die ſchöne Erziehung, welche ich dir gegeben habe, ſo ganz verloren ſeyn? Aber ſo ſtehe nicht ſo da, böſer Junge, und antworte,« ſetzte er mit lauter Stimme hinzu, indem er mich am Arme faßte und ſchüttelte.

Aber ich kratzte im Kopfe, und ſah auf meine Holzſchuhe und antwortete wieder: »Ich will nun einmal Soldat werden!«

Nun kam Pierretten's Mutter dazu und fing an zu weinen, und Pierrette weinte auch und getraute ſich nichts zu ſagen. Aber ſie war deßwegen nicht böſe auf mich, denn ſie wußte wohl, daß ich nur darum Soldat werden wollte, um ſie zu heirathen.

In dieſem Augenblicke traten zwei große, gepuderte Lakaien und eine Kammerfrau, welche ausſah wie eine große

Dame, herein, und fragten: ob die Kleine die Kleidungsſtücke ſchon bereitet habe, welche die Königin und die Prinzeſſin von Lamballe von ihr begehrt haben.

Der arme Pfarrer ſtand ganz verdutzt da, und Pierrette und ihre Mutter zitterten ſo ſtark, daß ſie kaum im Stande waren, eine Kaſette zu öffnen, worin die ſchönen Kleider lagen, welche man zum Umtauſch gegen die verlangten geſendet hatte, und ſie gingen in Pierretten's Kammer, um ſie auszukleiden, mit einer Angſt, als ob ſie zum Richtplatz geführt würden.

Der Pfarrer, welcher nun allein mit mir war, fragte mich, was denn vorgefallen ſei, und ich erzählte ihm Alles, wie ich es hier erzählt habe, nur etwas kürzer.

„Und darum willſt du Soldat werden?“ redete er mich an, indem er mich bei den Händen faßte, „bedenkſt du nicht, mein Sohn, daß die größte Dame in Europa ſolches zu dir nur in der Zerſtreuung geſprochen hat, und in dieſem Augenblicke gewiß ſelbſt nicht mehr weiß, was ſie geſagt hat? Wenn man ihr erzählte, daß du dieſes für Ernſt, für einen Befehl genommen hätteſt, ſie würde ſelbſt ſagen, du ſeiſt ein Schwachkopf, und ihr ſei es ganz einerlei, ob du dein Lebetag Gärtner bleibſt oder nicht. Sieh, mein lieber Sohn, das, was du dir durch die Gärtnerei oder durch deine ſchöne Stimme gewinnſt, das gehört dein, das aber, was du als Soldat, indem du dein Leben in die Schanze ſchlägſt, gewinnſt, gehört Andern, und du wirſt tauſend Gelegenheiten finden, das Blutgeld, welches du dir ſelbſt verdienſt, in, durch Religion und Sittlichkeit verbotenen Vergnügungen zu verſchwenden; du wirſt alle guten Grundſätze vergeſſen, die ich dir einzuprägen bemüht war, und ich werde über dich erröthen müſſen. Und wie wirſt du zurückkommen, wenn du anders wieder zurückkommſt? mit einem ganz andern Charakter, als du von Geburt aus hatteſt. Du warſt ſanft, beſcheiden, gelehrig; du wirſt hart, ſtrenge, großſprecheriſch werden. Die kleine Pierrette wird gewiß nicht einwilligen, das Weib eines ſolchen Menſchen zu werden, und ich werde weinen über dich, weinen, wie über einen verlornen Sohn.“

Ich ſtand verlegen und mit geſenkten Blicken, blieb aber dabei: „Das gilt mir Alles einerlei, ich will einmal Soldat werden.“

Der gute Pfarrer hielt ſich nicht mehr, er ſprach kein Wort mehr, aber er öffnete die Thüre und zeigte auf die breite Landſtraße. Ich begriff ſeine Pantomime und ging. Ich zog meine Mütze von Tuch über das rechte Ohr, nahm meinen Stock und einen kleinen Bündel Wäſche, und ging geradezu in eine Herberge, welche am Eingange von Verſailles liegt, ohne Jemanden Lebewohl geſagt zu haben.

In dieſer Herberge fand ich drei Krieger, deren Hüte mit Gold galonirt waren; ſie trugen weiße Uniformen, roſenroth ausgeſchlagen, gewichſte Schnurbärte, und ſo weiß gepuderte Haare, daß ſie wie beſchneit ausſahen. Sie nahmen mich ſehr freundlich auf, und ſagten mir, daß ich mich nur zu ihnen zum Tiſche zu ſetzen brauchte, um eine vollkommene Idee von dem glücklichen Leben zu erhalten, welches ein Soldat von Royal-Auvergne genießt. Sie gaben mir Hühner- und anderen Braten zu eſſen, und herrlichen Bordeaux und Champagner, zuletzt auch vortrefflichen Kaffeh zu trinken, und ſchwuren mir hoch und theuer, wenn ich bei ihrem Regimente eintreten wollte, ſo würde ich nie mehr ſchlechteren trinken dürfen. Sie verſicherten mich dabei, daß in dieſem Regimente das feinſte und luſtigſte Leben herrſche, und daß bei Royal-Auvergne ein gemeiner Soldat glücklicher ſei, als die Kapitäns bei den anderen Corps, daß man dort ſich einer ſehr angenehmen Geſellſchaft von Herren und Damen erfreue, daß man viel Muſik mache, und daß man dort beſonders diejenigen zu ſchätzen wiſſe, welche das Fortepiano ſpielen. Dieſer letzte Umſtand beſtimmte meinen Entſchluß.

Am andern Morgen ſchon genoß ich die Ehre, Soldat im Corps Royal-Auvergne zu ſeyn. Es war ein recht ſchönes Corps, aber ich ſah meinen väterlichen Wohlthäter und meine Pierrette nicht mehr. Ich verlangte Hühner zu eſſen, aber man gab mir dafür eine Miſchung von Kartoffeln, Brot und Hammelfleiſch. Man lehrte mich die militäriſchen Stellungen, das Marſchieren und die Handgriffe mit dem Gewehre, und that mir die Ehre an, mir zu verſprechen, ich werde, wenn ich mich gut aufführe, in die erſte Grenadier-Kompagnie geſtellt werden. Ich hatte bald einen ſchönen gepuderten Zopf, der majeſtätiſch hinten auf meine Uniform herabreichte, allein ich ſah meinen lieben Pfarrer, meine Pierrette und ihre Mutter nicht, und ich machte keine Muſik mehr.

Eines Tages mußte ich, weil ich bei dem Exerziren drei Fehler begangen hatte, eine ſonderbare Strafe ausſtehen, welche damals gewöhnlich, und von Herrn Saint Germain erfunden worden war. Ich mußte nämlich die Poſition eines Abfeuernden im erſten Gliede annehmen, mit einem Knie auf dem Pflaſter, und die glänzende Sonne gerade vor mir, welche mir brennend in das Geſicht ſchien; ſo mußte ich unbeweglich, das Gewehr ſchußrecht in horizontaler Linie an der Backe haltend, knien, und ein handfeſter Korporal machte, wenn mir das Gewehr etwas hinabzuſinken anfing, eine zweideutige Bewegung mit dem Stocke. Zwanzig Minuten mußte ich dieſe unleidliche Verſteinerung aushalten, als ich vor dem Bayonette meines Gewehrs die ſanfte und ruhige Geſtalt meines Freundes Michel, des Steinſchneiders, erblickte.

»Du kömmſt eben recht, mein Freund,« ſprach ich zu ihm, »und du würdeſt mir einen großen Gefallen erweiſen, wenn du, ohne daß es Jemand bemerkt, mit deinem Spazierſtocke mein Gewehr etwas unterſtützen wollteſt. Meine Arme befänden ſich dadurch etwas leichter, und dein Stock ſpürt es nicht.«

»Ach, Mathurin! mein Freund!« antwortete er, »du biſt wohl genug dafür beſtraft, daß du Montreuil verlaſſen haſt; du genießeſt den Unterricht des guten Pfarrers nicht mehr, und wirſt noch überdieß dein ganzes Bischen Muſik vergeſſen, welche du doch ſo ſehr liebteſt.«

»Hm!« verſetzte ich, indem ich aus Stolz mein Gewehr wieder von ſeiner Stütze weghob, »es iſt einerlei, man hat ſo ſeine eigenen Ideen.«

»Du wirſt nicht mehr die Spaliere und die ſchönen Pfirſichbäume zu Montreuil mit deiner Pierrette beſorgen, deren Früchte ſo friſch waren wie ſie.«

»Einerlei!« wiederholte ich, »man hat ſeine Ideen.«

»Du wirſt lange auf den Knien liegen müſſen, und zielen und nichts ſchießen, wie jetzt, ohne auch nur eine Korporalſtelle zu erhaſchen.«

»Einerlei,« verſetzte ich wieder, »wenn ich auch langſam vorwärts komme, ſo werde ich doch wenigſtens vorwärts kommen; mit der Zeit kommt Alles, wenn man nur geduldig wartet, und wenn ich Sergent werde, ſo bin ich doch ſchon Etwas, und will Pierretten heirathen.«

Michel ſeufzte. »Ach, Mathurin, Mathurin!« erwiederte er, »du biſt nicht klug und beſitzeſt zu viel Ehrgeiz. Wär' es dir denn nicht lieber, wenn Jemand dich vom Soldatenſtande loskaufte und dir noch ein artiges Geſchenk gäbe, würdeſt du dann deine Pierrette nicht noch lieber und ſchneller heirathen?«

»Michel, Michel!« antwortete ich, »du biſt, wie ich ſehe, von der Welt verdorben worden, du ſiehſt ja auch ganz anders aus, als früher, und ich kann unmöglich glauben, daß du mehr ein ehrlicher Steinſchneider biſt, denn du trägſt ja jetzt ein Kleid von ſchwarzem Tafft, — und welch' ein Unterſchied in deinen Grundſätzen! Erinnerſt du dich nicht, wie oft du mir damals ſagteſt: der Menſch muß der Schmied ſeines Schickſals ſeyn? Ich will nicht mit dem Gelde Anderer heirathen, ſondern mich und mein Weib ſelbſt ernähren. Übrigens hat mir die Königin ſelbſt geſagt, der Burſche muß Soldat werden, und dann will ich ihn mit Pierretten verheirathen.«

»Wie aber, wenn dir die Königin ſelbſt ſo viel gäbe, daß du heirathen kannſt, würdeſt du es nehmen?«

„Nein, Michel, Geld würde ich dazu auch von der Königin nicht nehmen.“

„Aber wenn ſich Pierrette ein gutes Heirathgut ſelbſt gewänne?“

„Ach, Michel, das wäre was Anderes, da würde ich ſie auf der Stelle heirathen.“

„Wohlan,“ ſagte er, „ſo will ich das der Königin melden.“

„Was fällt dir ein?“ fiel ich ihm in die Rede, „biſt du ein Narr, oder vielleicht ein Bedienter bei Hofe?“

„Keines von Beiden, Mathurin! obſchon ich auch keine Steine mehr ſchneide.“

„Was ſchneideſt du denn jetzt?“

„Hm! Papier, Federn, auch Theaterſtücke ſchneid' ich zu.“

„Ach! iſt das möglich?“

„Ja. Ich mache kleine, einfache und leicht verſtändliche Theaterſtücke, ich werde dich das ſehen laſſen.“

„Nun, mir recht, ich verſtehe von dieſem eben ſo wenig als vom Steinſchneiden.“

„Was ich früher baute, mein lieber Junge, war freilich mehr werth, als das, was ich jetzt zu Stande bringe, es war weniger von der Mode abhängig und dauerte länger, aber wenn es zuſammenfiel, konnte es Jemanden zerſchmettern, was bei meiner jetzigen Arbeit nicht der Fall iſt.“

In dieſem Augenblicke gab der Korporal dem untergeſetzten Stocke meines Freundes Michel einen ſo derben Stoß, daß er ihn einige Schritte weit wegſchleuderte, und ließ ſogleich den Wachpoſten der Kaſerne ablöſen, weil er ſich unterſtanden hatte, einen Fremden in den Hof einzulaſſen.

Sedaine ſah wohl ein, daß es das Klügſte ſei, ſich zu entfernen; er hob ſeinen Stock auf, und ſagte im Vorübergehen zu mir: „Sei ruhig, Mathurin, ich werde das Alles der Königin erzählen.“

Meine kleine Pierrette war ein ſchönes Mädchen von einem ruhigen, aber beſtimmten Charakter. Seit ſie mit der Königin geſprochen hatte, ſagte ſie ihrer Mutter öfters, daß ſie feſt entſchloſſen ſei, mich zu heirathen, und blieb oft bei Nacht auf, um an ihrer Ausſtattung zu arbeiten.

Eines Tages, es war am Oſtermontage (Pierrette hat mir Alles dieſes ſpäter erzählt), als ſie eben vor der Hausthüre ſaß und ein Liedchen ſang, ſah ſie im geſtreckten Galopp einen prächtigen Wagen daherfahren, mit 6 Pferden beſpannt, auf 2 Pferden ſaßen zwei gepuderte, roſenfarben gekleidete Poſtillons, welche aber ſo klein waren, daß man von Weitem nur ihre großen Courierſtiefel gewahrte. Sie trugen Blumenſträußer am Buſen und die Pferde eben ſolche an den Ohren.

Der Wagen hielt an; und als der Schlag geöffnet wurde, ſaß Niemand darin, aber ein prächtig bordirter Herr ſprang vom Bocke herab, zog ſehr artig ſeinen Hut ab, und bat Pierretten höflich in den Wagen zu ſteigen.

Ihr glaubt vielleicht, daß Pierrette Umſtände gemacht habe? allein nicht im geringſten; ſie zog nur geſchwind ihre Holzſchuhe aus, welche ſie an der Thüre ſtehen ließ, zog dafür ihre Schuhe mit ſilbernen Schnallen an, und ſtieg dann in den Wagen, indem ſie ſich auf den Arm des galonirten Herrn ſtützte, als ob ſie in ihrem Leben gar nichts anders gethan hätte. Seitdem das Mädchen mit der Königin Kleider getauſcht hatte, kam ihr nichts unerwartet.

Sie ſagte mir öfters, daß ihr zweierlei Dinge, während ſie fuhr, groſze Angſt verurſachten. Erſtens ging das Fahren ſo ſchnell, daß die Bäume am Wege wie die Narren einer dem andern nachliefen, und dann beſorgte ſie immer auf den ſchneeweißen Kiſſen, worauf ſie ſaß, einen Fleck von ihrer blauen Schürze zurückzulaſſen, welche die Farbe ließ. Sie fuhr deßwegen mit beiden Händen in die Täſchchen, hielt ſo die Schürze in die Höhe, und ſaß auch nur halb auf den Kiſſen.

Als der Wagen in Trianon angekommen war, öffnete derſelbe galonirte Herr den Kutſchenſchlag wieder, half ihr heraus, und führte ſie durch eine ganze Reihe prächtiger Gemächer, wo ſie ſich nur mit den Zehenſpitzen aufzutreten getraute, um die koſtbaren Stubenböden, von Citronen- und indiſchem Holze, mit ihren Schuhnägeln nicht zu beſchädigen. Als ſie in das letzte Gemach trat, hörte ſie ein leiſes Kichern von drei ſanften Stimmen, und das machte ihr das Herz ſtark pochen, und hätte ſie faſt ein wenig eingeſchüchtert, allein gleich gewann ſie ihren Muth wieder, denn es war die Königin.

Madame Lamballe war bei ihr, aber dieſe ſaß in einer Fenſterbrüſtung an einem Malerpulte; auf dieſem Pulte, welches grün überzogen war, lag ein zubereitetes Elfenbeinplättchen, neben demſelben Pinſel, und zur Seite ſtand ein Glas Waſſer.

„Ah, da iſt ſie ja," ſprach die Königin freudig und faßte Pierretten bei beiden Händen. „Sehen Sie nur, wie friſch und ſchön ſie iſt, das gibt ein treffliches Modell für Sie. Sehen Sie zu, daß Sie das Mädchen recht gut treffen. Setze dich, mein Kind! Und mit dieſen Worten drückte die freundliche, ſchöne Königin ſie auf einen Stuhl nieder; Pierrette war ganz verlegen, und der Stuhl ſo hoch gepolſtert, daß ihre kurzen, kleinen Füßchen nicht ganz auf den Boden reichten und ſchaukelten.

„Aber ſehen Sie nur," fuhr die Königin zu Lamballe gewendet fort, „wie gut ſie ſich hält, ſie läßt ſich nicht zweimal ſagen, was man will; ich wette, die Kleine hat Verſtand. Halte dich gerade, mein Kind, und höre mich. Es werden zwei Herren hierher kommen, ob du ſie kennſt oder nicht, das laß dich gar nicht kümmern. Du mußt Alles thun, was ſie dir befehlen werden. Ich weiß, daß du ſingſt, du mußt ihnen etwas vorſingen. Wenn ſie dir befehlen, abzugehen oder einzutreten, zu ſtehen oder zu ſitzen, ſo folge in Allem genau ihren Befehlen, hörſt du? Alles dieß iſt nur zu deinem eigenen Beſten."

Pierrette antwortete nun bald mit einem Erröthen, bald mit einem Erblaſſen, aber ſie war ſo zufrieden, daß ſie die Königin gern umarmt hätte.

Kurz nachher traten zwei Männer ein. Der Eine dick, der Andere groß. Als ſie den Großen ſah, konnte ſie ſich nicht enthalten zu ſchreien: „Ei! das iſt ja" — — allein ſie biß ſich in den Finger, um das Andere zu verbeißen.

„Nun, meine Herren, wie finden Sie die Kleine, hab' ich nicht recht gehabt?" fragte die Königin.

„Ja, das iſt meine Roſe, wie ſie leibt und lebt,“ ſagte der Große, Sedaine.

„Nur eine einzige Note,“ ſagte hierauf der Dicke (Gretry), „und ich werde ſogleich ſehen, ob ſie auch die Roſe Monſigny's iſt, wie jene Sedaine's. Wiederhole einmal das, was ich dir vorſingen werde, meine liebe Kleine!“ und er ſang ihr vor: „ut re mi fa sol.“

Pierrette wiederholte die Töne. „Sie hat eine herrliche Stimme,“ rief Gretry, und die Königin ſchlug freudig in die Hände und ſagte: „Die wird ſich ihr Heirathsgut ſelbſt gewinnen.“

Seit dem Tage, als ich Michel zu Vincennes in der Kaſerne geſehen hatte, wurde ich gar gewaltig mager, weil ich nichts mehr von unſerer kleinen Familie zu Montreuil hörte, und weil ich beſorgte, Pierrette habe mich ganz und gar vergeſſen. Mein Regiment lag ſeit 3 Monaten in Orleans, und das Heimweh ergriff mich. Ich wurde täglich gelber, und konnte kaum das Gewehr mehr halten vor Schwäche. Meine Kameraden fingen an mich auszulachen und nicht mehr freundſchaftlich mit mir umzugehen. Die Einen, weil ſie mich wirklich für ſehr krank hielten, die Andern, weil ſie glaubten, ich ſtelle mich nur ſo; und es blieb mir kein anderes Mittel übrig, als zu ſterben, um den Letzteren zu beweiſen, daß ich die Wahrheit ſage.

Eines Tages kam ein Offizier meiner Kompagnie zu mir und ſagte: „Mathurin, du kannſt ja leſen. Komm ein wenig mit mir und lies das, was ich dir zeigen werde.“

Und er führte mich auf den Platz Jeanne d'Arc, wo ein großer Komödienzettel klebte, worauf Folgendes ſtand:

Auf Befehl.

Nächſten Donnerſtag wird zum Beſten der Mademoiſelle Colombe, berühmten Sängerin, eine außerordentliche Vorſtellung Statt haben, beſtehend aus:

Irene,
einem neuen Schauſpiele von Voltaire,
und
Roſe und Colas.
Oper von Sedaine, Muſik von Monſigny.

Dlle. Colombe wird in dem zweiten Stücke erſcheinen.

NB. NB. NB. Ihre Majeſtät die Königin hat zu verſprechen geruhet, ſie werde dieſe Vorſtellung ſelbſt mit ihrer Gegenwart beehren.

„Wohlan, Herr Kapitän," ſagte ich, „ich habe das Ding geleſen."

„Du biſt ein braver Burſche," antwortete er, „haſt auch eine hübſche Geſtalt, ich werde dich friſiren und pudern laſſen, um dich noch beſſer herauszuputzen, und werde dich als Schildwache zur Logenthüre der Königin ſtellen."

Es geſchah, wie er ſagte, und ich ſtand am beſtimmten Tage mitten unter Blumengewinden vor der Loge der Königin. Der Direktor lief in großer Bewegung bald auf-, bald abwärts. Es war ein kleiner, dicker, rother Mann, mit einem himmelblauen Frack und einem großen Jabot. Er ſtellte ſich im Bogengange mir gerade gegenüber an ein Fenſter, und ſo hörte ich ihn einmal über das andere ausrufen: „Ach, das iſt die Livree der Herzogin von Montmorency!

Das iſt der Läufer des Herzogs von Lauzun. Jetzt fährt der Fürſt Guiménék vor, und nach ihm der Graf Lambeſe. Ach, die Königin iſt ſo gut, ſo gut, ein wahrer Engel!“

Als er ſich umwendete, kam ihm eben Gretry in den Wurf. Er ſprach ihn an: „Ach, Herr Gretry! mein theuerſter Herr Gretry, ſagen Sie mir doch, ich bitte Sie, wäre es denn gar nicht möglich, daß ich mit der berühmten Sängerin ſprechen könnte, welche Sie mir gebracht haben? Ich hege zwar nicht den geringſten Zweifel über ihre Kunſt, aber, lieber Himmel! — die Königin kommt, und wir haben nicht einmal eine Probe gehabt.“

„He! he!“ antwortete Gretry mit einem etwas ſpottenden Tone, „ich kann Ihnen nur ſagen, daß Sie die Sängerin erſt dann ſehen können, wenn ſie auf die Bühne tritt. Und geſetzt, es wäre auch nicht die berühmte Sängerin Colombe, ſondern eine Andere, was könnte Ihnen das verſchlagen?“

„Ho, ho, mein Herr Gretry! man iſt Direktor des Theaters von Orleans, und man hat das Recht —“

„Kein Recht, mein Herr Direktor, an den Talenten einer Sängerin zu zweifeln, welche Sedaine und Gretry empfohlen haben,“ erwiederte Gretry dem Direktor, der ſeine dicken Backen noch dicker aufgeblaſen hatte. „Auch bin ich beauftragt, Ihnen zu ſagen, daß Ihnen die Königin dieſen Abend noch einmal ſo viel darauf bezahlen wird, als die ganze Einnahme beträgt. Ich hoffe, Sie haben die Eintrittspreiſe verdoppelt.“

„Triplirt, mein werthgeſchätzter Herr Gretry! triplirt. Der Sitz koſtet einen Louisd'or, ich mußte doch dem Hofe die gebührende Achtung bezeigen.“

In dieſem Augenblicke erſcholl ein großes Geſchrei, und die Königin hüpfte ſo ſchnell den Logengang her und in ihre Loge hinein, daß ich kaum noch Zeit hatte zu präſentiren. Schöne, wohlriechende Herren folgten ihr und eine junge Dame, welche ich für diejenige erkannte, die auch in Montreuil bei ihr war.

Das Schauſpiel fing gleich darauf an. Das Trauerſpiel ging ſeinen Gang fort, aber ich ſah, daß ſich die Königin gar nicht darum bekümmerte; denn ſie ſchwatzte und lachte immer fort. Die Zuſchauer applaudirten auch nicht, aus Achtung für die Königin, wie man mir ſagte. Aber als dann die Oper begann, da lachte und ſchwatzte Niemand mehr in der Loge, ſondern Alles war ganz Aug' und Ohr.

Plötzlich hörte ich eine ſtarke Frauenſtimme auf der Bühne, worüber mir die Eingeweide erzitterten, ich mußte mich auf mein Gewehr ſtützen. Ich hatte in meinem Leben keine ſolche Stimme gehört, ſie kam aus dem Herzen, und tönte wie eine Harfe.

Ich horchte, indem ich mein Ohr an die Logenthüre legte, und zugleich durch ein kleines Fenſterchen blickte, welches hinten in der Logenthüre angebracht war. Das Frauenzimmer mit der ungeheuern Stimme hieß Roſa, und ſie ſang:

Es war einmal ein Vögelein
Gar winzig klein,
Das baute ſich ſein Neſt
Auf einem Zweige feſt.

Aber plötzlich ſchauderte es mich durch alle Glieder, als ich ſah, wie außerordentlich dieſe Roſe meiner Pierrette ähnlich ſah, es war ihre Geſtalt, ihr Wuchs, ihr Kleid, dasſelbe rothe Corſet mit der blauen Schürze, ihre Schuhe mit den ſilbernen Schnallen, ihre lieben kleinwinzigen Füßchen, es war Pierrette, meine Pierrette.

Mein Gott, dachte ich mir, die Komödiantinnen müſſen doch recht geſchickte Leute ſeyn, daß ſie ſo die ganze Äußerlichkeit einer andern Perſon annehmen können. Das iſt doch ganz gewiß jene famoſe Dem. Colombe, welche in einem ſchönen Hotel wohnt, mit der Poſt hieher gekommen iſt, die viele Dienerſchaft hat, und außer dem Theater prächtig gekleidet iſt wie eine große Dame, und jetzt ſieht ſie doch meiner Pierrette gleich, wie ein Ei dem andern. — Aber ſie iſt es doch nicht. Meine Pierrette konnte ja nicht ſo ſchön ſingen, wie ſie, obſchon ſie eine nicht minder ſchöne Stimme hat.

Ich konnte mich übrigens nicht enthalten immerfort durch das kleine Fenſter zu ſchauen, bis man mir die Logenthüre recht unſanft an die Naſe ſtieß. Der Königin war zu warm geworden, ſie befahl daher die Thüre zu öffnen, und nun vernahm ich, wie ſie ſprach: »Ich bin recht zufrieden, den König wird unſer Abenteuer recht unterhalten. Herr Kammerherr, Sie können der Dlle. Colombe ſagen, daß ſie es nie bereuen wird, daß ſie mich die Honneurs ihres Namens machen ließ. Nicht bald hat mir etwas ſo großes Vergnügen gemacht.«

»Meine liebe Prinzeſſin,« fuhr ſie zu Madame Lamballe gewendet fort, »wir haben das ganze Publikum hier zum Beſten gehabt. Alle, die hier im Theater ſind, thun etwas Gutes, ohne es ſich auch nur einfallen zu laſſen. Die ganze Stadt Orleans iſt von der großen Sängerin bezaubert, und Alles klaſcht Beifall. Laſſen ſie es uns auch thun.“

In dieſem Augenblicke gab die Königin das Signal zum Applauſe, und nun hallte der ganze Saal von Beifall wieder, der von nun an jedem Tone Roſa's folgte, und bis zum Schluſſe der Oper dauerte, wo alle Damen, welche im Theater waren, die Blumenſträußer auf's Theater warfen.

„Und wo iſt denn der wirkliche Geliebte?“ fragte nun die Königin den Baron Lauzun, der ſogleich aus der Loge trat, und meinem Kapitän, welcher immer im Logengange herumging, ein Zeichen gab. Ein Zittern ergriff mich, ich ahnete wohl, daß mir etwas begegnen würde, allein ich wagte nicht, es zu denken.

Mein Kapitän ſprach leiſe mit dem Baron Lauzun. Der Blick der Königin fiel auf mich, und ich mußte mich an die Mauer halten, um nicht umzuſinken. Man ſtieg die Logentreppe herauf, und ich erblickte Michel Sedaine und Gretry und den Direktor, welche Pierretten — Roſe — nein, Pierretten führten, die wirkliche Pierrette, meine Pierrette, meine Schweſter, meine Geliebte, meine Pierrette von Montreuil.

Die Königin mit einem freundlichen Blicke und fröhlichen Lächeln trat ihr entgegen, faßte ihre Hand und ſprach: „Komm, mein Kind. Nur in dieſem Stande kann man ſich ſein Heirathsgut auf eine ehrliche Art in einer Stunde gewinnen. Ich will dich morgen ſelbſt zu deiner Mutter nach Montreuil führen, die dir wohl verzeihen wird, einmal in deinem Leben Komödie geſpielt zu haben.“

Dann grüßte ſie mich — mich, der ich mehr todt als lebendig war, und es wäre wohl grauſam geweſen, wenn ſie nicht gleich dazugeſetzt hätte: »Ich hoffe, Herr Mathurin wird ſich nicht ſträuben, das Vermögen Pierretten's zur Mitgift anzunehmen, ſie hat es ſich ſelbſt verdient.«

Pierrette reichte mir die Hand, ich aber mußte anfangen aus Freude, aus Überraſchung, aus Dankbarkeit, aus Liebe, aus was weiß ich Allem, laut zu weinen. Ich ſank Pierretten in den Arm, und dann wir Beide zu den Füßen der guten Königin.

Die Erſcheinungen auf dem Wege durch die Stadt.

Allegoriſches Mährchen.

Fabriz endigte ſo eben in einer Provinz das, was man gewöhnlich Studien zu nennen pflegt, das heißt, er wußte von Allem Etwas, im Ganzen Nichts, konnte alle ſeine Lehrer beim Namen nennen und ihre Unarten nachahmen, und meinte, die Weisheit mit Löffeln gegeſſen zu haben. Fabriz war ein Jüngling, wie ſo viele andere, er beſaß guten Willen und wenig Feſtigkeit, und war aufgelegt, von dem Zufalle Tugenden und Laſter anzunehmen. Man bewahrte in ſeiner Familie die alte Gewohnheit, die Jünglinge in ihrem zwanzigſten Jahre zu verheirathen, und Fabriz, welcher ſich dieſer Epoche näherte, war auch gar nicht abgeneigt, dieſer alten Gewohnheit Genüge zu leiſten.

Eine Freundin ſeines väterlichen Hauſes, welche ſich in die Angelegenheiten der ganzen Welt miſchte, ſeitdem ſich die Welt nicht mehr in die ihrigen miſchte, übernahm es, für eine Braut zu ſorgen. Bald war von ihr ein Mädchen aufgefunden, welches den ominöſen Namen Sophie trug und von ihr ohne Maß und Ziel gerühmt wurde, indem ſie zugleich verſicherte, dieſe Verbindung bereits durch

Briefwechſel mit ihr in's Reine gebracht zu haben. Der alte Vater, ein guter kleinſtädtiſcher Spießbürger, glaubte alle guten Eigenſchaften auf's Wort und ließ ſich nur die einzige beweiſen, daß das Mädchen eine Landwirthſchaft im Werthe von 10,000 Thlrn. beſitze, und Fabriz wähnte bei dem Gemälde, welches die Nachbarin zwanzig Mal des Tages von Sophien entwarf, ſein Herz heftiger ſchlagen zu fühlen und liebte ſeine Beſtimmte auf Treu und Glauben.

Wie groß aber auch die Lobeserhebungen ſeyn mochten, womit man von Sophien ſprach, ſo waren ſie doch keineswegs übertrieben. Sie vereinigte ſo viel Liebenswürdigkeit und Verſtand, daß beide einander nur erhoben und ſie ſelbſt einem neuen Romanenſchriftſteller zum Modell für ſeine Heldin hätte dienen können. Herrin ihrer Perſon und ihres Willens, lebte ſie auf ihrem kleinen Gütchen, welches in einer der anmuthigſten Gegenden, nahe an der Hauptſtadt, lag. Dort genoß ſie die Reize der Natur und die Freuden des Lebens ſo klug, daß die Freigeiſter ſie gottesfürchtig und die Betſchweſtern freigeiſteriſch nannten.

Dorthin ſollte Fabriz nun ziehen, um ſich ſeiner Braut vorzuſtellen. Man bereitete alles zur Abreiſe vor, und der alte Vater war untröſtlich darüber, den Jungen nicht begleiten zu können; allein da nur ſeine Füße ſchwach waren, aber nicht ſein Mund, ſo ſetzte er dieſen in Bewegung, um ſeinen Sohn mit langen und breiten väterlichen Lehren und Ermahnungen auszuſtatten. Er nöthigte ſeinen Sohn zu dem Verſprechen, ſich in der Hauptſtadt nicht aufzuhalten, deren Nähe ihn ſehr beunruhigte, und ſeinen Weg gerade nach Sophien's Landhauſe zu nehmen. Fabriz verſprach es gutmüthig, allein der Alte, vom Eifer fortgeriſſen, entwarf ihm ein ſo lebhaftes Bild von den Gefahren, welche in dieſem Laſterpfuhle einen Jüngling peſtartig anhauchen, daß der Sohn vor Begierde brannte, ſich davon zu überzeugen.

Endlich reiſete er auf einem alten Schimmel und begleitet von einem alten Meierknechte ab. Als er an die Hauptſtadt kam, ſtieg er, eingedenk ſeines Verſprechens, vor derſelben in einem Gaſthofe ab, genoß ein Abendeſſen, wie ein müder Reiſender, ſchlief, wie ein ſehnſüchtiger Liebhaber, und ſtand am andern Morgen freudig über die Dinge, die da kommen ſollten, wieder auf.

Sophien's Landhaus lag außer der Hauptſtadt und zwar ſo, daß der Gaſthof, in welchem Fabriz eingekehrt war, und das Landhaus ſich gerade an den beiden entgegengeſetzten Enden befanden. Er hatte zwiſchen zwei Wegen zu wählen: der Eine führte um die Stadt herum, der Andere mitten durch dieſelbe. Der Letzte war ihm nun von ſeinem Vater unterſagt worden, allein der erſte ſchien ihm zu einſam, zu traurig, zu ſehr der Sonnenhitze und dem Staube ausgeſetzt, folglich für einen Menſchen, der im Bräutigamsſtaate glänzte, nicht geeignet. Er überlegte alſo in einem Selbſtgeſpräche das ihm von ſeinem Vater abgeforderte Verſprechen und ſchloß folgendermaßen: Mein Vater will, daß ich ein Weiſer ſei; ein Weiſer aber muß alles ſehen und unterſuchen. Mein Vater iſt ein guter alter Mann, der ſeine Studien ſchon lange vergeſſen hat, mit der Zeit nicht fortgegangen iſt, und ſich ſehr irrt, wenn er die großen Städte für ſo gefährlich hält; übrigens wer nie in Gefahr war, kann ſich auch nicht ſeiner Standhaftigkeit rühmen; mit etwas Muth und Feſtigkeit geht man unverſehrt mitten durch.“ Bei dieſen Worten befand er ſich ſchon unter dem Stadtthore und wanderte, Sopien's Bild im Herzen und ihren Namen im Munde getroſt weiter.

Kaum hatte er die Schildwache am Thore einige Schritte hinter ſich, als er aus einer Windmühle eine Närrin herausſpringen ſah, welche mit mehr Anſtrengung als Anmuth tanzte und einige italieniſche Rouladen hervorgurgelte. Ihre Haut war voll Runzeln, aber ihre Farbe friſch; von einer Seite hingen ihr die eigenen Haare in Locken herab, von der andern trug ſie eine Perrücke. Sie hatte einen Schleier, aber kein Hemde. Je närriſcher ſie ausſah, deſto mehr klatſchte man ihr Beifall zu. Eilig ſprang ſie unſerm Fabriz in den Weg und lachte ihm keck unter die Naſe,

Fabriz. Sie ſind unhöflich, Madame.

Mode. Und Du ſehr lächerlich. Hi! hi! hi!

Fabriz. Was finden Sie denn ſo lächerlich an mir?

Mode. Schöne Frage! Sieh Dich einmal an, Unglücklicher! Du biſt ja gekleidet, wie man es ſchon vor acht Tagen war.

Fabriz. Wie? hab' ich nicht mein Halstuch zierlich in eine Schleife gebunden? und meine farbige Weſte mit den Perlenmutterknöpfchen, und meine Beinkleider mit Kamaſchen, und mein lang geſchnittener Frack!

Mode. Halt' ein und tödte mich nicht! Weiß man denn im Lande, aus welchem du kommſt, nicht einmal, daß die Weſten jetzt zwei Reihen Knöpfe haben, die Beinkleider über die Stiefeln hinab reichen, und die Fracks ſehr kurz geſchnitten ſeyn müſſen? Wie kannſt Du es wagen, ſo zu erſcheinen? Komm mit mir, ich will ein neues Weltwunder aus Dir machen.

Fabriz. Danke ſchönſtens, habe jetzt nicht Zeit, morgen, wenn Sie erlauben.

Mode. Morgen wird's nicht mehr Zeit ſeyn. Gleich, gleich mußt Du mir folgen; ich werde Dir mein neueſtes Journal zeigen, darin wirſt Du einen Mann abgezeichnet finden, als ob er aus Zucker gebacken wäre.

Fabriz. Ich habe derlei Journale ſchon in einem Gaſthofe geſehen, aber die Zuckerherrchen gefielen mir nicht.

Mode. Nicht gefallen? Verblendeter! Der Zeichner derſelben iſt mein Geliebter. Folge mir nur, Du ſollſt einen vergnügten Tag genießen, ich führe Dich dann in die Oper, da ſollſt du die herrlichſten Walzer hören.

Fabriz. Gehören denn dieſe in die Oper?

Mode. Freilich, es iſt göttlich anzuhören, wie der Held mit einem Walzer ſtirbt. Dann fahren wir in einem zweirädrigen Karren, in welchem wir Gefahr laufen, uns den Hals zu brechen; wir ſchöpfen friſche Luft mitten in Staubwolken und holen uns einen Schnupfen.

Fabriz. Das Alles ſcheint mir weder ſchicklich noch angenehm.

Mode. Das alles muß ſchicklich und angenehm ſeyn, weil ich es will. Nur was meinen Launen ſchmeichelt, iſt ſchicklich, nur was mir gefällt, iſt ſchön. Die Unterthanen meines Reiches tragen nie das, was gut ſteht; ſie gehen nie dort hin, wohin man gehen ſoll; ſie thun nie das, was ſchön und angenehm iſt. Und eben das iſt die Urſache, warum man mich verehrt.

Fabriz. Ich verehre nur meine Sophie und darum will ich ſie auch heirathen.

Mode (lacht).

Fabriz. Mich kümmert's wenig, ob du dieſe Empfindungen gut heißeſt oder nicht; hebe Dich von mir!«

Mode. Im Gegentheil, mein theurer Freund! ich weiche von nun an nicht mehr von Deiner Seite, ich muß Dein Weibchen kennen lernen, und bei meiner Macht, binnen einem Monate will ich's durch meine Lehren dahin bringen, daß Ihr ein Ehepaar ganz nach meinem Sinne werdet.

Fabriz. Unerbittliche! ich erkenne Deine Gewalt, aber ich bitte Dich, verſchone mich. Willſt Du einige Jahre von meinem Leben, ſo nimm ſie, aber laß mich die übrigen zufrieden und ohne Deinen Einfluß durchleben.

Mode. Was ſoll ich mit einigen Jahren Deines armſeligen Lebens anfangen? Ich verändere mich alle Tage und ſterbe niemals.

Fabriz. Du kannſt ſie ja Einem Deiner Lieblinge zulegen, dem ſie willkommen ſeyn werden. Haſt Du an Deinem Hofe nicht eine Menge Aſpaſien mit grauen Haaren.

Mode. Du haſt recht. Laß einmal hören, wie viele Jahre verſchreibſt Du mir?

Fabriz. Vier Jahre will ich dir geben.

Mode. Topp! es ſei! doch muß ich bemerken, daß Du ſtatt des gemeinen Ausdruckes »vier Jahre« ſchöner geſagt hätteſt: »eine Olympiade.«

Fabriz. Geh nur, Närrin, und laß mich jetzt ungehindert weiter wandeln.

Mode. Lebe wohl, Ungeſchliffener! Ich eile zu den Marionetten.

Obſchon dieſes kleine Abenteuer auf Fabriz keinen großen Eindruck machte, ſo beſchloß er doch, ſeinen Weg durch die Stadt etwas zu beſchleunigen.

Bald bemerkte Fabriz ein junges Mädchen, welches, an eine Säule gelehnt, mit betrübtem Angeſichte am Wege ſtand und ſehr zu leiden ſchien. Übrigens hatte ſie eine intereſſante Geſtalt und war gut gekleidet. „Guter Jüngling!“ ſprach ſie zu Fabriz, indem ſie ihn bei der Hand faßte, „meine Wohnung iſt nur einige Schritte weit von hier, allein ich befinde mich ſo unwohl, daß ich ſie wahrſcheinlich ohne Deine Hilfe nicht erreichen werde, ſei ſo barmherzig und geleite mich dahin!“ Fabriz hatte kein Tigerherz und reichte der ſchönen Leidenden ſeinen Arm. Schweigend ging ſie neben ihm her; und — ſei es nun aus Mattigkeit oder aus Schmerz — drückte ſeinen Arm öfters an ihren vollen Buſen. Fabriz konnte nicht widerſtehen, ihrer dankbaren Einladung, in ihre Wohnung einzutreten, zu folgen.

Er wurde von ihr in ein reich und geſchmackvoll ausgeſchmücktes Boudoir geführt, aus welchem ihm die feinſten Wohlgerüche entgegendufteten. Das Mädchen warf lächelnd den Schleier von ſich und zeigte ſich in einem von jenen Modeanzügen, die man nur aus Übertreibung ein Kleid nennen kann. Ihr Geſicht veränderte ſich eben ſo ſchnell, und der beſcheidene Schmerz machte einem Gemiſche von Schmachten und Keckheit Platz. Der erſtaunte Fabriz verſchlang die außerordentlichen Reize mit ſeinen Blicken; er hatte in Ovid's Verwandlungen nie etwas Überraſchenderes geleſen; da nahte ſich ihm die Sinnlichkeit freundlich und ſprach:

Nun Fabriz, wie iſt Dir?

Fabriz. Ich bin verwundert über alles, was ich ſehe.

Sinnlichkeit. Du wirſt mir die unſchuldige Liſt verzeihen. Ich wollte nur die Gelegenheit ergreifen, dir meine heftige Liebe zu geſtehen.

Fabriz. Ach, mein Fräulein! Sie ſpotten meiner.

Sinnl. Nicht doch, ich bin aufrichtig. Sei auch Du es. Was denkſt Du von mir?

Fabriz. Dein Inneres wag' ich noch nicht zu beurtheilen, aber Dein Äußeres entzückt mich. Deine zarte, weiche Hand, Dein freundlicher, ſchmeichelnder Blick entzünden in meinen Adern eine Flamme, ein wohlthuendes Fieber.

Sinnl. Du willſt alſo bei mir bleiben?

Fabriz. Mein Gott! das kann ich nicht.

Sinnl. Dieſe Weigerung iſt unartig.

Fabriz. Ich bin heute etwas eilig, aber morgen will ich wieder kommen.

Sinnl. Morgen? dieſes Wort kenn' ich gar nicht.

Fabriz. Es iſt doch klug, daran zu denken.

Sinnl. Es gibt nichts Kluges, als das Vergnügen. Ich will, daß von nun an jeder Tag Deines Lebens ein Feſt von 24 Stunden ſeyn ſoll.

Fabriz. Mein Vermögen wird dazu nicht hinreichen, und wenn ich zu Grunde gerichtet ſeyn werde?

Sinnl. Öffne die Lade jenes Spiegels, darin findeſt Du Zauberwürfel. Ich ſchenke ſie Dir, ſpiele damit und die Dummen werden es Dir an nichts mangeln laſſen.

Fabriz. Wir können doch nimmer beiſammen bleiben. Du biſt ſehr ſchön und ich bin ſehr eiferſüchtig, wenn ich jemals Nebenbuhler fürchten müßte, ich würde —

Sinnl. In jener zweiten Lade des Spiegels liegen Dolche, Piſtolen und Giftfläſchchen. Wähle darunter.

Fabriz. Danke ſchönſtens. Ich muß Dir auch ſagen, daß ſo viel Vergnügen mich ſchon bei dem Gedanken daran wirbelnd macht. Meine Geſundheit würde unterliegen.

Sinnl. Auch dafür iſt geſorgt. Ich habe in meinem Portefeuille Anweiſungen in das Hoſpital. Das iſt das letzte Geſchenk, welches ich meinen Freunden anbiete.

Fabriz. Leben Sie wohl!

Sinnl. Langſam, mein Freund! wenn man einmal bei mir eingetreten iſt, ſo geht man nicht auf dieſe Art wieder fort.

Fabriz. Umſchlinge mich nicht! — Fort mit den Roſenketten. Sophie! o meine Sophie!

Sinnl. Winde Dich jetzt aus meinen Armen, wenn Du kannſt.

Fabriz. Laß mich, ich gehöre Sophien an.

Sinnl. Ich habe Rechte auf deine Jugend, ich will ſie nicht verlieren.

Fabriz. Höre mich, ich will dir einen Vorſchlag thun: bei Deiner Lebensweiſe kannſt Du unmöglich einen Überfluß an Lebensjahren haben. Nimm einige von den meinigen.

Auf dieſe Art hab' ich mich auch von den Zudringlichkeiten der Mode losgemacht.

Sinnl. Die Mode hat immer einigen Einfluß auf meine Geſchäfte. Ich will ihr folgen.

Fabriz. Ich gebe Dir acht Jahre.

Sinnl. Wenn ich nach Deiner philoſophiſchen Miene ſchließe, ſo iſt das alles, was Du geben kannſt. Wohlan! ſo lauf!

Fabriz. Erlaube mir vorher noch, liebenswürdige Verführerin! daß ich mir für dieſe acht Jahre doch wenigſtens ein Küßchen nehme, welches du mir früher umſonſt geben wollteſt.

Sinnl. Packe Dich fort! dummer Philoſoph!

Mit dieſen Worten öffnete ſie eine geheime Thüre und ſtieß unſern Fabriz mit ihren ſanften Händen ziemlich unſanft hinaus; er aber fiel aus dem erſten Stockwerke auf einen Miſthaufen, wovon der Hof dieſes Hauſes voll war. Da er nicht viel Erfahrung hatte, ſo konnte er es auch nicht begreifen, wie ſich ein ſo ſchön begonnenes Abenteuer ſo ſchlimm enden konnte.

Fabriz dachte nicht weiter darüber nach, wie leicht er nun ſchon zwölf Jahre ſeines Lebens hingegeben hatte. Die Jugend läßt ihre Jahre dahin fließen, gleich einem Narren, der Waſſer in einem Siebe trägt. Vielleicht, meinte der Jüngling, der ganze Handel ſei nur Scherz geweſen; denn wer ſich ſelbſt Vorwürfe zu machen hat, dem ſtehen auch immer Entſchuldigungen zu Gebote. Sei es nun, daß Fabriz gut oder ſchlecht raiſonnirte, er that wenigſtens das, was er in ſolchen Umſtänden thun mußte. Er erhob ſich von ſeinem Miſthaufen und wanderte weiter.

Zwei Straßen hatte er ſchon ohne Hinderniſſe zurückgelegt, als er bemerkte, daß ihm eine blaſſe, hagere Frau mit einem ungeheuren Munde und langen Armen nachfolgte. Auf ihrer Stirne war ſie geſtämpelt, einen Strauß von Schreibefedern trug ſie an dem welken Buſen und in der Mitte ihrer Bruſt ſtand mit großen Buchſtaben: colationirt. Sie führte zwei Hunde an einem Bande, welche immer Miene machten, auf einander los zu fahren, aber doch nur die Vorübergehenden biſſen. Das Weib verdoppelte ihre Schritte und faßte ihn endlich am Arme. Dieſe Megäre war die Chicane, allein ſie hatte ſo oft und ſo laut geſchrien: ich bin die Gerechtigkeit, daß die blinden Sterblichen ihr endlich dieſen Namen beilegten.

Fabriz. O weh! o weh! Schneiden Sie ſich Ihre Nägel ab, Madame! Sie dringen mir ja bis auf's Bein.

Gerechtigkeit. Meine Nägel machen meinen Ruhm.

Fabriz. Ich bin eilig, was wollen Sie?

Gerecht. Alles.

Dieſes Wort der Gerechtigkeit hatte eine ſo ſchnelle und unwiderſtehliche Wirkung auf Fabrizens Börſe, daß dieſe von ſelbſt aus ſeinem Sacke ſpatzirte, ſich mäßig erhob und dann der Frau in die Hände fiel.

Fabriz. Ha, Verrätherin! zu Hilfe!

Gerecht. Welch ein Lärmen um nichts!

Die Uhr Fabrizens folgt der Börſe nach.

Fabriz. Diebe! Diebe! rettet mich!

Gerecht. Schweige, oder ich verklage Dich.

Ein Wechſel, welchen Fabriz von ſeinem Vater bekommen hatte, fliegt aus ſeiner Taſche und in die Hände der Dame.

Fabriz. Auch der Wechſel? (ſchreit noch ſtärker.) So kommt mir doch zu Hilfe, Leute! ich werde ja beſtohlen.

Mehre Gerichtsdiener laufen herbei, faſſen Fabrizen an, zerreißen ihm ſeine Kleider und ſchlagen ihm eine Flaſche voll Tinte auf dem Kopfe zuſammen.

Gerecht. Elender! Bezahle dieſen Wechſel!

Fabriz. Er iſt ja nicht auf mich geſtellt.

Gerecht. Das thut nichts; bezahle, oder ich werfe dir einen Prozeß an den Hals!

Fabriz. Ich habe nicht Zeit zu prozeſſiren, ich muß Sophien heute heirathen.

Gerecht. Der Ehekontrakt iſt null und nichtig.

Fabriz. Unſere Verwandten haben eingewilligt.

Gerecht. Du mußt mich heirathen.

Fabriz (zurückſchaudernd). Brrrr!

Gerecht. Komm nur, Du ſollſt bald Einer meiner beſten Jünger ſeyn. Ich lehre Dich ſchreien, kriechen und lügen.

Fabriz. Ich kann nicht, laß mich gehen.

Gerecht. In's Gefängniß, auf die Galeere mit Dir!

Fabriz. Ach! allergerechteſte Frau Gerechtigkeit! Ich ſehe wohl ein, daß ich Ihnen ſo nicht entgehen kann. Laſſen Sie uns abhandeln, was begehren Sie?

Gerecht. Fünfzehn Jahre Deines Lebens.

Fabriz. Ach, das iſt zu viel! Die Advokaten haben

Sie ganz verwöhnt, die Expensnote muß man moderiren. Ich gebe Ihnen zwei Jahre.

Gerecht. Zehn.

Fabriz. Nehmen Sie mit fünf vorlieb, oder ich ſchieße mir eine Kugel durch den Kopf, damit Sie gar nichts haben.

Gerecht. Zu Deinem Glücke hab' ich dringende Geſchäfte: es erwarten mich mehre Klienten. Wohlan, ich nehme die fünf Jahre. Lebe wohl!

Fabriz. Halt! Sie werden mir doch meine Börſe zurückſtellen?

Gerecht. Dummkopf!

Fabriz. Geben Sie mir wenigſtens meine Uhr zurück.

Gerecht. Die Gerechtigkeit gibt nichts zurück.

Fabriz. Das wollen wir doch ſehen.

Er will ſie anfaſſen und ſie fährt ihm mit ihren Nägeln in's Geſicht.

Fabriz. Barmherzigkeit! meine Augen!

Gerecht. Ich will ſie Dir zum Weinen laſſen, und Du kannſt dich wohl rühmen, daß Du von mir noch am nachſichtsvollſten behandelt worden biſt.

Fabriz. Tauſend Dank! Ich küſſe Ihre mächtigen Hände.

Fabriz fing allgemach an, einzuſehen, daß er beſſer gethan haben würde, wenn er den Weg um die Stadt gewählt hätte, allein er glaubte nun ſchon alles Üble überſtanden zu haben, beſonders da er jetzt in die Theaterſtraße kam. Dieſen Namen fand er nämlich an der Ecke einer Gaſſe angeſchrieben und hielt ihn für eine gute Vorbedeutung; denn wie ſollte er Leute für bösartig halten, welche hingingen, um ihr Vergnügen zu ſuchen?

An demſelben Tage hatte eben die erſte Vorſtellung eines neuen Trauerſpieles Statt. Eine außerordentliche Menſchenmenge drängte ſich zu dem finſtern Loche, wo man die Eintrittskarten löſete. In ihrer Mitte trippelte ein Weib hin und her, welches bald dieſem, bald jenem in die Ohren ziſchelte. Gewiß erkannte Niemand an ihren hohlen tiefliegenden Augen und an ihrer ſafrangelben Farbe die Scheelſucht; auch unſer guter Fabriz dachte nicht daran, hielt ſie, irre geführt durch den Schein, für eine Betſchweſter, und konnte nicht begreifen, wie ſich ein ſolches Weib weltlicher Lüſte wegen ſo hin- und herſtoßen laſſen konnte.

Während er ſich über dieſen Punkt einem unnützen Nachdenken überließ, verwickelten ſich ſeine Füße in einen Strick, welcher quer über die Straße geſpannt war, und er fiel der Länge nach auf die Naſe hin. Die Freude, welche ſich in dem gelben Geſichte des ſchadenfrohen Weibes darüber zeigte, ließ ihn nicht länger zweifeln, daß ſie ſelbſt ihm dieſe Falle gelegt habe. Sie eilte mit jener Geſchwindigkeit, womit die Spinne auf die Fliege los fährt, auf ihn zu, und indem ſie ſich anſtellte, als ob ſie ihm helfen wollte, warf ſie ihn auf's Neue nieder. Endlich redete ſie ihn an:

Scheelſucht. Guten Morgen, mein lieber Fabriz! Ich bin erfreut, Deinem Verdienſte meine Bewunderung zollen zu können.

Fabriz. Sie ſind gar zu gütig.

Scheelſ. Ich bedarf deiner Feder. Du ſollſt mir ein

Paſquill auf ein Weib ſchreiben, welches ſich einbildet, mehr Talent zu beſitzen als ich.

Fabriz. Der Himmel bewahre mich davor!

Scheelſ. Du ſpielſt den Gewiſſenhaften, allein man weiß ja, daß Du die Satyre, welche letzthin erſchien, verfaßt haſt.

Fabriz. Ich, dieſe platte Skribelei?

Scheelſ. Ich habe Deinen Namen als Verfaſſer genannt und nun ſagt mir's die ganze Welt nach.

Fabriz. Das iſt Verläumdung.

Scheelſ. Eine allgemeine Ausflucht der Schuldigen. Aber was verlierſt Du dabei? Thut man etwa unrecht, wenn man die Narren verfolgt?

Fabriz. Ja, man laſſe ſie ihre Straße unangefochten wandeln. Die Menſchlichkeit fordert es und dieſe iſt doch kein Vorurtheil?

Scheelſ. Vorurtheil! Gut geſagt. Du biſt ein Atheiſt.

Fabriz. Das würdeſt Du mir wohl ſchwer beweiſen.

Scheelſ. Alles iſt bewieſen. Du haſt von der Regierung ſchlecht geſprochen.

Fabriz. Nicht mit einem Worte.

Scheelſ. Auch recht, wer ſchweigt, verſchwört ſich heimlich.

Fabriz. Ich verſchwöre mich nur dazu, je eher je lieber meine Sophie zu heirathen.

Scheelſ. Das darf nicht ſeyn. Ich laufe zu ihr und ſage ihr, daß Du zu Grunde gerichtet ſeiſt, daß Deine Familie ſich dieſer Verbindung widerſetze, daß Du ein unſittlicher, abſcheulicher Menſch biſt, kurz ich entdecke ihr alle Deine Laſter, die Du nicht begangen haſt.

Fabriz. Und wie hoffſt Du alle dieſe niederträchtigen Lügen auszupoſaunen?

Scheelſ. Dazu habe ich meine Journale, meine Kupferſtiche, meine Anſchlagzettel, meine anonymen Korreſpondenzen.

Fabriz. Ich ſetze ihnen meine Unſchuld und meine Tugend entgegen.

Scheelſ. O der ſtarken Waffen! ich zerbreche ſie lachend, ich zerreiße Deinen guten Namen, erfinde Laſter, die Verläumdung vergrößert ſie, die Gleichgiltigkeit wiederholt ſie und alle Welt endet damit, mir Glauben beizumeſſen. Geh, lieber Fabriz, und hänge dich auf, das iſt noch die einzige Zuflucht, die Dir übrig bleibt und die ich Dir großmüthig laſſen will.

Fabriz. Aber warum haſſeſt Du mich denn?

Scheelſ. Weil Du lebſt.

Fabriz. Das iſt zu arg, aber warte, ich will Dich entlarven, ſchreckliche Furie!

Scheelſ. Herbei, herbei ihr Leute! ergreift dieſen Elenden, er hat drei Weiber getödtet, er hat einen öffentlichen Brunnen vergiftet, er hat —

Fabriz. Schweige doch, ſchon ſammelt ſich das Volk um mich.

Scheelſ. Deſto beſſer, ſo wirſt Du bald zahm werden. (Sie ſchreit noch lauter.) Er hat Dörfer verbrannt. Seht nur ſein bleiches Geſicht an, es bezeugt ſeine Verbrechen.

Fabriz. Schreckliches Weib, ich weiche Deiner Macht. Dein hageres blaſſes Angeſicht verräth eine ſchlechte Geſundheit. Nimm einige Jahre von meinem Leben und vergiß mich.

Scheelſ. Was ſoll ich mit Deinen Lebensjahren anfangen? Ich ſterbe ohnedies nie, allein da Du dadurch verlierſt und um ſo viele Jahre weniger zu leben haſt, ſo will ich mir das Vergnügen machen.

Fabriz. Zwei Jahre, glaub' ich, ſind genug.

Scheelſ. Elender! weißt Du nicht, daß ich Dich tödlich verwunden kann? und zwar ſo, daß, wenn Du auch zehn Jahre gelitten, alle Heilmittel verſucht und es endlich dahin gebracht haſt, daß ſich ein Häutlein über die Wunde zieht, die Narbe doch immer noch ſichtbar bleibt. Übrigens, da Du nur ein ganz gemeiner Menſch biſt, der nie bei Hofe war, ſo laß ich dich für ſieben Jahre laufen.

Fabriz. In's Himmelsnamen, es ſei!

Scheelſ. Weil nun der Friede zwiſchen uns geſchloſſen iſt, ſo höre mich: wenn Du einige Nebenbuhler auf Deinem Wege triffſt, ſo laß mich es wiſſen, ich will den Weg glatt machen.

Nun fing es Fabriz an zu bereuen, daß er den Lehren ſeines guten alten Vaters nicht gefolgt, und eine Stadt vermieden hatte, in welcher alle Schrecken hauſten. Wäre der Weg, den er ſchon zurückgelegt hatte, nicht länger und gefahrvoller geweſen, als jener, den er noch zu machen hatte, er wäre auf der Stelle umgekehrt; allein das iſt das unglückliche Loos des Sterblichen, daß ihm die Erkenntniß erſt dann kommt, wenn die Übel ſchon unvermeidlich geworden ſind.

Fabriz verdoppelte nun ſeine Schritte, um das Ende der Stadt und Sophiens Haus ſchneller zu erreichen, allein plötzlich ſtellte ſich ihm neuerdings ein Weib in den Weg.

Fabriz. Geben Sie Acht, Madame! Sie treten mir ja auf die Füße.

Gicht. Das iſt nur eine kleine Schelmerei, mein Lieber!

Fabriz. Bewahre mich Gott vor ſolchen Schelmereien! Sie haben ja einen eiſernen Huf. Ich bin ganz gelähmt. (Er ſetzt ſich auf eine ſteinerne Bank vor einem großen Hotel.)

Gicht. Daran mußt Du Dich gewöhnen, mein guter Freund.

Fabriz. Entferne Dich, oder fürchte meinen Zorn.

Gicht. Du ſtößeſt mich von Dir, Undankbarer? Meine Liebkoſungen ſollen Dich entwaffnen.

Fabriz. O Himmel! wie wird mir? Ich fühle unleidliche Schmerzen, meine Finger krümmen ſich zuſammen.

Gicht. Zärtlicher Freund, ſchon durchdring' ich Dich.

Fabriz. Ich bitte Dich um Gotteswillen, verlaß nur meine Hände und meine Füße ſchnell wieder.

Gicht. Recht gern, mein Schatz! dafür will ich in deinen Magen oder in deinen Kopf ſteigen.

Fabriz. Nein, nein!

Gicht. So bleib' ich, wo ich bin.

Fabriz. Welch ein Schmerz! Feurige Nadeln durchſtechen mein Mark, meine Gebeine löſen ſich aus einander. Weiche von mir, hölliſche Furie!

Gicht. Schrei nur immerhin, mein Kind, wenn Dich das tröſten kann; beſchimpfe mich, ſo viel Du willſt, ich liebe Dich darum nicht minder.

Fabriz. Du ſchickſt mich mit Deiner Liebe noch zum Teufel.

Gicht. Du glaubſt alſo nicht, mein Pipchen, daß ich Deine beſte Freundin bin?

Fabriz. Du gibſt mir ſchöne Beweiſe davon.

Gicht. So wiſſe denn, was ich für Dich thun kann. Urtheile aus den Leidenſchaften der Jugend, zu welchen Ausſchweifungen die Menſchen gelangen würden, wenn ich ihnen nicht ein Ziel ſetzte. Ich räche die Völker und bin die Schützerin des Mannesalters. Wenn noch eine Tugend auf der Erde übrig bleibt, ſo dankt Ihr ſie mir und meiner jüngeren Schweſter, der Amerikanerin.

Fabriz. Ich will weder von Dir noch von Deiner ſchrecklichen Familie etwas wiſſen. Ich gehe, um meine Sophie zu heirathen.

Gicht. Nun ſo gehe hin und heirathe.

Fabriz. Ja, wenn ich nur gehen könnte, ich kann ja gar nicht auf den Füßen ſtehn. Ach, meine gute Frau! jeder Menſch will leben und Sie wohl auch. Nehmen Sie ſo viele Jahre von meinem Leben, als Sie wollen, und laſſen Sie mich dann ruhig Hochzeit machen.

Gicht. Ich will Mitleiden mit Dir haben, höre! Alle übrigen Krankheiten, meine Freundinnen, haben mir ihre Rechte auf Dich übertragen. Ich bin aber gut und nehme nur drei Jahre für uns alle.

Fabriz. O recht gerne, jetzt ſeh' ich erſt, daß Du wirklich meine Freundin biſt.

Gicht. Halt! langſam! Dieſe drei Jahre kommen auf Rechnung der Natur, jetzt müſſen wir erſt für die Ärzte handeln.

Fabriz. Wie? Du verwendeſt Dich auch für dieſe? Ich hätte geglaubt, ſie wären Eure größten Feinde.

Gicht. Im Gegentheile, wir ſind recht gut mit einander. Die Krankheit nährt den Arzt, der Arzt nährt die Krankheit.

Fabriz. Nun, ſo laß hören, wie viele Jahre meines Lebens forderſt Du für die Ärzte?

Gicht. Warte, ich habe hier den Tarif. Natürliche Krankheit: drei Jahre. Supplement der Arzneikunde fünf Jahre. Syſteme zwei Jahre. Zuſammen zehn Jahre.

Fabriz. Aber das iſt ja kein Verhältniß. Die Arzneikunde muß von einem Juden erfunden ſeyn.

Gicht. Dieſer Tarif gilt auch nur für das gegenwärtige Jahr; je klüger dieſe Herren werden, deſto mehr nimmt ihr Antheil zu.

Fabriz. Wenn's nicht anders ſeyn kann, in Gottesnamen! Adieu, Frau Gicht, und auf immer.

Gicht (weinend). Adieu, mein lieber Freund! ſuche in der Philoſophie jene Stütze zu finden, welche Du an mir verlierſt.

So oft Fabriz eine Unbeſonnenheit begangen hatte, ließ er unmittelbar darauf eine Überlegung folgen; allein daraus entſtand immer mehr Furchtſamkeit als Entſchloſſenheit. Auf der andern Seite hatten ſeine Beine, obſchon von Schmerz jetzt befreiet, eine Schwächlichkeit zurück behalten. Sein Geiſt war eben ſo angegriffen als ſein Körper, er blieb daher unbeweglich auf der Bank ſitzen, als ſich plötzlich die Thüre des Pallaſtes krachend öffnete. Heraus trat eine Dame von imponirendem Äußern. Ihr Kopf neigte ſich ſtolz dem Rücken zu, obſchon Kenner behaupten, er ſitze nicht ganz feſt auf den Schultern. Ihr Kleid war reich geſtickt, doch nicht ſo lang, daß man unter den Franſen einen platten Fuß und eine unordentliche Unterkleidung hätte überſehen können, welche von einer zweifelhaften Abkunft und gemeinen Gewohnheiten zeigten. Dieſe groſſe Dame nannte ſich Habſucht oder nach Andern Ehrſucht.

Als ſie den armen erſchöpften Fabriz bemerkte, zog ſie aus ihrem Buſen ein prächtiges Fläſchchen von Agath, füllte dasſelbe mit einem ſchäumenden Geiſte und reichte es dem Matten, der es begierig ergriff, aber doch nur wenige Tropfen erhaſchen konnte, da der größere Theil des Geiſtes ſchon verflogen war, bevor er das Fläſchchen zum Munde brachte. Doch ſelbſt dieſes Wenige that gute Wirkung. Fabriz fühlte ſich alsbald ſeltſam begeiſtert.

Ehrſucht. Willſt du mir etwas Angenehmes erweiſen?

Fabriz. Ich bin bereit, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Ehrſ. Die Frau des Miniſters hat ihr Hündchen verloren, welches ſie ſehr liebte. Verfaſſe eine Elegie auf das Thier! Reime ſelbſt oder ſtiehl!

Fabriz. Ich hab' ein Büchelchen im Sacke, worin ein ähnliches Gedicht enthalten iſt, allein ich wage nicht davon Gebrauch zu machen; denn der Verfaſſer lebt noch.

Ehrſ. Deſto beſſer, deſto unbekannter wird das Werk ſeyn. Folge mir!

Fabriz. Ich werde mich nicht darein ſchicken können, durch dieſe niedere Schlucht mit Ihnen zu gehen, ich ſchlage gerne den geraden Weg ein.

Ehrſ. Bücke Dich und krieche.

Fabriz. Wer iſt der grobe Menſch dort oben am Fenſter, der mich auslacht und mit Koth bewirft?

Ehrſ. Bedanke Dich dafür, der Menſch iſt ein Kammerdiener.

Fabriz. Aber ſehen Sie nur, er hat mir einen Fleck auf meinen Rock gemacht!

Ehrſ. *Ein* Fleck fällt auf, allein wenn er fortfährt, Dich zu bewerfen und Dein ganzes Kleid mit Flecken beſäet ſeyn wird, ſo wird's kein Menſch mehr bemerken.

Fabriz. Es ſammeln ſich ja eine Menge Menſchen vor der Thüre, wie kann ich eintreten.

Ehrſ. Schlage, ſtoße, beiße, morde!

Fabriz. Ich erliege dem Schlafe, dem Hunger und dem Durſte.

Ehrſ. Wache, dulde und lache!

Fabriz. Und wenn ich eingetreten ſeyn werde?

Ehrſ. So horche auf die alten Herren, unterhalte die alten Frauen, wirf Dein Geld den Weibern und Deine Ehre den Männern hin, ſchmeichle der ganzen Welt und liebe Niemanden als dich ſelbſt.

Fabriz. Und wird dieſe ſchwere Übung lange dauern?

Ehrſ. Dein ganzes Leben hindurch.

Fabriz. Aber was iſt dann mein Lohn?

Ehrſ. Die Einen jagen nach Gut, die Andern nach Ehre. Ich ſchwinge die große Fackel, welche die Erſteren mit Aſche, die Letzteren mit Rauch bedeckt und alles iſt gethan. Blicke hin auf jenen glänzenden Nebel, auf jene goldenen Blumen, jene Lorbeerwälder, jenen Strom von Verehrern, jene Paläſte und Triumphwagen, ſieh dort jene göttlichen und doch ſo menſchlichen Weiber!

Fabriz. Genug, laß mich nur zu Athem kommen. Ach! warum habe ich unter allen dieſen Gütern, welche Du mir zeigteſt, Sophien nicht geſehen?

Ehrſ. Auf ihren Beſitz mußt Du Verzicht leiſten.

Fabriz. O ich Unglücklicher!

Ehrſ. Komm, die Zeit drängt.

Fabriz. Kann ich Sophien verlaſſen? Ich würde nimmer ruhig ſeyn, mein Gewiſſen —

Ehrſ. Das Gewiſſen laß bei Seite, damit kommſt Du nicht weit.

Fabriz. O ſo laß mich los, ich will Dir dafür alles zugeſtehen, was Du verlangſt.

Ehrſ. Das würde Dir zu hoch zu ſtehen kommen. Ich laſſe meine Sklaven nicht wieder los, mein Reich dauert länger als jenes der Hoffnung. Schon lange liegt einer meiner Anhänger im Staube und noch immer thron' ich auf dem Marmor ſeines Mauſoleums.

Fabriz. Ende, ich bin zu Allem entſchoſſen.

Ehrſ. Erhebe Dein Haupt und ſieh mir ſtarr in's Antlitz! — Gut, Du mußt mir fünfzehn Jahre Deines Lebens geben.

Fabriz. Das iſt doch wirklich zu viel.

Ehrſ. Feilſche nicht, ich bin unerſättlich, und wenn Du nicht ſogleich einwilligeſt, ſo begehre ich mehr.

Fabriz. Ich werde von hier aus ſchon **Sophien's** Haus gewahr. Nun wohlan, ſo nimm die fünfzehn Jahre und lebe wohl! (er entfernt ſich ſchnell.)

Ehrſ. Wie er davon fliegt! Glückliche Reiſe!

Diesmal dachte **Fabriz** über das Vorgefallene gar nicht nach. Der Anblick von **Sophien's** Haus erfüllte ſeine ganze Seele mit freudiger Hoffnung, er lief ſchnurgerade darauf zu und berührte ſchon mit ſeinem Fuße die Schwelle, als ſich ihm ein Weib in den Weg warf, welches grinſend lächelte und eine Scheere in der Hand hielt. **Fabriz** ſchauderte bei ihrem Anblicke.

Die Parze. Halt!

Fabriz. O Himmel! immer Frauen, und nie die meinige.

Parze. Folge mir!

Fabriz. Hier iſt **Sophien's** Haus, ſchon ſteh' ich am Thore, laß mich ruhig hineingehen.

Parze. Nein.

Fabriz. Ich muß, und ſollt' ich mein Leben dafür hingeben.

Parze. Du haſt nichts mehr zu geben.

Fabriz. Wie?

Parze. Sieh dieſes Regiſter, es enthält die Bilanz Deines Lebens. Das Schickſal beſtimmte Dir 69 Lebensjahre. Dieſen Morgen, als Du die Stadt betrateſt, zählteſt Du . . . . 20 Jahre.

Du gabſt der Mode . . . . 4 „
der Sinnlichkeit . . . . . . 8 „
der Gerechtigkeit . . . . . . 5 „
der Scheelſucht . . . . . . 7 „
der Gicht . . . . 10 „
und der Habſucht . . . . 15 „
Zuſammen . . . . 69 Jahre.

Deine Rechnung iſt abgeſchloſſen. Krack! (ſie macht einen Schnitt mit der Scheere.)

Fabriz. Ach Soph — — —

Er vermochte den Namen nicht mehr ganz auszuſprechen und fiel an der Schwelle der Thüre entſeelt nieder. Sogleich liefen die Arzneikunde und die Andächtelei herbei; die Erſte, um mit einer wichtigen Miene zu verkünden, daß er wirklich todt ſei, die Zweite um mit Thränen zu beklagen, daß er verdammt ſei.

Armer Fabriz!

Dennoch war ſein ſchneller Tod noch ein Glück für ihn; denn er verhütete, daß er ſein größeres Unglück nicht kennen lernte. Während er nämlich die Stadt durchſtrich, hatte ſich Sophie mit einem Andern verheirathet, der, klüger als Fabriz, den Weg um die Stadt wählte.

Jenen, welche eine Geſchichte immer bis zum letzten Fäſerchen ausgeſponnen haben wollen und ſich gar nichts ſelbſt dazu denken können, will ich noch ſagen, daß aus dieſer Vermählung Sophien's, ich weiß nicht, wie viel ſchöne Kinder und all das Glück entſprang, welches ſich gewöhnlich am Ende aller Märchen in Hülle und Fülle findet.

Fabriz aber wurde beerdigt.

Der Nagelſchmied zu Paris.

Biographiſche Skizze zur Bedachtnahme für Väter und Söhne.

In meinem fünfzehnten Jahre war ich ſo Einer von den jungen Bengeln, die überall aus wollen und nirgend an wiſſen, die ſich der Liederlichkeit hingeben ohne Vergnügen, bloß weil ſie darin eine Auszeichnung ſuchen. Mein Vater, der in hohen diplomatiſchen Würden ſtand, hatte mich auch zu dieſem Zweige gegeben und mich einem Vetter empfohlen, der damals Sekretär im Miniſterium war. Wir wohnten in der Straße d'Antin und ich mußte immer, wenn ich ins Bureau ging, den Garten der Tuilerien paſſiren. Im Sommer fand ich dort Ballonſpieler, im Winter Schlittſchuhläufer. Darum ſtudirte ich dort lieber als in der Kanzellei. Ich kam gewöhnlich in das Bureau, wenn die Andern fortgingen, und des Abends ging ich mit meinen Kameraden dahin, wo mich mein Vater nicht hinwünſchte, obwohl er mich oft zu allen Teufeln wünſchte.

Ich verſpielte zwei der ſchönſten Pferde aus meines Vaters Stall, und eines Tages maulſchellirte ich ſogar den vorgeblichen Bruder einer Freundin meines Vaters.

Mein Vater, der über väterliche Autorität ganz andere alte Ideen hatte, als ich, ſchwur endlich, er wolle mich gewiß zu Paaren treiben, und ich will erzählen, was für einen Plan er faßte, und wie er ihn ausführte.

Ich kam eines Abends, wie gewöhnlich ſehr ſpät, und etwas glühend vom Champagner, den wir bei einem politiſchen Feſte in Hülle und Fülle getrunken hatten, nach Hauſe, nahm im Vorzimmer das Licht, um mich in mein Gemach zu begeben, da trat mein Vater plötzlich vor mich hin, mit einer ernſthafteren, ſtrengeren Miene als gewöhnlich und ſprach nur die Worte zu mir: „Du wirſt morgen Punkt 8 Uhr bereit ſeyn, um mir aus dem Hauſe zu folgen!“ Ich konnte nichts als die Worte: „Sehr wohl, mein Vater,“ ſtottern, und als ich mich ihm nahen wollte, um ihm die Hand zu küſſen, wies er mich zurück und ſagte: „Das iſt nicht nothwendig.“ Meine Knie ſchlotterten, das Licht zitterte in meiner Hand, Thränen netzten meine Augen, und ich bot ihm eine gute Nacht, die er mir trocken erwiederte, und dann ging.

Ich ſchlief elend, und böſe Träume beunruhigten mich. Um 7 Uhr — eine unerhörte Sache für mich — war ich ſchon auf den Beinen. Es ſchlug 8 Uhr, als der Kammerdiener meines Vaters in mein Zimmer trat und mich fragte, ob ich bereit ſei? „Der Herr erwartet Sie im Speiſeſaale,“ ſagte er. Ich folgte dem Abgeſandten und fand meinen Vater am Tiſche bei einer Taſſe Chocolade. Er gab mir ein Zeichen, auch zu frühſtücken. Sein Geſicht hätte Jemand den Appetit benommen, der noch zehnmal mehr gehabt hätte, als ich. Es ſchnürte mir die Bruſt gewaltig zuſammen. Endlich ſtand mein Vater auf, verlangte ſeinen Hut, gab mir ein Zeichen, den meinen zu nehmen, und wir gingen.

Das Cabriolet erwartete uns am Thore, wir ſtiegen ſtillſchweigend ein, und kamen eben ſo ſtillſchweigend auf den Quai de la Vallée. Einige Schritte vor dem Platze du pont St. Michel hielt mein Vater, gab mir ein Zeichen auszuſteigen, ſtieg ſelbſt aus und gab das Leitſeil ſeinem Kutſcher, dem er zu warten befahl.

Wir gingen über den Platz, ohne etwas zu ſprechen, und wandten uns nach der Straße Huchette. In dem Augenblicke, als wir dieſe Straße betraten, die ich Niemand beſchreiben will, blieb ich ſtehen, und meinen Vater betrachtend, fragt' ihn mein Auge: „Was wollen wir in dieſer abgelegenen, unſaubern Straße?“ er aber ging weiter und ſchien Jemand zu ſuchen. Endlich näherte ſich uns ein gemeiner Kerl, in einen Kittel gehüllt und einen Prügel in der Hand, und huſtete. Mein Vater ging geſchwinder, ich folgte ihm, aber zu gleicher Zeit glaubte ich eine zweite Frage wagen zu dürfen: „Glaubſt du nicht, lieber Vater,“ ſprach ich mit wankender Stimme, „daß ich durch dieſen Spaziergang meine Amtsgeſchäfte verſäumen werde?“

„Wird nicht das erſte Mal ſeyn?“ antwortete er trocken, „und auch nicht das hundertſte Mal,“ dachte ich bei mir ſelbſt, und ſchwieg. Wir mochten nun in der Mitte der Straße ſeyn, als ſich meinen Blicken ein Nagelſchmiedsladen zeigte. Mein Vater hielt an, und nachdem er ganz höflich mich voraus hineingehen geheiſſen, folgte er mir.

„Guten Morgen, Bürger!“ grüßte er, und eine grobe Stimme gab ihm den Gruß zurück.

„Du wirſt mich hier erwarten,“ ſprach dann mein Vater. — »Ich?« — »Ja, du. — Adieu, Citoyen!« und dieſelbe grobe Stimme brummte unter einem Ofen, deſſen Blaſebalg von einem Knaben in Lumpen getreten wurde, hervor: »Adieu, Citoyen!« Mein Vater verſchwand in dieſem Augenblicke. Ich wollte ihm trotz ſeines Verbotes folgen, als der Kerl im Kittel, den ich ſchon früher auf unſerm Wege geſehen hatte, mir den Weg verſperrte und ſagte: »Da geblieben, junger Schalk!«

Ich zitterte vor Schrecken; denn ſeine nervige Hand wollte mich berühren. Kalter Schweiß rieſelte über meinen ganzen Körper, denn die Wahrheit, die entſetzliche Wahrheit fing in meinem Kopfe zu dämmern an.

»Nur da geblieben, und ohne alle Umſtände!« wiederholte die Stimme hinter dem Ofen.

Ich kehrte mich um und gewahrte einen kleinen dicken Mann, mit ſtruppigen Haaren und einer wahren Rhabarbermiene; er hatte eine kurze Tabakspfeife im Munde, die Arme bloß bis zum Ellenbogen, und in der rechten Hand einen Hammer.

Es war der Citoyen Nagelſchmied, nun mein Lehrherr. Neben ihm ſtand ein Korb voll Kohlen. Der Cyklop nahm ihn, ſchüttete die Kohlen auf die Erde, und indem er mir mit dem Finger darauf zeigte, ſprach er: »Niedergeſetzt!«

»Ich danke.«

»Nun — wie Ihr wollt, aber ſeht, es könnte etwas lange währen, bis der Papa kommt.« Und bei dieſen Worten fletſchte der Citoyen Nagelſchmied grinſend die weißen Zähne, und da ich noch immer zögerte, faßte er mich bei beiden Schultern, und drückte mich auf den Kohlenhaufen nieder.

„Da Sie meinen Vater kennen, mein Herr, ſo wiſſen Sie auch vermuthlich, wohin er jetzt gegangen iſt?“ fragte ich.

„Nach Hauſe vermuthlich.“

„Ohne mich?“

„Hm! vielleicht will er den jungen Herrn hier bei uns laſſen!“

„Mich? — hier?“

„Nun, und warum denn nicht?“

In dieſem Augenblicke ſchlug eine hölzerne Wanduhr 9, dann ſchrie ein Guckguck neunmal und eine große, hagere Figur in der Kleidung eines Weibes trat herein, drei ungeheure Stücke Brot in der Hand haltend, welche in der Mitte ausgehöhlt und mit gemeinem ſtinkenden Schmierkäſe verkleiſtert waren. Es war des Nagelſchmieds Frau; ſie gab das größte Stück ihrem Manne, das zweite ihrem Sohn, der ohne was zu ſprechen, den Blaſebalg weiter trat, und das dritte bot ſie mir.

Nun fiel das Band vollends von meinen Augen, ich begriff die Abſicht meines Vaters ganz. Er wollte einen Nagelſchmied aus mir machen. Aber ich hatte ihn auch auf das Äußerſte getrieben. — Ich weinte bitterlich.

Acht Tage vergingen ſo; ich mußte abwechſelnd mit dem Sohne vom Hauſe auch den Blaſebalg treten, Kohlen tragen, ſchüren, Nägel klopfen und ſortiren u. ſ. w. Ich arbeitete da, aß da, ſchlief da, und in den Ruheſtunden durfte ich mich höchſtens unter der Aufſicht des Herrn oder der Frau in den Hof ſetzen und mit den Nachbarn ſchwätzen. Ein paarmal verſuchte ich es zwar, zu entwiſchen, aber wenn es mir auch gelang, unbemerkt aus dem Hauſe zu kommen, ſo faßte mich gleich der verdammte Mann mit dem Kittel, und das letzte Mal zog er mir auch die Ohren dabei ſo martialiſch, daß ich alle Luſt zur Freiheit verlor.

Nach einem Monate kam mein Vater, mich zu ſehen. Ich brach bei ſeinem Anblicke in einen Strom von Thränen aus. Er aber fragte mich ganz kalt, wie es mir gehe? drückte mir zwei Sechsfrankenſtücke in die Hand und wünſchte mir wieder wohl zu leben.

Zwei Monate nachher kam er wieder und meldete mir, daß ich am nächſten Tage (es war ein Sonntag) unter Aufſicht nach Hauſe gebracht werden würde, um einen Tag dort zuzubringen. Ich einen Tag im Hotel meines Vaters zubringen, in Hemdeärmeln mit vom Ruße geſchwärzten Händen und dem ledernen Schurzfell? Wirklich ſah ich Sonntags früh den Kammerdiener meines Vaters kommen, einen Bündel unter dem Arm tragend, woraus er mir Kleider gab. Pierre führte mich erſt ins Bad und dann nach Hauſe, wo ich dann doch, Gott ſei Dank, keinem Nagelſchmiedsjungen mehr ähnlich ſah.

Mein Vater ſagte mir, daß er heute bei Barras ſpeiſen, und mich mitnehmen werde. Nachdem er mir ſehr empfohlen hatte, meinen Anzug zu wählen und über meine Sitten zu wachen, verließ er mich. So ſprang ich aus der Straße Huchette nach dem Schloſſe Luxembourg in die Säle eines Volksdirektors.

Man ſpeiſte um 4 Uhr. Ich fuhr mit meinem Vater hin, der mir auf dem Wege ſagte, daß dort ein Dutzend Gäſte ſeyn werden. Was man kaum glauben wird, und was doch die lauterſte Wahrheit iſt war das, daß mein Vater verſprochen hatte, mich mitzubringen, um der Geſellſchaft einen Spaß mit mir zu machen. Man wird gleich ſehen, was man mit mir trieb.

Mein Vater war im Ganzen ein ſehr jovialer Mann, und es war nicht das erſte Mal, daß ich mit ihm bei Barras ſpeiſte. Beide waren durch die innigſte Freundſchaft verbunden, und ich hatte oft mit den Kindern des Hauſes geſpielt. Ein einziger Gaſt war ſchon zugegen, als wir eintraten, und das war Herr von Talleyrand. „Ah, das iſt ja der kleine Guſtav! Wo zum Henker haben Sie denn geſteckt, mein Junge, daß man Sie ſo lange nicht geſehen hat?“ Ich wurde bis hinter die Ohren roth und blickte meinen Vater mit einer flehenden Miene an, für mich zu antworten.

Mein Vater, mit einem wunderſchönen Windhunde beſchäftigt, den der Herr vom Hauſe erſt bekommen hatte, ſah meinen ängſtlichen Blick nicht, oder wollte ihn nicht ſehen.

Herr v. Talleyrand wiederholte ſeine Frage, und ich antwortete: „Ich komme eben vom Lande“ (es war im Monate December).

„Vom Lande? ſo? jetzt? und mit wem?“

Neues Erröthen, neuer Blick auf meinen Vater, der nicht antwortet.

„Und,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „wie ſtehen die

Studien? Haben wir in der Diplomatik ſchon den Nagel auf den Kopf getroffen? He! he! he! Wie alt ſind wir denn?«

Bald ſechzehn Jahre.«

Er drehte ſich um vor mir und ſtellte ſich an, als ob ein harter Körper ihm an die Schuhe ſtieße. Zu Barras gewendet, rief er: »Freund! Sie haben da Nägel in Ihrem Parquet.«

»Nägel?« fragte der Direktor.

»Nägel?« fragte auch mein Vater, der nun die Hündin zu liebkoſen aufhörte.

Dreimal das Wort Nägel hinter einander! Ich ſtand, wie bei meinem Nagelſchmied, auf Kohlen.

»Apropos!« fragte Talleyrand, »wo waren Sie auf dem Lande, mein Freund? Ihr Vater hat ja ein Landhaus in Saint-Cloud *).«

Mein Vater hatte wirklich dort ein Haus, und ich machte ein bejahendes Zeichen, noch ſtärker erröthend.

In dieſem Augenblicke wurde ein neuer Gaſt angemeldet; ich glaubte nun, man würde ſich nicht weiter um mich bekümmern und mich zu Athem kommen laſſen. Kaum hatte der Angekommene, es war der Maler Iſabey, den erſten Höflichkeitsbezeigungen Genüge geleiſtet, als ihm Barras einen Kupferſtich an der Wand des Salons zeigte. »Sehen Sie hier, mein lieber Künſtler,« ſprach er, »Ihr neueſtes

---

*) Saint-Cloud, ein königliches Schloß bei Paris, und clou, ein Nagel.

Meiſterſtück, ich wollte einen der erſten Abdrücke davon haben, er iſt vor der Schrift.“ — „Das iſt ſehr galant,“ antwortete Iſabey, „aber das Bild hängt zu hoch, wer zum Henker hat den Nagel eingeſchlagen?“ — „Welchen Nagel?“ — „Nun den Nagel, woran der Rahmen hängt.“ — „Und was fehlt ihm denn, dem Nagel?“ fragte mein Vater, das Wort mit einem Lächeln auf mich betonend.

Mir, dem armen Schlachtopfer, drang der Nagel mitten ins Herz. Vier Männer gegen ein armes Kind!

Während des Eſſens ließen ſie mich in Ruhe, und ich hatte Urſache zu glauben, der Friede werde nicht mehr unterbrochen werden. Da meldete man den Citoyen Bonaparte. Er wird eingeführt, empfängt einen Stuhl und ein Glas Champagner, und bald kommt er in ein ſehr lebhaftes Geſpräch mit Carnot, auch einem der Gäſte, über die Feldartillerie. Bonaparte entwickelt die tiefſten techniſchen Kenntniſſe, und bietet eine Wette an, daß er die Zahl der einzelnen Stücke, ja die Zahl der Nägel angeben wolle, die bei Verfertigung einer Laffete nothwendig ſeien. Dieß Thema bringt nun die ganze Geſellſchaft wieder auf das Terrain meines Märtyrthums, und Bonaparte, der nicht mit im Komplote gegen mich war, ſieht mich erbleichen, und fragt mich, ob ich mich unwohl befinde.

Wirklich war man gezwungen, mich nach Hauſe zu bringen, wo mich ein ſtarkes Fieber befiel, und ich mehre Wochen krank darnieder lag. Während meiner Krankheit beſuchte mich mein Lehrherr Nagelſchmied.

Als ich wieder geſund wurde, bat ich meinen Vater auf den Knien, mich nicht mehr in die Straße Huchette zu ſchicken; er geſtand es mir zu. Ich wurde der fleißigſte junge Menſch im ganzen diplomatiſchen Bureau und liebte und ehrte meinen Vater bis an ſeines Lebens Ende. Dem Hinübergegangenen danke ich jetzt noch die grauſame, aber ſehr heilſame Lehre.

Peter-Paul und Paul-Peter.

Novelle.

I.

Zu Ende des Monats December im Jahre 1807, in einer Nacht ohne Mond und Sterne, geſchah es in der Stadt Bourges, welche ſchon bei Tage ſtill und menſchenleer war, bei Nacht aber gar einer ausgegrabenen Stadt in der Umgegend eines Vulkans glich, daß eine ſchwere Karoſſe vor den Stufen der Kirche St. Etienne hielt, einer Kathedrale, wie es nur zwei in der ganzen katholiſchen Welt gibt. Dieſer Wagen gehörte vermuthlich einer nicht einheimiſchen und ſehr reichen Familie, denn die Wagenthüren waren mit breiten Schildern verſehen, worauf Wappen prangten, zwei große Lakeien mit galonnirten Hüten ſtanden hintenauf, Tigerhäute deckten die Rücken der Pferde, und in einen ganzen Bär war der Kutſcher gehüllt.

Einige Sekunden bevor der Wagen hielt, ſprangen die beiden Lakeien herab; einer öffnete den Wagenſchlag und ließ den Fußtritt herunter, der mit einem türkiſchen Teppich belegt war, während der Andere eine Pechfackel ſchüttelte, um die Kirchentreppe zu beleuchten.

Dann ſtiegen aus: ein noch junger Mann, welchen an ſeiner Kleidung und ſeinem Benehmen Jedermann für den Eigenthümer der Equipage angeſehen haben würde, dann ein gepuderter Alter mit einem Weingeſichte, großen Händen und einer ehrfurchtsvollen Dienermiene, ferners eine Frau, die älter ausſah, als ſie vielleicht war, im violettſeidenen Kleide und einer Spitzhaube, weiters noch eine Frau, eine friſche aber häßliche Bäuerin, etwas Dickes und Weißes vorſichtig in den Armen haltend, und endlich ein ſchwarzgekleideter Prieſter. In Allem fünf Perſonen.

Der Wagen ſtellte ſich etwas weiter auf, und die fünf Perſonen ſammt den zwei Lakeien traten unter eine kleine Vorhalle der Kirche, wo ſie der Pförtner und Kirchendiener in ihren Amtskleidern erwartete, um ſie in das Schiff der Kirche zu geleiten, welches nur hier und da von halb erlöſchenden Ampeln erleuchtet war.

Der ganze Zug war traurig, ging ſtillſchweigend und mit geſenkten Häuptern vorwärts, und man vernahm nichts anderes als den Wiederhall ihrer Tritte. Endlich öffnete der Pförtner die Sakriſtei und trat zur Seite, um die Perſonen, welche meine Leſer kennen, eintreten zu laſſen.

Man näherte ſich einem kleinen Feuer, welches ſich in dem ungeheuren Kamin wie ein beleuchteter Ball im Gewölke verlor, und eine Stimme ſprach zum Prieſter:

Herr Vikarius, ich bringe Ihnen in aller Eile meine zwei neugebornen Söhne, damit Sie ſie zu Chriſten weihen. Wer weiß, ob ſie es noch erleben, getauft zu werden. Und Thränen brachen aus den Augen dieſes Vaters, und als die Wärterin die geſtickten Schleier und die Windeln aus einander ſchlug, wandte ſie ſich weg und bedeckte das Geſicht mit ihren Händen.

Man ſah beim Scheine der Wachskerzen zwei ſchöne Kinder auf dem Rücken neben einander liegend, und ihre vier Beinchen mit jener linkiſchen Anmuth in einander kreuzend, welche wir mit ſechs Monaten ſchon verloren haben. Aber man gewahrte an ihnen nur zwei Arme, und nur wenn man ſie recht nahe betrachtete, bemerkte man, daß ſie ſich mit den andern beiden rückwärts umſchlungen hielten. Dann ſah man auch etwas Fremdartiges in den immer gemeinſchaftlichen, ähnlichen Bewegungen der beiden Brüder, man ſah mit Staunen, daß, in welcher Lage ſie ſich auch befanden, ihre beiden Körper immer denſelben Zwiſchenraum behaupteten, vier Zoll, nie mehr, nie weniger. Endlich entdeckte man (und dadurch erklärten ſich auch die Thränen des Vaters mit einem Male), daß Einer an den Andern über den Hüften angewachſen war.

Ein ſchmerzhaftes Beben bemächtigte ſich aller Gegenwärtigen. Als es darauf kam, die Zwillinge zu benennen, wandte ſich der alte Diener und die Gouvernante zu ihrem Herrn, der, ohne die Blicke zu erheben, ſprach: Peter-Paul und Paul-Peter. Peter-Paul derjenige, der die Bernſteinkette um den Hals hat.

Peter-Paul und Paul-Peter wurden nun getauft und der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung in derſelben Ordnung und mit derſelben Traurigkeit.

Der Leſer begreift nun wohl, warum dieſe Taufe ſo geheimnißvoll vollzogen wurde. Es gibt Unglücksfälle, welche mit Schande verſchwiſtert ſind, und Schande iſt das größte

Unglück. Dieſe Zwillinge mit ihrer ſonderbaren körperlichen Vereinigung würden, wenn ſie von armen Ältern geboren worden wären, einträgliche Phänomene geworden ſeyn, aber als Sprößlinge eines hochgeachteten Hauſes mußten ſie der Welt verborgen bleiben.

„Zum Hotel!“ rief ein Lakei, und der Wagen rollte dahin. Der Kutſcher, um den Weg abzukürzen, wollte eine andere Straße fahren, aber die Nacht war ſo finſter, daß er ſich in den Gaſſen verirrte, die er wenig kannte. Drei Mal kam er an den großen Gärten des Erzbisthums vorbei, endlich kam er bei dem ärmlichen Hauſe vorüber, wo der berühmte Bourdaloue geboren wurde, erkannte ſich da, hieb tüchtig in die Pferde und in weniger als einer Minute trat die ganze Taufgeſellſchaft in ein großes Thor ein, welches ſich hinter ihr wieder ſchloß.

Die Eltern, von einer Reiſe nach dem mittägigen Frankreich zurückkehrend, hatten in Bourges bei alten Freunden, welche ſie ſeit ihrer Auswanderung nicht geſehen hatten, einige Zeit zugebracht. Die Mutter glaubte noch genug Zeit zu haben, um nach Paris zu gehen, und dort ihr Wochenbett zu machen, als ſie am Ende des ſiebenten Monats von Wehen befallen wurde, und Zwillinge zu früh auf die Welt brachte, welche — immer zu früh gekommen wären. Die Ärzte erklärten, es ſei gefährlich, der Mutter den außernatürlichen Zuſtand ihrer Kinder zu entdecken. Man fand daher Mittel, ihr die Sache zu verbergen, als ſie ihre Neugebornen zu umarmen verlangte, und es war beſchloſſen. die Kinder alſogleich nach der Taufe mit ihrer Amme, welche als Haushälterin in einem Landhauſe des Grafen angeſtellt war, dahin abreiſen zu laſſen. Die Gräfin war leicht zur Einwilligung zu beſtimmen, weil ſie die Amme als eine brave Frau kannte, und ihr Gemahl ihr verſprach, ſie könne, wenn ſie wieder vollkommen geneſen ſei, ihre Kinder ſammt deren Wärterin mit ſich nach Paris führen. Das Ganze geſchah nur, um Zeit zu gewinnen.

Die gute Frau führte daher, mit ſehr ausführlichen Inſtruktionen der Ärzte verſehen, ihre beiden Zöglinge mit ſich. Der Graf verkündigte ſeiner Frau die Abreiſe, ſobald es ihm erlaubt war, bei ihr einzutreten, und man beſchäftigte ſich jetzt nur mit der intereſſanten Wöchnerin. Aber ungeachtet aller Pflege und Vorſicht zeigte ſich doch ſchon am dritten Tage ein ſehr heftiges hitziges Fieber, welchem die Gräfin unterlag. Zehn Jahre hatten die beiden Gatten den Himmel beſchworen, ihnen Kinder zu ſchenken — und nun! — Der unglückliche Gatte war faſt wahnſinnig vor Schmerz. Er nahm Abſchied von ſeinen Freunden, wollte ſeine Kinder, welche ihm die Mutter geraubt hatten, nicht mehr ſehen, ſtellte ihnen aber jene Gouvernante zur Pflegerin und Erzieherin auf, welche bereits ihre Taufpathe war. Er wußte wohl, welchen Händen er ſie anvertraute, dann eilte er nach Paris, um die Seufzer ſeines armen Herzens im Kriegsgetümmel zu erſticken. Er machte den Feldzug von Rußland mit, und kam erſt im Jahre 1813 wieder nach Frankreich zurück.

Seine väterliche Liebe für ſeine Kinder verläugnete ſich übrigens nie, er ſorgte auch in der Ferne für ihre Bedürfniſſe und forderte oft und genaue Nachricht über ſie. Sie erhielten Beſuche von den größten Naturforſchern und erfahrenſten

Ärzten, welche immer verſicherten, ſie würden, ja ſie müßten in den nächſten Tagen ſterben, und von Woche zu Woche lebten Peter-Paul und Paul-Peter fort, und erreichten ſo, immer fröhlich und wohl, und ſich immer umarmt haltend, ihr fünftes Jahr. Glücklicherweiſe liebten ſie ſich ſehr und das Phänomen ihres Lebens war für die Gelehrten noch größer, als das Phänomen ihrer Geburt. Nach allen Regeln der Phyſiologie war ihre Exiſtenz eine Abſurdität, eine Ungerechtigkeit der Natur, ſie ließ ſich nur durch ein Wunder erklären, und die Gelehrten glauben an keine Wunder. Ich aber, der ich durchaus nichts von der Anatomie verſtehe, und an Alles glaube, will Euch das Wunder beſſer erklären, als alle Gelehrten.

Die Gouvernante, welche der Graf nebſt der Amme bei ſeinen Söhnen zurückließ, war eines der außerordentlichſten Frauenzimmer hinſichtlich ihres Herzens. Sie hatte ihre Frau, bei der ſie ſchon vor deren Verehelichung im Dienſte war, über Alles geliebt, hingegen behandelte auch dieſe Marie Gareau (ſo nannte ſich das Mädchen) mehr wie eine Freundin, als eine Dienerin. Marie, obſchon damals noch ſehr jung, war äußerſt geſchickt und fleißig, aber dabei auch ſehr fromm, und man konnte ſagen: etwas exaltirt. Sie ging nie aus, als in die Meſſe, und jeden Abend las ſie einige Seiten in der Bibel. Dieſes fromme Leben gab ihr Ideen weit über ihrer Sphäre. Man fragte ſie in allen Dingen um Rath, ja ſie ſagte manche Dinge, zur nicht geringen Verwunderung ihrer Umgebung, voraus.

Als ihre Herrin, ihre Freundin, die Gräfin, ſtarb, wäre ſie ihr aus Schmerz gewiß bald ſelbſt in die Grube nachgefolgt, wenn ſie ſich von dieſem Augenblicke nicht ganz den beiden armen Weſen gewidmet hätte, in welchen ihr die Mutter noch fortzuleben ſchien. Sie wiegte ſie auf ihren Knien, ſie wartete und pflegte ſie mit aller Vorſicht und Kunſt — möchte man ſagen; denn ſie erfand Kleider, Betten, Stühle und hundert andere Gegenſtände, um ſie dem ſonderbaren Zuſtand der Kinder anzupaſſen. Dann betete ſie zu Gott, daß er die beiden unſchuldigen Würmer möchte leben laſſen, ſelbſt ſo, wie ſie waren. Wen wundert es daher, daß Peter-Paul und Paul-Peter fortlebten und gediehen, ungeachtet der Prophezeiung der Ärzte. Die Sorgfalt einer braven Frau iſt ſtärker als alle ihre Orakelſprüche.

Da die beiden Kleinen nie aus dem Hauſe kamen und nie andere Kinder ſahen, ſo waren ſie ſich auch ihrer ſonderbaren Geſtaltung nicht bewußt, ſie lachten und ſpielten, und wenn ſie wie aus einem Munde zu ihrer Pflegerin ſagten: „Ach gute Marie, wie lieb hab' ich dich, küſſe mich,“ dann war Marie auch ſo fröhlich und glücklich wie ſie, und vergaß das Schreckliche ihrer Zukunft.

Eines Tages, es war im Oktober 1812, an einem ſchönen Herbſtmorgen ſpielten die beiden Kinder im Garten. Der Gärtner hatte unvorſichtiger Weiſe die Thür offen gelaſſen, und ſie konnten der Neugierde nicht widerſtehen, zu ſehen, warum ſich ſo viele Leute verſammelten, welches geſchah, weil heute ein Dorffeſt gefeiert wurde. Kaum hatten ſie einige wenige Schritte gemacht, als zwei andere, etwas ältere Kinder, ſie erblickten, mit Verwunderung ſie anſtaunten, und indem ſie dann in ein dummes Gelächter ausbrachen, zu einander ſprachen: »Sieh ein Mal die beiden Mißgeburten,« dann ſchrien ſie den Übrigen, und Alles lief herbei, um die fremdartigen Geſchöpfe zu ſehen, und Alles ſtaunte und lachte. Die Zwillinge waren darüber nicht wenig erſchreckt, eilten mit Thränen in den Garten zurück, und Peter-Paul ſagte zu Marien: »Ach gute Marie! das iſt entſetzlich! Als uns die fremden Leute da draußen ſahen, ſchrien ſie: Seht die beiden Mißgeburten, und deuteten mit Fingern auf uns, und lachten uns aus, und wir mußten weinen. Was iſt denn das, eine Mißgeburt, liebe Marie?«

Marie antwortete nicht und weinte mit ihnen, da fuhr Paul-Peter fort: »Sieh, liebe Marie, ich glaube, das waren Kinder, die nicht brav waren; und die der liebe Herr Gott ſtrafte: denn ſie waren nicht vereinigt wie wir beide, ſondern weit getrennt, weit, weit von einander. Die müſſen ſich auch nicht ſo lieb haben wie ich und mein Bruder,« und bei dieſen Worten umarmten ſich die beiden Unglücklichen lange und zärtlich.

Es zeigten ſich überraſchende Ähnlichkeiten eben ſo wie frappante Kontraſte bei den beiden Brüdern. In ihren Zügen war nichts Gleiches zu finden. Peter-Paul hatte ſchwarze Augen und Haare, eine Adlernaſe, einen braunen Teint, breite gewölbte Bruſt, ſtarke Hände und breite Schultern. Paul-Peter hatte blonde gelockte Haare, hellblaue Augen, roſenrothe Wangen, zarte Glieder und eine ſchmale Bruſt, aber die intellektuellen Fähigkeiten, der Ideengang, die Gefühle, die Neigungen, der innere Menſch, die Seele, und der Ton der Stimme, alles dies war bei den beiden Brüdern von einer unbegreiflichen Gleichheit. Die Lehrer, welche ihnen gehalten wurden, glaubten nur einen Schüler zu haben, ſo begriffen ſie Alles zugleich und auf dieſelbe Weiſe. Auch bemerkte man, daß immer beide mit einander krank waren, und auch wieder beide mit einander genaſen. Man hätte glauben ſollen, es ſei nur Ein Leben in zwei Weſen, nur Eine Seele in zwei Körpern.

Alle dieſe Details, Alles, was die Geſundheit, die Ausbildung, die Studien der Knaben betraf, wurde dem Grafen regelmäßig brieflich mitgetheilt, welcher immer lange Antworten voll guter Rathſchläge und voll zärtlicher Vaterſorge zurückſandte. Er konnte ſich an den Gedanken nicht gewöhnen, Kinder außer dem Naturgeſetze zu beſitzen.

Indeſſen ſetzte Marie Gareau ihre Gebete und ihre frommen Verlobungen fort. Seit einiger Zeit ging ſie täglich des Abends in die Dorfkirche, warf ſich dort vor dem Bildniß der Gottesmutter nieder, weinte bittere Thränen, und blickte ſo inbrünſtig zum Altar empor, als wolle ſie etwas Unmögliches erflehen.

Eines Abends, zu Ende Oktobers 1813, begab ſie ſich ebenfalls wieder in die Kirche wie gewöhnlich, ſie weinte auch wieder, aber es waren nicht dieſelben Thränen und ſie hing über dem Bildniſſe der Gebenedeiten zwei Blumenkränze auf, einen zur rechten, den andern zur linken Seite des Bildes. Dann ſah man ſie einen dicken Brief in den Poſtſammlungskaſten werfen, worauf ſie ſo leicht athmend nach Hauſe ging, als ob ſie von einer großen Seelenlaſt befreiet wäre.

Ein Monat — zwei Monate vergingen, keine Antwort auf dieſen Brief. Sie wußte nicht, was ſie davon denken ſollte. Sie vermochte den Knaben keine Antwort zu geben, wenn ſie fragten: „Haſt du keine Nachricht von dem Vater?“ und doch hatte ſie ſelbſt ſehnſuchtsvoll darauf geharrt.

Am 1. Jänner 1814 bemerkte ſie aus dem Fenſter eine Reiſekaleſche, ſie glaubte die Livree des Grafen zu erkennen. Wirklich bog die Kaleſche in das Hausthor ein.

„Meine Kinder! Meine Kinder! Euer Vater iſt da, kommt in ſeine Arme.“

Und drei Minuten nachher öffnete Marie Gareau den Wagenſchlag und ein ſchöner blonder Knabe ſtürzte in die Arme des Grafen.

„Das iſt Paul-Peter, Herr Graf, das iſt Paul-Peter!“ rief Marie mit von Thränen erſticktem Lachen.

Der Vater ſah — ſah wieder und traute doch ſeinen Augen nicht. Dann mit einem Tone der Freude und Bangigkeit ſchrie er: und Peter-Paul?

II.

„Und Peter-Paul?“ fragte er noch immer wie im Traume, nachdem er den ſchönen blonden Kopf mit Küſſen bedeckt hatte, der auf ſeiner Schulter lächelte.

„Der Herr Graf haben alſo meinen Brief vom Oktober nicht erhalten?“ fragte Marie, „ich habe ihn in das Hauptquartier adreſſirt.“

„Es gibt kein Hauptquartier mehr, und ich habe nichts erhalten. — Aber Peter-Paul?“ fragte der Graf zum dritten Mal voll Schrecken.

„Mein Bruder!“ rief Paul-Peter einem andern Knaben entgegen, der eben herbeilief, „komm doch geſchwind, Papa ruft dich.“

Und eine kleine lebhafte braune Geſtalt hüpfte in den Wagen und umarmte den ſtaunenden Grafen.

Der Graf glaubte kaum, was er ſah. Bald faßte er ſeine beiden Kinder in ſeine Arme, und preßte ſie mitſammen an ſein Herz, als ob ſie nur ein Weſen wären, bald ſtellte er wieder Einen hier, den Andern dort vor ſich hin und betrachtete ſie mit unruhigem Wohlgefallen, wie ein Wilder, der zum erſten Male Feuer ſieht, dann hob er ſie empor, und lächelte ihnen ſtolz entgegen, und dann, ſie wieder niederſtellend und die Arme kreuzend, ſtellte er die Frage an Marien: „Sind dies wirklich meine Kinder?“

„Kommen Sie, Herr Graf, ſteigen Sie aus dem Wagen, und im Hauſe beim Kamin werde ich Ihnen Alles wiederholen, was ich Ihnen geſchrieben habe. Die ehrlichen Leute triumphiren und Gott hilft den Seinigen.“

Und als ſie am Kamine ſaßen, ſagte der Graf: „Nun Marie, ich höre.“

„Die Knaben,“ begann Marie, „beklagten ſich ſeit einiger Zeit über Unwohlſein, und ſie waren ſo ſonderbar, als wenn in ihnen etwas Außerordentliches vorginge. Sie fielen in eine Art Stumpfſinn, die ich gar nicht begreifen konnte. Ich ließ die Ärzte von Bourges rufen, ſie ſchüttelten die gepuderten Köpfe und ſagten Alle: Da iſt nichts zu thun, ſie müſſen mit einander enden. Da betete ich zu der heiligen Jungfrau und ließ Meſſen leſen, und zündete Kerzen an, wie am Tage ihrer Geburt. Allein die Krankheit dauerte fort, und ſie magerten ab zum Erbarmen. Da machte ich ein Gelübde, ein groſſes feierliches Gelübde, und — ach Gott! — als ich eines Morgens, wie gewöhnlich, zu ihrem Bette trat, da hob ſich Peter=Paul gegen mich empor und reichte mir die Hände, ohne daß ſein Bruder ſich bewegte, ſondern nach der Länge ſchlafend liegen blieb. Ich glaubte närriſch zu ſeyn. — Ich ſchaute, betrachtete ſie näher — nichts mehr als eine kleine Wunde in der Seite, und ein langer Streif von ſchwarzem geſtocktem Blute. Ich rief die Ärzte wieder. Sie ſagten, ohne zu ſchauen, daß ſolche Trennung gar nicht möglich ſei. Möglich oder nicht, mir war das einerlei, ich weinte vor Freude; ich dankte dem lieben Gott, und ſchrieb Ihnen, Herr Graf, jenen Brief, der Ihnen nicht zugekommen iſt. Ach, meine armen guten Kinder, wie ſchön ſie nun ſind! Ach nun wird ſie Niemand mehr auslachen, und ſie werden glücklich ſeyn!“

Der Graf, als er ſich dieſes Glückes verſichert hatte, konnte auch ſeine Thränen nicht zurückhalten, er wiederholte nur immer: „Ach, wenn meine gute Amalie noch lebte, wie würde ſie ſich mit mir freuen!“ und ſeine Thränen floſſen häufiger.

„Warum weinſt du, lieber guter Vater? Ich will nicht, daß du weinſt,“ ſprachen die beiden Kinder wie aus einem Munde.

„Unterwerfen Sie ſich dem Willen Gottes, Herr Graf,“ fügte Marie bei, und leben Sie für dieſe beiden Engel, welche eines Vaters ſo ſehr bedürfen.“

„Ja, du haſt Recht,“ ſprach der Graf, und wiſchte ſich die Thränen aus den Wimpern, „kommt meine Kinder und tröſtet mich über den Verluſt eurer Mutter.“

Vor Ende des Jänners befanden ſich alle zu Paris. Der Graf ſuchte in ſeiner zärtlichen Liebe für ſeine Kinder Vergeſſenheit der politiſchen Ereigniſſe, welche ihn ſehr ſchmerzten. Er widmete ſich ganz der Erziehung ſeiner Kleinen. Mit neun Jahren wußten ſie ſchon ſehr Vieles und machten ſogar ſchon Verſe. Der Graf, ein großer Freund der Poeſie, ſuchte ihnen Geſchmack für die beſten Dichter beizubringen, und dadurch wurde ihr eigenes ſchlummerndes Talent geweckt.

Die Brüder beſuchten, als ſie die nöthigen Vorkenntniſſe dazu ſich eigen gemacht hatten, die öffentlichen Collegien und machten außerordentliche Fortſchritte in den Wiſſenſchaften. Aber noch außerordentlicher war die Gleichheit ihrer Talente und ihrer Kompoſitionen, derſelbe Styl, dieſelben Schönheiten und dieſelben Fehler. Ihre Schreibbücher ſahen aus wie zwei Abſchriften von einer und derſelben Hand. Während des ganzen Jahres erhielten ſie dieſelben Strafen, und an dem feierlichen Tage, an dem der Lehrer Peter-Paul vorrief, um einen Preis in Empfang zu nehmen, wurde ſicher auch Paul-Peter genannt, um dieſen Preis mit ihm zu theilen. Von allen Bänken erſcholl ein allgemeiner Vivatruf; denn Schüler und Lehrer, welche früher oft über dieſe Gleichheit gelacht hatten, waren jetzt nach und nach mit einer Art unheimlicher Bewunderung und furchtſamer Achtung erfüllt worden, indem ſie darin ein Geheimniß des menſchlichen Organismus, ein Naturphänomen erblickten, deſſen unbekannte Urſache in ihrer Seele ein Gefühl des Wunderbaren erregte.

Wenn ihre beiden friſchen und reinen Stimmen in der Inſtitutskapelle Hymnen und Pſalmen ſangen, glaubte man zwei Kryſtallflöten einſtimmig vibrirend zu vernehmen. Auf Promenaden gingen ſie immer gleich gekleidet neben einander, und aus ſüßer Brudergewohnheit ſchlug jeder einen Arm um des Andern Leib. Wahrhaftig, es waren lebendige Bilder von Kaſtor und Pollux.

Dieſe überraſchende Gleichheit ihrer Talente, Geſinnungen und organiſchen Verrichtungen, verbunden mit der zärtlichen Liebe, welche ſie für einander bewieſen, machten ſie zum Gegenſtande der allgemeinen Verehrung ihrer Mitſchüler. Sie waren übrigens auch ſo gut und ſo beſcheiden, daß ihr kleiner Kummer ſo wie ihre großen Fortſchritte ein hundertſtimmiges Echo in ihrem Umkreiſe fanden. Alles behandelte ſie zuvorkommend und mit einer Art ehrfurchtsvollen Scheu, und an ihrem 15. Geburtstage, im Jahre 1822, fand Jeder von ihnen ein Gedicht in ſeinem Pulte, deren Überſchriften lauteten: „An unſern Oreſt,“ „An unſern Pylades,“ worin die Kameraden ihre Liebe und Achtung für die beiden Brüder ausdrückten. Peter-Paul und Paul-Peter weinten Freudenthränen darüber.

Gegen Ende desſelben Jahres wurden beide zugleich von einer langen ſchweren Krankheit befallen. Ihr Vater und Marie beſuchten ſie täglich zwei Mal im Inſtituts-Krankenzimmer, wohin ſie gebracht worden waren. Eines Morgens kam auch Doktor Gall, um einen kranken Schüler zu beſuchen, der ihm empfohlen war. Als er an den Betten der beiden Brüder vorüberging, raſirte man ihnen eben auf Befehl des Arztes die Haare von den Köpfen. Gall blieb plötzlich ſtehen, betrachtete ſie beide aufmerkſam und konnte ſich nicht enthalten laut auszurufen: „Bei Gott! eine ſolche Ähnlichkeit iſt mir noch niemals vorgekommen.“ Der berühmte Anatom näherte ſich mit ſichtbarem Intereſſe den beiden Kranken, und nachdem er die beiden Köpfe, oder vielmehr dieſen Doppelkopf mit aller Aufmerkſamkeit betrachtet und betaſtet hatte, trat er gleichſam, betroffen über ihre wunderbare gleiche Geſtaltung, zurück und murmelte zwiſchen den Zähnen: „Das ſind ein paar Gehirne, welche ſonderbare und fürchterliche ſympathetiſche Folgen in das Geſchick zweier Menſchen werfen können.“ — Mit dieſen Worten trat der Doktor aus dem Saale und die beiden Brüder, welche immer gelauſcht, und kein Wort ſeiner Erklärungen verloren hatten, hörten nur mehr das Getappe ſeines Stockes. Sie blickten einander mit einer Art von Schauder an und eine unerklärbare Ängſtlichkeit bemächtigte ſich ihrer, welche auch ihre Geneſung verzögerte.

Da ihre Geſundheit im Innerſten erſchüttert war, und ſie daher einer ganz beſondern Sorgfalt und Pflege bedurften, ſo nahm ſie der Vater aus dem Inſtitute nach Hauſe und Marie Gareau fühlte ſich darüber ſehr glücklich.

Sie ſetzten ihre Studien mit vielem Fleiße und Eifer im väterlichen Hauſe fort und erhielten die vortrefflichſte Erziehung. Der Vater führte ſie bald in die Welt, um Männer von gutem Ton aus ihnen zu machen. Umgang mit braven und klugen Frauen iſt ein großer Vortheil und ſogar ein Präſervativ für Jünglinge. Das wußte der Vater ſehr gut, der überhaupt viel Gutes wußte. Dadurch erhielten Peter-Paul und Paul-Peter auch jenen äußern Geſellſchaftsfirniß, der ſie zu liebenswürdigen Jünglingen machte. Sie wurden allenthalben geſucht und waren überall willkommen. Monate und Jahre verfloſſen ſchnell unter Vergnügungen und Studium, eigentlich dem reellſten aller Vergnügungen. Wenn die Brüder in dem Kabinete ihres Vaters arbeiteten, kam Marie Gareau öfters hinein, zwar unter irgend einem Vorwande, aber eigentlich nur, um ſie alle drei ſo vereinigt zu ſehen und dann Gott dafür zu danken. Wenn ſie ſpät des Nachts von irgend einem Feſte zurückkamen, war es immer Marie, die ſie noch erwartete, und ihnen lächelnd die Thüre öffnete, obwohl ſie ſchon ſehr hinfällig war, denn Nachtwachen und Kummer hatten ihre Lebensjahre verdoppelt, und wirklich hätten die Brüder ſchon unruhig über ſie ſeyn können. Aber worüber beunruhigt man ſich mit 20 Jahren? Sie küßten ſie alle Abend, nachdem ſie vorher ihren Vater geküßt hatten. Sie dutzte ſie auch, wenn ſie allein waren, und täglich fanden ſie ihre Gebetbücher unter ihrem Kopfpolſter. Alles war gut.

Ihr poetiſches Talent wurde ihnen eine Quelle vieler Annehmlichkeiten in der Geſellſchaft. Man ſtellte ſie, ſo oft es angehen wollte, auf die Probe, und man machte ſich meiſt das Vergnügen ihnen abgeſondert dieſelben Stoffe zu geben, um die Art zu vergleichen, womit ſie beide behandelten. Meiſtens war der Vergleich leicht zu machen, denn ſie ſtimmten faſt bis auf einzelne Verſe vollkommen überein. Da war dann ein allgemeines Geſchrei der Ver- und Bewunderung. Der Leſer dieſer Erzählung mag davon ein Beiſpiel vernehmen. In einer Geſellſchaft, wo ſie ſehr gerne geſehen waren, forderte eine Dame von ihnen Verſe auf einen

Krebs. Sie gingen Jeder in ein entgegengeſetztes Kabinet und kamen nach einer Viertelſtunde Jeder mit ſeinem Gedichte zurück. Beide lauteten ganz gleich, beide Wort für Wort, alſo:

Ganz verborgen zwiſchen Steinen
Schleicht der Krebs die längſte Zeit,
Nur wenn ihn die Feuer reinen,
Erwirbt er ſich das Ehrenkleid;
Aber wenn er ſich's erwirbt,
Iſt's ihm unnütz; denn er — ſtirbt.

So auch das Genie: verachtet
Iſt es oft von Gram umnachtet;
Hat die Zeit die Flamm' entbrannt,
Die ihm ſeinen Glanz erwirbt,
Dann wird freilich es erkannt,
Aber ach — zu ſpät — es ſtirbt.

Alle Gegenwärtigen, ja ſie ſelbſt, waren über dies Wunder der Gleichheit erſtaunt. Nur ein einziger Mann ſagte: „Das nimmt mich gar nicht Wunder, mit ſolchen gleichen Schädeln konnt' es nicht anders kommen.“ Es war Doktor Gall. Die beiden Brüder blickten ſich wieder mit heimlichem Grauen an.

Sie machten bald mit allen vorzüglichen Dichtern und Künſtlern der Hauptſtadt Bekanntſchaft. Der Salon ihres Vaters wurde das Stelldichein der ganzen literariſchen Welt von Paris. Alles bedeutende Neue wurde da zuerſt vorgeleſen und beurtheilt. Peter-Paul und Paul-Peter traten meiſtentheils ſelbſt mit in die Schranken, und der Vater war entzückt von ihren Fortſchritten und ſtolz auf ſeine Söhne. Marie Gareau horchte an der Thür und glaubte, wenn ſie im Saale den ihren Lieblingen gezollten Beifall vernahm, die Harmonien des Paradieſes zu hören.

Nach einem dieſer Abende, als ſich die beiden Brüder in ihr Zimmer zurückzogen, glaubten ſie ungewöhnliches Getöſe im anſtoßenden Gemache Mariens zu vernehmen. Sie traten hinein und fanden die Gute, vom Schlage gerührt, todt am Boden liegen. In demſelben Jahre 1829 ſtarb auch der Graf. Vater und zweite Mutter in einem Jahre dahin und die beiden Jünglinge jetzt Söhne der ganzen Welt!

III.

Dies iſt der Zeitpunkt, in welchem ſich der Jüngling ſeinem Geſchicke gegenübergeſtellt ſieht, in welchem das Geſpenſt ſeiner Zukunft vor ihm auftaucht und ſeine eigene Freiheit ihn erſchreckt.

Sie weinten beide lange, Einer den Andern umſchlungen haltend, auch ihre Haare verflochten ſich in einander wie die Zweige zweier Thränenweiden an einem einſamen Bache.

Sie ließen zwei Grabmäler errichten und ſetzten Worte der innigſten Liebe und Achtung für die Verſtorbenen darauf. Dann ſprachen ſie zu einander: „Wir wollen jetzt nach Bourges gehen und niederknien am Grabe unſerer Mutter, jenes dritten Engels, der von oben auf uns herabſieht.“

Sie reiſten ab, und nachdem ſie dieſe heilige Pflicht erfüllt hatten, überlegten ſie mit einander ihre Zukunft, und was ſie beginnen ſollten, da ſie Beſitzer eines großen Vermögens geworden waren. Sie machten manche Vorſchläge, aber in keinem war von Theilung dieſes Vermögens die Rede, daran dachten ſie gar nicht. Sie kamen endlich darin überein, daß ſie nicht mehr nach Paris in jenes Haus der Trauer zurückkehren könnten und wollten, welches ihnen zehn Jahre ein Aufenthalt des Glückes und der Freude war. „Wir wollen reiſen,“ ſagten ſie zu einander, „alle Provinzen unſeres Vaterlandes beſuchen, vor allem die ärmſten, denn das ſind die ſchönſten, und zugleich können wir dort das meiſte Gute thun.“

Zwei Jahre wußte Niemand, was aus ihnen geworden ſei. Endlich kamen ſie in Bordeaux an, es war die erſte große Stadt, in welcher ſie ſich ſeit ihrer Reiſe befanden. Sie wollten dort Verwandte beſuchen, welche ſie auch mit inniger Herzlichkeit empfingen. Man fand die beiden Brüder ſehr liebenswürdig. Der Gram hatte ſie, wie ein Wölkchen an der Stirne des Himmels, verſchönert. Das kräftige und belebte Geſicht Peter-Pauls war durch einen Anflug von ſanfter Melancholie milder geworden, und Paul-Peters zarte Züge hatten durch männlichen Ernſt gewonnen. Sie gingen wenig in die große Welt. Bordeaux iſt eine zu reiche Stadt, um eine angenehme Stadt zu ſeyn. Man gibt von Zeit zu Zeit große Feſte, wo man Geld und Haus zum Fenſter hinaus wirft, dann ſchließt man wieder die Thür und iſt für Niemand ſichtbar. Das angenehme Abendgeplauder am Kamine iſt dort kaum bekannt, und die Damen empfangen dort nur mindeſtens hundert Männer auf ein Mal. Unſere Jünglinge beſuchten manchmal das große Theater, Parterre und Logen ſprechen dort laut von Börſe- und andern Angelegenheiten während der Tragödie, und die Aufmerkſamkeit für die Bühne beginnt erſt mit dem Ballete, allein, man muß gerecht ſeyn, den Tanz ſehen ſie mit gewiſſenhafter Stille an.

Schon waren vierzehn Tage vorüber, daß ſie von Bordeaux abreiſen und ihre Wanderung fortſetzen wollten, und weder der Eine noch der Andere ſprach davon. Ja ſie ſprachen ſogar weniger mit einander, und waren öfters getrennt.

Eines Abends, da kein Spektakel war, trat Peter-Paul blaß vor Zorn in das Gemach einer Frau, der er eifrig den Hof machte, und ſprach mit drohender Geberde: „Madame! ein Mann iſt hier verborgen, ich weiß es! Nie hätte ich von Ihnen gedacht, daß Sie mich ſo hintergehen würden. Suchen Sie nicht zu läugnen, keine Thränen, wenn ich bitten darf, keine Schwüre, ich bin gewiß, Sie haben einen Mann empfangen, es iſt noch nicht drei Minuten. Sie erwarteten mich nicht dieſen Abend, ich ſah ihn eintreten und ich habe Ihr Mädchen gezwungen, mir es zu geſtehen. Beim Himmel, Madame, wo iſt er? wo iſt er? Mein Degen ſoll ihn lehren!“

„Peter-Paul! Peter-Paul!“ rief eine Stimme aus einem Alkoven im Hintergrunde des Gemaches.

„Paul-Peter! Paul-Peter!“ rief die andere Stimme, und bald darauf traten die beiden Brüder, ſich herzlich umarmt haltend, aus dem Hauſe, und lachten aus voller Kehle über das Abenteuer. Bald darauf aber wurden ſie ſtiller, und immer ſtiller, ſo daß ſie endlich ganz ernſt nach Hauſe kamen. Vor dem Schlafengehen ſprach endlich Einer zu dem Andern: „Lieber Bruder! wenn wir recht darüber nachdenken, findeſt du das Abenteuer nicht ſehr ernſthaft?

Daß zwei Jünglinge Eine Leidenſchaft für Eine Frau haben, das iſt nichts, daß dieſe Frau zwei Liebhaber hat, iſt auch nichts, daß dieſe beiden Liebhaber ſich einmal treffen, iſt ein Spiel des Zufalls, aber daß Peter-Paul und Paul-Peter ſich von demſelben Weibe angezogen fühlen, daß ſich ihre erſte Narrheit zu demſelben Gegenſtande wendet, das verdient Überlegung, das ſoll und muß unſere Zukunft beſtimmen. Wir ſind unter den nämlichen Ideen, denſelben Gelüſten, denſelben Krankheiten ſogar emporgewachſen, und nun werden unſere Sinne, welche ſo lange geſchlummert, auch bei ihrem erſten Erwachen von derſelben Schönheit befangen, ja wir hätten uns in der erſten Hitze durchbohren können, wenn Einer den Andern nicht beim Namen gerufen und erkannt hätte. Gott im Himmel! Was könnte erſt entſtehen, wenn die hohe, die einzige, die wahre, unheilbare Liebe ſich unſerer beiden Herzen bemächtigte, wenn dieſe Liebe, die in meinem und in deinem Herzen ſchlummert, ſich auf einen und denſelben Gegenſtand neigte. Und ich zweifle nicht, mein Bruder, das könnte, das würde geſchehen, morgen vielleicht, wenn wir nicht zuvorkommen. Mein Gott, mein Gott, was würden wir mit dieſer Liebe bei unſerer Freundſchaft anfangen? Einer von uns müßte vor Gram ſterben. Doktor Gall hat das ja auf unſern beiden Stirnen geleſen. Darum wollen wir uns trennen, uns verlaſſen, mein geliebter Bruder, es iſt Zeit! Fünfhundert Meilen wollen wir zwiſchen uns ſtellen, und uns erſt dann wiederſehen, wenn die Wahl unſerer Herzen unwiderruflich entſchieden iſt, dann aber auch uns nicht mehr verlaſſen bis in den Tod. Ich weine blutige Thränen, indem ich dieſen Rath gebe, allein eine geheime Stimme ſagt mir, daß wir ſo, ja nur allein ſo dem Schickſal entgehen können, das die Natur uns bereitet hat. Darum preiſe ich unſer heutiges Abenteuer wie eine Stimme von oben. Lebe wohl, mein Bruder! lebe wohl! Ich ſehe kein Weib mehr an, welches deine Blicke noch erreichen können.“

Sie weinten die ganze Nacht, allein ihre Vernunft führte ſie immer auf den alten Entſchluß zurück. Dieſe ſympathetiſche Organiſation, welche das Glück ihres Lebens machte, könnte ſie auch zur Verzweiflung bringen; denn die Liebe war nicht allein in ihnen, ſie war auch außer ihnen.

Es war ein rührendes Schauſpiel, zu ſehen, wie die beiden Brüder aus zu großer Liebe für einander, aus zu großer Einigkeit ſich trennten.

Peter-Paul reiſte nach Neapel und Paul-Peter nach England, nachdem ſie einander verſprochen hatten, ſich täglich zu ſchreiben, und ſich die Geſchichte ihrer Herzen zu erzählen, wovon ihre längere oder kürzere Trennung abhing. Dieſe Trennung machte ihnen mehr Schmerz, als jene in der Nacht, wo ſich ihre kindlichen Körper von einander blutig ſonderten.

Vier Monate war Paul-Peter in London, als er am Oſtertage beim franzöſiſchen Geſandten zu Mittag ſpeiſte, und plötzlich einen lauten Schrei ausſtieß, indem er ſeine Hand unter ſein Herz preßte, und ohnmächtig niederfiel, nachdem er vorher gerufen: „Herr Gott! mein Bruder wird in dieſem Augenblicke verwundet.“ Drei Wochen hierauf erhielt er folgenden Brief:

„Neapel, den 29. April 1832.

Geliebter Freund! Ich erhielt am Oſtertage eine Degenwunde gerade unter dem Herzen, die Wunde iſt tief, aber ohne Gefahr. Ich werde bald wieder das Bett verlaſſen dürfen, und der Arzt erlaubt mir, dich ſelbſt davon zu benachrichtigen. Es war in Folge eines Duells mit einem Nebenbuhler, denn die Liebe ließ ſich in dieſem Lande der Sonne und der Vulkane nicht lange erwarten. Eine junge ſpaniſche Witwe raubte mir mein Herz und meine Sinne. Ich bin zu ſchwach, um dir das Alles zu erzählen, aber meine Elvira ſchreibt mir aus Frankreich, wo ſie ſich gegenwärtig befindet, um ihre Mutter aufzuſuchen, daß dieſe unſere Liebe billigt, daß ſich alles nach unſern Wünſchen fügt und daß in den letzten Tagen des Julius die glücklichſte der Ehen zu Burgos gefeiert werden wird. Das iſt wohl einen Degenſtich werth. Ich möchte dich, mein theurer Bruder, mein einziger Freund auf dieſer Erde, bei dieſem Feſte ſehen! Möchteſt du mir doch ein gleiches Glück von deiner Seite zu verkünden haben. Nie hab' ich ſehnlicher eine gleiche Wirkung unſerer Sympathie gewünſcht. Zu Burgos alſo ſehen wir uns wieder, nicht wahr?“

Paul-Peter antwortete:

„London den 20. Mai 1832.“

Ich wußte, daß du verwundet wurdeſt, mein theurer Bruder. Ich fühlte ſchmerzlich den Degenſtoß in demſelben Augenblicke. Solche identiſche Organiſationen hat uns Gott gegeben und wir haben klug gethan, uns für einige Zeit zu trennen. Ich danke dir für die Mittheilung deines Glückes. Ich will dir ſogleich ſagen, daß mich die Liebe in den Nebeln der Themſe gefunden hat, wie dich unter dem heitern Himmel von Neapel. Ja mein Bruder, neun Tage und neun Nächte ſind es nun, daß ich im Paradies und in der Hölle lebe. Eine ſchöne Fremde (ich weiß nicht, aus welchem Sterne ſie geſtiegen iſt) erſchien mir im Drury-Lane in der katholiſchen Kapelle, im Hyde-Park, überall. Ich weiß noch nicht, wer ſie iſt, aber ich weiß, daß ich der Ihrige bin für hier und jenſeits. Ich war heute im Theater neben ihr in der Loge, und ich hörte, wie ſie in franzöſiſcher Sprache zu einem ältlichen Manne, ihrem Begleiter, ſagte, daß ſie ſich morgen auf der Brigg the Navigator einſchiffen wolle, die nach Smyrna ſegelt. Ich will mich auch einſchiffen, und ihr folgen, wär's auch bis an das Ende der Welt. Sie iſt vermuthlich eine junge Griechin. Ich will mit ihr reden, will ihr öffnen mein Herz, meine unausſprechliche Liebe wird auch ihr Herz ergreifen, und wenn nicht, wohlan, dann ſoll mich der Ozean — doch nein, mein Bruder! ich würde dann doch noch nach Burgos gehen, um über deinem Glücke mein Unglück zu vergeſſen. Lebe wohl und geneſe ſchnell. Ich werde dir ſchreiben, ich weiß nicht von wo und wann, aber bald, und was auch geſchehe, ich werde ſelbſt das Unmögliche thun, um dich zu Ende Juli in dem ſchönen Spanien wieder zu ſehen. Ich liebe deine Elvira jetzt ſchon wie meine Schweſter. Wirſt du auch meine Orientalin wie die deinige lieben? Gott behüte und ſegne dich ꝛc.“

„P. S. Ich wollte ſo eben deinen eigenen Brief ſtatt des meinigen in den Umſchlag legen, und der Poſt übergeben, ſo ſehr hab' ich den Kopf verloren und ſo ſehr gleichen ſich unſere Schriften.“

Am andern Morgen beſtieg er den Navigator und ſah bald ſeine ſchöne Fremde mit einer bejahrten Frau kommen, welche ſie unterſtützte. Ein alter Mann, derſelbe, mit dem ſie in der Loge geſprochen hatte, begleitete ſie bis an die Brigg und ſprach zu ihnen, als er ſie verließ: „Fürchten Sie nichts, meine Damen, er iſt ganz von der Spur abgekommen. — Ein Schiff nach Smyrna, — Ihre beiden griechiſchen Namen — Er wird Sie wohl in Ruhe laſſen müſſen. Aber nur fein vorſichtig bis in den Hafen! — Adieu!“

Paul-Peter hatte nur abgebrochene Worte vernommen, aber ſie bildeten doch Wolken über ſein Entzücken. Er verſprach ſich auf dem Schiffe einen angenehmen Verkehr, allein, war es Laune oder Furcht, die beiden Fremden verließen nur ſehr ſelten ihre Kajüte und er konnte ſich nur dann Leila'n, ſo hörte er ſeine Geliebte nennen, bemerkbar machen. Schon ſahen ſie die Küſte von Spanien und er hatte noch kein Wort mit ihr gewechſelt, und Alles auf dem Schiffe wußte entweder nichts von ihr, oder blieb über ihre Verhältniſſe verſchwiegen. Soll's ſo fort bis nach Smyrna gehen? ſprach Paul-Peter zu ſich ſelbſt in der größten Ungeduld.

Er glaubte zu bemerken, daß Leila ihn manchmal mit einer Theilnahme anſah, welche ſie den andern Reiſenden nicht ſchenkte. Endlich entſchloß er ſich eines Abends ein Gedicht an ſie zu machen und ihr zu ſenden, welches aber keinen direkten Bezug weder auf ihn noch auf ſie haben, ſondern nur im Allgemeinen die heiße Sehnſucht eines liebenden Herzens ausdrücken ſollte; ſie, dachte er, wird es ſchon verſtehen, und findet es ihre Mutter (die alte Frau war ihre Mutter) in ihren Händen, ſo erlaubt ihr der unbeſtimmte Sinn vorzugeben, es ſei ein Gedicht, das ſie ſich habe abſchreiben laſſen. Er ſchrieb alſo dies Gedicht und ein Matroſe befaßte ſich damit, es unter Leila's Kopfpolſter zu legen.

Die Nacht und der ganze folgende Morgen vergingen für Paul-Peter unter großer Unruhe. Leila war nicht erſchienen, aber nach dem Abendgebete hatte er ſie auf das Verdeck ſteigen geſehen, ein Papier in den Händen, welches ſie mit den Augen zu verſchlingen ſchien. — Es war ſein Gedicht. Sie las es und las es wieder mit Zeichen des größten Staunens und der zärtlichſten Theilnahme. Paul-Peter, in der Nähe Leila's verborgen, war außer ſich vor Entzücken und Liebe. Er ſah ſich verſtanden und wollte ſchon zu ihren Füßen ſtürzen, als die Mutter herbeikam und ſie am Arme faſſend ſprach: „Komm mein Kind, du ſollteſt ſchon zu Bette ſeyn.“

Paul-Peter hatte nur noch Zeit die beiden Damen ehrerbietig zu grüßen, und als Leila dieſen Gruß erwiederte, ſah er Thränen in ihren Augen und ein himmliſches Lächeln um ihren Roſenmund.

Die Nacht ging ſchlaflos in ſüßen Hoffnungen für Paul-Peter vorüber. Nur als der Morgen graute, ſank er in einen leichten Schlummer. Als er erwachte, war es heller Tag. Er lief zur Kajüte der beiden Damen. Sie war leer. Er zog Erkundigungen ein und erfuhr, daß beim Anbruch des Tages eine Schaluppe ſie nach Corunna geführt habe, wohin ſie verlangten. Er ging in die Kajüte, raffte einige Papiere auf, welche ſie vergeſſen zu haben ſchienen, und bat, man möchte auch für ihn eine Schaluppe ausſetzen, die ihn bis zu den Fiſcherbarken, welche man in nicht großer Entfernung erblickte, führen ſollte. Dies war bald geſchehen, er ſtürzte in die Schaluppe und erreichte ſchnell eine Fiſcherbarke, welche ihn binnen drei Stunden an die Küſte von Spanien ſetzte.

Er durchſah während der Fahrt die Papiere Leila's und fand auch ſein Gedicht darunter, hatte ſie es bei der Schnelligkeit der Abreiſe vergeſſen, oder es mit Abſicht zurückgelaſſen? Paul-Peter zweifelte nicht an dem Letzteren, als er am Schluſſe die Worte las: „Möge der Schutzgeiſt, der mir wunderbarer Weiſe dieſe Zeilen zutrug, zu ihm zurückkehren und ihm die Grüße meiner heißeſten Liebe bringen.“ Dies war genug, um Paul-Peter in ein Meer von Wonne zu verſenken.

In Corunna angelandet, lief er in alle Gaſthöfe. Nirgends wollte man zwei griechiſche Damen geſehen haben. Er erfuhr nur, daß die Marquiſe von Villaflor mit ihrer Tochter dieſen Morgen hier durchgereiſt und die Straße nach Biscaya eingeſchlagen habe; er verglich mehre Nebenumſtände mit einander und hielt ſich überzeugt, daß die beiden Fremden keine Griechinnen, ſondern Spanierinnen ſeien, welche wichtige Urſachen zwingen mußten, fremde Namen anzunehmen; um ſie gewiß jetzt wieder zu finden, beſtellte er ſchnell Poſtpferde nach Biscaya. Nach wenigen Stunden der Reiſe warf der Poſtillon um, und Paul-Peter brach ſich, an einen Felſen geſchleudert, das Bein. Er mußte einen ganzen Monat in einem ärmlichen Dorfe liegen bleiben und ſich einem Barbier überlaſſen. Höllenjahre lagen für ihn in dieſem einen Monate. Als er ſeine Reiſe wieder fortſetzen konnte, ging der Monat Juli zu Ende.

„Nach Burgos! nach Burgos!“ ſchrie Paul-Peter ſeinem Führer zu.

Er hoffte dort noch zur Vermählung ſeines Bruders anzulangen und zugleich Erkundigung über die Familie Villaflor einzuziehen.

Wirklich, als er in einer ſchönen Nacht in Burgos einfuhr, war die Kathedrale beleuchtet. Der Hochzeitszug kam eben mit Fackeln aus der Kirche. Paul-Peter trat in ſeinen Reiſekleidern hinzu. Peter-Paul ſah ihn, warf ſich an ſeine Bruſt und ſagte: „Ach mein Bruder! du fehlteſt allein noch zu meinem Glücke. Gott ſei gelobt, ich habe dich wieder, umarme deine Schweſter!“

Und Paul-Peter umarmte die Braut unter dem Portale der Kirche und ein Beben faßte ſein innerſtes Mark: „Leila!“ ſchrie er.

„Nein, nicht Leila, Elvira,“ antwortete Peter-Paul. — „Aber nun folge uns, Bruder, in den Pallaſt Villaflor.“

Und der ganze Zug ſtieg in fünfzig Wagen.

Paul-Peter ſah ſtarr den Wagen nach und eilte dann in einen Gaſthof, begehrte ein Zimmer und ſchloß ſich dort ein. Seine Haare ſträubten ſich empor und ſeine Augen traten ſtier aus ihren Höhlen. Alſo konnten wir unſerm Schickſale nicht entgehen?“ ſprach er dumpf. „Unſere Organiſation war ſtärker als unſer Anſtreben dagegen. Elvira Leila, dieſelbe Perſon, ja es mußte dieſelbe Perſon ſeyn, wenn wir ſie beide lieben ſollten. Ungeheures mußte einer ſolchen ungeheuren Geburt folgen. Mein Bruder! ich liebe dich mehr als mich ſelbſt, aber ich fürchte doch dich weniger zu lieben, als deine Elvira. Bruder, lebe lang und glücklich mit ihr.“ Den ganzen Abend hindurch ließ Paul-Peter ſich nicht ſehen. Aber in der Nacht hörte man einen gellenden Schrei in ſeinem Gemache, dann war alles ſtille.

Als am andern Morgen die Mutter im Pallaſte Villaflor in das Gemach der Neuvermählten trat, fand ſie Elvira in Thränen vor einem kalten Leichnam knien.

Paul-Peter und ſein Bruder waren im nämlichen Augenblicke geſtorben.

Die Belagerung von Amaſi.

Orientaliſche Erzählung.

Die Menſchen lieben es, wenn man ihre wüthenden Handlungen zu Tugenden erhebt; ſie gefallen ſich bei Erzählungen von Schlachten. Und ich, der ich ſo oft über ihre Thorheiten lachte, über ihre Schwächen ſeufzte, ich ſuche in der Geſchichte Züge, welche dem Menſchengeſchlechte Ehre machen. Ich finde dort viel vergoſſenes Blut, und wenig große und edle Handlungen, viele berühmte Eroberer, wenig große Seelen, viel Rauch, wenig Ehre. Glücklich derjenige, welcher mitten unter ſo vielen Irrthümern und Frevelthaten einer Tugend begegnet. Er ruht ſanft an ihrer Seite aus, er betrachtet ſie mit Bewunderung, und koſtbare Thränen netzen ſeine Augen. Er gleicht einem Wanderer, der in der Wüſte Arabiens herumirrt, lange Zeit hat er nur öde Sandebenen durchwandelt, nur Löwen und Tiger geſehen, plötzlich erblickt er eine Herberge, ſein Herz klopft mächtig vor Hoffnung und Freude, er fliegt — den Geſchöpfen, die ihm gleichen, entgegen, und ſchreit laut auf: »Großer Gott! ich finde noch Menſchen!«

Der berüchtigte Eroberer, Moez-Eddoulat, hatte ſich ungeachtet des Widerſtandes Ali-Mohamed's, des großmüthigſten, tapferſten und tugendhafteſten Mannes, Karamaniens bemächtiget. Ali beſaß nichts mehr, als die ſchöne Stadt Amaſi, wo ihn Moez ſchon ſechs Monate belagert hielt. Die Stadt war gut befeſtiget, und mit allem Nothwendigen verſehen, um eine lange Belagerung auszuhalten. Ali-Mohamed hatte geſchworen ſich eher unter den Ruinen ſeines letzten Zufluchtsortes zu begraben, als ihn ſeinen Feinden zu überlaſſen, und Ali-Mohamed war ein Mann, der ſeine Schwüre hielt.

Moez beſchleunigte die Belagerung mit der größten Lebhaftigkeit. Der Kalife Mortaſi half mit ſeiner ganzen Macht einem Manne, der ihn ſpäter mit Undank lohnte, und ſandte ihm ein Heer von 100,000 Männern. Ali-Mohamed hatte alle Stürme der Belagerer abgeſchlagen, und bewies Moez jeden Tag, welche Hilfsquellen ein muthiger König in der Liebe ſeines Volkes findet. Schon fing es den Belagerern an, an Lebensmitteln zu mangeln. Die Soldaten, durch Hunger gedrückt, murrten, und der Sultan ſah ſich genöthigt, das Äußerſte zu wagen. Er verſammelte ſeinen Kriegsrath, welcher aus allen ſeinen Heerführern beſtand. „Treue Gefährten meiner Mühen und meines Ruhmes!“ ſo redete er ſie an: „ſollen wir unſer Werk unvollendet laſſen? eine einzige Stadt trotzt noch unſerer Macht, und ihre ſtolzen Wälle beſchimpfen Euern Muth. Sollen wir den Sieg aufgeben? wir würden uns mit ewiger Schande bedecken. Dem Mohamed Amaſi zurückgeben, hieße: ihm alle Länder wiedergeben, welche wir ſchon erobert, und vor einem Feinde fliehen, den wir ſo oft überwunden haben. Indeſſen brauche ich Euch nicht zu ſagen, daß bereits das gräßlichſte aller Übel, der Hunger, in unſerm Heere wüthet, er macht reiſſende Fortſchritte, und um mich ertönt dumpf die Stimme des Aufruhrs, und meine dahinwelkenden Krieger haben kaum noch Kraft zu kämpfen. Welchen Entſchluß ſoll und darf ich nun faſſen?“

Der ganze Rath ſchwieg. Keiner der Heerführer wagte ſeine Meinung zu ſagen, aus Furcht, der Feigheit, oder der Unklugheit beſchuldigt zu werden. Der einzige Nervan, ein junger Krieger voll Heldenmuth, Moez's Jugendgeſpiele und ſein vertrauteſter Freund, ſtand auf und ſprach: „Moez! ich kenne nur einen Entſchluß: jenen der Ehre.“ Moez umarmte den Jüngling. „Ich will deinem Rathe folgen,“ ſprach er, „dies iſt die Stimme der Freundſchaft. Ja, laß uns lieber ſterben, als uns entehren.“

Am andern Morgen beim Aufgang der Sonne muſterte Moez ſein Heer. Wie groß war ſein Staunen, als die Soldaten, anſtatt zu murren, mit Freudengeſchrei ihm entgegenriefen: „Es lebe unſer Sultan! es lebe der Günſtling des Propheten! Zum Sturm, zum Sturm!“ Moez fragte um die Urſache dieſer gähen außerordentlichen Freude, er konnte es nicht begreifen, wie jene, die geſtern noch eine Beute des Todes zu werden ſchienen, heute voll Muth glühten. Man erzählte ihm, daß in der vergangenen Nacht Engel in das Lager gekommen ſeien, welche Lebensmittel aller Gattung mit ſich brachten, und nicht eher wieder entwichen, bis ſie das ganze Heer großmüthig für einen Tag verſorgt hatten. Moez verbarg ſeine Bewunderung, und ließ ſeinem Heere einen Glauben, der ihm ſehr nützlich wurde, und den er in ſeiner Freude mit ihnen zu theilen faſt ſelbſt bereit war.

Er benützte den Augenblick der Begeiſterung, und führte das Heer zum Sturme. Die Stadt wurde mit außerordentlichem Muthe beſtürmt, aber mit eben ſo großer Tapferkeit vertheidiget. Moez ſah ſich endlich gezwungen, ſich mit einem ſehr beträchlichen Verluſte wieder in ſein Lager zurückzuziehen. Indeſſen fingen die Soldaten, welche vom Kampfe ſehr ermüdet waren, und ihren Vorrath wieder zu Ende gehen ſahen, neuerdings zu murren an, doch ſieh — kaum blinken die Sterne am Himmel, als der Zug der Engel wieder naht, und 1000 Kamehle mit ſich führt, welche mit allen Lebensbedürfniſſen beladen waren. Moez, von dieſem Wunder benachrichtiget, befahl den Führer anzuhalten, und in ſein Zelt zu bringen. „Großmüthiger!“ redete ihn Moez an: „Woher kommſt du?“ — „Von Amaſi.“ — „Wer ſandte dich?“ — „Ali-Mohamed.“ — „Was höre ich? mein Feind!“ — „Er ſelbſt, Herr!“ — Welchen Beweggrund konnte er haben, mir Hilfe zu leiſten?“ — „Die Menſchlichkeit! Geh“, ſprach er zu mir, „und bringe dieſe Lebensmittel in Moez's Lager! Wenn es unmöglich iſt, dem Sultan zu verbergen, wer ſie ſandte, ſo ſprich zu ihm: „Ihr greifet uns am Tage an, wir betrachten euch da als unſere Feinde, und kämpfen gegen euch, wie es tapfern Kriegern geziemt; zur Nachtzeit laßt Ihr uns ruhig und wir betrachten Euch da als Reiſende, als Brüder, die uns um Gaſtfreundſchaft anſprechen; wir haben Mitleid mit Eurer Noth, und kommen zu eurer Hilfe herbei.“ — „Sklave,“ antwortete Moez, nach einem Augenblicke des Stillſchweigens, „dein Herr beſitzt eine edle, großmüthige Seele, aber lerne, daß Moez ihm an Edelmuth und Großmuth nicht nachſtehe. Ich habe ihn durch die Waffen überwunden, ich will auch durch Tugenden über ihn ſiegen. Dreitauſend Gefangene befinden ſich in meinem Lager, ich ſende ſie deinem Herrn unbedingt zurück. Mögen ſie neuerdings die Waffen gegen mich ergreifen, ſie ſind frei, ich fürchte ſie nicht. Morgen mit dem Aufgang der Sonne führe du ſelbſt ſie dem zurück, der dich ſandte, und auch die 1000 Kamehle, welche den Meinigen Lebensmittel brachten, ſollen dir mit koſtbaren Geſchenken beladen nach Amaſi folgen.

Am andern Morgen wurde dieſer Befehl befolgt. Man gab den 3000 Gefangenen ihre Waffen zurück, und ließ ſie frei ziehen. Unermeßliche Schätze: die ſchönſten perſiſchen Tapeten, Geſchirre von Gold und Silber und viele andere ſeltene Koſtbarkeiten wurden in die belagerte Stadt gebracht und als Geſchenk, nicht aber als Lohn einer Wohlthat dargeboten.

Indeſſen hatte Moez Anordnungen zu einem neuen Angriffe Ali's getroffen. Die Beſatzung von Amaſi hielt ſich bereit, einem neuen Sturme zu begegnen. Die Leitern wurden angelegt, und Moez's Soldaten, angeeifert durch die Gegenwart des Sultans, welcher ſie ſelbſt anführte, wirkten Wunder der Tapferkeit. Beſonders zeichnete ſich der kühne Nervan durch ſeinen Muth mitten unter den Kriegern aus; er focht an der Seite ſeines Herrn, oder vielmehr ſeines Freundes. Durch ſeinen unbezwingbaren Eifer fortgetrieben, erſtieg er Einer der Erſten den Wall. Er ſah in dieſem Augenblicke nicht, daß ihm nur ein kleines Häuflein der Seinigen folgte; lange hielt er ſich auf dem Walle, und ſuchte ſich den Weg über Leichen zu bahnen, endlich aber ſah er ſich umrungen, allein kämpfte er noch gegen eine Schaar von Feinden, bis ihn die Kraft verließ; er fiel, und die Soldaten, welche Zeugen von dem Falle des jungen Helden waren, erfüllten mit lautem Klaggeſchrei die Lüfte. Die Nachricht von Nervan's Tode brachte das Heer in Unordnung; aber Niemand vermag den Schmerz und die Wuth Moez's zu malen, als er das Unglück vernahm. Er flog von Glied zu Glied, er ſuchte den Muth der Krieger durch Beredſamkeit und Beiſpiel anzufachen, er athmete nur Rache. — Allein, alles war vergebens. Die Sturmleitern waren durch Steine, welche die Belagerten herabſchütteten, gebrochen und die Soldaten in den Abgrund geſtürzt. Ali verfolgte dieſe Vortheile; er wagte mit einem Theile der Beſatzung einen Ausfall, und ſtürzte wie ein Blitz auf die ermüdeten Feinde los. Der verzweifelte Moez retirirte mit wüthenden Blicken auf Amaſi, doch kehrte er nicht eher in ſein Lager zurück, bis er Mahomed gezwungen hatte, ſich wieder hinter die Mauern der belagerten Stadt zu flüchten.

Die Nacht trat ein, und ihr wohlthätiges Dunkel machte der Schlacht ein Ende. Die Luft war rein und kein Laut ertönte, die Sterne glänzten am unermeßlichen Himmelsbogen, und der Mond beleuchtete mit ſeinen ſanften Strahlen die Gegend. Moez trat aus ſeinem Zelte und ging langſam an dem Ufer des Caſalmach hin, deſſen friſche und helle Waſſer hart an ſeinem Zelte dahinrauſchten. Er dachte an ſeinen Freund. „Ach!“ rief er mit Thränen aus,

„theurer Nervan! ich habe dich auf ewig verloren, ich ſah dich unter den Streichen der Feinde fallen, und konnte dich nicht rächen. Ach, warum fiel ich nicht neben dir? Unſere Gedanken und unſere Gefühle waren eins, warum war uns nicht auch dasſelbe Schickſal gegönnt? Ich liebte dich wie die Ehre, und nur Zoraide theilte mit dir mein ganzes Herz. — Ehre! Liebe! Macht! Ihr ſeid nie im Stande, mich über den Verluſt meines Freundes zu tröſten.“ — So ſprach er, und in demſelben Augenblicke wurde er in der Dunkelheit einen Jüngling gewahr, deſſen Geſtalt und Gang ihm Nervan's Bild lebhaft zurückrief. „Unglücklicher Freund!“ rief Moez, „iſt's dein Geiſt, den ich hier erblicke?“ — „Nein, nein, es iſt Nervan ſelbſt,“ tönte es ihm mit bekannter Stimme entgegen. — „Nervan! gerechter Himmel, durch welches Wunder? — Ja, ja, es iſt Nervan, es iſt mein Freund, den ich an mein Herz drücke?“

Dieſes Geſpräch wurde durch das Herannahen eines zahlreichen Geleites unterbrochen. Ein Abgeſandter Mohamed's näherte ſich dem Sultan, und ſprach: „Tapferer Sultan! Ali-Mohamed, mein Herr ſandte mich zu dir, um ſo in ſeinem Namen zu dir zu ſprechen:

„Ich danke dir, Moez, für das unſchätzbare Geſchenk, welches du mir gemacht haſt; du haſt mir 3000 Gefangene zurückgeſandt, welche in deinem Lager, entfernt von ihren Freunden und ihrer Familie, ſchmachteten. Es ſind meine Kinder, welche du mir zurückgabſt, denn ich ſehe alle meine Unterthanen für meine Kinder an. Ach! hätteſt du die Ergießungen der Freude mit anſehen können, als ſie ihre Väter Weiber, Brüder und Kinder umarmten. Ich war Zeuge dieſes Schauſpiels, und es hat mein Herz ergriffen. „Unglückliche!“ rief ich aus, „die Ihr den ſüßeſten Freuden der Natur den Krieg erklärt. Moez iſt mein Feind, weil er es ſeyn wollte, aber ich bekämpfe nur ſeinen Ehrgeiz, denn dieſer iſt's, der mich angreift, nicht ſeine Feindſchaft. Nervan, ſein Freund, mag zu ihm zurückkehren. Friede denjenigen, die ſich lieben; laßt uns ihnen nicht die größte Wohlthat des Himmels rauben.“ Zugleich, Moez, ſende ich dir die großen Schätze zurück, womit du mich beſchenken wollteſt. Was ſollen mir alle Schätze der Erde? Wenn Amaſi mein bleibt, ſo bin ich reich genug, und muß ich Amaſi verlieren, ſo bin ich feſt entſchloſſen, mich und das Volk, welches Gott mir anvertraut hat, unter deſſen Trümmern zu begraben.“

„Sklave,“ nahm Moez das Wort, wie kann ich die Großmuth deines Herrn vergelten?“ — „Dieſe Vergeltung ſteht nicht in deiner Macht, Sultan!“ — „So glaubt er alſo größer zu ſeyn als ich?“ — „Er iſt groß, weil er es nicht zu ſeyn glaubt.“ — „Ich bewundere ſeine Tugend, aber ſie kann mich nicht erſchüttern, ich werde ſie nachahmen, vielleicht übertreffen.“ — „Übertreffen? das kannſt du nicht; denn du biſt ein Menſch.“ — „Dein Herr fürchtet mich?“ — „Er fürchtet nur Gott.“ — „Er ſucht mich zu entwaffnen.“ — „Du biſt zu groß, als daß er dieſes hoffen dürfte.“ — „Warum will er ſich mir nicht unterwerfen?“ — „Er darf ſich nur Gott unterwerfen, in ſeiner Hand liegt das Schickſal der Könige.“ — „Sklave!“ ſprach Moez, „mir gefallen deine Antworten, ſie ſind edel und würdig deſſen, der dich ſendet. Komm, feiere mit uns die Wiederkehr eines

Freundes. Komm, theurer Nervan, wir wollen uns der reinſten Freude überlaſſen. Ich habe das größte der Güter wiedergefunden, einen wahren Freund. Alles, was mich umgibt, theile meine Freude mit mir!“

Der Sultan befahl ein herrliches Feſt zuzubereiten. Die Zelte wurden beleuchtet, die ausgeſuchteſten Gerichte zierten die reich beſetzten Tafeln. Hundert geſchickte Tonkünſtler entzückten das Ohr durch harmoniſche Muſikſtücke. Die ſchöne Zoraide war die Königin des Feſtes, zu deſſen Verſchönerung ſie auch das Meiſte beitrug. Moez, welcher zwiſchen ſeiner Geliebten und ſeinem Freunde ſaß, genoß Alles, was die Freundſchaft Zärtliches, und die Liebe Süßes hat.

Nach dem Mahle gab Zoraide ein Zeichen, da näherte ſich eine Gruppe von jungen Tänzerinnen und ſchwebte mitten unter einem Nebel von Wohlgerüchen herum. Zoraide nahm die Laute und ſang in dem Augenblicke, als ihre jungen Gefährtinnen ausruheten, folgendes Lied, welches ſie ſelbſt gedichtet hatte.

Freundſchaft! Himmelstochter, dieſe Freuden
  Werden alle dir allein geweiht,
Schüchtern naht die Liebe, und beſcheiden,
  Spricht zu dir ſie voll von Bangigkeit:
Ich verlange keine eig'ne Krone,
  Kann nicht herrſchen, bin ja klein und blind,
Gönn' ein Plätzchen nur auf deinem Throne
  Mir, dem armen unbeholf'nen Kind.

Gern will ich die Herzen mit dir theilen,
  Theile du ſie immer auch mit mir,

Welche ich verwundet, kannſt du heilen;
Zieh ſie doch nicht ganz allein zu dir.
Ich verlange keine eig'ne Krone,
Kann nicht herrſchen, bin ja klein und blind,
Gönn' ein Plätzchen nur auf deinem Throne
Mir, dem armen unbeholf'nen Kind.

Oft tratſt du mir tröſtend ſchon entgegen,
Trockneteſt mein Aug' voll Freundlichkeit,
Oft hab' ich auch dir auf deinen Wegen
Manches Freudenblümchen vorgeſtreut.
Ich verlange keine eig'ne Krone,
Kann nicht herrſchen, bin ja klein und blind,
Gönn' ein Plätzchen nur auf deinem Throne
Mir, dem armen unbeholf'nen Kind.

Ich bin wankelmüthig wie die Jugend,
Du feſt und beſtändig wie die Zeit,
Jeder Tag beſtärket deine Tugend,
Meine ſchwindet mit dem Frühlingskleid.
Ich verlange keine eig'ne Krone,
Kann nicht herrſchen, bin ja klein und blind,
Gönn' ein Plätzchen nur auf deinem Throne
Mir, dem armen unbeholf'nen Kind.

Willſt du den Orangenbaum vernichten,
Deſſen Duft Zephyre zu uns weh'n,
Weil da zwiſchen purpurfarbnen Früchten
Auch die weißen zarten Blüthen ſteh'n?
Ich verlange keine eig'ne Krone,
Kann nicht herrſchen, bin ja klein und blind,
Gönn' ein Plätzchen nur auf deinem Throne
Mir, dem armen unbeholf'nen Kind.

So hatte Zoraide ihre zärtliche Unruhe ausgedrückt. Sie fürchtete, die Freundſchaft möchte Moez ganzes Herz erfüllen. Der Sultan beruhigte ſie, und indem er bald ſeine Geliebte, bald ſeinen Freund an ſein Herz drückte, ſprach er zu ihr: „Fürchte nichts, theure Zoraide! dieſes Herz liebt Euch beide. Die ſtärkſte aller Leidenſchaften herrſcht hier mit dem zarteſten und reinſten aller Gefühle.“

Das Feſt war zu Ende, und die ermüdeten Gäſte begaben ſich in ihre Zelte, um der Ruhe zu genießen. Moez wünſchte, daß der Abgeſandte Ali's bis zum künftigen Morgen in ſeinem Lager bleibe. Er befahl ſeinen Sklaven, ihm das weichſte Bett von Eiderdunen zu bereiten, und ihn mit den koſtbarſten Teppichen zu bedecken.

Seine Befehle wurden ſogleich erfüllt. Alles ſchlummerte ſchon um ihn, nur er allein konnte kein Auge ſchließen.

Der Edelmuth ſeines Feindes quälte ihn. Umſonſt ſuchte er in ſeinem Herzen die Mittel, Mohamed an Großmuth zu übertreffen. „Wie,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „auf der Erde ſoll noch ein größerer Mann leben, als ich, und dieſer größere wäre Ali-Mohamed, er, den ich überwunden, den ich faſt aus ſeinem ganzen Reiche vertrieben habe? Man würde einſt auf ſeinen Grabſtein ſchreiben: Hier ruht ein Beſiegter, der größer war als ſein Sieger. Warum führe ich den Krieg? Etwa um Menſchen zu morden? O nein, um mir Ehre zu gewinnen, Ehre, den würdigen Lohn edler und großmüthiger Thaten. — Ja, dieſen Lohn will ich verdienen. Ein neuer Kampf beginne zwiſchen mir und meinem Feinde. Er triumphirt ſchon. O Himmel! laß auch mich triumphiren.“

Die erſten Strahlen der Sonne erleuchteten ſchon die Wälle von Amaſi. Im Lager war alles ſchon in Bewegung; die Heerführer kamen, Moez's Anordnungen und Befehle zu vernehmen, und der Geſandte Mohamed's bat um die Erlaubniß, in die Stadt zurückkehren zu dürfen. Moez ſprach erröthend zu ihm: „Ich ſende dich zu deinem Herrn zurück; ſage ihm, daß ich ſeinen Edelmuth bewundere, und daß es meine größte Marter ſei, ihn nicht nachahmen zu können.“ Der Geſandte entfernte ſich. Bald darauf näherte ſich ein Mann mit einem düſteren, aber verſchmitzten Geſichte dem Sultan, und bat, ihn allein ſprechen zu dürfen. Moez gab ſeinem Gefolge ein Zeichen, ſich zu entfernen, und der Fremde, ſich zu ſeinen Füßen werfend, ſprach alſo: „Ich bin ein Einwohner von Amaſi, dein Feind hat mir ſeit langer Zeit ſein Vertrauen geſchenkt, aber ich bin müde, ihm zu dienen. Der Ruf von deiner Großmuth hat mich zu deinen Füßen geführt. Ich will der treueſte und ergebenſte deiner Sklaven ſeyn.“ — „Wie,“ rief Moez erſtaunt, „du könnteſt Mohamed verlaſſen?“ — „Ich will ihn nicht allein verlaſſen, ich will ihn auch in deine Hände liefern.“ — „Wie? auf welche Art?“ — „Ich weiß in dem Felſen vor der Stadt einen geheimen Eingang, er führt in die Stadt, und zwar gerade in Mohamed's Pallaſt. Mir hat er ſelbſt dieſes wichtige Geheimniß vertraut, welches nur wenige ſeiner treueſten Diener wiſſen.“ — „Gerechter Himmel!“ rief hier Moez mit unbeſchreiblicher Freude aus, „wie ſehr danke ich dir! du haſt in meinem Herzen geleſen, du ſchenkteſt mir deinen Beiſtand. Warte, warte,“ ſprach er zu dem Unbekannten, „ich will dich belohnen, wie du es verdienſt. Du weißt gar nicht, was für einen großen Dienſt du mir geleiſtet.« Er trat aus ſeinem Zelte, befahl, daß man den Abgeſandten Ali's auf der Stelle zurückberufe, und ſprach zu ihm: »Nimm dieſen Verräther mit dir, und ſage, demjenigen, der dich ſandte: Du haſt großmüthig Moez den Freund ſeines Herzens zurückgegeben; der dankbare Moez liefert dafür deinen grauſamſten Feind in deine Hände, einen Elenden, der dein Vertrauen mißbrauchte, um dich zu verrathen. Wenn Moez es gewollt hätte, wäreſt du ſelbſt morgen in ſeiner Gewalt, aber er ſprach: Ewige Schande denjenigen, die, um ihre Feinde zu überwinden, ſich der Verderblichkeit und Niederträchtigkeit Anderer bedienen. Treuloſigkeit darf nie das Werk des Muthes ſeyn, nur die Feigheit kann ſich des Feigen bedienen. Den Verräther begünſtigen, heißt ſo tief herabſinken, als er, aus dem Verrathe Nutzen ziehen, iſt das ſchändlichſte aller Laſter, und der es thut, iſt kein Krieger, ſondern ein Meuchelmörder.«

Kaum war der Geſandte in Amaſi angelangt, als die Trompeten ſchon einen neuen Kampf verkündeten. Moez ſah auf den Gebirgen, welche die Stadt umgaben, Waffen blinken und Fahnen wehen. Man brachte ihm die Nachricht, daß ein Heer von 10,000 Mann Mohamed zu Hilfe gekommen, und ſich der Gebirge bemächtiget habe. Er fühlte ſeiner Seits die Nothwendigkeit, dieſe vortheilhafte Stellung zu gewinnen. So ſchwer auch immer dieſe Unternehmung war, Moez zauderte nicht einen Augenblick. Er lenkte faſt alle ſeine Streitkräfte nach dieſer Seite, und ließ nur ein kleines Corps zur Bewachung des Lagers zurück. Das feindliche Heer behauptete ſeine Stellung mit Hartnäckigkeit und Muth, doch wurde es endlich gezwungen, ſie zu verlaſſen. Schon war ein Theil der Gebirge von Moez's Soldaten gewonnen, als die Nacht dem halbgekrönten Sieg Einhalt that. Er kehrte in ſein Lager zurück; allein wie groß war ſeine Beſtürzung, als er die Wachen in ihrem Blute, und das Lager geplündert fand. Schrecken rieſelte durch ſeine Seele, und ſein Blut ſtarrte in ſeinen Adern. „Wo iſt Zoraide?“ — Vergebens rief er ihren Namen hundertmal, Zoraide antwortete nicht.

Endlich ſah er einen alten Sklaven, der blutend aus den aufgehäuften Leichen hervorkroch und zu ihm ſprach: „O mein theurer Herr, jene, die du rufeſt, iſt in den Händen deiner Feinde. Während du auf den Gebirgen kämpfteſt, fielen ſie unſer Lager an, tödteten deine treuen Krieger oder ſchleppten ſie gefangen mit ſich fort, denn unſere Anzahl war zu klein, das Lager zu vertheidigen. Auch Zoraiden und ihre Gefährtinnen führten ſie mit ſich. O Herr! läge ich lieber todt hier unter meinen Kameraden, als daß es gerade mir aufbehalten war, dir eine Nachricht anzukündigen, welche dein Herz zerreißt.“

„Wie?“ ſchrie Moez mit einer Wuth, die keinen Ausdruck hat, „Zoraide in ihrer Gewalt, und ich unvermögend, ſie ihnen zu entreißen? — Das Theuerſte, was ich auf dieſer Welt hatte, Zoraide, meine Geliebte, mein Weib, in Mohamed's Gewalt, und ich lebe noch? Warum hat mir der Grauſame nicht lieber die Früchte aller meiner Siege entriſſen? Aber Zoraide! — O Barbaren! Ihr ſollt mir dieſen augenblicklichen Triumph theuer bezahlen. Ihr macht eine Thräne fließen, ich werde dafür Ströme

Blutes fließen machen. Ja, wenn ich in dieſe verhaßte Stadt einziehe, ſo ſoll ſie in Aſche über den Leichen ihrer Bewohner zuſammenſinken.“

So überließ ſich Moez ſeiner Verzweiflung. Zitternd blickten ihn ſeine Heerführer und ſeine Höflinge an. Nur Nervan wagte es, ſich ihm zu nähern, und verſuchte es, ſeinen Schmerz durch Troſt zu lindern. Allein Moez ſtieß ihn von ſich, und ſprach, indem er mit grimmigen Blicken in ſeinem Zelte auf und nieder ging:

„Geh, geh, ich habe alles verloren, was ich liebe, ich bedarf deiner nicht mehr.“

Indeſſen hatte ſich der Sturm in ſeiner Seele nach und nach gelegt, und die Hoffnung goß lindernden Balſam in die tiefe Wunde ſeiner Seele. „Kennſt du Mohamed nicht?“ ſprach er zu ſich ſelbſt. „Welche Proben ſeiner Großmuth hat er dir nicht ſchon gegeben? Nervan war in ſeinen Händen, Nervan, einer ſeiner furchtbarſten Feinde! Doch er wußte, welche Bande dich an Nervan ketteten, und ſandte ihn dir zurück. Vielleicht, wenn er von Zoraiden hört— — Doch was ſchwärmſt du? Unſinniger! Wenn er Zoraiden geſehen hat, iſt er gewiß ſeines Herzens ſelbſt nicht mehr mächtig! Heiße Liebe für das himmliſche Geſchöpf wird in ſeinem Buſen auflodern, und nie gibt er dir dieſen koſtbaren Schatz mehr zurück. Vielleicht ſteht er in dieſem Augenblicke vor ihr, ſpricht mit treuloſer Zärtlichkeit zu ihr, und ſucht den Weg zu ihrem Herzen, um mein Bild daraus zu verbannen. Gewiß, er wendet alle Künſte der Verführung: Verſprechungen, Drohungen an. — O daß ich in dieſem

Augenblicke in ſeinen Pallaſt dringen, ihm die ſchöne Beute entreißen, und dieſen Dolch in ſein Herz bohren könnte.«

Die Sonne ſtieg herauf, und Moez hatte kein Auge geſchloſſen. Er ging in einer Art von Bewußtloſigkeit längſt ſeinem Zelte hin. Niemand wagte ſich ihm zu nähern, man kannte ihn zu ſehr, und fürchtete mit Recht die Heftigkeit der Leidenſchaft in dieſer unbezähmten Seele. Das ganze Heer erwartete ſeine Befehle, die noch nicht gegeben waren. Moez vergaß ſeine Siege, ſein Heer, ſeinen Ehrgeiz. Mehre befriedigte Leidenſchaften können zugleich in einer ruhigen Seele wohnen, doch wenn eine dieſer Leidenſchaften aufgereizt iſt, ſo iſt der Menſch nicht ſtark genug, ſie mit den übrigen in's Gleichgewicht zu bringen. So iſt ein Fluß, der durch das Gewitter angeſchwollen iſt, er bräuſt, und wirft Alles aus, was in ſeinem Schooße lebt, da doch ſonſt ſeine Wellen ſich nicht über ſeine Ufer erheben.

Die Sonne hatte ihre Bahn durchlaufen, und noch war Moez's Schickſal nicht geändert. Es kam kein neuer Abgeſandter ſeines Feindes, der ihm den geliebten Gegenſtand in die Arme geliefert hätte. Wenn er auch einen Augenblick Mohamed für ſo großmüthig hielt, von ihm Zoraiden wieder zu erlangen, ſo hatte er doch jetzt alle Hoffnung verloren. Nun überließ er ſich auch ganz ſeiner Wuth, und athmete nur Rache. Er faßte den Entſchluß, zur Nachtzeit ſelbſt nach Amaſi zu gehen. Er legte die koſtbaren Kleider ab, welche ihn ſeinen Feinden kenntlich machen könnten, hüllte ſich in den Anzug eines armeniſchen Kaufmanns, und befahl, daß ihm zwei Sklaven und viele Kamehle mit den ausgeſuchteſten Waaren folgen ſollten. Nach einem langen Umwege gelangte er auf die Straße, welche von Bagdad nach der Stadt führt, und bald darauf an das Thor von Amaſi.

Die Wachen ließen ihn ein, und einer ſeiner Sklaven, der die Stadt genau kannte, führte ihn in eine prächtige Karavanenherberge, welche hart an dem Pallaſte Mohamed's lag.

Kaum war er da eingetreten, ſo brannte er auch ſchon vor Begierde, um den Pallaſt, welcher Zoraiden einſchloß, herumzuſpüren, feſt entſchloſſen, ſie entweder den Händen ſeines Nebenbuhlers zu entreißen, oder zu ſterben. Doch bald wurde er einen Anführer Mohamed's gewahr, welcher mit einem zahlreichen Gefolge aus dem Pallaſte ging. Der Anführer näherte ſich dem Sultan, und ſprach zu ihm: „Mein Herr hat vernommen, daß ein Fremder in Amaſi angelangt ſei. Ali Mohamed weiß, was er Fremden ſchuldig iſt; er freut ſich, ihnen die Rechte der Gaſtfreundſchaft angedeihen zu laſſen, weß Standes ſie auch immer ſeyn mögen. Er ſendet mich zu dir, Herr, um dich zu bitten, ſeinen Pallaſt mit deiner Gegenwart zu beehren.“ — „Wenn das der Wunſch deines Herrn iſt,“ antwortete Moez ſtaunend, „ſo will ich ihn gern erfüllen. Geh, ich folge dir.“

Der Sultan ſtieg über die Treppe des Pallaſtes, man führte ihn durch mehre Säle, in welchen die größte Pracht herrſchte, und endlich trat er auch in jenen, in welchem Mohamed Fremde zu empfangen pflegte. Er näherte ſich dem Throne, worauf ſein Feind ſaß, und ſuchte die Wuth, die in ſeinem Innern tobte, zu verbergen. Er hob den Blick zu dem Manne empor, den er haßte, und den er nun zum erſten Male ſehen ſollte; allein, kaum hatte er ihn in's Auge gefaßt, ſo fühlte er, daß ſein Zorn nach und nach ſchwinde. Er blieb unbeweglich ſtehen, und heilige Ehrfurcht erfüllte ſein Herz. Er war bereit die Knie vor dem zu beugen, den er zu morden gekommen war. Er konnte ſich nicht erwehren, dieſes edle Antlitz zu bewundern, auf welchem Muth und Sanftmuth, Größe, Einfalt, Gefühl und Ruhe zugleich thronten.

Mohamed bemerkte das. Er ſtieg vom Throne, näherte ſich ihm gütig, und ſprach mit einem himmliſchen Lächeln zu ihm: »Fremdling! ſei mir willkommen. Ich frage dich weder um deinen Namen, noch um dein Vaterland. Du biſt ein Menſch, und ich bin dein Bruder. Gewiß iſt der Beweggrund, der dich in dieſe Stadt führt, in welcher ich herrſche, unſchuldig; denn ich habe dir nie Übles zugefügt, und will dir wohl.«

Moez war verwirrt und ſchwieg. Mohamed befahl einer Schaar von Sklaven ihn in das ſchönſte Gemach zu führen, und reich zu bekleiden, zugleich lud er ihn ein, ſein Abendmahl mit ihm zu theilen. Moez entfernte ſich auf einige Augenblicke, und trat dann wieder in Kleidern, welche ſeinem Range angemeſſen waren, in einen prächtig erleuchteten Saal, wo Mohamed, von den Großen ſeines Reiches umgeben, ſich eben zu einer mit den ausgeſuchteſten Speiſen beſetzten Tafel zu ſetzen im Begriffe ſtand. Der Ehrenplatz wurde dem Fremden angeboten, deſſen ausgezeichnete Geſtalt und edle Geſichtszüge alle Augen auf ſich zogen, und Staunen und Bewunderung erregten.

Bald herrſchte die reinſte ungezwungenſte Freiheit unter allen Gäſten; der Geiſt zeigte ſich mit jener edlen Unbefangenheit, die ihm erſt den wahren Reiz gibt.

Mohamed's Höflinge glichen in keinem Punkte anderen Höflingen der Großen, ſie waren ſeine Freunde, denen erprobte Redlichkeit und Treue das Recht gaben, alles zu ſagen, was ſie dachten und fühlten.

Mohamed bemerkte das Erſtaunen des Fremden. Er nahm das Wort und ſprach zu ihm: „Du biſt darob verwundert, Freimüthigkeit und Freundſchaft an meinem Tiſche ſitzen, und mich auf dem Throne eben ſo glücklich zu ſehen, als ob ich gar nicht regierte?“

„Du nennſt dich glücklich,“ rief Moez, „und ein furchtbarer Feind ſteht vor deinem Throne? — Vielleicht in wenigen Tagen ſtürzt dein Thron über dir zuſammen, und begräbt dich unter ſeinem Schutte, dein Schickſal hängt von Moez ab, und du nennſt dich doch glücklich?“ — „Fremdling,“ antwortete Mohamed, „mein Schickſal liegt in den Händen Gottes. Dieſer Gott konnte auch vor 10 Jahren meinen Thron mit ſeinem Hauche umſtürzen, und doch war ich glücklich. Seitdem hat ſich mein Schickſal nicht geändert, ich hänge noch immer von demſelben Herrn ab und Moez unterliegt, eben ſo wie ich, den ewigen Rathſchlüſſen desjenigen, der allmächtig iſt. Doch laß uns von einem Gegenſtand abbrechen, welcher, obſchon er meinen Seelenfrieden nicht trübt, doch nicht dazu taugt, ein Feſt zu erheitern.“

In demſelben Augenblicke wurde die Tafel mit den ausgeſuchteſten Früchten und herrlichſten Blumen bedeckt. Vaſen vom reinſten und glänzendſten Kryſtall wurden mit den köſtlichſten Weinen gefüllt. In der Mitte der Tafel blendete ein künſtlicher Pfau, deſſen Federn mit Smaragden beſäet waren, Aller Augen. Auf einmal entfaltete der Vogel, durch die Wirkung einer unſichtbaren Mechanik, ein majeſtätiſches Rad, und alle Wohlgerüche Arabiens, welche aus jeder ſeiner Federn herausſpritzten, fielen, gleich einem Regen über balſamirte Blumen und Früchte. Eine Sphärenmuſik ertönte, und die ſchönſten Tänzerinnen ſchwebten herbei, um bei einem Feſte alle Reize der Anmuth zu entwickeln, wobei Mohamed alle Pracht des aſiatiſchen Aufwandes entfaltet hatte. Immer vergrößerte ſich die Fröhlichkeit der Gäſte, und ſelbſt Mohamed überließ ſich, ohne dadurch ſeiner Würde etwas zu vergeben, dem ungezwungenſten Vergnügen. Moez betrachtete ihn mit dem tiefſten Stillſchweigen. Er dachte an Zoraiden, ſeine Wuth entflammte auf's Neue, und ſeine Rechte drückte ſich an den Dolch, den er in ſeinem Buſen verborgen hielt. — Mohamed redete ihn folgendermaßen an: „Fremdling! dieſes Feſt ward deinetwegen veranſtaltet, und du weigerſt dich, unſer Vergnügen zu theilen? — Warum verbreitet ſich dieſe düſtere Nebelwolke über das Antlitz meines Gaſtes?“ — „Ali,“ antwortete Moez, „eine heftige Leidenſchaft zerreißt mein Herz. Mein Feind hat mir den Gegenſtand meiner zärtlichſten Liebe geraubt. Er hält ſie in ſeinem Serail gefangen. Sie ſeufzt über meine Entfernung, und vermuthlich auch über die Nachſtellungen ihres Räubers. Die Rache führte mich hieher nach Amaſi. Ich bin gekommen, um einen Dolch in das Herz meines Feindes zu ſtoßen, und ſo entweder ſelbſt zu Grunde zu gehen, oder meine Geliebte zu retten.“ — „Wie,“ verſetzte Mohamed, „du wollteſt dir ſelbſt das Recht nehmen? Haſt du gedacht, Amaſi werde von einem Barbaren regiert, und die Geſetze, welche den Schwächern gegen die Anmaßungen des Stärkern vertheidigen, ſeien uns unbekannt? Nein, Fremdling, meine ſchönſten Rechte laß ich mir nicht rauben; wenn deine Anſprüche giltig ſind, ſo werde ich dir deine Geliebte wieder geben, und den Räuber beſtrafen.“ — „Du, Mohamed!“ ſchrie Moez, in der heftigſten Gemüthsbewegung, „du mir Recht angedeihen laſſen? Du, der du Moez ein geliebtes Weib entriſſeſt, die du jetzt in deinem Serail verſchloſſen hältſt, gleich einer Sklavin, welche für deine Begierden beſtimmt iſt?“ — „Ich?“ antwortete Mohamed. — „Du ſelbſt, du brennſt für Zoraiden, du willſt ein Herz an dich reißen, worin Moez allein ewig herrſchen wird.“ — „Fremdling,“ ſprach Mohamed erröthend, „ich weiß nicht, wie du das Geheimniß einer entſtandenen Leidenſchaft entdeckt haſt, welches ich vor mir ſelbſt zu verbergen ſuchte. Ja, du haſt Recht, ich konnte Zoraiden nicht ſehen, ohne ſie zu lieben. Zum erſten Mal fühlte mein Herz ein ſüßes Erſtarren beim Anblick eines Weibes, und wirklich hatte ich ſchon den Plan gefaßt, Zoraiden's Schickſal an das meinige zu ketten.“ — „Dieſen Plan ſollſt du nicht ausführen, Unſinniger; Moez wird ſelbſt kommen, dir die Beute zu entreißen. Er iſt nicht weit, und die Rache folgt ihm.“ — „Ich fürchte ihn nicht,“ antwortete Mohamed ruhig, „das weiß er wohl; kömmt er als Feind, ſo werde ich mit ihm zu kämpfen wiſſen, kommt er aber als Freund, ſo werde ich ihm mein Herz und meine Schätze öffnen; — aber Zoraide werde ich ihm nicht zurückgeben.“ — „Hier ſteht er nun, der edle, großmüthige Mann, das ſind deine

Tugenden, mit denen du dich meſſen zu können wünſcheſt, Thörichter!“ — „Du mußt mir ſie doch zutrauen,“ antwortete Mohamed lächelnd, „da du ſo mit mir redeſt. Doch antworte mir nun, du, der du es wagſt, mir Lehren von Edelmuth und Uneigennützigkeit zu geben, antworte! Wenn Moez mir eine eben ſo ſchöne Sklavin, als Zoraide iſt, entriſſen hätte, wenn er dann, eben ſo wie ich, mit leidenſchaftlicher Liebe an dem Mädchen hinge, wäre er wohl ſo großmüthig geweſen, ſie mir zurückzugeben? — Du ſchweigſt? Antworte doch: Hat Moez geglaubt, daß ich ihm Zoraiden wiedergeben werde?“ — „Er glaubte es einen Augenblick, doch bald ſchwand dieſe Hoffnung aus ſeinem Herzen.“ — „Nun wohl, ſo war er ungerecht. Lerne mich ganz kennen, und glaube nicht, daß ich ein ſolcher Sklave meiner Leidenſchaften bin, um ihnen Gerechtigkeit und Tugend zu opfern. Ich habe Zoraiden geliebt, und liebe ſie noch, und doch iſt ſie in dieſem Augenblicke in Moez's Zelte.“ — „Gerechter Himmel! was höre ich? — Zoraide! O größter, großmüthigſter aller Sterblichen! Wie ſoll ich dich nennen? Biſt du ein Engel? Biſt du ein Gott? Kennſt du den, den du an deinem Tiſche aufnahmſt? — So wiſſe denn, ich bin Moez!“ — „Das wußte ich ſchon.“ — „Wie?“ — „Ein Mann wie Moez, kann ſich nicht verſtellen. Er hat nicht nothwendig ſich mit den Zeichen der Macht zu ſchmücken, um zu zeigen, daß er zum Befehlen geboren iſt. Einer meiner Anführer hat dich erkannt, doch wenn er es auch nicht geweſen wäre, ſo hätte ich dich erkannt. Indeſſen iſt die Nacht ſehr ſtark vorgerückt, du kannſt heute nicht mehr in dein Lager zurückkehren. Morgen, beim Aufgang der Sonne, zieh aus Amaſi, ein ſicheres Geleite ſoll dich bis zu den Vorpoſten deines Heeres bringen. Erlaube, daß für dieſe Nacht mein Pallaſt deine Freiſtätte ſei. Schlummere ruhig unter Mohamed's Dache, die Treue wird vor deiner Thüre wachen, ich habe nie eine andere Leibwache.“ Man führte den Sultan in das reichſte Gemach des Pallaſtes. Er legte ſich auf ein prächtiges Bett, und ſchlief mit jener ſüßen Ruhe, die man unter dem Dache eines Freundes genießt. Am andern Morgen brachte ihn ein anſehnliches Geleite aus den Mauern Amaſi's, bis an die erſten Zelte ſeines Lagers.

Moez fand ſein Heer in der lebhafteſten Bewegung. Die Anführer, unruhig über das Schickſal ihres Sultans, hatten alles zu einem allgemeinen Sturme bereitet. Sie zweifelten nicht länger, daß Moez in Amaſi entweder ermordet, oder von Mohamed gefangen genommen worden ſei. Sie brannten vor Begierde, ihn zu befreien oder zu rächen. Neuerdings hatte Moktaſi 50,000 Mann zur Verſtärkung geſandt, und wie groß auch der Muth der Belagerten ſei, unmöglich war es, daß ſie ſich mehr lange gegen ſolche Streitkräfte halten konnten. Moez fühlte ſein Herz von edler Freude heftig ſchlagen als er dieſe neuen Hilfstruppen ſah, er rief alle Führer ſeines Heeres zuſammen und ſprach, indem er ſich zu Nervan wendete: „Morgen, ja morgen will ich in Amaſi einziehen. Doch will ich, daß du, Nervan, früher als ich in die Mauern der Stadt eindringeſt. Geh zu Mohamed und ſag ihm in meinem Namen: „Der Sultan Moez iſt mit einem ſtarken Heere gekommen, dich zu belagern, aber du haſt ihn durch Edelmuth überwunden. Er ſelbſt iſt der Herold ſeiner Niederlage und deines Sieges. Er hielt ſich für groß, weil er ſtark war, aber er erkennt nun, daß du größer biſt als er, weil du tugendhaft biſt. Seine Größe iſt außer ihm, ſie beſteht in einem tapfern Heere, deine Größe iſt in dir, in deiner Seele. Dieſe hängt weder von Menſchen noch von Zufällen ab, und Mohamed wäre auch in einer Strohhütte noch größer als der mächtigſte König. Moez bittet dich um den Frieden und um deine Freundſchaft. Gegen Mohamed kriegen, hieße Gott den Krieg erklären, deſſen Ebenbild er iſt. Du ſollſt Amaſi und das ganze herrliche Land, welches dieſen Namen führt, behalten. Glücklich! tauſendmal glücklich jene Völker, welche unter deinem milden Zepter ſtehen.“ —

Wer könnte das Erſtaunen der Heerführer ſchildern? Wen ſollten ſie mehr bewundern, Moez oder Mohamed? Jenen Mann, der einen ſo ſeltenen Sieg davon trug, oder denjenigen der laut den Ruhm ſeines Überwinders verkündet?

Nervan eilte nach Amaſi, und noch an demſelben Abend öffneten ſich die Thore der Stadt den Kriegern Moez's. Nach der Aufnahme, welche ſie daſelbſt fanden, zu ſchließen, hätte man geglaubt, ſie kehrten nach einer langen Abweſenheit in ihre Vaterſtadt zurück.

Fünfzehn Tage nach einander war die Stadt beleuchtet, und das Waffengetümmel machte den verſchiedenſten Freudenfeſten Platz. Moez und Mohamed ſchwuren ſich ewige Freundſchaft, und ſie waren beide zu groß, um dieſen Schwur zu brechen. — Wenn ſich zwei ſchöne Seelen haſſen, ſo geſchieht es nur darum, weil ſie ſich nicht kennen.

Das Reſedaſtöckchen.

Gemälde aus dem Leben.

Ich war ſiebzehn Jahre alt, hübſch und blühend. Ich hatte ſchöne Zähne, ein lebhaftes Auge, ein ſchwarzgelocktes Köpfchen und ein kleines niedliches Füßchen. — Der Direktor einer herumziehenden Schauſpielergeſellſchaft kam nach der Hauptſtadt, ſah mich und verſicherte mir, daß ich Alles beſitze, was zu einer großen Schauſpielerin erforderlich ſei. Er ſchlug mir vor, ihm nach S* zu folgen. Meine Eltern waren geſtorben; ich hatte keine Verwandten, als eine alte Tante, welche froh war, meiner los zu werden. Dieſe willigte gerne in meine Abreiſe; allein Wilhelm, der Sohn eines unſerer Nachbarn, hörte dieſe Neuigkeit mit großem Schmerze. »Cäcilie!« ſprach er zu mir, »Sie wollen uns ſo ſchnell verlaſſen? — Was fehlt Ihnen denn hier? Sie verdienen ſich des Tages wenigſtens zwei Gulden mit Ihrer ſchönen Handarbeit; Ihre Tante hat auch ihr Auskommen, ſie iſt Logenſchließerin im Opernhaus, Sie ſind gekleidet wie eine Prinzeſſin, an Unterhaltungen mangelt es Ihnen auch nicht, denn Sie haben freien Eintritt in's Theater, und alle Sonntage tanzen wir mitſammen auf dem ſchönen Saale im Kreuz. — Was wollen

Sie denn in S* anfangen?“ — „Komödie ſpielen!“ — antwortete ich ihm. — „Ein trauriges Handwerk!“ erwiederte er mir. — „Doch immer beſſer, als für fremde Leute arbeiten,“ verſetzte ich. — Da ſchwieg er einen Augenblick tief gekränkt, zerdrückte eine Thräne in ſeinem ſchönen groſſen blauen Auge und fuhr dann fort: „Wohlan, wenn Sie durchaus reiſen wollen, in Gottesnamen, nehmen Sie wenigſtens vorher noch von mir dieſes Reſedaſtöckchen, welches ich Ihnen zum Geburtstagsangebinde gekauft habe.“

Ich nahm das Reſedaſtöckchen aus Wilhelm's Händen, ſetzte es auf mein Arbeitstiſchchen, und der gute Junge ſchlich betrübt davon.

Ein Jahr nachher erhielt ich zum Geburtstagsangebinde von einem jungen Offizier, der zu S* in Garniſon lag, und den ich in einer Kokettenrolle bezaubert hatte, alle Fenſter voll Blumentöpfe und eine Liebeserklärung in Verſen.

Im folgenden Jahre ſchickte mir ein reicher Kaufmann, welchem mein ſentimentaler Ton in einem Drama durch die Seele geſchnitten hatte, zu meinem Geburtstage zwei prächtige Kleider, ein Stück des feinſten Battiſtes, Bänder, Spitzen, Ringe, Ohrgehänge, Parfumes und Pomaden, einen ganzen Korb voll.

Ein Jahr nachher zwang mich ein alter Graf, den ich durch meinen beſcheidenen Blick und mein ſittſames Benehmen bezaubert hatte, zu meinem Geburtsfeſte ein Käſtchen voll des prächtigſten Schmuckes und eine glänzende Equipage von ihm anzunehmen.

So verbeſſerten ſich bis hieher meine Umſtände mit jedem Jahre, allein — ach! welche Veränderung erlitten ſie von nun an; meine Geburtstagsgeſchenke fielen jetzt eben ſo ſchnell an Werth, als ſie vorher geſtiegen waren.

Mein Direktor, der ſeine ganze Liebenswürdigkeit verloren hatte und ein Schlemmer geworden war, ſandte mir im künftigen Jahre zum Geburtstage eine Trüffelpaſtete und ſechs Bouteillen Wein.

Später war ich gar ſo weit zurückgekommen, daß ich mich beſcheiden mußte, von einem Schriftſteller ein Gedicht, und von einem Muſiker eine Serenade anzunehmen. — Endlich, endlich! — als ich die Rollen der Liebhaberinnen mit jenen der Mütter vertauſchte, bekam ich gar kein Geſchenk mehr zu meinem Geburtstage.

Allein noch weiter verfolgte mich das Schickſal; ich verlor meine Stimme und Alles das, was der Direktor, da er mich zum erſten Mal ſah, als Talent an mir rühmte, und mußte es noch für ein Glück ſchätzen, daß man mir in meiner Vaterſtadt die Logenſchließerſtelle meiner Tante gab, welche gerade geſtorben war.

Eines Abends, als ich nach der Oper in meine kleine Wohnung zurückkam, übergab man mir ein Reſedaſtöckchen mit einem Billete folgenden Inhaltes:

„Liebe Cäcilie! — Es iſt heute Ihr Geburtstag; es erinnerte Sie wohl Niemand daran, und Sie ſelbſt haben vielleicht darauf vergeſſen. Allein Wilhelm, der Sie heute ſah, ohne daß Sie ihn gewahr wurden, denkt noch daran. Er bittet Sie dieſes Reſedaſtöckchen von ihm anzunehmen. Möchten Sie dasſelbe mit gütigerer Miene anſehen und ſorgfältiger pflegen, als jenes, welches er Ihnen vor zwanzig Jahren überreichte.“

Dieſes Geſchenk Wilhelm's kränkte mich Anfangs; denn es ſchien mir, als wollte er mich damit höhnen, und ſchon wollte ich es zum Fenſter hinauswerfen, als ich fühlte, daß es ungewöhnlich ſchwer ſei. — Ich leerte die Erde aus und fand am Boden ein Beutelchen mit — mit 50 Dukaten.

Es glückte mir bald, meinen Wohlthäter aufzufinden; er verzieh mir großmüthig alle meine Fehltritte, theilte ſein Vermögen mit mir, und ich kann ſagen, ich bin ganz glücklich mit ihm.

Nie erſcheint mein Geburtstag, ohne daß ich folgende Betrachtung mache: — „Ihr lieben Mädchen, ahmt mich nicht nach, ſondern betragt euch ſo, daß ihr in jedem Alter einen Gatten, einen Sohn, oder einen Freund findet, der euch wenigſtens ein Reſedaſtöckchen zum Angebinde gibt.“

Der Invalide.

Eine kleine pſychologiſche Novelle.

Ich machte die Bekanntſchaft eines Engländers, der viel in der Welt geſehen und erlebt hatte, aber alles dieſes auch mit einer ſeltenen Anziehungskraft wieder zu erzählen wußte. In dem kleinen Cirkel, in welchen wir uns Abends gewöhnlich zuſammenfanden, war auch er es meiſtens, der das Wort führte, und wir Übrigen hingen dann mit Augen und Ohren an ihm. Eines Abends erzählte er uns folgende einfache, aber gewiß ſehr intereſſante Geſchichte, welche ich mittheilen will.

Ich hatte oft Gelegenheit, durch ein Dorf auf der Straße von Saint-Albans zu kommen, an deſſen Ende eine kleine, aber ſo nette, reinliche und freundliche Herberge liegt, daß ich gewöhnlich dort jedesmal abſtieg und mein Pferd ausruhen ließ. Dort war es, wo ich zum öftern einen alten Soldaten bemerkte, der ein Auge, einen Arm und ein Bein im Dienſte für ſein Vaterland verloren hatte, und daher mit dem vollſten Rechte den Reſt ſeiner Tage im Nichtsthun, oder eigentlich mit jenem Zeitvertreibe zubrachte, der ihm eben am beſten zuſagte. Während der angenehmen Jahreszeit ſaß er gewöhnlich auf einer Bank vor der Thüre der

Herberge, die Tabakspfeife im Munde und einen Krug Bier an ſeiner Seite. Im Winter änderte er ſeinen Standpunkt, er ſaß in der Stube, in einer Ecke am Kamin, aber der Pfeife und dem Bierkruge blieb er getreu. So freute er ſich auf ſeine Weiſe ſeines kärglichen halben Soldes und der theuer erkauften Ruhe. Während mein Pferd fraß, unterhielt ich mich öfters mit dem ehrwürdigen Alten vor dem Hauſe auf ſeiner Bank. Seine letzte Campagne hatte er in Spanien mitgemacht. Er ſprach über alle andern Gegenſtände mit der ſeinem Alter und ſeinem Stande eigenen Geſchwätzigkeit, nur wenn man ihn um ſeine letzten Militärdienſte fragte, ſo wurde er plötzlich düſter und ſtille, und man bemerkte leicht, daß es ihm unangenehm, ja ſogar peinlich ſei, darüber zu reden.

Was am meiſten meine Theilnahme für ihn in Anſpruch nahm, war ſeine Neigung für Kinder. Er war faſt immer von einem Haufen kleiner blondlockiger Schelme umgeben, und ich bemerkte öfters, wie die Gaſtwirthin ihr Kind in Windeln dem einen Arm dieſes Alten anvertraute, der nie glücklicher zu ſeyn ſchien, als bei einer ſolchen Verrichtung. Er nahm ſeine Pfeife aus dem Munde, vergaß den Bierkrug und dachte an nichts mehr als ſeinen kleinen Pflegebefohlenen zu liebkoſen und zu unterhalten, und ihn ſanft zu ſchaukeln, wenn er ſchläfrig war. Die bejahrteren Kinder drängten ſich rundum an ihn, kletterten auf ſeine Schultern, leerten ſeine Pfeife, ſtießen ſeinen Bierkrug um, nahmen ſich mit ihm alle möglichen Freiheiten, ohne auch nur im mindeſten ausgezankt zu werden. Inzwiſchen ſchien er doch in gewiſſen Momenten in düſteres Nachdenken verſunken. Manchmal, wenn er das auf ſeinen Knien eingeſchlummerte Kind betrachtete, rollten unwillkürlich Thränen über ſeine gefurchten Wangen hinab.

Ich kam eines Morgens wieder bei der Herberge vorüber. Der alte Soldat ſaß wie gewöhnlich vor der Thüre, von ſeinen kleinen Freunden umgeben; eines der Kinder, kaum drei Jahre alt, ſprang plötzlich vor meinem Wagen mitten in den Weg, und da mein Kutſcher die Pferde nicht ſo ſchnell zurückzuhalten im Stande war, kam es in die größte Gefahr, überfahren zu werden. Aber der Alte ſtürzte ſich ſchnell von ſeiner Bank her, faßte das Kind und ſchleuderte es zurück, er ſelbſt aber fiel dabei nieder, und eines der Räder ging ihm über den Körper.

Man hob ihn beſinnungslos auf. Wir trugen ihn auf ein Bett, und er kam in einigen Minuten wieder zu ſich, allein ſeine Wunde war ſo ſchwer, daß man von einem Augenblicke zum andern glaubte, er werde den Geiſt aufgeben. Die erſten Worte, die er ausrief, waren: „Das Kind! das Kind!“ Wir verſicherten ihm, das Kind ſei gerettet; er wollte uns nicht glauben, und wir mußten das kleine Geſchöpf holen laſſen und ihm zeigen. Sein Entzücken, als er es geſund und ohne Verletzung wiederſah, war unbeſchreiblich. Er weinte und lachte, drückte es an ſeine Bruſt, und man konnte es ihm nur wieder entwinden, als die Empfindungen ſeine Kräfte ſchon faſt ganz erſchöpft hatten.

Der Wundarzt erklärte, der arme Mann ſei äußerlich und innerlich zu ſehr verletzt, als daß Hoffnung zu ſeiner Geneſung vorhanden wäre. Er ſagte uns, wir möchten ihm alles geben, was er verlange.

Ich war die unſchuldige Urſache des Todes dieſes braven Mannes, natürlich ſuchte ich alles Mögliche hervor, um ihm die letzten Tage ſeines Lebens ſo angenehm als möglich zu machen, ich blieb dort im Gaſthofe und ſaß den ganzen Tag an ſeinem Bette. Man mußte ihm das Kind, welches er gerettet hatte, auf ſein ausdrückliches Verlangen öfters bringen. Von dem Augenblick, als ſich der Alte überzeugt hatte, daß der Kleine nicht den geringſten Schaden genommen hatte, war auch er ganz heiter und ruhig geworden. Er wußte, daß er ſterben müſſe, allein er ſchien das Ende ohne Traurigkeit zu erwarten, und die Wolken, welche ſich oft vor jener Begebenheit auf ſeiner Stirne gelagert hatten, waren jetzt ganz verſchwunden.

Am Abende vor ſeinem Tode befand ich mich allein bei ihm. Er bat mich um eine Herzſtärkung, und nachdem ich ihm ſelbe gereicht hatte, legte er ſeine Hand auf meinen Arm und ſprach alſo: „Mein Herr! wenn es Ihnen nicht zu viel Langweile macht, das Geſchwätz eines alten Mannes anzuhören, ſo würde es mir große Erleichterung verſchaffen, Ihnen etwas anzuvertrauen.“ Ich bat ihn zu ſprechen und er fuhr alſo fort: „Ich ſterbe ruhig und zufrieden, ich fühle mich jetzt glücklicher, als viele Jahre hindurch der Fall geweſen. Es lag mir etwas auf dem Herzen, wovon ich zwar noch nicht ganz befreit bin, aber deſſen Gewicht mich doch viel weniger drückt. Mit Hilfe der Vorſehung wurde ich das Werkzeug zur Rettung eines

Kindes. Wenn ich die Kraft habe, Ihnen eine Begebenheit meines Lebens zu erzählen, ſo werden Sie begreifen, mein Herr, welchen Balſam dieſer Gedanke in meine Seele gießen muß.“

Ich gab ihm einen Löffel voll ſtärkenden Trankes und er fuhr fort:

„Nach der Retraite der Franzoſen gegen Portugal und der Zurückgabe von Pajoz wurde die Diviſion, welcher ich gehörte, befehligt, eine Linie in der Mitte der Gebirge, welche die Nordſeite von Guadiana begrenzen, zu beſetzen. Einige Kompagnien unſeres Regiments bekamen Ordre, ſich eines Dorfes zu bemächtigen, welches die franzöſiſchen Truppen verlaſſen hatten.

Wir waren in einem rauhen, dürren und dazu noch rein ausgeplünderten Landſtriche marſchirt, der uns nicht das geringſte Hilfsmittel bot. Seit mehren Tagen hatten wir auch keinen Munitionswagen mehr geſehen und unſere Rationen waren elendiglich zuſammengeſchmolzen. Wir hatten keine Hoffnung viele bewohnte Stätten zu finden, und wenn wir in ein Dorf kamen, ſo war es von den fliehenden Franzoſen ſo ausgeplündert, daß wir kaum mehr eine Brotkrume fanden. Wir hielten übrigens ſtrenge Nachſuchung, weil wir dachten, die Bauern würden etwas verſteckt haben, und wohl gelang es uns in einigen Häuſern noch Wein zu finden. Ein Soldat, mein Herr! ein Soldat im ſtrengen Kriegsdienſte kennt kein größeres Vergnügen als Trinken, und ich geſtehe, das unſer kleines Detachement bald das ganze Dorf in Schrecken verſetzte.

Man durchſuchte alle Häuſer, und mancher arme Teufel, der ſo glücklich war, ſein letztes Fäßchen Wein vor den Feinden zu bewahren, ſah ſich jetzt gezwungen, es ſeinen Alliirten zu überlaſſen. Sie hätten ſehen ſollen, mein Herr! wie die Einwohner von allen Seiten flohen, die Einen ihr letztes Stück Brot, die Andern den letzten Krug Wein in den Händen, und wie ſie die Unſrigen mit von Ermattung wankenden, aber durch die Begierde beflügelten Schritten unter den fürchterlichſten Drohungen verfolgten.

Vino! vino! war der Ruf, den man überall vernahm. Ein engliſcher Soldat, mein Herr, kann alles entbehren, außer einem geiſtigen Getränke, und ich war nicht beſſer als die andern. Vino! vino! ſchrie auch ich einem erbarmungswürdigen Spanier zu, der mit Lumpen bedeckt war und unter ſeinem zerriſſenen Mantel etwas zu verbergen ſchien. „Vino non tengo (ich habe keinen Wein),“ antwortete er mir, indem er ſchnell zu entfliehen ſuchte. Ich lief ihm durch die Straße nach, allein er würde mir entkommen ſeyn, wenn ich ihm nicht durch eine Nebengaſſe den Weg abgeſchnitten hätte. Ich faßte ihn am Halſe mit einer Hand und ſetzte ihm mit der andern mein Bajonet auf die Bruſt, von Neuem ſchreiend: Wein, Wein her! „Non tengo vino, niño, niño es, (ich habe keinen Wein, ein kleines Kind iſt es)“ antwortete er ſo ängſtlich, ſo zagend, daß ich neuerdings mich feſt überzeugt hielt, er trage ein Fäßchen unter ſeinem Mantel verborgen. Schändlicher Lügner! ſchrie ich, du willſt mir deinen Wein nicht geben? ſo ſoll ihn die Erde ſaufen! und mit dieſen Worten ſtieß ich mein Bajonet mit Wuth in das, was er an ſeine Bruſt gedrücket hielt. O mein Herr! es floß wirklich kein Wein heraus, ſondern Blut, Menſchenblut. Ein entſetzlicher Schrei drang an mein Ohr und durch dieſes eiſigkalt in mein Herz. Der unglückliche Spanier zeigte mir ſein ſterbendes Kind, und ſeine ſtieren Augen ſagten mir kräftiger, als es Worte hätten thun können: Ungeheuer! biſt du nun geſättigt? Ich fiel auf meine Knie neben dem Kinde und ſuchte ſein Blut zurückzuhalten. Der unglückliche Vater ſah meine Reue, nahm meinen Beiſtand an, und wir verſuchten alles Mögliche, um das unſchuldige Opfer zu retten. Vergebens!

Sie können wohl denken, mein Herr, daß ein alter Soldat, wie ich, der ſein eigenes Leben nur mit dem Verluſt eines Auges, eines Armes und Fußes retten konnte, und der in mörderiſchen Schlachten den Tod in allen Geſtalten geſehen hatte, ihm auch ohne Furcht in's Auge blicken kann. Ich habe ihn oft für meine verwundeten Kameraden herbeigewünſcht, wenn ich ſie unter fürchterlichen Schmerzen da liegen ſah, noch öfter für mich ſelbſt. Ich habe den Tod fürchterlicher, heftiger, ſchneller geſehen, wenn eine Kugel das Herz eines Braven durchbohrte, während die Farbe der Geſundheit noch ſeine Wangen röthete. Aber nichts von Allem dem hat mich ſo ergriffen, als dieſes junge Leben langſam aus einer Wunde entſtrömen zu ſehen, welche ich ſelbſt einem unſchuldigen Weſen geſchlagen. Es war ein Irrthum, eine fixe Idee, ich wußte es wohl, und wiederholte es mir oft genug, wenn ich dieſe fürchterliche Stunde, dieſes blutige Schauſpiel Tag und

Nacht nicht aus meinem Gedächtniſſe bringen konnte, — allein Alles fruchtlos, dieſe grauſame Erinnerung hat mich nie mehr verlaſſen, und das Sterberöcheln des Kindes tönt noch immer an meine Ohren. Gott, mein Vater! ich danke dir, daß du mir die Rettung eines andern unſchuldigen Kindes gelingen ließeſt, ich ſterbe nun ruhiger.“

Und er ſtarb ruhiger.

Univ.-[illegible]
Re[illegible]

Inhalt.

Seite

Kapitän Rabe (Eine Scene aus dem Militärleben) . . 5

Das Nothwendige und das überflüſſige (Ein Mährchen) . 35

Die Baſe aus der Provinz (Einfache Geſchichte aus dem Engliſchen) 61

Der Unbekannte (Eine geheimnißvolle Geſchichte) . . . 91

Eine Nacht in der Diligence (Komiſche Skizze aus dem Leben eines meiner Freunde) 105

Die beiden Freunde, oder die Reiſe nach Mekka (Ein Mährchen) 113

Zwei Dornenkronen (Geſchichtliche Novelle) 136

Canova's Jugendliebe (Eine Künſtlernovelle) 145

Auge und Herz (Novelle) 155

Das Parkgitter 176

Der rothe Mantel (Ein Nachtſtück) 187

Die Schauſpielerin eines einzigen Abends (Erzählung aus den Zeiten Ludwig XVI. 197

Die Erſcheinungen auf dem Wege durch die Stadt (Allegoriſches Mährchen) 219

Der Nagelſchmied zu Paris (Biographiſche Skizze zur Beobachtnahme für Väter und Söhne) 245

Peter-Paul und Paul-Peter (Novelle) 255

Die Belagerung von Amaſi (Orientaliſche Erzählung) . 284

Das Reſedaſtöckchen (Gemälde aus dem Leben) . . . 308

Der Invalide (Eine kleine pſychologiſche Novelle) . . . 312.

J. F. Caſtelli's
ſämmtliche Werke.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Siebentes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

Druck von A. Pichler's Witwe.

J. F. Caſtelli's

Erzählungen.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Drittes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe.)

T 67/5

ERZIEHER AKADEMIE
DER
ADOLF-HITLER-SCHULEN

Gl. 3147.848 -7/8

Univ.-Bibliothek
Regensburg

200415

Der Blinde von Clermont.

Eine einfache Geſchichte.

I.

Der Entſchluß.

In einer kurzen Entfernung von der Stadt Clermont in Auvergne liegt ein Dörfchen, arm, wie ſeine Bewohner. In der elendeſten der Hütten desſelben lebte ein Mann mit ſeinem Weibe und acht Kindern. Dieſer Mann, Namens Chaſſagne, ſchien noch jung, denn ſein Ausſehen war gut und ſein Körper rüſtig; dennoch litten ſein Weib und ſeine Kinder Hunger; denn er konnte nichts thun, um Brot zu erwerben, da er ſtockblind war.

Eines Abends, im Mai, als das Weib eben friſches Stroh in einem Winkel der Hütte zum Nachtlager für die Kinder ausbreitete, ſprach der Mann mit leiſer, geheimnißvoller Stimme zu ihr: „Liebe Quenotte! wenn die Kinder ſchlafen, ſo melde es mir, ich habe dir etwas zu ſagen.“

Das Weib antwortete „Ja,“ aber Piare, der älteſte der Knaben, zehn Jahre alt, hatte dieſe Worte gehört, und nahm ſich vor, ja nicht einzuſchlafen, ſondern ſich nur ſo anzuſtellen, als ob er ſchliefe.

Als die arme Mutter glaubte, daß ihre Familie in Schlummer verſunken ſei, ſetzte ſie ſich, ihren Neugebornen auf dem Arm, auf eine alte, halb vermorſchte Bank und ſprach mit jenem Tone der üblen Laune, welcher nicht von Verdruß, ſondern von Traurigkeit und Reſignation herrührt: „Nun, mein armer Alter, was haſt du denn ſchon wieder für einen Plan im Kopfe?“

Der Auvergnate antwortete ſeufzend: „Ich bin dir zur Laſt, meine gute Quenotte, du plagſt dich zu Tode, und wenn ich meinen Appetit nicht mäßigte, ſo würde ich allein alles verzehren, was du mit ſaurer Mühe erwirbſt. Höre, Weib! gib mir Einen von den Buben zum Führer mit, und morgen mit Anbruch des Tages geh' ich fort.“

„Und wohin?“

„Gott weiß!“

„Und du glaubſt wohl, daß ich dich mit deiner Unbehilflichkeit ſo fortlaſſen würde, damit dir auf dem Wege ein Unglück zuſtöße?“

„Ich begleite dich, Vater!“ ließ ſich plötzlich eine Stimme hinter ihnen vernehmen.

Die Mutter drehte den Kopf um, und erblickte Piare, wie er ſich eben auf ſeinem Stroh emporhob.

„Willſt du gleich ſchlafen, kleiner Taugenichts!“ grollte ihm die Mutter entgegen.

„Ich dachte, die Kinder ſchlafen,“ ſagte der Alte.

„Nein, Vater! ich habe nicht geſchlafen,“ antwortete Piare, und ſchlug ſeinen Arm um den Hals des Blinden, damit ihn die Mutter nicht mit Gewalt auf das Stroh zurückweiſen möchte, „und wenn du mich anhören willſt, ſo will ich dir etwas ſagen, was dir Freude machen wird, und der Mutter auch,“ ſetzte er ſchmeichelnd hinzu.

„Laſſ' ihn reden, Weib,“ ſagte Chaſſagne lächelnd.

Und der Knabe fuhr fort: „Vater, du weißt wohl, Richard, Richard, der ſo klein und ſo arm von hier weggegangen, und im vorigen Herbſt groß und reich, reich wie Herr Mathieu, der Doktor, der das hinkende Pferd hat, zurückgekommen iſt, Richard, der mich leſen lehrt — o! ich kenne ſchon alle Buchſtaben, ich werde dir's morgen zeigen, Vater — Richard hat das Alles durch Kaminkehren gewonnen. Das muß ein einträgliches Geſchäft ſeyn! Vater! ich will auch ein Kaminfeger werden. — Freilich, es iſt wahr, Richard hat ſich alle Abende vor dem Schlafengehen niedergekniet und gebetet: Mein Gott! verlaſſ' den kleinen Auvergnaten nicht!“

„Das iſt Alles ganz gut,“ fiel ihm der Vater in die Rede, „aber wo willſt du damit hinaus?“

„Habe nur Geduld, Vater,“ verſetzte Piare, und fuhr fort: „Richard hat mir eine Menge Geſchichten erzählt, ſchöne Geſchichten, und ſo lang waren ſie, daß ich immer eher eingeſchlafen bin, bevor ſie zu Ende kamen. Nun, am vorigen Abende hat er mir auch eine erzählt, aber bei der bin ich nicht eingeſchlafen. Stelle dir nur vor, Vater — aber wart, du mußt vorher wiſſen, daß Richard in Paris ſich einen Arm gebrochen, und daß man ihn in ein großes Haus getragen hat, wo alle Zimmer voll Betten waren, und alle Betten voll; — Richard ſagte mir ſogar, es wäre ein Menſch in zwei Betten gelegen — nein, nicht doch, zwei Menſchen in einem Bette, will ich ſagen. Nun, das war freilich nichts Außerordentliches; denn wir ſchlafen ja unſer acht in einem Bette. — Aber, das iſt alles eins, das iſt auch nicht die Hauptſache der Geſchichte. — Jetzt kommt das Schöne! — Stelle dir vor, Vater, jeden Morgen kam ein Mann in dieſes Haus, und der machte ganz unglaubliche Kunſtſtücke, für's Erſte machte er Richard's gebrochenen Arm wieder ganz; ſo ganz, daß er ihn gebrauchen kann, wie den andern, und dann kurirte er auch alle andern Krankheiten und Übel, alle, alle — du glaubſt es vielleicht nicht, aber ich ſchwör dir, daß mir's Richard geſagt hat. — Du hörſt mich doch, Vater?«

»Ja, Junge, fahre nur fort.«

»Siehſt du, deine Augen ſind immer ſo gleich ruhig, daß man nicht weiß, ob du zuhörſt oder nicht.«

»Das kommt daher, weil ich blind bin, mein Kind.«

»Ich weiß ja wohl, daß du blind biſt, und darum gefiel mir auch die Erzählung ſo ſehr; denn ſiehſt du, ich fragte Richard, ob der Mann auch Blinde kurirt hat? und er hat mir geſagt, ſein Bettkamerade ſei blind geweſen, ſo blind, daß er bei Tage nicht mehr geſehen hat, als bei Nacht, und der Mann hat ihn auch ſo gut kurirt, daß er dann Alles geſehen hat, Sonne, Mond und Sterne und Menſchen und Thiere, und daß er Rauchfänge kehren konnte und Alles thun, wie andere Menſchen.«

»Nun, das war recht gut für den Bettkameraden, aber leg' dich wieder ſchlafen, Junge, geh', geh'!«

»Und auch gut für dich, Vater,« ſagte Piare, ungeduldig mit dem Fuße ſtampfend, »wenn der Mann Andere kurirt hat, kann er auch dich kuriren.«

„Aber der Mann iſt in Paris, Piare.“

„Nun wohl, ſo gehen wir nach Paris.“

„Und wie?“

„Zu Fuße. — Gute Füße haſt du ja noch, Vater, und ich auch.“

„Und ohne Geld?“

„Ei, das wird uns nicht abhalten. Du ſtützeſt dich auf mich und ich ſage zu Allen, die uns begegnen: „Gute Leute, gebt einem armen, kleinen Knaben ein Almoſen, der ſeinen blinden Vater nach Paris führt, um ihn dort ſehend machen zu laſſen.“ Und du wirſt ſehen, Vater, Keiner wird mir ein Almoſen verweigern — und dann werde ich's auch ſo machen, wie Richard, ich werde mich alle Abend niederknien und beten: „Gott! verlaſſ' den armen, kleinen Auvergnaten und ſeinen Vater nicht!“

„Aber den Mann, Piare, muß man bezahlen, und wir haben kein Geld.“

„Richard hat mir geſagt, die Reichen müſſen ihm ſehr viel bezahlen, aber die Armen gar nichts.“

„Ta! ta! ta! was ſchwätzeſt du da zuſammen?“

„Richard hat mir's ſo geſagt, ich ſchwöre dir, Vater — Hm! Vielleicht ſind die Leute in dem Paris ſchon ſo — Vater, lieber Vater, geh'n wir hin, morgen gleich.“

„Höre, lieber Mann,“ nahm nun Quenotte das Wort, „der Junge könnte doch wohl Recht haben, und da du ohnedies den Plan gefaßt haſt, fortzugehen —“

„Alſo — wir gehen nach Paris,“ rief Piare, freudig die Hände zuſammenſchlagend, „wir gehen; — ich kehre

Ofen aus, du läßt deine Augen kuriren. — O mein Gott! welche Freude, welches Glück! — Jetzt gute Nacht!“

Und nachdem er dieſe Worte geſprochen hatte, warf er ſich an der Seite ſeiner Brüder auf ſeine beiden Knie und wiederholte, ſeine Hände faltend: „Guter Gott! verlaſſ' den kleinen Auvergnaten und ſeinen Vater nicht!“ dann ſtreckte er ſich der Länge nach auf das Stroh, drückte die Augen mit Gewalt mit ſeinen beiden Fäuſten zu, und ſchlief wenige Augenblicke nachher feſt.

Am andern Morgen verließ der arme Blinde, einen Stab in der einen Hand, die andere auf die Schulter ſeines Sohnes geſtützt, ſeine Hütte, wo er geboren war, gelebt, ſich verheirathet und acht Kinder erzeugt hatte; und eine Thräne zerdrückend, welche dieſen Erinnerungen aus ſeinem glanzloſen Auge gefloſſen war, richtete er zuerſt ſeinen Weg nach Richard's Wohnung.

Dieſer, die Haue in der Hand, wollte ſo eben auf ein Feld gehen, das er vor Kurzem gekauft hatte. Er erblickte den Blinden und fragte: „Wo geht Ihr denn hin, Vater Chaſſagne?“

„Nach Paris, Nachbar.“

„Mit Eurem Sohne Glück zu machen? Nun, Ihr habt Recht.“

„Ich will auch meine Augen heilen laſſen, Nachbar!“

„Da habt Ihr auch Recht, Vater Chaſſagne!“

„Und aus dieſer Urſache wollt' ich Euch um den Namen jenes Mannes bitten, welcher Euch den Arm ſo geſchickt geheilt hat. Ihr erinnert Euch desſelben doch noch?“

„O! eher hätte ich meinen eigenen Namen, jenen meiner Mutter und meines Vaterlandes vergeſſen, als den Namen dieſes braven, wohlthätigen Mannes. Wartet nur ein wenig hier, Vater Chaſſagne, ich bin gleich wieder da.“ — Und ſomit ging er in ſeine Hütte und kehrte in wenigen Augenblicken wieder zurück, in der Hand ein Blatt Papier und einen kleinen, ledernen Beutel haltend. „Nehmt,“ ſprach er, indem er die Hand des Blinden drückte, „auf dieſem Zettel ſteht der Name jenes Mannes, und hier,“ fügte er hinzu, „noch eine Kleinigkeit, damit Ihr Euch auf der Reiſe erfriſchen könnt. Keinen Dank, Nachbar. Wenn Ihr einmal Überfluß habt, ſo gebt mir's wieder. Jetzt lebt wohl und reiſet glücklich! Adieu, Piare!“ Und mit dieſen Worten war er ſchnell verſchwunden, indem er ein Lied trillerte.

Chaſſagne und Piare aber ſchlugen den Weg nach Paris ein.

II.

Die Ankunft.

Am 1. Jänner 1829 bei Anbruch der Nacht ſtand ein Blinder, von einem Knaben geführt, an der **Barrière d'Enfer**, zu Paris. Ein Rock und Pantalons von grobem blauen Tuche bedeckten den nervigen Körper des Blinden; das Kind hatte eine Jacke und Hoſen von braunem Tuche, und ein Mützchen von brauner Wolle bedeckte einen Theil ſeiner ſchwarzen lockigen Haare. Beide waren barfuß, und hielten an der Thüre einer Schenke, wo mehre Maurer, welche eben von ihrer Arbeit kamen, ſchwatzten und lachten. Indem ſie Wein tranken, nahm der Knabe ſeine Mütze in die Hand, und mit von Müdigkeit — und vielleicht auch von Hunger — heiſerer Stimme ſagte er zu den Handwerkern: „Gute Leute, habt Mitleid und gebt ein Almoſen einem armen kleinen Knaben, der ſeinen blinden Vater nach Paris führt, um ihm ſeine Augen heilen zu laſſen.“

„Geh' deines Weges, kleiner Taugenichts!“ antwortete der Älteſte mit barſchem Tone.

„Warum laſſeſt du den armen Jungen ſo hart an?“ fiel der Jüngſte ein, indem er in den Taſchen ſeiner Weſte ſuchte, dann einen Sous herauszog, und ihn dem Kinde in die Mütze warf.

„Gott wird's Euch vergelten,“ ſagte der Knabe.

„Sind wir noch weit von Paris, meine guten Herren?“ fragte der Blinde.

„Ihr ſeid ſchon da, Freund!“ verſicherten Alle.

„Gott ſei gelobt!“ verſetzte der Blinde, „ich könnte wahrhaftig nicht mehr weiter gehen, und du, Piare?“

„Ich, Vater? Ich weiß es nicht.“

„Wie? was weißt du nicht?“ fragte der Jüngſte, der das Almoſen gegeben hatte.

„Ach, nein, nein, mein guter Herr! Seht, ſeit wir unſer Land verlaſſen haben, bin ich manchmal ſchon ſo müde geweſen, daß ich glaubte, ich müſſe niederſinken, aber es iſt nicht geſchehen. Der Vater ſagt nur: „Vorwärts, Junge!“ und da bin ich gleich wieder auf den Beinen.“

„Armes Kind,“ ſagten die Handwerker, indem ſie nun die beiden Wanderer umgaben, „du kommſt alſo ſehr weit her?“

„Nu, von zu Hauſe,“ antwortete Piare.

Ein allgemeines Gelächter folgte dieſer Antwort.

„Von Clermont in der Auvergne, meine Herren,“ beeilte ſich der Blinde zu ſagen.

„Müßt es nicht übel nehmen, daß wir gelacht haben,“ antwortete Einer der Arbeiter, „wir lachen nicht über Euch und Euer Elend, wir ſind honette Handwerker, und wenn Ihr mit uns hereinkommen, und mit uns einen Biſſen eſſen und ein Glas Wein trinken wollt, ſo kommt; es wird uns Freude machen.“

Der Blinde dankte gerührt, und folgte mit ſeinem Kinde den Maurern in die Schenke, wo ihnen ein Gemach aufbehalten war. Das Kind ſah den Tiſch, die Bänke und die Arbeiter verlegen an, nicht wiſſend, ob er ſich mit ihnen niederſetzen oder nur zuſehen dürfe, wie ſie eſſen.

„Nun, Burſche! haſt du keinen Hunger?“ redete ihn Einer an.

„Ei, ja wohl!“

„Nun, ſo ſetze dich her!“

Mit einem Sprunge ſaß der Knabe auf der Bank neben ſeinem Vater.

„Was wollt Ihr denn in Paris machen?“

„Ich bin blind, kann nicht arbeiten, habe eine zahlreiche Familie, die ich nicht ernähren kann. Man ſagte mir zu Hauſe von einem Manne, der mich heilen könnte, den will ich aufſuchen.“

„Und wie heißt der Mann?“

Der Blinde zog ein Papier aus der Taſche und reichte es dem ihm zunächſt Sitzenden, indem er ihn bat: „Leſet mir doch den Namen, lieber Herr.“

Der Maurer las: „Dupuytren“ *).

„Zum Henker!“ rief der Maurer, „das iſt wahr, wenn Einer auf der Welt Euch kuriren kann, wenn er will, ſo iſt's der.“

„Ihr kennt ihn alſo?“ fragte der Blinde kaum athmend.

„Und wer kennt ihn nicht? beſonders von uns Maurern, die wir ſo leicht vom vierten oder fünften Stock herabſpazieren, ohne uns einer Treppe zu bedienen, oder „aufgeſchaut!“ zu ſchreien. Ich habe ihn ſelbſt oft operiren geſehen, und er hat eine famoſe Hand, die nie zittert, er ſchneidet einen Arm und einen Fuß aus einander, wie ein Weib ein Stück Speck.“

„O ſagt mir ſeine Wohnung, daß ich heute noch zu ihm hineile,“ bat Chaſſagne.

„Ach, heute wird ſich's nicht mehr thun laſſen, Alter, aber morgen will ich Euch ſelbſt hinführen. Er kennt auch mich; mein Vater hat mir nur Einen Arm gemacht, er aber zwei.“

„Spaßmacher!“ riefen die Übrigen.

„Nein, nein, voller Ernſt,“ erwiederte der Maurer voll Feuer. „Ich war ſechs Jahr alt, und den einen Arm

---

*) Der erſte und geachtetſte Wundarzt in Paris, ein Mann von außerordentlichen Kenntniſſen und Geſchicklichkeit, voll Gutmüthigkeit und Humanität. Die Menſchheit betrauert ſeit einigen Jahren ſeinen Verluſt.

konnte ich eben ſo wenig bewegen, als ob er todt wäre. Eines Tages kam er in das Haus, wo meine Mutter Thorſteherin war, Jemand zu beſuchen. Ich hielt ihm ſein Pferd, und indem er mir ein Geldſtück für meine Mühe reichte, bemerkte er, daß ich den linken Arm nicht bewege. Er ließ mich ausziehen, beſah mich, kam dann einige Male, und ich weiß mich nicht mehr recht zu erinnern, was er mit mir angefangen hat, aber ſo viel iſt gewiß, daß ich jetzt zwei Arme habe, welche ganz zu ſeinen Dienſten ſtehen, wenn er ſie anders einmal brauchen ſollte.

„Alſo morgen!“ ſagte der Blinde, „aber wo werde ich bis morgen bleiben?“

„Hier,“ antwortete der Maurer, „Mutter Goriot gibt Euch dieſe Nacht wohl eine Lagerſtätte, ich arbeite ganz in der Nähe, und morgen Mittag ſeid bereit.“

„Auf Wiederſehen! gute Nacht! tauſend Dank!“ — Dieſe Worte ſchollen nun durch einander, und die Maurer entfernten ſich. Der Blinde weckte ſeinen Sohn auf, der aus Müdigkeit auf der Bank eingeſchlafen war, und die Wirthin führte ſie in die Scheune, wo ſie ſich auf das Stroh hinſtreckten, und nachdem Piare auf ſeinen Knien ſein rührendes Gebet geſprochen hatte: „Gott! verlaſſ' den armen kleinen Auvergnaten und ſeinen Vater nicht!“ beide feſt entſchlummerten.

Zur beſtimmten Stunde des andern Tages kam der Maurer, nahm den Blinden unter dem Arm, den Knaben an die Hand, und führte Beide auf den Platz des Louvre, wo das Haus ſtand, welches Dupuytren bewohnte. Er verließ ſie am Thore, wünſchte ihnen viel Glück und kehrte zu ſeiner Arbeit zurück.

Der Blinde und ſein Sohn ſtiegen das erſte Stockwerk hinan, klingelten und ein großer Bedienter in Livrée öffnete ihnen. Der Knabe nannte den Namen des Doktors und der Diener führte ſie höflich in einen großen Saal, wo ſchon viele Leute waren, und erſuchte ſie, ſich niederzuſetzen.

Der Blinde ſetzte ſich in einen großen Lehnſtuhl, das Kind zwiſchen ſeine Füße auf die Erde, und ſagte leiſe zu ihm: »Hier iſt es ſehr ſchön, Vater!«

»Mein Gott!« ſprach der Vater auch halblaut, »gib, daß dieſer gelehrte Mann ſich durch mein Unglück rühren läßt, mich zu heilen, damit ich meine gute Quenotte und meine acht Kinder wiederſehe, und arbeiten kann, um ihnen Brot zu geben.«

»Muth, Vater!« ſprach ihm der Knabe zu, »ſeht nur, es iſt kein einziger Blinder hier.«

»Was ſoll das beweiſen?«

»Daß er ſie Alle kurirt hat.«

Der Blinde lachte. »Sind viele Leute da?« fragte er ſeinen Sohn.

»Sehr viele, Vater!«

»Und wie ſind ſie gekleidet?«

»Es iſt ein großer Unterſchied. Manche ſind prächtig angezogen, und Andere ſcheinen noch ärmer, als wir.«

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür eines Kabinets, ein Mann erſchien, eine ältliche Frau und ihr Kind folgten ihm. Dieſer Mann war groß, ziemlich bei Jahren, von einer edlen und ausgezeichneten Haltung. Piare's

Herz ſchlug gewaltig bei ſeinem Anblicke, er legte ſeine Hand auf den Mund ſeines Vaters, um ihm Stillſchweigen anzudeuten, dann mit kindiſcher Neugierde heftete er ſeine großen ſchwarzen Augen auf den Doktor, welcher mit der Dame ſprechend den Saal durchſchritt. Die Dame ging fort, der Doktor in ſein Kabinet zurück; eine Perſon erhob ſich, folgte ihm, und die Thüre ſchloß ſich hinter ihnen.

„Der Mann hat ein recht gutes Geſicht, Vater,“ ſprach Piare zu dem Blinden, „er wird dich heilen, jetzt weiß ich's gewiß.“

„Es iſt ſonderbar, aber ich werde mit ihm nicht reden können, ſo ſehr zittre ich,“ ſagte der Blinde.

Indeſſen waren mehre Perſonen nach einander in das Kabinet des Doktors gegangen, und der Saal begann leer zu werden.

„Höre, Vater!“ ſagte Piare, „ich habe etwas bemerkt. Es ſind nicht immer die ſchönſten Herren und Frauen, welche die Erſten hineingehen; einmal kommt ein Armer an die Reihe, einmal ein Reicher.“

„Das iſt wohl möglich, aber Alle werden bezahlen.“

„Nu, ganz gut, du wirſt auch bezahlen, Vater.“

„Ich habe zu wenig Geld für einen Doktor in Paris.“

„Warte, ich will gleich Erkundigung einziehen;“ und mit dieſen Worten näherte ſich Piare einer jungen Dame, welche eben eintrat. — „Gnädige Frau,“ ſagte er flehend, ſeine Mütze demüthig in der Hand herumdrehend, „muß man dem Herrn Doktor viel bezahlen, wenn man von ihm kurirt werden will?“

„Mehr, als du beſitzeſt, ganz gewiß,“ antwortete die Dame lächelnd.

Entmuthigt durch dieſe Antwort, wagte der Knabe kein Wort mehr, und kam mit geſenktem Kopfe wieder zu ſeinem Vater.

„Jetzt iſt die Reihe an Ihnen,“ ſagte ein Herr zu dem Blinden.

„Hat der Doktor um mich gefragt?“ erwiederte der Blinde mit ſichtbarer Bewegung.

„Nein, allein Jeder wird nach der Reihe, wie er gekommen, vorgelaſſen.“

„Mir fehlt der Muth,“ ſprach der Blinde, aufſtehend.

„Ei, komm nur, Vater, es wird den Kopf nicht koſten,“ ſagte Piare und zog ſeinen Vater zum Kabinet.

Die Thüre ſchloß ſich hinter ihnen, und Beide ſtanden vor Dupuytren.

„Was ſteht zu Euren Dienſten, mein Freund?“ fragte der große Mann, mit der herablaſſendſten Güte, und da der erſchrockene Alte nicht antwortete, ſprach er nochmals mit der ſanfteſten Stimme: „Redet, mein Freund, worin kann ich Euch nützlich ſeyn?“

Die Augen geſenkt, ſeinen Hut in der Hand zerknitternd, murmelte der Blinde: „Mein edler, guter Herr —“ und die Bewegung raubte ihm den Athem.

„Mein edler, guter Herr!“ beeilte ſich nun Piare fortzufahren, indem er ſein Kohlenauge auf den Doktor heftete, „mein armer Vater iſt blind, man hat uns zu Hauſe geſagt, daß nur Ihr allein im Stande ſeid, ihn zu kuriren, und da ſind wir von Hauſe zu Fuße hierher gegangen, um Euch aufzuſuchen.“

„Armer Mann!“ ſagte der Doktor, den Alten anblickend, und die Hand des Kleinen drückend, „zu Fuße hierher gekommen, um mich aufzuſuchen? Setzt Euch, guter Alter, und hebt Eure Augen empor, damit ich ſie anſehen kann. Wendet Euch mehr gegen das Licht. So iſt's gut, jetzt bleibt ein wenig in dieſer Stellung.“

„Und glauben Sie, daß Sie mich werden wieder ſehend machen können?“ fragte der Blinde erwartungsvoll.

„Ich hoffe es, mein Freund, ja ich glaube, es Euch faſt verſichern zu können.“

„Mein Herr!“ rief der Blinde, „ich habe auf dem ganzen Weg gebettelt, um Ihnen Geld anbieten zu können. Vier Napoleons habe ich zuſammengebracht, hier ſind ſie, es iſt Alles, was ich beſitze, heilen Sie mich, und ich danke Ihnen mehr als das Leben.“

„Ihr bezahlt mich, wenn Ihr geheilt ſeyn werdet!“ ſagte Dupuytren, die Hand des Blinden zurückweiſend; dann fragte er: „Wo wohnt Ihr?“

„In der Schenke hart an der **Barrière d'Enfer.**“

„Ihr müßt in das **Hôtel Dieu** gehen, mein Freund, dort werdet Ihr beſſer aufgehoben ſeyn, und ich kann Euch dort beſſer meine Hilfe angedeihen laſſen. Hier,“ ſagte er, nachdem er einige Worte geſchrieben hatte, „nehmt dieſen Zettel, zeigt ihn vor, und man wird Euch ſogleich dort aufnehmen. Aber da denk' ich eben, Euer Kind, was werden wir mit dem thun?“

„Ich werde meinen Vater bedienen und pflegen," antwortete Piare.

„Er wird an dieſem Orte deiner nicht nöthig haben," erwiederte der Doktor. „Dein Vater findet dort ſehr gute, aufmerkſame und fromme Wärterinnen, und du würdeſt dich ja auch nur langweilen, lieber Kleiner." Und bei dieſen Worten ſpielte er mit den Fingern in den ſchwarzen Locken des Auvergnaten.

„Aber ich kann ja auch allein nicht nach Hauſe zurückkehren," wimmerte Piare mit ſchwerem Herzen.

„Das iſt auch gar nicht meine Meinung."

„Ja, was ſoll ich denn hernach anfangen ganz allein?"

„Willſt du bei mir bleiben?"

„Bei Ihnen?"

„Ja, bei mir, du wirſt doch ſchön artig ſeyn? Wie heißeſt du?"

„Piare, Ihnen zu dienen. Wollen Sie, daß ich Ihnen alle Ihre Kamine rein kehre? das kann ich, das ſoll bald geſchehen ſeyn," und dabei ſchickte ſich Piare an, ſeine Jacke auszuziehen.

„Das iſt ganz unnöthig im Monat Juli," antwortete der Doktor, dem Eifer des kleinen Kaminfegers begegnend.

„Ja, anders kann ich leider nichts," antwortete der Kleine beſchämt.

„Kannſt du leſen?"

„Die Buchſtaben kenn' ich, weiter nichts."

„Und wäreſt du damit zufrieden, wenn ich dich in ein Haus gäbe, wo noch viele andere Knaben ſind, wie du, und wo man dich leſen und ſchreiben lehrte?"

„O freilich, mein guter Herr!"

„Nun wohl, es bleibt unter uns abgemacht." Und zum Blinden gewendet, der ehrfurchtsvoll ſchweigend daſtand, fragte ihn der Doktor, ob er damit zufrieden ſei.

„Man ſagte mir, daß Sie ein gelehrter und geſchickter Herr ſeien," antwortete der Blinde mit Thränen auf den Wangen, aber nun ſehe ich, Sie ſind ein guter Engel für jeden Unglücklichen."

„Ich bin nichts als ein Arzt," verſetzte Dupuytren, „und ich thue nur, was ich kann. Jetzt kommt mit mir in das Nebenzimmer, wo wir meinen Bedienten finden werden, welchem ich im Bezuge auf Euch einige Befehle zu ertheilen habe."

III.

Die Heilung.

Drei Monate nach dieſer Scene kam ein Mann, reinlich angekleidet, mit einem Kinde, deſſen Kleider auch gewählt, aber einfach waren, zu Herrn Dupuytren.

Wie das erſte Mal mußten ſie auch jetzt die Reihe abwarten, aber als dieſe an ſie kam, durfte ſie kein Bedienter mehr melden, der Mann faßte ſein Kind bei der Hand, ſtürzte mehr, als er ging, in das Kabinet des Doktors, und ſchrie laut: „Ich ſehe, Herr Doktor, ich ſehe!" dabei fiel er auf beide Knie vor ſeinem Wohlthäter und das Kind that deßgleichen.

„Steht auf, mein Freund," ſagte der Doktor, bewegt von ſo großer Dankbarkeit, „man kniet nur vor Gott."

„O, Sie ſind mein Engel! Sie ſind Gottes Abgeſandter auf Erden; ich werde mein Weib, meine Kinder wiederſehen, das Alles danke ich Ihnen.“

„Schon gut,“ erwiederte der Doktor, indem er ſich dem entzückten Alten entziehen wollte; „da Ihr nun geheilt ſeid, laßt mich nun auch Andere heilen, wenn ich es im Stande bin; ſeht, es warten Viele draußen im Salon auf meine Hilfe.“

„Ich bin auch nur gekommen, um meine Schuldigkeit abzutragen,“ ſagte der Auvergnate, indem er ſeine vier Napoleons, ſauber in Papier eingewickelt, aus der Taſche zog und überreichte.

Der Doktor nahm das Papier, öffnete es und ſah den Auvergnaten an.

„Ja, womit wollt Ihr denn dann nach Hauſe zurückkehren?“ fragte er.

„Wie ich gekommen bin, bettelnd, aber dießmal wenigſtens meinen Weg ſehend und Euch ſegnend.“

„Und Euer Kind?“ fragte der Doktor weiter, einen Blick auf Piare werfend, welcher in einer Ecke ſtand und weinte.

„Nun, mein Kind auch.“

Piare ſchluchzte hörbar.

„Nun, biſt du nicht erfreut, deine Mutter wiederzuſehen?“ fragte ihn der Doktor.

Der Knabe fuhr fort zu weinen, ohne eine Antwort zu geben.

„Sage frei, Piare, was du wünſcheſt,“ fuhr der Doktor fort.

Piare hob die thränenſchweren Blicke, und ſo himmliſche Güte in den Zügen dieſes achtungswerthen Mannes gewahrend, antwortete er: „Ich wünſche Euch nie zu verlaſſen, lieber Herr, Eure Kunſt zu lernen, die Blinden zu kuriren, und mich von allen Leuten ſegnen zu laſſen, wie Ihr.“

„So ſei es, wie du wünſcheſt, Knabe,“ antwortete Dupuytren, ihn zu ſich emporhebend und zum öftern küſſend. Dann nahm er einige Louisd'or aus einer Schublade ſeines Schreibtiſches, legte ſie zu denen, welche ihm der Auvergnate angeboten hatte, gab ihm Alles zuſammen wieder zurück, und ſprach: „Ich behalte Euer Kind, und will einen braven, nützlichen Menſchen aus ihm bilden. Iſt es Euch angenehm?“

„Derjenige, der die ganze Welt mit Wohlthaten überhäuft, der liebe Herrgott, braucht der zu fragen, ob es uns auch angenehm ſei?“ verſetzte der Auvergnate mit einer Stimme, die aus dem Herzen kam.

Und der Auvergnate kehrte in ſein Land zurück, und ſein Sohn, in der Wundarzneikunde unterrichtet, verſpricht einſt ein würdiger Nachfolger ſeines berühmten Lehrers zu werden.

Gott verließ den kleinen Auvergnaten und ſeinen Vater nicht!

Muff und Puff.

Eine rührende Geſchichte.

Ich will dir, mein geneigter Leſer, eine ganz einfache Geſchichte von einem Menſchen und von einem Hunde erzählen, nicht von einem außerordentlichen Menſchen, der auf dem Felde der Ehre, oder auf jenem der Wiſſenſchaft oder Kunſt geſiegt hat, ſondern von einem ſchlichten armen Teufel, — nicht von einem Hunde, der hundert bewundernswerthe Kunſtſtücke gekannt hat, ſondern von einem ganz gewöhnlichen, nicht einmal ſchönen Hunde. Dieſer Menſch aber und dieſer Hund liebten ſich wechſelweiſe gleich, es waren zwei Freunde, was bei den Menſchen ſehr ſelten iſt, bei denen gewöhnlich nur Einer der Freund des Andern iſt. Beide liebten ſich um ſo mehr, als ſie von Niemand Andern geliebt wurden; denn außer dem, daß Beide häßlich waren, waren ſie auch arm. Sie frühſtückten ſehr ſelten, mittagmahlten bald ſchlecht, bald mittelmäßig, wie es der Zufall gab, und aßen zu Abend niemals. Dieſe letzte Mahlzeit erſetzte ihnen der Schlaf, aber nicht in einem Bette, denn Beide, der Mann und der Hund, kauerten ſich gewöhnlich auf altes Stroh, das ſie irgendwo ausgeſchüttet fanden, oder das ihnen manche barmherzige Seele abſichtlich unter ein Hausthor hinſtreuen ließ.

Der Mann hieß Muff und der Hund Puff. Muff übte alle Handwerke aus, weil er keines recht gelernt hatte. Er wurde meiſtens für geringen Lohn zu den ermüdendſten Arbeiten gebraucht. Puff konnte gar nichts, nicht einmal aufwarten, er folgte nur ſeinem Herrn überall, theilte mit ihm ſein Brot, leckte ihm die Hände, erwärmte ihm bei Nacht die Füße, und liebte ihn. Eines Winters wurde Puff krank. Muff war gezwungen, ihn zwei ganze Tage auf einem Strohhaufen allein liegen zu laſſen. Am dritten Tage fand ſich aber kein Stroh mehr, und der arme Puff zitterte vor Fieberfroſt auf der feuchten Erde. Muff trug ihn zu einem Thierarzt, um ihn pflegen und heilen zu laſſen. Der Thierarzt forderte die Bezahlung für acht Tage vorhinein. Muff verkaufte ſeine Weſte und ſein drittes Hemd, um dieſer Forderung Genüge zu leiſten.

Aber Puff's Krankheit war ſchwer, und zog ſich in die Länge. Muff beſuchte ſeinen Hund täglich und brachte jede Stunde, in welcher er eben keine Arbeit hatte, bei ſeinem Freunde zu. Aber ein Krieg begann und Muff wurde zum Soldaten genommen. Das hätte den armen Muff nun zwar ſehr erfreut, wenn ihm Puff hätte folgen können, denn der Soldat hat Brot genug, ein Lager, Kleider, — aber Puff konnte ſich leider noch gar nicht aufrecht halten. Muff verkaufte alſo alles, was er noch hatte, legte das Almoſen dazu, welches ihm noch einige Mitleidige gaben, bezahlte dem Thierarzte noch zwei Monate voraus, und marſchirte mit ſeinem Regimente ab.

Das Regiment änderte öfters ſeine Station. Muff hatte nur eine Sorge: ſeinen Hund. Er ſparte ſich ſeine Löhnung Kreuzer für Kreuzer vom Munde ab, und ſchickte das Erſparte von Zeit zu Zeit dem Thierarzte, aber die letzte Sendung hatte er einem lockern Kameraden anvertraut, der auf Urlaub nach der Hauptſtadt ging, und der böſe Menſch vertrank das Geld.

Eines Tages bekam Muff einen Brief, er war vierzehn Tage gelaufen, und trug die Poſtſiegel aller Orte, durch welche das Regiment gezogen war. Der Brief war von dem Thierarzte, welcher ihm meldete, daß, wenn das Koſtgeld für den Hund, welcher bereits völlig geſund ſei, nicht längſtens binnen vierzehn Tagen bezahlt ſeyn würde, er ſich gezwungen fühle, den Hund zu verkaufen.

Muff zitterte am ganzen Leibe, ſein Herz zog ſich zuſammen, er lief mit dem Briefe in der Hand zu ſeinem Oberſten, aber, als er dort reden wollte, brach ſich ſeine Stimme in ein unverſtändliches Schluchzen, er konnte nur das Unglückspapier hinhalten und weinend ſchreien: „Puff, mein armer Puff."

Der Oberſt hielt ihn für verrückt, er weinte aber ſo aus vollem Herzen, in ſeinem Schmerze war etwas ſo Wahres, in ſeinen Thränen etwas ſo Bitteres, daß der gute Oberſt ihm zuredete, ihn tröſtete und ſich von ihm die Geſchichte erzählen ließ.

„Herr Oberſt," ſagte Muff am Schluſſe ſeiner Erzählung, „im Namen des Himmels, im Namen deſſen, was Ihnen auf der Welt das Liebſte iſt, beſchwöre ich Sie, laſſen Sie mich fort vom Regimente, laſſen Sie mich zu meinem armen Puff. Sehen Sie, wenn Sie mir keinen Urlaub geben, ſo muß ich doch fort, ich muß ohne Erlaubniß fort, muß entfliehen, deſertiren, ich muß meinen Puff retten, er darf nicht verkauft werden.“

„Aber,“ fiel ihm der Oberſt ein, wenn ich dir auch den Urlaub gebe, du haſt ja keinen Kreuzer Geld, um die Reiſe zu machen.“

„Ich werde bis nach der Hauptſtadt betteln,“ antwortete Muff, „man wird mir ein Stück Bret und ein bischen Stroh nicht verſagen. Ach, mein Herr Oberſt, mein guter Herr Oberſt, laſſen Sie mich nur fort.“

„Ein Soldat darf nicht betteln, und dann, wenn du nach der Hauptſtadt kömmſt, was kann das helfen? Wenn du den Thierarzt nicht bezahlen kannſt, ſo wird er dir deinen Puff ſelbſt noch in deiner Gegenwart verkaufen.“

„Ich weiß nicht, was ich thun werde, Herr Oberſt, aber gewiß werde ich meinen Puff nicht verkaufen laſſen. Er iſt mein einziger Freund, wär' er nicht geweſen und hätte mir ſo freundlich geliebkoſt, mich ſo wehmüthig angeſchaut, ich wäre mehr als einmal vor Kummer krank geworden. Ach, wie wird ſich das gute Thier freuen, mich wiederzuſehen! Ich werde den Thierarzt bitten, ihm zu Füßen fallen, ihn umbringen, wenn er mir meinen Puff verkaufen will.“

Der Oberſt gab ihm fünfzehn Gulden und ſagte gerührt: „Gehe zu deinem Puff.“ Muff küßte die Hände des Oberſten, und wollte ihm auch die Füße küſſen, aber der Oberſt ſchickte ihn zum Adjutanten, um ſich ſogleich von demſelben den Urlaubspaß ausfertigen zu laſſen.

Muff hatte 78 Meilen zu machen, aber er reiſte muthig ab, ſeinen Paß in der Taſche und ſeine fünfzehn Gulden im Czako eingenäht. Er marſchirte tapfer fort und trotzte der Müdigkeit, dem Regen und Winde mit der freudigen Hoffnung, ſeinen Freund, ſeinen treuen Puff wiederzuſehen. Am zehnten Tage langte er endlich in der Hauptſtadt an, ganz ermattet, ja hinfällig, und doch begab er ſich ſogleich, ohne irgendwo anzuhalten, zum Thierarzte.

Dieſer war eben ſehr beſchäftigt. Man bedeutete Muff zu warten. Er verlangte ſeinen Hund zu ſehen, allein der Diener war nicht mehr derſelbe. Dieſer kannte weder Muff noch Puff und ſagte, es ſei ihm verboten, irgend Jemanden ohne ausdrücklichen Befehl des Herrn Doktors, in die Kuranſtalt zu laſſen.

„Kennen Sie meinen Hund nicht?“ fragte Muff, „er heißt Puff.“ — „Nein,“ antwortete der Diener, „bei uns heißen alle Hunde „Pſt!“ — „Er iſt,“ fuhr Muff fort, „er iſt röthlich und ſeine rechte Vorderpfote iſt weiß.“ — „Oh, es gibt viel rothe bei uns, und um ihre Pfoten hab' ich mich noch nicht bekümmert.“

Muff ging in der lebhafteſten Ungeduld im Vorzimmer auf und nieder. Seinen Puff wußte er hier, vielleicht nur durch eine Thüre von ihm geſchieden. Ach, wie wird er jetzt noch traurig ſeyn, und wie ſchreien und an ihm hinaufſpringen, wenn er ihn wiederſieht!

„Mein Herr,“ ſagte jetzt der Diener, Sie können zu dem Herrn Doktor hineingehen.“

Muff ſtürzte in die Kammer und zog ſeine 11 Gulden 32 Kreuzer heraus, welche ihm von der Reiſe übrig geblieben waren. „Herr Doktor,“ rief er, „ich komme, meinen Hund abzuholen.“

Der Thierarzt erkannte ihn nicht gleich. — „Heißt Euer Hund nicht Puff?“ fragte er dann.

„Ja, ganz recht, Puff.“

„Wann kam er in die Anſtalt?“

An einem Samstag im Februar.“

„Wie ſieht er aus?“

„Röthlich, mit einer weißen Vorderpfote rechts.“

„Ja, der wurde vor acht Tagen verkauft, weil ſein Koſtgeld nicht bezahlt worden iſt.“

Muff wurde bleich und war dem Umſinken nahe. Dann ſchrie er: „Verkauft?“

„Ja,“ antwortete der Arzt, „die Schuld betrug zwölf Gulden und ich brachte ihn nur für acht Gulden an, Ihr ſeid mir alſo noch vier Gulden ſchuldig. Ich will Euch einen Empfangſchein geben.“

„Wo iſt er?“

„Der Empfangſchein? Hier, gebt nur den Reſt.“

„Nein, wo iſt mein Hund, mein Puff?“

„Ich weiß es nicht.“

Muff faßte den Arzt wüthend am Halſe und ſchrie „Wenn Ihr mir nicht ſagt, wo er iſt, ſo erdroßle ich Euch.“

„In der langen Straße, ſo viel weiß ich, aber weder den Käufer, noch die Hausnummer ſind mir bekannt.“

Muff lief in die lange Straße, er durchging ſie zehnmal, allein es war eben Sonntag und alle Läden geſchloſſen. Er ſchlief in einer armſeligen, ſchlechten Kneipe in dieſer Straße. Am andern Morgen fing er ſein Durchſuchen der

Straße auf's Neue an, er ſah in alle Läden, ging in alle Häuſer, fragte überall, bekam aber keine genügende Auskunft. —

Am zweiten Tage, als er eben vor der Thüre eines Nagelſchmieds vorüberging, hörte er einen Arbeiter „Azor“ rufen. Muff wendete ſich um, und ach! dieſer Azor war kein anderer als ſein Puff, der eben aus dem Laden des Nagelſchmieds kam und heulend vor Freude auf ſeinen alten Herrn zuſtürzte, an ihm hinaufſprang und ihm die Hand leckte. Muff hob ihn auf, küßte ihn und fing an laut zu weinen. Der Nagelſchmied pfiff ſeinem Azor, aber Azor, der nun wieder Puff geworden war, rührte ſich nicht von den Füßen ſeines Freundes.

Der Nagelſchmied trat nun heraus und gab dem Hunde einen Stoß mit dem Fuße, um ſeinen Ungehorſam zu beſtrafen. Muff gab dem Nagelſchmied den Stoß mit der Fauſt zurück. Andere Arbeiter traten aus der Werkſtätte, um ihren Kameraden zu helfen, eine Rauferei entſpann ſich, die Wache kam, führte Muff fort und dieſer mußte auf der Wachſtube ſchlafen.

Am andern Morgen kam Muff wieder zur Werkſtätte des Nagelſchmieds, der ihn mit drohender Miene erwartete. — „Ich komme nicht, um Streit zu ſuchen,“ ſagte Muff, „im Gegentheil, ich bitte Euch recht demüthig, Meiſter, wollet mir einen Dienſt erweiſen. Ich bitte Euch auch recht ſehr um Vergebung meiner geſtrigen Heftigkeit wegen, aber ſeht, der Hund iſt mein.“

„Wie?“ ſchrie der Nagelſchmied, „der Hund wäre Euer? Haltet Ihr mich alſo für einen Dieb? — Martin, komm ein wenig heraus und gib Zeugenſchaft, hab' ich nicht für Azor acht Gulden bar bezahlt?“

„Lieber Herr!“ antwortete Muff, „ich will ja nicht läugnen, daß der Hund jetzt Euch gehört, da Ihr ihn rechtlich an Euch gebracht habt, aber früher hat er mir gehört und ich komme, um Euch zu bitten, mir ihn jetzt wieder zu verkaufen.“ — Und bei dieſen Worten trat Muff unter die Thüre der Werkſtätte und bemühte ſich, ſeinen lieben Hund zu erblicken.

„Nein,“ verſetzte der Nagelſchmied, „das Thier thut mir gute Dienſte, und nach ſo vielen Hunden, welche ich vergebens abzurichten ſuchte, werde ich denjenigen, der ſich prächtig zur Arbeit ſchickt, nicht wieder weggeben.“

In dieſem Augenblicke ſah Muff ſeinen Puff, er war an ein Rad angeſchmiedet, welches er drehte. Muff's Herz brach. — „Mein Herr,“ ſagte er, „ich gebe Ihnen zwanzig Gulden für den Hund.“

„Nicht doch,“ erwiederte der Nagelſchmied, „ich habe den Hund gekauft, und behalte ihn.“

„Ach, mein Herr!“ rief der Soldat flehend, „es iſt nun ſchon faſt ein Jahr, daß wir uns nicht geſehen haben.“

„Was geht das mich an.“

In dieſem Augenblicke that Puff einen Schrei. Muff wollte in die Werkſtätte ſtürzen, der Nagelſchmied hielt ihn zurück. Muff ballte ſchon die Fauſt, aber er gewann noch Mäßigung über ſich ſelbſt.

„Mein Himmel!“ fragte er, was iſt denn dem armen Thiere?“ — „Vermuthlich hat er Euch geſehen und das Rad ſtehen gelaſſen, da verdient er eine Züchtigung.“

„Herr,“ ſchrie Muff, „ich geb' Euch Alles, was ich habe, achtundzwanzig Gulden, und meine Schreibtafel, und ein Hemd, und zwei Schnupftücher und einen alten Muttergotteszwanziger, den ich als ein Andenken an meine Mutter aufgehoben habe. Mehr hab' ich wahrhaftig nicht, ſeid barmherzig und gebt mir meinen Puff.“

„Nein,“ ſagte der Nagelſchmied, „ich gebe den Hund nicht her, und wenn Ihr mir hundert Gulden dafür auf den Tiſch legt.“

Muff wollte auch reden, aber die Arbeiter kamen und jagten ihn fort. Am andern Morgen lauſchte er wieder um die Werkſtätte herum. Puff ſtieß wieder einen, ſein Herz zerreißenden Schrei aus, und er ſah dießmal, was die Urſache davon war. Der Hund hatte ihn bemerkt, und hatte angehalten, wodurch das Rad ſtehen geblieben war, daher ſtupfte ihn ein Arbeiter hinten mit einem glühenden Draht.

Da ſtürzte Muff fort, und kam des andern Morgens nicht wieder. — Er war alſo vermuthlich wieder zu ſeinem Regimente zurückgekehrt? — Nein. — Niemand ſah ihn mehr, und man hat nie erfahren, was mit ihm geſchehen.

Asmolan.

Mährchen.

Schah Neſſir regierte über Perſien. Schiras, dieſe prächtige Stadt, damals die Reſidenz der Könige, dankte ihm einen Theil ihres Glanzes und Ruhmes. Schah Neſſir hatte viele gute Eigenſchaften, aber auch viele große Fehler. Er war muthig, aber manchmal auch hartnäckig und grauſam; er liebte und achtete die Tugend, doch war er weit entfernt, ſie anzuerkennen, wenn ſie ſeinem unbegränzten Despotismus im Wege ſtand. Dieſer mächtige König beſaß, wie alle Menſchen, die Begierde glücklich zu ſeyn. Mit Lorbeern bekränzt, welche er ſich durch ſeinen Muth errungen hatte, Herr eines ungeheuern blühenden Reiches, von Schmeichlern umgeben, welche ihn gleich einem Gotte verehrten, betäubt durch ihren Weihrauch, Beſitzer des ſchönſten Serails der Welt, glaubte Schah Neſſir mehr Recht auf das Glück zu haben, als ein Anderer, und doch kannte er es nicht. Lange Weile und Überdruß, die ſteten Begleiter jener Freuden, welche das Herz nicht treffen, ſaßen auf ſeinem Throne, und auf den Purpurteppichen, welche von Gold und Perlen ſtrotzten, um ihn. Fruchtlos ſuchte man durch Veränderung der Vergnügungen ihn zu zerſtreuen; ſie wechſelten nur die

Form, und gewannen für ihn doch keinen Reiz. Alle Lobeserhebungen ſeiner Schmeichler, aller Glanz ſeines Ruhmes, alle Schmeicheleien der ſchönſten Weiber Aſiens vermochten nicht, ihn zu überreden, daß er glücklich ſei.

Der Schah wurde immer düſterer und wunderlicher, und bald ſeufzte ganz Perſien unter dem Joche einer ſchrecklichen Tyrannei. Dieſes ſchöne Land wurde durch ungeheure Auflagen gedrückt, und das leiſeſte Murren dagegen mit dem Tode beſtraft. Bezahlte Spione ſchlichen ſich in alle Häuſer und Familien, um in die geheimſten Gedanken einzudringen und dann ihr ſchändliches Handwerk zu treiben. Man unterdrückte daher jeden Seufzer, und fürchtete, eine Thräne gewahr werden zu laſſen, man litt ſchweigend. Schah Neſſir ſchien ſich ſelbſt verſprochen zu haben: weil ich unglücklich bin, ſo ſoll es auch die ganze Welt ſeyn, keiner meiner Unterthanen ſoll ſich eines Schatzes rühmen, den ich nicht beſitze, oder wenigſtens erhalten kann, wenn ich will. — Doch hatte er den Stolz, dieſe Gedanken vor ſeinen Schlachtopfern zu verbergen; er hätte ja erröthen müſſen, hätte er irgend Jemanden einen Blick in ſein Herz geſtattet, und darum hatte er die Sucht, für den glücklichſten aller Menſchen gelten zu wollen, obſchon er ſein Unglück täglich an ſeinen unſchuldigen Unterthanen rächte. Da er ſich ſelbſt nicht betrügen konnte, ſo wollte er doch Andere betrügen.

Damals lebte ein junger Mann, Namens Asmolan in Schiras, dem die Natur und das Glück alle ihre Güter verſchwenderiſch zugeworfen hatten. Er beſaß das ſchönſte Haus in der Stadt, und zahlreiche Freunde verſammelten ſich um ihn, da ſeine Freigebigkeit, ſein edles und gutmüthiges Benehmen, ſeine Fröhlichkeit und Herzensgüte, und ſeine übrigen liebenswürdigen Eigenſchaften alles an ihn zogen. Eines Tages gab Asmolan ſeinen Freunden ein ſehr koſtbares Mahl. Von ſeiner natürlichen Fröhlichkeit ergriffen, und im Vergnügen, ſich von Menſchen umgeben zu ſehen, von denen er ſich zärtlich geliebt glaubte, rief er am Ende desſelben lâut aus: „Ja, meine Freunde! ich bin der glücklichſte aller Kinder Adams.“ — Gierig faßte dieſe unklug geſprochenen Worte ein böſer Menſch auf, der ſich auch in die Geſellſchaft geſchlichen hatte. Dieſer Menſch nannte ſich Abderab, und ſuchte ſchon lange Mittel, Asmolan, deſſen Güter ſeinen Neid erweckten, zu verderben.

Schon am folgenden Morgen, da es noch kaum graute, wurde der gute Asmolan verhaftet, und vor Neſſir gebracht, welcher ihn folgendermaßen anredete: „Junger Unbeſonnener! du wähnſt glücklicher zu ſeyn, als ich, der Günſtling des Himmels, den der heilige Prophet mit ſeiner Gnade überſtrömt? Glücklicher als ich, in deſſen Hand das Schickſal Perſiens liegt und der dich durch ein einziges Wort in den Staub zurückſchleudern kann, aus dem du entſtanden biſt. Es hinge nur von mir ab, niedriges Inſekt, dir das Theuerſte, was du haſt, das Leben zu nehmen, allein ich will das erſte Mal Gnade für Recht walten laſſen, und deine Frechheit deiner Jugend zu Gute halten. — Ich will ſehen, ob du ferner ſo kühn und thöricht ſeyn wirſt, dich glücklicher zu wähnen, als dein Herr.“

Asmolan hatte dieſe ganze Rede mit der größten Ruhe angehört. — Er verließ den Pallaſt des Königs, und kehrte in ſein Haus zurück, um ſeine Freunde zu verſammeln; allein, der Tyrann hatte befohlen, daß es niedergeriſſen werde, und ſchon war dieſer traurige Befehl vollzogen. Er ſuchte nun ein Obdach bei ſeinen Freunden. Man erblickte nicht die geringſte Veränderung in ſeinen Geſichtszügen, ſeinen Charakter und ſeinen Gewohnheiten. Seine Stirne hatte ſich nicht gefaltet, ruhig lächelte noch immer ſein Mund, und aus ſeinen Blicken ſprach Zufriedenheit und Gefühl des Glückes.

Acht Tage waren ſeit dieſem traurigen Vorfall verfloſſen, als der König den jungen Perſer neuerdings vor ſich kommen ließ, und zu ihm ſprach: „Nun, thörichter Jüngling! rühmſt du dich noch, glücklicher zu ſeyn, als ich? Du biſt nun in's Elend geſtürzt, und es bleibt dir nichts auf der Welt, als das Gefühl der Reue und der Erniedrigung.“ „Du weißt, o König,“ antwortete Asmolan ſanft, „ich war nie ſtolz auf meinen Reichthum, wie kann ich mich alſo durch Armuth erniedrigt fühlen? Du glaubſt mir Alles geraubt zu haben, und ich komme, dir für deine Wohlthaten zu danken. Du haſt mich gelehrt, o Schah Neſſir, daß ich den ſeltenſten und koſtbarſten Schatz, den es nach der Tugend gibt, beſaß. Dir dank' ich es, daß ich nun weiß, daß ich Freunde hatte, welche mich nicht meines Vermögens wegen liebten. Ich fand in ihren Herzen mehr, als ich verlor, und du haſt mein Glück nur vergrößert, indem du es zerſtören wollteſt.“ Unentſchloſſen ſtand Schah Neſſir nach dieſen Worten da. Er ſtaunte über dieſe Größe der Seele und der Uneigennützigkeit. Sein Stolz war gedemüthigt, er flammte deſto ſtärker auf und auch ſein Zorn entbrannte, als er den kühnen Jüngling anſah, der es wagte, ſeiner Macht zu trotzen; allein in demſelben Augenblicke machten dieſe Tugenden, dieſe Ruhe, dieſe Sanftmuth, dieſe edle Ergebung den tiefſten Eindruck auf ihn. Er befahl Asmolan, ſich zu entfernen, allein ein treuloſer Höfling fachte den Zorn ſeines Gebieters auf's Neue an, und ließ ihn in Asmolan nur den ſtolzen Jüngling ſehen, der es wagte, ſeinem Könige zu trotzen, ja ſelbſt ihn zu verachten; er rieth dem Tyrannen, ſtrenge gegen dieſen Unbeſonnenen zu verfahren, und ihn in's Gefängniß werfen zu laſſen, wäre es auch nur darum, um dieſe Hitze zu dämpfen, die er Hochverrath nannte. Der König ließ ſich überreden, er erröthete darüber, einen Augenblick Rührung empfunden zu haben, und ſah das tugendhafte Gefühl, welches ihn wanken machte, als einen Sieg an, den Asmolan über ihn davon getragen hatte. Dafür mußte er beſtraft werden, und ſchnell war der Befehl gegeben, den Jüngling in ein finſteres Gefängniß zu werfen. Er war entſchloſſen, ihn alle Qualen fühlen zu machen, ſeine Standhaftigkeit zu beugen, und ſo ihn zum Geſtändniſſe zu zwingen, daß er unglücklich ſei.

Man warf den jungen Perſer in den ſchrecklichſten Kerker, und um die Barbarei vollſtändig zu machen, ſo gab man ihm ſeinen Feind, ſeinen Ankläger, den Urheber aller Unglücksfälle, den böſen Abderab zum Unglücksgefährten. Dieſer Elende war lange Zeit der Liebling des Prinzen geweſen, und hatte ſich nun ſeine Ungnade zugezogen. Er war verurtheilt worden, ſein Leben in dieſem Kerker zu beſchließen, welcher nun von ſeinem Jammergeſchrei wiederhallte.

Asmolan beſah ruhig ſeine Wohnung. „Es wäre mir freilich lieber," ſprach er, „in meinem Hauſe oder bei der wohlbeſetzten Tafel eines meiner Freunde zu ſitzen; allein man muß ſich in den Willen des Himmels fügen. Meine Lage würde ſich durch Jammern und Winſeln nicht ändern, und Mahomet würde mir wohl auch nicht günſtiger werden, wenn ich gegen die Vorſicht murrte.“ — Dann näherte er ſich ſeinem Geſellſchafter. „Abderab!“ redete er ihn an, „der Tyrann iſt doch nicht gar ſo böſe, als man glaubt, da er uns beide in dieſem Kerker vereinigt. Ein Unglück, welches man theilen kann, iſt doch nur ein halbes Unglück, und ich will mich über meinen Theil nicht beklagen, wenn ich dich tröſten kann.“ Kaum hatte Abderab Asmolan's Stimme erkannt, und dieſe Worte der Güte vernommen, da er doch gerechte Vorwürfe verdiente, als Thränen aus ſeinen Augen ſtürzten, er zu Asmolan's Füßen ſank, und ihn beſchwor, ihn zu ſtrafen, die gerechte Rache nicht länger zu verſchieben, und ihn von ſeinen Gewiſſensbiſſen zu befreien. „Armer Abderab! Warum rufſt du dir die Vergangenheit zurück? Willſt du dir dadurch die Gegenwart trüben und die Zukunft vergiften? Was geſchehen iſt, iſt nicht mehr, und der Himmel gibt dem Menſchen die Gegenwart, um ſich derſelben zu freuen, und die Zukunft, um zu hoffen. — Dies Vermögen beſaßen wir beide, ehe wir uns trafen, und beſitzen es noch. — Wir ſind beide im Gefängniß, unſer Kerker iſt eben nicht ſchön, das muß ich geſtehen, aber Haß und Vorwürfe würden ihn noch häßlicher machen. Verzeihe du mir mein Unrecht, wie ich dir das deinige; laß uns ſchweigen und nachdenken, wie wir es anfangen, um uns unſere Lage ſo erträglich als möglich zu machen.“

Abderab's Gewiſſensbiſſe hinderten ihn zu antworten. Er ſchluchzte und fiel zu Asmolan's Füßen, welcher ihn aufhob und lächelnd umarmte. Die beiden Gefangenen verſuchten es nun, ſich wechſelweiſe ihre Gefangenſchaft zu erleichtern; ſie erfanden hundert Mittel ſich die Zeit zu verkürzen, allein Abderab verfiel oft in eine tiefe Melancholie, die Erinnerung an die Vergangenheit verfolgte ihn immer, und die Zukunft hatte keine Hoffnung, keinen Troſt für ihn. Asmolan ſuchte ſeinen Muth zu erheben, und ihn zu überzeugen, daß jenes, was er für die Zukunft anſah, nur ein flüchtiger Augenblick ſei, der ſich nicht über die Grenzen des Lebens erſtrecke; er bewies ihm, daß die Zukunft des Menſchen nicht auf dieſer Erde ſei, wo alle unſere Hoffnungen nur Trugbilder ſind, und der Tag unſeres höchſten Glückes oft nur der Vorbereitungstag zu unſerem Unglücke iſt; er ſprach mit ihm über Tugend und Edelmuth, und lehrte ihn beide kennen und lieben. Abderab's Seele gewann dadurch neue Kraft, der Aufruhr ſeiner Leidenſchaften ſtillte ſich, ſein Herz wurde ruhiger. Er begriff nicht, wie er ſo lange leben konnte, ohne dieſe einfachen, tröſtenden und doch erhabenen Wahrheiten zu wiſſen. Er opferte dem Himmel ſein jetziges Unglück gleichſam als eine Ausſöhnung für die Vergangenheit, ja er dankte ſogar dem Tyrannen für ſein jetziges Schickſal; denn ihm dankte er ja ein freieres Gemüth, und durch dieſes Freuden, die er vorher nie geahnet hatte, und Schätze, welche keine Macht auf Erden jenem zu entreißen im Stande iſt, der ſie beſitzt. Die Tage, welche ihm vorher allein ſo lange ſchienen, vergingen ihm nun mit

Asmolan unter zutraulichen, freundſchaftlichen und manchmal ſogar fröhlichen Geſprächen unglaublich ſchnell.

Ein Monat war ſeit Asmolan's Verhaftnehmung vergangen, als endlich dem Schah einfiel, zu ſehen, ob denn der Starrſinn des jungen Perſers noch nicht gebrochen ſei, er ließ ihn, als eben ſein ganzer Hofſtaat verſammelt war, gefeſſelt, gleich einem Verbrecher, vor ſich kommen, und redete ihn mit einem ſpöttiſchen, herabwürdigenden Lächeln an: „Nun, Asmolan, biſt du jetzt glücklich?“ — „O König,“ rief Asmolan, „ſoll ich dir jeden Tag neue Wohlthaten zu danken haben? Ich hatte einen grauſamen Feind, und darf ihn nun, Dank ſei es dir, zu der Zahl meiner aufrichtigſten und treueſten Freunde zählen. Du gabſt mir zum Geſellſchafter in meinem Kerker einen Unglücklichen, der mich nicht ohne Erröthen anſehen konnte; er war böſe und ſtrafbar, und ich habe ihn der Tugend wiedergegeben; es iſt mir gelungen, ihm ſein Schickſal dadurch erträglich zu machen, daß ich ihm die edelſte und erhabenſte Hoffnung des Menſchen in's wunde Herz träufelte. Du, mein König, gabſt mir die Gelegenheit, ſo viel Gutes zu wirken, und ich danke dir dafür vom ganzen Herzen.“

„Nun, wohlan,“ rief Neſſir wüthend, „ſo führt den Tollen zum Tode; er ſterbe auf öffentlichem Platze von Henkershänden. — Wir wollen ſehen, ſtolzer Thor, ob du mir bis zum Schaffot, und auch noch unter dem Todesſchwerte trotzeſt.“ — „Ich trotze dir nicht,“ antwortete Asmolan, „ich weiche der Macht, welche der erzürnte Himmel dir gab, um Böſes zu thun. Ich verehre Gott auch in den Übeln, welche er über die Menſchen verhängt, um ſie zu ſtrafen.

Ich trotze dir wahrlich nicht: allein du fragſt mich ob ich glücklich bin, und ich antworte dir die Wahrheit.“

Das Schaffot war bereitet. Der ganze Pöbel von Schiras drängte ſich, durch grauſame Neugierde angetrieben, auf den Platz, um das neue Schlachtopfer der Tyrannei zu ſehen. Asmolan wird endlich daher geführt in der Mitte der Leibwachen des Schahs, welcher mitten auf dem Platze auf einem Throne ſaß. Asmolan hatte ſeine ganze Ruhe beibehalten. Es war nicht jener durch Stolz erkünſtelte Muth, welcher die Natur in dem ſchrecklichen Augenblicke bekämpft, wo der Menſch von allem Stolze entfernt ſeyn ſollte; er trat nicht ſtolz, aber auch nicht furchtſam einher. Endlich beſtieg er das Schaffot, der Henker hob das Schwert zum Streiche, da ſchrie Neſſir noch ſpöttiſch dem Armen zu: „Nun, Asmolan, biſt du jetzt auch noch glücklicher als ich?“ — „O mein König,“ antwortete Asmolan, „wenn du mich unglücklich machen willſt, ſo mußt du alle deine Macht anwenden, mich ein Verbrechen begehen zu machen. — Was habe ich denn gethan, das mich unglücklich machen könnte? — Glaubſt du denn, daß die Gerechtigkeit Gottes das Glück eines Menſchen in die Hände des Andern gelegt habe? und daß die Ruhe des Tugendhaften auch nur einen Augenblick durch die Launen eines Wütherichs getrübt werden könne? — Ich ſoll nun ſterben, und du fragſt noch, ob ich glücklicher ſei, als du? O, könnteſt du in meinem Herzen leſen, du würdeſt meine Glückſeligkeit mit Staunen erblicken. Ich habe die kurze Zeit meines Lebens dazu angewendet, Gutes zu thun, du hingegen wendeſt jeden Augenblick deines Daſeins dazu an, Unglückliche zu machen; ich bin dem Augenblicke nahe, wo ich den Lohn erhalten werde, welchen Gott den Gerechten verheißen hat; vielleicht iſt auch deine Zeit nicht ferne, wo dir die Strafen der Böſen zugemeſſen werden. Deine Seele iſt ſtets von Gewiſſensbiſſen zerriſſen, von Verdacht und Blutgier gefoltert; meine Seele ſchwebt rein und hoffend zu ihrem Gott empor. Antworte mir, Neſſir, in dieſem feierlichen Augenblicke, wo der Menſch auf Erden nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu fürchten hat, antworte mir, jetzt frage ich dich, jetzt fordere ich Antwort von dir: Wer iſt der Glücklichere von uns Beiden?“

Nach dieſen ernſten Worten, nach dieſer unerwarteten Frage erhob ſich der König von ſeinem Throne. Das tiefſte Stillſchweigen herrſchte unter dem Volke. Alles ſchwebte in der geſpannteſten Erwartung. Schah Neſſir trat zum Blutgerüſte und ſprach zu Asmolan: „Jüngling, ſteig herab von einem Orte, wohin dich meine blinde Wuth führte, dein Muth hat mich überwunden, deine Tugend hat mich gedemüthigt. Sei mein Freund, mein Rathgeber, ich will mich nie mehr von dir trennen, bei dir, mit dir, in dir iſt das Glück. Ich ſehe nun, daß es in jener Seelengröße, in jener Charakterſtärke beſteht, welche mächtiger ſind als alle Erdenmächte, und uns über jedes Geſchick erheben, ohne uns die unerſchütterliche Ruhe, welche die Tugend überall begleitet, zu rauben. Komm an meinen Hof, du ſollſt von nun an mein erſter Weſſir und deine Weisheit mein Schild ſeyn. Theile meine ganze Macht mit mir, und laß mich dafür dein Glück mit dir theilen.“

„Ich nehme die Würde an, die du mir bieteſt,“ antwortete Asmolan. „Vielleicht werde ich im Glanze nicht unglücklicher ſeyn, als auf dem Blutgerüſte. Wir wollen mitſammen an dem Glücke deiner Unterthanen, alſo auch an dem deinigen, arbeiten. O König, das Glück iſt leicht zu finden, es iſt überall. Wenn es auf einem Throne nicht iſt, ſo iſt das die Schuld desjenigen, welcher regiert.“

Asmolan's erſte Sorge war nun, Abderab's Kerker zu öffnen, den er immer als ſeinen Freund behandelte, und welcher ſich ſeines Zutrauens und ſeiner Achtung auch würdig machte. Obſchon nun mit großer Macht begabt, änderte der Weſſir doch nie ſeinen Charakter; er übte dieſelben Gewohnheiten aus, und war in ſeiner Hoheit von denſelben Freunden umgeben, die ihn im Unglücke nicht verlaſſen hatten. Eines Tages, als der weiſe Asmolan eben ein glänzendes Feſt gab, bei welchem alles ſich vereinigte, was die aſiatiſche Pracht nur Seltenes und Koſtbares bieten kann, trat einer ſeiner Freunde zu ihm, da er eben mit einem Blicke des höchſten Entzückens den goldenen Becher erhob, und fragte ihn lächelnd: „Nun Asmolan, biſt du nun glücklich?“ — „Ja,“ antwortete der Weſſir, „beinahe eben ſo glücklich, als einſt im Gefängniſſe.“

Die Kirche zum Glas Waſſer.

Sage.

An einem brennenden Sommerabend des Jahres 1815 kam der alte Pfarrer von San Pietro, einem kleinen Dörfchen, einige Meilen von Sevilla, ſehr ermüdet in ſein ärmliches Haus zurück, wo ihn Sennora Margarita, ſeine würdige ſiebenzigjährige Haushälterin, erwartete. Obſchon man bei den ſpaniſchen Prieſtern gewohnt iſt, Ärmlichkeit und Elend zu ſehen, ſo fiel doch die Nacktheit dieſer Mauern, und der ſchlechte Zuſtand dieſer Meubeln ganz beſonders auf. Donna Margarita bereitete für ihren Herrn ein **Olla-Potrida**, in welchem ſich ungeachtet des glänzenden Namens doch nur Überbleibſel des Mittagmahles befanden, welche durch die Kochkunſt und eine darangegebene Sauce ſo viel als möglich verbeſſert waren. Der Pfarrer ſchlürfte den Geruch des Gerichtes in ſich und ſprach: „Ei, Margarita, das iſt einmal ein **Olla-Potrida**, bei welchem einem das Waſſer in den Mund läuft. Beim heiligen Pietro, Kamerad, du darfſt dem Schickſale danken, das dich eben heute hieher geführt hat; denn nicht alle Tage hat es dein Wirth ſo gut.“

Bei dem Worte Kamerad erhob Margarita die Blicke und gewahrte einen Fremden, welchen der Pfarrer mit ſich gebracht hatte. Ihre Züge veränderten ſich plötzlich und nahmen einen Ausdruck von Unmuth und Widerwillen an. Der Blick, welchen ſie auf den Unbekannten warf, brannte wie ein Blitzſtrahl und prallte dann auf den Pfarrer zurück, welcher die Augen niederſchlug und mit der Furchtſamkeit eines Kindes, welches die Verweiſe ſeines Vaters fürchtet, ſprach: „Ah, pah! wenn für Zwei zu eſſen da iſt, ſo iſt auch für Drei genug. Und du wirſt doch nicht wollen, meine gute Margarita, daß ich, ein Chriſt, meinen Bruder verhungern laſſen ſoll, der ſchon zwei Tage nichts gegeſſen hat?“

„Bruder!“ murmelte Margarita, „ſchöner Bruder das! ja ein Räuber,“ und mit dieſen Worten ging ſie aus der Stube.

Der Gaſt blieb während dieſes unfreundlichen Geſpräches unbeweglich an der Thürſchwelle ſtehen. Es war ein Mann von hohem Wuchſe, halb mit Lumpen bedeckt, deſſen ſchwarze ſtruppige Haare, funkelnde Augen, und der Karabiner, den er über die Schulter hängen hatte, wenig geeignet waren Mitleid zu erwecken und Vertrauen einzuflößen.

„Soll ich wieder gehen?“ fragte er barſch.

„Nein,“ antwortete der Pfarrer, „wer unter mein niederes Dach eingeht, ſoll nicht unerquickt wieder hinausgehen. Legt Euern Karabiner ab, ſetzt Euch nieder und Gott ſegne es!“

„Meinen Karabiner,“ verſetzte der Fremde, „laß ich nie von mir, er iſt mein beſter Freund, ich will ihn zwiſchen meinen Knien halten; denn, wenn auch Ihr, braver Mann, mich in Eurem Hauſe behalten wollt, ſo gibt es doch andere, die mich vielleicht wider meinen Willen daraus verjagen könnten, wenn ich nicht auf meiner Huth wäre. Auf Euer Wohlſein, mein edler Wirth!“

Der Pfarrer von San Pietro war ein Mann von gutem Appetit, allein er ſtaunte, als er den Heißhunger des Fremden ſah, welcher das Olla-Potrida mit einer außerordentlichen Gier verſchlang und dabei von einem Brote von 10 Pfunden nichts übrig ließ. Während dem warf er unruhige Blicke um ſich, er zitterte bei dem kleinſten Geräuſche, und als der Wind etwas heftig eine Thüre zuſchlug, ſprang er auf und ſpannte ſeinen Karabiner, gleichſam als wollte er ſein Leben theuer verkaufen. Bald aber überzeugt, daß keine Gefahr drohe, ſetzte er ſich wieder zu Tiſche und fuhr fort zu eſſen.

„Jetzt,“ ſprach er endlich mit noch vollem Munde, „bitte ich Euch, mein barmherziger Samaritan, Eurer Wohlthat die Krone aufzuſetzen. Ich bin in der Hüfte verwundet, und ſeit 8 Tagen iſt meine Wunde nicht verbunden. Gebt mir einige alte Lumpen, dann ſollt Ihr von mir befreit werden.“

„Ich verſtehe etwas von der Wundarzneikunſt,“ erwiederte der Prieſter, „und will Euch ſelbſt verbinden, kommt, Ihr ſollt zufrieden ſeyn und nicht viel Schmerzen haben.“ Mit dieſen Worten nahm er aus einem Schranke ein Käſtchen mit einem vollſtändigen Verbandzeuge, und ſtreifte die Ärmel auf, um das Werk der Barmherzigkeit zu beginnen. Die Wunde, von einer Kugel herrührend, war tief, und man ſah wohl, daß es dem Manne übermenſchliche Anſtrengung koſten und große Schmerzen verurſachen mußte, zu gehen.

»Ihr könnt heute nicht wieder fort,« nahm der Pfarrer das Wort, »Ihr müßt die Nacht hier bleiben und Euch Kräfte ſammeln, dadurch wird ſich auch die Entzündung vermindern, und das wilde Fleiſch abſondern.«

»Ich muß noch heute fort und zwar zur Stunde,« antwortete der Fremde und mit einem tiefen Seufzer fügte er hinzu: »Es gibt Leute, die mich erwarten. Haben Sie den Verband vollendet? Gut! Jetzt fühl' ich mich erleichtert, und ſo friſch, als wenn ich gar nicht verwundet wäre. Geben Sie mir noch ein Brot, und nehmen Sie mit meinem Danke dies Goldſtück. Leben Sie wohl.« Der Pfarrer wies das Goldſtück zurück. Der Fremde ſprach trocken: »Wollen Sie es nicht? Gut, ſo verzeihen Sie und leben Sie wohl!« Er nahm das Brot, welches Margarita auf Befehl ihres Herrn, freilich etwas brummend, herbeigebracht hatte, und bald ſah man die hohe Geſtalt unter den dichten Bäumen, welche die Pfarrwohnung umgaben, verſchwinden.

Eine Stunde nachher vernahm man ein lebhaftes Musketenfeuer und der Fremde erſchien wieder in der Bruſt verwundet, blutend, am Pfarrgebäude. »Nehmt,« ſprach er mit matter Stimme, »nehmt dieſes Gold — meine Kinder — meine Kinder — draußen im Hohlweg — gleich am kleinen Bache.« — Er fiel ohnmächtig zu Boden. In dieſem Augenblicke kamen ſpaniſche Soldaten herbei und banden den Fremden ohne Widerſtand. Sie erlaubten hierauf dem Pfarrer einen Verband auf die breite Wunde des Unglücklichen zu legen, allein nicht achtend auf deſſen Erklärungen, daß es mit Gefahr des Lebens verbunden ſei, den ſchwer Verwundeten weiter zu bringen, legten ſie ihn doch auf einen Karren und führten ihn mit ſich fort, indem einer von ihnen grauſam lächelnd zu dem Pfarrer die Worte ſprach: „Ob er an ſeinen Wunden, oder durch den Strang ſtirbt, iſt ja doch einerlei, wißt, ehrwürdiger Herr, das iſt der berüchtigte Räuber Joſé.

Joſé dankte dem Pfarrer durch eine ſchwache Kopfbewegung, dann begehrte er ein Glas Waſſer, und als der Pfarrer ſich zu ihm hinneigte, um es ihm zu reichen, da er ſelbſt nicht Kraft dazu beſaß, liſpelte er ihm mit ſterbender Stimme zu: „Um Gotteswillen! draußen am Hohlweg!“ und der Pfarrer antwortete ihm durch ein Zeichen, daß er ihn verſtanden.

Als der Zug ſich entfernt hatte, ging der Pfarrer, ungeachtet der Bemerkungen Margarita's, daß es gefährlich ſei, jetzt in der Nacht in den Wald zu gehen, muthig hinaus, lenkte ſeine Schritte zu dem Hohlwege und fand dort neben dem Leichnam einer Frau, welche eine Kugel getödtet hatte, einen Säugling und einen Knaben von vier Jahren, der ſeine Mutter am Arme zog, um ſie zu erwecken, indem er glaubte, ſie ſchlafe.

Man kann ſich Margarita's Erſtaunen denken, als ſie den Pfarrer mit zwei Kindern zurückkehren ſah. — „All' ihr Heiligen im Himmel!“ rief ſie, „was wollt Ihr denn mit den beiden kleinen Weſen anfangen? wir haben ſelbſt kaum zu leben, und Ihr bringt noch zwei Mäuler mehr? Ich werde alſo wohl von Thür zu Thüre betteln müſſen für uns und ſie? und wer ſind dieſe Kinder? Sprößlinge eines Landſtreichers, eines Räubers.“ — Der Säugling fing in dieſem Augenblicke erbärmlich zu ſchreien an. — Margarita fuhr fort: „Und wie wollt Ihr den Säugling ernähren? Eine Amme können wir nicht bezahlen. Wir könnten ihn freilich auch bei Waſſer emporbringen, aber wie viele ſchlafloſe Nächte würde mich das koſten? O, mein Himmel, er ſcheint ja kaum einige Monate alt zu ſeyn. Glücklicher Weiſe hab' ich etwas Milch hier, ich will ſie wärmen, damit das Kind doch ſeinen Durſt löſcht.“ Und trotz ihres Verdruſſes nahm ſie das Kind von den Armen des Pfarrers in die ihrigen, beſchwichtigte es durch Schaukeln und Küſſe, kniete ſich mit ihm dann am Feuer nieder und ſetzte die Milch dazu.

Nachdem der kleinere Knabe geſtillt und eingeſchläfert war, kam die Reihe an den größeren. Margarita gab ihm zu eſſen, kleidete ihn aus, brachte auch ihn in ein ſchnell zubereitetes Bett, und deckte ihn mit dem Mantel des Pfarrers zu. Dieſer erzählte ihr, wo und wie er die Kinder gefunden habe.

Das iſt alles recht gut und ſchön“ ſagte Margarita, „aber das Nöthigſte iſt zu wiſſen wie wir uns und ſie ernähren werden.“ Der Pfarrer ſchlug ſein Evangelium auf und las ihr folgende Stelle laut vor: „Wahrlich ich ſage Euch, wer immer dem Mindeſten meiner Schüler auch nur ein Glas kaltes Waſſer reichen wird, dem ſoll es nicht unvergolten bleiben!“ — „Amen!“ antwortete Margarita.

Am andern Morgen ließ der Pfarrer den Leichnam der gefundenen Frau begraben und ſprach die Todtengebete dabei.

Zwölf Jahre nachher ſonnte ſich der Pfarrer von San Pietro, der jetzt ſchon ſiebenzig Jahre alt war, im Freien vor ſeinem Hauſe. Es war Winter, und zum erſten Mal brachen heute die Sonnenſtrahlen durch den kalten Nebel. An der Seite des Pfarrers las ihm ein Knabe von beiläufig zwölf Jahren ſein Brevier vor und warf von Zeit zu Zeit einen neidiſchen Blick auf einen großen, kräftigen Jüngling von ſechzehn Jahren, welcher in dem kleinen angrenzenden Pfarrgärtchen arbeitete. Margarita, welche blind geworden war, ſaß daneben und hörte zu.

In dieſem Augenblicke ließ ſich das Geraſſel eines Wagens vernehmen und der Knabe ſchrie freudig: „Ach ſieh! den ſchönen Wagen, den ſchönen Wagen!“

Wirklich kam ein prächtiges Fuhrwerk auf der Straße von Sevilla daher und hielt vor dem Pfarrhauſe. Ein reich gekleideter Diener näherte ſich dem Pfarrer und erſuchte ihn um ein Glas Waſſer für ſeinen Herrn.

„Carlos!“ ſagte der Pfarrer zu dem jüngern Knaben, „hole ein Glas Waſſer für den fremden Herrn, und bringe zugleich auch ein Glas Wein dazu, wenn er es annehmen will. Spute dich!“ Der fremde Herr ließ den Wagenſchlag öffnen und ſtieg heraus, es war ein Mann bei fünfzig Jahren. „Sind dieſe Knaben Eure Neffen?“ fragte er den Pfarrer.

„Mehr als das, gnädiger Herr,“ antwortete der Pfarrer, „meine Kinder ſind es, meine lieben Adoptivſöhne.“

„Wie das?“

Und der Pfarrer erzählte ihm die ganze Geſchichte der

Kinder, und fragte ihn, was er aus den beiden Jungen machen ſolle, und wie er ihr Glück begründen könne.

„Brave Offiziere in der Garde des Königs ſollt Ihr aus ihnen machen,“ antwortete der Fremde lächelnd, „und damit ſie dann ihrem Stande gemäß leben können, ſo geben wir jedem einen jährlichen Unterhaltsbeitrag von tauſend Dukaten.“

„Ich habe um einen Rath gebeten, Sennor, und hoffte keinen Spott.“

„Dann,“ fuhr der Fremde, ohne auf dieſe Worte zu achten, fort, „dann müßt Ihr Euch auch Eure Kirche neu und ſchöner aufbauen, und daneben einen recht bequemen neuen Pfarrhof. Ein eiſernes Gitter ſoll alles umſchließen. Seht, ich habe den Plan dazu ſchon in meiner Taſche. Seht ihn an, Herr Pfarrer, gefällt er Euch? — Und dem neuen Gotteshauſe, mein' ich, ſollten wir den Namen geben: Kirche zum Glaſe Waſſer.“

„Was ſoll? — ach, mein Gott! — wäre — wenn ich nicht irre — dieſe Züge — dieſe Stimme — was ſoll das Alles bedeuten?

„Das ſoll bedeuten, mein lieber, ehrwürdiger Freund, daß Joſé de Ribeira vor Euch ſteht, der vor zwölf Jahren noch der Räuber Joſé genannt wurde. Ihr wart mein Wirth und Wohlthäter, und der Vater meiner Kinder. Ach kommt in meine Arme, meine Kinder, und umarmt Euern Vater.“ Er preßte die beiden Kinder in ſeine Arme, und als er ſie zum öftern betrachtet, und mit Freudenthränen geküßt hatte, reichte er dem Pfarrer die Hand, fragend: „Nun Alter! nehmt Ihr die Kirche zum Glas Waſſer nicht an?“

Und der Pfarrer wandte ſich zu Margarita und ſprach bewegt und andächtig: „Wahrlich ich ſage Euch, wer immer dem Mindeſten meiner Schüler auch nur ein Glas kaltes Waſſer reichen wird, dem ſoll es nicht unvergolten bleiben.“ — „Amen,“ ſagte die Alte weinend vor Freude über das Glück ihres Herrn und ihrer Pflegeſöhne, aber bald darauf weinte ſie bitter über den Abſchied von den Letzteren.

Ein Jahr nachher wohnten Don Joſé de Ribeira und ſeine Söhne der Einweihung der neuen Kirche von San Pietro „zum Glas Waſſer,“ einer der ſchönſten Kirchen in der Umgegend von Sevilla, bei.

Die fixe Idee.

Eine einfache Malergeſchichte.

Es ſind jetzt vierunddreißig Jahre, ich war noch ſehr jung hatte aber die Collegien verlaſſen, und glaubte damals noch an viele Dinge, oder beſſer geſagt, an viele Worte, z. B. an die Liebe. Ich faßte eine unwiderſtehliche Neigung zu einer jungen Witwe mit runden Formen, und liebte ſie — Himmel und Erde! liebte ſie, wie man zum erſten Male liebt. Ich hatte ihr auf meinen Knien, ſtammelnd, meine Erklärung gemacht; ich hatte den Saum ihres Kleides geküßt; ich zitterte am ganzen Leibe, wenn ſie ihr kleines Händchen in den meinigen ließ und glaubte vor Entzücken zu vergehen, als ſie mir eines Tages eine ihrer Haarlocken gab. Ich wollte ein Gegengeſchenk machen und beſchloß daher, ihr mein Antlitz in Miniatur zu verehren. — Doch ich will ja hier nicht von mir reden, ich war damals ein alberner Thor, was ich ohne zu erröthen bekenne, denn wer könnte ſich rühmen, es nicht geweſen zu ſeyn?

Was ich hier erzählen will, iſt die einfache Geſchichte eines jungen Malers, an welchen ich mich wandte, um mich auf Elfenbein zu übertragen. Er forderte dafür hundert Gulden, und als ich die Summe etwas zu hoch fand und ihn bat, mir einen annehmbaren Preis zu machen, antwortete er mir ganz barſch: „Nicht ein Kreuzer wird nachgelaſſen, hundert Gulden, oder nichts; wenn Sie dieſe Summe nicht bezahlen wollen, ſo muß ich ſchon bitten, ſich an einen Andern zu wenden, denn ich feilſche nicht mit meinem Talente.“ — Ich bemerkte ihm, daß er mit ſolchen Grundſätzen, obſchon ſie nicht zu tadeln ſeien, ſein Glück doch ſchwerlich machen würde. — „Glück!“ wiederholte er, und ſeine Lippen preßten ſich zu einem verächtlichen Lächeln zuſammen, „Glück und wahre Kunſt wohnen nicht beiſammen.“

Ich gab mir alle mögliche Mühe, ihm Vernunft zu predigen. Ich ſtellte ihm vor, daß ſeine Ideen um ein halbes Jahrhundert zurück ſeien, daß in unſern Zeiten das Talent nicht ſelten in einem Wagen fahre und in einem eleganten Quartiere wohne, Geld und Koſtbarkeiten beſitze; aber nichts konnte ihn von jener paradoxen Idee abbringen. Er ging in der Hitze des Geſpräches ſogar ſo weit, daß er behauptete, er würde ſich entehrt fühlen, wenn er wo anders ſterben würde, als im Hoſpital. Dieſe Überzeugung habe er gehabt, als er das erſte Mal den Pinſel in die Hand genommen, und ſie habe ihn ſeitdem nie verlaſſen.

Endlich verſprach ich, die Summe zu geben. Ich ſaß ihm eine ganze Woche hindurch. Wir ſprachen viel über Kunſt, ſein Enthuſiasmus gefiel mir, ich kettete mich mit wahrer Freundſchaft an ihn und wir ſahen uns auch nachher öfters.

Eines Tages begegnete ich ihm, und fragte ihn wie die Geſchäfte gingen. — „O, die Geſchäfte gehen gut,“ antwortete er mir, „aber das kann nicht länger ſo dauern. Schöne Beſchäftigung, herrliche Kunſtübung, welche ich ſeit mehren Jahren treibe! Ich habe die letzte Kunſtausſtellung mit Porträts von Gewürzkrämern, Müllern und Bäckern angefüllt, und auch ihre Gemahlinnen mit Colliers, goldenen Ketten, Brüſſelerſpitzen u. dgl. Noch glücklich, wenn ich nicht eine ganze löbliche Fleiſcherfamilie in Einen Rahmen einſchachteln mußte. Bei Gott! das iſt nicht mehr auszuhalten, und ich wollte hundertmal lieber Wagenlackirer oder Schildpinsler ſeyn. Aber ich ſchwöre es, von heute an male ich kein Porträt mehr.“ — „Was wollen Sie denn malen?“ — „Was weiß ich? Genrebilder, hiſtoriſche Bilder, alles, was mir in den Sinn kommt. Mit einem Worte, ich will künftig nur für mich arbeiten, für meinen Ruf, für die Ehre.“ — „Die Ehre, recht, aber ſie gewährt magere Koſt; ich meines Theils rathe ihnen, ſich daneben doch auch an etwas Solides zu halten, und wär's auch der Kopf eines dicken Braumeiſters.“

Einige Zeit nachher fand ich meinen Mann wieder, er war auf dem beſten Wege zu ſeinem Ziele zu gelangen. Er wohnte auf einer Bodenkammer, welche er ſein Atelier nannte, und worin ſeine Staffelei, ein elendes Bett, ein Stuhl und einige Büſten das einzige Ameublement ausmachten. Er war aber ſehr zufrieden, ja glücklich, und gab ſich mit aller Liebe ſeiner Kunſt hin. Er beſaß keinen Kreuzer Geld und dennoch hab' ich ihn nie ſo ſtolz geſehen. — „Sehen Sie dieſes Bild an,“ ſagte er zu mir, indem er einen zerriſſenen Lappen von ſeiner Staffelei wegzog, „betrachten Sie dieſen Weiberkopf

— dieſe Augen — dieſes Fleiſch! — Das iſt mein Werk, lieber Freund! In einem Jahre wird es fertig ſeyn, und in unſerm Muſeum unter meinem Namen neben den Werken unſerer erſten Künſtler glänzen.“ — Ich bewunderte das Bild, denn wahrhaftig, es war kühn und mit außerordentlichem Genie auf die Leinwand hingeworfen. Allein dann wandte ich den Kopf zu meinem Freunde mit der gewöhnlichen Frage: „Und die Geſchäfte?“ — „Geſchäfte! Hm! ich bekümmere mich darum nicht mehr, ich weiß ſo wenig davon, daß ich in Verlegenheit wäre, Ihnen zu ſagen, wie ich mir morgen ein Mittagsmahl verſchaffen werde. Bei meinem Gaſtgeber, wo ich es gewöhnlich nehme, macht man mir ſchon eine verdrießliche Miene, und ich glaube, man wird mir nächſter Tage verweigern, eine Schale zu füllen. Aber das thut nichts, ich gehe wo anders hin und ſie verlieren meine Kundſchaft. Geld bekommen ſie keines, das iſt gewiß, bis ich mein Bild vollendet und verkauft habe, dann werd' ich alle Welt richtig bezahlen. Bis dahin aber müſſen ſie warten, ſollen ruhig ſeyn, ich bin's auch. — Wenn ich ſage, ich bin ruhig, mein werther Freund, ſo iſt das übrigens doch nicht ſo ganz wahr. Eine Sache beunruhiget mich recht ſehr. Mein entſetzlicher Hauswirth droht mir, mich hinauszuwerfen und mir Alles wegzunehmen, wenn ich nicht darein willige, ihm ſein Porträt zu malen. Stellen Sie ſich vor, das iſt das platteſte, nichtsſagendſte Geſicht und die gemeinſte Figur, die man ſich nur denken kann, und Sie kennen meine Antipathie. Übrigens werde ich wohl in den ſauern Apfel beißen müſſen, denn mein großes Bild will —

muß ich hier vollenden, wo ich es angefangen habe, und der Kerl wäre vielleicht auch noch im Stande, dieſes zu behalten.«

Ich redete ihm zu, das Porträt ja zu malen, um wenigſtens von dieſer Seite ſicher zu ſeyn, und empfahl mich dann mit den Worten: »Freund! wenn Sie nicht klüger ſind, nur Alles für die Kunſt und gar nichts für den Magen thun, ſo werde ich Ihnen doch bald einen Beſuch in Ihrem ſogenannten Tempel des Ruhmes, nämlich im Hoſpitale, machen müſſen.« — Fröhlich entließ er mich mit den Worten: »Dort wie überall, werden Sie mir ſtets herzlich willkommen ſeyn.«

Während einiger Zeit hatten mich verſchiedene Geſchäfte gänzlich in Anſpruch genommen, und ich hatte meinen Monomanen ſchon faſt vergeſſen, als ich eines Abends zu Hauſe ein kleines roſenfarbenes wohlparfümirtes Billetchen fand. Ich glaubte nicht anders, als dieß zierlich gefaltete Ding käme von einer Frauenzimmerhand, und erſtaunte daher, als ich hierin eine Einladung zum Mittagmahl, mit »Karl Rinde« unterzeichnet fand. Ich dachte im erſten Augenblicke, mein Maler werde ſein großes Bild vollendet und verkauft haben, und nun aus allen Kräften trachten, ſich des ſchnöden Mammons wieder zu entledigen, der das Genie tödtet. — Allein! es war noch beſſer gekommen. Ein Vetter, einer von jenen ſo abgenutzten Vettern, daß unſere Dichter in ihren Luſtſpielen ſie nicht einmal mehr vorzubringen wagen, und die ſie daher durch eine Quartterne im Lotto erſetzen, ein wahrer, ächter oſtindiſcher Vetter von der beſten

Race, war geſtorben, und hatte unſerm junger Künſtler eine runde Summe von 100,000 fl. zurückgelaſſen.

Für einen Menſchen, der ſo ſehr daran hing, arm zu leben und arm zu ſterben, war das wirklich ein Unglück. Glücklicherweiſe gab es aber Mittel dagegen, und **Karl** arbeitete mit bewunderungswürdigem Eifer, es ſobald als möglich mit der Wurzel auszurotten.

Ich traf ihn mit zehn bis zwölf jungen Leuten, Dichtern, Muſikern, Malern, gar guten Kindern, luſtig und zuvorkommend, aber etwas leicht und leichtſinnig, beiſammen. — „Stellen Sie ſich vor,“ ſagte er zu mir, „ſeit mir das fatale Geld zugekommen iſt, habe ich auch nicht einen Pinſelſtrich gemacht. Wenn es immer dauern würde, mein großes Bild bliebe unvollendet und ich unbekannt.“ — „Mein Freund,“ antwortete ich, „wir waren, was dieſen Gegenſtand betrifft, immer verſchiedener Meinung, und ich habe ſchon lange darauf Verzicht geleiſtet, Ihnen Vernunft predigen zu wollen, übrigens wäre wohl hier auch nicht der Ort dazu.“ — „Nein, wahrhaftig nicht, ſprach einer der Gäſte, „die Vernunft hat bei uns nichts zu thun,“ und er läutete ſtark, ein Aufwärter erſchien. — „Das Mahl, das Mahl!“ ſchrien Alle zugleich. — „Sogleich ſollen Sie bedient werden, meine Herren, aber ich weiß noch nicht, welche Weine Sie wünſchen.“ — „Nur eine Sorte,“ rief der Gaſtgeber: „Champagner und Selterwaſſer dazu.“ — „Das ſoll ja, wie mir ſcheint, ein wahres Saufgelage werden?“ — „Allerdings,“ erwiederte ein junger Schriftſteller, „eine wahre Orgie, dadurch wird die Einbildungskraft entflammt, und die poetiſche Ader zum Fluſſe gebracht; meine bewunderungswertheſten Stellen hab' ich immer geſchrieben, wenn ich von einem ſolchen Gelage nach Hauſe kam.“

Ich blieb nur kurze Zeit, ſah aber, daß die Herren ſich tüchtig an die Arbeit machten, um ihre Einbildungskraft zu entflammen; aber wenn ihr Genie in dem Maße hervortrat, als ihre Vernunft ſich verminderte, ſo müſſen das ſublime Sachen ſeyn, die ſie ſchrieben.

Am folgenden Tage beſuchte ich Karln. Ich wollte ihm beweiſen, daß der Künſtler, wenn er ſeines Mittagsmahles ſicher iſt, viel mehr und viel beſſer arbeite, weil ſein Geiſt ruhiger iſt; aber da kam ich ſchön an. — „Ruhig,“ verſetzte er, „ruhig, wenn ich weiß, daß mein Pult von Thalern voll iſt? Ach, mein Freund! wie kann man da ruhig ſeyn?“ — Was konnte ich darauf antworten? Nichts! — Das that ich auch, und ging, indem ich meinen Mann von nun an für vollkommen unheilbar anſah, und beſchloß, ihn ſeinem Schickſale zu überlaſſen.

Einen Augenblick übrigens ſchöpfte ich doch wieder Hoffnung; ich glaubte nämlich, die Liebe werde das zu Stande bringen, was mir durch alle Beredſamkeit und Beharrlichkeit nicht gelang. Karl ſah zufällig im Theater ein junges, ſehr ſchönes Mädchen. Es war einer jener herrlichen, reinen Raphael'ſchen Köpfe, den er gerne porträtirt, oder zum Modell eines ſeiner Bilder genommen haben würde. Der Vater, ein honetter Partikulier, war das, was die Künſtler einen Liebhaber nennen, das heißt, ein mehr oder minder gebildeter Freund der Kunſt. Mein junger Freund fing im

Theater ein Geſpräch mit ihm an und Beide erhitzten ſich in Darlegung ihrer Meinungen über die Malerei, und als der Vorhang fiel, waren ſie die beſten Freunde. **Kockerling** (dieß war der eben nicht ſehr künſtleriſche Namen des Liebhabers) lud **Karln** ein, ihn zu beſuchen und ſeine kleine Sammlung von Gemälden zu beſehen, in welcher ſich doch einige verdienſtvolle Originale befänden. Die Einladung ward mit Vergnügen angenommen.

Schon am dritten Tage begab ſich **Karl**, nachdem er zu Hauſe Schnur- und Knebelbart gehörig aufgeſtutzt und gewichſt hatte, in **Kockerling's** Haus. Dieſer empfing ihn mit herzlicher Freundlichkeit und zeigte ihm ſein kleines Muſeum, indem er ihm lang und breit die Geſchichte jedes Bildes erzählte und die frühern Beſitzer desſelben nannte. **Karl** fragte ihn, ob er ſelbſt male. — „Nein,“ antwortete **Kockerling**, „ich war früher Handelsmann, habe mir klüglich meine Schäfchen ins Trockene gebracht, und mich dann erſt der Kunſt hingegeben. Jetzt bin ich ſchon zu alt, um Naſen und Augen zu zeichnen, aber meine Tochter zeichnet nicht übel, ja ſie fängt auch ſogar ſchon an in Öhl zu malen, ſie macht allerliebſte kleine Genrebilder; wenn Sie ihre Arbeit ſehen wollen, wird es ihr ein Vergnügen, und die Andeutungen eines ſo ausgezeichneten Künſtlers werden ihr ſehr koſtbar ſeyn.“ — Man ging in **Eliſens** Zimmer, welche erröthete, etwas von unbedeutenden Pinſeleien ſtotterte, mit den kleinen Händchen ihre errötheten Wangen bedeckte und den Vater naiv ausſchalt, daß er ſolch ein Weſen von ihren Arbeiten gemacht habe; endlich holte ſie aber doch ihr

Portefeuille herbei und zeigte Verſchiedenes. Alles wurde belobt und bewundert, zwar nicht ganz ohne Anmerkungen, aber doch ſo, daß ſich Eliſens Eigenliebe ſehr geſchmeichelt fühlte. Endlich trennte man ſich, gleich bezaubert von einander. Karl verſprach wiederzukommen, und Eliſen mit ſeinem Rathe beizuſtehen. Er hielt auch Wort. Aber je öfter er kam, deſto mehr lernte er Eliſens Einfachheit und Liebenswürdigkeit kennen, und deſto mehr wuchs ſeine Liebe zu ihr. Ich hörte das Alles mit Vergnügen, und hoffte davon eine gute Wendung ſeines Schickſals.

Eines Morgens trat er in mein Zimmer, ich lag noch zu Bette, er ging einige Male ſchweigend auf und nieder, blieb dann plötzlich vor meinem Bette ſtehen, und fragte mich heftig: „Was würden Sie an meiner Stelle thun, Freund?“ — „Bevor ich antworte,“ fragte ich lächelnd, „muß ich erſt wiſſen, auf welcher Stelle Sie ſtehen?“ — „Keinen Scherz,“ erwiederte er, „ich könnte ihn jetzt leicht übel aufnehmen.“ — „Ich will nicht ſcherzen, im Gegentheil, ich bin bereit, Ihnen recht ernſthaft und freundſchaftlich zu antworten, ſagen Sie mir nur erſt, worum es ſich handelt.“ — „So hören Sie. Sie kennen Eliſen, Sie wiſſen, wie ſehr ich ſie liebe, ſo daß ich ſogar im Stande wäre, eine Thorheit um ihretwillen zu begehen.“ — „Nun alſo?“ — „Alſo was würden Sie an meiner Stelle thun?“ — „Werden Sie von dem Mädchen geliebt?“ — „Ich hoffe es, ich glaube es, ich weiß es gewiß.“ — „Nun dann würde ich an Ihrer Stelle ſie vom Vater begehren und heirathen.“ — „Heirathen, heirathen! ſchöner Rath, bei meiner armen Seele! Als wenn es etwas

Entſetzlicheres auf der Welt gäbe, als heirathen?“ — „Wie, wenn aber das Mädchen, wie Sie mir ſelbſt oft geſagt haben, die Unſchuld, die Tugend, die Liebenswürdigkeit ſelbſt iſt?“ — „Das iſt ſie auch, und eben darum habe ich guten Rath ſo nöthig. Alle dieſe herrlichen Eigenſchaften auf der einen Seite, und meine Abneigung gegen die Ehe auf der andern. Ich wäre in einer ſchönen Lage mit Weib und Kindern! Wenn ich Geld hätte, das mich genirt, das mir zur Laſt iſt, und von dem ich mich daher zu befreien ſuchen wollte, ſo würde ich das nicht thun können, nicht thun dürfen, meiner Familie wegen. Und wenn ich kein Geld hätte, und ſo recht frei, recht glücklich eine Lieblingsidee ausführen wollte, ſo würde ich das wieder nicht thun können, ſondern um das liebe Brot Müller und Bäcker abkonterfeien müſſen. Nein, nein, ich heirathe nicht, ich will mich und meine Kunſt nicht zu Sklaven machen, will diejenige nicht mit mir unglücklich machen, deren Schickſal ich an das meinige kette.“ — „Nun gut, mein Lieber, ſo heirathen Sie nicht.“ — „Wenn aber ohne ſie kein Glück für mich auf Erden iſt?“ — „Sie reden ins Blaue hinein, lieber Freund, und auf dieſe Art kommen wir in einem Jahre zu keinem Entſchluß. Sie haben nur unter drei Maßregeln zu wählen: heirathen, vergeſſen, oder ſich eine Kugel durch's Gehirn jagen.“ — Er faßte mich bei der Hand und ſprach: „Sie haben Recht, das iſt doch ein vernünftiger Rath, ich danke Ihnen.“

Erſchreckt durch den feſten, entſchloſſenen Ton, womit er die Worte ausſprach, bereute ich ſchon, mit einem halb Wahnſinnigen alſo geſprochen zu haben, und ich fragte ihn mit Unruhe, was er denn zu thun Willens ſey? „Nichts anders, als was Sie mir gerathen haben; heirathen will ich nicht, vergeſſen kann ich nicht; es bleibt alſo nur das Dritte übrig, ich will mir ein Paar Piſtolen kaufen.“

Ich wußte wohl, Karl ſei der Mann, dieſen entſetzlichen Entſchluß auszuführen, ich blieb alſo den ganzen Tag über bei ihm, ſuchte ſeine Liebe zur Kunſt wieder rege zu machen, ſtellte ihm vor, daß dann ſein großes, herrliches Bild unvollendet bleiben und ſein Name mit ihm zu Grabe gehen würde. Er gab endlich nach und entſchied ſich dahin, eine Reiſe nach der Schweiz und Italien zu machen, um Eliſens Bild aus ſeiner Seele, und den Reſt der Erbſchaft an den Mann zu bringen; wenn dieß geſchehen ſei, wolle er wieder zurückkehren und arbeiten.

Am folgenden Morgen ſchon reiſte er ab. Er war 18 Monate abweſend, während welcher Zeit er keinem Menſchen ſchrieb. Eines Tages, als ich ihn eben am wenigſten vermuthete, kam er zurück. Er war von ſeiner Liebe zu Eliſen vollkommen geheilt, luſtig und guter Dinge; denn auch ſeine Börſe war ſehr leicht geworden. Er ſagte mir, daß er ſeine alte Wohnung unter dem Dache wieder beziehen und nun mit Eifer an ſeinem großen Bilde arbeiten wolle. Wirklich glänzte dieſes Werk in der Kunſtausſtellung des nächſtfolgenden Jahres, wo es allgemeinen Enthuſiasmus erregte, und von einem Liebhaber um einen bedeutenden Preis gekauft wurde. Dieſes Geld reichte hin, um die Schulden zu bezahlen, die der Künſtler ſeit ſeiner Rückkehr aus Italien gemacht hatte, dann fing Karl ein neues Bild zu malen und neue Schulden zu machen an. Ich war damals gezwungen, eine Reiſe zu machen. Während meiner Abweſenheit brach die Cholera aus, und der arme Karl Rind war eines ihrer erſten Opfer. Einige mitleidige Nachbarn brachten ihn in das Hoſpital, wo er binnen 24 Stunden ſeinen Geiſt aufgab, vermuthlich mit dem ſüßen Bewußtſein, ſein Geſchick erfüllt zu haben.

Laura, oder die aufgeregte Phantaſie.

Skizze.

Ich trat in den Salon der Lady **Karolina** B** und hörte eben, wie ihre Tochter mit ſanfter Stimme die letzte Strophe eines engliſchen Gedichtes las, welche in getreuer Überſetzung ſo lautete:

„Ach Laura, ſchenk' für meiner Seele Frieden
Nur Einen Blick mir, einen einz'gen Blick.
Ein einzig Thränlein, das ſich losgeſchieden
Von deiner Wimper, wär' mein höchſtes Glück;
Und könnt' ich mir von dir ein Wort erwerben,
Ein Wort, ein kurzes Wort, dann möcht' ich ſterben!“

Nach Vorleſung dieſer Verſe herrſchte ein kurzes Stillſchweigen, während dem die Vorleſerin, Miß **Klara**, ſich die ſchönen blauen Augen trocknete. Hierauf brach die allgemeine Kritik los. Die Majorität erklärte die Verſe für ſchlecht, den Dichter für ein Ungeheuer und ſeine **Laura** für, — doch das mag ich gar nicht ſagen.

Ich bat um Erklärung jenes Gegenſtandes, über den ſich die Geſellſchaft ſo ſehr ereiferte, und erfuhr, das Gedicht ſey von einem Engländer, Lord **Belmore**, einer empörenden Kopie Lord Byron's, der ſich ſeit 3 Jahren in Florenz aufhalte, und hier zum Ärgerniß der ganzen Stadt ein Frauenzimmer in ſeiner Villa eingeſchloſſen halte, das noch kein Menſchenauge geſehen habe, und welches nur durch ſeine Gedichte unter dem Namen Laura bekannt ſei.

„Aber Mama!“ fiel Miß Klara ein.

„Schweig!“ ſchrie Lady Karoline. „Und wär' er noch ein hundertmal größerer Dichter, er wäre nichts deſto weniger ein Ungeheuer.“ Alle Übrigen in der Geſellſchaft waren derſelben Meinung. Die Einen ſagten, Lord Belmore habe Laura aus einem orientaliſchen Serail entführt, als er noch unter den Seeräubern war, und dieſe ſei ein entehrtes Opfer ſeiner Leidenſchaft. Eine alte Frau behauptete ſteif und feſt, Laura ſei des Lords eigene Tochter. — „Nicht doch,“ ſagte Kapitän Whiſtlewood mit grinſendem Lächeln, „es iſt eine Theaterperſon aus Paris, auf welche er eiferſüchtig iſt, wie ein Löwe.“

Einige Tage nachher verließ ich Florenz, um mich nach Rom zu begeben.

Unter den Fremden, mit welchen ich in Rom Bekanntſchaft machte, war auch ein junger Engländer, Namens Georges Denham. Wir wurden bald innige Freunde, und doch waren unſere Charaktere ſehr kontraſtirend. Georges war ſo ernſt als ich fröhlich, ſo kalt als ich leidenſchaftlich. Er vernünftelte über alle Eindrücke, denen ich mich aus Gefühl hingab. Seine religiöſen, politiſchen und moraliſchen Ideen waren eben ſo geordnet, als die meinigen herumſchweifend und unbedingt. — Ich liebte ihn ungeachtet ſeiner Sucht, mir Moral zu predigen.

Im Frühjahr kam ich nach Florenz zurück. Ich war ſeit einem Monate daſelbſt, als man mir eines Morgens Lord Belmore anmeldete. Ich freute mich, den Mann kennen zu lernen, und erinnerte mich ſogleich der Geſellſchaften Lady Karolinens und der Verſe an Laura. Aber wie groß war mein Erſtaunen, als die Thüre ſich öffnete und mein Freund Georges Denham mit ſeinem ruhigen Geſichte hereintrat. — Er war gezwungen, der Erſte zu ſprechen; denn mit offenem Munde ſtarrte ich ihn an.

„Was haſt du denn?“ fragte er mich.

„Was ſoll dieſer Name, Lord Belmore?“ war meine Gegenfrage.

„Ei, das ſetzt dich ſo in Verwunderung, und iſt doch die einfachſte Sache der Welt. Henry Belmore war mein älterer Bruder. Er ſtarb, und nun ſiehſt du in mir den Erben ſeines Vermögens und ſeiner Titel.“ —

„Oh!“ —

„Nun, was hat denn da deine verſchrobene Einbildungskraft dahinter zu ſuchen?“

Ich war über dieſe Lehre gleich beim Eintritte etwas verlegen, umarmte ihn aber nichts deſto weniger recht herzlich. Er war eben in Angelegenheiten dieſer Erbſchaft nach Florenz gekommen. Alles, was ich von ſeinem Bruder ſprechen gehört hatte, kam mir nun wieder in den Sinn, ich that Fragen auf Fragen an ihn; Georges antwortete mit ſichtbarer Zurückhaltung.

„Aber Laura, Laura,“ rief ich, „die ſchöne Laura, was iſt aus ihr geworden?“

„Du biſt ſehr neugierig. Laura iſt noch immer auf der Villa bella, jenem Landſitze, welchen mein Bruder gebaut hat, und welcher nun auch mir zugehört.“

„Und du haſt alſo Laura geſehen? kennſt ſie?“

„Allerdings. Aber ich muß dich jetzt verlaſſen,“ ſagte er, indem er auf ſeine Uhr geſehen hatte; „denn ich habe dieſen Vormittag noch viele Geſchäfte. Willſt du morgen mit mir nach Villa bella fahren?“

Ich nahm es, wie natürlich, auf der Stelle an; denn mein ſehnlichſtes Verlangen war dadurch erfüllt.

„Wohlan, ſo bereite dich morgen um 11 Uhr. Wir brauchen 3 Stunden nach Villa bella und können alſo zum Mittagsmahle dort ſeyn. Adieu!“

Kaum war Georges fort, als ich meinem Bedienten ſchellte und ihn zu meinem Schneider ſandte mit dem Auftrag, er müſſe mir heute noch den Jagdrock ſenden, den ich ſchon durch 8 Tage erwartete. Der Abend verfloß mir in ſüßen Träumereien, ich ſang alle meine beſten Lieder durch, ich deklamirte zehnmal meine Überſetzung von Belmore’s Gedichten und las noch alle Sonnette von Petrarca.

Begreift Ihr die Marter einer Feuerſeele, wenn man im langſamen Schritte 3 Meilen weit nach einem geheimnißvollen Schloſſe fahren muß? O verdammte florentiniſche Poſtpferde!

Ich wußte nicht mehr, was ich thun ſollte, um meine Ungeduld zu verbergen; Georges hingegen war ſchauderhaft ruhig, er machte Bemerkungen über die Cultur der Oliven, und über die landwirthſchaftliche Verbeſſerung des

Bodens. Ich hörte, wie Ihr wohl denken könnt, nur halb zu. Er ſetzte ſeine Beobachtungen mit unerſchütterlicher Kaltblütigkeit fort. Kein Acker, keine Wieſe, kein Zaun, keine Kohlſtaude entging ihm. Von jedem Andern, als von dem guten Georges, hätte ich geglaubt, er thue es mir zum Poſſen.

Endlich gelang es mir doch durch alle mögliche Feinheit, das Geſpräch auf ſeinen Bruder zu lenken. „Ah, mein Bruder,“ ſagte er, „ſeine Lebensgeſchichte iſt in wenigen Worten geſagt. Henry war mit 5 Jahren ein verzärteltes Kind, mit 15 Jahren war er der ſchlechteſte Schüler in der ganzen Schule, mit 25 war ſeine Geſundheit dahin, mit 30 ſtarb er als ein Wahnſinniger auf der **Villa bella**. Armer Henry!“

„Ein Wahnſinniger aus Liebe zu Laura? fragte ich.

„Ja, zu Laura,“ antwortete Georges, dann nahm ſein Geſicht den Ausdruck tieſer Traurigkeit an, und er ſenkte den Kopf. Ich ſelbſt kam nicht von meinen träumeriſchen Betrachtungen zurück, bis ich in den herrlichen Park der **Villa bella** einfuhr.

Man hatte in dieſer himmliſchen Einſamkeit allen engliſchen Luxus mit allen Lieblichkeiten des italieniſchen Clima vereinigt. Das Landhaus ſelbſt ſchien mir bewohnt; mehre Diener, ſchwarz gekleidet, empfingen uns ehrfurchtsvoll an der Stiege, ich machte in dem mir angewieſenen Gemache gewählte Toilette für das Mittagsmahl, und als die Glocke ſchallte, führte man mich in einen Salon, in welchem Georges ſaß und las.

Er ſah mich vom Kopf bis zu den Füßen lächelnd an. „Komm' zu Tiſche," ſprach er, und nahm mich unter dem Arm, „ein Dichter, der ſein Halstuch ſo zierlich zu ſchlingen weiß, wie du, iſt faſt auch ein Menſch, und mag nach einer dreiſtündigen Fahrt wohl auch einen proſaiſchen Hunger verſpüren, wie wir andern gemeinen Menſchen."

Ich bemerkte auf einem gedeckten Tiſche nur zwei Couverts einander gegenüber, und wagte es nicht, meine geſcheiterte Hoffnung merken zu laſſen, nur einige flüchtige Blicke warf ich auf die Thüre. Der Name Laura ward gar nicht genannt; denn Georges hatte auch ein gewiſſes Lächeln in Gewohnheit, welches zwar nichts Beleidigendes hatte, aber mir doch ſehr unangenehm war. Es war das Lächeln eines vernünftigen Mannes über einen Narren und über einen Dummkopf, ein Lächeln, halb mitleidig, halb boshaft, welches immer zu ſagen ſchien: „Du biſt ein ſehr liebenswürdiger Junge, aber du biſt nicht recht geſcheidt."

„Allons! mein lieber Poet," ſagte er endlich zu mir, als uns die Bedienten allein gelaſſen hatten und er mir die Bouteille mit Claret zuſchob, „geſtehe, daß du ſehr ungeduldig biſt, die ſchöne Laura zu ſehen. Tröſte dich, du ſollſt ſie ſehen, ich verſpreche es dir. Ihre Geſchichte iſt ſehr ſeltſam, aber ſie wäre zu lang, um ſie dir zu erzählen. Was Laura's Schönheit betrifft, ſo kann ich dich verſichern, ſie iſt über Alles, was deine Einbildungskraft ſich nur zu ſchaffen vermag, erhaben; allein ein proſaiſcher Menſch, wie ich, könnte ſie nicht würdig beſchreiben, daher laſſe ich das einem geſchickteren Künſtler über. Hier iſt ein Portefeuille, in welchem ſich Briefe und Gedichte meines verſtorbenen Bruders befinden. Alles das iſt zwar etwas konfus, unzuſammenhängend, wahrhaft poetiſch; aber ein Mann von deinem Geiſt und deiner Einbildungskraft erräth, was man auch nicht ſagt, und dieſe zerſtreuten Blätter werden hoffentlich genügen, dir eine vollkommene Idee von Laura's Reizen und Vollkommenheiten zu geben. — Jetzt gute Nacht, es iſt ſchon ſpät.« — Und aufſtehend ſprach Georges zu einem alten Diener: »Edward! wenn du den Herrn auf ſein Zimmer begleitet haſt, du verſtehſt mich Edward, auf ſein Zimmer, ſo kannſt du die Lichter im großen Salon auslöſchen, wenn man etwa nicht dort muſizirt.«

Es ſcheint, man habe im großen Saale nicht muſizirt, denn ich hörte nichts, obſchon ich noch eine ganze Stunde mich über den Balkon meines Zimmers herauslehnend aufmerkſam horchte. Ich war ſehr übel gelaunt. Georges war mir unerklärlich. Endlich nach langem Nachdenken faßte ich aus allem den Schluß, daß auch er Lauren leidenſchaftlich liebe und mich daher von ihr entfernt zu halten ſuche. Er hatte mich vielleicht nur in einer flüchtigen freundſchaftlichen Aufwallung mit nach **Villa bella** genommen, und es ſchon bereut; nun ſucht er den Folgen vorzubeugen. Armer Georges!

Ich fand in dem Portefeuille Briefe, Gedichte, proſaiſche Fragmente, alle an Laura gerichtet. In meiner erſten Ungeduld hatte ich wenig Aufmerkſamkeit für das Talent des Dichters. Laura's Geſchichte intereſſirte mich zu lebhaft. Ich ordnete endlich das Ganze folgender Geſtalt:

Die erſten Fragmente des Lords Henry, welche ſich auf frühere Jahre bezogen, öffneten mir alle ſchrecklichen

Tiefen einer Dichterſeele. Es war ein mächtiger Geiſt, durch ſich ſelbſt verzehrt, durch Überdruß niedergedrückt, durch Zweifel zerriſſen, wahnſinniger Wünſche und Hoffnungen voll, manchmal ſehr gemüthlich und gefühlvoll, aber immer ſchmerzlich. Dieſe Fragmente umfaßten ein ganzes Leben voll der heftigſten Leidenſchaften. Dann kamen Ausbrüche einer langen Entmuthigung, einer tiefen und ſtummen Betrübniß. Das ideale Geſchöpf, geträumt, geſucht, erſehnt, war nicht zu verwirklichen. Wo ſollte ſie in dieſer entnervten mangelvollen Erde gefunden werden? Nicht Erde, nicht Himmel konnten ihm dieſen Engel geben, er ſelbſt, der Dichter mußte ſich ihn erſt erſchaffen, ihm Leben und Seele einhauchen.

Ich bilde mir auch ein, ein Poet zu ſeyn, allein Alles das machte mich irre, ich konnte keinen klaren Gedanken faſſen. Nirgend fand ich etwas über Laura's Geburtsort, Familie und Alter. Ich gewahrte in ihr nur ein junges Mädchen von bezaubernder Schönheit, auf welches der Dichter allein ein Recht hatte. Man konnte deutlich erkennen, daß er ſie entfernt von der Welt gebildet, und ſie mit allen Reizen und Tugenden ſeiner Einbildungskraft begabt habe. Aber plötzlich fällt er in fürchterliche Verzweiflung. Dieſes ſein Geſchöpf, welches er nach den Töchtern des Himmels geſchaffen, dieſes Kind, welches er mitten unter den Blumen der Unſchuld, hinter dem Vorhange, der alle menſchlichen Fehler bedeckt, gebildet hatte, dieſe Jungfrau iſt zu rein für den entarteten Menſchen, er hat einen Engel geſchaffen, der nicht in des Dichters Hölle eingehen kann. Der Unglückliche wagt nicht, ſeine Augen zu der Göttlichen zu erheben, er ſeufzt, er weint, er kann, er darf ſie nicht lieben. Ein Abgrund gähnt zwiſchen ihm und ihr.

Mehre herzzerreißende Briefe, an Laura gerichtet, bewegten mich bis zu Thränen. Ich brachte eine fürchterliche Nacht zu: ich fühlte, daß ich das herrliche Geſchöpf ſelbſt liebe, unendlich liebe. — Ich fand mit einem Male den Traum meines ganzen Lebens verwirklicht, Lord Henry todt! Wir beide waren nur für einander geſchaffen. Ich machte dieſe Betrachtungen vor einem Spiegel, als Georges in Reiſekleidern in mein Zimmer trat.

„Verzeih', lieber Arthur,“ ſprach er, „ein wichtiges Geſchäft mit meinen Gebirgspächtern zwingt mich, dich hier zwei oder drei Tage allein zu laſſen, du biſt deßwegen doch nicht böſe auf mich?“

Ich wäre ihm gerne um den Hals gefallen, und antwortete ihm: Thue dir meinetwegen ja keinen Zwang an, lieber Bruder, ich bin ſehr wohl hier.“

„Aber,“ verſetzte er ſehr ernſthaft, „gib mir dein Ehrenwort, daß du in meiner Abweſenheit den großen Salon nicht betreten und auch keine Nachforſchungen bei den Leuten des Hauſes anſtellen willſt.“

Obſchon mir das Begehren ſonderbar vorkam, ſo verſprach ich doch lächelnd, was er wünſchte. Armer Georges, er war wirklich lächerlich mit ſeiner klugen Vorſicht und mit ſeiner Eiferſucht!

Um 10 Uhr frühſtückte ich ganz allein in dem kleinen Salon; dann nahm ich ein Buch, und ging damit im Parke ſpazieren. Unmöglich war es, auch nur einen Blick in den großen Salon zu thun. Vor allen Fenſtern waren Vorhänge, vergoldete Käfige und ſo viele Blumentöpfe, daß ſie eine undurchdringliche Mauer bildeten. Ich ging zwanzigmal aus dem Hauſe und wieder zurück, ich war nirgend ruhig. Mit ihr, mit Laura, unter einem Dache ſeyn, mit ihr allein und ſie nicht ſehen — das war eine wahre Marter.

Endlich kam mir ein glücklicher Gedanke. Es war ſehr heiß; dennoch lief ich in's nahe Dorf. Die erſte Bäuerin, die mir begegnete, fing an zu weinen, als ich ihr den Namen Belmore nannte, und als ich Laura nannte, fiel ſie gar dankend und des Himmels Segen erflehend, auf beide Knie. Unter dieſem angebeteten Namen war ſeit drei Jahren alles Gute dem armen Dörfchen zugewandt. — Ich war außer mir.

Der alte Edward ſervirte mir ehrfurchtsvoll das Mittagsmahl, er war ein alter Seemann, der alle Seereiſen Lord Henry's mitgemacht hatte. Ich bemerkte, wie ſein graues ſtechendes Auge mich überall verfolgte. Verdrüßlich über dieſe Bewachung, ſuchte ich früh mein Zimmer, und ſaß wohl zwei Stunden auf dem Balkon.

Endlich, in der Kühle des Abends, öffnete ſich eine Thüre des großen Salons, aber ich konnte nichts darin ſehen, als zwei alabaſterne Lampen. O Überraſchung, o Glück! ein Präludium auf der Guitarre ertönte. Sie wird ſingen, ſie, meine Laura! Ich hörte wirklich von einer ſanften ſchmelzenden Stimme eine franzöſiſche Romanze ſingen, die Thränen aus meinen Augen lockte. Dann erſchallte plötzlich, als ob die Spielerin den Trübſinn mit Gewalt verſcheuchen wollte, ein lebhafter anmuthiger Bolero. Die Thüre ſchloß ſich, die Lampen erloſchen, und Alles war verſchwunden. — Meine Exaltation ſtreifte an Wahnſinn. Ich verlebte noch eine aufgeregtere Nacht als die vorige. Bei dem mindeſten Geräuſche eilte ich auf den Balkon. Ich machte Verſe, heiße, zärtliche, leidenſchaftliche Gedichte. Am folgenden Morgen ſah ich aus wie ein Geſpenſt.

Als ich ſchon ſehr frühe durch den Gang ging, in welchem die Thüre zum Salon ſich befindet, ſah ich daraus eine junge Frauensperſon treten, welche eine Guitarre und einen ſchwarzen Schleier trug, ſie lächelte mir mit ſichtbarer Bosheit zu. Da die Thüre offen ſtand, ſo wollt' ich eben einen flüchtigen Blick in das Innere werfen, als der alte Edward plötzlich an der Schwelle erſchien, ſich tief vor mir verbeugte, aber die Thüre ſchnell ſchloß. — Der ganze Tag war für mich voll marternder Ungeduld. Mein Kopf war durch die durchwachten Nächte erhitzt. Es war mir nicht mehr zweifelhaft: die ſchöne Laura war ein Opfer der beiden Engländer. Sie hatte Lord Henry's Liebe zurückgewieſen, jetzt ſeufzte ſie unter Georges Tirannei, und ſeufzte nach einem Befreier. Sie hatte mich vermuthlich auf dem Bolkon und im Parke geſehen, die Theilnahme, welche ſie mir einflößte, konnte ihr nicht entgangen ſeyn. Die traurige Romanze drückte ihre Leiden aus, und der fröhliche Bolero die Hoffnung auf Freiheit. Ja, ſo iſt es. Ich beſchloß, ihr zu ſchreiben. — Ich lief alſogleich auf mein Zimmer, ſchrieb, und zerriß zehn Briefe. Endlich ließ ich meiner beredten Leidenſchaft ganz freien Lauf. Dann lief ich in den Garten, pflückte Blumen, wand einen Strauß, und verbarg darin halb einen Brief. Ein Fenſter des Salons ſtand offen; da hinein warf ich den Boten meiner Liebe. Dann ging ich wieder auf mein Zimmer, und zufrieden mit dem, was ich gethan, ſchlief ich ruhiger ein.

Süße Träume umgaukelten mich halb träumend, halb wachend. Ich hoffte, Laura werde Mittel finden, mir zu antworten. Am andern Morgen begab ich mich ſchon früh in den Garten. Als ich wieder zurückging, blieb ich vor der Thüre des Salons ſtehen, als ſich dieſe plötzlich öffnete, und Georges, ganz ſchwarz gekleidet, meinen Brief in der Hand haltend, mir aus derſelben entgegen trat. Ich wurde blutroth im Geſichte, nicht aus Beſchämung, nein aus Zorn; denn ſein Lächeln ſchien mir diesmal ſataniſch.

„Mylord! das iſt zu viel!“ ſchrie ich außer mir. „Die Rolle, welche Sie mich hier ſpielen laſſen, iſt zu lächerlich. Wer hat Ihnen dieſen Brief gegeben? vermuthlich haben Sie ihn der Unglücklichen mit Gewalt entriſſen? Sie haben das Haus vielleicht gar nicht verlaſſen, mich beobachtet, ausſpionirt, genarrt, das fordert Genugthuung, welche Sie mir geben werden, geben müſſen.“

„Recht gern, mein aufbrauſender Herr!“ antwortete Georges. — „Edward,“ fuhr er, zum alten Diener gewendet, fort, „bringe meine Piſtolen;“ und hiezu fügte er noch halbleiſe einige Worte in engliſcher Sprache. Wir begaben uns in das kleine Wäldchen.

„Aber,“ ſagte Georges, ruhig neben mir herſchreitend, „ſehen Sie doch einmal Ihren Brief an, er iſt noch verſiegelt. Sie haben ſich mit Ihrer Ausforderung wahrlich zu ſehr beeilt, denn eben wollte ich Ihnen dieſen Brief zurückgeben, und Ihnen ſagen, daß das Frühſtück in dem Salon Laura's für uns Beide bereit ſei. Wollen Sie nicht kommen, um es zu verzehren?“

Ich war um ſo mehr verlegen, als er ſeinen Arm freundſchaftlich in den meinen legte, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und zu mir ſprach: „Verwundern Sie ſich gar nicht, wenn Sie Laura ſchwarz verſchleiert ſehen, und kein Wort aus ihrem Munde vernehmen werden. Das Alles iſt eine Folge der bizarren teſtamentariſchen Anordnungen meines Bruders. Dieſe Trauer endet eben heute, den 29. Mai Punkt 12 Uhr Mittags, drei Monate nach dem Tode meines Bruders. — Jetzt iſt es 11 Uhr.“

Wir traten in den großen Salon, wo nur ein Halbdunkel herrſchte. Eine Frau mit einem ſchwarzen Schleier bedeckt, lag auf einem Divan, ganz am entgegengeſetzten Ende des Saales. Eine Harfe, ein Pianoforte, ein Stickrahmen, ein Zeichenbrett, herrlich eingebundene Bücher, und alle jene zierlichen Kleinigkeiten, welche gewöhnlich das Boudoir einer eleganten Frau ſchmücken, fand ich auch hier.

„Für's Erſte begnüge dich damit, Laura zu grüßen,“ ſagte Georges, „wenn die verhängnißvolle Stunde ſchlägt, wirſt du ſie auch ſehen.“

Ich machte eine Verbeugung, und fühlte wohl, daß mir dabei das Blut in die Wangen ſchoß, dann ſetzten wir uns zum Frühſtücke.

Georges ſprach von Politik, Literatur, wovon ich kein Wort hörte. Endlich ſchlug es auf einer Wanduhr zwölf. Wir ſtanden auf, Georges faßte mich an der Hand. Ich hatte die Blicke niedergeſchlagen, meine Verlegenheit ſtieg auf's Äußerſte. Ich erinnerte mich meines Briefes, des Balkons, ich glühte vor falſcher Scham, Liebe und Eiferſucht; ich marterte mein Gehirn, eine paſſende Anrede an den Gegenſtand dieſer Gluth zu finden, und ſtammelte einige unzuſammenhängende Worte; da ſprach Georges: „Nun, ſo hebe doch die Blicke, und ſieh' Lauren an;“ und bei dieſen Worten hob er den Schleier. Ich ſchaute — und ſah — ſah die ſchönſte — Statue vom karariſchem Marmor, die je aus der Einbildungskraft und von der Hand eines Künſtlers hervorgegangen.

Dies war die Lehre, welche mir Georges zu geben verſprochen hatte; ſie war etwas ſtrenge. Ich wurde roth vor Beſchämung und Zorn, aber Georges blickte mich gutmüthig und freundlich an, und ſprach mit einer unbeſchreiblichen Liebenswürdigkeit, indem er mir die Hand drückte: „Sieh, lieber Arthur, wie weit die Einbildungskraft eines Dichters ſich verirren kann, und bedaure mit mir meinen armen Bruder Henry.“

„Wie? iſt es möglich — dieſe Laura — und ſeine heftige Leidenſchaft, — und jene Gedichte voll Gluth?“

„Ja, mein Freund, du ſiehſt hier die ganze Lebens- und Leidensgeſchichte des Verſtorbenen.“

„Sie haben mich alſo myſtifizirt, Mylord?“

„Biſt du darum böſe auf mich?“

„Und die Guitarre, der Geſang im Salon?“

„Des Gärtners Tochter Giulietta hat eine hübſche Stimme.

„Und die Piſtolen?“

„Wußte Edward ſo zu laden, daß ſie kein Unheil hätten hervorbringen können. Arthur, verzeihe mir dieſen Beſuch auf Villa bella, und dieſe Tage der Unruhe und Ungeduld, welche ich dir verurſachte. Ich habe verſprochen, dir zu zeigen, wie weit die ungebundene Einbildungskraft eines Menſchen führen kann. Meine Freundſchaft hielt eine ſolche Lehre für dich nothwendig.“

Die Wahrheit.

Ein indiſches Mährchen.

Ein Fakir ging auf dem Felde dahin, indem er ſeine Naſenſpitze betrachtete. Plötzlich hörte er den Donner unter ſeinen Füßen rollen, und er ſprach zu ſich ſelbſt: »Dieſe Stelle iſt hohl, und ſchließt vielleicht einen Schatz in ſich; wenn ich ihn hebe, ſo werde ich ein rechtſchaffener Mann.«

Der Fakir grub die Erde auf, und ſprengte ein Gewölbe, allein nicht wenig böſe war er darüber, als er nach einer ſo angeſtrengten Arbeit nichts entdeckte, als die Öffnung eines alten Brunnens.

Betrübt ſah er hinein, als ihm aus demſelben ein ganz nacktes, vor Näſſe und Kälte zitterndes Weib entgegenſtieg. Da es außerordentlich ſchön war, ſo betrachtete es der Fakir mit weitgeöffneten Augen, und dachte nicht daran, es mit ſeinem Mantel zu bedecken.

Endlich tönten aus ſeinem Munde dieſe Worte: »O du, welche an Schönheit alle Töchter Brama's übertrifft, ſage mir, wer biſt du, und warum badeſt du dich in einem Brunnen?« — Sie antwortete ihm: »Ich bin die Wahrheit.« Der Fakir erblaßte und floh ſo ſchnell, als es ſeine

Füße nur vermochten, als ob ein Fakir und die Wahrheit nicht bei einander exiſtiren könnten.

Die verlaſſene Jungfrau näherte ſich allmälig der Stadt. Eine Frau, welche unbekleidet reiſet, erſcheint in Indien nicht ſo ſonderbar, als in einem andern von der Sonne weniger begünſtigten Clima. Es gingen Poeten, Kaufleute und Sultaninnen an ihr vorüber.

Die Poeten ſprachen, als ſie die Frau ſahen: „Ach, wie iſt ſie ſo mager!“ Die Kaufleute: „Ach, wie ſieht ſie ſo dumm aus!“ Die Sultaninnen: „Ach, wie iſt ſie ſo unbeſcheiden!“ aber Niemand nahm ſich ihrer an.

Endlich ging auch ein Höfling an ihr vorüber, ein ausgemergelter, reicher Menſch, dem wenigſtens noch die Phantaſie übrig geblieben war. Er bemerkte, daß das weibliche Weſen eine weiße Haut habe, und ließ ſie auf ſeinen Palankin ſetzen.

Kaum ſitzend kam ihr die Favoritſultanin des Schah entgegen, die auf Anordnung der Ärzte auf einem Dromedar ſpazieren ritt. — Die Wahrheit ſah ſie an, und rief auf der Stelle: „Das iſt ſonderbar, die Favoritſultanin hat eine ſchiefe Naſe!“

Der Höfling zitterte an allen Gliedern bei dieſem Ausruf, und hielt ſich für verloren, denn ein Geſetz verbot bei Todesſtrafe, von der Naſe der Favorite, ſei es gut oder ſchlecht, zu ſprechen. Er warf alſogleich die Wahrheit von dem Palankin mitten auf den Weg hinab und trabte weiter.

Die Wahrheit gelangte endlich an die Thore der Stadt, und erkundigte ſich bei einem Manne niederer Kaſte, der ihr begegnete, wo ſie dieſe Nacht zubringen könne? Der Mann führte ſie in ſein Haus, nicht muthmaßend, daß die Fremde ſein Unglück machen würde.

Der Mann, bei welchem die Wahrheit wohnte, gab, um leben zu können, eine Zeitung heraus, in welcher alle großen Herren gelobt wurden; daher hatten die Sklaven den Befehl, ihm, wenn er nach Hofe kam, alle Säcke mit den beſten Überbleibſeln aus der Küche anzufüllen.

Die fremde Reiſende brachte die Geſchäfte dieſes guten Mannes ganz in Unordnung. Die Wahrheit ſah ihn an ſeiner Zeitung arbeiten, ſprach dabei kein Wort, aber, nachdem er aufgeſtanden war, ſtrich ſie alles wieder aus, was der Zeitungsſchreiber zu Papier gebracht hatte. Die zwei folgenden Tage kam kein Blatt heraus.

Der Weſſir, über dieſe Verzögerung erboſt, ließ den Schriftſteller zu ſich kommen, und nachdem er ihm fünfzig Stockſtreiche hatte geben laſſen, erlaubte er ihm, ſich zu rechtfertigen. Er that es mit Beredſamkeit und guten Grund, daher entließ ihn der Weſſir mit neuen hundert Stockſtreichen.

Dieſer Nachtrag dürfte jenen ſonderbar ſcheinen, welche nicht wiſſen, wie außerordentlich gerecht der Weſſir war. Er that dieſes nur, um Zeit zu einer Execution zu gewinnen, die ihm ſehr nothwendig ſchien. Es handelte ſich nämlich darum, die Wahrheit heimlich aus dem Hauſe des Zeitungsſchreibers weg transportiren zu laſſen. Wenn er gewußt hätte, daß neunundneunzig Streiche genug geweſen wären, um die Zeit, welche er dazu bedurfte, auszufüllen, ſo hätte er ſeinen Nebenmenſchen gewiß zu ſehr geachtet, um auch nur einen Streich mehr zu diktiren.

Nachdem der Weſſir ganz allein im Beſitze der Wahrheit war, ſo freute er ſich deſſen ſehr, und hoffte von ihr großen Nutzen gegen ſeine Feinde ziehen zu können; allein noch an demſelben Tage kündigte man ihm an, der Schah wolle ihn beſuchen, da fürchtete er denn, der Beherrſcher möchte die Wahrheit ſehen, und verordnete daher zum allgemeinen Beſten, daß man ſie zum Tode führe.

Alsbald legten vier Emirs die Wahrheit zwiſchen ſeidene geſtickte und parfümirte Polſter, und erſtickten ſie mit kluger Behutſamkeit, dann warfen ſie ihren entſeelten Körper in den abgelegenſten Winkel des Gartens.

Die Mächtigen werden nun gewiß glauben, die Wahrheit ſei todt, allein es iſt nicht ſo. Die freie Luft gab ihr das Leben wieder, und neu geſtärkt benutzte ſie die Dunkelheit, um den Garten zu verlaſſen.

Sie flüchtete ſich in eine ungeheure Bibliothek, worin die Braminen den Geiſt der Menſchen ſeit 5000 Jahren aufhäuften. — Da die Nacht kalt war, ſo machte ſie ſich mit einigen Werken Feuer an, allein in dem Saale gab es ſo viele zündbare Materien, daß in weniger als zehn Minuten die ganze Bibliothek in Flammen ſtand und die Wahrheit kaum noch Zeit hatte, ſich mit einigen Brandflecken zu retten.

Die Bibliothek brannte und mit ihr auch die Bibliothekare. Der Schah ritt hinzu, um das Feuerwerk zu bewundern, und ſprach mit naivem Lächeln: „Es iſt doch recht hübſch, eine Bibliothek brennen zu ſehen.“

Seine Freude ſchien um ſo aufrichtiger zu ſeyn, als in Indien immer eine geheime Feindſchaft zwiſchen den Monarchen und den Büchern herrſchte.

Indeſſen beeilte ſich der Weſſir ſein entkommenes Opfer vogelfrei zu erklären. Am folgenden Morgen ſchon waren die Proklamationen an allen Straßenecken angeſchlagen. Über dieſe Schnelligkeit darf Niemand erſtaunen, denn in allen indiſchen Kanzleien gibt es ſchon vorräthige Proſkriptionsformeln gegen die arme Wahrheit.

Am Abende befand ſich der Flüchtling außer den Mauern der Stadt, nahe bei einem einfachen, reinlichen Hauſe, welches ein kleines Gärtchen umgab. Es war die Wohnung des weiſen Pilpay. Die Wahrheit trat ohne Furcht hinein, ſagte, wer ſie ſei, und bat um Aufnahme.

„Deine Freimüthigkeit gefällt mir,“ redete ſie der Weiſe an, „allein ſie macht mich auch für dich zittern, wenn du erkannt würdeſt, nichts könnte dich retten, darum folge mir.“ Sie ſtiegen mit einander eine Treppe hinan, und kamen in eine lange Gallerie.

Hier waren Häute von allen Thieren, Rinden von allen Bäumen, kurz Hüllen von allen Geſchöpfen nach der Ordnung gereiht. Man hätte auf den erſten Anblick glauben ſollen, dies ſei das Magazin eines Fabuliſten. Pilpay deutete der Wahrheit darauf hin, und ſprach zu ihr, wie folgt: „Nachdem du dich weder verläugnen noch ſchweigen kannſt, ſo iſt es nothwendig, daß du dich verkleideſt. Ich kann dich nach deiner Wahl in jedes Weſen verwandeln, deſſen Hülle du über dich werfen wirſt; unter deiner neuen Geſtalt kannſt du dann ſprechen, wie es dir in den Schnabel kommt, und ſelbſt dem Weſſir ungeſtraft ſeine Fehler in den Bart ſagen.“

Die Wahrheit nahm das Anerbieten des Weiſen an, und war dafür nicht undankbar. Das Genie ihres Befreiers, durch ſie noch mehr angeflammt, verbreitete bald ein allgewaltiges Licht über Hindoſtan, der Weſſir wurde abgeſetzt, und Pilpay kam an ſeine Stelle. Unter den lauteſten Segenswünſchen des Volkes erreichte er ein außerordentliches Alter, denn ganz Aſien hat keinen beſſeren Lebensbalſam, als die Gewohnheit, Gutes zu thun, iſt.

Das Beiſpiel eines ſo unerhörten Glückes lockte eine Menge Nachahmer herbei, und die Habſüchtigen wollten mit dem Philoſophen die Arbeiten des Apologen und die Erbſchaft Pilpay's theilen; allein die Wahrheit, welche ihre Abſicht erkannte, verbarg ſich in die Werke des Weiſen, und überließ die übrigen dem Wahnſinne ihrer Einbildungskraft.

Die Fabeldichter theilten ſich ſo in zwei verſchiedene Gattungen, deren eine mit Sanftmuth belehren, die andere aber um jeden Preis herrſchen wollte. Es heißt dem Menſchengeſchlechte einen großen Dienſt erweiſen, wenn man es belehret, wodurch ſich beide Gattungen unterſcheiden laſſen.

Die Einen verſammeln die Menge um ſich, und rufen ihr von einem erhabenen Platze zu: „Sklaven des Brama! glaubt oder geht zu Grunde; denn das, was wir euch ſagen werden, iſt die Wahrheit,“ und dann tragen ſie ihnen Fabeln vor, welche die Zuhörer entweder zu Spitzbuben oder zu Raſenden machen.

Die Andern laden mit ſanfter Stimme den Wanderer ein, anzuhalten, und ſprechen zu ihm: »Freund! wenn du für das Vergnügen empfänglich biſt, ſo lache einen Augenblick mit uns, das was wir dir erzählen werden, iſt nur eine Fabel.« — Allein ihr heiterer Vortrag erfüllt die Seele mit heilſamer Wahrheit, und Jeder, welcher ſie hört, wird beſſer, indem er ſich beluſtigt.

Künſtlerleidenſchaft.

Novelle.

Die ganze Stadt Genua hatte ſich mit der aufſteigenden Sonne eines der herrlichſten Tage erhoben um der Vermählung des Conte Brignoli beizuwohnen. Der Hafen war ſtill, der Molo verlaſſen, die Schiffe ſchlummerten auf den ruhigen blauen Wogen, welche den Pallaſt Doria beſpühlen. Aller Lärmen, alle Menſchenmenge hatte ſich auf den Weg nach San Luca hingezogen. Alles ſtrömte nach der Kathedrale San Lorenzo.

Die Genueſerinnen ſind ſchön, aber die Gräfin Brignoli war die ſchönſte unter ihnen. Sie zählte 18 Jahre. Man ſah nie feurigere ſchwarze Augen und eine ſanfter gewölbte ſchneeweiße Stirne, nie ſchwärzere Lockenhaare, nie einen ſchöneren Teint in einem himmliſchen Antlitze. Sie galt in Italien für das ſchönſte weibliche Weſen zu einer Zeit, wo dieſes Italien ſo viele Frauen ſeinen Söhnen, den Künſtlern, als Modelle zu geben hatte. Der Graf Brignoli hatte in der Straße Balbi einen Pallaſt bauen laſſen, welcher dieſer ſeiner Braut würdig war.

Die Kirche San Lorenzo ſtrahlte von vielen tauſend Lichtern wieder. Der ganze Adel Genua's hatte ſeine Marmorpalläſte verlaſſen und füllte das große Mittelſchiff derſelben an. Die wohlhabenden Bürger fanden ſich in den Seitenſchiffen ein und der neugierige Pöbel drängte ſich in der ſchmalen Vorhalle, unter dem Chor und bei allen Eingängen. Aber Niemand war dießmal gekommen um zu beten. Die Königin des religiöſen Feſtes war Gräfin Brignoli. Es war ſchwer ſie zu ſehen, wie ſie ſo am Altar auf ihren Knien lag; aber wenn ſie ſich erhob, ihren Schleier zurückwarf und ihr Antlitz einen Augenblick gegen das Schiff der Kirche wendete, da ſtieg vereint mit dem Gregorianiſchen Geſang ein allgemeines Gemurmel der Bewunderung zur hohen Kuppel empor. Dies war am 15. Auguſt.

Man bemerkte auch einige Schritte von dem Gitter des Hochaltares einen Jüngling von nicht gewöhnlichem Ausſehen, Geſtalt und Haltung. Er war weder wie ein Edelmann noch wie ein Bürger gekleidet. Sein Kleid ſchien aus einem Guſſe von ſchwarzer Seide und ſchwarzem Sammt, ſein Geſicht war blaß, ein feines Schnurbärtchen ſchwärzte ſeine Oberlippe und ein eben ſolches Knebelbärtchen ſein Kinn. Er kniete nicht, er ſaß nicht, er betete nicht. Er blickte die ſchöne Gräfin mit ausdrucksvollen Augen an, ſtarr, unverwandt. Er ſtand unbeweglich an einen Pfeiler gelehnt, und ſo ſehr ſeine Seele in ihm arbeitete, ſo ruhig waren ſeine Glieder. Wenn man ihm ſo nahe war, ſo konnte man in Verſuchung kommen zu glauben, es ſei ein an den Pfeiler angeheftetes Standbild von ſchwarzem Marmor. Dieſer Jüngling war der Maler Anton van Dyck.

Er ſchien ſich erſt in dem Augenblicke zu beleben als die Fahnenträger der Bruderſchaften vom Sanktuarium in das

Schiff der Kirche herabſtiegen und die ſilberne Statue der heil. Jungfrau von vier Matroſen der Galeere Doria getragen durch die Menge ſich Platz machte. Bei dieſem Zuge ging die Gräfin Brignoli nach der Statue, und ihr Gemahl folgte ihr mit ſtolz gefälliger Miene. Als er bei dem Maler Van Dyck vorüberging, ſprach der Künſtler zum Grafen Pallavicini mit unterdrückter Stimme: „Mein Leben für eine Viertelſtunde dieſes Menſchen.“ Niemand hatte dieſe Worte gehört, die ſich in einem lauten Salve regina verloren, welches auf dem Chor angeſtimmt wurde, während die wunderſchöne Gräfin bei allen Altären der Kirche reichliche Opfergeſchenke darbrachte.

Van Dyck miſchte ſich in den Zug und ſtieg mit demſelben nach der Vorſtadt San Pietro d' Arena hinab. Der Tag neigte ſich, die Sonne ſank in die herrlichen Gewäſſer des Golfes, die Hügel ſtrahlten von einem ſanften Scheine, alle Glocken läuteten, die Schiffe begrüßten mit ihrem Geſchütze die beiden im Triumphe einherziehenden Jungfrauen, Bänder flatterten von allen Maſten, Weihrauch erfüllte die Luft, und als nun mitten darunter das Ave maris stella im vollen Chor erſchallte, da fühlte Van Dyck Thränen in ſeinen Augen und ein Beben in ſeinen Gliedern. Der Pallaſt Doria öffnete ſeine Thore dem Clerus von San Lorenzo, das Ave maris stella ertönte in den Säulengängen, die ſich über das Waſſer heraus erheben, die jungfräuliche Hymne hallte von allen nachbarlichen Schiffen wieder, es ſchien, als ob Himmel, Erde und Meer in einem ungeheuern Chor die junge Braut begrüßten, welche wie ein Stern unter dem Portikus des herrlichen Pallaſtes Doria glänzte.

Van Dyck trat aus den Reihen und ging nach den einſamen Gärten, welche ſich amphitheatraliſch hinter dem Pallaſte erheben. Dort ſammelte er ſich, um nachzudenken, was ihm zu thun übrig bleibe. Er liebte die Gräfin, nicht mit einer gemeinen Liebe, ſondern mit der Leidenſchaft eines Künſtlers; er liebte ſie ſchon ſeit zwei Jahren, er hatte dieſe herrliche Blume in dem Pallaſte Turſi in Mitte von Fontainen und Zitronenbäumen ſich entfalten geſehen. Der Maler hatte den genueſiſchen Familien, reicher oft als Könige, nichts anzubieten, er beſaß weder Pallaſt noch Marmor, weder Schiffe im Hafen noch auf offener See. Er hielt ſich alſo abgeſondert mit dem Geheimniſſe ſeiner Liebe im Herzen. Nur ein Menſch beſaß ſein volles Vertrauen und dieſer war der Graf Pallavicini, ein edler und großmüthiger Mann, er hätte gerne für ihn viel, — Alles gethan, aber ſein Pallaſt und ſeine prächtige Villa hatten ihn zu Grunde gerichtet.

Das Feſt, der Geſang, die Glocken, der Lärmen hatten Van Dyck noch etwas zerſtreut, jetzt aber allein in dem Garten der Doria fühlte er das ganze Gewicht ſeiner Leidenſchaft. Er ſah auf's Meer hinaus, ein herrliches Schauſpiel, das öfters traurig macht und nie tröſtet. Er blickte auf das prächtige Genua, welches da ſitzt an der Sonne auf ſeinen Bergen, ſingend ſeine Freude mit erzenen Glocken. Van Dyck ſchloß ſeine Augen und ſchlug ſich vor die Stirne. Dann trug ihm ein Luftzug den entfernten Geſang der Prozeſſion zu, weich, ſanft, gereinigt in der Ferne, und ihm war, als hauchten die Lippen der Angebeteten ein o Dio! aus. Van Dyck erhob ſich lebhaft und ergriff ſeinen Degen, den er abgelegt und an das Blatt einer Aloë gehängt hatte.

Er ſtieg von dem Gipfel des pyramidenförmigen Gartens herab, ging über die Brücke, welche dieſen von der Straße ſcheidet, und trat in die Gallerie, wo er den Grafen Pallavicini gelaſſen hatte. Die Gallerie war leer. Van Dyck würdigte weder die herrlichen Fresken des Pernino di Vaga, noch die Statuen des Filipo Carlone eines Blickes, er folgte nur dem Zuge auf ſeinem mit Blumen beſtreuten Pfade. Der Clerus von San Lorenzo war ſchon lange in die Kathedrale zurückgekehrt, die Menge hatte ſich verloren, nur auf dem Platze l'Annunziata ſtanden noch einzelne Gruppen. Van Dyck hörte, als er an ihnen vorüber ging, den Namen der Gräfin nennen und ihre Schönheit mit einem ſo lauten Enthuſiasmus preiſen, wie er allen Italienern eigen iſt. Er eilte weiter, die Nacht war ſchon hereingebrochen, und hielt erſt an, als er ſich in der Strada Balbi befand, da faßte ihn aber eine heftige, fürchterliche Bewegung, als er den Pallaſt Durazzo beleuchtet, und alle Terraſſen, den Balkon und die beiden Pavillons mit ſchönen geſchmückten Damen beſetzt ſah. Der Ball hatte bereits begonnen, der prächtige Pallaſt ſchien zu erzittern unter den Wogen des Tanzes. Van Dyck ſtützte ſich an die Mauer des gegenüber ſtehenden Pallazzo Serra und blieb wie verſteinert ſtehen. Er litt jenen Schmerz eines Künſtlers, den Worte nicht zu beſchreiben, Zungen nicht auszudrücken vermögen; jenen Schmerz, den die Natur grauſam eigens erfunden zu haben ſcheint, um jene Auserwählten zu ſtrafen, die ſie anderſeits mit großen Gaben bedacht hat, um welche ſie der große Hauſe thöricht beneidet, der ſolchen Schmerz nie empfunden hat.

Er erwachte aus ſeinen quälenden Träumen, als ihm Fackellicht in die Augen blitzte und er bei demſelben den Grafen Pallavicini erblickte, dem man über die breite Treppe herableuchtete. Lebhaft faßte er ihn beim Arme und zog ihn ungeſtüm in die kleine Straße San Ciro. „Rede mir von jenem Weibe!“ rief er ihm zu, „haſt du ſie geſehen?“

„Ich habe ſo eben mit ihr getanzt,“ antwortete ziemlich gleichgiltig Pallavicini.

„So laß mich deine Hand küſſen, ſie hat die ihrige berührt.“

„Künſtler! du biſt ein Narr!“

„Ich bin ein Verzweifelnder.“

„Die Zeit wird dich heilen.“

„Niemals!“

„Ah! ſie hat auch mich geheilt, ich habe ein wenig mehr als ein Weib, ich habe zwei Palläſte verloren.“

„O! ich gäbe die ganze Strada Balbi für einen einzigen Kuß dieſes Engels.“

„Wenn die Strada Balbi dir gehörte, würdeſt du dich wohl noch beſinnen, will ich zu deiner Ehre hoffen.“

„Ich gäbe ſelbſt mein Leben!“

„Schweige mit deinen Übertreibungen. — Was willſt du machen? Sie iſt verheirathet.“

„Noch nicht.“

„Wie? Ich ſelbſt habe ja den Ehekontrakt mit unterzeichnet.“

„Noch nicht, ſag' ich dir!“

„Ah! ich begreife! — Horch, jetzt ſchlägt's 10 Uhr in San Karlo. In zwei Stunden wird ſie alſo verheirathet ſeyn.«

»Ja. Tod und Verdammniß über den elenden Grafen. Was macht er? Rede!«

»Er macht den Ehemann. Er folgt ſeiner Frau bei allen Tänzen, er verſchlingt ſie mit den Augen, er ziſchelt ihr einzelne Worte in die Ohren, er hat die Hänguhr im großen Saale um eine halbe Stunde vorgerückt, er iſt glücklich, er iſt ein Narr.«

»Und die Frau?«

»Die Frau tanzt, und das Entzücken, tanzen zu können, ſtrahlt ihr aus den Augen, ich glaube, ſie tanzte die ganze Nacht fort und den morgigen Tag auch noch dazu.«

»Scheint ſie Liebe zu fühlen für ihren« —

Sie tanzt, ſag' ich dir, und wenn eine junge Frau tanzt, ſo denkt ſie nur an den Tanz, an ihre Toilette und an ihren Tänzer.«

»Wahnſinn! — und für dieſe Weſen verzehren wir uns, richten unſere Körper zu Grunde, und vielleicht auch unſere Seelen, und dann wagen ſie noch zu ſagen, ſie lieben ſtärker als wir. Ihre Liebe als Mädchen iſt nur Eigenliebe, ihre Liebe als Gattin nur eine Toilette-Conſpiration, ihre Mutterliebe nur ein gemeiner Inſtinkt der Natur. O mein Kopf brennt, unterſtütze mich, oder ich zerſchmettere mir die Stirn am Pflaſter.«

»Armer Freund! — laß uns von etwas andern ſprechen. Haſt du das Seeſtück von Arazzi geſehen, das man in der Villa Scoglietto aufgeſtellt hat?«

„Nein! — Arazzi macht Seeſtücke? — Und ich kann nicht hinein in den Pallaſt, kann ſie ihm nicht entreißen?“

„Er war darin nicht ſehr glücklich.“

„Er iſt in gar nichts glücklich.“

„Ach das iſt ungerecht, ſein Schlachtgemälde iſt ein Meiſterſtück!“

„Falſches Kolorit. — Hörſt du, die Muſik hat aufgehört, der Ball iſt zu Ende. — Komm, laß uns in die Strada Balbi zurückkehren.“

„Das iſt nur ein kleines Ruheſtündchen, jetzt raſten ſie ein wenig aus, und dann tanzen ſie gewiß bis zum Morgen.“

„Ja, die Andern, aber Sie.“

„Sie? — Sie tanzt auch. — Wie findeſt du denn die Fresken von Perino di Vaga?“ —

„Gemein, plumpe Ausführung! Ich höre noch immer keine Muſik, das ganze Feſt iſt zu Ende, — zu Ende!“

„Wird ſchon wieder anfangen. Ich werde dir ein Geſchenk machen, das letzte Gemälde, das ich noch beſitze, eine heilige Jungfrau von Giordano.“

„Komm zu dem Pallaſt Durazzo. — Behalte dein Gemälde. Mein Gott! welch ein fürchterlicher Tag! Die Kirche, die Hitze, die Blumen, das Ave maris stella, das Meer, das Gebet, der Ball, die Liebe, die unerbittliche, verzehrende Liebe! Höllenflammen beleuchten mir dieſen Tag, und andern bringt er paradieſiſche Roſen. Fort nach dem Palazzo, fort!

Sie kehrten dem Gäßchen San Ciro wieder den Rücken und ſetzten ſich auf einen Marmorblock vor dem Pallaſte

Serra. Die Tanzmuſik ertönte auf's Neue, aber auf den Terraſſen waren ſchon weniger Leute, weniger Lärmen. Endlich ſprang Van Dyck auf. „Sieh einmal, dort werden vier Jalouſien geſchloſſen — Pallavicini, biſt du mein Freund?“

„Mit Leib und Seele.“

„Wohlan, ſo höre mich. Die Nacht verrinnt, die Wunde brennt, das Blut kocht in meinem Herzen, ich vergehe, wenn du mir nicht beiſtehſt. Geh hinauf in den Pallaſt, fordere mit dem Grafen allein zu ſprechen; laß nicht nach, du mußt ihn ſprechen, im Saale oder ſchon in ſeinem Zimmer, auf oder ſchon zu Bette. Sage ihm, der Feind ſeines Vaters, der ſeinige, der Marcheſe Gippino erwarte ihn augenblicklich beim Brunnen Lerbino, er erwarte ihn mit dem Degen in der Hand. Es ſtünden Gippino nur Augenblicke zu Gebote ſich mit ihm auf Leben und Tod zu ſchlagen, und würde er ſich nicht ſtellen, ſo ſei er eine Memme, ſeine Ehre auf immer verloren, ſein Name auf ewig beſudelt. Geh, geh, die Lichter erlöſchen ſchon, — geh', ſag' ich.“

Der Graf Pallavicini ſeufzte und ging.

Der Graf Brignoli begleitete eben einige ſeiner innigſten Freunde aus dem Saale, als er Pallavicini geheimnißvoll eintreten und ihm winken ſah. Sie traten bei Seite und Pallavicini ſprach: „Iſt Euch der Marcheſe Gippino bekannt?“

„Ich kenne ihn zwar nicht,“ antwortete der Graf, „aber ich weiß, daß ein tödtlicher Haß zwiſchen unſern beiden Familien herrſcht.“

„Wohlan, ſein Sohn erwartet Euch am Brunnen von Lerbino. Er hat mich zu ſeinem Sekundanten gewählt, erwählt auch Ihr den Eurigen, bevor ſich Eure Freunde entfernen.“

Der Graf Brignoli ſtand ſtumm.

„Graf Brignoli! Ihr habt doch verſtanden, was ich Euch geſagt habe?“

„Ich habe es und bin bereit einem Gippino zu ſtehen. — Morgen!“

„Morgen wird Euer Feind ſchon auf dem Wege nach Florenz ſeyn, und Eure Schande überall verkünden.“

„Wahrlich ein ſeltſamer Augenblick zu einer Ausforderung. Alſo in einer Stunde“ — und der Graf wendete ſich gegen ſein Gemach, aus welchem ihm eben die Cameriera der Gräfin entgegentrat.

„Eine Stunde,“ rief Pallavicini und hielt ihn zurück, „ich habe nicht Vollmacht Euch auch nur eine Minute Aufſchub zu gönnen, wir haben bis jetzt ſchon zu viele Zeit verloren. Nehmt augenblicklich Eure Waffen, und folgt mir.“

„Daran erkenne ich die Gippino, wie ſie mir von meinem Vater ſind beſchrieben worden. — San Gallo! Ich bitte Euch mich bis zur Kirche Conſolazione zu begleiten,“ und mit dieſen Worten nahm er ſeinen Degen, Pallavicini und San Gallo folgten ihm und alle drei gingen ſtillſchweigend bis zum Brunnen. Dort fanden ſie einen Mann in ſeinen Mantel gehüllt, der ſie zu erwarten ſchien. „Das iſt wohl mein Gegner,“ fragte Brignoli, und Pallavicini bejahte. Ihr kanntet alſo Gippino ſchon früher?“ fragte jener weiter. — „Nein,“ antwortete

Pallavicini, »er begegnete mir in der Strada Balbi, fragte mich ob ich vom Adel ſei, trug mir ſeine Angelegenheit vor und bat mich um meinen Beiſtand. Ich durfte nicht ablehnen.« — »Ihr habt Recht und ich danke Euch, Ihr bürgt mir in jedem Falle für einen rechtlichen Zweikampf.«

Sie gingen weiter gegen das Freie, Van Dyck 20 Schritte voraus; er ſtand in einem kleinen Gehölze von Tamarinden ſtille, deren Zweige die Dunkelheit der Nacht noch vermehrten. »Marcheſe Gippino,« ſagte Brignoli, »Ihr wollt alſo den Haß unſerer beiden Familien fortſetzen?« Van Dyck antwortete nicht und zog ſeinen Degen. »Ich muß Euch erinnern,« fuhr Brignoli fort, indem auch er den Degen zog, daß ich mich heftig und kräftig vertheidigen werde, denn ich bin nicht Willens meine Braut am erſten Tage zur Witwe zu machen.« Und alsbald ſtürzten die beiden Gegner auf einander los. Das Gefecht währte nicht lange. Van Dyck erhielt einen Stich in den rechten Arm. Schwach, wie er ſchon von Natur aus war, denn in ſeinem Körper lag ſchon der Keim zur Schwindſucht, die ihn noch jung wegraffte, erſchöpft von allen Qualen dieſes Tages, fiel er auf den Raſen hin. »Ich werde Euch einen Wundarzt ſenden,« ſagte Graf Brignoli kalt und entfernte ſich mit San Gallo.

Pallavicini leiſtete dem armen verwundeten Künſtler Hilfe. »Freund,« ſagte Van Dyck zu ihm, »ich beſitze Vermögen genug, um dir deinen Pallaſt und deine Villa wieder zu kaufen und ich will es. Aber eile dieſem Manne nach und ſchlage dich mit ihm, du wirſt glücklicher ſeyn als ich, und ihn tödten.«

„Dein Blut fließt ſtärker, mäßige dich und laſſe mich erſt für dich ſorgen.“

„Laß mein Blut fließen, laß mich ſterben. Ha, ich ſehe ihn, wie er triumphirend in ſeinen Pallaſt zurückkehrt, wie viele Thränen der Freude, wie viele feurige Umarmungen erwarten ihn, der Himmel öffnet ſich für ihn, für mich die Hölle. Eile! ſag' ich.“

„Beruhige dich, um Gotteswillen. Morgen, was du willſt, aber heute hab' ich mit dir zu thun.“

„Du willſt nicht, wohlan! ſo will ich ſelbſt — fort von mir, laß mich!“ und ſeinen Degen ergreifend, hob er ſich mit der letzten Kraftanſtrengung empor und ſiel dann wieder ohnmächtig nieder.

Als er zu ſich kam, fing der Tag über der Bergkette der Apenninen zu grauen an. Was war das für ein fürchterlicher Traum?“ waren ſeine erſten Worte, und er ließ ſeine Blicke über die Landſchaft ſchweifen und küßte die Hand Pallavicini's, ſie mit Thränen benetzend, dann mit dem Finger auf den blutigen Waſen deutend, lächelte er bitter und hob die Augen zum Himmel mit einem Ausdrucke, den nur tiefe Gemüther ihrem Antlitze geben können in der Stunde der höchſten Reſignation.

„Findeſt du dich ſtark genug, um in die Stadt zurückzukehren?“ fragte ihn Pallavicini.

„Ja — aber was jetzt in der Stadt machen? Alles iſt verloren. Sieh, wie ſich die Sonne herrlich erhebt, wie die ganze Natur erwacht und ihr freudig entgegenjauchzt. Ach, was kümmert ſich auch die Natur um mein zerriſſenes Herz? Wenn ſie trauern ſollte, ſo oft ein Weſen leidet, ſo wäre das eine ewige Trauer. Gut! gut! kleide dich in Gold und Azur, du ſchöner Himmel Italiens, und ſtrafe ſo das Elend deiner Feinde Lügen."

„Ich glaube, wir können jetzt gehen," bemerkte Pallavicini.

„O du! — du biſt ganz von Marmor. — Haſt du denn jemals geliebt?"

„Hundertmal, aber ſo wie du, nie!"

„Haſt du ein Weib geliebt, das ſich mit einem Andern verheirathete?"

„Auch, auch!"

„Nun, und was haſt du gethan?"

„Ich habe mich getröſtet."

„Sieh, deine Worte machen mich lächeln. Wohl haſt du nicht Unrecht, ſie ſind es nicht werth." —

„Sieh da! mir ſcheint, das ſtürmiſche Blut iſt fortgefloſſen und die Vernunft kehrt wieder. Du biſt auf dem Wege der Beſſerung, Freund. Hänge dich in meinen Arm und laß uns ganz gemächlich nach der Stadt ſchlendern. — Hör' einmal Brüderchen, die Gräfin Bri..."

„Nenne mir dieſen Namen nicht."

„Alſo ohne Namen. Die Gräfin iſt ſchön, ſehr ſchön, das iſt wahr. Sie hat eine Haut wie Alabaſter, Augen wie Sterne, Lippen wie Korallen, Zähne wie Perlen, einen Nacken wie Elfenbein, und einen Wuchs — einen Wuchs — ich kenne nur ein Weib, das einen ſolchen Wuchs hat, und das iſt die Venus deines Freundes Tizian. Aber von ihrem Geiſte, von den Eigenſchaften ihrer Seele und ihres Herzens haſt du nie geſprochen, mir ſcheint, du haſt dich auch nicht ſehr darum bekümmert. — Wohlan, gib mir 24 Stunden Zeit, und ich ſchaffe dir eine andere Gräfin Brignoli.“

„O ſchweig, ſchweig, das iſt unmöglich.“

„Unmöglich! — ja ich ſchaffe dir noch was Beſſeres. Sieh, ich habe meinen Pallaſt verloren; aber ſoll mir Einer nur einen beſſern anbieten, ich nehme ihn auf Ehre an, und werde gleich getröſtet ſeyn. — Ich ſehe, du lächelſt. — Nun das freut mich — es geht beſſer, es wird Alles gut werden. Laß du deine trauernde Natur und dein zerriſſenes Herz, und ſei vernünftig. Glaube mir, alle Gräfinnen von ganz Italien zuſammen ſind nicht eines Tropfens des Künſtlerblutes werth, welches dir entfließt.“

„Aber laß einmal hören, von welcher andern Frau wollteſt du mir denn ſagen?“

„Gelobt ſei Gott, du biſt geheilt; denn du bekümmerſt dich ſchon um eine andere Frau.“

„Bloße Neugierde.“

„Ich begreife, die ganze Liebe eines Künſtlers, glaube ich, iſt nur eine phantaſtiſche Neugierde. Wenn die Venus aus der Villa Adriani tauſend Fuß unter der Erde ſteckte, ich glaube, du würdeſt ſie bei hellem Tage ausgraben, um ſie der Erſte ſehen und umarmen zu können.“

„Da haſt du Recht.“

„Ihr ſeid Menſchen, die nur von ihren Sinnen geleitet werden, darum iſt auch Eure Unbeſtändigkeit zum Sprichwort geworden. Ihr macht Euch ein Muſeum von Geliebten, wie ein Kabinet von Bildern, ihr findet und ſtudiert die ſchöne Natur, wo wir nur eine häßliche ſehen, ihr raſ't vor

Entzücken und findet ein Ideal, wo wir übrigen höchſtens ausrufen würden: Nu, ſie iſt nicht übel! und träumt gleich von einer ewigen treuen Liebe. Nun wohl, ich will dir ein Modell geben, das du gleich als Aphrodite auf die Leinwand hin malen kannſt.«

»Und ihr Name?«

»Du ſollſt ihn morgen erfahren, heute ſchlafe und heile dich von deinem Fieber.«

Unter dieſem Geſpräche waren die beiden Freunde zu ihrem Hauſe gekommen. Die Stadt lag noch im Schlummer. Es wurde ſogleich ein Wundarzt gerufen, er fand Van Dyck's Wunde ſehr leicht, und ordnete nur für's Erſte Ruhe an.

Vier Tage nachher, um Mittag, trat ein Diener in der Livree des Grafen Brignoli in Van Dyck's Gemach. Pallavicini war eben beſchäftigt, den Künſtler anzukleiden, der zwar ſchon außer Bette, aber noch ſchwach war, und blaß ausſah. Der Graf Brignoli ließ Van Dyck bitten, ihn mit einem Beſuche in ſeinem Pallaſte zu beehren.

»Wahrlich ſonderbar!« ſagte der Maler. »Was will der Graf von mir? Er kennt mich nicht, er hat mich nie geſehen.«

»Du mußt doch hingehen,« meinte Pallavicini. »Willſt du, daß ich dich begleite?«

»Freilich. Ich gehe nicht allein. Mir ſcheint das eine Falle. Hätte der Graf vielleicht — fort, fort nach dem Pallaſte Durazzo!«

„Das iſt mir ſehr unlieb, ich fürchte einen Rückfall für dich, du wirſt ſie ſehen, und —“

„Sie ſehen — Sie? Nimmermehr! Ich will nur den Grafen ſehen, nur mit ihm ſprechen. — Komm!“

„Du biſt noch nicht ruhig genug, um dieſen Beſuch ſo zu beeilen. — Morgen oder übermorgen iſt ja auch noch Zeit.“

„Nein, gleich — gleich auf der Stelle.“

„Nun da haben wir's, — nun wird er wieder recidiv.“

„O, du kennſt mich nicht. Es iſt vorbei, ſag' ich dir — fort zum Grafen.“

„Nun in's Himmels Namen.“

Van Dyck hatte ſich prächtig kleiden laſſen, aber der äußere Glanz war doch nicht vermögend, ſeine leidenden Züge und ſeine innere Bewegung zu verbergen. Er war entſetzlich blaß, und ſein Gang, den er feſt und kühn zu machen ſich zwingen wollte, war ſchwankend. Er hatte die Hand ſeines verwundeten Armes zwiſchen die Schnüre ſeines Überwurfes geſteckt und mit der andern ſtützte er ſich auf das vergoldete Gitter, das längs der Treppe im Pallaſte hinanlief. Pallavicini folgte ihm ſeufzend.

Er wurde in die Bildergallerie gewieſen, wo ſich der Graf nicht lange erwarten ließ. „Signor Van Dyck,“ redete ihn dieſer höflich und freundlich an, „ich bitte Euch, meine Unbeſcheidenheit zu entſchuldigen. Ich hörte, daß Ihr wieder in unſere Stadt zurückgekehrt ſeid, ich hatte leider nicht das Vergnügen, bei Eurer erſten Anweſenheit hier mit Euch bekannt zu werden und beeilte mich daher, Euch mein Haus und meine Freundſchaft anzubieten. Durazzo war ja immer das Abſteigequartier großer Künſtler, nicht wahr, Conte Pallavicini?

Van Dyck verneigte ſich und ſchwieg, er war ganz erſchüttert.

„Ich bitte Euch, Platz zu nehmen,“ fuhr der Graf fort, „ich habe mit Euch über eine kleine Angelegenheit zu ſprechen, mit Euch, Signor Van Dyck. Ich habe mich vor wenigen Tagen verehligt, und ich kann ſagen, es iſt eine Vereinigung aus Neigung. Nun wünſchte ich, daß Ihr mir das Porträt meiner Frau maltet. Wohl weiß ich, daß wenn ich auch die ganze Leinwand mit Goldſtücken überlegte, ich doch noch Euer Schuldner bleiben würde, allein ich rechne auf Eure anerkannte Willfährigkeit und das Original wird Eures Pinſels nicht unwerth ſeyn.“

Van Dyck verbeugte ſich auf's Neue, und ſein Stillſchweigen ward als Künſtlerſchüchternheit gedeutet.

„An welchem Tage ſoll das Modell zu Eurer Dispoſition ſeyn?“ fragte der Graf.

„Heute, jetzt, ich bin bereit,“ antwortete Van Dyck mit faſt verſagender Stimme.

„Ihr ſeid ſehr liebenswürdig, und kommt allen meinen Wünſchen zuvor. Ihr werdet in meinem Atelier grundirte Leinwand finden. Ich wünſche ein Porträt in ganzer Figur, wie jenes der Marqueſa Velletri, welches ein Meiſterſtück iſt, wie alles, was Ihr gemalt habt. — Ah! ſagt mir Graf Pallavicini, wie habt Ihr denn unſern Helden von Lerbino verlaſſen? Gebt mir doch Nachricht von ihm?“

„Er iſt gleich am nächſten Morgen nach Florenz abgereiſt.“

„Nun, die Gippino's werden mich nicht ſobald wieder beunruhigen. Seid ſo gütig, meine Herren, und erwartet mich hier nur un momentino, ich will Euch meine Gemahlin vorſtellen.“

Und der Graf ging.

Van Dyck und Pallavicini ſahen ſich einige Zeit ſchweigend an.

Endlich brach Pallavicini das Stillſchweigen. „Van Dyck, willſt du einen guten Rath?“

„Ja.“

„So geh!“

„Unmöglich, was würde der Graf ſagen?“

„Was kümmert dich das?“

„Er müßte mich für närriſch halten.“

„In einer Viertelſtunde biſt du's vielleicht auch wirklich.“

„Ich überlaſſe mich meinem Schickſale.“

„Aber bedenke doch, daß du verwundeſt biſt, daß deine Hand den Pinſel nicht führen kann.“

„Ich werde mit der linken Hand malen.“

„Du biſt blaß, du leideſt, du biſt ſo ſchwach, daß du vielleicht unter der Arbeit ohnmächtig niederſinkeſt.“

„Deſto beſſer.“

Die Thüre öffnete ſich und die Gräfin trat ein.

Man konnte ſagen, ſie beleuchtete die ganze Gallerie durch die Strahlen ihrer Schönheit. Pallavicini ſelbſt unterdrückte einen Ausruf der Bewunderung, der ihm ſchon auf die Lippe getreten war, denn er hatte ſie nie ſo ſchön geſehen. Sie trug ein ſchwarzes geſticktes Kleid, ihre Schultern und Arme waren unbedeckt und die Farbe des Stoffes hob ihre Weiße noch mehr hervor. Mit einem himmliſchen Lächeln begrüßte ſie die beiden Fremden und ſich zu Van Dyck wendend, ſprach ſie zu ihm mit unvergleichlicher Anmuth: „Meiſter! ich bin zu Euren Dienſten, es iſt viel Ehre für mich, von Eurem Pinſel gemalt zu werden.“

„Laßt uns in's Atelier gehen,“ fiel der Graf ein. Signore Van Dyck ſoll ſich dort Alles wählen, was er nöthig hat.“

Sie gingen in das Atelier, welches ſich an die Gallerie anſchloß.

„Jetzt,“ ſagte der Graf, „ſeid ihr zu Hauſe, Meiſter. Wollt Ihr uns erlauben, bei der Arbeit gegenwärtig zu bleiben?“

Van Dyck gehörte der Erde nicht mehr an, er antwortete kein Wort, aber Pallavicini, Mitleid mit ſeinem armen Freunde fühlend, ſprach zum Grafen: „Ich kenne Van Dyck, er liebt es nicht, vor Zeugen zu malen; laßt uns gehen, Graf.“

Die Gräfin und Van Dyck blieben allein im Atelier.

„Ich kenne nichts Schöneres als Euer Porträt der Marcheſa Velletri,“ nahm die Gräfin das Wort, um gleichſam die Converſation zu beginnen.

„Ich werde alle meine Kräfte aufbieten, um auch Euer Vertrauen zu verdienen,“ antwortete der Künſtler ſchüchtern.

»Ihr beſitzt es ſchon im voraus. Ich kenne ſie nicht die Marqueſa, iſt ſie ſchön?«

»Ich habe ſie nie geſehen.«

»Wie, nicht geſehen und doch gemalt?«

»Ah! die Marqueſa, meint Ihr? verzeiht, ich war ganz mit meiner Pallete beſchäftiget. Sie iſt recht hübſch, glaube ich.«

»Es ſcheint, daß Ihr Eure Modelle ſehr ſchnell vergeßt. — Ihr werdet mich doch nicht ſitzend malen, Meiſter — das iſt nicht hübſch, ich möchte aufrecht ſtehend, lächelnd gemalt ſeyn, eine Blume in der Hand, das fällt mehr auf. — Gefällt Euch mein Kleid?«

»Nein, Gräfin.«

»Ihr findet es vermuthlich zu düſter.«

»Jenes, welches Ihr vor einem Jahre trugt, bei dem Feſte im Pallaſte Doria, gefiel mir beſſer.

»Ihr wart auch dort beim Regationsfeſte? Ah! Ich hab' Euch nicht geſehen.«

»Ich hatte die Ehre mit Euch zu ſprechen, zu tanzen. Es ſcheint, daß Ihr Eure Tänzer eben ſo leicht vergeßt, Gräfin, als ich meine Modelle.«

»Ach! ich hatte ja auch eine Menge Tänzer. Damals habe ich mich auch ganz herrlich unterhalten. — Aber wir ſprechen zu viel, mein Porträt wird nicht vorwärts gehen.«

»Euer Porträt iſt vollendet, Gräfin.«

»Vollendet? Ihr habt ja noch nicht einen einzigen Pinſelſtrich gemacht.«

»Vollendet ſeit einem Jahre. Wir können gehen.«

Van Dyck ſtand auf, verbeugte ſich vor der Gräfin und ſchritt gegen die Thüre.

„Ernſtlich? — Ihr geht?“ fragte die Gräfin.

„Ja, wenn Ihr es geſtattet. Erlaubt mir zugleich den Schlüſſel des Ateliers mit mir zu nehmen, ich will dieſen Abend wieder kommen, um die letzte Hand an Euer Porträt zu legen.“

„Muß ich ſitzen?“

„Nein. Ich habe Euch ſchon geſagt, das Porträt iſt fertig.“

„Hm! — ein wahres Räthſel, wann werdet Ihr mir es löſen?“

„Morgen.“

„Darf ich mit meinem Gemahl davon ſprechen?“

„Wie es Euch gefällt.“

„Ich werde ihm nichts ſagen.“

„So wird es ihn mehr überraſchen.“

Van Dyck verſchloß die Thüre des Ateliers, ſteckte den Schlüſſel zu ſich und ſuchte auf der Terraſſe den Grafen Pallavicini auf. — „Die erſte Sitzung war ſehr kurz,“ bemerkte der Graf Brignoli. „Ich werde dennoch dieſen Abend ſchon zur letzten kommen,“ antwortete Van Dyck. „Das iſt ja eine unerhörte Schnelligkeit,“ erwiederte der Graf.

Van Dyck und Pallavicini verließen den Pallaſt, und als ſie einige Schritte davon entfernt waren, fragte Pallavicini ſeinen Freund: „Nun, wie geht dir's, mein armer Van Dyck?“

„Ich bin geneſen.“

„Vollkommen?“

„Es fehlt mir nichts mehr, als das Mittel, welches du mir verſprochen haſt.“

„Sollſt es bekommen.“

„Eine Närrin — eine Kokette, die mit jedem Worte verletzt.“

„Bravo braviſſimo! bleibe nur dabei.“

„O ſei ruhig. — Wie nennt ſich die Perſon, von der du mir geſprochen haſt?“

„Heute Abends ſollſt du ſie ſehen, ich verſpreche es dir.

„Wohl denn, ſo erwarte mich dieſen Abend um 7 Uhr vor der Kirche San Carlo, ich habe noch vorher ein Geſchäft abzumachen.

Van Dyck eilte nach Hauſe und nahm aus ſeinem Alkoven von der Mauer ein verſchleiertes Bild ohne Rahmen herab, es war das Bild der Gräfin Brignoli, welches er aus dem Gedächtniſſe gemalt hatte. Ein herrliches Kunſtſtück im höchſten Feuer der heftigſten Leidenſchaft ausgeführt.“

Van Dyck warf ſeinen Mantel über das Bild und eilte damit in den Pallaſt Durazzo. Er ging haſtig durch die Gallerie, ohne ſich anmelden zu laſſen, öffnete das Atelier und ſchloß das Bild in einen Rahmen. Dann rief er einen Diener, befahl ihm, dem Grafen zu melden, daß das Porträt ſeiner Gemalin vollendet ſei und entfernte ſich wieder.

Einige Wochen nachher vermählte ſich Van Dyck mit der Tochter des Lord Ruthwen, derſelben Perſon, die ihm Pallavicini verſprochen hatte. Aber der arme Künſtler lebte nicht lange, er ſtarb an der Schwindſucht im vierzigſten Jahre. Die Frauen haben viele Künſtler getödtet, aber nie ein Künſtler eine Frau.

Dieſe Geſchichte wurde Herrn Mary im Pallazzo Durazzo in Genua erzählt, als er vor dem Porträte der Gräfin Brignoli, gemalt von Van Dyck, ſtand, und es bewunderte.

Drei komiſche Geſpenſtergeſchichten.

Als ich am Sylveſterabende mit einigen Freunden bei einer Bowle Punſch beiſammen ſaß, der Eine mit ſeinen Liebesabenteuern, der Andere mit ſeinen Witzſpielen und Anekdoten fertig war, und auf dieſe Art die Converſation einige Minuten lang in's Stocken gerieth, rief ich: „He da! Brüder, weßwegen denn mit einmal ſo ſtumm?“

„Ja, da hat gewiß wieder einer aus der Geſellſchaft die Füße kreuzweis über einander gelegt!“ rief L*. Wir ſahen alle zugleich unter den Tiſch, und ſieh da, ich ſelbſt war es, der einen Fuß über den andern geſchlagen hatte. Wir lachten Anfangs darüber, ſprachen aber dann über den Grund und Urſprung dieſes Volksglaubens, daß, wenn in einer Geſellſchaft plötzlich Alles ſtumm ſei, einer davon die Füße gekreuzt halten müſſe. Unſer Geſpräch lenkte ſich von dieſem Gegenſtand weiter auf Aberglauben, Volksmährchen, Ahnungen, Träume, Geſpenſter u. ſ. w. Einer erzählte eine unerklärliche Geſchichte, der Andere folgte, es war ſtille geworden, und man las in allen Geſichtern die Theilnahme am Wunderbaren und Außergewöhnlichen. Einer aus der Geſellſchaft behauptete ganz ſteif und feſt, er habe ſeinen Freund doppelt geſehen. Kurz, Erzählungen, Punſch und

Erhitzung im Geſpräche regten unſere Gemüther immer mehr auf, und jeder fühlte wohl mit mir, es ſei nöthig, die geſteigerte Phantaſie wieder einiger Maßen herabzuſtimmen. Ich kam alſo nur dem allgemeinen Wunſche entgegen, als ich rief: „Stille jetzt mit derlei Dingen, wir ſchrauben uns dadurch ſelbſt hinauf, und wer weiß, ob dies nicht Manchem unter uns heute ſeine nächtliche Ruhe raubt; darum trag' ich darauf an, wir ſollten wieder zum Scherze unſere Zuflucht nehmen, und uns die Stunde bis zur Mitternacht damit wegſchwätzen, daß wir uns Geſpenſterhiſtörchen erzählen, denen es zwar anfänglich an Schauer nicht mangelt, welche aber am Ende mit irgend einer lächerlichen Pointe ſchließen. Allons! wer weiß eine ſolche, wem iſt etwas Ähnliches begegnet?“

„Mir! mir! mir!“ riefen L., C. und R. Wir füllten unſere Punſchgläſer, ſtopften die Pfeifen friſch, und L. fing zu erzählen an:

I.

Die Erſcheinung.

Ihr wißt, liebe Freunde, daß ich die Sommerszeit jedes Jahres in dem kaiſerlichen Luſtſchloß zu Schönbrunn zubringe. So befand ich mich auch im Sommer des Jahres 1818 daſelbſt. Vom Mai bis zum September verwandte ich die Abende zu Spaziergängen in die Umgegend, worunter mein Weg mich am öfteſten nach dem herrlichen Hütteldorf führte, als aber im Herbſte die Abende kühler, nebliger und kürzer wurden, und die Blätter zu fallen begannen, brachte ich die Stunden von 8 bis 11 Uhr Abends gewöhnlich in dem ſehr beſuchten Kaffehhauſe zu Hietzing zu, wo ich eine angenehme Geſellſchaft gefunden hatte. Wir ſchwätzten, tranken unſere Kanne Bier, und gingen meiſtens erſt gegen Mitternacht aus einander. Um dann nicht den längern, oft ſehr ſtaubigen und holprigen Weg um den Garten nehmen zu müſſen, hatte ich mir einen Schlüſſel zum kleinen Gartenthürchen — welches um 10 Uhr geſchloſſen wird — zu verſchaffen gewußt, und ging auf dieſe Art durch die lange Linden- und Kaſtanienallee, welche mit der Gartenmauer eingeſchloſſen, ſchnurgerade zum Schloſſe führt. Die Bäume, welche dieſe Allee bilden, ſind ſehr alt und ſtark, und die Allee iſt daher ſelbſt bei hellem Tage dunkel, des Nachts, beſonders wenn die Laternen ſchon verlöſcht ſind, ſieht man keinen Stich, und muß ſich ſorgfältig hübſch in der Mitte halten, um ſich den Kopf nicht gegen einen Baum zu ſtoßen.

Es war gegen Mitternacht, als ich in einer trüben, nur ſehr ſpärlich vom Wolken-verſchleierten Monde erleuchteten Nacht, das Kaffehhaus verließ, und mit meinem treuen Begleiter, meinem Pudel Caſtor, durch die Allee dem Schloſſe zuwandelte. Caſtor war alſo dreſſirt, daß er immer vor, nie hinter mir lief, und nur manchmal in Sprüngen wieder zu mir zurückkehrte, um zu ſehen, ob ich ihm nachkomme, und gleichſam auch mir die Überzeugung zu verſchaffen, daß er ſich nicht verloren habe. Wir hatten dieſen Abend eben im Kaffehhauſe über Geſpenſter geſprochen, mehre Hiſtörchen dieſer Gattung waren erzählt worden, und ich ſchlenderte, von dem Abenteuerlichen noch erfüllt und aufgeregt, langſam meine dunkle Bahn dahin. Da ſchlug die Thurmuhr des Schloſſes Mitternacht, und noch hallte der letzte Schlag dumpf nach, als ich mit einem Male aus meinen Träumereien durch ein lautes Gebelle meines Caſtor's geweckt wurde. Dieſem Gebelle folgte, bevor ich noch Zeit gewann dem Hunde zu pfeifen, ein Geheul, und alſo heulend und winſelnd lief der Hund an mir vorüber, und hinter mich zurück, ſo weit er nur konnte. Jetzt rief ich ihn beim Namen, ich pfiff ihm, aber der ſonſt ſehr gehorſame Hund war nicht mehr zu bewegen zu mir hervorzukommen, ſondern immer heulend ſchlich er zwar näher, blieb aber in einer Entfernung von einigen Schritten hinter mir zurück. Dadurch aufmerkſam gemacht, blieb ich ſtehen, ſah vor mir in die Dunkelheit hin und lauſchte: da vernahm ich fernen dumpfen Schall, wie Tritte eines ungewöhnlich kräftigen Weſens, und alsbald wurde ich auch in einer Höhe von anderthalb Klafter ein Lichtlein gewahr, welches ſich alſo bewegte, als ob es von Jemanden getragen würde, der ſich gegen mich bewegte. Ich ſtutzte, mir ſchauerte es eiskalt über den Rücken, aber gewohnt, ſelbſt wenn mir Unbegreifliches begegnet, nie zu entfliehen, ſondern dem Schreckenhaften kühn entgegenzugehen, blieb ich, unverwandten Blickes auf das ferne Lichtlein ſtarrend, das mir jetzt wie ein rollendes Feuerauge vorkam, mitten im Wege ſtehen. — Und langſam bewegte ſich nun das Flämmlein immer näher, und näher ſchallte auch der dumpfe Tritt, welcher Schall ſich auch mit einem Schnauben vermengte, das ich jetzt ganz deutlich vernahm. — Und jetzt kam es noch näher — und ein ungeheurer behaarter Kopf wurde mir im Dunkel ſichtbar, der ſich hin und her bewegte. Er ſchien einem ganz behaarten Manne anzugehören, der jenes Lichtlein auf einer Stange trug, und noch ängſtlicher heulte mein Caſtor, und jetzt öffnete das Ungethüm einen fürchterlichen Rachen — ich aber war meiner nicht mehr mächtig, und ſtürzte ſeitwärts auf eine ſteinerne Bank, unter welche ſich zugleich der Hund heulend verkroch.

Als ich meine Hände, die ich unwillkürlich vor die Augen gedrückt hatte, wieder wegnahm, war das Ungethüm ſchon an mir vorüber. Neuer Muth beſeelte mich jetzt, ich trat einige Schritte nach, und rief: „Wer iſt da?“ — Da antwortete eine Stimme von oben herab: „Nun — ich bin's — der Kamehl-Joſeph!“ und plötzlich erklärte ſich mir das ganze Räthſel. Man hatte in der Stadt dieſen Abend ein Prunkſtück auf dem Theater aufgeführt, wozu man aus der Menagerie von Schönbrunn das Kamehl gebraucht hatte. Das Stück endete erſt um halb 11 Uhr, und der Wärter kam mit dem ſchwerfälligen Thiere, auf welches er ſich, ſeine Laterne in der Hand haltend, geſetzt hatte, erſt um Mitternacht nach Schönbrunn zurück.

Heute konnte ich unmöglich mehr lachen, aber am folgenden Tage lachte ich über mein Abenteuer recht herzlich. Wer hätte aber auch in Öſterreich Nachts um 12 Uhr vermuthen können, einem Kamehle zu begegnen?“

Nun nahm C. das Wort und erzählte:

II.

Die alte Mühle.

„Als ich noch mit wandernden Schauſpielertruppen herumzog, und auf dieſe Art die elendeſte, aber zugleich luſtigſte Zeit meines Daſeins verlebte, ging es unſerer Bande (wir nannten ſie freilich Geſellſchaft) in einem kleinen Landſtädtchen ſo ſchlecht, daß uns eines Abends der Direktor in ſeiner Stube verſammelte, und alſo zu uns wie ein Vater redete: „Kinder! unſers Bleibens iſt in dieſem Neſte länger nicht mehr, die Knöpfe hier haben gar keinen Kunſtſinn. — Ihr habt es ſelbſt geſehen, wenn wir des Abends 10 bis 12 kleine Buben und Mädchen in unſerm Muſentempel haben, wovon jedes einen Groſchen bezahlt, ſo dürfen wir uns ſchon glücklich ſchätzen. Alſo heißt's aufbrechen. — Aber da iſt denn noch ein nisi. Ich glaube kaum, daß uns der Wirth, der Fleiſcher und der Bäcker ganz unangefochten im Triumphe werden zum Stadtthore hinausfahren laſſen, daher habe ich beſchloſſen, wir nehmen die dunkle Nacht zu Hilfe, und Jeder von uns ſieht zu, wie er allein aus dieſen Schreckensmauern entwiſchen kann. Unſere Dekorationen und die Garderobe wird ein Bauer heute Morgen um 2 Uhr ſtill aufladen und fortführen. Ihr übrigen, meine Kinder, ſucht auch in dieſer Nacht oder am nächſten Morgen ein Loch zu finden, wo ihr hinausſchlüpfen könnt, und in — (der Name des Städtchens, welches er uns nannte, fällt mir nicht mehr bei) treffen wir wieder zuſammen. Lebt indeſſen wohl, liebe Kinder, Geld kann ich euch nicht geben, aus der ganz einfachen Urſache, weil ich ſelbſt keines habe, aber dem Schutze des Himmels und der Muſen ſeid ihr alle beſtens von mir empfohlen, und — daß ich euch dort in *** Alle wieder finde, daß ich Keinen von euch vermiſſe, das ſei mein Segen.“

Mit dieſen Worten, aus ſeiner Lieblingsrolle: jener des alten Dallner in der Dienſtpflicht, der einzigen, die er auswendig wußte, entließ uns der Direktor, und Keiner fand darin etwas Sonderbares, da wir uns an mehren Orten auf dieſelbe Art von unſerm zweiten Vater getrennt hatten.

Ich ging, indem ich die Gewohnheit der Franzoſen nachahmte, welche pfeifen, wenn ſie nichts zu eſſen haben, nach Hauſe, und dachte bei mir darüber nach, wie ich denn meine Flucht aus Kenilworth zu Stande bringen werde, und überſah die Schwierigkeiten nicht, welche ſich vor allen Andern mir entgegenſtellten, da ich eben das Unglück hatte, bei dem Bäcker des Städtchens, der eine der größten Forderungen an uns zu machen hatte, einquartiert zu ſeyn.

Mein Plan war bald gemacht, und damit ich in meiner Erzählung nicht zu lang werde, ſag' ich euch zugleich auch, daß ich ihn glücklich ausführte. Mein Zimmerchen, oder beſſer zu ſagen, Schlafloch, ging in den Garten, das Fenſter war zwar klein, aber für einen ſolchen Zahnſtocher, wie mein Leichnam damals war, noch immer breit genug. Ich ſchlüpfte alſo mit Sack und — — nein ohne Pack da hinaus, nachdem ich einen Zettel auf dem Tiſche liegen gelaſſen, worauf ich die Worte ſchrieb:

Der Güter höchſtes iſt das Brot zwar nicht,
Der Übel größtes aber iſt die Schuld.
Nimm, theurer Bäckersmann,
Dank ſtatt Bezahlung an!

Als die Sonne emporſtieg, hatte ich bereits das Städtchen eine Meile hinter meinem Rücken. Der Hunger ſtellte ſich ein, aber der Sack war ſo leer als der Magen; in eine

Herberge durfte ich mich daher nicht wagen. Endlich ging ich an einer Kaſtanienallee vorüber, welche zu einem artigen Landhauſe führte. In der Allee auf einer Bank ſah ich ein Mädchen ſitzen, welches in einem Buche las. »Hollah!« dachte ich, das leſende Kind iſt gewiß eine Gönnerin der Muſen, und bei ihr kannſt du dir vielleicht ein Glas Wein erwerben. Ich trat demüthig vor ſie und fragte, ob ſie einem reiſenden Künſtler erlauben wolle, ihr etwas zu deklamiren? Recht freundlich lud ſie mich in's Haus ein, und ich ging mit ihr hinein. Man ſetzte ſich da eben zum Frühſtück, lud mich dazu ein, und drei Taſſen vortrefflichen Kaffeh's ſammt vier Semmeln, hinten nach noch eine Schale Milch, ſtärkten meinen Magen. Zum Dank deklamirte ich dann den Taucher von Schiller mit der ſtärkſten Kraft meiner Lunge. Die Mama des Mädchens reichte mir noch ein fleiſchiges Schinkenbein und ein großes Stück Kuchen, und nachdem ich ihr gewiß ſechsmal die Hand geküßt hatte, welches ihr ſehr angenehm zu ſeyn ſchien, drückte ſie mir auch noch einen Guldenzettel in die Hand.

Die Arie: »Ach wie herrlich iſt das Reiſen!« trillernd, ſchlenderte ich nun geſättigt weiter, allein ich hatte mich in jenem Hauſe zu lange aufgehalten, und ſah wohl bei der einbrechenden Dämmerung, ich könnte heute das Städtchen, welches uns der Direktor zum Verſammlungsorte beſtimmt hatte, nicht mehr erreichen. Der Abend war kalt (es war im Oktober), und ich dachte eben nach, welche mitleidige Seele mir denn ein Nachtlager geben würde, als ich nicht ferne von mir an einem Bache eine einſame Mühle ſtehen ſah, deren Räder luſtig klapperten. Das Haus ſelbſt hatte etwas

Unheimliches. Die Wände ſahen ſchwarz und düſter her, die untern Fenſter waren mit ſtarken Eiſengittern verwahrt, und zwei Fenſter im erſten Stockwerk mit roth angeſtrichenen Brettern vernagelt. Rund um das Haus hoben ſich ſchwarze Fichten in die Höhe, und beiläufig 200 Schritte von der Mühle blinkte im Mondenſtrahl ein halbverfallener Galgen. Der Weg führte mich hart an der Mühle vorüber, und ich ſah eine alte Frau, die eben beſchäftigt war, einige Kolben von türkiſchem Weizen, welche vor der Hausthüre in der Sonne gelegen hatten, in ihr Vortuch zu nehmen, um ſie in's Haus zu bringen. Ich bot ihr einen guten Abend, und ſie erwiederte ihn freundlich. Da trat ich näher, ſetzte mich ein wenig auf die Bank vor der Hausthüre, und es entſpann ſich ein Geſpräch zwiſchen uns, worin ich ihr meine Noth klagte, daß ich ein armer Künſtler ſei, der nicht wiſſe, wo er heute Nacht ſein müdes Haupt hinlegen ſollte. Ich nahm einige Kotzebue'ſche rührende Floskeln und meinen ganzen ſentimentalen Ton zu Hilfe, und erweichte die gute Alte ſo ſehr, daß ſie mir freiwillig eine Lagerſtelle in ihrer Mühle anbot.

Wer war froher als ich. Wir traten in's Haus. Der Sohn der Alten, der Müller, war heute eben nach jenem Städtchen gefahren, in welchem wir zunächſt unſern Muſentempel aufſchlagen wollten, und wurde erſt morgen wieder zurück erwartet. Die Alte machte Feuer, kochte mir eine warme Suppe und Kartoffeln, und wir ſetzten uns dann zuſammen und verzehrten das freundlich Gegebene mit großem Appetit, ein Krug vortrefflichen Biers ſchmeckte mir herrlich. Während des Eſſens ſprachen wir von Dieſem und Jenem, und die Alte ſagte mir, ich müſſe in der hintern Stube ſchlafen;

es ginge freilich die Rede, es ſei darin nicht recht geheuer, weil den vorigen Müller, der ein reicher Geizhals geweſen ſei, in dieſer Stube der Schlag getroffen habe, aber das ſei nicht wahr, ſie wäre zu allen Zeiten des Tages und der Nacht in der Stube geweſen, und habe nie etwas gehört noch geſehen. Bei dieſen Worten ſtellte ich den Bierkrug, den ich eben zum Munde bringen wollte, wieder nieder, und ich glaube faſt, mein Geſicht habe ſich etwas verlängert. — Aber ich nahm mich recht zuſammen, und als die Alte hinzu ſetzte — es ſtehe ein vortreffliches Bett oben, und wer reines Herzens ſei, habe nirgend etwas zu fürchten, überredete ich mich, daß ich wirklich reines Herzens ſei, und fügte mich in die Nothwendigkeit.

Um halb 9 Uhr nahm meine freundliche alte Wirthin das Licht, und leuchtete mir in meine Schlafkammer. Wir gingen durch die Mühle, dann über einen langen Gang, an deſſen Ende das Gemach ſich befand. Es war klein, hatte weiße Wände und ein Fenſter. Die Alte wünſchte mir gute Nacht und ging.

Da ſtand ich nun, und die Worte der Wirthin beim Abendmahl fielen mir wieder bei. Ich durchſuchte mein Zimmerchen, ſah zuerſt unter das Bett, dann öffnete ich das Fenſter, welches ich mit einem ſtarken Eiſengitter verſehen fand, aber gleich wieder ſammt dem Laden ſchloß, da mir der vorerwähnte Galgen im hellen Mondenlicht entgegenleuchtete; riegelte dann die Thüre ſorgfältig zu, legte meinen Hirſchfänger neben das Bett auf einen Stuhl, entkleidete mich, ſtieg vermittelſt des Stuhls in das hohe Bett, in welches ich wie in friſchen Schnee tief hineinfiel, löſchte das

Licht aus, zog die Tuchet (ſo nennt man bei uns das Federnüberbett) mit großer Mühe herauf, denn ſie war ungeheuer ſchwer, und drückte die Augen zu. Schon hatte der Schlummer angefangen, ſeine milden Flügel über mich zu breiten, als mich plötzlich ein Geraſſel, jenem ähnlich, welches entſtehen würde, wenn die Kette einer großen Thurmuhr abliefe, und hierauf ein ſtarker Schlag wieder erweckte, zu gleicher Zeit ward mir die Tuchet vom Bette gezogen. Ich riß die Augen auf und ſtarrte in die Nacht, ich horchte, — und Alles war ſtille. Da griff ich an das untere Ende des Bettes, um zu fühlen, wo denn meine Tuchet ſei, ich erfaßte einen Zipfel davon, und zog ſie mit noch größerer Anſtrengung als das erſte Mal zu mir herauf. Kaum war ich einige Minuten ſo gelegen, und ließ die Tuchet eben aus, um die Arme unter dieſelbe zu ſtecken, als ſich dasſelbe Geraſſel, derſelbe Schlag und das Wegziehen der Tuchet wiederholte. Gleich darauf war wieder Alles ſtill. Nun fing mir im Ernſte an, bange zu werden, große Schweißtropfen ſtanden mir auf der Stirne, ich wußte nicht, was ich beginnen ſollte. Noch einmal zog ich in der größten Angſt die Tuchet zu mir herauf, und hielt ſie feſt, erwartend, ob man mir ſie noch einmal entziehen würde; ich fühlte wohl, daß am untern Ende eine Gegengewalt ſie ebenfalls feſthielt: da zog ich die Füße, ſo viel ich konnte, herauf, und blieb in dieſer unbequemen Stellung liegen, bis der Schlummer auf's Neue mich überwältigte, ich die Tuchet etwas los ließ, und ſich das vorige gräßliche Spiel noch einmal wiederholte. Nun — ich kann es nicht läugnen, — fingen ſich an, mir einige Härchen auf dem Kopfe emporzuſträuben; ich zog meinen Hirſchfänger, ſprang mit beiden Füßen aus dem Bette, riegelte die Thüre auf, ſtürzte über den Gang durch die Mühle, wo mich mein Engel geleitete, daß ich keinen Fehltritt machte, von da in den Hof, und ſchrie nun aus Leibeskräften um Licht. Da öffnete meine Alte das Fenſter, fragte, was mir geſchehen ſei, und als ich ihr mein Abenteuer erzählte, weckte ſie zwei Mühlknechte, und mit einer Laterne kehrten wir in meine Schlafſtube zurück. Freunde! Brüder! Was ſahen wir? — Lacht mit mir. Zu den Füßen meines Bettes ſtand eine große eiſerne Kaſſetruhe welche noch dem vorigen Müller gehört, und worin er ſeinen Mammon verſchloſſen hatte. Meine Tuchet hatte ſich mit einem Zipfel in den Ring, bei welchem man die Truhe anfaßte, um den Deckel zu öffnen, verwickelt; ſo oft ich ſie nun zu mir emporzog, öffnete ich zugleich den ſchweren Deckel der Truhe, der dann mit Geraſſel und einem Schlage zufiel, und mir natürlicher Weiſe das Federbett wieder entzog. Ich wurde wie natürlich von der Alten und den Mühlknechten ausgelacht, konnte aber nicht ſelbſt mitlachen, da mir der Schrecken noch alle Glieder lähmte, doch verſchlief ich ihn wieder bis zum andern Morgen.

»Meine Erzählung,« nahm jetzt R. das Wort, »iſt ganz kurz, ich will ſie

III.

Das Schlittengeſpenſt

nennen; hört ſie geduldig an:

Ich war in meinem 15. Jahre als Cadet in das **ſche Regiment eingetreten, hatte viel guten Willen, ein recht tapferer, unerſchreckner Held zu werden, konnte es aber anfangs nicht recht damit vorwärts bringen, da die Erziehung in meinem väterlichen Hauſe nicht dazu geeignet war, mich dafür zu bilden, im Gegentheil wurde ich dort von meiner Mutter und ihrer Schweſter verweichlicht, und durch Erzählung von Ammenmährchen ſo furchtſam gemacht, daß ich noch in meinem 12. Jahre nicht ohne Licht einſchlafen wollte.

Als ich die Uniform anzog, und mir ſelbſt überlaſſen war, mußte das freilich anders werden; ich hätte mich geſchämt, meine Furchtſamkeit blicken zu laſſen, und unterdrückte ſie mit Gewalt, aber ich zitterte oft wie ein Eſpenlaub, wenn ich laut über Etwas lachen mußte, und an unheimlichen Orten verläßt mich ſelbſt noch am heutigen Tage ein gewiſſes Grauen nicht, worüber ich übrigens ganz Herr geworden bin.

Meine Compagnie war im Jahre 18** in einem Dörfchen einquartiert, und ich hatte mein Quartier in einem Pachthofe in einem Nebengebäude hinter dem Wagenſchuppen erhalten, worin ſich, kurz bevor ich ankam, ein Knecht erhenkt hatte. — Der Strick, welchen er dazu gebraucht hatte, lag noch in einem alten, mit vergoldetem Schnitzwerk verzierten Schlitten, der in dem Wagenſchuppen ſtand. Der Knecht war ſchon alt und hatte, wie mir die Hausleute erzählten, weiße Haare und einen langen weißen Bart.

An dieſem Schuppen mußte ich nun, wenn ich des Nachts nach Hauſe kam, vorübergehen, und immer warf ich einen Blick auf den Schlitten, und ſtets fiel mir der Gehenkte ein. Eines Abends war ich mit meinen Kameraden länger im Wirthshauſe beiſammen geſeſſen, denn Einer davon, der Unteroffizier geworden war, hatte ein gutes Abendeſſen bezahlt, und vom Wein erhitzt, ging ich erſt um Mitternacht nach Hauſe. Wieder warf ich einen Blick auf den Schlitten, und — o Himmel! — gewahrte beim hellen Mondſchein einen weißbehaarten Kopf mit einem weißen Barte, der mich fürchterlich anglotzte. Ich ſtarrte betroffen hin, — ja es war keine Täuſchung meiner Sinne oder des Mondlichtes, der Kopf bewegte ſich; ich faßte mir ein Herz und ſchrie mit zitternder Stimme: „Wer da? wer da?“ — Da ſcholl es mir entgegen: „Weh! Weh! Weh!“ Ich zog den Säbel, fiel aber halb ohnmächtig zu Boden. Über mein Geſchrei fing der Haushund zu bellen an, Knechte wurden wach, und kamen mit einer Laterne mir zu Hilfe. Da ſahen wir denn, daß das Geſpenſt ein — Bock war, den man einzuſperren vergeſſen hatte, und deſſen „Meh“ mir wie „Weh“ geklungen hatte.

Die Mordhöhle.

Kriminalgeſchichte.

Bei den Aſſiſen des Departements de l'Ardeche wurde ein entſetzlicher Kriminalfall verhandelt. Der Gaſtwirth Martin zu Peyrabelle, ſeine Frau, und ein Paar Helfershelfer ermordeten ſeit 23 Jahren alle diejenigen, welche die Nacht zwang, bei ihnen einzukehren.

Das Wirthshaus, oder vielmehr dieſe Mordhöhle ſtand allein, abgelegen und von aller menſchlichen Hilfe fern. Martin ſagt man, hat das Haus vor 25 Jahren eigens zu dieſer entſetzlichen Beſtimmung aufführen laſſen. Es war ganz ſo eingerichtet, daß der, welcher ſich einmal darin befand, ohne Willen des Eigenthümers nicht mehr herauskommen konnte. Unter dem Vorwande der Sicherheit waren faſt alle Fenſter mit Gittern verſehen, allein dieſe dienten eigentlich nur dazu, die Flucht der unglücklichen Schlachtopfer zu verhindern. Das ganze Gebäude glich einer kleinen Feſte aus dem Mittelalter. In dieſem Hauſe fand Alles ſein Grab, was die Geldſucht ſeiner Beſitzer erregte, und hierzu waren 50 Franken ſchon hinreichend.

Durch lange Strafloſigkeit verwegen, durch den Reichthum, welchen ſie ſich erwarben, ſtolz gemacht, ihre ganz verlaſſene und erbärmliche Umgegend durch Schrecken und Ruchloſigkeit beherrſchend, waren die Mörder in der letzten Zeit ſo weit gekommen, daß ſie die Fortſetzung ihrer Schändlichkeiten gleichſam wie ein wohlerworbenes Recht anſahen, ſie verſchmähten es ſogar, ihre Opfer in Geheim abzuſchlachten, und gebrauchten nur ganz ſchwache Vorſicht, um ſich vor Entdeckung zu bewahren. Sie mordeten einen Reiſenden zehn Schritte von einem Andern, den ſie leben und aus ihrer Höhle entkommen ließen. Entfloh ihnen ein Opfer zufällig, ſo ſetzten ſie ihm nicht nach. Niemand wagte es, gegen ſie ſeine Stimme früher zu erheben, als bis man ſie in Ketten ſah, ſo groß war die Furcht, welche ſie einflößten, oder auch die moraliſche Erſchlaffung, eine Folge der Unwiſſenheit und außerordentlichen Armuth dieſer Gegend.

Vier Perſonen erſchienen auf der Bank der Angeklagten: Martin, ſein Weib, einer ſeiner Neffen mit demſelben Namen und Rochette, ſein Diener. Aller Augen richteten ſich auf ſie und man ſuchte in ihrem Geſichte den Wiederſchein ihrer Laſterhaftigkeit. Martin iſt ein Mann von mittlerer Größe, mit einem regelmäßigen Geſichte, welches ſelbſt zu ſeinem Vortheile ſprechen könnte. Betrachtet man ihn indeſſen aufmerkſamer, ſo bilden ſeine ſtarken Züge, ſeine lebhaften durchdringenden Blicke, und ſein bitteres, widerliches Lächeln ein Enſemble, welches zurückſchreckt. Auf die Vorfragen des Präſidenten erklärte er, daß er ſich Pierre Martin, genannt Blanc, nenne, 60 Jahre alt ſei, und in Peyrabelle eine Schenke gehalten habe. Das Gerücht ſagt, daß ſein Bruder auf die Galeere verwieſen und ſein Vater gehangen worden ſei. Frau Marie Martin, geborne Breyße erklärt, ſie ſei 45 Jahre alt. Sie iſt, wie ihr Mann, von gemeinem Wuchſe, ihre Züge ſind ſtark markirt, die muskulöſen Glieder geben ihr ein ſtarkes und faſt männliches Anſehen. Augenzeugen ſagen, ſie ſei eben ſo häßlich und zurückſtoßend, wie die Bancal, ſchändlichen Andenkens, welcher ſie auch ähnlich ſehen ſoll. André Martin, der Neffe, iſt 32 Jahre alt, klein und ſcheint mehr von ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit, ſein Geſicht hat nichts Bemerkenswerthes, ſeine kraftloſe und furchtſame Haltung kontraſtirte mit der Keckheit ſeinen Mitangeklagten. Er erklärt, daß er ein Bauer, und im Augenblick ſeiner Verhaftung in der Gemeinde Larnas anſäßig geweſen ſei. Jean Rochette iſt 47 Jahre alt. Er iſt groß und ſehr kräftig gebaut, die Haare hängen wild um ſein Haupt, ſein Blick iſt durchbohrend, ſein Geſicht fürchterlich, alles an ihm zeigt den Mörder und Räuber. Alle vier Angeklagten ſind einfach aber reinlich, und ſo, wie die Gebirgsbewohner der Gegend von Ardeche gekleidet.

Die Anklagepunkte ſind folgende:

Am 12. Oktober 1831 kam Antoine Enjolras von dem Markte zu St. Cirgues, eine junge Kuh mit ſich führend, die er daſelbſt gekauft hatte; mehre Perſonen begegneten ihm auf der Straße, die ihm bemerkten, es ſei für ihn ſchon zu ſpät, um noch nach Hauſe zu kommen, er aber antwortete ihnen, daß er nur bis Peyrabelle gehe, wo er bei Martin übernachten wolle, mit welchem er noch Rechnungen abzuſchließen habe. Zeugenausſagen haben beſtätiget, ihn bis in das Haus Martin's gehen geſehen zu haben, woraus er aber nicht mehr lebend hervorkam. Seine Familie, unruhig über ſein Ausbleiben, ſtellte umſonſt Nachforſchungen an, bald aber verbreitete ſich das Gerücht von ſeiner Ermordung bei Martin in Peyrabelle und nahm eine ſolche Wahrſcheinlichkeit an, daß der Friedensrichter von Concourres es für ſeine Pflicht hielt, dort Unterſuchung vorzunehmen, welches auch am 25. Oktober geſchah. Dieſer Beamte, ſchlecht unterrichtet, machte einen Beſuch in Martin's Schenke, welche damals an einen gewiſſen Galland verpachtet war, aber kam nicht in jene Abtheilung des Hauſes, welche Martin ſelbſt bewohnte, und wo, nach allen Anzeichen, der Mord geſchehen ſeyn, und der Leichnam ſich vorfinden mußte. Die Mörder, durch die Nachforſchungen von der Gefahr unterrichtet, trugen den Leichnam auch in der Nacht vom 25. auf den 26. Oktober an den Fluß Allika, wo er am Morgen gefunden wurde. Arzt und Wundarzt erkannten, daß Enjolras Tod gewaltthätig geweſen ſei, und daß einige Wunden dem Leichnam erſt nach dem Tode beigebracht ſeyn mußten, und zwar mit der Abſicht, die Leute glauben zu machen, daß er durch einen Sturz von dem Felſen, an deſſen Fuße er gefunden wurde, den Tod gefunden habe. Pierre Martin, ſein Weib und ſein Diener Rochette wurden allgemein dieſes Mordes beſchuldigt. Man vernahm, daß man in der Nacht vom 25. auf den 26. Oktober Martin und Rochette auf der Straße nach dem Allica geſehen habe, indem ſie auf dem Rücken ihres Pferdes einen Leichnam gebunden hatten.

Am 1. September 1830 begegneten auf dem Jahrmarkte zu Langogne Martin, Rochette und André dem Herrn Jean-Baptiſte Bourtoul, den ſie kannten und ihn in eine Schenke führten. Nachdem ſie ihn dort zum Trunke und Spiel verleitet, ſagten ſie ihm, ſie hätten ihn nicht hieher geführt, um ſich mit ihm zu unterhalten, ſondern um ihm das Geld zu nehmen, was er bei ſich habe. Bourtoul, darüber erſchrocken, wollte aus dem Fenſter ſpringen und um Hilfe rufen, allein Rochette faßte ihn beim Genicke und in demſelben Augenblicke gab ihm André einen Stoß mit einem Dolche, der ihm nur die äußerſte Haut des Bauches aufſchlitzte. Bourtoul wurde ſo gezwungen, ihnen ſeine Börſe auszuliefern, welche 500 Fr. enthielt, und wagte es nicht, bis zur Verhaftung der Verbrecher, von dieſer Begebenheit zu ſprechen.

Vor beiläufig zwei Jahren begab es ſich, daß die Witwe Baſtidon, welche von Meyres nach Peyrabelle ging, an die Schenke des Pierre Martin klopfte. Während ſie wartete, bis man ihr öffnen werde, glaubte ſie mehre Perſonen zu hören, welche unter ſich zu berathen ſchienen, und unter welchen ſie Martin's Stimme erkannte. Er ſprach: „Wo tragen wir ihn hin?“ und eine andere Stimme antwortete: „Die Gruben um das Haus ſind noch friſch, da ſcharren wir ihn ein.“ Man zögerte lange, bis man der Baſtidon öffnete; und dieſe, nicht wiſſend, wie ſie dieſe Worte deuten ſollte, verbarg ſich auf dem Heuboden in's Heu und ſchlief dort ein. Um Mitternacht wurde ſie durch einen Jammergeſchrei geweckt, welchem die Worte folgten: „Um Gottes willen tödtet mich nicht!“ worauf Martin's Stimme antwortete: „Hilft nichts, du mußt hinüber!“ Von Angſt ergriffen, beeilte ſich die Witwe Baſtidon zu entfliehen, und kaum war ſie außer dem Hauſe, als der Mann, deſſen Geſchrei ſie vorher vernommen, aus dem Fenſter ſprang und vor ihr niederfiel. Dieſer Mann, der in Hemdeärmeln war, und der vierzig Jahre alt geweſen ſeyn mochte, ſagte der Baſtidon weder ſeinen Namen noch ſeine Wohnung, aber er erzählte ihr, daß, während er ſchon zu Bette gegangen war, aber noch nicht ſchlief, Pierre Martin und ein anderer Mann, den er nicht nannte, in ſeine Kammer getreten ſeien, mit Meſſern bewaffnet, um ihn zu ermorden, und daß er ihnen nur durch einen Sprung aus dem Fenſter entkommen ſei.

Nachdem der Präſident die gewöhnlichen Fragen geſtellt, ſchreitet er zum Zeugenverhör. Es waren 109 Zeugen zugegen, wovon 17 von den Angeklagten als Zeugen ihrer Unſchuld zitirt waren.

Wir wollen hier beſonders die Ausſage von zwei Zeugen anführen, die auf das ganze Auditorium einen Schauder bewirkten, welcher ſchwer zu beſchreiben iſt. Die erſte legte Vincent Bover, ein Klempnergeſelle, 29 Jahre alt, ab. Er erzählte folgendermaßen:

„Eines Tages, es war im Winter 1824, wollte ich mich zu meiner Familie nach Aubenas begeben, wurde aber von einem ſtürmiſchen Schneewetter überfallen, und gezwungen, Herberge in Martin's Schenke zu Peyrabelle zu ſuchen. Ich ſah dort mehre Perſonen und hierunter einen alten Mann, der ebenfalls die Nacht dort zubringen wollte. Die Frau Martin lud mich ein, am Ofen Platz zu nehmen, und ließ ſich mit mir in ein Geſpräch ein, was mir mein Handwerk wohl eintragen könne, und was ich für Geld bei mir trage. Sie ſagte mir, es exiſtire in der Nähe eine Räuberbande, und fragte mich, was ich denn thun würde, wenn ſie mich auf der Straße anfielen. Ich würde ihnen, antwortete ich, in Gottes Namen die elenden 30 Sous überlaſſen, die mir noch übrig bleiben werden, wenn ich mein Nachtmal bezahlt haben werde. — Aber wenn ſie Euch ans Leben wollten, was dann? — Dann würde ich es ihnen ſo theuer verkaufen als möglich. — Wenn man aber in dieſer Herberge — verſteht mich gut, ich ſetze nur den Fall — wenn man zum Beiſpiel hier Jemand ermorden wollte und Euch verſchonte, wie würdet ihr Euch benehmen? — Ich würde dieſen Armen mit Gefahr meines eigenen Lebens vertheidigen, wenn ich anders die Möglichkeit einſähe, ihn zu retten, wo nicht, ſo würde ich mich ruhig verhalten. — Habt ihr einen feſten Schlaf? — Sehr feſt, ſo daß ich kaum zu erwecken bin, wenn ich ſchlafe, ich glaube, man könnte das Haus davon tragen. — Dieſe ſonderbaren Fragen erſchreckten mich, und ich ſah wohl, daß ich mich in einer Mordhöhle befinde, ſuchte aber ſo viel möglich meine Angſt zu bemeiſtern und frohen Muths zu ſcheinen. Die Frau Martin wandte ſich nun zu dem Alten und fragte ihn um den Zweck ſeiner Reiſe. Der Unglückliche ſagte ohne Mißtrauen, daß er eine Kuh verkauft habe, und das Geld dafür auf's Amt tragen wolle. Als ich dieſe Worte vernahm, verdoppelte ſich meine Angſt, und ich ſah wohl ein, daß unſer beider Leben nur an einem Faden hänge, doch hielt ich an mich was ich konnte, und vermied es von dieſem Augenblicke an, mehr ein Wort mit dem unklugen Fremden zu wechſeln. Indeſſen war die Stunde zum Schlafengehen herbeigekommen. Die Leute vom Hauſe gaben uns in einem befehlenden Tone (denn ſie verſtellten ſich jetzt gar nicht mehr) zu verſtehen, daß wir in die für uns beſtimmten Kammern hinaufgehen ſollten. Der Alte ſchien nun auch ſeine thörichte Offenherzigkeit einzuſehen, und verlangte, man möchte ihn mit mir in einem Zimmer ſchlafen laſſen, allein man erklärte ihm ſehr trocken, er müſſe allein ſchlafen. (Allgemeine, aber ſtillſchweigende Bewegung unter den Zuhörern. Die Angeklagten blieben kaltblütig.) Ich miſchte mich gar nicht in die ganze Verhandlung. Man führte uns beide in abgeſonderte und von einander entfernte Gemächer. Als der Alte in das ſeinige getreten war, vernahm ich, daß er neuerdings Umſtände machte, in demſelben zu ſchlafen, allein eine Stimme antwortete ihm: „Behilf dich, wie du kannſt, du mußt hier bleiben.“ Dann hörte ich die Thür dieſes Gemaches ſich ſchließen, und Jenen, der den Alten begleitet hatte, wieder hinabgehen. Mich hatte eine der Töchter Martin's in mein Zimmer geführt, und mir empfohlen, meine Thür ja nicht offen zu laſſen. Als ſie fort war, unterſuchte ich mein Bett und die Haare ſträubten ſich auf meinem Kopfe empor, als ich darin große Blutflecken gewahrte. (Allgemeines Grauen, aber Stillſchweigen.) Ich legte mich mehr todt als lebend nieder. In Zeit von einer Stunde beiläufig kam Jemand in mein Zimmer, glaubend, daß ich ſchlafe (denn ich ſtellte mich ſo), durchſuchte meine Kleider, und da er wirklich nur 30 Sous darin fand, ſteckte er ſie wieder hinein, und entfernte ſich.

Zwei oder drei Stunden mochten hierauf verfloſſen ſeyn, als ich wiederholt an jener Thüre ſchlagen hörte, welche zu dem Zimmer des Alten führte. „Auf, auf! es iſt Zeit!“

wiederholte man einige Male, aber immer fruchtlos. Die Perſonen, welche dieſes Getöſe machten, ſtiegen dann wieder in das Erdgeſchoß hinab, kamen aber nach einer halben Stunde wieder herauf, ſchlugen neuerdings an die Thür und wiederholten dieſelben Worte. Da der Alte nicht öffnen wollte, brachen ſie die Thüre ein. Hierauf vernahm ich den Ruf: „Zu Hilfe! zu Hilfe!“ Aber bald folgten nur unartikulirte Töne, die ich mit nichts Anderm vergleichen kann, als mit denen eines abgeſtochenen Schweins. (Allgemeines Erbeben.) Während dieſes geſchah, hörte ich die beiden Töchter Martin's, 25 bis 30 Jahre alt, vor meiner Thüre ſtehen, gleichſam als ob ſie mich bewachen wollten, und laut lachen und ſingen. Dieſer Geſang und dieſes Gelächter ſchallte wie ein Geſang und Gelächter der Verdammten in meine Ohren. (Aller Blicke wenden ſich auf die Bank der Angeklagten und ſcheinen zu fragen, warum Martin's Töchter nicht ebenfalls hier zu finden ſind.) Am andern Morgen ſtand ich etwas ſpäter auf, um den Ungeheuern Zeit zu gönnen, die Spuren ihres Verbrechens ſo viel möglich zu verwiſchen, und ſo mein eigenes Leben zu retten. Die Frau Martin ſtellte neuerdings mehre Fragen an mich, ob ich gut geſchlafen und nichts gehört hätte. Ich ſagte ihr, ich wäre alſogleich, wie ich in's Bett kam, vor Müdigkeit eingeſchlafen und erſt jetzt erwacht. Endlich verließ ich — Gott ſei Dank, — das Haus, hatte es aber kaum hundert Schritte hinter mir, als ich zu laufen anfing, ſo lange es mir meine Beine geſtatteten, und wurde erſt dann wieder ruhig, als ich vor den Nachſtellungen der Räuber ſicher zu ſeyn glaubte.“

Dieſe, im einfachen aber lebhaften Tone gemachte Ausſage, machte einen tiefen Eindruck auf alle Zuhörer. Die Angeklagten läugneten Alles keck, ihre Advokaten ſchwiegen.

Die zweite ſehr umſtändliche Ausſage kam aus dem Munde eines Bettlers von 56 Jahren, genannt Chaze und wohnhaft in Souche.

„Es war," ſprach er, „vor zwei Jahren im Monate Oktober, als ich, zurückkehrend von Louveſe, zur Nachtzeit an die Schenke Pierre Martin's kam. Ich blieb an der Thüre ſtehen und bat demüthig um eine Nachtherberge. Die Frau Martin ſagte mir, bei ihnen ſei kein Platz für mich, ich ſollte wo anders Unterſtand ſuchen. Ich antwortete, ich würde mein Lager auf dem Heu und etwas Nahrung ſchon bezahlen. Darauf ließ ſie mich eintreten, und ihr Mann fragte mich: Ihr wollt Euch alſo mit einem Lager auf dem Heu begnügen? „ich antwortete, ich würde überall ſchlafen, wohin man mich weiſen würde. Ich fand im Zimmer die hier anweſenden vier angeklagten Perſonen und Marie Armand (einen der Zeugen). An einem andern Tiſche ſaßen drei Männer, deren Einer mich fragte, wer ich ſei. Ich wohnte damals in Saint-Cirgues-de-Prades und ſagte es ihm. Er antwortete mir, daß er den Ort kenne, und fügte bei, daß er von dem Jahrmarkte zu Saint-Cirgues-en-Montagne komme, daß ihm auf dem Wege eine junge Kuh entkommen ſei und daß er bei Martin eingeſprochen habe, der ſein Freund ſei. Einer der drei Männer begehrte noch eine Bouteille Wein, welche ihm aber Frau Martin verweigerte, weil es ſchon zu ſpät ſei. Dann gingen die andern zwei Männer und jener, welcher mit mir geſprochen hatte, blieb noch, er aß noch eine volle Schale Suppe, und ging dann ſchlafen. Man ſprach zu ihm: „Ihr wißt ſchon, wo Euer Bett iſt?“ er antwortete „Ja,“ und Martin's Diener nahm das Licht, ihm zu leuchten.

Enjolras (ſo hieß der Mann, denn man nannte mir ſpäter ſeinen Namen) ſagte zu den Wirthsleuten noch: „Ich werde erſt morgen bezahlen; denn ich werde morgen noch mit einer Perſon hier frühſtücken.“ „Schon recht,“ antwortete Martin. Der Diener, nachdem er dem Herrn auf ſein Zimmer geleuchtet hatte, kam zurück, erklärte mir es ſei ſchon ſpät genug, um ſchlafen zu gehen, und wies mich auf mein Lager im Heu. Ich ſtieg in Begleitung des Dieners auf den Heuboden und ſah bei dem Scheine der Lampe den Ort, wo Enjolras lag. Seine Lagerſtätte, ebenfalls auf dem Heu, war nur acht oder zehn Schritte von der meinigen entfernt. Nicht lange nachher ſtiegen die drei Männer über die Treppe herauf und erſchienen auf dem Boden neben Enjolras. Sie hatten kein Licht, und Einer von ihnen ſagte: „Wir müſſen eine Lampe abwarten.“ Wirklich kam Frau Martin gleich darauf mit einer Lampe und einem Topfe, welche beide ſie den Männern übergab, und wieder hinabſtieg. Ich ſtellte mich an, als ob ich ſchliefe, beobachtete aber ſchweigend alle Bewegungen der drei Männer, welche die hier gegenwärtigen Angeklagten waren. (Allgemeine Bewegung. Der Neffe Martin's horchte mit ganz auffallender Aufmerkſamkeit auf die Worte des Erzählers.) Sie warfen ſich auf Enjolras und ſagten zu ihm: „Das mußt du trinken.“ Dann hörte ich einen Hammerſchlag auf den Kopf eines Menſchen. Zu gleicher Zeit vernahm ich den Schmerzensruf des Schlachtopfers: Oh! — oh! — oh! — Wenige Augenblicke nachher traten zwei der Männer zu mir, ſahen mich an und ſagten zu ſich: „Der ſchläft feſt!“ Dann verließen ſie mich, faßten alle drei den Leichnam an, und trugen ihn vom Heuboden hinab. Einer von den dreien ſagte: „Halt feſt, Haſenfuß.“ Ich hörte dann, wie ſie ſagten: „Dieſe Nacht hat uns 100 Thaler eingetragen.“ Bald hernach kamen die drei wieder auf den Heuboden herauf, ſetzten ſich um die Lampe, und ſchienen mich aufmerkſam und ſtillſchweigend zu betrachten. So kamen ſie zwei- oder dreimal auf den Boden herauf.

Als es endlich Tag wurde, ſtand ich auf. Der Diener war da allein auf den Boden neben der Lampe, welche eben erloſch. Ich dankte ihm für ſeine Barmherzigkeit, und bot mich an, mein Nachtlager zu bezahlen, er ſagte mir, es ſei bei ihnen nicht gebräuchlich, eine ſo armſelige Lagerſtätte auf dem Heu ſich bezahlen zu laſſen, und fragte mich, ob ich gut geſchlafen habe. Ich antwortete: Ja; denn ich war ſehr ermüdet.“ Ich ſtieg hinab in die Küche, wo ich Frau Martin beim Feuer fand, neben ihr ſtand ein Mädchen. Ich dankte ihr, bot auch ihr an, mein Nachtlager zu bezahlen und da ſie nichts darauf antwortete, ging ich aus dem Hauſe und ſchlug den Weg nach Narce ein. Ich erzählte auf dem Wege mehren Perſonen, welche mir begegneten, einen Theil der Begebenheiten dieſer Nacht, das ausführliche Ganze aber behielt ich mir vor der Gerechtigkeit mitzutheilen, wie ich es ſo eben gethan habe.

Dieſe Ausſage des Chaze, eines ehrwürdigen, obſchon mit Lumpen bedeckten Mannes machte auf das ganze Auditorium einen tiefen Eindruck. Ein Umſtand war von beſonderer Wichtigkeit für die Richter. Marie hatte in vielen geſchriebenen Ausſagen und auch im mündlichen Verhör angegeben, daß ſie am Tage dieſes Mordes nicht in Martin's Hauſe geweſen ſei. Sie wurden mit Chaze konfrontirt. „Nicht wahr, ich war es nicht, die Ihr in der Küche bei Frau Martin ſaht?“ — ſprach ſie mit außerordentlicher Keckheit zu Chaze. Der Bettler aber antwortete mit feierlicher Stimme, indem er ihr die Hand auf die Schulter legte: „Ja, du warſt es!“ und Marie Armand wurde blaß und antwortete, wie von einem Blitzſtrahl getroffen, kein Wort. Alles war überzeugt, daß ihr das erwachende Gewiſſen den Mund geſchloſſen, und daß Chaze die Wahrheit geſagt habe.

Noch eine große Anzahl von Zeugenausſagen beſtätigten das gräßliche Hauptfactum, daß Martin's Schenke eine Mörderhöhle war.

Unter jenen Ausſagen, deren Verdächtigkeit beweiſet, daß die Zeugen mehr wiſſen, als ſie ſagen wollen, iſt eine der bemerkenswertheſten jene der Marie Armand. Dieſes Mädchen, beinahe 25 Jahre alt, klein, aber mit einem ausdrucksvollen Geſichte, zeigte eine Gegenwart des Geiſtes, eine Lebhaftigkeit und einen Verſtand, die bei Leuten ihrer Klaſſe nicht gewöhnlich ſind. Sie iſt die geheimnißvolle Perſon, die Manſon in dieſem blutigen Drama. Sie ſcheint wirklich bei der Ermordung Enjolras gegenwärtig geweſen zu ſeyn, wenigſtens iſt es bewieſen, daß ſie dieſe

Nacht in Martin's Hauſe zugebracht habe. Moulin und Reynaud, welche ebenfalls dieſe Nacht im Hauſe waren, beſtätigen, ſie geſehen zu haben, allein ſie behauptet immer hartnäckig, nichts davon zu wiſſen, und ſagt, ſie habe in dieſer Nacht, wo der Mord begangen worden ſeyn ſoll, nicht bei Martin, ſondern zu Hauſe geſchlafen. Auf die Gegenbehauptung der Zeugen antwortete ſie mit unerſchütterlicher Ruhe: »Es ſcheint, dieſe Leute müſſen zwei Seelen haben, deren eine ſie der falſchen Ausſage opfern wollen, ich habe nur eine Seele und will dieſe retten.« Sie blieb dabei ſtehen, ſie habe jene Nacht in ihrer Wohnung zu Saint-Cirgues zugebracht, ſie führte auch Perſonen an, die ſie daſelbſt geſehen haben ſollten, konnte aber ihr Alibi nicht beweiſen; ſie entfernte ſich an dieſem Tage ganz zerknirſcht, und von dem öffentlichen Unwillen begleitet.

Am folgenden Tage aber änderte ſich die ganze Scene. Marie Armand erſchien ſchwankend, mit blaſſen Wangen und geſenktem Kopfe, ſie ſchien endlich eine wahre und klare Ausſage thun zu wollen. Aufgerufen hiezu von dem Präſidenten, und beſchworen von ihm, Alles zu ſagen, was ſie wiſſe, geſteht ſie endlich mit zitternder Stimme, daß ſie in jener Nacht, in welcher Enjolras verſchwunden, zu Peyrabelle geweſen ſei. Bei dieſen Worten, welche der Eingang zu einem vollkommenen Geſtändniß zu ſeyn ſchienen, erreichte die allgemeine Aufmerkſamkeit den höchſten Grad, man hörte keinen Athemzug — eitle Hoffnung! Die Wahrheit, welche auf Marien's Lippen ſich endlich Luft zu machen ſchien, trat auf einmal wieder in ihre verſchloſſene Seele zurück, keine Gewalt, weder die Beſchwörung des Präſidenten und der Geſchwornen, noch die Furcht vor den Folgen, welche eine falſche Ausſage für ſie haben könnte, konnten ſie zu mehr als den Worten bringen: „Ich war dort, aber ich weiß nichts von einem Morde, ich habe keinen Schrei gehört, als etwa jenen, welchen Rochette von ſich gab, weil er heftige Zahnſchmerzen hatte.

Ich habe zwar einen alten Bettler dort geſehen, allein mir ſcheint, das war nicht jener Mann (Chaze), der mir viel größer vorkommt.“

Das Zeugenverhör wurde erſt am ſiebenten Tage geſchloſſen. In den erſten vier Tagen erſchienen die vier Angeklagten wie zu einem Triumphe gehend im Saale, man ſah ſie bei den gewichtigſten Beſchuldigungen lächeln, ihre kecken und beinahe beleidigenden Blicke ſchienen Richter und Zuhörer zu höhnen, aber dieſe Sicherheit verſchwand in den letzten drei Tagen, ihre Haltung war nicht mehr dieſelbe und die Angſt malte ſich in ihren Geſichtern. Der Neffe Martin's zeigte übrigens nicht ſo viel Übermuth, und Thränen näßten oft ſeine Augen und Wangen.

Nach einer langen Berathſchlagung der Jury wurden Pierre Martin, ſein Weib und Jean Rochette als des Mordes an Enjolras ſchuldig und zum Tode verurtheilt.

Als ſie zum Richtplatze geführt wurden, verſammelte ſich eine außerordentliche Volksmenge auf den Straßen. Mehre Stimmen riefen den auf den Wagen ſitzenden Delinquenten die Namen: Mörder! Ungeheuer! zu. Auf der Brücke von Bainne ſtand ein elender Bierfiedler, welcher ſich an die Spitze des Zuges ſtellte, und ihn lange unter dem Spiele auf ſeiner Geige begleitete.

Zu Chavade ſah Rochette einen armen Burſchen aus ſeiner Bekanntſchaft, dem er ſeinen Mantel mit den Worten zuwarf: „Da nimm dieſen Mantel, ich brauche ihn nicht mehr, und bitte Gott für mich.“

Pierre Martin ſah die andern mit kaltem Blute hinrichten.

Ein muthwilliger Jugendſtreich.

Skizze aus dem Leben.

Unter den jungen Leuten, welche mit mir jene glückliche Zeit verlebten, wo man alles roſenfarben ſieht, über einen Graben ſpringt, anſtatt vorſichtig darüber zu ſchreiten, weder Erhitzung noch Zugluft ſcheut, kurz wo man ſo eigentlich nur lebt, um das Leben auf's Spiel zu ſetzen, war auch Einer, den wir zum Stichblatte aller unſerer Scherze machten. Er war ein guter Kerl, und das iſt eigentlich das beſte und einzige Lob, was man ihm geben kann. Er war einfach und einfältig, leichtgläubig und unwiſſend. Die Natur hatte ihn eigentlich mit einem Rücken erſchaffen, um Laſten zu tragen, er aber hatte ſich mit all ſeiner Schwere auf die Literatur gelegt und war — Commis in einer Buchhandlung geworden. Was ſein Phyſiſches betrifft, ſo hatte er, außer jenem großen Rücken, einen großen Kopf, große Augen, eine große Naſe und große Lippen, alles, dies mit großen Pockennarben durchlöchert. Mit allem dieſem kann man ein ſehr braver Menſch, und ein brauchbarer Buchhandlungs-Commis ſeyn. Das war er auch; denn ſein Prinzipal rühmte von ihm, daß er es aus der Kunſt verſtehe, den Leuten die bei ihm verlegten, aber leider verlegenen Waaren aufzuheften, aber unſer Mann beſaß dabei auch eine ziemliche

Portion Eigenliebe und eine dito Anmaßung, welche zu dem Bilde, das ich ſo eben von ihm entworfen habe, nicht paßten. Er hielt ſich für den Gegenſtand der verliebten Blicke und Wünſche aller Mädchen, und wenn er uns ſeine verliebten Abenteuer erzählte, ſo nannte er ſich ſelbſt einen Schmetterling. Jetzt bitte ich um's Himmelswillen, ſich einen ſolchen Schmetterling zu denken.

Seit einiger Zeit hatten wir bemerkt, daß unſer Kamerade, den ich Kurz nennen will, um Euch ſeinen langen Namen nicht zu ſagen, daß Kurz auf ein kleines, junges, liebliches Bäckermädchen, welches immer im Laden ihres Vaters ſaß und Brot ausgab, ſeine verliebten Blicke ſchoß und Seufzer ausſtöhnte gleich Zehnpfündern. Da dies mehre Tage dauerte, ſo beſchloſſen wir uns auf Koſten unſers verliebten Gecken zu unterhalten, und wir kamen überein, ihm in Nettchen's Namen (ſo hieß die Mehlerzeugte) ein Briefchen zu ſchreiben.

Ich übernahm die Korreſpondenz, und noch an demſelben Mittag brachte der Briefträger Kurzen ein Billetchen auf roſenrothem Papier und mit den gehörigen orthographiſchen Fehlern ausgeſtattet, um die Sache ganz wahrſcheinlich zu machen, folgenden Inhaltes:

„Wollgeborner Herr!

Ich bemurke, daß ſie mich immer ſo keck anſchauen und das iſt nicht ſchön von ihnen. Sie wollen mich conbromidiren — o Mansbilder! was ſeyd ihr für Innſekten! Ich bitte Sie Herr von Kurz treiben ſie das Anſchauen nicht länger ſo fort, denn ich halt's nicht aus

Nette.“

„N. S. Wen ſie mich beantworten wollen, ſo ſchicken ſie den Prif nicht in den Laden ſondern ſchreiben ſie mir boſt reh ſtante, ich werd ſchon hinſchicken danach.“

Ich kann Kurzen's Geſicht nicht beſchreiben, als er dieſen Brief erhielt. Er bekam ihn um 2 Uhr und las ihn noch um 7 Uhr Abends. Wie wir wohl vermutheten, ſo fanden wir ſchon am folgenden Morgen eine Antwort auf der Poſt, womit ich meine Leſer verſchonen will, da ſie volle vier Seiten hatte.

Nun folgte ein neuer Brief Nettchen's, in welchem das ſchüchterne Kind nicht die Kraft hatte, ſich über Alles das, was ihr der zu liebenswürdige Böſewicht geſagt hatte, böſe zu zeigen, aber in welchem ſie ihre beſcheidenen Zweifel über die Treue des glücklichen Commis ausdrückt. In einem Poſtſcriptum wie bei dem erſten Brief wird um Frankirung der Briefe erſucht. Die Korreſpondenz konnte ſich verlängern und es war natürlich, daß er die Koſten davon bezahle.

Nichts war nun komiſcher als Kurz, wenn er vor Nettchen's Laden vorüberging und im Selbſtgefühle ſeines Sieges Blicke des Einverſtändniſſes auf das Mädchen warf und telegraphiſche Zeichen ſeiner Liebe gab, indeſſen jene gar nicht darauf achtete, oder wenn ſie es zufällig bemerkte, ſich umwendete, um recht herzlich zu lachen.

In der Freude ſeines Herzens konnte Kurz ſein neues Abenteuer nicht bei ſich behalten, der Glückliche will ſich mittheilen. Er erzählte uns alſo alles, und machte uns auch zu Vertrauten des ganzen Ganges.

Um uns etwas für die Mühe ſchadlos zu halten, welche uns Nettchen's Briefe verurſachten, glaubten wir, es ſei billig, daß uns der glückliche Kurz einmal ein recht gutes Mittagsmahl bezahle, und kamen durch folgende Liſt dazu.

Eines Tages, als er uns den letzten Brief Nettchen's zeigte, ſagte ich kopfſchüttelnd zu ihm: „Lieber Kurz! ich weiß nicht, aber der Styl deiner Geliebten kommt mir in dieſem Brief weniger zärtlich vor, als in den vorhergehenden.“

„Ach! was fällt dir ein?“ antwortete er lächelnd und las uns den Brief noch einmal vor, indem er auf jedes Wort einen eigenen Nachdruck legte.

„Ja, ja,“ fuhr ich fort, „gewiß, es iſt nicht mehr dasſelbe Feuer, nicht mehr jene Leidenſchaftlichkeit, welche beim Anfange eurer Korreſpondenz aus jeder Zeile ſprach. Ich meine, Kurz, deine Geliebte wird kälter.“

„Nichts wird ſie kälter, heftiger wird ſie,“ ſchrie Kurz.

„Höre mich,“ verſetzte ich, „nach dieſem letzten Briefe geh' ich mit dir eine Wette ein, daß ſie dir drei Tage nicht ſchreibt.“

„So? recht! was ſoll's gelten?“

„Ein Mittagsmahl für uns fünf.“

„Gut, es gilt,“ und er ſchlug ein.

„Es iſt heute Mittwoche, und jetzt 10 Uhr. Wenn du Sonnabend um dieſelbe Stunde keinen Brief von Nettchen empfangen haſt, ſo ſind wir Sonntags deine Gäſte, im entgegengeſetzten Falle du der unſrige.“

„Recht! Ich fange ſchon heute an mich auszuhungern.“

Es geſchah, wie es nicht anders geſchehen konnte. Die zehnte Stunde ſchlug am folgenden Sonnabenbe, ohne daß Kurz einen Brief erhalten hatte. Ich hatte einen um 10 Uhr auf die Poſt gegeben, damit er ihn erſt um 11 Uhr erhielt;

die Wette war verloren, und wir bemerkten, daß Kurz dieſen Brief Nettchen's nicht mit derſelben Freude empfing.

Der Monat Februar kam heran und mit ihm die Luſtbarkeiten des Faſchings. Dies war eine gute Gelegenheit einmal eine Abwechslung in die Eintönigkeit der Myſtifikation zu bringen, welche auch uns ſchon ermüdete.

Ein Brief Nettchen's benachrichtigt Kurzen, daß ſie Sonntags auf die Redoute gehen wird. „Ich werde,“ ſagt das Billet, „als Milchmädchen erſcheinen, und wünſche, daß auch ſie in der Maskera (Maske) kommen. Setzen ſie eine rothe Barrocken auf und nehmen ſie wenigſtens eine falſche Naſe mit einem großen Schnurbart, damit wir uns erkennen.“

Kurz zeigte uns dieſen Brief nicht, er fürchtete vermuthlich, wir würden alle auf den Ball gehen, und ihn ſtören. Unter unſern Freunden war auch ein Jüngling von zartem und ſchlanken Bau und mädchenhafter Geſtalt, wir nannten ihn nur immer die Eduard. Der mußte ſeine Taille durch ein Schnürleibchen noch verſchmälern, atlaſſene Schuhe anziehen, den Kopf mit Seidenlocken ſchmücken, das bezeichnete Milchmädchen-Coſtume anziehen, und als Nettchen auf der Redoute erſcheinen.

Kurz war ſchon da und ſtieg in einem ganz neuen Anzuge gravitätiſch im Saale herum, er trug hochgelbe Handſchuhe, eine Naſe, wenigſtens eine halbe Elle lang, und eine Perrücke, die dem erſten Bürgermeiſter gut geſtanden hätte. Unſer Eduard — wie er uns dann erzählte — nahm ſeinen Arm und ein zärtlicher Druck dankte ihm für ſein pünktliches Erſcheinen.

Um die Rolle eines ſchönen Mädchens ganz zu ſpielen, hatte Eduard die ganze Nacht Launen und Grillen. Er begehrte Eis, Orgeade, Punſch, Orangen, Zuckerwerk, und ließ endlich nicht undeutlich vernehmen, daß ihm im Speiſeſaal ein Faſanchen gar lieblich in das Näschen gerochen habe, und daß der Champagner eigentlich der wahre Damenwein ſei. Der Verliebte wurde zudringlich und wollte mit Gewalt daß Eduard ſeine Maske wenigſtens beim Eſſen abnehme, allein Eduard that es natürlich nicht, und ſchluckte doch unter einem kleinen Tafftvorhängelchen ein Erkleckliches in ſich.

Am Morgen nach dem Balle kam wieder ein Billet von Nettchen. Nachdem Kurz zwanzig Mal ſeine Lippen darauf gedrückt hatte, las er es uns.

„Mein deureſter Freind,“ ſchrieb man, „ich bin ſeit geſtern nicht mehr die nempliche ſelbe, ich weis nicht was in mir vorgeht, aber ſie wiſſen es lippenswürdiger Beſenwicht.“ —

Hier küßte der Leſer den Brief zärtlich und fuhr fort:

„Ich habe eine Bitte an ſie zu thun. Ich will mir ein Braſelett von Haaren machen laſſen, und die Haare ſollen die deinigen ſeyn, du Entſetzlicher. Schicke mir ſie ſo bald und ſo lang als möglich; denn ein Braſelett frißt viel.“

Dieſer letzte naive Ausdruck entzückte Kurz und begeiſtert rief er aus: „Iſt das ein Mädchen!“

„Was wirſt du thun?“ fragte ich ihn.

„Was ich thun werde? Iſt das eine Frage? Ich werde der Himmliſchen Haare ſenden, ſo viel ſie will.“

„Aber du haſt ſo wenig und trägſt ſie ſo kurz.“

„Einerlei, ich opfere ihr alle mit der Wurzel, und ſollte ich eine Perrücke tragen;“ und er ſtürzte fort.

Eine halbe Stunde nachher ſahen wir ihn wieder auf der Straße. Sein Hut war bis zu den Augen in den Kopf gedrückt und er hatte ein weißes Papier in der Hand, welches etwas Wichtiges vorſichtig einzuſchließen ſchien, denn die vier Ecken waren aufgebogen und mittelſt einer Stecknadel zuſammengeheftet. Er tritt in den Bäckerladen, in welchem ſich Nettchen ſo eben allein befand, legt ſein koſtbares Packet vor ihr nieder, wirft ihr eine Kußhand zu, und entfernt ſich wieder, indem er ſich gerade gegenüber an den Eckſtein ſtellt, um die Wirkung ſeines Geſchenkes zu beobachten.

Wir ſaßen gerade hinter ihm an einem Fenſter des Kaffehhauſes und hatten Mühe das Lachen zurückzuhalten. Nettchen blieb Anfangs ſtarr ſtehen, ohne zu begreifen, wie ſie das Benehmen des Fremden deuten ſollte. Endlich entſchloß ſie ſich das Papier zu öffnen, und als ſie den Inhalt ſah, machte ſie eine Geberde des Ekels, nahm Papier und Inhalt und warf es in den Kehricht, der im Hintergrunde des Ladens lag. Kurz ſah dieſes kaum, als er zornentflammt in den Laden ſtürzte, ſeinen Kopfſchmuck aus dem Kehricht zog, mit dem Hut, den er bisher auf dem Kopfe behalten hatte, wüthend auf Brot und Semmeln ſchlug, und dann wieder herausſtürzte. Wir konnten uns eines helllauten Gelächters nicht mehr enthalten, als wir den raſirten Kopf ſahen, und der Arme bemerkte nun erſt, daß er bei der ganzen Scene Zuſeher gehabt habe.

Am Abend kam der Poſtbote und brachte wieder ein Brieſchen. Kurz ſtürzt darauf und lieſt:

„Kecker, aber doch immer gelippter Mann!“

„Was haben ſie gethan? Bei helllichten Tag bringen ſie mir ihre ſchenen Haare, und legen ſie mir auf die Budel hin, ſo daß es mein Vater, der hinten war hätt ſehen können. Sie wollen alſo ihre Nette da forſch unglücklich machen? Ich mußte ſie in dieſem Augenblicke wegſchmeiſſen, aber ich wußte wohl, daß ſie ſie wieder aufklauben werden. Behalten ſie mir die lieben Haare gut auf oder noch beſſer, laſſen ſie mir ſelbſt Braſeten daraus machen, das Band welches ich ihnen ſchicke, enthält meine Weite.

Sie ſehen was ich Alles für Sie thu, und ich hoffe, ich werde es nicht bereien müſſen. Ich denk ſie werden röthliche Abſichten haben. Ich habe mit meinem Vater geredt. Er war nicht bös und läßt ſie auf künftigen Suntag zum Eſſen einladen. Kommen ſie gewiß und zu rechter Zeit, daß in der Kuchel nichts anbrennt zu ihrer

Nette.“

Ich muß Kurzen zur Ehre nachſagen, die „röthlichen Abſichten“ und das Hindeuten derſelben auf eine ernſtliche Verbindung machten ihm bange, und er zog uns über die ganze Sache zu Rathe. Wir, die wir wußten, das es keine Gefahr habe, forderten ihn auf, die Einladung des Papa anzunehmen, er könne ja, meinten wir, nichts deſto weniger noch immer abbrechen, wenn ihm die Propoſitionen nicht anſtändig wären. Er war derſelben Meinung.

Am Sonntag um 11 Uhr ſchon begab ſich Kurz ganz neu und elegant gekleidet zu Nettchen's Vater. Der alte Bäcker ſaß im Laden und zählte ſeine Semmeln.

„Mein Herr!“ ſagte Kurz, ich habe die Ehre Ihnen meine Aufwartung zu machen, und bin erfreut einen wackern Bürgersmann kennen zu lernen.“

„Gehorſamer Diener, aber wer ſind wir denn?“

„Ich bin Joachim Kurz, im Buchhandel angeſtellt.“

„Ganz gut, aber ich entſinne mich nicht.“

„Wie? ich bin derſelbe, der Ihre ſchöne Tochter liebt und von ihr wieder geliebt wird.“

Der Papa Bäcker machte bei dieſen Worten ſeine Augen weit auf, ſtand auf und ſagte gleichſam drohend: „Mein Herr?“

„Nun, was haben Sie denn? Ich komme ja, um mich dem Vater meiner Angebeteten vorzuſtellen. Hat Ihnen denn Nettchen nichts geſagt?“

„Nun, ich wollte ſehen, daß ſich meine Tochter ohne meine Erlaubniß unterfinge, eine ſolche Bekanntſchaft zu machen?“

„Eine ſolche? — Mein Herr, ich habe honnette Abſichten, der Beweis davon liegt ſchon darin, daß ich ungeachtet vieler Briefe, die ſie mir geſchrieben, nicht einmal noch einen Kuß von ihr begehrte.“

„Briefe? — von meinem Mädel?“

„Allerdings, — viele — ſehen Sie ſelbſt!“ und mit dieſen Worten übergab er dem Bäcker die ganze untergeſchobene Korreſpondenz.

„Herr!“ rief hierauf der Bäcker, „Sie ſind ein elender Verläumder, dieſe Briefe ſind nicht von meiner Tochter, es iſt gar nicht ihre Schrift. Ich ſehe wohl, Sie ſind ein ſchändlicher Verführer, der ſo keck iſt zu glauben, der Vater ſelbſt würde vielleicht noch die Hand dazu bieten. Allein Sie müſſen wiſſen, ich bin ein Mann von Ehre, war Soldat, und Sie müſſen mir Genugthuung geben.“

Der arme Kurz ſtand wie aus den Wolken gefallen. Einige Minuten brachte er kein Wort hervor, endlich ſtotterte er mehr todt als lebendig: „Ich ſehe, wir verſtehen uns nicht und habe alſo die Ehre“ — Mit einem Sprunge war er bei der Thüre draußen.

Was das Spaßigſte bei der Sache war, iſt das, daß Kurz nie muthmaßte, daß wir ihm den Streich geſpielt hatten. Sein ganzer Zorn fiel auf den Vater Nettchen's, und dieſe glaubte er ewig unglücklich, weil ſie von ihm getrennt worden war.

Das Bild.

Eine kleine Novelle.

Als ich noch jung war — ſo erzählte mir ein Freund, — brachte ich mehre Jahre in Italien, dieſem Garten Europas, dieſem Schauplatz der Künſte zu. Ich beſuchte alle geſchichtlichen Monumente, und alle Werkſtätten der berühmteſten Maler und Bildhauer. Auf dieſe Art lernte ich zu Rom auch Rinaldi, einen jungen Künſtler von ausgezeichnetem Talente und vielem Geiſte, kennen. Wir wurden bald Freunde. Ich war faſt täglich bei ihm, ſaß neben ihm bei ſeiner Arbeit und folgte mit großer Theilnahme ſo zu ſagen jedem ſeiner Pinſelſtriche, ich ſagte ihm über Zeichnung und Kolorit, über Anordnung und Wirkung aufrichtig meine Meinung, welche er gerne hörte und oft auch zum Nutzen des Bildes anwandte.

Die Mönche von Monte-Caſſino hatten bei Rinaldi eine Verkündigung Mariä beſtellt und ihm ein bedeutendes Honorar verſprochen, wenn er das Bild binnen einer gewiſſen Zeitfriſt in ihre Hände liefern würde. Rinaldi machte ſich daher auch ſogleich an die Arbeit.

Man weiß, daß die Ateliers der Künſtler in Rom häufig von Fremden beſucht werden, und daß es für Jene oft unerträglich wird, ſich immer ſo in ihrer Arbeit geſtört und von aufgeblaſenen Kunſtfreunden beurtheilt zu ſehen, welche nur Alles ſehen wollen, um es geſehen zu haben, und ihre Unwiſſenheit in alle Länder tragen. Sie müſſen oft das Geſchwätz von zwanzig Überläſtigen erdulden, bis endlich ein Mann kommt, welcher die Kunſt wahrhaft zu würdigen verſteht, und auf deſſen Urtheil ſie ſtolz ſeyn können. So ging es auch Rinaldi, er bekam Beſuche von allen Seiten, jeder gab ſeine Meinung ab, und der arme Künſtler wußte kaum mehr, woran er ſich halten ſollte. Einer fand die Farben ſeien zu lebhaft, der Andere meinte es fehle an gehörigem Ton, ſo daß mein Freund wie verzweifelt den Pinſel wegwarf und Thränen ihm in das helle ſchwarze Auge traten.

Eines Tages, ich war eben bei Rinaldi, kamen wieder mehre Perſonen in das Atelier und ihre Bemerkungen dienten neuerdings nur dazu, die Geduld meines Freundes auf die Probe zu ſtellen; aber als ſie fort waren, bemerkten wir noch einen Mann von beinahe 50 Jahren, welcher ſtarr vor der Staffelei ſitzen geblieben war, und mit Thränen in den Augen das Bild betrachtete, welches der Vollendung nahe war. Er ſchien uns längere Zeit gar nicht zu bemerken, aber endlich ſeufzte er tief und wandte ſich zu uns mit den Worten:

„Was ſetzen Sie für einen Preis für dieſes Bild, mein Freund? ich bin Käufer.“

Rinaldi bemerkte dem Fremden, daß dieſes Bild bereits verkauft ſei, bot ſich aber an, eine Copie desſelben für ihn zu malen.

„Nein,“ antwortete er, „dieſes will ich haben, dieſes und kein anderes,“ und dabei warf er ſo fürchterliche

Blicke auf das Bild und meinen Freund, daß dieſer, um ſich nur ſeiner zu entledigen, ihn bat, am folgenden Tage wieder zu kommen. Er ſtand auf, grüßte uns, machte einige Schritte gegen die Thüre, kehrte dann wieder um, und betrachtete noch einmal das Bild, ſeufzte, zerdrückte mit dem Finger eine Thräne, drückte Rinaldi die Hand und entfernte ſich.

Wir ſchwätzten noch lange über dieſes ſonderbare Ereigniß, und ſuchten uns zu erklären, welch ein außerordentliches Intereſſe denn dieſer Mann an dem Bilde nehmen könne, endlich kamen wir überein, es müſſe in dem Kopfe des Fremden nicht ganz richtig ſeyn. Rinaldi meinte, er werde wohl nicht wieder kommen.

Aber ſieh da, ſchon am frühen Morgen des folgenden Tages fand er ſich wieder im Atelier ein, und ſo betrachtete er eine ganze Woche hindurch täglich einige Stunden das Bild, ſo daß uns ſeine Gegenwart ſchon ſehr läſtig wurde.

Eines Tages ſprach er: „Das Bild iſt nun fertig, es gefällt mir, ich werde es morgen abholen laſſen. Ich nenne mich Giulio Leoni,“ und bevor noch Rinaldi antworten konnte, war er ſchon fort. Am folgenden Tage kamen wirklich zwei Bediente, nahmen das Bild und legten eine doppelt ſo große Summe dafür in Rinaldi's Hände, als ihm die Mönche von Monte-Caſſino verſprochen hatten. Dieſer beſchloß daher eine Copie für dieſe zu machen, er arbeitete angeſtrengt, um das Bild in das Konvent zur gehörigen Zeit abzuliefern, allein wie er ſich auch Mühe gab, und wie ſchön es auch wurde, es war dennoch nicht mit jenem zu vergleichen, welches Leoni bekommen hatte.

Ich verließ zu dieſer Zeit Rom und ſah Rinaldi erſt nach einem Jahre wieder.

Kaum in der ewigen Stadt wieder angelangt, eilte ich in das Atelier meines Freundes und war nicht wenig verwundert, das einſt von dem Grafen Leoni gekaufte Bild wieder daſelbſt zu finden. Meine erſte Frage an Rinaldi, als wir uns herzlich bewillkommt hatten, war auch, wie denn dieſes Bild wieder in ſeine Hände komme? Mein Freund zeigte mir ein kleines Packet, das er von Leoni, welcher in der verfloſſenen Nacht geſtorben war, erhalten hatte, und ſprach: „Lies dies, mein Freund, und es wird dir Alles klar werden. Es iſt der letzte Wille des Grafen.“

Ich ſetzte mich und las folgende Geſchichte:

„Ich werde ſie nie vergeſſen. Noch jetzt ſteht ſie vor mir in all ihrem Zauber, mit ihren langen kaſtanienbraunen Haaren, mit ihren himmliſch blauen Augen, von ſchwarzen Brauen überſchattet. O dieſe Augen, ſie beſtritten den Sternen am azurnen Himmel ihren Glanz. Ach Iſabella, meine erſte, meine einzige Liebe! du warſt zu ſchön für dieſe Erde, in welcher du nichts dir Ähnliches zurückließeſt! Nein, nie werd' ich dich vergeſſen, Iſabella!

„Ich liebte ſie leidenſchaftlich. Ich war eiferſüchtig auf jeden ihrer Blicke, auf jedes ihrer Worte. Eines Tages ging ſie in den Gärten von Florenz ſpazieren. Ein Kind fiel vor ihr nieder und verwundete ſich am Arme. Da ſetzte ſie ſich zu dem Kleinen auf den Raſen, nahm es auf ihren Schooß und küßte es weinend. Ich eiferte ſogar mit dieſem Kinde. Schließt daraus auf die Heftigkeit meiner Leidenſchaft. Ich beneidete ſelbſt die Nadel in ihrem Haare um das

Glück ſich auf dieſem ſeidenen Schmucke zu wiegen. Kurze Zeit nachher wurde ich ihr vorgeſtellt und ein Theil meiner Wünſche dadurch erfüllt. Ich hatte mich unausſprechlich darnach geſehnt mit ihr nur einmal ſprechen zu können, und jetzt war ich mehre Tage unvermögend auch nur ein Wort hervorzubringen, ich, der in der Welt für einen geiſtreichen jungen Menſchen galt, ſtand da, wie ein blöder Dummkopf.

»Ich heftete meine Blicke ſo feſt an die ihrigen, daß ich ſie erröthen ſah, aber dennoch war kein Ärger zu ſehen, es war nur die holde Scham eines jungen Mädchens über eine zu leidenſchaftliche Bewunderung. Von nun an beſchäftigte ich mich ausſchließend mit ihr, ich war ihr ſo ergeben, daß ſie mich bald vor allen übrigen jungen Männern, welche ſie umgaben, auszeichnete.

»Iſabella lebte mit ihrer Tante, der Marcheſe Grimani, welche keine böſe, aber eine ſchwache und eitle Frau war; ſie ſchmückte ſich eigentlich ſelbſt mit dem Range und der Menge von Iſabellens Anbetern, und — ach warum muß ich es geſtehen? — ſie pries ihr Idol ſo ſehr, daß Iſabella kokett werden mußte.

»Als ich ihr dieſen Fehler vorhielt, heftete ſie ihre ſanften und beredten Augen auf mich, und liſpelte mir zu: »Ich wollte wohl gerne Allen gefallen, aber ich liebe doch nur dich allein.« Ich beklage mich ferner nicht mehr.

Eines Abends im Pallaſte Mozzi, wo ein Konzert gehalten wurde, ſuchte ich vergebens mich meiner Angebeteten zu nähern, ſie wurde von dem Grafen Adolfo Visconti begleitet. Wuth und Eiferſucht bemächtigten ſich meiner, und klammerten ſich furchtbar an meine Seele.

„Als Iſabella und ihre Tante ſich zu gehen anſchickten, bot ich mich an ſie zum Wagen zu begleiten. Iſabella dankte mir kalt, ging an mir vorüber und nahm den Arm Visconti's, der mich triumphirend anblickte.

„Ich ſtand da wie vom Blitze gerührt, dann ſtürzte ich ihnen nach, feſt entſchloſſen von dem Grafen Rechenſchaft über ſein Lächeln zu fordern, aber ich kam eben noch zurecht, als der Graf, der mit in der Marcheſe Wagen geſtiegen war, Befehl gab, fort zu fahren.

„Ich kam in einer Art Wahnſinn zu Hauſe an. Ich ſtampfte mit den Füßen, ich geberdete mich wie ein dem Tollhauſe Entſprungener. Mein Bedienter horchte erſchrocken an der Thüre und meinte, ich habe den Verſtand verloren, und als den Verwünſchungen und Ausrufungen endlich plötzlich eine Grabesſtille folgte, ich ſei todt, trat in's Gemach und fand mich in einem hitzigen Fieber auf dem Bette ausgeſtreckt liegen. Man ließ einen Arzt kommen und mehre Tage hindurch hatte man wenig Hoffnung mich zu retten. Ach warum nahm mich der Tod nicht damals fort, wie viel Unglück hätte er mir erſpart?

„Ein ganzer Monat verfloß, bis ich das Bett wieder verlaſſen konnte. Meine erſten Schritte wendeten ſich zur Wohnung der Marcheſe, ich näherte mich Iſabellens Boudoir mit ſo ſtarken Herzſchlägen, daß ich anhalten mußte, um nur nicht umzuſinken. Sie ſaß, als ich eintrat, auf einem Ruhebette nahe am Fenſter, und nie waren ihre Blicke ſanfter, obſchon ihre Wangen mir bläſſer vorkamen, als ſonſt. Neben ihr lag ihre Guitarre. Und ihre Augen, ihre himmliſchen Augen, waren mit Thränen gefüllt.

„Ich ſprach ſie an; als ſie den Ton meiner Stimme vernahm, ſchien ſie zu erbeben und ſtand auf. Ich wollte ihre Hand faſſen, allein ſie wich zurück und ſprach zu mir: „Graf Leoni, gehen Sie, Ihre Gegenwart hier darf ich nicht dulden,“ und dabei wollten ſich ihre Lippen gewaltſam zu einem höhniſchen Lächeln zuſammenziehen, aber ihre Augen widerſprachen, Thränen rollten daraus hervor.

„Mein Leben! meine Seele! meine angebetete Iſabella!“ rief ich. „Wie haben Sie ſich ſo verändert, ſeit jenem ſchrecklichen Konzert? Sie wiſſen wohl, wie ſehr mich jene Nacht ergriff, ich habe ſeitdem mein Bette nicht verlaſſen, war krank, ſterbend. O wäre ich hinüber gegangen, mir wäre beſſer.“

„Krank? — ſterbend?“ rief Iſabella. — „Und man ſagte mir, Sie hätten mich verlaſſen um eine Liebſchaft mit der Tänzerin Lauretta anzuknüpfen?“

„Mein Vetter hatte wirklich ſolch eine entehrende Liaiſon angeknüpft, und er trug auch meinen Namen, ich konnte alſo Iſabellens Irrthum begreifen und ſuchte ihr denſelben zu benehmen. Ich faßte ihre Hand, küßte und leiſtete ihr die heiligſten Schwüre meiner ewigen Liebe und Treue, als plötzlich der Graf Adolfo Visconti eintrat, ſein Auge funkelte vor Zorn, meines glänzte nicht weniger, und auch mein Blick war nicht weniger drohend als der ſeinige. Ich ließ Iſabella's Hand nicht fahren, welche blaß wie eine Statue auf ihr Bett ſank mit dem Ausrufe: „Mein Gemahl!“

„Iſabella war wirklich verheirathet, und ich zu einem Leben voll Qual verurtheilt.

„Visconti zog ſeine Gemahlin aus dem Gemache und ich verließ das Haus. Ich ſchrieb an Visconti und forderte ihn zu einem Zweikampfe auf Tod und Leben. Mein Bote brachte mir den Brief unerbrochen zurück. Visconti hatte mit ſeiner Gattin Florenz verlaſſen und Niemand wußte wohin ſie gezogen ſeien. Die Marcheſe Grimani war nach Paris abgereiſt einige Tage nach der Verlobung. Nichts gab mir Aufſchluß, wo ich das Ehepaar finden könnte. Ich ſank in dumpfes Brüten, in eine gänzliche Abgeſpanntheit, nichts machte mehr Eindruck auf mich; denn mein Herz war nur von einem einzigen Gefühle voll.

„Ich durchreiſte ganz Italien, um Iſabellen zu finden. Sie noch einmal zu ſehen und dann zu ſterben, war mein einziger Gedanke, mein einziger Wunſch. Ich beſtimmte mich dann nach Paris zu gehen, um vielleicht von der Marcheſe Grimani den Aufenthalt ihrer Nichte zu erfahren. Als ich ſchon Vorbereitungen zu meiner Abreiſe traf, las ich in den Zeitungen den Tod des Grafen Adolfo Visconti Er war in Neapel vom Pferde geſtürzt und augenblicklich todt geblieben.

„Noch ein Funke von Hoffnung fiel in meine Seele. Ich eilte nach Neapel, ich reiſte Tag und Nacht, als ich ankam — war Iſabella nicht mehr. Der Anblick ihres zerſchmetterten Gatten hatte einen ſolchen Eindruck gemacht, daß ſie an einer zu frühen Entbindung ſtarb, indem ſie einem Kinde das Leben gab, das ſeine arme Mutter nie kennen ſollte. —

„Gott! mein Gott! wie kommt es, daß ich noch lebe?“ — — — —

Als ich dieſes geleſen hatte, wandte ich mich zu Rinaldi und er ſprach zu mir: »Höre mich nun und preiſe mit mir die Wege der Vorſehung. Ich bin der Sohn Iſabellens. Ich beſitze ein Porträt meiner armen Mutter, die ich nie gekannt, und dieſes diente mir zum Vorbilde meiner Maria. Die Aufregung des Grafen Leoni, als er meine Verkündigung ſah, beweiſt dir die Ähnlichkeit mit dem Porträt.«

»Drei Wochen ſind es nun, daß mich der Graf zu ſich rufen ließ. Ich fand das Bild neben dem Bette, in welchem er lag, aufgeſtellt, ſeine Blicke hingen ſtarr daran, und ſo blieb er bis zu ſeinem Tode. Oft liſpelte er kaum vernehmbar: O meine Iſabella! bald werden wir nun auf ewig vereinigt ſeyn.

»Ich ſagte ihm, es ſei doch ſonderbar, daß der Name Iſabella, den er ſo oft ausſpreche, auch der Name derjenigen Perſon ſei, nach deren Bilde ich meine Verkündigung gemalt habe.

»Ich habe Sie nie gefragt, wo Sie das Original zu dieſem herrlichen Bilde hergenommen haben. Ich fürchtete zu erfahren, es ſei eines jener gewöhnlichen Frauenzimmer, welche ſich die Künſtler ob eines oder des andern körperlichen Reizes zum Modelle wählen. Es würde mich unangenehm berührt haben, hätte ich denken müſſen, ein weniger reines Weſen, als der Gegenſtand meiner Liebe, habe ſo zauberiſche Formen beſeſſen.«

»Ich ſagte ihm, daß das Urbild nicht mehr auf Erden wandle, und daß es meine Mutter geweſen ſei. Er drückte mir heftig die Hand und bat mich ihm das Porträt zu zeigen. Er erkannte es auf der Stelle. „Ja ſie iſt es,“ rief er, preßte es an ſeine Lippen, und wandte ſich dann mit den Worten zu mir: „Sie haben alſo Ihren Namen verändert?“

Ich erklärte ihm, wie meine Armuth mich gezwungen habe, Hilfe bei meinem Künſtlertalent zu ſuchen, und wie ich geglaubt habe, meinen Namen verändern zu müſſen, um nicht den Stolz meiner Familie zu beleidigen.

Er umarmte mich, hielt mich lange an ſein Herz gedrückt, und als er fühlte, daß dies bald zu ſchlagen aufhören werde, ließ er einen Notar rufen, um ihm ſeinen letzten Willen zu diktiren. In der verfloſſenen Nacht ging er hinüber, und als ſein Teſtament geöffnet wurde, fanden ſich darin folgende Verfügungen:

1. Eine prächtige Kapelle ſoll gebaut, und das Bild der „Verkündigung Mariä“ darin als Altarblatt aufgeſtellt, darin ſollen jeden Tag drei Meſſen zum Seelenheil meiner bis in den Tod geliebten Iſabella geleſen werden.

2. Mein ganzes übriges Vermögen vermache ich dem Sohne Iſabellens, welcher unter dem Namen Rinaldi jenes Bild gemalt hat.

„Gott ſegne meinen Wohlthäter!“ ſetzte Rinaldi mit einer Thräne im Auge hinzu, und drückte mir gerührt und ſchweigend die Hände.

* * *

Das letzte Mittagmahl.

Eine kleine Erzählung.

Zwölf Freunde, faſt gleichen Alters und gleicher Fröhlichkeit, und welche ihren Familienverhältniſſen zu Folge hoffen durften, ihr Leben lang in der Hauptſtadt zu bleiben, ſaßen eines Tages in der Herberge zum Kniebande in Richmond beiſammen und betrachteten bei vollen Bechern die herrliche Landſchaft, welche ſich aus den Fenſtern dieſer Herberge ihren Blicken darbot. Sie waren ſo recht herzlich vergnügt, recht innig fröhlich und wollten daher das Andenken dieſes Tages auch für die Zukunft bewahren. Auf den Vorſchlag des Einen kamen ſie in folgenden Beſtimmungen überein: Am letzten Abende jeden Jahres und am folgenden Morgen, dem erſten Tage des neuen Jahres, ſollten die zwölf Freunde immer mit einander zechen, und zwar abwechſelnd in dem Hauſe eines Jeden. Die erſte Bouteille, welche bei dem erſten dieſer Gelage entpfropft würde, ſollte ſogleich wieder zugemacht und ſorgfältig verwahrt werden. Dieſe ſollte dann nur derjenige trinken dürfen, der die andern alle überleben wird. Nie ſoll ein Fremder zu dieſen Gelagen zugelaſſen werden. Wenn Einer von ihnen ſtirbt, ſo ſollen die andern Eilf dieſe Verſammlungen fortſetzen, ſodann zehn, neun, und immer ſo fort, und wenn dann der letzte übrig bleibe, ſo müſſe dieſer allein an einem Tiſche dieſes Erinnerungsfeſt durch die gewöhnlichen Stunden feiern, dann die erſte, beim erſten Male zur Seite geſtellte Bouteille öffnen und das erſte Glas derſelben auf das Wohl ſeiner vorangegangenen Freunde leeren. Es war in dieſer Idee etwas ſo Originelles und Bizarres, daß ſie die tollen Jünglinge mit Freuden annahmen.

Dieſer Vertrag wurde geſchloſſen, während ſie auf der Themſe nach London zurückfuhren. Sie ſprachen nur immer von den luſtigen Zechgelagen, welche ſie alljährlich machen würden, und ſelbſt die Veränderungen, welche die Zeit auf ſie ausüben würde, gaben ihnen nur Stoff zu muthwilligen Scherzen. Sie ſahen ſchon, wie der Eine mit Gicht behaftet, auf dem Stocke daher wackeln, der Andere mit ſeinem dicken Bauche und Unterkinn in ihrer Mitte ſitzen, der Dritte eine Knotenperrücke tragen werde u. ſ. w.

„Was dich betrifft, Georges,“ rief Einer der Zwölf ſich zu einem Jünglinge wendend, „ſo ſeh' ich dich in ein paar Jahren gewiß ſo dürr und ausgetrocknet, wie eine alte Schlangenhaut,“ und dabei gab er ihm einen Klaps auf die Schulter. Georges Fortescue beugte ſich in dieſem Augenblicke gerade über Bord der Gondel und lachte ganz unbändig darüber. Der unerwartete Klaps machte ihn das Gewicht verlieren und er fiel in das Waſſer. Man kann ſich denken, welche Beſtürzung dieſer Unfall hervorbrachte, da man aber wußte, daß Georges ein guter Schwimmer ſei, ſo hoffte man, er werde den Nachen wieder gewinnen. Allein vergebens, er wurde wohl einige Male ſichtbar, verſchwand aber gleich wieder; zwei Freunde warfen ſich in die See, um ihn zu retten, konnten ihn aber nicht erreichen, und erſt nach einer Stunde gelang es ihnen mit einem Netze den Leichnam ihres Freundes heraus zu fiſchen. Schweigend fuhren ſie mit dieſem nach London zurück.

Die Monate entflohen und der kalte Dezember kam herbei. Eilf der Freunde verſammelten ſich am letzten Tage des Jahres, aber mit gepreßten Herzen, des ſchmerzlichen Verluſtes ihres zwölften Freundes gedenkend, ſetzten ſie ſich zu Tiſche. Selbſt die Unregelmäßigkeit der Gedecke, deren auf der einen Seite ſechs, auf der andern fünf waren, rief ihnen unwillkürlich dieſe traurige Begebenheit in das Gedächtniß zurück. Übrigens gibt es keinen ſo hartnäckigen Schmerz, der nicht dem Einfluſſe des Weines in einem Kreiſe ausgewählter Freunde wiche. Nachdem ſie des armen Georges gedacht und ihm einige Seufzer der Freundſchaft geweiht, und einige Bouteillen Rhein- und Madera-Wein hinuntergeſchlürft hatten und endlich den wahren Sorgenbrecher aus der Champagne in den Gläſern perlen ſahen, erblickten ſie nichts Widerliches mehr in den ungleichen Gedecken. Der Reſt des Abends verſtrich ihnen ſo fröhlich, als ſie es nur wünſchen konnten. Die Converſation erhielt ſich gleich lebhaft unter einer Menge Calembourgs, Anekdoten, Austauſch von politiſchen Meinungen, Toaſt's, Späßen, Gelächter und fröhlichen Liedern. Sie erkannten, als ſie aus einander gingen, einſtimmig, daß ſie nie einen angenehmern Abend zugebracht hatten, wünſchten ſich Glück dazu, ein ſolches Feſt eingeſetzt zu haben, und verſprachen ſich wechſelſeitig, das neue Jahr morgen eben ſo fröhlich zu begrüßen.

Sie verſammelten ſich wirklich am 1. Jänner und ihre Luſtbarkeit war ohne Beimiſchung von Schmerz. Nur bei ihrer erſten Vereinigung nach Georges Tode hatte die Erinnerung an dieſen ihr Vergnügen etwas trüben können, jetzt nahm ſchon jeder ſeinen Platz am Tiſche ein, als wenn er ſchon zehnmal an demſelben geſeſſen wäre, und als wenn ſie nie mehr als eilf geweſen wären.

Mehre Jahre verfloſſen, und unſere eilf Freunde fuhren fort, ihr doppeltes Jahresfeſt feierlich zu begehen, ohne daß eine bedeutende Veränderung vorging. Aber ach! endlich erſchien ein Feſt, welches durch einen ſo ſchrecklichen Unfall verdunkelt wurde, daß Keiner früher auch nur eine Idee davon hatte. An demſelben Tage nämlich wurde Einer der Freunde — aufgehenkt. Ja, Stephan Rowland, der Schöngeiſt, das Orakel ihres Cirkels, hatte an demſelben Tage auf dem Schaffote ſein Leben geendet, weil er mit der Feder einen einzigen Zug an einer Stelle gemacht hatte, wo er ihn nicht hätte machen ſollen. Mit andern Worten, ein Wechſelbrief, der mit dem Werthe von 700 Pfund Sterling in ſeine Hände kam, ging mit jenem von 1700 Pfund Sterling aus denſelben hinaus. Er hatte dieſe unbedeutende Einheit vor die Hunderte geſetzt, die Verfälſchung wurde entdeckt und Stephan mußte baumeln. Alle Welt beklagte ihn, und Niemand konnte ſich den Beweggrund erklären, welcher ihn zu dieſem Verbrechen gebracht hatte. Seine Geſchäfte waren in Ordnung, er war kein Spieler, er hatte keine thörichten Spekulationen gemacht, man nahm alſo ſeine Zuflucht zu dem Syſteme des Doktor Gall. Als man ſeinen Schädel unterſuchte, fand man das Organ der Habſucht ſo groß wie ein Ei. Der arme Menſch! es war alſo nicht ſeine Schuld.

Wir würden die übrig gebliebenen zehn Freunde verläumden, wenn wir nicht aufrichtig bekennten, daß weder der Wein noch das Geſpräch, noch irgend etwas anderes die Wolken von ihren Stirnen vertreiben konnte. Sie ſprachen nur ſehr wenig, und da brachen ſie oft mitten in einer Rede ab, weil Jeder vermeiden wollte, auch nur die entfernteſte Anſpielung auf dieſes traurige Ereigniß zu machen. Der Champagner war eben heute von ſchlechter Qualität, aber Niemand wagte zu bemerken, daß er ſpinne, weil Stricke auch geſponnen werden. Ein herrliches Gemälde von Van Dyck befand ſich im Speiſeſaale, aber Niemand wollte ſagen, daß es im ſchlechten Lichte aufgehängt ſei, und Keiner erlaubte die herrliche Ausführung des großen Meiſters zu loben. Ja ſie glaubten ſogar ihre Glückwünſche gegen einen ihrer Kameraden zurückhalten zu müſſen, welcher erſt geſtern das Band der Ehe geknüpft hatte.

Fünfzehn Jahre nach dem Tode Rowland's ergab ſich kein neuer Verluſt in dem Cirkel der Freunde, aber die Hand der Zeit hatte auf ſie ſelbſt ihre Macht ausgeübt. Die ſchwarzen Haare des Einen waren mit Grau vermiſcht, zwei oder drei Köpfe waren faſt ganz kahl geworden, ein vierter trug eine Perücke, die ihn faſt unkenntlich machte. Der alte Portwein und der Madera-Sec erhielten den Vorzug vor den weniger feurigen Rhein- und Bordeaux-Weinen, die Ragouts und ſuppigen Speiſen wurden lieber gegeſſen; als der Käſe kam, ſchnitt man ſich dazu die Krume ſtatt der Kruſte des Brotes, die Converſation war weniger lärmend und beſchränkte ſich auf politiſche Ereigniſſe und das Steigen und Fallen der Fonds; man entſchuldigte ſich, daß man in wollenen Strümpfen erſchienen ſei, und Fenſter und Thüren waren ſorgfältig geſchloſſen. Das Feuer im Kamin wurde beſſer unterhalten, und eine ſolide Partie Whiſt trat an die Stelle luſtiger Burſchengeſänge. Drei Robbers, dann eine Taſſe Kaffeh und um 11 Uhr nach Hauſe, das war das Ende des Feſtes, und da hatte man noch im Vorhauſe genug zu thun, um ſich recht gut zuzuknöpfen, die Kragen der Mäntel und Pelze über die Köpfe zu ziehen und den Stock zu ſuchen, den man zur Stütze nöthig hatte.

Das fünfzigſte Jahresfeſt erſchien, und diesmal hatte der Tod ſtarke Ernte gemacht. Einer von der Geſellſchaft war auf der Deligence umgekommen, auf welche er ſich geſetzt hatte, um zu dem Feſte herzureiſen, und welche unglücklicher Weiſe ſammt den Pferden in einen Abgrund ſtürzte. Ein Anderer war am Steinſchnitt geſtorben, ein Dritter war dem Grame über den Verluſt ſeiner einzigen Tochter erlegen. Ein Vierter war der Colera anheim gefallen. Einen Fünften hatte die Lungenſchwindſucht weggerafft, und ein Sechster war ermordet worden.

Vier kleine alte Männlein, voll Runzeln im Geſichte, abgelebt und hinfällig, mit hohlen Augen, ſetzten ſich mit der Erbarmniß Gottes um den Tiſch, wo ſonſt zwölf ſaßen, am fünfzigſten Neujahrstage, um den Vertrag getreu zu halten, den ſie ein halbes Jahrhundert vorher in der Herberge zum Knieband zu Richmond geſchloſſen hatten. Sie tranken ihren Wein, den ſie nur zitternd zum Munde führten, und hatten immer noch ein Lächeln vorräthig, und ein luſtiges Wort, obſchon ſie dies ſehr ſchwer ausſprachen. Sie ſchwätzten, lachten, und als der Wein ihre eiſigen Glieder zu erwärmen anfing, ſprachen ſie von der Vergangenheit, als ob ſie nur einen Tag von einander getrennt geweſen wären, und von der Zukunft, als ob noch ein Jahrhundert vor ihnen läge.

Es war noch die rechte Zahl, um eine Partie Whiſt zu machen, und ſie machten dieſe wirklich noch drei nach einander folgende Jahre. Im vierten waren ſie gezwungen, ſich mit dem Strohmann zu behelfen. Das fünfte Jahr kam, und es blieben nur mehr zwei übrig, welche Piquet ſpielten, oder vielmehr ſie verſuchten es zu ſpielen, denn ihre Hände konnten die Karten nicht mehr recht halten, und ihre Augen die Farben nicht mehr recht unterſcheiden.

Endlich kam das letzte Feſtmahl, und der einzige noch Lebende von den zwölf Freunden, auf deſſen Haupt 90 Winter ihren Schnee zuſammengehäuft hatten, ſpeiſte allein. Der Zufall wollte, daß es in ſeinem Hauſe und an ſeinem Tiſche war, wo das erſte Mal nach geſchloſſenem Vertrage ſervirt wurde. In ſeinem Keller ruhte ſei 58 Jahren die Bouteille, welche an jenem Tage aufgemacht, wieder zugepfropft wurde, und welche er heute zum zweiten Male entſtöpſeln mußte. Sie ſtand an ſeiner Seite. Er ſah dieſes gebrechliche Ding lange an, es erinnerte ihn an eine lange

Reihe von Jahren. Er ſah ſeinen Lenz heiter und kräftig, ſeinen Sommer hell und warm, ſeinen Herbſt reif und gemäßigt, ſeinen Winter kalt, aber nicht zu eiſig. Er ſah wie in einen Spiegel alle ſeine eilf Freunde, Einen nach dem Andern, hinübergehen in die Ewigkeit. Er fühlte ganz ſeine einſame Stellung, denn er hatte nie geheirathet, und es exiſtirte kein Weſen in der Welt, in deſſen Adern ein Tropfen ſeines Blutes floß. Als er das Glas auf die Geſundheit derjenigen trank, welche ihm vorangegangen waren, floſſen große Thränen langſam durch die tiefen Furchen ſeiner Wangen.

Er hatte alſo den erſten Theil des Vertrages erfüllt und er ſchickte ſich auch an, den zweiten zu erfüllen, indem er durch die feſtgeſetzten Stunden bei dem Tiſche ſitzen zu bleiben ſich vornahm. Mit gepreßtem Herzen überließ er ſich ſeinen trüben Gedanken, bald bemächtigte ſich ſeiner ein lethargiſcher Schlaf — und er erwachte nimmer.

Der Altar des Künſtlers.

Legende.

Der Architekt Nilſen zu Oxford, der daſelbſt die prächtige Kirche und das Kloſter Sankt Aſaph faſt vollendet hatte, ſchiffte ſich zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts auf der Themſe nach Greenwich ein, um ſich von dort nach Genua zu begeben und einen Altar zu ſuchen, welcher würdig wäre, in dem herrlichen Tempel, den er aufgeführt hatte, zu prangen. Nilſen war ſchon bejahrt, und ſeine Frau, die ſtolze Editha Kilmore, ſeit Langem geſtorben, indem ſie ihn als Vater einer einzigen Tochter, der ſanften, blonden Marie zurückgelaſſen hatte. Das Mädchen war ſo hübſch, daß ſie die Studenten die Perle von Oxford nannten, und alle Mütter ſtellten ſie ihren Töchtern als ein Muſter von Liebenswürdigkeit und Sittſamkeit vor. Bevor Nilſen dieſe Reiſe unternahm, deren Dauer und Ausgang er nicht vorausſehen konnte, hatte der gute Vater alles Mögliche gethan, um ſeine Tochter zu verheirathen und ihr einen Schützer zu geben, und ſo die Reiſe unbeſorgt für das Wohl desjenigen Weſens, das er nun allein auf der Welt liebte, unternehmen zu können. Allein Marie blieb gegen Alle gleichgiltig, welche ſich um ihre Liebe und um ihre Hand bewarben, alle ihre Liebe ſchien ſich nur in einem Gegenſtand zu vereinigen, in ihrem Vater. Den Wünſchen Nilſen's, in England zurückzubleiben, ſetzte ſie Bitten und Thränen entgegen, und der alte Architekt, als er ſie ſeine Knie umklammern ſah, und ſie als eine Bedingung ihres Lebens die Bitte thun hörte, ihm überall folgen zu dürfen, als ſie dieſes im Namen ihrer Mutter als ein ihr gebührendes heiliges Recht anſprach — der alte Architekt, dem die Trennung von Marien ſelbſt durch das Herz ſtach, weinte Freudenthränen, und willigte endlich ein, zu thun, was ſie begehrte. Sie reiſeten alſo beide mit einander ab, und kamen nach einer glücklichen Fahrt in Genua an.

Kaum in der herrlichen Stadt angelangt, machte ſich Nilſen ſchon auf den Weg, alle Kirchen zu beſehen, ſie zu vergleichen, zu ſtudieren, und jeder eine Schönheit zu rauben für das Werk, welches er ſelbſt ſchaffen wollte. Als er in einem Monate faſt die Zeichnung zu dem Altare vollendet hatte, ſuchte er einen Bildhauer zu erforſchen, der geſchickt genug wäre, ſie auszuführen, aber dabei auch ſo jung und unbekannt, daß der Name Nilſen nicht Gefahr liefe, bei einer Vereinigung mit einem bereits berühmten Meiſter in den Schatten zu treten. Dieſe Nachforſchungen waren aber leider fruchtlos. Genua zählte mehre, aber bereits ſchon mit Lorbeern bekränzte Künſtler, und ſolche wollte er vermeiden; denn er hätte ſein Leben darum gegeben, die Kirche von St. Aſaph zur ſchönſten und vollkommenſten von ganz England zu machen, allein er hätte auch ſeine Seele dafür verpfändet, daß bei Bewunderung dieſes

Meiſterwerkes die ganze Welt keinen andern Namen, als nur den ſeinigen nenne.

Eines Abends kam Nilſen, erſchöpft von dem, was er geſehen, nach Hauſe, und ſtellte ſich mit Ängſtlichkeit ſelbſt die Frage, ob der Künſtler das Recht habe, den guten Bürger, den Patrioten ſchweigen zu machen, und ob es nicht eine Gewiſſensſache für ihn ſei, ſeine perſönliche Eitelkeit dem Ruhme aufzuopfern, ſeinem Vaterland ein Meiſterſtück zu verſchaffen, wie er deren ſchon von den großen Künſtlern Genua's geſehen? Er war ſchon faſt zur Entſagung und Selbſtverläugnung entſchloſſen, als Marie ihm bis in die Hälfte der Straße entgegen kam und ihm meldete, wie ein Mann aus der Stadt ſchon lange auf ihn warte. Er beeilte ſeine Schritte, indem er nur noch einen Blick der Bewunderung auf die Statuen Simon's und Juda's warf, welche nicht weit von ſeiner Wohnung aufgeſtellt waren und deren Meiſter er noch nicht hatte erfahren können. Als er in ſein Vorzimmer trat, fand er daſelbſt einen jungen Mann, welcher aufmerkſam eine Zeichnung des heiligen Aſaph betrachtete, die an der Wand aufgehängt war. Bei dem Geräuſche, welches der Architekt beim Eintritte machte, wendete ſich der junge Mann, wankte dem Alten einige Schritte entgegen und grüßte ihn tief, dann ſtand er wieder aufrecht und ſchweigend, indem er zu erwarten ſchien, daß Nilſen ihn um die Urſache ſeines Beſuches fragen werde.

Der Fremde ſah ſehr elend aus. Er war groß, gebeugt, mager und erbärmlich angekleidet. Man konnte ſein leidendes Geſicht nur mit Bedauern anſehen; ſcharfe und ausdrucksvolle Linien durchzogen es. Jeder, der ihn geſehen, würde geſagt haben: Der Menſch hat Hunger, und nichts, um ihn zu ſtillen, und doch würde es Niemand gewagt haben, ihm ein Mittagsmahl oder Geld zu einem ſolchen anzubieten, ſo viel Stolz und Unabhängigkeit lag in dieſem blaſſen und magern Geſichte, und ſo klar wurde es Jedem beim erſten Anblick, daß dieſer lange Körper ſich bei einem ſolchen Anbote zurückweiſend emporgehoben, und dieſe matten, faſt erloſchenen Augen dann Blitze des Unwillens von ſich geſchoſſen haben würden.

Nilſen bemerkte Alles dieſes und wußte nicht, wie er es anfangen ſollte, dem armen jungen Manne Hilfe anzubieten; denn er hielt ſich feſt überzeugt, daß nur die Bitte um ein Almoſen den Fremden hieher geführt habe. Er wartete, daß dieſer ſich erklären ſollte, und der Fremde im Gegentheile hoffte, daß ihn der Architekt aus der Verlegenheit reißen werde, das Geſpräch zu beginnen. Nachdem nun das Schweigen, welches etwas Feierliches an ſich hatte, einige Minuten gedauert hatte, begann Nilſen damit, auf die delikateſte Art zu fragen, was der Fremde mit ihm zu verkehren wünſche, und womit er ihm dienlich ſeyn könne, indem er ſich zugleich entſchuldigte, daß er ihn ſo lange habe warten laſſen, da er nicht Herr ſeiner Zeit ſei.

„Ich weiß das,“ antwortete der Jüngling mit zitternder Stimme und indem er auf Nilſen faſt flehende Blicke haftete. „Ich weiß, daß Ihr ſeit einem Monate in Genua einen Bildhauer ſucht, der eine Arbeit für Euch übernehmen ſoll.“

„So iſt es,“ antwortete Nilſen, „und wißt Ihr auch, daß ich bisher nicht gefunden, was ich geſucht?“

„Ja, Signor!“

„Könntet Ihr mir vielleicht zufällig Jemanden anrathen, mein Freund?“

„Ja, Signor!“

„So ſeid ſo gut und führt mich zu dieſer Perſon auf der Stelle, ich werde dafür erkenntlich ſeyn. Marie, geſchwind meinen Stock und meinen Hut.“

„Ihr dürft Euch nicht bemühen,“ verſetzte der junge Mann, deſſen Geſicht bei den letzten Worten zu glänzen anfing, „dieſe Perſon iſt zu Euch gekommen. Ich bin es.“ Und das Genie, welches aus ſeinen Augen ſtrahlte, bewies, daß er wahr geſprochen.

Nilſen, verlegen, daß er ſich geirrt hatte, ergriff die Hand des Jünglings und wollte ſich mit Worten entſchuldigen, die er aber nicht hervorbrachte.

Marie, welche aus Verlegenheit ebenfalls die Augen niederſchlug, benützte dieſe Gelegenheit, um zu entwiſchen.

„Wo iſt Euer Atelier? wo wohnt Ihr?“ fragte der Engländer, noch nicht ganz überzeugt.

„Ich habe kein Atelier, nicht einmal eine Wohnung,“ antwortete der Jüngling wehmüthig lächelnd. „Des Tages arbeite ich, wo man mich braucht, des Nachts theile ich das Lager mit einem armen franzöſiſchen Maler.“

„Welchen Lehrer habt Ihr gehabt?“

„Den großen Michel Angelo Buonarotti.“

Nilſen verbeugte ſich tief, ohne zu bedenken, daß dieſer außerordentliche Künſtler ſchon lange todt war. Dieſe

Überlegung ſtellte ſich erſt ſpät bei ihm ein, und, indem er dem Genueſer einen ironiſchen Blick zuwarf, verſetzte er etwas heftig: „Mein Freund, Ihr ſeid noch etwas zu jung, um einen Graubart, wie mich, zum Beſten zu haben.“

„Bei meiner Seele, Signor!“ erwiederte der Fremde, „ſeit meinem 10. Jahre, — und jetzt zähle ich zwei und zwanzig — waren nur Michel Angelo's Werke meine Vorbilder, ich habe nur durch das Studium dieſer unſterblichen Werke gelernt, und nie hat ein Menſch mich den Meißel führen gelehrt oder mir Fehler ausgebeſſert.“

„Und welche Werke habt Ihr denn auf dieſe Art der Welt ſchon geſchenkt?“ fragte Nilſen etwas ſpöttiſch.

„Bisher noch wenig, Signor, aber ich fühle Kraft und Willen in mir, Vieles und Gutes zu machen.“

„Kennt Ihr Genua genau?“

„Ich bin hier geboren.“

„Könnt Ihr mir ſagen, von wem die beiden Statuen des Simon und Juda ſind, welche mir täglich beim Aus- und Nachhauſegehen in die Augen fallen?“

„Sie ſind von mir,“ antwortete ſchüchtern der Jüngling.

„Wie? — von Euch? Und wie nennt Ihr Euch?“ rief Nilſen aufſtehend.

„Pietro Tadolini.“

Es war zum erſten Male, daß der Engländer dieſen Namen nennen hörte. Dieſe beiden herrlichen Statuen alſo, die er nicht zu theuer gefunden haben würde, wenn ſie mit Gold aufgewogen worden wären, dieſe beiden ſublimen Verwandlungen des Steines in Leben, die Alles hinter ſich zurückließen, was England Vorzügliches aufzuweiſen hatte, dieſe göttlichen Werke, vor denen er jeden Tag ſich verſucht fühlte, niederzuknien, hatte ein armer, unbekannter, in Lumpen gehüllter Jüngling gemacht, und dieſer Jüngling ſuchte Arbeit bei ihm. Nilſen war außer ſich.

Die Zeit zum Abendeſſen war gekommen. Nilſen nöthigte Pietro, dieſes mit ihm einzunehmen. Marie, deren Augen freudig glühten, bediente ſie. Sie kannte Pietro ſchon. Sie hatte ihn oft auf der Gaſſe bei ihrem Hauſe geſehen, wenn ſie ausging; er hatte ſie immer freundlich gegrüßt, und ſeine Blicke hatten ihr geſagt, daß er wohl nur hier ſtehe, um ſie zu ſehen. Heute war er gekommen, und hatte ſie beſcheiden um die Erlaubniß gebeten, ihren Vater erwarten zu dürfen. Er hatte ihr mit ſüßer bebender Stimme geſagt, daß er, um ſie öfters zu ſehen, ſich bei ihrem Vater zur Arbeit verdingen, daß er für dieſes Glück gerne die Hälfte ſeines Lebens und ſeiner Kunſt hingeben wolle. Marie, ganz verwirrt, hatte weder etwas erlaubt, noch verſagt, ſondern war nur mit glühenden Wangen ihrem Vater entgegengeeilt, den ſie eben durch's Fenſter die Straße daher kommen ſah, aber es machte ihr doch Freude, zu wiſſen, daß ein Herz, wenn auch unter dem Kleide der Armuth, für ſie ſchlug.

Der junge Tadolini wurde alſo der Mitarbeiter Nilſen's. Der Engländer zeigte ihm ſeine Plane, denen der Bildhauer mit einigen kleinen Abänderungen, welche er vorſchlug und die neue Beweiſe ſeines Genies waren, zu folgen verſprach. Die beiden Künſtler beſahen und wählten die ſchönſten carrariſchen Marmorblöcke, denn die Mönche von St. Aſaph hatten Nilſen mit Summen verſehen, welche hinlänglich waren. Nilſen hatte ein großes Atelier gemiethet, dort ſchloß ſich Pietro ein und arbeitete ſo angeſtrengt, daß er ſich kaum Zeit zum Schlafen vergönnte. Marie aber wußte ihn zu entſchädigen, indem ſie ihm in ſeinem Atelier oft ſtundenlange Beſuche mit ihrem Vater machte. In 2 Jahren ſtand das Werk vollendet da, groß, erhaben, ſublim. Ein Auferſtehungsaltar, mit 18 herrlichen Statuen und 4 Basreliefs geziert, welche dem Beſten gleich kamen, was man Antikes aufzuweiſen hatte. Das Dach des Ateliers wurde emporgehoben, das Werk mit einem Schleier bedeckt, und am 15. Sept. 1628, Mariens Namensfeſte, feierlich vor Vater und Tochter enthüllt, welche ſich in ihrem Entzücken davor auf ihre Knie warfen. An demſelben Abende wurde auch in Nilſen's Hauſe die Verlobung zwiſchen Pietro und Marie gefeiert, und 3 Tage nachher übernahm ein Schiff die koſtbare Ladung, in einzelne Stücke zerlegt und gut in Kiſten verpackt, um ſie, von den drei Freunden begleitet, nach England zu bringen. Die Vermählung ſollte dann zu Oxford, am Tage, wo der Altar in der Kirche daſelbſt inaugurirt werden würde, gefeiert werden.

Die Fahrt war anfangs ſehr ruhig und glücklich. Schon traten die Küſten von England hervor, welche die Matroſen mit lautem Hurrah begrüßten, als in Folge eines kleinen Regens ſich der Wind von Südoſt nach Nordoſt wandte und dann einen fürchterlichen Sturm nach ſich zog. In wenigen Stunden waren alle Manövers vergeblich und die Maſten lagen gebrochen auf dem Verdecke. Das Schiff wurde zu ſchwer befunden, und die Mannſchaft beſtimmte einſtimmig, daß der Altar über Bord geworfen werden müßte. Dieſe Maßregel war nothwendig, wenn man ſich das Leben erhalten wollte. Pietro, welcher in der Kajüte ſchlief, erwachte von dem Schwanken und Gekrache des Schiffes. Angſtgeſchrei tönte ihm in die Ohren. Er ſah Marie, ſeine geliebte Marie, welche Nilſen in Verzweiflung feſt an ſeinen Buſen drückte, er ſah den Himmel ſchwarz und mitten in dieſem ſchwarzen Himmel den blutigen Mond, Blitze kreuzten durch die Lüfte, ungeheure Wellen erhoben, theilten ſich und überſtürzten das Schiff, das ſich bald thurmhoch erhob, bald wieder in eine endloſe Tiefe hinabſenkte. Da ſtürzte Pietro auf Marie zu, um ſie mit ſeinem Körper zu bedecken; da kam ein zweiter Waſſerberg, überflutete das Schiff, das ihm noch einmal widerſtand; Pietro hielt ſeine ohnmächtige Geliebte noch in ſeinen Armen — aber Nilſen hatte die unbarmherzige Welle mit ſich fortgerafft.

Dieſem fürchterlichen Augenblicke folgte eine kurze Ruhe. Die Matroſen benützten dieſe, um ihren Plan auszuführen und Tadolini's Meiſterwerk in's Meer zu werfen. Der Bildhauer, zu Mariens Füßen kniend, rang verzweiflungsvoll die Hände. Über ihr Antlitz hingebeugt, ſuchte er ſie durch ſeinen Athem zu beleben, als das Knarren der Stricke in den Kloben einen Augenblick ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Er traute ſeinen Augen kaum, als er ſah, was vorging; die erſte der Kiſten, welche ſein Meiſterwerk enthielten, ward ſo eben aus dem untern Schiffsraum hervorgehoben. Wer könnte beſchreiben, was der unglückliche Künſtler fühlte? Wuth, Verzweiflung tobte in ſeinem Innern; ſein Werk, ſein Ruhm, ſein Leben, das, worauf er ſtolzer war, als ein Eroberer, das ihn in ſeiner Seele zum Schöpfer emporhob, was ihm Marie gegeben, ſein Altar, ſein bewunderungswürdiger, herrlicher Altar, ſollte wie eine gemeine Waare über Bord geworfen werden.

Zitternd vor Wuth erhob er ſich, den Kopf emporgeworfen, das Auge glühend, hielt er mit allen ſeinen Kräften die Kiſte zurück, dann riß er einem Nebenſtehenden eine Hacke aus der Hand, welche dieſer hielt, und mit einem heftigen Streich hieb er das Thau entzwei, an welchem die Kiſte hinabgelaſſen werden ſollte, ſo, daß es pfeifend zurückſchnellte und die Kiſte wieder mit fürchterlichem Getöſe zurückfiel, dann raſend vor Wuth, kletterte er an dem großen Maſt empor, klammerte ſich daran und ſtieß Verwünſchungen und Drohungen gegen die Schiffsmannſchaft aus.

Die Matroſen, einen Augenblick betroffen, vereinigten ſich im nächſten und wollten ſich ſeiner bemächtigen. Er warf zwei zu Boden, und ſeine Hacke ſchwebte über dem Kopfe des Dritten. „Ha! Schändlicher!“ rief der Kapitän, „bevor du deine theuren Steine opferſt, willſt du lieber, daß dein Weib, daß wir Alle zu Grunde gehen? Wohlan! ſo ſei ſie die Erſte, welche die Wellen verſchlingen. Werft das Weib in die See!“

Nun folgte eine fürchterliche Scene; der Bildhauer ſtürzte ſich vom Maſte herab, gegen die arme Frau, welche ſtarke Hände ſchon vom Verdecke empor riſſen, auf welchem ſie halbtodt lag. Pietro flehte, ſchrie, betete. Mit ſeinen Zähnen zerriß er gleich einem Löwen die Geſichter derjenigen, welche ſich auf ſeine Geliebte niederbeugten, dann aber

— ſah man nichts mehr, hörte nichts mehr, das Schiff war an einen Felſenriff geſchleudert worden, und bevor dieſer entſetzliche Streit noch entſchieden war, hatte das Meer ſchon Alles verſchlungen.

Dann, gleichſam zufrieden mit ihrem Werke, beſänftigten ſich die Wellen.

Am andern Morgen, bei ruhigem Waſſer, ſahen Leute aus Calais Schiffstrümmer auf dem Sande ihrer Küſte. Zwei kleine Fahrzeuge wurden abgeordnet, um die Sache zu unterſuchen, und brachten binnen einigen Stunden die Nachricht zurück, daß es eine italieniſche Brigg ſei, welche dieſe Nacht geſtrandet hatte. Man hatte ein Paar Piſtolenſchußweite vom Schiffe fünf menſchliche Leichname gefunden, worunter ein weiblicher. Zwei Matroſen, welche noch Zeichen des Lebens von ſich gaben, hatte man mit ſich genommen und ſie, nach dem damaligen Gebrauche, bei den Füßen aufgehenkt. Dadurch tödtete man den Einen vollends, brachte aber den Andern zum Leben, und von dieſem erfuhr man die ganze Geſchichte des Schiffbruches.

Man arbeitete dann daran, das Schiff emporzuheben und deſſen Ladung zu gewinnen, und es glückte. Man fand die Kiſten mit den einzelnen Stücken des Altars und berichtete dieſen Fund an König Ludwig XIII., welcher ſogleich durch eine Ordonnanz beſtimmte, daß er den Altar ſammt allen Statuen, Marmor- und Porphyrwerken, welche in dem Schiffe gefunden worden, der Kirche Notre Dame zu Calais zum Geſchenke mache. Die Kiſten, welche bisher mit dem königlichen Siegel belegt waren, wurden alſo in die Kirche gebracht, und der Baumeiſter der Stadt erhielt die Einladung, Alles an einander zu reihen und binnen einer Friſt von drei Monaten aufzuſtellen.

Der Baumeiſter hatte ſchon durch zwei Monate ſtudiert, geordnet, gearbeitet. Der Chor der Kirche, den Gläubigen jetzt verſchloſſen, barg die koſtbaren Trümmer, welche auf dem Pflaſter noch umher lagen; denn leider hatte der Meiſter ungeachtet ſeiner architektomſchen Kenntniſſe weder die richtige Vertheilung der einzelnen Stücke, noch den gehörigen Platz, um ſie aufzuſtellen, gefunden. Immer näher rückte die feſtgeſetzte Friſt, er mußte das Räthſel löſen, oder ſich entehrt ſehen. Der arme Künſtler ſtrengte ſich gewaltig an, allein vergebens. Einſt um Mitternacht — noch wenige Tage vor der abgelaufenen Friſt — ging der Baumeiſter, von der Mühe erſchöpft und an dem Gelingen ganz verzweifelnd, nach Hauſe, feſt entſchloſſen, am andern Tage heimlich Calais zu verlaſſen, um der öffentlichen Schande zu entgehen. Vor Müdigkeit entſchlummerte er, allein kaum hatte er die Augen geſchloſſen, als ihn ein Traum in die Kirche mitten unter die einzelnen Trümmer des Altars verſetzte, er ſah aus dem Schiffe der Kirche die Geſtalt eines Mannes herſchreiten, jung, groß, den Kopf mit langen, ſchwarzen Haaren bedeckt, welche über ſein blaſſes Haupt wie die Zweige einer Trauerweide über ein weißes Grabmahl herabhingen. Das Phantom ging gerade gegen den Hochaltar, ein blaſſer Schimmer, welcher von ihm ſelbſt auszugehen ſchien, beleuchtete ihn. Er berührte die Wachskerzen mit ſeinem Finger und ſie entzündeten ſich. Dann trat er zu den Marmorſtücken, welche umherlagen, und ordnete ſie alle an ihren Platz ohne Anſtrengung und ohne Geräuſch. Als die Grundfeſte zuſammengeſetzt war, bückte er ſich bis zur Erde, um ein Geſimſe, ein Basrelief, ein Fronten aufzuheben, und erhob ſich dann mit ſeiner Laſt, um ſie an den rechten Ort zu legen. Dieß geſchah von Abſatz zu Abſatz bis zur Krone des Altars. Hier war noch eine Statue aufzurichten, die Statue des auferſtandenen Erlöſers, das Kreuz mit einer Fahne in der Hand. Allein die Kirche war nicht hoch genug dazu. Da nahm der Schatten die Statue Chriſtus eben ſo ruhig als die übrigen und flog mit ihr gegen das Kirchengewölb empor, und das Gewölbe erhob ſich von ſelbſt zu einer Kuppel, um dem göttlichen Marmorbilde Platz zu gönnen. Als dies geſchehen war, vernahm der Baumeiſter eine Stimme, welche ſprach: „Dieß iſt der Altar des Pietro Tadolini,“ und dann verſchwand Alles plötzlich.

Beim Grauen des nächſten Morgens erwachte der Baumeiſter und traf Anſtalten zu ſeiner Reiſe. Indeſſen konnte er nicht widerſtehen, ſeinem Weibe ſeinen ſeltſamen Traum zu erzählen. Der Mann hatte kaum zu ſprechen aufgehört, als ſie ihn dazu aneiferte, einen letzten Verſuch zu wagen; er könnte ja morgen auch noch auf und davon gehen, meinte ſie, wenn dieſer nicht gelänge.

Der gute Mann ließ ſeinen Reiſeſtock liegen, und that nach dem Willen ſeiner Frau.

Als er den Chor öffnete, fand er die Leute, die ihm gewöhnlich bei der Arbeit halfen, und ihm, da ſie ſahen, daß die Arbeit nicht vorwärts gehe, etwas höhniſch einen guten Morgen boten. Ohne ihnen zu antworten, muſterte er die Architekturſtücke und, ſich bis zu den kleinſten Nebenumſtänden ſeines Traumes bewußt, verſuchte er zu thun, wie die

Nachtgeſtalt gethan hatte. Wunderbar! Alles glückte vollkommen. Erſt die Grundlage, dann die Piedeſtale, dann die Statue, das Behältniß für das Allerheiligſte, die Basreliefs, die Säulen, die Kapitäler, die Geſimſe, Alles ſtand und behauptete ſeinen Platz. Die Gehilfen ſtaunten. Der Baumeiſter, den der glückliche Fortgang immer mehr ermuthigte, war im Schweiße gebadet, während ſein Antlitz eine Todtenbläſſe überzog. Um 11 Uhr Nachts ſtand die ganze Steinmaſſe an ihrem Platze mit Ausnahme der Statue des Erlöſers, welche zu hoch für das Kirchengewölbe war.

„Wie wollt Ihr dieſe Statue noch hinaufbringen, Meiſter?“ fragten die Gehilfen.

Der Baumeiſter öffnete ſchon den Mund, um zu antworten: „Ich weiß es nicht,“ als eine Stimme, dieſelbe, welche er bei Nacht vernommen hatte, ihm in das Ohr flüſterte: „Verſuche!“

Er ſchauderte und befahl den Gehilfen, die Statue emporzuheben. Dieſe thaten lächelnd, was ihnen befohlen ward, und ſiehe da, das Gewölbe wich, und wich gerade ſo hoch, daß die Statue Platz fand.

Der Baumeiſter fiel aber betend auf ſein Angeſicht. In dieſem Augenblicke erdröhnte eine ungeheure Stimme, welche die Kirche erzittern machte, und wiederholte langſam und feierlich die Worte: „Dies iſt der Altar des Pietro Tadolini.“

Die Gehilfen wollten ihren Meiſter aufheben. Er war todt.

Die Zauberbrille.

Mährchen.

Zehn Jahre regierte Achmet das ungeheure Reich des halben Mondes; er beſaß Tugenden, er war voll Muth, Redlichkeit und Güte, man nannte ihn Achmet den Guten, doch beſaß er auch große Fehler, Vorurtheile übten große Gewalt über ihn aus; er war blind für den, den er liebte, und haßte den, den er nicht lieben konnte, und ſein Haß ſo wie ſeine Liebe hingen oft nur von Launen ab. Er liebte die Schmeichelei, und glaubte unbedingt den Lobſprüchen, womit ſeine Höflinge bei jeder Gelegenheit einen günſtigen Blick zu erhaſchen ſuchten, und den Liebkoſungen der ſchönen Frauen, deren ſein Serail viele aufzuweiſen hatte. Eigenliebe iſt leichtgläubig; ſie ſetzt lieber in ſich ſelbſt als in Andere Mißtrauen; ſie glaubt leicht an die Aufrichtigkeit jener, welche ihr ſchmeicheln, und gleicht darin allen unſern übrigen Leidenſchaften.

Wie Achmet auf einer Seite ein großes Vergnügen darin fand, ſich Weihrauch ſtreuen zu laſſen, ſo war ihm im Gegentheile jeder Widerſpruch unerträglich. Eine Wahrheit, welche ſeiner Neigung und ſeinem Willen zuwider lief, ſchien ihm hart und beleidigend, und er ſtieß ſie gleich einer Lüge von ſich. Übrigens war er wunderlich, wie es faſt alle

Menſchen ſind. Er hörte keinen Laut an, außer wenn er mit ſeinen Launen und Neigungen im Einklang ſtand. Man ſieht daraus, daß es jenen leicht wurde, ihn zu betrügen, die ſich die Mühe dazu nehmen wollten, und an den Höfen der Könige finden ſich immer Menſchen, welche dieſe Mühe nicht ſcheuen.

Der gute Achmet hatte einen Weſſir, Ruſtan genannt, der ihm ſeit ſeiner Thronbeſteigung diente. Ruſtan hatte eine Ehrfurcht einflößende Geſtalt; ein langer Bart, welchen die Jahre gebleicht hatten, gab ſeinem Geſichte ein ſtrenges, rauhes Anſehen. Da er eine tiefe Geſchäftskenntniß, eine große Erfahrung und 70 Jahre hatte, ſo glaubte er ſich auch berechtigt, Alles zu ſagen. Wenn der Sultan ein tolles Unternehmen begünſtigte, ſo ſtellte ihm der Weſſir ohne Scheu die Ungereimtheit desſelben vor; wenn Achmet übermäßige Ausgaben machte, ſo machte ihn Ruſtan darauf aufmerkſam, daß er ſeinen Schatz erſchöpfen werde. Kurz, der Weſſir widerſprach dem Sultan oft; denn dieſer war immer aufgelegt, närriſche Streiche zu begehen: eine Lage, in welche wohl viele Menſchen kommen möchten, wenn ſie an der Spitze eines großen Reiches ſtänden, wie jenes des halben Mondes war.

Achmet hatte einen jungen Liebling und eine Favoritſultanin, die er bis zur Abgötterei liebte, und die auf die Regierung mehr Einfluß hatte, als der Weſſir; bei den wichtigſten Angelegenheiten zog er nur ſeinen lieben Neiſſur und ſeine ſchöne Fatme zu Rathe, und faßte keinen Entſchluß, als nach ihrer Entſcheidung. Sein Liebling wurde von ihm mit Wohlthaten überhäuft, entriß ihm täglich neue koſtbare Geſchenke, und verfügte über alle Ehrenſtellen des Reiches, über alle Ämter des Serails und über alle Kriegschargen. Achmet konnte ihm nie widerſtehen. Er ſprach: „Neiſſur liebt mich ſo ſehr, wie kann ich ihm etwas verweigern; ihm, der nur meinen Ruhm und meine Ehre zu vermehren ſucht?“ — Zutrauen iſt die Gefährtin der Freundſchaft.

Dasſelbe glaubte er auch von der ſchönen Fatme, er flog allen Vergnügungen, die ſie ihm mit ſchöpferiſcher Hand in Fülle zu bereiten wußte, entgegen, und gerne hätte er ſein Reich und ſeine Unterthanen zu Grunde gerichtet, um den immer ſich erneuernden Launen ſeiner ſchönen Sultanin Genüge zu leiſten. Er ſprach: „Fatme liebt mich ſo ſehr, wie kann ich ihr etwas verweigern, ihr, die nur meinen Ruhm und meine Ehre zu vermehren ſucht?“ — Die Sultane fühlen eben ſo, wie die gemeinen Menſchen, das Bedürfniß ſich geliebt zu glauben.

Man ſieht wohl, daß Achmet bei einem ſolchen Charakter mit ſeinem Großweſſir nicht oft einig ſeyn konnte. Es ergaben ſich oft Streitigkeiten zwiſchen beiden, die nur von des Sultans Seite heftig waren; denn der Weſſir überſchritt nie die Gränzen der Ehrerbietung, die er ſeinem Herrn ſchuldig war; er ſagte ihm die Wahrheit mit jener unerſchütterlichen Ruhe, welche dem Rechte und dem Verſtande gebühret. Doch Achmet, unſinnig in die Sultanin verliebt und leidenſchaftlich für ſeinen Liebling eingenommen, ſah Ruſtan nur für einen harten, ſtrengen, düſtern Mann an, der ſich ein Vergnügen daraus macht, ſeinen unſchuldigſten Freuden, ſeinen billigſten Wünſchen und Neigungen zu widerſtehen. Daher ſah er ihn auch nur ſeit einiger Zeit mit Widerwillen, ließ ihm den Titel eines Großweſſirs nur in Rückſicht auf ſeine vorhergegangenen treuen Dienſte, und erwartete mit Sehnſucht eine ſchickliche Gelegenheit, ſich ſeiner zu entledigen, und dann ſeinem geliebten Reiſſur ſeine Stelle zu übertragen.

Achmet lag einmal des Nachts neben ſeiner ſchönen Fatme. Dieſe ſchlummerte ruhig und der Sultan ſah ſie trunken von Liebe und Freude an, ohne ihren Schlummer zu unterbrechen. — „Wie ſchön ſie iſt!“ dies waren ſeine Gedanken, „Mahomet's Paradies ſchließt keine Huris ein, die mit Fatmen zu vergleichen wäre. Dieſe Roſen auf den Wangen, dieſer Purpur auf den Lippen, dieſer Alabaſter ihrer Haut, und Ruſtan kann verlangen, daß ich dieſem himmliſchen Geſchöpfe etwas verweigere? O, daß ich in einem Diamant alle Reichthümer des Weltalls beſäße, um ſie ihr auf einmal anzubieten. Dieſer Ruſtan gibt vor, mich zu lieben, und haßt doch alles, was ich liebe, und verläumdet ohne Unterlaß Fatme und Reiſſur. Er ſucht mich nur darum zu überreden, daß ſie mich betrügen, um allein mein ganzes Zutrauen zu beſitzen, und mit meiner Macht ſpielen zu können. Erhabener Sultan, ſprach er noch geſtern zu mir, wie blind biſt du! Möchte Mahomet dir doch eine Brille ſenden, mit deren Hilfe du in den Herzen derjenigen leſen könnteſt, welche dich umgeben. O, wenn ich ſie beſäße, dieſe ſeltene koſtbare Brille, wie viel Liebe würde ſchon Fatmens Herzen erblicken? Ich wette, daß ſie in dieſem Augenblicke von mir träumt, ſie ſieht nur mich im Schlummer, wie ſie wachend nur an mich denkt, ſie hat es mir ſo oft betheuert. O! könnte ich mir ſolche Brillen verſchaffen, wie Ruſtan ſie mir wünſchte, ich wäre der Glücklichſte aller Sterblichen, und die Gewißheit, die ich durch ſie von meinem Glücke erhielte, würde dieſes noch verdoppeln. Ja, ich will, ich muß trachten, ſolch ein wunderbares Inſtrument zu erhalten, und ſei der Preis dafür auch ein Königreich, und wäre es auch nur darum, um Ruſtan wüthend zu machen vor Scham und Reue. — Noch einen Blick, in dem ſeine ganze Seele lag, warf Achmet auf die ſchöne Fatme, entſchlummerte dann, und träumte von der Wunderbrille.

Zu ſelber Zeit lebte in Conſtantinopel ein berüchtigter Mathematiker, ein Araber, der ſich durch algebraiſche Kenntniſſe bis zur Aſtrologie hinaufgeſchwungen hatte, die Zukunft vorherſagte, und ſo mancherlei Wiſſenſchaften beſaß, daß nicht nur das gemeine Volk von Conſtantinopel, ſondern ſelbſt unterrichtete Leute dieſer Zeit zweifelten, ob er nicht weiſer ſei als der Prophet ſelbſt.

Schon am folgenden Morgen befahl Achmet, daß man dieſen wahrhaft weiſen und mit Recht berühmten Mann zu ihm führe. — „Weiſer Ezraim,“ ſprach ihn Achmet an, „der Ruf deiner Kenntniſſe iſt bis zu mir gedrungen; du beſitzeſt, wie man ſagt, wunderbare Geheimniſſe, und nichts auf dieſer Erde iſt dir verborgen. Ich berufe dich zu mir, um dich zu bitten, mir einen ſehr wichtigen Dienſt zu leiſten.“ Ezraim neigte ſich vor dem Sultan und erwiederte: „Befiehl, o Herr! du ſiehſt den treueſten und bereitwilligſten deiner Sklaven zu deinen Füßen.“ — „Höre,“ nahm der Sultan das Wort, „ich wünſchte Brillen zu haben, welche die Eigenſchaft beſitzen, daß man durch ſie in den geheimſten Falten des menſchlichen Herzens leſen kann. Antworte mir, kannſt du eine ſolche Wunderbrille verfertigen?“ — „Erhabener Sultan,“ antwortete Ezraim, „morgen ſollſt du Beſitzer eines ſolchen Schatzes ſeyn. Die Verfertigung einer ſolchen Brille iſt für mich eine Kleinigkeit, im Vergleich mit jenen überirdiſchen Geheimniſſen, die ich noch aufbewahre.“ Man ſieht, daß zu Achmet's Zeiten die Gelehrten eben auch nicht gar ſehr beſcheiden waren.

Am andern Morgen löſte Ezraim das Wort, welches er dem Sultan gegeben hatte. Achmet war im Beſitze der verlangten Zauberbrille. Eben ſtand er im Thronſaal, von ſeinem ganzen Hofſtaat umgeben, als er ſie erhielt. Sogleich ſetzte er ſie auf die Naſe, und überſah damit die Schaar ſeiner Höflinge, welche mit gekrümmten Rücken vor ihm da ſtand. Er ſah, und ſchauderte zurück. „Fort! ſchnell fort aus meinen Augen, ihr Elenden!“ rief er, „euer Anblick füllt mich mit Entſetzen!“

Die erſtaunten und beſtürzten Höflinge näherten ſich ihm zitternd. „Was iſt dir, Herr?“ ſprachen ſie, „woher dein Zorn gegen uns, ſind wir nicht deine treueſten Diener?“ — „Treue, groſser Prophet!“ ſchrie Achmet. „Ihr treu? Ich ſehe in euren Herzen nur Neid, Eiferſucht, Haß und Verrath. Fort, fort aus meinem Antlitz!“ — Bei dieſen Worten zog er ſeinen Säbel, und ſtürzte damit auf ſie zu, und ſicher hätte er ſie in ſeiner Wuth alle in Stücke zerhauen, wenn ſie nicht den klügern Theil gewählt, und den Saal ſchnell verlaſſen hätten.

Als ſich der Sultan allein befand, ſprach er zu ſich ſelbſt:

„Das ſind alſo die Menſchen, die mich ſtets ihrer Unterwürfigkeit, ihrer Liebe und Treue verſicherten? Gerade die verderbteſten unter allen meinen Unterthanen wählte ich zu meiner Umgebung; ich lebe in der Mitte meiner Feinde, und werde nur dadurch von ihrer Wuth gerettet, weil ſie einander wechſelſeitig ſelbſt zu ſehr verachten, um ſich einzuverſtehen, und gegen mich zu vereinigen. Die Habſüchtigen wollten mich und meine Unterthanen ausſaugen, und ich glaubte ihren Schmeicheleien. Dank ſei es dem Himmel! nun laß ich mich nie mehr von ihnen hintergehen. Mit Hilfe dieſer Wunderbrille kann ich jene, die mich lieben, von denen, die mich haſſen, leicht unterſcheiden; ich darf nicht den Worten glauben, ſondern kann in den Herzen leſen. — Neiſſur iſt gewiß der Einzige, der mir aufrichtig und ohne Falſch zugethan iſt; er iſt weit entfernt, mich zu betrüben; ſein Herz iſt rein, wie ein heiterer Himmel, und ſein Mund ſprach nie eine Unwahrheit. An ihm will ich jetzt die Kraft meiner Brillen verſuchen, nicht ſowohl um mich zu überzeugen, was in ſeiner Seele vorgeht, denn ſein Innerſtes iſt mir ja ohnehin bekannt, er verbirgt nichts vor mir, ſondern um mich durch das Bild ſeiner Tugenden und ſeiner Freundſchaft für den Gram zu entſchädigen, den mir meine erſte traurige Erfahrung verurſachte.“

Der Sultan ließ ſogleich Neiſſur rufen, und der Liebling erſchien vor dem Antlitze ſeines Herrn. „Komm lieber Neiſſur,“ redete ihn Achmet an, „komm, um mich über die Treuloſigkeit meiner Höflinge zu tröſten. Ich kenne ſie nun ganz; ich habe in der Tiefe ihres Herzens geleſen. — Welche Ungeheuer umgeben mich! — Ich habe ſie alle aus meinen Augen verbannt, und will meinen ganzen Hofſtaat nun neu bilden.“ — „Wie?“ verſetzte der Liebling, „du haſt ſie verbannt, Herr? O wie ſehr bewundere ich deinen durchdringenden Geiſt, und deine tiefe Weisheit! So haſt du ſie endlich entlarvt, dieſe falſchen und lügenhaften Menſchen, und ſiehſt nun ganz ein, was an einem ſolchen Höfling iſt? Gewiß, du hatteſt keine furchtbareren Feinde als ſie. Ich zweifelte ſchon lange nicht mehr an ihrer Niederträchtigkeit, allein ich wagte es nicht mit dir darüber zu ſprechen, denn du ſchienſt Gefallen daran zu finden, ihre Schmeicheleien anzuhören. Achmet iſt ſo gut, daß er keinem Menſchen Böſes zutraut, bis er davon überzeugt iſt. O Herr! Neiſſur's Zuneigung, ſeine Liebe und Ergebenheit ſind ohne Gränzen.“ — „Schweige Betrüger!“ fiel ihm der Sultan in's Wort, der während dieſer Rede ſeine Brille aufgeſetzt hatte, — „ſchweige, und klage jene nicht an, die noch mehr werth ſind als du ſelbſt. Elender, ich leſe in dieſem Augenblicke auch in deinem Herzen, ich ſehe, daß du ein gleißneriſcher Gauner biſt, der mich in dem Innerſten ſeiner Seele haßt, und der, wenn er zu meinen Füßen ſinkt, mich lieber erwürgen möchte. So bin ich Unglücklicher denn von keiner Seele geliebt?“ — Neiſſur warf ſich auf's Neue zu den Füßen des Sultans, und betheuerte mit den heiligſten Schwüren nochmals ſeine Anhänglichkeit, ſeinen unauslöſchbaren Eifer im Dienſte, und zum Wohle ſeines Herrn. — „Nein!“ erwiederte Achmet, „mir bleibt kein Zweifel mehr, du hintergehſt mich. Nichtswürdiger! deine verführeriſchen, honigſüßen Reden ſind heute vergebens, ſie vermögen nicht dieſe Wunderbrille Lügen zu ſtrafen, die ich von dem weiſen Ezraim erhielt. Durch ſie ſehe ich dich, wie du biſt, und ich bin nicht ſo glücklich, jetzt noch an deinem Undank zweifeln zu können.“ — „Wie Herr! dem Zauberer Ezraim ſchenkſt du dein Vertrauen?“ erwiederte Reiſſur. „Wohlan! ſo zweifle denn nicht länger, daß die Brille, welche dir der alte Betrüger gab, falſch iſt. Du leſeſt Verrath und Lüge in dieſem Herzen, in welchem nur Treue und Aufrichtigkeit wohnen. O könnte ich in dieſem Augenblicke für dich, o Herr, mein Leben, meinen letzten Tropfen Blut hingeben, mit Freuden würde ich es thun, nur um dich vom Gegentheil zu überzeugen.“ — „Genug!“ ſprach der Sultan, „gehe! Ich ſehe wohl, daß du heuchelſt, und daß es dir um das letzte deiner Hauptthaare leid ſeyn würde, das du für mich opfern ſollteſt.“

Reiſſur entfernte ſich und der unglückliche Achmet ging in das Gemach der Sultanin. — „Ach Gott, gib doch, daß ich eine Seele finde, die mir treu iſt. Ja, in Fatmen’s Herzen werde ich alle die Liebe wiederfinden, die in meinem Herzen für ſie glüht.“ — Er trat hinein und ſoh die ſchöne Fatme nachläſſig auf Kiſſen von Eiderdunen ruhen. Sie erhob ſich bei ſeinem Anblick, und trat ihm mit einem Lächeln voll Liebe, und Blicken voll Freude, Sehnſucht und Wolluſt entgegen. Doch wie erſtaunte ſie, als der Sultan ſie mit einem zornigen verachtenden Blicke von ſich ſtieß. Er hatte in Fatmen’s Seele die grauſamen Worte: Abneigung, Haß, Untreue, geleſen. Nun vermochte ſich der unglückliche Achmet nicht länger mehr zurückzuhalten; ſeine Verzweiflung ſtieg auf’s Äußerſte, er zerbrach alles, was ihm in die Hände fiel und groſe Thränen ſtürzten über ſeine zornentglühten Backen. Er brannte vor Begierde ſich zu rächen, und dies ſollte öffentlich, ſchrecklich ſeyn. Er warf ſich auf ein Sofa, die Zauberbrille in der Hand, blickte Fatmen an, die ſich zu ſeinen Füßen geworfen hatte, ſchlug die Augen nieder, ſchwieg und weinte. — „Iſt es möglich,“ ſprach er endlich, „ſo viele Reize mit ſo viel Untreue vereinigt zu finden? Fatme, ſo viele Liebe konnteſt du hintergehen? O wie hing ich an dir, Undankbare! ich hätte dir gern die Welt zu Füßen gelegt, und du betrogſt mich.“ — „Welch ſonderbare Laune ergreift dich?“ antwortete Fatme lachend, „du biſt alſo eiferſüchtig? Wer legte dieſen Verdacht gegen mich in deine Seele? Schon dachte ich, ein groſſes Unglück ſei meinem geliebten Achmet begegnet, und eilte dir entgegen, deinen Kummer zu theilen, noch ehe ich die Urſache desſelben kannte. Allein es iſt nichts als Eiferſucht, ha! ha! ha!“ — „Wie, du lachſt Elende? lachſt zu meinem Gram? ſuchſt durch Scherz der Vertheidigung zu entſchlüpfen? lachſt, wenn der Blitz meiner Rache ſchon über deinem ſchuldigen Haupte ſchwebt?“ — „Der Blitz? o ich fürchte ihn nicht; er ziſcht jetzt um mich, allein bald wird ſich der Himmel wieder aufklären. Was hab' ich denn gethan Herr?“ fügte ſie hinzu, indem ſie ihre Arme, weiſſer und blendender als der Schnee, um ſeinen Nacken ſchlang, „ſprich, was hab' ich gethan, um dieſen Zorn zu verdienen?“ — „Was du gethan haſt?“ erwiederte Achmet. „Kannſt du darum noch fragen? Wenn du mich mit Zärtlichkeiten überhäufeſt, wenn du die ſüßeſten Namen mir gibſt, glühen Haß und Untreue in deiner Seele, in welcher ich nun leider geleſen habe.“ — „Haß?“ fuhr Fatme fort, — „ja, ja, du haſt Recht. Ich habe dir ja ſchon ſo viele Proben von dieſem Haſſe gegeben, ja noch geſtern, noch heute. — Achmet, du haſt ganz Recht; ich glaube, daß ich dich aus ganzer Seele haſſe.“ — Dieſe Worte begleitete Fatme mit ſo natürlichem und überredenden Gefühle, daß der gute Achmet ſich nicht länger mehr hielt, und ausrief: Wie? du betrügſt mich alſo nicht? O, wenn es möglich wäre!“ — „Ich dich betrügen? Glaubſt du das? kannſt du das glauben, geliebter Achmet?“ — In dieſem Augenblicke drückte ſie den Sultan an ihren Buſen, lächelte, und eine Thräne aus ihrem großen himmelblauen Auge fiel auf die Stirne des Sultans. — „Großer Prophet!“ rief der Sultan außer ſich, „wenn Reiſſur Recht hätte; wenn mich der Magier hintergangen hätte, wenn dieſe Brille falſch wäre!“ — „Von welcher Brille ſprichſt du?“ fragte Fatme, „und was kann eine Brille auf deine Geliebte für einen Einfluß haben?“ Alſobald erzählte der Sultan Fatmen, welche Eigenſchaften dieſer Talisman beſäße und wie er dazu gekommen ſei.

Kaum hatte Fatme dieſes gehört, als die Thränen ſtromweiſe ihren Augen entſtürzten. — „Grauſamer,“ rief ſie, „nun erblicke ich mein Unglück in ſeiner ganzen Größe. Ich habe auf immer deine Liebe verloren, da ich dein Vertrauen verlor. Du glaubſt einem alten Betrüger mehr als meinen Thränen und den Beweiſen meiner Zärtlichkeit. Das iſt alſo der Lohn für meine Liebe? O warum haſt du mir nicht ein Leben entriſſen, welches dein Verdacht auf immer vergiftet?“ —

So ſprach ſie und fiel, vom herbſten Schmerz ergrifſen, beſinnungslos zu den Füßen des Sultans. Achmet ſtürzte zu ihr nieder, und ſuchte ſie durch Thränen in's Leben zurückzurufen. Endlich kam ſie zu ſich, und der gute Sultan ſprach ihr Troſt zu, und ſchwur ihr, ſie ewig zu lieben; denn er wußte ſchon nicht mehr, ob er ſeiner Brille glauben dürfe. Fatme, welche bemerkte, daß der Sultan erſchüttert ſei, führte nun den letzten Streich auf ihn, der ihr den Sieg ganz gewinnen ſollte; ſie ſagte ihm, daß Ezraim's Brillen ein Werk des Weſſirs ſeien, und ſchlug ihm vor, ſich von ihrer Falſchheit ſogleich zu überzeugen. — „Du weißt,“ ſprach ſie, „wie ſehr der hochmüthige Ruſtan dich haßt, wie ſehr er deinem Glücke entgegenſtrebt, wohlan! ſtelle auch ihn auf die ſchreckliche Probe, die du mit mir und Reiſſur vorgenommen haſt, ich bin überzeugt, daß du in ſeiner Seele das Gegentheil von dem, was ſie in ſich ſchließt, und alſo nur das, was er will, leſen wirſt.“ — Der Sultan ergriff begierig dieſen ſpitzfindigen und treuloſen Vorſchlag; er umarmte die ſchöne Fatme, und ging alſobald in jenem Theile des Gartens ſpazieren, wo der Weſſir ſich gewöhnlich in dieſer Stunde einzuſtellen pflegte. Dieſer begegnete ihm bald, und fing an, dem Sultan auf ſeine gewöhnliche ernſte Art Vorſtellungen über verſchiedene Geſchäfte des Reichs und ſeine Lebensart zu machen. Allein Achmet hörte ſie ruhig an, ſetzte ſeine Brille auf, und ſah in das Herz des ſtrengen Weſſirs. Wer beſchreibt ſein Erſtaunen, als er darin nur Eifer für ſein Wohl und das Wohl ſeines Reiches, Zuneigung und unverbrüchliche Treue ſah. „Nein,“ rief er aus, „ich kann nicht länger zweifeln, Fatme hatte Recht, meine Brillen zeigen falſch, ſie ließen mich

Trug und Falſchheit in den Herzen derjenigen leſen, die ich am meiſten auf dieſer Welt liebe, und zeigen mir nur Liebe in der Seele deſſen, der mir und allen meinen Unterthanen am wenigſten zugethan iſt. Wohin hätte ich mich verirrt, hätte Fatme mir die Augen nicht geöffnet, und dieſes Bubenſtück entſchleiert? Ja, die Ruhe kehrt wieder in meine Seele zurück, und du, elender Magier, ſollſt mir den Betrug theuer bezahlen.“ — So ſprach er, zerbrach die Brillen, verbannte den Weſſir und befahl, den Betrüger Ezraim gefangen zu nehmen. — Doch bald brachte man ihm die Nachricht, daß Ezraim Conſtantinopel verlaſſen habe. Der weiſe Alte hatte vorhergeſehen, was im Serail vorgehen werde, und die Flucht gewählt. Nun zweifelte Achmet nicht länger, daß Ezraim ſchuldig ſei. Reiſſur wurde zurückberufen, Achmet überſtrömte ihn mit Koſtbarkeiten und Zärtlichkeiten, und dieſer wußte es bald dahin zu bringen, daß ſich Achmet überzeugt hielt, der Weſſir ſei der Mitſchuldige Ezraim's. Er gab Befehl, auch Ruſtan in's Gefängniß zu werfen, wo er ſeinen Tod abwarten ſollte, und alle ſeine Güter einzuziehen. Allein auch Ruſtan war wie Ezraim verſchwunden, und ohne Spur kehrten die Nachſetzenden zurück.

Während dies im Serail vorging, verbreitete ſich im Reiche ein dumpfes, verworrenes Gerücht, man verſicherte leiſe, der Sultan ſei toll geworden. Die Verwegenſten verkündeten laut, Achmet ſei länger nicht mehr würdig, zu regieren, und es müſſe ihm ein Nachfolger beſtimmt werden. Alle Gemüther waren in lebhafter Bewegung. Die Unruhe griff immer weiter um ſich, der Aufruhr wuchs immer höher, und erfüllte am Ende auch die Hauptſtadt. Endlich griff ſogar ein Theil der Janitſcharen zu den Waffen, und beſtürmte das Serail. Von aller Seiten ertönte es laut: „Reiſſur, Reiſſur ſei unſer Herrſcher!“ — Und ſieh, Reiſſur ſelbſt ſtand an der Spitze der Aufrührer, deren Seele er war, und die er durch glänzende Verſprechungen zu gewinnen wußte. Achmet wollte ſchnell die Diener des Serails bewaffnen; allein ein Theil der Eunuchen weigerte ſich laut gegen Reiſſur, den Geliebten der ſchönen Fatme, zu kämpfen, ein anderer Theil war ſelbſt von Fatmen gewonnen, ihr den Kopf des Sultans zu überbringen. Achmet vertheidigte ſich wie ein Held mit einem kleinen Häuflein ſeiner Getreuen gegen die Rebellen; doch bald ſchien er unterliegen zu müſſen. Der Aufruhr wüthete im Innern und außen, und ſchon wurde das Serail mit Geſchrei erſtürmt, als eine andere Truppe von Janitſcharen, die dem Sultan noch ergeben waren, auf die Verräther losſtürzte, welche ſeinen Tod geſchworen hatten. Das Gefecht war ſchrecklich, die Mauern des Serails trieften vom Blute beider Parteien, welche einander wechſelweiſe den Eintritt verwehrten. Endlich triumphirte die Tugend, der treuloſe Reiſſur fiel in ſeinem Blute, die Rebellen ſuchten ihr Heil in der Flucht, und Ruſtan, der großmüthige, tapfere Ruſtan, der ſchon lange den geheimen Plan Reiſſur's und dieſen Aufſtand vorausgeſehen hatte, zog ſiegreich an der Spitze der Treuen, welche er zur Vertheidigung ſeines Herrn geſammelt hatte, in das Serail ein. Bei ſeinem Anblick zertheilte ſich auch die kleine Schaar der Soldaten, welche noch im Innern kämpften, und der Sultan war von allen ſeinen Feinden befreit. Alles wurde wieder ruhig, und Fatme zahlte ihre niederträchtige Verrätherei mit ihrem Kopfe. —

Wer vermöchte das Erſtaunen und die Dankbarkeit Achmet's zu beſchreiben? Der Weſſir, den er verurtheilte, war ſein Retter, ihm verdankte er Thron und Leben. — „Weiſer Ruſtan,“ ſprach er zu ihm, „wie vermag ich dir dieſen großen Dienſt zu lohnen? O, wie unglücklich war ich! ich ſtieß deine Rathſchläge von mir, überlieferte mich meinen grauſamſten Feinden, und haßte von ganzer Seele den einzigen Mann, der mir treu zugethan war. O Ruſtan, Ruſtan, bleibe mein Freund, und ſage mir immer die Wahrheit.“

Einige Tage nach dieſer Begebenheit ging der gute Achmet mit dem Weſſir ſpazieren, den er nun nie mehr von ſeiner Seite ließ. Er fragte ihn, was denn mit dem weiſen Ezraim geſchehen ſei? — „Er iſt todt, Herr!“ antwortete Ruſtan. — „Todt?“ ſprach Achmet, „o wie ſehr beklage ich ihn! durch ihn beſaß ich den koſtbarſten Schatz, doch ich wußte ihn nicht zu gebrauchen, und vernichtete ihn mit eigenen Händen. Welch ein unerſetzlicher Verluſt!“ — „Herr!“ erwiederte der Weſſir, „gräme dich deßhalb nicht. Die Erfahrung hat dich gelehrt, daß du ein Ding vernichtet haſt, welches unnütz iſt. Die beſten Brillen nützen demjenigen nicht, der nur durch ſeine Leidenſchaft ſieht, und der, welcher mit den Augen der Vernunft ſieht, bedarf der Brillen nicht.“

Die rächende Maske.

Novellette.

Eines Tages traten zwei junge Mädchen aus dem Dome in Mailand. Die Eine ſtützte ſich auf den Arm ihrer Begleiterin, um ihre ſchwankenden Tritte aufrecht zu erhalten. In ihrem Antlitze trug Julie alle Zeichen eines nahen Todes; ſie litt mit zwanzig Jahren an der Schwindſucht, — nur wenige Wochen blieben ihr noch zu leben, denn ſchon peitſchte der Herbſtwind die abgefallenen Blätter der Bäume. Julie wußte ihr Schickſal; ſie hatte gehört, wie der Arzt ihrem Vater geſagt hatte, daß jede Hoffnung verloren ſei, und der alte Prieſter, der täglich ihren Vater zu beſuchen pflegte, ſprach mit ihr vom Himmel, wie von einem Heimatlande, nach dem ſie jetzt ihre Blicke und Wünſche richten müſſe.

„Theodore,“ ſagte ſie zu ihrer Freundin mit wehmüthigem Lächeln, „du ſiehſt, alle meine Kräfte verlaſſen mich. Ach, wenn ich noch zurückdenke an die Erziehungsanſtalt, wo ich dich kennen lernte, wie war es da ſo ganz anders, wie liefen wir da fröhlich und ſorgenlos durch den Garten, und freuten uns der ſchönen Blumen und der herrlichen Frühlingsluft.“

„Die Zeit geht vorwärts, liebe Julie," antwortete Theodore, „und bringt uns Dornen, welche verwunden, und Leidenſchaften, welche tödten."

Theodore war eine Italienerin, ſchön, wie die Frauen Raphael's. Ihre lebhafte Einbildungskraft, durch Dante's Gedichte genährt, welchen ſie unter allen Dichtern am höchſten ſchätzte, hatte ſie frühzeitig in eine Sphäre von poetiſchen Ideen gebracht. Die Liebe war ihr noch unbekannt, aber bittere Erfahrungen hatten, anſtatt ihren Charakter zu ſchwächen, dieſem eine Art männlicher Energie verliehen. Ihre Mutter hatte ſie frühzeitig verloren, ihr Vater war auf dem Schlachtfelde geblieben, und Theodore wurde im Hauſe Julien's als deren Geſellſchafterin aufgenommen; die beiden Mädchen wurden die innigſten Freundinnen, und mit Schmerz ſah Theodore den Augenblick nahen, der ihr Julie auf immer rauben würde. —

Als die beiden Freundinnen nach Hauſe kamen, ſetzten ſie ſich auf den Balkon. Theodore ließ ſich ihre Staffelei bringen, und während Julie ihre Guitarre ergriff, verſuchte jene, die ſchönen, aber ſo melancholiſchen Züge ihrer Freundin auf der Leinwand feſt zu halten.

Das Porträt, ſchon vor längerer Zeit begonnen, hätte heute vollendet werden können; allein nachdem Theodore einige Striche gemalt hatte, legte ſie den Pinſel, ungeachtet der Bitten ihrer Freundin, nieder. „Ich bin heute zu ermüdet," ſagte ſie, „ſpäter werde ich das Porträt vollenden." —

Allein ſie dachte etwas ganz Anderes. Sie wollte das Porträt erſt dann vollenden, wenn Julie kalt und unbeweglich auf dem Todtenbette liegen würde. Ihre Einbildungskraft arbeitete an einem Plane, den ſie ſorgfältig zu verbergen wußte.

In dieſem Augenblicke ertönte ein herrlicher Marſch, und ein franzöſiſches Regiment, welches damals in Mailand lag, zog vorüber.

„Das iſt ſein Regiment,“ ſagte Julie zitternd, und ihre Wangen überzog brennende Röthe.

„Theodore, ſiehſt du ihn, und blickt er herauf?“

„Nein!“

„Er läßt mich ſterben,“ rief Julie ſchmerzhaft, „ohne mir auch nur einen Blick des Lebewohls zu gönnen. Arthur! Arthur! erfüllſt du ſo deine Schwüre? ein Paradies träumte ich mir; eine Hölle fand ich. In deinen Armen wähnte ich erſt recht zu leben, und ſterben muß ich jetzt ohne dich. Und doch liebe ich dich noch, ich fluche dir nicht, ich verzeihe dir!“

„Aber ich verzeihe ihm nicht,“ dachte Theodore, und führte die halb ohnmächtige Julie zu ihrem bekümmerten Vater.

Ein Monat verfloß, die letzten Blätter fielen ab. Julie ſtarb. Sie ſtarb, ohne daß Arthur ihr den letzten Blick geſchenkt hatte, der ihr die Todesſtunde verſüßt haben würde.

Der alte Speralti ſaß in ſeinem Lehnſtuhle vor dem Bette, wo ſeine Tochter entſchlafen war. Schweigend ſaß er da, ja manchmal preßten ſich Thränen aus ſeinen grauen Wimpern, und ein tiefer Seufzer entſtieg ſeiner Bruſt. —

Julie hatte im Tode einen unbeſchreiblichen Ausdruck von Wehmuth behalten. Der Prieſter betete eifrig an dem Todtenbette, und die Dienerſchaft ging leiſe in den Sälen umher, um mit Trauertüchern die verzierten Wände zu bedecken.

Hinter Speralti ſtand Theodore an der Staffelei, und vollendete das ſchon lange begonnene Gemälde, ſtarr haftete ihr Auge theils auf den geliebten Zügen, die nun bald das Grab bedecken ſollte, theils auf der Leinwand, auf welcher ihr Pinſel ein Meiſterſtück der Ähnlichkeit hervorbrachte; ihre Augen glänzten von übernatürlichem Enthuſiasmus, ihre Lippen preßten ſich mit einem Ausdrucke des Zornes feſt zuſammen.

Das Gemälde war vollendet, und nun wurde die ſtarke Theodore weich und ſchwach. Sie kniete an Julien's Bette nieder, faßte die Hände der todten Freundin, und brach in lautes Weinen aus, dann aber ſammelte ſie wieder ihren vorigen Muth, ſtand auf und trat zu Speralti.

„Sie müſſen ſich von dieſem traurigen Anblick entfernen, mein Vater,“ ſagte ſie. „Erlauben Sie mir, Ihnen dieſen ſüßen Namen zu geben, denn wenn ich auch nicht Ihre Tochter bin, ſo habe ich doch in Julien eine Schweſter verloren.“

Wehmüthig ſah ſie Speralti an, und ſich auf ihren Arm ſtützend, wankte er in ſein Gemach.

An der Thüre aber hielt Theodore noch einmal an. „Mein Vater,“ ſprach ſie, indem ſie ſich umwendete und auf Julien's Leiche zeigte, „Ihr wißt, warum Euer Kind ſtarb?“

„Ich weiß es,“ antwortete Speralti, „ſie liebte einen jungen Offizier, den ich gaſtfreundlich in meinem Hauſe aufnahm, den ich ſogar meinen Sohn nennen wollte.“

„Die Arme wurde von ihm ſchändlich verlaſſen; wir müſſen Julien rächen, mein Vater!“

„Ach, ich habe die Kraft nicht mehr, den Degen zu führen, ſonſt wollte ich hintreten vor den Elenden“ —

„Nicht Ihr ſollt ſie rächen, ich will es thun!“

„Theodore!“ fiel der Prieſter ein, „Gott verbietet die Rache.“

Aber Theodore hatte ſich ſchon entfernt. Sie verließ den Pallaſt Speralti's, und eilte zu einem in der Stadt berühmten Neapolitaner, bei dem zur Karnevalszeit die Mailänder ihre Trachten und Masken beſtellten.

„Hier iſt ein Porträt,“ redete ihn Theodore an, welches ich Ihren Händen anvertraue, bis zur Zeit, wo die Karnevalsbeluſtigungen zu Venedig ihren Anfang nehmen werden, dann ſtellen Sie es mir zurück ſammt einer Larve, welche genau dieſem Gemälde nachgebildet ſeyn muß; eben dieſer ſtarre, wehmüthige Blick, eben dieſe Bläſſe, kurz unverkennbar dieſes ganze Todtengeſicht. Hier haben Sie Geld, und ſollen, wenn Alles nach meinem Wunſche iſt, noch mehr haben. Als Koſtüm fügen Sie ein Todtengerippe hinzu.“ —

Der Prinz Eugen kam nach Venedig, und es gab daſelbſt große Feſtlichkeiten. Zu den herrlichſten zählte man jene, welche der Graf Fermo gab. Sein Pallaſt glich einem Feentempel, die Gäſte wandelten durch prächtige Säle und beleuchtete Gärten. Die vortrefflichſte Muſik regte zum Tanze auf, reich gekleidete Masken trieben ihr loſes Spiel und alle Sinne ſchwelgten bis zum Morgen in ſtets veränderten Genüſſen.

Ein junger franzöſiſcher Offizier, Arthur de Bremont, vom Tanze ermüdet, lehnte an einem Pfeiler des Saales, und ſah die fröhliche Menge an ſich vorbeiwogen; da fielen ſeine Blicke auf eine weibliche Maske, welche ihn aufmerkſam zu betrachten ſchien.

Ihre Augen blitzten durch die Larvenöffnungen wie zwei Flammen, und ihr ganzes Weſen hatte etwas Gebieteriſches, was die Aufmerkſamkeit des Offiziers in Anſpruch nahm. Da trat die Maske auf ihn zu. — „Lieutenant!“ ſprach ſie, „du bringſt zu einem ſo luſtigen Feſte trübe Blicke und eine gefurchte Stirne.“

„Ich? O nein, aber auch die Fröhlichkeit ermüdet, und ich ruhe nur aus, um mich dann mit neuer Kraft dem Vergnügen in die Arme zu werfen.“

„Fröhlichkeit und Leichtſinn, das iſt ja Euer Wahlſpruch, Franzoſen!“

„Du moraliſirſt, ſchöne Maske. Reiche mir doch deine zarte, weiße Hand, damit ich ſie küſſe für die Sittenpredigt.“

„Galant in Venedig, wie in Mailand, und wie überall.“ —

„Kennſt du Mailand?“

„Es iſt meine Vaterſtadt und die Vaterſtadt Julien's — Julien's, welche du liebteſt.“

„Julie?“ ſtammelte Arthur verlegen, und beide befanden ſich jetzt in einem nur halberleuchteten Kabinete. — „Julie? wer ſagte dir —?“

„Ihr Franzoſen poſaunt ja Eure Eroberungen ſo ſchnell aus, als ihr ſie macht und wieder vergeßt.“

„Boshafte Schmeichlerin! Aber laſſen wir die Vergangenheit ruhen, ſchöne Mailänderin, die Gegenwart iſt ja ſo herrlich. Erlaube mir aus deinen ſchönen Augen Vergeſſenheit zu ſaugen.“

„So ſprachſt du auch zu Julie, nicht wahr?“

„Julie, und immer Julie, laß die Erinnerung.“

„Du liebteſt ſie aber doch?“

„Nun ja, eine flüchtige Neigung. Ich verſichere dich, ich kann mehr Liebe geben, als ich ihr gab.“

„Aber ſie konnte nicht mehr geben, ſie liebte dich mit ihrer ganzen Seele, und dein Zurückziehen koſtete ihr das Leben.“

„Ach! ſchmeichle mir nicht.“

Der Elende, dachte Theodore, nicht einen Gewiſſensbiß, nicht ein Wort des Mitleids für ſein Opfer.

„Du denkſt nach, ſchöne Mailänderin,“ fuhr Arthur fort. „Sieh, wir ſind allein in dieſem Kabinete, ich gäbe mein Leben darum, nur einen Augenblick hinter dieſe neidiſche Maske ſehen zu können.“

„Du biſt unbeſcheiden, aber ich will deinem Wunſche willfahren, und dies ſogleich. Sage mir nur noch, erinnerſt du dich noch jenes Abends in Mailand, wo du hinter den düſtern Mauern von Sant Ambroſio zu einem jungen Mädchen eben ſo ſprachſt: „Hebe dieſen neidiſchen Schleier, laß mich dein Antlitz ſehen, und ich will gerne ſterben . . .?“

„Wie weißt du ...?“

„Das Mädchen erfüllte deinen Wunſch, ſie hob ihren Schleier, wie ich jetzt meine Maske abnehme. So ſieh' mich denn, Elender!“

Und der Lieutenant ſah — und die Haare ſträubten ſich auf ſeinem Haupte, — mit einem Schrei des Entſetzens fiel er zu Boden.

Zu Mailand ſaß der alte Speralti mit dem Prieſter in ſeinem Gemache, und ſprach mit ihm von ſeiner Tochter, und von dem Wiederſehen in jener Welt.

Da ſtürzte Theodore in Reiſekleidern in das Gemach und rief: „Vater, ich komme von Venedig, ich habe den Mörder Julien's geſehen, deine Tochter iſt gerächt!“

„Und wie?“ fragte erſtaunt der Alte.

„In mir ſah er die Todte wieder. Grauen und Entſetzen raubten ihm dem Verſtand.“

Speralti ſtarrte Theodoren an.

Der Prieſter aber ſtand auf und ſprach: „Knie nieder, meine Tochter, bereue und thue Buße, denn dich erfreut die Rache, welche der Ewige verwirft.

Der Chriſtinos.

Hiſtoriſche Novelle.

Es war vor beiläufig zwei Jahren, in der Badeſaiſon, als eine Geſellſchaft von Herren und Damen, welche bereits die bemerkenswertheſten Gegenden der Pyrenäen beſucht hatten, an jenes äußerſte Ende des Thales von Luchon kamen, wo der enge Paß von Venasque Frankreich mit Spanien in Verbindung ſetzt. Man berathſchlagte, ob man die Reiſe noch bis Arragon fortſetzen und auf dieſe Art es wagen ſollte, einer Partei von Carliſten oder Chriſtinos in die Hände zu fallen, welche die Gegend durchſtreiften, ſich wechſelſeitig mit Kugeln begrüßend.

Die Damen ließen ſich von der Gefahr nicht zurückſchrecken; denn ſie hatten keinen Begriff von den Gräueln eines Bürgerkrieges, der mit der größten Erbitterung und Grauſamkeit geführt wird; und ſchon war man überein gekommen, vorwärts zu ſchreiten, als hinter dem Vorſprunge eines Felſens eine blaſſe, blutige Geſtalt, einem Geſpenſte ähnlich, hervortrat. Man wich vor Entſetzen und Abſcheu zurück; allein als man überlegte, daß man die Gewalt auf ſeiner Seite habe, und da man bemerkte, daß das Geſpenſt ſich nur mit Mühe vorwärts ſchleppte, blieb man ſtehen und erwartete es. Es war ein Mann mit Lumpen einer Uniform bedeckt, und einen Sack auf dem Rücken tragend. Er wankte gegen die Geſellſchaft vorwärts, und mit ſchwacher Stimme flehte er in ſpaniſcher Sprache um Hilfe und Erbarmen.

Die Wegweiſer in den ſpaniſchen Gebirgen ſprechen ſpaniſch und franzöſiſch. Der Wegweiſer der Geſellſchaft überſetzte ſeine Worte, welche übrigens ſchon durch ſeinen Anblick und ſeine Geberden verſtändlich wurden, und alſogleich war Alles um den Bemitleidenswerthen beſchäftigt, die Reiſeſäcke wurden geöffnet, man reichte ihm ein Glas Rhum, er ſchüttete davon einige Tropfen in die Hand, rieb ſich damit die Schläfe, und trank das Übrige. Dann etwas geſtärkt, blickte er die um ihn Stehenden in der Reihe an.

»Tauſend Dank, meine Damen und Herren!« ſprach er im guten Franzöſiſch zum Erſtaunen ſeiner Wohlthäter. »Ihre Ankunft in dieſer wilden Gegend hat mir das Leben gerettet, ich leide fürchterlich an Wunden. Das Fieber, die Erſchöpfung und der Durſt haben mich ſo ermattet, daß ich hier hätte vergehen müſſen.«

Die Bemühungen für den Armen wurden fortgeſetzt. Mit Waſſer aus einer nahen Quelle hatte man ihm das Blut vom Geſichte gewaſchen; denn er ſchien am Kopfe verwundet. Die feinen Sacktücher der ſchönen Damen waren ſchnell in Stücke zerriſſen und zu Kompreſſen und Verbänden verwendet.

Als dieſes geſchehen war, bemerkte man, daß der Arme ein großer, ſchöner Mann war. Seine braune Geſichtsfarbe, ſeine ſtolzen, ausdrucksvollen, ſtarken Züge und ſein lebhaftes Auge trugen die ſpaniſche Eigenthümlichkeit an ſich. Jemand fragte ihn, ob er ein Spanier ſei? „Ja,“ antwortete er mit Bitterkeit, „ich bin ein Spanier und war Soldat unter den Fahnen der Königin Chriſtina. Vor ſechs Tagen ſtießen wir auf einen Haufen Carliſten und ſchlugen uns. Ich wurde verwundet, hier (er zeigte auf ſeinen Kopf) und hier (er deutete auf die rechte Hüfte.) Aber alle die Schmerzen ſind nichts gegen das, was ich hier leide,“ und dabei drückte er beide Hände krampfhaft auf ſein Herz.

„Ihr Wunſch iſt alſo vermuthlich nach Frankreich hinüber zu gehen?“ fragte man ihn weiter. „Ja, o ja!“ antwortete er lebhaft. „Ich deſertire, denn dieſer Krieg macht mir Grauen. Ich ließe mich lieber in den Kerker werfen, und erſchießen, als länger Theil daran zu nehmen. — O! vor Allem dieſe letzte fürchterliche Begebenheit!“ — Und bei dieſen Worten ſenkte ſich ſein Antlitz in ſeine beiden Hände, große Thränen rieſelten zwiſchen den Fingern herab, ſeine Knie brachen und er wurde ohnmächtig. Durch dieſen Zuſtand beunruhigt, machte man in Eile eine Tragbahre aus Baumzweigen zuſammen, legte den Verwundeten darauf, umgab ihn und trug ihn, mit Mänteln und Shawls bedeckt, nach Luchon herab, wo man einen Wundarzt und alle nöthige Hülfe zu finden hoffte.

Eine ſo intereſſante Epiſode in die Reiſe der Geſellſchaft geworfen, war ungeachtet des Mitleids für den armen Gegenſtand derſelben, doch auch nicht ganz unwillkommen, man ſprach nur von dem Chriſtinos und belagerte den ganzen Tag das Haus, in welches man ihn gebracht hatte, um Nachrichten über ſeine Geſundheit zu erhalten. Beſonders war die Theilnahme durch ſeine letzten Worte aufgeregt worden. Jeder erklärte ſie nach ſeiner Idee, und machte entweder einen politiſchen oder Liebesroman daraus, je nach ſeinem Geſchlechte oder Alter. Man erwartete mit einer Ungeduld, an welcher — zum Nachtheil des menſchlichen Herzen muß es geſagt werden — das Erbarmen weniger Antheil hatte, als die Neugierde, die Geneſung des Armen hoffend, daß er dann ſeine fürchterlichen Lebensabenteuer erzählen werde.

Endlich erklärte der Arzt, daß der Spanier außer Gefahr ſei und die Perſonen empfangen könne, welche ihm das Leben gerettet haben, aber auch nur dieſe allein.

In einem ärmlichen Zimmer eines kleinen Hauſes in Luchon ſaß der ſpaniſche Soldat in einem großen Lehnſtuhl und die Geſellſchaft rund um ihn, ſein edles Antlitz durch die Krankheit noch mehr gebleicht, ſein herrlicher Wuchs, der ſich in den Falten eines langen braunen Mantels abdrückte, ſein lebhaftes Auge machten den größten Eindruck auf alle Anweſenden.

Nach den Fragen um ſein Befinden, ſuchte man ihn auf den Punkt zu bringen, auf welchem man ihn haben wollte. Man fragte ihn, worin man ihm nützlich ſeyn könne, wenn er anders den Wunſch hege, in Frankreich zu bleiben. Er beſtätigte mit ſichtbarer Bewegung, daß ſein Entſchluß, nicht mehr nach Spanien zurückzukehren, unumſtößlich ſei. Man verwunderte ſich über eine ſolche entſchiedene Abneigung gegen ſein Vaterland und bemerkte, daß, um ſich zu rechtfertigen, äußerſt wichtige Gründe vorhanden ſeyn müßten.

„O ja!" rief er aus, „ſehr wichtige; urtheilen Sie ſelbſt, meine Herren und Damen!"

Bei dieſen Worten malte ſich Befriedigung auf allen Geſichtern. Man hatte das gewünſchte Ziel erreicht, die angeſchlagene Saite gab den Ton, den man hoffte. Man rückte die Stühle näher, alle Augen hefteten ſich auf den Spanier, und mit geſpannter Erwartung lauſchten alle Ohren.

„Ich bin der Sohn eines Landmannes," begann der Spanier ſeine Erzählung. „Mein Vater war Gärtner in Saragoſſa. Seine erſte Frau hatte er verloren, ſie hinterließ ihm einen Sohn; er vereheligte ſich wieder und ich bin der Sohn dieſer zweiten Ehe. Mein älterer Bruder war ſtolz und ſchroff. Wir haben in Spanien ein Sprichwort, welches heißt: Wenn ihr einem Arragonier einen Nagel gebt, ſo wird er ihn eher mit ſeinem Kopf einſchlagen, als auf einen Hammer warten, und mein Bruder rechtfertigte dieſes Sprichwort. Er konnte ſich mit ſeiner Stiefmutter nicht vertragen, welche nur Sorgfalt und Zärtlichkeit für mich zeigte. Er zählte zwölf Jahre, ich zwei, als die Heerden ihren jährlichen Gang auf die Berge antraten. Er ließ ſich von dem Mayoral der Provinz zum Hüter aufnehmen, und verließ das väterliche Haus. Das iſt nun 25 Jahre, und er kehrte ſeitdem nicht wieder zurück. Ich konnte mich ſeiner Züge gar nicht mehr erinnern, ach mein Gott! mein Gott! warum mußt' ich ihn wieder ſehen."

Die Stimme des Erzählers erſtickte in Schluchzen, und Thränen floſſen über ſeine Wangen herab, allein ſich faſſend trocknete er ſie mit der umgekehrten Hand ab und fuhr fort: „Von meiner Mutter verhätſchelt, wurde ich bald halsſtärrig und ungehorſam; vergebens wollte mich mein Vater ſeine Kunſt lehren, die Gärtnerei mißfiel mir; anſtatt zu arbeiten lief ich fort, ſpielte mit den Kindern meines Alters, und wurde ſo bald einer der liederlichſten Jungen in der ganzen Gegend. Ich machte Bekanntſchaft mit einem Schmuggler, der Wein, Branntwein und Tabak nach Frankreich ſchwärzte und dafür Spitzen und Bijouterien zurückbrachte. Er ſchlug mir vor, Gefahr und Nutzen mit ihm zu theilen, das herumſtreifende Leben gefiel mir, ich nahm ſeinen Vorſchlag an, und zehn Jahre hindurch trieb ich dieſes gefahrvolle Metier, oft die Streiche der Gränzwächter duldend, noch öfters ſie austheilend, aber immer fröhlich und unabhängig. Meinen Reiſen zu jener Zeit danke ich es auch, daß ich Ihre Sprache lernte, meine Herren und Damen, und daß ich Ihnen dies ohne Dolmetſch zu erzählen im Stande bin. Indeſſen hatte ſich der Bürgerkrieg entſponnen. Don Carlos hatte Navarra aufgewiegelt und die Königin Chriſtina ſandte Truppen ab, die Empörer zu unterjochen. Die Contrebande von Waffen und Munition für die Carliſtiſche Partei war einträglich, und wir ergaben uns derſelben einige Zeit mit Gewinn; allein die Chriſtinos wurden bald wachſamer, und ich und meine Kameraden wurden mit einem nicht unbedeutenden Transport von Pulver und Blei gefangen. Unſer Prozeß war bald gemacht und wir ſollten erſchoſſen werden. Schon war das Urtheil geſprochen, und wir erwarteten den Prieſter, der uns zur letzten Reiſe bereiten ſollte, als ſtatt deſſen der Kapitän eines Regimentes der Königin zu uns in das Gefängniß trat. Er bot uns Gnade an, wenn wir der Königin den Eid der Treue leiſten und unter ihrer Fahne Dienſte nehmen wollten. Für uns gab es keine politiſchen Neigungen; wir ſahen in dieſem Vorſchlag nur einen Handel, bei welchem aller Vortheil auf unſerer Seite war, und nahmen ihn an. Wir zogen die Uniform an und marſchirten gegen die Carliſten. Ach, ich war von einem unehrlichen Lebenswandel zu einem ehrlichen übergegangen, aber hier erſt ſtämpelte mich das Schickſal willenlos zum größten Verbrecher!«

»Verbrecher!« murmelte man von allen Seiten in der Geſellſchaft. Man ſchauderte zurück, aber die Theilnahme an dem ſchönen Verbrecher ward nur um ſo größer. Mit noch größerer Aufmerkſamkeit hörte man ihm zu, und er fuhr fort:

»Unter den Häuptlingen der Guerillas, welche am meiſten die Truppen der Königin beunruhigten, bemerkte man vor allen Einen, den man den Mayoral nannte, weil er lange Zeit das Haupt der Viehhirten in der Provinz war. Seine Kühnheit und Unerſchrockenheit machten ihn eben ſo furchtbar, als ſeine Lokalkenntniſſe. Bald ſtand er mit einem Haufen vor uns, wo wir ihn am wenigſten vermutheten, und bald, wenn wir eben glaubten, ihm auf der Spur zu ſeyn, war er wieder wie verſchwunden. Er hatte die ganze Gegend gegen uns aufgewiegelt. In Berückſichtigung meines früheren Lebenswandels glaubte man, daß ich der tauglichſte ſeyn werde, ſeine verborgenen Schlupfwinkel zu entdecken; man vertraute mir alſo das Detachement an, welches beſtimmt war, dieſen furchtbaren Guerillas mit ſeiner Truppe aufzuheben. Wir brachen von Pampeluna auf, und ſchlugen uns auf der Straße von Saragoſſa, rückten über Taffala und Tudela bis nach Caparoſa vor, ohne unſern beſtimmten Feind zu treffen. In dem Maße, als wir uns weiter entfernten, waren wir auch gezwungen größere Vorſicht zu gebrauchen. Wenn ſich ein Soldat von der Kolonne entfernte, ſo wurde er von den Bauern ermordet, welche ſich in jedem Hauſe verſchanzten und aus jedem Strauche hervorſchoſſen. Wir vergalten ihnen aber alles Übel getreulich, was ſie uns zufügten; Jeder, der uns begegnete, ſchuldig oder unſchuldig, wurde niedergehauen. Auf dem linken Ufer des Fluſſes Arragon fanden wir in einer waldigen verlaſſenen Gegend, Bardena-de-Rey genannt, ein Kind von beiläufig zwölf Jahren. Bei unſerer Annäherung verbarg es ſich unter das Geſtrippe, aber wir bemerkten es und zogen es hervor. Es trug einen kleinen Sack voll Eßwaren, Maisbrot, einige Schnitten Speck, Mandeln und Feigen. Vermuthlich Proviſion für die Rebellen. Wir nahmen ihm den Sack und fragten das Kind, wohin es denſelben tragen ſollte.

„Zum Mayoral,“ antwortete es ſtolz.

„Wo iſt der Mayoral?“

„Das ſag' ich Euch nicht.“

„Iſt er allein?“

„Wenn Ihr ihn finden werdet ſo werdet Ihrs ſchon ſehen.“

„Führe uns zu ihm.“

„Da rühr ich keinen Fuß.“

Man behandelte auf dieſe kühnen Worte den widerſetzlichen Kleinen ſehr grauſam. Allein er blieb ſtandhaft. Ach, wie ſchön und muthig er war, dieſer Heldenknabe! Er antwortete auf alle Stöße und Schläge nur mit dem Ausruf: »Viva el rey Carlos! Muera la reyna gobernadore!« Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, was er litt, denken Sie ſich die größten Grauſamkeiten, und Sie werden noch hinter der Wahrheit zurückbleiben. Endlich blieb er todt auf dem Platze. Bald darauf, vielleicht durch das Geſchrei des Kindes herbeigerufen, ſahen wir ein Detachement Feinde gegen uns kommen. Sie wurden durch einen großen, ſtarken und tapfern Mann befehligt, der ſich mit einem Muth und einer Härtnäckigkeit ſonder gleichen ſchlug. Es war der Mayoral. Wir waren ſtärker, und das kleinere Häuflein der Feinde beſtand größtentheils aus ſchlecht bewaffneten Bauern, welche ſich ohne Ordnung ſchlugen; daher wurde ein großer Theil von ihnen niedergemacht, die übrigen nahmen die Flucht in das Gehölze. Ich hatte mich gleich bei Anfang des Gefechtes dem Mayoral ſelbſt entgegen geſtellt; wir fochten lange Zeit ohne entſchiedenen Vortheilen, endlich gelang es mir, dem Jüngeren und Stärkeren, ihn zu Boden zu werfen, und mit einem Kolbenſchlag ſtreckte ich ihn todt zu Boden.«

Bei dieſen Worten erſcholl ein allgemeiner Schrei des Entſetzens.

»Ha! das iſt unbarmherzig!« ſagte eine Dame.

»Was wollen Sie?« fragte der Spanier, »das iſt das Unvermeidliche des Krieges. Ach! ich wurde hart für dieſe That beſtraft.«

Einige Fläſchchen mit Kölnerwaſſer thaten ihre Schuldigkeit bei den Frauen, die Ruhe war wieder hergeſtellt und der Erzähler fuhr fort:

„Wir nahmen den Todten, was ſie am Werthe bei ſich trugen. Ich erblickte unter dem Hemde des Mannes, den ich hingeſtreckt hatte, eine ſilberne Uhr an einer Haarkette. Dieſe nahm ich. Die Feinde, welche ſich nur zerſtreut hatten, kamen bald in größerer Anzahl wieder zurück. Sie überfielen uns unvorgeſehen und richteten ein großes Blutbad unter den Unſerigen an.“

„Dabei erhielt auch ich dieſe Wunde in der Seite. Die Klinge eines Meſſers drang hier, unter der Rippe, hinein. Ich fiel und blieb beſinnungslos liegen. Unſere Truppen flohen und wurden verfolgt, und dies rettete mir das Leben, weil die Feinde nicht Zeit hatten, den Verwundeten den Garaus zu machen. Das Gefecht hatte am Abend Statt, und ich lag die ganze Nacht auf dieſer Stelle. Bei den erſten Strahlen der Morgenſonne, als ich rund um keine Feinde gewahrte, ſchleppte ich mich, ſchwach und voll Blut, zu einigen Hütten, welche ich nicht weit entfernt erblickte. Alle Männer hatten ſich bewaffnet, ich durfte alſo hoffen, nur mitleidigen Frauen in die Hände zu fallen, und ich glaubte alſo, ungeachtet meiner Uniform, als Chriſtinos keine Gefahr zu laufen; als ich mich einer der Hütten genähert hatte, ſah ich auch wirklich ein Weib bei einem Fenſter herausſchauen, ich gab ihr Zeichen und flehte, den Hut abnehmend, um Barmherzigkeit; allein ohne mir zu antworten, trat ſie nur einen Augenblick von dem Fenſter weg, kam aber gleich wieder, und ſchoß mit einer alten Flinte auf mich. Die Kugel pfiff über meinen Kopf weg. Ich eilte, was ich konnte, unter dem Schutze einiger Bäume davon, und verlor endlich die Häuſer aus dem Geſichte. Mit unendlicher Mühe und unſäglichen Schmerzen zog ich nun im Freien unbemerkt meine Uniform aus, und indem ich ſie in einem Bündel auf dem Rücken trug, ſetzte ich meinen beſchwerlichen Marſch fort, einen Fluß oder eine Quelle ſuchend; denn ich hatte das Wundfieber und der Durſt plagte mich fürchterlich. Ich fand keinen Tropfen Waſſer in dieſer ſandigen Ebene. Die Sonne ſtand gerade über meinem Haupte, ihre brennenden Strahlen fielen auf meine Wunden, ich litt unſägliche Schmerzen. Ach, freudig hätte ich einen ſchnellen Tod dieſer langſamen Marter vorgezogen. Endlich ſah ich ein einſames Haus. Nachdem ich meine Seele Gott und allen Heiligen empfohlen hatte, beſchloß ich darauf zuzugehen, es möge auch geſchehen, was da wolle. Ich pochte an die Thür, freilich etwas zaghaft; denn es handelte ſich in dieſem Augenblicke um Leben oder Tod.“ —

„Eine Frau öffnete die Thür mit Vorſicht nur halb. Ich ſtreckte ihr meine Hände flehend entgegen und rief: „Habt Mitleid, gute Frau, mit einem armen Soldaten.“

„Ein Soldat!“ ſchrie ſie erſchrocken. Auf ihren Schrei waren ein großes Mädchen und zwei kleinere Kinder, aber nur zitternd, herbeigelaufen.

„Seid Ihr allein, oder folgen Euch eure Kameraden?“ fragte die Mutter.

„Wer weiß, wo dieſe ſind, wenn ſie anders den Carliſten entronnen ſind.“

„Was wollt Ihr damit ſagen?“

„Ihr wißt alſo nichts von dem Gefechte geſtern Abends?“

„Nichts.“

„Ach, meine guten Leute, Ihr würdet nicht ſo ruhig ſeyn, wenn die Chriſtinos Sieger geblieben wären; aber ſie ſind in die Flucht geſchlagen, und werden verfolgt.“

„So ſei Gott gelobt und die heilige Jungfrau von Pilar!“ riefen Mutter und Kinder mit zum Himmel gehobenen Blicken und Händen einſtimmig.

„Ich bin ganz allein, ich liefere mich Euch aus; ich bin verwundet und ſchwach, Ihr könnt mich tödten.“

„Habt keine Furcht,“ antwortete die Mutter mit einem Ausdruck von Güte und Traurigkeit. „Ihr ſeid verwundet und braucht Hilfe. Mein armer Mann, der unter unſern Truppen dient, iſt vielleicht jetzt eben ſo hilflos als Ihr. Vielleicht läßt ihm der liebe Gott durch eine gute Seele vergelten, was ich an Euch thue. Kommt, tretet herein.“

„Durch dieſe gütigen Worte ermuthigt, folgte ich der Frau in die Hütte, und befand mich in einem großen Gemache, deſſen Boden nach ſpaniſchem Gebrauche mit einer Eſtera, das iſt einer Art Teppich von Palmblättern, bedeckt war. Die weißen Mauern waren in einer Höhe von vier Fuß mit Matten bedeckt, ein Bild der ſchmerzhaften Mutter Gottes hing an der Wand, und an den Wandhaken hingen Gewehre, eine Armbruſt, ein Mantel und noch andere Kleider. Alles zeigte von Ordnung, Reinlichkeit und Wohlhabenheit.“

„Sie müſſen wiſſen, werthe Geſellſchaft, daß jede Provinz Spaniens ſich durch ein ganz eigenes Coſtume, oder wenigſtens durch ein eigenthümliches Kleidungsſtück bemerkbar macht. Das Volk und die Landleute halten beſonders daran feſt, ſo daß ein Eingeborner auf den erſten Blick kennt, aus welcher Provinz Jemand ſei. Sie werden alſo auch leicht begreifen, daß ich ganz betroffen, ja gerührt wurde, als ich bemerkte, daß meine gütige Wirthin und ihre Tochter weite Cotilla's trugen, das ſind weite Leibchen mit nahe an einander gereihten Fiſchbeinſtäben und eiſernen Ringen verziert, und kurze Vortücher von blauem Wollenzeug, die nur mit Mühe ihre nackten Beine bedeckten, und daß ihre Haare in einem Wulſt zuſammengeneſtelt waren, durch welchen eine große ſilberne Nadel geſteckt war. — O ja, ich war ſehr gerührt, denn dieſe Tracht war nicht jene der Provinz Navarra, in welcher ich mich jetzt befand, ſondern die Tracht von Arragon, meiner Heimat.“

„Schnell Carita,“ ſprach die Mutter zur ältern Tochter, „bringe Waſſer und Wäſche.“

Carita lief fort, brachte alles Verlangte, und half ihrer Mutter mir einen Verband auflegen, den ich noch trug, als ich Ihnen begegnete. Die Frauen beſaßen Charpie in Menge, ſie hatten die ganze Nacht damit zugebracht, welche zu zupfen. Als ich meine Verwunderung hierüber äußerte, ſagte die Mutter: „Ach, wenn mein Mann verwundet zurückgekommen wäre, hätten wir ihn ja auch verbinden müſſen; ach! in einem Kriege, wie dieſer, muß man auf Alles gefaßt und vorbereitet ſeyn.“

„Beruhigt Euch über das Schickſal Eures Gatten,“ antwortete ich, „er iſt vermuthlich weit entfernt und in der Verfolgung meiner Kameraden begriffen. Wir wurden überfallen, verloren Kopf und Muth, und wurden auf dieſe Art gänzlich geſchlagen.“

„Während ich dieſes ſagte, glänzte ein Strahl von Freude in den Augen der guten Hausfrau. Die Kinder freuten ſich mit ihr, und ſelbſt der Kleinſte von 5 oder 6 Jahren ſprang herum und rief: „Nun kommt der Vater bald!“

„Das wollen wir zu Gott hoffen, meine Kinder!“ verſetzte die Mutter. „Ohne ihn, was würde aus uns werden? wir alle, und ſein armer Vater, der dann von allen ſeinen Kindern verlaſſen, ſchwach und krank zurückbleiben müßte! Meinen Mann hat er freilich nie ſo geliebt, als den Andern und der hat ihn eben zuerſt verlaſſen.“

„Jedes dieſer Worte rief mir mein eigenes Unrecht gegen meinen Vater zurück. Ich horchte weiter mit einer Art von Beklommenheit.“

„Mein Mann, im Gegentheil, als er hörte, daß ſein Vater Mangel leide, eilte zu ſeiner Hilfe herbei. O, es iſt ein vortreffliches Herz, mein Joſe!“

„Joſe heißt Euer Mann?“

„Ja, Herr.“

„Und woher ſeid Ihr?“

„Aus Puebla in Arragon, nahe bei Saragoſſa.“

„Joſe auch?“

„Ja Herr.“

„Aber wie heißt er mit ſeinem Geſchlechtsnamen?“

„Ribanera.“

„Gott, mein Bruder!“

„Wie, Ihr wäret alſo Tonio!“

„Ja, liebe Schweſter, ich bin Tonio — ach, der gute Bruder hat Euch ſogar meinen Namen geſagt.“

„O! er ſprach oft mit uns von dem kleinen zänkiſchen Tonio, aber er hat Euch deßwegen doch recht lieb.“

„Und das iſt alſo meine Nichte und meine Neffen?“

»Ja Herr, aber wir haben noch mehre Kinder, ein kleines Mädchen, die ich noch ſtille, ſchläft oben in der Kammer, und einen Jungen, unſere Hoffnung und unſer Augapfel; er iſt erſt zwölf Jahre alt, aber ſchon ſo klug, wie ein Erwachſener; er arbeitet und macht ſich ſchon überall nützlich; o, der wird einſt die Ehre und Stütze ſeiner ganzen Familie werden.«

»Und warum ſeh' ich den Jungen nicht hier bei Euch?«

»Ach!« antwortete die Mutter ſeufzend, »er iſt geſtern gegangen, ſeinem Vater einige Lebensmittel zu bringen; er wird wohl mit dem Vater wieder zurückkehren.«

»Bei dieſen Worten erbebte ich innerlich, es fiel mir der unglückliche Knabe ein, der unter unſern Streichen fiel.«

»Ich ſage Euch dieſes,« fügte meine Schwägerin hinzu, »weil ich weiß, wer Ihr ſeid. Welches auch das Glück der Waffen ſeyn, welche Partei auch ſiegen mag, Ihr werdet Eurem Bruder nichts zu Leide thun, und er Euch nicht. Herr im Himmel, was iſt ein Bürgerkrieg doch Entſetzliches! Da waren zwei Brüder ausgeſetzt, ſich zu erſchlagen.«

»Ihre Worte zerriſſen mir das Herz; dennoch konnte ich es nicht unterlaſſen, in ſie zu dringen, mir ihren Knaben näher zu beſchreiben.«

»Sie that es mit der zärtlichſten Mutterliebe, und ſagte mir auch, daß er den Namen Tonio, meinen Namen, trage.«

»Alle Bezeichnungen trafen mit jenen unſers Opfers überein; dennoch zweifelte ich noch; als ich ſie aber auch bat, mir die Kleidung des Kleinen zu beſchreiben, und ſie mir ſagte, er trage keine Uniform, ſondern die gewöhnliche Bauernkleidung, und das braune Gambeto mit blauen Aufſchlägen, welches er an habe, habe ſie und ihre Tochter ſelbſt gemacht, da blieb leider kein Zweifel mehr. Ich war Einer der Mörder meines Neffen! Denken Sie ſich meine Verzweiflung. Aus der Veränderung aller meiner Züge erkannte meine Schwägerin meinen Schmerz, und da man dieſen meinen Wunden zuſchrieb, ſo verdoppelte man die Pflege und bot mir das Lager und das Mahl, welche für den Hausvater bereitet waren. Ich nahm an, weſſen ich mich nicht würdig fühlte. Endlich unterlag ich ſo vielen phyſiſchen und moraliſchen Schmerzen und ſank bewußtlos hin; ach warum war dies nicht der Tod!«

»Ungeachtet der Hilfeleiſtung meiner Schwägerin und ihrer Kinder lag ich doch einen ganzen Tag ohne Bewußtſein. Als ich wieder zu mir kam, fand ich die ganze Familie unruhiger und beängſtigter als früher. Die lange Abweſenheit des Vaters und Sohnes fing an ſie zu quälen.«

»Ich wollte ihnen nicht ſagen, was mir leider ſchon klar war, zugleich fühlte ich mich durch die Güte dieſer lieben Menſchen beſchämt; ich beſchloß alſo das Haus zu verlaſſen, wo jedes Wort mir zum Gewiſſensbiſſe wurde. Meine Wunde war verbunden, ich fühlte ſo viel Kraft in mir weiter zu gehen, und kündigte ihnen mit meinem Danke an, daß ich fort müſſe.«

»Wie? fort?« rief meine Schwägerin, »fort ohne Euern Bruder zu ſehen? nein, das könnt Ihr nicht.«

»Ich muß; wir wollen das Wiederſehen auf eine andere, beſſere Zeit verſparen. Mein Bruder kann mit einigen ſeiner Leute zurückkehren, und meine Gegenwart könnte ihn in Verlegenheit ſetzen; drum laßt mich fort!«

»Und Ihr wollt hingehen, um gegen uns zu kämpfen,« fragte die Frau noch traurig.

»Nein,« antwortete ich, »mir graut vor dieſem Kriege, ich kehre nicht zu meinem Corps zurück, ich deſertire und gehe nach Frankreich; wenn Alles wieder ruhig iſt, kehre ich hieher zurück. Bis dahin grüßt meinen Bruder und lebt wohl! Vergeßt Tonio nicht!«

»Ich war ſchon bei der Thür hinaus, da ergriff mich plötzlich eine Idee. Ich trat wieder in's Zimmer zurück und ſprach: »Damit Ihr Euch in jeder Stunde an mich erinnert, nehmet dieſes Andenken von mir.« Ich machte meinen Sack auf, und nahm daraus die Uhr. »Dieſe Uhr,« ſagte ich, »war meine letzte Beute auf dieſer Welt. Ich habe ſie einem armen Teufel abgenommen, den ich im letzten Gefechte zu tödten das Unglück hatte. Obſchon ſie nach den Rechten des Krieges mein Eigenthum iſt, ſo würde ich mir doch jetzt ein Gewiſſen daraus machen, das Mindeſte aus Eurem Lande mit mir zu nehmen. Behaltet die Uhr, ſie wird Euch jede Stunde an Euren dankbaren Freund und Bruder erinnern.«

»Ich gab die Uhr meiner Schwägerin; aber kaum hatte ſie dieſelbe angeſehen, als ſie mit herzzerreißendem Tone aufſchrie: »Heiliger Gott im Himmel! was ſeh' ich? die Uhr meines Mannes, und die Kette, die Haare ſeiner Tochter! — Entſetzlicher! Du haſt meinen Mann, deinen Bruder ermordet!« und beſinnungslos fiel ſie zur Erde.

»Auch die Kinder ſtießen bei dem Anblicke der Uhr ein lautes Geſchrei aus, drängten ſich an die Mutter und ſahen mich mit furchtſamen Blicken an. Ich aber ſtand unbeweglich, die Augen weit offen, ohne zu ſehen, den Mund geöffnet, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Mit einem Male drängte ſich mir mein ganzes Unglück zu Herzen, meine Pulſe ſchlugen, als ob ſie mir die Adern zerſprengen wollten, kalter Schweiß lief mir über die Stirne herab, und die Haare ſträubten ſich auf meinem Kopfe empor; ich ſah meine Opfer vor mir und wagte es nicht, mich ihnen zu nähern; endlich brachen Thränen aus meinen Augen hervor.

„Lebt wohl,“ rief ich, „Ihr ſeid in der Höllenangſt, die mich verzehrt, gerächt!“ und ſtürzte zum Gemache hinaus. Mit meinem Schmerze allein ging ich vorwärts; jetzt hätte ich die Carliſten herbeigewünſcht, damit ſie meinem elenden Leben ein Ende machen möchten, allein eben jetzt fand ich ſie nicht, und ſchwach und ermattet kam ich im Gebirge an. Dort irrte ich zwei Tage ohne Hilfe und ohne Nahrung umher und fiel endlich bis zum Tode erſchöpft an einem Felſen nieder, wo ich mir an einem ſpitzen Steine die Kopfwunde ſchlug, welche meinem Leben gewiß ein Ende gemacht haben würde, wenn nicht der Zufall Sie zu meiner Rettung herbeigeführt hätte.“

Hier ſchwieg der Spanier, aber immer noch herrſchte tiefe Stille rings um ihn, alle Blicke waren auf ſein ernſtes, blaſſes Antlitz gerichtet, deſſen Wangen durch den Schmerz ausgehöhlt waren und aus deſſen Augen große Thränen rollten, welche den Runzeln bis zu dem ſchwarzen Schnurbarte folgten.

Endlich fragte man Tonio, was er denn jetzt zu thun gedenke?

„Wie ich Ihnen geſagt habe,“ antwortete der Spanier.

»Ich kehre nie mehr nach Spanien zurück, und Sie werden nun auch den Grund davon begreifen. Doch hab' ich dort viel Unglück wieder gut zu machen. Ich will arbeiten für meine Schwägerin, für meine Neffen arbeiten. Ich verlange nur Arbeit, und Alles was ich über das Wenige verdiene, das mir zu dem frugalſten Leben nothwendig iſt, ſoll für ſie ſeyn. Ihnen, meinen großmüthigen Rettern, empfehle ich mich auch in dieſer Hinſicht. Schaffen Sie mir Gelegenheit, einen Theil meines Unrechtes wieder gut zu machen.«

Jeder aus der Geſellſchaft machte alsbald dem Arragonier Vorſchläge, und alles gab gleich auf der Stelle reiche Spenden, die man für die Verwandten beſtimmte.

Endlich bot Graf Erneſt ſich an, dem Manne den eben erledigten Platz eines Revierjägers zu verleihen. Dieſer ſagte ſeinen Neigungen am meiſten zu, und er nahm ihn dankbar an.

Die Geſellſchaft kehrte nun zu ihren häuslichen Geſchäften zurück und der Chriſtinos begab ſich auf ſeinen neuen Poſten. Dort ſtreift er traurig und ſchweigend durch die Wälder, und wenn er ſich manchmal Abends im Dorfe unter die Spiele der Dorfbewohner miſcht, ſo ſpricht er oft ernſt und drohend zu den exaltirten Jünglingen, welche in der bürgerlichen Ordnung nur Sklaverei ſehen: »Junge Leute, erbebet vor einem Bürgerkrieg, man kann da ſeinen eigenen Bruder tödten!«

Das letzte Opfer des Spiels in Paris.

Eine Tagsbegebenheit.

Jetzt ſind die Spielhäuſer in Paris abgeſchafft. Zu einer Zeit, wo die Staatswirthſchaft noch nicht ſo hoch geſtiegen war, fand man es zuträglich, den Spielern eine Steuer aufzulegen. Was gibt es Unmoraliſcheres als Steuern auf Leidenſchaften; Steuern auf das größte menſchliche Elend; Steuern auf Verzweiflung und Selbſtmord? Dem Himmel ſei Dank, es gibt keine Spielhäuſer mehr! Von Mittag bis Mitternacht waren ſie für Jedermann offen, für den Reichen, wie für den Armen, für den Alten mit kaltem Blute, wie für den heftigen feurigen Jüngling. Man trat ein, es wurde uns vorerſt der Hut abgenommen, um uns ſpäter das Geld abzunehmen. Eintreten, ſpielen, verlieren, fortgehen und ſich eine Kugel durch's Gehirn jagen, — das iſt die kurze Tagesgeſchichte der Spielhäuſer, welche Familienväter ſo oft ihren Angehörigen fruchtlos geſchildert. Die Farben grün, roth und ſchwarz waren recht ſehr bezeichnend für ihre Ergebniſſe. Der grüne Tiſch, die Hoffnung; Roth und Schwarz der Karten: Blut und Trauer! Ein Landjunker mit ſeinem vollen Beutel, ein Kaſſier mit fremdem Gelde, ein Handwerker mit dem Brote ſeiner Kinder — das waren die gewöhnlichen

Schauſpieler dieſer Dramen, welche oft eine gräßliche Kataſtrophe hatten. Zum Glücke iſt dieſes Theater nun geſchloſſen. Die Geſchichte des letzten Opfers will ich hier mittheilen.

Zu Ende des Monats December war bei den Spielhäuſern außerordentlicher Zulauf. Die Meiſten dachten: „Wir wollen's noch einmal verſuchen, es iſt ja ohnedies zum letzten Male, und wir riskiren nicht viel, weil in ein paar Tagen die Gefahr ſchon nicht mehr vorhanden iſt.“ Und ſo trug Jeder ſeinen Lebewohlthaler in die Spielbank. Ein junger Menſch, Moriz S* mit Namen, that es, wie die Übrigen. Er folgte der Menge und trat am 29. December zum erſten Male in ſeinem Leben in ein Spielhaus. Moriz war ein Jüngling von 22 Jahren, und Commis bei einem Tuchhändler. Er war erſt ſeit ſechs Monaten aus der Provinz nach Paris gekommen, kannte die Hauptſtadt noch wenig, hatte ein lebhaftes Temperament und war empfänglich für Alles, für das Gute, wie für das Böſe. Die Idee zu ſpielen war ihm plötzlich gekommen, und er hatte nicht mehr im Vermögen als vier Stücke, jedes zu 100 Sous, welche er auch bei ſich trug. Er warf zwei davon auf den grünen Teppich hin. Das Glück, welches er zum erſten Mal verſuchte, lächelte ihm; er gewann, und ließ ſein Geld immer liegen, welches ſich immer verdoppelte. Roth hatte neunmal nach einander gewonnen, Moriz ſtrich 5080 Franken ein, und, außer ſich über ein ſo außerordentliches Glück, entfernte er ſich vom Spieltiſche.

Am andern Tage kam er wieder. Die Leidenſchaft hatte ſich ſeiner bemächtigt, und er würde es umſonſt verſucht haben, gegen ſie zu kämpfen. Auch dieſes Mal trug Moriz wieder ſeinen ganzen Reichthum zum grünen Tiſche; auch dieſes Mal war er wieder glücklich. Am dritten Tage, den 31. December, zitterte er, wenn er dachte, daß dies der letzte Spieltag ſei. „Ach,“ ſagte er, „warum kam mir die Idee zu ſpielen erſt ſo ſpät? Wenigſtens will ich die Stunden noch benützen;“ und Moriz duplirte, triplirte ſeinen Einſatz und immer mit demſelben Glücke. Um Mitternacht, als das Spiel zu Ende, hatte er die ungeheure Summe von 80,000 Franks gewonnen.

Dieſes außerordentliche Glück verſetzte ihn auch in eine außerordentliche Gemüthsbewegung. Er, ein armer Tuchhändler-Commis, im Beſitze von 80,000 Franken! Er wühlte in ſeinem Golde herum, er zerknitterte in ſeinen Händen die Banknoten und ſagte zu ſich ſelbſt: „Ich kann freilich nicht mehr ſpielen, weil keine Gelegenheit mehr dazu da iſt, aber was thut's? ich bin ja reich! — Wie oft hab' ich die jungen Herren beneidet, wenn ich ſie im Tilbury über die Boulevards fahren ſah; jetzt kann auch ich fahren. — Adieu, Tuchhandel und Elle! Adieu, mein kleines Dachſtübchen! Ich will mir eine prächtige Wohnung im ſchönſten Stadtviertel nehmen, und auch leben, wie ſich's gehört.“

Moriz glaubte, 80,000 Franken ſeien ein unverſiegbarer Schatz. Er nahm eine glänzende Wohnung in der Chauſſée d'Antin, ließ ſich durch den erſten Kleidermacher ganz nach der Mode ausſtatten, und begab ſich dann zu ſeinem früheren Herrn, dem Tuchhändler, der ihn nicht am beſten empfing, während ſeine vorigen Kameraden, die Commis, ſeine prächtigen Kleider, goldene Lorgnette und Kette bewunderten. Moriz hörte die Vorwürfe des alten Freundes ſeines Onkels nur lächelnd an und antwortet ganz trocken: »Lieber Herr! Sie haben in Allem recht, was Sie mir da ſagen; aber ſehen Sie, ich bin nun einmal für die Elle nicht geboren; wollen Sie daher ſo gütig ſeyn, mich zu entlaſſen?«

»Sie ſind mir von Ihrem Onkel in Bordeaux übergeben und anvertraut worden, und er allein hat hier zu entſcheiden.«

»Nun wohl, wenn Sie meine Artigkeit nicht einſehen wollen, auch recht. Ich glaube die Zuſtimmung keines Menſchen nöthig zu haben, um Ihr Magazin zu verlaſſen. Ich bin zum Handel gegangen, um mein Glück zu machen; ich hab's gemacht, und ziehe mich nun wieder von den Geſchäften zurück.«

»Sie, Ihr Glück gemacht? Ich verſtehe Sie nicht; aber wahrhaftig, dieſe Kleider, dieſes koſtbare Geſchmeide.«

»Mein Morgennegligee, mein Lieber! Ich werde im Rocher de Cancale ein Frühſtück einnehmen, welches ich geſtern in der Oper durch eine Wette verloren habe. Der Graf B**, der Dichter G**, meine Freunde, und mein intimſter Freund, Chevalier St. Prix, werden mit dabei ſeyn. Wollen Sie mir auch das Vergnügen machen, ſo ſind Sie höflichſt eingeladen.«

»Aber erklären Sie, Moriz, ich weiß wahrhaftig nicht, was das Alles heißen ſoll!«

»Die ganze Geſchichte iſt ſehr einfach. Außer meinem Onkel in Bordeaux hatte ich noch einen andern in Martinique. Dieſer iſt geſtorben und hat mich zu ſeinem Erben eingeſetzt. Ein Notar hat mir vor einigen Tagen die Nachricht ertheilt, und mir ſogleich einen beträchtlichen Vorſchuß geleiſtet. Das iſt Alles — aber ich muß fort, man erwartet mich. Wenn ich Tuch brauche, rechnen Sie auf meine Kundſchaft, lieber Freund!“

Die Erbſchaft und der Aufwand Morizen's machten eine große Senſation in der Tuchhandlung. Drei Wochen nach dieſem Beſuche ging der erſte Commis zu ſeinem einſtigen Kameraden. Er trat in ein ſchönes Hotel in einer der beſuchteſten Straßen, ſtieg in den erſten Stock hinauf, und ein Bedienter in reicher Livree führte ihn in einen reich meublirten Vorſaal. Einige Augenblicke nachher erſchien Moriz in einem grün damaſtenen Schlafrock.

„Ei, guten Morgen, lieber Robert! Es freut mich, daß Du mich beſuchſt, das Glück hat mich gar nicht ſtolz gemacht und ich habe meine einſtigen Freunde nicht vergeſſen.“

Robert, bevor er auf die Urſache ſeines Beſuches zu ſprechen kam, begann damit, Morizen viele Komplimente über ſeine herrliche Wohnung zu machen. — „Ja,“ antwortete dieſer nachläſſig, „ich bin nicht übel logirt. Mein Freund St. Prix hat dieſes Hotel für mich genommen, welches eines Falliments wegen zu vergeben war. Ich zahle 1000 Franken Miethe des Monats, freilich iſt Stallung für ſechs Pferde dabei.“

„Und haſt Du ſechs Pferde für deine Stallung?“

„Jetzt erſt drei, aber ich erwarte eben St. Prix, der mich abholen wird, um zwei engliſche Blutpferde zu beſehen, welche dem Lord Seymour gehört haben.“

„Ich ſehe wohl, Du verſagſt Dir nichts. — Aber darf ich Dich fragen, lieber Freund, ob Du reich genug biſt, um auch einem Freunde einen Dienſt zu erweiſen?“

„Brauchſt Du etwas? — Rede, was willſt Du?“

»Ich könnte einen ſehr vortheilhaften Handel ſchließen. Man will mich als Aſſocié in ein gutes Handlungshaus aufnehmen, wenn ich als Fond 10,000 Franken einzulegen vermag. Könnteſt Du mir wohl dieſe Summe vorſtrecken?«

»Recht gerne, wenn Du anders bis Ende des Monats warten willſt. Ich habe ſeit einigen Tagen ſo viel ausgegeben! — Apropos, ſieh doch einmal den Cachemir-Shawl an, der dort auf dem Sofa liegt; wie findeſt Du ihn? Ich habe ihn geſtern gekauft, er koſtet 5000 Franken. Es iſt eine Thorheit, wenn Du willſt; aber das Mädchen, dem ich ihn beſtimmt habe, iſt auch ein Engel!«

Moriz läutete. »Andre,« ſagte er zum Bedienten, der eben eintrat, »nimm dieſen Shawl, lege ihn in das Käſtchen von Ebenholz, das in meinem Schlafzimmer iſt, und ſage Joſeph, er ſoll ihn in die Heldenſtraße tragen — er weiß ſchon wohin. Der Apfelſchimmel wird ſogleich in den Tilbury eingeſpannt; um 3 Uhr die Kaleſche mit den zwei Braunen! Du gehſt ſogleich zu Chevalier St. Prix und ſagſt ihm, daß ich ihn erwarte.«

»Du ſcheinſt mit dem Herrn Chevalier St. Prix ſehr intim zu ſeyn?«

»Wir ſind unzertrennlich, ein Herz und eine Seele. Der Chevalier iſt mein Leitſtern, mein Mentor, mein Cicerone in der großen Welt, die ich erſt recht kennen lernen muß — ein charmanter Mann! Er hat bereits ein beträchtliches Vermögen durchgebracht, aber das kümmert ihn nicht, denn er erwartet noch eine unermeßliche Erbſchaft. Er iſt es, der mich bereits in die erſten Häuſer eingeführt, und ſogar ſchon eine Heirath für mich arrangirt hat.«

„Du verheirathest Dich alſo?“

„Habe ich Dir das noch nicht geſagt? Ja, mein Lieber; ich nehme mir eine Frau. Ich heirathe eine junge, blühende, glühende Italienerin, die einzige Tochter des Grafen Rancio. Ich habe ſie bei der Baronin Woldemar kennen gelernt, wo mich auch der Chevalier einführte. Die Sache iſt bereits abgeſchloſſen. St. Prix hat in meinem Namen bei dem Grafen die Werbung gemacht, der ſie ſehr gut aufnahm. Dieſen Abend kommen wir bei der Baronin zuſammen, um den Verlobungstag zu beſtimmen. Die Vermählung wird vermuthlich Ende des Monats Statt haben. Darum habe ich Dir auch zu Ende des Monats den Termin beſtimmt, wo ich Dir das Geld leihen will. Die Mitgift der Comteſſe wird ſehr beträchtlich ſeyn; denn der Graf beſitzt große Güter im Römiſchen. Er gehört zu den nobelſten Familien Italiens, und iſt, glaube ich, gar ein weitſchichtiger Vetter des Papſtes.“

„Nun, nimm meinen Glückwunſch, lieber Moriz.“

„Ich lade Dich zur Hochzeit.“

Hier trat der Chevalier St. Prix ein, und Moriz verabſchiedete Roberten.

Drei Wochen thörichter Verſchwendung hatten die 80,000 gewonnenen Franken gewaltig zuſammengeſchmolzen; aber Moriz bekümmerte ſich nicht darum, ſollte er doch eine unermeßlich reiche Erbin heirathen.

„Alles geht vortrefflich,“ verſicherte ihn der Chevalier, der Graf wird ſich dieſen Abend mit ſeiner Tochter bei der Baronin einfinden.“ Wirklich wurde Moriz von dem Grafen Rancio ausgezeichnet empfangen. „Mein Herr,“ ſagte der edle Römer zu ihm, „der Chevalier St. Prix, für welchen ich die höchſte Achtung hege, hat mir Sie ſo vortheilhaft beſchrieben, mit ſo vielem Lobe von Ihrem Charakter und Ihren vorzüglichen Eigenſchaften geſprochen, daß ich nicht anſtehe, Ihnen die Hand meiner Tochter zu gewähren. Ich ſchätze mich glücklich, einen Eidam zu haben, den mir der Chevalier vorgeſchlagen. Gleich nach der Vermählung reiſen wir alle nach Italien, ich will Sie ſelbſt in Ihr Schloß Maſſari einführen, welches ich meiner Tochter zum Heirathsgute gebe. Es iſt ein fürſtliches Gut mit zwanzigtauſend Morgen Landes. Sie können, wenn es Ihnen ſo gefällt, den Namen des Gutes annehmen, und den Titel eines Marcheſe, welcher damit verbunden iſt. Ich verſichere Ihnen mittelſt Kontraktes nach meinem Tode mein ganzes Vermögen, wie jenes des Kardinals Pora, des Bruders meiner Frau, meiner armen Lazarilla (hier trocknete ſich der Graf eine Thräne ab), dem Muſter aller Frauen, welche vor drei Jahren in den Apenninen von Banditen überfallen und ermordet wurde!“

Nichts fehlte zu Morizen's Glücke. Signora Julia di Rancio hatte ihn mit Gegenliebe belohnt, und der Verlobungskontrakt ſollte am nächſten Sonntag verfaßt werden. Dieſer Tag erſchien viel zu langſam für die Ungeduld des Jünglings. Endlich war er da. Moriz hatte mit großen Koſten einen herrlichen Brautſchmuck zuſammengebracht. Da prangten Diamanten, Spitzen, Kleider, ſo, daß ihm nach dieſem Ankauf nur mehr zwei Banknoten, jede zu 1000 Franken, übrig geblieben. Aber das Gut Maſſari wartete ja auf die Übernahme. Er ſandte die reichen Geſchenke ſeiner Braut und am andern Tage ging er zur Baronin Woldemar, bei welcher der Graf und ſeine Tochter wohnten.

„Zu wem wollen Sie?“ fragte der Thorſteher.

„Zur Baronin Woldemar.“

„Sie wohnt nicht mehr hier.“

„Und ſeit wann?“

„Seit geſtern.“

„Und der Graf Rancio mit ſeiner Tochter?“

„Sind auch nicht mehr da.“

„Und wo wohnen ſie jetzt?“

„Sie werden uns einen Gefallen erweiſen, wenn Sie uns das ſagen können, denn ſie ſind uns noch den letzten Miethzins von 400 Fr. ſchuldig.“

„Ach! — Sie haben ja doch die Meubles!“

„Die Meubles gehören dem Hauseigenthümer.“

„Mit brennendem Kopfe lief Moriz zu Chevalier St. Prir und erhielt dort auf dieſelben Fragen dieſelben Antworten. Es war klar, Moriz war betrogen, beſtohlen. Und nichts mehr hatte er von ſeinem Reichthum übrig, als die Gewohnheit, beſſer zu leben, welche ſich ſo ſchwer wieder ablegen läßt. — Was ſollte er thun? — Zu ſeinem Tuchhändler zurückkehren! — Unmöglich! Am 8. Februar beſaß er von den gewonnenen 80,000 Franken nicht einen Sous mehr. Er ſchrieb in der Verzweiflung einen Brief an Robert, worin er ihm ſeine ganze traurige Geſchichte erzählte — und jagte ſich dann eine Kugel durch das Gehirn.

Zwei Nächte in Rom.

Novelle.

Erſte Nacht.

Bei der Gemäldeausſtellung in Paris im Jahre 1825 hatte beſonders ein Bild einen außerordentlichen Eindruck auf alle Beſchauer gemacht, und ſtumm und bewundernd ſtanden Meiſter und Schüler, Künſtler und Laien vor demſelben; es war kaum ganz vollendet, ſo zu ſagen, nur eine Skizze, aber kühn und mit der Hand des Meiſters auf die Leinwand hingeworfen, ein großer Gedanke, groß wiedergegeben und ausgeführt, ſtand es überragend alle übrigen ausgeſtellten Kunſtwerke in Mitte derſelben. Alles ſammelte ſich aufmerkſam und betrachtend vor dieſem einen Bilde.

Nur ein einziger Jüngling ſtand von den übrigen entfernt allein, und ſchien verlegen ob der allgemeinen Bewunderung.

Da trat ein berühmter franzöſiſcher Maler zu dem Jüngling, klopfte ihn auf die Schulter und fragte ihn: „Sie haben alſo das gemacht, junger Freund?“

„Ja,“ antwortete der Jüngling, „aber es blieb mir keine Zeit, es auszuführen.“

„Thut nichts,“ erwiederte der Meiſter, „es iſt doch beſſer als alle übrigen. Es iſt vortrefflich, ſage ich Ihnen — Sie müſſen nach Rom gehen,“ und dabei hielt er ihm die Hand hin.

„Tauſend Dank,“ verſetzte der Jüngling, „tauſend Dank, Meiſter, für dieſe Worte,“ und dabei preßte er die dargebotene Hand an ſeine Bruſt. „Dieſe Anerkennung gilt mehr als der erſte Preis.“

In acht Tagen darauf reiſte der junge Künſtler nach Rom.

Rom, der Traum aller Künſtler und Dichter, dieſes ſublime Buch der Jahrhunderte, worin jedes Alter im Vorübergehen ein Zeichen in Stein zurückgelaſſen hat, dieſe ungeheure Weltruine, wo der Geiſt unter den Trümmern die Spuren alles Edlen, Großen, Mächtigen und Ruhmwürdigen wieder findet; dieſes Rom, das er in weiter Ferne ſtudiert, nach dem er ſich ſo ſehr geſehnt hatte, er ſollte es nun ſehen, dort athmen, leben und auch ein Maler werden. Und fliehen ſah er neben ſich die ſchönen Gegenden ſeines Vaterlandes, die grünen Hügel, die Bäume voll ſaftiger Früchte, die Flüſſe, die wie ein Silberband die Ebene durchzogen. Nicht kümmerten ihn die großen, lebhaften Städte, die herrlichen Fluren der Provence, nicht Marſeille, die große Stadt mit ihren Erinnerungen an Griechenland, mit ihrem beweglichen und launenhaften Volke, ſelbſt nicht das Meer und die balſamiſchen Düfte Italiens. Rom, nur Rom war es, was er ſuchte, Rom, für welches er alle ſeine Bewunderung aufſparte, welches er immer dort ſchon zu ſehen glaubte, wo der Horizont in der Ferne ſich mit der Erde vermählte, das er in jeder neuen Stadt zu finden hoffte, deren Kirchthürme ſich in der Ferne ſeinen ſpähenden Blicken zeigten.

Endlich eines Abends kam er durch die **Porta del popolo** an. Im Abendrothe breitete ſich die Stadt ſtill auf den ſieben Hügeln aus, ähnlich einem ungeheuren Schatten, welcher ruht.

Er wollte noch heute ſeiner Erſehnten den erſten Beſuch abſtatten, nahm einen Wegweiſer und ließ ſich nach dem Koliſſeum führen. Lange blieb er dort, dann aber, als die Schatten dieſer ungeheuren Ruinen ſich in der Dunkelheit immer vergrößerten, ging er ſchweigend zwiſchen modernen Gebäuden durch die ſtillen Straßen. Das ganze Leben Roms ſchien ſich dieſen Abend in einem einzigen Punkte konzentrirt zu haben im **Teatro Argentina** die nahe gelegenen Straßen und die marmornen Palläſte waren vom Fackellichte erhellt, und das Pflaſter erzitterte unter den Rädern der Wagen römiſcher Edeln, welche in Menge herbeieilten, um einer gefeierten Sängerin zu applaudiren.

„**Signore Francese**,“ ſagte ſein Führer zu ihm, „hier iſt das **Teatro Argentina**, wo heute die berühmte Signora Coronari ſingt. **Corpo di Bacco**! der Stern Roms, Mailands, Neapels, die Primadonna von ganz Italien.“

Er ging hinein; das Geſchrei der trunkenen Menge, die Beleuchtung, die Muſik, Alles entzückte ihn. Er applaudirte wie ein Römer der ſchönen Primadonna, ihren Rouladen und den ohrenſchmeichelnden Tönen Roſſini's. Plötzlich in Mitte einer Cavatine, in welcher die Sängerin alle ihre Kunſt und das ganze Metall ihrer herrlichen Stimme entfaltete, hefteten ſich ſeine Blicke auf eine Frauengeſtalt ernſt und blaß, welche ſich aus einer Loge beugte. Künſtler ſind leicht erregbar, ſie haben eigenthümliche, heftige, unerklärbare Leidenſchaften; ſie lieben oft nur mit den Augen, mit ihrer Künſtlerſeele. Unſer Maler fühlte ſich beim Anblicke dieſer Dame heftig ergriffen. Rom, die Sängerin, das große, erleuchtete, und von Beifall wiedertönende Theater, Alles trat in den Hintergrund vor dieſem einen Bilde, das ſich, je länger er es anſah, je mehr verſchönerte, verklärte. Das Geſicht erſchien ihm fröhlich, lächelnd, glücklich, wenn Roſſini in ſeiner Muſik tändelte; und wenn eine ernſte Modulation im Orcheſter ertönte, oder den Lippen der Sängerin lang gehaltene ausdrucksvolle Töne entſchwebten, verzogen ſich dieſe Züge zur nie geſehenen Wehmuth und ein ſichtbares Beben irrte über die Stirne und zuckte durch die Augen der Schönen.

Als aber nun die Oper zu Ende und der Vorhang gefallen war, da blieb die Schöne in der Loge noch ſitzen, und ihr blaſſes Geſicht drückte nur tiefen, ſchwer verhaltenen Schmerz aus. Die Seele des Künſtlers ahnte dieſe leidende Seele, und erkannte, daß ihr eine nahe, unvermeidliche Gefahr drohe. Und als ein Mann, welcher bisher in der Tiefe der Loge verborgen ſaß, zu ihr trat, ihr ſeinen Arm bietend, und ſie aufſtand, um ſich wegzubegeben, da fiel ihr letzter ſtrahlender Blick auf unſern Maler, und dann gleichſam flehend zum Himmel.

Heftig raffte auch dieſer ſich auf, und eilte aus dem Theater. Als er, ſich durch die Menge drängend, aus der Vorhalle gelangte, fuhr eben der Wagen ab, und er glaubte beim Fackelſchein durch die Gläſer ſeine blaſſe Schöne zu erkennen.

Er ſtürzte dem Wagen nach, und als dieſer ihm um eine Straßenecke aus den Augen verſchwand, folgte er ſeinem Geraſſel noch lange in den ſchwarzen menſchenleeren Gaſſen; und als er endlich anhielt über ſeine Thorheit lachend, fand er ſich allein, und verirrt mitten in der Nacht in einer ihm unbekannten Stadt.

Nach einer Stunde fruchtloſen Herumirrens ſtand er ganz ermüdet auf einem Platze, auf welchem ſich ein halb in Ruinen liegendes Monument erhob. Hoffend, er werde dort einen Zufluchtsort für den Überreſt der Nacht finden, ſetzte er ſich auf einen Säulenſchaft und indem er ſein Haupt an die Mauer lehnte, ſenkte ſich ein Schlummer auf ſeine Augenlieder, als ihm plötzlich eine Stimme in die Ohren flüſterte: „Seid Ihr es?“

„Ja,“ antwortete er ſchlaftrunken, und bevor er noch Zeit hatte nachzudenken, was er geſprochen, fühlte er ſich ergriffen, die Augen verhüllt und in einen Wagen gehoben, welcher ſchnell mit ihm davon rollte.

Nach einer halben Stunde fruchtloſer Überlegungen, närriſcher Muthmaßungen und kindiſcher Furcht hielt der Wagen an, zwei Männer hoben ihn heraus und trugen ihn durch einen Garten, welches ihm der Geruch der Blumen und der unter den Füßen ſeiner Träger kniſternde Sand verrieth, durch mehre Gemächer mit Teppichen bedeckt, und endlich hielten ſie ſtill, nahmen ihm die Binde von den Augen und er ſah ſich in einem hohen, weiten, rundum feſtgeſchloſſenen Saale, in welchem nur eine Lampe, auf einem

Marmortiſche ſtehend, ihr ſpärliches Licht verbreitete. Kaum hatte er einen Blick um ſich geworfen, als ſich ein Beben ſeines Innerſten bemeiſterte.

Vor ihm am Kamine ſtand ein Mann von hoher Geſtalt, das Geſicht unter einer Maske von ſchwarzem Sammt verborgen. Einige Schritte davon lag eine Frau auf einem Ruhebette, ebenfalls ſchwarz gekleidet und den Kopf mit einem ſchwarzen Schleier bedeckt, über ein kleines Mädchen gebeugt, welches im Schlafe noch ſchluchzte. Dieſes unterdrückte Schluchzen des Kindes und das gemeſſene Picken einer Uhr auf dem Kamine war das Einzige, was man hier vernahm.

Die beiden Männer, welche den armen Maler getragen hatten, ſtanden hinter ihm, ebenfalls verlarvt.

„Signore!“ ſprach Einer von ihnen, „hier iſt er.“ Und der ſtattliche Mann bewegte ſich vom Kamine auf ihn zu, faßte ſeine Hand, führte den Zitternden zu dem Ruhebette und mit der ausgeſtreckten Hand auf die Frau zeigend, ſprach er: „Dieſes Weib muß ſterben.“ Ein fürchterlicher Fluch donnerte dann von ſeinen Lippen, grauſam ſtieß er die Flehende zurück und ſeine Augen ſprühten Flammen aus der Maske hervor.

Jetzt mit einem Mal aber ſchien er des Malers Züge näher zu prüfen und plötzlich ſchrie er den beiden Männern mit fürchterlichem Tone zu: „Elende! was habt ihr gethan? das iſt ja nicht der Prieſter.“

Beide Männer ſtürzten nun auf ihn zu und er fühlte ſchon die Spitzen ihrer beiden Dolche auf ſeiner Bruſt, die nur eines Zeichen ihres Herrn harrten, um tiefer einzudringen.

Die verſchleierte Dame that einen Schrei und drückte ihr Kind an ihren Buſen. Einen Augenblick herrſchte allgemeine Stille, und ängſtliche Erwartung. Nur mit einem Blicke hielt der Mann die gezückten Dolche zurück, welche durch das ſichtbare Heben der Bruſt des Malers wankten. Jeder Widerſtand war hier fruchtlos.

»Wer ſeid Ihr?« fragte endlich der Verlarvte.

»Ein Franzoſe, ein Maler.«

»Wie kamt Ihr hieher?«

»Ich hatte mich in den Straßen verirrt, und als man die Frage an mich ſtellte: »Seid Ihr es?« antwortete ich, in der Hoffnung wieder zurecht gewieſen zu werden: »Ja.«

»Ihr ſeid alſo fremd hier? Seit wann findet Ihr Euch in Rom?«

»Erſt ſeit dieſem Abend.«

»Ihr müßt dieſe Verwechslung mit dem Leben bezahlen.«

»Gott tröſte meine arme Mutter!«

Und nach einer Pauſe, in welcher der Verlarvte den Maler feſt fixirte, fuhr er etwas ſanfter fort: »Hört, wenn Ihr mir bei Allem, was Euch heilig iſt, bei Eurer Ehre und bei dem Leben Eurer Mutter ſchwört, daß Ihr mit Tagesanbruch Rom und Italien verlaſſen wollt, um nie mehr dahin zurückzukehren, wenn Ihr mir ſchwören wollt, nie mit einem Worte zu verrathen, was Ihr dieſe Nacht geſehen habt, ſo will ich Euch das Leben ſchenken. Wollt Ihr ſchwören?«

Der Maler ſeufzte: »O Rom! Rom!«

»Entſchließt Euch ſchnell.«

„Ich ſchwöre!“

„Verbindet ihm die Augen. — Wenn Ihr je Euren Schwur brecht, ſo nehmet meinen dagegen: Ich werde Euch finden und mich rächen, und ich halte meine Schwüre, das weiß dieſes Weib.“

Drei Stunden nachher bei Tagesanbruch befand ſich der Maler auf der Straße nach Frankreich.

Zweite Nacht.

Es war Samſtag, und der letzte Tag der öffentlichen Gemäldeausſtellung im Jahre 1835. Eine dreifache Reihe von Equipagen ſtand vor dem Muſeum der Malerei; der Adel, die Künſtler, die Dandy's, die ſchönen Frauen, und jene Menge, die überall iſt, wo etwas zu ſehen iſt, drängten ſich mit ihren Eintrittsbilleten zu den Thoren hinein. In der Vorhalle ſtanden zwei junge Männer, beide Maler, beiſammen und ſprachen mit einander. Der Eine hatte ein blaſſes Geſicht, deſſen Bläſſe ein ſchwarzes Knebelbärtchen noch grauenhafter machte, eine hohe Stirne und einen Ausdruck von Leiden in ſeinen Zügen, ſelbſt wenn er lächelte, glich dieſes Lächeln einem Sonnenſtrahl durch Regen.

„Wir müſſen dir Vorwürfe machen,“ ſprach ſein Freund zu ihm, ein Jüngling, deſſen Knopfloch das rothe Band der Ehrenlegion zierte.

„Vorwürfe, mir, und weßwegen?“

„Ja dir, deſſen frühere Zeit dem Vaterlande einen ruhmbekrönten Sohn verſprach, dir, vor dem wir, deine Nebenbuhler, hätten erbleichen müſſen. Ich ſah in deinem

Atelier herrliche Werke, kräftige Skizzen, Erzeugniſſe des größten Genies. — Und was haſt du ausgeſtellt? Ein einziges Porträt, freilich ſo vortrefflich, als hätte es Lawrence auf die Leinwand hingezaubert; aber doch nur ein Porträt, das wir noch obendrein der Eitelkeit einer ſchönen Frau danken müſſen. Ach Reymond! du haſt uns um unſern Theil an deinem Ruhme beſtohlen.«

»Ruhm!« wiederholte gezogen der Maler, »ich ſuche nicht Ruhm, ich ſuche nur die Kunſt, und die Kunſt iſt es, welche mich tödtet. Gott! wenn ich Italien geſehen hätte, wenn es mir vergönnt geweſen wäre, die himmliſchen Fresken des Vatikans zu bewundern. O Rom! O heilige Kunſt!«

»Du ſehnſt dich nach Rom? Warum haſt du es ſo bald wieder verlaſſen?

In dieſem Augenblicke hielt hart am Eingangsthore, nahe bei den Sprechenden, ein Wagen. Ein bejahrter Mann ſaß im Hintergrunde. Neben ihm eine Dame, welche ſich auf der andern Seite auf die anmuthigſte Weiſe über den Wagenſchlag hinausbog und mit einigen Perſonen, welche am Wagen ſtanden, ſprach.

»Guten Morgen, Liebe! Haben Sie mein Porträt geſehen?« ſo hörten beide Maler eine Dame fragen.

»Ja,« war die Antwort', »Herrlich! unnachahmlich! Sie ſind es, wie Sie leben. Ich empfehle Ihnen den Maler, ein viel verſprechender junger Mann.«

»Und wie heißt er?« fragte die junge Dame im Wagen.

»Reymond! — Sehen Sie, dort ſteht er, eben der große junge Mann auf den Stufen der Vorhalle, der iſt's.«

Die Dame wendete ſich gegen Reymond und dieſer ſah beim Fortrollen des Wagens nur ſchnell das entzückendſte Engelsgeſicht, welches er je in ſeinen Künſtlerträumen geträumt.

„Camille!“ rief er, indem er ſeinem Freunde heftig die Hand drückte, „es iſt gewiß zum erſten Male in meinem Leben, daß ich dieſes Mädchen ſehe, und dennoch iſt mir's, als ob ich ſie ſchon geſehen hätte, ich empfinde in meinem Herzen eine Aufregung, einem elektriſchen Schlage ähnlich; ja es gibt Augenblicke, wo die Seele in Gegenſtänden, welche ihr zum erſten Male erſcheinen, wieder erkennt, was ſie nur früher geahnt hat, was ihr aber nie in der Wirklichkeit vorgekommen iſt.“

Am andern Tage, Morgens um neun Uhr, hielt eine Kutſche, mit Wappen auf dem Schlage bemalt, in der Straße **Larochefoucauld** vor dem Hauſe, in welchem der Maler wohnte. Reymond machte in ſeinem Morgenrocke, ſeine Sammtmütze in der Hand, ganz verlegen und zitternd, ohne daß er ſich von dieſer ſeltenen Bewegung Rechenſchaft geben konnte, in ſeinem Atelier einem Fremden von Diſtinction die Honneurs. Sie ſprachen von Kunſt und Künſtlern, und der Fremde ſchien in die erſte eingeweiht und die zweiten zu kennen. Reymond zeigte ihm mehre ohne Rahmen an der Wand hängende Bilder, und beobachtete mit ſchüchterner Beklommenheit, zugleich aber auch mit eitler Erwartung, welche ſeiner Seele bisher fremd waren, den Eindruck, den ſie auf den bejahrten Mann machten.

„So viel ich ſehe,“ ſagte der Fremde endlich in zierlich italieniſcher Sprache zu ihm, „ſo finde ich in dieſen Gemälden mehr Eigenthümlichkeiten der franzöſiſchen Schule und zwar der neueren. Waren Sie nie in Rom?“

„Ich war nie in Italien, ich habe niemals Rom geſehen,“ antwortete der Maler.

„Ah, Sie ſind noch ſehr jung, Sie müſſen uns einmal beſuchen. Sie müſſen den Vatikan, müſſen Florenz und Venedig ſehen. Indeſſen biete ich Ihnen einſtweilen ein Modell, wie vielleicht der Meiſter aller Meiſter, Raphael, ſelbſt keines hatte. Ich wünſche, daß Sie das Porträt meiner Tochter, meiner Leonzia, malen. Ich wohne auf dem Lande, nahe bei Paris, und Sie werden bei mir alles Nöthige finden. Gleich morgen, wenn Sie frei ſind, komme ich herein Sie abzuholen.“

Der Maler las auf der Karte, welche ihm der Fremde bei ſeinem Abſchiede zurückließ: **Il Marchese B*****.

Die Villa des römiſchen Marcheſe lag nur eine Stunde außer der Stadt, auf einem lachenden Hügel, von einem herrlichen Park umgeben. Eine Terraſſe umgab das Ganze erſte Stockwerk, und man ſah von hier (denn das ganze war nur mit einem Gitter von vergoldeten Lanzen umgeben) die ganze Umgegend, und die Seine von der Ebene zu Grenelle bis Saint-Cloud. Hier war es, wo der alte Marcheſe, ſeine Tochter Leonzia und der Maler Reymond faſt jeden ſchönen Sommerabend des verfloſſenen Jahres zubrachten, ſich mit Geſprächen wechſelſeitig vergnügten, und die letzten goldenen Sonnenſtrahlen hinter den Bergen verſchwinden ſahen.

Lange ſchon war Leonzia’s Porträt gemalt; es war ein Meiſterſtück. Der Maler hatte anfangs ſein Modell bewundert, dann es mit aller Innbrunſt ſeines feurigen Herzens geliebt, alle Gefühle ſeiner Künſtlerſeele hatte er auf die todte Leinwand übertragen, ſo daß das Abbild lebte, wie das Original in ſeinem Herzen.

„Alles wird dieſe außerordentliche Ähnlichkeit bewundern, ſelbſt die Römer werden dieſem Werke des Genies Gerechtigkeit widerfahren laſſen,“ ſagte der Marcheſe, und Leonzia dankte dem jungen Künſtler mit zärtlichen Blicken, Reymond aber glaubte, ſein Pinſel ſei viel zu ſchwach geweſen, und nur eine menſchliche Andeutung des Göttlichen ſchien ihm ſein Gemälde zu ſeyn.

Reymond liebte, ohne daran zu denken, und der alte Marcheſe, deſſen Stirne unter vor der Zeit ergrauten Haaren, und deſſen erloſchene Augen die Spuren heftiger Leidenſchaften und großer innerer Kämpfe an ſich trugen, hatte ſich an den jungen Maler ſo gewohnt, daß er ohne ihn faſt gar nicht mehr leben konnte. Manchmal, wenn am Firmamente ein Gewitter drohte, entfernte er ſich, von einem Nervenübel befallen, und ließ den Maler mit ſeinem Modelle allein. Da blieben dann die beiden jungen Leute oft ſtundenlang ſchweigend neben einander ſitzen, aber doch in Entzücken ſchwimmend, denn ihre Augen, ihre Seelen ſprachen und inniger, vertraulicher, zärtlicher, als es Worte vermögen.

Leonzia war früh ihrer Mutter beraubt worden, und da ſie auch keine Freundin gefunden hatte, in deren Buſen ſie ihre kleinen Herzensgeheimniſſe hätte niederlegen können, ſo war ſie es gewohnt, ſich in ſich ſelbſt zurückzuziehen, allein zu denken und zu fühlen. Leonzia wußte, daß Reymond ſie liebte, und ſie ließ ſich gerne lieben.

Eines Tages nach dem Mittageſſen ſprach der Marcheſe zu ſeiner Tochter: „Leonzia, wir müſſen binnen vierzehn Tagen in Rom ſeyn. Ich habe dort ein ſehr wichtiges Geſchäft abzumachen. Wir brechen morgen auf, damit dich die Reiſe nicht zu ſehr ermüdet. — Reymond,“ fuhr er zu dieſem gewendet fort, „Sie waren nie in Rom, reiſen Sie mit uns.“

„Tauſend Dank,“ verſetzte der Maler erblaſſend, „ich — kann nicht nach Rom gehen, wenigſtens jetzt noch nicht.“

„Wie?“ erwiederte der Marcheſe erſtaunt, „und die Kunſt und Raphael? Eben jetzt iſt die rechte Zeit für Sie, nur in der Jugend fühlt man die Meiſterwerke des Genies ganz. Was könnte Sie denn auch in Paris zurückhalten? Nein, nein, Sie begleiten uns, es iſt eine abgemachte Sache.“

„Entſchuldigen Sie mich, es iſt mir unmöglich,“ verſicherte der Maler mit Feſtigkeit.

„Reymond,“ fuhr der Marcheſe fort, „Sie ſind uns unentbehrlich geworden. Ich liebe die Kunſt, Sie ſind ein großer Künſtler, und werden, wenn Sie erſt die Meiſterſtücke unſerer Schule geſehen haben, noch ein größerer werden; Sie müſſen bei mir bleiben. Sehen Sie, wir bleiben nur kurze Zeit in Rom. Sie bewundern dort die Rieſenwerke der alten Meiſter, und ich kehre mit Ihnen dann wieder hieher zurück.“

Leonzia erblaßte, als ſie die verweigernde Geberde Reymond's ſah und ſprach: „Auch ich bitte Sie, uns zu begleiten,“ und das ſprach ſie mit einem Blicke, der mehr ſagte als tauſend Worte.

Der Maler fuhr mit der Hand über ſeine Stirne und antwortete dann halblaut: „Wohlan, ich thue, was ich nicht laſſen kann.“

Des Abends auf der Terraſſe näherte ſich ihm Leonzia in einem Augenblicke, da ſie eben allein waren, und fragte ihn etwas ſchmollend: „Reymond, bedurfte es denn ſo vieler Bitten, Sie bei uns zu behalten?“

„Signora!“ antwortete dieſer ernſt, „es handelt ſich hier vielleicht um Leben und Tod.“ —

Am andern Tage war die Villa leer und verſperrt.

„Beim Himmel! das iſt die Porta del Popolo!“ rief der Maler in dem Augenblicke, als ſie in Rom einfuhren.

„Wie, Sie kennen ſie?“ fragte der Marcheſe erſtaunt.

„Ja,“ antwortete der Maler etwas verlegen, „ich erkenne ſie aus den Gemälden und Kupferſtichen, die mir in Paris davon zu Geſichte gekommen ſind.“

Der Marcheſe wurde zum Mittagmahle erwartet, und er kam auch richtig zur rechten Zeit an, um die große Geſellſchaft von Edlen zu empfangen, welche er ſchon vorher durch ſeinen Geſchäftsträger hatte laden laſſen. Es war ein prächtiges Feſt, wie es eines der erſten Häuſer in Rom würdig war.

Als das Mahl aufgehoben war und man ſich freier in den Gemächern und der geöffneten Bildergallerie erging, führte der Marcheſe die Geſellſchaft zu dem Porträte ſeiner Tochter Leonzia und ſtellte ihr Reymond als den Schöpfer dieſes Meiſterwerkes vor.

Reymond ſchwamm, ſchon früher von dem herrlichen

Feſte berauſcht, und jeʒt mit Lobeserhebungen überhäuft, in Entzücken und gab ſich ganz ſeinem Gefühle hin.

»Reymond,« ſprach der Marcheſe zu ihm, wie kam es, daß ein Mann, wie Sie, nicht ſchon früher nach Rom kam? Indeſſen erkannten Sie doch, als wir hereinfuhren, die Porta del popolo. Ich wette Sie haben ſie ſchon geſehen.«

»Es iſt wahr, ich ſah ſie ſchon, aber nur Einmal, und in der Dunkelheit, — o das iſt eine ſeltſame Geſchichte!«

»Ach, ſo erzählen Sie uns doch die Geſchichte!« rief Alles wie aus einem Munde.

»In's Himmelsnamen! es iſt ja ſchon ſo lange her, und wenn mir meine Aufrichtigkeit auch Nachtheil zuziehen ſollte, ich kann ja auf den Schutz meines hohen edlen Gönners vertrauen.«

»Ich war noch ſehr jung, noch Schüler, und hatte als ſolcher den erſten Preis erhalten; da reiſte ich hieher, um auch ein Raphael zu werden. Ich kam des Abends an, und der Zufall führte mich in das Theater **Argentina**. Die Coronari ſang eben an dieſem Abende.«

In dieſem Augenblicke ſah Leonzia ihren Vater an, und da ſie Falten auf ſeiner Stirne, und ein krampfhaftes Zuſammenziehen aller ſeiner Züge gewahrte, und bemerkte, wie er ſich an eine Säule lehnte, um nicht umzuſinken, wendete ſie einen flehenden Blick auf Reymond. Dieſer Blick war derſelbe, den er an jener blaſſen Geſtalt bemerkt hatte, welche ihm nun ſein Gedächtniß bei dem Namen des Theaters **Argentina** zurückrief.

»Nun — und was geſchah weiter?« fragte man neugierig von allen Seiten.

»Als ich aus dem Theater ging,« fuhr Reymond fort, verirrte ich mich; ich vernahm eine Stimme, die mir in der Dunkelheit zuliſpelte: »Seid Ihr es?« Ja antwortete ich unbeſonnener Weiſe. In demſelben Augenblicke wurde ich ergriffen, in einem Wagen fortgefahren, und als ich zu mir kam, befand ich mich in einem großen düſtern Saale, wo eine ſterbende Frau mit einem Kinde auf einem Ruhebette lag. Ein verlarvter Mann wies mir auf ſie hin. — Man hielt mich für einen Prieſter, nach welchem man geſandt hatte. Ich durfte nur mehr den Reſt dieſer Nacht in Rom verweilen, ſonſt wäre es auch um mein Leben geſchehen geweſen.«

»Und Sie haben jetzt die Gaſſe, das Haus, ſeine Umgebungen, nicht mehr erkannt?«

»Man verhüllte mir ja die Augen, und am nächſten Morgen war ich ſchon über alle Berge.«

»Aber Sie ſahen doch das Gemach genau an, in welchem Sie ſich befanden?«

»Ich könnte es noch malen; die Wände waren mit Tapeten behängt, worauf ſich Figuren befanden.« Bei dieſen Worten erhob Reymond die Blicke, und ſeine Augen vergrößerten ſich vor Schrecken, als er dieſelben Tapeten um ſich erblickte. Lange ſtarrte er darauf hin, endlich beſann er ſich wieder, und ein entſetzlicher Verdacht ſtieg in ſeiner Seele auf. Um dieſen zu zerſtreuen, rief er ſich auch die übrigen Kleinigkeiten ins Gedächtniß zurück und er fuhr fort: »Auf dem Kamine ſtand eine Uhr.«

»Und er blickte auf den Kamin, und dort ſtand eine Uhr, dieſelbe Uhr.

„Der verlarvte Mann hatte blitzende Augen unter der Larve.“

Die Augen des Marcheſe waren auf ihn geheftet und er erbebte.

In der Mitte eines allgemeinen fürchterlichen Stillſchweigens ſtieß Leonzia, blaß und zitternd, an den vergoldeten Rahmen ihres Porträts, welches umfiel und ſich an der Ecke einer Marmorſäule zerriß.

Dieſer Zufall zog die Aufmerkſamkeit auf ſich und machte der allgemeinen Verlegenheit ein Ende.

Reymond hielt ſich verloren. Als es bei San Pietro 11 Uhr ſchlug, ſtand er bei einem Fenſter ſeines Schlafgemaches, ſtarrte in die Nacht hinaus und erwartete mit Geduld, was über ihn ergehen würde; da knarrte eine verborgene Tapetenthüre, ein Fröſteln rieſelte durch das Mark ſeiner Gebeine und er ſah um.

„Reymond,“ liſpelte eine Stimme leiſe.

Leonzia war es, er ſtürzte ihr entgegen, und ſchloß ſie zum erſten Male in ſeine Arme.

„Du mußt fliehen, Reymond,“ ſprach ſie, ſich ſeinen Armen entwindend, „fliehen, und ſo ſchnell als möglich. Keine Worte! Jeder Augenblick iſt koſtbar, komm!“ Und ſie zog ihn durch die Dunkelheit zuerſt durch einen Korridor, dann durch den Garten bis zu einer kleinen Thüre. Sie öffnete dieſe Thüre, gab ihm den Abſchiedskuß, den erſten, und drängte ihn, zu eilen, indem ſie ihm den Weg bezeichnete, den er zu nehmen hätte.

„Und allein ſoll ich fliehen?“ fragte Reymond ſie umfaſſend und ihr zärtlich in die Augen blickend, „allein, ohne dich?“

„Ich muß hier bleiben,“ erwiederte Leonzia ſchluchzend, „ich weiß nun Alles und die letzten Thränen meiner Mutter brennen noch auf meinem Herzen. Aber es iſt mein Vater und mein Platz iſt an ſeiner Seite.“

„Wohlan! ſo bleib auch ich,“ verſetzte Reymond, „möge ſich immerhin mein grauſames Schickſal erfüllen, ich trotze ihm. Zweimal bin ich nun wenige Stunden in Rom, um es wieder zu verlaſſen und allen meinen Träumen von Ruhm Lebewohl zu ſagen. Nein, ich fliehe nicht allein.“

„Um Gotteswillen,“ liſpelte ihm Leonzia zu, „ich beſchwöre dich, eile, man wird kommen, und dann kann ich dich nicht mehr retten. In dieſem Augenblicke ſah man ein mattes Licht durch die Fenſter der anſtoßenden Gallerie. Leonzia fiel, ohne mehr zu ſprechen, auf ihre Knie vor Reymond, hob ihre Arme flehend zu ihm empor, zeigte ihm auf die Thüre, und drangte ihn dann bei derſelben hinaus. Als er auf der Straße war, fiel das Mädchen ohnmächtig zu Boden.

Reymond nahm den Weg nach Neapel. Einige Tage nachher las er dort in dem **Diario di Roma**: „In Folge eines Feſtes in dem Palazzo B··· wurde ein Theil dieſes herrlichen Pallaſtes ein Raub der Flammen. Die Flammen griffen ſo ſchnell um ſich, daß einige Leute des Hauſes und ſelbſt der Marcheſe ihren Tod in denſelben fanden.“

Vor wenigen Tagen begegnete der Maler Camille in den **Champs Elysées** in einem prächtigen Cabriolet ſeinem

Freund Reymond, welcher aus Rom zurückgekommen war.

„Du wieder in Paris?“ rief er ihm ſchon von Weitem zu.

„Ja, ſeit acht Tagen. Setze dich doch zu mir herein in den Wagen.“

„Tauſend, du haſt eine prächtige Equipage! Wo wohnſt du denn?“

„Ich führe dich in mein Haus, du mußt bei mir ſpeiſen.“

„Nun und die Kunſt?“

Das Cabriolet flog pfeilſchnell davon über das Marsfeld, Vaugirard, Iſſy, und hielt endlich vor einem vergoldeten Gitter, welches ein Haus mit einer Terraſſe einſchloß.

„Die Kunſt?“ ſagte Reymond lächelnd, „ich bin ihr gerade in ihrer Heimath in Rom untreu geworden. Ja Camille, ich bin kein Maler mehr. Raphael, Domenichino haben mich kalt gelaſſen, ich liebe jetzt —“

„Dieſen Engel?“ fiel ihm Camille in's Wort, eine junge Frau von blendender Schönheit auf der Terraſſe gewahrend, welche ihnen einen Willkomm entgegenwinkte.

„Ja, meine Gattin,“ antwortete Reymond und ſie gingen in die Villa.

Der Spottname.

Tragi-komiſche Erzählung.

1.

Es gibt Leute, welche die abſcheuliche Gewohnheit haben, Andern Spottnamen aufzubringen. Außerdem, daß dieſe Leute etwas ſehr Albernes thun, thun ſie auch ſogar etwas Meuchelmörderiſches. Es liegt oft ein ganzes Trauerſpiel in einem ſolchen Spitznamen. Dieſe Behauptung kann Manchem übertrieben ſcheinen, aber ſie iſt wahr. Die folgende Erzählung, meine lieben Leſer, wird Sie davon überzeugen.

2.

Zu den größten Unglücksfällen, die einem Menſchen begegnen können, gehört auch der, einen Schulfreund zu haben. Freund! dieſer Name, welcher beim erſten Anſcheine ſo viele ſüße, ja heilige Gedanken aufregt, dieſer Name, den ſelbſt der Gottesläugner auf die Trümmer ſeines Altars emporhebt, dieſer Name, welcher tröſtet, beſchirmt und ſtärkt, dieſer Zauberer, welcher uns Freuden und Leiden erleichtert, dieſer Name, welchen man ſelbſt ſeinem Erzeuger beilegt, wenn man findet, daß der Name Vater zu wenig Liebe ausdrückt, dieſer Name muß uns heilig ſeyn, wie der Glaube, wie eine himmliſche Wegzehrung. Jetzt, da die Hyder der Selbſtſucht ſich mit all ihrer Macht, all ihrer Schändlichkeit in die menſchliche Geſellſchaft geſchlichen hat, muß man dieſen Namen im Innerſten des Tabernakels verwahren und bewahren, und das Knie beugen, ſo oft man ihn nur ausſpricht.

Aber ſo ſehr man das Wort verehrt, ſo ſehr nehme man ſich vor der Sache ſelbſt in Acht; denn ich wiederhole es: „Zu den größten Unglücksfällen, die einem Menſchen begegnen können, gehört auch der, einen Schulfreund zu haben.“

Auch dieſen paradoxen Satz wird Ihnen, mein lieber Leſer, die gegenwärtige Erzählung erklären.

3.

Im Jahre 18— (doch was ſoll der Datum zur Erzählung?) befanden ſich in einem Knabenerziehungsinſtitute auch Gabriel Hoſter und Ludwig Salling. Sie galten für die beiden beſten Kameraden, für die beiden wärmſten Freunde in der ganzen Anſtalt.

Gabriel Hoſter war ernſthaft und lernbegierig, von ernſtem, ja melancholiſchem Temperamente und ſchmächtigem Körperbaue. Ludwig Salling lebhaft, ein Sauſewind, ein Stänker, von nerviger körperlicher Geſtalt. Alſo Feuer und Waſſer, wie Ihr ſeht. So etwas harmonirt zwar phyſiſch nicht, aber wohl in Freundſchaft.

Gabriel machte für Ludwig die Schulpenſa, hingegen machte Ludwig die Rappierübungen für Gabriel. Es war ein Austauſch von Dienſten und Gefälligkeiten. O dreimal himmliſche Freundſchaft!

Ludwig war übrigens ein Witzbold, ein Menſch der die Schwächen ſeiner Kameraden gleich aufzufinden wußte, und ſo hatte er für Jeden auch gleich einen Spitznamen fertig. Sogar zwei Profeſſoren hatte er nicht verſchont, und dem einen, welcher eine große gebogene Naſe hatte, den Spitznamen: Profeſſor Krummſchnabel, und dem andern, welcher hinkte, den Spottnamen: Profeſſor Vulkan, aufgebracht. Das zog ihm viele Unannehmlichkeiten zu, aber er ließ es nicht, und als alle Profeſſoren ihren Theil hatten, kam die Reihe auch an die Kameraden.

4.

An einem Freitag begab es ſich, daß Gabriel, als er Linſen aß (an Freitagen ging es in der Anſtalt etwas mager zu), damit eine Stecknadel verſchluckte.

Wie dieſe Stecknadel in das Linſengericht kam, kann ich Ihnen nicht ſagen, lieber Leſer, die Köchin läugnete hartnäckig, daß ſie in der Küche hineingefallen ſei. Es war alſo ein Fatum, ein reines Fatum.

Die fatale Stecknadel hatte ſich nach der Quere in der Speiſeröhre feſtgeſetzt, der Schlund ſchwoll an, das Blut ſtieg Gabriel in's Geſicht, der Arme litt fürchterlich. Alles ſuchte Gabriel Hilfe zu leiſten, und man muß ſagen, Ludwig war einer der thätigſten dabei. Er holte eiligſt Ärzte herbei, Gabriel mußte eine Menge Zwiebel, Kohl und gekochte Rüben verſchlucken, und dies rettete ihn, die Stecknadel verwickelte ſich in die Zuſpeiſen und ging mit denſelben ab.

Die ganze Anſtalt freute ſich darüber, Ludwig umarmte ſeinen Freund, und rief entzückt aus: „Weil du nur gerettet biſt, mein theurer Gabriel, mein lieber Zuſpeismenſch.“ Und von nun an hieß Gabriel nicht anders als der Zuſpeismenſch.

Der Name mißfiel zwar Gabriel, er machte ſogar auch Ludwigen deßhalb einige Vorwürfe, allein dieſer lachte ihm in's Geſicht und antwortete ihm: „Vielleicht lägſt du jetzt ſchon kalt auf dem Paradebette, wenn die Zuſpeiſe nicht geweſen wäre, ſchäme dich alſo nicht eines Namens, der mit deinem Seyn ſo enge verflochten iſt, du Zuſpeismenſch! und denke an Horatius, welcher auch Cocles zugenannt wurde.“

Zwei Jahre nachher zählte Gabriel 18 Jahre, und trat aus der Anſtalt, indem er das erſte Prämium in der Rhetorik gewonnen hatte. Ludwig hatte 19 Jahre und verließ auch die Anſtalt, allein er nahm kein Prämium mit ſich.

Freudig ſprach Gabriel zu ſich ſelbſt: „Nun wird mich doch Niemand mehr einen Zuſpeismenſchen nennen?“

5.

Der zweite Akt eines neuen Drama's hatte auf dem erſten Theater der Hauptſtadt geendet, und als der Vorhang gefallen war, dröhnte der ganze volle Saal von Beifall wieder. Das Drama verdiente auch dieſen Beifall, denn es war ein herzzerreißendes Stück voll Mord und Ehebruch und Thränen und Schrecken.

In einer Seitenloge befand ſich ein alter dekorirter Herr und ein mit Geſchmack und Eleganz geputztes Fräulein, hinter beiden ſtanden einige junge parfumirte Herren mit ſchwarzen Schnauzbärtchen und weißen Glacéhandſchuhen und ſprachen über die beiden Akte.

Die Logenthüre öffnete ſich, und Gabriel Hoſter trat hinein. Das Fräulein warf ihr ſchwarzes glühendes Auge, in welchem noch eine Thräne perlte, auf ihn. Dieſe Thräne war ein Dank, eine Belohnung, ein Geſtändniß.

„Louiſe!“ ſagte Gabriel zu ihr, „Louiſe! —“ Er hielt inne, aber der Ausdruck ſeines Geſichtes vollendete ſeine Gedanken. Ihr Blick ſagte: „O mein Gabriel, wie biſt du ſo groß!“ und der von ihm ausgeſprochene Name ſagte: „O! wie entzückt mich dieſer Triumph, da ich ihn mit dir theilen kann, Louiſe!“

Der dekorirte Herr faßte freundlich Gabriels Hand und ſprach, dieſe drückend, zu ihm: „Junger Freund, das haben Sie gut gemacht!“

„Wir wollen noch warten, wie es weiter geht,“ antwortete Gabriel mit der Ängſtlichkeit eines Autors.

„Ach! warum nicht gar?“ verſetzte der Oberſt. „Der Sieg iſt errungen. Ich bin ganz ruhig, es kann nicht mehr fehlen!“ und als Gabriel hierauf beſcheiden die Achſeln zuckte, reichte ihm Louiſe die Hand mit den Worten: „Muth, mein Freund!“

Gabriel preßte die liebe Hand an ſeine Lippen, und verließ die Loge wieder.

Der Vorhang ging wieder empor, und der dritte Akt wurde geſpielt. Wenn ein neuer kühner Gedanke im Stücke nur mit ſtiller Bewunderung angehört wurde, preßte ſich Louiſens Herz ängſtlich zuſammen, ſie fürchtete, das Genie des Autors ſtände zu hoch über der Faſſungsgabe der Zuhörer. Aber, als dann ein ganzer Donner von Bravo's erſcholl, und man nur ſo lange geſchwiegen zu haben ſchien, um mit einem Male deſto heftiger los zu brechen, da ſtrahlten Louiſens Augen neuerdings von Wonne. Der Oberſt klatſchte mit den Händen und ſtrampfte mit den Füßen, und einige Male ſchrie er in ſeinem Enthuſiasmus ſogar: »Victoria! Victoria!« ſtatt Bravo! Bravo! indem er meinte, er befinde ſich auf dem Schlachtfelde.

Der dritte Akt endete, und auf der erſten Gallerie, an welche die Loge des Oberſten ſtieß, tauſchten während des Zwiſchenaktes die jungen Herren ihre Meinungen über das Stück insbeſondere, und über die dramatiſche Literatur im Allgemeinen aus.

»Wir müſſen doch ſagen,« begann Einer der Beſchnauzbarteten, »daß wir in der neueren Zeit auch tüchtige dramatiſche Schriftſteller haben.«

»Hm!« meinte der Andere, »lauter Schale, kein Kern darinnen. Diction und immer Diction, ein ſchöner Rahmen und kein Bild darinnen, vor lauter Schönheit der Worte kommt man zu keiner Handlung. Da ſeht einmal die ältern Dichter an, die leben noch immer, und werden fortleben, dieſe Alten bleiben immer neu, die Neuen werden gar nie alt.«

»Ei,« erwiederte ein Anderer, »führt doch gegen die Lebenden keinen Krieg mit den Gebeinen der Verſtorbenen. Es iſt eine andere Zeit gekommen, und mit ihr ein anderes Bedürfniß; glaubt ihr denn, wenn Shakeſpeare jetzt lebte, er würde ſo ſchreiben, wie er damals geſchrieben hat?«

„Shakeſpeare könnte nicht anders ſchreiben, er müßte nur nicht Shakſpeare ſeyn. Auf einzelne Auswüchſe kommt es nicht an, aber der markige Stamm würde derſelbe ſeyn. — Aber à propos,“ fuhr er fort, ohne eine Antwort abzuwarten, „von wem iſt denn das heutige Drama?“

Auf dieſe ziemlich laute Frage beugte ſich Louiſens Lockenkopf aus der Loge, um die jungen Recenſenten beſſer zu behorchen.

„Man verſicherte mich,“ antwortete der Andere, „es ſei das erſte Werk eines jungen Mannes.“

Louiſe kam in Verſuchung auszurufen: „Das Stück iſt von Gabriel Hoſter, von meinem Gabriel,“ aber jungfräuliche Schamhaftigkeit hielt ſie zurück.

„Weißt du ſeinen Namen nicht?“ fragte der Erſte.

Da ſtürzte Ludwig Salling unter die Sprechenden, und rief: „Ich weiß ihn!“ und Louiſe wäre ihm gerne um den Hals gefallen, daß er das Incognito ihres Geliebten brechen, und ſeinen Namen hinſchreiben wollte auf die Tafel der Unſterblichkeit.

„Ihr Herren,“ ſagte Ludwig, „das Stück, deſſen drei erſte Akte vorgeſtellt worden ſind, iſt von meinem Freunde, dem Zuſpeismenſchen.“

„Zuſpeismenſch! Zuſpeismenſch!“ ſchrien alle zugleich, laut auflachend.

„Zuſpeismenſch!“ rief das Fräulein, und beugte ſich vor Erſtaunen und Indignation in den Hintergrund der Loge zurück.

„Aber, er wird doch auch einen andern Namen haben?“ fiel Jener ein.

„Ja,“ ſagte Ludwig, „er heißt Kohl, Rettig, Kraut, Erbſen, Bohnen ꝛc. ꝛc.“

„Ah! das iſt ja ein ganzer Ritſcher,“ verſetzte ein tüchtiger Wiener, und in dieſem Augenblicke rollte der Vorhang wieder auf, und der vierte Akt begann. Ludwig hatte die jungen Leute verlaſſen, war wieder auf ſeinen Platz zurückgekehrt, und erſchien dieſen Abend nicht wieder.

„Bravo! Bravo!“ erſcholl es fortwährend von allen Seiten. Nie war ein Sieg ſo vollſtändig, die Damen löſten ihre Blumenſträußer vom Buſen, und warfen ſie auf die Bühne, tauſend weiße Handſchuhe waren in den Logen mit Beifallsklatſchen in Bewegung. — „Verfaſſer! — Verfaſſer heraus! heraus!“ ſchrie Alles wie mit einer Stimme. Der Regiſſeur des Theaters erſchien vom Kopf bis zum Fuße ſchwarz gekleidet auf der Bühne und machte drei Verbeugungen. Ein feierliches Schweigen herrſchte augenblicklich im ganzen Saale.

„Verehrungswürdiges Publikum!“ ſprach der Regiſſeur, „das Drama, welches wir ſo eben vor Ihnen darzuſtellen die Ehre hatten, iſt von Gabriel Hoſter.“

Drei Salven von Geklatſche begrüßten dieſen Namen, der berühmt zu werden verſprach, und langſam verließ nun das Publikum das Theater, dieſen Namen unter ſich wiederholend.

Louiſe war ganz ſeltſam aufgeregt, ſie wiederholte, als ſie aus der Loge ging, mit dem Tone eines Mathematikers, welcher damit beſchäftigt iſt, ein ſehr ſchwieriges Problem aufzulöſen, den Namen Zuſpeismenſch.

Und als Gabriel ſie bei der Hand faßte, um ſie in den Wagen zu heben, drückte ſie dieſe Hand nicht.

6.

Louiſe Faber an Suſanne Porhelm.

Meine liebe Freundin!

„Mein guter Vater gibt zu meinem Namensfeſte einen Ball; da ich nun ohne Dich kein Vergnügen vollſtändig genießen kann, ſo beeile ich mich Dich dazu einzuladen.

In der Hoffnung Dich gewiß zu umarmen
Deine
Louiſe.“

P. S. „Noch Eines, liebe Suſanne. Ich weiß, daß Du alle neuen Romane lieſeſt, es müſſen Dir alſo alle Kobolde, Gnomen, Wolfmenſchen, Vampyrmenſchen u. ſ. w. bekannt ſeyn. Kannſt Du mir nicht ſagen, was ein Zuſpeismenſch iſt? Seit acht Tagen träume ich ganz fürchterlich über dieſen Gegenſtand. Es erſcheint mir im Schlafe allnächtlich ein Phantom, deſſen Körper eine ekelhafte Zuſammenſetzung von Kohl, Kraut, Erbſen, kurz von allen möglichen Zuſpeiſen iſt. O theure Freundin, erkläre mir, was ein ſolcher Zuſpeismenſch ſeyn kann, ſage mir, ob Du glaubſt, daß ein Solcher exiſtire; was mich betrifft, ſo halte ich das Ganze nur für die Frucht meiner aufgeregten Einbildungskraft.“

Suſanne Porhelm an Louiſen Faber.

Theure Louiſe!

„Ich nehme mit Vergnügen Deine Einladung an. In Rückſicht auf den Zuſpeismenſchen, wovon Du mir in Deinem Briefe ſo viel ſchreibſt, kann ich Dir nichts Gewiſſes ſagen. Die Natur hat übrigens ihre Geheimniſſe — o Louiſe! die magnetiſchen Kräfte zwiſchen Thier- und Pflanzenwelt ſind ungeheuer, und ſie berühren ſich auf eine ſo außerordentliche und doch ſo verborgene Weiſe, daß auch ich ſelten einen Rettig eſſe, ohne Gedanken zu haben — Gedanken — die ich Dir mündlich mittheilen werde. Dies, meine Liebe, iſt Alles, was ich Dir hierüber ſagen kann. Im Ganzen glaube ich, wir Beide haben eine zu lebendige Phantaſie. — Aber ich bitte Dich, beruhige Dich, und ich umarme Dich mit ganzer Seele.

Deine

Suſanne.“

7.

Das einfachſte Mittel iſt gewöhnlich jenes, woran wir zuletzt denken.

Zum Beiſpiele:

Es kommt ein Gläubiger zu Euch, der Euch quält ihm Eure Schuld zu bezahlen. Ihr torquirt Euer Gedächtniß, um einen Grund der Verweigerung zu finden; endlich werft Ihr ihn zur Thüre hinaus; es wäre viel einfacher und geſchwinder abgethan geweſen, wenn Ihr das gleich Anfangs gethan hättet.

Es ſchmerzt Euch ein Zahn, Ihr braucht Opiate, Öhle, Pillen, Ihr laßt ihn plombiren, endlich da nichts hilft, laßt Ihr ihn ausziehen.

U. ſ. w. — u. ſ. w. — u. ſ. w.

So erging es auch Louiſen, anſtatt Gabriel zu fragen, was es denn mit dieſem Namen Zuſpeismenſch für eine Bewandniß habe, quälte ſie ſich Tage und Nächte, ohne die Auflöſung dieſes Räthſels finden zu können.

Während Louiſe ſich aber in Grübeleien hierüber vertiefte, verbreitete ſich dieſer Spottname in der ganzen Stadt. Gabriel Hoſter populariſirte ſich unter dem Pſeudonym Zuſpeismenſch, allein es geſchah noch ohne ſein Wiſſen, man nannte ihn nur ſo, wenn er abweſend war, die Verläumdung hatte noch ihre Sammtlarve nicht abgelegt.

Eines Tages, als Gabriel mit Louiſen allein war, ſprach dieſe traurig zu ihm: „Gabriel! Sie haben mich hintergangen.“

Hoſter ſah ſie verwundert und unruhig an. „Was wollen Sie damit ſagen?“ fragte er.

Das Mädchen ſchwieg einen Augenblick, dann einen Blick auf ihn werfend, der bis in ſein Innerſtes drang, fuhr ſie fort: „Sie haben noch einen andern Namen als Hoſter.“

Der Jüngling ſah ſie verlegen an. — „Einen andern Namen, als Gabriel Hoſter?“ wiederholte er, „einen andern Namen, als jenen ehrlichen, den mir mein Vater hinterlaſſen hat?“ — und ſein Auge glühte von gerechtem Stolz und man ſah es ihm an, es war der wirkliche Name des großen Poeten.

„Gabriel,“ ſagte Louiſe mit bewegter und zitternder Stimme, „Gabriel! ſeyn Sie offen gegen mich, hintergehen Sie mich nicht, ſagen Sie mir ohne Hinterhalt, warum heißt man Sie den Zuſpeismenſchen?“

Vom Sublimen zum Lächerlichen iſt nur Ein Schritt. Gabriel nahm dieſen Scherz ernſthaft. Anſtatt darüber zu lachen, ereiferte er ſich, wurde hitzig und ſchrie, deklamirte, weinte ſogar — kurz, wurde ganz lächerlich. — Louiſe liebte ihn nicht mehr.

8.

Zwei Tage nachher redete Einer ſeiner Kameraden Gabrielen mit dem Spottnamen Zuſpeismenſch an, als Beide aus dem Theater gingen; Gabriel gab ihm eine Ohrfeige, man forderte ſich und die Stunde des Duells wurde auf den folgenden Tag feſtgeſetzt. Man ſchlug ſich und Gabriel wurde verwundet.

Von dieſem Tage an war der Spottname Zuſpeismenſch unausrottbar.

Und in einiger Zeit hierauf, als ſich Gabriel im Hauſe des Oberſten Faber einfand, meldete ihm der Portier: der Oberſt ſei mit ſeiner Tochter in der verwichenen Nacht nach Frankreich abgereiſt, um dort für immer zu verbleiben.

9.

In einem Gemache, in welches lange und dichte Vorhänge nur ein graues Halbdunkel hinein ſcheinen ließen, lag ein junger Mann mit blaſſem Geſichte, wenigen Haaren und erloſchenen Augen auf einem Bette, neben welchem auf einem Nachtkäſtchen noch volle Flaſchen Arzneien ſtanden.

Dieſer ſterbende junge Mann war Gabriel Hoſter.

Der Leſer wird hier vermuthlich gegen die Wahrſcheinlichkeit dieſer Erzählung ſchreien, aber ich werde antworten: Es iſt unmöglich die menſchlichen Leiden und ihre Urſachen ganz zu erklären, das menſchliche Mikroſkop ſieht nur ihre Narben.

Die Thüre des Gemaches öffnete ſich und Ludwig Salling trat herein. Es war ein fürchterliches Schauſpiel, wie der Schwache ſich aufrichtete, die Hände aus Zorn geballt und noch den letzten Anflug von Röthe auf den Wangen. Er wandte die letzte Kraft an um Ludwig zu faſſen, allein vergebens! Er ſank wieder auf ſeinen Polſter zurück, und nach einer Pauſe reichte er ſeinem Jugendfreunde die abgezehrte Hand. „Ich verzeihe dir, Freund,“ murmelte er kaum hörbar, und war todt.

Ludwig vergoß Thränen, er hielt die kalte Hand in der ſeinigen, und ſuchte ihr wieder Wärme einzuhauchen, allein da Alles vergebens war, ſchied er von ſeinem Jugendfreunde; indem er einen Schleier über deſſen Antlitz deckte, mit den Worten:

„Armer Zuſpeismenſch!“

Ein Mittagmahl bei Beethoven.

Eine phantaſtiſche Erzählung.

Im Jahre 1819 war ich in Wien. Wien, was man auch davon ſagen mag, iſt eine deutſche und eine franzöſiſche Stadt zugleich, ja noch mehr eine franzöſiſche als eine deutſche. Die Kunſt iſt in ihr zu Hauſe, und ſie räumt dieſer und dem Vergnügen alle Zeit ein, die Paris der Politik widmet. Man fühlt in Wien die Muſik. Die Luft iſt mit Tönen geſchwängert. Wien iſt die muſikaliſche Stadt par excellence. Alle groſe Muſiker hat man dort gehört. Daher auch eine Art von Wohlbehagen, welche man dort fühlt, man weiß nicht warum. An jenem Tage, von welchem ich Euch hier erzählen will, war es ſtiller als gewöhnlich in dieſer lebensfrohen Stadt. Ich ſchlenderte, mich dem Zufalle überlaſſend, durch die Straßen und erwartete die Stunde der Abreiſe, ich ſollte nämlich noch denſelben Abend abreiſen.

Da ſah ich denn mit einem Male einen Menſchen auf der Straße, einen jener Menſchen, die man alſogleich wahrnimmt, ſelbſt mitten in der Menge. Ja, der Haufe ſelbſt ſieht und bemerkt ſie, und aus einem wunderbaren Inſtinkte treten die Leute auf die Seite, um ſolch einem Menſchen Platz zu machen, ſie grüßen ihn mit Aug' und Seele, ſie achten ihn, ohne ſeinen Namen zu wiſſen, und erkennen ihn, ohne ihn je geſehen zu haben.

Jedenfalls mußte man an dieſem Manne alſogleich erkennen, daß er über den Andern ſtehe. Ich ſehe ihn noch immer vor mir. Sein Kopf war groß und mit langen theils grauen, theils ſchwarzen Haaren ſo dicht bewachſen, daß man, wenn man ſie von beiden Seiten unter einander und unordentlich herabhängen ſah, die Mähne eines Löwen zu erblicken glaubte, und unter dieſer Mähne blitzte ein kleines ſtechendes Augenpaar hervor, deſſen Blick ſich wunderbar mit einem bittern, aber äußerſt geiſtreichen Lächeln vermählte. Der Mann ging mit ungleichen Schritten vorwärts, bald ſchneller, bald langſamer; er ſchaute und lächelte bald auf dieſe, bald auf jene Seite; aber ſein Blick war zerſtreut, aber ſein Lächeln war krampfhaft; man ſah, es war ein Menſch, der außer dieſer Welt war, wenn er übrigens jemals darin war. Beim Anblicke dieſes Mannes fühlte ich auf der Stelle meine Theilnahme im höchſten Grade erregt. Ich wollte wiſſen, wer er ſei, und ich folgte ihm. Er vorwärts, ich ihm nach durch mehre Gaſſen und Gäßchen, bis er endlich auf dem Kohlmarkt zu einem Muſikalienhändler hineinging. Der Muſikalienhändler empfing ihn ſehr höflich und bot ihm ſogleich einen Stuhl, allein der Unbekannte blieb ſtehen. Ich konnte ihn nun nicht hören, aber ich ſah durch die Glasthüre des Gewölbes, was er that. Seine Art ſich zu beſprechen war ſeltſam, er ſprach, dann ſchrieb der Andere, der ihm antworten ſollte, etwas auf ein Papier, und reichte es ihm, woraus ich ſchloß, daß der Mann taub ſeyn müſſe. Plötzlich ſchien er mir aufgeregter zu werden und ſich gegen die Gewölbthüre wendend, trommelte er mit ſeinen Fingern auf die Glasſcheiben, auf welche meine Blicke gerichtet waren. Sah er mich? ſah er mich nicht? ich weiß es nicht. So trommelte er, ich weiß nicht welch ein Muſikſtück auf der Glasſcheibe und gab mit dem Kopfe den Takt dazu. Er ſchlug bald langſamer, bald geſchwinder, dann hielt er ganz inne, um eine Idee zu ſuchen, und wenn ſich dieſe einſtellte, ſo flogen dann wieder ſeine Finger über die klingende Fenſterſcheibe, ſo, wie ſie es auf den Taſten eines Fortepiano gethan haben würden. Dann, alſo komponirend, belebte ſich ſein Blick, die Haare ſtiegen ihm auf dem Haupte empor, er lächelte melancholiſch und ſein Antlitz drückte eine Art von Zufriedenheit aus. Der arme, große Mann war glücklich.

Er mochte beiläufig eine Viertelſtunde in dieſer Stellung geblieben ſeyn, als er dem Herrn desſelben ein Zeichen gab. Alſogleich erſchien ein junges Mädchen mit dem züchtigen öſterreichiſchen Blicke, mit dem einnehmenden öſterreichiſchen Lächeln, mit der ganzen öſterreichiſchen Friſche und ſtellte Tinte und Feder vor den Mann hin und legte ihm Notenpapier auf. Nun ſah ich ihn haſtig ſchreiben. Vermuthlich ſchrieb er das nieder, was er früher auf der Fenſterſcheibe komponirt hatte. Er ſchrieb faſt ohne zu athmen, und als er geendet hatte, reichte er das Papier dem Muſikhändler, ohne es mehr zu überſehen, und der Muſikhändler gab ihm ein Goldſtück.

Und mein Mann ging aus dem Gewölbe. Kaum herausgetreten nahm er ſeine alte Miene an, aber ſein Schritt ſchien mir leichter. Ich konnte dem Gedanken nicht widerſtehen: der Mann geht gewiß in's Wirthshaus! und ſieh da, ich hatte Recht. Nicht weit davon trat er wirklich in ein Haus, deſſen Thor mit einem Weinzeiger geziert war.

Dieſer Gaſthof, welcher ſonſt ſehr beſucht ſeyn ſoll, war eben heute, es war Freitag, ganz leer. Man ſah wenig Feuer auf dem Heerde, und die Wirthin, eine brave Hausfrau, war beſchäftigt, ihr kupfernes Küchengeſchirr blank zu reiben. Mein Mann darauf nicht achtend, ging geradezu auf die Frau los und ſagte: „Geben Sie mir eine Portion Kälbernes!“

„Ich habe kein warmes Kalbfleiſch,“ antwortete die Wirthin, welche ſich in ihrer Arbeit nicht irre machen ließ.

„Nun ſo geben Sie mir ein Stück kaltes, erwiederte mein Unbekannter.

„Ich habe auch kein kaltes,“ verſetzte die Wirthin.

„Zum Henker auch, das iſt dumm!“ rief der Mann aus, und ging ganz verdutzt, ja faſt traurig wieder fort. Das ärgerte mich für ihn und ich trat in das Wirthshaus, zog höflich meinen Hut und fragte die Wirthin: „Können Sie mir zur Güte ſagen, Madame, wie der Mann heißt, wer er iſt, und wo er wohnt?“

„Dieſer Mann,“ ſagte ſie, „iſt ſo viel ich weiß, eine Art von Muſikant, ein Liebhaber von gut Eſſen und Trinken. Ich kenne ſeine Haushälterin, die Martha heißt, und ſie wohnen dort unten in dem kleinen Hauſe links, gleich neben dem Wollhändler. Ich glaube, der Menſch heißt Beethoven.“

Bei dieſem großen Namen brach mir faſt das Herz. Dieſer alſo iſt Beethoven! Die Wirthin ſah mich erblaſſen und meinte, es wandle mich eine Übelkeit an.

„Mein lieber Himmel, mein Herr, was iſt Ihnen denn?“ rief ſie und wollte mich unterſtützen.

„Madame!“ unterbrach ich ſie, „im Namen der öſterreichiſchen Gaſtfreundſchaft bitte ich Sie, mir einen Dienſt zu erweiſen.“ Sie ſah mich mit großen Augen an und ich fuhr fort: „Wenn Sie ein Fünkchen Mitleid und Menſchenliebe in Ihrem Buſen haben, ſo ſtellen Sie in dieſem Augenblick ein Stück Kalbsbraten zum Feuer, ich gehe nicht eher wieder von hier, bis ein warmer Braten in meinen Händen iſt.“

„Nun, den können Sie ja bekommen,“ antwortete ſie, indem ſie mir auf die Röhre eines geheizten Ofens zeigte, dann öffnete ſie dieſelbe, und ich erblickte darin einen großen Kalbsſchlägel, der mir angenehm in die Naſe dampfte.

„Aber warum gaben Sie denn dem armen Beethoven nicht ein Stück von dieſem Braten? er begehrte es ja.“

„Ei,“ verſetzte ſie, „das iſt ein Menſch, dem es kein Geld im Sacke leidet. Was braucht ſo Einer alle Tage Fleiſch zu eſſen? Kaum hat er ein paar Gulden, trägt er ſie zu mir her. Und dann, ich hab's auch ſeiner Haushälterin verſprochen, ihm nicht alles zu geben, was er begehrt.“

Armer Beethoven! armer großer Mann! Unglücklicher, edler Künſtler! Ehrgeiziger, verſchwenderiſcher Menſch, der alle Tage warmes oder kaltes Fleiſch eſſen will!“

„Madame,“ fuhr ich fort, „welchen Wein trinkt Beethoven am liebſten?“

„Hm!“ antwortete ſie, „das weiß ich nicht, die Muſikanten trinken alle Weine. Übrigens glaub’ ich, wenn er eine Bouteille von meinem guten alten Rheinwein hätte, er würde ihn nicht verſchmähen.“

„Geben Sie mir zwei Bouteillen Rheinwein, und zwar von ihrem beſten,“ rief ich, „er iſt nie zu gut für den Gebrauch, den ich davon machen will, und wenn es Zweiundzwanziger vom Johannisberge wäre.“

Die Wirthin brachte mir zwei Bouteillen und den Kalbsbraten und fragte mich, ob ſie Jemand mitſenden ſollte der mir das Alles trüge. Ich aber bezahlte ſie, ohne ihr mehr zu antworten, ſteckte die beiden Flaſchen in die Seitentaſchen, nahm meinen Kalbsbraten zwiſchen zwei Tellern in die Hand und ging ſo ſtolz von dannen, als ob ich ſelbſt eine große Symphonie geſchrieben hätte.

Auf dem Wege ſagte ich zu mir ſelbſt: „Nein, ich will keinem Andern das Vergnügen übertragen, den großen Beethoven zu bedienen; nein, ich will nicht erröthen über eine Handlung, welche mich ehrt; nein, ich will auf die Ehre nicht Verzicht leiſten, ſeine Tafel erſt zu decken, und dann zu ihm hinzutreten mit der Serviette über den Arm geſchlagen, um ihm zu ſagen: „Eure Hoheit Herr König der Harmonie, Sie ſind bedient!“

Ich ging nun in das kleine, mir von der Wirthin bezeichnete Haus, mit den kleinen ſchmalen Fenſterchen, ein Einſiedler mitten unter den andern. Ich finde mich ſonſt nicht leicht zurecht, aber diesmal hatte der Name Beethoven meine Phantaſie aufgeregt, daß ich ihn mit Flammenlettern auf dem Thore des Hauſes geſchrieben zu ſehen glaubte.

Beethoven wohnt im erſten Stocke, das iſt der einzige Luxus, den er ſich erlaubt. Die Thüre iſt ganz mit großköpfigen Nägeln beſchlagen, welches ihr beim erſten Anblicke einen Anſchein von Feſtigkeit und Sicherheit gibt, allein das Schloß paßt ſchlecht und die Thüre ſelbſt iſt öfter offen als geſchloſſen. Ich ging hinein, im Vorzimmer ſah ich nichts als einen Tiſch, worüber eine grobe Serviette gedeckt war, einen Zeiſig, der fröhlich in ſeinem Käfig ſang, und auf einem Stuhl einen großen Kater, welcher die noch kalte Tafel anſah und manchmal miaute. Dies war der Tiſch, der Kater und der Zeiſig Beethoven's.

Ich ſetzte meine verdeckte Schüſſel und meine beiden Bouteillen auf den Tiſch, ich ſtreichelte den Kater, der einen Buckel machte, und grüßte den Zeiſig, der in ſeinem angefangenen Geſange fortfuhr ohne ſich um mich zu bekümmern. Da trat Beethoven's Haushälterin herein, ſie ſchien bei meinem Anblicke eben ſo wenig erſtaunt zu ſeyn, als der Kater und der Zeiſig, nur ſagte ſie mir ganz kurz: „Der Herr iſt heute nicht zu ſprechen, er iſt in ſeiner Kammer, und ſo übler Laune, daß er gar nicht zu Mittag eſſen will.“ Dabei öffnete ſie mir die Thüre, damit ich ihn ſehen könne, aber ich ſchob ſie auf die Seite und trat hinein.

Er ſaß am Fenſter und betrachtete aufmerkſam einen Nelkenſtock, der dort ſtand. Er ſtreifte behutſam viele kleine grüne Inſecten ab, welche auf der Pflanze ſaßen. Außer dem Nelkenſtock war am Fenſter noch eine ganze Reihe

Kapuzinerblumen hinaufgezogen, ſo daß ſie eine artige Jolouſie bildeten.

Beethoven iſt taub, er hat daher immer Schreibgeräthe neben ſich; ich nahm ein Stück Papier, ſchrieb darauf: „Ich habe einen guten Braten und Rheinwein gebracht, kommen Sie zum Mittagmahl,“ und reichte ihm das Papier.

Er las, ſein Auge wurde feuriger, lächelnd ſtand er auf und ſprach zu mir. „Sein Sie mir vielmal willkommen! Sie ſind ein Franzoſe, nicht wahr? Gut, gut. Thun Sie mir die Ehre an, bei mir zu ſpeiſen.“ Und zu gleicher Zeit ſchrie er: „Marthe! noch ein Couvert für dieſen Herrn,“ dann trat er wieder zu mir und fuhr fort: „Sie haben recht wohl daran gethan zu mir zu kommen; ich war eben ſehr traurig. Nur auf dem Lande bin ich vergnügt, die Stadt erdrückt mich. Ich höre ſo viele fremdartige Töne, — und mich ſelbſt, das, was ich mache, kann ich nicht hören. O! ich bin allein, ganz allein, Niemand kommt zu mir, Niemand erkundigt ſich, was der arme Beethoven macht; ach, ich weiß ſelbſt kaum mehr, wer ich bin und wie ich heiße. Sonſt war ich der Herr der Welt, ich dirigirte das größte unſichtbare Orcheſter, welches jemals die Lüfte erfüllt hat; ich horchte Tag und Nacht den herrlichen Tönen, deren Komponiſt, Orcheſter, Sänger, Richter, König, Gott ich war. Mein Leben war ein immerwährendes Konzert, eine Symphonie ohne Ende. Was fühlte ich zu dieſer Zeit für eine himmliſche Aufregung meiner Phantaſie! welche lyriſche Begeiſterung, welche geheimnißvolle Stimmen! Ein großer Bogen ging von der Erde aus und berührte den Himmel, und alles dies fand ein Echo in meiner Seele, ſie nahm die unbedeutendſten Töne in ſich auf: den Geſang der Vögel, das Brauſen des Windes, das Murmeln des Waſſers, das Zirpen der Grille, das Zittern der Pappel in der Luft, alles dieſes waren eben ſo viele Harmonien für mich, ich nahm ſie alle in meinem Herzen, in meiner Seele auf; ich lebte von meinen Tönen, von meinen Träumen, von meinen Seufzern, von Freundſchaft, von Liebe, von Poeſie. Aber ach, eines Tages floh Alles. Fort waren meine herrlichen Viſionen, meine bewunderungswürdigen Sänger, meine allgewaltige Orgel, fort die Töne der Erde und des Himmels, Alles fort. Ich verlor mehr als Milton, der nur ſein Augenlicht verlor, aber ſeine Poeſie behielt; ich verlor meine Poeſie, ich verlor meine Welt, ich bin ein armer Verbannter aus dem Reiche der Harmonie. Armer Mann, der ich bin, ich ſitze an meinem eigenen Grabesrande und ſinge mein Requiem. — Aber Sie haben ja geſagt, daß Sie mir Braten und Rheinwein brachten?“

Die Haushälterin gab uns ein Zeichen, daß ſervirt ſei. Beethoven nahm mich höflich bei der Hand und führte mich in das Speiſezimmer; es waren nur zwei Couverts auf dem gedeckten Tiſche, die Haushälterin bediente uns.

Das Mahl war von Beethoven's Seite ſehr fröhlich, er war ſehr witzig, ja mitunter ſarkaſtiſch, er ſprach ſo gut und ſo luſtig, daß ich darüber bald ſeinen früher ausgeſprochenen Trübſinn vergaß. Beethoven war einer jener Männer, welche eine einzige Idee zum Zwecke ihres ganzen Lebens machen. Eine große Idee genügt zur Exiſtenz eines ſolchen Mannes, ſie durchdringt ihn, ſie belebt ihn, ſie iſt ſeine Freude und ſein Schmerz, ſie iſt ſeine Vergangenheit und Gegenwart, ſie wächſt mit ihm und nimmt mit ihm ab, und wenn ſie erſchöpft iſt, ſo ſtirbt der Mann.

Der alte Rheinwein hatte Beethoven ganz neu belebt; als wir gegeſſen hatten, ſprang er auf und ging in ſeine Kammer. „Ich will Ihnen doch beweiſen, daß der alte Beethoven nicht gar ſo taub iſt, als man behauptet. Dieſe Menſchen verſtehen mich nicht, aber ich verſtehe mich. Urtheilen Sie ſelbſt!“ und mit dieſen Worten ſetzte er ſich an das Pianoforte.

Das Inſtrument war von Broadwood in London verfertigt und ein Geſchenk, welches Cramer, Kalkbrenner, Clementi, Ries u. ſ. w. dem muſikaliſchen Homer aus England als ein Zeichen ihrer Achtung überſandten. Beethoven, vernachläßigt, wie er ſich glaubte, war ſehr erkenntlich für dieſes Geſchenk, das ihm große Freude machte. Er ſetzte ſich alſo dazu, und fing an ein Stück aus einer Symphonie zu ſpielen. Gerechter Himmel! Das Pianoforte war entſetzlich verſtimmt, Beethoven ſchlug mit unbändiger Kraft auf die Taſten, nie haben ſchreiendere Töne, nie disharmoniſchere Accorde mein Ohr zerriſſen. Er aber ſaß voll Enthuſiasmus da, glücklich, daß er endlich einen Zuhörer habe. Er, Beethoven, einen Zuhörer. Er verlor ſich ganz in ſein Werk, er zitterte, lächelte, weinte, er war außer ſich. Ich ſaß mit niedergeſchlagenen Augen da, hätte mir gerne die Ohren verſtopft und wäre gerne davon gelaufen. Ja, ja, wir hatten beide recht. Ich befand mich auf der Erde und hörte den fürchterlichſten Durcheinander, den man nur hören kann; er war im Himmel und hörte eine Muſik Beethoven's.

Endlich hatte meine Qual ihr Ende und ſein Vergnügen: er war ganz glücklich. „Nicht wahr,“ ſagte er zu mir, „das iſt noch ſchön? nicht wahr, der alte Beethoven hat noch Blut in ſeinen Adern, nicht wahr, das iſt Muſik und ich bin noch ich? Sie ſollen immer ſagen: „Armer Beethoven! Unglücklicher Beethoven! der arme, unglückliche Beethoven iſt doch noch der einzige Muſiker in Deutſchland. Nicht wahr, mein Lieber?“ Und bei dieſen Worten drückte er mich mit ſeinen großen Händen, preßte mich an ſeine breite Bruſt und eine Thräne fiel auf meine Wange.

Dann ſagte er noch: „Warten Sie, ich will Ihnen noch etwas geben, Sie ſollen etwas von mir nach Hauſe mitbringen. Etwas Neues, etwas für Sie, für Sie ganz allein.“ Dann trat er zum Fenſter, trommelte mit der Hand auf die Scheibe, ſchrieb dann, und gab mir darauf das kleine Muſikſtück, welches ich noch beſitze, und welches mir eine Reliquie bleiben wird, ſo lang’ ich lebe.

Ich verließ den Meiſter mit ſchwerem Herzen. Als ich ſchon am Hausthore war, rief er mir noch nach: „Adieu! Adieu! glückliche Reiſe! Bleiben Sie mir gut, denken Sie meiner, Ihr Rheinwein war vortrefflich und Ihr Braten eben recht gebraten.“

Der alte Kamin.

Eine italieniſche Sage.

Getöſe ließ ſich von außen vernehmen. — Der Wächter des Schloſſes, der eben am hohen gewölbten Bogenfenſter ſaß, deſſen Scheiben zerbrochen waren, zitterte auf ſeinem Stuhle, wie von einem elektriſchen Schlage berührt, aber bald ſich ſeiner Schwäche ſchämend, gewann er wieder ſeine vorige Ruhe und ſeine ſchwarzen Augen ſprühten Flammen hinter den dichten rothen Brauen hervor. Diejenigen, welche Signor Saccarito nicht kannten, hätten ſich vor dieſen flammenden Blicken entſetzt, und ſie zu dieſer Stunde und bei der Dunkelheit des Gemaches für Blitze aus den Augen eines Vampyrs gehalten, der ſich auf ſeine Beute wirft.

Das Getöſe von Außen verdoppelte ſich.

„Wenn es ein Reiſender iſt, der mich beunruhigt,“ murmelte Saccarito, zornig zwiſchen den Zähnen, „ſo ſoll ihn der Satan —“ Er endete dieſe Rede nicht, ſondern zog ein Stilet aus der Scheide, und ging mit feſtem Schritte der Thüre zu, außer welcher ſich der Lärmen vernehmen ließ.

Es iſt vielleicht gut, die Leſer mit dieſem Manne näher bekannt zu machen. Obſchon er in Italien ſich befand, und an dem Ufer der Maranella, einem Flüßchen, welches einen Theil des römiſchen Gebietes durchzieht, wohnte, ſo zeigte doch ſeine rauhe fehlerhafte Sprache und der Schnitt ſeines Gewandes von grobem rothen Zeug, daß er nicht von italieniſcher Abkunft ſei, da man zu jener Zeit und in der Mitte des Sommers in Italien Mäntel mit ſeidenen Franſen trug. Signor Saccarito war von hoher Statur, ſeine rauhen Züge flößten Widerwillen, ja ſogar Furcht ein. Die Landbewohner der Umgegend erbebten vor ihm, beſonders ſeit jener Zeit, als der Dolch eines Banditen auf ſeiner Bruſt zerbrach. Er ſchien kaum mehr als vierzig Jahre zu zählen, und dennoch bewohnte er dieſes Schloß ſchon ſeit dem Jahre 1460 und man zählte jetzt 1530. Ein geheimnißvoller Schleier, welchen der Aberglaube noch dichter zuſammenzog, und welchen Niemand zu heben wagte, war über ſein Thun und Treiben ausgebreitet und machte aus dieſem Manne einen Gegenſtand der allgemeinen Neugierde. Mehr als ein Reiſender zog des Weges und kehrte in der Herberge von San Marino, eine Meile von dem alten Schloſſe gelegen, ein, aber keiner wagte es, dieſes zu beſuchen, ſo viel Schrecken flößten Jedem die wahren oder falſchen Mährchen, welche der Wirth von dem alten Neſte und ſeinem ſonderbaren Herrn erzählte, ein.

Am 14. Mai 1530 aber hielten zwei junge Künſtler, ein Maler und ein Muſiker, welche Nahrung für ihren Geiſt auf Reiſen ſuchten, vor dieſem Schloſſe. Man hatte ihnen geſagt, daß in früheren Zeiten Giuſeppe Giocchini, und nach ihm ſeine Neffen, die Grafen Teſſina, dieſe Mauern bewohnt haben, in denen gegenwärtig Geiſter hauſen, welche Jedermann den Eintritt verwehren. Die beiden Künſtler lachten über dieſe Mittheilungen, erwiederten, daß ſie weder Belzebub noch deſſen Schaaren fürchteten; und ſo ſtanden ſie jetzt am Schloßthor, um Einlaß zu begehren.

„Wer ſtört mich noch ſo ſpät in meiner Ruhe?“ ſchrie einige Augenblicke nachher eine rauhe Stimme.

„Oreſt und Pylades bitten um gaſtfreundliche Aufnahme,“ ertönte die Antwort.

„Packt Euch, ich öffne nicht.“

„Wer du auch ſeieſt, ſeltſamer Bewohner dieſes Schloſſes, Menſch oder Geiſt, wir haben geſchworen, dein Antlitz zu ſchauen, und in deiner Höhle dieſe Nacht zuzubringen.“

„Geht Eures Weges, ſag' ich, Ihr könntet es bereuen.“

„Nein, öffne, öffne, Satan!“

„Kehrt zur Herberge zurück!“

„Unſere Herberge ſoll dieſe Nacht dein Gemach ſeyn, unſer Wein aus deinem Keller kommen, und zwar dein beſter, du ſelbſt ſollſt unſer Mundſchenk ſeyn, wir wollen ein luſtiges Leben führen. Öffne uns das Thor, und nur ſchnell, denn die Nacht fängt an hereinzubrechen, und die feuchte Luft könnte unſerer Stimme ſchaden.“

„Ihr dürft nur mehr drei Stunden warten, bis der Tag graut.“

„Du machſt ja mehr Umſtände, als ein junges blödes Mägdlein; wenn du nicht bald öffneſt, ſo werfen wir Feuer in dein altes morſches Neſt, und brennen dir's über dem Kopf ab.“

Signor Saccarito antwortete nichts mehr, aber bald hörte man einen Schlüſſel in dem alten roſtigen Thorſchloſſe knarren, als ob es ſich über den ſeltenen Gebrauch beklagte.

Endlich öffnete ſich das Thor.

„Eure Herrlichkeit laſſen ſich lange bitten,“ ſprach der Maler, indem er ſich auf die Zehen ſtellte, um mehr Anſehen zu gewinnen.

„Meine Herrlichkeit liebt ungebetene Gäſte nicht.“

„Liebt Ihr auch die großmüthigen Geſchenke italieniſcher Edelleute nicht, welche die Wißbegierde zu Euch treibt, und welche es ſich gerne etwas koſten laſſen, um Euer verrufenes Neſt zu ſehen?“ fragte der Maler, indem er in Saccarito's Hand einige Goldſtücke rollen ließ.

„Auch dieſe lieb' ich nicht,“ erwiederte Saccarito, indem er ſeine Hand öffnete und die großmüthigen Geſchenke des jungen Künſtlers in den Schloßgraben kollern ließ.

Der Letztere ſtand einige Sekunden wie verſteinert, und wahrlich, es glich einem Wunder zu dieſer Zeit und bei einem ſolchen Manne, wie Saccarito, eine ſolche Verachtung des Goldes zu finden. Übrigens triumphirte der Nationalſtolz über dieſes Staunen, und der Maler nahm das Wort: „Wollt Ihr ſo gütig ſeyn, uns dem Herrn vom Hauſe vorzuſtellen?“

„Recht gerne, Signori! folget mir.“

„Freund!“ raunte dem Maler der Muſiker in's Ohr, „dies Schloß iſt alſo nicht unbewohnt, wie in der Umgegend die Sage geht. Aber bei meinem Degen, der mir ſo getreu iſt, wie mein Liebchen, und das iſt nicht wenig geſagt, ich glaube noch immer, es iſt hier nicht ganz geheuer und wir dürfen auf unſerer Huth ſeyn.“

„Folgt mir Signori,“ wiederholte Saccarito, und nachdem er zwei Fackeln angezündet hatte, führte er ſeine Gäſte durch einen ungeheuren Garten.

„Es ſcheint, Eure Herrſchaft liebt die Ruhe,“ redete ihn der Maler, der von den vielen Unwegen ſchon faſt müde geworden war, an, allein dieſe Anrede blieb unbeantwortet. Nach Durchwanderung einiger Alleen erreichten ſie endlich ein abgeſondertes, und mit dem Schloſſe nicht zuſammenhängendes Gebäude, ſie ſtiegen zwanzig Stufen abwärts, und plötzlich löſchte ihr Führer die beiden Fackeln aus, und ſie befanden ſich in einem großen Bogenſaal, welcher durch eine in der Mitte herabhängende Lampe matt erleuchtet war.

„Ich ſtelle Euch nun den Herrn dieſes Schloſſes und der ganzen Umgegend vor,“ ſprach Saccarito, und zeigte auf mehre Reihen von Särgen, welche den Saal füllten; bei jedem Sarge ſchlummerte, aus Stein gehauen, ein Edler von Teſſina, der Eine in voller Rüſtung, der Andere in ein Leichentuch von Marmor gehüllt, ſie glichen aus der Erde ſteigenden Phantomen.

Die beiden jungen Männer betrachteten dieſe Scene trotz ihrer Ungeduld einige Zeit, endlich brach der enthuſiaſtiſche Maler das Stillſchweigen.

„Bei meiner Seele!“ ſprach er, „das Kapitol ſelbſt bietet nichts Herrlicheres, dieſes Werk iſt übermenſchlich, und doch war es nur eine ſchwache ſterbliche Hand, welche dieſe Wunder ſchuf. Ach! wie göttlich iſt doch die Bildhauerkunſt! Einen Steinblock zu nehmen, ihn mit dem Meißel zu formen, und ihm ſo langſam und nach und nach Leben einzuhauchen; jeden Tag ſehen wir, wie das Werk unſers Geiſtes an Schönheit, an Seele zunimmt, und endlich wenn man das Werk vollendet hat, bewundert zu werden von der ganzen Welt und ewig zu leben. Auch die Schöpfung des Menſchen iſt ein Wunderwerk, aber dieſe Schöpfung des Marmors iſt auch eines, weniger erhaben, weniger geiſtig, aber etwas dauerhafter. Bei der Schöpfung der Menſchen überlebt der Schöpfer ſeine Kreatur, aber in der Kunſt überlebt das Geſchaffene ſeinen Schöpfer, ſeinen Gott.“

Die jungen Männer ſprachen noch Vieles über die herrliche Architektur des Saales, und gaben ihrer Bewunderung Worte; allein dies fing Signor Saccarito zu langweilen an, er zündete die Fackeln wieder an, und bedeutete ſeinen Gäſten, ihm zu folgen.

Nachdem ſie eine Treppe hinaufgeſtiegen waren, befanden ſie ſich in den Gemächern, welche einſt die edlen Herrn von Teſſina bewohnten. Jener, der aus dem Äußern des Schloſſes eine Schlußfolge auf deſſen Inneres gezogen hätte, würde ſich ſehr geirrt haben. Hier war Alles wohl erhalten, während ſich von Außen dem Auge eine Ruine zeigte. Hier herrſchte der Geſchmack des Mittelalters mit aller ſeiner Poeſie, die Architektur war bald einfach und beſcheiden, wie einer der erſten Chriſten, bald reich an phantaſtiſchen Zierrathen.

Alles war merkwürdig zu ſehen. Hier ſtand ein Möbel, deſſen Form jetzt ganz verloren gegangen iſt, Fenſter in herrlichen Farben prangend, Porträte mächtiger Helden an den Wänden mit Vor- und Zunamen, und an der Decke des Saales ein groſes Wappenſchild, worauf die lateiniſchen Worte zu leſen waren:

Ante omnes bellicosi Tessini.

Indeſſen hatte es auf dem Schloßthurme Mitternacht geſchlagen und Saccarito weigerte ſich, die beiden Freunde, welche des Anſehens nicht müde wurden, länger zu begleiten.

„Ihr müßt nicht ungehalten werden, Signor,“ ſagte der Muſiker, „aber wir möchten gern die ganze Nacht dazu anwenden, um nichts Merkwürdiges hier unbeſchaut zu laſſen!“

„Wenn Ihr das wollt,“ antwortete Saccarito, „ſo müßt Ihr es ohne mich thun. Hier iſt eine Fackel, gute Nacht!“

„Gute Nacht,“ wiederholte der Muſiker etwas ſpöttiſch, und Saccarito entfernte ſich alsbald, indem er einige Flüche zwiſchen den Zähnen murmelte. Als man nur mehr leiſe das Echo ſeiner ſchweren Tritte vernahm, rief der Maler: „Bravo, braviſſimo! unſer Argus läßt uns freies Spiel,“ und vergnügt rieb er ſich die Hände dabei.

„Frei,“ verſetzte der Muſiker, mit etwas gepreßter Stimme, „frei in einer Art von Grab.“

„Grab oder Pallaſt, gleichviel, wir ſind jetzt einmal unſere eigenen Herrn. Das Schloß iſt zu intereſſant, Ort, Zeit und Gegenſtände zu merkwürdig, als daß wir aus der heutigen Nacht nicht Stoff zur Erinnerung für unſer ganzes Leben ſchöpfen ſollten.“

Brennend vor Enthuſiasmus durchliefen beide mit aufgeregter Phantaſie noch eine Stunde lang mehre Säle, deren einer ihre Neugierde mehr anregte, als der andere. Endlich erreichten ſie ein Gemach größer als alle übrigen. Zwei hohe antike Lehnſtühle ſtanden in demſelben und viele Sprüche waren an die Wände angeſchrieben, man konnte errathen, daß dieſes Gemach einſt zu häuslichen Feſten und Trinkgelagen der Bewohner gedient hatte. Da beide ſehr ermüdet waren, ſo beſchloſſen ſie hier den Reſt der Nacht zuzubringen. „Ich glaube, wir ſind hier ſicher, aber Vorſicht ſchadet doch nicht,“ ſprach der Maler; „ich ſehe wohl, du zwingſt dich mit Gewalt deine Augen offen zu halten; ſetze dich dort in jenen Lehnſtuhl und ſchlummere, ich will indeſſen Wache halten; und hier iſt meine Waffe,“ ſetzte er hinzu, indem er ein Piſtol unter dem Mantel hervorzog. Nachdem er noch Mehres geſprochen hatte, ohne von ſeinem Freunde mehr eine Antwort zu erhalten, beſchloß er alle Einzelnheiten zu unterſuchen, welche ſich hier im Gemache befanden.

Was ihn am meiſten überraſchte, war der ungeheure Kamin, an welchem ſein Freund ſchlief. Der Anblick war wunderbar. Sein breiter ſteinerner Rauchfang ſtieg vom Gewölbe, ſich in zwei Theile theilend, herab und war mit durchbrochenen ſpiralförmigen Thürmchen verziert, welche an den Ecken hingen, gleich Schwalbenneſtern; ſeine Querſeite, mit Laubwerk und verſchiedenen Zierrathen verſchönert, bot viele Niſchen und Vertiefungen dar und beherbergte da manches Standbild eines Ritters. Auf der Vorderſeite war das Wappen des Hauſes Teſſina ausgehauen, von Helmdecken überſchattet, welches zwei Greife hielten. Der ganze Kamin glich einem Throne mit einem Baldachin, unter welchem eine ganze Familie am Feuerherde Platz nehmen konnte, und wo ſich noch auf den rieſigen Feuerböcken einige Holzſtämme halbverbrannt befanden.

Der Maler beſchloß davon einen Abriß zu machen und ſetzte ſich daher auch auf einen Lehnſtuhl, die Zeichnung alſogleich zu beginnen.

Zwei Stunden mochte er gearbeitet haben, als es ihm vorkam, als bewege ſich der Kamin; er nahm übigens wenig Notiz davon, überzeugt, daß der Refler des zitternden Fackellichtes dieſe Wirkung hervorbringe; aber jedesmal, wenn er den Blick wieder hinwandte, ſchien ſich der Kamin wieder zu bewegen, bis er endlich Bleiſtift und Zeichnung von ſich warf, um dieſes Wunder genauer zu beobachten.

Plötzlich, und wie durch eine Zaubergewalt bewegte ſich der Kamin noch ſtärker, vergrößerte, öffnete ſich und ließ den Erſtaunten im Hintergrunde ein reich erleuchtetes Gemach erblicken, in deſſen Mitte eine Tafel, mit den ausgezeichnetſten Gerichten beſetzt, ſtand. Er wollte ſchreien, aber die Zunge verſagte ihm den Dienſt, er wollte aufſtehen, aber, als ob Blei in allen ſeinen Gliedern läge, fühlte er ſich auf den Lehnſtuhl feſtgebannt.

Bald ſah er Herren und Damen feſtlich gekleidet und geſchmückt eintreten. Nachdem ſich alles geſetzt hatte, fing das Galage an. Die Gläſer füllten und leerten ſich wieder mit einer außerordentlichen Schnelligkeit, Speiſen kamen und verſchwanden, durch den nicht zu ſättigenden Hunger der Gäſte aufgezehrt, ſogleich wieder. Niemand kann beſchreiben, was der fremde Zuſeher bei dieſem Anblicke fühlte, kalter Schweiß rieſelte ihm über den fürchterlich zuſammengezogenen Körper, das Blut in ſeinen Adern gerann, das Herz ſprang auf in ſeinem Buſen und doch wagte er nicht zu athmen, denn bei dem geringſten Lebenszeichen wendeten die zahlreichen Gäſte — und er glaubte in ihnen die verſtorbenen Edlen von Teſſina zu erkennen — ihre matten, in den Höhlen unbeweglichen Augen auf ihn.

Und das Gelage dauerte fort, und immer wuchs der Heißhunger der Gäſte, erſt nach langer Zeit mäßigte er ſich etwas. Bevor ſie aber vom Tiſche aufſtanden, brachte derjenige, welcher der älteſte der Familie zu ſeyn ſchien, einen Toaſt zur Ehre des Grafen Lodoici de Teſſina aus.

Einige Stunden nachher traten Muſikanten und Sänger in den Feſtſaal, die Reihen bildeten ſich und Geſang und Tanz begannen. Alles was man ſich von herrlichen Stellungen, Gruppen, bezaubernden Tänzen denken kann, ſah hier der halb lebloſe Zuſeher. Die Frauen ſchienen Sylphen zu ſeyn, die mit ihren Fußſpitzen den Teppich kaum berührten. Es waren orientaliſche Tänze in der Heimat der Bayaderen.

Und immer wagte der Fremde nicht zu athmen, ſeine Blicke hafteten feſt auf den matten und unbeweglichen Augen der Tänzer und Tänzerinnen; denn alle Geſichter waren blaß, wie Grabestücher, und er ſah mit Schauder, daß kein Athemzug bemerkbar wurde.

Was noch einen bizarren Kontraſt mit der Luſt der Gäſte bildete, das waren die Lieder und die Melodien der Tänze. Die Muſik glich in nichts demjenigen, was bisher geſungen und geſpielt wurde; bald erſchallte ſie ſtark und düſter, wie eine Stimme aus der Hölle, bald wieder angenehm und harmoniſch, wie eine Stimme vom Himmel, aber das Allerſonderbarſte war, daß die Muſik nie zu den Worten paßte, waren dieſe ſanft, ſo ſchmetterten die Töne darein, und wurde die Muſik angenehm, ſo klangen die Worte ſchauderhaft.

Plötzlich aus der Mitte der Tanzenden entfernten ſich verſtohlen einige Gäſte und gingen in ein daran ſtoßendes Gemach, und da in dieſem Gemache ſich ein großer Spiegel befand, ſo konnte der fremde Beobachter darin alle ihre Geberden ſehen, ja noch mehr, da dieſer Spiegel die magiſche Gewalt hatte, auch die Worte zurückzuſtrahlen, ſo las er darin, was von ihren farbenloſen Lippen floß.

Er ſchauderte, denn im Spiegel gewahrte er zwei brennende Augen, welche ſich auf ihn richteten, und an der Seite des blaſſen Mannes mit den brennenden Augen eine junge Frau, die ſich an deſſen Hals hing und ihm zärtlich liebkoſte, dann wandte ſich die Frau, ſo daß der Spiegel ihr Antlitz zurückſtrahlte; und der Fremde erbebte, und es war ihm, als ob ein brennendes Eiſen ihm durch das Gehirn führe; denn er erkannte in ihr das nämliche weibliche Weſen, für welches er ſein Leben und ſeinen künſtleriſchen Ruf auf's Spiel geſetzt, für das er ſich vor einem Jahre geſchlagen, und dem er ſein ganzes Herz zugewandt hatte. Er erſtarrte und konnte doch ſeinen Blick nicht davon abwenden, und wie er ſo hinſtarrte, da verzog ſich der Mund des Weibes zum ſpöttiſchen Lächeln, und ihr Finger zeigte auf ihn.

Der Maler zitterte, daß ihm die Zähne im Munde zuſammenſchlugen, er wendete die Blicke von dem entſetzlichen Spiegel. Und in dieſem Augenblicke ſtanden die Tänzer, welche bisher geraſ't hatten, als ob ein Nordwind ſie auf ſeinen Flügeln trüge, ſtille; denn ein Mann von erhabener Geſtalt trat mit gebietender Miene in den Saal. Obgleich ſeine Züge entſtellt waren, und obſchon man unter ſeiner ſchwarzen Rüſtung alle ſeine Gebeine zählen konnte, ſo erkannte man doch an ſeiner würdevollen Miene den Ahnherrn der Familie, den Gründer dieſes Schloſſes, den Grafen Giuſeppe Giocchini, der vor 231 Jahren geſtorben war.

„Verfluchte!“ ſchrie er, „befleckt ihr dieſe alten Mauern noch immer mit euren ſchändlichen Orgien?“ Und in ſeinem Zorne zerbrach er Vaſen und Tiſche und die Gäſte entflohen ſchweigend und verſchwanden.

Der Alte wandte ſich alsbald gegen den jungen Maler, warf auf ihn einen durchbohrenden Blick, dann mit blitzendem Auge und ausgeſtrecktem Arme überſchritt er mit einem Sprunge den Zwiſchenraum, der beide trennte. Schon war er dem Maler nahe, ſchon ſchien ſeine Rieſenfauſt ihn zu faſſen, als dieſer, alle Bande zerreißend, die ihn auf dem Stuhle feſthielten, ſein Piſtol faßte und es gegen die Geſtalt abfeuerte.

Blitz und Knall, und die ganze Scene veränderte ſich. Der Maler erhob ſich, um ſeinen Freund zu wecken, allein er rüttelte einen Leichnam, dem die Kugel durch's Herz gedrungen war, und aus der Wunde quoll in Strömen das Blut. —

Was er für Wirklichkeit gehalten hatte, war nur ein Traum, ein Bild der erhitzten Einbildungskraft.

Und dieſer Maler war — Michel Angelo, und der Leichnam jener ſeines Freundes Laurenzo, neapolitaniſchen Kapellmeiſters.

Künſtlerzerſtreuung.

Eine wahre Begebenheit.

Eines Abends fiel unſer Geſpräch auf die Duelle. Jeder wußte ein Hiſtörchen zu erzählen, endlich nahm P*, ein vortrefflicher Landſchaftsmaler, das Wort und theilte uns die Begebenheit mit, welche man hier leſen wird.

Vor zwei Jahren wohnte ich in der **Rue blanche.** Im Erdgeſchoße des Hauſes wohnte ein Engländer, Sir James Plumpert, mit ſeiner Gattin. Lady Judith Plumpert war eine ſchöne Frau von beiläufig 28 Jahren, vielleicht ein wenig zu groß und ein wenig zu blond, aber übrigens ganz dazu geſchaffen, einem jungen Manne eine Neigung einzuflößen, deſſen Herz freier geweſen wäre, als das meinige dazumal war. Ich aber dachte nicht daran, und wenn ich an das Fenſter trat, und Lady Judith im Hausgarten ſpazieren gehen ſah, ſo blickte ich ſie wirklich ganz gleichgiltig an, und weder die Majeſtät ihrer Haltung, noch ihr feuriges Auge machten einen Eindruck auf mich.

Mehr aber beſchäftigte mich eine andere Nachbarſchaft. Ober mir nämlich wohnte — nicht eine ſchöne junge Frau — wohl aber ein alter häßlicher Junggeſelle, der die entſetzliche Sucht hatte, die Klarinette zu ſpielen, und wie ſpielte er? — miſerabel, und wann ſpielte er? — gewöhnlich erſt um Mitternacht. Ich ſuchte mich mit ihm umſonſt zu vergleichen, die Gewohnheit war bei ihm ſtärker als meine Bitten und ſelbſt meine Anerbietungen; es blieb mir alſo nichts übrig, als meine Wohnung zu verlaſſen.

Wie groß war mein Erſtaunen, als ich in meiner neuen Wohnung **Rue de Provence** als meine Nachbarn wieder Sir Plumpert und ſeine Gattin fand. Ohne Zweifel, dachte ich, hat auch ſie die Klarinette vertrieben, allein daß uns der Zufall hier wieder vereinigte, iſt doch ſonderbar, und ein ſolches Glück wäre mir gewiß nicht begegnet, wenn ich in Lady Judith wirklich verliebt wäre. Ich beachtete die wüthenden Blicke nicht, die mir Sir James zuwarf, wenn er mir auf der Treppe begegnete. Der Baronet glaubte nicht an den Zufall, wie ich, er war unempfindlich gegen die Mißtöne der Klarinette geweſen, und nur ſeine Eiferſucht hatte ihn vermocht ſeine Wohnung zu verändern. Ja, meine Herren, Sir James war eiferſüchtig auf mich. Er that mir die Ehre an, mich für gefährlich zu halten und wollte ſeine Frau von einer ſolchen Nachbarſchaft befreien. Sie können alſo denken, wie ſehr es ihn ärgerte, mich hier wieder zu finden; allein der Zufall ließ es dabei nicht bewenden. Von dieſem Augenblicke an ging ich auf keinen Ball, in kein Theater, ohne Lady Judith dort zu finden, es hätte ſich nicht beſſer fügen können, wenn wir im vollkommenſten Einverſtändniſſe mit einander geweſen wären. Ein Dämon ſchien den Baronet zu leiten, er führte ſeine Gattin überall hin, wo ich war. Ein jeder Andere als ich hätte darin einen Fingerzeig der Vorſicht geſehen, und eine Aufgabe, welche ſüß zu löſen war, allein der Himmel iſt mein Zeuge, alle dieſe Zufälle ließen nicht einen ſträflichen Gedanken in meiner Seele keimen.

Schon lange war es mein Plan, Italien zu beſuchen. Jetzt führte ich dieſen Plan aus, ohne an Lady Judith zu denken. Allein leider war meine Reiſe von kurzer Dauer. Vierzehn Tage nach meiner Abreiſe erhielt ich einen Brief, daß mein Onkel geſtorben und mich zum Erben eingeſetzt habe. Ich möchte ſo ſchnell als möglich nach Paris zurückkehren, ſchrieb mir mein Advokat, denn wir hätten mit ſtreitſüchtigen Seitenverwandten zu thun, welche das Teſtament anfechten.

Ungeachtet der Eile, womit ich meine Rückreiſe beſchleunigte, war ich doch gezwungen, in einem Dorfe am Fuße der Alpen zu übernachten. Es war mir ſehr unlieb, allein ich konnte für alles Geld vor dem nächſten Morgen keine Pferde bekommen. Ich mußte mich alſo in das Unvermeidliche fügen, und nachdem ich meine Bagage in dem einzigen Wirthshauſe des Ortes untergebracht hatte, machte ich bis zum Abendeſſen einen Spaziergang. Die Landſchaft war bewunderungswürdig und der herrliche Anblick der Berge ließ mich, den Landſchaftsmaler, die Stunde zur Rückkehr vergeſſen. Als ich im Wirthshauſe ankam, war das Abendeſſen ſchon aufgetragen, und zwei Reiſende, welche erſt nach mir angekommen waren, ließen es ſich ſchmecken.

Wer waren dieſe beiden Reiſenden? — Ich wette, Ihr habt es ſchon errathen? — Nun ja, ſie waren es, wieder ſie und immer ſie, der Baronet und ſeine Gattin.

Sir James ließ ſeine Gabel fallen, als er mich erblickte, und konnte einen Ausruf der Verwunderung und des

Zornes nicht zurückhalten. Das Geſicht der Lady verrieth keine innere Bewegung. Ich grüßte die Gäſte artig, ſetzte mich lächelnd zu ihnen nieder und aß mit gutem Appetit. Als das Eſſen zu Ende war, verließ ich die Herberge wieder, um meinen Spaziergang fortzuſetzen. Konnte ich die Zeit beſſer verwenden? Aber kaum hatte ich einige Schritte gethan, als mich eine Hand ziemlich unſanft auf die Schulter klopfte, ich wendete mich um und Sir James ſtand vor mir.

„Herr!“ ſprach er in ziemlich verſtändlichem Franzöſiſch zu mir, „das iſt zu viel!“

„Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr, und bitte ſich deutlicher zu erklären.“

„Sie mich nicht verſtehen? — Schändlich! Sie halten mich alſo für dumm oder blind?“

„Dagegen muß ich proteſtiren; da ich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, ſo kann ich auch weder Ihren Verſtand noch Ihr ſcharfes Auge je in Zweifel gezogen haben.“

„Das Proteſtiren iſt an mir; die Sache darf nicht weiter gehen, jetzt muß ſie enden.“

„Meinetwegen. Alſo enden wir und ſagen Sie mir, was Sie eigentlich von mir haben wollen?“

„Was ich will? Ich will Ihren Verfolgungen ein Ziel ſetzen, ich will, was ein beleidigter Ehemann wollen muß. Sie glauben vielleicht, Ihre verbrecheriſche Leidenſchaft zu meiner Frau ſei mir nicht bekannt? da müßten Sie Ihre Sache nicht mit einer ſo ſchändlichen Offenheit betrieben haben.“

„Ich in Ihre Frau verliebt? — Das iſt mir eine

Neuigkeit. Ich laſſe allen guten Eigenſchaften der Lady volle Gerechtigkeit wiederfahren, aber ich ſchwöre Ihnen ...«

»Schwören Sie nicht, mein Herr, es nützt Ihnen zu nichts. Als Sie in der Rue blanche wohnten, ſtanden Sie nicht den ganzen Tag am Fenſter, um meiner Gattin ſüße Blicke zuzuwerfen? Ich habe mein Logement verändert und bin in die Straße Provence gezogen, drei Tage nachher wohnen Sie auch dort in demſelben Hauſe. Damit nicht zufrieden, ſind Sie ſo keck, meiner Frau überall zu folgen, auf Bälle, in die Theater, auf Spaziergänge, in Konzerte, überall. Um die Lady dieſen Nachſtellungen zu entziehen, reiſe ich endlich ſogar mit ihr fort, führe ſie nach Italien, und die erſte Perſon, welche wir an der Grenze begegnen, ſind wieder Sie, mein Herr, Sie, der Sie den Gegenſtand Ihrer Leidenſchaft bis ans Ende der Welt verfolgen. Und Sie wagen es zu läugnen, daß Sie in meine Frau verliebt ſind?«

»Ich geſtehe, daß der Anſchein gegen mich iſt, und daß der Zufall Ihren Verdacht rege machen konnte. Allein zu allen dem, was Sie da ſagen, habe ich nichts beigetragen. Wenn es Ihnen beliebt hätte, in Paris einige Erkundigungen über mich einzuziehen, ſo würden Sie vernommen haben, daß ich vor vierzehn Tagen nach Italien abgereiſet ſei, und Sie hätten einen andern Weg nehmen können.«

»Seit vierzehn Tagen ſchon ſind Sie von Paris abgereiſt und ſind erſt bis hieher gekommen?«

»Ich war ſchon viel weiter, bin aber genöthigt, wieder nach Paris zurückzukehren.«

»Wenn ich Sie auf dieſe Art nach Paris zurückkehren laſſe, ſo bin ich überzeugt, Sie in Mailand wieder zu finden. Leere Ausflüchte. Wir dürfen uns auf dieſer Welt nicht mehr begegnen und darum muß ich Ihnen das Leben nehmen, oder Sie mir.“

„Das iſt allerdings ein ſicheres Mittel Noch einmal geb' ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nie Liebe für die Lady gefühlt habe, und daß es allein der Zufall war, der uns immer zuſammenführte. Wenn Sie aber darauf beſtehen, ſich für bleidigt zu halten, ſo bin ich bereit, Ihnen jede Genugthuung zu geben.“

„Ich nehme es an. Welche Waffen wählen Sie? Ohne Zweifel haben Sie ſich von Allem, was mich betrifft, genau in Kenntniß geſetzt; Sie werden daher auch wiſſen, daß ich ſehr gewandt mit dem Degen umzugehen weiß, und es gibt keinen Fechtmeiſter in England und Frankreich, der ſich mit mir meſſen könnte.“

„Aufrichtigkeit für Aufrichtigkeit, Sir James! Ich verſtehe den Degen nicht zu führen, aber ich kann auf 40 Schritte eine Piſtolenkugel durch den Griff Ihres guten Degens ſchießen, und das ſo oft Sie wollen, ich wette auf jeden Schuß 50 Guineen.“

„Das iſt ſtark. Ich bin wieder im Schießen nicht ſtark, unſere Waffen ſind alſo nicht dieſelben, und wir haben hier auch keine Freunde zu Sekundanten, welche den Zweikampf leiten.“

„Es gäbe noch ein Mittel.“

„Welches?“

„Wir laden eine Piſtole und wählen. Der Zufall, der hier den Knoten geſchürzt hat, wird ihn auch löſen.“

„Ich bin nicht glücklich im Spiele," ſagte Sir James betroffen, „und ich würde Ihren Vorſchlag nur im äußerſten Falle annehmen. Zudem iſt es heute ſchon zu ſpät, um uns zu ſchlagen. Bis morgen werden wir wohl einen Ausweg finden. Über Nacht kommt Rath."

Wir gingen in die Herberge zurück. Ich ſchrieb noch einen Brief, und ſchlief dann ruhig. Bei Anbruch des Morgens trat der Baronet in mein Zimmer und ſprach: „Ich habe eine Idee. Sehen Sie dort, beiläufig eine halbe Stunde von hier, jenen hohen Berg."

„Ich habe ihn geſtern ſchon beim Untergange der Sonne bewundert."

„Gut! dieſer Berg ſcheint mir ein geeignetes Terrain, unſere Sache auszugleichen. Was liegt an der Form des Kampfes, wenn nur der Zweck erreicht wird. Ich meine, wir nehmen beide unſere Piſtolen, und gehen jeder allein auf den Berg. Verſtehen Sie mich gut: Jeder von uns darf nur zwei Schüſſe thun, aber wie er will, und wann er will, von nahe oder von ferne, verſteckt oder offen, muthig dem Feinde im Angeſichte oder liſtig von hinten. Alles ſoll erlaubt ſeyn, nur nicht mehr als zwei Schüſſe. Wollen Sie das?"

„Ich nehme Alles an, was Sie wollen. Laſſen Sie uns gehen."

Wir nahmen unſere Piſtolen, ladeten ſie, ſteckten Jeder nicht mehr als noch eine Ladung zu uns, und gingen dem Berge zu, abgeſondert, der Eine links, der Andere rechts.

Ich weiß nicht, warum das Drama, worin ich Einer der Hauptakteure ſeyn ſollte, mich ſo wenig intereſſirte? Ich gab mich im Gegentheile ganz dem friſchen Morgen, dem ſonderbaren und ſeltſamen Eindrucke, den dieſe Gebirgskette auf mich machte, hin. Ich hatte die Füße im Thau gebadet und den Kopf zur Sonne gewendet. Ich ging, wie mich eben ein Fußſteig lockte, nur in den himmliſchen Anblick dieſer üppigen Alpennatur verſunken, ohne daran zu denken, daß ich hier mein Blut geben, oder fremdes vergießen ſollte. Liebe Freunde, man muß ein Maler und ein Landſchafsmaler ſeyn, um das zu begreifen.

Übrigens erinnerte ich mich doch daran, als eine Stunde vergangen war, und als ich am Fuße einer Schlucht angelangt, Sir James auf der andern Seite derſelben ſtehen und auf mich zielen ſah. Sobald er ſich entdeckt ſah, ſenkte er die Waffe, aber ich hob meine Piſtole, ſchlug an und ſchoß auf ihn, er aber machte eine ſo glückliche Wendung, daß ich ihn nicht traf, dann grüßte er mich ſpöttiſch und verſchwand.

Ich fing nun wohl an, einzuſehen, daß die Sache ernſthaft ſei, auch befand ich mich ſchon im Nachtheile; denn eine Ladung von mir war verſchoſſen und ich beſaß nur mehr eine. Ich nahm mir alſo vor, eine günſtige Gelegenheit zu ſuchen, wo meine Geſchicklichkeit mir helfen könnte. Mich ſolchen Gedanken überlaſſend, ſtieg ich den Berg am Rande des Hohlwegs hinan.

Ich gelangte auf eine kleine Wieſe, von welcher der Duft der Alpenkräuter zu mir emporſtieg, und wo ich die herrlichſte Ausſicht genoß, die mir noch in meinem ganzen Leben vorgekommen war. Hätte ich mein Album bei mir gehabt, ich hätte gewiß angefangen zu zeichnen, ohne mich mehr um die Gefahr zu bekümmern, welche mich bedrohte. Die Landſchaft war ſo unausſprechlich reich und ſchön, und ich an eine Eiche gelehnt, in ihrem Anblick ganz verloren. Da pfiff plötzlich eine Kugel über meinem Kopfe hin, und ein Zweig, den meine Haare berührt hatten, fiel, von der Kugel durchſchoſſen, zu meinen Füßen nieder. Ich blickte um mich, und ſah nur wenige Schritte vor mir Sir James laufen. Er mußte in ſehr kurzer Diſtanz auf mich geſchoſſen haben, und, obſchon ich noch bebte, konnte ich mich doch nicht enthalten, ihm nachzurufen, daß er ſehr ungeſchickt geweſen ſeyn müſſe. Übrigens entfernte ich mich, vergnügt darüber, daß durch dieſen Schuß die Gleichheit zwiſchen uns wieder hergeſtellt war.

Bald aber verſank ich wieder in meine vorige poetiſche Zerſtreuung und künſtleriſche Träumerei; ich ließ mich gehen, meinen nahen Feind aufs Neue ganz vergeſſend. Dieſe rieſenhaften Formen der Gebirge waren ganz gemacht, mich zu feſſeln. Das ganze Schauſpiel war ein ſo großes und neues Studium für mich, daß ich mich ihm ganz hingab. Übrigens wußte ich Sir James jetzt weit von mir entfernt und durfte daher keinen Überfall fürchten.

So träumend und bewundernd befand ich mich plötzlich vor einer Gruppe junger Pinien, ein ungeheurer weißer Geier erhob ſich aus derſelben mit brauſendem Flügelſchlag in die Luft. Auf ihn zielen und ihn herab ſchießen war für mich das Werk eines Augenblicks. Es war ſchon geſchehen, bevor ich noch daran dachte, es zu thun. — Nun aber folgte gleich darauf die Überlegung, und ich ſtand ſtarr vor Schrecken. — Den zweiten Schuß hatte ich verſendet, und ich durfte nun nur ganz ruhig die Arme in einander ſchlagen, und warten, bis mich James zweite Ladung trifft. Mein

Gegner konnte kommen, und ſeine Piſtole auf meine Bruſt ſetzen, ich konnte nichts dagegen thun. Jetzt wichen alle Künſtlerträume, alle Begeiſterung für die Natur von mir. Ich ging haſtig und ohne mich mehr umzuſehen weiter. Es war jetzt kein Kampf mehr, der mich erwartete, ſondern ein gewiſſer Tod. Mein Gefühl war dasſelbe, als ob ich gewußt hätte, ein Mörder verfolge mich, und ich könne mich nicht vertheidigen. Unter jedem Strauche, an dem ich vorüberging, konnte der Tod auf mich warten. Auf dieſe Art war ich beinahe eine Stunde lang gelaufen, als Glöckchenſchall an mein Ohr ſchug, es war eine Heerde mit ihrem Hirten.

Ich fragte den Hirten: „Haſt du nicht einen Herrn geſehen?“ — „Ja,“ antwortete er mir, „er ſtieg mehr aufwärts, und muß ſich jetzt wahrſcheinlich ganz auf der entgegengeſetzten Seite befinden.“

Dieſe Worte gaben mir Hoffnung, und ich warf dem Hirten dafür einen Thaler hin. „Bin ich noch weit vom Dorfe entfernt?“ fragte ich den Jungen noch.“ — „Nein,“ ſagte er, „nur jenen Fußſteig eingeſchlagen, und ſind Sie bald dort.“ Ich ſchlug den Fußſteig ein, und die Blicke manchmal zum Berg zurückwendend, ſah ich in weiter Entfernung Sir James, welcher auf dem Berge herumſtieg und mit der größten Vorſicht überall um ſich ſah, und jede Baumgruppe von allen Seiten unterſuchte, bevor er hinter dieſe trat. Der Mann wäre ein guter Buſchklepper geworden, dachte ich mir, der jagt nicht nach Phantomen und verſchießt ſein Pulver auf keinen Geier. Im Wäldchen von Boulogne kann er mich wieder treffen, wenn es ihm beliebt. Aber kein pittoreskes Duell mehr, das iſt nicht meine Sache.

Im Kurzem befand ich mich wieder im Dorfe und in der Herberge. Ich fand dort Lady Judith ſehr ängſtlich, welcher ich die ganze Geſchichte erzählte, und ihr dann ein Briefchen an ihren Gatten hinterließ, folgenden Inhaltes:

„Wenn die Parthie gleich ſteht, ſo kann ein Mann von Lebensart aufhören zu ſpielen, indem er ſich verbindlich macht, ſpäter das Spiel wieder fortzuſetzen. Wenn ich ſechs Stunden nüchtern herumgehe, ſo bin ich zu nichts mehr tauglich, nicht einmal dazu, einen einbilderiſchen Ehemann zu tödten. Ich ſah mich alſo gezwungen das Schlachtfeld zu räumen. Ich bedauere, Ihnen hier keinen Tag mehr widmen zu können, aber in Paris, wohin ich gehe, werde ich immer zu Dienſten ſeyn.“

Und ich reiſte ab. — Seitdem habe ich den Baronet und ſeine Frau nie mehr geſehen.

Geſchichte Ruſtan's, Napoleons' Leibmameluken.

Aus dem Franzöſiſchen.

I.

Im Orient iſt die Gaſtfreundſchaft eine unveränderliche, unwandelbare, angeerbte Tugend. In dieſem Lande ungeheurer Wüſten haben die Menſchen vor allem das Bedürfniß, Beiſtand zu leiſten und zu erhalten, gefühlt; der Reiſende iſt ein verehrter, der Gaſt ein heiliger Gegenſtand geworden. Die Gaſtfreundſchaft hat, wie alles Andere, was auf dem Glauben beruht, ihre Formeln und Symbole, welche unverletzlich ſind. Das Trinkgeſchirr, welches man demjenigen vorſetzt, der unter dem Dache eines Mannes im Orient ſich befindet, iſt immer das Zeichen des Wohlwollens ſeines Wirthes, und er darf es mit der Überzeugung der vollkommenſten Sicherheit leeren.

Armenien, dieſes herrliche und reiche Land, welches ſich von den kaukaſiſchen Gebirgen bis an die Ufer des Euphrat hinzieht, iſt noch immer von den erſten Inſpirationen der bibliſchen Begebenheiten durchdrungen, man findet dort noch patriarchaliſche Familienväter wie Jakob, und Joſeph's rührende Legende iſt noch in jeder Erinnerung

Jede armeniſche Familie beſitzt ein Trinkgeſchirr, deſſen Alter oder größerer Reichthum, deſſen Einfachheit, Beſcheidenheit oder Neuheit den gerechten Schluß auf den Zuſtand der Familie machen laſſen. Dieſes Trinkgeſchirr erſcheint bei allen großen häuslichen Feſten. Die Kinder ſchlürfen bei ihrer Geburt daraus ihr erſtes Getränk, die Verlobten trinken daraus bei ihrer Hochzeit, die Kranken bei ihrer Wiedergeneſung, die Fremden am Ende des erſten Mahles, welches ſie im Hauſe verzehren, der Hausvater an allen denkwürdigen Tagen des Jahres. Bald enthält dieſes Trinkgeſchirr betäubende, bald kühlende Getränke. Bei dieſen Trinkgeſchirren verſprechen ſich auch die Liebenden ewige Zärtlichkeit und Treue.

II.

Vor beiläufig ſieben und dreißig Jahren geſchah es, daß ein armeniſcher Jüngling aus einer reichen und geachteten Familie den Verlobungsbecher Nephtali, der ſchönſten Jungfrau der Gegend, anbot. Beide gut, jung und ſchön, hofften ſie in dieſem ruhigen und geſegneten Lande lange und glücklich mit einander zu leben. Zahlreiche Heerden, die zärtliche Liebe ihrer Eltern, die Achtung welche ihre Familien im ganzen Lande genoſſen, verbürgten ihnen die Erfüllung dieſer Hoffnung. Indeſſen fiel Ruſtan einmal nach einer ſehr anſtrengenden Jagd auf das Krankenlager, er litt lange Zeit, und wäre der Krankheit vielleicht erlegen, wenn ihn Nephtali nicht ſo ſorgfältig gepflegt hätte. Er beſchloß daher auch das Leben, das ſie ihm erhalten, nur ihr zu weihen.

Der Kranke genas zwar langſam, aber vollſtändig, und die ganze Familie vereinigte ſich, um das Geneſungsfeſt zu feiern, und der Familienbecher, den vorerſt Ruſtan geleert hatte, wurde hierauf hundertmal gefüllt und hundertmal auf ſein Wohl von Freunden und Bekannten ausgetrunken. Man ſcherzte und war fröhlich, nur ein einziger Gaſt ſaß betrübt und in ſich gekehrt dabei. Es war Alib, Ruſtan's Jugendgefährte, ſein Spielkamerade, der Sohn des reichſten Mannes der Umgegend: Alib, der ſtolz auf ſeine Kraft und auf ſeine Körperbildung ſeyn konnte; denn keiner konnte ein wildes Pferd bändigen wie er, keiner ging immer ſo ſiegreich aus jedem Streite wie er, ihm folgten liebevoll die Blicke der jungen Mädchen, wo er ging, und doch liebte Alib nur Eine, nur allein Nephtali, die Verlobte ſeines Freundes Ruſtan.

Ein unheimlicher Strahl ſchoß unter Alib's buſchigen Augenbraunen hervor, als Ruſtan, indem er den Familienbecher mit einer Hand hoch emporhob, während er mit der andern Nephtali's Leib umſchlang und ſie auf die Stirne küſſend, ausrief: „O meine geliebte Nephtali! bei dieſem Becher meiner Vorfahren ſchwör' ich dir, dein zu ſeyn, dein allein mein ganzes Leben hindurch. Dies Gefäß, welches uns heilig iſt, ſei das Unterpfand unſerer gegenſeitigen ewigen Liebe und Treue.“ Und hierauf faßte Nephtali den Becher und rief: „Ja! dem will ich angehören, dem allein und keinem Andern für mein ganzes Leben, dem dieſer Becher angehört; ich ſchwöre es laut und feierlich!“

Was in dieſem Augenblicke in Alib's Seele verging, war nur ihm und ſeinem böſen Genius bekannt. Er lächelte kalt und bitter, ſeine Lippen preßten ſich zuſammen, daß jedes Haar ſeines Bartes zitterte.

Wenige Tage nachher war die Familie wieder bei einem häuslichen Feſte verſammelt, vergebens ſuchte man den Becher, er war entwendet. Nephtali brach in Thränen aus. Ruſtan verſchwand in fürchterlicher Wuth und wendete ſich gegen die Gebirge, als wenn er einer Beute nachjagen wollte, welche er dort gewiß zu finden hoffte.

Erſt nach einer Woche ſah ſeine Mutter ihren Sohn blaß, abgemattet wieder zurückkehren, ſich ſelbſt und den Räuber fluchend. Er umarmte die weinende Frau nur ſchnell, ſprach kein Wort von Nephtali, warf nur einen thränenſchweren Blick nach der Wohnung des Mädchens und entfernte ſich wieder.

III.

Egypten hallte von Waffengetöſe wieder. Zwei Nationen, Nebenbuhlerinnen des Ruhmes, hatten ſich hier wie in einem eingeſchloſſenen Felde ein Stelldichein gegeben. Zwiſchen dem Meere und den Pyramiden ſtritten ſich Engländer und Franzoſen an den Ufern des Nils um den Beſitz des Ganges. In der Wüſte kämpfte Mann gegen Mann, um die reichen Beſitzungen an der Küſte von Koromandel zu erobern und zu vertheidigen, und das friedliche Egypten, von dem Schlachtgetümmel erſchreckt, das für Intereſſen erſchallte, die es nicht kannte, rief Mahomed und ſeine alten Götter, die arabiſchen Horden und die Dolche des Fanatismus zu Hilfe. Alles war erſchüttert von der

Bucht von Abukir bis nach Heliopolis, und ganz Egypten nur ein Schlachtfeld, bald von den Franzoſen, bald von den Engländern oder Arabern behauptet; indeſſen neigte ſich der Sieg bald auf die Seite eines Mannes der berufen ſchien, an den Küſten von Suez die Geſtalt der Reiche augenblicklich umzuwandeln.

Die Egyptier bemerkten bald, daß es ſich bei dieſem Angriffe um ihre Nationalität handle. Die Sieger marſchirten mit Kenntniſſen und Civiliſation geſchmückt gegen Egypten. Sollte dieſes Land, einſt Lehrerin des Occidents, jetzt Lehren annehmen, die man ihm mit den Waffen in der Hand geben wollte, und Wohlthaten aus den Mündungen der Kanonen empfangen? Es ſah in dem Vorrücken der Franzoſen nur den Ruin ſeiner eigenen Individualität, es bebte und erzürnte, und Cairo ſtieß den erſten Schmerz des Aufruhrs aus, es war wie eine große Feuersbrunſt, welche von einem Ende des Landes bis zum andern aufloderte, und die franzöſiſche Armee zu vernichten drohte; aber eben ſo ſchnell, als entzündet, war ſie auch gelöſcht.

Da ſah man nun die Oberhäupter ihre Knie vor den Siegern beugen, und um Vergebung und Schutz flehen.

Eines Tages empfing Buonaparte, von ſeinem Generalſtabe umgeben, den Beſuch eines Scheiks, welcher in Cairo kommandirte. Der Scheik war ein ehrſüchtiger Mann, deſſen Leidenſchaften mehr als einmal das Heil Egyptens auf das Spiel geſetzt hatten, und der es verſuchen wollte, den Sieger für ſich zu gewinnen. Buonaparte hatte eben Champagner bringen laſſen, und mit ſeinen Offizieren auf Frankreichs Wohl getrunken, das er nun bald wieder zu ſehen hoffte, und bot auch dem Scheik ein Glas, der es, uneingedenk der Vorſchriften Mahomed's, annahm und auf einen Zug leerte.

Arabiſche Pferde wieherten und ſtampften die Erde im Hofe des Generalquartiers, ſie waren mit prächtigen Decken belegt, und von dem Scheik zum Geſchenke für Buonaparte beſtimmt. Dieſer betrachtete die herrlichen, muthigen Thiere mit flammenden Blicken, aber was ſeine Aufmerkſamkeit vor allem auf ſich zog, war ein Mameluck, der bei ihnen ſtand. Er war beiläufig zwanzig Jahre alt, edlen obwohl bräunlichen Geſichtes, ſeine Haltung anmuthig, ſein Auge unternehmend, und eine Art von Gutmüthigkeit und Anhänglichkeit über ſein ganzes Weſen ausgegoſſen.

„Wem gehört dieſer Jüngling?“ fragte Buonaparte den Scheik.

„Er iſt ein Diener meines Hauſes.“

„Ich wünſchte wohl auch einen ſolchen Diener zu haben.“

„Ich würde mich glücklich ſchätzen, ihn Euch anzubieten, General!“

„Danke, und du, wollteſt du wohl bei mir bleiben?“

Der Mameluck legte ſeine Hände auf die Bruſt und neigte ſeinen Kopf. In ſeinem ganzen Weſen malten ſich Freude und Unterwürfigkeit, und indem er ſeine Blicke nach oben wandte, ſchien er dadurch andeuten zu wollen, er ſehe es für einen Befehl des Himmels an, ſein Schickſal an jenes des großen Feldherrn zu knüpfen.

„Wie nennſt du dich?“

„Ruſtan.“

Ja er war es, Ruſtan, der Verlobte Nephtali's, der, entfernt von ſeinem Vaterlande und von ſeinen Verwandten, dem Zorne des Himmels entgehen wollte, welchen er über ſeinem und ſeiner Geliebten Haupt durch den Verluſt des Bechers ſchweben zu ſehen wähnte.

„Du ſollſt mein Leibmameluck ſeyn.“

Von dieſem Tage gehörte Ruſtan Napoleon an.

IV.

Immer um die Perſon des Kaiſers, ſah Ruſtan die Wunder ſeiner Siege, er ſah ihn in einem Glanze, wogegen alle Heldenſagen ſeines Vaterlandes im Schatten ſtanden. Seine Hingebung und ſeine Treue waren ohne Grenzen. Aber auch der Kaiſer war ſeinem Mamelucken wohlwollend zugethan, er beſchenkte ihn reichlich und umgab auch ihn mit Glanz, er mußte die koſtbarſten Waffen, die reichſten Kleider tragen; bei öffentlichen Feſten wurde ihm ein Platz neben dem Kaiſer angewieſen, und Ruſtan glich einem Trabanten der Sonne.

Allein in der Mitte der Campagnen, welche er alle mit ſeinem Herrn mitmachte, in der Mitte des Glanzes der Tuilerien, dachte Ruſtan immer an ſein Vaterland; er ſehnte ſich nicht darnach, weil er Napoleon liebte, und ihn um alle Welt nicht verlaſſen hätte, aber er träumte von ſeinen Bergen und Heerden, von ſeiner Mutter und derjenigen, in deren Armen er das Glück zu finden hoffte, und ſeine wenigen einſamen Stunden brachte er daher oft in ſchwermüthigem Nachdenken zu.

Eines Morgens ſagte der Kaiſer in einer fröhlichen

Laune zu ihm, indem er ihn wie gewöhnlich bei dem Ohrläppchen faßte:

„Ruſtan! du wirſt deine Landsleute ſehen.“

„Wie Sire?“ rief der Mameluck erſchrocken.

„Nein, nein, ſei nur ruhig,“ fügte der Kaiſer hinzu, „nicht du ſollſt zu ihnen gehen, ſie kommen zu uns.“

„Ach!“

„Ja, ich werde als Leibwache auch ein Corps Mameluckenhaben. Willſt du ſie kommandiren?“

„Sire! ich bin immer bereit die Befehle Eurer Majeſtät zu vollziehen, aber wenn Ihr mir einen Wunſch erlaubt, ſo iſt es der, meinen gnädigſten Kaiſer nie verlaſſen zu dürfen.“

„Gut, mein Freund, gut, ſo bleibe bei mir, und ſage mir, was kann ich für dich thun?“

„Sire! ich habe nichts nothwendig als Euer Antlitz und Euer Wohlwollen.“

„Sage mir Ruſtan, wie biſt du bewohnt?“

„Ich wohne in einem kleinen Gemache im Pavillon de Flore.“

„Haſt du dir's türkiſch einrichten laſſen?„

„Nein, Sire!“

„Du biſt ein Einfaltspinſel, laß es dir ganz auf türkiſche Art zubereiten, mein Junge.“

Der Kaiſer entfernte ſich. Ruſtan, den Wunſch ſeines Herrn erfüllend, ließ ſein Gemach ganz im türkiſchen Geſchmacke, aber dennoch ganz einfach einrichten.

Die Mamelucken kamen in Paris an. Der Anblick dieſer orientaliſchen Krieger brachte allgemeines Staunen hervor.

Ruſtan betrachtete ſie mit Begierde, dieſe Geſichter riefen eine angenehme Erinnerung in ſeiner Seele hervor. Bei dem Empfange blieb ein einzelner Offizier allein getrennt von der Truppe und ſchüchtern hinter derſelben ſtehen, als ob er die wohlwollenden Äußerungen vermeiden wollte. Ruſtan trat zu ihm, rief ihm in der Sprache jenes Landes zu, näher zu kommen, und dann, als er ihn umarmte, erkannte er ihn. Es war Alib, welcher am Verlobungstage mit ihm aus dem verlornen Becher getrunken hatte. Ein unwillkührlicher Seufzer entfuhr ihm.

„Was macht Nephtali?“ fragte er dann.

„Sie iſt todt.“

„Todt?“

Und beide blieben hierauf einige Augenblicke ſtumm.

„Todt, geſtorben als Jungfrau?“ nahm Ruſtan dann das Wort und heftete einen Blick ſchneidend wie eine ſyriſche Klinge auf Alib.

„Nein, als Weib.“

„Wen hat ſie geehligt?“

„Mich.“

„Dich?“

Ruſtan ließ Alib's Hand, welche er gefaßt hatte, wieder fahren, er vergoß keine Thräne, er blickte ihn nur an, ohne daß Zorn in ſeinen Augen ſprühte, aber ein unbeſchreiblicher Ausdruck von Verwunderung und Wehmuth lag in dieſem Blicke.

V.

Zwei Wochen waren verfloſſen, ſeitdem das Corps der Mameluken in den Tuilerien empfangen worden war. Die Organiſation desſelben ging raſch vorwärts. Der Kaiſer hatte ſchon mehre Male Revue über dasſelbe gehalten, und wollte nun, daß Ruſtan es bei einem feierlichen Bankette in ſeinem Namen bewirthe. Ruſtan und Alib wechſelten bei dieſem Feſte einige Worte der Freundſchaft und der Verzeihung. Indeſſen beſchäftigte den Mamelucken des Kaiſers ein geheimer Plan. Er ging oft zu Odiot, einem geſchickten Goldarbeiter, er brachte ganze Stunden in ſeiner Werkſtätte zu, und eines Tages ſah man ihn geheimnißvoll einen Becher in das Schloß tragen, den er ſorgfältig verbarg. Am andern Morgen erhielt der Lieutenant Alib eine Einladung zum Frühſtücke bei Ruſtan, dem Mamelucken des Kaiſers im **Pavillon de Flore.**

Der Offizier erſchien und wurde auf das freundlichſte von ſeinem Landsmanne aufgenommen. Beide hatten ſich ſo viel zu ſagen, doch das Schwere war der Anfang. Ruſtan ſprach zuerſt von dem Vaterlande und von ſeinen Erinnerungen an dasſelbe, und beide wünſchten ſich Glück zu der neuen Laufbahn, welche ſie eingeſchlagen. Dann ſtellten ſie zwiſchen ihrem Vaterlande und Frankreich Vergleiche an, ſie erzählten ſich ihre Freuden und Schmerzen und unterhielten ſich über alle Begebenheiten, welche ſich während ihrer Trennung ereignet hatten. Alib hatte Armenien nach Nephtali's Tode verlaſſen, dieſe war hingewelkt, ohne je den Grund des Hinſiechens anzugeben. Wie hatte ſie einwilligen können, Alib's Weib zu werden? Dies war ein Geheimniß, welches ſich Ruſtan nur durch die gewöhnliche Unbeſtändigkeit zu erklären vermochte. Auch wurde kein Wort von dem verlornen Familienbecher geſprochen. Ruſtan ſchien ſogar dieſen Gegenſtand ſichtlich vermeiden zu wollen.

Die Stunden verfloſſen ſchnell, die beiden Mamelucken wiegten ſich ſo recht in ihren Erinnerungen. Die Verzierung von Ruſtan's Gemach trug nicht wenig zur Illuſion bei; die Gerichte, welche Ruſtan auftragen ließ, waren jene des Vaterlandes; auf weichen Kiſſen hingeſtreckt, in einer Atmoſphäre von Wohlgerüchen, wähnten ſie ſich im Schooße ihres geliebten Armeniens.

Plötzlich gab Ruſtan ein Zeichen, ein Diener in Sklaventracht trat ein, und übergab mit den dort üblichen Förmlichkeiten ſeinem Herrn einen Becher. Dieſer ſtand auf, berührte ihn mit ſeinen Lippen und reichte ihn dann ſeinem Gaſte, Alib aber wurde blaß, wankte und fiel ohnmächtig zu Boden.

Ruſtan, der ſeine Leute entfernt hatte, eilt ſelbſt ihm zu Hilfe. Alib gewinnt ſeine Beſinnung wieder, aber ſeine Augen blicken ſtarr und ſeine Reden haben keinen Zuſammenhang. Was ſpricht er? Er redet von der Entwendung eines Bechers, er ſpricht von einer Frau, welche ſich gegen Gewalt verzweifelnd wehrt, aber doch zum Altare geſchleppt wird, um dort einen zweiten Schwur auf Koſten des erſten abzulegen. Verbrechen, Gewiſſensbiſſe ſind Worte, welche er gräßlich heulend ausſtößt. Warum will er ein Leben verkürzen? warum fürchtet er die Strafe des Propheten?

„Alib," rief Ruſtan, „geh, ich verzeihe dir, du warſt nur das blinde Werkzeug des Schickſals, welches mich an die Seite des großen Feldherrn ketten wollte.

Alib gewann den Gebrauch ſeiner Sinne wieder, ſeine Blicke wandten ſich unruhig nach dem Tiſche, er ſah den Becher wieder. Ja, es war derſelbe Becher, den er einſt entwendete, jener, an welchen der Beſitz Nephtali's gekettet war. Wie kam dieſer Becher hieher noch Paris, den er ſelbſt in den Euphrat geworfen hatte?

VI.

Mehre Jahre nach dem Frühſtück in den Tuilerien, in dem Bivouak von Leipzig, kam ein Mameluck zu Ruſtan und bat ihn, einen ſterbenden Landsmann zu tröſten, der ihn im Namen des Propheten bitten laſſe, an ſein Lager zu kommen. Ruſtan folgte ſogleich dem Mamelucken, und ſah Alib, der ihm die Hand entgegenhielt, einen Spruch aus dem Koran murmelnd. Kaum hatte er vergebens dieſe Hand gedrückt, als ſie auch ſchon kalt in der ſeinigen lag. Alib ſtarb an den Folgen einer Wunde, welche er nicht verbinden laſſen wollte.

Begriffe von Gott.

Mährchen.

In ſehr alter Zeit flüchtete ſich eine Familie, um den Verfolgungen eines der grauſamſten Beherrſcher Aſiens zu entgehen, in ein wildes, unbewohntes, von Gebirgen eingeſchloſſenes Thal. Die Oberhäupter der Familie gingen dort zu Grunde, ohne ihre Kinder erzogen zu haben, und dieſe wuchſen unwiſſend empor, und wurden die Stammväter eines kleinen Volkes, welches ſich in Einfalt und Einfältigkeit vermehrte. Dieſes Völklein hatte zwar wenig Bedürfniſſe, aber auch wenig Begriffe von ſich ſelbſt und der Welt, doch wußten dieſe Menſchen (wenn man ſie anders ſo nennen darf) durch eine verwirrte Tradition, von ihren Voreltern her, daß es ein mächtiges, überirdiſches Weſen gebe, welches Alles um ſie her, und auch ſie ſelbſt erſchaffen habe. Sie konnten ſich zwar nicht erklären, wie dieſes Weſen ausſehe, wo es wohne, und welche ſeine Handlungsweiſe ſei, allein ſie verehrten als ſolches den Waldſtrom, der über ihr Gebirge herabſtürzte; denn es erquickte ſie ſein Waſſer, und ſein Geräuſch machte ihnen Furcht.

Der Schnee ſchmolz im Frühjahr in den Gebirgen und der Waldſtrom ſchwoll ſo ſehr an, daß er ſeine Ufer überſchritt, das ganze Thal überſchwemmte, und Thiere, Menſchen und deren Wohnungen mit ſich fortriß. Da zitterten ſie vor ihrem Gotte und ſprachen: „Er iſt gegen uns erzürnt, laßt uns ihn dadurch wieder beſänftigen, daß wir ihm das Liebſte, was wir haben, opfern.“ — Sie beſchloſſen in Folge deſſen, ihre Kinder in die Fluthen zu ſtürzen.

Die Eltern weinten und erwarteten zitternd den Tag des Opfers. Dieſer erſchien, und ſchon führten die Mütter ihr Liebſtes dem Strome entgegen, da erſchien plötzlich ein Fremder mitten unter ihnen. Er nannte ſich Maho (Sohn des Meeres), und redete ſie an: „Warum wollt ihr unſchuldige Kinder opfern? ſucht lieber den Strom zu bekämpfen!“ Allein das Volk wich ſchaudernd zurück und rief: „Hört ihn nicht, er läſtert unſern Gott!“

Der Fremde trug eine Leier und griff in deren Saiten. Sie klangen ſo lieblich, daß ſich das Volk ſogleich wieder um ihn verſammelte und den Tönen unter fröhlichen Tänzen bis an den Fuß des Gebirges folgte. Seinem Beiſpiele folgend brachen ſie Steine aus den Gebirgen, legten ſie an beiden Ufern des Stromes auf einander, und bildeten auf dieſe Art einen Damm. Im nächſten Frühjahre ſchmolz der Schnee wieder, der Strom ſchwoll wieder an, allein er zürnte vergebens, und konnte die ihm vorgeſchriebenen Gränzen nicht durchbrechen.

Das ganze Volk ſtaunte den Fremden an und ſchrie: „Maho, Maho iſt Gott!“ Allein dieſer verſetzte: „Wenn ich Gott bin, ſo ſeid ihr es alle auch; denn ihr alle habt ja den Strom durch eure Kräfte eben ſo gut bekämpft, als ich, ich habe euch nur dieſe Kräfte kennen gelehrt. Erforſcht euer Herz, übt das, was es euch befiehlt, und ihr werdet anfangen Gott kennen zu lernen.“

„Wo iſt er? Wo wohnt er?“ fielen tauſend Stimmen ihm in die Rede. — Maho antwortete ihnen nicht; allein er lehrte ſie die Erde bearbeiten und Bäume pflanzen. Sie bemerkten bald, daß der Thau und Regen ihre Felder fruchtbar machte und den Segen von oben brachte. Da ſprachen ſie: „Gott iſt über uns, die Wolken ſind ſeine Wohnung. Laßt uns ihm die ſchönſten unſerer Früchte anbieten, damit er zu uns herniederſteige.“ — Sie bauten aus Baumzweigen eine Hütte auf einem Hügel und verbrannten dort die Erſtlinge ihrer Blumen und Früchte, damit ihr Rauch emporſteige und ihrem Gotte den Wohlgeruch derſelben darbringe.

Obſchon ſie übrigens von Gott nur verwirrte und ſehr unvollkommene Begriffe hatten, ſo wurde ihr Thal doch allgemach immer ſchöner und fruchtbarer, und das Volk war glücklich in ſeiner Einfalt. Auch das Verlangen, das unbekannte höchſte Weſen zu ſehen, wurde immer lebhafter, und ſie ſprachen zu dem weiſen Maho: „Entwirf uns doch ein Bild von Gott, damit wir uns ihn vorſtellen können; denn er will nicht zu uns herabſteigen.“ Maho lächelte und meißelte ihnen ein Bild von menſchlicher Geſtalt. Sie ſtellten dieſes Bild unter einem Zelte auf, und nannten das Zelt das Haus Gottes. Von dieſem Augenblicke an fragten ſie nicht mehr, wo Gott wohne; denn ſie nahmen das Bild Gottes für Gott ſelbſt.

Dieß mißfiel dem Fremden und er ſprach zu dem Volke: „Ihr ſollt euch überzeugen, ob dieſes Bild wirklich das unbekannte höchſte Weſen ſei oder nicht.“ Und alſogleich legte er Feuer an in dem Hauſe Gottes, und dies war in einigen Minuten ſammt dem Bilde verzehrt. Da ſchrie das Volk: „Wir ſehen wohl ein, das Bild war nicht Gott!“ aber zugleich fragten ſie auch auf's Neue: „Wo iſt alſo Gott zu finden?“ Der Fremde antwortete: „Schaut um euch, die Bäume und Blumen wachſen und blühen, die Erde gebiert tauſend und abermal tauſend Weſen vor euern Augen, ein unſichtbarer Hauch belebt und durchdringt ſie, obſchon ihr weder die Geſtalt noch die Weſenheit dieſes Hauches kennt, der Berg und Thal, Menſchen und Thiere belebt.“ Das Volk erwartete nicht die Folge ſeiner Rede. — „Nun wiſſen wir Alles!“ — ertönte es von allen Seiten. — „Gott iſt ein Hauch und der Hauch iſt Gott. Er durchdringt die Erde, und wohnt in Menſchen und Thieren.“ — Doch der Weiſe erwiederte: „Kümmert euch weder um die Geſtalt noch um den Namen des höchſten Weſens. Seid wohlthätig gegen einander, wie der Hauch, der alles durchdringt, dann wird jenes unbekannte Weſen von ſelbſt zu euch kommen.“

Zu dieſer Zeit erhob ſich unter dem Volke ein ſtolzer neidiſcher Mann, der den Weiſen mit eiferſüchtigen Blicken anſah, und ihn ſchon darum haßte, weil ihn alle Andern verehrten. Man nannte ihn Zalmi (den Düſtern), weil er ſich mit einer düſtern und kummervollen Miene von aller Welt entfernte.

Eines Tages ließ ſich ein fürchterliches Ungeheuer in dem Thale ſehen. Es war ein großer Löwe, welcher über die Gebirge gekommen war. Menſchen und Thiere griff er an, und verbarg ſich erſt, nachdem er ſich im Blute gebadet hatte, in eine Höhle. Die Bewohner des Thales meinten, dies ſei ein übernatürliches Weſen, welches die Erde ausgeſpien habe, und ſie verkrochen ſich in ihre Hütten; allein der weiſe Maho ſagte ihnen, es ſei nothwendig, dem Ungeheuer entgegenzugehen. Er ſtellte ſich an ihre Spitze, und ſie folgten ihm.

Da der Zug bei Zalmi's Hütte vorüberging, zeigte ſich dieſer an der Thüre, beſchimpfte den Fremden und ſprach zum Volke: „Er führt euch gerade in den Rachen des Ungeheuers, damit ſich eure Anzahl vermindere, und er deſto leichter über euch Herr werden möge. Dieſer Böſewicht iſt mit dem Ungeheuer im Einverſtändniſſe.“ — Maho ſchwieg aber, das Volk war außer ſich vor Schrecken.“ —

Zalmi hatte einen zweijährigen Sohn, welcher eben vor der Hütte ſpielte. — Da kam der Löwe daher, und ſtürzte brüllend auf den Kleinen los. Das Volk wich laut ſchreiend zurück. Zalmi und ſein Weib ſtanden ſtarr vor Schrecken. Maho allein warf ſich dem wüthenden Thiere entgegen, verſetzte ihm einen Schlag mit ſeiner Keule — der Löwe ſtürzte, erhob ſich aber auf's Neue — und ſtürzte nur noch heftiger brüllend auf Maho los. Noch einmal hob Maho hoch auf ſeine Keule, und todt ſtürzte das Unthier zu ſeinen Füßen hin. — Kaum hatte Maho — der mit Schweiß und Blut bedeckt war — mehr ſo viel Kraft, das Kind vom Boden aufzuheben, und es ſeinem grauſamen Gegner in die Arme zu legen. Da fielen Vater und Mutter im Staube auf ihre Angeſichter und ſprachen mit Thränen: „Großmüthiger! wir ſind nicht würdig unſere Augen zu dir zu erheben.“

Auch das Volk kam wieder herbei und wollte den Beſieger des Ungeheuers knieend verehren. „Biſt du denn ein Sterblicher?“ redeten ſie ihn an, „oder biſt du das unbekannte höchſte Weſen in menſchlicher Geſtalt? du, der du dich ſo gütig gegen deinen Feind zeigteſt, der du dein eigenes Leben nicht ſchonſt, um Andern Gutes zu thun?“ — So redete das Volk; aber Maho verſetzte: „Meine Kinder! ich bin ein Menſch, wie ihr. Eine geheime Stimme, welche in meinem Herzen ſpricht, befahl mir ſo zu handeln, wie ihr ſo eben ſahet. Eine ähnliche Stimme ſpricht auch in eurer Aller Herzen. Ja, dieſelbe Stimme ließ ſich ſogar in Zalmi's Herzen hören, der mich haßte. Sie war es allein, die ihm zurief: Wirf dich auf dein Antlitz und weine! und ſehet, eben dieſe Stimme ſpricht auch in dem Herzen ſeines kleinen unmündigen Kindes; denn es faßte meine Knie mit ſeinen zarten Händchen und liebkoſete mir. Dies, meine Freunde, iſt der Hauch und die Stimme des unſichtbaren höchſten Weſens. Gehorcht dieſer Stimme und ihr werdet dieſes Weſen ganz kennen lernen; denn die Gottheit iſt uns am nächſten in unſerm Herzen.“

Und das ganze Volk ſchrie: „Wir erkennen nun, daß es weder auf die Wohnung, noch auf das Bild, noch auf den Namen ankommt. — Gott iſt überall — er hat alle Geſtalten und alle Namen zugleich.“ —

Und ſeit dieſen Tagen verehrten ſie das höchſte Weſen durch Treue, Liebe und kindliche Unſchuld. — Ihre Augen öffneten ſich immer mehr dem Lichte, und nie mehr hörte man ſie fragen: „Wer iſt Gott? Wo wohnt er?“

Inhalt.

Seite

Der Blinde von Clermont (Eine einfache Geſchichte) . . 5
Muff und Puff (Eine rührende Geſchichte) 24
Asmolan (Mährchen). 33
Die Kirche zum Glas Waſſer (Sage) 44
Die fixe Idee (Eine einfache Malergeſchichte) 53
Laura, oder die aufgeregte Phantaſie (Skizze). 65
Die Wahrheit (Ein indiſches Mährchen) 80
Künſtlerleidenſchaft (Novelle) 87
Drei komiſche Geſpenſtergeſchichten 110
  1. Die Erſcheinung 111
  2. Die alte Mühle 114
  3. Das Schlittengeſpenſt 121
Die Mordhöhle (Kriminalgeſchichte) 124
Ein muthwilliger Jugendſtreich (Skizze aus dem Leben) . 140
Das Bild (Eine kleine Novelle). 150
Das letzte Mittagmahl (Eine kleine Erzählung) 160
Der Altar des Künſtlers (Legende). 168
Die Zauberbrille (Mährchen) 182
Die rächende Maske (Novellette) 197
Der Chriſtinos (hiſtoriſche Novelle) 205
Das letzte Opfer des Spiels in Paris (Tagsbegebenheit) 224

Seite
Zwei Nächte in Rom (Novelle) 233
Der Spottname (Tragi-komiſche Erzählung) 252
Ein Mittagmahl bei Beethoven (Eine phantaſtiſche Erzählung) 265
Der alte Kamin (Eine italieniſche Sage) 276
Künſtlerzerſtreuung (Eine wahre Begebenheit) . . . 288
Geſchichte Ruſtan's, Napoleon's Leibmamelucken (Aus dem Franzöſiſchen) 299
Begriffe von Gott (Mährchen) 311

[illegible]

Erzählungen.

J. F. Caſtelli's
ſämmtliche Werke.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Achtes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe)

Druck von A. Pichler's Witwe.

J. F. Caſtelli's

Erzählungen.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Viertes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe.)

Die Heilung.

Humoriſtiſche Erzählung.

Wenn ich einen Roman ſchreiben wollte, ſo würde ich einige Seiten dazu verwenden, meinen Leſern ein phyſiſches und moraliſches Bild meiner Familie Riffling zu entwerfen, und dabei würde ich mehr gewinnen als ſie, weil mir der Verleger für einen halben Bogen mehr Honorar zahlen müßte; allein da ich darauf eigentlich nicht anſtehe, ſo melde ich Ihnen nur in Kürze Folgendes:

Herr Riffling war Negoziant und hatte ſich nun von den Geſchäften zurückgezogen. Er hatte ſich nämlich durch Fabrizirung von Nudeln, Oblaten und andern für das Glück der Menſchheit nicht minder nützlichen Teigen ein Vermögen erworben, welches ihm 12,000 Gulden jährliche Renten abwarf. Das war der geiſtvollſte Zug ſeines Lebens. Er beſaß ein ſchönes Haus in der Vorſtadt, welches er mit ſeiner Familie bewohnte. Seine Nachbarn ſagten von ihm, daß er ſo unermeßlich reich ſei, daß er ſein Vermögen ſelbſt nicht wiſſe. — Er war groß und mager, trug immer einen ſehr langen Stock, der ſtatt des Knopfes einen aus Elfenbein ſchön geſchnittenen Türkenkopf hatte, auf welchen er das Kinn zu ſtützen pflegte, wenn er ſaß. Er war immer vom Kopfe bis zu den Füßen ſchwarz gekleidet, weil, wie er ſagte, die ſchwarze Farbe die ehrwürdigſte ſei. Seine Einbildungskraft war nicht ſehr lebhaft, er ſprach wenig und dachte noch weniger. Seine Converſation beſchränkte ſich darauf, die letzten Worte einer Periode ſeiner Gattin wörtlich zu wiederholen. Zum Beiſpiel, Frau Riffling ſchimpfte über das ſchlechte Wetter, und ſchloß ihre lange Diſſertation mit den Worten: „Wirklich, ich weiß nicht, was mit der Erde vorgegangen iſt, die Jahreszeiten ſind ganz ausgewechſelt, man kennt ſich gar nicht mehr aus;“ ſo ſetzte Riffling hinzu: „Ganz ausgewechſelt, man kennt ſich gar nicht mehr aus.“

So waren ſeine Worte und ſeine Handlungen nur immer die Copie, oder vielmehr die Folge jener ſeiner Frau. Er hatte ein ſehr bewegtes Leben geführt bis zu dem Augenblicke, wo er Kapitaliſt, daher gar nichts wurde, aber von dieſer Zeit an lebte er auch nicht mehr, er vegetirte bloß. Er fand es ſehr bequem, Jemanden zu haben, der für ihn dachte und handelte, und ſo war er ſtets der Schatten und das Echo ſeiner Frau.

Frau Riffling beſaß Alles, was nöthig war, um die Unthätigkeit ihres Mannes auszugleichen. Sie war eine kleine, dicke, man kann ſagen, kugelrunde Frau, unruhig, lebhaft, rechthaberiſch, ſie ſprach ſchnell und kreiſchend. Die beiden Gatten verließen ſich keinen Augenblick. Frau Riffling war ſehr froh, immer einen gelehrigen Jaherrn bei ſich zu haben, der ihre unzähligen Worte willig annahm. Auch machte es ihr die Gewohnheit nothwendig, ihren linken Arm an ein lebendes Weſen, ſo wie an ihren rechten einen Ridikül zu hängen; und wenn es ihr geſchehen wäre, einmal ohne einen oder den andern auszugehen, ſo würde ihr ſicher etwas gemangelt haben, eben ſo ihr Mann, wie ihr Ridikül.

Salchen, ihre einzige Tochter, war eines der ſchönſten Mädchen in der ganzen Vorſtadt. Meine Herren Kollegen, die Novellenſchreiber, machen gewöhnlich ihre Heldinnen zu den ſchönſten in der ganzen Welt; und ich glaube einen großen Beweis meiner Mäßigung zu geben, indem ich mich nur auf eine Vorſtadt beſchränke.

Sei es nun, wie es wolle, ſo war das, was an ihr gefiel, nicht ſo ſehr die Schönheit ihres Geſichtes, als das Pikante ihrer Züge, und das Anmuthige ihrer Bewegungen. Sie beſaß das wahre: Je ne sais quoi. Ihre Erziehung war eben nicht vernachläſſigt, aber auch nicht mit Sorgfalt betrieben worden. Sie hatte ſo viele Begriffe von der Geographie, daß ſie eben wußte, daß es außer Öſterreich und Wien auch noch mehre Länder und Städte gebe, ſie machte nur drei orthographiſche Fehler in ſechs Worten, ſie konnte gut und ſchlecht tanzen, ſticken, zeichnen, ſingen, Guitarre ſpielen und kochen. — Die letzte Eigenſchaft hob ihre Mutter immer am ausgezeichnetſten hervor, und ſtützte vorzüglich hierauf ihre Behauptung: daß ihre Tochter eine vortreffliche Hausfrau werde. Salchen liebte es zwar nicht, ſich zum Herde zu ſtellen, und wenn Gäſte zu Tiſche waren, ſo mußte Mama ſich in der Küche herumtummeln; aber wenn die Chocolade-Crême dann auf die Tafel kam, ſo ließ die Mutter doch die Ehre ihrer Tochter, und es hieß immer: „Koſten Sie doch von der Chocolade-Crême, die hat mein Salchen gemacht.“ — „Ja,“ ſagte Riffling, „koſten Sie, die hat mein Salchen gemacht.“ — Man koſtete und lobte. Aber Salchen war wenig empfänglich für Lobeserhebungen. Sie erröthete nicht einmal, wie es viele Mädchen von meiner Bekanntſchaft gethan haben würden, denn die ſchöne Stirne Salchens verſtand es noch gar nicht, zu erröthen, weder aus Schande, noch aus Schamhaftigkeit. Die Schamhaftigkeit fängt erſt an, wenn die Unſchuld aufhört, und die Schande kömmt, wenn die Schamhaftigkeit davongegangen iſt.

Salchen war äußerſt luſtig, ja, man kann ſagen närriſch. Lachen war ihr einziger Fehler, oder vielmehr ihre koſtbarſte Eigenſchaft. Nichts auf Erden iſt reizender als die Fröhlichkeit eines jungen Mädchens. „Lache, lache, liebes Kind! die Thränen kommen immer noch zu früh.“

Salchen war alſo ſehr luſtig, dabei aber auch launenhaft. Sie lachte über Alles, auch über Nichts. Ja, es ergriff ſie manchmal eine Luſtigkeit, ohne daß ſie eine Urſache wußte. Sie brauchte ſich nur in Zug zu ſetzen, dann lachte ſie, um ſich lachen zu ſehen, und das ganze Stunden lang. Die Luſtigkeit ergriff dann auch Frau Riffling, welche lachte, weil ſie ihre Tochter lachen ſah. Herr Riffling lachte nothwendiger Weiſe, weil ſeine Frau lachte, und die Domeſtiken lachten aus gehörigem Reſpekte mit.

Was meinen Leſern aber außer dem noch einen deutlicheren Begriff von Salchens Charakter geben wird, iſt, daß ſie ungeachtet ihrer ſechzehn Jahre noch eine Puppe hatte. Ja, eine Puppe faſt von der Größe eines Menſchen, welche ſich niederſetzen konnte, die Arme erhob und den Kopf bewegte. Es war wirklich eine ausgezeichnete Arbeit, und

Frau Riffling ſagte: »Mein Himmel! wie man doch heut zu Tage arbeitet! es wird am Ende noch ſo weit kommen, daß man wirkliche Perſonen macht. Der Puppe fehlt doch gar nichts als die Sprache.« — »Ja gar nichts, als die Sprache,« ſprach Riffling nach.

Es iſt unnöthig zu ſagen, daß ſich für das ſchöne und reiche Salchen Bewerber genug fanden. Wenn das Gleichniß nicht zu verbraucht wäre, ſo würde ich Salchen mit einer Roſe vergleichen, die von Schmetterlingen umſchwärmt wurde, aber ſo mag ſich der Leſer ſelbſt ein beſſeres Gleichniß ſuchen.

Das Heer der Anbeter beſtand aus jungen Commis, Praktikanten, Studenten, — Leuten, die verliebte Blicke auf alle Frauenzimmer werfen, verheirathet oder nicht, von vierzehn bis fünfzig Jahren, die Jeder eine Liebeserklärung machen, Jeder auf einem Balle die Hand drücken, Jeder unter dem Tiſche einen ſanften Fußtritt appliziren, aus Ambition oder Gewohnheit, hoffend, wenigſtens einen glücklichen Erfolg bei zwölf Verſuchen zu gewinnen. Die meiſten fühlten für die junge, reiche Erbin eine Leidenſchaft von 50,000 Gulden. Es waren Junggeſellen, die fühlten, es wäre Zeit, dem einſamen Leben ein Ende zu machen, weil ſie ſonſt ein zweiſames nicht mehr zu führen im Stande ſeyn würden, und die daher fünf oder ſechs Ehewerbungen auf einmal anknüpfen, ſo wie man in der Lotterie mehre Loſe nimmt, um wenigſtens eine größere Hoffnung auf einen Gewinn zu haben.

Der liebenswürdigſte unter allen dieſen Jägern, welche das Riffling'ſche Haus belagerten, war Eugen Schönhein, ein Mann von dreißig Jahren, deſſen Geſicht noch recht friſch aus der hohen, ſchwarzen Kravatte hervorleuchtete, und deſſen dunkelkaſtanienbraune Haare in einem ſehr genialen Wurf die halbe hohe Stirne ſehen ließen.

Schönhein bewies die größte Aufmerkſamkeit für Salchen, erzählte ihr Dinge, über die ſie ſich auflachen wollte, und ließ ſich ſogar herab, ihr Andeutungen über die Toilette ihrer Puppe zu geben. Übrigens kein Wort von Liebe. Ich weiß zwar nicht, ob er nicht daran dachte, ſich Salchen's Liebe zu gewinnen, den Anſchein aber vermied er.

Schönhein war übrigens nicht ſein wahrer Name, es war ein Titel, den er von ſeinem kleinen Landgütchen angenommen hatte. Er hatte auch die Gewohnheit, in ſeinem linken oberſten Knopfloch immer eine rothe Blume, am liebſten eine Nelke zu tragen, welche er in das Knopfloch ſo hinein zu zwängen wußte, daß ſie von weitem wie ein rothes Ordensband ausſah.

Frau Riffling war dem Manne nicht ſehr geneigt. Sie ließ ſich oft vernehmen: „Ich weiß nicht, mir gefällt der Monſieur Schönhein nicht ſo recht. Ich kann nicht läugnen, er iſt ſehr liebenswürdig, und weiß ſich zu benehmen, auch weiß er Einen immer lachen zu machen, aber er hat ſo etwas Verſtecktes, und ich traue ihm nicht über den Weg.“

„Ja! Verſtecktes! und nicht über den Weg,“ wiederholte Herr Riffling.

Es verging kaum eine Woche, daß ſich die Zahl der Anbeter im Riffling'ſchen Hauſe vermehrte. Da war eine Madame Bröſel, eine Jugendfreundin der Frau Riffling, welche ſich damit befaßte, die neuen Rekruten anzuwerben und einzuführen. Dieſe Frau, die ſchon fünfmal Witwe war, und daher für ſich ſelbſt auf keine neue Heirath mehr denken konnte, dachte deſto mehr für Andere. War es das Bedürfniß, ſich zu beſchäftigen, oder eine kleine boshafte Racheluſt, Frau Bröſel hatte die Wuth alle Leute verheirathen zu wollen. Wahrhaftig, es gibt Leute, welche zum Unglücke ihrer Nebenmenſchen geſchaffen zu ſeyn ſcheinen.

Alle Bewerbungen waren bisher unter dem Vorwande zurückgewieſen worden, daß Salchen noch zu jung, noch zu viel Kind ſei, als daß man ſchon darauf bedacht ſeyn könnte, ſie zur eigenen Frau zu machen; auch hatte man noch nicht bemerkt, daß ſie an dem Einen oder dem Andern ihrer Anbeter ein vorzügliches Intereſſe nahm, ſie lachte über die Liebesblicke, Seufzer, Briefchen und Schmeicheleien Aller gleich.

Als Salchen übrigens ihr ſiebzehntes Jahr erreicht hatte, ſagte Frau Riffling eines Tages zu ihrem Gatten: „Ich glaube mein Schatz, daß es endlich doch an der Zeit iſt, unſer Salchen unter die Haube zu bringen. Was denkſt du davon?“

„Ja, ja, es iſt Zeit, Salchen unter die Haube zu bringen,“ antwortete Riffling.

Die Wahl war bald gemacht, ſie fiel auf den zuletzt Gekommenen. — Dies war der einſtmalige Banquier des Herrn Riffling, Herr Mehlbach, ein Mann von beiläufig vierzig Jahren, nicht gar groß, aber dick und fett, etwas röthlich im Geſichte, und mit einem ſehr kurzen Halſe. Einer von den Menſchen, die wenigſtens den

Troſt haben, vorauszuſehen, an welcher Krankheit ſie ſterben werden; der Schlag iſt ihnen unausbleiblich, es kommt nur darauf an, wann. Übrigens ſind ſolche Leute demungeachtet meiſtens ſehr luſtig, ſprechen etwas heiſer, lachen ſehr ſtark, beſonders über das, was ſie ſelbſt ſagen, und legen gewöhnlich die Hände auf den Rücken, oder ſtecken ſie in die Taſchen, indem ſie die Rockſchöße bewegen. Außer dem ſind ſie gerade ſo geſcheidt, daß man ſie eben nicht dumm nennen kann, und ſo war auch Herr Mehlbach.

Salchen willigte ohne Widerrede, aber auch ohne Vergnügen darein, dieſes Mannes Gattin zu werden. Ihr Herz war noch ganz frei, und nur die Liebe zu ihrer großen Puppe füllte es ganz aus. Sie fand ſogar, daß Mehlbach — wie ſie ſich ausdrückte, — ein ſehr ſpaßiges Stück Mannsbild ſei, und ſie lachte ihm in's Geſicht, als er ihr für ihre Einwilligung dankte, ihr Händchen nahm, und es mit einem Seufzer küßte. — In dieſem Augenblicke gab es auch im ganzen Hauſe ein allgemeines Gelächter von der Art, wie ich früher gemeldet habe.

Mehlbach war übrigens etwas betroffen über dieſe wenig gefühlvolle Art, womit ſeine Zukünftige ſeine Flamme beantwortete. Er biß ſich in die Lippen, ſteckte die Hände in die Taſchen ſeines Rockes, und bewegte die beiden Schöße unruhig gegen vorne zu, verzog dabei auch den Mund, als ob er Enzian gegeſſen, — aber Salchen lachte nur um ſo mehr.

„Lieber Herr Mehlbach," ſagte Frau Riffling, welche ſeine Verſtimmung bemerkte, „nehmen Sie das dem Kinde nicht ernſthaft, es iſt keine Bosheit dahinter. — Es unterhält ſie Alles, und ſie lacht über Alles."

„Ja, ſie lacht über Alles,“ wiederholte Herr Riffling.

„Nun, deſto beſſer,“ antwortete Mehlbach, indem er ſich die Hände rieb, „ich liebe nichts mehr als einen guten Humor. Eine fröhliche Frau paßt eben recht zu mir. Wir Banquiers ſind eben nicht ſehr luſtig, wir haben keine Zeit dazu, und bedürfen daher einer Lebensgefährtin, die es für Zweie iſt, und Salchen iſt ein Mädchen, das mir gewiß meine Tage durch Scherz und Lachen erheitern wird.

„Mich freut es,“ erwiederte Frau Riffling, „daß Sie dieſe koſtbare Eigenſchaft meines Kindes gehörig zu ſchätzen wiſſen, das iſt ein wahrer Schatz, und ich bitte Sie, ſich das Glück unſeres Kindes ja angelegen ſeyn zu laſſen, und zu ſorgen, daß Salchen ihre Heiterkeit nie verliere, denn das wäre ein wahrer Mord.“

„Ja, ein wahrer Mord!“ ließ ſich Riffling als Echo vernehmen.

Sobald es bekannt wurde, daß Salchen Braut ſei flogen alle übrigen Bewerber davon. Auch der artige Schönhein mit ſeiner Nelke im Knopfloch verſchwand, und es verlautete, er habe eine Reiſe nach Italien gemacht, um ſeine Geſundheit herzuſtellen.

Die Hochzeit wurde auf gewöhnliche Art gefeiert. Es gab nichts Bemerkenswerthes dabei, als die Kleidung des Herrn Riffling, welcher an dieſem Tage noch ſchwärzer war, als gewöhnlich.

Als der Augenblick der Trennung erſchien, bekam Frau Riffling einen Nervenanfall, und fing bitterlich zu weinen an. Herr Riffling dehnte diesmal die Nachahmung nicht einmal bis zu einem Seufzer aus, und ſtrengte ſich an, Folgendes aus eigener Eingebung zu ſprechen: „Nu, nu, nu! Es iſt ſchon genug — Adieu, Herr Schwiegerſohn!“ Und Mehlbach faßte das kleine Händchen ſeiner Frau, und zog ſie aus den Armen ihrer Mutter, die ihn ein Ungeheuer nannte, und dann halb ohnmächtig in einen Lehnſtuhl ſank.

Die Neuvermählten ſtiegen in den Wagen, der ſie erwartete, und begaben ſich nach ihrer Wohnung, nur die große Puppe begleitete ſie; denn von dieſer wollte ſich Salchen nicht trennen.

Mehlbach machte freilich ein verdrießliches Geſicht, als er bemerkte, daß Salchen für ſeine zärtlichen Ergießungen eben ſo unempfindlich war, als dieſe Puppe, welche ſie mit aller möglichen Mühe auf dem Rückſitze des Wagens aufrecht zu erhalten trachtete, allein er dachte, das wird ſich ſchon geben, ſpiele immerhin mit deiner Puppe, du wirſt ſie bald für ein anderes Spielwerk wegwerfen, und dieſes Spielwerk werde ich ſeyn.

Dieſe Vorherſagung traf auch in wenigen Wochen ſchon zum Theile ein. Salchen nahm manchmal noch ihre Puppe aber ſie hielt nicht mehr ſo lange intereſſante Converſationen mit ihr, ſie kleidete ſie nicht mehr aus und an, ſie zankte ſie nicht einmal mehr aus; ſie nahm die Puppe eines Tages, ſchlug ſie ganz unbarmherzig, und zerriß ſogar ihr ſchönes Kleid, das ſie ihr zur Hochzeit angezogen hatte, und endlich nahm ſie die arme Puppe gar und warf ſie hinter ein altes Moeble, wo ſie kein Menſch mehr ſuchte, und wo ſie, glaub' ich, noch liegt.

Dies war das Ende der unglücklichen Puppe. Als

Mehlbach ſie nirgend mehr anſichtig wurde, ſagte er lächelnd, indem er ſeine Lieblingsgeberde machte, und ſeine beiden Rockſchöße in Bewegung ſetzte: „Ja, ja, ſo iſt's, ich habe über meine unwürdige Nebenbuhlerin geſiegt.“ Er ſchlich auf den Zehenſpitzen hinter ſeine Gattin und raubte ihr dann einen Kuß, den ſie empfing, ohne auch nur das Köpfchen gegen ihn zu drehen, vermuthlich, weil ſie in andere Betrachtungen verſunken war.

„Ich bin's, mein Mäuschen,“ redete ſie Mehlbach an, um ihre Gedanken etwas zu zerſtreuen, „genire dich gar nicht, ich wollte nur ein kleines freundliches Späßchen mit dir machen. Aber du biſt ja ganz nachdenkend, was iſt dir denn?“

„Ich weiß nicht, was Sie wollen? Mir iſt gar nichts,“ antwortete Salchen ſchnell. —

„Nichts? — nichts? — und Sie? wir ſind jetzt ſchon vierzehn Tage verheirathet und du kannſt dir das fremde Sie noch immer nicht abgewöhnen — Du ſollſt du ſagen, du und mein liebes Männchen, das ſchickt ſich beſſer.“

So gingen die erſten Wochen, ſonſt die Honigwochen der Ehe, hin. Salchen war immer nachdenkend, faſt unruhig, ſie lächelte nur mit Mühe über die Komplimente, welche ihr zärtlicher Gatte machte.

Übrigens war ihre Stimmung von ſeltener Art, es war eigentlich nicht Traurigkeit, es war auch nicht jenes ſanfte Schmachten, jene Verwirrung, jene himmliſche Schamröthe, der letzte Wiederſchein der Mädchenhaftigkeit, es war etwas anderes, es war ein Bischen Melancholie, ja Verwunderung.

Wie? fühlte ſie vielleicht, da ſie ſich ohne Liebe verheirathet hatte, jetzt erſt die ganze Leere ihres Herzens? — Armer Mehlbach, armer Pygmalion! gelang es dir nicht als du dieſe ſchöne Statue belebteſt, ſie für dich zu beleben.

Ich weiß nicht, ob du, mein lieber Leſer, von dieſem ganzen pathetiſchen Aufruf etwas verſtehſt, ich verſtehe auch nichts davon, und wir Beide wollen uns damit tröſten, daß Vater, Mutter, Gemahl und Arzt eben ſo wenig verſtanden, was in Salchens Innern vorging.

Selbſt die ſonſt ſo kluge Madame Riffling machte nur einen Scherz aus dem Trübſinne ihrer Tochter, und als Salchen ihr Köpſchen an dem Buſen ihrer Mutter verbarg, um zwei Thränen zu verſtecken, welche an ihren Wimpern wie Thautropfen an einem Blumenblatt hingen, gab ſie ihr ein zärtliches Kläpschen auf die Wange und ſprach: „Meine Tochter! ſei doch nicht ſo kindiſch, das Heirathen koſtet ja den Kopf nicht, wir haben's Alle erdulden müſſen.“

„Wir haben's Alle erdulden müſſen,“ ſetzte Herr Riffling dazu, und machte mit ſtolzer Miene einen Fächer aus ſeinen beiden Schößen, ſo daß er ausſah wie ein Pfau, der ein Rad ſchlägt.

Indeſſen nahm Salchens Trübſinn von Tag zu Tag zu. Was konnte ſie wünſchen, Gold? Sie hatte alle Kiſten und Kaſten voll. — Huldigung? Lieber Himmel, die Frauen verſtehen unter dieſem Worte fade Liebeserklärungen, Geſtändniſſe ohne Leidenſchaft, übertriebene Komplimente, Liebesblicke von einem Canapé zum andern, wo derſelbe Menſch zwanzig Schönheiten an demſelben Tage wiederholt, die er oft ganz ohne alle Hoffnung von ſich ſchleudert. Und wenn eine Frau links, rechts, von allen Seiten Galanterien ſolcher Art empfängt, ſo heißt es, ihr wird gehuldigt. Ich mache ihr mein Kompliment, wenn ſie derlei glücklich machen kann.

Man muß ſagen, Salchen empfing mehr dumme Komplimente, als ein großer Herr Vivats auf ſeiner Reiſe. Allein dennoch war ſie betrübt. Auch genoß ſie eine ziemliche Freiheit. Mehlbach war eben nicht eiferſüchtig, aber wohl etwas Schlimmeres — er war mißtrauiſch. Es iſt, glaubt mir, ein großer Unterſchied zwiſchen Mißtrauen und Eiferſucht. Ich weiß zwar nicht, ob Ihr das begreift, aber ich will es Euch auch nicht erklären; denn, wenn Ihr es begreift, ſo habe ich nicht nöthig, es zu erklären, und begreift Ihr's nicht, ſo verdient Ihr nicht, daß ich es Euch erkläre. Ich beſchränke mich darauf, Euch zu ſagen, daß das Mißtrauen nie von Nutzen iſt, wenn nicht etwa für Jene, welche der Gegenſtand desſelben ſind. Denn die Furcht, welche ſie haben, macht ſie vorſichtig und geſchickt, ja noch mehr, ſie flößt ihnen einen unwiderſtehlichen Hang ein, zu betrügen. Wir ſind ſchon ſo, daß es uns eine wahre Lebensfreude gewährt, diejenigen zu hintergehen, welche uns mißtrauen. Bei der Eiferſucht iſt es anders, ſie ſtellt ſich gewöhnlich erſt nach dem Betruge ein, während das Mißtrauen ihm vorhergeht und ihn oft herausfordert.

Mehlbach's Geſchäfte riefen ihn oft auswärts, oder hielten ihn lange bei ſeinem Schreibtiſche. Da war nun ſein Weibchen ganz frei und ungehindert, und ein ganzer Poſtwagen hätte alle ſeine Briefe mit aller Sicherheit in ihrem Gemache ableeren können. Allein ich ſchwöre Euch, es kam auch nicht ein einziger Brief, nicht einmal ſechs Wochen nach der Hochzeit.

Wohlan denn! Was konnte dieſe Frau, reich, angebetet und frei, ſo ſehr betrüben? Sie, die von Natur aus ſo fröhlich und lachluſtig war? welches Leiden ermattete ihre Augen, ſonſt ſo lebhaft, — bleichte ihre Wangen, ſonſt ſo friſch und roſenroth?

Mehlbach glaubte die Urſache zu ahnen. Er ließ ſeinen Arzt kommen, einen jungen Mann, ganz nach der Mode, der in Nervenzuſtänden ſchon ſein Glück gemacht hatte. Der Charlatanismus dieſes Mannes beſtand nicht darin, daß er ſeine Kunſt ſelbſt rühmte, ſondern darin, daß er ſie ſo viel möglich verkleinerte. „Die Ärzte,“ ſagte er oft, „wiſſen gar nichts, und die ganze Medizin iſt nur eine große Betrügerei. (Welcher Meinung ich, unter uns geſagt, auch bin, wenn mir anders nichts fehlt.) Jene, welche etwas zu verſtehen meinen, ſind gerade die Unwiſſendſten. Ich will mich nicht für beſſer ausgeben, als ich bin. Ich geſtehe aufrichtig, daß ich nicht mehr weiß als die übrigen. Mein einziges Verdienſt, wenn ich anders eines habe, beſteht darin, daß ich nichts gegen die Natur thue.“

Dieſe falſche Beſcheidenheit, dieſe Affektation von Unwiſſenheit, gab dem Manne ein Anſehen von Treuherzigkeit und tiefen Kenntniſſen, und ſeine Praxis war ſehr groß.

Als der Arzt eintrat, machte Mehlbach wie gewöhnlich einen Fächer aus ſeinen beiden Rockſchößen, ſagte ihm verſchmitzt einige Worte in die Ohren mit einer ſo zufriedenen Miene wie ein Huhn, das ein Ei gelegt hat, dann führte er ihn zu ſeiner Frau.

Der Doktor Albert Seltern ſprach ſehr artig über Muſik, Theater und Literatur. Er ereiferte ſich über Meyerbeer und Bellini, lobte das letzte neue Stück Bauernfeld's, wußte einige witzige Einfälle von Saphir auswendig, dann ſtand er wieder auf und nahm, ohne auch nur an den Zweck ſeines Hierſeins zu denken, wieder Abſchied.

Mehlbach fand es daher für nothwendig, ihn daran zu erinnern, und fragte: „Nun, Herr Doktor! wie finden Sie meine Frau, und was ſollen wir brauchen?“

Nun erſt fühlte der Arzt auf eine ſehr graziöſe Art den Puls und ſagte: „Es iſt nichts, gar nichts. Hübſch warm halten, — viel Zerſtreuung, etwas Lindenblüthen mit Orangenzucker, und das Übrige wird die Natur thun. Übrigens werde ich heute noch die Ehre haben, eine zweite Viſite zu machen.“

Nachdem der Doktor fortgegangen war, konnte Frau Riffling, welche dabei gegenwärtig war, ihre Indignation nicht zurückhalten: „Schöne Conſultationen! und dieſen Menſchen nennen Sie einen Arzt, Herr Schwiegerſohn? Ein Mann, der von Muſik und Komödie ſpricht, und nicht einmal die Zunge des Kranken beſieht; ein Menſch, der ſagt: Es iſt nichts, gar nichts, und der kein anderes Mittel hat als die Natur walten zu laſſen, als wenn man einen Arzt brauchte, wenn man ſich damit begnügen wollte. Nein, Herr Schwiegerſohn, der Menſch kurirt mein Kind nicht, und ich beſtehe darauf, daß Sie ihm ſeine Viſite bezahlen, und ihn gleich wieder fortſchicken. Ich ſehe wohl, daß Ihnen die Geſundheit Ihrer armen Frau gar nicht am Herzen liegt, und ich hätte das nie von Ihnen geglaubt.“

„Nein, wir hätten das nicht geglaubt,“ widerholte Herr Riffling, aber — o Wunder! er ſetzte diesmal auch noch ein Mehres hinzu. „Seht,“ ſagte er, „ich will eben nicht behaupten, daß der Mann ſeine Wiſſenſchaft nicht gelernt hat, wie ein Anderer, aber ſein Koſtüm! o Himmel, ſein Koſtüm! Was mich betrifft, ſo weiß ich, was ich von einem Gelehrten, der ſich ſo wenig achtet, daß er ſich öffentlich im blauen Fracke, ſeidener Weſte, gelben Handſchuhen und Stiefeln zeigt, zu halten habe. Da iſt der Herr Doktor Aderklau ein anderer Mann, du kennſt ihn ja, Schatz, er hat dich in deiner letzten Krankheit behandelt. Schwarz, ganz ſchwarz wie ein Rabe, von den Füßen bis zum Kopf. So ein Anzug thut ſchon die Hälfte bei einem Kranken.“

„Gewiß,“ ſetzte Frau Riffling hinzu, die ganz außerordentlich erſtaunt über die Beredſamkeit ihres Mannes war. „Dieſen Mann müſſen Sie rufen laſſen, Schwiegerſohn!“

„Wir können es ja ſpäter verſuchen,“ erwiederte Mehlbach, „für's Erſte wollen wir abwarten, was der meinige bewirken wird, ich habe die Hoffnung, daß wir nicht nöthig haben werden, zu einem Andern unſre Zuflucht zu nehmen.“

Das arme Salchen mußte nun drei Decken über ſich legen, ſich in Lindenblüthenthee baden, es half Alles nichts. Die üble Laune blieb immer dieſelbe. Der modiſche Herr Doktor hatte auch Zerſtreuung vorgeſchrieben. Mehlbach gab alſo Geſellſchaften, Concerte, Tanz. Er führte ſeine Frau auf Bälle und ins Theater. Seit einem Monat brachte jeder Tag eine neue Unterhaltung. Salchen hatte auch das Vergnügen, manchmal in Geſellſchaften alte Bekannte zu finden. So begab es ſich, daß eines Tages im Schauſpiele, wo Salchen nicht einmal über das komiſche Spiel Scholz's den Mund verzog, Mehlbach auf der Gallerie Schönhein erblickte, und laut ausrief: „Seht doch, da iſt der Sauſewind Schönhein.“

„Ei,“ erwiederte Frau Riffling, „der kann's nicht ſeyn. Man hat mich ja erſt vor wenigen Tagen verſichert, daß er ſich auf Reiſen, und ſehr weit von hier befinde, ich glaube gar in Italien.“

„Nun, wenn er wirklich auf Reiſen war, ſo muß er wieder zurückgekommen ſeyn,“ verſetzte Mehlbach, „denn er iſt's, er iſt's wahrhaftig.“

„Sie können doch recht haben,“ verſetzte Frau Riffling welche jetzt ihr Auge mit dem Glaſe bewaffnet hatte, „denn ich ſehe jetzt ganz deutlich die rothe Nelke im Knopfloche.“

„Alſo iſt er doch wieder da,“ ſagte Mehlbach, „und recht gut ſieht er aus, da doch die ganze Welt ſagte, er ſei mager geworden wie ein Skelett, wie ein Phantom, wie ein chineſiſcher Schatten. Seine Miene ſcheint mir wohl ſelbſt nicht mehr ſo heiter wie ehedem, aber für ein Opfer einer großen Leidenſchaft ſieht er noch recht paſſabel aus.“

„Wie meinen Sie das, Herr Schwiegerſohn?“

„Wiſſen Sie denn nicht, er ſoll in ein junges Mädchen verliebt geweſen ſeyn, und dieſes ſoll einen Andern geheirathet haben, bevor er ſich noch erklärt hatte. Darum hat er auch eine Reiſe unternommen. Warten Sie, ich will ihn rufen, er ſoll uns Alles ſelbſt erzählen.“ Mit dieſen Worten machte Mehlbach mit Händen und Kopf Komplimente gegen Schönhein, als er bemerkte, daß ſich deſſen Lorgnette gegen ihn wendete, und gab ihm ein Zeichen, zu ihnen in die Loge zu kommen.

Schönhein ſtand auch ſogleich auf, um der Einladung Folge zu leiſten, aber ein Umſtand verhinderte das Zuſammentreffen.

Wirklich hatten die vielen Vergnügungen, der Tanz, das Wachen bis an den Morgen, dieſes mehr verwirrende als unterhaltende Leben, auf Salchen die gewünſchte Wirkung nicht nur nicht hervorgebracht, ſondern ſie noch in eine größere Abſpannung verſenkt. Die Einſamkeit wäre ihr vielleicht zuträglicher geweſen. Ihre Geſundheit war ernſthaft verſtört, ſie hatte oft Krämpfe und einen kleinen trockenen Huſten.

Nun gerade dieſen Abend und in dem Augenblick, als ihr Mann Schönhein ein Zeichen gab, zu ihnen in die Loge zu kommen, fühlte ſie ſich plötzlich, ich weiß nicht warum, übler als gewöhnlich, und verlangte fort zu gehen. Man verließ alſogleich die Loge, welche Schönhein, als er eintrat, zu ſeinem größten Erſtaunen leer fand.

„Nun hab' ich Unrecht gehabt? fragte auf dem Wege Madame Riffling, „als ich ſagte, Ihr Doktor ſei ein Ignorant? War das vernünftig, einer leidenden Perſon Opern, Bälle und Concerte anzuordnen, die einen Geſunden krank machen könnten? Allein noch, will's Gott, iſt nicht Alles verloren, und morgen ſchicke ich Ihnen unſern Arzt, einen braven Mann, der die Zunge beſieht, und dem ich es verdanke, daß ich noch hier bei Ihnen im Wagen ſitze.“

Wirklich erhielt ſchon am Morgen Salchen den Beſuch des neuen Arztes. Der Zufall wollte, daß er gerade mit dem andern zuſammentraf. Aber befürchtet nichts, meine Leſer. Vor vierzig Jahren hätten ſich die beiden Nebenbuhler noch am Krankenbette mit Fauſtſchlägen traktirt. In unſern aufgeklärten Zeiten wiſſen ſie beſſer zu leben. Unſere beiden Doktoren grüßten ſich ſehr höflich, boten ſich ſogar eine Priſe, und ſprachen Worte ohne Sinn mit einander, welche wohl ein Bischen Verlegenheit, aber keinen Neid verriethen, wie z. B. Herr College! — vielmals Entſchuldigung — aber — ſehr erfreut Ihre Bekanntſchaft zu machen. — Im Gegentheil, darum hab' ich zu bitten u. ſ. w.

Es war ein wahrer Kampf der Großmuth, womit Jeder dem Andern den Patienten überlaſſen wollte, welches allenfalls beweiſen kann, daß die Krankheiten jetzt ſo häufig geworden ſind, daß ſie gar keinen Werth mehr haben.

Endlich ſah Doktor Seltern auf ſeine Uhr. „Ach, lieber Himmel, ich verplaudere mich ganz, ich ſoll bei der Gräfin Hallſtein ſeyn, um dieſe Stunde bekömmt ſie ihre Nervenanfälle; zum Glück geht meine Uhr etwas zu früh. Übrigens, gnädige Frau, kann ich Sie in keinen beſſern Händen zurück laſſen. — Ich muß jetzt fort. — Ich bitte, derangiren Sie ſich nicht, bleiben Sie — habe die Ehre mich allerſeits gehorſamſt zu empfehlen,“ und er ging.

Doktor Aderklau war ein Mann von ſechzig Jahren, ein Mann von der alten Façon. Schwarzer Rock mit breiten Schößen, ſchwarze Beinkleider, ſchwarze Strümpfe, Schnallenſchuhe, Manſchetten und Jabot. Er ließ ſich vom Kopf bis auf die Mitte des Rückens pudern, was Herr Riffling beſonders ehrwürdig fand, und was er dem Doktor gewiß nachgemacht haben würde, um ſich ein eben ſo ehrwürdiges Anſehen zu verſchaffen, wenn es ſein Weib gelitten hätte, da es ihr alle Seſſel verdarb.

Doktor Aderklau verachtete im Allgemeinen alle modernen Krankheiten, alle jene, deren Urſprung nicht wenigſtens bis zu jenem Zeitpunkte emporſtieg, wo er ſtudirt hatte, oder die nicht ſchon ihre beſtimmte Benennung, ihre Geſchichte, ihre in's Auge ſpringenden Symptome und ihre feſtgeſetzte Heilart hatten. Er liebte nur die durch Gewohnheit und Erfahrung, — ich möchte ſagen, ſanctionirten Krankheiten. Salchens Zuſtand ſtand ihm nicht ſo recht zu Geſichte.

„Alſo, mein Herr Doktor,“ ſprach Madame Riffling, „fragen Sie, unterſuchen Sie, und ſagen Sie uns dann, was dem armen Kinde fehlt. Vor allem aber ſuchen Sie ihr ja ihre Heiterkeit und jene friſche Farbe zu verſchaffen, weßwegen wir ſie nur immer das kleine Marſchanzkeräpfelchen hießen. Was mich betrifft, ſo ſcheint mir doch — Gott verzeihe mir die Sünde, aber der heilige Eheſtand thut ihr nicht gut.“

Der Doktor fragte Salchen genau aus, befühlte ihren Puls, ließ ſich ihre Zunge zeigen, und ſprach dann, indem er faſt nach jedem Wort eine Priſe Tabak nahm: „Gut, gut! — Ja, ja, es iſt ganz ſo, wie ich es mir dachte, ich weiß zwar noch nicht genau — denn der Magen iſt gut — und die Bruſt ganz geſund.“

„Ach, das wußte ich wohl,“ fiel Frau Riffling ein, an dem Körper kann nichts fehlen, den ich ſelbſt genährt habe; wie die Mütter, ſo die Töchter.“

Der Doktor machte eine bejahende Geberde und fuhr fort: „Das Unwohlſein der gnädigen Frau kann aus ſieben und dreißig verſchiedenen Urſachen entſtehen. Die Aufgabe iſt nun, die wahre herauszufinden.“

Wirklich mußte es ſich das arme Salchen gefallen laſſen, nach und nach auf ganz verſchiedene Art behandelt zu werden. Sie wurde gebadet, geſchröpft, und hatte ſchon eine Quantität Arzeneiengläſer und Pulverſchächtelchen auf ihren Komoden ſtehen. Sie ließ Alles über ſich ergehen; denn der fatalſte Charakter ihres Krankheitszuſtandes war eine gänzliche Gleichgiltigkeit. Manchmal lächelte ſie ſogar wehmüthig, wenn man ihr eine neue Arznei reichte, und ſprach: „Ihr wollt es, und ich nehme es, aber es nützt zu nichts. Wenn die Blume zu welken anfängt, hilft kein Begießen mehr, ſie muß ſterben.“

Ach! es war leider wahr. Täglich verſchlimmerte ſich Salchen's Zuſtand, und jeden Abend beugte die Blume mehr ihren Stengel.

Aber ich höre Euch fragen, liebe Leſer: „Was war denn die Urſache ihres Übels?“ — Allein ich habe es Euch ja ſchon geſagt, daß Niemand dieſe Urſache wußte, und auch ich nicht, der Euch die Wahrheit gewiß nicht verbergen würde, wenn er ſie wüßte, und ſelbſt ihre Mutter nicht, die aufgebracht gegen die ganze mediciniſche Fakultät war, und gegen dieſelbe nicht wenig ſchimpfte.

Nur des Arztes Hoffnung wuchs in eben dem Grade, als jene der Übrigen ſchwand. „Nur noch ein wenig Geduld,“ ſagte er, „ich habe, dem Himmel ſei Dank, bereits erkannt, daß von den 37 Urſachen, welche die Krankheit der Frau haben kann, die erſten 29 nicht die wahren ſeien. Es bleiben uns alſo nur mehr 8 übrig, unter welchen ſich die wahre befinden muß, denn die Krankheit kann doch nicht ohne alle Urſache ſeyn, das wäre eine abſurde Krankheit.“

Endlich rief er nach einigen Tagen ſtolz aus: „Jetzt, meine Freunde, haben wir's! — Gott ſei Dank, die letzte der 37 Urſachen hat ſich bewährt, die Frau hat — Kummer!

„Kummer?“ ſchrien Alle, „Kummer? und warum?“

„Ja, das iſt eben das, was ich nicht weiß. Ich bin kein Arzt der Seele, ſondern ein Arzt des Körpers. Aber es iſt ohne Zweifel, der Kummer bringt dieſe Veränderung hervor.“ —

Mehlbach zuckte die Achſeln, aber dieſes Wort Kummer ergriff deſto mehr Madame Riffling, und ſie ſchrie: „Ja, der Doktor hat Recht, und ich ahne auch, welchen Kummer ſie hat.“ Mit dieſen Worten eilte ſie in das Kabinet ihrer Tochter, ſetzte ſich neben den Lehnſtuhl, auf welchem Salchen ſaß und ruhte, ergriff ihre Hand, küßte ſie auf die Stirne, und ſprach mit dem gemüthlichſten Tone zu ihr: „Nun weiß ich, mein Hühnchen, was dir fehlt, du haſt Kummer.“

„Ich, liebe Mutter?“

„Ja, ja, du. O! ich habe das ſchon lange bemerkt — Salchen, ſei aufrichtig, ſchütte dein ganzes Herz gegen mich aus.“

„Ich habe nichts auszuſchütten.“

„Doch, doch. Ein junges Weibchen ſo plötzlich vom Fleiſche fallen, das iſt nicht natürlich, beſonders mit einer ſo vortrefflichen Leibeskonſtitution, wie ich ſie dir gegeben habe. Ach, ich habe es wohl gedacht, daß dich das Ungeheuer, dein Mann, nicht glücklich machen werde.“

„Aber liebe Mutter, mein Mann iſt brav, gut, großmüthig.“

„Nun ja, das kann Alles ſeyn, aber das iſt noch nicht genug zum Glücke in der Ehe. Sage mir, liebt er dich?“

„O ja, er ſagt es wenigſtens.“

„Sagt es, ſagt es! — ta ta ta! ſie ſagen's Alle. Aber ſei nur aufrichtig, mein Mäuschen, gegen eine Mutter muß man nichts verbergen. Haſt du dich in gar nichts über ihn zu beklagen?“

„Nein, Mutter.“

„Macht er dich ganz glücklich?“

„Ja.“

„Aber warum biſt du dann ſo leidend?“

„Ich weiß es nicht.“

„Du weißt es nicht? ich aber weiß es, er, er, dein Mann macht dir Kummer.“

„Ich wiederhole Ihnen, daß dies nicht der Fall iſt.“

„Du ſuchſt den Tiger umſonſt zu vertheidigen, es iſt zwar ſchön von dir, aber ich weiß, was ich weiß, ich muß wachen über dich, ich, deine gute Mutter. — Armes Kind!“ ſetzte ſie noch hinzu, indem ſie Salchen noch eine Weile betrachtete, ohne etwas zu ſprechen, dann küßte ſie ſie noch einmal, indem ihr eine ſchwere Thräne auf der Wimper zitterte, und ſuchte dann wieder ihren Mann auf.

Die beiden Alten, nachdem ſie ſich mit einander beſprochen hatten, begaben ſich zu Mehlbach und forderten eine geheime Unterredung, der nicht wenig über die feierliche Miene ſeiner Schwiegermutter erſchrak.

„Mein Herr,“ nahm Frau Riffling das Wort, „wir ſind gezwungen, Ihnen eine Sache vorzuſtellen, die unſer elterliches Herz in die größte Betrübniß ſetzt, aber endlich zur Sprache kommen muß.“

„Endlich zur Sprache kommen muß,“ wiederholte Riffling.

„Aber was iſt es denn?“ fragte Mehlbach erſtaunt.

„Ja, ſpielen Sie den Unwiſſenden,“ fuhr Frau Riffling fort, „aber erfahren Sie, daß wir Alles wiſſen.“

„Ja, Alles wiſſen,“ ſetzte Riffling hinzu.

„Aber um des Himmels Willen, was wiſſen Sie?“ fragte Mehlbach.

„Was wir wiſſen? daß Sie unſer einziges Kind unglücklich machen. — Ach! ſo weit mußte es kommen! Sie, die blühte wie eine Roſe, — die ſtets luſtig und guter Dinge war, der nie gefehlt hatte, was einem im Auge hätte weh thun können, die keinen Leichdorn und kein Nagelwürzchen kannte — ſehen Sie ſie jetzt an — Sie müſſen bis in das Weiße Ihrer Augen über eine ſolche Barbarei erröthen. Aber wir ſind nicht geſonnen, es zu dulden, daß das arme Kind gänzlich ein Opfer werde, wir werden es nicht zugeben, daß Sie ſie ſo frühe in's Grab bringen.“

„Nein, mein Herr,“ wiederholte Riffling, „wir werden das Opfer nicht zugeben, und das Grab hernach auch nicht.“

Und auf ſolche Art wurde dem verdutzten Mehlbach über eine Stunde lang der Text geleſen. Umſonſt ſuchte er ſich zu vertheidigen, man überhäufte ihn mit Vorwürfen, man legte ihm zur Laſt, er ſei ein Spieler, ein Trinker, ein Geizhals, ein Verſchwender, ein Springinsfeld, ein Phlegmatiker, was weiß ich, was alles? ſo zwar, daß Mehlbach am Ende auch die Geduld verging, und er ſeinen Schwiegereltern die Thüre wies, die ihm ſogar noch mit Scheidung drohten. —

Als Herr und Frau Riffling fort waren, zerbrach Mehlbach im Zorne einen Tiſch und zwei Stühle, und würde vielleicht zum Fenſter hinausgeſprungen ſeyn, wenn er nicht gefürchtet hätte, ſich einen Schaden zu thun.

Der Arzt hatte Salchen die Eſelmilch verordnet; „denn,“ ſagte er, „für Seelenleiden iſt nichts Beſſeres als Eſelmilch, beſonders wenn man ſie auf dem Lande genießt.“

Mehlbach beeilte ſich daher, ſeine Frau auf's Land zu bringen, auch darüber erfreut, daß er doch einige Meilen zwiſchen ſie und ihre Eltern gebracht hatte.

Mehlbach's Landhaus war eines der ſchönſten in Dornbach, an einen Hügel gelehnt, und von einem ſehr großen Garten umgeben. Auch gehörten ſchöne Wieſen und Weingärten dazu. Man ſah von dieſem Hauſe, welches etwas erhaben ſtand, mehre andere artige Landhäuſer, und unter andern auch jenes Schönhein's, welches gerade gegenüber lag, und, wie ich glaube, dieſen Augenblick unbewohnt war, denn die Jalouſien waren bis auf ein einziges feſt geſchloſſen.

Hoch leben alle Eſel und ihre Milch! Kaum war Salchen acht Tage auf dem Lande und hatte Eſelmilch getrunken, als ſich ihre Geſundheit ſchon allmälig beſſerte, ihre friſche Farbe ſtellte ſich ein, und ihre Traurigkeit nahm ab. Sie gähnte nur mehr ſehr wenig, wenn die Börſe ihrem Manne geſtattete, ſie auf dem Lande zu beſuchen.

„O Natur! Natur!“ rief **Mehlbach**, „du biſt groß, du biſt allmächtig! Aber warum, liebes Weibchen, gehſt du nicht öfters ſpazieren? Mein Garten iſt ſo groß. Warum bleibſt du faſt immer da in dem kleinen Luſthäuschen?“

„Ich finde es ſehr angenehm.“

„Du haſt recht, aber nur für ein Stündchen, du bringſt aber faſt den ganzen Tag darin zu, was thuſt du denn?“

„Ich? — ich zeichne und male.“

„Ach, das iſt recht, und welche Gattung der Malerei haſt du denn gewählt? Figuren, Landſchaft, Architektur oder Blumen? Ich wäre recht begierig eines deiner Werke zu ſehen. Komm! führe mich hinein.“

„Nein, noch nicht, ich bin noch nicht feſt genug, ich müßte mich nur ſchämen,“ und dann ſetzte ſie mit jenem lieblichen Schmollen, welches Frauen ſo ſchön ſteht, hinzu: „das Luſthäuschen iſt mein, du haſt es mir geſchenkt, und ich will nicht, daß Jemand hineingehe.“

„Aber ich — ich bin ja doch Niemand für dich.“

„Nein, nein, auch du nicht. Ich will allein ſeyn, ich liebe die Einſamkeit, ſie thut mir gut, und ich verbiete es dir, hörſt du? jemals den Fuß in mein Luſthäuschen zu ſetzen. Wenn nicht geſchieht, was ich will, ſo werde ich mich ärgern, und auf's Neue krank werden.“

Und mit dieſen Worten gab ſie ihrem Mann ein Tätſchchen auf die Wangen, hielt ihm ihren Hals zum Kuſſe hin, und als ſie bemerkte, daß er lange Arme machte, ſie zu umfaſſen, hüpfte ſie, wie ein Reh, davon.

Mehlbach aber freute ſich nicht wenig über das Beſſerbefinden ſeiner Frau, und noch mehr, daß er ihren Eltern beweiſen könne, daß er kein Tyrann, kein Blaubart ſei. Er ſann ſich ein Pländchen aus, und ſetzte es ſogleich in's Werk. Er begab ſich nach der Stadt zurück, machte ſeine Börſegeſchäfte in Eile ab, holte ſeine Schwiegereltern ab und führte ſie mit ſich nach Dornbach.

„Wo iſt meine Frau?“ fragte er, dort ankommend, einen der Bedienten.

„Ich weiß es nicht, Euer Gnaden, aber ich vermuthe, die gnädige Frau wird in ihrem Luſthäuschen im Garten ſeyn. Sie vermuthete Sie wohl nicht ſo früh.“

„Schon wieder im Luſthäuschen? Die Frau wird ſich noch die Augen verderben, vor lauter Zeichnen und Malen. Geh und ſag ihr, daß ich ſie erwarte.“

„Ich bitte um Entſchuldigung, Euer Gnaden, aber die gnädige Frau hat ausdrücklich verboten, ſie unter was immer für einer Urſache zu ſtören, wenn ſie ſich bei ihrer Arbeit befindet.“

„Nun — Frauencaprice! Mag hingehen.“ —

„So wollen wir ſie denn ſelbſt aufſuchen,“ und er nahm ſeine Schwiegermutter unter dem Arm, Herr Riffling folgte, und ſie gingen durch die nächſte Allee zum Luſthäuschen, deſſen Thür ſich eben öffnete, und an welcher Salchen erſchien. Sie ſtaunte, ſchien wohl etwas betroffen, hier Beſuch zu erhalten, ja ſie erblaßte ſogar, ſchlug heftig die Thür hinter ſich zu, und ſtand wie eine Statue von Stein.

„Erſchrecke doch nicht,“ rief ihr Mehlbach zu, „ich bringe ja gute Bekannte. Ich hoffe, du wirſt ihnen deine Arbeiten zeigen.“ Und Mehlbach ſchickte ſich an, die Thür des Luſthäuschens zu öffnen.

„Nein, nein!“ ſchrie Salchen, „nicht hineingehen, ich befehle es, ich bitte dich darum.“

Allein es war vergebens. Mehlbach beſtand darauf; er öffnete die Thür und trat hinein.

Salchen fühlte ſich unwohl. „Ach Mutter!“ rief ſie mit faſt verſagender Stimme, und bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen.

Mehlbach aber ließ ſeine Augen begierig im Luſthäuschen umherſchweifen, er ſah aber nichts als ganz gewöhnliche Möbel, einiges Papier, Zeichengeräthe und Farben, und endlich daneben auf dem Tiſche eine ſehr ſchöne, feurige rothe Nelke, die Salchen vermuthlich hingelegt hatte, um ſie abzuzeichnen, und die nur einen Mangel hatte, nämlich, daß ſie ein wenig zu kurz abgepflückt war. „Alſo iſt das Räthſel gelöſt,“ rief Mehlbach vergnügt, „Blumen zeichnet ſie, Blumen! Deſto beſſer. Eine reine unſchuldige Leidenſchaft.“

Salchen befand ſich etwas unwohl, aber man ſpritzte ſie nur mit kaltem Waſſer an, und ſie ſchlug die Augen auf. Ihr erſter Blick ſuchte mit ſichtbarer Unruhe ihren Gatten, als ſie ihn aber voll Verzweiflung vor ihr knien ſah, als ſie fühlte, wie er ihr die Hände küßte, und als ſie endlich gar bemerkte, daß er die rothe Nelke im Knopfloch ſtecken hatte, da ging etwas in ihr vor, was ſich Niemand erklären konnte, ein tiefer, freier Athemzug entwand ſich der gepreßten Bruſt, als ob man ein Gewicht von hundert Zentnern von ihr genommen hätte, und mit einem Male plötzlich brach ſie in ein ſo ſchallendes Gelächter aus, wie man es von ihr ſeit ihrer Verehligung nicht mehr gehört hatte.

Alle ſchrien nun auf einmal zuſammen: „Sie hat gelacht! ſie iſt gerettet!“ Und die Freude wurde nun eben ſo excentriſch, als es früher der Schmerz war, man lachte mit ihr, man dankte dem Himmel, man umarmte ſich.

„Hab' ich's Euch nicht geſagt,“ ſchrie Mehlbach, „ſie iſt geneſen; denn der gegenwärtige kleine Rückfall hat gewiß nichts zu bedeuten, der iſt die natürliche Folge der Überraſchung, welche wir ihr gemacht haben. — Habt Ihr gehört, ſie hat gelacht und ich war's doch gewiß nicht, der dies Lachen hervorbrachte.“

„Herr Schwiegerſohn!“ ſagte Frau Riffling, indem ſie Mehlbach die Hand reichte, „ich ſehe mit Vergnügen, daß Sie ein braver Mann ſind, Sie haben ſich gebeſſert, und ſind zu Ihrer Pflicht zurückgekehrt. Wir verzeihen Ihnen und wünſchen Ihnen Glück.“

„Ja, verzeihen und wünſchen Glück,“ wiederholte Riffling.

„Danke, danke!“ erwiederte Mehlbach, „allein ich bin mir keiner Schuld bewußt, daher lehne ich die Verzeihung höflich ab und nehme nur den Glückwunſch an. Was mich betrifft, ſo glaube ich, es war weder die Eſelsmilch, noch eine Veränderung von meiner Seite, welche dieſe Wunderkur hervorbrachte, ſondern es war die Natur, die Einſamkeit, es war die Liebe zur Kunſt, die Liebe zu den Blumen. O, es bedarf oft ſo wenig, um den Frauen ihre Heiterkeit wieder zu verſchaffen.“

Und Salchen winkte ihrem Manne freundlich bejahend zu.

Die Eroberung von Ivre.

Skizze aus dem italieniſchen Feldzuge.

Während des Feldzuges im Jahre 1800 mußte die franzöſiſche Armee jene große Kette der Alpen überſchreiten, welche ſich vom St. Bernhard bis nach Nizza und Montenotte erſtreckt, und hatte dabei mit unendlichen Hinderniſſen zu kämpfen. So geſchah es auch, daß ſich, durch ſeine Lage zwiſchen zwei Hügeln begünſtigt, das kleine Städtchen Ivre, wenige Meilen von Mailand entfernt, nur von 4000 muthigen Öſterreichern und 25 Kanonen beſetzt, drei Tage gegen eine franzöſiſche Armee von 30,000 Mann hielt, welche noch dazu durch die drei muthigſten und jüngſten Generäle, Maſſena, Lannes und Bernadotte, befehligt wurde.

Ergrimmt darüber, durch dieſes nur ſchwach befeſtigte Neſt in ſeinem Marſche aufgehalten zu werden, und ungeduldig, ſich einer Poſition zu bemächtigen, welche ihm ſeine Operationen gegen Mailand erleichtern mußte, gab der General en chef am 25. Mai 1800 der Diviſion Lannes die Ordre, Ivre mit allen Kräften anzugreifen und zu nehmen. Ein Bataillon der 22. Halb-Brigade, angeführt von dem General Cochet, erſtürmte zuerſt die Feſtungsmauer und nahm ſie mit dem Bajonette. Die 15 Kanonen, welche den Eingang vertheidigten, wurden gegen die Stadt gerichtet, und öffneten der republikaniſchen Armee einen gefahrvollen, aber offenen Weg. Nach drei Stunden des hartnäckigſten Kampfes und heldenmüthigſten Widerſtandes, in welchem endlich die ſich verzweifelnd Wehrenden in allen Straßen hingeſtreckt lagen und auf allen Punkten zurückgedrängt wurden, flüchtete ſich ein Häuflein Soldaten und Einwohner zu dem Hauſe des General-Adjutanten H*, feſt entſchloſſen, daſelbſt ihr Leben theuer zu verkaufen. In einem Augenblicke war dieſes Haus eines braven alten Soldaten zu einem Feſtungswerke umgeſtaltet, man machte Schießſcharten, führte Barrikaden auf, und improviſirte auf der Stelle ein Vertheidigungsſyſtem.

Lannes, welcher der Zweite in Ivre eingedrungen war (General Cochet war der Erſte), ſandte einen Offizier mit zwei Bataillonen ab, die Soldaten aus ihrer Poſition zu vertreiben. Dieſer Offizier, der Major L*, in der ganzen Armee durch ſeine Tollkühnheit und Grauſamkeit bekannt, bahnte ſich über die Leichname von vierzig tapfern Soldaten den Weg in das Haus des General-Adjutanten H*. Dieſer außerordentliche Krieger, nachdem er ſeine ganze kleine Garniſon an ſeiner Seite fallen geſehen, bemächtigte ſich einer Hacke und wehrte ſich noch allein verzweiflungsvoll und mit einer übermenſchlichen Kraft gegen die Franzoſen. Als der Major ſich an der Thür des Gemaches mit dem Säbel in der Hand zeigte, führte General H* einen ſo gewaltigen Streich mit der Hacke nach ſeinem Kopfe, daß er den republikaniſchen Offizier gewiß getödtet haben würde, wenn dieſer nicht ſehr geſchickt und ſehr ſchnell den Streich mit ſeinem

Säbel ausparirt hätte; allein dies war auch die letzte Kraftanſtrengung des Braven, er fiel, und in einem Augenblicke war das Gemach von den Franzoſen angefüllt.

Schon trat der Major L* vor, um dem halb Todten noch mit ſeinem Säbel den letzten Reſt zu geben, als eine junge ſehr ſchöne Frau aus einem Nebengemache ſtürzte; ſie fiel vor dem Major auf ihre Knie, und blaß, mit zerſtreuten Haaren, flehend, faſt wahnſinnig, ſchrie ſie mit einer Stimme, worin ſich all ihr Schrecken, all ihre Verzweiflung, all ihre eheliche Liebe malte: »Gnade! Gnade! Tödten Sie ihn nicht, er iſt mein Gatte, der Vater meines Kindes!«

Der republikaniſche Offizier blickte ohne Zorn und ohne Mitleid die ſchöne Flehende an, ſtieß ſie dann barſch von ſich und bohrte ſeinen Säbel tief in die Bruſt des Ohnmächtigen.

Mit einem Schrei des Entſetzens ſah Madame H* dieſe Gräuelſcene, rief dann mit herzzerreißender Stimme ihr Kind, welches ſich unter das Bette der Mutter verkrochen hatte, und indem ſie den zitternden Knaben am Arme vorführte, ſprach ſie zum Major: »Elender! morde nun auch den Sohn!«

In dieſem Augenblicke ließ ſich lebhafter Beifallszuruf von außen vernehmen, und ein franzöſiſcher General, von einer Gruppe republikaniſcher Offiziere umgeben, erſchien an der Schwelle des bluttriefenden Gemaches. Es war eine ſeltſame Wirkung, welche ſein Erſcheinen hervorbrachte. Der Major erblaßte, indem er das Haupt entblößte, Madame H* aber ſtürzte zu ſeinen Füßen und rief: »Mein Herr, rächen Sie mich!«

Der General hob ſie gütig auf und erkundigte ſich, was hier vorgefallen ſei. Alle, die Zeugen geweſen waren, klagten den Major an. Dazu der entſtellte Leichnam, die verzweifelnde Frau, das Kind mit der Engelsmiene, das bei ſeinem Vater kniete und weinend ſeinen Namen rief — der General ſah hier klar die Schuld und den Schuldigen; ſein Auge ſchoß einen durchdringenden Strahl auf den Major, welcher zitternd, und Worte der Entſchuldigung ſtammelnd vor ihm ſtand. Den Handſchuh zornig in ſeiner Hand zerknitternd, redete der General ihn an: „Mein Herr, einen Waffenloſen, den Mann und Vater zweier Weſen, die für ihn um Gnade flehen, kann nur ein Elender morden!“

„Aber Herr General,“ ſtammelt der Major.

„Schweigen Sie,“ fiel ihm der General heftig in's Wort. „Ich nehme keine Entſchuldigung an, Sie ſind unwürdig der Republik zu dienen. Geben Sie mir Ihren Degen, Ihre Epaulettes und Ihr Ehrenkreuz. Von dieſem Augenblick an, hören Sie auf, ein Mitglied der franzöſiſchen Armee zu ſeyn.“

Der Major warf ſeinen Kopf ſtolz empor. „General!“ rief er mit etwas bewegter, aber feſter Stimme, „hier iſt mein Degen und Kreuz, aber ich fordere ein Kriegsgericht.“

„Das ſoll Ihnen werden, und zwar ſchon morgen.“ Dann wandte ſich der General zu dem Leichnam, entblößte ſein Haupt vor demſelben und ſprach zu ſeinen Offizieren: „Meine Herren, laſſen Sie uns dem unglücklichen Tapfern die letzte Ehre erweiſen!“

Den ganzen Reſt dieſes fürchterlichen Tages brachte Madame H* in Thränen zu. Sie folgte der Bahre deſſen, der ihr Alles war. Die Feinde trugen ihn mit allen militäriſchen Ehren zu Grabe; dann ſank ſie in einen Zuſtand der dumpfen Niedergeſchlagenheit. Sie erinnerte ſich an nichts mehr, als an ihren ungeheuern Verluſt. Sie war daher auch nicht erſchrocken, als am andern Morgen ſchon ſehr früh ein Adjutant zu ihr in's Zimmer trat, und ſie erſuchte, ihm in das Hôtel de ville, in welchem der General ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte, zu folgen. Sie nahm ihren Sohn an dem Arm, und ging mit dem Offizier.

Daſelbſt angelangt, wurde ſie ſogleich in den Rathſaal geführt. Dort fand ſie die größten Feldherren ihrer Zeit: Murat, Duroc, Lannes, Deſaix, Dumas, Maſſena, Hoche, Cochet, Bernadotte. Alle umgaben den General, welcher, die Arme in einander geſchlagen, ſchweigend im Rathsſaale auf und nieder ging.

Bei dem Eintritte der Witwe wendete ſich der General gegen ſie, bot ihr einen Stuhl, blickte ihr Kind theilnehmend an und ſetzte dann ſeinen Spaziergang weiter fort. Madame H* fing an, ſich etwas zu ängſtigen. — Die plötzliche Vorforderung, die ſonderbare Aufnahme, dieſes allgemeine Schweigen beklemmte ſie. Sie fand keine Worte, die Herren zu fragen, was ſie zu fürchten oder zu hoffen habe. Plötzlich hörte ſie eine Trommel rühren. Eine Musketen-Decharge folgte dem Trommelſchlage. Der General blieb ſtehen, faßte Madame H* am Arme, führte ſie zu einem Fenſter und indem er auf einen durch Kugeln dahin geſtreckten Leichnam, noch von dem Militär-Kommando umgeben, hinwies, ſprach er: „Sehen Sie, Madame, dort liegt ein franzöſiſcher Offizier, welchen ſeine Kameraden ſo eben erſchoſſen haben, weil er in einer eroberten Stadt einen waffenloſen Feind ermordete. Sie können, wenn Sie wollen, Jvre verlaſſen. General Deſaix, dem ich auftrage, Sie zu eskortiren, wird Sie ſicher hingeleiten, wohin Sie wollen. Adieu Madame. Sagen Sie Jhren Landsleuten, daß Sie ein Beiſpiel der Gerechtigkeit der franzöſiſchen Armee geſehen haben.“

Dieſer General, damals noch erſter Conſul, war Napoleon Bonaparte.

Zanubio und Teana.

Eine italieniſche Novelle.

Wißt Ihr, was Liebe iſt? — Kennt Ihr das Gefühl, welches uns den Verſtand raubt, und alle unſere Sinne nur an einen Gegenſtand feſſelt? — Man hat ſich ſelbſt verloren, und wähnt doch, erſt jetzt ſich ſelbſt gefunden zu haben, Vermögen, Eltern, Vaterland, Leben, Ehre; — was ſind ſie uns in jenem Augenblicke, wo wir einen Händedruck, oder auch nur ein Lächeln des geliebten Gegenſtandes damit erkaufen können? — Wer ſo empfand, der werfe einen Stein auf das unglückliche Paar, deſſen Geſchichte ich nun erzählen will. — Doch nein — Teana mag ſelbſt ſprechen.

Zanubio war ein junger Maler in Mantua. Er hatte ſein Atelier in dem Hauſe dem unſrigen gerade gegenüber. Täglich konnte ich ihn ſehen, wenn ich an meinem Fenſter ſtand, wie er an ſeiner Staffelei ſtand und malte, und ich geſtehe freimüthig, ich ließ keinen günſtigen Augenblick vorübergehen, in dem ich den jungen ſchlanken Mann mit ſeinem feurigen Augenpaar ſehen konnte. — Auch er ſchien mich zu bemerken, und oft und immer öfter gleiteten ſeine Blicke neben dem Gemälde weg, und nach mir hinüber. Ein Mal ſchien es mir ſogar, als ob er ſeufzte, als ob er ſeine Hand auf ſein Herz legte, und ſeine Blicke gegen Himmel flehten, ſeine Wünſche zu erhören. Da trat ich erröthend vom Fenſter zurück, und den ganzen Tag fragte ich mich: Was mögen das wohl für Wünſche ſeyn, um deren Erfüllung er flehte? — Und ſieh da! am Abend hatte ſie meine Eitelkeit ſchon zu meinen Gunſten gedeutet. —

Am andern Tage wiederholte er dieſe Mimik aufs Neue, und ſieh da, unwillkürlich fing auch ich an zu ſeufzen, wandte meine Blicke ebenfalls gegen Himmel, und legte die Hand auf mein Herz, welches mir aus dem Buſen herauszuklopfen drohte. Er ſah es, und ſchien darüber außer ſich vor Entzücken.

Noch dieſen Morgen erhielt ich einen Brief von ihm worin er mich bat, heute in der Kirche zu erſcheinen, wo er mich treffen würde. Ich fand dieſe Bitte ſehr kühn, aber ging doch in die Meſſe, und — ich glaube faſt — niemals ſo geſchwind, als gerade dieſes Mal.

An einer Säule erblickt' ich ihn hinter mir, und — verzeih mir Gott! — ich hielt von dieſem Augenblicke an das Gebetbuch umgekehrt in der Hand. Als die Meſſe geendet war, verloren ſich allmälig die Leute, nur wir Beide waren die Letzten, denn wir wußten wahrlich nicht, daß vor uns keine Kerzen mehr ſtrahlten, die Strahlen aus ſeinen Augen machten dieſe zu Schanden, und blendeten mir alle Sinne. — Endlich nahte er ſich mir, ergriff meine Hand mit ſeiner Linken, hob die Rechte gegen den Altar empor, und ſprach mit einem langen Händedruck in der höchſten Begeiſterung: „Hier im Tempel Gottes, an ſeinem Altare, ſchwöre ich dir, dich zu lieben bis in den Tod!“ Ich war nicht bei mir ſelbſt, und antwortete eben ſo feierlich: „und ich ſchwöre ewig dein zu ſeyn!“

Noch ein Händedruck, in welchem ſich unſere Seelen ergoſſen hatten, und wir entfernten uns durch zwei verſchiedene Ausgänge der Kirche.

Meine Mutter war geſtorben; mein Vater, einer der älteſten Senatoren, lebte ſehr freundſchaftlich mit einer entfernten Verwandten, der Signora Pola, der Witwe eines reichen Kaufmanns. Der Sohn dieſer Frau, Lorenzo genannt, beſuchte oft unſer Haus, und war zugleich Zanubio's vertrauteſter Freund; ſie hatten mit einander in Bologna ſtudiert. Dieſen beſchloſſen wir in unſer Intereſſe zu ziehen, und durch ihn glaubten wir uns öfter ſehen zu können.

„Lorenzo!“ — redete Zanubio ſeinen Freund an, — „du beſucheſt Teana oft, liebſt du ſie?“ „Seltſame Frage,“ — verſetzte Lorenzo — „ich ſinde das Mädchen recht artig. — Ihre ſchwarzen Lockenhaare beſchatten herrlich den ſchneeigen Buſen, und ihre Augen ſcheint Amor ſich zum Spiegel gewählt zu haben; ihre Roſenlippen laden zum Kuſſe ein!“ — „O beſchreibe nicht etwas, was keiner Beſchreibung fähig iſt,“ erwiederte Zanubio ſchnell, „und antworte mir auf meine Frage: „Liebſt du Teana?“ — „Ungeſtümer Frager!“ war Lorenzo's Antwort „ich habe noch gar nicht daran gedacht, meine Neigung zu fixiren.“ „So bin ich ruhig,“ verſetzte Zanubio, „du liebſt ſie alſo nicht. Ich aber lebe nur in ihr! — Biſt du mein

Freund, ſo wirſt du ſuchen mir Zutritt in ihrem Hauſe zu verſchaffen.“ — „Das will ich recht gerne,“ ſchloß Lorenzo das Geſpräch, „komm nur, komm, du ſollſt mich ſogleich dahin begleiten.“ — Lorenzo brachte ſeinen Freund zu uns. O wie klopfte mir das Herz, wie hochroth glühten meine Wangen, als ich ihn in unſerem Zimmer erblickte. Lorenzo verwendete ſich für uns mit allem Eifer der zärtlichſten Freundſchaft. Er hielt Zanubio bei meinem Vater eine glänzende Lobrede. — „Mein Freund,“ ſprach er, „iſt zwar noch jung, aber dennoch ein vollendeter Künſtler. Das herrliche Altarblatt in der Kapelle des herzoglichen Pallaſtes iſt ſein Werk. Sein Fleiß, ſeine Redlichkeit und ſeine Sitten ſind eben ſo ausgezeichnet als ſeine Talente. — Sie dürfen meinen Worten glauben, Signor! — Wir waren Jugendfreunde, und ich habe Gelegenheit gehabt und benützt, ihn ganz kennen zu lernen.“ —

Mit Kälte hörte mein Vater dieſe Lobeserhebungen an, und als uns die beiden Freunde verlaſſen hatten, ſprach er zu mir: „Wohin denkt doch Lorenzo, daß er einen fremden Jüngling in unſer Haus einführt, da es doch klar iſt, daß er ſelbſt dich liebt? — Gewiß, er wünſcht dich zur Gattin, und bald wirſt du mit ihm die glücklichſte deines Geſchlechtes ſeyn. Lorenzo iſt jung, artig, er hat eine gute Erziehung genoſſen, und erbt einſt von ſeinem Vater ein anſehnliches Vermögen; ja dieſe Verbindung würde das Glück meiner alten Tage machen, und ich wünſche, daß du ernſtlich daran denken mögeſt.“

Ich hörte dieſe letzten Worte nur halb, denn mein Innerſtes war ganz empört; ich fühlte, daß mir Thränen in die Augen traten, darum entfernte ich mich ſchnell und ſchweigend. Auf meinem Zimmer wiederholte ich mir die Worte meines Vaters, und — auch meinen Schwur: Zanubio treu zu bleiben bis in den Tod! —

Zanubio beſuchte uns immer öfter, blieb immer länger, und bald bemerkte mein Vater unſere wechſelſeitige Zuneigung; doch jenen hohen Grad der Liebe, mit welchem ich an dem Jüngling hing, konnte er nicht muthmaßen. Meine Liebe kannte keine Grenzen, — ſeine Sorgen, ſeine Freuden waren die meinigen, ich kannte keinen andern Gedanken, als ihn, ich ſah nur ihn, ich lebte nur in ihm. Jeden ſeiner Schritte, jede ſeiner Bewegungen verfolgte ich. Wenn er von uns ging, ſo war ich erſt dann ruhig, wenn ich wußte, wohin er ging; ja, ich zählte die Minuten, die er nothwendig hatte, um von unſerm Zimmer bis in das ſeinige zu kommen, ſtellte mich an mein Fenſter, und wenn er auch nur um eine Minute ſpäter eintrat, ſo war ich ſchon beſorgt. — Wenn ich ſah, daß ihn Jemand beſuchte, den ich nicht kannte, ſo ſchlug mir das Herz; bald war mir's, als ſäh' ich, wie ihm der Fremde ein Briefchen von einer fremden Dame in die Hand drückte, bald glaubte ich in ſeinen Geberden zu leſen, er habe eine unangenehme Nachricht erhalten; kurz ich kannte keinen ruhigen Augenblick, bis er mir Nachricht von der Urſache eines ſolchen Beſuches gab, und wenn er länger, als ich wünſchte, zögerte, ſo machte ich ihm bittere Vorwürfe.

„Haſt du kein Vertrauen zu mir?“ ſprach er oft in ſolchen Augenblicken; „glaubſt du, ich könnte dich betrügen? — Sei ruhig Liebe! und laß mich frei handeln. Ich denke und thue nichts, als was zu unſerm Glücke beiträgt.“ — „Frei willſt du handeln,“ antwortete ich dann weinend, „du willſt nicht, daß ich mich um dich bekümmere! — O großer Gott! iſt das die Liebe, welche ich mir träumte?“ —

So machte ich ihm aus Eiferſucht immer Vorwürfe, welche wahrlich nicht dazu gemacht waren, ſeine Liebe zu mir zu entflammen. Er ging nach ſolchen Auftritten immer ruhiger von mir, als er gekommen war, und in dieſer Ruhe, welche mir Kälte ſchien, glaubte ich klar den Beweis ſeiner Untreue zu finden. Ich verhehlte ihm dieſe Muthmaßungen nicht, grollte neuerdings, und er lächelte. — Dieſes Lächeln drang mir durch die empörte Seele; ich hielt es für Hohnlachen. „Kannſt du bei meinen Thränen lachen, Treuloſer?“ ſchrie ich, — und je mehr ich ſchrie, deſto ruhiger wurde Zanubio, und ſchien mich nur zu bemitleiden. —

Dieſe traurige Lage, dieſes Schwanken zwiſchen Hoffnung und Furcht konnte ich nicht länger ertragen. Ich beſchloß ſeine Liebe zu mir auf eine Probe zu ſtellen. Tauſend Projekte durchkreuzten meinen Kopf, endlich wählte ich eines, welches mir das vorzüglichſte und gewiſſeſte ſchien. Ich ſchloß mich an Lorenzo, ſprach öfter und geheimnißvoller mit ihm, ſtellte mich an, als ob ich erſchrecke, wenn Zanubio uns überraſchte, ging mit ihm ſpazieren, verlor mich da abſichtlich in den dichteſten Partien des Gartens ſeiner Mutter, kurz, ich that Alles, um Zanubio's Eiferſucht zu erregen;

allein vergebens, — er machte mir auch nicht einen Vorwurf. Ich ſtellte ihn darüber zur Rede, wie er dies alles ſo gleichgiltig anſehen könne? allein er antwortete mir: „Wie könnte ich glauben, daß du je einen Andern lieben könnteſt, als mich? — Könnte ich dich ungetreu halten, ich würde nicht leben!“ — Selbſt dieſe Worte ſchienen mir kalt und herzlos, und ich beſchloß das Äußerſte zu verſuchen. Mein Vater bemerkte dieſe Veränderung meines Betragens gegen Lorenzo mit der größten Freude, er hoffte nun, daß ſein Lieblingswunſch, mich mit Lorenzo vermählt zu ſehen, in Erfüllung gehen werde. Er ſprach dem jungen Manne zu, mich mit aller möglichen Zärtlichkeit zu behandeln, und wenn ihm dieſer antwortete, er ſei verſichert, daß mein Herz ſchon für einen andern Mann brenne, und daß er es nicht wage, mir ſeine Hand anzubieten, ſo rieth ihm jener Geduld an, und verſicherte ihn, es werde ſich Alles geben. Er ſelbſt aber ließ keine Gelegenheit unbenützt Zanubio bemerkbar zu machen, daß es für ihn keine Hoffnung gebe meine Hand zu erhalten; allein dieſer hielt ſich meiner Liebe ſo gewiß, daß ihn auch die erniedrigendſten Reden meines Vaters nichts weniger als fürchten ließen.

Ich ſelbſt unterließ nichts, den Geliebten aus ſeiner ſorgloſen Ruhe zu wecken, ich verſagte ihm auch die kleinſte Liebkoſung, ſchrieb ſeine Zärtlichkeit mehr einer vorübergehenden Begierde als einer feſten Liebe zu, und ſuchte auf dieſe Art ihn immer mehr zu entflammen. Ja ich ging ſo weit, daß ich ſogar ein Briefchen an Lorenzo ſchrieb, worin ich ihm meldete: daß ich ihm nicht abgeneigt, allein daß die Gegenwart Zanubio's mir ein immerwährender Stachel ſei, und daß ich erſt dann ganz die Seinige ſeyn wolle, wenn wir Gelegenheit gefunden hätten den Mann zu entfernen, deſſen Vorwürfe ich zu erwarten hätte.

Ich übergab dies Billet einer alten Magd mit dem Befehle, ſie möchte es noch dieſen Abend zu Zanubio tragen, und ihm ſagen, ſie habe es von mir erhalten, um es an Lorenzo zu übergeben. Dieſer Befehl wurde genau vollzogen.

Fünfzehn Tage beſuchte Zanubio unſer Haus nicht, und ſchon fürchtete ich ihn durch dieſe Unvorſichtigkeit auf ewig von mir entfernt zu haben, ich bereitete mich ſchon dazu vor, wie ich ihn voll Liebe empfangen, in ſeine Arme ſinken und ihm geſtehen wollte, daß dieſes Alles nur Liſt von mir war, als er am ſechzehnten Tage mit eben jener ruhigen Kälte in unſerem Hauſe erſchien, wie vorher. Ich bemerkte nicht die geringſte Veränderung in ſeinem Betragen und dieſer Gleichmuth ſchreckte mich auf's Neue zurück ihm Alles zu entdecken. Er war zuvorkommend höflich gegen mich und Lorenzo, nur etwas zerſtreut kam er mir vor.

„Iſt's möglich,“ ſagte ich zu mir ſelbſt, „daß ich ihm ſo ganz gleichgiltig geworden bin?“ und ein Strom von Thränen ergoß ſich über meine Wangen. Die ganze Nacht ſaß ich weinend an meinem Bette, und kein Schlummer erquickte meine Kräfte und ließ mich auf einige Augenblicke meinen Gram vergeſſen. Des andern Morgens erſchien Zanubio wieder. Ich führte ihn bei Seite und ſprach zu ihm: „Zanubio, liebſt du mich noch? „Eben ſo ſehr als du mich,“ antwortete er mir. „O dann beteſt du mich an,“ verſetzte ich, und drückte ihn heftig in meine Arme. — Bei dieſen Worten warf er einen Blick des Unwillens und der Verachtung auf mich und wandte ſich aus meinen Armen. — „Wir können hier nicht ungeſtört ſprechen,“ ſagte er endlich düſter, „wir können uns unſere geheimſten Gedanken nicht vertrauen ohne befürchten zu müſſen, belauſcht zu werden. Komm, wir wollen uns von aller Welt entfernen, und an dem Ufer des Sees unſere Herzen gegen einander ausſchütten. „Ich willigte ein, denn ich hoffte, das würde der Augenblick zur wechſelſeitigen Aufklärung und Verſöhnung ſeyn. Ich täuſchte die Wachſamkeit meines Vaters, und folgte Zanubio. —

Wir gingen durch die Stadt, längs dem Ufer des Mincio hin, der hier einen See bildet, und deſſen Wellen ſich an dem Geſtade zu unſern Füßen brachen, und kamen bis zu einem kleinen Wäldchen. Dort ſahen wir einen Nachen mit Stricken an einem Baume befeſtigt. Zanubio ſprang hinein und bat mich ihm zu folgen. „Komm Geliebte, komm,“ ſprach er mit heftigem Drängen, „komm, wir wollen ein wenig auf dem See herumfahren.“

Als ich den Fuß in den Nachen ſetzte, ergriff mich ein unwillkührliches Beben, ein Zurückſchaudern, deſſen Urſache ich mir nicht erklären konnte; doch überwand ich mein Gefühl und trat hinein. Er nahm das Ruder, ſah noch ein Mal zurück und ruderte dann nach der Mitte des Sees.

Als wir ſo weit entfernt waren, daß wir die Thürme des Städtchens aus den Augen verloren hatten, ſagte er mit dem Tone der kälteſten Verzweiflung zu mir: „Weißt du, wohin wir fahren? — Zum Tode!“

Ich wußte nach dieſer Anrede eigentlich nicht ob und was ich zu befürchten hätte, dennoch ſträubten ſich die Haare auf meinem Haupte empor. „Zum Tode?“ antwortete ich ihm. „Heiliger Gott, willſt du mich morden?“ — „Nein,“ erwiederte er, „wir wollen, wir müſſen beide ſterben. Ich kann nicht leben ohne dich, du kannſt nicht leben, da du mich ſchändlich betrogen haſt. Sieh dieſen Brief.“ Bei dieſen Worten übergab er mir das Billet, welches ich an Lorenzo geſchrieben hatte.

„Mein Geliebter!“ ſchrie ich, indem ich mich an ſeinen Hals warf, „das Alles was nur eine Liſt von mir, ich habe nie aufgehört dich zu lieben, ich liebe dich noch eben ſo zärtlich als damals, da ich dir in der Kirche den Eid ewiger Treue ſchwur.“ — „Ich war vorbereitet auf dieſe Sprache,“ erwiederte Zanubio mit einem bittern Lächeln, „allein unſer Schickſal ſteht feſt, feſt ſeit geſtern Abend. Reue iſt hier überflüſſig, hier bedarfſt du nur des Muthes. Sieh da dieſen Boden des Nachens, ſieh dieſes Fallbret darin an; dieſes allein iſt noch zwiſchen uns und der Ewigkeit. Ich drücke an dieſer Feder, und uns beide verſchlingen die unerſättlichen Wellen, und ſo verbindet dich wenigſtens der Senſenmann auf ewig mit mir. Rufe dir jenen Eid ins Gedächtniß zurück, welchen du mir im Tempel Gottes ſchwurſt. Ich habe ihn bis zu dieſem Augenblick mit dem meinigen in meinem Herzen getragen. Ich ſchwöre dir, ſprachſt du feierlich, indem du deine Hand zum Bilde des Gekreuzigten emporhobſt, und mit der andern die meinige drückteſt, ich ſchwöre dir ewig treu zu ſeyn. Ich will dich jetzt von einem Meineide retten.“

„Dieſen Schwur wiederhole ich dir noch ein Mal jetzt unter dem blauen Himmelszelte,“ rief ich, „und eben ſo rein und unſchuldig wie damals.“ — „Haſt du denn ſo viel Furcht vor dem Tode,“ verſetzte Zanubio mit gräßlichem Lächeln, „daß du ſelbſt an der Pforte der Ewigkeit zur Lügnerin wirſt? Ich fordere jetzt keinen Schwur mehr von dir.“ — „Frage meinen Vater, frage Lorenzo ſelbſt,“ ſchrie ich in der höchſten Angſt. — „Dein Vater ſagte mir noch geſtern,“ antwortete der Grauſame, „daß du dich wider eine Verbindung mit Lorenzo nicht länger mehr ſträubteſt, — und Lorenzo kann ich nicht mehr fragen, er iſt nicht mehr unter den Lebendigen.“ „Lorenzo todt!“ rief ich, „Barbar! — du ihn gemordet?“ — und fiel bewußtlos auf den Boden des Schiffes. „Ja!“ grinſte mir Zanubio mit fürchterlicher Stimme zu, „auch der Treuloſe fand den Tod in den Wellen, wie du ihn ſelbſt finden wirſt.“ Bei dieſen Worten drückte er an der Feder und das Fallbret öffnete ſich. Das Waſſer drang hervor, und ich ſprang über den Nachen in den See, weil ich im Freien eher noch Rettung ſah, als unter dem Schiffe. Zanubio ſtürzte ſich mir nach, umfing mich mit beiden Armen und donnerte mir zu: „Einzig geliebtes Weib! nun ſind wir nicht mehr zu retten, wir ſterben mit einander.“ Dieſe Worte waren die letzten, welche ich hörte, eine Welle verſchlang uns, und ich verlor meine Beſinnung. —

Einige Schiffer, welche nicht weit von uns fuhren, retteten mich. — Nach einigen Minuten kam ich ins Leben zurück. — Ich ſah um mich — „Zanubio!“ rief ich, wo iſt „Zanubio?“ — Die Schiffer deuteten ſchweigend auf die

Wellen. — Da wollt' ich mich dem Treuen nachſtürzen, allein ich wurde zurückgehalten und zu meinem Vater gebracht.

Die Geſchichte war bald in Mantua bekannt; ich wählte den Schleier, und alle Thränen, die ſeit jenem Tage meine Augen unaufhörlich näſſen, waren nicht im Stande meine Reue weg zu waſchen.

Für Euch, Ihr Mädchen, habe ich meine traurige Geſchichte aufgezeichnet, die Ihr an der Treue eines Mannes gleich verzweifelt, wenn er nicht ſchwärmt, ſondern handelt.

Die Pantoffeln des Sultans.

Orientaliſche Erzählung.

Ein Sultan erblickte von der Terraſſe ſeines Pallaſtes ein Weib von ſeltener Schönheit. Der Anblick ihrer Reize bezauberte ihn ſo ſehr, daß er einen Sklaven zu ſich rief und ihn befragte, ob er jenes Meiſterſtück der Schöpfung nicht kenne. „Iſt es möglich,“ ſprach der Sklave, „daß dir o Herr! die ſchöne Schemſemiſſa, das Weib deines Weſſirs Feiruz unbekannt geblieben ſei? Sie gilt mit Recht für das ſchönſte Weib der Stadt, ſo am Leibe wie am Geiſte.“

Dieſe Worte entflammten den Sultan noch mehr und er beſchloß, dies Wunderweib näher kennen zu lernen. Hier galt es vor allem, den Mann zu entfernen; denn ein Ehemann im Orient iſt immer ein unbequemer Eiferſüchtiger. Der Sultan ließ Feiruz zu ſich rufen, übergab ihm ein Papier und ſprach: „Eile, Weſſir, die Befehle zu vollziehen, welche dieſes Blatt in ſich ſchließt, und lege mir ſogleich nach vollbrachtem Geſchäfte Rechenſchaft darüber ab.“ Feiruz begab ſich ſogleich nach Hauſe, nahm ſeine Waffen und entfernte ſich damit ſo eilig, daß er auf ſeinem Sofa den geſchriebenen Befehl des Sultans liegen ließ.

Kaum hatte der Sultan Feiruz's Entfernung vernommen, als er nach deſſen Pallaſte eilte. Ein Verſchnittener öffnete ihm und führte ihn mit vielen Bücklingen (denn er kannte den Sultan) in das Gemach der Herrin. Wie groß war das Erſtaunen Schemſemiſſa's, als ſie den Herrſcher vor ſich ſah. Zitternd wagte ſie kaum die Augen aufzuſchlagen und kein Wort brachte ſie hervor. — Bald aber fand ſie ihre ganze Entſchloſſenheit wieder, und den Plan des Sultans wohl ahnend, wollte ſie ihm keine Zeit gönnen, ſich zu erklären; ſie ſprach ihn daher mit arabiſchen Verſen an, deren Inhalt folgender war:

So tief wird ſich kein edler Leu erniedern,
Daß er des Wolfes Überreſt' aufzehrt,
Verſchmähen wird es auch der Thiere König,
Den Durſt in einem Fluſſe ſich zu löſchen,
Den mit unreiner Schnauz' der Hund beſudelt *).

Dieſe Verſe, deren Sinn der Sultan wohl verſtand, zeigten ihm, daß er hier nichts zu hoffen habe; er entfernte ſich ganz verſtört und vergaß in der Verwirrung einen ſeiner Pantoffel.

Indeſſen war der Weſſir, als er bemerkte, daß er den geſchriebenen Befehl des Sultans zu Hauſe vergeſſen habe, wieder zurückgekehrt, um ihn zu holen. Er fand bei

---

*) Der Hund wird bei den Mohamedanern für unrein gehalten, und wer einen Hund berührt, darf ſein Gebet nicht verrichten, ohne ſich vorher gewaſchen zu haben.

ſeiner Zurückkunft jenen Pantoffel, den er wohl kannte und der ihm den Plan des Herrn und den Grund ſeiner Entfernung wohl muthmaßen ließ. Von Ehrgeiz und Eiferſucht beſtürmt, ſuchte er ein Mittel, ſich von ſeinem Weibe zu trennen, ohne ſeine Würde zu verlieren. Vor Allem ſtattete er dem Sultane Bericht über das Geſchäft ab, welches er ihm auvertraut hatte; dann kehrte er nach Hauſe zurück und verkündete ſeinem Weibe, daß ihr der Sultan ein Geſchenk mit einem prächtigen Pallaſte gemacht habe und daß er, um ihr völlige Freiheit in Einrichtung desſelben zu laſſen, es nothwendig fände, daß ſie mehre Tage bei ihrem Vater zubringe. Er gab ihr 100 Goldſtücke und ſandte ſie zu dieſem.

Schemſemiſſa, welche ſich keinen Vorwurf zu machen hatte, war weit entfernt, die wahre Urſache zu errathen; ſie gehorchte ohne Beſorgniß. Als indeſſen mehre Tage vergingen, ohne das Feiruz erſchien, wurde ſie traurig und entdeckte ihren Brüdern ihre Angſt. Dieſe gingen ſogleich zu Feiruz und redeten ihn alſo an: „Wir verlangen von dir, daß du dich gegen uns erklärſt, welche Gründe dich bewogen, dein Weib, unſere Schweſter zu verlaſſen. Wenn ſie ſchuldig iſt, ſo wollen wir ſelbſt in ihrem Blute den Schimpf abwaſchen, den ſie dir angethan.“

Der Weſſir, ohne ſich in eine nähere Erklärung einzulaſſen, antwortete ihnen, er habe ihrer Schweſter die Summe von 100 Goldſtücken, welche im Heirathsvertrage beſtimmt iſt, herausgezahlt und ſie habe keine weitere Forderung an ihn zu machen. —

Die Brüder, über die kurze Antwort des Weſſirs erzürnt, wandten ſich an das Gericht. Der Landesgebrauch forderte, daß der Sultan ſelbſt bei jeder öffentlichen Rechtspflege den Vorſitz führte, damit die Kadi's nicht nach Willkühr urtheilen können.

Die Brüder Schemſemiſſa's redeten alſo zu dem Richter: „Herr wir haben dem Weſſir Feiruz einen herrlichen Garten vermiethet; dieſer Garten war ein irdiſches Paradies; denn als wir ihm denſelben übergaben, war er von hohen Mauern umgeben und mit den fruchttragendſten Bäumen und den herrlichſten Blumen bepflanzt. Feiruz hat die Mauern umgeriſſen, die ſchönſten Blumen abgepflückt, die beſten Früchte verzehrt, und nun will er, alles Schmuckes beraubt, uns dieſen Garten wieder zurückſtellen; müſſen wir dieſes dulden?

Der Kadi befahl dem Weſſir zu ſprechen.

„Herr!“ ſagte Feiruz, „wider meinen Willen geſchieht es, daß ich dieſem herrlichen Orte, der mir ſo theuer war, entſagen muß. Ich fand, als ich eines Tages in Einer der Alleen ſpazieren ging, die Fußſtapfen eines Löwentrittes. Furcht bemächtigte ſich meiner, und ich will lieber den ganzen Garten dieſem ſchrecklichen Könige der Thiere überlaſſen, als mich ſeinem Zorne ausſetzen.“

Da nahm der Sultan ſelbſt das Wort und ſprach zu Feiruz.

„Kehre zurück in deinen Garten, Feiruz! du haſt nichts zu fürchten. Wahr iſt es, ein Löwe trat in deinen Garten, aber er konnte keine Frucht erlangen und verwirrt und ſich ſchämend verließ er denſelben wieder. Es gibt keinen ſchönern Garten als dieſen, aber auch keinen, der beſſer vor allen Anfällen bewacht wäre.

Dieſe Worte, welche räthſelhaft für alle diejenigen waren, die ſie nicht betrafen, gaben Feiruz ſeine Ruhe zurück. Er nahm ſein Weib wieder zu ſich und liebte ſie von nun an noch mehr, da ihre Tugend ſich in einer ſo gefahrvollen Probe bewährt gezeigt hatte.

Die Verwandten.

Ein Mährchen.

Der perſiſche Schah Abu-Kosru ging eines Abends mit ſeinem Großweſſir Dulkan durch die Straßen Ispahans ſpazieren. Schon brach die Mitternacht herein und der Schah beklagte ſich darüber, daß ihm noch kein einziges Abenteuer aufgeſtoßen ſei. In demſelben Augenblicke hörte er ſeufzen und ſchluchzen, er näherte ſich dem Orte, woher die klagende Stimme erſcholl, und ſah einen Jüngling vor dem kleinen Laden eines Schuſters ſitzen.

„Warum weinſt du?“ mit dieſen Worten redete ihn der Schah an. — Der Jüngling antwortete: „Was kümmern dich meine Freude oder meine Thränen, mein Vergnügen oder meine Noth? wenn du auch der Schah in eigener Perſon wäreſt, du könnteſt mir doch das nicht geben, was mir zu meinem Glücke mangelt.“

Der Schah lächelte und erwiederte: „Wer weiß? — — Vielleicht bin ich doch mächtiger als du glaubſt, vielleicht hat der große Prophet ſelbſt mich geſandt, um dich zu tröſten und dir Hilfe zu leiſten.“

„Ach! wenn du ein Abgeſandter des Propheten biſt,“ erwiederte der Jüngling, „ſo mußt du ja ohnedies wiſſen, was mir fehlt, ohne daß ich es dir zu ſagen brauche; du mußt wiſſen, daß ich die ſchöne Agli liebe, daß ſie die Tochter eines Schuſters iſt, der ſo arm iſt, wie ich, und daß man ſie mir darum nicht zum Weibe geben will, weil ſie Vater, Mutter, Brüder, Vettern und Baſen hat, indeſſen ich keinen einzigen Verwandten aufweiſen kann. Ja, ja, Herr, ſieh mich nur großmächtig an, es iſt doch ſo, wie ich dir ſage, ich bin auf die Welt gekommen, ich weiß nicht wie, ich bin geboren, ich weiß nicht wo, und ich bin der Sohn, ich weiß nicht weſſen. Ein armer Schuſter fand mich eines Abends an ſeiner Thürſchwelle liegen, wohin mich vermuthlich meine Mutter gelegt hatte; er erzog mich, lehrte mich ſein Handwerk, und überließ mir, als er ſtarb, ſeine Werkſtätte. Sechs Monden ſind es nun ſchon, daß ich meine Eltern auszuforſchen ſuche, allein meine Mühe iſt vergebens. Und überdies ſollte ich auch noch Brüder, Oheime oder doch wenigſtens Vettern haben; denn die ganze Welt hat ja deren.“

Die Naivetät des guten Kadib (ſo hieß der Jüngling) gefiel dem Schah, und er ermunterte ihn mit den Worten: „Sei ruhig, Brüder und Oheime werden zwar ein wenig ſchwer zu finden ſeyn, aber Vettern werde ich dir auf jeden Fall verſchaffen.“

Vergnügt über dieſes Verſprechen folgte der Jüngling dem Schah, der ihn in ſeinen Pallaſt führte und mit reichen Gewändern bekleiden ließ.

Nachdem Alles dieſes geſchehen war, ſprach der Schah zu Dulkan: „Ich verſtoße dich nun auf acht Tage, und verweiſe dich auf eines meiner ſchönſten Landhäuſer, und dich Kadib ernenne ich zu meinem erſten Weſſir; ſuche dieſe wichtige Stelle mit Klugheit und Treue zu verwalten.“ — „Ich werde mein Möglichſtes thun,“ antwortete Kadib, indem er ſein Angeſicht gegen die Erde beugte. „Als mich mein Ziehvater, der arme Schuſter, Schuhe machen lehrte, ſo konnte ich auch kaum eine Nadel einfädeln, aber er ſagte zu mir: Muth mein Sohn, mit etwas gutem Willen und Fleiß lernt der Menſch jedes Handwerk.“

Am andern Morgen ſprach man ſchon am ganzen Hofe davon, daß Dulkan in Ungnade gefallen ſei. Von allen Seiten beſchuldigte man ihn, aus allen Theilen des Reiches erhoben ſich Klagen gegen ihn. Alle Höflinge, jene, welchen er übel begegnet war, noch mehr aber jene, denen er Gutes gethan hatte, wünſchten dem Schah zu dieſem Ausſpruche der Gerechtigkeit Glück.

Abu-Kosru lächelte über die Begierde, womit dieſe Elenden einen Tugendhaften verläumdeten, von dem ſie nun nichts mehr zu hoffen und zu fürchten hatten, und ſprach zu ſich ſelbſt: O Menſchen, wie verächtlich ſeid ihr, und ihr verlanget noch, daß euch die Fürſten dieſer Erde für etwas Großes gelten laſſen ſollen? Nein, der euch am meiſten verachtet, der kennt euch am beſten, und der euch in den Staub tritt, hat ſich keine Vorwürfe zu machen.

Dieſes Selbſtgeſpräch iſt nun zwar eben nicht ſehr philanthropiſch; allein wir wollen einen Despoten des Orients einer böſen Meinung wegen, die er von den Menſchen hat, nicht verdammen, er beurtheilt ſie ja nur nach Jenen, die ihn umgeben.

Bald war der neue Weſſir rings von Freunden umgeben; alles, was er ſprach, wurde als tiefe Weisheit geprieſen, alles was er that, wurde bewundert, alles, was ihm nicht gefiel, wurde verabſcheuet. Er war mit Schmeichlern mit Bittenden ſo umrungen, daß er ſich gar nicht zu helfen wußte, welchen er zuerſt hören ſollte. Am Abende ſeiner Ernennung zum Weſſir noch erhielt er einen Brief von einem der reichſten Einwohner Ispahans, welcher ſich ſeinen Verwandten nannte, und ihn bat, in dieſer Eigenſchaft ihm eine der erſten Stadthalterſchaften des Reiches zuzuwenden.

Ah ſieh da! rief Kadib, da iſt ja ſchon ein Verwandter! — Der Schah hält Wort. — Er ließ den Bittſteller zu ſich kommen, und ſprach zu ihm: „Ich will die Gunſt des Schah in Anſpruch nehmen, um meine Familie ſo hoch zu erheben, als es immer möglich iſt. — Du ſagſt, daß du mein Verwandter ſeiſt, und das iſt ſehr gut für mich und dich, allein du mußt mir auch beweiſen, daß du es biſt; denn ich höre von dir und unſerer Verwandtſchaft zum erſten Mal in meinem Leben reden.

Alſogleich bewies der gute Mann, daß er einen Urgroßvater gehabt habe, welcher Kadib hieß, und ſehr viel Verſtand und Tugenden beſaß. — „War er reich und mächtig? ſpielte er eine große Rolle im Staate?“ — fragte Kadib. „Eine ſehr große Rolle,“ antwortete der Bittſteller,“ er war dazu ſehr reich und außerordentlich geachtet, ſo wie alle Glieder unſerer Familie es ſtets waren und auch immer ſeyn werden.“ — „Ach ja freilich!“ entgegnete Kadib. „Wie viel Kinder hinterließ er?“ — „Zwei Herr!“ — „Haben dieſe ſich verheirathet?“ — „Ja, ſie hatten ebenfalls zwei Kinder, die ſich wieder verheiratheten, und von denen abermals Jeder zwei Kinder hatte, unter denen ſich ganz gewiß dein erhabener Vater befand.“ — „Herr! ich zweifle gar nicht daran und ich ſehe, daß du meine ganze Genealogie genau kennſt. Nur habe ich über das, was du mir ſagſt, noch eine einzige kleine Bemerkung zu machen. Ich hätte doch auch etwas von der Erbſchaft dieſes reichen Großvaters bekommen ſollen, und dennoch habe ich keine Drachme geſehen. Sage mir, wie hoch konnte ſich das Vermögen unſers Großvaters belaufen?“ — „Mindeſtens auf tauſend Beutel.“ — „Wohl, ſo verlang ich die Hälfte davon!“ — „Herr!“ — „Nur unter dieſer Bedingung erkenne ich dich als meinen Verwandten.“ — „Ich ſchwöre Herr!“ — „Fünfhundert Beutel, oder wir werden niemals Vettern.“ — „Aber ich kann dieſe Summe nicht geben.“ — „Kleinigkeit, allein ich will ſie nun einmal haben; ich bin nur mit dem Glücke meiner Familie beſchäftigt, es iſt alſo auch billig, daß mir meine Familie wenigſtens das gibt, was ſie mir ſchuldig iſt.“

Der Amtswerber ging und kam ſchon am andern Morgen mit den 500 Beuteln wieder. Kadib fiel ihm um den Hals, nannte ihn wohl hundert Mal lieber Vetter! und verſprach ihm, daß längſtens binnen acht Tagen die Statthalterſchaft von Khoraſſan ihm zugeſprochen ſeyn ſollte. — „Ja,“ rief er aus, „ich ſchwöre beim Mahomet, du biſt bis dahin Statthalter, oder ich will meine Stelle als Großweſſir verlieren.“

Der Herr Vetter, entzückt über dieſes Verſprechen, eilte, um der ganzen Welt ſein Glück mitzutheilen. Er ſagte kein Wort von den 500 Beuteln, welche er gegeben hatte, und pries nur überall die Freundlichkeit, womit der

Weſſir ſeine Verwandten aufnimmt, und ſo fand ſich bald ein ganzer Haufe von Vettern und Verwandten in Kadib's Pallaſte ein.

Zu dem zweiten Verwandten, welcher ſich ihm vorſtellte, ſagte Kadib: „Es iſt gar kein Zweifel, wir ſind Verwandte und noch dazu recht nahe Verwandte, ich erinnere mich ſogar recht gut gehört zu haben, daß unſere beiden Großväter einen fürchterlichen Prozeß mit einander führten, weißt du nichts davon?“ — „Ja, Herr, ich glaube mich zu beſinnen.“ — „Dein Großvater hatte unrecht, allein da er viel reicher war, als der meinige, ſo gewann er vor dem Kadi den Prozeß, und mein Großvater wurde dadurch in Noth geſtürzt; ich will dieſen Rechtsfall noch einmal vornehmen laſſen, und da ich nun reicher und mächtiger bin als du, ſo kann's wohl geſchehen, daß ich jetzt mir eine kleine Rache nehme, wenn es dir nicht gefällt, die ganze Ungerechtigkeit durch ein kleines Opfer gut zu machen. Der Prozeß koſtete meinem Großvater 400 Beutel, ich will dieſe Summe mit dir theilen, gib mir 200 Beutel, ich will weder von den Gerichtskoſten noch von den Zinſen etwas ſprechen.“

Zu dem dritten ſprach Kadib: „Allerdings biſt du mein Verwandter, deine Anſprüche ſind unzweifelhaft, du mußt ja wiſſen, daß mein Vater dem deinigen 10,000 Tomans übergab; denn er vertraute ſehr dieſem Manne, der als der redlichſte im ganzen Reiche bekannt war.“ — „Ja Herr! das war mein Vater.“ — „Nun gut, du weißt aber vielleicht nicht, was mit dieſer Summe geſchehen iſt?“ — „Herr! ich glaube.“ — „Da iſt nichts zu glauben, ich weiß gewiß, daß weder mein Vater noch ich mehr eine Drachme davon zurück bekamen, du mußt ſie alſo geerbt haben und wirſt ſie mir auf der Stelle zurück erſetzen, wenn du anders den guten Ruf unſerer Familie erhalten willſt, welchen nie der kleinſte Makel befleckte.“

Alle dieſe Worte begleitete Kadib mit den ſchönſten Verſprechungen, und gab allen ſeinen Verwandten den heiligſten Schwur, daß ſie binnen acht Tagen die erſten und bedeutendſten Ämter im Staate erhalten ſollten, oder daß er ſeine Würde verlieren wolle; und auf dieſe Art ſah ſich Kadib bald im Beſitze eines ſehr anſehnlichen Vermögens.

Er ließ ſodann Agli's Vater kommen, um ſich bei ihm ein Paar Pantoffel zu beſtellen. Als der alte Ruſtaf vernahm, daß er die Ehre haben ſollte, für den Schah zu arbeiten, fiel er faſt in Ohnmacht vor Freuden. Nachdem er ſeine ſchönſten Kleider angezogen und einen ganz neuen Turban aufgeſetzt hatte, trat er in deſſen Pallaſt. Er ward in ein Gemach geführt, in welchem Kadib, umgeben von hundert reichgekleideten Perſonen, auf einer Ottomane lag und Tabak rauchte. Ruſtaf zitterte wie ein Espenblatt, ſchon an der Thür des Saales warf er ſich auf ſeine Knie, und rutſchte ſo vor bis zu den Füßen des Weſſirs, den er ſich gar nicht anzuſehen getraute, und der ihm nur nachläſſig, ohne ein Wort zu ſprechen, den Fuß hinhielt. Als er ihm das Maß genommen hatte, ſprach Kadib mit verſtellter Stimme: „Du haſt eine Tochter?“ — „Ja Prächtigſter der Prächtigſten!“ — „Sie iſt ſchön?“ — „Zu deinen Dienſten Herr!“ — „Sie liebt, wie man mir ſagt, einen Jüngling, Namens Kadib?“ — „Leider ja.“ —

„Wer iſt dieſer Kadib?“ — „Ein Taugenichts Herr, ein Müßiggänger, der in ſeinem Leben kein guter Schuſter werden wird.“ — „Ich war doch ſchon Willens mir von ihm ein Paar Pantoffel verfertigen zu laſſen.“ — „Ach! großmächtigſter Herr Weſſir, da würden deine armen großmächtigſten Füßchen Ach und Weh geſchrien haben.“ — „Hat der Kadib, von dem du ſo viel Übles ſprichſt, auch noch andere Fehler?“ — „Mehr Fehler, Herr, als du Haare auf deinem Haupte haſt; allein wenn er auch ohne Fehler wäre, ich könnte ihm meine Tochter doch nicht geben.“ — „Warum nicht? — „Er iſt ein Menſch ohne Vermögen, ohne Verwandte ſogar.“ — „Ohne Verwandte?“ ſchrie Kadib, „hebe die Augen auf und blicke um dich, du wirſt die Verwandten Kadib's ſehen.“

Der alte Ruſtaf ließ ſeine Blicke im Saale herumſchweifen und glaubte, da er ſo viele reichgekleidete Herren ſah, der Weſſir habe ihn zum Beſten, da aber ſeine Augen auch auf dieſen zu fallen ſich erkühnten, und er in ihm Kadib erkannte, da fiel er auf ſein Geſicht zur Erde und ſchrie: „Allah! Allah! ich bin des Todes!“

„Nein Ruſtaf,“ erwiederte Kadib lächelnd, „du biſt nicht des Todes, du ſollſt erſt recht zu leben anfangen. Biſt du mit dieſer Anzahl von Verwandten zufrieden, ſo geh, hole mir deine Tochter, ich will ſie zu meinem Weibe nehmen!“ —

Immer noch lag Ruſtaf auf ſeinen Knien, er wollte ſprechen, allein die Zunge verſagte ihm den Dienſt. Endlich erhob er ſich, lief wie närriſch zur Thüre des Pallaſtes hinaus und konnte nur mit Mühe ſeiner Tochter erzählen, was ſich zugetragen hatte. Ich will das Erſtaunen und die Freude der ſchönen Ageli nicht beſchreiben; ſie, die Tochter eines armen Schuſters, ſollte nun die Frau des Mannes werden, den ſie liebt, und der noch dazu Großweſſir iſt. Wer die Freuden der Liebe nicht kennt, wird doch wohl jene der befriedigten Eitelkeit kennen.

Die Hochzeit wurde mit der größten Pracht gefeiert. Der Trauungsceremonie folgte ein glänzendes Mahl, wozu alle Verwandten Kadib's gebeten waren. Braut und Bräutigam wurden von dieſen mit Schmeicheleien überhäuft, ja vergöttert. Man wünſchte Kadib Glück zu dem Beinamen der Große. Selbſt Ruſtaf wurde nicht vergeſſen, die ſchmeichelnde Dichtkunſt fand auch Mittel ihn zu den Wolken zu erheben.

Während ſich dieſe merkwürdige und zahlreiche Familie den Ausbrüchen der höchſten Freude überließ, meldete man einen Abgeſandten des Schah. Alle Verwandten zweifelten nicht, daß dieſer dem Weſſir irgend ein prächtiges Geſchenk überbringen werde. Ihre Neugierde ſtieg auf's Höchſte. Der Abgeſandte wurde eingeführt, er trat mit ernſthafter Miene vor, zog eine Rolle aus ſeinem Buſen und las:

„Im Namen des Beherrſchers von Perſien, des großen Schah Abu-Kosru.“ —

Bei dieſen Worten beugten ſich alle Gäſte tief zur Erde, und der Abgeſandte fuhr fort:

„Mir Abu-Kosru, Berherrſcher von Perſien, hat es gefallen, Kadib zu meinem Großweſſir zu ernennen und den Dulkan von dieſer Stelle zu entfernen. Heute aber gefällt es mir, Dulkan wieder zurückzurufen und Kadib mit ſeiner ganzen Familie zu verbannen. Er übergebe alſo gleich eine Stelle, für welche er nicht geſchaffen iſt, und kehre in das Dunkel zurück, aus welchem ich ihn zum Lichte hervorzog.“

Der Abgeſandte ſchwieg, und alles mit ihm. — Alle Hoffnungen der Verwandten waren mit einem Male zerſchmettert, alle die ſchönen und guten Ämter für ſie verloren, auf welche ſie ſchon ſo ſicher gerechnet hatten. Die Ungnade des Schah, welche auf Kabib fiel, zog auch ſeine ganze Familie mit in's Unglück, und in weniger als einigen Augenblicken ſtand der Saal leer bis auf Kabib, welcher lachte, den alten Ruſtaf, welcher zitterte, und die ſchöne Ageli, welche weinte. Kabib nahm zuerſt das Wort und ſprach: Ich ſehe euch ganz ſtarr vor Staunen, meine lieben Freunde. So eben war mein Pallaſt mit Verwandten beſäet, welche mein Lob poſaunten, mich bis zum Himmel hoben, mich mehr liebten, als ſich ſelbſt, und nun bleibt mir auch nicht Einer. Das Glück gab ſie mir, darum nahm ſie mir das Unglück. Ich war ein Weſſir aus Zufall und hatte daher auch nur zufällige Verwandte, doch Dank ſei es dem Zufall und meiner Geſchicklichkeit, dieſe Verwandten halfen mir zu andern, die mich über meinen Verluſt tröſten, die zahlreich ſind und mich in der Noth nicht verlaſſen werden. Ihr fragt, wo dieſe guten Verwandten ſind, von denen ich rede? In meinem Schranke ſind ſie, in meinem Schranke. Ich beſitze wenigſtens 600,000 Tomans und dieſe Verwandten ſind ſolider als alle übrigen.“

Wie ſtiftet man Heirathen?

Gemälde aus dem Leben.

1.

Ich kenne eine Frau, welche die Sucht hat, Heirathen zu ſtiften. Ich ſage Sucht; denn geſchähe es aus irgend einem Intereſſe, ſo könnt' ich den Eifer begreifen, womit ſie derlei Geſchäfte betreibt, aber ſie zieht nicht den geringſten Nutzen davon, ſie tanzt nicht, ſie trägt keine berghohen Beſcheideſſen nach Hauſe. Was für Vergnügen kann ſie alſo bei Hochzeiten haben? Hört ſie vielleicht gern ſpäter die Klagen und Vorwürfe derjenigen, die ſie verbunden hat? was wohl viel öfter der Fall ſeyn muß, als daß ſie einen Dank der Glücklichen einerntet. Es gibt auf dieſer Welt Bizarrerien, die man ſich nicht erklären kann.

Dieſe Frau hat immer eine große Anzahl von Mädchen zu verſorgen, junge, reife (man ſagt niemals alte), liebenswürdige, ſanfte, geiſtreiche, ſehr ſelten aber reiche, denn die letzteren können wählen, ohne daß ſich dabei Jemand ins Mittel zu ſchlagen braucht. Aber wenn die Partien, welche Frau von B* den Männern vorſchlägt, auch mit äußern Glücksgütern nicht geſegnet ſind, ſo ſind ſie doch immer reich an guten Eigenſchaften.

Unglücklicher Weiſe für alle armen Mädchen leben wir im goldenen Zeitalter, das heißt in einer Zeit wo das Gold für das Höchſte angeſehen wird, für die wahre bewegende Kraft, und — ich glaube — es war immer ſo. Die Männer in den älteren Zeiten waren nicht mehr werth als wir, die Geſchichte erzählt uns, was ſchon Alles des Goldes wegen geſchehen iſt, und die Worte des Königs Friedrich: „Zum Kriegführen gehört Geld, Geld und wieder Geld,“ paſſen auf alles Übrige, auch auf heirathmäßige Mädchen.

Man wird mir antworten: man kenne viele Mädchen, welche gar kein Vermögen beſitzen, und doch einen Mann bekommen haben.

Ich gebe das zu; jede Regel hat ihre Ausnahmen und das, was ich hier erzählen will, iſt eben eine ſolche Ausnahme; aber was für Sorge und Mühe hat man bei einer ſolchen Vereinigung, und wie oft werden dadurch Weſen an einander geknüpft, welche gar keine Neigung zu einander fühlen, ja einander ſogar mißfallen.

Doch laſſen wir alle Nebenbemerkungen und gehen wir zur Geſchichte ſelbſt über.

Frau von B* ſpricht nie mit mir, ohne daß ſie zu mir ſagt: „Sie böſer Mann, Sie kann ich leider nicht mehr verheirathen, bei Ihnen iſt Hopfen und Malz verloren, Sie bleiben ſchon ein Hageſtolz; aber ich bitte Sie, ſuchen Sie mir doch eine gute Partie für meine liebe Marie; ſie iſt ein ſo gutes Mädchen, ſanft, liebenswürdig, zuvorkommend, ein Charakter, wie man ihn ſelten trifft, nie Launen, nie zänkiſch, immer zufrieden, ſelbſt wenn ſie Zahnſchmerzen hat. Ach wie glücklich wird ein Mann mit dieſer werden!“

»Beſitzt ſie ein Heirathsgut?«

»Leider nein! ach wenn ſie dieſes hätte, ſo wäre ſie gewiß ſchon vor zehn Jahren unter die Haube gebracht worden.«

»Vor zehn Jahren? Wie alt iſt denn Ihre Marie?«

»Zwiſchen ſieben- und achtundzwanzig Jahren, und die Unſchuld ſelbſt, dafür kann ich bürgen.«

»Wenn ich mich nicht irre, ſo habe ich ſie ja ſchon mit Ihnen gehen geſehen. Sie iſt beträchtlich häßlich.«

»Ach pfui! — was reden Sie da? Sie iſt eben nicht ſchön, das iſt wahr, beſonders haben ihr die Pocken ſtark zugeſetzt, und ſie hat ſeitdem ein Auge, welches immer thränt, aber wenn ſie lächelt, ſieht man das gar nicht. Ich verſichere Sie, ſie iſt gar nicht unangenehm, gar nicht zurückſtoßend, ja ihr Lächeln iſt ſogar angenehm.«

»Ach ja, ſehr angenehm, denn es läßt vorne unter platten Lippen ein Paar tüchtige Zähne ſehen.«

»Ach, Sie vergrößern Alles! — Sie hat vorne ein Paar längere Zähne, welche auch ein bischen gelb ſind, das iſt wahr, aber ſie ſind nicht verwahrloſt, nicht abſchreckend.«

»Aber das Mädchen iſt auch ſo mager.«

»Ich muß geſtehen, ſie hat gerade keine ſchöne Formen, aber ſie iſt ein votreffliches Kind, ſehr arbeitſam, ſehr ökonomiſch, verſteht das Hausweſen aus dem Grunde zu führen.«

»Das kann wohl ſeyn, das geht den Magen an, aber das Herz?«

»Mein Gott, lieber Freund, wie reden Sie denn? aus welchem Lande kommen Sie denn? Hat denn das Herz immer bei Heirathen etwas zu thun — heirathet man denn nur aus Liebe?«

„Wenn das nicht iſt, ſo heirathet man wegen Geld.“

„Keineswegs! Man heirathet um nicht allein zu ſeyn, um eine Geſellſchafterin, eine Pflegerin zu haben, um zu heirathen.“

„Ja, ich begreife, um, wenn man nach Hauſe kommt, die Pantoffeln und den Stiefelknecht bereit zu finden.“

Frau von B* mochte ſagen, was ſie wollte, ich blieb dabei, es werde ſchwer werden, Marien an Mann zu bringen. Übrigens wollte ich auch gar keine Notiz von der ganzen Sache nehmen, aber bald darauf führte mir der Zufall einen meiner Freunde in den Weg, der mir ſagte: „Ich kenne einen jungen Menſchen, der ſich gerne vermählen möchte. Wiſſen Sie mir kein Mädchen für ihn?“

Ich mußte lachen, denn es fiel mir Marie ein und ich antwortete: „Ich wüßte wohl ein Mädchen, aber ob Ihr junger Menſch da zugreifen wird.“

„Warum nicht? O er iſt gar nicht häckelig. Ich ſage Ihnen vor Allem, daß er gar nicht nach Gelde trachtet. Er iſt angeſtellt und hat jährlich fünfhundert Gulden Beſoldung, dann macht er auch ein kleines Nebengeſchäft mit Korkſtöpſeln, welches ihm jährlich ein Paar hundert Gulden trägt. Er will eine Frau, die ihm ſein Hausweſen führt.“

„Wie alt iſt denn Ihr junger Menſch?“

„So an die 6—37 Jahre.“

„Hm! iſt ſchon reif, der.“

„Wiſſen Sie was, laſſen Sie uns nur das Mädchen einmal ſehen. Das Anſehen koſtet ja nichts.“

„Da haben Sie recht, ich jedoch kann da nichts thun, aber ich werde Sie zu einer mir bekannten Frau führen, welche Alles einleiten wird.“

Mein Freund erſuchte mich ſehr, es bald zu thun. Ich ſah wohl, daß auch Preller (ſo heißt mein Freund) gerne Heirathen ſtiftet, aber bei ihm kann ich das begreifen, ich weiß, er geht gerne zu Hochzeitstafeln, um ſich dort eine Indigeſtion zu holen.

Ich führte Preller zu Frau von B*. Sie war ſehr erfreut, als ſie vernahm, aus welcher Urſache wir kämen. Sie und Preller verſtanden ſich bald ſo gut, als ob ſie ſchon ſeit zwanzig Jahren bekannt wären; ihr Geſpräch war kurz und bündig, wie folgt:

„Iſt Ihr Freund hübſch?“

„Nein.“

„Deſto beſſer.“

„Und Ihr Fräulein?“

„Über ihre Geſtalt iſt nicht viel zu ſagen.“

„Ich begreife.“

„Aber arbeitſam, ſanft, zuvorkommend, ökonomiſch.“

„Kein Geld?“

(Schüttelt den Kopf.)

„Nun, thut nichts.“

„Hat Ihr Freund eine Anſtellung?“

„Fünfhundert Gulden jährlich, und einen Nebenhandel mit Korkſtöpſeln.“

„Das iſt ja prächtig.“

„Das Alter Ihres Fräuleins?“

„In vernünftigen Jahren.“

„Nun, das geht auch. Mein Freund hat die Kinder nicht gerne.“

„Auch meine Marie nicht.“

„Sie ſind ganz für einander gemacht.“

„Es kommt auf eine Zuſammenkunft an.“

„Die wir ſo viel möglich beſchleunigen müſſen.“

„Übermorgen.“

„Übermorgen? recht! — Wo?“

„Im Volksgarten, während der Muſik.“

„Gut.“

„Alſo übermorgen, im Volksgarten nach 5 Uhr.“

„Wir werden erſcheinen.“

„Sie werden mich an einem lilafarbenen Hute erkennen. Übrigens wird wohl Herr von C* die Güte haben, uns zu begleiten.“

Frau von B* bezeichnete bei dieſen Worten mich, und ich ließ mich dazu herbei, weil ich wirklich ſelbſt neugierig war, einer ſolchen Zuſammenkunft beizuwohnen.

2.

Am beſtimmten Tage verfügte ich mich zu Frau von B* und zwar eine Stunde früher, als feſtgeſetzt war, weil ich gerne ſehen wollte, was Marie zu dem Plane ſagen, und wie ſie ſich benehmen würde.

Ich fand bei Frau von B* Alles in Unordnung, Zubereitungen zu einer Toilette, Chemiſetten, falſche Locken, Kämme, Bänder u. ſ. w. umherliegend. Das Stubenmädchen ging mit Brenneiſen hin und wieder. Frau von B* war aber ſchon ganz herausgeputzt.

„Was geht denn hier vor?“ fragte ich, alle dieſe Kleinigkeiten, welche Sofa und Stühle bedeckten, beſehend.

„Wie, lieber Freund? Sehen Sie denn nicht, daß ich hier an unſere Braut die letzte Hand anlegen will? denn Marie hat nicht viel Geſchmack, ſie iſt auch gar nicht kokett, und ich ſtehe dafür, ſie würde ausſehen, wie eine Gerichtsſchreiberin von einem Dorfe herein.“

„Ach! dann bin ich zu früh gekommen, und will mich wieder entfernen.“

„Nein, nein! Sie wird auch kein Kleid mehr wechſeln, ſie hat ſchon ihr ſchönſtes angezogen, übrigens ſind Sie ja hier ohne alle Abſichten auf Marien.“

„Ja ganz ohne alle Abſichten, weiß der Himmel! — Was ſagt Marie denn zu dem ganzen Plane?“

„Sie weiß gar nicht, was ſie vor Freuden thut, ſie hat nicht gegeſſen und nicht geſchlafen, ſeit ſie es weiß, es wirbelt ihr der Kopf.“

„Armes Kind, vielleicht wird die Freude bald nachlaſſen, wenn ſie ihren Beſtimmten ſieht.“

Jetzt wurde mit einer Heftigkeit geläutet, daß man glaubte, der Glockenzug müſſe entzwei reißen, und Marie ſchrie nach Frau von B*. Gleich darauf trat — nein, ſtürzte Marie herein, roth im ganzen Geſichte, wie Zinnober; ſie entſchuldigte ſich erſt bei Frau von B*, daß ſie ſo ſtark an der Glocke geriſſen habe, allein ſie ſei heute ſo ungeduldig, wie noch in ihrem ganzen Leben nicht; dann machte ſie mir einen ziemlich ungraziöſen Knix.

Ich betrachtete Marien, ſie ſchien mir noch nie ſo häßlich; ſie hatte ein Kleid von giftig-gelbem Seidenzeug an, ein Häubchen und darüber einen Hut auf. Eine ſchwarze Chemiſette mit Spitzen, welche ihr bis an die Ohren reichte, und zu allem dem eine äußerſt linkiſche Haltung, und Augen, roth, wie Kaninchen.

„Ach meine Liebe, wie ſiehſt du aus?“ rief Frau von B*, indem ſie Marien den Hut abnahm. „Wie kann man ſich ſo coiffiren laſſen. Ich danke meinem Gott, daß ich dich früher noch angeſehen habe.“

„Ich dachte, der Hut ſtünde mir gut.“

„Entſetzlich ſiehſt du darin aus. — Mein lieber Himmel! es iſt ja, als ob dein Auge noch mehr thränte als gewöhnlich. — Und die ſchwarze Chemiſette — die macht dich ja noch magerer, als du ſchon biſt — als ob du es nicht ſchon genug wäreſt — ich will dir eine weiße Pellerine leihen. — Warum haſt du dich denn nicht ein bischen völler gemacht? — du ſiehſt ja aus wie ein Kehrbeſen.“

„Ich mag nichts Falſches an mir.“

„Welche Einfältigkeit — Falſches — Falſches! Man muß zum Falſchen ſeine Zuflucht nehmen, wenn man das Wahre nicht hat. Juſtine, bringe mir eine Tournure.“

„Ach meine liebe Freundin, ich habe dieſe Nacht einen ſonderbaren Traum gehabt. Ich ſah ein rothes Pferd, welches durch die Luft galopirte.“

„Vortreffliches Zeichen, ein rothes Pferd — bedeutet Glück in der Unternehmung, und das Galopiren zeigt, die Heirath wird ſchnell zu Stande kommen.“

„Ich beſtieg dann ſelbſt das Pferd.“

„Auch gut. — Setze dich da her, damit ich dich noch einmal coiffire.“

Frau von B* verſuchte auf Marien's Kopf verſchiedene Blumen und zog mich bei jeder derſelben zu Rathe.

„Wie finden Sie,“ fragte ſie, dieſen Jasmin?“

„Nun, er ſteht nicht übel.“

„Aber zu blaß — verſuchen wir den coquelicotfarbenen — he? was ſagen Sie dazu?“

„Recht ſchreiend.“

„Faſt zu auffallend. — Finden Sie die Jonquille nicht paſſender?“

„Jonquillen ſind hübſch.“

„Aber nein! — gelb zu gelb, das thut's gar nicht — fort damit! — die Roſe — die Roſe, ja die Königin der Blumen — ja die Roſe behalte, mein liebes Mariechen. Mein Gott! — dein Auge fließt heute mehr als gewöhnlich — du mußt es hübſch zur Erde niederſchlagen, hörſt du? So, jetzt ſtecke ich dir noch zwei kleine Kämmchen auf, dann biſt du fertig.“

Das arme Opfer ließ mit ſich machen, was man wollte, aber während ihr Frau von B* die Kämmchen applizirte, hörte ich ſie halblaut fragen: „Wie alt haben Sie mich denn gemacht, liebe Freundin?“

„Acht und zwanzig.“

„Ich habe Sie doch gebeten zwei und dreißig zu ſagen.“

„Ach! laß nur mich machen. Wenn ſich ein Mädchen ſelbſt acht und zwanzig Jahre gibt, ſo weiß man ja ohnedies, daß ſie mindeſtens zwei und dreißig zählt.“

„Aber ich habe ja ſchon fünf und dreißig.“

„Das macht nichts, wenn man nur nicht ſo ausſieht.“

„Jetzt iſt deine Toilette fertig.“ Frau von B* ließ nun

Marien aufſtehen, ſich rund umdrehen, und vor ſich her ſpazieren, — und rief ihr dabei zu: „Halte dich gerader — zieh' die linke Schulter nicht ſo hinauf, ſtemme den rechten Arm nicht ſo in die Seite wie einen Windmühlflügel. — So iſt es recht! — Nun, was ſagen Sie zu meiner Marie?“ —

„Ich habe hier gar keine Meinung. — Aber jetzt iſt es bald 5 Uhr. Wir müſſen fort.“

„Schon 5 Uhr!“ rief Marie erblaſſend.

„Ach liebe Freundin, Sie werden ſehen, mir wird übel werden.“

„Unterſtehe dich und mache mir ſolche Geſchichten vor den Leuten. Ein Mann, der nur 500 fl. Einkünfte und einen Korkſtöpſelhandel hat, kann keine Frau nehmen, der alle Minuten übel wird. Jetzt komm.“

„Erlauben Sie mir, meine Damen, ich will vorher einen Wagen beſorgen.“

„Ei warum denn? es iſt ja ſchön Wetter, wir gehen zu Fuße.“

„Nein, das geb' ich nimmermehr zu.“

„Sie ſind gar zu galant.“

Es war von meiner Seite gar keine Galanterie, aber ich wollte mit der ſchönen Marie im Arme nicht über die Gaſſe gehen, ich fand ſie in ihrer Pracht noch viel erſchrecklicher als gewöhnlich; ich fürchtete mich ſchon auf den Augenblick, wo ich mit ihr in den Volksgarten eintreten mußte, und ich bereuete ſchon, daß ich mein Wort gegeben hatte, die Damen zu begleiten.

Der Wagen hielt am Thore, wir ſtiegen ein. Marie trat auf der Stiege fünf- oder ſechsmal auf ihr Kleid, und fiel zweimal ſogar nieder.

„Sie ſehen wohl,“ ſagte ich leiſe zu Frau von B*, „daß ich recht hatte, einen Wagen zu nehmen. Marie wäre nie in den Volksgarten gekommen.“

„Ja, das bevorſtehende Glück macht ihr die Füße völlig ſteif.“

„Ja,“ erwiederte ich lachend, — „wenn das Mädchen ganz glücklich wird, ſo ſchlägt ſie ſich gewiß die Naſe ein.“

3.

Wir kamen am Volksgarten an, und ich ſah mit Schrecken, daß es hier ungewöhnlich voll war. Lanner führte heut ein Potpourri, genannt „das Ungeheuer“ auf. Ich nahm ins Himmelsnamen allen meinen Muth zuſammen, drückte meinen Hut tief in die Augen, und ſchritt mit meinen beiden Damen im Arme zum Gitterthore hinein, hoffend, man werde uns für Fremde anſehen.

Ich weiß nicht, wofür man uns anſah, aber ich hörte neben und um uns ein Gemurmel, ein Gelächter und ein Geziſche, die mir kein Vergnügen machten. Ich zog meine Damen mit fort, ſtieß einige Stühle um, ja ich glaube ſogar, ich habe einem Marqueur eine ganze Taſſe voll Eis hinabgeſchlagen. Endlich kamen wir zu leeren Seſſeln und ſetzten uns, und das zwar auf der Terraſſe, denn dort war das Rendezvous feſtgeſetzt.

Das Potpourri „das Ungeheuer“ begann. Die Damen hörten gar nicht darauf, ſondern ſuchten nur mit den Augen Preller und ſeinen jungen Freund. Sie waren noch nicht gegenwärtig. Ich bemerkte einige junge Herren, welche ſich um unſere Stühle drängten, und Marien lorgnettirten. Einer derſelben ſagte im Fortgehen: „Sie iſt gerade wie das Potpourri, ein wahres Ungeheuer.“

Man ſpielte dann ſehr liebliche Walzer; ich vergaß auf meine beiden Damen und war ganz Ohr, aber mitten darunter ſchrie Frau von B* laut auf: „Ach! da ſind ſie!“

Dieſes: Da ſind ſie! war ſo laut geſchrien, daß Alles um uns ſich umwendete und Jeder fragte: „Wer iſt da? — Erwartet man fremde berühmte Männer oder Fürſten?“

Man kann ſich das allgemeine Erſtaunen vorſtellen, als man die beiden Herren ſah, gegen welche dieſer Ausruf gerichtet war. Preller war ein Mann wie hundert andere, aber ſein junger Freund verdient beſchrieben zu werden. Ein langer Menſch, der faſt ſechs Schuhe mißt und der hinſichtlich der Magerkeit mit einem Skelette in die Schranken treten kann; ſein Kopf iſt von ſeinen Schultern durch einen Hals abgeſondert, der einer Giraſſe Ehre machen würde, ſein Geſicht iſt olivenfarbig, und ſeine Naſe ſo ſtumpf, daß man von Weitem darauf ſchwören ſollte, er habe gar keine; übrigens hat er einen kürzeren Fuß, weßwegen er etwas ungraziös beim Gehen hinkt.

Ich hörte von allen Seiten lachen. „Das iſt ein wahrer Ungeheuer-Abend,“ ließ ſich eine Stimme vernehmen.

Während dem kamen die beiden Herren zu uns. Ich hatte die Vorſicht gehabt, Stühle für ſie aufzubewahren, aber ſelbſt ſitzend ragte der Kopf des jungen Menſchen über alle andern empor.

Man hatte ſich ſchweigend gegrüßt und die gewöhnlichen Artigkeitsbezeigungen ausgetauſcht, aber Preller und Frau von B* hatten allein geſprochen. Marie wagte nicht die Augen aufzuſchlagen, und ich fand, daß ſie wohl daran that, der junge Menſch aber verbeugte ſich und blieb ſtumm.

Die Zeit verfloß indeſſen und noch hatten die beiden für einander Beſtimmten kein Wort mit einander gewechſelt. Der junge Herr jedoch machte, wenn er Marien anblickte, eine Grimaſſe, welche ſeine Naſe vollkommen verſchwinden machte, und Marie, nachdem ſie mit jenem Auge, welches nicht thränte, einen Blick auf ihren Zukünftigen riskirt hatte, zog auch ein ſchiefes Mäulchen, welches nichts weniger als Beifall zeigte.

Frau von B* kam in üble Laune, ſie ſtieß Marien mit dem Knie, und liſpelte ihr zu: „Zieh doch deinen Mund nicht ſo zuſammen, und ſchau nicht immer deine Schuhſpitzen an.“

„O! ich habe leider ſchon etwas anders angeſchaut, und gefunden, daß das ſehr häßlich iſt.“

„O! Man muß nicht ſo häckelig ſeyn, wenn man 35 Jahre alt iſt und keinen Kreuzer im Vermögen hat — biſt du etwa ſchön?“

„Nein, aber ich hinke doch nicht.“

„Das ſieht man nicht unter einem langen Kapot.“

„Nein, einen Solchen mag ich nicht heirathen.“

„Und einen Andern wirſt du nicht bekommen.“

Während dieſes Zweigeſpräch zu meiner Linken Statt hatte, ließ ſich auch das folgende zu meiner Rechten vernehmen.

„Nun, lieber Freund, Sie ſagen ja gar nichts von dem Fräulein.“

„Weil ich gar nichts von ihr zu ſagen finde.“

»Sie hätten heute zwei Kravatten umnehmen ſollen.«

»Ich habe ohnedies drei.«

»Nun, ſo hätten Sie vier nehmen ſollen, Sie ſehen aus wie ein Dromedar. — Wie finden Sie das Fräulein?«

»Entſetzlich!«

»Nun ſie iſt zwar nicht ſchön, aber ſie hat eines von den Geſichtern, an die man ſich bald gewöhnt, und dann ihre Eigenſchaften, das iſt die Hauptſache in der Ehe.«

»Ganz recht, aber ſie iſt doch gar zu häßlich.«

»Nun halten Sie ſich etwa für einen Adonis mit Ihrem hinkenden Fuß, Ihrem langen Halſe und dem Platze, wo eine Naſe ſeyn ſoll?«

»Ich weiß recht gut, wie ich ausſehe, aber das hindert mich doch nicht, daß mir was Schönes gefällt.«

»Nun ſo laſſen Sie ſich das Schöne hübſch von Weitem gefallen, denn mit 500 Gulden und einem elenden Stöpſelhandel kann man keine großen Anforderungen an das Schöne machen.«

»Nun ſo werde ich gar nicht heirathen.«

Hiermit endete das Geſpräch. Preller machte ein verdrießliches Geſicht, denn er ſah das Hochzeitmahl verſchwinden. Auch Frau von B* ärgert ſich nicht wenig, denn es iſt bereits die neunte Unterhandlung, welche ſich zerſchlägt. Der junge Menſch ſchlägt den Takt mit ſeinem hinkenden Fuße und ſcheint nur für die Muſik Aufmerkſamkeit zu haben, und Marie guckt zur Linken und Rechten, ohne ſich um ihren Beſtimmten mehr zu bekümmern.

Indeſſen war das Potpourri zu Ende. Wir ſtehen auf, Preller flüſtert mir ins rechte Ohr: »Freund, das thut's einmal nicht!“ — und Frau von B* murmelt mir ins linke: „Totale Antipathie!“ Da fällt mir eine komiſche Idee ein, und indem ich Beiden die Hand drücke, und mit einem kurzen: „Vielleicht!“ ihre Hoffnungen wieder aufrege, beſtimme ich ſie von der Terraſſe weg zu gehen, und ſich unter die Bäume an ein abgeſondertes Plätzchen zu ſetzen. Ich biete der Geſellſchaft Punſch an, und der Marqueur bringt gleich darauf fünf Gläſer von dieſem geiſtigen Getränke.

„Ich liebe ihn zwar ſehr,“ ſagt Marie, „aber ich wage es nicht, welchen zu trinken; denn er ſteigt mir gleich zu Kopfe.“

„Ei“ — antwortet Frau von B* noch etwas ärgerlich, „du darfſt jetzt nicht mehr zimpferlich thun. Wenn er dir ſchmeckt, ſo trink ihn ins Himmelsnamen.“

Herr Ratzelmaier (ſo hieß unſer junger Menſch) ſtürzte gleich ein halbes Glas auf einen Zug aus, indem er verſicherte, ihm thue kein geiſtiges Getränk etwas, er habe einen ſehr ſtarken Kopf.

Beide trinken das ſüße geiſtige Naß wie Milch, und kaum waren die erſten Gläſer gebracht worden, mußte ich ſchon die zweiten beſtellen. Der Punſch machte, wie ich voraus geſehen, ſeine Wirkung, Alles wird viel heiterer und geſprächiger als früher. Frau von B* ſumſt einen Walzer mit dem Orcheſter — Preller ſchaukelt ſich auf ſeinem Stuhl und raucht ſeine Pfeife. Der junge Ratzelmaier fängt an Anekdoten zu erzählen, die ſchon lange in Meidinger's Grammaire ſtehen, und Marie lacht herzlich darüber.

„Ein prächtiger Walzer!“ ruft endlich Ratzelmaier. „Wenn mich mit meinem kurzen Fuße noch etwas zum Tanzen bewegen könnte, ſo wär's dieſer Walzer — aber es geht bei mir nicht.“ —

„Bei mir auch nicht,“ antwortete Marie, „weil ich mich niemals in den Takt finden kann.“

„Indeſſen ſollten wir's doch einmal probiren.“

„Ja, aber nicht öffentlich.“

„Das geht ja recht gut,“ raune ich der Frau von B* ins Ohr, und animire unſere jungen Leute zum Trinken.

„Er iſt doch nicht ſo übel!“ ſagte Marie leiſe zu Frau von B*.

„Scheint eine gute Haut zu ſeyn,“ ſagte Ratzelmaier leiſe zu Preller.

„Junger Herr!“ ſagte ich endlich zu Letzterem, „Sie mögen ſich ſo beſcheiden ſtellen als Sie wollen, ich wette doch, Sie haben auch ſchon Liebesabenteuer genug gehabt.“

„Ich kann's nicht läugnen, aber meine Liebesgeſchichten haben alle einen üblen Ausgang gehabt. Einmal hat mich eine wunderſchöne Maske in der Redoute Abends um 10 Uhr zum Brunnen auf den neuen Markt beſtellt, ich bin hingegangen und habe dort in der fürchterlichſten Kälte vergebens bis um 12 Uhr gewartet. Ein anderes Mal ſeh' ich bei einem Ladenfenſter ein ſehr blaſſes Mädel, die ſchaut immer heraus auf mich — ich bleib ſtehen und ſchau hinein, und ſie verwendet kein Auge von mir; endlich nehme ich mir die Courage und gehe in den Laden hinein, da waren aber nichts als Friſeurs die mich brav auslachten; denn die blaſſe Schöne war nichts anders, als ein Haubenſtock. — Ein drittes Mal hab ich mit einer ſchönen Frau Bekanntſchaft gemacht, und ihr mein Paraplui auf der Gaſſe angeboten, weil es geregnet hat; wir gehen mit einander unter dem Paraplui, auf einmal kommt unter dem Paraplui ein Kopf hervor. Sie ſchreit: »mein Mann!« und reißt mir aus. Mich aber packt der baumſtarke Kerl, und prügelt mich für meine Gefälligkeit noch recht ab. Nein, in der Liebe bin ich nicht glücklich.«

»Nun ſo werden Sie's in der Ehe ſeyn,« fiel ich ihm ins Wort.«

»Ah, nein, nein! Eine Kartenſchlägerin hat mir aus dem Herz-König prophezeit, wenn ich heirathe, ſo werde ich ein — ein —«

»Was?«

»Nun ein — die Damen errathen ſchon was ich werde; denn ſie lachen gewaltig.«

Wirklich brachen Frau von B* und Marie in ein lautes Gelächter aus, und die letztere ſagte: »Nein Herr von Ratzelmaier, Sie ſind ein Tauſendſaſſa!«

In dieſem Augenblicke fallen große Tropfen auf den Tiſch.

»Lieber Himmel!« ſchreit Frau von B*, »ein Gewitter! und mein ſchöner Lilahut!«

»Und mein ſchönſter Überrock,« ſagt Marie, aber noch immer lachend.

»Kommen Sie unter jenes Zelt, es wird wohl bald vorüber ſeyn.«

»Nein, nein, ſehen Sie nur, kein Stern iſt mehr am Firmamente. Zudem iſt es ſchon halb 11, es wird das Beſte ſeyn, ſich um einen Wagen umzuſehen.«

»Schon halb 11 Uhr?« ſagte Ratzelmaier, »wie geſchwind doch die Zeit vergeht.«

„Ja, und wie luſtig,“ antwortete Marie.

Ratzelmaier hatte Marien ſeinen Arm geboten, um ſie in das Zelt zu führen. Das Gewitter wurde immer ſtärker, und ich laufe vor das Thor, wo ich nur einen einzigen Fiaker finde; ich nehme ihn ſogleich in Beſchlag, kehre zur Geſellſchaft zurück, gebe den beiden jungen Leuten von Weitem ein Zeichen zu mir zu kommen, ich führe ſie aus dem Garten, hebe ſie in den Wagen, mache den Kutſchenſchlag hinter ihnen zu, höre ihre „Wenn nur“ und „Aber“ nicht mehr, bezeichne dem Kutſcher Marien's Wohnung, und dieſer fährt mit ihnen davon.

Frau von B* führe ich ſpäter nach Hauſe, und ſie muß es ſich ſchon gefallen laſſen, etwas naß zu werden.

4.

In einem Monate nachher war Marie Frau von Ratzelmaier. Ich weiß nicht, ob das Horoſkop, welches die Kartenſchlägerin dem jungen Manne ſtellte, ſich bewährt hat oder nicht.

Dies war das einzige Mal in meinem Leben, daß ich mich in eine Heirathsangelegenheit miſchte. So viele Leute zerbrechen ſich den Kopf und verlieren ihre Zeit um ein Paar Leute zuſammen zu bringen, mein Recept iſt ſehr einfach. Recipe: Einige Gläſer Punſch!

Die Verlaſſenſchaft des Pflanzers.

Erzählung.

Beide hielten am Eingange des Eichenwäldchens an, welches zur Landſtraße nach Montgomery führte.

„Bis hieher,“ ſagte der Jüngling, „und nicht weiter, Ihr Vater leidet, und erwartet Sie.“

Die junge Amerikanerin faßte ſeine Hand und ſchluchzte. „O mein Gott, welch' bittere Trennung!“

Weinen Sie nicht, meine liebe gute Jenny, Sie rauben mir allen Muth. Wenn Sie wüßten, wie unglücklich es mich macht, Sie verlaſſen zu müſſen. Ich habe lange geſchwankt, als mir Herr Plakſon den Antrag machte, mir eine Anſtellung in Boſton zu verſchaffen. Allein ich mußte der Vernunft weichen. Die Angelegenheiten Ihres Vaters ſtehen ſchlimmer, als er ſelbſt glaubt, ſeine Geſundheit nimmt mit jedem Tage mehr ab; es kann bald geſchehen, daß Sie, theure Jenny, eine Waiſe, ohne Hilfe, ohne Schutz da ſtehen. Indem ich die Stellung annehme, welche man mir bot, ſichere ich unſerer Beider Zukunft. Ich werde ein Dach haben, worunter ich Sie aufnehmen kann, und in einigen Monaten ſind wir auf ewig vereint.“

„Ach Jones!“ rief die Kleine, indem ſie ſich in die Arme ihres Verlobten ſtürzte. Dieſer ſchloß ſie zärtlich in ſeine Arme, und indem er noch einen langen Kuß auf ihre feuchten Augen drückte, rief er: „Lebe wohl, lebe wohl meine geliebte Jenny, bald mein Weib;“ dann riß er ſich mit Gewalt von ihr los, und ſtürzte auf die Straße nach Montgomery.

Jenny blieb noch lang, auf demſelben Platze ſtehen, und ſuchte den Geliebten durch die Eichen noch einmal zu erblicken, und noch ein letztes Lebewohl von ihm zu erhaſchen; als ſie aber dann verſichert war, ſie könne ihn weder mehr ſehen noch hören, trat ſie den Rückweg nach Hauſe an.

Sie war kaum einige Schritte gegangen, als ſie Herrn Plakſon begegnete. Sie ſah ſcheu um ſich, als ob ſie einen Weg ſuchte, ihm auszuweichen, allein da ſie keinen fand, ging ſie weiter.

Dieſes Benehmen der Miß Makenſie fordert Erklärungen, welche wir geben wollen.

Herr Plakſon, Eigenthümer einer nahen Baumwollpflanzung, die weiße Krone genannt, war ein Mann von beiläufig 40 Jahren. Er war in Irland geboren, war aber einiger Gewaltthätigkeiten wegen, worüber man nicht am beſten ſprach, gezwungen, ſein Vaterland zu verlaſſen. Mit mehren Auswanderern in dieſem Theil Alabama's angelangt, hatte er lange Zeit untergeordnete gewagte Dienſte verrichtet, aber immer hatte er keinen andern Leiter, als ſeinen Willen, kannte kein anderes Recht, als ſeine Stärke. Seine Jugend war unter gefahrvollen Unternehmungen, unter wilden Völkerſtämmen verfloſſen, deren Freund und Feind er abwechſelnd war. Man erzählte tauſend Geſchichten, welche Beweiſe ſeines Muthes, aber auch ſeiner Energie und

Leidenſchaftlichkeit gaben. Nichts konnte ihn bezähmen, wenn einmal ſeine Leidenſchaft mit im Spiele war. Sein Geiſt war nicht ungebildet, ſeine Sprache und ſein Benehmen zierlich, aber unter dieſem äußern Firniß verbarg ſich der ſtarre Wille eines Wilden. Er hatte unter den Wilden jene ſtumme Beharrlichkeit und jene geduldige Hinterliſt gelernt, welche ſicher zum Ziele führen. Seitdem er wieder in das civiliſirte Leben getreten war, wurde er einer der reichſten Pflanzer von Alabama. Die Gelegenheit zum Ausbruch ſeiner rohen Leidenſchaften bot ſich jetzt weniger dar; aber es war noch immer eine jener herrſchſüchtigen furchtbaren Naturen, welche in ihrem Umkreiſe ſich Alles zueignen, was ihnen gefällt, eines jener leidenſchaftlichen aber harten Gemüther, welche einem Vulkane gleichen, deſſen Lava zu Stein wird, wenn ſie nicht mehr glüht.

Sein Reichthum hatte Plakſon einen großen Kredit auf Alabama verſchafft. Man rühmte ſeine Gewandtheit in Geſchäften, und ging über ſein Böſes hinweg, wie bei allen Leuten, die man einmal brauchen kann. Er beſaß mehre Hundert ſchwarzer Sklaven, und behandelte ſie mit einer Grauſamkeit, daß es die größte Drohung war, die man einem Sklaven machen konnte, ihm zu ſagen, man werde ihn an Plakſon verkaufen. Indeſſen war eben dieſe Grauſamkeit eine neue Quelle des Reichthums für den Pflanzer geworden, und mehre der Pflanzer beneideten ihn ſogar um dieſen ſchändlichen Ruhm; denn dort, wo der Schwarze aufhört, ein Menſch zu ſeyn, iſt der Geprieſenſte derjenige, der den meiſten Nutzen aus dieſen menſchlichen Maſchinen zu ziehen verſteht.

Ohne Plakſon vollſtändig zu kennen, fühlte Miß Makenſie doch eine inſtinktartige Abneigung gegen ihn. Sie empfand in ſeiner Gegenwart jenes Beben, welches das ſchwache Vögelchen beim Anblicke eines Raubvogels empfindet. Die Beſuche des Pflanzers von der weißen Krone bei ihrem Vater, hatten ihr immer mißfallen, aber noch mehr, ſeitdem ſie häufiger und zudringlicher wurden. Es ſetzte ſie alſo mindeſtens in Verlegenheit, Plakſon jetzt auf ihrem Wege zu begegnen.

Dieſer kam ihr übrigens artig entgegen und nach den erſten Begrüßungen ſetzten beide den Weg Anfangs ſchweigend gegen Jenny's Wohnung fort.

„Ich ſehe es an Ihren feuchten Augen, Miß,“ begann endlich Plakſon, „daß Sie von Jones Cokeril Abſchied genommen haben.“

Das Mädchen machte erröthend eine bejahende Bewegung.

„Beruhigen Sie ſich, theure Miß!“ fuhr der Pflanzer fort, „ich habe ihn an ein Haus adreſſirt, in welchem alle Commis ihr Glück gemacht haben.“

„Cokeril dankt Ihnen alſo dieſen Platz?“ ſtammelte Jenny, „und auch ich ſollte Ihnen dafür danken.“

„Danken Sie mir vielmehr, daß ich ihn fort gebracht habe.“ —

„Wie ſo?“

„Ja ja, ich hoffe, Jones Abweſenheit wird Miß Makenſie zum Nachdenken bringen, und ſie wird endlich auf dieſes Heirathsprojekt Verzicht leiſten.“

„Wie? Sie glauben?“

»Ich glaube, daß Miß Makenſie zu ſchön und zu wohl erzogen iſt, als daß ſie nicht auf ein beſſeres Los Anſpruch machen ſollte, als mit einem armen Teufel ſein Elend zu theilen.

»Sie haben ja eben die Hoffnung geäußert, daß Cokeril ſein Glück machen werde.«

»Ohne Zweifel in 30 — 40 Jahren. Alle Welt macht ihr Glück in den vereinigten Staaten, vorausgeſetzt, daß man das Alter erreicht, wo man das Geld nicht mehr genießen kann. Man lebt erbärmlich mit der Gewißheit, als Millionär zu ſterben. Übrigens glaube ich, Miß Jenny ſei zu vernünftig, um ſich zu einem Leben voll Entbehrung und Arbeit zu entſchließen, da es doch in ihrer Macht ſteht, ſogleich alle Freuden, die Wohlhabenheit gewährt, ſich zu verſchaffen.«

»Ich verlange nicht viel,« antwortete das Mädchen.

»Sie verlangen doch glücklich zu ſeyn, und Sie wiſſen nicht, was man erdulden muß, bis man ſich eine unabhängige Stellung erringt. Sie haben geſehen, was es den armen Auswanderern bei uns für Mühe gekoſtet hat, bis ſie ſich mit der Haue ein Stückchen Wald gelichtet, und ein ſonniges Plätzchen gewonnen haben. — In der Welt iſt die Arbeit noch härter, dort hat man ſtatt der Bäume Menſchen, und ſtatt der Hacke den Willen, ein böſes Werkzeug, das ſich immer abſtumpft, und oft auch gegen uns ſelbſt kehrt. Glauben Sie mir, Miß, die Wilden haben recht, wenn ſie ſagen, gemahltes Mehl iſt gutes Mehl, und gemachte Neſter ſind die beſten.«

»Ich fühle mehr Muth in mir,« erwiederte Jenny,

„und ich glaube, daß es auch ein Vergnügen ſei, ſich ſeine Zukunft ſelbſt zu machen.“

„Alſo,“ fragte Plakſon, „wollten Sie ſich alle Launen des Glücks gefallen laſſen, und vielleicht ſogar Herrn Cokeril nach Boſton folgen?“

„Warum nicht?“

„Sie kennen die nordiſchen Staaten nicht, Miß Makenſie. Das, was die Schwarzen hier bei uns ſind, werden Sie dort ſeyn, denn bei unſern Brüdern, den Abolitioniſten *), iſt jeder Reiche Herr, und jeder Arme Sklave, und die Frau eines Armen die Sklavin eines Sklaven. Dort erwirbt man kein Vermögen mit den Händen Anderer, man muß ſich das Gold im Schweiße ſeines Angeſichtes verdienen.“

Und die weißen Hände des jungen Mädchens faſſend, fuhr er im ſcherzenden Tone fort: „Wollen Sie ſehen, wie dieſe Roſenfinger, bisher nur gewohnt, Ihre blonden Haare in Locken zu ringeln, ſich beim Zuſammennähen der groben Packleinwand aufritzen, oder beim Abwägen des Gewürzes Schwielen bekommen. Sie haben hier immer das angenehme Leben unſerer Frauen in Alabama geführt, Miß, o verdammen Sie ſich nicht ſelbſt zu Arbeiten, die wir den Sklaven überlaſſen.“

Jenny zitterte. Im Süden erzogen, wo jede Arbeit als ein Unglück, oder wohl gar als eine Schande für Frauen angeſehen wird, ergriff ſie das Bild, welches ihr Plakſon malte, mächtig, aber dieſer Eindruck war ſchnell vorüber-

---

*) Abſchaffern des Sklavenhandels.

gehend, und ſie antwortete: „Ich werde mich den Gewohnheiten jenes Landes fügen, welches ich bewohnen werde.“

Der Pflanzer machte eine heftige Bewegung, welche er aber gleich wieder unterdrückte. „Nehmen Sie ſich in Acht, Miß Makenſie,“ verſetzte er mit zurückgehaltenem, aber ſanft drohenden Tone, „denken Sie wohl nach, bevor ſie etwas beginnen, es handelt ſich nicht allein um Ihr Wohl, ſondern auch um jenes Ihres Vaters.“

Das Mädchen ſah ihn ſtaunend an.

„Herr Makenſie hat es eben ſo gemacht, wie alle übrigen Koloniſten, als er ſich hier anſiedelte: er nahm die nöthigen Summen auf, um ſeine Pflanzung anzufangen.“

„Ich weiß wohl, er iſt Ihnen viel ſchuldig,“ unterbrach ihn Jenny.

„Alles hat ihm bisher fehlgeſchlagen, und, wenn ich nicht irre, ſo iſt die Unmöglichkeit, ſeinen Verpflichtungen Genüge zu leiſten, eine Hauptурſache ſeine Krankheit.“

„O ich weiß es, ich weiß es,“ rief das Mädchen weinend, „aber was kann ich thun? mein Gott!“

„Die Liebſchaft mit Cokeril aufgeben.“

„Was ſagen Sie?“

„Und Ihrem Vater einen reichen Eidam geben, der ihn aus der Verlegenheit reißt.“

Nein, nimmermehr!“ rief Jenny, indem ſie ſich von Plakſon entfernte.

„Nun, nun,“ ſagte dieſer mit einem ſchneidenden Tone, „Miß Makenſie hat ja freie Wahl zwiſchen ihrem Geſchmacke und dem Leben ihres Vaters. Übrigens preſſirt auch nichts. Erſt in vierzehn Tagen iſt der erſte Wechſel des Herrn

Makenſie fällig, dann werde ich die Ehre haben mich in Ihrer Behauſung einzuſtellen," — und das Mädchen kalt grüßend, verließ er ſie.

Als Jenny ſich allein befand, dachte ſie mit Schrecken über dieſes Geſpräch nach. Sie konnte nicht mehr zweifeln, welche Abſichten der Pflanzer habe, und erbebte, wenn ſie dachte, wie furchtbar die Leidenſchaften dieſes Mannes ſeien. Sie begriff nun wohl, daß er Cokeril nur darum eine Anſtellung verſchafft habe, um ihn zu entfernen, und beſchloß Anfangs ihm von Allem Nachricht zu geben; damit er zurück käme, aber wann würde er den Brief erhalten, und was würde er bei den Geldverlegenheiten ihres Vaters thun können? Von der andern Seite, war auch ihr Vater nicht im Stande, ſich ſolch einer Verlegenheit mit Kraft entgegenzuſtellen, denn außer ſeiner Krankheit, die ihn zu allen Anſtrengungen unfähig machte, zeigte er auch immer zu wenig Gewandtheit in Geſchäften. Gezwungen die nördlichen Staaten eines Falliments wegen zu verlaſſen, welches ſeiner Ehre nachtheilig wurde, war er in der Folge weder vorſichtiger noch genauer in ſeinen Handelsgeſchäften geworden. Er war Herrn Plakſon den größten Theil jenes Geldes ſchuldig, welches er zur Etablirung ſeiner Pflanzung ſeit zehn Jahren nöthig hatte, und da er die Unmöglichkeit einſah, ſeine Verbindlichkeiten zu erfüllen, ſo hatte er es ſo gemacht, wie alle Menſchen, wenn ſie eine Gefahr bedroht, er ſchloß die Augen, um ſie nicht zu ſehen. Jenny dachte daher, der einzige Menſch, der im Stande wäre, die Geſchäfte ihres kranken Vaters in Ordnung zu bringen, ſei ihr Onkel William. Schon lange hatte er verſprochen von New-Hampſhire, wo er etablirt war, nach Alabama zu kommen, um ſeinen Bruder zu beſuchen. An ihn ſchrieb Jenny, machte ihn mit der ganzen verzweifelten Lage der Dinge bekannt, und bat ihn dringend, ja ſo bald als möglich zu kommen.

Indeſſen verſchlimmerte ſich die Krankheit Makenſie's mit jedem Tage. Sein Übel war eines von denjenigen, für welche die Ärzte keinen Namen wiſſen, das Leben ſchien in ihm abzunehmen wie eine Quelle, welche ein unterirdiſches Feuer austrocknet. Er war nicht ſo viel ein Kranker, als ein Menſch, der es nöthig hat, zu ſterben. Er ſuchte indeſſen ſich noch aufrecht zu erhalten, und ſeine Pflanzungen zu dirigiren, nur verminderte oder verkleinerte er faſt alle Tage etwas, ſo nahm auch mit ſeinen Kräften der Wirkungskreis ſeiner Geſchäfte ab, und ſo zog er ſich vielmehr vom Leben zurück, als daß ihn dieſes verließ.

Manchmal des Abends, wenn er Aufträge ertheilt, oder Rechnungen durchgeſehen hatte, ſetzte er ſich in eine Laube im Raſen. Dann wenn er ſo um ſich die jungen Bäume ſah, die er gepflanzt, und die er nie groß zu ſehen hoffen durfte, und das zarte junge Mädchen, das er ohne Schutz in dem Chaos ſo vieles Unvollendeten zurücklaſſen ſollte, da fühlte er ein unwillkürliches Beben, und ſeine Haare ſich emporſträuben: da erhob er ſich mit Gewalt, ſuchte ſeine letzten Kräfte zuſammen zu raffen, und dem Tode Trotz zu bieten; aber dieſe Aufwallungen waren kurz, und ihnen folgte eine immer noch größere Abſpannung, daher vermied er auch ſolche Aufregungen, und gleich einem Reiſenden, der auf dem Gipfel des letzten Berges ſteht, beugte er ſich zum Leben herab, um das letzte Geräuſch zu hören, den letzten

Duft einzuathmen, ohne ſich um die Nacht zu bekümmern, welche folgt.

Jenny verſäumte nichts, um ihren Vater in dieſer Stimmung zu erhalten. Sie kannte ſeine Sorgen, und ſuchte ſeine Gedanken davon zu entfernen. Wenn Herr Makenſie ſich über ſeine Felder beunruhigte, die er nicht beſuchen konnte, und für die nächſte Ernte beſorgte, ſo führte ihn Jenny an den Lorbeerbäumen hin, zwiſchen welchen herrliche Feuerlilien prangten, und ließ ihn den Geſang der Vögel hören, die zwiſchen wilden Camellienbüſchen ihre Lieder ſangen, ſie zeigte ihm den Alabama, der unter der Gallerie ihres Hauſes vorüber floß, die großen Urwälder, die in der Ferne den Horizont begränzten, und überraſcht von der herrlichen Harmonie in der Natur, vergaß der Kranke die Disharmonie in ſeinen Geſchäften, und fühlte ſich reich und zufrieden in dem unendlichen Reichthum der Schöpfung.

Jenny theilte übrigens die Ruhe nicht, die ſie ihrem Vater einzuflößen wußte. Seit ihrem Geſpräch mit dem Pflanzer der weißen Krone mehrte ſich ihre Bekümmerniß mit jedem Tage. Sie hatte die Zeit berechnet, in welcher eine Rückantwort von ihrem Onkel William aus New-Hampſhire eintreffen konnte, allein die Berechnung und Erwartung ſtehen ſelten im Einklange miteinander, noch war keine Antwort gekommen, und Jenny zitterte.

Eines Abends, als ſich Makenſie leidender befand als gewöhnlich, nahm er den Arm ſeiner Tochter, um ſich in die Baumwollen-Pflanzung führen zu laſſen, aber die Kraft verließ ihn auf dem Wege dahin, und er ſetzte ſich in einer Weinrebenlaube nieder. Die Luft, welche durch die

Blätter ſäuſelte, ſchien ihn zu erfriſchen, ſein Kopf ſank auf die Bruſt nieder, und er entſchlief.

Jenny ſtand vor ihm, ihren Athem einhaltend, und ohne Bewegung, um ihn nicht zu wecken, aber als der gleiche Athemzug des Kranken ihr die Überzeugung gab, daß er ruhig und feſt ſchlummere, da warf ſie einen Blick auf die gefurchte Stirne, auf die verzerrten Züge, auf die abgemagerten Hände, und da ſie dem Schluchzen nicht widerſtehen konnte, ſo entfernte ſie ſich einige Schritte, und ſetzte ſich unter eine Eiche. Sie ſaß hier weinend und nachdenkend längere Zeit, als ſie ganz nahe ihren Namen rufen hörte, erſchrocken ſprang ſie auf, und Plakſon ſtand vor ihr.

»Es ſcheint, Miß Makenſie habe mich nicht erwartet, doch habe ich ihr vor vierzehn Tagen meinen Beſuch voraus angekündigt.«

»Wirklich, ich vermuthete nicht,« antwortete das Mädchen beſtürzt.

»Darf ich fragen, ob Miß über unſer letztes Geſpräch nachgedacht hat?«

»Ja, mein Herr.«

»Und waren meine Gründe ſo glücklich Eingang zu finden?«

»Ich habe von Allem, was Sie mir ſagten, nur Eines begriffen, nämlich, daß mein Vater Verpflichtungen eingegangen hat, welche er nicht erfüllen kann.«

»Verzeihen Sie, ich glaube Ihnen aber auch ein Mittel angegeben zu haben, wie Sie Ihren Vater aus dieſer Verlegenheit ziehen können.«

»Hierin rechne ich,« antwortete Jenny, den Bemerkungen Plakſon's ausweichend, „auf meinen guten Onkel, ich hoffe, er wird kommen und die Sachen in Ordnung bringen.“

„Ach! Sie haben alſo Ihrem Herrn Onkel geſchrieben,“ erwiederte der Pflänzer mit ſichtbarem Unwillen. „Ich ſehe wohl, Sie wollten nicht Hilfe bei Ihren nähern Freunden ſuchen.“

„Ich habe keine Freunde, als meine Verwandte.“

„Und Herrn Cokeril?“

Jenny erhob die Augen mit einer Art Kühnheit, und ſagte: „Ja, es iſt wahr, wenn Jones hier wäre, ſo würde ich ruhig ſeyn.“

„Ich wußte nicht, daß Herr Cokeril ein ſo vielvermögender Vertheidiger ſei, und vor Allem war mir nicht bekannt, daß er über 10,000 Dollars zu verfügen habe.“

„10,000 Dollars?“

„So viel iſt mir Herr Makenſie ſchuldig, und hievon morgen die erſte Zahlungsrate fällig.“

„Aber mein Vater beſitzt nicht ſo viel.“

„Ich weiß es.“

„Sie werden ihm alſo wohl noch Friſt geſtatten, mein Herr? wenigſtens die Ernte abwarten?“

„Ich habe das Recht, die ganze Beſitzung auf der Stelle verkaufen zu laſſen.“

„Aber Sie werden ſich dieſes Rechtes nicht bedienen?“ fragte Jenny erſtarrt.

„Ihr Entſchluß wird den meinigen beſtimmen.“

Das Mädchen ſchlug die Augen nieder und Eiſeskälte rieſelte durch ihre Gebeine.

„Ich habe mich zu deutlich erklärt,“ fuhr der Pflanzer fort, „um nicht verſtanden worden zu ſeyn. Miß Makenſie, ich liebe Sie, werden Sie mein Weib, und Ihr Vater iſt gerettet. Ich bin reich, Sie wiſſen es, mein Vermögen iſt das Ihrige, befehlen Sie über mein Geld, meine Beſitzungen, meine Sklaven, Ihre Befehle ſollen vollzogen, Ihre leiſeſten Wünſche erfüllt werden. Wir bleiben in Alabama, oder wir verlaſſen es, wie Sie wollen. Stoßen Sie mich nicht zurück, Miß, denn ich ſuche mein Glück nur in dem Ihrigen.“ Bei dieſen Worten hatte Plakſon verſucht, die Hand der jungen Amerikanerin zu faſſen, aber dieſe entriß ſie ihm ſchnell und rief: „Nein, das iſt unmöglich, unmöglich! Ich bin Jones Verlobte! ich bleibe ſein bis in den Tod.“

„Bedenken Sie, Miß, die Lage ihres Vaters, er iſt verloren.“

„O! wer gibt mir Geld? — Geld!“ ſchrie Jenny außer ſich.

„Ah! fangen Sie endlich an, den Werth des Geldes einzuſehen?“

„Herr,“ flehte ſie, die Hände ringend, „ſeyn Sie großmüthig. Bedenken Sie, daß Sie ſeit zehn Jahren der Freund meines Vaters ſind.“

„Sie ſind ſeine Tochter ſeit zwanzig Jahren, Miß, und Sie wollen ihn nicht retten, warum ſoll ein Fremder mehr für ihn thun, als ſein eigenes Kind?“

„Haben Sie Mitleid mit mir.“

„Würdigen Sie ſich nicht zu Bitten und Thränen herab, Miß, es iſt unnütz. Ich bin nicht der Mann, der ſeine

Hoffnung ſo leicht aufgibt und ſein Glück nicht zu vertheidigen weiß. Erfahrung hat bei mir längſt der Großmuth den Stab gebrochen. Ich werde Alles anwenden, um Sie mein zu nennen, ich werde nicht ruhen, bis Sie ſich in meine Arme werfen, und ſollt' ich das Bett Ihres kranken Vaters verkaufen."

„Um Gotteswillen ſetzen Sie für Ihre Wohlthat keinen unmöglichen Preis! — Sie bedürfen ja des Geldes nicht, welches Ihnen mein Vater ſchuldet, was liegt Ihnen daran, noch zu warten? Sie werden nicht lange warten dürfen, denn mein armer Vater iſt dem Tode nahe, ſchonen Sie wenigſtens den Sterbenden in ſeinen letzten Stunden. — O, verſprechen Sie mir wenigſtens das, Herr Plakſon!"

Die Angſt hatte in dieſem Augenblicke den Sieg über Jenny's Abneigung davongetragen, ſie hatte ſich dem Pflanzer genähert, ſeine beiden Hände gefaßt, und ſie auf den Knien an ihre Bruſt gedrückt. Das Pochen ihres Herzens fühlend, ergriff Plakſon eine Art von Geiſtesverwirrung, er hob die Flehende auf, drückte ſie an ſeinen Buſen und berührte mit ſeinen Lippen ihre ſchönen blonden Haare. „Ja," rief er außer ſich, ich verſpreche es Dir, aber verſprich auch du mir, daß Du mein ſeyn willſt. O Jenny! Du weißt nicht, wie unausſprechlich ich dich liebe, Dein Anblick iſt mir zum Leben nothwendig. Wie oft, wenn Du durch die Reisfelder gingſt, wollt' ich hervorſtürzen, Dich faſſen und mit dir in die Wüſte fliehen. Allein ich wollte Dich nicht durch eine Gewaltthat erringen, Du ſollteſt mich lieben, Du mußt mich lieben, Jenny."

Dieſe Worte waren mit einer Art von Wuth herausgeſtoßen — Jenny entriß ſich ſeinen Armen und ſchrie laut auf: „Zurück von mir, Du erfüllſt mich mit Abſcheu.“

Der Pflanzer erblaßte. „Abſcheu,“ wiederholte er langſam, „Abſcheu alſo wäre Alles, was meine heiße Liebe von dir erringen konnte? Du fühlſt Abſcheu gegen mich? Wohlan ſo will ich dieſes Gefühl auch rechtfertigen. Geh hin, und ſage Deinem Vater, daß er ſein Bett verlaſſe, es iſt mein, Alles was Euer war, iſt nun mein, bis auf die Luft, die ihr athmet. Ihr ſeid nur Bettler, denen ich ſeit zehn Jahren Almoſen gegeben habe. — O! man hat nicht umſonſt Abſcheu vor mir. Sagt Lebewohl Allem, was Euch umgibt, denn morgen treibt Euch die Gerechtigkeit aus Eurem Hauſe, und es bleibt dir nicht einmal ſo viel, um einen Sarg für Deinen Vater kaufen zu können.“

„Elender!“ rief hier plötzlich eine Stimme.

Der Pflanzer und Jenny wendeten die Köpfe zugleich nach jener Seite, woher die Stimme erſchallte und ſahen Makenſie am Eingang zur Laube aufrecht ſtehen, in ſeiner Hand noch die Zweige haltend, welche er abgebrochen hatte, indem er ſich mit Hilfe derſelben emporaffte. Blaß und wankend näherte er ſich Plakſon, welcher unbeweglich da ſtand, der Athem pfiff in ſeiner Bruſt, und ſeine Lippen zitterten. Jenny, welche ihm entgegengeſtürzt war, ſchmiegte ſich an ihn.

„Elender!“ wiederholte Makenſie, „Du meinteſt nur ein ſchwaches Kind zu ſchrecken, allein ich war in der Nähe, und habe Alles gehört.“

„Wohlan,“ fragte Plakſon, „was beſchließeſt Du?

„Ich beſchlieſſe,“ ſchrie der Kranke mit Anwendung aller ſeiner letzten Kräfte, „daß ich eher im Hoſpitale von Montgomery ſterben will, als mein Kind einem irländiſchen Banditen zum Weibe geben.“

„O ich verſtehe, Du haſt wieder Deine Vorkehrungen getroffen, um einen klugen Bankerott zu machen.“

Bei dieſen Worten, welche Makenſie ein Unglück zurückriefen, das man ihm als Schande angerechnet hatte, ſtürzte er mit hochgehobenem Arme auf Plakſon los, dieſer aber trat einen Schritt zurück, zog eine Piſtole hervor, welche er verborgen hatte, und hielt ſie dem Kranken entgegen. Dieſer aber erwartete nicht den Schuß, die Kraftanſtrengung hatte ihn ganz erſchöpft, er wankte und fiel zu Boden.

„Mein Vater! mein Vater!“ ſchrie Jenny, und fiel neben ihm auf ihre Knie.

Noch ein Mal blickte Makenſie ſie an, ſtreckte ſeine Hand nach ihr aus, wollte reden, dann aber ſank ſein Kopf zurück, und ſeine Augen ſchloſſen ſich für immer.

Der erſte Schmerz Jenny's war unbeſchreiblich, obſchon ſie dieſen ſchrecklichen Augenblick ſchon lange vorhergeſehen hatte, ſo mangelte ihr jetzt doch die Kraft, ihn zu ertragen. Man kann auf den Verluſt eines Vaters gefaßt ſeyn, aber wenn er dahin iſt, ſo ſieht man doch, daß alle Reſignation nur eine verkappte Hoffnung war; ſo lange wir ein geliebtes Weſen noch ſehen, wiſſen wir noch nicht, was ſterben iſt, erſt durch den gänzlichen Verluſt begreifen wir den Tod.

So lange Jenny noch den Leichnam ihres Vaters ſah, hatte ihr Schmerz noch ein Maß, als aber der Sarg fortgetragen, und das Haus einſam und öde war, da fühlte ſie eine unbeſchreibliche Leere in ihrem Herzen, und empfand mit Schrecken, daß ſie eine Waiſe war. Die Drohungen Plakſon's kamen ihr in das Gedächtniß, ſie blickte um ſich, und als ſie ſich allein ſah, ohne Freunde, ohne Verwandte, ohne Schutz, da ſank alle ihre Hoffnung, und ſie weinte bitterlich.

Die Ankunft ihres Onkels, welche noch dieſen Abend erfolgte, riß ſie glücklicher Weiſe aus ihrer verzweiflungsvollen Stimmung. William Makenſie, den ſie früher nie geſehen hatte, war ein Mann vortrefflichen Herzens, ernſthaft und ſtreng mit Männern, ſanft mit Frauen und Kindern, ein treuer Verehrer des Evangeliums und der Geſetze. Weder ſeinen Blick, noch ſeine Stimme entflammte je das Feuer der Leidenſchaft; Sanftmuth ſtrahlte aus ſeinem heitern Auge, und tröſtend war ſein Ton. Nachdem er Jenny zärtlich umarmt hatte, zog er ſie auf ſeine Knie, und ließ ſie einige Zeit auf ſeiner Schulter weinen, dann aber hob er ihren Kopf empor, und ſprach mit väterlicher Herzlichkeit: „Genug jetzt, liebes Kind, Gott erlaubt die Thränen, aber er liebt den Muth. Du biſt keine Waiſe, weil dein Vater geſtorben iſt, Du ſollſt von nun an meine Tochter ſeyn.“

Indeſſen wurde der Tod Makenſie's bald auf ganz Alabama bekannt, und ſeine Gläubiger erhoben ſich. Sie kamen alle nach Montmogery, und klagten ihre Forderungen ein, auch Herr Plakſon erſchien mit den ſeinigen. Da des Verſtorbenen Angelegenheiten in großer Unordnung waren, ſo wurden deſſen Bruder und Herr Plakſon gebeten ein genaues Inventarium ſeiner Hinterlaſſenſchaft aufzunehmen. Sie theilten ſich in dieſe Arbeit. Plakſon übernahm es, Makenſie's Bücher und Schriften zu unterſuchen, und William den Stand der liegenden Gründe und der Ernte aufzunehmen.

Jenny war weit entfernt, zu ahnen, daß eben dieſes Inventarium ihr Verderben herbeiführen werde.

William's Arbeit nahm eine ganze Woche in Anſpruch, während welcher Jenny gar nicht aus dem Hauſe ging, um Plakſon zu vermeiden. Sie fand eine Art Troſt in dem Gedanken, daß ſie nun bald einen Ort verlaſſen werde, wo ihr Alles trauervolle Erinnerungen hervorrief, und ſie mit fortwährender Angſt quälte.

Endlich war das Inventarium vollendet, und Alle, welche einen Anſpruch auf die Verlaſſenſchaft zu machen hatten, wurden eingeladen, den Berichten William's und Plakſon's beizuwohnen.

Eine Zuſammenkunft von Gläubigern in dem Hauſe ihres Schuldners iſt ein ganz eigenes Schauſpiel. Hier zeigen ſich Habgierde und Egoismus in ihrer ganzen Stärke. Man muß ſehen, wie dieſe ſich mit verdächtigem Mißvergnügen beobachten, man muß hören, mit welcher Vorſicht ſie einander ausholen, und wie ſie ohne Erröthen einander belügen. Die Augen ſchweifen überall herum, man ſchätzt im Gedanken ſogleich alles, was man erblickt, man berührt die Vorhänge, die Bettdecken, man ſucht auf dem Pianoforte den Namen des Verfertigers, und beſtimmt ſchon im voraus alle Stücke, die man ſich zueignen will.

Die Gläubiger des Herrn Makenſie hatten dieſe

Prüfung im Einzelnen ſchon angeſtellt, als Plakſon und William eintraten. Der Letztere war traurig, aber in den Augen des Erſteren flammte eine wilde Freude. Alle Beide ſetzten ſich zu einem Tiſche, und William begann ſein Inventarium abzuleſen.

Liegende Gründe, das Wohnhaus, die Ernte, die Sklaven, Alles war mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit geſchätzt, und belief ſich auf 20,000 Dollars.

„Wie, nur 20,000 Dollars?“ ſchrien einige Gläubiger.

„Geduld,“ unterbrachen ſie Andere, „vielleicht hat Herr Plakſon noch etwas in den Papieren des Verſtorbenen entdeckt.“

„Nichts!“ ſagte Plakſon, die Achſel zuckend.

Da entſtand ein allgemeiner Lärm, und mancherlei Verwünſchungen gegen den Verſtorbenen wurden laut.

„Ich hab's wohl vorausgeſehen,“ ſagte ein großer Holländer, der ſich mit dem Sklavenhandel bereichert hatte, „der Verſtorbene war ein Korreſpondent der Koloniſationsgeſellſchaft, ein verkappter Abolitioniſt.“

„Ein Menſch ohne Religion, der am Sonntag Muſik machte,“ fiel ein Quäcker ein.

Und alle ſchrien unter einander: „Abſcheulich, himmelſchreiend! alſo ſollen wir wenigſtens die Hälfte verlieren?“

„Sie werden nichts verlieren,“ antwortete Plakſon. „Das Inventarium des Herrn William enthält nicht das ganze Eigenthum ſeines Bruders, und er hat das Koſtbarſte vergeſſen.“

„Welches?“

„Seine Tochter.“

Ein allgemeines Gemurre drückte das Staunen der Anweſenden aus.

„Ich verſtehe Sie nicht," ſagte William.

„Sie werden mich gleich verſtehen mein Herr! Dieſe Dokumente, unter des Verſtorbenen Papieren gefunden, beweiſen, daß die Frau, welche er vor 20 Jahren in Louiſiana heirathete, eine Sklavin war. Die Töchter ſind nach unſern Geſetzen, was die Mütter waren, alſo iſt Miß Jenny, die Tochter einer Sklavin, auch eine Sklavin, und gehört als ſolche in die Verlaſſenſchaft des Herrn Makenſie."

„Das iſt unmöglich," rief William, „wo ſind die Dokumente?"

„Hier!" — William wurde gebeten ſie laut vorzuleſen."

Sie zeigten, daß Makenſie Schritte gemacht habe, um die Mutter Jenny's frei zu machen, daß dieſe aber erſt durch das Falliment, wodurch er gezwungen war, Louiſiana zu verlaſſen, ſpäter aber durch den Tod ſeines Weibes vereitelt worden ſeien. Die Beweiſe waren ſo klar, daß ſie keinem Zweifel Raum gaben. William ſtand nach der Ableſung einen Augenblick ſtumm und unbeweglich.

Sind Sie überzeugt, Herr Makenſie?" fragte Plakſon ironiſch.

Der Alte, bis in ſein Innerſtes erſchüttert, antwortete nicht

„Herr Makenſie ſieht nun ein, hoff' ich, daß ſeine Nichte auch ein Verlaſſenſchaftsſtück ſeines Bruders iſt."

„Hört mich," verſetzte Makenſie, „ich kann nichts einwenden gegen Euer ſchändliches Geſetz, nur bitte ich Euch, daß Ihr mir die Tochter meines Bruders überlaßt. Ich bin nicht reich und habe ſechs Kinder, aber, wenn dieſe auch keine Erbſchaft zu erwarten haben, ſo ſind ſie wenigſtens freie Menſchen. Ich zahle Euch für Jenny den Preis, den man für den kräftigſten Sklaven in Alabama bezahlt, ich zahle ſo viel, daß Ihr ſelbſt finden werdet, daß ein ſchwaches Kind dafür zu theuer erkauft iſt.“

„Miß Jenny iſt ſchön,“ bemerkte ein Gläubiger, „und Schönheit hat ihren eigenen Preis.“

„Entſetzlich,“ ſchrie William.

„Man ſieht, daß ſich der alte Herr auf einen ſolchen Artikel nicht verſteht,“ ſagte lachend der Holländer. „Übrigens kauft und verkauft man nicht ungeſchaut. Herbei mit der Waare, damit man ſie ſchätzen kann.

„Ganz recht,“ rief man von allen Seiten, „laßt die Sklavin kommen, wir wollen ſie ſehen.“

Makenſie ſuchte vergebens Vorſchläge und Einwendungen zu machen, man hörte ſie nicht, er ſah wohl, aller Widerſtand ſei fruchtlos, und fürchtend, man möchte ſie mit Gewalt herbeiſchleppen, ging er ſelbſt, ſie zu ſuchen.

Er fand ſie mit Begießen der Blumen beſchäftigt; als ſie ihren Onkel ſah, lächelte ſie Anfangs, als ſie aber die Bläſſe ſeines Geſichtes bemerkte, fragte ſie ihn ängſtlich: „Was iſt Ihnen, lieber Onkel?“

William hatte weder die Zeit, noch die Geiſtesgegenwart, um ihr das zu verſüßen, was er ihr zu ſagen hatte; daher entdeckte er ihr Alles ohne Vorbereitung. Miß Makenſie war wie vom Blitze gerührt.

„Fürchte nichts,“ tröſtete ſie der Alte, „ich rette dich, was es mich auch koſten mag.“

Miß Jenny traute dieſen Worten nicht. Mit jener ſchnellen und tiefen Klarheit, welche die Gefahr gibt ſah ſie auf der Stelle ein, daß alle Hoffnung verloren ſei, und daß ſie in die Gewalt jenes Mannes fallen müſſe, den ſie mehr haßte, als den Tod. Dieſe Überzeugung, anſtatt ſie niederzuſchlagen, gab ihr im Gegentheile Muth. Wenn man dem Unglücke noch etwas abſtreiten kann, iſt man voll Angſt, aber wenn das Unvermeidliche über uns hereinbricht, unterwirft man ſich geduldig dem Schickſal. Mit der Ruhe eines Verurtheilten, der zum Schaffotte geht, folgte Jenny alſo ihrem Onkel, und dieſer, ohne die Urſache jener muthvollen Ruhe ſich erklären zu können, freute ſich darüber.

Die Gläubiger erwarteten indeſſen mit Ungeduld den Onkel und das Mädchen, und fanden die lange Verzögerung etwas ſonderbar. Die Argwöhniſchſten wurden ſchon unruhig, da ging die Thüre auf, und William erſchien, Miß Makenſie an der Hand. Das Mädchen war blaß, aber ſie ſchritt ruhig und ſtolz einher. Es war über ihr ganzes Weſen ein ſo tiefer und erhabener Schmerz ausgegoſſen, daß bei ihrem Anblicke die Gläubiger faſt ehrfurchtsvoll zurückwichen.

„Ich bringe Ihnen Ihre Sklavin,“ ſagte der alte William mit Würde. „Da die Geſchöpfe Gottes hier eine Waare ſind, die man verkaufen und erben kann, ſo mögen Sie ſelbſt entſcheiden, was ich Ihnen dafür bezahlen ſoll.“

„Das iſt eine Waare von der beſten Qualität,“ murmelte der Holländer. „Ich verſtehe mich auf den Sklavenhandel, und ich glaube, 2000 Dollars kann man dafür geben.« —

»Ich gebe 3000,« rief William.

Die Gläubiger beratḣſchlagten ſich, als Plakſon, der bisher nur ſchweigend und lächelnd zugehört hatte, vortrat, und kalt ſagte: »Ich gebe 6000 Dollars.«

Bei dem Tone dieſer Stimme bebte Jenny zurück, aber verrieth doch keine Angſt.

»7000 Dollars,« verſetzte William.

»8000, 9000, 10,000,« fuhr Plakſon fort.

Makenſie ſchwieg. Er bedachte, daß 10,000 Dollars faſt das ganze Vermögen ausmachten, welches er ſeinen Kindern hinterlaſſen wollte. Jenny, welche dieſes Schwanken bemerkte, faßte ihn bei der Hand, und flüſterte ihm zu: »Genug lieber Onkel, laſſen Sie mich.«

»Herr!« ſprach William zu Plakſon, »ich weiß wohl, Sie können über größere Summen disponiren, als ich, aber haben Sie Mitleid mit meiner Armuth. Es iſt ja kein Streit, den ich gegen Sie führe, wenn ich mehr biete, es iſt nur eine Pflicht, die ich erfülle. Trotzen Sie mir das Mädchen nicht ab, es iſt die Tochter meines Bruders, ich habe ihr verſprochen, künftig ihr Vater zu ſeyn. Um Gottes Barmherzigkeit Willen laſſen Sie mir das Mädchen.« Dieſes ſagte der Alte mit zitternder Stimm, und Thränen in den Augen; er faßte Jenny's Hand und gegen die Gläubiger gewandt, rief er: »Ich gebe 12,000 Dollars.«

»Ich gebe 15,000,« ſagte kalt Plakſon.

»Geben Sie mich auf,« flehte Jenny.

William aber, bleich vor Zorn und Schmerz, verſetzte: „Die Schuld meines Bruders beträgt 20,000 Dollars, wohlan! ich verpflichte mich, ſie binnen einem Jahre zu bezahlen.“

„Und ich bezahle ſie auf der Stelle,“ ſchrie Plakſon, indem er die Summe in Banknoten auf den Tiſch hinwarf.

Bei dieſem Anblicke näherten ſich alle Gläubiger zugleich dem Tiſche. „Der Handel iſt abgeſchloſſen,“ rief der Holländer, „wir theilen uns in die Banknoten, und Euer iſt die Sklavin.“

Makenſie warf ſich in einen Stuhl, und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

„Das mußte ſo kommen,“ ſprach Jenny mit kalter Verzweiflung, „das war unvermeidlich, mein theurer Onkel, Sie waren nicht reich genug, um mich zu retten. Betrüben Sie ſich nicht, Sie ſehen, ich bin gefaßt, und bedenken Sie, was Sie mir ſelbſt geſagt haben: Gott erlaubt die Thränen, aber er liebt den Muth.“ Dann vor dem Alten auf ihre Knie ſinkend, und ſeine Hände faſſend, fügte ſie mit zitternder Stimme hinzu: „Hören Sie nur noch meine letzte Bitte. Jones befindet ſich, eitle Hoffnung nährend, in Boſton. Vielleicht in dieſem Augenblicke ſetzt er ſchon die Zeit feſt, wo wir auf ewig vereinigt werden ſollen; ich fürchte ſeinen Schmerz, wenn er den Schlag erfährt, der mich getroffen. Verſprechen Sie mir, das Schreckliche ihm ſelbſt zu verkünden, ihn zu tröſten, und über ihn zu wachen.“

„Ich verſpreche es dir,“ verſetzte William weinend. Das Mädchen zog ein goldenes Ringlein von ihrem Finger, und es ihm reichend, ſprach ſie: „Dieſen Ring ſenden Sie ihm, und verkünden ihm dabei, daß ich meinen Schwur treu gehalten habe, und als ſeine Braut geſtorben bin.“

Beide hielten ſich einige Augenblicke ſchluchzend in den Armen, dann riß ſich Jenny mit übermenſchlicher Kraft los, drückte beide Hände krampfhaft auf ihr Herz als wenn ſie dieſem Schweigen gebieten wollte, hob das blonde Haupt hoch empor und warf einen verwirrten Blick rund um ſich. Die Gläubiger hatten ſich in die Kammer daneben begeben, um ihre Forderungen auszugleichen, und ſie war mit ihrem Onkel allein. Sie ſchritt in dem Zimmer herum, wo ihr alles ſo vertraut war, und die Arme ausbreitend, als wenn ſie alles mit einem Male umarmen wollte, rief ſie: „Lebt wohl — lebt wohl!“ dann kniete ſie vor einem Frauenbilde nieder, welches an der Mauer hing, und ſprach: „O meine Mutter! Gott ſei gelobt, daß er dich früher zu ſich nahm, Du darfſt doch Deine Tochter nicht verkaufen ſehen, und biſt jetzt frei dort oben im Himmel.“

Dann näherte ſie ſich dem Fenſter, und ſah in's Freie hinaus, ſie betrachtete die Landſchaft, den Himmel, den Alabama, welcher unter dem Balkon vorüberfloß, bedeckte ſich das Geſicht, und ſchluchzte laut. Es war ein Augenblick des tiefſten Schweigens. Plötzlich aber öffnete ſich die Thüre und Plakſon erſchien.

„Ich komme zu fragen,“ ſprach er, „ob das Abſchiednehmen vorüber iſt.“

„Dieſer Kauf iſt alſo wirklich und unwiderruflich geſchloſſen?“ fragte William.

Statt der Antwort hielt ihm Plakſon den, von den Gläubigern unterzeichneten, Kaufbrief vor.

Der Alte nahm maſchinenartig das Papier.

„Und durch die bezahlte Summe ſind alle Verpflichtungen meines Vaters erfüllt, und ſeine Ehre makellos?“ fragte Jenny.

Herr William Makenſie wird ſogleich die Generalquittung für ſeinen Bruder erhalten. Es bleibt jetzt nichts mehr übrig, als daß Miß Jenny ihrem neuen Herrn folgt.“

„So leben Sie denn wohl, mein theurer Onkel!“ ſchrie Jenny außer ſich. „Lebe wohl, Jones!“ und mit einem Sprung auf das Fenſter ſtürzte ſie ſich aus demſelben in den Alabama hinab.

Fünf Tage auf dem Lande.

Lebensbild.

Es war im Auguſt des verfloſſenen Jahres, das Wetter warm und angenehm und die meiſten Bewohner unſerer Reſidenz emigrirten auf das Land. Die Reichen hatten ihre Güter und Schlöſſer beſucht, der Mittelſtand ſeine Landhäuſer bezogen, und ſelbſt diejenigen, welche nur von einem mäßigen Einkommen lebten, ſich eine kleine Wohnung in den näheren reizenden Umgebungen der Hauptſtadt gemiethet, wo ſie für wenig Geld leicht täglich mit einem Stellwagen aus- und einrutſchen konnten. Sie glaubten ſo auf dem Lande zu leben, weil ſie mindeſtens täglich drei Stunden mit Hin- und Wiederfahren zubrachten.

Ich ging früh Morgens eben über den Kohlmarkt, als mir mein junger Freund D — entgegenkam; er hing ſich mir an den Arm und ſagte: „Freund! Bruder! das iſt ein glückliches Zuſammentreffen. Du mußt mit mir kommen! heute iſt es ſo ſchön und angenehm, und du haſt es mir ſchon ſo lange verſprochen, jetzt laß' ich dich nicht mehr los.“

„Aber wohin willſt du mich denn führen, lieber Freund?“

„Nach dem Landhauſe meiner Tante, wohin ich ſo eben zu fahren Willens bin. Du weißt, daß du mir dein Wort gegeben haſt, einmal einige Tage mit mir dort zuzubringen. In einer Stunde fahre ich, mein Kabriolet ſteht bereit. Ich habe mich im Bureau auf fünf Tage frei gemacht. Thue du dasſelbe. Samſtag ſind wir wieder zurück. Ich verſpreche dir, du ſollſt dich vortrefflich unterhalten.“

„Aber ich habe ja nicht die Ehre deine Tante zu kennen.“

„O! ſie wird entzückt ſeyn, dich zu ſehen, ich habe ihr deinen Beſuch ſchon öfters angekündigt. Du wirſt bei meiner Tante eine ausgewählte Geſellſchaft finden: einen alten Advokaten, der äußerſt inſtruirt iſt, und die Spezialgeſchichte unſeres Landes bis in die kleinſten Details inne hat, ein wahrer lebendiger Folioband; dann einen luſtigen liebenswürdigen Nachbar, der ein leidenſchaftlicher Jäger iſt. O! meine Tante hat immer Geſellſchaft.“

„Lieber Auguſt! die Geſellſchaft iſt es nicht, was ich auf dem Lande ſuche, ſondern die Natur.“

„Auch recht, unterhalte dich, womit du willſt. Auf dem Lande herrſcht kein Zwang. Alſo, es bleibt dabei. In einer Stunde, längſtens um 9 Uhr hol' ich dich in deiner Wohnung ab.“

Es blieb mir kein Mittel mehr, zu verweigern. Man verſpricht oft leider unvorſichtig Etwas, was man dann halten muß. So kommt man oft zu einem ſchlechten Mittagmahl, zu einem elenden Liebhaber-Concert, oder zur Vorleſung eines neuen Stückes.

Ich willigte alſo ins Himmelsnamen ein. Auguſt bezeigte darüber eine große Freude, und verließ mich, indem er wiederholte: „Alſo präciſe um 9 Uhr!“ Ich ging nach Hauſe, indem ich bei mir dachte: nun es iſt ja doch wahrſcheinlich, daß ich mich dort unterhalten werde; denn Auguſt iſt gern fröhlich und er würde ſeine Tante nicht ſo oft beſuchen, wenn es dort langweilig wäre.

Auguſt war exakt. Wir ſetzten uns Punkte neun Uhr in ſeinen Wagen und rollten fort.

»Apropos,« fragte ich, »wo iſt das Landhaus deiner Tante? Du haſt es mir zwar dieſen Winter ſchon geſagt, aber ich habe es wieder vergeſſen, und laſſe mich jetzt von dir führen, ohne zu wiſſen wohin.«

»Du wirſt zufrieden ſeyn. Du biſt ein Liebhaber der ſchönen Natur und findeſt dort üppige Wieſen, herrliche Auen und eine ſehr pittoreske Gegend. Das Dorf hat freilich nicht den ſchönſten Namen, es heißt Krotendorf und liegt außer Stockerau.«

»Wie? ſo weit?« — »Ja gute fünf Meilen.« — »Aber das iſt ja faſt eine Reiſe.« — »Sei ruhig, bis 2 Uhr ſind wir dort und ſpeiſen zu Mittag.

Der Name Krotendorf tönte mir etwas ominös in die Ohren, und die weite Entfernung wollte mir auch nicht recht behagen; denn wenn man ſich nicht unterhält, ſo iſt man nicht ſo ſchnell wieder in der Stadt zurück, wie von Hiezing und Döbling, aber was war zu machen? Auf dem Wege war ich nun einmal. Ich fragte meinen Freund noch: »Aber wie kömmt es denn, Auguſt, daß du, ein ſo großer Liebhaber der Theater und der Stadtfreuden, du, der du mir ſo oft ſagteſt, du fändeſt am Landleben wenig Vergnügen, jetzt ſo oft deine Tante beſuchſt?«

»Ja ſieh mein Freund, ich habe meinen Geſchmack geändert, jetzt liebe ich das Land ganz außerordentlich. Und dann — ich habe vergeſſen, dir zu ſagen, meine Tante hat eine Ziehtochter, Freund, ein Mädchen, wie es kein zweites gibt, 18 Jahre alt, Lippen wie Korallen, Augen wie Schwarzkirſchen, und eine Geſtalt — nun, du wirſt ſehen.«

»Ach! nun begreif' ich, warum du das Land ſo ſehr liebſt, der Korallen und Schwarzkirſchen wegen.« — »Ja, ich muß geſtehen, ich bin in Malchen zum Sterben verliebt, und bei meiner armen Seele, ich wünſche ſie zu meiner Frau zu machen. Aber du mußt draußen nichts davon merken laſſen; denn meine Tante iſt ſehr ſtrenge, ſie läßt das Mädchen ohnehin nicht aus den Augen, und wenn ſie erſt wüßte, daß ich ſie liebe, wär's gar aus.« — »Ich verſpreche dir Stillſchweigen.« — »Apropos! Du ſpielſt ja auch Whiſt, nicht wahr?« — »Ja, manchmal, warum?« — »Meine Tante liebt das Spiel ſehr.« — »Ganz gut, aber ich gehe ja nicht auf das Land um Whiſt zu ſpielen.« — »O! du kannſt thun, was du willſt.«

Auguſt trieb ſeine Pferde tüchtig an, und wir kamen um halb 3 Uhr in Krotendorf an.

Die Lage war nicht übel, aber mir kam es doch vor, als ob ich in der Ferne ſo etwas wie Unkengeſchrei vernähme. Das Landhaus der Tante, Baronin v. S., lag an einem kleinen Hügel außerhalb des Dorfes, es war ein recht hübſches Viereck, gut erhalten. Wir traten in den gepflaſterten Hof, ein großer Haushund ſprang bellend auf mich zu aber zum Glücke für meine Beine kam der Gärtner noch zur rechten Zeit, um ihn abzuwehren.

»Iſt man ſchon bei Tiſche?« fragte Auguſt.

„Ja junger Herr, ſeit einer halben Stunde. Sie wiſſen ja, hier wird täglich Punkt 2 geſpeiſt.“

„Zum Henker! das iſt mir unlieb!“ und mit dieſen Worten ſah ich Auguſt unentſchloſſen einige Schritte auf und nieder gehen.

„Nun,“ ſagte ich, „das iſt ja eben recht, wenn man bei Tiſche iſt; denn ich habe fürchterlichen Appetit.“

„Ich auch, lieber Freund! aber Jakob! ſind Gäſte da?“

„Wie gewöhnlich: die Frau Baronin, das Fräulein, Doktor Katzelberger und der Nachbar Rüffelſtein. — Ei, da hätt' ich bald vergeſſen, die taube Madame iſt auch da, — die Madame Fuchs — oder Wolf, wie ſie heißt.“

Während der Gärtner die Leute herzählte; ſchob ich meinen Freund bis zur Eingangsthüre, aber anſtatt hinein zu gehen, wandte er ſich jetzt um, nahm mich am Arme und zog mich beim Gitterthor hinaus, indem er dem Gärtner zurief: „Jakob, ſpann' aus und führe die Pferde in den Stall, melde uns der Tante aber noch nicht, hörſt du?“

„Was ſoll denn das heißen?“ rief ich Auguſt etwas barſch an.

„Ja, ſieh,“ verſetze er, „meine Tante, obſchon eine liebe, eine herzensgute Frau, hat doch ihre kleinen Eigenheiten; zum Beiſpiel, wenn ſie ein Mittagmahl für fünf Perſonen beſtellt, ſo kann ſie es nicht leiden, wenn ſechs oder gar ſieben Gäſte kommen, ſie glaubt, es ſei dann nicht genug zu eſſen da. Mein Gott alte Leute haben ihre Launen. Auch kann ſie es nicht leiden, wenn Jemand ſpäter kommt, und ſo Alles bei Tiſche in Unordnung bringt. Ich glaube, ſie würde mir ſogar ein böſes Geſicht gemacht haben, wenn ich jetzt mit dir eingetreten wäre. Um dies zu vermeiden, werden wir jetzt in das große ſchöne Wirthshaus vor dem Dorfe gehen und dort Mittag halten. Ich ſage dir, ein vortrefflicher Gaſthof, alle noblen Reiſenden kehren dort ein.“

Ich ſchüttelte den Kopf, und wenn ich einen Wagen geſehen hätte, ich glaube, ich hätte mich auf der Stelle eingeſetzt und wäre wieder zurückgefahren.

August führte mich in den prächtigen Gaſthof, wo ich ſtatt der Reiſewagen nobler Perſonen nur einige ſchwere Fuhrwagen ſtehen ſah. Wir gingen in den Garten durch die Küche, wo ich kein Fünkchen Feuer mehr glimmen ſah; doch verſicherte uns die Frau Wirthin, eine dicke Frau mit einem Vortuche, deſſen vielerlei Farben ich nicht beſchreiben will, daß wir ſogleich bedient werden würden. Ich ſetzte mich zu einem Baum, ziemlich übel gelaunt, während August mir nur von ſeiner ſchönen Couſine vorſchwätzte und ſchon in Wonne ſchwamm, nur dieſelbe Luft mit ihr einathmen zu können.

Endlich bringt man uns ein ſchon gebrauchtes Tiſchtuch, zweizackige Gabeln, Zinnteller und Zinnlöffel, und ſetzt uns eine räucherige Suppe und nach dieſer Schweinskarbonaden auf, die ſich entſetzlich ſträubten, ſich zertheilen zu laſſen. — Vom Weine laßt mich ſchweigen; ich wollte dem Wirthsknaben, der im Garten ſtand und heulte, weil er nicht in die Schule gehen wollte, einen Schluck geben, allein ehe er ſich dazu herbeiließ, lief er doch lieber geſchwind in die Schule. —

„Wenn das der vortrefflichſte Gaſthof iſt,“ ſprach ich, indem ich eine Karbonade zu verarbeiten ſuchte, „ſo möchte ich auf dieſer Straße nicht reiſen, und wenn ſie ins Himmelreich führte.«

»Ach Freund!« rief Auguſt aus, »wenn du Malchen ſehen wirſt, das liebe herrliche Malchen!«

»Ich bin überzeugt,« antwortete ich etwas boshaft »daß dein Malchen nicht von Rauch riechen und zarter ſeyn wird als dieſe Cotelettes, aber das macht unſer Diner nicht beſſer!«

»Siehſt du, da kömmt ein Poulard, das wird uns entſchädigen.«

Dieſes Poulard war freilich zarter; denn es fiel von ſelbſt aus einander, und ich konnte keinen Biſſen davon genießen. Der Salat mußte auch ein Ingredienz von der nächſten Nachtlampe bekommen haben, denn er ſtank fürchterlich; kurz, ich ſputete mich, dieſen vortrefflichen Gaſthof wieder zu verlaſſen. Auguſt ſah auf ſeine Uhr und dachte, daß man dort jetzt ſchon vom Tiſche würde aufgeſtanden ſeyn, und daß wir nun hingehen könnten.

Wir kehren zurück, der Hund ſpringt wieder auf mich zu, der Gärtner wehrt ihn wieder ab und Auguſt fragt ihn: »Hat man abgeſpeiſt?« — »Ja ich glaube, ſie nehmen jetzt eben den Kaffeh.«

»Wie noch beim Kaffeh?« murmelt Auguſt und macht ſchon wieder ein langes Geſicht, ich aber gehe muthig ins Haus und er folgt mir. Da begegnet uns das Stubenmädchen, welches das Kaffehgeſchirr wegträgt und Auguſts Bruſt erleichtert ſich durch einen tiefen Seufzer.

Ich werde in einen Salon im Erdgeſchoſſe geführt, der ſehr niedrig und trübſelig ausſieht, und erblicke dort drei Damen, und zwei Herren, welche in einem Halbkreiſe ſitzen.

Als wir eintreten, ſtehen Alle auf. Auguſt nimmt mich bei der Hand und ſtellt mich ſeiner Tante vor, einer großen, magern Frau, etwas gelb, etwas pockennarbig, etwas häßlich und deren Lächeln ſich geſtaltet, als ob es in ihrem Geſichte wetterleuchtete.

Man nimmt mich übrigens höflich auf, und bietet mir einen Stuhl, ich muß mich mit in den Halbkreis ſetzen, nachdem ich Jedes einzeln bewillkommt hatte. Vis-à-vis von mir ſitzt das vielbeſprochene Malchen, ein hübſches Stumpfnäschen mit blitzenden Augen, aber eben ſo ſteifer Haltung als ihre Tante. Sie hat Auguſt gegrüßt, ohne die Augen zu erheben und dieſer iſt nur mit ſeiner Tante beſchäftigt.

Zu meiner Linken ſitzt ein alter, ſchneeweiß gepuderter Herr, der mich prüfend beobachtet, als ob er über mein Schickſal zu entſcheiden hätte; zu meiner Rechten eine bejahrte Frau, mit ihrem Strickzeuge beſchäftigt.

Etwas weiter entfernt ein Vierziger im Jägerkoſtume. Dieſer Herr, deſſen Phyſiognomie die Mitte zwiſchen Dummheit und Grobheit hält, wackelt immer mit dem Stuhle und mit dem Fuße, ſo, ſo daß man vom langen Anſehen müde wird. Ich vermuthe, das wird der verteufelt luſtige Nachbar ſeyn, von dem Auguſt geſprochen hat.

Wie ich ſo mitten unter dieſen Pagoden ſitze, in dieſem alten antiken Saale und bedenke, daß ich fünf Meilen von der Hauptſtadt entfernt bin, und hier fünf ganze Tage bleiben ſoll, ſo fühl' ich kalten Schweiß auf der Stirne ſtehen und bin einen Augenblick in Verſuchung aufzuſpringen und davon zu laufen. Aber dieſer Anfall von Verzweiflung dauert nicht lange. Ich beruhige mich wieder und denke, vielleicht kommt doch noch Etwas, was dir Vergnügen macht.

„Wenn es nicht ſchon ſo ſpät wäre,“ ſagt endlich die Tante, „ſo würde ich Sie auffordern, meinen Garten zu beſehen, aber es fällt ſchon Thau und es iſt auch etwas neblig; nicht wahr, Herr Doktor?“

„Ja,“ antwortete der Doktor Katzelberger „es iſt, was man ſagt, neblig, und ich glaube ſogar, es iſt ein Gewitter im Anzuge.“ — „Wie, ein Gewitter?“ verſetzte die Baronin und fragte meine Nachbarin: „Glauben Sie auch, Frau von Wolf, wir bekommen ein Gewitter?“ und dieſe verſetzte: „Ich danke, er war genug gezuckert, er war nicht bitter.“

Der ewige Schaukler nahm nun das Wort: „Von Gewittern kann ich reden. Das hat noch kein Menſch geſehen, was ich geſehen habe. Als ich in der Schweiz war, begab ich mich einſtmals auf die Gemſenjagd. Die Gemſe iſt ein ſehr leichtes, flinkes Thier, welches von Klippe zu Klippe ſpringt. Es gibt in der Schweiz Felſen von unglaublicher Höhe, und was das Unbegreiflichſte iſt, auf dieſen Felſen findet man ſehr zierlich gebaute Hütten, in welchen die Leute nur von Käſe leben, dieſer Käſe wird aus Kräutern gemacht.“

„Spielen Sie Whiſt?“ fragte mich die Baronin, ohne ſich weiter zu bekümmern, wie der Herr von dem Käſe auf das Gewitter kommen werde. Auf meine bejahende Antwort gibt die Baronin Malchen ein Zeichen, welche klingelt. Ein Bedienter tritt ein, richtet einen Spieltiſch und bringt Lichter. Während dem ſagt die Baronin zu mir: „Wenn mein Neffe herauskommt, ſo machen wir meiſtens eine Partie mit ihm, aber Auguſt ſpielt nicht gut, er iſt zu zerſtreut, und ich freue mich heute recht auf eine Partie comme il faut.“

Ich fange nun an, zu begreifen, warum Auguſt eine ſo große Freude hatte, als ich einwilligte, mit ihm zu gehen; der Hinterliſtige hatte ſeinen Plan. Ich ſollte an ſeiner Statt Whiſt ſpielen, damit er ungehindert mit Malchen plaudern könne. In's Himmelsnamen alſo Alles über ſich ergehen laſſen. —

Bevor wir uns zum Spiele ſetzten, erhalte ich noch die Erlaubniß, das für mich beſtimmte Zimmer zu beſehen. Auguſt führt mich dahin und ich kann es nicht unterdrücken, ihm mein Mißvergnügen darüber zu erkennen zu geben, da ich Karten in die Hand nehmen ſoll, indeß ich ſo gerne ſpazieren ginge.

„Du haſt mir geſagt,“ redete ich ihn an, „daß man bei deiner Tante vollkommene Freiheit genieße, zu thun, was man wolle, und ich finde hier einen ſo ſteifen Ton, der mich eiskalt macht.“ — „Ei nicht doch,“ antwortete er, „du kennſt nur die Geſellſchaft noch nicht. Ich wiederhole dir, du wirſt dich noch prächtig unterhalten. Und mein Malchen, iſt das nicht ein Götterkind?“ —

„Ja, ſie iſt recht artig, aber ich fürchte nur, man muß in ſie verliebt ſeyn, wie du, um ſich in Krotendorf zu gefallen.“

Wir kehren in den Salon zurück. Eine Hoffnung leuchtet mir noch, die alte Dame, die nicht gut hört, könnte vielleicht beim Spiele meine Stelle vertreten. Ich frage ſie: „Wollen Sie nicht die Partie machen, gnädige Frau?“ und ſie antwortete: „Ja, wir waren heute ſchon in der Au, aber die Gelſen haben uns abſcheulich geſtochen.“

Wir ſetzen uns alſo, und auf die Frage: wie hoch es beliebt ſei, zu ſpielen, antwortete die Frau vom Hauſe: „Bei mir wird nie höher geſpielt, als der Fiſch zu einem Kreuzer. Bei mir ſoll ſich Niemand ruiniren.“ — O mein gütiger Himmel, da muß ich mich nun um einen Kreuzer Whiſt herabmartern, der ich ſonſt den Fiſch um einen Gulden ſpiele!

Malchen ſetzt ſich zum Stickrahmen und Auguſt neben ſie.

Wenn wir von dem Spiele reden, ſo fragt Frau von Wolf immer: „Hm? Was beliebt?“ und antwortet ganz fremde Dinge. Der Herr von Katzelberger diſputirt über jede Karte und behauptet, Atout ſpielen ſei immer gefehlt. Die Baronin wirft mir einen ſtrengen Blick zu, wenn wir eine Levée verlieren, und der Nachbar Rüffelſtein hört auch hier nicht auf, ſich zu ſchaukeln, ſo daß er einmal den Leuchter hinabſchlägt und endlich den ganzen Tiſch umwirft, daß alle Lichter erlöſchen und wir lange im Finſtern ſitzen; denn Malchen, welche Licht bringen ſoll, kommt damit nicht von der Stelle, ich weiß nicht warum. Das Spiel geht fort, und der alte Advokat, der nun der Partner der Baronin iſt, macht einen Fehler um den andern, ſo daß ſie immer zu zanken hat, und endlich ſchwört, ſie ſpiele einen ganzen Monat kein Whiſt mehr. Sobald ich das höre, mache auch ich Fehler auf Fehler, um wenigſtens die Zeit meines hieſigen Aufenthaltes damit verſchont zu werden.

Endlich iſt die Marter zu Ende. Wir nehmen ein —

für mein Statt gehabtes Diner zu frugales Souper ein, und jedes zieht ſich auf ſein Zimmer zurück. Auguſt iſt entzückt, er hatte den ganzen Abend mit Malchen geſchwätzt, er fällt mir um den Hals und ſchwört mir, daß ich mich noch köſtlich unterhalten werde.

Am andern Morgen erwache ich früh. Die herrliche Morgenſonne ſtrahlt, und als ich das Fenſter öffne, trägt mir die friſche Morgenluft den balſamiſchen Duft der Blumen und Kräuter entgegen. Ich kleide mich ſogleich an, um die Umgegend zu beſehen, während die Damen noch ſchliefen.

Ich ſteige hinab, und wie ich in das Erdgeſchoß komme, finde ich alle Thüren des Hauſes verſchloſſen; kein Mittel, weder in den Hof, noch in den Garten zu gelangen. Was ſoll das bedeuten? Iſt man ein Gefangener in dieſem Hauſe? Ich poche an eine der Thüren, in der Hoffnung, der Gärtner werde mich hören, allein Niemand kommt. Ich bin gezwungen, wieder in meine Kammer hinauf zu ſteigen, wo ich bis um 9 Uhr bleiben muß, ehe ſich Jemand im Hauſe bewegt. Das thu ich denn auch, die Freiheit verwünſchend, welche man in dem Hauſe der Tante Auguſt's genießt. —

Endlich wird's laut. Ich begegne einem Diener und frage ihn, warum denn alle Thüren des Hauſes verſchloſſen ſind. Er antwortet mir, das geſchieht auf ausdrücklichen Befehl der ſehr vorſichtigen gnädigen Frau. Sie fürchtet ſich vor Dieben, ſo daß ſie nicht eher einſchläft, bis die Schlüſſel aller Thüren in ihrem Zimmer liegen. — „Nun, und kann ich aber jetzt ein wenig ſpazieren gehen?“ fragte ich weiter. „Wenn es Ihnen gefällig iſt, allerdings,“ war die Antwort; „aber in einer halben Stunde wird gefrühſtückt, und wenn Sie dann nicht da ſind, ſo wird nichts für Sie aufbehalten, das iſt der ausdrückliche Befehl der ordnungliebenden gnädigen Frau.“ — „Nun das iſt ein Landhaus, wo man lebt, wie in einer Feſtung.“

Ich begnüge mich, den ganzen Garten durchzulaufen, und finde Auguſt.

„Findeſt du nicht, daß der Garten meiner Tante ſehr gut erhalten iſt?“ — „O ja, zu gut vielleicht; denn das viele Beſchnittene und die kleinliche Symmetrie.“ — „Sieh einmal das groſe Raſenbeet an, wie grüner Sammt leuchtet es her.“ — „Nun ſo komm und laß uns hinſetzen.“ — „Was fällt dir ein?“ ruft Auguſt ängſtlich, „auf den Raſen darf man ſich nicht ſetzen.“ — „Und warum nicht?“ — „Weil er dann niedergedrückt wird, und nicht mehr wächſt, meine Tante kann das nicht leiden.“ — „Alſo iſt das nur ein Garten für die Augen?“ — „Wahr iſt es, meine Tante wäre untröſtlich, wenn ſie ſähe, daß man nur Eine Blume abpflückte; auch keine Frucht darf man ihr berühren, aber übrigens“ — „Ich begreife nun Alles, vollkommene Freiheit, nur darf man nichts berühren, vor 9 Uhr nicht aus dem Hauſe gehen, und muß wieder zur beſtimmten Minute da ſeyn. O! ſie iſt ganz außerordentlich gefällig, deine Tante.“

Man läutet zum Frühſtück. Auguſt zieht mich gleich fort, und wir finden die Damen und den alten Advokaten, welcher den ganzen Sommer bei der Baronin zubringt. Das Geſpräch fällt auf dieſe Gegend und nun kramt mir der Jurisconſultus ſeine ganze Gelehrſamkeit aus, ohne daß ihn irgend Jemand zu unterbrechen wagt.

„Kennen Sie dieſe Gegend?“ — „Sehr wenig.“ — „O, ſie iſt ſehr merkwürdig. Krotendorf exiſtirte ſchon im dreizehnten Jahrhunderte, und hat den Namen nicht etwa von den Kröten, welche ſich hier überall vernehmen laſſen, ſondern von den Rittern von Krotendorf — oder Kratentorff, welche in jenem Schloſſe hauſten, deſſen Ruinen Sie hier aus dem Fenſter ſehen können.“

„Frau Baronin, dürfte ich noch um ein Stückchen kaltes Huhn bitten?“ — Ich wollte für den ganzen Tag fürſorgen; denn wer weiß, ob wir nicht wieder gezwungen werden, in jenem vortreſſlichen Wirthshauſe zu ſpeiſen. Man legte mir vor, und der alte Herr fuhr fort: „Im Jahre 1372 wurde Veit von Krotendorf in die Acht und Oberacht erklärt, ſeine Güter eingezogen, und jenes Schloß erhielt ein gewiſſer Rüdiger von Thurneiſen, der Fräulein Kunigunde von Krotendorf zu ſeinem ehelichen Gemahl genommen hatte. Dazumal gab es hier herum viele Gefechte, und bei dem großen runden Steine, den Sie bei der Gartenmauer der Baronin finden werden, hat der eiferſüchtige Rüdiger ſeiner Gemahlin, weil er ſie dort in einem Geſpräche mit einem ſeiner Knappen fand, das Schwert in die Bruſt geſtoßen. Sie ſehen noch mehre blutige Flecken an dem Steine, welche die Bauern für verſteinerte Blutstropfen halten; aber eigentlich iſt es nur rother Glimmer.“

„Meine Herren!“ ſagte die Baronin, und es war ihr erſtes vernünftiges Wort, „wenn Sie gefrühſtückt haben, ſo wollen wir eine kleine Promenade machen. Erwarten Sie uns Damen im Garten, wir wollen nur Toilette machen.“

Wer war geſchwinder vom Stuhle auf, als ich? aber der Doktor Katzelberger ging mir auf dem Fuße nach, legte ſeinen Arm in den meinen, und erzählte mir noch ein Langes und ein Breites über die Kirche im Dorfe, welche einmal ein Tempelhof geweſen ſeyn ſoll, wie die Schweden in dieſer Gegend gewirthſchaftet hätten ꝛc. ꝛc.

Endlich fielen einige große Tropfen und wir ſahen uns gezwungen, wieder in das Haus zu gehen, wo uns die Baronin mit Malchen entgegenkam, und bedauerte, daß heute wieder nichts aus der Promenade werden könne. Die Damen nehmen ihre Arbeit zur Hand, Auguſt ſetzt ſich zu Malchen, und Herr Katzelberger fährt fort, die Geſchichte des berühmten Krotendorf und der Umgegend zu erzählen, welche die ganze Geſellſchaft mit ſeligem Stillſchweigen anhört, und da der Regen immer ſtärker wird, ſo dauert das fort, bis zum Mittagsmal. Das Wetter hält auch den Nachbar Rüffelſtein auf, ſich Nachmittags einzuſtellen, und ſo erzählt der Doktor uns Nachmittags auch noch die Geſchichte von ganz Deutſchland, bis wir uns ſchlafen legen.

Ich werde dieſen Tag in meinem ganzen Leben nicht vergeſſen, und wenn's morgen wieder regnet, ſo geh' ich zu Fuße fort, und ſollte ich bis auf die Haut naß werden.

Am andern Morgen aber war der Himmel rein und wolkenlos, und Alles verſpricht einen herrlichen Tag. Gott ſei Dank, ich werde nicht gezwungen ſeyn, eine Vorleſung über die Geſchichte anzuhören. Man hat mir verſprochen, maleriſche Punkte, prächtige Ausſichten zu zeigen, und ich begnüge mich, einſtweilen, bis zum Diner, einen Spaziergang durch den Garten zu machen, wo ich nichts berühre, und nur dorthin trete, wo man es mir erlaubt; aber demungeachtet ruft mir der Gärtner alle Augenblicke zu: „Euer Gnaden, da bitt' ich nicht zu gehen, da iſt erſt weißer Sand geſtreut worden“ — oder „da darf man nicht hineinſteigen, da hab' ich erſt angebaut.“

Endlich erſcheinen die Damen, ganz angekleidet, wir gehen und ich freue mich im Voraus auf das Vergnügen, recht Bewegung zu machen, aber die Baronin thut mir die Ehre an, mir ihren Arm zu bieten, und dieſe Dame ſchreitet immer ſo langſam und gravitätiſch daher, als ob ſie mit einer Prozeſſion ginge. So ſchleichen wir beinahe fünf Stunden umher, und ich darf mich nicht einmal bücken, um ein Gänſeblümchen zu pflücken.

„Ha was für eine köſtliche Promenade haben wir gemacht!“ ſagte Auguſt; der Spitzbube ging Arm in Arm mit Malchen. Ich antwortete ihm nichts, aber ich nahm mir vor, am folgenden Tage allein ſpazieren zu gehen, noch ehe die Damen angekleidet waren.

Es war der letzte Tag, den ich hier zubringen mußte. Ich wollte wenigſtens noch von dieſem profitiren, um nach meinem Vergnügen, die Gegend zu durchlaufen. Ich gehe alſo aus dem Hauſe, ſobald die Thüren geöffnet werden, und hollah fort aus dem Hofe; ich habe aber nicht zwanzig Schritte gemacht, ſo ſteht Herr Rüffelſtein vor mir und fragt mich: „Sind Sie ein Jäger?“ — „Ja, mein Herr, ich liebe die Jagd.“ — Das hab' ich mir gleich gedacht; denn ein jeder geſcheite Menſch liebt die Jagd, und darum hab' ich Sie auch geſucht. Hier ſind zwei Gewehre nehmen Sie eines und kommen Sie mit mir. Sie dürfen nichts befürchten, die Jäger und die Jagdjungen kennen mich alle.“ — „Recht gerne,“ antwortete ich, und folgte ihm vergnügt.

„Aber,“ fragte ich im Gehen, „wie kommt es, daß Sie keinen Hund bei ſich haben?“ — „Der meinige iſt etwas krank. Ich habe geſtern mit ihm gejagt, und da hat er, ich weiß nicht, wie es gekommen iſt — ein paar Schrotte in die Naſe bekommen, ein ungeſchickter Nebenſchütze muß ihn getroffen haben, aber wir brauchen keinen Hund, Sie werden ſehen, wir ſchießen genug. — Einſtmals habe ich bei Böslau gejagt mit einem Herrn, der auf einer Krücke ging, er war Militär und hatte ſein Bein bei Auſterlitz liegen gelaſſen.“

In dieſem Augenblick ſeh’ ich einen Haſen, und laſſe Herrn Rüffelſtein allein weiter ſchwatzen. Wir ſteigen nun Hügel auf, Hügel ab, Gebüſch und Gehege hindern das Vorwärtsſchreiten, ich verliere die Spur meines Haſen, und will zu meinem Geſellſchafter zurückgehen, als ich einen Schuß höre und in demſelben Augenblicke einige Schrotte mir in den Schenkel fahren.

Herr Rüffelſtein läuft gegen mich und ſchreit: „Hab’ ich ihn getroffen? liegt er?“

„Ich weiß nicht, mein Herr, worauf Sie geſchoſſen, aber mich haben Sie im Beine verwundet.“ — „O mein Gott! nicht möglich!“ — „Sehen Sie ſelbſt, vier Schrote.“ — „Das iſt doch entſetzlich; wie kann man aber auch auf einer Jagd haſenfarbene Pantalons anziehen?“ — „Nun ſehe ich wohl auch, wer Ihren Hund verwundet hat.“ — „Haben Sie Schmerzen?“ — „Genug, um die Jagd wenigſtens nicht fortſetzen zu können, und ich bin froh wenn ich Krotendorf erreichen kann.“

Herr Rüffelſtein iſt in Verzweiflung, er unterſtützt mich, führt mich zurück, und erzählt mir auf dem Wege noch vier oder fünf Geſchichten, welche beweiſen ſollen, daß er keine Schuld an dem Unglücke habe.

Die Damen ſchreien laut auf, als ſie mich verwundet ſehen. Man ſchickt zu dem Ortsbader, der aber iſt auswärts und kommt erſt Abends zurück. Endlich erſcheint er, ſchneidet mir, aber nicht am Geſchickteſten, das Blei heraus, und empfiehlt mir Ruhe.

„Sie müſſen jetzt noch vierzehn Tage bei mir bleiben, um ſich recht zu reſtauriren,“ ſagte ſehr gefällig die Baronin.

Ich noch vierzehn Tage in dieſem Hauſe? Ich glaube, ich wollte lieber mein ganzes Leben hindurch hinken. Ich dankte der Baronin ſehr, aber ich ſagte, daß meine Geſchäfte mich zwingen, morgen in der Hauptſtadt zu ſeyn. Wirklich beſtieg ich am fünften Tage mit Auguſt den Wagen, und auf dem ganzen Wege wiederholte mir dieſer immer: „Nicht wahr, man unterhält ſich bei meiner Tante herrlich und ihr Landhaus iſt ſehr angenehm?“ —

Was ſollte ich darauf antworten, der junge Menſch iſt verliebt, man kann ihm nicht widerſprechen. Ich aber werde dieſe Unterhaltung nie vergeſſen.

Vier kleine rührende Erzählungen.

I.

Lieber ſterben!

Ich kannte einen alten Herrn, und zwar einen der liebenswürdigſten alten Herren, die mir jemals vorgekommen ſind. Bei ihm hatten die Jahre nicht jene Grämlichkeit herbeigeführt, welche für junge Leute den Umgang mit Alten ſo unangenehm macht. Mein alter Herr kannte und entſchuldigte die Fehler der Unbedachtſamkeit und Unerfahrenheit der Jugend, daher liebten ihn auch Jünglinge und Mädchen ganz außerordentlich, er war ihr Vertrauter in ihren kleinen Herzensangelegenheiten, ihr Rathgeber in ſchwierigen Fällen, und man unterwarf ſich unbedingt ſeinen Entſcheidungen, die immer Vernunft und Herz diktirten. Der alte Herr hatte alte, aber ſehr angenehme Manieren, er war gut, und dabei etwas ſchelmiſch ohne alle Bosheit, er unterhielt ganze Geſellſchaften, aber nie auf Koſten Anderer. Er hatte viel geſehen und erlebt, und Niemand wußte ſo ſchön und intereſſant zu erzählen, als dieſer alte Herr. In ſeiner Jugend ſoll er ſehr ſchön geweſen ſeyn, und noch jetzt ſah man die angenehmen Reſte. Seine Kleidung und Wäſche waren immer ſehr reinlich und er hatte den Haarpuder beibehalten.

Da Herr B* immer die Künſte leidenſchaftlich liebte, ſo war ſeine Wohnung auch voll von ſeltenen und intereſſanten Gegenſtänden, dieß war auch die einzige überflüſſige Ausgabe, die er ſich erlaubte.

Unter dieſen Seltenheiten fiel mir auch in ſeinem Schlafzimmer ein ganz einfacher Rahmen von ſchwarzem Holze auf, in welchem unter Glas eine ſo außerordentlich große Flechte von blonden Haaren ſich befand, daß man glauben ſollte, die Haare mehrer Frauen ſeien dazu verwendet worden. Ein Gefühl, welches ich mir ſelbſt nicht erklären konnte, hatte mich bisher immer zurückgehalten, meinen alten Freund hierüber zu befragen. Mir ſchien, als ob er, wenn ſeine Blicke mitten im fröhlichſten Geſpräche auf dieſes Bild fielen, ernſthafter würde, ja ich ſah deutlich eine Wolke über ſeine kahle Stirne ziehen und ſeine Augen naß werden.

Es ergriff mich wie ein wehmüthiger Zauber, wenn ich dieſe blonden Haare betrachtete. Wo iſt das Haupt, das ſie getragen? bei welcher Gelegenheit wurden ſie abgeſchnitten? Meine Phantaſie verirrte ſich in's Blaue.

Eines Abends im Sommer, als ich mit Herrn B* mich allein befand, während die übrige Geſellſchaft einen Spaziergang machte, ſetzten wir uns beide in ein Sofa, welches dem Haarbilde gerade gegenüberſtand. Die Sonne war untergegangen, und der Mond warf einen ſo glänzenden Strahl auf das Bild, daß die blonden Haare von ſeltenem Glanze umfloſſen waren. Dieſer Anblick entpreßte mir wider Willen einen Ausruf der innerſten Aufregung.

„Was iſt Ihnen, mein Lieber?“ fragte Herr B* mit bewegter Stimme.

„Ach,“ antwortete ich, „ſehen Sie doch jene Haarflechte, ſie glänzt ja wie ein Heiligenſchein.“

»Jenes Haupt, welches dieſe Haare trug, war auch eines Heiligenſcheines würdig,« verſetzte B* meine Hand drückend, »arme Thereſe!« und in dieſen letzten zwei Worten lag ein ganzer Liebesroman. »Sie haben Verſtand und Herz, Ihnen will ich dieſe Geſchichte erzählen, die jetzt von meinem Herzen in meine Seele übergegangen iſt, mich mit Wehmuth, aber nicht mehr mit Schmerz erfüllt. Hören Sie:«

»Mein Hang zum Militärſtande hatte mich mit meinem Vater, der mich der diplomatiſchen Carriere widmen wollte, gänzlich entzweit. Der ſtrenge Mann von feſtem Charakter konnte keine Widerſetzlichkeit ertragen und ging ſo weit, mich aller Hilfsmittel von ſeiner Seite zu berauben, und mir das Haus zu verbieten. Meine gute Mutter aber verließ mich nicht, ſie nahm mir in einer abgelegenen Straße ein kleines Dachſtübchen, bezahlte mir bei einer ihrer vertrauteſten Freundinnen das Koſtgeld und brachte es durch ihre Verbindungen ſogar ſo weit, daß ich in dem Militärinſtitute des Oberſt L* die Lehrſtunden mit anhören und die körperlichen Übungen mitmachen durfte. Die übrige Zeit war ich ganz mir ſelbſt überlaſſen, befand mich allein, oder ſtudierte und ſchlenderte in den Gaſſen umher.

An einem ſchönen Sommerabende legte ich auch meine Mathematik auf die Seite und ſuchte auf der Gaſſe Zerſtreuung, als ich plötzlich eine ſanfte Stimme vernahm, die ein melancholiſches Liedchen ſang; ich blieb ſtehen um zu ſehen, woher die Stimme käme. Bei einem kleinen Fenſterchen im Erdgeſchoße eines Hauſes, welches mit Blumentöpfen voll geſtellt war, gewahrte ich hinter denſelben ein Mädchen von beiläufig 16 Jahren. Sie ſtand im Zimmer, aus ihrem blaſſen Geſichte traten große blaue Augen faſt grauenhaft hervor, weil ſie ſtarr auf die Blumen blickten, und ſie um ihre Friſche zu beneiden ſchienen. Ihre Haare, ſo blond, lang und dicht, daß ich nie in meinem Leben ähnliche geſehen habe, waren aufgelöſt, zerſtreut und fielen in unzähligen Locken bis zur Erde. Sie fuhr des Öftern mit zarten weißen Fingern über ihre Stirne und durch ihre Haare, als ob ſie Kopfſchmerz hätte.

Starr ſtand ich auf der Straße vor dem Fenſter wie bei einer Erſcheinung. Als Thereſe (ſie war es) mich endlich erblickte, röthete eine Aufwallung von Ärger und Scham augenblicklich ihre blaſſen Wangen und ſie floh aus dem Zimmer, in dem der blonde Haarſchmuck ihr nachwogte, wie ein goldener Mantel.

Ich weiß nicht, wie lange ich bewegungslos am Fenſter ſtand, die Geſtalt in meinen Träumereien noch immer vor mir ſehend, die doch nimmer da war, endlich erwachte ich aus dieſer Art von Somnambulismus und ging nach Hauſe. Ich ſchlief die ganze Nacht nicht, und als am frühen Morgen meine Quartiersfrau kam, mich aufzuwecken, verließ ich nur ungern mein Lager, auf welchem ſich die ganze Nacht Amoretten mit blonden Haaren geſchaukelt hatten.

Schüchtern, wie man immer iſt, wenn man zum erſten Male liebt, wagte ich es, an meine Quartiersfrau einige Fragen über unſere Nachbarinnen zu ſtellen, und hörte von ihr, daß in jenem Hauſe im Erdgeſchoße die Witwe eines Feldwäbels, Frau Gilbert mit Namen, wohne. „Sie iſt eine honette, brave Frau,“ ſetzte meine Quartiersfrau hinzu, »und hat eine Tochter, die ſo ſittſam, gut und fromm iſt, wie kein anderes Mädchen; ſie heißt Thereſe, und man nennt ſie überall nur den Engel. Sie haben das Mädchen gewiß geſtern in der Franziskanerkirche bei der Predigt geſehen?« ſetzte ſie hinzu, »denn ſie arbeitet die ganze Woche unermüdet, und kommt nicht aus dem Hauſe, außer Sonntags in die Kirche. Sie ſtickt immerfort Kleider und Tücher und Chemiſetten für vornehme Damen, und ihre Mutter ſucht die Arbeit und trägt ſie wieder zurück. Übrigens iſt ſie faſt immer kränklich und man braucht ſie nur anzuſehen, um leider überzeugt zu ſeyn, daß Gott dieſen Engel bald zu ſich rufen werde.«

»Wirklich, ſie ſchien mir ſehr blaß.«

»O! vor ein paar Wochen hat man ſie ſchon todt geſagt. Ihre Mutter hatte alle Ärzte zu Rathe gezogen, aber ſie kennen die Krankheit nicht. Das Mädchen iſt wie ein Lämpchen, das immer matter brennt, bis es endlich verlöſcht. Ach, die Arme zählt auf nächſte Oſtern erſt 18 Jahre.«

Ich hörte nichts weiter von dem Geſchwätze der redeluſtigen Frau und alle meine Gedanken konzentrirten ſich auf den einzigen, daß Thereſe in Todesgefahr ſchwebe.

Ich will Sie nun, lieber junger Freund, nicht mit Erzählung aller der Mittel und kleinen Freiheiten ermüden, welche ich anwandte, um Thereſen näher zu kommen und Eintritt in ihrem Hauſe zu gewinnen. Sechs Monate hindurch beſuchte ich jeden Tag Meſſe und Predigt in der Franziskanerkirche. Endlich hatte mich Thereſe doch bemerkt, und einmal, da ich weiter als gewöhnlich von ihr entfernt kniete, hatte ſie ſogar den Blondkopf umgewendet, um mich zu ſuchen, und ſie nahm beim Ausgang aus der Kirche auch das Weihwaſſer von mir, welches ich ihr darreichte.

Übrigens hatten wir noch kein Wort mit einander gewechſelt und mein letztes Zufluchtsmittel beſtand darin, mir von meinem ſehr kleinen Einkommen noch einige Gulden zu erſparen und dafür von Thereſen eine Chemiſette für meine Mutter ſticken zu laſſen.

Morgens an jenem Tage, wo das Sümmchen beiſammen war, und wo ich alſo das Zimmer der Geliebten betreten ſollte, war ich ſo fröhlich, wie noch nie in meinem Leben. Es fiel ſtarker Schnee und alle Leute ſagten, es ſei kalt, mir aber wurde heiß auf meinem Wege. — Bedenken Sie — zwanzig Jahre und verliebt.

Ich pochte mit zitternder Hand. Die Mutter öffnete mir, und dieſe ſandte mir der Himmel, denn, wäre es Thereſe ſelbſt geweſen, ich glaube, ich hätte kein Wort hervorgebracht. Als ſie die Urſache meines Beſuches vernahm, wies ſie mich an ihre Tochter, zeigte mir auf eine Thüre, wo ich hineingehen ſollte, und ging ſelbſt in die Küche zurück. Ich trat hinein. O, laſſen Sie mich einige Augenblicke an jene kleine Kammer denken, wo ich die ſüßeſten Stunden meines ganzen Lebens zubrachte, Stunden, welche keine Reue und keine Gewiſſensbiſſe zurückließen, und eine Erinnerung, bei welcher ſich keine Scham in meinem Innern regt, und keine Röthe auf meine Wangen tritt.

Thereſe arbeitete nahe am Fenſter, ſie hörte mich nicht eintreten, und ich hatte Zeit, ihr ſanftes Antlitz, umfloſſen von den wunderſchönen blonden Haaren, zu betrachten. Ihre gebeugte Stellung und ein wiederholtes trockenes

Hüſteln ließen vermuthen, daß die Arme leidend ſei. Endlich ſchlug eine hölzerne Hängeuhr und ſie wandte den Kopf.

„Ach! mein Gott!“ ſchrie ſie auf, und erhob ſich erröthend, gleich aber wurde ſie wieder blaß und ſank auf den Seſſel zurück.

Ich trat zu ihr, ſie unterſtützend, und ſtotterte: „Mademoiſelle! ich bin untröſtlich, Ihnen eine ſo unangenehme Überraſchung verurſacht zu haben. Ich bin hierher gekommen, um Sie zu bitten, mir für meine Mutter zu ihrem Geburtstage eine ſchöne Chemiſette zu ſticken.“

„Mein Herr, ich arbeite für Jedermann,“ antwortete Thereſe.

So hatte ich mich bei Thereſen eingeführt, und um in meiner Erzählung nicht lange zu werden, ſage ich Ihnen, daß ich öfters kam, daß ich offener, redſeliger und Thereſe zutraulicher wurde, daß ich ihr endlich meine Liebe entdeckte, und daß dieſe Erklärung mit mehr Vergnügen als Unwillen aufgenommen wurde.

Auch die Mutter erfuhr die wahre Urſache meiner öfteren Beſuche und duldete ſie, da unſere Liebe rein und wechſelſeitig war, und da ſie wohl einſah, daß dieſe Liebe noch das einzige Lebensglück ihrer armen Tochter ausmachte.

So verging der ganze Winter. Alle Stunden, welche ich nicht im Militärinſtitute zubringen mußte, brachte ich bei Thereſen zu. Sie hatte eine gute Erziehung genoſſen, und beſaß Kenntniſſe über ihren Stand. Wie oft ſaß ich bei ihr, wenn ſie arbeitete, und drückte die Locken ihrer herrlichen blonden Haare an meine Lippen. „O wie lieb' ich deine blonden Haare,“ ſagte ich eines Abends zu Thereſen, „ſie waren es zuerſt, die meine Liebe zu dir erregten. Unter dieſem keuſchen Mantel ahnte ich ein Herz, das mit dem meinigen ſympathiſiren werde. Ich gäbe dieſe herrlichen Haare nicht für alles Glück meines Lebens. Ohne ſie wäreſt du nicht meine ſanfte, meine himmliſche Thereſe, und es käme mir vor, eine profane Hand hätte meiner Braut ihren Schleier entriſſen.«

»Du würdeſt mich alſo ohne meine Haare nicht mehr ſo zärtlich lieben?« fragte ſie. — Ich antwortete nicht.

Unſere Abende verfloſſen damit, daß ich Thereſen und ihrer Mutter vorlas, die von der Welt nichts wußten, als was ich ihnen ſagte. Manchmal ſang auch Thereſe ein Liedchen, aber als der Frühling kam, wurde ihre Stimme heiſer und eines Abends ſagte ſie mit Thränen in den Augen: »Ich kann nicht mehr ſingen.« Dieſe Worte klangen mir wie: »Ich werde ſterben!« Eine unbeſchreibliche Unruhe und Angſt ergriffen mich, und ich ruhte nicht eher, bis Frau Gilbert einen geſchickten Arzt gerufen hatte. Der Arzt kam, verſchrieb dies und das, änderte wieder, ſchüttelte den Kopf und ſagte endlich, man müſſe die warme Sommerszeit erwarten, welche einen wohlthätigen Einfluß auf die Kranke haben werde.

Thereſe verließ das Bett nicht mehr, und mir war es nur ſelten geſtattet, mich zu ihrem Bette zu ſetzen. Da richtete ſie dann gewöhnlich ihre großen blauen Augen ſtarr auf mich und ſchloß ſie dann wieder, wenn ſie ſich mit Thränen füllten.

Thereſen's letzte Stunde nahte heran. Sie verlangte mich noch einmal zu ſehen. Ich fand ſie auf dem Bette ausgeſtreckt, ihre langen und ſorgfältig gekämmten Haare bedeckten ihre Bruſt. Es lag ein ſolcher Kontraſt zwiſchen der Sorgfalt, womit ſie ihren Hauptſchmuck geordnet hatte, und zwiſchen ihren Zügen, welche ſchon die Hand des Todes verzerrt hatte, daß mir das Herz brach. Ich ſank an ihrem Bette auf meine Knie und ſchluchzte laut.

Thereſe faßte meine Hand, und ihre ſchon eiskalten Lippen meinem Ohre nähernd, flüſterte ſie mir zu: »Sieh! ich habe meine Haare noch, und keine profane Hand hat deiner Braut ihren Schleier geraubt.«

Ich begriff den Sinn dieſer Worte nicht, ich drückte nur einen langen Kuß auf dieſe Haare, und als ich mich wieder erhob — war Thereſe nicht mehr.

Als ich außer mir aus dem Hauſe ging, wo die Seele meiner Seele zum Himmel geflogen war, begegnete mir Thereſen's Arzt. Der Schmerz machte mich ungerecht, ich beſchimpfte ihn und ſeine Wiſſenſchaft, da antwortete er mir kalt: »Es konnte nicht anders kommen, da konnte man ſehen, wie weit die Koketterie eines jungen Mädchens geht.«

»Herr!« ſchrie ich, »ſchweigen Sie, Sie verläumden einen Engel.«

»Und doch,« erwiederte er, »wenn dieſer Engel eingewilligt hätte, ſich die blonden Haare abſchneiden zu laſſen, deren Überfluß und Üppigkeit ihr faſt alle Säfte entzogen, ſo würde ſie vielleicht noch zu retten geweſen ſeyn allein ſo oft ich deßhalb in ſie drang, antwortete ſie mir immer: »Lieber ſterben!«

II.

Die beiden Mütter.

Wahre Begebenheit.

Ich beſuchte, erzählte mir mein Freund, der franzöſiſche **Garde Magasin D***, einſt das Städtchen Saumur und unter andern auch dort das Narrenhoſpital. Der Freund, an den ich in Saumur empfehlen war, begleitete mich mit ſeiner Frau und ſeinem kleinen lieblichen Töchterchen von vier Jahren, welches die Mutter an der Hand führte.

Wir traten in den Hof des Hoſpitals und ſahen dort eine junge Frau, welche mit einer Kette an die Mauer angeſchloſſen war. Ihr blaues Auge hatte ſo viele Sanftmuth, der zarte weiße Teint ſo viele Reize, und ihr blondes langes Haar umwallte das edle leidende Antlitz ſo anmuthig, daß es mir durch die Seele ſchnitt, in dieſer herrlichen Geſtalt eine Wahnſinnige erblicken zu müſſen. Und dann waren ihre Augen ſo roth vom Weinen! O, ich verſichere, die eiſerne Kette, welche in den runden weißen Arm einſchnitt, dünkte mir ſchwerer, als ihr.

Ich fragte die Wärterin, welche uns herumführte, was die Urſache des Wahnſinnes dieſer Armen ſei, und warum ſo ſtrenge Maßregeln gegen ſie angewendet würden. Sie antwortete mir: „Es iſt Marie, eine arme Arbeiterin aus dem Städtchen, die leider, von dem böſen Dämon verlockt, den Schwüren eines reichen Taugenichts glaubte. Der Elende verließ ſie, nachdem er ſie unglücklich gemacht hatte, und ſie verlor ihr Kind, das ſie mehr liebte, als ihre Augen, im dritten Jahre. Dieſer Verluſt raubte ihr den Verſtand und brachte ſie in unſer Hoſpital, wo man ſie anzuſchließen gezwungen iſt, weil ſie ſehr böſe Augenblicke hat.“

Die Wärterin ſchwieg und ich vertiefte mich beim Anblicke dieſer Unglücklichen in trübe Gedanken, als ſie plötzlich, ſo weit es die Länge ihrer Kette möglich machte, gegen uns herſtürzte, das Kind faßte, welches meine Begleiterin an der Hand führte, es ihr entriß, und mit ſich auf ihre ſteinerne Bank trug. Die Mutter ſtieß einen Schrei aus, und lief wie verzweifelnd auf die Wahnſinnige los, aber dieſe ſtieß ſie heftig zurück. „Es iſt mein Kind! Gott gibt es mir zurück, ach, Gott iſt barmherzig!“ und dabei hüpfte ſie vor Freuden und bedeckte das Kind mit Liebkoſungen.

Nun wollte der Vater der Wahnſinnigen das Kind entreißen, aber die Wärterin bat ihn, es nicht zu thun und ſie gewähren zu laſſen. Sie näherte ſich und ſprach mit begütigendem Tone: „Aber das iſt ja nicht dein Kind, Marie, es ſieht ihm ja gar nicht ähnlich.“

„Nicht mein Kind? ach, guter Gott! ſieh nur, ganz ſein Mund, ſeine Augen, das ganze Bild des Vaters. Ja, es iſt meine Tochter; ſie ſtieg vom Himmel herab; o wie ſchön ſie iſt, wie ſchön!“ und nun wiegte ſie das Kind auf ihren Armen.

Mitleid erregend war es, die arme Mutter zu ſehen, welche jeder Bewegung der Wahnſinnigen mit Ängſtlichkeit folgte und weinte oder lachte, je nachdem Marie Miene machte, das Kind der Wärterin näher zu bringen, oder es wieder zurück zog.

„Gib mir einen Augenblick deine Tochter, damit ich ſie recht genau betrachten kann,“ ſagte dann die Wärterin.

„Dir geben? — Nein! nein! um alle Welt nicht. Sie ſagten mir dazumal auch, ich ſollte ſie auf einige Zeit dem lieben Gott geben, welcher Engel nothwendig habe, — und er hat ſie ſechs Monate behalten, ohne daß ich ſie wieder ſah. Nein, ich gebe ſie Niemand mehr; lieber wollte ich ſie mit eigener Hand tödten und den Körper bewahren.“ Mit dieſen Worten ergriff die Wahnſinnige das Kind feſter und mit funkelnden Augen; da ſtürzte die arme Mutter blaß und halb ohnmächtig auf ihre Knie, und flehte Jene an, ihr ihr Kind wiederzugeben und ihm kein Leid zuzufügen; der Vater, außer ſich, war zum Direktor geeilt, um ſeine Hilfe anzuſprechen. Es war in dieſem Augenblicke ſchwer zu unterſcheiden, welche die wirkliche Wahnſinnige ſei: die Mutter, welche ſich aus meinen Armen loszumachen ſuchte, um ihr Kind mit Gewalt an ſich zu reißen, oder Marie, welche, gräßlich lachend, das Kind unter ihre Schürze barg.

Man beſchloß endlich, Marien ſammt dem Kinde auf ihr Gemach zu bringen und dort ihren Schlummer abzuwarten, um ihr das Kind zu nehmen. Als ſie in ihr Zimmer kam, legte ſie das Kind neben ſich auf das Lager, ſchob ihm ein Polſter unter den Kopf, während die wahre Mutter ängſtlich an der Thür auf jede Bewegung lauſchte.

Die Wahnſinnige ſang die Kleine dann in den Schlaf und entſchlief ſelbſt. Da ſchlich die Wärterin leiſe in das Gemach, nahm das Kind und legte es in die Arme der Mutter, welche mit einem Freudengeſchrei mit ihrer theuren Bürde davon ſtürzte.

Über dieſen Schrei erwachte Marie, griff um ſich, und fand ihr Kind nicht mehr, ſtürzte wie eine Furie aus dem Bette, heulte, was ſie vermochte: „Gebt mir mein Kind!“ und als ſie die Mutter mit der Kleinen davon eilen ſah, ſchüttelte ſie an dem eiſernen Gitter und fiel leblos an demſelben zu Boden.

III.

Der Kunſtreiter.

Eine kleine Novelle.

Es war an dieſem Tage auf dem Platze del Balon in Cadix in dem Cirkus eine große Menge Menſchen verſammelt. Sennor Joſe Antonio Ximenez, erſter Kunſtreiter von ganz Spanien, hatte öffentlich anſchlagen und bei Trompetenſchall durch die ganze Stadt verkünden laſſen, daß er, ſo eben aus Madrid hier angekommen, die erſte glänzende Vorſtellung ſeiner Reit- und Tanzkünſte geben werde. So groß aber auch die Verſprechungen auf dem Anſchlagzettel waren, ſo war man doch überzeugt, daß Joſe Antonio und ſeine Reitergeſellſchaft noch Außerordentlicheres zeigen werden, als verſprochen war.

Es war wirklich ein glänzendes Schauſpiel, dieſes Wogen eines Meeres von Köpfen, und dann in den erſten Reihen des Amphitheaters die ſchönſten Frauen Andaluſiens mit den Flammenblicken und dem ſchwarzen Haargeflechte, welches die Weiße der Haut noch mehr erhob. Auf jedem Munde dieſer Frauen ſchwebte ein Lächeln; denn das heutige Schauſpiel verſprach ihnen ja großes Vergnügen. Es dürfte wohl auch einige unter ihnen gegeben haben, welche lieber ein Stiergefecht geſehen hätten, aber zur Ehre des weiblichen Geſchlechtes überhaupt will ich glauben, daß es der kleinere Theil geweſen ſei, welcher ſtarke Erſchütterungen ſo ſehr liebt, daß er es vorgezogen hätte, zu ſehen, wie ein Menſch oder ein edles Pferd von einem Stier geſpießt und in die Höhe geſchleudert wird, um dann dem grauſamen Sieger klatſchend ſeine „valiente“ zuzurufen.

Jetzt ließ ſich ein Trompetenſchall vernehmen, die Geländer wurden geöffnet, unter der Menge der Zuſeher herrſchte tiefes, erwartungsvolles Schweigen. Die Vorſtellung begann mit einem Lanzenbrechen zu Pferde. Die Reiter kämpften in prächtigem Koſtüme und in der edelſten Haltung auf ihren herrlichen Roſſen um den Sieg und um den Beifall des Publikums, und jeder der kühnen Cabalgadores wurde mit dem wiederholten Rufe: „Valiente! Valiente!“ belohnt.

Eine doppelte Fanfare verkündigte den Eintritt eines neuen Reiters und alle Blicke waren auf ihn gerichtet. In die Schranken ritt ein Jüngling von herrlichem Körperbau, ein ſchwärmeriſches Lächeln, das ihm gewöhnlich zu ſeyn ſchien, ſchwebte um ſeine Lippen. Unbekümmert um das beifällige Gemurmel, das ihn empfing, warf er einen langen Blick auf die Verſammlung, dann ritt er, das Haupt ſenkend, zweimal mit langſamem Schritte im Cirkus herum. Der Name „Manoel“ ging vom Munde zu Munde, Manoel iſt nach Joſe der berühmteſte Reiter Spaniens.

Und man erzählte ſich ins Ohr, wie eine unglückliche Liebe ihn auf die gefahrvolle Bahn und in die Geſellſchaft der Marktſchreier gebracht habe, ihn, einen Sprößling einer ſehr geachteten Familie zu Madrid, deſſen Name aber doch dem alten Grafen De la Plata zu wenig glänzend und ruhmvoll ſchien, als daß er ihm die Hand ſeiner Tochter, der ſchönen Juanita, gegeben hätte.

„Ach, armer Manoel! arme Juanita!“ hörte man von allen Seiten ausrufen, „wie innig habt ihr euch geliebt!“ — Es war vor drei Jahren, als ſie ſich zum erſten Male auf dem Prado ſahen und der Blitz der Liebe ſo ſchnell in ihre Herzen ſchlug, daß er beide untrennbar in einander ſchmolz. Manoel, der es wagte, um Juanita zu werben, wurde ſtolz zurückgewieſen und Juanita von dem grauſamen Vater in die Arme des alten Duca De Villamayor geworfen, der zum Gouverneur der canariſchen Inſeln ernannt wurde und dem ſeine junge Gattin nach Teneriffa folgen mußte.

Die abſchlägige Antwort des Grafen und die plötzliche Vereheligung Juanita's warfen den armen Manoel auf das Krankenlager. Lange zweifelten die Ärzte an ſeinem Aufkommen, oder glaubten wenigſtens ſeinen Verſtand für immer verloren, aber die Kraft der Jugend ſiegte über das Übel. Man rieth ihm an, um ſeine unglückliche Liebe zu vergeſſen, ein Leben voll Mühe und Thätigkeit fortan zu führen, und er wählte den Soldatenſtand; allein es war Frieden und das dolce far niente eines Militärs in der Garniſon behagte ihm nicht. — „Seemann!“ — aber was iſt das einförmige Leben eines Seemanns auf einem Raum von wenigen Fuß auf dem Verdecke eines Schiffes im Meere für einen Jüngling, den Thatendurſt verzehrt!

Er verließ Madrid, um auf Reiſen zu gehen. Allein auch hierin fand er nicht Ruhe und Linderung. Das Andenken an Juanita und an ſein verlornes Glück folgten ihm überall. Zu Burgos fand er die Reitergeſellſchaft des Jose Antonio. Am Tage vor ſeiner Ankunft war bei der Vorſtellung, welche daſelbſt im Cirkus Statt hatte, ein Pferd, als es eine Barriere überſpringen wollte, geſtürzt, und der Reiter ſo ſchwer verwundet worden, daß man ihn für verloren hielt. Man ſprach in ganz Burgos nur von dieſem Unglücksfalle, als Manoel daſelbſt ankam. Er dachte, daß ſolch ein abenteuerliches und mit Gefahren verbundenes Leben eine wohlthätige Änderung in der Einförmigkeit ſeines Daſeins hervorbringen könne, und daß er vielleicht hier ſeinen ſehnlichen Wunſch, zu ſterben, eher und früher erreichen werde, als im Kriege. Er ging zu Jose, und bat ihn, ſeiner Geſellſchaft beitreten zu dürfen; er verhehlte ihm weder ſeinen Namen, noch den Beweggrund, der ihn dazu beſtimmte, einen Entſchluß zu faſſen, welcher ſo wenig mit ſeiner Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft übereinſtimmte. Was kümmerte ihn mehr die Genehmigung oder Mißbilligung der Welt, ihn, der ſchon lange von ihr entfernt lebte?

Jose gab ſich keine Mühe ihn von ſeinem Entſchluſſe abzubringen; denn Manoel gefiel ihm, und er erkannte wohl, daß der Jüngling bei dieſer Gleichgiltigkeit, ja, Verachtung des Lebens bald einer ſeiner kühnſten und muthigſten Schüler werden konnte. Und Manoel rechtfertigte dieſes Urtheil auch bald, und über alle Erwartung.

Alſo, wie geſagt, alle Blicke waren auf Manoel gerichtet und ein ſchallendes Vivat empfing ihn bei ſeinem Eintritte in den Cirkus und bewies, welch ein Ruf von Muth und Talent dem jungen Kunſtreiter von Cadix her vorausgeeilt war. Aber er blieb kalt und gleichgiltig bei den lautſchallenden Beweiſen des öffentlichen Beifalles.

Er machte eben die zweite Runde im Cirkus, als ein lauter Schrei aus dem erſten Range erſcholl, er hob den Kopf und man trug eine ohnmächtige Frau hinaus. Ein Blick Manoel's reichte hin, dieſe Frau zu erkennen. Es war die Ducheſſa von Villamayor, ſeine Juanita. Der Duca, ihr Gatte, hatte ſich gezwungen gefühlt, ſie wegen Abnahme ihrer Geſundheit nach Europa zurückzuführen. Beide hatten erſt geſtern in Cadix gelandet und er führte ſie, um ſie zu zerſtreuen, in dieſes Schauſpiel.

Die unglückliche Juanita konnte dieſen Angſtſchrei nicht zurückhalten und fiel ohnmächtig nieder, als ſie in dem Kunſtreiter Manoel erkannte. — Manoel hatte ſein Pferd an dem Platze angehalten, von welcher man diejenige wegtrug, welche er nie mehr zu ſehen hoffen konnte. Mit einer fürchterlichen Angſt waren ſeine Blicke dahin geheftet, und er ſtand unbeweglich. Da aber bei ſolchen Schauſpielen die Ohnmacht einer ſchwachnervigen Frau nichts Außerordentliches iſt, ſo fingen die Zuſeher bei dem längern Stillſtehen des Reiters und bei der Unterbrechung ihres Vergnügens zu murren an. Joſe näherte ſich Manoel und führte einen kräftigen Peitſchenhieb in die Hinterbeine des Roſſes, welches, wie ein Pfeil, bei dem Getöſe der türkiſchen Muſik vorwärts ſprengte.

„Anda muchacho!“ rief Joſe. — Jetzt erkannte Manoel ganz das Fürchterliche ſeiner Lage und das Schimpfliche ſeines Standes. Juanita nahe und ohnmächtig zu wiſſen, vielleicht ſterbend ſogar, und ihr nicht zu Hilfe eilen zu können, ohne ſich dem Gelächter und dem Unwillen der Menge auszuſetzen, die da ſtampfte, wieherte und die Fortſetzung der Vorſtellung begehrte! — Er mußte ſich beugen unter das Joch, das er ſich ſelbſt auferlegt, er mußte der Stimme ſeines Meiſters gehorchen, der die drohende Peitſche über ſein Pferd und auch über ihn gehoben hielt. Thränen der Wuth floſſen über die Wangen des Unglücklichen.

Gezwungen, ſeinem durch die Peitſche angeregten Roſſe zu folgen, bemächtigte ſich eine Art Wahnſinns des armen Manoel, er preßte mit aller Gewalt die Spornen in die Hüften des Thieres, um es zum ſchnellſten Galopp zu zwingen, und immer mehr applaudirte die erſtaunte Menge und immer ſchneller ſprengte Manoel in der Runde herum, ſo daß ſein Pferd nur ſchwebte und er die Luft wie ein Pfeil durchſchnitt, endlich — plötzlich ward ein allgemeiner Schrei hörbar — das Pferd war geſtürzt, und ſein Reiter lag in den Sand dahin geſtreckt.

Man wollte ihn aufheben — er war todt.

IV.

Der Bettler.

An der Thüre einer Kirche in Paris ſah man noch vor Kurzem einen alten Bettelmann, der alle Tage getreulich ſeinen Platz auf den Stufen vor dem Heiligthum einnahm.

Sein Benehmen, ſein Ton, ſeine Sprache zeugten von einer höheren Bildung als jene, welche gewöhnlich das Elend begleitet. Unter dieſen Lumpen, welche der Mann mit einem gewiſſen Anſtande trug, ſchien eine noch lebendige Erinnerung an ein beſſeres Los hervorzuglänzen. Auch genoß dieſer Bettler unter den Armen dieſes Kirchſpiels eine Art von Anſehen. Jacques war ſein Name. Seine Gutmüthigkeit, ſeine Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit bei der Theilung des Almoſen, ſein Eifer Zänkereien zu ſchlichten, hatten ihm eine wohlverdiente Achtung verſchafft. Übrigens waren ſein Leben und ſeine Unglücksfälle, für alle, auch ſeine beſten Freunde ein Geheimniß. Jeden Morgen, ſeit fünf und zwanzig Jahren, ſaß er täglich regelmäßig an demſelben Platze. Man war ſo gewohnt ihn da zu ſehen, daß er gewiſſermaßen ein Standbild des Kirchenportals ausmachte. Nur Eines war von ihm bekannt, daß er nie einen Fuß in die Kirche ſelbſt ſetzte, obſchon er ein eifriger und frommer Katholike war. In Augenblicken, wo andächtiger Geſang in den innern Hallen des Gotteshauſes ertönte, wo der Weihrauch von dem Altare, vereint mit den Gebeten der Gläubigen, zum Himmel emporſtieg, wo der ernſte und harmoniſche Ton der Orgel den feierlichen Chor der chriſtlichen Menge begleitete, fühlte ſich der Bettler angezogen, ſeine Gebete mit jenem in der Kirche zu vereinigen, er betrachtete von außen das Schauſpiel, welches ſich im Tempel zeigte. Der Wiederſchein des Lichtes auf den gemalten gothiſchen Fenſterſcheiben, die Menge von Säulen, feſt und unerſchütterlich wie ein Symbol der ewigen Religion ſeit Jahrhunderten da ſtehend, Alles erfüllte ihn unwillkürlich mit Bewunderung.

Man ſah manchmal Thränen über ſeine gefurchten Wangen herabrollen. Ein großes Unglück oder ein ſchwerer Vorwurf ſchien ſeine Seele zu belaſten.

Ein Geiſtlicher las in dieſer Kirche täglich eine Meſſe. Ein Sprößling von einer der vornehmſten Familien Frankreichs und im Beſitze eines großen Vermögens, fand er ſein größtes Vergnügen im Almoſengeben. Der Bettler war ein beſonderer Gegenſtand ſeiner Zuneigung geworden, und jeden Morgen begleitete der wohlthätige Abbé Paulin von St. C*** ſein großmüthiges Geſchenk auch mit freundlichen Worten des Troſtes.

Eines Tages erſchien der Bettler nicht zur beſtimmten Stunde an dem Eingange der Kirche. Der Abbé ſuchte daher ſeine Wohnung auf und fand ihn krank auf einem elenden Strohlager. Die Blicke des Geiſtlichen hefteten ſich erſtaunt auf die Gegenſtände des Luxus und des Elendes, welche ſich in dieſer Wohnung vereinten. Eine prächtige goldene Uhr hing über dem harten Bette. Zwei Bilder mit reichen goldenen Rahmen und mit Flor überhangen, prangten an den weißen feuchten Mauern, ein elfenbeinener Chriſtus, ein wahres Kunſtſtück von Bildhauerarbeit, befand ſich auf einem Tiſchchen zu den Füßen des Kranken, ein antiker Stuhl mit gothiſchen Verzierungen und damaſtenem Überzuge ſtand in einer Ecke, und darauf lag ein Gebetbuch mit ſilbernen Spangen. Alles Übrige war ärmlich und zeugte von gänzlicher Mittelloſigkeit.

Die Gegenwart des Prieſters belebte den Kranken, und ſich erhebend ſprach er: „Ach, Herr Abbé, Sie ſind ſo gütig ſich eines Unglücklichen zu erinnern?“

„Mein Freund,“ antwortete Paulin, „ein Diener Gottes darf nur die Glücklichen vergeſſen. Ich komme mich anzufragen, ob Sie etwas bedürfen?“

„Ich habe nichts mehr nöthig,“ erwiederte der Bettler. „Mein Tod iſt nahe, ach! wäre nur mein Gewiſſen ruhig!“

„Ihr Gewiſſen? Haben Sie eine große Schuld abzubüßen?“

„Ein Verbrechen, hochwürdiger Herr, ein fürchterliches, das mein ganzes Leben nicht abbüßen konnte; ein Verbrechen, das keine Verzeihung zuläßt.“

„Ein Verbrechen ohne Verzeihung? Das gibt es nicht, mein Freund; die göttliche Barmherzigkeit iſt größer, als es die Laſterthaten der Sterblichen ſeyn können.“

„Darf ich noch hoffen, ich der ſchändlichſte Menſch den die Erde je getragen hat!“

„Ja, du darfſt hoffen, Unglücklicher, rief der Prieſter mit heiligem Eifer. „Ein Zweifel an der Verzeihung des Ewigen wäre eine größere Gottesläſterung, als dein Verbrechen ſelbſt. Vor Allem geſtehe deine Schuld aufrichtig, ich höre dich im Namen des Allerbarmers.“

Und der Prieſter entblößte ſein Haupt und der Kranke bekannte Folgendes:

„Ich bin der Sohn eines armen Pächters; allein die Herrſchaft, deren Felder mein Vater in Pacht hatte, war mir gewogen, ſie nahm mich ſchon als Knabe in ihr Schloß, und ich war beſtimmt der Kammerdiener ihres Sohnes zu werden. Die Erziehung, welche man mir gab, meine großen Fortſchritte in allen Lehrgegenſtänden änderten meine Beſtimmung, ich wurde zum Sekretär erhoben. Ich hatte mein fünf und zwanzigſtes Jahr erreicht, als die Revolution ausbrach; mein feuriger Geiſt folgte durch Leſung der Journale den Begebenheiten jener Zeit, mein Ehrgeiz regte ſich und ich ſchämte mich meiner untergeordneten Stellung. Ich faßte den Entſchluß, das Schloß, den Zufluchtsort meiner Jugend, zu verlaſſen. O hätte ich dieſen Plan ausgeführt, ich hätte mir ein Verbrechen erſpart. Die Freiheits- und Gleichheitswuth brach auch bald in der Provinz aus, und fürchtend, — von ihren eigenen Leuten in ihrem Schloſſe gefangen zu werden, dankte meine Herrſchaft alle ihre Domeſtiken ab. Einige Kapitalien wurden ſo ſchnell als möglich realiſirt, und von ihrem Reichthum nichts mit ſich nehmend, als einige koſtbare Familienandenken, begaben ſich die Edlen nach Paris und ſuchten dort in der Verborgenheit Sicherheit. Ich, gleichſam als Sohn des Hauſes, folgte ihnen; der Schrecken herrſchte mit aller ſeiner fürchterlichen Macht. Auf der Liſte der Emigriten verzeichnet, forſchte man ihnen nach, allein Niemand wußte, wo ſie ſich befänden, nur ich allein kannte ihren wahren Namen, den ſie verändert hatten, und ſo lebten ſie mitten in der allgemeinen Unruhe unbekannt, vereinigt und ruhig. Im feſten Vertrauen auf die Vorſicht, hofften ſie auf eine beſſere Zukunft. Eitle Hoffnung! Der einzige Menſch, der um ihr Geheimniß wußte, verrieth ſie, — ich war ihr Angeber.

Vater, Mutter, vier Töchter, Engel an Schönheit und Unſchuld, und ein Sohn, zehn Jahre alt, wurden in's

Gefängniß geworfen. Ihr Prozeß wurde eingeleitet. Der unbedeutendſte Vorwand genügte damals, einen Unſchuldigen in den Tod zu ſenden. — Doch hatte der öffentliche Ankläger Mühe, einen ſolchen Vorwand gegen dieſe edle Familie zu finden. Da fand ſich ein Elender, der, eingeweiht in die geheimſten Geſpräche, ja ſelbſt in die Gedanken dieſer Schuldloſen, den gleichgiltigſten Worten einen verbrecheriſchen Sinn zu unterlegen wußte und ſie ſogar einer heimlichen Verſchwörung beſchuldigte, und dieſer Elende — war ich.

Das Todesurtheil wurde geſprochen — über alle Glieder der Familie geſprochen; nur der zehnjährige Knabe wurde davon ausgenommen. Ach, die unglückliche Waiſe war nur dazu beſtimmt, ſeine theuerſten Verwandten zu beweinen, und ihren Mörder zu verfluchen.

Ruhig und ſich durch ihre Unſchuld tröſtend erwarteten die unſchuldigen Schlachtopfer den Todestag Gottergeben in ihrem Gefängniſſe. Da trat eine Unordnung bei Vornahme der vielen Exekutionen ein. Der Tag, an dem ſie auf der Guillotine enden ſollten, ging vorüber, man vergaß ihrer und ſie würden vielleicht dem Schaffotte entkommen ſeyn, wenn nicht ein Menſch — nein, ein Ungeheuer, lüſtern, ſich durch ihren Nachlaß zu bereichern, dieſes Vergeſſen bei dem Tribunale angezeigt hätte. Sein ſchändlicher Eifer wurde durch ein Bürgerdiplom belohnt und die Exekution noch jenen Abend vollzogen, und dieſes Ungeheuer — war ich.

Der Preis ſo vieler Verbrechen war eine Summe von 3000 Franken in Gold, und die koſtbaren Gegenſtände, welche

Sie hier noch um mich ſehen, und welche mir ſtete fürchterliche Mahner an meine Schändlichkeit ſind.

Nach vollbrachter Laſterthat wollte ich mich in Ausſchweifungen aller Art betäuben, allein das Gold, die ſchändliche Frucht meiner Undankbarkeit, war kaum verpraßt, als die Gewiſſensbiſſe anfingen mich zu foltern. Kein Plan, keine Unternehmung, keine Arbeit glückten. Ich wurde arm und kränklich. Da nahm ich jenen Platz an der Kirche als Bettler ein, den ich ſo viele Jahre behauptete. Die Erinnerung an mein Verbrechen war ſo durchbohrend, ſo vernichtend, daß ich es niemals wagte, den Troſt der Religion anzurufen, oder ein Gebet im Tempel des Ewigen zu ihm emporzuheben. Darum betrat ich dies Heiligthum nie. Das Almoſen, welches ich erhielt, beſonders das Ihrige, ehrwürdiger Herr, ſetzten mich in den Stand, bei ſehr dürftigem Leben, die Summe wieder zu erſparen, die ich meinen unglücklichen Wohlthätern geraubt hatte. Hier in der Tiſchlade liegt ſie, ſammt den Zinſen. Jene Gegenſtände des Luxus, welche Sie hier ſehen, dieſe Uhr, jener Chriſtus, das Buch und die verſchleierten beiden Bilder waren ebenfalls Gegenſtände, die den von mir Gemordeten gehörten. Ach, Herr! Glauben Sie, daß ich von Gott Verzeihung hoffen darf?“

„Mein Sohn!“ antwortete der Prieſter, „dein Verbrechen iſt entſetzlich, und ein Menſchenleben voll Thränen reicht nicht hin, es abzubüßen. Aber die Güte des Allmächtigen iſt auch grenzenlos, und die wahre Reue iſt mehr als das Verbrechen.“

Mit dieſen Worten ſtand der Abbé auf. Der Bettler, wie von neuem Leben beſeelt, ſtand vom Lager auf und ſank auf ſeine Knie. Der Prieſter ſprach die mächtigen Worte aus, welche Sterbliche von ihren Sünden entbinden, da ſchrie der Bettler: „Halten Sie ein, mein Schutzengel! bevor ich Ihre Verzeihung im Namen des Himmels empfange, müſſen eher alle Früchte meines Laſters von mir genommen ſeyn. Nehmen Sie dieſes Geld und jene Gegenſtände des Luxus, verkaufen Sie ſelbe, und vertheilen Sie das Geld unter die Armen.“ Der Bettler riß die Decke von beiden Bildern und rief: „Sehen Sie hier die Züge der von mir Gemordeten.„

Starr ſtand der Prieſter, und mit dem lauten Schrei: „Mein Vater! meine Mutter!“ bedeckte er ſich das Antlitz mit beiden Händen. Er ſank in einen Stuhl und ein ſchmerzhaftes Gefühl, verbunden mit Abſcheu gegen den Mörder, erfüllte in dieſem Augenblicke ſeine Seele, aber bald ermannte er ſich wieder, als der Unglückliche ſich verzweifelnd zu ſeinen Füßen wand und mit durchbohrender Stimme rief: „Verzeihung! Verzeihung!“ Seine Pflicht und ſeine göttliche Beſtimmung gaben dem Prieſter die Ruhe wieder. Der Kampf zwiſchen kindlicher Liebe und ſeinem heiligen Amte wich bald. Die menſchliche Schwäche hatte nur einen Augenblick ſeine Thränen gefordert, die Religion erhob ſeine ſtarke Seele. Er faßte das Kruzifix, die Erbſchaft ſeines Vaters, und es dem Bettler vorhaltend, ſprach er mit ſanfter Stimme:

„Chriſt! iſt deine Reue aufrichtig?“

„Ja.“

„Verabſcheuſt du dein Verbrechen innig?“

„Ja.“

„Wohlan, ſo verzeihe ich dir im Namen Gottes, der an dem Kreuze für die Menſchen geſtorben iſt.“ — Und er legte dem Zerknirſchten die Hände auf und ſegnete ihn.

Das Geſicht gegen die Erde gewendet, blieb der Bettler unbeweglich zu den Füßen des Prieſters liegen. Dieſer ſtreckte die Arme aus, um ihn emporzuheben. — Er war nicht mehr.

Die Phyſiognomiſten.

Mährchen.

Ich liebe außerordentlich die alten Bücher, vorzüglich die alten Reiſebeſchreibungen, und zwar je älter ſie ſind, deſto mehr lieb' ich ſie, denn mir ſcheint, daß die Menſchen viele Zeit dazu gebraucht haben, um lügen zu lernen, und noch mehr, um das Lügen ſich anzugewöhnen. Daraus ergibt ſich, daß man in ältern Büchern immer mehr Wahres findet, als in neuern.

Ich beſitze in meiner Bibliothek eine ziemliche Menge alter Chroniken, die ich öfters durchleſe, weil mir der alte freimüthige Ton beſſer gefällt, als der neue ſogenannte gute Ton, und unter dieſen iſt eine, die ich mit beſonderer Sorgfalt aufbewahre. Sie enthält die Reiſebeſchreibung eines Ältervaters des Sanchoniaton. Ich bin Willens, ſie einſt ganz zu überſetzen, allein zur Vollendung dieſes großen und ſchwierigen Werkes möchte wohl eine geraume Zeit erforderlich ſeyn, darum will ich einſtweilen nur eine Probe vorausſenden, damit das Publikum wiſſe, was es zu erwarten hat. Dieſes Bruchſtück betrifft die Reiſe, die Gerimades (ſo nennt ſich der Autor) nach der Inſel der Argeniten gemacht hat.

Zwanzig Jahre waren bereits verfloſſen (ſpricht der gute Gerimades), nachdem ich die Inſel verlaſſen hatte. Ich wünſchte ſehnlich vor meinem Tode dies himmliſche Land noch einmal zu ſehen, welches die gütige Mutter Natur mit beſonderer Liebe ausgeſtattet hat. Ich war einſt dort mit freundlicher Gaſtfreiheit aufgenommen worden, und mein Wirth wurde mein Freund. Ich ſah bei meiner Abreiſe Thränen über ſeine Wangen rollen, ſeine Betrübniß war aufrichtig, ich ſchloß von meinem Schmerz auf den ſeinigen, und betrog mich diesmal nicht, welches doch oft zu geſchehen pflegt, wenn man Andere nach ſich beurtheilt. Mein liebreicher Wirth, mein treuer und tugendhafter Freund nannte ſich Letokles. Ich mußte ihm bei unſerer Freundſchaft ſchwören, einſt wieder zu ihm zurückzukehren, und dieſer Schwur war mir ſo heilig, als ob ich bei dem höchſten Gott ſelbſt geſchworen hätte.

Ich ſchiffte mich auf einem phöniziſchen Dreimaſter ein, und kam nach acht Tagen der glücklichſten Fahrt auf der Inſel an.

Sehnſuchtsvoll klopfte mir mein Herz, als ich die Stadt wiederſah, in welcher Letokles wohnte. Ich malte mir ſeine Freude, mich wiederzuſehen, mit den lebhafteſten Farben, und zitternd vor Wonne betrat ich ihr Thor. — Allein wie erſtaunte ich, als ich mich von einer Menge verlarvter Menſchen umgeben ſah, die mich neugierig betrachteten, mir feſt und aufmerkſam in's Geſicht ſahen, und ſich dann mit den Worten wieder von mir entfernten: „Das iſt ein guter Menſch, ein redlicher Menſch!“

Ich wußte nicht, ſollte ich mich über dies ſeltſame Betragen ärgern, oder darüber lachen. — Was ſoll das Alles heißen? fragte ich mich ſelbſt. — Sind die Argeniten närriſch geworden? Wozu dieſe Larven? Warum ſehen ſie mich ſo aufmerkſam an und ſprechen dann: „Das iſt ein guter Menſch!“ Wiſſen ſie denn, ob ich gut bin oder nicht? Ich verdoppelte meine Schritte zwiſchen Furcht und Hoffnung, ob ich meinen Freund Letokles nicht vielleicht eben ſo närriſch wiederfinden würde, als ſeine Landsleute. Endlich kam ich zu ſeinem Hauſe, — zitternd blieb ich vor der Thüre ſtehen, mein Herz pochte hörbar, meine Knie wankten, endlich trat ich hinein und ſtürzte in die Arme meines Freundes. Er war nicht verlarvt wie die andern, er drückte mich an ſeine Bruſt, weinte vor Freude, mich wiederzuſehen, und ich weinte mit ihm vor Vergnügen, ihn geſund und ſo klug, wie vorher, wiederzufinden.

Einige Augenblicke gönnten wir den Ausbrüchen unſerer Freude. Ich erkundigte mich um ſeine Lebensverhältniſſe. Er zeigte mir ſeine Familie, und ſprach: „Ich bin glücklich!“ — Dieſe Worte genügten auch mich glücklich zu machen. Endlich erzählte ich ihm, was ich bei meiner Ankunft hörte, und ſah, und bat ihn um Aufklärung dieſes Räthſels. Er lächelte und erwiederte: „O guter Gerimades, wie viel hat ſich ſeit deiner Abreiſe verändert! was für ſonderbare Begebenheiten wirſt du vernehmen! — Du hatteſt uns kaum zwei Jahre verlaſſen, als unſere Inſel einer von jenen Männern beſuchte, die in wunderbare Geheimniſſe eingeweiht ſind, welche ſie dann in allen Ländern zu verkaufen ſuchen, in denen Leichtgläubigkeit und Neugierde das

Sonderbare und Übernatürliche theuer bezahlen. Dieſer Mann nannte ſich Telemantides; er beſaß die Kunſt, den Geiſt und Charakter der Menſchen aus ihren Zügen zu erkennen. Er las in ihren Augen und in ihrem Geſichte die verborgenſten guten und ſchlimmen Eigenſchaften ihrer Seele. Dieſer weiſe Mann kam von den Atlantiden, bei denen alle Wiſſenſchaften und Künſte auf dem Gipfel der Vollkommenheit ſtehen. Er wollte ſeine Landsleute in ſeine ſublimen Entdeckungen einweihen, allein die Weiſen ſeines Landes entſchieden daß dieſe Erfindungen mehr Schaden als Nutzen bringen, und verboten daher dem Erfinder bei Todesſtrafe, ſie zu verbreiten. Telemantides hatte nicht Luſt, ein ſo koſtbares Geheimniß unbenützt mit ſich ſterben zu laſſen, er erwog den Vortheil, welchen er für ſeinen Ruf und ſeine Vermögensumſtände aus ſelbem ziehen könnte; er entwarf alſo den Plan aus ſeinem Vaterlande zu fliehen, um in andern Ländern die Ehre und die Schätze zu ſuchen, welche die Weisheit ſeiner Landsleute ihm ungerechter Weiſe verweigerte. —

So kam er auf unſere Inſel. Er bemerkte bald, daß dieſes Volk, — welches mit einer lebhaften und feurigen Einbildungskraft begabt iſt, auch alles Neue und Sonderbare mit Begierde ergreife, und baute darauf mit vielem Rechte ſeine Hoffnungen für die Zukunft. Er kündigte bald mit großem Pompe, und in den erhabenſten, und zugleich unverſtändlichſten Phraſen ſeine neue Lehre an, und alle Köpfe waren davon voll, alle Zungen ſprachen nur darüber. Abiſar, unſer König, überſchüttete ihn mit Ehren und Reichthümern, und wünſchte der erſte in die Geheimniſſe dieſer göttlichen Wiſſenſchaften eingeweiht zu ſeyn, die, wie er ſagte, eine vollkommene Kenntniß des menſchlichen Herzens verſchaffe, und alſo der größte Schatz für Jenen ſei, der vom Schickſal dazu beſtimmt iſt, Menſchen zu regieren.

Bald war Abiſar's forſchender und heller Geiſt in die tiefſten Tiefen dieſer Wiſſenſchaft eingedrungen, und der Schüler erreichte ſeinen Lehrer. Nun gab Telemantides öffentliche Vorleſungen über ſeine Kunſt, welche er Phyſiognomik nannte. Die Argeniten ſtrömten haufenweiſe zu, um den Philoſophen zu hören, den ſie als einen Gott betrachteten. Vergebens verſuchten es einige weiſe Männer, welche die Zukunft vorausſahen, dieſen Strom einzudämmen, allein man hörte ſie nicht. Es war eine Wuth, eine Raſerei, welche ſich des ganzen Volkes bemeiſterte. „Warum“ — ſo hörte man dieſe Weiſen ſprechen, — „warum wollt ihr euch den Fortſchritten widerſetzen, welche wir in der ſchönſten und nützlichſten Wiſſenſchaft machen? Ihr fürchtet wohl, man leſe dann in euren Herzen, und entdecke darin Leidenſchaften, die ihr jetzt mit Mühe verborgen haltet? Bald werden Tugend und Laſter entlarvt vor unſern Augen liegen, und nur der Laſterhafte hat dieſe Entdeckung zu fürchten, der Tugendhafte wird ſich ihrer freuen, und den Mann verehren, der durch ſeinen Verſtand der Seele die Maske entreißt.“

Was war ſolchen wahnſinnigen Spöttereien entgegen zu ſetzen? Nichts als Stillſchweigen und Verachtung. — Nun ging die Sucht Phyſiognomik zu ſtudieren mit Rieſenſchritten vorwärts. Schlechte Leute wollten Phyſiognomiſten ſeyn, um die ehrlichen betrügen zu können, rechtſchaffene wollten Phyſiognomiſten ſeyn, um von den ſchlechten nicht betrogen zu werden. In einem Zeitraume von zwei Jahren fand man nur äußerſt wenige mehr, die nicht aus den Augen und aus den Geſichtszügen den Charakter ihrer Mitbürger erkannten.

Du ſiehſt wohl ſelbſt ein lieber Gerimades, daß die Weiber in Erlernung dieſer Wiſſenſchaft hinter den Männern nicht zurückblieben. Ihre angeborne Neugierde, durch unſer Beiſpiel noch mehr aufgeregt, trieb ſie haufenweiſe nach dem Saale, wo der Weiſe für ein beträchtliches Honorar ſeine Lehren zu Markte brachte. „Wie,“ hörte man ſie ausrufen, „die Männer ſollten unſere geheimſten Gedanken aus unſern Geſichtszügen leſen, und wir ſollten nur blind auf ſie vertrauen, wie wir es bis jetzt gethan haben, wir ſollten nicht auch unterſcheiden können, ob ein Mann uns liebe, oder nicht? Nein ſie dürfen kein Vorrecht vor uns genießen. Wenn ſie unſere Schwächen kennen, ſo iſt es nothwendig, daß auch wir die ihrigen kennen.“ — „Eilt Schweſtern, euch die himmliſchen Kenntniſſe des Telemantides eigen zu machen, dann werden euch alle Mittel die Männer zu hintergehen zu Gebote ſtehen, und ihr werdet die Herrſchaft über die Männer behaupten können, die euch eure Reize verſchafften.“ So ſchrien die Weiber, und in kurzer Zeit waren ſie in die geheimſten Tiefen der Phyſiognomik eben ſo eingedrungen wie die Männer.

Allein bald traf die Weiſſagung der weiſen Atlantiden auch auf unſerer Inſel ein, und wir befanden uns in dem bejammernswürdigſten Zuſtand, wovon ich dir ein ſchwaches Bild zu entwerfen verſuchen will. — Unſer König Abifar, ſonſt der beſte Fürſt, wurde nun als Phyſiognomiſt der grauſamſte Tyrann. Er kannte auf den erſten Blick jene, die ihn nicht liebten, und die ihm doch ihres Intereſſe wegen Liebe heuchelten; er ſah mit Entſetzen, daß er ſo wenig wahre Freunde, und ſo viele verkappte Feinde beſaß, und wüthend darüber, ließ er Ströme von Blut fließen; doch je mehr Argeniten durch ſeine Grauſamkeit umkamen, deſto mehr haßten ihn die übrigen, und ſo zog ein Todesurtheil immer hundert andere nach ſich. Wer ihm ganz gefallen wollte, mußte eine ſo reine und uneigennützige Liebe zu ihm, eine ſo unerſchütterliche Treue und Unterwürfigkeit beſitzen, wie ſie nur ſelten bei Menſchen, die ſich in dem Glanze des Thrones ſpiegeln, gefunden werden. Darum zitterte alles vor ihm, und ſeine durchdringenden Blicke verbreiteten überall Schrecken, und machten auch die reinſten Herzen beben.

Man fand zwar keine hinterliſtigen Betrüger mehr unter uns, denn auch das feinſte Gewebe des Truges wäre auf den erſten Blick entdeckt worden, allein nun trieben Bosheit, Habſucht, Rache, und wie die Furien alle heißen mögen, welche die Fackel der Zwietracht unter die Sterblichen ſchleudern, offen ihr ſchändliches Handwerk, man nahm ſtatt zur Liſt, zur Gewalt ſeine Zuflucht, und offene Fehde herrſchte auf der ganzen Inſel.

Alle Bande der Freundſchaft waren zerriſſen; denn ein Freund fand jetzt in dem Innerſten des andern Schwächen, die er nicht vermuthet hatte. Die Hoffnung entwich aus unſerer Mitte, und machte der Gewißheit Platz, die uns unglücklich machte. Die Liebe verlor ihre Strahlen, und alle Macht über unſere Herzen; denn die Liebenden kannten nun kein Mißtrauen mehr gegen einander. — Entweder waren ſie überzeugt, daß ſie betrogen ſeien, und dieſe Gewißheit raubte ihnen jeden Troſt, oder ſie ſahen ſich geliebt, es blieb ihnen kein Zweifel an ihrem Glücke übrig und ſie waren eben darum gleichgiltiger gegen dasſelbe. Der Menſch muß immer ein wenig an ſeinem Glücke zweifeln, er muß nur halb daran glauben, mehr mit ſeinem Herzen, als mit ſeiner Vernunft. Wenn er davon ſo überzeugt iſt, wie von einer mathematiſchen Wahrheit, ſo ruht ſein Geiſt, und ſchlummert am Ende ein; — ein bischen Ungewißheit aber hält ſeine Seele wach, und gibt ihm Kraft und Energie.

Nicht weniger bedauerungswürdig waren die Argeniten ſelbſt im Schooße ihrer Familie. Eltern wiſſen ſtets die Fehler der Kinder zu bemänteln, ſie halten ſie immer für beſſer, als ſie wirklich ſind. Selbſt von dem böſeſten Sohne glaubt es der Vater noch nicht, daß er ohne Rettung verloren ſei, er hofft, daß er im ſpätern Alter, wenn das Feuer jugendlicher Unbeſonnenheit gedämpft ſeyn wird, wieder zur Tugend zurückkehren werde. — Bei uns war das ganz anders. — Dahin ſchwanden dieſe tröſtenden Chimären, dieſer ſüße Trug väterlicher Liebe, dahin ſchwanden ſie, und machten einer Wiſſenſchaft Platz, die jeden Zweifel und jede Hoffnung ausſchließt, und die Wahrheit ohne Schleier und Schminke zeigt.

Die jungen Leute beiderlei Geſchlechts kannten ſich nun ſo genau, als wenn ſie ſchon zwanzig Jahre mit einander verbunden wären. Sie laſen ſich wechſelſeitig ihre Fehler in dem Geſichte, und wurden dadurch zurückgeſchreckt das wohlthätige Band der Ehe um ihre Hände und um ihre Herzen zu ſchlingen. Wünſchte ein Jüngling ſich zu vermählen, ſo forſchte er in den Blicken aller jungen Mädchen, fand bei einer Neigung zur Galanterie, bei der andern Leichtſinn, bei der dritten Eitelkeit, bei der vierten Unbeſtändigkeit, und zog die ſchon ausgeſtreckte Hand ſchnell zurück, um nicht damit ſein zeitliches Unglück zu unterzeichnen. — Die Weiber, welche ſich denſelben durchdringenden Blick eigen gemacht hatten, durchſchauten ebenfalls die Herzen der Männer, ehe ſie wählten, und fanden überall Fehler oder Schwächen, die den heitern Himmel ihres Lebens trüben konnten.

Dieſen fanden ſie zankſüchtig und mürriſch, Jenen eiferſüchtig, einen Dritten dumm, einen Vierten weibiſch, und ſo graute auch ihnen vor jeder dauernden Verbindung. Die zügelloſeſte Freiheit herrſchte nun auf unſerer Inſel. Da die Menſchen ihre Laſter nicht mehr vor einander verbergen konnten, ſo trugen ſie ſelbe auch mit der größten Unverſchämtheit öffentlich zur Schau. Vielleicht wirſt du mir einwenden, daß die Unmöglichkeit der Verſtellung uns ja zwingen mußte, tugendhaft zu werden. Du ſchließeſt falſch, lieber Freund, tugendhaft kann man nie aus Nothwendigkeit werden, ſondern nur aus Gefühl für Tugend und Recht. Die Tugend ſproßt allein aus der Seele, niemals aus dem Kopfe. Furcht vor dem Urtheile der Menſchen kann nur Heuchler ſchaffen, und da Heuchelei nun unmöglich geworden war, ſo fanden wir es leichter, kürzer, einfacher und bequemer, uns mit allen unſern Laſtern zu zeigen, als den ſteinigen Weg der Tugend zu wandeln.

Alle Menſchen beſitzen mehr oder weniger Eigenliebe; bei dem Haufen artet dieſe in Eitelkeit, bei den übrigen in Stolz aus.

Die Argeniten ſuchten vor der Ankunft des Telemantides beide dieſer Schwächen, aus Furcht lächerlich zu werden, zu verbergen. Nun aber, da ſie Phyſiognomiſten geworden waren, trat der Stolz dem Stolze ohne Scheu gerade vor's Antlitz, die Eitelkeit ſtellte ſich der Eitelkeit überall in den Weg, Anſprüche führten mit Anſprüchen offene Fehde, Haß, Neid und Rachſucht bemächtigten ſich aller Herzen, und zerriſſen noch die letzten ſchwachen Fäden, welche die Geſellſchaft umſchlangen.

So war unſere Lage, lieber Gerimades, als unſer König Abiſar ſein Leben endete. Sein Nachfolger Nelador ließ mich eines Tages zu ſich rufen, und redete mich ſo an: „Letokles, ich habe meine Augen auf mein Volk geworfen, und ſie füllten ſich mit Thränen. Ich will trachten, es glücklich zu machen, oder wenigſtens ſein Elend zu mildern. Ich habe dich zu mir berufen, damit du mich mit Rath und That bei dem ſchweren Werke unterſtützen mögeſt; hilf mir die Bande der Geſellſchaft wieder knüpfen, die ſich ſchon gelöſt haben, ſteh mir bei, der ſchrecklichen Entartung ein Ziel zu ſetzen, welche unter meinem Volke herrſcht. Du kannſt es vor allen, denn du haſt dich und deine Familie in dieſen Zeiten der Gräuel rein erhalten, du biſt dem allgemeinen Strom entgegengeſchwommen; ſage mir, weiſer Mann, wie war dir das möglich?

Ich warf mich an dem Fuße des Thrones nieder, und antwortete: „Weiſer Nelador! mögen die Götter dich in deinem edlen großmüthigen Vorhaben unterſtützen! Du fragſt mich, welches Mittel ich angewendet habe, mir mein Glück zu erhalten? So höre denn: Ich ſah ein, daß Telemantides hochgeprieſene Wiſſenſchaft nichts zu meinem Glücke beitragen könne, ja daß es dadurch vielmehr zerſtört werden würde. Ich hütete mich gar ſehr, die Geheimniſſe einer Kunſt zu erforſchen, die den Menſchen um die ſchönſten Träume ſeines Herzens betrügt. Kurz ich bin kein Phyſiognomiſt, und erhielt mir Freunde, weil ich ihnen Vertrauen ſchenkte. Du ehrſt mich, indem du meinen Rath dazu forderſt, wie dem Elende deines Volkes zu ſteuern ſei. Ich gebe dir gerne den beſten, den ich habe: — Bedecke dein Geſicht mit einer Larve, dein ganzes Volk wird deinem Beiſpiele bald nachfolgen, — nur dann wird die Hoffnung auf die Rückkehr der Tugend in den Herzen wieder Wurzel faſſen, wenn den durchdringenden Blicken die traurige Ausſicht in das Innere des Menſchen verſperrt ſeyn wird.“

Nelador folgte dem Rathe, den der Himmel mir eingegeben hatte. Bald ahmten ihn ſeine Höflinge nach, ſie nahmen eben ſolche Masken vor's Geſicht, wie ihr König. Die Mode ſich zu verlarven, war bald auf der ganzen Inſel allgemein. Alle dieſe Masken zeigen, den Principien der Phyſiognomik gemäß, einen offenen, gutmüthigen und redlichen Charakter an. In der Folge fing man auch an, ſein Benehmen dem künſtlichen Geſichte, das man ſich gegeben hatte, anzupaſſen, und auf dieſe Art waren die Argeniten in kurzer Zeit vom Kopfe bis zu den Füßen maskirt. Anfangs war ihnen das wohl ein wenig unbequem, doch unmerkbarer Weiſe wurde ihnen die Maske nach und nach zur Gewohnheit, zur zweiten Natur, und jetzt ſchwört jeder darauf, daß alle Bewohner dieſer Inſel verlarvt geboren werden ſeien.

Die ſegensreichen Wirkungen meines Rathes wurden bald allgemein bemerkbar. Es gibt zwar noch eine ziemlich große Anzahl Menſchen unter uns, welche noch immer die Lehren Telemantides nicht vergeſſen können, und daher kam es, daß man dich bei deiner Ankunft ſo forſchend betrachtete, und ausrief: „Das iſt ein guter Menſch!“ — Allein man fängt ſchon an, an Wort und Treue, an Aufrichtigkeit, Redlichkeit und Ehre, kurz an alle Tugenden, welche die Larven zeigen, zu glauben. Man urtheilt nur nach Thaten, und wechſelſeitiges Vertrauen kehrt in die Familien zurück. Freundſchaft, Liebe, und wie die himmliſchen Gefühle alle heißen, die das Glück des Menſchen in ihm ſelbſt begründen, haben ihre ſüße Täuſchung wieder gewonnen, ohne welche ſie nicht beſtehen können. Die jungen Leute vermählen ſich wieder in der Hoffnung glücklich zu werden, und wir ſehen überall glückliche Ehen.“

So ſprach mein Freund Letokles. Ich fragte ihn, warum er nicht auch eine Larve genommen habe, wie die übrigen, und wie es käme, daß ſein Geſicht gerade allen den Masken ſo ähnlich ſehe, die ich überall erblickte. Er erröthete und ſchwieg; ich ſah, daß meine Frage ihn in Verlegenheit geſetzt habe; allein jetzt nahm ein Argenite, der unſerem Geſpräche beigewohnt hatte, das Wort und ſprach:

„Wozu hätte der weiſe Letokles einer Maske bedurft? Er braucht nichts zu verbergen. Sein Herz iſt das Heiligthum der Tugend, und ſeine Züge ſind das getreue Bild ſeines Herzens. Sein offenes freundliches Geſicht diente uns allen zum Vorbild. Vom König bis zum geringſten ſeiner Unterthanen wollte alles dieſem braven Manne ähnlich ſehen.“

Länger konnte ich mich nicht mehr zurückhalten, ich warf mich in die Arme meines Freundes und rief: „Letokles! dieſe Ehre iſt deiner würdig. Möchten alle deine Landsleute dir gleichen.“

„Halt ein, mein Freund,“ unterbrach mich Letokles, „hebe mich nicht ſo hoch empor, ich bin ja nur ein Menſch. Ich danke den Göttern, die mir den Gedanken in die Seele legten, wodurch ich meine Landsleute dem gänzlichen Verderben entriß.“

Dieſe Verlarvung war für die Argeniten heilſam, es war das einzige Mittel, die ſchrecklichen Folgen einer eiteln Wiſſenſchaft wieder gut zu machen, die uns die Natur gewiß ſelbſt gelehrt hätte, wenn ſie zu unſerm Glücke nöthig geweſen wäre. Wenn keine Spur von Phyſiognomik mehr vorhanden ſeyn wird, dann mögen ſich die Argeniten wieder entlarven, und ſich des Rechtes, welches der Schöpfer allen Menſchen verliehen hat, erfreuen. — Es gibt böſe Gedanken, und ſtrafbare Leidenſchaften, die oft nur einen Augenblick im menſchlichen Herzen herrſchen, die aber alſogleich wieder verſchwinden, wenn ſich der Menſch ihrer bewußt wird. Dieſe Gedanken darf ein Anderer nie gewahr werden, allein es iſt zur Sicherheit der Tugend auch nothwendig, daß der Blick des Rechtſchaffenen von jenem des Heuchlers und Böſewichts unterſchieden werden könne.“

Kara-Aly.

Eine Räubergeſchichte.

Seit mehren Monaten war der Diſtrikt von Zaraisk, im Gouvernement von Kaſan, durch eine furchtbare Räuberbande beunruhigt, nicht nur Reiſende wurden angefallen, ſondern ſie drangen auch in Dörfer und Städte ein, und verübten dort ihre Gräuelthaten. Der Name ihres Oberhauptes Kara-Aly (Aly der Schwarze) war daher in der ganzen Gegend zum allgemeinen Schrecken geworden. Seit acht Monaten ſchon war die ſorgfältigſte Wachſamkeit der Polizeibeamten und ſelbſt veranſtaltete Streifereien von Truppen fruchtlos geblieben, auch die ausgeſetzten Preiſe auf den Kopf Aly's von 5000 Rubeln, und auf den Kopf jedes Räubers von 1000 Rubeln, hatten keinen glücklicheren Erfolg gehabt. Endlich beſchloß das Gouvernement wirkſamere Maßregeln zu ergreifen, um dem Unweſen zu ſteuern und die Einwohner zu beruhigen, und am 1. November 1837 gelang es dem Aſſeſſor des Diſtriktes von Zaraisk, Theodor Trazof, den ſchrecklichen Kara-Aly, fünf ſeiner Spießgeſellen und ſein Weib einzubringen.

Der Bericht dieſes Beamten über die Ergreifung der Räuber lautet offiziell alſo:

„Am 1. Auguſt 1837 erhielt ich vom Gouvernement den Auftrag den Schlupfwinkel der Räuberbande Kara-Aly's aufzuſpüren, und mich ihrer zu bemächtigen. 50 Koſaken unter dem Befehle des Fähnrich Djurilof, und 25 Gensdarmen, kommandirt von dem Lieutenant Newmann, wurden mir zu dieſer Expedition beigegeben, aber alle unſere Nachforſchungen waren fruchtlos.«

»Am 2. Oktober, nachdem ich die Ronde im ganzen Diſtrikte gemacht hatte, wo ich auch zugleich Steuern einzuheben befehligt war, kam ich mit 17,000 Rubeln nach Zaraisk zurück. Allein es war ſchon zu ſpät in der Nacht, um das Geld noch dem Steuereinnehmer zu übergeben, und ich mußte dies auf den folgenden Tag verſparen.

»Um Mitternacht arbeitete ich noch allein in meinem Kabinet, als die Thüre ſich plötzlich öffnete und ein Mann von koloſſaler Leibesgeſtalt eintrat. Er hatte einen Kajuk (eine Art Pelz von Hammelfell) an, und trug auch eine ſolche Mütze. Sein Geſicht mit dichtem Schnurbarte, ſein ſchwarzer Bart, ſeine Haare dicht aber unordentlich um ſein Haupt hängend, und die Blitze welche ſeine Blicke umherſchleuderten, gaben dieſer Erſcheinung etwas Grauenhaftes. Bevor ich noch Zeit gewann, um Hilfe zu rufen, war er mir ſchon näher getreten, hatte mir ſeine Piſtolen vorgehalten, und den Finger auf den Mund gelegt, um mir Schweigen zu gebieten.

»Ich blieb unbeweglich vor Überraſchung und Angſt, er aber ſetzte ſich zu mir, und mit feſter Stimme redete er mich alſo an: »Du biſt Trazof, Trazof, der ausgeſandt iſt, Kara-Aly zu fangen. Nun wohl, ich bin Kara-Aly. Sieh mich gut an, damit du mich kennſt.« Und nachdem er mir nun einige Augenblicke Zeit gelaſſen hatte, ihn zu betrachten, fügte er hinzu: »Jetzt will ich dir auch ſagen, was mich zu dir führt. Du haſt 17,000 Rubel bei dir.“ Ich ſprang auf, um Hilfe zu rufen, allein er faßte mich mit eiſerner Fauſt, drückte mich zu Boden, und mit unglaublicher Schnelligkeit hatte er mir Hände und Füße gebunden, und den Mund mit einem Tuche verſtopft. Dann durchſuchte er meine Kleider, und einige Meublen, und als er endlich die 17,000 Rubel in meiner Kaſſe gefunden hatte, trat er zu mir zurück und ſprach: „Ich könnte mich deines Stillſchweigens mit einem Dolchſtiche verſichern, allein ich verachte dich, und wenn dein Czaar ſo viele Soldaten hätte, als Sterne am Firmamente ſind, ſo würde er Kara-Aly doch nicht ſeiner Freiheit berauben können.“

Dann zog er mir das Tuch aus dem Munde und fort war er.

Als ich mich allein befand, rief ich um Hilfe, und meine Leute eilten herbei. Ich ließ ſogleich meine Koſaken aufſitzen, um den Räuber auf allen Wegen zu verfolgen. Allein vergebens. Wir ſahen wohl vor der Stadt Pferdeſpuren, welche ſich gegen das Gebirge wendeten, aber als der Weg felſiger wurde, verſchwanden dieſe Spuren.

Am 1. November befand ich mich auf dem Jahrmarkte zu Rjansk, als ich zwei verdächtige Männer herumſchleichen ſah, in deren Einem ich ſogleich Kara-Aly erkannte; denn ſeine Züge waren unauslöſchlich in mein Gedächtniß gegraben. Ohne einen Augenblick zu verlieren, ließ ich ſie von den Koſaken umringen, welche mich begleiteten. Es entſtand ein fürchterliches Gemetzel, die Marktleute entflohen voll Schrecken, und die beiden Räuber vertheidigten ſich wüthend mit ihren Yatagans. Ein Koſak wurde getödtet, zwei verwundet, aber endlich gelang es uns doch, uns des Aly zu bemächtigen. Als er ſah, daß jeder Widerſtand fruchtlos ſei, warf er verzweifelnd ſeinen Yatagan von ſich und rief: „Gott du haſt es gewollt, ich bin durch dich gedemüthiget.“ Dann zu ſeinem Kameraden gewendet, welcher ſich noch vertheidigte, rief er ihm zu: „Musrum, ſuche dich zu retten, ich ernenne dich zum Chan der Truppe, wenn du aber unterliegſt, ſo ſei deine Zunge ſtumm, wie ein Stein.“ — Zum Glücke mußte ſich uns auch Musrum ergeben.

Im Gefängniſſe beharrten Beide feſt auf ihrem Schweigen, und alle Mittel vermochten ſie nicht zu Geſtändniſſen zu bringen. Endlich entſchlüpften dem Musrum die Worte: „Sucht auf dem Kyrim-Gebirge, dort werdet ihr die Höhle Muſtapha-Iblis finden.“ Alſogleich nahm ich 200 Mann Infanterie und 50 Koſaken, und marſchirte mit ihnen nach dem bezeichneten Gebirge. An dem Fuße desſelben angelangt, ließ ich die Koſaken und 100 Mann Fußgänger zurück, und vertheilte ſie, um jeden Ausgang zu verſperren, und mit den übrigen ſtieg ich das Gebirge hinan. Wir hatten nur wenige Schritte vorwärts gemacht, als wir einen Mann vor uns fliehen ſahen; hierauf hörten wir einen einzelnen Schuß, dem ſogleich eine ganze Decharge folgte. Mehre meiner Soldaten wurden dadurch verwundet, und drei getödtet. Allein wir ſtiegen vorwärts, und in einer kleinen Stunde waren wir bei der Höhle angelangt.

Ein ungeheurer Stein wehrte uns den Eingang, wir rollten ihn weg, und drangen mit gefälltem Bajonette in die finſtere Höhle. Sie war ganz verlaſſen Beim Feuer fanden wir noch Nahrungsmittel, aber kein lebendes Weſen darin. Indem wir horchten, vernahmen wir Pferdegetrappel und Geſchrei, welches uns unter der Erde dumpf zu ertönen ſchien.

Bald aber entdeckten wir auf der entgegengeſetzten Seite einen Ausgang aus der Höhle. Er war anfangs ſchmal, erweiterte ſich aber immer mehr, und wir gelangten in's Freie, wo wir Spuren von Pferdetritten fanden. Hier kamen uns die Koſaken entgegen, welche vier Räuber und ein Weib gefangen hatten. Wir durchſuchten die ganze Höhle, fanden aber nichts als Waffen, verſchiedene Koſtüme, Nahrungsvorräthe und reiche Stoffe. Geld fanden wir gar keines, und die gefangenen Räuber, als ſie gefragt wurden, wo ſich ihr Schatz befinde, antworteten einſtimmig: „Gott und der Chan allein wiſſen, wo das Geld iſt.“ Die Gefangenen führten wir nach Zaraisk.

Kara-Aly, von dieſer Expedition und von der Gefangennehmung ſeiner Mitſchuldigen unterrichtet, erbat ſich als Gnade, daß es ihm erlaubt werden möge, ſeine geliebte Fazry zu ſehen. „Geſtehe, antwortete ich ihm, „wo dein Schatz verborgen iſt, und du ſollſt ſie ſehen.“ Allein er ſchüttelte den Kopf, und nur die Worte entſchlüpften ihm mit einem Seufzer: „So geſchehe der Wille des Herrn.“ Seitdem hat man über dieſen Punkt nichts erfahren können.

Zaraisk, am 3. November 1837.

Unterzeichnet:

Theodor Trazof,

Aſſeſſor des Diſtriktes von Zaraisk.

Verhör des Kara-Aly durch den Kapitän Jspravnik.

Kapitän. Gib an deinen Namen, Vornamen und Geburtsort.

Aly. Wie Gott der wahre alleinige Gott, und Mahomet ſein Prophet iſt, ſo bin ich der wahre, alleinige Abkömmling der Sultane von Kaſan. Mein Vater war Kurdy, der Sultan, und meine Mutter Fatme, die Schweſter des Nuſſiram-Bey. Am 15. September 1803 ſah Kaſan die Geburt des Zweiges ſeines Herrſchers.

Kapitän. Du hintergehſt das Gericht. Nuſſiram-Bey hat bewieſen, daß du nur der Sohn jener Amme ſeiſt, welcher ſein Neffe anvertraut war, und der als Kind ſtarb.

Aly. Nuſſiram-Bey hat gelogen, wie ein ungläubiger Hund. Er bemächtigte ſich des Reiches, welches mir gehörte, und der Stärkere hat immer Recht. So hatte auch ich recht, als ich an der Spitze meiner Truppe that, was ich wirklich gethan.

Kapitän. Wie wurdeſt du in dem Hauſe Nuſſiram-Bey's behandelt?

Aly. Wie das letzte ſeiner Hausthiere. Nuſſiram-Bey, Ismail und Edigy, ſeine Söhne und meine Vettern, marterten mich. Nur die Tochter meines Tyrannen, die ſchöne Fazry ſtreute Roſen des Troſtes auf meinen dornigen Lebenspfad. Schon als Kind ſprach ſie immer zu mir: »Armer Aly, du biſt unglücklich, wie ein Baum in der Mitte der Wüſte, aber ich liebe dich.« Und bei dieſen Worten rollte eine Thräne über die braune Wange des Räubers.

Kapitän. In welchem Alter hat dich dein Herr zum Militär gegeben?

Aly. Mein Herr? Er war mein Herr, wie der Wolf der Herr des armen Lammes iſt, das noch nicht davon laufen kann. Fazry war 14 Jahre alt, und ich 25; er bemerkte, daß unſere Herzen ſich verſtanden, und ſo ſtreut er Geld zur Rechten und zur Linken, und ließ mich, ſeinen legitimen Herrn, unter die Soldaten ſtecken.

Kapitän. In welchem Regimente haſt du gedient?

Aly. Im Dragoner-Regimente Nijny-Novogrod. Fünf Jahre ſäete ich den Tod in die Reihen der Cirkaſſier, mein Säbel hat mehr Köpfe der Feinde deines Czaars durchhauen, als du Haare auf dem Kopfe haſt. Ich wäre auch beim Regimente geblieben, wenn der Krieg fortgedauert hätte; denn den Krieg lieb' ich, wie der Geizige ſein Gold, aber man hat uns dann in eine Stadt eingeſperrt, die Langeweile verzehrte mich, und ich ging fort, um Fazry, den Stern meines Heils, zu ſehen.

Der Kapitän gab Aly nun den hier folgenden Rapport des Auditors des Dragoner-Regiments Nijny-Novogrod zu leſen:

„Kara-Aly, mahomedaniſcher Religion, Soldat im Regimente Nijny-Novogrod, hat ſich in allen Gefechten brav gehalten, aber in der Garniſon zeigte er ſich ſubordinationswidrig, und ergab ſich dem Trunke. Denn 16. März 1833, in dem Augenblicke, als das Regiment in Tiflis einrückte, ließ der Lieutenant Kryltſof den Kara-Aly wegen eines Subordinationsvergehens beſtrafen. Er deſertirte, am folgenden Tage wurde er aber gleich wieder eingebracht. Wegen Deſertion neuerdings beſtraft, wurde er ins Spital geſchickt. Daſelbſt ſprang er im Beiſein des Inſpektors beim Fenſter hinaus, und entfloh den ihm nachſetzenden Soldaten. Allein auch diesmal wurde er in Aſtrakan wieder arretirt. Er ward zur Spitzruthenſtrafe verurtheilt. Der Fürſt Boralynsky, Major im Regimente, ließ ihn auf ſein Zimmer kommen, und fragte, auf welche Art er zum erſten Male entkommen ſei. Die Wache ſtand an der Thüre, Kara-Aly erzählte, wie der Spitals-Inſpektor geſtanden ſei, dann im Verfolge der Erklärung, wie ſich Alles zugetragen habe, näherte er ſich dem Fenſter, und als ob er die Pantomime der Erzählung beifügen wollte, ſprang er plötzlich über das Fenſter auf die Straße hinab. Als der erſte Augenblick des Erſtaunens vorüber war, eilte man ihm nach, allein man fand ihn nicht mehr. In derſelben Nacht wurden zwei Ordonanzſoldaten ermordet, und ein Pferd des Major Boralynsky geſtohlen.“

Kapitän. Kara-Aly! iſt das Alles wahr?

Aly. Ja, ich habe beide ermordet, und mich des Pferdes bemächtigt.

Kapitän. Was konnte dich zu dieſem dreifachen Verbrechen bewegen? Rede die Wahrheit.

Aly. Meine Lippen ſind rein von Lüge, ſo wie die Sonne rein iſt von den Flecken, welche die Wolken augenblicklich um ihre Stirne ziehen. Der Auditor hat die Wahrheit über mein Verbrechen geſagt, aber was er nicht geſagt hat, iſt: daß mein Rücken noch von den unbarmherzigen Ruthenſtreichen blutete, als ich einen ſo fürchterlichen Entſchluß faßte. Ich rettete mich aus dem Fenſter des Majors in deſſen Stall. Kein Menſch ſuchte mich da, und ich blieb daſelbſt unter dem Heu unbeweglich liegen bis zur Nacht. Iwan und Hawrilo, zwei Ordonanzen des Majors, ſchliefen im Stalle. Ich nährte einen gerechten Haß gegen dieſe Soldaten; denn die Elenden waren ſchon öfters meine Angeber geweſen. Die Nacht war finſter, keine Zeugen zugegen, ich tödtete ſie; nahm das Pferd des Majors, ſchwang mich darauf, und in einer Stunde athmete ich frei in freier Luft.

Kapitän. Und wo warſt du ſeit dieſer Zeit?

Aly. In einem Lande, welches deinem Czaar nicht gehört.

Kapitän. Was haſt du ſeit dieſer Zeit gethan, Räuber?

Aly. Das geht dich nichts an, erſpare dir übrigens alle Drohungen, denn ich werde dir nicht mehr antworten.

Der Kapitän Isprawnik geſteht hier ſelbſt, daß er zur Schonung und Sanftmuth gezwungen war, um noch fernere Geſtändniſſe zu erzielen; er fuhr in ſeinem Verhöre fort.

Kapitän. Wann biſt du in Kaſan angekommen, und was haſt du dort gethan?

Aly. Ich kam dort im Jahre 1836 an, im Oktober und begab mich in das Haus Nuſiram-Beys. Ich beſaß damals viel Gold und koſtbare Steine. Nuſiram-Bey war mit der ſchönen Fazry in ſeinem Gemache. Haſt du ihre Augen geſehen, ſchwärzer als Ebenholz, und ſtrahlender, als die Sonne? Haſt du ihre Haare geſehen, ſchwärzer und glänzender als das Geſieder der Raben? Haſt du ihre Stimme gehört, ſanfter murmelnd als der Bach? Wenn du ſie kennſt, ſo weißt du, daß ſie würdig iſt wie eine Huris verehrt zu werden, wie Mahomets eigene Tochter. Ich liebte ſie, und ſie mich auch.

War ich nicht glücklicher als dein Czaar? Als ich eintrat, erkannte mich Nuſſiram-Bey nicht, allein Fazry erkannte mich auf der Stelle, obgleich mein Geſicht ſehr verändert war. Ich war im Frühlinge meiner Jahre fortgegangen, ein unglücklicher Sklave, ich kehrte im Sommer meines Alters zurück, reich, ſtolz, wie es einem Chan der Tartaren geziemt. „Kara-Aly!“ rief Fazry, indem ſie in meine Arme ſtürzte, „ich habe dir mein Wort gehalten, und immer auf dich gewartet.“ Da erhob ſich Nuſſiram-Bey, ich aber ſchrie ihm zu: „Zur Erde deine Stirne, Nuſſiram-Bey, vor deinem Herrn! Hier haſt du Gold und Edelſteine, nimm Alles was ich habe, aber ich nehme Fazry mit mir! Statt aller Antwort that er einen gellenden Pfiff, zog ſeinen Säbel und drang auf mich ein. Ich vertheidigte mich nur, aber als ſeine beiden Söhne eintraten, da mußte ich wohl Leben mit Leben erkaufen. Mahomet begünſtigte mich, ſie fielen alle drei von meiner Hand, Gott wollte es ſo.

Fazry war beim Beginnen des Gefechtes bewußtlos niedergeſunken, ich nahm ſie in meine Arme, um ſie fort zu tragen. Da kamen mir im Hausflur zwei Diener des Bey entgegen, Mosrum und Nadir. Mosrum war mein alter treuer Kamerad, zu dieſem ſagte ich: „Zu Pferde Mosrum, und fort mit mir!“ dem Nadir gab ich einen Streich mit meinem Yatagan, daß er ſogleich leblos zu Boden ſank, und meine ſüße Beute auf den Armen, beſtiegen ich und Mosrum Pferde, und lenkten ſie nach der Höhle Muſtapha-Iblis. Frage Fazry, ob ſie mit mir dort glücklich war. — Und bei dieſen Worten ließen helle Thränen über die Backen des Räubers.

Kapitän. Was haſt du ſeit dem gethan?

Aly. Mir Leute geworben, und mit deinem Czaar Krieg geführt.

Kapitän. Du haſt drei Offiziere und zehn Soldaten getödtet.

Aly. Das iſt wahr, ich habe ſie mit eigener Hand getödtet, als Sühnopfer für die meinigen.

Kapitän. Du haſt geraubt, geſtohlen, Bewohner der Gegend als Geißeln fortgeſchleppt, um großes Löſegeld für ſie zu erhalten.

Alx. Ich plünderte, ja, ich brauchte Nahrungsvorrath, Geld und Waffen, ſie hatten das, ich hatte es nicht. Geſtohlen aber — das lügſt du, Kara-Aly ſtiehlt nicht, er tödtet und plündert, das geziemt ſich für einen Krieger, für einen Chan.

Der Kapitän las nun Aly den Bericht des Theodor Trazof vor, da lächelte dieſer und ſprach: „Ich habe mich mit dieſem Helden, der mich aufſuchte, vier Monate lang unterhalten. Er war es, der in einer Schenke erzählte, daß er 17,000 Rubel Steuergelder bei ſich habe; ich verachte dieſen Menſchen, aber ich ſehe nun wohl ein, daß auch die Mücke den Elephanten ſtechen kann. Trazof hat Rache genommen.“

Kapitän. Wie ſtark war deine Bande?

Aly. Nur fünf Mann, welche ihr gefangen genommen habt, ich war der ſechſte.

Kapitän. Wo ſind deine Schätze verborgen?

Aly. Das ſag ich nicht. Es wird eine Zeit kommen, wo mein Erbe ſeinen Reichthum der Welt zeigen wird.

Hier endete das Verhör, und der Kapitän Isprawnik bemerkt noch in einer Note, daß es ihm weder durch Güte noch durch Drohungen, weder durch Entbehrungen noch Strafen gelang neue Geſtändniſſe zu erhalten.

Unterzeichnet:

Jutkof, Sekretär.

Verhör der Fazry.

Fazry iſt ein Weib von ſeltener Schönheit, ihre ausdrucksvollen Züge, ihre langen ſchwarzen Haare, der unbeſchreibliche Strahl ihrer Augen und ihr etwas olivenfarbener Teint geben ihrem Geſicht ein ungewöhnliches Intereſſe, welches ihr Schmerz noch vermehrt. Sie iſt 20 Jahre alt, und der mahomedaniſchen Religion zugethan.

Der Kapitän beginnt das Verhör alſo: „Fazry, warum biſt du dem Mörder deines Vaters und deiner Brüder gefolgt?“

Fazry (in Thränen ausbrechend). Ihr Tod war mir unbekannt (das Haupt gleich wieder ſtolz emporhebend). Aber wenn ich ihn auch gewußt hätte, ich wäre doch bei Kara-Aly geblieben, er iſt ſo ſchön, ſo groß, und ich liebte ihn ſehr. O mein Vater, meine Brüder! verzeiht mir, ich liebe ihn noch immer.

Kapitän. Und wo warſt du ſeit dieſer Zeit?

Fazry. In dem unterirdiſchen Schloſſe der königlichen Vorfahren Kara-Aly's. Es waren dort keine reichen Gemächer, wie bei meinem Vater, aber ich ſah dort täglich Kara-Aly.

Kapitän. Biſt du von den Räubereien Kara-Aly's in Kenntniß?

Fazry. Er ein Räuber? Das iſt eine Lüge. Er führte Krieg mit ſeinen Feinden.

Kapitän. Haſt du ſeine Untergebenen geſehen?

Fazry. Die Frau eines Chans läßt ſich nicht herab, ſeine Untergebenen anzuſehen. Ich habe nur ſeine fünf Diener geſehen, welche Ihr gefangen genommen habt.

Kapitän. Weißt du, wo Kara-Aly ſeine Schätze hat?

Fazry. Die Frau eines Chans kümmert ſich nicht um die Schätze ihres Gemahls. Es mangelt ihr nie an etwas. Laßt mich meinen Herrn, meinen Gemahl ſehen, und ihr werdet ſehen, wie glücklich ich bin.

Weitere Geſtändniſſe ſind auch von Fazry nicht zu erhalten.

Am 24. Dezember 1837 fällte endlich das Kriminal-Tribunal zu Kaſan das Urtheil: Es verurtheilt Kara-Aly zu hundert Knutenſtreichen, Musrum, Mumag, Sahorm und Iwan, jeden zu 25 Knutenſtreichen, und alle auf lebenslänglich zur Zwangsarbeit in Sibirien. Fazry ward für unſchuldig erklärt, und in Freiheit geſetzt.

Man darf ſich nicht wundern, nicht die Todesſtrafe über ſolche Räuber und Mörder verhängt zu ſehen, allein dieſe war durch eine Ukaſe der Kaiſerin Eliſabetha Petrowna abgeſchafft.

Kara-Aly fand den Tod bei der Exekution.

Die Tochter des Generals.

Erzählung aus dem Leben.

In ihrem jungfräulichen Gemache vollendete Fräulein Eugenie, Tochter des reichen Generals von V**, ihre Hochzeitstoilette; Anna, ihr Kammermädchen, eben ſo geſchickt als liſtig, hing ihr die diamantenen Ohrgehänge in die Ohren, befeſtigte um den ſchneeweißen Hals eine Schnur ſtrahlender Rubinen. Die Braut war fertig, ſie ſollte hinabſteigen in den Salon, wo ſie ihr Vater, der alte General, die ganze Familie, ihre Freundinnen, ein gravitätiſcher Notar und auch der glückliche Sterbliche, deſſen Namen ſie morgen tragen ſollte, erwarteten. In dem Augenblick, in welchem ſie das Gemach verlaſſen ſollte, warf ſie noch einen Blick auf die Alabaſteruhr, welche alle frohen Stunden ihrer Kindheit geſchlagen, auf die weißen Bettvorhänge, deren Falten ihre nächtlichen Träume aufgenommen hatten, auf das Porträt ihrer Mutter, welche ihr der Tod zu früh entriſſen, auf ihren Stickrahmen und ihr Pianoforte. Das Mädchen lächelte, ihre Stirne überzog eine leichte Röthe, und eine Art von Bitterkeit preßte ihre Roſenlippen zuſammen, dann wandte ſie ihre Blicke mißtrauiſch auf Anna. Ein Kammermädchen iſt entweder eine Vertraute, oder ein

Argus. Im erſten Falle iſt ſie ſtets ein Hilfscorps, für Geld oder Drohungen zu allen Dienſten bereit, im zweiten iſt ſie ein um ſo gefährlicherer Spion, als ſie in alle Geheimniſſe eingeweiht werden muß. War Anna dem Generalen oder ihrer jungen Gebieterin zugethan? das war es, was Eugenie nicht genau wußte. In dieſem Zweifel, und in dem gerechten Stolze, nicht Hilfe bei ihren Untergebenen ſuchen zu wollen, war Eugenie Herrin ihrer Geheimniſſe geblieben, und als ſie Anna jetzt ſo verdächtig anblickte, ſtand dieſe vor ihr, in Bewunderung über ihren reichen Brautſchmuck verſunken.

„Sie ſind fertig, Fräulein,“ brach Anna das Stillſchweigen, „es fehlt Ihnen nur noch Sacktuch und Handſchuhe, ich will ſie im Kabinete holen.“

„Dieſe Thür wird nicht geöffnet,“ rief Eugenie heftig; und mit einem Sprung ſtand ſie vor der Thür mit glühenden Augen, zitternden Lippen und blaſſen Wangen.

Und da ſich Anna nähern wollte, rief ſie noch einmal: „Zurück! Niemand tritt in dies Kabinet.“

„Aber Fräulein,“ verſetzte Anna erſtaunt, „ich muß ja hinein, Sie werden doch nicht ohne Handſchuhe erſcheinen wollen?“

„Das Kabinet bleibt verſchloſſen, ſag' ich,“ ſchrie Eugenie zum dritten Mal.

„Was iſt denn in dem Kabinete?“ fragte das Kammermädchen, die Hände gegen den Himmel hebend.

„Was geht das dich an, und wer gibt dir das Recht zu fragen?“

„Fräulein!“

„Verlaß mich!“

„Aber um's Himmelswillen — —“

„Anna,“ fuhr Eugenie ruhiger fort, indem ſie vom Kamine ein Goldſtück nahm und es Anna in die Hand drückte, „verzeih mir meine Aufwallung, wenn du wüßteſt, in welcher Lage ich mich befinde, du würdeſt mich entſchuldigen. Jetzt mußt du mir einen Dienſt leiſten, einen leichten Dienſt, aber von dem meine Ruhe und vielleicht mein künftiges Glück abhängt.“

„Reden Sie Fräulein, mein Leben für Sie.“

„Geh hinab in den Salon und bitte meinen Bräutigam alſogleich und allein, hörſt du? allein ſich zu mir herauf zu bemühen.“

„Allein?“

„Ja, Niemand darf davon wiſſen, das iſt Alles, was ich von dir verlange. Dann gehſt du in das Vorzimmer und wachſt, daß uns Niemand ſtöre.“

Das Kammermädchen gehorchte.

Mag ſie mich verrathen, wenn ſie will, dachte Eugenie, mag ſie meinem Vater dann Alles entdecken, wenn ich nur eine Viertelſtunde gewinne, ſo bin ich gerettet.

Es gibt im Leben beſtimmte feſtſtehende Charaktere, die man ohne ſonderbar zu ſcheinen, nicht verändern darf. Die Erzähler malen ihre alten Herren geizig, Männer von vierzig Jahren ehrſüchtig, junge Mädchen ſchüchtern. Stellt man nun einen Alten verſchwenderiſch, ein junges Mädchen verwegen dar, ſo ſchreien die Leſer über Unwahrſcheinlichkeit. Übrigens beweiſen Ausnahmen die Regel, und ſelbſt die Ausnahmen zeigen ſich öfters als man glaubt.

Herr Mühlborn, der Bräutigam, erſtaunte etwas über die Botſchaft, welche ihm Anna brachte, folgte ihr aber demungeachtet auf der Stelle. Mühlborn war ein Jüngling, der das reifere Alter nicht erwartet hatte, um ehrgeizig zu ſeyn. Schon jetzt reich, und nach ſeines Vater Tode zu noch größerem Vermögen beſtimmt, hatte er mit großer Klugheit beachtet, was ihm eine Verbindung mit dem Generalen nützen konnte. Der alte General war bei Hofe und in der Armee ſehr angeſehen, er hatte noch nie etwas für ſich geſucht, deſto ſicherer wird man ſeinen Bitten zuvorkommen, wenn er welche für ſeinen Schwiegerſohn thun wird. Darauf rechnete Mühlborn, darum behandelte er den Generalen mit aller nur möglichen Liebe und Sorgfalt, ſo daß ihn der General zu ſeinem Schwiegerſohne mehr ſelbſt erwählt als angenommen hatte. Der General gefiel ſich im Gefühle ſeines Muthes vis-à-vis der Schwäche des Jünglings. Mühlborn ſeiner Seits, dem aller Muth mangelte, ſtellte ſein Vermögen und ſich ſelbſt gerne unter den Schutz des alten Degen. So kam es, daß dieſe Verbindung zwiſchen beiden geſchloſſen und morgen vollzogen werden ſollte. Der junge Mann war, wie ſchon geſagt, reich, hatte ſo viel Verſtand, um ſein Herz dieſem folgen zu machen, und war nicht von unangenehmer Geſtalt.

Was kann ſie mir wollen? fragte er ſich ſelbſt, indem er zu ſeiner Braut hinauf ſtieg, vielleicht hat ſie noch einige Bitten an mich vor unſerer Verbindung? etwa eine Freundin zu ſich nehmen zu dürfen, oder einer treuen Dienerin einen Gnadengehalt auszuwerfen? — Gott! Alles was ſie will. —

Anna hatte ihren Auftrag ſo ſchnell beſtellt, daß, als ſie mit Mühlborn bei Eugenien eintrat, dieſe faſt etwas überraſcht war, und der Bräutigam mußte gewahr werden, daß ſeine Braut, ſehr bewegt, die Haare etwas in Unordnung hatte, und ſo ſchnell als möglich die Thür zum Kabinete ſchloß.

„Anna, verlaß uns, und Sie, Herr Mühlborn, haben Sie die Güte mich anzuhören,“ ſagte Eugenie mit etwas zitternder Stimme.

Anna gehorchte und Mühlborn, ſehr verwundert, ſuchte im Geſichte ſeiner Braut zu leſen, welch' ein Geheimniß ſie ihm zu vertrauen habe.

„Mein Vater iſt Ihnen ſehr gewogen,“ fuhr Eugenie fort, „und Sie wiſſen wohl, daß ohne dem Wohlwollen, welches er für Sie gefaßt hat, die Verbindung, die mich bedroht, nie zu Stande gekommen wäre.“

„Die Sie bedroht, mein Fräulein?“

„Allerdings. Ich habe keine Mutter mehr, der ich meine Geheimniſſe und meinen Gram anvertrauen könnte, und mein Vater, der hartnäckig auf ſeinem Willen beharrt, weil er ſein ganzes Leben hindurch Gehorſam zu finden gewohnt iſt, würde den Bitten einer Tochter nicht nachgeben, die er zwar ſehr liebt, aber die er nur nach ſeinen Ideen glücklich machen zu können glaubt. Sie haben nun meine Hand angenommen, und ich habe Ihnen ehrlich geſtanden, daß ich Sie nicht liebe.“

„Das iſt wahr, mein Fräulein,“ entgegnete Mühlborn etwas betroffen, „allein ich beſitze ſo viel Liebe für Sie, daß ich hoffen darf, Sie werden dieſe wenigſtens mit der Zeit lohnen. Auch glaube ich, daß Ihr Herz noch frei iſt.“

„Frei? wer ſagt Ihnen das? Ich habe geweint und gefleht, mein Vater war unerbittlich. Ich wollte Ihnen ein offenes Geſtändniß ablegen, aber Sie wichen ſorgſam jeder Erklärung aus. Ich habe Ihnen dann geſchrieben, Sie haben keine Notiz von meinem Briefe genommen, ſo geſchah es, daß der Tag herbei kam, der uns auf ewig vereinen ſoll. Sie werden einſehen, daß ich nun entweder mein Haupt unter das Joch beugen, oder einen verzweifelten Schritt wagen muß. Ich habe das Letztere gewählt.“

„Wie?“

„Ja, mein Herr! da ich weder von Ihrem Zartgefühl, noch von der Güte meines Vaters mehr das geringſte hoffen durfte, ſo mußte ich ſelbſt die Lenkerin meines Schickſals ſeyn, Mein Vater, der General, beſitzt nicht allein Seelenſtärke und Muth, er hat auch Etwas davon auf ſeine Tochter übertragen. Hören Sie mich aufmerkſam und ruhig an: Ich liebe Sie nicht, ich liebe einen Andern. Mein Herz gehört ſchon lange Herrn Guſtav Semberg, einem jungen Offizier, Sie ſehen, ich nenne Ihnen Ihren Nebenbuhler.“

Mühlborn fühlte, daß wenn die Heirath aufgeſchoben würde, Alles verloren ſei, er berechnete, daß nur wenige Augenblicke noch zwiſchen ihm und ſeinem Glücke ſtehen, daß der Notar warte, er näherte ſich ſeiner Braut, reichte ihr mit einem Lächeln die Hand, und ſprach: „Kommen Sie, mein Fräulein, man erwartet uns im Salon.“

„Sie zwingen mich,“ erwiederte Eugenie aufgeregt, „weiter zu gehen, als ich wollte. Wiſſen Sie denn Alles: Ich habe Guſtav geſehen, geſprochen und ihn berechtigt, Ihnen Alles das zu wiederholen, was ich Ihnen hier geſagt habe. Sie begreifen wohl, daß eine derlei Erklärung nicht ruhig enden kann, und —“

„Ich werde morgen dieſen fürchterlichen Nebenbuhler ſehen,“ ſprach Mühlborn mit erzwungener Feſtigkeit.

„Nein, mein Herr! nicht morgen, gleich auf der Stelle,“ ſchrie Eugenie, die Hand ausſtreckend, „Herr von Semberg iſt hier, — hier in dieſem Kabinete, er hat gehört, was wir geſprochen haben, und ich darf nur rufen. Guſtav!“ rief ſie gegen das Kabinet tretend, bleiben Sie noch ruhig, ich habe Ihr Ehrenwort.“

In dieſem Augenblick erſcholl im Kabinet ein Geräuſch, welches der beängſtigte Bräutigam für ein Säbelklirren nahm. Er erblaßte, und trat einen Schritt zurück. Eugenie aber drehte den Schlüſſel der Kabinetsthür zu, dann ſprach ſie: „Herr Mühlborn, ich wollte Sie nicht zum Äußerſten treiben, meinetwegen ſollte kein Blut fließen, allein der Handſchuh iſt geworfen, ich kann nicht mehr zurück, indem ich einen braven Offizier dazu vermochte ſich zu verbergen, nahm ich die Verantwortung auf mich. Seine Ehre wird ein Duell unvermeidlich machen, wenn anders —“

„Wenn anders? —“ wiederholte Mühlborn ſichtbar erbebend.

„Wenn Sie anders nicht auf jenem Papier, welches dort bereit liegt, eine Bezichtleiſtung auf meine Hand förmlich niederſchreiben, meinem Vater ſein Wort zurückgeben, und unſer Haus verlaſſen, um es nie mehr zu betreten.“

„Nein, nein!“ ſchrie Mühlborn, den letzten Reſt ſeines Willens und ſeiner Kraft ſammelnd.

„Guſtav! Guſtav!“ rief das Mädchen, die Hand gegen das Kabinet ausſtreckend, »ich entbinde Sie Ihres Wortes.«

»Fräulein, Fräulein! bedenken Sie,« ſtammelte Mühlborn, ſie zurück haltend.

»So unterzeichnen Sie jenes Blatt, welches bereits enthält, was wir von Ihnen fordern.«

Mühlborn ergriff die Feder, trat zum Tiſche, und anſtatt ſeinen Heirathskontrakt zu unterzeichnen, unterfertigte er die Verzichtleiſtung.

Eugenie nahm ſogleich die Schrift, rief Anna und ſprach zu ihr: »Übergib das meinem Vater, und mit einer Verbeugung zu Mühlborn gewendet, fuhr ſie fort: »Leben Sie wohl!«

In wenigen Augenblicken nachher, trat der General wüthend in das Zimmer ſeiner Tochter, das Papier, welches ihm Anna übergeben hatte, in der Hand zerknitternd. »Ich weiß Alles, ſchrie er, Mühlborn hat mir Alles geſagt, nicht genug, daß du einem rechtſchaffenen Mann, den ich dir zum Gatten beſtimme, deine Hand verweigerſt, nein, von einem jungen, leichtſinnigen Gecken verleitet, führſt du denſelben ſogar in dem Augenblick, wo die ganze Familie dich erwartet, in das Haus, in dein Schlafgemach, und entehrſt ſo dich und mich, Schändliche!«

»Verzeihung, mein Vater!« rief Eugenie, »erlauben Sie mir nur ein Wort zu meiner Rechtfertigung!«

»Nein, nein!« ſchrie der General, mit den Füßen ſtampfend.

»Wenn Sie gütig gegen mich geweſen wären, wenn

Sie hätten begreifen wollen, daß ſchon der Gedanke an dieſe Heirath mich empörte, es wäre ſo weit nicht gekommen.“

„Ah! der junge Herr will alſo ein Duell, der elende Verführer will ſich ſchlagen, er ſoll ſeinen Mann finden. Öffne dieſe Thür! heraus mein Herr! der Sie ſo großen Muth beſitzen, heraus, heraus!“

Eugenie hatte die Thür zum Kabinet geöffnet, aber Niemand gehorchte dem Befehle des Generals, da trat dieſer ſelbſt hinein, kam aber gleich wieder zurück und fragte: „Wo iſt der Mann, hat er ſich verborgen?“ und er durchſuchte alle Winkel, ja ſelbſt den Kleiderſchrank, da warf ſich ſeine Tochter in ſeine Arme und ſprach:

„Mein Vater! Sie ſind ein Ehrenmann, ein wackerer, unerſchrockener Soldat, aber Mühlborn iſt eine feige Memme, nur durch den Namen eines Mannes hab' ich ihm Schrecken eingejagt, und er hat auf mich und meinen Beſitz Verzicht geleiſtet. Ich ſagte ihm, ein Offizier ſei in dieſem Kabinet und er erblaßte, der Zufall machte, daß etwas im Kabinet fiel, ich weiß nicht was, vielleicht meine Scheere, er glaubte einen Säbel klirren zu hören, und er unterzeichnete. Nein, ein ſolcher Mann durfte nicht Ihr Schwiegerſohn werden.“

„Es war alſo gar Niemand im Kabinet?“ fragte der General etwas milder.

„Niemand,“ antwortete Eugenie.

„Dann haſt du Recht, mein Kind, ein ſolcher Feigling durfte nicht dein Gatte werden. Aber der Menſch wird überall ſagen, daß Guſtav Semberg bei dir verborgen war.“

„Und man wird ihm antworten, daß dieſer unglückliche

Jüngling, der Bruder meiner Freundin, ſchon vor einem Jahr in einem Gefechte gefallen iſt.“

„Ja richtig,“ ſagte der General traurig, „er war ein braver Soldat. Übrigens wirſt du doch einen Mann wählen müſſen; denn ich bin alt und ſchwach, und möchte dich vor meinem Ende gerne verſorgt wiſſen. Ich ſehe ſchon, ich bin nicht glücklich in meiner Wahl und will mich auch nicht mehr darein miſchen. Weißt du gar Niemand, der dir gefällt?“

Das Mädchen erröthete und liſpelte einen Namen, worüber der General fröhlich lächelte; und dieſen Namen trug Eugenie zwei Monate nachher.

Gefundenes und Empfundenes.

Skizzen aus meinem Leben.

I.

Ein ſeltſames Wiederfinden.

Ich habe ſo viel, um bequem leben zu können, aber die Leute halten mich für ſehr reich, ich weiß nicht weßwegen. Ich beſitze — ich darf es mir ohne Unbeſcheidenheit nachſagen — jetzt in meinem Alter mehr als Andere, weil ich in meiner Jugend mit Wenigem hauszuhalten lernte, und weil meine Wünſche und Bedürfniſſe ſich nie über meine Mittel erhoben.

Ich muß in dieſer meiner Lebensſkizze auf eine Zeit zurückkommen, wo ich noch Student war, eine Zeit, von der Viele behaupten, ſie ſei ihnen das Liebſte ihres ganzen Daſeins. Was mich betrifft, ſo kann ich das nicht ſagen. Ich bewohnte eine kleine, feuchte Kammer zu ebener Erde in einer Vorſtadt mit einem Schulkameraden, alle Vergnügungen der Hauptſtadt ſtanden mir offen, allein ich konnte nur diejenigen genießen, welche umſonſt zu haben waren, denn die übrigen konnte ich nicht bezahlen. In ein Kaffehhaus ging ich, um mich auszuwärmen und Billard — ſpielen — — zuzuſehen. Auf die Baſtei ſetzte ich mich des Abends, um die Muſik zu hören, und beim Eiseſſen Anderer lange Zähne zu bekommen. — Die Redoute ſah ich nur ein einziges Mal bei Tage, als der Saal eben gereinigt wurde; ins Theater kam ich nur, wenn mein Violinmeiſter krank wurde, und ich ihn im Orcheſter ſubſtituiren durfte, und wenn es mir ſo gut wurde, durch irgend ein Geſchenk oder durch Abſchreiben einen Siebener zu erübrigen, um in einem Bierhauſe ein Seitel Bier ſammt einem Paar Selchwürſtel und einem Brot verzehren zu können, ſo hielt ich mich ſchon für einen Prinzen.

Das Lernen, war mir dazumal nicht ſo unangenehm, als das Lehren. Wer einmal in ſeinem Leben das ſchwierige und undankbare Amt eines Schulmeiſters verſehen hat, der denkt gewiß an die Verwünſchung, die der liebe Herrgott über den erſten Menſchen ausſprach: „Du ſollſt dir dein Brot im Schweiße deines Angeſichtes erwerben!“ Auch ich friſtete ein armſeliges Studentenleben mit dem Honorar, welches ich für drei tägliche Lektionsſtunden einnahm und welches monatlich in 12 fl. C. M. beſtand. Nebſt zwei halsſtarrigen, boshaften Knaben hatte ich in einem Kaufmannshauſe auch ein fünfjähriges Mädchen im Leſen und Schreiben zu unterrichten. Es war ein liebes, kleines Weſen, mit einem Paar rother Bausbacken, das mir durch ſeine naiven Fragen und ſeinen Gehorſam die lange A-B-C-ſtunde doch einigermaßen verſüßte.

Ich hatte das Kind recht lieb gewonnen und die Kleine auch mich, ſo zwar, daß die Eltern mich verſicherten, es ſei hinreichend, meinen Namen zu nennen, um Lischen von einer Unart alſogleich abzuhalten.

Der Karneval des Jahres 1798 war gekommen und mit ihm Bälle von allen Seiten. Auch der Vater meiner Schülerin gab ſeinen Freunden eine Tanzunterhaltung, und meine Wenigkeit wurde ebenfalls dazu eingeladen. Man wollte den Herrn Lehrer bei dieſer Gelegenheit auch einmal abfüttern und rechnete zugleich darauf, daß er auf der Violine das Seinige leiſten werde.

Mit meinem beſten Rocke angethan, der aber auf dieſer beſten Welt auch nicht der allerbeſte war, ging ich auf den Ball, ſpielte Ländler auf der Violine, daß ich Blaſen an den Fingern bekam, ließ mir Schinken, Salami und Gugelhupf ſchmecken, und mußte zugleich auf das Erſuchen der Mutter, meine kleine Schülerin überwachen, daß ſie nicht zu viel tanze oder in die Hitze trinke. Ein einziges Mal kam ich ſelbſt zum Tanze, weil mich eine Verwandte des Hauſes dazu aufforderte. Die Leute ſagten von ihr, ſie ſei häßlich, mir iſt ſie an jenem Abende ſehr ſchön vorgekommen.

Es wurde 9 Uhr, und die Mutter befahl nun ihrem Töchterchen, den Damen die Hände zu küſſen und ſchlafen zu gehen. Die Kleine bat noch hier bleiben zu dürfen, aber auf die wiederholte Verweigerung der Mutter fing ſie an zu weinen und widerſetzte ſich ſogar, als man ſie mit Gewalt wegführen wollte. Da rief die Mutter mich zu Hilfe, und nur mir gelang es durch Vorſtellungen und Verſprechungen die Kleine dazu zu bringen, daß ſie ſchluchzend der Magd in ihre Schlafkammer folgte.

Eine halbe Stunde nachher verließ ich den Salon und ging auf den offenen Gang hinaus um friſche Luft zu ſchöpfen. Auf dieſen Gang ging ein Fenſter des Schlafzimmers der Kleinen, ich blieb an demſelben ſtehen, ſah hinein und erblickte beim Schein einer Nachtlampe folgende Scene. Das Mädchen kniete in ihrem kleinen Gitterbette aufrecht, die Händchen gegen ein Muttergottesbild emporgehoben, das über dem Bette hing, und lauſchend vernahm ich von ihr folgende Worte: »O liebe, liebe Muttergottes! ich bitte Dich, mache, daß ich nur noch einen einzigen Walzer tanzen darf und ich will fleißig zu Dir beten und fromm und artig ſeyn mein ganzes Leben lang!«

Im Innerſten von dieſem naiven Gebet ergriffen, eilte ich ſogleich zur Mutter zurück, erzählte ihr, was ich geſehen und gehört, und bat ſie, die Kleine auf der Stelle aus dem Bette zu nehmen, anzukleiden, und in den Tanzſaal zu führen, um ſie nochmals tanzen zu laſſen. Ich verſprach mir davon einen Eindruck in dem jungen Gemüthe für's ganze Leben und ein unerſchütterliches Vertrauen auf die Macht des Gebetes.

Wie ich vorgeſchlagen, ſo geſchah es, die Kleine ward geholt, tanzte, und als ich ſie dann wieder in ihre Schlafkammer zurückführte, bat ſie mich inſtändig ſie zu dem Bilde empor zu heben, damit ſie der Muttergottes für die Gnade die Hand küſſen könne.

Noch ein halbes Jahr nach dieſem Abende, ſetzte ich meine Lektionen in dem Hauſe des Kaufmanns fort, täglich ſah ich das Bild und täglich hatte ich auch das Vergnügen zu ſehen, wie meine kleine Schülerin, wenn wir beteten, die Blicke immer vertrauensvoll zu dieſem Bilde erhob, und ihm eine Kußhand zuwarf. Nach dieſer Zeit war dem Kaufmann ein reicher Onkel in Deutſchland geſtorben, der ihn zum Erben eines einträglichen Gutes eingeſetzt hatte. Er gab ſeine Handlung auf und verließ mit ſeiner ganzen Familie Wien.

Im Jahre 1839, alſo 41 Jahre nachher, machte ich eine Reiſe nach Deutſchland. Auf dieſer Reiſe kam ich eines Tages in *** an (ich will weder Stadt noch Perſonen nennen, da dieſe nichts zur Sache beitragen). Es war ſchon Abend, und ich bin gewohnt, auf Reiſen nie auf meinem Zimmer, ſondern immer in der allgemeinen Gaſtſtube mein Mittags- und Abendbrot einzunehmen. Man lernt Menſchen und Sitten kennen, erfährt Neuigkeiten und ſammelt ſich leichter Notizen über einen fremden Ort. So that ich auch hier. Ein Paar Fremde, einige Studenten der Stadt und noch ein Mann machten meine Tiſchgeſellſchaft aus. Der Letztere intereſſirte mich vor den Übrigen. Er mochte bei fünfzig zählen, hatte ein offenes freundliches Geſicht, ſchien zwar etwas gerne zu ſprechen, aber mit Verſtand und Beſcheidenheit. Mit ihm ließ ich mich in ein vertrauliches Geſpräch ein, erfuhr, daß er Kaufmann hieſiger Stadt ſei, und mit einer Frau und fünf Kindern ein angenehmes ſorgenfreies Leben führe, da er mit dem zufrieden lebe, was er beſitze und ſich in keine größern Spekulationen einlaſſe. Er nannte mir die Merkwürdigkeiten der Stadt und erbot ſich ſogar, mich am künftigen Tage, den ich hier zuzubringen beſchloſſen hatte, abzuholen und herum zu führen. Ich nahm ſein freundliches Anerbieten an, und als er meinen Namen erfuhr, beſtürmte er mich ſo ſehr im Kreiſe ſeiner Familie morgen mit ihm das Mittagmahl einzunehmen, daß ich auch darein willigte.

Schlag 7 Uhr ſtand der Mann in meinem Zimmer, wir gingen, beſahen mit einander Kirchen und öffentliche Gebäude, Sammlungen und Kunſtwerke, und ich habe nie auf meiner Reiſe einen liebenswürdigern Cicerone gefunden, der mir über Alles Aufſchluß zu geben vermochte und es mit einer Klarheit und Bereitwilligkeit that, die mich entzückten. Ermüdet an Körper und Geiſte kamen wir endlich gegen 2 Uhr Mittags in ſeiner Wohnung an.

Seine Gattin, eine Frau ſtark in den Vierzigen, von edler Geſtalt und jenem offenen Weſen, das uns ſogleich einnimmt, empfing uns freundlich, ſie ſagte mir einiges Angenehme über meine Werke und daß ſie dieſe manche Stunde erheitert hätten, ſie ſtellte mir ihre Kinder vor, wovon das älteſte Mädchen 15, der kleinſte Knabe 6 Jahre zählte, artige, liebenswürdige Kinder, und wir gingen dann zu Tiſche. Ein einfaches, aber ſehr ſchmackhaft zubereitetes Mahl, gewürzt durch der Wirthe zuvorkommende Freundlichkeit, ſchmeckte mir vortrefflich, und es war eine der wenigen Stunden in meinem Leben, wo mich mein Junggeſellenſtand etwas unangenehm in den Nacken ſtieß.

Nachdem wir auch noch ein Glas Rheinwein auf unſer gegenſeitiges Wohl geleert hatten, fand ich es, da ich dieſen Nachmittag noch weiter reiſen wollte, an der Zeit, mich zu entfernen, als mich die Frau noch bat, ihr etwas in ihr Album zu ſchreiben, und da ich ihrem Erſuchen mit Vergnügen willfahrte, mich in ihr Schlafgemach führte.

Kaum eingetreten, fiel mir ein Marienbild über dem Bette auf, nicht als Kunſtwerk, es war ein ganz gewöhnliches Bild, voll greller Farben und von geringem Ausdrucke, aber mir war, als wenn ich das Bild ſchon oft geſehen hätte, und ich ſtand ſtumm die Blicke feſt auf dasſelbe geheftet. Die Frau bemerkte dies und fragte mich, warum ich das Bild ſo aufmerkſam betrachte.

Ich ſagte ihr die Urſache.

Dies Muttergottesbild, antwortete ſie mir, iſt das Einzige, was ich noch von meinen guten Eltern und von meiner zarteſten Jugend her beſitze, es hat mich mein ganzes Leben hindurch begleitet, manche trübe Stunde habe ich dieſem Bilde geklagt, manches Gebet zu dieſer Mutter der Gnade empor geſandt und mit feſtem innigen Vertrauen bin ich — wie mir meine gute Mutter erzählte — ſchon als Kind an dieſem Bilde gehangen und die Himmliſche hat auch mein Vertrauen nie zu Schanden werden laſſen. —

Da dämmerte es in mir auf, ich erinnerte mich, wo ich das Bild geſehen und durch welche einfache Begebenheit es mir merkwürdig geworden und haſtig, aber gewiß mit einem freudigen Ausdruck meines Geſichtes, bat ich die Frau, mir den Namen ihres Vaters zu nennen.

Sie that es und — ja, es war der Kaufmann, bei dem ich vor 41 Jahren Lektion gegeben und die vor mir ſtehende Frau das kleine Lischen, welches ich unterrichtet hatte. Mit Thränen der Freude erzählte ich ihr die kleine Geſchichte ihrer Kindheit, von welcher ſie nichts wußte, da ſie die Eltern vermuthlich für zu geringfügig gehalten hatten, um ſie ihr mitzutheilen. Mit Thränen der Rührung hörte ſie dieſelbe und ſagte nur: Ach! und ſie hat doch ſo einen wohlthätigen Einfluß auf mein ganzes Leben gehabt. — Ihnen, mein werther Lehrer, danke ich dieſes fromme Vertrauen, welches mich nie verlaſſen hat und mir in jeder bedrängten Lage eine Stütze war. Kaum konnte ich mich erwehren, daß ſie mir nicht die dargebotene Hand küßte. Ich drückte die ihrige, ſchrieb in ihr Album:

Mir gelang's ein feſtres Aſyl
Als andre Lehrer zu bauen;
Ich impfte feſt in Dein junges Herz
Das himmliſche Vertrauen.

und ſchied.

II.

Eine Naſengeſchichte.

Ich war im Jahre 1809 unter Denjenigen, welche vor den Franzoſen fliehen mußten, und im Jahre 1814 unter Denjenigen, welche nach Frankreich berufen wurden, um bei der proviſoriſchen Adminiſtration jener Bezirke mitzuwirken, welche von öſterreichiſcher Seite verwaltet wurden. Meine Station war die Stadt **Bourg** im Departement **de l'Ain**, nahe bei **Lion**.

Als unſere interimiſtiſche Verwaltung zu Ende war, kehrten wir wieder nach Öſterreich zurück, und zwar ich und noch ein Gouvernementsbeamter, der mir dort ein Freund geworden war, mit einander in einem eigenen Wagen. Wir wählten den Weg über **Chambery** durch die **Maurienne** über den Mont Cenis, Turin, und die Lombardei.

Unſere Reiſe fiel in den Monat December und die Tage waren daher ſchon kurz und unfreundlich. Da wir auf einer

Seite nicht zur Eile gedrängt waren, anderer Seits dieſe Reiſe für uns viel Sehenswerthes darbot, ſo machten wir ganz kurze Reiſeſtationen und ſprachen immer, wenn es dunkel wurde, in einer Herberge ein. Gewöhnlich ſpielten wir, wenn ſich keine andere Unterhaltung darbot, um nicht allzufrüh zu Bette zu gehen, miteinander eine Partie Piquet.

Am **11.** December, einem düſtern, nebligen Tage kamen wir Abends in A**e an, begehrten im Gaſthofe ein Zimmer und wurden über einen langen Gang in ein Eckgemach gewieſen. Wir verlangten vor allem, daß man uns den Kamin heize und dann das Abendmahl bereite.

Als die Aufwärterin abgegangen war, beſahen wir uns unſer Gemach etwas aufmerkſam. Das Ameublement desſelben beſtand aus einem ſogenannten Himmelbette, einem Tiſche ſammt einigen Stühlen und einem Kommodekaſten. Über dem letzteren hingen zwei Porträte in Öhl gemalt. Eine Frau mit angenehmen Geſichtszügen und im Koſtüme der Zeit Ludwig's **XV.** und ein Mann, vermuthlich ihr Gemahl, ebenfalls aus derſelben Zeit, in einer rothen Uniform, aber mit einer Naſe, — mit einer Naſe, die man mit vollem Rechte ein Geſichtsvorgebirge nennen konnte. Sie war dick, kupferroth, und vier junge, eben ſo unförmig geſtaltete Näschen, ſaßen auf der Alten. Der Mann war widerlich anzuſehen. Ich konnte ein lautes Lachen nicht zurückhalten und machte meinen Reiſegeſellſchafter mit den Worten auf dieſes Bild aufmerkſam: Da ſieh einmal dieſes Ungethüm an, der Mann hatte es wohl auch nicht nöthig ſein ſchönes Antlitz abkonterfeien zu laſſen? Aber kaum hatte ich dieſe Worte noch ausgeſprochen, als das Bild mit Gepolter von der Wand fiel. Wir ſtutzten Anfangs Beide, als aber mein Freund ſprach: Siehſt Du, der alte Herr hielt ſich über Deine liebloſe Bemerkung auf, brachen wir beide in ein noch ſtärkeres Gelächter aus.

Das Feuer im Kamin brannte indeſſen luſtig, und wir rückten uns einen Tiſch zu demſelben, um unſere gewöhnliche abendliche Partie Piquet zu ſpielen. Die Aufwärterin verwunderte ſich nicht wenig, als ſie das Bild auf der Erde liegen ſah, beſonders, da weder der Nagel ſich aus der Mauer gelöſt hatte, noch die Schnur, an welcher das Bild hing, zerriſſen war. Wir erſtaunten wirklich mit ihr, ſie ſagte uns aber: Ach! der alte Herr hat in ſeinem Leben auch lauter tolle Streiche gemacht; wie mir meine Herrenleute erzählten. Sie hing das Bild wieder auf, und wir verlangten, daß noch ein zweites Bett in das Zimmer geſchafft werde, welches auch gleich darauf geſchah.

Wir ſpielten, ſoupirten dann, konnten uns aber immer nicht erwehren, manchen Seitenblick auf das Naſenungeheuer zu werfen, das jetzt bei Kerzenbeleuchtung noch gräßlicher ausſah. —

Endlich begaben wir uns zu Bette. Mein Freund ſchlief lieber in einem freien Bette, und legte ſich in jenes, welches ſpäter hereingebracht worden war, ich aber zog das mit alten brokatenen Vorhängen verſchloſſene Himmelbett vor. Mein Freund entſchlummerte gleich, ich aber las noch eine halbe Stunde, dann löſchte ich auch mein Licht aus und legte mich, wie ich es von Jugend auf gewohnt bin, in gerader Richtung ausgeſtreckt auf den Rücken, und entſchlief ebenfalls.

Ich weiß nicht, wie lange ich geſchlafen haben mag, als ich plötzlich erwachte, und auf meiner Naſe etwas Eiskaltes verſpürte. Ich machte unwillkürlich eine Bewegung mit der Hand, um das kalte, fremdartige Ding zu verſcheuchen, und drehte mich noch halb ſchlaftrunken auf die Seite hinüber, wo ich gleich wieder entſchlummerte. Bald darauf weckte mich die Kälte auf der Naſe zum zweiten Male; es glückte mir auf dieſelbe Art wieder davon los zu werden; allein diesmal ſpürte ich, wie es ſich von mir entfernend eine kühle Luft hinter ſich zurück ließ, und hörte es ſumſen, wie eine große Fliege. Nochmals entſchlief ich, nochmals wurde ich auf dieſelbe Weiſe geweckt, da rief ich meinen Freund. — „Was haſt du denn?“ fragte er mich, „laß mir Ruhe, ſchlafe lieber, wir wollen früh fort.“

„Ich wollte wohl gerne ſchlafen, aber ich kann nicht, es ſetzt ſich mir immer etwas Kaltes auf die Naſe.“

„Ei, Dummheiten, du haſt vermuthlich geträumt.“

„Nein, ich verſichere dich, ich fühle noch immer die Eiseskälte.“

„Nun, ſo ſpielt dir vielleicht der alte Herr den Streich, weil du über ſeine Naſe geſpottet haſt.“

Da ſprang ich aus dem Bette, machte Licht, durchſuchte das Bett, und ſah dann die Urſache meiner nächtlichen Unannehmlichkeit.

Von der Decke des Himmelbettes hing als Verzierung eine Schnur herab, an deren Ende ſich ein elfenbeinener Knopf befand. Wenn ich in meine gewohnte Stellung zu liegen kam, ſo fiel der Schwerpunkt des kalten Knopfes gerade auf meine Naſe, wenn ich dann das Ding wegwiſchte, ſo kam die Schnur in eine Schwingung, wobei ſie mich nicht berührte, und nur bei ihrem ſpätern Stillſtande wieder ihre alte Richtung auf meiner Naſe einnahm. Die Kühle und das Sumſen bewirkten ebenfalls ihre Schwingungen.

Wir lachten recht herzlich über dieſe Auflöſung, und ich glaube, die meiſten Geſpenſtergeſchichten würden ebenfalls Lachen erregen, wenn man nur ihre Urſachen genau unterſuchen wollte.

III.

Das Nadelbüchschen.

Als ich im Jahre 1809 bei Annäherung der Franzoſen flüchten mußte, weil der franzöſiſche Machthaber mir die Ehre angethan hatte, mich der von mir verfaßten Kriegslieder wegen öffentlich zu proſkribiren, gelangte ich zu Schiffe in ein Dorf an der Theiß, mit Namen **Török-Betse.** Wenn Dir vielleicht, mein lieber Leſer, die Ketskemeter Haide häßlich vorgekommen iſt, oder wenn Du einmal den Weg von Haarburg durch das Hannöverſche gemacht und dabei geflucht haſt, wie ein Heide, ſo thue dieſen Gegenden Abbitte, ſie ſind Paradieſe gegen dieſes **Török-Betse.** Mitten aus Sümpfen, über welche alle Gattungen Waſſervögel krächzend und in ſolchen Schaaren dahin ziehen, daß ſie die Sonne verfinſtern, ſieht ein ſpitziger Thurm heraus, und dort liegt das benannte Dorf. Nie hab' ich dort einen klaren, reinen Sonnenſtrahl geſehen, denn durch die ewigen Nebel, welche von den Sümpfen aufſteigen, erſcheint uns die Himmelsſcheibe nicht golden ſtrahlend, ſondern nur blutig roth ſchimmernd. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei ſolcher Lage auch kein Hügel zu ſehen iſt und daß das Auge in eine unermeßliche Ebene blickt, welche der Nebel begrenzt! Das Dorf iſt zwar ziemlich groß, aber nur ein einziges Haus hat darin ein Stockwerk: das Wirthshaus, alle übrigen beſtehen nur aus Erdgeſchoſſen und ſind mit Rohr gedeckt. Die Bevölkerung beſteht meiſtens aus Griechen und der katholiſche Pfarrer iſt nur Hirte von ſehr wenigen Seelen. Die vorüberfließende Theiß iſt bekanntlich ſo Fiſchreich, daß man im vollen Sinne des Wortes nur hineingreifen darf, um einen Fiſch zu fangen, allein man kann dieſe Fiſche nicht eſſen, weil ſie ekelhaft fett ſind und daher thranig ſchmecken, man auch leicht das Fieber davon bekommt. Getrunken werden dort die ungeheuer ſtarken ſyrmiſchen Weine und Slibowitza, mit dem Waſſer aber, dieſem reinen Himmelstranke, ſieht es ſchlecht aus, denn Brunnen gibt es gar keine, und das Theißwaſſer, welches man durch Filtrirmaſchinen trinkbar zu machen ſucht, hat dennoch einen ſolchen Fiſchgeſchmack, daß Einem davor ekelt. So war **Török-Betse** dazumal, und in dieſem erbärmlichen Neſte ſollte ich, bis die Feinde Wien verlaſſen hatten, bleiben und wohnen. Betrübt ſaß ich auf dem Verdecke des Schiffes, auf welchem wir gekommen waren, und ſah hin auf dieſen fürchterlichen Aufenthaltsort und dachte: Wie? wenn das dein letzter wäre? Wenn du, entfernt von Freunden und Verwandten, hier den böſen Dünſten zum Opfer fallen müßteſt und nicht einmal in kühler, feſter Erde, ſondern im ſumpfigen Moor begraben lägeſt? Es war eine der unangenehmſten Betrachtungen meines ganzen Lebens, allein der Menſch denkt und Gott lenkt, und hier war es eben der kleinſte aller Götter, der mein

Schickſal ſo lenkte, daß ich noch trauriger von **Belse** Abſchied nahm, als ich dort ankam.

Schon nach wenigen Tagen ging ich des Abends nachdenklich durch das Dorf. Das Wetter war mild und vor vielen Häuſern ſaßen die Bewohner auf ihren Bänken und genoſſen den lieblichen Abend. Vor einer der hübſcheſten Rohrhütten ſaß auch neben ihrer Mutter ein Mädchen — ein Mädchen, wie ich früher und ſpäter noch keines geſehen habe. Die griechiſche Abkunft war an der herrlichen Linie, welche ihre Stirne mit der Naſe bildete, nicht zu verkennen, dabei beſaß ſie aber auch das Auge und das Füßchen einer Franzöſin, den üppigen Wuchs einer Italienerin und den unwiderſtehlichen gutmüthigen Zug um den Mund einer Deutſchen. Ich würde ſie nicht bemerkt haben, hätte mir die Mutter nicht einen freundlichen „guten Abend“ geboten, aber dieſer Abend war für mich ein Morgen vieler herrlicher Tage. Ich trat zu den Frauen, ſprach mit ihnen, ſetzte mich dann zu ihnen auf die Bank, und ich glaube wahrhaftig, ich ſäße noch auf der kleinen Bank in **Török-Belse**, hätte die Mutter nicht geſagt: „Jetzt komm, Katharine, der Nebel fällt ſehr ſtark und es wird ſchon ſpät. Sie verzeihen,“ ſprach ſie zu mir gewandt, und ging dann mit der Tochter in's Haus. Ich weiß nicht, was ich antwortete, allein das weiß ich, daß ich noch eine Glockenſtunde auf der Bank ſitzen blieb, aber genau auf das Plätzchen hinrückte wo Katharina geſeſſen hatte, daß ich nicht das Mindeſte von dem giftigen Nebel verſpürte, und daß es mir einmal vorkam, als ob ſich das Fenſter hinter mir öffnete und eine ſüße Stimme mir noch eine gute Nacht zuflüſterte.

Ich zählte damals 28 Jahre und hatte ein leicht verwundbares Herz. Ich glaube, ich wäre in Betse ſelbſt in ein häßliches Mädchen blos aus Langeweile verliebt geworden, und nun gar eine ſolche Schönheit! — Ich ſuchte Eintritt ins Haus und fand ihn ohne Schwierigkeit; Katharina war fröhlich und äußerſt gutmüthig, ſie geſtand mir, daß ſie mich lieb habe, und bald wandelten ſich die Hütten für mich in Palläſte, die Sumpfvögel ſangen mir wie Nachtigallen, ich fand die Waſſermelonen delikat, und die lehmigen Gaſſen hinderten mich nicht, täglich wenigſtens viermal vor dem Hauſe vorüber zu gehen, um einen Blick von Katharinen zu erhaſchen. Ich glaube, wenn das gute Kind darauf gedrungen hätte, ich würde ſie damals vom Flecke weg geheirathet haben, allein mein Schutzgeiſt hat mich vor der Ehe auch in den gefahrvollſten Lagen bewahrt.

So lebten wir ſelig wie die Engel in der Anſchauung, zwei Monate vergingen in dieſer Seligkeit, aber plötzlich ertönte mir der Ruf zum Aufbruche und zur Rückkehr nach Wien. Man erlaſſe mir, den Abſchied zu beſchreiben. Wir ſchwuren uns Liebe über die Ewigkeit, wir lagen einander in den Armen, wir weinten Beide die bitterſten Thränen. Ich ſchenkte Katharinen zum Andenken ein kleines goldenes Nadelbüchschen, ein theures Erbtheil meiner verſtorbenen Mutter. Noch einen Kuß, einen langen, ſeelenvollen Kuß, Katharina fiel bewußtlos in die Arme ihrer Mutter und mit mir rollte der Wagen fort.

Im erſten Jahre drängten ſich die Briefe von beiden Seiten, jeder war zu kurz, jeder blieb zu lange aus. Im zweiten bemerkte ich erſt, daß Katharina in der Ortographie doch nicht gar feſt ſei, im dritten ſchrieben wir uns jeden Monat einmal, im vierten alle Vierteljahre, endlich blieben die Briefe gar aus, und nur manchmal tauchte die Erinnerung an jene Zeit, gleich einer Sternſchnuppe auf, verſchwand aber auch, wie dieſe gleich wieder. In zwei Jahren brachte mir ein Kornliferant einen Gruß von Katharinen und nahm wieder einen von mir an ſie mit zurück.

Im Jahre 1816 erfuhr ich durch einen Wieſelburger Fruchthändler, den ich, als er ſich wegen Getreide-Einkauf nach **Betse** begab, bat, ſich um Katharinen zu erkundigen, das gute Mädchen ſei geſtorben. Dieſe Nachricht ergriff mich tief, ich ſchrieb an die Mutter, um Gewißheit zu erlangen, es war wirklich ſo. Die Jungfrau war hinüber gegangen.

Ich muß geſtehen, daß ich nun öfter an ſie dachte, als früher, da ſie noch am Leben war, und daß es mir oft ein herzinniges Vergnügen machte, mich im Gedanken in jene Zeit zu verſetzen, wo mir das Mädchen ein unwirthbares Land zum Eden umſchuf.

Im Karneval des Jahres 1820 beſuchte ich die Redoute. Ich war erſt ein paar Male den voll gepfropften Saal auf und ab gegangen, als zwei Frauenmasken vor mir ſtehen blieben und mich einige Augenblicke ſtarr anſahen. Sie waren als Zauberinnen gekleidet.

„Warum betrachtet Ihr mich ſo feſt,“ fragte ich ſie, „gefall' ich Euch vielleicht?“

„Nicht im mindeſten," erwiederte die Eine, ohne ihre Stimme zu verſtellen, aber in einem etwas fremdartigen Dialekte. „Nicht im mindeſten. Wie ſollte uns auch ein Eidbrüchiger gefallen?"

„Eidbrüchig? ich?" antwortete ich lächelnd und hatte bereits die Maske unter den Arm gefaßt und war mit ihr weiter gegangen. „Ich ſchwöre nicht gerne, und wenn ich ein Wort gebe, auch ohne Eid, ſo halte ich es."

Die Maske lachte ſo laut auf, daß Alles um uns ſtutzte.

„Haſt du dieſes Wort auch gehalten?" fragte mich die Zauberin, drückte mir ſchnell ein Papier in die Hand, und indem ich meinen Arm aus dem ihrigen zog, um das Billet zu öffnen und zu leſen, war ſie mit ihrer Freundin im Gewühle verſchwunden.

Ich öffnete und ſah meine Schriftzüge, es war ein abgeriſſenes Stück eines Briefes, welches nur die Worte enthielt: „im Leben und im Tode der Deinige" und darunter meine Namensunterſchrift. Ich konnte mich wirklich im Augenblicke nicht beſinnen, an wen ich dieſe Worte geſchrieben haben mochte; denn — aufrichtig geſtanden, ich mochte dieſe Endphraſe wohl ſchon öfters gebraucht haben, allein eben dadurch wurde mir dieſes Abenteuer noch intereſſanter. Ich hielt keiner anderweitigen Intrigue von Masken mehr Stich, und ſuchte nur meine beiden Zauberinnen auf, die ich unter der gedrängten Menge erſt in einer Stunde wieder fand.

Ich klammerte mich an ſie, führte ſie in die ſogenannte Seufzerallee, wir ſetzten uns in eine Wandvertiefung und hier verſuchte ich nun alles Mögliche, um zu erfahren, wer die Masken ſeien. Es ſprach immer nur die Eine, von der

Andern vernahm ich kein Sterbenswort. Die Rednerin ſprach artig, angenehm, mitunter auch witzig, ich konnte aber aus Allem, was ſie ſagte, auch nicht die kleinſte Vermuthung ziehen. Ja ſie ſchien vielmehr mich ausholen zu wollen, ſtatt ſich ſelbſt zu verrathen. Lange waren wir ſo geſeſſen, und ich war noch immer ſo klug wie zuvor, als die räthſelhafte Maske aufſtand und mich bat, ſie jetzt zu verlaſſen, da ſie noch mit mehren Bekannten zu ſprechen habe. „Nein,“ rief ich aus, „ich verlaſſe Dich nicht mehr, ich folge Dir auf dem Fuße, ich muß erfahren, wer Du biſt und ſollte ich auch zu Fuße dem Wagen nachlaufen, der Dich nach Hauſe bringt.“

„Sei diskret,“ antwortete die Zauberin, mir mit dem Finger drohend, „ich will es auch ſeyn. Wenn Du mich jetzt allein läſſeſt, ſo verſpreche ich Dir, mich um 5 Uhr früh wieder hier an demſelben Platze einzufinden. Wir gehen dann zuſammen zur Garderobe. Ich lege dort die Larve ab, hole meinen Mantel und Du ſollſt ſehen, wer ich bin. Damit Du aber überzeugt biſt, daß ich Wort halte, ſo gebe ich Dir hier einſtweilen ein Pfand, das ich bei Gott nicht gerne zurücklaſſen würde.“ Sie griff in ihren Buſen, nahm etwas heraus, drückte es mir in die Hand und ſprang fort. Ich ſchaute, es war — ja es war dasſelbe Nadelbüchschen, welches ich im Jahre 1809 Katharinen zum Abſchiede gegeben hatte. —

Ich ſtand ſtaunend und ein unheimliches Gefühl preßte meine Bruſt. Ich konnte die Stunde kaum erwarten, zu welcher mir die Maske das Rendezvous gegeben, und ſaß ſchon eine Stunde früher an der bezeichneten Stelle.

Die Masken erſchienen richtig, wie ſie es verſprochen hatten. Die Eine faßte mich am Arme und ſprach: „Komm mit uns zur Garderobe, Deine Neugierde ſoll befriedigt werden.“ Wir gingen zur Damengarderobe, welche damals im kleinen Redoutenſaale gerade unter dem Orcheſter beſtand und nur einen Eingang hatte, welcher zugleich auch der einzige Ausgang war. Ich ſetzte mich hart vor demſelben nieder und die Damen gingen hinein, um ſich zu demaskiren und ihre Mäntel zu holen.

Ich wartete mit der größten Ungeduld, ich ſah jeder aus der Garderobe kommenden Dame ins Geſicht, muſterte ihre Kleidung, meine Zauberinnen erſchienen nicht. Eine halbe Stunde verfloß, eine ganze, ſie erſchienen nicht. — Ich wollte mich näher zur Garderobe drängen, um hinein zu ſchauen. Der wachhabende ungariſche Grenadier wies mich mit den Worten zurück: „Nir da Mannsbild!“ — Der Saal würde nach und nach leer. Man fing ſchon an, die Lichter auszulöſchen. Meine Masken erſchienen nicht. Endlich trat auch die Garderobiere aus der Garderobe und ſchloß die Thüre derſelben. Es befand ſich keine Maske mehr darin, meine Zauberinnen waren verſchwunden und ich habe ſeitdem nie mehr etwas von ihnen gehört.

Connor O'Mara, oder die zwei Warnungen.

Eine irländiſche Überlieferung.

Nahe bei dem Dorfe Kilſenora, in der Grafſchaft Clare, einer der maleriſch'ſten Gegenden Irlands, merkwürdig ihrer hundert zwanzig ſchönen kleinen Seen und ihrer hundert ſechs und zwanzig Schlöſſer- und Kloſterruinen wegen, lebte vor nicht gar langer Zeit ein braver Bauer Namens Connor O'Mara. Er hatte ein junges, hübſches, arbeitſames Mädchen geheirathet, welches ihm zwei kräftige Knaben und zwei ſchöne Mädchen gebar. Da die Arbeit in der Grafſchaft Clare ſeltener wurde, und Connor vernahm, daß man in der Provinz Leinſter den Taglöhnern guten Lohn bot, ſo nahm er Abſchied von ſeinem Weibe Nelly, küßte ſeine beiden Söhne und ſeine beiden Töchter, begab ſich nach Kilkenny und verdingte ſich zwiſchen dieſer Stadt und Carlov an einen wohlhabenden Pächter Namens Fitz-Patrick. Dieſer war ein ehrlicher Mann, der Gründe, Schafe, Kühe, und Schweine beſaß. Sein Weib war eine tüchtige Hausfrau, die Patrick zum Vater einer zahlreichen Familie gemacht hatte.

Connor gefiel dem Pächter, der Pächterin, den Kindern, aller Welt, und nach Verlauf einiger Wochen ſagte Patrick zu ihm: „Connor! mein braver Junge, mir gefällt dein Benehmen, du biſt ein fleißiger Arbeiter, und ich möchte dich gerne einige Zeit bei mir behalten. Will'ſt du dich für ein Jahr verdingen? Nach Verlauf desſelben verſpreche ich dir zwölf Guineen und ein neues Kleid; außerdem ſollſt du alle Lebensbedürfniſſe bei mir haben, und gehalten werden, als ob du zur Familie gehörteſt.

Connor nahm dieſen Vorſchlag an, und während des ganzen Jahres beförderte er fleißig den Vortheil ſeines Herrn, er arbeitete angeſtrengt im Hauſe und auf dem Felde, beſorgte die Heerden und kein Knecht konnte ſich mit ihm vergleichen, denn er war nicht nur fleißig, ſondern auch glücklich in Allem, was er unternahm.

Das Jahr ging für alle Bewohner des Pachthofes viel zu ſchnell zu Ende, und Fitz-Patrick, als ein kluger und vorſichtiger Mann berechnend, daß er, wenn Connor von ihm ginge, mit ihm ſeine rechte Hand verlöre, beſchloß ihn um jeden Preis zu behalten. Als daher der letzte Tag des Jahres kam, und er mit Connor Abrechnung hielt, ſagte er zu ihm: „Connor! ich bin zu ſehr mit dir zufrieden, als daß ich dich von mir laſſen ſollte, wenn du noch ein Jahr bleiben willſt, ſo verdopple ich deinen Lohn und verſpreche dir wieder ein neues Kleid, iſt dann das Jahr um, ſo beſitzeſt du 36 Guineen, du kannſt dann nach Clare zurückkehren, dir eine oder zwei Kühe kaufen, und dein Weib und deine Kinder ernähren.

Der Vorſchlag war verführeriſch, Connor willigte ein, indem er bei ſich dachte, wäre Nelly da, ſie würde mir gewiß ſelbſt dazu rathen, und hat ſie ſich ein Jahr ohne mich durchgebracht, ſo wird ihr der Himmel ja auch im zweiten helfen.

Im zweiten Jahre ging alles noch beſſer als im erſten, die Ernte war ergiebig, die Wolle ſtand zu hohen Preiſen, die ganze Pachtung gedieh ganz außerordentlich. Die Abende am Kamin fanden lauter fröhliche Geſichter; denn Connor war ein luſtiger Geſelle, der durch ſeine Naivität die ganze Familie in gute Laune brachte. Die Kinder liebten ihn ganz beſonders, der vielen Geſchichten wegen, die er ihnen erzählte. Connor beſaß ein gutes Gedächtniß und es gibt keine Provinz in Irland, wo man mehre Sagen zu erzählen wußte, als in Clare.

Eine große Betrübniß herrſchte im Pachthofe, als das zweite Jahr zu Ende ging, und Connor ſelbſt fühlte ſein Herz gepreßt, wenn er an den Abſchied dachte, doch verhehlte er ſich nicht, daß ihn ſeine Pflicht als Gatte und Vater jetzt nach Hauſe rief. Fitz-Patrick und ſein Weib berathſchlagten ſich mit einander und am Abend vor Connors Abreiſe, ſchlug ihm der Pächter vor, er wolle ihm 48 Guineen geben, wenn er noch ein Jahr bei ihm bleiben wolle. „Bedenke wohl mein Junge,“ ſetzte er hinzu, daß du nach drei Jahren dann 84 Guineen nach Hauſe bringen kannſt, und daß du dir dafür nicht nur Vieh, ſondern auch ein Grundſtück kaufen und glücklich und unabhängig leben kannſt.“

Connor ſetzte ſich freilich Anfangs dagegen, aber endlich beſiegte ſeine Zweifel doch die lachende Ausſicht in die Zukunft für ſich und die Seinigen. Vielleicht müſſen meine Kinder in dieſem Augenblicke — dachte er, einige Erdäpfel bei einem mitleidigen Hauſe zuſammen betteln, aber welch eine Freude, wenn ich dann mit neuen Kleidern und 84 Guineen in der Taſche plötzlich wiederkehre. Er blieb alſo auch im dritten Jahre bei Patrick.

Die Zeit verging ſchnelle, und auf's Neue ſegnete der Himmel die Wirthſchaft. Patrick baute eine neue Scheune, vergrößerte ſein Beſitzthum um einige Joche, vermehrte auch ſeine Heerde, und da er einen großen Theil dieſes Gedeihens ſeinem Knechte Connor zuſchrieb, ſo beſchloß er Alles daran zu ſetzen, um ihn auch noch im folgenden Jahre zu behalten. Er nahm ihn wieder in ſeine Kammer, wiederholte ihm alle früheren Beweggründe, vergaß auch das neue Kleid nicht, und erklärte ihm endlich, daß er am Schluſſe des vierten Jahres zu den bereits ſchuldigen 84 Guineen noch 116 beifügen und ihn dann ſicher mit 200 Guineen in der Taſche entlaſſen wolle.

Niemals befand ſich ein armer Irländer in einer lockenderen Verſuchung als Connor, aber diesmal blieb er ſtandhaft, die Sehnſucht ſein Weib und ſeine Kinder wieder zu ſehen, war ſtärker als die Begierde nach den Guineen, und Connor hatte den Muth zu erklären, daß ſein Entſchluß unerſchütterlich ſei, und er nach Clare zurückkehren wolle. Fitz-Patrick that Verzicht auf die Erfüllung ſeines Wunſches.

Am Morgen der Abreiſe Connor's war es leicht zu ſehen, daß kein Menſch im Hauſe ein Auge geſchloſſen hatte. Connor aber hatte bemerkt, daß die Hausfrau nicht eher zu Bette gegangen war, bis ſie vorher fleißig gekocht und gebacken hatte. Man nahm das Frühſtück ſtillſchweigend ein, und jeder bereitete ſich traurig auf das Lebewohl. Patrick führte Connor in ſeine Kammer und ſprach zu ihm: „Connor! drei Jahre hindurch haſt du mir nun gedient, wie kein Anderer. Seit dieſen drei Jahren hat nie ein Pfennig in meiner Rechnung gefehlt, und das gebrannte Waſſer hat dir nie den Kopf verwirrt gemacht. Behalte alſo das, was ich dir vorhinein von Zeit zu Zeit auf deinen Lohn gegeben habe, auch aus deinem Sacke iſt mancher Penny auf Naſchwerk für meine Kinder gegangen. Ach! die armen Kleinen werden weinen genug, wenn ſie ihren lieben Freund Connor nicht mehr ſehen. Und bei dieſen Worten wandte der Pächter ſein Antlitz weg, um ſelbſt eine Thräne zu trocknen, aber in demſelben Augenblicke ſich auch wieder faſſend, lächelte er und fuhr alſo fort: „Connor, mein Freund, ich will über all dieſes nichts weiter ſagen, du kennſt mich und meine Familie, und ich ſehe an deinen eigenen Augen, daß ſie den meinigen antworten. Ja wir verſtehen uns, alſo nimm meinen Dank für deinen Dienſt und für deine Freundſchaft.“

Jetzt ſtrömten häufig Thränen über Connor's Wangen, denn er ſuchte ſie weder zurückzuhalten, noch zu verbergen.

„Jetzt laß uns noch von Geſchäften reden. Haſt du Vertrauen auf mich, Connor?“

„Ob ich Vertrauen auf Euch habe? O das unumſchränkteſte.“

„Willſt du alſo zwei gute Warnungen von mir annehmen, bevor du reiſeſt?“

»Recht gerne, mein guter Herr, und ich verſpreche ihnen nicht entgegen zu handeln.«

»Wohlan denn, mein lieber Connor, ſo fordre ich dich auf, alles Geld was ich dir ſchuldig bin in Geſtalt von zwei Warnungen in deine Taſche zu ſtecken, und wenn ich dir verſpreche, dir zu beweiſen, daß du, wenn du zu Hauſe biſt, einſehen wirſt, daß du dabei nichts verloren habeſt, willigſt du wohl ein, dieſe zwei Warnungen anſtatt deiner 84 Guineen anzunehmen?«

Das war eine ſonderbare Frage, welche die Sache ſehr ernſthaft zu verändern ſchien. Connor hatte freilich in ſeinem Leben ſchon Manchen rühmen gehört, der guten Rathſchläge wegen die er gegeben, er wußte, daß man einem Advokaten oft für einen guten Rath große Summen bezahlt habe, man hatte ihm geſagt, daß weder die Könige, noch die Lord-Lieutenants von Irland einen Schritt machten, ohne in ihrem Hofe Räthe mitzuführen, welche mit goldenen Ketten, und ſogar mit dem Hoſenbandorden geziert ſind, auch achtete er Fitz-Patrick eben ſo hoch, wo nicht höher, als dieſe königlichen Räthe, hatte unbegränztes Zutrauen in deſſen Redlichkeit, und außerordentliche Achtung für ſeine Klugheit, allein er ſtand doch lange betroffen und nachdenkend und ſagte dann: »Ich muß geſtehen, lieber Herr, ich bin ganz erſtaunt, und dann, ein linkiſches Lächeln verſuchend, ſetzte er hinzu: »Ach! ich ſehe ſchon, Ihr wollt Euren Spaß haben mit mir, aber was thut das? es iſt immer beſſer man lacht, als man weint, und mit dieſen Worten drückten ſich in Connor's Geſichte alle Merkmale der charakteriſtiſchen Verwunderung eines Irländers aus, der ein Räthſel löſen ſoll, das für ſeinen natürlichen Verſtand zu hoch iſt.

Aber der Pächter lachte nicht, er wiederholte ſein Anerbieten noch einmal und zwar ſo ernſthaft, wie ihn Connor noch nie geſehen hatte. „Du haſt mir drei Jahre gedient,“ ſagte er, „und haſt volles Recht, deinen erworbenen Lohn von mir zu fordern, glaubſt du, daß ich dir in's Geſicht ſehen könnte, wenn ich dich darum bevortheilen wollte?“

„Ganz recht, lieber Herr!“ antwortete Connor, „aber glaubt Ihr, daß ich meinem Weibe und meinen Kindern in's Geſicht ſehen könnte, wenn ich ihnen nach drei Jahren gar nichts nach Hauſe brächte?“

Connor,“ verſetzte Patrick, „ich leſe in deinem Innern, und muß dir ſagen, wenn du meine Warnungen annimmſt, ſo wirſt du mit deiner Familie bald ſo glücklich ſeyn, als ich mit der meinigen. Mit dieſen Warnungen wirſt du ſchon viel reicher zu Hauſe ankommen, als wenn du jetzt deine 84 Guineen in deinen ledernen Beutel ſteckteſt, ja ich erkläre dir im Gegentheile, wenn ich dir dieſe 84 Guineen jetzt in deine Hand aufzähle, und du hingegen meinen Warnungen kein Gehör gibſt, ſo wirſt du ſo arm nach Hauſe zurückkehren, als du ausgegangen biſt. Nimm daher, ich bitte dich, meine Warnungen an, oder du wirſt es dein Lebelang bereuen.“

Connor ſchwankte noch, indem er verlegen ſeine Finger krachen, und die Blicke überall herum ſchweifen ließ, als ob er einen wohlthätigen Schutzgeiſt erwartete, der ihn aus der Verlegenheit reißen würde; da ſetzte Patrick zu ſeinen bereits angeführten Gründen noch Folgendes hinzu: „Connor!“ mein Junge, ich habe dir ſchon geſagt, ich leſe, was in deinem Innern vorgeht, und es iſt nicht ſchön von dir, daß du meinen Worten nicht glaubſt, allein ich liebe dich zu ſehr, als daß ich dich überreden wollte. Ich wiederhole dir noch einmal, daß es ſchlimm für dich ſeyn würde wenn du meine Warnungen nicht annähmeſt, aber wenn du ſie mit vollem Vertrauen empfängſt, und bei deiner Ankunft zu Hauſe mit dem Tauſche nicht vollkommen zufrieden biſt, ſo komme wieder, diene mir noch ein viertes Jahr und ich verſpreche dir dann zu den 84 Guineen noch 116 Guineen zuzulegen.

Sei es, daß die Worte des Pächters eine bezaubernde Gewalt auf Connor ausübten, ſei es, daß er ſich einem blinden Vertrauen hingab, oder daß ihn die Beſorgniß anwandelte, ſich Fitz-Patrick zum Feinde zu machen, kurz er unterwarf ſich halb hoffend, halb fürchtend, und erklärte, daß er bereit ſei, die beiden Warnungen an Geldes Statt anzunehmen.

„Wer weiß,“ ſprach er leiſe zu ſich ſelbſt, „ob es wirklich Fitz-Patrick iſt, der zu mir ſpricht, und ob ich nicht etwa gar mit dem Teufel, der mir in den Kleidern meines Herrn erſcheint, zu thun habe, und wäre dies der Fall, ſo iſt es immer am beſten, ich ſehe um jeden Preis fortzukommen“

Kaum hatte Connor eingewilligt, als der Pächter mit freudigem Geſichte ſeine Hand faßte, ihn bat ſich niederzuſetzen, das Geſicht gegen Sonnenaufgang zu wenden, und mit der größten Aufmerkſamkeit zu hören. „Sei ja recht aufmerkſam,“ ſagte Patrick, „denn wenn du nicht ganz genau den Warnungen folgſt, die ich dir verkünden werde, ſo würdeſt du deinen Ungehorſam theuer bezahlen, während du, wenn du ganz folgſam biſt, bald der glücklichſte unter deinen Nachbarn ſeyn wirſt. Biſt du bereit?“

„Ich höre mit allen meinen Ohren,“ ſagte Connor, „fangt nur an.“

„Küſſe vorher dieſes heilige Buch.“ Connor küßte andächtig das vorgehaltene Buch.

„Jetzt ſchließe die Augen, um ja nicht ein einziges Wort von dem zu verlieren, was ich dir ſagen werde.“ Connor ſchloß feſt die Augen, und der Pächter begann:

„Du haſt Verzicht geleiſtet auf den Lohn, den ich dir zu geben ſchuldig bin, nicht wahr? Du nimmſt anſtatt deſſen zwei Warnungen von mir an, nicht wahr? Wohlan! ſo vernimm die erſte Warnung:

Wenn du nach Hauſe gehſt, ſo wende dich niemals von der Hauptſtraße ab, vermeide jeden Nebenweg, und geh unter dem Vorwande ſchneller weiter zu kommen, niemals über die Felder. — Haſt du mich gut verſtanden?“

„Ja Herr,“ ſagte Connor, dachte aber bei ſich ſelbſt, wenn die zweite Warnung auch nicht beſſer iſt, als die erſte ſo bekomme ich verdammt wenig für meine 84 Guineen.

Zweite Warnung:

Wenn du in einem Hauſe anhältſt, welches du nicht kenneſt, beſonders bei Nacht, ſo ſchau gut um dich, wenn du bemerkſt, daß der Herr des Hauſes alt und die Frau jung iſt, ſo entferne dich ſo ſchnell als möglich, lege dich nicht nieder, und ſchließe kein Auge in dieſem Hauſe.

„Haſt du auch dieſes gut behalten?“

„Ich weiß es auswendig, und werde es auch mein Lebelang nicht mehr vergeſſen,“ ſagte Connor, und ſetzte leiſe hinzu, „wenn mir Jemand die beiden Warnungen abkaufen wollte, ich gäbe ſie ihm gerne mit Verluſt.“

Was war aber zu thun? er hatte das heilige Buch geküßt, und ſein Wort gegeben, das Beſte war, gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Er ſtand alſo auf, dankte Patrick, und bereitete ſich nun ſogleich ſeine Reiſe anzutreten; aber in dieſem Augenblicke trat die Pächterin mit ihren Kindern ein, und Fitz-Patrick, Connor bei der Hand faſſend, ſprach zu ihm: „Was denkſt du mein Sohn? glaubſt du, wir werden dich ohne Nahrungsvorrath wandern laſſen? Überall findet man Waſſer in Ermanglung von Milch, aber nicht überall findet man Brot. Mein Weib hat dafür geſorgt, und die ganze Nacht gebacken. Hier ſind zwei Kuchen, ein größerer und ein kleinerer, trage den größeren unter deinem Arme und beiß darein auf der Reiſe, wenn du Hunger haſt, und nichts beſſeres findeſt, allein den kleinern — wünſchen wir, ſollſt du hübſch in die Taſche ſtecken und ihn deiner Nelly in unſerm Namen bringen, ſie möge ihn als ein Zeichen unſerer Freundſchaft annehmen, ſie ſoll ihn koſten, und meinem Weibe die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie auch gute Kuchen backen kann. Laß mich ihn dir ſelbſt in deine Taſche ſtecken, — ſo mein Sohn! — Aber was ſeh' ich? — nicht einmal ein Knopf an der Taſche

— Geſchwind Norry, Nadel und Faden und nähe mir den Sack auf der Stelle zu. Connor könnte fallen, und der Kuchen in den Koth fallen.“

Der Sack wurde zugenäht, und dann Abſchied genommen. Alle umarmten Connnor, und den gutmüthigen Jungen bewegten dieſe Zärtlichkeitsbezeigungen ſo ſehr, daß er ſich zufriedener auf den Weg begab, als er es noch vor einer halben Stunde war.

Wir wollen nicht alle Bemerkungen anführen, welche während des erſten Tages der Reiſe in Connor's Kopfe ſich kreuzten; bald klagte er ſich ſelbſt an, daß er ein Dummkopf ſei, bald ſetzte er Mißtrauen in die Redlichkeit ſeines Herrn, dann ſuchte er wieder geheimen Sinn in den beiden Warnungen, welche ihm 84 Guineen koſteten. Am erſten Abende blieb er an der Grenze der Grafſchaft Kilkenny, in der Hütte eines Landmannes den er kannte, er theilte ſein Abendbrot und rauchte eine Pfeife Tabak mit ihm, und mit den Wolken des Rauches zerſtreuten ſich im vertraulichen Geſpräche eines alten Freundes auch die Wolken auf ſeiner Stirne. —

Am andern Morgen machte er ſich wieder auf den Weg, und da er feſten Schrittes vorwärts ging, ſo holte er bald zwei wandernde Kaufleute ein, welche ſich, ihre Waaren auf den Rücken, nach Tipperary begaben. Sie gingen mit einander, und die beiden fröhlichen Geſellſchafter zerſtreuten bald Connor vollſtändig. Wenn ſie aber prahlten, welche koſtbare Sachen ſie in ihren Reiſebündel trügen, da griff er freilich unwillkührlich in ſeine Taſche, und er wurde betrübt darüber, daß er ſo gar nichts darin finde, als ſeinen

Kuchen. Er gab übrigens doch einen Schilling aus, um eine Scheere für ſein Weib zu kaufen.

Unſere drei Reiſenden kamen an einen Seitenweg, der zur Stadt Thurle führte. Einer der Krämer ſagte: ſeht einmal hier beim Brunnen iſt der Seitenweg, den man uns in der Herberge, wo wir übernachteten, bezeichnet hat, und auf den wir drei Meilen Weges erſparen.

Ja, ſagte der zweite Krämer, das iſt der Seitenweg, wir wollen ihn einſchlagen.

Connor folgte den beiden Geſellſchaftern, und war ſchon mit ihnen über einen Graben auf den Seitenweg geſprungen, als ihm plötzlich die erſte Warnung Patricks einfiel. Er blieb ſtehen und wiederholte bei ſich ſelbſt: Wenn du nach Hauſe gehſt, ſo wende dich niemals von der Hauptſtraße ab, vermeide jeden Nebenweg, und geh unter dem Vorwande ſchneller weiter zu kommen, niemals über die Felder. Er hatte dieſe Warnung zu theuer bezahlt, um ihr nicht zu folgen. Connor entſchuldigte ſich alſo ſeinen beiden Gefährten nicht folgen zu können und ging allein auf der Hauptſtraße vorwärts.

Es begegnete ihm nichts Bemerkenswerthes bis zur Stadt, wo er plötzlich auf einer Bank ſeine beiden Reiſegeſellſchafter wieder fand, ihre Kleider waren zerriſſen, und ſie hielten ihm weinend und klagend die Hände entgegen.

Was iſt Euch denn begegnet, meine braven Leute? fragte Connor.

Sie waren ſo in Verzweiflung, daß ſie nur mit Mühe Worte fanden, und ihm erzählten: daß ſie der Seitenweg, den ſie eingeſchlagen hatten, in ein Gehölz geführt habe, wo ſie von 6 verlarvten Männern angehalten worden ſeien. Es waren Räuber, welche ihnen Alles abgenommen und ſie dann noch tüchtig abgeprügelt hatten. Sie glaubten an den Stimmen dieſer Weglagerer zwei erkannt zu haben, welche ihnen am verfloſſenen Abend in der Herberge den Seitenweg angeprieſen hatten. Connor tröſtete ſie, ſo gut er konnte und wünſchte ſich ſelbſt Glück, ſich zur rechten Zeit die Warnung Patricks in's Gedächtniß zurück gerufen zu haben. Er war zwar demohngeachtet nicht reicher, als die Beraubten, aber wenigſtens nicht abgeprügelt, wie ſie.

Connor verließ ſie dann, da er ihnen mit nichts behilflich ſeyn konnte und ſetzte ſeinen Weg fort, bis er zu einer klaren Quelle kam. Hier machte er Halt, ſetzte ſich auf den Raſen nieder, biß in ſeinen großen Kuchen, wuſch ſich Geſicht und Hände, dankte Gott, daß er der Gefahr ſo glücklich entwiſcht ſei, und ſetzte ſich dann wieder in Marſch.

Die Sonne ſank unter, als er die Gränzen der Grafſchaft Limerick erreichte. Er wünſchte noch die Brücke von O' Brien zu überſchreiten, denn wenige Schritte davon wohnte auch ein alter Bekannter von ihm, ein Hirte, von dem er überzeugt war, daß er ihn ebenfalls in ſeiner Hütte mit Freuden aufnehmen werde, allein die Nacht brach an, er fühlte ſeine Füße ſchwer, und ſchätzte ſich daher glücklich, ganz in der Nähe einen Pachthof zu bemerken, aus deſſen Fenſter ihm ein Licht entgegen ſchimmerte und wo er um Unterſtand zu bitten beſchloß. Er klopfte alſo an das Thor, trat mit dem gewöhnlichen Gruße: »Gott beſchütze Euch Alle« ein, und wurde von einem jungen Mädchen freundlich empfangen und eingeladen in die Küche zu treten. Connor ſeßte ſich ohne Umſtände unter den Herdmantel. Ein luſtiges Feuer brannte da und Connor bemerkte, daß er nicht allein ſei. Er zündete ſeine Pfeife an, miſchte ſich in das Geſpräch, und hieb in eine Schüſſel voll Erdäfeln tüchtig ein, welche von der Magd aufgetragen wurde. Alles zeigte von einem wohl beſtellten Hauſe, ungeheure Schinken hingen im Schornſteine, wo ſie ſchon anfingen Farbe zu bekommen, auf den Stellen glänzten Geſchirre von blank geſcheuertem Zinn, und im Glaskaſten erblickte er auch welche von Porzellan und ſogar von Silber. Die weitläufigen Ställe beherbergten viele Schafe, Kühe und Pferde. Außerdem bemerkte er eine junge Frau, ſchön und zierlich gekleidet, welche zu- und abging, ſehr geſchäftig, und von Zeit zu Zeit nach einer Wanduhr blickend, deren Zeiger ihr zu langſam vorwärts zu ſchreiten ſchien. Neben ihm ſaßen zwei Männer mit guten Geſichtern, welche ihm Pächter zu ſeyn ſchienen, die im Begriffe ſtanden irgend einen Markt zu beſuchen, ein Geſpräch mit ihnen überzeugte ihn, daß er recht hatte. Fremd in dieſem Hauſe, ſo wie er, waren ſie nur wenige Minuten vor ihm angekommen, und kannten den Pächter nur vom Namen. Dieſer war nicht gegenwärtig, aber man erwartete ihn. Bald trat er ein, ein alter Mann mit weißen Haaren und ſehr ehrwürdigem Geſichte, der alle Gegenwärtigen freundlich und anſtändig grüßt. Die junge Frau nähert ſich dem Manne ſchmeichelnd. Das iſt ihr Vater, dachte Connor, allein er war ihr Gatte, wie ihm die Magd ſagte. Der Alte und ſeine junge Frau verloren ſich bald Arm in Arm. Da erinnerte ſich Connor der zweiten Warnung Fitz-Patricks. Wenn du in einem Hauſe anhältſt, welches du nicht kennſt, beſonders bei Nacht, ſo ſchau gut um dich und wenn du bemerkſt, daß der Herr des Hauſes alt, und die Frau jung iſt, ſo entferne dich ſo ſchnell als möglich, lege dich nicht nieder und ſchließe kein Auge in dieſem Hauſe.

Dieſe Worte „entferne dich ſo ſchnell als möglich,“ ſchlugen traurig an ſein Ohr, und er glaubte Fitz-Patrick ſelbſt vor ſich ſtehen zu ſehen, und zu hören, wie er ihm zurief: Haſt du wohl verſtanden? Er ſtand alſo auf, und den Augenblick benützend, wo alle gegen das Kaminfeuer gekehrt waren, gewann er unbemerkt die Thüre, öffnete ſie ohne Geräuſch, und ging ohne Jemanden gute Nacht zu wünſchen von dannen.

Die Nacht war finſter und ſtürmiſch geworden. Connor, nachdem er längere Zeit im Finſtern herum getappt hatte, befand ſich endlich in einer Art Schoppen, worin Garben und Heubündel ſtanden. Da er nicht mehr hoffen konnte vor dem Morgen die Heerſtraße zu gewinnen, und da er ſich auch ſehr ermüdet und ſchläfrig fühlte, ſo ſtreckte er ſich ſo gut es gehen wollte, auf einen Heuſchober hin und ſchloß die Augen; allein er konnte nicht ſo ſchnell entſchlummern, als er gern gemocht hätte, was ihm ſeit 3 Tagen begegnet war, ging ihm im Kopfe herum. Er konnte ſich nicht erklären, welch eine Gefahr ihm an dem warmen Kamin hätte drohen können, den er ſo eben verlaſſen hatte. Bald herrſchte tiefe Stille um das ganze Haus, ein feiner Regen fiel, der wohl von Jenen gar nicht gehört wurde, welche ſich unter dem wirthlichen Dache befanden. Auch die letzten Lichter, welche noch durch ein Paar Fenſter ſchimmerten, verloſchen. Alles iſt nun zur Ruhe gegangen, dachte Connor, nur mich hat meine vielleicht unzeitige Furcht eines weichen Lagers beraubt.

Plötzlich aber ließ ein Geräuſch ſich vernehmen, er horchte, ein Reiter näherte ſich, hielt in dem Schoppen ſelbſt und ſtieg vom Pferde, welches er an einen Pfeiler band. Seinen Mantel nahm er ab und legte ihn über den Sattel des Pferdes. Als dieſes geſchehen war griff er in ſeinen Gürtel und Connor hörte deutlich, wie er eine Piſtole lud, er verkroch ſich ängſtlich ganz unter das Heu und wagte kaum mehr hervor zu blicken, aus Furcht geſehen zu werden. Glücklicher Weiſe ſtand das Pferd zwiſchen ihm und dem geheimnißvollen Fremden. Dieſer ſich allein glaubend, trat einige Schritte vor den Schoppen hinaus. Connor wagte den Kopf empor zu heben und ſah, wie der Unbekannte an eines der untern Fenſter klopfte, und ſich gleich darauf ein Licht bei demſelben zeigte. Connor dachte, iſt da ein Dieb, ſo hat er auch einen Mitſchuldigen im Hauſe, er zitterte darum nur noch mehr, und die Beſorgniß für ſeine Sicherheit machte ihn noch aufmerkſamer auf Alles, was vorging. Er wagte es ſogar unter den Bauch des Pferdes vor zu kriechen, und verlor auf dieſe Art kein Wort von dem folgenden Geſpräche, welches ſich zwiſchen dem Reiter und einer Frau am Fenſter entſpann.

»Ich bin's, Marry.«

»Endlich hältſt du Wort, William.«

»Biſt du bereitet?«

»Ja, zu Allem, wenn du verſprichſt mich zu heirathen.«

»Iſt das nicht mein höchſter Wunſch? der einzige Beweggrund, warum ich mit Dolch und Piſtolen bewaffnet hieher komme wie ein Räuber.“

„Würdeſt du wohl anſtehen, deine Hand ſelbſt in Blut zu tauchen, wenn dieß das einzige Mittel wäre, meine Hand zu erhalten?“

„Ich würde nur vor einem unnützen Verbrechen zurück weichen, aber, wenn's darauf ankäme den Alten aus den Weg zu räumen, haſt du Alles ſo vorbereitet, daß der Verdacht auf Jemand Andern fällt?“

„Hierbei hilft uns der Zufall, viele Fremde haben dieſe Nacht hier Obdach genommen, man kann leicht dieſe anklagen und zur Verantwortung ziehen.“

„Ich kann alſo eintreten und dir folgen?“

„Komm! und habe nur den Muth den Streich zu wagen, ich werde alles Übrige beſorgen.“

Der Reiter wendete ſich gegen die Thüre, welche ſich öffnete und er trat hinein.

Connor fiel in eine Art Fieber. Hätte er ſo viel Muth beſeſſen als Ehrlichkeit, ſo würde er gewiß laut geſchrien haben: Diebe! Mörder! allein er fürchtete, daß bei ſeinem Geſchrei der Reiter zurück kehren und den Dolch in ſeine Bruſt bohren würde. Wenigſtens dachte er bei ſich ſelbſt, will ich mich eines Beweiſes gegen das Verbrechen bemächtigen, welches ich leider nicht hindern kann. Er nahm die Scheere heraus, welche er von den Krämern für ſeine Nelly gekauft hatte, ſchnitt ein Stück von dem Mantel ab, welcher über dem Sattel lag, dann ſtach er drei Löcher in das Leder des Zaumes, aber ſo klein, daß unmöglich ein Anderer ſie bemerken konnte, als Jener, der ſie gemacht hatte.

Als dieß geſchehen war, entfloh Connor ſo ſchnell als möglich, nachdem ihm vorher ein dumpfes Ächzen an die Ohren gedrungen war, das ihm die Seele durchſchnitt, er kam bald auf die Heerſtraße, da er mehr lief als ging.

Nach wenigen Stunden überſchritt Connor die Grenze der Grafſchaft Clare, und hatte nur mehr wenige Meilen bis zu ſeinem Dorfe, und um 6 Uhr Abends ſah er endlich das Dach ſeiner ärmlichen Hütte. O der Freude! Nelly ſaß vor der Thüre und blickte nach der Straße, als ob eine Ahnung ihr ſeine Zurückkunft vorher verkündet hätte. Sie erkannte ihn, rief ihre Kinder, und bald lagen alle in den Armen des glücklichen Connor.

Aber als es ſonach zu nähern Erklärungen kam und als Connor ſich in der Verlegenheit ſah, zu geſtehen daß er mit leeren Säcken zurück komme, da ſtand die ganze Familie betroffen vor ihm und Nelly empfing ſtumm und ohne Dank die Scheere, welche er ihr überreichte. Die gute Frau dachte, Connor ſpreche nicht ganz die Wahrheit, und bat ihn daher ihr alle Begebniſſe während ſeiner Abweſenheit zu erzählen.

Connor ließ ſich nicht bitten, und als naiver Erzähler vom Anfange anfangend, wiederholte er Wort für Wort die Warnungen, welche ihm der Pächter zu Kilkenny ſtatt der ihm ſchuldigen 84 Guineen gegeben. „Wie? — rief Nelly, ihn unterbrechend, das iſt Alles was du uns von drei Jahren der Arbeit zurück bringeſt? Dieſer Vorwurf Nelly's erinnerte Connor an den zweiten Kuchen, den ihm Fitz-Patrick ſo ſehr empfohlen hatte. — Oh! oh! — rief er, ich vergaß, daß dir Miſtriß Patrick auch einen Kuchen, von ihrer Hand gebacken, ſendet.

Der vernähte Sack wurde aufgeſchnitten, und Nelly empfing den Kuchen mit den Worten: Laß ſehen ob die Frauen zu Kilkenny das Kuchenbacken beſſer verſtehen, als wir in Clare. Die armen Kinder Connor's machten großmächtige Augen, denn ſeit langer Zeit hatten ſie nichts gegeſſen als Kartoffeln, aber wie groß war das Erſtaunen und die Freude der Familie, als Nelly den Kuchen durchſchnitt und eine Börſe mit 84 Goldſtücken gefüllt ſammt einem Briefe heraus fiel, welcher alſo lautete:

„Mein lieber Connor! Ich hoffe dieſer Brief wird alle deine früheren Beſorgniſſe zerſtreuen. Leichtgläubig und unvorſichtig, wie wir dich kennen, beſorgten wir, du möchteſt ärmer nach Hauſe kommen, als du ausgegangen warſt, und darum zwang ich dich faſt die beiden Warnungen von mir umſonſt anzunehmen, welche aber wirklich jene 84 Guineen werth ſind, mit denen du ſie zu theuer bezahlt zu haben glaubſt.“

„Hier haſt du eine dritte Warnung mit in den Kauf: Es iſt nicht genug, mein lieber Connor, Geld zu haben, man muß auch wiſſen es gut anzuwenden. Mache alſo guten Gebrauch von dem Deinigen, und Gott beſchütze dich, was wir alle vom Herzen wünſchen.

James Fitz-Patrick.“

Als dieſer Brief geleſen war, wurde Gottes Schutz noch hundertmal mehr von dem dankbaren Connor und ſeinem Weibe auf Patricks Haupt erfleht. Dann erfüllte Connor Nelly's Wunſch und erzählte ſeine Reiſeabenteuer, welche die Familie mit Staunen, und beſonders jenes der letzten Nacht mit Beben anhörte. Nun erſt ſahen Alle ein, wie koſtbar Patrick's Warnungen waren.

Die Klugheit kommt bei manchen Menſchen erſt nach dem Reichthum. Connor und ſein Weib beſchloſſen ihren Nachbarn Alles was ihnen begegnet war geheim zu halten. Zwei ſchöne Kühe und 6 Schweine wurden angekauft und die ärmliche Hütte glich bald einem kleinen Pachthofe. Da regte ſich nach einigen Wochen Connor's Gewiſſen. Er wünſchte doch gerne zu wiſſen, was in dem Hauſe vorgegangen ſei, aus welchem er ſo glücklich entwiſcht war. Connor ging alſo zu Herrn Corbett, dem Sherif der Grafſchaft Clare, und entdeckte ihm Alles, was ſich mit ihm, ſeit ſeiner Abreiſe von Kilkenny begeben hatte. „Dem Himmel ſei Dank! rief der Sherif, der dir den menſchenfreundlichen Gedanken einhauchte mir dieß zu entdecken, vielleicht ſind in dieſem Augenblicke ſchon zwei Unſchuldige in Limerick zum Tode verurtheilt; denn heute iſt der Tag an dem ihr Urtheil geſprochen wird. Auf der Stelle mein Pferd ſatteln! rief der Sherif zur Thüre hinaus. Haſt du das abgeſchnittene Stück vom Mantel aufbewahrt? fragte er Connor. Dieſer übergab es ihm. Dann ſchrieb der Scherif einen Brief und gab ihn Connor mit den Worten: du reiteſt ſogleich auf meinem Pferde nach Limerick und ſteigſt nicht eher ab, bis du am Thor des Juſtizgebäudes anhältſt, dort gibſt du dieſen Brief meinem Collegen dem Sherif, der dir ſogleich Eintritt in die Jury verſchaffen wird. Geh mein Sohn, eile ſo viel du kannſt und bedenke, daß du Tod oder Leben zweier Unſchuldigen trägſt.

In weniger als drei Stunden war Connor in Limerück und hielt auf dem ſchaumbedeckten Gaule vor dem Gerichtshofe. Einige Minuten nachher ſtand er vor den Richtern.

Wirklich ſprach man an dieſem Tage das Urtheil über zwei Männer, welche angeklagt waren ſich in das Haus eines reichen Pächters eingeſchlichen zu haben, mit der Abſicht ihn zu ermorden und zu berauben. Die Anklage führte die junge Frau des Opfers. Die beiden Angeklagten, bei welchen eine mit Gold gefüllte Börſe und Papiere des Ermordeten waren gefunden worden, wollten nichts geſtehen, allein alle Inzichten ſprachen gegen ſie, und die Vertheidigung ihres Anwaltes war fruchtlos.

Der Sherif ſtand in dem Augenblicke, als die Richter ſchon im Begriffe ſtanden ihr »Schuldig« über die Angeklagten auszuſprechen, auf, und ſagte: Meine Herren, Etwas Außerordentliches nimmt Ihre volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Ein neuer Zeuge hat ſich gemeldet, welcher wichtige Entdeckungen zu Gunſten der Angeklagten machen will. Ich würde mich des Amtes unwürdig halten, welchem ich die Ehre habe vorzuſtehen, wenn ich Sie nicht erſuchte Ihre Sitze wieder einzunehmen, und noch einige Augenblicke ein Urtheil zurück zu halten, welches in der Zukunft für Sie und für mich eine Quelle von Gewiſſensbiſſen werden könnte.

Der Advokat der Angeklagten lud dann den neuen Zeugen ein, den Eid abzulegen, daß er die Wahrheit ſprechen wolle. Connor trat vor und Alle bemerkten den Eindruck, den ſein unerwarteter Anblick auf die junge Witwe machte, welche neben einem Manne ſaß, mit dem ſie eben im Geſpräche begriffen war. Sie erröthete und wandte das Geſicht ab. Connor, ermuthigt, nahm nun das Wort: Mylord! ſprach er, bevor ich mein Zeugniß ablege, bitte ich Eure Herrlichkeit, die Thüren dieſes Saales beſetzen zu laſſen, denn ich müßte mich ſehr irren, oder die beiden wahren Verbrecher befinden ſich hier mitten unter uns. Bei dieſen Worten bedeckte die junge Frau das Geſicht mit dem Sacktuche und ihr Nachbar knöpfte ſeinen Mantel zu, als ob er ſich zum Weggehen bereiten wollte. Connor erzählte dann Alles der Wahrheit getreu und ein beifälliger Antheil überzeugte ihn, daß man ſeinen ungeſchminkten Worten vertraue. Immer mehr beherzt gemacht, wurde er in der Folge faſt beredt, er wandte ſich gegen das junge Weib und mit dem Finger auf ſie deutend, rief er: Dieß iſt das Weib, welche an das Fenſter trat, mit dem Reiter zu ſprechen, ich hab mich durch ihre Stimme ganz überzeugt, als ſie früher einige Worte halbleiſe mit dem Manne ſprach, der neben ihr ſitzt — und dieſer Mann — ja, er iſt der Mörder, ich erkenne ihn an ſeiner Geſtalt, an ſeinem Bart und an ſeinem Mantel, wovon ich ein Stück abgeſchnitten habe, hier iſt es, man unterſuche es und ſehe, ob es nicht genau an dem Mantel fehle, den er ſo ſorgfältig zuknöpft.

Dieſe Anklage ergriff die beiden Angeſchuldeten mächtig. ſie ſtanden ſtarr und während man das abgeſchnittene Stück dem Mantel anpaßte, ſprach Connor: Man unterſuche auch den Zaum vom Pferde dieſes Mannes, und man wird drei kleine Löcher darin finden, welche ich ſelbſt mit einer Scheere hinein geſtochen habe.

Mehr Beweiſe waren nicht mehr nöthig, der Mörder fiel auf ſeine Knie und geſtand Alles, ſeine Mitſchuldige ſank in Ohnmacht, und die beiden vorgeführten unſchuldig Angeklagten hoben ihre Hände dankend zum Himmel und küßten dann jene Connor's.

Connor war für die Stadt Limerick faſt ein Meerwunder geworden, man drängte ſich ihn zu ſehen, allein er kehrte gleich nach Hauſe zurück. Dort führte er mit ſeiner Nelly gute Hauswirthſchaft, erzog ſeine Kinder in der Furcht des Herrn und wiederholte ihnen manchmal die Warnungen Fitz-Patrick's.

Der kleine Hut.

Erzählung.

Ein berühmter Biblioman kehrte nach einer dreijährigen Reiſe durch Deutſchland, Italien und Frankreich in ſeine Heimath zurück. „Liebe Freundin,“ ſagte er triumphirend zu ſeinem Weibe, „ich werde dich nun nicht mehr allein laſſen, wie die arme Penelope. Ulyſſes hat gefunden, was er ſucht.“ Und er öffnete ein rundum mit Eiſen beſchlagenes Käſtchen, und zeigte ein kleines Büchelchen in Schweinsleder gebunden. „Dieß,“ rief er aus, „iſt der Schatz, der mich drei Jahre beſchwerlichen Reiſens und Nachforſchens gekoſtet hat. Aber ich beklage mich nicht darüber, da mein Streben reich belohnt wurde. Dieſes Büchlein ward mir für 100 Louisd'ors überlaſſen, und es iſt der beſte Handel, den ich in meinem Leben gemacht habe.“ Und als er dieſe Worte geſprochen hatte, näherte er ſich dem Kamine, ſchürte das Feuer in demſelben zuſammen, und warf das Büchlein in die lodernde Flamme.

Dann ſah er lächelnd ſeine ſtaunende Gattin an, und ſprach zu ihr: „Du hältſt mich vermuthlich für einen Wahnſinnigen. Allein das Opfer, welches ich in dieſem Augenblicke bringe, war nothwendig, und jetzt, da das Buch in

Aſche liegt, kann ich dir Alles ſagen. Sieh dort in meiner Bibliothek, rechts auf der dritten Stelle. Siehſt du dort das Büchlein, welches gerade ſo ausſieht, wie jenes, welches ich ſo eben verbrannt habe? Auf der ganzen Welt exiſtirten nur zwei Exemplare von dieſem koſtbaren Werke, jedes war 500 Louisd'ors werth, jetzt exiſtirt nur mehr ein einziges, und dieſes iſt unſchätzbar.“

Alle Liebhaber, von was immer für Gegenſtänden, denken wie dieſer Biblioman, und handeln wie er, wenn ſie können. Viele Bücher ſind auf dieſe Art verbrannt, viele Kunſtgegenſtände vernichtet worden.

In einer kleinen Stadt der Grafſchaft Suſſex lebten zwei Männer, jeder von einer Leidenſchaft beſeſſen. Der Eine, Sir Eduard Kinnisdale, machte eine Sammlung von hiſtoriſchen Seltenheiten, der Andere, Henry Buttler, war ein wüthender Bibliophil. Da ihre Neigungen auf verſchiedene Gegenſtände gerichtet waren, ſo lebten ſie im beſten Einvernehmen, ſie halfen ſich wechſelſeitig mit ihrer Börſe aus, ſie ſtanden ſich bei großen Unternehmungen bei, Sir Eduard bewunderte gerne die Bücher Buttler's, und Buttler rühmte aus ganzem Herzen das Kabinet Sir Eduard's.

Dieſes dauerte bis zur Vereheligung der beiden Freunde. Der ernſthafte Buttler hatte in ſeinen Büchern kein Präſervativ gegen die Reize einer jungen Miß gefunden, der 17jährigen Tochter eines armen Paſtors, und heirathete ſie. Sir Eduard geſtand, daß ſeiner Sammlung noch eine ſehr koſtbare Curioſität mangle, ein Weib, und er reichte ſeine Hand Miß Arabella Maccawin. Unſere beiden wüthenden Sammler waren weit entfernt, in Hymens Joch ganz glücklich zu ſeyn, und es gab in ihrem Häuslichen verſchiedene Scenen, welche die gute Ordnung und die Einrichtung ihrer Sammlungen unangenehm berührten. Miſtriß Buttler und Miſtriß Kinnisdale liebten beide Putz und Tanz, ſie hatten auch beide eine Schwäche für die knappen Uniformen, welche die jungen Dragoneroffiziere trugen, welche in ihrem Städtchen in Garniſon lagen. Dieſe Übereinſtimmung in ihren Neigungen entzweite die beiden Frauen und brach auch das freundſchaftliche Einvernehmen der beiden Männer. Ein kleines Städtchen iſt ein zu kleines Reich, als daß die Oberherrſchaft über dasſelbe eine Theilung zwiſchen zwei Frauen zuließe.

Ehemänner wie Buttler und Eduard ſind unſchätzbar. Ganz nur einer Leidenſchaft hingegeben, iſt ihnen Eiferſucht fremd, und was auch kommen mag, ſie fügen ſich leicht darein, wenn es nur ihre Hauptleidenſchaft nicht berührt. Eines Tages, als Buttler ſeine Frau etwas ſcharf anließ, bekam dieſe aus Galle Nervenzuckungen, ergriff ein Dutzend Bücher, welche eben auf einem Tiſche aufgeſtellt waren, warf ſie auf den Boden und trat ſie mit Füßen, daß die Blätter davon im Zimmer herum flogen. Dieſer Vandalismus ward verübt, bevor der Biblioman noch Zeit gewann, ſeinen Schatz zu retten. Er hatte ſich ſeiner Frau zu Füßen geworfen, gebeten und gedroht, allein vergebens! Er las nun die Überreſte auf. Dieſe Lehre war hinreichend, Buttler zu überzeugen, daß er ſeiner Frau nie mehr widerſprechen dürfe.

Miſtriß Kinnisdal wandte bei einer ählichen Gelegenheit dasſelbe Mittel mit gutem Erfolge an. Als ſie ihr

Herr Gemahl in einem zärtlichen tête-à-tête mit einem Kapitän angetroffen hatte, und ſich darüber aufzuhalten wagte, ließ ſie ein fürchterliches Gewitter ergehen. Der Herr Gemahl flüchtete ſich in ſein Kabinet, aber dieſes heilige Aſyl wurde durch die Furie entweiht, welche, nachdem ſie geſchrieen, geheult und in Ohnmacht geſunken war, eine alte hetruriſche Vaſe ergriff, und ſie auf den Boden warf, daß ſie in tauſend Stücke zerbrach. Sir Eduard that einen Schrei des Entſetzens. „Himmel!“ rief er, „das iſt ein unerſetzlicher Verluſt, denn es iſt das einzige Exemplar auf der Welt.“

„Worüber beklagſt du dich?“ antwortete ihm kalt ſeine Frau, „du haſt ja ſtatt eines Stückes jetzt hundert.“

Der arme Mann nahm ſich feſt vor, den Unterhaltungen ſeiner Frau kein Hinderniß mehr in den Weg zu legen, denn lieber wollte er ihr tête-à-tête mit allen Kapitäns der ganzen Welt verzeihen, als ſich noch einmal einer ſolchen Scene ausſetzen.

Die Vorſicht hatte indeſſen den beiden armen Ehemännern ihr Mitleid geſchenkt, und ſie faſt zu gleicher Zeit zu Witwern gemacht. Jeder von beiden beſaß auch ein koſtbares Unterpfand einer unglücklichen Ehe, Buttler hatte einen Sohn und Sir Eduard eine Tochter.

Durch ihre Gattinnen entzweit, knüpften ſie nach deren Tode ihr altes Freundſchaftsband wieder an. Indeſſen hatte ſie die Zeit kälter gemacht, und ſie waren zu ſehr Egoiſten geworden, um mehr den wahren Werth der Freundſchaft zu fühlen. Auch hatte ihre Lebenslage ſeit einigen Jahren eine größere Scheidewand zwiſchen ihnen gezogen. Sir Eduard, der über Buttler ohnehin den Vorzug einer adeligen Geburt hatte, war auch durch eine Erbſchaft ſehr reich geworden, indeſſen Buttler, durch ſeine Frau und ſeine Bücher zu Grunde gerichtet, erbärmlich leben mußte.

Allein der Bibliophil hatte ſehr beſcheidene Wünſche. Der Schatz ſeiner Bücher genügte zu ſeinen Freuden, und er dankte dem Himmel, daß er ihm nur noch ſo viel gelaſſen habe, um die Erziehung ſeines Sohnes beſtreiten zu können. Der junge Edmund Buttler, von der Natur günſtig ausgeſtattet und durch Erziehung vortheilhaft gebildet, war mit 19 Jahren ein vollkommener Jüngling. Er beſtimmte ſich zur Rechtsgelehrſamkeit, und ſein Vater ſah in ihm ſchon einen künftigen Lord-Kanzler von England.

Erwartend die Erfüllung dieſer hohen Beſtimmung, wurde Edmund, der ein offenes Herz wie einen offenen Kopf hatte, verliebt; und in wen? in Miß Henriette Kinnisdale.

Henriette war der Liebe des Jünglings würdig. Es gab in ganz Suſſex kein hübſcheres, anmuthigeres Mädchen. Sie beſaß die Reize ihrer Mutter, ohne deren Gefallſucht und Leichtſinn zu beſitzen. Sie hätte lieber Alles geduldet, als ihrem Vater einen Verdruß zu machen oder ſeinen geſammelten Schätzen Schaden zuzufügen, und die Dragoner-Uniform war ihr ganz gleichgültig, ja ſie zog der glänzendſten den Advokatenmantel vor, vorausgeſetzt, daß er von Edmund Buttler getragen werde. Edmund's Liebe wurde alſo erwiedert.

Eines Morgens trat der Jüngling zu ſeinem Vater in die Bibliothek und ſprach: „Lieber Vater, haben Sie denn gar nichts bemerkt?“

„Allerdings, mein Sohn,“ erwiederte Buttler, „da in dieſem Incunabel einen Druckfehler, der mir früher nie aufgefallen iſt.“

„Das meine ich nicht,“ verſetzte Edmund lächelnd, „freilich iſt das Herz ſchwerer zu durchſchauen, als ein Buch. Vater, Vater! Ich bin verliebt.“

„Geh, mache mir keine Flauſen vor, was geht das mich an?“

„Ach! an wen ſoll ich mich anders wenden, als an Sie? Wer anders kann und ſoll um die Hand meiner Geliebten für mich werben?“

„Wie, du willſt heirathen? O mein Sohn, begehe ja dieſe Thorheit nicht. Und wer iſt denn deine Auserwählte?“

„Miß Henriette Kinnisdale.“

„Die Tochter Sir Eduard's?“ ſchrie Buttler. „Unglücklicher! haſt du denn den Abſtand nicht bedacht, der zwiſchen Euch beiden iſt?“

„Zwiſchen zwei Herzen, die ſich lieben, gibt es keinen Abſtand,“ antwortete ganz trocken der Doktor der Rechte.

„Aber der Rang? das Vermögen? Rechneſt du dieſe für nichts?“

„Durchaus für nichts, da man deren nicht nöthig hat, um glücklich zu ſeyn.“

„Ja, wenn alle Väter deine Grundſätze theilten.“

Das Hin- und Herreden dauerte lange, aber endlich wich der kalte Vater dem feurigen Sohne, und nach einer Stunde kleidete ſich Buttler an, und begab ſich zu ſeinem alten Freunde Kinnisdale. Er war voll Muth und Eifer, ſeinen Wunſch geradezu anzubringen, ausgegangen, kam aber ganz betrübt und niedergeſchlagen wieder zurück.

»Nun, Vater, wie ſteht's,« rief ihm ſein Sohn ſchon von weitem entgegen.

»Schlecht ſteht's,« antwortete Buttler, »das, was ich voraus ſah, iſt eingetroffen.«

»Haben Sie ihm geſagt, daß wir uns unausſprechlich lieben?« —

»Kindiſches Strohfeuer!« hat er geantwortet. »Junge Mädchen lieben gewöhnlich das Unmögliche, nehmen aber doch denjenigen, den man ihnen zum Manne gibt.«

»Ach! Alles iſt verloren!« rief Edmund verzweifelnd.

»Vielleicht noch nicht;« tröſtete der Vater. »In ein Paar Tagen will ich wieder hingehen, vielleicht kommen ihm bis dahin beſſere Gedanken.«

Eine ganze Woche hindurch machte Buttler täglich Beſuch bei Sir Eduard, und machte ihm Vorſtellungen, allein vergebens, Eduard nahm endlich ſogar zu Unhöflichkeiten ſeine Zuflucht, um ſich des Zudringlichen zu erwehren. Das letzte Mal, als Buttler von Kinnisdale zurückkehrte, wäre er beinahe hinausgeworfen worden, brachte aber doch eine fröhlichere Miene mit, als gewöhnlich.

»Mein lieber Edmund,« redete er ſeinen Sohn an, »Sir Eduard iſt unbeugſam, der Hochmuthsteufel iſt ihm mit den Jahren in den Kopf gefahren, er will, daß ſeine Tochter einen Baronet bekommen ſoll. Allein das geſchieht nicht. Ich habe die Schwäche der Feſtung entdeckt, und weiß, wo ich Breſche ſchießen muß. Ohne meine unglückliche Leiden=

ſchaft für meine Bücher wärſt du vielleicht ſo reich, daß Sir Eduard ſeine Forderungen und ſeinen Adel dieſem Reichthum opfern würde. Aber Dank ſei dem Himmel, Henrietten's Vater hat auch ſeine Paſſion, die ihn zwar nicht zu Grunde gerichtet hat, die uns aber doch vielleicht zum Ziele führen kann. Es kommt mir zu, das Unrecht wieder gut zu machen, welches ich dir durch Verſchwendung deines Erbtheils zufügte. Du kehrſt jetzt auf die Univerſität zurück und bleibſt drei Monate dort, ich reiſe nach London und begebe mich von da nach dem Continente. In drei Monaten bin ich auch wieder zurück, wir finden uns hier. Ich wage dann den letzten Schlag, und hoffe mit Gott zu ſiegen.“

Vater und Sohn umarmten ſich, und ſagten ſich Lebewohl. Zwei Tage nachher fährt Buttler in London mit einem kleinen Reiſeſacke und einem Käſtchen, worin ſeine koſtbarſten Bücher verſchloſſen waren, ein.

Bei ſeiner Rückkehr nach drei Monaten gab Buttler ein Feſt, wozu er Sir Eduard bat, der aber nicht kam. Buttler hatte wohl gewußt, daß es ſo kommen würde und auch darauf gerechnet, aber das Feſt machte doch viel Lärmen und man ſprach in der ganzen Stadt davon, ja man erzählte ſich, daß Buttler ſeine Rückkunft feiern und ſeinen Freunden etwas Koſtbares zeigen wollte, was er in Frankreich an ſich gebracht hatte.

„Hm! vielleicht eine alte Scharteke!“ ſagte Sir Eduard verächtlich.

„Nein,“ antwortete der Sherif, „ein ſehr ſeltenes, ſehr merkwürdiges Stück, das eigentlich in die koſtbare Sammlung Eurer Herrlichkeit gehörte, den kleinen Hut, den Napoleon bei ſeinem Übergang über den Bernhardsberg getragen.« —

Sir Eduard erröthete und erblaßte. In ſeiner ganzen Curioſitäten-Sammlung war ihm ein kleiner Hut Napoleon's eines der koſtbarſten Stücke; er hatte ihn ſehr theuer bezahlt, und bevor er ihn ankaufte, ſich Dokumente und unwiderlegbare Beweiſe ſeiner Echtheit ſowohl, als auch des Umſtandes, daß er der einzige noch exiſtirende Hut des großen Mannes ſei, verſchafft.

»Das iſt ein falſcher Hut!« ſchrie Eduard. »Es werden mehre in Paris angeboten, und Dummköpfe kaufen ſie als echt.«

»Erlauben mir Eure Herrlichkeit zu bemerken, daß auch Buttler unläugbare Zeugniſſe für die Echtheit ſeines Hutes beſitzt. Er hat den Hut von einem noch lebenden Kammerdiener des Kaiſers gekauft.«

Gleich nach dieſer Unterredung begab ſich Sir Eduard, von ſeiner Leidenſchaft getrieben, zu Buttler. Der Bibliophil empfing ihn ernſt, und fragte um die Urſache eines ſo unerwarteten Beſuches.

»Ich will Ihnen Aufſchluß über eine Sache geben, worin Sie hintergangen worden ſind. Ich meine den Hut — er iſt falſch!«

Aber wie erſtaunte Eduard, als ihm Buttler alle die Certificate vorzeigte, gegen die er nichts einwenden konnte.

»Ha!« ſchrie er, »das iſt zu viel! Was wollen Sie bei dem Handel gewinnen, wenn Sie den Hut mir abtreten?«

»Es iſt mir leid, aber ich kann nicht.«

„Ich gebe Ihnen noch einmal ſo viel, als Sie gegeben haben.“

„Und wenn Sie mir die Hälfte Ihres ganzen Vermögens geben, ich dürfte es nicht annehmen, denn der Hut iſt nicht mehr mein.“

„Wie, Sie haben ihn ſchon verkauft?“

„Nein, ich ſchenkte ihn meinem Sohne zur Ausſteuer.“

„So? — Nun wohlan! So werde er mein Schwiegerſohn,“ verſetzte Sir Eduard nach kurzer Überlegung, aber mit der Bedingung, daß er mir das koſtbare Kleinod abtrete.“

Man kann denken, wie gerne Edmund dieſe Bedingung einging.

Bonifaz, der Sultan von Ungefähr.

Ein Schwank aus dem Spaniſchen.

Eine kleine Inſel irgendwo im Meere, war ſeit ſieben Tagen in tiefe Trauer verſenkt, weil ihr Sultan geſtorben, und das Teſtament des Verſtorbenen ſo ſeltſam abgefaßt war, daß man nicht wußte, wer die Krone erhalten würde. Die Inſel hatte eine unbedingt monarchiſche Regierungsform, und jedes Wort des Fürſten war ſelbſt nach ſeinem Tode ein unverbrüchliches Geſetz für das Land.

Alle Weſſire gingen düſter und ſchweigend herum, theils aus Bangigkeit über ihr künftiges Schickſal, da ihnen nicht bewußt war, ob ſie der neue Sultan in ihren Ämtern laſſen, oder ihnen vielleicht gar Rechenſchaft über die Verwaltung der verſchiedenen Zweige abfordern würde; theils weil ihnen die Sedisvakanz bei dem Volke viel zu ſchaffen machte.

Eines Abends begegnete Dummruly der Großweſſir des verſtorbenen Sultans, dem General Dividomine vor dem Pallaſte. Blaß, entſtellt, mit in einander geſchlungenen Armen vor ſich hin auf den Boden ſtarrend, ſtand der letztere da, gerade ſo, als ob er eben den Plan zu einem Trauerſpiele im Geiſte ausarbeiten wollte. — „Was fehlt dir General?“ fragte Dummruly. — „Ich bin verliebt!“ antwortete kurz, aber mit gräßlichem Tone Dividomine. — „Und in wen?“ — „Das iſt's ja eben, was mich wahnſinnig macht. Ich darf keine Gegenliebe hoffen.“ — „Nun, wer iſt denn der Gegenſtand deiner Flamme?“ — „Prinzeſſin Adidi.“ — „Unglücklicher! die Nichte des verſtorbenen Sultans?“ — „Sie ſelbſt, ſie allein! und keine Andere! Ein Feuer, das ich nicht zu dämpfen vermag, durchglüht mein Innerſtes und mein Körper iſt ſo mager davon geworden, daß mich ein Seidenwurm umarmen könnte.“ — „Haſt du die Klauſel des Teſtaments vergeſſen?“ — „Da Prinz Gelinor, mein theurer Sohn, der in die Welt gelaufen iſt, ich weiß nicht wohin, nichts von ſich hören läßt, ſo ſoll, da ich keinen anderen Verwandten habe und ich allen Thronſtreitigkeiten zwiſchen den Eingebornen vorbeugen will, mein Zepter und meine Krone dem erſten Fremden, der auf der Inſel anlangt, übergeben werden; auch ſoll ſelbiger meine Nichte Adidi zum Weibe nehmen. Kommt aber mein Sohn Gelinor binnen zwei Jahren zurück, ſo nimmt die Succeſſion (wenn auch ein Fremder nach meinem obigen Willen bereits auf dem Throne ſäße) den gewöhnlichen Gang.““ — „Das Alles habe ich nicht vergeſſen, werther Dummruly!“ — „Was hat dir alſo die Kühnheit gegeben, in die Prinzeſſin verliebt zu werden?“ — „Die hat mir Niemand gegeben, ſie iſt von ſelbſt gekommen.“ — „Haſt du der Prinzeſſin dich ſchon entdeckt?“ — „Nein!“ — „Haſt du ihr auch nicht geſchrieben?“ — „Ich kann nicht ſchreiben.“ — „Wie Ge=

neral?“ — „Die gemeine Kanaille mag ſich mit dem Gekritzel abgeben; wir ſchreiben mit dem Degen, in das Blut Anderer getaucht.“ — „Mache dir keine Hoffnung, General, und bedenke, die Prinzeſſin war einſt dem Prinzen Gelinor mit Liebe zugethan.“ — „Das thut nichts, Gelinor iſt abweſend und ich bin da, und noch kein Weib hat mir widerſtanden, das ich mit meinem Flammenauge ſo recht angeblitzt habe.“ — „Du biſt doch ein wenig eitel, General, denn dein Äußeres iſt nichts weniger als verführeriſch.“ — „Alter Schwätzer, ich ſuche meines Gleichen.“ — „In jedem Falle könnte dieſe Leidenſchaft uns großes Unglück bringen, wenn ich nicht von deiner Klugheit überzeugt wäre. Ich hoffe, daß du nach dem Beiſpiele deiner erhabenen Ahnen den letzten Willen unſers Sultans verehren und unterſtützen wirſt.“ — „Ich bin nicht mehr klug. Seit ſieben Tagen harre ich mit dem ganzen Lande auf den Fremden, dem wir unſere Huldigung darbringen ſollen. Heute halte ich mich trotz meiner fünfzig Jahre nicht mehr, ich entdecke der Prinzeſſin meine Leidenſchaft und erhört ſie mich, ſo flieh ich mit ihr.“ — „General!“ — „Sage nichts! ich werde die Ruhe dieſes Landes nicht ſtören, ich ſuche anderswo einen Thron für mich und die Prinzeſſin. Ihr wißt wohl, dieſer Degen weiß ſich Alles zu verſchaffen. Lebe wohl!“ — Mit dieſen Worten ſtürzte der General Dividomine in den Pallaſt. Noch hatte er darin nicht zehn Schritte gethan, als er die liebenswürdige Adidi erblickte. — Seit der Zeit, als man am Hofe keine Nachricht von Gelinor erhalten, ſeufzte ſie Tag und Nacht nach ihm, dem Geliebten ihrer Seele. Hundertmal verwünſchte ſie ſeine Sehnſucht, die Welt kennen zu lernen, täglich ſandte ſie die innigſten Gebete zur Sonne, daß ſie ihr den Geliebten erhalte, und in ihre Arme zurückführe, und ſchwur oft in den herbſten Augenblicken ihres Schmerzes, eher in's Meer zu ſpringen, als einem Andern anzugehören. — Der General Dividomine war wohl am wenigſten dazu geeignet, dieſe Entſchlüſſe wankend zu machen; ein fünfzigjähriger Halbnarr, deſſen ganzes Verdienſt darin beſtand, daß er einen Degen an der Seite trug. Die Prinzeſſin behandelte ihn gewöhnlich gütig, da ſie wußte, daß er das Vertrauen ihres Oheims beſaß, und dieß war es, was ihm glauben machte, er dürfe nur ein Wort ſprechen, um glücklich zu ſeyn.

Als Adidi ihn im Pallaſte bemerkte, trat ſie auf ihn zu und fragte, was man Neues ſpreche. — Dividomine ſuchte den angenehmſten Ton aus ſeiner Kehle hervorzuzwingen, und antwortete: „daß man gar nichts Neues ſpreche, daß ſeine Soldaten noch immer an den Küſten ausgeſtellt wären, um Denjenigen zu erwarten, der ſie regieren ſollte, und daß es Kanonendonner verkünden würde, wenn er angelangt ſei.“ „Gebe der Himmel, daß er nie erſcheint!“ rief die Prinzeſſin ſehr laut aus, und ſetzte etwas leiſer hinzu: „Prinz Gelinor beſitzt dieſes Herz, und ich würde die unglücklichſte der Frauen, müßte ich die Gattin eines Andern werden.“ — Der edle, etwas taube General, der nur den Vorderſatz, aber nicht den Nachſatz gehört hatte, rieb ſich freudig die Hände und wiederholte freudig die Worte der Prinzeſſin: „Gebe der Himmel, daß er nie erſcheine!“ „Das heiß' ich zuvorkommen!“ ſagte er ſchmunzelnd zu ſich ſelbſt.

„Sei kühn, General, und du ſiegſt!“ und wie der Blitz ſchleuderte er ſich zu den Füßen der Prinzeſſin nieder und ſchrie, daß man es im ganzen Pallaſt hören mußte: „Himmliſche Prinzeſſin mit dem Doppelherzen!“ — Adidi war ſo betroffen, über dieſe ſeltſame Anrede, daß ſie den Redner alſogleich unterbrach, ihn bittend, er möchte ihr erſt die Worte erklären. — „Sei ruhig!“ erwiederte der General. „Alles ſoll dir klar werden. Außer deinem Herzen, das mir unendlich theuer iſt, beſitzeſt du auch das meinige, das mir noch theurer iſt. Ich bin General und doch dein Sklave. — Du kannſt es hindern, daß man nicht mit Fingern auf mich deute und ausrufe: Seht den Mann ohne Herz! — Schenke mir das deinige, göttliche Adidi!“ — „Du biſt närriſch!“ ſagte die Prinzeſſin, halb lächelnd, halb zürnend.“ — „Ja das bin ich!“ fiel ihr Dividomine in's Wort, „für dich, durch dich bin ich's!“ — „Entferne dich Verwegener!“ rief Adidi ernſthafter. — „Zürne nicht, ſchönſte deines Geſchlechtes, wenn ich dir meine Hand anbiete, bevor ich dir noch eine Krone anbieten kann. Ich habe bisher alle Hoheit verachtet, aber du kennſt meinen Muth; ſprich ein Wort und dieſer Degen macht aus allen Inſeln des großen Weltmeers eine einzige, welche dir huldigen ſoll, und dieſer Arm gewohnt zu ſiegen, hebt dich auf einen Thron, wozu zweihundert Königreiche die Stufen bilden ſollen.“

In dieſem Augenblicke ſchallte Kanonendonner, vermiſcht mit Trommelwirbeln und Schmettern der Trompeten. Der Großweſſir Dummruly trat ein, ſchreiend: „Der neue Sultan kommt! bereite dich Prinzeſſin ihn zu empfangen! und du General, folge mir ihn zu bewillkommen!“ Der

General ſtand auf, zog ſeinen Degen mühſam, ſagte der Prinzeſſin Lebewohl und folgte Dummruly.

Immer näher gegen den Pallaſt wogte das Volk mit Freudengeſchrei. Adidi erfuhr, daß ein Schiff in der vorigen Nacht geſtrandet und Mann und Maus auf demſelben zu Grunde gegangen ſei, bis auf einen einzigen Matroſen, der ſchwimmend ſich auf die Inſel gerettet habe. Dies Alles hatte ſeine Richtigkeit, und wir ſetzen hier noch dazu, daß das geſtrandete Schiff ein engliches war, und der glückliche Matroſe ſich Bonifaz nannte. Die Soldaten, welche ihn fanden, hatten ſich beeilt, ihn mit Kleidern zu verſorgen, welche des Thronerben würdig waren, und man trug ihn auf einem Palankin, in Mitte des allgemeinen Freudengeſchreies, in den Pallaſt. — Bonifaz war ein kleiner dicker Kerl, mit einem Paar rother Bausbacken, einem kleinen, ſtets zum Lächeln verzogenen Mund, ſtruppigem ſchwarzen Haar und breiten ſchwarzen Augenbrauen, dumm und roh, übrigens ein guter Schlag Menſchen, an dem wir, außer der Gefräßigkeit, eben keine hervorſtechende Unart zu rügen wüßten. Die erſten Worte, die er bei dem Eintritte in den Pallaſt von ſich hören ließ, waren folgende, an die Träger ſeines Palankins gerichtet: „Holla! nicht ſo geſchwind! der Teufel mag euer Kutſchiren ſogleich gewohnt werden!“

Die Prinzeſſin hatte kaum einige Blicke auf den neuen Herrſcher geworfen und ſeine erſten Worte vernommen, als ſie ſchnell und mit dem innigen Wunſche, daß ſie ihm ja recht ſehr mißfallen möge, in ihr Gemach eilte. Der Großweſſir Dummruly freute ſich heimlich darüber, daß der neue Herrſcher ſo wenig Geiſt blicken ließ, und ſah ſchon das ganze Regierungsgeſchäft auf ſeinen Schultern ruhen. Er erhob ſeine Stimme und ſchrie, was nur ſeine beiden Lungenflügel erleiden mochten: „Beneidenswerthes Volk dieſer glücklichen Inſel, ſchreie Heil! Heil! Heil deinem Herrn! Drei Waffenherolde wiederholten die Aufforderung gegen alle drei Enden der Inſel und das ganze Volk rief nach: „Heil! Heil! Heil unſerm neuen Sultan!“ wobei nur ein einziger Spaßvogel auch gehört haben wollte, daß einige Satyriker der Inſel ſtatt Heil — Heu unſerm neuen Sultan! ſollten gerufen haben. — Der General Dividomine kommandirte während dieſes Freudenrufes ſeine Truppen, das Gewehr zu präſentiren, und Bonifaz, durch allen dieſen Lärm überraſcht, fragte: wo denn der neue Sultan ſei? — „Hoher und mächtiger Herr!“ rief Dummruly, indem er ſich bis zur Erde beugte. — „Sprichſt du mit mir?“ fragte Bonifaz. — „Mit wem ſonſt, wer käme dir gleich?“ — „Nun, mein guter Freund, ſo wiederhole ich es hier nochmals: mein Vater war Schiffsjunge bis in ſein ſechzigſtes Jahr, wo er ſtarb, und ich bin jetzt im fünften Jahre Matroſe.“ — „Sire! Ich thue nur meine Pflicht, indem ich dich im Namen unſerer ganzen Inſel als unſern Sultan erkenne.“ — „Ich? ein Sultan? Entweder ihr irrt euch, oder ihr wollt mich zum Narren haben.“ — „Nein, Sire! der Sultan, dein Vorfahrer, hat dich dazu erwählt.“ — „Der Sultan, mein Vorfahrer? Was zum Henker, woher kennt er mich denn? war er ein Hexenmeiſter, daß er voraus wußte, der Sturm werde mich heute Morgens auf ſeine Inſel verſchlagen?“ — „Nein, Sire, aber —“ „Er hat alſo an mich gedacht, ohne mich zu kennen?« — »Allerdings!« ſprach der General Dividomine, indem er ſich dem Palankin näherte, »und in Folge des Teſtaments unſers vorigen Herrſchers rufen wir dich laut zu unſerm Herrſcher aus. — Feuer!!!« — Das martialiſche Kommandogebrüll des Generals, eine allgemeine Decharge aus 5000 Gewehren und das Vivatgeſchrei des Volks erſchreckten den armen Bonifaz ſo ſehr, daß er ſich auf ſeinem Palankin ganz klein zuſammenkauerte, und als es endlich anfing, etwas ſtiller zu werden, unterließ er nicht zu geſtehen, daß er es nicht liebe, in der Luft ſich huldigen zu laſſen, und daß er daher wünſche, von dem Palankin herab auf die Erde zu ſteigen.

Man trug ihn zu einem Throne, auf den er ſich lächelnd niederließ; endlich ſagte er, indem er die Ellbogen auf ſeine Knie ſtützte, und das neugierige Geſicht in beide Hände legte: »Laßt uns jetzt einmal geſcheidt reden, meine Herrn! Wie in aller Welt bin ich denn auf einmal Sultan geworden?« — Der Sultan, der vor Euch auf dieſem Throne ſaß,« ſagte der Weſſir, »hatte einen Sohn, der in die Welt ging; ſeit langer Zeit haben wir von dieſem nichts gehört, und es erſcholl ſogar ſchon einmal das Gerücht, er ſei geſtorben; da der Sultan ſonſt keine Verwandte hatte, ſo erwarteten wir den erſten Fremden, den der Zufall auf dieſe Inſel führen würde, um ihm die Krone zu übergeben.« — »Ach, das iſt ſchön, das iſt recht ſchön von euch!« erwiederte Bonifaz, »ihr hättet vielleicht Leute unter euch, die ganz gut verſtänden, euch zu regieren und die genau wüßten, was euch und eurem Lande Noth thut; aber ihr zieht einen Fremden vor; geſcheidt, meine Herren! ſehr geſcheidt! Und ich alſo, ich bin dieſer Fremde?“ — „Ja, Sire!“ — „Noch ſchöner! Sagt mir, iſt eure Inſel ſchwer zu regieren?“ — „Nun, ſo ſo!“ — „Einerlei! Ich werde ſchon damit fertig werden, und um mich beliebt zu machen, werd' ich Alles thun, was man von mir verlangt. Wie heißt Ihr denn, alter Herr, der mir ſo eben die ſchönen Aufſchlüſſe gegeben hat, und wer ſeid Ihr? — „Ich bin der Großweſſir Dummruly!“ — „Schön, und der alte Grenadier dort?“ — „Das iſt der General Dividomine.“ — Nach dieſen Worten ſtand Bonifaz auf und grüßte militäriſch. — „Was thut ihr hoher Herr, ihr grüßt Eure Untergebenen?“ — „Laßt mich nur!“ entgegnete Bonifaz, ich kenne die Disciplin, war ja ſelbſt Soldat!“

Der General Dividomine, der den Fremden außerordentlich liebenswürdig fand, ſeitdem er ſich vor ihm gebeugt hatte, nahte ſich dem Throne und fragte in der devoteſten Stellung, welche Charge der Erlauchte im Militär gehabt. Bonifaz aber that, als ob er das nicht gehört habe und redete weiter: „Alſo, mein lieber General, ihr ſagt, mein Vorfahr ſei geſtorben?“ — „Ja, Sire!“ — „Nun denn; in Gottes Namen, ſo laſſen wir das Schiff vom Stapel laufen,“ rief Bonifaz freudig, indem er mit den Fingern in die Luft ſchnalzte. — „Aber jetzt Kinder,“ fuhr er wieder fort, indem er vom Throne herabſtieg, „jetzt thun mir einige Erfriſchungen ſehr noth!“ Der Weſſir rief ſogleich zur Thür hinaus: „Man bereite eilends ein Bad für Seine Hoheit, warme Wäſche und Wein und Zucker!“ — „Lieber Weſſir,“ ſagte Bonifaz, „du biſt ein guter Kerl, ich werde etwas für dich thun, aber ſei ſo gut und laß einen Koch kommen.“

Bonifaz hatte ſich noch kaum zu Dividomine gewendet, um mit dieſem weiter zu ſprechen, als der Weſſir ſchon wieder mit einem Manne eintrat, den er mit den Worten vorſtellte: „Hier Herr, iſt das Haupt deiner eilf Köche.“ — „Eilf Köche!“ rief Bonifaz, ſich vergnügt die Hände reibend, „das iſt gut,“ und indem er ſich zu dem Manne wandte, fragte er ihn, wie er heiße. „Kukelhupf, Euer Hoheit zu dienen. — „Gut, mein lieber Kukelhupf, du ſollſt mir heute deine ganze Kunſt zeigen. Ein ausgeſuchtes Mittagsmal für drei Perſonen; denn ich behalte meinen Weſſir und meinen General bei mir zu Tiſch!“ — „Sire!“ ſchrien Beide wie aus einem Halſe und neigten ſich ſo tief, daß das Zuſammenſtoßen ihrer Köpfe einen ſo ſtarken Schall gab, als ob ſie inwendig hohl wären. — „Keine Ceremonien!“ erwiederte der neue Sultan, „wir theilen Alles, nicht wahr, Kukelhupf?“ — „Wie es Eurer Hoheit gefällt.“ — „Vor Allem aber, Kukelhupf, eine Schüſſel von meinner Erfindung. Ich bin ein Engländer und verſtehe mich auf ein gutes Roſtbeef. Alſo Kukelhupf, man gebe wohl acht: Man kaufe einen Ochſen, in den Ochſen lege man ein Kalb, in das Kalb einen Hammel, in den Hammel ein Lamm, in das Lamm eine kalekutiſche Henne, in die kalekutiſche Henne, einen Kapaun, in den Kapaun ein Repphuhn, und in das Repphuhn eine Droſſel, und auf dieſe Art in einander geſchachtelt, brate man mir das Ganze.“ „Ha! das iſt ein Roſtbeef! Nicht wahr, Kukelhupf?“ — O, unnennbar vortrefflich Sire!“ — „Bis das fertig wird, bringe man mir etwas kalte Speiſe!“ — „Alſogleich Sire!“

Man hob Bonifaz in das Bad, man wuſch, man rieb und parfümirte ihn, man ließ ihn kalte Speiſen eſſen, führte ihn in ſeinem Pallaſte herum, und endlich ſtellte man ihn auch der Prinzeſſin Adidi vor. Wahre Schönheit macht auch auf den ungebildetſten Menſchen den tiefſten Eindruck. Bonifaz konnte ſich nicht ſatt ſehen an der herrlichen Adidi, und hielt ſich für den glücklichſten aller Menſchen als man ihm ſagte, daß ſie ihm zur Gattin beſtimmt ſei. „Die Krone,“ rief er, „werde ich wieder ablegen, wenn ich muß, aber meine ſchöne Prinzeſſin laſſ' ich nicht mehr.“ Die Prinzeſſin hörte ſeine Worte mit kalter Höflichkeit und fand Bonifaz eben ſo unerträglich als den General Dividomine. Dieſer verſchluckte, ohne ein Wort zu ſagen, das Mittagsmal und zugleich die herbe Pille, einen Nebenbuhler zu finden, und ging dann, um die allgemeine Illumination zu dirigiren.

Am andern Morgen war der neue Sultan gezwungen, ſeine Geiſtesfähigkeiten zu zeigen, denn er mußte öffentlich Gericht halten und Recht ſprechen. Die alten Gebräuche der Inſel geſtatteten dem Sultan, am Tage der Thronbeſteigung eine unglückliche Ehe aufzulöſen. Der größte Theil der Verheiratheten der Stadt und des Landes ſtand in langen Reihen vor dem Pallaſte des Weſſirs, um dieſer Rechtswohlthat theilhaftig zu werden; dieſer aber ſtellte nur ein Paar dem Herrn zur Wahl vor, da mehre andere Fälle deſſen koſtbare Zeit in Anſpruch nahmen. Wir wollen hier Bonifaz und ſeine Weſſire im groſsen Rathsſaale ſelbſt ſprechen laſſen.

Der Oberrichter (indem er ſich tief verneigt). Sire! Es hieße auf das Meer ſchreiben und in den Sand bauen, wollte man alle die erhabenen Eigenſchaften, welche dich vor allen Sterblichen auszeichnen, würdig loben.

Bonifaz. Wer iſt der große ſchwarze Herr, der da ſpricht?

Weſſir. Der Oberrichter der Inſel und Verwalter der Juſtiz, Herumdrehadine.

Bonifaz. Ach, den Herrn muß man ſich zum Freunde machen!

Oberrichter. Herr, wenn du mir die Gnade anthuſt, mich in meinem Amte zu laſſen, ſo kannſt du auf deinen ergebenſten Diener rechnen.

Bonifaz. Ich — ja es iſt — aber — in jedem Falle — du weißt wohl — laſſen — ja laſſen.

Oberrichter. Herr, ich bin bis zu Thränen gerührt über die huldvollen Worte.

Bonifaz. Nun, ſo weine nur, weine! das macht nichts; weine dich aus! Weſſir, du mußt für den Oberrichter ſorgen.

Weſſir. Herr, deine kleinſten Wünſche ſind Geſetze für uns. Doch die Pforten des Palaſtes öffnen ſich; die Stunde iſt da, wo deine himmliſche Weisheit glänzen ſoll.

Bonifaz. So laſſen wir ſie glänzen.

Oberrichter. Die Sitzung fängt an.

(Man führt einen Dieb herein.)

Dieb (ſtürzt vor Bonifaz auf ſeine Knie nieder). Herr!

Oberrichter. Still Elender! du ſprichſt erſt, wenn du gefragt wirſt.

Bonifaz. So fahrt den guten Menſchen doch nicht an. Was haſt du zu deiner Vertheidigung zu ſagen?

Dieb. Herr, ich hoffe nicht, daß man mich an einem ſo allgemeinen Freudentag allein unglücklich machen wird.

Bonifaz. Er redet nicht übel. Wie heißeſt du?

Dieb. Stibizulo.

Bonifaz. Deine Verbrechen?

Oberrichter. Herr, er iſt drei Mal auf Diebſtahl ertappt worden.

Bonifaz. Das erſte Mal?

Dieb. Das erſte Mal ſtahl ich eine ſchlechte Halfter.

Bonifaz. Wer wird denn einer ſolchen Kleinigkeit wegen einen Diebſtahl begehen?

Dieb. Ja, Herr, es war ein recht ſchöner Eſel an der Halfter.

Bonifaz. Nun wohl, ich befehle, daß der Kerl die Halfter zurückgeben ſoll.

Dieb. Und den Eſel, Herr?

Oberrichter. Den Eſel auch.

Bonifaz. Ja, verſteht ſich, den Eſel auch.

Dieb. Aber der Pächter, Herr, den ich ihn geſtohlen habe, fordert, ich ſoll ihm das Thier bezahlen, weil es den Schweif verloren hat.

Bonifaz. Es gibt überall Mittel, ſich zu vergleichen, wenn man nur will. Du behältſt den Eſel und ernährſt ihn, bis ihm der Schweif wieder nachgewachſen iſt.

General. O weiſes Urtheil!

Oberrichter. Das zweite Mal iſt **Stibizulo** vor drei Wochen ertappt worden, als er einem Bürger der Stadt eben einen Beutel aus dem Sacke praktizirte.

Bonifaz. Praktiziren iſt kein Verbrechen; praktiziren muß ein Jeder, der etwas lernen will.

Oberrichter. Herr, er hat den Beutel wirklich geſtohlen, man hat es geſehen.

Bonifaz. Unglücklicher, wie haſt du Andere können zuſchauen laſſen, wenn du ſo etwas thuſt?

Dieb. Herr, der Beutel war ſo ſchön und ſo wohl geſpickt, und ſo leicht zu mauſen, daß, bei meiner Ehre! Ihr ſelbſt nicht widerſtanden haben würdet.

(Allgemeines Gemurre.)

Bonifaz. Ruhig! Die Verſuchung war ſtärker als er; man muß mit dem Schwachen Mitleid haben.

Oberrichter. Item und zum dritten Male iſt Delinquent heute Morgens bei einem Diebſtahl ergriffen und eingezogen worden.

Dieb. Herr, auch mir ward deine glückliche Ankunft kund, und da ich kein Geld hatte, um mich gehörig freuen zu können, ſo nahm ich es aus der Taſche eines Andern, der mir's gewiß nicht gegeben haben würde, wenn ich ihn darum angeſprochen hätte.

Bonifaz. Nun ſehet, was kann man dagegen ſagen? Die Meinung des Menſchen war gut, ſie entſchuldigt ihn. Du biſt frei, geh' und ſtiehl nicht mehr!

Dieb. Gewiß in meinem Leben nicht mehr. (Er ſchleicht ſich hinaus und ſtiehlt dabei dem Oberrichter ſeine Uhr.)

Bonifaz. Jetzt wollen wir zur Tafel gehen, denn ich fange ſchon an Hunger zu verſpüren.

Oberrichter. Erlaube, Herr, jetzt kommen die Mißrathenen.

Bonifaz. Was verſteht ihr darunter?

Oberrichter. Du kannſt heute eine unglückliche, mißrathene Ehe auflöſen.

Bonifaz. Nur eine?

Oberrichter. Eine einzige.

Bonifaz. Da werd' ich viele Neider machen. Nun, in Gottes Namen!

Oberrichter. Die übel Vereinigten können reden.

Hurli. Herr, du ſiehſt vor dir —

Baſada. Herr, zu deinen Füßen liegt —

Hurli (zu ſeinem Weibe). Mir gebührt das erſte Wort. —

Baſada. Hier gilt kein Vorrecht.

Hurli. Herr, ich bin der Mann —

Baſada. Herr, ich bin das Weib —

Hurli. Sire! befiehl ihr zu ſchweigen.

Baſada. Sire, gebiete, daß er mich zu Wort kommen laſſe!

Bonifaz. Bei mir kann Jeder reden — redet meinetwegen alle Beide zuſammen.

Baſada. Aber man wird nichts hören.

Hurli. Man wird mich nicht verſtehen.

Weſſir. Gehorcht! Es iſt nicht die erſte Streitſache, die geſchlichtet wird, ohne daß man ſie verſtanden hätte.

Baſada. Ich will aber, daß man mich verſtehe.

Hurli. Ich wünſche, daß man meine Gründe erfahre.

Bonifaz. Gut, ſo ſoll derjenige zuerſt reden, welcher der größte Narr iſt.

Hurli. Herr, das bin ich, ſonſt hätt' ich das Weib da nicht geheirathet.

Baſada. Dasſelbe kann ich mit mehrem Grund ſagen, Herr!

Bonifaz. Ja, da müſſen wir ein anderes Mittel finden (denkt nach).

Oberrichter (ſchreit). Still, der Sultan denkt!

Bonifaz. Ja, ſo geht's. Zuerſt rede der Mann eine Minute lang, dann das Weib eine Minute lang. Der Tambour ſoll immer einen Wirbel ſchlagen, wenn das Eine aufzuhören und das Andere anzufangen hat.

Oberrichter. Alſo, Hurli, man beginne.

Hurli. Ein Jahr iſt's, daß wir verheirathet ſind, und nicht ein einziger Tag verging ſeitdem ohne Zank und Streit; ſie bringt mich unter die Erde.

(Der Tambour wirbelt.)

Baſada. Er lügt, Sire. Er ſagt nicht, daß er ein Trunkenbold iſt, der die ganze Woche nichts arbeitet, ſondern nur das verſäuft, was ich verdiene, und wenn ich dagegen rede, ſo ſchlägt er mich ganz unbarmherzig.

(Der Tambour wirbelt.)

Hurli. Schöne Vorwürfe, die ſie mit dem Beſen in der Hand macht; nun, da iſt's wohl freilich natürlich, daß ich auch gallig werde und ihr manchesmal einen Klaps mit meinem Schnupftuche verſetze.

(Der Tambour wirbelt.)

Baſada. Herr, er hat kein anderes Schnupftuch als ſeine Finger, indeſſen ich, wenn ich noch ſo böſe werde, ihm ein paar Mal meine Fußſocken um den Kopf ſchlage.

Hurli. Herr! in den Fußſocken ſtecken aber ihre Holzſchuhe.

Bonifaz. Eitel dummes Geſchwätze! Ich verurtheile das Weib dazu, daß ſie ihrem Manne Schnupftücher mache.

Baſada. Herr! das hilft nichts, ich kann nicht mehr mit ihm leben.

Hurli. Ich bleibe keine Stunde mehr bei ihr.

Bonifaz. Nun recht, ſo geht auseinander.

Oberrichter. Du trennſt alſo dieſe Ehe, Herr?

Bonifaz. Ja, ich trenne ſie.

Die Eheleute (fallen ihm zu Füßen). Tauſend Dank! (Jedes gibt dem Andern noch einen Stoß, dann laufen ſie zu verſchiedenen Seiten freudig ab).

Bonifaz. Jetzt gibt's alſo nichts mehr aufzulöſen?

Oberrichter. Nichts, Sire.

Bonifaz. So gehen wir zum Eſſen.

Oberrichter. Erlaube, noch einige Beſcheide auf eingelangte Bittſchriften ſind von dir zu ertheilen.

Bonifaz. Unmöglich! Wir haben ja ſchon gearbeitet, daß uns der erhabene Schweiß von der ſehr erhabenen Stirne läuft.

Großweſſir. Verzeihe, Herr! aber man würde es dir ſehr übel nehmen.

Bonifaz. Übel nehmen? — Wer? — Was? — Das bäte ich mir aus, daß ſich Jemand unterſtände, mir etwas übel zu nehmen; ich werde noch mehr thun, was nicht ganz in der Ordnung ſeyn wird, aber dennoch darf Niemand mukſen.

Oberrichter. Es iſt unſere Pflicht —

Bonifaz. Meinetwegen, heut' will ich's noch thun, aber nie mehr, daß Ihr's wißt. Bei mir müſſen die Geſchäfte alle Tage in fünf Minuten abgethan ſeyn, die übrige Zeit gehört zur Ruhe.

Ein Sekretarius (tritt vor). Hier ſind die Bittſchriften.

Bonifaz. (ſieht ſie an). Ich habe meine Brillen im Waſſer verloren.

Großweſſir. Es ſollen ſogleich welche —

Bonifaz. Laßt nur das! Solche Brillen, wie ich ſie brauche, um leſen zu können, ſind gewiß nicht auf der ganzen Inſel zu finden. (Er gibt dem Sekretär die Bittſchriften.) Lies du, ich ernenne dich zu meinem Obermundvorleſer.

Sekretär (lieſt). „Ein armer Soldat bittet um eine Penſion, weil er in der letzten Bataille ein Bein verloren hat.“

General. Was entſcheideſt du, Herr?

Bonifaz. Verloren? — Derjenige, der's gefunden hat, ſoll bei Lebensſtrafe angehalten werden, das Bein dem armen Soldaten zurückzuſtellen. Weiter!

Sekretär. Dieſe Bitte iſt von einer Witwe, welcher ihr verſtorbener Gemahl in ſeinem Teſtamente ſein ganzes Vermögen legirt hat; aber die Verwandten des Verſtorbenen fechten das Teſtament als falſch an.

Bonifaz. Das iſt ein wichtiger Fall. Der oberſte Gerichtshof ſoll morgen den Verſtorbenen vorladen und ihm den Eid auftragen.

Oberrichter. Gnädigſter Herr!

Bonifaz. Keine Widerrede — zum Ende!

Sekretär. Hier iſt die Klage eines Mannes darüber, daß er im Gefängniß ſeyn muß.

Bonifaz. Sind denn die Gefängniſſe hier eben ſo ſchaurig und traurig als anderswo?

Großweſſir. Für Gefängniſſe, Herr, ſind ſie ſehr gut eingerichtet.

Bonifaz. Weiß ſchon, was das ſagen will. Ich verordne hiemit ein- für allemal, daß man für die Gefängniſſe Sorge trage, daß man die Gefängniſſe mit guten Betten verſehe, und Diejenigen, welche darin ſind, gut nähre; das muß ſeyn, ſonſt will ja kein Menſch hineingehen.

Oberrichter. Aber, mein gnädigſter Herr, ein Gefängniß iſt ja kein Gaſthof.

Bonifaz. Einerlei. Man gehorche mir, wenn ich etwas ſage. Auch ſtelle man den Gefangenen frei, zu gehen und zu kommen, wie ſie wollen; man muß Niemand geniren.

Großweſſir. Aber Sire, wenn wir die Thüren offen laſſen, ſo gehen uns die Gefangenen davon.

Bonifaz. Gott bewahre! wenn ſie gut gehalten werden, ſo kommen ſie gerne wieder.

Die Uhr ſchlug zwei und man ging zur Tafel, worüber unſer Bonifaz nicht wenig erfreut war.

Glücklicherweiſe herrſchte auf dieſer Inſel der Gebrauch, daß die Befehle und Verordnungen des Sultans, wenn ſie den Staatsgeſetzen zuwider waren, erſt zwölf Tage, nachdem ſie gegeben worden ſind, ausgeführt werden durften. Dieſe Gewohnheit rettete das Reich. Wenn man die Gefangenen losgelaſſen und die Spitzbuben ſo behandelt hätte, wie es Bonifaz befahl, ſo würde die perſönliche

Sicherheit, Handel und Eigenthumsrecht gefährdet werden ſeyn.

Nach der Tafel wollte Bonifaz der Prinzeſſin Adidi ſeine Liebeserklärung machen; aber ſei es, daß die Schönheit der Prinzeſſin ihn verwirrt machte, oder daß ſein Kopf durch die wichtigen und ſchweren Urtheilsſprüche ſo ſehr eingenommen war, er brachte nur die alltäglichſten, nichtsbedeutenden Worte hervor. Die Prinzeſſin wußte gar nicht, was ſie auf den Unſinn antworten ſollte, als er endlich ſeine Liebeserklärung mit folgenden Worten endigte: Dein unmenſchlicher Blick, Göttin aller Göttinnen, hat mein Herz verkalkt, ja, himmliſches Weſen, das griechiſche Feuer, das Feuer von St. Elmo, das Feuer, welches im Innerſten des Veſuvs brennt, das wilde Feuer, ja ſelbſt alle Irrlichter der Welt, ſind bloße Strohfeuer gegen das Liebesfeuer, welches der Wind deiner Schönheit in die Öfen meines Gehirns bläſt. Deine Reize ſpielen Verſteckens in meinem Herzen, darum überſpringen meine Gedanken alle Grenzen, ich laſſe meiner Zärtlichkeit den Zügel, ich gebe meinen Seufzern den Sporn, ich peitſche meine Liebe vor mir her. O, theure Adidi! erhöre mich, oder ich löſe mich zu deinen Füßen in einen flüchtigen Rauch auf und verfliege in den Lüften.

Die arme Prinzeſſin ſchwieg Anfangs betroffen, da ſie den neuen Sultan nicht geradezu vor den Kopf ſtoßen wollte, wenn das anders bei ihm möglich wäre. Sie begnügte ſich damit, ihm für's Erſte zu ſagen, daß ſie die Liebe nicht verdiene, indem ſie eine Menge Fehler beſäße. „Das thut nichts,“ erwiederte Bonifaz, ich bin auch nicht fehlerfrei!“

Prinzeſſin. Ich bin ſtolz.

Bonifaz. Und ich bin's gar nicht, das hebt ſich gegen einander auf.

Prinzeſſin. Ich bin faul.

Bonifaz. Das bin ich auch.

Prinzeſſin. Ich habe öfters Migraine, und da werde ich mürriſch.

Bonifaz. Welches Weib hat dieſe nicht?

Die Prinzeſſin ſchwieg, traurig darüber, daß es ihr nicht gelingen wollte, dem neuen Anbeter zu mißfallen.

Am andern Morgen traf ein Kourier ein, der eine Depeſche brachte; der große Rath verſammelte ſich in Eile, weil der Abgeſandte die Sache ſehr wichtig machte. **Bonifaz**, deſſen Frühſtück dadurch unterbrochen wurde, wollte demjenigen ſogleich den Krieg erklären, der die Zeit ſo übel gewählt hatte; aber der Rath widerſetzte ſich. Der Großweſſir öffnete die Depeſche und las: „Ein Fremder, welcher in dieſer Nacht auf der Inſel angekommen iſt, will und verlangt, daß ſich **Bonifaz** mit ihm ſchlage, oder ihm den Thron abtrete.“

„Nun ſeht Ihr,“ rief **Bonifaz**, „er will, aber ich will nicht! ich verſtehe mich auf das Zeugs nicht.“ — „Warſt du doch Soldat, Herr!“ ſagte der Großweſſir. — „Freilich war ich's,“ erwiederte **Bonifaz**, „aber es iſt ein Unterſchied zwiſchen Soldaten und Soldaten.“

Großweſſir. Du ſtandeſt doch an der Spitze eines Regiments?

Bonifaz. Freilich, aber an der hinterſten Spitze.

Großweſſir. Deine neue Würde ſoll dir Muth geben.

Bonifaz. Im Gegentheil, dieſe Würde bewirkt, daß ich nur noch mehr am Leben hänge, und — bedenkt ſelbſt — muß ich als Herrſcher nicht die Duelle verbieten?

Großweſſir. Herr, du darfſt die Ausforderung nicht ablehnen; der Rath hat beſchloſſen, daß du dich ſchlagen mußt.

Bonifaz. Man ſchlägt ſich aber nur im Zorn oder aus Rachſucht. Ich kenne den Menſchen ja gar nicht.

Großweſſir. Der Rath fordert den Zweikampf.

Bonifaz. Woher weißt du das? Keiner von den Rathsherren hat noch ein Wort geſprochen.

Großweſſir. Ich leſe es in allen Geſichtern.

Bonifaz. So, du lieſeſt in den Geſichtern, du erräthſt Gedanken; Zeichendeuter und Zauberer duld' ich nicht in meinem Reiche, ich laſſe dich verbrennen. Mein General ſoll ſich für mich ſchlagen.

Dividomine. Sire, ſo große Ehre geziemt mir nicht.

Da ſchrie der ganze Rath auf einmal: »Schlagen! Schlagen! Man bereite die Waffen des Sultans!« — »Nun, nur langſam!« rief Bonifaz, »ich werde wohl noch früher frühſtücken dürfen. Wißt ihr, daß es abſcheulich iſt, die Perſon Eures Sultans ſolcher Gefahr auszuſetzen?«

Alle Einwürfe Bonifazens nützten nichts; man brachte die Rüſtung und der zitternde Bonifaz wurde bewaffnet. Alſogleich führte man den Fremden herein, der das Viſir geſchloſſen hatte. — »Seid Ihr bereit?« ſprach er zu Bonifaz. — »Ich muß es ſeyn!« antwortete dieſer, allen ſeinen Muth zuſammenraffend. — Das Zeichen wurde gegeben, der erſte Streich geführt und Bonifaz fiel zur Erde, ſchreiend: Zu Hilfe, zu Hilfe, ich bin verwundet!«

Ein Herold unterbrach den Kampf; der Leibarzt mit vier Chirurgen trat ein, er fragte den Bonifaz, wo er verwundet ſei. Es fand ſich nichts und der Rath beſchloß, daß der Kampf fortgeſetzt werden ſolle. Da erhob ſich Bonifaz und ſprach zu dem Unbekannten: „Ritter, wollt Ihr Euch nicht ergeben?“ — „Nur mit dem Leben!“ erwiderte dieſer und ſchwang das Schwert. — „Halt!“ ſchrie Bonifaz, „ſo will ich großmüthiger ſeyn als Ihr; ich entſage dem Throne, ich will lieber als Privatmann leben, als ſterben als Herrſcher.“ — Kaum hatte Bonifaz dieſe Worte geſprochen, da öffnete der Fremde ſein Viſir. Es war Prinz Gelinor, der Sohn des verſtorbenen Sultans und der natürliche Erbe des Thrones. Bonifaz unterwarf ſich ihm und dieſer verſprach, für denjenigen zu ſorgen, der — waren es auch nur wenige Stunden — die Krone getragen hat. Er ſchenkte ihm ein ſchönes Gütchen, warf ihm ein reiches Einkommen aus und behandelte ihn ungeachtet ſeines geringen Verſtandes, gleich den Erſten der Inſel.

Ich brauche nicht zu ſagen, daß Gelinor das Glück der Prinzeſſin Adibi und ſeines Volkes machte; er war ein aufgeklärter Fürſt, der die Künſte und Wiſſenſchaften unterſtützte, der nach Wahrheit rang und ſie von Andern gern vernahm.

Die Heirath durch Häringe.

Wahre Anekdote.

Es war am 20. Jänner 1795. Die Franzoſen zogen in Amſterdam ein, die Gewehre waren auf den Plätzen noch in Pyramiden geſtellt, und die Soldaten um ihre Waffen gruppirt, erwarteten die Anweiſungen ihrer Quartiere.

Ungeachtet der Strenge der Jahreszeit waren die Einwohner der Stadt doch aus ihren Häuſern getreten um die Truppen zu ſehen, und Lichter brannten an allen Fenſtern. Doch erhob ſich nicht weit vom Thore hart an der Admiralität ein kleines Haus, deſſen düſteres Äußere mit jenem der Nachbargebäude ſeltſam kontraſtirte. Ein ſchmaler aber gut verwahrter, und von der Gaſſenſeite durch eine Mauer geſchloſſener Hof, befand ſich vor dem eigentlichen Wohngebäude. Es war das Haus des Kaufmanns **Woerden**.

Woerden war ein bekannter und geachteter holländiſcher Kaufmann, ausſchließlich mit ſeinen Handelsangelegenheiten beſchäftigt, hatte er keinen Antheil an den politiſchen Ereigniſſen ſeines Landes genommen, andern Theils war er ein zu genauer und ſparſamer Mann, als daß er den Luxus einer Beleuchtung ſeiner Fenſter hätte mitmachen wollen.

Auf einem Tiſche, der neben ihm ſtand, befand ſich eine glänzende Lampe von Kupfer, ein großer Krug Bier und eine weiß thonerne Tabakpfeife, welche noch nicht gebraucht zu ſeyn ſchien. Beim Kamine ſaß auf einem Schemmel eine alte Magd, deren Körperfülle und Kleidung die flammändiſche Abkunft verriethen, und die ſich unter ehrfurchtsvollem Stillſchweigen damit beſchäftigte, die kleinen Kohlen, welche auf den Stubenboden herausgefallen waren, mit der Zange aufzuleſen, und wieder in den Kamin zurück zu werfen.

Plötzlich ertönte der Schall einer Glocke, und die Magd ſtand auf. »Wer kann zu dieſer Stunde noch läuten?« ſagte der Kaufmann. »Geh und ſieh zu.« Die Magd ging, und einige Augenblicke nachher trat ein großer junger Mann in das Zimmer, er warf ſeinen Mantel auf einen Stuhl, und trat zu dem Alten.

»Guten Abend, Vater!« ſprach er ihn an.

»Wie, du biſt's Wilhelm? Ich erwartete dich nicht ſo bald.«

»Ich verließ Broek ſchon dieſen Morgen, allein die Straßen ſind ſo voll Truppen, daß wir den ganzen Tag auf der Reiſe zubrachten.«

»Haſt du van Elburg geſehen?«

Der Jüngling trank ein Glas Bier und ſetzte ſich dann neben ſeinem Vater zum Kamine. »Ja, Vater, geſehen und geſprochen. Van Elburg verweigert mir die Hand ſeiner Tochter nicht, aber er beharrt darauf, ihr nicht mehr als 4000 Dukaten Heirathsgut mitgeben zu wollen.«

»So?« ſagte Woerden, indem er ſeine buſchigen wei-ßen Brauen zuſammenzog, »dann mag er ſeine Tochter und ſein Heirathsgut behalten.«

»Ach, mein Vater!«

„Schweige, Wilhelm! In deinem Alter opfert man der Liebe Alles und fragt nicht nach Geld, aber die Liebe vergeht und das Geld bleibt.“

„Aber bedenken Sie lieber Vater, van Elburg iſt einer der reichſten Kaufherren Hollands, und was er während ſeiner Lebenszeit nicht geben will, muß er ja doch nach ſeinem Tode zurück laſſen.“

„Nun, — Mordelement!“ antwortete Woerden, indem er ſeine Fiſchotterkappe auf den Tiſch warf, „bin ich nicht auch reich?“

„Ja wohl, aber eben deswegen —“

„Höre mich, mein Sohn! Du wirſt mir bald in meinem Geſchäfte nachfolgen, rufe dir dann oft zwei Grundſätze ins Gedächtniß zurück. Ein Kaufmann muß nie mehr geben, als er empfängt, und nie Geſchäfte zum Profit Anderer machen. Mit dieſen Grundſätzen wirſt du dein Glück im Handel machen und auch im Eheſtande.“

„Aber —“

„Kein Wort mehr. — Über dieſen Gegenſtand iſt nichts mehr zu ſprechen.“

Wilhelm kannte die Feſtigkeit ſeines Vaters zu gut, um länger dagegen zu ſprechen, indeſſen vermochte er es doch nicht, ſeine üble Laune zu verbergen. Der Alte nahm aber darauf keinen Bedacht, ſtopfte ganz ruhig ſeine Pfeife, und zündete ſie an.

Da ließ ſich die Hausthorglocke zum zweiten Male vernehmen, gleich darauf hörte man ein Pferd in den Hof traben und die Haushunde fingen zu bellen an.

„Ach,“ ſagte Woerden, „das muß ein Fremder ſeyn, den meine Hunde noch nicht kennen. Geh Wilhelm, und ſieh zum Fenſter hinaus.

Wilhelm that, wie ihm befohlen und ſagte: „Vater, es iſt ein Offizier der Miliz.“

„Ein Offizier der Miliz? Was will man von mir?“ In dieſem Augenblicke trat die Magd ein und reichte Herrn Woerden einen großen Brief, der kaum das Siegel beſchauend, ausrief: „Proviſoriſches Gouvernement!“ und ſein Geſicht verfinſterte ſich, er riß den Überſchlag heftig auf, entfaltete das Schreiben und las. Wilhelm folgte ängſtlich mit den Augen allen Bewegungen ſeines Vaters, allein er beruhigte ſich gleich wieder, denn das Antlitz des Alten hatte ſchnell die vorige Heiterkeit angenommen, und er ſagte zum Offizier:

„Es iſt gut, ich übernehme das Geſchäft,“ er gab das Schreiben ſeinem Sohne, und dieſer las, daß es ſich um die Lieferung von 400,000 Stücken Häringen an das Gouvernement binnen einem Monate handle.

„Wilhelm,“ rief plötzlich der Alte! „Wilhelm, da kommt mir ein guter Gedanke. Du ſollſt die Tochter van Elburg's mit einer reichen Mitgift heirathen.“

„Wie das, mein Vater?“

„Laß nur mich machen. Laß Morgen mit Tagesanbruch zwei Pferde ſatteln und halte dich bereit, mir zu folgen.“

„O mit Freuden — Vater, lieber Vater, mein Dank.“

„Schon gut, ſchon gut.“

Am andern Morgen fand die aufgehende Sonne die beiden Reiſenden ſchon auf der Straße von Amſterdam nach

Broek, wo ſie Mittags anlangten. Sie begaben ſich alsbald zu van Elburg, der ihnen entgegen rief: „Ei! ſchön willkommen, Meiſter Woerden. Sie haben wohl vor den Franzoſen die Flucht ergriffen?“

„Es handelt ſich nicht darum, Meiſter van Elburg, Sie wiſſen wohl, ich bekümmere mich nicht um die Politik. Prinz von Oranien, oder Franzoſen, mir einerlei. Ich komme, werther Herr, um Ihnen ein gutes Geſchäft anzubieten.“

„Erklären Sie ſich, ich bin bereit.“

„Ich habe binnen einem Monate eine Lieferung von 400,000 Häringen zu machen, können Sie mir dieſe binnen drei Wochen verſchaffen?“

„Zu welchem Preiſe?“

„Zu zehn Gulden das Tauſend.“

„Zehn Gulden? — Hm! hm! — Ja, das könnte geſchehen.“

„Nun wohl. So ſchlagen Sie ein und ſomit wäre der Handel abgemacht. Jetzt laſſen Sie uns zu Tiſche gehen, denn ich bin ſehr hungerig. Während des Eſſens wollen wir dann noch von einem zweiten Geſchäfte ſprechen.“

Wirklich lenkte Woerden während des Mahles das Geſpräch auf die Heirath ſeines Sohnes mit van Elburg's Tochter, und zog ihn wegen des unbedeutenden Heirathsgutes auf. Allein van Elburg erklärte feſt, daß er es auch nicht um einen Gulden vergrößern wolle. Endlich gab Woerden nach, und der Vermählungstag wurde feſtgeſetzt.

Am folgenden Morgen begaben ſich Woerden und ſein Sohn auf den Rückweg. Kaum hatten ſie Broek verlaſſen, als der Jüngling die Frage wagte:

„Vater! Sie haben alſo Ihren Entſchluß geändert?“

„Wie ſo?“

„Nun, Sie haben ja das geringe Heirathsgut van Elburg's acceptirt.“

„Wilhelm! Was denkſt du von mir? Laß mich gewähren und frage nicht; denn du erfährſt nichts. Das Geſchäft iſt wichtig, zehn Gulden das Tauſend Häringe iſt theuer, 40,000 Gulden ſind eine bedeutende Summe, ich muß jetzt meine fünf Sinne beiſammen behalten.“

Als der Vermählungstag ankam, eilten Woerden und ſein Sohn nach Broek. Eine große Anzahl Verwandte und Bekannte waren im Saale verſammelt. Der Hausherr trat den Angekommenen entgegen, aber ſein Geſicht war ſo blaß und bekümmert, daß Wilhelm beſorgte, er habe ihnen etwas Schlimmes zu verkünden. Woerden aber theilte dieſe Beſorgniſſe ſeines Sohnes nicht; denn der pfiffige Alte wußte nur zu gut, welchem Umſtande dieſe Bekümmerniß zuzuſchreiben ſei.

„Meiſter van Elburg,“ ſprach er mit einem Lächeln, „was haben Sie denn? Sie ſind ja ganz verändert!“

„Ach werther Herr und Freund, ich bin in fürchterlicher Verlegenheit, ich muß ſogleich mit Ihnen ſprechen.“

„Was iſt's denn? Wäre Ihnen die Heirath vielleicht nicht mehr genehm? Sie dürfen es nur ſagen, Herr Bruder, und können ſich noch zurück ziehen.“

„O nein, nein! das iſt es nicht.“

„Wenn das nicht iſt, ſo gehen wir vorerſt zur Trauung, denn ich weiche nicht von meiner Ordnung ab. Ich bin gekommen, um der Vermählung meines Sohnes beizuwohnen, das ſei das Erſte, dann ſteh ich zu allem Übrigen zu Dienſten.“

Man begab ſich in die Kirche, und in einer halben Stunde nachher waren die jungen Leute vereinigt. Kaum waren ſie zu Hauſe angekommen, ſo nöthigte van Elburg, Woerden in ſein Kabinet. „Herr Bruder!“ ſprach er, nachdem er die Thür ſorgſam abgeſchloſſen hatte, „ich muß Ihnen, meinem Verſprechen gemäß, 400,000 Häringe binnen vierzehn Tagen liefern, und ich konnte mir auch noch nicht einen Einzigen verſchaffen, ſie ſind Alle verkauft.

„Das glaub ich gerne,“ antwortete Woerden in ein lautes Lachen ausplatzend, „ich habe ſie ja ſelbſt alle gekauft.“

Elburg ſtand erſtaunt. „Wie ſoll ich alſo mein Verſprechen halten?“ fragte er dann ſchüchtern.

„Muß gehalten werden,“ erwiederte Woerden. „Hören Sie mich, Sie werden einſt Ihrer Tochter ein großes Vermögen hinterlaſſen, ich weiß es, allein auch ich werde meinem Sohne nicht weniger hinterlaſſen. In dieſer Hinſicht gleicht ſich alſo Alles aus. Aber was die Gegenwart betrifft, da iſt es anders. Ich trete mein Geſchäft in Kurzem meinem Sohne ab, Sie geben Ihrer Tochter nur 4000 Dukaten zur Mitgift. Das ſteht nun zu weit hinter Dem, was ich thue. Ich wollte aber deßwegen den Neigungen unſerer Kinder nicht entgegen ſeyn, und beſchloß daher das Gleichgewicht herzuſtellen und Sie, verehrter Herr Bruder, zu zwingen, ſich Ihrem Range und Ihrem Rufe gemäß zu benehmen.“

Als Woerden ſo ſprach, machte van Elburg immer größere Augen.

„Hören Sie alſo, was ich that," fuhr der Kaufmann von Amſterdam fort. „Sie haben ſich verpflichtet mir 400,000 Stück Häringe, das Tauſend für zehn Gulden zu liefern, aber ich bin bereits in Beſitz aller vorhandenen. Wollen Sie alſo Ihr Wort halten, welches einem Kaufmann heilig ſeyn muß, ſo müſſen Sie mir die Häringe abkaufen, um ſie mir liefern zu können. Ich gebe Ihnen das Tauſend für fünfzig Gulden. Sie haben mir alſo nur die Differenz von 16,000 Gulden zu bezahlen, und das ganze Geſchäft iſt abgethan."

Während dieſer Auseinanderſetzung hatte van Elburg ſein kaltes Blut wieder gewonnen. „Was Ihr da vorſchlagt, Meiſter Woerden," ſagte er, „iſt ſtark aber in der Ordnung. Ihr ſeid ein feiner Kaufmann, und ich muß in den ſauren Apfel beißen.

Nun ging man wieder zum Vermählungsfeſte zurück und Alles war froh und heiter.

Acht Tage nachher war van Elburg nach Amſterdam gefahren, um ſeine Tochter zu beſuchen, die jetzt mit ihrem Manne daſelbſt lebte. Diesmal hatten die beiden Väter die Rollen gewechſelt, jetzt war Woerden ſehr bekümmert.

„Ach werther Herr Bruder," rief er dem eintretenden Elburg entgegen, „Sie ſehen mich in Verzweiflung, die Fiſcher kommen mit meinen Häringen und ich fand nicht eine einzige Tonne auf dem Platze, um ſie einzulegen. Die ganze Waare geht mir zu Grunde."

„Ja, lieber Herr Bruder," antwortete lachend van Elburg, „Sie haben alle Häringe mir vorgekauft, ich habe mit den Tonnen dasſelbe gethan. Ich könnte ſie Ihnen ſehr theuer verkaufen, denn Sie müſſen ſie haben, allein da mir nur daran liegt, meiner Tochter nicht mehr zum Heirathsgut mitzugeben, als die einmal beſtimmten 4000 Dukaten, ſo mögen Sie ſelbe um denſelben Preis bekommen, den Sie von mir heraus zu preſſen verſucht haben. Ihr Herren habt viel Feinheit in Amſterdam, aber wir in Broek ſind auch nicht auf den Kopf gefallen.“

„Ja,“ antwortete Woerden mit ſüßſaurer Miene, „nachmachen iſt leicht, aber erfinden — erfinden!“ —

Der unbekannte Freund.

Erzählung aus der Schreckenszeit in Frankreich, nach dem Franzöſiſchen.

I.

Am 20. Februar 1791, ſtanden viele Müſſiggänger von Paris vor einem Anſchlagzettel, auf welchem man Folgendes las:

Heute den 20. Februar 1791
werden die Schauſpieler der Mlle. Montaſier zum erſten
Male aufführen:
Die Verzweiflung des Jocriſſe.
(Baptiſte wird die Rolle des Jocriſſe ſpielen.)
Dann folgt:
Iſabelle von Salsbury.
Oper in 3 Akten, Text von Fabre d'Eglantine.
Muſik von Mengozzi.
Zu Anfang der Vorſtellung wird gegeben:
Der Taube, oder: Die volle Herberge.
Luſtſpiel in 3 Akten von Desforges.
Der Anfang iſt um halb 7 Uhr.

Lange vor dieſer beſtimmten Anfangsſtunde belagerte man ſchon die Eingänge des Theaters, und füllte lärmend den zu kleinen Saal. Man wollte ſich zum hundertſten Male an der beliebten Farçe des Desforges ergötzen, und Baptiſte in ſeiner neuen Rolle bewundern. Der Zudrang war um ſo größer, als das Theater in der Straße Richelieu, welches allein mit jenem der Montanſier wetteifern konnte, an dieſem Abend ein Spektakel von geringer Anziehungskraft gab. Es war Carl IX. von Chenier, welches Stück erſt ſpäter durch Talma's unnachahmliches Spiel gehoben wurde.

Jocriſſe's Verzweiflung erhielt unerhörten Beifall. Baptiſte übertraf ſich ſelbſt, und vom Parterre bis zum Paradies erſchallte ein fortwährendes tolles Gelächter. Die beiden erſten Stücke fügten dem letzten ein Unrecht zu, ein großer Theil der Zuſeher ging nach dem neuen Luſtſpiele, zufrieden mit ſeinem Abende fort, und Andere, welchen ihre politiſchen Vorurtheile ſelbſt bis zu Feſten und Vergnügungen folgten, blieben im Theater-Foyer bei einem warmen Kamine ſtehen.

Die Hauptperſonen, welche einen Kreis um den hohen Kamin im Foyer bildeten, waren der boshafte Vater des Figaro: Beaumarchais; an ſeiner Seite ſtand anmaßend ein zierlich gekämmter, ſtark gepuderter und angenehm duftender petit-maître, deſſen Wäſche von außerordentlicher Weiße glänzte, und der ſein Jabot und ſeine Manſchetten von Spitzen wohlgefällig ſtrich. Dieſer kleine Mann deſſen Name ſich aber in Paris bekannt zu machen anfing, war Maximilian Robespierre. Hinter ihm auf den

Stuhl lehnte ſich ein junger Journaliſt, Camille Desmoulins, und vor dem Kamine ſtand aufrecht, den Rücken gegen das Feuer gewendet, eine Art von Koloß mit athletiſchen Formen, er nannte ſich Danton.

„Was ſeh ich?“ ſprach eintretend mit einer etwas ärgerlichen Miene, welche er aber zum Scherze zu verziehen ſuchte, „Fabre d'Eglantine, deſſen Oper in dieſem Augenblicke dargeſtellt wurde, unſere Staatsmänner haben ſich herabgewürdigt, ſich dieſen Abend von mir unterhalten zu laſſen?“

„Nicht von dir, mein Lieber,“ antwortete ein junger Elegant, der an der rechten Seite des Kamins ſtand. „Dieſen Abend laſſen wir deine Iſabelle von Salsbury allein lamentiren. Baptiſte hat uns alles Weinen verleidet.“

„Der Satan von St. Juſt iſt immer ſpitzig,“ erwiederte Fabre, „der wirklich ungehalten war, daß ſeine Freunde während ſeiner Oper hier ſaßen.

„Sage doch Maximilian,“ nahm Danton das Wort, „wer iſt denn das abſcheuliche Ungeheuer mit dem du dich morgen zuſammenbeſtellt haſt? Wenn ich einer Furcht fähig wäre, der Kerl könnte ſie mir einjagen.“

„Hm! das iſt Marat.“

„Marat! wer iſt der Marat?“

„Der Arzt bei der Garde-du-Corps des Grafen von Artois,“ ſagte Faber.

In dieſem Augenblicke wurde das Geſpräch durch einen neu Angekommenen unterbrochen. Alle Welt kannte ihn als einen fröhlichen Lebemann, er beſaß keine Feinde, aber viele Freunde und noch mehr Gläubiger. Er war jetzt bei Kaſſe, denn er hatte eine Stelle verkauft, die er abzulegen genöthiget war, und er ſuchte jetzt nur die Gelegenheit, das empfangene Geld ſo gut und ſo ſchnell als möglich wieder loszuwerden. Der Mann nannte ſich Antoine-Quentin-Fouquier de Tinville.

„Der liebe Fouquier hat heute eine beſonders unternehmende Miene,“ rief Danton, „woher kommſt du denn lockerer Geſelle, und was willſt du?“

„Ich komme im Namen des Königs und des Geſetzes euch alle — zu einem Abendeſſen im nächſten Gaſthofe einzuladen, das ich bezahlen will.“

„Ach bravo! braviſſimo,“ rief die ganze Verſammlung.

Binnen fünf Minuten ſaß die ganze Geſellſchaft ſchon in dem Salon des Reſtaurateurs Fevrier, im Palais-Royal, wo ſich dieſe Herren gewöhnlich des Abends zu verſammeln pflegten.

„Sieh da, Barnave auch hier!“ riefen Alle, indem ſie eintraten.

„Du ſoupirſt doch mit uns?“ donnerte Danton mit ſeiner Schreckensſtimme.

„Ich bin nicht allein,“ antwortete Barnave; „ich bin mit einem Freunde hieher gekommen,“ und dabei deutete er auf einen Unbekannten, der ihm gegenüber am Tiſche ſaß.

„Nun ſchon gut,“ erwiederte Danton, „die Freunde unſerer Freunde ſind auch unſere Freunde.“

„Ganz recht,“ fügte Fouquier hinzu, und fragte, ſich zu dem Fremden wendend: „Wollen Sie uns das Vergnügen machen?“ Ein gegenſeitiger Handſchlag galt ſtatt der Antwort.

„Wir laſſen nun unſere Gäſte mit muſterhaftem Appetit das Abendmahl verzehren, welches Tinville großmüthig anbot und benützen die Gelegenheit mit wenigen Worten zu erzählen, wie es kam, daß ſich Barnave in der Geſellſchaft eines Fremden an dieſem Orte befand, wo gewöhnlich nur vertraute Freunde zuſammen kamen.

Barnave, als er aus der Sitzung der Geſetzgebungsverſammlung kam, hatte noch einige Gänge jenſeits der Seine gemacht, und war erſt nach 10 Uhr davon zurückgekehrt. Als er langſam und nachdenkend dem Palais-Royal zuging, bemerkte er auf einmal vier Perſonen, welche ſorgſam in ihre Mäntel gehüllt ihm auf dem Fuße folgten. Barnave der jeder Gefahr gerne in's Antlitz ſah, ging gerade auf ſie zu, und ſagte: „Meine Herren! wenn ich nicht irre, ſo folgen Sie mir ſchon längere Zeit?“

„Ja mein Herr,“ antwortete Jener, der ihm der nächſte war.

„Was wollen Sie von mir?“

„Für's Erſte, Sie fragen, ob Sie der Deputirte Barnave ſind?“

„Der bin ich.“

„Dann haben wir von Ihnen Gerechtigkeit zu fordern.“

„Für wen? gegen wen?“

„Barnave! als die grauſamen Knechte deiner verfluchten Revolution den tugendhaften Foulon mordeten, erinnerſt Du Dich nicht dieſe verhaßten Worte geſprochen zu haben? Iſt denn das Blut gar ſo rein, daß man davon nicht einige Tropfen vergießen darf?“

„Ich erinnere mich dieſer Worte und ich läugne ſie nicht.“

„Elender! Du ſollſt es mit deinem Leben bezahlen,“ ſchrien vier Stimmen auf einmal und vier gezogene Degen blitzten.

Barnave wußte wohl, welchen Haß die königlich Geſinnten gegen ihn nährten, daher ging er des Nachts auch niemals unbewaffnet.

„Schändliche Straßenräuber!“ ſchrie er, einen Schritt zurückweichend, und ihnen ein langes Stilet entgegen haltend, „ich will euch mein Leben ſo theuer als möglich verkaufen.“ Ein ungleicher fürchterlicher Kampf begann. Barnave mit dem Rücken an das Parapet des Quai gelehnt, ſuchte ſich gegen ſeine vier Gegner zu vertheidigen, aber ohngeachtet ſeines Muthes und ſeiner Gewandtheit drangen ſie immer mehr auf ihn ein, und er wäre gewiß verloren geweſen, wenn nicht ein Mann von ungeheurer Geſtalt, und außerordentlicher Kraft, wie ein Blitzſtrahl auf die Mörder hingefahren wäre, er ſchlug den Einen zu Boden, ſchleuderte den Zweiten in den Fluß, während Barnave ſein Stilet dem Dritten in die Bruſt ſtieß, und der Vierte die Flucht ergriff.

„Wahrhaftig mein Herr!“ ſagte Barnave, „ohne Ihren Beiſtand gehörte ich jetzt unter die Todten.“

„Wahrſcheinlich.“

„Darf ich wiſſen, wem ich dieſen großen Liebesdienſt verdanke?“

„Mein Name thut nichts zur Sache.“

„Er würde mich vielleicht in den Stand ſetzen, Ihnen edler Unbekannter einſt meine Dankbarkeit beweiſen zu können.“

„Sie können nichts für mich thun.“

»Deſto ſchlimmer, wenn aber doch jemals der Fall eintreten ſollte, ſo verſprechen Sie mir, mich an den heutigen Abend zu erinnern, und Sie werden ſehen, daß Barnave nicht undankbar iſt.«

»Sie ſind Barnave, Mitglied der Geſetzgebungsverſammlung?«

»Der bin ich.«

»Ein patriotiſch-geſinnter, feſter Mann, ein ſchöner Geiſt, ein edles Herz.«

»Er bietet Ihnen ſeine Freundſchaft,« ſagte Barnave, indem er ihm die Hand reichte.

»Ich nehme ſie an,« erwiederte der Unbekannte einſchlagend. »Wer weiß, wen man in den Zeiten, worin wir leben, noch brauchen kann. Ich habe Ihnen jetzt das Leben gerettet, und ſpäter vielleicht —«

»Nun ſpäter?«

»Hm! reden wir nicht von ſpäter.«

»Wohlan, eben als dieſe vier honnetten Leute mich begrüßten, war ich im Begriffe zum Abendeſſen zu gehen. Wollen Sie dieſes mit mir theilen?«

»Ich danke.«

»Wenn man eines Menſchen Freundſchaft annimmt, ſo kann man es doch nicht verweigern, ſich an ſeinen Tiſch zu ſetzen.«

»Sie fühlen ſich beleidigt? — Wohlan, ſo ſoupiren wir mit einander.«

Und alſogleich gingen unſere neuen Freunde in das Palais-Royal, wo wir ſie wieder finden, indem ſie an Tinville's Abendmahl Theil nehmen. Es ging ſehr luſtig her, und beim Deſſert waren Alle, mit Ausnahme Robespierre's und des Fremden benebelt.

II.

Barnave war einer der leidenſchaftlichſten Republikaner, einer der wüthendſten Volksrepräſentanten und nach Mirabeau auch der beredetſte. Noch ſind der Opfer nicht genug gefallen, es fehlt dem ſchwärmeriſchen Volkstribun, den die Verläumdung hintergeht und verblendet, noch eines, und dieß iſt die ſchönſte und edelſte der Frauen, jene welche die heiligſten Rechte auf Verehrung und Bewunderung hat, die Beſte der Gattinnen, das Muſter der Mütter, die Königin von Frankreich, die unglückliche Maria Antoinette.

Wie? Barnave, dieſer ſonſt ſo edle und großmüthige Mann, wird der Verfolger einer ſchwachen Frau? ja er ließ ſich hinreißen durch das Geſchrei der Böswilligen, er hielt dieſe Frau für eine Feindin ſeines Vaterlandes, ſie klagte er in ſeinem Herzen an, ſie habe alles Unglück über Frankreich gebracht, und eben aus dieſer Anklage ſchöpfte ſein Rednertalent ſeine Kraft und ſeinen Glanz. Oft hatten die Vertheidiger der unglücklichen Königin verſucht ihn durch Beweiſe und muthige Anſtrengungen eines Andern zu überzeugen, Barnave, das Auge voll Feuer, den Blick voll Begeiſterung, donnerte von der Tribune und ſchleuderte die Herrliche in den Abgrund. Dolche bedrohten Barnave's Bruſt, er zitterte nicht, verführeriſche Anerbietungen wurden ihm gemacht, er ſtieß ſie mit dem Fuße von ſich. Er war ein fürchterlicher Feind, den weder Drohungen noch

Verſprechungen erſchüttern konnten. Und dennoch brach ſich dieſer unverſöhnliche Haß. Wir werden erfahren wie.

Eines Morgens nach einer düſtern, ſtürmiſchen Nacht, verbreitete ſich ein Gerücht in Paris, welches die allgemeine Beſorgniß vermehrte. Der König und ſeine Familie, welche ihre Sicherheit in der Hauptſtadt gefährdet ſahen, hatten die Flucht ergriffen. Was war ihr Ziel? wohin flohen ſie? — Bald iſt die Bewegung allgemein, der Tambour trommelt, die Sturmglocke läßt ihren düſtern Schall vernehmen, man läuft in den Stadtvierteln herum, die Sektionen bewaffnen ſich, die Deputirten verſammeln ſich in Unordnung. Man berathet ſich in Haſt, denn während ein Wort geſprochen wird, dreht ſich auch das Rad des Wagens wieder, der die erhabenen Flüchtlinge weiter trägt. Der kleinſte Wortwechſel würde ihre vollkommene Freiheit befördern. Darum verordnet die Verſammlung einſtimmig: »Der König und ſeine Familie ſeien, wo ſie immer gefunden werden, gefangen zu nehmen, und die Municipalität jenes Ortes, wo dies geſchieht, habe mit bewaffneter Hand Beiſtand zu leiſten, damit der König und ſeine Familie trotz allem Widerſtande gezwungen werden, nach Paris zurückzukehren.“ Dann ernannte die Verſammlung drei Kommiſſäre, welche abgeſandt wurden, die Flüchtlinge zurückzubringen. Natürlich fiel die Wahl auf jene Mitglieder, welche als die erbittertſten Republikaner bekannt waren. Dieſe waren Barnave, Latour-Maubourg und Petion.

Zufall, Unglück und Verrath vereinigten ſich, um Ludwig XVI. in dem Augenblicke gefangen zu nehmen, als er ſich ſchon gerettet glaubte. Man erkannte ihn zu Varennes, und hier wurde ihm die Verordnung der geſetzgebenden Verſammlung kund gemacht. Als ein ergebenes Opfer kehrte er zurück, aber, hatten ihm am vorigen Tage Wünſche, Hoffnungen und Ergebenheit auf ſeiner Flucht begleitet, ſo hingen ſich jetzt wüthende Volksmaſſen an ſeine Räder, gleich als wollten wilde Thiere ihn zerreißen. — Einer ſeiner treueſten Diener, ein alter Soldat, wollte dem unglücklichen Könige doch wenigſtens ein freundliches Geſicht inmitten dieſes barbariſchen Todesgeheules zeigen, allein man ſtürzte ſich auf ihn und erdroſſelte ihn ohne Gnade.

Beim Anblicke dieſer Gräuel erblaßte Barnave und wich entſetzt zurück. Er glaubte furchtbaren Feinden entgegen zu gehen, von zahlreichen treuen Anhängern umgeben, und fand nur einen armen einzelnen Mann ohne Vertheidigung, den Beleidigungen einer von Wein und Blutdurſt gereitzten Menge ausgeſetzt. Er glaubte in der Königin jene hochmüthige Fremde zu finden, wie man ſie ihm beſchrieben hatte, die Unbill auf den Lippen, die Verachtung im Blicke, Haß und Treuloſigkeit im Herzen, und er ſah eine weinende Frau zitternd für das Leben ihres Gatten, eine zärtliche Mutter, welche ihre Kinder feſt an ihr Herz drückte, einen Engel der Güte und Ergebung, die ihren Verfolgern nur verzeihen kann.

Ergriffen von einem edlen und großmüthigen Gefühle wendete Barnave ſein Anſehen an, um jenen Elenden wenigſtens jene Achtung einzuflößen, welche man dem Unglücke ſchuldig iſt, er beſchützte die drei Diener, welche die Perſon ihres Königs nicht verlaſſen wollten, ſein würdiges Benehmen kontraſtirte ſeltſam mit jenem ſeines Kollegen Petion, der die Schamloſigkeit gar ſo weit trieb, daß er Madame Eliſabeth aus dem Wagen ſteigen ließ, um ſelbſt darin Platz zu nehmen. Barnave beſtand darauf, er wollte auf dem äußeren Sitze bleiben, und auf dem ganzen Wege, inmitten dieſes kanibaliſchen Geheules von außen, unterhielt er die Königin, er hörte den Ton dieſer Stimme, die im Herzen wiederhallte, er vergaß Alles, daß er ein Gefangenwärter, und ſie gefangen, daß ſie Königin und er Volk ſei, und daß ſie Feinde ſeyn ſollen.

Am folgenden Tage, dem letzten der Reiſe, war bereits Alles zur Abfahrt bereit. Barnave trat in das Gemach der Königin, um ſie zum Wagen zu begleiten. Er trat unbemerkt ein, und er war Zeuge einer der rührendſten Scenen. Die Königin hatte ihre Tabletten in der Hand, zu ihren Füßen lagen die drei getreuen Garden, welche feſt darauf beharrten, den König nach Paris begleiten zu wollen, obſchon ſie verſichert waren, daß ſie dort ihre Treue mit ihrem Leben werden bezahlen müſſen.

»Meine Herren,« ſprach die Königin mit naſſen Augen zu ihnen, »ſo möge ſich denn Ihr Edelmuth erfüllen, aber wenn wir das Unglück haben, Sie zu verlieren, und wir nicht ſelbſt unſern Feinden zum Opfer fallen, ſo ſein Sie verſichert, Ihren Kindern ſoll die Anhänglichkeit ihrer Väter vergolten werden, ich ſelbſt will ihnen verkünden, was Sie an uns gethan haben.« — Thränen unterbrachen ihre Worte andere Thränen antworteten dieſen, dann verließen alle ſchnell und ohne Barnave das Zimmer, da ſie das Geſchrei des Volkes vernahmen, welches ſchon ungeduldig wurde, ſeine Opfer zu empfangen.

„Das iſt eine Märtyrin! ein Engel! rief Barnave und bemächtigte ſich einer Schleife, welche die Königin in der Haſt verloren hatte, er küßte ſie ehrfurchtsvoll und verbarg ſie in ſeinem Buſen.

Den Abend dieſes Tages hatte Paris ſeinen König wieder gefunden. Die Sendung der Kommiſſäre war erfüllt. Man grüßte mit kalter Höflichkeit Petion, man dankte herzlich Latour-Maubourg. Barnave empfing nichts als einen Händedruck des Königs und einen Blick der Königin.

III.

Wir finden uns, um zwei Jahre älter, eben am 20. Februar 1793 wieder in Paris.

Frankreich war in ſeinem Innerſten zerſtört, alle Klaſſen der Geſellſchaft waren nivellirt. Man brannte die Schlöſſer ab, es gab keine Adeligen mehr, man verkaufte die Palläſte es gab keine Reichen mehr, man wird bald die Städte zerſtören, es wird keine Einwohner mehr geben, ſeit lange ſind auch die Tempel entheiligt und geſchloſſen, denn es gibt für Franzoſen auch keinen Gott mehr. — Ludwig XVI. iſt ein ergebener Chriſt, der den Weg von Stufe zu Stufe zum Schaffot gegangen.

Barnave ſah ſeinen Wahn von Popularität entfliehen, und mit Schaudern eine Politik herrſchen, welche ſein Herz verläugnete. Für immer hat er ſeinen enthuſiaſtiſchen Jugendträumen, in welchen ihm die Freiheit unter ſo lachenden Farben erſchien, Lebewohl geſagt. Er ſah wohl ein, daß ſeine Kräfte zu ohnmächtig ſeien, die erhabenen Schlachtopfer zu retten, die er im Innerſten ſeines Herzens gleich

Heiligen verehrte, daß jeder Verſuch von ſeiner Seite ihr Schickſal nur noch verſchlimmern könne, daß Gott allein ihr Retter ſeyn könne. Er erkannte, daß er die letzten zwei Jahre ſeines Lebens vergeſſen müſſe, wenn ihm noch Ruhe werden ſollte, und er verließ Paris, um in dem Lande, wo er ſeine Kindheit zubrachte, Vergeſſenheit ſeiner geſcheiterten Hoffnungen zu finden.

Bald gewährte ihm der herrliche Anblick der reizenden Thäler der Dauphinee, die er ſo wieder ſah, wie er ſie verlaſſen hatte, und die himmliſche Gebirgsluft die Ruhe der Seele wieder, wornach er ſich ſo lange geſehnt hatte. Er fand ſeinen alten Vater, der ſtolz war auf ſein Talent, und auf den Namen, den er ſich erworben hatte, und ſeine Mutter, die ihn nur bewundern und weinend umarmen konnte, wieder. Er traf auch Jugendfreunde wieder und die Tochter eines Freundes ſeines Vaters, welche ein liebliches Kind bei ſeiner Abreiſe war, und jetzt als eine entzückende Jungfrau vor ihm ſtand. Indeſſen bewahrte er die Schleife der Königin fortwährend in ſeinem Buſen in einer Kapſel verſchloſſen, gleich einer Reliquie.

Barnave vermählte ſich bald mit jenem jungen Mädchen, und widmete ſein ganzes Leben ſeiner Gattin, ſeinem alten Vater und ſeiner guter Mutter, die aus Schmerz geſtorben wäre, wenn er ſich neuerdings aus ihren Armen geriſſen, und auf die politiſche Laufbahn zurückgekehrt wäre, ſo verfloſſen ihm die Tage, wenn nicht glücklich, doch ruhig und behaglich.

Eines Tages ließ ſich ein Bauer bei ihm melden, es war ein verkleideter Bote aus Paris, der ihm einen Brief folgenden Inhaltes brachte:

„Barnave! Wir haben uns Freundſchaft geſchworen, und bis hieher habe ich gezeigt, daß ich mein Wort zu halten weiß. Eine groſſe Gefahr bedroht Sie. Ihre Feinde erinnern ſich Ihrer, verlaſſen Sie Frankreich, ſo ſchnell als möglich. Leben Sie wohl! Möchten wir uns niemals wieder ſehen!

Ihr Freund vom Quai der Tuilerien.“

„Dieſe geheimnißvolle, aber klare Mittheilung verbreitete Unruhe in der ganzen Familie, bald aber gewöhnte man ſich daran, die Gefahr als übertrieben anzuſehen. Man beruhigte ſich durch den Gedanken, daß Barnave von allen ſeinen Mitbürgern geachtet, ja geliebt wurde, der Brief war alſobald vergeſſen, alles ging wieder ſeinen gewöhnlichen Gang, und Barnave, nachdem er hin und her gerathen, wer denn der unbekannte Freund ſeyn könne, der es für nothwendig fand, ſich in ein undurchdringliches geheimnißvolles Dunkel zu hüllen, blieb endlich bei der Meinung ſtehen, es ſei ein heimlicher Agent der königlich Geſinnten.

IV.

Am 20. Februar feierte man im Hauſe Barnave's das Geburtsfeſt ſeines alten Vaters. Es war ein Familienfeſt, zu welchem alle Glieder der Familie verſammelt waren. Barnave ſaß bei dem Jubelgreiſe oben an. In dieſer Zeit des Schreckens von außen, fühlte man mehr als jemals das

Bedürfniß, ſich näher an einander zu ſchließen. In dem Augenblicke der gemüthlichſten Fröhlichkeit, eben als Barnave einen Toaſt auf das Wohl ſeines Vaters ausbrachte, wurde am Thore des Hauſes geklopft, und man vernahm deutlich die Worte, welche immer Schrecken verbreiteten: „Im Namen der Nation, aufgemacht!“ Todtenbläſſe bedeckte mit einem Male alle Geſichter, nur Barnave blieb kalt und gab Befehl zu öffnen.

Alsbald tritt ein Anführer der Nationalgarde von Grenoble herein und ſpricht: „Welcher iſt der Bürger Barnave?“

„Ich bin's,“ antwortete Barnave.

„Ich habe Befehl von dem Comité zu Grenoble, Dich zu arretiren und in's Gefängniß zu führen.“

„Was iſt mein Verbrechen?“

„Du biſt verdächtig.“

„Ich erſuche Euch um einige Augenblicke, um meine Papiere zu mir zu nehmen.

„Unmöglich, ich darf Dir keinen Augenblick gönnen.“

„Lebe wohl, Vater! Mutter! Louiſe, lebt wohl! „rief Barnave und folgte der Wache. Seine Familie ſtürzte ihm nach, um ihn noch einmal zu umarmen, allein die vorgehaltenen Bajonetten wieſen ſie zurück, und ſie hörten bald von außen das Geſchrei der Bande, welche, die Marſeillaiſe heulend, ihre Beute fortſchleppte.

Einige Monate verſtrichen, und Barnave ſchmachtete noch immer in dem Gefängniſſe zu Grenoble, wo er ſich doch noch der Tröſtungen ſeiner Familie und ſeiner Freunde zu erfreuen hatte. Das Gericht ſchien ihn vergeſſen zu haben, und dieſe ſeltene Ausnahme gab ihm noch Hoffnung. —

Allein in einer Oktobernacht weckte man ihn aus dem Schlafe, um ihm eine Ordre des Revolutions-Tribunals vorzuleſen, in welcher befohlen wurde, ihn nach Paris zu führen, und gleich darauf wurde er, ohne daß ihm geſtattet ward, ſeinen Freunden ein Lebewohl zu ſchreiben, mit andern Unglücklichen in einen Wagen geworfen, der ſie ſchnell nach Paris brachte.

In dem Augenblicke, als Barnave in Paris ankam, tauchten die alten Erinnerungen in ſeiner Seele auf, die Bewegung in den Straßen rief ihm den Tag zurück, wo er mit den königlichen Flüchtlingen einfuhr, die Königin tröſtete und ihr Hoffnung für die Zukunft einflößte. Allein er wagte nicht, dieſes Bild zu verfolgen, da ſich ihm jetzt ein ganz anderes darſtellte. Er ſah jetzt Marie Antoinetten nicht mehr als Königin, ſondern als Verurtheilte, weiß gekleidet, wie einſt die Märtyrer der chriſtlichen Religion, die Hände auf den Rücken gebunden, ein einfaches Tüchelchen um den Hals geſchlungen, und einen Voile um den Kopf geworfen, mit einer dreifärbigen Kokarde befeſtigt. Sie wurde auf demſelben Wagen zum Schaffotte geführt, der ſchon ſo viele Opfer dahin brachte, und ein conſtitutioneller Prieſter ſaß ihr zur Seite. Bei dem Zuge waren alle Häuſer zum Beweiſe der Trauer und Betrübniß geſchloſſen, aber um den Wagen bewegte ſich eine Heerde von Hyänen, welche die Luft mit gräßlichem Geſchrei erfüllten. Marie Antoinette verhielt ſich würdig und ruhig, ſie zeigte nur eine Verachtung, mit Mitleid vermiſcht, gegen dieſe Elenden, es ſchien ſogar, als wollte ſie von dieſen weniger Kenntniß nehmen, indem ſie die Aufſchriften auf den Häuſern las. Von allen Fenſtern flatterten dreifärbige Fahnen, und über jedem Thore waren die Namen, das Alter und die Beſchäftigung aller Perſonen verzeichnet, welche in dieſem Hauſe wohnten, denn ein einziges Individuum auszulaſſen, wäre als großes Verbrechen beſtraft worden.

Ach! dieſe ſchreckliche Viſion Barnave's, war leider eine Wirklichkeit, es war eben der 16. Oktober, jener Tag, an dem die unglückliche Marie Antoinette durch ihre Hauptſtadt zum Schaffotte zog. Barnave's Wagen fuhr ſogar an jenem der Königin vorüber, da ſtieß er einen fürchterlichen Schrei, einen Schrei der letzten Hoffnung und des letzten Lebewohl aus, den die Verurtheilte vernahm; denn ſie wendete ſich um, und warf einen dankbaren Blick in den Wagen.

Barnave ſtemmte ſich wüthend gegen die Thüren ſeines fortrollenden Gefängniſſes, dann aber, als er die Königin aus dem Geſichte verloren hatte, brach er ganz zuſammen, und blieb in dem Zuſtande eines ſtummen Dahinbrütens bis zu dem Tage, wo er vor die Schranken des Revolutionstribunals gefordert wurde. Hier gab er ſich keine Mühe ſich zu vertheidigen, es waren Briefe von ſeiner Hand in der Correſpondenz gefunden worden, welche man am 10. Auguſt in den Tuillerien entdeckt und übrigens wußte er wohl, daß man ſich gegen den Henker vergebens vertheidigte.

Eine Stunde nach ſeiner Verurtheilung ſaß er auf dem feuchten Steine in ſeinem Gefängniſſe, und erwartete mit Ruhe den Scharfrichter, die Thüre knarrte in ihren Angeln, und Barnave erbebte unwillkürlich, indem ſeine Blicke auf den Eintretenden fielen.

„War es der Scharfrichter?“

„Nein, es war ein Freund, ein Retter, es war jener geheimnißvolle Unbekannte, der ihm ſtets zur Zeit der Gefahr erſchien.“

„Sie? rief Barnave, und ſtürzte ihm entgegen.

Dieſer aber hielt ihn zurück mit den Worten: Barnave, wir haben nur wenige Augenblicke, laſſen Sie uns dieſelben benützen.“

„Was wollen Sie?“

„Ihre Rettung.“

„Unmöglich, Sie wiſſen alſo nicht?“

„Ich weiß Alles.“

„Sie ſind zum Tode verurtheilt, das Schaffot erwartet Sie. Horch! Hören Sie dieſes Geſchrei, das grauſame Volk harrt ſchon ſeiner Opfer, es iſt kein Augenblick zu verlieren.“

„Wie können Sie jetzt von Rettung ſprechen?“

„Sie iſt noch möglich, wenn Sie wollen.“

„Aber wer ſind Sie, der Sie ſo große Macht beſitzen.“

„Für Alle bin ich der Mann des Todes, für Sie der Mann des Heils.“

„Wie? ſprach Barnave erblaſſend, Sie wären?“

„Der Scharfrichter.“

„Und Sie wollen mich retten?“

„Ich will es, ich kann es.“

„Wie?“

„In dieſen Zeiten, wo das Schaffot überflüſſiges Futter erhält, werden die Formen nicht immer genau beobachtet, man guillotinirt nach Ziffern, nicht nach Namen. Zwanzig Verurtheilte ſind mir für heute zugezählt, ich nehme den Zwanzigſten von dem morgigen Contingent, und Sie werden unter meinen Leuten Gelegenheit finden, zu entwiſchen.“

„Nein, niemals, niemals! einige elende Lebenstage friſten auf Koſten eines Andern, dem ſie noch zugezählt ſind. Nein, nein, das wäre der ſchändlichſte aller Diebſtähle.“

„Aber was liegt daran, ob er heute oder morgen ſtirbt?“

„Im Gegentheile, daran liegt viel. Dieſe zwölf Lebensſtunden können ihm noch dazu dienen, ein geliebtes Weib, ein theures Kind zu umarmen, und — wer weiß? Wenn in dieſer kurzen Zwiſchenzeit der Racheengel Gottes über die Tyrannen Gericht hielte.“

„Barnave ich beſchwöre Sie, die Zeit ſchwindet.“

„Vergebens! ich nehme es nicht an.“

„Im Namen Ihres alten Vaters!“

„Mein Vater wird aus Gram ſchon geſtorben ſeyn.“

„Im Namen der Rache an den Mördern der Königin!“

Bei dieſem Zauberworte ſank Barnave entkräftet an die Mauer des Gefängniſſes. Er wurde bläſſer und ſchwächer als in dem Augenblicke, als er erfuhr, daß ihm der Scharfrichter gegenüberſteht.“ Die Königin!“ rief er, — „Sie haben ſie ſterben geſehen? — Hören Sie, ich habe eine Gnade von Ihnen zu erflehen — die letzte.“

„Sprechen Sie — aber geſchwinde, — ich höre Tritte, man kömmt.“

„Hier habe ich eine Reliquie von der Heiligen“ — und hiermit nahm er die Kapſel von ſeiner Bruſt, und zeigte dem Scharfrichter die darin verſchloſſene Schleife. — „Schwören Sie mir, daß dieſe Schleife zu mir in das Grab gelegt werde.“

„Ich ſchwöre es Ihnen,“ ſagte der Scharfrichter feierlich und bewegt.

„In wenigen Minuten darauf war Barnave's Haupt gefallen.

Das verhängnißvolle Dachſtübchen.

Kleine Erzählung aus dem Leben.

Karl Felber hatte ſeine juridiſchen Studien vollendet; ein nicht reicher, aber gutherziger Onkel hatte ſich ſelbſt ſo viel abgedarbt, um ihm den Gradum auszuhalten, und nachdem er nun Doctor juris geworden war, das heißt ein Mann, der dazu befugt iſt, anderer Leute Geldangelegenheiten zu beſorgen, da gelang es ihm, bei einem bereits akkreditirten Advokaten einzutreten, bei dem er für ſehr leichten Lohn die ſchwerſten Satzſchriften machen mußte. Karl Felber war ein hübſch gebauter, geſunder und ſtets fröhlicher Junge. Er ertrug ſein Schickſal mit Gleichmuth und dachte, es muß doch einmal beſſer werden. Hatten Strauß und Lanner ſeine Börſe geleert, oder drohte der Schneider mit einer Interimsnote, ſo ging er zu ſeinem Freunde Max Hellwerth, der ſo wohlhabend war, um ſich das Vergnügen machen zu können, ihm einige Banknoten zu leihen, und dann lebte Karl luſtig wie vorher, unbekümmert für die Zukunft fort.

Karl wohnte in einem kleinen Dachſtübchen eines ſchönen Hauſes in der **Straße, er ſtieg fröhlich ſeine 132 Stufen herab, bis er auf die Straße kam und huſchte ſehr ſchnell bei der Hausmeiſterswohnung vorüber, weil ihn daſelbſt gewöhnlich Unannehmlichkeiten erwarteten, als da ſind: die bereits beſagten Interimsnoten oder Sammlungsbogen für wohlthätige Inſtitute, oder Hausbeleuchtungsforderungen, oder andere Reklamationen, die ihm nicht willkommen waren.

Eines Tages, als er wieder wie ein Pfeil an der Hausmeiſterswohnung vorüber ſchnellen wollte, öffnete ſich das Thürfenſter derſelben, der Hausmeiſter ſteckte ſeine kupferfarbene Naſe heraus und rief:

„He, he! Herr von Felber! Herr von Felber!“

Der junge Mann blieb ſtehen, trat dann gegen die Hausmeiſtersthür, und fragte: „Was gibt's denn, Herr Ulrich, etwa einen Brief?“

„Nein, die Hausfrau will mit Ihnen ſprechen.“

„Melden Sie ihr meine höflichſte Empfehlung,“ ſagte Karl, „und ich werde morgen die Ehre haben, ihr meine Aufwartung zu machen,“ und langſamer ging er auf die Straße hinaus, da ſich ihm einige fatale Ideen aufdrangen. Sie wird den Miethzins fordern, dachte er, ich bin ihr zwei Termine ſchuldig, und die Hauseigenthümer ſind alle gleich, wollen alle bezahlt ſeyn. Zum Glücke iſt ſie alt: wenn ſie ſo jung und ſchön wäre, wie die Witwe im zweiten Stock, ſo wäre ich verloren, denn ich kann nun einmal einer hübſchen, jungen Frau nichts verſagen.

Felber lief zu ſeinem Freunde Hellwerth, und wollte bei dieſem ſeinem gewöhnlichen Schutzgeiſt Hilfe ſuchen; allein dieſer war auf dem Lande und ſollte erſt zu Ende des Monats zurückkommen. Felber ſchrieb nur einige Zeilen an ihn, die er zurückließ, und dann ſchlug er ſich den

Gedanken an ſeine Schuld für dieſen Tag einſtweilen aus dem Kopfe.

Am andern Tage um die Mittagszeit aber klopfte er mit etwas ſchwererem Herzen an die Thür ſeiner Hausfrau, der Frau von Kalt. Eine alte Stubenmagd führte ihn durch einige Gemächer in das Kabinet ihrer Frau, die mit Brillen auf der Naſe an einem Tiſche ſaß und in einem Journale las. Frau von Kalt war eine kleine Frau von beiläufig 65 Jahren, mager, gekrümmt, deren leidendes Geſicht aber doch einen Ausdruck von Wohlwollen hatte, welcher für einen Schuldner etwas ermuthigend war; ſie war mit jener ſorgfältigen Reinlichkeit gekleidet, welche für Alte die einzige erlaubte Zierlichkeit iſt. Nachdem ſie Felber aufmerkſam betrachtet hatte, bat ſie ihn ſich zu ſetzen.

„Gnädige Frau!“ beeilte ſich Karl zu beginnen, „ich werde mich nächſtens meiner Schuld entledigen, jetzt bin ich leider nicht in der Lage — mein Onkel —“

„Davon iſt nicht die Rede,“ fiel ihm Frau von Kalt in das Wort, „ich wünſchte über etwas ganz Anderes mit Ihnen zu ſprechen.“

Auf dieſe Worte legte Karl etwas freundlicher ſeinen Hut weg und rückte ſeinen Stuhl etwas näher zu jenem der alten Frau. Was wollte Frau von Kalt von ihm? ſie war vermuthlich in einen Prozeß verwickelt, über welchen ſie ihn zu Rathe ziehen, den ſie ihm vielleicht gar zu führen anvertrauen wollte. Seine erſte Clientin, das erſte Lächeln der Glücksgöttin! Frau von Kalt nahm ihre Brille ab, legte ſie in das Zeitungsblatt und begann dann alſo:

„Herr von Felber, Sie bewohnen die höchſte Dachſtube im Hauſe, jene, wo die Stiege ganz endet, ein ſehr kleines Gemach, wo man ſich den Kopf in der Thür anſtoßt, wenn man nicht daran gewohnt iſt, und mit einem Fenſter, das noch, wie in alten Klöſtern, mit kleinwinzigen achteckigen Glasſcheiben verſehen iſt?“

„Ganz recht, gnädige Frau, Sie machen eine ganz genaue Beſchreibung meiner Karthauſe.“

„O ich kenne das Zimmerchen gut, hab' es ja ſelbſt bewohnt. Hören Sie mich aufmerkſam an. In wenigen Monaten wird es 50 Jahre, daß ich aus meinem Dörfchen nach der Reſidenz kam, ich beſaß nichts als meine 15 Jahre und mein Talent zur Nähterei, auf welches letztere ich mein Fortkommen baute; allein, ohne Schutz und mit wenigen Thalern in der Taſche nahm ich einen Unterſtand an, wo ihn der Zufall mir bot, und das war gerade in jenem Dachſtübchen, welches Sie jetzt bewohnen. Da quartirte ich mich ein, wie es einer armen Nähterin möglich war. Ich hatte ein Gurtbett, ein kleines, weiches Tiſchchen, zwei Stohſeſſel und einen kleinen Spiegel, der mir täglich das Gegentheil von dem zeigte, was mir jetzt meine großen Trumeauxſpiegel zeigen. Ich wartete auf Arbeit, ſie kam; aber nicht allein, ſie kam mit der Liebe. Sie haben wohl, wenn Sie Ihr Fenſter öffneten, gerade gegenüber auch eines bemerkt, welches zu einer Dachkammer des gegenüberſtehenden Hauſes gehört?“

„Ja, gnädige Frau,“ erwiederte Karl, „es wohnt eine alte Frau darin, die mir täglich aufräumt.“

„Damals wohnte ein junger Kunſttiſchler darin. Er ſah mich Anfangs immer an, dann warf er mir ſüße Blicke und endlich gar Kußhände zu Ich blieb nicht gleichgiltig dafür und mein junges Herz ſchlug heftiger, wenn ich ihn erblickte. Wir begegneten uns auf der Straße, drückten uns die Hände, und damit ich's kurz mache, es gefiel mir beſſer, mit ihm ſpazieren zu gehen, als zu Hauſe zu arbeiten. Meine Kundſchaften beklagten ſich, ich verlor eine nach der andern, und eines Tages ſuchte ich umſonſt in allen meinen Taſchen um einen Zwanziger und war eben ſo, wie Sie, meinem Hausherrn zwei Vierteljahre Miethzins ſchuldig. Ich war immer redlich, Herr Felber, und ich ſah wohl ein, daß mein junger Kunſttiſchler ein Sauſewind ſei, und daß ein ſolcher Menſch nicht dazu tauge, ihm mein ganzes Lebensglück anzuvertrauen; aber ich zählte 15 Jahre, war ohne Rath, ohne Schutz, und in ſolcher Lage iſt man immer aufgelegter einen thörichten Streich zu begehen, als einen klugen. Eines Tages hielt mich auch der Hausmeiſter am Thore an, wie er Sie geſtern anhielt, und erſuchte mich zum Hausherrn hinauf zu ſteigen. Ich that es ſogleich. Der Hausherr war ein alter Mann, Herr von Fahnenhelm. Er empfing mich in demſelben Gemach, wo wir uns jetzt befinden, und machte mir den ſonderbarſten Vorſchlag von der Welt. Sie werden nie errathen, was er mir vorſchlug.“

„Sie waren jung und ſchön,“ wagte Karl zu antworten, „es iſt nicht ſchwer zu errathen?“

„Sie irren ſich, Herr Felber. Herr von Fahnenhelm ſchlug mir vor, mich zu heirathen. Dieſer Anbot war übrigens doch etwas vernünftiger, als er auf den erſten Anblick zu ſeyn ſcheint. Alles im Hauſe liebte und achtete mich, und Alles bemitleidete mich, daß ich mein Herz an einen jungen Taugenichts verſchenken wollte, der mich unglücklich machen, und mich früher oder ſpäter dem Elende Preis geben würde. Herr von Fahnenhelm, der Sohn einer armen Familie, war auch ohne Vermögen nach der Hauptſtadt gekommen, und dankte ſeine jetzige Wohlhabenheit einer vor dreißig Jahren geſchloſſenen Ehe mit einer Frau, die ſeine Großmutter hätte ſeyn können. Ein alter Mann hat freilich faſt immer unrecht, wenn er ein junges Mädchen heirathet; wenn aber die Perſon, mit der er ſich verbindet, brav und gut iſt, ſo hat es doch auch ſeine guten Seiten, er befreit ſich von erbſchleicheriſchen Verwandten und aus den Klauen räuberiſcher Diener, und wenn auch die Liebe nicht an ſeinem Sterbebette weint, ſo vergießt doch die Dankbarkeit aufrichtige Thränen. Ich erröthete und erblaßte bei dem ſeltſamen Vorſchlag und bat um Bedenkzeit. O! ich armes, verliebtes Kind lief zu meinem Kunſttiſchler, um ihm Alles haarklein zu erzählen und ihm um ſeinen Rath zu fragen.“

„Ich traf ihn unter dem Thore ſeines Hauſes mit einer kleinen Hauſirerin, der er all' das Schöne wiederholte, was er mir ſeit drei Monaten geſagt hatte; da ſprang ich gleich wieder davon, wendete mich gegen das Fahnenhelm'ſche Haus, und ich geſtehe, daß ich die Fenſter der fünf Stockwerke mit einem eigenen racheſüchtigen Vergnügen zählte. Ich, das arme Mädchen, das nicht einmal ſo viel beſaß, um den Miethzins zu bezahlen, durfte nur Ein Wort ſprechen, um Eigenthümerin eines ſchönen Hauſes und reich zu ſeyn, freilich mit einem alten Mann — aber ein junger Liebhaber hatte mich ſo eben ſchändlich betrogen.

„Einen Monat nachher war ich Frau von Fahnenhelm. Ich werde den Verluſt dieſes vortrefflichen Mannes immer bedauern, der mir viel zu früh ſtarb, obſchon man behauptet, daß junge Frauen den Tod alter Männer immer mit Ungeduld erwarten. Ich zählte noch nicht zwanzig Jahre, als ich Witwe wurde. Einige Zeit nachher zog ein Herr Lambrecht in mein Haus. Ein ſchöner Mann von 35 Jahren, und ſo redlich, daß er kein Vermögen beſaß, obſchon er Lieferant war; er machte mir den Hof und ich heirathete ihn. Obwohl ich weit entfernt bin, mich über ihn zu beklagen, ſo glaube ich doch, ich war mit Fahnenhelm glücklicher; der Alte machte keine Forderungen und war nicht eiferſüchtig. Lambrecht hatte Launen, gleich einer ſchönen Frau, und er war ſo hübſch, daß ich ſtete Zweifel in ſeine Treue ſetzen mußte. Seit zehn Jahren meiner jetzigen Witwenſchaft, mein lieber Herr Felber, befinde ich mich nun in derſelben Lage, in welcher ſich vor 50 Jahren Fahnenhelm befand. Aus meinem Dorfe melden ſich alle Monate neue Vettern und Baſen bei mir, meine Kammerfrau drängt ſich mit eigennütziger Zuvorkommenheit an mich, und jede meiner Freundinnen will die andere bei der alten, reichen Frau ausſtechen und allein Hahn in dem vollgefüllten Korbe ſeyn. Täglich rufe ich mir jene Zeit in mein Gedächtniß zurück, als ich noch in jenem Dachſtübchen wohnte, wo Sie jetzt wohnen, wie arm war ich damals und wie wenig durfte ich hoffen, je reich zu werden; es iſt faſt zur fixen Idee bei mir geworden, daß, wie ſich einſt das Glücksrad für mich ſo glücklich gedreht hat, es ſich auch für Jenen drehen ſoll, der jetzt dieſes Stübchen bewohnt; und daß ich mein Haus eben ſo wieder hingeben ſoll, wie ich es bekommen. Ich habe keine nahen Verwandten, ich habe keine Freunde, die ein ſolches Glück verdienten. — Wollen Sie mich heirathen, Herr Felber?“

Drei Monate nach dieſem Geſpräche erhielt Felber folgenden Brief:

„Mein lieber Karl! Ich komme in dieſem Augenblicke vom Lande zurück und du kannſt nicht glauben, wie ſehr es mich ſchmerzt, zu wiſſen, daß du vor drei Monaten meiner Hilfe bedurfteſt und ich dir nicht nützlich ſeyn konnte. Ich habe, während wir uns nicht geſehen haben, eine große Reiſe gemacht, und Paris und London geſehen. Endlich bin ich wieder hier, und meine Börſe ſteht dir zu Dinſten. Ich erwarte dich noch dieſen Abend.

Stets der Deine
Max.“

Noch dieſen Abend kam Karl zu ſeinem Freunde, er war in Trauer gekleidet, und ſein, ſonſt fröhliches Geſicht trug unverkennbare Spuren des Grams; eine leichte Runzel zog ſich ſogar über die ſonſt ſo heitere Stirne.

„Was iſt denn dir, mein Freund? Warum im Trauerkleid; iſt dein Onkel hinüber gegangen, biſt du ſein Erbe?“

„Erbe bin ich, aber mein Onkel lebt, ach Freund! ich habe meine Gattin verloren.“

„Deine Gattin? du verheirathet und Witwer? Um alle Welt, wie kam das?“

„Das kam daher, weil ich ein Dachſtübchen bewohnte.“

„Was willſt du damit ſagen?“

„Ja, das iſt ſchon die Gewohnheit in meinem Hauſe, wenn man dieſe Dachſtube bewohnt, bezahlt man keinen

Zins, heirathet die Hauseigenthümerin und wird dann ſelbſt Hausherr, das geht ſchon über ein halbes Jahrhundert ſo fort.“ —

„In deinem Hauſe?“

„Ja, ja, Freund, in meinem Hauſe, es iſt eines der ſchönſten in der **Straße und trägt mir jährlich bei 15,000 Gulden;“ und alſo ſprechend rollten Thränen über die Wangen des jungen Mannes. „O! wer weiß hätte meine Mutter für mich gethan, was ſie gethan hat! Die Heirath war ihr nur ein Mittel mich zu bereichern; ſie gab mir ihre Hand, um mich glücklich zu machen; ich war ihr Sohn, und kaum hatte ſie mit ihrer Segenshand das Füllhorn ihres Reichthums über mich ausgeſchüttet, als ſie ſich aus meinen Armen los machte, als ob ſie befürchtet hätte, mich ihre Wohlthat zu theuer erkaufen zu laſſen und mir ein zu groſſes Opfer aufzulegen.“

„Dieſe Äuſſerungen gereichen dir zur Ehre, ſagte Hellwerth, ſie bezeugen deine Herzensgüte, aber tröſte dich und bedenke, was würdeſt du erſt empfinden, wenn du den Gegenſtand einer erſten leidenſchaftlichen Liebe, eine junge, friſche, ſchöne Gattin einige Monate nach der Hochzeit verloren hätteſt. Für dieſe fühlteſt du Achtung, Dankbarkeit, Freundſchaft, aber keine Liebe.“

„Das iſt wahr, ich will auch nicht mit Gefühlen prunken, die ich nicht empfinde; dieſe Thränen ſind auch nur ein gerechter Tribut, den ich der Verblichenen zolle, und wenn ich dir mein ganzes Herz entdecken ſoll, ſo wiſſe Freund, ich bin jetzt wirklich verliebt.“

„So?“

„Ja, und verliebt in eine Perſon in meinem Hauſe.“ Es iſt ſchon nicht anders, das verhängnißvolle Dachſtübchen hat noch immer ſeine alte Wirkung. Ich bin verliebt in eine junge Witwe, die jetzt darin wohnt, und ſobald die Zeit der Trauer vorüber iſt und die Schicklichkeit es erlaubt, mache ich meine Werbung.“

„Und wenn du die Witwe heirathest, was geſchieht dann mit dem Dachſtübchen?“

„Dann ſteht es leer.“

„Wie viel trägt dein Haus?“

„Bei 15,000 Gulden jährlich.“

„Ich pränumerire mich auf dieſes Dachſtübchen für meinen Neffen, einen angehenden Mediziner.“

Ohne daran zu denken.

Ein kleines Lebensbild, welches wahr ſeyn könnte.

Ohne daran zu denken! das iſt die Deviſe der meiſten Menſchen. Man ſpricht, handelt, verbindet und entzweit ſich, lächelt, weint, iſt artig, unhöflich, liebenswürdig, und langweilig, ohne daran zu denken. Oft aber haben jene Handlungen, welche, ohne daran zu denken, begangen worden ſind, nachtheilige Folgen, dieſes mag Euch meine kleine Erzählung beweiſen.

Mutz hatte ſeine Jugendjahre auf dem Lande bei einer Tante zugebracht, welche ihn erzog. Er ging aus dem Hauſe dieſer ehrwürdigen Dame, ausgerüſtet mit Allem, was zum Eintritt in die große Welt nothwendig erachtet wird. Er war ohne daran zu denken oberflächlich, launenhaft, ſchwärmeriſch, ein guter Reiter, Tänzer und Spieler. Er beſaß eine gute Lebensart, viel Witz, und eine ſehr ſchöne Geſtalt, ohne daran zu denken, welches ein ſeltener Fall iſt. — Dieſe Geſtalt diente ſeinen guten Eigenſchaften zum Firniß und ſeinen Fehlern zum Schleier. Mutz — ſo beſchaffen, — intereſſirte, wurde geliebt und hatte viele Abenteuer. — Allein bald wurde er dieſer einförmigen Lebensart müde und wählte eine andere, bei der es ihm ſchlimmer ging. Er verband ſich mit einigen jungen Burſchen, welche ihn zum Spiele verleiteten, wo er all ſein Geld verlor, ohne daran zu denken. — Er lernte dadurch einſehen, daß Bündniſſe, welche man ohne daran zu denken ſchließt, ſich auch eben ſo wieder auflöſen. Seine Freunde verließen ihn, da er arm war, und er ſtand allein und ohne Geld in einer Welt, wo man nur wenige Vergnügungen umſonſt erhält.

Er war in die große Welt getreten, um ſich ein Amt, einen Namen und eine Frau zu erwerben. Erſt jetzt dachte Mutz daran, als er ſich außer Stand geſetzt ſah, dieſes Alles zu erringen. Er konnte ſich nicht dazu entſchließen, ſein Elend vor denjenigen zur Schau zu tragen, welche Zeugen ſeines Glanzes waren, er kehrte alſo zu ſeiner Tante zurück, in den Schoß der Einſamkeit, wo er Troſt für ſeine Unglücksfälle ſuchte. Mit trüber Miene, zu Fuße kam er dort an. Die gute Tante erſparte ihm das Geſtändniß ſeiner Unbeſonnenheiten, empfing ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit und ſetzte ihm nur die einzige Frage: ob er keine Schulden hinterlaſſen habe? Mutz bekannte, daß er 10,000 Gulden ſchuldig ſei. Deine Fehler, mein Sohn, erwiederte die Tante, entſtanden nur aus Leichtſinn, ſie ſind verzeihlich, da dein Herz keinen Theil daran hat. Ich werde die 10,000 Gulden bezahlen, nur verſprich mir künftig nichts mehr zu thun, ohne daran zu denken. Mutz leiſtete das Verſprechen, ohne daran zu denken.

Es befand ſich auf dem Schloſſe der Tante eine junge Anverwandte; Karoline (ſo hieß ſie) war ſchön, lebhaft, witzig, feurig. Es bedurfte nicht ſo viel, um Mutzen zum Verſprechensbruch zu bewegen. Er verliebte ſich in Karolinen ohne daran zu denken. Die Tante billigte dieſe Neigung; Karoline erwiederte ſie, beide ebenfalls, ohne daran zu denken.

Die beiden Liebenden verbanden ſich auf ewig durch das Band der Ehe. Die Tante gab ihnen ſo viel, daß ſie anſtändig, aber nicht glänzend leben konnten. Sie gingen nach der Hauptſtadt, und dort war es, wo Mutz einſehen lernte, daß er ſich verheirathet hatte ohne daran zu denken. Er hatte früher nur die liebenswürdigen Eigenſchaften ſeiner Frau bemerkt, jetzt wurde er eine Coketterie an ihr gewahr, die ſich immer mehr entfaltete. Karoline wurde zuſehends kälter gegen ihren Gemahl, ſie zeigte mit jedem Tage mehr Hang zum Glanz und zur Gefallſucht. Mutz wurde eiferſüchtig, weil er geliebt hatte, er hörte aber jetzt auf zu lieben, weil er Urſache hatte eiferſüchtig zu ſeyn, und er wollte ſich trennen, weil er nicht mehr liebte.

Nur unter der Bedingung wurde ihm die gewünſchte Trennung erlaubt, daß er ihre Schulden bezahle und ihr einen zureichenden Jahresgehalt ausſetze. Er ließ die Gläubiger ſeiner Frau zu ſich rufen. Die Marchande de Modes überreichte ihm eine Note von 420 fl., die Nähterin von 100 fl., der Kaufmann von 1080 fl., der Galanteriehändler von 700 fl., der Schneider von 500 fl. u. ſ. w. — Dieſe Summe war ihm zu groß, und er zog es vor, ſeine Frau zu behalten.

Aber bald wurde dieſe immer herriſcher, launenhafter, unhöflicher gegen ihn, und Mutz, endlich dieſer Behandlung überdrüßig, zog ſich zu ſeiner Tante zurück, welche ſein Unglück mit ihm theilte, und ſich den Vorwurf machte, es veranlaßt zu haben.

Karoline ſtarb bald darauf an den Folgen eines bösartigen Fiebers, welches ihr ihre Ausſchweifungen zugezogen hatten. Zu gleicher Zeit vernahm Mutz, daß auch die Schulden ſeiner Frau von einem alten reichen Bankier bezahlt worden ſeien. Somit war er wieder frei und glücklich, ohne daran zu denken, allein er dachte auch nicht daran, ſein Glück zu benützen.

Er beſuchte öfters eine Witwe bei 50 Jahren, welche ſehr großes Vermögen beſaß, und noch immer hübſch genannt werden konnte. Ihr Geiſt und ihr Charakter gefielen Mutzen, ihre Buhlerkünſte lockten ihn an, und er heirathete ſie endlich, ohne daran zu denken, daß ſie um 20 Jahre älter ſei als er. Er betrug ſich als Ehemann muſterhaft, ließ es weder an Artigkeit noch Achtung fehlen, allein bald wurden ihm die Zudringlichkeiten der Halbgrauen doch läſtig, und er bemerkte zu ſpät, daß er zum zweiten Mal, ohne daran zu denken, in die Falle gegangen ſei. Seine Sclaverei dauerte nicht lange, er verlor ſeine zweite Frau, und ſie hinterließ eine große Erbſchaft, welche ihm von den Verwandten der Frau beſtritten wurde. Er führte Prozeß, der Richter ſprach das Urtheil ohne daran zu denken, und er verlor ſeine Sache mit der gerechteſten Hoffnung, ſie zu gewinnen.

Zum dritten Mal kehrte Mutz zur Tante zurück, die ihn in ſeiner Jugend bei ſeinen Fehltritten und in ſeinem Unglücke geliebt hatte, allein als er ankam, fand er dieſe auf dem Todtenbette, ſie ſtarb in Mutzens Armen, den ſie zum einzigen Erben eingeſetzt hatte.

Mutz dachte ſelten, aber er fühlte immer. Sein Schmerz war ſeinem Verluſte angemeſſen. Nachdem die erſten

Thränenſtröme gefloſſen waren, ging er damit um, ſich einen Plan für ſein künftiges Leben zu entwerfen. Mit Grund der Welt überdrüſſig, beſchloß er auf dem Schloſſe der Tante zu bleiben, allein es war ihm zu alt. Man ſchlug ihm einen Plan vor, der ihm gefiel, und er verſchwendete ſein Geld, ohne daran zu denken, zu einem neuen Bau. Nachher überließ er Schloß und Gut dem Baumeiſter ſtatt der Bezahlung, und zog ſich mit einem kleinen Jahresgehalt in ein Provinzialſtädtlein zurück. Dort fing er erſt an, Behagen an der Einſamkeit zu finden, und mit dieſer ſtellte ſich auch das Nachdenken ein. Er wurde ein Philoſoph und dachte ſein ganzes noch übriges Leben darüber nach, daß er früher Alles gethan hatte, ohne daran zu denken.

Der Ehemann als Kindeswärterin.

Lebensbild nach Kock.

Ihr ſeid verheirathet und habt Kinder. Das iſt ganz in der Ordnung. Es heißt in der Schrift: »Wachſet und mehret Euch!«

Wir ſprechen hier von einem Ehemann, der Kinder hat, und ſie zärtlich liebt, der ſich ihnen mit Leib, Gut und Blut weiht, der in Entzücken an ihrer Wiege ſteht, der ihnen Koch einſtreicht und es früher koſtet, ehe er es ihnen gibt, der bei Nacht aufſteht, um ihnen Trank zu reichen, und der bei Tage ſie auf der Baſtei oder auf dem Glacis ſpazieren führt.

Laßt uns auch ein wenig auf das Glacis gehen, wir werden recht bald einem Ehemann als Kindeswärterin begegnen, und ihn auch auf den erſten Blick erkennen, dieſen Prototyp väterlicher Liebe, der alle andern Rechte des Mannes abgeſchworen hat, um ſich ganz ſeinen Kleinen zu opfern.

Seht dort jenen einfach, dezent und bürgerlich gekleideten Mann!

Er würde auch ſehr reinlich ſeyn, wenn ſeine Kinder nicht die Gewohnheit hätten, ihre Hände an ſeinen Kleidern abzuwiſchen. Da nun überdies auch auf dieſen noch immer Überreſte von Backwerk, Honig, Butter, Obſt u. ſ. w. ſichtbar ſind, ſo ſeht ihr wohl, er muß etwas ſchmutzig ausſehen.

Manchmal ſieht man ſogar auch Riſſe an ſeinen Kleidern, es iſt ſelten, daß ihm nicht ein Knopf fehlt, und daß ſein Hut nicht eingedrückt iſt. Alles dies iſt Folge der Späße ſeiner Kleinen, doch das hindert ihn gar nicht, den ganzen Tag hindurch auszurufen: „Die größten Freuden ſind die Vaterfreuden!“

Dieſer Herr hat zwei Söhne und ſeine Gattin verſpricht ihm einen dritten. Der ältere zählt ſechs, der jüngere vier Jahre. Dieſen Beiden ſteht er vom Morgen bis zum Abend zu Befehl. Die Gattin will, daß alle ihre Wünſche erfüllt werden, ſie behauptet, um den Charakter der Kinder zu bilden, müſſe man immer ihren Willen thun.

Der Vater iſt ganz damit einverſtanden, und ſtatt die beiden Jungen gehorchen zu lehren, gehorcht er ihnen.

Karl und Wilhelm wollen ſpazieren gehen, der gute Mann greift ſchnell um ſeinen Hut und ſie gehen fort. Die Mutter ruft noch von der Stiege herab: „Mann! hab auf die Wagen gut acht, laß mir die Kleinen nicht zu ſchnell laufen und nicht mit dem Sande ſpielen, wenn ſie ihre Kleider beſchmutzen, ſo iſt's deine Schuld,“ und der gute Mann antwortet: „ſei ganz ruhig, mein Kind, ich laſſe ſie nicht aus den Augen.“ Er nimmt den Weg auf das Glacis und führt Karl'n an der einen, Wilhelm an der andern Hand.

Anfangs geht's recht gut, die Kleinen freuen ſich, daß ſie ſpazieren gehen können, und begnügen ſich damit, Alles anzuſchauen, ſie zwingen den Papa, vor jedem Auslagkaſten ſtehen zu bleiben, der dies auch mit außerordentlicher Gefälligkeit thut.

Endlich aber kommen ſie in eine Straße, da will Karl rechts die Figürchen bei einem Zuckerbäcker ſehen, und Wilhelm will links zur Spielwerk-Handlung gehen. Karl zieht den Papa rechts und Wilhelm links, und zum erſten Mal iſt er nicht im Stande, allen beiden Lieblingen zu Willen zu thun, er redet ihnen alſo zu: „Liebe Jungen, wir können nicht zugleich auf beide Seiten gehen, wir wollen Eines nach dem andern thun.

„So gehn wir jetzt gleich zu den ſchönen Figuren dort,“ ſchreit der Größere.

„Nein, dort zur Spielerei, will ich hin,“ ſchreit der Kleinere und ſtampft mit den Füßen, was der Papa für Charakter hält.

„Nein, daher!“ — „Nein, dorthin!“

Die beiden Knaben hängen ſich mit aller Gewalt an die Rockſchöße ihres Erzeugers, welcher faſt Luſt hat zu weinen, aber da er doch einſieht, wenn er nicht Ordnung macht, ſo reißen ihm die unbändigen Jungen die Kleider vom Leibe, ſo entſchließt er ſich endlich etwas barſch zu ſeyn und ſchreit: „Mordtauſendelement! wenn ihr nicht aufhört, ihr heilloſen Jungen, ſo laß ich Euch da mitten auf der Gaſſe ſtehen und die Polizei führt Euch dann ein.“

Dieſe Drohung macht ihre Wirkung, die Kinder laſſen ihn einen Augenblick aus und ſchweigen. Erſtaunt darüber, daß er ſich Gehorſam zu verſchaffen wußte, führt er ſeine Kinder mit einer Art von Stolz weiter und ſieht um ſich, was dieſe heroiſche Handlung auf die Vorübergehenden für einen Eindruck macht.

Zur Belohnung führt er die Knaben in den Prater. Sie kommen zu einer Hütte, vor welcher auf Leinwand eine

Menge ausländiſcher Thiere abgemalt ſind. Die Knaben begnügen ſich nicht die gemalten anzuſchauen, ſie wollen die wirklichen ſehen. Der Vater führt ſie hinein, es iſt ſchon zum zehnten Mal, daß der arme Mann dieſes Spektakel ſehen und die Explication hören muß.

In der Hütte war es ſehr heiß, als ſie heraus gegangen ſind, bekommen die Kleinen Durſt. Der Vater führt ſie zu einem Wirthshauſe und läßt ihnen Waſſer, Schanden halber auch eine Bouteille Bier bringen, welche er austrinkt, um nicht das Geld dafür umſonſt ausgegeben zu haben. Vaterliebe macht zu Allem fähig.

Dann wollen die Kleinen das Marionettenſpiel ſehen. Der Vater führt ſie hin, da ſich aber vor dem hölzernen Theaterchen immer mehr Leute, auch große ſammeln, ſo ſchreien die Bälge aus vollem Halſe: „Vater! ich ſehe nichts, aufheben! aufheben!“

Unſer Ehemann faßt jeden der Knaben mit einem Arm und hebt ſie ſo hoch empor, daß jeder auf einer ſeiner Achſeln zu ſitzen kommt. Dazu iſt er noch gezwungen, ihnen alle Scenen des Marionettenſpieles zu explizíren, er, der in ſeiner Stellung gar nichts ſieht, denn die Kleinen ſtellen ihm hundert Fragen.

„Papa! Wer iſt denn der grobe Kerl, der den Hannswurſt prügelt?“

„Das iſt der Kommiſſär, mein Sohn.“

„Er hat zwei große Hörner, eine rothe Zunge und einen langmächtigen Schweif.“

„Ach! wenn das iſt, dann iſt's nicht der Kommiſſär, ſondern der Teufel!“

„Aber Papa, warum ſchlägt denn der Teufel den Hannswurſt?“ —

„Ja, vermuthlich war er nicht artig, hat ſeine Suppe nicht eſſen wollen, und die Fabel vom Fuchſen und Raben nicht auswendig gewußt.“

„Papa! Iſt denn der Teufel der Lehrer des Hannswurſt?“ —

Der Herr Papa, erſtaunt über die Tiefe dieſer letzten Frage, wirft ſeine Blicke ſtolz auf die Umſtehenden, um in ihrem Geſichte Bewunderung für den Geiſt ſeines ſechsjährigen Sprößlings zu leſen, da er aber von allem dem nichts bemerkt, antwortet er ſehr laut, um die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen:

„Nein, lieber Karl, der Teufel iſt nicht der Lehrer des Hannswurſtes, weil — denn — kurz der Teufel ſtraft aber alle böſen Buben, die unartig ſind.“

„Papa! wer iſt denn der mit dem langen ſchwarzen Kittel und mit dem Mehl in den Haaren, der jetzt nach dem Teufel gekommen iſt, und mit dem Hannswurſt disputirt?“

„Das iſt der Kommiſſär, liebe Kinder.“

„Ach, ach! jetzt hat der Kommiſſär den Hannswurſt todtgeſchlagen.“

„Das iſt ein Beweis der himmliſchen Gerechtigkeit, welche früher oder ſpäter die Böſen beſtraft.“

„Nein, Papa! der Hannswurſt ſteht wieder auf und bringt den Kommiſſär um.“

„Dann hat der noch mehr Schuld auf ſich gehäuft, und die Vorſehung ſtraft den Schuldigern durch den Schuldigen.“

„Papa, Papa! der Kommiſſär iſt auch nicht todt. —

Er nimmt ſeinen Prügel wieder und haut gar fürchterlich auf den Hannswurſt zu.“

Jeßt weiß der Vater die Moral des Stückes nicht weiter zu erklären, es ergreift ihn auch in dieſem Augenblicke ein gewaltiges Nieſen, und Jedermann weiß wohl, wenn man nieſt und dabei noch ein Tabakſchnupfer iſt, ſo fühlt man auch ein unwiderſtehliches Bedürfniß, ſich die Naſe zu putzen. Unſer Mann hätte viel darum gegeben, ſein Sacktuch aus der Taſche zu nehmen, allein wie ſollte er das thun, da er auf jedem Arme ein Kind trug.

Zu gleicher Zeit erhebt ſich auch ein Wortwechſel auf den beiden Schultern unſers verheiratheten Mannes. Karl und Wilhelm reißen einander wechſelſeitig einen Kuchen aus den Händen, den ihnen der Vater früher gekauft hatte, ſie ſchimpfen und ſchlagen einander. Vergebens ruft der Vater: „Wird jetzt bald ein Ende ſeyn, da oben? Halte ich euch darum in der Luft, daß ihr euch prügelt?“

„Papa! er hat mir meinen Kuchen genommen.“

„Papa! er wollte mir nichts davon geben.“

„Iſt nicht wahr, Papa! ich habe ihm ein Stück davon gegeben.“

„Ja, aber das kleinere.“

Um dem Streit ein Ende zu machen, ergreift der Vater das einzige Mittel, und ſetzt ſeine beiden Söhne auf die Erde herab.

Da ſchreien aber alle Beide noch ſtärker und wollen wieder den Hannswurſt ſehen, der ſich jetzt mit einem Kaninchen herumbalgt. Aber der Papa, den die vorige Sitzung ermüdet hatte, fühlt nicht mehr Kraft genug, die beiden

Knaben auf den Armen zu halten. Er führt ſie daher fort, und kauft ihnen, um ſie zu beruhigen, erſt Lebkuchen, dann Äpfel, dann Chocoladebrot.

Karl, der Ältere, reißt dem Papa alle Augenblicke aus, um dieſes oder jenes zu beſehen. Wilhelm will's ſeinem Bruder nachmachen und reißt ebenfalls aus. Da iſt denn der arme Papa in großer Verlegenheit, er will zugleich den beiden Knaben nachlaufen, welche verſchiedene Wege genommen haben, er huſtet, keucht, ſchwitzt, ſtößt auf die Vorübergehenden, erhält eine Grobheit von dem Einen und einen Rippenſtoß von dem Andern, allein darauf achtet er nicht, und fühlt ſich überglücklich, wenn er, triefend von Schweiß, die beiden Flüchtlinge ereilt und zurückgebracht hat.

Bald aber bemerkt er, daß der Ältere eine blutige Naſe und ein blaues Auge hat, und daß des Jüngern Hoſe zerriſſen iſt und ſeine Jacke einen Schoß weniger hat.

„Mein Himmel! Spitzbuben!“ ſchreit er. „Was muß ich ſehen? Nur einen Augenblick habe ich euch aus den Augen verloren, und wie finde ich euch wieder?“

„Papa! unten ſchieben ſie Kegel und ich bin hinzugegangen, um das anzuſehen, und da iſt mir die Kugel zum Kopfe geflogen, o weh! o weh!“

„Papa! eine alte Frau ging mit einem Hunde, ich wollte den Hund beim Schweif nehmen, er riß mir was von meiner Jacke ab, ich lief dann davon und fiel nieder, da habe ich mir die Hoſe zerriſſen.“

„Nun, das iſt ſchön! — Was wird eure Mama ſagen? Ich kann die Satansbuben nie nach Hauſe bringen, wie ich ſie ausgeführt habe.“

„Papa! ich bin müde, trage mich."

„Mich auch tragen!"

„Nichts da, ich habe euch lange genug getragen, jetzt werdet ihr gehen."

„Aber es iſt noch weit." —

„Nein, höchſtens ein Paar hundert Klafter."

„Was iſt das, eine Klafter, Papa?"

„Das iſt eine Maß, ein hölzerner Stab, den man nehmen und euch durchprügeln ſoll, wenn ihr euch ſo zerren laßt."

„Ich bin müde!" — er heult.

„Mir thun die Füße weh!" — er heult auch.

„Karl, Wilhelm! ſeid doch vernünftig, ihr ſeid ja ſchon junge Herren, ſchämt euch, euch tragen zu laſſen, wie kleine Kinder."

„Sing uns ein Lied, Papa!"

„Ja, Papa! das von der Schwagerin mit dem hodididedi, Du haſt verſprochen, es uns zu lernen."

„Nun, meinetwegen in Gottesnamen, aber ihr müßt mit mir ſingen und dabei recht friſch d'rauf losgehen."

Der Papa fängt an zu ſingen und ſucht die Kleinen dabei nach dem Takte vorwärts zu ſchleppen:

„Wenn ich in der Fruh aufſteh! Vorwärts, vorwärts."

Beide Knaben ſchreien, was ſie aus dem Halſe bringen:

„Daidi Dadi — Daidideh."

Der Papa fährt fort:

„Und zu meiner Schwag'rin geh'."

„Papa, mich dürſtet."

„Papa, ich hab' Bauchweh!"

„Ihr könnt keinen Durſt haben, — kommt nur, kommt."

„Und zu meiner Schwagerin —“

„Papa, da ſind Kaſtanien!“

„Still, Nimmerſatt!“

Endlich ſtemmen ſich die Knaben an, und ſind nicht mehr weiter zu bringen. Den armen Ehemann ergreift die Verzweiflung, er faßt mit ſeiner letzten Kraft die beiden Schreihälſe und trägt ſie fort.

Endlich hat er ſeine Wohnung erreicht, die Frau geht ihm entgegen, ſchlägt die Hände über den Kopf zuſammen, als ſie die Knaben erblickt, ſchilt den Mann derb aus und bedauert die Kinder.

Es iſt ganz natürlich, daß ein Vater ſeine Kinder liebt und ſie ſpazieren führt, aber wenn ein Mann ſo ganz das Geſchäft einer Kindsfrau verrichtet, ſo wird er lächerlich vor ſeiner Frau, und das iſt ſehr gefährlich; denn die meiſten Frauen lieben ihre Männer nur ſo lange, als ſie an ihnen ein Übergewicht an Geiſt und Körper über ſich ſelbſt fühlen, und ein lächerliches Benehmen tödtet dieſes Übergewicht.

Uni
F

Inhalt.

Seite

Die Heilung (Humoriſtiſche Erzählung) 5
Die Eroberung von Ivre (Skizze aus dem italieniſchen Feldzuge) 34
Zanubio und Teana (Eine italieniſche Novelle) . . . 40
Die Pantoffeln des Sultans (Orientaliſche Erzählung) . 52
Die Verwandten (Mährchen) 57
Wie ſtiftet man Heirathen? (Gemälde aus dem Leben) . 67
Die Verlaſſenſchaft des Pflanzers (Erzählung) . . . 85
Fünf Tage auf dem Lande (Lebensbild) 111

Vier kleine rührende Erzählungen:

1. Lieber ſterben 129
2. Die beiden Mütter (Wahre Begebenheit) . . . 138
3. Der Kunſtreiter (Eine kleine Novelle) 141
4. Der Bettler 146
Die Phyſiognomiſten (Mährchen) 155
Kara-Aly (Eine Räubergeſchichte) 163
Die Tochter des Generals (Erzählung aus dem Leben) . 181

Gefundenes und Empfundenes (Skizzen aus meinem Leben):

1. Ein ſeltſames Wiederfinden 191
2. Eine Naſengeſchichte 198
3. Das Nadelbüchschen 202

Seite
Connok O'Mara, oder die zwei Warnungen (Eine irländiſche Überlieferung) 210
Der kleine Hut (Erzählung) 233
Bonifaz, der Sultan von Ungefähr (Ein Schwank aus dem Spaniſchen) 243
Die Heirath durch Häringe (Wahre Anekdote) . . . 266
Der unbekannte Freund (Erzählung aus der Schreckenszeit in Frankreich, nach dem Franzöſiſchen) . . 275
Ohne daran zu denken (Ein kleines Lebensbild, welches wahr ſeyn könnte) 305
Der Ehemann als Kindeswärterin (Lebensbild nach Kock) 310

J. F. Caſtelli's

ſämmtliche Werke.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Neuntes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

Druck von A. Pichler's Witwe.

J. F. Caſtelli's

Erzählungen.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Fünftes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

I 67/5

Des Malers Abenteuer.

Novelle.

Der Abend begann, und die untergehende Sonne ſendete nur einen letzten ſchwachen Strahl in das Atelier. Friedrich Garnier deckte den Stein, an welchem er an einer Lithographie arbeitete, zu, und trat zum Fenſter zu Heinrich Leblanc, der ſich damit unterhielt, den Sperlingen im Garten von Luxembourg Brot vorzuſtreuen.

»Nun, mein lieber Raphael, biſt du fertig?« — fragte dieſer.

»Nein,« erwiederte Friedrich, »es wird ſchon zu dunkel. Und doch will der Kunſthändler den Stein morgen haben.« —

Leblanc zuckte die Achſeln und ſprach: »Ja, ſo weit ſind wir gekommen, die Künſtler ſind die Sklaven der Krämer. Du biſt zur unrechten Zeit auf die Welt gekommen, mein armer Junge. Du hätteſt geboren werden ſollen, als die Kunſt noch verſtanden und geehrt wurde, und ſtatt, daß du jetzt im leinenen Kittel in einer Stube von 10 Fuß an einem Steine für kargen Lohn arbeiteſt, würdeſt du in einem Sammtkleide in einer Cathedrale eine heilige Jungfrau malen.« —

„Beſſer ein Arbeiter im Leinenkittel, als ein Sklave in Sammt und Seide.“

„Du biſt alſo mit deinem Schickſale zufrieden?“

„Nicht ſo ganz, allein wer bürgt mir dafür, daß ich vor fünf Jahrhunderten zufriedener geweſen wäre?“

„Wahrhaftig, ich begreife dich nicht. Man ſollte glauben, du ſeiſt gar kein Künſtler; denn du beklagſt dich niemals. Ich bin ein Mediciner und mich geht die ganze Geſchichte nichts an, aber mich ekelt dieſes Krämerjahrhundert an. Ich kann ein verkanntes Talent nicht ſehen, ohne daß ich den Nervenkrampf bekomme, und man ſieht das heut zu Tage immer fort. Noch geſtern habe ich die Bekanntſchaft eines jungen Menſchen gemacht, der ein admirables Gedicht auf den Berg Carmel gemacht hat.“

„Hat er dir's geleſen?“

„Nein. Es war mir genug ſeinen Kopf zu ſehen, um den großen Poeten in ihm zu erkennen. Er hat das ausgebildetſte Organ der Idealität, das ich je geſehen habe. Und dieſen Menſchen kennt Niemand, er iſt auch feſt entſchloſſen, ſich das Leben zu nehmen, wenn er keinen Verleger findet, und hat ſchon die Hälfte eines Abſchiedliedes an die Welt verfaßt, welches er in ſeiner Taſche zurück laſſen will, damit es die Journale publiciren.“

Friedrich Garnier lächelte betrübt ohne zu antworten, er kannte Heinrich zu gut, um zu verſuchen, ihn zu bekämpfen. Schon lange hatte dieſer die Vertheidigung der Künſtler gegen den Zeitgeiſt übernommen, dieß war ſeine Eigenheit, und ſeine Collegen zitirten ihn, wenn nicht als den geſchickteſten doch als den künſtleriſcheſten aller Ärzte in

Paris. Leblanc hatte unter Andern die Eitelkeit, Alle die er kannte in groſse Männer zu verwandeln, um ſich ſelbſt in den Strahlen ihres Ruhmes zu ſonnen. Immer den unbekannten Genies auf der Fährte, hatte er jeden Tag neue in ſeinem Portefeuille aufgezeichnet. Unglücklicherweiſe zeigte ſich in der Folge bei den Meiſten, daß er ſie auf den Altar hinauf gehoben habe, ohne ſie oben erhalten zu können.

Friedrich war entfernt, die Meinungen ſeines Freundes zu theilen, doch wollte er einen unnützen Wortſtreit vermeiden, und wendete daher das Geſpräch auf ſeine neue Wohnung. „Sieh einmal,“ ſagte er, „die Bäume nicken mir zum Fenſter herein, und der Geſang der Vögel weckt mich. Ich habe hier eine Thüre, welche in die Alleen führt. Des Morgens, wenn dieſe noch leer ſind, ſteig ich hinab, und zwei Stunden kann ich mir einbilden: Luxembourg ſei mein Schloßgarten; dann bin ich auch ganz allein in dieſem groſsen Gebäude, alle anderen Bewohner ſind auf dem Lande.“

„Und willſt du den ganzen Sommer hier zubringen?“

„Allerdings.“

„Haſt du alſo Verzicht geleiſtet auf deine Reiſe nach Italien?“

„Ja.“

„Du haſt Unrecht.“

„Möglich.“

Das Geſpräch endete und Leblanc ging um ſich nach dem Odeontheater zu begeben, wo er ſeit einigen Monaten als Theaterarzt angeſtellt war.

Als er fort war, ſetzte ſich Friedrich zum Fenſter, und die Stirne in die Hand geſtützt, im Herzen trübe Gedanken, ſtarrte er hinaus. Heinrich hatte, als er von der Reiſe nach Italien ſprach, nicht bemerkt, daß er eine geſtorbene Hoffnung berührt, und daß ſeinem Freunde Thränen in die Augen traten. Ermuthigt durch einige glückliche Erfolge (immer leichter zu erringen, weil ſie Niemand in Schatten ſtellen) war dieſe Reiſe ſeit einem Jahre ein Lieblingstraum Garnier's, und wie dieß meiſtentheils bei jungen Leuten der Fall iſt, er hatte dieſen Traum ſtatt als Hoffnung, ſeinen Freunden ſchon als feſt ſtehender Entſchluß verkündet. Allein die Unterſtützungen von Seite ſeiner Gönner wurden immer ſchwächer und Friedrich ſah ein, daß man mit ihm umgegangen ſei, wie mit jungen Soldaten, denen in den erſten Tagen Alles Hilfe leiſtet, wenn ſie aber einmal auf dem Marſche ſind, ſo müſſen ſie Waffen und Gepäcke ſelbſt ſchleppen. Seine Arbeit verminderte ſich, man bezahlte ihm weniger, und er mußte auf ſeine ſchönſte Hoffnung Verzicht leiſten.

Lange blieb er am Fenſter ſitzen in Träumereien verſunken, als ihn die Glocke daraus weckte, welche 10 Uhr ſchlug. Er bemerkte, daß der Garten ſtille und einſam geworden war. Die Abendluft trieb den Duft der Orangenblüthen zu ihm herauf und die weißen Statuen zwiſchen den dunkelgrünen Bäumen ſchienen ihm ſtumme Phantome. — Friedrich betrachtete einen Augenblick dieſe Nacht voll Sterne und Wohlgeruch, dann ſchloß er das Fenſter mit einem Seufzer und that einige Schritte im Zimmer, allein die Dunkelheit in ſeinem Atelier verſetzte ihn in eine ſeltſam aufgeregte Stimmung, es war ihm, als ob ihm Luft fehlte, und ſein Gemach dünkte ihm ein Grab. Er ſetzte ſich und blickte um ſich. Einige Köpfe und Masken, welche an der

Wand hingen, ſchienen ſich los machen zu wollen und ein phantaſtiſch gekleideter Gliedermann in einer Ecke nahm menſchliche Geſtalt an. Friedrich fühlte ſich beängſtigt, an die Stelle des Trübſinns war eine Art vager, unbeſtimmter Furcht getreten, welche nichts anders als der Ausdruck der Abſpannung ſeiner Seele war. Sein Alleinſein, welches früher Thränen in ſein Auge gelockt hatte, verurſachte ihm jetzt Schrecken. Er wagte es nicht aufzuſtehen, ſein Ohr horchte aufmerkſam und ſeine Augen, ſcheu umher blickend, ſchienen eine fremdartige Erſcheinung zu erwarten.

Plötzlich ertönten leiſe Tritte von außen, die Thüre öffnete ſich, und eine Frauengeſtalt erſchien auf der Schwelle.

Friedrich ſprang blaß und zitternd auf. Die Frau ſchien einen Augenblick in der Dunkelheit zu ſuchen, und als ſie dann beim fahlen Licht, welches die Sterne an die Wand warfen, den jungen Mann ſah, trat ſie gerade auf ihn zu.

„Friedrich Garnier?“ fragte ſie mit zitternder Stimme.

„Der bin ich, Madame.“

„Sie haben hier eine Thür, welche in den Garten von Luxembourg führt.“

„Ja, Madame.“

„Um Gotteswillen öffnen Sie mir dieſe.“

Friedrich wich ſtaunend zurück.

„Ich beſchwöre Sie, mein Herr,“ fuhr ſie fort, „verweigern Sie mir es nicht, ich werde Ihnen mehr als das Leben danken.“

Alles dieſes wurde in einem Accent geſprochen, welcher Friedrichen ganz fremd war, aber mit einer ſo herzzerreißenden Stimme, daß er dadurch tief bewegt wurde. Er lief maſchinenmäßig zur Thüre, welche man ihm zu öffnen geboten hatte, ſie war verſchloſſen. »Verziehen Sie einen Augenblick,« ſagte er, indem er auf dem Arbeitstiſche herum tappte, »ich ſuche den Schlüſſel.«

»Dank! tauſend Dank! — Nun haben Sie ihn?«

»Ohne Licht iſt es ſchwer.«

»So zünden Sie Licht an. Nur ſchnell! — ſchnell!«

Friedrich machte Licht. Sein erſter Blick fiel auf die Fremde, und er ſtand ſtarr und wie geblendet von ihrer Schönheit.

»Den Schlüſſel, mein Herr, den Schlüſſel,« wiederholt dieſe ängſtlich flehend.

Er fand ihn endlich zwiſchen Papieren und eilte zur Thüre, ſie zu öffnen. In dieſem Augenblick fiel ein Schuß im Garten. Die junge Frau ſtieß einen Schrei aus, und hielt ſich an der Wand.

»Was iſt das?« fragte Friedrich entſetzt. »Auf! die Thüre auf!« — Er öffnete, und die Fremde ſtürzte in den Garten. Er ſah ſie durch die Allee, gerade zur nächſten Statue eilen, ſich über etwas beugen, und dann zur Erde ſinken. Er ſtürzte ihr nach und fand ſie auf ihren Knien, in ihren Händen die Hand eines Jünglings haltend, der ohne Bewegung auf den Boden ausgeſtreckt lag.

»Was iſt geſchehen?«

»Zu Hilfe, zu Hilfe!«

Friedrich beugte ſich nieder, um ihr zu helfen den Körper empor zu heben, allein dieſer ſank ſogleich wieder leblos zurück. Die Frau ſchrie: »Todt! todt!« und die Arme öffnend ſank ſie leblos auf den Leichnam. Alles dieß war in wenigen Minuten vor ſich gegangen. Friedrich war außer ſich, doch der Anblick des Blutes und dieſer Ohnmächtigen erhielten ihn in einer augenblicklichen Aufregung; er blickte ſtarr auf die herzzerreißende Gruppe und wußte nicht was er beginnen ſollte, als regelmäßige Tritte ſich vernehmen ließen! er wandte den Kopf und ſah beim Mondenlicht zwei Wächter, welche näher kamen. Der Gedanke, bei dem Leichname angetroffen zu werden, und vielleicht als Mitſchuldiger eines Verbrechens zu gelten, machte ihn zittern, ſeine erſte Bewegung war zur Flucht, dann aber ſchämte er ſich eine Frau zu verlaſſen, zu deren Schützer ihn der Zufall berufen hatte. Er hob die Ohnmächtige auf, faßte ſie in ſeine Arme und wollte ſie durch die Allee tragen, aber er fand kaum Zeit, ſich mit ihr hinter das Piedeſtal einer Statue zu verbergen, denn die Wächter waren nur mehr wenige Schritte entfernt.

Nun kam ein fürchterlicher Augenblick der peinlichſten Erwartung, die beiden Veteranen ſchwätzten vertraulich mit einander, der Jüngere hielt an, um von einer nahen Staude blühenden Hollunder abzubrechen und Friedrich fühlte ſich von den herabgebogenen Zweigen berührt.

„Hier iſt ein Strauß für Katharinen,“ ſagte der Soldat, „ſie riecht den Hollunder gern.“

„Eine ſchöne Nacht,“ verſetzte der Andere. In dieſem Augenblick waren ſie noch näher zur Statue getreten, und der Eine ſtieß mit dem Fuße an den Leichnam. „Was iſt denn das, Peter?“ rief er.

Peter beugte ſich hinab und ſchrie: „Herr Gott! da liegt ein ermordeter Menſch.“

„Nicht möglich.“

„Sieh nur ſelbſt.“

„Dem armen Teufel galt alſo der Piſtolenſchuß, den wir hörten?“

„Laufe doch zum nächſten Poſten und mache die Anzeige, ich bleibe indeſſen hier.“

Friedrich wagte kaum zu athmen; da er nicht entfliehen konnte, bereute er ſchon, ſich verborgen zu haben, und fühlte doch auch, daß es zu ſpät ſei, ſich zu zeigen. Er hörte bald vom Pallaſte her Schritte und Stimmen. Der Wächter, der ſich indeſſen überzeugt hatte, daß kein Leben mehr in dem Leichnam ſei, ging nun den Ankommenden entgegen. Friedrich begriff wohl, daß jetzt der Augenblick ſei, der Gefahr zu entgehen. Die junge Frau in ſeine Arme faſſend, verließ er das Piedeſtal, ſchlich durch das Dunkel der Geſträuche, dann durch die Alleen, erreichte die Thüre des Ateliers und ſtürzte hinein.

Seine erſte Sorge, nachdem er die Unbekannte auf ſein Ruhebett gelegt hatte, war an's Fenſter zu treten, und zu ſpähen, ob man ihn nicht beobachtet habe oder gar verfolge, allein Alles war ruhig im Garten, und nur von ferne auf der Seite, wo die Statue ſtand, ſah er durch die Bäume Lichter ſich bewegen. Er eilte dann zur jungen Frau zurück, welche anfing, ihrer Sinne wieder mächtig zu werden.

Friedrich's Verlegenheit war außerordentlich. In der ganzen Begebenheit herrſchte ein ſo unbegreifliches Geheimniß, daß er es nicht wagte, eine Frage zu thun. Er blieb alſo ſtillſchweigend einige Schritte vor der Unbekannten ſtehen und erwartete ihre Befehle. Da er aber bemerkte, daß ſie noch immer verſtörte Blicke um ſich warf, ſprach er ſchüchtern zu ihr: „Sie ſind in Sicherheit.“

Sie heftete die ſtarren Augen auf ihn, ſchwieg noch einige Augenblicke und murmelte dann leiſe unverſtändliche Worte. Bald aber wurde ihre Stimme lauter und kreiſchend rief ſie den Namen „Franz!“ Friedrich ſuchte vergebens ihr Troſt zuzuſprechen, ihre Geiſtesverwirrung ward immer größer, bis ſie endlich, erſchöpft von ſo vielen heftigen Gemüthsbewegungen, kraftlos und ohnmächtig auf das Ruhebett zurück ſank.

Der junge Maler ergriff ihre Hände, ſie waren eiſig kalt, er berührte ihre Stirne, ſie war glühend heiß. Einige Blutstropfen quollen zwiſchen den zuſammengepreßten Lippen hervor, und der ganze Körper zitterte von Convulſionen.

Schrecken bemächtigte ſich Friedrich's, Alles was vorgefallen war, hatte ihm ſeine gewöhnliche Geiſtesgegenwart geraubt, plötzlich mitten in ein wunderliches Abenteuer geworfen, hatte ſich ſeine Einbildungskraft exaltirt, und in dieſem Augenblicke hielt er Alles für möglich, ausgenommen etwas Gewöhnliches.

Der Gedanke, dieſe Frau könne bei ihm ihren Geiſt aushauchen, und er ſich in eine Begebenheit verwickelt ſehen, über welche man ihn zur Rechenſchaft ziehen könne, war der erſte, der ſich ihm aufdrang. Schnelle Hilfe kann die Arme vielleicht noch retten, aber wo dieſe finden? Er hatte keine Nachbarn, der Portier ſelbſt war abweſend und hatte in ſeinem Stübchen nur ſeinen alten kranken Vater zurück gelaſſen. Plötzlich fiel ihm Leblanc ein. Das Theater war nur wenige Schritte entfernt und er gewiß, ihn dort zu finden. Hier war nicht zu zaudern, er warf noch einen Blick auf die Fremde, welche ſich noch immer in demſelben Zuſtande befand und eilte dann nach dem Theater.

Er wußte glücklicher Weiſe den Platz, wo ſich Heinrich gewöhnlich befand, er drang ohngeachtet der Völle des Saales bis zu ihm, faßte ihn am Arme und zwang ihn, ihm zu folgen.

„Aber zum Henker, was haſt du denn?“ fragte Heinrich, als ſie einmal aus dem Gedränge waren.

„Du ſollſt Alles erfahren,“ antwortete Friedrich, indem er ihn mit ſich fortriß, „eile nur ſo ſchnell als möglich.“

„Aber wohin führſt du mich?“

„Zu mir.“

„Iſt etwas geſchehen?“

„Ja.“

„Jemand verwundet?“

„Ja.“

Sie kamen an, Friedrich ſtürzte in ſein Zimmer. Die Fremde war nicht mehr da. Er lief zu dem Portier, wo ihm auf die Frage: „Iſt Niemand, während ich weg war, aus dem Hauſe gegangen?“ mit „Nein“ geantwortet wurde, dann ließ er alle Treppen, alle Winkel des Hauſes unterſuchen, öffnete ſeinen Kleiderſchrank, ſchaute hinter die Fenſtervorhänge, vergebens, es war Niemand zu finden.

„Was ſuchſt du denn?“ fragte endlich Leblanc etwas böſe, der ihm überall gefolgt war. Friedrich fiel athemlos auf das Ruhebett. Das Verſchwinden der Fremden drückte das letzte Siegel auf das Geheimnißvolle dieſes ſonderbaren Abends. —

Am folgenden Tage verkündeten die Journale, daß der Leichnam eines jungen Mannes, den Niemand kenne, im Garten von Luxembourg gefunden worden ſei. Fruchtlos hoffte der junge Maler auf nähere Aufklärung, denn bald ſchien die ganze Begebenheit vergeſſen, doch hatte ſie in der Seele Friedrich's eine tiefe Erinnerung zurückgelaſſen. Bis hieher hatte er die Bücherwelt von der wirklichen Welt getrennt, und nur Dinge, welche ſich täglich ereigneten, für möglich gehalten, allein jetzt gewann er eine neue Anſicht, er fing an auch das Außerordentliche zu glauben. Natürlich nahmen auch die Träume ſeiner Phantaſie einen weiteren Ausflug. Da er jetzt an das Romantiſche zu glauben anfing, dachte er an nichts Gewöhnliches mehr, übergetreten zur Verehrung des Wunderbaren, hing er auch an demſelben mit dem Eifer und der Heftigkeit eines Convertiten, und alle Trugbilder ſeiner Jugend tauchten in ſeiner Seele wieder auf. Es ſchien ihm unmöglich, daß jenes Abenteuer, worin er Mitſchauſpieler geweſen, auf dieſem Punkte ſtehen bleiben könne, es war für ihn der Anfang eines Buches, das er in ſeiner Einbildung ergänzte, er baute Schlüſſe auf Schlüſſe, Folgen auf Folgen, und gab ihnen dann nach der Laune des Tages entweder einen glücklichen oder ſchrecklichen Ausgang.

Übrigens diente dieſe Criſis doch auch dazu, ſeinen gebeugten Geiſt wieder empor zu heben, die Hoffnung kehrte, wenn auch als Romanenheldin verkleidet, wieder bei ihm ein, Friedrich arbeitete wieder muthig, feſt glaubend, daß ſich irgend eine große Veränderung für ihn und ſein Geſchick vorbereite.

Und wirklich wurde ſeine Ahnung nicht getäuſcht. Eines Morgens, als er eben mit großem Eifer an einem Bilde arbeitete, trat Leblanc in Begleitung eines Fremden in ſein Zimmer.

„Laß dich nicht ſtören,“ rief der Arzt, „einen Maler muß man vor ſeinem Bilde ſehen. Ich ſtelle dir Herrn Wartmann aus München vor, einen enthuſiaſtiſchen Bewunderer deines Talentes.

Friedrich grüßte verlegen.

„Ein Kunſtliebhaber, von deſſen Sammlung du ſchon gehört haben wirſt.“

Friedrich verbeugte ſich auf's Neue. Herr Wartmann war auf ſeinen Stock geſtützt ſtehen geblieben. Friedrich bot ihm einen Stuhl, aber der Deutſche warf die Blicke um ſich, und betrachtete dann zwei Landſchaften, welche Friedrich für ſeine beſten Werke hielt. Nachdem er ſie lange angeſehen hatte, wandte er ſich an den jungen Künſtler mit der Frage: „Sind dieſe Bilder verkauft?“

„Nein, mein Herr.

„Ich biete Ihnen hundert Louisdor's dafür — können Sie ſie für dieſen Preis geben?“

„O ja.“

Wartmann zog ſein Portefeuille heraus. „Ich werde ſie heute noch abholen laſſen,“ ſagte er, indem er Friedrich die Summe übergab, dieſer aber ſah Leblanc an, zweifelnd, ob er nicht etwa das Opfer einer Myſtifikation ſei, dieſer aber ſchien eben ſo erſtaunt als er.

„Ich wünſchte von Ihnen auch vier Anſichten von Rom zu haben,“ fuhr der Deutſche fort, „aber an Ort und Stelle aufgenommen. Waren Sie ſchon in Italien?“

„Ich werde dieſes Land der Kunſt in kurzer Zeit ſehen,“ erwiederte Friedrich, einen freudigen Blick auf die Bankbillets in ſeiner Hand werfend.

„Ich zahle Ihnen 1000 Franks für jedes Bild,“ ſprach Wartmann, und bei dieſen Worten nahm er noch zwei Bankbillets, jedes zu 1000 Franks aus ſeinem Portefeuille und bot ſie Friedrich an, welcher ſie zurückweiſen wollte, allein der Deutſche drang ſie ihm auf indem er ſprach: „das iſt eine Darangabe, ich pflege es immer ſo zu halten, damit ich der Werke, welche ich zu erhalten wünſche, mich verſichere.“

Friedrich mußte nachgeben, und einen Empfangsſchein über die Summe ausſtellen, dann nahm Herr Wartmann Abſchied. — Kaum war er fort, ſo ſtürzte Friedrich an Leblanc's Hals. „Ich werde nach Italien gehen,“ rief er freudetrunken, „ich werde die Meiſterwerke Raphael's und Michael Angelo's ſehen. Da blick nur her, ich bin ein reicher Mann, ich kann nun etwas auf meine Bildung verwenden, und will's Gott, auch ein tüchtiger Maler werden.“ Mit dieſen Worten bewegte er die Bankbillete in ſeinen Händen gleich Caſtagnetten und tanzte in ſeinem Atelier herum, indem er alle Stühle umwarf. „O! wenn ich bedenke,“ fuhr er fort, „daß Glück, Ruhm, Alles von einigen Stückchen Papier abhängen kann, daß man mit 4500

Franks, wie ich ſie jetzt hier in meiner Hand halte, ein großer Mann werden kann. O ihr himmliſchen Papiere, meine Beſchützer, meine guten Engel, meine Götter," und dabei küßte er ſie. — "O der liebenswürdige Herr Wartmann! — und ich, ich konnte die Deutſchen nicht leiden. Es iſt die erſte Nation für einen Maler. Von nun an will ich mein Morgen- und Abendgebet verrichten, indem ich meine Augen gegen jene Gegend wende, wo der Rhein fließt, ſo wie die wahren Gläubigen ſich gegen Mecca wenden, ich will Tabak rauchen und Sauerkraut eſſen lernen. Aber ſage mir Leblanc, wie zum Henker biſt du zur Bekanntſchaft dieſes Ehrenmannes gekommen?"

"Ein Zufall lehrte mich ihn kennen. Ich fand ihn im Theater, wir ſprachen über die Kunſt, ich nannte dich, er hatte ſchon Bilder von dir geſehen, und wünſchte dich kennen zu lernen."

"Du haſt mir alſo das Thor des Glückes geöffnet, du biſt mein Merkur. Ich will dich im Flanellleibchen malen, den geſchlungenen Götterſtab in der Hand und die kleinen Flügelchen an den Pantoffeln."

"Du wirſt ja ein Narr."

"Aus Freuden, wohl möglich, ich bin ſo ein Glück nicht gewohnt. Apropos wir bleiben doch dieſen Abend beiſammen, ein ſolcher Tag darf nicht wie ein gewöhnlicher zu Ende gehen. Wir ſpeiſen mit einander bei Verry. Bordeaux her! Champagner! ich kann's bezahlen."

"Du thäteſt beſſer, zu Hauſe zu bleiben und abkühlende Getränke zu trinken."

"O du lieber Gott, laß mir doch nur Zeit mich in mein

Glück zu finden, ſieh ich habe mit dem Teufel geſpielt, meine Zukunft eingeſetzt, und die Parthie gewonnen. Von jetzt an habe ich Vertrauen in mich ſelbſt, ich bin reich, mächtig. — Komm, komm, ich will mir ſogleich eine Reiſe-Chatoulle und einen Strohhut kaufen und einen Reiſepaß beſorgen.“

Fünf Tage nachher befand ſich Friedrich Garnier auf der Straße nach Marſeille, wo er ſich nach Italien einſchiffte. Seine tolle Freude hatte ſich etwas gelegt und einem ruhigen behaglichen Gefühle Platz gemacht.

Näher dem Lande, wo er die Wunder der Kunſt ſehen ſollte, welche ihm ſo lange in ſeinen Künſtlerträumen erſchienen waren, bemächtigte ſich ſeiner eine Art von Unruhe vergleichbar derjenigen, welche ein junges Mädchen fühlt, wenn ſie zum Altare ſchreitet, wo ſie ihr Bräutigam erwartet, und als man ihm nun Genua zeigte, welches aus dem Morgennebel emporſtieg, konnte er ſich eines Freudenſchreies nicht erwehren. Italien, das erſehnte Land lag vor ihm.

Er beſuchte nach einander Florenz, Piſa, Neapel, Venedig und Rom und fand überall, in den Muſäen und auf den Straßen die ſublimen Überlieferungen der Kunſt. Die erſten Monate ſeiner Reiſe waren bloß der Bewunderung gewidmet, aber bald ergriff ihn auch die Begierde, ja das Bedürfniß, die Meiſterwerke nachzuahmen, er nahm den Pinſel wieder in die Hand und bemerkte mit Vergnügen, daß der Anblick des wahren Schönen auch auf ihn die vortheilhafteſte Wirkung ausgeübt habe. Sein Blick war umſichtiger, ſeine Hand ſicherer geworden, er vollendete binnen drei Monaten ein ſchöneres Bild, als alle ſeine früheren waren, und ſandte es nach Frankreich zur Ausſtellung, welche eben Statt haben ſollte.

Obſchon er wohl fühlte, was ſeinem Werke noch mangle, hoffte er doch, daß es werde bemerkt werden. Er erwartete mit fieberhafter Ungeduld die Eröffnung der Ausſtellung; endlich erhielt er von Leblanc einen Brief folgenden Inhaltes:

„Acht Tage ſind es nun, daß die Gemälde-Gallerien offen ſtehen, aber bevor ich dir ſchrieb, wollte ich wiſſen, wie ſich das Publikum über dein Werk ausſpreche. Preiſe dich glücklich, Bruder, das Publikum hat dich begriffen, dein Genie hat ſogar die Unwiſſenheit zur Bewunderung gezwungen. Geſegnet ſei die Mutter, welche dir das Leben gab, denn das Vaterland dankt ihr einen ſeiner vorzüglichſten Künſtler und ihr Sohn iſt hoch emporgeſtiegen über ſeines Gleichen.“

„Du haſt die Bahn zum Ruhme gebrochen, ſteig hinan zum Capitol, Triumphator, und kümmere dich um einige Schmähreden nicht, welche betrunkene Soldaten, deinem Siegeswagen folgend, laut werden laſſen.“

„Lebe wohl, und vergiß nicht Cäſar, daß ich es war, der zuerſt die Strahlenkrone um dein Haupt entdeckte.“

Heinrich Leblanc.“

„Nachſchrift. Vergiß nicht mir die Violinſaiten und die Maccaroni zu ſenden, worum ich dich gebeten habe.“

Außer dem Poſtſkriptum, welches ſehr deutlich war, begriff Friedrich wenig von dem, was ihm ſein romantiſcher Freund geſchrieben hatte. Er ſah nur aus den kurzen Abſätzen, wie bei den Epiſteln an die Corinther, daß Heinrich den letzten Tag eines Verurtheilten von Viktor Hugo mußte geleſen haben. Zum Glücke überzeugten ihn noch andere Briefe, welche in einem weniger erhabenen Style geſchrieben waren, und die Journale, welche er empfing, von dem beifälligen Erfolge ſeines Werkes, der Preis, den man ihm zuerkannte, und Beſtellungen, welche ihm von allen Seiten zukamen, vollendeten dieſe ſüße Überzeugung.

Friedrich fühlte ſich nicht ſchwindelnd, aber wohl erhoben und geſtärkt durch dieſe Anerkennung. Er begriff wohl, daß der Ruhm ſein Talent nicht vergrößern könne, ſondern ihm nur noch größere Pflichten auferlege, er gab ſich ſelbſt das Verſprechen, deſto ſtrenger gegen ſich zu ſeyn, als das Publikum nachſichtig gegen ihn war, und ſo zu arbeiten, daß er noch mehr verdiene, als man ihm zugeſtanden hatte. Er ließ ſich nicht durch Künſtlerſtolz verblenden, doch gewann er mehr Vertrauen in ſich ſelbſt und war ſich jener Kraft jetzt bewußt, welche er bisher noch bezweifelte.

Nachdem er Italien — nicht geſehen — einſtudirt hatte beſchloß Friedrich nach Frankreich zurück zu kehren, wohin ihn ſein neu erlangter Ruf und viele angenommene Arbeiten riefen. Er wählte den Weg über Mailand und durch die Schweiz.

Er erwartete beſonders in dem letzteren Lande erhabene Schauſpiele, mächtige und ſüße Eindrücke; er hoffte in dieſen Adlerneſtern würdige Abkömmlinge Wilhelm Tell's zu finden, er ſah aber nur große Berge und kleine Menſchen und der erhabene Reichthum der Schöpfung kontraſtirte um ſo mehr mit dem habſüchtigen Geize der Menſchen. Jene Schweiz, die er zu ſehen hoffte, exiſtirte nicht mehr, diejenige, welche er durchzog, war nur ein Zauberpanorama, wo man alles theuer bezahlen mußte, vom Alpenkäſe bis zu den Berglavinen, von der freundlichen Miene eines Wirthsmädchens bis zur Anſicht eines Waſſerfalles.

Nur ſelten wurde es ihm ſo wohl irgend ein verſtecktes Bergwaſſer unter Pinien, irgend ein Eismeer entfernt von der allgemeinen Fahrſtraße, irgend einen See von Bergen eingerahmt, zu bewundern, an deſſen Ufern ſich nieder zu ſetzen und zu malen, ohne die Dazwiſchenkunft eines Engländers befürchten zu müſſen; denn ſeit mehren Jahren fallen die Engländer ſo haufenweiſe ein, wie die Heuſchrecken einſt in das Reich der Pharaone, nur mit dem Unterſchiede, daß die Heuſchrecken Egypten auffraßen, indeſſen jetzt die Engländer von der Schweiz aufgefreſſen werden. Überall wo Ihr Einen ſeht, der da ißt, könnt Ihr das God save the queen mit der Überzeugung ſingen, verſtanden zu werden.

Friedrich Garnier kam endlich einen Monat, nachdem er Mailand verlaſſen hatte, nach Baſel, er hatte mehr Engländer als Gletſcher geſehen, er war der blonden Haare und der grünen Schleier ſchon überdrüßig, und ſehnte ſich nach ſeinem Vaterlande. Im Augenblicke ſeiner Ankunft war in Baſel großer Zuſammenfluß der Wahlen wegen und alle Gaſthöfe waren voll. Friedrich verſuchte vergebens in ſechs Gaſthöfen ein Bett zu bekommen, es blieb ihm nur noch der Gaſthof zu den drei Königen, er fuhr vor, der Gaſtwirth erſchien ſogleich am Wagen und Garnier fragte:

»Kann ich Unterkunft finden?«

»Unmöglich, mein Herr!«

»Zum Henker mit all euern Gaſthöfen!« rief Friedrich, „ſo will ich hier zu Mittag eſſen, und wieder weiter fahren.“

„Sie ſollen bedient werden,“ ſprach der Wirth höflich, und half ihm aus dem Wagen. Beim Ausſteigen fielen Friedrich's Blicke auf einen Reiſenden, der unter dem Thore des Hôtels ſtand und mit einer verſchleierten Dame ſprach. Es war Herr Wartmann. Ein Ausruf der Überraſchung entfuhr ihm, und er wollte hintreten, allein in dieſem Augenblicke ging die verſchleierte Frau haſtig in's Haus und zog Herrn Wartmann mit ſich.

Friedrich beeilte ſich ſeine Rechnung mit dem Kutſcher abzumachen und trat in den Speiſeſaal. Er fand hier viele Menſchen, ſuchte unter dieſen längere Zeit herum, endlich fand er den Wirth und fragte ihn wo Herr Wartmann ſei.

„Er iſt vor wenigen Minuten abgereiſt.“

„Und wohin?“

„Nach Baden.“

„Hielt er ſich lange hier auf?“

„Nur zwei Tage. Ich glaubte nicht, daß er Baſel ſo ſchnell wieder verlaſſen würde.“

„Nun iſt doch die Stube leer, welche er bewohnte?“

„Ich habe ſie ſo eben wieder vergeben, aber das Zimmer ſeiner Nichte ſteht zu Ihren Dienſten.“

„Ich nehme es.“

Nachdem Friedrich den Rhein bewundert, die Cathedralkirche und die Bibliothek beſucht hatte, kehrte er ermüdet in den Gaſthof zurück, und ließ ſich ſein Zimmer zeigen. Dieß war noch ganz in jener Unordnung, in der es diejenige zurückließ, welche es einige Stunden früher bewohnte, und Alles darin bewies die Haſt einer unvorhergeſehenen Abreiſe, zerriſſene Papiere lagen umher, ein Gürtel war auf einem Stuhle vergeſſen, und ein Buch lag noch aufgeſchlagen auf dem Tiſche. Es war die Valerie der Frau von Krüdener.

Nachdem unſer Maler einige Seiten in dieſem gefährlichen Buche geleſen hatte, trat er zum Kamin und erblickte dort ein glänzendes Medaillon, kaum hatte er die Augen darauf geworfen, als er in dem Portrait ſeine Unbekannte in Luxembourg erkannte. Sogleich fiel ihm auch die Frau ein, welche er nur im Vorübergehen mit Herrn **Wartmann** im Geſpräche geſehen hatte, und er zweifelte nicht, daß ſie es geweſen. Sie hatte ihn vermuthlich bemerkt, und ihre ſchnelle Abreiſe hatte gewiß nur den Zweck eine Zuſammenkunft mit ihm zu vermeiden. Aber ſollte ſie wirklich die Nichte desjenigen Mannes ſeyn, der ihm die Mittel verſchafft hatte, die Reiſe nach Italien zu unternehmen? Und wenn ſie es iſt, ſo war vermuthlich dieß Alles ihr Werk, und der Kauf der Bilder nur ein Vorwand, um ihn auf unbeleidigende Art eine Wohlthat zuzuwenden, oder war es vielleicht das einzige Mittel um ihn aus Frankreich zu entfernen?

Garnier verlor ſich in Vermuthungen, allein, welcher auch der Beweggrund ſeyn mochte, er brannte vor Begierde dies Geheimniß zu erforſchen, und die Begegnung in Baſel hatte auf's Neue ſeine ganze Neugierde rege gemacht. Oftmals, wenn er Lebensbeſchreibungen alter berühmter Meiſter las, beneidete er ſie um ihre Abenteuer. Es ſchien ihm jetzt, daß es nur von ihm abhänge, ſeinem künftigen

Biographen auch Stoff zu einer abenteuerlichen Begebenheit zu hinterlaſſen. Er glaubte, wenn es ihm gelänge, Herrn Wartmann und ſeine Nichte aufzufinden, ſich auch das Räthſel löſen müſſe, und er entſchloß ſich daher, gleich morgen nach Baden abzureiſen.

Allein als er dort ankam, waren Beide ſchon nach Wien abgegangen. Friedrich hatte Zeit und Geld, er ſetzte alſo ſeine Reiſe auch dahin fort. Onkel und Nichte waren ihm richtig überall vorgeeilt und er verlor ihre Spur erſt, als er in der Hauptſtadt Öſterreichs anlangte.

Wien iſt wahrhaft eine recht große Stadt, das Paris Deutſchlands — ſagen die Franzoſen. Das Leben iſt hier angenehm, das Volk fröhlich und gutmüthig, die Vergnügungen zahlreich. Garnier war nicht ſo ganz und gar mit ſeiner Unbekannten beſchäftiget, daß er alles Übrige darüber vergeſſen hätte, er beſuchte die öffentlichen Gebäude und Denkmäler, die Muſeen und Kabinete fleißig. Eines Abends, als er in das Theater ging, hörte er hinter ſich franzöſiſch ſprechen, er wendete ſich um und erblikte Heinrich Leblanc.

Der Arzt und der Maler umarmten ſich.

„Ich glaubte dich in Rom,“ ſagte Leblanc.

„Und ich dich in Paris. — Was zum Henker machſt du hier?“

„Ich will hier auf eine neue Art kuriren lernen. Man ſpricht ſeit einiger Zeit ſehr viel von den deutſchen Doktoren, welche die Erfindung gemacht haben, mit unendlichen Kleinigkeiten, ja man kann ſagen mit Nichts zu heilen. Das Ding will ich mir nun mit anſehen, und wenn ich nach Paris zurückkehre, iſt der Homöopath fertig. Man weiß, daß ich in Deutſchland war, die Sache an der Quelle ſtudirt habe, und mein Glück iſt gemacht.«

»Das heißt, du betrügſt das Publikum.«

»Nicht mehr und nicht weniger als meine Herren Collegen, aber wo wohnſt du? — Garnier gab ihm ſeine Adreſſe. Morgen komm ich zu dir, ich werde dich in viele große Häuſer einführen, ich hatte Empfehlungsſchreiben an die erſten Familien und wurde überall mit offenen Armen empfangen.«

Garnier nahm das Anerbieten ſeines Freundes um ſo lieber an, als er dadurch hoffte Erkundigungen über Herrn Wartmann und ſeine Nichte einziehen zu können. Um dieſe Nachforſchungen ſich zu erleichtern, beſchloß er das kleine Miniaturbild im Großen zu copiren. Er vollendete eben dieſe Arbeit, als Leblanc bei ihm eintrat.

»Ach!« — ſprach er. — »Du haſt ſchon Arbeit in Wien bekommen.«

»Ich? — wie ſo?«

»Nun, du machſt ja das Portrait einer Dame, die ich hier kennen gelernt habe.«

»Du? hier? und weißt du ihren Namen?«

»Man hat ihn mir geſagt, aber es iſt einer von jenen barbariſchen Namen, die man nicht behalten kann. Ich habe die Dame öfters mit ihrem Mann bei der Gräfin N** geſehen.«

»Sie iſt alſo verheirathet?«

»Ja, mit einem Ungar, der mit ſeinem ungeheueren Schnurbarte einer ausgeſtopften Tigerkatze nicht unähnlich iſt. Alle Welt fürchtet ſich vor ihm, ſeine Gattin nicht ausgenommen, die ihm, wie man ſagt, nur gezwungen ihre Hand gereicht hat.«

»Wie das? weißt du etwas Näheres?«

»O, das iſt eine ſeltſame Geſchichte. Das Mädchen ſoll die Tochter eines armen Paſtors auf dem Lande geweſen ſeyn, der Ungar verliebte ſich in ſie, und da ſie mit einem andern verſprochen war, ſo hat er dieſen als Wildſchützen anklagen und verurtheilen laſſen, und das Mädchen ſelbſt geheirathet.«

»Und einen ſolchen Menſchen empfängt man in guten Geſellſchaften?«

»Er iſt reich, willſt du noch einen Grund?« Friedrich ſtellte keine Frage mehr, aus Beſorgniß Heinrich's Neugierde zu erregen. Er bat ihn nur, ihn bei der Gräfin R** einzuführen. Aber noch an demſelben Abend, als ſie ſich in die Leopoldſtadt dahin begaben, machte ihn Leblanc auf eine ſchöne Equipage aufmerkſam, welche vor einem großen Gaſthofe hielt. »Siehſt du,« ſagte er, »das iſt die Equipage deines Portraits.«

Garnier blickte hin, ſah aber nur einen großen Mann, der allein aus dem Wagen ſtieg.

Am andern Tage ſchon wohnte Garnier in demſelben Gaſthofe in der Leopoldſtadt, und aus ſeinem Fenſter konnte er gerade in den Hof und auf das Hausthor ſehen. Einige Fragen an das Stubenmädchen verſchafften ihm Gewißheit, daß hier ein Ungar mit ſeiner Frau wohne, und er beſchloß nichts unverſucht zu laſſen, um ſeiner Unbekannten endlich auf die Spur zu kommen.

Unter den Fenſtern im Hôtel bemerkte er zwei, deren Vorhänge immer geſchloſſen waren, er vermuthete, daß dies das Zimmer der jungen Frau ſei. Mehre Tage vergingen, ehe er ſich davon überzeugen konnte, endlich am fünften Tage öffnete ſich eines der Fenſter und der ungariſche Edelmann lehnte ſich aus demſelben.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen bis in das Innerſte des Gemaches und Friedrich glaubte darin auf einem Canapé eine weiß gekleidete Frauengeſtalt zu erblicken, allein ſie war zu entfernt, und die Beleuchtung zu matt, um ſie erkennen zu können. Der Ungar blieb lange Zeit allein am Fenſter, und die Abenddämmerung brach allmälig ein, als Friedrich bemerkte, daß er ſich umwandte und aus ſeinen Bewegungen folgerte, daß er etwas gegen den Hintergrund rede. Hierauf ſchien ſich die weiße noch undeutliche weibliche Geſtalt vom Sofa aufzuheben und langſam gegen das Fenſter zu treten. Da hob Friedrich den Vorhang ſeines Fenſters, hinter welchem er ſich bisher verborgen hatte, etwas mehr auf, und ſah ſtarren Blicks hinüber, mit Ungeduld erwartend, daß die Geſtalt beſtimmter ſich zeigen werde. Die Frau, welche mit geſenktem Kopfe jetzt zum Fenſter getreten war, erhob plötzlich ihre Blicke, dieſe begegneten jenen Friedrich's, der junge Mann wollte ſich ſchnell zurück ziehen, allein bevor dies noch geſchehen war, ſah er ſie die Arme ausbreiten und ein Schrei drang an ſein Ohr. Einige Augenblicke blieb er unbeweglich ſtehen, und wagte es nicht, ſeinen Vorhang wieder zu lüften, allein bald hörte er, wie ein Fenſter mit Heftigkeit zugeſchlagen wurde, er blickte hinaus, der Ungar und die Unbekannte waren verſchwunden und die Fenſtervorhänge wieder feſt geſchloſſen.

Noch an demſelben Abend erfuhr er, daß man über ihn Erkundigung eingezogen, um ſeinen Namen, ſein Vaterland, ſeine Beſchäftigung und um die Urſache, weßwegen er ſich hier in Wien befinde, nachgefragt habe. Friedrich errieth leicht die Urſache dieſer Nachforſchungen, man hatte ihn erkannt. — Er fühlte wohl auch, was er in einem fremden Lande ohne Schutz, und im Beſitze eines Geheimniſſes, welches man für jeden Preis wird verwahren wollen, zu fürchten habe, und beſchloß daher die größte Vorſicht zu beobachten.

Einige Tage verfloſſen, ohne einem neuen Ergebniſſe, die Fenſter der Wohnung des Ungars hatten ſich nicht mehr geöffnet, und Garnier beſorgte ſchon, die Unbekannte könne wohl gar abgereiſt ſeyn, als eines Abends Leblanc mit zwei Billetten zu Sperrſitzen in das Operntheater erſchien. »Mache fort,« ſagte er, »man gibt heute eine neue Oper und es wird ſehr voll ſeyn.«

Sie hatten wirklich Mühe, zu ihren Sitzen zu gelangen. Endlich begann die Ouverture, der Vorhang rollte empor, und Friedrich erkannte gleich bei den erſten Scenen eine franzöſiſche Oper, deren erſte Darſtellung er noch in Paris geſehen hatte. Dialog, Geſänge, Inſtrumentation, alles war dasſelbe, die Sänger ſangen gut, und wenn ſie auch ebenſo gut geſpielt hätten, ſo hätte er glauben können ſich in der Opera comique zu Paris zu befinden.

Schon waren die erſten zwei Akte zu Ende und der Vorhang erhob ſich eben zum dritten Male, als Garnier, welcher an der Ecke einer Bank ſaß, ſich ein Billet in die Hände geſteckt fühlte, er ſah ſich um, erblickte aber nur Jemand, der tief in einen Mantel gehüllt ſich eiligſt durch die Menge zurückdrängte.

Das Billet enthielt nur folgende Worte mit Bleiſtift geſchrieben: „Finden Sie ſich Donnerstag bei dem maskirten Ball der Gräfin R** ein, im Coſtüm eines Albaneſen, und wenn man Sie fragt, was Sie hier ſuchen, ſo antworten Sie: „Weiß ich es ſelbſt?“

Die Schrift war von einer Frauenhand und Friedrich zweifelte nicht einen Augenblick, daß ſie von ſeiner Unbekannten komme. Leblanc hatte ihn ſchon im Hauſe bei der Gräfin aufgeführt, und es war ihm auch ſchon eine Einladungs-Karte zu dem Balle zugeſandt worden, es hinderte ihn alſo nichts, dahin zu gehen, was er jetzt mit um ſo größerer Sehnſucht erwartete.

Der beſtimmte Tag erſchien, Friedrich nahm die verabredete Kleidung und begab ſich auf den Ball. Seine Ungeduld war der feſtgeſetzten Stunde zuvorgekommen, und es befanden ſich bei ſeiner Ankunft noch ſehr wenige Gäſte in den Sälen. Nachdem er alle Anweſenden genau gemuſtert hatte, ſtellte er ſich zur allgemeinen Eingangsthüre, um die Ankommenden bei ſich vorbeigehen zu laſſen, hoffend, der Zufall werde ihn die Erwartete kennen lehren, aber das Gedränge nöthigte ihn, den eingenommenen Platz zu verlaſſen, er mußte ſich alſo auf's Warten verſtehen.

Die Mitternacht rückte allmälig heran, mit ihr die Ruheſtunde. Das wohlbeſetzte Orcheſter ſchwieg, und die Gäſte begaben ſich in die Speiſeſäle. Ermüdet von dem Gewühle, dem Lärmen und der Muſik begab ſich Garnier, abgeſondert von den Tänzern, in ein Gemach, deſſen Thüre offen ſtand, und befand ſich in einer matt beleuchteten kleinen Bibliothek. Er ſank dort auf ein Canapé und ein Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt, als leiſe Tritte ertönten, und gleich darauf eine Frau in ſpaniſchem Coſtüme vor ihm ſtand?

„Was ſuchen Sie hier?“ fragte die Maske.

„Weiß ich es ſelbſt?“ antwortete Friedrich.

Sie machte eine heftige Bewegung, und blickte unruhig nach allen Seiten — „Nur leiſe, mein Herr!“ fuhr ſie dann fort.

„Wir ſind allein, Madame!“

Sie näherte ſich mehr und fragte haſtig: „Was machen Sie hier in Wien, mein Herr?“

„Ich ſuche Sie.“

Die Frau wankte zurück. — „Mich? und warum?“

„Ich muß Ihnen zum zweiten Male antworten: Weiß ich es ſelbſt? Ihr erſtes Erſcheinen war etwas ſo Außerordentliches in meinem Leben, daß jetzt, da ich Sie wieder finde, meine Sehnſucht verzeihlich wird, mir die Löſung dieſes Räthſels zu verſchaffen.“

„Was wollen Sie wiſſen?“

„Alles, denn ich habe nichts von jenem Trauerſpiele verſtanden, zu deſſen Zeugen und Mitſpieler Sie mich gemacht haben. Ich weiß nicht, was ich davon glauben ſoll, und ich muß es Ihnen geſtehen, dies ganze Geheimniß drückt mich faſt wie ein Gewiſſensbiß. O Sie glauben mir wohl, wenn ich Ihnen ſage, daß dies Gefühl etwas anders als bloße Neugierde iſt. Es iſt vielmehr die romanenhafte Hoffnung, zu einer großen Genugthuung Ihnen dienlich zu ſeyn, es iſt das Gefühl, Ihnen für das zu danken, was Sie für mich gethan haben, denn ich halte mich überzeugt, jener Herr Wartmann, der mich mit einem Male ſo reich machte, daß ich meinen Lieblingswunſch: Italien zu beſuchen, erfüllen konnte, war von Ihnen geſandt, was ich für einen glücklichen Zufall hielt, war eine verborgene Wohlthat — verzeihen Sie mir, Madame — ich will, ich muß wiſſen, unter welcher Bedingung ſie mir geſendet wurde, und welche Verpflichtung ſie mir auferlegt. Was wollten Sie durch dieſes Geld in Ihrer Idee bezahlen, einen Ihnen geleiſteten Dienſt oder eine ewige Verſchwiegenheit?“

„Beides, mein Herr!“

„Dann muß ich es zurückweiſen,“ rief Heinrich heftig, „ich verkaufe weder meine Dienſte noch meine Verſchwiegenheit.“

„O hören Sie mich,“ erwiederte die Maske faſt flehend. „Sie haben geſagt, Sie ſeien hieher gekommen, um mir nützlich zu ſeyn; wohlan! ſo wiſſen Sie, Alles das, was geſchehen iſt, iſt nicht mehr gut zu machen, mein Unglück iſt nicht von mir zu nehmen, ich muß es tragen, aber Ihre Gegenwart kann mich ganz verderben. Ich bin eine Sklavin in der Höhle eines wilden Thieres angeſchmiedet, bei dem geringſten Verdachte iſt mein Tod gewiß. Das Geheimniß, welches Sie von mir zu wiſſen zu verlangen, muß ein Geheimniß bleiben. O ich beſchwöre Sie, verlaſſen Sie Wien ſo ſchnell als möglich, und kehren Sie nach Frankreich zurück. Sie wiſſen nicht, welcher Gefahr Sie ſelbſt ſich hier ausſetzen. Sie haben bereits die Eiferſucht meines Mannes aufgeregt. Ich werde überall verfolgt, überall beobachtet. Nur der Zufall und das Gewirre dieſes Feſtes gaben mir die Mittel Sie zu ſprechen, ganz gewiß ſucht er mich ſchon.“

Dieſe Worte ſprechend, blickte die Maske voll Bangigkeit um ſich. Plötzlich hafteten ihre Augen ſtarr auf den Hintergrund des Gemaches, und ſie wankte, indem ſie einen Schrei des Schreckens ausſtieß, Friedrich erblickte im Spiegel vor ſich den Wiederſchein eines Kopfes, der bei der geöffneten Thüre herein ſah. Er trat gegen die Thüre und ein Mann, als Armenier gekleidet, ſtand an der Schwelle.

„Störe ich?“ ſprach dieſer mit vor Wuth zitternder Stimme.

„Was wollen Sie, mein Herr, und welches Recht haben Sie, uns zu behorchen?“ fragte Friedrich.

Ohne ihm zu antworten, wollte ſich der Armenier der jungen Frau nähern, allein Garnier vertrat ihm den Weg. Die beiden Männer blickten ſich einen Augenblick ſchweigend und in ausfordernder Stellung an. Dann aber riß der Armenier ſeine Larve ab, und zeigte Friedrich das Geſicht des ungariſchen Edelmannes.

„Kennen Sie mich?“ fragte er mit fürchterlicher Stimme.

„Ich beſitze nicht die Kunſt, Namen auf den Geſichtern zu leſen,“ antwortete Friedrich kaltblütig.

„Ihre Geſellſchafterin wird darin geſchickter ſeyn. Herab dieſe Larve!“

„Zurück, mein Herr!“

Der Ungar hob ſeinen nervigen Arm und Friedrich machte ſich gefaßt, dem Schlage auszuweichen, allein in dieſem Augenblicke ertönte die Muſik wieder, und viele Masken drangen lachend und ſich neckend in die Bibliothek. Friedrich benützte dieſen Augenblick, der Frau die Mittel zu erleichtern, zu entwiſchen, und als er ſich dann umwandte, den Armenier zu ſuchen, fand er auch ihn nicht mehr.

Am andern Morgen, er befand ſich allein in ſeinem Zimmer und war beſchäftiget, ſeinen Koffer zu packen, trat der Ungar trotzig herein. Bei ſeinem Anblick erbebte Friedrich. Der Ungar trat vor, hielt ihm einen Brief vor und ſprach: „Leſen Sie!“

Garnier nahm den Brief und erkannte beim erſten Blick dieſelbe Hand, welche ihm das erſte Billet geſchrieben, er öffnete und las:

„Wir ſind nur durch ein Wunder meinem Gemahl entkommen, eine zweite Zuſammenkunft würde uns verderben. Wenn ich Ihnen jemals einige Theilnahme eingeflößt habe, ſo reiſen Sie auf der Stelle ab, vielleicht kann ich einſt auf die Fragen antworten, welche Sie an mich geſtellt haben, allein dazu gehört Zeit und Freiheit. Reiſen Sie alſo, ohne mehr etwas zu fragen, ohne etwas zu erwarten, und ſuchen Sie eine Nacht zu vergeſſen, deren Erinnerung ich gerne mit meinem Blute aus meinem Gedächtniſſe waſchen möchte.“

Margarethe.“

„Sie haben geleſen?“ fragte der Ungar Garnier.

„Ja, mein Herr.“

„Welche Waffen wählen Sie?“

„Ich verſtehe Sie nicht.“

Der Ungar ſchrie mit einem wüthenden Grinſen: „An wen lautet die Adreſſe dieſes Briefes?“

„An mich.“

„Und wer ſchrieb ihn?“

„Ich weiß es nicht.“

„Dieſe Verſtellung iſt unnütz,“ kreiſchte der Ungar mit dem Fuße ſtampfend. „Halten Sie mich für blind und taub? Ich habe nie eine Unbild ungeſtraft gelaſſen. Einer von Uns muß ſterben. Hoffen Sie nicht, mir diesmal zu entkommen, wir ſind nicht mehr bei der Gräfin N**. Suchen Sie Muth zu gewinnen, ſo lange will ich warten, aber ich verlaſſe dies Zimmer nicht mehr ohne Genugthuung erhalten zu haben.“

Bei dieſen Worten ſetzte ſich der Ungar an den Kamin, und als er ſeine Hand auf die Brüſtung desſelben legte, ergriff er das Medaillon, welches Friedrich in Baſel gefunden hatte. Er beſah es und erkannte das Bild ſeiner Frau; wüthend ſprang er auf, und die Zähne zuſammengepreßt ſchrie er, „ich hole meine Waffen, in einer Stunde bin ich hier, und wenn Sie's verweigern, ſich mit mir zu ſchlagen, ſo ermorde ich Sie.“

Friedrich, nun allein, dachte unruhig über das Geſchehene nach, und an die Stelle ſeiner früheren Neugierde trat ein Gefühl von Reue. Indem er ein Geheimniß zu durchdringen ſuchte, welches ſich an die Perſon jener Frau kettete, hatte er einer poetiſchen Laune und einer romantiſchen Eitelkeit Folge geleiſtet. Er hatte ein ganzes Drama geträumt, in welchem er ſich ſelbſt die ſchönſte Rolle zutheilte, allein er ſah nun wohl ein, daß er die Schwierigkeiten, ja ſelbſt die Gefahren nicht berechnet habe, und daß ein ſolches Abenteuer beſſer zu leſen, als zu ſpielen ſei. Es war ihm wohl möglich den Irrthum zu zerſtreuen, in welchem ſich der Ungar befand, und welcher der Grund zur Herausforderung zu ſeyn ſchien, aber dann mußte er alles erzählen und ihm ein Geheimniß ausliefern, von dem die Ehre, das Leben einer Frau abhing, und dies Mittel ſich ſelbſt zu retten, verwarf er als feig und niederträchtig. Allein welchen andern Beweis konnte er für die Wahrheit ſeiner Worte geben? Wird ihn der Ungar auch nur anhören? War es denn auch gewiß, ob deſſen Eiferſucht nicht etwa nur ein Vorwand ſei, und er einen läſtigen Zeugen unter dem Anſcheine eines Nebenbuhlers aus dem Wege räumen wolle?

Friedrich wußte nicht, welcher ſeiner Vermuthungen er glauben ſollte, indeſſen ſchrieb er für jeden Fall einen Brief an ſeinen Freund Leblanc, in welchem er ihm alles Vorgefallene erzählte und ihm, wenn er unterliegen ſollte, ſeinen letzten Willen mittheilte.

Als er dieſen Brief vollendet hatte, überlas er ihn noch einmal und fühlte ſich von tiefer Traurigkeit durchdrungen, dieſes Lebewohl vom Leben, es wäre ihm minder ſchwer gefallen, wenn er es ein Jahr vorher ausgeſprochen hätte. Da er noch arm und unbekannt war, damals band ihn noch nichts an dieſe Welt, ſterben hätte für ihn nur geheißen die Augen ſchließen und nicht mehr leiden, aber es ſchien als wollte das Glück ihm erſt die Annehmlichkeiten des Lebens zeigen, es hatte ihn wohlhabend, glücklich, bewundert gemacht, und jetzt inmitten des Vergnügens ſtreckte der Tod die Senſe nach ihm aus. Dieſer Gedanke preßte eine Thräne aus dem Auge des Jünglings, allein er unterdrückte ſeine Bewegung und faltete den Brief.

Kaum hatte er dies vollendet, ſo trat der Ungar, zwei Piſtolen in der Hand haltend, herein.

„Ich bin gleich zu Ihren Dienſten,“ redete ihn Friedrich an.

Der Ungar legte die Waffen auf den Kamin. Friedrich ſiegelte den Brief an Leblanc und ſtand dann auf. „Bevor wir den ernſten Gang gehen,“ ſprach er, „nur noch ein Wort, das letzte. Ich ſchwöre Ihnen bei meiner Ehre, daß ich Ihre Gattin nie geliebt, daß ich ſie nur zweimal in meinem Leben geſehen habe, und daß mir ſelbſt ihr Name nicht bekannt iſt, daß dieſes Porträt, in welchem Sie vermuthlich ein Liebespfand ſahen, von mir in Baſel gefunden wurde, wo ſie es vergeſſen hat.“

„Lüge! ſchändliche Lüge! — und der Brief?“

„Über ihn kann nur diejenige Aufklärung geben, welche ihn geſchrieben hat.“

„Und das will ſie auch,“ ſprach eine Stimme, und die Gattin des Ungars erſchien inner der geöffneten Thüre.

„Margarethe!“ ſchrie dieſer, „was willſt du hier?“

„Dich hindern, ein Verbrechen zu begehen.“

„Fort, fort!“

„Ich weiche nicht von hinnen, außer mit dir.“

„Ah, du fürchteſt für deinen Geliebten?“

Sie warf auf den Ungar einen langen verachtenden Blick. „Mein Geliebter,“ ſprach ſie dann mit zitternder Stimme, „o, du weißt nur zu gut, daß er nicht hier iſt.“

„Aber dieſer Brief — dieſer Brief?“

„Haſt du ſchon vergeſſen, daß ein Jüngling exiſtirt, dem ich mein Herz geſchenkt und meine Hand verſprochen hatte, und den du in das Gefängniß werfen ließeſt, um mich ihm zu entreißen.“

„Es iſt hier nicht die Rede von Franz."

„Wohl muß hier die Rede von ihm ſeyn, denn er war es, den ich liebte, allein liebte, ewig lieben werde, du brachteſt es dahin, daß er als ein Verbrecher verurtheilt wurde, bevor du mich nach Frankreich führteſt, und dennoch kam auch er dahin, mich dort zu ſuchen."

„Er? das iſt unmöglich."

„Du warſt damals in London, mit politiſchen Intriguen beſchäftiget, ich konnte ihn alſo ohne Furcht empfangen."

Der Ungar ſtreckte die Hand gegen die Piſtolen aus.

„Noch nicht," ſprach die junge Frau mit einem bittern Lächeln, „du mußt erſt alles wiſſen; Franz befand ſich ſchon zwei Wochen in Paris, als du mir deine Zurückkunft verkündeteſt. Er ſchlug mir vor mit ihm zu entfliehen, allein ich beſaß mein Kind, ich hielt mich übrigens auch verſichert, daß wir deinen Nachſtellungen nicht entgehen könnten, und daß dies Franzen das Leben koſten würde. Ich wollte ihn retten und verweigerte ihm zu folgen. Ich erhielt dann ein Billet mit folgenden Worten von ihm: „Dieſen Abend werde ich mich unter deinen Fenſtern einfinden, entweder um mit dir zu fliehen, oder um von meiner eigenen Hand zu ſterben."

„Ich wohnte auf dem Lande, und eilte in der fürchterlichſten Angſt herbei; der Garten von Luxembourg war ſchon geſchloſſen; ich eilte zu dieſem Herrn, der unter uns wohnte, er öffnete mir ſeine Thüre in den Garten, und als ich dort ankam, — fand ich Franzen in ſeinem Blute."

Die junge Frau verbarg ihr Geſicht in ihre beiden Hände und ſchluchzte laut. „Nun wirſt du begreifen," nahm ſie nach einem langen Stillſchweigen wieder das Wort,“ warum mich der Anblick dieſes Malers ſo erſchreckte, warum ich ihn zu ſprechen wünſchte und warum ich ihm ſchrieb, ich wollte ihn dazu vermögen, ſich ſobald als möglich zu entfernen.“

Der Ungar hatte alles dieſes mit einer entſetzlichen Kälte angehört, in jeder Hand eine Piſtole haltend, mit ſtarrem Blicke und die Hände feſt zuſammengeklemmt. Jetzt trat er zu Garnier, der ſtumm und entſetzt da ſtand.

„Wollen Sie morgen Wien verlaſſen?“ fragte er barſch. Friedrich machte eine Bewegung, aber die Frau hob flehend die Hände gegen ihn empor.

„Ich werde morgen abreiſen,“ antwortete er.

Dann faßte der Ungar ſeine Frau am Arme, die ſichtbar erbebte, und zog ſie mit ſich fort.

Einen Monat nachher begegnete Friedrich ſeinem Freunde Leblanc der eben von Wien angekommen war. Die beiden Freunde ſchwätzten vertraulich.

„Apropos,“ ſagte plötzlich Heinrich, „ich weiß jetzt den Namen deiner Ungarin, es iſt die Frau von C—y.

„Wie haſt du ihn erfahren?“

„Ich fand ihn in der Todtenliſte.

„Wie?“ rief Friedrich — „die Frau—“

„Iſt geſtorben am Morgen nach deiner Abreiſe.“

Einäugig und hinkend.

Eine kleine Erzählung.

In einem ſchönen Hauſe in der Mitte der Oxford-Street, dieſer ungeheuren Gaſſe, welche London in einer Länge, ich weiß nicht von wie viel Meilen durchſchneidet, ſaßen zwei junge Frauen am Kamin und überließen ſich einem vertraulichen Geſpräche, welches keine Zeugen leidet und gerne geheim gehalten wird. Die Eine, Miſtriß Anna Darley, war eine junge reiche Witwe, welche im Begriffe ſtand, ſich wieder mit Sir Lionel W** zu verehelichen, die Andere Miſtriß Lucy Scarlett, beſaß einen Gatten mit dem ſie zugleich mißvergnügt und eiferſüchtig war, und dem ſie vorwarf, er ſei ein Sauſewind, ein Verſchwender, und habe für den Champagner und Claret eine außerordentliche Schwäche.

Die beiden Frauen waren eben im eifrigſten Geſpräche begriffen, als man Sir Lionel meldete. Der Gentleman wurde von Miſtriß Anna mit jener Anmuth empfangen, welche eine Frau ſtets zu entfalten verſteht, welche liebt und geliebt werden will. Sir Lionel ſeinerſeits war galant, zuvorkommend, artig und trug die Wünſche ſeines Herzens ſo beſcheiden vor, daß die ſchöne Witwe nur ihr Verſprechen, ihm ihre Hand zu reichen, wiederholen konnte. Der junge Engländer war ſehr ſchön, in allen ſeinen Bewegungen entfaltete ſich jene Ungezwungenheit, welche die Folge einer genauen Proportion der einzelnen Körpertheile iſt, lebhafte feurige Augen, edle männliche Züge und ein herrlicher Körperbau geſtalteten ihn zu einem jener Männer, denen ein Frauenherz gleich beim erſten Anblicke zufliegt. Zu dieſen äußern vorzüglichen Eigenſchaften fügte er auch noch ein edles Herz, ein geſundes Urtheil, gebildeten Verſtand und ſtete Heiterkeit, zudem beſaß er auch ein bedeutendes Vermögen, und ſein Haus, ſeine Pferde und Wagen wurden mit zu den ſchönſten in London gerechnet. Nachdem er einige Zeit da geblieben war, empfahl er ſich wieder, und die beiden Frauen ſetzten ihre vertrauliche Unterredung fort.

„Ich will dich, liebe Freundin,“ ſagte Miſtriß Scarlett, „nicht unruhig machen, allein mir ſcheint, Sir Lionel iſt zu hübſch, als daß eine Frau mit ihm glücklich ſeyn könnte. Er wird überall geſucht, ſchöne Männer benützen gewöhnlich ihre Vorzüge und ſind nur gegen ihre eigenen Frauen grauſam. Ach Anna! Wenn du wüßteſt wozu ein ſolcher Ehemann fähig iſt? Der meinige, zum Beiſpiel, der ſich übrigens mit Lionel gar nicht vergleichen kann, macht mich ſo unglücklich, daß ich oft meine Freiheit ſehnlich zurückwünſche. Je mehr du Lionel liebſt, je gefährlicher iſt eine Verbindung mit ihm für dich, liebe Anna!“

Die junge Witwe lächelte, warf einen Seitenblick in ihren Spiegel und es blickte ihr ein ſo ſchönes Köpfchen entgegen, daß dieſe Warnungen ihrer Freundin keinen Eindruck auf ſie machten. „Aber er liebt mich,“ ſagte ſie, „warum ſollte er mich nicht immer lieben?“

„Ja,“ erwiederte Miſtriß Scarlett, „du biſt ſchön und liebenswürdig und kein Männerherz kann unempfindlich gegen deine Vorzüge ſeyn, aber du biſt auch reich, und ſo bedeutend das Vermögen Lionels auch ſeyn mag, er wird doch mit Vergnügen ſeine Einkünfte vermehren. Das Geld iſt bei der Ehe von gar großem Gewichte.“

Miſtriß Darley zitterte vor Ungeduld.

„Anna! liebe Anna!“ fuhr die Freundin fort, „du biſt die Königin aller Feſte und Bälle, Niemand tanzt ſo ſchön wie du den deutſchen Walzer und die franzöſiſche Quadrille, dein Vermögen und deine Schönheit ſtellen dich an die Spitze unſerer faſhionablen Damen, wenn du alle dieſe Vorzüge verlieren ſollteſt, ſo würde ſich auch zugleich die Liebe deines künftigen Gemahls vermindern, der ein ſchöner Mann und ein Mann nach der Mode iſt.“

Anna erröthete vor Zorn. „Miſtriß Scarlett,“ rief ſie, „was für ein Vergnügen finden Sie darin mich zu quälen? warum wenden Sie mein Glück gegen mich ſelbſt? Wollen Sie, daß ich Sir Lionel verabſchiede, weil er ein vollendeter Mann iſt? Sie nehmen mir durch dieſe Bemerkungen meine Ruhe. Allein ich will Sie überzeugen, daß Sie vorſchnell und lieblos urtheilen. Wollen Sie mir verſprechen, mich zwei Tage nicht zu verlaſſen, ſo will ich eine entſcheidende Probe anſtellen.“

Miſtriß Scarlett willigte ein, zwei Tage bei der ſchönen Witwe zu bleiben und dieſe ſchrieb ſogleich an

Sir Lionel und bat ihn ſich zu ihr zu bemühen. Eine Stunde nachher erſchien Lionel. So offen und freimüthig auch Anna war, ſo beſaß ſie doch auch den gehörigen Theil, der ihrem Geſchlechte eigenthümlichen Feinheit, und Sir Lionel fand nicht mehr das fröhliche Geſicht, welches er vor Kurzem verließ, Wolken umzogen die ſchöne Stirne, die ſchönen Augen waren trübe, als hätten ſie Thränen vergoſſen, und ſie wußte ihrer Stimme jenes leichte Zittern zu verleihen, welches eine ſchlecht verborgene innere Bewegung zu erkennen gibt.

„Was iſt Ihnen, Miſtriß?“ fragte Lionel, „und welchem Zufalle danke ich das Vergnügen, Sie heute noch einmal zu ſehen?“

„Ach, mein Freund!“ antwortete Anna, „ich habe Sie zu mir bitten laſſen, um Ihnen Ihr Wort zurück zu geben und das meinige von Ihnen zurück zu nehmen. Ich habe Ihnen die Gefühle meines Herzens nicht verborgen, ich liebe Sie, Sir Lionel, aber an eine Verbindung iſt dennoch nicht mehr zu denken. Eine Heirath iſt nicht nur allein eine Folge der Liebe, ſondern auch die Verhältniſſe der Convenienz und des Lebens kommen dabei in Betrachtung. So lange mein Vermögen dem Ihrigen gleich war, nahm ich Ihre Beſuche an und willigte ein, Ihnen meine Hand zu geben, jetzt würd' ich alle Delikateſſe verletzen wenn ich unſer Verhältniß nicht alſogleich abbräche, mein Stolz würde es nie zugeben, Ihnen Armuth zur Mitgift zu bringen. Ich bin zu Grunde gerichtet, Sir Lionel. Mein Bruder, der Bankier N*, hatte mein ganzes Vermögen in ſeinen Händen, er hat ſeine Zahlungen eingeſtellt, und ich bin ein Opfer dieſes Unglückes, es bleibt mir nichts mehr. Ich weiß, was Sie ſagen wollen, ich kenne Ihr Zartgefühl und Ihre Großmuth, aber Alles iſt vergebens, mein Entſchluß ſteht feſt, ich werde ſelbſt arm, nie einen reichen Mann heirathen.“

„Ich habe hierauf nichts zu antworten,“ verſetzte Lionel, „ich begreife das Gefühl, welches Sie ſo zu ſprechen beſtimmt, und ehre es, erlauben Sie mir nur Ihnen eine Frage zu ſtellen: Lieben Sie mich wahrhaft, Miſtriß, und beſtimmen Sie nur dieſe Gründe mir Ihren Beſitz zu verweigern?“

„Keine andern Sir Lionel, wenn unſere Vermögensverhältniſſe gleich wären, ſo würde ich mich glücklich ſchätzen, Ihre Frau zu ſeyn.“

„Wohlan, ſo preiſe ich denn das Unglück, welches Sie betroffen hat, theure Anna! Sie könnten wahrlich nicht zu gelegenerer Zeit zu Grunde gerichtet ſeyn; denn dieſelbe Urſache, welche Sie von mir entfernen ſoll, hat auch mir ſchon ſchlafloſe Nächte verurſacht. Sie wiſſen, daß nur meines Vaters Vermögen mich in den Stand ſetzte, glänzend leben zu können, nun wohl, ſo vernehmen Sie: Mein Vater will ſich wieder vermählen und ſein ganzes Vermögen ſeiner jungen Gattin verſchreiben. Ich beſitze alſo nichts mehr als das ganz unbedeutende Erbtheil meiner Mutter. O wie fühle ich mich jetzt mit dem Wenigen ſo glücklich! Scheint es doch als beſchütze der Himmel ſelbſt unſere Liebe, er ebnet uns den Pfad zum Glück, er hebt alle Hinderniſſe, die uns trennen könnten, und unſere Vereheligung wird ſo nur eine Folge unſerer innigen Zuneigung ſeyn. Ich genieße von dem Erbtheile meiner Mutter wohl noch die mäßige Summe von 2000 Livres Sterling jährlicher Einkünfte, ohne Zweifel werden Sie vielleicht eben ſo viel noch aus dem Schiffbruche Ihres Vermögens retten können und dieß wird hinreichen, um uns in irgend einem beſcheidenen Häuschen in der Schweiz zu ernähren, wir werden allein ſeyn, fern von der Welt, aber auch frei von den ermüdenden Rückſichten, welche ſie auferlegt. Gott gebe meinem Vater ein langes Leben und ſegne Ihren Bruder, ſie haben uns Beiden einen großen Gefallen erwieſen.

Annas Geſicht hatte ſich entwölkt und ihre Augen wieder ihren ganzen Glanz gewonnen, ſie reichte dem Manne ihres Herzens ihre Hand und freute ſich innig über den Sieg der Liebe. Lionel wurde zum Mittagsmahle da behalten und dieſes war ganz vortrefflich, da Miſtriß Darley ungeachtet ihres Vermögensverluſtes ihre Küche noch nicht eingeſchränkt hatte. Man machte Pläne für die Zukunft, man ordnete alle die idylliſchen Ideen, welche in den Köpfen der Verliebten ſo ſeicht entſtehen und doch ſo ſchwer auszuführen ſind, man war ſehr fröhlich, ſcherzte und lachte und vor allem leuchtete das Vergnügen aus Miſtriß Darleys Augen, daß Lionel die Probe ſo glücklich beſtanden und ſie ihrer Freundin den Beweis gegeben hatte, daß bei dieſes Mannes Liebe Geld gar nicht in Betrachtung komme.

„Nun haſt du gehört, haſt du geſehen?“ ſprach ſie zu Miſtriß Scarlett, als Lionel fortgegangen war, „bürgen ſolche Gefühle nicht für die Zukunft, und war es nöthig, daß ich mich zur Verſtellung herabließ und den lieben guten Mann hinterging?“

„Hm! einen ſolchen Betrug wird er leicht verzeihen,“ antwortete Miſtriß Scarlett, „ich muß nun freilich zugeben, Lionel iſt ein uneigennütziger großmüthiger Mann, aber wer iſt es nicht in manchen Augenblicken? Iſt es nicht das Geld, vielleicht hat ſeine Liebe eine andere ſchwache Seite. Du biſt jung, ſchön und herrlich gebaut, vielleicht beſitzt er den Stolz zu glauben, daß nur du allein würdig biſt, ſeine Gattin zu werden. Würde er bei dir einen kleinen körperlichen Fehler entdecken, könnte er dir eine der tauſend Schwachheiten vorwerfen, welche die Menſchen quälen, vielleicht würde dann dieſe große Liebe ſich vermindern.

Am andern Morgen erhielt Lionel folgenden Brief:

„Sir!

„Wir täuſchten uns geſtern beide, als wir meinten, der Himmel beſchütze unſere Liebe und räume alle Hinderniſſe aus dem Wege, um uns zu vereinigen. Ich muß dem geträumten Glücke Lebewohl ſagen, mein theurer Freund! Nachdem Sie geſtern von uns weggegangen waren, wollte ich mit Miſtriß Scarlett einen Beſuch in der Regent-Street machen, als ich in den Wagen ſteigen wollte, war ich ſo unglücklich auszuglitſchen und mir das Bein zu brechen. Der Arzt hat mir den Fuß eingerichtet, ich werde wohl geheilt werden, allein der Bruch iſt ſo unglücklich, daß ich nach ſeiner Meinung hinken werde. Nein, mein Freund! Sie ſollen keine entſtellte krüppelhafte Frau haben, die an Ihrer Seite auf einer Krücke wandeln müßte.

Leben Sie alſo wohl fürs ganze Leben.

Anna Darley.“

Alſogleich nach Empfang dieſes Briefes eilte Lionel in die Oxford-Street und verlangte bei Miſtriß Darley vorgelaſſen zu werden. In England ſteht das Schlafgemach eines Mädchens gewöhnlich nur ihrer Mutter, jenes einer Frau nur ihrem Manne offen. Hier aber wich die Gewohnheit und Schicklichkeit der Liebe. Zudem rechtfertigte auch der Zuſtand, in welchem ſich Lionel befand, dieſen Eingriff in die engliſchen Gebräuche. Er war blaß, zerſtört, ſeine Toilette, gewöhnlich ſehr gewählt, trug Spuren eines Menſchen, welcher leidet; ein breites ſchwarzes ſeidenes Band bedeckte einen Theil ſeines Angeſichtes ſammt dem linken Auge. Als Anna ihn eintreten ſah, erſchrak ſie über ſeine Bläſſe und ſein ſonderbares Ausſehen; ſie ſelbſt lag zu Bette unbeweglich, und auf viele Polſter gelegt, die Roſen auf ihren Wangen wurden durch den weißen Battiſt der Überzüge nur noch mehr erhöht, und ungeachtet der Schmerzen und der Schlafloſigkeit in der verfloſſenen Nacht ſtrahlten ihre Augen doch in dem gewöhnlichen Glanze.

„Was iſt Ihnen begegnet, Sir Lionel,“ rief ſie ihm entgegen, „was ſoll dieſe Binde bedeuten? Warum dieſe Bläſſe?“

„Schreiben Sie einen großen Theil meiner Verſtörung dem Schmerze über Ihr Unglück zu,“ erwiederte Lionel verbindlich, „allein es liegt hier auch noch eine andere Urſache zum Grunde.“

„Was iſt geſchehen?“

„Geſtern, Miſtriß, und ich glaube es muß in demſel-Augenblicke geweſen ſeyn, als Sie in die Regent-Street fahren wollten, war ich bei dem jungen Lord Seymour, wir übten uns im Fechten, ein Augenblick der Zerſtreuung fiel mir zum Unglück aus, das Rappier des Lords drang mir ins rechte Auge, und“

Anna ſchrie laut auf — „und — um's Himmelswillen was geſchah?“

„Ich verlor das Auge.“

„Ihr Auge verloren?“ ſchrie Anna und machte eine Bewegung, die gewiß ſehr ſchmerzhaft für ſie hätte ſeyn müſſen, wenn ſie den Fuß wirklich gebrochen hätte, „Ihr ſchönes Auge dahin, Sir Lionel?“

„Ja, Miſtriß, allein ich erhielt Ihren Brief und dankte dem Himmel für dieſes Unglück.“

„Sie dankten dem Himmel, daß er Sie einäugig werden ließ?“

„Ja, weil er Sie hinkend werden ließ. Er wollte uns in Allem gleich halten. Sie ſchlugen, ungeachtet Sie mich lieben, meine Hand aus, im gerechten Stolze, mir nicht Alles danken zu wollen, allein der Zufall wollte daß in dem Augenblicke, als Sie Ihr Vermögen verloren, auch mich die Heirath meines Vaters in dieſelbe Lage verſetzte. Bis hieher ging Alles gut. Geſtern macht Sie ein unglücklicher Zufall zum Krüppel, und in demſelben Augenblicke werde auch ich es. Sie ſehen wohl ein Miſtriß, eine Hinkende kann einen Einäugigen wohl heirathen.“

„O was mußten Sie leiden, Sir Lionel?“

„Faſt eben ſo viel als Sie Miſtriß. Sie wiſſen wohl, das eigene Leiden dünkt uns immer das größte. Hören Sie meinen Vorſchlag, theure Anna: Der Arzt verſichert mich, daß, wenn die Wunde geheilt ſeyn wird, man leicht das Un=

geſtaltete meines Geſichtes dadurch werde vermindern können, wenn man mir ein gläſernes Auge einſetzt, wir haben hierin jetzt ſehr geſchickte Künſtler. Wenn auch Ihr Fuß, wie ich hoffe, gut hergeſtellt ſeyn wird, wenn Ihnen ſtatt zu hinken nur jener ungleiche ſchwankende Schritt zurückbleibt, der bei manchen Frauen mehr anmuthig als unangenehm iſt, dann werde auch ich dem Rathe meines Arztes folgen und mir ein Auge von Glas einſetzen laſſen, im Falle aber Sie Krücken brauchen ſollen, werde auch ich meinen Körperſchaden nicht zu verbergen ſuchen und mit Vergnügen einäugig ſeyn.“

Bei dieſem Zuge von Liebe konnte ſich die ſchöne Witwe nicht länger zurückhalten, ſie reichte Lionel die Hand und laut weinend vor Freude und innerer Bewegung verbarg ſie ihr Geſicht an dem Buſen ihres Geliebten. „Ich bin ſehr ſtrafbar, mein Freund,“ ſagte ſie, „ich zweifelte an Ihrer Liebe und ſprach die Unwahrheit, um dieſe zu prüfen. Allein verzeihen Sie mir, Miſtriß Scarlett iſt an Allem Schuld, ſie glaubt, Sie müßten leichtſinnig ſeyn, weil Sie wohlgebildet, untreu, weil Sie liebenswürdig ſind, ſie prophezeite mir baldige Abnahme Ihrer Neigung, deren Sie unfähig ſind. Vergebung mein theurer Lionel! Vergebung — ich habe den Fuß nicht gebrochen.“

„Ich verzeihe Ihnen gerne, geliebte Anna, aber Sie hatten ſehr wohl gethan, mir die Wahrheit zu ſagen; denn wäre ich in dem Wahne von Ihnen gegangen, ſo hätte ich mir das Auge ausgebrannt.“

„Das andere?“ fragte entſetzt Anna.

„Nein, jenes, welches ich verloren zu haben vorgab. Ich beſitze es noch; bevor ich es opferte, wollte ich mich überzeugen, ob Sie nicht zu großen Widerwillen gegen einen Einäugigen haben.“

Und alſo ſprechend, nahm Lionel die ſchwarze Binde ab, und ſeine beiden glühenden Augen hefteten ſich mit unbeſchreiblicher Liebe auf Anna. „Sie ſehen,“ ſprach er, „was ich opfern wollte, um Sie die Meinige zu nennen, allein ich fühle auch zu ſehr das Glück, Sie ſehen zu können, als daß ich ohne die äußerſte Noth blind werden möchte.“

„Ach!“ ſeufzte Anna, „und einen ſolchen Mann konnte ich zweifach hintergehen? Lionel! — wiſſen Sie nun auch, daß ich noch reich bin und nicht einen Schilling von meinem Vermögen verloren habe.“

„Das wäre ſehr ſchlimm,“ verſetzte Lionel, „und könnte wirklich unſere Trennung herbeiführen, wenn nicht zum Glücke hierin der Zufall uns zu Hülfe käme. Wohlan! ſo erfahren auch Sie, die Bande des Blutes haben bei meinem Vater den Sieg über eine augenblickliche Leidenſchaft davon getragen, er hat die Überzeugung gewonnen, daß das junge Mädchen, das er heirathen wollte, eine geheime Liebe für einen Andern in ihrem Buſen nähre, und mir geſchrieben, ich möchte mir an ſeiner Statt eine Frau nehmen, unter dieſer Bedingung wolle er bis an ſein Ende Witwer bleiben.“

„Nun Miſtriß Scarlett?“ frug nun Anna höhniſch lächelnd. Dieſe verließ aber beſchämt das Gemach, um ſich den erzürnten Blicken, welche aus Lionel's beiden Augen auf ſie fielen, zu entziehen.

Der Affe.

Traum eines Studiosi medicinae, von ihm ſelbſt erzählt.

Als jüngſt die Examina heranrückten, hatte ich vierzehn Tage ſo angeſtrengt ſtudiert, daß ich ganz verwirrt wurde, und als ich mich am fünfzehnten Tage um 2 Uhr Nachts auf das Bett warf, am folgenden Morgen um 8 Uhr unter dem Bette erwachte. Ich hatte in dieſer Nacht folgenden ſeltſamen Traum:

Mir träumte, die Rigoroſen ſeien gut überſtanden, und ich zum Doctor medicinae promovirt worden, aber — in Perſien, welches Reich ich in meinem Leben nicht geſehen hatte. Ich war ſehr unwiſſend und ſehr eingebildet, es bedurfte wohl nicht mehr, um mir in jedem Lande eine ſchnelle Celebrität zu verſchaffen; da man ſich aber in Suza rühmte, Geſchmack und Urtheilskraft zu beſitzen, ſo hielt kein Menſch etwas auf mich, und ich glaube die Peſt hätte die halbe Stadt wegraffen dürfen, es hätte doch nicht ein Kranker ſeine Zuflucht zu mir genommen. Indeſſen ſetzte mich bald eine außerordentliche Begebenheit in Kredit.

Die erſte Kammerfrau einer Geliebten des Schahs wurde krank. Ich ward gerufen und erkannte ſogleich, daß hier nur ein wenig Migraine im Spiele ſei, was ich mich aber laut werden zu laſſen wohl hütete. Im Gegentheile machte ich die Krankheit ſehr bedenklich, und da die Favorite ihre Kammerfrau zu ihren geheimen Intriguen ſehr nöthig hatte, ſo gab es kein Verſprechen, das ſie mir nicht leiſtete und zu erfüllen verſprach, wenn ich dieſe heilen würde. Ich fing alſo an zu kuriren, und wandte Mittel an, welche die Krankheit um zwei Monat verlängerten, welche in zwei Stunden hätte geheilt ſeyn können.

Die Favorite ſtreute mir Gold mit vollen Händen, ich ließ mich erweichen und gab ihr die Kammerfrau zwar von ihrer Krankheit geneſen, aber ſo entkräftet wieder, als ob ſie ein Wochenbett ausgeſtanden hätte. Der Schah, unterrichtet von der Probe meiner Geſchicklichkeit, verlangte mich zu ſehen, und — Dank ſei es der Favorite, ernannte mich zu ſeinem erſten Hofarzte mit einem Gehalte von 1000 Dariken.

So war ich denn mit Einem Male auf die höchſte Sproſſe der Glücks- und Ehrenleiter emporgehoben, aber ein quälender Gedanke verbitterte mir mein Glück. Unerachtet meiner natürlichen Eigenliebe konnte ich mir doch nicht verhehlen, daß ich außer dieſer Kur, welche der Zufall mehr als meine Kenntniſſe glücklich zu Ende geführt hatte, bisher nur immer unbedeutende Unpäßlichkeiten behandelt hatte; aber der Schah ſelbſt konnte krank werden und was finge ich dann an? Meine Behandlung würde unter Aufſicht geſetzt und auf ſolche Art meine Unkenntniß an den Tag kommen. Ich hätte hundert gemeine Leute hinüberſpediren können, kein Hahn würde nachgekräht haben, aber mit dem Leben eines Schahs iſt es etwas Anderes, und ſtürbe er mir, ſo erwartete mich die ſeidene Schnur.

Der Schah war übrigens glücklicher Weiſe von geſunder, kräftiger Leibesbeſchaffenheit, leider aber war ſein Liebling, deſſen Geſchichte mit der meinigen genau zuſammenhängt, anderer Natur.

Haſtiag liebte ganz närriſch einen — Affen, das häßlichſte und bösartigſte Thier ſeiner Art. Er gab den fremden Geſandten niemals Audienz, ohne daß dieſes Beeſt nicht an ſeiner Seite auf einem prächtigen Stuhle ſaß, und wenn es ihm beifiel, einige Sprünge auf die Stufen des Thrones zu machen, ſo lachte Haſtiag aus vollem Halſe, wollte es aber doch nicht leiden, daß Andere auch darüber lachten. Der Affe, der die ſchwache Seite ſeines Herrn ausgeſpürt hatte, nahm ſich die größten Freiheiten heraus. Es gab faſt keinen Tag, wo er nicht den Miniſtern ihre Papiere unter einander warf, ihnen Zuckerwerk aus den Taſchen ſtibitzte, ihre Kinder biß und die Kleider der Prinzeſſinnen beſchmutzte: Alles zur größten Ergötzlichkeit des Schahs. Da ich immer freien Zutritt bei Hofe hatte, ſo war ich auch Zeuge aller dieſer Unartigkeiten des königlichen Lieblings, die ich aber, als ein echter Hofmann, liebenswürdige Naivetäten und beluſtigende Scherze nannte. Es war gerade, als ob das Thier meine Artigkeiten verſtünde, denn ich war es eben, den es ſich vorzugsweiſe zur Zielſcheibe ſeiner Späße wählte. Bald riß mir der Affe den halben Bart aus, bald zerfetzte er mir meine Tunika, ſo daß mich nur meine 1000 Dariken und die Geſundheit des Schahs darüber tröſteten. Glücklich wär' ich geweſen, wenn ich ſtets nur mit dieſen kleinen Unannehmlichkeiten zu kämpfen gehabt hätte, allein bald donnerte ein größeres Unglück auf mich ein.

Ein reicher Kaufherr in Suza, der die Lieferung für die Armee zu erhalten trachtete, welche Haſtiag gegen die Meder ſenden wollte, ſuchte den oberſten Finanz-Satrapen durch ein Geſchenk von einigen Fäſſern Syrakuſer und Muskatnüſſen von der vorzüglichſten Qualität für ſich zu gewinnen. Der Affe hatte ſich die letzteren ſo unmäßig ſchmecken laſſen, daß er eine Unverdaulichkeit, verbunden mit einer heftigen Kolik, davontrug. Ich kann die Verzweiflung des Schahs nicht beſchreiben, er ließ auf der Stelle ſeinen Rath verſammeln, wozu er nicht nur ſeine Hofärzte, ſondern auch alle berühmten Ärzte der Hauptſtadt und alle Kronbeamten berief. Die Ärzte, welche mit Vergnügen die Gelegenheit ergriffen, mich zu ſtürzen, erklärten ſich unwürdig und incompetent das theure Haupt zu behandeln, und baten den Herrn, ſich hierin allein auf meine Kenntniſſe und Geſchicklichkeit zu verlaſſen. Der Gardekapitän, der es mir nie verzeihen konnte, daß ich ihm ſeine Frau glücklich kurirt hatte, ſtimmte mit ein und meinte ebenfalls, ich allein ſei im Stande, den durchlauchtigen Affen Baguzi aus der Patſche zu helfen. Haſtiag, in Thränen ſchwimmend, glaubte dieſen Einſtreuungen und übertrug mir bei Verluſt meines Kopfes die Sorge, dem Thiere das Leben zu erhalten, das ich haßte. Von Schrecken ergriffen, ſchwieg ich, dieſes nahm man als ein Zeichen an, daß ich zu gehorchen bereit ſei, und man ſperrte mich daher mit dem Affen in ein Gemach mit dem Verbote, bei Todesſtrafe einen Menſchen zu ſehen und zu ſprechen, bis zu des Affen gänzlicher Wiederherſtellung.

Gerne hätte ich meiner Würde und meinem Gehalte entſagt, hätte ich nur entfliehen können; aber doppelte Wache hatte meine Thüre beſetzt, und ich beſaß nicht ſo viel Gold, um ihre Treue auf die Probe ſtellen zu können. Ich ſuchte Troſt darin, daß ich dem Affen gute Worte gab, der auf einem Purpurbette dahinlag, und der ſelbſt jetzt bei dem Herannahen ſeiner letzten Stunde noch auf ein neues Schelmenſtück gegen mich zu ſinnen ſchien. O! warum konnte er mich jetzt nicht mehr beißen? ich hätt' es jetzt ſo gerne gelitten!

Indeſſen mußte ich doch Heilmittel an ihm verſuchen, aber welche? ich kannte ja ſein Temperament nicht. Mit Hilfe langen Nachdenkens hielt ich mich überzeugt, daß ich, da ſeine Krankheit von großer Hitze herrührte, zu Säuren, als kühlenden Mitteln, meine Zuflucht nehmen müſſe. Ich ließ daher Eſſig bringen und goß dem Affen trotz ſeines Widerſtandes eine ziemliche Quantität ein. Mein Spezificum verdoppelte, wie es ſchien, den Schmerz, der ihm die Eingeweide zerriß, er machte mit Geſchrei ungeheure Sprünge und fiel endlich todt zur Erde nieder.

Wie groß mein Schmerz war, kann Jeder denken, der ſich meine Lage vor Augen hält. Ich fiel an ſeiner Seite hin und zwar in einem Zuſtande, dem ſeinigen ziemlich ähnlich, und als ich meine Beſinnung wieder erhielt, befand ich mich in Ketten auf Stroh in einem Kerker. Selbſt die Hoffnung, dieſer letzte Funke, der jedem Unglücklichen flimmert, mir blinkte er nicht mehr. Ich ahnte nur zu wohl, daß der Schah meine Martern dem Schmerze ähnlich zu machen ſuchen würde, den er über den Verluſt des Affen empfand, und ſchon ſah ich mich auf dem Blutgerüſte. Vertieft in ſolche grauſame Gedanken hörte ich die großen eiſernen Riegel meines Kerkers öffnen, Wachen mit entblößten Säbeln traten ein, nahmen mir die Ketten ab, und führten mich bei Fackelſchein vor das Gericht derjenigen Männer, welchen Haſtiag ſeinen ganzen Zorn übertragen hatte.

Die Natur des Criminalprozeſſes, den man mir machte, gab wohl zu keinen Debatten Anlaß, der Fall war klar, aber aus Achtung für die alten Formen hörte man dennoch einige Zeugen ab. Ich erblaßte, als ich unter dieſen den fürchterlichen Gardekapitän gewahrte. Er ſagte aus, daß er bei mehr als Einer Gelegenheit gehört habe, wie ich gegen den illüſtren Seligen Schimpfreden ausgeſtoßen hätte, und daß ich dieſen einmal ſogar ſehr unſanft weggeſchleudert hätte, als er unſchuldig und liebreizend mit meinen Ohren ſpielte. Alle Richter ſtießen bei dieſer Anklage ein entſetzliches, durch alle meine Gebeine dringendes „Wehe!“ aus, mehre zerriſſen ſich die Kleider und ich wurde überwieſen, aus Haß und Rache den unvergleichlichen Affen des unvergleichlichſten Herrſchers vergiftet zu haben. Vergebens rief ich den Himmel und die Erde zu Zeugen meiner Unſchuld an, vergebens richtete ich in einer ſchönen, den herrlichſten Zeiten Griechenlands würdigen Proſopopä meine Worte an den Verblichenen ſelbſt, und beſchwor ihn vor meinen Richtern und Anklägern zu erſcheinen, er erſchien nicht, und einſtimmig fällten meine Richter das grauſame Urtheil, ich ſollte mit dem unſchuldigen Schlachtopfer meiner ſchändlichen Rache zugleich lebendig begraben werden. Man kannte in Perſien keine Kaſſationstribunale und Appellationsgerichte, daher war das Urtheil unumſtößlich. Aus ganz beſonderer Gnade gönnte man mir noch eine Viertelſtunde, mein Verbrechen zu geſtehen. Ich hielt mich feſt, und verwendete dieſe Viertelſtunde nur dazu, um meinen Richtern, dem Gardekapitän, den Satrapen und dieſer ganzen Bande von Mördern zu fluchen. Sie hörten meine Verwünſchungen mit kaltem Blute an, und als die Viertelſtunde verfloſſen war, führten mich die Wachen wieder in meinen Kerker zurück.

Der untröſtliche Haſtiag ließ Alles zu einem prächtigen Leichenbegängniſſe bereiten. Man ſah bei Hofe nur blaſſe Geſichter gleich Schatten umherwandeln; denn alle Hofleute hatten, dem Schmerze ihres Herrn zu fröhnen, ſich mit Safran die Geſichter eingeſchmiert. Alles beſuchte den Sarkophag des verblichenen Lieblings und ließ Thränen auf die lebloſe Hülle fallen. Mehre, über die fröhlichen Spiele ihrer Kinder erboſt, gaben ihnen die Ruthe, damit auch ſie weinten und auf dieſe Art Alles in den allgemeinen Schmerz einſtimmte.

Am folgenden Morgen bei Aufgang der Sonne ſetzte ſich der Trauerzug in Bwegung. Es eröffnete ihn ein Regiment Fußvolk, welches ſeine Spieße zur Erde geſenkt trug. Die Großwürdenträger des Reiches, ganz ſchwarz gekleidet, folgten. Dann kamen alle Pallaſtdamen mit entblößten Buſen und aufgelösten Haaren. An dieſe reihten ſich junge Mädchen, welche Körbchen mit Rosmarin und Cypreſſenzweigen trugen, womit ſie den Weg beſtreuten. Vier Satrapen folgten ihnen, auf ihren Schultern trugen ſie den Sarg, worin der Affe ſichtbar lag. Hundert Sklaven waren rings um den Sarkophag vertheilt, welche goldene Gefäße trugen, in welchen ſie das köſtlichſte Rauchwerk verbrannten. Die vornehmſten Einwohner von Suza und eine Abtheilung Reiter beſchloſſen den Zug. Die Stille, womit dieſe Ceremonie gefeiert ward, wurde nur durch die folgende Trauerhymne unterbrochen, welche der vorzüglichſte perſiſche Dichter Abu-Hal-Fazi verfertigt hatte.

Die Krieger.

Du, den der Wind der Wüſte
Einſt auf der Blätterwiege geſchaukelt,
Der dann von grauſamen Sterblichen
Ward gefangen beim unſchuld'gen Spiele
Und verkauft an den Herrſcher der Herrſcher,
Wo du in Prunkgemächern nun hauſteſt,
O du lieblicher kleiner Baguzi!
Hörſt du uns nimmer?

Die Mädchen.

Sprößling des Indus!
Herrlicher Tänzer!
Lieblicher Springer!
Ach! welche Anmuth
Herrſchte in Allem,
Was du vollbrachteſt!
Selbſt wenn du Fratzen
Freunden und Feinden
Schnitteſt zum Hohne,
Standen die Maler,
Haltend begierig
Pinſel, Palette,
Um jene ſchönen,
Trefflichen Bilder
Schnell feſtzuhalten,
Und ſie der Nachwelt
Aufzubewahren;

O mein Baguzi!
Seh'n wir denn wirklich
Nimmer dich mehr?

Die Krieger.

Du ſtandeſt Wache und marſchirteſt
Du hieltſt den Spieß und präſentirteſt,
Mit Kokosnüſſen und mit Feigen
Beganneſt du ſo manche Schlacht,
Als Vorbild wußteſt du zu zeigen
Die Tugenden, die Kriegern eigen
Und wie der Sieg dem Helden lacht.
Baguzi! du verſtandſt die Waffe
Zu führen ſo mit ganzer Seele,
Du warſt ein General, kein Affe!
Und Affen ſind die Generäle.

Die Mädchen.

Ach! daß der Himmel dir die Friſt nicht gab,
Dieß ſticht das trauervolle Herz uns ab
Mit tauſend zweiunddreißigſchneid'gen Lanzen;
Schon wählte die Gefährtin man dir aus,
Die Hochzeitkerzen lichterloh ſchon brannten,
Da brach der Tod in's unglückſel'ge Haus,
Entriß dich uns, der Gattin, den Verwandten.

Die Krieger.

Keine Nüſſe
Keine Mandelkerne
Hart' und ſüße
Wachſen dort in blauer Ferne,

Aber and're Früchte,
Süßer noch als jene,
Reifen dort am Himmelslichte,
Laben deine Zähne.
Mein Baguzi! beiße
Immer für und für,
Schwarze, Braune, Weiße,
Trauern hier und heiße
Thränen folgen dir!

Krieger und Mädchen zuſammen.

Bei Jupiters Adler
Wirſt du ſitzen,
Mit Juno's Pfauen
Wirſt du ſpielen,
Cytheren's Tauben
Werden dich ſchnäbeln,
Zev's ſelber begrüßt dich
Als Stier.
Sieh noch hernieder,
Hör' unſ're Lieder,
Ach nimmer wieder
Sehen wir dich!

Als der Zug an dem beſtimmten Begräbnißplatze angekommen war, ſenkte man uns Beide, den Affen und mich, in ein unterirdiſches Gewölbe, in welchem nur eine einzige Lampe brannte, ich hörte noch ganz deutlich einen ungeheuren Stein vor die Öffnung wälzen.

Ich fiel vor Schmerz und Angſt in eine Ohnmacht, von der ich nicht weiß wie lange ſie dauerte. Als ich wieder zu mir kam, warf ich meine Blicke umher und erblickte den Urheber alles meines Unglückes auf einem Paradebette. Ich ſchleppte mich zu ihm und dort wurde ich neuerdings ohnmächtig, aber der Geruch der Kräuter, womit der Verſtorbene balſamirt worden war, brachte mich bald wieder zum Bewußtſein zurück. Wüthend riß ich den Cadaver vom Bette, trat ihn mit Füßen und verfluchte ihn. Da ſah ich plötzlich eine ungeheure Schlange gegen mich kommen, welcher dieſes unterirdiſche Gewölbe vermuthlich zur Wohnung diente. Ihre blitzenden Augen, ihre ſpitze Zunge, und das Geklapper ihrer Schuppen ſetzte mich in den größten Schrecken. Nun hielt ich mich für verloren, aber in der Meinung, mein Leben doch noch einige Augenblicke zu verlängern, warf ich ihr den Affen hin, hoffend, ſie werde ſich für's Erſte mit dieſer Beute zufrieden ſtellen. Allein das Ungeheuer begeiferte ihn nur und zurückgeſchreckt von dem Geruch der Kräuter kam ſie neuerdings auf mich zu, als eine zweite Schlange aus der andern Ecke des Gewölbes hervorſchoß. Ein hartnäckiger Kampf erhob ſich nun zwiſchen den beiden ſcheußlichen Thieren. Die zweite Schlange erhielt die Oberhand, tödtete ihre Gegnerin und zog ſich dann zurück. Ich Unbeſonnener dankte Gott für dieſe augenblickliche Rettung und bedachte nicht, daß mir noch ein viel ſchrecklicherer, qualvollerer Tod bevorſtehe: der Hungertod.

Nicht wenig ſtaunte ich, als ich jetzt noch eine dritte Schlange gewahrte, welche mir jünger ſchien als die beiden vorhergehenden. Sie näherte ſich der getödteten Schlange und als ſie ſah, daß dieſe unbeweglich ſei, entfernte ſie ſich eiligſt. Einige Augenblicke nachher erſchien ſie wieder, ein

Kraut in ihrem Munde haltend, welches mir ganz unbekannnt war. Dieſes ließ ſie auf den Cadaver fallen, ſchlängelte ſich dann um ihn und preßte ihm das Kraut auf die Gegend des Herzens und des Kopfes, bis er ſich zu meinem nicht geringen Erſtaunen erhob und ſeinbr Wohlthäterin liebkoſte. Dieſes Wunder nahm mir den letzten Reſt meines Muthes, endlich ermannte ich mich aber doch; feſt entſchloſſen, das wunderbare Kraut mir zuzueignen, es koſte auch was es wolle, brach ich einen Stein aus der Mauer, in der Abſicht, ihn nach der Schlange zu werfen, aber — gerade als ob ſie ahnte, was ihr drohte — ließ ſie das Kraut fallen und entfernte ſich mit der Geretteten.

Ich beeilte mich, eine neue Probe mit der Wunderpflanze anzuſtellen, ich rieb damit dem Affen Kopf und Herz, und ſieh da, er fing an ſich zu bewegen, ſein Herz ſchlug, er öffnete die Augen und um mir ein Zeichen des Lebens zu geben, zerkratzte er mir das Geſicht. Ich ſchlug ihn, er biß mich, ich ſchrie und die Wachen, welche an dem Steine ſtanden, der unſer Grab deckte, ſchoben dieſen weg, und fragten mich um die Urſache dieſes ſeltſamen Geſchreies. Ich ſagte ihnen, daß der edle Baguzi wieder lebe und daß mein Geſchrei nichts anderes ſei, als ein Freudengeſchrei. Sie wollten meinen Worten nicht glauben. Um ſie zu überzeugen, zwickte ich den Affen, der ebenfalls ein durchdringendes Geſchrei ausſtieß. Die Wachen erkannten ſeine Stimme und eilten ſogleich dem Schah die freudige Nachricht zu überbringen. Seinem Befehle gemäß wurden wir beide auf der Stelle an das Tageslicht gefördert und vor ſeinen Thron geführt. Haſtiag war außer ſich beim Anblick ſeines Lieblings. Als er ruhiger geworden war, verlangte er die Urſache des Wiederauflebens ſeines Getreuen zu wiſſen. Ich beeilte mich ſeine Neugierde zu befriedigen, und Haſtiag, der in dem Abenteuer eine beſondere Huld der Götter gegen mich wahrzunehmen glaubte, nahm mich wieder in Gnaden auf, und ſetzte mich in meine vorige Stelle mit verdoppeltem Gehalte ein.

Ich fing ſchon an meine böſe Zeit zu vergeſſen, als die Ärzte des Hofes und der Stadt, beſorgt es könnte die Eigenſchaft meiner Pflanze ihre ganze Kunſt entbehrlich machen, dem Schah eine Bittſchrift überreichten, wo ſie ihn anflehten, meinen Händen einen Schatz zu entwinden, den nur ein Zufall in meine Gewalt gegeben hatte. Dieſes außerordentliche Mittel, ſagten ſie, dürfe nur dazu dienen, zum Glücke von Perſien die glorreichen Tage des Herrſchers der Herrſcher zu verlängern, und ſie zweifelten keineswegs, daß ich dem Throne und dem Staate mit Freuden dieſes Opfer bringen würde.

Haſtiag ließ mich rufen, und wandte Liſt, Drohungen, Verſprechen und Schmeicheleien an, um das zu erlangen, was er von mir wünſchte. Ich aber widerſetzte mich mit aller Feſtigkeit, verſprach ihm aber, ja ich leiſtete einen Schwur, ihn nie zu verlaſſen und ihn wieder zu beleben, ſobald er der Natur den unvermeidlichen Tribut bezahlt haben würde. Haſtiag traute mir nicht und ließ mir durch ſeine Leibwachen das unſchätzbare Kraut entreißen, welches ich in meinem Buſen trug. Er befahl auch, daß man mir meine reichen Kleider nehme, und verbot mir jemals mehr vor ſeinem Antlitze zu erſcheinen. Ich verließ halb nackt den Pallaſt, ohne ein Geldſtück in der Taſche, aber meine Freiheit hatte ich gerettet.

Ach! ich erfreute mich derſelben nicht lange, denn kaum hatte ich einige Schritte durch die Straßen der Stadt gemacht, als man mich neuerdings verfolgte und in Ketten warf. Der Urheber dieſer plötzlichen Verhaftung war der hölliſche Gardekapitän. Er hatte den Schah überredet, daß meine Widerſetzlichkeit gegen ſeine Befehle ein Beweis eines verbrecheriſchen Vorhabens ſei, daß ich den Beſitz der Pflanze nur darum wünſchte, um die öffentliche Ruhe zu gefährden, den Geſetzen Hohn zu ſprechen, und Jene wieder in's Leben zu rufen, welche das Schwert der Gerechtigkeit ereilt hatte.

Drei Tage ſeufzte ich in meinem Gefängniſſe, als man mir verkündete, daß ich beim Anbruche des nächſten Tages mit dem Stricke vom Leben zum Tode hingerichtet werden ſollte. Wirklich führte man mich auf den Richtplatz und der Scharfrichter hatte bereits den Knoten um meinen Hals geſchlungen, da erſcholl es „Gnade! Gnade!“ Ein Großwürdenträger des Schahs drängte ſich durch das Volk und wehte mit einem weißen Tuche.

Sobald ich mich in dem Zuſtande befand, Erkundigung über dieſe ſchnelle Veränderung meines Schickſals einzuziehen, erfuhr ich, daß der Affe mein Retter war und zwar auf folgende Weiſe:

Haſtiag hatte die Pflanze in ſeinen Schreibtiſch eingeſchloſſen; genöthigt ihn zu öffnen um Papiere herauszunehmen, hatte der Affe, gewohnt überall herumzuſuchen, darin die Pflanze gefunden und ſie ganz aufgefreſſen. Er endete eben ſeine Mahlzeit als der Schah dazu kam. Haſtiag raufte ſich verzweifelnd die Haare aus, nahm dann einen Stock und ſchlug den Affen. Dieſer ſprang ihm in's Geſicht, kratzte ihm ein Auge aus und floh dann auf das Dach des Pallaſtes. „Sieh,“ ſagte der Mann, der mich aus dem Kerker führte, „da ſitzt er noch oben!“ Ich ſah hinauf, rieb mir die Augen, ſah mich aber nun unter dem Bette; denn ich war erwacht.

Die Kokette.

I.

Es war einer jener unfreundlichen Äquinoktialabende, wo der Wind den feinen Regen in's Geſicht ſchlägt, als ein ältlicher Mann in ſeinen Mantel gehüllt durch die Straße, welche zum Luxembourg in Paris führt, ging. Die Straßen waren menſchenleer, und nur eine Drehorgel ſpielte noch falſch in einem Hauſe. Es hatte 8 Uhr geſchlagen, und der Mann trat in den Salon ſeiner Schweſter, der Marquiſe de Pons. Die Marquiſe war eine Frau von ehedem. Sie hatte die ſchönen Tage ihres Lebens am Hofe der Königin Maria Antoinette verlebt und üble Tage folgten darauf. Endlich hatte ſich ihr Schickſal wieder gebeſſert und ſie lebte zufrieden und glücklich mit dem, was ſie aus dieſem großen Schiffbruche gerettet hatte. Beim erſten Anblicke ſchien die Marquiſe etwas geziert und ſchroff, aber wer ſie näher kannte, fand ſie mit Recht ſehr liebenswürdig; unter den Runzeln blickte noch ihre vormalige Schönheit hervor, und ihr hoher Wuchs voll Anmuth und Würde war weit entfernt, ihre achtzig Jahre anzukünden. Es war ihr von der großen Welt, in welcher ſie gelebt hatte, ein Firniß von Kälte und Zurückhaltung geblieben, aber waren nur die erſten

Komplimente vorüber, ſo wurde ſie fröhlich, geſprächig, ja ſogar leichtſinnig wie ein Mädchen von fünzehn Jahren. Alle ihre Neigungen, ſo wie jene ihres Bruders, des Chevalier de Vilcour, vereinigten ſich in der Tochter ihrer verſtorbenen Schweſter, in dem Engel Gabriele.

An dieſem Abende war Familienzirkel. Die Marquiſe arbeitete an der Tapiſſerie, Gabriele ſaß zu ihren Füßen und hatte auf ihrem Schooße ein großes Bouquet von Herbſtblumen liegen, welche ſchon von der Kälte gebrannt waren, aber im warmen Zimmer doch noch Wohlgerüche ausdufteten. Auf der andern Seite des Tiſches zeichnete Theobald in einem Album, ſein Blick ſchweifte öfters von ſeiner Zeichnung auf die Gruppe ihm gegenüber und er lächelte. Binnen einem Monate ſollte Theobald von Montmaur die ſchöne Gabriele heirathen.

Der Chevalier Vilcour ſtand mit dem Grafen Anatole de Saint-Servien am Kamine, die Verwandtſchaft des Grafen mit Theobald geſtattete ihm Zutritt im Hauſe. Er war ein guter Junge, unbedeutend in jeder Hinſicht, ein Menſch, den man wohl leiden kann, ohne ſeine Anweſenheit zu fühlen, oder ſeine Abweſenheit zu bedauern. Der Chevalier fühlte ſich beim Anblick der Seinigen von guten Vorbedeutungen für die Zukunft ergriffen. Theobald war allerdings der Mann, den er für ſeine geliebte Gabriele wünſchte. Ein ehrenvoller Name, wenig Vermögen, aber eine Stellung, welche für die Folge Hoffnung gab, ein freier offener Charakter und ein tadelloſer Lebenswandel. Auch Gabrielens Herz war mit dem Wunſche ihrer Verwandten einverſtanden; ihr ſchüchterner Blick hing an Theobald mit unbeſchreiblichem Ausdruck von Zärtlichkeit und Vertrauen, dann fiel er dankbar auf Tante und Onkel. „Kommen Sie daher zu mir, lieber Onkel.“ ſagte ſie zum Chevalier, „Theobald muß Sie auch in das Album zeichnen.“

„Ei! ich merke ſchon Spitzbübin,“ antwortete der Chevalier, „du willſt, daß meine alte Figur deine jugendlichen Reize noch erhöhe. Aber hiezu glaub ich, wären die achtzig Jahre deiner Tante ſchon hinreichend.“

„Ach daran dacht' ich gar nicht,“ erwiederte Gabriele. „Sie wiſſen wohl, ich bin nicht eitel, und worauf ſollt ich es auch ſeyn? ich bin ja nicht ſchön.“ Sie war übrigens ſehr ſchön, als ſie ſo ſprach; es lag viel Sanftmuth in ihren blauen Augen und viel Anmuth in ihrem Lächeln.

Der Chevalier trat hinter Theobald; ſeine Zeichnung war vortrefflich, nur Gabrielen's Kopf, weil er retouchirt werden mußte, war ein wenig undeutlich, man ſah, der Künſtler wollte das Bild noch verſchönern.

„Mademoiſelle,“ ſagte Theobald, indem er eben eine Linie ausſtrich, um ſie zu verbeſſern, „wollen Sie nicht den Kopf etwas beugen?“

Gabriele beugte ſich gegen ihre Tante und ihre ſchönen blonden Haare fielen in langen Locken auf ihre Wangen. „So iſt's gut,“ ſagte Theobald und zeichnete weiter.

In dieſem Augenblicke ſchlug der Regen heftig gegen die Fenſter. „Welch entſetzliches Wetter,“ ſagte der Graf Anatole, der ſeit einer halben Stunde kein Wort geſprochen hatte.

„Es ärgert mich ſehr,“ erwiederte die Marquiſe, „denn ich erwartete dieſen Abend einen Beſuch: die Madame de las Vermejas?“

„Madame de las Bermejas?“ wiederholte der Graf mit vieler Lebhaftigkeit, „Madame de las Bermejas, eine Spanierin, deren Mann in Navarra getödtet wurde, und die den Inſurgenten ſelbſt nur durch ein Wunder entkommen iſt?“

„Dieſelbe, Herr Graf!“

„Dieſe Frau iſt eine Heldin; ſpricht ſie franzöſiſch?“

„Wie eine Eingeborne, ſie wurde ja in Paris erzogen.“

„Deſto beſſer, es wird mir großes Vergnügen machen, ſie zu verſtehen. Und wenn der abſcheuliche Regen nicht eingetreten wäre, ſo würde ſie gekommen ſeyn, ſagen Sie? Das wird Ihnen auch recht unlieb ſeyn, Theobald, nicht wahr?“

„Keineswegs,“ antwortete Theobald lächelnd, Gabrielen anblickend, „dieſer Beſuch würde die Vertraulichkeit unſers Abends geſtört haben. Wir ſind ſo angenehm hier beim Kamin, und das Wetter ſcheint mit uns einverſtanden, indem es Fremde von uns entfernt hält. Übrigens liebe ich auch die Heldinnen nicht. Mir gefällt eine ſanfte ſchüchterne Frau beſſer, als eine, die ein Pferd zu bändigen weiß, und einen Schuß thut, ohne daß ihr Auge dabei zwinkert.“

„Eine ſolche Heldin iſt eine Monſtruoſität. Ich begreife, daß Sie für eine zarte anmuthige weibliche Geſtalt mehr Sympathie fühlen, aber ich liebe die ſtarken Frauen. Ich ſtelle mir Madame de las Bermejas groß, braun, mit ſtolzem Blick und edler Haltung, vielleicht ſogar etwas häßlich vor, aber ſo häßlich, daß dieſes Häßliche doch immer etwas äußerſt Intereſſantes hat. Nicht wahr Marquiſe, ich habe ein wahres Bild entworfen?“ „Ja beinahe!“

antwortete die Marquiſe lächelnd, „ich werde Sie nächſtens bei ihr aufführen und Sie werden ſelbſt ſehen“ —

In dieſem Augenblicke brach ſich das Waſſer gleich einem Sturz am Fenſter, wurde aber doch vom Geraſſel eines Wagens übertäubt, welcher am Thore hielt.

„Das iſt vielleicht doch Madame de las Bermejas,“ ſprach Gabriele, indem ſie Theobald zulächelte, als wollte ſie ihn über dieſen Beſuch tröſten.

„Ich glaube wahrhaftig, mir pocht das Herz,“ ſagte der Graf, indem er ſeine Finger ordnend durch die Haare gleiten ließ, und jetzt trat ein Bedienter ein, und meldete Madame de las Bermejas an. Sie trat ein, erhob ihren ſchwarzen Schleier, grüßte alle Anweſenden und ſetzte ſich zur Marquiſe.

Eine allgemeine Stille herrſchte nach den erſten Begrüßungen, denn Allen, vor Allen aber den Chevalier, der ſie zum erſten Male ſah, flößte Ines de las Bermejas beim erſten Anblicke Überraſchung und Bewunderung ein. Man ſtelle ſich einen jener Köpfe vor, welchen die Imagination eines Malers in einem der glücklichſten Augenblicke ſchuf, den er aber nicht im Stande iſt, ſo herrlich als er ihn gedacht auf die Leinwand zu übertragen, ein majeſtätiſcher Wuchs, ein herrlicher Nacken, durch einen verſchwenderiſchen Aufwand von ſchwarzen Spitzen durchſtrahlend und zwei zarte weiße Hände etwas kokett über ein Trauerkleid gekreuzt.

Der Chevalier hörte kaum was dieſe Frau ſprach, ſo war er in ſtille Betrachtung ihrer Schönheit verſunken, beſondern Eindruck machte der Ton ihrer Stimme auf ihn, ſie war ſauft und wohlklingend und ihre Ausſprache etwas fremdartig, obſchon ſie rein franzöſiſch ſprach. Auch Theobald betrachtete mit Erſtaunen die Heldin, allein bald fuhr er wieder fort, an ſeiner Zeichnung zu arbeiten.

Dann fixirte Madame de las Bermejas Theobald, worauf ihr Blick auf Anatole fiel. Es war kein Vergleich zwiſchen dieſen beiden Männer zu machen. Theobald beſaß eine jener Phyſiognomien, welche zur Imagination der Frauen ſprechen, einen Blick voll Gedanken, ein unbeſchreibliches Lächeln. Anatole friſchfärbig und etwas kurzſichtig, glich vielen Andern, er machte ſich ſo viel möglich bemerkbar, um die Aufmerkſamkeit der ſchönen Frauen auf ſich zu ziehen, welche, ohne ſich um ſeine Bemühungen zu bekümmern, ohne weder auf ihn, der ſie immer anſah, noch auf Theobald, der ſie gar nicht anſah, zu achten, mit der Marquiſe ſchwätzte.

Die Marquiſe war ſehr vergnügt, ſie liebte die Überraſchungen und dieſe war vollſtändig. Übrigens vergaß Anatole nicht, daß Madame de las Bermejas eine Geſchichte zu erzählen wußte, deren Heldin ſie war und welche durch die Zeitungen theilweiſe bekannt gemacht — ganz Paris intereſſirte. Er lenkte das Geſpräch ſo geſchickt, daß Madame de las Bermejas davon reden mußte. Vielleicht war es ihr auch nicht unangenehm, ein Drama darzuſtellen, worin ſie eine große Rolle ſpielte. Auf eine direkte Frage Anatole's antwortete ſie ganz einfach: „Ja, es iſt wahr, daß ich bereits zum Tode verurtheilt, und mit Pulver und Blei gleich einem Soldaten hingerichtet werden ſollte.“

„Zum Tode verurtheilt?“ wiederholte die Marquiſe, „auch ich war es im Jahre 93, aber ich war verſteckt. Und die Ungeheuer hatten doch Mitleid mit Ihnen?“

Madame de las Bermejas ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Nur durch ein Wunder bin ich der Gefahr entronnen,“ dann ſchwieg ſie wie erſchüttert von dieſer fürchterlichen Erinnerung, nahm aber bald wieder, einen Blick auf Theobald werfend, welcher eifrig fortzeichnete, das Wort.

„Mein Gemahl wurde unter den Mauern von Viktoria getödtet, ich blieb allein in einem Lande, wo Feuer und Schwert herrſchten, zwiſchen zwei Parteien, die ſich mordeten. Ich beſchloß anfangs in die Gebirge zu flüchten und mich in einem Dorfe zu verbergen, allein welche Sicherheit würde ich dort gehabt haben? wer würde mich auch dort gegen die Banditen geſchützt haben, welche ungeſtraft ihr ſchändliches Handwerk trieben? Ich entſchied mich endlich dafür, nach Frankreich zu fliehen. Ein einziger Diener begleitete mich und wir verließen Viktoria in meinem eigenen Wagen und ohne auffallendes Gepäcke, ſo, als ob wir auf das Land fahren wollten. Mein Gold und meinen Schmuck hatte ich in die Seitenwände des Wagens verborgen.“

„Gott, welche Reiſe! Wir eilten durch ein zu Grunde gerichtetes Land, fürchterliche Wege, Felder ohne Kultur, Dörfer, in welchen die bereits decimirten Einwohner vor jeder Fahne, vor jeder Uniform flohen, denn ſie fürchteten Karliſten und Chriſtinos gleich.“

„Indeſſen ging Anfangs alles gut, wir ſuchten durch Umwege jene Gegenden zu vermeiden, welche die Guerillas beſetzt hielten, und zwei Nächte brachten wir in einzelnen abgelegenen Häuſern zu. Am Abende des dritten Tages gelangten wir zu einer kleinen Venta (Herberge) in der Umgegend von Eſtella. Meine Maulthiere waren ſo erſchöpft, daß ſie nicht mehr weiter konnten. Wiſſen Sie wie eine ſolche Venta ausſieht? Sie iſt eine Art Stall, in welchem Kaufleute, Soldaten, Bettler und Maulthiertreiber unter einander eſſen und ſchlafen. Ich mußte dennoch dort einſprechen. Nach dem Abendeſſen ſtieg ich in meinen Wagen, um darin die Nacht zuzubringen, und Periko mein Diener legte ſich nicht weit davon unter freiem Himmel auf ein Bischen Stroh. Es war eine jener herrlichen milden Nächte, wie ſie in Spanien nicht ſelten ſind. Mein Wagen ſtand am Thore der Venta unter einem großen Maulbeerbaum, wo ich eine Ausſicht in die Ferne genoß. Um Mitternacht ſtieg der Mond hell und glänzend auf, man glaubte es komme ſchon der Tag. Vor mir erblickte ich eine weite Ebene mit Baumgruppen beſetzt, und in der Ferne ragten die Wälle und Thürme einer Stadt hervor, von ſchwarzen Hügeln umgeben. Alles ſchlief in dieſer einſamen Gegend, nur die Grille zirpte am Wege. Wie herrlich war der Himmel, wie ruhig die Natur in dieſem Augenblicke, wie angenehm konnte man in dieſem glücklichen Lande leben, es ſchien unmöglich, daß Raub, Feuer und Mord ſo nahe ſeien.“

„In ſolche Gedanken verloren, ſtarrten meine Augen in das Helldunkel, und es ſchien mir bald, als ob in der Ferne von Zwiſchenraum zu Zwiſchenraum Feuer ſich zeigte. Dann glaubte ich ein ſonderbares Geſchrei zu vernehmen. Alsbald ſtand Periko bei dem Wagen und rief mir zu: „Sennora, die Karliſten ziehen von Eſtella heran, was iſt zu thun?“

„Wir müſſen auf der Stelle fort,“ antwortete ich. Binnen zehn Minuten waren wir auf dem Wege. Wir zogen die ganze Nacht durch entſetzliche Wege, zwiſchen Wäldern und Abgründen.“

„Bei Tagesanbruch befanden wir uns am Eingange eines Thales, durch welches ein Waldſtrom brauſte. Hundertjährige Eichen beſchatteten den durch grauenvolle Abgründe durchſchnittenen Weg, über den ſich himmelhohe nackte Felſen erhoben, über deren Gipfel eine Schaar Raben krächzend hin- und herzog. Nie werd' ich den fürchterlichen Anblick dieſer Gegend vergeſſen; noch ſeh' ich jeden Baum, jeden abgehauenen Stock, jeden Stein und das hölzerne Kreuz hart am Wege aufgerichtet, um die Stelle zu bezeichnen, an welcher irgend ein unglücklicher Reiſender zu Grunde gegangen war.

„Wir glaubten am Ende der Welt in einer Wüſte allein zu wandeln, als plötzlich eine Stimme hinter den Bäumen ein fürchterliches: Halt! uns entgegendonnerte. Periko hieb in die Maulthiere, da fielen Schüſſe von beiden Seiten des Weges, Periko ſank über den Kutſchbock herab, die Maulthiere blieben ſtehen und ich ſtieg aus dem Wagen.“

„Und,“ unterbrach die Erzählerin Anatole, „gaben muthig Feuer auf die Räuber?“

„Nein,“ erwiederte Madame de las Bermejas mit liebenswürdiger Naivetät, „ich hatte Furcht und fing bitterlich zu weinen an. Soldaten umgaben meinen Wagen und ich erkannte an ihren Uniformen in ihnen Karliſten. Der Offizier, der ſie befehligte, trat zu mir, ich hatte mich am Rande des Weges auf einen Abhang geſetzt, und wendete den Blick von dem Körper Periko's, der blutend dalag. Ich antwortete den Fragen des Offiziers, daß ich eine Franzöſin ſei, und in mein Vaterland zurückkehren wolle.“

„Während dem erbrach man meinen Koffer, durchſuchte alles, was er enthielt, ſchrie und fluchte um mich herum. Ich hatte unendliche Furcht und war einer Ohnmacht nahe."

Madame de las Bermejas ſchwieg und fuhr mit der Hand über die Stirn. Theobald hatte den Silberſtift niedergelegt und betrachtete ſie. In dieſem Blicke lag eine Art Freude und quälender Beſorgniß.

„Dieſe Männer waren wahre Spanier," fuhr Madame de las Bermejas fort, als ob ſie Theobald's Gedanken antwortete, „ſie waren fanatiſch, grauſam, im Stande eine Frau zu ermorden, aber nicht ſie zu beſchimpfen. Der Offizier führte mich etwas abſeits, zwei Soldaten bewachten mich in einiger Entfernung und man berathete ſich mitten auf dem Wege. Es waren bei dieſem Rathe fünf oder ſechs Offiziere, ein Mönch und zwei oder drei Männer, welche keine Uniform trugen. Man begleitete das was man ſprach mit heftigen Geberden. Beiläufig hundert Soldaten hielten ſich in einiger Entfernung ganz ſtille. Es kam mir nicht in den Sinn, daß mein Leben in Gefahr ſchweben ſollte, und dennoch bebte ich und betete zu Gott inbrünſtig für mich und den armen Periko, deſſen Tod ich verurſacht hatte. Meine Augen wendeten ſich voll Abſcheu von dem Leichnam, an deſſen Seite ich in dieſer Einöde verlaſſen zu werden glaubte. Die Anweſenheit der Karliſten tröſtete mich in dieſem Augenblicke mehr, als ſie mich erſchreckte, denn ich fürchtete nichts ſo ſehr, als hier allein zu bleiben."

„Truppen entfernten ſich und kamen wieder. Von Zeit, zu Zeit hörte ich in der Ferne ſchießen. Man ſchlug ſich in der Umgegend. Alles dies dauerte beiläufig eine Stunde.

Endlich führten mich die Soldaten, welche mich bewacht hatten, an den Weg. Die Gruppe des Kriegsrathes umgab mich, alle Geſichter waren ernſt und hart, alle Blicke wendeten ſich von mir.“

„Donna Ines de las Bermejas trete näher,“ ſprach ein Offizier, der die Zeichen eines höheren militäriſchen Grades trug.

Ich zitterte, als ich meinen Namen hörte.

„Donna Ines de las Bermejas, fuhr der Offizier fort, „du biſt der Eſpionage angeklagt und überwieſen; empfehle deine Seele Gott, das hier verſammelte Militärgericht verurtheilt dich zum Tode.“

„Ein fürchterlicher Schrecken, eine unbeſchreibliche Angſt bemächtigte ſich meiner. Sterben, ſterben, mit zwanzig Jahren! Ich ſtürzte auf meine Knie, betheuerte meine Unſchuld, ich flehte um mein Leben. Ich wollte, ich konnte nicht ſterben, die härteſte Bedingung, ich hätte ſie angenommen.“

Theobald betrachtete Madame de las Bermejas mit der frühern unruhigen Neugierde, ſie fuhr fort: „Ja alles, ausgenommen Entehrung. Aber dieſe Männer hatten kein Mitleid mit mir, ſie entfernten ſich. Der Mönch allein blieb bei mir, um mir den letzten Troſt der Religion zu ertheilen. Ich verſuchte mit ihm zu ſprechen, aber die Stimme verſagte mir. Ich kniete bewußtlos vor ihm im Staube und meine Blicke hingen ſtarr an einem Bündel Gewehre, welche am Wege ſtanden. Ich weinte nicht mehr, ich flehte nicht mehr um Gnade, ich ſah nichts mehr als dieſe fürchterlichen glänzenden Gewehre und über mir den herrlichen blauen Himmel. Der Mönch betete über mir, ich hörte ihn erſt, als er ſprach: „Meine Tochter, bete zerknirrſcht zu deinem Schöpfer, für dich iſt keine Hoffnung mehr.“ Da ſah ich zum Prieſter empor, er war ein ehrwürdiger alter Mann und hatte Thränen in den Augen. „Mein Vater!“ ſchrie ich, indem ich ihn krampfhaft an ſeiner Kutte faßte, „ich bin unſchuldig, rette mich. Ich klammere mich an dich, ich laſſe nicht los von dir, dann können ſie, werden ſie mich nicht tödten. Habe Mitleid mit einem armen Weibe. Sieh' ich bin noch ſo jung, ſo voll Leben und ſoll es ſchon enden. Ich habe noch ſo viele Zeit vor mir, ſie werden Gott Rechenſchaft geben müſſen, wenn ſie mir dieſe Zeit grauſam abkürzen.“

„Der Mönch verſuchte, ſich von mir los zu machen, aber ich klammerte mich immer feſter an ihn, ſo daß er mich auf den Knien im Staube mit ſich fortſchleppte. Dann hörte ich hinter mir die Ladſtöcke in die Flintenläufe ſtoßen, ich erbebte, ließ die Kutte des Prieſters los, er entfernte ſich, kurze Stille, dann Flintenſchüſſe, und ich ſtürzte, meiner nicht mehr bewußt, zu Boden.“

„Als ich wieder zu mir kam, lag ich am Wegesrande auf den Polſtern meiner Kaleſche; der Mönch ſaß neben mir, ſeine Zigarre rauchend. Wir waren allein. Ich erinnerte mich an alles Vergangene, als ich die Augen öffnete, ich fühlte wohl, daß ich noch lebe, allein ich glaubte doch ſchwer verwundet zu ſeyn. Der Mönch verſuchte mich empor zu richten, er gab mir etwas Wein, der mich ſtärkte. „Meine Tochter,“ ſprach er vergnügt, „deine Furcht war größer als dein Unglück, faſſe Muth und danke Gott!“

„Ich wollte ihm danken, denn ich begriff wohl, daß er mich rettete, allein ich konnte nur weinend die Hände falten.

„Was willſt du jetzt beginnen, meine Tochter?“ fragte mich der würdige Prieſter.

„Ich will die Grenze zu gewinnen ſuchen, antwortete ich, und nach Frankreich flüchten.“

„Nach Frankreich?“ ſprach er kopfſchüttelnd, „alles Unglück Spaniens kommt von dort her. Ein wahrer Spanier kann dort nicht leben.“

„Aber hier droht mir der Tod,“ erwiederte ich ängſtlich.

„Wohlan,“ ſprach er, indem er aufſtand und mir die Hand reichte, „ſo will ich dein Wegweiſer ſeyn, und ſo mein Werk vollenden.

Meine Kaleſche ſtand noch in der Mitte des Weges, aber die Maulthiere waren verſchwunden. Ich ſuchte mit den Blicken den Leichnam Periko's, der Mönch zeigte mir einen friſchaufgeworfenen Erdhügel, unter dem hölzernen Kreuze. Armer Periko! er war auch noch ſo jung, gewiß liebte auch er das Leben.“

„Ich nahm mein Gold und meinen Schmuck aus der Kaleſche. Ich wollte alles mit dem Mönch theilen, allein er verweigerte es. Wir zogen zu Fuß fort. Am andern Morgen befand ich mich über der Grenze.“

„Bevor mich mein Retter verließ, gab er mir noch ſeinen Segen und ſprach: „Wenn du über jenen Bergen ſeyn wirſt, ſo vergiß dein Vaterland nicht und bete für Fra Antonio de Leon.“

Madame de las Bermejas ſchwieg. Gabriele und die Marquiſe drückten ihr die Hand mit Thränen in den Augen. Auch der Chevalier ſchien bewegt, der Graf Anatole machte ſeiner Verwunderung durch Exklamationen Luft. — Theobald ſchwieg ganz.“

II.

Bald wurde Madame de las Bermejas eine intime Freundin des Hauſes. Wenige Frauen beſaßen die Kunſt, zu gefallen, ſo vollkommen. Sie verband mit ihrer Schönheit auch eine außerordentliche Anmuth in ihrem Benehmen und eine ſeltene Lieblichkeit im Schwätzen. Dazu kam noch das Sonderbare ihrer Lage, ſie war Witwe ohne Familie und alſo mit ein und zwanzig Jahren vollkommen Herrin ihres Willens und ihres Schickſals. Der Chevalier äußerte ſich manchmal gegen ſeine Schweſter, er glaube zwiſchen ihr und dem Grafen Anatole ſpinne ſich etwas an, allein bald bemerkte man, daß ſie den Grafen auffallend kalt behandle, ja viel kälter als Theobald, gegen den ſie vom erſten Tage an einen gewiſſen freimüthigen und nachläſſigen Ton annahm. Es ſchien, als wenn ſein Bräutigamstitel ihn für ſie ganz gleichgültig gemacht hätte. Der Chevalier ſah dieſes übrigens mit andern Augen, und war nichts weniger als ruhig hierüber; doch behielt er ſeine Muthmaßungen für ſich, da er auf Theobald's Klugheit und auf den immer näher heranrückenden Verlobungstag vertraute.

Madame de las Bermejas ſchien ſich darin zu gefallen, Theobalden immer wegen ſeiner leidenſchaftlichen Liebe und mackelloſen Treue für Gabrielen zu beloben, allein ſie beſaß gewiß zu viele Menſchenkenntniß, um dort eine Flamme zu ſehen, wo nur ein ſchwaches Licht dämmerte, und der Chevalier konnte ihr dieſe Falſchheit nicht verzeihen, deren Zweck er nicht einſah.

Eines Abends waren wieder alle im Hauſe der Marquiſe verſammelt; das Geſpräch wendete ſich zum Ernſthaften.

Man ſtritt über die Ehe. Der Graf Anatole nannte eine Vereinigung, wo beide Theile liebend ſich, gleichſam zu einem Weſen verſchmelzen, ein irdiſches Paradies, und der Chevalier ſetzte hinzu: „der vernünftige Mann könne ſeiner halbvergeudeten Jugend kein glücklicheres Ziel ſetzen, als wenn er eine Frau nehme.“

Madame de las Bermejas horchte etwas zerſtreut zu, und ſpielte mit ihrem Fächer, dem leichten Szepter in der Hand einer ſchönen Frau, dann beugte ſie ſich gegen den Chevalier, und ſah ihn verſchmitzt und lächelnd an. „Eine Convenienzheirath iſt eine traurige Thorheit,“ ſprach ſie. „Ich kann begreifen, wie man ſeine Freiheit einer tiefen Leidenſchaft aufopfern kann, ich kann begreifen, wie man ſich freudig in ein unauflösliches Joch ſchmiegen kann, wenn man außer dieſem nur Sehnſucht und Verzweiflung ſieht, das iſt eine Heirath aus Liebe. Ich finde es ſogar auch begreiflich, daß man ſich feſſeln kann, um zu Ehren und Würden zu gelangen. Das iſt eine Heirath aus Ehrſucht. Aber ohne Liebe, ohne Ehrgeiz ſeine Unabhängigkeit zu den Füßen eines Weibes hinwerfen, ſeine Zukunft binden und ganz kalt ſagen: Ich bin nicht verliebt, ich mache weder mein Glück, noch ſtell ich mich dadurch höher, ich ſchließe bloß eine Convenienzheirath, dieſe Thorheit begreife ich nicht.“ „Auch ich nicht,“ fiel Gabriele raſch ein. Das arme Kind liebte ihren Verlobten ja ſo zärtlich und innig.

„Auch ich nicht,“ erwiederte Anatole feurig. Theobald ſprach nichts und heftete einen tiefen, traurigen Blick auf Madame de las Bermejas, einen Blick, den Gabriele nicht bemerkte.

„In früheren Zeiten," nahm nun die Marquiſe de Pons das Wort, „ſchloß man nur Convenienzheirathen und es gab ſehr glückliche Ehen. Als ich den Marquis de Pons heirathete, hatte ich ihn nur zweimal geſehen. Konnte ich einen Mann lieben, den ich nicht kannte? Allein als wir verheirathet waren, liebten wir einander recht herzlich und innig. Der Graf Anatole, verließ die Geſellſchaft früher, weil er auf einen Ball geladen war. Der kleine Zirkel zog ſich noch näher an den Kamin zuſammen. Theobald ſtützte ſich auf den Tiſch und ſeine Hand ließ den Silberſtift zerſtreut auf dem erſten Blatte von Gabrielen's Album dahingleiten. Der Chevalier warf einen Blick dahin und erkannte das zarte Profil der Madame de las Bermejas mit wenigen Strichen. Plötzlich ſchien Theobald aus ſeinen Träumereien zu erwachen, er zeichnete raſcher und das Porträt fügte ſich ſo geſchickt in die Zweige einer dazu gezeichneten Trauerweide, daß man es nur nach größerer Aufmerkſamkeit heraus zu finden vermochte.

Um 11 Uhr ſtand Madame de las Bermejas auf, um ſich wegzubegeben. Gewöhnlich brachte ſie ein Lohnwagen nach Hauſe. Der Chevalier klingelte, um ihren Bedienten davon zu benachrichtigen. Sie aber trat an's Fenſter, zog die Vorhänge zurück und ſagte: „Welch' herrliche Nacht, wie ſanft der Mond die Erde beleuchtet! Eine Bewegung wird wohlthätig ſeyn, ich werde mich heute zu Fuß nach Hauſe begeben". „Theobald wird Sie begleiten" ſagte die gute Gabriele, und als Madame de las Bermejas mit einer ablehnenden Geberde dankte, ſetzte jene hinzu: „Nein, nein, Sie können nicht allein gehen, und ein Bräutigam, das kann ja nicht zu boshaften Anmerkungen Anlaß geben."

Theobald ſchien unentſchloſſen. Seine erſte Bewegung ſchien der Marquiſe und Gabrielen ſo ſonderbar, daß Beide zu lachen anfingen. „Wohlan! Monſieur Theobald, wenn Sie ſo gütig ſeyn wollen,“ ſprach die Spanierin, indem ſie den ſchwarzen Spitzenſchleier über ihr Geſicht zog, in welchem ſie ſo reitzend war. Theobald zog ſeine Handſchuhe an, antwortete aber nicht, denn der Ton ſeiner Stimme würde ſeine innere Bewegung verrathen haben. Madame de las Bermejas legte ihren Arm in den Seinigen, da erblaßte er und zitterte, ſie aber lächelte und Beide gingen mit einander fort.

Die Marquiſe ging in ihr Kabinet und der Chevalier ſetzte ſich zum Kamin. Gabriele ließ ſich zu ſeinen Füßen auf einen Schämel nieder. Sie ſchien in tiefes Nachdenken verſunken und der Chevalier betrachtete ſie ängſtlich, als ſie ſeine Hand faßte und ihn mit der Heiterkeit eines Engels fragte: „Nicht wahr Onkel! ich bin doch recht glücklich?“

Am folgenden Tage gab die Marquiſe ein kleines Feſt. Gabriele wollte noch einmal in dem Hauſe ihrer Tante alle ihre Jugendgeſpielinnen verſammeln, vielleicht in unſchuldigem Stolze auf ihr Glück, um ihnen ihren Bräutigam zu zeigen. Es ſollte getanzt werden und zum erſten Male in ihrem Leben ſah ſie ſich als die glückliche Königin eines Balles.

Um 9 Uhr kam Madame de las Bermejas. Sie hatte ihr Trauerkleid abgelegt, und erſchien in einem ganz einfachen weißen Atlaßkleide, ihre langen geflochtenen Haare waren durch einen Veilchenkranz zurückgehalten. Keinen Schmuck, keine Spitzen, ſie war unbeſchreiblich ſchön. Alle Blicke richteten ſich auf ſie, als ſie eintrat, dann umgaben ſie die

Tänzer. Sie erklärte nicht tanzen zu wollen und ſetzte ſich zu einem Tiſche, wo zwei alte Frauen eine Schachpartie begonnen hatten.

Gleich darauf trat Theobald ein. Sein erſter Blick ſuchte Madame de las Bermejas. Gabriele erröthete freudig bei ſeinem Erſcheinen, ſie hatte ihn den ganzen Tag nicht geſehen.

Man tanzte im Salon. Der Graf Anatole, deſſen Aufforderung zum Tanze von Madame de las Bermejas hartnäckig zurückgewieſen worden war, tröſtete ſich, indem er um einige hübſche Frauen herumſchwärmte. Theobald ſchien traurig aber ruhig. Er tanzte den erſten Contretanz mit Gabrielen und ſetzte ſich dann in ein Nebenzimmer.

Der beobachtende Chevalier fing eine Partie Ecarté mit einem alten Freunde an; er ſaß ſo, daß er Madame de las Bermejas den Rücken zuwendete, allein ein Spiegel vor ihm zeigte ſie ihm ganz en face, ſo daß er ihr Geſicht genau ſehen konnte. Sie blieb ruhig lächelnd in ihren Lehnſtuhl gedrückt ſitzen, antwortete kaum denjenigen, welche ſie anredeten und ſchien nur auf das Schachſpiel aufmerkſam. Das dauerte bis 1 Uhr Morgens. Dann näherte ſich ihr Theobald, da drehte ſie ſich gegen ihn und lächelte ihm freundlich zu. Theobald ſetzte ſich neben ſie.

„Haben Sie einen fröhlichen Tag verbracht?“ fragte ſie ihn theilnehmend.

„Nein, Madame,“ antwortete er leiſe, „ich hatte zu quälende Gedanken, als daß mich irgend Etwas hätte zerſtreuen können.“

„Ah, Skrupel über Ihr Glück.“

„Ich wünſchte nur derjenigen, die es ſo ſehr verdient, mehr Liebe geben zu können, als ich ihr geben kann.“

„Nun ich ſehe hier keine Unmöglichkeiten. Gabriele iſt ein charmantes Weſen. Ich muß ſagen, ich kann es nicht begreifen, Sie immer ſo kalt zu finden, lieber Theobald! O Sie wiſſen nicht was es für eine Seligkeit iſt, wenn Zwei ſo ganz Eines ſind, nur Einen Gedanken, Einen Willen, Eine Seele haben, das iſt ein Glück, wie es die Engel im Himmel haben.“ So ſprechend heftete ſie ihre ſchwarzen von Schwermuth etwas verſchleierten Augen feſt auf Theobald. Dieſer zitterte, ſeine Lippen erblaßten, er athmete kaum. Endlich fragte er mit ſeltſam bewegter Stimme: „Sie haben den Herrn de las Vermejas wohl auf dieſe himmliſche Art geliebt?“ Sie antwortete nicht, aber ein ſpöttiſches Lächeln umſchwebte ihren Mund, welches klar ſagte: Weder Herrn de las Vermejas noch irgend Jemand auf der Welt.

„Alſo haben auch Sie eine Convenienzheirath geſchloſſen?“ fragte Theobald mit einer Art von Freude.

„Ja, ich war damals ſechzehn Jahr alt, jetzt würde ich das entſetzliche Ja, welches mich für meine ganze Zukunft bindet, nicht mehr ſo leicht ausſprechen.“

„Sie wollen ſich nicht mehr verheirathen.“

„Nein,“ antwortete ſie nach kurzem Schweigen und mit tiefer Schwermuth, „nein lieber Theobald, ich will keine Convenienzheirath mehr ſchließen.“

„Aber eine Heirath aus Liebe.“

Sie ſchüttelte traurig den Lockenkopf. „Liebe?“ ſeufzte ſie, „Liebe, dies iſt der Name, welchen man jetzt den Äußerungen einer eitlen Koketterie, den Zudringlichkeiten einer faden Galanterie beilegt. Blicken Sie um ſich, glauben Sie etwa Graf Anatole wiſſe was Liebe ſei? O nein, er hat zu roſenrothe Wangen, er tanzt mit zu vieler Grazie, er lächelt zu viel allen Frauen zu, um Eine zu lieben; oder meinen Sie, Gabriele kenne die Liebe? Das glückliche Kind, welches noch nie weinte wenn ſie Sie erwartete, und das nie zitterte und erblaßte wenn es Ihre Tritte vernahm? Und Sie ſelbſt Theobald, auch Sie lieben Gabrielen nicht, werden ſie nie lieben. Sie wird aber auch nie ſich deßwegen unglücklich fühlen, weil ſie nicht weiß, was zu ihrem Glück mangelt.“

„Und glauben Sie, daß ich weiß was wahre Liebe ſei?“ fragte Theobald.

Sie ſah ihn einen Augenblick ſtillſchweigend an, dann antwortete ſie: „Ja.“

Da liſpelte er ihr mit nicht mehr zu verbergendem Schmerze zu: „So können Sie denken, was ich leide.“

„Armer Theobald!“ ſeufzte Madame de las Bermejas, und es ſchien als glänzte eine Thräne auf ihrer ſchwarzen Wimper.

Theobald erblaßte, er faßte die Hand der ſchönen Frau und mit einer zitternden Stimme ſprach er: „Aber ich bin ja noch nicht verheirathet, bin noch frei und habe begreifen gelernt wie glücklich ich ſeyn könnte.“ Madame de las Bermejas ſchlug die Augen nieder und antwortete nicht, ſie verſtanden ſich aber ohne Worte. Gabriele, das glückliche Mädchen voll Vertrauen, tanzte im Salon und lächelte von ferne ihrem Bräutigam zu.

Madame de las Bermejas ging eine Viertelſtunde nachher fort. Theobald ſetzte ſich in ihren Stuhl und blieb da in tiefes Nachdenken verſunken ſitzen. Um 3 Uhr, als die ganze Geſellſchaft ſich entfernt hatte, trat Theobald zum Chevalier und fragte ihn, wann er ihn zu Hauſe treffen werde, er habe etwas ſehr Nothwendiges mit ihm zu ſprechen.

Tag und Stunde wurden beſtimmt und angenommen, da trat Gabriele zu Theobald und ſagte zu ihm ſanft: „Lieber Theobald! Sie haben ſich heute nicht gut unterhalten. Mir iſt auch unſer kleiner Zirkel am Kamin lieber.“

Am folgenden Tage beſuchte nach der Abrede der Chevalier Theobald, er fand ihn allein in ſeinem Kabinette, er ſtand auf, ging ihm entgegen und reichte ihm traurig aber ruhig die Hand. Sie ſetzten ſich.

„Herr Chevalier,“ ſprach Theobald, indem er einen offenen Brief vorzeigte, „mein Onkel iſt geſtorben, Anatole iſt ſein Erbe und ich habe ein Legat von 200,000 Franken erhalten.

„Ich wünſche Ihnen recht herzlich Glück;“ ſagte der Chevalier, „Sie rechneten auf dieß Vermächtniß gar nicht.“

„Nein, aber es verdreifacht mein kleines Vermögen und ich freue mich darüber mehr für Gabrielen als für mich ſelbſt, und indem er dieß ſprach, faltete er den Brief wieder, und warf ihn heftig auf ſeinen Sekretär.

Der Chevalier begriff wohl, daß in Theobald's Seele noch ein edles Gefühl für Gabrielen ſich rege, und er ſprach zu ihm: „Theobald, Sie ſagten mir ja, Sie hätten mir etwas Nothwendiges anzuvertrauen, ich bin gekommen um zu hören und Ihnen mit meinem Rathe beizuſtehen, wenn Sie ihn bedürfen.“

„Nein, es iſt nichts,“ erwiederte Theobald, „nur eine augenblickliche Grille und ich muß Sie um Vergebung bitten, daß ich Sie herbemüht habe.“

„Theobald! verſetzte der Chevalier mit ſehr theilnehmendem Tone, wenn Sie Kummer haben, ſo können Sie ihn ungeſcheut in den Buſen eines alten Freundes niederlegen.“

Theobald wendete den Kopf kalt und zurückhaltend weg, und das Geſpräch endete hiemit.

Ein Kalender lag auf dem Tiſche, Theobald nahm ihn und zeigte mit dem Finger auf den 25. November. „In 10 Tagen alſo, ſprach er; iſt keine Formalität vergeſſen worden?“

„Keine mein Freund,“ erwiederte der Chevalier betroffen über die gleichgültige Kälte, womit Theobald den wichtigſten Schritt ſeines Lebens behandelte.

Man ſervirte das Frühſtück, das Geſpräch blieb bei demſelben Gegenſtande ſtehen. Man redete über verſchiedene Details der Trauung. Anatole konnte derſelben nicht beiwohnen, er mußte verreiſen, um die Angelegenheiten jener Erbſchaft zu ordnen, welche ihm 60,000 Franken jährliches Einkommen abwarf.

Es war ſchon lange beſtimmt, daß die Verehligung auf dem Lande in einem ſchönen Landhauſe bei Meudon vollzogen werden ſollte. Gabriele war dort erzogen worden und die Marquiſe beſtand mit einer Art Aberglauben darauf, ſie müſſe in derſelben Kapelle getraut werden, wo ſie getauft worden war. Übrigens ſollte die Trauung ohne großen Prunk nur im Familienzirkel vollzogen werden, und beſonders hielt der Chevalier feſt darauf, um einen Vorwand zu haben, Madame de las Bermejas von der Feierlichkeit auszuſchließen.

Als der Chevalier von Theobald weg ging, begab er ſich nach Hauſe. Gabriele lief ihm entgegen und ſetzte ſich auf den Schämel neben ſeinem Lehnſtuhl. „O lieber guter Onkel! ſprach ſie, wiſſen Sie ſchon was Theobald für ein Glück gehabt hat? Er hat 200,000 Franken geerbt. Meine Liebe für ihn kann das freilich nicht vermehren, denn mein Herz gehörte ſein, wenn er auch ein Bettler wäre.“ Sie ſchwieg darüber erröthend, daß ſie das ganze Gefühl ihres Herzens ausgeſprochen und verhielt ſich das Geſicht mit den Händen, der Chevalier küßte ſie auf die Stirn und fragte: „Was haſt du, mein gutes Kind?“ „Nichts Onkel!“ erwiederte ſie, indem ſie durch Thränen lächelte, ich bin ſo glücklich, ſo glücklich, daß ich fürchte, es könnte mir ein großes Unglück begegnen.

„Thörichtes Kind, verſetzte der Chevalier, „bin ich nicht da um über dich zu wachen? Deine Zukunft lächelt gleich der Morgenröthe, und binnen wenigen Tagen biſt du Theobald's Weib.“

„Ja,“ ſagte Gabriele ernſt, „nur der Tod kann mein Glück zernichten.“

III.

Denſelben Tag reiſte die ganze Familie auf das Land. Sie war dort ganz allein. Theobald ging nicht ein einziges Mal nach Paris. Jeder der ihn ſah mußte glauben, daß er mit ganzem Herzen an den Engel hänge, der nur in ihm lebte, er hatte die zarteſte Sorgfalt für ſie und ſchien nur mit der Zukunft beſchäftigt, welcher ſie Beide Arm in Arm entgegen gingen; aber ach, es lag hierin nur der feſte Wille, eine heilige Pflicht zu erfüllen.

Die zehn Tage vergingen ſchnell und der 25. November erſchien ſtrahlend wie ein Frühlingsabend. Der Chevalier begrüßte ihn freudig als den Endpunkt ſeiner Beſorgniſſe und den Anfang eines Glückes, welches unſinnige Leidenſchaften nicht mehr vernichten konnten.

Alles was er fürchtete, ſchien ihm ſo nahe dem Ziele verſchwunden.

Mit fröhlichem Herzen umarmte er Gabrielen, als ſie am Morgen des feierlichen Tages zu ſeinem Bette hinkniete und um ſeinen Segen bat.

Den Morgen brachten alle im Gemache der Marquiſe zu, nur Theobald blieb auf ſeinem Zimmer, aus Achtung vor den Gemüthsbewegungen, welche ſich bei einer Braut ohngeachtet aller Liebe in den letzten Augenblicken vor ihrer Vermählung immer zeigen. Die Marquiſe war zärtlich und heiter, ſie beſchäftigte ſich den ganzen Morgen mit Gabrielen's Toilette, ſie ging ab und zu, gab Aufträge und lächelte dem Chevalier nur von Zeit zu Zeit ſelbſtgefällig zu.

Die Verlobung ſollte um 6 Uhr Abends in der Mairie und dann die Einſegnung in der Kirche zu Meudon vollzogen werden, nur die Beiſtände waren dazu gebeten, die Marquiſe frühſtückte mit Gabrielen auf ihrem Zimmer. Der Chevalier ging zu Theobald, er war wie berauſcht, man ſah es daß er ſich ſelbſt gewaltſam ſteigerte, um ſich Muth zu dem großen Opfer einzuflößen. Der Chevalier fühlte wohl, daß etwas auf ſeinem Herzen laſte, was er ihm, ſeinem Freunde, ſeinem zweiten Vater entdecken wollte, aber wohin ſollte das führen? In zwei Stunden ſollte er ſich mit Gabrielen verbinden, und ſo war es ja beſſer, daß ein Name nicht genannt werde und daß dieſe Schmerzen kein Echo finden. Theobald kleidete ſich an und erſchien dann in der Bibliothek, wo ſich auch der Chevalier befand. Nie war der Jüngling ſo ſchön, ſein ſchwarzes Kleid, ſein blaſſes aber dabei beſeeltes Antlitz gaben übrigens dem Zweifel Raum, ob er zu einer Hochzeit oder zu einem Begräbniß gehe. Theobald näherte ſich einem Schranke, nahm ein Buch heraus, und warf es gleich wieder von ſich, indem er ſich zum Kamin ſetzte und zu lächeln ſuchte, aber ſeine Hände zitterten. Der Chevalier ſah das Buch an, es war eine Reiſe nach Spanien, welche Madame de las Bermejas der Marquiſe zum Geſchenk gemacht hatte.

Als beide gegen 6 Uhr in den Saal traten, ſchien Theobald kalt und gefaßt, er trat zu Gabrielen, welche den Arm ihrer Tante gab und küßte ihr die Hand. Gabriele war weiß gekleidet, trug einen Kranz von Orangenblüten und den Brautſchleier. Hold und ſittig ſtand ſie da wie ein guter Engel, bei deſſen Anblick alle böſen Gedanken, alle thörichten Leidenſchaften ſchweigen. Theobald fühlte dieſen Einfluß, ſein Blick wurde heiter und in dieſem Augenblicke vergaß er vielleicht die Spanierin.

Der Saal war hell beleuchtet, die vielen Lichter vervielfältigten ſich in den hohen Spiegeln wieder, natürliche Blumengewinde ſchmückten die Wände; die kleine Geſellſchaft verlor ſich faſt in dem glänzenden Gemache und der Chevalier meinte, man ſollte in den kleineren Salon gehen. „Nein, nein, antwortete die Marquiſe mit einem triumphirenden Blicke; denn wir werden Beſuch bekommen, habt ihr etwa geglaubt, ich will meine Nichte am Kamin verheirathen.“

Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als die beiden Thürflügel ſich öffneten, es traten viele Verwandte und Bekannte ein, unter ihnen auch Madame de las Bermejas.

„Das iſt eine Überraſchung, welche ich bereitet habe,“ ſagte die Marquiſe zu Gabrielen, welche die Glückwünſche der Angekommenen erröthend und freudig empfing.

Madame de las Bermejas nahm ruhig an der Seite der Braut Platz. Sie war ganz weiß gekleidet und trug auch weiße Blumen in dem rabenſchwarzen Haar; man hätte ſie auch für eine Braut halten können. Theobald hatte ſein Sacktuch vor ſein Geſicht gedrückt, man ſah nichts als ſeine blaſſe Stirne, mit welcher ſein weißes Batiſttuch dieſelbe Farbe hatte.

Eine Viertelſtunde ging mit Glückwünſchen und Complimenten hin, dann wurde gemeldet, daß die Wagen vorgefahren ſeien. Alles erhob ſich; in dieſem Augenblicke näherte ſich Madame de las Bermejas Theobalden. Er ſchien eine außerordentliche Gemüthsbewegung, einen tiefen Schmerz bemeiſtern zu wollen. Sein Blick war ſtarr, ſeine Knie brachen, er ſtützte ſich an die Thür. Der Chevalier vernahm, wie Madame de las Bermejas dem Verlornen ins Ohr liſpelte: „Muth, Muth, Theobald!“

„Ach ich bin ein unglücklicher Wahnſinniger, erwiderte er mit unterdrückter Stimme, „denn ich liebe dich, himmliſches Weib, dich!“

In dieſem Augenblick war die Kokketterie dieſer Frau befriedigt, ihre Eitelkeit feierte ihren Triumph, ein ſtolzes Lächeln ſchwebte auf ihren Lippen, und ſie entfernte ſich von Theobald mit einem Ausdruck von Überraſchung und Mitleid, welcher der größten Schauſpielerin Ehre gemacht haben würde.

Gabriele trat in dieſem Augenblicke aus dem Zimmer ihrer Großtante, wo ſie ihren Segen empfangen hatte. Der Chevalier führte Theobald zur Marquiſe, welcher er den Arm reichte, und er folgte ihm wie eine Maſchine. Der Chevalier führte Gabrielen, ſie ſtand da ſo blaß und bewegt, daß ſie einer Ohnmacht nahe war.

Alle verließen das Haus und ſtiegen in die Wagen.

Gabriele drückte ſich ſtumm in den Hintergrund des Wagens und die, welche mit ihr fuhren, achteten ihr Schweigen in einem ſo feierlichen Augenblicke. Als ſie bei der Mairie abſtiegen, zitterte die Arme ſichtbar und ſchwankte über die Stufen hinauf. Im Salon ließ ſie ſich neben Theobald hinführen und ſtand mit ihm unbeweglich vor dem Maire, welcher die Verlobung mit der geſetzlichen Formel begann: „Ihr wollt euch verbinden im Namen des Geſetzes?“

Der glänzende Kreis der Freunde umgab das Paar, ringsum herrſchte Stille, nur die Marquiſe weinte und drückte dem Chevalier die Hand. Die Spanierin fixirte Theobald.

Der Maire fragte: „Herr Theobald de Montmaur iſt es Ihr Wille, Mademoiſelle Gabriele de Pons zur Gattin zu nehmen?“

„Ja,“ antwortete Theobald mit feſter Stimme.

„Und Sie, Mademoiſelle Gabriele de Pons, empfangen Sie Herrn Theobald de Montmaur als Ihren Gatten?“

„Nein,“ erwiederte Sie mit verſagender Stimme und ſank ohnmächtig zu Boden.

Ein allgemeiner Schrei des Entſetzens erſcholl. Die Marquiſe ſtürzte auf Gabrielen hin und rief: „Sie iſt wahnſinnig, mein Gott, habe Mitleid mit ihr.“

Theobald blickte ſtarr vor ſich hin und ſeine Züge verzerrten ſich. Er faßte die Hand ſeiner Verlobten, preßte ſie in die ſeinige und ſprach zur Marquiſe: „Beruhigen Sie ſich, es war nur eine Folge zu heftiger Aufregung, es wird ſich geben hoff ich zu Gott.“

Man reichte Gabrielen Geiſter, man ſpritzte ihr kaltes Waſſer ins Geſicht, endlich öffnete ſie die Augen. Ihr Blick heftete ſich auf Theobald, der über ihre Hände gebeugt einen Kuß auf dieſelben drückte; ſie verſuchte zu ſprechen, aber die Stimme verſagte ihr und neuerdings fiel ſie in fürchterlichen Konvulſionen ſtöhnend zurück.

Alle Zeugen dieſer unerhörten Scene befanden ſich in der gröſten Beſtürzung. Madame de las Bermejas hielt ſich in der Ferne. Man trug Gabrielen fort und die Marquiſe ſtieg zu ihr in den Wagen; der Chevalier führte Theobald fort, welcher ganz vernichtet war.

„Theobald, ſprach er mit Thränen im Auge, die er nicht verbergen konnte, Theobald, ich beſchwöre dich bei Allem was dir heilig iſt, ſei aufrichtig gegen mich, was haſt du dem armen Kind geſagt?“

„Nichts,“ antwortete er weinend, „ich ſchwöre es Ihnen bei meiner Ehre.“

„Dann,“ rief der Chevalier, „war es die Spanierin.“

Theobald verneinte heftig.

„Dann iſt das arme Kind wahnſinnig und alles iſt abgebrochen.“

„Nein,“ antwortete Theobald, „ein Anderer als ich würde das was vorgefallen iſt für eine Beſchimpfung anſehen, ich aber halte es nur für ein Unglück und nichts iſt abgebrochen.“

Als ſie nach Hauſe kamen, fanden ſie Gabrielen zu Bette. Einige Freunde ſaßen noch beſtürzt im Salon. Madame de las Bermejas war nach Paris zurückgekehrt mit dem Verſprechen, ſogleich einen Arzt zu ſenden.

Die Konvulſionen waren zwar verſchwunden, allein ſtumm, ſchwach und faſt bewegungslos lag Gabriele da. Die Marquiſe ließ ſich ein Bett neben dem ihrigen bereiten und wachte mit dem Chevalier die ganze Nacht. Theobald kam von Stunde zu Stunde ſich um ihr Befinden zu erkundigen.

Am andern Morgen waren alle etwas beruhigter. Gabriele ſchlief immer fort, ihr Geſicht war leichenblaß, aber ohne merklichen Zeichen von Schmerz.

Man erwartete ihr Erwachen.

Theobald war gezwungen, ſeiner Erbſchaft wegen nach Paris zurückzukehren, der Chevalier verſprach ihm zweimal des Tages zu ſchreiben.

Gegen Mittag kam der Arzt der Marquiſe von Paris. Er unterſuchte die Kranke aufmerkſam, blieb über eine Stunde beobachtend an ihrem Bette, aber der Schlaf dauerte ununterbrochen fort, dann führte er den Chevalier in ein andres Gemach und empfahl ihm, die Marquiſe ſobald als möglich von hier weg nach Paris zu bringen.

„Wie,“ rief der Chevalier in Thränen ausbrechend, „unſere arme Gabriele —“

„Iſt ſehr übel, ich halte es für eine Entzündung der Gehirnnerven. Ich werde zwar das Mögliche verſuchen, aber ich geſtehe Ihnen, daß ich wenig Hoffnung habe.“

„Ich bleibe hier, aber die Frau Marquiſe muß fort, ſie würde dieſen Schlag nicht überleben.“

Der Arzt ging wieder zu Gabrielen, die Marquiſe war ſelbſt von einer Ohnmacht befallen worden und mußte zu Bette gebracht werden, dem Chevalier meldete man, daß ein Bedienter der Madame de las Bermejas gekommen ſei, ſich um Gabrielen's Befinden zu erkundigen.

Vier angſtvolle Tage folgten hierauf; Gabriele kam nicht zur Beſinnung, ſie erwachte nicht aus dieſem fürchterlichen Schlafe, der ſchon jetzt dem Tode glich. Ihre geſchloſſenen Augen hatten keine Thränen, ihr Körper war unbeweglich und unempfindlich. Der Chevalier verließ ſie keinen Augenblick, ſpähend nach einem Worte, nach einer Bewegung. Manchmal ſchien ihm, als ob ihre Lippen ſich bewegten und ſie einige Worte zu ſtammeln ſich bemühen wollte, dann beugte er ſich über ſie, rief ihren Namen, erhielt aber keine Antwort.

In der letzten Nacht ſprach der Chevalier zum Arzte: „Doktor! ſo können ſie denn dieſes geliebte junge Leben nicht retten?“ — „Nein,“ antwortete der Arzt, „es iſt leider ſchon gebrochen.“

„Sie antwortet uns zwar nicht,“ verſetzte der Chevalier, „aber ſie hört uns vielleicht.“

„Möglich!“ flüſterte der Arzt. Da ergriff der Chevalier ein Licht und trat zum Bette der Kranken. Sie lag da unbeweglich, ihre weißen Hände gekreuzt über der Bruſt, ihren Kopf zwiſchen den dichten Haaren in das Polſter gedrückt, ihre Augen waren halb offen ihre Wangen und Lippen von einer fahlen Farbe. „Gabriele!“ rief der Chevalier, „Theobald iſt hier, er will dich ſehen.“

Bei dieſem Namen öffnete ſie zwar die Augen nicht, bewegte ſich auch nicht, aber eine ſchwache Röthe ſtieg in ihre Wangen.

„Gabriele! mein liebes Kind,“ rief der Chevalier, „hörſt du mich nicht?“

Gabriele erhob ſich plötzlich, legte ihre beiden Hände an ihre Stirne, und mit einem herzzerreißendem Schrei ſtammelte ſie die Worte hervor: „Ich bin ein Wahnſiniger, ich liebe dich, himmliſches Weib! dich!“

Da erinnerte ſich der Chevalier, daß das unglückliche Mädchen in der Kammer an der Thür geſtanden, als Theobald dieſe Worte zur Spanierin geſprochen hatte. Er fing an zu zittern. Noch einmal wiederholte Gabriele dieſe Worte, indem ſie mit den Händen in ihren Haaren wühlte. Dann ſank ſie zurück, ihre Augen ſchloſſen ſich, ſie war nicht mehr.

Die Marquiſe überlebte ihre geliebte Nichte nur zehn Tage, dann ging auch ſie hinüber, nur der alte Chevalier blieb allein zurück, er verſchloß die letzten Worte Gabrielens feſt in ſeinem Buſen und theilte ſie nicht einmal Theobald mit, da er dieſem mit väterlicher Zärtlichkeit zugethan war und ihm Gewiſſensbiſſe erſparen wollte.

Er verließ bald den Ort, wo ihn ſo ſchmerzhafte Erinnerungen quälten und ging nach Italien. Theobald ſchrieb ihm oft und faſt in jedem Briefe ſchrieb er von einer Reiſe, die er vorzunehmen Willens ſey.

Als der Chevalier wieder nach Paris zurückgekehrt war, hörte er zum erſten Male wieder Madame de las Bermejas nennen und vernahm, daß ſie den Grafen Anatole de Saint Servien geheirathet habe.

Am andern Morgen ſuchte er Theobald auf, er erkannte ihn kaum mehr, ſo ſehr war er gealtert. Beide ſprachen oft mit einander. „Ich bin ein elender Schwächling,“ ſagte Theobald, „denn ich liebe dieſes Weib noch immer.“

„Iſt es möglich?“ ſagte der Chevalier, „nach alle dem was ſie uns Übles gethan.“

Thränen traten in Theobald's Augen. „Das iſt ein Herz von Eiſen,“ ſagte er. „O! wenn Sie Alles wüßten, mein väterlicher Freund, ſie ließ mich alles hoffen, ich betete ſie an, ich war ihr Sklave. Eines Tages kündete ſie mir kalt ihre Vermählung mit Anatole an, da benahm ich mich meiner unwürdig, ich weinte zu ihren Füßen, ich flehte um ihre Liebe, die mein Alles, mein Leben war, und um ihre Hand, die ſie ja doch nur mit ihrem Herzen verſchenken wollte; ich erinnerte ſie an die Äußerung, welche ich einſt aus ihrem Munde hörte, daß eine Vernunftheirath eine haſſenswerthe Thorheit ſei, und daß man nur aus Liebe heirathen ſoll. „Oder aus Ehrgeiz,“ antwortete ſie mir, und dieß waren ihre letzten Worte, ich habe ſie ſeitdem nicht mehr geſehen.“

„Das iſt ein Übel, welches die Zeit heilen wird,“ erwiederte der Chevalier.

„O nein,“ verſetzte Theobald. „Glauben Sie, daß ich nichts gethan habe, um dieſe unwürdige Leidenſchaft aus meinem Herzen zu reißen? Mein Verſtand und mein Wille waren zu ſchwach dazu, und ich hänge an dieſer kalten Seele, an dieſer hölliſchen Schönheit. Nur einen einzigen Tag dieſe beſitzen, ſie beherrſchen, ſie vor mir zittern ſehen und ich würde für dieſe eine Stunde gerne das Leben geben.“

„Du mußt reiſen, Theobald! O Gabriele iſt an dir fürchterlich gerächt.“

Am andern Morgen hatte Theobald Paris verlaſſen.

Windig und Kreuzweiſe.

Humoriſtiſche Erzählung.

Brigitte Fels zählte fünf und zwanzig Jahre, und war noch unverheirathet. Ohne eben jene glänzende Schönheit zu beſitzen, welche auf einem Balle oder in einem Concerte alle Lorgnetten auf ſich zieht, war **Brigitte** doch ſehr anmuthig, ein geiſtreiches Geſicht nahm gleich im erſten Augenblicke für ſie ein, und zwei Kohlenaugen gaben dem, was ſie ſprach, ſo viel Ausdruck, daß ſie noch mehr gefiel, wenn ſie ſprach, während es ſehr viele ſchöne Frauenzimmer auf der Welt gibt, die nur ſchön ſind, wenn ſie ſchweigen.

Brigitte hatte eine vortreffliche Erziehung genoſſen. Sie war die Tochter eines talentvollen Advokaten, der aber bei ſeinem Tode nur ein ſehr mäßiges Vermögen hinterließ, weil er nie gegen ſein Gewiſſen ſprechen wollte, und die ſchlechten Rechtshändel immer beſſer honorirt werden, als die guten. **Brigitten's** Mutter konnte daher auch mit ihrer Tochter nur ganz zurückgezogen leben. **Brigitte** hatte übrigens mit guten Fortſchritten Muſik und Malerei gelernt, auch die Poeſie war ihr nicht ganz fremd, ſie liebte ſehr die Lektüre, und wußte mehre klaſſiſche Dichter ſogar auswendig, ſie machte wohl auch ſelbſt Verſe, aber nur in geheim, und zeigte ſie auch nur ihren intimſten Freunden unter dem Verſprechen, nichts davon weiter zu ſagen, und dieſe intimen Freunde unterließen es nicht, allen ihren Freunden dies unter derſelben Empfehlung wieder mitzutheilen. Es geſchieht gewöhnlich, daß Geheimniſſe ſo bewahrt werden.

Brigitte war auf dieſe Art ein ſogenannter weiblicher ſchöner Geiſt geworden, das heißt, eine Frau, welche in ihren Worten und Manieren mehr Freimüthigkeit, mehr Läßigkeit hat, als andere Frauen, eine Frau, welche von Vorurtheilen frei iſt, welche ſich den Geſetzen der Etikette nicht fügt, kurz ein Original. So ſtellt man ſich wenigſtens eine Frau von ſchönem Geiſte vor, wenn auch gleich deren viele dem Bilde nicht gleichen, welches ich ſo eben entworfen habe.

Mit neunzehn Jahren hatte Brigitte ihre Mutter verloren, und lebte bei einer alten Tante, der einzigen Verwandten, welche ihr noch übrig blieb. Die Tante genoß 2000 Gulden jährlicher Renten, und war ſehr taub. Brigitte war die einzige Erbin dieſer Tante, und beſaß auch jetzt ſelbſt ſchon ein jährliches Einkommen von 1000 Gulden, ſie war daher eine ſehr annehmbare Partie für viele Männer. Ein hübſches, geiſtreiches Mädchen, mit einem einſtigen Einkommen von jährlich 3000 Gulden C. M., durfte wohl nicht fürchten, als alte Jungfer den Stephansthurm reiben zu dürfen, wie unſere alten Weiber ſich ſpottweiſe ausdrücken.

Warum hatte alſo Brigitte Fels mit 25 Jahren noch keinen Mann gefunden? — Gefunden? — wahrſcheinlich hatte ſie viele gefunden, finden doch die Häßlichen und

Dummen Männer, wenn ſie Geld haben; ſie hatte ſie alſo vermuthlich nicht angenommen, ſie hatte vielleicht gewünſcht, in ihrem künftigen Gatten denſelben Geiſt und alle liebenswürdigen Eigenſchaften zu finden, welche ſie ſelbſt beſaß. Doch nein! geiſtreiche und liebenswürdige Mädchen ſind gewöhnlich nicht ſo ſchwer zu befriedigen, duldſam für Fehler, ſchonend für Schwächen, wiſſen ſie wohl, daß unter der Sonne nichts vollkommen ſei, daß man die Männer nehmen müſſe, wie ſie ſind, die Dinge ſo, wie ſie ſich zeigen, die Liebhaber ſo, wie ſie verſprechen, und die Ehemänner ſo, wie ſie ſeyn werden.

Warum war alſo Brigitte noch Jungfrau? Man machte hierüber verſchiedene Bemerkungen, und der, welcher am meiſten hierüber wiſpelte und ziſchelte, war ein gewiſſer Herr Mollner, ein Mann von 55 Jahren, einſt Rechnungsrath in einer Buchhaltung, jetzt von ſeiner Penſion lebend, Witwer von drei Frauen, und nur damit beſchäftigt, Alles zu erfahren, was bei ſeinen Nachbarn vorging.

Mollner beſaß nichts, um zu gefallen; denn mit zwei kleinen runden Augen, welche aus dem Geſichte herausſpringen zu wollen ſchienen, mit einer aufgeſtulpten Stumpfnaſe, einem Froſchmaule und einem Körper, der mehr in die Breite als in die Länge geht, kann man nicht hübſch ſeyn, ſelbſt nicht mit zwanzig Jahren, beſonders wenn noch zu allem Dieſen eine Art Arroganz ſich geſellt. Mollner war alſo nie hübſch geweſen, und war in ſeinem Alter ganz häßlich geworden, und doch hatte Mollner drei Frauen gefunden, und zwar drei recht artige Frauen.

Man ſagt, die Liebe ſei blind, aber die Ehe iſt es noch bei weitem mehr. Die erſte Frau Mollner's war noch ein Kind, welches eben aus der Erziehungsanſtalt trat. Sie träumte von Vergnügungen aller Art im Eheſtande, allein der eiferſüchtige Herr Gemahl ſchloß ſie ein, ſie ſtarb aus Langeweile und Ärger nach zwei Jahren. Madame Mollner Nr. 2, war ein lebhaftes Kammerkätzchen, welche nur heirathete, um Madame genannt zu werden; der eiferſüchtige Eheherr wollte auch ſie wieder einſchließen, allein ſie ſpielte ihm arge Scenen, und brach ihm ſogar ein Paar Teller am Kopfe entzwei. Sie brauchte Repreſſalien und ſperrte den Mann ein, wenn ſie auf einen Ball gehen wollte, brachte ganze Nächte außer dem Hauſe zu, und ließ Herrn Mollner die übrigen Nächte nicht ſchlafen, wenn er ihr Vorwürfe machte. Nach einer Galoppe bekam ſie nach drei Jahren plötzlich einen Blutſturz, und ging hinüber.

Madame Mollner Nr. 3 war eine romantiſche Hausbeſitzerin, empfindſam, leicht erregbar, hatte ſie viele Liebſchaften gehabt; Mollner, fürchtend, ſie möchte auch in der Ehe noch welche haben, wollte auch ſie wieder unter der Sperre halten. Aber eines Morgens entfloh ſie mit einem jungen langlockigen Maler, und einige Jahre nachher erhielt Mollner ihr Todeszeugniß.

Drei nicht glückliche Ehen hätten doch, ſollte man denken, dem Herrn den Eheſtand verleiden ſollen, und dennoch warf jetzt der noch älter und häßlicher gewordene Mollner verliebte Blicke auf Brigitten.

Bei ihrer Tante freundlich aufgenommen, weil er alle Tage mit ihr eine Partie Crabuche ſpielte, ſah Mollner dort Brigitten. Er erfuhr, daß ſie frei ſei, und ſchon mehre Partien ausgeſchlagen habe; ſie gefiel ihm, und er ſprach zu ſich ſelbſt: „Wir wollen's mal verſuchen, ob wir aus ihr nicht Nr. 4 machen können. Brigitte bemerkte weder ſeine verliebten Blicke, noch ſeine Seufzer, ſie konnte ſich gar nicht denken, daß dies ein Bewerber um ihre Hand ſeyn könne. Mollner mußte ſich alſo entſchließen, deutlich zu reden, und er trug ſeine Bewerbung klar vor. Brigitte brach in ein lautes Gelächter aus, daß ſelbſt die taube Tante etwas davon hörte, und um die Urſache desſelben fragte. —

„Ah! es iſt nichts," erwiederte Brigitte immer fortlachend, „Herr Mollner deklamirt eine Liebhaberſcene, und macht dabei ſolche Grimaſſen, daß ich nicht mehr erſtaunt bin, daß ſeine drei Frauen vor lauter Lachen geſtorben ſind, wenn er's bei ihnen eben ſo gemacht hat."

Mollner, als er ſah, wie ſeine Bewerbung aufgenommen wurde, war ſo klug gute Miene zum böſen Spiele zu machen, und drehte die ganze Sache ſelbſt zum Scherze, aber im Innerſten, war er darüber nicht wenig ärgerlich, und der Wunſch, ſich zu rächen, wurde in ihm rege; denn die Eigenliebe eines Dummkopfes iſt eine fürchterliche Sache, er verzeiht nie was ein Mann von Geiſt leicht vergißt. Mollner ſetzte übrigens ſeine Beſuche bei der Tante fort, er horchte, forſchte und bemerkte. Eines Abends, als die Tante im Cabruche-Spiele ſehr glücklich, und daher in der beſten Laune war, brachte er das Geſpräch auf ihre Nichte, und erfuhr von der Tante, daß Brigitte drei Mal auf dem Punkte geſtanden ſei, ſich zu verheirathen.

„Drei Mal?“ rief Mollner, erfreut über dieſe Entdeckung, „und welche waren denn die Gründe, warum keine Verbindung zu Stande kam?“

„He?“ fragte die Alte, indem ſie ihr Ohr gegen Mollner wandte, und dieſer wiederholte ſeine Frage mit noch lauterer Stimme.

„Die Gründe?“ — verſetzte die Tante, „ich weiß ſie nicht, unſere jungen Mädchen ſind nun ſchon ſo, was ihnen heute gefällt, gefällt ihnen morgen nicht mehr.“

„Die Bewerber gefielen ihr alſo nicht?“

„Ei nicht doch, ſie gefielen ihr wohl; der Erſte war gar ein hübſcher Junge, der Contrakt ſollte ſchon unterzeichnet werden, als meiner Nichte plötzlich nicht wohl wurde, und dann wollte ſie nichts mehr davon wiſſen. Der zweite war ein Militärsmann, ſehr ſchön gebaut, aber beim Verlobungsmale wurde Brigitte wieder unwohl, und alles war zu Ende. Der Dritte endlich war ein Schriftſteller, ſehr geiſtreich, ſehr liebenswürdig, und ein Männchen, wie gedrechſelt, aber eines Abends fiel meine Nichte im Geſpräch mit ihm, ohnmächtig zu Boden, und auch dieſe Vereinigung ward, wie die übrigen, unterbrochen.“

„Das iſt ſehr ſonderbar,“ erwiederte Mollner, „aber warum wurde ſie denn unwohl? Es mußte doch eine Urſache zum Grunde liegen, man wird nicht ohnmächtig wegen nichts und wieder nichts. Hat ſie Ihnen die Urſache nicht entdeckt?“

„He?“

Ungeduldig ſchrie Mollner aus vollem Halſe zum zweiten Male ſeine Frage.

»Meine Nichte hat mir nichts geſagt, als: Ich will dieſen Herrn nicht heirathen, er gefällt mir nicht mehr. Da ich nun nicht gewohnt bin, ſie zu etwas zu zwingen, ſo drang ich nicht weiter in ſie, und wenn ſie es vorzieht, unvermählt zu bleiben, ſo ſehe ich nicht ein, warum man ſie daran hindern ſoll.«

Mollner entfernte ſich, aber das, was er gehört hatte, gab ihm Stoff zum Nachdenken, und er brachte endlich folgende Schlußfolge heraus: Entweder beſitzt Brigitte einen geheimen Fehler, den ſie ihrem Bräutigam nicht zu entdecken wagt, oder ſie hat eine Schwäche, die ſie nicht gekannt wiſſen will, oder ſie hat eine unüberwindliche Abneigung vor der Ehe, oder es iſt etwas Anderes — Aber Etwas iſt's gewiß.

Seit Mollner die Geſchichte von Brigitten's Unwohlſein und dem ſtets darauf erfolgten Bruch der Verbindungen wußte, wandte er ganz neue Kunſtgriffe an, um davon mehr zu erfahren. Er wußte, wenn er bei Brigitten war, immer verſchiedene Geſchichten und Abenteuer zu erzählen, welche darauf in einiger Beziehung ſtanden, und beobachtete dabei Brigitten aufmerkſam, ob ſie ſich nicht verrathen würde. Aber Brigitte hörte alle dieſe Erzählungen gleichgiltig an, ſie ſchenkte ihnen oft nicht einmal Aufmerkſamkeit, und Mollner ärgerte ſich darob ſo ſehr, daß ſeine rothe Naſe noch um ein Erkleckliches röther wurde.

Bald nachher wurde eine junge Frau Brigitten's Nachbarin, welche mit ihr bald näher bekannt wurde, und ihr unabläſſig die Freuden der Ehe pries.

„Warum heirathen Sie denn nicht?“ fragte eines Tages Frau von Pfahl, Brigitten.

„Ich weiß es ſelbſt nicht,“ antwortete dieſe lächelnd.

„Wenn das Fräulein nicht ſchon die glückliche Gattin eines beneidenswerthen Sterblichen iſt,“ ſagte Mollner, der eben gegenwärtig war, „ſo geſchah es nur darum nicht, weil ſie ſelbſt nicht wollte; denn drei Mal ſtand ſie ſchon auf dem Punkte, ſich zu vermählen.“

„Wer hat Ihnen das geſagt?“

„Ihre Tante, mein Fräulein, welche mich verſicherte, es habe Sie drei Mal ein Unwohlſein befallen, welches —“

„Genug! — meine Tante iſt ſehr geſchwätzig, und Sie ſehr unbeſcheiden.“

„Mein Fräulein, ich —“

„Wenn ich mich nicht verheirathete, ſo ſtand mir wahrſcheinlich die Partie nicht an.“

„Das denke ich auch, aber wenn man keine Urſache weiß.“ —

„Ich bin Ihnen keine anzugeben ſchuldig.“

Mollner ſchwieg, aber er machte eine ſo erbarmungswürdige Figur, daß Brigitte im nächſten Augenblicke in ein lautes Gelächter ausbrach, und ſagte: „Lieber Herr Mollner, ich glaube, wenn Sie ſchon früher in unſer Haus gekommen wären, ſo würde es gar Keiner gewagt haben, mir den Hof zu machen; denn Sie ſehn gerade ſo aus, wie die Männchen, die man in den Garten ſtellt, um die Vögel zu verſcheuchen.“

„Ihnen würde eine ſolche Vogelſcheuche ſehr nothwendig ſeyn,“ erwiederte Mollner, „um allen Ohnmachten vorzubeugen.“

Brigitte biß ſich aus Ärger in die Lippen, und Mollner entfernte ſich erfreut darüber, daß er ihr etwas Biſſiges geſagt habe.

Die Nachbarin kam übrigens bald wieder auf ihr Lieblingsthema zurück. „Liebe Brigitte,“ ſagte ſie, „ich kenne einen jungen Mann, einen Freund des meinigen, der ganz für Sie paßte. Er iſt 34 Jahre alt, ſehr hübſch gewachſen, kurz, was man ſagt, ein ſchöner Mann, auch beſitzt er Vermögen, und iſt dabei ſehr gebildet und liebenswürdig, erlauben Sie mir, Ihnen den Mann vorzuſtellen?“

„Mit Vergnügen, wenn er mir auch als Ehemann nicht gefallen ſollte, ſo wird mir ſeine Bekanntſchaft immer angenehm ſeyn.“

Schon nach einigen Tagen präſentirte Frau von Pfahl Herrn Stilling, und Brigitte geſtand, daß die Beſchreibung ihrer Freundin nicht zu viel ſagte. Er beſaß alle Eigenſchaften, welche auf der Stelle zu Gunſten eines jungen Mannes einnehmen, und die Zurückhaltung verſcheuchen, welche gewöhnlich bei einer neuen Bekanntſchaft eintritt.

Brigitte fand Stilling liebenswürdig und verhehlte es Frau von Pfahl nicht. Dieſe holte von ihrer Seite Stilling aus, und hörte mit Vergnügen, daß auch ihm Brigitte ſehr gefalle.

Was die alte Tante betrifft, ſo wurde dieſe ſo taub, daß mit ihr kaum mehr zu ſprechen war. Da ſie nun zur Converſation ſich nicht mehr tauglich fühlte, ſo wollte ſie den ganzen Tag Crabuche oder Piquet ſpielen, und aus dieſer Urſache duldete man auch Mollner fortwährend im Hauſe, der die Partie mit der Tante hauptſächlich darum fortſetzte, um auszuſpioniren, was die Nichte mache.

Die Beſuche eines neuen Individuums ſchien Mollnern übrigens gar nicht zu behagen. Stilling mißfiel ihm gleich beim erſten Anblick. Der junge Mann war hübſch und liebenswürdig, und das ſind immer Fehler in den Augen häßlicher und dummer Menſchen. Fräulein Fels ſchien überdies mit Vergnügen Stilling zu ſehen und zu hören, und das vermehrte noch Mollner's Abneigung; wenn man in ein Mädchen verliebt war, und auch gar keine Hoffnung hat, ihre Zuneigung zu gewinnen, ſo ſieht man doch nie ohne Eiferſucht daß ein Anderer glücklicher ſei.

Stilling kam immer öfter, Brigitte wurde immer freundlicher gegen ihn, bald war nicht mehr zu zweifeln, die beiden jungen Leute verſtehen ſich. — „Das wird ſich machen,“ ſagte Frau von Pfahl lächelnd eines Tages.

„Machen?“ antwortete Mollner, den Kopf ſchüttelnd, „o es iſt noch nicht gemacht! — Es war ſchon Mehres im Machen, und Fräulein Brigitte ließ es nicht zu Ende kommen.“

„Hm! — damals war es gegen ihren Willen, aber jetzt — Stilling gefällt ihr ſehr.“

„Die andern Bewerber haben ihr auch gefallen, und mit einem Male war's aus.“

„Sie wird vermuthlich Fehler an ihnen entdeckt haben.“

„Eines Fehlers wegen, gibt man eine Heirath nicht gleich auf, man ſpricht, man erklärt ſich.“

„Und was ſchließen Sie aus Ihren Bemerkungen, Herr Mollner?“

„Ich ſchließe, daß hier ein Geheimniß obwaltet, welches Brigitte vor der ganzen Welt, ſelbſt vor ihrer Tante ſorgfältig verbirgt, daß im Augenblicke, als ſie dem Gatten ihre Hand reichen ſoll, dieſes geheime Etwas ſie ſo mächtig ergreift, daß ſie beſinnungslos zu Boden fällt, und daß ſie dann lieber die ganze Verbindung abbricht, als daß ſie die Urſache Jemanden entdeckte.“

„Sie ſind nicht recht geſcheidt, Herr Mollner.“

„Nur Geduld, gnädige Frau, laſſen Sie es nur bis zur Verlobung kommen, paff! wird eine Ohnmacht da ſeyn.“

Indeſſen gingen die Sachen vorwärts. Stilling hatte bei der Tante ſeine Werbung gemacht, welche ihm Anfangs eine glückliche Reiſe wünſchte, weil ſie anſtatt Eheband— er gehe auf's Land verſtand, dann aber, als er ſeine ganze Lungenkraft zu Hilfe nahm, ihre Einwilligung gab, mit der einzigen Bedingung, daß ihr künftiger Neffe wenigſtens ein Mal in der Woche eine Partie Crabuche mit ihr ſpiele.

Schon war man über die Vermögensverhältniſſe in's Reine gekommen, hatte Plane für die Zukunft gemacht, endlich wurde der Tag zur Unterzeichnung des Contraktes feſtgeſetzt. Mollner ſcherwenzelte immer herum, und ſeine forſchenden Blicke ruhten auf Brigitten, er hoffte alle Augenblicke auf eine Ohnmacht, aber Brigitte befand ſich ſehr wohl, und war fröhlicher als jemals.

Am Tage der Contraktsunterzeichnung war Mollner der Erſte zugegen. Er trug ein Fläſchchen mit Eſſig, Meliſſengeiſt und Köllnerwaſſer in ſeiner Taſche. Er ſchnüffelte immer um die Braut herum, und bei der geringſten Bewegung, welche ſie machte, wenn ſie z. B. ſich ſetzte, oder ihr Sacktuch nahm, trat er zu ihr, und ſprach: „Es ſcheint, Sie fühlen ſich nicht wohl, und wünſchen in die freie Luft?“ Allein Brigitte dankte für Mollners ungegründete Beſorgniſſe, der Contrakt wurde unterfertigt, und Brigitte hatte nicht ein Mal die Farbe verändert. Mollner ſtand wie verſteinert da, und fing an zu glauben, die Tante habe ihn zum Beſten gehabt, der alte verliebte Geck kam wüthend nach Hauſe, er ſchmeichelte ſich, daß, wenn Brigitte nicht die Seinige werde, ſie auch keinem Andern ihre Hand reichen werde, und nun ſollte ſie doch Frau von Stilling werden. Allein noch war die eigentliche Vermählung nicht vorüber, Mollner nährte noch Hoffnung, er ſetzte ſich zu ſeinem Schreibtiſche, und ſchrieb folgende Zeilen an Stilling, indem er ſeine Handſchrift zu verſtellen ſuchte:

„Zerreißen Sie das Band, welches Sie mit Fräulein Brigitten Fels zu knüpfen im Begriffe ſtehen. Dieſes Mädchen verbirgt ein Geheimniß vor Ihnen, welches das Unglück Ihres ganzen Lebens machen würde. Schon drei Mal ſtand ſie auf dem Punkt ſich zu vermählen, und drei Mal haben Gewiſſensbiſſe ſie ohnmächtig zur Erde geworfen. Erwarten Sie nicht, daß dieſes auch bei Ihnen geſchehe, und brechen Sie ſchnelle ab.

Jemand, dem Ihr Glück am Herzen liegt.“

Als dies Billet auf die Poſt gegeben war, dachte Mollner, wenn er etwas Ungünſtiges über Stilling erfahren könnte, dies vielleicht auch bei Brigitten gute Wirkung hervor bringen würde, er machte ſich alſo, da er Stilling's Wohnung wußte, ſchnurſtraks auf den Weg dahin.

In der Wallſtraße, wo Stilling wohnt, wandte ſich Mollner an den Hausmeiſter, ihm ein Silberſtück in die Hand drückend, mit der Frage: „Wohnt hier Herr von Stilling?“

„Ja, auf der hintern Stiege im zweiten Stocke.“

„Sehr verbunden“! Mollner verbeugte ſich, und machte Miene ſich zu entfernen, kehrte aber gleich wieder um, und ſprach: „Herr Stilling macht Geſchäfte, nicht wahr?“

„So viel ich weiß, ja.“

„Verzeihen Sie, wenn ich mit Fragen beſchwerlich falle, aber es handelt ſich um ein ſehr wichtiges Geſchäft, welches man Herrn Stilling anvertrauen will, und da bin ich erſucht worden, früher Erkundigungen einzuziehen.“

Der Hausmeiſter ſetzte ſich auf die Ofenbank, und nahm die „zwölf ſchlafenden Jungfrauen“ in die Hand, um darin weiter zu leſen, allein Mollner trat ihm in ſein kleines Zimmerchen nach, und fuhr fort:

„Iſt es ſchon lange, daß Herr von Stilling in dieſem Hauſe eine Wohnung inne hat?“

„Eine Wohnung, er hat ſchon die dritte.“

„Wie, drei Wohnungen? hat er ſo viele Moeubels?“

„Der Herr verſteht mich nicht, Herr von Stilling bewohnt, ſeitdem er in unſerm Hauſe iſt, ſchon das dritte Loſchement. Anfangs wohnte er im vierten Stocke, dann im dritten, und jetzt im zweiten.“

„Das iſt ſonderbar. Alſo immer herab geſtiegen?“

„Ja, aber wenn man in einem Hauſe herab ſteigt, ſo ſteigt der Zins hinauf.“

„Und in welcher Zeit hat er ſeine Wohnung verändert?“

„Hm! es iſt noch nicht acht Monate.“

„Und warum, haben Sie gar nichts bemerkt, lieber Herr?“

„Ich bin kein Aufpaſſer, was geht das mich an? Da haben Sie eine Karte von ihm, er hat mir mehre gegeben, um ſie den Leuten einzuhändigen, welche ihn nicht treffen, und jetzt laſſen Sie mich in Ruh, ich muß ſehen, was meine zwölf Jungfern machen!“ und mit dieſen Worten gab der Hausmeiſter Mollnern die Karte, und ſchlug ihm die Thüre vor der Naſe zu.

„Impertinenter Kerl!“ dachte Mollner, und beſah die Karte, worauf er die Worte fand: „Auguſt Stilling beeideter Geſchäfts-Agent, früher wohnhaft in der Sackgaſſe Nr. 442.“ Das iſt ja Alles, was ich brauche, rief er freudig aus, und eilte ſogleich nach der Sackgaſſe. Dort fand er eine noch junge Hausmeiſterin, zwei kleine Jungen ſpielten vor der Thüre, ein Kind ſchlief in der Wiege, und ein viertes trug die Mutter auf dem Arme.

Mollner grüßte die Hausmeiſterin, die Kinder, auch ſelbſt jenes, welches ſchlief, und ſah im ganzen Zimmer herum, ob nicht noch etwas da ſey, was er grüßen könne, indeſſen ſchloß die Hausmeiſterin, welche an ſolche Artigkeit nicht gewohnt war, geſchwind ihre Uhr ein, und ſteckte ihren Kaſtenſchlüſſel zu ſich.

„Herr Stilling,“ fragte Mollner.

„Wohnt nicht mehr hier, er iſt ausgezogen.“

„Das weiß ich, liebe Frau, ich weiß auch, wo er gegenwärtig wohnt.“

„Warum kommen Sie denn hieher?“ Und mit dieſen

Worten ſchritt die Hausmeiſterin ſo nahe auf Mollner zu, daß ſie ihm faſt auf die Füße trat, und ihn bei der Thür hinaus drängte. Hier ſetzte er ſich aber feſt, zog ein Stück Zucker aus der Taſche, und reichte es dem Kinde, das die Hausmeiſterin auf dem Arme trug, indem er ſchmunzelnd ſprach:

„Ein gar liebes Kind, der Mutter wie aus dem Geſichte geſchnitten, magſt Du ein Zuckerchen, Kleine? Der Zucker beſänftige die Mutter, ſie dankte dafür, und Mollner begann: „Liebe Frau! ich bin hieher gekommen, um einige Erkundigungen über Herrn Stilling einzuziehen. In der Wallſtraße, wo er jetzt wohnt, kennt man ihn noch nicht recht, und ich hoffte hier glücklicher zu ſeyn. Herr Stilling ſteht auf dem Punkte ein Mädchen zu heirathen, das zu meiner Familie gehört, und Sie ſehen wohl ein, liebe Frau, man kann nicht vorſichtig genug ſeyn.“

„Ah! das iſt freilich etwas anderes. — Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen etwas barſch begegnete. Sehen Sie, es gibt jetzt ſo viele Spitzbuben, die ſich unter allerlei Vorwänden in die Häuſer ſchleichen.“

„Freilich, freilich!“

„Erſt vorgeſtern iſt in unſerer Gaſſe Nr. 440 ein Hund geſtohlen worden.“

„Abſcheulich!“

„Ein prächtiger Hund, um den ſeine Frau noch immer weint, voll Geſchicklichkeit, ſchwarz, mit weißem Schwanz.“

„Schade. — Nun Herr Stilling.“

„Die Frau hat ſo viel für ihn verwendet und ihn bei einem Hundedoktor heilen laſſen.“

„Sie wollten die Güte haben, mir über Herrn Stilling“ —

„Er aportirte Alles, ſtellte eine faule Magd vor, und rauchte ſogar eine Cigarre.“

„Das iſt erſtaunenswerth — aber Herr Stilling“ —

„Das arme Thier, wir haben es anſchlagen und austrommeln laſſen, allein vergebens! — Ja ſo, ich ſoll Ihnen etwas von Herrn Stilling ſagen, nun, ich weiß nicht viel, er wohnte nicht lange hier, drei Monate im vierten, und dann drei Monate im erſten Stock.“

„So? Er hatte alſo zwei Wohnungen?“

„Ja. — Nun ſonſt ging er aus und ein wie ein Anderer, aber Sperrgroſchen hab' ich wenige von ihm geſehen. Wenn Sie mehr von ihm wiſſen wollen, ſo bemühen Sie ſich in die Bohnenſtraße Nr. 813, wo er früher wohnte.“

Mollner dankte und ging, indem er zu ſich ſelbſt ſprach, da ſteckt auch Etwas dahinter; immer ausziehen, immer von oben herab ſteigen; das iſt nicht natürlich. Ich muß erfahren, warum der Menſch nicht ruhig in einem Quartier bleiben kann, und koſte es, was es wolle.

In der Bohnenſtraße fand Mollner einen Hausmeiſter, der eben den Hof kehrte und dabei ſang: „An allen meinen Schmerzen, iſt nur die Liebe Schuld.“

„Entſchuldigen Sie,“ redete ihn Mollner an, „in dieſem Hauſe hat ja Herr Stilling gewohnt?“

Aber der Hausmeiſter ſtimmte ſtatt einer Antwort ein anderes Lied an:

Draußen auf der Wieſe ſitzen zwei Haſen,
Der Eine ſchlägt Zither, der Andere thut blaſen.

Zum Glück ging eine Köchin durch den Hof, welche Mollner's Frage vernahm, — hinzutrat und ſagte: „Sie fragen um Herrn Stilling, Geſchäftsführer, ein junger hübſcher Mann?“

„Ja, Mademoiſelle.“

„O ich erinnere mich recht gut an ihn, er hat ein Blutwärzchen über dem linken Ohr.“

„Dieſes Wärzchen hab' ich nie bemerkt.“

„Ja, ja, ganz gewiß, er hat's. — Er war ſehr liebenswürdig. — Er wohnte Anfangs im fünften Stocke, eine ſchöne Wohnung, herrliche Ausſicht, blieb aber nur fünf Wochen, dann zog er ſich in den dritten Stock herab, wo er länger blieb. Wenn Sie etwas Näheres von ihm wiſſen wollen, ſo bemühen Sie ſich zu Frau von Mattler hinauf in den zweiten Stock, ſie iſt ſchon 15 Jahre im Hauſe, Herr Stilling wohnte gerade über ihr, und ſie hat ihn ſehr gut gekannt.“

„Ich danke Ihnen ſehr, Mademoiſelle. Aber glauben Sie, daß mich Frau von Mattler jetzt empfangen werde.“

„O gewiß, ſie geht nie aus, und jetzt hat ſie eben wieder ihren Katarrh.“

Mollner ſtieg in den zweiten Stock hinauf, und wurde von einer Magd zur Frau von Mattler gewieſen, einer großen, magern Frau, die eben einen ſtarken Anfall von Huſten hatte, und ihm nur mit der Hand auf einen Stuhl deutete. Mollner wartete bis der Anfall vorüber war, und erſuchte dann um Auskunft für ſeinen Mann.

„Herr Stilling,“ antwortete die Frau, „wohnte wirklich 3 Jahre lang gerade ober mir. Er ſcheint ein ſehr rangirter junger Mann zu ſeyn, und wir begegneten uns nie auf der Stiege, ohne daß er mich grüßte, und ſich um meine Geſundheit erkundigte. — Er kam ſelten ſehr ſpät nach Hauſe, und Niemand hat je zweideutige Perſonen bei ihm aus und eingehen geſehen — übrigens — hier ſtockte Frau von Mattler."

„Sie wiſſen noch etwas," rief Mollner, „o ich bitte, entdecken Sie mir Alles."

„Ja, mein Herr, das iſt ein gar delicater Punkt, und ich habe nur Muthmaßungen, man weiß nichts Gewiſſes."

„Gewiß oder nicht, alles iſt mir wichtig. Ich beſchwöre Sie, verbergen Sie mir nichts, eine ganze Familie wird Ihnen ihr künftiges Glück danken."

„Wohlan! Herr Stilling bezog die Wohnung ober mir, nachdem er früher einige Wochen im fünften Stock gewohnt hatte. Unſer Haus iſt ſehr ruhig, und ich gehe früh zu Bett, aber mein fataler Katarrh weckt mich des Nachts öfters auf. Des Nachts nun, wenn Herr Stilling hätte ruhig ſchlafen können; denn er hatte keinen Katarrh, hörte ich oft lärmen ober mir, man ging, kam, es polterte durch alle Zimmer durch."

„So? Und war Herr Stilling allein?"

„Ganz allein, der Hausmeiſter hat mich deſſen verſichert. Wenn ich dann Herrn Stilling des andern Tages ſah, ſo fragte ich ihn, ob er die verfloſſene Nacht unwohl geweſen ſey, aber er verneinte es immer, doch bemerkte ich, daß meine Frage ihn in Verlegenheit ſetzte."

„Oh! oh! Das wird ſehr intereſſant, ich bitte fortzufahren."

„Eines Nachts — ich mußte mehr huſten als gewöhnlich, und es ſtürmte und regnete gewaltig, hörte ich auch wieder ein ſolches Getöſe bei Herrn Stilling oben, dann hörte ich ſogar die Hausthüre knarren. Tauſend! dachte ich mir, was ſoll das bedeuten? Ich ſtand auf, warf einen Überrock um mich, und ein Tuch um den Kopf, nahm ein Licht und öffnete ganz leiſe meine Hausthür, um zu ſehen was auf der Treppe vorgehe. Was erblickte ich? Stilling ſtand zwei Schritte vor mir im Negligee, die Haare in Unordnung — mit egarirtem Blick, und ſo zitternd, daß die Flamme des Lichtes, welches er in der Hand hielt, hin und her flackerte.“

„O Himmel! das iſt fürchterlich.“

„Ich habe in meinem ganzen Leben keinen ſolchen Schrecken ausgeſtanden.“

„Sie ſind gewiß ſchnell davon gelaufen?“

„Nein, ich trat näher, die Neugierde hielt meinen Muth aufrecht. Bei meinem Anblick änderte Stilling die Farbe. — Ich ſprach zu ihm: Um's Himmelswillen, Herr Nachbar, wo wollen Sie denn um Mitternacht hin ohne Stiefel? Er ſtotterte, ich weiß nicht was, und eilte dann wieder die Stiege hinauf, indem er vier Stufen zuſammen nahm. Am andern Morgen vernahm ich, daß er gekündigt habe, und bald darauf verließ er unſer Haus.“

„Ach, gnädige Frau, welche außerordentliche Geſchichte, wie ſehr bin ich Ihnen verbunden, daß Sie mir Alles erzählt haben. Der Menſch muß ein ſehr großer Verbrecher ſeyn; denn nirgend hat er Ruhe.“

„Himmel! ich hatte alſo einen Verbrecher über mir?“

Mollner dankte noch einmal auf's Verbindlichſte, empfiehlt der Huſtenden Eibiſchtaig für ihren Katarrh und eilt, nein fliegt dann zu Brigitten. Faſt athemlos ſtürzt er in den Salon, wo ſich Tante und Nichte befinden, wirft ſich in einen Lehnſtuhl und ſchreit:

„Ach Fräulein, es iſt mir gelungen, Sie aus der größten Gefahr zu retten.“

„Mich zu retten?“ fragte Brigitte erſtaunt aber nicht erſchrocken.

„Wer liegt in Ketten?“ fragte die alte Tante.

„Der Mann, dem Sie Ihre ſchöne Hand reichen wollten,“ platzte Mollner heraus, „der junge, hübſche Mann, dieſer Herr Stilling. — Ach wenn Sie wüßten, er iſt ein großer Verbrecher.“

„Wer ſtieg auf die Dächer?“ fragte die Alte wieder, indem ſie ihr Hörnchen ans Ohr ſetzte um beſſer zu hören.

„Herr Mollner,“ erwiederte Brigitte ernſt, „bevor man Jemanden anklagt, muß man Beweiſe haben. Erklären Sie ſich deutlicher, was wiſſen Sie von Stilling?“

„Ich weiß, daß er ein Menſch iſt, der immer aus- und einzieht, der von einem Stockwerke des Hauſes in das andere zieht, ich weiß, daß er bei der Nacht keine Ruhe hat, und keine Ruhe gibt, daß er in ſeiner Wohnung wie ein Wahnſinniger herumläuft, daß er endlich von Gewiſſensbiſſen gefoltert bei der Nacht im Negligee, im unciviliſirteſten Zuſtande aus ſeiner Wohnung geht, ſich auf der Treppe wälzt, und ein fürchterliches Geheul ausſtößt. Das weiß ich, weiß es ganz gewiß, weiß es von jener Frau, welche unter ihm gewohnt hat.“

Brigitte brach in ein lautes Lachen aus, und fragte: „Iſt das Alles, was Sie wiſſen?“

„Ich glaube, das iſt genug,“ antwortete Mollner ſie ſtarr anglotzend.

„Und ich glaube, daß Sie ein alter Narr ſind, und daß Alles, was Sie mir da ſagen, nicht des Redens werth war.“

„Wenn Stilling auszieht, ſo gefällt ihm vermuthlich ſeine Wohnung nicht, wenn er bei der Nacht herum geht, ſo hat er vermuthlich keine Luſt zu ſchlafen, wenn er im Negligee auf der Stiege ſich befand, ſo glaubte er gewiß um ſolche Zeit Niemanden zu treffen, und wenn Sie ſich deßwegen ſo viel Mühe gegeben haben, ſo hätten Sie's können bleiben laſſen.“

„Ja ja, thue man nur Etwas für die Leute, ſchönen Dank hat man davon,“ murrte Mollner, und ſetzte dann boshaft dazu: „Mein Fräulein, Sie haben vielleicht Urſache nicht ſehr häckelig zu ſeyn, denn wenn man ſelbſt ſeinem Verlobten ein Geheimniß verbirgt, ſo iſt das in jedem Falle eine ſonderbare Verbindung, aber ſie iſt noch nicht geſchloſſen!“ —

Stilling hatte wirklich die Zuſchrift Mollner's erhalten, aber da er einem anonymen Schreiben nicht mehr Gewicht beilegte, als es verdient, ſo übergab er es den Flammen, und ging noch denſelben Abend zu ſeiner Braut, die er täglich mehr liebte. Mollner war ebenfalls gegenwärtig, und machte eben die Spielparthie mit der Tante. Er war nicht wenig erſtaunt, Stilling eben ſo zärtlich und zuvorkommend zu finden als früher, er bog die Karten zornig in der Hand zuſammen, und ſpielte ſo elend, daß er ſchnell die Parthie verlor.

Auf dem Punkte ſich zu vermählen, hat man ſich immer tauſend Dinge zu ſagen, und vielleicht iſt eben dieſe Geſchwätzigkeit vor der Hochzeit die Urſache, daß man nach derſelben oft ſo einſylbig iſt. Stilling unterhielt ſich angelegentlich mit Brigitten. Mollner aber ſtand vom Spiele auf, näherte ſich den beiden Verlobten, und ſagte ſich die Hände reibend:

„Es iſt ſonderbar, wie viele Heirathen jetzt wieder zurückgehen. Noch dieſen Morgen war ich Zeuge eines ſolchen Falles. Ein junger Mann ſollte die Tochter eines Künſtlers heirathen, alles war beſtimmt, ſogar die Einrichtung, die der Vater der Braut geben wollte, und einen Tag vor der Copulation trat der Bräutigam zurück.“

„Und warum?“ fragte Brigitte.

„Weil man ihm eine Einrichtung von Mahagonyholz verſprochen hatte, und ihm jetzt nur eine von Nußbaumholz geben wollte.“

Die beiden Brautleute lachten über dieſe Geſchichte, und ihre Sehnſucht verbunden zu werden, wurde noch immer größer. Der zur Copulation beſtimmte Tag erſchien, Alles war zur Ceremonie vereinigt, und man fuhr in die Kirche. — „Jetzt wird's kommen,“ dachte Mollner, und ſteckte wieder ein Fläſchchen Kölnerwaſſer zu ſich, allein die Ceremonie ging vorüber, und Brigitte blieb ganz wohl. Soupér, Ball, Alles hatte Statt, und die ganze Welt ſagte: „Ein herrliches Paar, ganz für einander paſſend,“ nur Mollner dachte: „Es iſt noch nicht aller Tage Abend.“

Die erſten Wochen einer Ehe ſind immer honigſüß. Brigitte war liebenswürdig und entfaltete Talent, Stilling beſaß Geiſt, und war fröhlich, beide liebten ſich deſto mehr, je näher ſie ſich kennen lernten.

Der einzige kleine Fehler Brigitten's beſtand darin, daß ſie ſich einbildete, keine der Schwächen ihres Geſchlechtes zu beſitzen. Stilling hingegen beſaß eine Portion Eigenliebe, die bis zur Empfindlichkeit ging, er fürchtete nichts mehr auf der Welt als lächerlich zu ſcheinen. Allein da die Frau keine Urſache fand über den Herrn Gemahl zu lachen, und da der Mann dem Verſtande ſeiner Frau ſtets Huldigung darbrachte, ſo lebten ſie in der größten Harmonie, und nichts ließ eine Unterbrechung derſelben beſorgen.

Indeſſen erinnerte ſich Stilling, der ſeine Frau bis zur Eiferſucht liebte, doch manchmal des anonymen Briefes, und bei dem geringſten Heimlichthun ſeiner Frau in irgend einer Sache wurde er mißtrauiſch, und auch Brigitte gedachte manchmal der Worte Mollner's.

In einigen Wochen bemerkte Stilling, daß ſeine Frau manchmal die Farbe änderte, wenn ſie ſich zum Mittagsmahle ſetzen wollten, und daß ſie endlich gar ohne zu ſpeiſen wegging. Brigitte hingegen beobachtete, daß ihr Mann öfters des Nachts leiſe aufſtand, und wenn ſie ihn fragte, ob ihm nicht wohl ſei, ſo antwortete er ihr verlegen und ausweichend.

Endlich, eines Tages in einer großen Geſellſchaft, fiel Brigitte, nachdem ſie ihre Blicke ſtarr auf einen ſchönen Jüngling geheftet hatte, ohnmächtig nieder, und beſtand darauf, als ſie wieder zu ſich kam, die Geſellſchaft alſogleich zu verlaſſen, und als ihr Gemahl fragte, ihm die Urſache davon zu entdecken, gab ſie die Hitze zum Grunde an. Stilling verlor ſeine Heiterkeit, der anonyme Brief drängte ſich ihm immer mehr ins Gedächtniß, und er wurde weniger liebenswürdig gegen ſeine Frau, obwohl er ſie deßwegen nicht weniger liebte.

Eines Morgens nach einer Nacht, in welcher ihn ſeine Frau öfters aufſtehen gehört hatte, ſagte Stilling: „Wir müſſen eine andere Wohnung ſuchen, ich kann hier nicht länger bleiben.“

„Und warum das?“ fragte Brigitte, „wir ſind hier ſo gut logirt, unſere Wohnung iſt bequem, freundlich und nicht theuer, warum willſt du ſie verlaſſen?“

Stilling ſchritt ein paar Mal im Zimmer auf und nieder, nahm dann Hut und Stock und ging fort, indem er noch bei der Thür herein rief: „Weil ich nicht mehr bleiben will.“

Von dieſem Augenblicke an wurde Brigitte nachdenkend, unruhig, tauſend Ideen kreuzten ſich in ihrem Köpfchen, ſie beobachtete ihren Mann mit einer Aufmerkſamkeit, welche faſt lächerlich wurde; ſie wollte im Innerſten ſeiner Seele leſen. Auch Stilling that dasſelbe, und wenn zwei Gatten ſich beobachten, ſo umarmen ſie ſich nicht, und das iſt bei weitem weniger angenehm.

Mollner beſuchte das Ehepaar fleißig, denn die alte Tante hatte ſich zu ihnen gezogen, und dieſer war Mollner unentbehrlich.

Wenn Mollner mit der Alten ſpielte, ſo hatte er immer ein achtſames Auge auf die beiden Gatten, und bemerkte mit heimlicher Freude, daß die ehelige Zärtlichkeit etwas weniger exceſſiv wurde. Mollner rieb ſich die Hände (was bei ihm immer ein Zeichen der Zufriedenheit war), und ſprach zu ſich ſelbſt: „Es iſt ſchon was da!“

Da man immer gerne von dem ſpricht, woran man am meiſten denkt, ſo ſprach eines Abends, da ihr Gemahl eben abweſend war, Brigitte zu Mollner: „Es iſt doch ſonderbar, mein Mann will ſchon wieder ausziehen.“

„Da haben wir's,“ antwortete Mollner, indem er vom Stuhle aufſprang, „hab' ich's Ihnen nicht geſagt? Es wird ſchon noch ärger kommen.“

„Sein Sie einmal aufrichtig, Herr Moller, was halten Sie von meinem Manne? Er iſt doch ſehr artig, er liebt mich, ich habe ihm nichts vorzuwerfen.“

„Artig? Was beweiſt das? die Böſewichter ſind meiſtens artig.“

„Wie, Sie könnten glauben?“

„Daß Ihr Gemahl von Gewiſſensbiſſen gefoltert wird, daß er darum nirgend Ruhe findet, und daß er daher wie der ewige Jude immer herum wandert.“

„Es iſt unmöglich!“

„Warum will er ausziehen? Hat er Ihnen die Urſache geſagt?“

„Nein.“

„Sehen Sie, er wagt es nicht. — Und des Nachts, ſteht er nicht auch öfters ohne Urſache auf?“

„Sehen Sie — ich —“

„Sie wollen mir's nicht geſtehen — aber Ihre Verlegenheit ſagt mir Alles. — Armes Weibchen! — — Ich hab's Ihnen voraus geſagt, ſie hörten meinen Rath nicht. Ich zittere vor der Zukunft, wenn ich Sie wäre, ließe ich mich auf der Stelle von Tiſch und Bette trennen.“

Einige Tage nach dieſer Unterredung befand ſich Stilling mit Mollner allein, und ſagte zu ihm: „Sie haben meine Frau gekannt, als ſie noch Mädchen war?“

„O! ich kenne ſie ſchon von ihrer zarteſten Jugend an.“

„Iſt es wirklich wahr, daß Brigitte öfters auf dem Punkte ſtand, ſich zu vermählen, und daß ſie immer ohnmächtig wurde?“

„Wahr!“

„Und aus welchem Grunde hat ſie denn immer die Verbindung abgebrochen?“

„Ja, ſie ſagte, ſie wolle nicht; der eigentliche Grund blieb ſtets ein undurchdringliches Geheimniß.“

„Aber Sie ſind ein alter Freund des Hauſes, welche Ideen haben Sie darüber?“

„Meine Ideen, ich wage es nicht zu ſagen. Nur ſo viel weiß ich, daß ich ein Mädchen nie geheirathet haben würde, welches ſolchen Ohnmachten unterworfen iſt.“

Das gute Einvernehmen der beiden Eheleute war geſtört. Brigitte hatte zwar ihrem Manne zugefallen eingewilligt auszuziehen, allein Stilling war auch mit ſeiner neuen Wohnung wieder nicht zufrieden und die arme Frau wurde wirklich darüber ſehr unruhig. Stilling ſeines Theils fühlte die Eiferſucht in ſeinem Buſen gegen den jungen Mann ſich regen, bei deſſen Anblick ſeine Frau ohnmächtig wurde, Mollner erwartete mit Ungeduld eine lebhafte Scene, nur die alte Tante war ganz ruhig, und bekümmerte ſich um gar nichts.

Indeſſen erſchien der Frühling. Die Tante beſaß ein ſchönes Landhaus, und das Ehepaar beſchloß ein paar Monate daſelbſt zuzubringen, und um der alten Frau ein Vergnügen zu machen, lud man auch Mollner dazu ein. Er nahm es an; denn er hatte es dahin gebracht, der Vertraute des Mannes und der Frau zu ſeyn.

Das Landhaus hatte eine reizende Lage. Brigitte drückte ihr Vergnügen darüber ihrem Manne bei einem Spaziergange aus. In dieſem Augenblicke erhob ſich ein Wind, die Wipfel der großen Bäume bewegten ſich, und dumpfes Murmeln ertönte durch die Niederung. Stilling drückte den Arm ſeiner Frau heftig, der in dem ſeinigen ruhte, ſtammelte einige unzuſammenhängende Worte, und eilte mit ihr zum Hauſe zurück. Brigitte ſtaunte über dies Benehmen, und war entſchloſſen, ihn ihr Mißvergnügen darüber fühlen zu laſſen.

„Dieſer Aufenthalt gefällt dir alſo nicht?“ redete Sie ihn an.

„Im Gegentheile — ich finde ihn ſehr reizend.“

„Warum zogſt du mich dann ſo ſchnell herein, warum warſt du ſo unruhig, und ſahſt — ich möchte ſagen mit Abſcheu um dich?“

„Ich? — gar nicht — im Gegentheile —“

„Suche dich nicht zu entſchuldigen. Überhaupt bemerke ich, daß Du ſeit einiger Zeit nicht mehr derſelbe biſt. — du verbirgſt mir etwas.“

„Ich? — Da hätte ich eher Urſache dir vorzuwerſen, daß du nicht aufrichtig gegen mich biſt. — Doch, Du haſt mir ja ſchon nicht Alles geſagt, als ich Dich heirathete.“

„Was ſoll das heißen?“

„Genug für jetzt, ich werde ſchon auf die Spur zu kommen wiſſen.“

Nach dieſer kurzen Unterredung trennte ſich das Ehepaar, Eines mißvergnügt über das Andere, und Mollner, welcher dieſen Zank mit angehört hatte, rieb ſich die Hände ſtärker als jemals.

Das Mittagmahl war traurig. Brigitte war nachdenkend und Stilling ſeufzte. Am Abend ſchlug Mollner einen Spaziergang in den Garten vor, aber ein heftiger Sturm peitſchte die Bäume und ſchien der Vorläufer eines Gewitters zu ſeyn. Stilling, der ſchon ſeit einigen Minuten ſehr unruhig zu ſeyn ſchien, ſtotterte einige Worte indem er mit großen Schritten im Salon auf und niederging. Brigitte blickte erſchrocken auf Mollner, dieſer warf ſeine Blicke gegen Himmel, und die alte Tante miſchte die Karten.

Ein Bedienter meldete Herrn von Marthen, einen jungen Künſtler, der ein Landhaus in der Nähe beſaß, er wollte der Familie als Nachbar einen Beſuch abſtatten.

Man nahm ihn gerne an, da man hoffte, durch die Dazwiſchenkunft eines Gaſtes werde die Stimmung heiterer werden. Herr von Marthen trat ein, er benahm ſich ſehr artig und liebenswürdig, allein kaum hatte er ſich neben Brigitte auf einen Stuhl geſetzt, als dieſe bleich wurde und in Ohnmacht fiel. Die alte Tante lief ſchnell ihrer Nichte zu Hilfe, Mollner rief die Bedienten, und Stilling warf argwöhniſche Blicke auf den jungen, hübſchen Nachbar.

Man brachte Brigitten auf ihr Zimmer, ſie kam wieder zu ſich, erklärte aber, ſie wolle nicht mehr in den Salon gehen.

»Madame,« ſagte Stilling heftig, »Sie werden mir Erklärung über Ihr Benehmen geben. Solche Ohnmachten ſind nicht natürlich, Sie kennen den Mann vermuthlich ſchon von früher?«

»Ich ſchwöre dir, daß ich ihn zum erſten Male in meinem Leben geſehen habe.«

»O! ſuche mich nicht zu hintergehen, ich werde meine beleidigte Ehre zu rächen wiſſen.«

Brigitte wollte antworten, aber Stilling hörte nicht mehr, und kehrte in den Salon zurück, wo der junge Nachbar ſich noch befand, und ſein Bedauern darüber ausſprach, daß die Bekanntſchaft unter ſo böſen Auſpizien beginne. Stilling antwortete ihm nicht, ſeine Stirne runzelte ſich, und aus ſeinen Augen ſprühte die Flamme der Eiferſucht. In einigen Minuten empfahl ſich Herr von Marthen und erſuchte um die Erlaubniß, ſich um das Befinden der gnädigen Frau erkundigen zu dürfen.

»Was denken Sie von alle dem?« fragte Stilling leiſe Mollner.

»Ich denke, daß ich an Ihrer Stelle mich ſcheiden laſſen würde.«

Stilling ſchwieg, und Jeder ſuchte ſein Gemach.

Die Nacht war angebrochen und der Wind pfiff entſetzlich. Brigitte wurde wach, und vermißte ihren Gatten;

ſie rief ſeinen Namen vergebens! endlich ſtand ſie auf, warf einen Wickler um, nahm ein Licht, und beſchloß Stilling aufzuſuchen. Auf dem Gange rief ſie nochmal ſeinen Namen, da öffnete ſich die Thür von Mollner's Zimmer, dieſer trat heraus, und fragte was vorgehe.

„Ich weiß nicht, wo mein Mann iſt. Gott! es iſt jetzt 3 Uhr Morgens, und bei dieſem heftigen Sturm.“

„Ja ja, das paßt ganz zuſammen; es ſtürmt in ſeinem Innern wie jetzt von Außen — ſehen Sie nur dort in den Garten, — das Mondlicht läßt es genau unterſcheiden, — der Mann, der dort wie ein Wahnſinniger über den Raſen läuft, das iſt ihr Gemahl.“

„Himmel! wahrhaftig! — ich will ihm nacheilen.“

„Nicht doch, er hat jetzt ſeinen Raptus, das könnte ſehr gefährlich werden. Folgen Sie mir, laſſen Sie ſich ſcheiden.“

Brigitte kehrte in ihr Schlafzimmer zurück, ſie wollte wach bleiben, bis ihr Mann zurückkehrt, und von ihm Erklärung fordern, aber der Schlaf übermannte ſie.

Am andern Morgen war Stilling ſchon fort, als Brigitte erwachte, ſie kleidete ſich ſchnell an, und eilte in den Salon, fand aber dort nur Mollner, deſſen Geſicht neue Ergebniſſe verkündigte. Er trat ihr entgegen und ſagte geheimnißvoll und leiſe: „Ich habe Sie erwartet, gnädige Frau.“

„Was iſt Ihnen, Herr Mollner, Sie ſehen ja ganz verſtört aus?“

„Was mir iſt? — ich weiß Alles.“

„Was wiſſen Sie?“

„Was Ihr Gemahl dieſe Nacht gethan hat.“

„Wär's möglich? — Nun?“

„Unglückliche Frau, Sie werden ſchaudern. Ich ſelbſt fühlte alle Haare auf meinem Haupte empor ſteigen — Da, da ſehen Sie her.“ — Mollner zeigte Brigitten einen Männerhut und ein blutbefleckte Sacktuch. — „Dieſer Hut und dieſes Tuch gehören Niemand Anderm, als Herrn von Marthen, es ſind ſeine Namens-Anfangsbuchſtaben in beiden gemerkt.“

„Nun, und dann?“

„Sie fragen noch? Ich fand Hut und Tuch nicht weit von hier, in der Pappelallee. Ihr Mann hat den jungen Menſchen ermordet.“

„Entſetzlich! — Mein Mann ein Mörder!“

Mollner wollte eben mit den gefundenen Sachen zu Gerichte eilen, als Stilling bei der Thür eintrat. Brigitte warf ſich mit Thränen in den Augen in ſeine Arme, und rief ſchluchzend: „O mein Freund, wenn du wirklich ſchuldig biſt, ſo rette dich, entfliehe bevor ſie kommen, dich zu arretiren.“

„Mich arretiren?“ fragte Stilling erſtaunt, „und warum denn? Was hab' ich denn verbrochen?“

„Herr Mollner ſagt, du habeſt unſern Nachbar Marthen getödtet, und deswegen ſeiſt du die verfloſſene Nacht wie ein Wahnſinniger durch den Garten geeilt. O! ich ſelbſt habe dich geſehen. — Alſo wär' es wahr, daß Gewiſſensbiſſe dir keine Ruhe gönnen?“

Stilling konnte ſich nicht mehr halten, er platzte in ein lautes Lachen aus, ſo daß er ſich an einen Stuhl halten mußte. Brigitte war nicht wenig erſtaunt darüber, und fuhr fort:

„Wenn du wirklich auf Herrn von Marthen eiferſüchtig biſt, wenn du einen beleidigten Verdacht gegen mich ſchöpfen konnteſt, weil ich bei ſeinem Anblicke unwohl wurde, ſo muß ich dir endlich die Urſache davon ſagen, muß dir meine Schwäche entdecken, die ich bisher ſorgfältig zu verheimlichen ſuchte, denn ich ſehe wohl ein, daß man meiner ſpotten wird, und mein Freund, du weißt wohl, nichts iſt unerträglicher als lächerlich zu werden.“

„O rede, meine theure Brigitte,“ rief Stilling, indem er ihre beiden Hände faßte, und mit Sehnſucht ihre Erklärung erwartete.

„Wohlan, mein Freund! Ich fühlte immer ein Unwohlſein, wenn ich irgend etwas anſichtig wurde, was kreuzweiſe lag. Uwiderſtehlich wirkte dies auf mich, und ſo viel ich mir auch Mühe gab, ich vermochte nicht dagegen anzukämpfen. Waren Meſſer und Gabel bei Tiſche kreuzweiſe gelegt, ſo mußte ich mich vom Tiſche ſogleich entfernen, ſollte ich nicht über den Stuhl ſinken, aber was ich vor Allem gar nicht ertragen kann, das iſt: wenn ein Mann ſeine Beine kreuzweiſe legt, dann kann ich mich nicht mehr halten, es dunkelt mir vor den Augen, ich verliere meine Beſinnung, und kann von dem Augenblicke an diejenigen auch nicht mehr ausſtehen, die es gethan haben. Dies mein Freund, war die Urſache, warum ich drei ehelige Bewerbungen zurückwies, und dies iſt, ich ſchwöre es dir, die einzige wahre Urſache, welche dir wohl bizarr, lächerlich, ja närriſch vorkommen wird; ich begreife es, aber die Natur hat in die

Tiefe unſerer Seele Empfindungen gelegt, deren wir mit Anwendung aller Geiſteskräfte und Vernunftgründe doch nicht Meiſter werden können.“

Stilling umarmte ſeine Frau, und rief: „Vertrauen gegen Vertrauen, nun ſollſt du auch meine Schwachheit wiſſen. Wie du eine Averſion vor einer kreuzweiſen Geſtalt hatteſt, ſo hatte ich einen unüberwindlichen Abſcheu vor dem Winde. Ich habe es in vielen Fällen gezeigt, daß ich Muth beſitze, aber vor dem Winde hatte ich Furcht, ja Furcht, es iſt ganz das wahre Wort. — Wenn ſich ein Wind erhebt, ſo fühl' ich mich beängſtigt, ich zittre, ich kann nicht auf dem Platze bleiben. Auch du wirſt über mich lachen. — Ein Mann, und Furcht vor dem Winde, allein ich antworte dir mit deinen eigenen Worten: „Iſt man Herr ſeiner Empfindungen?“ Es gibt Leute, die um alle Welt nicht in einem Zimmer bleiben können, worin ſich eine Katze befindet, andere können kein Spanferkel, wieder andere keinen Käſe ſehen, ohne daß ihnen übel wird. Ja, ich habe einen Mann gekannt, dem immer übel wurde, wenn man das Mehl vom Brote abſchabte.“

Innig küßten ſich die beiden Gatten, und blickten dann lächelnd auf Mollner, der nur den Hut und das Sacktuch betrachtete, und noch nicht recht wußte, was er glauben ſollte. In dieſem Augenblicke aber eröffnete ſich die Thüre, der junge Nachbar trat ein, um ſich über das Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen, und ſeinen Hut zu holen, den ihm der Wind genommen, als ihn ein Naſenbluten im Garten zurückhielt.

Nun war Mollner ganz verwirrt. — Allein — aus

Bosheit vermuthlich, ſeẞte er ſich auf einen Stuhl und kreuzte die Beine.

Brigitte wurde blaß, allein Stilling faßte Mollner am Arme und führte ihn zur Thüre, indem er ihn erſuchte, künftig dieſes Haus nicht mehr zu beſuchen.

„Mir recht,“ ſagte Mollner, „ſo können Sie in Zukunft ſelbſt mit der alten Tante Cabruche ſpielen.“

„Viel lieber,“ antwortete Stilling, „will ich das thun, als von einem falſchen Freunde mit meiner häuslichen Ruhe ſpielen laſſen.“ Dann wandte er ſich zu ſeinem Weibchen und ſprach: „Künftig ſoll kein Geheimniß mehr zwiſchen uns obwalten, ich verzeihe dir dein Kreuzweiſe, verzeihe du mir den Wind.“

Und Ruhe und Zufriedenheit kehrte dann wieder ein, denn um in der Ehe das wahre Glück zu finden, müſſen ſich beide Gatten ihre Schwächen wechſelſeitig verzeihen.

Eine Heirath.

Gemälde aus dem Leben.

Zwei Männer ſaßen eines Morgens am Ufer der Rhone unter den prächtigen, ſchattigen Bäumen, welche Avignon umgeben. Der Fluß ſtrömte zu ihren Füßen und ſeine großen Wellen ſchienen fliehend die herrlichen Ufer zu küſſen, welche Petrarka beſang. Die Inſeln mit friſchem und dichtem Gebüſche beſetzt, badeten in den Fluten ihre raſigen Abhänge, darüber erhoben ſich die ausgezackten Wälle von Villeneuve-les-Avignon, der Himmel ſtrahlte im reinſten Azur und die Luft hauchte die Balſamdüfte des Frühlings aus.

„Wie herrlich iſt dieſes Land! und wie glücklich derjenige, der in dieſem Klima leben kann!“ rief der Eine enthuſiaſtiſch aus. „Hier kann ich wahre Liebe und Seligkeit in einer Strohhütte begreifen!“

Als er dieſe Worte geſprochen hatte, fielen ſeine Blicke auf ein Weib in Lumpen gekleidet, welches zwei kleine, blaſſe und ſchmutzige Kinder nach ſich zog. Ein wenig weiter entfernt erblickte er einen Greis von noch elenderem und leidenderem Ausſehen. Dieſe armen Leute ſchnitten Weidenholz, und gingen mit nackten Füßen auf dem Sande umher. Die Mutter ſuchte die Kinder zur Ruhe zu verweiſen, als ſie um Brot ſchrien. Es war ein ſehr unpoetiſches Bild.

In dieſem Augenblicke rollte auch ein Wagen durch die Allee und flog, von zwei muthigen Pferden gezogen, vorüber. **Robert** pries den Mann, der darin ſaß, glücklich und bemerkte, wenn er nicht ein Dummkopf oder ein Böſewicht ſei, ſo müſſe er das Leben in einer ſo reizenden Gegend, in der herrlichſten Frühlingszeit bei ſolcher Wohlhabenheit ganz genießen.

Allein als der Wagen hielt, ſah er den Gegenſtand, den er ſich in ſeiner Einbildung ſo glücklich ausmalte, und nichts auf der Welt machte einen ſo abſchreckenden Eindruck auf ihn, als dieſer Anblick. Derjenige, deſſen Loos er beneidet hatte, war ein Mann zwiſchen vierzig und fünfzig Jahren, von hoher Statur und in Trauer gekleidet. Sein Geſicht, von einer außerordentlichen Magerkeit, hatte gar keinen Ausdruck, ſeine Wangen, ſeine Lippen, das Weiße ſeiner Augen waren einfärbig grüngelblich. Der Eindruck, welchen dieſe Geſtalt machte, war ſchrecklicher, als eine Mumie in ihrem Kaſten, als ein Todter in ſeinem Leichenhemd, wenn er plötzlich ſich aufrichtete und wieder zu leben anfinge. Dieſes unheimliche Weſen machte ein Zeichen mit dem Kopfe und alſogleich ſprangen zwei Diener herbei, welche ihn aus dem Wagen hoben und auf eine Bank trugen, nicht weit entfernt von derjenigen, worauf unſere beiden Männer ſaßen.

Paul (ſo wollen wir den Einen nennen) war erſchüttert von ſeinem Anblick, er wandte die Blicke ab und beobachtete ein tiefes Stillſchweigen, **Robert** (der Andere) ſchien ihn fragen zu wollen, wer denn dieſer Mann ſei, er aber wartete dieſe Frage nicht ab, ſondern ſagte: „Dieſer Mann, den du ſiehſt, iſt unglücklich und ſehr zu beklagen, **weil er eine Million geerbt hat.**“

„Wie?“ rief Robert erſtaunt.

„O, das iſt eine ſehr traurige Geſchichte!“ verſetzte Paul, „wenn du hier nicht fremd wäreſt, ſo würdeſt du ſchon davon haben reden hören. Die Begebenheit iſt durchaus wahr, ich habe allen Scenen dieſes Drama's beigewohnt und hatte meinen Antheil an allen Schmerzen, welche der Tod allein in dem Herzen eines Weſens heilen wird, das mir ſehr theuer war. Ich will dir die Geſchichte mittheilen:

„Als ich vor zwei Jahren hierher kam, ſchloß ich mich mit voller Freundſchaft an einen ſpaniſchen Flüchtling Fernando de Valdovino an. Er war ein Mann von beiläufig 30 Jahren, bedächtig und ernſt, wie ein Sproſſe aus altem kaſtilianiſchen Stamme, ſtolz, großmüthig und ſehr gebildet. Als der Zweig einer adeligen Familie, war er von ſeiner Geburt aus zum Militärſtande beſtimmt, und hatte durch ſchöne Waffenthaten bereits einen hohen Grad ſich erworben, übrigens liebte er den Krieg nicht, und achtete jene brutale Tapferkeit nicht ſehr, welche eigenes und fremdes Leben in die Schanze ſchlägt.

Wir ſprachen oft mit einander von ſeinem Vaterlande, von ſeiner Jugendzeit, von ſeinem Vater, der für die Unabhängigkeit Spaniens ſtarb; er liebte ſein Land mit großer Wärme, obwohl es ſeine ergebenſten Söhne von ſich ſtieß.

Valdovino lehrte mich die ſpaniſche Sprache, und mit Vergnügen hörte ich in ſeinem Munde dieſe ſchöne und klangvolle Sprache. Wir waren immer beiſammen, und bald liebte ich ihn wie einen Bruder, wie ich dich, meinen älteſten Freund, liebe.

Ich lebte ſehr zurückgezogen, und auch Valdovino hatte wenig Bekanntſchaften, nur manchmal beſuchten wir Beide das Haus einer Madame Dujabert, die uns mit vieler zuvorkommender Freundlichkeit empfing. Madame Dujabert war die Frau eines Banquiers, der i. J. 1815 ſtarb. Sie wollte ſich nicht mehr verheirathen und wenige Frauen können ſich rühmen, einen ſo über alle Schelſucht erhabenen guten Ruf zu beſitzen, als Madame Dujabert; vielleicht lag der Grund davon aber auch in dem Umſtande, daß ſie ſehr wohlmeinend, gar nicht geiſtreich, und vor Allem ſehr häßlich war. Übrigens verſtand ſie ihr Haus ſehr gut zu regieren und die Honneurs mit vielem Anſtande zu machen. Sie lebte ſeit ihrer Witwenſchaft mit einem Onkel ihres Mannes beiſammen. Dieſer war ein egoiſtiſcher, eigenſinniger, geſchwätziger, gichtbrüchiger alter Millionär. Madame Dujabert verwaltete dieſes Vermögen, welches ſie ſchon jetzt als das ihrige anſah, nach ihrem Gutdünken. Der Onkel war ein verhätſcheltes Menſchenkind, welchem man nachgab, es liebkoſete und ſchweigen machte, wenn es zu viel ſprach. Ich glaube den Alten noch vor mir zu ſehen, wie er zur Winterszeit am Kamine, im Sommer am Fenſter ſaß, ſeine Brille auf der Naſe und ein Journal in der Hand haltend, meiſt ohne darin zu leſen. Hinter dieſem wackelnden und gefurchten Haupte ſtanden aber gewöhnlich drei junge, friſche, blühende Mädchengeſichter. Es waren die Fräuleins Dujabert. Die lieblichen Schweſtern verließen nur ſelten ihren alten Onkel, ſie liebkoſeten und unterhielten ihn. Die Älteſte zählte achtzehn Jahre, die andern Beiden waren kaum der Kindheit entwachſen.

Madame Dujabert ſah dreimal die Woche Geſellſchaft. Ihr Haus war ſehr angenehm, man machte Muſik, ſpielte und ſprach wohl auch mitunter von politiſchen Angelegenheiten. Valdovino war dort mit jener Theilnahme aufgenommen, welche ſich an Flüchtlinge haftet. Madame Dujabert empfing ihn mit auszeichnender Zuvorkommung und Güte, und alle Gäſte ſuchten ihn zu unterhalten und aufzuheitern, allein er behielt immer das trübſinnige Weſen eines Mannes, der ſein Vaterland und den Gram des Exiles nicht vergeſſen konnte. Übrigens bemerkte ich doch bald, daß ſich Jemand in der Geſellſchaft befand, deſſen Wort und Lächeln hinreichten, mit einem Strahl von Glück die ernſte Stirne des Spaniers zu überziehen. Die älteſte Tochter des Hauſes, die ſchöne Laura, war eine jener reinen, lieblichen Geſtalten, welche unſern Glauben an Engel beſtärken. —

Valdovino vertraute mir hierüber nie Etwas, auch fragte ich ihn nie hierüber, ich erlaubte mir nicht einmal die mindeſte Anſpielung auf ein Gefühl, welches er ſo ſorgſam zu verbergen ſuchte, aber ich diente ihm nach meinen beſten Kräften. Eine Heirath ſchien mir die natürlichſte Folge dieſer Leidenſchaft. Ich erlangte faſt die Gewißheit, daß Valdovino von Lauren wieder geliebt wurde, ihre ſichtbare Bewegung, wenn wir eintraten, der unbeſchreibliche Blick, mit dem ſie an ihm hing, wenn er ſprach, die Verlegenheit, welche ſich an ihr zeigte, wenn ſie mit ihm redete, während ihr die Worte vom Munde floßen, wenn ſie ſich zu mir oder einem Andern wandte, alles dieß bewies mir die Gefühle ihres Herzens. Indeſſen konnte ihr Valdovino ſeine Liebe noch nicht entdeckt haben, denn er war nie eine Minute allein mit ihr geweſen. Madame Dujabert bewachte ihre Töchter ſorgſam, ſie ließ ſie nie aus dem Auge, ſelbſt nicht in dem Freundeskreiſe, der ſie umgab, und es war unmöglich, der Tochter ein Wort zuzufliſtern, welches die Mutter nicht hören mußte.

Indeſſen war der ergebnißreiche Juli eingetreten, man ſang auch in den Straßen von Marſeille die Pariſiénne. Valdovino hörte ſie mit geſenktem Haupte, er trat (wir waren eben zum Beſuche bei Madame Dujabert) zum Fenſter, und ich ſah eine Thräne in ſeinem Auge. „Mein Freund,“ ſprach er zu mir mit bewegter Stimme, „dieſer Geſang erinnert mich an mein Vaterland.“

Laura trat zu uns, und indem ſie ihn theilnehmend anblickte, ſagte ſie: „Vielleicht finden dieſe Töne bald ihren Wiederhall jenſeits der Pyrenäen.“

„O gewiß,“ antwortete Valdovino, indem er ſeine Stirne auf ihre Hand ſinken ließ.

Einige Tage nachher kam Valdovino am frühen Morgen zu mir, er ſchien betrübt und bewegt wie ein Menſch, der einen Entſchluß faſſen muß, der ihm Gram verurſacht. „Freund!“ redete er mich an, „du haſt gehört, wie es in Spanien ſteht. Ich muß fort, mein Vaterland und die Ehre rufen, und wenn mich ſelbſt ein ſicherer Tod dort erwartete, ich darf nicht zögern.“

Ich war ſehr beſtürzt, allein was konnte ich dem feſten Entſchluſſe eines Mannes entgegen ſtellen, der die Ehre höher achtet, als ſein Leben?

„Ich werde dieſen Abend noch zu Madame Dujabert gehen, um dort Abſchied zu nehmen,“ fuhr er verlegen fort. „Wenn du willſt, ſo gehen wir heute etwas früher hin, denn ich möchte die Sache gerne abmachen, bevor ſich andere Leute dort einfinden.“

Obſchon wir bei Beginne des Abends hin kamen, waren doch bereits einige Perſonen in dem Salon zugegen. Laura ſtand bei dem Stuhle ihres alten Onkels und band einen Blumenſtrauß, ihre jüngere Schweſter kniete vor ihr auf einem Schämel, und reichte ihr die Blumen. Eben ſagte ſie mit kindlicher Freude zu dem Onkel: „Sehen Sie doch nur den herrlichen Strauß, dieſe Moosroſen haben einen himmliſchen Geruch.“ Sie ſchwieg dann plötzlich, als ſie Valdovino hinter ſich erblickte, ein Lächeln ſchwebte auf ihren Lippen, und ſie ſenkte das Köpfchen auf die Blumen, als ob ſie daran riechen wollte, aber eigentlich um ihre Wangen zu verbergen, welche eine glühende Röthe übergoß. Als ihre Bewegung ſich legte, und ſie ihr Haupt wieder erhob, ſtand Valdovino vor ihr, ſo blaß, ſo ernſt, daß ſie erbebte und die Blicke von ihm wandte. Madame Dujabert ſetzte ſich in dieſem Augenblicke zu dem alten Onkel, welcher über die Zeitung eingeſchlummert war. „Herr Valdovino iſt hier,“ ſagte ſie zu dem Alten, „um Ihnen Lebewohl zu ſagen. Er reiſ't morgen nach Spanien ab.“

„Ja, ſo?“ murmelte der Alte, die Augen aufſchlagend. „Ich wünſche ihm eine glückliche Reiſe.“

Laura ſtützte ſich auf die Stuhllehne des Onkels, ſie war blaß wie der Tod und ihre Blicke hefteten ſich fragend auf Valdovino; ich beſorgte, daß man dieſe ſtumme und doch ſo beredte Scene bemerken möchte, und fürchtete, das arme Mädchen werde ſeine Thränen nicht zurückhalten können, allein ſie beſaß ſo viel Kraft, ihre Empfindungen zu unterdrücken. Sie verſuchte den Blumenſtrauß zu Ende zu binden, ſie lächelte zu den freudigen Ausrufungen ihrer Schweſter, dann aber verließ ſie, ganz erſchöpft, den Salon.

Als ſie wieder zurückkam, waren ihre Augen feucht, und ich glaubte Spuren von Thränen auf dem geſtickten Tuche zu bemerken, welches ſie in der Hand hielt. Sie ſetzte ſich etwas abſeitig an ein Fenſter, und ſuchte ſich im Schatten desſelben zu verbergen, allein gleich nachher rief die Mutter nach ihr, dann ſtand ſie ſchnell auf, und ließ ihren Blumenſtrauß und ihr Sacktuch liegen. Valdovino trat ſogleich an den verlaſſenen Platz, rückte den Stuhl, den Laura geräumt, etwas hinter den Vorhang, nahm von demſelben das Sacktuch, drückte es dann an ſeine Lippen, und verbarg es ſchnell in ſeinem Buſen, an ſeinem Herzen. Niemand außer mir hatte dies bemerkt. Als Laura wieder zum Stuhle zurücktrat, fand ſie den Blumenſtrauß allein, ſie ſuchte ihr Sacktuch nicht, ſondern blickte nur Valdovino an. Dieſer aber trat zu ihr, nahm ihr mit zitternder Hand den Blumenſtrauß ab, roch daran und ſtellte ihn dann mit einem zwiſchen die Blumen geſchobenen Briefchen zurück.

Um Mitternacht empfahlen wir uns. Valdovino küßte Madame Dujabert die Hand, und verbeugte ſich im Vorübergehen vor Laura, welche ſich ſchwankend auf ihre Schweſter ſtützte. Zwanzig Perſonen der Geſellſchaft hatten ihre Augen auf ſie geheftet, ich zitterte, aber zum Glück war alles dies in einem Augenblicke vorüber.

Ich brachte den Reſt der Nacht mit Valdovino zu, er ſprach kein Wort von Laura, aber er nahm mir das Verſprechen ab, ihm oft und genau von allen unſern Bekannten zu ſchreiben. Am andern Morgen reiſ'te er ab.

II.

Als ich wieder zu Madame Dujabert kam, erfuhr ich, daß Laura krank ſei und das Bett hüten müſſe. Ich ſah ſie erſt in einigen Tagen wieder, ich fand ſie blaß, ſchwach und leidend. Jedermann wunderte ſich über eine ſo plötzliche Veränderung und Niemand, außer mir, errieth die Urſache. Nur ich ſah in die Tiefe dieſer leidenden Seele, nur ich begriff dieſen jetzt umflorten, ſonſt ſo heitern Blick und die Schmerzen, welche ſich unter einem bittern Lächeln verbargen.

Valdovino hatte mir erſt einmal geſchrieben, ſein Brief war voll düſterer Exaltation, er ſprach zu mir wie ein von Unruhe und Ungeduld geplagter Menſch, der dieſem quälenden Zuſtande auf jede Art zu entfliehen ſucht, wäre es ſelbſt durch den Tod. Er ſuchte noch immer der Pflicht und der Ehre Genüge zu leiſten, wäre es auch mit ſeinem Leben, aber er wünſchte nur, daß es ſchneller damit gehen möge.

„Mein Freund,“ ſo ſchloß der Brief, „ich ſpreche nicht von den Planen, welche man hier hat, ſie ſind mit großen Schwierigkeiten und Hinderniſſen verbunden, aber dieſe Langſamkeit bringt mich um, nur ein Ende, ein Ende! Ich hoffe, wir werden bald in Spanien eintreten, wenn mich keine Kugel trifft, ſo bin ich vielleicht recht bald wieder bei dir.“

Mehre Tage verfloſſen, ohne daß ich Nachrichten von Valdovino erhielt. Ich ging fleißig zu Madame Dujabert, Laura war noch immer leidend. Man ſprach viel in ihrer Gegenwart von den Angelegenheiten in Spanien.

Mehre glaubten, daß Mina's Expedition gar nicht Statt haben werde, und ſprachen davon wie von einem tollen, verzweifelnden Verſuche, den die franzöſiſche Regierung nie werde zu Stande kommen laſſen.

Eines Abends traf ich Laura im Salon allein mit ihrer Schweſter. Sie war ſehr geputzt und fröhlicher als gewöhnlich. „Mein Herr!“ ſprach ſie zu mir, „Sie müſſen auch ſehr zufrieden ſeyn, wir haben gute Nachrichten von der Grenze. Man ſagt: die Expedition ſei auf lange Zeit verſchoben, das wird vielen Leuten das Leben retten.“ — „Ich erwarte Briefe von Valdovino,“ antwortete ich ihr, „möchten ſie dieſe gute Neuigkeit beſtätigen.“ — „Wir gehen dieſen Abend auf einen Ball,“ erwiederte Laura mit einem Seufzer, „meine Mutter will es durchaus.“

„Ah, auf den Ball zu Madame D**. Ich bin auch geladen, hoffte aber nicht, Sie dort zu ſehen.“

„Geſtern glaubten wir noch nicht hingehen zu können, denn der Onkel war unwohl, aber heute iſt er ſchon beſſer.“ — „Das iſt wohl wahr,“ fiel Laura's kleine Schweſter ein, „aber er iſt in ſehr übler Laune, er will nicht, daß wir ihn allein laſſen ſollen, und darum hat er auch mit der Mama gezankt.“

„Mein Gott! Ich wäre ſehr gerne zu Hauſe geblieben, allein die Mutter beſteht darauf.“

„Nun, Mädchen! ſeid ihr fertig?“ rief in dieſem Augenblicke die eintretende Madame Dujabert, welcher der Arzt mit der Verſicherung folgte, daß der Onkel heute ſehr wohl ſei.

„Werther Freund,“ fragte mich Madame Dujabert,

»haben Sie keine Nachrichten von ihrem Freunde? Es ſcheint, Mina werde den Eintritt in Spanien nicht wagen.«

»Er geht nicht hinein, ſein Sie verſichert,« rief der Doktor, »er ſieht wohl, was ihn dort erwartet und ſein Kopf iſt ihm zu lieb.«

Laura ſah den Doktor mit dankbarer Miene an, ihre Hoffnung klammerte ſich an jede Kleinigkeit.

Die Geſellſchaft bei Madame D** war ſehr zahlreich und der Ball glänzend, doch fühlte ich mich nicht geſtimmt, das allgemeine Vergnügen zu theilen, ich weiß nicht welche düſtere Ahnung mich drückte. Ich und Laura waren die einzigen Traurigen im Saale. Wir dachten Beide an Valdovino, ich ſetzte mich neben ſie und ſprach leiſe zu ihr: »Ich erwarte von Tag zu Tag Nachrichten von Valdovino, vielleicht meldet er mir ſeine baldige Rückkunft.«

»Wahrſcheinlich,« antwortete ſie mir vertraulich, »wird er nicht lange mehr wegbleiben. Vielleicht will er Sie überraſchen.« — »Wohl möglich,« erwiederte ich, und ging in den Billardſaal. Mehre Perſonen ſtanden dort um einen Tiſch, auf welchem die eben angekommenen Journale lagen. »Schlimme Neuigkeiten,« rief ein großer Herr, welcher den »Indicateur de Bordeaux« in den Händen hielt. »Was gibt's?« ſchallte es von allen Seiten. »Mina,« antwortete der Herr, »iſt in Spanien eingerückt, man hat ſich geſchlagen, die Conſtitutionellen wurden in Stücke gehauen, man hat fünfzehn Offiziere fuſilirt, welche man mit den Waffen in der Hand gefangen nahm. Mina ſelbſt iſt zwar nicht in die Hände ſeiner Feinde gefallen, aber man weiß nicht, wie er ſeinen Rückzug vollführen wird.«

Ich nahm die Zeitung und las die entſetzlichen Details. Zu Ende der Soirée war die ganze Geſellſchaft davon unterrichtet. Laura hatte Alles von ihrem Tänzer während eines Contretanzes vernommen.

Das arme Mädchen ſetzte blaß, das Auge voll Thränen, maſchinenmäßig den Tanz fort. Ich näherte mich ihr, ſie hob ihre Augen auf mich und hielt eine Hand vor dieſelben, als ob ſie ſich den Blicken der Übrigen, welche ſie umgaben, entziehen wollte; ſie ſprach kein Wort zu mir, allein wir verſtanden uns dennoch. Der Glanz, der Lärmen des Feſtes war für mich eine Qual, der Anblick dieſer fröhlichen Geſichter ärgerte mich, fürchterliche Bilder drängten ſich mir auf, ich ſah Valdovino verfolgt, verwundet, todt vielleicht, mir graute bei dem Gedanken, daß ſeine Geliebte und ſein Freund ſich auf einem Ball befinden, auf einem Ball vielleicht an dem Tage, wo er zu Grabe getragen wird. —

Laura wurde nach dem Contretanz von ihrem Tänzer zu ihrem Stuhl zurück geführt; ſie war ſo blaß, daß ihre Mutter darüber erſchrack; die gute Frau hatte keine Ahnung von dem, was in Laura's Seele vorging, ſie hielt es für ein Unwohlſein, erzeugt von der Hitze und dem Echauffement.

„Wir wollen nach Hauſe gehen,“ ſagte ſie zu mir, „es iſt ſchon 2 Uhr und meine Tochter iſt nicht wohl.“ Ich bot Madame Dujabert den Arm, Laura ſtützte ſich auf ihre Mutter und that ſchwankend einige Schritte, hierauf aber fiel ſie ohnmächtig zur Erde. Wir mußten ſie in den Wagen tragen, in welchen Mutter und Schweſter weinend ſtiegen. So endete dieſer Abend, der leider nur der Anfang noch größerer Unglücksfälle war.

Als ich am andern Tage Erkundigung über Laura's Befinden einzog, erfuhr ich, daß der alte Onkel ſehr übel ſei. Laura hatte eine ſchlimme Nacht hingebracht, ſie befand ſich zwar beſſer, aber man empfing Niemand. Mehre Tage hindurch erhielt ich dieſelbe Auskunft. Die fürchterlichen Neuigkeiten hatten ſich beſtätigt, ich erhielt keinen Brief von der Grenze und zweifelte nicht mehr, Valdovino ſei gefallen. Endlich kamen Briefe, einen davon öffnete ich mit Herzklopfen, er enthielt nur folgende Worte:

„Mein Freund! Ich bin wieder in dem Lande angekommen, welches ich von nun an mein Vaterland nenne. Verwundet, ſterbend vor Kälte und Ermattung, ſchritt ich über die Grenze. Wenn ich unterliege, ſo werden meine Gebeine in Frankreich ruhen. Das Land, wohin eine heftige Leidenſchaft mich zieht, iſt kein fremdes Land mehr für mich. Meine Wunde iſt ſchmerzhaft, aber die Ärzte verſichern, ſie ſei nicht tödtlich. Gott gebe es. — Ich möchte noch leben! — Adieu!“ —

Ich begab mich auf der Stelle zu Madame Dujabert. Der Onkel war ſehr übel, doch empfing man mich. Bei dem erſten Blicke, den ich auf Laura warf, vermuthete ich, daß auch ſie Nachrichten von Valdovino erhalten haben müſſe, allein vermuthlich hatte er ihr die Gefahr, in welcher er ſchwebte, verſchwiegen; denn ſie lächelte mir vergnügt, voll Vertrauen und Hoffnung zu. Als ich ihr ſagte, daß ich am andern Morgen nach Bayonne abzureiſen gedenke, wo ich Valdovino treffen werde, rief ſie, „o, wie wird er ſich freuen, Sie zu ſehen! Sie ſind ein treuer Freund.“

Vier Tage nachher war ich in Bayonne. Ich fand Valdovino in einem ſehr traurigen Zuſtande, eine Kugel war ihm in die Bruſt gedrungen. Er war bis zu Thränen bewegt, als er mich ſah. Ich erzählte ihm von Laura und das that ihm wohl. Er vertraute mir, daß zwiſchen ihm und Laura ein Briefwechſel beſtehe, und daß er von ihr alle jene Verſprechungen und Schwüre erhalten habe, die ihn zum Glücklichſten der Menſchen machen. Valdovino wollte ſogleich abreiſen und mit mir nach Avignon zurück kehren, allein ſeine Wunde machte es ihm unmöglich, die Ärzte erklärten, daß ihm dies den Tod bringen könne.

Vierzehn Tage befand ich mich bei ihm, als wir eine traurige Nachricht erhielten. Der alte Onkel der Madame Dujabert war geſtorben, und ſein letzter Wille hatte allgemeine Beſtürzung verurſacht; dieſer Mann, der bei ſeinen Lebzeiten ſein ganzes Vermögen ſeiner Nichte überlaſſen hatte, beraubte ſie deſſen ganz nach ſeinem Tode. Da er an jenem Abende, als Madame Dujabert mit ihren Töchtern auf den Ball ging, allein geblieben war, hatte er, darüber erboßt, ſein Teſtament neu gemacht, und mit der ausdrücklichen Erklärung: er wolle ſein Vermögen nicht Leuten hinterlaſſen, welche ſich unterhalten, wenn er in den letzten Zügen liege, einen entfernteren Verwandten zu ſeinem Univerſalerben gemacht.

Auf Valdovino ſchien dieſe Begebenheit wenig Eindruck zu machen, im Gegentheile freute er ſich darüber, da ihm Laura's Wohlhabenheit ein Hinderniß gegen ihre Vereinigung zu ſeyn ſchien. Ich reiſ'te allein ab, da Valdovino noch das Bett hüthen mußte.

Man kann ſich denken, wie tief dieſer Schlag Madame Dujabert traf, allein es lag in ihrem Charakter, ihren Kummer verbergen zu wollen und zu können. Sie hatte ſelbſt an den Univerſal-Erben geſchrieben, und erwartete ihn in demſelben Hauſe, welches ſie ihm nun bald räumen ſollte. In acht Tagen kam er an. Er war noch ein junger Mann, wohlgebildet und liebenswürdig. Wenn ich es dir nicht ſagte, würdeſt du ihn an jenem Cadaver, der dort auf der Bank ſitzt, nicht wieder erkennen.“

Paul ſchwieg und betrachtete einige Augenblicke den Mann, der ſeinem Freunde ſo glücklich vorgekommen war, und fuhr dann in ſeiner Erzählung fort:

„Als ich ankam, fand ich Herrn Montant ſchon in ſeinem Hauſe, welches aber auch die Familie Dujabert noch nicht verlaſſen hatte. Jeden Abend vereinigte ſich daſelbſt ein vertrauter Kreis, zu welchem ich wie früher zugelaſſen wurde. Laura ſah mich mit vieler innerer Bewegung und Befangenheit. Valdovino hatte ihr zwar geſchrieben, daß ich in ihr ganzes Geheimniß eingeweiht ſei, aber die jungfräuliche Schamhaftigkeit hinderte ſie, mit mir ſelbſt darüber zu ſprechen, und kein Wort verrieth mir die Gefühle ihres Herzens. Das arme Mädchen war in tiefe Schwermuth verſunken, ſie litt ſichtbar.“

Madame Dujabert ſchien nicht daran zu denken, das Haus des Herrn Montant zu verlaſſen. Eines Tages ſprach ſie zu Laura: „Meine Tochter! es fällt uns ein Glück vom Himmel, welches ich nicht zu hoffen wagte. Herr Montant hat um deine Hand angehalten, wir hatten geſtern eine dreiſtündige Unterredung hierüber, du kennſt unſere Lage, und ich glaube, du wirſt nichts dagegen einzuwenden haben.“

Laura fürchtete ihre Mutter, beſaß aber dennoch den Muth, dieſen Antrag von ſich zu weiſen. Madame Dujabert, hiedurch erſtaunt und erzürnt, befahl ihr darüber nachzudenken, und ſandte ſie noch an demſelben Tage auf das Land zu einer alten Tante, welche erſucht wurde, ihr vorzupredigen. Montant wußte nichts von dieſem Widerſtand, vielleicht würde er ſo großmüthig geweſen ſeyn, auf ſeinen Plan Verzicht zu leiſten, wenn ihm Laura ihre Liebe für einen Andern offen entdeckt hätte, aber das arme Mädchen verſchloß ihr Geheimniß nur zu gut in ihren Buſen.

Die Tante war eine von jenen Perſonen, die geradezu an's Ziel gehen. Sie ſagte ganz einfach zu ihrer Nichte: „Da du keine Neigung für irgend einen andern Mann haſt, warum widerſetzeſt du dich einer Heirath, die das Glück deiner Familie macht?“

„Wird meine Familie glücklicher ſeyn,“ fragte Laura weinend, „wenn mich der Gram getödtet hat?“

„Man ſtirbt nicht ſogleich aus Gram,“ verſetzte die Tante ruhig, „du wirſt reich und glücklich in dem ſüßen Bewußtſein leben, deiner Familie ein Wohlleben erhalten zu haben, welches ſie ſchon auf dem Punkte ſtand, zu verlieren. Du weißt nicht, was es Entſetzliches iſt um die Armuth, es gibt kein größeres Unglück. Herr Montant iſt ein großmüthiger Mann, er hat verſprochen, deine Schweſtern auszuſtatten. Deine Mutter wird mit ihnen und mit dir auf dieſelbe behagliche Art fortleben können wie bisher, und in demſelben Hauſe, welches ſie wird verlaſſen müſſen, wenn du nicht ſeine Herrin werden willſt. Deine Weigerung verſetzt Euch alle in Armuth, und Ihr werdet Euch Euer mageres Brot mit Eurer Hände Arbeit verdienen müſſen.«

»Genug, Tante!« rief Laura ſchluchzend, »o wie unglücklich bin ich!«

»Das wird vorübergehen, liebes Kind, wenn du dich nur einmal zu dem Unvermeidlichen entſchloſſen haben wirſt.«

Die Tante ſprach noch zwei Stunden über dasſelbe Thema, dann überließ ſie Laura ihren eigenen Betrachtungen. Am nächſten Morgen kam Madame Dujabert, Mutter und Tochter ſprachen ſehr wenig, aber beim Abſchiede ſagte Laura: »Mutter! ich bin entſchloſſen, ich heirathe Herrn Montant.« Madame Dujabert umarmte ſie mit Freudenthränen, ſie hatte ſich ein ſo ſchnelles Fügen in ihren Willen nicht vermuthet.

»Ich darf alſo Montant das Jawort geben?«

»Allerdings, liebe Mutter.«

»Er wünſcht die Sache bald in's Reine zu bringen.«

»Wann Sie befehlen, ich werde gehorchen.«

Am nächſten Tage holte man Laura vom Lande ab, und ihre Heirath wurde öffentlich verkündet. Ich fiel wie aus den Wolken über dieſe Nachricht, und eilte zu Madame Dujabert. Laura fand Gelegenheit, mit mir allein zu ſprechen, und erzählte mir Alles, was ich dir ſo eben ſagte. Während unſerer ganzen Unterredung kam der Name Valdovino nicht über Laura's Lippen, ſie machte nicht die geringſte Anſpielung auf ihre geheimen Gefühle, ſie ſprach kein Wort über den Beweggrund, der ſie beſtimmte, mir ihr

Zutrauen zu ſchenken, nur, als ich von Mitleid durchdrungen, rief: „O, wie bedaure ich Sie, welch' ein Opfer bringen Sie da," antwortete ſie mir mit erzwungener Kaltblütigkeit: „Ja wohl ein großes, ein grauſames Opfer, aber ich hoffe, es werde bald den Tod bringen."

Die Vermählung ſollte ſchon in acht Tagen vor ſich gehen. Ich ſchrieb nicht an Valdovino, ich hielt es für beſſer, ihm ſelbſt die Schreckensnachricht zu überbringen, wenn Alles vorüber ſeyn wird.

In Madame Dujabert's Hauſe herrſchte allgemeine Freude, nur Laura hatte rothgeweinte Augen, und ſuchte doch allen Leuten, welche ihr Glückwünſche darbrachten, ein Lächeln zu zeigen. Ihr Schickſal erregte den Neid vieler Mädchen ohne Heirathsgut, vieler Mütter ſolcher Töchter. Montant war ganz ſelig, ſein altes Junggeſellen-Herz hatte ſich beim Anblicke ſeiner ſchönen, jungen Braut verjüngt, er fühlte ſich den glücklichſten aller Menſchen, denn er bemerkte nicht, daß Laura ihn nicht liebte, und ihr Beſitz war das höchſte Ziel ſeiner Wünſche.

III.

Der glückliche Unglückstag erſchien. Es war der erſte März. Ich erwachte, das Herz voll Bitterkeit. Ich dachte an das traurige Geſchick, welches ſich nun erfüllen ſollte, an dieſe fürchterlichen Anforderungen, welche Lage und Geld an uns ſtellen, an dieſes arme Schlachtopfer, welches Eitelkeit, Intereſſe und egoiſtiſche Selbſtliebe dahinopfern, an Valdovino's Verzweiflung.

Plötzlich vernahm ich eine mir wohlbekannte Stimme.

Bebend ſtürzte ich zum Zimmer hinaus. Valdovino war es. Er trat mir zitternd, blaß, entſtellt entgegen.

„Himmel!“ rief ich, „was willſt du hier?“ —

„Ich weiß Alles,“ antwortete er mir, „ſie hat mir Alles geſchrieben. Ich muß ſie ſehen, noch einmal, zum letzten Male. Ich hatte ſchon früher kommen wollen, allein ich mußte auf der Straße anhalten, meine Wunde öffnete ſich.“ — Und mit einem Schlage auf ſeine Bruſt ſetzte er hinzu: „O wäre ich an der Grenze geſtorben.“

Ich ſetzte mich neben ihm, verſuchte ihn zu beſänftigen, aber ich fand keinen Troſt für ſolch' eine Verzweiflung. Valdovino ſaß unbeweglich, die Hände gefaltet, ſtumm, einige Thränen rollten über ſeine entfärbten Wangen, und dieſer ſtumme Schmerz war herzzerreißender als Klagen.

Das grauſame Schickſal wirft ſie in den Arm eines Andern,“ ſprach er zu mir, „es iſt eine gräßliche Nothwendigkeit, welche ſie mir entreißt. Könnt' ich doch früher ſterben, bevor ich das mit anſehen muß.“ Und jetzt ſprang er auf, ſah auf die Wanduhr und ſchrie: „Noch zehn Stunden und ſie iſt Madame Montant. — Aber ſehen, ſprechen muß ich ſie noch, und koſtet es mein Leben! Gott weiß, ich kann nicht anders, ich muß.“

„Freund!“ redete ich ihm zu, „eine Zuſammenkunft iſt unmöglich, denke wie gefährlich eine ſolche für euch Beide werden kann. Unter welchem Vorwande willſt du an dieſem Tage erſcheinen, wie ſoll dich Laura, die man heute gewiß keinen Augenblick allein läßt, empfangen?“ —

„Und doch muß es geſchehen. Ich habe ihr geſchrieben und erwarte ihre Antwort. — Sie liebt mich, ſie wird mein letztes Lebewohl nicht zurückweiſen — ſie kann es nicht. Nichts iſt demjenigen unmöglich, der den Muth der Verzweiflung gewonnen hat.“

Valdovino zitterte bei jedem Tritte, den er von Außen vernahm, ſeine Bangigkeit verdoppelte ſich mit jedem Augenblicke, endlich trat mein Diener mit einem Briefe ein.

„Das iſt ihre Antwort,“ ſtammelte Valdovino faſt athemlos, und riß den Brief auf, überflog ihn, und reichte mir ihn dann. Ich las folgende Worte: „Du willſt es, es ſei! Noch eine Stunde des Lebens, des Glücks, der Liebe, und dann Nacht und Verzweiflung. Die kleine Gartenthüre wird um 10 Uhr offen ſeyn, und Martha dich dort erwarten.“

Ich verſuchte noch einmal, Valdovino von dieſem Schritte abzuhalten, allein vergebens, Hinderniſſe, Gefahren waren nichts für ihn, er ſah nur dieſes letzte Beiſammenſein, er fühlte nur den letzten Abſchiedskuß, er beſaß den eiferſüchtigen, feſten, unwandelbaren Willen eines Menſchen, der ſeinem Nebenbuhler den geliebten Gegenſtand bis zum letzten Augenblicke abkämpft.

Es war faſt 9 Uhr, als ich zu Madame Dujabert kam. Der Contrakt war ſchon Nachmittags unterzeichnet worden, der Civil-Akt hatte nachher in der Mairie Statt gefunden, und gegen Mitternacht ſollte die kirchliche Ceremonie vor ſich gehen.

Madame Dujabert hatte die halbe Stadt zum Balle gebeten. Man tanzte bis zur Stunde, wo man ſich zur Kirche begeben wollte. Die Säle ſtrahlten von tauſend Lichtern und von dem Schmucke der Damen wieder. Man drängte ſich um die Braut, man ſtritt ſich um die Ehre, mit ihr zu tanzen. Ich konnte mich ihr kaum nähern, doch bemerkte ich, daß ihr Blick etwas Egarirtes habe, was mich ſchaudern machte, ihre Worte ſchienen bloß zufällig zu ſeyn, und Todtenbläſſe überzog ihr Geſicht. Dennoch ſah ſie mit dem weißen Kranze um die dunklen Locken reizend aus, und ich bemerkte wohl, wie Montant's Blicke mit Stolz auf ihr weilten.

Es war nahe an 10 Uhr, und dieſe Stunde vermehrte meine Unruhe. Ich trat zu einem Fenſter, die Nacht war dunkel, nur ein Dutzend Lampen beleuchteten die Terraſſe, ſonſt war der Garten ganz finſter, doch war mir, als ſähe ich einen Schatten ſich längs der Mauer hinbewegen. In dieſem Augenblicke ſchlug es 10 Uhr. Laura hatte den Saal verlaſſen, und war in das Gemach ihrer Mutter gegangen, wo man ihr den weißen Brautſchleier und einen Blumenſtrauß anheftete. Madame Dujabert war ihrer Tochter gefolgt, denn ſie ſchien über die Bläſſe Laurens unruhig zu werden. Laura bat dann, man möchte ſie kurze Zeit allein laſſen, damit ſie ſich ſammeln und zur kirchlichen Ceremonie vorbereiten könne. Ihre Mutter führte ſie ſelbſt in das Gemach, welches ſie bisher bewohnt hatte, und welches ſie heute verlaſſen ſollte. Laura war ihrer kaum mehr mächtig, ſie konnte ihre Mutter und ihre Schweſtern nur durch ein Zeichen bitten, ſich zu entfernen.

Man tanzte indeſſen immer fort. Eine Stunde verfloß, und mir wurde banger, ich horchte, ich ſpähte, ich wartete, meine Blicke verließen Madame Dujabert nicht, welche immer fröhlich im Saale blieb.

Plötzlich vernahm man Geſchrei auf der Seite von Lauren's Kammer, und faſt in demſelben Augenblicke ſtürzte auch Laurens jüngſte Schweſter, Julie, in den Saal, ſchreiend: „Zu Hilfe! zu Hilfe! Montant hat meine Schweſter ermordet!“ —

Alles ſtand ſtarr vor Schrecken. — Madame Dujabert ſchrie: „Herr, im Himmel! das kann nicht ſeyn!“ und als ſie dann Blut auf Juliens Kleid bemerkte, fiel ſie ohnmächtig zu Boden.

Während man der Mutter zu Hilfe eilte, erzählte Julie, daß ſie mit Montant zu dem Zimmer ihrer Schweſter gegangen, und da ſie die Thüre verſchloſſen gefunden, durch die kleine Thüre der Alkove eingetreten ſeien; Laura lag ſchluchzend in den Armen Valdovino's, der einen Kuß auf ihre Lippen drückte; kaum erblickte dies Montant, als er wüthend ſeinen Degen zog, mit dem er Valdovino durchbohren wollte, als ſich aber Laura ſchnell vor ihn warf, durchbohrte er ſeine Braut.

Ich eilte in Laura's Gemach; die Diener hatten ſie bereits auf das Bett gelegt, wo ſie noch im Brautſchleier und mit dem Kranze auf dem Haupte mit geſchloſſenen Augen und blutend lag.

Valdovino lehnte unbeweglich ſtumm, die ſtieren Augen auf das Opfer geheftet, an der Mauer. Montant ſuchte ſich den Armen derjenigen, welche ihn hielten, zu entringen, er ſchlug um ſich wie ein Wahnſinniger, man mußte ihn forttragen.

Ich näherte mich Valdovino. „Entferne dich!“ ſprach ich leiſe zu ihm.

„Noch nicht!“ antwortete er, ohne mich anzuſehen, und warf ſich, nun in Thränen ausbrechend, über Laura. Madame Dujabert drängte ſich durch die Frauen, welche ihr den Weg verſperren wollten, und warf ſich am Bette auf ihre Knie. Tiefe Stille herrſchte in dem Gemache, obſchon es voll von Menſchen war; die Ballkleider, der Schmuck, die Blumen machten einen ſeltſamen Contraſt mit den betrübten Geſichtern und der Todtenſtille.

Einige Minuten nachher trat ein Arzt ein, und Alles erwartete bebend ſeinen Ausſpruch. Er beugte ſich über Laura, horchte auf ihren Athem, legte ſeine Hand auf ihr Herz, und ſagte dann: „Es iſt vorbei!“ Da ſtieß Baldovino einen fürchterlichen Schrei aus, und fiel beſinnungslos zu Boden. Man trug ihn fort.

Zwei Monate ſchwebte der Unglückliche zwiſchen Tod und Leben, ich brachte ihn nach Nizza, allein er war noch zu nahe bei Avignon. Er beſtand darauf, Frankreich und Europa zu verlaſſen. Zu Ende des vorigen Monats hatte er ſich nach Mexiko eingeſchifft. Die letzten Worte, die er zu mir ſprach, waren: „Freund! ich hoffe auf der Reiſe zu ſterben.“

Ich bin nicht mehr in Madame Dujabert's Haus gekommen, aber man ſagt mir, daß Montant täglich fürchterliche Convulſionen bekomme, die ſeinem Leben bald ein Ende machen werden.

„Und dies iſt der Mann,“ ſchloß Paul ſeine Erzählung, „der dort noch immer auf der Bank ſitzt, und der nie ſo grenzenlos elend geworden wäre, wenn er nicht eine Million geerbt hätte.“

Ein Concert bei Napoleon.

Kleine Erzählung, aus dem Franzöſiſchen.

In den erſten Tagen des Mai im Jahre 1806, als Napoleon nach dem Feldzuge nach Paris zurück gekommen war, drängten ſich Feſte auf Feſte, und vor allen hatte eins, welches im Opernhauſe gegeben wurde, ihn tief ergriffen. Bei ſeinem Eintritte in die Loge, wurde er mit enthuſiaſtiſchem Vivatgeſchrei der Zuſeher empfangen, und von allen Seiten bewegten ſich Palmzweige ihm entgegen, welche die Adminiſtration hatte vertheilen laſſen. Man gab eine Gelegenheitskantate, welche aber durch den Tumult der Menge übertäubt wurde. Vergebens ſtrengten Orcheſter und Chöre ſich ſo ſtark an, als es ihre Kräfte zuließen, alles vereinigte ſich in dem einzigen Ausruf: „Es lebe der Kaiſer!“

Napoleon ſprach noch am andern Morgen mit Vergnügen von dieſem Abend. Er hatte Crescentini zu ſich rufen laſſen, und unterhielt ſich mit ihm während des Frühſtückes. Dieſe Zeit widmete er gewöhnlich der Kunſt und den Künſtlern. Er ließ ſich die Neuigkeiten der Theater erzählen, ließ Autoren und manchmal auch Schauſpieler zu ſich rufen, ſpendete ihnen verdientes Lob, und machte ihnen Geſchenke, deren Werth durch die Art, wie er ſie gab, noch erhöht wurde. Crescentini ſtand vor dem Kaiſer, während dieſer ihm Fragen über ſein erſtes Auftreten und über den Kardinal Caprara, dem er ſeine erſte Bildung verdankte, ſtellte. —

„Sire!“ ſagte der Sänger, „in dieſem Augenblicke iſt die Perle aller Sängerinnen, eine wunderbare Frau, welche die Natur mit der herrlichſten Stimme begabt hat, Signora Catalani auf dem Wege hieher. Ich habe mit ihr in Liſſabon geſungen, und die Portugieſen trennten ſich von ihr nur mit Thränen. Madame Catalani kommt von Madrid, und es iſt kaum möglich, ihr eine gnädigere Aufnahme zu gewähren, als ſie von Seite der Königin von Spanien genoſſen hat.“

Napoleon antwortete nicht, ſondern gab nur Befehl den Sekretär ſeiner Hof- und Kapellmuſik zu rufen.

Als Herr G. eintrat, fragte ihn Napoleon: „Wann wird Madame Catalani hier eintreffen?“

„Sire! ſo eben habe ich die Nachricht erhalten, daß ſie ſchon ſeit einer Stunde hier iſt.“

„Wie lange wird ſie verweilen?“

„Sehr kurze Zeit, Sire! Sie muß nach London, wo ſie für dieſe Saiſon engagirt iſt.“

„Gut. Ich will ſie dieſen Abend hören.“

Mit dieſen Worten ging der Kaiſer aus dem Zimmer. Crescentini und G. blieben allein ſich ſtumm und betroffen anſehend. Wäre der Blitz vor dem Sekretär in die Erde gefahren, er hätte ihm nicht mehr Schrecken verurſachen können. Er ſollte bewirken, daß Madame Catalani noch heute, am Tage ihrer Ankunft, nach allen Beſchwerlichkeiten einer langen Reiſe, ohne alle Vorbereitung vor dem Kaiſer ſinge.

„Es iſt unmöglich, daß ſie heute ſinge,“ ſagte Crescentini.

„Es iſt unmöglich, daß ſie nicht ſinge,“ antwortete G. „Der Kaiſer will es. Nur weiß ich noch nicht, wie ich es zu Stande bringen werde.“

Mit dieſen Worten ging er und zog den Italiener mit ſich fort. Nach wenigen Minuten ſtiegen der Sänger und der Sekretär die Treppe hinan, welche zur Wohnung der Madame Catalani führte. Sie waren in heftigen Wortwechſel begriffen. G. verlangte Crescentini ſollte in ſeiner Eigenſchaft als Künſtler, Landsmann und Kamerad der Sängerin ihr den Willen Napoleon's bekannt machen. Crescentini aber erklärte es gebühre dem Muſik-Sekretär des Kaiſers, den Wunſch ſeines Herrn zu offenbaren.

Madame Catalani hatte kaum erfahren, was man von ihr wünſche, als ſie in ein lautes Geſchrei ausbrach und in Ohnmacht zu fallen drohte. Das galt aber nicht als Entſchuldigung beim Kaiſer. G. ſuchte der Sängerin begreiflich zu machen, daß ſie morgen Zeit genug habe, krank zu ſeyn. „Aber um's Himmelswillen ich habe keine Stimme,“ rief Madame Catalani. „Die wird ſich finden,“ verſetzte Herr G., „und überhaupt ſei dies nur eine ganz unbedeutende Nebenſache, indem die Betroffenheit allen denjenigen, mit welchen der Kaiſer ſprach, gewöhnlich die Stimme raube.“ Umſonſt ſuchte Madame Catalani begreiflich zu machen, daß das, was bei allen andern Menſchen für eine Nebenſache angeſehen werden könne, bei einer Sängerin doch eine Hauptſache ſei. Man erwiederte ihr, der Kaiſer wolle ſie einmal hören, und ſie müſſe ſich, mit oder ohne Stimme, hören laſſen. Endlich nahm die Künſtlerin ihre Zuflucht zum letzten Hilfsmittel und verſicherte, ſie beſitze keinen Anzug, in welchem ſie würdig vor dem Kaiſer erſcheinen könne. Kaum aber hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, als Herr G. ſchon in ſeiner Kutſche ſaß und zur Hofmodehändlerin galopirte, die er auch in wenigen Minuten mit ſich brachte.

Madame Catalani ſchrie noch ein paar Mal: »Es kann nicht ſeyn, es kann nicht ſeyn, es iſt unmöglich, als ihr die Modehändlerin ſchon das Maß zu einem Schleppkleide von Lyonerſtoff genommen hatte. Es war halb 1 Uhr Mittags und das neue Kleid wurde bis 7 Uhr Abends verſprochen. Madame Catalani ſah wohl, daß hier aller Widerſtand fruchtlos ſey, ſie entließ alſo die beiden Herren, um etwas zu ruhen, und ſich dann zum Concert vorzubereiten. G. ging etwas getröſtet von dannen, allein Alles war noch nicht gethan, es mußten noch mehre Künſtler gebeten werden, um das Concert zu organiſiren.

Frauen waren hiezu keine zu bekommen, denn welche hätte mit einer Catalani in die Schranken treten wollen? G. beſtimmte alſo, daß Crescentini und Garat die Geſangſtücke mit Madame Catalani ausführen ſollten, zur Violine beſtimmte er Kreuzer und für das Horn Duvernoy. Kreuzer war bald gefunden, aber mehre Stunden gingen dahin bis G. Duvernoy traf. Es war ſchon 5 Uhr Nachmittags als der Sekretär in tauſend Ängſten endlich zu Garat kam. Er hatte ihn ſchon früher durch einige Zeilen von dem Ganzen benachrichtigt und glaubte jetzt nur mehr mit dem berühmten Sänger die Muſikſtücke bereden zu dürfen, die er ausführen wollte, um ſie auf das Programm zu ſetzen.

Bevor ich jedoch Herrn G. bei Garat eintreten laſſe, muß ich meinen Leſern erzählen, welche Scene einige Minuten früher bei dieſem Künſtler Statt hatte.

Garat gab Singlektionen, er war der berühmteſte und trefflichſte Lehrer in jener Kunſt, die er ſelbſt ſo herrlich ausübte. Unter ſeinen zahlreichen Schülerinnen befanden ſich mehre junge Fräuleins, deren Verwandte einen erhabenen Rang beim kaiſerlichen Hofſtaat bekleideten. Auch die Tochter des Generals H., den ſeine Stellung noch in Deutſchland zurück hielt, nahm bei Garat Unterricht, und kam faſt alle Tage regelmäßig mit ihrer Tante.

Mademoiſelle H. kam in Abweſenheit ihres Vaters wenig unter Leute, ihre angeborne Schüchternheit vergrößerte ſich noch in der Einſamkeit, welche ihr nur die Muſik verſüßte. Sie beſaß eine wunderſchöne Stimme, welche aber weniger Kraft als Ausdruck hatte. Ihr Geſang erfüllte die Seele der Hörer unwillkührlich mit einer ſüßen Wehmuth. Garat hielt ſie für die vorzüglichſte ſeiner Schülerinnen er ſagte oft: „die Stimme dieſes Mädchens ſei des kaiſerlichen Ohres würdig.“

Der Bote, welcher den Brief des Sekretärs brachte, worin gemeldet wurde, daß dieſen Abend Hofconcert ſeyn ſollte, war kaum zur Thüre hinausgegangen, als dieſe ſich wieder öffnete und Mademoiſelle H. mit ihrer Tante eintrat. Die alte Dame trug in ihrem Geſichte Spuren tiefen Grames, und die rothen Augen des jungen Mädchens verriethen vergoſſene Thränen. Als ſie ſich geſetzt hatten, nahm die Tante mit einem Seufzer das Wort und ſprach zu dem Sänger: „Herr Garat, ich und meine Tochter ſind gekommen, um Ihnen für die menſchenfreundlichen Bemühungen Dank zu ſagen. Meine Nichte iſt gezwungen die Muſiklectionen einzuſtellen, welche ſie ſo glücklich war von Ihnen zu erhalten.“

„Wär' es möglich!“ rief Garat, „ich hoffe Madame, daß es nicht ein Unfall ſei, der Ihre Vermögensumſtände traf. — Glauben Sie gewiß, ich —“ hier hielt er ein, da er es für undelikat hielt, ſeinen Unterricht unentgeldlich anzubieten.

„Wollte der Himmel, mein Herr!“ erwiederte die Tante, „das arme Kind hätte nur einen Verluſt an ihrem Vermögen zu betrauern, allein es iſt ein Unglück, welches über unſere Familie hereingebrochen iſt.“

„Wie,“ rief Garat, „wäre vielleicht General H. —“

„Geſtorben, meinen Sie — o noch fürchterlicher, ſeine Ehre iſt verloren.“

Garat ſtand ſtumm während die beiden Frauen in lautes Schluchzen ausbrachen. Nach einigem Stillſchweigen fuhr die Tante fort: „Sie müſſen den Klagen, welche uns der Schmerz entpreßt, nicht einen zu ſchweren Sinn unterlegen. Mein Bruder iſt eines militäriſchen Fehltritts beſchuldigt, der ihm die Ungnade des Kaiſers zugezogen hat, aber er iſt nicht ſchuldig, gewiß mein Herr, er iſt nicht ſchuldig, und wenn wir bei Sr. Majeſtät Gehör fänden, wenn die arme Tochter ſeine Knie umfangen könnte — allein wir kommen nicht vor, der Kaiſer hält ſich überzeugt, daß mein Bruder ein

Vergehen gegen die Diſciplin begangen habe, und da iſt er unerbittlich, ſelbſt General Duroc wurde zurückgewieſen, und ich bin überzeugt, mein Bruder wird dieſen Flecken von ſeiner Ehre nicht überleben.“

„Aber um's Himmelswillen, was iſt denn geſchehen?“ fragte Garat mit der größten Theilnahme.

„Sie wiſſen, General H. wurde zum Militär-Gouverneur einer eroberten Provinz ernannt. Er wird beſchuldigt einem unſrigen Corps keine Verſtärkung gegeben zu haben, welches im Rückzuge gegen den viel ſtärkern Feind focht. Allein zu dieſer Zeit lag mein armer Bruder krank, er hatte Befehl gegeben, allein dieſer wurde nicht befolgt. Glauben Sie mir, General H. iſt ein braver Soldat, und dem Kaiſer mit ganzer Seele ergeben, und der Umſtände ſind viele, welche hier der Milde und Nachſicht das Wort ſprächen.“

„Sie glauben alſo —“ ſagte Garat nach kurzem Beſinnen „wenn Mademoiſelle mit dem Kaiſer ſprechen könnte —“

„So wären wir gewiß gerettet; denn der Kaiſer iſt gerecht. Allein wer wird es wagen, uns dieſe Gunſt zu verſchaffen, da General Duroc es vergebens verſuchte?“

„Ich will's wagen!“ antwortete Garat.

In dieſem Augenblicke meldete ein Diener den Sekretär G.

„Treten Sie in das Nebengemach,“ fuhr Garat fort, „und vertrauen Sie auf mich.“

Die Damen traten ab und Garat warf ſchnell ſeinen Schlafrock über, band zwei Tücher um ſeinen Hals, ſtreckte ſich auf ein Ruhebett hin und befahl den Sekretär eintreten zu laſſen.

Dieſer erblaßte, als er Garat in dieſem Zuſtande fand. — „Mein Gott! Sind Sie etwa gar unwohl?“ fragte er ängſtlich.

„Ja, mein Lieber, ich kann keinen Ton heraus bringen.“

„Gerechter Himmel! und mein Concert.“

„Ihr Concert wird ohne mich Statt haben.“

„Aber was wird der Kaiſer ſagen?“

„Der Kaiſer weiß, daß er keinen ergebneren und dankbareren Unterthan hat, als mich. Er wird ſagen, Garat kann nicht.“

„Aber wo einen andern Sänger ſchnell hernehmen?“

„Hören Sie, lieber Freund, ich kenne nur ein einziges Duo, welches ich vielleicht mit aller Anſtrengung herausbringen könnte — aber — nein, nein, es geht auch nicht.“

„Aus Barmherzigkeit verſuchen Sie's.“

Garat machte einige Läufe mit einer erzwungenen rauhen Stimme. „Sie ſehen, es iſt unmöglich.“

„Ja, eine Arie — aber das Duo.“

„Dieſes Duo kann nur eine meiner Schülerinnen mit mir ſingen, welche eine der ſchönſten Stimmen beſitzt, welche ich je gehört habe. Sie iſt keine Künſtlerin, ſie iſt ein Fräulein vom Hofe. Ja, ich weiß nicht, ob ſie ſich herbei laſſen wird zu ſingen. — Vielleicht wenn man ſie erſuchte.“

„Thun Sie's, mein lieber guter Garat, erbarmen Sie ſich meiner Noth.“

„Ich will ihr ſchreiben,“ ſagte Garat, und indem er zum Tiſche trat, und noch einen Lauf verſuchte, ſetzte er hinzu: „Wahrhaftig, meine Stimme wird ſchon etwas reiner. Er wollte noch trillern, aber G. bat ihn, ſich nicht anzuſtrengen, und für den Abend zu ſchonen. G. wollte ſelbſt den Brief beſtellen, Garat gab ihm denſelben, ſchrieb aber eine falſche Adreſſe darauf. G. eilte endlich fort, nachdem er ſich vorher überzeugt hatte, daß der Sänger ſich gut verwahrt wieder auf das Ruhebett begeben, und nachdem er ihm zwanzig Mal empfohlen hatte, ſein Unwohlſein durch keine Unklugheit zu vermehren.

Die glänzende Geſellſchaft, welche dem Concerte beiwohnen ſollte, war ſeit einer halben Stunde verſammelt. Der Lehnſtuhl des Kaiſers war noch leer, die Kaiſerin ſaß aber ſchon auf dem Stuhle der zu ſeiner Rechten ſtand, umgeben von Napoleon's Familie. Punkt 9 Uhr wurden die Flügelthüren aufgeriſſen und man vernahm heftige Tritte in der Vorgallerie. An der Saalthüre blieb der Kaiſer einen Augenblick vor einer Schildwache von ſeiner Garde ſtehen, die das Gewehr präſentirte. Es war ein Mann von faſt ſechs Schuhen, mit einem martialiſchen und zerhauenen Geſicht. Napoleon fixirte ihn und der Soldat, zum erſten Mal in ſeinem Leben etwas ſcheu, ſchlug die Augen nieder. Der Kaiſer war empfänglich für dieſen Beweis ergebener Bewunderung, ſeine ſtrengen Züge erheiterten ſich, er nickte dem Soldaten freundlich zu und trat dann lächelnd in den Saal, wo vor ihm dieſes Lächeln eben ſolche Freude erweckte, als hinter ihm. Er ſetzte ſich und das Concert begann.

Während Kreuzer ein Concertino auf der Violine ſpielte, welchem dann Variationen von Duvernoy, auf dem Horn geſpielt, folgen ſollten, ſchien der Kaiſer ſehr zerſtreut. Er wendete den Kopf rechts und links, und wechſelte einige Worte mit Duroc, der hinter ihm ſaß. Er hatte von dem Kammerherrn das Concert-Programm erhalten, worauf noch immer das Muſikſtück nicht benannt war, welches Garat ſingen ſollte. Der Kaiſer war ungeduldig über dieſen Mangel, den er für die Folge einer Nachläſſigkeit hielt. Er befahl den Muſik-Sekretär zu ſuchen, aber Niemand fand ihn.

Endlich kam die Reihe an Garat. Die Überraſchung war allgemein, als man ihn nach einer kurzen Pauſe erſcheinen ſah, und ein junges Mädchen von ſehr angenehmem Äußern und natürlicher Schüchternheit an der Hand führend, deren Züge durch eine Miſchung von Unſchuld und Anmuth gleich beim erſten Anblick alle Herzen für ſie einnahm. Die Neugierde, wer ſie ſei, war um ſo größer, als ſie auf dem Programm gar nicht angezeigt war, und Jeder fragte ſeinen Nachbar, wer die ſchöne Sängerin ſei. Es konnte keine Künſtlerin ſeyn; denn man hatte ſie noch nie geſehen. Der Kaiſer ſelbſt ſtutzte.

Alles war in Bewegung, Duroc allein, deſſen Geſicht zwar etwas Unruhe zeigte, ſchien doch mit ganzer Seele eine Arie aus: „Orpheus,“ von Gluck anzuhören, welche Garat in dieſem Augenblicke mit unbeſchreiblichem Ausdruck ſang. Der Kaiſer, der um ſich ſchaute, ſchien überraſcht von Duroc's Muſikſinne, der bisher nur eine Neigung für den Kanonendonner geäußert hatte.

Garat beſaß keine ſtarke, aber eine äußerſt angenehme Stimme, welche die Töne des Tenors und Baritons vereinigte. Mit dieſer Naturgabe verband er eine herrliche Methode, allein ſowohl in ſeinem Geſange ſelbſt als in ſeinem Vortrage herrſchte etwas Geziertes, was dem Kaiſer mißſiel. Als Garat's Arie alſo zu Ende war, wendete ſich Napoleon, ohne Zeichen von Beifall zu geben, zu Duroc, und fragte ihn kurz und heftig:

„Kennen Sie die junge Sängerin?“

„Sire!“ ſagte Duroc verlegen.

„Wie heißt ſie?“

„Möglich, daß mein Gedächtniß mich trügt,“ antwortete Duroc noch verlegener.

„Ihren Namen will ich wiſſen,“ ſchrie Napoleon. „Wohlan, weil Eure Majeſtät ihren Namen wiſſen wollen,“ verſetzte Duroc laut genug, um von allen Nachbarn gehört zu werden, und mit einer Art Barſchheit, welche ihren Grund in der Meinung hatte, der Kaiſer habe ſich hier zu ſtrenge gezeigt, „dieſe junge Sängerin iſt die Tochter des Generals H.“

Der Kaiſer erblaßte, und aus ſeinen Augen ſchoſſen Blicke des Zornes. Vom Munde zu Munde tönte der Name Eugenie H. durch den ganzen Saal, und vermehrte noch die Theilnahme, welche Alle beim erſten Anblicke an dem Mädchen genommen hatten. Dieſe trat indeſſen, ſich nur mit Mühe aufrecht haltend, zum Pianoforte. Alle Herzen preßten ſich zuſammen, man theilte ihre Gemüthsbewegung, und als ſie anfing zu ſingen, erhob ſich gegen die Ettikette ein allgemeines Beifallsgemurmel, ſo ſehr fühlte man, daß es Noth thue, die Arme aufzumuntern. Wer weiß, theilte dies Gefühl nicht auch ſelbſt der Kaiſer.

Sie hatte die Romanze von Garat: „Vous qui savez ce que j'endure“ gewählt. Ihre Stimme, Anfangs zitternd, nahm bald den rührenden Ausdruck eines Gebetes an, die Muſik war den Worten angemeſſen, die Sängerin ſchön, und das allgemeine Mitleid ſprach für ſie. Als Eugenie zur letzten Strophe gekommen war, faltete ſie unwillkürlich flehend die Hände, während eine Thräne, eine wahre Perle, über ihre blaſſe Wange rollte. Ihre Erſchütterung war anſteckend! Mehre Hofdamen ſuchten ihre Gemüthsbewegung hinter ihrem Fächer zu verbergen, und Duroc erſtickte einen verlegenen Huſten in ſeinem Sacktuche, der Kaiſer ſelbſt ſuchte ſich einer auffallenden Unruhe zu entziehen, er wollte aufgebracht ſeyn, aber er fand nur Mitleiden in ſeiner Seele, nur ſeine Ungeduld behielt die Oberhand.

Nachdem die Romanze geendet war, rief Napoleon einen Kammerherrn, und befahl ihm mit feſten Tone Mlle. H. zu ihrem Wagen zu führen.

In dieſem Augenblicke trat Crescentini vor, um zu ſingen. Napoleon, jeder Bitte ausweichen wollend, nahm eine aufmerkſame Stellung an, welche um ſo natürlicher wurde, als Crescentini wirklich ſein Lieblingsſänger war; vielleicht hoffte er auch ſeine Kunſt werde den Sieg über ſeine eigene Gemüthsbewegung davon tragen, aber es war gerade, als ob auch der Italiener ſich verſchworen hätte, des Kaiſers tiefſte Saiten zu berühren.

Crescentini's Stimme war eine der ausdruckvollſten, rührendſten, zärtlichſten möcht' ich ſagen, welche je aus eines Menſchen Kehle kamen. In Mitte der glänzendſten Triumphe ſeiner Kunſt, im Beſitze eines bedeutenden Vermögens, lebte dieſer Sänger immer abgeſondert und betrübt, und es war, als ob ſein Geſang dieſe Stimmung ſeiner Seele angenommen hätte. Diesmal hatte er ſein herrlichſtes Muſikſtück: „**Ombra adorata**“ gewählt, und er ſiegte damit über Aller Ohren, über Aller Herzen. Niemand ſuchte ſich auch der unwiderſtehlichen Gewalt ſeiner Geſangskunſt zu entziehen. Crescentini's Stimme weinte, wie jene des Romeo, und alle Seelen hingen an ſeinen Lippen.

Madame Catalani folgte nach ihrem Landsmanne. Sie, welche die Honneurs des Abends machen ſollte, fand ſich in den Schatten eines Gemäldes geſtellt, welches die Nebenfigur der Demoiſelle H. belebte. Die Bravourarie: Son regina aus „Semiramide," welche die Sängerin vortrug, war nicht im Einklange mit den Gefühlen, welche ſchon ihre Vorgänger erregt hatten. Man bewunderte Madame Catalani, man war erſtaunt über dieſe ſtarke und doch ſo biegſame Stimme, man zollte ihr das verdiente Lob, allein man hörte ſie nur aus Neugierde, und war viel mehr auf die Entwickelung jenes kleinen Drama's geſpannt, welches am Pianoforte angefangen hatte, man ſuchte im Geſichte des Kaiſers zu leſen, welchen Ausgang es nehmen werde.

Gleich nach dem Concerte trat Napoleon zur italieſchen Sängerin und ſagte ihr Verbindliches über ihre Stimme und ihre Methode. Nachdem er auf dieſe Weiſe die Sache der Madame Catalani von jener der übrigen Künſtler geſchieden hatte, trat er zu dieſen und fragte ſie mit ſeiner gebieteriſchen Stimme, welcher von ihnen Demoiſelle H. hieher gebracht habe? In ganz Frankreich gab es außer Napoleon's Grenadieren Niemand, der die Kühnheit beſaß, zu antworten, wenn Napoleon ungehalten fragte. Garat wollte reden, aber der Muth entſank ihm, Crescentini wollte ſeinem Kameraden zu Hilfe kommen, benahm ſich jedoch ſehr linkiſch er ſtotterte einige unverſtändliche Worte, erröthete, verlor die Faſſung, und ließ endlich alle Welt in dem Wahne, daß er der Schuldige ſey. Der Kaiſer hatte endlich Mitleid mit ſeiner Angſt und ſprach: „Crescentini, ich beſorge, es war Ihnen etwas zu kalt in meinem Palais, Sie ſcheinen nicht ganz wohl, begeben Sie ſich nach Hauſe.“

In dieſem Augenblicke trat Duroc an die Seite des Kaiſers und wollte ſprechen, allein dieſer nahm ihm das Wort vom Munde, indem er ſagte: „kein Wort, Duroc, ich weiß, was Sie mich bitten wollen, allein vergebens!“ Er wandte ihm den Rücken zu, allein es war doch ſichtbar, daß er ſich ſelbſt dabei Gewalt anthat. Niemand wagte es nun mehr auch nur ein Wort zu Gunſten der armen Eugenie zu ſprechen, und ihr Schickſal ſchien entſchieden.

Als der Kaiſer im Abgehen (er war der Erſte), an die Thür der Gallerie gelangte, trat er einen Schritt rückwärts, wie von einem Schauſpiele ergriffen, worauf er nicht vorbereitet war. Zu den Füßen der Schildwache, desſelben Grenadiers, den Napoleon bei ſeinem Eintritte gnädig zugelächelt hatte, lag ein Frauenzimmer auf ihren Knien, und der Soldat, der ſein Gewehr faſt über ihrem Kopfe präſentirt hatte, ſchien ſie zu beſchützen. Sogleich erkannte Napoleon in ihr Eugenie H.

„Und Er auch gegen mich?“ ſagte der Kaiſer, indem er den Grenadier feſt anſah. — „Monſieur M. — warum iſt Mademoiſelle nicht zu ihrem Wagen gebracht worden?“

„Sire!“ antwortete der Kammerherr ängſtlich, „Mademoiſelle bat ſo ſehr um das Glück, Eurer Majeſtät vorgeſtellt zu werden, ich beſtand auch darauf, den Befehl Eurer Majeſtät zu erfüllen, da miſchte ſich die brave Schildwache darein, der Grenadier ſagte, den Kaiſer dürfe Jedermann ſehen, die Mademoiſelle möchte ſich nur zu ihm hinſtellen, und wenn zufällig Eure Majeſtät darüber ungehalten würden, ſo würden Sie ihm ſchon verzeihen, er wollt's bei der nächſten Bataille ſchon wieder gut machen. Während dieſes Wortwechſels erſchienen Euer Majeſtät.«

»Wie alter Schnurbart,« ſagte der Kaiſer, »du läſſeſt dich von Weibern beſiegen —« und dann ſich zu Mademoiſelle H. wendend, ſprach er: »ſtehen Sie auf Mademoiſelle, Sie waren etwas verwegen, aber der Zweck entſchuldigt das Mittel. Ich verſchiebe das Urtheil Ihres Vaters bis nach der nächſten Affaire.«

Mademoiſelle H. küßte weinend die Hand des Kaiſers, dieſer half ihr ſelbſt ſich empor zu heben, und übergab ſie dem Kammerherrn, um ſie zum Wagen zu geleiten.

Der Grenadier war während dieſer ganzen Scene unbeweglich gleich einer Statue ſtehen geblieben, man hätte glauben ſollen, er nehme gar keinen Antheil daran. Seine Augen waren unter dem herabhängenden Haare ſeiner Bärenmütze verſteckt, und das andere Geſicht unter dem ungeheuren Bart. Der Kaiſer wendete ſich noch ein Mal zu ihm, mit ſeinem wohllaunigen Lächeln, und ſagte: »Damit ich dich auf dieſem Poſten nicht mehr treffe, ſo kannſt du in meinem Namen von deinem Oberſten die Korporalgalonen begehren, dann ſagte er zu ſeiner Suite, man riskirt nichts, wenn man dieſen Schelmen Kredit gibt, wir bleiben doch immer ihre Schuldner.«

Der Sekretär G., der bis jeßt nicht zu erſcheinen gewagt hatte, hielt den Augenblick für günſtig, ſich vorzuſtellen. Napoleon ließ ihm nicht Zeit zu ſprechen, und ſagte: „Ah, ſieh da Monſieur G., Ihr Concert war gut, aber ein ander Mal unterlaſſen Sie das Wißmachen auf den Programmen.“ G. trat zurück und glaubte in Ungnade gefallen zu ſeyn, allein Napoleon entzog ihm auch nach dieſem Abende ſein Wohlwollen nicht.

Beim Eintritt in ſeine Apartements ſagte der Kaiſer zu ſeiner Umgebung: „Nun meine Herren, was halten Sie von Madame Catalani? ſie iſt eine Prachtſängerin, aber glauben Sie mir, Crescentini bleibt immer der Sänger des Herzens.“

Der General H. ging wie wüthend in der Bataille von Jena in's Feuer und fand den Tod.

Die Calville = Äpfel.

Anekdote aus den Zeiten des Conſulats in Frankreich.

In den erſten Zeiten des Conſulates in Frankreich weilten der erſte Conſul und ſeine Gemalin oft recht gerne einige Tage in Malmaiſon. **Joſephine** liebte ganz beſonders dieſen beſcheidenen ländlichen Aufenthalt, wo ſie ſo recht als Hausfrau ſchalten und alle Förmlichkeiten verbannen konnte. Indeſſen war Malmaiſon doch ein leuchtender Punkt, der Aller Augen auf ſich zog, **Joſephine** mußte doch öfters dort mehr Höflinge als Blumen ſehen, und ſobald man nur wußte, ſie befinde ſich dort, ſo war ſie auch von den eleganteſten Frauen und ehrgeizigſten Männern umgeben. Feſte aller Art vermehrten ſich unter ihren Tritten, und beſonders während der Abweſenheit des erſten Conſuls folgte Überraſchung auf Überraſchung. Man fürchtete die Strenge **Buonaparte's**, man ſcheute ſich vor dem durchdringenden Blicke, der ſogleich in jeder anſcheinend gleichgiltigen Galanterie die verborgene Abſicht oder den politiſchen Zweck entdeckte. **Buonaparte** mißtraute mit Recht der leichten Erregbarkeit ſeiner Gemahlin, welche faſt immer ohne zu überlegen, der erſten Aufwallung ihres Herzens folgte. Ein Fehler, von dem **Joſephine** nie zu beſſern war, und der ihr einen der erſten Plätze unter jenen Hochgeſtellten einnehmen ließ, welche viele Thränen getrocknet, aber nie eine Thräne fließen gemacht haben.

Eines Abends ſpeiſte Joſephine ganz allein in Malmaiſon, und als man das Obſt ſervirte, ward ein junger Mann zugelaſſen, der Gemahlin des erſten Conſuls ſeine Ehrfurcht zu bezeigen, ihm folgte ein ältlicher Mann, der ein kleines Tiſchchen herein trug, welches er vor Joſephinen hinſtellte, und mit einem Teppich überdeckte. Als dies geſchehen war, zog der junge unbekannte Mann aus einer Taſche drei zinnerne Becher, und ſchickte ſich an damit Taſchenſpielerkünſte zu zeigen. Er ließ eine, zwei, drei Muskatnüſſe erſcheinen, und dieſe vermehrten ſich zu 20 — 30 unter ſeinen Fingern, und verſchwanden wieder eben ſo ſchnell.

»Ich bedauere ſehr,« ſagte er endlich zu Joſephinen, »daß das Mittagseſſen ſchon zu Ende iſt, ſonſt würde ich ſo frei ſeyn, nach Befehl, Gerichte aufzuſetzen, welche heute nicht auf dieſer Tafel erſchienen ſind: den Seefiſch Rothfeder aus dem mittelländiſchen Meere, oder friſchen Salm, oder jene kleinen ſilberbeſchuppten Fiſche, welche man dort fängt, wo Madame zum Glücke Frankreichs geboren worden ſind. — Ich bitte nur zu befehlen. — Wünſchen Sie einen ganz reinen gelben Diamant oder eine Grasmücke, einen orientaliſchen Rubin oder eine Nachtigall?«

Der Mann, der ſo die ganze Natur zu Joſephinen's Dienſt ſtellte, harrte nun auf den Befehl der Gebieterin, und ſchien ſich bereits auf einen Edelſtein gefaßt zu machen, allein Joſephine, welche Blumen mehr liebte als Diamanten, begehrte nichts als eine Roſe. Sie hatte kaum geſprochen, als der Taſchenſpieler in ſeinen Schnappſack griff, und der erſtaunten Frau eine Roſe zeigte, welche von zwei Knospen umgeben, ſich anmuthig auf ihrem Stengel wiegte, und mit ihrem Duft das Gemach erfüllte.

„Mein Gott!“ rief Joſephine, „Sie haben die ſchönſte Roſe in meinem Glashauſe abgeſchnitten, eine Roſe, die ich morgen Buonoparte geben wollte, weil ſie noch die ganze Nacht nöthig hat, um ſich vollends aufzuſchließen.“

„Verzeihen, Madame,“ erwiederte der Taſchenſpieler, „dieſe Roſe iſt mein, und ich habe die Ehre ſie der Gattin des erſten Conſuls anzubieten; ich würde nie die Kühnheit haben, meine Hand an Blumen in dieſen Glashäuſern zu legen, und ich gebe mein Ehrenwort, daß ich keinen Fuß hinein geſetzt habe.“

Joſephine ſandte einen ihrer Diener ab, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen, und dieſer meldete, daß jene für den erſten Conſul beſtimmte Roſe ſich noch immer in dem Glashauſe befinde.

Joſephine war vor Staunen außer ſich. Wirklich konnte auch nichts den wunderbaren Taſchenſpieler in Verlegenheit ſetzen. Bald ließ er einen ganzen Flug Vögel aus ſeinem Sacke hervorfliegen, welche die übriggebliebenen Brotkrümchen von dem Tiſche wegpickten, bald ſchüttete er das in ein Glas gefüllte Waſſer gegen die Decke des Zimmers und ſtatt deſſen fielen unzählbare Blumen auf die Anweſenden herab. Als die allgemeine Bewunderung den höchſten Grad erreicht hatte, und die Neugierde mehr ermüdet, als erſchöpft war, nahm Joſephine einen Arbeitsbeutel, welcher an ihrem Lehnſtuhle hing, und ſuchte darin einige

Goldſtücke, als der Taſchenſpieler ſich plötzlich zu ihren Füßen ſtürzte.

»Madame!« ſprach er, »Sie können mir das kleine Vergnügen, welches ich Ihnen gemacht habe, tauſendfach bezahlen, aber nicht mit Gold. — Eine Gnade, Madame! eine Gnade!«

»Welche?« fragte Joſephine erſtaunt.

Der Mann auf ſeinen Knien bat ſie hierauf nur eine von den Früchten zu koſten, welche auf der Tafel ſtanden. Joſephine nahm einen von den Calville-Äpfeln, welche in ihrem goldfarbenen Kleide ſchon früher ihren Appetit rege gemacht hatten, und ſetzte mit der Neugierde einer Frau, welche ein neues Wunder erwartet, das Meſſer an. Es gibt Blumen, ſagen die Dichter, welche in ihrem Kelche die Namen der Könige tragen, der Calville-Apfel ſchloß eine Bittſchrift an den erſten Conſul in ſich.

»Madame! ſagte der Taſchenſpieler, Sie ſehen zu Ihren Füßen einen Unglücklichen, der die Waffen gegen die Republik ergriff; ich kämpfte in der Vendée, und als meine Parthei beſiegt war, verließ ich Frankreich, und floh in ein fremdes Land. Gott behüte Sie, Madame, jemals zu erfahren, was man in der Fremde leidet. Mein Vaterland hat mich verworfen, mein Name iſt aus der Liſte der Bürger ausgeſtrichen, und in jene der Emigranten eingeſchrieben worden. Ein Wort von Ihnen, Madame, und dieſe koſtbaren Titel werden mir wieder gegeben, ich werde wieder ein Franzoſe und darf unter den Meinigen leben.

Während dieſer Bitte drehte Joſephine neugierig den Calville-Apfel in der Hand herum, und konnte außer dem Schnitt, den ſie ſelbſt hinein gemacht, auch nicht die geringſte Verletzung an der Schale bemerken. „Mein Herr!“ ſprach ſie dann zu dem Emigranten, der Conſul ſoll Ihre Bittſchrift erhalten, und ich werde Alles anwenden, was in meinen Kräften ſteht, damit Ihr Wunſch in Erfüllung gehe.“

Der Taſchenſpieler ſtand auf, packte ſchnell Alles in ſeinen Schnappſack zuſammen, nahm ſein kleines Tiſchchen unter dem Arm, verbeugte ſich bis zur Erde, und entfernte ſich. „Monſieur,“ ſprach darauf Joſephine zu [illegible], der den geſchickten Wundermann gebracht hatte, „ich danke Ihnen, Sie haben mir einen angenehmen Abend verſchafft, allein Ihr Schützling ſoll ſich nicht entfernen, ich werde ihn rufen laſſen, wenn ich eines Wunders nöthig haben ſollte, um ſeinen Wunſch zu erfüllen.

Unter dem Direktorium kehrten die Emigranten in Menge zurück. Barras hielt ſie für unſchädlich. Nicht ſo war es bei Buonaparte, welcher, ohne eben argwöhniſch zu ſeyn, wohl einſah, daß die allgemeine Umwälzung zu ſtark war, als daß hierauf Ruhe folgen könnte. Man wurde alſo unter dem Conſulat ſtrenger, als unter dem Direktorium. Der erſte Conſul ſah zwar die Republikaner als ſeine gefährlichſten Feinde an, allein er ließ auch alle Schritte der Emigranten ſorgfältig überwachen, und jene, welche in der Vendée gefochten hatten, oder nach England ausgewandert waren, ſchienen ihm doppelt verdächtig. Fouché legte dem erſten Conſul immer die beſorglichſten Rapporte über die Vendée vor. Als einige Zeit nachher die Höllenmaſchine platzte, klagte Buonaparte zuerſt die Republikaner dieſes Complots an, während Fouché, welcher in

Allem, was Frankreich beunruhigen konnte, nur die Agenten Englands ſah, nicht anſtand, die royaliſtiſche Partei zu beſchuldigen.

Um 11 Uhr Nachts ging der erſte Conſul aus der Oper, und ein wenig vor Mitternacht war er in Malmaiſon. Er kam ohne Gefolge, und als er vernahm, daß Joſephine ſchon zu Bette ſey, ging er durch ihr Gemach, ohne ſie zu wecken, und begab ſich in das ſeinige.

„Madame hat befohlen Sie zu wecken, wenn der erſte Conſul kommen würde,“ ſagte eine Kammerfrau, die es wagte ihm zu folgen.

„Nicht doch,“ antwortete Buonaparte, „laßt ſie ruhen, ich will allein ſeyn.“ Und er ſtreckte ſich auf jenes Feldbett von Eiſen, das ihm in alle Campagnen gefolgt war.

Am folgenden Morgen um 6 Uhr ſtand Buonaparte im Speiſeſaal zu Malmaiſon, und nahm ſein Frühſtück, während der Wagen ſchon eingeſpannt war, der ihn nach Paris bringen ſollte, als Joſephine eintrat. Sie trat zu ihm, küßte ihn auf die Stirne, und faßte ſeine beiden Hände in die ihrigen. „Böſer! ſprach ſie, Du wollteſt wieder fort, ohne mich zu ſprechen.“

„Was haſt Du geſtern gemacht?“ fragte Buonaparte mit ſeiner gewöhnlichen Haſtigkeit. „Womit brachteſt Du deinen Tag zu, wer beſuchte Dich?“

„Ich habe mich ſehr gut unterhalten, wenn du heute mit mir zu Mittag ſpeiſen willſt, ſo will ich dir eine Überraſchung bereiten, welche Dich entzücken ſoll. — Eben recht, ſetzte ſie hinzu, indem ſie aus ihrem Buſen ein Papier nahm, welches ſie entfaltete: Laß' dieſen Namen von der Liſte der

Emigranten ſtreichen, Du wirſt mir einen Gefallen erweiſen, und ich habe es verſprochen.“

„Georges Marec! ſchrie Buonaparte zornig, indem er die Bittſchrift las, Georges Marec, Einer der Anführer von Charette und Larochejaquelin. Marec, Marec, der aus England kommt, und ganz heimlich an unſerer Küſte gelandet iſt vermuthlich mit einem geheimen Auftrage von drüben. — Wie kommſt Du zur Bekanntſchaft dieſes Menſchen? Wo haſt Du ihn geſehen? warum verwendeſt Du Dich für ihn? rede! rede!

Bei dieſem Ausbruche des Zornes Buonaparte's ſchwieg Joſephine betroffen, und fing an zu weinen.“

„Nun,“ ſagte Buonaparte etwas gemäßigter: „Weine nicht, und antworte mir, Du kennſt vermuthlich den Mann gar nicht, und man hat nur Dein gutes Herz mißbraucht. Sie dachten wohl, die Verräther, ich könne Dir nichts verweigern, und ſo hätten ſie freien Spielraum, und könnten ihre ſchändlichen Complote ungehindert vorbereiten. O! Fouché hat Recht, dieſe Elenden ändern ſich nie.“

Alſo ſprechend, hatte Buonaparte den Arm ſeiner Gemahlin in den ſeinigen geſchlungen, und ging mit ihr im Speiſeſaal auf und nieder, ohne mehr an ein Frühſtück zu denken.

„Sei nicht böſe,“ ſagte Joſephine, „zerreiße die Bittſchrift, und laſſe uns nicht mehr davon ſprechen. Ach! wenn Du wüßteſt, auf welche Art ſie mir zugekommen iſt.“

„Das will ich eben wiſſen,“ ſagte der Conſul.

Joſephine erzählte ihm hierauf Alles, was vorgegangen; da ſprach Buonaparte: „Und ſolchen Leuten öffneſt Du Deine Thür, Gauklern, Taſchenſpielern, Beutelſchneidern, die die Frau zu gewinnen ſuchen, da ſie den Mann nicht zu hintergehen hoffen dürfen. Du biſt ein Kind, Joſephine, der man ein Kunſtſtückchen für ein Wunder aufheften kann. Und er näherte ſich einem Buffet, und nahm eine Frucht aus einem Korbe.

„Sieh',“ ſagte Joſephine, „eben in einem ſolchen Apfel hab' ich die Bittſchrift gefunden. Du weißt, ich eſſe die Calvilles gerne, und man ſetzt mir täglich welche auf. Ich verſichere Dir, nur der Zufall hat, ſo wie jetzt bei Dir, meine Wahl geleitet.“

Buonaparte zuckte die Achſel, nahm ein Meſſer, und öffnete die Frucht. Das Wunder erneuert ſich, eine zweite Bittſchrift befand ſich darin. Alle wurden nun auseinander geſchnitten, und in jedem erſchien dasſelbe Wunder. Buonaparte zeigte lächelnd Joſephinen, auf welche geſchickte Art man das Papier in die Äpfel gebracht habe: „Der Mann wußte ſeine Sache gut anzuſtellen,“ ſagte er, „auf dieſe Art konnteſt Du freilich nach Belieben wählen. Er war mit dem Gärtner einverſtanden, der noch heute fortgejagt wird, und was den Taſchenſpieler betrifft, ſo ſoll Fouché —“

„Ach Buonaparte, ich bitte Dich,“ rief Joſephine, „mein Haus muß für Jeden ein Aſyl und unverletzlich ſeyn.“

„Dein Haus? Iſt er denn noch hier?“

„Nein, aber er ſoll wieder kommen. Ich habe ihn beſtellt, weil ich Dich heute Abend überraſchen wollte.“

„Fouché wird ihn ſchon finden, ohne ihn in Deinem Hauſe zu ſuchen, ſei unbeſorgt.“ Und ohne Joſephinen weiter zu hören, ſtieß Buonaparte mit dem Fuße die hinabgeworfenen Äpfel und Bittſchriften auf die Seite, und eilte zu ſeinem Wagen, der ihn, umgeben von der Conſulargarde, unter der Einfahrt erwartete, und fuhr ihm Galopp nach Paris.

Joſephine, die gute Seele, war ſehr betrübt über dieſen Vorfall; der Menſch intereſſirte ſie zwar nicht ganz beſonders, allein es war ihr unerträglich zu denken, daß ſie vielleicht die Urſache ſeines gänzlichen Verderbens ſeyn ſollte. Sie ließ Georges Marec in der ganzen Umgegend von Malmaiſon ſuchen, ſie war unruhig, ſuchte Rath bei allen Perſonen, welche ſie umgaben, und war entſchloſſen, dem Marec Gold und einen ihrer Vertrauten mitzugeben, der ihn bis zur Grenze bringen ſollte. Allein man ſuchte vergebens, Marec war nicht zu finden, und auch Jener, der ihn eingeführt hatte, war verſchwunden.

Das Mittagsmal kam heran, und Joſephine, nur von einem einzigen Gedanken beſtürmt, konnte keinen Biſſen genießen. Als man das Deſert und die Früchte brachte, öffnete ſich die Thür, und Georges Marec erſchien mit ſeinem kleinen Tiſchchen und ſeinem Schnappſack.

„Ach!“ ſchrie Joſephine, „fliehen Sie, oder Sie ſind verloren. Sie ſind ein Aufrührer, ein gefährlicher Menſch, ich kann Sie nicht ſchützen.“

Der Taſchenſpieler blickte Joſephinen ruhig an, und indem er bat, ihm nur ein Viertelſtündchen zu gönnen, ſchlug er ſein Tiſchchen auf, und griff in ſeinen Sack. Diesmal bot er aber nicht Diamanten und Naturgegenſtände an, diesmal ließ er nicht Blumen vom Plafond herab regnen, kleine Soldaten ſtiegen aus ſeinem Schnappſacke hervor.

„Sehen Sie, Madame,“ ſagte er, „hier Preußen, Ruſſen und Engländer, welche ſich auf der Ebne ausbreiten. Sehen Sie ihre Bataillonen, ihre Escadronen und Diviſionen, der dort auf dem ſchwarzen Pferde iſt Suwarow. — Sehen Sie jetzt die franzöſiſche Armee, an ihrer Spitze der General Buonaparte; er befiehlt, und die Schlacht beginnt. Hören Sie den Donner der Kanonen, und das Geſchmetter der Trompeten? Sehen Sie die dreifarbige Fahne mitten im Kampfgewühle. Es lebe die Republik, es lebe General Buonaparte! Der Sieg iſt unſer.“

Und durch ein Meiſterſtück der Kunſt und der Mechanik fügten ſich die kleinen Soldaten auf dem Tiſche wirklich in Reihen und Glieder, und führten militäriſche Evolutionen aus. Als die Bataille gewonnen war, mußten Sieger und Beſiegte wieder in den Schnappſack, und der Taſchenſpieler erklärte, daß er der erhabenen Gattin des erſten Conſuls noch viel wunderbarere Sachen zu zeigen bereit ſey: Murad-Bey, die Mamelucken, die Pyramiden, kurz die ganze Campagne in Egypten.

„In's Himmelsnamen, nehmen Sie dieſes Gold,“ ſagte Joſephine ängſtlich, „und entfernten Sie ſich ſo ſchnell als möglich.“

„Noch eine letzte Gnade hab' ich zu erflehen,“ verſetzte Marec, „belieben Sie noch einen Calville-Apfel zu öffnen.“

„Joſephine that eiligſt, was er verlangte, und fand in dem Apfel folgendes Schreiben:

„Madame!

„Ich habe dem erſten Conſul den Beweis geliefert, daß der Marec, welcher die Ehre hatte, Ihnen ſeine Kunſtſtücke zu zeigen, nicht derjenige ſey, welcher die ganze Strenge des Geſetzes verdient. Ihr Schützling iſt ein redlicher Mann, der zwar gegen die Republik gedient, aber ſich ehrlich geſchlagen, und nach der Niederlage der Royaliſten nicht nach England, ſondern nach Deutſchland ausgewandert iſt, und ſeit jener Zeit nie mehr etwas gegen ſein Vaterland unternommen hat. Aus Deutſchland hat er die Marionetten mitgebracht, welche Ihnen ſo viel Vergnügen machten. Der andere Marec nennt ſich nicht Georges, ſondern Yvo, und befindet ſich noch immer in England, wo alle ſeine Schritte bewacht werden.“

„Ich ſchätze mich glücklich, Madame, Ihnen ankündigen zu können, daß Ihr Schützling aus der Liſte der Emigranten ausgeſtrichen ſey.“

„Ich habe die Ehre Madame ꝛc.“ Fouché.

„Ah!“ ſagte Joſephine mit einen tiefen Seufzer, „das laſſe ich gelten; nun zeigen Sie mir Ihre Campagne in Egypten.“

Georges Marec fiel ihr zu Füßen, und küßte ihre Hände. Er war wirklich in Deutſchland geweſen, wo er von der Taſchenſpielerkunſt lebte.

Der Spürhund und der Hausmarder.

Eine Räubergeſchichte.

Bevor Lenoir Polizei-Lieutenant geworden war, waren die Straßen von Paris noch ſehr ſchlecht beleuchtet, und daher bei Nacht auch unſicher. Als aber eine beſſere Erleuchtung eingeführt war, da verließen die Diebe die Hauptſtadt und übten ihr ſchändliches Handwerk in der Umgegend. — Einige bedeutende und ungeſtraft gebliebene Anfälle vermehrten die Kühnheit der Straßenräuber, und die nächſte Gegend um die Hauptſtadt wurde ſo unſicher, daß man faſt jeden Tag neue Greuelgeſchichten vernahm. In den Provinzen vergrößerten ſich die Gerüchte noch, und man wagte nur mit großer Vorſicht eine Reiſe nach Paris. Unter dieſen Umſtänden wurde Herrn Lenoir die polizeiliche Oberaufſicht anvertraut, und gegen das Ende des Jahres 1778 zu Anfang des Winters trug ſich folgende intereſſante Begebenheit zu.

Der Marquis von Varange, Beſitzer eines Gutes in der Gegend von Saint-Menehould im Marne-Departement, war gezwungen, eines wichtigen Geſchäftes wegen, nach Paris zu reiſen; es handelte ſich um nichts weniger, als um ſeinen Rang und um ſein Vermögen. Eine Seitenlinie beſtritt ihm ſein Gut und das Marquiſat von Varange, welche beide er, nach den Behauptungen ſeiner Gegner, auf unrechtmäßige Weiſe an ſich geriſſen hatte.

Der Marquis von Varange zählte 25 Jahre, und war Kapitän im Regimente Royal-Champagne. Obſchon noch jung, ſah er doch ein, daß dieſer wichtige Prozeß ſeine perſönliche Gegenwart fordere. Er nahm alſo Urlaub, ſammelte eine namhafte Summe, verwahrte ſie ſorgfältig in ſeinem Wagen, und ſchickte ſich zur Reiſe an. In dem Augenblicke, als er in den Wagen ſtieg, bat ihn ein Bürger von St. Menehould, der ſeinem verſtorbenen Vater einige Dienſte erwieſen hatte, ihn auf gemeinſchaftliche Koſten mit nach Paris zu nehmen, weil er ſich vor den Räubern fürchte, wie er ſagte.

„Sie haben Furcht, lieber Freund?“ antwortete ihm der Marquis, „nun ſo fahren Sie nur mit.“

Die beiden Reiſenden verließen St. Menehould und kamen ohne Anſtand in Meaux an, wo der Marquis einen Freund beſuchen wollte. Sie reiſten von Meaux am folgenden Tage ab. Obſchon Varange eine bedeutende Summe Geldes mit ſich führte, und ſein Begleiter nichts als ſeine Perſon dem Wagen anvertraut hatte, ſo vergrößerte ſich des Letzteren Furcht doch immer, je näher ſie gegen Paris kamen, worüber der Marquis nicht wenig ſpottete. „Was fürchten Sie denn, mein armer Giroux?“ ſprach er. „Bin denn nicht ich bei Ihnen? Glauben Sie denn, die Spitzbuben kundſchaften nicht früher aus, mit wem ſie es zu thun haben? Wenn wir eine Frau und Kinder bei uns hätten, ſo wollte ich für nichts ſtehen, aber zwei Männer, deren Einer noch dazu Kapitän der Kavallerie iſt. Ei, laſſen Sie doch Ihre Beſorgniſſe. Mein Reitknecht Lafleur reitet zehn Schritte hinter unſerm Wagen, und hier iſt ein Säbel an meiner Seite, und zwei ſcharf geladene Piſtolen in den Wagentaſchen.“

Ungeachtet dieſer beruhigenden Anrede, hätte Giroux doch gerne zehn Louisd'or gegeben, wenn er ſchon in Paris geweſen wäre, denn die Nacht war finſter, und eine Ahnung böſer Dinge, wie er ſagte, beſchlich ſeine Seele.

Plötzlich hielt der Wagen an. „Was gibt es, Poſtillon?“ fragte der Marquis.

„Einen kleinen Unfall,“ verſetzte der Poſtillon, „die Bauchgurte meines Sattelpferdes iſt abgeſprungen.“

Der Poſtillon ſtieg ab, und ſuchte die Bauchgurte mit einem Stricke wieder zuſammen zu binden.

Während dem kam ein Bettler aus einer Baumgruppe hervor, unter welcher er gelagert war, trat über den Weg zum Wagen, und bat: — „Ach Herr! ſchenken Sie einem armen Manne mit einem Weibe und ſieben Kindern ein Almoſen!“

Giroux ſchrie entſetzt laut auf. „Schämen Sie ſich Giroux,“ ſagte der Marquis, nahm einige kleine Münzen aus ſeinem Beutel, und reichte ſie dem Bettler mit den Worten: „Da mein Alter!“

Nach einem kurzen Aufenthalte, und nachdem der Poſtillon ſeine Bauchgurte wieder befeſtigt hatte, rollte der Wagen weiter. Es war beiläufig 8 Uhr Abends.

Um 1 Uhr nach Mitternacht erwachte der Marquis Varange im Poſt-Bureau zu Paris. Er war von mehren Poſtbeamten, einem Arzte, einem Chirugen und einem Polizei-Kommiſſär umgeben. Der Poſtillon, der ihn geführt hatte, ſaß einige Schritte von ihm auf einer Bank und Giroux in einem Lehnſtuhl ſitzend, ſchien von einer Bewußtloſigkeit befallen. —

„Was iſt das?“ fragte der Marquis.

„Gott ſei Dank,“ ſagte der Arzt, „er kommt zu ſich.“

Der Kommiſſär näherte ſich höflich, und bat ihn um ſeinen Namen.

„Ich bin der Marquis Varange,“ antwortete er, „aber ich bitte auch Sie, mir zu ſagen wo ich mich befinde?“

„Der Herr Marquis befinden ſich in Paris im Poſt-Bureau, und wenn die Angabe jenes Burſchen dort“ — hier zeigte er auf den Poſtillon, „wahr iſt, ſo ſind Sie auf der Straße angefallen und beraubt worden.“

„Beraubt? Unmöglich!“ In dieſem Augenblicke kam Giroux zu ſich, er öffnete die Augen, blinzelte, ſtreckte die Arme aus, und ſah die Umſtehenden erſtaunt an.

„Folgendes,“ fuhr der Kommiſſär fort, „hat der Poſtillon Jean Perrin, der Sie von Meaux bis hieher geführt hat, ausgeſagt: Er ſagt, fünf Meilen von Meaux beiläufig um 8 Uhr ſei die Bauchgurte ſeines Sattelpferdes zerriſſen.“

„Deſſen erinnere ich mich recht wohl,“ fiel der Marquis ein.

„Er ſtieg vom Wagen, und in demſelben Augenblicke trat ein Bettler zum Schlage und ſtreckte die Hand um ein Almoſen gegen Sie aus.“

„Das iſt wahr,“ verſetzte der Marquis.

„Dann fuhr er weiter; man war aber kaum fünfzig Schritte gefahren, als ein Mann, das Geſicht geſchwärzt, die Pferde anhielt, und derſelbe Bettler, dem Sie ein Almoſen gaben, Ihren Diener anfiel. Man zwang den Poſtillon, ihm eine Piſtole auf die Bruſt ſetzend, vom Pferde zu ſteigen, man verband ihm die Augen, befeſtigte ihn an einen Baum, wo er dann den Knall einer Piſtole, hierauf einen Schrei und dann Todesröcheln vernahm. Er glaubte Ihr Bedienter habe die Flucht ergriffen und man habe Sie ermordet. Dann glaubte er zu vernehmen, daß man Ihren Wagen plünderte.“

„O mein Gott!“ ſchrie der Marquis, „ich hatte 80,000 Livres in Louisd'ors in meiner Wagen-Caſſette.“

„Sie ſind nicht mehr darin,“ antwortete der Kommiſſär. In beiläufig einer halben Stunde band man Ihren Poſtillon wieder los, hob ihn auf das Pferd, denn er ſelbſt war vor Schrecken nicht im Stande, es zu beſteigen, und befahl ihm, den Weg nach Paris einzuſchlagen. Er glaubte, eine leere Kaleſche zu führen, wie er ſagte, und ſein Erſtaunen war groß, als er Sie und Ihren Begleiter im tiefen Schlafe darin liegen fand.“

„Herr!“ verſetzte der Marquis, „ich verſtehe kein Wort von dieſem Allen“

„Die Sache iſt doch ſehr einfach, Herr Marquis. Es ſcheint, man hat in Ihren Wagen ein narkotiſches Pulver ausgeſtreut, deſſen Wirkung eben ſo ſchnell als kräftig war. Ja dies iſt ſogar gewiß, denn der Arzt, welcher Sie behandelt, während Sie hier ſind, behauptet Beweiſe davon zu haben, und ich für meinen Theil bezweifle nicht, daß der

Bettler, der ſeine Hand in den Wagen ausſtreckte, dieſes ſchlafbringende Mittel ausgeſtreut hat.“

„Und Lafleur?“ fragte der Marquis.

„Da Sie unverwundet und wohl hier angekommen ſind,“ verſetzte der Kommiſſär, „ſo kann der Schrei und das Todesröcheln, welche Jean Perrin gehört hat, nur von ihrem unglücklichen Diener ausgeſtoßen worden ſeyn. Er war zu Pferde und bewaffnet, die Räuber waren gezwungen, ihn ihrer Sicherheit zu opfern. Übrigens wäre es doch auch möglich, daß er ſich durch ſchnelle Flucht gerettet hätte.“ Der Kommiſſär verſicherte weiter, daß die Marechauſſée die Räuber aufſuche, und daß es ihr bald gelingen werde, ſie aufzufinden und einzuziehen, woran der Marquis zweifelte.

Die Nacht verging unter Aufnahme des Verbalprozeſſes, welchen alle Zeugen unterſchrieben.

Der Marquis von Varange befand ſich alſo in Paris ohne Geld, und gezwungen, einen wichtigen Prozeß zu betreiben. Man hatte ihm nichts gelaſſen, auch Kleider, Wäſche und einige Koſtbarkeiten waren geraubt; am meiſten bedauerte er den Verluſt eines ſchönen Brillants, den er immer am Finger zu tragen pflegte, er war von ſeiner Mutter, und Varange knüpfte an ſeinen Beſitz eine abergläubiſche Glücksidee. Traurig nahm er von ſeinem Beglei- Giroux Abſchied, und um etwas Geld in die Hand zu bekommen, verkaufte er ſeinen Reiſewagen. Er hatte geglaubt in Paris anſtändig leben zu können, und war nun gezwungen, ſich ein kleines Zimmer zu miethen. Man wies ihn in die Straße Saint-Paul zu einer Witwe, welche möblirte Zimmer vermiethete. Er ging um 7 Uhr Morgens dahin, die Frau ſchlief noch und eine alte Magd zeigte ihm die Gemächer. Er beſtand eines, zahlte eine Monatmiethe vorhinein, und ſchloß ſich dann ein, um einige Stunden der Ruhe zu genießen. Kaum war er eingeſchlafen, als ein ſonderbares Getöſe im Hauſe ihn weckte; man ſtieg die Treppe auf und nieder, er hörte Seufzer, Klagen. Die Ankommenden traten in ein Gemach ober dem Seinigen. Das Getöſe hörte endlich auf, und er ſchlief wieder ein.

Als er endlich erwachte, ſchickte er ſich an, ſeiner Miethsfrau einen Beſuch abzuſtatten. Er erwartete eine ältliche Frau zu finden, und war angenehm überraſcht, eine junge, ſchöne Frau zu ſehen, weiß wie eine Lilie, mit großen, ſchwarzen Augen und jenem durchdringenden Blicke, der ſo viel ſpricht, was man nicht mehr vergeſſen kann. Claudine de Vorec zählte fünf und zwanzig Jahre, und wer es nicht wußte, würde ihr nur zwanzig zugeſprochen haben, ſo ſehr hatte ſie die friſche Jugendblüthe erhalten, welche bei ſo vielen Frauen ſchnell verſchwindet. Sie war groß, ſchlank, ohne mager zu ſeyn, war herrlich gebaut, und hatte beſonders kleine Hände und Füße. Varange ſtaunte; mit ſieben und zwanzig Jahren kann man in einen gefährlichen Prozeß verwickelt und beraubt ſeyn, und dennoch kann der Anblick einer ſchönen Frau eine außerordentliche Bewegung in unſerem Herzen hervorbringen. Varange fühlte eine ſolche in dieſem Augenblicke, und vergaß darüber einigermaßen ſein Unglück. Die junge Witwe aber ſchien ihrer Seits große Urſache zur Betrübniß zu haben, welche der Marquis auf eine theilnehmende Art ihm mitzutheilen bat.

„Ich bin allein, und von der Welt zurückgezogen,“ ſagte ihm die Witwe, „ohne Freund, ohne Verwandte mit Ausnahme eines Bruders, der Vaterſtelle an mir vertrat, und das Unglück, welches mich verfolgt, raubt mir nun auch dieſe letzte Stütze. Man hat ihn dieſen Morgen tödtlich verwundet nach Hauſe gebracht.“

Der Marquis begriff nun die Urſache des Lärmens an dieſem Morgen, und hörte theilnehmend die Erzählung der Witwe. Ihr Bruder, der Chevalier de Vorec, hatte geſtern Abends im Theater einen Streit mit einem Edelmanne, ſie duellirten ſich dieſen Morgen, und der Chevalier war ſterbend an der empfangenen tödtlichen Wunde nach Hauſe gebracht worden. Der Marquis hoffend die Mittheilung fremden Unglückes würde den Schmerz der ſchönen Frau lindern, theilte auch ihr ſein Abenteuer mit.

Dieſer erſte Beſuch war kurz, die Witwe hatte Eile an das Bett ihres Bruders zurückzukehren, und der Marquis wollte nach Hauſe ſchreiben, um ſich Geld zu verſchaffen, und ſeinen Advokaten ſprechen. Er war faſt den ganzen Tag außer dem Hauſe, und das Bild ſeiner lieblichen Wirthin folgte ihm überall. Als er in ſeine Wohnung zurückgekehrt war, vernahm er, daß der Chevalier Vorec verſchieden ſei; alle Kunſt des Wundarztes, konnte den Blutſtrom nicht ſtillen, und der Unglückliche verlor ſein Leben mit ſeinem Blute. Madame de Vorec wollte das Todtenbett nicht verlaſſen. Bläſſer, als der Verblichene ſelbſt, hielt ſie die Hand des geliebten Todten an ihre Bruſt gepreßt und war ohne Beſinnung auf ſein Lager hingeſunken. Varange trat in das Zimmer, faßte die Witwe in ſeine Arme, und trug ſie in ihr Gemach.

Wie geſagt, Madame de Vorec ſtand nun ganz allein in Paris, der Chevalier war wenig bekannt, keine Verwandte oder Freunde eilten in dieſem verhängnißvollen Augenblick herbei; nicht einmal ein treuer Diener ſtand der Verlaſſenen bei. Doch ſorgte Varange für Alles, und durch ſeine Bemühungen wurde der Chevalier auf eine würdige, beinahe glänzende Weiſe begraben.

Aber — ſeltſam genug, — der Marquis wurde von Tage zu Tage trübſinniger, und jeder Augenblick ſchien die, in ſeiner Lage begreifliche Melancholie zu vermehren. Madame de Vorec im Gegentheile verlor jeden Tag etwas von ihrer Traurigkeit, die Erinnerung an den Chevalier trat immer mehr in den Hintergrund. Das ſind die gewöhnlichen Wirkungen eines künftigen und eines vergangenen Übels.

Eines Tages, als der Marquis niedergeſchlagener war, als gewöhnlich, und Claudinen's ſchöne Augen ſeine Traurigkeit nicht zu verſcheuchen vermochten, ſagte ſie zu ihm: »Ich bin nicht zufrieden mit Ihnen Marquis, Sie ſprechen nicht mehr von Ihrem Proceß mit mir, der Sie doch immer in Nachdenken verſetzt — Sie ſind in Verlegenheit, und wenden ſich nicht an Ihre Freunde?«

»Warum ſoll ich Sie einen Kummer theilen laſſen, für den es keine Hilfe gibt.«

»Wer hat Ihnen das geſagt, Charles? Sie bedürfen nur Geld.«

Bei dieſen Worten erröthete der Marquis und wurde verlegen. „Ja, fuhr Claudine lächelnd fort, ich muß Ihnen in das Gedächtniß rufen, was der drollige Scapin, freilich mit Übertreibung in ſeiner Manier, ſagt: Werfen Sie ihre Blicke auf die Rechtsbahn, und ſehen Sie, wie viel reißende Thiere es da gibt, welche ihre Krallen nach Ihnen ausſtrecken. Richter, Advokaten, Greffiers, Subſtituten, Schreiber und Amtsdiener. Wohlan, wenn Sie wollen, Charles, ſo will ich Ihnen die Mittel an die Hand geben, dieſe Nimmerſatte zu befriedigen. Mein Vermögen ſteht zu Ihren Dienſten.“

„Nein nein! rief der Marquis, ein ſolches Opfer werde ich nie annehmen.“

„Sie haben Unrecht, verſetzte Madame Vorec, ihm einen zärtlichen Blick zuwerfend. Wollen Sie lieber Rang und Vermögen verlieren, als einer Freundin ein klein wenig verpflichtet ſeyn? Bedenken Sie nur ſelbſt, was Ihnen begegnet iſt. Sie wurden auf der öffentlichen Landſtraße beraubt, und ungeachtet aller ſchönen Verſprechungen, die man Ihnen gegeben hat, hören Sie gar nicht mehr davon reden.“

Madame de Vorec beſtand ſo feſt auf ihrem Anerbieten, und die Lage des Marquis ſtand ſo ſehr auf der Spitze, daß er das Opfer einer ihm ſo theuren Frau nicht länger zu verweigern vermochte, und die ſchöne Claudine übergab ihm eine anſehnliche Summe. Von dieſem Augenblicke nahm ſeine Sache eine andere Wendung, ſein Advokat ſah ſeine Rechte mit geneigteren Augen an, er fand überall Gehör und Schutz, und ſelbſt der Oberſt ſeines Regiments verwendete ſich zu ſeinen Gunſten.

Aber ſein Rechtsſtreit war es nicht allein, der ihn beſchäftigte, er hatte bei der liebenswürdigen Witwe einen Herzens-Prozeß zu gewinnen, den er mit noch größerer Sorgfalt betrieb. Der Ausgang des Erſteren war noch zu ungewiß, und daher auch ſein Vermögen zu unſicher, als daß er an eine Heirath dachte, auch hätte die böſe Welt wohl gar glauben können, er werbe um die ſchöne reiche Witwe, um ſeine Schulden zu bezahlen. — Übrigens war er in der Gewißheit glücklich, daß Claudine ihn liebe. Es erwartete ihn alſo eine leichte Eroberung.

Demungeachtet hatte er ſich darin geirrt. Claudine war unerbittlich, ſie wies die Anträge des Marquis mit einer Strenge zurück, welche dieſer nicht erwartet hatte. Verſprechungen, Schwüre, ja ſelbſt die Drohung, ſie zu verlaſſen, nichts vermochte ihren Starrſinn zu beugen, und der Marquis konnte dies um ſo weniger begreifen, als durch die Strenge die heftigſte Liebe Claudinen's durchblickte. Die Leidenſchaft des Marquis wuchs immer mehr, ſeine Eiferſucht ſchöpfte Verdacht, allein Claudine war ja von der Welt ſo abgeſchieden, ſie ſah Niemand als ihn, hatte keine Freundin, ſeit dem Tode des Chevalier hatte ſie keine Viſiten empfangen, und war auch nicht ausgegangen, außer am Sonntage in die Kirche St. Paul, wo ſie die heilige Meſſe in einer Capelle hörte. Ihr ſo einſames und einförmiges Leben war übrigens nicht ohne Beſchäftigung. Claudine las viel, ſtickte und muſicirte. Paris mißfiel ihr, ſie erwartete mit Ungeduld die Zeit, wo ſie auf das Land gehen würde, und der Marquis konnte aus ihren Äußerungen wohl abnehmen, daß ſie, ungeachtet der Strenge der Jahreszeit, die Hauptſtadt ſchon verlaſſen haben würde, wenn er nicht da geweſen wäre. Es handelte ſich nicht mehr um Geldrückſichten zwiſchen Beiden. Der Marquis fand in ſeinem Secretär immer was er bedurfte, und da ſeine Geſchäfte mit jedem Tage eine vortheilhaftere Wendung nahmen, ſo bediente er ſich derſelben auch ohne Bedenklichkeit.

Varange trug endlich über ſeine Gegner den vollſtändigſten Sieg davon. Er gewann ſeinen Prozeß ſammt den Unkoſten. Als das Urtheil geſprochen war, eilte er wonnetrunken nach Hauſe, und fiel zu Claudinen's Füßen. „Dir, himmliſches Weib,“ rief er, „ſei es gedankt, ich habe über meine Gegner geſiegt. Allein, ſeit ich Dich kenne, gibt es noch ein größeres Glück für mich, als dieſes, und wenn ich mich deſſen nicht freuen darf, ſo laſſeſt Du mein Werk unvollendet. Ich liebe Dich, Claudine, und ich habe Gegenliebe in Deinen Augen, in deiner Seele geleſen. Theile nun Alles mit mir, meinen Rang und Namen, widerſtehe nicht länger meinen Bitten, werde mein geliebtes Weib, werde Marquiſe von Varange!“

Claudine warf ſich in des Marquis Arme und antwortete: „Ja, Charles, ich liebe Dich. Von dem Augenblicke, als ich Dich zum erſten Male ſah, ſprach mein Herz: Das iſt Derjenige, der das Glück oder das Unglück Deines Lebens gründen kann, ich kann nur dieſen lieben, und werde ihn immer und allein lieben. „Ach Charles, ich habe Dir mein Vermögen geopfert, und Du biſt dankbar dafür, willſt Du auch mein Leben, ſo ſprich nur ein Wort, und ich gebe es für Dich hin.“ Mit dieſen Worten warf ſie ſich an ſeine Bruſt, mit unbeſchreiblichem Entzücken hingen Beider Augen und Lippen aneinander.

Der Marquis hatte beſtimmt, am andern Morgen mit ſeiner Braut Paris zu verlaſſen, und nach ſeinem Gute zu reiſen. Dort wollte er ſich trauen laſſen, ſeine Compagnie verkaufen, und in den Armen der Liebe und des ungetrübteſten Glückes, ferne von der großen Welt, leben.

Claudine aber antwortete ihm mit jener unwiderſtehlichen Anmuth, die ihr ſo ganz zu Gebote ſtand, ſie wünſche ſchon lange Italien zu ſehen, und bat ihn, mit ihr nach Rom und Neapel zu reiſen. Der Marquis willigte ein, da es ihm gleichgiltig war, wo er ſich befand, vorausgeſetzt daß die Geliebte ſich bei ihm befände.

Varange ging gegen 10 Uhr aus dem Hauſe, um noch einige Geſchäfte zu beſorgen, als ihn in einer Straße ein ſchwarz gekleideter Mann mit den Worten anhielt: „Verzeihen Sie, ſind Sie nicht der Marquis von Varange?“

„Zu dienen, der bin ich.“

„Ich wollte mich ſo eben in Ihre Wohnung begeben, um Ihnen zu melden, daß Sie der Herr Polizei-Lieutenant zu ſprechen wünſche.“

Und beide ſtiegen in einen Wagen und fuhren in das Polizei-Bureau. Alles Glück auf einmal, dachte der Marquis. Vermuthlich ſind die Straßenräuber entdeckt, und ich bekomme mein Geld, oder wenigſtens einen Theil desſelben zurück.

In dem Augenblicke, als der Wagen vor ſeinem Hauſe vorbeifuhr, glaubte er die Worte zu vernehmen: „Lebe wohl, Charles!“ Er ſah zum Fenſter hinauf und erblickte an demſelben Claudine, ihm zuwinkend. „Sie folgt mir noch mit den Blicken,“ ſprach er ſeelenvergnügt, und fuhr weiter.

Der Marquis wurde ohne Verzug in das Schreibzimmer des Polizei-Lieutenants Lenoir geführt. „Sie werden ſich über mich beklagen, ſprach ihn dieſer an, und glauben, die Polizeibehörde ſei fahrläſſig in Vertheidigung ihrer Bürger, und in Herſtellung der allgemeinen Sicherheit. Ich hoffe Sie werden aber jetzt erkennen, daß ihre Schritte, wenn auch nicht immer ſchnell, doch ſicher ſind, und daß ſie, wenn ſie dem Verbrechen nicht vorbeugen kann, doch die Verbrecher zu entdecken und zu beſtrafen weiß. Sie wurden vor beiläufig drei Monaten auf der Straße von Meaux nach Paris angefallen, und da die Räuber wohl wußten, daß ein Offizier ſich nicht ohne Gegenwehr würde berauben laſſen, ſo hat man Sie mit Hilfe eines narkotiſchen Mittels eingeſchläfert, deſſen Erfinder, ſo wie alle ſeine Mitſchuldigen in dieſem Augenblicke in den Händen der Gerechtigkeit ſind. Ihr Diener wurde ermordet, und hundert Schritte von der Straße entfernt ſo geheimnißvoll und mit ſo großer Sorgfalt verſcharrt, daß ſein Leichnam erſt vor wenigen Tagen aufgefunden wurde. Übrigens ſind Sie es ſelbſt, Herr Marquis, der alle Nachſuchungen der Polizei hinderte oder fruchtlos machte.

„Ich?“ rief der Marquis verwundert.

„Ja, Sie, indem Sie ſelbſt dem Mörder Ihres Dieners ein ehrenvolles Grab bereiteten.“

„Ich weiß mich nur ein Mal zu erinnern, dieſe letzte Ehre einem Edelmann erwieſen zu haben, nämlich dem Chevalier de Vorec.“

„Und eben dieſer war der Bettler, der Sie um ein Almoſen anflehte, und das Schlaf machende Pulver in Ihren Wagen ſtreute, er war es, der Ihren Diener mordete, der Ihren Wagen plünderte, ungeachtet der Wunde, die er erhalten hatte, und der dann in dem Hauſe, welches Sie bewohnen, ſtarb. Ja, dieſer Räuber war der Chevalier de Vorec, unter ſeiner Bande der Spürhund benannt.“

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ erwiederte der Marquis faſt beleidigt, „Sie häufen da Schmähungen auf den Bruder einer Frau, die ich von ganzer Seele liebe.“

„Wohlan, Herr Marquis, dann haben Sie Ihr Herz an eine Unwürdige verſchenkt, an Madame de Vorec, von ihren Spießgeſellen der Hausmarder genannt; eigentlich nicht die Schweſter, ſondern die Geliebte jenes Spürhundes.“

„Das iſt nicht möglich!“ rief der Marquis.

„Doch, doch,“ verſetzte der Polizei-Lieutenant. „Möglich, daß dieſes Weib noch einer wirklichen Neigung fähig war, ja, ſogar wahrſcheinlich, da ſie Ihnen Alles wiedergab, was ihr Vorec von dem Raube nach Hauſe brachte, wodurch Sie auch Ihren Prozeß gewannen. Es ſcheint, ſie hatte Abſichten auf Ihre Hand, und man ſprach ſogar ſchon von einer Vereheligung. Zum Glücke für Sie iſt noch Alles zur rechten Zeit entdeckt worden.“

„Sind Sie deſſen, was Sie da ſagen, ganz gewiß?“ fragte der Marquis mit ſchmerzhafter Beklemmung.

„Ganz gewiß. Dieſe Frau iſt ſehr gefährlich. Sie beſitzt Alles, um einen Mann zu feſſeln, Schönheit, Jugend, Geiſt und ſogar Bildung, ſie iſt eine gute Schauſpielerin, und hat zwei Jahre zu Breſt auf dem Theater die Soubretten mit Glück geſpielt.“

„Haben Sie Mitleid mit der Armen!“ rief der Marquis mit Thränen in den Augen.

„Das darf und kann ich hier nicht haben, Herr Marquis; in dieſem Augenblicke, in dem wir hier miteinander ſprechen, wird der Hausmarder arretirt.“

„Arretirt? Claudine arretirt?“ ſchrie Varange außer ſich, und ohne mehr ein Wort zu hören, ja, ohne ſich Zeit zu gönnen, ſeinen Hut zu nehmen, ſtürzte er aus dem Zimmer und nach ſeinem Hauſe. Er fand dieſes von der Maréchauſſé umrungen, drängte ſich durch die Soldaten, und trat in Claudinen's Zimmer. Im Vorzimmer fand er denſelben Commiſſär, der ihm bei ſeiner Ankunft in Paris ſeine Ausſage abgenommen hatte.

Man klopfte vergebens an die Thüre des Gemaches, Niemand öffnete, der Marquis ſprengte die Thüre auf, eilte zum Bette, und riß die Vorhänge auseinander. Claudine lag auf dem Bette blaß und kalt. Sie war todt. In einer Hand hielt ſie einen Ring mit einem Brillant, um welchen ein Papier gewickelt war. Der Marquis, den Ring als den ſeiner Mutter erkennend, nahm ihn, und las auf dem Papier folgende Worte:

„Charles! Du haſt Deinen Prozeß einige Tage zu ſpät gewonnen. Ich wurde im Augenblicke meines und Deines Triumphes verrathen. Lebe wohl, mein Freund, ich war Deiner nicht würdig. Wenigſtens halte ich mein Verſprechen ich ſterbe aus Liebe für Dich, ich opfere Dir mein Leben mehr kann ich nicht.“

Der Marquis beugte ſich über den Leichnam, und küßte ihn auf die Stirne. In demſelben Augenblicke, als er da

Zimmer verließ, brachte man einen Räuber in Feſſeln, und ließ ihn die Todte beſehen. Der Marquis hörte ihn noch ſagen: „Ja, ja, das iſt unſer Hausmarder, ich erkenne ſie, ſie hat ſich mit unſerm Giftpulver getödtet.“

Der Marquis von Varange verkaufte ſein Gut, und verſchwand. Man ſagte damals, er ſei Trappiſt geworden. Im Jahre 1792 behauptete ein Hauſirer, Namens Giroux, ihn in Auray bei der Bande der Chouans geſehen zu haben. Seine Kameraden nannten ihn den Hausmarder.“

Das Opfer des Vaters.

Erzählung.

Der Abendwind hatte ſich im Thale erhoben, die Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten noch die zackigen Zierathen der Kathedrale, und die entfernten Gipfel der Vogeſen fingen an, ſich in den Abendnebel zu tauchen. Die Vorſtädte der Stadt Thann, ſtille bei Tag, waren etwas lebhafter geworden; denn die Arbeiter der Fabriken waren nach Hauſe zurück gekehrt, und ſchwätzten noch unter den Hausthüren, während die Weiber im Innern, das Abendmahl bereiteten.

Ein alter Soldat trat aus einer Hütte, über deren Thür eine Tafel anzeigte, daß ſie einem Gärtner gehöre, und eine bejahrte kränkliche Frau folgte ihm, indem ſie ihm Vorſtellungen zu machen ſchien.

„Aber um's Himmelswillen, Franz,“ ſprach ſie, „haſt du auch bedacht, was du thun willſt? Herr Kiloff, unſer Nachbar, bietet dir 1000 Franken, wenn du ihm den Pacht des Häuschens und Gartens überlaſſen willſt, und du thuſt es nicht.“

„Nein, ich thu's nicht,“ erwiederte Franz, indem er ſich auf die Bank vor der Thür ſetzte. „Ich bin's hier gewohnt, und, du weißt wohl, unſer Sohn will's auch nicht.“

„Es iſt wahr,“ murmelte die Kranke mit einem Seufzer, „aber ich begreifs nicht. Heinrich iſt doch ſonſt ſo vernünftig und nachgiebig. Nun! Herr Kiloff wird weiter nicht aufgebracht ſeyn.“

„Was geht das uns an?“

„Viel geht es uns an. Hat er uns nicht ſchon genug Übles zugefügt? Wer hat es verſucht dich aus Thann weg zu bringen? Wer hat unſern Heinrich in der ganzen Gegend verrufen? Wenn wir nicht einen ſo braven, arbeitſamen Sohn hätten, ſo hätten wir ſchon längſt unſeren Bündel auf den Rücken nehmen, und fortwandern müſſen.“

„Und willſt du mich dadurch für Kiloff's Wunſch fügſamer machen, indem du mir Alles dieß ins Gedächtniß zurückrufſt, alte Närrin?“

„Ja; denn wenn wir thun, was er verlangt, ſo werden wir Ruhe haben. Er iſt ja nur darum ſo grimmig auf uns, weil du ihm immer Widerpart gehalten haſt. Du warſt kein guter Nachbar von ihm, Franz! Was hatteſt du zum Beiſpiel nöthig, ihn dazu zu zwingen, daß er ſeine Akazien abſchneiden mußte, weil ſie in unſeren Garten herüber hingen? Sie genirten uns ja nicht.“

„Weil er den Nachbar Felling auch zwang ſeinen Feigenbaum abzuſchneiden, der ihn noch weniger genirte.“

„Was ging das dich an? Sage vielmehr, daß du jede Gelegenheit begierig ergreifſt, wo du Herrn Kiloff ärgern kannſt, weil du ihn nicht leiden kannſt.“

„Wahr iſt's, ich mag ihn nicht. — Und, wenn er reich iſt, wie der Großmogul, und wenn er auch ein Kreuzelchen trägt, das er vermuthlich geerbt, nicht verdient hat, ich rathe ihm doch nicht, in meinen Topf zu greifen, ſonſt klopfe ich ihn auf die Finger.“

Die alte Frau zuckte die Achſeln, und ließ den Kopf ſinken, indem ſie noch einige Klagen vor ſich hin murmelte, worauf ihr Mann nicht mehr achtete. Aber plötzlich ſchwieg ſie dann, hielt ſich die Hand über die Augen, um beſſer ſehen zu können, und rief: „Da kommt Heinrich den Fußſteig daher.“

Franz ſah nach jener Seite, nach welcher Martha deutete, und fragte dann: „Warum ſchleicht denn der Junge ſo mit geſenktem Kopfe dahin?“

„Ach, mein Gott! es ſieht gar aus, als ob er weinte,“ fügte die Alte hinzu.

Der Invalide ſprang auf, und in dieſem Augenblicke trat Heinrich vor ſeine Eltern.

„Was iſt dir denn, Heinrich?“ rief Martha, ihn am Arme faſſend.

„Mir, Mutter?“ fragte der Jüngling verlegen, und drückte unwillkürlich die Hand auf die Augen, um eine Thräne wegzuwiſchen. Der Vater gab ihm einen verweiſenden Wink, er erröthete, und wollte gehen, aber Franz hielt ihn zurück. „Haſt du kein Zutrauen mehr zu uns, Junge?“ fragte er.

„Sie ſind wohl vom Gegentheil überzeugt, lieber Vater.“

„Nun ſo theile uns deinen Kummer mit; denn du haſt welchen, das läßt ſich nicht läugnen.“

Alle drei traten ins Haus, und die Thür wurde ſorgfältig verſchloſſen. Als Heinrich ſich mit ſeinen Eltern allein befand, ſank er in einen Stuhl, und ließ ſeinen Thränen freien Lauf.

„Rede, Heinrich, was fehlt dir,“ fragte Martha ſchmeichelnd. Heinrich beſaß nicht die Kraft, ſeine Thränen zurück zu halten, aber er beſaß auch eben ſo wenig jene, die Urſache derſelben zu entdecken, je mehr die Scham ſein Schweigen verlängerte, je mehr vergrößerte auch das Schweigen ſeine Scham.

Längere Zeit war er ſo geſeſſen, und nur verneinende Zeichen waren die Antwort auf alle Fragen des Vaters geweſen, als dieſer endlich unmuthig ausrief: „Entweder iſt der Burſche krank, oder er hat zu viel getrunken.“

„Heinrich zu viel getrunken?“ verſetzte Martha, „hat man ihn auch nur ein Mal in die Schenke gehen geſehen,“ und einen Arm um Heinrich's Nacken ſchlingend, küßte ſie ihn, und fragte gutmüthig: „Biſt du vielleicht verliebt, mein Kind?“

Schweigend verbarg Heinrich ſein Antlitz an dem Buſen ſeiner Mutter.

„Verliebt?“ — ſagte Franz — „nun muß man ſich denn darum zum Waſſerbrunnen machen? Wenn man verliebt iſt, ſo heirathet man, und damit hollah.“

„Das iſt unmöglich.“

„Alſo liebſt du eine verehelichte Perſon?“

Heinrich verneinte.

„Wen alſo? Heraus jetzt mit der Sprache!“

„Liebes Kind,“ ſagte Martha, indem ſie Heinrich die Haare aus der Stirne ſtrich, „entdecke uns Alles, du weißt ja, daß wir nur dein Glück wollen.“

„O Mutter! Mutter! wenn du wüßteſt.“

„Sage uns doch nur ihren Namen.“

Er wollte ſich aus den Armen der Mutter los machen, allein ſie umſchlang ihn feſter, und drang wiederholt in ihn, um den Namen, da ſtotterte Heinrich: „Es iſt die Nichte des Herrn Kiloff.“

Zwei Ausrufungen des Staunens und Schmerzes ertönten von den Lippen der Eltern; Martha trat, die Hände zuſammen ſchlagend, zurück, und Franz war die Pfeiſe aus dem Munde gefallen.

„Die Nichte Kiloff's? Um tauſend Gotteswillen, biſt du ein Narr?“

„Iſt's möglich, mein armer Junge? Mamſell Eliſabeth? Du kennſt ſie ja kaum.“

„Verzeihen Sie, liebe Mutter, ſie kam täglich Abends auf die Terraſſe.“

„Und du ſprachſt mit ihr?“

„Ja.“

„Mein Gott, wenn das Herr Kiloff wüßte.“

Er weiß es; denn er hat Eliſabeth fortbringen laſſen, ich weiß nicht wohin ſie ſelbe geführt haben, ich werde ſie nicht mehr ſehen.“

„Zum Henker mit dem Kiloff, und ſeiner ganzen Sippſchaft,“ ſchrie Franz, indem er den Seſſel heftig von ſich ſtieß. „Das iſt eine unglückliche Nachbarſchaft. Ich hätt' es mir aber wohl denken ſollen, daß etwas dahinter ſtecke, als ich bemerkte, daß du alle Abende bis ſpät hinten im Garten bliebſt. Jetzt rede aber, wie iſt das Alles gekommen; wie haſt du Eliſabeth's Bekanntſchaft gemacht?“

Heinrich zögerte zu antworten, dann aber rief er, indem er ſich ſeinem Vater in die Arme warf: „Ja es iſt beſſer, daß ihr Alles erfährt, meine guten Eltern.“

Die beiden Alten ſetzten ſich und **Heinrich** begann:

„Als wir uns hier anſiedelten, vor ſechs Jahren, war Herr **Kiloff** hart und ungerecht gegen Euch, ich war ihm deßhalb gram, und ich hätte ihn recht gerne gedemüthigt, wenn ich's gekonnt hätte. Ja, ich machte mir ſogar ein Vergnügen daraus, ihm zu zeigen, daß ich ihn nicht leiden konnte. So oft er mit ſeinen Söhnen auf die Terraſſe kam, ſo ging ich vor ihnen mit aufgeſetztem Hute vorüber, und gab ihnen gar keine Antwort, wenn ſie mich um Blumen anſprachen. Aber, wenn Mamſell **Eliſabeth** auf die Terraſſe kam, war's ganz etwas Anderes. Man hatte mir geſagt, daß ſie nicht glücklich ſei, und ich bemerkte auch ſelbſt, daß ſie öfters, wenn ſie allein auf der Terraſſe war, traurig nach den Bergen blickte, da legte ſich meine Hand unwillkürlich an meinen Hut, und ich zog ihn ab.“

„Eines Abends, als ich eben die Rebe von der Terraſſe ſchnitt, und durch dieſe verdeckt war, hörte ich, wie Herr **Kiloff** dem armen Mädchen vorwarf, daß er ſie nur aus Barmherzigkeit bei ſich behalte, und daß ſie gar nicht werth ſei, was ſie ihn koſte. Die Arme weinte bittere Thränen, aber der Grauſame achtete nicht darauf. In dieſem Augenblicke ſchien mir Mamſell **Eliſabeth** ein duldender Engel, und **Kiloff** ein Teufel, jedes bittere Gefühl gegen die Nichte ſchwand aus meinem Herzen, und verdoppelte ſich gegen den Onkel, mir war, als gehörte ſie gar nicht zu **Kiloff's** Familie, und von dieſem Tage an grüßte ich ſie immer ſehr freundlich und ehrfurchtsvoll.“

„Ich weiß nicht, ob ſie dieſe Veränderung bemerkte, allein ſo viel weiß ich, daß auch ſie freundlicher wurde, und mit mir ſprach. Oft, wenn ſie allein auf der Terraſſe war, lehnte ſie ſich über die Bruſtwehre, und ſtellte mir Fragen über die Pflege der Blumen. Nach und nach wurden unſere Unterhaltungen länger, ſie ſprach mit mir von Euch, Vater, von der Mutter, von meinem Oheim, dem Pfarrer, bei dem ich gelernt hatte. Auch ſang ſie mir manchmal ein hübſches Lied. So kamen wir täglich zuſammen, und ich gewöhnte mich daran, ohne es zu bemerken. Wenn der Abend kam, fühlte ich das Bedürfniß, ſie zu ſehen, wie man das Bedürfniß zu athmen fühlt. Auch ſie ſchien ſehr gerne zu kommen. Eines Tages, als die ganze Familie Kiloff abweſend war, kam ſie früher als gewöhnlich. Unſer großer ſchöner Cactus blühte an dieſem Tage, und ſogleich benachrichtigte ich ſie hievon.“

„Ich wünſchte ihn wohl zu ſehen,“ ſagte ſie.

„So kommen Sie,“ antwortete ich, „meine Eltern werden Sie freundlich empfangen.“

„Um Gotteswillen nicht,“ erwiederte ſie, „wenn mein Onkel das erführe, er würde es mir nie verzeihen.“

„Es kam mir ein glücklicher Einfall: ich ſtellte unſere Doppelleiter gegen die Terraſſe, und ſagte: „Steigen Sie da herab, da ſieht Sie gewiß Niemand.“ Sie verweigerte es Anfangs, gab aber endlich meinen Bitten nach. Bald nachher blühten andere ſeltene Pflanzen in unſerm Glashauſe, und Eliſabeth beſah ſie auf dieſelbe Weiſe. Sie gewöhnte ſich ſo daran, von Zeit zu Zeit in unſern Garten zu kommen. Ich lehrte ſie Blumen kennen, und manchmal ſaßen wir noch ſehr ſpät mit einander in der Laube. Dieſe Zuſammenkünfte machten mich unausſprechlich glücklich, und ich freute mich derſelben, wie ſich das Kind der Sonne freut. Wir geſtanden uns beide, wie ſehr wir einander nothwendig seien.«

»Eines Abends, als mir Mamſell Eliſabeth recht ausführlich erzählt hatte, wie unglücklich ſie bei ihrem Onkel ſei, hatten wir uns länger aufgehalten als gewöhnlich, als plötzlich ſich Stimmen vernehmen ließen, man rief: Eliſabeth. »Gott! das iſt mein Onkel,« ſagte das Mädchen ängſtlich: »wenn er mich hier ſieht, ſo bin ich verloren. Heinrich, wo ſoll ich mich verbergen?« Ich zog ſie unter die Weinlaube, gleich darauf erſchien Herr Kiloff mit einem ſeiner Söhne auf der Terraſſe. »Wo iſt denn die Elende?« ſchrie er; »wo hat ſie ſich verborgen? es liegt doch ihre Stickerei hier.« — »Vielleicht iſt ſie beim Nachbar,« antwortete der Jüngling, hämiſch lächelnd. Eliſabeth zitterte, und drückte ſich in meinen Arm. Kiloff aber verſetzte: »Keinen unzeitigen Scherz, ſieh zu, ob ſie nicht im Kiosk iſt, ich will indeſſen den ganzen Garten unterſuchen,« und mit dieſen Worten entfernten ſich Beide.«

»Sie ſind fort,« ſprach ich zu dem Mädchen, aber ſie hörte mich nicht; das Geſicht auf meine Schultern gelehnt, ſchluchzte ſie laut. Ich fühlte mich bis in das Innerſte meines Herzens bewegt, und faßte ihre Hand in die meinigen. »Tröſten Sie ſich doch,« ſprach ich, »liebe Mamſell Eliſabeth, und ſteigen Sie nur geſchwind wieder hinauf, damit Ihr Oheim nichts bemerkt.“ — „Ich wage es nicht,“ antwortete ſie bebend, „wenn er mich bemerkte, ſo wäre ich verloren.“

„Nun, iſt es denn am Ende auch ein gar ſo großes Verbrechen, in unſern Garten herab zu ſteigen und die Blumen zu beſehen.“

„O, er wird mir nicht glauben, ich kenne ihn, Heinrich, er wird mich verſtoßen, aus ſeinem Hauſe jagen.“

„Dieſe Idee, daß Herr Kiloff ſeine Nichte aus dem Hauſe jagen würde, erfüllte mich, ich muß es bekennen, mit Freude ſtatt mit Schrecken, und ich konnte die Antwort nicht unterdrücken: „Nun, deſto beſſer.“ Eliſabeth erſtaunte hierüber, ich aber fuhr fort: „Meine Eltern ſind ſo gut, ſie würden Sie gewiß mit Vergnügen bei ſich aufnehmen, und Sie ſich in unſerer Familie beſſer befinden als bei Ihrem Onkel.“ Ich weiß nicht, ob ſie mich vielleicht mißverſtand, aber ſie zitterte und wendete ſich verwirrt von mir, ich glaubte, ſie beleidigt zu haben, und meine Augen füllten ſich mit Thränen. „Verzeihen Sie, Mamſell,“ ſagte ich, „ich ſprach wie ein Wahnſinniger, ich ſehe wohl ein, daß Sie nie bei ſo geringen armen Leuten leben wollten, wie wir ſind.“

„Ach! immer!“ rief ſie, und ſank in meine Arme.“

„Dieſe Worte drangen in mein Herz. „Iſt's möglich?“ rief ich wonnetrunken. — „Sie wollten —“ und ein Nebel kam mir vor die Augen, es war mir, als ſollte ich umſinken vor Freude!“

„Einige Zeit ſah ich nun Eliſabeth nicht; ihr Onkel ſchöpfte Verdacht, und bewachte ſie ſorgſam. Als ich ſie zum erſten Male wieder erblickte, erhielt ich die ganze beſeligende Überzeugung, daß ſie mich liebe. Dieſe Lage währte einen Monat lang, wir ſahen uns nur ſelten, aber wir ſchrieben uns täglich, und legten die Briefe unter einem Blumentopf auf der Terraſſe. Geſtern hatte ich eben wieder einen hingelegt, als ich Herrn Kiloff bemerkte; ich zog mich ſchnell zurück, um keinen Verdacht zu erregen. Als ich kurz darauf nachforſchte, war mein Brief nicht mehr da, ich zweifelte nicht, daß ihn Eliſabeth genommen, allein dieſen Morgen fand ich keine Antwort darauf, ich hoffte den ganzen Tag über auf eine, allein am Abend konnte ich mich nicht mehr halten, und ich ſuchte Jemand von Herrn Kiloff's Dienerſchaft zu finden — der alte gute Jeremias ſagte mir endlich, daß Mamſell Eliſabeth dieſen Morgen mit ihrem Onkel abgereiſt ſei.«

»Und du weißt nicht, wohin?« fragte Martha.

»Man konnte es mir nicht ſagen, man behauptet aber im Hauſe, daß ſie nicht mehr zurückkommen werde — aber ich will ſie überall aufſuchen, o! ich werde wohl erfahren, wo man ſie verborgen hält.«

»Und wenn du ſie nicht findeſt?«

»Wenn ich ſie nicht finde« — wiederholte Heinrich — »o mein Gott, wenn ich ſie nicht finde —«

»So wirſt du ſie vergeſſen,« ergänzte Franz.

»Nein, mein Vater.«

»Was willſt du denn thun?«

Der Jüngling antwortete nicht, aber auf den alten Soldaten einen Blick werfend, der dieſem in das Innerſte der Seele drang, ſtürzte er fort.

Alle Nachforſchungen Heinrich's, um Eliſabeth's

Aufenthalt zu entdecken, waren fruchtlos, und er mußte ſie bald aus Mangel an Spuren ganz aufgeben. Zwei Monate vergingen ſo, der Jüngling ſprach nicht mehr von ſeiner Liebe und von ſeinem Schmerz, aber mit jedem Tage wurde er trübſinniger und bläſſer. Umſonſt ſuchten ihn ſeine Eltern zu zerſtreuen; wenn ſie ihm Troſt zuſprachen, drückte er ihnen ſtumm die Hände, und wenn ſie noch weiter in ihn drangen, verließ er ſie ſchweigend. Franz kannte ſeinen Sohn als eine jener, ſelbſt durch ihre Biegſamkeit unüberwindlichen Naturen, welche nur darum weichen, um darauf wieder ihre vorige Stellung einzunehmen, er ſah klar ein, daß die Krankheit dieſes Herzens nicht zu heilen ſei, und daß Heinrich entweder Kiloff's Nichte zum Weibe erhalten oder ſterben müſſe. Nachdem er einmal dieſe Überzeugung gewonnen hatte, war ſein Plan auch gefaßt. Er beſchloß, ſeinem Nachbar ſchon am folgenden Tage einen Beſuch zu machen. Dieſen Abend wandte er noch dazu an, ſich darauf vorzubereiten, was er Kiloff ſagen wollte. Indem er darüber nachdachte, ſchien ihm der Schritt weniger gewagt, als er ihm gleich Anfangs vorkam. Er gab ſich ſelbſt ſo gute Gründe an, antwortete ſo ſiegreich auf alle Einwürfe, die ihm Kiloff machen konnte, daß er an dem glücklichen Ausgange nicht zweifelte. Wir haben alle in gewiſſen Stunden dieſes thörichte Vertrauen, die Frucht überſpannter Ideen, empfunden. Unſere Überzeugung iſt ſo feſt, daß wir ſie unwiderſtehlich erachten, und wir ſind ſo gewiß, die Wahrheit getroffen zu haben, daß es uns unmöglich ſcheint, daß Jemand hieran noch zweifeln könne. Eine Idee, welche wir lange mit uns herum trugen, verkörpert ſich für uns, tritt in's Leben, ſie iſt keine Meinung mehr, ſondern eine Gewißheit. Franz beſaß übrigens jenen klaren aber unbefangenen Verſtand, jene Logik, welche immer auf gerader Linie fortſchreitet, ohne links und rechts zu ſehen, und welche behauptet, daß Etwas geſchehen müſſe, weil es billig iſt, eine populäre Logik, welche große Geiſter beſchränkt nennen, weil ſie einfach iſt, und welche ſie zurückweiſen wie die Freigelaſſenen die einfachen Getränke, weil ſie es zu ſchwer fanden, ihr Gift darein zu miſchen. Franz hatte immer als Soldat gelebt, er wähnte, das Rechte und Vernünftige ſei immer und überall vernünftig, und wußte nicht, daß ſich dieſes nach Zeit, Ort und Vermögen ändert.

Am andern Tage begab er ſich alſo zu Kiloff und verlangte ihn zu ſprechen, allein man hieß ihn warten, da der Herr beſchäftigt ſei. Dieſe erſte Schwierigkeit ſtimmte ſeinen Muth ein wenig herab. Indem er in dem eleganten Salon ſtand, neben ſich Silbergeſchirre klingen und zahlreiche Domeſtiken lachen hörte, warf er unwillkürlich einen Blick auf ſeinen ärmlichen Anzug und fing an für den guten Ausgang ſeines Geſchäftes beſorgt zu ſeyn. Er ſuchte ſich wohl zu ermuthigen, indem er ſich alle früher überlegten Gründe wieder in's Gedächtniß zurückrief, aber es ſchien ihm, als ob dieſe Gründe nicht mehr dieſelbe Kraft hätten, und mit jedem Augenblicke des Wartens wurde er ungeduldiger und unruhiger. Ein, dem Anſcheine nach kindiſcher aber doch nicht ganz unwichtiger Umſtand raubte ihm vollends ſein Vertrauen in ſich ſelbſt. Als er ſich zur Unterredung mit Herrn Kiloff vorbereitet hatte, hatte er immer gedacht, dieſer werde ihn in ſeinem Kabinete empfangen, dahin hatte er ſich im Gedanken verſetzt; der Eingang ſeiner Rede, ſeine Worte, alles hatte er ſich nach dieſem Orte gemodelt, den er kannte, und nun ſollte ſich ein ganz anderer Schauplatz für dieſe Unterredung öffnen. Er hatte gehofft, den Fabrikanten allein ſprechen und keine Unterbrechung beſorgen zu dürfen, und ſtatt deſſen ſollte er mit ihm in einem Durchgangsſalon reden, bei offenen Thüren. Er fühlte wohl, daß er auf dieſem neuen Schauplatze weniger ſtark und weniger frei ſprechen würde, nicht mehr ſtand der Mann dem Manne gegenüber, ſondern der Reichthum der Armuth. Franz befand ſich in der Lage eines Feldherrn, der dem Feinde entgegenmarſchirt war, ihn in einer bekannten Stellung anzugreifen, und ihn nun ganz wo anders aufgeſtellt findet. In dieſem Augenblicke des muthloſen Überlegens erſchien Herr Kiloff! Als er Franz ſah, zog er die Augenbrauen zuſammen, und fragte ihn barſch, was er wolle.

„Ich wünſchte mit Ihnen zu ſprechen,“ erwiederte Franz ſtotternd.

„So redet, aber geſchwind; denn ich habe keine Zeit zu verlieren!“

„Es wäre mir lieb, wenn wir in ein Gemach gingen, wo uns Niemand hören könnte.“

„Wir ſind auch hier allein, ich ſehe Niemand.“

Der alte Soldat warf die Blicke um ſich, um ſich davon zu überzeugen, und drehte verlegen ſeine Mütze in den Händen herum, umſonſt verſuchte er zu reden, er hatte den Eingang ſeiner Anrede vergeſſen.

Kiloff wendete ſich zum Gehen, indem er ſprach:

„Ihr könnt wieder kommen, wenn Euch eingefallen ſeyn wird, was Ihr mir zu ſagen habt.“

Franz fühlte ſich erröthen. „Mordtauſendelement,“ ſchrie er, „ich weiß recht gut, was ich zu ſagen habe, aber ich ſuche nur die Art und Weiſe, wie ich es recht höflich vorbringen ſoll.“

„Ihr höflich? dann braucht Ihr mich.“

„Nicht Euch, nicht die ganze Welt.“

„Alſo Adieu!“

„Langſam,“ ſchrie Franz, der in dem Grade als Kiloff's Worte ſein Blut zum Wallen gebracht hatten, ſeinen Muth wieder gewann, „langſam, Herr Maire, ich will Euch die ganze Sache ſchlicht und unvorbereitet vortragen, weil Ihr's ſo haben wollt. Ihr habt Euere Nichte fortgeführt, ich weiß nicht wohin. Wollt Ihr mir ſagen warum?“

Der Zorn ſtieg dem Fabrikanten in das Geſicht und er fragte: „Wer hat Euch erlaubt, mir eine ſolche Frage zu ſtellen?“

„Wenn Ihr es nicht ſagen wollt, ſo will ich's Euch ſagen. Ihr habt Mamſell Eliſabeth fortgeführt, weil ſie meinen Sohn Heinrich liebt.“

„Schweigt. — Was wollt Ihr denn eigentlich?“

„Dieſe Frage Euch ſtellen, Herr Maire. — Was wollt Ihr? Dieſe beiden jungen Leute von einander entfernen? Aber glaubt Ihr, daß ſie dann aufhören werden ſich zu lieben? Im Gegentheil, Ihr werdet ſie in's Grab bringen. Heinrich iſt ſchon halben Theil todt und ich glaube der Eliſabeth wird nicht beſſer ſeyn.“

„Was kümmerts mich?“

„Nichts, kann ſeyn, ich weiß wohl, daß Euere Nichte bei Euch wie ein Hund behandelt wurde. Ihr würdet vielleicht gar nicht böſe ſeyn, wenn ſie ſechs Fuß tief unter der Erde läge, ſo kann man leicht Verwandte entfernen, die Einem zur Laſt ſind. Aber ich ſchlage Euch ein anderes Mittel vor. Wenn das Mädchen Euch ſo überläſtig iſt, gebt ſie meinem Heinrich zur Ehe.“

„Soll das ein Ernſt ſeyn,“ fragte Kiloff, indem er mit verächtlichem Blicke einen Schritt zurück trat. — „Meine Nichte wird einen Gärtnergeſellen heirathen? Seid Ihr närriſch?“

„Nicht ſo ganz, Herr Kiloff. Der Gärtnergeſelle wird ſie glücklich machen. Unſere wahren Verwandten ſind diejenigen, welche uns lieben, und nach dieſer Anſicht ſeid Ihr gar nicht der Onkel Euerer Nichte, und ſo wird es Euch auch nicht erniedrigen, wenn Eliſabeth ausjätet und Blumen verkauft.“

„Lieber wollt ich ihr einen Stein um den Hals binden, und ſie in das Waſſer werfen.“

„O das glaub' ich, dazu ſeid Ihr ganz der Mann, Herr Maire. Einen Stein hat ſie leider ſchon um den Hals hängen, die arme Eliſabeth, das iſt der Name Kiloff, ein zu ſchwerer Name für ein armes Mädchen ohne Heirathsgut und ohne Verwandte. Ja, ja, ſo ſeid Ihr — Ihr gäbt Euere Nichte einem Menſchen, der ſich durch Wucher Geld zuſammen geſcharrt hat, einem reichen lüderlichen Menſchen, aber um ſie einem braven Burſchen zu geben, der ein Gärtner iſt, dazu haltet ihr zu feſt an der Ehre Eurer Familie. Übrigens hab' ich auf ein Mittel gedacht, um auch dieſes auszugleichen. Gebet Eure Nichte meinem Sohne, und am Morgen nach der Hochzeit verlaſſen wir Thann, um nie mehr zurück zu kehren. Ich habe Verwandte in der Schweiz, dorthin wollen wir gehen, und Ihr ſollt von uns nicht einmal mehr reden hören.“

„Genug, genug!“ ſchrie Kiloff außer ſich. „Hat man je eine ſolche Unverſchämtheit geſehen. — Auf der Stelle fort, Elender!“

Franz erblaßte, richtete ſich auf ſeinem hölzernen Bein empor, und ſeine Mütze auf den Kopf drückend, ſprach er: „Elender! — Ganz recht — ein Elender iſt hier zugegen, aber Du biſt dieſer Elende, Peter Kiloff, Du, der Du den Feinden den Steigbügel gehalten haſt, und ihnen auch die Stiefel würdeſt ausgezogen haben, wenn ſie Dir nicht die Reitpeitſche gezeigt hätten. Wagſt Du es denn die Augen zu erheben gegen einen alten Soldaten, abſcheuliche Memme, Du, der den Sohn einer armen Witwe gekauft hat, damit er ſich an Deiner Statt erſchießen laſſe? Ach! wohl hatte ich viel mit dem Elende zu kämpfen, aber ſolche Elende, wie ich, haben Deine Haut durch zwanzig Jahre vertheidigt, ſolche Elende haben ſich in Stücke müſſen hauen laſſen, um Dir und Deinesgleichen Zeit zu laſſen, ſich zu bereichern und die Naſe hoch zu heben. Du verachteſt mich, weil ich arm bin, ich verachte Dich, weil Du niederträchtig biſt. Du verweigerſt meinem Sohne Deine Nichte, allein ſieh Dich vor, wir haben bei der alten Garde noch viel ſchwerere Dinge möglich gemacht, als die Vereheligung zweier Liebenden.“ Und mit dieſen Worten entfernte ſich Franz, indem ſeine Augen noch drohende Blitze auf Kiloff ſchleuderten.

Mit ſtummem Grimme ſtand der Maire noch unbeweglich, als man ihm meldete, daß die Poſthalterin mit ihm zu ſprechen wünſche.

Madame Sulanoff war eine Frau ſchon bei Jahren, aber mit unverkennbaren Spuren ehemaliger Schönheit. Sie nannte ſich den Zweig einer edlen Familie, und bewies ihren ausgezeichneten Urſprung durch eine unabläſſige Beharrlichkeit in ihren Bittbewerbungen, und in der Geſchicklichkeit, jene Vergünſtigungen zu erwirken, welche ſie in Anſpruch nahm. Genöthigt, dieſe Geſchicklichkeit auf einem ſehr kleinen Schauplatz auszuüben, ſuchte ſie um ſo mehr alle Schleußen ihres Scharfſinnes zu öffnen. Niemand verſtand ſo gut als ſie den Erfolg einer Unternehmung vorzubereiten, jener Perſon einen Dienſt zu erweiſen, von der ſie einen Gegendienſt erwartete, und die Tiefen des Ehrgeizes zu erforſchen. Um die Tugend hatte ſie ſich wenig bekümmert, da ſie wußte, daß ſie etwas Seltenes ſei, aber die Schwächen aller ihrer Bekannten hatte ſie genau ſtudirt; ſie wußte ſich derſelben gleich eines Henkels zum rechten Aufaſſen ihrer Wünſche zu bedienen. In einer größern Stadt würde Madame Sulanoff vielleicht auf einer hohen Stufe geſtanden ſeyn, aber in dem kleinen Thann hatte ſie ſich nach und nach nur die Poſt, eine Lotterie-Kollectur und einen Tabakverſchleiß verſchafft.

In dem Augenblicke als ſie bei Herrn Kiloff eintrat, war dieſer noch ganz in Bewegung von dem Geſpräche mit Franz. Madame Sulanoff ſtellte ſich an, gar nichts hievon zu bemerken, ſie ſprach Anfangs von gleichgiltigen Sachen, bis ſie zu dem eigentlichen Zweck ihres Beſuches kam. Es handelte ſich darum, eine Anſtellung für ihren Neffen zu erhalten, der für einen der beſten Billardſpieler galt. Herr Kiloff war in dieſem Augenblicke zu ſehr mit ſeinen eigenen Affairen beſchäftigt, um auf Andere zu denken. Er antwortete ausweichend, »daß er ſehr wünſche, dem Neffen etwas Angenehmes erweiſen zu können, aber daß es ungemein viele Bewerber um die erledigte Stelle gebe.«

»Ich weiß es,« ſagte die Sulanoff, »aber wenn Sie ihn empfehlen wollten —«

»Sie irren ſich, Madame, ich habe in dieſer Sache wenig Einfluß.«

»Aber Sie ſind ja auf freundſchaftlichem Fuße mit dem Herrn Präfekten.«

»Höflichkeit, Dienſtfreundlichkeit, weiter nichts.«

»Und der Generaleinnehmer hat ja eine Ihrer Couſinen geheirathet.«

»Eine Verwandtſchaft im zehnten Grade, wir haben uns ſchon ſehr lange nicht geſehen.«

»Je nun, ich hoffe doch wenigſtens, daß der Herr Maire die Güte haben werde, das Geſuch empfehlend einzubegleiten.«

»Mit Vergnügen.«

Madame Sulanoff zog mehre Papiere hervor, und ſchien die Bittſchrift heraus zu ſuchen. »Ach!« — ſagte ſie — »das iſt der Brief, den Sie ſo gütig waren mir zu ſchreiben, und worin Sie mir verſicherten, daß mein Neffe die Einnehmersſtelle erhalten werde — —« »Noch ein Brief! — Ach ich weis ſchon, — das iſt der, den ich dem Briefträger zu geben vergeſſen habe. — Er gehört auch an den Sohn des alten Franz nebenan. Es ſcheint, daß der junge Menſch Korreſpondenz nach Hünningen führt.“

„Nach Hünningen, ſagen Sie?“

„Ja, ſo deutet der Poſtſtämpel.“

Kiloff nahm den Brief, und konnte ſich eines Ausrufes nicht enthalten.

„Kennen Sie vielleicht die Schrift?“ fragte Frau Sulanoff.

Der Fabrikant antwortete nicht, aber er drehte den Brief herum und betrachtete ihn von allen Seiten, als wollte er ihn durch das Couvert leſen.

„Ach! da hab' ich endlich die Bittſchrift,“ ſagte die Sulanoff, indem ſie ihm dieſelbe überreichte.

Kiloff trat zu einem Tiſche um ſeine Empfehlung darauf zu ſchreiben.

„Nur recht kräftig bitte ich,“ ſagte die Frau, indem ſie ſich über des Maires Schulter beugte. „Sie waren ja mir und den Meinigen immer wohlgewogen, und ich wünſchte nur eine Gelegenheit zu finden, um Ihnen meine Erkenntlichkeit beweiſen zu können. Wenn Sie uns nur auch an den Herrn Präfecten empfehlen könnten!“ und bei dieſen Worten ſtreckte ſie die Hand nach dem Briefe aus, der auf dem Tiſche lag.

„Warten Sie,“ ſagte Kiloff heftig, „ich will doch an ihn ſchreiben,“ und ſogleich ſetzte er ſich nochmal nieder, ſchrieb und die Sulanoff ſprach: „und ich will Alles dies dann ſogleich übergeben, ſobald ich den Brief an Franzen's Sohn werde beſtellt haben.“

„Noch Eins!“ rief Kiloff, indem er ihr den Brief aus der Hand, und unter ſeine Papiere ſchob, „ich will Ihnen auch ein paar Worte für den General-Einnehmer mitgeben,“ und noch einmal ſetzte er ſich und ſchrieb.

Madame Sulanoff empfing dieſe neue Empfehlung mit hundert Verſicherungen des Dankes, und Kiloff begleitete ſie dann bis zur Thür.

Kaum hatte er dieſe hinter ihr geſchloſſen, ſo eilte er zum Tiſche zurück, öffnete den Brif, den Madame Sulanoff — — vergeſſen hatte, und las Folgendes:

„Mein theurer Freund!

Mein Onkel hat Alles entdeckt. Er zwang mich auf der Stelle abzureiſen, und ich befinde mich jetzt in Hünningen bei Leuten, die ich nie geſehen habe, und die mich wie eine Strafbare behandeln, deren Schande ihre Familie zu verbergen ſucht. Schon öfters wollte ich an Sie ſchreiben, aber erſt heute fand ich die Gelegenheit dazu. Trauern Sie nicht über unſere Trennung, Heinrich, denn ſie wird die Urſache unſerer baldigen Vereinigung ſeyn. Das Unglück hat mir Kraft gegeben, und ich bin zum Äußerſten entſchloſſen. Meine Verwandten ſind jetzt meine Feinde. Nur Sie allein bleiben noch mein Troſt meine Hoffnung, ich bin großjährig, und kann ſelbſt eine Wahl treffen. Wenn es nothwendig iſt, ſo werde ich den Schutz der Gerichte anſprechen. Beſitze ich noch Ihre Liebe und wollen Sie mich zum Weibe, ſo kommen Sie mit Ihrer Mutter mich abzuholen, ich werde Sie erwarten und Ihnen folgen.

Eliſabeth Kiloff.“

Der Fabrikant blieb nach Leſung dieſer Zeilen lange nachdenkend. Er fing an zu fürchten, daß alle ſeine Bemühungen, dieſe verhaßte Vereinigung zu hindern, fruchtlos ſeyn könnten. Er kannte Eliſabeth, ſie war ſanft aber unbeugſam in ihren einmal gefaßten Entſchlüſſen. Er durfte nicht hoffen, daß Heinrich ihr Aufenthalt immer verborgen bleiben werde. Mit dieſen Gedanken begab er ſich um die gewöhnliche Stunde in die Mairie. Schon hatte er ſeinen Namen unter einige Reiſepäſſe geſchrieben, als ſein Blick auf die Liſte der jungen Leute fiel, welche beſtimmt waren, als Rekruten abgegeben zu werden, und unter dieſen fiel ihm der Name Heinrich Hauffer ſogleich auf.

„Iſt dies der Sohn des Invaliden Franz?“ fragte er den Sekretär.

„Ja, Herr Maire.“

„Dann iſt alles gewonnen,“ murmelte er vergnügt für ſich ſelbſt.

Vierzehn Tage nachher war ein Haufe von hundert jungen Leuten vor der Mairie zu Thann verſammelt, um den Augenblick zu erwarten, wo ſie als Konſkribirte ihre Loſe ziehen ſollten. Es war ein intereſſantes Schauſpiel. Im Allgemeinen waren die Reichen die unruhigſten, es ſchien, als ob ſie ganz im Stillen den Preis berechneten, den ſie für einen Stellvertreter zu zahlen gezwungen wären, wenn ſie das Los träfe; die Armen hingegen erwarteten ihr Schickſal mit gelaſſener Gleichgiltigkeit. Freilich für Jene handelte es ſich um Geld, für dieſe um acht Jahre ihres Lebens.

Übrigens war unter der ärmeren Klaſſe doch ein Jüngling, deſſen Züge und Bewegungen Unruhe und Beſorgniß ausdrückten. Es war Heinrich Hauffer. Aus mehr als einer Urſache fürchtete er den Schlag des Schickſals. In ſeiner zarten Jugend in einem geiſtlichen Hauſe an den Ufern des Rheins erzogen, von wo er dann zu einem Gärtner in die Lehre trat, hatte er ſtets eine Abneigung für den Soldatenſtand gefaßt. Martha wußte dies wohl, und in ihrer mütterlichen Sorgfalt und Zärtlichkeit wünſchte ſie ſo viel zu erſparen, um für ihren Sohn einen Stellvertreter bezahlen zu können, aber Krankheiten und unverhoffte Verluſte hatten ihre Hoffnung immer wieder vernichtet. Franz aber war immer dagegen geweſen. Er hatte ja ſelbſt zwanzig Jahre als Soldat gedient und alle militäriſchen Vorurtheile in ſich eingeſogen, ihm ſchien Jeder, der ſeinem Vaterlande nicht ſeinen Zoll von Blut abgetragen hatte, ſtrafbar oder unnütz. Die Unmöglichkeit, ſeinen Sohn vom Militärſtande loszumachen wenn ihn das Los träfe, hatte ihn daher bis jetzt wenig bekümmert, vielleicht gab es ſogar Stunden, wo der alte Krieger wünſchte, ſeinen wohlgebauten Sohn in der knappen Uniform zu ſehen, aber ſeitdem ihm deſſen Liebe zu Eliſabeth bekannt geworden, hatten ſeine militäriſchen Anwandlungen einer Art Bewegtheit Platz gemacht. Er wünſchte nur ſeines Sohnes Glück, und fühlte wohl, daß ſein Abgang zur Armee auch den letzten Funken der Hoffnung bei ihm erſticken würde.

Herr Kiloff hatte indeſſen Alles im Saale der Mairie bereiten laſſen. Er ſelbſt hatte die Namen, welche in die Schickſals-Urne geworfen wurden, revidirt, die Thüren wurden endlich geöffnet, und die Ziehung begann.

Schon hatte das Loos für eine große Anzahl entſchieden, und die Reihe ſollte nun an Heinrich kommen, als ihn

Jemand beim Namen nannte. Es war die Magd der Madame Sulanoff, die ihn im Namen ihrer Gebieterin rief.

„Hat Madame Sulanoff einen Brief für mich erhalten?“ fragte der Jüngling, der ſogleich an Eliſabeth dachte.

„Ich weiß es nicht, aber Madame befahl mir ſogleich mit Ihnen zurück zu kommen.“

„Ich komme, ich komme,“ rief Heinrich aus dem Saale eilend.

Madame Sulanoff empfing ihn mit geheimnißvoller Miene, welche ihn in ſeiner Hoffnung beſtärkte, ſie ließ ihn aus dem Bureau in ihr Gemach treten, und ſchloß die Thür.

„Mein lieber Heinrich,“ ſagte ſie, „ich weiß, daß Sie ein braver Jüngling und ein guter Sohn ſind, und ich war Ihnen immer freundſchaftlich geſinnt.“

Der Jüngling ſtotterte einen Dank.

„Ich habe Ihnen etwas zu vertrauen, aber Sie müſſen mir vorher verſprechen, es geheim zu halten.“

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Madame.“

„Vor Allem darf Herr Kiloff nicht erfahren, daß ich mit Ihnen geſprochen habe.“

„Er wird es nicht erfahren.“

„Nun ſo hören Sie: Sie beſitzen eine ſchöne Sammlung von Cactus, welche Sie zu verkaufen wünſchen. Ich weiß, daß Herr Kiloff dieſe um jeden Preis zu haben wünſcht, und daß er eine dritte Perſon beauftragt hat, ſie für ihn zu kaufen.“

Heinrich blickte die Frau verwundert an.

Sie können wohl denken, daß ein ſo reicher Mann wie

Ihr Nachbar, hundert Franken nicht anſehen wird, wenn Sie nicht gleich zuſchlagen, hievon wollte ich Sie vorher benachrichtigen, damit Sie ſich nicht überrumpeln laſſen. Es iſt billig, daß reiche Leute ihre Fantaſie theuer bezahlen. — Nun danken Sie mir gar nicht, Heinrich?“

„Verzeihen Sie,“ murmelte Heinrich, und wollte fort, aber Madame Sulanoff ſchien ſeine Verlegenheit nicht zu bemerken, hielt ihn noch lange zurück, und ließ ihn erſt fort, als ſie ein paar Male nach der Uhr geſehen hatte.

Heinrich eilte nach der Mairie, als ſeine Mutter ihm entgegenlief, und ihm einen Brief zeigte. Heinrich ſtürzte auf ſie zu und empfing das Schreiben mit klopfendem Herzen, als er auf der Adreſſe Eliſabeth's Hand erkannte, und Martha ihm ſagte, daß es ein Kaufmann aus Hünningen überbracht habe.

Zitternd öffnete er den Brief und durchflog ihn. Je weiter er las, je mehr glänzten ſeine Augen, und plötzlich entfuhr ihm dann ein Freudenſchrei. „Mutter, liebe Mutter!“ rief er, „ſie iſt in Hünningen, ſie liebt mich noch immer, ſie hat mir ſchon öfters geſchrieben, ſie will Ihrem Onkel zum Trotz mein Weib werden; ich ſoll mit Euch ſie abholen. — O mein Gott — begreifſt Du, Mutter! Eliſabeth mein! Umarme mich doch gute Mutter. — Wir wollen noch heute fort, — auf der Stelle, nicht wahr? — Sie erwartet uns ja, — komme doch. O nun fürchte ich nichts mehr.“ —

„Auch nicht eine böſe Nummer? fragte eine keuchende Stimme. Martha und Heinrich wendeten ſich um, und erblickten Franz blaß und in ſeiner einen Hand ihnen einen offenen Zettel entgegen haltend, auf welchem die Nummer 3 ſtand.

„Ich habe nicht gezogen!“ ſchrie Heinrich.

„Freilich nicht, aber nachdem der Herr Maire dich ſogleich rufen ließ, als du fortgegangen warſt, ſo zog er für dich, und er hat eine glückliche Hand der Herr Maire, wie du ſiehſt.“

Die Mutter wollte weinend zu ſchreien anfangen, aber Franz donnerte ein: „Stille!“ heraus. „Willſt Du mit Deinem Schmerz da auf offner Straße Parade machen. — Weine zu Hauſe!“

Der Invalide ſchritt der Vorſtadt zu, in welcher er wohnte, die Andern beiden folgten ihm. Martha hielt nur mit Mühe das Schluchzen zurück. Heinrich aber ſchritt ſtumm einher. Die Neuigkeit, welche ihm ſein Vater gebracht hatte, traf ihn mitten in der Freude wie ein Blitzſtrahl. Leben und Gedanken ſchienen ſtille zu ſtehen bei ihm, er ging wie im Traume, hörte nur ein verworrenes Getöſe und ſah Alles um ſich ſich drehen. Franz hingegen ging mit einer Art fürchterlicher Entſchloſſenheit ſeinem Hauſe zu. Sein von Narben zuſammengezogener Körper hatte ſich mehr emporgeſtreckt, ſein hölzernes Bein ſtampfte die Erde ſtärker, und ſeine Hand hatte feſter den Stock gefaßt, der ihm zur Stütze diente. Sie kamen endlich in ihrem Häuschen an. Martha ſank auf die ſteinerne Bank vor demſelben in Thränen ſchwimmend, Heinrich blieb vor ihr ſtehen, und Franz zog maſchinenmäßig ſeine Pfeife hervor, und ſteckte ſie unangebrannt in den Mund.

Plötzlich verdoppelte ſich das Schluchzen der Mutter;

denn ihre Blicke fielen auf die Nummer, welche ſie unbewußt in der Hand hielt. „Gott iſt wohl recht hart gegen arme Leute,“ ſagte ſie verzweiflungsvoll, „was haben wir gethan, daß wir ſolch einen Schlag verdient hatten? Und eben in dem Augenblicke, wo ſich Heinrich ſo glücklich fühlte.“

„Ja, ja,“ murmelte Franz vor ſich hin, „das iſt ſchon immer ſo, wenn ſo ein klein wenig Glück auf einen armen Teufel fällt, ſo nimmt es ihm der Vater im Himmel gleich wieder.“

„Ach hätte meine Krankheit nicht ſo viel gekoſtet,“ erwiederte Martha, „ſo hätten wir jetzt ſo viel, um einen Stellvertreter für Heinrich bezahlen zu können. O warum bin ich nicht vor drei Monaten geſtorben.“

„Sage das nicht, liebe Mutter!“

„Du ins Feld gehen, mein lieber Heinrich,“ fuhr Martha fort, ihren Sohn feſt an ihr Herz preſſend, „aber iſt es denn ausgemacht, daß wir dich nicht loskaufen können? Wenn wir Alles verkaufen, was wir haben, unſere Einrichtung, unſere Blumen — Alles, du bleibſt uns dann und darfſt dich auch nicht von Eliſabeth trennen.“

„Ja,“ ſetzte Franz hinzu, die Achſeln zuckend, „und als Brautgeſchenk gibt er der Eliſabeth ein Strohlager, alte Närrin!“

„Schweige Mutter!“ fiel Heinrich ein, „da kommt Herr Kiloff, der harte Mann ſoll deine Thränen nicht ſehen.“

„Ah!“ rief Martha aufſtehend, „Herr Kiloff kann uns vielleicht noch retten, und ſie lief ihm entgegen.“

Dieſer wich bei ihrem Anblicke zurück, und wollte ihm ausweichen, ſie aber vertrat ihm den Weg. „Ihr habt uns 1000 Franken geboten,“ ſagte ſie,“ wenn wir Euch unſer Haus und Garten abtreten wollten, wir nehmen es an, Herr Maire.“

Beim erſten Anblicke fürchtete Kiloff Vorwürfe und Unhöflichkeiten, aber als er bemerkte, daß man ihm bittend entgegen kam, gewann er ſeine Faſſung wieder, und antwortete: „Es liegt nicht mehr in meinem Plane, Euer Haus und Euern Garten zu bekommen.“

„Ich bitte Euch, Herr Maire, ich bitte Euch mit aufgehobenen Händen, gebt uns die ausgeſprochene Summe.“

„Ihr hättet mich gleich beim Wort nehmen ſollen.“

„Nun ſo gebt weniger. Nur 800 Franken.“

„Nein.“

„600.“

„Nein, nein!“

„Gebt, was Ihr wollt. Um den Reſt deſſen zu erhalten, was wir brauchen, wollen wir Alles verkaufen was wir beſitzen. Gebt uns das, was Ihr für billig haltet.“

„Nichts geb' ich, nichts.“

„Mutter,“ ſagte Heinrich, indem er ſie zu ſich zog, „laßt Euch doch nicht zum Bitten herab.“

„Laß ſie nur, mein Junge,“ fiel Franz ein, der die ganze Scene mit wilder Ruhe angeſehen hatte, „der Herr Nachbar unterhält ſich, die Thränen deiner Mutter ſind Balſam für ſein Herz. Das Schlachtfeld iſt ihm geblieben, er ruft Victoria! Das iſt ganz in der Ordnung.“

„Das iſt eine Lehre für thörichte Leute, die mit Mächtigern in die Schranken treten wollen,“ ſagte Kiloff höhniſch lächelnd. „In acht Jahren könnt' Ihr wiederkommen, Franz, und bei mir um die Hand meiner Nichte für Euern Sohn anhalten."

„Das iſt unnöthig," ſagte Franz, denn Eure Nichte hat ſich Eurer Einwilligung begeben."

Der Fabrikant warf ſtolz und grimmig den Kopf in die Höhe.

„Zeige ihm den Brief Heinrich!" befahl Franz.

Der Jüngling zögerte einen Augenblick, aber auf einen Wink des Vaters hielt er den Brief Eliſabethen's Herrn Kiloff hin. Kaum hatte dieſer den Blick darauf geworfen, ſo wurde er ganz roth im Geſichte. — „Wer brachte den Brief?" ſchrie er.

„Was liegt daran? Er iſt klar, nicht wahr?"

„Klar oder nicht klar, die Kreatur hat nun die Gelegenheit verloren, undankbar zu ſeyn. Heinrich muß fort."

„Er muß nicht fort."

„Wollt Ihr ihn loskaufen?"

„Vielleicht."

Kiloff ſah Franz mit großen Augen an, dieſer aber ſchritt mit drohender Miene und zitternden Lippen gegen ihn. „Peter Kiloff," donnerte er, „ich hab' es Dir vor wenigen Tagen geſagt, daß wir bei der alten Garde ſchwierigere Sachen möglich gemacht haben, als ein Paar Verliebte zu verheirathen. Du haſt geleſen, daß Deine Nichte das Weib meines Sohnes trotz Deinem Widerſtande ſeyn will. Er darf alſo nur vom Militärſtande frei werden, und das kann ich machen."

„Ihr, mein Vater?"

„Ja, Heinrich,“ ſagte der Invalide, indem er ſeinen Sohn an ſeine Bruſt drückte. — „Umarme mich Junge! feſter — recht feſt. — Und du Alte! — Deine Hand! — Ich habe das Mittel gefunden, Euch Alle glücklich zu machen.“

„Und welches?“

„Ihr ſollt es ſogleich erfahren,“ — und ſomit ſtürzte Franz in das Haus.

Heinrich, Martha und ſelbſt Kiloff machten eine Bewegung, ihm zu folgen, aber kaum kamen ſie an die Schwelle, als ein Schuß fiel. Franz blutend, ſtürzte zu ihren Füßen, Mutter und Sohn ſchrieen laut auf, und wollten ihn unterſtützen, allein der alte Soldat glitt zu Boden.

„Laßt das,“ ſagte er, „ich habe gut getroffen, und zu Kiloff gewendet, zeigte er auf Heinrich, und ſeine letzten Worte waren: „Einziger Sohn einer Witwe — frei vom Militär.“

Coeur-Dame und Carreau-Bube.

Eine kleine Erzählung.

Eugen Willforſt, nachdem er ſeine Studien auf der Univerſität glorreich vollendet hatte, kehrte in ſein Geburtsſtädtchen zurück, glücklich, daß er ſich wieder im Kreiſe ſeiner Familie befinden, und vor ihr die erſten Beweiſe ſeiner Rechtsgelehrſamkeit ablegen könne.

Mit Freundſchaft und Wohlwollen nahm ihn Alles in dem Städtchen auf, denn er war ein junger, ſchöner, braver und angenehmer Mann, ganz dazu gemacht, viele andere Männer eiferſüchtig zu machen und ſelbſt nicht lange unerhört zu ſeufzen. Zudem war ſein Vater einer der reichſten und geachtetſten Kaufleute des Städtchens, und, beſorgt für die Sitten und die Zukunft ſeines Sohnes, dachte er daran, ihn zu verheirathen.

„Mein Sohn,“ ſprach er, nachdem er Eugen einen Monat ganz die Freiheit gegönnt hatte, „mein Sohn, du mußt dich etabliren. Ein Advokat, will er ſich Zutrauen gewinnen, muß eine Frau haben, beſonders in einem kleinen Städtchen, wie das unſrige. Du kennſt meinen Freund Gerald und ſeine Tochter Adele. Dieſe hab' ich dir zur Gattin beſtimmt. Die Gerald's ſind unſere Freunde und Nachbarn und ich bin überzeugt, deine Werbung wird Anklang finden. Ad arma, mein Sohn! ad rostra, Herr Advokat, da iſt ein ſchöner erſter Prozeß zu gewinnen, der dir eine liebenswürdige Frau mit einer reichen Mitgift einträgt.«

Der junge Advokat, obſchon dem Willen ſeines Vaters ganz unterthänig, war doch nichts weniger als blöde. »Mein erſter Prozeß Vater,« antwortete er lächelnd, »iſt bereits gewonnen, aber nicht bei Fräulein Gerald, und ich weiß wahrhaftig nicht, wie Ihre Wahl für mich auf Adelen fallen konnte. Reichthum, Schönheit, Anmuth, finden ſie ſich nicht noch in größerem Maße bei Sophien, der Tochter des Herrn Durſtein, der auch Ihr Nachbar iſt?«

»Du haſt Recht, mein Sohn, und ich geſtehe, daß, wenn's Adele nicht iſt, ich dich mit gleichem Vergnügen mit Sophien verbunden ſehen würde, Gerald und Durſtein ſind nebſt mir die wohlhabendſten im Städtchen. Wenn ich übrigens an Adelen zuerſt dachte, ſo geſchah das, weil ich bei dir Liebe für das Mädchen zu bemerken glaubte.«

»Sie waren im Irrthum lieber Vater, Sophien lieb' ich, Sophien bet' ich an.«

»Nun wenn's ſo iſt, ſo kann ich auch gegen dieſe Wahl nichts einwenden, ſie iſt vernünftig.«

»Nur vernünftig?« rief der Jüngling leidenſchaftlich, »wenn man Augen und ein Herz hat, ſo kann man gar keine andere Wahl thun, und wie ich Ihnen ſagte, mein Prozeß iſt gewonnen, auch Sophie liebt mich.«

»Hat ſie dir es geſtanden?«

»Ja, ſeit drei Tagen.«

Dießmal war der Wunſch der Familie mit dem Herzen Eugen's einverſtanden. Der alte Willforſt machte im Namen ſeines Sohnes die Werbung, und Durſtein hatte dagegen um ſo weniger eine Einwendung zu machen, als er ſelbſt bemerkt zu haben glaubte, daß ſeine Tochter Eugen liebe. Die Heirath wurde zwiſchen den Vätern beſchloſſen, der Ehekontrakt aufgeſetzt, und Herr Durſtein überraſchte ſeine Tochter mit dieſer Neuigkeit. Wie groß aber war ſeine Verwunderung, als Sophie erblaßte, erröthete, verlegen wurde und endlich erklärte, ſie werde niemals Willforſt's Gattin werden.

„Aber mein Kind," ſagte Durſtein, „du liebſt ja Eugen, du haſt es deiner Mutter entdeckt. Bedenke doch, du kannſt keine beſſere Verbindung ſchließen."

„Nie, nie, mein Vater!" erwiederte Sophie ſchluchzend.

Sophie war die einzige Tochter, und hatte vollkommene Gewalt über ihren Vater, allein er wollte ſich mit ſeinem Freunde Willforſt nicht entzweien, darum ſagte er: „Närriſches Mädchen! du wirſt dich ſchon noch eines Beſſern beſinnen, ließ alle Vorbereitungen zur Hochzeit machen, und befahl ſeiner Frau, die Ausſtattung auf's Glänzendſte zu beſorgen. Da aber Wochen vergingen und Sophie immer bei ihrem „Nie, nie!" ſtehen blieb, ſo ſah er ſich endlich gezwungen, dem alten Willforſt Alles zu erzählen, und dieſer hinterbrachte es ſeinem Sohne.

„Du haſt dich zu früh gerühmt, deinen erſten Prozeß gewonnen zu haben, ſagte er zu dieſem, Sophie liebt dich nicht." —

„Wie? Sophie?“ ſchrie der Jüngling wie aus den Wolken gefallen.

„Sie will von einer Verbindung mit dir nichts hören, es geſchah gegen ihren Willen, daß man euch ſchon aufgeboten hat, und daß man für euch eine Wohnung zubereitet.“

„Unmöglich!“ verſetzte Eugen.

Er lief zu ſeiner Braut, ſah ſie, überhäufte ſie mit Klagen und Vorwürfen, und obſchon er in ihren Augen weder Zorn noch Abneigung las, ſo ſah er doch Thränen darin, und Sophie ſagte ihm kurz, zwar mit ſchwankender Stimme, aber feſt, ſie werde ſich nie verheirathen. Außer ſich, eilte er hierauf zu Herrn Durſtein: „Ihre Tochter liebt mich,“ rief er, „ich bin deſſen gewiß, ſie hat es mir ja geſtanden, und es liegt dieſer plötzlichen Weigerung ein unerklärbares Geheimniß zum Grunde! Allein, es muß klar werden; o, verlaſſen Sie mich nur nicht.“

Eugen erzählte nun das Vorgefallene allen ſeinen Freunden, und ſprach auch bei Gerald davon; „Adele,“ ſagte er, „können Sie dieſe Weigerung Ihrer Freundin begreifen? Sie weiß, wie ich ſie liebe, anbete, auch ſie hat mir ihre Neigung geſtanden, und da ich nun um ihre Hand werbe, und dieſe mir zugeſagt iſt, ſo iſt ſie plötzlich wie verwandelt, und will nichts von einer Verbindung mit mir wiſſen. Adele! Ihnen, der Freundin ihrer Jugend, Ihnen, die ſie nach mir am meiſten liebt, muß ſie auch ihre Liebe zu mir geſtanden haben? O, ſprechen Sie, erklären Sie mir —“

„Mir?“ antwortete Adele, „mir hat ſie nie Etwas geſtanden.“

„So haben Sie doch wenigſtens unſre Blicke, unſer Einverſtändniß, das Entſtehen und Wachſen unſerer gegenſeitigen Neigung geſehen?“

Adele behauptete, Eugen traue ihr mehr Scharfſinn und Beobachtungsgabe zu, als ſie wirklich beſitze, ſie bedauerte übrigens Eugen, meinte, er habe ſich wohl getäuſcht, und die ganz natürlichen Gefühle der Freundſchaft zwiſchen zwei Perſonen gleichen Alters für Liebe genommen. Sie zeigte dem jungen Advokaten einige Theilnahme, war ſanft, gut, zuvorkommend, und hätte Eugen's Leidenſchaft nicht ſo tiefe Wurzeln in ſeinem Herzen geſchlagen, es würde nur von ihm abgehangen haben in Adelen's Armen Troſt und Erſatz zu finden. Allein, ſeine Liebe wuchs noch mit den Hinderniſſen, täglich beſuchte er Sophien's Eltern, fragte, ob ſich der Sinn der Tochter noch nicht geändert habe, flehte um ihre Fürſprache und Hilfe, bis er ſich endlich immer mehr überzeugte, daß weder Liebe noch Beredſamkeit hier etwas ändern könnten, und daß ſein erſter, ſein liebſter, ſein Herzenprozeß wirklich verloren ſei.

Noch ein Mittel, obſchon er es ſehr ungerne anwandte, wollte er doch nicht unverſucht laſſen. Sophie hatte ein Kammermädchen gleichen Alters mit ihr, und von ihrer zarteſten Jugend an mit ihr aufgewachſen und erzogen. An dieſe beſchloß er ſich zu wenden.

„Marie,“ ſprach er, indem er ihr ein goldenes Kreuzelchen in die Hand drückte, „ich verlange von dir keinen Verrath an deiner Herrſchaft, aber du ſiehſt wohl den erbärmlichen Zuſtand, in welchem wir uns Beide befinden, du ſiehſt Sophie weint immer, und ich kränke mich. Noch vor wenigen Tagen ſchien ſie mir mit ganzer Seele zugethan, und jeßt verwirft ſie mein Herz und meine Hand. Marie! weißt du die Urſache dieſer ſchnellen Umwandlung, ſo ſage ſie, rede, und du kannſt uns durch deine Aufrichtigkeit Alle glücklich machen.“

„Nein, Herr Eugen! da läßt ſich nichts mehr machen, was geſchehen iſt, iſt geſchehen.“

„Es iſt alſo Etwas geſchehen?“ fragte Eduard, und drang mit Bitten und Verſprechungen in Marien. Dieſe, ihr goldenes Kreuzelchen anblickend, ſagte: „Ja, wenn Sie mir verſprechen wollten, nichts weiter zu ſagen.“

„Ich gebe dir mein Wort.“

„Nun, ſo mögen Sie wiſſen, meine Mamſell liebt Sie, ſie liebt Sie ſo ſtark, daß ſie die ganze Nacht nicht ſchlafen kann, und wir Beide mit einander weinen, anſtatt zu ruhen, aber ſie wird Sie doch nicht heirathen.“

„Und die Urſache?“

„Die Urſache? ja die Urſache iſt, weil ſie Sie verloren hat.“

„Verloren?“

„Ja, Herr Eugen, verloren auf die Coeur-Dame.“

„Sie hat mich auf die Coeur-Dame verloren? Was ſprichſt du denn da für unſinniges Zeug.“

„Ja Unſinn iſt es, wenn der Menſch mit dem Glück, mit dem Schickſale ſpielt. Sie werden ſogleich Alles verſtehen, hören Sie nur: Es gibt nicht mehr zwei Mädchen auf der Welt, welche einander mit ſo großer Freundſchaft zugethan ſind als meine Mamſell und Mamſell Adele Gerald.

Sie ſind hier angekommen und beide entbrannten für Sie in heftiger Liebe.“

„Alſo auch Adele liebt mich?“

„Wie eine Wahnſinnige. Beide vertrauten einander ihre Leidenſchaft, und fragten ſich redlich, welche von beiden wohl den Sieg davon tragen werde? Diejenige, welcher Eugen den Vorzug geben wird, meinte meine Mamſell, allein das war nicht Adelen's Meinung, ſie ſagte ihre wechſelſeitige Freundſchaft fordere, daß ſie beide ſich ſelbſt darüber einverſtänden. „Herr Willforſt,“ ſprach ſie, „will ſeinen Sohn verheirathen, und um ihn gut und in ſeiner Nähe zu verheirathen, könne er nur unter ihnen beiden wählen.“ Sophie betheuerte, daß ſie von Ihnen geliebt werde, Mamſell Adele betheuerte dasſelbe.“

„Das iſt nicht wahr!“ ſchrie Eugen.

„Ich glaube es Ihnen,“ verſetzte das Kammermädchen, „allein Mamſell behauptete es und Ihre Aufmerkſamkeit, Ihr freundliches Benehmen ließen es meine Mamſell fürchten. „Übrigens,“ fuhr Adele fort, „wenn wir beide unſere wahren oder vermeinten Anſprüche auf Eugen geltend machen, ſo entzweien wir uns, da doch, wenn die Eine von uns ihre Anſprüche aufgibt und ſeine Hand feſt verweigert, er die Andere heirathen wird, und iſt es wohl der Mühe werth, daß ſich zwei ſolche Freundinnen, wie wir, eines Mannes wegen entzweien?“

„So? Ein Mann iſt alſo ſo wenig in Adelen's Augen?“

„Beide erhitzten ſich immer mehr durch Reden und Hoffen, und endlich kamen ſie überein, daß ſie um Ihren Beſitz ſpielen wollten. Wer die Dame von Coeur bekäme, der ſollte Sie beſitzen, beſitzen müſſen, und wer Sie verlöre, ſollte Lebenslange unvermählt bleiben. Sie ſetzten dieſen Kontrakt auf, ich glaube ſie ritzten ſich mit Stecknadeln in den Arm und unterzeichneten ihn ſogar mit ihrem Blute, und nun begann die verhängnißvolle Partie. Ich mußte dabei das Schickſal vorſtellen, das Spiel Karten miſchen, und nachdem Beide coupirt hatten, umſchlagen. Ach, Herr Eugen, das hätten Sie mit anſehen ſollen, es hätte Millionen gelten dürfen, man würde auf den Geſichtern der Spieler nicht mehr Angſt, Hoffnung, Begierde zu gewinnen geleſen haben. So oft ich ein Blatt von Coeur umſchlug und das Wort Coeur dazu ausſprach, wurden beide zugleich blaß, und wenn darauf zehn oder ſieben oder drei folgte, färbten ſich beider Wangen wieder mit Blut. — Endlich — endlich — ſie erſchien lange nicht, kam die Coeur-Dame, fiel Mamſell Adelen zu, und dieſe hatte Sie gewonnen, Herr Eugen.“

„Das Spiel gilt nichts, der Einſatz war nicht gleich. Adele log es, daß ſie von mir geliebt werde, und dennoch betheuerte ſie es, ſie hatte nichts zu verlieren, Sophie nichts zu gewinnen.“

„Das müſſen Sie als Advokat beſſer verſtehen,“ erwiederte Marie, „allein die Partie wurde von beiden Seiten angenommen, und ſo lange Mamſell Adele die Coeur-Dame in Händen hat, auf welche beide den Kontrakt ſchrieben, und unterzeichneten, heirathet Sie Mamſell Sophie nicht.“

„Nein, das geht nicht, das kann nicht gehen, ſogleich eil' ich zu Sophien.“

„Um Gotteswillen machen Sie mich nicht unglücklich, und bedenken Sie, was Sie mir verſprochen haben.“

„Wohlan! ſei ruhig, Marie, ich will ſchweigen.“

„So ſo?“ ſagte Eugen im Nachhauſegehen zu ſich ſelbſt, „ich werde alſo ausgeſpielt, und auf die Coeur-Dame geſetzt, und Mamſell Adele wagt es zu behaupten, daß ich ſie liebe, und mich zu gewinnen!“

Viel ruhiger, als er früher war, kam er nach Hauſe, verkündete ſeinem Vater daß ſeine Vermählung nächſtens werde vollzogen werden, legte ſich zu Bette und ſchlief ruhig. Am nächſten Morgen machte er einen Beſuch bei Gerald's. Madame Gerald ergriff ſorgfältig jede Gelegenheit, Eugen mit ihrer Tochter allein zu laſſen. Bald ſaßen die beiden jungen Leute allein einander gegenüber.

„Haben Sie Sophien ſchon lange nicht geſehen?“ fragte Adele.

„Geſtern.“

„So? Heute noch nicht?“

„Nein, und nie mehr. Ich war geſtern zum letzten Male dort. Ich ſehe nun ein, Sie hatten recht, ich irrte mich, Sophie hat mich nie geliebt. Ich glaubte einer jener Täuſchungen, die den Liebenden eigen ſind, und worüber ſie ſich ſelbſt wundern, wenn ihnen der Schleier vom Auge fällt. In meinen Träumen war nichts wahr, als meine Liebe, ja jetzt glaube ich ſogar Sophie haßt mich.“

„Ach! Haß! Gott bewahre, Gleichgiltigkeit, ſonſt nichts.“

„Mag es ſeyn, was es wolle, ich muß darauf Verzicht leiſten. Es war meine erſte Liebe, eine wahre, innige Leidenſchaft, reden wir nicht mehr davon. Ich will auf Reiſen gehen, will Frankreich verlaſſen.“

„Wie, Eugen?“ rief Adele erblaſſend, „Sie wollten von uns gehen?“

„Ja, ich bin entſchloſſen.“

„Aber ihr Stand?“

„Ich bin reich genug um keine Prozeſſe führen zu müſſen.“

„Ihr Vater!“

„Er will mich verheirathen, und ich habe mich bereit erklärt, der Tochter eines ſeiner Freunde in Amerika meine Hand zu geben.“

„Ohne ſie geſehen zu haben?“

„Ja. Nach dem, was mir begegnet iſt, gilt mir das Einerlei. Übrigens will ich Ihnen die reine Wahrheit nicht vorenthalten. Mein Vater hatte den Plan um Ihre Hand für mich anzuhalten.“

„Wirklich?“

„Ich war damals in Paris und durch innige Freundſchaft mit einem Jüngling verbunden, der ſo glücklich war Sie zu kennen, und eine ſo heftige Neigung zu Ihnen gefaßt hatte, daß er, als er das Projekt meines Vaters vernahm, mich als ſeinen Nebenbuhler anſah, und mich mit dem Degen in der Hand zwingen wollte, jene Anſprüche auf Sie aufzugeben, die ich mir noch nicht einmal erworben hatte. Sie können wohl begreifen, daß ein Mann von Ehre eine ſolche Aufforderung annehmen muß. Unſere Degen waren bereits gezogen, als ſich mehre unſerer gemeinſchaftlichen Freunde unſerm Zweikampf widerſetzten, und uns eine minder gefährliche Ausgleichung vorſchlugen, welche ich nur der Achtung, die man Ihnen, mein Fräulein, ſchuldig iſt, nicht würdig halte, und daher auch nicht weiß ob ich —“

„Verhehlen Sie mir nichts. Sagen Sie Alles, ich fordere es.“

„Wir haben Ihren Beſitz auf den Carreau-Buben geſetzt, und ich — verlor. Das war ein Univerſitätsſtreich, ich erkenne es, allein Sie werden ihn einem Unglücklichen wohl verzeihen, der heute Alles verliert, was er liebt, und morgen ſein Vaterland verläßt, um es nie mehr zu ſehen.“

Alſo ſprechend küßte Eugen Adelen's Hand und verließ ſie.

Wir wiſſen nicht, ob Adele begriff, daß dieſe ganze Geſchichte nur erfunden war, oder ob ſie, dieſer Fabel Glauben beimeſſend, etwa fürchtete, nach dem mit Sophien geſchloſſenen Kontrakt immer Jungfrau bleiben zu müſſen, ſo viel aber haben wir erfahren, daß Sophie noch an demſelben Abend ihre Coeur-Dame zurück erhielt mit einigen Zeilen begleitet, daß ſie den Kontrakt für aufgelöſt anſehe, und alle Anſprüche auf Eugen Willforſt aufgebe.

Eugen hatte dann nicht große Mühe, Sophien zur Verbindung mit ihm zu bereden.

„Wie haſt du es denn angefangen, deinen faſt verlornen Prozeß wieder zu gewinnen?“ fragte der alte Willforſt ſeinen Sohn.

Lieber Himmel, durch ein Kartenſpiel. Ich hatte die Coeur-Dame gegen mich, aber der Carreau-Bube hat mir die Partie gewonnen.

Die verbrannten Hauben.

Novelle.

I.

Es war im Jahre 1814, als das ***ſche Regiment durch das kleine Städtchen **Berg zog, um die Hauptarmee aufzuſuchen, und die Braven zu erſetzen, welche die feindlichen Kanonen niedergemäht hatten. Das Regiment hielt hier Raſttag, und die Soldaten wurden bei den Bürgern einquartirt, welche ſich zwar nicht ſehr darüber freuten, aber doch ſchwiegen, weil ſie nicht reden durften.

Drei Soldaten lenkten ihre Schritte gegen ein bürgerliches Haus, welches zwar einfach war, aber von Wohlhabenheit zeugte. Dahin lauteten ihre Einquartirungszettel. Dieſes Haus war von Herrn Spitzbaum bewohnt, der einſt Krämer in dieſem Städtchen war, ſich ein nicht unbedeutendes Vermögen zuſammgekramt hatte, weßwegen er auch ſchon vor zehn Jahren ſeinen Handel aufgab, und nun von den Intereſſen ſeines Kapitals lebte. Herr Spitzbaum war Junggeſelle, aber doch nicht kalt gegen das weibliche Geſchlecht. Er zählte fünfzig Jahre und hatte einen ungeheuren Bauch. Mit zwanzig Jahren war er häßlich, und die Zeit hatte ihn nicht verſchönert, indeſſen zählte er viele neue Thaler in ſeinem Kaſten, und er dachte, mit Geld triumphirt man wenigſtens immer, wenn man auch nicht gefällt. Viele Leute denken ſo, und leider beweiſen ſo viele Begebenheiten, daß ſie recht haben.

Herr Spitzbaum hatte ſeit zwei Jahren ein junges Mädchen, Namens Suſe zu ſich in den Dienſt genommen, eine arme Waiſe braver Landleute, welche im Elend geſtorben waren. Suſe beſaß nichts als ein ſchönes Geſicht, einen ſchlanken Wuchs, herrliche blaue Augen, und ein anmuthvolles Lächeln. Das iſt wenig und viel, es kommt darauf an, wie man ſich damit benimmt.

Spitzbaum hatte die ſchönen blauen Augen Suſen's bemerkt, und ihr angetragen, als Magd bei ihm einzutreten, oder vielmehr ſein ganzes Hausweſen zu leiten; das junge Mädchen hatte dies dankbar angenommen; ohne Eltern, ohne Verwandte, glaubte ſie in Herrn Spitzbaum einen Beſchützer, einen Vater zu finden. Die Zukunft zeigte, daß ſie ſich geirrt habe.

Spitzbaum ſah ſeine Magd mit lüſternen Augen an, und behandelte ſie Anfangs zuvorkommend und freundlich. „Abraham,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „that ſeiner Magd Hagar auch ſchön, und war doch verheirathet, ich aber bin's nicht, und wird Suſe meine Liebe erwiedern, ſo werde ich ſie nie aus meinem Hauſe jagen, wie es der jüdiſche Patriarch gethan hat.“ Allein Suſe, welche alle Höflichkeiten ihres Herrn nur für freundſchaftliche Zuneigung gehalten hatte, war nicht wenig erſtaunt, endlich wirkliche Erklärungen zu vernehmen, welche ihr über Spitzbaum's wahre Geſinnungen keinen Zweifel mehr übrig ließen. Suſe war arm, aber keineswegs ehrgeizig. Sie liebte weder die großen Bäuche, noch die alten Libertins, ſie nahm die Flamme, die ſie in jenem Herzen angezündet haben ſollte, ſehr übel auf, und da er ihr die Erklärung eben am Heerde machte, ſo war ſie ſchon Willens ihm den heißen Schaumlöffel um den Mund zu ſchlagen, und dann auf und davon zu laufen; allein ſie mäßigte ſich wieder, und der Alte kam mit einem heißen Spritzer davon. Allein Suſe erklärte beſtimmt, daß ſie ähnliche Erklärungen nicht mehr hören, oder ſogleich ſein Haus verlaſſen wollte. Spitzbaum war darüber nicht wenig erſtaunt, biß ſich in die Lippen, verſprach über dieſen Gegenſtand zu ſchweigen, und hielt auch einige Zeit ſein Wort.

Indeſſen herrſchte der Friede nicht mehr, wie früher in dem Hauſe des Kaufmanns. Suſe las wohl in den Blicken ihres Herrn, daß er auf ſeine Hoffnungen nicht ganz verzichtet hatte, und war auf ihrer Huth. Spitzbaum nicht wenig darüber ärgerlich, daß eine Magd ſeine Huldigung zurückwies, gab ihr oft harte Worte, die mit ſpitzigen Antworten erwiedert wurden. Es war ein fortwährender kleiner Krieg, in welchem aber Suſe ſich immer im Vortheile befand.

So ſtanden die Sachen, als ſich die drei Soldaten mit ihrem Einquartirungszettel bei Spitzbaum zeigten. Suſe öffnete auf ihr Pochen die Hausthür, blieb ein wenig betroffen unter derſelben ſtehen, und fragte: „Was wünſchen Sie meine Herren?“

„Ein Quartier! — Logement bei dir, mein ſchönes Kind,“ antwortete der Kleinſte der drei Soldaten, indem er die Zunge über ſeine Lippen gleiten ließ, um damit ſeinen röthlichen Schnurbart links und rechts zu lecken, und indem er den Kopf um eine Spanne höher empor warf.

„Ein Quartier?“ wiederholte Suſe.

„Ja, Goldſchatz!“ ſagte der zweite Soldat, ein runder Menſch mit einem fröhlichen Geſicht, indem er den, welcher vor ihm ſtand, in die Thüre ſtieß, „wir ſind Deutſche du biſt eine Deutſche — alſo iſt hier nichts zu reden. — Auch ſind wir dem Geſchlechte immer zugethan, von dem unſere Frau Mutter abſtammt.“

„Aber drei Soldaten auf einmal?“ verſetzte Suſe, „das iſt ja doch zu viel; das Haus meines Herrn iſt nicht ſo groß.“

„Wir wollen uns ſchon behelfen,“ erwiederte der Runde.

Der dritte Soldat, welcher bisher noch nicht geſprochen hatte, war ein ſchöner Junge mit einem lebhaften ſtolzen Blicke und gut gebaut, dieſer ſagte nun zu Suſen, indem er die umgekehrte Hand grüßend an ſeinen Czako legte: „Liebes Kind, es thut uns ſehr leid, Ihnen Ungemächlichkeit verurſachen zu müſſen; aber es iſt nicht unſere Schuld. Hier iſt der Zettel ihres eigenen Stadtſchultheiſſen, der uns hieher weiſet. Übrigens werden wir ja morgen wieder abmarſchiren, und Ihnen daher nicht lange beſchwerlich fallen.“

Die Art, womit ſich der dritte Soldat ſo verſchiedenartig gegen ſeine Kameraden ausdrückte, bewirkte, daß Suſe die Augen zu ihm empor hob, und ihn theilnehmend betrachtete; der Soldat that dasſelbe. Ich glaube an die Sympathie und Anziehungskraft ſchöner Augen, und finde einige Ähnlichkeit in dieſer und der Anziehungskraft gewiſſer Thiere, wodurch ſie ihre Opfer in ihrem Dunſtkreiſe feſt halten.

Während nun Suſe und der Soldat ſich betrachteten, ſie erröthend, er lächelnd, rief eine näſelnde Stimme von dem erſten Stockwerke herab: „Was gibt's denn da unten zu ſchwätzen? Was will man? Mit wem redeſt du Suſe?“

„Das iſt vermuthlich der Kommandant der Feſtung?“ ſagte der erſte Soldat. — „Mädel ſei ſo gut und conduiſire uns auf unſer Zimmer.“

Bevor noch Suſe geantwortet hatte, kam Spitzbaum herab, er zog die Brauen zuſammen, als er die Soldaten erblickte, allein ſie hatten ihren Einquartirungszettel, da war nichts zu thun; indeſſen murrte er doch: „Bei mir werden Sie ſehr ſchlecht bequartirt ſeyn, meine Herren.“

„O wir ſind nicht häckelig, nicht wahr großer Pfeifer?“

Großer Pfeifer war der Spitzname, den man im Regimente dem runden Soldaten beilegte, weil er immer pfiff, wenn ihm etwas Unangenehmes begegnete. Den kleinen rothbärtigen Soldaten hießen jene ſcherzweiſe Schönkerl, und der dritte junge hieß Einſiedler, weil er gewöhnlich ſich von allem Lärmen und Saus ſeiner Kameraden abſonderte und am liebſten allein war.

„Suſe! führe die Herren auf ihr Zimmer,“ ſagte Spitzbaum, „im zweiten Stocke, wo die Wäſche aufgehängt wird, und mache ihnen dort, ſo gut es gehen will ein

Nachtlager. Ich bin nicht dazu verpflichtet, ſie auch zu verköſten, will ich hoffen?“

„Verpflichtet? nein, aber wenn Sie ſo komplesantig ſeyn wollen uns was zu geben, werden wir's nicht ausſchlagen, ein langer Marſch macht durſtig.“

„Wir haben ſehr gutes Waſſer,“ ſagte Spitzbaum, „und davon ſteht ſo viel zu Euern Dienſten, als ihr wollt, und damit entfernte er ſich. Die Soldaten aber folgten Suſen, welche ſie in ein Dachzimmer im zweiten Stockwerke führte. Dieſe Zimmer waren ſehr heiß im Sommer, und ſehr kalt im Winter. Es war eben Dezember und es fror ſehr ſtark.

Der große Pfeifer und Schönkerl ſahen ſich überall nach einem Ofen um, es war keiner da. „Wo kann man ſich denn hier wärmen?“ fragte Pfeifer, indem er ſeinen Torniſter und ſein Gewehr ablegte, und Schönkerl ſetzte hinzu: „Wenn Sie hier Wäſche trocknen müſſen, meine appetitliche Mamſell, ſo wird das Reiſſen in allen Gliedern nicht lange ausbleiben; denn das iſt ja ein Teufelszug der Luft.“

Der Einſiedler ſagte gar nichts, begnügte ſich Suſen mit den Blicken zu folgen, welche die Stube reinigte, und ein Bett machte.“

„Wenn Sie kalt haben, meine Herren und Sie wollen in die Küche hinabſteigen, dort brennt ein luſtiges Feuer,“ ſagte endlich Suſe.

„Ob ich will, tauſend Patrontaſchen — freilich will ich. Meine Hände ſind ja ganz ſtarr, kommſt du auch mit Schönkerl?“

„Allerdings, ich nehme mir vorerſt eine Ration Ofenhitze mit, und dann geh' ich beim Feldwebel unſere Rationen zu faſſen. Wo iſt denn die Küche?"

„Wenn Sie über die Stiege hinabkommen gleich links."

Großpfeifer und Schönkerl ſind hinabgeſtiegen, auch Einſiedler thut ein paar Schritte, als wollte er ihnen folgen, hält aber an und tritt zu Suſen, die neuerdings erröthet, als ſie den jungen, bildſchönen Burſchen ſich ſo nahe ſieht. „Liebe gute Mamſell," ſpricht er, „wir machen Ihnen wohl viele Mühe?" „O nicht doch mein Herr, ich wollte Ihnen ein recht gutes Lager machen, aber es iſt eben nur Platz für ein Bett." — „Meine Kameraden ſollen darin ruhen, ich werde mich ſchon mit Stühlen behelfen." — „Ach, das laß ich nicht zu, ich werde ein Bett neben dieſem auf die Erde machen." — „Eine Matratze iſt hinlänglich." — „Aber hält, da fällt mir etwas ein, Sie werden noch ruhiger in dem kleinen Kämmerchen ſeyn, welches gleich neben dieſem Zimmer iſt; dahinein mach' ich Ihnen ein Bett, man wird ſo müde beim Kriegführen, es iſt wohl das wenigſte, daß man manchmal die Glieder ausſtrecken kann." — „Ich liebe Mamſell, habe noch nichts mitgemacht, ich bin noch nicht lange Soldat, ich gehe zum erſten Mal in's Feuer." — „O mein lieber Himmel, da müſſen Sie ſich recht fürchten." — „Nein, liebe Mamſell, mich ſchlagen iſt das Ziel all meiner Sehnſucht; denn ich möchte nicht gerne lange gemeiner Soldat bleiben." — „Ja, Sie haben Recht, aber da müſſen Sie ſich eben ſehr in Acht nehmen, daß Sie keine Kugel trifft, Sie haben gewiß Verwandte zu Hauſe, welche Sie ſehr beweinen würden.“ — „Ich habe einen Vater, den ich freilich recht ſchwer verließ.“

Bei dieſen Worten wurde der junge Soldat traurig und ſeine Blicke ſenkten ſich zur Erde. Suſe ſtand vor ihm am Bett, welches ſie gemacht hatte, und betrachtete ihn ſehr theilnehmend, da trat Herr Spitzbaum herein.

„Was machſt du da im Zimmer? Die Hände in den Schoß legen?“ ſchrie er Suſen an. — „Herr antwortete ſie, „ich mache das Bett für die Soldaten, und räumte in der Angſt die Polſter ab.“ — „Das ſollte ſchon lange geſchehen ſeyn.“ — „Ja, ganz recht, aber die Herren meinten es wäre ihnen ſo zu kalt.“ — „Ei, wenn man ſchläft, ſo weiß man nichts davon,“ und zum Einſiedler gewandt, fragte er dieſen: „Wo ſind denn Eure Kameraden?“ — „Sie ſind hinabgegangen in die Küche, um ſich zu wärmen.“ — „In die Küche?“ ſchrie Herr Spitzbaum, „in meine Küche? Ach! mein armer Abendbraten!“ und Suſen aus dem Zimmer ſtoßend, ſtürzte er ſelbſt hinaus, und nahm vier Stufen ſtatt einer, um nur bald ſeinen Braten zu retten. Einſiedler aber rief ihm nach: „Herr! Wir ſind Soldaten und keine Räuber und von meinen Kameraden wird Ihr Braten unberührt bleiben, und wenn's ein wälſ'cher Hahn wäre.“

Spitzbaum fand in der Küche nur Großpfeifer, der am Feuer eingeſchlafen war. Schnell packt der Hausherr ſeinen Braten ein, Suſe deckte ihm den Tiſch, und er befahl ihr, es ihm zu melden, wenn ſeine unwillkommenen Gäſte ſchlafen gegangen ſeyn werden.

Indeſſen kommt Schönkerl mit den Rationen der

Soldaten, und mit der Ordre zurück, ſich Punkt 6 Uhr marſchfertig zu halten. Die Soldaten verzehren ihr Abendmahl und Suſe ſetzt ihnen heimlich dazu eine Bouteille Wein hin. Sie verſpricht auch noch eine zweite, unter der Bedingung, daß ihr Herr Schönkerl keine dummen Schönheiten mehr ſagt, und daß ihr Großpfeifer nicht mehr auf den Arm tappe. Die Soldaten verſprechen artig zu ſeyn, übrigens iſt Einſiedler da, um ſie im Zaum zu halten.

Das junge Mädchen würde lieber in der Küche bleiben und ihren Gäſten zuhören, allein alle Augenblicke läßt ſich Herrn Spitzbaum's Glocke vernehmen. Der Alte fürchtet, Suſens Reitze könnten Eindruck auf die Soldaten machen, und er weiß recht wohl, daß dieſe gleich Sturm laufen. „Suſe!“ ſpricht er daher zu ihr, „du ſollteſt heute in der kleinen Kammer neben meinem Schlafzimmer ſchlafen,“ und dabei faßte er ihre Hand, die ſie ihm aber gleich wieder entzieht. — „Warum das, Herr Spitzbaum?“ — „Weil wir dieſe Nacht drei Soldaten beherbergen, und ein junges Mädchen, wie du, vielen Gefahren unter einem Dache mit ihnen ausgeſetzt iſt.“

„Und wenn ich Ihnen folgte, Herr Spitzbaum? — dann wäre ich ſicherer?“ — „Ei, ei, ei! was redeſt du da? Freilich auch der Weiſeſte ſündigt ſiebenmal des Tages und David —“ — „O, ſchweigen Sie mir mit Ihren weiſen Sündern, dieſe Soldaten ſind honnete Leute, Einer iſt dabei, der hat ja ein ſo gutes, ſanftes, freundliches Geſicht, und trauert um ſeinen Vater.“ — „Ach! weißt du das Alles ſchon?“ —

„Auf jeden Fall Suſe verbiete ich dir in deiner gewöhnlichen Kammer zu ſchlafen, welche gleich neben dem Soldatenzimmer iſt; du begibſt dich heute in das kleine Gaſtzimmer, worin ein Bett ſteht.“ — „Wie Sie wollen, es ſoll geſchehen —“ „und ſchließe die Thüre gut ab.“ — „Ja, ja, ſeien Sie unbeſorgt.“

Während Spitzbaum dieſes Geſpräch mit ſeiner Magd führte, ſtieg dem Großpfeifer und dem Schönkerl der Wein in die Köpfe, und ſie diſſputirten über Sonne und Mond, während Einſiedler an Suſen dachte. „Ich ſage dir —“ nahm Großpfeifer das Wort, welches aber in ſeinem Munde ſchon etwas ſchwerfällig klang, „ich ſage dir, daß du dich auf den Himmel gar nicht verſtehſt, ich aber habe alle Himmelskörper bei unſerm alten Viehhirten ſtudiert, der Thiere und Menſchen kurirt.“ — „Ei was geht mich dein Viehhirte an, meine Augen ſagen mir, daß ſich die Sonne dreht, daß ſie aufſteigt und hinabgeht, und das wird mir kein Menſch ausreden, alle neun und neunzig tauſend Patrontaſchen.“ — „Und ich ſage dir es iſt nicht ſo, mein Viehhirte beweiſt es klar, daß wir uns drehen, und nicht die Sonne!“ — „Ha! ha! das iſt ja eine fürchterliche Ochsheit! biſt du denn beſoffen, daß du glaubſt, du dreheſt dich? Nur ein dummer Menſch kann ſo etwas nachſagen.“ — „Du Schönkerl! keine Anzüglichkeiten, das bitt' ich mir aus. Ich will dir nur einen Beweis geben. Sage mir, was haſt du lieber, die Sonne oder den Mond?“ — Schönkerl dachte über dieſe Frage eine Weile nach, und antwortete dann: „Mordelement auch, der Mond iſt mir lieber.“ — „Und warum iſt er dir lieber?“ —

„Weil er bei der Nacht leuchtet, indeſſen die Sonne ſcheint, wenn's ohnedies Tag iſt!“ Groſzpfeifer war durch dieſen ſchlagenden Beweis auf einmal wie vernichtet, aber bald fing der Disput wieder an, und hitziger als früher, die beiden Soldaten waren ſchon auf dem Punkt ſich die Gläſer an den Kopf zu werfen, wegen Sonn und Mond, als Suſen's Dazwiſchenkunft den Frieden wieder herſtellte. Das Mädchen bittet die Soldaten nicht zu ſtreiten, und die kurze Zeit, die ihnen noch übrig bleibt zur Ruhe zu verwenden. Sie bringt es dahin, daſz ſie ſich die Hände reichen, die Gläſer anſtoſzen, und einander verſprechen, nicht mehr über Sonne und Mond zu disputiren.

Einſiedler wünſcht, bevor er ſchlafen geht, noch an ſeinen Vater zu ſchreiben, dem er verſprochen hat, Nachricht von ſich zu geben, ſo oft es ihm möglich ſeyn wird. Er bittet Suſen um die Erlaubniſz, noch länger in der Küche bleiben zu dürfen, um beim warmen Feuer ſeinen Brief zu ſchreiben. Das junge Mädchen willigt ein, verſchafft ihm Schreibgeräthe, zündet dann eine Lampe an, um ſich ſelbſt in ihr Kämmerlein zu begeben. Sie ruft ihm noch eine freundliche gute Nacht und ſagt: „Ihr wiſzt wohl, wo Eure Schlafſtelle iſt, in dem kleinen Gemach, gleich neben dem Zimmer Eurer Kameraden!“ — „Ja Mamſell,“ antwortet Einſiedler mit bewegter Stimme, „und ich werde Ihre Güte nie vergeſſen. Wir marſchiren morgen ſchon mit dem früheſten ab, und ich werde Sie wohl nicht wieder ſehen, aber ich werde mich gewiſz immer an dieſes Städtchen und an Sie erinnern, und vielleicht wird es mir einſt ſo gut, die ſchöne Suſe wieder zu ſehen.“

Suſe ſenkte die Augen und antwortete nicht, ſie hielt die Lampe, und hing vermuthlich mit ganzer Seele an den Worten des ſchönen Jünglings, darum bemerkte ſie auch nicht, daß ihre rechte Hand, welche die Lampe hielt, ihrem Kopf näher kam, die Flamme anfangs ihre Haube, und endlich auch ihre Haare ergriff, dann that ſie plötzlich einen lauten Schrei, und ließ die Lampe fallen, aber Einſiedler war ſchon zu ihr geeilt, hatte mit ſeinen Händen die Flamme ausgelöſcht, dann aber das liebe Köpfchen an ſich gedrückt, und zum öftern geküßt. Geſchah dies auch noch um die Flamme auszulöſchen, oder eine neue zu entzünden, ich weiß es nicht.“

Suſe, welche wohl fühlte, daß nebſt der verbrannten Haube und den Haaren auch ihr Herz entzündet ſei, dankte dem jungen Retter ſchnell, und entfernte ſich. Sie ſtieg langſam die Treppe hinauf, und legte ſich, um den Wunſch Spitzbaum's zu erfüllen, in das kleine Gaſtzimmer, welches auch im zweiten Stockwerke am Ende des Ganges war. Allein das, was ihr begegnet war, hatte ſie ſo ſehr ergriffen, daß ſie das Licht auslöſchte, und ſich zu Bette legte, ohne an etwas anders zu denken, als an die Gefahr, die ihr gedrohet hatte, und an die Art, wie ſie der junge Soldat gerettet.

Die beiden Soldaten lagen ſchon im tiefen Schlafe und ſchnarchten um die Wette. Einſiedler ſaß noch in der Küche am Tiſche, worauf ſich Tinte und Papier befand. Er hielt die Feder in der Hand, und hatte den Brief noch nicht anfangen können. Es geht ihm doch ſonſt ſo flink von der Hand, wenn er an den Vater ſchreibt. Warum kratzt er ſich denn jetzt an der Stirne, und ſtampft ungeduldig mit dem Fuße? Suſen's anmuthige Geſtalt, die Küſſe, welche er ihr geraubt, wollen ihm nicht aus dem Kopfe, und als er endlich den Brief angefangen, muß er ihn wieder zerreißen; denn er bemerkt, daß er ſeinem Vater Suſen's ſchöne Augen beſchrieben habe. So fängt er den Brief zehnmal an, und will es auch das eilfte Mal thun, allein er kann nicht mehr, das Licht iſt ausgebrannt. Da er nun nicht weiß, wie er ſich wieder Licht verſchaffen ſoll, denn er will ſich nicht erlauben in einem fremden Hauſe einen Kaſten zu öffnen; ſo entſchließt er ſich, ſein Schlafgemach im Dunkeln zu ſuchen. Er tappt die Treppe hinauf, und denkt: „das Zimmer werd' ich ja wohl finden, es ſteckt gewiß der Schlüſſel an der Thür."

Wirklich findet er an einer Thür einen Schlüſſel, öffnet, tritt hinein, fühlt ein Bett, und kleidet ſich aus, bei ſich denkend: „Ich bin gewiß in dem Zimmer, welches mir die gute Seele zubereitet hat, und ich werde hier eine recht gute Nacht haben, und von ihr träumen."

Allein, er hatte ſich geirrt, dieß Zimmer war jenes, welches Spitzbaum Suſen zu bewohnen befohlen hatte, damit ſie weiter von den Soldaten entfernt ſei. Suſe hatte vergeſſen, den Schlüſſel abzuziehen.

Ob der junge Soldat, als er ſeinen Irrthum bemerkt, ſchnell davon gelaufen ſei, ob Suſe nicht ſo geſchrien habe, daß das ganze Haus darüber erwacht ſei, darüber will ich nichts ſagen. Die Folge wird es lehren. Nur bitte ich meine Leſer, den Stab nicht über zwei junge Weſen zu brechen, welche der Zufall nun einmal zuſammenführen wollte, und wenn er auch gleich für den Augenblick Alles verdarb, doch in der Folge Alles wieder gut machte — aber genug, es wird ſich zeigen.

Am andern Morgen, bevor noch der Tag graute, rebellte der Tambour ſchon durch die Straßen. Großpfeifer und Schönkerl hatten ihre Torniſter und ihre Gewehre genommen und riefen nur: „He, Einſiedler, komme doch, hörſt du denn den Tambour nicht?“

Wo Einſiedler geweſen, das weiß ich nicht — jetzt ſtand ein junges Mädchen vor ihm, welches bitterlich weinte, und ihn beſchwor, ſie nicht zu verlaſſen und zu vergeſſen, und er antwortete: „Ich vergeſſe dich nie, nie, ich werde dich immer lieben, und komme gewiß wieder, als Offizier komme ich wieder, und heirathe dich dann.“ — Hierauf mußte er ſich aus den Armen der Weinenden losmachen und rief ihr noch an der Thür zu: — „Ich komme wieder!“

II.

Seit langer Zeit hatte das Regiment ſchon das Städtchen verlaſſen. Suſe war darnach immer trauriger geworden und die Roſen ihrer Wangen waren mit ihrer Fröhlichkeit entflohen. Sie dachte nur an Jenen, der ihr das Liebſte auf der Welt geworden war. Herr Spitzbaum bemerkte dieſe Veränderung, aber errieth nicht ihre Urſache, nur verdoppelte er ſeine Liebenswürdigkeit gegen Suſen. Dieſe dachte nur an Einſiedler und wiederholte ſich immer ſeine letzten Worte. „Ich komme wieder, ich komme gewiß wieder.“ Indeſſen verging ein Monat nach dem andern, und er kam nicht wieder. Andere Regimenter waren von dem Kriegsſchauplatze her durch das Städtchen gezogen. Suſe hatte ſich bei mehren Soldaten um ihren Herzliebſten erkundigt, allein Niemand konnte ihr Nachricht von ihm geben.

Wenn ſie von Einſiedler ſprach, ſagte man ihr immer, er müſſe einen andern Namen haben, das ſei gewiß ſein Spitzname im Regimente. —

Suſe hatte noch andere neue, größere Beweggründe zu Unruhe und Gram. Das arme Mädchen fühlte unter ihrem Herzen ein Pfand der ſteten Erinnerung. Sie ſchauderte vor dem Gedanken zurück, Mutter zu werden. Dieſer Name, der ſüßeſte, den eine menſchliche Zunge ausſprechen, ein Menſchenohr hören kann, er wird zum Dolchſtoß für die Arme, die ihn trägt, ohne Gattin zu ſeyn. Sie weinte, erröthete, verzweifelte faſt, und wiederholte immer: „Ach mein Gott, mein Gott! warum war ich auch ſo ungeſchickt, meine Haube zu verbrennen?“

Suſe hatte es noch nicht gewagt Spitzbaum ihren Fehltritt zu bekennen, ſie ſchmeichelte ſich übrigens, daß er ihr verzeihen werde. Seine fortwährenden Erklärungen gaben ihr dieſe Hoffnung. Sie dachte, da er immer ſelbſt ſagt, es ſei ganz natürlich mich lieb zu haben; ſo wird er's ja auch bei einem Andern nicht gar ſo unnatürlich finden. Das arme Kind betrog ſich gewaltig.

Als ſie Herrn Spitzbaum zu einer guten Stunde, wie ſie glaubte, Alles entdeckt hatte, was vorgegangen war, wurde er wüthend, ſein Geſicht blies ſich auf, ſeine Augen ſprühten Flammen, er ſchien zu zerplatzen, und ſpie nur ganz mühſam alle Schandtitel auf die weinende Unglückliche aus. Fort mußt du Elende! auf der Stelle fort aus meinem Hauſe, ich leide keine Soldatenmetze bei mir, dieß war das Ende ſeiner Strafpredigt. Das arme beſchämte troſtloſe Mädchen konnte nichts antworten, ſondern ſchnürte nur mit

Thränen ihren Bündel, und verließ alſogleich das Haus. Spitzbaum ſah ſie mit trokenem Auge gehen.

Suſe ſuchte ſich ein kleines Kämmerchen, und hoffte durch ihre Händearbeit ſich durchzubringen, ſie konnte ja gut nähen und ſtricken, und dachte, in ihrer Lage werde man ihr ja aus Mitleid Arbeit geben. Das gute Kind betrog ſich wieder. Herr Spitzbaum hatte im ganzen Städtchen erzählt, wie ſchändlich ſie ſich betragen habe, und daß er gezwungen geweſen, ſie fortzujagen. Ein Chorus von Indignation beantwortete ſeine Erzählung. Suſe war ein freches, ſittenloſes Geſchöpf, dem ſich alle Thüren verſchließen mußten, und das thaten auch die Thüren jener Leute, die für tugendhaft galten. Suſe aß ſchwarzes Brot mit ihren Thränen befeuchtet, ſie verkaufte all das Wenige, was ſie beſaß, und ſollte nun in kurzer Zeit Mutter werden, und noch immer kam Einſiedler nicht zurück.

Glücklicherweiſe wurde ein Landbewohner in der Umgegend, vermuthlich weniger tugendhaft als die Übrigen, von ihrer entſetzlichen Lage theilnehmend bewegt. Er beſaß einen Pachthof, 10 Meilen von dem Städtchen entfernt, und machte Suſen den Vorſchlag ſich dorthin zu begeben, und in ſeine Dienſte zu treten.

Mit Freude nahm Suſe dieſen Vorſchag an, und bat nur vor ihrer Abreiſe die Perſonen, bei denen ſie wohnte, wenn ein junger Soldat nach ihr fragen ſollte, ihm ihre Adreſſe, welche ſie zurück ließ, zu übergeben. Übrigens verließ ſie ohne Gram ihren Geburtsort, wo man ihr das Brot verweigerte; unſer eigentliches Vaterland iſt jenes Land, wo wir Mittel finden glücklich zu ſeyn.

Kaum im Pachthofe angelangt, gebar Suſe zwei ſchöne Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Dieß wäre wohl ein groſies Geſchenk der Vorſicht für glückliche Menſchen geweſen, allein manchmal ertheilt die Vorſicht zu freigebig ihre Wohlthaten. Suſe nannte ihre Tochter Roſa, und ihren Sohn Paul. Sie ſtillte beide ſelbſt, und trachtete noch dabei im Pachthofe durch ihre Arbeit die Wohlthat zu vergelten, daß man ihr erlaubt hatte, ihre Zwillinge hier zur Welt zu bringen und zu erziehen.

Die Zeit verfloß, Suſe hoffte noch immer, daß Einſiedler wiederkehren werd' und oft ſagte ſie, indem ſie ihre Kinder umarmte: „Ach, wie wird er ſich freuen, eine ſo hübſche Tochter zu haben, und einen Sohn, der ihm ſo ähnlich ſieht. Aber Einſiedler kehrte nicht wieder, und ſie tröſtete ſich nur durch die Liebe zu ihren Kindern. Die Kleinen waren dafür auch nicht undankbar, und ſo klein ſie noch waren, ſprachen ſie ſchon: „Wenn wir gröſier werden, wollen wir für dich arbeiten Mutter, damit du ruhen kannſt, und wir werden viel verdienen, du wirſt es ſchon ſehen!“

Roſa war ein liebliches kluges Kind, welches Alles, was man ihm ſagte oder zeigte, ſogleich begriff und lernte. Paul war ein runder bausbackiger Junge, der zuhörte, die großen Augen weitmächtig aufmachte, und gar nichts begreifen konnte, aber beide beſaßen ein gutes Herz. Suſe konnte leſen, ſchreiben, nähen, waſchen, Alles dieſes lehrte ſie Roſen und ſah mit großem Vergnügen, wie ihre Tochter mit guten Talenten begabt; und mit großer Liebe zur Arbeit frühe ſehr ſchnelle Fortſchritte machte. Paul war leider das Gegentheil, er begriff ſchwer, aber er war kräftig und ſtark, und dabei körperlich beweglich, ſo daß ihm Knaben von doppeltem Alter im Balgen nichts abgewannen.

Die Kinder wurden größer, aber ohngeachtet ihres guten Willens und ihres Eifers zur Arbeit konnte Roſa im Pachthofe doch nicht ſehr nützlich werden, denn ihr ſchwacher zarter Körperbau erlaubte ihr nicht, ſich lange der harten Feldarbeit hinzugeben; ihre kleinen Hände hatten nicht die Kraft ſchwere Laſten zu tragen, und ihre lieblichen Füßchen ertrugen keine große Anſtrengung. Roſa war oft ſehr traurig darüber, wenn der Pächter ſprach: „Die Kleine kann man zu gar nichts brauchen.“

Paul war ſtark und konnte ſich überall nützlich machen, aber es ſtieß ihm bei jeder Arbeit irgend ein Unfall zu. Gab man ihm eine Heerde zu weiden, ſo verlor er richtig ein Stück davon, ritt er die Pferde in die Schwemme, ſo kam eines in Gefahr zu erſaufen; ſollte er die Kühe melken, ſo verſchüttete er die Hälfte Milch, kam er in den Geflügelhof, ſo verwundete er aus Ungeſchicklichkeit ein Thier, und Alles zerbrach er, was er nur in die Hände bekam. Die Pächtersleute hatten wirklich ſchon alle Geduld mit ihm verloren. Der brave Mann, der den Pachthof beſeſſen und Suſen dahin genommen hatte, war geſtorben, und der neue Beſitzer hatte nicht dasſelbe Mitleiden mit Suſen.

Die Zwillinge hatten ihr fünfzehntes Jahr erreicht, Paul hatte durch Ungeſchicklichkeit einen großen Heuſchober angezündet, man wollte ihn ſammt ſeiner Schweſter fortſchicken, Suſe wollte ihren Kindern natürlich folgen, als ein Nachbar zu ihr ſprach: „Hört, Frau Suſe! Ich reiſe, meiner Geſchäfte wegen, morgen nach der Hauptſtadt. Als ich das letzte Mal dort war, wünſchte man in einem honetten Hauſe ein Landmädchen in Dienſt zu nehmen. Ich bin gewiß Eure Tochter, und vielleicht auch Euren Sohn unterbringen zu können. Wollt Ihr mir Eure Kinder anvertrauen, ſo nehm' ich ſie mit mir. Der Dienſt in der Hauptſtadt iſt nicht ſo beſchwerlich, und was Sie dort zu thun hat, wird Eure Roſe wohl aushalten können, nun und Paul wird doch auch einmal klüger werden. Vielleicht machen die Kinder dort ihr Glück.«

Obſchon ſehr betrübt ihre Mutter verlaſſen zu müſſen, baten ſie die Kinder doch ſelbſt, ſie reiſen zu laſſen. Endlich muß ſich Suſe dazu entſchließen, was will ſie auch ſonſt thun, und die Worte: »Vielleicht machen die Kinder dort ihr Glück!« beſtimmen ſie dazu. Sie weiß wohl, daß die Hauptſtadt gefährlich iſt, allein ſie kennt Roſen's Herz und Paul's Redlichkeit. Sie gibt ihnen keine Sittenpredigt zum Abſchiede, ſondern begnügt ſich damit ihnen zu ſagen: »führt euch gut auf, Kinder, wenn ihr wollt, daß ich glücklich ſeyn ſoll. Möge uns der Himmel bald wieder vereinigen. Du, meine theure Roſe, nimm dich vor Allem in Acht, ein Licht zu nahe zu deiner Haube zu bringen.«

Am andern Morgen weinte Suſe bitterlich, denn ihre Blicke ſuchten umſonſt ihre Kinder. Roſe und Paul waren ſchon auf dem Wege nach der Hauptſtadt.«

III.

Roſe trat bei einer Krämerin, Namens Frau Solberg, in Dienſt. Ihre außerordentliche Jugend und ihr zarter Körperbau befremdeten zwar ihre Dienſtfrau anfänglich, als ſie ihr vorgeſtellt wurde, allein ſie ſah ſo gutmüthig aus, und ihr beſcheidenes und ſittſames Betragen nahmen ſo für ſie ein, daß ſie behalten wurde. Roſa ward als Magd aufgenommen, aber wie ſollte man einem Kinde harte Arbeit zutheilen, das gemacht zu ſeyn ſchien, um bedient zu werden, nicht um Andere zu bedienen? Indeſſen entzog ſich Roſa keiner Arbeit, ſie that Alles, wodurch ſie ihrer Gebieterin gefällig ſeyn konnte. Ihre Anmuth, ihre Sanftmuth, ihr Verſtand machten ſie der Frau Solberg bald unentbehrlich, und anſtatt ſie in der Küche zu verwenden, wozu ſie Roſa angenommen hatte, nahm ſie das Mädchen zu ſich, lehrte es ſticken, ſchlingen, Hauben machen, und manche andere kleine Arbeiten, worin Roſa große Fortſchritte machte.

Auch Paul wurde bei einem Paſtetenbäcker untergebracht. Der Mund lief dem Jungen voll Waſſer, als er ſeinem Herrn vorgeſtellt wurde, und in deſſen Gewölbe alle die guten Bäckereien erblickte. Indeſſen wandte er alle Mühe an, in der Stadt nicht ſo ungeſchickt zu ſeyn, wie auf dem Lande, er begriff zwar ſeine Arbeiten nicht ſo leicht, wie ſeine Schweſter die ihrigen, aber man erkannte wenigſtens ſeinen guten Willen.

Suſe erhielt oft Nachricht von ihren Kindern, und ihr Wohlſein und gute Verwendung tröſteten die arme Mutter in ihrer Einſamkeit, indeſſen war ſie nicht wohl. Kummer und Elend hatten ſie kränklich gemacht, was ſie aber Roſen in ihren Briefen verſchwieg.

Ein Jahr war verfloſſen. Roſa war ſehr geſchickt und ſehr ſchön geworden. Paul hatte es ſchon ſo weit gebracht, daß er Torteletten machen konnte. Die jungen Männer, welche an Frau Sollberg's Kramladen vorübergingen, guckten durch ihre Lorgnetten auf das ſchöne Ladenmädchen und kauften wohl auch eine Kleinigkeit, um ihr Schönheiten ſagen zu können. Allein Roſa hörte ſie nicht an, ſchlug die Augen nieder, und antwortete nur auf das, was den Handel betraf, auch ſtellte ſie ſich nie unter die Ladenthür, um zu gaffen und begafft zu werden.

Paul hatte unterdeſſen einige Dutzend Tortelettes verbrannt aus dem Ofen gezogen, weßwegen ihn auch der Paſtetenbäcker davon jagen wollte, allein er klagte es weinend ſeiner Schweſter, dieſe that Fürbitte, und ihr zu lieb behielt man ihn wieder.

Allein eines Tages kam ein Bewohner jenes Dorfes, wo der Pachthof war, zu Roſen, und meldete ihr, daß ihre Mutter ſehr kränklich und ſchwächlich ſei, und zwar meiſtens aus Gram, daß ſie ihre Kinder nicht ſehe. Roſa hörte das mit Schrecken, fragte nicht weiter, ſondern lief nur geſchwinde zu ihrer Frau, und ſagte ihr, daß ſie fort müſſe, auf das Land, fort zu ihrer Mutter, und um ihre Entlaſſung bitte. Der Frau Sollberg kam dieß ſehr ungelegen. „Wie,“ ſprach ſie zu Roſa, „du wollteſt mich verlaſſen?“ — „Meine Mutter iſt krank, ich muß zu ihr.“ — „Ich brauche dich nothwendig in meinem Magazin, bleibe bei mir, ich gebe dir einen Antheil an meinem Handel, und ſtrecke dir Geld vor, das du deiner Mutter ſchicken kannſt.“ —

„Ich danke Ihnen vielmal für Ihre guten Geſinnungen, aber ich muß meine Mutter ſehen, erlauben Sie mir, meine Mutter mit hieher bringen zu dürfen, und ich komme auf der Stelle wieder zurück.“ — „Das kann nicht ſeyn, ich kann deine Mutter nicht unterbringen. Du biſt eine Undankbare, ich habe dich Alles gelehrt, was du kannſt, und nun verläßt du mich. Wenn du wirklich gehſt, ſo iſt dir meine Thüre auf immer verſperrt!“ —

Roſa antwortete nichts mehr, machte ihren Bündel, nahm ihr Geſpartes und ging zu ihrem Bruder: „Paul!“ ſagte ſie, „unſere Mutter iſt krank, und will uns ſehen.“ Paul warf ſeine Schlafmütze in die Höhe, band ſogleich ſeine weiße Schürze ab, zog ſeine Jacke an, und ging ſeinem Lehrherrn Lebewohl zu ſagen. — „Wie dummer Junge,“ rief der Paſtetenbäcker, „jetzt da es den Anſchein hat, als wolleſt du doch etwas begreifen, willſt du fortgehen?“ — „Nun, Herr, was ich weiß, will ich mir ſchon merken, und wenn ich wieder komme —“ — „Zu mir darfſt du nicht wieder kommen.“ — „Nun, ſo wünſch' ich Ihnen wohl auf zu verbleiben.“

Roſa hatte ſich ſchon ein kleines Sümmchen erſpart, Paul hatte nichts als Löcher in Schuhen und Strümpfen. Roſa nahm zwei Plätze bei einem Landkutſcher, um ſchneller bei ihrer Mutter zu ſeyn. Die Zwillinge betrauern weder ihren Abgang von der Hauptſtadt, noch die Hoffnungen, welche ſie dort zurücklaſſen, ſie denken nur an das Vergnügen, ihre Mutter wieder zu ſehen und zu umarmen.

Der Wagen fuhr eine halbe Stunde vor dem Dorfe auf der Landſtraße weiter, und ſetzte die beiden Kinder ab, welche den Seitenweg ſo ſchnell liefen als ſie konnten. Endlich erblickten ſie den Pachthof, leiſe traten ſie hinein, denn ſie wollten Suſen überraſchen, ſie öffneten die Thüre, da zog ſich ihr Herz zuſammen, ihre Augen füllten ſich mit Thränen, der Anblick ihrer Mutter erfüllte ſie mit Beben. Sechzehn Monate hatten ſie älter gemacht, als es ſonſt zehn Jahre zu thun im Stande ſind. Der Kummer übereilt noch die Zeit.

Roſa und Paul liegen in den Armen ihrer Mutter, die ihrem Glücke kaum traut. — „Aber welchem Zufalle dank ich es Euch wieder zu ſehen?“ rief endlich Suſe. — „Wir wußten, daß Du krank ſeieſt, krank aus Liebe zu uns, konnten wir da zögern, zu Dir zu eilen, um Dich nie mehr zu verlaſſen?“ — „O ihr lieben Kinder! Ihr wart doch in der Hauptſtadt ſchon auf ſo gutem Wege Euer Brot zu verdienen.“ — „Ei ja freilich,“ rief Paul, „Roſa konnte ſchon die ſchönſten Frauenarbeiten machen, und ich fing ſchon an Torteletten zu verbr — — zu backen, wollt' ich ſagen.“ — „Ei was,“ ſagte Roſa fröhlich, „der Mutter Zufriedenheit gilt über Alles, und wir werden auch jetzt ſchon hier Beſchäftigung finden.“

Roſa und Paul nahmen ihre Wohnung in einem Bauernhauſe neben dem Pachthofe. Die erſten Tage verfloſſen ſchnell unter der Freude wieder vereinigt zu ſeyn, und die Farbe des Wohlſeins ſchimmerte wieder empor auf Suſen's blaſſen Wangen. Die Kinder ſuchten ſich Arbeit zu verſchaffen, aber Paul war nicht geſchickter geworden, und träumte nur von ſeinen Torteletten, Zuckerplätzchen und Zwieback. Roſa's Händchen, ſo geſchickt bei der Nadel, hatten auch nicht mehr Kraft erhalten, Suſe bemerkte das wohl und ſprach: „Ihr habt die Hauptſtadt verlaſſen meine guten Kinder, um mich wieder zu ſehen, allein ihr müßt jetzt wieder dahin zurückkehren; hier gibt es für euch nichts zu thun, und ihr würdet mir zu Liebe eure ſchönſte Zeit verlieren. Thut es alſo mir zu gefallen und geht wieder dahin zurück. Ich hab' euch jetzt geſehen, einige Zeit mit euch vereinigt gelebt, und das wird mich wieder ſtärken.“

Roſa umarmte ihre Mutter, und weinte, Paul ſchlenkerte mit den Armen und ſchwieg, allein es fand ſich keine Beſchäftigung für die Kinder und Roſa's Erſpartes ging zu Ende. „Arme Kinder!“ rief Suſe, indem ſie beide an ihr Herz drückte. „Der Himmel wird eure Liebe zu eurer Mutter gewiß vergelten, und euch auch dafür entſchädigen, daß ihr von Euerm Vater verlaſſen ſeid.“

Zum Unglücke geſchah es auch, daß die Eigenthümer des Pachthofes, die nun eine ihrer Töchter verheirathet hatten, Suſen ankündigten, daß ſie ſie nun nicht länger bei ſich behalten könnten, und ſo wurde die arme Familie auf's Äußerſte gebracht, Paul ſprach davon, er wolle Soldat werden, worüber ſich die Mutter ſehr ängſtigte. Roſa hatte den braven Nachbar, welcher ihr ſchon den erſten Dienſt zugebracht hatte, inſtändig gebeten, ihr wieder einen Platz zu verſchaffen, wo ſie mit ihrer Mutter eintreten könnte. Der gute Nachbar kam zurück, er hatte einen Platz gefunden, aber nur für Roſa allein, in einem groſſen Hauſe, bei einem reichen Herrn, der eine vertraute Perſon zur Führung ſeiner Hauswirthſchaft nöthig hatte.

Der Nachbar ſagte, ein ſo vortheilhafter Platz würde nicht ſo bald wieder vorkommen, weil Roſa da eigentlich nicht als ein Dienſtbote angeſehen ſeyn würde, und weil der Herr, zwar freilich etwas heftig, und nicht ſehr liebenswürdig, doch ein ſehr gerechter, braver und großmüthiger Mann ſei.

Suſe bat ihre Tochter dieſen Platz anzunehmen. Roſa that es nur mit der Bedingung, daß ihre Mutter und Paul mit ihr nach der Stadt gingen, und ſich dort in ihrer Nähe einquartirten, ſie verſprach es, ſo viel in ihren Kräften ſtehe, in Allem für ſie zu ſorgen. Suſen hielt nichts mehr in dem Dörfchen zurück, ſie reiſte alſo mit ihren Kindern nach der Hauptſtadt, miethete für ſich und Paul ein kleines Stübchen in der Vorſtadt, wozu ihr der brave Nachbar das Geld vorgeſtreckt hatte, und Roſa begab ſich mit dieſem in das Hôtel des Baron von Witzdorf in der breiten Straße.

IV.

Baron von Witzdorf war ein gedienter Militär, zwar noch nicht ſehr alt, aber zahlreiche Wunden, die Fatiquen mehrer mitgemachter Campagnen, hatten ihn frühzeitig kränklich und mürriſch gemacht, und bei ſeinen oft wiederholten Gichtanfällen bedurfte er einen Lehnſtuhl, und litt mehr als gewöhnlich, ſein Blick war daher auch ſtrenger und ſein barſcher Ton erſchreckte die arme Roſa.

„Du biſt noch ſehr jung, wirſt du wohl auch meinem Hausweſen vorſtehen können?“

„Ich bin 19 Jahre alt,“ antwortete Roſa, „und werde mir alle mögliche Mühe geben.“

„Nun im Grunde kömmt's wohl auch auf's Alter nicht an,“ verſetzte der Baron etwas gütiger. „Ich hatte eine Haushälterin von 50 Jahren, die mich beſtahl, da iſt mir eine honette Perſon von 19 Jahren doch lieber,“ ſetzte er lächelnd hinzu: Man hat mir viel Gutes von dir geſagt, aber ich bin gewohnt, nur das zu glauben, was ich ſehe. Da haſt du die Schlüſſel zur Speiſekammer, zum Wäſchkaſten, zum Keller, ſieh zu, wie du dich zurecht findeſt.“

Roſa ging, und dachte bei ſich ſelbſt, ich will wenigſtens durch genaue Erfüllung meiner Pflichten und ſtrenge Redlichkeit ſein Vertrauen zu verdienen ſuchen. Die Kleine wollte aber noch mehr, ſie wünſchte ihren Herrn zu zwingen mit ſeiner ſo jungen Haushälterin zufrieden zu ſeyn, und darum ſuchte ſie ſich ſchnell in die Kenntniß aller Gewohnheiten im Hauſe zu ſetzen. Es waren vier Domeſtiken da, welche ſie zu überwachen hatte. Ein Kutſcher, ein Jäger, eine Köchin und ein Thorſteher. Roſa wußte ſich ſo gut zu benehmen, daß ſie die Liebe eines Jeden ihrer Untergebenen ſchnelle gewann, man gehorchte ihr ohne Murren, und wenn Jemand ſeine Schuldigkeit nicht that, ſo zankte Roſa zwar, aber mit ſo gutmüthigem Tone, daß man nicht böſe auf ſie werden konnte.

Baron Witzdorf ging nicht oft aus, und empfing nur ſehr ſelten Geſellſchaft bei ſich, nur ein Neffe kam oft ſich um die Geſundheit des lieben Onkels zu erkundigen. Dieſer Neffe war 25 Jahre alt, nannte ſich Eduard, war ein hübſcher Junge, aber etwas leicht und leichtſinnig, was einen jungen Menſchen oft eben ſo gut anſteht, als die Sittſamkeit einem Mädchen.

Eines Morgens, als Eduard eben wieder zu ſeinem Onkel kam, begegnete er Roſen auf der Stiege, das junge Mädchen machte dem Verwandten ihres Herrn eine ehrfurchtsvolle Verbeugung, und entfernte ſich erröthend.

Eduard folgte ihr mit dem Blicke, und als er bei dem Onkel eintrat, war ſeine erſte Frage: „Was iſt denn das für ein allerliebſtes Mädchen, das Sie da bei ſich haben, lieber Onkel?“

„Das iſt meine Haushälterin.“ — „Wie? das junge Kind? Sie ſcherzen wohl!“ — „Nein, du weißt, daß ich kein Freund vom Scherze bin.“ — „Aber lieber Himmel, dieſes Geſchöpf und dieſe Jugend.“ — „Was liegt daran, wenn ſie ihre Schuldigkeit thut?“ — „Wer hat ſie Ihnen denn empfohlen?“ — „Ein Mann vom Lande, den ich ſehr genau kenne.“ — „Sie hat eine ſehr anmuthige Geſtalt.“ „Schlagen Sie ſich das aus dem Sinne, Herr Neffe! Aber wie ſieht's mit dir aus Burſche? fängſt du endlich einmal an, klüger zu werden? — O ja, ſehr klug.“ — „Aber wie heißt ſie denn Onkel?“ — „Roſa heißt ſie. Tanzeſt du, und ſpielſt du noch immer ganze Nächte?“ — „Ei der Himmel bewahre! Das Mädchen kann ja kaum 18 Jahre haben!“ — „Zum Henker auch, was geht dich meine Haushälterin an? Mir ſcheint faſt ſie intereſſirt dich mehr, als meine Geſundheit, um die du noch nicht gefragt haſt.“

Der Jüngling entſchuldigte ſich, und ſprach von andern Gegenſtänden, aber er blieb zerſtreut, und der Onkel zankte ihn aus. Am andern Morgen kam Eduard wieder, und am nächſtfolgenden auch, und ſo fort alle Tage, und manchmal auch zweimal des Tages, man ſah ihn nie vorher ſo oft bei ſeinem Onkel, aber er begegnete auch alle Tage Roſen, die immer erröthete, ihm eine Verbeugung machte, und verſchwand. Aber obwohl ſie den Jüngling nur im Vorbeigehen geſehen, dachte ſie doch oft an ihn, ihr Herz pochte, wenn an der

Thüre geklingelt wurde, und wenn er es wirklich war, zitterte ſie, und wußte nicht, ſollte ſie bleiben, oder fliehen. Ach, es iſt nicht wahr, daß die Liebe nur mit der Zeit kommt, daß ſie mit der Zeit geht, das iſt richtiger.

Eduard benützte immer die Gelegenheit, wenn er Roſa allein fand, er ſetzte ſich neben ſie, wenn ſie an ihrem Tiſchchen arbeitete, und faßte ihre Hand; allein Roſa antwortete ihm ganz verkehrt, und machte ſich gleich etwas Anderes im Hauſe zu thun, um von ihm los zu kommen. „Er muß wohl glauben, daß ich recht dumm bin, weil ich ihm nicht Rede ſtehe, dachte ſie dann bei ſich ſelbſt, aber mir iſt es doch lieber, er glaubt das, als wenn der Herr Baron über unſer Geſchwätz böſe würde.“ Roſa fühlte wohl auch, daß dieſes Geſchwätz für ſie gefährlich werden könnte. Eduard hatte eine Art ſie anzuſehen, daß es ihr durch Mark und Bein ging, und da war es wohl das Klügſte weit vom Schuſſe zu ſeyn.

Indeſſen war Eduard nicht der Mann, ſeine Pläne ſo leicht aufzugeben. Eines Abends ging er zum Onkel, da er doch wußte, daß er nicht zu Hauſe ſei. Als er in den Salon trat, ſagte er dem Jäger, er wolle ſeines Onkels Nachhauſekunft erwarten, allein ſtatt im Salon zu bleiben, ſtieg er die kleine Treppe zur Kammer der Haushälterin hinauf.

Roſa ſaß wie vom Schlage gerührt, als ſie den Jüngling eintreten ſah, dießmal war kein Mittel zu entfliehen.

„Ich erwarte meinen Onkel,“ ſagte Eduard, „allein ich will lieber in Ihrer Geſellſchaft warten, als im Salon ganz allein.“ — „Wenn Sie befehlen,“ antwortete Roſa,

„ſo will ich mit Ihnen in den Salon hinabgehen.“ — „Ei nicht doch, es iſt hier recht hübſch und heimlich. Ach! liebe Roſa, wie lange wünſchte ich ſchon einmal allein mit Ihnen ſprechen zu können.“ — „Warum das?“ fragte Roſa, indem ſie ihre Bangigkeit zu verbergen ſuchte. — „Warum? Haben Sie denn das nicht ſchon in meinen Augen entdeckt? Ich bin Ihnen gut, ich, ich liebe Sie, werde Sie ewig lieben!“ — „Wo denken Sie hin, Herr Baron? ein armes Mädchen, die Magd Ihres Herrn Onkels!“ — „Roſa, du biſt nicht zum Dienen geſchaffen, alles an dir gefällt mir, entzückt mich.“ — „Ach ſagen Sie mir das nicht, ich darf es nicht hören.“ —

Roſa rückte ihren Stuhl immer weiter von jenem Eduard's weg, der den ſeinen immer mehr näherte, endlich ſtand das Mädchen auf, nahm das Licht und ſagte: „Herr Baron ich muß Sie ernſtlich bitten, meine Kammer zu verlaſſen. Kommen Sie, ich will Sie in den Salon hinabführen.“ — Eduard ſeufzte, traurig blickte er Roſen an, und ſprach: „Roſa, Sie wollen mich alſo nicht hören, Sie haſſen mich?“

Das gute Mädchen aber war weit entfernt, denjenigen zu haſſen, der ſo zu ihr ſprach, im Gegentheil ſeine Blicke entflammten eine ſo ſüße Empfindung in ihrem Buſen, daß ſie zitternd unentſchloſſen, das Licht in der Hand haltend, ſtehen blieb.

Plötzlich ſtößt der Jüngling einen Schrei aus. Roſa's Haube hatte Feuer gefangen, dieſe bemerkt es, wirft den Leuchter weit von ſich, allein Eduard iſt ſchon beſchäftigt die Flammen mit ſeinen Händen zu löſchen, welche die ſchönen Locken zu ergreifen drohen, dann faßt er den Kopf in ſeine beiden Hände, und drückt heiße Küſſe auf die ſchönen Augen, Mund und Wangen, welche Roſa nicht zu verwehren wagt. Das arme Mädchen brannte innerlich immer mehr, je mehr der Brand von Außen gelöſcht war, und ſchwere Traurigkeit war auch bei ihr die Folge des unglücklichen Zufalls.

Am andern Morgen ließ Baron Witzdorf Roſen zu ſich rufen. Die arme Kleine kam zitternd, ſie glaubte, er wiſſe ſchon Alles und werde ſie fortjagen, indeſſen war ſie feſt entſchloſſen, ihm in jedem Falle die Wahrheit zu geſtehen.

Der Baron ſaß in ſeinem Stuhl, ſein Blick war freundlicher als gewöhnlich, allein Roſa ſah das nicht; denn ſie wagte es nicht die Augen aufzuſchlagen.

„Tritt näher,“ ſprach der Baron, „ich habe mit dir zu reden, du biſt nun 6 Monate bei mir, und ich kann mir dazu nur Glück wünſchen, du benimmſt dich vortrefflich, und mein Hausweſen iſt in der ſchönſten Ordnung. Ich will deinen Fleiß und deine Treue belohnen.“

Roſa hörte ſtaunend dieſe Worte, und fühlte ſich ihrer Schuld bewußt, durch dieſe Güte nur noch mehr gedrückt.

„Mein Kind,“ fuhr der Baron fort, „ich glaube jenen Lohn für dich gefunden zu haben, der dich am meiſten erfreuen wird. Ich habe Erkundigungen über dich eingezogen, und weiß, daß du eine Mutter und einen Bruder haſt, die du ſehr liebſt, die hier in der Vorſtadt wohnen, und von dir unterſtützt werden. Wohlan, ich will deine Mutter auch zu mir nehmen, ſie ſoll mit dir mein Hausweſen führen.“ — „Gnädiger Herr! wäre es möglich?“ — „Ja, mein Kind, und auch dein Bruder ſoll kommen, es wird ſich ſchon auch ein Geſchäft für ihn finden. Ich habe um deine Familie geſandt, ſie müſſen bald kommen, und ſollen noch heute mit dir wohnen.“ — „Ach gnädiger Herr,“ rief Roſa, vor dem Baron auf ihre Knie ſtürzend, „dieſe Güte, dieſe Großmuth! Gott, wie glücklich könnt’ ich ſeyn, wenn ich ſie verdiente! Ach, mein Himmel! wenn ich nur meine Haube nicht verbrannt hätte.“

Roſa weinte bitterlich, in des Barons Geſicht zeigte ſich Verwunderung, er nahm das Mädchen bei der Hand, zog ſie zu ſich und wiederholte: „Wie? deine Haube haſt du verbrannt?“ — „Ja, gnädiger Herr! ach wenn es im Kopfe brennt, iſt man nicht mehr ſeiner mächtig. O verzeihen Sie mir, großmüthiger Mann. Ihr Herr Neffe überraſchte mich auf meiner Kammer —“ — „Was ſagſt du Roſa, mein Neffe?“ — „Ja, er ſagte mir, daß er mich liebe, ach, und ich bin ihm auch gut, ich kann nichts dafür, und ich hatte juſt das Licht in der Hand, meine Haube fing Feuer, und er löſchte es mit ſeinen Händen, und — nein, nein! ich bin eine Abſcheuliche, und verdiene nicht, was Sie für mich thun wollen.“

Sie bedeckte knieend mit Küſſen und Thränen die Hände des Barons. Dieſer wurde nachdenkend, und wiederholte nur vor ſich hin: „Die Haube verbrannt, das iſt ſonderbar!“

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür, und Suſe und Paul traten ein. Als Suſe ihre Tochter in Thränen aufgelöſt zu den Füßen des Barons ſah, lief ſie zu ihr, hob ſie auf, ſchloß ſie in ihre Arme, und fragte den Baron, was ihre Tochter verbrochen habe. Der Baron ſchwieg, aber

Roſa, ihr Geſicht am Buſen ihrer Mutter verbergend, murmelte ſchluchzend: „Ach Mutter! ich habe deine Warnung vergeſſen, und meine Haube verbrannt.“

Während Roſa der Mutter ihr Vergehen geſtand, lehnte Paul in einem Winkel, ſeufzte, und ſah eine große Gypspagode an, welche ſich auf dem Ofen befand. Der Baron ſchien in Gedanken verſunken, und nachdem Suſe das Bekenntniß ihres Kindes angehört, rief ſie: „Ach! auch mir iſt einſt etwas Ähnliches begegnet, auch ich wurde ſchuldig durch eine verbrannte Haube, komm an mein Herz, ich verzeihe dir! Du ſollſt einen Zufluchtsort finden am Mutterbuſen, und nicht hinausgeſtoßen werden, unbarmherzig und hilflos in die Welt, wie es die arme Suſe ward.“

„Suſe!“ ſchrie der Baron, indem er die Mutter anſtarrte! „Sie heißen Suſe?“ — „Ja, Euer Gnaden“ — „Und wo verbrannten Sie ihre Haube?“ — Sie nannte das Städtchen. — „Und dieſe Kinder, wer iſt ihr Vater?“

Suſe erzählte die Geſchichte ihrer Jugend und ſchloß damit, daß ſie ſagte: „Sie ſehen, gnädiger Herr, ich bin eben ſo ſchuldig, als mein armes Kind, ach verſtoßen Sie ſie nicht, wie es mein unbarmherziger Herr gethan hat!“

Der Baron hatte Suſen's Erzählung mit lebhafter Bewegung angehört und öfters ſein Geſicht mit ſeinen beiden Händen bedeckt. In dieſem Augenblicke trat Eduard ein, er blieb verlegen ſtehen, als er zwei ihm unbekannte Perſonen und Roſa in Thränen bei ſeinem Onkel ſah.

„Eduard,“ redete ihn der Baron mit ſtrengem Tone an, „du haſt eine große Schuld an dieſem armen Mädchen gut zu machen, du mußt es als Mann von Ehre thun.“ — „Lieder Onkel, ich liebe Roſa wahrhaft und innig.“ — „Wenn das iſt, ſo mußt du ihr deine Hand reichen.“ — „Iſt das Ihr Ernſt, Onkel?“ fragte Eduard mit zweifelhaften, aber freudigen Blicken. — „Ja, ſagte der Baron, indem er Suſen's Hand faßte;“ denn Roſa iſt meine Tochter und jener Junge dort mein Sohn! Suſe, arme Suſe! was haſt du meinetwegen gelitten? Erkenne in mir den Soldaten Einſiedler, der ſich ſchnell emporſchwang und nun General iſt. Er will nun an dir und ſeinen Kindern gut machen, was er an Euch verbrochen hat.“

Suſe konnte nicht antworten, ſie war plötzlich zu glücklich. Die Kinder theilten die Freude ihrer Mutter.

Man ſagt, Roſa ſei bald darauf mit Eduard getraut worden, und eine brave und treue Gattin geweſen, ohngeachtet ſie ihre Haube verbrannt hatte.

Paul wurde Soldat, und kam nach einer ſechsjährigen Dienſtleiſtung — wieder zurück, wie er ausmarſchirt war.

Der blaſſe junge Mann.

Erzählung aus dem Leben.

I.

„Schon bald 10 Uhr und noch nicht angekleidet! Aber Hannchen! ſo beeile dich doch!“

Alſo ſprach Marie, die junge und reizende Tochter des reichen Kaufmannes Felling, zu ihrem Stubenmädchen, und drehte dabei voll Ungeduld das Armband mit der Brillanten-Agraffe zurecht. Wer hätte dieſe Ungeduld des ſechzehnjährigen Mädchens nicht ganz der Begierde nach dem glänzenden Balle zugeſchrieben, den ſie zu beſuchen im Begriffe ſtand? Wer hätte in dieſem klaren Auge, welches ſo ſanft in den Spiegel hinein lächelte, etwas Anderes geſehen, als eine naive Koketterie? Wer hätte geglaubt, daß dieſes Köpfchen etwas Anderes beſchweren könne, als die friſchen Camellien, welche in ſeinen Locken prangten? Und doch war es ſo. Es exiſtirte ein junger Mann, wie ihre Freundinnen behaupteten, der einen tiefen Eindruck auf dieſes junge Herz gemacht hatte. In der verfloſſenen Nacht, auf dem Ball des —ſchen Legationsrathes, hatten dieſe Freundinnen einander geheime ſpöttiſche Zeichen gegeben, und unter einander leiſe geziſchelt.

„Seht nur,“ ſagte die Eine, „ſie tanzt nur mit ihm!“

„Aber wer iſt er denn?“

„Ein Journaliſt, glaub' ich.“

„Nun, einem ſolchen Menſchen wird doch das reiche Fräulein Felling nicht ihre Liebe ſchenken?“

„Hm! ſie hat oft gar exaltirte Ideen; erſt vor einigen Tagen hörte ich ſie ſagen, es ſei endlich einmal Zeit, daß das Talent mehr gelte, als Geburt und Reichthum.“

„Eine wahre Journalphraſe!“

Und die Freundinnen lachten und ſchüttelten die Lockenköpfchen. Alles, was ſie übrigens geſagt hatten, war wirklich ſo. Fräulein Felling liebte Arthur Rellheim. In einem Penſionate erzogen, von ihrer Familie entfernt, hatte Marien's Geiſt in ſeinen Träumen und durch Lektüre eine Überſpannung erhalten, die ſie zwar auf einer Seite vor gemeinen Verirrungen bewahrte, ſie aber auf der anderen zu gefährlichen Thorheiten verleiten konnte. Indem ſie das menſchliche Glück vielleicht zu hoch ſtellte, war es ihr nicht möglich, ſich in ein Leben zu fügen, in welchem der morgige Tag eben ſo verfließt, wie der heutige, wo alle Epochen nur mit Zahlen bezeichnet werden, und wo die Eindrücke keine Erinnerung zurücklaſſen. Zwar berührte es ſie oft ſchmerzlich, wenn ſie bemerkte, wie kalt und theilnahmlos ihr Aufſtreben nach dem Höheren von ihren Geſpielinnen betrachtet wurde, allein ſie konnte ſich doch nicht dazu herbeilaſſen, die ſchalen Vergnügungen derſelben zu theilen, vertrauend folgte ſie ihren Träumereien, bedauerte Diejenigen, welche ſich in Gleichgiltigkeit wie in einen Mantel gegen den Schmerz hüllen, und welche es vorziehen, lieber nie von einem Sonnenſtrahle beleuchtet zu werden, als ſich einem Tröpflein Schweiß auszuſetzen.

Für Diejenigen, welchen die Welt nie den frommen Kinderglauben geraubt hat, bietet ſie noch allenthalben Bewunderungswerthes dar, nicht als ob ſie das wahre Schöne von dem falſchen Flitter nicht zu unterſcheiden wüßten, ſondern darum, weil die geiſtige Schönheit ihrer Seele ſich in Allem ſpiegelt, ſo wie ein Sonnenſtrahl dem Glaſe einen Diamantglanz verleiht. O Zeit voll ſüßen Zaubers, wo wir bei der Darſtellung eines ſchlechten Drama's noch im Innerſten ergriffen werden; wo wir glauben, ein Roman, den wir leſen, entlocke uns bittere Thränen, indeſſen dieſe Thränen nur Demjenigen fließen, was in unſerm eigenen Herzen geſchrieben iſt. In dieſem Alter lehnt ſich das Mädchen an das Fenſter, und lauſcht der Harmonie, welche ſie in ſäuſelnden Abendlüften vernimmt; in dieſem Alter träumt ſie von Demjenigen, den ſie mit aller Liebe ihres Herzens umfaßt, am nächſten Tage blickt ſie dann in der Menge herum, und ſucht Denjenigen, der ihr im Traume erſchienen iſt, und wenn ihr auf dem Wege eine Geſtalt begegnet, die der geträumten auch nur entfernt ähnlich iſt, ſo pocht ihr Herz, und ihr Schickſal iſt entſchieden.

So erging es auch Marien. Nachdem ſie von einem Engel geträumt hatte, ſah ſie Arthur mit ſeinem blaſſen Geſicht, ſeinen großen Augen und ſeiner ſanften Stimme, und fühlte ſich im Innerſten ergriffen. Von dieſem Augenblicke an waren ihre Blicke auf den jungen Mann geheftet, ſie beobachtete alle ſeine Bewegungen. Sie hatte bemerkt, daß er immer in einer Art Zerſtreuung umher ging, und daraus ſchloß ſie, daß ſein Geiſt in höheren Regionen ſchwebe; ſie ſah ihn auch aus dem Tanzſaale gehen, ſich im Nebenzimmer in eine Fenſterbrüſtung ſetzen, und mit den Fingern auf ſeinem Hute trommeln — ein Beweis, daß ihn die lärmende Unterhaltung langweile. Er war arm, und man hatte Marien verſichert, daß daran nicht ſeine Kenntniſſe die Schuld tragen, ſondern daß ihm nur Mittel fehlten, ſich empor zu ſchwingen. Natürlich, daß ſie in Arthur ein Genie erblickte, das, von ſeinem Jahrhunderte verkannt, den Weltſchmerz in ſeinem Buſen trug. Sie malte ſich aus, wie ſüß es für eine Frau ſeyn müßte, dieſen gedankenſchweren Kopf auf ihren Schultern ruhen zu laſſen, und ſie wünſchte dieſe Frau zu ſeyn. Wie konnte es auch anders ſeyn? Sie war ſechzehn Jahre alt, und die Erfahrung hatte noch kein Samenkorn des Zweifels in ihre Seele geſtreut.

Daher, wenn Arthur's ſchwarzes Auge weniger trübe und ſanfter auf ſie blickte, war ihr zu Muthe, als ob ihr vom Himmel nichts mehr zu erbitten übrig bliebe.

Der junge Mann bemerkte das wohl, und Beide verſtanden ſich. Marie ſah ihn nun täglich, und liebte ihn immer mehr. Auch dieſen Abend ſollte er auf den Ball kommen, für welchen ſie ſich geſchmückt hatte, er hatte es ihr geſtern verſprochen. Und jetzt wirſt du begreifen, mein lieber Leſer, warum Marie ſo ungeduldig war, und ihr Mädchen auszankte.

II.

Es war 9 Uhr, die zum Ball beſtimmte Stunde, aber der gute Ton verlangt es in neuerer Zeit, daß man lieber etwas ſpäter kommt. Arthur ſaß an ſeinem Kamin mit jener ungeduldigen Zerſtreuung eines Mannes, der etwas Wichtigeres erwartet, als die Ballſtunde. Raimund Wilker trat ein.

Arthur und Raimund hatten ſich Beide zur ſelben Zeit der Literatur gewidmet. Beide unbekannt, beide ohne Protektion, wohl fühlend, daß ſie nur auf ihren wechſelſeitigen Beiſtand rechnen durften, hatten ſie ſich einander genähert, und die Gleichheit ihrer Lage hatte das feſteſte Band der Freundſchaft um ſie geſchlungen. Raimund Wilker war einer von jenen Menſchen, welche, ſtatt gegen die moraliſche Erniedrigung zu kämpfen, zu welcher ſie von dem Schickſale gezogen werden, ſich behaglich und breit in ihre Lage hineinſetzen. Er wußte jedes Gefühl in ſeinem Innern hintan zu halten oder zu unterdrücken, das ihn manchmal beſchleichen wollte. Arthur, ohne eben eine erhabene Seele zu beſitzen, war doch weniger frei im Ausdrucke ſeiner Wünſche; die Verbindung mit Raimund brachte ihn daher auch manchmal in Verlegenheit. Er ſchämte ſich immer, wenn Raimund mit kecker Offenheit, und ohne ihn beleidigen zu wollen, ihm irgend einen niedrigen Gedanken klar machte, der unbewußt und verborgen in ſeiner Seele ſchlummerte. Er fühlte ſich beſchimpft durch jene Nachſicht, welche zwiſchen ihnen eine Gleichheit herſtellte, die er ſich nicht zu geſtehen wagte, und erröthete über dieſe Verbindung zweier Seelen, die nur in ihren Fehlern einen Berührungspunkt hatten. Übrigens hatte Raimund die Kälte Arthur's nicht bemerkt, und war mit ihm ſtets im gleichen familieren Verhältniſſe geblieben. Kaum war er eingetreten, ſo hatte er ſich auf den Divan geworfen, ſchmeichelte ſeinem blonden Schnurbärtchen und that einige müßige Fragen. Endlich ſagt er plötzlich: „Freund, du biſt ein aufgelegter Menſch, dein Ruf iſt im Sinken, und dein Journal ſtirbt an der Auszehrung. Übrigens kannſt du dich tröſten, du haſt jetzt eine beſſere Ausſicht.“

„Wie das?“

Raimund ſchlug höhniſch lächelnd die Füße über einander und antwortete: „Nun, haſt du nicht dieſen Abend auf dem Balle ein Rendezvous mit Fräulein Felling?“

Arthur wurde verlegen. Wenn ein Anderer plötzlich unſere Gedanken erräth und ausſpricht, ſo iſt die Empfindung einem Stoße nicht ganz unähnlich. „Was willſt du damit ſagen?“ fragte Arthur. Allein Raimund fuhr, ohne hierauf zu antworten, fort: „Ein Heirathsgut von zehntauſend Gulden lohnt ſchon der Mühe, die Kunſt zu ſeufzen zu erlernen.“

Arthur antwortete mit jener übertriebenen Würde, welche ſtets ein Beweis iſt, daß die wahre Würde mangelt: „Es gibt Beſchuldigungen, worauf es überflüßig wäre zu antworten. Ich weiß nicht, was auf die Vermuthung führen kann, daß ich Abſichten auf Fräulein Felling habe.“

„Ah, das iſt etwas ſtark!“ rief der Journaliſt laut auflachend. „Glaubſt du denn, wir haben keine Augen um zu ſehen, daß die deinigen ſeit drei Monaten nach den Kaffetruhen des reichen Banquiers ſchielen? Es gibt nur ein vernünftiges Ziel, und alle Wege ſind gut, auf welchen man dahin gelangt: Geld, Geld, Geld! das iſt das Leben, das iſt das Jahrhundert, das iſt Alles. Ich will Geld, und ich ſchreibe nur um Geld. Ich bin freilich gezwungen, mir beim Aufheben des Straßenkothes, den ich auf Andere werfe, die Hände zu beſchmutzen, aber was thut das? Meine Artikel werden gut bezahlt; man glaubt mir nicht, aber man lieſ't mich. Deine Hoffnungen, auf dieſem Wege weiter zu kommen, verſchwinden, und du ſchlägſt einen andern ein, das iſt klug. Eine Heirath iſt beſſer, als die Schriftſtellerei, und die Revenüen, die man von ſeinem Geiſte zieht, ſind nicht ſo ſicher, als jene von Häuſern und Obligationen. Ein Luſtſpiel in einem Akt ſchreiben koſtet mehr Mühe, als für 100,000 Gulden Coupons herabſchneiden. Ich ſage dir, deine Aufmerkſamkeit für Fräulein Felling iſt nichts Anderes, als eine gute Actie auf eine einträgliche Spekulation. Seufze immerhin zu mein Freund!“

„Es gibt Leute, welche Alles herabziehen,“ antwortete Arthur etwas bitter. „Zugegeben, daß ich Fräulein Felling wirklich den Hof mache, was berechtigt dich an der Aufrichtigkeit meiner Gefühle zu zweifeln? Freilich, ein Menſch, der Geld für das Höchſte hält, kann nicht begreifen, daß Herzen ſich verſtehen können, ohne daß die Augen nach dem Geldſacke ſchielen.“

„Das kennt man,“ verſetzte Raimund mit einer gemeinen Geberde; „du biſt einer von Denen, die bei einem Mädchen, das ſie wählen, nichts als eine Engelsſeele begehren, ſo wie ich nur Geld begehre. Du geſtehſt doch übrigens ſelbſt, daß du Abſichten auf Marien habeſt.«

»Nein, ich erblickte in Marien wirklich einen Engel, den man verehren muß, und ich liebte ſie, ohne daß ich mich fragte, wohin dieſe Neigung führen ſollte.«

»Wohin anders, als zur Ehe!«

»Das iſt ein grauſamer Scherz. Du weißt nicht, welche großen Hinderniſſe Vorurtheile zwiſchen ihr und mir aufthürmen.«

»Hm! Ich weiß keinen Mann auf der Welt, der eben geeigneter wäre, als du, ſie dieſe Vorurtheile vergeſſen zu machen. Wenn ein Auge, wie das deinige, in einem Meere von Gefühl ſchwimmet; wenn ein Körper, wie der deinige, ſo viel Geſchmeidigkeit hat, daß er nach Gefallen jene Attituden annehmen kann, die die Wirkung einer, unter dem Gewichte von Ideen niedergebeugten Seele zu ſeyn ſcheinen — welches Weib könnte da widerſtehen? Und dann — du biſt blaß, dieſes Wort allein ſchließt alles Siegreiche in ſich. Unſere Poeten haben die Bläſſe auf einen Punkt empor gehoben, daß man jetzt darüber im Reinen iſt, die Bläſſe ſei das Siegel und der Typus einer empfindſamen Seele. Blaß ſeyn iſt ein Geſchenk des Himmels, ein Mittel zu einer eigenen Stellung in der Geſellſchaft, ein eigenes Metier möchte ich ſagen. Man muß nur verſtehen, Nutzen daraus zu ziehen.«

»Du biſt ein Narr, und ein boshafter Narr.«

»Ich bin nur ein Hellſeher, und du geſtehſt es nicht, weißt es aber recht gut, daß deine poetiſche Figur großen Dienſt bei Marien geleiſtet hat. Das arme Kind macht ſich für den blaſſen jungen Mann täglich lächerlicher.“

„Genug, Raimund! Schieße deine giftigen Pfeile, wenn du willſt, auf mich los, aber ſchone wenigſtens ſie. Wenn es wahr wäre, daß Fräulein Felling meine Liebe mit Gegenliebe lohnte, ſo wäre dies ein Unglück mehr, denn ihre Familie würde nie in unſere Verbindung willigen.“

Dieſe Einwendung Arthur's ſchien Raimund etwas nachdenklich zu machen, dann aber rief er: „Das, was du da ſagſt, iſt nicht ohne Grund, aber wage einen verzweifelten Streich!“

„Wie meinſt du das?“

„Suche Marien zu einem entſcheidenden Schritte zu bewegen, zu einer Entführung zum Beiſpiel.“

„Ach!“ erwiederte Arthur, „das iſt ein probates Mittel im Theater, aber im wirklichen Leben —“

„Das wirkliche Leben iſt nicht für ſo ausgezeichnete Leute, wie ihr Beide ſeid.“

„Ihre Familie würde uns fluchen.“

„Das wäre wenig, aber enterben, das wäre viel. Doch iſt dies nicht zu fürchten, Marie iſt die einzige Tochter, und man wird ihr verzeihen. Mein Himmel, wenn ein Scandal einmal gemacht iſt, ſo muß man ihn gut zu machen, nicht zu vergrößern ſuchen, und daß die Geſchichte Aufſehen erregen ſoll, darin kannſt du dich auf mich verlaſſen. Ich werde in meinem Journal erzählen, daß ein junges Mädchen aus edlem Stamme, einfach, natürlich, von dem Peſthauch der großen Welt nicht berührt, nur allein die Stimme ihres Herzens gehört, alle Vorurtheile von ſich geſtoßen, und mit einem jungen Manne ohne Geburt und Vermögen, aber von dem Schickſale zu den höchſten Ehren berufen, wozu das Genie berechtigt, entflohen iſt; ich werde die Perſonen ſo bezeichnen, daß kein Zweifel möglich iſt, und Felling wird ſich überglücklich ſchätzen, alles durch eine Heirath nieder zu ſchlagen.“

Arthur's Stirne überzog ſich mit einer zweideutigen Röthe, welche entweder der Ausdruck einer erniedrigenden Beiſtimmung im Innern, oder eines verachtenden Unwillens iſt; er ſchwieg einen Augenblick, dann ſtand er auf, nahm ſeinen Hut, und ſprach: „Genug des thörichten Geſchwätzes, es iſt Zeit zu gehen.“

III.

Der Salon hallte von Muſik und Tanz wieder. Das fröhliche Gekicher der jungen Mädchen, die artigen Ausrufungen junger Herren und das dumpfe Gemurmel der Zuſeher bildeten ein betäubendes Ganzes.

Ein Ball bietet ſo viele Abwechslung dar und ſo viele Freuden! Die Stirne verliert ihre Runzeln, die von Wohlgerüchen geſchwängerte Luft ſtreicht über feuchte Augen hin, wie eine weiche geliebte Hand, die Tänzer vergeſſen Alles über der Bewegung ihrer Füße, und ſelbſt der Unglückliche findet ſich durch den Strom der allgemeinen Luſt mit fortgeriſſen.

Unter allen dieſen fröhlichen Figuren war aber eine die freudeſtrahlendſte. Es war Marie. Einzig mit Arthur beſchäftigt, blieb ſie unbeweglich in der Mitte dieſer allgemeinen Rührigkeit, ihr Blick ſchweifte über die Menge hin, ohne ſie zu ſehen; die ganze Welt war aus ihrer Seele gewichen, um nur allein dem Gedanken an ihn Platz zu machen. Um den ſich immer wiederholenden Aufforderungen zum Tanze zu entgehen, ging ſie zu einem Fenſter, öffnete die ſeidenen Vorhänge desſelben, und trat auf den Balkon.

Es war eine ſchöne Märznacht, zwar noch kühl, aber doch ſchon vom Athem des Frühlings durchhaucht, die aufbrechenden Knoſpen und die jungen Veilchen ſandten ihre Wohlgerüche empor. Marie fühlte ſich ſehr erfriſcht, ſie lehnte ſich über den Balkon, und betrachtete die ſternenfunkelnde Nacht lange; dann von einem Gefühle der Frömmigkeit angeregt, faltete ſie die Hände, wie zum Gebet.

Plötzlich vernahm ſie das Rauſchen eines Fenſtervorhanges und einen leiſen Schritt. Arthur ſtand neben ihr.

„Verzeihung,“ ſprach er, „ich habe einen Engel in ſeinen frommen Betrachtungen geſtört.“

Das Mädchen erröthete. „Der Abend iſt ſo herrlich,“ ſagte ſie, „daß ich mich eines andächtigen Gefühles nicht erwehren konnte. Spotten Sie über dieſe Schwäche nicht!“

„Ich ſpotten? Meinen Sie, ich ſei auch ohne Glauben, weil ich ohne Hoffnung bin!“

„Und warum ohne Hoffnung?“ fragte Marie etwas leiſer.

„So fragen Sie, Marie? Kennen ſie mein Herz nicht? Wollen auch Sie ſich in jene Verſtellung hüllen, welche gewöhnlichen Frauen eigen iſt?“

„Nein!“ rief das Mädchen heftig, — „ich habe Sie verſtanden. Aber Sie, Arthur?“

„Ich? Ich weiß, daß meine Liebe Ihr Herz getroffen hat, aber ſo viele Hinderniſſe thürmen ſich gegen uns auf. Sie werden es müde werden, Marie, für einen Unglücklichen zu kämpfen, der Ihre Opfer nur durch neue Schmerzen bezahlen kann.“

„Sie ſprechen von Opfern — ich habe daran nie gedacht, ich kenne nur das Glück, von Ihnen geliebt zu werden.“

„O meine Marie! Dies Geſtändniß öffnet mir einen Himmel, Sie lieben alſo? Sie lieben mich? — O wiederholen Sie mir dieſes Wort, in dem meine ganze Seligkeit liegt.“

Erröthend antwortete das Mädchen: „Ja ich liebe Sie, und nie wird dies Herz für einen Andern ſchlagen, das ſchwör' ich Ihnen!“

Ein Blitz des Triumphes flammte nach dieſer Verſicherung aus Arthur's Augen. Das junge Mädchen lächelte wie ein Engel. Beide ſchwiegen einen Augenblick, während welchem Marien's Hand in jener Arthur's, und ihr Köpfchen auf ſeinen Schultern ruhte.

Plötzlich deutete Arthur auf einen Stern, der am Horizonte dahin flog und in der Nacht erſtarb. „Siehſt du, ſagte er, „er leuchtete nur einen Augenblick, er durchlief die Bahn in einer Sekunde, wozu ſeine Brüder eine Ewigkeit brauchen; ſo wird vielleicht auch mein Schickſal ſeyn. Wer weiß, ob ich nicht in dieſem Augenblicke alles Glück erſchöpfte, welches für mich aufbehalten iſt.“

„Sei nicht ſchwach, Arthur, und laſſ' dich nicht von einem Mädchen beſchämen, das auf Gott und dich vertraut.“

In dieſem Augenblicke gab die Muſik, welche bisher geſchwiegen hatte, auf's Neue das Zeichen zum Tanze. „Laſſ' uns zur Geſellſchaft zurückkehren," ſprach Arthur, „eine längere Abweſenheit könnte bemerkt werden."

Er ging der Erſte, das Mädchen folgte ihm. Als ſie an einer Gruppe von Frauen vorüber ging, welche nahe am Fenſter ſtanden, vernahm ſie ein ſchlecht verhehltes Kichern, dann eine Stimme, welche ſpöttiſch bemerkte: „Sie haben Beide friſche Luft geſchöpft!"

Marie hörte dieſe Worte, wie die Seligen das Getöſe der Erde hören; ſie trug in ihrer Seele zu große Luſt, als daß ein Scherz ſie hätte betrüben können.

IV.

Arthur an Marie.

„Alle haben es mir geſagt Marie! Haben ſie gelogen, oder haſt Du mich hintergangen? Gelogen? Und warum ſollten ſie? Was kann ihnen daran liegen, ob Du die Gattin des reichen Grafen von Winnenſtein, oder des armen Künſtlers Arthur Rellheim biſt? — Und doch, ſie haben es geſagt, weil es ſo iſt, und Du haſt geſchwiegen, weil du mir verſprochen haſt, ewig die Meinige zu ſeyn. Ich ſehe es wohl ein, Du wollteſt meine Hoffnungen nicht mit einem Male vernichten. Und doch hätte es ein einfaches Mittel gegeben, mir mit wenigen Worten Alles zu entdecken, ohne zu erröthen. Du hätteſt nur zu ſagen gebraucht: „Ich heirathe einen reichen Grafen," und ich hätte Alles begriffen. Denn außer Deinem kindlichen Gehorſam, weiß ich auch, daß es Titel und Würden gibt, denen man nicht widerſtehen kann.

Lebe wohl, und ſei glücklich!“ Arthur.

Marie an Arthur.

„Wenn es auch in meinem Leben etwas gab, was ich Dir verſchwieg, ſo verdiene ich doch deine Vorwürfe nicht. Ich wollte Dir nur einen Schmerz erſparen, der in unſerer Lage nichts geändert hätte. Wenn ich Dich ruhig ſah, ſo beſaß ich nicht die Kraft, dieſe Ruhe zu ſtören.

Du biſt immer voll Zweifel und Verdacht, ich nähre die vertrauenvolle Überzeugung Deiner Liebe. Sage mir, was gibt Dir das Recht, an meinem Willen, an meiner Kraft zu zweifeln? Hab' ich nicht für Dich allen Hohn und Spott ertragen? Hab' ich Dir nicht geſchworen, daß ich nie aufhören werde Dich zu lieben? Hab' ich nicht gewagt Dir zu ſchreiben? Und alles Dieſes verſchwindet in Deinem Gedächtniſſe bei den hingeworfenen Worten: Sie heirathet! Ihnen haſt Du geglaubt, und von mir ſagſt Du, ich belüge Dich.

Nein, Arthur, ich war aufrichtig und meiner ſelbſt gewiß, als ich Dir ſagte: ich werde die Deinige, und dies war nicht einer jener Entſchlüſſe, die der nächſte Hauch verweht. Weißt Du auch, was das für ein Menſch iſt, an den man mich feſſeln will? Hätt' ich Dich auch nicht gekannt ich würde ihn ausgeſchlagen haben. Ich bringe kein halbes Opfer — ich habe Dir verſprochen, und verſpreche Dir noch: ich bin die Deinige.“

Marie.

Arthur an Marie.

„Du biſt großmüthig, Marie, willſt Dein Opfer vollenden, und die Meinige ſeyn! Ich danke Dir; aber ich träumte, eine Frau glücklich, nicht zu meinem Opfer zu machen. Ich müßte verzweifeln, ſähe ich Dich in meinen Armen die Vergangenheit beweinen. Du haſt dich ſchon der großen Verlegenheit ausgeſetzt, mit mir zu ſprechen, und einem armen Künſtler zu ſchreiben, welchen Hohn und Spott müßteſt Du noch erdulden, wenn Du ſeinen Namen trügeſt.

Nein, Marie! Du, ſchön, reich und von Allen beneidet, kannſt nicht mein Weib werden. Gott hat ſeine Sterne nicht für ſtürmiſche Nächte erſchaffen. Du darfſt Deinen Antheil an den Freuden der Welt nicht hinopfern. Dein ſchöner, weißer Nacken darf nur mit einem ächten Shawl bedeckt ſeyn, und Deine zarten Füßchen dürfen nur auf weichen Teppichen wandeln. Die Natur hat Dich zur Gattin eines Mannes beſtimmt, der auf den Höhen der Geſellſchaft ſteht, warum willſt Du Dich dieſer ſchönen Beſtimmung widerſetzen? Du liebſt jenen Mann nicht? Was liegt daran? Du ſiehſt wohl, daß Liebe nicht zum Glück führt.

Und dann — haſt Du nicht der Beiſpiele genug, daß man mit der Hochzeit beginnt und mit der Liebe endet? Was hat denn der Mann Abſchreckendes? Seine Hände ſind weiß und immer mit reinen Glacéhandſchuhen geziert, ſeine Wangen friſch, ſein Mund lächelnd. Er iſt ein vollkommener Mann und Du wirſt eine glückliche Gattin.

Auf der anderen Seite, welch einem traurigen Daſein entgehſt Du! Du weißt nicht, welche Entbehrungen das Leben eines Künſtlers auferlegt. Was könnte ich Dir bieten?

Ein Paar Zimmerchen im oberſten Stockwerke, mit weißen Gardinen und einfachen Möbeln, höchſtens ein Roſenſtöckchen und ein Vergißmeinnicht vor dem Fenſter, oder Blumen in einem Glaſe, die ich ſelbſt gepflückt habe. Ein Rohrſopha, nur für uns Beide breit genug. Ich würde Dich da mit meinen Armen umſchließen müſſen, damit wir Beide bequemer ſäßen, Du würdeſt meine Stimme hören, nur meinen Mund Dir zulächeln ſehen.

Im Winter würdeſt Du Dich mit etwas Lectüre begnügen und die eigenen Erzeugniſſe meiner Muſe von mir anhören müſſen. Du würdeſt keine Beſuche empfangen, und langſam und langweilig würden Dir die Stunden verfließen, mit mir allein, den Du ſchon ganz kennſt, deſſen Herz Du in ſeinen tiefſten Tiefen erforſcht haſt, und der Dir Deine Aufopferung nur mit einem zärtlichen Blick oder mit einem Händedruck belohnen könnte. Nein, nein! Du würdeſt zu viel verlieren. Bleibe an Deinem Platze, Marie, und lebe wohl!

Arthur.“

Marie an Arthur.

„Was hab' ich Dir gethan, Grauſamer, daß Du mich ſo betrübſt? Ich habe Dir meinen Schwur freiwillig gegeben, und hätte ich es nicht, ich würde ihn noch leiſten. O nein, nein! ich bringe Dir kein Opfer, mein Freund, denn ich kann nur in Dir und mit Dir leben. An Deiner Seite wandelt ſich mir Alles zu Freuden um, und die bezahlten Freuden der Welt ekeln mich an.

Du haſt ſpottend mir das Bild meines künftigen Lebens mit Dir entworfen, und für mich war es das angenehmſte Gemälde.

O wie freue ich mich auf die Paar Zimmerchen im oberſten Stockwerke, wenn ich ſie mit Dir bewohnen kann! Ich werde nicht hinauf ſchleichen, ſondern hinauf ſpringen; die Blumen, welche Du gepflückt haſt, ſollen meine einzige Zierde ſeyn. Du wirſt ſchon ſehen, ob mich Gott für die große Welt beſtimmt, und ob ich mein kleines Hausweſen nicht zu führen verſtehe. Nein, ich bin nur für die reinen, heiligen Freuden der Häuslichkeit geſchaffen. Meine Wangen werden nicht erblaſſen, ſondern neu erröthen, und mein Buſen ſich unter einem leinenen Tuche höher und freudiger heben.

Dein Brief hat mir nur durch den Gedanken Schmerzen verurſacht, daß Du ſelbſt leideſt. Lebe wohl, und liebe mich, es iſt jetzt Deine Pflicht.

Marie.“

Arthur an Marie.

Verzeihung, Verzeihung, Marie, daß ich Dein treues Herz verwundete. Aber Du weißt nicht, was ich leide, wenn ich bedenke, daß meine ganze Erdenſeligkeit mit einem Male vernichtet ſeyn kann.

Vergleiche unſere beiden Lagen nicht. — Du biſt der Engel, an welchen jeder Menſch ſein Erdenſchickſal knüpfen möchte, ich bin ein Paria, von Allen zurückgeſtoßen. Kann es unter den Vielen, die um Deine Liebe buhlen, nicht Einen geben, welcher Dir mehr Liebe verſpricht, als Du von mir hoffen kannſt?

Bedenke wohl! Du mußt nicht nur mit einem Vorurtheile, nicht nur mit der Welt, ſondern mit Deiner ganzen

Familie brechen, wenn Du mir angehören willſt. Glaubſt Du denn, ich allein werde Dir Alles erſetzen können, was Du von Dir wirfſt? Ich fühle die Kraft nicht in mir, Dich ganz glücklich zu machen, wirſt Du genug Kraft beſitzen, es zu ſeyn? Hoffeſt Du vielleicht, Deine Familie werde endlich nachgeben? Du irrſt! Sie würden Dich eben ſo gut einem Galeerenſklaven, als mir, zum Weibe geben. Auch ich bin ein Galeerenſklave Eures Geldadels. Auf meiner Stirn habt Ihr die Worte: „Arm und bürgerlich“ eingebrannt, und in dieſen Worten allein iſt alle Schmach vereinigt. Bedenke, Marie, welche Kraft dazu nöthig iſt, gegen alle eingewurzelten Vorurtheile der Welt zu kämpfen, und komme nicht zu mir, wenn Du Deiner nicht ſicher biſt, denn ich würde Deine Reue nicht überleben.

Ich habe nun meine Pflichten erfüllt, Dir Alles vorgeſtellt, nun wähle zwiſchen Deiner Familie und Deinem

Arthur.“

Marie an Arthur.

„Ich wähle Dich, Dich, Arthur! Kannſt Du noch zweifeln? Aber warum deßwegen mit meiner Familie brechen? Ich würde Vater und Mutter tödten, wenn ich ſie verließe. Können wir nicht warten? Ich bin ihr einziges, ihr geliebtes Kind, ſie werden endlich nachgeben, ich darf es Dir verſichern, denn ſie werden mich ohne Dich unglücklich ſehen — dann werden ſie Dich ihren Sohn nennen.

Ich wiederhole Dir noch einmal, ich liebe Dich mehr, als alles Andre, was ich liebe, aber dieſe Liebe darf nicht das Leichentuch ſeyn, welches ich über die ganze andre Welt werfe. Du biſt ein guter, edler Menſch, und dieſer Edelmuth iſt es eben, der mich an Dich zog und an dir feſthält. Warum wollteſt Du nicht einige Monate unſers Glückes für die Ruhe meiner Eltern opfern? Laſſ' uns harren und hoffen!

Marie.“

Arthur an Marie.

„Ich habe Dir bereits geſagt, Marie, der Muth eines Kindes, welches die Augen zudrückt, um den Gegenſtand ſeines Schreckens nicht zu ſehen, und ſo blind auf ihn zugeht, genügt hier nicht. Laſſ' uns harren und hoffen! ſagſt Du, und zu welchem Zwecke? Je mehr Dich Deine Eltern lieben, deſto unerbittlicher werden ſie ſich zeigen, Dir ein beſcheidenes Glück zu gönnen, da ſie Dir ein außerordentliches beſtimmt haben. Rang und Vermögen ſind die himmliſchen Gefilde, in welche ſie Dich verſetzen wollen, ihre Meinung iſt gut, und auch Du wirſt wohl daran thun, ihnen als gehorſame Tochter zu folgen.

Nein, Marie, ich will nicht angſtvolle Jahre in der Erwartung deſſen, was nie kommen wird, dahinleben. Vielleicht hoffſt Du auf jene Zeit, wo Du allein auf der Erde ſtehen wirſt! allein wer weiß, ob dann, wenn Du um Dich nur Gräber erblicken wirſt, nicht auch das einzige Herz, welches für Dich ſchlägt, ſchon gebrochen iſt.

Wenn Du aber durchaus ſo willſt, ſo laſſ' uns harren, damit Du zwiſchen zwei Särgen Deinen Brautkranz aufhängen kannſt.

Arthur.“

V.

Die Heirath Marien's mit dem Grafen von Winnenſtein, früher als bloße Möglichkeit, dann als Plan beſprochen, wurde jetzt als Beſtimmtheit verkündet. Vergebens hatte das Mädchen gefleht, die Knie ihrer Mutter umfaßt — dieſe hatte ſie mit Sanftmuth getröſtet, aber ihren Bitten nicht nachgegeben. Sie war eine jener Frauen, die einen eiſernen Arm unter einem ſammtnen Handſchuh haben.

Marie wollte, als alle Hoffnung verſchwand, geſtehen, daß Liebe zu einem Andern ihr Herz erfülle, aber bei den erſten vertraulichen Worten gebot ihr die Mutter Stillſchweigen. Sie zog die Tochter lächelnd in ihre Arme, drückte ſie an ihre Bruſt, und erklärte ihr mit ruhigem, aber gebietenden Tone, daß keine Gründe ihren Entſchluß wankend machen können.

Marie war außer ſich, ihr ganzer Muth gebrochen, ſie beſaß nur mehr die Kraft zu weinen, und die Hoffnung zu ſterben.

Indeſſen war ihre Liebe dadurch nur noch gewachſen. Ihre romantiſchen Ideen hatten ſich bei den Hinderniſſen, welche ſich ihren Wünſchen entgegen ſtellten, nur noch mehr exaltirt. Auch die Briefe Arthur's trugen täglich dazu bei, ihre Leidenſchaft immer mehr anzufachen, und je unüberſteiglicher die Schwierigkeiten ſich zeigten, je größer die Opfer waren, welche gebracht werden mußten, je mehr fing ſie an, ihre unglückliche Lage lieb zu gewinnen, und ſie klammerte ſich an einen Traum, den ihr der Gedanke an gänzliche Ergebung vergoldete.

Indeſſen wurde Arthur's Flehen immer dringender, und eines Tages erhielt Marie ein Billet, welches nur die Worte enthielt: „Entſcheide! Entſcheide! Was es auch immer ſei, aber nur eine Entſcheidung! Wenn du mir dieſe verweigerſt, ſo hörſt du nichts mehr von mir!“

Marie antwortete, und verſprach Alles, bat aber noch um Zeit; ſie hoffte noch auf Alles, worauf der Menſch noch hofft, wenn ihm die Vernunft ſagt, daß er keine Hoffnung mehr habe. Arthur antwortete nicht. Zwei Tage verfloſſen, ſein Schweigen dauerte fort. Marie bebte. Bald wurde ihre Ahnung Verdacht, ihr Verdacht Gewißheit. Sie ſchrieb dreimal an Arthur, ohne eine Antwort zu erhalten. Drei Nächte durchwachte ſie, zum Himmel flehend, er möchte ihr ein Zeichen geben, was ſie beginnen ſolle. — Vergebens!

Der Tag erſchien, wo ſie ihn in einer Geſellſchaft gewöhnlich ſah. Sie betrat den Saal in dem Augenblicke, wo man ihn erhellte. Sie wartete. Die Gäſte kamen nach und nach an, nur Einer kam nicht. In jedem Augenblicke, wo die Bedienten die Thüre öffneten um einen neuen Ankömmling anzumelden, zitterte Marie, allein es ſchlug 10 Uhr und der erſehnte Name ward noch nicht genannt. Eine düſtere Muthloſigkeit bemächtigte ſich des armen Mädchens.

Endlich öffnete ſich die Thür nochmal, Marie erhob ſich, der Bediente meldete: „Herr Raimund Wilker!“ Marie ſank wieder auf ihren Stuhl zurück.

Raimund, nachdem er ein Paar Mal im Salon auf und nieder gegangen war, und ſeine Artigkeiten links und rechts ausgeſpendet hatte, erblickte Fräulein Felling, trat auf ſie zu, und ſprach: „Ich hoffte kaum das Glück zu haben, Sie dieſen Abend zu treffen, mein Fräulein, Sie werden ſo ſelten.«

»Ich gehe wenig aus,« liſpelte Marie, »auch war ich leidend.«

»Das erfuhr ich durch Arthur.«

Bei dem Namen Arthur erhob Marie lebhaft die Augen, als ob ſie erſt jetzt vernehme, daß Raimund Arthurn kenne.

»Haben ſie ihn erſt kürzlich geſehen?« fragte ſie ihn leiſe, aber heftig.

»Ich komme von ihm.«

»War er wohl?«

»Ja, hm! ſo ſo.«

»Und warum kam er nicht?«

»Ich weiß es nicht, er wollte nicht, er iſt ſehr traurig.«

Alle dieſe Antworten wurden mit ſichtbarer Verlegenheit ertheilt, und Raimund's Geſicht wurde dabei plötzlich ſo ernſt, daß ſich Marie von einer Eiſeskälte durchſchauert fühlte.

»Mein Gott,« rief ſie, »iſt Herrn Nellheim vielleicht etwas Unangenehmes begegnet?«

»Ich weiß es nicht, aber ſeine Lage beunruhiget mich; er gibt ſich einem ſtummen Brüten hin, ich kenne die Urſache nicht, aber ich fürchte die Folgen.«

»Was ſagen Sie?«

»Ich wollte dieſen Abend bei ihm bleiben, allein er verweigerte es, und zwang mich, ihn zu verlaſſen, mit einer Art von Ungeſtüm, die ich mir nicht erklären kann, und als ich ihn verließ, drückte er mir die Hand mit ſeltener innerer Bewegung, und ich glaubte eine Thräne in ſeinem Auge zu ſehen. Mir ſcheint, er iſt des Lebens überdrüßig."

Marie hörte nichts weiter, ſie ſtieß einen lauten Schrei aus, und wurde ohnmächtig.

In der darauf folgenden Nacht ſtieg ſie blaß, zitternd und geheimnißvoll in den Garten hinab. Die Nacht war dunkel, und eben ſchlug es 12 Uhr. Die Arme ſetzte ſich in eine Laube, und Thränen entſtrömten ihren Augen. Nach wenigen Augenblicken ließ ſich ein Geräuſch vernehmen, die Gartenthüre öffnete ſich, und Arthur's Arme umfaßten ſie.

VI.

Drei Jahre nachher gingen mehre elegante Damen und junge Herren in der Allee ſpazieren. Eine offene Caleſche fuhr auf dem daneben liegenden Fahrwege neben ihnen langſam daher.

„Iſt das nicht Arthur Rellheim?" fragte eine Dame einen Herrn, der ſie am Arme führte.

„Allerdings iſt er's," antwortete dieſer.

„Aber warum in Trauerkleidern?"

„Sein Schwiegervater iſt geſtorben. Dieſe Trauer trägt ihm eine jährliche Rente von wenigſtens 40,000 fl. ein."

„Aber die Dame, die neben ihm ſitzt, trägt keine Trauer."

„Iſt auch nicht ſeine Frau. Iſt die Tänzerin Belloni, mit der er ein Liebesverhältniß hat."

In dieſem Augenblicke grüßte Arthur den jungen Mann, der geſprochen hatte.

„Kennen Sie ihn?"

„Sehr gut," antwortete Raimund lächelnd, „ich habe ihn ja eigentlich verheirathet."

„Aber es ſoll ja eine Heirath aus Liebe geweſen ſeyn, und eine Entführung ſogar Statt gehabt haben?"

„Allerdings. Die Eltern wollten nicht darein willigen, und da mußte das Mädchen durch verſchiedene Komödiantenkniffe dahin gebracht werden, mit ihm zu entfliehen. Dazu trugen ich und die Bläſſe Arthur's am meiſten bei."

„Ich habe letzthin ſeine Frau geſehen, ſie ſieht ſehr leidend aus," fiel ein junger Herr ein.

„Sie iſt krank, und welkt hin," antwortete Raimund.

„Ja, das kommt von den überſpannten Romanenideen," ſagte die Dame achſelzuckend.

„Die wird am Ende noch im Narrenhauſe enden, wenn ſie nicht bald hinüber geht," ziſchelte ein dicker Herr. „Ich habe meiner Tochter verboten, mit ihr umzugehen."

„Ganz recht," riefen Alle, und ſetzten ihren Spaziergang fort.

Die Ohrgehänge.

Erzählung aus dem Leben.

Ein reicher Weinhändler in einer Hauptſtadt am Rheine, deſſen Keller voll von den vorzüglichſten Gewächſen war, Herr Wilke, ein Mann ſchon über die ſechzig, nahm in dem Zimmer hinter ſeinem Verkaufsgewölbe mit einem jüngern Freunde, der auch mit Weinen handelte, das Frühſtück ein. Beide koſteten eine Bouteille Laubenheimer, und ſchlürften denſelben als wahre Kenner durch die Lippen, um ſein Bouquet und ſeinen Geiſt ganz zu genießen, als ein Getöſe im Verkaufsgewölbe ihre Blicke nach der Glasthür lenkte, welche in das Verkaufsgewölbe führte. Ein halbes Hundert Bouteillen waren von der Stelle herabgefallen und lagen auf dem Boden in tauſend Scherben und in ihrem koſtbaren flüſſigen Inhalt.

„Ach! mein Johannisberger! mein Johannisberger!“ ſchrie Wilke aufſpringend, aber gleich ſetzte er ſich wieder, drückte die Daumen ein, wie ein Menſch, der ſeinen Zorn zurückzuhalten verſucht, und trank ſeinen Wein.

Es war eine alte Frau, die Dienerin im Magazine, welche die Ungeſchicklichkeit begangen und den Schaden verurſacht hatte. Während ſie nun die Scherben auflas und den Boden reinigte, ſagte Wilke's Freund zu ihm:

„An Ihrer Stelle jagte ich die alte Perſon fort. Wie viel koſtet Sie dieſer Wein?“

„Vierzig Kreuzer die Bouteille.“

„Und wie theuer verkaufen Sie ihn?“

„Einen Gulden dreißig Kreuzer.“

„Da haben Sie alſo 75 Gulden verloren. Sie ſind doch ſonſt etwas heftig. Sie haben ſchon mehre Commis um viel geringeres Vergehen weggejagt, ich begreife Ihre Nachſicht für dieſes alte Weib nicht.“

„Wollen Sie, daß ich Ihnen eine kleine Geſchichte erzähle?“ fragte Herr Wilke.

Der Gaſt merkte wohl, daß Wilke eine unangenehme Erinnerung verſcheuchen wollte, er füllte ſein Glas und antwortete: „Erzählen Sie, ich höre.“

Wilke begann:

„Im Jahre 1803 beſaß dieſe Weinhandlung ein gewiſſer Kanter, ein feiner, auch etwas geiziger Mann, der nachdem er ſich zu dieſer Zeit ein kleines Vermögen erworben hatte, ſein Lager aufzuräumen und ſeine einzige Tochter zu verheirathen ſuchte, welche ihn als Witwer etwas genirte. Sein Lager war gut, ſeine Tochter hübſch und artig, die beiden Geſchäfte konnten alſo ohne Schwierigkeit vereint abgemacht werden. Und er hatte auch einen Commis Namens Jakob, einen jungen lebhaften und ehrgeizigen Burſchen, dem Handlung und Tochter ſehr willkommen geweſen wären. Nicht als ob Jakob in Roſinen verliebt geweſen wäre, nicht im mindeſten, aber er ſah ſie für eine gute Partie an und für ein haushälteriſches, arbeitſames Mädchen, die einem Geſchäfte wohl aufhelfen konnte, und wenn ich noch dazu füge, daß Jakob erſt vor Kurzem von ſeinem Oheim eine kleine Erbſchaft gemacht hatte, ſo begreifen Sie wohl, daß er ohne großer Eigenliebe um Roſinen werben und auf das Jawort hoffen durfte. Eines Morgens, als eben keine Kunden im Magazin waren, und Kanter majeſtätiſch in ſeinem Comptoir ſaß, ſprach er zu Jakob: „Junge! du wirſt dir einen anderen Dienſt ſuchen müſſen.“

„Warum das, Herr?“

„Weil ich meine Handlung verkaufen und meine Tochter verheirathen werde.“

„Und an wen denn?“

„An einen gewiſſen Herrn Dorner, der ein braver Mann iſt und Thaler beſitzt. Es iſt ein gutes Geſchäft für ihn und für mich.“

„Und Mamſell Roſine?“

„O! die wird gehorchen. Das Mädel lieſ't keine Romane und hat keine Liebeleien, ſie wird thun, was ihr Vater will. Ich weiß keinen Fehler an ihr, als daß ſie ſich gar zu gerne putzt, aber das wird mit der erſten Liebe ſchon vergehen.“ —

„Und die Sache iſt ſchon abgeſchloſſen?“ fragte Jakob.

„Morgen wird ſie es werden. — Aber was kümmert das dich?“

„Ja, ſehen Sie,“ antwortete Jakob etwas verlegen, „wenn Sie wollten, ſo würde ich Ihre Handlung kaufen und Ihre Tochter heirathen.“

„Du?“ fragte Kanter, in lautes Lachen ausbrechend, „du? O mein armer Junge! dazu gehört Geld, um meine

Handlung zu bezahlen, und was meine Tochter anbelangt, nu du ſiehſt ja doch auch den Unterſchied zwiſchen ihr und dir.“

„Was wollen Sie für ihre Handlung haben?“

„Mindeſtens 8000 Thaler.“

„Und was geben Sie Ihrer Tochter als Mitgift?“

„Ich werde ihr 4000 Thaler mitgeben.“

„Ihr künftiger Schwiegerſohn muß alſo noch 4000 Thaler daraufgeben.“

„In guter Münze, mein lieber Jakob.“

Jakob zog eine alte Brieftaſche aus ſeinem Sack und öffnete ſie langſam, indem er zu Kanter ſagte: „Sie kennen mich, Herr Kanter, ich verſtehe das Weingeſchäft, bin fleißig und ſparſam, ich möchte gerne auch einmal Herr werden und ich hoffe, ich werd's dahin bringen. Wenn Sie mir nur ein bischen helfen wollten, ſo ließe ſich die Sache machen.“

„Helfen? ja wie? du haſt ja kein Geld.“

„O ja, ich beſitze 2000 Thaler;“ und alſo ſprechend zog er 4 Bankbillets, jedes zu 500 Thaler aus ſeiner Brieftaſche und breitete ſie vor Kanter aus. „Geben Sie mir,“ fuhr er fort, „Ihre Tochter zum Weibe und vier Jahre Zeit, um Ihnen die noch ſchuldigen 2000 Thaler ſammt Intereſſen abzuzahlen.“

Der alte Kanter beſah die Papiere, erkannte ihre Giltigkeit, dann gab er ſie mit den Worten zurück: „Ich gebe keinen Credit, damit verliert man ſein Geld und ſeine Kunden;“ verließ das Comptoir und ſtieg, ohne mehr ein Wort zu ſprechen, in ſein Zimmer hinauf.

„Der alte Geizhals!“ murmelte Jakob zornig vor ſich hin, „er kennt nur was klingt.“ Er ſteckte ſeine mäßige Habe wieder in den Sack und ſetzte ſich an's Comptoir. Eine Bouteille Rüdesheimer ſtand aber vor ihm, er ſchenkte ſich ein Glas ein und trank, indem er die reichen Leute verwünſchte, die gar nichts für einen Armen thun wollen. Er trank ein zweites Glas, und ein drittes, das Blut rollte ihm ſchneller durch die Adern und ſein Kopf wurde heiß, die Luft im Comptoir ſchien ihm drückend und da eben ein zweiter Commis, ſein Kamerade, zurück kam, ſo verließ er das Comptoir, um im Freien ſeine üble Laune und die Aufregung, die ihm der Wein verurſacht hatte, zu verlieren.“

Herr Wilke trank bei dieſen Worten auch ein Glas Laubenheimer, ſchöpfte friſchen Athem und fuhr in ſeiner Erzählung fort.

„Ich rede hier von einer Zeit vor vierzig Jahren. Damals war in unſerer Stadt noch ein Spielhaus, welches jetzt, dem Himmel ſei Dank, abgeſchafft iſt. Jakob ſtand vor demſelben, er war nicht betrunken, allein er hatte auch nicht ſeine gewöhnliche Ruhe und Überlegung, er wollte ſich auch zerſtreuen und trat in das Spielhaus ohne Zweck, ohne Luſt zu ſpielen, blos um die Zeit zu vertreiben und ein für ihn neues Schauſpiel zu ſehen. Bald aber blendete ihn das Gold, welches er auf dem grünen Teppich rollen ſah, er folgte dem Spiele mit großer Aufmerkſamkeit, und bemerkte wie Dieſer und Jener die geſetzte Summe verdoppelte und vervierfachte. Er durfte ja nur auf die Farbe ſetzen, die erſcheinen wird, und ſein Einſatz iſt verdoppelt, der Gedanke, ſein Glück zu verſuchen, wurde in ihm rege, er ſuchte ihn

Anfangs zu verſcheuchen, aber bald wurde er vertrauter mit ihm und die Hoffnung, daß er in wenigen Minuten ſeine Habe verdoppeln, dann die 4000 Thaler vor Kanter hinlegen, ſeine Handlung kaufen und ſeine Tochter heirathen könne, ergriff ihn allgewaltig. Es ſchien ihm endlich ſogar unmöglich, daß er verlieren könne, doch zauderte er noch, eine ſo bedeutende Summe zu wagen. 500 Thaler auf einmal, eine große Summe! Aber er hatte nur die vier Banknoten jede zu 500 Thaler bei ſich, und er dachte nicht daran, daß er an einem Orte ſei, wo man ihm nach Wunſch jede Summe in kleinere umſetzen kann. Zitternd alſo, und nachdem er eine der Banknoten zweimal entfaltet und wieder zugemacht hatte, warf er ſie endlich auf den grünen Teppich hin. Von dem Augenblicke an ſah er aber auch gar nichts mehr, nicht die Spieler, die ihn umgaben, nicht den Croupier mit ſeinem Rechen bewaffnet, Alles ſchwamm ihm vor den Augen, und er hörte nicht einmal die Stimme, welche Verluſt oder Gewinn verkündete.

„Mein Herr!“ ſagte endlich einer ſeiner Nachbarn zu ihm; „wollen Sie immer fort auf Roth ſetzen? Die Farbe ſchlägt nun ſchon dreimal ein.“

„Dreimal? Was wollen Sie damit ſagen? Was iſt mit meinem Einſatz geſchehen.“

„Er iſt da! Sie können all das Geld nehmen, und an Ihrer Stelle würde ich es auch thun und das Glück nicht weiter verſuchen.“

„Wie? alle die Banknoten ſind mein?“

„Freilich. Zählen Sie nur, Sie haben 500 Thaler geſetzt und gewonnen, das macht 1000, ſie haben das Ganze ſtehen gelaſſen und von Neuem gewonnen, das macht 2000, dann haben Sie zufällig mit dem Ärmel 1500 Thaler zu ſich geſtreift und noch 500 ſtehen gelaſſen und damit wieder 500 gewonnen und ſomit beſteht Ihr ganzer Gewinn in 2000 Thalern.“

„Ich habe 2000 Thaler gewonnen!“ ſchrie Jakob, indem er ſich über die Banknoten warf, die er auf der Stelle zurückzog, und in die Taſche ſteckt. In wenigen Augenblicken war er auch aus dem Spielzimmer, aus dem Hauſe und ſaß vergnügt an der Seite des Herrn Kanter, den er ſchon als ſeinen Schwiegervater anſah. Übrigens beſchloß er, das Mittel nicht zu entdecken, wodurch er ſich das Geld verſchafft hatte, ſondern eine kleine unſchuldige Lüge zu wagen.

„Wohlan, Vater Kanter,“ ſagte er, „jetzt, hoffe ich, werden wir einig werden, ich bringe die 4000 Thaler.“

Kanter machte große Augen. „Ja, wenn du die 4000 Thaler haſt,“ antwortete er, „ſo ſind meine Handlung und meine Tochter dein, denn ich muß dir geſtehen, daß ich dich dem Dorner vorziehe. Allein es fehlten dir dieſen Morgen 2000 Thaler, und jetzt haſt du ſie? Du haſt ſie alſo zu leihen genommen, das beweiſt, daß du Credit haſt.“

„Ich ſchwöre Ihnen, daß dieſes Geld mein Eigenthum iſt, und daß ich keinen Heller zu leihen genommen habe.“

„Dann haſt du mir dieſen Morgen vorgelogen.“

„Nein, ich habe Ihnen nur nicht alle meine Hilfsmittel genannt. Ich habe dieſe Summe, welche mein iſt, bei meinem Notar erhoben.“

Das Geld wurde vorgezeigt, und Handel und Heirath abgeſchloſſen. Kanter wollte die ganze Sache mit der gehörigen Formalität abmachen; er ſtellte die Brautleute einander vor, obwohl ſie ſich ſchon kannten, und erlaubte Ihnen eine Stunde mit einander ſpazieren zu gehen und ſich den Leuten zu zeigen. Sie lebten mit einander ſchon lange unter Einem Dache, ohne daß zwiſchen ihnen die Rede von Liebe oder Heirath war, und ſie mußten ſich daher Vieles zu ſagen haben. Jakob kletterte in ſein Dachſtübchen hinauf, um ein wenig Toilette zu machen. Roſine zog ihr hübſcheſtes Kleid an, und ſie gingen Arm in Arm mit einander fort. Sie kamen auf den großen Marktplatz und Jakob glaubte mit einer kleinen Galanterie beginnen zu müſſen. Er ſagte dem Mädchen, daß er es ſchon lange im Stillen liebe, und daß ihn die Einwilligung des Vaters zum Glücklichſten der Menſchen mache, dann ſprach er von ihrer Zukunft und wie ſie trachten wollten, ihr Vermögen in Kurzem zu verdoppeln. „Unter uns geſagt, liebe Roſine,“ fügte er hinzu, „Vater Kanter verſteht den Weinhandel nicht am beſten, das Alter hat ihn furchtſam gemacht, das Haus muß anders geführt werden; ich werde zuerſt eine Reiſe nach Frankreich vornehmen, um dort Verbindungen anzuknüpfen und Geſchäfte einzuleiten.“

Roſine antwortete auf dieſe Vorſchläge mit Mäßigung und Beſcheidenheit, ſie war nicht abgeneigt das Geſchäft etwas auszudehnen, aber ſie beſorgte, Jakob möchte ſich zu weit führen laſſen, was gefährlich war. Der Jüngling war entzückt darüber, in ſeiner Lebensgefährtin eine ſo mäßige Perſon gefunden zu haben, und wünſchte ſich Glück zu ſeiner Wahl. Bald aber bemerkte er, daß Roſinen's Wünſche mit ihren Worten nicht gleichen Schritt hielten, und daß ſie ganz etwas Anderes im Kopfe habe, als die Ausdehnung ihrer Geſchäfte. Roſine liebte, wie ihr Vater geſagt hatte, den Putz, und ſie dachte ſchon an alle die ſchönen Kleider und koſtbaren Sachen, die ihr Jakob zum Brautgeſchenk machen werde. So gingen ſie auf dem großen Marktplatze dahin, als Roſine plötzlich an dem Laden eines Uhrmachers ſtehen blieb und ausrief:

„Ach Jakob! Jakob! Sehen Sie nur einmal das ſchöne kleine Ührchen.“ Im Auslagkaſten hing eine kleine Damenuhr, deren Gehäuſe emaillirt und mit einer doppelten Reihe feiner Perlen verziert war.

Jakob ſah die Uhr gleichgiltig an, antwortete: „Sie haben recht, das iſt eine ſchöne Uhr und —“ ging weiter.

Einige Schritte weiter befand ſich das Gewölbe eines Juweliers. Roſine blieb wieder am Auslagkaſten ſtehen und auf ein prächtiges paar Ohrgehänge deutend, rief ſie: „O lieber Jakob, Sie wollen mir gewiß zum Brautgeſchenke etwas kaufen, was mir recht große Freude macht, wenn Sie noch nicht gewählt haben, ſo kaufen Sie mir dieſe Ohrgehänge. Sie werden mir eine Erinnerung für's ganze Leben ſeyn, daß Sie meinen erſten Wunſch liebreich erfüllt haben.“

Jakob zögerte einen Augenblick, als er aber in Roſinen's Augen las, daß ihr eine abſchlägige Antwort großen Schmerz verurſachen würde, ſagte er: „Wohlan! ſo gehen wir in das Gewölbe, um die Ohrgehänge näher zu beſehen.“

Und ſie traten in das Gewölbe. Der Kaufmann zeigte ihnen die Ohrgehänge, und legte ſie in die Hände des Mädchens. Als Roſine ſie berührt und bewundert, und als der

Kaufmann verſichert hatte, daß dies die reinſten und ſchönſten Diamanten ſeien, die man finden könne, verdoppelte ſich ihre Begierde ſie zu beſitzen.

„Wie theuer halten Sie die Ohrgehänge?“ fragte Jakob.

„Ich habe vor wenigen Tagen 200 Thaler ausgeſchlagen, aber ich gebe ſie Ihnen für 180 Thaler.“

Bei dieſen Worten that Jakob einen Schritt zurück. — „Das iſt ſehr theuer!“ ſagte er endlich mit einem ſchlecht zurückgehaltenen Seufzer.

„Nicht im Geringſten,“ antwortete der Kaufmann, indem er den Schmuck wieder in den Auslagkaſten zurückſtellte.

„Wir wollen uns beſinnen,“ verſetzte Jakob, indem er Roſinen mit ſich aus dem Gewölbe zog und fortging.

Die einfachſte und unſchuldigſte Frau beſitzt doch immer das Talent, den Mann, der von ihr etwas erwartet, zu dem zu bewegen, was ſie will, und Jakob bedurfte ja ihrer Einwilligung zur Heirath. Die beiden künftigen Ehegatten ſprachen lange kein Wort, aber Roſinen's Schweigen war um ſo beredter und als ſie zum Hauſe des Vaters kam, ſprach Jakob nur noch die Worte: „Seien Sie ruhig, Roſine, Sie ſollen die Ohrgehänge haben.“

Jakob bedachte nun freilich, daß Roſinen's Verlangen unbeſcheiden, ja ſogar lächerlich ſei. Doch das Mädchen ſehnte ſich nach den Ohrgehängen und er hatte verſprochen ſie zu verſchaffen. Das ging über ſeine Kräfte, allein da die Weinhandlung und Roſinen's Hand miteinander vergeben wurden, ſo mußte er ſich ihr gefällig beweiſen. Er ſah wohl ein, daß eine Hochzeit ſehr koſtſpielig ſei. Er bedurfte Geld zu Brautkleidern, zu Hochzeitsgeſchenken, zur Ceremonie ſelbſt und er möchte doch auch ein Sümmchen für den Anfang ſeiner Ehe und ſeiner Handlung voraus haben. Es waren ihm alſo wohl noch einige hundert Thaler unumgänglich nothwendig, da ſeine Barſchaft nur eben ſo viel betrug, um den alten Kanter zufrieden zu ſtellen.

Wie ſollte er ſich da heraus winden und zwar ſo ſchnell als möglich, denn er wußte wohl, daß er an Dorner einen reichen Nebenbuhler habe. Es gab nur ein Mittel: ſich dort wieder Geld zu holen, wo er das erſte gefunden hatte. Ein gewagtes Mittel, denn das Glück iſt veränderlich; allein er war ja im Glücke, Fortuna hatte ihm ſo freundlich gelächelt, ſie wird ihm ja nicht ſo ſchnell den Rücken kehren. Und was verlangte er denn auch? 500 Thaler. Er trat in das Spielhaus mit dem feſten Vorſatze auch nicht einen Heller mehr gewinnen zu wollen als 500 Thaler. Er ſetzte ſich an den grünen Tiſch gegenüber von dem Herrn, der den verhängnißvollen Geldrechen hielt. Dieſer empfing ihn mit einem Lächeln, er hatte ihn erwartet, er wußte wohl, daß ihm durch den Gewinn der Köder hingeworfen worden ſei, an dem er ſich werde angeln laſſen. Jakob ſah dieſen freundlichen Empfang als eine glückliche Vorbedeutung an. Er beſah ſich einige Augenblicke die Chancen des Spieles und wagte dann eine Banknote von 100 Thalern auf die ihm ſo günſtige rothe Farbe. Er verlor. Nun fehlten ihm 100 Thaler an der Summe für Kanter. Er warf 200 Thaler auf den grünen Tiſch und verlor wieder. „Die rothe Farbe iſt mir nicht mehr günſtig,“ ſagte er, und ſetzte auf Schwarz, ſo ging es fort und in wenigen Minuten hatte er Alles verloren was er früher gewonnen hatte, und es blieben ihm nur ſeine 2000 Thaler, die kleine Erbſchaft, welche ihm ein großmüthiger Oheim hinterlaſſen hatte, ſein ganzes Vermögen. Da tauchte ein Blitzſtrahl der Vernunft in ihm auf. „Fort, fort!“ ſchrie er, „ich will denken ich habe geträumt. Ich gebe Herrn Kanter ſein Wort zurück, Roſine wird Herrn Dorner heirathen, und ich beſitze doch noch ſo viel, um ein kleines Geſchäft zu beginnen.“ Aber es iſt ſo hart auf ein Glück zu verzichten, das man ſchon erreicht zu haben glaubt. Es drohen dem armen Jakob die Vorwürfe des Vaters und der Spott der Tochter. Er konnte ja wieder gewinnen was er verloren hatte, und vielleicht grollte ihm das Glück nur einen Augenblick, um ihn im nächſten ganz zu begünſtigen. Er ſetzte wieder eine Banknote, zwei, vier, alle — und in zehn Minuten war ſein Portefeuille geleert.

Es wäre mir ſchwer,“ fuhr Herr Wilke nach einer kurzen Pauſe in ſeiner Erzählung fort, „Ihnen den Zuſtand zu beſchreiben, in welchem ſich Jakob befand, er wollte den Tiſch umſtürzen, den Croupier tödten, ſich ſelbſt an den lebloſen Gegenſtänden rächen, welche ihn umgaben, allein dieſe Heftigkeit führte zu nichts. Er verließ in Verzweiflung das Haus, und befand ſich unbewußt bald auf dem Marktplatze vor dem Gewölbe des Kaufmannes, dem Beſitzer der unglücklichen Ohrgehänge, die ihn zu Grunde gerichtet hatten. Dieſer ſtand eben vor der Thüre, erkannte ihn und rief ihm zu: „Nun, mein Herr! ich dachte wohl, daß Sie wieder kommen würden um die Ohrringe für das ſchöne Kind zu kaufen.“

„Gehen Sie zum Teufel,“ ſchrie Jakob mit wüthender Stimme, „Sie, das Mädchen und dieſe entſetzlichen Ohrgehänge!“ und er eilte davon, entſchloſſen ſeinem Leben im Rhein ein Ende zu machen. Allein ſein guter Engel hielt ihn zurück. Er brachte die Nacht mit Beobachtungen über die Gefahren des Spiels zu. Am andern Morgen ſchrieb er an Herrn Kanter, gab ihm ſein Wort zurück, und nachdem er einige Thaler von einem Freund, einem Landsmanne, ausgeborgt hatte, verließ er die Stadt, den Wanderſtab in der Hand, zu Fuße.

Jakob war ein braver, redlicher Junge, der Fehltritt, den er machte, verfolgte ihn ſein ganzes Leben hindurch, und dieſe Erinnerung bewahrte ihn vor jedem Rückfall. Er kehrte zu ſeiner alten Mutter zurück, geſtand ſeinen Fehler aufrichtig und ſuchte Arbeit. Mit zwanzig Jahren, wenn man Kraft, Willen, Geſchicklichkeit und Fleiß beſitzt, mangelt die Gelegenheit ſich etwas zu erwerben nicht. Jakob griff Alles an, arbeitete fleiſſig, und gewann von Tag zu Tag mehr, zwar nicht ſo ſchnell, als man auf dem grünen Teppich gewinnt, aber um ſo feſter und haltbarer. Er wurde endlich ſogar reich, und er, der die Hauptſtadt zu Fuße verlaſſen hatte, kehrte nun im eigenen Wagen zurück, aber ohne die Luſt das Spielhaus wieder zu beſuchen. Er bekümmerte ſich auch weder um Kanter noch um ſeine Tochter; denn der Geiz des Vaters war eigentlich Urſache an ſeinem einſtigen Unglücke und die Tochter hatte er nie geliebt. Ja er hatte ſogar einen kleinen Groll gegen den Mann gefaßt, der ihm einen kleinen und kurzen Credit verweigerte.

Eines Tages aber wurden ihm dieſe alten Bekanntſchaften wider ſeinen Willen in's Gedächtniß zurückgeführt.

Er ſuchte ſchon geraume Zeit ein Magazin, wo er ein Depot ſeiner Weine und ein Comptoir als Mittelpunkt ſeiner Operationen etabliren konnte, als er in der Zeitung las, daß das Magazin des Herrn Dorner in Folge ſeines Fallimentes zu vermiethen ſei. Der Name frappirte Jakob eben nicht; denn es gab ja mehre Dorner, aber die bezeichnete Straße und Nummer bewieſen ihm, daß dies dieſelbe Handlung ſei, in welcher er vor vierzig Jahren gedient hatte. Er kannte die vortrefflichen Keller, und ſtand daher nicht an das Magazin zu miethen. Er etablirte ſich daſelbſt, aber wie ganz anders als damals.

Eines Abends, als er in ſeinem Comptoir ſaß und die Monatseinnahme zuſammen rechnete, trat eine bejahrte Frau ein und bat ihn um eine Unterredung.

„Was wünſchen Sie, meine Gute?“ fragte er.

Sie war mit Lumpen bedeckt, ihre Haare grau, ihre Stirne gefurcht, ihr Körper durch Krankheit, Alter und wohl auch durch Elend gebeugt.

„Sie, mein Herr, ſind der Nachfolger des Herrn Dorner?“ fragte ſie.

„Ja.“

„Sie haben ein gutes Geſchäft gemacht, indem Sie ſeine Handlung mietheten, und vielleicht ſind Sie geneigt einiges Mitleid mit ſeiner Witwe zu haben; die viel von der Grauſamkeit ſeiner Gläubiger erdulden muß.“

„Herr Dorner iſt alſo geſtorben?“

„Vor einem Monat.“

„Was kann ich für ſeine Witwe thun?“

„Für's Erſte ihr Arbeit und dadurch Brot geben, und dann — dann — —“ Hier ſtockte die Frau, ſuchte Worte, fand ſie aber nicht und zeigte überhaupt große Gemüthsbewegung. Jakob ſprach ihr Muth zu, dann zog ſie ein kleines Schmuckkäſtchen aus dem Sack, öffnete es und indem ſie Jakob ein paar Ohrgehänge zeigte, ſprach ſie mit Thränen in den Augen: „dann könnten Sie noch ein gutes Werk thun, wenn Sie die Ohrgehänge kaufen wollten.“

Obſchon Jakob ſeit vierzig Jahren dieſe Ohrgehänge nicht mehr geſehen hatte, erkannte er ſie doch auf der Stelle. Es waren dieſelben, die ihm ſo theuer zu ſtehen kamen.

„Sind Sie die Witwe Dorner?“ fragte er.

„Ach ja, mein Herr!“

Er wollte hinzufügen: „So ſind Sie auch Roſine Kanter?“ hielt aber an ſich, und bot der Armen einen Stuhl. „Warum, liebe Frau,“ ſprach er weiter, „wenden Sie ſich lieber an mich, als an einen Andern? Es wäre wohl zweckmäßiger geweſen, ſich mit den Ohrgehängen an einen Schmuckhändler zu wenden.“

„Ach, mein Herr! dieſe Schmuckhändler ſind wahre Juden. Dieſe Ohrgehänge haben 180 Thaler gekoſtet und man will mir jetzt nur 80 dafür geben.“

„Vermuthlich ſind die Diamanten im Werthe gefallen,“ erwiederte Jakob. „Allein Sie trennen ſich vielleicht auch ſehr ſchwer von dieſen Ohrgehängen?“

„Im Gegentheile, mein Herr, ſeit vierzig Jahren haben ſie mir nur Unglück gebracht.“

„Wie ſo?“ fragte Jakob heftig.

Hierauf erzählte Frau Dorner was Jakob ohnedies ſchon wußte. Sie fügte noch hinzu, daß, nachdem ſie

Jakob verlaſſen hatte, ihre Begierde nach dieſen Ohrgehängen ſo groß geweſen ſei, daß ihr Beſitz die erſte Bedingung war, unter welcher ſie Dorner ihre Hand reichte. Daß ihre Ehe dann ſehr unglücklich geweſen ſei, daß Dorner ein heftiger aufbrauſender Menſch, ein Spieler und Säufer war, der ihr ganzes Vermögen verſchwendet und nach einem ſchimpflichen Bankerott im Armenſpital geſtorben ſei, ohne ſeiner Witwe auch nur einen Heller zu hinterlaſſen. „Ach, mein Herr!“ ſchloß ſie weinend, „wären die abſcheulichen Ohrgehänge nicht geweſen, ſo hätte ich einen braven jungen Mann geheirathet, der mich gewiß glücklich gemacht hätte. Ich beſchwöre Sie, kaufen Sie mir dieſen unheilbringenden Schmuck ab, Sie haben gewiß eine Frau oder eine Tochter, der Sie ihn zum Geſchenke machen können.“

„Ich habe weder Frau noch Tochter, aber, Roſine! — ich kaufe Ihre Ohrgehänge.“

„Wie?“ rief die Frau, „Sie wiſſen meinen Namen, Sie kennen mich?“

„Ja, Roſine Kanter, und es iſt nicht das erſte Mal, daß ich dieſe Ohrgehänge ſehe. Ich bin Jakob.“

Als Herr Wilke ſo erzählt hatte, faßte ihn ſein Freund am Arme, um ihn zu unterbrechen.

„Was wollen Sie,“ fragte Wilke! „Ach der Laubenheimer iſt zu Ende, eine friſche Bouteille.“

„Nicht das,“ antwortete der Freund. „Sie heißen ja auch Jakob.“

„Ja, das iſt mein Vorname.“

„Ich denke Sie ſind es ſelbſt.“

„Ja, es iſt meine eigene Geſchichte, die ich Ihnen erzählte. Ich habe nur noch hinzu zu fügen, daß ich die Ohrgehänge kaufte und Roſinen in meinem Hauſe behielt, die arme Frau mag meinetwegen einige Bouteillen zerbrechen, in's Himmelsnamen! Sie bleibt und ſtirbt in meinem Hauſe.“ Dann ſtand Wilke auf, öffnete ſeine Kaſſetruhe und zeigte ſeinem Freunde die Ohrgehänge. „Sehen Sie,“ ſprach er, „dieſe Ohrgehänge, ſie werden mich mein ganzes Leben hindurch daran erinnern, daß der Gewinn im Spiele zu Grunde richtet, ſtatt zu bereichern, und daß das einzige dauernde Vermögen jenes iſt, welches man durch Fleiß und Sparſamkeit erwirbt.“

Der Ehemann, der alle mögliche Sorgfalt für ſeine Frau hat.

Lebensbild nach P. de Kock.

Ihr erkennet einen ſolchen Ehemann auf der Stelle. Auf einem Spaziergange führt er das Kind, wenn er eines hat und richtet ſeine Schritte genau nach jenen ſeiner Frau, er hält den Sonnenſchirm und trägt den Shawl und es vergeht keine Minute, ohne daß er ſie mit beſorgten, faſt zärtlichen Blicken betrachtet und leiſe ſpricht: „Du wirſt dich zu ſehr ermüden, Liebe, willſt du nicht umkehren, mein Schatz? Ich will einen Wagen nehmen, denn im Nachhauſegehen wirſt du die Sonne in den Augen haben. Gib Acht, da iſt eine Grube. Wir wollen etwas langſamer gehen.“

Alle dieſe und viele andere Sorgfaltsbezeigungen des Mannes erhalten gewöhnlich ſtatt aller Antwort eine Bewegung der Ungeduld.

Wenn ein ſolcher Ehemann ſeine Hälfte in's Theater führt, ſo iſt ihm gewöhnlich kein Platz gut genug für ſie. „Meine Gute!“ ſpricht er, „da ſitzeſt du nicht gut, die Frauen vor dir haben alle große Hüte auf.“

Sie gehen weiter zurück, da iſt ihm die Bank wieder zu hart für das zarte Frauchen. Auf der andern Seite des

Parterres zieht die Luft bei der Thüre herein, da könnte das Engelchen Schnupfen bekommen, dann kommt ſie neben einer Frau zu ſitzen, welche von Moſchus riecht, und er duldet es ihrer zarten Nerven wegen nicht.

Die geplagte Frau, müde von dem vielen Herumgehen, ſetzt ſich endlich feſt, und geht ihm nicht mehr von der Stelle.

Das Stück fängt an, die Frau horcht aufmerkſam zu, da flüſtert ihr der beſorgte Mann in die Ohren: „Kind, du biſt blaß, fehlt dir Etwas?“

„Gar nichts, — was ſoll mir denn fehlen?“

„Sieh, lieber Schatz, ich meine nur, es könnte dir etwas fehlen, und du nur aus Gefälligkeit für mich da bleiben. — Das mußt du ja nicht thun.“

„Die größte Gefälligkeit wirſt du mir erweiſen, wenn du mich das Stück ruhig anhören laſſeſt.“

Iſt ein ſolcher Ehemann mit ſeiner Frau irgendwo zum Speiſen eingeladen, ſo verliert er ſie nicht aus den Augen, wenn er auch am andern Ende des Tiſches ſitzt, ſo ruft er ihr zu: „Meine Gute! iß nicht von dieſer Speiſe, die Sardellen verſäuern dir das Blut, — das Beafſteack iſt zu unverdaulich für dich. Du haſt heute ſchon über Leibweh geklagt, du wirſt doch nicht von den kalten Forellen nehmen? — O ich bitte Sie, meine Herren! ſchenken Sie meiner Frau ja keinen Madera ein, er hitzt ſie zu viel.“

Die Frau, ungeduldig über die lächerliche Sorgfalt ihres Mannes, wirft ihm einen böſen Blick zu, und ißt gar nichts, um nur ſeinen Bemerkungen zu entgehen, indeſſen ißt der Herr Gemahl für drei und trinkt von allen Weinen.

Geht das Ehepaar auf einen Ball, ſo läßt der Herr Gemahl zuerſt die Toilette ſeiner Frau die Muſterung paſſiren.

„Dieſes Kleid iſt zu weit ausgeſchnitten, du wirſt dich erkälten,“ oder: „das Kleid iſt dir zu enge, es genirt dich, es muß dich geniren.“

„Ich verſichere dich, lieber Freund, es genirt mich nicht im mindeſten.“

„O ich kenne das, ihr wollt nur immer ſchlank ausſehen, und wißt nicht, was ihr euch durch das Schnüren für Übel zuzieht. Da heißt es dann, Dieſe und Jene iſt an einer Bruſtkrankheit geſtorben, es iſt doch ſonderbar, ſie war ſo gut gebaut, ſo friſch, — ja, glaub's gerne, ſie hat ſich ſo ſtark geſchnürt, daß ſich die Lungenflügel gar nicht ausdehnen konnten.“

„Du ſiehſt ja aber wohl, daß ich meine Finger in meinen Gürtel ſtecken kann.“

„Finger in den Gürtel ſtecken, ja, weil du den Athem einhältſt. Ich bitte dich, Liebe, zieh ein anderes Kleid an, ich fühle mich die ganze Nacht unglücklich, wenn ich dich in dieſem auf dem Ball ſehe.“

Um ein Ende zu machen, muß die Frau ein anderes Kleid anziehen, welches ihr weniger gefällt, und dies raubt ihr ſchon die Hälfte des Vergnügens, welches ſie ſich verſprochen hat.

Auf dem Balle ſelbſt, anſtatt ſeine Frau ungehindert tanzen zu laſſen, und ſich ſelbſt eine andere Unterhaltung zu ſuchen, verliert er ſie nicht aus den Augen, nicht etwa aus Eiferſucht, o nein! er iſt überzeugt, daß ſeine Frau ihn anbetet, weil ſie einſehen muß, daß es nicht einen Zweiten gibt, der ſo viele Aufmerkſamkeit für ſie hat, aber hier, wie überall, will er ſeine Sorgfalt zeigen.

Kaum hat ſeine Frau einen Walzer getanzt, ſo tritt er zu ihr, fühlt ihr an die Stirne, wodurch er ihr die Locken in Unordnung bringt, und ſpricht: „Du biſt ſehr heiß, Liebe, du wirſt doch die nächſte Quadrille nicht mittanzen?“

„Ich muß, ich bin engagirt.“

„Das hätteſt du nicht thun ſollen.“

Die nächſte Quadrille iſt kaum vorüber, und die Frau hat Platz genommen, als der bewegte Ehemann ſchon wieder vor ihr erſcheint, ſich neben ihr ſetzt, und ſpricht: „Du biſt entſetzlich roth.“

„Nun iſt es ein Wunder, daß man roth iſt, wenn man getanzt hat?“

„Ja, roth iſt ſchon recht, aber du biſt Krebsroth, das Blut iſt dir ganz in den Kopf geſtiegen.“

Die Frau beugt ſich zu einer Freundin und frägt ſie, ob ſie denn wirklich eine ſo ganz außerordentlich rothe Farbe habe?

„Ei, Gott bewahre!“ antwortet dieſe, „du ſiehſt nur etwas belebter aus, dein Mann weiß nicht, was er ſpricht.“

Ein Bedienter tritt mit Eis hinzu, und präſentirt es der Frau, welche ſich anſchickt, es zu eſſen, da nimmt ihr der Mann das Löffelchen aus der Hand, und ſchreit: „Um Gotteswillen! Du wirſt doch kein Eis eſſen?“

„Warum denn nicht?“

„Dieſe Frage ſchon iſt eine Verſündigung an der Geſundheit.“

„Aber ſieh nur rundherum die Damen an, ſie haben Alle getanzt, und eſſen doch Alle Eis.“

„Dieſe Damen ſollen thun, was ſie wollen, aber mein liebes Weibchen nicht. Ich kenne dein Temperament. Willſt du warme Mandelmilch?“

„Du weißt, daß ich dieſes Getränk nicht leiden kann, und Eis außerordentlich liebe.“

„Nein, das darf nun und nimmermehr ſeyn.“

Und der Herr Gemahl verſchlingt nun das Eis, das für ſeine Frau beſtimmt war, und ruft dabei aus: „Köſtlich! himmliſch! beſonders die friſchen Erdbeeren!“

Ein Bischen ſpäter fängt das Orcheſter an, einen alle Füße bewegenden herrlichen Walzer von Strauß zu ſpielen. Die Frau walzt leidenſchaftlich gerne, und gilt auch als eine der graziöſeſten Tänzerinnen. Ein junger Cavalier bittet ſie dazu, ſie folgt ihm, und ſchon haben ſie den Saal zweimal auf und nieder getanzt, und Alles ſpendet ihnen Beifall, als unſer Ehemann zu ſeiner Frau ſpringt, Beide mitten im Walzer auffängt, und faſt weinend ſpricht: „Aber Engel, was machſt du denn, ſchon wieder walzen. Verzeih, aber ich muß dich an dieſer Thorheit hindern.“

„Aber du weißt ja, ich walze für mein Leben gerne.“

„Ganz recht, aber ich darf nichts dulden, was gegen dein Leben iſt. Du biſt nervenſchwach, und dieſer Tanz regt dich zu viel auf.“

„Nur einige Touren, mein Herr! und dann führe ich die Dame ſelbſt zurück,“ ſpricht der Cavalier.

„Ja, lieber Mann, nur ein paar Touren;“ fleht die Frau.

Allein der Mann iſt unerbittlich, er faßt ſeine Frau am Arme, führt ſie an ihren Platz, und wirft ihr Sacktuch, die Bajadere, und auch noch das Pelzpalatin um den Nacken.

Die Frau ärgert ſich fürchterlich, wagt aber nicht etwas zu ſagen, denn vor der Welt darf man nicht zanken, und Jedermann rühmt ihren Gemahl als einen ſehr galanten und zuvorkommenden Ehemann, und preiſt ſie als die glücklichſte Frau. Sie ſucht alſo ihren Unmuth zu verbergen.

Die Stunde zum Souper erſcheint. Sie weiß von der Hausfrau, daß die Damen allein bei Tiſche ſitzen werden, ſie freut ſich alſo darauf, wenigſtens nach Gefallen eſſen zu können. Man nehme ihr das nicht übel, mir gefallen die Frauen, die Appetit haben, beſſer, als diejenigen, die bei jeder Speiſe ſagen: „Ich danke.“

Allein eine Viertelſtunde vor dem Souper erſcheint der Mann, er wirft ihr den Wickler über die Schulter, und ſagt: „Mein Schatz! Der Wagen erwartet uns.“

„Wie, willſt du ſchon fort?“

„Schon? Es iſt ſehr ſpät.“

„Aber man geht ja ſogleich zum Souper.“

„Eben deswegen, du könnteſt leicht verſucht werden, etwas zu eſſen. Du weißt wohl, wir ſoupiren nie.“

„Ja, weil wir früh zu Bette gehen, aber wenn man eine halbe Nacht getanzt hat.“

„So taucht man zu Hauſe ein Bisquit in Waſſer, und legt ſich zu Bette, das iſt geſünder. Komm nur, wir können die Pferde nicht lange ſtehen laſſen, es iſt ſehr kalt.“

Der Mann zieht ſeine Frau fort, welche große Luſt zu weinen hat, und welche im Nachhauſefahren verlauten läßt, ſie wolle gar nie mehr irgend wohin gehen.

Glauben Sie wohl, meine lieben Leſerinnen, daß die Frau eines Mannes, der alle mögliche Aufmerkſamkeit und Sorgfalt für ſie hat, glücklich ſei?

Zum Glücke aber ſind dieſe Ehemänner ſelten.

Inhalt.

Seite
Des Malers Abenteuer (Novelle) 5
Einäugig und hinkend (Eine kleine Erzählung) . . . 40
Der Affe (Traum eines Studiosi medicinae, von ihm ſelbſt erzählt) 51
Die Kokette 66
Windig und kreuzweiſe (Humoriſtiſche Erzählung) . . 98
Eine Heirath (Gemälde aus dem Leben) 132
Ein Concert bei Napoleon (Kleine Erzählung aus dem Franzöſiſchen) 155
Die Calville-Äpfel (Anekdote aus den Zeiten des Conſulats in Frankreich) 171
Der Spürhund und der Hausmarder (Eine Räubergeſchichte) 182
Das Opfer des Vaters (Erzählung) 199
Coeur-Dame und Carreau-Bube (Eine kleine Erzählung) 228
Die verbrannten Hauben (Novelle) 239
Der blaſſe junge Mann (Erzählung aus dem Leben) . 272
Die Ohrgehänge (Erzählung aus dem Leben). . . . 296
Der Ehemann, der alle mögliche Sorgfalt für ſeine Frau hat (Lebensbild nach P. de Kock). 313

J. F. Caſtelli's
ſämmtliche Werke.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Zehntes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

Druck von A. Pichler's Witwe.

J. F. Caſtelli's

Wiener
Lebensbilder.

Skizzen aus dem Leben und Treiben in dieſer
Hauptſtadt.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe.)

Die Hausmannskoſt.

„Kommen Sie doch einmal zu mir, und nehmen Sie mit einem Löffel Suppe bei mir vorlieb!“ ſo ſagte ſchon öfters ein junger Mann zu mir, den ich nur einige Mal im Kaffehhauſe und im Theater geſehen hatte, und der ſich überall an mich drängte, ohne daß ich Luſt empfand, ſeiner Einladung zu folgen und in nähere Verbindung mit ihm zu treten. Ich würde dir den Mann ein bischen näher beſchreiben, mein lieber Leſer, wenn er nicht gerade ſo ausgeſehen hätte, wie du des Tages hunderte ſiehſt, und wenn ich nicht fürchtete, ſeine Wirklichkeit zu beleidigen, indem ich ihn dir nach dem Scheine mahle. „Sie müſſen zu mir kommen,“ ſprach er, „müſſen meine Frau kennen lernen, eine Frau, wie die Welt nicht zehn aufzuweiſen hat, und meine Kinder, ich ſoll's als Vater nicht ſagen, aber ſolche Kindleins ſind der wahre Segen Gottes. Sie müſſen mein Hausweſen kennen lernen, ich bin einer der glücklichſten Hausväter, die es geben kann, und ein wahres Zugpflaſter für junge Herren, die ſich vor dem Eheſtande ſcheuen. Geben Sie mir doch einmal die Ehre, lieber Freund, Sie werden ohne Ceremonien empfangen, und nur mit Hausmannskoſt vorlieb nehmen müſſen, aber vergnügt werden Sie ſeyn, davon bin ich überzeugt.“

Obwohl ich eben kein Feind von ſplendiden Tafeln und ausgeſuchten Gerüchten bin, ſo ſchlag' ich doch auch eine freundlich gebotene Hausmannskoſt nicht ab, beſonders wenn ein Freund mich dazu bittet, bloß aus der Urſache, um ein freundſchaftliches Wort mit mir zu wechſeln. Es thut mir wohl, wenn ich manchmal aus dem Geſurre und Gewirre der großen Welt herauskomme, und ein echt patriarchaliſches Viertelſtündchen verleben kann, und ein Glas alter Öſterreicher-Wein mundet mir da beſſer als Bordeaux, Sauternes und Champagner an großen Tafeln, wo ich nichts höre, als von der geſtrigen wälſchen Oper ſprechen, und nichts ſehe, als lackirte Geſichter und verlarvte Menſchen. Dieſer Freund aber wollte mir weder zu Geſichte noch zu Herzen ſteh'n.

Geſtern begegnete er mir wieder auf der Straße. Kaum erblickte er mich, ſo lief er auch ſchon auf mich zu, faßte mich unter dem Arm, und fragte: „Wohin, mein Wertheſter?“ — „Zum Mittagmale,“ antwortete ich. „Schön, ſchön!“ erwiederte er, „nun hab' ich Sie einmal, nun laſſ' ich Sie auch nicht wieder los. Sie müſſen bei mir Hausmannskoſt einnehmen.“ Vergebens nahm ich eine frühere Einladung zum Vorwande, mein zudringlicher Freund hörte die Entſchuldigung nicht an. Was wollt' ich thun? Ich mußte ihm folgen, bei mir denkend: Verſuch's! Der geſchwätzige Mann hat vielleicht eine liebenswürdige Frau, wohlerzogene Kinder, und einen guten Tiſch.

Wir kamen zum Hauſe. Es war in der Vorſtadt; wir ſtiegen in das dritte Stockwerk hinauf. — Schon auf der Treppe hört ich Kinder ſchreien, ſich balgen und weinen. „Ach!“

rief mein Führer lachend, „hören Sie meine lieben, kleinen Jungen? Die Burſche haben ſchon Hunger, ſie erwarten mich.“ — „Nun,“ dachte ich mir, „wenn die lieben, kleinen Jungen während des Eſſens ſolch' einen Spektakel machen, das wird angenehm werden.“

Wir läuten an, eine hagere blaßgelbe Frau öffnet uns, und fährt vor Erſtaunen zurück, als ſie mich gewahr wird. „Liebes Kind,“ ſprach mein Führer, „das iſt Herr C., mein Freund, von dem ich ſchon ſo oft mit dir ſprach, er will heute bei uns mit Hausmannskoſt vorlieb nehmen.“ Das ohnedieß ſchon lange Geſicht der Frau verlängerte ſich bei dieſen Worten noch mehr, ſie machte mir eine Verbeugung, die mehr einer Zuckung des Ärgers ähnlich ſah, und dehnte die Worte: „Sehr erfreut —“ ſo langſam, daß ſie faſt klangen wie: „hol' dich der Henker!“

Es iſt nichts unangenehmer, als wenn man bemerkt, daß man Leute genire, zu denen man noch dazu gegen ſeinen Willen gekommen iſt. Ich wäre ſchon lieber zehn Meilen weit entfernt geweſen, aber mein neugebackener Freund ſprach: „Laſſen wir jetzt die Hausfrau ihre Zubereitungen machen,“ und führte mich in ein Nebengemach, mir ſeine Wohnung zu zeigen. — „Ich beſitze nicht viele Zimmer,“ ſagte der Zufriedene, aber Alles bequem und reinlich.“ Ich mußte mich bücken, um ins Cabinett zu gelangen, in welchem zwei kleine ſchmutzige Jungen das Unterſte zu oberſt gekehrt hatten. Alle Möbel und der ganze Fußboden waren mit Papierſchnitzelchen, Bildern, Meſſern, Löffeln und Spielzeug aller Art bedeckt. „Es iſt das einzige wahre Glück, Familienvater zu ſeyn,“ ſagte mein Wirth, indem er einen

Seſſel abräumte, um ihn mir anzubieten. „He! Carl! Ludwig! macht dem fremden Herrn euer Compliment!“ Ich mag nicht,“ ſagte Carl, und der Vater ziſchelte mir in die Ohren: „Ein Teufelsjunge, er hat Charakter.“ — „Gleich kommt her zu mir!“ rief er etwas barſcher. Die Kleinen lachten und kamen nicht. Der Papa nahm ſie bei den Ohren, indem er mich verſicherte, daß ſie ſehr gehorſam wären. — „Nun, Carl! haſt du deine Lection gelernt? recitire mir deine Fabel.“ Weinend murmelte der Jüngere zwiſchen den Zähnen:

„Um das Rhinoceros zu ſeh'n,
Beſchloß ich auszugeh'n,“

und lief wieder zu ſeinem Spielzeug zurück. „Recht brav,“ ſagte der Vater; „nun kommt die Reihe an dich, Ludwig. Ah, Sie werden ſehen, der Bube iſt ein Genie, Gedanken bringt er Ihnen vor, man muß erſtaunen. Sage mir, Ludwig: welches iſt das vorzüglichſte Weltwunder?“ — „„Eine Paſtete,““ antwortete der Knabe ſchnell und beſtimmt. Der Vater lachte laut auf und ſagte zu mir: „Nicht wahr, dieſe witzige Antwort hätten Sie nicht erwartet? Den Buben muß ich zur Diplomatie zu bringen ſuchen.“

Endlich macht die blaſſe Frau die Thür auf, ſchreit herein: „Zum Speiſen!“ und ſchlägt die Thür gleich wieder unſanft hinter ſich zu. „Eſſen, eſſen!“ ſchreien die Kinder, indem ſie ſich vor uns hinausdrängen; wir folgen, und der Papa placirt mich am Tiſche zwiſchen ſeinen zwei Sprößlingen, mich verſichernd, daß ſie mir während des Speiſens tauſend Spaß machen würden. Ein großer Pudel kratzt gleich mit den Füßen an mir, um von mir etwas zu erhalten, und ein Staar hüpft auf dem Tiſche herum; die Frau reicht mir eine weiße Serviette, indem die übrigen noch Kennzeichen frühern Gebrauches tragen. Mama ſervirt die Suppe, ſie iſt zu wenig geſalzen. Papa bemerkt dieß mit der artigen Anmerkung: »Meine Julie iſt gar nicht ſchlimm, darum ſalzt ſie ſo wenig.« Da muß denn Frau Julie ſelbſt vom Tiſche aufſteh'n, um Salz zu holen, welches beim Tiſchdecken vergeſſen worden iſt. Sie entſchuldigt ſich, daß ihr Stubenmädchen eben heute zu ihrer kranken Mutter gerufen worden ſey, aber der kleine Carl ruft lächelnd: »Die Mama lügt, wir haben gar kein Stubenmädchen!« Da bekommt er mit dem Löffel einen Klapps auf die Finger, fängt an zu heulen, und wird erſt dann wieder ſtill, als ihm die Mama ein Stück Zuckerwerk herbeiholt, welches er ſtatt der Suppe verzehrt. »Sie müſſen ſchon mit unſerer magern Koſt vorlieb nehmen,« ſpricht die Frau zu mir, indem ſie mir den Soliteur vorlegt, welcher auf dem Gemüſe in Geſtalt einer Bratwurſt lag, »ich habe nicht gewußt, daß wir einen Gaſt haben; denn mein Mann ſpielt mir immer ſolche Streiche.« Ich wurde roth bis hinter die Ohren. »Ei was!« ſagte der Mann, »bei einem Freunde nimmt man's nicht ſo genau, Herr C. wird mit einem freundlichen Geſichte und Hausmannskoſt vorlieb nehmen.« Die Frau warf ihm einen grimmigen Blick zu.

Das hausmannsköſtliche Diner beſtand aus einer magern, aber durch Saffran ſehr ſtark gefärbten Suppe, einigen Radischen und einem Stückchen Butter, welches ſo klein war, daß die Kinder immer vergebens um Butterbrot ſchrien, dann folgte Rindfleiſch, bei dem meine Augen vergebens ein Stückchen Fett ſuchten, hierauf erſchien aufgewärmtes Sauerkraut mit jener allereinzigſten Bratwurſt, und endlich noch eine Schüſſel, in welcher ich nichts als Sauce gewahr wurde. „Das iſt Hühner-Fricaſſée,“ ſagte mein liebenswürdiger Gaſtfreund, das bereitet mein Weibchen comme il faut.“ Ich war recht froh, zu vernehmen, was ich denn eigentlich eſſe, denn ich fand in dem Meer von Sauce nichts als einige Hühnerfüßchen. Mein Freund lud mich oft zum Trinken ein, verſichernd: der Wein ſei zwar nicht ſtark, aber echt und ganz unſchädlich. Die letzte Eigenſchaft glaubt ich ihm gleich auf's Wort, denn der gutmüthige Rebenſaft ſchmeckte ſo, als ob die hauswirthliche Frau Gemahlin aus einer Bouteille zwei gemacht hätte.

Meine liebenswürdigen beiden kleinen Nachbarn incommodirten mich nicht wenig während des Eſſens. Carl ſchlenkerte immer unter dem Tiſche mit den Füßen und verſetzte mir Stöße auf das Schienbein, und Ludwig wiſchte ſich ganz ohne gêne die Hände an meinem Beinkleide ab. Jetzt aber erſchien die Hauptkataſtrophe der Familienfreuden: Carl wollte ſeinem Bruder ein Knöchelchen wegſtibitzen, ſchlug dabei ſeinen eigenen Teller über den Tiſch hinab, und die liebe fette Sauce ergoß ſich über meinen neuen blauen Frack. Die Mama, anſtatt ſich mit mir zu beſchäftigen, ſchlug nur ein Lamento über ihren zerbrochenen Teller auf; ſie lief den Kleinen nach, um ſie zu ſchlagen, dieſe aber retteten ſich hinter den Sopha; der Papa ſtand auf, um die Mama zu beſänftigen, der Hund bellte, ich blieb allein am Tiſche ſitzen, und der liebe Staar machte ſich auf meinem Kopfe bequem, indem er mir in den Haaren herumpickte.

Endlich nahm mein Freund wieder ſeinen Platz ein, indem er lächelnd ſagte: „Sehen Sie, Wertheſter, das iſt ſo meine Unterhaltung, und da fühl' ich mich glücklicher in meinen vier Pfählen, als ein König in ſeinem Pallaſte.“ Er fragte, ob ich nach Tiſche Kaffeh zu nehmen gewohnt ſei, es ſei zwar keiner bereitet, aber er beſitze eine Maſchine in welcher er binnen fünf Minuten fertig ſei. Ich dankte ihm, indem ich ſagte, der Kaffeh ſchade mir, ich hätte ſehr viel gegeſſen, und die friſche Luft ſei mir jetzt das Nöthigſte, weßwegen ich mich empfehlen müſſe. — „Nun, ſo leben Sie wohl, mein Wertheſter!“ ſagte mein Freund, „auf baldiges Wiederſehen! Sie kennen nun den Weg zu mir, meine Familie und wie man bei mir lebt. Wie es heute war, iſt's alle Tage; ich hoffe, Sie werden noch recht oft mit Hausmannskoſt bei mir vorlieb nehmen.“

Ich weiß nicht mehr, was ich antwortete, ſondern nur, daß ich ſchnell meinen Hut nahm, die Thür ſuchte, fort lief, und — — ich laufe noch immer.

Der Unentbehrliche.

Ich kenne einen jungen Mann, der mit Dingen handelt, welche an und für ſich betrachtet nichts ſind, und doch in der Geſellſchaft für unentbehrlich, und daher ſehr hoch gehalten werden. — Er kramt dieſe Dinge immer zur rechten Zeit aus, er weiß ſie immer an den rechten Mann zu bringen, und gibt ſie bald für das holde Lächeln eines hübſchen Mädchens, bald für den gnädigen Blick eines Höheren, bald für eine Einladung zum Mittagmale, auch wohl aus bloßer Eitelkeit, daß man ſich an ihn wandte, aber nie für Geld hin. Der junge Mann beſitzt eine außerordentliche Lebhaftigkeit des Geiſtes und Gelenkigkeit des Körpers, ein unbeſchreibliches Gedächtniß, eine Art, Gedanken, Urtheile, Neuigkeiten, Geheimniſſe u. ſ. w. an ſich zu bringen und von ſich zu geben, welche unwiderſtehlich genannt werden kann. Seine Säcke ſind immer voll kleiner Zettelchen, worauf er die ſogenannten Currentia aufnotirt hat. Zu Hauſe aber hat er 270 dicke Bände mit den Praeteritis vollgeſchrieben, woraus er eigentlich ſein ganzes Heil ſchöpft. Es gibt nicht leicht eine Gelegenheit, eine Lage in der menſchlichen Geſellſchaft, wozu man nicht gewiſſe Kleinigkeiten nothwendig hat; alle dieſe Kleinigkeiten zu allen Lagen und Gelegenheiten ſind darin vorfindig, alle werden bei ihm geſucht, und dadurch allein wird er ſchon unentbehrlich. Ich habe mir dieſe 270 Bände von ihm zum Durchleſen erbeten und folgende Rubriken gefunden, welche ich mit ſeiner Bewilligung hier bekannt mache:

1.) Gedichte zum Declamiren geeignet. Unter dieſer Rubrik ſind auf 65 Seiten bloß allein die Seitenzahlen bemerkt, unter welchen in bereits gedruckten Dichterwerken derlei Gedichte vorkommen, außerdem ſind aber auch noch 10 Bände von ſolchen vollgeſchrieben, welche theils in Journalen zerſtreut ſind, theils noch im Manuſcript exiſtiren.

2.) Gelegenheits-Gedichte. Es läßt ſich keine Gelegenheit im menſchlichen Leben denken, wofür unter dieſer Rubrik nicht ein Gedicht vorfindig wäre. Da gibt es Namenstags-, Geburts-, Stammbuchs-, Hochzeits-, Trauer-, Tauf-, Begräbniß-, Willkomms-, Abſchiedsgedichte u. ſ. w. Wie ſehr dieſe Rubrik ins Einzelne geht, möge man daraus erſehen, weil ich darin ſogar ein Gedicht fand, für eine Tochter an jenem Tag zu recitiren, an welchem ihr Vater, von einem Beinbruch geheilt, wieder zum erſten Male im Zimmer auf- und niedergeht.

3.) Adreſſen der Wohnungen der beſten Künſtler und Handwerker. Fragt ihn, wo man die beſten Lorgnetten, das ſchönſte Pferdegeſchirre, die geſchmackvollſten Paſtetchen bekommt, wo der beſte Abſchreiber, der wohlfeilſte Viſitkartenſtecher, der ſchnellſte Landkutſcher wohnt, der Unentbehrliche wird es euch aus dieſer Rubrik genau zu ſagen wiſſen.

4.) Repertoire der verſchiedenen Theater ſeit 25 Jahren. Er muß natürlicher Weiſe oft Auskünfte über die wichtigen Fragen ertheilen: Iſt dieſes oder jenes Stück ſchon gegeben worden? — oder welche Schauſpieler haben einſtmals darin geſpielt? — Wie lange war Madame S. auf Reiſen? — Wann hat Herr F. hier zum erſten Male Gaſtrollen gegeben? u. ſ. w. Am Rande manches Stückes fand ich auch die Buchſtaben ſ g, oder g, oder m, oder ſ, oder ſ ſ angemerkt, und erfuhr dann, daß ſie ſehr gut, gut, mittelmäßig, ſchlecht oder ſehr ſchlecht bedeuten. — Das nenne ich doch kurze Recenſionen.

5.) Anekdoten, Charaden, Räthſel und Logogryphen füllen 58 Bände aus, und ſind abgetheilt in ganz reine, ſchillernde und laſcive.

6.) Geſellſchaftsſpiele für jede Art von Geſellſchaften eingerichtet. So findet man darin Spiele für alte Herren und alte Frauen allein, für alte Herren und junge Mädchen, für junge Herren und alte Frauen, für eine durchaus junge Geſellſchaft. — Für eine ganz gemiſchte Geſellſchaft.

7.) Kunſtſtücke, Kartenkünſte, Tafelkünſte; Künſte, welche bloß zum Spaß zu machen ſind, um Lachen zu erregen. — Bei dieſer Rubrik exiſtirt auch ein Anhang, wie man das Deſſert geſchmackvoll auf Teller herrichtet, wie man Servietten bricht, wie man Zimmer geſchmackvoll zum Tanzen einrichtet u. ſ. w.

8.) Recepte. Dieſe Rubrik umfaßt die heterogenſten Dinge. Ich fand ein Recept gegen die Zahnſchmerzen neben einem andern, wie man Oſtereier ſchön färbt. Ein Recept zu gutem Punſch neben einem andern, wie man Citronenflecke aus Kleidern bringt, — Recepte, Wanzen zu vertreiben, — die Haare in der Krauſe zu erhalten, — unſichtbare Tinte zu verfertigen, — Knallkügelchen zu verfertigen, — Feuerräder zu machen, — einen Backenbart aufzukleben, daß er wie ein natürlicher ausſieht, und tauſend andere ſtehen in 4 Bänden durcheinander.

9.) Geſellſchaftslieder aller möglichen Gattungen mit beigefügten Melodien, 50 Bände voll.

10.) Tanztouren für alle erdenkliche Arten von Tänzen; für die **Ecossaise** allein ſind 800 Touren darin aufgezeichnet.

11.) Allerlei. Dieſe wichtige Rubrik füllt 90 Bände aus. Ich müßte alle dieſe Bände wörtlich abſchreiben, wollte ich den Leſern einen deutlichen Begriff von der Mannigfaltigkeit der darin vorkommenden Gegenſtände geben. Lächerliche Aufſchriften, bonmots, Druckfehler, unverzeihliche Fehler, welche bekannte Menſchen im **L'hombre**, — Whiſt-, Tarok- oder andern Spielen begangen haben. Entſtehung verſchiedener Orden, Jahrszahl und Datum berühmter Begebenheiten, kurz, von Allem iſt Etwas darin zu finden.

Sehen meine Leſer nun ein, daß ich den Beſitzer eines ſolchen Schatzes mit Recht den Unentbehrlichen nenne? — Aber gehen wir auf ſeine Perſon ſelbſt über. Er iſt immer auf das eleganteſte gekleidet, ſo daß man ſich auch in den erſten Häuſern ſeiner nicht ſchämen darf, er iſt ſelbſt ein Herr von, er weiß eine Geſellſchaft zu empfangen und zu verabſchieden, wie kein Anderer. Er zählt es an den Fingern her, in welchen Häuſern der Stadt heute Ball gehalten wird, wer morgen große Geſellſchaft gibt, wer übermorgen auf das Land zieht, er ſagt euch auf einen Kreuzer, wie viel der neue Shawl der Frau von X. oder die beiden Polen des Herrn von B. gekoſtet haben, wie viel der junge S. von ſeinem Onkel geerbt hat, und wie viel Spennadelgeld der Baron L. ſeiner jungen Gattin gibt. Er reitet Pferde zu, wie es kein Stallmeiſter beſſer kann. — Er weiß Kinder zu unterhalten, beſſer als eine Kindsfrau. — Er tanzt wie ein Gott, und zieht auf einem Ball immer diejenigen Frauen auf, mit denen kein Anderer tanzen will. — Er macht bei jedem Spiel den abgängigen Mann, er weiß, wann und wo neue Weine angekommen ſind, er verſchafft euch Paſteten aus Straßburg, Kapaunen aus Gräz, Liqueur aus Marſeille, Früchte aus Amerika, Käſe aus der Schweiz, Bier aus London. — Er iſt überall geweſen, in der neuen Oper, im neuen Ballet, im neuen Trauerſpiel, in der Affenkomödie, bei den Seiltänzern, bei der Exekution und beim Brand, und weiß über alles die genaueſten Auskünfte zu geben. — Wer geſtern einen Sproſſen erhielt, wer heirathete, wer ſtarb, wer Banquerout gemacht hat: — fragt ihn nur, er weiß es gewiß, er hat alle Journale geleſen, und weiß oft auch ſchon, was in jenen ſtehen wird, welche am folgenden Tage erſcheinen werden. — Sein Humor iſt immer gleich, er weint mit den Traurigen, und lacht mit den Fröhlichen, kann kleine Fehler bei Sackuhren verbeſſern, Leichdornen ausſchneiden. — Nun, iſt der Mann nicht unentbehrlich?

Der Hausball.

Es gibt Leute, welche auf das Vergnügen Anderer ſpeculiren, und da es ihre Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft nicht geſtattet, öffentlich dieſe Speculation zu unternehmen, ſo treiben ſie ſelbe heimlich. Hilf, was helfen kann, wir wollen darüber nicht richten, beſonders da das Fas Niemand zur Unehre gereichen kann, und da es die Zeit und die Umſtände oft nothwendig machen, daß man ſich ſein liebes Stücklein Brot zuſammenbröckelt.

Ein guter Bekannter, der eigentlich den Allerweltsdiener macht, und bald Concert-Billete, bald Eintrittskarten in die Redoute, bald Subſcriptionen auf Gedichte, zu deren Herausgabe der Verfaſſer von ſeinen Freunden gezwungen worden iſt, bald Loſe zu auszuſpielenden Uhren, Pfeifenköpfen und Lichtſchirmen in der Taſche trägt, und ſie Jedermann aufnöthigt, bot mir neulich auch ein Ball-Billet an: „Nehmen Sie ein Billet,“ ſagte er: „gehen Sie hin, Sie werden ſich vortrefflich unterhalten; ſchönes Locale, prächtiges Soupée, noble Geſellſchaft, und vor allem die ſchönſten Mädchen.“ — Ich danke. — „Nein, Lieber!“ verſetzte er, „Sie müſſen ein's nehmen. Der Unternehmer, ein angeſehener Mann, ſucht keinen Nutzen, er will nur eine luſtige Geſellſchaft bei ſich verſammeln. Dazu paſſen Sie ganz; Sie werden mir es danken, ſpendiren Sie ſich für eine angenehme Nacht die ſechs Gulden,“ und damit nöthigte er mir das Billet in die Hand, wofür ich ihm in's Himmelsnamen die ſechs Gulden reichte.

Ich ſteckte die Karte in meine Brieftaſche und dachte gar nicht mehr daran. Der Abend des nächſten Samſtags war einer von den äußerſt wenigen im Jahre, wo ich nicht recht wußte wohin damit. Die Theater gaben nichts, was mich intereſſirte, einen guten Freund hatte ich beſuchen wollen und ihn nicht zu Hauſe gefunden: ſo kam es denn, daß ich im Kaffehhauſe ſaß, die Zeitungsblätter durchſchaute, und ein Gläschen Liqueur trank. Als ich mein Brieftäſchchen herauszog, um zu bezahlen, fiel mir das Billet in die Augen. Ich las es jetzt erſt, Es ſtand darauf: „Entreebillet sur le bal de 22. Decembre donné à la cité de S. Leopold a la petite rue du voiturier Nro. 103 bon pour un homme. On commence à 8 heure du soir, et on se separe à 3 heure du matin en frac.“ Ich mußte über dieſes kauderwälſche Franzöſiſch laut auflachen, und in dieſem Augenblicke war es auch bei mir beſchloſſen, den Ball zu beſuchen.

Nachdem ich zu Hauſe mich umgekleidet hatte, nahm ich mir einen Fiaker und fuhr, es mochte neun Uhr vorüber ſeyn, in die cité de St. Leopold, a la petite rue du voiturier, woraus ich mit all' meiner Überſetzungsgewandtheit nur mit Mühe die kleine Fuhrmannsgaſſe heraus gefunden hatte. Dort angelangt, ſtieg ich aus, und ſuchte die angegebene Nummer 103 zu erſpähen, allein vergebens, die Nacht war zu finſter. Ich blickte überall herum, ob ich denn nirgend Fenſter beleuchtet ſähe, allein Alles war rabenfinſter, und es blieb mir nichts übrig, als in das, dem Anſehen nach ſchönſte Haus einzutreten, worin ich mich, da der Hof gar nicht beleuchtet war, nur mit Mühe, mit Hilfe des Glockendrahtes, bis zur Hausmeiſterwohnung zurechttappte, anpochte und fragte, ob dieſes Haus die Nummer 103 trage, und ob hier ein Ball gegeben würde?“ — „Ja,“ ſagte der Hausmeiſter, „hinten im zweiten Stocke, beim Sollicitator Maus,“ und ſchlug die Thür mir wieder vor der Naſe zu. „Sollicitator,“ dacht' ich bei mir ſelbſt, „nun, der Mann weiß doch wenigſtens quid juris und kennt die Laesio ultra dimidium, ich werde alſo doch wenigſtens für meine ſechs Gulden ſicher für drei Gulden Unterhaltung finden, ſteigen wir alſo hinauf zu dem Herrn Sollicitator Maus.

Die hintere Stiege war eine Schneckenſtiege und ziemlich ſpärlich beleuchtet, ſo daß ich bald über einen Herrn gepurzelt wäre, der zwiſchen dem erſten und zweiten Stocke auf einer Stufe ſaß, ſich da der ſchmutzigen Stiefel entledigte, die er einem Knaben zum Wegtragen gab, und ſich mit Strümpfen und Schuhen in Ballſtaat verſetzte. Im zweiten Stockwerke zeigte mir endlich ein beleuchtetes Küchenfenſter und ein Tellergeklapper an; wo ich anzuläuten habe. Ich thats, eine alte Magd, mit einem Pelzkäppchen auf dem Kopfe, öffnete und fragte: „Haben Sie eine Ballete?“ „Allerdings,“ ſagte ich, indem ich ihr dieſelbe einhändigte, und ohne mir den Mantel abzunehmen, ging ſie, indem ſie mir auf eine Thür zeigte, mit einem kurzen: „dort hinein!“ wieder in ihre Küche zurück. Ich legte meinen Mantel ſelbſt auf einen Reiſekoffer, welcher im Vorhauſe ſtand, und worauf ſchon mehre Überkleider in Unordnung über einander gehäuft lagen, und trat, mir die Cravatte zurecht richtend, bei der bezeichneten Thür ein. Da befand ich mich nun in einem Vorzimmer, in welchem ich bei der ſparſamen Beleuchtung von zwei Talglichtern, welche einander gegenüber in zwei mit Goldpapier überzogenen Wandleuchtern düſter brannten — kein lebendes Weſen. In dem Zimmer ſtand ein Gläſerkaſten, der, ſeines gewöhnlichen Inhaltes beraubt, offen ſtand, zwei Strohſtühle, ein hölzerner Schämel, auf welchem eine Schuhbürſte lag, und in einer Alkove ein Sopha, Muſik und Gelächter tönten aus einem Nebengemache, wozu die Thür aber zugeſchloſſen war, mir entgegen. Geradezu in den Tanzſaal eintreten mocht' ich nicht, ich warf mich daher für's Erſte auf das Sopha in der Alkove, wo mich etwas ziemlich unſanft in den Schenkel drückte: es war ein abgenagtes Schinkenbein. Da wartete ich denn, ob nicht etwa Jemand käme, der mich kennte und mich der Geſellſchaft vorſtellte. Die Alkove war ziemlich düſter, und folgende Erſcheinungen kamen, ohne daß ich von ihnen bemerkt wurde, aus dem Tanzgemache und gingen an mir vorüber.

Nr. 1. Ein junger Herr, der die Schluß-Polonaiſe aus der Oper Tancredi ſingt, ſich vor den Spiegel ſtellt, der im Vorgemache hängt, einen friſchen Halskragen aus der Taſche zieht, und denſelben ſtatt des bereits durch Schweiß und Staub zerknitterten umbindet.

Nr. 2. Zwei Stück Fräuleins, Arm in Arm, die eine von der Hitze zinnoberroth im ganzen Geſichte, die zweite eben von der Hitze leichenblaß; ſie führten, indem ſie ſich durch Promeniren abzukühlen ſuchten, folgendes franzöſiſches Zweigeſpräch.

Die Rothe. Quel beau bal, ma chère Henriette!

Die Blaſſe. Il y a de la haute volaille.

Die Rothe. Avez-vous vu la fille de Madame Spät? Comme elle est coiffé! Quand je vais dans un bal, je me fais coiffer toujours par Weber.

Die Blaſſe. Je aussi. — Ecoutez! la tempête! Allons! allons! Je suis engagée.

Nr. 3 ging ein Knabe durch das Zimmer, er kam aus der Küche und trug einen Teller voll Backwerk, vorſichtig ſah er ſich um, nahm dann geſchwind eine Handvoll Backwerk von dem Teller und warf es hinter den Gläſerkaſten, dann ſteckte er noch ein Stück eben ſo geſchwind in den Mund und ging in das Tanzgemach.

Nr. 4. Eine dünne Frau und ein dicker Herr kamen disputirend heraus.

Die Frau. Wir können jetzt nicht fort, die Mimi iſt noch auf vier Walzer engagirt.

Der Herr. Bleibt ihr da, ſo lang ihr wollt, ich walze mich nach Hauſe, ich habe ja nicht einmal einen Tropfen trinkbaren Wein geſehen.

Die Frau. Wer ſoll uns denn aber nach Hauſe führen?

Der Herr. Ich ſchick' euch den Lehrjungen mit der Laterne.

Die Frau. Geh', du Schlafmütze!

Die Frau ging wieder in das Tanzgemach, der Herr aber mit einem ſeelenvergnügten Geſichte zur Hausthür hinaus.

Das Alles hatt' ich ruhig angehört, da ich aber nun fühlte, daß ſich mein Magen doch einiger Maßen anmeldete, und daß mich auf meinem Sopha in der Alkove nie Jemand bemerken würde, ſo ſtand ich auf, um mich bemerkbar zu machen, da trat eben wieder ein Herr aus dem Tanzgemache, der ſich mit den Worten zu mir wandte: „Verzeihen Sie, aber Sie waren gewiß an einem Orte, wo ich eben hin möchte, ſeien Sie ſo gütig und zeigen Sie mir den Weg!“ — Das fehlte noch; „nein!“ ſagte ich etwas barſch, „ich komme eben an,“ und wandte mich von dem Herrn, um in den Tanzſaal zu treten

Kaum hatte ich die Thür geöffnet, ſo fiel mich eine faſt ſichtbare Compoſition von Hitze, Lichterdampf und Speiſengeruch ſo heftig an, daß ich zurücktaumelte, und nur mit Selbſtüberwindung, und indem mir große Schweißtropfen auf die Stirne traten, vortreten konnte. Ein Walzer war ſo eben geendet, und in verſchiedenen Gruppen trieb ſich Alles im Saale (wenn man anders ein niederes, aber ziemlich großes Zimmer mit zwei ſchiefen Wänden ſo nennen kann) herum. Wie ſollte ich nun den Ballgeber und ſeine holde Gattin herausfinden? Wem ſollt' ich mein Begrüßungs-Compliment machen? Aller Augen waren auf mich gerichtet, und ich hörte rings um mich ziſcheln und fragen: „Wer iſt der Herr?“ Plötzlich aber hüpfte ein junger Mann mit den Worten: „Ah, das iſt ſchön, mein Herr von C., daß Sie kommen,“ auf mich zu. Es war der Hofmeiſter von zwei jungen Herren, deſſen Vater ich oft zu beſuchen pflegte, und deſſen Klage, daß ſeine Buben im Studiren es nicht weiter brächten, ich oft vernehmen mußte. Ich hatte mit dem jungen

Manne früher kaum zwanzig Worte gewechſelt, denn ſeine Arroganz war mir immer unleidlich, allein hier war mir ſein familiäres Entgegenkommen doch erwünſcht, und ich erſuchte ihn, mich dem Herrn und der Frau vom Hauſe vorzuſtellen. Er that es ſogleich mit den Worten: „Das iſt Herr von C., ſein Nahme wird Ihnen ohnedieß bekannt ſeyn!“ „Weiß mich nicht zu erinnern,“ ſagte der Herr vom Hauſe — „ach, ja doch! — Waren Sie nicht in Polen damals beim Fuhrweſen?“ — „Nein,“ antwortete ich lächelnd, „ich habe in meinem Leben nur mit einem einzigen Pferde zu thun gehabt, welches Flügel hat.“ „Das iſt ein guter Gedanke,“ ſagte der Herr, und lächelte ſo, daß man es ihm anſah, er wiſſe nicht warum. — „Es freut uns,“ ſprach die Frau vom Hauſe, „Sie bei uns zu ſehen, ich habe ſchon viele pudelnärriſche Sachen von Ihnen geleſen, die mich ſehr unterhalten haben. Ich bitte, machen Sie ſich's bequem, unterhalten Sie ſich, eſſen Sie, trinken Sie! Es iſt nur Schade, daß Sie ſo ſpät gekommen ſind; Warmes wird nicht mehr vorhanden ſeyn.“ Mit dieſen Worten führte ſie mich in ein Nebenzimmer zu einem Tiſche, leerte aus zwei Schüſſeln das noch übrige Kalb- und Schinkenfleiſch auf einen Teller zuſammen, ſetzte mir noch einen andern Teller, worauf zwei von Zucker entblößte Krapfen lagen, vor, legte eine halbe Semmel dazu, zeigte mir zwei ungeheure Eſſigflaſchen, in welchen kaum noch der Boden mit weißem und rothem Wein bedeckt war, und miſchte ſich wieder unter die Übrigen.

Da ſaß ich nun, indeß mir der Geruch des mit Knoblauch durchſpickten Kalbfleiſches unangenehm in die Naſe drang und betrachtete mir die Geſellſchaft, indem ich die halbe Semmel gierig verzehrte, und ein Paar Gläſer von dem rothen Krätzer, den mir mein Freund Hofmeiſter im Vorübergehen ſehr empfohlen hatte, hinabſchüttete, und ich will dir, mein lieber Leſer, die Reſultate meiner Beobachtungen mittheilen.

Der Herr vom Hauſe war ein kleiner Mann von etwa fünfzig Jahren, mit ganz rund geſchnittenen Augen, bausbackig, mit einem Doppelkinn, und ſo glänzend im Geſichte, als ob er gefirnißt wäre; ſeine kleinen Füße, deren einer ein bischen kürzer war und ihn zu hinken zwang, ſchienen eigentlich zu einem andern Körper zu gehören, und ein Spaßvogel in der Geſellſchaft ſagte zu mir, er habe ſie ausgeliehen. Er ſchnupfte unmäßig Tabak, und wollte überall Ordnung herſtellen, indem es ihm nirgend glückte. Die Frau mochte vierzig Jahre alt ſeyn, war etwas mager und verlebt, aber trug Spuren einſtmaliger Schönheit im Geſichte und in den noch funkelnden Augen; ihr Anzug zeigte alle mögliche grelle Farben, und ihre Finger waren ſo voll Ringe, daß ein Geklapper hörbar wurde, ſo oft ſie ſich die Locken in Ordnung richtete, und dieß geſchah oft; denn ſie kokettirte und minaudirte noch, ſo viel es eben gehen wollte. Von alten Herren ſah ich eigentlich nur fünf Exemplare. Drei ſaßen im Tanzgemache ſelbſt in einer Ecke und ſpielten Tarok-Tappen. Der Eine fluchte beſtändig, der Zweite lachte immer und der Dritte veränderte keine Miene; nach jedem Spiele zankten ſie, und bei jedem Tanze wurden ihnen durch Stöße, welche ihnen die Vorbeitanzenden verſetzten, die Karten und die Marken unter einander geworfen, ſo daß keiner mehr wußte, was ihm zugehöre. Zu dem Einen dieſer drei alten Herren, nämlich zu dem Lächelnden, kam öfters ein junges Weibchen, ſeine theure Ehehälfte, am Arme eines jungen Comptoirhelden, gab ihm ein Liebespatſchchen und verſicherte ihn mit einem zärtlichen Seitenblick auf ihren Führer, daß ſie ſich ſuperbe unterhalte. Der Mann, unverwandt auf ſeine Karten blickend, küßte geſchwind die Hand, die ihn ſchlug, und ſagte: „Schön, Kind, ſchön, mach' dich nur luſtig.“ — Noch zwei alte Herren hatten ſich in die Kammer ſalvirt, wo der Credenz-Tiſch ſtand, und dort einen langen Puff herunter gearbeitet, wobei ich den Einen unaufhörlich ſchreien hörte: „Iſt das ein Spiel? — o Spiel! — verdammtes Spiel!“ — Frauen, über vierzig Jahre alt, bemerkte ich gar keine. Die zwiſchen acht und zwanzig und vierzig miſchten ſich aber unter die Mädchen, waren mitunter auch à l'Enfant friſirt, und thaten jung was ſie konnten. Das junge Volk ſprang unmäßig herum, die jungen Herren, alle in Stiefeln, nur mein Hofmeiſter in Schuhen und mit einem Federclaque bewaffnet, machten die Cour, wie es jeder verſtand. Der Eine präſentirte den Mädchen Katarrh-Zucker, den er ſelbſt mitgebracht hatte, der Zweite hatte vier Fächer aufzubewahren bekommen und jeden derſelben, als Siegeszeichen, in einem ſeiner Knopflöcher ſtecken. Der Dritte machte den Spaßmacher, lief von einer Gruppe zur andern, ſchnitt geſchwind ein Geſicht, und huſch war er wieder weiter, worüber denn nicht wenig gelacht wurde. Der Vierte ſchmachtete, an die Thür gelehnt, auf eine junge Frau hin, die vor Verlegenheit nicht mehr wußte, wohin ſie die Augen wenden ſollte.

Der Fünfte führte die Tänze an, das Blut ſprang ihm vor Echauffement faſt aus den Wangen, dennoch hüpfte er in einem fort und ſchrie: donnez die Hand! — La chaine! — Andere tanzten bloß, um ihre ſechs Gulden herauszutanzen. Wieder Andere ſahen ſich immer im Cabinette um, ob denn nicht bald wieder eine volle Schüſſel aufgeſetzt werden würde, und drei oder vier junge Leute ſpielten die Tänze auf. Sie waren unermüdlich, und kaum, daß Einer die Geige niederlegte, nahm ſie der Andre ſchon wieder auf. Sie ſcharrten ganz unbarmherzig, jeder wollte ſich am vernehmlichſten machen, und Einer ſuchte dem Andern die höhere Terz abzugewinnen; dabei wurden ſie im Tacte immer geſchwinder, ſo daß am Ende eines Walzers das Tempo ſo ſchnell genommen wurde, daß ſich die Tanzenden hätten Leib und Seele austanzen mögen. Ein Paar kleine Knaben unterhielten ſich damit, die Vorbeitanzenden am Rockzipfel zu fangen, und ein kleines Mädchen heulte laut, daß ſie niemand zum Tanze nahm.

Eine Stunde mochte der Spectakel ſo fortgedauert haben, als der Herr vom Hauſe zu dem Primgeiger hinkte und zu ihm ſprach: „Lieber Herr von Stangelhuber! jetzt bitt' ich mit den ſchönen Ländlern ein Ende zu machen. Meine Frau will jetzt die Mandelmilch ſerviren.“ Der Walzer nahm ein Ende, indem die Geigenden durch ein diminuendo die Tanzenden foppten, und ſiehe da, die Mandelmilch erſchien. Zwei Buben von dreizehn bis vierzehn Jahren trugen auf zwei Taſſen Gläschen, deren jedes höchſtens ein halbes Seitel faßte, herein. Die Hausfrau trug in einer großen Flaſche das Getränk und ſchenkte jeder der Damen (je nachdem ſie eine derſelben in Protection genommen hatte, entweder um einen Schluck mehr oder weniger) ein; ein junger Herr, der ſich eines vollen Glaſes bemächtigen wollte, wurde mit einem kurzen: „Das gehört für die Damen, für die Männer ſteht Wein drinnen!“ in die Kammer verwieſen, wo die großen Eſſigflaſchen wieder halb angefüllt worden waren. — Nebſt den fünf alten Herren war ich allein der glückliche Mann, der Mandelmilch von der Frau und zwar mit den Worten erhielt: „Sie haben ja noch gar nichts genoſſen, Herr von C. Ich bitte, bedienen Sie ſich.“ Ich glaubte für dieſe Aufmerkſamkeit durch eine kleine Galanterie dankbar ſeyn zu müſſen, und verſicherte, obſchon die Mandelmilch wie gezuckerte, dünne Mehlpappe ſchmeckte, daß ich nicht ſobald beſſere getrunken habe. „Das freut mich,“ verſetzte ſie lächelnd, „und dennoch, Sie dürfen mir's glauben, iſt auch nicht ein Mandelkern dabei, nichts als Plutzerkerne (Kürbiskerne).

Es war jetzt Ruheſtunde, und ich dachte eben ſo bei mir nach, ob ich mich wegbegeben, oder den Spaß noch länger mit anſehen ſollte, als ich bemerkte, daß mein Freund Hofmeiſter mit der Frau leiſe ſprach, und dabei mit ſeinem Claque, den er gar nicht aus den Händen ließ, auf mich hindeutete. Gleich darauf trat die Frau auf mich zu und ſprach: „Lieber Herr von C., die jungen Leute müſſen jetzt ein wenig ausruhen, da könnten Sie uns einen rechten Gefallen erweiſen.“ — Ich fragte, welchen? — „Sie wiſſen ſo viele luſtige Anekdoten, beſonders ungariſche,“ fuhr die

Frau fort, „ich bitte, erzählen Sie uns einige, wir ſetzen uns in einen Kreis um Sie und lachen.“ Ich verſicherte, über dieſe Zumuthung nicht wenig betroffen, daß ich gegenwärtig gar nichts Neues wiſſe, und das Alte doch keinen Spaß machen könne. Aber die Frau meinte, Alles ſei ihnen neu, und als ich abermals deprecirte, ging ſie zu einigen hübſchen jungen Mädchen und trug ihnen auf, mich zu bitten, daß ich Anekdoten erzählen möchte. Da kam nun eine ganze Schaar junger Gänschen mit ihrem „Bitte! bitte!“ auf mich zugelaufen, man ſetzte mir einen Stuhl zu rechte, nöthigte mich darauf, ſchloß einen Kreis um mich, und ich mußte **nolens volens** einige Anekdoten auskramen, die ein ſehr dankbares Publicum fanden, da noch früher gelacht wurde, als die Pointe zum Vorſchein kam. „Sie ſind ein Tauſendſaſa!“ — ſagte endlich der Herr vom Hauſe, „Sie müſſen öfters bei uns ſpeiſen!“ — und man entließ mich meiner aufgenöthigten Spaßmacherrolle.

Jetzt wurden kalter Milchreis und gekochte Zwetſchken herum gegeben, von welchem erſtern die Frau vom Hauſe verſicherte, er ſei viel beſſer und geſünder als Gefrornes; dann wurde wieder getanzt. Zwei kleine Mädchen tanzten eine **Polacca** erbärmlich. Eine **Tempête**, eine **Ecossaise**, eine **Masure** und wie die Tänze alle heißen, welche die nachahmenden Deutſchen dem herrlichſten aller Tänze, ihrem lieblichen Walzer, vorziehen, wurden herabgeſtrampft, und das dauerte bis Morgens vier Uhr. Die vier Wachskerzen, welche in der Mitte des Saales in einer mit Guirlanden verzierten Stall-Laterne brannten, waren ſchon ausgebrannt, der

Herr vom Hauſe hatte ſie durch Unſchlittkerzen ſubſtituirt, einige Mäuler und Mündchen zogen ſich ſchon öfters in die Länge, einzelne Pärchen ſonderten ſich ab und ſaßen im trauten Geſpräche begriffen, da ſchallte es auf einmal: „Den Polſtertanz! den Polſtertanz!“ Wer kennt dieſen Tanz nicht, bei dem alle Mäulchen ſich ſpitzen, der am Ende des Balls Gelegenheit gibt, Jemand ſeine beſondere Zuneigung zu bezeigen, und der ſo manche ſaure Geſichter und neidiſche Blicke verurſacht? Er gründet ſich auf den alten deutſchen Spruch: Einen Kuß in Ehren kann niemand wehren! Das Polſterchen ward gebracht, der Tanzanführer nahm es, hüpfte der Erſte in den Kreis und legte es zu den Füßen der Frau vom Hauſe. Sie küßte ihn mit einer Miene, die zugleich zu verſtehen gab: Es gebührt mir die Erſte zu ſeyn; der Kreis drehte ſich wieder, und die Frau vom Hauſe legte den Polſter zu meinen Füßen. O ich Glücklicher, Beneidenswerther! der ich zugleich mit einem Kuß ein rothes Fleckchen auf der Naſe davon trug, welches mir die Schminke der gnädigen Frau zurückgelaſſen hatte. Ich nahm meinen Erſatz an einem recht hübſchen, ſittſamen jungen Mädchen, das ſich zwar küſſen ließ, aber den Kuß nicht erwiederte. Nun kamen die andern an die Reihe. Die hübſche junge Frau, von der ich früher ſprach, war pfiffig genug, aus dem Kreiſe hinauszutreten und den Polſter zu den Füßen ihres alten Mannes, der noch am Spieltiſche ſaß, niederzulegen. So ging das Küſſen fort, bis endlich noch Einer allein übrig blieb, ohne daß mehr eine Dame vorhanden geweſen wäre. Er wurde ausgelacht, und man ſah ihm den Ärger im Geſichte an, obſchon er ſelbſt mitlachte.

Jetzt bekamen die Damen Kaffeh und die Herren Einbrennſuppe. Es wurde noch ein Pfänderſpiel geſpielt, und dann entfernte man ſich, indem man den Herrn und die Frau vom Hauſe verſicherte, man habe ſich im Leben nicht beſſer unterhalten als heute, und ein Hausball ſei ganz etwas anderes, als ein öffentlicher Ball.

Ich dachte im Nachhauſegehen an meine ſechs Gulden, und daß man dafür ſeinem Magen leicht Mehres und Beſſeres, aber ſeinem Geiſte kaum größern Stoff zum Nachdenken verſchaffen könne, und ſchlief noch laut lachend ein.

Die Lotto-Collectur.

Ich pflege manchmal einen Spaziergang in die entlegenſten Vorſtädte zu machen, ich ſehe dort immer etwas Neues und Intereſſantes. Neue Gaſſen, neue Häuſer, neue Mädchen, neue Menſchen, möcht' ich ſagen. Gewiß kommt es ſelbſt einem eingebornen Wiener, wenn er ſich des Jahres einmal nach einer der entfernteſten Vorſtädte verirrt, ſo vor, als ob er zwanzig Meilen weit von der Reſidenz entfernt wäre.

Vor einigen Tagen macht' ich eben wieder einen ſolchen Spaziergang und ſchlenderte durch eine Hauptſtraße einer der volkreichſten Vorſtädte, als ich ſchon von Ferne einen Haufen Menſchen vor einem Hauſe verſammelt ſah. Ich dachte, es habe ſich vielleicht ein Unglück ereignet, und eilte hinzu, fand aber die Menge in ſonderbaren Gruppirungen und im eifrigſten Geſpräche vor einer ſogenanten Lotto-Collectur ſtehen, wo man eben die heute gezogenen fünf Lottotreffer zu Jedermanns Anſicht mit großen Nummern auf eine ſchwarze Tafel geſchrieben hatte. Alle Anweſenden ſahen mit Begierde darauf, und was ich ſo vor, hinter und neben mir von den Geſprächen erhaſchen konnte, zeichne ich hier auf.

Ein Weib (vor mir, indem ſie beide Hände in die Seite ſtemmt, zu einer andern, welche Brillen aufgeſetzt hat, um die Nummern beſſer zu ſehen). Sind das auch Nummern? Nein, eine ſo dumme Ziehung iſt mir noch nicht vorgekommen.

Die Andere. Die Nummern ſind geſcheidt, aber ich war eine dumme Gans. Zehnmal nacheinander hab' ich den Terno *) 1, 29, 48 geſetzt, iſt kein's von allen drei Nummern gekommen; dießmal hab ich ſie ausgelaſſen, jetzt ſind ſie alle drei da.

Die Erſte. Was ich einmal ſetze, dabei bleib ich, und wenn ich keinen Kreuzer mehr habe, und die letzten Hoſen meines kleinen Buben in's Verſatzamt tragen ſollte, der Menſch muß Charakter haben.

Die Andere. Die Frau Gevatterin kennt doch die Köchin des Sollicitators in unſerem Hauſe?

Die Erſte. Freilich kenn ich ſie, die Perſon trägt jetzt ſogar einen ſammtenen Spencer.

Die Andere. Kann ihn leicht tragen, hat ja in der letzten Ziehung einen Terno gemacht.

Die Erſte. Ah nein!

Die Andere. Ah ja, mit drei Nummern, die ihr geträumt haben.

Die Erſte. Da kann man ſehen. Mir hilft kein Traum. Mir hat dreimal hinter einander geträumt, mein Mann ſei in einen Hirſch verwandelt worden, ich habe gemeint, das ſei gewiſſes Geld; der Hirſch iſt der klare Siebenundzwanziger, hab ihn geſetzt, iſt doch nicht gekommen.

---

*) Terno iſt in der öſterreichiſchen Local-Sprache männlichen Geſchlechtes.

Die Andere. Ei! ei! ei!

(Beide traten weiter ſprechend in die Lotterie-Collectur.)

In dieſem Augenblick hört ich einen Holzhauer neben mir laut auflachen. „Was gefällt dir denn ſo, Hans?“ fragte ihn ein Maurer.

Der Holzhauer. Ha! ha! ha! — ſchau einmal her, Chriſtian, dasmal iſt er da, der umgekehrte Sechſer, Einen Gulden hab' ich darauf geſetzt. — Halloh, vierzehn Gulden ſind mein!

Der Maurer. Was thuſt du denn jetzt mit dem Geld.

Der Holzhauer. Einige Gulden ſpendire ich meiner Gurgel, und das übrige trag' ich wieder in die Collectur. Mit einem Extrat bin ich nicht zufrieden, ich muß einen Terno haben. Drei Nächte hindurch ſeh' ich ſchon eine Spinne, die Spinnen bringen Glück, dieſe Spinne ſetz' ich.

Der Maurer. Verſpinn dich nur nicht.

Eine alte Frau, die in der Nähe ſtand, wurde jetzt, nachdem ſie zuvor ſtarr auf die Treffer geblickt hatte, ohnmächtig, man beſchäftigte ſich um ſie, und brachte ſie wieder zur Beſinnung zurück. Die Alte ſtand auf, blickte noch einmal die Treffer an, griff dann in ihren Buſen, zog ein Papier heraus, verglich die darauf gedruckten Nummern mit den auf der Tafel geſchriebenen, und ſchrie laut: „Gewonnen! gewonnen! einen Terno! oh! oh! ich bin glücklich auf Zeitlebens!“ und ſtürzte davon.

„Um ein Aug' iſt die Kuh blind,“ hört' ich jetzt einen kleinen zerlumpten Kerl hinter mir ſprechen, indem er ſich eine Pfeife ſtopfte. „Bei der Linzer-Ziehung ſoll man gar nicht ſetzen, dort ziehen ſie lauter verzwickte Numero.“

Ich trat nun in die Collectur ſelbſt, um zu ſehen, wie es auch da drinnen zuging. Ein ältlicher, kleiner, buckeliger Menſch und eine Frau ſaßen hinter einem langen, mit Protokollen vollgelegten Budentiſch, und ſchrieben auf kleine fingerlange Zettelchen die Treffer, die ſie den Herandrängenden unentgeltlich austheilten. Bei manchen bekannten Kunden ging das nicht ohne Anmerkungen ab; ſo ſagte der kleine Mann zu einer Frau, indem er ihr den Zettel gab: »Was hab' ich prophezeit, die Dreißiger haben dießmal die Vorhand?« und zu einer andern: »Thu die Frau für's künftige Mal den Sechſer ſtürzen, in dieſem Monat leidet er's ſchon!« — Zu einer Frau, welche mit ihrem kleinen Kinde da ſtand, um die Nummern in Empfang zu nehmen, ſprach die Collectursfrau: »Nu, nu, die Händchen der kleinen Fräule waren halt auch nicht glücklich, ſie hat die unrechten herausgezogen;« und die Frau erwiederte zornig: »Zum Eſſen iſt die Flitſchen gut genug, aber ſonſt kann ſie nichts!« ſie ſtieß das arme kleine Weſen zur Thür hinaus, und ging.

Das Geſurre und der Lärm wurde mir zu toll, und ich ging auch. Vor der Thür ſtanden noch zwei Schuſterjungen und führten folgendes Geſpräch:

Der Eine. Schau! hab wieder keinen Terno gemacht.

Der Andere. Haſt du denn geſetzt?

Der Erſte. Nein, aber wann's ſeyn ſoll, ſo geht eine Butten los.

Das Haustheater.

Nichts lockt die jungen Leute mehr an, als ein Haustheater; von nichts verſprechen ſie ſich größere Unterhaltung, als von dieſem; nichts ſcheint ihnen leichter, als das Komödieſpielen; und nichts iſt ihnen einleuchtender, als daß ſie die erſten Künſtler der Reſidenz gleich mit dem erſten Worte in Grund und Boden bohren werden. Die Couliſſen haben etwas außerordentlich Anziehendes, das Treiben hinter denſelben etwas ſehr Lockendes; Jeder hält ſich für einen gebornen Künſtler in dieſem Fache, und das Mißglücken wird als unmöglich vorausgeſetzt. Die lieben Eltern halten eine derlei Unterhaltung für ein zugleich angenehmes und ſicheres Mittel, dem ſchönen Töchterchen Anſtand in ſeinen Haltungen, Feinheit und Lieblichkeit im Ausdrucke, Grazie in den Geberden beizubringen, und ſehen nicht die Schlange, die hinter allen dieſen Roſen lauſcht. Die Intrigue ſteht immer mit hinter den Couliſſen, hinter papiernen eben ſo gut als hinter den leinwandenen; der Neid hebt ſein Haupt auf dem Podium wie auf dem ebenen Zimmerboden; die Verſtellungskunſt wird gar leicht zur zweiten Natur; ein Druck der Hand *auf* dem Theater wird nicht ſelten der Vorbote mehrerer Händedrücke *außer* dem Theater; wer mit Liebeleien *ſpielt*, dem wird das Liebeln nur zu bald Ernſt, und wer es hundertmal mitgemacht hat, Eltern und Vormünder zum Scherze zu betrügen, der verſucht's auch einmal im wirklichen Leben. Ich glaube das Theater für den Schoß halten zu dürfen, aus welchem die Koketterie zuerſt hervorgegangen iſt. Darum, wenn ich Kinder hätte, ſo wollte ich ihnen lieber Alles zugeſtehen, als das Komödieſpielen, am wenigſten aber meinen Töchtern. Ich will es verſuchen, dir, lieber Leſer, der du meine Lebensbilder ſo freundlich aufnimmſt, auch ein ſolches von einem Haustheater zu entwerfen, und ich fürchte nur, die Menge des Stoffes möchte mich erdrücken.

Im Hauſe des Kaufmanns Bratſch ſaßen die jungen Leute in einem abgeſonderten Zimmer beiſammen und trieben tolles Zeug: ſie ſpielten Pfänderſpiele, blinde Kuh, Mehlſchneiden, und wie die Spiele alle heißen, die Bewegung oder Scherz machen. Die Eltern dieſer jungen Leute befanden ſich in einem andern Salon, wo ein Paar Whiſt- und eben ſo viele Tarok-Tiſche etablirt waren, an denen Alles, bis auf einige Frauen, Antheil nahm, die mit ihrem Strick- und Stickwerk beſchäftigt, der Zunge freien Lauf ließen. Die jungen Leute waren des Spielens ſchon müde; ſie ſaßen jetzt ruhig und ſprachen von dem geſtrigen neuen Stücke. Verſteht ſich, daß Jedes von ihnen etwas auszuſtellen fand an Dichtung, am Spiel, am Coſtüm u. ſ. w. „Wie wär's,“ nahm endlich der Praktikant Mühlleitner das Wort, „wie wär's, wenn wir ſelbſt dieſen Winter ein Theater errichteten?“ „Das wäre ſchön!“ ſagte der Handlungs-Commis Perzel drauf: „Da könnte man den Leuten doch zeigen, was eigentlich Komödieſpielen heißt.“ — „Aber wenn wir ſchon ſpielen,“ verſetzte der Studioſus Reitter, „ſo geben wir lauter große, klaſſiſche Stücke? nicht wahr? Den Balboa muß ich einmal ſpielen, und den Fiesko, das laß ich mir nicht nehmen!“ „Ja, ja,“ ſchrie Xavier, der junge Herr vom Hauſe; das iſt prächtig.“ — „Komödieſpielen, Komödieſpielen!“ ſchrie Alles mit funkelnden Augen, und alſogleich brachte der junge Herr Feder, Tinte und Papier, um auf der Stelle alle Beſtimmungen, Bedingungen, Anordnungen, Verhältniſſe, kurz Alles, was dabei zur Frage kommen kann, zu erörtern und aufzumerken. Man ſetzte ſich um einen großen, runden Tiſch. Der Studioſus Reitter warf ſich ſogleich zum Sekretär und Theaterdichter auf, und ſtellte folgende Fragen an die Geſellſchaft: „Erſtens: Wo werden wir ſpielen?“ — „Nun, wo anders, als da bei uns,“ verſetzte der junge Herr vom Hauſe. „Wenn ich's der Mama ſage, daß ich ſpielen will, ſo hat ſie nichts dagegen und wenn ſie ja ſagt, ſo ſagt der Papa auch ja. Unſer Speiſe-Salon iſt groß genug dazu, und damit das Theater immer aufgerichtet ſtehen bleiben kann, ſo werd' ich's ſchon dahin bringen, daß wir den Winter über in einem andern Zimmer ſpeiſen. Aber das bitt' ich mir aus, recht große Rollen muß ich bekommen, ſonſt verwend' ich mich für nichts.“— „Schon recht, verſetzte der Sekretarius, indem er dabei dem Herrn Praktikanten Mühlleithner in's Ohr ſagte: „Laſſen Sie's nur gehen, wir werden den dummen Knaben ſchon über'n Daum drehen.“ — Die zweite Frage war: „Wo nehmen wir ein Theater her?“ — „Ein Podium muß ſeyn!“ ſchrie Alles mit Einer Stimme; denn auf ebenem Boden nimmt ſich nichts aus. „Freilich,“ verſetzte der Sekretarius, „aber das koſtet Geld. Wir müſſen alſo vor Allem einen Fond haben, woraus wir die nothwendigſten Vorauslagen beſtreiten, und dazu heißt es geben, was Jeder kann. Bei dieſen Worten verlängerten ſich die Geſichter ſämmtlicher Intereſſenten. Herr Mühlleitner ſpann ein Geſpräch mit Fräulein Roſinen an, und that, als ob er gar nichts gehört hätte. Der Herr Handlungs-Commis Perzel ſpielte mit ſeiner Uhrkette; ein anderer junger, galanter Herr meinte, man müßte einen Gönner ſuchen, der die Beſtreitung der Unkoſten auf ſich nehme. Endlich trat der junge Herr von Rütteles auf, und erbot ſich, die Herſtellung des Podiums bei einem bekannten Tiſchler zu erwirken, wenn dasſelbe ein Eigenthum des Tiſchlers bleibe, und man monatlich 10 fl. dafür bezahlen wolle. Dieſer Vorſchlag ward acceptirt. Nun wurde beſchloſſen, daß jeder der Mitſpielenden monatlich 5 fl. bezahlen ſollte, wovon die Ausgaben beſtritten werden. Zum Kaſſier wurde der junge Herr vom Hauſe ernannt, und ihm ſogleich aufgetragen, die erſten 5 fl. für alle Mitſpielenden ſogleich vorzuſchießen, da man eben nicht ſo viel Geld bei ſich habe. In der Freude ſeines Herzens über das Komödieſpielen that der junge Herr Alles, und die Kaſſa war voll. Jetzt kam die Rede auf das Theater ſelbſt, das heißt, auf die Gardinen, Scenen u. ſ. w. Es befand ſich ein Jüngling in der Geſellſchaft, der nach dem Storchenſchnabel ſilhouetirte, und ſehr ſchöne Barometerfigürchen zu machen verſtand; er hieß Riffler. Dem trug man das Geſchäft eines Theatermalers und Maſchiniſten auf, welches er auch im Gefühle der hohen Ehre annahm. Die Statuten der Geſellſchaft zu entwerfen, ohne die kein Theater ſeyn kann, und die doch bei keinem gehalten werden, am wenigſten aber bei einem Privat-Theater, wo Jedermann umſonſt ſpielt, und alſo auch zu nichts gezwungen werden kann: dieſes wichtige Geſchäft wurde dem Sekretario anvertraut, der nur beiläufig meldete, daß er auch Strafen für die Übertreter beifügen werde, welche die Verbeſſerung der Kaſſe erzwecken ſollten. Jetzt entſtand die Hauptfrage: „Wer ſoll ſpielen, und was ſoll Jeder ſpielen?“ Mit dem wer war man ſogleich in Ordnung, denn ſpielen wollte Jeder in der Geſellſchaft, und das können zu bezweifeln, wäre lächerlich geweſen; aber was Jeder ſpielen ſollte, das war eine um ſo kitzlichere Frage. Jeder wollte Alles ſpielen, was gut iſt, und Keiner wollte Etwas ſpielen, was nicht gut iſt. Da man alſo mit einer ſichern Beſtimmung der einzelnen Fächer nicht zu Stande kam, ſo wurde beſchloſſen: es ſollte Einer nach dem Andern in der Reihe ein Stück zur Aufführung beſtimmen können, und dieſem ſollte es auch ſtets unbenommen bleiben, ſich erſt ſelbſt eine Rolle zu wählen, und dann die übrigen nach ſeinem Gutdünken zu vertheilen. Wie dieſer ſie vertheilen würde, ſo müßte es bleiben, und Keiner von der Geſellſchaft dürfe ſich weigern, eine, auch die unbedeutendſte Rolle anzunehmen. Dem jungen Herrn vom Hauſe wurde als Beſitzer des Lokals der Vorrang gelaſſen, und er wählte ſogleich Donna Diana. Sich ſelbſt theilte er, wie natürlich, die Rolle des Cäſar, Fräulein Roſinen, der Tochter des Exprofeſſors Mappe, die Rolle der Diana, dem Studioſus Reitter jene des Don Diego, dem Praktikanten Mühlleitner die des Luis, dem Commis Perzel (dem gewöhnlichen Spaßmacher der Geſellſchaft) den Perin, zwei Couſinen die Rollen der Feniſa und Laura zu. Da fehlen aber nun noch Don Gaſton, und das Kammermädchen Floretta. Für den Gaſton verſprach Mühlleitner unter ſeinen Kollegen ein Mitglied zu ſuchen. Er kenne Einen, verſicherte er, der dem Teufel ein Ohr wegdeklamire, und der bei einem der berühmteſten Schauſpieler als Lehrer von deſſen Kindern angeſtellt ſei, und zur Rolle der Floretta wollte Fräulein Roſine eine ihrer guten Freundinnen bereden, welche ſehr geſchickt ſei, und deren Namen man als Auflöſerin aller Charaden in jedem Sonntagsblatte des Wanderers leſen könne. Somit war die Sache für heute in Richtigkeit, und man ging auseinander. Der Praktikant Mühlleitner nahm das Buch des Stückes mit ſich, um die Abſchriften der Rollen ſogleich zu beſorgen. Über drei Tagen war die erſte Probe, nämlich die Leſeprobe, feſtgeſetzt.

Wie es nun während dieſer drei Tage unter den Geſellſchaftsmitgliedern zuging, welche Feder vermag das zu beſchreiben? Der Herr Studioſus Reitter verſäumte alle Collegia, weil er zu Hauſe ſaß, und über der Verfaſſung der Statuten und Theaterregeln ſchwitzte. Er bekam drei Abſenzen. Der Praktikant Mühlleitner hatte auf ſeinem Kanzleitiſche vor ſich eine zu bemängelnde Rechnung liegen, revidirte aber keine Ziffer derſelben, ſondern ſchrieb verſtohlener Weiſe unter der Rechnung an den Rollen. Xavier, der junge Herr vom Hauſe, hatte mit der Mama geſprochen, die Mama hatte dem Papa ihre Willensmeinung geäußert; ſie ſah ihr Söhnlein ſchon im ſpaniſchen Mantel glänzen, und

Alles war in Rückſicht auf das Lokale in Richtigkeit. Xavier gab dem Guitarre-Meiſter und franzöſiſchen Sprachmeiſter geſchwinde ihre Billeten, und ſandte ſie wieder fort, ohne etwas zu lernen, weil er nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als ſeinen Don Cäſar zu memoriren: machte auch des Tages dreimal Roſinen Viſiten, welche des Mädchens Eltern mit Vergnügen ſahen, da ſie ihre Tochter gern unter die Haube hätten bringen mögen. Roſine war nie fleißiger als jetzt; ſie nähte den ganzen Tag an Halskrauſen und Gewändern und Hüten für die Diana, beſonders lag ihr das *ideale Kleid* am Herzen, womit ſie im zweiten Akte im Garten zu erſcheinen hatte. „Das ſoll nur hingehaucht ſeyn!“ rief ſie zu ſich ſelbſt. Daneben auf dem Arbeitstiſche lag das Buch der Donna Diana, welches ſie auch ſelbſt zum Speiſen und in das Bett mitnahm. Der Commis Perzel war aber von Allen der Ärgſte. Er ſtand in ſeinem Schnittwaarengewölbe und lernte, daß ihm der Schweiß auf der Stirne ſtand, und vertiefte ſich ſo in den Geiſt ſeiner Rolle, daß er jede Dame, die eintrat, eine Elle Band zu kaufen. *Hoheit* nannte. Er hatte etwas von dem *Greifen einer Rolle* läuten gehört; damit wollt' er aber nicht zu recht kommen; der Griff ſchien ihm das allerſchwerſte, bis er ſich endlich entſchloß, das Ding ſo ſpaßig zu ſpielen als möglich, damit die Zuſeher nur recht lachen; damit ſchien ihm das *höchſte* Ziel erreicht. Der Herr Mühlleitner hatte auch mit dem Herrn, den er anwerben wollte (er hieß *Wachsberger* und war Diurniſt) geſprochen, und die Rolle des Gaſton an Mann gebracht. Auch Roſine hatte ihre Freundin Thereſe *Silber* zur Annahme der Rolle der Floretta bereitwillig gefunden, und ſo ſchien Alles den beſten Gang zu gehen. Der Tag der Leſeprobe rückte immer näher, und Alles freute ſich ſchon darauf; denn eben die Proben, welche den Schauſpielern von Metier ſo ſehr zuwider ſind, machen eine der Hauptunterhaltungen der Dilettanten aus. — Da erſchien plötzlich am Abende vor derſelben folgender Brief mit der Adreſſe des Studioſus Reitter, an welchen er auch geſandt wurde.

»Mein Herr!

»Wir haben öfters das Verknicken gehabt, Ihnen bei unſern Kuſſin dem jungen Herren Gſafer Bratſch in der Geſeellſchaft zu ſehen, und wir haben Sie alleweil für den Geſchaideſten und galanteſten von allen jungen Männern, die hinkommen, gehalten. Beſonders hat die ältere von uns beiden — wir ſchamen uns nicht es zu geſtechen — ſich zu Ihnen hingezogen geſpürt — und denkt noch mit Wanne jenes Abends, wo ſie die Roſſen aus Ihneren Knopfloch genommen, und ihr mit den ſchönen Worten gegeben haben: Nehmen Sie hier ihre Schweſter! Die Blätter dieſer Roſſe liegen noch immer in ihren Buch. Darum wenden wir uns auch jetzt in einer fatalen Angeleckenheit an Ihnen. Wir ſollen bei der Komödi, die geſpielt wird, zwei Rollen ſpielen, die nur ſo daneben daher gehen, wo gar nicht gepatſcht werden kann, wenn wir auch ſo ſchön ausſehen als möglich. Das können und wollen wir nicht thun. Wir ſind nicht dazu gemacht um Anderen Stubenmadeln abzugeben, und die Roſi iſt uns noch viel zu wenig, als daß ſie die Erſte ſeyn könnt, wenn wir die andern ſind. Darum ſchicken wir Ihnen durch unſern Dienſtboten Kadi hier die Rollen zurück; denn an unſern

Kuſſin Gſafer wollen wir nicht ſchreiben, er iſt uns zu dumm und wir wiſſen, daß er die Roſi gern ſieht, und bedanken uns ſchön. Wir können wo anders die Diana ſelber ſpielen, wenn wir mögen.“

„N. S. Beſuchen Sie uns, wenn Sie Zeit haben, der Papa hat nichts dawider.“

Ihre Dienerinnen
Leni und Liſi Bratſch.“

Dem Herrn Studioſus Reitter kam dieſer Brief ſehr gelegen. Er ſelbſt war mit der Rolle des alten Diego nicht zufrieden, und wünſchte ſchon lange eine Gelegenheit, ſich der hübſchen Leni Bratſch gefällig zu beweiſen. „Vielleicht können wir durch dieſen Brief die ganze Donna Diana vereiteln,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, ſteckte ſeine ausgearbeiteten Theater-Statuten in den Sack und begab ſich zur Leſeprobe. Noch war Niemand vorhanden, und nur der junge Herr Xavier ordnete im Zimmer einen großen Tiſch, darauf Schreibgeräthe und das Buch der Donna Diana, rund herum Stühle. Reitter grüßte und gab Xaviern ſtillſchweigend den Brief. „Nun da haben wir's!“ ſchrie dieſer; „aber den beiden hochmüthigen Fliegen will ich's einbrennen. Die Mama hat ihnen immer die Kleider geſchenkt, die ſie ablegte; von der Stunde an bekommen ſie nichts mehr.“ „Aber was iſt jetzt zu thun?“ fragte Reitter, hinzuſetzend: „Ich dächte, wir ließen die Donna Diana ganz liegen, ſie iſt ohnedieß zu ſchwer zu ſpielen.“ „Was ſchwer? — warum ſchwer? Nichts iſt ſchwer, am allerwenigſten dieſes Stück, das ſich ſelber ſpielt. Man darf nur die Rolle gelernt haben und angekleidet ſeyn, ſo muß man gefallen. Und ich kapricire mich einmal auf den Cäſar, und wenn ich den nicht ſpielen kann, ſo wird gar nicht geſpielt, damit Punktum!“ Das war ein Argumentum ad hominem, und der Studioſus Reitter lenkte ein, indem er fragte, wer denn aber nun die beiden zurückgeſandten Frauenrollen ſpielen ſollte? „Da werden wir gleich damit fertig ſeyn,“ erwiederte Xavier. „Ich gebe ſie den beiden Töchtern der Marchandemode, die in unſerem Hauſe wohnt. Die Mädels ſind in der Leihbibliothek abonnirt, und freſſen alle Tage unter der Arbeit wenigſtens zwei Bücher; alle Scott'ſchen Romane haben ſie ſchon geleſen. Die werden doch die Paar Worte ſagen können.“ Geſagt, gethan. Xavier ging ſogleich zur Mama Marchandemode im vierten Stock hinauf, die ſich ein Vergnügen daraus machte, dem Sohne ihres Hausherrn gefällig ſeyn zu können, und die zwei Mädchen Amalie und Theodore zitterten vor Freude, endlich einmal bei einem Haustheater mitſpielen zu können! was ſchon lange ihr Wunſch war. Sie gingen gleich mit hinab, um der Leſebrobe beizuwohnen.

Verſammelt war bereits Alles, und die Leſeprobe begann. Xavier las ſo ſchnell, daß man nur die Hälfte von dem verſtand, was er ſprach. Der Studioſus Reitter hingegen las ſo langſam und pathetiſch, daß man glaubte, ſeine Reden nehmen gar kein Ende; dabei ließ er den Fall der Verſe und das Klappen der Reime ſo deutlich vernehmen, daß ſein Vortrag dem Geklapper einer Mühle nicht unähnlich war. Roſine las ſo leiſe, ſo leiſe, daß ſie faſt nur liſpelte; ſie behauptete, ſie ſchäme ſich und könne erſt dann ſo ſprechen wie ſie wollte, wenn ſie in den Kleidern ſtecke und auf dem Theater ſtehe. Die beiden Marchandemode-Mädchen waren ſchon kecker: die Eine las ihre Fenisa in einem ſehr hohen Discant, die Andere ihre Laura in einem Contra-Alt, daß die Wände zitterten. Nur ſchienen ſie mit der Accentuation und mit dem Dativ und Accuſativ nicht ganz im Reinen; ſo las Amalie als Laura z. B.

Ich habe *ihm* gewarnt,

und Theodore als Fenisa declamirte:

Wahr mag' es ſeyn, doch *find'* ich es betrübt,
Daß man ſie haſſen *ſoll*, auch ohne *ſie* zu kennen.

Der Studioſus Reitter machte ſie darauf aufmerkſam, allein ſie machten ein böſes Geſicht darüber, und ſchoben die Schuld auf die unleſerliche Schrift der Rollen, worüber wieder der Practikant Mühlleitner ein böſes Geſicht machte, der ſie geſchrieben hatte. Überhaupt gab es der böſen Geſichter viele. Xavier machte ein böſes Geſicht, weil Roſine dem Souffleur, einem Herrn *Sitz*, ein bonbon aus ihrem Arbeitsbeutel gereicht hatte. Roſine machte ein böſes Geſicht, weil ſie die beiden Marchandemode-Mädchen da erblickte, denen ſie ſchon gram war, ſeitdem ſie ſelbe in ſchönen, ſammtenen Pelzen auf der Gaſſe hatte gehen geſehen, wozu ſie ſelbſt es noch nicht hatte bringen können. Der Studioſus Reitter machte ein böſes Geſicht über ſeine ſchlechte Rolle, und Herr von Rütteles, der zwar nicht ſelbſt mitlas, weil er nicht mitſpielte, aber als ein anerkannter ſchöner Geiſt der Leſeprobe beiwohnte, um ſeine Meinung zu äußern, machte ein böſes Geſicht über den Vortrag vieler Stellen, und rief einmal über das andere in ſeinem Dialecte aus: „J! das iſt nicht recht, das müß' beſſer gehen, bedenken Sie doch, Xavier, daß Sie ein Ferſt *) ſind,“ u. ſ. w. Am Ende aber verzogen ſich alle böſen Geſichter und alles war darüber einſtimmig, daß die Vorſtellung vortrefflich gehen werde.

Man beſchloß bis zum nächſten Sonntage, wo geſpielt werden ſollte, noch drei Proben zu halten. Der Tiſchler hatte das Podium aufgeſchlagen. Riffler bereits die Scenen und Gardinen aus Papier zuſammengepappt, und war nun mit dem Malen beſchäftigt. Nur die Vordergardine allein war von Leinwand. Xaviers Mama nämlich hatte hiezu ein Paar alte Leintücher ſpendirt, und die beiden Marchande-modiſchen (ſo nannte man ſie in der Geſellſchaft) hatten ſie zuſammengenäht und mit Ringen zum Aufziehen verſehen. Nach des Studioſus Reitter ſinnreicher Angabe ſollte das Gemälde auf der Vordergardine den Tempel der Kunſt vorſtellen, in welchem Apollo ſteht, mit der Leier in der Hand, und darunter die Worte: Laſſet die Dilettanten zu mir kommen. Zwar nicht ſehr beſcheiden, aber Beſcheidenheit iſt auch gewöhnlich nicht die Tugend der Dilettanten. Tempel und Apollo wurden nun von Riffler ſo zierlich und ſteif gemalt, als hätte er ſie von einer Torte abconterfeyt. Auch die Statuten wurden ſanctionirt und zu Tage gefördert, und Jedem der Geſellſchaft ein Exemplar mitgetheilt; aber ſie waren eben nur pro forma, und nachdem ſie erſchienen waren, keine weitere Rede mehr davon.

Ich übergehe die Zeit von der Leſeprobe bis zur Vorſtellung ganz kurz, und will nur Bruchſtücke aus dieſer Epoche aufführen. Die Proben wurden immer an den be-

---

*) Fürſt.

ſtimmten Tagen gehalten, aber auch jedesmal um eine Stunde ſpäter angefangen, als feſtgeſetzt war, weil Einer oder der Andre immer ſpäter kam. Perzel war wider ſeinen Willen ſtets der Letzte, weil ihm oblag, das Gewölbe zuzuſperren. Daß viele Zänkereien bei dieſen Proben Statt hatten, kann man ſich leicht denken, denn Jeder wollte drein reden, verbeſſern, anordnen, und Niemand wollte ſich etwas drein reden, verbeſſern und anordnen laſſen. Xaviers Mama ſaß immer mit dem Strickſtrumpfe dabei, und weinte Freudenthränen, wenn ſie hörte, wie ihr liebes Söhnlein die ſchönen Worte ſo ſchön herab plapperte, und bald die Stimme hob, bald ſenkte. Sie wußte ſchon die Rolle beſſer auswendig als er, und war ſo entzückt über das Genie ihres Entſproſſenen, daß ſie bei jeder Probe einige Maß Bier und einige Dutzend Selchwürſtel zum Beſten gab, worein denn die Künſtlergeſellſchaft mit Macht einhaute. Roſine und der Studioſus Reitter ſchienen die Rollen des Cäſar und der Diana im wirklichen Leben unter einander zu ſpielen, denn der Studioſus ſtellte ſich an, als ob er ſich aus der hübſchen Exprofeſſorstochter gar nichts machte, während ſie mit neidiſchen und glühenden Blicken die Marchande-modiſche Amalie zu durchbohren drohte, wenn er dieſer den Arm bot, um ſie nach Hauſe zu begleiten. Die kleine Freundin Roſinens, welche die Floretta ſpielte, hatte an dem Commis Perzel ihren Ritter gewonnen; und bereits hatte er in ſeinem Gewölbe von dem ſchönſten Stück Merinos auf ein Kleid herabgeſchnitten, und es ihr, verſteht ſich insgeheim, verehrt. Riffler malte und bohrte und nagelte den ganzen Tag; aber noch war gar nichts fertig, nicht einmal die kleinen Verſetzſtücke: Thüren, Lauben u. ſ. w. In Ermanglung derſelben ſtellte man ſich an die Plätze derſelben Stühle, um zu bezeichnen, wo man aus- und einzugehen, zu ſitzen und zu ſtehen habe. Allein heute war's ſo ausgemacht und morgen wieder anders, und ſo wußte zuletzt doch Keines wieder wo aus und ein. Der Lehrjunge Perzels, zwei Schreiber vom Comptoir des alten Bratſch und der Sohn des Hausmeiſters waren zu den Hofbedienten beim Einzuge beſtimmt. Die Einzugsmuſik ſollte das Orcheſter ſpielen, zu deſſen Direction ein junger Philoſoph (das iſt ein Hörer der Philoſophie) genommen wurde, der bei dieſer Gelegenheit ein von ihm componirtes Saiten-Quartett aufzuführen beſchloß. Die Stelle der Laute mußte natürlicher Weiſe ein Clavier hinter der Scene vertreten. Der Geſang, welcher in der Scene geſungen werden muß, wurde von dem oben berührten Philoſophen der Melodie des Holzhauer-Chors aus dem Rothkäppchen unterlegt, und er übernahm es, zu deſſen Abſingung auch Dilettanten zu verſchaffen.

Somit kam nach und nach Alles in's Reine. Nur die auszugebenden Billete und die Garderobe machten noch Einiges zu ſchaffen. Die Billete ſollten vor allem ſchön und nobel ausſehen, ſie mußten alſo geſtochen werden, und die Theater-Caſſe war arm; denn außer dem, was der junge Herr Xavier gleich anfangs hinein gelegt hatte, war noch nichts eingegangen. Den zu ſpät Erſcheinenden, den Schwätzern bei der Probe u. ſ. w. waren zwar ſchon Strafen andictirt worden, allein wenn's auf's Äußerſte kam, ſo drohten ſie, ihre Rollen zurückzugeben, und ſo blieb's beim Alten. Stich, Papier und Abdruck kam aber auf 20 fl. C. M. zu ſtehen.

— Woher nehmen? Da mußte der Papa Bratſch herhalten. Der Mann war gewohnt, alle Abende zwiſchen ſechs und acht Uhr ſeine drei Rhobber Whiſt im nahen Kaffehhauſe zu ſpielen. Er fürchtete ſich ſchon auf den Abend, an dem er zu Hauſe ſitzen, ſchwitzen und eine langweilige Komödie mit anſchauen ſollte. Es wurde ihm alſo von ſeiner Frau unter die Füße geſchoben, daß er deßwegen ſein gewohntes Leben nicht zu unterbrechen brauche, für welche gnädige Dispens er aber die Eintrittskarten bezahlen müſſe, welches er mit Vergnügen that; denn Geld hatte er genug. Nach der Angabe Reitters wurden auf die Eintrittskarten folgende Worte geſtochen, auf daß die Karte alle Sprachen enthielte, als ob ſie zur Anſicht des babyloniſchen Thurmbaues ausgegeben würde:

Entrée - Billet
zu den dramatiſchen Darſtellungen in der Krongaſſe Nr. 512
in der zweiten Etage links die Thüre.
am 1825
nur für eine Perſon giltig.
(Honny soit qui mal y pense)
On commence à sept heure.
(Oben war eine Leier und unten eine Larve angebracht)
um die Leier die Umſchrift:
Ultra posse nemo tenetur!

Mit der Vertheilung der Billeten war's nun auch eine ſchwierige Sache. In den Statuten war ausgemacht, daß Keiner der Mitſpielenden mehr als drei Karten erhalten ſollte, allein dieſer begehrte insgeheim noch zwei, und Jene noch vier, und dieſer muſikaliſche Dilettant mußte zwei Billeten erhalten, ſonſt ſpielte er nicht mit, und ſogar der Hausmeiſterſohn verlangte für ſeine Mühe für ſeinen Herrn Firmpathen, einen Amtsdiener, ein Billet. Man mußte geben und geben, und ſo kam es, daß, während in dem beſchränkten Zuſeherplatze nur für 50 Perſonen Raum war, man 80 Eintrittskarten vertheilte, während außerdem noch Xaviers Mama ſich die erſten beiden Reihen Stühle für ihre Bekannten vorbehalten hatte.

Es iſt wirklich ſonderbar, daß ſich ſo viele Leute zudrängen, auch das Schlechteſte mit anzuſehen, wenn's nur nichts koſtet, daß ſie ſchwitzen und lange Weile haben, und ſich doch nicht darüber beklagen, wenn nur ein Abend ohne Koſten dabei verfloſſen iſt, und daß ſie, wie das Sprichwort ſagt, einem geſchenkten Gaul nie in's Maul ſchauen. Dieſes Drängen nun nach Eintrittskarten ſah aber unſere Dilettanten-Geſellſchaft ſchon mit Stolz als eine gerechte Vor-Anerkennung ihrer Talente an.

Die Garderobe mußte nothwendiger Weiſe von einem Theater ausgeborgt werden, allein bei dem erſten Theater waren die angemeſſenſten Verbote hinſichtlich des Ausborgens der Gewänder bei Caſſation an die Aufſeher der Garderobe ergangen; die Garderobe des zweiten Theaters war unter Schloß und Riegel gehalten, man mußte ſich alſo an das dritte wenden, bei welchem Xavier Bekanntſchaft mit einem Mitgliede des Ausſchuſſes hatte, durch welches er die Erlaubniß erwirkte, für dieſe Vorſtellung das Nöthige ausborgen zu dürfen. Man verhieß dem erſten Garderobe-Schneider eine gute Belohnung, ſchrieb ihm alles auf, was man brauchte, und dieſer verſprach, das ganze Coſtüme am Tage der Vorſtellung ſelbſt Morgens bis neun Uhr zu bringen.

So kam der ſehnſuchtsvoll erwartete Tag immer näher. Alle Augen glühten im Bewußtſein des einzuerntenden Ruhmes, alle Billeten waren vergeben. Man konnte ſich auf dem Theater gar nicht ſatt ſtehen, mächtig zogen die Bretter ihre Opfer an, und wer nur eine Viertelſtunde übrig hatte, der brachte ſie dort zu. — Der arme, alte Herr von Bratſch mußte ſogar die drei letzten Tage hinter einander mit ſeiner Frau und ſeinem Sohne auf der Bühne ſein Mittagmal einnehmen. — An alle erſten Schauſpieler der Reſidenz hatte man Eintrittskarten zu bringen gewußt, im Bewußtſein, ihnen zu zeigen, wie man ſpielen müſſe. An die Eingangsthür und an die beiden Seitenwände waren Komödienzettel angeſchlagen, und zwar mit der Bezeichnung der Namen der Spielenden. Xavier hatte ſchon eine Rede auswendig gelernt für den ſichern Fall, hervorgerufen zu werden, und dem Studioſus Reitter war zugeſtanden worden, einen Prolog zu ſprechen, den er ſich ſelbſt verfaßt hatte, und worin die Worte Kunſt und Künſtler ſieben und zwanzig Mal, die Worte Tempel, Thalia und Altar vierzehn Mal vorkamen.

Nun war der Sonntag, an welchem die Sonne der Verherrlichung über unſerem Künſtlervölkchen ſtrahlen ſollte, erſchienen. Die Luſt, entſpringend aus der ſichern Vorausſetzung des beſten Erfolges, ſtand auf dem höchſten Gipfel. Der Commis Perzel ging den ganzen Vormittag über den Graben und Kohlmarkt auf und nieder und meinte, es müſſe ihn jeder Vorübergehender darum anſehen, daß er heute den Perin in der Donna Diana ſpiele. Die Mädchen, welche ſich die Kleider alle ſelbſt gemacht, und allen Schmuck, den ihre guten Freundinnen beſaßen, ausgeborgt hatten, liefen in aufgedrehten Haaren herum, und probirten vom früheſten Morgen an, ob ihnen alles auch genau paſſe; der Herr Orcheſter-Director und Philoſoph machte eine Probe von den im Stücke vorkommenden Muſikſtücken und von ſeinem neuen Quartette, bei welchem gewiſſe Stellen doch nie recht zuſammen ſtimmen wollten. Darunter nagelte der Maſchiniſt Riffler noch auf der Bühne die letzten Verſetzſtücke an, ſo daß die Spielenden ihre eigenen Töne nicht vernahmen. Reitter ging zu Hauſe ſeinen Prolog zum hundertſten Male durch; Xavier ging auf der Bühne ſelbſt herum, und übte noch gewiſſe Stellungen und Abgänge, auf welche er ſich ſelbſt etwas zu Gute that, ein. Der Hausmeiſtersſohn war damit beſchäftigt, die Stühle und Bänke im Zuſeherplatz zurecht zu ſtellen. Der Praktikant überhörte den Diurniſten und der Diurniſt vice versa den Praktikanten in ihren Rollen. Selbſt der Souffleur kam mit ſeinem Buche und ſetzte ſich in ſein Loch, weil er meinte, auch das Sitzen und das Läuten müſſe probirt werden, und der ſchöne Geiſt Rütteles ging überall herum und hatte überall eine Ausſtellung, und überall ein bon mot anzubringen.

Es ſchlug Mittag, und der wortbrüchige Garderobe-Schneider war mit der beſtellten Garderobe noch nicht gekommen. Xavier war in der größten Bangigkeit; denn die Kleider mußten doch vorher beſehen, ſortirt, anprobirt werden. Er nahm ſich einen Fiaker und fuhr zu dem zaudernden Menſchenbedecker. Himmel! Er war nicht zu Hauſe, man wußte auch nicht, wo er ſei, da er am Sonntag immer bei ſeinem Vetter, dem Salzverſilberer, in einer Vorſtadt ſpeiſ't. Xavier erkundigte ſich näher um die Wohnung des Salzverſilberers, ſtürzte über die Stiege hinab und in den Wagen hinein, indem er dem Fiaker zurief: »Nach .... Dorf. Mit zornentbranntem Geſichte, im Begriffe, dem Schneider ſeine Schändlichkeit vorzuwerfen, trat er in des Salzverſilberers Zimmer, wo man eben am Tiſche ſaß, und der Schneider mit hinaufgeſchobenen Hemdeärmeln einen ungeheuern Indian nach allen Regeln der Vorſchneidekunſt zergliederte. »Herr!« ſchnarchte ihn Xavier an, »iſt das eine Art? die Garderobe! die Garderobe!«

Der Schneider (ohne ſich ſtören zu laſſen). Wird ſchon kommen, iſt ja noch Zeit genug, Sie werden ja nicht zu Mittag ſpielen?

Xavier. Aber Sie haben die Kleider ja Vormittag zu bringen verſprochen?

Schneider. Hab' keine Zeit gehabt.

Xavier. Wir müſſen doch alles erſt probiren.

Schneider. Was ich bring' wird ſchon recht ſeyn, ich habe die ſchönſten *altdeutſchen* Kleider zuſammen grechtelt, die wir haben.

Xavier. Aber das Stück iſt ja ſpaniſch, nicht altdeutſch.

Schneider. Spaniſch oder altdeutſch, das iſt ein Kaffeh. Sie werden gewiß damit zufrieden ſeyn.

Xavier (beſſere Saiten aufziehend). Herr! ich habe einen Wagen bei mir, fahren Sie wenigſtens jetzt gleich mit mir, um die Garderobe zu holen.

Schneider. Jetzt? Nun das ging mir ab, daß ich mich wegen einer ſolchen Hauskomödie beim Eſſen auch noch geniren ſollte.

Xavier (ihm in's Ohr). Wenn ſie mitgehen, ſo bezahlen wir Ihnen für die geliehene Garderobe 10 fl.

Schneider. Unter 10 fl. könnte ich's ohnedem nicht thun.

Xavier (wie oben) Alſo noch 5 fl. mehr.

Schneider (ſteht auf, legt die Serviette weg und trinkt noch ein volles Glas Wein aus). Ich muß ſchon. Adieu, Herr Vetter und Frau Mahm! Heute kann ich ſchon nimmer auf den delikaten Neunzehner warten, muß fort; denn was das für ein Kreuz mit den Hauskomödien iſt, das iſt ſchon fürchterlich. Es gibt bei uns, bei der großen Komödie, auch Leute, mit denen nicht auszukommen iſt, aber die kleinen Komödianten ſind noch ärger (leiſe zum Salzverſilberer); aber ſchwitzen müſſen ſie, und da tragt's doch etwas. Adieu, Herr Vetter, nichts für ungut.

Der Schneider fuhr mit Xavier, und ſolcher Geſtalt war doch die Garderobe bis drei Uhr Nachmittags beiſammen, zu welcher Stunde der alte Herr von Bratſch ſchon gewaltig brummte, daß er wegen längerer Abweſenheit ſeines Sohnes nicht zur Mittagsſuppe kommen konnte. Da aber ſeine Frau behauptete, einem edlen und ſcheniáliſchen Gemüthe müſſe die Kunſt über Alles gehen, und ſie liebe das an ihrem Sohne, ſo ſchluckte der alte Herr ſeinen Ingrimm hinunter und ſchwieg.

Das Coſtüm war eben nicht das richtigſte, aber doch ziemlich honett und mitunter ſogar glänzend, nur für die Hofbedienten hatte der dumme Schneider vier Schweizerkleider aus dem Willhelm Tell gebracht, worüber man aber hinaus ging. Alles übrige ſah wenigſtens nicht übel aus, wenn's eben auch nicht gerade ſpaniſch war.

Um vier Uhr kamen ſchon die Mägde der Frauenzimmer (bei dem Theater immer Damen genannt), bepackt mit Cartonen und Schachteln und Spiegeln, und nicht lange nachher erſchienen die Damen ſelbſt, in Mäntel und große Hüte gehüllt. Auch die Herren fanden ſich ein, unter denen der eifrigſte jener war, der um halb ſieben Uhr noch Zeit gehabt hätte zu kommen, nämlich der Soufleur. Alles fand ſich im Garderobezimmer, welches gleich hinter dem Theater gelegen war, ein; die Damen fingen gleich an, ſich anzukleiden. Die jungen Herrn aber ſtellten ſich noch ein Stündchen hinaus an die Hausthür, zu welcher Xavier ſeinen Stiefelputzer, einen alten barſchen Invaliden, geſtellt und ihm auf's ſtrengſte eingeſchärft hatte, keine Perſon ohne Billet einzulaſſen. Die jungen Herren wollten nämlich an der Hausthür die Leute ſehen, die da kämen, und auch ſich von den Leuten anſehen laſſen; denn Dilettanten geben ſich alle erdenkliche Mühe, den Leuten zu wiſſen zu machen: „Seht da ihr Leute! Wir ſind diejenigen, die das große Kunſtwerk beginnen!"

Schon fanden ſich nach und nach alte Frauen und Herren, die einen bequemen Sitz zu erhalten wünſchten, ein, und brachten mitunter einen ganzen Rudel von Kindern mit, die aber Bertram der Invalide, obſchon die Eltern kein Billet für ſie mitbrachten, dennoch einließ, weil ihm Xavier aufgetragen hatte, keine Perſon ohne Billet einzulaſſen, Kinder aber, ſeiner Meinung nach, keine Perſonen wären. Der alte Herr Bratſch aber huſchte, ſo ſchnell er konnte, hinaus.

Endlich mußten auch die an der Hausthür ſich zeigenden jungen Herren zum Ankleiden in die Garderobe wandern, und da nun Zuſeher und Spielende von einander getrennt waren, und jeder Theil eine abgeſonderte Geſellſchaft ausmachte, ſo kann ich dir, mein lieber Leſer, auch nur von jeder der beiden Geſellſchaften ein abgeſondertes Bild entwerfen. Höre alſo:

I. Wie gings auf der Bühne vor Anfang des Stückes zu?

Alles kleidete ſich an. Dem war eine Weſte zu kurz, jenem ein Paar Hoſen zu weit, hier ward Amalie gebeten, einen Knopf anzunähen, dort Theodore erſucht, ein Band zu befeſtigen. Die guten Marchande-modiſchen ließen ſich zu Allem herbei. — Xavier ſchrie um Schminke. — Reitter verlangte Pinſel und ſchwarze Farbe, um ſich einen Bart zu malen. Es waren nur zwei Spiegel in der Garderobe, zu denen Jeder treten wollte. Um alles Verlangte zu holen, und hin und wieder zu rennen, dazu war der Hausmeistersſohn aufgeſtellt, der auch Jedem mit Leib und Seele diente, und die hohe Ehre, mit beim Haustheater zu ſeyn, mit der treubefliſſenſten Dienſtwilligkeit zu verdienen trachtete. — Ja, ſogar die Bande des Blutes vergaß er ob der Komödianten-Ehre, und als Perzel, der glaubte, ſeine Rolle müſſe ſich noch ſpaßiger machen, wenn er den Perrin dickbauchig ſpiele, ſchrie: „Sebaſtian! einen Polſter zu einem Bauche!“ ſo lief unſer Hausmeiſter - Sebaſtian ſchnurſtracks hinab in die Hausmeiſterwohnung, riß ſeinem kleinen, einjährigen Bruder das Polſter unter dem Kopf aus der Wiege heraus, und brachte es noch ganz warm dem Commis Perzel hinauf. — In einer der ſchrecklichſten Verlegenheiten befanden ſich die Damen; denn — o Himmel! der beſtellte Friſeur war noch nicht zugegen. Der Menſch hatte vermuthlich bei den öffentlichen Theatern heute ſo viel zu thun, und zog, — gemein genug, das Metier der Kunſt vor. Auch hier mußten die Marchande-modiſchen aushelfen, und thaten es mit ſo vieler Bereitwilligkeit, friſirten Roſinen und ihre Freundin, welche die Floretta ſpielte, ſo ſchön und geſchmackvoll, daß die erſtere allen Groll wegen der Pelze vergaß, und Theodoren um den Hals fiel, als dieſe ihr den Spiegel vorgehalten, und ſie ſich darin beſehen hatte. Als man angekleidet war, verſteht es ſich von ſelbſt, daß Eines dem Andern ſagte: Sie ſehen prächtig aus. Rütteles kam auf die Bühne, um die Damen zu ſchminken, auch einige junge Herren baten ihn darum. — Perzel, um recht komiſch auszuſehen, hatte ſich die Augenbraunen recht ſchwarz gemalt, und auf die linke Backe ein engliſches Pfläſterchen geklebt, und mußte, wenn er ſich in einem Spiegel beſah, über ſich ſelbſt lachen, welches auch pflichtſchuldigſt alle Andern thaten, als ſie ihn ſo ausſtaffirt erblickten. Während des Ankleidens ließ der alte Invalide an der Hausthür alle Augenblicke einen von den Spielenden aus der Garderobe rufen, weil ein Herr da ſei, der keine Eintrittskarte beſitze, und ſich auf ihn berufe. Da die Herren nicht angekleidet ſich ſehen laſſen konnten, ſo hieß es dann immer: „Ich weiß ſchon, das iſt der und der, ſoll ihn nur hinein laſſen!“ Als dieß zu oft geſchah, proteſtirten Reitter und Xavier im Namen der Theater-Statuten dagegen, allein der Diurniſt Wachsberger ſagte: „Das iſt mein Onkel mit ſeinen zwei Söhnen, die erſt heute angekommen ſind, da ich meine Billetten ſchon vergeben hatte, und wenn man ſie nicht herein läßt, ſo ziehe ich mich aus und ſpiele gar nicht.“ — Was war zu thun, als nachzugeben? — Noch muß ich erwähnen, daß Riffler vergeſſen hatte, ein Loch in die Vordergardine zu ſchneiden, um den Spielenden Gelegenheit zu geben, das Auditorium zu ſehen. Alles lief alſo an die Seitentheile der Gardine, ſchob dieſe zurück, und konnte ſich nicht ſatt ſehen an den vielen Kunſtkennern, von denen man heute angeſtaunt werden wird. Beſonders hatten die Marchande-modiſchen dieſen Platz in Beſitz genommen, und ſich durch Blicke mit zwei jungen Herrn unterhalten, deren Einer, man denke, ſo kühn war, ſpäter ſelbſt vom Zuſeherplatze die Gardine zurückzuſchieben und den Kopf auf die Bühne zu ſtecken. Überhaupt wollten mehre junge Herren auf die Bühne ſelbſt gehen, und ſich dort umſehen, die aber Xavier recht empfindlich mit den Worten abwies: „Verzeihen Sie, auf die Bühne darf Niemand.“ Während man von oben auf die Zuſeher hinab guckt: wollen auch wir hinabſteigen und

II. ſehen: Wie ging's im Auditorium vor Anfang des Stückes zu?

Es war zum Erdrücken voll, und in dem nicht ſehr hohen Salon ſo heiß, daß ich mit Rheoma Behafteten ihre Geneſung hätte prophezeien mögen. Die Papa's und Mama's, Onkels, Tanten, Muhmen der Spielenden machten mit einander Bekanntſchaft, und ſagten ſich im Voraus ſchon Verbindliches über das zukünftige Spiel der lieben Anverwandten. Ein kleines Geſpräch iſt hier wohl zur Verſinnlichung der Sache am rechten Orte:

Frau v. Sitz (zu Frau von Heiling, der Mutter Marchandemode.) Ach! gehorſamſte Dienerin, treffen wir uns auch da?

Frau v. Heiling. Natürlich, gnädige Frau — meine zwei Mädchen ſpielen ja auch mit.

Frau v. Sitz. So? Nun das freut mich, die werden ihre Reden ſchon zu ſetzen wiſſen, ſind ja gebildende Frauenzimmer. Was machen ſie denn für Charakteurs?

Frau v. Heiling. Sie ſpielen die zwei Schweſtern, haben zwar nicht ſo viel zu reden, als die Diana ſelbſt, aber man hat ſie dazu genommen, weil die Schweſtern in dem Stück ſehr ſchön ſeyn müſſen, und eine noble Art haben müſſen.

Frau v. Sitz. Ah, das begreif ich. (Reden leiſe weiter.)

Der Student A. (zum Studenten B.). Du, das wird eine ſaubere Komödie werden. Du, ich bitte dich, zwicke mich, daß ich nur nicht lache.

Der Student B. Lache du nur zu, iſt ja ein Luſtſpiel, da muß man ja lachen.

Der Student A. Der Reitter hält einen Prolog.

Der Student B. Ja, den er ſelbſt gemacht hat. Hat in der Poeſie lauter zweite Klaſſen gehabt, und will einen Prolog machen.

Student A. Das kleine Marchandemode-Mädchen iſt auch dabei.

Student B. Nun die wird wieder die Augen herum werfen. (Gehen von einander.)

Der dicke Exprofeſſor Mappe (Zum Herrn v. Zeller). Es iſt nicht auszuhalten, das iſt eine ſchreckliche Hitze. Wenn meine Roſi nicht mitſpielte, ich wäre ſchon beim Tempel draußen; aber ich glaube das Mädchen hat Genie. Und das Stück ſoll auch ſehr gut ſeyn.

Herr v. Zeller. Haben Sie es denn nie in unſerm Hoftheater geſehen?

Exprofeſſor. Niemals. Ich gehe nicht hinein. Die Leute ſpielen alle nicht nach der Regel, haben kein äſthetiſches Gefühl. Wenn ich Direktor wäre, es müßte anders ſeyn.

(Eine Frau ſetzt ſich in die vorderſte Reihe von Stühlen)

Die Frau v. Bratſch (tritt zu ihr). Verzeihen Sie, die Stühle ſind für meine Bekannten, ich bin die Frau vom Hauſe.

Die Frau. Hinten iſt ja kein Platz mehr.

Frau v. Bratſch. Das thut mir leid, aber dieſe Stühle ſind ſchon beſtimmt.

Die Frau. Ich werd' aber doch da ſitzen.

Frau v. Bratſch. So? wer ſind Sie denn?

Die Frau. Ich bin die Frau von Silber, die Mutter von der Fräule, die in dem heutigen Stück das Kammermädel ſpielt, und wenn ich keinen Platz bekomme, ſo geh ich hinauf auf die Komödie, und nimm meine Tochter und geh mit ihr fort, und das Theaterſpielen iſt aus.

Frau v. Bratſch. Nun ſetzen Sie ſich nur nieder. (Für ſich.) Sind das Leute!

Ein ſehr eleganter Herr (zu einem andern). Warum ſie denn ſo lange nicht anzufangen kommen.

Der Andere. Es geht immer ſo in die Länge bei Hauskomödien.

Der Erſte. Sie geben heute ein ſehr ſchönes Stück, aber einer fehlt dabei; der junge Rütteles, haben Sie den jungen Rütteles ſchon geſehen ſpielen?

Der Andere. Ich habe gar nicht die Ehre den Namen zu kennen.

Schon war die Uhr halb acht und noch immer fing das Stück nicht an. Auf dem Theater oben waren ſie in der größten Angſt, ſie fürchteten, ohne Muſik anfangen zu müſſen; denn der philoſophiſche Muſik-Direktor mit ſeinen Dilettanten war noch nicht zugegen. Endlich kam er mit Schweiß begoſſen, und die Kunſt ging los.

Über Darſtellung, Spiel und die einzelnen Theile derſelben erlaſſe man mir zu ſprechen, ich will ja nur ein Lebensbild zur Unterhaltung ſchreiben, und müßte hierbei eingehen in das Innere der Kunſt, um zu beweiſen, daß nicht Kunſt ſei, was ſo viele für Kunſt halten, und wo bewieſen wird, da pflegen ſich gar wenige Leute zu unterhalten. Darum ſei im Allgemeinen geſagt, daß die herrliche Donna Diana herunter geſpielt wurde, ſo, wie — man's eben in's Haus braucht; daß *oben* viel deklamirt, geweint, geſchrien, gewinſelt, geſpaßmacht, und *unten* entſetzlich viel geklatſcht wurde; daß die *oben* meinten, es könne gar nicht mehr beſſer ſeyn, als es wirklich wäre, und die *unten* ganz damit einverſtanden waren; daß die *oben* ſehr wenig *leiſteten* und die *unten* noch weniger *verlangten*; daß die *oben* nur zum Spaße ſpielen, und die *unten* ſich im *Ernſt* unterhielten; daß die *oben* einander am Schluſſe in die Arme fielen, vor Freude darüber, daß alles ſo vortrefflich gegangen ſei, und daß unten die Papa's und Mama's dasſelbe thaten aus Freude über ihre künſtleriſchen Kinder. Kurz, daß am Ende Alle hervorgerufen wurden, und man oben und unten mit der höchſten Zufriedenheit das Haustheater verließ. Nur muß ich noch anmerken, daß die Spielenden nach dem Fallen der Gardine mit ihren Anzügen unter die Zuſchauer herab kamen, um von allen Seiten das ihnen gebührende Lob einzuernten, und daß endlich Frau von Bratſch ein großes Souper gab, bei welchem noch alles Lob wiedergekaut und ausgemacht wurde, daß man die herrliche Unterhaltung den ganzen Winter hindurch fortſetzen wolle.

Zwei Tage nachher brachte ein Bedienter einen Brief an Xavier adreſſirt. Er ward geöffnet und man fand darin eine anonyme Recenſion, in welcher die Ausdrücke: »er hat ſich ſelbſt übertroffen, er hat ſehr wacker geſpielt, er iſt in das Tiefſte der Kunſt eingedrungen, in dieſer Stelle war ſie klaſſiſch, er hat das Höchſte erreicht — hierüber iſt nur eine Stimme u. ſ. w. u. ſ. w. in Hülle und Fülle vorkamen, und worin es am Ende hieß: Man bemerkte im Geiſte des Ganzen die Leitung eines genialen Kopfes.« Die Geſellſchaft ließ ſichs nicht nehmen, Rütteles ſei der Verfaſſer dieſer Recenſion.

Den ganzen Winter hindurch wurde fortgeſpielt, und was war endlich am neuen Jahre das Ende vom Liede? daß ſich Reitter und Roſine vereinigten, indeß ſich Xavier mit Roſinen entzweite; daß Mühlleitner den Diurniſten Wachsberger über die Stiege warf; daß Amalie aus dem Hauſe ihrer Mutter ging, und als Kammerjungfer bei einer Gräfin in Dienſte trat, weil ſie ſich mit Theodoren nicht mehr vertragen konnte; daß Perzel von ſeinem Prinzipalen weggejagt wurde; daß Reitter zwei zweite Klaſſen bekam, und Mühlleitner, der ſeinen Dienſt vernachläſſigte, ewig prakticirte; endlich daß der Hausmeiſtersſohn ſeinem Vater davonlief und ſich bei einer herumziehenden Truppe engagiren ließ.

Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde.

Der Damenarzt.

Die vormaligen Ärzte waren ſehr verſchieden von den heutigen. Sie waren zuſammengeſtutzt, als ob ſie eben aus einem Schächtelchen kämen, trugen eine hohe gepuderte Kreppfriſur, Brillantringe ſtrahlten an ihren Fingern, als Zeichen der Dankbarkeit geneſener Patienten, oder reicher Erben, Manſchetten von den feinſten Spitzen zogen ſich um ihre Hände, ein Rock von ſchwarzem Sammt bedeckte den Körper, und ein ſpaniſches Rohr mit einem goldenen Knopf diente zur Stütze des einen Armes, indem ſie unter dem andern das kleine Hütchen trugen.

Jetzt iſt ſo ein Arzt gekleidet, wie alle andere Menſchen, alle Gravität iſt verſchwunden, welche oft bewirkte, daß ein Kranker ſchon vom Anſehen geſund wurde, und mit dem Äußern der Ärzte hat ſich auch die Art, die Kranken zu behandeln, mächtig verändert.

Ich kenne einen Arzt, welcher vorzugsweiſe der Damenarzt benannt wird, weil er immer ſchneeweiße, fein gefaltete Wäſche trägt, weder Tabak ſchnupft, noch raucht, immer Bonbons und riechende Waſſer bei ſich trägt, auf die Homöopatie und den Magnetismus große Stücke hält, und den Launen der kranken Schönen vorzüglich zu ſchmeicheln weiß. Wie weit er es darin gebracht hat, mag folgende Anekdote beweiſen, von der ich Augen- und Ohrenzeuge war.

Er kam jüngſt zur Baronin M**, deren Ordinarius er iſt, und welche er an einem zurückgetretenen Schnupfen behandelte. Er trat ein, liebkoſ'te dem Schooßhündchen der Gnädigen, zwickte im Vorübergehen das Stubenmädchen in die Backen, gab dem Papagei ein Stückchen Zucker, trat dann zum Bette, und ſprach mit ſanfter, liſpelnder Stimme: „Nun, wie geht's heute, ſchönſte Baroneſſe? — O! Sie ſehen ja ſchon wieder aus, wie ein Engel,“ ſetzte er hinzu, „die Augen ſind nicht mehr trübe, ſie glühen ſchon wieder, und die Roſen blühen auf den Wangen.“ — „Ich bin doch noch nicht ganz wohl,“ verſetzte die Kranke, und hielt ihm den Arm hin. Er wiſchte ſich die Hand mit einem battiſtenen Sacktuche ab, faßte dann den Arm, drückte ihn ſanft, und betaſtete den Puls lange; denn die Frau hatte einen ſchönen Arm, dann ſagte er mit zufriedenem Lächeln und einem Kuß auf den ſchönen Arm, den er ſanft wieder unter die Decke ſchob: „In drei bis vier Tagen iſt Alles gut, nur ſo fortgefahren, leichte Nahrung nehmen, ſich warm halten, und nicht ausgehen.“

Die Baronin. Nicht ausgehen? Was fällt Ihnen ein, Doctor? Ich muß dieſen Abend in's Concert, wobei meine Nichte ſingt, ich hab's dem Mädchen verſprochen. Ich werde mich recht warm einhüllen, und fahren, das verſteht ſich.

Der Arzt. Nun, wenn Sie fahren, meine Gnädige, ſo mag's darum ſeyn, aber bleiben Sie nicht lange.

Baronin. Ei, liebes Doctorchen, den Anfang des Balls möcht ich doch gern abwarten.

Arzt. Nun, ſo ſehen Sie ein Viertelſtündchen zu (mit dem Finger drohend); aber nicht ſelbſt mitmachen.

Baronin. Ich werde keine Ecoſſaiſe, keinen Walzer tanzen, höchſtens eine Polonaiſe, dabei geht man ja ohnedieß nur herum.

Arzt. Sie liebe exigeante Frau, nun meinetwegen, aber nichts ſoupiren, höchſtens ein Süppchen mit Fleckerln, aber ja keine Nuderln.

Baronin. Ob ich mein Hühnerflügelchen dort oder zu Hauſe eſſe, was liegt denn daran, Doctor?

Arzt. So ſei's, aber wenigſtens keine hitzigen Getränke!

Baronin. Ach! ein Glas Punſch! das reift den Schnupfen.

Arzt. Nun ja, gut, gut! aber nur nicht zu ſpät nach Hauſe kommen.

Hiermit empfahl ſich der Arzt. Die Dame tanzte viel, ſoupirte gut, trank Punſch und Liqueurs von allen Sorten, und kam des Morgens um 4 Uhr nach Hauſe. Sie erzählte dem Doctor bei der nächſten Viſite Alles aufrichtig, dieſer lachte mit ihr darüber, fand ſie um Vieles beſſer, und ſchloß mit den Worten: „Man ſieht wohl, daß das Sprichwort recht hat: Was eine ſchöne Frau will das ſchlägt nie übel aus.“

Meine Frau iſt ein Satan.

Die Ehe iſt ein Glückshafen, ich griff auch in den Topf, und erwiſchte leider kein gutes Los; denn meine Frau iſt ein Satan!

Mit achtzehn Monaten biß ſie ihre Amme, mit zehn Jahren gab ſie ihrer Puppe Ohrfeigen, mit fünfzehn ärgerte ſie ihren Sprach- und ihren Muſikmeiſter zu Tode, jetzt mit fünfundzwanzig Jahren läßt ſie ihre Wuth an mir, ihrem Gemahl, aus. Was wird erſt geſchehen, wenn ſie vierzig alt ſeyn wird?

Neulich wollte ich einige Reime zu dem Feſte einer Freundin machen. Sie ſchlich ſich in mein Zimmer und ſehr leiſe hinter meinen Stuhl, um zu ſehen, was ich ſchreibe; allein der Spiegel, mir gerade gegenüber, verrieth ſie. Ich knittre alſo ſchnell das Papier in meiner Hand zuſammen; ſie aber beſtand darauf zu wiſſen, was ich ſchrieb. Ein kleiner Streit entſpinnt ſich, ſie kann nun einmal nicht mit dem Munde allein zanken, da müſſen alle Glieder in Bewegung kommen; — dießmal kamen ihre Händchen in eine etwas übermäßige Bewegung, und ſieh da! mein neues engliſches Halstuch hat einen Riß im Zipf, mein Schreibzeug von chineſiſchem Porzellan iſt zerbrochen, und mein prächtiges kaſimirnes Beinkleid voll Tinte. — Man muß doch geſtehen, daß meine Frau ein Satan iſt!

Wenn man ſie übrigens zur guten Stunde ſieht, ſo wird man ſich von ihr einen ganz andern Begriff machen, denn wenn ſie nicht zankt, ſo hört ſie gar nicht auf zu lachen und zu ſingen. Es iſt wahr, daß ich von Natur aus ein wenig ernſthaft bin, und daß mir das ewige Trillern im Tode zuwider iſt, aber was will ich anfangen? — Geb ich ihr nach, ſo ſagt ſie einem Jeden, der ſie nur immer hören will, daß ich ein Menſch ohne Charakter ſei, und widerſetze ich mich, ſo zerreißt und zerbricht ſie Alles. — Wahrlich! meine Frau iſt ein Satan!

In der erſten Zeit unſerer Ehe erlaubte ich mir, ihr einige Vorſtellungen über ihre Toilette zu machen, die mich einmal gar zu viel koſtete, und ſie dazu zu vermögen, dafür mehr auf den Tiſch zu verwenden. Allein ſie that gerade das Gegentheil von dem, was ich wünſchte. Die Conto's der Putzhändlerin, des Blumenmachers, Federſchmückers u. ſ. w. vermehrten ſich in's Unendliche, und das Eſſen iſt ſo ſchlecht geworden, daß ich gezwungen bin, einen Freund, dem ich eine Ehre erweiſen will, in eine Reſtauration zu führen, wo ich viermal ſo viel bezahlen muß, als es mich zu Hauſe koſtete, und wo ich noch genirt bin. An wem liegt die Schuld? An dem Satan, meiner Frau.

Weil ich eben vom Speiſen rede, ſo erinnere ich mich da eines Zuges, der ihren Charakter ganz malt. — Ich ſah nämlich bei einem Gärtner kleine grüne Erbſen ſtehen:

ich bin ein Liebhaber davon, und fragte, was ſie koſten. Man bot ſie mir um den ungeheuern Preis von ſieben Gulden das Seidel. Ich erzählte das meiner Frau zu Hauſe; ſie erwiedert, ſie wolle ſogleich darum ſenden; ich ſage nein, ſie ſagt ja, ich ſage wieder nein, da ſagt ſie nichts mehr. — Aber hört und erſtaunt, wie weit der Widerſprechungsgeiſt einer Frau gehen kann. Am andern Tage ſetz' ich mich mit ihr ganz allein zu Tiſche. — Was wird aufgeſetzt? Eine Suppe mit grünen Erbſen. — Eingemachter Lämmerbraten mit grünen Erbſen; Frikandeau mit Erbſenpiree — grüne Erbſen zur Zuſpeis — und ſogar unter dem Salat fand ich noch grüne Erbſen. Da wurde mir grün und gelb vor den Augen, ich wollte ſie recht tüchtig ausſchelten, und gar nichts von dem ganzen Eſſen anrühren; allein ich hatte Hunger, ich aß alſo, und dachte mir nur ganz in der Stille: das Weib iſt ein Satan!

Man glaubt wenigſtens, daß man mit einer ſolchen Frau nie in den Fall kommt, eiferſüchtig zu werden, und daß ſie ſelbſt dieſen Fehler nicht beſitze; allein man irrt ſich. Wenn ich mich einmal öfter als gewöhnlich raſire, und meinen Anzug ſorgfältiger wähle, da wirft ſie das Köpfchen gleich in die Höhe, ſie ſchöpft Verdacht, nennt mich einen Flattergeiſt, einen Treuloſen, und ſchwört darauf, daß ich auf irgend eine Eroberung ausgehe, oder irgend eine Treuloſigkeit im Schilde führe. — Ich habe gut dagegen proteſtiren, man überhäuft mich mit Vorwürfen, man ſchwört mir Repreſſalien zu brauchen, und oft, wenn ich gerade auf dem Punkt bin, zu irgend einem ſchlechten Liebhaberconcert oder in ein entſetzliches Haustheater zu gehen, ſehe ich mich gezwungen mich auszukleiden, und zu Hauſe zu bleiben, um noch grellern Scenen vorzubeugen. Was thut hingegen die empfindliche Madame, die mir manchmal die Magd heimlich nachſendet, um ſich zu überzeugen, ob ich denn auch wirklich aufs Bureau gehe? — Was thut ſie? Sie reitet mit meinem Neffen, dem Adjutanten, aus, oder ſie geht mit ihrem Vetter aus der hundertſten Linie, dem Major, in eine Loge, und wenn ich nur das Mindeſte dagegen ſage, ſo ſchreit ſie über Bedrückung, Tyrannei, und empfiehlt mir humanere Grundſätze an. — Ja, ich wiederhol' es, meine Frau iſt ein Satan!

Nicht ich allein, auch alle ihre und meine Bekannten haben von ihren Launen viel zu leiden. Weh demjenigen, dem die Natur eine hohe Geſtalt verſagt hat, oder dem ſie ein Bischen Fett gab, meine Frau mag nur die großen, ſchlanken Männer leiden. Weh beſonders den Damen mit blauen Augen und blonden Haaren; denn meine Frau hat braune Haare und kohlſchwarze Augen. Bei meiner Frau kann Jemand, der ſchlechte Zähne hat, gar nie gut ſprechen. — Dumm iſt meine Frau übrigens nicht, nein, dumm nicht, aber ein Satan!

Da ſeht nun aber einmal die Macht der Gewohnheit. Obſchon ſie ein Satan iſt, möcht ich ſie doch nicht gern mit einer andern vertaüſchen. Sollte es wohl wahr ſeyn, daß es Frauen gibt, die es lieben, von ihren Männern geſchlagen zu werden, und Männer, welche ſich wohl befinden, wenn ihre Frauen immer mit ihnen zanken? Ich fange an, an dieſen paradoxen Satz zu glauben. So ein Disput bringt das Blut in Bewegung und befördert ſo die Geſundheit. Ein

Beweis davon iſt, daß mein Großvater, welcher gern disputirte, in hohem Alter ſtarb, ſeine Frau aber, die noch widerſpenſtiger war, ihn um fünf Jahre überlebte. Mein Vater und meine Mutter halten feſt an den Sitten ihrer Eltern und befinden ſich vortrefflich. Seit ich verheirathet bin, war ich noch nie krank, da mir doch vorher alle Augenblicke etwas fehlte, ich komme faſt in Verſuchung, dieß der Zankſucht meiner Frau zuzuſchreiben, und ſo iſt mir der Satan lieber, als mancher Engel, der mich vielleicht bald in die Grube langweilen würde.

Meine Frau iſt ein Engel.

Ich habe neulich einen Aufſatz gefunden, worin ein armer Ehemann zu beweiſen ſucht, daß ſeine Frau ein Satan ſei, und doch am Ende geſteht, daß er dieſen Satan nicht gerne gegen irgend einen Engel vertauſchen möchte. — Nun hab ich gerade ſo einen Engel zu Hauſe, der mir das Leben lang und das Vergnügen kurz macht, und den ich gerne für irgend einen Satan hingäbe. Ich habe mir daher vorgenommen, ſeine Eigenſchaften hier zur Schau auszuſtellen, und meinen Himmel der Welt aufzuſchließen; vielleicht gelingt es mir ſelbſt daraus zu entwiſchen.

Ich bin keiner von jenen leichtgläubigen und gefälligen Ehemännern, wie man ſie überall trifft. Ich bin ſehr ſtrenge, wenn es ſich um die Erfüllung der Pflichten einer Frau handelt, und je mehr rechtſchaffene Männer mir vorkommen, welche die Augen bei gewiſſen Sachen feſt zudrücken, deſto weiter thue ich die meinigen Tag und Nacht auf, deſto argwöhniſcher und eiferſüchtiger bin ich. — Dennoch entdecke ich nichts, gar nichts, was auch nur die kleinſte Rüge verdiente, im Gegentheile, ich ſollte meinen Mund nur immer zu Lobeserhebungen öffnen, denn wahrhaftig, meine Frau iſt ein Engel!

Sie geht faſt niemals aus, und ohne mich ſchon gar nicht. — Ich habe ihr ein Zimmer eigens zu ihrer Bequemlichkeit recht niedlich meubliren laſſen, allein ſie bleibt nicht darin, ſie will immer bei mir und um mich ſeyn. — Wenn ich ſchreibe, ſo ſitzt ſie hart an meinem Sekretär, und ſieht mir faſt jeden Buchſtaben vom Papiere weg, und ruft jetzt aus: „Welch eine zierliche Schrift du haſt, liebes Männchen!“ und in einigen Minuten darauf wiederholt ſie laut einen Gedanken, den ich ſo eben niederſchrieb, und ſchwört mir, er ſei aus ihrer Seele genommen. — So fall' ich alle Augenblicke aus dem Zuſammenhange, und ich muß aufrichtig geſtehen, ich habe, ſeit ich verheirathet bin, noch nichts Kluges zu Stande gebracht; allein ich kann ihr über ihre Liebe doch keine Vorwürfe machen, und muß geſtehen, meine Frau iſt ein Engel!

Sie ſteht nicht früher auf als ich, daher kommt es dann freilich, daß die Köchin theuer einkauft, und unſer Kaffee oft ſo ſchlecht iſt, als er nur in irgend einem Kaffeehauſe ſeyn kann; ſie geht nicht einmal in die Küche, um nur keinen Augenblick von mir getrennt zu ſeyn, und daher geſchieht's, daß wir von einem Mittageſſen oft hungrig aufſtehen, weil alles verkocht und verbrannt iſt. Will ich dann die Köchin ausſchelten, ſo läßt ſie das nicht zu, weil mir der Zorn ſchaden könnte. Meine Frau iſt ein Engel!

Ich muß ihretwillen im Mai noch zwei Hemden und drei Weſten tragen, damit ich meine Temperatur nur nicht zu ſchnell ändere. — Wenn ich durſtig bin und trinken will, ſo fährt ſie mir wie einem Kinde immer vorher mit der Hand über die Stirne, ob ich nicht erhitzt bin. — Ich darf keinen Tabak rauchen, weil meine Bruſt dadurch leiden könnte.

— Häringe, Salat und dergleichen Speiſen, welche ich ſehr liebe, darf ich nicht eſſen, weil ſie zu viel Säure in das Blut bringen; ſüße Speiſen läßt ſie mich nie genießen, dieſe verderben, ſpricht ſie, den Magen. Dennoch ſetzt ſie mir alles Friſche und Zarte von Fleiſch und Gemüſe auf, was die Jahrszeit nur immer bietet, und daher koſtet mich meine Küche ein ungeheures Geld; ich kann alſo nicht läugnen, daß ſie auf's Zärtlichſte für meine Geſundheit beſorgt iſt, und muß geſtehen, meine Frau iſt ein Engel!

Sie macht jeden Tag, der auch nur an die kleinſte Kleinigkeit erinnert, zu einem Feſttage, und überraſcht mich an jedem dieſer Feſttage immer mit einem neuen Geſchenke, oder mit einer andern Unterhaltung. An meinem Geburtstage hat ſie mir, ohne daß ich es wußte, hundert Perſonen zu Mittag gebeten; an meinem Namenstage überraſchte ſie mich mit Muſik, Declamation, Tableaux und Ball. — An unſerm Vermählungstage ließ ſie mir alle Zimmer voll mit friſchen Blumen ſtellen (es war mitten im Jänner); am Jahrestage unſerer Bekanntſchaft erſtaunte ich nicht wenig, ein prächtiges ſilbernes Dejeuner zu finden. — Sogar der Erinnerungstag an den erſten Druck der Hand wurde durch eine goldene Doſe gefeiert, welche ſie mir mit ihrem wohlgetroffenen Bildniſſe überreichte. Am Morgen jeder dieſer Tage tritt ſie mir vom Kopf bis zum Fuß neu und prächtig gekleidet entgegen; das Alles geht nun, wie natürlich, aus meinem Sacke (denn ſie beſitzt kein eigenes Vermögen) und koſtet ungeheuer viel Geld; allein ſie thut es ja nur, um mir Freude zu machen, und ich muß alſo wieder ausrufen: meine Frau iſt ein Engel!

Sie hält ſich feſt davon überzeugt, daß keine wahre Liebe ohne Eiferſucht beſtehen könne, und um mir daher ihre unendliche Liebe zu beweiſen, iſt ſie auch unendlich eiferſüchtig; ſie iſt im Stande mitten in einer Geſellſchaft laut zu weinen, wenn ich auch nur eine andere Dame bei der Hand faſſe. Neulich gingen wir um die Mittagszeit auf der Baſtei ſpazieren, ſie fiel mir faſt in Ohnmacht, als mich ein Mädchen, welches ſie nicht kannte, grüßte. Meine Frau iſt ein Engel!

Mit vieler Mühe brachte ich es dahin, daß ſie im vergangenen Karneval ein Mal mit mir den Ball am Minoritenplatz beſuchte. Mehre Männer forderten ſie zum Walzen auf, ſie nahm keine Aufforderung an, bis ich ſie bat, mir zu Liebe ſich einige Mal im Saale herumzudrehen. Kaum hatte ſie gehört: mir zu Liebe, ſo flog ſie ſchon die Reihen hinab und tanzte immer fort. Ich wollte um 2 Uhr nach Hauſe gehen; allein ſie ſagte mir, ſie wolle mir beweiſen, was ſie mir zu Liebe zu thun im Stande ſei, und tanzte noch wüthender als zuvor, und ich glaube wahrhaftig, ſie würde jetzt noch forttanzen, wenn ich ſie nicht mit Gewalt aus dem Saale fortgezogen hätte. Iſt meine Frau nicht ein Engel?

Und dennoch bin ich ſeit meiner Verehligung mit dieſem Engel faſt immer unpaß und mißmuthig und unbehaglich und traurig und — — ich weiß gar nicht, was ich alles bin. — Jetzt fange ich auch noch an die Gelbſucht zu bekommen, weil ich zu wenig Bewegung mache. — Ich bleibe dabei: Engel gehören in den Himmel und nicht auf die Erde.

Wohnungſchau.

»Höre lieber Bruder!« ſagte ein Fremder zu mir, der aus Norddeutſchland hier angekommen war, um unſere Reſidenz und ihre Merkwürdigkeiten zu ſehen, »ich mag im Gaſthofe nicht wohnen bleiben, es iſt mir da zu koſtſpielig und auch zu lärmend, ich wünſchte für die Zeit meines hieſigen Aufenthaltes, der ſich wohl bis zum künftigen Frühjahre verlängern dürfte, ein Monatzimmer zu beziehen, weißt du keines?«

Ich. In dieſem Augenblicke eben nicht, aber dazu bedarfſt du ja keines Mittelmannes, ſieh dich nur ein wenig an den Hausthoren um, es kleben ja überall Zettel, worauf Monatzimmer angeboten werden.

Mein Freund. Ganz recht, allein ich wünſchte doch, daß du mit mir gingeſt, denn erſtens kannſt du mit deinen Landsleuten beſſer reden, welche ich nur halb verſtehe; und die mich oft gar nicht verſtehen; und dann — ich muß es dir ſchon aufrichtig geſtehen — die meiſten Zettel ſind ſo kauderwälſch geſchrieben, daß ich ſie gar nicht einmal leſen kann.

Ich konnte mich des Lachens nicht erwehren, und antwortete ihm mit einem Achſelzucken: »Ja, warum kannſt du nicht Deutſch?“ Endlich fragte ich ihn, was für Eigenſchaften er denn bei einer Wohnung fordere, wenn ſie nach ſeinem Wunſche ſeyn ſolle.

Mein Freund. Vor allem Reinlichkeit und Ruhe, Licht und Luft; — kann ich daneben bei freundlichen, zuvorkommenden Leuten wohnen, mit denen in langen Abendſtunden ein kluges Wort zu wechſeln iſt, und welche demjenigen, der unter ihrem Dache wohnt, etwas mehr thun, als ſie eben thun müſſen, ſo wird es mir — verſteht ſich — wohl noch angenehmer ſeyn.

Ich. Nun, dazu könnte wohl Rath werden; denn an Gutmüthigkeit und freundſchaftlichem Zuvorkommen fehlt es meinen Landsleuten nicht; aber mit dem lieben Gotteslicht wird's ſeine Noth haben, wenn du anders dir nicht die Lungenſucht an den Hals ſteigen willſt. Nun wir werden ſchon ſehen. Komm Montags früh zu mir, da wollen wir einen Gang durch die Stadt machen, um Wohnungen zu ſuchen und zu beſehen, bei der Gelegenheit lernſt du vielleicht auch leſen.

Am folgenden Montag begannen wir des Morgens um 9 Uhr die Wohnungſchau. Gleich in der erſten Straße, die wir durchwandelten, fanden wir an einem der Thore einen Zettel kleben, worauf geſchrieben ſtand:

Monatliches Zimmer zu verlaſſen Selbiges wohnt im dritten Stock, hat einen egſtra abarten Eingang; iſt ſchön merbelirt, Alles von feinen Holz und ruhig. Ein Saliter-Mann kann es täglich beſtechen und einziehen. Das Nähere wird oben erfragt.

Nachdem ich meinem Freunde, der nach Durchleſung den Kopf ſchüttelte, die Worte merbelirt, Saliter u. ſ. w. überſetzt hatte, fragte ich ihn, ob ihm der dritte Stock nicht zu hoch wäre, und ob er hinaufſteigen wolle, die Wohnung zu beſehen. Er bejahte es, und wir traten in's Haus. Lange ſahen wir uns im Hofe um, gewahrten aber gar keine Stiege und ſchon wollten wir wieder hinauswandern, als eine Naſenſtimme ertönte (wir wußten nicht, woher ſie ſich Bahn zu unſern Ohren brach), welche uns entgegenſchmetterte: „Was gibt's da?“

„Wir ſuchen die Stiege!“ antwortete ich in die Luft hin.

„Zu wem wollen Sie?“ ertönte eine neue Frage.

„Nach dem dritten Stock wollen wir,“ verſetzte ich. Da ertönte ein ſchallendes Hohngelächter, welches mit den Worten ſchloß: „Unſer Haus hat gar keinen dritten Stock,“ und ein Fenſter wurde zugeworfen. Da ſtanden wir nun, ſahen einander an, lächelten, traten Beide vor's Haus quer über die Straße, und bemerkten, als wir das Gebäude betrachteten, daß es wirklich nur zwei Stockwerke zählte.

„Das iſt ein Bodenzimmer,“ ſagte ich zu meinem Freunde, „welches für dich auf keinen Fall paſſen würde,“ und wir gingen weiter.

„Schau' einmal das artige Kind an!“ liſpelte mir mein Freund zu, indem er mir auf ein ſehr ſchön geformtes Mädchen der dienenden Klaſſe zeigte, welches vor uns hinwandelte, und Bücher unter dem Arme trug. Ich mußte ihm beiſtimmen, und wir fingen Beide eben unwillkürlich an, unſere Füße etwas ſchneller zu bewegen, und ſtanden gerade auf dem Punkt, mit einer kleinen Wendung unſerer Köpfe auch das Geſicht in Augenſchein zu nehmen, als die kleine Anmuthige in ein Haus einbog. Maſchinenmäßig drehten auch wir uns hinein, mein Freund trat zu dem Mädchen, und fragte in ſeinem norddeutſchen Dialekte: „Vergeben Sie mal, Jüngferchen, iſt in dieſem Hauſe keine Monatſtube zu vermiethen?“ — Sie ſah ihn an, lächelte, wandte ſich zu mir und fragte: „Was ſchafft der Herr?“

Ich. Er fragt, ob hier kein Monatzimmer zu verlaſſen ſei?

Das Mädchen. Ah ja ſo! Ja, im zweiten Stock iſt ein's zu verlaſſen, ein recht ſchönes Zimmer. Wenn Sie's anſchauen wollen, ich will Sie ſogleich hinaufführen, ich lege nur die Bücher vorher ab.

Ich. Du wohnſt alſo auch hier im Hauſe?

Das Mädchen. Zu dienen, ich bin die Tochter des Hausinſpektors. Wollen Sie vielleicht mit hereinſpaziren?

Mit dieſen Worten trat ſie zu ebener Erde in eine Thür, worüber auf einer Tafel zu leſen war: Hausmeiſterswohnung. Wir traten dem Mädchen auf dem Fuße nach, und befanden uns in einem kleinen niedrigen Zimmerchen, das mit Möbeln vollgepfropft, aber reinlich aufgeräumt war. Ein Stickrahmen lag auf dem Tiſche, auf welchem ein zahmer Kanarienvogel umhertrippelte. Zwei neben einander ſtehende Betten ſtanden an einer Wand, an der andern ein Quer-Pianoforte, worauf eine Guitarre lag. Nun blieb in der kleinen Stube nur mehr Raum für ein winziges Tiſchchen und zwei Stühle, welche uns das liebliche Kind anbot, und auf welche wir uns ſetzten.

„Das Zimmer iſt etwas klein!“ eröffnete mein Freund das Geſpräch.

Das Mädchen. Ah! es ſieht nur ſo klein aus, für mich und meine Mutter iſt's eben recht und diejenigen, ſetzte ſie ſchnippiſch hinzu, die gerne kommen, denen iſt's auch groß genug.

Ich. Ja, das glaub' ich gerne. Sie haben alſo keinen Vater mehr?

Mädchen. Nein, der iſt ſchon lange todt. — Meine Mutter iſt auch ſchon ſehr alt und ſchwach.

Ich. Und Sie ernähren ihre Mutter, braves, liebes Kind?

Mädchen (verſchämt geziert). Ja das thu' ich. — Die Mutter hat nichts zu thun, als aufzuräumen, zu kochen, die Stiege zu kehren und bei der Nacht das Thor aufzuſperren, wenn Jemand läutet. Alles, was unſer Dienſt ſonſt noch mit ſich bringt, das thu' ich.

Mein Freund ſah mich an, und um das Lachen zu verbeißen, nahm er eines der Bücher in die Hand, fragend: „Was ſind denn das für Bücher?“

„Das müſſen Sie ja gleich an dem grün marmorirten Einband ſehen,“ antwortete das Mädchen, „daß ſie aus der Armbruſter'ſchen Leih-Bibliothek ſind. Mein Liebhaber hat dort für mich auf ein ganzes Jahr pränumerirt, und da leſ' ich denn den ganzen Tag.“

Mein Freund. Sieh einmal, Walter Scott.

Mädchen. Ja, der iſt mir der Liebſte, ich habe ſchon eine Menge von ihm geleſen, den Alterdummen und den rothen Robinſon und das Herz in der Mitten von Lothian und Olivenhu, das Kloſter und was weiß ich was Alles. Wie der Mann ſeine Reden ſetzt, und wie der die Leute in dem Schottnerland zu beſchreiben weiß, das iſt ſchon eine helle Pracht auch. Ich ſag' Ihnen, meine Herrn, ich wein' oft mehr als ich leſe, und ſelbſt beim Eſſen iſt mir ſchon die Suppe kalt geworden aus lauter Begierde zum Leſen. Aber jetzt, wenn's Ihnen gefällig iſt, will ich Sie hinaufführen.

Wir folgten dem Mädchen, und ſahen nur noch in der kleinen engen Küche, wie unſere Führerin ſchnell einen grünen Vorhang zuzog, der ſich vor dem Herde befand, vermuthlich um ihre Mutter vor unſern Augen zu verbergen, die in ihrem etwas unſaubern Négligé gegen ihre Tochter freilich nicht wenig abſtach.

Im Hinaufſteigen über die Treppe fragte ich die Hausinſpektorsgeborne, wer jenes Monatzimmer vermiethe.

„Eine ſehr brave Perſon,“ gab ſie mir zur Antwort, „nur unvermögend, und eine Ausländerin. Sie wünſcht, wie mir ihre Köchin ſagte, am liebſten einen Fremden, und zwar einen reichen Engländer zu ihrem Miethsmann.“

Wir waren nun im zweiten Stockwerke, unſere Führerin ſchellte und es wurde aufgethan.

„Kathi!“ ſprach die Hausmeiſteriſche zu dem Stubenmädchen, das uns öffnete, „die beiden Herren wollen euer Zimmer anſchauen,“ und empfahl ſich gleich an der Thür. Wir traten ein, und mußten einige Augenblicke im Vorgemache verziehen, bis wir gemeldet waren, dann öffneten ſich die Flügelthüren, und wir wurden eingelaſſen.

Auf einem Sopha, vor ſich ein Nähtiſchchen, mit Wollſtickwerk zu Fenſterpolſtern, ſaß ein Frauenzimmer, dem man's auf den erſten Blick anſah, daß es die Kinderſchuhe nicht nur ſchon lange ausgetreten habe, ſondern ſich auch bei dem beſten Gedächtniſſe vielleicht gar nicht mehr daran erinnere. Bei der außerordentlichſten Galanterie gegen das ſchöne Geſchlecht und ſein Alter hätte man ihr doch ohne Umſtände 40 in den Bart hinein ſagen können. Ich ſage ganz recht: in den Bart, denn ſelbiger Mannesſchmuck ließ ſich über den etwas breiten Mund nicht undeutlich gewahren. Das Frauengebild trug übrigens ein kirſchrothſammtenes Kleid, ferner ein neckiſches Spitzenhäubchen, aus welchem ſich von beiden Seiten blonde Seidenlocken hervordrängten, ober der Stirne mit einer großen Klatſchroſe geſchmückt, und unter dem Kinne durch eine gelbe Schleife feſt gemacht. Sie trug Handſchuhe an den Händen, wovon die Spitzen weggeſchnitten waren, und deren oberen Rand man eben nicht ganz reinlich nennen konnte. Neben ihr auf dem Sopha lag ein kleines Jagdhündchen, das uns, als wir eintraten, ſogleich entgegenknurrte, von ihr aber durch ein „Kuſch, kuſch Bartolo!“ und Anbietung eines Stückchens Biskuit zur Ruhe verwieſen wurde.

Das Fräulein machte uns eine leichte Verbeugung und fragte was wir wünſchten.

Ich. Mein Freund hier wünſcht das Monatzimmer zu beſehen, welches hier zu vermiethen iſt.

Das Fräulein (mit einem verſtohlenen Blick auf meinen Freund). Wollen Sie ſich nicht ein wenig niederlaſſen? (Sie rückt das Hündchen ſammt ſeinem Polſter näher zu ſich, und nöthigt meinen Freund neben ſich auf das Sopha, mir zeigt ſie ſtumm auf einen Stuhl.)

Mein Freund. Das Zimmer iſt doch möblirt, mein Fräulein?

Fräulein. Allerdings, ein gutes Bett, Kleiderſchrank, Sekretär, Tiſch, Stühle, Spiegel, ja ſelbſt an den kleinern Bequemlichkeiten, z. B. an einem Queridon, einem Schämel, den ich ſelbſt geſtickt habe, fehlt es nicht.

Fräulein (fährt fort). Das Zimmer heizt ſich leicht und gut, und hat einen beſondern Eingang. Der Bedienung wegen werden Sie aufs beſte verſorgt ſeyn. Mein Stubenmädchen macht Ihnen das Frühſtück, und ich ſelbſt ſehe immer nach. Sie werden ſehen, wir werden uns ſehr gut vergleichen, bei mir iſt's ruhig, ich thue jedem Menſchen lieber etwas mehr, als weniger, und wenn Sie unpäßlich ſeyn ſollten, können Sie auch Suppe, Thee — Alles, was Sie wünſchen, bei mir haben.

Mein Freund. Ich bin Ihnen ſehr für Ihre Güte verbunden, mein Fräulein.

Fräulein (indem ſie aufſteht, und ihren Arm in jenen meines Freundes legt). Wollen Sie nun das Zimmer beſehen? Wir gehen gleich durch meinen Eingang.

Wir gingen und ſahen ein ziemlich großes Zimmer, an deſſen Decke noch Engelsköpfe von Stukkaturarbeit prangten. Der Stubenboden war ſo ausgetreten, daß die Äſte zollhoch hervorſtanden, und ordentlich zum Fußbrechen eingerichtet; die Fenſtergardinen mußten wohl einmal eine Farbe gehabt haben, aber man konnte jetzt nicht mehr unterſcheiden, welche; der Spiegel war blind, hin und wieder zeigten ſich mehre nicht undeutliche Spuren von jenen Thierleins, welche Linée füglich mit den Vampyren in eine

Klaſſe hätte reihen können. Das Fräulein zeigte meinem Freunde Alles, und ſuchte die Mängel ſo viel möglich zu entſchuldigen, bei jedem ſchlechten Möbel behauptete ſie, ſie habe dafür ein neues beſtellt, aber der faule Tiſchler laſſe ſie ſo lange darauf warten. Ich trat indeſſen zum Fenſter, und beſah mir die Ausſicht, welche eine Dekoration darbot, bei welcher man recht füglich das Singſpiel auf dem Dache hätte aufführen können. — Da fiel mir in der Fenſterſcheibe etwas Gekritzeltes auf, ich beſah es näher, und fand folgende Worte, vermuthlich mit einem Diamantring in die Scheibe geſchrieben:

Unglücklicher! der ſteht allhier,
Verlaß ſchnell wieder dieß Quartier,
Du kannſt unmöglich dich verſchanzen,
Vor dieſem Fräulein und den Wanzen.

Als ich mich von dem Fenſter wegwandte, hörte ich eben wie das Fräulein meinem Freunde ſagte, das Zimmer koſte nur monatlich 15 Gulden Münze, und mit Bedienung 20 Gulden Münze. „Aber,“ ſetzte ſie heimlich hinzu, indem ſie meinem Freunde eine Feder vom Gehrock nahm, welche bei dem Bette auf ihn geflogen war, „wenn Sie es miethen wollen, will ich ſchon noch etwas Gleiches thun.“

„Verzeihen Sie,“ fiel ich in die Rede, „mein Freund kann erſt morgen zuſchlagen, da ein Brief, welchen er heute erwartet, über ſein längeres Hierbleiben entſcheiden wird.

„Nun,“ verſetzte das Fräulein, „ſo hab' ich doch auf jeden Fall das Vergnügen, Sie noch einmal zu ſehen,“ und ſomit empfahlen wir uns. Am Thore ſtand das hübſche Hausmeiſtermädchen, und fragte recht angelegentlich, ob wir das Zimmer gemiethet hätten? Mein Freund drückte ihr ein blankes Guldenſtück in die Hand, ſagte, er ſei unſchlüſſig, und wir gingen.

Auf der Gaſſe erzählte ich meinem Freund den Spruch, den eine wohlthätige Fee mir in der Fenſterſcheibe erſcheinen ließ, er lachte, und meinte, er habe ohnehin nicht den Willen gehabt, hier ſich feſtzuſetzen.

Kaum zehn Schritte waren wir gegangen, und in eine andere Gaſſe eingebogen, als ein großer Zettel an einem Thor, mit kalligraphiſchen Schnörkeln verziert, unſere Blicke auf ſich zog, er lautete:

»Ein ſchöneres Zimmer, als in dieſem Hauſe im zweiten Stock zu vermiethen iſt, kann man ſich nicht denken, es hat drei Fenſter, und die Ausſicht in einen Wintergarten.«

Schnell ſtiegen wir die zwei Treppen empor, und wurden von einem Herrn bewillkommt, der noch von dem verfloſſenen Jahrhunderte übrig geblieben zu ſeyn ſchien. Er trug eine Zopfperücke, einen Frack von Molton, dito Beinkleider, grauwollene Strümpfe und ſammtene Schuhe. Er hatte ein gutmüthiges, immer lächelndes Geſicht, und daß dieſes Geſicht nicht log, bewies uns unſer Geſpräch mit ihm; denn er lachte zu Allem was er ſagte, daß ſich oft ſein Schmerbäuchlein dazu ſchüttelte. Als er uns erblickte, begrüßte er uns ſchon mit einem »Ha! ha! ha! mich freut's, wollen gewiß das Zimmer beſehen?«

Mein Freund. Allerdings, wenn Sie erlauben.

Der Alte. Belieben nur herein zu ſpazieren, ich werd' es Ihnen ſogleich zeigen, müſſen ſich aber nichts daraus machen, es liegt jetzt meine todte Magd darin, die geſtern am Schlag plötzlich geſtorben iſt, ha! ha! ha! ha! (Hier lachte er ſehr ſtark.)

Wir traten hinein, das Zimmer war nicht übel. Der Leichnam lag auf einem Brete mit Tüchern verdeckt. Der Alte lüftete eines dieſer Tücher, ſah die Todte an, fing laut an zu lachen und ſprach: „Haſt auch einrücken müſſen, alte Margareth? ha! ha! ha! haſt gut gekocht, und deine Schuldigkeit gethan durch 32 Jahre; und mußt mich auch nicht betrogen haben, weil du nicht mehr als 200 Gulden hinterlaſſen haſt. Tröſt dich Gott! ich komme dir bald nach, ha! ha! ha! ha! ha!

„Der Mann geht ſicher einmal lachend in die andere Welt hinüber, flüſterte mir mein Freund in's Ohr, und fragte den Herrn vom Hauſe, wo denn die hochbelobte Ausſicht in den Wintergarten ſei.

„Gleich werden Sie ſie ſehen," antwortete der alte lachend, und öffnete die Fenſterbalken, welche geſchloſſen waren (das Zimmer war bisher nur durch die Lichter erleuchtet, welche bei dem Leichnam brannten); ſieh da — die Ausſicht ging auf einen mit Glasfenſtern verſehenen Gang, in welchem auf erhabenen Stellen mehre Blumentöpfe ſtanden. In zweien derſelben ſahen wir Schnittlauch, in zwei andern ſogenannte Hauswurzen, einige verblühte Levkojen und gelbblättrige Geranien ſtanden in den übrigen. Wir mußten laut zu lachen anfangen, und fragten, was denn das für ein Gemälde ſei, welches am Ende des ſo genannten Wintergartens ſich befinde.

„Das iſt eine prächtige gemalte Grotte,“ ſagte der Hauswirth, „mein Vetter hat ſie gemalt, aber eigentlich iſt das die Thür zum geheimen Gemache. „Ha! ha! ha!“ rief er, „iſt der Garten angenehm? Hätten Sie ſich das mitten im Winter hier vorgeſtellt? und mit allem dem verlange ich für das Zimmer monatlich nicht mehr als zwölf Gulden Münze.“ Wir verſicherten, das ſei ſehr wohlfeil und empfahlen uns mit dem Verſprechen, wir würden noch dieſen Nachmittag die Nachricht ſenden, ob mein Freund das Zimmer nehmen werde oder nicht.

Der Hauswirth begleitete uns bis an die Thür, und als ich ihm beim Abſchied noch eine Priſe Tabak reichte, wollte er ſich darüber halb todt lachen, daß ich Galizier ſchnupfe.

Wir beſahen wenigſtens noch zehn Quartiere, wovon ich dir, lieber Leſer, nur ganz kurz das Auffallendſte mittheilen will.

Bei einer alten Wittib war, wie der Anſchlagzettel zu leſen gab, ein Zimmer ſammt Tiſch zu vermiethen. Der Tiſch ſollte aber ſo viel ausdrücken, als daß die gute Frau auch ihrem Miethsmanne zu Mittag und Abends die Koſt reiche. Das Zimmer hatte gar kein Fenſter, und die Madame meinte, das ſei auch gar nicht nöthig, wenn der Herr etwas leſen oder ſchreiben wollte, ſo könnte er's in ihrem Zimmer thun.

In einer andern Wohnung wimmelte es von Kindern, Hunden und Katzen, und als wir beim Hineintreten eines von den Mauzchen auf die Pfote traten, nahm die Frau dasſelbe und legte es auf das Bett, welches für den einziehenden Miethsmann beſtimmt war.

Bei einem alten Junggeſellen ſahen wir ein recht hübſches, wohl eingerichtetes Gemach, allein der gute Mann ſuchte einen Miethsmann, der Violin ſpielen könnte, und ſich herbeiließe, mit ihm des Vormittags Duetten, und Abends Piquet zu ſpielen.

Über einen Bedienten, den uns ein ſtolzer Wohnungsinhaber zum Führer gab, um uns das Zimmer zu zeigen, mußten wir herzlich lachen, da er uns Alles, was er uns zeigte, aus allen Kräften ſchimpfte. „Schauen Euer Gnaden einmal das Zimmer an,“ ſagte er, „iſt das ein Loch? und die Möbeln, kein Stuhl einen ganzen Fuß. Zur Nachtzeit,“ verſicherte er, „ſei die Stiege nicht beleuchtet, und mit ſeinem Herrn ſei noch keine Afterpartei ausgekommen, den letzten, er war ein Student, habe er ſogar geprügelt. Ich bitte Euer Gnaden um's Himmels willen,“ ſprach er, „ziehen Sie nur bei uns nicht ein.“ Wir ſchenkten ihm für ſeine Treuherzigkeit ein recht gutes Trinkgeld.

Es war ſchon Abend geworden, und noch hatte mein Freund keine angemeſſene Stube gefunden, als wir an einem kleinen, nur zwei Fenſter umfaſſenden Hauſe von zwei Stockwerken noch einen Zettel gewahr wurden, an welchem mit feiner Frauenſchrift geſchrieben ſtand: „Hier im zweiten Stockwerke iſt ein Monatzimmer zu vermiethen, man beliebe ſich im erſten darum zu melden.“

„Das wollen wir noch beſehen,“ ſagte mein Freund, und wir gingen hinein. Ein junges, nettes Mädchen öffnete uns im erſten Stock, und wir traten in ein Zimmer, in welchem eine alte Frau ſaß; das Mädchen, welches uns geöffnet hatte, war ihre Tochter, und hatte der Mutter eben aus einem Buche vorgeleſen. Das Zimmer war reinlich, und die Bewohnerinnen eben ſo. Als wir geſagt hatten, warum wir hier ſeien, ſagte uns die Mutter, das ganze Haus beſteht nur aus zwei Zimmern, und jenes im zweiten Stocke ſehe eben ſo aus, wie dieſes im erſten, wo wir uns eben befänden. Koſtbare Möbeln, meinte die Mutter, ſtehen nicht darin, aber ein gutes reinliches Bett und was ſonſt noch zur Bequemlichkeit nothwendig ſei. „Ich habe nicht viel zum Beſten,“ ſprach die Frau, bin eine arme Witwe, welche von einer ſehr mäßigen Penſion leben muß, wozu mir die Vermiethung jenes Zimmers noch einen kleinen Zuſchuß leiſtet. Meine gute Louiſe,“ fuhr ſie fort, auf ihre Tochter zeigend, welche mit geſenkten Blicken am Ofen ſtand, „thut zwar, was ſie kann, um durch ihrer Hände Arbeit noch etwas beizuſchaffen, aber die Zeiten ſind doch etwas zu hart. Wir hatten einen recht braven Mann ſechs Jahre hindurch im Quartier, aber der iſt nach der Provinz verſetzt worden, und mußte uns verlaſſen. Wollen Sie das Zimmer beſehen, ſo kann es ſogleich geſchehen.“ Wir baten darum, und Louiſe führte uns nach dem zweiten Stocke. Das Zimmerchen glänzte vor Reinlichkeit; ein Stickrahmen ſtand darin. Wir beſahen ihn und fragten, wer hier ſticke.

„Ich,“ ſagte Louiſe.

„Aber warum nicht unten?“ fragte mein Freund.

„Verzeihen Sie,“ antwortete Louiſe, „aber unten ſticke ich am Tage, des Nachts aber will mir's meine gute Mutter nicht leiden, da bin ich denn, wenn ſie eingeſchlafen war, immer heraufgegangen, und habe gearbeitet, ſo lang's eben gehen wollte; denn die Mutter iſt kränklich, der Arzt hat ihr guten ſtärkenden Wein verordnet, und der koſtet viel. Verzeihen Sie, aber der Rahmen wird ſogleich weggebracht werden, und wenn wir das Zimmer wieder vermiethet haben, ſo iſt's auch nicht mehr ſo nöthig, daß ich zur Nachtzeit arbeite.“

„Was koſtet das Zimmer?“ fragte mein Freund heftig.

„Der frühere Bewohner bezahlte uns monatlich zehn Gulden Münze.“

„„Ich gebe fünfzehn,““ ſagte mein Freund, leiſtete ſogleich der Mutter eine Vorausbezahlung auf zwei Monate, bezog es am folgenden Tage, und freut ſich noch jetzt, daß ihn der Zufall dahin führte.

Die Kindeswärterin.

Ich ging neulich mit einer Dame auf dem Glacis ſpazieren, um den erſten ſchönen Mai-Abend zu genießen, da wurden wir auf dem Graſe ein Kind gewahr, welches ganz allein ſaß, und allerliebſt angekleidet war. Wir traten näher und bemerkten, daß es weine. „Warum weinſt du?“ fragte ich die Kleine.

Kind. Weil ich ganz allein bin.

Meine Dame. Wem gehörſt du denn an, wo wohnſt du? wir wollen dich nach Hauſe führen.

Kind. Ich gehöre meiner Mama, wir wohnen in einer Gaſſe.

Dame. Wer hat dich denn daher geführt?

Kind. Die Chriſtel. (Noch ſtärker weinend, und nach allen Seiten rufend.) Chriſtel! — Chriſtel!

Dame. Wo iſt denn die Chriſtel?

Kind. Ich weiß es nicht. Sie iſt erſt da auf dem Gras’ geſeſſen mit dem Herrn Jacob.

Dame. Wer iſt der Herr Jacob?

Kind. Nun, wiſſen Sie denn das nicht? Das iſt ja der Bediente von dem ſchönen Herrn, der immer zu uns in’s Haus kommt, und mir Zuckerwerk mitbringt. Sie haben mir beide geſagt, ich ſoll nicht von ihnen weggehen, aber ich bin meinem Balle nachgeſprungen, und wie ich umgeſchaut habe, war die Chriſtel nicht mehr da — hi! hi! — hi! meine Chriſtel! ich habe ſie verloren.

Dame. Du haſt ſie nicht verloren, liebes Kind, ſei nur ruhig, ſie wird ſchon wieder kommen, bleib indeſſen bei uns.

Kind. Nein, ſie wird nicht wieder kommen. Sie iſt eine *Grauſame*. Der Herr Jacob hat ſie erſt ſo geheißen.

Ich. Nein, liebes Kind, die Chriſtel iſt nicht grauſam, ſie wäre ſonſt wohl noch hier bei dir.

Dame. Komm her zu mir, wie heißt du denn?

Kind. Jenny.

Dame. Komm her, liebe Jenny, wir wollen uns niederſetzen, ſetze dich zu uns und ſpiele.

Die Kleine that es, meine Dame gab ihr das Paraſol, womit ſie ſich unterhielt und zu weinen aufhörte. Endlich nach einer halben Stunde ſahen wir von der Seite eine junge, recht hübſche Magd athemlos daher laufen. Die Kleine ſah ſie kaum, ſo lief ſie ihr mit dem Rufe! *Chriſtel, Chriſtel* entgegen. „Eine Stunde ſuch' ich jetzt ſchon," ſchrie Chriſtel, „Sie ungezogenes Kind, man darf nur die Augen von ihr wenden, ſo iſt ſie ſchon weg; ich werd's der Mama ſagen." — „Ach nein," bat Jenny wehmüthig, „nicht der Mama ſagen." — Chriſtel riß ſie am Arme mit ſich fort. Ich und meine Dame ſtanden auf und ſprachen darüber, daß die Kindeswärterinnen oft noch weit mehr einer Aufſicht bedürfen, als die Kinder, die man ihnen anvertraut.

Die Landpartie.

„Wir müſſen heuer wieder eine Landpartie machen!“ ſagte der Kaufmann Mehlberg zu ſeiner Frau und ſeinen Kindern, als ſie beim Abendeſſen verſammelt waren. „Wir ſitzen ohnedieß das ganze Jahr hindurch zwiſchen vier Mauern; und ſind Mehre beiſammen, ſo koſtet's ja auch nicht ſo viel.“

„Ja, ja! auf's Land“, ſchrien die kleineren zwei Kinder, „dort wollen wir wieder recht herumſpringen.“ „Und eure Kleider zerreißen“, fiel die Frau Mama ein. Der nächſte Pfingſtſonntag, meinte der Vater, wäre der beſte Tag dazu, da wäre Montag nachher auch ein Feiertag, und man könnte ſich von den Strapatzen wieder erholen. — „Wir nehmen eine Jantſchky'ſche Wurſt auf zwölf Perſonen“, fuhr Mehlberg fort, „unſer ſind ſechs, die andern ſechs Perſonen laden wir noch dazu ein, und fahren nach Mauerbach, eſſen dort, gehen ſpazieren, unterhalten uns, und fahren um acht bis neun Uhr Abends wieder zurück.“

Die Familie ſtimmte ein, und folgende Perſonen fanden ſich zur Landpartie zuſammen, die ich ein Bischen ausführlicher beſchreiben will, lieber Leſer, da du ſie genauer kennen mußt, um Manches in ihrem Thun und Treiben natürlich zu finden.

1.) Der Kaufmann Mehlberg, ein Mann von ſechzig Jahren, aber noch rüſtig. Auf zwei kurzen und gegen einander gebogenen Füßen ruht ein Körper, der dafür etwas zu lang und zu dick iſt. Er trägt eine blonde, man könnte faſt ſagen gelbliche Perrücke, ſeine Geſichtszüge zeigen von Jovialität und Bonhomie. Eine etwas mehr als natürliche, und in's Zinnoberrothe fallende Farbe auf Backen und Naſe verkündet, daß er dem Rebenſaft nicht abhold ſei, und zwei kleine ſtechende Augen laſſen auf Witz ſchließen. Übrigens beſitzt er ein außerordentliches Phlegma, und noch weiß ſich Niemand zu erinnern, ihn jemals zornig geſehen zu haben.

2.) Frau Mehlberg (bald hätt' ich das von vergeſſen, und das würde ſie ſehr kränken, alſo Frau von Mehlberg) war nicht hübſch, das konnte ihr kein Menſch nachſagen, aber bornirt war ſie, das ſagte ihr die ganze Welt mit Recht nach. Eines reichen Holzhändlers Tochter, hatten ſich in ihrer Jugend mehr als genug Freier gemeldet, aber ſie hatte dem Kaufmann Mehlberg den Vorzug gegeben, weil — weil er Alles von ihr litt und ſich über nichts ärgerte. Sie war eine hochſtämmige Frau, welche die Haare noch jetzt, in ihrem fünfundvierzigſten Jahre à l'enfant trug, über der rechten Augenbraue eine ziemlich große Blutwarze hatte, ſich immer mit dem Oberleib ſchaukelte, als ob ſie ſchwämme, wenn ſie ging, ſehr redſelig war und in ihrem Diſcurs die fremden Wörter radebrach, daß es ein Gräuel war.

3.) Fräulein Minna, die ältere Tochter, beſaß die Hochſtämmigkeit der Mutter und das kurze Untergeſtell des Vaters, das gab ihr nun ein ſonderbares Anſehen; diejenigen, welche ſie ſitzen ſahen, hielten ſie für eine Rieſin, und die ſie ſtehen ſahen, meinten, ſie habe ſich niedergeſetzt. Sie zählte ein und zwanzig Jahre. Ihr ſchönes blaues Auge ſchwamm immer in Thränen, ſie lächelte nur ſehr ſelten, laut lachte ſie nie. Alles, was geſchah, machte ſie unglücklich, kein Menſch im Hauſe konnte ſich rühmen, ihr je eine Freude gemacht zu haben; denn ſie fand überall die leidenvolle Seite heraus, bedankte ſich aber für das Leiden; denn nur im Unglück fühlte ſie ſich glücklich. Sie hatte in ihrer zarteſten Jugend ſchon jene ſchädlichen Romanenbücher in die Hand bekommen, welche ſie zur Empfindlerin, und für die wirkliche Welt gefühllos und unleidlich machten.

4.) Karl, der älteſte Sohn, war zwanzig Jahre alt. Er hatte die Grammatical-Klaſſen, hierauf die Real-Akademie gehört, und war dann als Commis in des Vaters Schreibſtube eingetreten. Von ihm brauche ich nur zu ſagen: Er war, was man im eigentlichſten Sinne und im Schlimmen bei uns einen jungen Herrn titulirt: keck, arrogant, aufgeblaſen, unwiſſend, dabei vorlaut, verſchwenderiſch. Er höhnte die Leute gern und hatte ſie zum Beſten, bis ihm ein verſtändiger Mann recht derb über die Naſe fuhr, dann war er aber auch ſtill und zog ſich davon; denn Muth beſaß er nicht im geringſten.

5.) und 6.) Die beiden kleineren Kinder, Fritz und Ernſt, zwei Buben von ſieben und ſechs Jahren waren verzärtelte Jungens. Sie achteten auf kein Verbot und die Eltern mußten immer zehnmal reden, bis ſie ſich endlich dazu verſtanden, etwas zu thun oder zu laſſen. Dabei waren ſie nicht wenig ausgelaſſen und boshaft.

Und ſomit hätten wir denn die Familie ſelbſt einiger Maßen porträtirt. Von Fremden wurden folgende zur Landpartie beigezogen:

7.) Herr von Krückelberg, ein penſionirter Verwalter. Er hatte ſich während ſeiner Dienſtzeit mehre tauſend Gulden zuſammenverwaltet, und bei ſeiner letzten Herrſchaft, wo ihm, da der Gutsherr abweſend war, die ganze Verweſung des Gutes oblag, daſſelbe auch richtig in Verweſung gebracht. Er galt ſeiner Zeit für einen großen Ökonomen, und noch immer war die Ökonomie ſein Steckenpferd. Er konnte kaum einen Erdapfel eſſen, ohne dabei zu bemerken, daß die Erdäpfel bei ihm in Häfelberg viel beſſer geweſen ſeien.

8.) Die Fräule Cathon, ihr Zuname wurde nie genannt, darum war er auch ſelbſt ihren intimſten Freundinnen nicht bekannt. Die Fräule Cathon war ſchon einige vierzig Jahre auf der Welt und würde von den ſpärlichen Intereſſen eines ſehr kleinen, ihr von ihrem Vater hinterlaſſenen Vermögens ſehr kümmerlich gelebt haben, wenn ſie — nicht eben die allgemein bekannte und allgemein beliebte Fräule Cathon geweſen wäre. Sie wußte ſich überall Eintritt zu verſchaffen, ließ ſich hier als Geſellſchafterin, dort als Vermittlerin eines Streites gebrauchen, ſpielte Whiſt und Tarrok-Tappen trotz einem Manne, wußte alle Staats- und Stadtneuigkeiten die Erſte, konnte einige Walzer auf dem Clavier ſpielen und ſchöne, zierliche weibliche Arbeiten verfertigen, kurz, ſie war das Faktotum faſt aller galanten Frauen in der Stadt, und als die Rede auf die

Landpartie kam, war es das erſte Wort der Frau von Mehlberg: »Die Fräule Cathon muß auch mit!«

9.) Der Herr von Waldbamer, Eigenthümer des Hauſes, in welchem der Kaufmann Mehlberg wohnte, der eigentlich gar nichts wußte, als daß er viel Geld beſaß, daß ein Hausherr die Quartiere ſo hoch vermiethen müſſe als möglich, und daß es angenehmer ſei, gut als ſchlecht zu eſſen. Er war vom Lande und ſeinen Freuden ein abgeſagter Feind, aber weil ihn Mehlberg dazu eingeladen, und dabei einige Worte vom guten Weine, den er mitnehmen wolle, fallen gelaſſen hatte, und weil er zugleich auch ſeinem Sohne einmal ein Vergnügen machen wollte, das ihn wenig koſtete, ſo ſagte er zu.

10.) Deſſen Sohn Wilhelm, fünf und zwanzig Jahre alt, aber von ſeinem Vater noch immer Helmi genannt, ein junger alter Herr, oder ein alter Jüngling, wie man will; er geht ſo ſteif, als ob ihm ein Stock durch den Körper geſteckt worden wäre, intereſſirt ſich um gar nichts, weiß auch von der Gotteswelt gar nichts, als daß er einmal ſo viel Geld erben werde, um leben zu können; er iſt immer ernſthaft und ſpricht ſo, als ob er ein Holz im Munde hätte. Wie ein ſolcher Menſch verliebt ſeyn kann, war er in Fräulein Minna verliebt, aber er ließ ſich nie etwas davon abmerken. Er ſtand meiſtens nur in einiger Entfernung von ihr, ſchaute ſie ſtarr an, und ſeufzte, wenn ſie ſeufzte, ohne zu wiſſen warum. Weil ſie die Flöte über Alles liebte, ſo hatte der verliebte Helmi einige Griffe auf dem Inſtrumente gelernt, und blies im erſten Stock bei offenem Fenſter oft noch in die tiefe Nacht hinein, wozu die Katzen auf dem Dache accompagnirten. Der Vater Mehlberg hätt' es bei dem Reichthum des Herrn von Waldbamer gern geſehen, wenn der liebe Helmi ſich einmal erklärt hätte; der Vater Waldbamer aber hätt's am liebſten gehabt, wenn der Helmi gar keine andere Neigung blicken ließe, als jene zum Gelde.

11.) Quirin Spreitzer, der Spediteur in der Mehlberg'ſchen Handlung, ein guter junger Menſch, der ſich zu Allem brauchen ließ. Hätte ihm Jemand zugemuthet, eine Klafter Holz zu hauen, er würde es verſucht, und am Ende noch um Vergebung gebeten haben, daß er's nicht noch kleiner habe hauen können. Er war der Spaßmacher im Hauſe und man lachte aus Gewohnheit über ihn, obſchon ſeine Späße faſt immer ſehr platt waren.

12.) Endlich Robert Gericke, der Sohn eines Handlungsfreundes des alten Mehlberg in Sachſen. Ein gebildeter junger Menſch, der ſich aber erſt acht Tage in Wien befand, dem Alles neu und ungewöhnlich war, und der ſich über das Sibaritenleben nicht genug wundern konnte. Er glaubte die öſterreichiſche Lokal-Sprache ſchon weg zu haben und ſelbſt ſehr geläufig zu ſprechen, wenn er in jede Conſtruction einmal ein „Holter“ miſchte.

Dieß war die zur Landpartie geladene Geſellſchaft. Nun kommt mit mir, liebe Leſer, wir wollen ſie auf ihrer Spazierfahrt begleiten, vielleicht gibt's Manches zu lachen dabei.

Ein herrlicher Morgen verſprach den anmuthigſten Tag. Die Sonne ſtieg ſtrahlend an der azurnen Himmelsdecke herauf, und um fünf Uhr hielt beſtimmter Maßen die große Jantſchky'ſche Wurſt, mit vier Pferden beſpannt und mit einem in rother Livrée mit Gold prangenden Vorreiter verſehen, an dem Mehlberg'ſchen Hauſe. Es war beſchloſſen worden, daß die Mehlberg'ſche Familie, die Fräule Cathon und der Herr von Waldbamer ſammt ſeinem Sohne Punkt halb ſechs Uhr hier einſteigen ſollten. Die Übrigen ſollten beim Burgthor warten und dort einſteigen. Die Kinder waren ſchon angekleidet und ſahen zum Fenſter heraus, ſich nicht wenig über die vier Pferde und den ſchönen rothen Kutſcher erfreuend. Auch Fräule Cathon war ſchon gekommen, Fräulein Minna hatte bereits dem Sonnenaufgang entgegengeſeufzt. Nur die Mama ſaß noch an der Toilette; denn es brauchte Zeit, alles Ebene uneben zu machen, den Zahn der Zeit zu verdecken und ſich ſo anzukleiden, das es von außen leicht und lüftig ausſah, und eigentlich doch ſolid und warm war. Der alte Herr Mehlberg war ſchon im Keller geweſen, hatte einen Flaſchenkeller voll mit Zweiundzwanziger gefüllt und trippelte jetzt im drapfarbenen Capot, einen weißen Hut auf dem Kopfe, einen dicken Stock in der Hand, deſſen Knopf einen Löwen vorſtellte, im Zimmer herum. Er ſah auf die Uhr, es war ſchon halb ſechs Uhr vorüber, und ging kopfſchüttelnd dann zum Zimmer ſeiner Frau, klopfte behutſam an die Thür, und als ſich hierauf von innen die Stimme der Holdſeligen ziemlich unholdſelig vernehmen ließ: »Was gibt's ſchon wieder? Iſt gar keine Ruhe?« — da rief er ſo artig als er nur konnte, hinein: »Liebe Pepi, mache doch, daß du fertig wirſt, es iſt ſchon halb ſechs vorüber, die Übrigen werden beim Burgthor ſchon warten.“ „Sollen warten,“ ſchallte es ihm entgegen, und er ſchloß die Thür wieder recht leiſe zu, ging zum Wagen hinab auf die Straße, muſterte Räderwerk und Riemzeug, ob alles in gutem Stande ſei, und trank dann noch in ſeinem Zimmer ein Schlückchen bittern Magen-Roſoglio, ſteckte auch vorſichtiger Weiſe einen Pfropfzieher, ſein großes Sackmeſſer, ein zweites Schnupftuch und ein tuchenes Käppchen mit einer Goldborde verbrämt, in die Taſche. Endlich erſchien die Mama in ihrem Glanze, nachdem die Kinder ſchon zehnmal unten im Wagen aus- und eingeſtiegen, die Peitſche des Poſtillions verſucht und damit ein Fenſter zu ebener Erde eingeſchlagen hatten. Der Herr von Waldbamer mit ſeinem Helmi rief vom Fenſter dem alten Mehlberg zu: „Nun wird's einmal losgehen? und nachdem dieſer mit einem Ja geantwortet hatte, ſchickte man ſich zur Reiſe an, als man bemerkte, daß Karl noch nicht gegenwärtig ſei. „Ah paraplui!“ ſchrie die Mama (ſie wollte parbleu ſagen) „ich hatte vergeſſen, den Karl aufwecken zu laſſen, der ſchläft gewiß noch.“ Sie gingen in deſſen Zimmer und fanden Karl in ſeine Decke gehüllt feſtſchlafen.

„Aber mon fi“, rief die Mama, „was thuſt du denn? du weißt doch, daß wir heute die große Landbatterie machen und du ſchläfſt noch.“ — Die Augen aufriegelnd, verſetzte der Schlaftrunkene: „Was geht das mich an? Ich bin geſtern erſt um 2 Uhr Nachts aus dem Kaffehhaus nach Hauſe gekommen,“ drehte ſich auf die andere Seite und ſchlief weiter.

»O Mutter,« ſagte mit ſanftem Tone Minna, »laſſen Sie meinem guten Bruder den ſüßen Schlaf, er allein gibt uns armen Erdenpilgern Ruhe in dieſem Thale der Leiden!« und die Mama gönnte ihm Ruhe, legte einen Zehnguldenzettel ihm auf das Nachtkäſtchen, ſchrieb hinten drauf: »Wenn du ausgeſchlafen haſt, mein Sohn, ſo fahre uns in einem Fiaker nach,« und die Geſellſchaft eilte zum Wagen. Auf den letzten Rückſitz ſetzten ſich Frau von Mehlberg und Fräule Cathon; ſie nahmen die beiden Kleinen vor ſich, Minna in der Mitte zur Rechten, um in's Freie ſchauen zu können, neben ihr nahm Helmi Platz, der eigentlich nur halb ſaß, um ſie ja nicht zu geniren; der alte Herr von Waldbamer nahm allein den Rückſitz ein. Herr von Mehlberg ritt in der Mitte, und der Spediteur Spreitzer ließ es ſich nicht nehmen, auf dem Kutſchbock zu ſitzen, denn er hatte ein Poſthorn im Sack und wollte die Geſellſchaft im Freien damit überraſchen. So ging es fort zum Burgthore hinaus, wo Herr von Krückelberg und Gericke des Wagens, der ſtatt nach halb ſechs Uhr um halb ſieben Uhr erſchien, mit der größten Ungeduld warteten und einſaßen. »Ja, ja,« ſagte Herr von Krückelberg, »das frühe Aufſtehen geht nun einmal in der Stadt nicht, das kann man nur auf dem Lande. Mit dem Hahn auf, aber auch mit ihm in's Neſt, das macht geſund und ſtark.«

Schon bei dem prächtigen neuen Burgthore machte Quirin Spreitzer den erſten ſeiner Späße. Er äußerte nämlich gegen die Geſellſchaft ſeine Verwunderung, daß die Thorwache nicht in's Gewehr rufe, worüber denn der alte Mehlberg und Waldbamer lachten daß ihnen die Bäuche wackelten. Außer dem Thore fing der alte Mehlberg an, ſich ſeine Pfeife zu ſtopfen, und Helmi, der ebenfalls eine Pfeife bei ſich hatte, fragte ſeine ſchöne Nachbarin Minna: „Iſt's erlaubt — zu rauchen?“ „O,“ antwortete dieſe, „ich bin das ſchon gewohnt, Sie ſehen, mein Vater raucht ja auch, und“ ſetzte ſie ſeufzend hinzu: „was iſt das ganze Leben anders als Rauch?“ Helmi ſtopfte alſo auch, zündete viermal an, bis er die Pfeife zum Brennen brachte, und gab ſich viele Mühe zu rauchen, weil er glaubte, das gehöre mit dazu, wenn man eine Landpartie machte. — So ging's fort bei der Mariahilfer-Linie hinaus. Frau von Mehlberg und die Fräule Cathon handelten ein Kapitel über die vor Kurzem vorgenommene Scheidung des ***liſchen Ehepaars ab, der alte Mehlberg rauchte. Krückelberg machte ſeine Anmerkungen über die an der Fahrſtraße liegenden Felder und Wieſen, und hatte bald über die Art zu pflügen, bald über die Bewäſſerung, bald über den Dünger ſeine Ausſtellungen zu machen. Der Herr Waldbamer lehnte ſo recht gemächlich im Wagen, ſpielte mit ſeinen beiden Daumen und würde vielleicht eingeſchlafen ſeyn, wenn ihm die beiden Kinder Ruhe gelaſſen hätten. Sie blieben nicht einen Augenblick ſtille, wollten bald ſitzen, bald ſtehen, bald in der Mitte reiten, bald hinaus ſehen, traten dem Herrn von Waldbamer, der ihnen am nächſten ſaß, auf die Leichdornen, daß er einmal laut aufſchrie, worauf die Mama die Kleinen mit einem Klapps regalirte, der ein lautes Heulen nach ſich zog. Wilhelm Gericke ſummte ein Lied vor ſich hin, und erzählte immerfort von der ſächſiſchen Schweiz; Minna ſah hinaus in's Freie, ſeufzte, und ſo oft ſie eine recht unſcheinbare Bauernbaracke ſah, verſicherte ſie, hier möchte ſie wohnen, hier würde ſie glücklich ſeyn.

Helmi ſaß neben ihr, ganz bleich im Geſicht; denn das ungewohnte Tabakrauchen hatte ihm unwohl gemacht. Quirin auf dem Kutſchbocke aber blies Poſthorn und machte Späße zum Teufelholen; er foppte die Geſellſchaft zum öftern, indem er rief: »Acht gegeben, jeßt kommt eine ſchöne Equipage daher gefahren, und wenn Alles die Köpfe hinausſtreckte, ſo ſahen ſie nichts als einen Bauernkarren mit Ochſen beſpannt, oder er hatte eine Kohle aus dem Sack genommen, ſich damit einen ſchwarzen Schnurbart gemacht und blickte mit verdrehten Augen in den Wagen zurück.

»O göttlich! himmliſch!« rief Minna, als ſie das am ſanften Hügel liegende Dorf St. Veit zur Linken da liegen ſah. — »Möchte mir der gütige Himmel einſt vergönnen, fern vom Geräuſche der Stadt, in Gottes herrlicher Natur, den Sommer meines Lebens zuzubringen.«

»Ja,« ſagte der alte Waldbamer, »'s iſt ſchön da, aber die Häuſer ſind nicht ſo viel werth als in der Stadt;« und Helmi bat, einen Augenblick ausſteigen und zu Fuße gehen zu dürfen, da ihm nicht recht wohl ſei. Man hielt an, Helmi ſtieg aus, auch Minna folgte ihm, um die herrliche Anſicht beſſer genießen zu können; Gericke bot ihr den Arm. Die beiden Kleinen ſprangen auch heraus, und hups auf die nahe, tiefer liegende Wieſe, wo ſie einander in's Gras warfen, und die weißen Beinkleider auf den Knien und dem Hintertheile ganz grün machten. Da auf dieſe Art der Wagen langſamer fahren mußte, ſo kam der Geſellſchaft in dem Dorfe Baumgarten auch Karl in einem Fiaker nach. Alles ſetzte ſich wieder in den Wagen; Karl ſtimmte ſogleich ein Lied an, bei welchem im Chore alle mitſangen. Die Mama Mehlberg zankte die Kleinen aus, daß ſie ſich die Beinkleider ſchmutzig gemacht hatten, allein der alte Herr ſagte: „Sei ruhig, die Buben müſſen ſich ja auch unterhalten.“ So kam die Geſellſchaft nach Hütteldorf, und da es erſt acht Uhr vorüber war, ſo ſchlug der alte Mehlberg vor, hier Halt zu machen, und im Brauhauſe für's Erſte ein ſolides Frühſtück zu ſich zu nehmen. Der Vorſchlag ward von den Männern approbirt. Die Damen aber beſchloſſen, da hier für ihren zarten Gaumen nichts zu bekommen war, indeſſen ein wenig um das Brauhaus herum ſpaziren zu gehen. Sie wollten auch die beiden Knaben mit ſich nehmen, allein, da dieſe Brot und Schinken auftiſchen ſahen, ſo waren ſie um alle Welt nicht fortzubringen.

Wir wollen zuerſt die Damen auf ihrem Spaziergange begleiten, denen nur der galante Gericke folgte. Sie gingen in die Au längs dem Wienfluſſe hin. Minna war ganz Empfindung. „O wie heimlich, wie ſtill iſt es hier,“ rief ſie einmal über das andere; ſie pflückte ſich ein Sträußchen von den Wieſenblumen und ſteckte es an ihre Bruſt!

„Liebes Kind,“ ſagte Frau von Mehlberg, „das romaniſche Weſen mußt du dir abgewöhnen, mit dem ewigen Seufzen und Weinen kommt nichts heraus, du wirſt mir auf die Letzt ſo mager, wie ein Stilet. Das Mädel,“ fuhr ſie fort, ſich zur Fräule Cathon wendend, „war in in ihrer Jugend ſo ein rundes, luſtiges, baſchkirliches Kind, und jetzt wird ſie mir ſo murros, ſo empfindlich!“ — „O Mutter,“ erwiederte Minna, „warum haſt du mir ein ſo weiches Herz gegeben? Iſt's nicht ein Theil des deinigen? — „Nein," verſetzte Frau von Mehlberg, „das müßt ich lügen; und in dieſem Augenblick gingen ſie an einer armen Bettelfrau vorüber, welche auf einem Waſenabhang ſaß, und zu deren Füßen ein kleines ſchmutziges Kind ſpielte. Minna lief zu ihr, gab ihr alles Geld, was ſie in ihrem Rüdikül mit ſich trug, ſetzte ſich zu ihr, herzte und küßte das ſchmutzige Kind, welches ſie einen kleinen Engel nannte, und dann zur Bettelfrau gewendet, fragte ſie: „Nicht wahr, du biſt eine arme Verführte und Verlaſſene? ein hoher Herr hat ſich in deine Hütte eingeſchlichen, dir Liebe eingeflößt, dich betrogen und dann verlaſſen?" „Nein, Ihr Excellenz," verſetzte die Bettelfrau ganz phlegmatiſch, ich bin eine arme Witwe, mein Mann war ein Schneider und hat bei Lebzeiten alles verſoffen, ſo daß ich mit dem Kinde jetzt betteln geh'n muß." — Etwas betroffen wendete ſich Minna von ihr und mit den Worten: „So drückt die Gemeinheit leider ſtets die Unſchuld" — folgte ſie den Übrigen, welche ſchon eine Strecke voraus waren. In der Au begegnete ihnen die Schaar der Knaben, welche ſich in der Erziehungsanſtalt zu Hütteldorf befinden. Als Minna unter dieſen einen kleinen Mohren ſah, füllten ſich ihre Augen mit Thränen und ſie ſagte zu Gericke: Sehen ſie einmal den armen Kleinen, wie er den Krauskopf hängt, o gewiß ſehnt er ſich zurück in ſein heißes Vaterland!" In dieſem Augenblicke aber fing der kleine Schwarze luſtig zu ſingen an und ſchlug ein Rad auf der grünen Wieſe. — Als ſie am Thiergarten vorüber gingen und auf einem freien Platze mehre Rehe beiſammen ſtehen ſahen, konnte die Mama Mehlberg den Wunſch nicht unterdrücken, ſie möchte wohl eines derſelben in ihrer Küche liegen haben, aber Minna hielt eine lange Abhandlung über die Grauſamkeit der Menſchen, und äußerte ſogar Zweifel darüber, ob der Menſch das Recht habe ein Thier zu tödten.

Wir wollen die Damen jetzt wandeln laſſen, und wenden uns zu den Männern, welche am Brauhauſe unter den Bäumen ſitzen und dem Schinken und Bier wacker zuſprechen. Herr Mehlberg hat auch eine Flaſche Cypro aus dem Wagen geholt, über den ſich nebſt ihm auch der alte Waldbamer und Krückelberg hermachen. Helmi haut eben auch nicht wenig ein; denn nach der kleinen Übelkeit iſt er jetzt wieder ganz wohl. Die beiden Kleinen laufen ab und zu, bitten alle Augenblicke den Papa um ein Stückchen Schinken, haben auch, während dieſer im Geſpräche begriffen iſt, ſchon einige Stückchen ohne ſeinen Willen wegſtibitzt. Quirin Spreitzer iſt luſtig was er nur kann, er ahmt mit dem Munde einen Hahn und eine Katze nach, er trinkt den Übrigen, während ſie weggehen, Bier und Wein aus, er ſteigt auf einen Baum, der gerade ober dem Tiſche wo die Geſellſchaft ſitzt, ſeine Zweige ausbreitet, und gießt Waſſer herab, ſo daß die Übrigen glauben, es fange an zu regnen. Jetzt, da die Frauen noch nicht zurückkommen, der Cypro ſchon ausgetrunken iſt, und das Geſchwätz Krückelbergs, der ihnen lang und breit erzählt, was für ein prächtiges Bier unter ſeiner Verwaltung gebraut worden iſt, und wie geſchmackvoll ſie dort den Schinken zu räuchern verſtanden, anfängt, langweilig zu werden, zieht der alte Waldbamer ein kleines Päckchen ſammt Kreide und Schwamm aus dem

Sacke und legt es auf den Tiſch. — „Was haben Sie denn da?“ fragte Mehlberg. „Man muß für Alles beſorgt ſeyn,“ verſetzte Waldbamer, „da hab' ich Karten zu mir geſteckt, wie wär's, wenn wir ein kleines Präference-Partiechen machten.“ — „Aber wer wird denn auf dem Lande ſpielen?“ fragte Mehlberg. „Ich habe mir jetzt das Land ſchon genug genoſſen,“ meinte Waldbamer. „Was Grünes hab' ich geſehen, die Luft hab' ich auch eingeathmet, das Fahren hat mich unter einander gerüttelt, was braucht's noch mehr? Soll ich mich in's Gras ſetzen und mir einen Rheumatismus holen? — Soll ich die Luft mit Löffeln eſſen? Soll ich etwa herumlaufen mit dieſen Füßen? oder gar Berg ſteigen? Gott bewahre mich. Thut ihr was ihr wollt, ich will nicht aus meiner gewöhnlichen Ruhe kommen.“ Schon waren Mehlberg und Krückelberg entſchloſſen, ihm zu Liebe ein kurzes Spielchen zu machen, als die Damen wieder beim Brauhauſe von ihrem Spaziergange anlangten, und man ſetzte ſich wieder ein und fuhr weiter, nachdem man Karln überall geſucht und endlich mit einem „Hupp! hupp!“ dem verabredeten Geſchrei, wenn man Jemanden aus dem Geſicht verlöre, wieder herbeigelockt hatte.

Auf der weitern Fahrt beſchloß man bei dem Wege, der nach Haimbach führt, abzuſteigen, nach Haimbach zu Fuße zu gehen, dort wieder zu frühſtücken, hierauf durch den Wald den Weg ebenfalls zu Fuß nach Mauerbach zu nehmen, wo man dann eben recht zwiſchen 1 und 2 Uhr zum Mittagmal anzukommen gedachte. Herr von Waldbamer ſollte, da er das „zu Fuße“ gar nicht hören wollte, dazu beſtimmt ſeyn, im Wagen zu bleiben, mit dieſem den geraden Weg nach Mauerbach zu fahren, um indeſſen das Mittagmal dort für die Geſellſchaft zu beſtellen.

Man fuhr luſtig über Mariabrunn und Hadersdorf. Der dicke Herr von Waldbamer ſchnaufte ganz erbärmlich vor Hitze, und brach öfters mit Seufzern in die Worte aus: »Iſt das auch eine Unterhaltung?« — Die beiden Kleinen wollten ſchon nicht mehr im Wagen bleiben, Karl war eingeſchlafen. Endlich hielt der Wagen an dem ſchmalen Wege, der gegen Haimbach führt, und die Geſellſchaft ſtieg aus, mit Ausnahme des Herrn von Waldbamer, welcher ſitzen blieb, um geraden Weges nach Mauerbach zu fahren. Er verſprach ein recht gutes Mal zu beſtellen, nur bot er der Geſellſchaft auf, ja längſtens bis halb zwei Uhr dort einzutreffen, weil ſonſt Alles verſieden und verbraten würde.

Man ſpazierte nun langſam den Weg nach Haimbach hin. Wer dieſen angenehmen Spaziergang kennt, wird ſich nicht wundern, wenn ich ihm ſage, das Jedem das Herz freier ſchlug, und die Bruſt ſich erweiterte. Die beiden Kinder machten den Weg zweimal, da ſie bald zurück, bald vorwärts liefen. Minna ſchlürfte mit dem Mund, als ob ſie die Luft trinken wollte. Mehlberg und Krückelberg gingen Arm in Arm mit einander, und der Letztere ſchwatzte ein Langes und Breites über die Waldkultur; er gab zwar zu, daß die Natur in dieſer Gegend mit mütterlicher Sorgfalt hauſe, daß aber die Menſchen gar nichts für ſie thäten. Quirin hatte den beiden kleinen Jungen Zweige abgeſchnitten und Jeden von ihnen eine Peitſche gemacht. Wenn Eines oder das Andere von der Geſellſchaft zurückblieb, oder zu weit vorwärts ging, ſo daß es dem Andern aus dem Geſichte kam, ſo ward alsbald ein „hupp, hupp!“ gerufen, und man fand ſich wieder zuſammen. — Helmi ging immer neben Minna und ſchaute ſie an, und ſo oft ſich auf dem Fußpfade auch nur ein kleines Grübchen zeigte, faßte er ſie unter dem Arm und half ihr darüber. Die Mama ſagte daher auch zu Fräule Cathon: „Sehen Sie nur einmal, Cathon, wie der junge Waldbamer mein Mädel vexirt (fixirt),“ und die Fräule Cathon verſicherte, da ſpinne ſich etwas an. Jetzt ſchrie ein Guckguck, und da das Schreien des erſten Guckgucks, den man im Frühlinge hört, ein Orakelſpruch für die Anzahl der Jahre ſeyn ſoll, welche man noch zu leben hat, ſo zählte jedes von der Geſellſchaft die abgeſetzten Rufe des Guckgucks. Es zeigte ſich, daß Minna noch am längſten, Krückelberg aber am kürzeſten lebe. „Das iſt ein dummer Spaß,“ meinte der Letztere, und war von dieſem Augenblicke an den ganzen Tag über etwas niedergeſchlagener. Minna aber rief aus: „O Himmel! gegen mich biſt du allzugütig. Vierzig Jahre zählſt du mir noch zu, und ich möchte meine ein und zwanzig ſchon von mir werfen und mich hinlegen können in die kühle Grube zum ewigen Frieden.“

Man war jetzt auf dem herrlichen Plätzchen angelangt, wo ein Bauerhaus ſteht, deſſen Inwohnerin Erfriſchungen darbietet. Quirin war ſchon voraus gelaufen, hatte auf einem langen Stecken ſein Halstuch gebunden, deſſen er ſich vor Hitze entledigt hatte, war auf einen Baum geſtiegen, und wehte nun den Ankommenden entgegen, laut ſchreiend: „Land! Land!“ — Die Damen gingen gleich in das Haus und beſtellten ſich Kaffeh, Milch und Butter; Fräulein Cathon bot ſich an, die Zubereitung des Kaffehs ſelbſt zu übernehmen. Alle ſetzten ſich heraußen in eine Art von Scheuer oder Schoppe zu einem Tiſche um auszuruhen, und das Frühſtück Nr. 2 einzunehmen. „Was thun wir, bis der Kaffeh kommt?“ fragte Frau von Mehlberg, und Gericke bot ſich an, der werthen Geſellſchaft einige Gedichte aus ſeiner Feder vorzuleſen. Allein die Geſichter der beiden alten Herren verlängerten ſich bei dieſem Antrag um ein Bedeutendes.

„Das laſſen wir für den Nachmittag, wenn's recht heiß iſt und wir ſchon müde ſind,“ ſagte Mehlberg. „Jetzt wollen wir uns noch ein wenig herumtummeln. He! Spreitzer, kommen Sie ein Bischen her, und ſchlagen Sie uns ein Spiel im Freien vor.“ „Aber kein ſchodofantes (echauffantes),“ fiel Frau von Mehlberg ein. — Da liefen aber die Kinder herbei, ſchreiend: „Der Kaffeh! der Kaffeh!“ und ihnen folgte die Bauersfrau mit zwei ungeheuren Häfen, in deren einem ſich der Kaffeh, in dem andern der Rahm befand, und Ernſt, der kleinere Knabe, hüpfte ſo nahe an ihr und zerrte ſie am Rocke, und ſtieß endlich mit dem Arm an das eine Häfen, daß der Boden zerbrach und der heiße Rahm ihm über den Arm herabſtrömte. Daß der Knabe jämmerlich ſchrie, verſteht ſich. Alles ſtand auf, die Mama lief wie eine Furie hin, ſchalt die unſchuldige Bauersfrau ein dummes, und ungeſchicktes Ding, und immer ſtärker heulte der Knabe. Recht beſehen, war ihm aber nur die Hand etwas verbrannt, denn über den Arm hatte er den Shawl der Mama gehängt die ihn früher ſchon weggelegt hatte. Fräule Cathon wußte gleich Rath, Spreitzer mußte friſche Erde aufgraben und dieſe wurde dem Kleinen auf die verbrannte Hand gelegt. Friſcher Rahm war bald wieder abgeſotten und nun ſahen die Damen dazu. Frau von Mehlberg trank drei, Fräule Cathon vier Taſſen Kaffeh. Gericke, der immer über das viele Eſſen der Wiener Bemerkungen machte, nahm dennoch drei Taſſen zu ſich und aß einen Viertel Laib Brot mit Butter. Minna trank nur Milch. Der alte Mehlberg ließ ſich eine Flaſche Wein geben, der trotz ſeiner Säure doch hinab mußte. Krückelberg half ihm, und analyſirte die Beſtandtheile des Landbrotes, fand das vorliegende etwas zu ſauer, und beſchrieb das, welches er in Häſelberg buck und wozu er Kümmel nahm, woher es denn viel ſchmackhafter geweſen ſei. Spreitzer ſchüttete ſich, um der Geſellſchaft einen Spaß zu machen, Wein und Kaffeh in ein großes Glas zuſammen und, behauptend, es ſchmecke vortrefflich, tunkte er dieſe Suppe mit Brot aus.

Es war Mittag geworden, und nun machte ſich die Geſellſchaft auf, um den Fußweg durch den Wald nach Mauerbach zu machen. Mehlberg meinte, man ſollte, um ſich nicht zu verirren, einen Führer mitnehmen, aber Spreitzer behauptete, er wiſſe den Weg ſo gut, als jenen von ſeiner Wohnung in's Komptoir, und ihm vertrauend, machte man ſich auf den Weg.

Man ging und ging, und die Hitze wurde immer unausſtehlicher, denn obſchon rings vom Gebüſche umgeben, ſtrahlte die Sonne doch ſenkrecht in die grünen Gänge. Der Herr von Krückelberg ſah aus wie gebraten und pfnauſte, indem er alle zehn Schritte ſtehen blieb, ſich den Schweiß von der Stirne wiſchte, und ausrief: »Das heißen die Leute eine Unterhaltung.“ Spreitzer hatte den Damen Fächer von Papier, für ſich ſelbſt aber eine Kappe von groſſen Huflattigblättern gemacht. Die beiden Kinder fingen ſchon an, ſich an den Armen ziehen zu laſſen, und baten einmal über das andere: „Mama, tragen!“ — Der Wald war zwar bald darauf erreicht und einige Kühlung gewonnen worden, aber der Fußſteige gingen mehre hindurch; Spreitzer hatte bald dieſen, bald jenen als den rechten angegeben, und wenn man ihn verfolgte, mußte man wieder zurückgehen, weil er entweder in's dichte Gebüſch oder zu einem Bach führte, worüber nicht zu kommen war. Man ſchmälte Spreitzern nicht wenig aus, und dieſer hatte, um ja die Schreienden ſtille zu machen, die beiden Knaben hinten auf ſeinem Rücken hängen, allein man ging immer weiter und fand keinen Ausweg. Es war ſchon Ein Uhr vorüber und man wußte kaum mehr, wohin man ſich wenden ſollte. Nun fing ſchon Alles zu murren an, mit Ausnahme Minna's, die ſtill durch das Dickicht fortwandelte, und Helmi mit liebevolleren Augen anblickte, da er ſo glücklich war, eine Natter, die ſich um ihren Fuß zu winden drohte, mit ihrem Paraſolſtabe zu erſchlagen. „Sie haben mich gerettet,“ ſprach ſie mit einem Händedruck zu ihm, „ich werde Ihnen das nie vergeſſen.“ — Alles ſetzte ſich jetzt, und hatte die Hoffnung aufgegeben, vor Abends zu Mittag zu eſſen. Alles donnerte auf Spreitzern los, der indeſſen, nicht weniger müde, auf alle Seiten rannte, um Mauerbach endlich einmal gewahr zu werden; nur Herr Mehlberg lachte aus vollem Halſe, und ſagte: „Geſchieht euch recht, ich hab's geſagt, wir ſollen einen Führer nehmen.“ Da hörte man

Tritte, ein Bauer wurde im Gebüſch ſichtbar, er trieb einen Ochſen vor ſich her, und alsbald lief man zu ihm hin und bat und beſchwor ihn und bot ihm zwei Gulden zur Belohnung, wenn er die Geſellſchaft nach Mauerbach führen wollte. Er ging den Handel ein, der Ochs wurde mit den zwei Knaben (welche Spreitzer rechts und Gericke links an den Armen hielten), dann mit Shawls, Tüchern und Mänteln der Damen bepackt, die andern gingen nebenher, und ſo folgte die Karavane dem Bauer, der verſicherte, in einer halben Stunde würden ſie an Ort und Stelle ſeyn. Ich kann hier nicht umhin, meinen Leſern ein kleines Geſpräch Minna's mit dem Bauer zum Beſten zu geben, wodurch der Charakter der erſten noch klarer in's Licht tritt, und zugleich der Sieg des geſunden ſchlichten Menſchenverſtandes über die Afterbildung ſich darthut.

Minna. Laß ein Bischen mit dir ſchwätzen, du lieber, fröhlicher Landmann.

Bauer (zieht den Hut mit der Rechten bis an's Ohr, ſo daß er ihn mit dem Daumen und Mittelfinger hält, indem er ſich mit den übrigen drei Fingern in den Kopf kraut). Ham Euer Gnaden mit mir gredt?

Minna. Ja mit dir. Wie nennſt du dich?

Bauer. I haß Martin Grenauer.

Minna. Wo biſt du denn zu Hauſe?

Bauer. Dort drent in Wald bin i dahoam, dort ſteht mein Hütt'n ganz alloan aum Berg dromad.

Minna. Recht mein Freund. Einſam muß der Menſch leben, wenn er glücklich und froh ſeyn will.

Bauer. Azîwohl, ſchaun's mein ſcheni Mamſell, liaba war's ma deanad, wann i in an groß'n Dorf leb'n kunnt, als a ſo muadeſelli alloan. Aba i bin hold meina Profeſſion nach a Holzhacka und da bin i der Arbeit nächada.

Minna. Haſt du ein Weib?

Bauer. Ja, ſchon die dritte.

Minna. Haſt du denn die erſte nicht geliebt?

Bauer. Das glaub' i — nan, dö hob i weida nöd gearn gehabt.

Minna. Und haſt doch wieder heirathen können?

Bauer. Frali — die zweite hab' i necha no liaba g'habt, und dö dritti, main Dorothe, dö hob i hiazund am alaliebſten.

Minna. Bei Gott, das verſteh' ich nicht.

Bauer. Wurden's ſchon verſteh'n, wann's ſo, wia i, drei Kinder hätten, dö a Suppen haben wollen. Unſer Ana muas ſi denken: God had's göb'n, God had's gnumma.

Minna. Biſt du recht glücklich —

Bauer. Non ja, a ſo hold!

Minna. Was kann dir fehlen hier am Buſen der Natur?

Bauer. Jo, mein Natur iſt guad, miar fahld's gonzi Jor nix, aba wann ich nur mehr Geld häd, unſer Aner möcht do ah immerigsmal an guaden Biſſen eſſen und a Halbe an Alten trinken, aba, das thuat's hold nöd.

Minna. Gibt dir der Wald nicht Kühlung, der friſche Quell Labung, dein Strohdach Schutz, dein Gärtchen Speiſe?

Bauer. Jo, aba wia — in Gartl hob i nix als Erdäpfel. Unſer Quellwaſſer iſt guad, aber kean Wein is's doh nöd. — In Wald da is's kühl — aber in Winter i's oft a biſſel goar z'kühl.

Minna ſah den Bauer mit großen Augen und kopfſchüttelnd an, indem der alte Mehlberg auf ſeine Sackuhr ſchaute, ihr Geſpräch unterbrach, und den Bauer fragte, wie weit es noch nach Mauerbach wäre. „A kloani halbi Stund!“ war die Antwort. — „Ja, ja,“ ſagte Mehlberg lächelnd, „ſo iſt das Bauervolk; vor einer halben Stunde hab' ich ihn gefragt, wie weit wir noch dahin hätten, da hat er dasſelbe geſagt wie jetzt; wenn's ſo fort geht, ſo wird die halbe Stunde zu einer Ewigkeit.“ Die Übrigen aber lachten nicht, ſondern ſeufzten, und ſelbſt Spreitzer machte keinen Spaß mehr, da er auch ſchon matt zu werden anfing.

Um halb drei Uhr endlich zog die Geſellſchaft ganz zerſchmettert vor Müdigkeit, Hitze, Hunger und Durſt in Mauerbach ein. Sie fanden den alten Herrn von Waldbamer der Länge nach auf einem Ruhebett hingeſtreckt, ſchlafend. „Ja,“ ſagte er, als er erwachte, „für ſolche Strapatzen bedank' ich mich.“ — „Sie haben recht, Herr von Waldbamer,“ erwiederte Krückelberg, das iſt eine Robot und keine Unterhaltung.“ — „Da hab' ich indeſſen beſſer gelebt,“ verſetzte Waldbamer, „wie ich angekommen bin, hab' ich mir eine Suppe und ein delicates Stück Kalbsbraten geben laſſen, hab' eine halbe Maß Siebenundneunziger dazu getrunken, ein delicates Glas Wein, und habe mich hernach der Länge nach ein Bischen niedergeſetzt“ (dieß war immer ſein Ausdruck für das Niederlegen).

Der Wirth kam und fragte, ob man jetzt eſſen wolle, und da ihm ein allgemeines, heißhungriges Ja! entgegenſcholl, entſchuldigte er ſich, daß es nicht ſeine Schuld, ſondern jene der Geſellſchaft ſei, wenn Manches nicht mehr ſo geſchmackvoll ſeyn wird, als ſie wünſchten; denn das Eſſen ſei ſchon um halb zwei Uhr beſtellt geweſen, und jetzt wär' es gleich drei Uhr. Es werde alſo wohl Vieles verſotten und verbraten ſeyn. „Nur herein damit,“ ſchrie Herr Mehlberg, „der Wein kann ja doch nicht verſotten ſeyn,“ und man ſetzte ſich zu Tiſche.

Waldbamer hatte einen guten Küchenzettel gemacht. Auf eine kräftige Reisſuppe, worin ſich Kapaunenlebern und Magen befanden, folgte Rindfleiſch mit warmer und kalter Sauce, dann Sauerkraut mit einem ganzen Schinken, daneben in Butter geröſtete Erdäpfel, hierauf vier große Kapaunen mit Salat, ein ganzer Kalbsſchlägel, und endlich Spritzkrapfen. Frau v. Mehlberg und die Fräule Cathon hatten über jede Speiſe Ausſtellungen zu machen, bald ſollte es an dem, bald an jenem fehlen, dabei aßen ſie aber doch mit großem Appetit, und ſo oft Mehlberg ſeiner Frau wieder ein Stück vorlegen mußte, that er es mit den Worten: „Ja auf dem Lande hat der Menſch ganz einen andern Appetit, da ſchmeckt Alles!“ Die Herren ſetzten den Flaſchen wacker zu. Mehlberg hatte den Rock ausgezogen, und die Perrücke auf den Ofen gehängt. — Krückelberg hatte das Hemd bis zu den Schultern hinauf geſtreift und Waldbamer ließ einen Knopf an der Weſte nach dem andern ſpringen. Alle wurden wieder redſeliger, und Spreitzer fing an, Spaß zu machen. Er goß dem Herrn von Waldbamer einmal Eſſig ſtatt Wein in's Glas, deßwegen er bald übel angekommen wäre, hätte er's nicht damit wieder gut gemacht, daß er ihn ſelbſt austrank.

Von Karln hab ich ſeit längerer Zeit gar nichts geſagt, es war auch von ihm nichts zu ſagen; denn ſo ausgelaſſen luſtig er unter ſeinen Brüderchen in Bierkneipen und Kaffehhäuſern war, ſo abgeſchmackt war er, wenn er einmal mit ſeinen Eltern eine Unterhaltung mitmachen mußte, die für ihn keine Unterhaltung war, daher nannten ihn der Herr Papa und die Frau Mama gern den Philoſophen. Eine unentbehrliche Sache für Karln war es, einem Frauenzimmer die Cour zu machen, und war in einer Geſellſchaft nur eine einzige häßliche und ſechzigjährige Frauensperſon gegenwärtig, ſo liebäugelte er ſelbſt mit dieſer, hinterdrein lachte er ſie dann freilich aus, und erzählte ſeinen Kameraden, wie er die alte Perſon gefoppt habe. So kam es, daß er heute, in Ermanglung eines angenehmern Gegenſtandes, der Fräule Cathon den Hof machte, die darüber nicht wenig entzückt war, und, obſchon ſie Karln kannte, dennoch in die Falle ging.

Am Schluſſe des Eſſens fingen die alten Herren an, etwas ſtark luſtig zu werden, der Wein war ihnen zu Kopfe geſtiegen. Man trank den Kaffeh im Garten, und da ſich dort Zigeuner befanden, welche Muſik machten, ſo forderte Krückelberg die Frau v. Mehlberg ſogar zum Tanzen auf. Auch die Übrigen drehten ſich einige Mal herum, und Spreizer nahm geſchwind von einem Knechte des Wirthshauſes ein Bauerngewand zu leihen, kleidete ſich darein, nahm eine Magd aus der Küche, und tanzte mit ihr, zum nicht geringen Gelächter der Übrigen, ländleriſch.

Während ſich dieß im Wirthshauſe begab, war Minna allein auf den nächſten Hügel hinaufgewandert, hatte ſich dort unter einen wilden Kirſchenbaum gelagert, und betrachtete mit wehmuthsvollen Blicken das Gebäude der einſtmaligen Karthauſe. Sie vergegenwärtigte ſich in ihrer Phantaſie die Zeiten, da hier noch die frommen Männer abgeſchieden von der Welt, ja ſelbſt von einander, einſam lebten. Sie beſah die einzelnen Flügel des Gebäudes, welche von der Kirche aus einen Stern bilden. Sie beſchäftigte ſich im Gedanken damit, wie einſt die Einſiedler hier wandelten, im kleinen Gärtchen jeder ſein Grab ſich ſelbſt grub, wie Jeder ſtumm ſeyn mußte ſein ganzes Leben hindurch, und ſelbſt die Brüder nur einmal des Jahres ſich ſahen. Tiefen Eindruck machten dieſe Gedanken auf die Schwärmerin: und während man unten tanzte, rollten hier oben Thränen aus ihren Augen. Da ertönte durch die allgemeine Stille der Natur aus dem nahen Gebüſche Flötenton. Sie lauſchte. Es war die Melodie des Liedes Di tanti palpiti. — Mit leiſer Stimme ſeufzte ſie di tanti palpiti, und legte die Hand auf ihr Herz. „Schlage nur, du armes Herz," fuhr ſie fort, „ſchlage vor Sehnſucht, wer wird deine Schläge verſtehen, wer ſie in Schläge der Freude umwandeln?" — und in's Gebüſch trat ſie, den blaſenden Minſtrel zu belauſchen. Da ſaß Helmi auf einem Baumſtock und blies auf ſeiner Flöte. Er ſah ſie, ließ die Flöte fallen, und — du glaubſt wohl, lieber Leſer, er ſtürzte ihr zu Füßen? — nein und — er fragte ſie, wie viel Uhr es ſei, und ob ſie wieder zu den Übrigen zurückkehren wolle. Sie ſah ihn mit durchdringenden Blicken an, und fragte: „Wilhelm, haben Sie mich ſonſt um nichts zu fragen?“ — „Nein, meiner Seele nicht,“ antwortete Helmi ganz verdutzt. „O Sie verſtehen mich nicht, Niemand verſteht mich,“ ſeufzte Minna und ein „Hupp, Hupp,“ welches Spreitzers Stimme von unten herauf ziemlich laut ertönen ließ, forderte ſie auf, zur Geſellſchaft zurückzukehren.

Es war unten indeſſen beſchloſſen worden, daß die jungen Leute, nämlich Minna, Gericke, Karl, Spreitzer, Helmi und die Fräule Cathon, welche ſich auch noch zu den Jungen gezählt wiſſen wollte, den Nachmittag dazu verwenden ſollten, einen Spaziergang nach der ſogenannten Paſſauer-Hütte zu machen, von welcher man eine herrliche Ausſicht genießt, die alten Herren aber, welche ſchweren Kopf und müde Füße hatten, wollten zurückbleiben, und ein Präferance-Partiechen machen. Auch Frau von Mehlberg mit den Kleinen wollte zurückbleiben, allein die Letztern fingen ein ſo derbes Geſchrei an, daß die Mutter mit mußte, ſie mochte wollen oder nicht.

Wir wollen die drei alten Herren an ihrem Tiſche ſitzen laſſen, wo ſie, entledigt ihrer Perrücken und Oberkleider, zwei friſch angefüllte Weinflaſchen neben ſich in Kühlwannen auf Seſſeln ſtehend, die Freuden des Landlebens mit den Karten in der Hand ſchmecken, und folgen den Übrigen nach der Paſſauer-Hütte.

Der Weg dahin geht nur eine kleine Stunde eben hin, dann führt er immer bergauf. Es war wohl natürlich, daß nach dem großen Spaziergange, den man ſchon Vormittags gemacht hatte, die Leutchen etwas ſchwerer gingen, und man aus manchem Munde die Worte vernahm: um ſolche Ausſichten ſei es zwar eine ſchöne Sache, aber theuer müſſe man ſie erkaufen. Den ärgſten Verdruß hatte Mama Mehlberg mit den beiden Kindern auszuſtehen, die ſchon nach der erſten Viertelſtunde über Müdigkeit klagten, und nur dadurch noch weiter zu bringen waren, daß Spreitzer ſie gleich zwei Pferdchen an zwei Schnupftüchern anſpannte und ſie ſo gleichſam im Spiele vorwärts trieb.

Mit Hülfe eines Bauers, den man ſich zum Führer gedungen hatte, und welcher die beiden Kleinen abwechſelnd tragen mußte, gelangte man endlich zur Paſſauer-Hütte, und genoß die herrliche Ausſicht über das Tullner-Feld bis an die entfernten blauen Gebirge; allein eine kühle Luft fing an zu wehen, die Mama hatte kaum einen Blick auf die unermeßliche Natur geworfen, als ſie den Shawl feſter zuſammenſchloß und mit den Kindern in die Hütte trat, um auszuruhen, und ihnen Milch geben zu laſſen. Minna war in dem herrlichen Anblicke verſunken, Gericke behauptete aber, das wäre Alles nichts gegen die Ausſicht in der ſächſiſchen Schweiz. — Helmi ſetzte ſich neben Minna nieder, und ſchaute ſie an. Spreitzer aber machte wieder einige von ſeinen faden Späßen; er drehte ſich zu Minna, und ſprach zu ihr mit einem Naſenton: Sieh um dich, Alles dieß gehört dir, wenn du mich liebſt — und dann ſchaute er mit dem Perſpectiv Gericke's nach Tuln hin, und behauptete, das Perſpectiv zeige ſo vortrefflich, daß er in dieſem Augenblicke in einem Hauſe zu Tulln einen kleinen Knaben auf dem Tiſch ſitzen ſehe, der ſein A B C-Täfelchen in der Hand halte, und mit dem Finger auf das O deute. — Der Bauer aber, der Führer der Geſellſchaft, ſtand bei Seite und ſagte kopfſchüttelnd. „Meine gnädigen Herrn, wir müſſen auf'n Rückweg denken, dort kommen Wolken daher, ſegen Sie dert aus'n Wetterlöchel, die zagen nix Guts — Eh' a Stund vageht, hoben mir'n Regen aum Hals.“ — Man rief alſo gleich die Mama Mehlberg aus der Hütte und trat den Rückweg an.

Immer ſchwärzer ward das Firmament, immer ſchneidender die Luft. — Einzelne Blitze zuckten durch die Wolken, fern rollte der Donner. Die Geſellſchaft verdoppelte ihre Schritte ſo viel ſie konnte, allein vergebens, kaum war noch die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ſich das Gewitter entlud, und der Regen in Strömen vom Himmel ſtürzte. Die Frauen nahmen Tücher und Shawls über den Kopf, kein Haus war in der Nähe, ſie mußten vorwärts, und wurden bis auf die Haut durchnäßt. — Beſonders komiſch ſah Spreitzer aus, deſſen Beinkleid und Spencer von Nanking, die gelbe Farbe in Braun verwandelt hatten, und ſich feſt an ſeinen Körper klebten. Der ſteinige und lehmige Waldweg wurde durch dieſen Regenguß klebrig und ſchmutzig, und der alten Frau v. Mehlberg blieb alle Augenblicke ein Schuh im Kothe ſtecken. Die Kinder ſchrien, die Mama ſchalt und ſchwur, daß ſie ihr ganzes Lebelang die Stadt nicht mehr verlaſſen wolle. Endlich als das Gewitter vorüber war, kamen ſie, vor Näſſe und Koth kaum mehr Menſchen ähnlich ſehend, im Wirthshauſe zu Mauerbach an.

Im Wirthshauſe ſelbſt hatte ſich indeſſen ein Gewitter anderer Art entladen. Die drei ſpielenden Herren, vom Weine erhitzt, hatten ſich beim Spiele derb gezankt. Waldbamer, der durch Krückelberg's Ungeſchicklichkeit als Helfer einige

Mal bète geworden war, hatte ihn einen alten Filz genannt, Krückelberg hatte die Schimpfnamen auch nicht geſpart, und es wäre vielleicht ſelbſt zu Thätlichkeiten gekommen, hätte der immer phlegmatiſche Mehlberg nicht wieder Ruhe geſtiftet. Indeſſen war die unmittelbare Folge dieſes Streites, daß Jeder allein in einem Winkel ſaß, und ſchnarchte.

Es war indeſſen 9 Uhr Abends geworden. Die Frauen hatten von den Wirthsleuten Strümpfe zu leihen genommen, um der naſſen los zu werden; man ließ anſpannen und fuhr nach Wien zurück.

Im Wagen ging's bei der Rückfahrt trauriger zu, als bei der Ausfahrt. Die drei alten Herren ſchnarchten, eben ſo die beiden Kleinen. Die Mama Mehlberg ſchwätzte leiſe mit Fräule Cathon, wobei ſich der Name Karl manchmal hören ließ. — Karl ſchlief auch. Spreitzer hatte keine Späße mehr vorräthig. Gericke allein war noch ganz muthig, und deklamirte Minna eines ſeiner Gedichte vor. Helmi hörte zu.

Die Geſellſchaft kam ohne weitern Unfall glücklich nach Hauſe; und Alle verſicherten am andern Tage, es ſei doch nur auf dem Lande die wahre Unterhaltung und das eigentliche Leben.

Mein Freund Spitz.

Mein Freund Spitz iſt ein guter lieber Menſch, aber er beſitzt den Fehler, die Blicke überall auf ſich ziehen und die Aufmerkſamkeit an ſeine Perſon feſſeln zu wollen. Er hält ſich auch überzeugt: die ganze Welt beſchäftige ſich nur mit ihm. Seinen Schuſter ſchärft er ſtrenge ein: ihm Kartenblätter zwiſchen die Sohlen ſeiner Stiefel und Schuhe zu legen, damit ſie nur recht knarren. Geht er ſpazieren, ſo redet er ſo laut, daß alle Vorübergehende ſeine gewählten Worte hören müſſen. Tritt er in's Parterre des Schauſpielhauſes ein, ſo ſchreit er nach dem Sperrſitzſchließer, ſchimpft über die ſchlechte Einrichtung, daß die Gänge zu den Bänken ſo eng ſeien, und kommt er endlich zu ſeinem Sperrſitz, ſo klappert er erſt dreimal damit auf und zu, ſtellt ſich dann mit dem Rücken gegen die Bühne gewendet, auf die Zehen, daß er über alle Leute hervorragt, zieht ſein ſtets mit den feinſten Wohlgerüchen parfümirtes Schnupftuch heraus, und ſchüttelt es alſo aus einander, daß alle Naſen ſeiner Umgebung ihn wenigſtens riechen müſſen, wenn ſie ihn nicht ſehen. Das Schrecklichſte iſt ihm, wenn er gern ein Compliment in eine Loge anbringen möchte, und die Leute darin ihn gar nicht bemerken, da räuſpert er und huſtet und fixirt, und iſt bemüht, den Strahl ſeines Perſpectiv-Glaſes dahin zu wenden, da wedelt er mit dem Schnupftuche und macht allerlei Getöſe, um nur bemerkt zu werden. Ja, er grüßt auch ſogar Perſonen in Logen, die er gar nicht kennt, um nur der Leute Blick auf ſich zu ziehen, und ſie glauben zu machen, er habe ſehr noble Bekanntſchaften. Speiſ't er in einem Gaſthauſe, ſo findet er Alles ſchlecht, läßt den Wirth kommen und zankt mit ihm, ſetzt alle Aufwärter in Bewegung, und will immer gerade das eſſen, was heute nicht vorhanden iſt. Er macht dabei immer Witz, der manchmal nicht übel, oft aber auch ſo platt iſt, daß man gekitzelt werden müßte, um darüber lachen zu können. Indeſſen platzt er immer darüber zuerſt ſelbſt in ein ſchallendes Gelächter aus. Man mag ſprechen, wovon man will, er hat Alles ſchon beſſer geſehen; man mag in einem Lande geweſen ſeyn wo man will, er weiß einen Tadel daran zu finden. In Geſellſchaften will er Alles leiten, ordnen; er führt den Tanz an, er ſchlägt den jungen Leuten Spiele vor, er ſpielt mit den Alten. Verſteht ſich, daß er beim Spiel über jede Karte was zu ſagen weiß, und daß der Discurs über jede Partie immer länger dauert, als die Partie ſelbſt. Auf der Gaſſe erblickt man ihn immer mit einer unruhigen, äußerſt wichtigen und geſchäftigen Miene, er geht nie, immer läuft er. Wollt ihr ihn aufhalten? er hat keine Zeit euch Rede zu ſtehen! er hat zwanzig Beſtellungen für dieſen Tag. Fragt ihr ihn, wie es ihm gehe, ſo meldet er ſich immer krank, obſchon ihm die Geſundheit aus den Backen zu ſpringen droht, und er mit außerordentlichem Appetit iſt. Wenn er nach Krems reiſen muß, ſo läßt er ein Lebewohl an alle ſeine Freunde in die Zeitungen einrücken, und wenn er krank wird, ſo iſt er überzeugt, die Papiere müßten auf der Börſe fallen. Er trägt immer die auffallendſten, ſchreiendſten Farben, auf ſeiner Doſe hat er eine Uhr, in ſeiner Berlocke ein Spielwerk, und auf ſeinem Spazierſtäbchen ein Pfeifchen angebracht; ſeine Sporen klingen wie Glöckchen, ein Alliance-Ring glänzt an ſeinem Finger und ſeine Buſennadel wirft Strahlen. In ſeinem Zimmer ſtehen fünf Schlaguhren, und an ſeiner Hausthür befinden ſich drei Täfelchen. Auf dem einen ſteht geſchrieben wer hier wohnt, dabei ſtehen alle ſeine Titel, nämlich: Carl Spitz, Doctor beider Rechte, beeideter Notar, Mitglied des Vereins der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, der Leſegeſellſchaften in Prag und Gräz, Privat-Profeſſor und Inhaber eines Hauſes ſammt Garten und Weinbergen zu Enzersdorf nächſt Wien; das zweite Täfelchen beſagt, wann er zu Hauſe zu treffen ſei. Das dritte iſt leer, und es ſteckt ein Weißſtift dabei, damit man ihm auf dieſe Art Nachricht ertheilen kann. Wenn Spitz auf der Violine ſpielt, ſo thut er es immer am offenen Fenſter, wenn er fährt, ſo darf es kein Fiaker ſeyn. Alle Bijouterien, die er beſitzt, ſtellt er auf ſeinem Kaſten zur öffentlichen Anſicht aus. Bei allem dem aber iſt mein Freund Spitz ein guter braver Menſch.

Die Leihbibliothek.

Auch einmal ein Guckkaſtenbild, mein lieber freundlicher Leſer, in welchem die einzelnen Geſtalten ſchnell vor deinen Blicken vorüber wandeln werden, und ſchneller wieder verſchwinden, als manche Bücher der Leihbibliothek. Es iſt doch etwas Schönes, daß die Nahrung für den Geiſt nicht ſo theuer iſt, als die conſiſtente Leibesnahrung, und daß man ſich für wenige Kreuzer des Tages ſatt — ja überſatt leſen kann. Geiſtes- und Leibesnahrung kann man übrigens recht gut mit einander vergleichen: Die Cataloge ſind bei jener, was bei dieſer die Speiſezettel ſind, nur mit dem kleinen Unterſchiede, daß auf dem Speiſezettel der Kellner doch wenigſtens durchſtreicht, was nicht vorhanden iſt, bei den Catalogen aber die Speiſen ſtehen bleiben, wenn man auch bei hundertmaligem Verlangen immer die Antwort erhält: »Iſt für dießmal nicht zugegen!« Der Commis, welcher der Leihbibliothek vorſteht (denn der Prinzipal ſelbſt betrachtet dieſen Zweig ſeines Buchhandels nur als ein Appertinens, und bekümmert ſich nur um den Profit, den er abwirft), alſo der dirigirende Herr Commis iſt der Aufwärter, der die Speiſen den Leſehungerigen rekommandirt oder ausredet, bei neu angekommenen Werken Protektionen austheilt, ſo wie beiläufig der Kellner zu thun pflegt, der einem Gaſte in's Ohr verſichert: die Mehlſpeiſe ſei von geſtern, und daher ſchon trocken und altgebacken, indeſſen er einem andern, der eben davon verlangt, verſichert, ſie ſchmecke ſehr gut, und ihm dieſe Speiſe reicht. Ich könnte den Vergleich zwiſchen leiblicher und geiſtiger Nahrung hier bis in's Unendliche fortſetzen, und vom Verderben das Magens, unausgekochten Speiſen, verbrannten Leckerbiſſen ꝛc. noch ein Sattſamliches ſchwätzen, allein die Einleitung würde manchen Leuten eben ſo lange werden, als manches Buch, welches ſie aus der Leihbibliothek erhalten, daher unverzüglich an das Guckkaſtenbild ſelbſt.

Belieben Sie zu ſchauen, meine Herren und Damen, ein gewölbtes Zimmer zu ebener Erde, worin Ihr Auge keinen andern Gegenſtand gewahr wird, als Bücher; ſie ſind vom Boden bis zur Decke in Stellen gereiht, bald liegend, bald ſtehend — hinter einander, über einander, die meiſten in gleiche Farbe gebunden, nur wenige, die ſich gleich den weißen Raben auszeichnen, in Maroquin- oder Lederband. Sie werden bemerken, daß viele ſehr abgegriffen ſind — das ſind die Glücklichen, die von Hand zu Hand wandern, nicht weil ſie die beſten ſind, ſondern weil ſie dem herrſchenden Geſchmacke am meiſten zuſagen. Es ſind meiſt Romane, Zeitſchriften und Taſchenbücher. Hiſtoriſche und geographiſche Werke werden von 1000 Pränumeranten des Jahres nicht Ein Mal verlangt, von den Werken der ſogenannten Mode-Erzähler hingegen iſt nie Ein Band zu Hauſe, und der Herr Commis verſichert, von den 20,000 Bänden der Bibliothek ſeien 19,000 rein überflüſſig, und nur 1000 im beſtändigen Umlaufe, die übrigen kämen nicht von ihrer Stelle, außer wenn ſie des Jahres zwei Mal gereinigt werden.

Ich bat den Inhaber und den dirigirenden Commis, der mein ſehr guter Freund iſt (wir wollen ihn Sprung nennen), einmal einen halben Tag im Zimmer, wo die Leute die Bücher holen, zubringen zu dürfen, und es wurde mir geſtattet. Was ich nun da ſah und hörte, ſoll die einzelnen Decorationen meines Guckkaſtens ausmachen. Sieh und höre mit mir zu, mein lieber Leſer.

Es ſchlägt neun Uhr Morgens. Die Thür wird von dem Hausknechte aufgeriegelt, der auch dießmal ſeine Verwunderung gegen mich äußert: wie es möglich ſei, daß die Leute ſo viel leſen. „Ich verſichere Euer Gnaden,“ ſpricht er lächelnd zu mir, „wir haben Kundſchaften, die täglich zwei — drei Bücher hineinfreſſen, wie nichts, es iſt wirklich ſchauderhaft!“

„So,“ antwortete ich, „du haſt ja aber dabei deinen Erwerb. Es ſoll dich ja freuen, wenn das Geſchäft gut geht.“

„Es freut mich ja auch,“ verſetzte er, „wenn's nur was anders wäre, als Bücher, wobei ich zu thun habe; ich kann's ja gar nicht mehr aushalten, wie mich meine Kameraden foppen. Sie heißen mich immer den Gelehrten und ein ſolches Thier mag ich nicht ſeyn.“ Recht herzlich lachend traten wir in die Bibliothek, und uns auf dem Fuße nach eine junge, recht hübſche Köchin mit ihrem Einkaufkorbe am Arme, worin ſie auf Spinat, Salat und Eiern zwei Bücher liegen hatte, welche ſie zurückbrachte; ſie ſprach, indem ſie ſich in einen Stuhl warf:

Köchin. Guten Morgen, Herr von Sprung. Heute machten Sie wieder ſehr ſpät auf; ich war ſchon Ein Mal da, und es war noch nicht offen.

Sprung (lehnt ſich über den Tiſch herüber, und faßt die Köchin bei der Hand). Sein Sie nicht böſe, ſchöne Netti! dafür ſollen Sie aber heute auch ein Buch haben, das ſich gewaſchen hat.

Köchin. Sie, die letzten zwei haben mir nicht gefallen, das Spaßige mag ich nicht, das iſt fad, wenn ich nicht weinen kann, ſo bedank' ich mich für's Leſen. Zum Herzen muß mir eine Geſchichte gehn, ſonſt werf' ich ſie gleich weg. Da haben Sie Ihre zwei Bücher, und geben Sie mir keine ſolchen mehr, das bitt' ich mir aus.

Mit dieſen Worten warf ſie die Bücher auf den Tiſch hin. Ich ſah ſie an, es war Hegrad's komiſcher Roman und ein Band Erzählungen von Laun. Ich fragte die hübſche Küchenprinzeſſin, ob ſie denn die Bücher ſelbſt leſe, die ſie hole? Mit einem etwas empfindlichen Tone antwortete ſie: „Nun! glauben Sie etwa unſer Einer lieſ't gar nichts? Ich verſichere Sie, ich könnte nicht kochen, wenn nicht ein Buch neben mir auf dem Herdbret liegt, und wenn ich ſo etwas recht Intereſſirtes habe, ſo iſt mir die Einbrenn öfters angebrennt, oder meine Thränen ſind mir beim Anrichten in die Sauce gefallen."

Indeſſen hatte Sprung von der oberſten Stelle zwei Bücher herabgenommen, das Titelkupfer des einen aufgeſchlagen, und reichte ſie ihr mit den Worten hin: „Da, liebe Netti! das wird Ihnen gefallen." Er las ihr den Titel: Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des

Enthaupteten, und ward Zerſtörer des Vehmgerichtes.

„Ah, das laß ich mir gefallen,“ rief freudig die ſchöne Netti, „ſo ein heimliches Gericht, und eine Harlocken, und Einer, der geköpft wird, das iſt meine Sache! Ich dank' Ihnen, Herr von Sprung, und damit Sie ſehen, daß ich auch auf Sie gedacht habe, ſo hab' ich Ihnen hier eine kleine Torte mitgebracht. Wir haben geſtern Leute gehabt, da hab ich eine große Torte backen müſſen, und da hab' ich die kleine gleich mitgemacht.“ Sie reichte ihm ein Törtchen in Papier gewickelt aus ihrem Korbe, machte ihm einen Knix, und hüpfte zum Gemach hinaus, indem ihr Sprung noch eine Kußhand nachwarf.

„Sehen Sie,“ ſagte Sprung, indem er mir die recht apetitlich ausſehende Torte zeigte, „das ſind ſo meine Accidenzien.“

„Nach den zärtlichen Blicken der ſchönen Netti zu ſchließen,“ antwortete ich ihm, „gibt's auch noch ſüßere Accidenzien, als dieſe Torte.“ Er ſchmunzelte in ſich hinein und ſchwieg.

Jetzt öffnete ein Bedienter die Thür, eine ältliche Frau nahm ihm Bücher aus der Hand, trat damit herein, und der Bediente blieb vor der Thür ſtehen.

Die Frau. Gehorſame Dienerin! Geben Sie mir andere Bücher.

Sprung. Welche befehlen Euer Gnaden?

Frau. Wenn Sie von der Madame de Montolieu oder Madame Cottin noch etwas haben, das wäre mir das Liebſte. Die Frauen ſchreiben ſuperbe!

Sprung. Wollen Euer Gnaden die Bücherreihe zu Ihrer Rechten beſehen, da ſtehen die Werke dieſer beiden Schriftſtellerinnen.

Die Frau ſetzte Augengläſer, in Schildkröte gefaßt, auf, und beſah die Reihe der Bücher, auf deren Rücken die Titel derſelben nebſt den Namen ihrer Verfaſſer geſchrieben waren. Endlich zeigte ſie mit der Hand auf einige Bände, worauf **Chateaubriand** ſtand, und welche eben neben den Werken der Mad. Cottin geſtellt waren, und fragte: »Monſieur! iſt der **Chateaubriand** auch von der Madame Cottin?«

Wir konnten Beide nur mit Mühe das Lachen unterdrücken: Sprung klärte ſie über ihren Irrthum auf, und ſie nahm endlich eine Überſetzung, welche Madame Montolieu von einem Romane unſerer geachteten **Pichler** gemacht hatte. Sprung fragte ſie, ob ſie ihn nicht lieber im Originale deutſch leſen wollte. Sie verſetzte aber, das wäre ihr nicht möglich, ſie leſe nicht deutſch, und im Deutſchen ſei er auch gewiß nicht ſo gut als im Franzöſiſchen. Mit mitleidigem Lächeln entließen wir die Deutſchfranzöſin!

Eben als ſie die Thür öffnete, trat ihr ein Bauer in derſelben entgegen. Ein Buch fiel ihr aus dem Arm auf den Boden; ſie ſah den Bauer an, ob er es ihr nicht aufheben würde, er ſah ſie auch an, und ging ganz phlegmatiſch zur Thür herein, indem ſie ihm zwiſchen den Zähnen nachmurmelte: »**bête allemande!**«

Der Bauer (indem er hereinſtiefelt). Geh' ih da recht um die Biacha?

Sprung. Was will er denn, will er Bücher kaufen?

Bauer. Gott bewahr mi! da kauf ich mir liaba a Halbi Hairinga. — Unſa Vawalta ſchickt mi her, und ich ſoll da Biacha kriag'n.

Sprung. Habt ihr ein Büchel bei euch?

Bauer. Ja, da is's! und es liegt no a Zödl drin, wo's drauf gſchrib'n ſteht, wa's eam ſchicken ſollt's!

Wir ſahen den Zettel an, er war auf beiden Seiten beſchrieben, und zwar ſtanden auf einer Seite dieſelben Werke aufgeſchrieben, wie auf der andern. Sprung bemerkte dieß, und ſprach laut mit mir darüber. „Ja! Herr!“ ſagte der Bauer, „das hob ich than! Ich hob ma die Biacha von mein'n Buab'n auf der andern Seiten ah aufſchreib'n laſſ'n, damit ich's nuh amal hab', wan ich's öppa valiarad.“

„Das iſt etwas für Ihre Bären,“ rannte mir Sprung in's Ohr.

„Ganz recht,“ antwortete ich, „aber die Leute glauben nicht, daß ſich der Spaß wirklich zugetragen hat.“

„So weiſen Sie die Ungläubigen an mich,“ verſetzte Sprung, „ich will die Echtheit verbürgen.“

Der Bauer erhielt nun mehre Bücher, und bat nur, man möchte ihm die Dinger in ein Papier einwickeln. Dieß geſchah, er ging damit, kehrte aber bei der Thür noch Ein Mal um, und ſprach: „Ich bitt gar ſchön, wann's ma an Mandelkalenda *) ſchenk'n thät'n, ich hab den meinigen verlor'n.“

---

*) Eine Art Bauern-Kalender, wo bei jedem Tage ein kleines Männchen in Kupfer geſtochen iſt, woraus Diejenigen, welche nicht leſen können, die Tage erkennen.

Als Sprung ihm bedeutete, er beſitze keinen, drehte er ſich grimmig um, und ich hörte, wie er zu ſich ſelbſt ſagte: „Haben die Leut' 's ganze Gewölb voll dumme Biacha, und wan ma um was G'ſchaits fragt, ſo hab'n ſie's nit.“ —

Zwei Fräulein nahmen dem Bauer die Thür-Klinke aus der Hand, und hüpften Arm in Arm zur Thür herein. Die eine ein hübſcher Blondkopf, die andere eine ganze Batterie von kaſtanienbraunen Kanonenlocken um die erhabene Stirn und die blitzenden Augen gereiht. Auch ſie brachten Bücher zurück, welche die Blonde mit einem roſenfarbnen Seidenbändchen zuſammengebunden, die Braune nur in ihr Sacktuch eingehüllt hatte.

„Wünſchen Sie wieder etwas von Clauren, mein Fräulein?“ fragte Sprung die Blonde.

„Ja, ich bitte Sie,“ verſetzte dieſe, „Clauren iſt mein Lieblingsſchriftſteller, ſeine Sachen leſen ſich wie Butter, und das Touchante wechſelt mit dem Komiſchen; ich kann wohl ſagen, ich habe in meinem Leben nichts geleſen, was mich ſo unterhalten hätte.“

„Sogleich ſollen Sie bedient ſeyn,“ verſetzte Sprung, und wollte von der Bücherſtelle andre Werke des viel geleſenen Schriftſtellers herablangen, als der Hausknecht ihm in den Weg trat und ſagte: „Bemühen Sie ſich nicht, Herr von Sprung, die Bücher von den Klar'n, die weiß ich ja auch, ich werd' gleich was bringen.“

„Und Sie, mein Fräulein?“ wandte ſich Sprung an die Braune.

„Mir,“ antwortete dieſe, „etwas von Walter Scott.“

Der Hausknecht, der auf der Leiter ſtand, rief herab: »Herr von Sprung, den Waldiſchgot bring' ich auch gleich mit.« Der galante Sprung bot den beiden Mädchen indeſſen Stühle, und fragte ſie, ob ſie das neue Stück in der Leopoldſtadt ſchon geſehen hätten. Die Blonde verſicherte, ſie beſuche kein anderes als das Burgtheater; die Braune aber ſagte, ſie hab' es ſchon zweimal geſehen.

»Sieh, liebe Caroline,« ſagte ſie zur Blonden, das iſt fad von dir, daß du nicht einmal noch den Raimund geſehen haſt.«

»Du kennſt mich ja, liebe Pepi« — verſetzte die Blonde, »ich bin keine Freundin von Späßen.« —

»Nun, ſo ſeufze meinetwegen, ſo lange du willſt« — erwiederte Jene — »ich lache lieber.« —

Der Hausknecht brachte die verlangten Werke, und die beiden Mädchen entfernten ſich damit.

Nach ihnen trat ein alter Bedienter in das Gewölbe.

Bedienter. Einen ſchönen guten Morgen, und meine Gräfin möchte wieder friſche Bücher haben.

Sprung. Hat die Gräfin nicht geſagt, welche?

Bedienter. Ja, Dings da hat ſie geſagt, Taſchenbücher möcht' ſie gern haben, ich hab' mir die Namen da aufgeſchrieben. (Er nimmt ſeine Brieftaſche heraus.) Die Arglar oder die Hurania, oder die Karnalia oder das ſelige Vergnügen — oder die Verſchuldung der Frauen, oder die ſchöne Lope, oder die Trophäa, oder was ſie halt ſonſt von ſolchen Büchern haben, wo Bilder drin ſind.

Sprung. Werde gleich ſehen, was zugegen iſt.

Bedienter. (ſetzt ſich nieder) Wenn ich nur ſchon einen andern Dienſt hätte. Wiſſen Sie mir keinen, meine Herren? Mit meiner Herrſchaft iſt es nicht mehr auszuhalten.

Ich. Weßwegen denn?

Bedienter. O je! da wären ganze Bücher zu beſchreiben. Sie iſt in einen Herrn verliebt, er iſt, glaub' ich, auch ein ſolcher Weltſchreiber, ein Liedermacher, und da ſetzt ihr die Eiferſucht gewaltig zu. Darum leſt ſie auch alle die Kalender gern, weil er, glaub' ich, auch Lieder hinein macht, aber wann hernach ſo ein Lied drin ſteht, von ihm an eine Andere, da kriegen wir wieder eine ganze Woche hindurch kein gutes Geſicht.

Ich. Ja, das iſt freilich ſchlimm.

Bedienter. Darum möcht' ich auch weg aus dem Hauſe, und bei einem einſchichtigen Herrn wär's mir halt am liebſten.

Ich. Nun, wenn ich etwas erfahren ſollte —

Bedienter. Ja, ich bitt' recht ſchön.

Sprung. Da hat er einige Almanache.

Bedienter. Ich bedank mich ſchön. Ah das iſt ein großer Pack, da haben wir wieder etwas zu *kiefeln*. Noch um etwas muß ich bitten. Sie möchten auch die Güte haben, und möchten ihr das neueſte Ding da — ſchicken.

Sprung. Was ſoll das ſeyn?

Bedienter. Nun, das Büchel, wo die Bücher alle drin ſtehen.

Sprung. Ah den *Catalog*, da hat er ihn.

Der Bediente ging.

Ein Stutzer hüpft herein, beſieht uns mit ſeiner Doppelbrille und ſpricht: »Ich möchte gerne prämuneriren.«

Sprung. Zu Befehl.

Stutzer. Wie viel iſt zu bezahlen?

Sprung. Zehn Gulden Einſatz, und drei Gulden für den Monat.

Stutzer. Haben Sie aber auch alles Neue?

Sprung. Alles erlaubte Neue, ja.

Stutzer. Ich möchte vor Allem immer gleich die Cenſuren über die Theaterſtücke leſen.

Sprung. Das können Sie an allen Tagen, an denen hieſige Blätter erſcheinen.

Stutzer. Schön! Hier iſt das Geld. Geben Sie mir gleich die Cenſuren über das neueſte Stück von Raupach.

Sprung. Hier (er reicht ihm Blätter), das Stück wird ſehr gelobt.

Stutzer. Ha! ha! ha! ich habe mir's gedacht, und iſt ein fades, langweiliges Zeug, ohne alle grammatiſche Wirkung; die Dizion iſt paſſabel, das iſt wahr, aber der dritte Act iſt gar nicht auszuhalten. Adieu, meine Herren! (Er pfeift eine Roſſiniſche Melodie, und läuft einem Mädchen nach, das eben am Gewölbe vorüber geht.)

Ein ganz ſchlicht gekleideter bejahrter Mann mit einem jovialen Vollmondsgeſichte trat ein, und ließ ſeinen Jungen, der ein Paar hellſpiegelnder Stiefel trug, vor der Thür ſtehen. Der Junge beſchaute die Bilder im Auslagkaſten.

Der Mann. Wünſche den allerſchönſten guten Morgen, gehorſamſter Knecht, bildſchöner Tag heute, vor dem Thor etwas gefroren, und wie befinden Sie ſich Ihnen?

Sprung. Danke, lieber Herr Meiſter, ſo ſo. Womit kann ich dienen?

Meiſter. Ja, ich möcht' auch gern leſen.

Sprung. Nun, da können wir ſchon dienen.

Meiſter. Ja, kommt darauf an, ob Sie das haben, was ich gerne möchte. Leſen Sie Zeitungen?

Sprung. Freilich.

Meiſter. O, ich kann Ihnen verſichern, wie mich die jetzigen türkiſchen Anliegenheiten verintereſſiren, da haben Sie ſchon keinen Begriff nicht. Die Kriege auf der *Erden* haben mich auch unterhalten, aber das iſt kein Vergleich. Waſſer iſt ſonſt nicht mein Numero, und außer den waſſerdichten Stiefeln will ich das Wort gar nicht einmal hören. Aber für das Waſſer auf dem *Meer*, da hab' ich ſchon, ſeit ich den Robinſon geleſen habe, eine enorme Paſſion, und abſonderlich für die Waſſerſcharmützeln. Jetzt muß ich aber meine Schwachheit geſtehen, daß mir die Gegenden und Königreiche im Meere nicht recht bekannt ſind. Haben Sie denn, werthliebſter Herr von Sprung, keine *deutſche* Überſetzung von allen den türkiſchen und griechiſchen Namen, die jetzt in der Zeitung ſtehn?

Sprung. Hierzu wird Ihnen vielleicht eine Karte dienen, um ſich zu orientiren.

Meiſter. Ja, den Orient heißen ſie es, glaub' ich. — Aber Karten meinen Sie — was für Karten?

Sprung. Landkarten.

Meiſter (droht ihm lächelnd mit dem Finger). Itzt gehen Sie, Sie Spaßmacher, *Land*karten für das *Waſſer*?

Sprung. Sie finden dort auch dieſe.

Meiſter. Ja, die Namen und ſonſt nichts. Was thu' ich mit den Namen? Ich hab' ja ſchon geſagt, ich will eine deutſche Überſetzung haben, ich will wiſſen, wie die Örter ausſchauen, unter was für ein Grundbuch das eine oder das andere gehört, wie der Wein, das Körndl, die Viehzucht fortkommt, mit einem Wort, ſo ein Buch, wie einmal die Wanderungen und Spazierfahrten in die Gegenden von Wien waren, wo ſogar alle Wirthshäuſer und Kegelſtätten drin geſtanden ſind.

Sprung. Ja, es gibt ausführliche Geographien. —

Meiſter. Laſſen Sie mich mit Ihren Orthographien aus, da iſt ja der Titel ſchon lateiniſch, ſo was verſteht unſer Einer nicht.

Sprung. Dann — mir iſt leid — kann ich nicht dienen, Herr Meiſter.

Meiſter. Ei! ei! ei! iſt mir recht unlieb, hätte gerne ſo was gehabt. Nun, wann's nicht iſt, iſt's auch recht. Der Wanderer explicirt ja doch dort und da was — und wenn man halt nicht weiß, wo das und jenes geſchehen iſt, ſo macht's grad auch nichts; Meer bleibt Waſſer. — Habe die Ehre mich zu empfehlen. (Er ſchaut beim Fenſter hinaus.) Da haben wir's, da macht der Spitzbub draußen einem Herrn ſchon wieder ein Kreuz mit der Kreiden auf ſeinen blauen Mantel. Nun wart, Hallunke! (Er läuft hinaus, und beutelt ſeinen Jungen beim Schopf.)

Noch einige andere Perſonen traten in die Leihbibliothek, an denen ich nichts Auffallendes bemerkte. Lächerlich war allenfalls noch, daß eine Frau fragte: Welche Tante ſchöner ſey, die von Streckfuß, oder die von der Schoppenhauer — daß ein ziemlich wohlgekleideter Menſch Schiller's Poſſen und Luſtſpiele begehrte — daß eine Magd Kotzebue's Eduard vom Schottenfeld verlangte, daß eine Frau alle vorhandene Cataloge durchſah, und endlich fragte, wo denn die Bücher ſeien, die nicht da drinnen wären — daß eine Frau, welche mit ihrer Tochter kam, bemerkte, Rittergeſchichten dürfe das Mädchen leſen, aber beileibe keine Romane, und daß endlich ein alter Herr ſeine Pränumeration kündigte, weil er, wie er ſagte, gar nichts leſen wolle, wenn er nicht Alles leſen kann.

Es ſchlug halb zwölf Mittags, und nun breitete mein Freund Sprung alle neueſte Blätter der Journale auf dem Tiſche vor ſich aus, mit der Bemerkung, jetzt werden gleich andere Kunden, das ſogenannte belletriſtiſche Kränzchen, erſcheinen. Er hatte noch nicht ganz ausgeſprochen, ſo kam ſchon ein junger wohlgebildeter Mann, bald nachher ein Zweiter nicht wohlgebildeter, und ein Dritter und Vierter. Wie ſie kamen, fielen ſie alle gleich über die daliegenden Blätter her und — man wird ſie kennen lernen, wenn man ihr Geſpräch vernimmt, das ich mir gut gemerkt habe.

Der Erſte. Das iſt wieder eine elende Kritik — haſt du ſie geleſen?

Zweiter. So was leſ' ich gar nicht.

Dritter. Da ſchaut einmal her, da ſteht ein Gedicht von X., ſolches fades Zeug nehmen ſie auf, und von mir liegt ſchon drei Monate ein Gedicht, und iſt noch nicht gedruckt.

Der Erſte (dem Zweiten in's Ohr). Wird auch was Sauberes ſeyn!

Der Vierte. Habt ihr ſchon gehört, daß in — heim wieder eine neue Zeitſchrift erſcheint?

Erſter. Nun, der Redakteur hat mir ja ſchon geſchrieben, und hat mich um Gotteswillen gebeten, ich möchte ihm Beiträge ſchicken.

Der Zweite. Wer war geſtern im neuen Stück?

Erſter. Ich! — Dummheit — nichts als Handlung über Handlung, gar keine Diktion, reine klare Proſa, von Poeſie keine Spur. — Ich ſchreibe jetzt ein neues Trauerſpiel, die erſten drei Akte hab' ich ſchon unſern erſten Schauſpielern vorgeleſen, ein Jeder freut ſich ſchon auf ſeine Rolle.

Der Dritte (zu Sprung). Haben Sie die heurigen Roſen noch nicht da?

Sprung. Nein!

Dritter. Recht ſchöne Kupfer.

Erſter. Ja, und ein elender Inhalt. In dieſes Taſchenbuch hab' ich gar nichts hinausſchicken mögen, es iſt mir zu ſchlecht.

Der Zweite (zum Dritten leiſe). Die Fanni war geſtern im Theater.

Dritter (eben ſo). Jetzt geh — haſt du mit ihr geredet, hat ſie nicht um mich gefragt?

Zweiter. Ja, du möchteſt ihr das verſprochene Buch bringen.

Dritter. Die dumme Gans ſoll mich in Ruhe laſſen.

Vierter. Der Göthe hat vom König von Baiern einen Orden bekommen.

Erſter. Ja! — hm! — Apropos von Göthe, geſtern hab' ich einen Brief von ihm empfangen.

Dritter. Nun, was ſchreibt er denn?

Erſter (etwas verlegen). Er läßt ſich in's Breite über unſere neueſte Literatur aus, und fragt mich um meine Meinung.

Zweiter. Da ſeht einmal auf die Straße hinaus, was iſt denn das für ein Auflauf? (Er läuft hinaus, alle ihm nach.)

Auch ich ging fort, recht böſe darüber, daß mir die letzte Scene alle vorhergehenden komiſchen etwas verbittert hatte.

Paganiniana.

Noch nie hat ein Künſtler in unſern Mauern ſo ungeheure Senſation erregt, als dieſer Gott der Violine; noch nie hat das Publikum ſein Geld ſo gern in ein Concert getragen, als in das ſeinige, und noch nie weiß ich mich zu erinnern, daß der Ruf eines Virtuoſen ſelbſt bis zu den niederſten Klaſſen der Population gedrungen wäre, als bei dieſem. Es war nach ſeinen erſten beiden Concerten nur Ein Name, der ſeinige, auf allen Lippen, und es war, als ob Politik- und Kunſt- und Geſellſchafts- und Stadtneuigkeiten gar kein Intereſſe für die Leute mehr hätten, denn über alles Andere verſtummten ſie, und nur Paganini war der Gegenſtand aller Gedanken und Geſpräche, und Kenner und Laien, Gelehrte und Künſtler, Beamte und Handwerker erzählten ſich nur von dieſem Phänomen, und ich glaube, ſelbſt die Kinder vergaßen ihr Spielzeug darüber. Der Mann verdient aber auch dieſe außerordentliche allgemeine Aufmerkſamkeit; denn ſeine Leiſtung iſt das Höchſte, das Außerordentlichſte und Bewundernswertheſte, was man in der ausübenden muſikaliſchen Kunſt hören kann, und mit Erſtaunen muß man den Tönen lauſchen, die eine Menſchenhand mit nicht mehr als fünf Fingern auf einer einfachen Geige ohne Vorrichtung hervorzubringen im Stande iſt. Er geigt allein für 100, aber 100 ſind nicht im Stande zu geigen, was er; er fängt dort an, wo die Andern zu Ende ſind; er leiſtet das Unglaubliche, ja (da man nicht einmal die Mittel kennt, wodurch er es hervorbringt), für uns das Unmögliche, und nie war —— ein Beifall, nein ſo kann ich es nicht nennen, ich muß ſagen ein Enthuſiasmus, ein Stürmen, ein Wüthen — gerechter und der Leiſtung angemeſſener, als bei ihm.

Bei dieſem allgemeinen Enthuſiasmus konnte es nun wohl aber auch nicht fehlen, daß Viele, die weder den Mann, noch ſeine Kunſt, noch ſeine Leiſtung recht verſtanden, ja, die ihn nicht einmal ſelbſt gehört hatten, aber beim allgemeinen Thema des Geſpräches doch auch mitreden wollten, und Andere, die nichts ohne Übertreibung ſagen können, und wieder Andre, die auch ſelbſt dem lieben Herrgott gern etwas abſtritten, wenn ſie könnten, und noch Andre, die das Pulver gewiß nicht erfinden würden, wenn's nicht ſchon erfunden wäre, und abermals Andre, die *läuten hörten, aber nicht ſchlagen*, wie das Sprichwort ſagt: Dinge über den Künſtler und ſeine Leiſtungen zuſammenſchwatzten, und ſich Ideen davon machten, daß man lachen mußte, man mochte wollen oder nicht, oder auch ſich ärgern, wenn man eben grisgramig ſeyn will. Dieſe Übertreibungen, Schwätzereien, Sonderbarkeiten, Witze, Späße, mitunter auch bloße Gerüchte will ich nun in dieſem Lebensbilde erzählen; dem großen Künſtler ſollen und können ſie auf keinen Fall zum Nachtheile gereichen, ſondern nur zeigen, wie aller Augen und Gedanken nur auf ihn gerichtet waren; auf der andern Seite geben ſie aber ſicher ein lebendiges Bild von

Stadtgeklatſche (in großen Städten oft noch ärger, als in kleinen) bei Gelegenheit eines allgemein intereſſanten Gegenſtandes. Ich werde in dieſem Bilde nicht beſchreiben und malen, die Bilder ſollen ſelbſt ſprechen, und auf dieſe Art ſich abkonterfeien.

Erſte Abtheilung.

Gleich nach Paganini's Ankunft.

Erſte Scene.

(In einem Kaffehhauſe.)

(Bei einem Tiſche ſitzen drei Herren und ſpielen Tarok-Tappen; bei einem zweiten ſpielen vier andere Whiſt; mehre ſitzen in der Mitte an einem runden Tiſche, rauchen Tabak und trinken Kaffeh.)

Ein dicker Mann ſtürzt herein, in ſo fern ein dicker Mann ſtürzen *kann*, ſeine Augen glühen und er ſchreit: „*Da iſt er! da iſt er!*“ In demſelben Augenblick ruft auch einer der Tarokſpieler mit dem Ankommenden zugleich: „*Da iſt er! da iſt er!*“

Die Übrigen lachen, und der alte Herr beim Tarokſpiel ſpringt auf, tritt zu dem eben angekommenen Dicken und fragt ihn mit zornrothem Geſicht: *Was geht das Sie an?*

Der Dicke (erſtaunt). Ja, was denn? ich habe ja gar nichts geſagt.

Der Alte. Nichts geſagt? Haben Sie nicht geſchrien: *da iſt er?*

Der Dicke. Ja, er iſt auch da!

Der Alte. Und was geht das Sie an, wenn er da iſt? Wenn ich Pique ausgeſpielt hätte, ſtatt Coeur, ſo hätten Sie lange warten müſſen, bis er gekommen wäre; aber ſo bin ich um einen Tarok zu kurz gekommen.

Der Dicke. Ja, wen meinen Sie denn?

Der Alte. Nun wen ſonſt, als den *Pagat*, den ich ultimo angeſagt habe, aber leider bei dem vorletzten Stich nehmen mußte.

Der Dicke. Ich meinte aber nicht den *Pagat*, ſondern den *Paganini*.

Der Alte. Ah! das kennt man ſchon. Sie ſind ein Spaßvogel, der die Namen verdreht, und ich bitte mir's ein- für allemal aus, daß Sie mir nichts mehr ins Spiel hinein reden. (Er ſetzt ſich wieder zum Spieltiſch.)

Der Dicke. Mein lieber Freund! das iſt ganz ein anderes Spiel, von dem *ich* rede, ein himmliſches, göttliches Spiel. (Zu den übrigen.) Alſo wiſſen Sie ſchon, meine Herren, er iſt da, *Paganini* iſt da.

Ein Kleiner. Iſt das auch gewiß?

Der Dicke. Wenn ich's Ihnen ſage; ich hab' ihn ſelbſt geſehen. *Ein ſtarker, großer, dicker Mann*, ſehr lange Finger und völlig aufwärts gebogen. Ich habe das Geigenfutteral abpacken geſehen; es iſt ein Doppelfutteral; er muß zwei Geigen bei ſich haben, man ſagt, eine Guarneri und eine Straduari.

Ein Blaſſer. Hm! wollen erſt ſehen.

Ein Italiener. Si, si Signore! Sie werden ſehen und auck udire — Corpo di Dio! der Mann ſpielen der Teufel aus der Elle erauf und wieder ſuruck. Ick aben geört molti **Maestri**, aber ſo ſpielen Ganer, — gar ganer, — ganissimo!

Der Blaſſe (lacht). Nun, wir haben doch hier auch ſchon Etwas gehört.

Der Italiener. Nigſe, gar nigſe aben Sie geört; — wenn Sie nit aben geört questo Dio, questo gitante!

Der Blaſſe. Nun, mäßigen Sie ſich nur. (Ein anderes Geſpräch verdrängt das gegenwärtige.)

Zweite Scene.

(In einem Comptoir.)

(Es ſchlägt eben 9 Uhr, noch ſind erſt zwei Commis gegenwärtig, deren einer ſeine Lorgnette ſorgfältig putzt, der andere ſich Federn ſchneidet.)

Der Eine. Nun, das wird ein Genuß werden.

Der Andre. Was meinſt du?

Der Eine. Nächſtens werden wir den groſien Paganini hören.

Der Andre. Ich hab' ihn ſchon gehört.

Der Eine. Wo?

Der Andre. In Italien. Mein Gott! iſt auch mehr Geſchrei, als Wolle. Ein muſikaliſcher Charlatan, nichts Anderes. Saiten zwickt er ab, Flageolet ſpielt er, und pizzikiren thut er, nun ja, und recht hübſch; aber das kann ich auch. Ich verſichre dich, ſeine ſchwerſten Künſte hab' ich ihm auf zweimal abgelernt, rein abgelernt.

Der Eine. Ah! geh weg!

Der Andre. Wie ich dir ſage.

Der Eine. Ja, aber da hätt' ich mich ja ſchon längſt öffentlich hören laſſen.

Der Andre. Ich ſcheue alle Öffentlichkeit; ich habe einmal das Bewußtſein, daß ich's kann, und das iſt genug.

Der Eine. Ja, das iſt aber uns Andern nicht genug, um es dir zu glauben; denn, verzeih mir, aber es haben Viele das Bewußtſein, etwas zu können, und können's doch nicht.

Der Andre. Nun, warten wir nur noch einige Tage, es wird ſich ja zeigen.

Dritte Scene.

(In einem Geſellſchafts-Salon.)

(Eine elegante Geſellſchaft iſt verſammelt. Man trinkt Kaffeh und Thee. Die Damen ſitzen, die Herren ſtehen.)

Die Frau vom Hauſe. Künftigen Sonnabend iſt Paganini's erſtes Concert.

Herr von A. Wo gibt er's denn?

Herr von B. Im großen Redoutenſaale.

Der Herr vom Hauſe. Schau, ſchau!

Fräulein C. Und wie theuer?

Herr von D. Ich höre 20 Gulden die Gallerie und 10 Gulden das Parterre.

Herr vom Hauſe. Ach nein!

Herr von D. Wie ich Ihnen ſage.

Ein wälſcher Sänger. Pardon, Monsieur, les prix d'Entrée seront cinq florins pour le Parterre et dix pour la Galerie.

Herr vom Hauſe. Ah ja ſo.

Frau vom Hauſe. Sie gehen doch, meine Herrn?

Herr von A. Ach, wer wird das verſäumen?

Frau vom Hauſe. Ich freue mich kindiſch.

Herr vom Hauſe. Ja, was man ſagt kindiſch. (Zu einem andern alten Herrn leiſe). Kommen Sie an dem Tage des Concertes Mittags zu mir, wir machen indeſſen eine Strohmandel-Partie.

Zweite Abtheilung.

Nach Paganini's erſten Concerte.

Erſte Scene.

(Auf dem Joſephsplatze bei der Statua equestris.)

(Man ſtrömt aus dem Thore, welches zum Redoutenſaale führt; auf allen Geſichtern malt ſich der Enthuſiasmus und die vollſtändigſte Zufriedenheit.)

Ein junger Mann (zu einem Andern). Nein, wie der Menſch geigt! — das iſt himmliſch, göttlich, unausſprechlich.

Ein Andrer (zu ſeinem Freunde). Haſt du die Trippeltriller gehört?

Ein Fräulein. Mama! ich weiß nicht, ob ich heute Mittags etwas werde eſſen können. Das Adagio hat mich ganz verſtimmt. Ich ſage Ihnen, ich hab' ordentlich Herzweh.

Die Mama. Mir hat's am beſten gefallen, wenn er ſo — weißt du — wenn er ſo recht fein geſpielt hat.

Ein Muſiker. Nein! drei Octaven auf einer Saite, das iſt zu arg! — Und zwei Töne zu gleicher Zeit auf einer und derſelben Saite — ah! Der Menſch iſt ein Satan!

Ein alter Herr. Was man ſagt, ſchön, ſo geſchmackig, und zugleich ſo viel Wurlerei, und hernach wiederum ſo eindringlich, und gleich wieder ſo ſpaßig — ah! der kann ſeine Sachen.

Ein Zierbengel. Aber ſeine Stellung war mir nicht angenehm.

Ein Muſikdirektor von einem Tanzſaale. Alle ſeine Motive hab' ich mir gemerkt; da will ich Walzer daraus componiren, die ſich gewaſchen haben.

Ein Bürger aus einer Vorſtadt. 5 Gulden iſt ein Geld; aber nein, nein, ſie reuen mich nicht, ich trage ihm noch 5 zu.

Ein petit maître. Il a joué comme un ange! Ah mon Dieu, quel charme dans son jeu, et quelle facilité!

Eine dicke Frau. Mein Mann wird ſchon auf ſeine Suppe warten; aber ich kann ihm nicht helfen, ich habe nicht früher fortgehen können; ſo was hört man nicht alle Tage, und der Herr von Schachtelleitner iſt neben mir geſtanden, der hat mir Alles explicirt, ſo daß ich Alles verſtanden hab', was er gegeigt hat.

(Ein Virtuoſe geht ohne etwas zu ſprechen ganz traurig vorüber und beißt ſich die Nägel an den Fingern ab.)

Zweite Scene.

(Mittags in einem Gaſthauſe.)

(Fünf runde Tiſche ſtehen in einem Zimmer und alle ſind voll, und überall hört man nur den Namen Paganini, und ſein Lob ertönen.)

Ein Herr neben mir. Haben Sie den Paganini gehört?

Ich. Ja wohl!

Der Herr. Ja wohl? — wie kann man ſo phlegmatiſch ſagen ja wohl. Sehen Sie, ich kann nicht einmal ruhig auf meinem Stuhle ſitzen, und drei Speiſen hab' ich ſchon hineingeſchlagen, und wenn Sie mich fragen, was ich gegeſſen habe, ſo weiß ich's nicht. Ich komme gar nicht zu mir ſelbſt vor Vergnügen.

Ich. Auch ich habe außerordentliche Luſt genoſſen, aber bei mir ſelbſt bin ich doch.

Der Herr. Sie ſind vielleicht kein Liebhaber von der Muſik?

Ich. O ja, ich ſchätze dieſe Kunſt ſehr hoch.

Der Herr. Nun, dann kann ich's nicht begreifen.

Ein Weißhaariger. Ja, und heute haben Sie noch gar nichts von ihm gehört. Geben Sie nur Acht, was er noch Alles machen wird. Ich habe mir ſagen laſſen er geigt ein Concert ganz umgekehrt, und dann ſoll er Variationen haben, wobei er ſich ſelbſt accompagnirt und das ganze Orcheſter ſammt Trompeten und Pauken nachmacht! und hernach nimmt er den Bogen unter den Arm und ſtreicht die Geige drauf und ſpielt auf dieſe Art ein Rondeau. Und ein Stück macht er, das iſt gar entſetzlich: alle Saiten ſprengt er ab, und geigt doch weiter.

(Alles lacht.)

Der Weißhaarige. Nein, nein, nicht lachen; es iſt unglaublich, aber wahr.

(Zwei Muſikanten treten in das Gaſtzimmer mit einer Harfe und einer Geige, und wollen aufſpielen. Alles ruft: Stille! ſtille! Der Dünne nimmt einen Teller, ſammelt ſchnell von den Gäſten einige Groſchen zuſammen, und gibt ſie dem Kellner mit den Worten): Joſeph! gibt das den Muſikanten, und ſag' Ihnen, ſie ſollen gehen; denn die Muſik wäre jetzt nach Paganini nicht auszuhalten. (Der

Kellner thut, wie ihm befohlen, die Muſikanten packen zuſammen, und der Eine ſpricht zum Andern im Fortgehen) Da haben wir's; muß ein ſolcher fremder Muſikant auch noch kommen, der uns das Brot vom Maul wegnimmt. Auf ſo Vieles ſetzen ſie einen ſtarken Zoll, und auf die fremden Muſikanten nicht. Ein ſolcher Menſch müßte mir bei der Linie wenigſtens 50 Gulden zahlen, ſonſt dürft' er mir gar nicht herein in die Wienſtadt.

Dritte Scene.

(In demſelben Kaffehhauſe, wo die erſte Scene der erſten Abtheilung Statt hatte.)

Der Dicke (ſtürzt wieder herein). Nun, meine Herren, haben Sie ihn gehört? hab' ich die Wahrheit geſagt? iſt das nicht etwas Außerordentliches?

Der Kleine. Ja, Sie hatten Recht; etwas Ähnliches hat man noch nicht gehört, und wird's nie mehr hören.

Der Dicke (zum Blaſſen). Nun und Sie? haben Sie ſich eines Beſſern beſonnen?

Der Blaſſe. Ganz und gar. Ich bin jetzt vollkommen mit Ihnen einverſtanden. Ehre, dem Ehre gebührt. Er iſt der größte Inſtrumentaliſt, den ich je gehört habe.

Der Dicke. Ja, ſo iſt's! — Ich verſichere Sie, ich hätte geſtern, nachdem ich ihn gehört hatte, meine Violine mit größtem Guſte zerſchlagen können.

Ein bisher ſtummer Zuhörer. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen da ein kleines Hiſtörchen erzähle, welches mir geſtern ſelbſt begegnet iſt, und welches die verſchiedenen Wirkungen einer außerordentlichen Kunſtleiſtung auf verſchiedene Menſchen zeigt: Ich war geſtern in einer Geſellſchaft, wo ſich mehre mit Recht ſehr geachtete Muſiker befanden, und ein Paar davon ſprachen eben ſo, wie Sie, das Spiel Paganini's hätte einen ſo großen Eindruck auf ſie gemacht, und der Gedanke, daß ſie es mit aller Mühe doch nie ſo weit bringen würden, als er, habe ſie ſo entmuthigt, daß ſie wirklich auch in dieſem Augenblicke im Stande geweſen wären, ihre Inſtrumente ins Feuer zu werfen. Und in eben dieſem Augenblicke trat ein ziemlich bejahrter Mann, der dort zur Miethe wohnt, aus ſeinem Zimmer, und trug eine alte beſtaubte und unbeſaitete Violine unter den Arm. Die Frau vom Hauſe wunderte ſich darüber nicht wenig, und fragte ihn, wie er zu der Violine komme? ob er ſie denn auch ſpiele? ſie hätte die ganzen fünf Jahre hindurch, die er bei ihnen zur Miethe wohne, noch gar keinen Ton von ihm gehört.

»Ja,« ſagte der Mann lächelnd, »es iſt auch wirklich ſchon zehn Jahre, daß ich gar keine Geige angerührt habe; aber geſtern hab' ich den Paganini gehört, und das hat mir wieder einen ſolchen Guſto zum Geigen gemacht, daß ich jetzt mein Inſtrument zum Geigenmacher trage, um es mir beſaiten zu laſſen.« — Mit dieſen Worten empfahl er ſich, und wir mußten Alle laut auflachen.

Vierte Scene.

(In einem Bierhauſe in einer Vorſtadt.)

Glaſer. Habt ihr von dem großen Geigenmeiſter gehört, der ſich jetzt in der Stadt drin hören läßt?

Schuſter. Ja, das ſoll ein Deixelskerl ſeyn!

Kürſchner. Der Geigenlehrer von meinem Pepi hat mir geſagt, es iſt was Raſendes.

Schneider. Zwei von meinen Geſellen waren drin, die recht gut geigen; aber ſie ſagen, *er* geigt noch ſchöner.

Glaſer. Wo kommt er denn her?

Kürſchner. Aus *Jenapel*. Dort ſoll er in einer Academie nach unſerm Geld 40,000 Gulden eingenommen haben.

Anſtreicher. Ja, das wird bei uns auch nicht anders ſeyn; den Fremden tragen ſie's Geld haufenweis zu, aber wenn bei uns ein Künſtler noch ſo fleißig iſt, ſo kommt er auf kein grünes Zweig. Schaut mich an, ich habe ſchon über 14 Tage keine Arbeit.

Schullehrersgehülfe. Wenn's nur nicht ſo viel koſtete, ich ging doch auch hin und hörte ihn an.

Glaſer. Was muß man denn zahlen?

Gehülfe. Fünf Gulden.

Glaſer. Ah! das iſt zu viel. Um 5 Gulden kann ich oft zum Harfeniſten gehen, und da hör' ich doch ſchöne ſpaßige Lieder. (Er verhält ſich mit der Hand den Mund.) Aber ſchau, da fängt mir mein Zahn wieder an weh zu thun.

Kürſchner. Laß dir ihn ausbrechen.

Glaſer. Ja, morgen; aber zu welchem Zahnarzt ſoll ich denn gehen?

(Wirth tritt hinzu).

Der Wirth. Zum Carabelli; der iſt ſehr brav.

Glaſer. Was koſtet's denn?

Wirth. Wenn der Herr ſcheneros ſeyn will, gibt der Herr 5 fl.

Gehülfe. Da ging ich doch lieber zum Paganini!

Wirth. Ei, iſt ein Zahnarzt wie der andere; weh thut ein Jeder.

(Alle lachen, der Wirth entfernt ſich.)

Anſtreicher. Der Menſch weiß auch gar nicht, was in der Welt geſchieht; er kennt nichts, als ſein Bier und das Waſſer, was er darunter gießt.

Kürſchner. Und es iſt doch nie ein ſo großer Lärmen von einem Menſchen geweſen, als von dem Palankini, oder wie er ſich ſchreibt.

Gehülfe. Wird ſchon noch ärger werden. Geſtern hab' ich in der Stadt in einem Gaſthaus geſpeiſt, da haben ſie ſchon Cotelets à la Paganini.

Handſchuhmacher. Hört', meine Herren, da hab' ich einen prächtigen Gedanken; der ſoll mir, hoff' ich, viel eintragen. Ich habe ſchon Handſchuh à la Paganini in der Arbeit, da iſt auf einem ein Bogen, und auf dem andern eine Geigen.

Kupferdrucker. Und ich habe geſtern eine Lithographie zu drucken gehabt, darauf iſt der Prater mit den drei Alleen vorgeſtellt; in der mittern Allee fahren ſie, rechts reiten ſie, und links, wo ſie gehen, geht auch der Pagini, und ſpielt auf der Violine, und drunter ſtehen die Worte: Pagini ſpielt auf der Gehſeite.

(Ein ſchlichter Mann ruft: Kellner bezahlen! Man ſieht es ihm an, daß er alle die witzigen Gedanken nicht mehr anhören kann.)

Und ſo will auch ich mein Bild ſchließen, ſonſt möchten auch dem Leſer die Späße zu viel werden, und hier nur noch anführen, daß den Herrn, als er aus dem Bierhaus trat, ein Fiaker anrief: »Fahr'n mar, Euer Gnaden?« und als der Herr fragte: »Wie viel begehrſt du in die Stadt?« der Fiaker antwortete: »Geben Sie mir halt ein Paganinerl!«

Eine Damen-Whiſtpartie.

Die holden Verſchönerinnen unſers Lebens, wer ſollte ſie nicht ſchätzen, ehren und lieben? den lieblichen zarten Geſchöpfen, wer ſollte ihnen nicht ihre Schwachheiten zu gute halten, da eben darin ihre größte Stärke beſteht? wer ſollte nicht ſelbſt die Launen dieſer reizenden Weſen gern ertragen, da dieſe Launen nur in ihrer Veränderlichkeit ihren Grund haben, und dieſe Veränderlichkeit uns eben ſo viel Vergnügen macht, da dieſe Launen eigentlich das dolce picante unſers Lebens ſind? Ich gebe daher jedem ſauertöpfiſchen griesgrämigen Manne Unrecht, der Damengeſellſchaft ſcheut. Der Mann ſelbſt gewinnt im Umgange mit Damen, er erhält dadurch erſt jene Lebenspolitur, die den Herrn auch zum *geliebten* Herrn macht; der Umgang mit edlen Frauen träufelt auf das Wiſſen des Mannes erſt jenen Thau, der die Frucht desſelben eigentlich ſchön und anziehend macht. Dieſer Prämiſſe nach wird man es mir wohl auch glauben, wenn ich ſage, daß ich gern in Geſellſchaft von Damen mich befinde, daß es mir ſogar Vergnügen macht, ihre — sit venia verbo — manchmal unbedeutenden Schwätzereien über Modetand und Wirthſchaftsangelegenheiten mit anzuhören, ja daß es mir ſogar nicht widerlich wäre mit ihnen Fleckchen zu zupfen und Nachbarinnen durch die Zungenhechel zu ziehen; aber nur Eines — nur Eines iſt mir unmöglich mit Damen zu thun, nämlich Whiſt zu ſpielen. Wollte ich auch zugeben, daß ſie im Stande wären in die Tiefen dieſes Spieles einzudringen, ſie wollen's doch nicht, ihre Natur läßt es nicht zu. Weiber und Whiſt haben gar nichts mit einander gemein, als daß beide mit dem Buchſtab W anfangen, außerdem aber ſind ſie einander gerade entgegengeſetzt *). Schon der Name des Spieles Whiſt (ſtille) beweiſ't, daß es für ſie gar nicht erfunden worden iſt. — Ich kann mir es nicht verſagen, den freundlichen Leſern meiner Lebensbilder auch eine ſolche Damen-Whiſtpartie auszumalen, wie ich erſt neulich bei einer Abendunterhaltung einer beiwohnte. Ich habe mich beim Zuſehen vortrefflich unterhalten; möchten ſie es auch bei dem Leſen!

Ich kam etwas ſpäter in die Geſellſchaft. Die Spielpartien hatten ſich ſchon rangirt und für mich war kein Platz mehr übrig; nachdem ich mich alſo an dem Herumſpringen der jungen Leute ein halbes Stündchen ergötzt hatte, trat ich in das Spielzimmer und ſetzte mich zu einem Tiſche, an welchem vier Damen mit einander Whiſt ſpielten, um ihnen zuzuſehen. Ich will das vierblättrige Kleeblatt etwas näher beſchreiben: Auf dem Canapee ſaß eine Frau bei Fünfzig; groß, hager, die Augen groß, aber etwas tiefliegend und mit Brillen von Schildkröte bewaffnet, welche durch ihren Schatten verurſachten, daß ſie noch grauenhafter ausſahen,

---

*) Ich ſpreche hier nur von der Regel. Ausnahmen hab' ich wohl gefunden, aber wenige, ſehr wenige.

der Mund breit und immer halb offen, ſo daß man unwillkürlich an einen Kaſten erinnert wurde, aus dem die mittlere Schublade herausgezogen war; übrigens recht ſtark aufgedonnert, mit einer großen breiten Spitzenhaube, die ihr um den Kopf gleich einem Strahlenſcheine lag und das hagere Geſicht noch hagerer machte. Es war die Baronin Delm. — Ihre Partnerin (wie natürlich ihr gegenüber ſitzend) war ein Frauchen von beiläufig Vierzig; klein, fett, prall ausgeſtopft, ein kugelrundes Apfelgeſichtchen mit nicht großen, aber lebhaft umherrollenden Augen, Händchen und Füßchen klein und zart, Grübchen in den Fingern; ſie trug ein durchſichtiges weißes Kleid, durch deſſen bauſchige Ärmel man den vollen runden Arm ſehen konnte. Der Kopf war ganz einfach, aber zierlich friſirt und mit kirſchrothen Sammtbändern beſteckt. Man nannte ſie Frau Räthin. Neben dieſer hatt' ich Platz genommen.

Die dritte Dame der Partie ſchien mir ſo etwas über die Dreißig, war aber, wie ich aus der Benennung merkte, noch Fräulein; ſie trug die Haare in gleich langen Locken rundum herabwallend und in der Mitte der Stirne geſcheitelt, man nennt' es, glaub' ich, à l'Enfant, könnte es aber füglicher à la Pudel nennen. Sie ſchien mir — vielleicht von verrathener Liebe, vielleicht auch von andern Unglücksfällen — etwas ſtark mitgenommen. Ihre Naſe war etwas aufgeſtülpt. Sie trug ein roſafarbenes Kleid und ſpielte mit Handſchuhen bekleidet. Sie hieß Fräulein von Schleuderer. Die vierte Dame endlich war eine wahrhaft ſpaßige Frau, ſowohl in ihrem körperlichen Ausſehen, als auch in ihrem Benehmen. An ihrem Körper fand man eben keine häßliche Einzelnheit, aber keine paßte zur andern und dadurch gewann ſie ſo ein bizarres Anſehen, daß man lächeln mußte, wie man ſie erblickte; ſie hatte ſehr kleine Augen beſchattet von dicken buſchigen Brauen, eine Naſe, die zu unterſt breit genannt werden konnte, aber faſt in eine Nadelſpitze zuſammen lief, einen kleinen Mund, den ſie noch überdieß ſo ſehr zuſammenzog, daß er ſich anblickte wie ein kugelrundes Löchelchen, in welchem man, wenn ſie lächelte, nur einen Zahn oben und einen unten gewahr wurde; die Arme waren etwas zu kurz und die Finger daran etwas zu lang. Die Haare waren in zwei ungeheure Seitenlocken ſo ſtrenge getheilt, daß man durch die Mitte wie durch eine Allee auf den Schildpattkamm, der an dem oberſten Ende ſteckte, hinſah. Die Frau ſchien eigentlich der Luſtigmacher der Geſellſchaft, ſchwatzte und lächelte immerfort und machte faſt über jede Karte ſpaßige Anmerkungen. Man nannte ſie nur den Spaßvogel.

Ich gehe nun zum Spiele ſelbſt über: Als ich mich hinter das kleine runde Frauchen ſetzte, hatte ihre Partnerin, die hagere Baronin, eben die Karte ausgegeben. Sie ſah zuletzt, daß ſie ſtatt vier nur drei Karten in der Hand habe und rief alſo: »Meine Damen! mir fehlt eine Karte, eine von Ihnen muß eine zu viel haben, belieben Sie doch zu zählen!« Die übrigen zählten und richtig fanden ſich bei meiner Räthin vierzehn Karten. Die beiden Andern wollten die Karten zuſammenwerfen, allein die Räthin ſprach: »Warum ſoll ſich denn die Frau Baronin die Mühe geben, noch einmal die Donne zu machen! Belieben Sie nur hier eine herauszuziehen.“ Mit dieſen Worten hielt ſie ihre Karten in einen Fächer gelegt verdeckt hin, die Baronin zog eine Karte, und ſomit war Alles in Richtigkeit.

„Mein Himmel!“ fuhr die Räthin fort, „wir nehmen's ja nicht ſo ſtreng, wir ſpielen ja nur aus Unterhaltung.“ Nun fing das Spiel an. Das Fräulein v. Schleuderer hatte auszuſpielen. Ich ſah ihr in die Karte und bemerkte, daß ſie nicht einmal die Farben ordentlich zuſammengeſteckt hatte und daß das Pique-Aß mitten unter den Treffeln ſteckte. Sie zupfte mit ihren weißglacirten Handſchuhen einige Minuten lang zu oberſt an den Karten herum, ſo daß es deutlich wurde, ſie wiſſe nicht recht, welche Karte ſie ausſpielen ſollte; endlich ſpielte ſie die Drei von einer Farbe aus, wovon ſie Aß, König und Dame zu ſechſen beſaß, und murmelte ganz leiſe vor ſich hin: — „Da muß man inventiren!“ Zugleich mit der ausgeſpielten Karte fielen ihr aber auch drei andre aus dem Spiel auf den Tiſch, welche ſie geſchwinde wieder auflas und hineinſteckte. Dieſe Levée machte meine Räthin mit dem Buben, indem ſie ausrief: „Das hätt ich in meinem Leben nicht geglaubt, daß ich mit dem ſingeltoniſchen Buben einen Stich machen ſollte.“ — Somit war die Lage des Spiels ſchon verrathen. Sie ſpielte das Aß von Coeur nach, wovon ſie nur Aß und Dame beſaß, und weil ſie dieß etwas heftig that, ſo ſchlug ſie den ihr zur Rechten ſtehenden Leuchter zu Boden. Ein Schrei entfuhr den übrigen Spielerinnen. Ich hob den Leuchter auf, und nun wurden beide gemachten Levées wieder recapitulirt und erſt ein bischen nachſtudirt, wer denn eigentlich geſtochen habe.

Im Verfolge dieſer Donne ereignete ſich nichts mehr Auffallendes. Die Räthin und die Baronin machten mit einander zwei Tricks, wo ſie eigentlich vier hätten machen können, hatten aber an dieſen beiden genug, belobten ſich wechſelſeitig über das vortreffliche Spiel und markirten auch noch zwei Honneurs, obſchon ſie ſelbe nicht hatten; allein der **Spaßvogel** hatte immer geſchwätzt und dabei vergeſſen daß der Bube in ſeinen Händen war.

Die nächſte Donne ſollte das Fräulein von **Schleuderer** machen, allein da die Karten nicht gehörig gelegt waren, ſo gab gleich meine runde Räthin die Karten aus, und Niemand bemerkte den Fehler, daher es auch war, als ob es ſo ſeyn müßte. Während des Ausgebens entſpann ſich zwiſchen den Spielerinnen folgendes Geſpräch, welches ich wörtlich herſetzen zu müſſen glaube, weil unter demſelben auch das Spiel ſelbſt weiter ging, und ſich die Zerſtreuung der Damen im komiſchen Lichte zeigt.

Die Räthin gibt die Karten aus.

Baronin. Wiſſen Sie, Frau Räthin, daß ich morgen auf mein Landgut fahren muß?

Räthin. Lieber Himmel! in dieſem Wetter! (Zu Fräulein von Schleuderer.) Darf ich bitten, wie viel haben Sie Karten?

Die Schleuderer. Sieben.

Räthin. Schon recht. (Zur Baronin.) Aber iſt's denn ſo nothwendig?

Baronin. Allerdings, ich laſſe meine Zimmer für den künftigen Sommer neu tapeziren, und da muß ich nachſehen. (Beſieht eine der vor ihr liegenden Karten.) Der verwünſchte Treffbub iſt ſchon wieder da.

Die Schleuderer. Wann fahren die Baronin ſchon fort?

Baronin (indem ſie ihre Karten aufnimmt und zuſammenſteckt). Um ſieben Uhr.

Die Räthin. Und wie weit iſt's hin?

Baronin. Fünf Stunden. — Wenn ich alſo um ſieben Uhr fortfahre — warten Sie — ſo bin ich (ſie ſieht zugleich in ihre Karten, in welchen ſie von Pique ſieben, acht, neun, zehn und Bube gewahr wird, und zählt zugleich die Stunden, ſpricht alſo,) ja richtig, um ſieben fahr' ich hier fort; ſieben, acht, neun, zehn, Bub' — bin ich dort.

(Alle lachen.)

Baronin (beſinnt ſich und lacht auch). Seh'n Sie, meine Damen, ſo geht's, wenn man zu aufmerkſam auf's Spiel iſt.

Nun wurde luſtig weiter geſpielt. — Eine Gallopp führte die Tanzenden im Sturmſchritte durch das Spielzimmer; verſteht ſich, daß die Spielenden die Karten weglegten und die Durchhüpfenden betrachteten, wobei die drei übrigen Damen die Schönheit der Tochter der Baronin nicht genug preiſen konnten. Als dies vorüber war, wußte wieder keine von allen Vieren, wer auszuſpielen habe, und was für eine Farbe Atout ſei. Der Spaßvogel behauptete endlich, Carreau ſei Atout, wovon ſie die meiſten in Händen hatte, und die Andern nahmen es als richtig an.

Das Fräulein von Schleuderer ſpielte Treffl-Aß aus, meine kleine Räthin ſtach dieſes mit Atout, und ſpielte auf der Stelle die Treffel Zehn nach; aber ſelbſt dieſe auffallende Renonce bemerkte keine der übrigen Damen, da ſie noch immer über die Tanzenden ihre Bemerkungen machten. Die erſte Partie des Robbers war nun zu Ende, die Baronin, und meine Räthin hatten ſie Double gewonnen, welches aber eben auch nicht ganz klar war, da eine der Damen der Gegenpartie 4, die andere 5 markirt hatte.

Bei dieſer Gelegenheit ſei es mir auch erlaubt, die eleganten Whiſtmarken der vier Spielerinnen zu beſchreiben. Die Baronin hatte vier kleine funkelnde Vierteldukätchen vor ſich liegen; die Räthin beſaß vier Marken von Perlenſtickerei, worauf die vier Kartenfarben zu ſehen waren; das Fräulein von Schleuderer hatte viereckige, von Perlmutter gearbeitete, und der Spaßvogel markirte mit vier ſilbernen Marken, auf deren jeder ein franzöſiſcher Spielſpruch zu leſen war.

Es würde zu weitläufig werden, wollte ich in meiner Beſchreibung Spiel für Spiel verfolgen und den Leſern ſomit alle Fehler, Verſehen, Renoncen, Irrthümer u. ſ. w. mittheilen. Ich führe alſo nur die auffallendſten derſelben an, die ſich während der 4 Robbers, welche die Damen ſpielten, ereigneten, und ſomit folge hier zuerſt wieder ein Geſchwätz mit dem Spiele verbunden.

Vier Levées ſind ſchon gemacht, da ſpricht

Die Baronin (zum Spaßvogel). Nein, was Sie da für einen ſchönen Spitzenkragen haben, das iſt wirklich aus der Weiſe (ſie ſpielt Coeur aus).

Der Spaßvogel (indem er auf die Coeur Pique zugibt). Den hat mir mein Mann aus Mailand mitgebracht.

Fräulein Schleuderer (zieht den Stich ein). Ja, ich habe auch einen dorther bekommen, er koſtet mich 12 Dukaten. (Zu der Baronin.) Sie ſpielen aus, Frau Baronin.

Baronin. Jetzt weiß ich nicht, wer vorher auf Carreau invitirt hat; waren Sie es, Frau Räthin, oder die Gegenpartei?

Räthin. Sie ſelbſt haben Carreau ausgeſpielt.

Spaßvogel. Ich trage den von meinem Mann jetzt ſchon drei Jahre, und er iſt noch wie neu. — Aber verzeihen Sie, iſt vorher nicht Coeur geſpielt worden? Ich habe glaub' ich, Pique darauf zugegeben, muß aber ſehr um Verzeihung bitten, da hab' ich noch eine Coeur.

Die Levées werden alle wieder aufgedeckt, jede der Damen nimmt ihre Karten zurück, und ſie fangen wieder von neuem zu ſpielen an.

Baronin (nach Ende des Spiels). Diesmal, Frau Räthin, haben Sie mich um einen kleinen Slem gebracht, Sie haben geſehen, daß ich Treffel abwerfe, und haben es doch geſpielt.

Räthin. Ich bitte um Verzeihung, ich hab' gar keine Treffel gehabt.

Der gewonnene Robber ward mit 8 ausbezahlt, da er doch eigentlich nur mit 7 Fiſchen gewonnen war, die Damen aber hatten falſch zuſammengerechnet. Bei dieſer Gelegenheit bemerkte ich, daß ſie den Fiſch um einen Kupfergroſchen ſpielten. Das Fräulein Schleuderer beklagte ſich dabei, daß ſie in allen Spielen ein enormes Unglück habe, und die andern Frauen bemerkten etwas ſpitzig: daß dies ganz natürlich ſei, da ſie in der Liebe ſo glücklich ſei.

Daß beim weitern Spiele immer von andern Dingen geſchwätzt wurde, verſteht ſich von ſelbſt, es zeigt es auch ſchon der Umſtand, daß die vier geſpielten Robbers vier Glockenſtunden dauerten. Alle Augenblicke fiel einer Dame eine Karte unter den Tiſch, die ich, als daneben ſitzender Mann, natürlich aufheben mußte, ſo daß mich mein Rücken ſchon ſchmerzte. Wenn ſich die Damen über das Spiel ſelbſt zerzankten, ſo wurde ich zum Schiedsrichter ernannt, welche von beiden Recht habe; es war um ſo ſchwerer ein Urtheil zu fällen, da meiſtens beide Unrecht hatten. — Eine Dame behauptete, ſie ſei einmal mit Dame und König von Atout ſo in die Hinterhand gekommen, daß ſie groß Slem geworden ſei. Einen ganzen Robber hindurch war unbemerkt auf dem Schooße der Räthin eine ganze Carreau-Levée liegen geblieben, welche Niemand vermißte, da die Donne, obſchon jede der Spielenden nur zwölf Karten bekam, richtig ausging.

Zum Atoutſpielen waren die Damen ſehr ſchwer zu bewegen, und meiſten Theils blieben alle Atout auf die letzten Levées übrig. Jede ſpielte ihre Aſſe und Könige von andern Farben gleich anfangs fort. Die Levées wurden ſelten ordentlich, und jeder allein aufgelegt, ſondern alle über einander geworfen, ſo daß am Schluſſe des Spiels immer gezählt werden mußte wie viele Tricks die eine Partei habe. — Nicht ſelten geſchah es, daß eine Levée von der Partei eingeſtrichen wurde, die ſie gar nicht gemacht hatte. — Renoncen wurden faſt in jedem Spiele gemacht, aber nur ein paarmal bemerkt, wo dann die Karten wieder zurückgegeben wurden. Die Worte: „Ich bitte um Vergebung, ich habe eben nicht Acht gegeben,“ waren hinlänglich, jeden Fehler zu entſchuldigen. — Der wechſelſeitigen Belobungen über das feine Spiel gab es eben ſo viele, als der ſpitzigen und höhniſchen Anmerkungen über das ſchlechte Spiel anderer Frauen, die man anführte. Die Baronin erzählte eine ganze Geſchichte von einer Dame ihrer Bekanntſchaft, von der ſie behauptete, ſie getraue ſich Whiſt zu ſpielen und kenne nicht einmal die Karten recht; dennoch aber ereignete es ſich auch bei den vier gegenwärtigen Spielerinnen, daß ſie eine Figur für die andere anſahen. — Von einem Impaß hab' ich gar kein Beiſpiel anzuführen, denn ich habe keinen einzigen geſehen, jede ſetzte immer ihre größte Karte in der Farbe ein. — So ging es denn fort bis zum Ende, wo es ſich dann — hört' ihr Whiſtſpieler — wo es ſich dann bei der letzten Levée des letzten Robbers erſt entdeckte, das zwei Coeur Fünfer ſich in dem blauen Spiele befanden, und die Damen damit den ganzen Abend geſpielt hatten, ohne es zu bemerken. Man lachte darüber, bezahlte die verlornen Kupferfiſche und trennte ſich.

Später hatte ich Gelegenheit, mit jeder der Damen noch einzeln im Tanzſaale zu ſprechen, und jede derſelben forderte mich auf, ihr zu ſagen, wie ſie das Whiſt ſpiele, wo ich denn natürlicher Weiſe ihre Tiefe und Feinheit in dieſem ſchweren Spiele nicht genug preiſen konnte, welches dann auch Anlaß gab, daß jede der Damen ſich äußerte, es ſei eine wahre Marter, mit ſolchen Perſonen zu ſpielen, die gar keinen Begriff von dieſem Spiele haben, ſo wie jene drei, mit denen ſie erſt geſpielt habe.

Nehmen Sie dieſes Lebensbild nicht ungütig, meine Leſerinnen, denn — es iſt nicht wahr, iſt nur rein erſonnen, und wenn Sie eine ſchiefe Miene darüber machen, ſo könnte man leicht glauben, es könnte doch vielleicht wahr ſeyn.

Der Unglücksvogel.

Ich habe vor Kurzem einen Mann hier in Wien wieder getroffen, den ich vor ein paar Jahren in einer Provinzſtadt in einem Gaſthauſe auf eine ſonderbare Weiſe kennen lernte. Er fiel mir nämlich dadurch auf, daß ihm faſt jeder ſeiner Wünſche ohne ſeine Schuld vereitelt wurde. Beſtellte er bei dem Aufwärter eine Portion ſeiner Lieblingsſpeiſe, ſo war die Antwort: „Verzeihen Euer Gnaden! aber ich habe ſo eben die letzte Portion wegegeben!“ Den nächſten Tag ſchnappte ihm ein Hund das beſte Stückchen einer Wurſt vom Teller weg. Den dritten unterhielten ſich Knaben vor dem Fenſter mit Steinwerfen, einer dieſer Steine flog durch das Fenſter des Gaſtzimmers herein, und gerade ihm an den Kopf, daß er eine dicke Beule davon trug. Ich ließ mich ſchon damals mit ihm in ein Geſpräch ein, machte ihm meine Bemerkungen darüber, daß ihm Alles ſo verkehrt gehe, und er antwortete mir treuherzig und lächelnd: „Lieber Herr! das iſt mir nichts Neues mehr, und ich würde glauben, ich wäre dem Tode nahe, wenn mir einmal Etwas auf der Welt zum Glücke einſchlüge. Wär' ich ein Hutmacher geworden, bei meiner armen Seele, ich meine ich würde keinen Menſchen mehr antreffen, der einen Kopf hätte. Ich kann mich mit Recht die Sohle an Fortuna's Schuhen nennen, ſie tritt mich ſeit meiner Geburt mit Füßen und es gibt nichts Fatales, was mir nicht begegnet wäre oder gewiß noch begegnen wird. Ich habe Ämter geſucht, wozu ich mir Tauglichkeit zutraue, und ſie nicht erhalten, weil die Söhne oder Neffen eines reichen Mannes meine Mitkompetenten waren, und ſomit kann ich Ihnen, wertheſter Herr, gar nicht ſagen, wer ich bin, denn ich bin eigentlich gar nichts. — Ich habe Komödien geſchrieben, ſie ſind mir ausgepfiffen worden, die beſte davon konnte gar nicht einmal zu Ende geſpielt werden, weil Feuerlärm entſtand. Ich wurde von einem reichen Onkel enterbt, weil ich ihm einmal einen Kanarienvogel ausfliegen ließ. Ich war Soldat, aber wo ich bei einem Gefechte mit dabei war, da ging es richtig verloren. Ich war Amtſchreiber, aber der Beſitzer des Gutes machte Bankerott, dieſes wurde verkauft und ich mußte abziehen. Ich war verliebt, aber meine reiche Geliebte heirathete einen Andern. Ich ſpekulirte auf den Cours, aber gerade wo die gegründetſten Urſachen des Steigens vorhanden waren, fielen die Papiere, wenn ich auf's Steigen ſpekulirte. Ja, bis auf die kleinſten Kleinigkeiten, erſtreckt ſich mein Unglück. Nun, Sie haben ſelbſt geſehen, wie es mir hier im Gaſthaus ergangen iſt, und ſo ergeht es mir überall. Ich kann mir keine Feder recht ſchneiden und hab' ich ein recht gutes Federmeſſer, ſo ſchneid' ich mir die Spitzen ab. Schneider und Schuſter machen mir alle Kleidungsſtücke entweder zu eng oder zu weit, ich zerbreche alle Tage ein Gefäß, ein Glas, oder ein Fenſter. Ich verliere alle Wochen richtig ein Schnupftuch oder einen Handſchuh. Fülle ich mir meine Tabaksdoſe voll, paff ſchlägt ſie mir Jemand aus der Hand und der edle Krautſtaub miſcht ſich mit dem unedlen Zimmerſtaub. Geh' ich in's Theater, ſo bekomm' ich keinen Platz mehr, beſuch' ich Jemanden, ſo iſt er nicht zu Hauſe. Im Spiele verlier' ich immer, ja es iſt mir ſogar ſchon geſchehen, daß mir einſt, als ich krank war, in der Apotheke die Arzenei ausgetauſcht wurde, wodurch ich ein Medikament erhielt, das meinem Zuſtande gerade zuwider war, und mich an den Rand des Grabes brachte.“

So hatte der Mann damals geſprochen, und ich ſah ihn mitleidig lächelnd an. Bald darauf mußte ich jene Provinzſtadt verlaſſen, und erinnerte mich ſeiner nur mehr dann, wenn mir eine kleine Fatalität begegnete, indem ich mir dachte: du biſt doch noch beſſer daran, als jener Unglücksvogel in G***.

Neulich lockte mich ein ſchöner Sommertag ins Freie. Ich wandelte zur Mariahilferlinie hinaus, da ſah ich einen Wagen, der angefahren oder vielmehr angefallen kam, denn das Rad war gerade am Mauthhauſe gebrochen. Ich trat mit mehren Gaffenden hinzu, und der erſte Menſch, der ſich aus dem Koth herausarbeitete, war mein Unglücksvogel aus G***. Ich begrüßte ihn und bot ihm meine Hülfe an, er kannte mich nicht gleich, endlich erinnerte er ſich meiner und ich begleitete ihn in einem Fiaker zu einem Gaſthofe, wo er — nicht einlogirte, weil kein leeres Zimmer mehr vorhanden war. Erſt im fünften Gaſthofe fand ſich ein kleines Stübchen für ihn.

Seit ſeinem Hierſein beſuchte ich ihn nun öfters, ging ihm mit Rath und That an die Hand; allein mein beſter Rath ſchlug für ihn zum Schlimmen aus, die untrüglichſte That für ihn ward dennoch vereitelt. Er war hier in Wien eben ſo unglücklich, als an allen andern Orten, wo er geweſen war, ja ſelbſt der Hauptzweck ſeiner Hieherreiſe wurde ihm vereitelt: er wollte das Luſtlager beſehen, und dieſes war des böſen Wetters wegen ſchon aufgehoben worden.

Bevor er abreiſ'te, kaufte er ſich noch einen neuen Hut; was ihm aber mit dieſer Kopfbedeckung in einem einzigen Tage für Malheur begegnete, das überſchreitet alle Grenzen. Er hat mir die Geſchichte erzählt, und ich bat ihn, mir das Erzählte aufzuſchreiben, ich wollt' es in meine Lebensbilder aufnehmen. Er meinte zwar, er könne mit dem Niederſchreiben nicht ſo recht umſpringen, allein er that es doch auf eine ſo einfache, treuherzige Art und nicht ganz ohne Humor, daß ich den Leſern meiner Lebensbilder ſeine Fatalitäten mit einem neuen Hute mit ſeiner Erlaubniß hier wörtlich mittheile, wie er ſie niedergeſchrieben. Er ſpricht:

Meine Mutter, Gott habe ſie ſelig, eine Frau von altem Schrot und Korn, die mein Vater auf dem Gemüſemarkt hatte kennen gelernt, ſagte mir wohl hundertmal: Polikarp! deine vornehmſten Glieder ſind Kopf und Fuß, dieſe halte vor Allem rein und zierlich, mein Sohn, denn die Menſchen ſehen mehr darauf, was der Menſch auf, als was er im Kopfe hat, und einen netten Fuß nehmen ſie für ein Kennzeichen, daß der Menſch in guten Vermögensumſtänden ſei, daher das Sprichwort kommt: Er ſteht auf einem guten Fuß! — Dieſer mütterlichen Lehre eingedenk, war es das Erſte, worauf ich bei meiner Ankunft in Wien bedacht war, dieſe beiden Extremitäten meines übrigens nicht ſehr eleganten Körpers zierlich zu bekleiden. Ich fragte meinen Hauswirth, wo man denn eigentlich die beſten Hüte bekomme, und er antwortete mir, es ſei ziemlich einerlei, wo ich einen Hut kaufe, es dauere keiner länger als ein paar Monate und jeder Hutmacher verſichere, die ſeinigen ſeien die beſten. Darüber ziemlich unmuthig, ging ich meines Weges und ſah gleich an der nächſten Straßenecke Hüte zu den geringen Preiſen von 7, 8 und 9 fl. W. W. angekündigt; aber es waren Seidenhüte und ich ziehe einen Filzhut vor, wenn er auch nicht ſo glänzt als jene; ich habe das Solide immer höher gehalten als das Glänzende. Darum entſchloß ich mich, in dem nächſten Hutgewölbe einzuſprechen, und dachte nur im Gehen noch darüber nach, welche Form die vortheilhafteſte für mich ſei. Ein dreieckiger Hut? — Der Himmel bewahre, da ſieht man immer aus, als ob man ein Competent wäre; er bildet zwar nicht übel, wenn er mit ſchwarzen Federn, einer ſtattlichen Roſe und einer goldenen Schlinge prangt, aber die Ecken, die Ecken! — Geht man durch eine volkreiche Straße, ſo ſtößt man mit den Seitenſpitzen die Leute ins Geſicht; will man ein hübſches Mädchen küſſen, ſo genirt die vordere Spitze. Und für mich Unglücksvogel gar! — wozu könnten die Spitzen bei mir nicht Veranlaſſung ſeyn? Nein, einen runden Hut will ich kaufen mit breiter Krämpe, der bildet ein angenehmes Regen- und Sonnendach; ja einen runden! Mit dieſem Entſchluſſe ſtand ich eben bei einem Hutmachergewölbe. Ich trat hinein.

„Sie befehlen?“ fragte mich ein geſchäftiger junger Mann, und trat mir entgegen.

„Einen guten runden Filzhut,“ antwortete ich kurz.

„Gut,“ erwiederte er, „gut ſind ſie bei uns alle; es kauft der Fürſt E*** bei uns, und der Graf L*** und der f—ſche Geſandte. Belieben Sie nur einmal hier dieſen anzuſehen, dieſe Schwärze und dieſer Glanz und die Form à la Giraffe. — Hier hab' ich auch einen à la Paganini, iſt der letzte von 30 Stücken, die ich ſeit geſtern verkauft habe. Ich habe ſehr viele Kunden, und wer Einmal bei mir gekauft hat, der geht mir gewiß nicht weiter. Setzen Euer Gnaden das Hütchen nur einmal auf (er drückte es mir auf den Kopf) und bitte, ſich dort im Spiegel zu beſehen. Superbe! — ſuperbe! zum Küſſen!“

„Über das Küſſen bin ich nachgerade hinaus,“ antwortete ich, „allein der Hut gefällt mir; was koſtet er?“

„Unter 20 fl. W. W. kann ich ihn nicht laſſen.“

„Hören Sie, das iſt doch für einen Hut, den man einſt für einen Dukaten bezahlte, zu theuer!“

„Ja, du lieber Gott! damals und jetzt! — Der Cours ſteht jetzt 250.“

„Nun wohl, ſo müßte nach dieſem Courſe zu 250 ein Hut nicht 20, ſondern nur etwas über 11 fl. koſten.“

„Ja die Haſenfelle und der Arbeitslohn.“

„Und die Haſenfüße, und die Wucherer,“ fiel ich etwas ärgerlich ein, „kurz und gut: hier ſind 18 fl. und damit Gott befohlen.“

Der junge Schwätzer ſtrich ſein Geld ein und fragte mich nur noch, ob ich meinen alten Hut nicht zum Repariren dort laſſen wollte. Ich gab ihm denſelben und verließ das Gewölbe, indem ich nachdenkend über die böſen Zeiten und die böſen Menſchen, welche ſie noch böſer machen, meinen Weg weiter fortſetzte. Auf einmal wurde ich durch den Ruf: »Grüß dich Gott, Brüderchen!« angehalten, ich blickte auf, und ſah einen alten Bekannten, mit dem ich in G*** ſtudirt hatte. »Du ſiehſt ja recht gut aus, biſt viel ſtärker geworden, und ſo hübſch und zierlich. Was haſt du denn da für einen ſchönen Hut? Gewiß erſt gekauft? Laß ſehen.« Hier nahm er meinen Hut vom Kopfe. »Recht fein!« fuhr er, ihn genauer betrachtend, fort, »recht ſchön ſchwarz, aber zu hoch, um einen Finger ſollte er niederer ſeyn, und die Krempe nicht ſo aufgeſtülpt, mehr herabgebogen.« Mit dieſen Worten bog er die Krempe und verbog mir meinen ganzen neuen Hut.

»Hol dich der Henker!« rief ich, riß ihm den Hut aus der Hand, ſo daß ihm noch das Schnällchen zurückblieb, und eilte wieder mit geſenktem Kopfe weiter. Paff, fühlte ich einen Schlag vorne an meinen Hut. Ich ſtieß nämlich mit demſelben an einem hölzernen Kreuze an, welches an einem Hauſe hing zur Warnung für Vorübergehende, daß hier auf dem Dache gearbeitet werde; in demſelben Augenblicke war auch ein Ziegelſtein auf meinen Hut gefallen und hatte mir, da er ſpitzig war, ein Löchelchen in denſelben geſchlagen. Das geht ſchon wieder im alten Geleiſe, Polykarpus, dacht' ich, und verdoppelte nun meine Schritte, um aus der Stadt ins Freie zu gelangen. Außer dem Thore wirbelte der Wind ungeheuern Staub auf, darum konnt' ich's nicht lange draußen aushalten, und ſchon um Ein Uhr Mittags ſaß ich im Gaſthauſe. Ich hing dort meinen neuen, nun mehr grauen als ſchwarzen Hut neben mir an einen Nagel und aß ſchlecht aber theuer. Ich trinke gern Bier, beſonders ſtark mouſſirendes, daher ließ ich mir einen Krug voll geben. Der Aufwärter brachte ihn mit der Bemerkung, daß ſie das Einpfropfen des Bieres am beſten in Wien verſtänden, nahm den Krug zwiſchen die Füße, zog den Stöpſel mit Anſtrengung heraus und — pum! bſchſchſchſch! —— ein Strahl von Bier ſchoß in hohem Bogen aus dem Kruge gerade auf meinen neuen Hut. Ich war anfangs, als ich das Amalgama des Bieres mit Staub auf ſelbem gewahr wurde, etwas erboßt auf des Kellners Ungeſchicklichkeit, beſänftigte mich aber bald wieder, da ich meinen Unſtern kannte. Nicht lange nachher ſtand mein Nebenmann auf, nahm ſeinen Hut, der neben dem meinigen hing, und warf dieſen herab. Er fiel in einen Spucknapf. Ich antwortete auf das franzöſiſche „Pardon“ des Ungeſchickten ein kurzes deutſches: „Hat nichts zu ſagen!“ ſchüttelte die Sägeſpäne lächelnd von meinem Hute und hing ihn wieder an ſeinen vorigen Platz.

Den Nachmittag ſchlenderte ich ein wenig in der Stadt herum, und es genüge Ihnen zu wiſſen, daß mir während meines Spazierganges ein Träger mit einem Balken den Hut vom Kopfe ſtieß, ein Maurer, der ein Haus weiß pinſelte, ihn mit Kalk, und ein Fiaker, der ſchnell an mir vorüber fuhr, mit Koth vollſpritzte. Abends beſuchte ich das Theater. Alles, was Füße hatte, war hingelaufen, um dort italiäniſche Füße rühren zu ſehen. Es war zum Brechen voll. Ich mußte meinen neuen Hut natürlicher Weiſe abnehmen, aber wohin damit? Es blieb mir kein anderes Mittel, als ihn zwiſchen die Füße zu klemmen, wo ich ihn, da das Gedränge außerordentlich war, ſehr zerknitterte.

Nach dem Theater ſchoß der Regen in Strömen vom Himmel. Die Fiaker begehrten ein Kapital bis in meine Wohnung, daher entſchloß ich mich zu Fuße zu gehen. Einen Regenſchirm hatt' ich nicht bei mir, natürlicher Weiſe wurde alſo mein guter — nein, mein bereits ſchlechter neuer Hut durch und durch naß.

Da ich nicht gern allein auf meinem Zimmer ſpeiſe, ſo trat ich in die allgemeine Gaſtſtube, um dort mein Abendmal zu verzehren. Ich kam neben einem artigen klugen Herrn zu ſitzen, mit dem ich mich in ein ſehr intereſſantes Geſpräch einließ.

Endlich ſchlug es Mitternacht, wir trennten uns, ich griff nach meinem Hut und — ſieh da, ein anderer, mit mehren Offenherzigkeiten hing an deſſen Stelle. Der Wirth glaubte zwar, es würde ihn nur ein bekannter Gaſt aus Verſehen ausgetauſcht haben und ihn morgen ſchon wieder bringen; allein der vierte Morgen iſt ſchon ins Land gegangen und noch hat ihn Keiner wiedergebracht, und ich bin faſt froh, den Unglückshut los geworden zu ſeyn. Ich habe jetzt einen alten abgetragenen Hut auf dem Kopfe, allein es iſt doch immer beſſer Löcher im Hute zu haben als im Kopfe.

Hier, lieber Leſer, haſt du die Hutfatalitäten meines Unglücksvogels, und geht dir manchmal etwas nicht ganz nach deinem Willen, ſo denke an meinen armen Polykarpus, und preiſe dich gegen ihn noch glücklich.

Die Aſchermittwoche, oder Faſchingswehen.

Mag es Manchem ſonderbar vorkommen, ich kann und will es nicht verhehlen, daß mir die Aſchermittwoche einer der liebſten Tage des ganzen Jahres iſt. Dieſe freundliche Stille nach Saus und Braus, dieſe merkbare Ruhe in den Straßen, dieſes Zurückkehren zur Ordnung und Häuslichkeit, ja ſelbſt dieſer allgemeine Anſtrich von Befriedigung ſind mir angenehm. Es liegt etwas auf den Geſichtern, welches zu ſagen ſcheint: »Ich habe viel Plaiſir ausgeſtanden. Dem Himmel ſei Dank, daß es damit alle iſt!« Die Frommen wallen den Kirchen zu, und laſſen ſich äſchern, die Verſchwender ſtehen auf der Aſche ihrer Habe, ſie zählen, und ſiehe da,

es fehlt manch' theures Haupt,

viele durchwachte Nächte haben ihr Geſicht mit Aſchfarbe überzogen, und der Aſchenkrug ſcheint ſchon ſein Recht auf ſie geltend machen zu wollen. Viele Aſchenbrödeln kehren zu ihrem Herde zurück, und verzichten nun wieder ein ganzes Jahr auf das Vergnügen, in der Redoute unter der Maske große Frauen zu ſpielen, und junge, galante Herren zu angeln; kurz, die Thür iſt hinter dem Faſching zugeſchlagen, und eine Zeit zu ernſten Betrachtungen tritt ein.

Es iſt noch nicht gar lange Zeit, daß es Gewohnheit war, in der letzten Faſchingsnacht Punkt 12 Uhr den Faſching auf eine ſcherzhafte Weiſe zu Grabe zu tragen, und ich weiß wahrlich nicht, warum dieſer Gebrauch abgekommen iſt. Er gab zu viel Unterhaltung Anlaß. Jetzt begräbt man den guten Faſching nicht mehr, aber er hinterläßt dennoch viele Leidtragende. Manche Wunden hat er geſchlagen in Herzen und Beutel, manche Vereinigungen hat er geſchloſſen, manche Trennungen veranlaßt. Vorzüglich werden ſeine Fußſtapfen in der Aſchermittwoche ſichtbar, und ich will dir beſchreiben, lieber Leſer, wie ich an dieſem Tage meine Umgebungen, Freunde und Bekannte fand. Vielleicht iſt auch bei dir ſo manches Ähnliche eingetroffen. Verzeih' mir die etwas längliche Einleitung, es iſt ja ohnedieß jetzt die Zeit der Predigten.

Als ich des Morgens erwachte, und meinem Bedienten klingelte, mußte ich dieß dreimal wiederholen, bis er endlich kam. Er iſt ſonſt ein flinker Burſche, und ich verwies ihm dieſe Zögerung; allein er bat um Vergebung und entſchuldigte ſich, daß er die letzte Faſchingsnacht auch etwas über die Schnur gehauen, und jetzt erſt die Milch zum Kaffeh geholt habe. Ich fragte ihn, wo er ſich denn unterhalten habe. Er antwortete mir, „daß in dem nahen Wirthshauſe die Auffaſſerfrauen einen großen Ball gegeben hätten, wobei er zugegen geweſen wäre.“ — Ich bin ein geborner Wiener, hatte aber dieſes Prädikat in meinem Leben nicht gehört. „Wer ſind denn dieſe Damen?“ fragte ich. Er erklärte mir, daß ſich die Obſthändlerinnen alſo nennen, weil ſie das Obſt in Haufen zu gewiſſen Preiſen auffaſſen. Er erzählte mir weiter, daß es da ſehr hoch hergegangen, daß nichts als

Guldenwein getrunken und ſogar Freindorfer vorhanden geweſen ſei; zugleich bat er mich, ich möchte ihm auf ſeinen künftigen Monatgehalt einige Gulden vorſtrecken, er habe ſich in dieſer Nacht ganz ausgegeben (ein gewöhnlicher Lokal-Ausdruck). Faſchingswehe Nr. 1.

Es ſchlug acht. Die Stunde, wo gewöhnlich mein Barbier zu kommen pflegt. Auch dieſer erſchien erſt um halb neun, und halb ſchlaftrunken erzählte er mir viel Schönes von dem dießnächtlichen Ball beim Mondſchein, und riß mir dabei mit einem ſchlecht abgezogenen Meſſer den Bart dermaßen aus dem Geſichte, daß ich einiges Blut mit kleinen Stückchen Feuerſchwamm zu ſtillen hatte. — Faſchingswehe Nr. 2.

Ich beſitze einen Kanarienvogel, gar ein liebes, zahmes Thierchen, das mir die in Milch getauchte Semmelkrume beim Frühſtück aus der Hand pickt, und dabei mit den kleinen Flügelchen ſchlägt. Der liebe Vogel hat noch eine Eigenheit. Auf meinen Bücherſtellen ſtehen Büſten von Ariſtoteles, Cicero, Julius Cäſar und Schiller. Seltſam genug! nur wenn das kleine Thierchen auf dem Kopfe Schillers ſitzt, ſo ſingt es ſchmetternd und gellend, ſitzt es aber auf den übrigen Köpfchen, ſo zwitſchert es entweder nur, oder ſchweigt ganz und gar. Es war mir dießmal etwas Außergewöhnliches, den Vogel lautlos auch auf des Sängers Büſte ſitzen zu ſehen. Ich rief ihn wie gewöhnlich mit der Zunge ſchnalzend, aber er kam nicht. Ich ging zu ſeinem Käfig, um ihn dahin zu locken, und ſieh da, der Arme hatte weder Futter noch Waſſer: auch darauf hatte mein Bedienter, der die Fütterung über ſich hat, geſtern in der Freude ſeines Herzens über den Auffaſſer-Frauenball vergeſſen, und auch der arme

Vogel mußte vom Faſching dulden (Faſchingsweh Nr. 3). Es verſteht ſich, daß ich meinen kleinen, befiederten Sänger ſogleich erquickte.

Daß mein Kaffeh heute etwas ſchlechter gekocht war, die Milch von Rauch roch, das Kipfel zu braun war, meine lange Morgenpfeife noch die Aſche vom vorigen Tage in ſich trug, das Alles will ich hier nicht berühren. Es ſind zu unbedeutende Wehen, um numerirt zu werden.

Jetzt läutete die Hausglocke, und mein Bedienter meldete mir einen Mann, der mich zu ſprechen wünſche. Ein kleiner Kerl, der meine Liebhaberei für Doſen kennt, und mir ſchon öfters welche zum Ankauf gebracht hatte, trat ein; dießmal bot er mir drei an, eine ſilberne, eine von Elfenbein mit einem Moſaik-Medaillon, und eine von Schildkröte mit einem ſchön gemalten und äußerſt lieblichen, weiblichen Porträt. — „Dießmal bin ich ſehr wohlfeil,“ ſprach er ſchmunzelnd, „denn der Faſching hat die Säckel geleert und man muß ſie wieder füllen. Die ſilberne Doſe gehört einem Beamten, der ſie weggeben muß, weil er ſeiner geliebten, lebensluſtigen Ehefrau zur geſtrigen letzten Redoute noch ein neues Kleid anſchaffen mußte; heute ſeufzt er darüber, und ſchnupft ſeinen Schwarzgebaizten aus einer ſchwarz lackirten Doſe von Papiermaché, indem ihn ſein liebes, beſorgtes Weibchen verſichert, dieſe Doſe ſei viel hübſcher und nicht ſo ſchwer. Dieſe Doſe von Elfenbein iſt das Erbſtück eines jungen Herrn von deſſen Vater. Die Thaler, die er mit derſelben erbte, ſind ſchon verthan, jetzt kommt das letzte Stück an die Reihe, welches ihn noch an ſeinen guten, alten Vater erinnern kann. Er behauptet aber, er habe desſelben gar nicht nöthig; denn er denke ohnedieß immer ſeines Erzeugers. Gewiß haben dem jungen Menſchen einzig und allein die glacirten Handſchuhe, die er dieſen Faſching hindurch gebraucht hat, ſo viel gekoſtet, als er jetzt die Doſe feilbietet. Die dritte nun mit dem lieblichen Mägdleinbild iſt das Eigenthum eines ziemlich bejahrten Mannes, deſſen erſte Frau ſo ausgeſehen haben ſoll. Er hat die Doſe ſeit ihrem Tode bis zu dieſem Carneval ununterbrochen bei ſich getragen, aber nun hat das ältliche Herz ſich noch einmal gerührt, es wurde von einem jungen, koketten Fräulein touchirt, welches unſer Mann auf einem Balle kennen lernte. Die Schöne forderte von ihm, daß er ſich das häßliche Tabakſchnupfen abgewöhnen, und vor Allem, daß er die Doſe mit dem Porträte ſogleich weggeben ſollte. Der gute Mann (recht paſſend mit dem franzöſiſchen bon homme überſetzt) iſt folgſam, und händigte mir dieſe Doſe mit einem Seufzer ein. — Ich kaufte die drei Tabatieren ſogleich, ſie ſollen mir Warnungstafeln ſeyn. (Faſchingswehen Nr. 4, 5 et 6.)

Ich ging nach der Stadt, weil ich in einem öffentlichen Amte Geſchäfte zu verrichten hatte. In der Spiegelgaſſe trat eben ein Freund aus dem Thore des Verſatzamtes, der ſo ſchnell lief, daß er mich bald über den Haufen gerannt hätte. Es war ſehr kalt, und mein Freund dennoch ziemlich leicht gekleidet, nur in einen Gehrock gehüllt. Ich kannte ihn als ein verzärteltes Mutterſöhnchen, und war gewohnt, ihn ſonſt in Pelz und Mantel zu ſehen. „Was zum Henker!“ redete ich ihn an, du biſt ja heute faſt ſommerlich gekleidet; warum trägſt du denn keinen Mantel?“ — Mit den Zähnen vor Kälte ſchnappernd, antwortete er mir: „Mich friert nicht, und ich wohne jetzt in der Stadt, wozu alſo einen Mantel?“ Bei dieſen Worten wendete er ſich, um von mir zu gehen, und ich ſah aus ſeiner linken Rocktaſche ein kleines, blaues, ſteifes Täfelchen, gezackt ausgeſchnitten, hervorgucken; wer kennt dieſe Täfelchen nicht? dazu das Haus, aus welchem mein Freund trat, die Aſchermittwoche, der fehlende Mantel — ich glaube mit gutem Gewiſſen hier Faſchingswehe Nr. 7 anſetzen zu dürfen.

Nun begab ich mich in jenes Amts-Bureau, wo ich Geſchäfte zu beſorgen hatte. Ich wurde daſelbſt immer ſehr ſchnell expedirt, fand auf der Stelle den, welchen ich ſuchte, und das, was ich nöthig hatte, und muß daher den dort angeſtellten Herren das Zeugniß eines ununterbrochenen Fleißes und einer augenblicklichen Dienſtleiſtung geben; aber heute ſah es doch ein Bischen licht aus. Im erſten Zimmer waren alle Tiſche leer, und nur ein einziger Mann ſaß an einem Fenſter rechts, und bürſtete ſeinen neben ihm hängenden Frack aus; im zweiten Zimmer (eigentlich mehr ein Cabinet) war ebenfalls nur die Fenſterniſche rechts ſo glücklich, ihren Beſitzer zu beherbergen. Der kleine, dünne Mann trug Bücher hin und her, die faſt größer waren als er. Sage mir einer mehr, daß das Buchhalten keine ſchwere Arbeit ſei. Im dritten kleinen Zimmer ſaß ebenfalls nur Einer, der immer ſo halblaut vor ſich hinpfiff; iſt das nicht etwa Gewohnheit bei ihm, ſo gingen ihm vermuthlich noch die Tanz-Melodien der vergangenen Nacht im Kopfe herum. Im vierten Zimmer endlich, wo ich zu thun hatte, ſtanden eilf Tiſche, wovon acht verwaiſ't waren. Ich trat zu einem alten Herrn, auf den der Faſching keinen Eindruck gehabt zu haben ſchien, und trug ihm meine Angelegenheit vor. Er bat mich, indem er mir Tabak präſentirte, recht höflich, am folgenden Tage wieder zu kommen, da heute jener Herr, der das, was ich verlangte, auszuarbeiten habe, nicht zugegen ſei. Mit einigen Blicken, die ich dabei im Zimmer herumſandte, ſah ich einen jungen Herrn bei einem Tiſche ſitzen, dem der Kopf vor Schlaf zu ſchwer wurde, ein anderer hatte mit ſeiner Sackuhr zu thun, die er repetiren ließ, und ein Dritter ſaß und ſchaute vor ſich hin. Ich ließ mich gern auf den folgenden Tag beſcheiden und ließ mir das kleine Faſchingsweh Nr. 8 des Wiederkommens gefallen.

Jetzt macht' ich meine gewöhnliche Tour in der Stadt herum. Ich ging zuerſt in eine Muſikalien-Handlung, wo der Herr derſelben eben Geld in kleine Packete zuſammenmachte. Auf meine Frage, wozu das gehöre, antwortete er mir mit einem Seufzer: „Das ſind Faſchingswehen. Ich bereite da den Herren Tanzmuſik-Componiſten ihre Honorare für gelieferte Walzer, Ecoſſaiſes, Tempetes u. ſ. w. Heute kommen ſie gewiß Alle um ihr Geld.“ Einige muſikaliſche Herren, welche im Gewölbe beiſammenſtanden, ſprachen von der Menge von Concerten, womit man jetzt in der Faſtenzeit wieder überſchüttet werden wird. Der Eine erzählte, daß ihm geſtern im Apolloſaale ſein Hut ausgetauſcht worden ſei, der Zweite, daß er einem Balle beigewohnt habe, wobei ſeine Ohren gemartert worden ſeien, da der Primgeiger aus G geſpielt, die übrigen aber aus Gis accompagnirt hätten; der Dritte hatte ſein Violoncell zu einem Balle ausleihen müſſen und ward ihm dasſelbe ganz geſchwunden und bekleckſt zurückgebracht, und ſo hatte denn jeder andere kleine, muſikaliſche Faſchingswehen mitzutheilen, welche ich nicht weiter numeriren will.

Von da ging ich in eine Buchhandlung; ich hatte mir ein Buch beſtellt, welches ich heute zu erhalten hoffte, allein der Commis, dem ich die Beſtellung auftrug, war nicht zugegen, er war in der Nacht beim Tanze ausgeglitſcht, gefallen, und hatte ſich den Fuß verrenkt.

Meinen Schneider, zu dem ich mich nachher begab, um zu ſehen, ob denn mein neuer, ſchon vor vier Wochen beſtellter Kapot noch nicht fertig ſei, fand ich in der größten Verzweiflung, da ihm die letzten drei Faſchingstage keiner ſeiner Geſellen arbeiten wollte, und auch heute raſteten die Burſche noch von ihrem Nichtsthun aus. „Ach Gott!“ ſagte er, „wenn nur keine Mehlgrube auf der Welt wäre!“ — „Nun,“ antwortete ich, „ſo wäre ein andere Grube, wo aufgeſpielt wird, und ein Schneider iſt ja auch ein Menſch.“ — „Ja leider, antwortete er, „und was für Menſchen ſind das? nicht zu bändigende!“

Für den Mittag war ich zu einem Freunde gebeten. Ich kam hin, und er trat mir mit einem wehmüthigen Geſichte entgegen. „Mein Lieber“, ſagte er, „heute kann ich das Vergnügen, Dich bei mir zu bewirthen, nicht genießen. Im Gegentheile, ich ſelbſt will mit dir in ein Gaſthaus eſſen gehen. In meinem Hauſe melden ſich heute alle Faſchingswehen, die nur möglich ſind, auf einmal. Meine Frau mußte ich geſtern auf die Redoute führen; du weißt, ich bin kein

Liebhaber davon, aber du lieber Gott, was will man thun. Sie ging in der Maske; ihre Freundin, die Frau von Pichelberger mit ihr. Die zwei Frauen fanden ſo viel Unterhaltung, daß an gar kein Nachhauſegehen zu denken war. Meine Alte gar, die iſt in der Maske ſo recht in ihrem Esse, und das Züngelchen iſt auch auf dem rechten Flecke, kurz, ſie machte dir Eroberungen ohne Ende, und hat Dinge geſagt und Dinge aus ihren Freundinnen herausgebracht, daß einem die Haut ſchaudert; darum mußt' ich denn bis 6 Uhr Morgens bleiben. Jetzt iſt's 2 Uhr, und ſie liegt noch immer im Bette und ſchnarcht. Während dem iſt mir meine Köchin davon gegangen. Sie erſuchte nämlich geſtern, wir möchten ihr erlauben, dieſe Nacht über ausbleiben zu dürfen, ſie gehe mit ihrem Vetter auf den Apollo-Saal. Man verweigerte es ihr, da doch Jemand das Haus bewachen mußte; da ging ſie um 8 Uhr Abends fort und hinterließ mir dieſen Zettel.“ Ich las den Zettel und ſchrieb ihn mir Buchſtab für Buchſtab ab; er lautete:

„Knötiger Herr!“

„Ein Dienſtboot iſt auch ein Menſch, welche ihr Underhaldung haben will. Ich hab von den Faſching noch gar nichts genoſen, ich muß heunt auf den Napoleonſaal geh'n — Leben Sie wohl wir ſegen uns nicht mehr, ſie wiſſen ich kan kochen, aber ich kan auch tanzen und ich will tanzen wann die Zeit dazu da iſt. Meine Sachen wir ich abhohlen laſen, die Monatgaſchi ſcheng ich Ihnen.“

„Wawara Putz.“

Die Köchin iſt alſo fort,“ ſagte mein Freund. „Mein Bedienter iſt zwar zu Hauſe geblieben, hat ſich aber eine Flaſche Wein heim getragen und ſo lang getrunken, bis er einſchlief und das Licht brennen ließ, welches meine ſchönen muſſelinenen Vorhänge ergriff und ſie in Aſche verwandelte. Es iſt noch ein Glück daß die Flamme nicht weiter griff.“

Ich bedauerte meinen Freund herzlich, und wir gingen mit einander in das Gaſthaus, wo wir uns mit aufgewärmtem Faſan in Kraut und einem Krapfenkoch (alſo ebenfalls Faſchingsüberbleibſeln) zufriedenſtellen mußten.

Unſere Taſſe ſchwarzen Kaffeh zu einer Pfeife Tabak nahmen wir im Kaffehhauſe ein. Der Marqueur daſelbſt war eben auch ganz übernächtig; denn es hatte bis am hellen Morgen Gäſte gegeben, und der Burſche konnte ſich kaum auf den Füßen halten. Einige Domino-Spielpartien machten mit ihren Täfelchen von Bein (daher dieſes Spiel auch Beineln genannt wird) einen gewaltigen Lärm. Der Eine ſchlug, ſo oft er ein Bein anſetzte, ſo ſtark auf den Tiſch, daß man meinte, es müſſe in Stücken ſpringen; der Andere lächelte und ſagte: „Sie lernen das Spiel in ihrem Leben nicht, da muß man von guten Eltern ſeyn, ich bitte Sie, ſpielen Sie nicht, was Sie nicht können u. ſ. w. und verlor doch faſt jede Partie ſelbſt. Der Dritte miſchte Redensarten in einer fremden Sprache ein, die zum Todtlachen waren. So ſagte er zum Beiſpiel Signoro questero! — und begehrte Aqua fresco! — und wenn er nicht anſetzen konnte, brummte er: Non posso parlare u. ſ. w. Doch da ich geſonnen bin, dir, mein lieber Leſer, ein Kaffehhaus in einem eigenen Lebensbilde darzuſtellen, ſo will ich es hier bei dieſem kleinen abgeſonderten Fresco-Gemälde, welches bei den Faſchingswehen nur als eine Parentheſis anzuſehen iſt, bewenden laſſen, und in dieſen weiter fortfahren.

Ich beſuchte nachher einen Bekannten beim Theater und zwar — hört und bückt euch! — einen Regiſſeur. — Er ſaß mit grämlicher Miene bei ſeinem Pulte, eine lange Pfeife im Munde, aus dem er den Rauch in dicken Wolken von ſich blies. „Ach Freund!“ rief er, „der Faſching, der verfluchte Faſching, was hinterläßt er für Wehen! Da ſchreibt mir eben die erſte Schauſpielerin einen Brief, daß ſie vor acht Tagen die Bühne nicht betreten könne, weil ſie Schnupfen und Katarrh habe; die hat ſie ſich geſtern auf der Redoute geholt! — Der Komiker war zu ſo vielen Bürgerstafeln gebeten, bei denen er Spaß machen mußte, daß er ſich eine Indigeſtion und in Folge derſelben ein Fieber zuzog. — Der Held ſchreibt um einen Vorſchuß von 200 fl. — Der Intriguant will der Erſte in der Faſtenzeit ſeine freie Einnahme haben. Mit der Oper iſt's noch viel ärger. Es hätte heute Probe von der neuen Oper ſeyn ſollen, aber das halbe Orcheſter erſchien nicht; diejenigen, die eben keine Virtuoſen ſind, haben dort und da bei Tanzmuſiken geſpielt, und liegen zu Hauſe und ſchlafen. Lauter Faſchingswehen, da möchte der Henker ein Theater leiten!“ Bei dieſen Worten traten einige ſeiner Brüderchen ein, und man ſetzte ſich zum Taroktapp-Tiſch.

Es war Abend geworden, wo ſollte ich ihn zubringen? Die Schaubühnen ſind geſchloſſen, in Kaffehhäuſern ſitzt man in einem Qualm vom Tabakdampf, daß man Kopfweh und kurzen Athem bekommt: ſtellen wir uns ein halbes Stündchen an die Ecke vor dem Stock im Eiſen hin, und horchen wir auf die Vorübergehenden, vielleicht können wir noch einige Faſchingswehen erſchnappen.

Zwei Jünglinge (Studenten) huſchen vorüber, aus dem Munde des Einen hört' ich noch die Worte: „Morgen will der Profeſſor prüfen, und ich habe den ganzen Faſching hindurch kein Buch angeſehen!“

Ein Fiaker will vorbeirollen, aber ſein Sattelpferd fällt zur Erde; das arme Thier hat gewiß ſchon drei Tag' und Nächte keinen Stall geſehen.

Ein junger Mann führt ein Mädchen am Arme, faſt laut ſchreiend: „Schämen ſollen Sie ſich, wie Sie geſtern auf dem Balle geliebäugelt haben.“

Ein alter Herr zottelt hinter ſeiner Frau und Tochter nachbrummend: „Zeit iſt's, daß wir einmal früh zu Bette kommen.“

Zwei Mädchen begegnen einander, ſchütteln den Kopf und die eine ſagt: „Alles iſt heute ſchachmatt.“

Zwei dicke Frauen wackelen vorüber; mäckernd ſagt die Eine: „Ihre Perlen hat ſie heute verkaufen müſſen, geſchieht ihr aber ſchon recht, warum muß ſie überall dabei ſeyn.“

Zwei Dienſtmädchen erſcheinen; die Eine ſpricht: „Ich habe mich gar nicht unterhalten, es war nichts als eine beſoffene Mette und meinen ſchönen taftenen Überrock haben ſie mir auch noch begoſſen.

Ein Schuſterjunge läuft vorbei und ſingt:

„Der Faſching iſt aus,
Jetzt gehn wir nach Haus;
Die Taſchen ſind leer,
Wir haben nichts mehr.“

Ich machte mich denn auch von meinem Stock im Eiſen auf, nahm noch ein Nachteſſen in einem Gaſthauſe ein, wo es heute ziemlich leer war, und begab mich um eilf Uhr nach Hauſe. Da mußt' ich denn am Thore noch das letzte Faſchingswehe ausſtehen, denn mein Hausmeiſter ließ mich über eine halbe Stunde klingeln, bis er mir das Thor aufſchloß. Der Mann war auch in vergangener Nacht auf einem Ball bei einem Bierabtrager geweſen und ſchlief dieſe Nacht ſo feſt, daß ich faſt den Glockendraht abreißen mußte.

Die Freuden des Landlebens.

Anfangs April, an einem ſchönen Frühlingsmittag, als eben die Sonne recht warm durch die Fenſter hereinſchien, ſaß die Familie Mauerfeld, welche eben abgeſpeiſ't hatte, noch am gedeckten Tiſche und ſprach über Dieß und Jenes.

Meine Leſer müſſen die Glieder dieſer Familie kennen lernen, weil ſie ſie in der Folge handeln ſehen werden. Sie beſtand aus folgenden Individuen. Herr von Mauerfeld, Rechnungsrath, ein Mann von 54 Jahren, noch rüſtig, jovial, der, während er Nachmittags keine Amtſtunden mehr hatte, gern im Kaffehhauſe ſein Spielchen machte, und des Abends ein Gaſthaus beſuchte. Er war in guten Vermögensumſtänden; außer ſeinem nicht unbeträchtlichen Gehalte beſaß er ein ererbtes Vermögen von 40,000 fl., deren Intereſſen ihm ein angenehmes Leben verſchafften. Er war übrigens geſund, liebte Geſellſchaft und Theater, gut Eſſen und Trinken, und war vernarrt in ſeine Kinder. — Frau Katharina von Mauerfeld, ſeine Gattin, eine Frau von 48 Jahren, nicht ſchön, nicht häßlich, mit Zügen, die nicht ſobald altern, eine gegen Jedermann gefällige, artige Frau, recht herzensgut, aber von den gewöhnlichen weiblichen Launen nicht frei; ſie ſpielte nicht ungern manchmal ihr miſerables

Whiſt, trank über die Maßen gern guten Kaffeh, und die Sorge für das Obers zu dieſem ihrem Leckertrank war ſtets ihre wichtigſte. Sie war eine gute, nur etwas zu zärtliche Mutter ihrer Kinder, verſtand das Hausweſen nicht am beſten, obſchon ſie ſich deſſen gern rühmte, hielt ſehr auf Reinlichkeit, und litt manchmal an Nervenſchwächen. **Karl**, der älteſte Sohn, 20 Jahre alt, war regierender Praktikant bei einer Regiſtratur. Ein hübſcher Jüngling, mit allen Vorzügen und Schwächen ſeines Alters. Er liebte etwas groß zu thun, und ſo, wie er faſt nur den Umgang mit jungen Adeligen ſuchte, ſo nahm er deren Benehmen an, und hätte es ihnen in Allem gern nachgemacht, wozu freilich das ihm vom Vater ausgeworfene monatliche Recreationsgeld nicht hinreichte. Sein Herz war übrigens nicht böſe, und wenn man ſich an dieſes wandte, war Alles von ihm zu erhalten. Die Mode hatte ihn in allen Dingen zu ihrem Sklaven gemacht. **Louiſe**, ein Mädchen von 18 Jahren, eine aufblühende Roſe, aber keine hochrothe Centifolie, ſondern eine blaßrothe Theeroſe, mit einem ſehnſuchtsvollen, ſchmachtenden, blauen Augenpaare, kannte kein größeres Vergnügen als das Theater. Sie lebte und webte im Schauſpielleſen und Schauſpielſehen, ſie verſchlang alle öffentlichen Blätter, welche über die Schaubühne ſchrieben, ſie kannte alle in- und ausländiſchen deutſchen Schauſpieler den Namen nach, wußte an den Fingern herzuzählen, was jeder für Rollen ſpiele, und bei welchem Theater er ſich gegenwärtig angeſtellt befinde, oder Gaſtrollen ſpiele. Ich glaube, ſie hätte zehn Jahre ihres Lebens darum gegeben, wenn ihre Eltern geſtattet hätten, daß ſie zum Theater gehen dürfe. Da aber dieß nun nicht zu hoffen war, ſo hatte ſie nur freundſchaftlichen Umgang mit jungen Schauſpielerinnen, und eine heimliche Liebſchaft mit einem jungen Manne der ſchon drei kleine Luſtſpiele aus dem Franzöſiſchen überſetzt, aber leider — verſteht ſich durch Cabale — noch keines auf die Bühne gebracht hatte. Er hatte den ominöſen Namen Pfiffmann. Thereſe, 16 Jahre alt, war weniger hübſch, aber mehr lebhaft, der Liebling des Vaters, weil ſie ihm immer was Neues zu erzählen wußte, ihm täglich ſeine Tabakspfeifen rein putzte, ein artiges Stimmchen beſaß und ihm die neueſten komiſchen Opernlieder vorſang, indem ſie ſich dazu ſelbſt auf dem Pianoforte accompagnirte. Sie hatte — wider den gewöhnlichen Sinn der Mädchen von ihrem Alter — den feſten Entſchluß nie zu heirathen und ſprach ihn auch bei jeder Gelegenheit aus. — Ferdinand, 12 Jahre alt, ſtudirte die Poeſie und wollte mit Gewalt ein Dichter ſeyn. Ludwig und Roſa, erſterer 8, die zweite 6 Jahre, lernten noch zu Hauſe; der erſte war ein wilder Junge, die zweite ein gutes, ſehr ſpaßiges Mädchen, ausſehend wie ein bausbackiger Engelskopf auf einer Orgel. Fränzchen, ein kleines Kind von 2 Jahren, fing eben an die erſten Schritte zu wagen. Außerdem war noch im Hauſe die alte 72jährige Mutter der Frau, Frau von Sillenſtein, eine achtungswerthe, ſehr verſtändige Frau, welche, ſtatt der Zankapfel der Familie zu ſeyn, wie dieß meiſtentheils bei Schwiegermüttern der Fall iſt, ihr Friedensengel genannt werden konnte. Ihre Geſundheit war auch in dieſem hohen Alter noch ſehr gut und feſt, weil ſie immer ſehr ordentlich gelebt hatte, und dieſe Ordnungsliebe war auch das Einzige, was etwas übertrieben an ihr genannt wurde, und nur die Störung derſelben machte ihr manchmal — aber ohne daß ſie es ſich von Andern abmerken ließ — kleinen Kummer.

Dieſe Familie nun ſaß am Tiſche. Herr von Mauerfeld hatte ſich noch den letzten Reſt vom alten Nußberger eingeſchenkt und kaute dazu, damit er beſſer ſchmecke, ein Bröckchen Emmenthaler Käſe. Die alte Frau von Sillenſtein legte ihre Serviette zuſammen und machte das grüne Bändchen als Merkzeichen darum. Frau von Mauerfeld hatte das kleine Fränzchen auf dem Schooße und gab dem Kleinen ein Stückchen von dem übrig gebliebenen Zwieback. Karl war in Verlegenheit, wie er eine Bitte um Geld bei dem Papa anbringen ſollte, und ſtrich dabei einen kleinen Anflug von Schnurbart, der mittelſt öftern Raſierens und hierauf angewandter Almenknoſpenpomade, welche ihm die Mama heimlich zugeſteckt hatte, etwas ſichtbar geworden war. Louiſe hatte das neueſte Trauerſpiel von Raupach, das ihr eine gute Freundin vom Theater im Manuſcripte geliehen hatte, neben ihrem Teller liegen und im Leſen vertieft, hörte und ſah ſie nicht, was die Andern ſprachen und thaten. Thereſe räumte nach und nach vom Tiſche weg. Ferdinand war bereits in die Schule gegangen, und Ludwig und Roſa drehten Brotkügelchen und ſchoben ſie einander mit Gelächter zu. Da nahm Frau von Sillenſtein das Wort. — „Seht doch einmal, Kinder, wie lieblich heute die Sonne ſcheint. Es geht doch nichts über den Frühling. Selbſt meine alten Knochen fangen an wieder biegſam zu werden, und wenn ich des Morgens die Fenſter öffne, ſo ſchnappe ich nach der lauen reinen Luft.“

Mauerfeld. Ich glaube, wir werden heuer einen ſchönen Sommer bekommen, wenn ihn der Komet nur nicht gar zu warm macht.

Frau von Mauerfeld. Ach, lieber Mann, wenn du nur einmal einwilligen wollteſt, einen Sommer mit uns auf dem Lande zuzubringen. Das wäre für die Kinder ſo erſprießlich, und auch für meine Mutter und ſelbſt für dich.

Fr. von Sillenſtein. Mich müßt ihr ganz aus dem Spiele laſſen. Ihr wißt, ich mag Euch nicht geniren und mir iſt Alles recht, was Ihr thut.

Fr. von Mauerfeld. Ja lieber Mann, du ſollteſt eine Wohnung auf dem Lande für dieſen Sommer nehmen. Jetzt, da du Nachmittags keine Amtsſtunden mehr haſt, könnteſt du das Land doch auch genießen, und was kann denn ſo etwas auch koſten? Leben müſſen wir draußen, wie in der Stadt. Der Miethzins für die Wohnung und was dich das Hin- und Herfahren koſtet, wäre die einzige Auslage.

Mauerfeld. Hm! Um die paar hundert Gulden wäre mir nicht leid, aber man kommt denn doch aus ſeiner gewöhnlichen Lebensweiſe.

Fr. von Sillenſtein. Ja ganz aus ſeiner Ordnung, da hat der Herr Sohn recht.

Louiſe. Und dann die langen Abende, gar kein Theater, oder ein ſchlechtes.

Fr. von Mauerfeld. Geh du mit deinem ewigen Theater, bei dir iſt das ganze Leben nur eine einzige lange Komödie.

Louiſe. Das iſt es auch. Wiſſen Sie, was in der Fanchon geſungen wird: »Die ganze Welt iſt ein Theater.«

Fr. von Mauerfeld. Wir kommen ganz von unſerm Texte ab. Was meinſt du, lieber Mann; wollen wir dieſen Sommer nicht auf dem Lande zubringen? (Zu Ludwig und Roſa) Bittet den Vater doch recht ſchön.

Ludwig und Roſa. Papa! Papa! führ' uns auf's Land.

Ludwig. Da kann ich meinen Drachen recht fliegen laſſen und auf dem Gras herumſpringen und auf die Bäume klettern.

Hr. von Mauerfeld. Und herabfallen und einen Fuß brechen. — Nun, übrigens, wenn Euch gar ſo ſehr daran gelegen iſt, und wenn ich in Hietzing oder Döbling ein convenables Quartier bekomme, ſo will ich Euch dieſen Sommer die Freude machen.

Nun küßten die Kinder dem Vater die Hände und jauchzten. Louiſe meinte, in Hietzing wär's doch ſchöner als in Döbling; denn da wäre im Sommer doch ein Theater. Karl war auch für Hietzing, weil dort Strauß wöchentlich ſpielt, und dem Vater ſelbſt war's auch angenehmer in Hietzing, da er im Kaffehhauſe bei regneriſchen Tagen doch ein Spiel zu bekommen hoffen durfte.

Schon am folgenden Tage fuhren Herr und Frau von Mauerfeld mit Thereſen und den beiden kleinern Kindern nach Hietzing und beſahen Quartiere. Sie hätten gern eines gehabt, welches bereits mit Möbeln verſehen wäre, allein ein ſolches war nicht zu bekommen. Übrigens hatte das eine zu wenig Gemächer, das andere zu viele, bei einem war kein Garten oder ein gar zu kleiner, in einem andern war der Garten mehren Einwohnern zugleich zu ihrer

Benützung überlaſſen, welches Frau von Mauerfeld nicht wollte. Hier war keine Ausſicht, und dort ein Quartier zu ebener Erde und daher dumpf und feucht. Endlich fand ſich aber doch ein angemeſſenes, artiges Häuschen, welches fünf Zimmer enthielt und ſammt dem Garten zu vermiethen war. Es war freilich auch nur ebenerdig, aber was war zu thun! Es gefiel der Frau von Mauerfeld, die Eintheilung ſchien ihr ſehr bequem, der Hausmeiſter lobte auch die geſunde Luft und behauptete, nachdem ihm der Herr von Mauerfeld drei neue Zwanziger in die Hand gedrückt hatte, wenn überall Wind gehe, ſo verſpüre man doch hier nichts davon, und ſomit ward denn das Quartier für 300 fl. für den Sommer über gemiethet, und gleich von der Frau die Eintheilung gemacht, wo Jedes ſchlafen und wohnen ſollte. Vor allem erfreute ſich die gnädige Frau zu ſehen, daß die Hausmeiſterin eine Kuh hielt, und daß ſie daher hoffen durfte, das beſte Obers für ihren Kaffeh aus der erſten Hand zu erhalten. Vergnügt über ihren künftigen, angenehmen Aufenthalt, fuhren ſie wieder zur Stadt zurück und brachten Louiſen die angenehme Nachricht mit, daß ſchon mit Hälfte des Mai das Theater in Hietzing ſeinen Anfang nehmen werde.

Nun wurden nach und nach die Anſtalten zur Überſiedlung gemacht. Herr von Mauerfeld ließ ſich von einem Freunde in Kloſterneuburg zwei Eimer guten Wein ſenden, er holte ſich beim Tabakamt einen Paß für zehn Pfund guten Ungar-Rauchtabak: Garten-Lettinger. Er kaufte ſich ein Landkäppchen, ließ ſich einen kurzen, grünen Rock machen, ſein gutes Perſpectiv putzen, er ſchaffte ſich ſechs Spiele

Whiſt- und ſechs Spiele Taroktappkarten an, ließ alle ſeine Pfeifen und Röhre zuſammenputzen, und glaubte ſo für die Natur und ihre Freuden hinlänglich ausſtaffirt zu ſeyn. Frau von Mauerfeld richtete Vorhänge her, und Wäſche zuſammen, beſtimmte Möbeln und Küchengeſchirre, welche mit nach Hietzing wandern ſollten, kaufte Strohhüte für ſich und die Kinder, ließ Schuhe machen, ſchaffte Zucker und Kaffeh, Öl und Gewürze, Salami und Käſe an, um ſchnell verſehen zu ſeyn, wenn Beſuche aus der Stadt kämen, kam mit ihrem Friſeur überein, daß ſie ihm alle Wochen ihre falſchen Locken durch den Stellwagen hineinſenden und er ihr dieſelben auf dem nämlichen Wege wieder friſirt herausſchicken ſollte u. ſ. w. Karl that gar nichts; für ſeine Wäſche und Kleider mußte die Mama ſorgen, und das Übrige dachte er, wird ſich finden. Er nahm ſich überhaupt vor, nur an den Tagen in Hietzing zu ſeyn, wo ſich die beau monde des beliebten Strauß wegen in Dommeyer's Kaffehhauſe verſammelt, die übrigen Tage in der Woche aber in der Stadt zu bleiben. Louiſe nahm Komödienbücher zu leihen, wo ſie nur ſelbe auftreiben konnte, und hatte es mit einer Freundin abgemacht, daß ſie ihr jeden Tag die Komödienzettel und die Theaterzeitung, den Sammler und die Wiener Zeitſchrift durch das Milchweib hinausſchicke. Frau von Sillenſtein wußte nicht wo anfangen und enden, um ja nichts Nöthiges — und ſie hatte ungeheuer viel des Nöthigen, — zu vergeſſen; denn ſelbſt ihre Stecknadeln mußten eine beſtimmte Länge und Dicke haben, wenn ſie ſie nicht geniren ſollten; und wäre ihr einmal das Zahnpulver ausgegangen, ich glaube, ſie hätte nicht frühſtücken können.

Und ſo kam der Tag der Abreiſe von Wien, der 8. Mai, immer näher.

Endlich erſchien er. Die beiden Bagagewagen, angeführt von der Köchin und dem Küchenmädchen, welche vorne beim Kutſcher ſaßen, jede einen großen Spiegel und einen Käfig mit einem Kanarienvogel auf dem Schooße, und eine Stockuhr in der Hand haltend, gingen ſchon des Morgens um halb acht Uhr ab, und die Herrſchaft beſchloß erſt Abends nachzufahren. Herr von Mauerfeld führte ſeine Familie dieſen Mittag in das Gaſthaus, und verſpürte dabei wohl, daß es keine Ökonomie ſei, im Gaſthofe zu zehren; um fünf Uhr aber war ein ganzer Hietzinger Geſellſchaftswagen beſtellt, um ſie den Freuden des Landlebens entgegenzubringen.

Sie fuhren richtig um 5 Uhr von Wien ab; allein obſchon der Morgen dieſes Tages wolkenlos und lieblich war, ſo hatte ſich doch Nachmittags ein Gewitter entladen, in Folge deſſen und des ſtarken Regens, die Luft naßkalt war und rauhe Nordwinde von dem Gebirge her blieſen. Herr von Mauerfeld konnte ſich nicht enthalten, zu bemerken, es wäre doch beſſer geweſen, noch einige Zeit in der Stadt zu bleiben und abzuwarten, bis ſtätiges, warmes Wetter folgte. Allein die Frau hatte nun ſchon einmal Alles eingepackt, und ſo war nichts mehr zu ändern. Mit einem Seufzer ließ er ſich vernehmen: „Ja, ja, ſo iſt's mit euch Weibern!“ ſtopfte ſeine Pfeife vor der Mariahilferlinie noch einmal an und dachte bei ſich: das ſind die Vorfreuden des Landlebens!

Sie kamen um 6 Uhr in ihrer neuen Wohnung in Hietzing an. Die Mägde hatten indeſſen die Zimmer gewaſchen; allein dieſe waren noch naß, das Quartier ſelbſt bei der heutigen Kühle feucht und unfreundlich, dabei ſtand noch nichts in ſeiner Ordnung, Niemand wußte, wo er etwas zu nehmen oder hinzulegen habe, und ſo rieben ſich die Eintretenden fröſtelnd die Hände und gingen ſchweigend herum, aber Jedes dachte bei ſich: „Heute iſt's nicht ſehr angenehm auf dem Lande,“ tröſtete ſich aber zugleich, es werde wohl bald beſſer werden.

Vor allem wurde der Frau von Sillenſtein ihre Kammer angewieſen, die nun vollauf damit zu thun hatte auszupacken, und jedem Gegenſtande denſelben Platz einzuräumen, den er in ihrem Gemache in der Stadt einnahm, wobei es ſie gewaltig genirte, daß die Fenſter hier nicht ſo große Vertiefungen und daher auch nicht ſo breite Fenſterbreter hatten, als in ihrem Zimmer in der Stadt. Kopfſchüttelnd ging ſie herum und ſprach zu ſich ſelbſt: „Nu, nu, man muß ſich in Alles fügen!“

„Kinder!“ ſagte Herr von Mauerfeld, „zu dieſer Geſchichte bin ich nicht zu brauchen. Räumt jetzt herum, wie ihr wollt, ich gehe fort!“ und damit nahm er ſeine längſte Pfeife, ſetzte ſein grünes Landkäppchen auf und ging in's Kaffehhaus, um zu ſehen, ob er nicht etwa ein Spiel bekomme.

Die beiden kleinen Kinder Ludwig und Roſa waren gleich bei dem Abſteigen in den Garten gerannt; Ludwig ſprang in allen Beeten herum, riß Blumen ab, hatte einen großen Zweig von einem Baume gebrochen, um ſich eine Peitſche daraus zu machen. Roſa aber hatte ſich aus der Küche Salz geholt, und lief den Spatzen nach, um ihnen welches auf den Schweif zu ſtreuen, weil ihr die Mutter einmal im Scherze geſagt habe, dadurch könne man Spatzen erhaſchen.

Louiſe packte ihre Bücher aus, und richtete ſie in der Ordnung her, dann aber ging ſie mit Thereſen ein wenig ſpazieren, und ſchlug den Weg zu dem Platze ein, wo das Theater ſteht, blieb vor demſelben ſtehen und beſah es von allen Seiten. »Alſo auch hier ein Tempel!« ſprach ſie mit leuchtenden Augen, »aber leider — verwaiſt! Ernſt iſt das Leben,« fuhr ſie fort, »und heiter iſt die Kunſt, ſagt Schiller; o laſſe dich bald in dieſen Mauern nieder, heitre Kunſt, und erheitre auch mir die langweiligen Abende!« Sie ging dann wieder nach Hauſe zurück, legte ſich zu Bette und las bis 2 Uhr in der Nacht in der Ahnfrau, die ſie beinahe ſchon völlig auswendig wußte.

Frau von **Mauerfeld** hatte am meiſten zu thun. Nachdem ſie für ſich und ihre Kinder und Mägde einen tüchtigen Hafen voll Kaffeh gemacht und getrunken hatte, wobei ſie das Obers doch nicht gar ſo vortrefflich gefunden, als ſie ſich vorgeſtellt hatte, ging es an's Aus- und Einräumen der Wäſche und Kleider, womit ſie um 10 Uhr noch nicht zu Ende gekommen war, obſchon ihr Thereſe nach ihrer Zurückkunft von dem Spaziergange mit Louiſe hilfreiche Hand geleiſtet hatte.

Abends wurde nur Butter, Salami, Käſe und Brot gegeſſen, weil man nicht Zeit zum Kochen gefunden hatte; die Frau von **Sillenſtein**, für deren Magen derlei kalte Speiſen nicht taugten, mußte ganz hungrig ſchlafen gehen, indem der Hafen, worin die Köchin für die alte Frau eine Suppe aus der Stadt mitgenommen hatte, auf dem Wagen zerbrochen war. Die Kinder hieben mörderiſch in die Butter ein, klagten dann über Bauchweh und wurden zu Bette gebracht. Auch Herr von Mauerfeld kam ſchon nach 9 Uhr aus dem Kaffehhauſe zurück, ſich darüber beſchwerend, daß er gar keine Partie gefunden, und ſich nur damit habe unterhalten müſſen, einer Partie Whiſt zuzuſehen, wobei erbärmlich geſpielt worden ſei. Recht fröhlich war eigentlich keines aus der Familie, und Jedes huſchte ſich fröſtelnd zu Bette, klagend, daß es an einem regneriſchen Abende auf dem Lande viel kälter ſei als in der Stadt.

Bei Nacht wurden die Kinder unwohl, und da Frau von Mauerfeld deshalb aus dem Bette aufſtehen mußte, konnte ſie ſich doch auch nicht enthalten, zu äußern: „Nun, das Landleben fängt eben nicht am angenehmſten an.“

Am andern Morgen war das Firmament ganz mit Wolken umzogen, es war ſo kalt, daß Herr von Mauerfeld, der ſchon um 6 Uhr aufſtehen wollte, die Überdecke noch einmal feſter an ſich zog, und ſich auf die andere Seite umwandte; ja es war ſogar ein ſtarker Reif ſichtbar, der die Bignonien, die Centifolienroſen, die Pelargonien, ja ſelbſt die Akazien und Balſaminen ganz verbrannte. Die Leutchen in ihren kühlen, in den Garten gehenden Zimmern, froren wie im Winter, und doch fehlte es an wärmerer Bedeckung, welche ſie in der Stadt gelaſſen hatten, und einſtimmig und ohne Zurückhaltung geſtanden ſie ſich nun wechſelweiſe: wenn das die Freuden des Landlebens ſind, ſo wären ſie faſt leichter zu entbehren, als zu genießen.

Herr von Mauerfeld, welchen theils die unfreundliche Witterung länger im Bette gehalten, theils das verzögerte Frühſtück aufgehalten, hatte nun auch den Stellwagen, der um 7 Uhr abfährt, verſäumt, und da er Punkt 8 Uhr in ſeinem Bureau ſeyn wollte und mußte, weil er wußte, daß eben heute um dieſe Stunde der ihm vorgeſetzte Kommiſſionsrath erſcheinen würde, machte ſich per pedes auf den Weg, nicht ohne einige Scheltworte über Witterung und Landleben ausgeſtoßen zu haben.

Das kühle, mitunter auch kalte, feuchte Wetter hielt ganze 8 Tage an. Alle Abende legte die Frau von Mauerfeld Steinkrüge mit heißem Waſſer gefüllt in die Betten, und alle Morgen beklagten ſich Alle über dieſen ſchrecklichen Frühling und über die, im ſtrengſten Sinne des Wortes zu Waſſer gewordenen Freuden des Landlebens. Herr von Mauerfeld verwünſchte ſeine Nachgiebigkeit, und daß er nicht lieber in der Stadt geblieben ſei, beſonders da es mit den Spielpartien im Kaffehhauſe nicht recht vorwärts ging und er mit ſeinen Abenden nicht wußte, was anfangen; er nahm es ſeinem Sohne Karl auch gar nicht übel, daß er die ganzen 8 Tage hindurch ſeine Familie noch nicht ein einziges Mal in Hietzing beſucht habe; er rauchte den ganzen Tag Tabak und fand ſeine größte Unterhaltung noch darin, ſeine Frau und Kinder durch die Hechel zu ziehen. „O ſchön!“ ſagte er, wenn es ſo recht vom Himmel in Strömen goß, „o ſchön, geht doch ſpazieren, liebe Kinder, wälzt euch im Graſe herum, und du, liebes Weib, ſetze dich mit dem Strickſtrumpf in den Garten; ſo genießt doch die Freuden des Landlebens! weßwegen hab' ich euch denn eine Wohnung in Hietzing genommen?“ — Und wenn die Frau von Sillenſtein beſchwichtigend ſich äußerte, ihr Barometer ſei geſtiegen, lachte er und antwortete: „Ja ja, es wird ſchon vielleicht noch einmal ſchön werden, aber warten heißt's, warten. Seht nur hinaus, es hört ja jetzt ſchon auf — wenig zu regnen.“ Ja am vierten und fünften Tage wußte er ſich vor Langeweile nicht mehr zu helfen, und lehrte ſeiner Frau und Louiſen ſogar Taroktappen, damit nur ein paar Stunden leidlich vorübergingen. Louiſe bekam glücklicherweiſe täglich ihre Theaterzettel und Journale, beſah die erſteren mit einem tiefen Seufzer, beſonders wenn ein neues Stück angekündigt war, hatte aber auch das Vergnügen, daß Herr von Pfiffmann ſchon zweimal Beſuch abſtattete und ihr über Alles, was auf den verſchiedenen Bühnen der Reſidenz vorgegangen war, genauen Bericht lieferte. Thereſe war eigentlich die gleichgültigſte von Allen, und hätte ſie nur ihr Pianoforte aus der Stadt mitnehmen können, ihretwegen hätte es noch einen Monat regnen und kalt ſeyn dürfen. Die beiden Kinder hatten immerfort Bauchweh, weil ſie ſelbſt wider Verbot immer in den naſſen Garten hinausliefen, und Strümpfe und Schuhe mußten des Tages zweimal gewechſelt werden, wenn ſie nicht vollends krank werden ſollten.

Endlich ließ Regen und Kälte nach, das Firmament erheiterte ſich und die Glieder der Familie, ſo wie alle übrigen Landbewohner lebten friſch auf; die Äpfelbäume blühten, das Gras wuchs fett empor, Blumen blühten auf den Wieſen, Vögel zwitſcherten in den Bäumen, ein balſamiſcher Hauch wehte durch die ganze Natur. Schon am erſten ſchönen Tage ließ Frau von Mauerfeld den Mittagstiſch im Freien decken, auch Karl kam dieſen Mittag hinaus, weil eben ein Tag war, an welchem Strauß im Kaffehhaus ſpielte, und froh und vergnügt ſetzten ſich alle unter einer eben ausſproſſenden Linde zu Tiſche. Auch Herr v. Mauerfeld war heute recht vergnügt. Er ſaß in Hemdärmeln auf dem oberſten Platze mit dem Rücken an den Stamm der Linde gelehnt, und ſagte recht vergnüglich: „Frau, das muß man dir laſſen, kochen kannſt du wie nicht bald wieder Eine, ſind das doch Knödelchen in der braunen Suppe zum Zerdrücken.“ Und in dem Augenblicke, als er eben ein ſolches Knödelchen ganz behaglich auf den Löffel faſſen wollte, fiel von oben ein weißes Pätzelchen wie Kalk anzuſchauen darauf, welches von einer gutmüthigen, vorüberfliegenden Schwalbe kam, die ſich im Hauſe ein Neſt gebaut hatte. „Auch wieder eine kleine Freude des Landlebens,“ ſagte lächelnd Herr von Mauerfeld, indem er die unwillkommene Zugabe in's Gras ſchnellte. Der kleine Ludwig aber, der meinte, es ſei Butter, lief hin und ſteckte das weiße Ding in's Maul und fing gleich darauf erbärmlich zu heulen an, worauf er vom Vater noch eine derbe Maulſchelle bekam.

Das Mittagsmal war gut aber einfach. Herr von Mauerfeld, ein Feinſchmecker, vermißte Hühner und grüne Erbſen, worauf Frau von Mauerfeld verſicherte ſo etwas wäre heraußen auf dem Lande noch gar nicht zu bekommen, und wenn er derlei wollte, ſo müßte ſie die Magd ein paarmal in der Woche in die Stadt ſchicken, um einzukaufen, oder er ſelbſt müßte manchmal etwas auf dem Stellwagen mitbringen, wofür er ſich aber höflich bedankte, und ſpitzig bemerkte, das wäre auch wieder recht hübſch, daß man auf dem Lande nicht bekäme, was doch auf dem Lande wüchſe.

Die Familie war nach und nach mehr heimiſch geworden. War ſchlecht Wetter, ſo blieb Mauerfeld länger in der Stadt, beſuchte dort ſein gewöhnliches Kaffehhaus und nahm ein paarmal auch Louiſen mit ſich, um nur ihre Sehnſucht nach dem Theater zu befriedigen. War ſchön Wetter, ſo ging die Familie ſpazieren, nahm in St. Veit oder zu Hütteldorf im Brauhauſe eine Jauſe ein und begab ſich dann wieder zu Fuß zurück. War Sonn- oder Donnerstag, wo Ferdinand keine Schule hatte, ſo kam auch dieſer (der einſtweilen Wohnung und Koſt bei einer Tante in der Stadt hatte) hinaus, und ging's nach dem Brauhaus zu Hütteldorf, ſo ſchloß ſich auch Karl nicht aus, weil er dort gewöhnlich Brüderchen fand, mit denen er dann gleich wieder zur Stadt zurückrollte. Wirklich waren Alle jetzt manchmal recht ſehr vergnügt und ſelbſt Herr von Mauerfeld vergaß bei dem vortrefflichen Märzenbier in Hütteldorf ſein Spiel und war ganz über alle Maßen erfreut, als er daſelbſt ein paarmal einige Amtskollegen fand, mit denen er ſich in die Stube ſetzte, Frau und Kinder allein nach Hauſe ſandte, und ſechs Robber Whiſt herabſpielte, daß es eine Freude war. Frau von Sillenſtein machte ſolche größere Spaziergänge nicht mit, aber ſie hatte ſich an das kleine Bänkchen in der Akazienlaube im Garten gewöhnt, wo ſie, wenn die andern ausgegangen waren, mit ihrem Strickſtrumpfe ſaß und der jungen Hausmeiſterin Lehren über Ordnung und Reinlichkeit in einem Hausweſen ertheilte. Am glücklichſten von Allen aber waren die beiden kleinen Kinder Ludwig und Roſa, die ſich täglich bis zur Sterbensmüdigkeit abliefen und abhetzten und manchen Silbergroſchen vom Papa zu erhalten ſuchten, den ſie dem Hausmeiſter zuſteckten, damit er ſie in der Schubkarre im Garten herumkutſchirte.

Es iſt meine Abſicht nicht, hier Tag für Tag des Landlebens meiner Familie zu beſchreiben, und ich beſchränke mich daher jetzt, nur jene — zwar nicht großen — vielmehr alltäglichen, aber vielleicht eben darum in ein Lebensbild vorzugsweiſe gehörigen Begebenheiten zu beſchreiben, welche ſich während ihres Sommeraufenthaltes zutrugen, und ſich vielleicht bei Jedem, der auf dem Lande wohnt, ebenfalls zugetragen haben.

Herr und Frau von Mauerfeld hatten viele Bekannte, daher war ſelten ein ſchöner Tag, wo ſie nicht Beſuch hatten. Solche Beſuche, beſonders wenn ſie ſich immer und immer wiederholen, ſind etwas über alle Maßen Läſtiges. Es gibt Leute, die oft um 1 Uhr mit Kindern und Magd zu fünf bis ſechs Perſonen kommen, zum Mittagsmal — wie natürlich — gebeten werden müſſen und auch bleiben; ſie nehmen auch eine Jauſe da ein, weil es ihnen denn gar außerordentlich gefällt, und auch ein Nachtmal, und dann kommt urplötzlich ein Gewitter, ein Wagen iſt nicht zu bekommen, und die theure Geſundheit, es wäre faſt nöthig, man räumte ihnen auch ein Nachtlager ein. Solche Beſuche erhielten nun Mauerfeld's entſetzlich viele. Die Frau war in nicht geringer Verlegenheit, wenn ſie für ſechs hatte kochen laſſen und zwölf eſſen ſollten; da mußte nun Alles herhalten, was im Hauſe war, und oft mußte auch noch ein, oder ein paar Gerichte aus dem Gaſthauſe geholt werden; die Köchin war übler Laune, die Frau war ungehalten und mußte doch ein freundliches Geſicht machen, die Kinder ſchrien um das Eſſen, wenn es zwei ſchlug und man doch erſt, der Unangemeldeten wegen, um 3 Uhr zu Tiſche kam. Das längſte Geſicht aber machte Herr von Mauerfeld, wenn ſeine Frau mit dem beſtimmten monatlichen Küchengeld, wovon ſie in der Stadt noch manchmal etwas erübrigte, auf dem Lande kaum einen halben Monat auslangte. Er gab ihr zwar immer welches, ohne darüber ungehalten zu ſeyn; denn er brauchte eben nicht zu ſparen, aber gewöhnlich ſetzte er auch ſpöttiſch hinzu: „Das viele Geldausgeben und den Leuten die Mäuler auswaſchen, iſt auch eine von den Freuden des Landlebens!“

Die kleinen Kinder machten der armen Frau ebenfalls viele Sorge. Sie ſprangen überall herum, man konnte ihnen doch nicht auf jeden Schritt und Tritt folgen, ſie ſchlugen halbreifes Obſt von den Bäumen und aßen es, daher das Bauchweh ſich auch immer wiederholte. Ludwig wurde von einer Horniſſe geſtochen, die er von einer Roſe verjagen wollte, und bekam eine fürchterliche Beule. So oft man Roſen ein weißes Kleidchen anlegte, ſo war es in einer halben Stunde ſchon voll Erde und Sand. Der Hausmeiſter beklagte ſich, daß gar kein Blümchen im Garten verſchont bleibe. Roſa kroch auch im Kühſtall herum, und wollte immer auch die Kuh melken, weil ſie es einmal von der Hausmeiſterin geſehen hatte, wobei ihr das Thier mit dem Schweife einen ſo derben Schlag ins Geſicht gab, daß ſie eine Augenentzündung bekam. Das kleine Fränzchen ließ die Magd einmal ſchlafend und unverhüllt im Graſe liegen und ſcharmuzirte beim Thor mit einem der nebenan wohnenden Bäcker, und die Mutter fand die Kleine mit Ohrwürmern beſäet, welches ihr nicht wenig Schrecken machte. Endlich fiel Roſa gar eines Abends in die Miſtgrube, um welche ſie ſich immer etwas zu ſchaffen machte. Das waren nun auch ſchlimme Landfreuden für die arme Frau, die ſich den ganzen Tag bei der Zärtlichkeit, womit ſie ihre Kinder liebte, keine Ruhe gönnte. Dazu kam noch, daß ſie ihre Locken nicht immer richtig vom Friſeur aus der Stadt erhielt, daß ihre Nervenzuſtände ihr manchmal böſe Stunden machten, und daß ihr der Herr Gemahl bei jeder Gelegenheit, wo ſich etwas Unangenehmes ereignete, den Vorwurf machte: „Das habt Ihr von Euerm Landleben.“

Herr von Mauerfeld hatte zwar nun ein tägliches Whiſtpartiechen im Kaffehhaus gefunden, aber — er wußte ſelbſt nicht, wie es kam — er verlor faſt immer, und davon war er eben kein Liebhaber. Auch geſchah es zum öftern, daß er zu ſpät ins Bureau kam, weßhalb ihm ſein Vorgeſetzter ſchon ernſtliche Vorſtellungen gemacht hatte. — Kam er auf der andern Seite wieder nach Hauſe zu ſpät zum Mittagsmale, ſo machte ſeine Frau ein ſcheel Geſicht und die Kinder waren ſchon hungerig wie die Wölfe, ein Stellwagen iſt bald verſäumt, und ſo hatte er immer Verdruß im Amte und zu Hauſe. Das immerwährende Hin- und Herfahren machte ihn auch matt, und er mochte nicht recht arbeiten, wenn er ins Bureau kam, und hatte vor Hitze nicht recht Luſt zu eſſen, wenn er nach Hauſe gelangte. Seine Familie ging jeden ſchönen Nachmittag ſpazieren, und da mußte er doch manchmal mit, und das war ihm gar ein Gräuel; denn einmal war er kein großer Liebhaber vom Gehen, und dann bekam er, wo er einkehrte, nichts ſo rechtes für ſeinen Schnabel. Wenn er ſich manchmal vor Hitze und Müdigkeit den Schweiß von der Stirne trocknete, oder in einem Wirthshauſe ſchlechten Wein trank, oder ihn der Regen auf dem Spaziergange überraſchte, da ließ er ſich oft mit einem tiefen Seufzer vernehmen: „O Vergnügungen des Landlebens und kein Ende!“

Die alte Frau von Sillenſtein hatte ſich zwar nach und nach, aber doch nur mit Mühe an die Freuden des Landlebens gewöhnt. Obſchon die gute alte Frau ſich nichts abmerken ließ, that ihr der Magen um 2 Uhr Mittags doch immer ſchon entſetzlich wehe, weil man zu dieſer Stunde in der Stadt zu eſſen pflegte, und hier erſt um 3 Uhr aß. In der Stadt ging ſie täglich um 11 Uhr zur Kirche, hier mußte ſie um 9 Uhr gehen, da um 11 Uhr keine Meſſe mehr geleſen wurde. In der Stadt gab ſie Nachmittags täglich zwei armen Mädchen Unterricht im Stricken, auch dieſe fehlten ihr hier. Wenn ſie ihre Sieſte hielt, plärrte entweder eine Kuh im Stalle, oder der Haushund bellte, oder die Kinder ſpektakelten im Garten mit Getöſe herum, und ſie konnte nicht ruhen, ſtand aber ganz geduldig auf, und ſagte ſo halb grollend, halb gutmüthig zu ſich ſelbſt: „Nun die Kinder und die Thiere wollen auch ihre Freude haben.“

Karl konnte eigentlich vom Landleben gar nichts ſagen; denn er war ſelten, und da nur auf wenige Stunden draußen bei den Eltern, und wenn er da war, ſo ſaß er gewöhnlich bei einem Fenſter, das auf die Straße ging, und lorgnetirte auf das gegenüberſtehende Haus, wo im Erdgeſchoße ein hübſches Mädchen wohnte. Abends ging er dann wieder fort, fuhr entweder zur Stadt zurück, oder unterhielt ſich im Kaffehhauſe. Über Nacht blieb er bis jetzt nur ein einzig Mal da, weil — er damals eben kein Geld hatte. Für ihn hatte das Landleben keine Freuden, aber auch keine Leiden, es möchte allenfalls der Verdruß zu den letzteren gerechnet werden, daß er doch öfters hinauszufahren gezwungen war, während er ſich in der Stadt beſſere Unterhaltung gewußt hätte.

Louiſe war troſtlos, ſo oft ſie auf den täglich an ſie geſandten Theaterzetteln, vorzüglich auf jenem des Burgtheaters ein neues Stück angekündigt ſah. Und wenn Löwe darin ſpielte, da rief ſie, die blauen, ſchmachtenden Augen ſehnſuchtsvoll gegen die Stadt wendend: „Ach, die Glücklichen! ſie können ihn ſehen, ihn, mein Ideal der dramatiſchen Kunſt!“ und dann malte ſie ſich im Gedanken aus, wie er in dieſer Rolle ausgeſehen haben mag, und wie das Feuer ſeiner Deklamation Alles müſſe hingeriſſen haben, und ſie malte ſich noch mancherlei, was ich hier nicht des Breitern auseinanderſetzen will. Sie ging zwar auch einigemal in das Hietzinger Theater, allein ſie ſah auf die armen Leute, welche hier ihren Stiefel herabſpielten, verächtlich herab, und was ſie dabei intereſſirte, war eigentlich nur, daß ſie ihre Gedanken über ihr Spiel zu Papiere brachte, und das Vergnügen hatte, ihre Recenſionen (freilich nicht in der Länge und Breite, in welcher ſie ſelbe geſchrieben hatte) in der Theaterzeitung zu leſen, in welche ſie Pfiffmann, der ein Mitarbeiter derſelben war, hatte einrücken laſſen, nachdem er ſie vorher tüchtig geſtrichen hatte. Spaziergänge machte ſie ſelten mit, ſie las lieber zu Hauſe ein Theaterſtück. Aber eine Freude blühte ihr doch auf dem Lande, nämlich dieſe, daß eine Geſellſchaft Dilettanten zum Geburtsfeſte eines Banquiers, der auch in Hietzing wohnte, das Drama »Gabriele« gab, und daß ſie dabei die Titelrolle geben konnte, die ſie wenigſtens noch einmal ſo gut als die verſtorbene Sophie Müller dargeſtellt zu haben glaubte. Hätte ſie auch noch die Yelva geben können, gern hätte ſie zehn Jahre von ihrem Leben dafür gegeben; denn Rollen von Blinden und Stummen waren ihre Hauptpaſſion. Pfiffmann kam öfters und rapportirte, und das waren ihre angenehmſten Stunden, auch las er der ganzen Familie ſein neues Trauerſpiel: »Rache und Verzweiflung, oder: die Natur tritt aus ihren Fugen« vor und erntete den größten Beifall von der Geliebten bis zur Köchin, welche letztere er mit Vorbedacht dazu einlud, weil er einmal geleſen hatte, daß auch Moliere einſt alle ſeine Luſtſpiele vor deren Aufführung ſeiner Köchin vorgeleſen hatte.

Thereſe, von den übrigen nur die Hauskatze genannt, befand ſich eigentlich am beſten von Allen, ſie griff im Hausweſen zu, ſäete Peterſilie im Garten und freute ſich, wenn er aufging, und ärgerte ſich, wenn die Kinder darauf herumtraten, ſie hüpfte den ganzen Tag im Negligée herum; denn ſie wollte Niemanden gefallen, und ſchimpfte mit dem Papa, wenn er die Freuden des Landlebens durch die Hechel zog.

Ferdinand kam — da er an Werkeltagen die Schule in der Stadt beſuchen mußte — nur an Sonn- und Feiertagen zu den Eltern auf's Land. Da ließ er ſeiner poetiſchen Ader denn ſo recht freien Lauf. Er hatte ſchon 29 Gedichte an 10 Sonn- und Feiertagen gemacht, worunter ſich eine Idylle auf die melkende Hausmeiſterin in Hexametern befand, welche mit dem Verſe begann:

„Kuhſtall-befreundetes Weſen! auch dich ſoll die Muſe beſingen!“

Ein beſchreibendes Gedicht hatte er auf die Ausſicht nach St. Veit, ein Sonett auf einen Zwetſchkenbaum und eine Romanze auf die Zeiſelwagen gedichtet.

So verging Frühling und Sommer und der Herbſt kam heran. Die Tage waren zwar ſchöner und das Wetter ſtätiger, aber die Abende wurden länger und mit dieſen wußte die Familie nun gar nichts anzufangen. Dabei war es Morgens und Abends ſo kühl geworden, daß Herr von Mauerfeld immer mit ſteifen Fingern in ſein Bureau kam und das Landleben mit allen ſeinen Freuden zum Henker wünſchte. „Das ſag' ich Euch,“ ſprach er Anfangs Septembers, „nicht einen Augenblick länger, als bis zur Hälfte dieſes Monats bleib' ich Euch heraußen in Hietzing, darum macht Eure Anſtalten, damit wir am 15ten abmarſchiren können.“ — Eigentlich war's, außer den Kindern, auch Niemand von der Familie unwillkommen, und Alle freuten ſich eben ſo, ja noch mehr wieder in die Stadt, als ſie ſich früher nach dem Lande geſehnt hatten.

Dazu kam noch, daß Louiſe ſo bedeutend unwohl wurde, daß man einige Tage nach einander den Arzt aus der Stadt mußte holen laſſen, worüber die Mutter nicht wenig in Angſt gerieth und ihrer Tochter verſprach, ihr für den ganzen künftigen Winter einen eigenen, abonnirten Sperrſitz im Burgtheater zu nehmen, wenn ſie nur dießmal wieder geſund würde. Louiſe beſſerte ſich auch bald wieder, aber Frau von Mauerfeld ließ ſich auch ganz bitterböſe vernehmen: »Dießmal auf dem Lande gewohnt und nicht ſo bald wieder!«

Ich muß hier noch mehrer kleiner Fatalitäten und Unbequemlichkeiten erwähnen, die ſich während des Landaufenthaltes der Familie ereigneten, die eben darum deſto unerträglicher ſind, weil ſie, wie kleine Nadelſtiche, immer pikiren und doch nicht abgewendet werden können. Lieber ein großes Unglück ertragen, mit welchem dann des Schickſals Tücke verſöhnt iſt, als viele kleine, fortgeſetzte Unannehmlichkeiten erleiden, welche bewirken, daß uns Ort, Zeit, Umgebungen, ja Alles, was ſich mit ihnen vereint, unerträglich wird. Derlei Landnadelſtiche waren bei unſerer Familie folgende: Frau von Mauerfeld war untröſtlich, daß ſie ſich in keinen ſchönen Kleidern zeigen konnte. Einen neuen Hut, den ſie zum erſten Male aufgeſetzt hatte, hatte ihr der Sturmwind vom Kopfe geriſſen und in den Bach geworfen. Hatte ſie, weil endlich einmal trocknes, warmes Wetter war, zum Spazierengehen Zeugſchuhe angezogen, ſo kam richtig ein Regen und ſie hätte Kothſchuhe zum nach Hauſe gehen gebraucht. Einmal blieb ihr ſogar ein Zeugſchuh in einer ſumpfigen Wieſe ſtecken, ſo, daß ſie ihn mit den Händen aus der rothen Suppe herausziehen, und ſo lange ſitzen bleiben mußte, bis er in der Sonne getrocknet war. Mit der Wäſche hatte ſie auch ihre Plage, ſie mußte ſelbſt waſchen laſſen, und was das im Hauſe für Unbequemlichkeit verurſacht, das weiß jede Frau, die es einmal verſucht hat. In allen ihren Kleidern, ſo wie in den Kleidern der Kinder fanden ſich Kirſchen-, Birnen- und Zwetſchkenflecke. Ihre Schweſter in der Stadt, bei welcher Ferdinand einſtweilen in Koſt und Quartier war, wurde krank und ſie mußte eine ganze Woche hindurch täglich zu ihr nach der Stadt fahren, um ſie zu beſuchen. Kam plötzlich ein Beſuch, wo ſchnell etwas hernehmen? Alle Lebensmittel waren auf dem Lande theurer, als in der Stadt. Die Köchin kündigte ihr den Dienſt, weil ihr Liebhaber nicht auf's Land hinausgehen konnte, um ſie zu beſuchen. Herrn von Mauerfeld war einmal (es waren eben zwei Feiertage nach einander) ſein Schnupftabak ausgegangen, und da er ſonſt gewöhulich Pariſer Rapé ſchnupfte, den er auf dem Lande nicht bekam, mußte er ſich jetzt durch zwei Tage mit gemeinem, ſogenannten Schwarzgebaizten begnügen. Im Stellwagen ſaß er manchmal, wenn er ſehr voll war, ſo zuſammengedrückt, daß er Wagen und Landleben zu allen Teufeln wünſchte. Er mußte, da es jetzt im Amte viele Arbeit gab, oft einen ganzen Pack von Akten nach Hietzing nehmen, und wieder mit hineinſchleppen. Bei Nacht fand er Ohrwürmer in ſeinem Bette und ſogar in ſeiner Schlafhaube, welche Thiere er ſcheute, wie die Peſt. Die Fenſter in ſeinem Schlafzimmer ſchloſſen nicht ſehr feſt, und kam Nachts ein Sturmwind, ſo wehte es ihm die Verhänge hin und her. Blieb zufällig ein Löffel, oder ein Tuch oder ſelbſt auch ein Stuhl über Nacht im Garten ſtehen, ſo war er des Morgens geſtohlen, und doch kam der Nachtwächter und bat für ſeine ſorgvolle Aufmerkſamkeit um ein Trinkgeld. Der Barbier auf dem Lande hielt weder die gegebene Stunde noch beſaß er gute Meſſer. Der Hausmeiſter wollte jeden Gang doppelt bezahlt haben, und das Obers, welches die Hausmeiſterin lieferte, ward ſchon in der vierten Woche zur ſchlechten lautern Milch. So oft Mauerfeld ganz erſtarrt in ſein Bureau kam, hatte er von ſeinen Amts-Collegen die etwas höhniſche Frage zu erwarten: »Nun, war's geſtern wieder recht angenehm auf dem Lande?« In der Stadt hatte einer der berühmteſten, fremden Schauſpieler Gaſtrollen gegeben und Louiſe hatte ihn nicht geſehen, worüber ſie untröſtlich war. Karl hatte bereits Schulden gemacht, welche der Vater bezahlen mußte. Kurz, Mauerfeld machte ſchon alle Tage ein verdrießliches Geſicht, wenn er aus dem Bette ſtieg, und ſeine Frau auch, und Louiſe auch, Frau von Sillenſtein — nein, die machte ein freundliches Geſicht, denn ſie wußte ſich zu beherrſchen und wollte den Andern die Freude, — welche ſie nicht hatten — nicht verderben.

Endlich kam der 15. September, an welchem im Theater zu Hietzing ominöſer Weiſe eben »der Tag der Erlöſung,« von Ziegler gegeben wurde und es war nicht ein Glied der Familie, welches dieſen Tag nicht mit Vergnügen hätte anbrechen geſehen. Herr von Mauerfeld war ſchon zwei Tage zuvor in der Stadt geblieben, und hatte lieber unbequem und hart auf einem Ruhebette geſchlafen, als daß er noch nach Hietzing gewandert wäre. Louiſe freute ſich ſchon auf alle neuen Stücke, welche ſie in der Stadt zu ſehen bekommen würde, Frau von Sillenſtein hatte ſchon brieflich ihre beiden Lehrmädchen auf den 16. um 10 Uhr in ihre Wohnung beſtellt, und wirklich ſagte die ganze Familie am 15. um 3 Uhr Nachmittags dem Hietzinger Dorfe

Lebewohl und fuhr wieder mit einem eigens gemiethGeten Stellwagen nach der Stadt zurück.

Daſelbſt angekommen, ſaßen ſie nach einigen Tagen wieder nach geendigtem Mittagsmale beiſammen bei Tiſche und folgendes Geſpräch entſpann ſich zwiſchen ihnen:

Hr. v. Mauerfeld. Nu, jetzt haben wir auf dem Lande gewohnt, habt Ihr etwas davon?

Fr. v. Mauerfeld. Es war doch ſchön.

Hr. v. Mauerfeld. Ja, wenn's nicht geregnet hat. Mich hat der Spaß — denn ich halte genaue Rechnung, wie du weißt, — baare 745 fl. gekoſtet. Das macht mich zwar nicht arm; aber wir hätten in der Stadt beſſer und wohlfeiler gelebt.

Fr. v. Mauerfeld. Wohlfeiler? nun ja, aber beſſer?

Hr. v. Mauerfeld. Ja, auch beſſer. — Laßt uns ein wenig rekapituliren, was für Annehmlichkeiten wir gehabt haben: Ich habe viel Geld ausgegeben; Du, Frau, haſt viel Sorge und Mühe gehabt, Karl hat gar nichts davon genoſſen und Schulden gemacht, die ich bezahlen mußte; Louiſe hat ihr Liebſtes, die Komödie entbehrt; Ferdinand hat, weil er nicht zum Lernen angehalten wurde, die zweite Klaſſe bekommen; Thereſe hat ihre ſchönen, luſtigen Lieder vergeſſen, die ſie mir vorſang; Ludwig und Roſa haben ſich braune Geſichter, Beulen und Unarten geholt, und Fränzchen weiß noch gar nicht, wo ſie war. In Zukunft laßt mich in Ruhe mit Eurem Landleben und bleibt mir hübſch in der Stadt.

Alle ſchwiegen und ſahen auf ihre Teller; da nahm die

Frau von Sillenſtein das Wort und ſprach mit freundlich lächelnder Miene:

„Lieber Herr Sohn! Der Menſch denkt und Gott lenkt. Alle unſere Wünſche können nie befriedigt werden, und ohne kleine Wölkchen ſind wenig Tage im Jahre. Man muß das Angenehme genießen und das Unangenehme ertragen.“

Hr. v. Mauerfeld. Sie ſind eine geſcheidte und geduldige Frau, liebe Frau Mutter, aber was mich anbetrifft, ſo bin ich herzensfroh, daß ich die Freuden des Landlebens überſtanden habe.

Die Wohnung zu ebener Erde.

Ich halte etwas auf eine hübſche, bequeme Wohnung, und will mir lieber auf einer andern Seite etwas abdarben, wenn es ſeyn muß, als daß ich unbequem oder ſchlecht wohne; darum konnte ich mich nicht wenig verwundern, als ich neulich meinen Freund H. beſuchte, der in einem kleinen finſtern Gäßchen, zwar in einem großen Hauſe, aber gleich beim Thore rechts zu ebener Erde wohnt, wo er im ganzen lieben Sommerjahre auch nicht ein Fünkchen des erwärmenden und erleuchtenden Himmelskörpers empfängt, im Winter bis 9 Uhr Vormittags und von 3 Uhr Nachmittags Kerzenlicht brennen muß. Dabei iſt die Wohnung, wie faſt jede zu ebener Erde, etwas dumpf und feucht, was mir in den Tod zuwider iſt. Ich machte hierüber meinem Freunde meine Bemerkungen, allein er lachte und ſagte: »Freund! es iſt wahr, ſchön wohnt man zu ebener Erde nicht, aber luſtig, ſo luſtig wie in keiner andern Wohnung, und führten ſo viele Stufen dazu empor, wie zum Himmel. Ich würde mein dunkles Gemach zu ebener Erde mit den prächtigen Sälen eines Fürſten von Ypſilon nicht tauſchen. Erſtens komme ich ſchon nicht außer Athem, wenn ich nach Hauſe kommen will, und dann weiß ich Alles, was in meinem Hauſe und in der ganzen Nachbarſchaft vorgeht, die geheimſten Intriguen und Abenteuer werden mir bekannt, ohne daß ich meine Nachbarn beſuche, oder auch nur mit der Hausmeiſterin rede: es kommt mir das Geheimſte von ſelbſt zu Ohren, ohne daß ich einen Fuß aus meinem Zimmer ſetze.

Ich begriff nicht recht, wie denn das zugehe, und befragte meinen Freund hierüber, da zeigte er lächelnd auf eines ſeiner Fenſter. „Siehſt du,“ ſagte er, „die Jalouſie dort am Fenſter, die dir bei einer Wohnung, wie die meinige, etwas ſonderbar vorkommen wird, weil ſie das Zimmer, wo ohnedieß nie ein Sonnenſtrahl hineindringt, noch dunkler macht, iſt die ganze Vorrichtung. An dieſe Jalouſie brauch' ich mich nur des Abends zu ſetzen, und die Geheimniſſe der ganzen Gegend fliegen mir von ſelber zu. Verſuch's einmal, Freundchen, ſetze dich hin; es fängt ſchon an etwas dunkel zu werden, man bemerkt dich von außen nicht mehr, ſetze dich hin, höre aber auf Tabak zu rauchen, das könnte dich verrathen, bleibe fein ruhig, und ſpitze das Ohr, du wirſt Wunderdinge hören.“

Ich ſetzte mich, ſpitzte das Ohr, und erwartete die Wunderdinge, welche da kommen ſollten; es kamen auch folgende:

Zuerſt lehnte ſich ein von Wein benebelter Bürgersmann gerade an die Jalouſie, an der ich lauſchte, und hielt folgendes Selbſtgeſpräch mit etwas ſchwerer Zunge: „Leben! — Leben! — wär' ſchon recht — wann man's nur hätte! — Leben muß der Menſch, weil er das Leben nun einmal hat. — Das hab' ich als ein guter Chriſt immer geſagt, — aber der Wirth ſollte auch ein guter Chriſt ſeyn, und ſollte um einen Gulden eine beſſere Maß Wein ſchenken. — Was der Magen will, das muß man ihm geben, denn der Magen iſt das vornehmſte Glied des menſchlichen Körpers. — Ohne Magen kann der Menſch nicht exiſtiren! Ich bin gewiß ein guter Kerl, — ich habe mich ſelber gern, aber mein Glas Wein alle Abend laß ich mir nicht nehmen, das verlangt mein Magen, das verlangt meine Subſiſtenz, das verlang' ich ſelber! — Himmeltauſendſapperment, wer will mir's wehren? Veronika, keinen Muckſer mehr, oder ich zeige dir einmal, daß ich Herr im Hauſe bin!“ Und mit dieſen Worten ging er ſcheltend und in den Bart brummend weiter, und läutete am Hauſe gegenüber, bei einem Laden an, wo ihm aufgethan und er von einer gellenden Weiberſtimme mit Vorwürfen empfangen wurde.

„Nun,“ fragte mich mein Freund, „iſt dir durch dieſen kurzen Monolog nicht faſt das ganze Lebensverhältniß des ehrſamen Herrn Schuſtermeiſters, der mir gegenüber wohnt, bekannt geworden? — Doch ſtille, es nähert ſich ſchon wieder Jemand.“

Mit einem „pſt! pſt!“ fanden ſich zwei junge Leute bei meiner Jalouſie zuſammen. Es war ein junger Burſche, ein Kaufmannsdiener aus dem nächſten Kaufladen, und ein Stubenmädchen aus dem Hauſe, worin ich mich bei meinem Freunde befand.

Er. Sind Sie endlich da, Mamſell Julie. Zwei Stunden ſteh' ich nun ſchon unter der Thür unſers Ladens, und warte vergebens, ich glaubte ſchon, Sie kämen heute gar nicht mehr herab, Engel lieber! (Bei dieſen Worten hörte ich etwas ſchmatzen.)

Sie. Es iſt ja kein Fortkommen. Meine Leute machen mit nichts ein Ende, er iſt ungeheuer langſam, und ſie hat immer was anderes zu befehlen. Man hat faſt keine Minute für ſich. Aber ich habe nicht lange Zeit, ich muß nur Öl im Kaufmannsgewölbe holen, der Herr will heut mit Gewalt eine Nachtlampe haben.

Er. Aber wann wird denn der ſelige Tag kommen, wo wir uns ein wenig länger mit einander unterhalten können?

Sie. Ja, das weiß Gott! Nächſten Sonntag, Muſſi Ludwig, kann's ſeyn, daß ich vielleicht etwas friſche Luft ſchöpfen kann. Meine Leute wollen auf's Land fahren, wann noch was draus wird, und da können wir miteinander ſpazieren gehen.

Er. Gehen? nein, um die ſchönen Füßchen wäre es Schade, wir nehmen einen Fiaker!

Sie. Ach nein, das koſtet zu viel Geld, und ich will Sie nicht in Unkoſten bringen. Die Herren rücken einem gar zu gern vor, was ſie uns für Opfer gebracht haben.

Er. O, einem ſolchen Mädchen bring' ich gern jedes Opfer.

Sie. Ich bin aber keine ſolche, Muſſi Ludwig, ich bin haushälteriſch und ſparſam, und ich darf wohl ſagen, ein Mann, der mich heirathet, wird einmal gut mit mir fahren.

Er. Ach! wer zweifelt daran? — Wenn mein Vetter, der Salzverſilberer, einmal ſtirbt, ſo krieg ich eine paſſable Summe Geld, dann kauf' ich mir ein Kaufmannsgewerb in einer kleinen Stadt, und du wirſt die meinige.

Sie. Geh'n Sie, Sie foppen mich nur.

Er. Mädel! du kennſt mich ja, ich bin ein rechtſchaffener Menſch! — aber Juli! — himmliſches Weſen! — bin ich auch der Erſte, der — bin ich gewiß der Erſte, dem du dein Herz ſchenkſt?

Sie. Können Sie zweifeln? — Ich habe zwar einige Bekanntſchaften gehabt, der Sohn des Oberjägers bei mir zu Hauſe, der hier bei einer Herrſchaft Büchſenſpanner war, hat mich früher öfters heimgeſucht, und ein Bedienter von meiner vorigen Herrſchaft hat mir, ſo lange ich ohne Dienſt war, auch freundſchaftlich unter die Arme gegriffen, aber geliebt hab' ich keinen — lieben thu' ich nur einen gewiſſen abſcheulichen Muſſi Ludwig — (hier hört' ich wieder etwas ſchmatzen) und darauf entfernten ſich Beide.

Ich machte eben einige Betrachtungen über Monſieur Ludwig's Glück, als zwei Frauenſtimmen von den Jalouſien ertönten.

Die Eine. Schönen guten Abend, Frau Nachbarin! Was machen wir? wie leben wir? geſund und wohlauf?

Die Andere. Es ginge mir paſſabel — aber die Penſion wird halt zu wenig.

Die Eine. Ja, lieber Gott, bei dieſen Zeiten reicht nichts aus. Zehn Eier um einen Gulden — s' Fleiſch auch wieder um einen Kreuzer theurer — alles ſchlägt auf, bis auf's Kranawetholz herab.

Die Andere. Ja, das ſpür' ich.

Die Eine. Aber wo war denn die Frau Nachbarin geſtern auf die Nacht? Ich habe wollen hinüber gehen, hab' aber gar kein Licht geſehen.

Die Andere. In der Komödie war ich.

Die Eine. Nun da muß's ja doch noch gut gehen, wenn wir noch ein überflüſſiges Geld in die Komödie haben?

Die Andere. Ja, ich hab's nicht ſelbſt bezahlt, der Herr von Kaminger, Sie haben ihn ja bei mir ſchon geſehen, gar ein galanter Mann, der hat mich hineingeführt. Weil er weiß, daß ich eine Liebhaberin vom Weinen bin, ſo hat er mir ſchon lang verſprochen, wenn einmal ein rechtes Trauerſpiel gegeben wird, ſo muß ich mit ihm in die Burgkomödie gehen, und da haben ſie geſtern *Iſithor* und *Olgau* gegeben, das müſſen Sie anſchauen, Frau Nachbarin, ſo was Schönes hab' ich in meinem Leben nicht geſehen. Die Geſchichte geht in *Schlawacken* vor, denn ſie ſind alle ungariſch angezogen, und da ſind zwei Brüder, ein guter und ein ſchlechter, und die ſind beide in die *Olgau* verliebt, das iſt aber auch ein Mädel, kein böſes Auge ſoll's anſchauen, und da ſpeiſen ſie auf dem Theater, und da muß der eine Bruder als Bedienter aufwarten, und das verdrießt ihn, und die *Olgau* verdrießt's auch, aber das ſollen Sie hören, wie *ſie's* hernach dem andern Brudern hineinſagt, daß er völlig wüthend wird.

Die Eine. Was eſſen ſie denn auf dem Theater?

Die Andere. Das hab' ich nicht recht ausnehmen können.

Die Eine. Nun und welcher kriegt denn das Mädel?

Die Andere. Gar keiner, auf die Letzt erſchießt einer den Andern.

Die Eine. Wie kann denn das ſeyn, wann Einer erſchoſſen iſt, ſo kann er ja den Andern nicht mehr erſchießen.

Die Andere. Ja, ſie laſſen ja alle zwei zugleich krachen, und fallen alle zwei zugleich um. — Aber wie die Leute ſpielen, das iſt ſchon eine Pracht, und die Reden ſetzen ſie, das einem das Herz im Leib zerſpringen möchte. Der gute Bruder, das war der Korn! ah! der Korn! — Sie — ich kann's gar nicht ſagen, wie ſüß der reden kann, und der böſe, der heißt Löw, ah! der hat aber auch eine Stimme wie ein Löw, und wann er ſie nicht kriegt, ſagt er, die Olgau, ſo wird er — ich weiß nimmermehr was er geſagt hat, was er thun wird, aber mir iſt ſelber angſt und bang dabei geworden. — Kurz! das nächſte Mal, wann's wieder gegeben wird, gehen wir mit einander hinein; denn ich ſchau's noch einmal an. — Jetzt gute Nacht, Frau Nachbarin!

Die Eine. Ich komme ſpäter noch ein bischen zu Ihnen hinüber, ſo ſchwätzen wir noch ein wenig mit einander.

Die Andere. Ja ich — Sie werden kein Licht ſehen, denn — ich werde mich heute früh ſchlafen legen.

Die Eine. Nun alſo gute Nacht! Morgen ſehen wir uns.

Das Geſpräch hatte mich recht beluſtigt, und mir gezeigt, was derlei Leute im Theater ſuchen, und wie ſie das verſtehen, was ſie dort finden.

Zwei junge Leute, beide ſehr ſchnell laufend, prallten jetzt gerade vor der Jalouſie an einander, und es ſprach:

Der Eine. Guten Abend Bruder! Schau mich an, wie gefall' ich dir?

Der Andere. Sehr ſchön, der Frack hat einen herrlichen Schnitt, und die Weſte — ganz neuer Stoff, ich habe noch keinen ähnlichen geſehen.

Der Erſte. Habe beide ſelbſt gemacht, der Weſtenſtoff iſt mir von einem Hofkleide des Grafen Gellhorn abgefallen.

Der Zweite. Nun und wie findeſt du meinen Kopf?

Der Erſte. Superbe, der Wurf der Haare auf eine Seite ſteht herrlich. — Apropos, Bruderherz, denke dir meine Haare fangen mir an auszugehen, was ſoll ich thun?

Der Zweite. Die Haare ſind auch Pflanzen, Blumen, man muß ſie begießen, wie andere Gewächſe.

Der Erſte. Alſo den Kopf waſchen?

Der Zweite. Waſchen und pomadiren, aber nur mit Maß; der Baum, der zu viel begoſſen wird, fault an der Wurzel. — Auch ſollſt du deine Haare manchmal ſtutzen laſſen. — Sieh, wenn du bei Geſträuchen die überflüſſigen Triebe wegnimmſt, ſo werden ſie feſter und dicker.

Der Erſte. Was glaubſt du, wenn ich mir mitten auf dem kahlen Plätzchen am Scheitel ein Plättchen falſcher Haare aufkleben ließe?

Der Zweite. Gut, ich mache dir eins; das iſt wie ein neues Dach auf einem Hauſe.

Der Erſte. Und ſchadet das dem Kopf nicht?

Der Zweite. Nicht im geringſten, denn wir brauchen ja dazu keinen Kleiſter und kein Eierweiß mehr, das würde der Vegetation der Haare ſchaden, ſondern wir vereinigen die falſchen Haare mit den wenigen natürlichen ſo künſtlich, daß beide zwei Heerden gleichen, welche mit einander weiden, oder zwei Flüſſen, welche mit einander vereint durch die Ebene murmeln.

Der Erſte. Schön!

Der Herr Kleiderkünſtler und der Herr Kopfgärtner verſprachen einander noch, ſich morgen Abends beim Sperl zu finden, und liefen dann jeder ſeinen Weg weiter.

In dieſem Augenblicke hörten wir draußen an der Hausthür pochen, mein Freund ging hinaus, öffnete, und brachte Herrn Sollberg, einen jungen Beamten, der in dieſem Hauſe wohnt, herein, er ſtellte mir Sollberg vor, und ſagte mir, daß ſie beide faſt täglich mit einander Abends eine Partie Piket machten, und dann zuſammen in's Gaſthaus ſoupiren gingen.

Während mein Freund Tiſch, Karten und Lichter bereitete, ſtellte ſich Sollberg zu mir zur Jalouſie, um auch ein vorübergehendes Guckkaſtenſtückchen mit anzuhören. Da tönte ein leiſes Huſten vor der Jalouſie. Wir horchten und gaben meinem Freunde Zeichen, das Licht noch unangezündet zu laſſen.

Zu dem huſtenden Manne geſellte ſich bald eine Frau. — „Sie haben lange warten laſſen," flüſterte die Männerſtimme, „himmliſche Frau."

„Es iſt nicht meine Schuld," erwiederte die Dame, „mein Mann wollte heute gar nicht fortgehen, aber eilen wir von hier weg" — kaum war dies geſprochen, als Sollberg ſchrie: „Himmel und Erde, das war ja die Stimme meiner Frau! Die Schändliche, die Treuloſe beklagte ſich über heftige Kopfſchmerzen, aber warte! warte!" mit dieſen Worten ſtürzte er wie wüthend bei der Thür hinaus.

Ich und mein Freund, der indeſſen mit dem Licht herbeigekommen war, ſahen einander an, wollten lachen, konnten aber doch nicht recht, und mein Freund ſagte kopfſchüttelnd: „Ei ei, das iſt mir doch unlieb.“ — Ich verließ meinen Platz an der Jalouſie und bemerkte, es ſei doch nicht für alle Leute gleich luſtig, vorübergehende Bilder zu ebener Erde mit anzuſehen.

Ihnen aber, meine ſchönen lieben Leſerinnen, gebe ich den guten Rath, ja nicht geheime Geſpräche auf der Gaſſe vor einem Fenſter zu halten, und wenn auch dies noch ſo feſt zugeſchloſſen ſcheint, und ſie kein Licht durchſchimmern ſehen.

Ein neuer Rock.

Ich mag nun einmal keinen neuen Rock anziehen. Hab' ich einen reinlichen Bedienten, ſo laß ich einen ſolchen immer von dieſem erſt ein paar Tage tragen, bis er wenigſtens die Tuchbüge, die Fäden, den Glanz, den Strich und alle Anzeichen der Neuheit verloren hat. Kann ſeyn, ich bin ein Narr, aber ich bin nun einmal ſo. Ich will beſchreiben, was mich daran ärgert, und ich bin überzeugt, mancher Leſer wird ſich denken: „Mir geht's gerade ſo!“

Da geh' ich aus mit einem neuen Rocke und ein Freund begegnet mir, und zwickt mich lächelnd in den Arm, und wenn ich ihn frage, warum er das thue, antwortet er mir: „Damit ich den Schneider herauszwicke!“

Ein anderer luſtiger Geſelle bleibt ſchon von weitem ſtehen, wie er mich nur erblickt, ſchlägt die Hände verwunderungsvoll zuſammen und fragt ſchelmiſch: „O! was für ein ſchöner neuer Rock! iſt er auch ſchon bezahlt?“

Dem Dritten ſoll ich Rechenſchaft geben, wie viel das Tuch gekoſtet habe; er findet es ſehr ſchönfärbig und fein, beweiſ't mir aber, daß der ſeinige doch noch ſchöner und feiner, und dabei wohlfeiler ſei.

Ein Vierter findet am Schnitte etwas auszuſtellen, und empfiehlt mir ſeinen Schneider.

Ein Fünfter endlich verſichert mich, das Tuch werde die Farbe verlieren, ſo ſchön es auch jetzt ſei.

„Schau den an mit dem neuen Klüftel, der bild't ſich was ein?“ ſchreit ein Fiaker, an dem ich vorüber gehe.

„Warum denn heute gar ſo ſchön aufgeputzt?“ fragt mich Fräulein J., die mir begegnet.

Kommt mir Einer auf der Straße entgegen, dem ich etwas ſchuldig bin, ſo kommt es mir vor, als läſe ich in ſeinem Geſichte, daß ſein Blick ſehr unfreundlich auf meinem Rocke ruht.

Begegnet mir Einer, der mir was ſchuldig iſt, und ſieht meinen neuen Rock, ſo darf ich ſchon verſichert ſeyn, daß er, ſtatt die alte Schuld zu zahlen, nächſtens eine neue bei mir wird machen wollen.

Einem Armen, der mich auf der Straße anbettelt, und mich des neuen Rockes wegen Euer Gnaden titulirt, muß ich doch wenigſtens ſtatt eines Kreuzers einen Groſchen geben.

Bei jeder Straßenecke bleib' ich ſtehen und ſchlage mir den Staub mit dem Taſchentuche von den Stiefeln.

Irgendwo am Körper genirt mich der neue Rock gewiß, und wenn er noch ſo gut gemacht iſt, nur das Alte iſt durchaus bequem.

Die Geliebte macht Anſpielungen auf meinen Reichthum und auf ihre Armuth an Kleidern. „Ich kann mich ja jetzt gar nicht öffentlich mit Ihnen ſehen laſſen!“ ſagt ſie. Was folgt daraus?

Ich vermeide eine Gaſſe, in der gebaut wird, damit mir kein Kalktropfen etwa auf den neuen Rock falle, ich weiche einem Wagen zehn Schritte weit aus, der ſchnell daher fährt, ich nehme die beiden Schöße hinauf, wenn ich mich irgendwo niederſetze, kurz das Bewußtſein, ich habe einen neuen Rock an, läßt ſich bei mir nicht verläugnen, und das ſieht mir auch Jedermann an.

Ich bemerke, daß alte Handſchuhe zu einem Kleide nicht recht paſſen und trete daher, obſchon die meinigen noch nicht ſchadhaft ſind, in das nächſte Gewölbe, mir neue zu kaufen. Eben ſo geht's mir mit dem alten Hut.

Ein Freund hat mir geſagt, mein neuer Rock werfe auf einer Schulter eine Falte. Ich breite daher dieſe Schulter ſo viel als möglich aus, um die Falte auszufüllen.

Ein Wölkchen ſteht am Firmamente, ich eile, daß ich ſchwitze.

Die ärgſte von allen Calamitäten aber iſt, daß man ſogar glaubt, und mich fragt, ob ich auf Freiersfüßen gehe?

Den erſten leichten Athemzug ſchöpfe ich wieder, wenn ich des Abends nach Hauſe komme, den neuen Rock ausziehe und in meinen alten bequemen Gottfried fahre.

Die charmanten Leute.

Der Titel: Ein charmanter Mann, wird ſo verſchieden gebraucht und erklärt, daß es wohl der Mühe werth wäre, einmal eine ganze Abhandlung über das vielſagende und oft ſo wenig verlangende Wort charmant zu ſchreiben. Heigelin in ſeinem Fremdwörterbuche überſetzt es mit reizend, bezaubernd, allerliebſt, äußerſt einnehmend, angenehm. Jedes dieſer Wörter berührt wohl eine Eigenſchaft eines ſogenannten charmanten Mannes, aber ganz bezeichnet ihn keines derſelben. Die Charmanteté iſt eine Art von Ruf, welche man manchmal ſehr wohlfeil kauft, manchmal ſehr theuer bezahlt. Sie iſt ein Gemiſch von Geiſt und Artigkeit, ein Firniß von feiner Lebensart, welcher die Fehler übertüncht und vergeſſen macht. Sie iſt nur ein Ausdruck des Übereinkommens, womit man eine Perſon bezeichnet, welche man mit Vergnügen ſieht. Am deutlichſten werd' ich den Begriff wohl erklären, wenn ich einige ſogenannte charmante Leute beſchreibe.

Herr von N*** bat mich jüngſt zum Mittagmale. „Ich vereinige bei mir künftigen Dinstag (ſo ſchrieb er mir) eine Geſellſchaft von charmanten Leuten, welche mir gut ſind; wollen Sie ihre Zahl vermehren, ſo werden Sie ein Vergnügen machen

Ihrem N***“

Ich nahm die Einladung an, und war am beſtimmten Tage ſchon früher dort, als alle übrigen Gäſte.

Herr von N*** iſt ſelbſt ein ſehr charmanter Mann, Alle welche ihn kennen, nennen ihn ſo. Zu einer Zeit, wo ſeine Handlungsgeſchäfte ſchlecht gingen, fallirte er zwar, allein dieſes ſchadete ſeinem guten Rufe gar nichts; denn treu dem neuen Übereinkommen mit ſeinen Gläubigern, bezahlte er dieſen die Hälfte von dem, was ſie ihm ganz anvertraut hatten. Da ſie aber befürchteten, gar nichts zu bekommen, ſo ſahen ſie dieſe Art Wiedererſtattung wie ein gefundenes Geld an, und erhoben die Rechtlichkeit des Herrn N*** bis zum Himmel. Dieſer war in ſeinen Geſchäften ſehr glücklich. Man ſchätzt ſein Vermögen jetzt ſchon auf **200,000 Gulden**, und da er verſprochen hat, er werde ſeinen einſtmaligen Gläubigern ungezwungen auch noch die andere Hälfte ſeiner Schuld bezahlen, wenn es ihm gelingen würde, ſein Vermögen zu verdoppeln, ſo beeifert ſich jeder derſelben, ihm die **Mittel** dazu an die Hand zu geben. Dieſes gibt nun ſeinem **Kredit** einen neuen Schwung und ſeinem guten Namen einen neuen Nimbus. Die ganze Welt ſagt, er ſei ein charmanter Mann.

Der charmante Hausherr war noch im Comptoir, ich fand daher Niemanden im Speiſezimmer, als ein kleines, gepudertes Männchen mit einem ſo jovialen Geſichte, daß ich mich auf der Stelle zu ihm hingezogen fühlte.

Auf dem Couverts lagen Karten, worauf die Namen der Gäſte geſchrieben waren. Ich durchſah ſie. Das Männchen fragte mich lächelnd, ob ich die Herren und Damen wohl alle kenne, mit denen ich ſpeiſen werde? „Ihre Namen“ — antwortete ich — „hab’ ich wohl ſchon öfters nennen gehört, aber perſönlich ſie zu kennen, hab’ ich nicht das Vergnügen; ich weiß nur, daß es durchaus charmante Leute ſeien.“ — „Nun, das will ich meinen!“ entgegnete der Gepuderte lächelnd, nahm eine Karte nach der andern, las die Namen, und ſetzte Folgendes hinzu:

„Herr von Sackel. O das iſt ein ſehr charmanter Mann. So gefällig, ſo zuvorkommend, ſo hülfreich. Daß er etwas davon haben muß, das verſteht ſich wohl von ſelbſt, denn umſonſt iſt der Tod. Der gute Mann beſchäftigt ſich meiſtens damit, die Leute zu rangiren, wenn ſie in Verlegenheit gekommen ſind, und hat ſich durch lauter ſolche Rangements am Ende auch ſelbſt beſtens rangirt. Der Baron X*** z. B. Sie wiſſen, wie der Mann herabgekommen war. Seine Schuldenlaſt ſoll bei 40,000 Gulden betragen haben, und er ging nicht mehr unangefochten auf der Straße. Da nahm er ſeine Zuflucht zu dem charmanten Herrn von Sackel, der rangirte die Sache ſo, daß er jetzt ganz ruhig auf ſeinem Landgute ſitzt, wo er eigentlich Verwaltersdienſte thut und die Einkünfte an Herrn von Sackel abführt. Hingegen lebt er aber auch in Ruhe und Frieden. Der Herr von Sackel hat ſich mit allen ſeinen Gläubigern in ſeinem Namen ausgeglichen, und der Freiherr X*** iſt nur dieſem allein mehr 100,000 Gulden ſchuldig, welche Summe er ſammt Procenten nach und nach abbezahlen kann. Das nenn’ ich doch glücklich wegkommen! Iſt der Herr von Sackel nicht ein charmanter Mann?“

„Frau von Fichtel. Nun die Frau von Fichtel werden Sie doch kennen?“

Ich. Leider nicht.

Der Gepuderte. Nicht? Ei, leben ſie denn unter der Erde, daß Sie auf derſelben die charmanteſte aller Frauen nicht kennen? Freundchen! was ſoll ich Ihnen von ihr ſagen? Die Stadt ſpricht, die Welt ſpricht: Unterm Monde exiſtiren nicht zwei ſolche Frauen wie ſie. Sie kann Alles, ſie will Alles, Sie erſteht Alles, ſie thut Alles mit einer Art und Liebenswürdigkeit, die ihres Gleichen nicht haben. Wünſchen Sie ein Ämtchen? wenden Sie ſich nur an ſie, ſie weiß den rechten Mann bei der rechten Seite zu packen. Verlangt es Sie nach Bekanntſchaften? thun Sie ihr nur ein Bischen ſchön, binnen vierzehn Tagen ſind Sie von ihr in eben ſo viele Häuſer eingeführt, wo Sie ſtets ein anderes Vergnügen erwartet. Brauchen Sie Geld? ſie verſchafft Ihnen dasſelbe auf Pfänder und auch bloß auf Ihr gutes Geſicht; im letzteren Falle müſſen Sie freilich dafür etwas mehr bezahlen. Wollen Sie eine Neuigkeit unter die Leute bringen? nur ſie davon unterrichtet, und in ein Paar Stunden ſpricht die Stadt davon. Haben Sie Pränumerations-Scheine auf Bücher, oder Loſe auf ausgeſpielte Prätioſen? legen Sie ſelbe in ihre Hände, und die charmante Frau bringt Alles in wenigen Stunden an Mann. Haben Sie ein verliebtes Abenteuer, und wiſſen nicht wohin damit? nur zu ihr, lieber Freund! — Ja ſelbſt bis zu den kleinſten Kleinigkeiten läßt ſich die charmante Frau herab. — Sie empfiehlt Ihnen einen Lehrer für Ihre Kinder, ein Stubenmädchen für Ihre Frau, einen Copiſten für Ihre Schreibereien, ſie procurirt Ihnen eine vacante Loge für die heutige Opernvorſtellung, ſie weiß eine ſchöne Sommerwohnung für

Sie, ſie verſchafft Ihnen unter der Hand einen echten Shawl für Ihre Frau. Brauchen Sie Loſe zu einer Güter-Lotterie? von ihr erhalten Sie ſelbe um wohlfeilern Preis. Sie ſpielt beſſer Whiſt und l'Hombre als jeder Mann, ſie ſpielt in einer Geſellſchaft auf dem Pianoforte die ſchönſten Walzer, ſie ſingt vom Blatte, ſie weiß Räthſel und Anekdoten in Menge, ſie kennt jede Equipage, die auf der Gaſſe fährt, ſie macht die Honneurs in dem Hauſe eines reichen Junggeſellen und bei allen dieſen Dingen benimmt ſie ſich mit einer Offenheit, Freimüthigkeit und Liebenswürdigkeit, die gar nicht zu beſchreiben ſind. Nun, die wird doch mit vollem Rechte eine charmante Frau genannt werden?

Ich. Allerdings.

Auf der nächſten Karte, die mein Gepuderter mir zeigte, ſtand: Baron von Reidlinger. „O!“ rief mein Erklärer, „auch ein ſehr charmanter Mann. Jung, mit einem feurigen Augenpaar, und immer im neueſten Pariſer Schnitte gekleidet. Ich kannte ihn freilich noch zu jener Zeit, als er einen ziemlich abgeſchabten, ſchwarzen Frack trug, an welchem die Nähte ſchon in's Graue fielen und die Knöpfe abgeſtoßene Ränder hatten; aber das hat ſich alles zu ſeinem Vortheile geändert. Er heirathete die Tochter eines Gutsbeſitzers, nach deſſen Tode ihm durch ſeine Frau eine reiche Erbſchaft zufiel. Das gute Weibchen liebt ihren Gemahl, der im Gegentheil Alles vergeſſen zu haben ſcheint, was er ihr dankt. Er hat mehr verliebte Abenteuer, als Tage im Jahre ſind, er ſieht jeden Mittag zehn bis zwölf gute Freunde bei ſich, und im Sommer iſt ihm auf ſeinem Gute Jeder willkommen, der ihn beſuchen will. Von allen wohlthätigen Inſtituten iſt er Mitglied, er unterſtützt Künſtler und Gelehrte, und neulich hat der Compoſiteur Y*** von ihm für die Dedication einer Clavier-Sonate einen prächtigen Brillantring erhalten. Bei jeder Beneſice-Vorſtellung nimmt er eine Loge und ſpricht dabei ganz naiv: „Ich bin reich, ich kann's thun.“ Seine Frau beweint freilich zwiſchen ihren vier Pfählen ihr trauriges Schickſal, und muß zwei Kinder erziehen, die er von Andern — — angenommen hat; allein er mißhandelt ſie nicht, er nennt ſie ſogar „mein Kind! und mein Schatz!“ wenn er des Monats einmal mit ihr ſpricht, und ſo macht ihm kein Menſch den Titel eines charmanten Mannes ſtreitig.“

„Dieſe Karte trägt den Namen eines charmanten Fräuleins: Roſina von Wollenſtein. Sie iſt zwar ſchon im vorigen Monate großjährig geworden, aber das benimmt ihrer Liebenswürdigkeit nichts. Sie iſt weder ſchüchtern noch blöde, und ſchlägt nicht gleich bei jedem gewagten Wort die Augen nieder, ſondern taugt ganz in eine luſtige Geſellſchaft. — Wenn's beim Pfänderſpiele zum Küſſen kommt und die jungen Gänschen ſich gewaltig zieren, ſo löſ't ſie ihr Pfand mit einer naiven Hingebung ein, der nichts gleich kommt. Sie ſoll, wie man ſagt, ſchon mit drei jungen Herren bis zum Traualtar gekommen, aber dann von ihnen verlaſſen worden ſeyn; aber das erzählt ſie Ihnen alles gleich in der erſten Stunde ſelbſt mit liebenswürdiger Offenheit, und ſetzt nur ſchelmiſch hinzu: „Es hat nicht ſeyn wollen, es iſt ſo beſſer!“ Sie tanzt ganz charmant und ſpricht ferm Franzöſiſch. Man kann ſich nicht charmanter benehmen als ſie.“

»Herr Dolſt, welchem der Platz neben ihr angewieſen iſt, macht ihr die Cour. Noch vor einigen Jahren war er ein armer Advokat. — Ein reicher Wucherer ſtarb kurze Zeit nachher, als er eine groſſe Summe bei ihm hinterlegt hatte. Die Familie wußte nichts davon, aber Dolſt, der glaubte, ſein darüber ausgeſtellter Empfangſchein würde ſich vorfinden, unterrichtete ſie auf der Stelle hievon. Dieſe ſchöne That wurde zum Geſpräche in der ganzen Stadt und kam auch zu den Ohren der verwitibten Frau von Zähring. Sie ward davon gerührt, ſuchte am andern Tage den Advokaten Dolſt auf, um ſich über die fruchtbringende Benützung ihres Vermögens bei dem rechtſchaffenen Manne Rathes zu erholen. Seine ſchöne Geſtalt rührte ſie noch mehr als ſeine Rechtſchaffenheit, und in einem Monate reichte der glückliche Dolſt der 76jährigen, eine halbe Million reichen Frau, ſeine Hand am Altare. Sogleich ließ er bei ſeinem Schneider unter Einem das Hochzeit- und das Trauerkleid verfertigen; doch der Menſch denkt, der Himmel lenkt; die Frau ſchien der Zeit Hohn ſprechen zu wollen, jeder Tag gab ihr neue Kräfte, und ihr Gatte ſtreute ihr beim Untergange ihrer Lebensſonne einige von jenen Blümchen auf den Weg, welche ihm die Jugend reichte. Dieſe Vereinigung, welche früher die Zielſcheibe des Spottes und eine unverſiegbare Quelle aller Epigrammatiſten war, fand jetzt überall Bewunderer. Dolſt allein fand, daß der Spaß doch etwas zu lange daure. Er wußte, daß ſeine alte Frau früher außerordentlich kokett war; die Sorgfalt, welche ſie noch immer auf ihre Toilette verwandte, zeigte ihm, daß ſie noch jetzt dieſe Schwachheit beſitze. Anſtatt ſie daran zu hindern, ſuchte er ihr vielmehr alle Mittel dazu an die Hand zu geben; er überredete ſie, daß die Zeit noch kaum mit den äußerſten Enden ihrer Flügel ihre Reize berührt habe, er ſchaffte ihr die neueſten Moden an, pries die Schönheit ihrer Formen, wenn ſie recht leicht gekleidet erſchien, und führte ſie zu allen öffentlichen Vergnügungen. Man fand gar nicht Worte genug, um das Benehmen dieſes jungen Mannes gegen ſeine alte Frau zu preiſen. Ganze Nächte brachte er mit ihr auf Bällen zu, und tanzte alle Walzer mit ihr, und alle Galoppen nur mit ihr, bis ſie kaum mehr auf den Füßen ſtehen konnte. Alle Frauen blickten ſehnſuchtsvoll auf den galanten, zuvorkommenden, ſchönen Ehemann, und neidiſch auf ſeine glückliche Frau. Man kann wohl denken, daß die bejahrte Frau dieſes wüſte Leben nicht lange ertragen konnte. Sie tanzte der Grube immer näher, und ruhte ſchon binnen drei Monaten in derſelben auf ewig aus. Ein anderer hätte nun die Maske abgelegt. Nichſt ſo Dolſt. Er ſchien untröſtlich. »Sie war meine Wohlthäterin« — rief er, ſchloß ſich mehre Wochen in ſein Gemach ein, um die Erbſchaft in Ordnung zu bringen, und als er wieder an's Licht der Welt trat, beeiferte ſich jeder Vater, dieſem charmanten Ehemann ſeine Tochter in die Arme zu werfen.«

»Gleich hier nebenan ſitzt der Schauſpieler Roſenhauch, gar ein lieber charmanter Mann, der die ſchönſten Gedichte deklamirt, und ſich nicht ſchont, bis er heiſer wird; auch weiß er immer die neueſten Späße und Liebesabenteuer und Feindſchaften, die ſich zwiſchen den Couliſſen zugetragen, zu erzählen; gegen Damen iſt er vorzüglich artig, und führte den Titel des Charmanteſten von allen Theaterperſonen mit vollem Rechte.«

»Zu ſeiner Rechten hier wird die Frau von Kurz ſitzen, eine gar liebe charmante Frau. Sie bricht nichts und macht nichts, lacht zu Allem, was man ſpricht, daß ihr das Kinn wackelt, präſentirt Jedem, mit dem ſie ſpricht, Münzen-Bonbons aus ihrem kleinen Döschen, iſt ein volles rundes Dämchen, mit einem zarten, weichen Patſchchen und zwei Grübchen in den Wangen, und man darf ſich im Geſpräche mit ihr nicht den mindeſten Zwang anlegen.«

»Der Herr Rath von Müller, deſſen Name hier ſammt dem Prädikate auf dieſer Karte ſteht, iſt ein gar charmanter Herr. Vom Amte iſt er zwar in den Penſionsſtand verſetzt worden, weil er, wie die Leute ſagen, meiſt in den Tag hinein gerathen hat; aber das muß doch nicht der Fall geweſen ſeyn, denn er hat ſich während ſeiner Dienſtleiſtung ein ſchönes Sümmchen erſpart, von deſſen jährlichen Zinſen er jetzt ganz bequem lebt. — Er kennt alle Weine bei dem erſten Tropfen, den er koſtet, und ſagt ſogar richtig die Jahre, in welchen ſie gewachſen ſind. Sie werden ihn nie widerſprechen hören. »So? — Ja! Hm! Ei, ei! der Tauſend! Schau, ſchau! Ei, wer ſollte das meinen? — Da ſehe man! — Jetzt gehen Sie weg!« — ſind ſo die Redensarten, die er ſtets im Munde führt, woraus erhellt, daß der charmante Mann wohl nur durch Cabale geſtürzt wurde. Außer dem iſt er ein Tauſendkünſtler, er macht Barometer-Figürchen, überträgt Kupferſtiche auf Glas und Holz, weiß vermittelſt des Storchenſchnabels zu ſilhouettiren, reparirt Uhren, ſchneidet den Stephansthurm aus Papier, verfertigt Cartönchen aus Pappe u. ſ. w. — Ein gar lieber charmanter Mann!«

»Der Ritter von Säblingen hier neben ihm würde ſich nicht die kleinſte tadelnswerthe Handlung erlauben. Er treibt die Delikateſſe auf's äußerſte. Allein dieſer Ehrenmann iſt der ganzen Welt ſchuldig und bezahlt keinen Menſchen. Er gibt einem Armen, der ihn um Almoſen anſpricht, einen Zweiguldenzettel, verweigert aber dem Arbeitsmann, der ihm Dienſte geleiſtet hat, ſeinen Lohn. Er hat neulich einen herrenloſen Pudel, der ihm auf der Straße nachlief, zu einer alten Frau in die Koſt gegeben, und bezahlt monatlich fünf Gulden Atzungskoſten für ihn. Das iſt einer von Jenen, denen man neben dem Prädikate eines charmanten Mannes auch noch jenes eines guten Jungen beilegt.«

»Dieſe Karte trägt den Namen eines ausgezeichneten Rechtsgelehrten. Er gilt in der ganzen Stadt für einen der Unbeſtechlichſten. Er führt die Prozeſſe der Armen unentgeldlich, verliert aber auch richtig jene davon, die er gegen angeſehene Familien führt; dafür kann der charmante Mann natürlicher Weiſe nicht.«

»Der junge Herr von Rieſen, deſſen Name auf dieſer Karte ſo zierlich geſchrieben iſt, beſitzt einen hellen Verſtand, eine ausgezeichnete Bravour, und opfert ſich immer für Andere. Er iſt ein außerordentlich charmanter Mann. Stellen Sie ſich vor: neulich hat er ſich ſogar für einen Mann geſchlagen, deſſen Frau er den Hof macht.«

»Hier ganz zu unterſt ſitzt der Lehrer der Kinder. Sie bemerken, daß ſein Name auf der Karte ganz nackt, ohne

Herr und ohne von geſchrieben ſteht. Iſt auch ein charmanter Mann, die Kinder lieben ihn mehr, als den Vater, weil er ſie zu nichts zwingt, ſondern ſie immer thun läßt, was ſie ſelbſt gern mögen. Das iſt nun ſo ſein pädagogiſcher Grundſatz, man müſſe die Kinder ihre Selbſtſtändigkeit fühlen laſſen, und ihnen nie Zwang anlegen. Die Buben ſind daher auch wild wie der Teufel und die ganze Welt nennt ſie ein Paar charmante Jungen.“

Mein gepudertes, wie man ſieht, ebenfalls ſehr charmantes Männchen, wollte mir noch weiter erzählen, da öffnete ſich die Nebenthür, und der Hausherr trat mit der beſchriebenen charmanten Geſellſchaft ein.

Die Stellwagen.

Geprieſen ſei Derjenige, der zuerſt auf den Einfall kam, einen Geſellſchafts- oder ſogenannten Stellwagen zu errichten, geprieſen ſeien alle Diejenigen, welche ihm nachfolgten; dieſe Einrichtung iſt für Wien und ſeine Bewohner eine Quelle von vielen Vergnügungen, für viele ein Mittel, ihre Geſundheit zu erhalten, zu befeſtigen oder zu verbeſſern; kurz ich kann mir Wien ohne Geſellſchaftswagen gar nicht mehr denken. Die meiſten dieſer Wagen ſind bequem und gut eingerichtet, manche ſogar auch elegant, für 9 Perſonen freilich etwas knapp, beſonders wenn Frauenzimmer ſo indiscret ſind, große Bündel und Einkaufkörbe mit ſich zu nehmen, aber wenn man nur einmal eingepackt iſt, ſo rüttelt ſich das Ding doch ſo zuſammen, daß man am Ende nicht gar zu unbequem fährt, und einer hübſchen Nachbarin etwas näher zu rücken, iſt doch auch nicht gar ſo unangenehm. An guten Pferden fehlt es wohl den meiſten, und gar ſchnell geht die Fahrt nicht, aber das Sprichwort ſagt mit Recht: „Beſſer ſchlecht gefahren, als ſtolz gegangen.“

Es gibt in ganz Öſterreich kaum eine, in was immer für einer Hinſicht bedeutende Ortſchaft, von welcher nicht Geſellſchaftswagen, mindeſtens wöchentlich einmal, nach Wien und zurück gingen, und in die nächſten und reizendſten Umgebungen unſerer Reſidenz kann man zu jeder Stunde des Tages mittelſt ſolcher Wagen gelangen. Das iſt beſonders für einzelne Perſonen nicht nur ſehr bequem, ſondern auch mit ſehr geringen Koſten verbunden, und kann nicht genug geprieſen werden. Dieſe Geſellſchaftswagen ſtehen auf beſtimmten Plätzen (Stellen) in der Stadt, wo ſie die Paſſagiere erwarten, darum heißen ſie Stellwagen. Man kann ſich auch vorhinein auf Plätze pränumeriren und erhält dann von dem Stellwagenexpeditor eine Verſicherungskarte. Nach Hietzing (dem beſuchteſten Dorfe um Wien) allein fahren wohl 20 ſolcher Stellwagen, und die ganze Anzahl zieſer Wagen nach allen Umgegenden dürfte ſich leicht über 100 belaufen. Auf dem Wagenſchlage ſteht geſchrieben die Nummer des Wagens, der Name des Eigenthümers und der Ort, wohin er fährt.

Dieſe kurze Einleitung hab' ich nicht für meine Landsleute, die Wiener, geſchrieben, die dieß alles ohnehin täglich vor Augen haben, ſondern für Ausländer, welche dieſe Lebensbilder leſen. Ich will dir nun, geneigter Leſer, einige ſolcher Stellwagen ſammt ihrem Inhalte mit der Langſamkeit, welche ihnen gewöhnlich eigen iſt, in einzelnen Bildern vorüberrollen laſſen.

Fahrt nach Hietzing.

Ein ſchöner Frühlingstag lockte mich ins Freie. Ich ſchlenderte langſam den Kohlmarkt hinab und drehte mich dann dem Petersplatze zu, wo, wie ich wußte, die Stellwagen nach Hietzing ihre Paſſagiers erwarten. Als ich dort ankam, fuhr eben einer der Wagen, mit Menſchen vollgepfropft, ab, in einem zweiten ſaßen aber erſt zwei Reiſeluſtige. Ich zahlte einer wohlbeleibten, netten Frau, welche daſelbſt die Expeditorſtelle, gleich einem Manne, mit aller Genauigkeit beſorgt, meine 12 kr. C. M. und ſetzte mich zu beiden Herren in den Wagen. Ein »gehorſamer Diener!« war unſer wechſelſeitiger Gruß und ich nahm auf dem Hinterſitze Platz, obſchon der Mittelſitz der breiteſte war, weil jener noch ganz unbeſetzt war. Ich beſah mir meine beiden Reiſegeſellſchafter ein wenig. Der eine, ein ſtattlicher Mann bei 50 putzte eben ſeinen Meerſchaumpfeifenkopf mit dem Schnupftuche rein, und ließ ſich dabei vernehmen, der Himmel möge geben, daß keine galanten Damen mitfahren, ſonſt ſei ihm das Tabakrauchen verleidet; der andere, ein junger, modiſch gekleideter Mann, ſah mir darnach aus, als ob er gerade den entgegengeſetzten Wunſch hege; denn ſo oft ein artiges Mädchen im Vorübergehen dem Wagen nahe kam, rückte er ſchon von ſeinem Eckplatze und ergriff, hoffend, ſie werde einſteigen, die Klinke des Wagenthürleins, um ihr dieſes zu öffnen. Allein die Engel flatterten alle vorüber und ein einziger ſehr dickleibiger Engel wackelte mit zwei Einkaufkörben an den Armen, vom Schweiße triefend, athemlos auf den Wagen zu. Der junge Mann zog ſeine Hand von der Klinke zurück. Die dicke Frau ſprach mit dem Kutſcher: »Karl,« ſagte ſie, »heut hab' ich etwas viel bei mir, aber morgen iſt Feiertag und morgen beſucht uns mein Schwager mit 5 Töchtern auf Mittag, die Leute muß man alle Jahre ein paarmal abfüttern, und da hab' ich in der Stadt einkaufen müſſen.« — »Ja,« antwortete der Kutſcher Karl, indem er mit der Hand unter den Hut fuhr und ſich an den Kopf kraute, „'s war ſchon recht, Frau Endlhuberin, wenn wir nur nicht zu viel Badaſchir kriegen.“ — „Ei!“ verſetzte die Frau, indem ſie dem Karl einige Kupfermünze als Trinkgeld in die Hand drückte, „es wird's ſchon thun!“ — „Ach freilich“ erwiederte Karl, indem er das Kupfergeld zählte, „wann's halt nicht anders iſt, ſo nimm ich einen Korb zu mir auf den Bock!“ und mit vieler Freundlichkeit, aber auch mit vieler Mühe, ſchob er die etwas faßartige Frau in den Wagen zu mir auf den Hinterſitz. „Fahren Sie auch nach Hietzing?“ mit dieſer Frage eröffnete die Dicke das Geſpräch mit mir, welche Frage mir etwas lächerlich vorkam, da wir alle zuſammen auf dem Hietzinger Stellwagen ſaßen. Es kam noch eine Perſon, ein hübſches junges Mädchen, dem Anzuge und dem feinen Florentinerhute nach zu ſchließen eine Dame, den Manieren nach ein Stubenkätzchen, die gleich ihren Platz neben dem jungen Herrn nahm, und die Schleife, womit ihr Hut zuſammengebunden war, löſ'te, damit ihr Nachbar ihr ins Geſicht ſehen konnte. Es ſchlug 4 Uhr, die Expeditorin rief: „Fahr ab, Karl!“ der Karl ſetzte ſich auf den Bock und die zwei dürren Gäule ſetzten ſich mit unſerm Kaſten in langſamen Trab. Die Fahrt ſelbſt, will ich dir anders, lieber Leſer, ein klares Bild davon geben, muß ich dialogiren.

Der Herr mit der Pfeife (zu dem Mädchen, indem er ſich eine Pfeife ſtopft.) Sie können doch das Tabakrauchen leiden?

Mädchen. O ja, recht gut, ich riech' es ſogar gern, beſonders wenn Jemand guten Tabak raucht.

Der Pfeifenherr. Ich rauch ſchwarzen Dreikönig, iſt der beſte. (Zur dicken Frau). Sie wird das Rauchen auch nicht geniren, Madam?

Die Dicke. Ganz und gar nicht, mein Mann ſtaubt den ganzen Tag. — Was denn die Männer davon haben, wenn ſie den garſtigen Rauch alleweile im Maul haben? — Das Zeug koſtet meinem Manne ein Laſtergeld.

Pfeifenherr (lacht). Gewiß nicht ſoviel, als ihm Ihr Kaffeh koſtet.

Die Dicke. Ja, das muß ich ſagen, auf ein gutes Schalerl Kaffeh halt ich was.

Der junge Herr. Warum ſoll man denn den Frauen dieſe ihre einzige Freude auch nicht laſſen?

Pfeifenherr. Ja, wenn's ihre einzige wäre, aber ſie haben noch gar viele andere Freuden, die man ihnen nicht laſſen kann.

Die Dicke. Jetzt gehen Sie, ich ſehe ſchon, Sie ſind gar ein ſchlimmer Herr.

Eine Stimme auf der Straße ſchreit: Halt! (Der Wagen hält, Karl ſteigt vom Bock, ein alter Herr ſteigt mühſam ein und ſetzt ſich.)

Pfeifenherr. Der Kerl fährt entſetzlich langſam, wenn's ſo fort geht; ſo brauchen wir eine Glockenſtunde bis nach Hietzing.

Der alte Herr. Hietzing? Fahrt denn der Wagen nach Hietzing?

Ich. Ja.

Der alte Herr. Tauſendſapperment, da kann ich ihn ja nicht brauchen, ich hab' geglaubt, es iſt der Hütteldorfer. (Schreit aus Leibeskräften) Halt! Halt! (Der Wagen hält).

Karl. Was iſt's denn?

Der alte Herr. Ich will ausſteigen; warum haſt du mir denn nicht geſagt, daß du ein Hietzinger biſt?

Karl. No, Euer Gnaden werden doch leſen können, es ſteht ja auf dem Wagen.

Der alte Herr (der indeſſen ausgeſtiegen iſt). Hol dich der Teufel!

Karl. Ich wünſch gleichfalls, Euer Gnaden! (wir fahren weiter).

Die Dicke. Solche Leute muß's auch geben.

Der junge Herr (zu dem Mädchen). Das Päckchen, welches Sie da auf dem Schooße liegen haben, genirt Sie, wollen Sie mir es anvertrauen?

Das Mädchen. O ich danke, es incommodirt mich ganz und gar nicht.

Der junge Herr. Darf man wiſſen, was darin iſt? (Er greift auf ihre Hand, welche auf dem Päckchen liegt und drückt dieſe.)

Das Mädchen. Bücher ſind drinnen. Ich habe mir in der Leihbibliothek wieder Vorrath zum Leſen geholt, denn ohne Leſen kann ich nicht ſeyn.

Die Dicke. Da bin ich wieder ganz anders, ich leſe das ganze Jahr nichts. — Leſen auch noch, man hat nicht ſo genug zu thun in einem Hausweſen.

(Das Mädchen wirft der Dicken einen verächtlichen Blick zu. — Der Wagen hält.)

Der Pfeifenherr. Nu, was iſt's denn ſchon wieder?

Ein Weib (tritt zum Wagen und gibt dem Kutſcher einen Brief)

Karl! den Brief der Frau von Stingelhuberin geben, aber heut noch, es ſoll was nothwendiges d'rin ſtehen.

Karl. Schon recht, ſie kriegt'n ſchon! — Hi! (Er fährt weiter.)

Nachdem wir einen Paſſagier beim Wege nach Penzing, den zweiten beim Schönbrunnerſchloſſe abgeſetzt hatten, kamen wir endlich auf dem Platze in Hietzing an, nachdem wir eine Glockenſtunde gefahren waren.

Fahrt nach St. Veit.

St. Veit hat eine der angenehmſten und geſundeſten Lagen von allen Dörfern um Wien, leider aber noch wenige Wohnungen, um Städter den Sommer über zu beherbergen. Die Bewohner Hietzings lenken ihre Spaziergänge meiſtens dahin, erquicken ſich durch Speiſe und Trank in dem mit einer herrlichen Ausſicht begabten, auf einem Berge gelegenen Gaſthauſe, die Einſiedelei genannt, und kehren Abends wieder nach Hauſe zurück. Andere fahren nach St. Veit, um den ſchönen erzbiſchöflichen Garten zu beſuchen, wieder Andere aber gehen von St. Veit nach dem nur eine Viertelſtunde entlegenen Hütteldorfer Brauhaus und thun ſich bei dem vortrefflichen Märzenbier gütlich. Aber überhaupt fahren auch ſelbſt Hietzinger lieber mit dem St. Veiter als mit ihrem eigenen Stellwagen, weil er in der Regel beſſere Pferde hat und daher ſchneller fährt. Auch iſt er der billigſte von Allen, denn man bezahlt hier bis nach St. Veit ebenfalls nur 12 kr. C. M. wie bei den andern nach Hietzing, obſchon St. Veit von Hietzing noch gegen eine halbe Stunde weiter entfernt iſt. Kommen Sie, mein lieber Leſer! wir rutſchen nun nach St. Veit mit einander!

Der Wagen war ſchon mit acht Perſonen beſetzt, als ich ihn vor dem Gaſthauſe zum Ochſen aufſuchte. Ich war alſo der neunte und letzte; denn mehr Perſonen können nicht ſitzen. Ich grüßte die Geſellſchaft auf's höflichſte, mußte aber rundum verdrießliche Geſichter ſehen, weil ich durch mein Dazukommen die Unbequemlichkeit der übrigen vermehrte; daraus machte ich mir aber nichts, gab auch ſogar einem eben nicht ſehr artigen Herren keine Antwort auf ſeinen etwas unhöflichen Ausdruck: »Nu! wie viel denn noch?“ und preßte mich ruhig auf den Rückſitz zwiſchen zwei ziemlich corpulente Herren hinein. Die Reiſegeſellſchaft überſchauend fand ich ungefähr folgende Individuen. Auf dem hinterſten Sitze einen alten Herrn, der einen Käfig mit einem Kanarienvogel auf dem Schooße ſtehen hatte, neben ihm eine Frau mit einem Möpschen und neben dieſer einen jungen Mann mit einem Geigenfutteral. Auf dem Mittelſitz eine Frau Mama mit ihren zwei ganz niedlichen Töchterleins. Auf dem Rückſitze ſaßen die zwei fremden Herren und ich. Ich habe etwas lange Füße und wußte nicht gleich, wie ich mit denſelben zurechtkommen ſollte.

Indeſſen fing der Herr hinten an, mit ſeinem Vogel zu discuriren: »Ja Hanſi! ja, ſagte er, »ſei nur ruhig, wir ſind bald an Ort und Stelle, dann kommſt du aus deinem kleinen Vogelhaus in ein großes im Garten und kannſt recht herumfliegen und bekommſt alle Tage Hühnerdarm *)

---

*) Anagallis.

von mir. — Ich ſage Ihnen (fuhr er, ſich zur Mama wendend, welche ſich umgeſehen hatte, fort), was das für ein geſcheidter Vogel iſt, das ſoll gar kein Menſch glauben! — Er weiß ſich über Alles verſtändlich zu machen. — In der Früh, wann ich allenfalls vergeſſen ſollte ihn zu füttern, ſo ſchreit er gleich, und wann die Zeit kommt, wo ich ihm täglich das Häuſel aufmache, um ihn herauszulaſſen, ſo ſchreit er auch wieder, und man ſoll's von einem ſolchen Thierl gar nicht denken, aber ich verſichere Ihnen, wenn ich mit meinem Weibe zanke, da ſchreit er ſo ſtark, als wenn er mir helfen wollte, und da hat mein Weib gut rufen: „Biſt ſtill, abſcheuliches Vieh!“ mein Hanſi iſt nicht ſtill. — Hören Sie? — eben fangt er wieder zu ſchreien an. — Sei gut Hanſi, die Garſtige iſt ja nicht da, wir nehmen ſie auch gar nicht mit auf's Land.“ — Der Vogel ſchwieg wieder, ſein Herr auch, und wir Übrigen lachten, nur der Mops auf dem Schooße der Frau fing an gegen den Vogel zu knurren, die ſorgfältige Pflegerin wickelte ihn aber ſogleich feſter in ihr Sacktuch ein.

Indeſſen waren wir vor die Mariahilfer Linie gekommen, und eine kalte Luft blies von den Bergen her. Da ſprach mein Nebenmann, ſich die Hände reibend: „Das iſt wieder ein Lüftel heute! Ja, ja, es iſt keine Ruhe, bis Alles hin iſt!“ „Wie ſo? fragte ich, ich ſehe ja eben, daß die Frucht recht ſchön ſteht.“ — „Ja freilich ſtände ſie ſchön, aber der Reif täglich in der Früh, der Wein iſt ſchon ganz hin!“ — Alſo iſt's in der Früh ſo kalt?“ fragte die Mama. — „Mörderiſch,“ antwortete mein Nebenmann.

Mama (zu ihren Töchtern). Mädels! da wird's für euch auch wenig Unterhaltung draußen geben.

Netti. Ah, das thut nichts Mama. Wenn wir auch nicht ſpazieren gehen können, Sie wiſſen ja, daß Herr von Schnalzl faſt alle Tage zur Tante kommt, der ſpaßige Menſch wird uns mit ſeinen Schnacken ſchon unterhalten.

Mimi. Schweige mir mit dem Schnalzl, das iſt ein fader Menſch für mich.

Netti. Ja du haſt den ſchmachtenden Herrn von Wiesner freilich lieber.

Mama. Still, ihr Viſperln! ihr ſollt noch gar Niemand lieb haben als Mama und Papa.

Mimi. Ach Mutter! iſt nicht Liebe die Seele des Lebens und die Kette, die um die ganze Menſchheit gezogen iſt und Alles zuſammenhält?

(Der Hund auf dem Schooße der Frau zu hinterſt knurrt.)

Die Frau. Still, Pufferl!

Mama. Nein, laſſen Sie den Pufferl nur knurren, er hat Recht, ich möchte auch knurren und beißen, wenn ich ſolche abgeſchmackte Redensarten höre. Was mir das Mädel ſeit ein paar Jahren für abſurde Sachen aus den Modebüchern lernt, das iſt grauslich.

Mimi. Ich ſchweige und dulde, ich bin ohnedieß die Cenerentola im Hauſe.

Ich. Tröſten Sie ſich, mein Fräulein, vielleicht ſendet auch für Sie der Himmel einen rettenden Prinzen.

Mimi. Prinz? — Prinz? — Nein, mein Herr! nach Kronen ſtreb' ich nicht, und eine niedere Hütte an der

Seite desjenigen, der mich verſtünde und mich liebte, würde mich ſelig machen.

Mama. Verſtehen? ja, ja! der Henker mag dich verſtehen.

Der Herr mit dem Kanarienvogel. Du ſingſt, mein Hanſi? — lieber Kerl du, ich wette, mein Hanſi hat das Fräulein verſtanden, denn er verſteht Alles.

Mimi. Ach! der Inſtinkt der Thiere, er iſt reiner und dringt oft tiefer als was der Menſch Verſtand nennt.

Mama. Nu, ſei ſo gut und disputir' uns das Biſſel Verſtand auch noch ab, haben wir's doch genug?

(Der Wagen hält).

Mein Nachbar zur Rechten (zum Kutſcher). Was gibt's denn, Fritzel?

Der Kutſcher. Ei, der Handige ſpringt mir immer über den Strang.

Mimi. Das arme Thier ſucht auch ſeine Freiheit.

Mama. (ruft). Halt! halt! laß mich gleich hinaus.

Netti. Warum denn, Mama, wir ſind ja erſt in der Schönbrunner Allee.

Mama. Ich kann nicht mehr ſitzen bleiben, mir wird nicht gut vor lauter Hitze.

Die drei Frauenzimmer ſtiegen aus. Wir Übrigen fuhren weiter, und nun marterten mich die beiden Herren, die neben mir ſaßen, bis nach St. Veit mit Erzählungen im Fache der Landwirthſchaft. Ich mußte hören, daß der Wirth in Hacking mit Sand, den er im Flußbette der Wien gräbt, handelt, und dabei viel Geld gewinnt; daß ein Hauer in Baumgarten ein halbes Viertel Weingarten glücklicherweiſe noch vor dem Froſt um 200 Gulden angebracht hat; daß die Erdäpfel heuer noch keine reiche Ernte verſprechen; daß dem einen der beiden Herren neulich eine Kuh umgeſtanden ſei, welche täglich ſieben Maß Milch gab; daß der Halter von St. Veit einer der geſchickteſten Thierärzte ſei, und ſo weiter, und obſchon ich keinem ein Wort erwiederte, nahm doch einer dem andern das Wort aus dem Munde und jeder bemühte ſich, mir recht ausführlich zu erzählen, was mir kein Intereſſe einflößte. Endlich ſchlug die Stunde der Erlöſung. Wir ſtiegen in St. Veit aus und mein nachheriger Spaziergang nach der Einſiedelei entſchädigte mich durch herrliche Naturſcenen reichlich für die abgeſchmackten Scenen im Stellwagen.

Fahrt nach Döbling.

Ein guter Freund, der ein Sommerhaus in Döbling beſitzt, lud mich zu ſich zum Mittagsmale. »Ich ſetze dir keinen Tag dazu feſt,« ſagte er zu mir, »denn ich weiß, du kannſt deiner Geſchäfte wegen ihn nicht voraus beſtimmen, du biſt uns jeden Mittag willkommen; denn für einen Freund iſt bei uns immer gedeckt, nur um das Einzige muß ich dich bitten, ja nicht ſpäter als um halb 2 Uhr zu kommen, denn Punkt halb 2 Uhr ſetzen wir uns auf dem Lande zu Tiſche; es wird uns bis dahin die Zeit ſchon etwas lange, da wir, ich, meine Frau und Kinder, draußen ſchon um halb 5 Uhr Morgens aufſtehen und den ganzen Vormittag uns auf weiten Spaziergängen einen Wolfshunger holen.«

Eines Tages entſchleß ich mich der Einladung zu folgen. Ich begab mich daher auf die Freiung, wo die Döblinger Stellwagen ihre Paſſagiere aufnehmen. Die Döblinger Stellwagen haben den guten Ruf einer ſehr genauen Expedition, guter Pferde, eleganter Wagen, und Jedermann weiß, daß er binnen einer halben Stunde richtig an Ort und Stelle iſt, es durfte alſo auch ich verſichert ſeyn, daß ich, wenn ich um 1 Uhr von der Freiung abfahren würde, um halb 2 Uhr richtig bei meinem Freunde anlangen würde. Punkt 1 Uhr ſaß ich, dießmal der einzige Paſſagier, im Wagen und mit dem Glockenſchlage fuhr der Wagen ab. Allein mir eben hatte das Schickſal eine harte Prüfung auferlegt. Man höre nur:

Zehn Schritte war der Wagen gefahren, da ſchrie eine Stimme hinten drein: „Halt Kutſcher! halt! es iſt noch ein Packet vergeſſen worden, das du für den Baron Dingelhofen mitnehmen mußt,“ und ſo wurde gehalten, und ein paar Minuten vergingen, bis das Packet gebracht war und die Pferde ſich wieder in ihren gewöhnlichen Trott verſetzten. — Bei der Schottenkirche ertönte wieder ein Halt und ein Herr mit zwei Krücken wankte langſam zum Wagen, wurde vom Kutſcher und mir, der ich mitleidig ausſtieg, um ihm zu helfen, mit Mühe in den Wagen gehoben und eine Minute war wieder verloren. Am Schottenthore mußten wir halten, weil uns ein Train von Laſtwagen entgegenkam, wodurch wieder ein paar Minuten verſäumt waren.

In der Währingergaſſe winkte dem Kutſcher ſchon von weitem eine an einem Hausthor ſtehende Köchin ſtille zu halten, und als wir näher kamen, ſagte ſie nur eilig: „Still halten, unſere Fräule fahrt mit!“ und war ſchon wieder im

Hauſe verſchwunden, um ihrer Fräule zu ſagen, daß der Wagen da ſei. Allein die Fräule ließ wenigſtens 3 Minuten warten und nur ihr ſchon ziemlich ältlicher Kopf ſah während dem im zweiten Stock beim Fenſter heraus und rief herab: „Ich komme gleich, ich habe nur meine Schlüſſel verlegt.“ Man kann ſich denken, wie ſehr ich mich über alle dieſe Verzögerungen ärgerte, allein es half nichts, und ich bin gewohnt über das, was ich nicht ändern kann, zu lachen, anſtatt in Zorn zu gerathen, und ſomit blieb ich ruhig ſitzen, harrend der Dinge, die da kommen würden. Endlich erſchien die ältliche Fräule, bat am Wagenſchlage tauſendmal um Verzeihung, daß ſie uns ſo lange habe warten laſſen, allein die Schlüſſel hätte ſie doch finden müſſen, ſie zeigte uns dieſelben auch und wollte uns in ihrer Geſchwätzigkeit am Wagentritte ſogar expliciren, wozu jeder gehöre, allein das war uns doch zu arg und wir nöthigten ſie in den Wagen. Als wir auf die Hälfte des Weges kamen, ſtieg der lahme Herr wieder mit vieler Mühe und einem Zeitverluſte von ein paar Minuten aus, weiterhin riß gar ein Pferdeſtrang und der Kutſcher hatte lange zu thun bis er das Ding ſo zuſammgemacht hatte, daß es nur mit Mühe hielt und er den Weg nur im Schritte fahren konnte, und ſo kam ich denn ſtatt um halb 2 Uhr erſt nach 2 Uhr in Döbling an, mußte ſtatt eines guten und unentgeldlichen Mittagmals bei meinem Freunde, mit einem ſehr mittelmäßigen, einſamen und theuren im Gaſthofe vorlieb nehmen, und konnte jenen erſt Nachmittags beſuchen und ihm meine Stellwagenleiden klagen.

Fahrt nach Meidling.

Wer von meinen Landsleuten kennt das heilſame Pfanniſche Bad in Meidling nicht? Auswärtigen, welche dieſe Blätter leſen, diene zur Nachricht, daß dieſes Bad, welches ſehr ſtark ſchwefelhaltig iſt, bereits binnen wenigen Jahren ſowohl ſeiner innern Beſchaffenheit als auch der guten Ordnung, Bequemlichkeit und Reinlichkeit wegen, nicht minder wegen der Nähe der Kaiſerſtadt ſich ſehr großen Ruf und bedeutenden Beſuch erworben hat, und daß von und nach demſelben täglich zu jeder Stunde ein eigener Stellwagen abgeht. Ich wollte auch einmal dieſes Bad verſuchen, und ſetzte mich daher auf dem neuen Markt auf den Pfanniſchen Bad-Stellwagen, der dort von der ſogenannten Mehlgrube abfährt. Der Wagen wurde bald voll, und zwar außer mir mit folgenden Individuen: Nr. 1. Eine Frau, die den rechten Arm in einer Binde trug. Nr. 2. Eine Mamſell, die im Geſichte einen ſtarken Ausſchlag hatte. Nr. 3. Ein junger Mann, der alle Mitfahrenden bat, ſie möchten ihm an ſeine Füße nicht anſtoßen, denn er leide da unglaubliche Schmerzen. Nr. 4. Ein alter Herr, der die Zähne eingebunden hatte. Nr. 5. Ein Mann von beiläufig 40 Jahren, ſtark, robuſt, mit einem Paar rother Bausbacken, kurz mit einer Geſtalt, die vor Geſundheit ſtrotzte. Nr. 6. Ein ſehr hagerer, abgelebter Mann, der immer huſtete, und Mund und Naſe verzog, daß es ausſah, als ob es in ſeinem Geſichte blitzte. Nr. 7. Eine Frau mit einem Knaben von 8 Jahren, deſſen Füße ſehr dünn und ausgedreht waren. Mit dieſem Hoſpital nun fuhr ich nach Meidling. Ich muß hier wieder dialogiren, um ein klares Bild dieſer erbärmlichen Geſellſchaft zu entwerfen.

Die Frau mit der Schlinge (zu der Frau mit dem Knaben). Ihr Knabe hat geſtern das erſte Mal gebadet, wie hat's ihm bekommen?

Die Frau mit dem Knaben. Nicht gut, er hat heute Nacht viel größere Schmerzen gehabt.

Die Frau mit der Schlinge. O das iſt gut! ein Beweis, daß das Bad angreift. Sehen Sie, mir macht's gar nichts, ich befinde mich viel beſſer darauf, mein Arm thut mir weniger weh, und das iſt ſchlimm.

Der junge Mann mit den Fußſchmerzen. Auweh! das war wieder ein Stoß! Der Kerl kann nun einmal den Steinen nicht ausweichen.

Der Zahnweh. Ich habe geglaubt, mir wird's das Übel herabziehen vom Kopf, ja ſchön, mich reißt's alle Tage ärger.

Der Robuſte. Ich bin der allerunglücklichſte von Ihnen allen; was ich ausſtehe, das kann ich keinem Menſchen ſagen.

Die Mamſell. Sie? — Nun da möchte man wohl lachen, Sie ſehen ja aus wie das Leben.

Der Robuſte. Ja, auswendig Hui, und inwendig Pfui!

Die Mamſell. Was fehlt ihnen denn eigentlich?

Der Robuſte. Gar nichts, gar nichts und doch Alles. — Es thut mir nichts weh, ich ſchlafe gut, ich habe vortrefflichen Appetit, mein Magen kann Alles vertragen, aber mir iſt halt nicht gut.

Der Zahnweh. Ja, worin beſteht denn das nicht gut ſeyn?

Der Robuſte. Ja, erſtens hab' ich immer kalte Füße und kalte Hände. Einmal hab' ich Ihnen meine drei Halbe Wein vertragen können, wie nichts, jetzt, wenn ich ein Maßel trink', ſpür ich's ſchon. — Im Sommer ſchwitze ich Ihnen, daß es entſetzlich iſt, und kann Ihnen keinen Hut auf dem Kopfe leiden. — Ich bin immer ſo roth im Geſichte, aber ſo roth, daß mir das Blut aus den Backen ſpritzen möchte, es iſt noch ein Glück, daß ich niemals Kopfweh habe. — Dann, wie mich die Hühneraugen plagen, davon hat kein Menſch einen Begriff, ich kann oft nicht gehen. — Es iſt wahr, ich eſſe ein wenig ſtark, beſonders Abends, aber was ſteh' ich auch dafür aus? Alle Nacht die fürchterlichſten Träume, entweder komm' ich unter eine Heerde Ochſen, die von allen Seiten nach mir ſtoßen, oder ich komme unter Räuber, oder ich werde ſelbſt geköpft oder aufgehängt, das iſt ja ein fürchterlicher Zuſtand!

Die Frau mit der Binde. Und wegen dieſer Zuſtände brauchen Sie das Meidlinger Bad?

Der Robuſte. Ja freilich, ich könnt's ja nicht länger ſo aushalten.

Ich. Meiner Meinung nach wäre für Sie, mein Herr, ſtarke Bewegung die beſte Cur.

Der Robuſte. Ah! nein, nein, Gott bewahre! das kann ich gar nicht vertragen, da werd ich Ihnen gleich ſterbensmüde. Das Meidlinger Bad trinken thut mir noch am beſten.

Die Mamſell. Ich trink's auch, und es treibt mir meinen Ausſchlag im Geſicht immer mehr heraus, dadurch hoff' ich ihn aber ganz zu verlieren.

Der Fußweh. Auweh! auweh! auweh! was ich leide.

Der Zahnweh. Oh! oh! oh! und ich erſt!

Die Frau mit der Schlinge (zum Hagern). Sie fahren vermuthlich auch nach Meidling, um das Bad zu brauchen?

Der Hagere. Ich? Gott bewahre! (es blitzt in ſeinem Geſichte.) Wozu ſoll ich ein Bad brauchen? Mir fehlt gar nichts! (er huſtet fürchterlich.)

Der Zahnweh. Aber Ihr Huſten!

Der Hagere. Ein kleiner Katarrh, weiter nichts.

Die Schlingenfrau. Wie lange haben Sie ihn ſchon?

Der Hagere. Fünf Vierteljahre; aber (er wird vom Huſten in ſeiner Rede unterbrochen), aber er genirt mich gar nicht. Überhaupt, mir fehlt gar nichts (es blitzt in ſeinem Geſichte), ich kann Ihnen den weiteſten Weg machen, ich kann Stiegen ſteigen trotz Einem. Mager werd' ich, das iſt wahr, aber das iſt mir eben recht. Schauen Sie den Herrn an (auf den Robuſten zeigend), den incommodirt ſein Fett weiter nicht! (er huſtet).

Die Schlingenfrau (leiſe zum Zahnweh). Dem wird auch nichts fehlen, bis er auf dem Laden liegt.

Der Hagere. Und daß ich ſo geſund bin, das dank' ich allein der Homöopathie. In der Früh nehm' ich mein Pülverl und damit Punktum.

Der Robuſte. Ja, aber die Diät?

Der Hagere. Mein Gott! das iſt nicht nothwendig dazu. Ich brauche ganz eine andere homöopathiſche Cur als die gewöhnliche iſt, ich eſſe und trinke Alles dabei, ich rieche Blumen, kurz, ich lebe wie jeder geſunde Menſch.

Unter dieſen Krankheitsdiscurſen waren wir nach Meidſing gekommen; ich that einen freien Athemzug, als ich aus dem Spitalwagen geſtiegen war, und erfriſchte mich im Bade.

Fahrt nach Nußdorf.

Wollen wir auch einmal miteinander nach Nußdorf fahren, meine lieben Leſer, es iſt heute warm, und es werden uns zwar die Gelſen (Schnacken) gewaltig plagen, wenn wir auf der Terraſſe beim Fiſcher hart an der Donau des Abends mit einander ſitzen, allein die herrliche Ausſicht auf den majeſtätiſchen Fluß, der auf ſeinem Rücken einen Floß langſam hinabträgt, auf die prächtigen Auen, die ihn umgeben, und in der Ferne auf die große, im Abenddufte liegende Kaiſerſtadt, dann beim Fiſcher die eben aus dem Fluſſe geholten und ſehr gut zubereiteten Fiſche und Krebſe ſammt einer Maß guten Oberländerbiers, werden uns die kleine Ungemächlichkeit wohl vergüten. Begeben wir uns alſo nach dem ſogenannten Haarhof, und beſteigen wir dort den Nußdorfer Geſellſchaftswagen.

Es ſitzt ſchon ein Herr darin, aus deſſen Dialekt wir bemerken, welcher Nation er angehört: er hat auch bei einem ſonſt gewählten Coſtüme doch etwas Nachläſſiges in ſeinem Anzuge. Das weiße Zwirnband, womit ſeine Weſte gebunden iſt, iſt abgeriſſen, und hängt ihm auf einer Seite über den Schenkel herab, am Hemdkragen fehlt ein Knöpfchen, und der Hut iſt etwas verbogen. Er feilſcht eben mit dem Kutſcher und meint, weil er in einiger, aber ſehr geringen Entfernung vor Nußdorf ausſteigen werde, deßhalb um einige Kreuzer weniger als den beſtimmten Preis zahlen zu dürfen, allein der Kutſcher gibt nicht nach, und ſo muß er ſich dazu bequemen. Er zieht ſeinen Beutel heraus und bezahlt, gibt aber einen Silbergroſchen für 8 kr. W. W. dazu, worüber der Kutſcher ein mißliches Geſicht ſchneidet, beſonders da er kein Trinkgeld bekommt. Wir fahren vom Haarhofe ab und werden in der Herrengaſſe von einem Herrn angehalten, der ſehr dünne Beine hat, ein Bündel unter dem Arm trägt und ſich zu uns in den Wagen ſetzt. Aber kaum darin ſitzend, legt das Männlein ſchon die Spindelbeine übereinander, macht ſein Bündel auf, zieht ein Frauenkleid heraus, legt es auf den Schooß, nimmt aus der Brieftaſche Nadel und Zwirn, wichſet den letztern und fängt an, auf echt ſchneideriſche Manier tüchtig darauf los zu nähen und noch die letzte Falbe auf das Kleid zu ſetzen. Wir mußten lachen, allein das Männlein läßt ſich nicht irre machen, er muß das Kleid zur beſtimmten Stunde abliefern, konnte zu Hauſe nicht vollends damit fertig werden und benützt nun die letzte halbe Stunde der Fahrt, um es zu vollenden. O du fleißige Schneiderſeele!

„Wo haben Sie gekaft des Kämmertuch zu dem Kleid?“ fragte der Hebräer den Schneider, „und wie thaier haben Sie's gekaft?“

„Solche Waaren führe ich ſelbſt,“ antwortete der Schneider, ämſig darauf losſtechend, „ich laſſe ſie mir zu 100 Stücken auf einmal kommen, da ſind ſie wohlfeiler, und ich habe doch auch meinen kleinen Profit dabei.“

Der Hebräer. Prefit? Ach ja, Prefit iſt eine ſchöne Sache, aber er iſt zu erringen jetzt ſo ſchwer. Was ich gewinn' an Waaren, verlier ich zehnfach wieder auf der Börſe.

Der Schneider. Ja, iſt mir auch ſchon ſo gegangen. Ich mache auch meine Geſchäfte auf der Börſe.

Eine kleine, etwas ſchief gewachſene weibliche Geſtalt ſtand jetzt vor dem Schottenthore an unſerm Wagen, hinter ihr eine Dienſtmagd, welche alle Arme voll trug. Die erſtere ſtieg in den Wagen, und die zweite gab ihr nun folgende Sachen nach in den Wagen: a) Einen Haubenſtock, den ſie gleich auf den Boden des Wagens warf, und der uns von nun an unabläſſig unter den Füßen herumkollerte; b) eine große Hutſchachtel, welche ſie auf den Schooß nahm; c) einen Buſchen Spargel, welchen ſie in eine Seitentaſche prakticirte; d) einen Bratſpieß, den ſie neben ſich ſtellte, und beim Fenſter hinausſtehen ließ, und endlich e) ein Glas, worin ſich weiße Mäuſe befanden, und welches ſie ſorgfältig in der einen Hand behielt. Der Schneider, neben welchen ſie ſich ſetzte, kam aber durch alle dieſe Gegenſtände nicht aus ſeiner Faſſung, ſondern nähte fleißig fort. Der Kutſcher murrte freilich über die große Gramaſchi, wie er ſich ausdrückte, aber er wurde durch ein paar Silbergröſchelchen gleich beſchwichtigt. Nun ging's fort zur Linie hinaus. Zwei Dinge waren während der Fahrt unaushaltbar, pro primo: eine etwas unangenehme Ausdünſtung des Hebräers, pro secundo: eine übertriebene Zümpferlichkeit der verſchobenen Mamſell. Wenn ſie jemand im Wagen anſprach, ſo wurde ſie ganz zinnoberroth vor Zorn und ließ ſich auf eine ſchnippige Art vernehmen: ſie ſei nicht gewohnt, mit fremden Herren auf dem Stellwagen Diſcurſe anzufangen; als ihr etwas aus der Hand fiel und ich es ihr aufheben wollte, erwiederte ſie dieſe Höflichkeit mit den unhöflichen Worten: „Ich kann mir meine Sachen ſchon ſelbſt aufheben!“ und als ihr der Schneider in ſeiner gezwungenen nähenden Stellung etwas zu nahe kam, da fing ſie gar laut zu ſchreien an, und verſicherte, wenn das noch einmal geſchehe, ſo würde ſie auf der Stelle ausſteigen. Hitze und fürchterlicher Staub, dazu das unerträglich langſame Fahren des Kutſchers thaten auch das Ihrige, um dieſe Fahrt zu einer der unangenehmſten zu machen. Die Reſtauration beim Fiſcher aber vergütete alles wieder.

Fahrt nach Hütteldorf.

Von dem Gaſthauſe zum Schwan aus wird der Hütteldorfer Stellwagen expedirt. Ich ging nach 3 Uhr Nachmittags dahin, weil ich wußte, daß er um dieſe Stunde abfahren würde, und bekam noch einen Platz. Die übrigen acht waren alle ſchon genommen, aber erſt vier davon beſetzt. Es ſaßen nämlich bei meiner Ankunft auf dem Rückſitze eine ſehr elegante Frau in mittlern Jahren mit einem grünen Voile, ein Mädchen von einigen 20 Jahren (eine Köchin, wie ich ſpäter erfuhr) und ein Jüngling auf dem Rückſitze in einem grünen Jagdrocke, auf dem Kopfe ein grünes Käppchen, auf welchem vorne ein Adler mit Gold geſtickt war. Die Dame war ſehr artig, die Köchin ſehr geſprächig, der junge grüne Herr ſehr ſtille. Wir unterhielten uns mit einem Geſpräche über das längere ſchlimme Wetter, bis endlich ein Paſſagier nach dem andern daher kam. Unter dieſen war ein großer luſtiger Herr, der mir auch ſehr wiſſenſchaftlich gebildet ſchien; dann noch eine Frau — wie nun die Frauen ſo gewöhnlich ſind — ferner ein dicker Herr, der etwas gebrochen deutſch, aber ſehr fertig franzöſiſch ſprach, endlich noch eine Frau mit einem jungen Mädchen von 8 bis 9 Jahren. Somit war die Zahl neun, welche der Wagen gerade faßte, vollſtändig, und ſchon wollte der Kutſcher den Bock beſteigen, als noch ein Herr gelaufen kam, der einen Platz haben wollte; da ihm der Kutſcher bedeutete, es wäre keiner mehr unbeſetzt, ſchien er darüber ſehr betroffen, und ſagte, er müſſe um 4 Uhr in Hütteldorf ſeyn, da er eine Arznei bei ſich habe, auf welche ein Kranker warte. Sogleich ließ ſich die elegante Frau vernehmen: er möge nur Platz nehmen, ſie wolle wieder ausſteigen und erſt um 6 Uhr Abends hinausfahren. Es gibt noch zuvorkommende Menſchen.

Wir fuhren nun ab, und ſchon beim dritten Schritte war das liebe Wagenthürlein aufgeſprungen, welches der grüne Jüngling mit nerviger Fauſt wieder zuſchlug. Jetzt fing der luſtige große Herr an, mit der geſprächigen Köchin Spaß zu machen, in welchen die letztere, wie es ſchien, willig einſtimmte. Er fragte ſie, ob ſie geſtern im Brauhauſe viel getanzt habe, welches ſie bejahte, aber mit einem Schimpfe auf die Muſik, die keinen Takt halte. Der grüne Jüngling hatte ſich eine Pfeife geſtopft, und das Wagenthürlein wieder zugeſchlagen, welches alle Augenblicke aufſprang. Das Geſpräch im Wagen wurde nun allgemein, denn die darin Sitzenden ſchienen lauter Bewohner von Hütteldorf zu ſeyn, die einander, und auch die übrigen Bewohner genau kannten.

Die Frau mit der Tochter (zur andern Frau). Waren Sie geſtern bei den Hüttlern oben, Frau von Dingelheim?

Frau v. Dingelheim. Ja, wir ſind gegen Abend hinaufgegangen, eine ganze Compagnie.

Die Frau. Waren viele Leute oben?

Frau v. Dingelheim. Entſetzlich viele. Ich habe zu meinem Kaffeh gar kein Obers mehr bekommen, ſondern habe mit Milch vorlieb nehmen müſſen. Überhaupt weiß ich nicht, was die Leute da oben Schönes finden.

Die Frau. Ah! der Weg durch den Wald iſt ſehr ſchön.

Frau v. Dingelheim. Ja, aber den gehen nur diejenigen, die ihn wiſſen, die übrigen nehmen den geraden Weg durch das Halterthal hinauf und der iſt zum Fußbrechen. Viele fahren ſogar hinauf, da ſoll mich aber Gott bewahren, man meint ja alle Augenblicke, man liegt ſchon in einem Graben.

Der luſtige Herr. Mich bringt kein Teufel mehr hinauf. War ein einziges Mal oben, und da hab' ich ein Bier ſaufen müſſen, das ſo dick war, daß ſich zwei Kröten darein hätten todtbeißen können, man hätte ſie nicht geſehen.

Der Franzoſe. Mais, es iſt dock ſchön Promenade.

Der Luſtige. Ich bedanke mich für jede Promenade, wo ich nichts zu eſſen und zu trinken bekomme.

Frau v. Dingelheim. A propos! weiß Niemand, wer die Frau iſt, die vor einigen Tagen im X'ſchen Hauſe eingezogen iſt?

Die andere Frau. Sie meinen die, die alle Abend mit den blauen Bändern auf dem Strohhut gegen Mariabrunn ſpazieren geht?

Frau v. Dingelheim. Ja, die nämliche.

Die andere Frau. Die ſoll eine Baronin und von ihrem Manne geſchieden ſeyn.

Frau v. Dingelheim. Ah ſo.

Die Köchin. Ich kenne ſie, ich hätte einmal zu ihr kommen ſollen, aber Gott bewahre mich, ſie gibt ein jedes Gewürznagel vor. (Leiſe zur Frau von Dingelheim.) Wiſſen Ew.

Gnaden, warum ſie alleweil gegen Mariabrunn zugeht? ſie ſoll eine Liebſchaft mit einem Mariabrunner haben.

Frau v. Dingelheim. Jetzt gehen Sie!

Die andere Frau (zu ihrer Tochter). Was iſt denn dir, Mali, du biſt ja ganz blaß. Das Kind kann im Fahren nicht rückwärts ſitzen. Komm her, ſetze dich auf meinen Schooß.

Indeſſen war das Wagenthürlein ſchon wieder einige Male aufgeſprungen und zugeſchlagen worden, ſo daß der grüne Jüngling von dem luſtigen Herrn mit Recht der Portier des Stellwagens genannt wurde, worüber er ſich aber etwas beleidigt fand, weßwegen von nun an bei jedem folgenden Aufſpringen der Kutſcher zurückgreifen mußte, welches faſt immer mit einem Scheltworte geſchah.

Von der übrigen Geſellſchaft wurde indeſſen die ganze Einwohnerſchaft von Hütteldorf fleißig durch die Hechel gezogen. Die Köchin erzählte, wie ſie mit Arbeit überhäuft ſei, und daß ihre Herrſchaft in der vergangenen Woche allein einige dreißig Gäſte gehabt habe. Die Frau von Dingelheim wollte wiſſen, daß ein Herr von Stratzenleithner mit ſeiner Frau vor einigen Tagen einen ſtarken Streit gehabt und ſie ſo derb abgeprügelt habe, daß ihr der Wächter habe zu Hülfe kommen müſſen. Der luſtige Herr erzählte von einer Rauferei im Brauhauſe, die geſtern Statt gehabt haben ſoll. Der grüne Jüngling unterhielt die Geſellſchaft mit Hiſtörchen von Weidlingau und dem Hadersdorfer Park. Die Gnädige mit dem kleinen Malchen wußte, was jede Familie für eine jährliche Einnahme habe. Der Franzoſe warf nur immer ſein Comment? und c'est impossible! hinein. Kurz es war ein wahres Geträtſche, dem der luſtige Herr endlich ein Ende machte, indem er die Ankündigung eines in Hütteldorf zu verkaufenden Hauſes von 5 Zimmern und einem Salon, mit fließendem Waſſer und großem Garten und ſo weiter vorlas, worüber Alle recht herzlich lachten, weil man die Realität kannte und wußte, daß das Haus ein Häuschen, die Zimmer — Kämmerchen, der Salon — ein kleines Gemach, das fließende Waſſer — ein faſt ausgetrocknetes Bächlein, und der große Garten — ein grünes Fleckchen von beiläufig 100 Quadratklaftern ſei.

Somit, mein lieber Leſer, hätte ich dir hier 6 Stellwagenfahrten beſchrieben. Vielleicht hätteſt du ſie komiſcher gewünſcht, allein Wahrheit ſteht höher als Spaß. Ich darf ſagen, mit wenigen Abänderungen findeſt du ähnlich einzelne Bilderchen bei allen übrigen. Nur muß ich dich am Schluſſe bitten, beſonders bei der Fahrt nach Hütteldorf nicht etwa zu glauben, es ſeien mir, weil ich ſelbſt in Hütteldorf wohne, wirkliche Perſonen zu meinen Porträts geſeſſen. Die ich gemalt habe, findeſt du nirgend, und doch überall.

Brief aus und über Baden.

Baden, den 10. Juli 1838.

Mein werther Freund!
Der Arzt hat geſagt: Das Baden
Im Schwefelwaſſer kann mir auf keinen Fall ſchaden,
Und wenn ein Arzt ſagt: Etwas ſchadet nicht,
So hat er vollkommen gethan ſeine Pflicht;
Denn wenn etwas nur nicht ſchadet, ſo bleibt er in Ehren,
Daß es gar nützen ſoll, iſt doch nicht zu begehren.
Ich bin alſo nach Baden gefahren, wie Sie wiſſen,
Um die Gicht los zu werden in Händen und Füßen,
Und da Sie wünſchten, ich möchte Ihnen ſchreiben,
Über der Badener Leben und Treiben,
So thu ich's hiemit und das in Reimen zwar.
Ich ſage: in Reimen, damit nicht etwa gar
Die Kritiker, die ſich über Alles beſchweren,
Statt Reimen von mir Verſe begehren.
Mit dem Skandiren bin ich ſchon auch im Reinen,
Aber wenn ich keinen Vers machen will, ſo mach' ich keinen.
Ich habe meine Worte alſo nicht gemeſſen,
Der Brief ſoll einigen Scherz machen unterdeſſen,

Er ſoll ein gereimtes Lebensbild ſeyn, und kein Gedicht,
Ich weiß, meine Lebensbilder mißfielen nicht.

Am 26. ſetzt' ich mich in einen Badner Wagen,
Ich könnte hier Manches von Vorbedeutungen ſagen,
Wie mir Schweine begegneten, die ſtets Übles bedeuten,
Wie die Wagenſchläge aufſprangen auf beiden Seiten,
Wie die Hitze den Pferden alle Kräfte nahm,
Wie ich in Neudorf keine Bratwürſte mehr bekam,
Und wie das erſte Weſen in Baden am Thor
Ein altes Weib war, das mir kam vor;
Allein als ein ganz aufgeklärter Mann
Führ' ich nichts von dem Allen an,
Und ſage nur, daß ich, kaum wagt' ich's zu hoffen,
Noch an demſelben Tage in Baden bin eingetroffen.

Ich will hier nicht beſchreiben wie andere Leute,
In welchem Grade nördlicher und ſüdlicher Breite
Die Stadt liegt, welche heilt ſo manche Schmerzen,
Und andere wieder aufregt in manchen Herzen,
Die Stadt, welche Manche beſuchen wegen ihrer heilenden Quellen,
Und Andere, um ſich der Geneſung entgegen zu ſtellen,
Die Stadt, wo man viele hübſche Geſichter kann ſehen,
Aber auch alle fatalen, die Euch in Wien abgehen,
Kurz die Stadt, welche ganz von Wienern iſt eingenommen,
Worin aber zehn Geſunde auf einen Kranken kommen.

Von dem Allen will ich nichts erzählen,
Ich könnte leicht gegen das Savoir vivre fehlen,
Ich will auch nicht ſagen, wo ich in Baden
Überall war zum Speiſen eingeladen,
Obſchon ich verſichern kann,
Daß es Mehre ſchon bei Reiſebeſchreibungen gethan,
Was geht mein Magen andere Leute an?
Ich will nur mittheilen wahr und offen,
Wie ich Manches und Manche in Baden getroffen,
Wie ich individuell die Dinge geſehn und gefunden,
Scherzen will ich, aber im Scherze Niemand verwunden.

Seine erſte und ſchrecklichſte Noth hat man hier
Mit dem Quartier.
An allen Thoren, in allen Gaſſen
Kleben Zettel: „Hier ſind Wohnungen zu verlaſſen,“
Man geht hinein, verlangt nur eine,
Und die Antwort iſt: „Wir haben keine,
Die letzte iſt genommen worden eben heute,“
Das nenn' ich zum Beſten haben die Leute.
Hat Einer keinen Wein,
So nehm' er ſeinen Zeiger hinein!
Hat man endlich nach fünf, ſechs Stunden
Noch eine leere Wohnung gefunden,
So wär's nöthig, daß man einen Contract abſchließt,
Damit man Alles erhält, was nöthig iſt,
Und nicht von Jenem ſei inkommodirt,
Was Einem ganz unnöthig wird.

Übrigens ſprach ich hier von dem Schlechtern nur,
Denn das Gute iſt niemals ſpaſſiger Natur,
Es gibt auch viele vortreffliche Wohnungen, doch jetzt
Waren dieſe leider ſchon alle beſetzt.
Ich fand eine ſolche; ſie konnte nicht ſchöner ſeyn und reiner,
Im erſten Stocke beim Kaffehwirthe Scheiner.
Ein Mal beherbergt ſieht ſich nun ein Jeder
Um das Seine um, Kranke um die Bäder,
Geſunde, um ihrer Stunden Geſtaltung,
Das heißt: um ſtündliche Unterhaltung,
Da wir Jene, welche wegen ihrer Leiden,
Von Jenen, welche wegen ihrer Freuden
In Baden ſind, müſſen unterſcheiden,
So will ich Ihnen nun was beide treiben
Den Tag über, ein wenig ſchreiben:

Ein eigentlicher Badegaſt geht Morgens früh
In ſein Bad, er verſäumt dies nie,
Ausgenommen wenn ſehr ſtarker Wind
Oder kühle regneriſche Tage ſind,
Manchmal nur läßt er auch ein Bad aus
Wenn er ſich verſchläft zu Haus.
Nach einer Stunde Baden geht er wieder
Und legt ſich eine halbe Stunde nieder;
Geſetzt, daß er Menage hätte,
So bringt man ihm das Frühſtück zum Bette,
Nach dem Bade ſtellt ſich ein ſolcher Hunger ein,
Daß er ſchluckt zwei — drei Kipfel hinein.

Nach dem Bade geht er, wenn's ſchön iſt, ſpazieren,
Und regnet's, zu Scheiner tarrokiren;
Punkt zwölf geht er im Park auf und nieder,
Punkt eins begibt er ſich nach Hauſe wieder,
Dann ſpeiſt er, und iſt dies vorbei,
So legt er ſich nieder zwei Stunden oder drei,
Hierauf ſetzt er ſich wieder zu Scheiner bis fünfe,
Dann macht er ſich, wenn er arm iſt, auf ſeine Strümpfe,
Iſt er aber reich, ſo ſetzt er ſich in den Wagen
Und läßt ſich nach dem Helenenthal tragen,
Oder in die Krainerhütte, oder bleibt in der Näh'
Und trinkt im Doblhoff-Garten Kaffeh.
Um ſieben endlich geht er in's Theater vielleicht,
Auch möglich, daß er gleich nach Hauſe ſchleicht,
Er ißt noch ſeine Suppe dann
Und legt ſich zu Bette, ſo ſchnell er kann.

So pflegt dem Badegaſt der Tag zu verfließen,
Die Andern, welche nur das Luftbad genießen,
Die da ſind, weil ſie nichts anders zu thuen wiſſen,
Pflegen auch Alles eben Geſagte mit zu machen,
Sie thun aber auch noch ganz andere Sachen:
Sie ſind überall zu ſehen,
Sie fahren, reiten und gehen,
Sie eſſen und trinken den ganzen Tag,
Sie ſind den Kranken eigentlich zur Plag,
Sie bleiben im Park bis die Mitternacht kömmt,
Und dann wird noch in einem Gaſthaus geſchlemmt,

Sie machen Ausflüge nach Guttenſtein,
Und ſind ſie ein Mal eine halbe Stunde allein,
Jagt nicht ein Vergnügen das and're in Eile,
So klagen ſie gleich über lange Weile,
Fahren nach Wien auf einige Tage,
Kommen wieder und führen dieſelbe Klage;
So, lieber Freund, gehts in Baden zu,
Die Einen wünſchen, die andern geben nicht — Ruh.

Nun will ich Ihnen von den einzelnen Sachen
In Baden eine kleine Beſchreibung machen,
Zuerſt von den Bädern. — Sie halten Schwefel in ſich,
D'rum ſtinkt's in ganz Baden auch fürchterlich,
Was nicht gut Gold iſt, iſt gleich ſchwarz zu ſchauen,
Und ſchwarz werden auch die geſchminkten Frauen.
Es gibt Bäder um kleinern und größern Preis
Auch mehr oder minder heiß.
Trotz allem fatalen Stinken
Pflegt man das Waſſer ſogar auch zu trinken!
Man badet ſich in Vollbädern, und zwar immer
Zuſammen Männer und Frauenzimmer.
Es wird dabei ſehr auf Decenz geſeh'n
Und ohne Scheu kann auch die Unſchuld baden geh'n.
Man kann auch ein Stundenbad haben, ganz allein,
Allein nur wenige gehen — aus Ziererei — hinein.
Beim allgemeinen Bade gibt's mehr Unterhaltung.
Im Bade hat jeder Menſch eine ſchlechte Haltung,
Der ſchöne Kopf ſteht aus dem Waſſer heraus
Und unten ſieht die Schöne wie eine Mißgeburt aus,

Wenn eine Frau im Bade ein Mal ſchön zu ſeh'n iſt,
So kann man auch d'rauf ſchwören, daß ſie ſchön iſt.
Es kann nicht Jeder gleich darin herumſpazieren,
Die Neulinge muß man im Bade führen.
Es iſt ein Gelächter und ein Geſchwätze darin,
Daß ich öfters völlig taub geworden bin.
Die Frauen zeichnen ſich hierin beſonders aus,
Wenn ich in's Bad ging, wußt' ich ſchon beim nächſten Haus.
Ob mehr Männer im Bad ſeien, oder mehr Frauen,
Ich durfte da kühn meinen Ohren vertrauen.
Viele Frauen bringen auch Kinder mit, zwei oder drei,
So daß Einem die Ohren gellen vor lauter Geſchrei,
Die Einen gehen herum im Bad, die Andern ſitzen,
Zur Vollkommenheit brachtens Viele im Spritzen,
Sie wiſſen die Finger zu legen ſo geſchickt,
Daß ein Springbrunnen hervorſteigt, wenn man drückt,
Es gibt Welche, die ſtolz ſind auf dieſe Kunſt
Und es Jene lehren, denen ſie ſchenken ihre Gunſt.
Das Bad iſt einer Table d'hote zu vergleichen,
Man macht Bekanntſchaften aus allen Reichen.
Eine Frau, die ſonſt pflegt ſehr ſpröde zu ſeyn,
Läßt ſich hier leicht in Geſpräche ein,
Überhaupt kommt die Zunge hier ſelten in's Stocken,
Und man kann nie ſagen, ein Geſpräch ſei trocken.
Auch die Mediſance iſt im Bade zu Haus,
Man richtet die Leute recht con amore aus,
Man weiß, wo Jeder geſtern gegangen und geſeſſen,
Man weiß, was er gefrühſtückt und gegeſſen,

Man zählt jedes Haar auf ſeinem Scheitel,
Und jeden Kreuzer in ſeinem Beutel.
Kommt des Morgens ein neuer Badender her,
Da iſt ein Ziſcheln: „Wer iſt er, wo kommt er her?“
Und früher wird keine Ruhe gegeben,
Bis man Kunde hat von ſeinem ganzen Leben,
Es ſind zwei Frauen neulich geſtorben faſt
Weil ſie gar nichts erfahren konnten von einem Badnergaſt.
So ſind die Bäder, und ſo geht's in ihnen zu.
Disparez! und etwas Andres erſcheine im Nu!

Außer Gutenbrunn iſt ein Garten, für Alle offen,
Dieſer gehört den Baronen von Doblhoffen,
Er iſt recht hübſch, hat luftige Alleen und Räume,
Und viele, heuer nichts tragende Obſtbäume.
Er dient als Spaziergang für jene Leute,
Die nicht gehen können in's Weite.
Die Damen lieben dieſen Garten ſehr,
Und kommen um Kaffeh zu trinken her.

Der Park. — Je nun, man muß geſtehen,
Der ganze Park beſteht aus einigen Alleen,
Worin die Leute auf und nieder gehen,
Um geſehen zu werden und zu ſehen.
Die größte Promenade iſt von zwölf bis eins,
Da ſieht man nobles Volk und gemein's,
Alles geht und ſitzt in den mitteren Alleen,
Jene, welche auf die Seite hinüber gehen,

Pflegen nach der Trinkanſtalt zu wandern
Oder nach etwas Andern.
Es trägt hier manche Frau
Ihre Häuslichkeit zur Schau,
Sie ſitzt auf einer Bank und ſtrickt,
Dabei hat's mich immer im Bauch gezwickt.
Wer ſeine Geliebte nie genug kann ſeh'n
Hat ganz recht in den Park zu geh'n,
Er begegnet da zehn Mal ihren Augenlichtern
Aber auch zehn Mal vielen fatalen Geſichtern.

Ein edler Graf, von Großmuth beſeelt,
Der Baden zum Lieblingsaufenthalt gewählt,
Thut viel für die Stadt ohn' Unterlaß,
Und Jeder in Baden danket ihm was.
Er gibt Reunionen und Bälle,
Er ſchuf aus Virtuoſen eine Kapelle,
Die Abends im Parke Muſik macht,
Das iſt herrlich bei einer ſchönen Nacht.

Der Sammelplatz aller Männer iſt das Kaffehhaus bei Scheiner,
Da fehlt gewiß Keiner.
Wie Einer nicht weiß, was er thut zu Haus,
So geht er zum Scheiner hinaus,
Es hat eine kleine Terraſſe von vorne,
Da ſitzen die Leute und eſſen das Gefrorne.
Die Getränke ſind gut und die Bedienung ſchnelle,
Viele Journale ſind auch zur Stelle.

Es wird auch geſpielt von vielen Gäſten,
Aber eben nicht zum allerbeſten.
Ich habe einigen Partien zugeſehen ſchon,
Das war eine wahre Trickverſplitterungs-Commiſſion;
Nun, es macht ja nichts, wenn Einer fehlt,
Sie ſpielen ja nur um ein kleines Geld.
Bei dieſem Kaffehhaus iſt eine der Sonderbarkeiten,
Daß es den ganzen Tag voll iſt von Leuten,
Abends um 9 aber wird nach und nach Ruh',
Und um 10 iſt das ganze Kaffehhaus zu.

Das Theater, davon viel zu ſagen ſei von mir fern,
Vom Theater red' ich nicht gern.
Ein Schauſpieler iſt ſtets ein großer Mann, per se,
Und jedes tadelnde Wort thut ihm weh.
Ich will alſo hier in Kurzem nur ſagen,
Der Direktor iſt einigermaßen zu beklagen,
Er zählt ſeine Einnahmen nur nach Regentagen,
Wenn's ſchön, iſt umſonſt all ſein Streben,
Und doch ſoll er Schauſpiel, Oper und Poſſe geben.
Einige ſagten ſogar zu mir:
„Es iſt erbärmlich, nicht ein Mal Ballet haben wir hier!“
Das Theater iſt im Ganzen nicht übel, lieber Gott!
Die armen Leute lernen ſich faſt zu todt,
Sie können keine Rolle recht verdauen,
Denn täglich iſt ein and'res Stück zu ſchauen,
Auch iſt ſehr geringes Entré zu bezahlen,
Wem das Theater nicht recht iſt, laſſe ſich eines malen.

Gaſt- und Speiſehäuſer gibt es viele hier,
In allen findet man gutes und reines Quartier
Im Caſino iſt das feinſte Eſſen von allen,
Bei der Stadt Wien kann's Einem aber auch gefallen,
Im Sauerhof iſt die Koſt ebenfalls gut,
Und der Löwe auch das Seinige thut,
Wer in einem ſchönen Garten will diniren,
Dem kann ich den Schwan rekommandiren.
Auch das Gaſthaus beim Adler
Findet keine Tadler,
Und bei der Weintraube in Guttenbrunn
Auch viele ſich gütlich thun.
Das Bier iſt häufig miſerabel,
Nur im Felſenkeller iſt es paſſabel.
Ich nannte hier nur jene Gaſthäuſer, wo ich ſelbſt gegeſſen,
Hab' ich andere gute zu nennen vergeſſen,
So mag ein Anderer deswegen herreiſen,
Überall kann der Menſch nicht ſpeiſen.

Von den Umgebungen Badens ſag' ich nichts,
Die wären würdig eines guten ernſten Gedichts,
Gewiß iſt, daß der liebe Gott dieſe Stadt
Mitten in ein Paradies geworfen hat.
Haſt du auch alles Schöne geſeh'n auf dieſer Erde,
Ich weiß, daß dir Baden doch noch gefallen werde,
Haſt du's noch nicht geſehen, ſo reiſe ſelber hin,
Weil ich's nicht zu beſchreiben im Stande bin.

Hier, mein Freund, haben Sie einen Brief aus Baden,
Wollen Sie ihn drucken laſſen, mir kann's nicht ſchaden,
Denn geſcheidte Leute ſind nicht ſo dumm,
Daß ſie einen kleinen Scherz nehmen krumm,
Und wer darüber ſich verdrüßlich zeigt,
Dem hat man ſicher die Wahrheit gegeigt.
Übrigens verleb' ich hier viele vergnügte Stunden,
Und habe hier viele wackere Leute gefunden,
Die mir freundlich entgegen kamen,
Gern möchte ich nennen ihre Namen,
Allein warum?
Wahre Dankbarkeit iſt ſtumm,
Ich fand bei vielen Vergnügen und gute Koſt,
Und Einer war gar mein einziger Troſt.
Hätt' ich aber auch lange Weile gehabt hier,
So wär's doch immer noch lieber mir,
Als wenn ich in Wien hätt' mit anſehen müſſen,
Wie ſie das Sacktuch der Schoberlechner zerriſſen,
Und wie ſie die Fetzen, die ſie genommen,
Nun aufbewahren für ihre Nachkommen.

Der Kritiker auf dem Lande.

Mein Kritiker iſt nie aus der Hauptſtadt weggekommen, wo ſeine kritiſche Ader in ſtetem Fluſſe iſt. Er hat nie einen andern Wald geſehen, als den Prater, mit Herren und Damen, und Cabriolets und Gigs bevölkert, der ſchönſte Baum iſt ihm der Stephansthurm und die ſchönſte Wieſe das Glacis. Armer Mann! er weiß nicht was ein Wald voll ungeheurer Bäume, ein Feldweg voll Schlamm, Lehm und Koth, eine Bäuerin von der Sonne geräuchert, ein Bach, durch Weiden ſich ſchlängelnd, iſt. Wenn man ihm vom Lande ſpricht, ſo ſieht er lauter Hietzinger Landhäuſer, mit Gärten, die nicht größer ſind als einige Bogen Papier, Bauern mit ſeidenen Tricots und runden Hüten mit roſenrothen Bändern darauf, und Bäuerinnen, die ihm im Chor entgegenkommen und den „Jungfernkranz“ ſingen. O armer Kritiker!

An einem ſchönen Herbſttage faßte unſern Kritiker die Langeweile, ſetzte ihn auf ein Pferd und flog mit ihm davon. Er ſagte Lebewohl dem Schauſpiel, der Oper, der Pantomime. Er band ſich den Zaum um den Hals und galoppirte fort von den neuen Strauß'ſchen Walzern, fort von den Stadtneuigkeiten, fort von den Moden. Vorwärts, mein Freund! der Himmel iſt heiter, nur vorwärts! Er paſſirt die Barriere und den Schrankenſteher, der ihm dumm nachlächelt, er läßt die ſchönen Landhäuſer, vier Fuß lang, hinter ſich, welche im Winter in ein Meer von Nebel, im Sommer in ein Meer von Staub gehüllt ſind.— Vorwärts, nur vorwärts! Er wirft einen mitleidigen Blick auf die Bäume, welche die ſpazierengehenden Hauptſtädter ſchon des unreifen Obſtes beraubt hatten, und auf den ausgetrockneten Raſen an den Rainen. Vorwärts, mein Kritiker, du biſt ein Mann geworden, du kannſt jetzt ſchon ein anderes Pferd reiten als den Pegaſus, du kannſt jetzt vorwärts dringen, ohne dir den Kopf gegen den Buchladen oder gegen eine Theaterthür zu rennen. Laßt dem armen Teufel ſeinen Moment der Ruhe und der Bewunderung!

O, das literariſche Leben, welche fortwährende Beſchwerlichkeit, welche ſtete Aufregung des Geiſtes, welche unerhörte Verſchwendung von Lächeln und Thränen, von Zorn und Mitleid, welcher Überfluß von Geiſt, Witz, Herz, Muth, Tugend, Wiſſenſchaft, Glück und Unglück! Alle die koſtbarſten Eigenſchaften des Menſchen kommen hier in Conflict. Das literariſche Leben umfaßt alle Leidenſchaften: Haß, Satyre, Eiferſucht, Eitelkeit, aber auch alle Arten des Glückes. Der Kritiker ſteht auf der letzten Sproſſe der literariſchen Leiter, und ſpitzt das Ohr und den Geiſt auf Alles, was unter ihm geſprochen, geträumt, erfunden und deklamirt wird. Seid alſo dem armen Manne günſtig an ſeinem einzigen Tage der Ruhe, ihr Wälder und Felder, ihr Wieſen und Bäche, ihr Blumen und Bäume, ihr Hütten und Schlöſſer, und vor allen du, o gutes Pferd! Bedenke, es iſt ein Kritiker, den du auf dem Rücken trägſt, es iſt ein Kritiker, den ihr aufnehmen ſollt, ihr Wieſen, Wälder, Bäche, Dörfer! Ein Kritiker, alſo ein ganz neuer Mann für euch, ein noch fremdes Unglück, eine euch ganz neue Krankheit. O, ſeid ihm günſtig und gnädig nur einen Tag!

Für alle übrigen gemeinen Menſchen iſt das Land nur ein Übergang von der Arbeit zur Ruhe, vom Sonntag zum Montag, ein Tag des Müßiggangs, der Vorwand zu einer Reiſe, weiter nichts. Auf ſeinem Landhauſe iſt der Advokat noch ganz von ſeinem letzten Prozeſſe erfüllt, der Richter bereitet ſein Urtheil vor, die Kokette trinkt Kuhmilch, um ihren Teint zu verſchönern. Das Land verändert nichts in ihren Sitten und Gewohnheiten. Vom Lande begehren ſie nur ein friſches Ei, eine Roſe, einen Spaziergang im Gehölze; ſie thun das auf dem Lande heute, was ſie morgen in der Stadt thun werden. Nur der Kritiker ganz allein, wenn er aufs Land geht, wirft alle ſeine Leidenſchaften von ſich, ſeine Neigungen, ſeinen Haß und ſelbſt ſeine Wichtigkeit. Auf dem Lande wechſelt der Kritiker, ſo zu ſagen, die ganze Haut: er war geſtern noch ſo viel, heute iſt er gar nichts mehr, nicht ein Mal mehr ein Kritiker, alles verläßt ihn, ſeine Sarkasmen, ſein Tadel und ſogar ſeine Lobeserhebungen, dieſe Waare, welche die Menſchen ſo leicht hinnehmen, wie das Glück, ohne zu fragen, woher ſie kommt.

Unſer Kritiker reitet alſo auf's Land: er ſtreift ſeine Haut gern ab, er läßt ſie auf dem Wege liegen, mag ſie nehmen wer will; er wirft ſeine kritiſche Geißel weg, mag ſie aufleſen, wer Luſt dazu hat; er iſt jetzt ein lächelnder, froher, freier Wanderer. Endlich hat er einen ziemlichen Weg gemacht und hält an; er läßt ſein Pferd ausruhen und ruht ſelbſt aus. Vor einem Bauernhauſe, unter einem Lindenbaume, läßt er ſich Butter und Käſe und Wein bringen. Er koſtet, es ſchmeckt. „Ei, der vortreffliche Käſe! Was iſt das für Käſe, Frau Wirthin?“

„Schafkäſe, Euer Gnaden.“

„So? Schafkäſe — alſo macht man auch Käſe aus Schafmilch? und wie delikat!“ Er iſt vor Freude über den Schafkäſe außer ſich, findet ihn beſſer als den Emmenthaler Käſe, und auch das Brot, und die Butter und ſelbſt den ſauern Wein, dann läßt er noch ein Mal einſchenken, und trinkt noch ein Mal, und freut ſich noch ein Mal und reitet dann fürbas.

Armer Mann! armer Mann! Er, der auf Alles paßt, was neu iſt, auf Alles, was auf die Welt kommt, auf Alles, was geſprochen oder geſungen wird, auf Alles, was in Stein, in Silber, in Gold gemacht wird, auf Alles, was durch die Stimme, durch Töne, durch den Meißel, durch die Farben hervorgebracht wird, er, der Alles ſieht, Sitten, Induſtrie, Geſchichte, Drama, Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges, er iſt nun auf der Reiſe und verwundert ſich über Alles, was er ſieht und hört, ja er verwundert ſich ſogar darüber, daß er ſich verwundern kann und iſt glücklich darüber. Er verwundert ſich ſowohl über das, was iſt, als was nicht iſt; zum Beiſpiel, auf einem Hügel an der Straße ſteht ein Schäfer, auf ſeinem Stock geſtützt, und ſchaut den Kritiker an, und das iſt für den Kritiker ein außerordentlicher Gegenſtand zur Verwunderung. Wie? dieſer Schäfer iſt ein großer, vierſchrötiger Kerl, und hat keine Schalmei, auf der er bläſ't, der Hund dieſes Schäfers kommt herbei, die Ohren geſpitzt, und den Schweif hängen laſſend. — Die Bucolica haben alſo nicht gelogen, die Schäfer haben Hunde, aber was für Hunde? miſerable Hunde. Der Kritiker hat ſeine erſten Lehren des Landlebens aus den Eklogen geſchöpft, und findet draußen auf dem Lande nichts ſo ſchön, nichts ſo zart, und da kann er ſich denn nicht genug verwundern.

Alles ſetzt ihn in Erſtaunen; die brennende Sonne ſetzt ihn in Erſtaunen; ihn, der ſonſt nur in den beſpritzten Alleen des Praters ſpazieren gegangen iſt; jeder Bauer ſetzt ihn in Erſtaunen, natürlich, er hat auch bis jetzt nur die herriſchen Bauern von Penzing, Hietzing und Döbling geſehen, das Läuten zur Vesper ſetzt ihn in Erſtaunen; denn in der Stadt im Kaffehhaus hat er's natürlich nie gehört. Alles ſtaunt er an, die Äpfel auf dem Apfelbaum, den Geruch des Kühſtalls, das Huhn, welches gackernd an ihm vorüberläuft, den Rauch, der aus dem Rauchfang emporſteigt, ſelbſt die kleinſten Lichter und Schatten, welche die Sonnenſtrahlen auf der Wieſe bilden. Er bleibt die längſte Zeit vor einem großen dicken Ochſen ſtehen, und bewundert den großen dicken Ochſen, er, der in Schönbrunn gleichgültig den Elephanten und in dem Cirkus vor der Lerchenfelder Linie gleichgültig den nordiſchen Herkules angeſehen hat. Aber unſer Kritiker irrt ſich auch oft in ſeiner Bewunderung, er hält eine Gans für einen Schwan, eine Wachtel für einen Faſan, er, der doch Dem. N** und Dem. Schl*** beim Ballet ſo gut von einander zu unterſcheiden wußte. O armer gelehrter Kritiker!

Armer Mann! die ganze Natur war dir ja von der Wiege an verleidet! Als Knabe hat er ſchon zum Namenstag des Herrn Vaters und zum Geburtstage der Frau Mutter eine Komödie ſpielen, ſich ſchminken, und ein Gratulationslied falſch ſingen müſſen. Als Jüngling hat ihm das Trauerſpiel das natürliche wahre Gefühl, das Luſtſpiel die menſchliche Geſellſchaft, die Oper endlich das Gehör verleidet. Er ſah den Aufgang der Sonne nur gemalt, er hörte ſtatt der Nachtigallen nur Sängerinnen trillern, den ſchönſten Waſſerfall ſah er einſt von Silberzeug im Theater an der Wien. Wenn andere Menſchen ſich manchmal hinausreißen aus dem gewöhnlichen Leben, und Italien, Neapel, Florenz, den Veſuv, oder die Schweiz beſehen, der Kritiker iſt ohne Ruhe an zwei fürchterliche und falſche Naturen gebunden: an die Komödie und an die gemalte Leinwand; Dialog und Geſang ſind ſeine Domainen, ſeine Wieſen, ſeine Felder. Der Geruch der Öllampen muß ihm lieber ſeyn als der Geruch der Tannen und Fichten, er iſt der Sclave einer Welt voll Hanswurſten, Malereien, Maſchinen und Inſtrumente; er iſt unter ihnen geboren, er muß unter ihnen ſterben, denn, wie wollt ihr, daß er jemals einer andern Natur gefolgt ſeyn ſoll, da er nie eine andere kennen gelernt hat? Und jetzt, da er ein ſo geſchickter Kenner und Unterſcheider der falſchen Natur iſt, wie wollt ihr von ihm verlangen, er ſoll eben ſo viel Geiſt und Herz beſitzen, um ſich auch in der wahren Natur auszukennen?

Übrigens iſt unſer Kritiker auf ſeiner Reiſe nun in ein Haus getreten, wo er erwartet wird. Er geht durch einen großen Hof, voll Rauch, voll Miſt, voll ſchnatternder Enten und bellender Hunde. Eine Dung-Pfütze iſt zur Rechten und der Kritiker zieht ein Fläſchchen mit Köllnerwaſſer aus der Taſche und hält es vor die kritiſche Naſe. Da mahlt unſer Dekorateur Neefe auch ein ſchöneres Landhaus, als ſie hier wirklich ſind, denkt unſer Kritiker bei ſich, und kommt dabei mit einem Stiefel in etwas unangenehmes Weiches zu ſtehen. Er ſchüttelt ſich ab, tritt ins Haus und wird gut aufgenommen, obwohl er hier im Hofe ſchon ſtreng kritiſirt hat. Er ſetzt ſich zu Tiſch und iſt, legt ſich zu Bette und ſchläft, und zwar, ohne daß ihm vorher ein Liedchen vorgeſungen worden wäre. Aber mitten in ſeinem Schlummer überraſchte er ſich ſelbſt und wird darüber wach, daß er ſich ſelbſt eine Melodie aus der „Stummen von Portici“ trillert.

Am andern Morgen läßt er ſich ſeinen Mantelſack bringen, er zieht weiße Pantalons, ein ſchwarzſammtenes Gillet, einen grünen Frack, friſchgewaſchene Vatermörder und eine ſchwarze Cravate hervor, und ſchmückt ſich damit. Er beſieht ſich in dem Spiegel und denkt ſich, wohlgefällig lächelnd, ich wünſchte wohl, daß mich Demoiſelle *** ſo ſähe.

Er ſteigt aus ſeinem Schlafgemach herab, und glaubt in einen Vorſalon zu gelangen, wo Käthchen das Stubenmädchen, mit weißem Spitzenkleide und einer ſchwarzen Schürze entweder das Häubchen ihres Fräuleins zu Rechte richtet, oder mit Johann dem ſchelmiſchen Bedienten ſchäkert — aber ſtatt deſſen findet er eine alte Haushälterin, welche Erdäpfel ausſchüttet, und einen Knecht, Namens Gabriel, der von ihr ausgezankt wird. Er tritt in das zweite Zimmer, und anſtatt der Herren in Pantalons und knappen Fracks, mit glänzenden Knöpfen, findet er ein paar Herren mit grünen Jagdröcken, und in juchtenen Stiefeln, von welchen letzteren ihm der üble Geruch ſogleich in die Naſe ſteigt. Als ſie unſern Kritiker in den weißen Pantalons und den ſeidenen Strümpfen ſehen, fangen ſie laut zu lachen an, und rathen ihm, wieder auf ſein Zimmer zu gehen und ſich umzukleiden. Er geht auf ſein Zimmer, und ſchaut beim Fenſter hinaus, um die Jäger von dannen ziehen zu ſehen.

Er freut ſich ſchon, die Jäger einen Chor ſingen zu hören, wie im „Freiſchützen," und die Rüden bellen, und die Hörner ertönen zu hören; allein vier Jäger und zwei Hunde machen den ganzen Zug, kein Horn tönt und von einem Chor iſt kein Gedanke.

Nun geht unſer Kritiker ſpazieren, zum Hauſe hinaus, gerade der Naſe nach. Er bewundert die Schönheit und das Alter der Bäume, die Morgenſonne dringt kaum durch die dichtverſchlungenen Zweige. In der Ferne erblickt er etwas Weißes — Ha! ruft unſer Kritiker, gewiß eine Unglückliche, die im düſtern Walde Kühlung für ihr armes Herz ſucht. Es iſt aber eine Bauerndirne, die luſtig Streu zuſammenrecht, und dabei johlt, daß das Echo widerhallt. Er läßt ſich in ein Geſpräch mit der Dirne ein und glaubt, ſie wird naiv und witzig antworten, wie die Liſe und Sabine auf dem Theater. Proſt Malzeit! Sie antwortet ganz einfach dumm. Verdrießlich wendet ſich der Kritiker von ihr, und geht wieder nach Hauſe.

Die Frauen waren ſchon auf, und im Salon verſammelt. Der Kritiker muſterte mit kritiſchem Auge Salon und Frauen und fand nichts, was er zu finden hoffte. Anzüge, Sprache, Benehmen, Beſchäftigungen, Meubeln, Alles war anders. Nirgend fand er ein grünſeidenes Schürzchen über ein ſchneeweißes Negligee, ſtatt deſſen gedruckte Kattunkleider und blaue Leinwandvortücher, nirgend Roſen in den Haaren, ſtatt deſſen glattgekämmte Haare mit einem einfachen Hornkamm in einem Wulſt feſtgehalten. Er ſuchte umſonſt im Gemache ein Pianoforte, eine Guitarre, eine Harfe, einen Stickrahmen, ein Zeichenbret. Frauen löſ'ten Erbſen aus den Schoten, klaubten Gerſte rein, nähten ein Hemd, oder ſtrickten einen groben Strumpf. Sie ſprachen von dieſem und jenem, unter einander, oder mit ihren Männern, Verwandten oder Nachbarn, welche ohne Umſtände eintraten und weggingen. Der Kritiker ſuchte darunter vergebens einen kleinen verliebten Vetter, oder einen Freiwerber, oder einen grauſamen Vormund, oder einen alten Onkel, der gefoppt würde, und während des Frühſtücks ſprach man weder von Romanen, noch vom Theater, noch von der Reunion, noch wie Iffland oder Kotzebue oder Raupach, oder Grillparzer ſpricht, ſondern man redete von der Butter, und von der Ernte, und von der Witterung und vom Heueinführen, und eine junge Dame erzählte ſogar, daß ihre braune Kuh geſtern geworfen habe, und unſer Kritiker ſtand ertattert.

Auf einem benachbarten Landhauſe wurde Komödie geſpielt, und das fuhr unſerm Kritiker bis ins Innerſte des Innerſten, das war Waſſer auf ſeine Mühle, die leider jetzt nicht im Gange war. Er ſuchte ſich eine Einladungskarte zu verſchaffen, und ging am beſtimmten Tage langſam die zwei Meilen bis dahin. Man ſagte ihm, wenn er ſo langſam gehe, werde er keinen Platz mehr finden, allein er glaubte der Vorausſagung nicht, und fand wirklich das ganz kleine Theater voll. Bevor das Stück noch anfing, waren die Zuſchauer ſchon ruhig, und ſammelten ſich horchend zu dem, was kommen ſollte, und darüber verwunderte ſich der Kritiker ſchon nicht wenig. Endlich erhob ſich der Vorhang. Die Schauſpieler waren jung und geiſtreich, die Schauſpielerinnen alle jung, friſch und ſchön, alle ſpielten ohne Prätenſion, mit Frohſinn und Geiſt, alles war allerliebſt, das Parterre applaudirte aus voller Seele, und unſer Kritiker wußte gar nicht, woher das Vergnügen kam, das er hier empfand. Ja, merkſt du denn nicht, guter Freund, daß du nicht hieher gekommen biſt, weil du mußt? daß du nicht alle deine Sinne zu ſchärfen brauchſt, um morgen eine tüchtige Recenſion bis ſieben Uhr früh abgeben zu können? daß du nicht als Kritiker, ſondern nur als freundlicher Zuſeher gekommen biſt, wie man immer kommen muß, wenn man ſich einer angenehmen Täuſchung hingeben will? Ach, wie Schade iſt es doch, dachte der Kritiker, daß ich nicht immer nur als freundlicher Zuſeher das Theater beſuchen darf, und wie Schade iſt es, daß in der Hauptſtadt nur immer von Leuten vom Metier Komödie geſpielt wird.

Vierzehn Tage fort erwartete ihn auf dieſe Weiſe eine Überraſchung nach der andern. Vierzehn Tage lang machte er unermeßliche Entdeckungen in der wahren Wahrheit, unerhörte Aufklärungen im Leben boten ſich ihm dar. Er begriff in vierzehn Tagen durch ſeinen ländlichen Aufenthalt beſſer, als früher durch 10,300 Trauer-, Schau-, Luſtſpiele und Opern, die er geſehen, was das Leben, die Natur, und in Folge deſſen, was die dramatiſche Täuſchung ſei; er begriff, daß die Bühne in ihrer Darſtellung der Menſchen ſie verläumde, daß die jungen Mädchen nicht immer ihre Eltern und Vormünder betriegen, daß die Frauen nicht jene ſtrafbaren Neigungen im Hinterhalte ihres Herzens nähren, daß die Männer nicht ſolche lächerliche Gecken oder abgeſchmackte Helden ſeien, wie ſie auf den Bretern geſehen werden, daß die Geſellſchaft viel mehr Liebenswürdigkeit, Artigkeit, Freundlichkeit, Uneigennützigkeit, mit einem Worte mehr ſchätzbare Eigenſchaften beſitze, als Kotzebue und ſeine Nachahmer von ihr ſagen; er begriff das Alles ſchnell, und ſah nun ein, daß man die Welt und das Leben entſtellt und auf ihre Koſten viel gelogen habe; daß man gelogen, wenn man ein Mädchen mit 500,000 Gulden Mitgift darſtellt, und ſie dem nächſten beſten, der dieſe Summe nöthig hatte, an den Hals warf; daß man gelogen, wenn man die Schauſpiele mit Duellen, Entführungen, Ehebrüchen, Spielverluſten, Lottogewinnſten aller Art vollſtopfte, und daß dieſe im Leben — dem Himmel ſei Dank! nicht ſo oft vorkommen: daß man überall und immer gelogen habe.

Was die phyſiſche Natur anbelangt, ſo fand er, daß die Maler und Dekorateurs ſeiner Zeit eben ſo ſehr dieſe verunſtaltet haben, als die Autoren die Menſchen. Unſer Kritiker war ganz umgewandelt und er vergoß Thränen der Wuth darüber, daß er ſo lange der Narr dieſer Komödienliebſchaften und Komödienheirathen, dieſer Komödienwelt, dieſes Komödiengeiſtes, dieſes Komödienprunks war. Armer Mann, du gingſt auf das Land, dort Ruhe zu finden, und fandeſt Zwieſpalt mit dir ſelbſt!

Als er wieder nach der Stadt zurückgekehrt war, ging er — wider ſeinen Willen — dennoch ſogleich in alle Theater und zu allen Buchhändlern, um die Neuigkeiten der letzten vierzehn Tage zu ſehen und zu leſen. Man ſagte ihm, daß dieſe, gleich ihren Vorgängern, eben ſo ſchnell geſtorben ſeien als ſie geboren wurden, worüber er nicht ſehr betrübt war, da es ihn der Mühe überhob, ſie zu kritiſiren.

Wenn ihn ſeine Freunde fragten, was er denn auf ſeinem Ausfluge gehört und geſehen habe, antwortete er ihnen mit einem tiefen Seufzer: O meine Freunde! ich habe auf meiner kleinen Reiſe geſehen, was ihr auf euern Theatern niemals geſehen habt. Ein Dörfchen, wo viel Miſt lag, Scheuern voller Körner, erſte Liebhaberinnen von 20 Jahren, erſte Liebhaber, die noch alle ihre Zähne und alle ihre Haare beſaßen, eine Konverſation ohne Lieder, und ein Theater, wobei Niemand kritiſirt.

Und wenn er im gar vertraulichen Zirkel war, ſo fügte er auch noch eine kleine Geſchichte bei, die ihn am allermeiſten frappirt hatte. »Ich öffnete,« ſagte er, »am Fuße eines Baumes ein Horniſſenneſt, und ſieh, ich fand darin Wachs und Honig, um welches ſelbſt eine Biene dieſe Thiere hätte beneiden können.«

Dann fing er aber, von Lebensſorgen getrieben, ſein Kritikerhandwerk wieder an, und drei Monate nachher, hatte er das Dörfchen, die Scheuern, die erſten Liebhaberinnen, die Horniſſen, kurz alles wieder rein vergeſſen, Dank ſei es den Theatern und den Literatoren von geſtern und heute.

Das Ohr meiner Frau.

Einſt durfte ein ſchöner Fuß nicht mehr als dreißig Zoll in der Länge haben; nur den Großmüttern war es erlaubt einen Fuß zu haben, der einen Schuh Länge hatte. Zum Glück ändern ſich die Füße mit der Zeit. Die großen Füße des vierzehnten Jahrhunderts gleichen nicht mehr den kleinen des neunzehnten. Das iſt die ewige Klage meines Schuſters. Eine Kundſchaft wog einſtmals vier jetzige auf. Alles degenerirt. Ein Füßchen im Jahre 1844 kann man mit der Hand bedecken. Es geht damit eben ſo, wie mit der Taille der Frauen, die man mit zehn Fingern umſpannt.

Was mich betrifft, ſo habe ich übrigens noch keine Taille gefunden, die ich mit meinen zehn Fingern umſpannen, und kein Füßchen, das ich mit meiner Hand bedecken konnte. Es iſt aber auch wahr, ich habe eine ſehr kleine Hand. Die Schönheit iſt eine Sache des Übereinkommens.

Meine Frau hatte ein ſehr ſchönes kleines Ohr, das ich immer bewunderte. Dieſes Ohr war es, das zuerſt mein Herz entzündete, das mir ſpäter den Appetit nahm, und das mir endlich den Kopf ſo ſehr verrückte, daß ich ſie heirathete.

Eines Abends hielt ich mich nicht länger, als ich das kleine, oblonge, ſchöngeformte, aurorenfarbig eingeſäumte

Ohr beſah, faßte ich ihre Hand, und ſagte zu ihr: weißt du wohl, liebe Zemaly, daß du ein herrliches Ohr haſt?

Meine Frau ſah mich erſtaunt an, mir ſchien, die Schamröthe ſteige ihr in die Wangen, allein es war nur der Zorn.

„Wie?“ ſagte ſie, „erſt heute ſiehſt du, daß ich ein ſchönes Ohr habe?“

„„Aber höre mich nur,““ fiel ich ein.

„— Und meine Zähne, blinder Menſch!“

„„Du haſt ein ſchönes Ohr, dabei bleib' ich.““

„— Und meine Augen, Verräther!“

„„Nun ja, aber dein Ohr —““

„— Und mein Mund, das Schönſte, was ich habe?“

„„Dein Ohr, liebes Kind, iſt darum nicht minder ſchön.““

„— Und meine Haare, Unempfindlicher!“

„„Ein ſchönes Ohr, ein ſehr ſchönes Ohr haſt du.““

„— Und meine Hände, verdienen die gar keine Beachtung?“

„„Allerdings, aber Andere haben auch ſchöne Hände, aber Niemand hat ein ſo ſchönes Ohr wie du.““

„— Alſo iſt dieß das einzige, was du ſchön an mir findeſt?“

„„Das ſag' ich ja nicht.““

„Ja, du ſagſt es.“

„„Ich ſage nur, daß du ein herrliches Ohr haſt.““

Da erſtickte der Zorn ihre Stimme und ſie drehte weinend den Kopf von mir. Ich ſuchte ſie wieder gut zu machen, ſchlang den Arm um ihren Leib und ſprach: „„aber ſage mir nur, wie kommt es denn, daß es dich ſo ſehr verdrießt, wenn ich dir ſage, daß du ein ſchönes Ohr haſt.““

„— Weil dieß eine Entdeckung iſt, die du nicht erſt jetzt hätteſt machen ſollen.“

„„Ich habe ſie auch nicht jetzt gemacht,““ antwortete ich, „„ſchon als ich dich zum erſten Male ſah, bewunderte ich nebſt deinen andern körperlichen Eigenſchaften vor Allem dein wohlgebautes, rundes, kleines Ohr.““

„— Was? — Ungeheuer! ſchrie jetzt meine Frau wie außer ſich, klein wären meine Ohren? klein? — Nein, das iſt zu arg! — Himmel! Was würde meine Mutter ſagen, ſie, welche Ohren hatte, ſo lang wie meine Hand, wenn ſie wüßte, mein Mann beſchuldige mich, daß ich kleine Ohren habe.“

Und nun, indem ihr die Thränen ſtromweiſe aus den Augen floſſen, zog ſie ihre Ohren mit beiden Händen ſo ſtark, daß ich meinte, die Läppchen müßten ihr zwiſchen den Fingern bleiben. Ich geſtehe, ſtarr vor Staunen und mit weit geöffnetem Munde ſtand ich da, als mir plötzlich einfiel, daß meine geliebte Zemaly eine Hindoſtanerin ſei, und daß ich ſie vor vier Jahren in Benares zum Weibe genommen habe, wo die langen Ohren in ſo großem Anſehen ſtehen, daß die Prieſter ſich deren bedienen, um daraus Regenſchirme über ihre Götter zu machen.

Moral.

Bevor Ihr einer Frau eine Artigkeit über einen Theil ihres Körpers ſagt, fragt ſie vorher erſt, in welchem Lande ſie geboren ſei.

Die Ballhandſchuhe als Verräther.

Am Abend nach einem bei der Marquiſe von L** abgehaltenen Ball war eine kleine Geſellſchaft bei der geiſtreichen Gräfin von S** verſammelt. Einige junge Herren und Damen waren gekommen, ſich nach der Geſundheit der Frau vom Hauſe zu erkundigen, welche Unpäßlichkeit halber dem Balle von verfloſſener Nacht nicht beigewohnt hatte. Das Geſpräch war nicht ſehr animirt, man fühlte ſich geiſtig und körperlich ermattet, bis eine hingeworfene Äußerung die Stockung unterbrach und Gelegenheit zu jener piquanten Unterhaltung gab, welche ich hier mittheilen will.

„Die Baronin von Sp— iſt aus Schweden zurückgekommen, und hat mir von dort Handſchuhe mitgebracht, welche alles vereinigen, was Schönheit und Bequemlichkeit nur wünſchen können,“ ſagte eine der Damen. — „„Weil wir eben von Handſchuhen reden,““ (fiel eine zweite ein) „„ſo möchte ich wohl wiſſen, warum ſeit einiger Zeit die Mehrzahl unſerer jungen Leute, trotz der ſchlechten Witterung, Handſchuhe von lichten Farben trägt?““ — „Und das errathen Sie nicht, meine liebe Emilie?“ — nahm die Frau vom Hauſe das Wort — „fragen Sie nur unſern jungen Lieutenant, er wird Ihnen ſagen, daß man die Handſchuhe noch den folgenden Tag über benützt, welche man in vergangener Nacht auf dem Balle getragen hat.“ — „Die liebenswürdige Gräfin hat recht!“ riefen die Männer. Dieſe aber fuhr fort: „Man ſtudirt die Sitten und den Charakter der Menſchen in ihren Geſichtszügen, beurtheilt ſie nach der Zierlichkeit oder Vernachläſſigung ihrer Kleider, ſollte ein Studium der Handſchuhe, nach einem Balle, wohl weniger intereſſant und ergiebig ſeyn? Was mich betrifft, ſo glaube ich, man könnte daraus Manches errathen.“

Nach dieſen Worten wurde die Gräfin lebhaft beſtürmt, einen Verſuch zu machen, indem faſt alle Gegenwärtigen verſicherten, die Handſchuhe der vergangenen Nacht anzuhaben. „Es kommt auf eine Probe an,“ erwiederte dieſe lächelnd, zwar werde ich Ihnen keine große Mannigfaltigkeit, keine ausführlichen und gelungenen Porträts wie Lavater vorführen können aber, — —“ „„Wenigſtens werden Sie auch keine allzuſtrengen Urtheile fällen,““ unterbrach ſie ein Obriſt. — „Darauf verlaſſen Sie ſich ja nicht,“ antwortete die Gräfin, „ich werde ſtreng und wahr ſeyn, und da eben Sie, mein Herr Obriſt, kein ganz gutes Gewiſſen zu haben ſcheinen, ſo will ich mit Ihnen den Anfang machen. Geben Sie mir Ihre Handſchuhe!“ — „„Hier ſind ſie,““ ſagte der Obriſt, indem er ſeine Hände hinhielt. — Sie ſind ſehr geſchont, bemerkte eine junge Dame, welche in der Nähe ſaß, etwas ſpitzig. — „„Iſt das ein Vorwurf, weil ich nicht mit meiner hübſchen Couſine getanzt habe?““ fragte der Obriſt; „„in meinem Alter tanzt man nicht mehr.““ — „Aber man ſpielt,“ fiel die Gräfin ein — „„Wie? Sie glauben, ich hätte es vorgezogen?““ — „Ja, mein lieber Obriſt, vertheidigen

Sie ſich nur nicht, Ihr Handſchuhe, die Sie zuſammengedrückt und zerknittert haben, wenn Ihr Gegner im Ekarté den König tournirte, klagen Sie an; auch haben Sie ziemlich bedeutend verloren, dieſes ſagt mir dieſes kleine, aus ihrem linken Handſchuhe, mit Gewalt geriſſene Stück.“ — „„Sie waren zu enge!““ — „Dieſe Entſchuldigung könnte gelten, wenn Ihre rechte Hand nicht ſtärker wäre als Ihre linke, und dennoch iſt der rechte Handſchuh unverletzt. Nein! nein! mein lieber Obriſt, man hat aus Verdruß über das Unglück mit Gewalt an dem linken Handſchuh gezerrt und geriſſen.“— „„Ich bin geſchlagen,““ ſagte der Obriſt, indem er ſich zurückzog.

„Was mich betrifft, nahm der junge Baron M * das Wort, ſo fürchte ich den Scharfblick der reizenden Gräfin nicht und biete ihr hier meine Hände mit Vergnügen.“ Der obere Theil der Handſchuhe war noch rein und glänzend, aber im Innern der Hand befanden ſich Schweißflecken und ein paar Finger waren etwas zuſammengeſchrumpft: „„Ich muß Sie loben,““ ſagte die Gräfin, „„Sie haben viel getanzt, nur allzuoft mit derſelben Perſon.““ — „Madam!“ ſtammelte der junge Mann erröthend, „woraus können Sie das ſchließen?“ „„Aus dieſer Lila-Farbe, welche ſich an den Fingern der rechten, aber nicht der linken Hand zeigt, Sie haben gewalzt und mit der Rechten Ihre Tänzerin umfaßt gehalten, und zwar lange und feſt, ſonſt hätte dieſe Spur nicht zurückbleiben können.““ Der junge Mann erröthete noch mehr und ſein Erröthen hatte ſich der Couſine des Obriſten mitgetheilt.

In demſelben Augenblicke trat der Gemahl der Gräfin mit Herrn W*, einem Dichter der neuen romantiſchen Schule ein. Der Graf von S. vereinigte mit einem ſchönen Äußern viel Verſtand, liebte ſeine Frau vom Herzen, war aber von etwas leichtem Sinn und ſehr empfänglich für fremde Reize. Man unterrichtete die Neuangekommenen ſogleich von dem Gegenſtande der Unterhaltung. „Werden Sie, liebe Prophetin, mir auch wohl meine Sünden vorhalten?“ fragte er im liebkoſenden Tone ſeine Frau. Statt aller Antwort faßte ſie ſeine Hände, und betrachtete ſie lange, während dem nach und nach das Lächeln aus ihren Zügen verſchwand. „„Sie haben nicht geſpielt,““ ſagte ſie endlich. — „Das iſt wahr, geſpielt habe ich nicht.“ — „„Auch nicht getanzt.““ —„Eben ſo wenig.“ — „„Aber lange geplaudert?““ — „Ja!“ — „„Mit einer Frau?““ — „Das iſt … aber meine ſchöne Zauberin, können Sie mir auch beweiſen, was Sie mir aufbürden?“ — „„Nichts leichter als das. Sehen Sie hier den feinen ſchwarzen Reif an dem Zeigefinger ihrer rechten Hand? Dieſer ſagt mir, daß Sie neben ihr geſeſſen und mit ihrer Lorgnette geſpielt haben, deren Ring ſie um den Finger laufen ließen. Ich könnte die Lorgnettenträgerin nennen, will es aber lieber nicht thun. Sie ſpielten alſo mit der Lorgnette, während Ihre andere Hand jene der Nachbarin zärtlich drückte.““ — „Aber mein linker Handſchuh — „„war indeſſen auf den Boden gefallen, Sie traten mit dem Fuße darauf, hier iſt die Spur.““ — Es entſtand eine Pauſe des Stillſchweigens von ein paar Augenblicken, welche die übrige Geſellſchaft etwas in Verlegenheit ſetzte. Der Graf unterbrach die Stille, indem er rief: „Nun gut, ich will mein Unrecht eingeſtehen, aber ich kann ſchwören...“ „„Schwöre nicht, mein Freund!““ unterbrach ihn die Gräfin mit einem kleinen halb unterdrückten Seufzer und einem anmuthigen Lächeln; „„Ich weiß ja doch, daß du mich allein liebſt, und ziehe es vor, Dir ohne Schwur zu glauben. — Was Sie betrifft, mein junger Freund,““ mit dieſen Worten wandte ſie ſich zu einem jungen Offizier, „„ſo zeigen Ihre Handſchuhe, daß weder der längere Aufenthalt in einer andern Garniſon, noch die Bälle Ihres Generals Sie ein Herz haben vergeſſen laſſen, das geſtern eine Minute lang unter dem Druck ihrer Hand ſchlug; denn ſehen Sie hier den Eindruck und den kleinen Riß von einer Gürtelſchnalle, welche die Dame Ihrer Gedanken immer auf der linken Seite zu tragen pflegt, wahrſcheinlich hatten Sie den Arm um ihren Leib geſchlungen, als Sie dieſelbe die Treppe hinab zu ihrem Wagen führten.““ — Man ſah es, der ſchöne junge Mann hätte gern geantwortet, aber die Achtung vor dem Herrn vom Hauſe, auf deſſen Schweſter die Gräfin anſpielte, verſchloß ihm den Mund.

„Nun lieber T.,“ ſagte Fräulein Natalie zu ihrem Bräutigam, der keine Miene machte, ſeine Handſchuhe auch unterſuchen zu laſſen, „werden Sie mir nicht das Vergnügen machen, zu erfahren, was Sie begonnen, während ich tanzte? Ich möchte doch gar zu gern vor der Ehe Manches wiſſen, wozu es nachher zu ſpät wäre. Langſam und zögernd gehorchend ſtand Herr T. auf und näherte ſich der Gräfin. Man merkte es deutlich, er wäre gern der Unterſuchung entgangen, doch vor der muthwilligen Frau fand Niemand Gnade, ſie faßte ſeine Hände und rief: „Ei, ei, mein lieder T., ſchon vor der Hochzeit ſo viel üble Laune zu zeigen iſt wenigſtens nicht klug. Ja, ja, ſehen Sie mich nur an, hier ſteht der Beweis, daß Sie in einem recht abſcheulichen Humor waren, als unſere Natalie einen Cotillon mehr tanzte, als Ihnen gelegen war. Sie haben voll Ingrimm den Blumenſtrauß zerriſſen, den Ihre Braut Ihnen während ihres letzten Tanzes in Verwahrung gab, ich ſage ihres letzten, denn es muß ſchon ziemlich ſpät geweſen ſeyn, weil die Blumen, welche ihre Finger zerzupften und zerrieben, ſchon welk waren; denn ſonſt müßten ſie Spuren von Feuchtigkeit neben der Farbe und dem Geruch hinterlaſſen haben. Mit der linken Hand hielten Sie den Strauß feſt und dieſe gleichſam geballt; denn ſehen Sie nur, die Stiele haben ſich eingedrückt, während Sie mit der Rechten eine Blüte nach der andern herabriſſen und verſtreuten. Und nun gehen Sie, armer Sünder, thun Sie Buße und beſſern Sie ſich.“ Der Beſchämte ſchlich ſich an die Seite ſeiner Braut, welche ihn mit einem etwas boshaften Lächeln empfing.

„Und nun zu Ihnen, mein Herr Poet, ſagte die Dame, indem ſie den jungen romantiſchen Dichter zu ſich winkte — „„O!““ — rief ein Fräulein, „„bei Herrn W. werden Sie keine großen Entdeckungen machen, für das Spiel hat er keinen Sinn, zum Plaudern genügt ihm nicht leicht Jemand, und tanzen konnte er auch nicht, weil er unwohl iſt und an einer Unverdaulichkeit leidet.““ — „Wie?“ ſagte die Gräfin, „er leidet an einer Unverdaulichkeit und hat doch ſo viel Zuckerwerk und Gefrornes gegeſſen, ſo viel Punſch getrunken?“ —„„Frau Gräfin! ich verſichere Sie…““ „Wird nicht an=

genommen Ihre Verſicherung, Sie ſind zu hart von Ihren Handſchuhen angeklagt, ſehen Sie dieſe Flecken, welche nach Vanille und Rum riechen, ſehen Sie, wie der Zucker hier noch zwei Finger zuſammenklebt.“ Bei dieſen Worten brach die ganze Geſellſchaft in ein lautes Lachen aus und der auf's Haupt geſchlagene Poet ſah keinen andern Ausweg als ein Gleiches zu thun. — „Wahrhaftig!“ rief der Obriſt, „unſere ſchöne Wirthin iſt unbarmherzig mit uns umgegangen, aber ich hoffe, Sie wird gerecht ſeyn, und nun ihr eigenes Geſchlecht auch nicht ſchonen.“ Bei dieſen Worten ſahen ſchon alle Damen mit erröthenden Wangen auf ihre Handſchuhe, allein die Gräfin verſetzte: „„Mein lieber Obriſt, als Soldat müſſen Sie ja wiſſen, daß man die Waffen nur gegen ſeine Feinde, aber nicht gegen ſeine Alliirte kehrt,““ und machte ſo der Verlegenheit aber auch der Unterhaltung ein Ende.

Alt- und

Alt-Wien.

1. Ein Ehe-

(Die Frau ſitzt an einem großen, runden eichenen Tiſch und ſtrickt, gegenüber ſitzt ihr Mann und lieſt ihr die Geſchichte von der Genovefa vor, ein Unſchlittlicht in einen meſſingenen Leuchter ſteht zwiſchen Beiden.)

Frau. Ach lieber Mann, was iſt die Geſchichte doch ſchön. — Was hat die arme Genovefa nicht Alles ausſtehen müſſen, und der abſcheuliche Gollo, ich möchte ihm die Augen auskratzen.

Mann. Ja, das war ein ſchlimmer Menſch und ein ſchlechter Kerl, aber die Tugend der Genovefa war über alle Anfechtungen erhaben.

Frau. Das war ihre Schuldigkeit, das wird jedes brave Weib thun. —

Mann. Ich weiß, meine gute Alte, du würdeſt das nämliche thun, wenn du in den Fall kämeſt.

Frau. Freilich, eher in einen Wald gehen und von Wurzeln und Kräutern leben, als meinem Alten untreu werden.

Mann. Schau, Sabina, jetzt kann ich mich nicht mehr halten, ich muß dir einen Kuß geben (er thut es).

Frau (wiſcht ſich mit der Schürze den Mund aus). Geh', du biſt heute wieder gar ausgelaſſen.

Neu = Wien.

Neu = Wien.

paar.

(Die Frau ſitzt an einer ſchönen mit Silber geſchmückten Toilette und lieſt einen Roman. Der Mann liegt auf der entgegengeſetzten Seite auf einem Ruhebette und raucht aus einer Meerſchaumpfeife Tabak. Auf der Toilette ſtehen zwei ſilberne Leuchter, auf einem Tiſche vor dem Ruhebette eine Bronce = Lampe.)

Mann (gähnt.) Wie viel Uhr iſt's denn ſchon?

Frau. Zehn Uhr.

Mann. So ein Normatag iſt etwas Entſetzliches, kein Theater; man weiß nicht, was man mit dem Abend anfangen ſoll.

Frau. Da haſt du recht, lieber Julius, wenn ich meine Lektüre nicht hätte, wären mir auch ſchon die Augen zugefallen. Gehſt du heute noch aus?

Mann. Nein, ich werde zu Hauſe bleiben, und Trübſal blaſen und Elend pfeifen? das fiele mir ein. Ich werde mit fünf luſtigen guten Freunden ſoupiren. Wir haben uns aber erſt um 11 Uhr zuſammenbeſtellt.

Frau. Nimmſt du mich nicht mit?

Mann. Was fällt dir ein? — Da könnten wir die Frauen eben brauchen, wenn wir luſtig ſeyn wollen. Geh

Mann. Aber ſage mir, wird dir denn das Stricken nicht zu viel?

Frau. Es darf mir nicht zu viel werden, die Kinder brauchen Strümpfe.

Mann. Nun du könnteſt ja aber auswärts welche ſtricken laſſen.

Frau. Wo denkſt du hin? Das wär eine ſchöne Wirthſchaft, einen Gulden bezahlen für ein Paar Strümpfe, da kämen wir weit.

Mann. Wo ſind denn die Kinder?

Frau. Die liegen ſchon eine ganze Stunde im Bette, es iſt ja ſchon 8 Uhr. Du biſt heute ſpäter nach Hauſe gekommen, als wie gewöhnlich. Die kleine Kathi wollte ſich gar nicht zur Ruhe begeben, ohne dem Vater gute Nacht geſagt zu haben.

Mann. Das liebe Kind ſieht dir gleich, wie ein Tropfen Waſſer dem andern.

Frau. Nein alle Leute ſagen, dir ſieht ſie gleich, wie aus dem Geſicht geriſſen.

Mann (nimmt das Buch wieder). Jetzt werd' ich weiter leſen.

Frau. Ja, es wäre mir ſchon recht; denn ich möchte wohl recht gerne heute noch erfahren, was denn die arme Genovefa mit dem Schmerzenreich angefangen, aber deine Augen, lieber Alter!

Mann. Nun der Druck iſt ja groß.

Frau. Thu mir's zu Liebe, und laſſ' es lieber bis Morgen. Du mußt morgen früh aufſtehen, du weiß wohl, es iſt der Sterbetag deiner Mutter, und da willſt du ja du hinauf zur Frau von Spiegelſtein, da iſt ja auch täglich Geſellſchaft.

Frau. Werd's auch thun.

Mann. Wo ſind denn die Kinder?

Frau. Was weiß ich? Frage die Kindsfrau? ich werde ſie mir nicht an's Kleid heften. Der Eduard, glaub' ich, iſt zu des Nachbars Knaben hinüber gegangen, und die beiden Mädchen hab' ich mit ihrem Tanzmeiſter in die Leopoldſtadt ins Theater geſchickt und der kleine Willi iſt mit der Köchin zu ihrer guten Freundin gegangen.

Mann. Meinetwegen.

Frau. Unter Andern, lieber Freund, ich brauche wieder Geld.

Mann. Ich habe dir doch vor acht Tagen erſt 100 Gulden gegeben.

Frau. Nu, wie lange ſollen denn 100 Gulden dauern? Den Kleinen hab' ich müſſen Strümpfe ſtricken laſſen, das vierteljährige Abonnement für die Journale iſt auch da, und 20 Gulden hat mir die Liſi, das Stubenmädchen, das du ſo in deinen Schutz genommen haſt, aus dem Nähtiſchchen geſtohlen. Darum hab' ich ſie auch plötzlich weggejagt.

Mann (bläſt langſam den Rauch von ſich). So? Die hübſche Liſe hat geſtohlen? — Ja, mein Schatz, ich habe jetzt kein Geld, mußt ſchon bis zum erſten warten.

Frau. Ich kann nicht, du mußt Geld ſchaffen.

Mann. Ja woher?

Frau. Der Praktikant, den du haſt, hat mir geſtern geſagt, er habe 500 Gulden von ſeinem Vater geerbt, die noch eine Meſſe hören zu ihrem Andenken, d'rum geh' jetzt zu Bette, ich habe dir ohnediß noch eine Schale Bruſtthee bereitet, weißt du, von dem guten, den ich ſelbſt mache, und wobei Feigen und Datteln und gerollte Gerſte und noch viel andere Ingredienzien für die Bruſt ſind; denn ich habe bemerkt, daß du heute ſchon zweimal gehuſtet haſt.

Mann. O du gute, liebe Sabina (macht das Buch zu) Ja du haſt recht, ich gehe nur noch hinüber zu den Kindern, um Jedem von ihnen einen Kuß zu geben, und das Kreuz zu machen, und dann gleich zu Bette (zwickt ſie am Kinne) du kommſt doch bald nach?

Frau. Ja, gleich, gleich. Ich will nur noch ſehen, ob die Magd die Aſche gut in das Herdgrübchen zuſammengeſchürt und den irdenen Sturz darüber geſtellt hat. (Beide ſtehen auf und verfügen ſich, wohin geſagt.)

er dir gerne aufzuheben geben möchte, aber er wagt es nicht, dich darum zu bitten.

Mann. Soll's nur wagen, ich heb's ihm auf.

Frau. Aber jetzt iſt's ſchon halb 11 vorüber, du mußt gehen, ſonſt verſäumſt du deine Geſellſchaft.

Mann. Ja richtig. Halt! Was brauch' ich denn? Meine ſaubere Pfeife, die Cigarre-Büchſe, die drei Würfel, die Bilder die ich geſtern aus Paris bekommen und die ich ihnen zu zeigen verſprochen habe. — So, jetzt hab' ich Alles, b'hüt dich Gott Schatz, ich weiß nicht, wann ich nach Hauſe komme (geht ab).

Frau (ruft ihm nach). Iſt alles eins! (ſie ſteht auf und ruft) Reſi! (Das Stubenmädchen tritt ein). Meinen Wickler! — Wenn der Herr früher kommen und fragen ſollte, ſage ſie, ich bin bei Spiegelſtein (geht ab).

Alt-Wien.

2. Ein Schau-

(In einer räucherigen Bierkneipe, in einem kleinen engen Gäßchen gelegen, ſitzen mehre Schauſpieldirektoren und Schauſpieler untereinander bei Bier und Würſten, bald ſprechen ſie laut untereinander, bald verſtändigt ſich ein Paar ganz in der Stille und ſich in die Ohren wiſpelnd. Die Direktoren ſind aus einem beſſeren Ausſehen und anſtändigeren Anzug kenntlich, faſt alle tragen rothe bordirte Weſten und einen Stock mit einem ſilbernen Knopf. Die Schauſpieler hingegen ſehen ärmlich und mitunter auch lüderlich aus. Wir wollen das Geſpräch eines ſolchen Paares näher belauſchen, welches beſonders angelegentlich zu ſprechen ſcheint. Es iſt ein Mann von beiläufig 50 Jahren mit einem Schmerbauche und einer Perrücke mit einem Catogan und ein Jüngling von ungefähr 24 Jahren, blond, hager, blaß, aber mit einem ſprechenden Auge und nicht üblen Manieren.)

Der Direktor. Sind wir zu haben, mein Guter?

Der Schauſpieler. Allerdings, wenn ich Ihnen gefällig bin.

Direktor. Ah! — Setze ſich der Herr zu mir her, daß wir nicht ſo laut zu ſchreien brauchen. (er ruft) Kellner! Eine friſche Maß Mailänder und zwei Paar Geſelchte! (zum Schauſpieler) Wie alt ſind wir denn?

Schauſpieler. 23 Jahre und 4 Monate.

Direktor. Haben wir ſchon wo geſpielt oder wollen wir erſt anfangen?

ſpieler.

(In ſeinem Schreibezimmer an einem großen Sekretär von Mahagony ſitzt der Direktor. Eine unzählbare Menge Manuſkripte, Briefe, Muſikalien, Dekorationsſkizzen u. ſ. w. liegen im Zimmer herum, hohe Glaskäſten nehmen die Wände ein, und auf denſelben ſtehen Gipsbüſten von Schiller, Göthe, Iffland, Koch und andern berühmten Dichtern und Schauſpielern. Ein Theaterdiener tritt ein und ſpricht:)

Theaterdiener. Euer Gnaden! hier iſt ein Viſite-Billet, der Herr wartet unten im Wagen.

Direktor (beſieht kaum die Viſite-Karte, ſo ruft er ſchon.) Ah! — Eduard Roſenduft. Lauf, Gabriel! ſage ich bin zu Hauſe und es wird mir ein Vergnügen ſeyn.

(Der Theaterbediente eilt fort. Der Direktor zieht ſchnell ſeinen Schlafrock aus und einen Gehrock an. Die Thür geht auf und ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, nach dem neueſten und eleganteſten Schnitte gekleidet, Brillant-Ringe an den Fingern, goldene Ketten, woran Uhr und Lorgnette hängen, um den Hals, mit einem dichten ſchwarzen Collier grec tritt ein.)

Direktor. (bietet ihm einen Stuhl) Endlich hab' ich das Vergnügen zu ſehen Herrn von Roſenduft.

Schauſpieler. Es thut mir leid, Herr Direktor, wenn ich Sie länger warten ließ. allein es war mir unmöglich früher zu kommen. Das Publikum war ja raſend. In

Schauſpieler. Ich war ſchon ein Jahr in Agram, ein Jahr in Linz, und jetzt den verfloſſenen Sommer beim Sommertheater in Karlsbad.

Direktor. **Bene!** — was agiren wir denn vorzüglich?

Schauſpieler. Erſte Helden und Liebhaber.

Direktor. Laßt ſich hören. — Wiſſen Sie was, wir wollen ein wenig ſehen, wie ſich das Ding macht, kommen Sie mit mir heraus!

(Beide gehen aus dem Zimmer hinaus. Der Direktor führt den Schauſpieler in die Küche, wo kein Feuer brennt, weil die Würſte im Zimmer im Ofen warm gemacht werden, er ſetzt ſich auf das Herdbret und ſpricht zum Schauſpieler) Mache mir der Herr jetzt die fünf Aktionen des Helden vor. Wie geht der Held?

(Der Schauſpieler wirft den Kopf in die Höhe, und ſchreitet mit langen, gezogenen Schritten, mit den Händen in der Luft fechtend, auf und nieder.)

Direktor. Bravo! Nur etwas mehr Statur machen, und die Hände etwas höher heben, der Herr agirt noch zu viel am Boden herum. — Wie ſteht der Held?

(Der Schauſpieler ſpreitzt den linken Arm in die Seite, den rechten ſteckt er in die Weſte, einen Fuß ſetzt er weit vor, und ſchaut martialiſch nach der linken Seite.)

Direktor. Das war recht.

(Auf dieſelbe Art muß der Schauſpieler dem Direktor auch noch Proben ablegen, wie der Held wüthet, wie der Held ficht, und wie der Held ſtirbt, und wenn ſie damit zu Ende ſind, gehen Beide wieder in das Gaſtzimmer zurück, wo eben die warmen Würſte gebracht werden, und der hungrige Schauſpieler derb einhaut.)

Direktor. Ich bin mit den Manieren, die der Herr gezeigt hat, recht paſſabel zufrieden, und wenn der Herr bei meiner Truppe einſtehen will —

Leipzig dacht' ich nur drei Gaſtrollen zu geben, und mußte ſechs Mal ſpielen. In Prag riefen ſie, als ich zum letzten Male ſpielte: Hier bleiben, hier bleiben! und in Brünn, wo ich mich nur ein einziges Mal zeigen wollte, ſpannten ſie mir die Pferde aus der bereits angeſpannten Poſtkaleſche, und eine Deputation bat mich, nur noch ein Mal dem Publikum das Vergnügen zu machen zu ſpielen.

Direktor. Ich wünſche Ihnen Glück.

Schauſpieler. Da iſt kein Glück, mein werther Herr Direktor. Die wahre Kunſt muß überall ſiegend durchdringen. Aber jetzt laſſen Sie uns über unſer Geſchäft ſprechen. Sind die Stücke bei Ihnen ſchon einſtudirt, in denen ich auftreten will?

Direktor. Die meiſten, ja. Worin wünſchen Sie ſich zuerſt zu zeigen?

Schauſpieler. In den „Räubern,“ wo ich, wie Sie wiſſen, den Karl und den Franz Moor zugleich ſpiele.

Direktor. Dies Stück können wir ſogleich geben. Wollen Sie übermorgen debutiren, ſo laſſe ich es gleich auf dem morgigen Theaterzettel ankündigen?

Schauſpieler. Nicht doch. Ich wünſchte nicht früher, als binnen acht Tagen zum erſten Male aufzutreten, denn ich möchte früher noch alle meine Empfehlungsbriefe abgeben, deren ich ein ganzes Portefeuille voll beſitze, an Banquiers, Gelehrte, und Recenſenten.

Direktor. Sie haben ganz recht mein Verehrteſter, das gibt Vorſchub. Sehen Sie nur, daß die Herren in den Journalen voraus einen großen Lärmen machen.

Schauſpieler. Mit Vergnügen. Nur bitte ich um die Bedingniſſe.

Direktor. Die ſind mit wenigen Worten geſagt. Ich ziehe mit meiner Truppe im Sommer herum, und im Winter bleiben wir in Stockerau. Bei mir kann man ſich nichts ausſuchen, man muß Alles ſpielen, was ich will, ſelbſt eine Frauenzimmerrolle, wann meine erſte Liebhaberin etwa eben krank iſt, dabei müſſen die Komödienzettel geſchrieben und in die nobleren Häuſer getragen werden, und iſt nichts Anders zu thun, ſo ſind Rollen abzuſchreiben, Papiere zu Dekorationen zuſammenzupappen, die Garderobe auszuklopfen und die Perrücken zu accomodiren.

Der Schauſpieler. Das iſt etwas viel! Wann ſoll man denn die Rollen lernen?

Direktor. Das geht mich nichts an, wann ſie gelernt werden, wann man ſie nur kann. Übrigens iſt mein Weib auch ein ſehr braver Souffleur, auf den man ſich verlaſſen kann. Kurz, bei mir muß Alles zuſammenhelfen, meine ganze Truppe macht nur eine Familie aus, dafür behandle ich ſie aber auch wie meine Familie. Der Herr bekommt bei mir Frühſtück, Mittagmal, drei Speiſen, recht gute ſättigende, und Abends nach der Komödie Bier, Brot und Käs, wann die Einnahme recht gut ausfallt, auch mitunter Rettig in Eſſig und Öl, Salveladiwürſte, ſogar auch manchmal Roſtbraten und andere derlei Koſtbarkeiten.

Schauſpieler. Und an Gage?

Direktor. Wochentlich 2 Gulden.

Schauſpieler. Das iſt doch gar zu wenig. Wo ich jetzt engagirt war, hatte ich die Woche 4 Gulden.

Schauſpieler. Das kann, denk' ich, nicht fehlen, der Ruf iſt mir vorausgeeilt. Vor Allem aber, Herr Direktor, wünſche ich die Bedingniſſe zu wiſſen, unter welchen Sie mich engagiren wollen.

Direktor. Ich ſetze allen meinen Künſtlern dieſelben Bedingniſſe, wollen Sie hier dieſen Kontrakt leſen und die Theaterregeln beſehen, ſo wiſſen Sie Alles.

Schauſpieler (lachend.) Theaterregeln! — Hm! das ginge mir eben ab. Es werden ſolche bei jeder Bühne gemacht, aber nirgend hält man ſich darnach. Übrigens will ich auch nicht ſo behandelt ſeyn, wie alle übrigen Schauſpieler, darum wird es am beſten ſeyn, ich ſage Ihnen meine Bedingungen.

Direktor. Belieben Sie.

Schauſpieler. Erſtens. Jedes neue Stück wird mir, wenn es zur Aufführung beſtimmt iſt, zum Leſen zugeſchickt, und ich wähle mir darin jene Rolle, welche mir zuſteht.

Direktor. Mein Herr!

Schauſpieler. Ich bitte keine Widerrede. So, und nicht anders, hab' ich's überall gehalten. Zweitens. Ich ſpiele in der Woche nicht öfters als vier Mal.

Direktor. Das wäre —

Schauſpieler. Genug, dächt' ich, oder ſoll ich mich zu Grunde richten? Drittens. Zu jeder neuen Rolle wird mir neue Garderobe angeſchafft, und in das Theater ſo wie aus dem Theater muß mir ein Wagen zu Dienſte ſtehen.

Direktor. Bei mir ſind keine Wagen eingeführt.

Schauſpieler. Kümmert mich wenig. Ich will nicht krank werden; die Zugluft ſchadet mir, und wäre Ihre Bühne

Direktor. So? Der Direktor wird vermuthlich auch zu Grunde gegangen ſeyn. Ich kann nicht mehr geben.

Schauſpieler. In Gottesnamen alſo. (Hält die Hand hin). Eingeſchlagen, ein Mann, ein Wort.

Direktor (ſchlägt ein.) Topp! — Jetzt aber muß ich fort. — Komm der Herr übermorgen um acht Uhr zur Kugel auf die Wieden, da fahren wir mit einander auf einem Kälberwagen.

Schauſpieler. Werde mich einfinden.

Direktor (geht, kehrt aber bei der Thüre noch ein Mal um.) Apropos! Noch eins. Hat der Herr einen ſchwarzen Rock und ſchwarze Hoſen; denn ohne dieſe könnt' ich den Herrn nicht brauchen.

Schauſpieler. Zum Glück habe ich beides, aber ich möchte noch um einen kleinen Vorſchuß bitten.

Direktor. Da ſind zwei Thaler, und jetzt Adieu, auf Wiederſehen übermorgen. (Er geht ab.)

nicht davon frei, ſo würde ich mich ſchon auf gar keinen Fall engagiren laſſen. Überhaupt gefällt es mir nicht, wenn man mir gleich den Theaterarzt in das Haus ſendet, um zu unterſuchen, ob ich wirklich gehindert ſei zu ſpielen. Wenn ich ein Mal ſage: Ich bin nicht wohl, ſo bin ich's auch.

Direktor. Sie bedingen ſich viel, Herr von Roſenduft.

Schauſpieler. Ich leiſte auch Außerordentliches. An Gage fordere ich, wohl ganz billig will ich meinen, jährlich 5000 Gulden, für jede Rolle ein Spielhonorar von 5 Gulden, zwei Monate Urlaub zu einer jährlichen Kunſtreiſe, freies Quartier von vier Zimmern und alljährlich ein Beneſiz in einem neuen, großen Stücke, das iſt Alles.

Direktor. Das iſt wirklich Alles, mein Lieber, was man verlangen kann. Aber laſſen Sie nur erſt Ihre Antrittsrollen vorüber ſeyn, dann wollen wir weiter ſprechen. Ich hoffe ſie werden ſich billiger finden laſſen. —

Schauſpieler. Da irren ſie ſich — denn das Publikum wird mich auf den Händen nach Hauſe tragen, Adieu!

Alt-Wien.

3. Ein Dienſt-

(Bei einer Thüre eines Hauſes im dritten Stocke ſteht ein gemeines Weibsbild von beiläufig 20 Jahren. Sie trägt graue, wollene Strümpfe, und nicht zierliche, aber ſtarke lederne Schuhe, einen weißen, abgenähten Rock, darüber ein blauleinenes Vortuch, ein Korſet von blauem Moldon, ein rothes kleines Halstuch um den Hals, recht feſt mittelſt Stecknadeln angeſchloſſen. Die Haare alle hinter eine ſchwarze Haube geſtrichen. In der Hand trägt ſie einige Papiere, in ihr Schnupftuch eingeſchlagen, ſie ſteht ſo an der Thüre, und da ſie es nicht wagt an der Klingel zu ziehen, ſo pocht ſie nur einige Male ganz leiſe an, bis man ihr öffnet.)

Eine Stimme frägt von Innen: Wer da!

Das Weibsbild. Ich bitt' recht ſchön, wohnt hier die geſtrenge Frau?

Die Simme von Innen. Was für eine geſtrenge Frau?

Das Weibsbild. Sie braucht glaub' ich eine Dienſtmagd.

Die Stimme. Ja, die wohnt hier. Nur ein wenig warten, es wird gleich aufgemacht.

(Das Weibsbild ſtreift nun noch einmal ihre Schuhe am Eiſen vor der Thüre recht rein ab, legt ihr Halstuch in die gehörigen Falten, endlich wird die Thüre eröffnet, und ſie tritt beſcheiden und furchtſam in die Küche mit dem Gruße:) Gelobt ſei Jeſus Chriſtus.

Neu-Wien.

hote.

(Ein junges blondes Mädchen im grauſeidenen Überrocke, einen Hut mit Blumen auf dem Kopfe, ein türkiſches Umhängtuch über den Arm geſchlagen, kleine, geſchnürte Stiefelchen von grauem Merino an den zarten Füßchen, und graue Glace-Handſchuhe an den Händen, ſpringt über eine Stiege hinauf. Im zweiten Stocke hält ſie an und läutet an einer Thüre, da ihr nicht gleich geöffnet wird, ſpricht ſie zu ſich ſelbſt:)

Die ſitzen auch auf den Ohren, ich habe keine Zeit zu warten, (und läutet noch ein Mal ſtärker. Endlich wird aufgemacht, und ſie tritt mit den Worten hinein:)

Wohnt hier der Herr von Ballberg?

Ein Bedienter. Ja, was wünſchen Sie, der gnädige Herr iſt nicht zu Hauſe.

Mädchen. Mit ihm hab' ich auch nichts zu ſprechen, ſondern mit der gnädigen Frau.

Bedienter. Wen ſoll ich melden?

Mädchen. Sagen Sie nur die Frau von Hadebuſch ſchickt mich her, ſie wird's hernach ſchon wiſſen.

(Während der Bediente hineingeht, ſieht ſich das Mädchen im Vorzimmer um, und da es hier vom Tabakrauche riecht, hält ſie ein geſticktes, weißes Schnupftuch für das gerümpfte Näschen. Endlich kommt der Bediente wieder, und ſie wird zur Frau hineingelaſſen, ſie verbeugt ſich ſittig vor derſelben und ſpricht:)

(In der Küche bleibt ſie an der Thüre ſtehen, bis ein Mädchen kommt und ihr ſagt, ſie möchte zur Frau hineingehen, ſie küßt dieſer, welche auf dem Sopha ſitzt, die Hand, und ſpricht:) Ich bitt' um Verzeihung, ich hab' gehört, die geſtrenge Frau braucht einen Dienſtbothen.

Frau. Ja, mein Kind, meine Köchin hat ſich verheirathet, und ich habe daher eine andere nöthig. Wer ſchickt ſie denn her zu mir?

Magd. Meine Frau Mahm, die Frau Wurzenhuberin, die für Euer Geſtreng waſcht.

Frau. Ei, ja, ſie hat mir davon geſagt. Wo kommt ſie denn her.

Magd. Ich komme von Horn. Mein Vater iſt geſtorben, ich bin bei ihm geblieben bis zu ſeinem Tod; aber weil er jetzt geſtorben iſt, ſo kann ich nicht mehr bei ihm bleiben und muß in einen Dienſt gehen.

Frau. Wie alt iſt ſie?

Magd. 26 oder 27 Jahre, ich weiß es nicht recht genau, aber, wenn die geſtrenge Frau befiehlt, ſo will ich um meinen Taufſchein ſchreiben.

Frau. Was kann ſie denn eigentlich?

Magd. Ja Euer Geſtreng, können thu' ich nicht gar viel, ich ſag's aufrichtig, aber ich will recht fleißig ſeyn und obachtſam, damit ich bald Alles lerne, was Sie haben wollen und wie Sie's haben wollen.

Frau. Ja, aber etwas muß ſie doch können, ſage ſie mir das aufrichtig.

Magd. Nun Suppen, Rindfleiſch, Zuſpeis und ein Bratel kann ich wohl zurichten. Bei uns gibt's halt nicht mehr, und wenn wir eine ſüße Mehlſpeis gebraucht haben, Euer Gnaden brauchen ein Stubenmädchen, wie mir die Frau von Hadebuſch geſagt hat?

Frau. Ja, meine Liebe, aber ein tüchtiges und braves.

Mädchen. Da werden ſich Euer Gnaden nicht zu beklagen haben; denn ich darf es ſagen, ich kann Alles, Alles, was eine Frau braucht. Ich nähe ſehr fein, ich weiß mit der Putzwäſche umzugehen, ich kann Kleider machen und Marchande de Mode-Arbeit, ich habe ſogar bei dem Monſieur Pierre friſiren gelernt.

Frau. Das iſt gut.

Mädchen. Dabei, Euer Gnaden, bin ich verſchwiegen und treu wie Gold. Ich kann wohl ſagen, ich war mehr die Freundin als die Dienerin all meiner Frauen. Erlauben Euer Gnaden, Ihnen nur eine einzige kleine Geſchichte zu erzählen. Wie ich noch bei der Frau von Filligran war, das war eine junge, ſchöne Frau, zwar nicht ſo ſchön wie Euer Gnaden, ihr Mann aber war ein alter unausſtehlicher Menſch, der ſie nicht ein Mal ins Theater geführt hat. Nun, daß ich Euer Gnaden erzähle, der Sohn unſers Hausherrn hat meiner Frau ein Mal angetragen, er will ſie in den Prater führen, unſer Herr war eben auf dem Lande und die Frau willigt ein. Ich bin zu Hauſe geblieben. Um 7 Uhr Abends kommt der Herr zu Hauſe, der leider vom Lande früher herein gefahren, und mit einer Kompagnie auch in den Prater gegangen war. Er war fuchsteufelswild, als er die Frau nicht zu Hauſe traf, und ſagte mir, er habe ſie im Prater fahren geſehen. Ich, wie natürlich, läugne es ihm wurz ab. Er aber ſo haben wir's immer bei der Schulmeiſterin machen laſſen. Außerdem kann ich ſtricken, und nähen und flicken, auch ein wenig leſen und ſchreiben, freilich mein Geſchriebenes können nicht alle Leute leſen. — Aber wenn der geſtrengen Frau mit dem wenigen gedient wär, ſo würd' ich mich ſchon recht befleißigen. Ich ſcheue keine Arbeit, ich bin ſtark und feſt.

Frau. Ja, das muß ſie auch ſeyn, denn Holz und Waſſer tragen bis in den dritten Stock herauf braucht Kräfte.

Magd. O das iſt mir nur gemauſt.

Frau. Auch müſſen bei mir alle vierzehn Tage die Fußböden rein ausgerieben, und dem Herrn nebenbei die Stiefel und Kleider ausgeputzt werden.

Magd. Mein lieber Himmel, das iſt ja Alles nur eine Spielerei, und das Erdäpfelgraben und Ausjäten auf dem Lande bei uns iſt viel eine ſtärkere Arbeit.

Frau. Gewaſchen wird auch zu Hauſe, und zwar alle acht Tage.

Magd. Ei, ja, das verſteht ſich ja ohnehin, wer wird denn die Wäſche von den Wäſcherinnen verderben laſſen.

Frau. Sie wird es bei mir gut haben. An Eſſen iſt kein Mangel, ſie hat zum Frühſtücke eine Schale Kaukau und eine Semmel, zu Mittag drei Speiſen, wie ich und mein Mann ſie haben, und was zu Mittag an Zuſpeiſe übrig bleibt, kann ſie ſich zum Nachtmahl aufwärmen. Übrigens liegt das Brot frei da, davon kann ſie eſſen, wann ſie will.

Magd. Küß tauſendmal die Hand, das iſt zu viel.

Frau. Lohn bekommt ſie jährlich 25 Gulden, und wenn ſie ſich gut aufführt und ich mit ihr zufrieden bin, ſo kann ſagt, er wiſſe es gewiß, ſie habe ihr Roſakleid angehabt und den Strohhut dazu. Auch das läugne ich und ſage, ſie ſei zu ihrer Muhme gegangen, und habe ihr ſchwarzes Kleid und den ſchwarzen Hut. Nun, ſagte er, das werden wir ja ſehen, wenn ſie nach Hauſe kommt. Was thue ich nun, ich nehme geſchwind ihr ſchwarzes Kleid und ihren ſchwarzen Hut, warte damit unter dem Hausthore auf ſie, als ſie angefahren kommt, zieht ſie ſich unter dem Thore, es war ſchon finſter, um, und kommt nun ganz ſchwarz ſtatt roſenfarb nach Hauſe. Der Herr Gemahl erſtaunt, ſieht, daß er ſich geirrt hat, fällt ihr um den Hals und bittet ſie um Verzeihung für ſeinen Verdacht. Am andern Tag hat mir die Frau aber auch gleich für meinen guten Gedanken das Roſakleid geſchenkt.

Frau. Bei mir werden ſolche gute Gedanken nicht nothwendig ſeyn. Wie heißeſt du?

Mädchen. Emilie.

Frau. Haſt du Zeugniſſe?

Mädchen. O ja, von Frauen und Herren.

Frau. Warum biſt du denn aus dem letzten Dienſte weggekommen?

Mädchen. Des Leſens wegen, gnädige Frau, blos allein des Leſens wegen, das kann ich halt nicht laſſen. Da hab' ich juſt eine Geſchichte gehabt, von Schott glaub' ich iſt ſie, ſie heißt der „Kerker“ und geht in ungariſch Ödenburg vor, und da hab' ich einmal meine Arbeit verſäumt und aus war's.

Frau. Ja bei mir darf auch nichts verſäumt werden.

es ſeyn, daß ich ihr im zweiten Jahre ein paar Gulden zulege. Außerdem bekommt ſie zum Neujahr, zum Namenstag, zum rothen Ei und zum Heiligenſtritzel jedes Mal einen Zwanziger, und wenn Jemand bei uns iſt, ſo ſetzt's für's Hinableuchten wohl auch manchmal einen Groſchen oder ein Fünferl.

Magd. O du lieber Himmel, das iſt gar zu viel. Wenn Euer Geſtreng das Atteſtat von dem Verwalter und vom Herrn Pfarrer ſehen wollen, da hab' ich beide. (Sie gibt der Frau die Zeugniſſe.)

Frau. (Nachdem ſie ſelbe durchſchaut.) Gut! — Wie heißt ſie denn?

Magd. Urſchel.

Frau (lächelt).

Magd. Euer Geſtreng lachen? Gefallt Ihnen der Namen?

Frau. Ja, ja, alſo hier hat ſie zwei Gulden Drangeld, ſie kann eintreten, wann ſie will.

Magd. Ach! da bleib' ich lieber gleich da, wenn Sie erlauben. Und die zwei Gulden bitt' ich zu behalten, um ſie mir aufzuheben. Ich werde mir eine Sparbüchſe dazu kaufen.

Frau. Gut, das gefällt mir von ihr. Wohlan, ſo geh ſie jetzt hinaus in die Küche, das Weib, welches draußen iſt, wird ihr Alles zeigen.

Magd. Ich küſſe tauſend und tauſendmal die Hand (will fort, kehrt aber noch einmal um.) Aber ein Gebitt hätt' ich doch noch.

Mädchen. Es wird wohl auch die Arbeit nicht ſo ſtark ſeyn. Was Euer Gnaden brauchen, ſoll Alles pünktlich geſchehen. Darf ich fragen, was Euer Gnaden Beſoldung geben?

Frau. Bisher hab' ich des Monats 10 Gulden gegeben.

Mädchen. Da müſſen ſich Euer Gnaden ſchon noch um 5 Gulden beſſern. 15 Gulden des Monats iſt für eine verläßliche Perſon nicht zu viel.

Frau. Wenn ich mit dir zufrieden bin, wird's mich auch nicht darauf ankommen. — Hier haſt du 5 Gulden Darangeld.

Mädchen. Danke, aber vor 14 Tagen Euer Gnaden kann ich noch nicht kommen; denn ich habe eine kleine Reiſe nach Grätz vor.

Frau. Das iſt freilich etwas lang.

Mädchen. Ja, Euer Gnaden, nach Grätz muß ich, ich habe dort eine gute Freundin, die ich ſchon 4 Jahre nicht geſehen habe.

Frau. So ſei's darum.

Mädchen. Ich danke indeſſen und empfehle mich vielmals, Euer Gnaden werden gewiß mit mir zufrieden ſeyn.

Frau. Was denn?

Magd. Daß mir erlaubt wird, daß ich alle Tage in der Früh meine heilige Meſſe hören darf. Ich bin's ſchon ſo gewohnt, und ich will ſchon recht zeitlich gehn, damit ich nichts verſäume.

Frau. Mit Vergnügen. — Gottesdienſt vor Herrendienſt.

(Will ab, kehrt aber noch ein Mal um.) Noch eins muß ich bitten, Euer Gnaden. Mein Liebhaber darf doch ins Haus kommen? Er iſt gar ein braver, galanter Menſch, und Proviſor in einer der erſten Apotheken. Wir kennen uns ſchon 3 Jahre, und er wird mich einmal heiraten, wenn er ſelbſt eine Apotheke bekommt.

Eheliges Glück.

I. Die berühmte Frau.

Ich wohnte jüngſt einer der unterhaltenden Abendgeſellſchaften bei, welche Frau von W** den ganzen Winter hindurch regelmäßig jeden Freitag gibt. Es wird da geſpielt, geſungen, auch leider deklamirt; allein von den improviſirten Kunſtakademien höre ich gewöhnlich nichts, weil ich mich an einen Spieltiſch mache. Das Letztemal war die Geſellſchaft zahlreicher und animirter als gewöhnlich; auch konnte ich dießmal keine Whiſtpartie finden, weil Niemand ſpielen wollte. Die Damen ziſchelten einander in die Ohren, als ob ſie ſich eine große Neuigkeit mitzutheilen hätten, die Herren blickten auf die Thüre, ſo oft ſie aufging, und in allen Geſichtern war eine lebhafte Ungeduld zu bemerken. Ich ſetzte mich zu meinem Freund — Walz will ich ihn nennen — der in Allem mit mir harmonirte, nur im Punkte der Ehe nicht. Er nämlich fand das höchſte Lebensglück des Mannes in der Ehe; ich aber — verzeihen Sie, meine Damen — war und bin entgegengeſetzter Meinung. „Was iſt denn heute hier los, lieber Freund?“ fragte ich ihn, „daß ſich nicht einmal ein Spielchen arrangirt?“

„„Man erwartet die ſchöne, herrliche, unnachahmliche Sängerin, Frau von Wahlſtern,““ antwortete er mir.

Kaum ausgeſprochen, öffnete ſich die Thüre und die Himmliſche trat ein, und ſchon ihr Eintritt war ein wahrhafter Triumph. Von dieſem Augenblicke hafteten alle Blicke nur auf ihr, und alles drängte ſich um ſie; ſie war der Mittelpunkt aller Bewunderung, und als ſie dann ſo viele Freundlichkeit durch etwas Gefälligkeit lohnte, und ſich würdigte, ein Muſikſtück hören zu laſſen, wobei ihre reine, biegſame Stimme mit den Schwierigkeiten nur zu ſpielen ſchien, da hallte der Saal von Beifall wieder. Mein Freund Walz blieb hinter dem allgemeinen Enthuſiasmus nicht zurück; ja, er ſchlug ein Paar Glacehandſchuhe ſo unbarmherzig mitten auseinander, daß dieß einem kleinen Herrn, welcher neben ihm ſtand, ein Lächeln entlockte. Der kleine Herr ſaß am Ofen, und ſchien zum Skandal meines Freundes der herrlichen Sängerin und ihrem Triumphe wenig Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Noch mehr aber ärgerte meinen Freund das boshafte Lächeln des Kleinen.

„Es ſcheint,“ redete er ihn an, „Sie ſind des Glückes beraubt, für den Reiz einer ſchönen Stimme empfänglich zu ſeyn?“

„„Im Gegentheil, mein Herr.““

„So ſcheint der Vortrag nicht Ihren Beifall zu haben?

„„Auch das nicht, ich finde die Arie ſehr ſchön und die Ausführung noch ſchöner.““

In dieſem Augenblicke ging Frau von Wahlſtern an uns vorüber. Jeder ſagte ihr etwas Schmeichelhaftes über ihren Geſang, und ſie dankte mit Beſcheidenheit; die künſtleriſche

Begeiſterung ſtrahlte noch aus ihren Blicken, ſie war herrlich.

»Mein Gott!« rief Walz, »wie glücklich iſt doch der Mann dieſer Frau zu preiſen.«

»»Glauben Sie?«« verſetzte der kleine Monſieur mit einem zweiten Lächeln, welches nicht weniger verletzend war, als das erſte.

»Wie?« antwortete Walz mit einer Lebhaftigkeit, die den Kleinen nicht im Geringſten aus ſeinem Gleichmuthe brachte, »iſt es nicht ein großes Glück, Jene, die man liebt, von aller Welt geſucht, gefeiert, bewundert zu ſehen?«

»»Und während die Frau ſo triumphirt,«« ſetzte der boshafte Kleine fort, »»während alle Blicke ihren Blick ſuchen, während jedes Lächeln von ihr die Gewalt hat, Einen glücklich zu machen, iſt's nicht etwa auch eine ſüße Genugthuung, ſich unter der Menge zu befinden, unbemerkt in einer Ecke, und einige Stunden das Vergnügen zu genießen, zu ſehen, daß ſie Allen Aufmerkſamkeit ſchenkt, daß ihr wieder Alles Aufmerkſamkeit beweiſet, und daß man allein weder ihre Aufmerkſamkeit, noch jene der Andern auf ſich zieht. —— O glücklich der Mann dieſer Frau! — Aber kennen Sie ihn denn, verehrter Herr! Kennt ihn irgend Jemand? Bekümmert ſich Jemand um ihn? Um das, was er thut, denkt und fühlt? Man rechnet es ſich zur Ehre, bei Madame Wahlſtern Eintritt zu haben. Man hat geſpeiſt, geſungen, getanzt bei Madame Wahlſtern. Von Herrn Wahlſtern ſpricht kein Menſch ein Wort. Wer weiß auch, ob er lebt oder todt iſt?««

„Wenigſtens,“ erwiederte Freund Walz, „muß ihn das Glück im Innern ſeiner Ehe entſchädigen für die kleinen Verwundungen ſeiner Eigenliebe von Außen.“

„„O ja, Madame ſteht ſehr ſpät auf, um den Metallklang ihrer Stimme zu ſchonen.““

„Das iſt ganz in der Ordnung.“

„„Dann ſtudirt Madame die große Arie, welche ſie Abends ſingen will.““

„Nur Studium führt zur Berühmtheit.“

„Dann berathſchlagt ſich Madame mit ihrer Modehändlerin; ſie trug geſtern ein Roſakleid, heute muß es ein weißes ſeyn, und morgen ein blaues.““

„„Alle Tage dasſelbe Kleid tragen, wäre eben ſo geſchmacklos, als täglich dieſelbe Arie ſingen.“

„„Dann macht Madame ihre Toilette und ſteigt in den Wagen. Sagen Sie mir doch gefälligſt, wie viele Augenblicke dabei für den Gemal übrig bleiben?““

Walz ſchwieg, und da der Kleine bemerkte, daß mein Freund nachdenkend wurde, fügte er noch hinzu: „„Lieber Herr! eine berühmte Frau, in welcher Art es auch ſei, iſt immer eine Schauſpielerin, die dem Publikum angehört; ſie verbringt ihr halbes Leben damit, eine Rolle zu ſpielen und die andere Hälfte, dieſe Rolle einzuſtudiren. Ihr Mann iſt hinter die Kouliſſen verwieſen, und hat nur das Vorrecht, ihr den Shawl über die Schultern zu legen, wenn ſie die Scene verläßt. Behaupten Sie noch, daß ein ſolcher Ehemann glücklich ſei?““

Kaum hatte er ausgeſprochen, ſo trat Madame Wahlſtern zu ihm und ſprach: „Lieber Wahlſtern! hole meinen Shawl, es iſt Zeit, nach Hauſe zu fahren.

II. Die eiferſüchtige Frau.

»O Freund!« ſagte Korner zu mir, »das größte Unglück im Eheſtand iſt, eine eiferſüchtige Frau zu beſitzen.»

»»Das iſt etwas Altes.««

»Ja, aber ich kann Ihnen ein ganz neues Exemplar zeigen, und dieſes iſt meine Frau Gemalin.«

Ich mußte lächeln; denn Herr Korner iſt ein kleines Männchen von 4 Schuh 8 Zoll, mit einem Schmeerbauch, welcher ſo vorſteht, daß er ſich bücken und ſeine Arme rückwärts legen muß, um ſeine kurzen Säbelbeine zu beſehen. Sein Kopf iſt mit ſchwarzen, ſchöngelockten Haaren bewachſen, aber es ſind nicht ſeine eigenen, er hat ſie dem Peruquier theuer bezahlen müſſen; dabei hat er eine feine Falſetſtimme, dem Miauen einer neugebornen Katze gleich, eine Haſenſcharte am Munde, und das Eine Auge ſieht ein wenig nach der Seite — und auf einen ſolchen Mann ſoll eine Frau von 25 Jahren, die noch ſehr hübſch und friſch iſt, eiferſüchtig ſeyn?

»Sie lächeln?« ſagte er. »Wollte der Himmel, daß es ein Scherz wäre, allein der viele Kummer, den mir Mariens Eiferſucht verurſacht, iſt leider Wirklichkeit. Stellen Sie ſich vor, daß ich nicht einen Schritt thun kann, ohne bei meiner Frau Verdacht zu erregen. Es geht ſo weit, daß es Noth thäte, ich gäbe alle meine Lektionen auf, um den häuslichen Frieden zu erhalten, und ſie weiß doch zu gut, daß wir von dieſen Lektionen leben müſſen. Achtmal des Tages muß ich ausgehen, um dieſe Lektionen zu geben, und ſie behauptet, das wären nur acht Vorwände, und meine acht Schüler nichts anders als acht Geliebte. — Aber ſehen Sie mich an, ſeh' ich aus wie ein Menſch, der acht Geliebte auf einmal haben kann?

„„Ich geſtehe, daß die Vorausſetzungen der Frau von Korner mir etwas hyperboliſch ſcheinen, allein das iſt ja gewöhnlich bei eiferſüchtigen Frauen, und deßwegen iſt die Ihrige noch kein neues Exemplar.““

„Nur Geduld, ich bin noch nicht zu Ende. Sie wiſſen, daß über mir ein Studioſus der Medizin wohnt, Herr Salbing, ein ſehr liebenswürdiger junger Menſch und voll Gefälligkeit für Jedermann. Nun, ſollten Sie es glauben, der arme junge Menſch iſt in die Eiferſucht meiner Frau gegen mich ganz unbarmherzig hineingezogen. Eines Abends, als ich nach Hauſe kam, fand ich den jungen Mann bei meiner Frau am Kamin ſitzen, deren Bläſſe mir beſonders auffiel; ſie hatte mir bis dahin noch keinen Anlaß zur Klage gegeben und ich kannte ihren eiferſüchtigen Charakter noch nicht. Ich fragte ſie voll Beſorgniß, was ihr fehle; erhielt aber keine Antwort. Allein als Salbing Abſchied genommen hatte, da ging das Donnerwetter los. Ich war ein Treuloſer, ein Verräther, ſogar ein Ungeheuer, meine Aufführung war ihr ſchon lange bekannt, und ſie wollte ſich Anfangs nur durch Schweigen und Verachtung rächen, allein dieſen Abend war ihr Kummer ſtärker als ihre Kräfte, ſie hatte ſich unwohl gefühlt, nachdem ich fortgegangen war, und der Himmel weiß, was geſchehen wäre, wenn ihr Herr Salbing nicht zu Hilfe geeilt wäre. Dann vergoß ſie einen ganzen Strom von Thränen, und brach in Verwünſchungen über ihr Schickſal aus, das ſie lebenslange an einen Mann meiner Art kettet. Endlich erklärte ſie mir geradezu, daß ſie von nun an jeden meiner Schritte gleich einer Rachefurie verfolgen wolle. Ich dachte, dieſe Scene wäre eine Folge einer gähen launenhaften Aufwallung meiner Frau, und wenn der Raptus vorüber wäre, würde nicht mehr die Rede davon ſeyn. Ach, lieber Freund! wie ſehr habe ich mich geirrt. Seit dieſem Tag iſt mein Haus eine wahre Hölle für mich geworden, und ich muß leider hinzuſetzen, auch für den armen Salbing. Ich komme nicht ein einziges Mal nach Hauſe, ohne daß der arme Menſch nicht wieder bei meiner Frau ſeyn und ein Unwohlſein beſchwichtigen muß. Ich bin überzeugt, ungeachtet ſeiner wahrhaft himmliſchen Geduld muß er doch ſeine Menſchenfreundlichkeit ſelbſt verwünſchen, die ihn in unſer Haus führt; denn Er iſt es, den Marie zum Vertrauten ihrer Beſorgniſſe und ihres Verdachtes gewählt hat, und ſie beläſtigt ihn damit zu allen Stunden; der gute Menſch hat gar keine Ruhe mehr vor ihr.«

»Jüngſt ſoupirte ich bei den Eltern eines meiner Schüler und kam ſehr ſpät nach Hauſe. Du glaubſt vielleicht, daß meine Frau mich erwartete? Gott behüte. Ich weiß nicht, welcher Satan ihr in den Kopf geſetzt hat, ich ſei mit einer Geliebten in Hietzing bei Dommayer. In dem Gedanken, mich auf der That zu ertappen, und um die Schicklichkeit nicht zu verletzen, die einer Frau doch nicht erlaubt, allein einen öffentlichen Ort zu beſuchen, mußte der arme Salbing mit ihr nach Hietzing hinaus fahren, und dort blieben ſie bis um 3 Uhr nach Mitternacht, um mich zu erwarten. Meine Frau hat mir's ſelbſt erzählt und war doppelt zornig, einmal, weil ihr Verdacht doch nicht verſchwand, und dann, weil ſie mich nicht gefunden hatte.«

»Am Faſchingdinstag mußte ſie Salbing aus derſelben Urſache auf die Redoute führen, während ich ganz ruhig in meinem Bette lag und ſchlief.«

»Außer den Unannehmlichkeiten, welche mir die fixe Idee meiner Frau verurſacht, kannſt du dir wohl denken, welche Mühe dies dem ſo gütigen Studenten macht. Nicht, als ob er ſich darüber beklagte, das gute Herz? O nein! Im Gegentheile, ich entſchuldigte mich neulich bei ihm, und er antwortete, daß ihm die Zeit, welche er meiner Frau ſchenkt, nicht reue, und ihn auch in ſeinen Studien nicht hindere. — Iſt das nicht ein excellenter Menſch?«

Inhalt.

Seite
Die Hausmannskoſt 5
Der Unentbehrliche 12
Der Hausball 17
Die Lotto-Collectur 31
Das Haustheater 35
Der Damenarzt 64
Meine Frau iſt ein Satan 67
Meine Frau iſt ein Engel 72
Wohnungſchau 76
Die Kindeswärterin 91
Die Landpartie 93
Mein Freund Spitz 123
Die Leihbibliothek 126
Paganiniana 142
Eine Damen-Whiſtpartie 156
Der Unglücksvogel 168
Die Aſchermittwoche, oder Faſchingswehen 177
Die Freuden des Landlebens 190
Die Wohnung zu ebener Erde 212
Ein neuer Rock 228
Die charmanten Leute 231
Die Stellwagen 242

Seite
Brief aus und über Baden 268
Der Kritiker auf dem Lande 280
Das Ohr meiner Frau 292
Die Ballhandſchuhe als Verräther 295
Alt- und Neu-Wien . . . . 302 u. 303
Eheliges Glück 326

Univ.-[illegible]
[illegible]

J. F. Caſtelli's
ſämmtliche Werke.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Eilftes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

Druck von A. Pichler's Witwe.

J. F. Caſtelli's

Gedichte

in

niederöſterreichiſcher Mundart.

Vollſtändige Ausgabe

letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.

Verlag von Mayer & Compagnie

(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

T 67/5

Vorerinnerungen.

Ich muß mich über Mehres hier ausſprechen und in voraus rechtfertigen, um allfällige Irrungen zu berichtigen und mir nicht etwas aufbürden zu laſſen, woran ich nicht Schuld trage. Ich bin es mir ſchuldig, dem Leſer ſowohl die Anregungen bekannt zu geben, welche mich zur Verfaſſung dieſer Lieder beſtimmten, als auch die Gründe mitzutheilen, welche ihre Herausgabe veranlaßten. Es ſcheint mir nöthig denſelben ſchon im voraus der ſchwierigen Schreibart wegen um Vergebung zu bitten, und überhaupt muß es mein Wunſch ſeyn, dieſes mein Werkchen aus dem rechten Geſichtspunkte in jeder Hinſicht betrachtet zu ſehen; darum erſuche ich auch diejenigen Leſer, welche in dieſem Büchlein etwas mehr ſuchen als Scherz, oder ein Liedchen zur Deklamation, dieſe Vorerinnerungen nicht zu überſchlagen.

I.

Was mich zur Verfaſſung dieſer Gedichte anregte und zur Herausgabe beſtimmte.

Als geborner Wiener iſt mir der niederöſterreichiſche Dialekt ſchon von Kindheit an eigen, ich hatte ſpäter in meiner Stellung als landſtändiſcher Beamter, als welcher ich bei verſchiedenen Anläſſen alle Gegenden der vier Viertel (Kreiſe) Nieder-Öſterreichs in Amtsgeſchäften bereiſete, Gelegenheit, dieſen Dialekt, wie er ſich auch im Munde des Landmannes, abweichend von jenem des Reſidenzſtädters, zeigt, genau zu ſtudieren, und ich darf mir ſchmeicheln, daß denſelben wenige meiner Landsleute ſo genau in ſeinem tiefſten Weſen kennen, als ich. Es liegt in meinem Pulte ein großes ausführliches Idioticon, welches ich durch Forſchung und Fleiß vieler Jahre zuſammengetragen habe, worin ich auch die Abſtammungen der Wörter zu erforſchen und beizuſetzen bemüht war, und welches ich vielleicht ſpäter der Welt übergeben werde.

Ich fühlte es bei ſolcher Kenntniß des niederöſterreichiſchen Dialektes wohl, welche Naivetät, welche Fröhlichkeit, aber auch zugleich welch ein tiefes Gemüth in ihm liege. Unſere Bauernliedchen, meiſt nur aus einem G'ſödsl (einer Strophe von vier Verſen) beſtehend, ſind oft, ohne tiefen Sinn zu haben, ja oft ſogar auch ohne allem Sinn, bloß allein durch den Klang der Mundart ſo komiſch und naiv, daß ſie Jeden anziehen, der ſie aus einem Munde vortragen hört, welcher des Dialektes ganz mächtig iſt. — Ich habe Fremde durch den Vortrag ſolcher Liedchen, oft lachen gemacht, oft auch ihre Rührung erweckt, ohne daß ſie auch nur ein Wort von dem verſtanden, was ſie hörten. Wenn der bloße Klang, die Mundart allein ſchon ſolche Wirkung hervorbringt, um wie viel größer muß dieſe erſt werden, wenn das Lied — es verſteht ſich in einem Tone, einer Haltung, in Gedanken, Folgerungen und Ausdrücken, welche dem Landmanne eigenthümlich ſind — Gegenſtände behandelt, welche das Gemüth oder das Zwerchfell treffen, ja ſelbſt auch den Verſtand, den ich nicht von der Dichtkunſt ausſchließe.

Ich hatte den herrlichen Hebel geleſen, hatte ſeine vortrefflichen Gedichte in succum et sanguinem vertirt, und — ich darf es bekennen — kein Dichter hat auf das Herz meines Herzens ſo mächtig gewirkt als er. Dieſe Tiefe der Anſchauung, dieſe Darſtellung des Höchſten im ſchlichteſten Gewande muß Jeden allgewaltig ergreifen, der ein Herz im Buſen trägt. Es war natürlich, daß ich meine geringen Kräfte verſuchte, auch in meinem Dialekte etwas zu dichten, was ſeine eigenthümliche Naivetät zeigen, was beweiſen ſollte, daß auch er ſich zur Darſtellung der tiefſten Empfindungen eigne, und daß außer dem gemüthlichen Frohſinn noch etwas Höheres in ihm liege. Meines Wiſſens hat im niederöſterreichiſchen Dialekte vor mir noch Niemand gedichtet. Der verehrungswürdige Grübl und ſpäter Maurus Lindermayer haben Gedichte in oberöſterreichiſcher Mundart verfaßt. — Schottky und Ziſchka haben bereits vorhandene Volkslieder geſammelt und nur weniges vom Eigenen beigegeben. Ich ging alſo mit Muth an's Werk, und verfaßte ſo zuerſt die Gedichte: „Alo͡an," „ånd' Sun" und „Jå und No͡an." Um zu erfahren, welche Wirkung ſie machen würden, ließ ich ſie im Jahre 1822 in der hieſigen Wiener Zeitſchrift abdrucken und hatte das Vergnügen ſie binnen kurzer Zeit in Aller Munde, ſowohl der Gebildeten, als auch des Volkes, wiedertönen zu hören. Das erſtere und letztere wurden von vielen Tonſetzern in

Muſik geſetzt, an allen öffentlichen Orten zu Geigen und Harfen abgeſungen, und ſelbſt im Gebirge hörte ich ſie von Landleuten zur Zither ſingen. Das gab mir Muth, und nun erſt beſchloß ich, Gedichte in niederöſterreichiſcher Mundart, und zwar in allen Formen und Dichtungsarten, nach und nach zu verfaſſen. Ich ließ ſpäter im Wiener Converſations-Blatte die Gedichte: „da Bu͡a ſoll ha͡iråd'n,“ „da Ma͡i“ und „da Båch,“ im Wanderer im Volksgarten das Gedicht: „Dåch und Nåchd“ abdrucken, welche Lieder mit den erſtern gleiches — für mich ſchmeichelhaftes Schickſal hatten. Sie gingen in Abſchriften von Hand zu Hand, vorzugsweiſe gefiel: „da fi͡a^{r}bladladi Gle,“ welcher von Herrn Neubruck im Joſephſtädter Theater öffentlich mit dem größten Beifall vorgetragen wurde. Dieſes komiſche Gedicht und dann das gemüthliche „nån d' Sun,“ welches letztere von Dlle. Lindner auf dem Hofburg-Theater in dem Stücke: die Proberollen deklamirt wurde, brachten, ich darf es ſagen, die außerordentlichſte Wirkung hervor, und hätte ich dieſe beiden Lieder für alle Jene copieren wollen, von denen ich darum erſucht wurde, ich würde vielleicht ein Jahr lang nichts Anderes haben ſchreiben dürfen. Bei Gelegenheit der erfreulichen Wiedergeneſung unſeres angebetheten Monarchen Franz I. erſchien dann im Jahre 1826 mein beſchreibendes Gedicht: „da Ba͡ua ba͡in Ko͡aſa ſa͡ina Grångad,“ und hatte das Glück, die Gefühle jedes biedern Öſterreichers ſo zu treffen, daß von dieſem Gedichte binnen vierzehn Tagen ſo viele Exemplare verkauft wurden, daß mir das Glück zu Theil wurde, dem hieſigen Blinden-Inſtitute die daraus gelöſte bedeutende Summe von 1400 fl. zufließen laſſen zu können. In- und ausländiſche Zeitſchriften ſprachen ehrenvoll von dieſem Gedichte, das Archiv that mir ſogar die groſe Ehre an, mich mit Hebel zu vergleichen. O hab' ich von dieſem herrlichen Dichter nur ein Fünkchen erhaſcht, es ſoll mir eine Freudenſonne ſeyn für mein ganzes Leben. Überall, in öffentlichen Blättern, und in Privat-Zirkeln wurde ich aufgefordert, meine geſammten Gedichte im niederöſterreichiſchen Dialekte bald erſcheinen zu laſſen; ich genoß die gnädige Auszeichnung, Ihrer Majeſtät der Kaiſerin meinen »Bãua bãin Koãſa ſãina Grångad« ſelbſt vorleſen zu dürfen, und der kaiſerliche Prinz Erzherzog Johann, der hohe Freund der Natur, gab mir ſogar die Erlaubniß, ihm dieſe Gedichte widmen zu dürfen.

Ich darf alſo wohl mit Recht ſagen, ich ſei allſeitig zur Herausgabe dieſes Werkes aufgefordert worden.

II.

Wie ich dieſe Gedichte angeſehen wiſſen möchte.

Als Verſuche, als bloſe Verſuche. — Ich hab' es gewagt das öſterreichiſche Volk in ſeinen Neigungen, Empfindungen, Gefühlen, Erkenntniſſen und Ausdrücken darin darzuſtellen. Hätt' ich es getroffen, ſo wären meine Gedichte gut; denn ſein Gegenſtand, das öſterreichiſche Volk, iſt gut. Gemüthlichkeit, Frohſinn und Anhänglichkeit an Fürſt und Vaterland ſprechen ſich in Allem aus, was der Öſterreicher ſpricht und thut, dabei aber auch eine gewiſſe ſarkaſtiſche Laune. Ich hoffe, man wird dieſe Eigenthümlichkeiten als hervorſtechende Eigenſchaften in dieſen Gedichten finden.

Ich übergebe dem Leſer Gedichte aller Gattungen, beſchreibende, wie „dÅmbreln,“ „Liãbs- und Hãiråbshisdoãri,“ „da Bãua bãin Koãſa ſãina Grångad, und „da Droãm;“ — Lieder im engeren Sinne des Wortes, wie: „Aloãn,“ „d' Sun,“ „da Buſch'n,“ Dröſchaliãd,“ „da Schbizbũa in Augnan,“ „main Wãi und 's Nåbaʳn ſãini,“ „Jå und Noan,“ „Jusd rechd,“ „Liãdl fon Wãin,“ „in Bũam ſãini Schets fon Schådsl,“ „da Bãua und ſãin Schiml,“ „wås ih fiãʳchd,“ „'s Deãndl und 's Hålda-Baʳl;“ — Elegieen, wie: „daʳ Åbflboãm,“ „da Dod,“ „Hoãmweh,“ „d' Rãi;“ — Romanzen, wie: „Wo is da liãwi God,“ „'s Midlãid'n,“ „d'oãʳmi Håldareſ'l,“ „da Båch,“ „d' ſundabåri Grångad;“ — Gedichte didaktiſchen Inhaltes, wie: „Dåch und Nåchd,“ „da Menſch fon Ainwendi;“ — dialogiſirte, wie: „da Hãiråbsåndråch,“ „da Bũa ſol hãiråd'n;“ — ein Volksmährchen: „da Schnãida und da Ris;“ — auch zwei dramatiſche Gedichte: „Da fahegsdi Biãʳnboãm“ und „d'Schwoãgarin“ und noch mehre vermiſchten Inhaltes.

Ich habe ſo viel möglich verſucht in dieſen verſchiedenen Dichtungsarten auch alle möglichen Versarten anzuwenden, um hiedurch zu zeigen, daß ſich der niederöſterreichiſche Dialekt zum Hexameter wie zum Jambus, zum Alexandriner, wie zum daktiliſchen Versmaße eigne. In wie ferne ich dabei glücklich war, wird die Kritik entſcheiden; nur bitte ich dabei nicht zu ſtrenge zu urtheilen, und zu bedenken, daß ſich beim Techniſchen im niederöſterreichiſchen Dialekte unendliche Schwierigkeiten entgegen ſtellen, welche kaum zu überwinden ſind. Wer dieſer Mundart nicht genau mächtig iſt, dürfte leicht den Rhythmus manches Verſes ganz und gar vermiſſen, oder durch eine einzige falſche Betonung die Scanſion falſch finden, indeſſen dieß doch keineswegs der Fall iſt. Dazu können wohl am leichteſten die einzelnen Mitlaute am Ende eines Wortes, z. B. die 'n ſtatt en verleiten, welche nichts deſto weniger für ſich ganz allein eine vollſtändige kurze Sylbe bilden, und mittelſt eines ganz eigenen Gaumenlautes von dem Niederöſterreicher ſo klar und verſtändlich pronocirt werden, daß wohl beim Hören kein Zweifel darüber entſtehen könnte, wohl aber bei dem Leſen. Derſelbe Fall kann bei den Doppellauten eintreten, und würde Jemand z. B. das o͡a theilen, ſtatt es in einem Ton zuſammen zu ziehen, ſo erhielte dadurch das Wort ſtatt einer Sylbe zwei, und Vers und Rhythums wären verloren. Ich habe in dieſer und vielen andern Rückſichten es für nöthig erachtet, kurze und allgemeine grammatiſche Andeutungen dieſen Gedichten beizugeben, welche denjenigen, die den niederöſterreichiſchen Dialekt nicht genau kennen, doch wenigſtens die Haupteigenheiten desſelben aufklären werden, und ich erſuche Fremde auch dieſe Andeutungen nicht zu überſchlagen.

III.

Was ſich mir für Hinderniſſe in den Weg ſtellten, und wie ich dieſe zu beſeitigen ſuchte.

Das erſte und Haupthinderniß, welches ſich mir entgegen drängte, war die Schreibart. Schottky und

Ziſchka hatten mir bei ihrer Sammlung öſterreichiſcher Volkslieder darin vorgearbeitet, und ich mußte ihre Schreibart, mit Ausnahme weniger Kleinigkeiten, für die vorzüglichſte erkennen. Ich beſchloß daher auch dieſe zu wählen. Allein als die erſten Probegedichte auf dieſe Art abgedruckt waren, kamen mir von allen Seiten Klagen entgegen: dieſe Gedichte wären — ſelbſt für den Nieder-Öſterreicher, der ſeiner Mundart ganz mächtig iſt — äußerſt ſchwer zu leſen. Schon die vielen Bindungszeichen über den Buchſtaben, dann die höher ſtehenden kleinern Lettern, die Schd ſtatt St — die ds ſtatt z — alle Doppellaute u. ſ. w. gäben der Schrift ſchon bei dem erſten Anblicke eine Fremdartigkeit und Gedehntheit, daß man die Wörter nicht überſehen und erſt langſam zuſammen buchſtabiren müſſe, um ſie zu verſtehen. — Ich gebe dieß gerne zu, und geſtehe, daß ich ſelbſt die von Ziſchka herausgegebenen herrlichen öſterreichiſchen Volksmährchen nicht vom Blatte zu leſen im Stande war, ſondern ſie mir erſt mundrecht machen mußte, bevor ich vermochte, ſie in einem Zirkel vorzuleſen. Allein, wie wäre dieſem Übel abzuhelfen? Ich ſehe nicht ein, auf welche Art ich dem Leſer dieſe Mühe erſparen könnte. — Will ich in irgend einem Dialekte ſchreiben, ſo liegt es mir ob, dieſen ganz genau zu bezeichnen, ich muß ſeine Laute, ſeine Biegungen, ſeine Abweichungen, Unarten und Eigenheiten auf's getreueſte angeben. Nicht nur diejenigen müſſen ihn erkennen, welche bereits früher in ſein Weſen eingedrungen ſind, auch Fremde müſſen in den Stand geſetzt werden, ein Wort — wenn ſie anders auf alle von mir gebrauchten Zeichen und beigeſetzten Andeutungen Acht haben, in Schall und Laut ſo wie der Nieder-Öſterreicher auszuſprechen, oder wenigſtens ähnlich. Dieſer Zweck war nicht anders zu erringen, als indem ich verſuchte, durch mehre Buchſtaben, als vielleicht zum Sinn allein nothwendig geweſen wären, auch den mundartlichen Schall zu bezeichnen. Viele haben gemeint, ich ſolle die Gedichte in einer mehr dem Hochdeutſchen ſich nähernden Schreibart ſchreiben, und allenfalls nur jene Wörter, welche dem niederöſterreichiſchen Dialekte ganz allein angehören, dem Laute gemäß bezeichnen; ſie meinten, die Lieder mögen geſchrieben ſeyn, wie ſie wollten, der Öſterreicher könne ſie doch immer in ſeinem Dialekte vortragen. Das mag allerdings ſeyn, allein ich habe ja dieſe Lieder nicht für meine Landsleute allein geſchrieben, ſondern auch — oder vielmehr wär es mein höherer Zweck — um den Fremden das Eigenthümliche, das Naive und Frohſinnige, das Zarte und Vielgeſtaltige des niederöſterreichiſchen Dialektes zu zeigen. Und zudem, wenn ich das gewollt hätte, ſo hätte ich Gedichte in hochdeutſcher Sprache ſchreiben und ſie drucken laſſen dürfen, ſo wären dieſe zugleich Gedichte in allen deutſchen Dialekten geweſen; denn Jeder, der eines Dialektes ganz mächtig iſt, iſt auch gewiß im Stande jedes beliebige Gedicht in ſeiner Mundart vorzutragen.

Andere haben geglaubt, es wäre beſſer, wenn ich bei jedem Gedichte eine beſſere Verdeutſchung desſelben beiſetzen würde. Allein abgeſehen davon, daß dadurch mein eigentlicher Zweck ganz verfehlt wäre, ſo würde das — wenn anders meine Gedichte ſich durch die Eigenthümlichkeit des Dialektes auszeichnen — gar nicht möglich ſeyn, denn ſolche

Eigenthümlichkeiten laſſen ſich in einer beſſern Verdeutſchung nicht wiedergeben, und das Gedicht verliert unendlich dadurch. Darum hab' ich mich auch immer über die Herren von A bis Z geärgert, welche ſich die undankbare, und der Sache ſchädliche Mühe gegeben haben, Hebel'ſche Gedichte ins Hochdeutſche zu überſetzen, und dadurch den Thau von den herrlichen Blumen zu ſtreifen.

Ich kann dir alſo, mein lieber Leſer, die Mühe nicht erſparen, mich erſt leſen zu lernen, und muß meinen Dialekt ſchon ſo ſchreiben, wie er iſt.

Ein anderes wohl zu bedenkendes Hinderniß war die Verſchiedenheit der Ausſprache, welche der niederöſterreichiſche Dialekt in ſeiner Heimat ſelbſt erleidet. In den Kreiſen U. W. W. und U. M. B. ſpricht man ein Wort oft ganz anders aus, als in den Kreiſen O. M. B. und O. W. W. Es iſt, als ob ein Fluß oder ein Berg die natürliche Gränze für dieſe oder jene Ausſprache bildete. Ich will mich durch einige Beiſpiele deutlicher erklären. — In dem V. U. W. W. ſagt der Landmann ma͡ini Ogs'n (meine Ochſen), in U. M. B. ma͡ini Ogsna, in O. M. B. aber ma͡ini O͡igs'n. Im U. W. W. heißt heim, daham, in O. W. W. daho͡am, in O. M. B. daho͡amd'n. — Katharina heißt in U. W. W. Kada^{r}l oder Kadi, in O. W. W. Kadl oder Ko͡adl, in O. M. B. Kadal. Ich könnte hier unendlich viele ſolche Beiſpiele anführen. Der Wiener hat ſeinen ganz abgeſonderten Dialekt. Was ſollte ich mir nun hier für eine Gränzlinie ziehen? ſollte ich einen oder den andern Kreis ausſchließend wählen? — Ich wollte dieß nicht; ich wollte alle Variationen desſelben Dialektes berühren, darum bitte ich, mich keiner Ungleichheit oder Inconſequenz im Ausdrucke zu beſchuldigen, wenn man daſſelbe Wort in einem Gedichte ſo, in dem andern anders gefügt und geſchrieben findet. Es iſt Beides im niederöſterreichiſchen Dialekte alſo gang und gäbe, nur nach Verſchiedenheit des Ortes verſchieden.

IV.

Einige Bitten an Verſchiedene

Ich erſuche Diejenigen, welchen vielleicht ein oder das andere Lied in dieſer Sammlung gefallen ſollte, und welche es durch Vorleſen in Geſellſchaften zu verbreiten geſonnen ſind, dieß nicht eher zu thun, bis ſie ſich daſſelbe ganz mundrecht gemacht haben, ſie würden mir und meinem Werkchen ſonſt mehr ſchaden als nützen; auch bitte ich nichts wegzulaſſen oder zu verändern.

Ich bitte ſehr, keines dieſer meiner Gedichte in's Hochdeutſche zu überſetzen, es käme mir vor, als ob ich einen Bauer mit juchtenen Stiefeln in einem Damenſalon ſtehen und Eis eſſen ſähe, er würde ſich ſehr linkiſch benehmen.

Gefällt es etwa irgend einem Muſiker, ein oder das andere Lied in Muſik zu ſetzen, ſo bitte ich ihn, die genaueſte Charakteriſtik auch bei ſeiner Tonſetzung nicht aus den Augen zu verlieren. Ein Walzer wird faſt überall anwendbar ſeyn, ſelbſt bei den elegiſchen Gedichten, er dürfte hier nur ins Minore moduliren. Die Bauern-Zither wäre zur Begleitung das geeignetſte Inſtrument. Ihr zunächſt die Harfe. Ich glaube, daß hierin die Landleute ſelbſt, wenn ſie ſich zu einem Liede eine Melodie zuſammen ſuchen, wie dieß öfters geſchieht, den Sieg über alle Componiſten davon tragen werden.

Alle und Jede, welche dieſe Gedichte zu Geſicht bekommen, bitte ich, ſich durch die Schwierigkeiten der erſten Blicke nicht irre machen und ſich die Mühe nicht verdrießen zu laſſen, ſich hinein zu leſen. Haben ſie nur ein paar Lieder genau durchſtudiert, ſo geht es dann ſchon leichter, und vielleicht findet ſich dann doch Etwas, das ihre Mühe lohnt, wär' es auch nur das Bewußtſeyn, ein Werk und ſeinen Verfaſſer nicht falſch zu beurtheilen.

Und ſomit geht denn hin, meine Kinder, die ich — ich darf es bekennen — nicht ohne Schmerzen geboren. Ganz mißgeſtaltet ſeid ihr nicht, davon halt' ich mich überzeugt, aber daß ihr dem Vater hübſcher vorkommt als Fremden, iſt wohl auch natürlich, und daher nicht zu verargen. Ich empfehle euch allen Wohlwollenden, und gebe hier nur noch zu bedenken:

Das Hanöfa^{r}l *) zwidſchad und d'Nächdigål ſingd,
Nöd wögna-r-an Lob, — wal's d'Nadu͡a^r dazu͡a zwingd.

---

*) Hänſling.

Grammatiſche Andeutungen
über
# die niederöſterreichiſche Mundart.

I.
Von den Buchſtaben.

Der niederöſterreichiſche Dialekt braucht alle Buchſtaben der hochdeutſchen Mundart, nur die härteren Mitlaute ſeltener als die weichen, da es eine ſeiner Eigenthümlichkeiten iſt, daß er — ſo ſchwer er auch immer einem Fremden vorkommen mag — dem daran Gewohnten ſo wenig Mühe als möglich mache, und von ihm ſo ſchlotterricht (ſchlåmbad) als möglich geſprochen werde. Nur ſehr ſelten vernimmt man bei dem Nieder-Öſterreicher ein T, P, X, Q und Z. Statt T ſetzt er meiſt D, ſtatt P — B, ſtatt X — Gſ und ſtatt Z — Dſ.

Die niederöſterreichiſche Mundart hat ein doppeltes A, ein ſehr hohes und ein ſehr tiefes. Das tiefe A, welches in der Ausſprache genau ſo klingen muß, wie das tiefe engliſche A, iſt eine Haupteigenheit dieſes Dialektes. Ich habe es, zur Unterſcheidung von dem hohen A, immer oben-mit einem o bezeichnet (å), welches in der Ausſprache ja nicht überſehen werden darf, weil dadurch das Wort leicht einen ganz andern Sinn erhalten kann. So ſagt zum Beiſpiel der Nieder-Öſterreicher, wenn er die Frucht des Mandelbaumes benennen will, d'Måndl (mit einem tiefen å), überſähe man aber dieſes hier, und ſpräche dafür das hohe a, Mandl, ſo bezeichnete es einen kleinen Mann, ein Männchen. Derſelbe Fall wäre es bei Håndl (Handel) und Handl (Händchen), ån (an) und an (ein), und ſehr vielen andern.

Wo der Hochdeutſche ein e braucht, da hört man bei dem Nieder-Öſterreicher oft ein ö, — wie zum Beiſpiele in löſ'n (leſen), g'wöſ'n (geweſen), Nöds (Netz). Hierin haben es nach meinem Dafürhalten die Herren Ziſchka und Schottky bei der Herausgabe der „öſterreichiſchen Volkslieder" verſehen, daß ſie bei ihrer Schreibart faſt immer das e gebrauchten, wo doch in der Ausſprache deutlich ein ö zu hören ſeyn muß.

Zuſammengeſetzte Selbſtlaute, oder Doppellaute, hat der Nieder-Öſterreicher mehre, als der Hochdeutſche, hingegen ſind ihm auch einige Doppellaute des Hochdeutſchen überflüſſig. So hab' ich in der niederöſterreichiſchen Mundart das ei, eu und äu nie gehört, wenigſtens nicht in der Strenge, wie ſich dieſe Doppellaute in der Ausſprache von dem ai unterſcheiden ſollten. Der Nieder-Öſterreicher braucht dafür überall ſein helleres ai. Die Doppellaute, die er braucht, ſind: ai, au, ea, oa, oi, ui, ia, und ua. Ich habe alle dieſe mit dem Bindungszeichen ⌢ bezeichnet, um dadurch anzudeuten, daß ſie bei der Ausſprache ganz in einander fließen und doch beide gehört werden müſſen. In Fällen, wo dieß nicht zu geſchehen hat, wo man jeden einzeln hören muß, oder der eine nur als ein Dehnungszeichen des andern da ſteht, wie z. B. in dem Worte ſie, hab' ich das Bindungszeichen weggelaſſen.

Sehr leicht ſind die Doppellaute a͡i, a͡u, o͡i und u͡i auszuſprechen, weil ſie denſelben Klang, wie in der hochdeutſchen Mundart, beibehalten, Schwerer fällt die Ausſprache des i͡a und u͡a, und am ſchwerſten jene des o͡a und e͡a. — Das i͡a muß ſo ausgeſprochen, die beiden Selbſtlaute ſo in einander gezogen werden, als wenn ſtatt des i vor dem a ein j ſtünde. Z. B. das Wort Ki͡a (Kühe) wie Kja; Fi͡ach (Vieh) wie Fjach, u. ſ. w. — Eben ſo müſſen auch beide Selbſtlaute bei dem u͡a gehört und doch ſo in einander gezogen werden, als ob es nur ein Laut wäre, wie z. B. in Mu͡ada (Mutter), Bru͡ada (Bruder). Von der Ausſprache des o͡a kann ich den deutlichſten Begriff geben, wnnn ich ſage, es werde ganz ſo ausgeſprochen, wie das franzöſiſche oi in den Wörtern moi, quoi u. ſ. w. Am ſchwerſten auszuſprechen iſt e͡a, beſonders wenn ein n darauf folgt. Hier muß das e͡an in einen einzigen Naſenlaut zuſammengezogen werden, und dieſe Pronuntiations-Nuançe iſt es vorzugsweiſe, welche dem niederöſterreichiſchen Dialekte ſo eigenthümlich und ſo außerordentlich ſchwer iſt, daß ich noch nie einen Ausländer, mochte es auch ein Deutſcher ſeyn, traf, der es ganz ſo geſprochen hätte, wie der Niederöſterreicher. Man bemerkt meiſtens die Anſtrengung, es ausſprechen zu wollen, und eben dadurch erhält es einen ganz andern Klang. An dieſem einzigen e͡an erkennt der Niederöſterreicher alſogleich, daß der

Sprecher nicht ſein Landsmann ſei, und hätte er ſich auch Jahre lang in dem Lande aufgehalten, und ſich alle erdenkliche Mühe gegeben, ſich deſſen Mundart eigen zu machen; z. B. in dem Namen unſerer Reſidenz We͡an (Wien), oder in e͡an (ihnen). Der Franzoſe, dem die Naſenlaute gewöhnlicher ſind, trifft es noch am leichteſten.

Bei manchen Doppellauten muß am Schluſſe in der Ausſprache noch ein r, aber nicht rein, nicht ſchnarrend, ſondern nur halb, eigentlich nur als eine Verſchärfung jenes Doppellautes, vernommen werden. Dieſes habe ich in meiner Schreibart dadurch anzudeuten geſucht, daß ich nach dem Doppellaute noch ein r aus kleinerer Schrift etwas höher, und gleichſam nur als Mahnung für den Leſer ſetzen ließ; z. B. in den Worten du͡a^{r}chgehn (durchgehen), Scho͡ar (Schaar) u. ſ. w. — Derſelbe Fall tritt oft auch bei einfachen Selbſtlauten ein, wie z. B. in Huſa^{r} (Huſar), a Ba^{r}l (ein Pärchen) u. ſ. w.

Die Mitlaute haben in dem niederöſterreichiſchen Dialekte eben denſelben Lungen-, Gaumen-, Gurgel-, Lippen-, Zungen- oder Zahnlaut, wie im Hochdeutſchen. Nur zeigt ſich bei der Ausſprache immer noch mehr Weiche, Milde, Bequemlichkeit des Sprechenden, als im Hochdeutſchen. Das b neigt ſich an Weiche noch mehr zum w; das l hat — vorzüglich am Schluſſe eines Wortes — einen dumpfern Ton; das n am Ende eines Wortes iſt nur ein gedehnter Naſenton; ſo wird z. B. Mån (Mann) faſt ſo wie das franzöſiſche mon (mein) ausgeſprochen. — In ſchen (ſchön) muß das en ſo tönen, wie in gallopin das in am Schluſſe.

II.

Von dem Hauptworte und Geſchlechtsworte.

Die Hauptwörter haben ihre Geſchlechter, Zahlen und Endungen in der niederöſterreichiſchen Mundart wie in der hochdeutſchen. Nur bemerkt man auch hier viele Abweichungen. —

Der Niederöſterreicher geſteht den meiſten Hauptwörtern dasſelbe Geſchlecht zu, welches ihnen der Hochdeutſche einräumt, doch verändert er es auch bei manchen. So z. B. ſagt er ſtatt die Butter, deâ^r Buda, ſtatt das Polſter, deâ^r Bolsda, ſtatt das Licht, dö Liâchd'n, ſtatt die Geſundheit, deâ^r G'ſund u. a. m.

In Hinſicht auf die Zahlen verändert der Nieder-Öſterreicher in der vielfachen Zahl oft ganz anders, als der Hochdeutſche. Der Mann hat bei dem Hochdeutſchen in der vielfachen Zahl die Männer, bei dem Nieder-Öſterreicher d'Mâna, — da Bahm (der Baum), d'Bama (die Bäume), — da Kamp'l (der Kamm), d'Kamp'ln (die Kämme). Oft iſt die Veränderung des tiefen å in ein hohes a ſchon ganz allein das Kennzeichen einer vielfachen Zahl; z. B. da Gedång'n (der Gedanke), dö Gedang'n (die Gedanken); meiſtentheils ſetzt der Nieder-Öſterreicher zu dem Worte nur ein a oder ein na, um die einfache in die vielfache Zahl zu verwandeln; z. B. da Menſch (der Menſch), d'Menſchna (die Menſchen), — 's Menſch (das Menſch, eine verächtliche Weibsperſon), d'Menſcha; da Fung'n (der Funke), d'Fungna (die Funken); 's Hemad (das Hemd), (die Hemada (die Hemden).

In Rückſicht auf die Endungen hat der Nieder-Öſterreicher alle Endungen des Hochdeutſchen, mit alleiniger Ausnahme des Genitives, welchen er, in ſo ferne dieſe Endung ein Eigenthum andeutet, immer umſchreibt und mit dem perſönlichen Fürworte ſein fügt Er ſagt z. B. nicht: des Vaters Sohn, ſondern: 'n Fāda'n ſāin Sun (dem Vater ſein Sohn); — er ſpricht nicht: der Leute Häuſer ſondern: 'n Lāid'n inari Hāiſa (den Leuten ihre Häuſer).

Auch die Geſchlechtswörter ſind dieſelben wie im Hochdeutſchen, nur tritt bei dem niederöſterreichiſchen Dialekte der Fall ein, daß das beſtimmte Geſchlechtswort faſt in allen Endungen der einfachen und vielfachen Zahl nur einen einzigen Buchſtaben enthält, da alle übrigen in der Ausſprache elidirt werden. Hier die Abänderungen von Hauptwörtern männlichen, weiblichen und ſächlichen Geſchlechtes, ſammt ihren Geſchlechtswörtern, zum Beweiſe der hier aufgeſtellten Andeutungen.

Männliches Geſchlecht.

Da Fāda (der Vater.)

	Einfache Zahl.	Vielfache Zahl.
Nomin.	Da Fāda	dö Fāda'n
Genit.	'n Fāda'n ſain	'n Fāda'n inari
Dativ	'n Fāda'n	'n Fādan'n
Accuſ.	'n Fāda	d' Fāda'n
Vocat.	o da Fāda	o d' Fāda'n
Ablat.	fon 'n Fāda'n	fon 'n Fāda'n

Weibliches Geſchlecht.

D' Mūada (die Mutter.)

Nom.	d' Mūada	d' Mūada'n
Genit.	da Mūada ſā^e	'n Mūada'n inari

	Einfache Zahl.	Vielfache Zahl.
Dativ.	da Miſada	'n Miſada'n
Accuſ.	d' Miſada	d' Miſada'n
Vocat.	o d'Miſada	o d'Miſada'n
Ablat.	fon da Miſada	fon 'n Miſada'n

Sächliches Geſchlecht.

'ſ Kind (das Kind).

Nom.	'ſ Kind	d' Kinda
Genit.	'n Kind ſäin	'n Kinda'n inari
Dativ.	'n Kind	'n Kinda'n
Accuſ.	'ſ Kind	d' Kinda
Vocat.	o 'ſ Kind	o d' Kinda
Ablat.	fon Kind	fon 'n Kinda'n.

III.

Von dem Adjectiv (Beiworte).

Dieſe richten ſich ſowohl in ihrer Declination, als auch Comparation ganz nach den hochdeutſchen Regeln, mit Ausnahme jener Veränderungen, welche durch die verunſtaltete Ausſprache ſelbſt hervorgebracht werden. Durch dieſe letzte verändert ſich das e am Ende in allen Geſchlechtern in i, das er in a; z. B. da åldi Mån (der alte Mann), an ålda Mån (ein alter Mann) u. ſ. w.

Die zweite Vergleichungsſtaffel erhält ſtatt dem r im Hochdeutſchen, ein a im Niederöſterreichiſchen, — und die dritte ein sd'n oder esd; z. B gros, greſſa, gresd'n, — hoch, hecha, hegsd'n, — lång, lenga, lengs'dn u. ſ. w. — Die meiſten Adjective erhalten im Comparativ einen Umlaut, wie man ſchon aus den obigen ſieht. Dieß iſt aber auch bei ſolchen Adjectiven der Fall, welche im Hochdeutſchen ohne Umlaut comparirt werden, wie z. B. in dem Worte klein, kleiner, kleinſte, welches im niederöſterreichiſchen Dialekte kloān, kleāna, kleānsd'n heißt, wo ſich der Umlaut klar zeigt.

Comparative durch Zuſammenſetzungen, um den Grad zu erhöhen, gibt es im niederöſterreichiſchen Dialekte viel mehre und bezeichnendere, als im hochdeutſchen Dialekte; z. B. ſchneebliādlwāīs (ſchneeblüthenweiß), kohlråb'nſchwoā^{r}ds (kohlrabenſchwarz), zaunmoā^{r}tadir (zaunmarterdürr), wachalwoārm, brennhoās u. ſ. w. — Eben ſo wird auch der höchſte Grad durch ån, af, zu'n und in bezeichnet z. B. ån bösd'n, af's ſchensdi, ån g'ſchāīdasd'n, zu'n brafasd'n, in mindasd'n.

IV.

Von dem Pronomen oder Perſonwort.

Das Perſonwort richtet ſich eben auch in allen Perſonen und Endungen nach der hochdeutſchen Regel, nur bei der zweiten Perſon, dem Du, im Plural, leidet es in allen Endungen eine Ausnahme. Dieſe Deklination iſt ganz ſonderbar abweichend, und ſo fremd, daß man faſt eine fremde, unbekannte Sprache zu hören glaubt, weßwegen ich mich nicht enthalten kann, ſie hieher zu ſetzen.

Im Hochdeutſchen.		Im niederöſterreichiſchen Dialekte.
Nom.	Ihr	Ös
Genit.	Euer	Enga
Dativ	Euch	Eng
Accuſ.	Euch	Eng

Gewiß kann kein Deutſcher errathen, es bedeute Ihr wenn er das Wort Ös vernimmt.

Das relative Pronomen „welcher, welche, welches,“ hab' ich im niederöſterreichiſchen Dialekte nie, oder doch ſo äuſſerſt ſelten gehört, daß es nur für eine Ausnahme gelten kann. Der Nieder-Öſterreicher braucht dafür als kürzer und bequemer auszuſprechen ſein de͡a^{r}, dö, dås. Nur für was für Einer? braucht der Nieder-Öſterreicher den Ausdruck: da wölchani?

V.

Von dem Zeitworte.

Das Zeitwort zeigt ſich im niederöſterreichiſchen Dialekte in verſchiedenen Arten und Zeiten und Perſonen, wie im Hochdeutſchen. Nur gebraucht der Nieder-Öſterreicher bei keinem Zeitworte, mit einziger Ausnahme des Hilfzeitwortes ſeyn, eine halbvergangene oder längſtvergangene Zeit, ſondern wendet dafür die vergangene Zeit an. Ich will hier als Beiſpiel ein Zeitwort in allen ſeinen Arten, Zeiten und Perſonen conjugiren, womit zugleich das Hilfszeitwort ſeyn verbunden iſt, und wobei ſich auch die Deklination des Pronomen zeigen ſoll. Ich wähle hiezu das Zeitwort ſchdehn (ſtehen), weil es zugleich ein unregelmäßiges iſt.

Wirkend.

Anzeigende Art.	Verbindende Art.
Gegenwärtige Zeit.	
Ih ſchdeh	
Du ſchdesd	Wie die anzeigende Art.
E͡a^{r} ſchdehd	

Anzeigende Art.	Verbindende Art.
Miă^r ſchdenga'n	
Ôs ſchdehds	Wie die anzeigende Art.
Sö ſchdengan	

Halbvergangene Zeit wird nicht gebraucht.

Vergangene Zeit.

Ih bi g'ſchdånd'n	
Du biſd g'ſchdånd'n	
Eă^r is g'ſchdånd'n	
Miă^r ſeăn g'ſchdånd'n	Wie die anzeigende Art.
Ôs ſaids g'ſchdånd'n	
Sö ſeăn g'ſchdånd'n	

Längſtvergangene Zeit.

(fehlt hier nicht, weil das Zeitwort ſchdehn mit dem Hilfszeitworte ſeyn gefügt wird, und dieſes, wie ich ſchon früher ſagte, ausnahmsweiſe zuläßt.)

Ih weă^r g'ſchånd'n	Ih wa^r g'ſchdånd'n

Künftige Zeit.

Ih wiă^r ſchdehn	
Ih wiă^r g'ſchdånd'n ſăin	Wie die anzeigende Art.

Gebietende Art.	Unbeſtimmte Art.
Schdeh	Schdehn
Schdehd's.	G'ſchånd'n ſăin.

Der niederöſterreichiſche Dialekt conjugirt mehre Zeitwörter regelmäßig, bei welchen der Hochdeutſche den Stammlaut ändert, und umgekehrt; bei vielen folgt er aber auch ganz der hochdeutſchen Conjugation. Ich werde mehre Zeitwörter hier zur Probe aufſtellen.

Präſens.		Präteritum.	
Im Hochdeutſchen.	Im niederöſterr. Dialekt.	Im Hochdeutſchen.	Im niederöſterr. Dialekt.
Brennen	brena	gebrannt	bernd
Bringen	bringa	gebracht	brachd
Denken	denk'n	gedacht	denkd
Dürfen	dea^{r}ſ'n	gedurft	dea^{r}ſ'n
Gönnen	guna	gegönnt	gund
Kennen	kena	gekannt	kend
Können	kina	gekonnt	kina
Mögen	mög'n	gemocht	mög'n
Müſſen	miaſſ'n	gemußt	miaſſ'n
Nennen	nena	genannt	g'nend
Sollen	ſol'n	geſollt	ſöl'n
Wiſſen	wiſſ'n	gewußt	g'wußd
Wollen	wöl'n	gewollt	wöl'n
Befehlen	bifehl'n	befohlen	bifohl'n
Beſinnen	b'ſina	beſonnen	b'ſuna
Gewinnen	g'wina	gewonnen	g'wuna
Kommen	kema	gekommen	kuma
Sterben	ſchbea^r'm	geſtorben	g'ſchbua^r'm

Man ſieht hieraus beiläufig, wie ſich im niederöſterreichiſchen Dialekte der Umlaut ändert.

VI.

Von den Eliſionen (Auslaſſungen).

Den Mundarten aller Sprachen ſind Auslaſſungen eigenthümlich, aber bei keiner zeigen ſich dieſe Auslaſſungen ſo vielfältig, als bei der deutſchen in dem Munde eines Nieder-Öſterreichers. Faſt alle Endſylben aller Wörter werden von ihm verkürzt. Bei allen Zeitwörtern, die ſich mit en endigen, läßt er das e weg; z. B. geben, göb'n; leſen, löſ'n; reiten, ra͡id'n. Bei andern verändert er das en in a; z. B. brennen, brina; gewinnen, g'wina; ſchwimmen, ſchwima. Steht ein e am Ende eines Wortes, ſo läßt er dieſes entweder ganz weg, wie z. B. in Schdö͡a^{r}k (Stärke), Bö͡a^r (Beere), — oder er verwandelt das e am Ende des Wortes in n, wie in Eä^{r}d'n (Erde), Bfländs'n (Pflanze). Der Niederöſterreicher macht oft ſehr viele Eliſionen nach einander, welcher Umſtand ſeinen Dialekt ebenfalls ſehr ſchwer macht; z. B. in dem Satze: Wån ſ' an Duwag häd'n, ſchnupfad'n ſ' 'n? (Wenn Sie einen Tabak hätten, ſchnupften Sie ihn?) Hier ſind bei den letzten zwei Wörtern, ſie ihn, welche ſechs Buchſtaben enthalten, vier davon elidirt.

Der Nieder-Öſterreicher elidirt nicht nur den einen oder den andern Selbſtlaut, er läßt alle weg. Bei dem Worte zu elidirt er das u immer, auch ſelbſt vor Mitlauten, und ſagt z. B. z'groß, z'klo͡an, z'go͡a^{r}ſchdi (zu groß, zu klein, zu garſtig). Wie er die Geſchlechtswörter zuſammen ſtutzt, ſo daß in allen Endungen nur ein einziger Buchſtab übrig bleibt, das hab' ich in dem Abſchnitte II. dargethan. Wenn er einmal de͡a^r, dö und dös, ſtatt da, d' und 's braucht, ſo will er ſchon beſtimmte Gegenſtände bezeichnen, und es heißt dann bei ihm ſo viel als dieſer, dieſe, dieſes.

In vielen Dialekten, welche die franzöſiſche Sprache annimmt, und welche ich eben auch gut zu verſtehen mir ſchmeicheln darf, hab' ich ſehr viele Eliſionen gefunden, aber doch nicht ſo viele, als im niederöſterreichiſchen Dialekte. Man betrachte nur den einzigen Satz, welchen

z. B. ein Geiger ſagen könnte, dem früher die E-Saite abgeriſſen war, und nun auch die A-Saite reißt: Hiazunda is 's E eh åh, und hiazd is 's A a åh (Jetzt iſt das E ohnedieß ab, und nun iſt das A auch ab). Der Nieder-Öſterreicher ſagt mit vier Selbſtlauten die Worte O! ich früher ebenfalls; er ſpricht nämlich: O-i-e-a (O ich früher auch).

Ich habe das Eliſions-Zeichen (') bei meiner Schreibart überall gebraucht, wo, im Vergleiche mit der hochdeutſchen Sprache, im niederöſterreichiſchen Dialekte Buchſtaben elidirt ſind; aber ich habe es überflüßig gefunden, eben ſo viele Eliſions-Zeichen zu machen, als Buchſtaben elidirt ſind; dieß würde das Leſen nur noch mehr erſchweren.

Noch muß ich des Verſes wegen bemerken, daß ſehr oft, ja faſt immer, bei Endſylben eines Wortes zwei oder mehre Mitlaute allein, ohne Beiſein eines Selbſtlautes, dennoch eine Sylbe für ſich bilden; ſo z. B. bei dem Zeitworte måch'n, welches durch die erſte lange Sylbe ma, und die zweite kurze ch'n einen Spondäus bildet. Das ch'n iſt nur ein Laut des oberen Gaumens.

VII.

Verſchiedene Andeutungen.

Die Diminutiven oder Verkleinerungswörter, welche der Hochdeutſche meiſtens durch Zuſetzung der Endſylben chen und lein aus dem Stammworte bildet, bezeichnet der Nieder-Öſterreicher (ich möchte ſagen richtiger) durch die Endſylben dl und a^{r}l. Kindchen oder Kindlein heißt bei ihm Kind'l oder Kinda^{r}l, Lämmchen Lampa^{r}l, Mäuschen Mäisl oder Mäuſa^{r}l u. ſ. w. — Bei Stammwörtern, welche ein tiefes å haben, verändert er nebſt Zuſetzung der Verkleinerungs-Endſylde das tiefe å zugleich in ein hohes; z. B. d' Hånd, 's Handa^{r}l, 's Fâs, 's Faſſ'l, d' Kånd'l 's Kand'l, da Hån, 's Han'l u. ſ. w. — Die oft gebrauchten Diminutiven geben dem öſterreichiſchen Dialekte eine Grazie, welche nicht bald ein anderer Dialekt hat, und es wird z. B. das Wort Buſſa^{r}l Jedem, der es hört, naiver und anmuthiger klingen, als das hochdeutſche Küßchen.

Bei Verneinungen braucht der Nieder-Öſterreicher faſt immer eine doppelte Verſtärkung, und man würde ſehr irrig ſeyn, wenn man hier das lateiniſche: duplex negatio est affirmatio anwenden wollte. Er ſagt z. B. Ih haw ko͡an Geld nöd. — Es iſt ko͡an Menſch nöd då g'wöſ'n, u. ſ. w. Auch bei Wörtern, welche an und für ſich ſelbſt ſchon eine Verneinung ausdrücken, ſetzt er noch eine zweite dazu. Er ſagt z. B.: Ih haw e͡am fabod'n, e͡a^r ſoll dös nöd do͡an. (Ich hab' ihm verbothen dieß zu thun).

Über das einzige kleine, unbedeutende und ſo vielſeitig bedeutſame Wörtchen håld ließe ſich wohl allein, wollte man Alles erſchöpfen, was es ausdrückt, ein ganzes Büchlein ſchreiben. Dieſes Wörtlein iſt es, welches fremde Deutſche, wenn ſie nach Öſterreich kommen, ſo gern und ſo leicht aufſchnappen, weil es der Öſterreicher überall gebraucht, welches ſie dann verſtümmeln (wie denn die Meiſten halter ſtatt håld ſprechen und ſchreiben), und ſich einbilden, ſie hätten den öſterreichiſchen Dialekt ſchon weg, wenn ſie nur dieſes Wörtlein recht oft in einen Satz, den ſie nach eigener Willkür verballhornen, einmiſchen. O meine lieben Herren, ihr kennt das Wörtlein nicht, welches mehr ausdrückt, als man zu beſchreiben im Stande iſt. Es iſt:

Erſtens: als Verſtärkung gebraucht; z. B.: Eä^{r} is håld doh dua^{r}t'n g'wößd. Hier ſteht es ſtatt dem hochdeutſchen denn (er iſt denn doch dort geweſen).

Zweitens: wird es ſtatt dem hochdeutſchen eben angewendet. Wån ih håld kån, ſagt der Nieder-Öſterreicher, wo der Hochdeutſche ſagen würde: Wenn ich eben kann.

Drittens: ſtatt dem Wörtchen doch; wie z. B.: Wån a håld kam. (Wenn er doch käme).

Viertens: ſtatt nun einmal; z. B.: Ih deä^{r}fs håld nöd ſåg'n. (Ich darf es nun einmal nicht ſagen).

Noch in unendlich vielen andern Fällen, wo es bloß als Verſtärkung eines oder des andern Nebenwortes gebraucht wird.

Ich kann mich nicht enthalten, hier ein Beiſpiel anzuführen, wo das einzige Wörtlein håld Alles ausdrückt was ein gekränktes Gemüth gegen eine herabwürdigende Beleidigung zu erwiedern vermöchte. Ich ging auf der Straße, und ſah vor mir ein ſehr hübſch gebautes Bauermädchen mit einem Korbe voll Trauben gehen. Ein junger Menſch beäugelte ſie lüſtern von allen Seiten, ſchaüffelte um ſie herum, und hatte endlich ſogar die Kühnheit, ſie in den vollen runden Arm zu kneipen; da blieb ſie ſtehen, maß ihn mit großen Augen, ſtemmte beide Arme in die Seiten und redete ihn in einem ſpöttiſch-fragenden Ton mit den Worten Nån håld? an. Nur der Nieder-Öſterreicher allein fühlt die ganze Kraft dieſer winzigen zwei Wörter. Sie ſollen heißen: *Was willſt du von mir? Wie kannſt du dich erfrechen, mich zu betaſten? hältſt du mich für eine Schanddirne? Ich bin ein braves Mädchen, und du wärſt ſchon gar nicht der Mann dem ich Rede ſtehen möchte, und wenn du nicht auf der Stelle gehſt, ſo werd' ich dich mores lehren.* Ich ſehe manchen Fremden über dieſe Auslegung lächeln, aber ich verſichere, daß in dieſem Wörtlein, mit dem gehörigen Tone verbunden, wirklich all dieſer Sinn liegt. Ich habe darum auch in meinem beigefügten kleinen Idioticon das Wörtlein *häld* weggelaſſen, und ihm hier einen eigenen Artikel gewidmet, weil ich es dort in Kürze abzuthun nicht im Stande geweſen wäre.

Gedichte

in niederöſterreichiſcher Mundart.

Widmungsgedicht *)

an Seine kaiſerl. Hoheit den durchlauchtigſten Herrn Herrn
Johann Baptiſt,

kaiſerlichen Prinzen und Erzherzog von Öſterreich, königlichen Prinzen von
Ungarn und Böhmen ꝛc.

An o͡aʳm's klo͡an's Ble͡am'l ſchdehd alo͡an
In Schåd'n dra͡uri a͡u'm Ro͡an,
  Es hengd dri͡abſeli 's Köbf'l
  Und lechadsd nåch an Dröbſl
Fo͡aʳ Måtikäid und Du͡aʳſchd: — då ſinkd
Da Da͡u fon Him'l, — 's Ble͡am'l drinkd,
  Dås ſchdo͡aʳkd e͡am åli Glida,
  Und fra͡indli låchd's hi͡azd wida.

A Wåndasmån gehd du͡aʳch an Wåld,
Es is e͡am entriſch, is e͡am kåld,
  Es du͡ad e͡am g'wåldi bånga
  Fu͡aʳ Ra͡uwaʳn und fu͡ar Schlånga,

---

*) Zur erſten Auflage der öſterreichiſchen Gedichte.

Wal umadum is finsdri Nåchd —
Af o͡anmåhl a͡u'm Be͡aʳg'l låchd
  Dö Sun e͡am zu͡a, dö gu͡adi
  Und wa͡ida gehd a mu͡adi.

A Fåda flend daho͡am; — es fehld
E͡am's Kind, wås dra͡usd'n in da Weld
  Mu͡as unta fül'n Gfo͡aʳ'n
  Ba͡i Fremd'n umafo͡aʳ'n;
Da Fåda grimd ſi, — då aſcha͡ind
An Eng'l e͡am und ſågd: Ma͡in Fra͡ind!
  Sa͡i ru͡awi und du͡a låch'n,
  Ih wi͡aʳ 'n glickli måch'n!

An Jada g'ſchbi͡aʳd wohl, wås ih mo͡an:
Ma͡in Li͡ad is 's Ble͡am'l a͡u'm Ro͡an,
  'n Wåndasmån und Fåda
  Sechd's in mi͡aʳ ſelwa dåda;
Da hochi He͡aʳ, de͡aʳ's zu͡a håd g'ſågd,
Das 's Bi͡ach'l då ſa͡in Nåma drågd,
  De͡aʳ is fi͡aʳ ma͡ini Meng'l
  Ma͡in Da͡u, — ma͡in Sun, — ma͡in Eng'l.

Alo͡an.

I hån eng a Ha͠iſ'l ån Ro͠an,
Dås Ha͠iſ'l is ſa͠uw'r und nëd klo͠an,
Åw'r ål ma͠ini Zima
Dö gfål'n ma håld nima:
Den i bi in den Ha͠iſ'l alo͠an.

Fül Vögaʳln, båld gros und båld klo͠an,
Dö ſids'n fo͠aʳn Ha͠iſ'l a͠u'm Ro͠an,
Ea͠n G'ſang'l du͠ad ſchål'n,
Åwr 's wül ma nëd gfål'n:
Den i he͠aʳ håld dö Vögaʳln alo͠an.

A͠u'm Be͠aʳchaʳl fo͠aʳn Ha͠us ſchdehd a Schdo͠an,
Då ſids' i und ſchna͠id ma͠ini Schbe͠an,
Då ſi͠achd ma wa͠idmechdi,
Dö Ausſichd is brechdi:
Åwr 's g'fra͠id mi dës Scha͠u'n nëd alo͠an.

Ma͠in Bödd'l is wo͠ach und nëd klo͠an,
I åwa lich ho͠aʳt wi͠a-n-a Schdo͠an;
I wålz mi håld uma
Åls hed' i an Kuma:
Den i lich håld in Bödd'l alo͠an.

A Di͡a^{r}n håd da Wi͡a^{r}t fon da G'mo͡an,
Dö wa^r ſi͡a^r mi rechd, wi͡a-n-i mo͡an:
Zu'n Wa͡i hån i ſ' g'numa
I fo͡aringa Suma,
Und ſida-den bin i nima^r alo͡an.

Es wül 's åwa hi͡azt nima do͡an;
Ma͡in Ha͡iſ'l dös wi͡a^{r}d i͡a^r ſchon z' klo͡an.
Dö Ru͡a is a͡usg'ſlog'n,
I hån mi bidrog'n,
O! i wollt' i wa^r wida^r alo͡an!

An d'Sun.

Du wundaſcheni goldani Scha͡ib'n,
Wülsd' den ſchon åwigeh'n?
Kundsd' noh a Weng'l dåda bla͡ib'n,
Hi͡azd' laiksd uns e͡a^{r}ſchd rechd ſchen.

Wånsd' ob'n ån Him'l ſchdehsd, ſo mo͡ansd
Du kånsd nöd brena g'nu͡a,
Wånsd' åwa ſo a͡u'm Be͡a^{r}chadl lo͡ansd,
Bisd' mi͡ad und gibsd a Ru͡a.

Ma͡in! ſågds ma doh, wås is den dås:
Wån d'Sun nöd dåbla͡ib'n måch,
So we͡a^{r}n dö Ble͡am'ln åli nås,
Åls wo͡anad'n ſ' i͡a^r nåch.

Blu͡adrod wi͡aʳd 's gånzi Fi͡aʳmamend,
I mo͡an, es ſchåmd ſi håld,
Das e͡am dö Sun 'n Ruck'n wend't
Und hinta 's Be͡aʳg'l fåld.

Wås ſ' den du͡aʳt drund'n z'du͡an håd?
Jå, ma͡ina Sögs, i wött,
Sie ſchli͡aſd, wi͡a ſ' åwigragſ'ld gråd
J's g'måchdi Födabött.

Du li͡awa God! wås bla͡uſch i den?
Dö Sun, dö kån nöd ru͡a'n,
Ja͡ʳ Löbda kån ſ' nöd ſchlåfa geh'n,
Dö håd da Meni z'du͡an.

's gibb La͡id a hinta'n Be͡aʳg'l noh,
Dö Håwa wöl'n und Dro͡ad,
Riwiſ'l, Ke͡aʳſch'n, Ha͡i und Schdroh,
Und Ble͡am'ln af da Wo͡ad.

So geh håld åwi, li͡awi Sun!
I löch mi hi͡azd in d'Ru͡a,
Wal i den Ånda'n a wås gun:
Kim Mo͡aring åwa fru͡a!

Rechd fru͡a; den 's Dro͡ad is za͡idi ſchon,
's is nedi, das i 's mo͡ah,
Und d'Suſ'l håd ma d'Zu͡aſåch dån,
Wån du kimsd, kimd ſi ah!

Daʳ Åbf'lbo͡am.

In Go͡ard'n ſchdehd an ålda Åbf'lbo͡am,
Den hån i håld ſchån ſchrökli ge͡aʳn,
Und we͡aʳ maʳ du͡aʳd an o͡anzing Åbf'l no͡ahm,
Solt' åli Eng'ln ſinga he͡aʳn!

Ma͡in Mu͡ada håd an Åbf'l du͡aʳt fazö͡aʳd,
Då håd i͡aʳ åfd ma͡in Fåda g'ög'nd,
An Åbf'lke͡aʳn håm ſ' gſchdökd ål zween in d'E͡aʳd:
Hi͡azd is 's a Bo͡am, God håd 'n g'ſögnd.

Ma͡in Gred'l, dö ma͡in Wa͡i is God ſai Dång!
Dö hån i d'ſelm ah z' e͡aʳſchd'n g'ſeg'n;
Und unda'n Åbf'lbo͡am då ſchdehd a Bång,
D'raf is ſ' ofd ån ma͡in'n Brusdflög g'lög'n.

Und buſſ'ld hån i ſ' unda'n Åbf'lbo͡am
Fül mülionmåhl, dös wo͡as God!
Ge͡aʳn håd ſi 's g'lid'n, åwa doh mid G'ſcho͡am,
I mo͡an, dösdwög'n we͡aʳn d'Öbf'l rod.

Dö ſib'n ſa͡ubaʳn Bu͡am, dö i noh hå,
Dö ſchbül'n do͡aʳt unda'n Bo͡am hi͡azund,
Sö gragſ'ln af'n Ösdn af und åh,
Dös g'fra͡id mi ſchon a͡us He͡aʳz'nsgrund.

Drum wån de͡aʳ Bo͡am a ko͡ani Öbf'l drågd,
I ha͡u'n ma͡in Löbdå do nöd um;

I gi͡a's'n åli Dåch wån's ſinſi ſchlågd:
  De͡aʳ Bo͡am de͡aʳ is ma͡in Halidum.

Und wån 's håld åfd'n håd mid ma͡iʳ an End',
  Ko͡an Menſch kån Bri͡af und Sig'l håm, —
So mi͡aſſ'n ſ', 's ſchdehd ſchon g'ſchrib'n in Deſtamend,
  Mi unta'n Åbf'lbo͡am begrå'm.

Da Schna͡ida und da Nix.

(Volksmährchen.)

A Schna͡ida, de͡aʳ ſi in da Weld
  Wolt' umaſcha͡u'n a Biſſ'l,
Fade͡ana ſi a Schdik'l Geld,
  An Brock'n a in d'Schiſſ'l,
De͡aʳ geht aus ſa͡ina We͡aʳkſchdåd fu͡aʳt
Und ſu͡achd an O͡aʳwad då und du͡aʳt.

Und wi͡a-n-a håld ſo umarend
  So ſi͡achd a in da Wa͡id'n
An ſchdo͡al'n Be͡aʳch, de͡aʳ håd ko͡an End,
  Dö Wolkna do͡an draf ra͡id'n,
Und hintaʳn Be͡aʳch, då is a Du͡aʳn,
Ba͡in Ånſcha͡u'n is e͡am ſchwindli wu͡aʳn.

Eäʳ denkd: wås kån ma g'ſcheg'n? und gråd
  Draf zu͡a gehd 's Schna͡idazwe͡aʳg'l:
Då ſchbringd da Du͡aʳn, de͡aʳ Ho͡agsna håd,
  G'ſchwind iwra iwaʳ 's Be͡aʳgl,

Und ſchau͠d' 'n ån mid griming G'fris:
De͠aʳ Du͠aʳn, dös wo͠aʳ a großa Ris.

„Wås wülsd hi͠azunda då ba͞i mi͠aʳ,
  Klo͠anbudawinzig's Mand'l?"
So ſchra͞id da Ris åls dunad's ſchi͠aʳ.
  In Schna͞ida zidad 's G'wandl;
Låßd åwa doh nöd g'ſchbi͠aʳn a Fu͠aʳchd,
Und ſågd: „A De͠ansd'l hån i g'ſu͠achd."

„Wån 's ſo is, — nån! i nimm di af,
  Wåns d' wülsd, kånsd ba͞i mi͠aʳ de͠ana!"
„Wås gri͠ach i den?" frågd 's Schna͞idaʳl draf,
  „Wehl fi͠aʳ an Len fon E͠ana?"
Dra͞ihundad finfaſechzi Dåch
In Jo͠aʳ, då håsd doh g'wis ko͠an Glåch."

„Nån ma͞indswög'n, jå, i nim's håld ån,"
  Sågd draf da Schna͞ida Franz'l,
„Ma mu͠as ſi ſchdröka wi͠a ma kån;"
  Und lögd gla͞i åh ſa͞in Ranz'l.
Da Ris brumd åwa wi͠a-n-a Be͠aʳ:
„Nim's Kri͠ag'l, hol a Wåſſa he͠aʳ!"

„Wås Kri͠ag'l? He͠aʳ! ös de͠aʳfds nu͠aʳ wol'n,"
  Sågd draf da bråhlad Glach'l
„So wül i-n gånz'n Brun gla͞i hol'n,
  Und a dås gånzi Bach'l!"

Da Ris daſchrikd gla͡i af dö Röd,
Und ſågd: „De͡aʳ De͡ana g'fåld ma nöd!“

Hi͡azd bringd da Schna͡ida 's Wåſſa håld,
Da ſchåffd da Ris e͡am wa͡ida:
„Geh hi͡azund a͡uſſi gla͡i in Wåld
Und håck maʳ a bo͡aʳ Scha͡ida!“
„Wås Scha͡ida?“ ſågd da Schna͡ida, „He͡aʳ!
I bring in gånz'n Wåld gla͡i he͡ar!“

„U͡i!“ ſchra͡id da Ris, „in gånz'n Wåld;
Dös is a Da͡igslſchna͡ida!“
Und fi͡aʳchd ſi mo͡aʳdijoniſch håld,
Und denkd: den ſchick i wa͡ida. —
Da Schna͡ida bringd da Meni Holds,
Du͡ad gög'na Riſ'n g'wåldi ſchdolds.

Und åfd'n ſchåffd e͡am noh da Ris
(Dös wi͡aʳd'n ſchon fadri͡aſſ'n),
E͡aʳ mi͡aſſd, wal hi͡azd båld Nåchdmåhl is,
Dra͡i groſſi Wüldſa͡i ſchi͡aſſ'n. —
Da Schna͡ida ſågd: „Dös ſo͡an nöd g'nu͡a,
I ſchi͡as gla͡i fuchz'g und dih dazu͡a!“

Hi͡azd kimd 'n Riſ'n Gra͡uſ'n ån.
„Låß 's gu͡ad ſa͡in,“ ſågd a, „Franz'l!
Bis mu͡aring wül i wo͡aʳt'n ſchon,
Und löch di nu͡aʳ af's Ranz'l!“ —

Da Schna͠ida ſågd: „Zwög'n ma͠ina^r ah!“
Und lögd ſi nida, hups! af d'Schdrah.

Da Ris fåld åwa fåsd in d'Fro͠as,
  Ea͠^{r} kån ko͠an Auch zu͠amåcha,
„Dea͠^{r} Dea͠na,“ brumd a, „wa^r ma z'ro͠aß,
  Dea͠^{r} kån faſligsdi Såcha!“ —
Ea͠^{r} ſuminia͠^{r}d dö lengsdi Za͠id,
Wia͠ ea͠^{r} 'n fen Håls bringd wida g'ſcha͠id.

In ånda'n Mu͠aring ſågd a: „Bu͠a!
  Kim, genga'n ma zun Simbf'l!“
Då ſo͠an håld Felwa g'ſchdånt'n g'nu͠a
  Rundumadum um's Dimbf'l; —
Sö ſcha͠u'n dö Felwabo͠ama ån,
Da Ris höbd åfd'n z'röd'n ån:

„Bidea͠nda! måch hia͠zd G'ſchbo͠as fia͠^{r} mi;
  Bisd la͠ichda^r åls dö Flia͠g'n,
Söds af a Felwagard'n dih,
  Und ſcha͠u, obs d' as kånsd bia͠g'n.“ —
Widſch! ſidzd da Schna͠ida dromad ſchon,
Måchd ſchwar ſi, håld't 'n Åd'n ån.

Und wia͠-r-a åwa wida håd
  An Åd'n g'ſchöbfd — Schbedack'l!
Då wia͠^{r}d a z'la͠ichd, ea͠^{r} håd håld gråd
  Ko͠an Vög'la͠iſ'n in Sack'l,

Und d'Gard'n ſchnöld 'n ãuſi wãid,
Zun Riſ'n ſãina greßt'n Frãid.

Ma ſol ſie nöd af's Bråln falög'n.
  Ma kimd damid nöd wãida,
Den ſida-den håd Neãmsd meã^r g'ſeg'n
  Den kloãn und gſchdazd'n Schnãida;
Und wån a^r åwagfål'n nöd is,
So is a håld no dromad g'wis!

Da Ma͡i.

O mãin! o mãin! wiã ſchen is 's hãind!
  Es lãid't eãn nöd daheãm.
Wiã d'Sun ſo liãwli åwaſchãind,
  Als wån ſ' eãn åhhehl'n kam.

Mächd's åli Diã^r'n af! — dö Lufd
  Dö hülfd Oan'n noh in d'Schuã,
Und ſchdand ma hålbs ſchon in da Grufd;
  Ma kån ſ' nöd ſchlicka gnuã.

's is håld a ganza Keã^{r}l, deã^r Mãi,
  A Zãuwra wiã mi zimd,
Es muãs ſi Ålas g'wandt'n nãi,
  Und lach'ln wån a kimd.

Faſchdöckd a Schnee ſi in an Öck
  Und moãnd, då war ſãin Nösd,

E͠aʳ ſind't 'n doh und buzd 'n wög,
  Åls waʳ a ni͠a då g'wöſd.

Und wån a Bo͠am dö Gnoſchbna noh
  So g'wåldi z'ſåmazwengd,
Göbd's åchd, wi͠a ſ' e͠am de͠aʳ Sågra doh
  G'ſchwind a͠usanånda ſchbrengd.

Dö Wiſ'n mi͠aſſ'n d' wa͠iſſi Bfo͠ad
  Auszi͠ag'n, wån ſ' a nöd mög'n,
Und — håsd 'n nöd g'ſeg'n! — a ſchen's gre͠an's Glo͠ad
  Mid Ble͠am'ln g'ſchdickd ånlög'n.

Sa͠in Nåſ'n mu͠as go͠ar ho͠agli ſa͠in,
  Den d'Gra͠id'ln mi͠aſſ'n öb'n
Den g'ſchdrenga He͠aʳn åli ſa͠in
  A li͠awlig's G'rich'l göb'n.

Dö Le͠aʳchaʳl'n und dö Nåchdigål'n,
  Dö ſi ſo lång nöd ri͠aʳn,
Dö mi͠aſſ'n e͠am, das d'Luſd du͠ad ſchåln,
  Af o͠anmåhl muſizi͠aʳn.

Und ah d'Fra͠u Suhna de͠aʳf's nöd dra͠ib'n
  Wi͠a ſunsd, då is ko͠an Nöd,
Dö mu͠as fül lenga dåda bla͠ib'n,
  Måg wol'n oda nöd.

Da Wind, de͠aʳ ſunsd'n blåſ'n håd
  Aus fol'n Håls, rechd wüld,

De͡aʳ de͡aʳf hi͡azund nu͡aʳ la͡und'ln g'råd,
  Das e͡aʳ e͡am 's G'ſichd åhkühld.

Und wås de͡aʳ Ke͡aʳl noh wa͡ida du͡ad
  Da Ma͡i, e͡arſchd ba͡i dö La͡id:
E͡aʳ rig'ld e͡ana 's gånzi Blu͡ad,
  Und måchd e͡an 's He͡aʳz ſo wa͡id.

Fon fo͡aring Hö͡aʳbsd ån ſöds i ſchon
  Da Bådaliſ'l zu͡a,
Sie åwa laſd ålwahl dafon
  Und wül fon mi͡aʳ a Ru͡a.

E͡aʳſchd hi͡azd in Ma͡i håd ſ' biſſ'n ån:
  I hån i͡aʳ d'Schbåds'n zo͡agd,
Då håd ſ' zwo͡a di͡aſi Sa͡ifza dån,
  Und håd ſi zuwa g'no͡agd.

Wås ma d'mo͡aʳdi Gål måchd.

I hån a Ha͡us, dås ſchdehd ån Wåld,
  Und måchd ma weni Blåch,
Wån håld an Schind'l åwafåld,
  Måch i a na͡igs in's Dåch;
Åfd wi͡aʳd's a Jo͡aʳ gu͡ad wida bla͡ib'n,
Und 's kån in d'Schdum nöd a͡inaſchna͡ib'n.

I hån a Ku͡a, i ſol's nöd ſåg'n,
  Dös is an o͡anzichi Ku͡a,

I de͡a^{r}f's nöd fu͡ada^{r}n, de͡a^{r}f's nöd ſchlåg'n,
Und Müli gibd ſ' ma gnu͡a.
Sie måchd ma 's gånzi Jo͡a^r nigs z'do͡an,
I dra͡ib ſ' af d' Wo͡ad, åfd bla͡ibd ſ' alo͡an.

I hån a Ros, dös du͡ad fala͡i
Ah Ålas, wås i måch;
Es nimd fali͡ab mid Ghack und Ha͡i,
Und zi͡agd 'n gånz'n Dåch.
Af d'Nåchd, då lögd ſa ſi af's Schdråh;
In åla Fru͡a is 's wida då.

I hån an groß'n Åcka, — nån!
Ba͡i den ſözd 's frali Blåch,
Wån åwa kimd da Suma^r ån,
Bizåld a's da͡uſ'ndfåch,
Es håd rundumadum um mi
Ko͡an Ba͡ua ſo a Ko͡a^{r}n wi͡a-n-ih.

I hån a Wa͡i, — dös is ma͡in Gra͡us,
Dö möchd ma Kuma gnu͡a,,
Me͡a^r åls ma͡in Åcka und ma͡in Ha͡us,
Me͡a^r åls ma͡in Ros und Ku͡a;
Dö brumd und zånkd åfd 's gånzi Jo͡a^r,
Måchd graw mi͡a^r fu͡a^r da Za͡id ma͡in Ho͡a^r

Ma͡in Ha͡us, dås is fül bößa g'wis,
Wal's mi fu͡a^{r}n Wöda ſchidzd:

Sie måchd a Wöda, wån ko͡an's is,
  Daß 's dunad und daß 's blidzd.
Und gib-i-li͡aʳ a͡ufi o͡an's a͡uf's Dåch,
So gibd ſ' dösdwög'n doh nöd nåch.

Und li͡awa is ma ah ma͡in Ku͡a:
  Den wås ma nedi håm,
Ån Schmålds und Buda, gibd ſ' ma gnu͡a,
  's Wa͡i åwa frißd ma's z'ſäm;
J kån ſ' alo͡ani a͡uſſi dra͡ib'n
's Wa͡i wül ma nöd alo͡ani bla͡ib'n.

Und li͡awaʳ is maʳ ah ma͡in Ros:
  Gånz ohni åli Wigs
Zi͡agd's Ålas, noh ſo ſchwar und gros;
  's Wa͡i åwa zi͡agd ma nigs!
Und ni͡amåhls losd ſ', wi͡a 's Ros, af mih,
Schra͡i ih: „da hått!“ ſo zi͡aagd's: „da hi!“

Und li͡awaʳ is maʳ a ma͡in Feld,
  Dös bringd ma Fruchd fi͡aʳ d'Blåch,
's Wa͡i åwa bringd ma nix af d'Weld;
  Mi drifd ſchon fåsd da Schlåch,
Das i fi͡aʳ's Ha͡us und fi͡aʳ ma͡in Geld
Ko͡an Ö͡aʳm nöd hån då af da Weld.

Ös Bu͡am! nöd bid'n kån j eng gnu͡a:
  Nehmd's eng a Ba͡iſchbül drån,

Univ

Schåfd's eng a Ha͡iſ'l und a Ku͡a,
A Ros, an Åcka^r ån,
Nu͡a^r nehmd's eng åwa jå ko͡an Wa͡i,
Den dö falo͡ad't eng Ålas gla͡i.

D' Åmbrel'n.

Ma͡in Mu͡ada ſeli, nåch i͡ara O͡a^{r}d,
Håd åli Dåch wås z'åmagſchbo͡a^{r}d;
Wån d' Schbo͡a^{r}bigs wo͡a^r o͡anichi Guldna ſchbo͡a^{r}k,
So håd ſi ſi de͡anad wås kaft af'n Mo͡a^{r}k.
O͡anmåhl an fung'lna͡ich'n Bo͡arameda,
Damit ma wo͡as, wås kimd fi͡a^{r}a Wöda;
An åndasmåhl a ſchen's Bedbi͡achl,
Und wid'r anmåhl a ſa͡ida's Di͡ach'l.
Ån O͡a'ns håd ſ' åwa ålawal denkd,
Unſa He͡a^{r}god håd i͡a^{r}s åwa doh nöd g'ſchenkd,
's Geld håd dazu͡a ni͡amåhl'n g'lenga mög'n:
A ſa͡uwri Åmbrel'n fi͡a^{r}n Rög'n.

Åfd'n, — es is gråd i͡a^r Gibu͡a^{r}dsdåch kuma, —
Und 's Hu͡asd'n håd ſchon iwa Hånd ba͡in i͡a^r gnuma,
Sie is ſchon gånz miſelſüchdi g'wöſ'n,
Und ohm Brül'n håd ſ' nima kina löſ'n.
Då denk ih: Wås kafsd i͡a^r den gſcha͡id
Zun i͡a^{r}n Gibu͡a^{r}dsdåch mu͡aring, daß ſie's g'fra͡id?
Då is ma dö Åmbrel'n a͡ing'fål'n,
Åwa då mu͡as ma fül Geld dafi͡a^r zål'n,

Das ih dös gri͡ach, wi͡a ſol i's ånfånga?
Då bin i zun Nåba iwri gånga,
Hån g'ſågd, i wül e͡am ſa͡ini Bo͡am åhſchda͡ig'n
Und åhwu͡aʳma, wån a ma zöcha Guld'n wül la͡ig'n.
Ma͡in gu͡ad's Wu͡aʳt håd a gu͡ad's U͡aʳt åndroffa,
Und lifdi bin i in d'Schdåd a͡inig'loffa,
Und d' ſchensdi Åmbrel'n, hoch und wa͡idmechdi,
Fon blåwa Sa͡id'n und b'ſchlåg'n ſchon brechdi,
Rundumadum mid an Rög'nbog'n-Bro͡am,
Dö hån i kafd und bin g'rend damit ho͡am.

In ånda'n Mu͡aring, — d' Mu͡adaʳ is noh g'lög'n
Und håd g'nåbfazd, — då bin ih af dö Zeg'n
Hing'ſchlicha zun Bödd, ſi håd nigs dafon g'wußd,
Hån i͡aʳ dö li͡awi g'fåldradi Hånd fa͡in bußd,
Und hån God böd'n, e͡aʳ mechd ma͡inaʳ Åld'n
Noh a lång's und aſchbri͡aslig's Löb'n dahåld'n;
Åfd hån ih i͡aʳ d' Åmbrel'n ſchdad af dö Duchad g'lögd,
Und hån mi g'ſchwind hinta'n Ofa faſchdöckd.

Wi͡a ſ' muntaʳ is wu͡aʳn und daſi͡achd dö Åmbrel'n,
Dö råſadi Fra͡id kån ko͡an Menſch ſi fu͡aʳſchdeln,
Håd ſ' umadum ång'ſcha͡ud und afg'måchd in Bödd,
Und bruwi͡aʳd håd ſi ſ' a, åls wån's rögna dåd,
Und g'flend håd ſ' und kudad zu gla͡icha Za͡id,
Und bed'd håd ſ': O God! zål ma͡in Hanſ'l dö Fra͡id!
Und nåcha håd ſ' g'ru͡afd und g'ſchri͡a'n nåch mi͡aʳ:
Då bin ih zun Bödd hingånga zun i͡aʳ,

Hån g'wunſch'n fül Gu͡ad's i͡aʳ zun i͡aʳn Dåch,
Und daß ſ' håld d'Åmbrel'n ofd bra͡uch'n måch,
Und ah zara͡iſſ'n mid Fra͡id und mid G'ſund,
Es war i͡aʳ Ålas rechd he͡aʳzli fagund.
Då håd ſ' nigs g'ſågd, håd ſie åwabuckd,
Und håd ma ma͡in Hånd nu͡aʳ rechd fra͡indla druckd.

D'Åmbrel'n håd ſ' åwa nöd g'noſſ'n lång,
Håd's zwo͡amåhl nu͡aʳ bra͡uchd a͡u'm Ki͡aʳch'ngång,
Und o͡anmåhl håd ſie's zun Båda midgnuma,
Und åfd'n is ſ' nimaʳ a͡us 'n Bödd a͡uſſakuma.
Und wi͡a ſ' af'n Dod'nbödd då is g'lög'n,
Und håd ma göb'n 'n mi͡ataling Sög'n,
Då håd ſ' dö Åmbrel'n numåhl ånz'ſcha͡u'n bige͡aʳd.
„Håns!“ — ſågd ſ' — „du håsd ålwal da͡in Mu͡ada ge͡aʳd,
Und håsd i͡aʳ a Fra͡id g'måchd, wo 's d' kina håsd;
I wi͡aʳ ba͡i God bid'n, das a nöd di falåsd.
Wån blåw is da Him'l und d'Sun ſcha͡ind ſo ſchen,
Då bra͡uchd ma mid ko͡anaʳ Åmbreln nöd z'geh'n,
Wån åwa kuma dö dri͡abſeling Dåch,
Scha͡ud maʳ um an Schi͡aʳm um und gra͡iſd danåch.
Wån ålſo ba͡i di͡aʳ a dri͡ab's Wöda du͡ad kema
Ma͡in Hanſ'l, ſo du͡a dö Åmbrel'n fi͡aranema,
Schbån ſ' af, und denk ba͡i Schdu͡aʳmwind und Rög'n
Ån d' ſelichi Mu͡adaʳ und i͡aʳn Sög'n.
Blåw is dö Åmbrel'n, wi͡a da Himm'l is,
Du͡arthin kumsd a zu da Mu͡ada g'wis;
Dö blåwi Fo͡arw, ſåg'n dö g'ſcha͡id'n La͡id,
Bida͡id't dö Dra͡i und dö Bſchdendika͡id;

Drum håd da God blåw da͠ini Augna g'måhl'n,
Dö g'wis an J͠ad'n a͠inema und g'fål'n.
Ra͠in is dö Sa͠id'n ån Åmbrel'ndåch:
God gib's, das da͠in He͠a^{r}z ah ſo ra͠in bla͠ib'n måch!
Und 's ſcheni Bro͠am wi͠a-n-a Rög'nbog'n,
Dös zo͠agd da: wån d' Wolkna ſi håb'n fazog'n,
So kimd nåcha wida^{r} a ho͠atara Dåch.
Dösdwög'n dråch geduldi dö Mi͠a und dö Blåch.
Ba͠in Schdöka åwa^{r} unt ån da^{r} Åmbrel'n,
Då mu͠asd' da dås gu͠adi G'wiſſ'n fu͠a^{r}ſchdöl'n.
Wånsd' braf bisd und Ne͠amsd håsd a Lo͠ad åndån,
So is dös a Schdåw wos di håld'n kånsd drån.
Ån Ålas dös denk fa͠in, wån Kuma^{r} und Nod
Und ſchlimi Za͠id di͠a^{r} in 'n Löb'n drod.
Löw wohl, ma͠in Hanſ'l! — i g'ſchbi͠a^{r}'s, 's kimd da Dod.
Löw wohl! d'Åmbrel'n, dö nim hi͠azd zu di͠a^{r};
God bſi͠ad di! — du kimsd amåhl g'wis zu mi͠a^{r}!“

Wi͠a ſ' dös håd g'ſågd g'håbd, is ſ' wu͠a^{r}n gånds ſchbad,
Håd af d' entri Sa͠it'n ſie umidrahd,
An Hu͠asda håd ſ' dån noh rechd ſchdo͠a^{r}k und go͠ach,
Und åfd'n is ſ' dåglög'n ko͠aswa͠is und blo͠ach..

Mid ma͠ina Mu͠ada håm ſ' ål ma͠in Fra͠id
In di͠aſ'n Bod'n mid åwika͠id.
Zu i͠ara La͠ichd, 's is a Schbridſa jusd kuma,
Då hån i d'Åmbrel'n mid a͠u'm Fra͠idhof g'numa.
Und wi͠a-n-i ſ' hån afg'ſchbånd åfd ho͠amadwi͠a^{r}ts,
Då is ma håld la͠ichda wo͠a^{r}n um ma͠in He͠a^{r}z.

I hån mi af d' Ofabånk g'ſödzd und hån g'wo͡and,
D' Åmbrel'n åhg'wiſchd und in Kåsd'n g'lo͡and,
Und nu͡aʳ, wån ſi͡aʳ mih a ſchlechd's Wödaʳ is kuma,
Und wån ih an U͡aʳſåch hån g'håbd zun Bruma,
So hån i ſ' a͡us 'n Kåsd'n wida fi͡arag'numa,
Hån ſ' ång'ſcha͡ud, ån d' Le͡aʳ von ma͡in'n Mu͡adaʳl denkd,
Und åfd'n håd mi nigs go͡aʳ ſo ſchdo͡aʳk grenkd,
Und g'wöſ'n is maʳ, åls wån d' Mu͡ada frågad:
„Wås is da den, Håns?“ und åls wån ſ' nåcha ſågad:
Sa͡i ru͡awi, God wi͡aʳd ma͡in Gibed dahe͡aʳn,
Wån's a͡usg'rög'nd håd, wi͡aʳd's åfd ho͡ata we͡aʳn.“

Da Buſch'n.

Ma͡in De͡and'l håd g'sågd! mechd o͡an Buſch'n ge͡aʳn håm,
Und hi͡azd laf i af d' Wiſ'n und brock i͡aʳ o͡an z'såm.

Z'e͡aʳſchd nim i a rechd a ſchen's Fa͡ichaʳl, a bla͡u's,
Dös bida͡id't la͡ri Aichaʳl, ſcha͡ud gråd a ſo a͡us!

A brinrod's Schdo͡annachaʳl, dös bind't i gla͡i drån,
Dös ſcha͡ud ſi ſo rod wi͡a i͡aʳ Göſchaʳl fåsd ån.

Fo da Hödſchabödſchſchda͡ud'n då nim i o͡an Åsd,
Und 's bida͡it'n dö Do͡aʳn, das ma͡in He͡aʳz håd ko͡an'n Råsd.

Und find't i a Glett'n, ſo nim i ſ' a ſchi͡aʳ,
Dö bida͡id't, das ih ewi ån i͡aʳ henga wi͡aʳ.

A Schmåldsble͡am'l nim ih, — 's is gelw und bida͡id't,
Das ih a͡ifa mid i͡a^r und ko͡an'n Ånda^{r}n nöd la͡id.

A Gleeblåd, faſchdehd ſi, dös mu͡as ſa͡in daba͡i,
Dös war ma a ſa͡uwari Li͡aw ohni Dra͡i!

Vo'n Felwabo͡am nim ih a bo͡a^r Kadz'ln dazu͡a,
Dö zo͡ag'n, das af Osda^{r}n ih ſ' ha͡iråd'n du͡a.

Den Buſch'n, den giwi i͡a^r, kån ſa͡in, das‿ſ' faſchdehd,
Wås i ſelwa ge͡a^{r}n ſåchad, wån i 's He͡a^{r}z dazu͡a hed!

Da Gmo͡an-Brun.

„Fåda! måchds ma ko͡an grimig's G'ſichd,
  He͡a^{r}d's mi åfd ån, håbd's Giduld,
Ån de͡a^r gånz'n fazwickd'n G'ſchichd
  Is unſa Gmo͡an-Brun nu͡a^r Schuld."

„'s ho͡asd, das ma drinad ſa͡in Zu͡akumbſd lösd,
  Au'm Åb'nd, wån åwigehd d' Sun,
Då hån i den åfd, wån i dra͡usd bin g'wösd,
  Ainig'ſcha͡ud ålmåhl in Brun."

„'s e͡a^{r}ſchdimåhl, wi͡a-n-i ſo af dö Zeg'n
  Afi bi g'ſchdig'n a͡um' Schdo͡an,
Hån i mi ålwal nu͡a^r ſelwa g'ſeg'n,
  Mu͡adaſeli alo͡an."

»'s dritimåhl, wi͡a-n-i mi hån a͡inibuckd,
Schröckli daſchreck'n bin i:
Då håd da Håns mid mi͡aʳ a͡uſſaguckd,
Und håd glach'ld af mih.«

»Und da Brun, Fåda, de͡aʳ håd nöd g'log'n,
Zwa͡if'ld hån i ſchon ſchi͡aʳ
Åwa wi͡a-n-i mi z'ruck hån bog'n,
Is da Håns g'ſchånd'n ba͡i mi͡aʳ.«

»Åfd'n hån i a långi Za͡id
Såch'n drin g'ſeg'n, li͡aw und ſchen,
Buſſ'ln af Buſſ'ln und Lusdika͡id,
Åwa ſundsd ne͡amsd åls uns zween.«

»Åwaʳ af o͡anmåhl — wo͡as ma͡ina Dra͡i
Nöd, wi͡a dös Ding den is g'ſcheg'n —
Hån i in Brun ba͡i uns zwo͡a'n daba͡i
Go͡aʳ a klo͡an's Bi͡awaʳl drin g'ſeg'n.«

»Und dös klo͡an Bi͡awaʳl — 's is wundabo͡aʳ —
Hån i håld hi͡azd, es is ma͡in,
Scha͡ud's ös nu͡aʳ ån, 's is a li͡awa No͡aʳ,
Ma kån go͡aʳ nöd ho͡aʳw af e͡am ſa͡in.«

»Drum, Fåda, ſa͡idt's nöd ſo grimi dol,
Scha͡ud's ah in Brun und håbd's Mu͡ad!
De͡aʳ håd ma zo͡agd ſchon, wås g'ſcheg'n ſol,
Das widaʳ Ålas wi͡aʳd gu͡ad,«

„Z'e͡aʳſchd hån i g'ſeg'n mih und 'n Håns,
Wi͡a ma ſo͡an gånga in d' Bfo͡ar,
Ih hån a͡u'm Kobf g'håbd an brechding Grånz,
Dra͡ud ſo͡an ma wo͡aʳn ba͡in Åldo͡aʳ.“

„Ös, li͡awa Fåda, ös håbd's dazu͡a
Fra͡idi 'n Sög'n uns göbn,
Und böd'n håd uns da klo͡ani Bu͡a,
Das ma'n a͡u'm O͡aʳm a͡ufi höb'n.“

'n Mich'l ſa͡in Ra͡ichdum.

„Wån i nu͡aʳ o͡an Guld'n håd,
O! i wusd ſchon, wås i däd!
Mid an o͡anzing Guld'n ſchon
Wu͡aʳd i g'wis a ra͡icha Mån. —
Z'e͡aʳſchd, då ka͡ufad i an Hån
Zu ma͡in Hend'l mi͡aʳ dazu͡a;
Gri͡achad von den Zwo͡a'n ſchon
O͡aʳ und klo͡ani Hend'l gnu͡a.
Dö fakaf i und dafi͡aʳ
Kafad i a Ke͡aʳnd'l mi͡aʳ,
Und dös Ke͡aʳnd'l ba͡u i ån,
A Feldſtöck'l gri͡ach i ſchon.
Nåcha fi͡aʳ ma͡in'n Fla͡is und Mi͡a
Drågd ma's Flöck'l Fruchd — ſchon wi͡a! —
Und dö Fruchd, wås wül i måcha?
Dö fakaf i wida nåcha,

Und a ſo, in zwo͡a, dra͠i Jo͡a^{r},
Hån i ſchon a Geld'l bo͡a^{r}. —
Mit den Geld'l, wån ſ' es du͡ad,
Båchd a ma^{r} a Ba͠ua^{r}ngu͡ad,
Und dös drågd ma du͡a^{r}ch ma͠in Fla͠is
Schon dö Guldna duzadwa͠is.
Ålwal g'win i me͡a^{r} und me͡a^{r},
Hånd'l hin und hånd'l he͡a^{r},
Dås måchd umadum a G'ſchra,
Måch a ra͠ichi Ha͠irad ah.
Endli ſchåf i ſelwa ſchon
Mi͠a^{r} a großi Wi͠a^{r}dſchåfd ån,
Und in o͡aning Ja^{r}l'n åfd
Bin i in da Nåbaſchåfd
Schon da^{r} ålara͠ichsdi Mån!“

So håd åfd da Mich'l g'red't,
Und da Håns, der ba͠i-n-e͡am ſchdehd,
Sågd und ſchmuzd a weng daba͠i:
„Mån! då kån i helf'n gla͠i,
Wån da nu͠a^{r} o͡an Guld'n fehld,
Das du kimsd zu Gu͡ad und Geld,
Sö! då håsd! — ſolsd glickli ſa͠in!“
Gibd e͡am gla͠i an Guld'nſcha͠in:
„Awa wån in zwo͡a, dra͠i Jo͡a^{r},
Wås du mi͠a^{r} håsd g'ſågd, wi͠a^{r}d wo͡a^{r},
So fagis nöd, låd mi fa͠in
Imrigsmåhl zun Óß'n a͠in!“

Und da Mich'l håd a Fra͡id,
Das a juchazd, das a ſchra͡id,
Si͡achd ſi in Gidång'n ſchon
Åls'n ålara͡ichsd'n Mån.
Åfd'n, wi͡a-r-a ho͡am wül geh'n,
Bla͡ibd a fu͡aʳ'n Gmo͡anha͡us ſchden,
Und 'n Zo͡acha ſi͡achd a wink'n;
Wül a Sa͡id'l — denkd a — drink'n.
Und gehd a͡ini, drinkd o͡ans a͡us,
Nåcha wi͡aʳd a Hålwi dra͡us,
Åfd'n wi͡aʳd a lusdi ſchon
Und ſchåfd nu a Sa͡idl ån,
Nåcha nu a Sa͡id'l dra͡uf,
Und ſo gehd da Guld'n a͡uf.

's is ſchon ſchbåd, e͡aʳ do͡aʳg'ld ho͡am,
Då bigög'nd ba͡in Holzbi͡aʳnbo͡am
E͡am da Håns; e͡aʳ ſcha͡ud'n ån:
„Mich'l!“ — ſågd a — „wås håsd dån?
Dåzu͡a håsd den Guld'n bra͡uchd?
G'ſoff'n, das da Schedl ra͡uchd?
Und a Ra͡uſch bis iwa d'O͡aʳn
Is da͡in gånza Ra͡ichdum wo͡aʳn?“
Und da Mich'l juchazd wida,
Låchd und fåld ba͡in Bi͡aʳnbo͡am nida,
Und mid o͡ana ſchwe͡aʳn Schdim
Schra͡id a: „Ålåh! ! — 's is nöd ſchlim.
I hån rechd, du wi͡aʳsd a's he͡aʳn,
So wi͡a-n-ih hån ra͡ich wöl'n we͡aʳn,

So wa^{r}s go͡a^{r} fül z'långſåm kuma,
Hån an ki͡a^{r}za^{r}n Wöch hi͡azd gnuma.
Sigsd a's, fi͡a^{r} den Guld'nſcha͡in
Hån i g'ſoff'n zwo͡a Måß Wa͡in,
Und du de͡a^{r}fsd ma's gla͡ub'n fa͡in,
D'gånzi Weld g'he͡a^{r}d hi͡azd ſchon ma͡in."

Wo is den da li͡awi He͡a^{r}god?

Wån d'Föcha^{r}ln ſingan, klo͡an und gros
  In Lifdna gri͡achabla͡u,
Und wån i af i͡a^{r} G'ſang'l loſ',
  Und af dö Ble͡am'ln ſcha͡u,
Då wi͡a^{r}d ma håld, i wo͡as nöd wi͡a,
  In Mal då ſchbra͡izd ſi d'Röd,
Es zi͡agd mi nida af dö Kni͡a,
  Und zwingd mi zun Gibed.

Då gehd ma^{r} af ma͡in He͡a^{r}z ſo wa͡id,
  I g'ſchbi͡a^{r}s, i wo͡as 's gånz g'wis,
Das ål dö Bråchd und He͡a^{r}lika͡id
  Nöd ſelwa kema^{r} is,
Das O͡ana ſa͡in mu͡as, de͡a^{r} a ſo
  Dös Ål's daſchåfa håd,
Sa͡in mu͡as a frali — åwa wo?
  Dös wo͡as i håld nöd gråd.

Wån fi͡araſchda͡igd ſo a͡us'n Wåld
  Dö Sun mid i͡a^{r}'n Scha͡in,

Då is ma ſo, åls mi͡aſſad håld
  Då drin da He͡aʳgod ſa͡in;
Und wån a͡u'm Åb'nd glånzad we͡aʳn
  Dö Schde͡aʳnd'ln und da Mån,
Då mo͡an i wid'r, a͡us i͡ad'n Schde͡aʳn
  Scha͡ud mi da He͡aʳgod ån.

Und wån i wid'r an Bo͡am bidråchd,
  Wi͡a de͡aʳ in Fru͡ajo͡aʳ bli͡ad,
Und wi͡a-n-a nåcha Blöda måchd,
  Und åſd dö Fruchd drån wi͡aʳd;
Und wån's ſo in ſa͡in'n Blödaʳn ra͡uſchd,
  So kimd's ma fölli ån,
Wal's go͡aʳ ſo li͡awli a͡uſſabla͡uſchd,
  God röd't a͡us'n Bo͡am mi ån.

Wån's dunad, zimd mi, das a gra͡ind,
  Wån's rög'nd, ſo gi͡asd a's Feld,
Wån's åſd'n ſchna͡ib'n du͡ad, ſo ſcha͡ind
  Ma håld, e͡aʳ wa͡iſſingd d'Weld.
In Bach'l he͡aʳ i a ſa͡in Schdim,
  Dö Fiſch'ln g'ſchbi͡aʳn's ſchon,
Und wån i af a Be͡aʳg'l kim,
  Blåsd mi ſa͡in Åd'n ån.

Nån, das aʳ in da Ki͡aʳch'n is,
  Dös z'la͡ugna ſåld ko͡an a͡in,
E͡aʳ mu͡as doh åwaʳ ah gånz g'wis
  Ba͡i åli Menſch'n ſa͡in,

Dö zu e͡am bedt'n in da Nod
Und in da gresd'n G'ſo͡a^{r}:
»Falås mi ha͡ind nöd, li͡awa God!«
Und dås is ſchon a Scho͡a^{r}.

In i͡ad'n Di͡a^{r}l, noh ſo klo͡an,
Wås gehd, wås gri͡achd, wås fli͡agd,
In i͡ad'n Ble͡am'l af'n Ro͡an,
In Halm'l, wås ſi bi͡agd,
Jå, in an i͡ad'n Dröbf'l Da͡u,
In i͡ad'n Breſ'l Brod,
Zimd mi wån i's ſo rechd ånſcha͡u,
Is drin da li͡awi God.

I ſi͡ag's ſchon, af an i͡ad'n Fål
Håd unſa Bſo͡ara rechd,
Da He͡a^{r}god, de͡a^{r} is iwarål,
Sunsd gang a Ålas ſchlechd.
E͡a^{r} du͡ad ſi åwa go͡a^{r} ſo gu͡ad
Faſchdöka, — hålt ſi ſchdül,
Wal e͡a^{r} fi͡a^{r} Ålas, wås a du͡ad,
Nöd ång'ſcha͡ud we͡a^{r}n wül.

's Buſſ'l.

A Buſſ'l is a g'ſchbo͡aſig's Ding,
Es rig'ld o͡am 's gånzi Blu͡ad,
Ma^{r} ißd's nöd und ma drinkd's a nöd,
Und 's ſchmökd doh go͡a^{r} ſo gu͡ad.

Es wi͡aʳd o͡am ſo ku͡aʳjos dabei,
  Das ma's nöd ſåg'n kån,
In La͡ib ſo͡an la͡uta Köfa drin,
  Dö fångan z'wu͡aʳl'n ån.

Wån's Gösch'l ſchen rod a͡usg'ſchlåg'n is,
  Und bolſtaʳd gu͡ad mid Mi͡as,
Das ma ſi bro͡ad draf måch'n kån:
  Dös is unmenſchli ſi͡as!

Und we͡aʳ amåhl o͡an Buſſ'l kri͡agd,
  De͡aʳ gibd ſchon go͡aʳ ko͡an Ru͡a,
Und wån e͡am 's De͡and'l hundad gibd,
  So håd a noh nöd gnu͡a.

Wån O͡ana go͡aʳ ko͡an Mahl nöd hed,
  Dös war an årma Mån;
Mid'n O̊ff'n kam a ſchon noh dra͡us,
  Åwa 's Buſſ'ln gang nöd ån.

Bu͡a! wånsd' di nöd rechd z'röd'n dra͡usd
  Mid'n De͡and'l, nim ſ' ba͡i'n Häls,
Båp i͡aʳ a ſåfdig's Buſſ'l an,
  So wo͡aß ſ' ſchon nåchaʳ ål's.

Den wås ko͡an Schra͡iwa b'ſchra͡ib'n kån
  In fi͡aʳazwo͡anzich Dahl,
Dös drukd a ſöltana Drukaʳ a͡us
  A͡u'm De͡and'l ina Mahl.

Und wån ſ' ah du͡ad rechd o͡a^{r}gali,
Sie gibd da ko͡ani Schlög;
Und wån ſ' ah fuchz'gmåhl 's Mahl åwiſchd,
Sie wiſchd's ſo g'ſchwind nöd wög.

Wån ih mid ma͡ina Go͡aſ'l ſchnålz,
In La͡ib o͡am 's He͡a^{r}z'l låchd:
A Buſſ'lſchnålza^r åwa^r is
No fül a greß'ri Bråchd!

Dös is de͡a^r Schnålza, zimd mi fåsd,
Den an i͡ada Menſch muas he͡a^r'n,
Wån e͡a^r a rechda Mån wül ſa͡in,
Und wån a g'ſcha͡id wül we͡a^r'n.

Da Saw'l.

I dånk da, li͡awa Him'l!
Das ih ko͡an Saw'l håw:
A ſo an A͡iſ'ndrim'l
Is go͡a^r a ſchlimi Gåw.

Es wül nöd ru͡awi bla͡ib'n
In Ha͡iſ'l, in da Scho͡ad,
Wül ålwal umadra͡ib'n
Und Ånda'n do͡an a Lo͡ad.

Is lenga ko͡an Scho͡a^{r}miz'l,
Daß's Blu͡ad nöd ſaffa kån,

So fångd's fo͡a^r lauta Bids'l
Af d'lözd zun roſd'n ån.

O God! wån go͡a^r ko͡an Saw'l,
Und ah ko͡an Bulfa wa^r,
So wa^r'n dö Groſch'nlaw'l
Fon 'n Brod numåhl ſo ſchwa^r.

Då do͡ads ko͡an Gri͡ach nöd göb'n,
Und ah ko͡an Hunga'snod,
D'Weld do͡ad in Frid'n löb'n,
Und dös — dös do͡ad i͡a^r Nod.

So åwa låsd ſi ſåg'n
Ko͡an Menſch in Bo͡a^{r}t wås fra͡i,
E͡a^r du͡ad gla͡i Mu͡ara ſchlåg'n,
Da Saw'l ri͡a^{r}d ſi gla͡i.

E͡a^r zi͡agd — ha͡ud um ſi͡a^r Na͡ini,
Und ha͡ud a^r in den G'ſechd
Den Oan'n in d'Fröſſ'n a͡ini,
So mo͡and a, e͡a^r håd rechd.

Dös is a ſchlechd's Biwa͡iſ'n,
Dös gehd ma ſchon nöd a͡in,
Då mi͡aßd dös Drim'l Aiſ'n
Jå ſchon dås g'ſcha͡idasd' ſa͡in.

Wülsd, God! a Zül då ſchdöcka,
Fahi͡at'n Mu͡aʳt und Schme͡aʳz,
Nim e͡ana d'Saw'ln wöcka,
Gib e͡an a fridlig's He͡aʳz! !

's Midla͡id'n.

Ba͡i da Lindt'n hint'n ſchdehd a bro͡ada Schdo͡an,
Du͡aʳt is z' nagsd a De͡andl g'ſöſſ'n gånz alo͡an,
G'wo͡and håd 's biddali,
Und håd g'ſcha͡ud af mih
Åls häd's ſåg'n wöl'n: „Geh, giw ma wås!
Den fu͡aʳ Hunga ſo͡an ma d'Aigaʳl'n nås.“

Ausg'ſu͡achd hån i åli ma͡ini Söck go͡aʳ g'ſchwind,
Håd mi rechd fadroß'n, das ih go͡aʳ nigs find,
Und a: „Helf da God!“
De͡aʳ brichd ah ko͡an Nod.
Hands! wås du͡a-n-i den? wås is dås bösd,
Das ih g'ſchwind dös o͡aʳmi De͡and'l dresd?

Scha͡u, li͡ab's De͡and'l, — ſåg i, — i hån go͡aʳ ko͡an Geld,
Åwa gla͡i danöb'n is unſa Ru͡ab'nfeld.
Wül di a͡ufifi͡aʳn,
Den a Bo͡am fol Bi͡aʳn,
La͡uta ſåfd'chi Nagawidz, ſchdehd dåh,
Du͡aʳd'n breck da wås d' kånsd öſſ'n åh.

's o͡aʳmi De͡and'l gibd ma d'Hånd und ſchmuzd daba͡i;
Hin af's Ru͡ab'nfeld zu'n Bi͡aʳnbo͡am fi͡aʳ i 's gla͡i,
Brock i͡aʳ d'ſchensd'n g'ſchwind,
Dö i omad ſind,
Und ſi ißd's ſo g'ſchmachi unta'n Bo͡am,
Das ma ſelwa d'Lusd zu'n Öff'n ko͡am.

Wi͡a ſ' håd g'nu͡a g'håbd nåcha, håd ſ' ma „Geld's God“
g'ſågd,
I hån Bi͡aʳnd'ln noh i͡aʳ in i͡aʳ Fi͡aʳta båckd,
Då, — i wül jusd geh'n, —
Wi͡aʳd ſ' af anmåhl ſchen
Wi͡aʳ an Eng'l, — glånzd håd ſ' wi͡a da Dåch;
I hån g'mo͡and, mi drifd håld gla͡i da Schlåch.

Und mid o͡ana Schdim, dö gråd a ſo håd g'ſchåld,
Åls wån dau͡ſ'nd Föga'ʳln ſingan drau͡sd in Wåld,
Sågd's: „Du gu͡ada Mån!
Wås d' ån mi͡aʳ håsd dån,
I faſchbrich da's, daß da Rosna drågd.“
Und faſchwund'n is ſ', wi͡a ſ' dös håd g'ſågd.

Siba-den is mi͡aʳ dös Feld a goldani Gru͡ab'n;
I hån åli Jo͡aʳ dö ålaſchensd'n Ru͡ab'n,
Und d'La͡id ra͡iſſ'n ſi
Drum ſchon fi͡aʳchdali,
Und dös Geld, wås ſ' bringan in ma͡in Hau͡s,
Dös gibd ah go͡aʳ wundabo͡arli au͡s.

Åwa dås fade͡and ma͡in'n ålagreſſd'n Dång:
Z'nagsd'n wo͡a^r ma͡in Wa͡i, ma͡in li͡awi Seſa^{r}l, grång,
'ſ Fi͡awa håd ſi g'meldt,
Und da Du͡a^{r}ſchd håd ſ' gweld:
Då håd ſ' Bi͡a^{r}n dra͡uſd göff'n ſo den Bo͡am,
Und is käma^r ålſa g'ſunda ho͡am,

G'wis is 's, das dös De͡and'l, dös i fu͡arig's Jo͡a^r
Dra͡uſd'n g'ſeg'n hån, a faklo͡adta^r Eng'l wo͡a^r.
Hådd's Bo͡a^{r}mhe͡a^{r}zika͡id
Mid dö o͡a^{r}ma La͡id,
La͡uta^r Eng'ln ſo͡an's; du͡ad's e͡ana Gu͡ad's,
Sö fageld'n wida, wås ös du͡ad's!

Dröſcha-Li͡ad.

Luſdi, zu'n Dröſch'n nehmd's d'Flög'ln in d'Hendt,
We͡a^r fa͡in fru͡ah ånfångd, de͡a^r måchd fru͡a an Endt.
'ſ Ke͡a^{r}ndl håd g'råd'n, drum dånkd's enga^{r}n God,
De͡a^r eng bifra͡id håd fon Hunga^r und Nod. —
Kund ma^r in G'ſchdreh unſri Fa͡ind hi͡azd då håm,
He͡a^{r}god! wi͡a dröſchad'n — wi͡a dröſchad'n ma's z'såm.

Z'e͡a^{r}ſchd mechd i håm unta'n Flög'l den Mån,
De͡a^r uns fül Beſ's und fül Lo͡ads ſchon håd dån,
De͡a^r z'wög'n an Gra͡idſa ſchon ſchna͡id't a beſ's G'fris,
Und wi͡a da Da͡if'l af d'Seel'n draf is:

Unſa'n Fawålta, den mechd i då håm,
He͡a^{r}god, wi͡a dröſchad — wi͡a dröſchad i 'n z'ſåm.

Und 'n Ä̊mdſchra͡iwa, den mechd i gla͡i draf,
Fi͡a^r a bo͡a^r Zal'n ſchra͡ibd a^r unmenſchli af,
Und wån a zechad'n du͡ad, nimd a gla͡i
O͡an Mandl fi͡a^r d' He͡a^{r}ſchåfd, fi͡a^r e͡am nimd a dra͡i.
Kund't i 'n Ä̊mdſchra͡iwa in G'ſchdreh då hi͡azd håm,
He͡a^{r}god! wi͡a dröſchad — wi͡a dröſchad i 'n zſåm.

A mechd i då håm in He͡a^{r}ſchåfdslåga͡i,
De͡a^r gehd uns ål'n ba͡i dö De͡and'ln i's Ga͡i,
Wal a^r a Röck'l mid Bo͡a^{r}dna håd ån,
Mo͡and a, de͡a^r Öſ'l, e͡a^r is 's de͡anad ſchon.
Kund't i 'n Låga͡i'n hi͡azd in G'ſchdreh g'ſchwind då håm,
He͡a^{r}god! wi͡a dröſchad — wi͡a dröſchad i 'n z'ſåm!

Und unſa Richda^r is a nöd fül we͡a^{r}d,
Sol — wån ma ſchdra͡id'n — uns ſåg'n, wås ſi g'he͡a^{r}d,
Håd åwa 'n Kobf nöd und håd a ko͡an He͡a^{r}z,
Schdehd, wån a röd'n ſol wi͡a 's Mand'l ba͡i'n Schde͡a^{r}z.
Kund't i 'n Richda in G'ſchdreh hi͡azd då håm,
He͡a^{r}god! wi͡a dröſchad — wi͡a dröſchd i 'n z'ſåm!

'n Bfo͡ara ſa͡in Köchin, dö ligd mar in'n Måg'n,
Sol ma dås Menſch af'n Hendt'n fåsd dråg'n;
Gri͡aßd ma ſ' nöd gla͡i, wån fon wa͡id'n ma ſ' ſichd
Måchd o͡am da Bfo͡ara a gremaßig's G'ſichd.

Kund't i dö Köchin in G'ſchdreh hi͡azd då håm,
He͡a^{r}god! wi͡a dröſchad — wi͡a dröſchad i ſ' zſåm!

Z'lödsd mechd i kri͡ag'n noh unta ma͡in Händ
D'Fa͡ind fon ma͡in Koaſa und d'Fa͡ind fon ma͡in Lånd;
Flögl! då g'fra͡i di, då häsd ſchon gnu͡a z'do͡an,
Då war ma͡in Schdö͡a^{r}k'n und dDröſchdehn fül z'klo͡an.
Kund't i dö Ke͡a^{r}l'n in G'ſchdreh hi͡azd då håm,
He͡a^{r}ged! wi͡a dröſchad — wi͡a dröſchad i ſ' z'ſåm!

Dåch und Nåchd.

Dö Nåchd is go͡a^r an entriſch's Ding;
Åchd ſ' åwa dösdwög'n doh nöd g'ring,
S' is ålmåhl ah fül we͡a^{r}d.
Drum low i ſ', wån ſ' ah ſchwo͡a^{r}ds is, noh,
Den go͡a^r fül Schen's und Gn͡ad's håd ſ' doh.
An Jad'n wås k͡am g'he͡a^{r}d.

D' Fra͡u Suhna und d'Fra͡u Nåchd, dö ſa͡ind
Anånda go͡a^r ſchbinådafa͡ind,
Z'wög'n wö, wül i eng ſåg'n:
D'Fra͡u Nåchd dö ſchbe͡anſ'ld, wo ſ' nu͡a^r kån,
Braf mid da Suhna-r-i͡a^r'n Mån,
Und dös kån ſ' nöd fadråg'n.

Drum, wån d'Sun a͡ufaſcha͡ud und ſichd
Dös G'ſchdanz, wi͡a^{r}d ſ' rod in gånz'n G'ſichd

Fo͡aʳ Zo͡aʳn, zwög'n ål dö Schdro͡ach;
D'Nåchd dum'ld ſi åfd åwi g'ſchwind,
Da Månſcha͡in åwa, de͡aʳ ſunsd brind,
Wi͡aʳd hi͡azd ko͡aswa͡is und blo͡ach.

Sö du͡an anåndaʳ Ål's mid z'Fla͡is,
Wo's migli is, af åli Wa͡is,
D'Sun måchd o͡am ho͡as, d'Nåchd kühl,
Åfd håd dö Sun g'ſchwind druck'nd 's Grås,
So kimd dö Nåchd, måchd 's wida nås,
So dra͡ib'n ſ' e͡ana G'ſchbül.

Wån d'Sun åfd ånhöbb i͡aʳn Laf
So döckd ſ' af E͡aʳdn' Ålas af,
Wån d'Nåchd kimd, dö döckd's zu͡a:
D'Nåchd wi͡aʳfd da Sun in i͡aʳn Scha͡in,
Wo's migli is, an'n Schåd'n dra͡in,
Und du͡ad i͡aʳ de͡and an'n Schu͡aʳ.

Wån's graw'ln du͡ad, ſo z'Åwadza͡id
Und fru͡a, — Zwi͡ali͡achd'n ho͡aſſ'ns d'La͡id, —
Då raff'n ſ' midanånd,
Fru͡a Mu͡aring g'wind dö Sun dö Schlåchd,
Au'm Åwad åwa gri͡agd dö Nåchd
Ålwahl dö Owahånd.

Damid da Sun a Boſſ'n g'ſchi͡achd,
Fadung'ld i͡aʳ dö Nåchd i͡aʳ Li͡achd

Mid Wolkna, dö ſ' ausſchickd;
Damid da Nåchd a Boſſ'n g'ſchi͡achd,
Håd i͡aʳ dö Sun mid'n Schde͡aʳndlli͡achd
I͡aʳn ſchwo͡aʳz'n Månt'l g'ſchdickd.

Dö Nåchd, dö wül regi͡aʳn in Ru͡a,
Drum druckd ſ' 'n La͡id'n d'Augna zu͡a,
D'Sun åwr is nöd a ſo,
Dö is ſo la͡uda Hoſſo͡aʳd fol,
Wül håm, das ſ' Ålas ånſcha͡u'n ſol,
Und nåcha blend't ſ' o͡am doh.

Ånſinga mi͡aſſ'n d'Fögaʳln d'Sun,
D'Nåchd åwa ſågd: „Sa͡id's ſchdül, i gun
Eng d'Ru͡a, gehd's nu͡aʳ is Bödd!“
D' na͡igi͡aʳichi Sun mid i͡aʳn Scha͡in
Guckd in an i͡ad's klo͡an's Fenſtaʳl dra͡in;
Dös du͡ad dö Nåchd håld nöd.

D'Sun mo͡and, ſie måchd Ål's za͡idi håld,
Wal ſ' rod und gelw dö Frichd'n måhld;
Ånbumd, He͡aʳ Bfo͡ara! — no͡an!
Kam d'Nåchd nöd mid'n Da͡u dazu͡a,
Wån's Åwad wi͡aʳd und in da Fru͡a,
's Obsd bla͡iwad ho͡aʳt wi͡a-r-a Schdo͡an.

Wån d'Fa͡ijafra͡u ſo ſengd und brend,
Scha͡uds, wi͡a dås Ble͡am'l 's Köbf'l hengd,

Und wi͡a 's ſo dra͡uri ſcha͡ud,
Då kimd dö Nåchd — dö gu͡adi — draf,
Und höbd i͡aʳ 's Köbf'l widaʳ af,
Und friſchd i͡aʳ af i͡aʳ Gra͡ud.

Åfd ſödsd ſi d'Nåchd ån, wås ſ' nu͡aʳ måch,
Und da͡uad lengaʳ åls da Dåch;
Åfd bra͡uchd dö Sun i͡aʳ G'wåld,
Håld't ſi ſo lång an'n Him'l ån,
Damid dö Nåchd nöd fi͡arakån,
Bis ſ' mi͡ad in's Bödd'l fåld.

Nu͡aʳ o͡anmåhl 's Jo͡aʳ — es is a Schånd —
Då do͡al'n ſ' e͡aʳli midanånd,
Und Ko͡an's bla͡ibd lenga då;
Famu͡atli håd da li͡awi God
Ål Zwo͡a'n mid an'n Schüling drehd,
Zwickd O͡ans den Ånda'n åh.

Wås mi fon Dåch fadri͡aßd rechd ſchdo͡aʳk,
Dös is: e͡aʳ bla͡uſchd gla͡i an i͡ad'n Gwo͡aʳk;
Und wån i noh ſo ſchdül
'n Bo͡ama Je͡aʳg'l geh i's Ga͡i,
So ſi͡achds de͡aʳ dumi Ke͡aʳl gla͡i,
Und frågd mi, wås i wül?

Und fon da Nåchd fadri͡aßd mi håld,
Daß ſ' li͡agd und ge͡aʳ ko͡an We͡aʳd nöd håld't;

Då mo͡and ma^r ofd in Dro͡am,
Ma^r is a Brinz, a Kini go͡a^r,
Und wi͡a^{r}d ma munta^r, is 's nöd wo͡a^r,
Und dös — dös o͡a^{r}gad o͡am.

Zwög'n wō dō Gla^{r}d'n åwa d'Nåchd
So zu-n-an Wa͡ibsbūld håb'n g'måchd,
Dös gehd ma go͡a^r nöd a͡in;
Sie bla͡uſchd nigs a͡us, is ſchdad und ſchdum,
Dös åwa bracht a Wa͡ibsbūld um,
Drum mu͡aß 's a Mand'l ſa͡in!

D' o͡a^{r}mi Hålda = Reſ'l.

I bi dō Hålda = Reſ'l,
Und hån a Lo͡ad go͡a^r ſchwe͡a^r,
Drum g'fra͡id mi a ko͡an Breſ'l
Hi͡azo 's gånzi Löb'n me͡a^r!

Da Mich'l håd ma g'log'n
Fūl Li͡aw und a fūl Dra͡i,
Åſd is a wa͡ida zog'n,
Und Ålas is faba͡i!

Dō Efadl håd a g'numa,
Wal Geld håd i͡a^r He͡a^r Göd;
Um's Geld'l kån ma kuma,
Um's dra͡ii He͡a^{r}z'l nöd!

Wi͡a bin i af den Flöck'l
  So lusdi g'wöſ'n eh,
Bin g'ſchbrunga wi͡a-r-a Böck'l,
  Hia͡zd g'ſchia͡chd ma g'wåldi weh!

Wi͡a bin i dåda g'lög'n,
  Hån dud'ld in da Fru͡a,
Ea͡ʳ håd maʳ Åndwu͡aʳd göb'n
  Fo wa͡id'n ſchon dazu͡a.

Und nåchaʳ is a kuma
  Und håd ſi zuwa buckd,
Håd mi ba͡i'n Göſch'l g'numa,
  A Buſſ'l aſi druckd.

Dös Buſſ'l du͡ad noh bicka
  Ån Lefzna ålawahl;
So wo͡as ſi Ko͡ana z'ſchicka,
  Und Ko͡ana ſchbizd ſo 's Mahl.

Wi͡a is a dåda g'lëg'n,
  Håd bro͡ackd ma͡in Ku͡a, dö bra͡un,
's Fia͡ch mechd'n a gea͡ʳn ſeg'n,
  De͡and du͡ad 's ſo umaſcha͡u'n.

Schdeh umi! — ſcha͡u a͡u'm Bich'l:
  Siksd' 's Ha͡iſ'l du͡aʳd, gåns na͡i?
Dös g'hea͡ʳd hia͡zd unſa'n Mich'l,
  Du͡aʳd is a mid ſa͡in'n Wa͡i!

Nöd ba͞ua^{r}n we͞a^{r}n dö Såch'n,
  Nöd ſchla͞una wi͞a^{r}d dö Bråchd,
Den Ko͞ana wi͞a^{r}d lång låch'n,
  De͞a^r Åndri wo͞ana måchd.

Da Him'l wi͞a^{r}d fageld'n,
  Wås e͞a^r ma Beſ's håd dån;
No͞an! — no͞an! — i wül nöd ſcheld'n,
  God! he͞a^r mi go͞a^r nöd ån!

Wås d' mi͞a^r håsd wöl'n fala͞ig'n,
  Gib e͞am — ål's Glick und Hal.
Mih kån a ſo nigs g'fra͞i'n,
  Wås i nöd mid e͞am dal.

Da Hex'nmo͡asda.

Wån i a Za͞uwra war,
Dös war rar!
  Håd ålawal ma͞in G'ſchbül,
  Dad herna g'wåldi fül,
Wås d'La͞id fadri͞aßad,
Und doh ſa͞in mi͞aßad.

Gåns büſi ſcha͞uad ih
Z'e͞a^{r}ſchd af mi,
  Hernad ma, wån i's kån,
  An åndri Nåſ'n ån,

D'ma͡in is a gloa͡ni,
Fåsd wi͡a goa͡^{r} koa͡ni.

An Ba͡id'l wundaſåm
Mi͡aßd i håm,
  Dea͡^{r}, wån i a͡inifoa͡^{r},
  Hundad Dugåd'n boa͡r
Ålmål dad göb'n,
Dös war a Löb'n!

D'Menſcha, dö ſchobbad i
Fi͡a^{r}chdali;
  Dö, dö mi ån nua͡^{r} ſcha͡ud,
  War ſchon an oa͡^{r}mi Ha͡ud,
Brinad i͡a^r Hea͡^{r}z'l
Wi͡a's Schwöf'lkea͡^{r}z'l.

Dö åwa mi͡a^r fua͡^{r} Ål'n
Rechd dad g'fål'n,
  Dea͡^{r} brenad i's ſchon a͡in,
  Mi͡aßd nua͡^{r} fi͡a^r mi ſchen ſa͡in;
Fi͡a^r d'ånda'n Lali
Wua͡^{d}' ſ' gla͡i åbſchali.

Wås i noh Ålas dad,
La͡ud und ſchdad:
  Wi͡a-n-i den g'ſchdrenga Hea͡^{r}n
  An unſichdboa͡ri Dea͡^{r}n

Gōbad ba͡in Schdra͡id'n
Mid'n o͡aʳma La͡id'n;

Wi͡a-n-i den Kantna Frånz
Ba͡in-an Dånz,
  Wal a mi håd bidrog'n,
  Schmi͡arad 'n Fid'lbogn
Mid o͡ana Fett'n;
Dōs war a Mett'n!

Wi͡a-n-i 'n Jaga Bal
Ålawal,
  Wån aʳ a͡u'm Ånſchdånd ſchdehd,
  's Bulfa nås måcha dād,
Das a nigs ſchi͡aſiad,
Wås 'n fadri͡aßad:

Ålas dōs ho͡azd nōd fül,
Is a G'ſchbül;
  Hernad nōd Beſ's alo͡an,
  Wußd a fül Gu͡ad's noh z'do͡an,
Za͡uwrad a ſcheni
Såcha dameni.

Da Hånſ, de͡aʳ o͡aʳmi No͡aʳ,
Långi Jo͡aʳ
  Is 's, das a ſchon nigs ſi͡achd,
  Den gaw i 's Augnali͡achd;

Und unſa Hålda
Wü͡a^{r}dt ma Fawålda.

Wån fon Feld d' o͡a^{r}mi Mo͡am
Kamad ho͡am,
  Schtandt ſchon g'richt't af'n Diſch
  Brad'l, Sålåd und Fiſch;
Dö wü͡a^{r}d nöd ſcha͡u'n,
Und gla͡i dra͡in ha͡u'n.

's Nåba'n Di͡a^{r}n und ſa͡in Knechd
Li͡ab'n ſi rechd,
  Wal ſ' åwa go͡a^{r} nigs hå'm,
  Kiman ſ' håld a nöd z'ſåm;
Dad e͡ana göb'n,
Das ſ' kunt'n löb'n.

So dad i hexna zu͡a
Schbåd und fru͡a, —
  Åwa — då fåld ma^{r} a͡in:
  Dad i a lusdi ſa͡in,
Wån ma^{r} Ål's glickad,
Wi͡a-a-i nu͡a^{r} nickad?

No͡an! no͡an! — we͡a^{r} Ålas håd,
De͡a^{r} is g'råd
  Ofd weniga fagni͡akd
  Åls de͡a^{r}, de͡a^{r} go͡a^{r} nigs gri͡akd.

No͠an, i lås 's bla͠ib'n
's Hexara͠i-Dra͠ib'n.

Wån ma God jung und åld
Dös dahåld't,
Das i nöd dra͠uri wi͠a^r,
Möd ma͠in'n Hamu͠a^r fali͠a^r,
Mi͠a^r dra͠i bla͠ibd d'Wawa^{r}l:
Bra͠uch i koa͠n Stawa^{r}l.

Da Ha͠iradsåndråch.

Håns.
G'lobd ſa͠is Grisdas! Fra͠u Mülnarin!
D'Mülnarin.
In Ewika͠id!
Håns.
Faza͠igd 's ma 's, das i dåhea͠^{r}kema bin.
D'Mülnarin.
Es is m'r a Fra͠id.
Håns.
In hån eng wås z'ſåg'n,
Wås G'ſchboaſig's fu͠a^{r}z'dråg'n;
Wold's fra͠indli ånhea͠^{r}n ma͠in ſchen's Gebid?
D'Mülnarin.
Nu͠a^r a͠uſſa damid.
Håns.
I hån ba͠i eng g'lea͠^{r}nd dö Mülnara͠i.

D'Mülnarin.

Dös wo͡as i fala͡i.

Hȧns.

Und enga Mȧn, ma͡in Le͡a^{r}he͡a^{r} is dod.

D'Mülnarin.

Jȧ, dresd' 'n God!

Hȧns.

A ſöltanas G'we͡a^{r}b gehd nöd ohni Mȧn.

D'Mülnarin.

Dös g'ſchbi͡a^{r} i ſchon.

Hȧns.

Dö Wa͡iwa ſan hȧld amȧhl nöd dazu͡a.

D'Mülnarin.

D'La͡id ſȧg'n ma's gnu͡a!

Hȧns.

Dȧ mo͡an i hȧld und deng i hȧld,
J war nöd z'jung, i war nöd z'ȧld,
Dös Ding, dös ſchickad ſi,
Ös nehmad's mi!

D'Mülnarin.

Hi͡azd geh, du kimsd ma jȧ fül z'go͡ach!

Hȧns.

Mȧchd's ko͡ani Schdro͡ach!

D'Mülnarin.

Da ma͡in' is e͡a^{r}ſchd a Jahrl dod.

Hȧns.

Nȧn! dresd' 'n God!

D'Mülnarin.
Då bla͡uſchad'n d'La͡id gla͡i wås z'ſåm.
Håns.
In Goddasnåm!
D'Mülnarin.
Und nåcha wo͡as i 's noh nöd gånz,
Obs d' mi den a rechd lia͡w håsd, Håns,
Håns.
Ow i eng lia͡w håw?
Dös kån mi ſchra͡if'ln!
Könt's ös noh fråg'n?
Könt's ös noh zwa͡if'ln?
Wån i wo dånzd håw,
Mid wem hån i dånzd?
Wån i mi hån afbudzd,
Zwög'n wem hån i glånzd?
Wia͡-n-i bi hea͡ʳg'foa͡ʳ'n
I's Doa͡ʳf mid an Sånd,
Zwög'n wem hån i umka͡id
Zwo͡amåhl hintranånd?
Hån i ma͡in Roſ'nkrånz
Nöd fölli zafezd;
Wal i in da Kira
Nöb'n eng mi hån g'ſedzd?
Bin i, wån d'Ånda'n
In Gmo͡anha͡us drent ſo͡an,
Nöd in daʳ A͡u g'ſchdånd'n
Mua͡daſeli alo͡an?

Und wån i an Ble͡ansla
  Hån kina dahåſch'n,
Wo͡aʳ 's ma nöd li͡awa
  Åls dra͡i foli Flåſch'n?
Hån i nöd z'nagsd'n
  Mid'n Hånsörgl grafd,
Wal 'r eng a ſchboldſi
  Gredl håd dafd?
Hån i nöd d'ſchensd'n
  Bo͡aʳdien asg'ſchlåg'n?
Håd nöd go͡aʳ da Bfo͡ara
  Mi͡aʳ d' Köchin åndråg'n?
Ålas zwög'n enga,
  Und ös frågd's hi͡azd noh,
Ow i eng li͡aw håw?
  Dös ö͡aʳgad o͡au doh!

D'Mülnarin.

Sä͡i ru͡awi, Håns, i wo͡a 's jå, das d' mi mågsd,
I hån 's nu͡aʳ ge͡aʳn g'håbd, das d' ma 's numåhl ſågsd.
Hi͡azd b'fi͡ad di God, geh ho͡am, 's wi͡aʳd dumpa ſchon:
Wi͡aʳsd nimame͡aʳ lång ho͡amgeh'n, ſchlima Mån!

Da Schbizbu͡a in A͡ugna'n.

Mä͡in De͡andl håd A͡igaʳl
  Wi͡a da Him'l ſo blåw,
Und es wi͡aʳd ma föli o͡angſtli
  Wån i ä͡inig'ſcha͡ud håw.

Dă flima^{r}ld 's und flama^{r}ld 's,
Rolld he͡a^{r} und rolld hin,
Und i lås ma^{r} 's nöd nema:
A Schbizbu͡a ſidsd drin.

Den Schbizbu͡am, den bſiffing,
Den ken i go͡a^{r} gu͡ad,
Und ån mi͡a^{r} kent's ſa's ſeg'n,
Wås a^{r} 'n La͡id'n ådu͡ad.

E͡a^{r} låsd mi nöd råsd'n,
E͡a^{r} låsd mi nöd ru͡a'n,
Mu͡as ålwal an Bliza
In ſi͡a^{r} Fenſta^{r}l a͡inidu͡a'n.

Es ſchmöckd ma ko͡an Suppa,
Es ſchmöckd ma ko͡an Schde͡a^{r}z,
Aus ſi͡a^{r}n Augna'n glengd a^{r} a͡uſſa,
Und glengd a͡ini in ma͡in He͡a^{r}z.

E͡a^{r} dra͡ibd mi håld uma,
Und ru͡ad ſchon nöd eh,
Bis i z'lödsd mid ma͡in'n De͡and'l
Zun B'fo͡ara hin geh.

Da Menſch fon Ainwendi.

Auswendi håd da li͡awi God
Uns ſchon ſo kinsdli ba͡ud,
Hi͡azd mechd i ſeg'n noh, wi͡a da Menſch
Ainwendi e͡aʳſchd a͡usſcha͡ud.

Då mu͡aß 's da Meni Föda'n göb'n,
Und Nög'l und Rödawe͡aʳch,
Das Ålas ſo in O͡aʳdnung gehd
Und go͡aʳ nigs iwazwe͡aʳch.

Da Kobf is klo͡an, wi͡a kuma'n den
Ål dö Gedångna dra͡in?
Fül Jo͡aʳ lång wo͡as maʳ ofd wås nöd,
Af o͡anmåhl fåld 's o͡am a͡in.

J mo͡an håld, das dös Za͡ich ſo ål's
Jn'n Kabidoli ſchlåfd,
Wån o͡an Gidångaʳ afg'wöckd wi͡aʳd,
So wöckd e͡aʳ 'n åndaʳn åfd.

Und Lad'ln mi͡aß'n ſa͡in in Kobf
Fül hundaʳd, åli fol,
Wi͡a kunt maʳ ån ſo füli Ding
Si ſunsd'n bſina wohl?

Und nåchaʳ is in Kobf a drin
Gånz g'wis a klo͡ana See,

De͡a^r iwagehd und d'Augna nößd.
  Wån o͡am wås du͡ad rechd weh.

Gråd hinta'n Augna'n is de͡a^r See,
  Dös ſchdra͡id't ma Ko͡ana^r åh,
Den Ålas wås da Menſch nu͡a^r ſi͡achd,
  Dës ſchbi͡ag'ld ſi drin åh.

O͡an Ro͡atſchdo͡an mu͡as ma^r ah in Kobf,
  Und ah a Dåf'l håm,
Wi͡a ro͡atad ſunsd'n den da Menſch
  G'ſchwind dra͡i und fi͡ari z'ſåm?

Und wi͡a e͡a^{r}ſchd 's He͡az^r mu͡as b'ſchåff'n ſa͡in,
  Dös is ſchon a͡us da Wa͡is,
Då is amåhl a Hama^{r}l drin,
  Dös måchd a g'wåldig's G'ſa͡is;

Dös Hama^{r}l gibd ba͡i G'ſchbo͡as und Fra͡id,
  Ba͡i E͡a^{r}nſt und Schme͡a^{r}z ko͡an Ru͡a,
Und wån m'r a ſa͡uwas De͡and'l ſi͡achd,
  So ſchlågd's go͡a^r g'wåldi zu͡a.

Und wi͡a dös klo͡ani He͡a^{r}z ſi dehnd,
  Dös is ſchon go͡a^r nöd z'ſåg'n,
's gibd La͡id, dö zwo͡a, dra͡i De͡andl'n ofd
  Af o͡anmåhl drinad dråg'n.

I wo͡as nöd, ma͡in's is nöd ſo gros,
Wi͡a-n-i hån g'ſeg'n ma͡in'n Schådz,
So hå'm gla͡i Fåd'r und Mu͡ada drin
I͡a^{r} måch'n mi͡aſſ'n Blådz.

Wån ſo fül drinad ſo͡an in He͡a^{r}z,
So is 's ko͡an Wunda me͡a^{r},
Das imrigsmåhl dös klo͡ani Ding
O͡am wi͡a^{r}d ſo fol und ſchwe͡a^{r}.

Wi͡a's åwa g'ſchi͡achd, das, wån ma ſi͡achd
An Ånda'n in da Nod,
Dös He͡a^{r}z o͡am ånhöbd ſchifri z' ſa͡in,
Dös wo͡as da li͡awi God.

A Ma͡us mu͡as a in La͡iw drin ſa͡in,
Dö, wån da Menſch ſi fi͡a^{r}chd,
Gla͡i z'wu͡a^{r}ln ånhöbd und daba͡i
E͡am iwa 's Löwa^{r}l gri͡achd.

Aus wås fi͡a^{r} Safd'ln e͡a^{r}ſchd dås Blu͡ad
Mu͡as z'ſåmag'ſod'n ſa͡in,
Und wi͡a 's ſo ho͡as o͡am måcha kån,
Dös gehd ma go͡a^{r} nöd a͡in.

Wån nu͡a^{r} dö Weld nöd ålawal
Af's G'fris nu͡a^{r} ſcha͡u'n mechd,
's Ainwendichi is fül me͡a^{r} we͡a^{r}d,
Dös måchd O͡an gu͡ad und ſchlechd.

Wån Ålas richdi is in Kobf,
Und 's He͡a^{r}z wi͡a ſa ſi g'he͡a^{r}d,
Und ſchdehd a d'Måſ'n nåch da Sa͡it':
Da Menſch is doh wås we͡a^{r}d.

Da Dod.

Da Dod wo͡a^{r} gånz an åndra Måhn
In gu͡ad'n åld'n Za͡id'n,
Då håd a håld 'n La͡id'n
Nöd ſo fül Beſ's und Lo͡ad's åndån,
Håd nöd ſo g'wåldi umag'ha͡usd,
Und wås e͡am g'fåld, gla͡i wöckag'ma͡usd.

Då kunt ma ſchdubf'n noh i Ru͡a
An'n Åbf'lke͡a^{r}n in Go͡a^{r}t'n,
Ma kunt 'n Bo͡am dawo͡a^{r}t'n;
Hi͡azd ſchdubfd da Fåda, und da Bu͡a
Wi͡a^{r}d 's de͡anad wohl noh ko͡am dalöb'n,
Das d'Bo͡ama^{r} e͡am an Schåd'n göb'n.

Dŏ La͡id ſo͡an zwo͡a, dra͡i hundad Jo͡a^{r}
Åld wu͡a^{r}n; da Dod is kema
Und håd ſ' e͡a^{r}ſchd de͡a^{r}f'n nehma,
Wån e͡ana 's Löb'n ſchon z'wida wo͡a^{r};
Då håd ma kina Ha͡iſa ba͡u'n,
Und in da Weld ſi umaſcha͡u'n.

Und dösdwög'n, wal e͡aʳ Ål'n håd g'fål'n,
So håm ſ' — ſågd mi͡aʳ a G'ſcha͡ida —
Nöd wi͡aʳ an Gripp'nra͡ida
Den Dod zu ſelwing Za͡id'n g'måhl'n;
Rodwanglad ſi͡achd ma'n, jung und ſchen,
Då af dö åld'n Bild'ln ſchden.

Hi͡azd åwa, ſidaden a gla͡i
Kimd mid da Sögas gånga,
In Fåda du͡ad wegfånga
Fon Kinda'n, und 'n Måhn fon Wa͡i,
Und ſidaden e͡aʳ ohni Lo͡ad
Dås Schensd' und Jingsdi z'ſåmamo͡ahd:

Hi͡azd is a fi͡aʳchdali ſchon Ål'n,
Und Ne͡amsd me͡aʳ kån a la͡id'n:
Drum do͡an ſ' 'n wi͡aʳ a Gra͡id'n
So blo͡ach mid hohl'n Augna måhl'n.
Schon rechd! füla͡ichd fadri͡aßd 's den He͡aʳn,
Und e͡aʳ wi͡aʳd widaʳ åndaſchd we͡aʳn.

Ma͡in Wa͡i und 's Nåbaʳn ſa͡ini.

Dum did'l da͡i!
I hån a Wa͡i,
Åwa 's war ma's Nåbaʳn ſa͡ini
Noh fül li͡awaʳ åls dö ma͡ini,
Dö mechd i håm,
Nåcha gang's z'ſåm.

Dum did'l dāī!
Gros is māīn Wāī;
  Klōāna fūl is 's Nåbaʳn ſāīni,
  Åwa mölada åls māīni,
Dēāraʳ iāʳ Mån
Schdosd nindaſchd ån.

Dum did'l dāī!
G'ſchāīd is māīn Wāī,
  's Nåbaʳn ſāīni is fūl duma,
  Wolt', i håd dō̈ dumi g'numa!
D' māīn måchd ma hōās,
Wal ſ' Ålas wōās.

Dum did'l dāī!
Gūād is māīn Wāī;
  Wås i dūā, ſie rōd't nigs āīni,
  Åwa, Hēāʳgod! 's Nåbaʳn ſāīni,
Dō̈ rig'ld 's Blūād:
Und dō̈s is gūād!

Dum did'l dāī!
Drāī is māīn Wāī!
  Bō̈ſſa waʳ 's, ſie dad 's rechd drāīb'n,
  Dēāʳft i a ſo drāī nōd blāīb'n,
Nōdad a Wōāʳt
Mid dēāra dōāʳt!

Dum did'l da͡i!
's is håld ma͡in Wa͡i!
Dös is 's ſchlimsd': fia͡^{r} d' agna Såch'n
Håd ma håld koa͡n rechd'n G'ſchmåch'n;
Dö Åndа^{r}n g'hea͡^{r}n,
Dö mechd ma gea͡^{r}n.

Jå und No͡an.

Wån d' Mu͡ada ſågd: „Kim, Söpp'l, friſch!
Dö Suppa ſchdehd ſchon af'n Diſch!“
Då
Schra͡i i liſdi: „Jå!“
Wån ſ' åwa ſågd: „Da Hån håd g'ſchria͡'n,
Schdeh af, geh a͡uſſi mid'n Kia͡'n!“
Då ſåch i: „No͡an!“
Dös måch i håld nöd do͡an.

Wån d' gſchdrengi Fra͡u rechd fra͡indli ſcha͡ud,
Sågd: „Söpp'l, bring båld wid'r a Gra͡ud!“
Då
Schra͡i i liſdi: „Jå!“
Wån åwa da g'ſchdreng Hea͡^{r} åfd ſchra͡id:
„Kimd's mo͡aring rowad'n, 's is Za͡id!“
Då ſåch i: „No͡an!“
Dös måch i håld nöd do͡an.

Kimd åfd a Sun-, a Fa͡ijadåch,
Fabia͡d't da Bfo͡ara^{r} åli Blåch,

Då
Giw j-e͠am Rechd, ſåch: „Jå!“
Wån 'r åwa af da Kånz'l bſna͠usd,
Und iwa 's Dånz'n a noh ha͠usd,
Då ſåch i: „No͠an!“
Dös de͠a^{r}f ma^r ålmåhl do͠an.

Si͠ach i dö Mi͠adl ba͠in Fensda ſchdehn,
Und ru͠afd ſie: „Söpp'l, mågsd a͠ina gehn?“
Då
Schra͠i i lifdi: „Jå!“
Wån ſ' åwa drin wås bla͠uſchd fon G'fo͠a^r,
Und frågd: „Wülsd Jå ſåg'n ba͠in Åldo͠a^r?“
Då ſåch i: „No͠an!“
Dös måch i håld nöd do͠an!

Da fi͠a^{r}bladladi Gle.

Schon zwo͠anz'g Jo͠a^r bin i åld,
Und geh åli Dåch in Wåld,
Und i's Feld gra͠ids und gwe͠a^r,
Und ſcha͠u hin und ſcha͠u he͠a^r,
Wo-n-ih geh, wo-n-ih ſchdeh,
Und find doh ko͠an fi͠a^{r}bladlad'n Gle.

Ma͠in Grosmu͠ada håd g'ſågd,
We͠a^r 'n in Bedbi͠achl drågd,
De͠a^r håd Glick ålawal,
's fli͠ag'n e͠am d' Hend'ln i's Mal.

Ih bring go͡aʳ nigs in d' Heh,
Ih hån håld ko͡an fi͡aʳbladlad'n Gle.

In da Schul, åls a Bu͡a,
Hån i Schlö gri͡agd ſchon gnu͡a,
  Go͡aʳ fül Ba͡idla ba͡in Schobf,
  Gang ma go͡aʳ nigs in Kobf,
Nöd amåhl 's A=B-C:
Is hån håld ko͡an fi͡aʳbladlad'n Gle.

Bin åft Håldabu͡a wu͡aʳn,
Hån fül Lamp'ln falu͡aʳ'n,
  Åli Dåch zwen und dra͡i,
  Nigs åls Schlö und Ka͡ira͡i,
Und fon Richdaʳ an Deh,
Dös måchd åls da fi͡aʳbladladi Gle.

Da g'ſchdreng He͡aʳ nimd mi draf
Åls ſa͡in Åmbsde͡anaʳ af.
  Hån dö Schbidzbu͡am biwåchd:
  Håd ſie Oana fu͡aʳtg'måchd,
Wi͡a-n- i in's Wi͡aʳtsha͡isl geh;
De͡aʳ håd g'håbd an fi͡aʳbladlad'n Gle.

Wån i a De͡and'l wül håm,
Gehd's maʳ a ni͡amåhl'n z'såm;
  Bin i wo ba͡i da Höck,
  Fiſchd ma's gla͡i Oana wẽg,

Wal ih 's nöd rechd faſchdeh;
Ih hån håld ko͡an fi͡a^{r}bladlad'n Gle.

Jå, ih g'ſchbi͡a^r 's umadum,
Das ih ni͡a zu wås kum;
  Wås ih no ſo g'ſchickd dad,
  Gang ma glaw'lsd fadrad,
U͡j! ba͡i mi͡a^r is 's ſchon Schue,
Gri͡ach ih nöd an fi͡a^{r}bladlad'n Gle.

Z'nagsd'n wi͡a-n-i a ſo ſu͡ach,
Kumd a Mån mid an Bu͡ach.
  „Han, wås ſu͡achsd?“ håd a g'frågd,
  Han ma͡in Nod e͡am gla͡i g'lågd:
Das ih uma då geh,
Und ſu͡ach håld an fi͡a^{r}bladlad'n Gle.

Sågd a draf: „Du bisd dum!
Bucka mu͡asd di nöd drum;
  We͡a^r nu͡a^r ſu͡achd af da^r E͡a^{r}d,
  De͡a^r is 's Find'n nöd we͡a^{r}d.
Aufi ſcha͡u fa͡in in d' Heh,
Dromad wågsd da fi͡a^{r}bladladi Gle.“

Da Båch.

Da Bu͡a, de͡a^r ſchded ba͡in Båch,
Und ſcha͡u͡d e͡am dra͡u͡ri nåch,
  „Du glicklig's Waſſa^{r}l!“ — höbd a^r ån, —
  Dås du͡a^{r}t'n åwirina kån,

Wo ma͡ina Liſ'l i͡aʳ Hidd'l ſchdehd,
Und wo ſ' ba͡i di͡aʳ ſchbådſi͡aʳ'n gehd:
  O Waſſaʳl! o i bid,
  Li͡ab's Waſſaʳl, nim mi mid!“

Da Bu͡a, de͡aʳ ſchdehd ba͡in Båch,
Ha͡ind håd a go͡aʳ ko͡an Glåch:
  Den d' Liſ'l dö ſchdehd ba͡in e͡am då,
  E͡aʳ hålsd ſ' rechd nåch ſa͡in Gni͡ag'n åh.
Und wi͡a åfd glånzd da Schde͡aʳndlſcha͡in,
Då ſchda͡ig'n ſ' in a Schinackl a͡in,
  Da Båch, de͡aʳ ſchdra͡ibd ſie nid,
  Ål zwen nimd 's Waſſaʳl mid.

Da Bu͡a, de͡aʳ ſchdehd ba͡in Båch,
Und ſcha͡ud e͡am dra͡uri nåch,
  Dö Augna ſand e͡am nås und dri͡aw,
  Den d' Liſ'l håd an Ånda'n li͡aw;
Sa͡in Wång is blo͡ach und fåld e͡am a͡in,
Fül Drobfna fål'n in's Bach'l dra͡in:
  O Waſſaʳl! o i bid,
  Nim ſ' zu da Liſ'l mid!

Dö Liſ'l ſchdehd ba͡in Båch,
Gfra͡id ſi a͡u'm negsd'n Dåch,
  Wal ſ' mid an Bu͡am, go͡aʳ ra͡ich und ſchen,
  Schon mu͡aring zun Åldo͡aʳ ſol gehn;
Si låcht in's Bachl a͡ini dra͡in,
Und denkd, wi͡a ſ' mu͡aring ſchen wi͡aʳd ſa͡in.

„O Waſſaʳl!“ — ru͡afd ſ' — „i bid,
Li͡ab's Waſſaʳl! gfra͡i di mid!“

Da Bu͡a, de͡aʳ ſchdehd ba͡in Båch,
Schdaʳ ſcha͡ud a 'n Waſſaʳl nåch,
Gånz z'rafd ſan ſa͡ini ſchwo͡aʳz'n Ho͡aʳ,
Und d' Jack'n håd a z'riſſ'n go͡aʳ.
E͡aʳ ſcha͡ud und ſcha͡ud — dås Bach'l bra͡usd,
E͡aʳ ſchlågd fu͡aʳ 'n Kobf ſi mid da Fa͡usd,
Hi͡azd ſchbringd a dra͡in — ſu͡achd Frid,
Und 's Waſſaʳl nimd 'n mid.

Dö Liſ'l gehd ba͡in Båch,
I͡aʳ Bra͡idigåm gehd i͡aʳ nåch,
Sö röd'n und g'ſchbo͡asln ålahånd :
Då drågd da Båch 'n Bu͡am ån's Lånd;
Gråd fu͡aʳ da Liſ'l wi͡aʳfd a 'n a͡us,
Sie ſcha͡ud, ſie ſchra͡id — i͡aʳ kumd a Gra͡us,
Håd nimame͡aʳ an Frid,
Bis 's Waſſaʳl ah nimd mid.

Jusd rechd.

Fül bůldſcheni De͡and'ln gibd's rundumadum,
Åw'ʳ ih hån dö ma͡ini und ſcha͡u mi nöd um.

Ös wißd's nöd, wårum ih ån de͡ara ſo heng:
Göbd's åchding, ös La͡id'l, ſadra͡u'n wül ih 's eng.

Nöd z'gros is ſ', nöd z'klo͡an; wül ih buſſ'l[illegible],
So de͡aʳf ih mi nöd ſchdröcka, nöd buck'[illegible] i͡aʳ.

Nöd z'dick is ſ', nöd z'din; den mi͡aʳ [illegible] ah [illegible]
Ko͡an Za͡unſchdöcka nöd, und ko͡an M[illegible] gfäl'n.

Nöd z'wüld is ſ', nöd z'ſchen, den wa ſ' wüld, gab's a
S[illegible],
Und wa 's Menſch'l go͡aʳ z'ſchen, g'fålad ſ' Ånda [illegible] ah.

Nöd z'jung is ſ', nöd z'åld, gråd ſo rechd fi͡aʳ ma͡in Blu͡ad,
Und das ſ' wo͡as, wo da Bat'l in Mosd ſchenka du͡ad.

Nöd z'g'ſcha͡id is ſ', nöd z'dålkad; ih mechd ko͡an dum's Wa͡i
A go͡aʳ g'ſcha͡idi åwa ſchon go͡aʳ nöd, — bila͡i!

Nöd z'ra͡ich is ſ', nöd z'o͡aʳm; gråd ſo fül bringd ſ' 'n Mån,
Das ſ' wås ſ' e͡am håd zu͡abrächd, nöd fu͡aʳrubfa kån.

Sie is håld jusd rechd und ſie ſchdehd juſt zu mi͡aʳ,
Und deſſandwög'n wi͡aʳ i ah glickli mid i͡aʳ.

Wån ſ' weniga Gu͡ads håd, ſo håd ih ſ' nöd ge͡ar'n,
Das ſ' åwa nu me͡aʳ håd, is a nöd z'bige͡aʳ'n.

Åſd rechds is a Hib'l und links is a Gru͡ab'n,
Dö fa͡in in da Mitt bla͡ib'n, ſo͡an d' g'ſcha͡idasd'n Bu͡ab'n.

Li͡ad'l fon Wa͡in.

Gu͡aʳg'l, hi͡azd g'fra͡i di;
D'Wa͡inba ſo͡an za͡idi.
  Ha͡ind löſ'n ma's a͡in;
D' Bö͡aʳln ſo͡an g'wichdi,
Dös wi͡aʳd ſchon richdi
  A ſågriſcha Wa͡in!

Sågd's maʳ, ös La͡id'l,
Zwö den dös Gra͡id'l
  Håd ſo a Gråfd,
Das uns kån göb'n
Mu͡ad, Schdö͡aʳk und Löb'n
  Sa͡in fa͡iricha Såfd?

D' E͡aʳd'n gibe͡aʳd Ål's,
D' E͡aʳd'n d' aue͡aʳd Ål's,
  Åwa ſo gu͡ad
Du͡ad ſi 's mid ko͡ana
Bflånz'n nöd mo͡ana,
  Mid de͡ara do͡ald ſ' 's Blu͡ad.

Dö 'n Wa͡in ba͡u'n,
Åli Dåch ſcha͡u'n,
  Wi͡a da Schdog ſchdehd,
Dö mu͡as ma fråg'n,
Dö kina's ſåg'n
  Wi͡a wundali 's gehd.

Z'e͠a^{r}ſchd kri͠agd a ſcheni
Augna da Meni,
  Das a kån ſcha͠u'n,
Ob's Fru͠ajo͠a^r båld is,
Ob's e͠am nöd z'kåld is,
  Und ob a de͠a^{r}f dra͠u'n.

Si͠achd 'r a ſchen's Wöda,
Då ſchdröckd a d' Blöda
  Auſſa go͠a^r g'ſchwind,
Då ho͠aßd 's åchd göb'n,
Den d' jungi Röb'n
  Is a ho͠aglig's klo͠an's Kind.

A gu͠ad's Böddl måcha
Mu͠as ma^r e͠am nåcha,
  Und den g'ſchdreng' He͠a^{r}n
Hödſch'ln und zig'ln,
D' E͠a^{r}d'n afrig'ln,
  Rechd kumod håd a's ge͠a^{r}n.

Schena do͠an bli͠a'n
Óbf'l und Bi͠a^{r}n:
  Då ligd nigs drån;
Åli dö Bli͠a
Ißd ma jå ni͠a,
  D' Fruchd måchd 'n Mån.

Wi͡a^{r}d a^r åfd greſſa,
Mu͡as ma noh beſſa
Håb'n ſa͡in Blåch,
Staba^{r}ln e͡am ſchdöcka,
Das a ſie ſchdröcka
Kån wi͡a-n-a måch.

Und ſo bockbo͡ani
Wi͡a^{r}d åfd da Klo͡ani,
Wågsd eng ſo go͡ach,
Wån ma 'n nöd bindtad,
Ån d' Schdöckna windtad,
So måchad a Schdro͡ach.

D' Bo͡a^{r}ln, dö kuma
Nåcha mid'n Suma,
Ånfångs ſo͡an ſ' klo͡an;
Måch'n fül Fågs'n,
Wol'n nöd wågs'n,
Bla͡ib'n ho͡a^{r}t wi͡a-n-a Schdo͡an.

Åfd wån da Da͡u kimd,
Und de͡a^r e͡am 's Gifd nimd,
Då kimd 's e͡am go͡ach:
De͡a^r wo͡as 'n z' zwinga,
Duri e͡am z' bringa,
Då wi͡a^{r}d a wo͡ach.

Åfd'n kimd d' Löszai͠d,
La͠id! wi͠a o͠am dös g'fra͠id,
Wån ma ſo Dra͠ub'n,
Groſſi und ſcheni,
A͠u'm Schdog ſiachd da Meni,
Dös kind's nöd ga͠ulb'n.

Fådaʳ und Mu͠ada,
Schwösdaʳ und Bru͠ada,
Födaʳ und Mo͠am,
D' Jungaʳ und Åld'n
Wöl'n 's Löſ'n håld'n,
Ne͠amsd bla͠ibd daho͠am.

's wu͠aʳld fon La͠id'n,
Wån ſ' d' Wa͠inba ſchna͠id'n,
Dud'ln ſ' daba͠i;
D' ſchensdn' und gresd'n,
D' ſchmöckad'n, bösd'n
Fröſſ'n ſ' ah gla͠i.

Wås ſ' åfd mid'n Dra͠ub'n
Dra͠ib'n, is nöd z' gla͠ub'n,
Es is a Gra͠us;
Dröd'n und ſchdeſſ'n
Do͠an ſö ſ', und bröſſ'n
's Bo͠ads e͠anaʳ a͠us.

Auſſa du͡ad ſli͡aſſ'n
A Sipp'l fol Si͡aß'n,
Gråd wi͡a-n-a' Mëd;
D' Wa͡iwa do͡an ſudſ'ln,
Gråd wi͡a dö Ludſ'ln,
D' Måna mög'n 's nëd.

Åfd fûld in ra͡ini
Faſſa ma's a͡ini,
Då håm ſ' rechd Za͡id,
Das ſa ſi drina
Åhbaiſſ'n kina,
Wi͡a ſi 's nu͡a^{r} g'fra͡id.

Wån dås is g'ſcheg'n,
Då mi͡aſd's ëa^{r}ſchd ſeg'n,
Wås dra͡us wi͡a^{r}d, La͡id,
Dös wi͡a^{r}d a Drang'l,
Dås unta's Bang'l
Gla͡i åwika͡id.

Wi͡a's Menſch'nlëb'n
Akkarat ëb'n,
So is da Wa͡in;
Wån a^{r} is ha͡iri,
Is a noh fa͡iri,
Schlågd Faſſa^{r} a͡in.

Åſd wi͡aʳd aʳ ölta,
G'ſödsda und költa,
  A g'ſchåndna Mån;
Åls ålda Glach'l
Nimd aʳ a G'ſchmach'l
  Und an G'ruch ån.

Åwa da Wa͡in måch
Sa͡in wi͡a-n-a ſa͡in måch,
  Jung odaʳ åld,
Schlechdaʳ und gu͡ada,
Jå, ſchmöcka du͡ad a
  Ålawal håld.

D' Fröſch wol'n ma 's Wåſſa
Drinka ſa͡in låſſa,
  Fi͡aʳ dö is 's gu͡ad,
D' La͡id åwa ſol'n
Wa͡in in Gru͡ach hol'n,
  De͡aʳ måchd rod's Blu͡ad.

D' ſundabo͡ari Grångad.

I wo͡as nöd, wi͡a maʳ imrigsmåhl
  So ſundabo͡aʳli wi͡aʳd,
Es g'fra͡id mi nigs, und go͡aʳ ſo weh,
  So wo͡ach is maʳ in G'mi͡ad.
D' La͡id ſåg'n, we͡aʳ mid'n link'n Fu͡as
  Aus'n Bödd ſchda͡igd, den is ſo,

I bi mid'n rechd'n a͡uſſag'ſchdig'n,
Und i bi grandi doh.

Es is ma^{r} Ålas z' klo͡an und z' eng,
Håd Ål's an blåſſ'n Scha͡in;
Mi zimd, da Him'l håld't nöd me͡a^{r},
Gla͡i hi͡azund fåld a^{r} a͡in.
I mechd wås — und mechd wida nig^{s},
In Mal drin ſchbra͡izd ſi d' Röd,
Und ſchengad O͡ana mi͡a^{r} a G'ſchlos,
Es g'fra͡iad mi håld nöd.

Wås wa͡is is, mechd i gre͡ana ſeg'n,
Und 's gre͡ani mechd i wa͡is;
Dö Leſzna druck i z'ſåma föſd,
Das ih mi ſelwa ba͡is.
Es la͡id't mi af o͡an'n Bladz'l nöd,
An Unru͡a is in mi͡a^{r},
Als wån ma håld wås g'ſcheg'n ſold,
Wo͡as nöd wohe͡a^{r} und wi͡a.

Wo͡as God, i hån a fridlig's He͡a^{r}z,
Und bi a gu͡ada Bu͡a:
Ha͡ind åwa de͡a^{r}fad O͡ana nöd
Fül ſåg'n, i ha͡uad zu͡a;
An ſa͡d's Wu^{r}t kimd ma^{r} a ſo fi͡a^{r},
Ål's wåns an Schbids fo͡a^{r}n håd,
Mid den 's ho͡amdickiſch in ma͡in He͡a^{r}z
Mi a͡iniſchdöcha dåd.

'n Suld'l hån i ha͡ind ſchon g'ſchlåg'n,
Wal e͡aʳ ma ſchen håd dån;
Ma͡in bösda Fra͡ind, de͡aʳ håd ma g'ög'nd,
In hån a g'ſcha͡ud nöd ån;
So afgramd is aʳ ålawal,
Und ålwal af da Heh,
Sunsd g'fra͡id mi wohl ſa͡in Lusdbo͡aʳka͡id,
Ha͡ind åwa dad ſ' ma weh.

Dös O͡aʳgsdi ba͡i da G'ſchichd is dös:
Kån denga wi͡a-n-i måch,
I wo͡as ko͡an Uaʳſåch fån den Za͡ich,
Hån iwa nigs a Glåch —
Håld! — gösdad håd a͡u'm Ki͡aridåch,
Dös fåld ma hi͡azund a͡in,
Ma͡in Liſ'l mid'n Söpp'l dånzd —
Dös åwa kån's nöd ſa͡in!? —

Ho͡amweh.

Hi͡azd kån i's ſchon nöd me͡aʳ dadråg'n,
Dös Druck'n in ma͡in He͡aʳz'n,
O God! i kån's ko͡an Menſch'n ſåg'n,
Wås i eng la͡id fi͡aʳ Schme͡aʳz'n.
Es ligd a groſſa Schdo͡an af mi͡aʳ,
Und 's Wo͡ana ſchdehd ma fo͡aʳ da Di͡aʳ:
Wån i nu͡aʳ wöcka ko͡am!
I mechd håld ho͡am — nu͡aʳ ho͡am!

Sö ſåg'n, das 's ſchen waʳ in den Lånd;
's kån ſa͡in, i wül's nöd la͡ugna.
Ba͡i mi͡aʳ daho͡am is ålahånd
Fül ſchenaʳ in ma͡in'n Augna:
Es kimd ma d' Lufd fül åndaſchd fi͡aʳ,
Mi͡aʳ ſchmöckd ko͡an Wa͡in und ah ko͡an Bi͡aʳ,
Und nöd ſo gre͡an ſan d' Bo͡am,
Åls wi͡a ba͡i mi͡aʳ daho͡am!

Da Monſcha͡in kimd maʳ åndaſchd fi͡aʳ,
Und åndaſchd åli Schde͡aʳnd'ln,
Då håm ſ' an blo͡ach'n Umhång fi͡aʳ,
Daho͡am ſo͡an ſ' wi͡a d' Låde͡aʳndl'n.
Dö Augna fon dö De͡and'ln ſo͡an
Gråd ah ſo — wån ſ' O͡am ånſcha͡u'n do͡an,
So håm ſ' an ſchwo͡aʳz'n So͡am:
Dös blizd ba͡i mi͡aʳ daho͡am!! —

Ko͡an Seel wül bla͡ib'n ån fremd'n Uaʳd;
Håm Rechd! es is ah g'ſcha͡ida.
Dås G'wülch dås dum'ld ſie red fu͡aʳd,
Dö Fög'l fli͡ag'n ah wa͡ida;
Und ſcha͡ud's nu͡aʳ, wi͡a da Båch ſo g'ſchwind
Fo då in d' Ho͡amad åwirind!
U͡j! wån a mi midno͡ahm,
Då waʳ i båld daho͡am.

Und g'ſödzd, das ih was ſeg'n du͡a,
Wås in da Fremd waʳ ſchena,

So druck i ålmåhl d'Augna zu͡a,
Und ſcha͡u mi͡a^r gla͡i zun Rena:
I kind's ſchen go͡a^r nöd la͡id'n håld,
Das in da Fremd då mi͡a^r wås g'fåld,
Wås mi͡a^r ma͡in Fra͡id wegno͡ahm,
War i amåhl daho͡am.

Dö Da͡ub'n kuma'n wida g'wis,
Ba͡idſchd's ös a fu͡a^{r}d mid'n Schdöcka,
Und wo a Haſ'l g'wu͡a^{r}fa^r is ,
Då gehd's håld ni͡a me͡a^r wöcka;
A Fog'l is ge͡a^{r}n in ſa͡in Nösd:
Dö Åli ſo͡an fül g'ſcha͡ida g'wösd
Åls i; — bi ſo in Dro͡am
Wöggånga fon daho͡am.

O li͡awa God! faza͡ig ma^r's håld!
Håsd dös Lånd ah daſchåff'n,
Kån nöd dafi͡a^r, das 's mi͡a^r nöd g'fåld,
I kån ma^r 's jå nöd ſchåff'n —
Schdad, Håns! — ånſchdåd das ih ſo ſchimbf,
Måch i mi li͡awa gla͡i af d' Schdrimpf,
Gibd mi͡a^r ko͡an Ro͡asgeld d' Mo͡am,
So bed'l i mi håld ho͡am.

'n Bu͡am ſa͡ini Schetz fon Schåds'l.

I hån a Band'l af ma͡in Hu͡ad,
Dös is ſchen rod und ſchdehd ma gu͡ad,
I hån 's ba͡in Ki͡aridå ma͡i'n'n Schåds
Z'nagds wögg'leſ'd fon i͡a^{r}n Mi͡adalåds:
Dös wandt i um ko͡an G'ſchlos
Me͡a^r fon ma͡i'n Hi͡ad'l los.

I hån an Hoſ'ndrå'chr ah,
Fon den måchd 's gånzi Do͡a^{r}f a G'ſchra;
Fon Såmad is a^r und fo͡arån
A glånzad's ſülwa's Schnala^{r}l drån;
Må͡in Schåds'l håd ma^r'n g'måchd,
Drum giw i gu͡ad draf åchd.

I hån a Mu͡adagobas z' Ha͡us,
Guckd a͡us an'n ſchen klo͡an'n Bigs'l h'raus:
Sie håd ma^r 's bråchd, wi͡a ſ' fo͡arig's Jo͡a^r
In Marizehl ki͡a^{r}fi͡a^{r}d'n wo͡a^r:
I gab dö klo͡an nöd-me͡a^r
Fi͡a^r d'ålagresdi he͡a^r!

I hån a Sich'l z' Ha͡us, draf du͡ad
Ma ſeg'n fon i͡a^r a Dröbf'l Blu͡ad,
Sie håd ſi g'ſchnid'n damid in d' Hånd,
Wi͡a mi͡a^r in Feld ſo͡an wo͡a^{r}n bikånd;
Dö Sich'l ſchna͡id't go͡a^r ſchwe͡a^r,
Låß ſ' doh nöd ſchla͡if'n me͡a^r.

I hån an Schliß'l zu den Di͡a^{r}'l,
Wo wohna du͡ad ma͡in Ånami͡ad'l.
Es de͡a^{r}ſad da Fawålta mi͡a^{r}
An Schliß'l göb'n zu ſa͡ina Di͡a^{r}:
Geld's God! i geh's nöd a͡in,
An Jada b'håld't dö Sa͡in.

Und wån i mi nöd i͡a^{r}, i mo͡an,
I hån i͡a^{r} He͡a^{r}z'l ah alo͡an,
Damid ma's Ne͡amsd me͡a^{r} nema kån,
Hån i 's in's ma͡ini a͡inidån:
We͡a^{r} 's nema wül hera͡us,
Ra͡is mi͡a^{r} dås ma͡ini a͡us!

Da Ba͡ua und ſa͡in Schim'l.

Hi! Schim'l, hi!
Zi͡agsd nöd, ſo ſchlåch i di!
Wån ma͡ini Felda mi͡a^{r} nigs dråg'n,
So bin i nåcha ſelw a g'ſchlåg'n;
Hi! Schim'l, hi!
Zi͡agsd' nöd, ſo ſchlåch i di!

Hått! Schim'l, hått!
Ho͡an, Ke͡a^{r}l, bisd hi͡azd ſchon mått?
I o͡a^{r}wad iwa fuchzi Jo͡a^{r},
Und 's O͡a^{r}wad'n is noh nöd go͡a^{r};
Hått! Schim'l, hått!
Du bisd fül z' fru͡a ſchon mått!

La͡uf! Schim'l, la͡uf!
Be͡aʳchåh gehd's, nöd be͡aʳcha͡uf;
Wån's la͡ichd gehd, mu͡as ma lifdi ſa͡in,
Wåns ſchwo͡aʳ gehd, kån ma drenz'n ſa͡in;
La͡uf! Schim'l, la͡uf!
Be͡aʳchåh gehd's, nöd be͡aʳchauf!

Åh! Schim'l, åh!
Schdeh ſchdad, hi͡azd ſo͡an ma då!
Håsd g'o͡aʳwad, das d' bisd waſchl'nås,
Gri͡agsd hi͡azd an Suf und gu͡ad'n Frås.
Åh! Schim'l, åh!
Schdeh ſchdad, hi͡azd ſo͡an ma då!

Wås i fi͡aʳchd.

Kån mi go͡aʳ nöd biglåg'n,
Bi nöd grång, kån's nöd ſåg'n,
  Hån a Ku͡a und a Bfe͡aʳd,
  Hån a Ha͡us und an He͡aʳd,
Hån a Wa͡i und a Kind,
Nimd maʳ 's Ko͡ana ſo g'ſchwind.

Wån maʳ 's Bfe͡aʳd dad grebi͡aʳ'n,
Wån i d' Ku͡a dad fali͡aʳ'n,
  Dad ma wårla rechd weh,
  Gang ma jusd ſo wi͡a-n-eh;
Ohni Bfe͡aʳd, ohni Ku͡a,
Häd i dösdwög'n noh g'nu͡a.

Wån a Fa͡ja auskam,
Und mä͡in Hä͡iſ'l mia͡ʳ nam,
  Wu͡aʳdt m'r o͡an rechd'n Schdos göb'n,
  Dad 's håld då iwalöb'n;
Håd maʳ lusdinga Mu͡ad,
Schlåfd maʳ iwarål gu͡ad.

Mia͡ßt i grång lig'n in Bödd,
Und kunt o͡aʳwad'n nöd,
  Wån i 's iw'l a no͡ahm,
  Deng i: God ſu͡achd di ho͡am;
Dad mä͡in Liſ'l mi bſlög'n.
Schnåpp i a͡uf, — nån, mä͡indswög'n!

Wån da Dod åwa kam
Und mä͡in Wä͡ib'l mia͡ʳ nahm,
  Und mä͡in Kind'l dazu͡a,
  Hed i nimaʳ a Ru͡a,
War ma d' gånzi Weld lo͡ar,
Bis i a d'ſelmad war!

Da Bu͡a ſol hairåd'n.

Da Fåda.

Dös Umaſchuof'ln du͡ad ko͡an Gu͡ad,
Han, Lenz'l fåß d'r amåhl an Mu͡ad,
  Und nim da de͡and a Wä͡i!

I gib d'r an Äcka^{r} und a Ku͡a,
Zwo͡ahundad Guld'n noh dazu͡a,
Äſd ha͡irad åwa gla͡i!

Da Suhn.

Scha͡ud's, Fåda, jå, i mechd rechd g'ſchwind,
Ma͡in, ſågd's, wo i dös Menſch'l find,
Wo ſchdehd den ſo a Di͡a^{r}n,
Dö ſo gu͡ad is und fola Bråchd,
Das ſ' o͡am in Brusdflög zida'n måchd,
Und das i ſ' ho͡am mechd fi͡a^{r}n?

Da Fåda.

Da Hochmu͡adsda͡igsl ſchdöckd e͡am drin,
Megsd öppa go͡a^{r} a Ko͡aſarin?
Non wo͡a^{r}t nu͡a^{r}, mo͡aring rend ſ'
Gla͡i lifdi wöcka^{r} a͡us da Schdåd,
Kimd a͡uſſa då af 's Dea^{r}fl gråd,
Und ha͡irad's Bruna Lenz.

Da Suhn.

Bila͡i! i måch ko͡an Ko͡aſarin,
Ko͡an Dokd'rin, ko͡an Fawåltarin,
Dö ſchdengan ma^{r} nöd ån;
I dra͡uad mi jå nöd i's Wödd,
Und mi͡asd mi guſch'n, wån ſie röd't,
Wås wa^{r} i fi͡a^{r} a Mån?

Da Fåda.

So fi͠aʳ da 's Nåba's Suſ'l ho͠am,
Ős ſchbe͠anſ'ld's ſo ſchon in da G'ho͠am,
  Håsd i͠aʳ an Mo͠aʳk ſchon bråchd;
Si is dö ſchendsd' in gånz'n Lånd,
Dö håd an Bug'l iwranånd,
  Das ſelwa 's He͠aʳz o͠am låchd.

Da Suhn.

Dö o͠aʳwad nigs, ſidsd ålwal ſchdad,
Dösdwög'n is ſ' a ſo ſchröckli blahd —
  No͠an! Fåda, dös war nigs!
Wån i ko͠an'n gu͠ad'n Schde͠aʳz nöd hed,
Und d' Müliſuppa brand'ln ded,
  So gri͠achad ſ' d'ſchensd'n Wigs.

Da Fåda.

Daʳ åldi Simpaʳl wögd nöd g'ring,
Sa͠in Mo͠am is ah a ſa͠uwas Ding,
  Håd de͠and ſchon O͠an'n bigråb'n:
Wo͠asd, Lenz'l, ha͠iråd zuwi då,
Si gibd da 's e͠aʳſchdi Mål gla͠i 's Jå,
  Wi͠aʳsd ſeg'n, du kånsd as håb'n!

Da Suhn.

No͠an! Gelds God, Fåda, måch nigs he͠aʳn!
A Widin ſol ma͠in Wa͠i nöd we͠aʳn,
  Ős wißd 's ös ſelwa — ös!

Dö do͡ad o͡am jå in e͡aʳſchd'n Mån
Fo͡aʳrubfa wo ſ' nu͡aʳ de͡anad kån,
Und dös måch i nöd — dös!

Da Fåda.

I ſåch da noh wås, los ma zu͡a:
Da G'mo͡anwi͡aʳd gibd maʳ ah ko͡an Ru͡a,
Sa͡in Di͡aʳn wül aʳ da göb'n;
De͡aʳ håd an Kella, ſågrawu͡aʳſchd!
Då kånsd d'r åli Dåch fi͡aʳ 'n Du͡aʳſchd
An Åld'n a͡uſſahöb'n.

Da Suhn,

Nöd dålkad g'rödt, dös låsd ſi he͡aʳn,
An Åld'n, Fåda, ba͡is i ge͡aʳn.
's gehd doh nöd — denkd's nu͡aʳ Ål's:
Ausg'ſoffa war in Jahr'ln dra͡i
Daʳ åldi Wa͡in, und 's åldi Wa͡i
Dös bla͡iwad maʳ af'n Håls!

Da Fåda.

Du bisd a Schlank'l! mågsd ma Gål!
Umſchnobfaz'n wülsd iwarål,
Und nindaſchd bick'n bla͡ib'n;
Da͡in ålda Fåda ſol Za͡idlöb'n
Ko͡an O̊nig'l a͡us da Wi͡ag'n höb'n,
Dås wi͡aʳ i da fadra͡ib'n!

Da Suhn.

Ah! Fåda, no͡an! dös gang nöd ån,
An klo͡an'n Huſaʳn hån i ſchon,
Dös is a Da͡igſ'lsbu͡a!
E͡aʳ gragſ'ld af dö Bo͡ama 'na͡uf,
Söds wi͡a-n-a Groſſa d'Kög'l a͡uf, —
O͡an Ónig'l is jå gnu͡a!

Da Fåda.

Fon He͡aʳz'n fåld ma hi͡azd a Schdo͡an!
Du håsd an Bu͡am? ſåch, ſcha͡ud da Klo͡an
I's Ha͡us? — Gibd's ko͡an Ka͡ira͡i? —
Bla͡iw lödi! nima zwing i di;
Wal i hi͡azd nu͡aʳ an Ón'l bi,
So bra͡ugsd du go͡aʳ ko͡an Wa͡i!

D' Mai.

Hån g'håbd in ma͡ina Ho͡amad du͡aʳd
A De͡and'l li͡aw und gu͡ad,
Bin åwa gånga fon i͡aʳ fu͡aʳd;
O wi͡a 's mi ra͡ia du͡ad!
O De͡and'l! li͡absdes De͡and'l ma͡in,
Kunt i nu͡aʳ wida ba͡i di͡aʳ ſa͡in!

I ken hi͡azd fremdi De͡and'ln fül,
Bin iwrål umag'fo͡aʳ'n,

Hån Åli drib'n mid mi͡aʳ i͡aʳ Gſchbül,
Und håm mi g'hådd zun No͡aʳn.
O De͡and'l, li͡absdes De͡and'l ma͡in,
Kunt i nu͡aʳ wida ba͡i di͡aʳ ſa͡in!

Z' Båris, då håd mi Oani druckd
Und buſſ'ld — nån! ſchon wi͡a!
An ſa͡iwra'n håd ſ' gla͡i draf daguckd,
Und då wo͡aʳ 's a͡us mid mi͡aʳ.
O De͡and'l, li͡absdes De͡and'l ma͡in,
Kunt i nu͡aʳ wida ba͡i di͡aʳ ſa͡in!

Fon Waliſchlånd kån i dazöl'n,
Då håd mi Oani gla͡i
Aus Aifaſuchd daſchdöcha wöl'n,
Und ſi wo͡aʳ ah nöd dra͡i.
O De͡andl, li͡absdes De͡and'l ma͡in,
Kunt i nu͡aʳ wi͡ada ba͡i di͡aʳ ſa͡in!

In Ungaʳn und in Bohl'nlånd
Soan ſ' böſſaʳ um koan Ho͡aʳ;
Sö ſchwa͡ib'ln, fålſch ſoan ſ' åliſånd,
Wås ſ' röd'n, is nöd wo͡aʳ.
O De͡andl! li͡absdes De͡and'l ma͡in,
Kunt i nu͡aʳ wida ba͡i di͡aʳ ſa͡in!

Ös Bu͡am in Esdra͡ich! glaubd's ma͡in'n Wu͡aʳd:
Dra͡usd is 's go͡aʳ wundali,

Drum gehd's nöd fon da Ho͡amad fu͡aʳd,
  Sunsd ru͡afd's ah ſo wi͡a-n-i:
O De͡and'l, li͡absdes De͡and'l ma͡in,
Kunt i ni͡aʳ wida ba͡i di͡aʳ ſa͡in!

Li͡abs- und Hairådshisdo͡ari fon Håns und fon da Gred'l.

1.

Wo und wi͡a da Håns dö Gred'l håd kena g'le͡aʳnd.

Fo͡aʳ da Di͡aʳ ſchdehd d' Jumpfa Gred'l,
  Und faba͡i gehd jusd da Håns.
„De͡aʳ wi͡aʳd ſa͡uwa,“ — denkd dö Gred'l;
  „Dö wi͡aʳd molad,“ — denkd da Håns.
„Gri͡as eng God! ma͡in li͡awi Gred'l!“ —
  „Gri͡as eng God! ma͡in li͡awa Håns!“
Af i͡aʳ Bang'l ſödzd ſi d' Gred'l,
  Gla͡i danömad ſödzd ſi Håns.

Mid'n Fi͡ata ſchbüld dö Gred'l,
  Mid'n Hi͡ad'l ſchbüld da Håns.
„Ha͡ind is 's ſchröckli ho͡as!“ ſågd d' Gred'l,
  „'s ſcha͡ind jå d' Sun!“ ſågd draf da Håns.
Åfd'n håd håld g'ſa͡ifzd dö Gred'l,
  Måchi ſa͡ifzd a gla͡i da Håns,
In i͡aʳ Hidd'n gehd dö Gred'l,
  In dö ſa͡ini gehd da Håns.

2.

Wi͡a 's 'n Håns nåcha gånga is.

„I kån nöd me͡aʳ råsd'n und ru͡a'n,
Ma͡in He͡aʳzl dös du͡ad ma ſo weh,
Es henkt maʳ a Bla͡i ån ma͡in'n Schu͡a'n,
Mechd wo͡an', wo -n-i geh, wo-n-i ſchdeh."

„Sunsd hån i mid'n Schmid ſa͡ina Liſ'l
Mi unta da Lint'n ge͡aʳn drad,
Hi͡azd g'fra͡id mi dös Dånz'n ko͡an Biſſ'l,
Bi li͡awa alo͡an und rechd ſchdad."

„Hi͡azd g'fra͡id mi ko͡an Åcka'n, ko͡an Mah'n,
Hi͡azd g'fra͡id mi ko͡an Bfe͡aʳd und ko͡an Ku͡a,
I wi͡aʳ ma͡in'n Hamu͡aʳ gånz faſchdrah'n,
Wi͡aʳ we͡aʳ'n go͡aʳ a dra͡uricha Bu͡a."

„Nöd richdi is 's unta ma͡in Dach'l,
Iaʳ G'ſichd'l, i ſi͡ag's ålawe͡aʳd's,
Es lach'ld håld a͡uſſaʳ a͡us'n Bach'l,
Und lach'ld håld a͡ini in ma͡in He͡aʳz."

„Und wån i noh lång ſo mu͡as la͡id'n,
Und wi͡aʳd nöd dö Gred'l båld ma͡in,
So ſchdi͡aʳz i — i kån's håld nöd ma͡id'n,
I's Bach'l, wo ſ' a͡uſſaſcha͡ud, h'na͡in."

3

Sö g'ſchdengan anånda, das ſa ſi ge͡a^{r}n håm.

Dö Gred'l gehd, ko͡am das 's grawld,
Af's Feld gla͡i nöb'n i͡a^{r}n Ha͡us,
Si håd dö Scha͡uf'l in Händ'n,
Und gråbd d'ſelm E͡a^{r}döbf'l a͡us.

Da Håns ſchdehd gög'niwa^r af'n Bi͡a^{r}nbo͡am,
Si ſche͡angeld afi a͡u'm Bu͡am,
Du͡ad åwa, åls wån ſ' 'n nöd ſechad,
Und gråbd ſchdåd an Åbf'l, a Ru͡a'm.

Da Håns ſchda͡igd hi͡azd åwa, kimd necha,
Dö Gred'l, dö mi͡a^{r}kd nöd, wås g'ſchichd,
E͡a^r ſchla͡ichd ſi zu i͡a^r af dö Zecha,
Und håldt i͡a^r dö Händ fo͡a^r i͡a^r G'ſichd.

„We͡a^r is 's?“ frågd da Håns, und dö Gred'l
Schra͡id: „Jöſas! is 's öppa^r a Di͡ab?“
Si ſcha͡ud — da Håns gibd i͡a^r a Buſſ'l,
Und ſågd: „I hån di rechd li͡ab!“

„Wås ſågsd den dös mi͡a^r?“ gra͡ind dö Gred'l,
„Mi gehd dös jå go͡a^r nigs ån,
Geh hin, Håns, und ſåd's nu͡a^r ma͡in'n Fåda'n,
De͡a^r is 's, de͡a^r da helfa kån.“

4.

Da Håns nimd ſi an Rånd und gehd zun Fåda'n.

Da Håns håd gösdad g'wu͡aʳſchd. Fon ål'n Wi͡aʳſchd'n
Båckd e͡aʳ dö ſchensdi in a wa͡iß's Båbi͡aʳ,
Sa͡in'n ſa͡uwaʳn Sundåhu͡ad, den låsd a bi͡aʳſchd'n.
A Band'l måchd a draf; e͡aʳ långd he͡aʳfi͡aʳ
Dö Bråndwa͡inflåſch'n, 's du͡ad'n zwo͡aʳ nöd di͡aʳſchd'n,
Du͡ad åwa doh an dichding Schluck a͡us i͡aʳ,
Und wi͡a-r-a Faja g'ſchbi͡aʳd in ål ſa͡in'n Åda'n,
So gehd a zu da Gred'l i͡aʳ'n Fåda'n.

Und wi͡a-r-a a͡inidridt ba͡i e͡anra Hidd'n,
Schdehd jusdamend dö Gred'l ba͡i da Di͡aʳ.
„Hi͡azd kimd da Håns!“ — ſchra͡id ſ' la͡ud — „då mu͡as i bidt'n!“
Und laſd dafon; ſi g'ſchbi͡aʳd 's, e͡aʳ kimd z'wög'n i͡aʳ;
In Dib'lbod'n åwaʳ in da Midd'n
Då is a Loch, då ſchdehd ſ' und ſche͡ang'ld ſchi͡aʳ
Und losd, wås den i͡aʳ Fåda draf wi͡aʳd ſåg'n,
Wån e͡am da Håns 's Bige͡aʳ'n wi͡aʳd fo͡aʳdråg'n.

Daʳ Åldi ruckd ſa͡in gre͡ani Såmadha͡ub'n:
Uj Jögas! Håns! wi͡a kim i zu de͡aʳ E͡aʳ?
Sid'r in ma͡in Wa͡inbe͡aʳch wågſ'n greßri Dra͡ub'n,
Åls in den engaʳn. ſeg'n maʳ uns nöd me͡aʳ.“ —
„Nån, låßt 's as gu͡ad ſa͡in, Fåda, i wül gla͡ub'n,
Dös is faba͡i; i kim hi͡azd zu eng he͡aʳ

Zwög'n — zwög'n — da Wu͡a^{r}ſchd — da Gred'l — ös wißt 's ſelwa,
I hån a Ha͡iſ'l, Ogs'n, Ki͡a und Kölwa.“

Da Håns ſågd, wås 'n druckd ſo ſchdo͡a^{r}k af'n He͡a^{r}z'n,
Da^{r} Åldi he͡a^{r}d 'n fra͡indli lach'lnd ån,
Håns rödt båld fon da Wu͡a^{r}ſchd, båld fon ſa͡in Schme͡a^{r}z'n,
Und das a^{r} ohni d' Gred'l nöd löb'n kån;
Und wån e͡am nöd båld brena d' Hachza͡idke͡a^{r}z'n,
So dad a ſi a Lo͡ad, a ſchröcklig's, ån.
„Ah!“ — ſågd da Fåda — „d' Wu͡a^{r}ſchd, dö wül i nema,
Und mid'n Ånda'n wi͡a^{r}ds ſo wa͡id nöd kema.“

5.

Fåda' und Mu͡ada röd'n midanånda.

D' Mu͡ada.

Li͡awa Mån, i mu͡as da ſåg'n,
Unſa Gred'l is nöd g'ſund,
O͡anmåhl låchd ſ' und håd ko͡an U͡a^{r}ſåch,
Nåcha wo͡and ſ' a gånzi Schdund.

Da Fåda.

Kensd den nöd dös Wåſſa^{r}, Åldi?
Håsd as ſelwa g'wo͡and, mi zimd;
D' Augna we͡a^{r}n ſchon wida druck'n,
Wån da^{r} E͡a^{r}ndå zuwa kimd.

D' Mu͡ada.

Ålda, — mo͡ansd? — Wås fi͡a^{r} a Bi͡a^{r}ſch'l,
Håd dö Gred'l den nariſch g'måchd?

Is 's nöd o͡ana, de͡aʳ nu͡aʳ mung'ln
Wül ba͡i Nöb'l und ba͡i Nåchd?

Da Fåda.

's is da Håns; ha͡ind wo͡aʳ a ba͡i mi͡aʳ,
Håd ſa͡in We͡aʳbing o͡aʳtla dån.
He͡aʳsd as, und i gla͡uw, da Bu͡aʳſch waʳ
Fi͡aʳ dö Gred'l wohl a Mån.

D' Mu͡ada.

Åldaʳ! is dös wo͡aʳ? i bid di,
Såch gla͡i Jå, und wo͡aʳt nöd fül,
Sunsd'n dra͡ibd da Schbadifankaʳl
Mid den Zwo͡a'n noh ſa͡in G'ſchbül.

Da Fåda.

Wån dö Gred'l wül 'n Hanſ'l,
Fradſch'l ſ' a͡us, hån nigs dagög'n,
Nåcha wi͡aʳd 'n Schbadifankaʳl
Schon da Bfo͡ara 's Håndwe͡aʳch lög'n.

D' Mu͡ada.

Ah! ſi wül ſchon; wån dös Mad'l
Nu͡aʳ 'n Håns fon wa͡id'n ſichd,
Mån! då ſålsd i͡aʳ Mi͡ada ſeg'n,
Und ko͡aswa͡is wi͡aʳd ſ' gla͡i in G'ſichd.

6.

Da E͡aʳndå.

Dö Gred'l håd dö gånzi Nåchd
Nigs g'ſchlåfa, go͡aʳ ko͡an Auch zu͡abråchd,
Du͡ad ohni Schlåf doh dro͡ama;

Iaʳ Mu͠ada drausd'n kochd und båchd,
Damid dö Nåbarin nöd låchd,
So wûl ſi nigs faſo͠ama.

Hia͠zd graw'ld ſchon daʳ Ea͠ʳndåch,
Und mid'n fia͠ʳt'n Glock'nſchlåch
Hea͠ʳd ma ſchon iwrål röd'n;
Da Bflu͠ach, dea͠ʳ ſchdehd ha͠ind fa͠irad då,
Und ah 'n Suldl låſſen ſ' åh
Fon ſa͠inaʳ a͠iſa'n Köd'n.

Dö Schmidin, dö noh fu͠aring Io͠aʳ
A Köchin in da Schdåd drin wo͠aʳ,
Dridt a͠in, ſi wo͠as a Danz'l.
Dösdwög'n friſia͠ʳd ſ' da Gred'l 's Ho͠aʳ,
Schmia͠ʳd ia͠ʳ's mid Insladkö͠aʳzna go͠aʳ,
Und måchd ia͠ʳ dra͠in a Granz'l.

Ah d' Mu͠ada kimd und bringd ia͠ʳ gla͠i
Fon Hemad ån Ål's fung'lna͠i,
Und lögd ia͠ʳ ån dö G'wand'ln;
Dö Knöbf måchd ſ' åli rogli zu͠a,
Und låchd daba͠i, damid da Bu͠a
Nöd lång håd umaz'band'ln.

Hia͠zd wia͠ʳd 's ſchon fo͠aʳ da Hidd'n la͠ud;
Da Bra͠idigåmsfådaʳ und da Bra͠ud
Iaʳ Fia͠ra ſchdenga'n drunt'n,

Sö hå'm a Muſi a͡us da Schdåd,
Da Kantna blåsd, da Mösna håd
Dö Båsga͡ig'n fo͡aʳn ånbunt'n.

Is Kamaʳ'l fi͡aʳd da Fåda bra͡in
Dö Gred'l, ſchi͡aʳfd i͡aʳ 's dichdi a͡in,
Das ſ' braf ſol ſa͡in und e͡aʳli;
'n Håns gibd a zun Ha͡irådgu͡ad
Fuchz'g Guld'n Scha͡in, a͡ing'wick'ld gu͡ad,
Me͡aʳ is e͡am nöd endbe͡aʳli.

Hi͡azd gengan ſ' afi in dö Bfo͡aʳ,
Då ſchdengan Bu͡am, a gånzi Scho͡aʳ,
Und Groſſi ah danöb'n,
Dö wunda'n ſi und gåf'n a ſo,
Åls hed 's in Do͡aʳf ſa͡in Löbdå noh
Ko͡an o͡anzichi Hochza͡id göb'n.

Da Bfo͡ara band'ld ſ' z'ſåm und håld't
A Röd, — e͡aʳ ſchra͡id, åls wold a båld
Ål Zwo͡a af o͡anmåhl ſchlicka; —
Das d' Gred'l wo͡and gånz biddali
Ba͡in Jå, faſchdehd fon ſelwa ſi,
's dad ſi nöd åndaſchd ſchicka.

Hi͡azd håm ſ' wås göb'n in Obfaſchdog,
'n Bfo͡ara, d'Bu͡am in Ki͡aʳch'nrog,
Ah 'n Mösna nöd fagöſſ'n;

Hi͠azd gnål'n dö Schliſſ'lbigsna la͠ud,
Sö genga'n ho͠am und ſopp'n d'Bra͠ud,
  Und ſöz'n ſi zun Öſſ'n.

Wås då Ål's ſchdehd af'n långa Diſch
Fon Fla͠iſch und Båchara͠i und Fiſch,
  Ko͠an Schra͠iwa kån's nöd b'ſchra͠ib'n;
Wi͠a ſ' ba͠iſſ'n då in Alfawa͠in,
An Jada ſchenkd 'n Ånda'n a͠in,
  Dös wül i ſchuldi bla͠ib'n.

Z'lödsd gri͠agd a Jada^r a Båbi͠a^r,
's B'ſcho͠adöſſ'n — wi͠a-r-a Be͠a^{r}ch is 's ſchi͠a^r, —
  Dös wick'ln ſ' då dra͠in a͠ini.
Hi͠azd ſchbüld dö Muſi Landla^r af,
Sö juchaz'n und wålz'n draf,
  An Jada hålsd die Sa͠ini.

7.

Dö Bra͠udla͠id gengan ho͠am.

's is alſi; da Håns ſchdehd ſchon då wi͠a-r-af Kohl'n,
  Es is e͠am, åls ob'n O͠an's ba͠in Rogſcheſſ'l no͠ahm,
E͠a^r zubfd ſchon ſa͠in Gred'l gånz ſchdad und faſchdohl'n,
  Und ſågd: „es is ſchbåd ſchon, kim, kim, geh'n ma ho͠am!“

Dö ſågds i͠ara Mu͠ada^r und dö ſchdöckd's 'n Åld'n,
  De͠a^r drinkd nåcha 's lödsdi Glaſ'l noh aus;

Dö Åld'n, dö ålwal af O͡aʳdnung håld'n,
  Dö ſi͡aʳ'n 'n Suhn und dö Dochda hi͡azd z' Ha͡us.

Da Fåda mid'n Håns gehd fu͡arån, mid go͡aʳ ſchwe͡aʳ'n
  Und wåglad'n Köbf'n ſchla͡ich'n ſ' nöd g'ſchwind;
Dö Mu͡ada gibd hint'n da Gred'l gu͡adi Le͡aʳ'n:
  „Sa͡i g'ſcha͡id, und mågs nu͡aʳ wi͡a da͡in Mu͡ada, ma͡in
Kind!“

„Da͡in Fåda wo͡aʳ ah g'wåldicha Kamb'l;
  Ko͡am wo͡aʳ'n ma daho͡amd'n, ſo buſſ'ld a g'ſchwind
Mi åh, — ih hån 's g'lid'n, wo͡aʳ ſchdad wi͡a-r-a Lambl,
  Und buſſ'ln håld wida; måg's ah ſo, ma͡in Kind!“

„Und nåcha håd a da ång'fånga z' ſinga,
  Und håd mi ång'ſcha͡ud, hån g'mo͡and, es brind, —
I åwa hån 's Li͡achd a͡usg'ſchna͡izd mid dö Finga,
  Då ſchåmd ma ſi nöd; wo͡asd, ſchna͡iz's a a͡us, ma͡in
Kind!“

„Und nåcha“ — hi͡azd wo͡aʳ'n ſ' ba͡in Ha͡iſ'l ſchon z'gög'n —
  „Löbd's wehl;“ — ſåg'n dö Ålden — „und ſa͡id's a
gu͡ad's Bo͡aʳ!“ —
Du͡aʳch's Schliſſlloch gibd noh dö Mu͡adaʳ 'n Sög'n,
  Und låchd dra͡usd, bis's Li͡achd drinad ausg'ſchna͡idzd wo͡aʳ.

's Deand'l.

De͡andl! wås håsd den in'n Augna'n drin?
De͡and'l! wås håsd den då drin?
Das i håld, wån i nu͡a^r a͡inischa͡u,
Ålwal in gånz'n La͡ib brin?
Auweh! mi͡a^r wi͡a^{r}d nöd gu͡ad,
Aufi in Kobf ſchda͡igd 's Blu͡ad,
Und unt'n ah in He͡a^{r}z
Gſchbi͡a^r i an Schme͡a^{r}z.

De͡and'l! we͡a^r håd da dö Back'ln g'måhln?
De͡and'l! we͡a^r håd da ſ' den g'måhl'n?
Das ma håld mo͡and, es ſo͡an Rosna drån,
Und gla͡i danömad Schneebål'n.
Wån i ſ' ſo ſi͡ach — a Ba͡in
Mechd i då ålmåhl ſa͡in,
Hinfli͡ag'n und ſudz'ln drån,
Wås i nu͡a^r kån.

De͡and'l! wås mu͡as in da͡in'n Ho͡a^r'n ſa͡in?
De͡and'l! wås mu͡as då drin ſa͡in?
Das ma von di͡a^r nima wöcka kån,
Åls wån ma fawick'ld wa^r dra͡in.
Dunk'l ſo͡an ſ' wi͡a dö Nåchd,
So͡an doh a *helli* Bråchd;
Mechd löb'n und ſchde͡a^{r}b'n håld
Drin in den Wåld.

De͡and'l! wås håsd den ån gånz'n La͡ib?
De͡andl! wås håsd den ån La͡ib?
Das i ko͡an åndri af E͡a^{r}d'n mechd,
Åls di alo͡ani zun Wa͡ib?
Wån i di nöd gri͡ag'n du͡a,
Bin i an o͡a^{r}ma Bu͡a,
Is ma ma͡in Glick faſchdro͡ad,
Du͡a ma^{r} a Lo͡ad.

Da Baua bain Ko͡aſa ſaina Grångad.

I.

Wi͡a da Ba͡ua in d' Schdåd a͡inifo͡a^{r}d, und he͡a^{r}d, das da Ko͡aſa grång is.

Såmsdåch ån zöchad'n Mazi fru͡ah fo͡a^{r}d da^{r} åldi Båchhu͡aba,
Wal jusd Woch'nmo͡a^{r}k is, mid ſa͡in Wag'l in d'Schdåd.
Dro͡ad wu͡l a^{r} ånbringa du͡a^{r}t. — 's is kåld, und da Wind ſchna͡id't nöd weni,
Dösdwög'n håd a ſi gu͡ad in an Kodz'n faſchdöckd,
Und a Bfa͡if'l ſie g'ſchdobfd a͡us da Blåda^{r}n mid'n rod'n Dra͡ikini,
So gehd a nöb'n ſa͡in'n Wåg'n, dud'ld a Li͡ad'l daba͡i.
Wi͡a^{r} a dös g'ſunga håd g'håbd, ſo wo͡a^{r} a ſchon då ba͡i da Lini,
Du͡a^{r}t'n zåhld a ſa͡in Ma͡uth, håd ſi dö Gröſchl'n ſchon g'richt,

Und draht ſi åwi gla͡i rechds ba͡i da Ki͡a^{r}ch'n du͡a^{r}ch d' Kodgåß a͡u'm Dro͡admo͡a^{r}k.
Wi͡a-r-a du͡a^{r}t ånkuma^{r} is, låd't a dö Dro͡adſöck g'ſchwind åh,
Schbånd 'n Schim'l fa͡in a͡us und drahd'n mid'n Kobf gög'n d' Flecht'n,
Wo-r-a^{r} a Ha͡i a͡inidu͡ad; d' Kodzna dö lögd a^{r} af's Ros.
Und ſödzd ſi nida zun Dro͡ad, dafon a^{r} ånfüld an Mödz'n,
Das da Kafa gla͡i ſi͡achd, wås fi͡a^{r} a Ke͡a^{r}nd'l dös is. —
Wi͡a-r-a ſo ſizd und Malåff'n fal håd, då kuman zwo͡a Mülna,
Gri͡aß'n anånda rechd ſchen, bla͡ib'n fu͡a^{r} dö Dro͡adſöck gla͡i ſchdeh'n,
Und da^{r} O͡ani måchd go͡a^{r} a dri͡abſelig's G'ſichd, ſågd zun Ånda'n:
„Li͡awa He͡a^{r} Gfåda! jä, jå, la͡ida, dös Unglick is då.“ —
„Nan,“ ſågd da^{r} Åndri draf, „ſo ſchdo͡a^{r}k wi͡a^{r}d uns God nöd falåſſ'n,
Das a^{r} in Ko͡aſa^{r} uns nimd.“ — „Wås!“ ſchra͡id da Ba͡u'^{r} und ſchbringd af,
„Nehma? 'n Ko͡aſa^{r} uns nehma?“ (e͡a^{r} håd dås Wu͡a^{r}t God nöd faſchdånd'n)
„We͡a^{r} wül uns nehma 'n He͡a^{r}n? då mi͡aßd'n ma^{r} ah daba͡i ſa͡in!
He͡a^{r}! ös mögd's ſa͡in we͡a^{r} 's ös wöld's, åwo dös, dös ſågd's ma nöd nimåhl!
E͡ana^{r}n Franz'l, den nimd Ko͡ana^{r} 'n Esdra͡icha'n wög.“
Und da Båchhu͡aba de͡a^{r} ra͡ibd ſchon af mid'n O͡a^{r}ma'n zun Schlåg'n,

Då ſågd da Můlna: „Håsd Rechd! nehma de͠a^{r}f unſa'n ko͠an Menſch;
's wi͠a^{r}d ſi a Ko͠ana nöd d'rau'n, den d' Schlöch, dö dad'n e͠am nöd a͠usbla͠ib'n; —
Åwa mid God, li͠awa Fra͠ind! kån ma ko͠an'n Gri͠ach håld nöd ſi͠a^{r}n.
Den håd 's la͠iba hi͠azd g'fål'n, 'n Ko͠aſa^{r} a Grångad zu͠az'ſchicka.“
Wi͠a da Båchhu͡aba dös he͠a^{r}d, wi͠a^{r}d a^{r} af o͠anmål gånz ſchdad,
Scha͠ud 'n Můlna ſchda^{r} ån, ſa͠in Mal, dås zi͠agd ſi in d' Bro͠ad'n,
Und e͠a^{r} zwinſ'ld mid'n Aug'n, wi͠a wån O͡an'n 's Flena rechd kumd,
Nåcha fo͠a^{r}d a mid'n O͡a^{r}m'l a͠uſi zun Augna und wiſchd ſi
G'ſchwind a Zecha dra͠us åh, dö ſi a͠uſſa håd zwengd,
Und mid an griglad'n Dån ſågd a: „Ma͠in God! dås is jå nöd mögli!
Dös wa^{r} fon Him'l nöd ſchen, wån a^{r} uns den ah noh nahm!“
Z'ruck gehd a hi͠azd zu ſa͠in Dro͠ad, åwa nidaſödzd a ſie nima,
Den go͠a^{r} ko͠an Råsd und ko͠an Ru͠a håd da Båchhu͡aba hi͠azd me͠a^{r},
Und den E͠a^{r}ſchd'n de͠a^{r} kumd, und frågd: „Wås kosd den dås Ke͠a^{r}nd'l?“
Mößd'as um dös, wås a bi͠ath't, ohni Widaröd a͠in. lo͠a
We͠a^{r} is frecha^{r} åls e͠a^{r}, wi͠a d' Söck und da Wåg'n gånz ſo͠an;

Und an klo͡an Bu͡ab'n ru͡afd a hi͡azd, gibd e͡am an Zwo͡anga^{r} an na͡ig'n,
Das a^{r} e͡am åchd gibd af's Ros, e͡a^{r} åwa rend a͡ini in d' Bu͡a^{r}g g'ſchwind,
Wül ſi dakundinga du͡a^{r}d, ob e͡am da Mülna nöd g'log'n.

2.

Da Ba͡ua^{r} in da Ko͡aſabu͡a^{r}g.

Es ſchdengan, wi͡a-r-a^{r} a͡inikumd,
In Hof dameni La͡id,
In G'ſichda^{r}n löſd ma^{r} e͡ana gla͡i
Dö Unglicksna͡iika͡id;
Sö ſchdengan dra͡ibblwa͡is ba͡iſåm,
Und iwrål ſchåld an o͡anzicha Nåhm.

Då tritt a Wa͡ib'l o͡a^{r}m und åld,
Zu-n-an bo͡a^{r}di͡a^{r}d'n He͡a^{r}n,
Und frågd 'n, wi͡a 's 'n Ko͡aſa gehd,
Ob's nöd wül böſſa we͡a^{r}n.
Und de͡a^{r} åntwu͡a^{r}t i͡a^{r}: „'s gehd nöd gu͡ad;“
Då ſchla͡ichd ſi 's Mu͡ada^{r}l wo͡anad fu͡a^{r}t.

A ſcheni Fra͡u, o͡an Bölz håd ſ' ån,
Dås is håld ſchon a Bråchd,
Dö drängd ſi du͡a^{r}chi, frågd nöd fül,
Wån ma^{r} i͡a^{r}n ſchmudzi måchd,
Den wiſſ'n mu͡aß ſ' håld a rechd g'ſchwind,
Wi͡a ſi da Ko͡aſa ha͡ind bifindt.

Auf Grucka'n kumd an Infalid,
  E͡aʳ frågd und he͡aʳd wi͡a 's gehd,
Då höbd a d'Aug'n zun Him'l af,
  Gråd ſo wi͡a zun Gibed,
Und ſågd: „Nan, God! dås wi͡aʳsd' nöd wol'n,
Das i 'n wi͡aʳ iwalöbn ſol'n.

Wås drángd ſi du͡aʳt ſo g'wåldi zu͡a,
  Wo d' Wåchd ſchdehd, du͡aʳt ba͡in Du͡aʳ?
A Zöd'l håd O͡anaʳ in da Hånd
  Und lösd 's den Anda'n fu͡aʳ,
Sö loſ'n, wal draf g'ſchrib'n ſchdehd
Fon Dokda, wi͡a 's 'n Ko͡aſa gehd.

Und Åli gengan dra͡uri fu͡aʳt,
  An Jada ſa͡izfd und glågd,
Und wo͡ana he͡aʳd maʳ ah ſchon gnu͡a,
  An Åldi go͡ar, dö ſågd:
„I håw a Bulfa, dös waʳ rechd,
Wån dös da Ko͡aſa nehma mechd!“

Ku͡aʳz, Gres und Klo͡an und Jung und Åld,
  Is dra͡uri du͡aʳch dö Bång:
Wi͡a kinan d' Kinda lusdi ſa͡in,
  Is e͡ana Fåda grång?
Wi͡a dös da Ba͡ua ſeg'n du͡ad,
So wi͡aʳd e͡am ah gånz entriſch z' Mu͡ad.

E͡aʳ gehd dafon, wi͡a 's Schbrichwu͡aʳt ſågd,
Wi͡a 's Mand'l gehd von Schde͡aʳz,
Schla͡ichd långſåm af'n Dro͡admo͡aʳk z'ruck,
Go͡aʳ ſchwar is e͡am ſa͡in He͡aʳz,
Schbånd a͡in und fo͡aʳd bumali ho͡am,
Åls wån a Hend'l 's Brod e͡am nahm.

3.

Wås da Ba͡ua daho͡am du͡ad.

Dromad ſizd aʳ a͡u'm Wåg'n, und wi͡a 's ſelwa wül, låßd a 's Ros geh'n,
Denkd: Wås i ho͡ambringa du͡a, bring i noh ålawal z'fru͡a;
Singa du͡ad a hi͡azd nöd, und ah da Dowag ſchmöckd e͡am nima,
Flu͡ach'n dad a wohl ge͡aʳn, åwaʳ e͡aʳ fiʳchd ſi da Sind.
O͡anichi Ba͡ua'n bigög'nd aʳ a͡u'm Wöch, und dö do͡an a ſchen gri͡aß'n,
Åwaʳ e͡aʳ dånkd e͡ana kam, ſo das ſ' dakema fu͡aʳ e͡am,
Und daʳ O͡ani zun Ånda'n gla͡i ſågd: „Wås mu͡as 'n Båchhu͡aba
Den iwa d' Löwa ſa͡in g'fo͡aʳn, das a ſo gremaſſi is?“ —
Ba͡in an o͡anſchichding Wi͡aʳdshau͡s, wås ſchdehd a͡um Wöch ån da Schdråß'n,
Wo-r-a ſunsd Ha͡i göb'n håd, wån aʳ in d' Schdåd a͡ini is,
Fo͡aʳd a ah dösmåhl faba͡i; da Wi͡aʳd ſchdehd gråd unta da Di͡aʳ då,

Ru͡afd e͡am: Båchhu͡aba! wi͡a ſchla͡und 's? wi͡a^{r}d ha͡ind nöd g'waſſad ba͡i mi͡a^r?
I håw ha͡ind gråd e͡an ånzabfd, an Zwo͡aazwo͡anzga^r an gu͡ad'n!“
Und da Båchhu͡aba ſågd draf: „„Dång ſchen i hån ha͡ind ko͡an Du͡a^{r}ſchd.““
Hi͡azund is a daho͡am, 's is dung'l, håd na͡ini ſchen g'ſchlåg'n;
Wi͡a-r-a håldt ba͡i ſa͡in Ha͡us, laſt e͡am ſa͡in Liſ'l entgög'n,
Und dö Kinda mid i͡a^r, dös glo͡ansdi, dös drågd ſ' a͡u'm O͡a^{r}ma'n.
„Gri͡as eng God!“ ſågd da Mån ku͡a^{r}z; driwa fawundad ſi 's Wa͡i,
Und ſi ſcha͡ud'n rechd ån, und ſågd: „„Li͡awa^r Ålda! wås is da,
Das ſi Fåldna ſo fül z'åmazi͡ag'n af da͡in Hi͡a^{r}n?
Håsd an Fadrus g'håbd in We͡an? bisd ho͡a^{r}b? wås is da den g'ſcheg'n?““
„Fül is g'ſcheg'n,“ — ſågd da Mån — „mi͡a^r, di͡a^r und Ål'n in Lånd!
Gehd's nu͡a^r a͡ini in d'Schdub'n, zünd ån dawal 's Lamb'l ba͡in Grisdas,
Ålas zun Bedd'n richd he͡a^r — gla͡i kum i nåch, gehd's nu͡a^r, gehd's!“ —

4.

's Gibed.

Wi͡a-r-a^{r} a͡inikumd nåcha^{r} in d'Schdub'n, dazöld a gla͡i Ålas,
Wås a g'he͡a^{r}d håd und g'ſeg'n: e͡a^{r} flend, mid e͡am flend ſa͡in Wa͡i,
Und wi͡a dö Kinda dös ſeg'n, ſo flena ſ' håld ah, dös faſchbehd ſi.
E͡a^{r} ekſchblizi͡a^{r}d e͡ana gla͡i, we͡a^{r} da Ko͡aſa den is,
Wås a ſchen dån håd fi͡a^{r} 's Lånd, und wås ma^{r} e͡am z'dånka håd Ålas,
Wi͡a-r-a ſo g'rechd is und gu͡ad, und ſo fädali g'ſind.
Dös ekſchblizi͡a^{r}d a^{r} e͡an Ål's, das ſ' wiſſ'n, wårum ſ' den ah wo͡ana,
Und nåcha ſågd a: „Hi͡azd kumd's, gni͡ad's eng nida mid mi͡a^{r},
Låßd's uns bidd'n ba͡i God, damid a den Gu͡ad'n låßd g'ſund we͡a^{r}n.“
Und e͡a^{r} bedd e͡ana fu͡a^{r}, Kinda^{r} und Wa͡i bedd'n nåch:

Li͡awa God mi͡a bidd'n di,
Wülsd uns nöd falåſſ'n,
Unſa'n li͡ab'n! gu͡ad'n He͡a^{r}n
Uns neh lenga låſſ'n!
Wån ma wo͡a^{r}'n gu͡ad und braf,
Wån ma di͡a^{r} håm g'fål'n,
Rechn' 's unſa'n Ko͡aſa zu͡a,
Megsd as E͡am hi͡azd zåhl'n!

Du bisd unſa Fåda drob'n,
  Und e͡a^{r} is 's då unt'n;
Noh ko͡an'n böſſa'n Fåda håm
  Jemåhl'n Kinda g'fundt'n;
Åli Nåchd und åli Dåch,
  Dö ſi͡a^{r} uns e͡a^{r} göb'n,
Dö fagüld e͡am wida hi͡azd,
  Rech'n e͡am 's zu͡a ån Löb'n!

Giw e͡am Gråfd und giw e͡am Mu͡ad,
  Z'iwaſchdeh'n ſa͡in La͡id'n,
Lås da͡in bösd'n Eng'l jå
  Fon ſa͡in Bödd nöd ſcha͡id'n;
Sa͡ini Dokda, dö dala͡ichd,
  Das ſ' e͡am bra͡uch'n Såch'n,
Dö g'wis helf'n und rechd båld
  G'ſund e͡am wida måch'n.

So wi͡a hi͡azund mi͡a^{r} dö Hend,
  He͡a^{r}god! zu di͡a^{r} höb'n,
So höb'n 's noh fül Da͡uſ'nd ah,
  Bidd'n um ſa͡in Löb'n.
He͡a^{r} ſo füla Kinda G'ſchro͡a,
  In da͡in's Kindes Nåmen,
E͡am, o He͡a^{r}! und uns ſchdeh ba͡i,
  Sa͡i uns gnedi — Amen!

Und wi͡a ſ' a͡usbedt håm g'håbd, ſo bla͡ib'n ſ' noh gni͡a'n a Biſſ'l,
  A Fådarunſa noh bedt hi͡azund an Jad's in da G'ho͡am,

Nåcha ſchdenga'n ſ' håld af und 's Gruzifigs bußd an Jåda,
Åfd'n löſchd 's Lamb'l g'ſchwind a͡us d' Mu͡ada, ſö gengan in's Bödd;
Åli ſchlåfen's gla͡i a͡in, den wo O͡a^{r}wad is, då is Schlåf ah,
Åwa da Fåda de͡a^r håd go͡a^r an ſeldſåma Dro͡am.

5.

Da Dro͡am,

Es is e͡am ſo, åls wån a gang
Fru͡a a͡uſſi in ſa͡in Wåld,
Und wi͡a-r-a gehd und wi͡a-r-a ſcha͡ud,
A Nösd'l ſi͡achd a båld;
Und wi͡a-r-a zuwi kumd zun Nösd,
So͡an drin finf glo͡ani Le͡a^{r}cha^{r}ln *) g'wösd.

Dö Le͡a^{r}cha^{r}ln ſo͡an ſo mått dågl'ög'n,
Håm d'Schnaba^{r}ln wa͡id afg'ſchbe͡a^{r}d,
Den grång ligd e͡ana Fåda då
Danömad af da^r E͡a^{r}d,
Und d' Mu͡ada is ba͡in Fåda g'wösd,
Und ſö håm g'ſchri͡a'n drin in den Nösd.

Då gehd jusd a͡us'n negsd'n Gſchdifd **)
Da Dokda gråd faba͡i,

---

*) Öſterreichs Wappen.
**) Stifft, der Name des kaiſerlichen Leibarztes.

Dea͡^{r} ſichd dö grångi Le͡a^{r}ch'n — gehd
Zu e͡ana Schda͡ud'n *) gla͡i,
Und åli zwe͡en dö gi͡aß'n fa͡in
Da Le͡a^{r}ch'n Da͡u in's Göſcha^{r}l a͡in.

Und kam håd dö 's faſchlickd, ſo höbd's
Dö Fligl'n wida na͡i,
Schdehd af, und wi͡a's dö Junga he͡a^{r}d,
So fli͡agd's zun e͡ana gla͡i,
Und d'Mu͡ada dö måchd 's ah a ſo,
Und d'Junga ſo͡an nöd weni froh.

Und wi͡a dö Le͡a^{r}ch'n na͡i gebo͡a^{r}n
Hi͡azd dromad ſidzd a͡u'm Bo͡am,
So is ſ' hi͡azd go͡ach an Ådla wo͡a^{r}n —
Und a͡us is ſo da Dro͡am.
Da Ba͡ua rib'ld d' Augna ſie,
Und denkd: De͡a^r Dro͡am is wundali.

6.

Dö Dra͡ua.

'n anda'n Mu͡aring rechd fru͡a gehd da Båchhu͡aba zun Bfo͡ara,
Sågd e͡am, wås den in da Schdåd drinad fu͡a^{r}gånga^r is.
Wi͡a-r-a dös he͡a^{r}d, daſchrikd da wa͡isho͡aradi Datl nöd weni,
'n Mösna ſchickd a gla͡i fu͡a^{r}t, låßd 's 'n Åmdmån e͡a^{r}ſcho ſåg'n,

---

*) Doktor Staudenheimer, der zu dem Consilio beigezogen wurde.

Nåcha ſa͡in Amdsbri͡ada'n ah, dö umadum ſo͡an af dö Bfo͡arn,
So, das åfd bis af Middåch Ålas dås Unglick ſchon wo͡as;
Und 's Lamadab'l is gros in da gånz'n Gög'nd ba͡i Ål'n. —
In da Nåbaſchåfd gla͡i wo͡aʳ an Fawålda ſa͡in Dåch,
Då håd aʳ åli Jo͡aʳ göb'n a Fröſſara͡i an ung'ha͡iri,
Ha͡ind låsd aʳ åhſåg'n, falögd's bis af böſſari Za͡id,
O͡ana håd wol'n an Ka͡uf fon fuchzehn Joch Ackaʳ åhſchli͡aß'n,
Åwa de͡aʳ wül's ah nöd do͡an, ſunda'n faſchbo͡aʳd's af åchd Dåch;
Und a jung's ſa͡uwa's Bo͡aʳ, dös mu͡aring ſa͡in E͡aʳndåch ſol håld'n,
Wül ah nöd glickli eh ſa͡in, bis da Ko͡aſaʳ is g'ſund.

In dö Ki͡aʳchna rend nu͡aʳ Ålas,
Wo ſ' 's Hochwi͡aʳdichi håm a͡usg'ſödzd,
Ba͡in Åldo͡aʳ, då gni͡ad da Bfo͡ara
Af an rodfahhengd'n Schåml,
Und de͡aʳ bedd fül Fådarunſa,
Und a åndari Gibeda,
Fi͡aʳn Ko͡aſa, das da Him'l
E͡am bifra͡i'n mechd fon da Grångad.
Und dö gånzi G'mo͡an bedd nåchi,
Nöd mid'n Mal nu͡aʳ, ah mid'n He͡aʳz'n.
E͡aʳſchd wi͡a's ſchbåd wi͡aʳd, gengan ſ' wida
Aus da Ki͡aʳch'n ſchdad und dra͡uri;
Selwa dö glo͡anwinzing Bu͡ab'n,

Dö, wån ſ' a͡us da Ki͡aʳch'n genga,
Sunsd a g'wåldig's G'ſchdo͡anz fabringa,
Gengan dösmåhl ho͡am gånz ru͡awi,
Wal ſ' dö Groß'n dra͡uri ſeg'n.
Und wo ſ' fonanånda ſcha͡id'n,
Bfi͡adt da Hanſ'l noh 'n Hi͡aſ'l,
Schra͡id e͡am noh fon wa͡id'n nåchi:
„Hoff'n wol'n ma, das ma mu͡aring
Aus da Schdåd wås Böſſa's he͡aʳn!“

O͡anichi Dåch gehd's fu͡aʳt ſo dra͡uri.
D' Åld'n ſchdel'n ſie hin zun Bosdha͡us,
Wån a Wåg'n a͡us da Schdåd kumd,
Fråg'n ſ' håld fla͡iſſi, ob ſ' 'n Ko͡aſa
Den ha͡ind noh nöd böſſa geh'n dad,
Und ſi g'fra͡i'n ſi, wån ſ' nu͡aʳ he͡aʳn do͡an,
Das a Biſſ'l Hoffnung is.

7.

D' Fra͡id.

Endli ån finſd'n Dåch draf, jusd ſchdehd da Båchhu͡aba ba͡in Bosdha͡us,
Då kumd a Gudſch'n ång'fo͡aʳn, drin ſidzd a He͡aʳ und a Fra͡u,
Und wi͡a ſ' håld'n ba͡in Bosdha͡us, ſo måchd da He͡aʳ af und ſchda͡igd a͡uſſa,
Sumsd a Li͡ad'l und låchd, zi͡agd ſa͡in Ba͡id'l a͡us'n Såck,

Zåhld 'n Boſdilion und gibd e͡am a dra͡iſåg's Dringgeld;
Und an Blind'n, de͡aʳ gråd ſchdehd ba͡in Boſdha͡us ån Du͡aʳ,
Schenkd aʳ an Guld'nſcha͡in go͡aʳ, und ſågd e͡am: „Dring ha͡ind a Maß'l!
Ålas mu͡as luſdi ha͡ind ſa͡in, 's is go͡aʳ a fra͡idicha Dåch!“
Wi͡a da Båchhu͡aba dös he͡aʳd, ſo dritt a zun Fremd'n g'ſchwind zuwi.
„He͡aʳ!“ — ſågd a — „ſåg'n ſ' ma, i bidd, wi͡a gehd's 'n Ko͡aſa den drin?“
Und da Fremdi gibd Åndwu͡aʳd: „Gu͡ad,“ ſågd a, „gehd's e͡am, ma͡in Ålda!
Åli G'fo͡aʳ is faba͡i, unſa Ko͡aſa wi͡aʳd g'ſund!“
„He͡aʳ! li͡awa He͡aʳ! is dös wo͡aʳ?“ ſo ſchra͡id da Båchhu͡aba, und kißd e͡am
D'Hånd, wo a Zecha dra͡uf fåld. „Jå!“ ſågd da Fremdi e͡am dra͡uf,
„De͡aʳfd's ma's gla͡ub'n, ma͡in Fra͡ind, und Ålnan de͡aʳfd's as dazöl'n;
God håd ſi unſa dabo͡aʳmd, God håd 'n widaʳ uns g'ſchenkd!“

Und da Båchhu͡aba
Kån ſi nöd fåſſ'n,
La͡ufd du͡aʳch dö Schdråß'n
Gråd wi͡a-n-a Ro͡aʳ;
Wem a bigög'nd
Schra͡id a zu͡a: „Mu͡ad!

Ålas is gu͡ad!
Aus is dö G'fo͡a^r!“
Wo͡ana^r und låch'n
Du͡ad a ſchi͡a^r z'gla͡ich,
Juchaz'n du͡ad a,
Das d'Ki͡a we͡a^{r}n ſcha͡ich;
'n Hålda
Den zåhld a
G'ſchwind a Måß Bi͡a^r,
Und nida rend a^r
'n Åmdsde͡ana ſchi͡a^r.
Aini nu͡a^r ſchra͡id a
G'ſchwind ba͡i ſa͡in Ha͡us:
„Dö Dra͡urika͡id, Kinda,
Is åli a͡us!“
Und ſa͡in'n Wa͡i ſchåfd a^r
Ali und g'ſchwind,
Zwo͡a Schdrudl'n ſol ſ' måch'n
Fi͡a^r an i͡ad's Kind.
Ålwal wi͡a no͡arisch
Låchd und ſlend a;
Auſi in Bfo͡a^{r}hof
Nåcha rend a:
„Hån i dös Schlimi
Bråchd fo͡a^r ſögs Dåch,
Bring i hi͡azunda
's Gu͡adi ah nåch!“
Und ſo dazöld a^r

'n Bfo͡ara hi͡azd g'ſchwind,
Das ſi da Ko͡aſa
Gu͡ad ſchon bifindt.
Nåchaʳ in's G'mo͡anha͡us
Wül a gla͡i fu͡aʳt,
Åwa da Bfo͡ara
B'hålt 'n noh du͡aʳt.
„E͡aʳſchd“ — ſågd a — „dånk'n ma
'n Him'l dafi͡aʳ,
Nåcha, Båchhu͡aba,
Geh'n ma zun Bi͡aʳ!“
Und wal zun Sög'n
Jusd is dö Za͡id,
Schda͡igd aʳ af d'Kånz'l,
Fakindingd dö Fra͡id;
Nåchaʳ in Sög'n
Gibd a fu͡aʳån,
Und ſchdimd a: He͡argod,
Dih lob'n mi͡aʳ! ån,
Und da Schulmo͡asda
Dromad, miſchd fa͡in
Ah „'s God ahålde!“ *)
Åf daʳ O͡aʳgl mid a͡in.

---

*) Die öſterreichiſche Volkshymne.

Da Dro͡am.

Wån dö O͡a^{r}wad faba͡i wo͡a^r, und d'Sun ſi håd åwizog'n långſåm
Hinta dö Fehra ba͡in Wåld, ſo das noh d' Schbizna håm glånzd,
Håd ſi da Ba͡ua Gånsfellna fåsd ålmåhl i's Ga^{r}tl g'ſözd auſſi,
Untar an u͡a^{r}åld'n Bo͡am, drunta^r a Diſch'l is g'wösd
Und zwo͡a Bang'ln daba͡i, mid'n Fi͡aß'n in d' E͡a^{r}d a͡inig'ſchlåg'n,
Wi͡a-r-a ſi 's ſelwa håd g'måchd; — 's Wa͡i und dö Kinda^r ålſånd,
Bu͡ama ſi͡ari, wi͡a d' Hëchdna ſo friſch, und a De͡and'l danömad,
Håm ſi ålmåhl rechd g'fra͡id, wån a håd 's Kap'l bige͡a^{r}d,
Nåchi ſo͡an ſ' gånga^r i's Ga^{r}tl und håm ſi zun e͡am g'ſödzd zun Diſch'l,
Und du͡a^{r}t håm ſ' göſſ'n ålſånd 's Nåchdmåhl und bla͡uſchd midanånd,
Åſd håd da Fåda dazöld 'n Kinda'n a ſcheni Hisdo͡ari
Fån an halinga Mån, oda fon G'ſchbensda^{r}n ſo wäs,
Oda^r e͡a^r håd diſchgari͡a^{r}d mid e͡ana fon Fi͡ach, fon da Wi͡a^{r}dſchåfd,
Und håd 'n Kinda'n daba͡i g'ſågd, wo Åls he͡a^{r}kema du͡ad,
Wi͡a dås Dro͡ad gſo͡ad wi͡a^{r}d, wi͡as wågsd, wi͡a ma's mo͡ah'n nåcha du͡ad und ah dröſchn,
Und das nigs ſchla͡und af da Weld, wås unſa He͡a^{r}god nöd g'ſög'nd.

Und dö Bu͡ama^{r} ål dra͡i håm zu͡aglosd mid offana Mala^{r}n,
Nu͡a^{r} da glo͡ansdi håd åfd, wån's e͡am z'lång wu͡a^{r}n is,
Z'nåbafz'n ång'fångd und z'dung'n, und d'Hånd håd a hing'lögd af's Diſch'l
Und 'n Kobf nåcha draf, åfd håld a z'ſchno͡a^{r}chen ång'höbd,
D'Mu͡ada håd glosd af'n Fåda, danömad håd ſ' åchd göb'n a͡u'm Glo͡ansd'n,
Das a nöd åwifål'n du͡ad, und ma håd's g'ſegn in ſe͡a^{r}n G'ſichd,
Wi͡a ſa ſi denkd håd: Ma͡in Mån, dös is ſchon fon Ålnan da G'ſcha͡idasd,
Und an i͡ad's Wu͡a^{r}t håd ſ' e͡am fåsd g'numa mid'n Augnan fon Mahl.
So ſo͡an ſ' g'ſöff'n ba͡inånda bis's na͡ini g'ſchlåg'n håd a͡u'm Bfo͡a^{r}du͡a^{r}n,
Åfd'n ſo͡an ſ' a͡ini i's Ha͡us, bedd håm ſ' und nida ſi g'lögd

O͡anmåhl — in Juni is 's g'wöſ'n, dö Lufd håd ſchen låwlad åfd g'ſchdrich'n, —
So͡an ſ' ah in Ga^{r}t'l dra͡usd g'wösd, åfd håd da Fåda ſo g'frågd:
„Hands, ös Bu͡ama! wås mo͡and's den a ſo, wås wölt's den ös we͡a^{r}n?
Groſſa! ba͡i di͡a^{r} wa^{r} 's ſchon Za͡id, das ma in d'Zu͡akunfd fa͡in denkd;
Dra͡izöcha Jo͡a^{r} wi͡a^{r}sd ſchon åld, ma͡in Jö͡a^{r}g'l, af negsd'n Ma^{r}dini,
Gehsd ah in d'Schul ſchon lång gnu͡a, kånsd ſchon braf löſ'n und ſchra͡ib'n.

O͡ana fon eng, wån i ſchdi͡aʳb, gri͡agd frali ma͡in Ha͡iſ'l und d'Wi͡aʳdſchåfd,
D'Mu͡ada bla͡ibd nåcha ba͡in-e͡am, åwa dö åndaʳn zwo͡a Bu͡ab'n,
Denan kån i nigs göbn, dö mi͡aſſ'n ſi ålſo ſchon umſcha͡u'n,
Das ſ' zu wås kema; drum röd's Bu͡ama! wås wölt's den ös we͡aʳn?“
Und da Glo͡ansdi ſchra͡id gla͡i: „I, Fådaʳ, i wül a Huſaʳ we͡aʳn!“ —
„Rechd is 's, ma͡in Hanſ'l!“ ſågd draf ſchmuzad da Fåda zun e͡am,
„Du bisd a Mu͡aʳdke͡aʳl dazu͡a, håsd a Brusd a bro͡adi und Gröfdna
Af an finfzaringa Bu͡am, das ma ſi föli faſchda͡und.
He͡aʳsd as, Wa͡i! z'nagsd hån i 'n g'ſeg'n, 'n Hanſ'l, fon Ha͡ibod'n åwa,
Wi͡a-r-a in Hof gånz alo͡an d'Scha͡ibdrug'n g'fi͡aʳd håd fol Misd.“ —
„Jå,“ ſågd 's Wa͡i draf, und ſchdra͡ichd 'n Hanſ'l dö Ho͡aʳ fon Kobf dåni,
„De͡aʳ is ſchon fi͡aʳ an Huſaʳn g'måchd, de͡aʳ da͡igsliſchi Bu͡a!
Wi͡a dö Ra͡ida ba͡in uns då z'nagsd'n ſo͡an a͡ing'wo͡adi͡aʳd g'wöſ'n,
Håd aʳ ålawal g'ſchbüld mid den O͡an'n ſa͡in'n Balaſch;
Und wån aʳ 'n afi håd g'höbd — es wo͡aʳ go͡aʳ a gu͡ada Såldåd dås —
Afi af's Ros, håd fo͡aʳ Fra͡id ålamåhl g'juchazd der Bu͡a!“ —

»Nån, wi͡a God wül!« ſågd da Fåda, »'s wi͡aʳd frali bis dåhin noh Wåſſa
Åwirina ſchon gnu͡a — Dan'n mu͡as ma 'n Ko͡aſa jå göb'n.«
Hi͡azd åwa wendt a ſi iwri zun zwa͡it'n, an flågsho͡aring Bu͡ab'n:
»Nån, und wi͡a is 's den mid di͡aʳ, Libb'l! wås wi͡aʳsd den du we͡aʳn?«
»Fådaʳ! ih wi͡aʳ a He͡aʳ Bfo͡ara!« — »Ah! dås låsd ſi he͡aʳ'n, ma͡in Libb'l!
Dås is a Brod, wo ma kån Sem'ln ah öſſ'n daba͡i;
Dösdwög'n du͡asd ah ſchon hi͡azd misdri͡aʳn in Cho͡aʳrog und laſsd ſo,
Wån ån an Fa͡ijadåch fru͡ah Za͡id zun Z'ſåmla͡it'n is;
Und dås Fahn'ldråg'n go͡aʳ ba͡in Umgång, dås låßd da nöd nehma.
Dös åwa is noh nöd g'nu͡a; då mu͡asd rechd fla͡iſſi ſa͡in, Libb!
Den a Bfo͡ara mu͡as fül g'ſchdudi͡aʳd håm, i gla͡ub, go͡aʳ låda͡iniſch;
Nån, es wi͡aʳd ſi ſchon göb'n; håsd ko͡an fanåg'ld'n Kobf.
Hi͡azd åwa kim i zu di͡aʳ, ma͡in Groſſa! du bisd ſchon da Gſcha͡idi,
Dö zween wiſſ'n noh nöd, wås ſ' den rechd wöl'n af da Weld,
Du åwa bisd in den Jo͡aʳn, wo da Knobf ſchon mu͡as ånfångaʳ afz'geh'n;
Hånsjö͡aʳg'l, ſåg ma, wi͡a is 's? nöd wo͡aʳ, du bla͡ibsd håld ba͡in Ha͡us?

„No͡an! Fåda, no͡an! i bidå͡ng mi, i måch ko͡an Ba͡ua nöd wea͡^{r}n!
Nehmd's ma's nöd iw'l, i bid, ſcha͡ud's, es g'ſra͡id mi håld nöd.“ —
„Nån, und wås håsd den in Sin?“ — „A groſſa Hea͡^{r} mechd i wea͡^{r}n!“
„So? — ma͡ina Seel! du håsd Rechd, dös is ſo dålkad nöd g'röd't,
Und da͡in Gusdo, den kån dia͡^{r} wo͡a^{r}la ko͡an Menſch nöd fadenk'n;
Åwa dös is håld nöd gla͡i, ſo wia͡ ma Höfa^{r}l ſågd, g'ſcheg'n.
Jo͡a^{r}gl, ſa͡i g'ſcha͡id, und b'ſin di fa͡in åndaſchd!“ — „No͡an! Fåda^r, ih kån nöd!
Wån unſa G'ſchloshea͡^{r} ſo kimd a͡uſſa zun uns a͡us da Schdåd,
Und wån i ſia͡ch ſa͡ini Bu͡ama, ſö ho͡aſſ'n ſ' dö junga Båråna,
Wås ſ' fia͡^{r} Glo͡ada^r ånhåb'n, åli mid guldani Knöbf,
Und fia͡^{r} Ködna^r, und U͡a^r'n, und Ring, und da Meni ſo Såchna,
Und wia͡ ſ' ra͡id'n und fo͡a^r'n, Fiſch do͡an fånga^r und jåg'n,
Und wia͡ Ålas fon wa͡id'n 'n Hu͡ad ſchon mu͡as åhzia͡g'n fo͡a^r e͡ana:
Då mo͡an i ålmåhl, in dös ſchickad i ah wohl mi dra͡in,
Und unſri Kia͡ und dö Schwa͡in und d'O͡a^{r}wad g'fra͡id mi håld nima,
's gehb ma håld nöd a͡us'n Kobf, ſo-n-a Båron mechd i wea͡^{r}n.

Aufrichdi mu͠as i eng's ſåg'n, i hån maʳ ah g'wo͠and ſchon ma͠in's Gnia͠g'ns,
Und es fadria͠sd mi ſchon Åls, wå's in nu͠aʳ ånſcha͠u'n du͠a!“ —
„Jå!“ ſågd hia͠zd d'Mu͠ada, „hea͠ʳsd Mån, dös hån i ah g'möa͠ʳkt ån den Bu͠ab'n,
Das a gånz hea͠riſch ſchon du͠ad; 's is ea͠m koa͠n Hålsdia͠ch'l rechd,
Und wås a benzd ſchon ån mia͠ʳ, ih ſol ea͠m an Rog måcha låſſ'n
Schdåd ſa͠in Jancka, und ah kaf'n an Hu͠ad ſchdåd da Ha͠ub'n,
Dös kånsd nöd gla͠ub'n“ — „So! ſo!“ ſågd hia͠zd da Fåda gånz ea͠ʳnsdla,
„Is 's ſchon um dö Za͠id mid ea͠m? Nån, dös waʳ ma nöd lia͠w.
Hånsjöa͠ʳgl! ſödz di dåhea͠ʳ zu mia͠ʳ, i wia͠ʳ wås dazöl'n,
Wås mia͠ʳ ſelwaʳ is g'ſcheg'n, los rechd fla͠iſſi mia͠ʳ zu͠a.
Liſ'l, geh a͠ini, und bring ma g'ſchwind noh a Hålwi an Åld'n,
Und a g'ſelchd's Fla͠iſch'l dazu͠a.“ — D'Liſ'l gehd a͠ini i's Ha͠us,
Bringd in Wa͠in in an Gru͠ach und af an grea͠n'n Della dås G'ſelchdi,
Und da Mån drinkd ea͠ʳſchd oa͠n Schluck, åfd höbd aʳ ån zun dazöl'n:

„In mia͠ʳ is ah da Da͠if'l
Fon Hochmu͠ad drinad g'ſchdökd,

Mi͡a^r håd ah in ma͡in'n Ha͡iſ'l
  Nigs g'fål'n me͡a^r und nigs g'löckd;
Ah du, ma͡in li͡awi Liſ'l,
  Håsd mi͡a^r zu͡a^r ſelwing Za͡id,
Und ös, ös li͡awi Kinda,
  Hådd's go͡a^r mi nima g'fra͡id.

Bi umag'ſchdig'n wi͡a^r O͡ana,
  De͡a^r wås falu͡a^{r}n håd,
Ma͡in Dicht'n und ma͡in Drācht'n
  Wo͡a^r a͡ini nu͡a^r in d'Schdåd.
Wån d'Föga^{r}ln ſchen håm g'ſunga,
  I hån mi drum nöd g'ſche͡a^{r}d,
Und ålmåhl g'o͡a^{r}gad håds mi,
  Wån wo a Schåf håd ble͡a^{r}d.

Es is ko͡an O͡a^{r}wad gånga
  Mi͡a^r me͡a^r fon ma͡ina Hånd,
Hån i o͡an Schdådhe͡a^{r}n g'ſeg'n,
  So hån i ålmåhl zånd.
Du, Liſ'l, håsd de͡and g'ſeg'n
  Ma͡in Lo͡ad; doh, God ſa͡i Dång!
Du håsd nöd g'wißd dö U͡a^{r}ſåch,
  Håsd g'mo͡and, i bi håld grång.

Und is da^r Åwad kema,
  So hån i mi, wi͡a jözd,
Mid ma͡in Fadrus alo͡ani
  Då unta'n Nusbo͡am g'ſödzd.

Då hån i ålmåhl nåchdenkd,
  Gånz ohni Råsd und Ru͡a,
Wi͡a-n-i ma͡in dra͡urig's Schigſål
  Mid o͡anmåhl enda^{r}n du͡a.

Und o͡anmåhl, wi͡a-n-i ah ſo
  Håld deng und ſimali͡a^r,
Då bin i a͡inikema
  In d'Schdåd, i wo͡as nöd wi͡a;
Hån g'håbd zweenda͡uſend Guldna
  In Ba͡id'l gråd ba͡i mi͡a^r,
Mid ſo an Geld'l kån ma
  Åfd ſchon wås ånhåb'n ſchi͡a^r.

Und drinad hån i g'fund'n
  Fül Fra͡ind gla͡i in da Schdåd,
Dö håm ma'n Ainſchlåch göb'n,
  Wi͡a's O͡ana z'måcha håd,
De͡a^r g'ſchwind rechd ra͡ich wül we͡a^r'n.
  Hån E͡ana ah fadra͡ud,
Und rechd o͡an gu͡ad'n Hånd'l
  Åfd lifdi z'måch'n g'ſcha͡ud.

I hån ma d' brådna Fög'ln
  I's Mahl ſchon ſeg'n fli͡ag'n;
Dö Fra͡ind håm g'ſågd, i wu͡a^{r}d ah
  Du͡a^{r}ch ſö an O͡amd'l g'ri͡ag'n,
Då hån i g'löbd fa͡in lusdi,
  Und nigs me͡a^r håd mi grenkd,

Hån nöd ån Ha͡us und Hof me͡a^r,
Ån Wa͡i und Kinda denkd.

So is dö Za͡id fagånga,
La^r is ma͡in Ba͡id'l wu͡a^r'n,
Då håd ſi Ålas g'endad,
Und Ålas wo͡a^r falu͡a^r'n;
Dö Fra͡ind håm mi falåſſ'n,
I hån noh mi͡aſſ'n he͡a^r'n,
Wi͡a ſ' a͡usg'låchd håm 'n Ba͡ua,
De͡a^r ſchbül'n håd wöl'n an He͡a^{r}n.

Dös Ding, dös håd mi g'fa^{r}b'ld,
Und inali rechd grenkd;
Wi͡a^{r}sd e͡ana's doh noh zo͡ag'n,
We͡a^{r}s d'bisd, hån i ma denkd.
Bi zu-n-an Wi͡a^{r}t hingånga,
O͡an åld'n Fra͡ind fon mi͡a^r,
A Geld af Bu͡a^{r}ch du͡a^{r}t g'numa,
Ma͡in Ha͡us faſchrib'n dafi͡a^r.

Damid i g'ſchwind mechd ra͡ich we͡a^{r}n,
Hån i mi g'lögd af's G'ſchbül,
Då bin i åwa kema
E͡a^{r}ſchd rechd in dö Briſül;
Hån ålwal me͡a^r falu͡a^r'n,
Fül g'ſchikda wo͡a^{r}n dö He͡a^{r}n,
Af d'Lödzd håd i fu͡a^r Schuld'n
Noh ſol'n a͡ing'ſchbo͡a^{r}d we͡a^r'n.

Då hån i ba͡i da Måchd mi
  G'ſchwind fu͡aʳt g'måchd a͡us da Schdåd,
Ko͡an'n Gra͡idſa Geld in Ba͡id'l,
  Und hungri, grång und mått.
Inwendi is ma g'wöſ'n
  So kimali und ſchwe͡aʳ,
Und ſo hån i mi bed'ld
  Bis in ma͡in De͡aʳf'l he͡aʳ.

Und wi͡a-n-i du͡aʳt bi kema
  Af's Be͡aʳg'l — du͡aʳt, wo 's Fi͡ach
Åfd wo͡adt, wi͡a hän i g'fra͡id mih,
  Das i ma͡in Ha͡iſ'l ſi͡ach;
He͡aʳgod! wås hån i g'ſeg'n?
  Ko͡an Ha͡us und ah ko͡an Dåch!
A Fa͡ijasbrunsd håd's åhbrend
  Schon ån Georgidåch!

Und wa͡i-r-i hi͡azd fol Engsdna
  Då a͡inikim af d'Wiſ',
Då he͡aʳ i, das ma͡in Liſ'l
  Aus Kuma g'ſchdu͡aʳb'n is;
Und eng, ös li͡ab'n Kinda,
  Eng ſi͡ach i nåckad — d'Nod
Dö dra͡ibd eng, das 's mi͡aßd's bed'ln
  Ba͡in Ba͡ua'n um a Brod.

Dös kund i nöd dabråg'n,
  La͡ud hån i g'ſchri͡a'n und g'wo͡and,

Bin in a Ohnmåchd g'fål'n,
Und hån ſchon z'ſchde͡aʳb'n g'mo͡and;
Doh wi͡a-n-i d'Aug'n hån afg'ſchlåg'n,
Då widaʳ unta'n Bo͡am,
Då ſa͡idt's ös ba͡i mi͡aʳ g'ſöſſ'n —
Und Ålas wo͡aʳ a Dro͡am. —

Då unta'n Nusbo͡am bin i
Aing'ſchlåf'n af dö Nåchd,
Und ſo hån i in Schlåf nu͡aʳ
Ma͡in Ro͡as in d'Schdåd hin g'måchd.
Wisd's noh, wi͡a-n-i eng g'hålsd hån,
Und wi͡a-n-i mi hån g'fra͡id?
Da Him'l håd den Dro͡am g'ſchikd
Mi͡aʳ noh zu͡aʳ rechd'n Za͡id."

Wi͡a-n-a dös håd dazöld g'håbd, ſo is da Fåda gånz ſchdad g'wösd,
D'Mu͡adaʳ åwa håd g'flend, und mid'n Fi͡aʳta, mid'n blåw'n,
Si dö Zecha wögg'wiſchd, und åli Zween håm's 'n Jo͡aʳg'l
Ang'ſcha͡ud; de͡aʳ åwaʳ is ſchdad z'e͡aʳſchd då g'ſöſſ'n a Wal,
Åfd'n håd a ſi krådzd in Kobf, håd 'n Fåda dö Hånd göb'n,
Und håd hålb wo͡anali g'ſågd: „Nån! ſo bla͡ib i ba͡in Ha͡us!"

's Hålda-Ba^{r}l.

Da Hanſ'l hålt Ogsna, dö Gred'l hålt Ki͡a,
Und åfd håm ſ' anånd ge͡a^{r}n gri͡agd, ma wo͡as go͡a^{r} nöd wi͡a.

Da Hanſ'l håd a͡usdrib'n um fi͡ari fu͡a^{r} Dåch,
Und dö Gred'l håd a͡usdrib'n um ſinfi gla͡i nåch.

Da Hanſ'l håd hindrib'n zun Gmo͡anwi͡a^{r}t ſa͡in'n Dro͡ad,
Und dö Gred'l håd hindrib'n danömad af d'Wo͡ad.

Dö Gred'l håd dud'ld herent ba͡i dö Ki͡a,
Und da Hanſ'l håd dud'ld fon drent'n mid i͡a^{r}.

Da Hanſ'l håd iwri a Buſſ'l g'wo͡a^{r}fa,
Und dö Gred'l håd åfd'n o͡an's iwraka͡id a.

'n Hanſ'l ſa͡ini Ogsna, da Gred'l i͡ari Ki͡a,
So͡an unt'ranånd kema, ma wo͡as go͡a^{r} nöd wi͡a.

Da Hanſ'l und d'Gred'l ſo͡an ah ba͡inånd g'wösd,
Und Ne͡amsd håd's nöd g'wusd, dös wo͡a^{r} ſchon 's ålabösd.

Und g'ha͡iråd håm ſ' åfd, 's ſchdengan hi͡azd in o͡an'n Ha͡us
Dö Ogsna und d'Ki͡a, und ſo is dö G'ſchichd a͡us.

Dö Be͡aʳch.

Wo's ålwal öben gehd und gråd
Då du͡ad's mih go͡aʳ nöd gfra͡in
Und wo dö Weld ko͡an'n Bugl håd
Då måch ih håld nöd ſa͡in!

Wo Be͡aʳch ſo͡an, is ma nechada
Ba͡in Himelreich bei'n bla͡u'n,
Ma kån ſa͡in iwrål a͡uſi ſteig'n
Und iwrål åwi ſcha͡u'n.

Da He͡aʳgod håd fül li͡awa ah,
E͡aʳ zo͡agt's — a bi͡aʳgigs Lånd,
Drum håd a d'E͡aʳd'n a͡uſi zog'n
Zu e͡am mid agna Hånd.

Mid Be͡aʳg'n håd a's a͡ingſaind ſo
Wal e͡am go͡aʳ fül ligt drån
Daß nid an i͡ada fremda Dålk
Gla͡i a͡ini gåff'n kån.

Wån ma a͡um Be͡aʳch ſo omad ſchdehd
Då wi͡aʳd o͡am d'Brusd ſo wa͡id,
Ma kumd ſi ſelwa greßa fu͡aʳ
Und klo͡ana drunt dö La͡id.

A Lufd is, daß ma's ſchlicka mechd
Schen gre͡an is 's Nådelghölz

Dö Ble͡ameln ri͡ach'n go͡a^{r} ſo gu͡ad
Und 's Gras is wi͡a a Pölz.

Dö La͡id dö in da^{r} Ömad ſo͡an
Dö måch'n ſi nigs dra͡us,
Wån's no wås böſſa's kri͡ag'n do͡an
Falåſſ'n s' Hof und Haus.

De͡a^{r} åwa is a͡u'm Be͡a^{r}ch gibo͡arn
De͡a^{r} du͡ad in Dål ko͡an gu͡ad,
E͡a^{r} grimd ſi, kri͡agd z'lötzt Ho͡amweh ah
Und mu͡as båld wida fu͡a^{r}t.

Es wül nigs wöcka von dö Be͡a^{r}ch,
Bei'n Schnee då ſecht's is ſchon,
Wån åla z'gånga is in Dål
Ob'n hålt a ſi nuh ån.

Und nuh wås is håld a͡uf dö Be͡a^{r}ch
Wås ih go͡a^{r} prechti ſindt,
Wi͡a d'E͡a^{r}d'n, ſo ſo͡an'n d'De͡andl'n ah
Schen buglad fu͡a^{r}n und hint.

D'fu͡a^{r}nehmi Hozad.

Da Mån.

Gredl, Gredl! håsd' a's g'ſeg'n,
Wås ha͡ind ob'n in G'ſchlos is g'ſcheg'n?

Wi͡a dö Freila åls a Bra͡ud
Go͡aʳ ſo brechti håd a͡usg'ſcha͡ud?
Aum Kobf a goldani Kron
Und a Glo͡ad von Silbaʳ ån;
Ål dö Fra͡u'n und die He͡aʳn
Mit den Buds und mid dö Schde͡aʳn
Dö in da Kåvel'n ſo͡an g'wöſ'n
Wi͡a da Bfo͡ara håd falöſ'n
A go͡aʳ ſcheni långi Röd?

's Wa͡i.

Jå, Mån! — åwa bet't håm ſ' nöd!

Da Mån.

Gredl! håsd a's nåcha g'ſeg'n,
Wås gla͡i d'raf in Sål is g'ſcheg'n?
Wi͡a ſ' ba͡in groß'n Diſch ſo͡an g'ſöſſ'n,
Wå's då Ålas wo͡aʳ zu'n Öſſ'n:
Zwo͡a Båſchdödna, Du͡aʳtna dra͡i
Und dö åndri Båchara͡i,
Kölwa's Brad'l, Håſ'na, Reh
In da Mitt' wås wi͡aʳ a Schnee,
Und an Enzfiſch af an Bröd?

's Wa͡i.

Åwa göſſ'n håm 's håld nöd.

Da Mån.

Nåcha wi͡a da Wa͡in is kuma
De͡aʳ ſo g'famd håd ålawal —
Håd ma ge͡aʳn a Glaſ'l g'numa,
G'wo͡aſſad håd ma fölli 's Mal; —

Wi͡a 's då la͡ud is wo͡a^{r}n ba͡i'n Diſch,
Ålwal wida^r a͡ing'ſchenkd friſch,
Ål dö La͡idl wolgebo͡a^{r}n
San då fölli lüſti wo͡a^{r}n
Und a Bla͡uſch'n wo͡a^r, a G'röd. —

's Wa͡i.

Jå Mån! — åwa g'låcht håm's nöd.

Da Mån.

Nåcha d'raf de͡a^r Bal af d'Nåchd,
Dös wo͡a^r e͡a^{r}ſchd a helli Bråchd;
Li͡acht wo͡a^{r}s, åls wån d'Sun häd g'ſchuna,
's håm g'wis tauſ'nd Kö͡a^{r}zna bruna; —
Wås dås fi͡a^r a Muſi wo͡a^r,
Ba͡uk'n und Drumpöt'n go͡a^r
Und dö Tanz, dö's g'måchd då håm,
Wo's ſo g'hupfd ſan åliz'ſåm,
Nåcha draf ſan's wida g'loff'n,
Und anånd du͡a^{r}ch d'O͡a^{r}m du͡a^{r}chgſchloff'n
Und håd O͡ans dås Åndri zödt. —

's Wa͡i.

Jå Mån! — åwa g'wålzd håm 's nöd!

Da Mån.

Gredl! biſt ah a͡inikuma
In dås Zima folla Bluma,
Wo dö brächding Bötta ſan,
Gånz foll Frånz'n iw'^{r} und iwa,
Omad ſa͡idani Fu͡a^{r}häng d'riwa,
Dö zwo͡a Eng'ln håld'n dan?

'ſ Wa͡i.
I håw g'ſeg'n ål den Glåns,
Åwa li͡awa, gu͡ada Håns,
Gla͡ub' du mi͡ar und ma͡ina Röd;
So gea͡ʳn wi͡a mi͡aʳ zwo͡a mitſåm
Uns in unſra Hidd'n håm,
Håm dö ra͡ich'n La͡id ſi nöd. —

Da Ba͡ua aus'n Wåldfi͡aʳt'l de͡aʳ in's Lånd åwakema is.

In Wåld omad unta dö Bo͡am
Då bin ih gebu͡aʳ'n und daho͡am,
Då ſchdehd ah ma͡in Fåda'n ſa͡in Hitt'n
Af an Hiw'l ſo gråd in da Mitt'n,
Dö Hitt'n is frali von Lo͡am,
Schdehd åwa ſo ſchen ba͡i dö Bo͡am.

Ih wo͡as 's nuh, fi͡aʳ Jo͡aʳ wo͡aʳ ih ko͡am,
Då bin ih ſchon g'ſchdig'n af dö Bo͡am,
Es wo͡aʳ håld ma͡in o͡anzig's Falånga
Du͡aʳt Mo͡aſna und O͡achkadzl'n z'fånga
Und Zåbfna z'nehma von Bo͡am,
Åfd bin ih damid gånga ho͡am.

A Di͡aʳn håd håld g'håbd ma͡in Fra͡u Mo͡am
Dö håd mih bſchdöld hinta dö Bo͡am,

Då hån ih 's åhbuſſld nåch Gfåln
Und Ne͡amsd håd wås g'wußd von den Ål'n,
Dös kån ma nu͡a^{r} do͡an in da Gho͡am
In Wåld omad unta dö Bo͡am.

Wån ih åfd hån a Lo͡ad ghåbd daho͡am,
So hån ih's dråg'n unta dö Bo͡am.
Und wån ih hån ångfångd zun blauſch'n
So håm dö Bo͡am ångfångd zun rauſch'n,
Und åfd'n wo͡a^{r}s unta dö Bo͡am
Åls wån ma^{r} O͡ans 's Lo͡ad wöckano͡am.

Åfd håm 's mi wögglockd von daho͡am,
Håm g'ſågd: Du findtſt iwarål Bo͡am,
Jå frali, Bo͡am hån ih wohl g'fundt'n,
Åwa ko͡ani ſo friſch'n und gſund'n,
Herunt håm nu͡a^{r} gelb's Lo͡aw dö Bo͡am,
Åwa Nådl'n, gråsgre͡ani daho͡am.

Wån i munta bi, ſo wi͡a in Dro͡am,
Denk' ih ålawal ån unſri Bo͡am,
Ih kån 's nima lenga dadråg'n,
Es druckd mih in Kobf und in Måg'n,
Ih mu͡as, jå ih mu͡as wida ho͡am
In Wåld a͡ufi unta dö Bo͡am!

Da Hausſög'n.

Ih wo͡a^r amåhl alo͡an,
  Då hån ih kina do͡an
    Nu͡a^r Ålls, wås ih hån ſelwa mög'n
    Und Ne͡amsd håd tiſchbadi͡a^{r}d dågögn
  U͡i jö! dös wo͡a^r a Löb'n!
  's kån go͡a^r ko͡an böſſa^{r}s göb'n.

Åfd ſo͡an'n ma wu͡a^{r}n zwo͡a,
Då håd's ſchon göb'n a Gſchro͡a,
  Wån O͡an's håd wöl'n i's Wi͡a^{r}tsha͡us gehn,
  Håd's Åndri g'ſågd: „dös is nöd ſchen“
Und wån dös O͡an håd g'låchd,
Håd's åndri G'ſichta g'måchd.

Und nåcha wo͡a^{r}n ma dra͡i,
Då wo͡a^r's e͡a^{r}ſchd a Ka͡ira͡i,
  Dö Groß' håd åchd göb'n auf dö Klo͡an,
  Und mih håm ſ' låſſ'n gånz alo͡an
Dås Kind håd ſ' fla͡iſſi g'wi͡agd
Ih hån nix z'fröſſ'n gri͡agd.

Åfd ſo͡an ma fi͡ari wu͡a^{r}n,
Då wo͡a^r ih e͡a^{r}ſchd rechd g'ſchu͡a^{r}n,
  Då håd ma͡in Wa͡i, wån ih hån woll'n
  A Hålwi gu͡ad'n Ha͡iring hol'n
Gla͡i g'ſchri͡a'n: Du ſchlechda Mån!
Schbo͡a^{r}s Geld! ſcha͡u d'Kinda^r ån!

Åfd ſo͡an ma finfi wu͡a^{r}n,
Då wo͡a^r i gånz falu͡a^{r}n,
Ih, 's Wa͡i, zwo͡a Menſcha und a Bu͡a
Dö håm nöd g'ſchri͡a'n und g'fröſſ'n gnu͡a,
Då håd ångfånga d'Nod
Håd g'löckd ko͡an Geld, ko͡an Brod.

Åfd ſo͡an ma ſechſi gwösd
Dös wo͡a^r a ſa͡uwas Nösd,
Nöd nenna hån ih kina me͡a^r
Dö Kinda ål ba͡in Nåma he͡a^r
Und Fåda, Fåda zåhl!
Hån ih g'he͡a^{r}o iwarål.

Wi͡a's ſimti wo͡a^r gibu͡a^{r}n
Då bin ih fuchti wu͡a^{r}n,
Bin gla͡i hin zun He͡a^r Bfo͡ara grennt,
Hån g'frågd wi͡a-n-ih dös ända^{r}n kennt',
E͡a^r åwa håd ma gög'nd:
Dånk God! e͡a^r håd dih g'ſögnd.

Ös we͡ard's gla͡i åli ſeg'n
Wås mid den Ssög'n is' g'ſcheg'n,
Dra͡i Bu͡am håm mi͡aſſ'n fu͡a^{r}t in Gri͡ach,
Zwo͡a Menſcha ſan ma wu͡a^{r}n a͡uſchi͡ach
Ma͡in Wa͡i, dö is ma g'ſchdu͡a^{r}bn
Und ih, ih bin fadu͡a^{r}bn.

Ös Bu͡ama låßd's eng ſa͡in
Dös zun Egſempl ſa͡in,
  Bla͡ibd's hûbſch alo͡an, den is ma zwa
  So wi͡aʳd ma ſegſi, ſimi ah,
Ma was ſchon go͡aʳ nöd wi͡a
Und kån go͡aʳ nigs dafi͡a.

Wån's nu͡aʳ ſo bla͡ibd.

Wån's nu͡aʳ nöd ſchlima wi͡aʳd,
  Wån's nu͡aʳ ſo bla͡ibd,
Wån's a ſchon rögna du͡ad,
  Wån's nu͡aʳ nöd ſchna͡ibd!

Wån's a nuh kölda wi͡ard
  Ligd ma nig's drån,
Hån ih nu͡aʳ Holz das ih
  Ainho͡aßa kån.

Wån ah dås Wåſſaʳ ål's
  Bo͡anfösd z'ſåmg'fri͡aʳd,
Wån nu͡aʳ da Wa͡in gu͡ad und
  Wohlfala wi͡aʳd.

Wån i ah ra͡ich nöd bi
  Hån nöd vûl Geld
Wån ih nu͡aʳ kafa kån
  Dös, wås ma fehld.

Wån ma ba͡in Dåch a vül
  Blåch d'O͡aʳwad måchd,
Wån ih nu͡aʳ ſchlåfa kån
  Gu͡ad ba͡i da Nåchd.

Wån's mih a ra͡isd in Kobf
  Odaʳ in Ba͡uch,
Wån ih in Båda nu͡aʳ
  Ni͡amåhl nöd bra͡uch!

Wån a ma͡in Ha͡is'l åfd
  Lukad ſchon wi͡aʳd,
Wån ma's nu͡aʳ nöd da Wind
  Go͡aʳ wöcka fi͡aʳd.

Wån a ma͡in Wa͡ibl gra͡ind
  Und måchd mih a͡us,
Wån nu͡aʳ ko͡an Åndra kimd
  Zu-n-i͡aʳ in's Ha͡us.

Wån ah dö Grångad kimd
  Aus Pohlenlånd,
Wån's ma nu͡aʳ dö dö-n-ih
  Ge͡aʳn hån faſchond.

Wån's ah gehd iwarål
  Unru͡awi zu͡a,
Wån nu͡aʳ ma͡in Esdara͡ich
  Bla͡ibd in da Ru͡a.

Böſſa falång i's nöd,
Måch mih nöd ſche͡a^{r}n,
Åwa vül ſchlechta ſol's
Ah håld nöd we͡a^{r}n.

's Umageh'n.

Da Bu͡a.

Gengan ma^r a wengl in's Feld midanånd,
Schau͡'n ma^r uns um
Ob's Ke͡a^{r}ndl gråd'n håd,
Kum Dōandl kum!

Und ſö gengan i's Ke͡a^{r}ndl midanånd;
Wi͡a's ſan gwöſd då
Scha͡un's åwa af's Ke͡a^{r}ndl nöd,
Bußeln ſi åh.

Da Bu͡a.

Gengan ma^r a wengl in d'Au midanånd,
Ih ſchwitz ſo fül,
Du͡a^{r}t'n ſchāind jå d'Sun nöd ſo ſchdo͡a^{r}k,
Du͡a^{r}t'n is 's kühl.

Und ſö gengan in d'Au midanånd,
D'Sun ſchāind nöd he͡a^r,
Åwa Eāna wi͡a^{r}d ho͡aßa noh,
Schwitz'n noh me͡a^r.

Da Bu͡a

Gengan maʳ a wengl a͡u'm Ki͡aʳta midanånd,
Dromad ba͡in Schde͡aʳn
Måch'n 's wundaschöni Lo͡andlerischi af,
Und ih dånz ge͡aʳn.

Und sö gengan a͡u'm Ki͡aʳta midanånd,
Bla͡ib'n d'hålwi Nåchd,
D'åndri hålwi Nåchd åwa håm's
Åndaschd zu͡abråchd.

's Dö͡andl.

Gengan maʳ a wengl zun Bfo͡ara midanånd,
E͡aʳ schra͡ibd uns a͡in,
Mi͡aʳ so͡an hi͡azd schon go͡aʳ z'fül gånga midanånd,
Dös mu͡as hi͡azd sa͡in.

Sie wûl gehn, e͡aʳ åwa schbra͡izd si dagögn
E͡aʳ wûl nöd gehn,
E͡aʳ gehd hi͡azund nindaschd me͡aʳ mid i͡aʳ. —
Dös is nöd schen.

Drent'n und Herent'n.

Wån ih a͡ussi geh ba͡i unsra Di͡aʳ
So si͡ach ih a Hitt'n gråd vo͡aʳ mi͡aʳ,
Dö is zwo͡aʳ åld und ru͡assi schon,
Scha͡u 's åwa döstwög'n doh ge͡aʳn ån,

Den drinad is a Menſch'l håld
Dö is nöd ru͡aſſi und nöd åld,
Dås Schlimſt' is ſi wohnt drent'n
Und ih, ih wohn herent'n.

Sie håd's ſchon i͡a^{r}n Fåda^{r}n g'ſågd
Daß ſ' mih alo͡an in He͡a^{r}z'n drågt,
Ma͡in Fåda waß's ah ſchon von mi͡a^r,
Daß ih nöd löb'n kån ohni i͡a^r,
Då wår fi͡a^r uns gla͡i Åll's falo͡a^{r}n,
I͡a^r Fåda is gla͡i gifti wo͡a^{r}n
Und håd ſi prügelt drent'n,
Da ma͡ini mih herent'n.

Mi͡a^r ſan håld ni͡amåhl'n nöd in Schdånd
A Wart'l z'reden mid anånd,
Då fråg'n ma^r åwa nigs danåch
Mi͡a^r håm ſchon unſa g'ho͡ami Schbråch,
Und wån da Fåda noh ſo brumd,
Wi͡a d'Sun fru͡a Mu͡aring a͡uſa kumd
So dudeld ſie von drent'n,
Ih dudl von herent'n.

Z'nagſt ſich ih ſ' aus da Ki͡a^{r}ch'n geh'n
Ih bla͡ib ba͡in Wa͡ichbrunköſſel ſtehn,
Und wi͡a ſ' i͡a^r Hånd håd drinad g'håbd
So hån ih gla͡i g'ſchwind nåchi dåpt,
Mi͡a^r håm uns drukt gånz waſchelnåß
Da He͡a^{r}god nimd's nöd ibel dås,

Sie bet't jå fi͡a^{r} mih drent'n
Und ih fi͡a^{r} ſie herent'n.

Wån ih åfd unſri Da͡uben jåch
So fli͡agen ſ' iwri auf i͡a^{r} Dåch,
Und Ani ſetzt ſi, 's Bi͡ach is g'ſcha͡id,
Gråd a͡uf i͡a^{r} Fenſta^{r}l åliza͡id,
Wal' ſ' was ſie wi͡a^{r}d vül Buſſeln kri͡ag'n
Wån ſ' nåcha wida iwra fli͡ag'n,
Dö ſie håd buſſeld drent'n,
Dö buſſel ih herent'n.

Z'nagſt is zu uns in's Do͡a^{r}f fala͡i
He͡a^{r}kuma a Ziga͡inawa͡i,
Dö ſågen wo͡a^{r} wås g'ſcheg'n wi͡a^{r}d,
De͡a^{r} hån an Zwo͡anzga ih g'ſchbendi͡a^{r}d
Und hån's ſchen bitt ſie ſol ma ſåg'n
Wås ſi mid uns noh zu͡a wi͡a^{r}d dråg'n,
Ob ſie bla͡ibd ålwal drent'n,
Ih ålawal herent'n?

Dö håd in d'Hånd mi͡a^{r} a͡ini g'ſcha͡ud,
Ih hån mih go͡a^{r} nöd z'mukſen dra͡ud,
Håd g'ſågd: 's wi͡a^{r}d Ålas'gu͡ad noh we͡a^{r}n,
Håbt's eng nu͡a^{r} ålwal fo͡a^{r}t ſo ge͡a^{r}n
Wån ſie a lång noh drent'n is
Und du herent'n, glaub ma's g'wis,
Ós kumd's in's Himelsnåhma
Doh in da Mitt'n z'ſåma.

Dö daũſ'ndfåchi Fagelding.

(An eſdaräichariſchi G'ſchicht.)

Wiã unſa liãwi Fraũ
  Oãnmåhl dö Flucht håd gnuma,
Då is ſ' mid'n Jeſaskind
  Von Joſef wökakuma
Und håd wiã's dumpa wiãʳd
Si in an Wåld fariãʳd.

A Wöda is håld ah
  Schon då ån Him'l gſchdånd'n,
Und in da Nechad woãʳ
  Koãn Haũs, koãn Boãm fuãʳhånd'n,
Då woãʳ in Kindl kåld
Und laud håd's gflend in Wåld.

Und wiã ſ' bãi ſchbåda Nåchd
  Åfd zun-an Deãʳfl g'långa,
Då is dö liãwi Fraũ
  Zun eãʳſchd'n Haũs hingånga,
Dös Haũs, dös woãʳ gåns nãi
Håd g'heãʳd oãn rãich'n Wãi.

Sie klopfd — a grawa Kobf
  Ruãfd glãi: „Wås wollt's ös G'ſindl?“
D'Maria ſågd: „Ich bid,
  Låßd's ãini mih mid'n Kindl,
Es friãʳd uns, nås is 's G'wånd,
Göbd's uns an Untaſchdånd!“

Dö ra͡ichi Knodzarin
  Sågd åwa: „Kunt ma dro͡ama
Das ih ſo La͡id afnim,
  Schlåfd's dra͡usd'n ba͡i dö Bo͡ama,
Mih åwa låßd's in Ru͡a“
Und wi͡a^{r}fd i͡a^r Gugadl zu͡a.

Då håd dö li͡awi Fra͡u
  'n Wöch håld wa͡ida gnuma
Und is draf ån a ſchlecht's
  Go͡a^r klo͡an's Schdrohha͡iſ'l kuma
Du͡a^{r}ch d'Klumsna du͡a^{r}t in Schdroh
Håd's g'ſeg'n a Li͡achdl noh.

Und drinad is an åld's
  Mi͡aſelig's Wa͡ib'l g'ſeſſa,
Håd noh's Schbinradl draht
  A Brod a truk'ns geſſa,
Wi͡a dö he͡a^{r}d ſchra͡in dös Kind
Mådhd's af i͡a^r Ha͡usthu͡a^r g'ſchwind

Låßd's a͡ini åli zwen
  Und is go͡a^r gu͡ad und wůli,
Sie mådhd gla͡i 's Schdüw'l wo͡a^{r}m
  Gibd e͡ana Brod und Můli,
Z'lödzd gibd de͡a^r gu͡adi No͡a^r
'n Kind i͡a^r Bödd ſugo͡a^r.

Und wi͡a-r- in åndaʳn Dåch
  D'Maria gehd von du͡aʳt'n,
So bſi͡adt' ſ' dȫ Ba͡ijarin
  Dånkbo͡aʳli mid den Wu͡aʳt'n:
„Wås d' ha͡ind z'e͡aʳſchd du͡asd ba͡in Dåch
Sa͡i g'ſëgnd di͡aʳ da͡uſndfåch!“

Dra͡uf gehd dås o͡aʳmi Wa͡i
  G'ſchwind a͡ini, ſcha͡ud zun Schbina,
Und ſchbind 'n g'ſchlågna Dåch
  Wås nu͡aʳ dȫ Finga kina,
Das wida a͡ina kam
Von gȫſtad da Faſam.

Und wi͡a daʳ Åb'nd kumd,
  Wi͡a is ſ' nȫd då daſchrocka
Sie håd ån ſelbing Dåch
  Z'ſåmg'ſchbuna da͡uſ'nd Rocka
Wo ſ' ſunsd håd gnu͡a g'håbd z'do͡an
In d'Ha͡ud ån o͡an'n alo͡an.

Wås ſ' fi͡aʳ a Fra͡id håd g'håbd,
  Dås kån ko͡an Menſch dazöl'n;
Dȫ ra͡ichi Knodzarin
  Håd åwa hin we͡aʳn wöl'n
Fu͡aʳ la͡uta Gål und Gifd
Das dȫs an Åndri drifd.

Und wi͡a d'Maria håd
'n Ruckwȫ wida g'numa
Und is åfd wida du͡aʳch
Du͡aʳch's ſelwi De͡aʳf'l kuma,
Då is i͡aʳ's ra͡ichi Wa͡i
Endgȫg'nkuma gla͡i.

Håd's, das ſ' i͡aʳ Ha͡iſ'l ſol
Bie͡aʳn, inſchdendi bȫd'n
Und håd i͡aʳ a͡ufg'ſödzd du͡aʳt
Wa͡in, Du͡aʳt'n und Båſchdöd'n
Und håd a Bödd i͡aʳ g'måchd
Mid Maſchaʳl'n, ſchon a Bråchd.

Und wi͡a-r- in åndaʳn Dåch
D'Maria gehd von du͡aʳt'n,
So bfi͡ad't ſ' dȫ Knodzarin
Ah mid den ſelbing Wu͡aʳt'n:
„Wås d'ha͡ind z'e͡aʳſchd du͡asd ba͡in Dåch
Sa͡i g'ſögnd di͡aʳ da͡uſ'ndfåch!“

Då is dȫs ra͡ichi Wa͡i
Fu͡aʳ Fra͡id fåsd nariſch wo͡aʳn
Und ſumini͡aʳd håld nåch
Und grådzd ſi hinta'n O͡aʳn
Wås ſ' z'e͡aʳſchd ſol do͡an ba͡in Dåch
Das 's i͡aʳ fül a͡indråg'n måch.

Und wal ſi͡aʳ håld is nigs
  Daglöckligs a͡ingfål'n öb'n
So håd ſa ſi a͡us Gifd
  A dichdichi Wadſch'n göb'n
Und dös håd ſ' do͡an danåch
Nu mi͡aſſ'n da͡uſ'ndfåch.

Da Ba͡ua in Falegenha͡id zwögn ſa͡in Suhn.

Da Schulmaſta mo͡ant
  Daß ma͡in Waſtel ſol ſtudiren,
Und ma͡in Åldi wo͡ant,
  Sågd: dås wi͡aʳd den Bu͡am ruiniren;
    Frali wås er Ål's a͡uſſaz'dipfeln,
    Måcht ſogar ah Schnådahipfeln,
      Is ſo g'ſcha͡id, 's is gra͡usli ſchier.
      Wo e͡aʳ's he͡aʳ håd? — Nöd von mir.

Wån ih'n åfden fu͡aʳt
  Auf dö hochi Schul wi͡aʳ ſchick'n,
Ma͡in, wås le͡aʳnd a du͡aʳt?
  Schulden måchen, d'La͡id fa͡in zwicken,
    Leib und Seel in Grund faderben,
    Luſti leben, dra͡uri ſterben. —
      I halt dö g'ſtudirten La͡id
      Gar nit für ſo g'wåldi g'ſcha͡id.

Dö lata͡in'ſchi Språch
Is ſchon g'ſtorben faſt fu͡a^r Ålta,
Ne͡amſt frågd mehr danåch
Åls dö Gä͡iſtling und d'Fawålta.
He͡a^{r}n ma 'n g'ſtrenga Herrn ſo reden,
Fåhrt a Gansha͡ut a͡uf an Jeden,
Wiſſ'n ma ſchon, es geht vor All'n
Los dra͡uf, das ma düchti zahl'n.

Wån da Burſch a wo͡as
Ob's dort über unſern Be͡a^{r}g'ln
Kåld is oder ho͡as,
Ob dort Riſen ſan, ob Zwe͡a^{r}geln,
Und wi͡a's a͡usſcha͡ut in den Schde͡a^{r}nan,
's nutzt nix, lieber ſoll er le͡a^{r}nan
Wi͡a ba͡i uns då wåchſt das Tro͡ad,
Wi͡a ma dreſcht und wi͡a ma mo͡ahd.

A g'ſtudi͡a^{r}da Mån
Was die fremden Bo͡ama z'nena,
Aber 's kumt dra͡uf ån
Ob er wird a Gerſten kena.
Unſers Gutsherrn Suhn, der Ko͡arl
Der g'ſtudi͡a^{r}d ſchon håd ſechs Jahrl,
Håt erſt nali ihnern Håhn
Oar zun brüten drunter thån.

Is 's nöd anerla
Wi͡a ma Trinken ſchreibt und Eſſen,

An S oder zwa
Wån ma nur wås håd zu freſſen,
Wån er kån åft ſolche Sächen,
Nächer wil er Bi͠acha mächen,
Und nöd unterhåltli gnu͠ach
Is ihm 's Evangelibu͠ach.

's lernt ah ſo a Hecht
Wi͠a's in alter Zeit is gånga,
Wår An wås nid recht,
Håd er gla͠i zun Ha͠un ang'fånga.
Då woll'n unſri junga Herrln
Hi͠azund wern a ſolche Kerln
Und wal's Ål's für ſchlecht anſcha͠u'n,
Möchtens üb'råll dra͠in gla͠i ha͠u'n.

Und wås fångt er an
Wan a håd g'ſtudirt da Meni,
So a gle͠ahrter Man
Bra͠uchd ſo viel und håt ſo weni,
Unter fuchzig Bettelo͠arma,
Dö då bitten um Erbo͠arma,
Fråg ih's: wås in d'Noth håd g'führt,
Sågen's: Freund! ih håb g'ſtudirt.

Stått a Glehrta ſeyn
Und daba͠i in Elend ſterben,
Sol ma͠in Waſtel fein
Dumm vabla͠iben, Geld erwerben,

Statt dö Aug'n zun Himmel z'kehren,
D'Erden bſa'n, daß ſ' ihn thut nähren,
Und nöd Jåhr lang lerna drån
Daß der Menſch nix wiſſen kån.

Da ſeelengu͡adi Bu͡a.

I wo͡as nöd, i bin go͡a^r a ſchifricha Bu͡a,
Sö låch'n a a͡us mih und frodſeln mih gnu͡a,
Wal i fül gånz åndaſchd åls åndri La͡id du͡a,
Ih hån håld wås G'wiß's in mi͡a^r a͡inwendi drin,
Dös låsd mih nöd åndaſchda ſa͡in åls i bin,
Und fül kunt ih wida nöd g'råd'n,
Und gri͡achad ih ta͡uſ'nd Dugåd'n.

Ih håns åls a Bu͡a ſchon g'ſeg'n mid Gra͡us
Wån Oana an Wa͡infålta d'Flüg'ln reißt a͡us.
Und wån a an Scheer håd g'någld ån's Ha͡us,
Ih hån mih brav gift, und es håd nöd fül g'fald
Das ih häd a ſåftige Wadſch'n ausdald,
Unſa He͡a^{r}god ſol dö, dö ſo hånd'ln
Gla͡i ſelwa in Ficha fawånd'ln.

Und ſågd ma ma͡in Fåda in Wåld ſol ih ſcha͡u'n,
Und ſol e͡am an ſchön'n hochen Le͡a^{r}bo͡am åha͡u'n,
Då wi͡a^{r}d ma gånz entriſch, ich du͡a mih nöd dra͡u'n,
Den wån ih ma͡in Hackel håld ånſötz ån Bam
So zimd mih e͡a^r wiſchp'ld mi͡a^r zu͡a in da Gham:

„Ih bin noh ſo gre͡an und ſo ſåfti
Faſchon mih, ih dånk da's wo͡aʳhåfti.

Und ſi͡ach ih wi͡a d'Pfe͡aʳd mi͡aſſ'n fül und wa͡id zi͡ag'n,
Und wi͡a's nåch da Klåfda noh Schlö dazu gri͡ag'n,
Då is ma fala͡idt ål ma͡in Luſt und Fagni͡ag'n,
Und ſågd Oana: „rechd is's, zwö is's a Roß wo͡aʳn,
So denk ih: Dålk! wo͡aſt zwö åls Menſch bisd gebo͡aʳ'n?
Da He͡aʳgod wi͡aʳd dih ſchon fråg'n:
Zwö håsd den ma͡in Fi͡ach a ſo g'ſchlåg'n?

Und ſi͡ach ih an Wu͡aʳm kri͡ach'n, drid ih danöb'n,
Es is ſo wås ſchö'ns und wås Gu͡ad's um das Löb'n,
Zwög'n wö ſol ich's nehma, ih kåns jå nöd göb'n;
Ih fång ah ko͡an Fog'l und fång a ko͡an Fiſch,
Frei umfli͡ag'n is bößa åls bråd'n ſa͡in a͡u'm Diſch;
Ih du͡a ah ko͡an Ble͡aml nöd brock'n,
Då ſåg'n d'La͡id: de͡aʳ Bu͡a is a Nock'n!

Meintswög'n, wåns ah årga mih auslåch'n noh
Ih wi͡aʳ håld nöd åndaſchd, ih bin håld ſchon ſo,
Bin nu͡aʳ, wån ih Ne͡amsd hån wås Lo͡ad's åndån, froh
Und kum ih amåhl iwri in d' åndari Weld,
So wi͡aʳd, wån ih ah in wås Åndaʳn håb g'fehld,
Mi͡aʳ God Fåda in Degsd nöd ſchdo͡aʳk löſ'n,
Wal i ge͡aʳn håb g'håbd ål ſa͡ini Wöſ'n.

G'ſchenkd und g'lig'n.

Da Bu͡a.

Schenk mar a Buß'l, li͡ab's De͡andl ma͡in
Schenk ma^{r} a Buß'l, ih bid.

's De͡and'l.

No͡an ma͡in li͡ab's Bi͡aw'l, dös kån nöd ſa͡in,
Schenk'n kån a da's nid.

Da Bu͡a.

Såg ma, zwög'n wö kånsd ma ſchenk'n ko͡an's?
Bi jå a ſa͡uwara Bu͡a.

's De͡and'l.

Gaw ih an li͡ad'n de͡a^{r}'s håm wül o͡an's
Häd ih z'lödsd ſelwa nöd gnu͡a.

Da Bu͡a.

Nån ſo la͡ich ma o͡an's, De͡and'l ma͡in
Wül dar o͡an's göb'n dös ſol knål'n!

's De͡and'l.

La͡ich'n? — nån ma͡indswög'n, dös kån ſchon ſa͡in
Mu͡asd 's åwa båld wida zål'n.

's Gria͡w'l in Ko͡i *).

Ma͡in Dea͡nd'l håd a Ko͡i wo-n-a Gria͡w'l is drin
Und i kån goa͡^{r} nöd ſåg'n wia͡-n-i a͡ingſchbrengd dra͡in bin.

A Nås'n håd an Jadi und Aug'n und a Mahl
Åwr'a Gria͡w'l in Ko͡i findt ma nöd ålawal

Wån ſ' fra͡indli mi ånſcha͡ud, wån ſ' flea͡nſchd und wån ſ' låchd
Solt's ſegn wia͡ ſ' dås Gria͡wl ſo lia͡bli afmåchd.

So rund is ia͡^{r} Ko͡i und ſo ſchen is's fua͡^{r}n gluckt **)
Åls wån ia͡^{r}s Grisdkindl håd's Finga^{r}l dra͡in druckd.

I håd oa͡ni ha͡irad'n ſel'n a͡us da Schdåd,
Hån ſ' åwa nöd mög'n, wal ſ' koa͡n Gria͡w'l nöd håd.

Dö Hoa͡^{r} kinan fålſch ſa͡in und d'Zent, dös kån g'ſcheg'n,
A fålſch's Gria͡w'l in Ke͡i hån i åwa nia͡ g'ſeg'n.

Dein Gria͡w'l ma͡in Dea͡nd'l, dås is ſchon a Bråchd
I bitt di, o nua͡^{r} af dös Gria͡w'l giw åcht.

Und wån i nua͡^{r} dea͡^{r}fad und g'ſchach's nåch ma͡in'n Wüll'n,
So dad a da's ålwal mid Buſſeln ånfül'n.

---

*) Ke͡i (Kinn).
**) g'luckt (gelöchert).

Und wåns d' as amåhl dasd an åndaʳn Bu͡ab'n göb'n
Dös kunt i ba͡i ma͡ina Seel nöd iwalöb'n.

O låß ma͡in li͡ab's De͡andl dös Gri͡aw'l da͡in Bu͡ab'n
Bis'n åwika͡i'n o͡anmåhl in d' ewichi Gru͡ab'n.

'n Wa͡unaʳnbu͡am ſa͡in Li͡adl fon dö De͡andl'n um We͡an uma.

Ih hån in ma͡in De͡aʳf'l ko͡an De͡andl nöd wol'n,
Und drum bin ih håld gånga wo åndaſchd o͡an's z'hol'n,
Hån iwarål umg'ſcha͡ud und iwarål g'ſu͡achd,
Åwa nindaſchd o͡an's g'fund'n, dös is doh faſlu͡achd.

Z'e͡aʳſchd bin ih nåch Hi͡adſing hinkema, o Gra͡us!
Då ſeg'n eng dö De͡and'ln wi͡a d'Schdådjungfaʳn a͡us,
A ſöltanas Wa͡i, nån! dö kosdad ko͡an'n Su͡aʳm
In Hi͡adſing då hi͡at 's eng fu͡aʳn hi͡aråd'n Bu͡am!

In Bendſing ſo͡an'n ge͡aʳ ſcheni Menſchaʳln mu͡as'sſåg'n,
Dö håm maʳ dö He͡aʳz'ln entgög'n gla͡i dråg'n,
Wal ſ' åwaʳ in Bendſing ån mi͡aʳ håb'n ſo bendsd
So hån ih nöd mög'n nöd amåhl d'ålaſchensd.

In Lo͡ans und in Schba͡iſing ſo͡an d'Menſcha zwe͡aʳ gråd
Nöd iw'l, då dråg'n ſ' åwa d'Müli in d'Schdåd
Dö Müli dö bringa's wohl ån, åwa håld
Sö fali͡aʳn in da Schdåd ah i͡aʳ Müliza͡ich båld.

Auf da Maua gibd's De͡and'ln wi͡a Müli und Blu͡ad
A bo͡aʳ drunta håm maʳ ah g'fål'n go͡aʳ gu͡ad,
I mechd åwa ko͡ani wån ſ' noh ſo ſchen waʳn,
Ma wo͡as håld nigs g'wiß's, den du͡aʳt is a Kaſſaʳn.

Åfd hån ih a biß'l nåch Hötzn'du͡arf g'ſcha͡ud
Hån åwa den De͡and'ln ah du͡aʳt'n nöd dra͡ud
Då hötz'n ſ' dö Bu͡ama ſchon go͡aʳ bis af's Blu͡ad,
Und 's hötz'n, dös du͡ad håld in Ehſchdånd ko͡an gu͡ad.

In Mödling in Enzasſchdo͡aʳf und in da Brül
Då hol ſi zu͡aʳ Håiråd a De͡and'l we͡aʳ wül,
Då kuman åm Sundåg dö G'ſchwufen a͡us We͡an
Und gengan mid'n Madeln ſchbåzi͡aʳn in Gre͡an.

In Båd'n — uijerum! God ſol mih biwo͡aʳn,
Då mechd ih mid Ko͡ana zun Copali͡aʳn fo͡aʳn,
Sö ſan ſa͡uwa g'wåſch'n -- 's is wo͡aʳ — ålawahl,
Sö håm åwa doh an ung'wåſchanes Mahl.

Drob'n in Kloſdana͡ibuaʳch, då waʳn ſ' ſchon rechd,
San ſa͡uwa und mollad und ah go͡aʳ nöd ſchlechd,
Wån ſ' de͡anad ſo g'ſcha͡id und ſo pfiffi nöd we͡aʳn
Sö håm håld z'fül g'le͡aʳnd von dö ga͡iſtlinga He͡aʳn.

In Nusdo͡aʳf ſo͡an ſa͡uwari Menſchaʳln daho͡am
Åwa g'ſög'n O͡an'n 's God wån ma då O͡ani no͡am,
A Nußdo͡aʳfarin is mid'n Bruſt'n gla͡i då,
A ſöltani, — He͡aʳgod! — dö nuſſad O͡an'n åh.

Au'm Schbitz dra͡usd ſo͡an's z'ſchbitzi, in Simaring drent
Då ſo͡an d'Menſcha z'fül in dö Kunſtſchdabla brend,
Und wån ma von haligen Kreuz O͡ani nahm
So ſi͡arad ma's Kreuz vor da Hohzad ſchon ham.

In Hacking, St. Weid und bä͡in Thi͡a^{r}go͡a^{r}t'n drib'n,
Då håm mi dö ſagriſchen Jaga fadrib'n,
Dö De͡and'ln in Hi͡adldo͡a^{r}f åwa, dö klo͡an'n,
Dö ſchbülen go͡a^r ſchdo͡a^{r}k unta'n Hi͡adl mid O͡an'n.

In Döbling und Halingſchdåd is Ko͡ana z'dra͡u'n,
Du͡a^{r}t ſötzen's dö Röd'n wi͡a d' gnädinga Fra͡u'n
Dö Grinzinga^r De͡and'ln håm Ho͡a^r af dö Zehnt
Sö ſo͡an z'ſchdo͡a^{r}k in Grinzinga Hä͡iringa g'wehnt.

Mä͡in Fåda ſågd iwarål ſchnopfar'i um
Und kri͡ach doh ko͡an Wä͡i, dazu͡a war i zu dum,
E͡a^r måchd mi brav a͡us wal ma Ko͡ani wül g'fål'n
Und ſågd: Wå^{r}t nu͡a^r Öſ'l di͡a^r we͡a^{r}n's O͡ani måhln.

Ih gla͡ub åwa gråd ih bi dösdwög'n rechd g'ſchä͡id,
Wal mi͡a^r Ko͡ani g'fåld und wal mi Ko͡ani g'frä͡id,
Und wal ſ' ma håld Ko͡ani ſo wi͡a-n-ih's wül måhl'n,
So låß a ma in Gottasnåhm 's lödi blä͡ib'n g'fåln.

Da Schneida und da Da͡ifl.

(A fungelnågelnaichi åldi esdara͡ichiſchi G'ſchicht.)

Da Da͡iſl is an åbſchalicha G'ſöl,
Eäʳ wül åli Seelen håm in da Höll.

Annmåhl håd a g'ſchbidzd af an Schna͡ida go͡aʳ,
Wo d'Seel g'wis nöd appatitli wo͡aʳ.

De͡aʳ is ba͡i daʳ Oaʳwad g'ſöff'n gänz ſchdad,
Und håd ån an na͡ichen Måntel jusd g'nahd.

Da ſchnofeld da Da͡if'l: „Ih mu͡aß di hol'n,
Walſt ſo fül Flöckeln in Leben håſt g'ſchdol'n!

In Schna͡ida is 's Hea͡ʳz zwo͡aʳ in d'Hoſen g'fål'n
Wia͡-r- a d'blu͡adrodi Zunga håd g'ſeg'n und dö Kråll'n.

Åwa kök ſchbringd a af und ſchra͡id la͡ud: Mia͡ʳſt mih ån
So bögl i da'n Schwaf aus daß d'denken ſolſt drån!

Da Schna͡ida ſågd: Flöck hån i g'hålden in Ha͡us
Hån åwa in Oaʳma'n Hoſen g'måchd dra͡us.

Då ſchduzd da Da͡if'l und ſchnobfazd und ſcha͡ud
Und håd ſi in Schna͡ida nöd ånz'rü͡aʳ'n mea͡ʳ dra͡ud.

Eäʳ denkt åwa: wo͡aʳt nu͡aʳ, ih kria͡ch di doh drån,
Da Da͡if'l kent d' Schwöchen der Menſchen ſchon.

Da Schna͡ida nahd wida, da Da͡if'l ſcha͡ud
Auf anmåhl låchd a unbåndi la͡ud,

Und ſchra͡id: Schna͡ida! du biſt a dålkada Bu͡a
Wal du go͡aʳ nöd nah'n kånſt, frötten mu͡aʳ!

Da Schna͡ida ſchra͡id fuchdi, — dös gehd e͡am ån d'E͡aʳ
„Ih frötten? und wo͡aʳ ba͡in Wo͡aʳſchånd in da Le͡aʳ.

De͡aʳ is an Öſ'l, de͡aʳ ſågd, daß ih frött!“
„Wasd wås,“ ſågd da Da͡if'l, „ſo måch'n ma a Wött!“

Dö Ö͡aʳmeln, dö zween g'he͡aʳn in Måntel hinein
Nah du o͡an und ih nah den åndaʳn gla͡i a͡in.

„Wi͡aʳsd du ehnda förti, ſo daß nix fehld,
So wi͡aʳ ih da göben an Såck volla Geld.

Wån åwa ma͡in Ö͡aʳmel eh a͡ingnahd wi͡aʳd ſa͡in,
So g'he͡aʳd da͡in Seel, wån du ſchde͡aʳben wi͡aʳſt, ma͡in,

Da Schna͡ida gehd's a͡in, da Ke͡aʳl håd Mu͡ad,
Und untaſchreibt in Contrakt mid ſa͡in'n Blu͡ad.

Da Da͡if'l nöb'n e͡am auf dö Bank ſi voſti͡aʳd
Då håd'n ſa͡in Schwaf a biſſel g'ſchöni͡aʳd.

Da Da͡if'l nimd gla͡i a ſöchsöll'nlånges Go͡aʳn
Zun nah'n, den e͡aʳ wûl dås Ainfadeln daſchbo͡aʳn.

Hi͡ads nahens, da Schna͡ida måchd klo͡ani Schdich
Da Da͡if'l plågd ſi go͡aʳ fi͡aʳchtalich.

Wal e͡aʳ håd g'håbd ſo an långa Fåd'n,
So håd e͡am dås Nah'n ſo liſdi nöd gråd'n.

Wa͡i jöden Schdich håd a ſi auſſig'ſchubſd
Wa͡in Fenſta und is wida a͡inag'hubſd.

So is da Schna͡ida eh förti wo͡aʳn,
Und da dumi Da͡if'l håd d'Wött folo͡aʳn.

Dås Geld håd a glögd volla Gift af dö Bånk
Und is nåcha åhg'fo͡aʳn mid fi͡aʳchtalıng Gſchdånk.

D' Schobfbaidla.

Ih hån åls a Bu͡a go͡aʳ fül Schobfba͡idla kri͡agd
Und ſö håm ma nöd wohl thån, dös mu͡as ih wohl ſåg'n,
Åwa ma͡ini Bu͡ab'n mi͡aſſen's håld ah i͡azd fatråg'n,
Wal ma d'Kinda damid fül böſſa azi͡agd
Und wal ma du͡aʳch's Schobfba͡ideln Ålas ſi mi͡aʳkd.

Mein li͡awa Fåda, in Himel du͡art drob'n,
Ma͡in gu͡adi Mu͡ada! dö ah ſchon ha͡ideld
Ih dånk' engs noh ålawal, daß's mih håbd's ba͡ideld
Und ah ma͡in'n Schulmo͡asda mu͡as ih drum lob'n,

Es is gånz wås Ag'ns um an Bãidla bãin Schobf,
A Praka, a Wadſch'n is Åls nöd ſo guãd.
Wal koãna dös Gfraß ſo lång miãʳk'n ſi duãd,
A Schobfbãidla is håld gånz nåchad bãin Kobf.

Wån mãin Fåda daſchboãʳd ſi håd g'håbd a Geld,
Und håd ſi drum ånkaft a Schdickel Feld,
Då håd a an Grenzſchdoãn g'ſögt aũ'm Roãn,
Dös åwa håd a niã thån gånz aloãn,
Miãʳ Kinda åli, miãʳ woãʳn noh recht kloãn,
Miãʳ håm miãſſ'n mid in dös Feld aũſſi geh'n,
„Schaũd's heãʳ," — håd a g'ſågd — „wo da Schdoãn duãd ſchdehn,
„Bis dåheãʳ is hiãzund deãʳ Åcka da mãini
Und iwa den Schdoãn deãʳf da Nåchba nöd ãini,
Damid's eng dös åwa rechd guãd miãʳkt's in Kobf,
So bãidl ih eng hiãzd ålnan rechd tüchri in Schobf."
Dös is g'ſcheg'n, miãʳ håm bittali g'woãnd
Ih ſigs åwa hiãzd, dås woãʳ vätali gmoãnd.
Es is hiãzd ſchon heãʳ iwa fuchzi Joãʳ,
Da Schdoãn is fawåchſen ſchon gånz und goãʳ,
Da Nåchba is ãinig'foãʳn ſchon ſait deãʳ Zãid,
In unſaʳn Åcka, zwoã Bifång wãid,
Es is a Pruzeß entſchdånd'n hiãzund,
Eãʳ håd goãʳ draf g'ſchwoãʳ'n, dös gheãʳd zu ſein'n Grund,
Miãʳ håm wohl g'wißt 's ſchdehd a Grenzſchdoãn drina,
Håm 'n åwa nimameãʳ findt'n kina,
Då hån ih in Richta mid auſſi g'numa,
Und wiã-n ih bi gånga und hån g'ſchaũd gnaũ uma,

So hån ih g'ſchrien: „Då mu͡as da Schdo͡an ſchdehn, gråd
Wal ma͡in Fåda af den Flöck mi ſchobfba͡ideld håd,“
Mi͡aʳ håm nåcha Kråmp'n und Scha͡ufel gnuma,
Håm gråb'n und da Schdo͡an is zun Fu͡aʳſcha͡in kuma,
Hi͡azd föchſ'n ih då jahʳli fünf Mötzna fåſt
Gelt's God Fåda, daß d' mih då ſchobfba͡ideld håſt!

Mi͡aʳ Bu͡ab'n håm öſſ'n wöll'n ålwal nu͡aʳ Brock'n,
Nu͡aʳ Nud'l und Schdrud'l und Knödel und Nocken,
Mi͡aʳ håm nu͡aʳ g'u͡araſit mid'n Bra͡in und mid'n Kra͡ud
Und d'Supp'n dö håm ma ſchon go͡aʳ nöd ång'ſcha͡ud;
Dagög'n ſan ma a͡uſſi gånga nåch'n Öſſ'n,
Håm Bi͡aʳn åhbrockt und unza͡idiga g'fröſſ'n,
Anmåhl hån ih Bauchweh kri͡agd af dö Bi͡aʳn,
Ih hån, åls wån ih ån Schbiß ſtöckad, g'ſchri͡a'n,
Då håd ſi ma͡in Mu͡adaʳl Ånfångs dabo͡aʳmd
Und håd maʳ a͡u'm Ba͡uch ſta͡iſſi Di͡acha afg'wo͡aʳmd,
Åwa wi͡a-n-ih bin wida wo͡aʳ'n g'ſund
Då håd ſ' ma'n Schobf ba͡ideld a Viertelſchdund,
Und g'ſägt håd ſ': künfti iß ka͡in ba͡in Diſch
Und 's åndri låß ſchdehn, ſo bleibſt g'ſund und friſch.
Von de͡aʳ Za͡id kunnt ſ' ma go͡aʳ nöd gnu͡a Supp'n
auſſafåſſ'n,
Und 's Kra͡ud und in Bra͡in håd's maʳ ah åwilåſſen
Und ſidaden bin ih ni͡a g'wöſ'n me͡aʳ grånk.
O Mu͡adaʳl! nimm fi͡aʳ den Schobfba͡idla ma͡in'n Dång!

Aus da Schul hån ih ah amåhl ausz'bla͡ib'n ångfånga
Bin li͡awa ſchla͡iffen zun Teich auſſi gånga,

Åwa wi͡a-n-ih wida bin a͡ini kuma,
Då håd mih da Le͡ara ba͡in Schobf gla͡i g'numa,
Und håd ma göb'n ſo g'wåldichi Riß,
Daß ma He͡a^{r}n und Seg'n fagånga is.
Sidadem bin ih ålawal fla͡ißi g'wöſ'n
Drum kån ih ah hi͡azd 's Evangelibu͡ach löſ'n,
Kån ſchra͡ib'n an Bri͡af ån ma͡in'n Bu͡am 'n Såldåd'n,
De͡a^r mid'n Regament drunten ligd in Kråwåd'n,
Kån, wån ih dö Gåben zåhl', ro͡at'n und zöhl'n,
Ob mih da^r Åmtſchra͡iwa nöd ötwan wül bröll'n,
Vagelt's God! du ålda granticha Mån!
Dein'n Schobfba͡idla dånk' ih dös Åls, wås ih kån!

Ih hån noh mi͡aſſ'n go͡a^r fül dadråg'n,
Wi͡a oft ih bin ba͡ideld wo͡a^r'n, kån ih nöd ſåg'n,
Wo͡a^r ih in da Ki͡a^{r}ch'n nöd åndächdi gnu͡a,
So håd mih da Bfo͡ara ba͡id'ld in da Fru͡a,
Und hån ih ba͡in Öſſ'n g'ſågd, daß ih nigs måg,
So håd mi ma͡in Fåda ba͡id'ld z'Mittåg,
Und hån ih ma͡in Hoſ'n in Feld ſchmudſi g'måchd
So håd mih ma͡in Mu͡ada ba͡id'ld af d'Nåchd.
Ku͡azum, ih hån kri͡agd ſo fül Ba͡idla ba͡in Schobf,
Daß's mih wundad, daß ih hån noh a Ha^{r}l a͡u'm Kobf.
Åwa ge͡a^{r}n gab ih's lötzti ah hi͡azd nuh he͡a^r,
Wån ih nuh amåhl recht tüchti ba͡idl'd wo͡a^{r}n we͡a^r.
Dås ſa͡uwari Menſch dös da Deichba͡ua håd,
Dö is åls a Köchin kuma in d'Schdåd.
Ih hån ſ' ſchon ba͡i -n- uns la͡id'n kina fu͡a^r Ål'n,
Åwa drin in da Schdåd håd ſ' mah nuh fül me͡a^r g'fål'n,

Då hån ih mein'n Fådaʳ'n g'ſågd, dö waʳ ma recht,
Und daß ih dös Menſchl håld ha͠irad'n mecht.
Eãʳ håd ſi nöd g'ſchbra͠izd, håd g'ſagt: „Nim's wånn ſ' da g'fåld,“
Und håd ma ſa͠in Ha͠iſel göb'n, Åcka und Wåld,
Mi͠aʳ ſan hi͠azd faha͠irath ſchon iwa dreiß'g Jo͠aʳ,
's is åwa nid migli, daß ih wås daſchbo͠aʳ,
Si budzd ſi wi͠a-n-a Gredl, frißt gu͠ad und ſa͠ufd Möd
Dås Kochen håt ſ' gle͠aʳnd åwa 's Wi͠aʳdſchåft'n nöd,
O ma͠in God! wi͠a-n-ih dö hån ha͠iråd'n woll'n,
Då häd mih ma͠in Fåda rechd ſchobfba͠idl'n ſol'n.

D' Schwo͡agarin.

A Kumödigſchbül, a ſo z'åmagſödzd wi͡a ſ' in Esdara͡ich
rödn do͡an.

Dabai kuman fu͡a^r.

Da jungi Ba͡ua Jo͡a^{r}gl Ångſta von Schdo͡andu͡a^{r}f.
Ånami͡adl, a Schwo͡agarin af da^r Ålm omad.
Håns, j͡a^r Bru͡ada, ba͡in Mülide͡a^r Feldwebl.
A Kåprål.
Såldådn.

Dös gånzi Gſchbül gehd fu͡a^r nöd wa͡id von Lilienfeld af ſa͡na^r Ålm omad in da Schwo͡agarin Ånami͡adl ihra Hidd'n.

Es is fri͡a' Mu͡aring. Du͡aʳch dö Di͡aʳ von da Hidd'n, dö offen is, ſi͡achd ma wa͡idmechdi a͡uſſi rundumadum af dö Be͡aʳch und wi͡a d'Sun afgeh'n du͡ad. Dö Hidd'n is ſo a͡ing'richt, wi͡a in Schwo͡agarina ihnari Hiddna håld ſchon ſo͡an. Sie is gånz von Holz. Es is a Diſch drinad, de͡aʳ dö Fi͡aß kra͡izwa͡is håd, und a bo͡aʳ hülzani Schdühl, und o͡anichi Müliampa, und a klo͡ans Kaſt'l in da Wånd und driwa a Mu͡adagottasbildl, ba͡i der a Lampl brennd, und nåcha a Schdöln mit gre͡ani e͡aʳdani Schiſſeln, Höfaʳln und Ra͡ind'ln.

Da Jo͡aʳgl (dudld e͡aʳſchd a biſſ'l dra͡usd'n fu͡aʳ da Di͡aʳ, nåcha ſcha͡ud a a͡ina und ru͡afd:)

He! Ånami͡adl! Ånami͡adl! bſt! bſt! Ånami͡adl!
Håsd den nöd g'he͡aʳd ma͡in Mu͡aringli͡adl?
(Hi͡azunda gehd a gånz in d'Hidd'n a͡ina und ſcha͡ud ſi um).
Hi͡azd ſi͡agsd as, ſcha͡usd as, då mu͡as i bit'n,
Dö Ånami͡adl is go͡aʳ nöd in i͡ara Hidd'n!
(E͡aʳ zi͡agd a Zödl aus'n Såck a͡uſſa und buſſeld's åh.)
No͡an! wås ma dös Zödl måchd fi͡aʳ a Fra͡id!
I wo͡as nöd, bin i nariſch oda g'ſcha͡id?
(E͡aʳ du͡ad's Zödl löſ'n).
„Ma͡in li͡awa Jo͡aʳgl! ös g'fåld's ma, ih hån eng ge͡arn
Und i bi entſchloſſ'n, das ih enga Wa͡i wül we͡aʳn.“
(E͡aʳ dreppeld uma.)
No͡an! dös is z'fül, ih bi da glickligſte Ba͡ua
Es iwala͡ufd mi o͡aʳdentli a kålda Scha͡ua.
Dös Menſch is af da Weld ma͡in o͡anzig's Löb'n,
Und hi͡azd af o͡anmåhl håd ſ' mas Jåwu͡aʳt göbn!

Ih wo͡as nöd, wi͡a dös hi͡azund ſa go͡ach kimd,
Sie håd ſi doh ſunsd nöd fül um mih grimd;
Åwa dö ſa͡uwaʳn De͡andln håm ſchon ſo ihnari Muck'n,
Und unſaʳ O͡ana mu͡as guſch'n, und ſi duck'n;
De͡anad håd ſ' rechd g'håbd af an i͡ad'n Fål
Daß ſa ſi dazu͡a riſolfi͡aʳd håd amåhl,
Den dös is o͡anmåhl g'wis und wo͡aʳ
Ŏlta wi͡aʳd da Menſch åli Jo͡aʳ;
Dö Eh' is a Sakrament, a halig's,
Und an åldi Jumpfa is go͡aʳ wås åbſchaligs.

(E͡aʳ ſcha͡ud a͡uſſi und ſi͡achd dö Ånami͡adl kema.)

Ah! — då kimd ſ' — då kimd ſ' — o du ma͡in God!
's is go͡aʳ ko͡ani ſo ſchen wa͡is und rod!

(Dö Ånami͡adl kimd ba͡i da Hidd'n a͡ina.)

Ånami͡adl.

Wås ſi͡ach ih? Jo͡aʳgl! du bisd dåda ba͡i mi͡aʳ?

Jo͡aʳgl.

Ånami͡adl! dö Fråch kimd ma g'ſchbo͡aſi fi͡aʳ.
Ih bin dåda, wal ih wås fra͡idigs håb g'löſ'n. —
Åwa wo bisd den du hi͡azunda g'wöſ'n?

Ånami͡adl.

Ba͡in Bri͡afbod'n wo͡aʳ ih unt'n in De͡aʳfl g'ſchwind,
E͡aʳ håd ma ſåg'n låſſ'n, daß ih an Bri͡af ba͡i e͡am findt.

(Sie wa͡isd'n Bri͡af he͡aʳ.)

E͡aʳ is von ma͡in'n Bru͡adaʳn, oh wi͡a bin ih ſo froh!

Jo͡aʳgl.

Sö håm' a'n ålſo nöd daſchoſſ'n noh?

Ånami͡adl.

Nati͡aʳli nöd, wal a ſchra͡ibd.

Jö͡a^{r}gl.

Non! döswög'n —
Dås is håld ſchon fül'n Såldådna g'ſcheg'n.

Änami͡adl.

E͡am håd 's, God ſa͡i Dånk, noh ålawal gråd'n.
Fuchzöcha Jo͡a^r is 's ſchon daß s'n gnuma håm zun Såldåd'n,
Oh! ih b'ſinn mih noh rechd gu͡ad af den Dåch
Wi͡a-n-a fu͡a^{r}tmaſchi͡a^{r}n håd mi͡aſſ'n nåch Bråch,
Da Fåda und d'Mu͡ada håm a buſſl'd und g'ſögnd
Und Zecha håd's gnu͡a ba͡i ålnan g'rögnd,
Ih bin dåmålhls fül klo͡ana g'wöſ'n åls jödzd,
Då håd a mih Flidſch'n af ſa͡ini Kni͡a afi g'ſödzd,
Håd ma^r a Buſſ'l göb'n und håd g'ſågd zu mi͡a^r,
„Fi͡a^r di gu͡ad af, und wån ih nöd daſchoſſ'n wi͡a^r,
So kim ih, wån da͡in Hozad is, wida z'ruck
Und dånz.“

Jö͡a^{r}gl.

Nån, dös war jå a brechdig's Schduck
So ſol a hi͡azd kema, hi͡azd wa^{r}s jusd rechd
Wal ih unſa'n E͡a^{r}ndåh nöd lenga faſchi͡ab'n mechd.

Ånami͡adl (faſchdau͡nd ſi fölli).

Unſa^{r}n E͡a^{r}ndåh? — Jo͡a^{r}gl! wås fåld da^r a͡in?

Jö͡a^{r}gl.

Nån, dös kån jå di͡a^r nöd fawundali ſa͡in.
(Mid o͡an lachlad'n Gſichd.)
Ih hån o͡an Bri͡af gri͡agd åwa von da^r Ålm,
Wo-n-an-i͡ada Bu͡agſtåm fi͡a^r ma͡in He͡a^{r}z is a Sålm,

An Bri͠af in den da͠itli g'ſchrib'n ſchdehd,
Das endli anmåhl ma͠in Sun afgehd,
Und unta'n Bri͠af, de͠a^r mih måchd ſo munta,
Schdehd — ſchdehd — da Nåma Ånami͠adl drunta.

Ånami͠adl.

Da ma͠ini?

Jo͠a^{r}gl.

Jå, du håsd'n g'ſchrieb'n, wülligſt a͠in
Das d'ma͠in li͠ab's Wa͠ibl wülſt ſa͠in.

Ånami͠adl.

Ånbumd! ån den Ål'n is nigs drån,
Du wo͠asd jå, das ih go͠a^r nöd ſchra͠ib'n kån.

Jo͠a^{r}gl.

Wås war, dås? Alſo war Ålas nöd wo͠a^r?
Und ål ma͠in Fra͠id und ma͠in Glick war go͠a^r?
Dös håld ih nöd a͠us, ih wi͠a^r a No͠a^r!

Ånami͠adl.

Dös bisd a ſo ſchon.

Jo͠a^{r}gl.

Åwa i's Da͠ix'lsnåm
Wi͠a hengd den dös nåcha z'såm?

Ånami͠adl.

Dö Bu͠am und Mad'ln in Du͠a^{r}f unt'n
Håm da håld o͠an Be͠a^{r}n afbunt'n.

Jo͠a^{r}gl.

Dös is unmenſchli, dös is åbſchali;
Åwa gu͠ad, hi͠azd is 's Ålas aus, hi͠azd is Ålas dſchali.

Hiãzd blãibd ma nigs iwri in mãina Låch
Åls ih geh åwi und ſchdiã^{r}z mih in Båch!
(Eã^r wül fuã^{r}t gehn.)

Ånamiãdl (hält'n z'ruck.

Wo wülsd den hin?

Jöã^{r}gl.

Ånamiãdl! heãr mih ån,
Du woãsd goã^r nöd, wås ih ſchon Ålas håb dån:
Ih hån ſchån böd'n zun Kopliã^{r}n dö zwoã Zãigna,
Ih hån in Schulleãra und 'n Kantna b'ſchdöld zun Gãigna,
Ih hån a zwoãemafaſſl åhzog'n von mãin beſt'n,
Ih hån ma bãin Schnãida an Rock b'ſchdöld und a Weſt'n,
Ih hån åll mãini Ganſl åhgſchdocha und d'Forell'n in Kälta,
Nåcha bin i i's G'ſchlos gånga zun Fawalta.

Ånamiãdl.

Und håsd'n ah åhgſchdocha?

Jöã^{r}gl.

Noãn! åwa böd'n hån ih'n wohl
Das a ma 'n Hãiradskundrakt auffötz'n ſol,
Ih hån iãm g'ſågd: mãin Hãisl, mãini Felda,
Mãini Wisna, mãini Dãich und mãini Welda,
Mãini Ogsna, mãini Kiã und mãini Kelba
Ålas ſol a diã^r faſchrãib'n midſamd miã^r ſelwa,
Dös wiã^{r}d a ſchen's Gſchroã weã^{r}n bãin Lãid'n
Mid Finga^{r}n weã^{r}n's af mih dãit'n.

Ånamiãdl.

Und af mih ah!

Jö͡a^{r}gl.

Scha͡u Ånami͡adl, gla͡i
Kunt'n ma dös fahi͡at'n.

Ånami͡adl.

Wi͡a denn?

Jö͡a^{r}gl.

Wi͡a^r ma͡in Wi͡a!

Ånami͡adl.

Nöd um a Gſchlos! no͡an! ih wül, ih måch ko͡an Mån,
Ih ha͡irad nöd, ih hån a Schwu͡a^r draf dån.

Jö͡a^{r}gl.

Zwög'n wö?

Ånami͡adl.

Zwög'n wö? He͡a^r mih ån:

Ih bin a junges Madl,
  Ih bin a friſches Blu͡ad,
Dö Ki͡ah, dö Go͡as und 's Fadl
  Ane͡a^{r}n mi rechd gu͡ad,
Fra͡i bin ih, wi͡a-n-a Le͡a^{r}ch'n,
  Wüls bla͡ib'n ah fi͡a^r und fi͡a^r,
Is bra͡uch ko͡an 'n ſölta'n Le͡andl,
  De͡a^r ſchåff'n dad mid mi͡a^r.

Wån ih mid O͡an'n wül dånz'n,
  So bra͡uch ih mih nöd z'ſche͡a^{r}n,
Håd ih an Mån, de͡a^r dad ma's
  Wol immrigsmåhl fawe͡a^{r}n,

Nan nan, ih bra͠uch ko͠an'n Mån nöd,
Ko͠an Kind, und ah ko͠an Geld,
Ma͠in Fra͠iha͠id is ma li͠awa,
Åls Ålas af da Weld.

Jö͠aʳgl.

Dås is a ſa͠uwari Röd, wån ih nu͠aʳ Faſchdånd gnu͠a håd,
Ih wo͠as g'wis, das i da's biwa͠iſ'n dåd
Du bra͠ugsd an Mån.

Ånami͠adl.

Jå, zun Kren ra͠ib'n.

Jö͠aʳgl.

Nan, zun Ge͠aʳn håm, und zun Za͠id fadra͠ib'n.

Ånami͠adl.

Scha͠u Jöargl, du bisd nöd ma͠in Mån, und håsd mih doh ge͠aʳn,
Ih dih ah, und wån Oana ma͠in Mån ſollt we͠aʳn
So warſt du's.

Jö͠aʳgl.

Ui jö!

Ånami͠adl.

Åwa du wi͠aʳsd a's döſtwög'n nöd,
Denn ih ha͠irad go͠aʳ ni͠a. Kuman maʳ af ån åndari Röd.
Du kunsd maʳ an Gfål'n do͠an.

Jö͠aʳgl.

Von gånza Seel!

Ånami͠adl (gibb e͠am an Brief).

Lös ma den Bri͠af.

Jo͡aʳgl (nimd 'n).

Af da Schdel.

Ånami͡adl.

Ih kån håld nöd löſ'n.

Jo͡aʳgl (du͡ad an ti͡aſ'n Sa͡iſza und ſcha͡ud fali͡abd af d'Ånami͡adl).

Ih hån's g'le͡aʳnd, åwa la͡ida
Wån maʳ wås kån kimd maʳ ah nöd wa͡ida.

(Hi͡azd måchd aʳ 'n Bri͡af af und du͡ad'n löſ'n.)

„Li͡abſti Schwöſta!“

„Mi͡aʳ ſchdengan nuh ålawal in' Feld und dan raufen, åwa hi͡azd gehd's ſchon a biſſ'l me͡aʳ bumali, es is Wåffenſchdilſchdånd, und da he͡aʳ ih das ma͡in Regament z'ruckmaſchi͡aʳn de͡aʳf. Wån das wo͡aʳ is, ſo ſu͡ach a di ho͡am.“

Ånami͡adl.

Ah! dös is bråchdi, dös is g'ſcha͡id,
Ma͡in'n Bru͡adaʳn ſi͡ach ih wida, o dö Fra͡id!

Jo͡aʳgl (löſ'd wa͡ida.

„Wås mih åwa von di͡aʳ rechd fadri͡aßd, is dös, das ih gla͡ubd håw, wån ih z'ruckkum, wi͡aʳ ih ma͡in Ånami͡adl ſchon åls a g'ſchdånden's Wa͡i, mitt'n unta klo͡an'n Bu͡ama und Madln åntröff'n, åwa anbumd He͡aʳ Bfo͡ara, ih ſi͡ach a͡us da͡in lözd'n Bri͡af daß d'nuh ålawal lödi bisd. Dös is nöd ſchen von di͡aʳ.“

Jo͡aʳgl.

Då bin ih a͡infaſchdånd'n, dös is a wo͡aʳs Wu͡aʳt,
Dös is nöd ſchen.

Ånami͡adl.

Lös nu͡aʳ wa͡ida fu͡aʳt.

Jöaʳgl.

„Wårum ha͡iratsd den nöd an braf'n Bu͡aʳſch'n — zun Egsempel 'n Jöaʳgl von Schdo͡anbu͡aʳf, e͡aʳ is a gu͡adi Batie, e͡aʳ håd a Ha͡us, ſcheni Grundſchduck, und ih wo͡as e͡aʳ is in dih fali͡abd wi͡a-n-a No͡ar.“

Jöaʳgl.

Da gu͡adi Bru͡ada, dös is wo͡aʳ.

(E͡aʳ lösd wa͡ida.)

„Dumm is a fra͡ili a bißl.“

Ånami͡adl.

Da gu͡adi Bru͡ada, dös is wo͡aʳ.

Jöaʳgl (lösd).

„Åwa dös is ko͡an U͡aʳſach daß d'n ausſchlågsd, im Gög'ndal dös gibd dö böſt'n Eh'n. Ånami͡adl! ih ſåch da's måch an Ent, den a Wa͡ibsbüld is dazu͡a af da Weld, daß ſ'ha͡irat, und Mu͡aʳdta͡uſend Grånåden und Bummaʳn! wån ih z'ruckkum woll'n ma ſchon ſeg'n, ob's nöd g'ſchi͡achd.“

Ånami͡adl (ra͡iſſd e͡am 'n Bri͡af aus da Hånd).

Hi͡azd hån ih's gnu͡a, ſcha͡u e͡am ån, e͡aʳ wül mih zwinga,
No͡an, g'ſchdrenga He͡aʳ Bru͡ada! dös wi͡aʳd da nöd g'linga.
Af a ſöltani he͡arischi Röd
Los ih nöd af, und hi͡azd g'ſchi͡achds jusdament nöd.

Jöaʳgl.

Åwa Ånami͡adl!

Ånami͡adl.

Ih bin nöd gla͡i ſo wüli.

(Sie gehd zu e͡ara Butt'n wo d' Müliampa drin ſo͡an.)

Ih geh hi͡azd in's Du͡aʳf åwi mid ma͡ina Müli.

Jöaʳgl (wül i͡aʳ helf'n dö Butt'n afnehma).

I wi͡aʳ da helf'n.

Ånami͡adl (g'ſchadzd).

I dånk.

Jo͞aʳgl.

Dea͡ʳf ih go͡aʳ nix do͡an fi͡aʳ dih?

Ånami͡adl.

Go͡aʳ nix, ih wül Ålas alo͡an do͡an für mih.
Iwahapt Jo͞aʳgl, du mu͡asd nöd iwerål ma͡in Batie nehma.
Du mu͡asd nöd åli Dåch zu mi͡aʳ då a͡ufakema,
Denn då håm d'Menſcha in Du͡aʳf ålwal wås z'bla͡uſch'n
B'ſundas dö Mülna Kadl, ih kenn ſchon dö Gna͡uſch'n,
Ålſo wi͡a g'ſågd, von ha͡ind ång'fånga
Wül ih heromad ko͡an'n B'ſu͡ach embfånga.
Und damid is s' gu͡ad.

Jo͞aʳgl.

Dea͡ʳf ih midgehn bis zun Stöch?

Ånami͡adl.

No͡an! ich findt ſchon alo͡an main'n Wöch.

(Sie gehd gånz hopadaſchi mid ia͡ra Butt'n fu͡aʳt.)

Da Jo͞aʳgl (blaibd alo͡an wia's Mandl bain Schdea͡ʳz ſchdehn, ſchaud ia͡ʳ nåchi und hält ſi nåcha fölli ſchwåch an Diſch an).

Aus is 's! — go͡aʳ is 's! Ih mu͡as ma͡in Löb'n kiaʳz'n,
Åwa wi͡a? — Sol ih mih von Fölſ'n åwiſchdi͡aʳz'n?
No͡an! Då ſchlåchad ih mi͡aʳ'n Schedl a͡in,
Und wån ſ mih ånſchaud mecht ih doh noh ſauwa ſa͡in.
Sol ih a͡ini gehn in kåld'n Båch?
Da ſchwimmad ih fu͡aʳt und ſö findt'n mih go͡aʳ nöd danåch.
Unſa Bfo͡ara ſågd, ma dea͡ʳf ſi nöd ſelwa åndo͡an a Lo͡ad,
O ma͡in God! wån ma nu͡aʳ Oana den Gfål'n do͡ad!

(Ma hea͡ʳd an Maʳſch.)

Wås is den dås?
(Ea͡ʳ ſchaud ba͡i da Hidd'n auſſi.)
Såldådn maſchia͡ʳn aufa,
Es ſoa͡n Låndsla͡id und nua͡ʳ a kloa͡na Haufa,
Dös is gråd a Wåſſa auf ma͡in Mühl
Unſa Hea͡rgod ſchikt ma's, wal ih ſchdea͡ʳb'n wül,
Ih lås mih ånwea͡ʳb'n ohni Håndgeld
Und maſchia͡ʳ auſſi mid Ea͡na in's Feld
Und wån ih nöd goa͡ʳ an Unglick hån, a ſchröklig's,
So wia͡ʳd doh a Kigaʳl kema an aklöglig's
Und wia͡ʳd ma ausblåſ'n ma͡in Löb'n'slia͡chd,
Unſa Hea͡rgod gib's daß 's rechd båld g'ſchia͡chd!
(Ea͡ʳ ruaſd auſſi und da͡it'n Såldåd'n.)
Holla he! holla he! Då a͡uſa ma͡ini Hea͡ʳn!
(Ea͡ʳ ſchaud ſi ſelwa ån.)
Sauwa g'wackſ'n bin ih, ih woa͡ß ſö nehman mih gea͡ʳn!
(Hia͡zd kimd da Håns åls Feldwebl mid a zöcha oder zwölf Såldådn ba͡i da Hidd'n eina.)

Håns.

Nöd woa͡ʳ, då is 's håˡd ſchen ös La͡idl'n?
Dö gſundi Luft und dea͡ʳ Gruch von dö Gra͡idl'n.
Dö Ausſicht iwa dö Bea͡ʳch und in dö Dela,
Dös Grås is gröa͡na und d' Sun ſcheint hela,
Ma kån iwarål löb'n, håd ma a Geld,
Åwa iwa ma͡in Esdareich gehd ma do nigs af da Weld.
(zu ſa͡ini Såldåd'n.)
Wal's hia͡zd ſo hoa͡s is bla͡ib'n ma då, es is gſcha͡ida,
Und in a boa͡r Schdund gengan ma wida wa͡ida,
Gehd's auſſi, lögd's eng nida unta dö Bam, in dö Kůli.
I wia͡ʳ ſeg'n daß's a Brod kria͡gd's und a Můli.

(Dö Såldåd'n gengan aus da Hidd'n auſſi und låſſ'n Håns mid'n Jöa͡ʳgl alo͡an båda.)

Håns.

Ih bi ſchon ſo lang wög von Haus,
Ih kenn mih in den Bea͡ʳg'n nöd mea͡ʳ rechd aus.

(Eâr daſiechd'n Jöa͡ʳgl.

Ah då is Oana.

Jöa͡ʳgl.

Schen gu͡ad'n Mu͡aring!

Håns.

Du! — geld
Es is nimma go͡aʳ wa͡id nåch Lilienfeld?
Du͡aʳt kimmt mu͡aring unſa gånz's Regament z'ſåma.

Jöa͡ʳgl.

Wea͡r in zwo͡a Schdund'n nöd du͡art war mia͡ßd ſi ſchåma,
Ös dea͡rft's eng alſo nöd dummeln ma͡ini Hea͡ʳn,
Und wolt's dö Nåcht ausråſt'n, ih b'hålt eng gea͡ʳn,
Ma͡in Ha͡is'l is in Schoa͡ndu͡aʳf drunt'n in daʳ Au
Ih bin da Jöa͡ʳgl Ångſta.

Håns (faſchdaunt).

Da Jöa͡ʳgl?

Jöa͡ʳgl.

Wås ſoll dös G'ſchau?

Håns (gibt êam d'Hånd).

Du bisd a braſa Bu͡aʳſch, ba͡i di͡aʳ bla͡ib ih gea͡ʳn,
Es g'fra͡id mih, das ih di kena lea͡ʳn,

Jöa͡ʳgl (dra͡uri).

Då kent's nöd fül Nar's', ma͡in lia͡ba Hea͡ʳ Såldåd!
Nigs, åls an oa͡ʳma Kea͡ʳl, dea͡r fül Unglick håd,

Und de͠a^{r} eng bitt'-daß'n ånwe͠a^{r}b'n duad's
Wal a a Kanonakugl hält fi͠ar wås Gu͠ads.

Håns.

Und wås is 's denn, dås die ſo bedri͠abd?

Jö͠a^{r}gl.

U ma͠in! ih bin håld wi͠a an Ŏſ'l fali͠abd.

Håns.

Dös mu͠as ma nöd ſa͠in dös is dumm.

Jö͠a^{r}gl.

Sie is håld dö Schönſti rundumadum,
Si ho͠asd Ånami͠adl, håd wöda Fåda nuh Mu͠ada,
Und a Feldwebl ba͠in Mülide͠a^{r} is i͠a^{r} Bru͠ada,
Eä^{r} ho͠ast Håns Knauf.

Håns.

Knauf?

Jö͠a^{r}gl.

Jå, e͠ar kimd båld ham,
Håd a g'ſchrib'n.

Håns.

Dös glaub' ih kam.

Jö͠a^{r}gl.

's is ah Ålas Oans, denn ſa͠it ſa͠in Bri͠af is kema,
Wo-n-a g'ſchrib'n håd d'Ånami͠adl ſol mih nehma,
Wül ſ' gråd go͠ar nigs me͠a^{r} wiſſ'n von mi͠a^{r}
Und ih de͠a^{r}f mih nimma ſeg'n laſſ'n fu͠a^{r} i͠a^{r},
Dösdwög'n is ah åll ma͠in Hoffnung dſchali,
Åwa befu͠a^{r} ih mid eng geh in dö Batali

Måch ih nuh ma͡in Teſtament, und wån ih geh in's Gråb
Soll Ålas i͡aʳ g'he͡aʳn wås ih håb.

Håns.

Wås rödtſt denn? Jö͡aʳgl wås mu͡as ih he͡aʳn?
Dö Ånami͡adl håd dih ålſo nöd ge͡aʳn?

Jö͡aʳgl.

Dös juſt nöd, ſie håd nigs gög'n ma͡in Gſichd und ma͡ini Glida,
Åwa's hairåd'n iwahapt is i͡aʳ håld z'wida,
Sie wũl ålawal an åldi Jumpfa bla͡ib'n,
Und ſågd: ſie brauchad an Mån nu͡aʳ zun Kren ra͡ib'n.

Håns (den da Bidöl ſta͡igd).

Mån, wårt, ih wũl daʳ'n Kren in d'Aug'n draib'n,
Fi͡aʳ mih gla͡i zu i͡aʳ, Jö͡aʳgl!

Jö͡aʳgl.

Zu-n-i͡aʳ?
Mi͡ar ſan jå ſchon dåda.

Håns.

Wås? dåhi͡aʳ?

Jö͡aʳgl.

Jå, wi͡a mit Dod åhgångaʳ is i͡aʳ Fåda
Håd's ſa͡in Haus wöka göb'n und kaft dö Hidd'n dåda.

Håns.

Gu͡ad! — ſo geh hi͡azd und måch da͡in Såch'n richti,
Hol da͡in'n Daufſcha͡in, de͡aʳ is ba͡i da Ånwe͡aʳbung wichti
Und bring maʳ Ålas he͡aʳ.

Jö͡aʳgl.

Rechd ge͡aʳn,
Åwa ih mecht doh wiſſ'n, wi͡aʳd båld wida a Kri͡ach we͡aʳn?

Hånſ.

Döſ kån ih nöd ſåg'n; geh nur, geh!

Jōa^{r}gl.

Ih mu͡aſ bid'n,
Ih mecht doch li͡awa Såldåd ſa͡in in Frid'n.

Hånſ.

Du wülsd jå åwa daſchoſſ'n wea͡^{r}n in da Batali
Und döſ gehd in Frid'n nöd.

Jōa^{r}gl.

Jå frali!

Hånſ.

Wi͡a^{r}ſd hi͡azd gehn, Morddauſend Grånåden!

Jōa^{r}gl.

Jå, jå, ih geh ſchon. (In Fu͡a^{r}tgehn zu ſi ſelwa.)
Dea͡r flu͡achd wi͡a dö Gråwåd'n
So wi͡a^r ih's ah lea͡^{r}na, bin ih amåhl ba͡i dö Såldåd'n.
(Ea͡^{r} gehd fu͡a^{r}t.)

Da Hånſ (bla͡ibd alo͡ani båda und ſchaud ba͡i da Hidd'n auſſi.)
Då kumd wea͡^{r} aufa — jå, eſ iſ dö Ånami͡adl,
Sie hupfd wi͡a a Gånſ und ſingd a Li͡adl,
Wo͡art nu͡a^r, Du wirſt di båld in Drönan båd'n!
(Ea͡^{r} ſchrãld auſſi.)
He Kåprål!

Da Kåprål (von auſwendi).

Wåſ ſchåff'n S'?

Hånſ.

Kum aina mid dö Såldåd'n!
(Åli kuman a͡ina und ſchdeln ſi in Boſidu͡a^r.)

Hea^{r}ts aufmörkſåm ån li͡awi La͡idl'n, wås ih ſåch,
Ös blindat's då, wi͡a-n-an Jada måch,
Saweld's d' Antel'n und dö Ganſeln z'ſåm,
Reißt's Ålas Obſt von dö Bam,
Sauft's 'n Wa͡in aus, und dö Müli,
Ös mi͡aßt's ah amåhl a Fra͡id håm, es is büli.

Kåprål.

Åwa Hea͡^{r} Feldwebl, mi͡a^{r} håm jå Befelch
Mi͡a^{r} dea^{r}f'n nigs nehma, nöd amåhl a Schda͡idl Kelch.

Håns.

Du͡ad's, wås ih ſåch, dra͡ibd's es fi͡a^{r}chbali,
Ih nim Ålas iwa mih.
Und ſollt dö Gſchichd nöd gu͡ad ausfål'n,
So wi͡a^{r} ih af d' Lötzt Ålas zåhl'n
Åwa fångt's an zum lea^{r}ma ſchtanta bedi.

Kåprål.

Nan! unſa Heargod ſa͡i'n Ganſl'n gnedi!

(Zu di Såldåd'n.)

Ållon Kåmaråd'n, ſchond's 'n Någl nöd ån da Wånd,
Denkt's ös ſa͡id's in Feindeslånd!

(Dö Såldådn fadal'n ſi. Da Kåprål ra͡ißd gla͡i 's Wåndkaſtl auf, ſchdi͡a'd drinad uma und fångt o͡anichi na͡ichi Zwo͡anz'ga auſſa. A Såldåd ſchda͡igd vo͡ar da Hidd'n af an Bo͡am auſi und brockd Öpſl åh, an Åndra håd ſa͡in'n Sawl auſſazog'n, und håd a Schbenfadl g'funden, wås a ba͡i dö hinta'n Fi͡aß hält und köpf'n wül; widar an Åndra ſötzt ſi vo͡ar da Hidd'n zun Åmpa, ſauft Müli und frißd Brod. — O͡ana håd a Schunk'n g'fund'n, dö a bringd und mid ſa͡in'n Sawl aufſchneidt. Dö Åndan ſu͡ach'n ah wo's wås findt'n, ſö ſchra͡i'n daba͡i und måch'n a leſtaligs Gregel.

Da Kåprål.

Fifat Laudon! då ſan jå na͡ichi Zwanz'ga!

Da Såldåd (au'm Bo͠am omad).

Da kumd's he͠ar, da gibt's brechtigi Maſchanzka.

Da Såldåd (mid'n Schbenfadl).

Wo͠aʳt du li͠ab's ſett's Schbenfadl!
Du gibſt a delikat's Bradl.

(Zu an Åndaʳn.)

Geh in Go͠aʳt'n und ſu͠ach dazu͠a a Saladl.

Da Såldåd (bãin Åmpa.)

A ſo a gu͠adi Müli håb ih mãin Löbta nöd drunk'n.

Da Såldåt (mid da Schunk'n).

Kåmaråd'n! he͠aʳ da! dås is a brechdigi Schunk'n!

Åli (untranånda).

Wãin he͠aʳ! — Wãin wol'n ma håm,
Sunſt ſchlåg'n ma Ålas in Sche͠aʳbn z'ſåm.

(Unta den Remaſſori kimd dö Ånamiadi, ſichd dös Ålas, und daſchrickt nöd weni.)

Ånamiadl.

Jöſas! wås gſchi͠achd den då? wås ſol dås ſãin?

Håns.

Schön's De͠andal, mi͠aʳ gwo͠aʳti͠aʳn uns bãi di͠aʳ ãin,
Gib he͠ar wås d' håsd.

Ånamiadl.

Zu'n he͠aʳgöb'n laßt's ös nöd kuma,
Ös håbt's eng jå Ålas ſchon ſelwa gnuma.

Kåprål.

Du håſt gwis no faſchtökdi Max'n?
Såg, wo ſan's?

Ånamiadl (wendt ſan Ruck'n zua).

Dråch mih bugl Grax'n!

A Såldåd.

Du, Schwo͠agarin! ſchåf Hend'ln he͠arba͠i
Mi͠a^r brauch'n zwölfi und håm e͠a^{r}ſchd dra͠i.

Ånamiadl.

Auweh! ma͠ini Hend'ln!

An åndra Såldåd (de͠a^r a Kuchlfi͠a^{r}ta umbundt'n håd).

Gib Buda he͠a^r und Schmålz,
Spöck, Pföſſa, Mehl und Sålz,
Gu͠adi Knödl'n kinan nöd ſchåd'n.

Ånamiadl.

Schåmd's eng, ös ſa͠idt's Ra͠uwa und kani Såldådn,

Kåprål.

Håld's Mahl, oda es gibd a Schbektakl.

A Såldåd (mid Hendl'n).

Hållåh Kåmaråd'n! da ſan ſchon zwa fo͠aſti Bolakl.

Ålli Såldåd'n

Wa͠in wel'n ma hab'n — Wa͠in! — Wa͠in!
Gib he͠a^r in Schliſſ'l zun Kella.

Ånamiadl.

Dös kån nöd ſa͠in!

A Såldåd (zu die Ånda'n).

So kumt's, mi͠a^r bröch'n 'n Kella a͠in.
(Sö gengan fu͠a^{r}t.)

Ånamiadl.

O mein God! wås dö La͠id dob'n,
Den Wa͠in hån ih fi͠a^r main'n Bru͠ada'n aufghob'n.

Hånſ (låcht).

Låß's gu͡ad ſa͡in, wån a du͡aʳch ma͡in Gu͡aʳgl gehd,
So is 's åls wån e͡aʳn ſelwa drink'n dåd.

Kåprål (nimb d' Ånami͡adl um 'n La͡ib).

Und hi͡azd wül ih nuh wås Böſſa's, åls a Bradl!
Gib ma a Buſſ'l, du ke͡aʳnfriſch's Madl.

Hånſ (ſchdeßt'n dånk).

Håld! — z'ruck! — dös war a biſſ'l z'fül.

Kåprål.

Anhau! dås is a Wåſſa au'm Feldwebl ſa͡in Mühl.

(Da Kåprål und d' Såldåd'n gengan fu͡aʳ d' Hidd'n auſſi und richt'n drauſt'n an Diſch zu'n Öſſ'n z'ſama, ſo das mås von herinad ſi͡achd. Sö ſötz'n ſi dazu͡a und drink'n und rauch'n Dawåg.)

Ånami͡adl.

Nan! dös is zſchdo͡aʳk, dös is fölli aus,
Sö fröſſ'n ma Ålas z'ſåm in gånz'n Haus.

(Zun Hånſ.)

He͡aʳ Feldwebl ih wi͡aʳ mih ba͡in Richta beklåg'n

Hånſ.

Meintswög'n! wån ma ſoll håm unſern Måg'n
So maſchi͡aʳn ma wida fu͡aʳt mid'n mu͡aʳgig'n Dåch,
Då ſoll da Richta ſchrey'n wi͡a-n-a måch.
Åwa du de͡aʳfſt nöd glaub'n 's is nåcha ſchon go͡aʳ,
Mu͡aring kumd wida an åndari Scho͡aʳ,
's gånzi Regament kumd da fu͡ariba.

Ånami͡adl.

Ma͡in God! då gehd's jå drunta und driba.

(Da Såldåd mid'n Kuchlfi͡a^{r}ta kumd mit ana Schiſſ'l fol Knödl und ſchra͡id):
Hea͡r Feldwebl kuman's zum Öſſ'n, dö Knödl ſan ſchon
a Bråcht.

Håns.

J kum ſchon.

(Zu da Ånamſädl dö a ins Koi zwickd.)

Jh bitt ma a gu͡ads Bött ha͡ind Nåcht.

(Da Såldåd håd dö Knödl auſſi dråg'n und au'm Diſch gſchdöld. Da Håns gehd ah auſſi und ſözd ſi zu'n Diſch, und Åli fröſſ'n und ſauf'n drauß'n ganz me͡a^{r}tali. D' Ånamſädl bla͡ibd alo͡ani dåda, ſchaud auſſi und ſchlågd d'Hendt z'ſåma.)

Nan! wi͡a's fröſſ'n, dös Rauwagepåck!
Und Ålas, Ålas gehd aus ma͡in'n Såck,
Und d å wolln's bla͡ib'n bis mu͡a^{r}ing fru͡ah,
U ma͡in God! Då håb ih d' gånzi Nåchd ko͡an Ru͡ah!
Und wån dö fu͡a^{r}tgehn, kuman nuh me͡a^{r},
's gånzi Regament håd a g'ſågd de͡a^{r} g'ſchnapichi He͡a^{r},
Hu! — mih fro͡iſld, dås is a Nod,
Wårum håsd den Såldåd'n aſchåff'n li͡aba God?
Wås ſol ih do͡an? ih wo͡as mih go͡a^{r} nöd z'faſſ'n,
's Böſti wi͡a^{r}d ſa͡in, ih du͡a ma͡in Hidd'n falåſſ'n —
So nehman's ma doh nu͡a^{r} maini Såch'n,
Mi͡a^{r} ſelwa kinan's åwa nix måchn —
Åwa wån ih fu͡art geh, ſo ſo͡an's in Schdånd
Und ſchdök'n ma ſogo͡a^{r} d' Hidd'n in Brånd —
Sa͡i ma bo͡a^{r}mhe͡a^{r}zi li͡aba God
Und zo͡ag ma an Auswöch aus de͡a^{r}a Nod!

(Da Jö͡a^{r}gl kumd mid an Binka^{r}l, wås a iwa^{r} an åld'n Sawl au'm Bug henga håd, dra͡uri ba͡i da Hidd'n a͡ina.)

We͡a^{r} kumd den då? Du biſt as Jöargl?

Jö͞aʳgl.

                                        Jå

Sa͞i nöd bes, dås ih bin wida då.

Ånami͞adl.

Bes? ma͞in li͞awa Jö͞aʳgl, wårum den bes?
Du kumſt gråd rechd, he͞aʳſt dös Gedes?

Jö͞aʳgl.

Jå, ih he͞aʳs, ih wi͞aʳs båld ah mi͞aſſ'n mid måch'n,
Jå, jå, es ſchdengen hi͞azd gånz åndas dö Såchn.

Ånami͞adl.

Wås?

Jö͞aʳgl.

        Jå, ih lås mih unta ſö ångaſchi͞aʳn,
Und mu͞aʳing du͞a ih mid e͞ana fu͞aʳt mo͞aʳſchi͞aʳn,

Ånami͞adl.

Nöd migli.

Jö͞aʳgl.

            Nöd nu͞aʳ migli, es is gwis.

Ånami͞adl.

Åwa ſåch ma nu͞aʳ wås daʳ a͞ingfål'n is?

Jö͞aʳgl.

Mi͞aʳ is nix a͞ingfål'n, ih wo͞as rechd gu͞ad
Ih wi͞aʳ a ſchlechta Såldåd, ih hån ko͞an Mu͞ad,
Und wån ih wi͞aʳ bfa͞if'n he͞aʳn a Kugl,
So wi͞aʳd mås Ma͞isl åwilauf'n iwaʳn Bugl,
Åwa 's kån nöd åndaſchd ſa͞in, böſſa daſchi͞aſſ'n,
Åls ålawal wo͞ana und ſa͞ifz'n mi͞aſſ'n.
Da Feldwebl håd ſchon ma͞in Wu͞art,
Wo is a den?

Ånami͡aʳl (zagd e͡am 'n Diſch).
Sigſt'n frëſſ'n du͡aʳt?

Jo͡aʳgl (mid an Sa͡ifza).
Jå, de͡aʳ kån noh fröſſ'n und ſa͡uf'n,
Und da kri͡agd ma a Gu͡araſchi zum ra͡uf'n,
Åwa mi͡aʳ ſchmöckt nix me͡aʳ af da Weld.

Ånami͡adl.
Åwa Jo͡aʳgl, wilſt denn richti auſſi in's Feld?

Jo͡aʳgl.
's nutzt nix me͡aʳ, g'ſcheg'n is g'ſcheg'n!
Dås kånſt jå ſchon aus ma͡in Sawl ſeg'n,
E͡aʳ is zwo͡aʳ noh von ko͡an Blu͡ad nöd rod,
Åwa ma͡in Fåda håd'n dråg'n ba͡in Aufgebod,
Ih håb'n fi͡aʳag'ſu͡achd, e͡aʳ is föli a͡inig'roſt,
Füleichd daß a hi͡azunda wo a Blu͡ad koſt.

Ånami͡adl.
Ålſo is 's richti?

Jo͡aʳgl.
Jå, la͡ida,
Åwa wal ih mu͡aʳing ſchon mu͡as wa͡ida,
So mecht ih da fu͡aʳhe͡aʳ noch wås ſåg'n ge͡aʳn.
Du mu͡asd mih ſchon noh a bißl ånhe͡aʳn.

Ånami͡adl.
Wårum den nöd? ma͡in li͡awa Jo͡aʳgl, röd!

Jo͡aʳgl.
Ma͡in li͡awa Jo͡aʳgl, o! ſåch ma ſo wås nöd!
Sunſt drahd ſi ma͡in He͡aʳz in La͡ib mi͡aʳ um.
(E͡aʳ ſu͡achd in ſa͡in Winka'l a Båbi͡aʳ fi͡aʳa.)

Då håsd a Schrift.
(Eã^r ſcha͠ud d'Schrifd ehanda ån, eh eã^r i͠a^r's gibd)
Sakalod! wi͠a bin i dum
Dås is ma͠in Da͠ufſcha͠in, de͠a^r g'he͠a^{r}d nöd fi͠a^r dih.
(Eã^r wi͠a^{r}fd'n zo͠a^{r}ni in's Winka^{r}l a͠ini.)
Dös is jå ma͠in Unglick, das ih gebo͠a^{r}n bi.
(Eã^r nimd an ånda's Wåbli͠a^r a͠uſſa und ſcha͠ud's ån.)
Dås is 's ah nöd, dås is ma͠in Ha͠irådskundrakt.
Eã^r is nås, ih håb'n in Dröna a͠ing'wackt,
Ih håb'n midgnuma, das ih'n ånſcha͠u'n kån
Wån ih ſchdi͠a^{r}b, då kumd's mih la͠ichta^r ån.
(Eã^r ſchdöckt dås Wåbli͠a^r wida a͠ini und zi͠agd nuh an anda's a͠uſſa.)
Ah! då is 's rechti.
(Eã^r gibd i͠a^r's)
Nims!

Ånami͠adl.

Wås is 's?

Jö͠a^{r}gl.

Ma͠in Teſtament.
B'håld's und måch's a͠uf nåch ma͠in ſeling Ent.

Ånami͠adl.

Wås fald da a͠in?

Jö͠a^{r}gl.

B'hålds såch ih, und måch's a͠uf nåch ma͠in Dod,
Es wi͠a^{r}d nöd lång da͠ua^{r}n hoff ih zu God.

Ånami͠adl.

Jö͠a^{r}gl!

Jö͠a^{r}gl.

Ih g'ſchbi͠a^{r}s hi͠azd ſchon, es is ma go͠a^r nöd gu͠ad,
Ma͠ini Fi͠aß ſan kåld und in Kobf ſchda͠igd ma's Blu͠ad,

Ih bin ſo mått, das ih kam me͡a^r ſchwawatz'n kån,
Sör Nächt håb ih hi͡azd nix g'ſchlåf'n ſchon.
D'Ånſchdåldn' zu͡a^r Hohzad, dö-n-ih håb dramd,
Håm mih a ſo he͡a^{r}gnuma, wal ih nix håb faſamd,
Es hülfd ma^r ålſo ſchon ham 's inalichi Gifd
Wån mih a ko͡an Kugl nöd drifd;
Und ih mecht håld daß ma͡in Såch'n und ma͡in Geld
Dö Be͡a^{r}ſchon kri͡agd, dö-n-ih an li͡abſt'n håb af da Weld.
Hi͡azd håb ih Ålas g'ſågd — Ånami͡adl löw wohl!
Li͡awi Ånami͡adl, håw af mih ko͡an Grol,
Und wanſt he͡a^{r}ſt, da Jo͡a^{r}gl is dod,
So ſåch: 's wo͡a^r doh ah gu͡ada Ke͡a^{r}l, dreſt'n God!

(E͡a^r wül fu͡a^{r}t geh'n)

Ånami͡adl.

Jo͡a^{r}gl! du wülsd ålſo wi͡a^{r}kli geh'n, is's wo͡a^r?
Wülsd mi hi͡azd falåſſ'n, hi͡azd in da Gfo͡a^r?
Ih bitt dih bla͡ib då.

Jo͡a^{r}gl.

Ih ſol då bla͡ib'n, ſågſt?
Und göſtad håſt g'ſågd, daß d'mih nöd ſeg'n mågſt.

Ånami͡adl.

Jå göſtad — ſcha͡u, ih wo͡a^r håld in iweln Hamu͡a^r
Und d' Såldåd'n ſötz'n ma hi͡azd ſo zu͡a.
Ih bin alo͡an, ih kån mih nöd ſchitz'n,
Ih bitt di Jo͡a^{r}gl, lås mih nöd ſitz'n.

Jo͡a^{r}gl.

Ånami͡adl! Ånami͡adl! ih ken mih nöd a͡us,
Fi͡a^r dih gib ih ma͡in He͡a^{r}z a͡us'n La͡ib ge͡a^{r}n heraus,
Ih wül Ålas do͡an, wås d'fon mi͡a^r bige͡a^{r}ſt.

Ånamiadl.

Du bla͡ibsd ålſo då?

Jö͡aʳgl.

Jå — åwa he͡aʳsd,
Es wi͡aʳd ſchon dumpa, d'Nåchd brichd a͡in
Und då is 's håld ku͡aʳjos.

Ånamiadl.

Frali, dös kån nöd ſa͡in.
Nan! nan! Bfi͡adt dih God!

Jö͡aʳgl (drahd ſi dra͡uri zu da Di͡aʳ).

Bfi͡adt dih God.

Ånamiadl (zu ſi ſelwa).

Und jusd ba͡i da Nåchd is ma͡ln greßti Nod
(Sie ri͡afd.)
Jö͡aʳgl!

Jö͡aʳgl.

Wås is 's?

Ånamiadl.

Du kunſt håld doh då bla͡ib'n, wanſt gla͡ubſt.

Jö͡aʳgl.

Ui! mid Fra͡id'n, wanſt as dala͡ubſt.

Ånamiadl.

Und damid 's go͡aʳ ko͡an Gröd kån göb'n ,
So bla͡ib ih då, und du in da Kåmma danöb'n.

Jö͡aʳgl.

Rechd is 's wo-s- d'wülſt, du͡a mih hin,
Wån ih nu͡aʳ in da Rechad von di͡aʳ bin.
Ih geh ålſo a͡ini.

Anami͡adl.

Jå, und håb ih a Ka͡ira͡i
So ru͡af ih di͡a^r.

Jo͡a^{r}gl.

Jå, Ånami͡adl, ſchra͡i!
Und ehnda ſol'n ſ' mih zåmaha͡u'n in Schduck'n,
Eh' ſ' di͡ar a Hadl Ho͡a^r faruck'n,
Adi͡as Ånami͡adl, Adi͡as, gu͡adi Nåchd
Gelt's God fi͡a^r dö Fra͡id, dö du mi͡a^r håſt g'måcht.
(E͡a^r gehd in dö Kåma a͡ini.)

Ånami͡adl (alo͡ani).

Daß a då bla͡ibd, måchd mi͡a^r a Fra͡id,
D'Såldåd'n ſo͡an håld go͡a^r köki La͡id.
(Es wi͡a^{r}d a g'wåldicha Tumuld ba͡i dö Såldåd'n drauß'n, ſö ſchra͡in åll untaranånda, und ſteſſ'n d'Kria͡g'ln und d'Glöſa zåma.)
Ålåh! Åli braf'n Såldåd'n ſol'n löb'n!
Und åli ſa͡uwa^r'n Dö͡andln dö ihna Buſſ'ln göb'n!
Hoch! hoch!

Ånami͡adl (ſchra͡id daſchrock'n.)

Jo͡a^{r}gl! Jo͡a^{r}gl!

Jo͡a^{r}gl (la͡ufd g'ſchwind a͡us da Kåma a͡uſſa).

Ånami͡adl.

Hea^{r}ſt, 's wi͡a^{r}d ålwal ſchlima
Ih bitt dih, bla͡ib li͡awa ba͡i mi͡a^r in den Zima.

Jo͡a^{r}gl.

Kån ah ſa͡in!
(E͡a^r wül ſie gla͡i nöb'n i͡a^{r}a nidaſötz'n.)

Ånami͡adl.

Nan! nöd ſo nåchad ba͡i mi͡a^r

Söz di du͡a^{r}t a͡uf'n Schduhl zu da Di͡a^r,
Und ih bla͡ib då.

Jö͡a^{r}gl (ſödzd ſi zu da Di͡a^r.)

'ſ is frali a biſſ'l wa͡id
Åwa wal ih dih ånſcha͡u'n kån, håb ih doh a Fra͡id.
(E͡a^r bitråcht mid Fagni͡ag'n d'Ånami͡adl, und lögd ſi rechd kumod a͡u'm Schduhl, wal a^r åwa ſo mi͡ad is, ſo druckd's e͡am nåch und nåch mid G'wald d'Augna zu͡a und unta^{r}n Rödn fångd a^r ån a͡inz'ſchlåf'n.)
O Ånami͡adl!
(E͡a^r gamazd.)
U͡ah! — wanſt wiſſ'n dåſd,
Wås 'd ån mi͡a^r fi͡a^r a dra͡i's He͡a^{r}zl håſd,
(E͡a^r gamazd.)
'ſ Böchmandl meldt ſi ſchån,
Is dös a G'ſichtl — wi͡a ma's nöd ſa͡uwara måhln kån.
So ſchen rod — (gamazd) und ſo ſchen weis — ſo ſchen weis.
Und 's Göſcha^{r}l — gſchbidzd — ſchon a͡us da Wa͡is.
Und d'Äuga^{r}ln — d' Äuga^{r}ln — då mu͡as ih bitt'n —
Und — 's Naſ'l — gråd in da Mitt'n —
's gånzi Madl -- a Bråchd — a Bråchd — a Bråchd! —
(E͡a^r ſchlåfd föll a͡in)

Ånami͡adl.

Ui jö! — hi͡azd ſchlåfd de͡a^r a͡in, nån gu͡adi Nåchd!
(Da Feldwebl Håns kumd fån hint'n a͡ina und daſi͡achd 'n Jö͡a^{r}gl ålſa ſchlåfada.)

Håns (zu ſi ſelwa).

Ah! ſi håd'n Jö͡a^{r}gl då b'hald'n, dös is gu͡ad.

Ånami͡adl.

Ma͡in God! da Feldwebl! ih gi͡ab ko͡an Drobf'n Blu͡ad.

Håns (du͡ad åls wån a a biſſ'l an Hö͡a^{r}ba͡idl håd).

Jå, ih bin's ma͡in Schadſl! — nach'n Schnabli͡a^{r}n,

Du͠a ih ån li͠abſt'n a bißl karaſſi͠aʳn,
Du biſt ſo a g'ſchmachigs De͠andl — kum g'ſchwind
Und gib ma hi͠azd a Buſſ'l ma͠in Kind!

Ånami͠adl.

He͠aʳ Såldåd! ih kån nöd dö Buſſlarei.

Håns.

Ah, kum du nu͠aʳ he͠aʳ, dös le͠aʳnd ſi gla͠i,
Und nåcha is dös Buſſ'l a nu͠aʳ da Dånk
Fi͠aʳ dö gu͠adi Aufnåhm, fi͠aʳ Schba͠is und Drånk,
A ſöltanas Buſſ'l in åll'n E͠aʳ'n
Kån nöd amåhl da͠in Mån fawe͠aʳn.

(E͠aʳ da͠it af Ji͠aʳgl.)

Ah! du͠aʳt is a, ih wi͠aʳ 'n gla͠i fråg'n.

Ånami͠adl (g'ſchnappi).

Dös is nöd ma͠in Mån.

Håns.

Nöd? — nån, ih mu͠as ſåg'n
Ih håb'n g'håld'n dåfi͠aʳ,
Wal a ſchlåfd då in Zima ba͠i di͠aʳ.

Ånami͠adl (fawi͠aʳd).

Nan — dös is nu͠aʳ a ſo — ih håb ko͠an Mån,
God ſa͠i Dånk ih ghe͠aʳ go͠aʳ Ne͠amſt ån.

Håns.

Ah! wan dås is, und du bisd gånz fra͠i,
So håd maʳ ah mid Ne͠amſt a Ka͠ir a͠i
Und du g'he͠aʳſt ma͠in!

(E͠aʳ nimd's um'n La͠ib.)

Ånami͠adl (wül a͠usra͠iß'n).

Geh'n låſſ'n ſåch ih!

Håns (hält's feſt).

A Buſſ'l wül ih.

Knamladl.

Aufhea^{r}n, ſunſt ſchlåch ih.

Håns (ea^r rauft mid ia^r).

Wea^r ſchdöa^{r}ka is, dös wol'n ma ſeg'n.

Knamladl.

Zu Hülf! zu Hülf!

Jöa^{r}gl (wia^{r}d munta).

Wås ſoll denn då g'ſcheg'n?

Håns (håld d'Knamladl föſd).

Dås gehd dih nigs ån, auf dih kumd kan Nöd.

Jöa^{r}gl.

Mordi Gifdi! Ih laid's åwa nöd.

Håns.

Wås laidt Ea^r nöd, Ea^r Grip'nraida?
Is 's öppa ſain Wai?

Jöa^{r}gl.

Noan, laida!

Håns.

Oda ſain Schwöſta?

Jöa^{r}gl.

Dös ah nöd.

Håns.

Oda ſunſt a Fawandti?

Jöa^{r}gl.

Dös Ålas nöd, nua^r deand a Bikanti.

Håns.

Ålſo ſchdad ſa͡in, und 's Mahl åhg'wiſchd,
Hia͡zd la͡id ih's nöd, das a ſi a͡inimiſchd
Ea͡ʳ håd då koa͡n Recht — ſoa͡ʳ-a åh.

Ånamia͡dl.

O God!

Jöa͡ʳgl.

Jusdament bla͡ib' ih då.

Håns.

Wås? Ea͡ʳ Gelbſchnåbl wůl ſi widaſetz'n?
An ſöltana Kea͡ʳl ha͡u' ih jå in Fetz'n.

Jöa͡ʳgl (reſania͡ʳd, laſd åwa daba͡i fua͡ʳchtſam hinta d'Ånamia͡dl hintari.)
Då wia͡ʳd nigs g'ha͡ud, ih mua͡s då bla͡ib'n, Hea͡ʳ Såldåd,
Wal mih d'Ånamia͡dl ſelwa drum böd'n håd,
Fråg'n 's nua͡ʳ; Ånamia͡dl röd,
Håsd mih böd'n oda nöd?

Ånamia͡dl (rödt reſulut, zibad åwa daba͡i mid da Schdim).
Jå, ea͡ʳ ſol då bla͡ib'n, ih wůls expreſſi håm.

Håns (ſchlågd d'Daʳm kra͡izwa͡is in anånda).
Ålſo ſo hengd dös Ding z'ſåm?
Du biſd in ſi falia͡bd, drum magſt ſo a G'ſchra?

Jöa͡ʳgl.

Jå ih håb's gea͡ʳn, ih mua͡s 's såg'n.

Håns.

Gua͡d; — ih ah.

Jöa͡ʳgl.

Wås war dös?

Håns.

Und du dua͡sd af ſi fazichd.

Jö͡aʳgl.

Ma͡in Löbta nöd.

Håns (ſchepad mid'n Sawl).

So wi͡aʳd's a wüldi G'ſchichd.

Ånami͡adl (ſö͡aʳd zåma).

He͡aʳ Feldwebl ih bid Eāna um Gotaswöl'n.

Håns.

Di͡aʳ g'ſchichd nigs, åwa den wül ih wås dazöl'n,
Åwa nöd mid'n Mahl, ſundaʳn mid'n Sawl.

(Zu da Ånami͡adl.)

Du gehsd, ih wül alo͡an ſäin mid den Bamſchawl.

Ånami͡adl.

Åwa in Jö͡aʳgl de͡aʳf nigs g'ſcheg'n.

Håns.

Wås ih de͡aʳf, wi͡aʳ ih nåcha ſchon ſeg'n

Jö͡aʳgl (ſågd recht ſindli).

Geh, Ånami͡adl, geh!

Ånami͡adl.

Dös is a Jama,

(zum Jö͡aʳgl ſchbad)

Ih geh, åwa nu͡aʳ du͡aʳt äini in d'Kåma,
Wån da wås g'ſchi͡achd, måch a G'ſchra,
O God! ih fi͡achʳd mih rechd.

Jö͡aʳgl.

Ih ah.

(D'Ånami͡adl gehd in d'Kåma äini und ſchaud ſi dabäi nåh ålawal um).

Håns.

Alſo wås is 's! O͡ana von uns mu͡as wa͡ich'n.

Jöaʳgl.

Ih nöd!

Håns.

Ih ah nöd. — Wån maʳ uns nöd faglãich'n
So mũas da Sawl entſchãid'n.

Jöaʳgl.

O God!

Håns.

Mĩaʳ mĩaſſ'n rãuf'n ãuf Löb'n und Dod.

Jöaʳgl.

Mĩas dös ſan?

Håns.

Dås is da Brãuch bãin Såldåd'n.

Jöaʳgl.

Dẽaʳ Brãuch håd Ẽana nöd gråd'n.

Håns.

Ãlſo 's blãibd dabãi, mĩaʳ rãuf'n?

Jöaʳgl.

Kån ma ſi nöd los kãuf'n?

Håns.

Nigs da! Õana von uns mũas bãiſſ'n in's Gras.
(Ẽaʳ hãlt ẽam d'Hånd hin.)
Schlåch ãin.

Jöaʳgl (ſchlågd ãin mid an Sãifza).
Oh!

Håns.

Du zidasd jå, fũaʳchdſåma Hås.

Jöa^{r}gl.

Wal ih dås Räuf'n nöd rechd faſchdeh,
Sö ſoan a Såldåd, es is Eäna Medieh.
Åwa um d'Ånamiädl wül ih Ålas wåg'n,
Fiä^r ſi ſchlåch ih in d'Schånz Håls und Kråg'n.
(Ma ſiächd d'Ånamiäl, wiä's imrigsmähl dö Kamadiä^r äufmåchd, äuſſaſchäud und loſd.)

Ånamiädl (zu ſi ſelwa).

Eä^r håd mih doh rechd gea^{r}n.

Jöa^{r}gl.

Ålſo es bläibd dabäi
Miä^r räuf'n und zwögn mäina gläi.

Håns.

Nan, — då in da Hidd'n, dös wa^r nigs,
In oana Fiä^{r}tlſchdund, in Waldl, bäin Grudſiſigs,
Då findt'n ma^r uns, åwa das koan Aufenthåld is,
Dös bitt a ma^r äus.

Jöa^{r}gl.

Ih kum gwis.

Håns.

Dein Wua^{r}t.

Jöa^{r}gl.

Mäin Wua^{r}t.

Håns.

Schlåch nu amåhl äin!

Jöa^{r}gl.

Jå, ſåch ih. — Ih måch d'Aug'n zua, und häu dräin
(Da Håns gehd fua^{r}t.)
(Da Jöa^{r}gl bläibd ſchdehn, gånz beduſt, dö Ånamäidl kumd aus da Kåma.)

Ånami͡adl (zu ſi ſelwa).
Ih gſchbi͡aʳ a Zidaʳn
In ål ma͡in' Glidaʳn.
(Sie ſchau͡d'n Jo͡aʳgl fali͡abd ån.)
Daʳ o͡aʳmi Jo͡aʳgl, e͡aʳ wül ſi fi͡aʳ mih ſchlåg'n,
Wan ma ko͡an Gu͡araſchi håd, g'he͡aʳd dazu͡a a Mågn.
(Sie ru͡afd.)
Jo͡aʳgl!

Jo͡aʳgl (ſchdöld ſie au͡fgramd).
Ah! bisd du da? nån, gfra͡i dih
De͡aʳ He͡aʳ Feldwebl is nima ſo ſchua͡idi,
Du biſt'n los, den fi͡aʳchtalig'n Gåſt,
Und ih ſi͡ach, daß d' mih hi͡azd ah nimma nedi håſt,
Ålſo geh-n-ih ah.

Ånami͡adl.
Wohin?

Jo͡aʳgl.
Ih nim ma͡in Binkaʳl und ma͡ini Båbi͡aʳ,
Und ma͡in Saw'l (mid an Sa͡ifza.) in Sawl mu͡as ih håm
ba͡i mi͡aʳ,
Und nåcha gehn-i-håld in Gottasnåhma.

Ånami͡adl.
Jo͡aʳgl! Kuman ma nimame͡aʳ zåma?

Jo͡aʳgl.
Nan! — du wo͡asd, ih bin amåhl a Såldåd,
Und mu͡as do͡an, wås ma ma͡in Feldwebl g'ſchåfd håd,
Wo-n-e͡aʳ hingehd, mu͡as ih e͡am nåch geh'n ah
Mi͡aʳ håm hi͡azd a Ro͡as fu͡aʳ åli zwa,

Fúla͡ichd wa͡id — wa͡id — in a Lånd wo s' is koa͡n G'ſchboa͡s
Fūla͡ichd kum ih goa͡ʳ nima z'ruck von dea͡ʳ Roa͡s,
Wån maʳ uns ålſo öppa nima ſeg'n,
Dreſt dih Ånamia͡dl, wås maʳ ah kån g'ſcheg'n,
Es gehd ma ålmåhl noh böſſa, åls ma's dahoa͡m is gånga—
Åwa wås ſia͡ch ih? du dua͡ſt zun Flena ånfånga?

Ånamia͡dl.

Jå, ih mua͡s ſåg'n es ſödzd ma g'wåldi zua͡,
Es druckd mih daß d'fua͡ʳtgehſt, du gua͡da Bua͡!

Jö͡aʳgl.

Es druckt dih? — Ånamia͡dl! du woa͡nſt um mih?
Dås is amåhl a Schdund, wo-n-ih gånz glickli bi,
Gib ma da͡in Hånd, das ih's druck'n dua͡,
Ih winſchad frali noh wås dazua͡.

Ånamia͡dl.

Wås den?

Jö͡aʳgl.

Jå, ih drau͡ ma's nöd z'ſåg'n,

Ånamia͡dl.

In daʳ Åbſchiedsſchdund wia͡ʳ ih da nigs åhſchlågn.

Jö͡aʳgl

Ih mecht — ih mecht a Buſſl.

Ånamia͡dl.

Nån ma͡intswög'n
Da håd's as, God ſchenk da ſa͡in Sög'n.
(Sie gibd Eam a Buſſ'l).

Jo͡a^{r}gl.

Allah! — ma͡in God! — wi͡a is ma? — ih zida,
Dös Buſſ'l wu͡a^r'ld ma du͡a^{r}ch ål ma͡ini Glida,
Måch hi͡azd g'ſcheg'n, wås wül mid mi͡a^r,
Ih hån ma͡in Lohn ſchån fu͡a^{r}a͡us dafi͡a^r.

(Da Håns is ſchon ehnda a͡inakuma, is ba͡i da Di͡a^r ſchdeh'n blib'n, und håd dö zween lachlad ång'ſcha͡ud, wi͡a's anånd buſſ'ld håm. Hi͡azunda nimd a ſi an Rånd, måchd a bes 's Gſichd und tritt fi͡a^{r}a zwiſchen ſö.)

Håns.

He! gu͡ada Fra͡ind! du måchsd då da͡ini Kareſſen
Und mi͡a^r wårt'n a͡uf dih.

(E^r ſchebat mid'n Saw'l.)

Håſt as fageſſ'n?

Jo͡a^{r}gl.

Nan, ih kum ſchon, ih hol nu͡a^r ma͡in Sawl.

(Ålſa fu͡a^{r}tgehaba.)

Nåch den Buſſ'l bin ih zu Åln kumbabl.

Ånamia͡dl.

He͡a^r Feldwebl, ih wo͡as Ålas, ih mu͡as Eàna ſåg'n,
Ih låß's nöd zu͡a.

Håns.

Wås?

Ånamia͡dl.

Daß ſa ſi ſchlåg'n.
Bedenken's, ſo a junga brafa Mån,
Wån e͡am wås g'ſchechad —

Håns.

Wem gehd dös wås ån?
Dih?

Ånami͡adl.

Nan, åwa ſa͡in Famili, ſa͡ini Fra͡lnd, man i.

Håns.

E͡aʳ is lödi, und ſchdehd gånz alani,
Iå, wån a faha͡irat waʳ und håd a Wa͡i
Då waʳs gånz wås Ånda's ma͡ina Dra͡i!

Ånami͡adl.

Gu͡ad, ſo mu͡as ih ſåg'n, das a faha͡irråt is.

Håns.

Is dös migli?

Ånami͡adl.

Iå, es is g'wis.

(Da Jöa͡ʳgl kumd aus da Kåma mid ſa͡in Sawl und Binkaʳl).

Jöa͡ʳgl.

Då bin ih He͡aʳ Feldwebl, bereit zu ma͡ina Bſlichd.

Håns.

Iå, li͡awa Jöa͡ʳgl, hi͡azd is gånz an åndari G'ſchichd,
Von Ra͡uf'n is zwiſchen uns ko͡an Röd me͡aʳ,
Du bisd faha͡irråt wi͡a-n-ih he͡aʳ,
I wül da͡in Wa͡i und da͡in Kindaʳn nöd ſchåd'n,
Und kån di åls Ehmån ah nöd nehma zun Såldåd'n.

Jöa͡ʳgl (faſchda͡und ſi fölli).

Ih faha͡irråt? Wås fåld E͡ana a͡in?

Ånami͡adl (ſchdrambfd mid'n Fi͡aſſ'n und ſågd ſchdad zu e͡am).

Såch jå — ih wül's håm — es mu͡as ſo ſa͡in.

Jöa͡ʳgl (ſchdigazd).

Iå — jå — richdi — es fåld ma nöd gla͡i a͡in
Ia mi͡ana Seel, ih wi͡aʳ de͡ant faha͡irat ſa͡in.

Hånſ.

Wås is dås? — wo͡arum ſchdigazd den?
Du, wånsd mih ånli͡agsd, wi͡aʳds daʳ ibl gehn.

Ånami͡adl.

Nan, e͡aʳ li͡agd nöd, e͡aʳ håd a Wa͡i.

Hånſ.

Wo is ſ denn?

Jöaʳgl.

Ih wo͡as 's nöd gla͡i.

Ånami͡adl.

Wo 's is? — wo 's is? Da ſchdehd's — ih bin's, ih!

Jöaʳgl.

Ånami͡adl!

Ånami͡adl (ſchdad zu e͡am).

Schdad! dös g'ſchi͡achd Ålas fi͡aʳ dih,
Ih bin nu͡aʳ da͡in Wa͡i in da Nod,
Denn bisd nöd faha͡iråt, ſo ſchdichd a di dod.
Ålſo ſåch nu͡aʳ Jå!

Jöaʳgl.

Ui! Wi͡a ſåchad ih's ge͡aʳn,
Wån ma nu͡aʳ ah richdi faha͡iråt we͡aʳn!

Hånſ.

Ah! wåns ſo is.
(E͡aʳ machd'n Jöaʳgl und da Ånami͡adl ſa͡in Kumplament).
He͡aʳ Ångſta! Frau Ångſterin, mih g'ſra͡ids
Åwa wåns ös wi͡aʳkli faha͡iråt ſa͡id's
So hålsd's eng åh, dös g'he͡aʳd ſi fi͡aʳ faha͡irati La͡id,
Und ih ſig's ge͡aʳn.

Ånami͡adl (g'ſchami).

He͡aʳ Feldwebl, ſan's g'ſcha͠idt!

Hånſ.

Nu͡aʳ åhghålsd! — oda bisd öppa doh nöd ſa͠in Wa͠i!
Grudz'n Ti͡aʳkn!

Ånami͡adl.

San's nu͡aʳ ru͡awi, ih håls'n gla͠i.
(Sie gehd zun Jö͡aʳgl, gibd e͡am a Buſſ'l und ſågd e͡am daba͠i ſchdad.)
Ih håls dih nu͡aʳ åh in da Nod,
Denn du͡a ih's nöd, ſo ſchdichd a di dod.

Jö͡aʳgl.

O! wåns nu͡aʳ ſo bla͠ibad ma͠in li͡awa God!

Ånami͡adl (zun Håns).

Hi͡azd we͡aʳns åwa doh ko͡an Zwa͠iſl me͡aʳ håm?

Hånſ (ba͠idld 'n Kobf).

Jå, es gehd ma doh noh nöd rechd zåm,
Sa͠ids ös wi͡aʳkli in ehlinga Båndt'n
So mu͡as doh a Schrifd, a Kundrakt ſa͠in fu͡aʳhåndt'n.

Jö͡aʳgl (kråzd ſi in Kobf).

Då is ſchon Oana, — e͡aʳ ligd in da Kåma då.

Hånſ.

Den wůl ih ſeg'n.

Ånami͡adl (riſalut).

Wol'n ſ'n ſeg'n?

Hånſ.

Jå.

Ånami͡adl.

Gu͡ad, ih hol'n.

(Sie gehd in d'Kåma äini).

Jö͡a^{r}gl (zu ſi ſelwa).

De͡a^{r} nuzd nigs dazu͡a
De͡a^{r} Kundrakd is jå o͡anſa͡itat nu͡a^{r},
Ih hån a gånz o͡alan untaſchrib'n.

Håns (ſchra͡id la͡ud damid's d' Ånami͡adl in da Kåma hea^{r}n mu͡as, und ſchebad mid ſa͡in Sawl).

Gnåd eng God, wåns mid mi͡a^{r} an Gſchbo͡as håbd's drib'n.

Ånami͡adl (kumd a͡uſſa a͡us da Kåma, mid o͡ana Schriſd in Händ'n, ganz beduſd und ſågd zu ſi ſelwa).

Es is g'ſcheg'n — ih håb nöd åndaſchd kina.

(Mächa gehd's zun Håns und gibt e͡am dö Schriſd).

Då is da Kundrakd.

Håns (ſcha͡ud'n ån).

Ålas is richti drina
Jö͡a^{r}gl Ångſta, und Ana Maria Kna͡uf
E͡a^{r} ſchdehd oben und ſi unten mid dra͡i Kra͡izeln dra͡uf.

Jö͡a^{r}gl.

Wås he͡a^{r} ih? — ſie ah? — Ana Maria Kna͡uf
O låſſ'n 's ma's ſeg'n, ſchdehd dös wi͡a^{r}kli dra͡uf?

Håns (gibd e͡am 'n Kundrakd).

Wi͡a kånsd zwa͡if'ln? då ſcha͡u!

Jö͡a^{r}gl.

O du bla͡ua Himmel, ih hån a Fra͡u?

Ånami͡adl (hålt e͡am d'Hånd a͡uf's Mahl).

Sa͡i ſchdad, ih hån nu͡a^{r} untaſchrib'n in da Nod,
Du͡a ih's nöd, ſo ſchdichd a dih dod.

Ålo͡an gůld's jå nigs, dö Untaſchrift, dö ma͡in,
Ma͡in Bru͡ada mi͡aſſad mid unataſchrib'n ſa͡in.
(Da Håns is werad den zun Diſch gånga und håd'n Kundrakt ah untaſchrib'n, ohni das dö Ånda'n zween wås dafon g'ſegn håm).

Håns (lachlad).

Da͡in Bru͡ada ſchdehd ah gånz richti dra͡uf.

Ånami͡adl.

Wås?

Håns (gibt i͡a^{r}'n Kundrakt).

Scha͡u ſelwa.

Jö͡a^{r}gl (lösd).

„Johanas Kna͡uf
Feldwebl“ is migli? — ſö? — du?

Håns.

Jå, ih!
Kum he͡a^{r} li͡awi Schwöſta, umo͡a^{r}m mih.

Ånami͡adl (tißt'n und druckd'n).

O ma͡in li͡awa Bru͡ada!

Håns.

Sa͡i nöd bes,
Das ih då g'måchd håw a ſålchas Gedes,
Es is Ålas zu da͡in Böſt'n g'ſcheg'n,
Ih håb da͡in Widawůl'n gög'n 's Ha͡iråd'n g'ſeg'n,
Und då håw ih da zo͡ag'n wol'n das's nöd gehd,
Wån a Wa͡ibsbůld ſo alo͡an in da Weld ſchdehd,
's Wa͡i mu͡as an Mån håm, ſo ſchdehds in da Bibl
E͡a^{r} is zu i͡a^{r}n Glick a nodwendigs Ibl.

God håd's ſchon g'wusd wås ia͡^{r} fehld.
Sunsd håd a la͡uta Weibsbülda g'ſödzd af dö Weld.

Ånamiadl.

Nån in Gottasnåhm! wals ſchon ſchdehd in da Bibl
(gibb'n Ia͡^{r}gl d'Hånd.)
So kum håld hea͡^{r}, du nodwendig's Ibl!

Da fahegsdi Bi͡aʳnbo͡am.

A Kumödigſchbül.

Röd'n do͡an:

Da Báda Radzl Brunbe͡aʳcha.

Dö Schidlmülnarin Kadl.

Da Wåchdmo͡asda Håns Buff (de͡aʳ rödt ſchon a Biß'l he͡ariſch und a͡uslendariſch).

Zåchaʳl, da Mülnajung.

Nåcha kuma'n a fi͡aʳ Drumböta fon Wåchdmo͡asda ſa͡in Regamend und Ba͡uaʳn zun Fu͡aʳſcha͡in.

G'ſunga wi͡aʳd ah.

(Dös G'ſchbül g'ſchi͡achd ån an Endt fon an Du͡aʳf, wo 'n Báda ſa͡in Ha͡us a͡uf da rechd'n Sa͡it'n ſchdehd und d'Schidlmühl af da link'n, a großmechdiga Bi͡aʳnbe͡am ſchdehd in da Midd'n.)

Wåchdmo͡asda (kumd und ſcha͡ud af d'Mühl).

Då luſchi͡a^{r}d 's drinad, dås li͡awi Wa͡ib,
De͡a^r i ma͡in He͡a^{r}z a͡uf Za͡idlöb'ns faſchra͡ib!
Wög'n de͡a^r li͡ab'n åndicklad'n Hegs
Bin i, wi͡a da Frånzos ſågd, föli pe͡a^{r}plegs!
I bin iwrål in da Weld umakuma,
I håb ma͡in Marſch du͡a^{r}ch füli Lenda g'numa,
In Frångra͡ich bin i g'wöſ'n und in Wäliſchlånd,
In Unga^{r}n und Gråwåd'n bin i bikånnt,
In Jenapel bin i g'wöſ'n und ſogo͡a^r in Sågſ'n,
Wo — wi͡a ſ' ſåg'n — dö ſchönsd'n Mad'ln wågſ'n;
Åw'r, potz Kanona, Me͡a^{r}ſcha und Bumma!
A ſolchani is ma noh ni͡a^{r}gands fu͡a^{r}kuma.
(E͡ar ſingd.)
Es wi͡a^{r}d o͡am föli g'ſchbaſi,
Wån ſi ſo fra͡indli låchd,
An Jada wi͡a^{r}d gla͡i daſi,
Wån ſie nu͡a^r 's Mal a͡ufmåchd;
Dö wundaſchöna Äiga^{r}l'n,
So gri͡ach'nbla͡u wi͡a d'Fa͡iga^{r}ln,
Dö Ho͡a^r ſo ſchwo͡a^{r}z wi͡a d'Nåchd,
Dås Wa͡ib is ſchon a Bråchd!

I håb i͡a^r unfahohl'n
Fu͡argesda^{r}n g'ſågd in Wåld,

Das ſ' mi͡aʳ ma͡in He͡aʳz håd g'ſchdohl'n,
Und das ſ' ma råſand g'fåld.
Si håd's rechd gu͡ad fadråg'n,
Und håd mi a͡ufig'ſchlåg'n,
Is rod wo͡aʳn wi͡a a Blu͡ad,
Si is maʳ ah ſchon gu͡ad!

Da Båda, da Pflåsdaſchmi͡ara då drent
Is ſcheint maʳ, ah in ſi brent!
Wiſch d'r 's Mal åh, Ke͡aʳl! då wi͡aʳd nigs dra͡us,
An Wåchdmo͡asda ſchdigsd du nid a͡us,
Bla͡ib du ba͡i da͡in'n Sålb'n, Kra͡idarn und Blad'ln,
Und lås du åndarn La͡id'n dö ſa͡ubar'n Mad'ln!
(E͡aʳ zi͡agd an Buſch'n fi͡ara.)
Da He͡aʳſchåftsgo͡aʳtna is ma͡in gu͡ada Fra͡ind,
Ba͡i den wo͡aʳ i in åla Fru͡a ha͡ind,
De͡aʳ håd maʳ an Buſch'n z'ſåmag'måchd,
Dås is ſchon a heli Bråchd;
De͡aʳ wi͡aʳd hi͡azd då a͡u'm Bam a͡ufighenkt,
Damid die Kadl ſichd, i håb a͡uf ſi denkt,
Den ſi wi͡aʳds g'wis gla͡i daråd'n fon wem er is,
Dås was i g'wis!
(E͡aʳ ſchdä͡igd a͡u'm Be͡am und du͡ad 'n Buſch'n a͡ufimåch'n.)
Auf d ö Sa͡it'n iwra wül i 'n leg'n,
Då kån a da Wu͡aʳmdokda nöd gla͡i ſeg'n!
(E͡aʳ måchd 'n Buſch'n ån Bo͡am åni, nåcha ſchdä͡igd a widaʳ åwi und ſcha͡ud numåhl a͡ufi.)
So! — hi͡azd geh i und wül dö Za͡id åhla͡uſch'n,
Wo-n-i mid da Mülnarin kån alani bla͡uſch'n.
(E͡aʳ gehd fu͡aʳt.)

Zåcha^{r}l (kumd und dud'ld).

Ma͠in Öſ'l is a Fi͠ach,
'ſ gibd ko͠an's me͠a^{r} ſo af E͠a^{r}d'n,
Fül böſſa kum i dra͠us
Mid e͠am, åls mid'n Bfe͠a^{r}d'n;
Ma ſol zwo͠a^{r} Menſch und Fi͠ach
Nöd midanånd fagla͠ich'n,
Es do͠an e͠am åwa doh
Fül La͠id nöd 's Wåſſa ra͠ich'n.
(E͠a^{r} dud'ld.)
Då didl didl da͠i då,
Öſ'l, friß 's Ha͠i åh,
Då didl didl deh,
Hå hiſtaheh!

E͠a^{r} drågd'n gånz'n Dåch,
Söck a͠in, Söck a͠us gånz wüli,
Frißd Disd'ln, ſafd in Båch,
Falångd ko͠an Bi͠a^{r}, ko͠an Müli;
Ma ſol zwo͠a^{r} Menſch und Fi͠ach
Nöd midanånd fagla͠ich'n,
Es do͠an e͠am åwa d'Knechd
Ålſånd nöd 's Wåſſa ra͠ich'n.
(E͠a^{r} dud'ld.)
Då didl didl da͠i då,
Öſ'l, friß's Ha͠i åh!
Då didl didl deh,
Hå hiſtaheh!

Wån ma'n o͡an Öſ'l ho͡asd,
So la͡idt a's gånz giduldi,
Wån mi͡a^r dös O͡ana dåd,
I bla͡ibad e͡am's nöd ſchuldi!
Ma ſol zwo͡a^r Menſch und Fi͡ach
Nöd midanånd fagla͡ich'n,
I ſelwa åwa du͡a
Den Fi͡ach nöd 's Wåſſa ra͡ich'n.

(E͡a^r dud'ld.)

Då didl didl da͡i då,
Öſ'l, friß 's Ha͡i åh!
Då didl didl deh,
Hå hiſtaheh!

Dös is håld ma͡in Li͡ablingsli͡ad'l,
's gehd ma nigs iwa ma͡in'n Öſ'l und ma͡in Mi͡ad'l! —
Hi͡azd mu͡as i åwa^r a͡ini geh'n zu ma͡in'n He͡a^r Göd'n,
Und mu͡as mid e͡am zwög'n a Bi͡a^{r}nbo͡am röd'n.

(E͡a^r du͡ad ån Båda ſa͡in Di͡a^r ånklobfa.)

He! — He͡a^r Göd! — He͡a^r Båda! kum da He͡a^r a͡uſſa^r a Biſſ'l!

Brunbe͡a^{r}cha (fon inwendi drinad).

I kum gla͡i! — Neſ'l! wo håsd den 'n Schliſſ'l?

Zåcha^{r}l.

Dös mu͡as ma ſåg'n, unſa Båda^r is ſchon a Mån!
Wås de͡a^r Ålas wo͡as, und wås de͡a^r Ålas kån,
Ma mu͡as ſi föli faſchda͡una;
Und es du͡ad e͡am ah Ålas gu͡ad ſchla͡una.

Ba͡in Bålwla^{r}n håd a ſa͡in'n o͡agna Schnid,
Aus da Wu͡a^{r}z'n nimd a's a͡uſſa, das d'Ha͡ud gehd mid;
Ba͡in Zena͡usra͡iſſ'n håd a ſo a G'wåld daba͡i,
Das a^r ah wås midnimd fon Kinbåckna gla͡i;
Zun Ådalåſſ'n håd a^r a ſo a gu͡adi Hånd,
Das 's Blu͡ad a͡ufiſchbringd bis ån dö Wånd;
Und a inwendi drinad ku͡aria^{r}d a dö La͡id,
Und ah dö Fi͡acha rechd g'ſcha͡id;
Jå, z'nagsd håd a ſugo͡a^r 'n åld'n Doma^{r}l afbråchd,
Wån a^r e͡am nöd go͡ach g'ſchdu͡a^{r}b'n wa^r ba͡i da Nåchd.

(Da Wåda Brunbe͡a^{r}cha kumd a͡us ſa͡in Ha͡us a͡uſſa.)

Brunbe͡a^{r}cha.

Ah! du bisd as, Zåcha^{r}l? — I bin a blågda Mån,
De͡a^r go͡a^r nöd g'nu͡a o͡a^{r}wad'n kån;
Da bösdi Dokda bin i, fon mi͡a^r is wa͡ida ko͡an G'ſchra —

Zåcha^{r}l.

I gla͡ubs, ös ſa͡id's jå da^r o͡anzichi ah.

Brunbe͡a^{r}cha.

Hi͡azd håw i a Drang'l måch'n mi͡aſſ'n fi͡a^r'n Schdi͡a^r fon Hålda,
Då håw i a gla͡i o͡an's midg'måchd fi͡a^r'n Fawålda;
'n Wi͡a^{r}t ſa͡in Ros håw i a͡u'm Fi͡aſſ'n,
Und 'n Åmdſchra͡iwa a͡u'm O͡a^{r}m ådalåſſ'n mi͡aſſ'n;
'n Gråma ſa͡in Ku͡a gibd ko͡an Müli,
Und a G'ſchwulsd håd ſa͡in Dochda, dö Züli;
Mid o͡an Wu͡a^{r}t, mi håd's rechd ba͡i da Fåld'n,
A ſoda wi͡a^r i's nima lång a͡ushåld'n.
Åwa wås wülsd den du? Bisd ah grång?

Zåchaʳl.

Mo͡an! — i bi pumpag'ſund, God ſa͡i Dång!
I hån eng nu͡aʳ ſåg'n wöl'n, das i unt wo͡aʳ ba͡in Zimamån,
Das aʳ åwaʳ e͡aʳſchd af d'Nåchd kuma kån,
Då wi͡aʳd a nåcha dazu͡a ſcha͡u'n,
Und wi͡aʳd den Bi͡aʳnbo͡am då umha͡u'n.
Åwa ſågd's ma, is 's den nöd Schåd,
O͡an Bo͡am umha͡u'n, de͡aʳ ſo ſi͡aſſi Nagawidz håd?

Brunbe͡aʳcha.

Dös i an Unglicksbo͡am, und war å noh ſo ſchen,
Ko͡an Dåch lenga li͡aßad i 'n ſchdeh'n,
Zwo͡anz'gmåhl håd i drån ſchon 'n Dod kina nehma.

Zåchaʳl.

Hi͡azd ſi͡agsd as, ſi͡agsd as! wi͡a is den dås kema?

Brunbe͡aʳcha.

Wån i ba͡i da Nåchd ſo ho͡amgeh'n du͡a,
Mån, ma gehd nöd ålawal gråd gnu͡a,
Då håw i maʳ ofd ſchon 'n Sched'l ång'ſchlåg'n,
I kån das nöd ſåg'n!

Zåchaʳl.

Hi͡azd ſi͡agsd as!

Brunbe͡aʳcha.

Nåcha nimd a ma d'Ausſichd af d'Mül —
(E͡aʳ låßd an bla͡ſ'n Sa͡iſza.)
Wo-n-i ålawal iwariſcha͡u'n wůl.

Zåchaʳl.

Hi͡azd ſi͡agsd as, in wås du͡asd as!

Brunbe͡a^{r}cha.

Sa͡i ſchdůl!
Dö Ba͡ua^{r}nbu͡a'm dånz'n ah in an Sundåch drunta
Und fångan dö böſd'n Bi͡a^{r}n he͡arunta,
Und dö De͡and'ln lög'n ſi unta'n Schåd'n,
Und håm ſo den Schåd'n ofd ko͡an klo͡a'n Schåd'n.

Zåcha^{r}l.

U͡i jö!

Brunbe͡a^{r}cha.

Und nali hådſ͡i da li͡adalichi Fa͡id
Go͡a^r drån afg'hengd in ſa͡ina B'ſoff'nha͡id.

Zåcha^{r}l.

Nån, då^s wo͡a^r fon den Bo͡am doh noh rechd g'ſcha͡id.
(E͡a^r bidråchd 'n Bo͡am.)
Åwa! — u͡i! — He͡a^r Göd! — wås ſi͡ach i? — jå, jå!

Brunbe͡a^{r}cha.

Wås is 's den?

Zåcha^{r}l.

Scha͡u da He͡a^r nu͡a^r!
(Zo͡agd ka͡m a͡uſi.)
Då! då!

Brunbe͡a^{r}cha.

Wo den?

Zåcha^{r}l.

Nån du͡a^{r}t'n!
(Wiſchd ſi d'Au͡gna a͡us.)
I wo͡as nöd, ob i dro͡am:
Sechd's, Rosna wågſ'n a͡u'm Nagawidzbo͡am!

Brunbẽa^{r}cha (ſödzd ſãin Brül'n af).
Nån! dås war mãina Seel a fung'lnãigs Stik'l,
Dåfon håb i nigs glöſ'n in 'n butaniſch'n Artik'l.
(Ẽa^r ſchãud ãuſi ãu'm Bõam.)
Jå — mãina Sögs! dës is a Buſch'n ſchon brechdi!
Mordi gifdi! dö Såch'n is ma fedechdi;
Schdãig ãuſi, Zåcha^{r}l, und hol mar åwa dö Roſ'n!

Zåcha^{r}l.
Jå, i zarãis mar åwa mãin nãichi Hoſ'n.

Brunbẽa^{r}cha.
Schdãig nũa^r ãuſi, i falångs nöd umaſunsd fon dĩa^r,
Zarãißd da d'nãichi, ſo gib a da^r an åldi fon mĩa^r.
(Da Zåcha^{r}l ſchdãigd ãuſi.)
Dẽa^r Buſch'n is mar a gmõadi Wiſ'n in da Dåd,
Den hãind is da Mülnarin ĩa^r Gibũa^{r}dsdåch g'råd.
(Da Zåcha^{r}l ſchdãigd fon Bõam åwa und gibd 'n Båda 'n Buſch'n.)

Zåcha^{r}l.
Då håbd's 'n, wås ſol den damid g'ſcheg'n?

Brunbẽa^{r}cha.
Hãind noh ſolsd 'n ån dãina Frãu ĩa^{r}n Mĩada ſchdöck'n ſeg'n.

Zåcha^{r}l.
Hĩazd ſĩagsd as! ſchãu, ſchãu!
Håbd's ös den noh ålawal õan Aug ãuf mãin Frãu?

Brunbẽa^{r}cha.
Õan Aug? — Bådſch! — åli zwõa håw i af ſi,
I bi nariſch in ſi brend, i faſicha di!

Zåcha^{r}l.
Dös is jå dålkad, wås fåld 'n Hẽa^r Göd'n ãin?
Wiſch a ſi 's Mal åh, då wĩa^{r}d 's wol nigs ſãin!

Brunbe͡a^{r}cha.

's mu͡as ſa͡in — 's wi͡a^{r}d nöd åndaſchd geh'n,
Da͡in Fra͡u mu͡as ſi dazu͡a faſchdeh'n.
Du wo͡asd jå, ſi håd af da Mül noh Schuld'n,
Ja^r'n ſeling Mån håw i g'lig'n da͡uſ'nd Guld'n.
'n Bama Jö͡a^{r}g'l und 'n Gregori Schdül
Hån i ah i͡ari Fod'runga åhkafd af d'Mül,
Und ſo kån i i͡a^r ſchon 's Wildi åwanehma
Und kån ſ' zwinga, daß ſ' mid mi͡a^r zun Ålto͡a^r mu͡as kema.

Zåcha^{r}l.

's Ha͡iråd'n war ſchon rechd, åwa wån ſ' 'n He͡a^{r}n nöd måch?

Brunbe͡a^{r}cha.

's Mög'n kimd hint nåchi, ma ſi͡achd's åli Dåch.
Åwa^r o͡an's mechd i doh ge͡a^{r}n wiſſ'n fu͡a^r Ål'n,
Zåcha^{r}l! då kendsd du ma do͡an o͡an G'fål'n:
's lig'n hi͡azd in unſa'n Du͡a^{r}f Na͡ida^r in Gwådi͡a^r,
Da^r O͡ani, ſcha͡ind ma, ſchbe͡anz'ld ålawal mid i͡a^r,
Baß a͡uf, Zåcha^{r}l, und wånsd wås g'ſchbi͡a^{r}sd,
So ſåg ma's, i faſchörich da, das da 's umaſunsd nöd
do͡an wi͡a^{r}sd,
Du de͡a^{r}fsd nu͡a^r grång we͡a^{r}n, an Fu͡as bröch'n od'r a Hånd,
Wi͡asd as ſeg'n, i måch da^r umaſunsd an Fabånd.

Zåcha^{r}l.

Geld's God! es håd ſchon noh Za͡id,
I bidång mi fi͡a^r enga Dångbo͡a^{r}ka͡id!
(Scha͡ud af d'Sa͡it'n ålni)
Då kimd d'Fra͡u! — i geh — He͡a^r Göd, ſa͡id's fa͡in g'ſcha͡id!
(E͡a^r gehd fu͡a^{r}t.)
(Da Båda zi͡agd ſi undan Bo͡am hintari. D' Mülnarin Kadl kimd ålſa ſingada.)

Kadl.

I bin ålwal lusdi, wohlaf,
Wån's Dåch wi͡aʳd, ſo g'fra͡i i mi draf,
Då låch i und ſing i,
Då dånz i und ſchbring i,
Und gehd's widaʳ äwi af d'Nåchd,
So wi͡aʳd wida g'ſungaʳ und g'låchd!
La la la la la la!
La la la la!

Wås ſol i den dra͡uri a ſa͡in?
Dås Kobfheng'n drågd jå nigs a͡in!
We͡aʳ g'ſund is und löb'n kån,
Und Ne͡amsd håd wås z'Lo͡ad dån,
De͡aʳ de͡aʳf ſi nöd grimaʳ und ſche͡aʳn,
Wås ſchlim is, wi͡aʳd böſſa ſchon we͡aʳn!
La la la la la la!
La la la la!

Båda (kumd fi͡ara).

Ah ſchen! ålawal fa͡in lusdi und afg'ramd, Fra͡u Kadl!
Mi͡aʳ ſchbringan und ſingan jå wi͡a-r-a ſechzenjahrigs Mad'l!

Kadl.

Sechzeni oda finfazwo͡anz'g, dös is nöd ſo fül Untaſchid;
Dösdwög'n de͡aʳf ma Ko͡ana ma͡in Ålta fo͡arubfa nid.

Båda.

Nån, nån! nu͡aʳ nöd ſo go͡ach; es is ma jå me͡aras Fra͡id,
D'Fra͡u Kadl z'ſeg'n in ſöltana Lusdbo͡aʳka͡id,
Åls ſo kobfhengad wi͡a fu͡aʳ o͡anicha Za͡id.

Kadl.

Sa͡i da He͡a^r ſchdad und arinar–a mi nöd drån.

(Si nimd 's Flāta und wiſchd ſi d'A͡ugna^r a͡us.)

God dresd ma͡in Seling, e͡a^r wo͡a^r a gu͡ada Mån!

Båda.

Dös is wo͡a^r! åwa God dresd'n dösdwög'n doh!
Es gibd jå me͡aras gu͡adi Måna noh.

Kadl.

Das da He͡a^r dö Wunt'n afra͡ißd, is o͡anmåhl nöd rechd.

Båda.

I ra͡iß's af, wal i's wida zu͡amåch'n mechd.

Kadl.

He͡a^r a^r af mid dö G'ſchbo͡aſ'ln, i bid!

Båda.

Nån! ſo röd'n ma dafon wa͡ida nid!

(E͡a^r britt graſitetiſch fi͡ara, hu͡asd, richd't ſi dö Daz'ln und gibd da Kadl 'n Buſch'n.)

Fra͡u Kadl! ha͡ind is dero glu͡ara͡icha Gibu͡a^{r}dsdåch,
Und då ghe͡a^{r}d ſa ſi, das i ma͡in Glickwunſch måch.
I winſch ålſo Ålas Adenklichi ån,
Wås ſi d'Fra͡u Kadl ſelwa winſch'n kån:
'n li͡ab'n G'ſund und a lång's Löb'n,
Und füla͡ichd båld an Mån danöb'n.
Dala͡ub d' Fra͡u, das i då a glo͡an's Bindbånd bring,
Es is zwo͡a^r nöd kosdſchbüli, ſunda'n gring,
Åwa^r an Jada du͡ad håld wås a kån,
Scha͡u d'Fra͡u 'n Wül'n fi͡a^r 's We͡a^{r}k ån.

(E͡a^r gibd le͡a^r 'n Buſch'n.)

Kadl.

Ah! — Wås ſi͡a^r a Buſch'n! de͡a^r is ſchen!
Då we͡a^{r}n 's ſcha͡u'n, wån i wi͡a^r in d'Ki͡a^{r}ch'n geh'n!
Wo håd a'n den he͡a^r, dås is jå a heli Bråchd!

Wåda.

Wo-n-i-'n he͡a^r håw? (E͡a^r wi͡a^{r}d fawi͡a^{r}d) — i — i — håw'n
ſelwa g'måchd.

Kadl (ålſa låchada).

Hi͡azd he͡a^r a^r af!

Wåda.

Und an ſåd's Ble͡am'l drån
Da͡it da Fra͡u Kadl wås åndaſchda^r ån:
Dö Rosna do͡an o͡am ån i͡ari Backa^{r}ln darinan,
Und dö Nag'ln ſo rod wi͡a i͡ari Lefzna brinan,
Gråd ſo blåw, wi͡a i͡ari Aiga^{r}ln,
So͡an då dö glo͡an blåw'n Fa͡iga^{r}ln,
Dö wa͡iß'n Ble͡am'ln då af da rechd'n Sa͡it'n,
Dö ſol'n i͡ari ſchen Zand'ln bida͡it'n,
Dö brinadi Li͡aw zo͡agd ſchon ſelwa, wås ſ' wül,
Und dö gre͡an Blad'ln zo͡ag'n, das i hoff in da Schdül,
Dö gelw'n Schmåldsble͡am'ln åwa da͡it'n ån,
Das i ah ſuchdi ſa͡in und a͡iſa'n kån.
Jå, Fra͡u Kadl, i wül ma͡in Li͡aw nima lenga fatuſch'n,
Såg ſ' ma, wås åntwu͡a^{r}t ſ' hi͡azd af den Buſch'n?

Kadl.

I ſåg nigs, åls das ma da Buſch'n g'fåld,
Dås Åndari låſſ'n ma^r af an åndas Måhl håld.

Åwa — u͡i! a nan! wås mu͡as i ſeg'n?
Då ſchböckd jå a Zödl!

(Si zi͡agd a Zöd'l a͡us'n Buſch'n a͡uſſa)

Båda (ſchlågd an Mu͡ara).

H͡a^{r}gas kund dam nigs g'ſcheg'n!

Kadl (måchd in Bri͡af af).

Gl͡ai we͡a^r'n ma ſeg'n, wås då ſchdehd drina!

Båda.

Dås is rechd unnedi, das d'L͡aid åli löſ'n kina.

Kadl (lösd).

„Schensdi Mülnarin!" Ah dås is z'fül in da Dåd!

(Si måchd a Bukadl.)

I bidång mi! (Si lösd w͡aida.) „A gede͡anda brafa Såldåd,
De͡a^r zwa Wunt'n in Kobf håd g'wusd zu faſchme͡a^{r}z'n,
G'ſchbi͡a^{r}d hi͡azd ah a Wunt'n in ſ͡ain'n He͡a^{r}z'n."

(Zun Båda.)

Wås? — Wo͡a^r'n den Sö b͡ain Mülide͡a^r fal͡ai?

Båda.

Nan! — jå — jå, als Feldſche͡a^{r}a wo͡a^r ih dab͡ai.

Kadl (lösd w͡aida fu͡a^{r}t).

„Inari blåw'n Aug'n håm e͡am 's Gasgifd göb'n,
E͡a^r kån oni Ihna nima löb'n,
Drum rukd a hi͡azund af dö Fösdung ån,
Den Bri͡af då, den ſchickd a fu͡arån;
Iwagibd ſi dö Fösdung nöd, ſo ſchd͡aigd e͡am da Bidzl,
Und es gibd a ſchröckligs Schamidzl,
Dös ſchwo͡a^{r}d a, åls a mu͡adicha Såldåd,
De͡a^r noh ni͡a 's Fe͡a^{r}ſch'ngeld göb'n håd." —

(Ma he͡a^{r}t Drumbötna blåſ'n.)

Kadl.

U͡i! kiman ſ' öppa ſchon ånmoa͡^{r}ſchia͡^{r}d?

Våda.

Sida da Da͡igsl dö Ra͡ida då hea͡^{r} håd gſia͡^{r}d,
Is in Doa͡^{r}f koa͡n Råsd mea͡^{r} und koa͡n Rua͡!
Is woa͡s ma͡ina Sögs nöd, wås ih hia͡zd dua͡!

Kadl (ſchdad ba͡i ſi ſelwa).

Dea͡^{r} Bria͡f is fon Wåchdmoa͡sda, fon den lia͡b'n Mån.

Våda.

Ih wül ſchau͡'n, Frau͡ Kadl, wås dös Blåſ'n bida͡it'n kån.

Kadl (ba͡i ſi ſelwa).

Ea͡^{r} fia͡^{r}chd ſi, dö Ledfa͡ig'n.

Våda.

Frau͡ Kadl, es is Za͡id,
Das ma^{r} amåhl g'ſcha͡id röd'n iwa dö Ånglög'nha͡id:
Wia͡-r-ih noh lång mia͡ſſ'n ſo umazia͡g'n?
Kadl! Wa͡iw! wån wia͡-r-i an Åndwua͡^{r}t kria͡g'n?
Bedenk ſi d'Frau͡ und ſåg ſ' båld jå,
A ſöltana Mån ſidzd nid gla͡i wida då!

Kadl.

I faſchbrich's, befoa͡^{r} d'Sun unta d'Fehra gehd dua͡^{r}t,
Håd da Hea͡^{r} ha͡ind noh ma͡in ålalödzd's Wua͡^{r}t.

Våda.

Ma͡indswög'n! bis dåhin wül i noh woa͡^{r}t'n,
Ades! i geh hia͡zd Kra͡ida ſchna͡id'n in ma͡in Goa͡^{r}t'n.

(Ea͡^{r} gehd fua͡^{r}t.)

Kadl (aloa͡nl).

Geh zua͡! du dea͡^{r}fsd Kra͡ida ſchna͡id'n und Buſch'n bind'n
So fül 's d' wülsd, dös Kra͡id'l wia͡^{r}sd doh nöd find'n,

Wås di wida jung måchd und ſa͡uwa,
Du ålda ſtich'lhariga Krobſda͡uwa!
Dös wa^{r} ma da wo͡ari Mån,
A ſöltana Bo͡a^{r}tſche͡a^{r}a ſchdant ma^{r} ån!
Då is da Wåchdmo͡asda^{r} an ånda's Bi͡a^{r}ſch'l,
Friſch und ale͡a^{r}t wi͡a-n-a Hi͡a^{r}ſch'l!
Und an O͡a^{r}t håd a, dö Röd'n ſödzd a ſo ſchen,
Ku͡a^{r}z, dös is a Mand'l mid Kren. — (Si ſcha͡ud åini.)
Ah! då kimd a, i de͡a^{r}f mi nöd z'ſchdo͡a^{r}k faråd'n,
Sö ſo͡an gla͡i go͡a^{r} köck, dö He͡a^{r}n Såldåd'n.

(Da Wåchdmo͡asda kimd.)

Wåchdmo͡asda.

Gu͡ad'n Mo͡aring, li͡ab's, ſchen's, åndiklad's Wa͡ib!

(E͡a^{r} wül ſ' hålſ'n.)

Kadl.

Nöd ſo go͡ach, bla͡iw a ma dra͡i Schrid fon La͡iw:

Wåchdmo͡asda.

Fra͡u Katharin! wås håb i den dån?
Warum fåhrt ſi mi ſo ån?

Kadl.

Das a mi ge͡a^{r}n håd, dås kån i e͡am nid we͡a^{r}n,
Åwa das dås g'ho͡am bla͡ibd, dås kån i bige͡a^{r}n;
E͡a^{r} åwa, e͡a^{r} åcht draf nöd,
E͡a^{r} bringd mi ba͡i dö La͡id in's G'röd;
Den Buſch'n und dås Bri͡af'l, wås a ma g'ſchrib'n håd,
Zwög'n wö ſchickd a ma 's den du͡a^{r}ch'n Båda gråd?

Wåchdmo͡asda.

I håb's a͡u'm Bam a͡ufig'hengt in d'Heh,
De͡a^{r} Halunk håd's åwag'numa, Sak'rnondandieh!

Kadl.

Und nåcha dös l͡audi Blåſ'n! — Kån a nöd ſchdůl
Mi͡a^r wås fu͡a^{r}blåſ'n laß'n, wån a ſchon wůl?

Wåchdmo͡asda.

I bin a gråda Kerl — wås i inwendi g'ſchbi͡a^r,
Dås lås i a͡uswendi ſeg'n, ſo is 's ba͡i mi͡a^r.
Und wårum ſchenirt ſi ſi den ſo for den Båda?

Kadl.

E͡a^r wo͡a^r ſchon a Fra͡ind fon ma͡in'n Fåda,
E͡a^r håd uns ſchböda Gu͡ad's dån fül,
E͡a^r håd ma͡in'n Mån Geld g'lig'n af d'Mül,
E͡a^r håd'n a in ſa͡ina lödzd'n Grångad ku͡a^{r}i͡a^{r}d.

Wåchdmo͡asda.

Und in's ånd'ri Löb'n iwari exbidi͡a^{r}d.

Kadl.

E͡a^r håd la͡ida an Sådz af ma͡in Mül,
Und wån i nöd zåhl'n kån, oda 's Ha͡us fakaf'n wül,
So wi͡a-r-i — und ſolt's mi a noh ſo ſchdo͡a^{r}k fadri͡aß'n, —
Den åld'n He͡anba^{r}l doh ha͡iråd'n mi͡aſſ'n.

Wåchdmo͡asda.

Sak'^{r}nondandieh! dås gib i nid zu͡a!

Kadl.

Jå, såg a ma, wås i åndaſchd du͡a!

Wåchdmo͡asda.

I håb fon ma͡in Förta'n fo͡arigs Jåhr
Da͡uſ'nd Guld'n g'örbt hå^r,
In da lödzd'n Kampani håb i ma^r a wås g'måcht,

Mi͡a^r håb'n zwo͡amål plünda^{r}n de͡a^{r}f'n nåch da Schlåcht,
I kaf e͡am ſa͡in'n Sådz åh a͡uf enga Mül.

Kadl.

Jå, wån e͡a^{r}n nu͡a^r a he͡a^{r}göb'n wül —

Wåchdmo͡asda.

E͡a^r mu͡as, i bi͡ath' ihm hundad Guld'n me͡a^r ån.

Kadl.

Nåcha kån's ſa͡in; den e͡a^r is a ga͡iziga Mån,
Und åwagla͡iwiſch is a^r a, e͡a^r gla͡ubd ån Ga͡isda.

Wåchdmo͡asda.

Nån wo͡a^{r}t d', i måch an Hex'unma͡isda.

Kadl.

Schdöl'n ſa ſi fu͡a^r, den Bi͡a^{r}nbo͡am då,
Den wül a^r umhåck'n låß'n jå,
Wal ma^r e͡am wa͡is g'måchd håd, das 's då umgehd,
Und das ma^r Ålas åndaſchd ſi͡achd, wån ma^r omad ſchdehd.

Wåchdmo͡asda.

Dås kån uns nudz'n; lås nu͡a^r mi måch'n, Schådz!
I ſchdeh da dafi͡a^r, den dra͡iw i fon Blådz!
Wån i åwa geg'n a Båda g'wuna håb dö Batali,
Wi͡a^{r}sd du nåcha ma͡in we͡a^{r}n?

Kadl (Hält 's Fi͡a^{r}ta fu͡a^r d'A͡ugna).
Nån frali!

(Sö ſingan.)

Wächdmo͡asda.

Wa͡iba^{r}l, ſchlåg a͡in,
Båld wi͡a^{r}sd du ma͡in!

Kadl.
Då håsd ma͡in Hånd,
I gib da ſ' zun Bfånd.
Wåchdmo͡asda.
Åw'r ih mechd nu wås fon di͡a^r!
Kadl.
Nån, wås meksd' den noh fon mi͡a^r?
Wåchdmo͡asda.
Wa͡il ma hi͡azd ſo wa͡id ſan ſchån,
Giw mi͡a^r ah a Buſſ'l drån!
Kadl.
Du bisd rechd a ſchlima Mån!
Såg ma nu͡a^r, wås håsd dafån?
Wåchdmo͡asda.
Wås i håw? du li͡awa God!
Scha͡u, da͡in Göſcha^r'l is ſo rod,
Lög i ma͡in's a͡uf's da͡ini a͡ufi
Und du gibsd a Buſſ'l mi͡a^r,
Ma͡ina Seel! mid'n Da͡if'l ra͡uf ih,
Und ma͡in Löb'n gab i dafi͡a^r.
Giw ma^r o͡ans!
Kadl.
I kån nöd! no͡an!
Wo͡achdmo͡asda.
Scha͡u, mi͡a^r ſan jå gånz alo͡an!
Kadl.
No͡an! i du͡a 's nöd; lås mi geh'n.

Wåchdmo͡asda.

Li͡awi Kadl, i bid di ſchen!

Kadl.

Nån, ma͡indswög'n, då håsd as håld!

(Gibb ea͡m a Buſſ'.)

Kim maʳ åwa nöd wida båld.

Åli zwo͡a (mid anånda).

A Buſſ'l in Ea͡ʳn
Ko͡an Menſch kån's nöd we͡aʳn,
A Buſſ'l is gu͡ad,
Es rig'ld o͡am 's Blu͡ad
Und gibb friſch'n Mu͡ad!
A Buſſ'l in Ea͡ʳ'n,
Ko͡an Menſch kån's nöd we͡aʳ'n!

(Sö dånz'n mid anånda, nåcha gibb ea͡ʳ da Wåchdmo͡asda noh a Buſſ'l und gehd fu͡aʳt.)

Kadl (wiſchd ſi 's Mal åh).

Dös wo͡aʳ a Buſſ'l — Sak'rlod!
's Mal mu͡as ma föli ſa͡in rod.
Dös g'ſchbi͡aʳd ma doh, wån de͡aʳ O͡a'n hålſ'n du͡ad,
Schdo͡aʳk du͡ad a buſſ'ln, åwa gu͡ad;
I mu͡as ſåg'n, du͡aʳch Mo͡aʳch und Bo͡an is 's ma gånga,
I mu͡as föli brina in ma͡ini Wånga.

(Da Zåchaʳl laſd zuwa, ea͡ʳ is gånz wa͡is in dö Hend, in G'ſichd und in G'wånd fon Mehl.)

Zåchaʳl.

Fra͡u! ös ſold's ho͡am geh'n, und 's Ke͡aʳndl iwanehma,
Da Hofba͡ua Bruna is mid zwo͡a Wagnan kema.

Kadl.

I kim ſchon, Zåchaʳl, kum båld nåchi fala͡i,
Mi͡aʳ we͡aʳn 's Ke͡aʳndl åhlådna gla͡i.

(Si gehd in d' Mül fu͡aʳt.)

Zåchaʳl (bla͡ibd alo͡ani).

Mån jå! o͡aʳwad und o͡aʳwad! mu͡as i ålawal he͡aʳn,
Åwa da hundadsdi du͡ad's håld nöd ge͡aʳn.
's Schbåzi͡aʳngeh'n dad mi ſchon me͡aras g'fra͡i'n,
Und 's Dånz'n gang maʳ ah böſſaʳ a͡in.
I mu͡as ſåg'n, z'Öſſ'n hån i g'nu͡a,
Åwa håld Dåch und Nåchd ko͡an Ru͡a.
Z'do͡an gibd 's wa͡ida nöd in o͡ana Mül,
Und Schda͡ub mu͡as maʳ ah wa͡ida ſchlicka nöd fül!

Da Måg'n und d'Gu͡aʳg'l ſo͡an föli påpad dafån,
Dösdwög'n wi͡aʳd maʳ ah in åla Fru͡a du͡aʳſchdi ſchon;
Und ſågd ma's und håld ma's Kap'l daba͡i a͡uf,
So ho͡asd 's: Geh åwi zun Båch und ſa͡uf!
Åwa 's Wåſſa is fi͡aʳ d'Ogsna, Ki͡a und Schwa͡in,
Fi͡aʳ dö Menſch'n åwa — ſåch i — is da Wa͡in;
Dösdwög'n låsd unſa He͡aʳgod ah wågſ'n fül,
Das an i͡ada dring'n ſol wås a wül.
Wås ſol dås nåcha fi͡aʳ a Dumha͡id ſa͡in,
Das ma n' zåhl'n ſol, 'n Wa͡in? —
Åwa wån i ah z'do͡an hån me͡a' åls g'nu͡a,
I mechd do nigs åndaſchd ſa͡in åls a Mülnabu͡a.
Und kunt i dös Klipklåp nima he͡aʳn, o God!
I gla͡uwo, i wu͡aʳt grång und ſchde͡aʳwad und waʳ nåcha dod!

(E͡aʳ ſingd)
Da Schmid ſchlågd mid'n Håma dra͡in,
    Bim! bam!
Dös kån wohl ah rechd lusdi ſa͡in,
    Bim! bam!
Is åwa do a ru͡aſſig's Brod,
Und ho͡aʳt is 's ah, du li͡awa God!
  Dös Bimbam ho͡asd ah nöd go͡aʳ fül,
  Fül ſchenaʳ is 's, måchd unſa Mül
In ſāʳn lusding Dråp:
Klipklåp, klipklåp, klipklåp!

Da Binda ſchlågd mid'n Schlög'l dra͡in,
    Dickdack!
Dös kån wohl a rechd lusdi ſa͡in,
    Dickdack!
E͡aʳ åwa bind't dö Faſſaʳ a͡in,
Und d'Ånda'n ſa͡uf'n nåch'r 'n Wa͡in,
  Dös dad mi wu͡aʳma Dåch und Nåchd,
  Fül ſchenaʳ is 's, wån's Mülråd måchd
So in ſa͡in lusding Dråp:
Klipklåp, klipklåp, klipklåp!

Da Schna͡idaʳ is go͡aʳ ålwal ſchdad,
    U͡ije!
Und nåcha ſchra͡in ſ' neh wån a nahd:
    Meh! meh!
Wån i ſo he͡arad go͡aʳ ko͡an Le͡aʳm,
Nan, ma͡ina Sögs! i mi͡aſſad ſchde͡aʳm!

Es is nigs ſchenas åls a Mül,
Då he͠a^r i ålwal wån i wül
Dås Nåd in lusding Dråp:
Klipklåp, klipklåp, klipklåp!

Båda (kumd a͠us ſa͠in Ha͠us a͠uſſa, und ra͠ibd ſi d'Hend und g'fra͠id ſi).
G'ſcheg'n is 's — g'råd'n håd 's — dås is ſchon a Brăchd,
So wås håd noh Ko͠ana fi͠arabrăchd.

Zåcha^{r}l.

Wårum g'fra͠id ſi den da He͠a^r Göd ſo? wås is g'ſcheg'n?

Båda.

Zåcha^{r}l! Zåcha^{r}l! dås is wås Greß's, wi͠a^{r}sd as ſchon ſeg'n!

Zåcha^{r}l.

Wås den? wås håd da He͠a^r Göd fi͠arabrăchd?

Båda.

A fung'lnåg'lna͠ichi Afindung håw i g'măchd.
Dö gånzi Weld wi͠a^{r}d mi lob'n und bra͠iſ'n!

Zåcha^{r}l.

I hån noh ma͠in Löb'n nigs g'fund'n, åls an åld's Hu͠afa͠iſ'n.

Båda.

Mid Finga^{r}n we͠a^{r}n ſ' af mi da͠it'n,
D'Hi͠ad we͠a^{r}n ſ' åhnema und geh'n af d'Sa͠it'n,
Und ſchra͠in we͠a^{r}n ſ': Då gehd de͠a^r Mån,
De͠a^r Ålas wo͠as, de͠a^r Ålas kån!

Zåcha^{r}l (ba͠i ſi ſelwa).

De͠a^r is nariſch wo͠a^{r}n!

Båda.

Du wo͠asd, Zåcha^{r}l, i bi muſikaliſch —

Zåchaʳl.

Frali! da He͡aʳ Göd blåsd jå a͡u'm Cho͡ar gånz madzi͡aliſch.

Våda.

Nån alſo! I håw wås g'måchd, wås mi ra͡ich måch'n wi͡aʳd,
Zåchaʳl! an Inſchdrument håw i daʳ a͡usſchdudi͡aʳd,
An Inſchdrument — du wo͡asd doh, wås dås is — oda nöd?

Zåchaʳl.

Is dås wås zun Öſſ'n He͡aʳ Göd?

Våda.

Nån ma͡in Suhn! an Inſchdrument — an Inſchdrument —
Dås is — nån, de͡aʳ wo͡as 's ſchon, de͡aʳ 's kend.

Zåchaʳl.

Ah jå ſo! hi͡azd faſchdeh i 's

Våda.

I wül da's ekſchblizi͡aʳn:
Håsd ſchån anmåhl g'ſeg'n an Menſch'n krisdi͡aʳn?

Zåchaʳl.

Jå, ma͡in'n Fåda'n håm ſ' ſo wås dån,
Eh-n-a g'ſchdu͡aʳm is.

Våda.

Nån
Dö Schbriz'n, dö ho͡asd ma ba͡i uns an Inſchdrument,
Dö håd ma ſchon lång a͡usg'ſcha͡ud, åls wån ma's faböſſa'n kennt;
Und wal i ſo da Muſi wås faſchdeh, ſo håw i 's muſizi͡aʳn
Z'ſåmabringa wöl'n mid'n kuri͡aʳn;
Då håw i in a ſolchi Schbriz'n Löcha låſſ'n måch'n,
Und håw blåſ'n draf.

Zåchaʳl.

Bfui Da͡igsi: dås is a G'ſchmåch'n!

Båda.

Ku͡aʳz und gu͡ad, ſo wa͡id
Håw i 's bråchd mid da Za͡id,
Das, wån ma hia͡zd O͡a'n krisdi͡aʳd,
D'Schbridz'n z'gla͡ich dö ſchensdi Muſi musizi͡aʳd.

Zåchaʳl.

Ah nan? U͡i jögas! u͡i jögas! is dås a G'ſchbo͡as?
Mån, dås wi͡aʳd a Le͡aʳma we͡aʳn, wån ma dös wo͡as.

Båda (zu ſi ſelwa).

Gu͡ad waʳ 's, wån i ma͡in Inſchdrument
Ba͡i den duma Ke͡aʳl gla͡i bruwi͡aʳn kennt. (Zun Zåchaʳl.)
Åwa, Zåchaʳl, wi͡a ſcha͡usd den du ha͡ind a͡us?

Zåchaʳl.

Zwög'n wö?

Båda.

Di͡aʳ ſchdehd a Grångad i's Ha͡us —

Zåchaʳl (mid o͡ana zånad'n Schdim, gråzd ſi 'n Kobf).

U͡i!

Båda.

Dö Augna ſo͡an dri͡aw und måt,
Såg ma, håsd Hunga?

Zåchaʳl.

I is mi go͡aʳ ni͡a ſåt.

Båda.

Schlechd's Zo͡ach'n! — Drinksd fül?

Zåcha^{r}l.

Wåſſa måch i nöd,
Åwa Wa͡in drinkad i ſchon, wån i o͡an häd.

Båda.

Schlim! ſchlim! — Kånsd' ſchlåf'n?

Zåcha^{r}l.

Wi͡a-n-a Nådz, He͡a^r Göd!

Båda.

Na͡igung zun Schlåg! — Zwickd 's di nöd?

Zåcha^{r}l.

Jå, a Biſſ'l; i hån ha͡ind in da Fru͡a
Sa͡uri Müli g'ſoff'n und Fluda'n göſſ'n dazu͡a.

Båda.

Dås kån zu o͡ana Gedö͡a^{r}mendzindung fi͡a^{r}n;
Wo͡a^{r}t, Zåcha^{r}l, i wi͡a^r di krisdi͡a^{r}n.

Zåcha^{r}l.

Nan, nan, i bid go͡a^r ſchen, He͡a^r Göd,
Krisdi͡a^{r}n lås i mi o͡anmåhl nöd.
Ma͡in Fåda is a g'ſchdu͡a^{r}m drån!

Båda.

Åwa fül hundad ſo͡an g'ſund wu͡a^{r}n dafon.
Es is nodwendi, i hohl gla͡i ma͡in Inſchdrument.

Zåcha^{r}l.

I du͡a 's nöd!

Båda.

Du mu͡asd', bodz da͡uſ'nd ſaprament!

Jåchaʳl.

Schau͡ ſi da He͡aʳ Göd um an Ånda'n dazu͡a um,
Mi kri͡agd a nöd, i bi nöd ſo dum!

(E͡aʳ lafd liſdi fu͡aʳd.)

Båda (alo͡ani).

Dös is a duma Schbidzbu͡a! — Jå, måch O͡ana nu͡aʳ wås
Na͡i's,
Dö duman Ke͡aʳl'n bruwirad'ns um ko͡an Bra͡is,
Ba͡i denan is Hobf'n und Måld's falu͡aʳn.
Wo͡arum bin i nöd a Dokda in da Schdåd wu͡aʳn?
Mu͡aʳdſagralod! då drina
Håd i a Biſſ'l Me͡aras af'n Fra͡idhof bringa kina.

(Da Wåchdmo͡asda kimd, e͡aʳ is åls a Ba͡ua faklo͡ad't, håd an bro͡ad'n Hu͡ad af und an Schdog in da Hånd.)

Wåchdmo͡asda.

Kån ma da He͡aʳ nöd ſåg'n g'ſchwind,
Wo-n-i 'n Båda Brunbe͡aʳcha find?

Båda.

De͡aʳ bin i ſelwa.

Wåchdmo͡asda.

Ah ſo! — Ma͡in Fåda
Schickd mi he͡aʳ, i ſol wås röd'n mid'n He͡aʳ Båda.

Båda.

Nån wås den? San ma grång? wås fahld?
Mi͡aʳ ſeg'n brinrod a͡us.

Wåchdmo͡asda.

I håw a Biſſ'l g'ahld.
I bi pumpag'ſund.

Båda.

Ma͡in Suhn! håw nu͡a^{r} Fadra͡u'n,
Dö ſo͡an ofd ån grengasd'n, dö ån bösd'n a͡usſcha͡u'n;
I ku͡ari͡a^{r} Ålas, i bi Dokda und Ki͡aru͡arigus,
Und ah ſogo͡a^{r} Höfångin nuh zun Iwaflus.

Wåchdmo͡asda.

Då mu͡as da He͡a^{r} fül fade͡ana 's gånzi Io͡ar.

Båda.

Du i͡a^{r}sd di, ma͡in Suhn! dös is nöd wo͡a^{r},
I håb's in de͡ara Gög'nd nöd ån bösd'n droff'n,
Dö Lufd is z'gu͡ad und d'La͡id ſo͡an z'weni b'ſoff'n.

Wåchdmo͡asda.

Dös is ma jusd rechd, und Wül'ns bin i,
Das i mi båda^{r} ånka͡uf, wal i ha͡iråd af Madini,
Und döſſandwög'n mechd i ah röd'n mid'n He͡a^{r}n,
Den e͡a^{r} wül's Mülnaha͡iſ'l fakaf'n, wi͡a ma he͡a^{r}n.

Båda.

I kunt's fakaf'n, dös is wo͡a^{r},
Den i håw Geld draf lig'n ſchon zöcha Io͡a^{r},
Åwa wöckagöb'n wül i 's noh nöd bis ha͡ind,
I wül ſelwa draf ha͡iråd'n, ma͡in li͡awa Fra͡ind!

Wåchdmo͡asda (zu ſi ſelwa).

Lås da den Gusdo fageh'n, dös wi͡a^{r}sd nöd dalöb'n!
(Zun Båda.)
Wån ma^{r} eng åwa^{r} an ſchen Bruſit dad göb'n?

Båda.

An Bruſit?

Wåchdmo͡asda.

Jå! G'ſågd håd da Fåda zu mi͡aʳ:
Lenzl, zwo͡ada͡uſ'nd Guldna de͡aʳfsd bi͡ad'n dafi͡aʳ.

Båda.

Zwo͡ada͡uſ'nd Guldna?

Wåchdmo͡asda.

Dös is do an Ånbod wi͡a ſa ſi g'he͡aʳd,
's Ha͡iſ'l is nöd hålb'n Dahl ſo fül we͡aʳd.

Båda (zu ſi ſelwa).

Wån ſi nu͡aʳ d'Kadl ſchon håd akle͡aʳd.

Wåchdmo͡asda.

Nån, wi͡a is 's?

Båda.

I kån nöd, lås mi in Ru͡a!

Wåchdmo͡asda.

Zwo͡ahundad Guldna löch i noch egsdra dazu͡a.

Båda (zu ſi ſelwa).

Dös is, ma͡ina Seel! a Da͡igſ'lsbu͡a.

Wåchdmo͡asda (zi͡agd an Såg a͡uſſa).

Und då is 's Geld ſchon in la͡uta Dåla'n fung'lnåg'lna͡i.

Båda (zu ſi ſelwa).

Dånabo͡am! då fåld ma wås ba͡i —

(La͡ud.)

Wån da 's He͡aʳz go͡aʳ ſo nåch den Ha͡iſ'l ſchdehd,
Nån, ma͡indswög'n! ſo wül i ſcha͡u'n, das 's gehd;
Å:vaʳ O͡an's mu͡asd do͡an, wås i da ſåch:
Da Hånd'l mu͡as noh g'ho͡am bla͡ib'n du͡aʳch åchd Dåch.
Gib ma d'Hånd draf!

Wåchdmo͡asda (gibd e͡am d'Hånd).

Ma͡indswög'n, es ſol daba͡i bla͡ib'n,
Åwa^r ös mi͡asds ma'n Kundrakd af da Schdöl untaſchra͡ib'n.

Båda.

Rechd is 's! (Schlågd nuhmåhl a͡in.) Ålſo 's bla͡ibd daba͡i!

(Zu ſi ſelwa.)

In åchd Dåg'n is d'Kadl endwöda ſchon ma͡in Wa͡i,
Oda g'ſödzda Wa͡is, das ſ' mi nöd mechd,
So fakaf i i͡a^r 's Ha͡iſ'l, und då g'ſchi͡achd i͡a^r rechd.

Wåchdmo͡asda.

Ålſo Adi͡a!

(Wül fu͡a^{r}tgeh'n, ke͡a^{r}d åwa widarum um.)

Åwa nuh wås! Ös håbd's då ſcheni Bi͡a^{r}n af'n Bo͡am,
Schenkd's ma^r o͡an, i dråg ſ' ma͡ina Mu͡ada ho͡am.

Båda.

Nim ſo fül 's d' mågsd, åwa i ſåch da's fu͡a^{r}he͡a^r,
De͡a^r Bo͡am is fola^r Unglick und Male͡a^r;
E͡a^r is fahegsd, ſåg'n d'La͡id, fon an åld'n Wa͡i.

Wåchdmo͡asda.

Ah gehd's wöcka!

Båda.

Nan, ma͡ina Dra͡i!

Wåchdmo͡asda.

Dös wa^r g'ſchbo͡aſi, dös wül i ſeg'n,
I ſchda͡ig afi, wås kån ma den g'ſcheg'n?

(e͡a^r ſchda͡igd af'n Bo͡am afi.)

Båda.

Ma͡indswög'n, i wül nigs wiſſ'n dafån!

Wåchdmo͡asda (a͡u'm Bo͡am omab).
U͡i! — ah! wås ſi͡ach i? He͡aʳ Båda! ſa͡ids ös unt'n nån?

Båda.
Frali bin i nån dåda.

Wåchdmo͡asda.
Sa͡ids ös åwaʳ a g'wis?

Båda.
Wi͡a kunt i den åndwu͡aʳt'n, wån's we͡aʳ åndaſchdaʳ is?

Wåchdmo͡asda.
Ah! dös is a Schbidak'l! i bi föli ſchdar!
Ös ſa͡ids jå ånglöckd wi͡a-n-a Huſaʳ!

Båda.
Ih a Huſaʳ?

Wåchdmo͡asda.
Ma͡ina Sögs! He͡aʳ Båda,
Ös ſchdehd's fu͡ar mi͡aʳ mid an Rads'nbo͡aʳd dåda,
Und mid o͡ana Dſchakoha͡ub'n.

Båda.
Geh! dös kån i nöd gla͡ub'n!

Wåchdmo͡asda.
Wån i 's ſåch! Nöb'n enga ſchdehd a Wa͡i odaʳ a Mad'l,
I nim's nöd a͡us — u͡i! es is dö Mülnarin Kadl!
Ös du͡ad's i͡aʳ ſchen, ös göbd's i͡aʳ ko͡an Ru͡a —

Båda.
I faſicha di, das i go͡aʳ nigs du͡a.

Wåchdmo͡asda.
Hi͡azd nemd's ös ba͡i'n Ko͡i, hi͡azd da͡ubs i͡aʳ ba͡in Mi͡adaʳ umadåpp'n; —
Hi͡azd du͡ads i͡aʳ go͡aʳ a Buſſ'l aſibåpp'n!

Båda.

I håpp go͡a^r nigs, es is nid wo͡a^r!

Wåchdmo͡asda.

He͡a^{r}d's af! i ſigs jå gånz klo͡a^r,
Hi͡azd gehd a go͡a^r mid i͡a^r fu͡a^{r}t! (e͡a^r ſchrãid.)
He! He͡a^r Båda! He͡a^r Båda! af a Wu͡a^{r}t!

Båda.

Nan, dös is z'fül! — Schdãich åwa fon Bo͡am,
Und du wi͡a^{r}sd ſeg'n, es wo͡a^r Ålas nu͡a^r a Dro͡am.

Wåchdmo͡asda (ſchdãigd åwa fon Bo͡am, und wi͡a-n-a 'n Båda mu͡adaſeli alo͡ani ſi͡achd, ſo faſchda͡und a ſi föli, rãibd ſi d'A͡ugna und låchd).

Ha! ha! dös is g'ſchbo͡aſi!

Båda.

Nån, wås wo͡a^r dös fi͡a^r a Gſchra?
Scha͡u i nån ålawal a͡us wi͡a-n-a Huſa?

Wåchdmo͡asda.

No͡an! ös ſãid's hi͡azd wida wi͡a echada; åbſchali!
Då mu͡as i mi bidrog'n håm frali.

Båda.

Is dö Kadl bãi mi͡a^r? Håw i a Dſchakokåp'n?
Du͡a-n-i da Mülnarin a Buſſ'l afibåp'n?

Wåchdmo͡asda.

Go͡a^r nöd! i wo͡as nöd, wi͡a ma^r is g'ſcheg'n.

Båda.

Nån wo͡a^{r}t, dös mu͡as i do ſelwa ſeg'n.
A͡u'm Bo͡am wül i ſchdãig'n, i gla͡ub's nöd echa.
(e͡a^r ſchdãigd afi a͡u'm Bo͡am.)

Wåchdmo͡asda.

Sãid's ſchon omad?

Båda.

I ſchda͡ich noh um an Åsd hecha.

(Dawal da Båda a͡u'm Bo͡am a͡ufi ſchda͡igd, håd ſi da Wåchdmo͡asda a͡uszog'n, e͡aʳ wi͡aʳſd ſa͡in Ba͡uaʳng'wånd, 'n Hu͡ad und 'n Schdöck'n dåni und ſchdehd hi͡azunda wida åls a Huſaʳ båda.)

Wåchdmo͡asda.

Nån? åwa hi͡azd?

Båda (ſcha͡ud ſi a͡u'm Bo͡am umadum).

Jå, hi͡azd ſchdeh-n-i hoch g'nu͡a.

Wåchdmo͡asda.

Sechd's wås?

Båda.

Du håsd Rechd! da Da͡igſ'l du͡ad o͡an an Schu͡a;
Ma͡ina Sögs! du bisd ah ång'löckd wi͡a-n-a Huſa.

Wåchdmo͡asda.

Nån, ſechd's! håw i umaſunsd g'måchd ſo a G'ſchra?

(Scha͡ud af d'Sa͡it'n a͡ini.)

Ah! då ſi͡ach i d'Kadl! dö kumd gråd rechd;
Wo͡aʳt, hi͡azd ſolsd a Biſſ'l g'fopd we͡aʳn, ålda Hechd!

(Dö Kadl kimd.)

Kadl (zun Wåchdmo͡asda).

Nån, håd a wås a͡usg'richd? fakafd e͡am da Båda 's Ha͡us?

Wåchdmo͡asda.

I håw ſchån mid e͡am åhg'ſchloſſ'n, und Ålas is a͡us.

Kadl.

Ah! dås is brechdi!

Båda.

Es is gråd ſo, das ma mand,
Das d'Kadl ſelwa då drunt'n ba͡i an Huſaʳn ſchdand.

Wåchdmo͡asda.

Scha͡u, Kadl, da Båda ſizd a͡u'm Bi͡aʳnbo͡am dåda!

Kadl (ſchra͡id a͡uſi).

Wås måchds den ös a͡um Bo͡am omad, He͡aʳ Båda?

Båda.

Ah Sakaʳlod! dås is ah i͡aʳ Schdim; dås is z'fül.
Af den Bo͡am dra͡ibd da Da͡igſ'l wo͡aʳhåfdi ſa͡in Gſchbül.

Wåchdmo͡asda.

Und du wi͡aʳsd ſeg'n, Kadl, wån i di då
Fu͡aʳ ſa͡in Augna ſchen du͡a und hålſ' di åh,
E͡aʳ wi͡aʳd nigs såg'n dazu͡a und gånz ru͡awi ſa͡in.

Båda.

Wås ſi͡ach i? dö Kadl hengd ſi in den Ke͡aʳl a͡in?
E͡aʳ du͡ad i͡aʳ hi͡azd ah ba͡in Mi͡adaʳ umadåp'n, —
Hi͡azd du͡ad aʳ i͡aʳ ah a Buſſ'l afibåp'n!
(Wås da Båda omad ſågd, dös do͡an da Wåchdmo͡asda und dö Kadl untaſchi.)

Båda (ålſa låchada).

Ha ha ha! i bi doh ku͡aʳijos, wi͡a wa͡id de͡aʳ Gſchbo͡as gehd;
Füla͡ichd kån ma's nån böſſa ſeg'n, wån ma hecha ſchdehd.
(e͡aʳ ſchda͡igd noh wa͡idaʳ afi.)

Wåchdmo͡asda.

Wo͡aʳt, Ke͡aʳl! du ſolsd ma bi͡aſſ'n!
I nim e͡am d'Lo͡ata wög unta'n Fi͡aſſ'n.
(e͡aʳ nimd d'Lo͡ata fon Bo͡am wöcka und ſchdöld 's dåni. Zu da Kadl:)
So! — Kadl! Schåds! dös is ma͡in glickligsda Dåg!
'n Åbſchid fon Regamend håw i ſchon in Såg.
's Mülnahåndwe͡aʳch håw i g'le͡aʳnd ſchon åls a Bu͡a,
Wi͡aʳsd ſeg'n, i wi͡aʳ da da͡in Mül unt'ranånda dra͡ib'n gnu͡a.

Hi͡azd kum, mi͡a^r gengan zun Fawålta, das a gla͠i,
Uns 'n Ha͠irådskundrakd afſödzd, und båld bisd ma͠in Wa͠i!

Kadl.

Jå, Håns! und i faſchbrich da's, i bla͠iw da dra͠i,
Då håsd a rechd a ſåfdigs Buſſ'l zun Bfånd.
(Si gibd E͡am a Buſſ'l.)
Da͠in g'he͡a^{r}d af ewi ma͠in He͡a^{r}z und ma͠in Hånd;
(Sö gengan mid anånda fu͡a^{r}t.)

Båda (a͠u'm Bo͡am omad).

Nan, dås is wi͡a^{r}kli da Mi͡a we͡a^{r}t,
Wås ma då he͡aromad Ålas ſi͡achd und he͡a^{r}d;
Hi͡azd is ma g'wösd, und i häd draf g'wödt,
Sö häd'n ſogo͡a^r fån Ha͠iråd'n g'rödt.
Und a Buſſ'l häd E͡am d'Kadl göb'n, nån ſchån wi͡a!
J håb's ſchnålz'n g'he͡a^{r}d bis då a͠uſſa zu mi͡a^r.
Åwa dös is doh Ålas nu͡a^r ſo a Dro͡am,
Dös kumd Ålas fon den fahegsd'n Bo͡am!
(E͡a^r ſcha͠ud åwi.)
Hi͡azd is ma go͡a^r åls wa^{r}n ſ' midanånda fu͡a^{r}t
(E͡a^r losd.)
Richdi! i he͡a^r ah go͡a^r ko͡an Schde͡a^{r}b'nswu͡a^{r}t.
(E͡a^r ſcha͠ud a͠ini.)
We͡a^r kimd den då ſchon wida? den ken i nöd.

Zåcha^{r}l (kimd, E͡a^r håd 'n Wåchdmo͡asda ſa͠in Dſchakoha͠ub'n af und ſa͠in Saw'l um).

De͡a^r wi͡a^{r}d ſcha͠u'n, wån a mi ſi͡achd. (Ru͡afd.) He͡a^r Göd!
He͡a^r Göd!

Båda.

Dös is jå da Zåcha^{r}l! a Dſchakoha͠ub'n håd a^r ah!
Fon den Bo͡am åwa is jå d' gånzi Weld a Huſa!

Zåcha^{r}l (ſchrāid nuh Dā^{r}ga).

Heā^{r} Göd! Heā^{r} Göd!

Båda.

Nån, då bin i jå!

Zåcha^{r}l.

Wo den? (Eā^{r} ſchaūd iwarål uma.)

Båda.

Au'm Boām.

Zåcha^{r}l.

Wås måchd's den ös omad då?

Båda.

I wül dö friſchi Lufd a wenga^{r}l g'niāß'n.

Zåcha^{r}l.

Då kunt eng Oana lāichd ſchdåd-r-an Gimp'l åwaſchiāß'n.

Båda.

Wås wülsd den du?

Zåcha^{r}l.

Wås i wül? O Heā^{r} Göd,
Wißd's den ös dö nāichasdi Nāichikāid nöd?

Båda.

Nigs woās i!

Zåcha^{r}l.

Da Wåchdmoāsda hāirad māin Fraū!

Båda (wül åwaſchdāig'n fon Boām).

Dös is nöd migli.

Zåcha^{r}l.

I woās 's gånz g'naū.
's gånzi Duā^{r}f rödt falāī dafån,
Sö wa^{r}n bāin Fawålta und bāin Bfoāra ſchån.

Wåda.

A faſligsd! — Zåcha^{r}l! giw ma d'Lo͡ata, das i åwi kå...

Zåcha^{r}l (ſödzd e͡am d'Le͡ata ån Be͡am und rödt daba͡i).

Da Wåchdmo͡asda wo͡a^r åls Ba͡ua fagladt, håd ſi Lenz'l dafd,
Und ös håbd's e͡am enga'n Sådz af d'Mül fakafd.

Wåda.

O i Oſi!

Zåcha^{r}l.

Jå, dös is g'wis und wo͡a^r.

Wåda.

Åwa wi͡a ſcha͡usd den du a͡us, wi͡a-n-a No͡a^r?

Zåcha^{r}l.

Wi͡a da Wåchdmo͡asda 's Ba͡ua'ng'wånd ån håd g'löckd,
So håd a ſa͡in Dſchakoha͡ub'n in a Schda͡ud'n faſchdöckd,
Dås håw i g'ſeg'n, håbs g'numa,
Und bin zu eng åls Huſa^r he͡a^{r}kuma.

Wåda.

I kåns nöd g'la͡ub'n, wås d'La͡id fon da Ha͡irad ſåg'n.

Zåcha^{r}l.

Då keman ſ' åli zwo͡a, ös kend's-ös ſelwa fråg'n.

(Da Wåchdmo͡asda kimd mid da Kadl.)

Wåchdmo͡asda.

Ah! Zåcha^{r}l, du håsd 'n Dſchako afg'ſödzd?
Du mu͡asd Huſa^r we͡a^{r}n jödzd!

Zåcha^{r}l (wi͡a^{r}fd dö Dſchakoha͡ub'n und 'n Saw'l dån).

Nan, nan, dös kunt i nöd g'ni͡aß'n;
I lås mi nöd ge͡a^{r}n daſchi͡aß'n!

(Da Wåchdmo͡asda hengd ſa͡in Saw'l um und ſözd ſa͡in Dſchako a͡uf.)

Båda.

D'Fra͠u Kadl dra͠ud ſi noh ſi fu͠a^{r} mi͠a^{r} ſeg'n z'låß'n?

Kadl.

I mu͠as mi jå ha͠ind nån akle͠a^{r}n faſchbrochana Måß'n;
Då bin i ålſo hi͠azunda dåhi͠a^{r},
(nimd 'n Wåchdmo͠asda ba͠i da Hånd und ſchdeld 'n 'n Båda mid an Buckad'l fu͠a^{r}:)
Und bring dö Akle͠aring lewenti mid mi͠a^{r}.

Båda.

Und da He͠a^{r} Wåchdmo͠asda is ah ſo a Köcka,
Und fiſchd o͠am a Wa͠i fån Mal wöcka.
I håbs e͠a^{r}li g'mo͠and mid da Kadl.

Wåchdmo͠asda.

Ma͠in li͠awa He͠a^{r} Båda, dås is fi͠a^{r} e͠am ko͠an Bradl;
Mi͠a^{r} Zwo͠a ſo͠an ſchån lång a͠ini mid anånd,
Und ſchli͠aß'n hi͠azd an ewig's Bånd.
E͠a^{r} kån nöd me͠a^{r} dagög'n håm fül,
Den ſa͠ini Ånſchbrich håw i e͠am åhkafd af d'Mül.
Oda^{r} is a's öppa z'la͠ugna kabaw'l?
So måch'n ma's mid anånda a͠us mid'n Saw'l.

Båda.

Nan, i dång; a͠uf'n Saw'l du͠a i mi nöd faſchdeh'n.

Zåcha^{r}l.

Ma͠in He͠a^{r} Göd wo͠as nu͠a^{r} mid da Krisdi͠a^{r}ſchbriz'n umz'geh'n;
Dös faſchdehd a^{r} åwa ſchån go͠a^{r} ſo gu͠ad,
Das a ſogo͠a^{r} Muſi damid måch'n du͠ad!

Wåchdmo͠asda.

Is dås wo͠a^r?

Båda.

Jå, i håb faböſſad den Abick'l.

Wåchdmo͠asda.

Nån, ſo mia͠ſſ'n ſ' uns ba͠i da Hochza͠id dra͠uf muſizia͠^{r}n a Schdick'l.

(Hålt e͠am d'Hånd hin.)

Und hia͠zd, He͠a^r Båda! ſo͠an S' nöd bes, göb'n S' ma d'Hånd,
Bedenk'n S', ſchån fån da Kindha͠id håm ma ge͠a^{r}n anånd;
I håd d'Kadl nöd låſſ'n um ko͠an G'ſchlos,
Und fia͠^{r} Jhna is da Schåd'n ah nöd ſo gros;
Ba͠i mia͠^{r} kina S' ha͠ind nån håb'n Jhna Geld,
Und dazu͠a ſchenk'n ma^r Jhna 's groſſi Ru͠ab'nfeld;
Und wia͠^{r}d unſa^r Ehſchdånd glickli geh'n,
So ſol'n S' ba͠in e͠a^{r}ſchd'n Bu͠am zu G'fåda^{r}n ſchdeh'n.

Båda.

I bidång mi ſchensd'ns. (Zu ſi ſelwa.) I wo͠a^r do a No͠a^r!

(E͠a^r nia͠ſd.)

Zåcha^{r}l.

Helf God, He͠a^r Göd! es is g'wis und wo͠a^r!

(Da Wåchdmo͠asda gibd da Kadl a Buſſ'l das Ålas ſchnålzd, da Båda wiſchd ſi 's Mal åh, da Zåcha^{r}l dud'ld — 's Kumödig'ſchbül is a͠u!.)

Kleines Idioticon

zur Verſtändlichmachung der, in dieſen Gedichten erſcheinenden, dem niederöſterreichiſchen Dialekte ganz eigenthümlichen Wörter.

A.

Afbudz'n, ſchmücken, zieren.
åfd'n, einſt, einmal, ſchon, zwar.
afg'ramd, luſtig, frēhlich, guter Dinge ſeyn.
afra͠ib'n, den Arm zum Schlagen in die Höhe heben.
a͠inbrena, nachtragen.
ale͠a^{r}t, fröhlich, luſtig.
ålſånd, alle zuſammen.
Åmbrel'n, Regenſchirm.
Ånami͠ad'l, Anna Maria.
Ånbumd, He͠a^{r} Bfo͠ara. Ein Sprichwort für Einen, der ſich irrt, ſo viel als: Angerannt, Herr Pfarrer.
ånhöb'n, beginnen.
åndiklad, etwas fett.
a͠usfradſch'ln, ausholen.
a͠usſchna͠iz'n, auslöſchen.

B.

Bådſch, Schimpfname für einen dummen Menſchen.
Ba͡idla, Schüttler.
Ba͡in, Biene.
Balaſch, Säbel.
Bång (du͡a^{r}ch dö), in der Reihe.
Ba^{r}l, Pärchen.
benz'n, quälen.
Bfo͡ad, Hemd.
bick'n, kleben.
Bid'ſl, Zorn.
bila͡i! ein Ausruf, welcher ſo viel bedeutet als: O nein!
bla͡uſch'n, ſchwätzen.
ble͡ans'ln, ein Blinzauge machen.
bockbo͡ani, halsſtarrig.
Bradl, Braten.
brand'ln, von Brand riechen, räucherig ſeyn.
Breſ'l, Broſame.
bro͡ak'n, tätſcheln.
brock'n, pflücken.
Briſül, Unglück.
Bruadflög, Bruſtlatz.
Bſcho͡adöſſ'n, das Eſſen, welches bei Hochzeiten auf dem Teller eines Jeden liegen bleibt, und welches er dann mit nach Hauſe nehmen darf.
Bukadl, Knix.
bumali, langſam.
Buſch'n, Blumenſtrauß.

Buſſ'l, ein Kuß.
buſſ'ln, küſſen.

D.

dakema, erſchrecken.
dålkad, dumm.
dåni, weg, hintan.
daſi we͡a^{r}n, zum Kreuz kriechen.
Datl, Greis.
Daz'ln, Manſchetten.
de͡anad, doch, dennoch, dann.
De͡andl, im weitern Sinne Mädchen, im engern aber Schätzchen.
De͡a^{r}n, Ohrfeige.
Deh, Verweis.
Di͡a^{r}n, Mädchen, Dirne.
Dimbf'l, ein kleiner Sumpf.
do͡a^{r}g'ln, torkeln.
dra͡ibb'lwa͡is, wie die Träubchen.
drent'n, drüben.
drenz'n, langſam ſeyn.
dremad, oben.
d'ſelm, dort.
Duchad, Überbett.
dudl'n, jodeln.
dum'ln, ſpuden.
dumpa, dunkel.
dunk'n, ſchlummern.

E.

egsdra, beſonders, apart.
ent'n, drüben.
entriſch, grauenhaft.

F.

fabuſch'n, verhehlen.
faflixd, verflucht.
fãĩrad, feiernd.
falãĩ, auch — ſchon.
fa^{r}b'ln, ärgern.
fazwickd, verworren.
Fehra, Föhren.
Felwa, Weidenbäume.
Fiä^{r}ta, Vortuch.
flena, weinen.
Fluda^{r}n, Pflaumen, Prunellen.
foä^{r}rubfa, vorſtoßen, vorwerfen.
Fröſſ'n, Geſicht.
fuchdi, zornig.

G.

Gãĩ, Gehege.
Gasgiſd, Reſt.
Geld's God, Vergelt' es Gott.
G'fris, Geſicht.
G'hack, Häckerling.

Glach'l, Schimpfwort für einen groben ungeſchlachten Menſchen.
glaw'lsd, gleichwohl.
g'löck'n, genügen.
Gnoſchb'n, Knoſpe.
Go͡as'l, Peitſche.
Göd, Pathe.
Göſch'l, Mündchen.
gragſ'ln, klettern.
grãina, zanken, brummen.
granti, mürriſch.
Gråwåd'n, Croaten.
graw'ln, grauen.
Gren, Meerrettig.
grenmaſſi, verdrüßlich.
griãchablau. So blau wie die kleinen Zwetſchken, welche der Niederöſterreicher Griãch'n nennt.
griãg'n, bekommen, erhalten.
griglad, heiſer.
grima, kümmern.
g'ſchdadsd, hoffärtig.
Gſchdanz, Lärmen überhaupt im weitern Sinne, im engern aber verliebter Lärmen.
G'ſchdreh, Streu.
G'ſchmåch'n, Geſchmack.
G'ſcho͡am, Scham.
g'ſelchd's Flãiſch'l, geräuchertes Fleiſch.
G'wülch, Gewölke.

H.

hãiri, dießjährig.
Hålda, Hirte.
Hålwi, eine halbe Maß.
Hand's, He!
hãuſ'n, ſchelten.
Heãmba^{r}l, dummer Menſch.
Heh (af da ſãin), aufgelegt ſeyn.
Hend'l, Huhn.
herent'n, herüben.
Hib'l, Hügel.
hoãm, nach Hauſe.
heã^{r}b, ungehalten.
Hoãr'n, Fuß.
Höck (bãi da), beim Zeug.
Hödſchabödſch, Hagebutten.
hödſch'ln, hätſcheln.
hups! Aufruf für hui!
Höfångin, Hebamme.

J.

Janka, Jacke.
juchads'n, jauchzen.
jusd, jusdament, eben.
iwra, herüber.
iwri, hinüber.
imrigsmåhl, manchmal.

K.

Kadz'ln, die rauchen Knoſpen des Weidenbaumes.
ka͡i'n, werfen.
Ka͡ira͡i, Ungemächlichkeit.
Kantna, Schulgehilfe.
Ke͡a^{r}nd'l, Korn, Getreide.
ki͡a^{r}ſi͡a^{r}d'n, Wallfahrten.
klo͡anbudawinzi, ſehr klein.
ko͡aswa͡is, ganz bleich, weiß wie Käſe.
Ko͡i, Kinn.
kuda^{r}n, laut lachen.

L.

La͡ichd, Leichenbegängniß.
Lali, ein dummer Gaffer.
la͡und'ln, zögern.
låwlad, lau.
Ledfa͡ig'n, furchtſamer Haſe.
Lefz'n, Lippe.
liſdi, ſchnell.
loſ'n, horchen.

M.

Ma͡in! ein Ausruf wie Ha!
Mahl, Mund.
Malåff'n fahl håb'n, ſitzen und ohne Beſchäftigung herum gaffen.
Mån, Mond.

Mand'l, eine beſtimmte Anzahl von Garben, welche auf dem Felde in Geſtalt eines Mand'ls (Männchens) zum Trocknen aufgeſtellt werden.

Mi͡as, Moos.

misdri͡a^{r}n, miniſtriren, dienen bei der Meſſe.

miſelſichdi, kränklich.

Mo͡am, Muhme.

melad, fett, fleiſchig.

mu͡adaſeli alo͡an, ganz allein.

Mu͡ara ſchlåg'n, murrig werden.

N.

nåbfads'n, im Schlafe nicken.

Nagawidz, eine Gattung kleiner, ſüßer, ſaftiger Birnen.

nån, nun.

O.

o͡anſchichdi, einzeln, einſam.

o͡a^{r}dla, ordentlich.

Ónigl, Enkel.

Ón'l, Großvater.

ēppa, etwa.

R.

Rads'nbo͡a^{r}d, Schnurbart.

Rånd (ſi nehma), ſich Muth gewinnen.

rib'ln, reiben.

Riwis'l, Johannisbeeren.

ro͡aß, ſauer, herb, keck.

Ro͡atſchdo͡an, Rechenſtein.
rogli, locker.

S.

Sågra, ein Teufelskerl.
Sa͡id'l, eine Viertelmaß.
ſchåff'n, befehlen.
Scha͡ibdrug'n, Schubkarre.
Schbadiſanka^{r}l, der kleinſte der Teufel.
ſchbe͡anſ'ln, ſchäkern, koſen.
ſchbinådafa͡ind, ſpinnenfeind.
Schbo͡an, Holzſpäne.
Schbridſa, ein kleiner Schüttelregen.
ſchdad, ſtill.
Schde͡a^{r}z, eine Speiſe von Mehl und Speck.
Schdo͡annaga^{r}l, Steinnelke.
ſche͡ang'ln, ſchielen.
ſchifri, ſchlecht gelaunt.
Schinak'l, Nachen.
Schlank'l, Schlingel.
ſchla͡una, glücken, vorwärts gehen.
Schmåldsble͡am'l, gelbe Feldranunkel.
ſchmudſ'n, lächeln.
ſchobb'n, foppen.
ſchra͡if'ln, verdrießen,
Schu͡a^r (Jemanden thun), ihm etwas Unangenehmes thun.
Schüling, Ruthenſtreiche.
ſchwa͡ib'ln, mit Worten hintergehen.

ſida, ſeit.

ſö! da — hier — eigentlich das franzöſiſche: tenez!

ſoda, ſo — auf eine ſolche Weiſe.

Sögas, Senſe.

ſöltana, ſolcher.

Sör (ma͡ina). Ein Ausruf ſtatt: Ja wahrlich!

ſtichlho͡ari, Haare von zwei Farben haben, deren ein Theil ſchon in's Graue geht.

ſumini͡a^{r}'n, nachdenken.

U.

U͡i! Ausruf der Verwunderung.

Umgång, Frohnleichnamsproceſſion.

umka͡i'n, umwerfen.

umſchnobfads'n, herum ſchnüffeln.

W.

wa͡idmechdi, ſehr weit.

wa͡iſſinga, weiß anſtreichen.

widſch, (ſieh hups).

Wigs, Schläge.

Wiſ'n (a g'mo͡adi). Ein Sprichwort, welches ſo viel bedeutet, als: das iſt mir genehm.

wo͡a^{r}la, wirklich.

wögbudſ'n, wegſchaffen.

wu͡a^{r}ln, wimmeln.

wu͡a^{r}ſchd'n, Würſte machen.

Z.

zåmbandln, zuſammen knüpfen.
zåna, weinen.
Zecha, Thränen.
zechad'n, den Zehent abnehmen.
zimd (mi), däucht mich.
z'nagsd, neulich, jüngſt.
zuwi, hinzu.
Zo͡acha, Wirthshausſchild.

Inhalt.

Seite
Vorerinnerungen 5
Grammatiſche Andeutungen 17
1. Von den Buchſtaben 17
2. Von dem Haupt- und Geſchlechtsworte 21
3. Von dem Adjective (Beiworte) 23
4. Von dem Pronomen oder Perſonworte 24
5. Von dem Zeitworte 25
6. Von den Eliſionen (Auslaſſungen) 27
7. Verſchiedene Andeutungen 29

Widmungsgedicht an Seine kaiſerl. Hoheit den durchlauchtigſten Herrn Herrn Johann Baptiſt, kaiſerl. Prinzen von Öſterreich, königl. Prinzen von Ungarn und Böhmen ꝛc. ꝛc. 35
[illegible] 37
Ån d'Sun 38
Da' Äbf'lbám 40
Da Schnáida und da Ris (Volksmährchen) 41
Da Máj 45
Wås ma d'moasdi Gål måchd 47
D'Åmbrel'n 50
Da Buſch'n 54
Da Gmoan-Brun 55
'n Mich'l ſáin Ráichdum 57
Wo is den da liawi Hea'god 60

Seite
's Buſſ'l 62
Da Saw'l 64
's Midläid'n 66
Dröſcha-Liäd 68
Dåch und Nåchd 70
D' [illegible]^{r}mi Hålda-Reſ'l 74
Da Hex'nmoàsda 76
Da Häiradsåndråch 80
Da Schbizbùa in Augna'n 83
Da Mensch von Ainwendi 85
Da Dod 88
Mäin Wäi und 's Nåba^{r}n ſäini 89
Jå und Neàn 91
Da fiä^{r}bladladi Gle 92
Da Båch 94
Jusd rechd 96
Liäd'l fon Wäin 98
D'ſundabeàri Grångad 101
Heàmweh 105
'n Bùam ſäini Schetz fon Schädzl 108
Da Bäua und ſäin Schim'l 109
Wås i fiä^{r}chd 110
Da Bùa ſol häiråd'n 111
D' Räi 115
Liäds- und Häiradshisdoàri fon Håns und fon da Gred'l . . 117
's Deànd'l 127
Da Bäua bäin Keàſa ſäina Grångad 128
Da Dreàm 144
's Hålda-Ba^{r}l 155
Dö Beà^{r}ch 156
D' fua^{r}nehmi Hozad 157
Da Bäua àus 'n Wåldfiä^{r}t'l deà^r ins Lånd åwakema is . . 160
Da Häusſòg'n 162
Wåns nua^r ſo bläibd 164

Seite
's Umageh'n 166
Drent'n und Herent'n 167
Dö däuſ'ndſächi Fagelding 170
Da Bäua in Falegenhäid zwög'n ſäin Suhn 174
Da ſeelengúadi Búa 177
G'ſchenkd und g'lig'n 179
's Gſläw'l in Kôi 180
'n Bäua'nbúam ſäin Liädl fon dö Deandl'n um Wéan uma . 181
Da Schnäida und da Däiſl 184
D' Schobſbäidla 186

D' Schwäigarin, a Kumödigſchbül 191
Da fahegsdi Búa'nbeám, a Kumödigſchbül 235

Kleines Idioticon zur Verſtändlichmachung der, in dieſen Gedichten erſcheinenden, dem niederöſterreichiſchen Dialekte ganz eigenthümlichen Wörter 275

J. F. Caſtelli's

ſämmtliche Werke.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Zwölftes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

Druck von A. Pichler's Witwe.

J. F. Caſtelli's

Theater.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Erſtes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe.)

Roderich und Kunigunde!

oder:

Der Eremit vom Berge Prazzo,

oder:

Die Windmühle auf der Weſtſeite,

oder:

Die triumphirende Unſchuld.

Ein dramatiſches Galimathias als Parodie alter Rettungskomödien in vier Akten, ohne Zwiſchenakt.

Mit vier verſchiedenen Dekorationen geziert, mit Gefechten und Evolutionen aufgeputzt, durch viele Räuber und Tyrannen ſchauerlich, durch eine heimliche Ehe intereſſant gemacht, und zuletzt durch eine Feuersbrunſt erwärmt.

Perſonen.

Sakripandos, ein Tyrann.
Detruſſando, Räuberhauptmann.
Graf Childebrand, als Eremit verkleidet.
Ritter Roderich von Taubenklee, ſein Neffe.
Kunigunde, Childebrand's Tochter, heimlich mit Roderich vermählt.
Mallinotto, Roderich's Knappe.
Willino, ein junger Landmann.
Der kleine Roderich, ein Knabe von fünf Jahren, Roderich's und Kunigunden's Söhnchen.
Ein alter Landmann.
Erſter
Zweiter } Räuber.
Dritter
Mehre Räuber, Landleute, Ritter und Reiſige.

Perſonen des Prologs.

Der Direktor.
Der Dichter.
Herr Walm, ein reicher Bürger.

Die Handlung geht auf, um und in dem Berge Prazzo vor.

Prolog.

(Die Scene iſt ein Zimmer in des Schauſpiel-Direktors Hauſe.)

Erſter Auftritt.

Walm (tritt zornig ein).

Wo iſt der Impreſſar? — Ich muß mit ihm ſprechen. — Das iſt unerhört, die Rettungsgeſchichten lächerlich machen zu wollen? — Wo iſt der Impreſſar?

Zweiter Auftritt.

Walm und der **Direktor.**

Direkt. Hier bin ich, mein Herr, was ſteht zu Ihren Dienſten?

Walm. Mein Herr, ich nenne mich Walm, bin Bürger und Handelsmann hieſiger Stadt, und ein großer Gönner aller Rettungsgeſchichten.

Direkt. So freut es mich, einen Freund meiner Bühne an Ihnen kennen zu lernen.

Walm. Ja, das bin ich. Ich und meine Familie, wir laſſen kein Stück, keine Oper aus, wo irgend Jemand in Gefahr kommt, und gerettet wird, denn derlei Piecen machen einen gewaltigen Eindruck auf uns. Stellen Sie ſich vor, ich habe mir ein Eremitenkleid und eine vollſtändige Rüſtung machen laſſen, meine Frau will mir niemals in den Keller gehen, aus Furcht, daß ich ſie auf ewig dort einſchließe, meine Tochter träumt immer von Entführungen, und meine Handlungsdiener brauchen die Ellen zum Schwert, und die Wage zum Schild, und exekutiren ein Combattement nach dem andern.

Direkt. (für ſich.) Das iſt bei Gott eine närriſche Familie.

Walm. Schließen Sie daraus auf meine Leidenſchaft für alle Rettungsgeſchichten, und zugleich auf meine Wuth, als ich heute Morgens dieſe infame Parodie auf dem Zettel angekündigt ſah. — Sagen Sie mir aufrichtig, haben Sie denn dieſe Parodie auch geleſen?

Direkt. Eine ſeltſame Frage, ich habe wohl manches Stück geleſen, ohne es anzunehmen, aber noch keines angenommen, ohne es geleſen zu haben.

Walm. Wohlan! ſo mögen Sie ſich die Folgen ſelbſt zuſchreiben. — Wie, mein Herr, Sie, deſſen Bühne durch Rettungsgeſchichten berühmt wurde, und ihr Glück machte, Sie wollen nun ſelbſt beitragen, derlei Stücke lächerlich zu machen? Sie wollen ſich ſelbſt die ſchönſte Blume aus ihrem Kranze reißen?

Direkt. Aber wer hat Ihnen denn geſagt, daß das heutige Stück die Rettungsgeſchichten lächerlich macht?

Walm. Der Titel, mein Herr, der verfluchte ellenlange Titel. — Sie wollen alſo alle Leute von gutem Geſchmack aus Ihrem Theater vertreiben?

Direkt. Im Gegentheil, mein Herr, ich wünſche mir nur Zuſeher von gutem Geſchmacke. Sie wiſſen, der einzige Zweck eines Schauſpielunternehmers muß der ſeyn, etwas aufzutiſchen, was, ſo viel möglich, allen ſeinen Gäſten behagt; und wenn es mir bisher gelang, jene zu befriedigen, welche das Frappante, Gefahrvolle und Unwahrſcheinliche lieben, ſo kann es mir doch nicht unangenehm ſeyn, wenn auch jene die leeren Plätze ausfüllen, die derlei Geſchichten nicht lieben.

Walm. So, ſo, — Sie ſehen alſo zuerſt auf ihre Kaſſe! — O du mein Gott! wenn doch bei einem Theater gar keine Kaſſe exiſtirte!

Direkt. Ha, ha, ha! da möchte ich nicht Direkteur ſeyn! — Sie, mein Herr Walm, haben doch auch in Ihrer Bude Zeuge von verſchiedenem Stoffe und Farbe, um jeden Käufer befriedigen zu können, ſo muß auch ich den Geſchmack des Publikums ſtudiren, das oft heute ein Stück tadelt, das ihm geſtern gefiel, und morgen auszischt, was es übermorgen bis zum Himmel erhebt.

Walm. Das wahrhaft Gute bleibt immer gut.

Direkt. Ja; aber das Schauſpielhaus bleibt dabei leer. Sehen Sie, ich habe Beiſpiele, daß man ein Stück als klaſſiſch pries, welches doch kein Menſch ſehen wollte, und daß man im Gegentheile ein anderes auszischte, welches mir zehn gute Einnahmen machte.

Walm. Sie mögen ſagen und thun was Sie wollen, die Rettungsgeſchichten werden dennoch ihr Recht behaupten.

Direkt. Ich glaube es, denn Beſſerung zu bewirken iſt ſchwerer, als ſie vermuthen. — Doch hier ſehe ich Jemanden kommen, der Ihre Vorwürfe mehr verdient, als ich. Es iſt der Autor der Parodie. Ich laſſe Sie allein mit ihm, waſchen Sie ihm den Kopf wie ſich's gehört.

Walm. Werde nicht ermangeln.

Direkt. (zieht die Uhr heraus.) Es iſt ſchon halb 7 Uhr vorbei, ich will ſehen, ob ſchon alle Schauſpieler zugegen ſind, oder ob ich nicht wieder dreimal die prima Donna durch den Theaterbedienten holen laſſen muß. (Indem er abgeht, zu dem Dichter, der eben eintritt.) Hier, mein Lieber, ſtelle ich Ihnen einen Ihrer Gönner vor, der Sie zu ſprechen wünſcht.

Dritter Auftritt.

Walm und der Dichter.

Dichter (für ſich). Das iſt vermuthlich Einer, der ein Eintrittsbillet von mir zu bekommen wünſcht. (Zu Walm.) Mein Herr, ich habe zwar nicht die Ehre, Sie zu kennen, allein das thut nichts zur Sache. — Sie haben vermuthlich noch einige gute Freunde. — Hier ſind vier Billetten auf die letzte Gallerie. Belieben Sie ſich zu placiren, ich rechne auf Ihre Unterſtützung.

Walm (zornig). Da haben Sie ſich verrechnet, mein Herr! — Ich ſollte Ihre Billets annehmen? ich ſollte ein ſo elendes Machwerk unterſtützen, wie das Ihrige? Ja, mein Herr, ich habe einige gute Freunde, aber wir ſind alle feſt entſchloſſen zu pfeifen, was wir aus der Kehle bringen.

Dichter (ganz betroffen). Pfeifen? — Das iſt ein Wort zum Schlagtreffen für einen Dichter. — Ach, mein

Herr, berühren Sie ja dieſe Saite nimmer. Es iſt gerade ſo viel, als wenn Sie mit einem Wechsler vom Banquerott, mit einer alten Kokette von ihrem Alter, und mit einem Wucherer von ſeinem Gewiſſen reden wollten.

Walm. Wenn Sie denn das Pfeifen ſo ſehr ſcheuen, warum arbeiten Sie ſo kräftig darauf los, es zu verdienen? — So wiſſen Sie denn, mein Herr, daß ich ein leidenſchaftlicher Verehrer der Rettungsgeſchichten bin, die Sie in Ihrer heutigen Parodie lächerlich zu machen ſuchen, und daß ich es nimmermehr dulden werde, daß man dieſe intereſſanten Spektakel zu unterdrücken ſucht.

Dichter (für ſich). Ich muß ihn für mich gewinnen. Ein Autor kömmt mir am Tage der erſten Vorſtellung ſeines Werkes vor wie ein römiſcher Kandidat, der um das Konſulat wirbt: er ſoll jeden vorübergehenden Bürger grüßen, und ihm freundlich die Hand drücken. (Zu Walm.) Mein Herr, ich ſehe, daß Sie ſich in mir und meinem Werke ſehr irren; nachdem was Sie mir da ſagen, zu urtheilen, muß es Ihnen gefallen.

Walm. So?

Dichter. Sagen Sie mir einmal, ſehen Sie gerne einen Eremiten auf dem Theater?

Walm. Sehr gerne.

Dichter. Nun wohl, Sie werden einen finden. Lieben Sie die Tyrannen?

Walm. Zum raſend werden.

Dichter. Sollen damit bedient werden. — Und die Räuber; die Banditen?

Walm. Die ſind meine Paſſion.

Dichter. Kommen auch vor. — Und die Gefechte, Feuersbrünſte, heimlichen Ehen, Verkleidungen, Erkennungen. —

Walm (entzückt). Das iſt ganz mein Caſus.

Dichter. Das ſollen Sie alles ſehen. Auch die Muſik habe ich aus den Opern Cherubini's, Mozart's, d'Alayracs und anderer berühmter Tonkünſtler zuſammenſtehlen, und meinem Melodrama anpaſſen laſſen.

Walm. Das iſt ja ein non plus ultra aller dramatiſchen Werke.

Dichter. Doch bitte ich Sie, die Schuld nicht auf mich zu wälzen, wenn die Schauſpieler vielleicht manche Stelle im ſcherzenden Tone vortragen. Ich habe ſie alle gebeten, ſo pathetiſch zu ſprechen, als es ihnen nur immer möglich iſt.

Walm. Da haben Sie recht. Das Brüllen, das iſt ſo meine Sache. Wenn der Tyrann recht wüthet, der luſtige Knappe mit Kopf, Händen und Füßen agirt, und der gefangene Ritter ſeine Ketten ein paarmal an die Erde ſchlägt, und bei jedem Abgang eine Couliſſe mit ſich nimmt, da möcht' ich ohnmächtig werden vor Entzücken.

Dichter. Noch einmal bitte ich Sie nun um Ihre Unterſtützung.

Walm. Ich ſehe Sie ſind ein talentvoller junger Mann, ich nehme Ihre Billets mit Dank an, und verſpreche Ihnen ſammt meinen Freunden zu klatſchen, was das Zeugs hält.

Dichter. Ich gehe mit Ihnen, ich will mich mitten unter Sie placiren, und Ihnen immer durch Applaudiren das Zeichen geben, wann Sie loslegen ſollen.

Walm. Wie, mein Herr, Sie wollten bei Ihrem eigenen Stücke applaudiren? Ich dächte ein Dichter müſſe dieſes Geſchäft den übrigen überlaſſen?

Dichter. Sie verzeihen, man verrichtet ſeine Geſchäfte immer am beſten ſelbſt. (Man hört von innen ſchreien.) Weg vom Theater. Herr Kapellmeiſter gehen Sie hinab, wir können anfangen.

Dichter. Hören Sie, es wird angefangen. — Fort auf unſere Plätze! (Zum Publikum.) Meine Herrn und Damen, wenn ich die Fehler anderer rüge, ſo iſt es darum noch nicht ausgemacht, daß ich ſelbſt nicht noch größere begehen könne; doch ich baue auf Ihre Nachſicht. (Zum Souffleur.) Hier iſt das Manuſkript, nehmen Sie ſich in Acht, lieber Freund, daß Sie nicht zwei Blätter zuſammen nehmen, obſchon es bei dieſer Piece eben kein ſo großes Unglück wäre. (Zu den Schauſpielern in die Scene.) Ich empfehle mich Ihnen gehorſamſt.

Roderich und Kunigunde.

(Das Theater ſtellt eine ländliche Gegend vor. Auf einer Seite derſelben iſt eine Eremitage mit einem Thürmchen und einer Glocke vor der Thüre. Im Hintergrunde ſieht man in einiger Entfernung den Berg Prazzo, auf welchem Sakripando's Burg ſteht.)

Erſter Auftritt.

Billino (allein. Muſik. Er kommt mit einem Brotſack).

Ich muß eilen, um dem guten alten Mann die Überraſchung zu verkünden, die ihn erwartet. — Er liebt die Einſamkeit außerordentlich, wie wird ihn das freuen, wenn nun das ganze Dorf ihn beſucht. (Muſik.) Es iſt heute gerade drei Jahre, daß er ſich hier anſäßig machte, und da wollen wir dieſen Tag mit Tänzen feiern. (Muſik.) Wir lieben ihn alle ſehr, ohne zu wiſſen warum; denn er nützt uns nicht, aber er iſt ſo gut, ſo großmüthig. (Muſik.) Seit drei Jahren bring' ich ihm täglich dieſen kleinen Mundvorrath, aber noch nie hat er mir etwas dafür geſchenkt, dagegen behalte ich aber auch immer das beſte Stückchen für mich, und der gute Mann macht mir nie Vorwürfe darüber, weil er nichts davon weiß. (Muſik. Er läutet an der Glocke.) Er hört mich nicht. — Er iſt vielleicht in Gedanken, oder ſchläft. — Ich will ſtärker läuten. (Muſik. Er läutet ſehr ſtark und ungeduldig.)

Childebr. (von innen.) Wer läutet ſo ungeſtüm?

Billino. Ich bin's, Vater Childebrand.

Childebr. Ich komme ſchon. (Muſik.)

Zweiter Auftritt.

Childebrand (in Eremitenkleidung) und **Billino.** (Wechſelſeitige Begrüßung.)

Childebr. Gott zum Gruß, lieber Junge!

Billino. Grüß Euch Gott, Vater! — Hier bring ich Euch wie gewöhnlich Eure Speiſen. Heute bekommt Ihr gute Sachen, es iſt Milchbrot dabei. (Muſik.)

Childebr. Was kümmert mich Armen Speis und Trank? ich nähre mich mit Ausſichten in fremde Welten. (Sieht in den Korb.) Laß doch ſehen. (Muſik.) Immer und immer Früchte, und nie Fleiſch. (Muſik.)

Billino. Alle Bewohner des Dörfchens haben heute beigeſteuert.

Childebr. Die guten Leute haben ſelbſt nichts, und geben ſo gerne andern. (Muſik.)

Billino. Aber Vater, Ihr habt mich heute lange läuten laſſen.

Childebr. Ich war eben eingeſchlummert.

Billino. Habt Ihr einen ſo ſtarken Schlaf?

Childebr. Wo denkſt du hin? — Wenn Kummer und Gram unſer Herz beengen, wie kann man da ruhig ſchlafen? (Muſik.)

Billino. Ihr habt Kummer, Vater? (Muſik.)

Childebr. (bei Seite.) O Himmel! bald hätt' ich mich verrathen. — (Laut.) Nein, es war nur Scherz. (Muſik.) Dringe nicht weiter in mich.

Billino. Ich will nichts mehr davon ſprechen.

Childebr. Umſonſt ſuchſt du mir den Grund meines Unglücks zu entreißen.

Villino. Schweigt nur, ich verlange ihn nicht zu wiſſen.

Childebr. Mein Geheimniß ſoll mit mir ſterben.

Villino. Laſſet uns von etwas anderm reden.

Childebr. Nun wohlan, ich gebe dir nach, du ſollſt alles wiſſen, mein Herz bedarf der Mittheilung, es iſt ein ſüßer Troſt für den Unglücklichen, ein empfindſames Herz, dem unſer Unglück ganz gleichgiltig iſt, mitfühlen zu ſehen. (Muſik.)

Villino. Aber ſeit drei Jahren ſahen wir uns täglich, und noch nie habt Ihr mit mir davon geſprochen.

Childebr. Weil ich einen Augenblick dazu wählen wollte, wo wir immer befürchten müſſen, überraſcht zu werden.

Villino. Sonderbar!

Childebr. Laß uns vorſichtig ſeyn, und ſehen, ob uns Niemand belauſcht. (Muſik. Sie gehen auf beide Seiten des Theaters, um zu ſehen, ob ſie unbemerkt ſind, dann treten ſie wieder in den Vordergrund, und Childebrand ſpricht mit geheimnißvollem Ton.) Du haſt ohne Zweifel ſchon von dem berühmten Grafen Childebrand ſprechen gehört?

Villino. Nie in meinem ganzen Leben.

Childebr. Ich wußte ja gleich, daß er dir bekannt iſt, aber die nähern Umſtände ſeines grauſamen Schickſals weißt du nicht?

Villino. Kein Wort!

Childebr. Deſto beſſer! — Aber wenn du ſie auch gewußt hätteſt, ich hätte ſie dir doch erzählt. — So höre denn: dieſer Graf Childebrand, er ſteht vor dir.

Villino. Wo denn?

Childebr. (reißt ſein Pilgerkleid ſchnell auf, läßt ihm die Rüſtung ſehen). Hier! (Muſik.)

Villino. Iſt's möglich?

Childebr. Du ſiehſt, ich habe eine Rüſtung an, alſo muß ich doch der Graf Childebrand ſeyn.

Villino. Ganz natürlich!

Childebr. Bald hoffe ich dieſes härene Gewand von mir zu werfen, und wieder als Childebrand erſcheinen zu können Doch was ſag ich? (Muſik.) Darf ich Unglücklicher noch hoffen?

Villino. Hofft immer, Vater! das koſtet nichts, und tröſtet. —

Childebr. Ich beſaß eine ſchöne Veſte, eine gute Tochter und einen braven Neffen, ich habe ſie verloren.

Villino. Laßt ſie austrommeln.

Childebr. Der grauſame Sakripandos hat ſie mir geraubt. (Muſik.)

Villino. Wie? Sakripandos? (Muſik.) Der in dieſem Schloſſe da oben hauſt.

Childebr. Er ſelbſt! (Muſik.) Dem Elenden gelüſtete nach meinem Eigenthum, er überfiel meine Tochter, und entführte mir mein Schloß mit Gewalt. (Muſik.) Ich bot alle meine Vaſallen auf, alle liebten mich wie ihren Vater. (Muſik.) Aber keiner kam mir mit ſeinen Reiſigen zu Hilfe. Nach fünf Minuten des hartnäckigſten Widerſtandes mußten wir uns ergeben, meine Leute zogen frei ab, und ich und mein Neffe wurden in der Schlacht getödtet.

Billino. Beide?

Childebr. Wie ich dir ſage. — Des andern Morgens früh war ich nicht wenig erſtaunt, als ich in dem Schloßgraben erwachte. — Bald hörte ich, daß der Böſewicht in meinem Schloſſe hauſe, daß meine Tochter in ſeiner Gewalt ſei, und daß er, obwohl er mich für todt hielt, dennoch einen Preis auf meinen Kopf geſetzt habe. Es blieb mir alſo kein anderes Rettungsmittel, als die Flucht, doch wählte ich lieber den Aufenthalt hier in ſeiner Nähe, wo ich ſtets in der Furcht ſeyn muß, entdeckt zu werden, und vor Angſt ſterbend meine Tage verlebe. (Muſik.)

Billino. Und was denkt Ihr denn jetzt zu thun? (Muſik.)

Childebr. Ich ergreife das leichteſte Mittel, und laſſe das Schickſal walten.

Billino. Die gewöhnliche Zuflucht aller Faullenzer!

Childebr. Ich will meine Tochter den Händen des Wütherichs entreißen, und erwarte hierzu nur den Augenblick, wo ich nichts zu fürchten habe.

Billino. Welche Unerſchrockenheit! (Muſik. Ohne zwiſchen die Scene zu blicken.) Seht, hier kommen Fremde.

Childebr. Die Höflichkeit fordert, daß wir ihnen Platz machen. Sie haben vielleicht Geheimniſſe mit einander zu ſprechen. — Doch ich that wohl Unrecht, dir meine Geſchichte ſo frei zu erzählen. Da du nun alles weißt, ſo komm in meine Hütte, da will ich dir das Übrige erzählen (Muſik. Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Ritter Roderich (als Pilger) und **Mallinotto** (als Jokey, treten auf.)

Roderich (tritt ſehr ſchnell auf). Laß uns hier ausruhen, ich kann nicht mehr weiter.

Mallin. Ich glaub's, drei Meilen zu Fuß ohne Ruhe —

Roderich. Und ohne Nahrung. (Muſik.) Dem Schnee, dem Regen, dem Hagel, der bitterſten Kälte und Hitze ausgeſetzt, vermag ich kaum mehr mich aufrecht zu halten. (Muſik.) Doch duld' ich mein eigenes Elend gerne, nur um dich, treuer Unglücksgefährte, bangt mir. (Muſik.) Du verlaſſeſt mich nicht, weil du keinen andern Herrn findeſt, theilſt ſelbſt das bitterſte Loos mit mir.

Mallin. Sprecht nicht davon, lieber Herr. Meine Liebe für Euch läßt mich keinen Schmerz fühlen, — und quälten mich nicht Hunger, Durſt, Hitze, Kälte, Mattigkeit und Furcht, ſo befände ich mich herrlich!

Roderich. Welche edle Reſignation! (Muſik.) Sprich wie gefällt dir dieſes Land?

Mallin. Recht gut, wenn es nur klügere Menſchen hervorbrächte.

Roderich. Es iſt mein Vaterland. (Muſik.) Siehſt du jenen Wald dort zur Rechten? (Er deutet auf die linke Seite.)

Mallin. Ja!

Roderich. In dieſem Schloſſe erblickte ich das Licht der Welt, hier war es, wo man meine Erziehung vernachläßigte, hier wäre ich noch, wenn man mich nicht verjagt hätte, und hier wohnen noch meine Gemahlin und meine Verfolger.

Mallin. Eure Gemahlin? — Wie, Ihr ſeid verheirathet?

Roderich. O Gott, ja! (Muſik.) Höre Alles. — Als mein Vater und meine Mutter ſtarben, war ich eine Waiſe. Mein Onkel, Graf Childebrand, der vorige Herr dieſer Veſte, nahm mich auf, bildete mich, und machte aus mir den liebenswürdigſten Jüngling. — Ich wußte nicht, wie ich ihm für ſeine vielen Wohlthaten dankbar ſeyn könnte, als mir der Gedanke einfiel, ſeine Tochter zu verführen, die mit Sehnſucht den Augenblick erwartete, an dem ſie verführt werden ſollte. — Wir liebten uns gränzenlos, und wurden heimlich getraut. So zwar, daß das ganze Schloß von unſerer Verbindung wußte, nur mein Onkel nicht. — Kunigunde wurde Mutter, und ſchon waren wir im Begriff alles zu entdecken, als der grauſame Sakripandos die Veſte überfiel, und uns überwältigte. — Ich fiel todt auf dem Schlachtfelde nieder; der Graf Childebrand an meiner Seite; als ich ſah, daß er noch Zeichen des Lebens von ſich gab, floh ich ſchnell, um nicht Zeuge ſeiner letzten Augenblicke zu ſeyn.

Mallin. Welch ein Herz! (Muſik.)

Roderich. Seit dieſer Zeit irr' ich herum, ich weiß nicht wo, ich eile Tag und Nacht, und weiß nicht warum. Ich erwählte dieſe Vermummung, um meinen Feinden zu entgehen, die vielleicht nicht mehr an mich denken, und um deſto beſſer Nachricht von meinem Weibe und Kinde einzuziehen, von denen ich ſeit dieſer Zeit nichts gehört habe. (Muſik.)

Mallin. Ihr Junge wird nun ſchon groß geworden ſeyn, und Ihre Frau —

Roderich. Schweig, ich will nichts hören, bis zur beſtimmten Zeit. Nur ein Gedanke beunruhigt mich nun. Deine Kleidung kann uns leicht verrathen. — Ein Pilger mit einem Jokey!

Mallin. Nie werde ich mich von dieſem Kleide trennen. (Muſik.) Dringende Urſachen beſtimmen mich es zu behalten, die ich Euch nun entdecken will.

Roderich. Und dieſe ſind.

Mallin. Erſtens, ich habe kein anderes.

Roderich. Die übrigen Gründe erlaſſe ich dir.

Mallin. Übrigens fürchtet nichts, wenn es ſeyn muß, werde ich mich ſo anſtellen, als ob ich Euch gar nicht kennte. (Muſik.)

Roderich. Siehſt du, dort kömmt ein Eremit auf uns zu.

Mallin. Vielleicht gibt er uns ein Frühſtück.

Roderich. Um Gotteswillen verrathe dich nicht. (Muſik.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Childebrand. Billino.

Childebr. (zu Billino). Die guten Leute ſind mir herzlich willkommen, o wie will ich mich in ihrer Mitte freuen. — Nur ſuche, daß ſie mir nicht lange überläſtig fallen.

Billino. Sorgt nicht, Vater! Ihr gebt ihnen weder zu eſſen noch zu trinken, und ſo gehen ſie gleich wieder, wenn ſie ſich hier durch einen Tanz echauffirt haben, um ſich zu Hauſe zu erfriſchen.

Childebr. Das iſt gut!

Billino. Lebt wohl Vater. (Muſik. Er geht ab, indem er ſich anſtellt, als bemerkte er Roderich und Mallinotto nicht.)

Fünfter Auftritt.

Childebrand. Roderich. Mallinotto.

Childebr. Was wollen dieſe beiden Unbekannten?

Mallin. (zu Roderich). Wir wollen ihn anſprechen, er hat ſo ein mitleidiges Geſicht.

Childebr. Das ſind fatale Geſichter. Vielleicht gar ein Paar jener Räuber, die in dieſer Gegend ihr Unweſen treiben. — Doch es ſind ja Menſchen, und obſchon ſie vielleicht nichts nöthig haben, ſo iſt's doch meine Pflicht ihnen zu helfen.

Roderich (nähert ſich). Guter Vater!
Childebr. Was verlangſt du Pilger?
Roderich. Welche Stimme!
Childebr. Dieſe Züge —?
Roderich. Iſt's ein Traum?
Childebr. Darf ich meinen Augen trauen?
Roderich. Mein Onkel!
Childebr. Mein Neffe!
oderich. Childebrand!

(Unter der Muſik.)

Childebr. In meine Arme, Neffe! (Sie ſtürzen ſich heftig in die Arme.)

Mallin. Eine prächtige Erkennungsſcene. (Muſik.)

Childebr. Was ſeh ich, du lebſt?

Roderich. Ernſthaft! — Seid ihr nicht todt?

Childebr. Ich glaube nicht!

Roderich. Auch ich nicht!

Childebr. (auf Mallinotto zeigend.) Wer iſt dieſer Menſch?

Roderich. Mein Knappe in der Geſtalt eines Jokey's.

Mallin. Und ſtets zu ihren Dienſten.

Roderich. Er iſt mir treu, und wagt ſein Leben für mich, wenn's guten Effekt macht.

Childebr. Der iſt zu brauchen.

Roderich. Aber ſprecht, wie kommt ihr in dieſe Eremitenkleidung?

Childebr. Was ſoll dieſe Pilgerkleidung bedeuten?

Roderich. Ihr ſollet alles erfahren. — Vor allem ſagt mir, o ſagt, lebt meine Kunigunde noch, und wo lebt ſie?

Childebr. Sie iſt in Sakripandos Gewalt, der Unmenſch peinigt ſie täglich, ſtündlich mit ſeiner Liebe. Das arme Mädchen hat keine andere Waffen wider ihn, als ihre Thränen, die ſo häufig fließen, daß ſie den Böſewicht ſammt ſeinem Gelichter vielleicht noch austränken.

Roderich. Ach — oh! — ha!

Childebr. Und ihr Kind?

Roderich (fällt auf ſeine Knie). Deſſen Vater ich bin.

Childebr. Das weiß ich ſchon!

Roderich. Und ihr haßt mich nicht?

Childebr (für ſich). Verzeihen iſt ein nobler Zug, und bringt gewöhnlich die Hände der Zuſeher in Bewegung. (Laut.) Roderich! (Muſik.) Du haſt mich ſchwer beleidigt. (Muſik.)

Du haſt mir das Herz zerriſſen. — (Muſik.) — Aber — Aber! — (Muſik.) Ich verzeihe dir! (Muſik.)

Roderich. Beſter Onkel!

Childebr. Laß uns davon ſchweigen, und ſage mir lieber, was du nun zu thun gedenkſt.

Roderich. Ich will Euch Eure Burg wieder erobern, Kunigunden aus den Klauen des Böſewichts retten, Sakripandos beſtrafen, oder noch einmal ſterben. (Muſik.) Ich ſchwöre es feierlich, und kein Schwert komme mehr in dieſe meine Hand, bis Sakripandos getödtet iſt. (Muſik.)

Childebr. Das läßt ſich hören, und zeigt von Muth. (Muſik.)

Mallin. Auch ich ſchwöre, meinem Herrn überall zu folgen, denn ich weiß, daß er ſich in keine Gefahr einläßt. (Muſik.) Und kein anderes Kleid komme auf dieſen Körper, bis ich in Sakripandos Burg ein neues bekomme.

Roderich. Lege deine Hand in die unſrige. (Muſik. Alle drei legen die Hände zuſammen.) Wir ſchwören nun alles das, was wir geſagt und nicht geſagt haben, und wollen es halten bis in den Tod. (Muſik.) So — nun fehlt uns nichts mehr zur Ausführung unſeres Planes, als eine kleine Armee. — Aber wer weiß! Der Himmel hat ja ſchon öfters zu Gunſten der Unſchuld Wunder gewirkt. (Man hört ländliche Muſik.) Hört ihr? Was bedeuten dieſe Töne?

Childebr. Das iſt ein ländliches Feſt, welches man mir zu Ehren gibt. (Muſik.) Laßt es uns anſehen, ſo vergeht doch eine Viertelſtunde dabei. (Muſik.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Mehre **Landleute** (welche paarweiſe tanzend erſcheinen, und Childebrand grüßen).

Ein alter Landmann. Erlaubt, ehrwürdiger Vater, daß die Bewohner dieſes Dorfes, welche das Glück haben, Euch in ihrer Mitte zu beſitzen, das Jahresfeſt, an dem ſie einen Müſſiggänger mehr zu ernähren bekamen, mit Tänzen feiern.

Childebr. Es macht mir Freude, ihr guten Leute, und dankbar erkennt mein Herz eure Güte. (Muſik. Man ſtellt ſich zum Tanzen.)

Villino. Hört, meine Freunde, mir fällt da ein herrlicher Gedanke bei. — Ihr wißt, wir können nicht ſo tanzen, wie jene, die ein Metier daraus machen, warum ſollen wir uns alſo mit dem beſten Willen auslachen laſſen? — Statt dem Ballet will ich ein Liedchen ſingen, und ihr ſtimmt beim Chor mit ein.

Lied.

Lukas und ſein Weib Annette
Gingen in den nahen Wald.
Aus dem Dickicht ſprang ein Räuber,
Rief ein fürchterliches: „Halt!“
Lukas fing am ganzen Leibe
Voll von Angſt zu zittern an.
Er hatte auch Urſache dazu, denn dieſe Herren,
Er wußt es wohl —

Chor.

Geben Gnade oft dem Weibe,
Aber ſelten nur dem Mann.

Lied.

Von Annetten bat der Räuber,
Nur drei Küſſe ſchnell ſich aus.
Doch dem armen Lukas räumt' er
Ungeniert die Säcke aus.
Dieſes ging dem Mann zu Herzen,
Doch der Räuber hört ſein Fleh'n,
Wurde erweicht und —

Chor.

Nahm mit ſich das junge Weibchen,
Ließ den Mann in Frieden gehn.

Lied.

Lukas ging betrübt nach Hauſe,
Öde war für ihn die Welt.
Alles hat er nun verloren,
Seine Gattin und ſein Geld.
Horch! — da klopft es an der Thüre —
Wer beſucht mich noch ſo ſpat? —
„Ich bin's, lieber Mann," — „Wie, du?" —
„Ja, dein Weibchen, ſei ruhig, der Räuber iſt ein guter braver Mann!"

Chor.

Gab mir alles, alles wieder,
Was er dir genommen hat.

(Man hört einen Marſch.)

Childebr. O Himmel! das iſt Sakripandos!

Roderich. Nun hätte ich die beſte Gelegenheit, den Tyrannen zu beſtrafen, aber ich muß meine Wuth zurückhalten.

Childebr. Nur durch Verſtellung können wir der Gefahr entgehen.

(Unter der Muſik.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Sakripandos. Soldaten.

Sakrip. Was ſoll dieſe Menge Leute hier? — fort ihr Bauern zu eurer Arbeit, am Sonntag könnt ihr tanzen.

Billino. Das iſt abſcheulich!

Sakrip. (wüthend.) Fort ſag ich! (Muſik. Die Landleute gehen traurig ab, Mallinotto folgt ihnen).

Achter Auftritt.

Sakripandos. Roderich. Childebrand.

Sakrip. Ihr bleibt, Eremit! ich habe mit Euch zu ſprechen.

Childebr. Mit mir?

Sakrip. Ja! — Wer iſt dieſer Pilger?

Childebr. Er iſt mein Neffe, und reiſet um einen Zweck zu erreichen.

Sakrip. Ihr beide könnt mir nützlich ſeyn. Ich will Euch mit Reichthümern überſchütten, wenn Ihr mir zum Ziele helft, und treu dient. (Für ſich.) Verſprechen kann man ja immer ſo viel, als möglich. (Laut.) Aber fürchtet meine ganze Rache, wenn Ihr meinem Willen zuwider handelt.

Childebr. Redet, gnädigſter Herr, und ſeid verſichert, daß wir Euch dienen werden, wie Ihr's verdient. (Leiſe zu Roderich.) Merkſt du den Doppelſinn?

Roderich. Nur ſtille.

Sakrip. Wißt Ihr —?

Roderich. Nein, Herr, wir wiſſen nichts!

Sakrip. Stille! — So hört denn, daß ich mich mit einer jungen Witwe verbinden will, die in meiner Burg iſt.

Roderich (leiſe). Seine Burg, — eine Witwe! — Ha, der Betrüger!

Sakrip. Allein die lächerliche Liebe, die ſie für einen Ritter hegt, der ſchon längſt todt iſt, iſt Schuld, daß ſie ſich meinen Wünſchen widerſetzt.

Roderich. Todt? Es iſt nicht wahr. —

Sakrip. Wie? —

Roderich (einlenkend). Es iſt nicht wahr, daß ſie ihn noch liebt, ſie iſt ja ein Weib.

Sakrip. Ich bin alſo entſchloſſen, ſie wider ihren Willen glücklich zu machen. — Euch will ich die Gnade anthun, mir den wichtigſten Dienſt meines Lebens zu leiſten. Euer Alter, der fromme Ruf, in dem ihr ſtehet, ihr könnt ſie vielleicht noch zur Vernunft bringen.

Childebr. (bedeutend.) Seid verſichert, gnädiger Herr, es ſoll mir ein leichtes ſeyn, ihr jene Gefühle einzuflößen, die ſie gegen Euch haben ſoll.

Roderich (leiſe zu Childebrand). Schon recht, nur immer doppelſinnige Antworten. (Laut.) Und welche Rolle theilt ihr mir zu, gnädiger Herr?

Sakrip. Dir? — Ja richtig, du mußt auch mit in's Schloß. — Ich hab's — Ich ergötze mich alle Nacht an Kunigunden's Schrecken. Einer meiner Knappen, ein verſchmitzter Burſche, erſchien ihr alle Nacht in der Geſtalt Roderich's, und befahl ihr, meine Gattin zu werden, allein vorgeſtern iſt er geſtorben, und nun erwähle ich dich in ſeine Stelle zu treten.

Roderich. Ich will Eurer Wahl Ehre machen, und die Rolle des Roderich's ſo gut ſpielen, als wär ich's ſelbſt.

Sakrip. So folgt mir! (Muſik. Indem er bemerkt, daß Childebrand's und Rodrich's Überkleider auseinander fallen.) Aber zum Teufel, ſo bedeckt euch doch vorſichtiger, man ſieht Eure Rüſtungen, wenn ich wollte, könnte ich Euch erkennen.

Roderich (welcher ſein Pilgrimskleid ſorgfältig übereinander legt). Vielmal obligirt!

Sakrip. Nun fort! (Wie Sakripandos den Rücken kehrt, machen Childebrand und Roderich drohende Geberden hinter ihm. Er wendet ſich wieder gegen beide, und ehrfurchtsvoll neigen ſie ſich. Dieſes Theaterſpiel muß öfters wiederholt werden. — Sie gehen einmal um die Bühne, unterdeſſen verwandelt ſich das Theater in einen Saal in Sakripandos Schloſſe.)

(Unter der Muſik.)

Sakrip. Hier ſind wir in meiner Burg.

Childebr. Sie iſt ſehr ſchön!

Sakrip. Sie koſtet mich keinen Heller.

Roderich (bei Seite). Wir wollen ſie dir um den nämlichen Preis wieder abkaufen.

Sakrip. Ich ſehe Kunigunden kommen. Ihr Alter bleibt hier, ich will Euch der Unſinnigen vorſtellen. (Zu Roderich.) Ihr aber erwartet mich im Waffenſaale. (Zeichen des Einverſtändniſſes zwiſchen Childebrand und Roderich, der abgeht. Muſik.)

Neunter Auftritt.

Sakripandos. Kunigunde. Childebrand.

Sakrip. Schönſte Kunigunde, darf ich endlich hoffen?

Kunig. Du hoffeſt umſonſt, Schändlicher! Nie wird dieſes Auge dich liebevoll anblicken, nie dieſer Mund dir lächeln. — O mein Vater! — mein Roderich! dich ſollte ich vergeſſen, dir die Schwüre brechen, auf die du vielleicht nicht mehr denkeſt! deine Hand raucht vom Blute meines Vaters und Gemahls, und ich ſollte ſie am Altare annehmen.

Sakrip. Seid klug Kunigunde. Ihr ſeid groß genug um den Vater entbehren zu können; und habe ich Euch auch den Gemahl erſchlagen, ſo biete ich Euch in mir einen andern und zärtlichern Gatten an.

Kunig. Glaubt Ihr wohl, das ſei toute même? (Muſik.)

Sakrip. (ſtrenge.) Kunigunde! Ich hab's genug, Euch immer das nämliche zu wiederholen, aber hier ſteht ein Mann, der Euch das noch einmal ſagen wird, was Ihr von mir ſchon 50 Mal hörtet. — Redet nun mit ihr, guter Alter!

Kunig. Erſpart Euch die Mühe.

Sakrip. Seht Ihr die Widerſpänſtige! Ich bin verſichert, daß ſie Euch gar nicht anhören wird, aber das thut nichts, redet nur mit ihr, ich will mir nichts vorzuwerfen haben. (Ab. Muſik.)

Zehnter Auftritt.

Kunigunde. Childebrand.

(Dieſe Scene muß ſo raſch als möglich gegeben werden.)

Kunig. Guter Alter, iſt's mir doch, als hätt ich Euch ſchon öfters geſehen!

Childebr. Das glaub ich gern, ich bin dein Vater!

Kunig. O Gott!

Childebr. Still! Sakripandos kömmt! (Muſik.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Sakripandos.

Sakrip. Nun Alter, was iſt die Frucht Eurer vielen Bemühungen! Habt Ihr ſie endlich durch langes Zureden dahin gebracht, daß ſie ſich meinem Willen fügt?

Kunig. Ich werde thun, was dieſer ehrwürdige Alte mir rieth.

Sakrip. Ha! ich triumphiere!

Childebr. (bei Seite.) Noch nicht!

Kunig. (gähnend.) Ihr wißt, gnädigſter Herr, ſelbſt den Schlaf mißgönnt mir mein feindliches Schickſal, ſchreckliche Erſcheinungen quälen mich jede Nacht, daher überfällt mich oft am Tage ein Schlummer; ich ſchlafe wenig, aber oft.

Sakrip. Dadurch wollt Ihr uns zu verſtehen geben, daß Ihr Euch nun der Ruhe überlaſſen wollt; wir ſind nicht unhöflich, und verlaſſen Euch. (Zu Hildebrand.) Der Augenblick iſt günſtig zu einer neuen Erſcheinung. (Beide gehen ab. Muſik.)

Zwölfter Auftritt.

Kunigunde (allein).

Die Freude, meinen geliebten Vater wieder zu ſehen, wiegt alle meine Sinne in eine ſüße Erſtarrung. (Muſik.) Ich kann der Natur nicht mehr widerſtehen. (Muſik. Sie wirft ſich in einen Armſtuhl.) Ja, ich will mich einige Augenblicke in Somnus Arme werfen, und ſehen, ob das Sprichwort nicht lügt, welches ſagt: Das Glück kömmt im Schlafe. (Sie ruft in die Scene.) Nacht machen! (Es wird Nacht, ſie ſchlaft ein. Muſik.)

Dreizehnter Auftritt.

Kunigunde. Roderich (als Geiſt).

Roderich. Sie ſchläft! (Muſik.) Iſt dieß der Schlummer der Unſchuld? (Muſik.) Seit drei Jahren in der Gewalt des üppigſten Böſewichts, von ſeinen Bitten beſtürmt, von allen Martern bedroht, wie wenn ſie endlich doch erweicht worden wäre? (Muſik.) Fort mit euch ihr Gedanken der Hölle, läſtert nicht den Engel! (Muſik.) Welche Lage? (Muſik.) Meinen eigenen Schatten muß ich ſpielen, um meinem Nebenbuhler zu dienen. (Muſik. Er ſchüttelt grimmig die Fackel, welche er in der Hand hat.)

Kunig. (ſchlafend.) Roderich! mein Roderich! (Muſik.)

Roderich. Ihr Götter! Sie ruft mich, ſie träumt von mir, ſie liebt mich noch. (Mit dumpfem Tone.) Kunigunde! Kunigunde!

(U. d. Muſik.)

Kunig. (erwachend ſich die Augen reibend.) Fi! — Wie raucht es in dieſem Saale. (Erblickt Roderich.) O Himmel was ſeh ich? — Weiche von mir, du qualenverkündigendes Geſpenſt. (Muſik.)

Roderich. Erkenne in mir deinen Roderich!

Kunig. Soll denn ich das einzige Weib auf Erden ſeyn, das nie Ruhe hat, nicht einmal nach dem Tode ihres Gemahls! Kömmſt du mir neuerdings zu befehlen, Sakripandos zu heirathen? (Muſik.)

Roderich. Keineswegs. — Im Gegentheile ich will nicht, daß du wie Oda eine Frau zweier Männer ſeyn ſollſt, — denn in wenig Augenblicken wirſt du deinen Roderich lebendig wieder ſehen.

Kunig. Was ſagſt du?

Roderich (indem er den Geiſterhabit von ſich wirft). Hier ſteht er vor deinen Augen. (Muſik.)

Kunig. Große Götter! (Muſik.)

Roderich. Mäßige dein Entzücken. — Wenn man mich entdeckte, um mein Leben wärs geſchehen.

Kunig. Das Sprichwort hat wahr geſprochen, das Glück kommt im Schlafe.

Roderich. Sakripandos könnte uns überraſchen.

Kunig. Nun fürcht ich ihn nicht mehr.

Roderich. Aber ich. — O ſprich, theures Weib, lebt mein Sohn noch, wo iſt er?

Kunig. Der Kleine iſt ſchön wie ein Engel!

Roderich. Ja, es iſt mein Sohn! (Muſik.) Horch, ich höre Tritte, lebe wohl! vertrau nicht auf mich, ſondern auf die Liebe. (Muſik. Mit Geiſtertone.) Adieu! Kunigunde! (Muſik.) (Leiſe zu ihr.) So fürchte dich doch nur ein wenig. (Indem er abgeht. Unter der Muſik.) Adieu! Adieu! und wieder Adieu!

Vierzehnter Auftritt.

Kunigunde (allein).

Da ſieh ein Menſch, vor wenigen Minuten noch war ich eine Waiſe und Witwe, und krak — finde ich Vater und Gatten wieder. (Muſik.) Ich weiß nicht, es gibt Tage im menſchlichen Leben, wo man alles findet, was man will. (Muſik.) Aber wie kamen ſie in dieſe Burg? — was haben ſie hier vor? — Ich weiß es zwar nicht, doch will ich ſie, ſo viel als möglich unterſtützen. (Muſik.)

Fünfzehnter Auftritt.

Kunigunde. Sakripandos.

Sakrip. Madame, noch einmal komme ich, Sie zu fragen, ob Sie nach dem Schlafe eben ſo gegen mich geſinnt ſind, wie vor demſelben?

Kunig. Mein Entſchluß iſt unabänderlich, ich haſſe Euch. —

Sakrip. Ich war dumm genug, drei Jahre zu bitten, da ich nur befehlen durfte. — Nun wollen wir anders ſprechen, dieſen Abend iſt unſre Vermählung.

Kunig. Nimmermehr! (Muſik.)

Sakrip. Ich werde Euch dazu zwingen.

Kunig. Da muß ich auch dabei ſeyn. (Muſik.)

Sakrip. Euer eigenes Intereſſe macht Euch dieſe Verbindung zum Geſetz. Ihr ſeid es ſchuldig, Eurem Sohn einen Vater zu geben.

Kunig. Hat er nicht ohnedieß einen Vater?

Sakrip. Wie?

Kunig. (bei Seite.) Himmel, was hab ich gethan? (Laut.) Hat die Unſchuld nicht ſtets einen väterlichen Schutzgeiſt, der über ſie wacht?

Sakrip. Zittert ſelbſt für das Leben Eures Kindes, wenn Ihr mir nicht die Hand reicht.

Kunig. Wie? ſo weit ſollte Eure Grauſamkeit gehen?

Sakrip. Ihr ſelbſt ſeid hier grauſamer, als ich. Alles, was in meinen Kräften ſtand, hab ich angewendet, Euren Sinn gegen mich zu ändern. — Verſprechungen, Drohungen, Vergnügungen, Komplimentungen, Übertreibungen, nichts hab ich vernachläſſigt, mich bei Euch beliebt zu machen, doch umſonſt, — nun will ich noch das letzte Mittel verſuchen, und dieß ſei Grauſamkeit. In einen finſtern Thurm bei Waſſer und Brot will ich Euch verſperren; Euer Kind laß ich erwürgen, und belohnt Ihr dann meine Liebe noch nicht, ſo müßt ihr ein Felſenherz haben.

Kunig. Ich ſeh es, ihr ſucht mein Herz durch Schmeicheleien zu übertäuben, doch mein Entſchluß ſteht feſt, ich werde nicht Eure Gattin. (Muſik.)

Sakrip. (wüthend). Nicht?

Kunig. Nein!

Sakrip. Nein?

Kunig. Nimmermehr!

Sakrip. Nimmermehr?

Kunig. Ewig nicht!

Sakrip. Iſt das Euer letztes Wort?

Kunig. Mein letztes!

(Unter der Muſik.)

Sakrip. (ruft.) Holla, Wachen! (Drei Krieger kommen.) Bemächtiget euch dieſes Weibes, und ſchließt ſie in die Windmühle zur Weſtſeite; du hafteſt mir mit deinem Kopf für ſie. Und Du, laß mir den Unbekannten kommen, der im Prunkſaale meiner harrt. (Muſik. Kunigunde in der Mitte der Wache ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Sakripandos (allein).

Ha! ich bin mit mir ſelbſt zufrieden, ich habe Charakter. (Muſik.) Schon lange hätt ich ſo handeln ſollen. (Muſik.) Ich will enden, was ich ſo gut angefangen habe, ich will ſo grauſam ſeyn, als möglich, Schrecken ſoll vor mir hergehen. (Muſik.) Heulen und Zähnklappern mir folgen. (Muſik.) Damit der Applaus deſto größer iſt, wenn ich am Ende unterliege. (Muſik.) Kunigunden's Kind will ich dem verruchten Detruſſando, dem Räuberhauptmann, übergeben. Der Mann iſt mir viele Obligationen ſchuldig, er wird mir den kleinen Freundſchaftsdienſt gewiß erzeigen. (Muſik.) Ich will ſogleich an ihn ſchreiben. (Er ſetzt ſich zum Schreiben.)

Siebenzehnter Auftritt.

Sakripandos. Detruſſando (in ſeinen Mantel gehüllt).

Detruſſ. Ich erhalte Euern Brief, komme an, und man läßt mich eine Stunde im Vorgemach ſtehen; — Mord und Elend! das bin ich nicht gewohnt; — ich habe keine Zeit zu antichambriren.

Sakrip. Entſchuldige mich. (Bei Seite.) Ich muß ihn kajoliren, denn ich habe ſeiner nöthig.

Detruſſ. Sind wir allein?

Sakrip. Ganz allein!

Detruſſ. So kann ich mich komod machen. (Muſik. Er wirft ſeinen Mantel weg.) Ihr ſeht, ich bin en Negligee.

Sakrip. Du biſt ja bei deinem Freunde.

Detruſſ. Sprecht! warum habt Ihr mich rufen laſſen? meine Zeit iſt koſtbar.

Sakrip. Du weißt, ich habe dich und deine Leute immer geſchützt, in meinem Gebiete war't ihr ſtets ſicher.

Detruſſ. Dieſen Schutz haben wir aber auch theuer genug bezahlen müſſen. Die Hälfte unſerer Beute mußten wir Euch geben. Nur heraus mit der Sprache, was ſoll ich hier?

Sakrip. Mich von einem Kinde befreien.

Detruſſ. Ha, ha, ha! um einer ſo elenden Sache willen machtet Ihr ein ſolches Präambulum!

Sakrip. Seine Gegenwart ſtört mein Glück.

Detruſſ. Wo iſt denn der Affe?

Sakrip. Sogleich werd' ich ihn dir überliefern. Hella! (Eine Wache tritt ein.) Warum kömmſt du allein? ſind nicht mehre draußen im Vorrathe? führt Kunigunden und ihr Kind hieher! (Muſik. Wache ab.) Detruſſando, laß dich durch die Thränen des Weibes nicht rühren.

Detruſſ. Ich bin ja ein Räuber. (Muſik.)

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Kunigunde (ihr Söhnchen an der Hand führend). **Wache.**

Sakrip. Kunigunde, ich hätte Euch das Kind ſtehlen laſſen können, ohne daß Ihr etwas davon wüßtet, allein ich ſehe es lieber, wenn Ihr dabei gegenwärtig ſeid; das gibt eine herzzerreißende Scene, und ich liebe ſo etwas.

Kunig. Wie? Tyrann! du wollteſt mein Kind von mir trennen?

Sakrip. Ja! (Zu der Wache.) Greift an! — Es wäre zwar einer ſtark genug, einem ſchwachen Weibe das Kind zu entreißen, allein je mehr daran reißen, deſto ſchöner iſt das Tableau. (Muſik. Die Wachen gehen auf Sakripandos los, und ergreifen ihn wirklich.) Wie? was wollt ihr thun? — Ich bin ja Euer Herr! — Das Weib ergreift. (Muſik. Sie greifen an, und wollen Kunigunden ihr Kind entreißen, dieſe wehrt ſich, das Kind ſchreit.) Um dieſe Scene recht grell zu machen, fehlt nichts mehr als ein Donnerwetter! (Muſik. Kaum hat Sakripandos das letzte Wort ausgeſprochen, ſo verfinſtert ſich das Theater ſehr gäh, der Donner brüllt, und die Blitze ziſchen.)

Kunig. Hört ihr! Gott nimmt ſich der Unſchuld an.

Sakrip. (lacht zu ſeinen Leuten.) Laßt Euch nicht ſchrecken, das iſt nur ein gemachtes Wetter. Greift an! (Muſik. Die Wachen greifen neuerdings an, entreißen Kunigunden ihr Kind, und übergeben es Detruſſando, welcher es fortträgt. Kunigunde will ihm nach, man ſtößt ſie zurück, endlich fällt ſie ohnmächtig nieder.)

Sakrip. Sorgt für ſie! (Geht gravitätiſch ab. Muſik. Die Wachen tragen Kunigunden ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Mallinotto (allein).

Auf mich denkt kein Menſch mehr, und ich muß doch auch zu etwas gut ſeyn. (Muſik.) Ha! da fällt mir ein herrlicher Gedanke bei. Ich trete in Sakripandos Dienſte, ich laſſe mich bei ſeinem Regimente, welches aus 13 Soldaten beſteht, engagiren. — Aber ob ich wohl auch die gehörige Größe habe? (Muſik.) O Himmel, der du weißt, daß ich nur darum dem Laſter meine Dienſte weihe, um Jemanden zu retten, laß mich nur heute 5 Schuhe 6 Zoll meſſen. (Muſik. Er ſtellt ſich auf die Fußſpitzen). Ich bin erhört. (Er geht ſchnell ab. Muſik.)

Zwanzigſter Auftritt.

Drei Räuber.

(Das Theater verwandelt ſich in eine Räuberhöhle. Drei Räuber, jeder mit einer Bouteille in der Hand treten ein.)

Erſter Räuber. Die Bouteille iſt ſchon wieder leer.

Zweiter Räuber. Dieſes Unglück begegnet uns öfters.

Dritter Räuber. Iſt aber leicht wieder gut zu machen.

Zweiter Räuber. Unſer Hauptmann iſt doch ein beſonderer Mann; — gerade in dieſer Gegend zu hauſen, wo ſo wenig zu verdienen iſt.

Erſter Räuber. Das iſt nun ſo ſeine Grille, er möchte gerne ein zweiter Rinaldini ſeyn.

Dritter Räuber. Ja, ja, er iſt großmüthig, den armen Wanderern nimmt er nichts.

Erſter Räuber. Weil ſie nichts haben.

Zweiter Räuber. Den hübſchen Bauernmädchen ſchenkt er noch manchmal etwas.

Dritter Räuber. Und uns läßt er darben.

Zweiter Räuber. Lohnt es ſich wohl der Mühe, ein Räuber zu ſeyn, wenn man nicht beſſer leben kann, als andere Leute.

Erſter Räuber. Wir, die wir andern Leuten die Kleider ausziehen, haben faſt ſelbſt keine auf dem Leibe.

Dritter Räuber. Und die verdammte Juſtiz macht uns auch immer bange.

Erſter Räuber. Es iſt jetzt gar kein Leben mehr bei unſerm Metier! — Vor Zeiten, da gab's noch große Männer, ein Andraßek und Juraßek, ein Horia und Kloſchka, ein Kartuſch, ein bairiſcher Hieſel, ein Schinderhannes; da ward das Ding noch im Großen betrieben, aber itzt raubt höchſtens einer dem andern ſeine Gedanken, oder ſtiehlt ſeinen Nachbarn den ehrlichen Namen. — Pfui Teufel! — Die Wälder werden ausgehauen, es gibt nicht ſo viele relegirte Studenten mehr, keine Schriftſteller, die den jungen

Seelen animo zu unſerm ſombröſen Metier machen; ſogar auf den Theatern werden wir ſchon langweilig!

Zweiter Räuber. Stille! da kömmt unſer Hauptmann, ſchießt eine Piſtole los, es gibt manche Zuſeher, die das gerne hören.

Erſter Räuber (ſchießt eine Piſtole los, aber es brennt nur das Zündkraut ab, ohne Knall, zornig). Nun warte, Requiſiteur, du darfſt dich freuen. Jetzt, wenn mir das Spektakel ſo bei einem Duell arrivirt wäre!

Dritter Räuber. Was Teufel trägt denn der Hauptmann auf dem Arme? (Muſik.)

Einundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Detruſſando (den kleinen Roderich auf den Arm).

Zweiter Räuber. Nun Hauptmann! haſt du heute guten Fang gemacht?

Detruſſ. (auf das Kind zeigend.) Hier iſt meine ganze Beute!

Dritter Räuber. Was willſt du denn mit dem Kleinen anfangen?

Zweiter Räuber. Vielleicht einen tüchtigen Kameraden aus ihm bilden?

Detruſſ. Nimmermehr! — Sakripandos befahl mir, ihn ſtille aus dem Wege zu räumen. (Er zieht ſeinen Säbel.) Und das will ich auch ſogleich. (Muſik. Hebt den Säbel über das Kind, und ſagt in dieſem Augenblicke leiſe zu ihm.) Weine, bitte mich Knabe, damit ich mich anſtellen kann, als ſei mein Herz erweicht.

Der Knabe Bitte, bitte, nicht Kopf abhauen.

Detruff. Ich muß! (Muſik.)

Der Knabe (ſtellt ſich vor ihm hin, und im Predigertone). Menſch! wie weit geht deine Grauſamkeit? (Muſik.) Du willſt meine äußere Hülle von meiner innern abſoluten Subſtanz trennen? Thor! ſenke dein Schwert in meine Bruſt, nur mein Nichtich kannſt du vernichten, nicht mein Ich. (Muſik.) Kehre zur Tugend zurück, dein guter Engel ſchläft, dein ſentimentales Gefühl iſt vernichtet, du haſt ſchon ſo vielen Menſchen das Leben genommen, fühle auch einmal die Wonne, einem das Leben zu ſchenken. (Muſik.)

Detruff. (kämpft mit ſich ſelbſt, wiſcht eine Thräne aus den Augen, und wirft das Schwert weg.) Die unſchuldige Stimme des Kindes dringt an mein Herz. Komm in meine Arme, Knabe! (Muſik. Er küßt das Kind, nach ihm auch die übrigen Räuber.)

Roderich (von außen). Halt ein, Niederträchtiger! (Muſik.)

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Roderich (im Harniſch, den Säbel in der Hand, ſtürzt herein).

Roderich. Gebt mir mein Kind zurück!

Detruff. Wer ſagte dir, daß es in unſerer Gewalt iſt?

Roderich. Niemand! ich überließ mich bloß den Vatergefühlen, die mich richtig an Ort und Stelle brachten. — Noch einmal! wollt ihr mir meinen Sohn geben?

Detruſſ. Nimmermehr!

Roderich. So müſſen wir kämpfen.

Detruſſ. Mir recht, aber laß es uns vorher verſuchen, daß wir keine Schande haben. (Muſik. Sie ſtellen ſich zum Kampfe.)

Roderich (unter der Muſik). Zuerſt fällſt du aus. (Es geſchieht.) So. — Dann machen wir zwei Kreuzhiebe unten. (Sie thun es.) So! — Dann ſchlägſt du mir auf den Schild, aber recht ſtark, daß es hübſch klatſcht. (Es geſchieht.) Noch zwei Kreuzhiebe oben, ich entwaffne dich, ſteche dich in die Bruſt, du fällſt, und ich ſteige dir mit einem Fuß auf den Magen, und indem ihr übrigen entflieht, rufe ich in dieſer Attitude aus: Götter! ich danke Euch!

Detruſſ. Schon gut! (Muſik. Das Gefecht wird nochmal wiederholt, ſo wie es oben probiert wurde, nur muß einer des andern Säbel nicht berühren, und falſch pariren. — Endlich fällt Detruſſando, die Räuber entfliehen, Roderich ruft in vorher beſchriebner Attitude.) Götter! ich danke Euch! (Geht auch ab. Muſik.)

Der Knabe (welcher in der Mitte des Theaters auf der Erde ſitzt, ruft). Papa! Papa!

Roderich (kömmt zurück, und indem er den Knaben in ſeine Arme nimmt). Ach, mein Sohn! auf dich hätte ich bald vergeſſen. (Er küßt ihn, und trägt ihn ab. Muſik.)

Detruſſ. So bin ich denn wirklich todt? — In Gottes Namen! doch mein Körper könnte da leicht geniren, ich will mich wo anders begraben laſſen. (Er geht ab. Muſik.)

Dreiundzwanzigſter Auftritt.

Kunigunde. Millanotto.

(Das Theater verändert ſich, und ſtellt eine ländliche Gegend vor, im Hintergrunde derſelben ſieht man eine große Windmühle, in welcher Kunigunde eingeſchloſſen iſt. Vor der Thüre derſelben ſteht Mallinotto als Schildwache.)

Kunig. (am Fenſter der Mühle.) Ach, wie ennuyant iſt es, eingeſperrt zu ſeyn. (Muſik.) Ich will ſchreiben, um mich zu zerſtreuen; doch ich habe weder Feder noch Tinte. (Muſik.) Ich will leſen. (Muſik.) Ja, wo nehm ich ein Buch her? (Muſik.) So werd ich ſingen. (Muſik.) Ich habe keine Stimme. (Muſik.) O du, mein Gott, wo iſt mein Sohn? hat ihn der niederträchtige Böſewicht vielleicht ſchon gemordet? (Muſik.) Verzweiflung wüthet in meinem Innern, und gewiß hätte ich mich ſchon aus dem Fenſter geſtürzt, wenn es zu ebener Erde wäre. (Muſik.)

Mallin. (gibt ihr Zeichen, ſie dürfe hoffen.)

Kunig. Schon öfters bemerke ich, daß der Soldat dort unten mir Zeichen gibt, aber ich verſteh nicht, was er ſagen will. (Zu Mallionotto.) Guter Freund, ſprecht lieber, ſtatt zu deuten, man verſteht es leichter.

Mallin. Madame, es iſt uns zwar verboten, auf der Wache zu ſprechen, aber nicht Zeichen zu geben. Ich will alſo mit den Händen mit Euch reden, hört Ihr mich mit den Augen. (Muſik.)

Vierundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Roderich (kömmt mit ſeinem Kinde auf dem Arme, und ſetzt ſich auf eine Bank).

Roderich. Süße Laſt, du biſt ſchwer.

Kunig. Was ſeh ich! mein Gemahl und mein Sohn! wie mach ich ihnen zu wiſſen, daß ich hier bin? — Ich will ſie rufen. Nein, das wäre zu gemein. — Ach, eine herrliche Idee, ich will mit den Fingern auf einen Stein ſchreiben. (Muſik. Sie geht vom Fenſter.)

Mallin. (für ſich.) Noch darf ich mich nicht entdecken, wird ſchon noch ein frappanterer Augenblick kommen. (Muſik.)

Roderich. Laß uns eilen, mein Sohn, noch ſind wir nicht in Sicherheit. (Muſik, er nimmt ſein Kind auf den einen Arm.) Ach meine Kunigunde! warum kann ich dich nicht auf dem andern Arme tragen? (Muſik. Ein Stein fällt zu ſeinen Füßen.) Was iſt das? wer wirft? Seid ein wenig vorſichtig da oben, das könnte leicht ein Loch im Kopfe geben. (Er hebt den Stein auf.) Was ſeh ich? Buchſtaben! (Muſik. Er lieſt.) Deine Kunigunde iſt dir nahe. (Muſik. Er wirft das Kind weg.) Großer Gott! wo? wo? (Muſik. Er erblickt ein weißes Schnupftuch, welches Kunigunde an einen Stock gebunden beim Fenſter herausflattern läßt.) Hier, hier iſt ſie, das iſt ihr Tuch, dieß hier ihre Schrift. (Er hält ſeinem Kind den Stein zum Munde.) Küſſe das, mein Sohn!

Der Knabe. Iſt das zum eſſen, Papa?

Roderich. Nein, kleiner Nimmerſatt! es iſt ein Brief von deiner Mutter.

Der Knabe. Aber wo iſt denn die Mama? (Muſik.)

Kunig. (erſcheint wieder am Fenſter.) Ich bin's!

Roderich. Du biſt's!

Mallin. Sie iſt's!

Kunig. und **Roderich.** Wir ſind's!

Mallin. Ihr ſeid's!

Der Knabe. Sie ſind's!

Roderich. O des Glücks! (Muſik, Tableaux. Roderich zeigt ihr das Kind, welches der Mutter Kußhändchen zuwirft.) Grauſame! Warum haſt du dich mir nicht früher gezeigt?

Kunig. Col tempo e colla paglia si maturano le nespole.

Roderich. Wie ſoll ich ſie retten? — Ich will die Schildwache zu beſtechen ſuchen, ich will ihr alles Geld anbieten, was ich nicht habe. (Geht zur Wache.) Mein Freund, wollt Ihr mir erlauben, Euch zu beſtechen? Doch was ſeh ich? Mallinotto?

Mallin. Ich bin es ſelbſt, lieber Herr!

Roderich. Durch welchen Zufall —?

Mallin. Kein Zufall! — Der Wunſch, auch zu etwas nütze zu ſeyn, beſtimmte mich in Sakripandos Dienſte zu treten; ich gehe hin, man mißt mich, man nimmt mich auf, und ich habe glücklicherweiſe meine erſte Wache bei dieſer Mühle.

Roderich. Du biſt da ein rechter Deus ex machina, um mir Kunigunden retten zu helfen.

Mallin. Nichts leichter, als das, die ganze Garniſon iſt eben in der Schenke. — Die Schlüſſel zur Mühle habe ich auch, allein ich dächte es wäre hübſcher ſie auf eine halsbrecheriſche Art zu befreien.

Kunig. O ſprich, wie? Ich wage alles, wenn ich dabei nichts zu fürchten habe.

Mallin. Setzt Euch ganz komod auf einen Flügel der Windmühle, ich werde drehen, daß Ihr herabkommt. (Muſik.) Kunigunde thut es, Mallinotto fängt an zu drehen, ſchreit aber plötzlich, indem er inne hält.) Himmel! ich höre Getöſe! (Muſik. Allgemeines Tableaux des Schreckens.) Nein, es iſt nichts! (Muſik.) Er dreht wieder, Roderich fängt Kunigunde in ſeine Arme auf.)

Roderich. Ich habe dich wieder! — doch laß uns ſchnell fliehen, den Göttern wollen wir im Laufen danken. (Muſik. Sie wollen ab.)

Fünfundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Sakripandos. Wachen.

Mallin. Bleibt da, wir ſind verloren!

Sakrip. Ha! Verräther!

Roderich. Freund, es iſt ganz natürlich, daß wir beide gegen ſo viele nichts ausrichten, aber laß uns tollkühn vertheidigen.

Sakrip. (zu den Wachen.) Ergreift ſie! (Muſik.)

Sechsundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Childebrand. Viele bewaffnete **Bauern.**

(Während die Wachen Kunigunden und Roderich ergreifen wollen, und dieſe ſich vertheidigen, tritt Childebrand ein.)

Childebr. (ſchreit.) Halt! — Wißt ihr denn nicht daß am Ende eines Stücks eine Bataille ſeine Wirkung nicht verfehlt?

Sakrip. Wie? der Eremit?

Childebr. Erkenne in mir den Grafen Childebrand. (Muſik. Zu ſeinen Leuten.) Unſer Wahlſpruch iſt der gewöhnliche: Sieg, oder Tod! — greift an!

(Das Orcheſter macht eine Schlachtſymphonie. Allgemeines Gefecht. Sakripandos wird von Childebrand getödtet, und fällt in die Scene, die Bauern zünden die Mühle an. — Nur iſt zu bemerken, daß bei dieſem Gefechte außer Sakripandos kein Mann fallen darf.)

Roderich. Die Unſchuld triumphirt, wir haben alles ſo ſchnell wieder gewonnen, wie wir es verloren haben.

Alle. O Schickſal! (Muſik.)

Siebenundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Mehre Landleute.

Ein alter Landmann (zu Roderich). Gnädigſter Herr! erlaubet, daß Eure Unterthanen Euern Sieg durch ein kleines Feſt feiern, welches ſie bereiteten.

Roderich. Ihr wußtet alſo ſchon zum Voraus, daß ich ſiegen würde?

Landmann. Das nicht, doch wäre auf keinen Fall etwas dabei verloren geweſen, denn wäret Ihr unterlegen, ſo hätte unſer Feſt dem Andern gegolten.

Childebr. Wir danken Euch, doch glaube ich, wir ruhten heute aus, und ließen das Tanzen auf morgen.

Alle. Es lebe Childebrand, Roderich und Kunigunde! (Muſik.)

(Der Vorhang fällt zur Hälfte.)

Roderich (ſchreit auf den Schnürboden). Halt noch ein wenig; bald hätte ich die letzte Sentenz vergeſſen. (Muſik. Patetiſch.) Meine Freunde! lernt daraus, daß bei jedem guten Schauſpiele zuletzt das Laſter unterliegen, und die Tugend triumphiren müſſe.

Haß allen Weibern!

Luſtſpiel in einem Akt.

Frei nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

Perſonen.

Valincour, ein franzöſiſcher Cavallerie-Offizier.
Amalie, Gräfin von **Ronsberg**, eine Deutſche.
Marzel, Valincour's Gärtner.

Die Handlung geht nahe bei Paris, in dem Thale Montmorency vor.

(Die Bühne ſtellt das Innere eines ſchönen gezierten Gartens vor. Dem Zuſeher zur Linken iſt der Eingang zu einem Pavillon. Auf der nämlichen Seite weiter vorne ſteht die Statue des Amors, in einer Hand hält er Blumen, in der andern Dornen und Pfeile; auf dem Piedeſtal lieſt man die Inſchrift: „Mit der einen Hand liebkoſet, mit der andern verwundet er uns.“ Auf der andern Seite der Bühne, gegenüber vom Pavillon, iſt ein Bosquet, bei deſſen Eingang eine Gruppe von Figuren ſteht, welche den Samſon vorſtellt, wie er im Schooße der Delila ſchläft, und dieſe ihm die Haare abſchneidet. Unten lieſt man die Aufſchrift: „Vertrauen, verrathen durch Liebe.“ Geſträuche und Blumengeſchirre ſind hin und wieder vertheilt. In der Mitte der Bühne ſtehen zwei große Gießkannen und ein Rechen. Im Hintergrunde iſt der Garten durch eine Mauer, welche oben mit einer Treillage beſetzt iſt, geſchloſſen. In der Mitte dieſer Mauer iſt eine kleine grüne Thür ſichtbar, welche ins Freie führt. Außer der Mauer ſieht man von einer Seite Landſchaft, von der andern Seite einen Theil des Landhauſes, zu welchem dieſer Garten gehört.)

Erſte Scene.

Marzel (allein).

(Bei Eröffnung der Gardine iſt er mit Begießen beſchäftiget. Sein Hut und ſeine Jacke hängen an der Gruppe zur Rechten. Er ruht eben aus, und wiſcht ſich mit dem grünen Vortuche den Schweiß von der Stirne.)

Uf! — Heißt das nicht ſein Brot im Schweiße ſich erwerben? —
Luſtwandeln hier im Park, die Blumen ſich beſeh'n,
Bewundern die Natur, das iſt wohl freilich ſchön;

Doch bilden ſie durch Kunſt, die Haut ſich braunlich färben,
Da braucht es Müh' und Fleiß, das will ſo leicht nicht geh'n.
(Er zeigt auf die Blumengeſchirre.)

Nun hab' ich nur noch hier die Blumen zu begießen,
Dann iſt das Werk vollbracht, ich kann der Ruh' genießen.
(Er thut es.)

Die Sonn' iſt ſchon herauf, die Gräfin noch nicht hier?
Und geſtern forderte ſie dieſen Dienſt von mir.
Sie ſchmeichelte ſo ſüß, ja, ja, noch ſeh' ich ſie.
(Er ahmt ihre Stimme nach.)

„Marzel!“ ſprach ſie zu mir, — „läßt du mich morgen früh,
Wenn uns Aurora winkt, in euren Garten ein,
So ſind, du haſt mein Wort, ſechs blanke Thaler dein.“
So ſprach die Gräfin zwar, und dieſes Sümmchen wär'
So übel eben nicht, — doch weh!— Wie ſpricht der Herr?
(Er ahmt die Stimme ſeines Herrn nach.)

„Marzel! Läßt du ein Weib, ſie ſei jung oder alt,
Mit allem Reiz begabt, von göttlicher Geſtalt,
In dieſen Garten ein, — ich will's vorher dir ſagen, —
So werd' ich dich ſogleich zu allen Teufeln jagen!“
Was nun zu thun? — Bei Gott! die Gräfin iſt ſo gut,
Man muß nur ſeh'n, was ſie den armen Leuten thut!
Den kleinen Wunſch kann ich ihr nimmermehr verſagen,
Und ſollt' er wirklich mich zu allen Teufeln jagen.
Ich wag' es, ſeinen Zorn nun ganz auf mich zu laden,
Wer einem Engel hilft, dem kann kein Teufel ſchaden. —
Zudem iſt's Neugier nicht, auch nicht Erob'rungsſucht,
Warum ſie mit Gewalt herein zu kommen ſucht;
Sie will den guten Herrn vom Weiberhaß kuriren,

Vielleicht gelingt ihr Plan! — Wir wollen's mal probiren!
Die Weiber haßt der Herr, und alle, alle, alle! —
Nein, das iſt doch zu ſtark — dazu braucht's ſchwarze Galle.
Sie ſpielen arg uns mit, zuweilen — zugegeben!
Doch ohne ſie wär's nicht der Mühe werth, zu leben.
Wenn ich ſo manchesmal an meine Alte denke,
(Der Gott den beſten Platz bei ſich dort oben ſchenke),
Sie pflegte dann und wann wohl recht honnett zu zanken,
Doch meine froh'ſte Zeit hab' ich auch ihr zu danken.
Wenn ich ſo neben ihr vor unſ'rer Hütte ſaß,
Und aus dem alten Buch vom Tamerlan ihr las,
Und nach dem Leſen dann — — Ich darf daran nicht denken,
Sonſt müßt' ich meine Hand noch einer Zweiten ſchenken.
(Man hört außer der Mauer drei Schläge mit der Hand.)
Horch! das iſt das Signal, ich öffne ihr, es ſei!
Vorſichtig doch, Marzel! Laß dich zu nichts herbei,
Bis du von ihrem Plan ganz unterrichtet biſt,
Der Henker überſeh' der Weiber Trug und Liſt. —
(Er geht, und öffnet das grüne Thürchen in der Mauer.)

Zweite Scene.

Amalie von Ronsberg. Marzel.

Amalie (tritt ſchüchtern ein, ſie iſt in ein reizendes Morgennegligee gekleidet, hat einen Strohhut auf dem Kopfe, und ein Buch, in kleinem Formate, in der Hand; ſie blickt vorſichtig um ſich).
Schon ſpäter iſt's, als ich das Wort zu kommen gab,
Doch kömmt dein Herr ſo früh im Garten nie herab,
Wie du mir ſagteſt?

Marzel.

Nein, wir haben ſchon noch Zeit,
Vertrauen Sie auf mich, auf meine Wachſamkeit;
Er geht gewöhnlich hier durch dieſen Pavillon,
Da hört man ſeinen Tritt in weiter Ferne ſchon.

Amalie.

Belauſcht uns etwa nicht ein and'rer Diener hier?

Marzel (lachend).

Daß keiner uns belauſcht, da bürg' ich wohl dafür,
Denn wie Sie mich hier ſeh'n, ſo muß ich ganz allein
Koch, Gärtner, Poſtillon und Kammerdiener ſeyn.
Ich bin die Dienerſchaft, und er iſt Herr und Richter,
Und täglich ſieht man hier die nämlichen Geſichter.
So leben wir — doch nein, wir leben nicht, wir träumen,
Und ſäh'n wir Sperlinge nicht ſchnäbeln auf den Bäumen,
Wir wüßten wahrlich nicht, daß zwei Geſchlechter ſind.

Amalie ((betrachtet die Umgebungen, u. ſpricht das Folgende mit Gefühl).

Hier alſo iſt der Ort, wo, für die Freude blind,
Die Liebe uns gewährt, ein Mann ſich in der Blüthe
Des Lebens ganz vergräbt, mit Haß in dem Gemüthe, —
Haß gegen Weiber! — Nein, das leid' ich nicht geduldig,
Ich bin es mir, ich bin's den Schweſtern allen ſchuldig.
Ich darf ja dieſe Schmach nicht auf uns ruhen laſſen,
Ein alter Mann mag uns, doch nicht ein junger haſſen.

(Sie geht zur Statue des Armors, und lieſt die Unterſchrift.)

Mit einer Hand liebkoſet, mit der andern ver-
verwundet er.
Wie feindlich deutet er doch jede Kleinigkeit.

Marzel.

Bei dieſer Statue ſteht er oft lange Zeit,
Und ſieht ſie grimmig an, und ballt die Fauſt dabei,
Beſchuldigt ſie des Trug's und der Verrätherei.
Ha! ha! ein ſolches Kind, es iſt doch nur zum Lachen,
Was ſoll das kleine Kind denn wohl für Schaden machen?

Amalie (lebhaft für ſich).

Wahr iſt es, daß des Knaben Pfeile uns verwunden,
Doch wer hat ſüßern Schmerz, als dieſen, je empfunden?
(Sie geht zur andern Gruppe.)
Hier Samſon, wie er ſchläft im Schooß der Delila,
Die ihren Vortheil ſchnell bei dieſem Schlaf' erſah,
Und ihm das braune Haar vom Kopfe ſchnitt.

Marzel.

Daran
Hat die Madam, ſo ſcheint es mir, recht klug gethan.
Wer nichts bei Mädchen weiß zu thun, als einzuſchlafen,
Den ſollten ſie dafür auf dieſe Art beſtrafen. —
Es mag den Herren wohl auch öfters ſo ergeh'n,
D'rum kann man viele jetzt mit Titusköpfen ſeh'n.

Amalie.

Es ſcheint, daß Valincour nichts unterlaſſen habe,
Um ſeinen Weiberhaß zu nähren bis zum Grabe.

Marzel.

Das iſt noch Alles nichts, da ſollen Sie erſt ſeh'n,
Was dort in unſer'm Haus für ſelt'ne Gruppen ſteh'n. —
Doch laſſen wir das jetzt, und ſprechen, wenn's gefällt,
Von etwas Ander'm nun. — — Ein artig Sümmchen Geld
Verſprachen Sie, wenn ich den Garten öffnen will.

(Amalie gibt ihm eine Börſe, welche er ausſchlägt.)

Nun, ſeh'n Sie, aus dem Geld mach' ich mir g'rad ſo viel
(Er ſchlägt ein Schnippchen.)
Bin Witwer, hab' kein Kind, und hier mein guter Herr,
Gibt mir was ich bedarf, wohl auch ein Bischen mehr.
D'rum kann mich Gold und Geld nicht zum Verräther machen;
Doch ſprechen Sie mit mir, ſo wie Sie geſtern ſprachen,
So ſanft, — ſo — ſo gewiß, mein Gott! Wer kann es ſagen?
Da mag ein And'rer, was Sie fordern nur verſagen!
Wenn ſich die Händchen, weiß wie Schnee, ſo bittend heben,
Die Augen, kohlenſchwarz, rund auf uns Feuer geben,
Und dann erſt das Geſchwätz, ſo herzergreifend, — da
Denkt man auch zehnmal: Nein! — ſagt man doch immer: Ja!

Amalie.

Sei ohne Sorgen, Freund! Es ſoll dich nicht gereuen;
Iſt erſt dein Herr geheilt, wie wird es dann dich freuen,
Daß du die Hand mir bot'ſt zu dem verweg'nen Spiele.

Marzel.

Das wäre ſchön; doch ſind wir noch ſehr weit vom Ziele.
Für's Erſte, gnäd'ge Frau, dürft' ich wohl frei Sie fragen,
Warum Sie alles das für einen Fremden wagen,
Den Sie kaum zweimal ſah'n? — Es iſt doch ſonderbar!

Amalie.

So wiſſe, daß dein Herr mein Lebensretter war. —
Im Schooß des Glückes bin in Deutſchland ich geboren;
Von meinen Eltern ward ein Gatte mir erkoren,
Der Alles, was zum Glück die Menſchen nur erſinnen,

Nur nicht die Kunſt beſaß, mein Herz ſich zu gewinnen.
Man drang in mich; es pflegt der Jugend nur ſehr ſelten,
Mehr als der Augenblick, der Zukunft Glück zu gelten;
Ich ſah die Dienerſchaft, die ſchönen Hochzeitkleider,
Und reicht ihm meine Hand.

Marzel.

Auf dieſe Art ſchließt leider,
Statt daß es Liebe thut, die Ehen oft der Schneider.

Amalie.

Vom Taumel hatt' ich kaum noch Zeit zu mir zu kommen,
So hatte ſchon der Tod mir den Gemahl genommen.
Zur Erbin hatt' er mich, zur einz'gen, eingeſetzt,
Bei Mühldorf kauft' ich mir ein kleines Landhaus jetzt,
Und lebte dort recht froh, als ſich der Krieg entſpann,
Es fing die Feindlichkeit in jener Gegend an;
Das ſchreckenvolle Los, das Viele dort erfahren,
Es traf auch mich. Der Streit begann; die Feinde waren
In's Städtchen eingerückt, geplündert ward mein Haus,
Mich ſelbſt ergriff ein Schwarm betrunkener Soldaten,
„Komm, Schätzchen!“ riefen ſie, zu mir ſich drängend, aus,
„Gib uns nun ſüßen Lohn für unſ're Heldenthaten.“
Ich ſchrie, ich riß mich los, erſchöpfet ſank ich nieder;
Da drang ein Offizier hervor durch Reih' und Glieder,
Mich ſchützend, rief er aus: „Schämt Euch, Ihr Waffenbrüder!
Nur gegen Männer kämpft ein muth'ger Krieger ſtets,
Der Unſchuld Schutz iſt ihm ein heiliges Geſetz!“
Die Trommel wirbelte in dieſem Augenblick,
Beſchämet zogen ſich die Männer nun zurück,

Wegwerfend ihren Raub, auch er, der edle Mann,
Der ſich durch dieſe That mein ganzes Herz gewann,
Folgt' ſeinem Adler ſchnell, und eh' ich noch ein Wort
Des Dankes ihm geſagt, war ſchon der Edle fort.

Marzel (feurig).

Ich kenne dieſe Herrn, das ſind die wahren Krieger,
Recht wüthend in der Schlacht, mitleidig dann als Sieger.

Amalie.

Von dieſem Augenblick umſchwebte mich ſein Bild,
Stets ſah' ich, wie er mich in ſeinen Armen hielt,
Und wie ſein Feuerblick theilnehmend auf mir weilte.
Kurz, meine Dankbarkeit ward Liebe, und ich eilte,
Als man den Frieden ſchloß, voll Sehnſucht nach Paris,
Um, wenn er's würdig iſt, ihm Herz und Hand zu bieten.
Da hört' ich, daß er ſich vom Strom der böſen Sitten,
Der Alles hier verheert, leichtſinnig faſſen ließ;
Ich hörte, daß von ihm hier Dinge ruchbar wären,
Die ſeinen Namen und auch ſeinen Stand entehren.
Nun mußte ich dem Plan, den Dankbarkeit erfand,
Und welchen auch mein Herz, lautklopfend gut geheißen,
Entſagen, — jenes Glück, das ich geträumt, entſchwand,
Unmöglich war es, ihn vom Abgrund wegzureißen,
Da zog ich mich zurück, ich kaufte mir dies Haus;
Vielleicht wird Einſamkeit, dacht' ich, mir Ruh' ertheilen.
Hier ſtreu' ich nun ſo manches Korn des Guten aus,
Doch glückt es nimmer mir, die Leidenſchaft zu heilen.

Marzel.

Das Liebesfieber, ja — iſt gar ein ſeltſam Wehe,
Ich kenn's, es gibt dafür ein Mittel nur: — die Ehe.

Amalie.

In Kurzem ward darauf mir aus Paris berichtet:
Es habe Valincour, — nun ganz zu Grund gerichtet
Durch eine Freundin, die ihn erſt durch ſchlaue Künſte
Des Seinigen beraubt, und dann noch angeklagt
Beim Militärgericht, entſetzet ſeiner Dienſte,
Ein ewig Lebewohl der falſchen Welt geſagt,
Und ſei, — nachdem er Haß den Weibern all' geſchworen,
In dieſes Dörfchen, wo der junge Mann geboren,
Gefloh'n, und führe hier ein menſchenſcheues Leben. —
Da faßt' ich friſchen Muth; wenn ich ihn auch verlaſſen,
Da Freud' und Überfluß ihm einſt zur Seite ſaßen,
Kann ich es jetzt wohl thun, da er unglücklich iſt?
Gerettet hat er mir einſt Ehre, Gut und Leben,
Ich will ihn nun der Welt, der Ehre wieder geben;
Gelingen wird es mir, ich bau auf meine Liſt,
Wenn du mir deine Hilf' und Beiſtand nicht entzieh'ſt.
Nothwendig iſt's vorerſt, daß er in ſeiner Nähe
Zu bleiben mir erlaubt, damit ich oft ihn ſehe,
Ihn ſpreche, und ſein Herz genauer durchſtudire.

Marzel.

Das iſt unmöglich. — Ach! wenn Valincour erführe,
Ich habe einem Weib' eröffnet dieſe Thüre,
Fort müßt' ich ohne Gnad; ich darf nichts weiter wagen.

Amalie.

So ſei nur klug, Marzel! und laß dir Alles ſagen.
In dieſer Kleidung ſoll er niemals mich erblicken;
Du führſt in Bauerntracht bei Valincour mich ein,

Ich will ſchon recht naiv und unbeholfen ſeyn,
Damit er ja nichts merkt.

Marzel.

Daß Sie darein ſich ſchicken,
Das glaub' ich allerdings, doch wird es nimmer glücken;
Er leidet hier kein Weib.

Amalie.

Er muß.

Marzel.

Es wird nichts d'raus!

Amalie (denkt einige Augenblicke nach).

Halt! — herrlich! — Ja, ſo geht's! — Du gibſt bei deinem Herrn
Für eine Waiſe mich, für deine Nichte aus.
Nothwendig biſt du ihm, ich weiß, er hat dich gern,
D'rum eh' er dich entläßt, wird er das Übel tragen;
Du mußt ihn recht bedroh'n, und in's Geſicht ihm ſagen,
Behält er mich nicht hier, ſo geh'ſt auch du ihm fort.

Marzel.

Vortrefflich! — doch geſetzt, er nimmt mich nun bei'm Wort?

Amalie.

Dann iſt Marzel bei mir als Gärtner aufgenommen
Und ſoll für ſeinen Dienſt zweifachen Lohn bekommen.

Marzel (unwillig).

Ich hab's bereits geſagt, ich thue nichts für's Geld,
Ihr glaubt, damit bezahlt Ihr alles auf der Welt.

Amalie.

Wohlan! ſo wird dich der Gedanke überwinden:
Die Wohlfahrt deines Herrn kannſt du dadurch begründen.

Mit meinem Überfluß verbeßr' ich ſein Geſchick,
Den liebenswerth'ſten Mann geb' ich der Welt zurück,
Den brav'ſten Offizier dem Staat, — zu gleicher Zeit
Bezahl' ich ehrlich ihm die Schuld der Dankbarkeit,
Und räche mein Geſchlecht vom unverdienten Haſſe,
Der mich empören muß. — Dir aber, treuer Freund,
Der ſeine Kraft mit mir zu dieſem Ziel vereint,
(indem ſie ihm die Hand reicht)
Dir bleibt der ſchönſte Lohn, mit Freuden überlaſſe
Ich dir das beſte Amt. Du theilſt hinfort, ſtatt mir,
Was ich entbehren kann, als erſter Hauptkaſſier,
Den Armen aus.

Marzel (reicht ihr die Hand).

Nun topp! ich muß mich ſchon ergeben,
Wenn's Ihnen bei dem Herrn auch ſo vom Munde fließt,
So iſt Ihr Sieg gewiß. — Für's Erſte nun, wie iſt
Der Name, den Sie ſich als meine Nichte geben?

Amalie.

Sabine.

Marzel.

Gut!

Amalie.

Nun mußt auch du die Schweſter nennen;
Die Tochter muß ja doch der Mutter Namen kennen.

Marzel.

Sie lebte zu Caen, hieß Clara Michelin,
Und ſtarb vor Kurzem dort ſo in den Vierzigen.

Amalie.

Schon gut, mehr brauch' ich nicht; nun ſieh', ſo tret' ich ein

(ſie nimmt eine ſehr linkiſche Stellung an, hält den Strohhut in den Händen, und macht einen Knix.)

Und ſprech': Gott grüß Euch Herr! Ihr müßt nicht böſe ſeyn,
Sabine bin ich. — Nun? So ſeht doch nicht ſo ſcheel,
Von Euch verlang' ich nichts, ich ſuche nur Marzel,
Er iſt verwandt mit mir, mein Vetter iſt er, Herr!
Ich komme aus Caen, die Mutter ſchickt mich her,
Sie läßt den Vetter hier durch mich recht vielmal grüßen,
Und melden ihm, daß ſie vor Kurzem ſterben müſſen.

Marzel (laut auflachend).

Ha, ha, ha, ha, recht gut, komm her, ich muß dich küſſen.

(Er thut es herzlich, nimmt dann ſein Käppchen ab, und ſpricht ehrfurchtsvoll)

Verzeihung, gnäd'ge Frau, ich konnte mich nicht halten.
Für meine Nichte hab' ich wirklich Sie gehalten.

Amalie (lächelnd).

Du ſiehſt, es wird mir leicht: nun lebe wohl, mein Freund,
Es iſt ſchon ziemlich ſpät, der Colonel erſcheint.
Ich geh' in meinen Park, er gränzt an dieſen hier;
Sobald's dein Herr erlaubt, ſo bringſt du Nachricht mir.

(Indem ſie ihm traulich die Hand reicht, und rührend naiv ſpricht)

Indeſſen, Vetterchen! Auf bald'ges Wiederſehen;
Erinnern Sie ſich oft an Ihrer Schweſter Kind,
Daß Sie der Waiſe Troſt und einz'ge Stütze ſind.

Marzel (indem er ſie zur grünen Thüre führt).

Sabinchen, ſei getroſt! Vergiß nur nicht vor Allen:
Wenn du im Garten trittſt, mir um den Hals zu fallen,

(Amalie ab.)

Dritte Scene.

Marzel (allein).

Das iſt ein Frau'chen, das! wenn die ihn nicht bekehrt,
So iſt ſein kaltes Herz nicht unſ'rer Mühe werth.
Das Küßchen, das ich ihr als Vetter aufgedrückt,
Durch alle Adern hat's, wie Feuer, mir gezückt. —
Hör', Alter! hat ſich's denn wohl auch für dich geſchickt?
Du und die Gräfin? — wohl ein ſehr verweg'ner Scherz! —
Ei, ſchicklich oder nicht, man hat halt auch ein Herz! —
Zudem, ſie litt es gern, und gab, ſo viel mir ſchien,
Das kleine Mündchen mir zum Kuſſe willig hin.

(Er horcht.)

Still! war mir's doch, als hört' ich Tritte? Ja, mein Seel',
Es iſt der Herr! — Nun ſei auf deiner Huth Marzel!
Sieh' mal recht finſter d'rein, ſtütz' dich auf deinen Rechen,
Laß ein paar Seufzerleins aus deinem Buſen brechen.

(Er nimmt ſeinen Rechen, ſtützt ſich im Vordergrunde darauf, und bleibt unbeweglich ſtehen.)

Vierte Scene.

Marzel. Valincour.

Valincour (kommt tiefſinnig aus dem Pavillon; ſeine Kleidung beſteht aus einer weißen Redingotte, Uniformbeinkleidern und Halbſtiefeln. Der Kopf iſt bloß. In der Hand hält er ein Buch, welches von ähnlichem Formate mit jenem ſeyn muß, welches die Gräfin hatte. Mit übereinander geſchlagenen Armen betrachtet er den Garten).

O heilige Natur! wie ſchön biſt du, wie groß!
Wohl dem, der ganz allein in deinem ſanften Schooß

Die Ruhe ſucht, die er nie findet im Getümmel
Der Menſchen, du allein eröffneſt ihm den Himmel.
Hier hängt das Auge froh am farbigen Geſchmeide
Der Fluren; hier ertönt, auf künſtlichem Gebäude
Der Zweige jedes Baum's der himmliſche Accord
Der Sänger in der Luft; wer zöge dieſen Chor
Nicht jeglichem Concert in großen Städten vor?
Marzel (bei Seite).
Nicht lange iſt es noch, daß wir's ſo finden.
Valincour.
Ja!
Nur in der Einſamkeit iſt Fried' und Ruh' uns nah'.
Ruhm, Ehrſucht, Glanz, und wie die Furien alle heißen,
Die im Gewühle dort uns in's Verderben reißen,
Sie fliehen dieſen Ort, der Ruhe gift'ge Räuber,
Hier iſt Elyſium, hier ſieht man keine Weiber.
Marzel (bei Seite, unbeweglich auf ſeinen Rechen geſtützt).
Und ſtets das alte Lied; ja, nöthig iſt's fürwahr
Daß ihm ein Arzt erſcheint, ſonſt wird er noch ein Narr.
Valincour (tritt vor, und erblickt Marzel).
Du hier, Marzel?
Marzel (thut, als ob er ihn nicht hörte, und ſpricht leiſe bei Seite).
Nun gilt's!
(Er ſeufzt tief, und ſpricht traurig, aber ſo, daß es Valincour hören muß, vor ſich hin)
Ich ſoll ihn nun verlaſſen,
Den lieben, guten Herrn? Nein, nein, ich kann es nicht!
Valincour (lebhaft).
Marzel, was ſprichſt du da? Du willſt ja doch nur ſpaßen?
Du gehſt ja nicht von mir?

Marzel (ſich verlegen ſtellend).

Ja, leider iſt mir's Pflicht.

Valincour.

Was iſt der Grund davon? Iſt dir der Dienſt zu ſchwer?
Gehilfen nehm' ich dir.

Marzel.

Das nicht, mein lieber Herr!

Valincour.

Was fehlt dir ſonſt? ſo ſag'! — Iſt dir der Lohn zu wenig?

Marzel.

Im Gegentheil, zu viel; ich lebe wie ein König.

Valincour.

Hab' ich mich zänkiſch je wohl gegen dich betragen?
Muthwillig dich gekränkt?

Marzel.

Ich kann mich nicht beklagen;
Ich durfte mich nicht ſcheu'n, und thun, was ich nur wollte,
Ich wußte, daß mein Herr wohl niemals mit mir grollte.
Begoß ich fleißig, gut, — auch gut, that ich es nicht,
Ich ſah im ganzen Jahr kein mürriſches Geſicht.
Wie oft, wenn ich mich hier durch kurze Raſt erfriſchte,
Und mit dem Tuch den Schweiß mir von der Stirne wiſchte,
Befahlen Sie mir ſelbſt, indem Sie Geld mir gaben,
Mich in der Schenke dann für meinen Fleiß zu laben,
Ich that's, und trank dabei ſo oft Ihr Wohlergeh'n,
Daß mir's am Ende war, als wollt's mir übel geh'n;
Doch Sie, Sie ſahen nichts, Sie wollten es nicht ſeh'n,
Wenn ſo zum Mittelpunkt der Erd' mein Körper ſtrebte,

Sie lachten noch dazu. — — Kurz, ſo, wie hier ich lebte,
So gut wird's nimmer mir; und dennoch muß ich fort,
Ich muß! (Bei Seite.) Du lieber Gott! was koſtet mich dieß Wort!

Valincour.

So ſag' mir nur, was dich zu dieſem Entſchluß brachte?

Marzel.

Wohl! Meine Schweſter ſtarb vor Kurzem, und vermachte
Die einz'ge Tochter mir in ihrem Teſtament;
Das iſt nun zwar ein Schatz, der keine Neider kennt,
Doch mir unendlich werth, ich will ihn auch verwahren,
Damit ich, — treffen wir uns einſt dort oben an, —
Der Mutter ohne Scham in's Auge ſehen kann,
Und ſagen: So wie wir wird auch dein Kind einſt fahren.

Valincour.

Das iſt recht brav gedacht, doch ſeh' ich noch nicht ein —

Marzel.

Ein wenig nur Geduld, gleich wird es klärer ſeyn.
Nun iſt das Mädchen ſchon ſeit ein'gen Tagen hier,
Zwar widm' ich jede Zeit, die ich mir ſtehle, ihr,
Und unterrichte ſie, doch will es ſo nicht geh'n,
Ich kann die Kleine nicht von mir getrennet ſeh'n —
Und da Sie nun, mein Herr, ſo ſtreng Befehl gegeben,
Es dürfe nie ein Weib in unſern Mauern leben — —

Valincour (ſehr heftig).

Und dabei bleibt's! — Nein, nie betrete dieſe Mauern
Ein Weib, in deren Herz nur Falſch und Argliſt lauern;
Ich haſſe dieſe Brut, und will ſie ewig haſſen.

Kannſt du nun durchaus nicht von dieſem Mädchen laſſen,
So geh'! —
(Er ſetzt ſich auf eine Bank und öffnet das Buch, welches er in der Hand hat.)

Marzel (bei Seite).

Wohl wußte ich's, ſo leicht würd's nicht gelingen.
Wohlan, ſo laß ich noch die letzte Mine ſpringen.
(Laut, indem er zu Balincour tritt und ihm wehmüthig die Hand küßt.)
So bleibt mir denn nichts mehr, als Ihnen hier mit dieſen
Kuß, für das Gute all', das Sie mir oft erwieſen,
Zu danken.
(Indem er wirklich bewegt wird.)
Ja, gewiß, ſtets werd' ich an Sie denken,
So einen guten Herrn wird Gott mir nimmer ſchenken.
(Er entfernt ſich langſam bis zur Gartenthür.)

Balincour (gerührt, ſteht auf).

So ſchnell? Unmöglich iſt's! — Marzel, dein Blick verneint,
Was deine Zunge ſpricht; du warſt mein einz'ger Freund.
(Faßt ihn bei der Hand, mit ſanftem Tone.)
Du geh'ſt nicht von mir! — Dich — dich hab' ich nicht verkannt! —

Marzel (bei Seite, indem ihm die Thränen in die Augen kommen).

Da halt' ein And'rer Stich — nun drückt er mir die Hand;
Jetzt ſcheitert meine Kunſt.
(Laut, mit wankender Stimme.)
Gewiß, es thut mir wehe,
Doch wie ich's auch bedenk', — das Beſte iſt — ich gehe.
Das Sprichwort bleibt wohl wahr: Kein Waſſer iſt das Blut,
Die Waiſe hat nur mich, ſie iſt ſo ſanft, ſo gut;
Seh' ich ſie ſo vor mir mit ſchwarzen Augen ſteh'n,
Die Mutter meine ich leibhaftig dann zu ſeh'n.

Ich dachte freilich, wenn dein guter Herr nur wollte,
Daß du ſie hier behält'ſt, es ginge ſchon, ſie ſollte
Vor ſeinem Antlitz nie erſcheinen; meiner Pflege
Allein nur anvertraut, ſoll ſie auf ſeinem Wege
Ihm nie begegnen; und wenn's auch einmal geſchähe,
Daß er zum Unglück ſie in ſeinem Garten ſähe,
Je nun, ſo weiß ich, daß ſie ſich ſo albern ſtellt,
Daß er ſie ſicher für ein wirklich Weib nicht hält.

Valincour (lächelt).

Marzel.

Auch kam mir's ſchon im Sinn, als Buben ſie zu kleiden,
Allein Betrug kann nun einmal Marzel nicht leiden,
Auch war's ihr ſelbſt nicht recht.

Valincour (hingeworfen).

Wie alt iſt deine Nichte?

Marzel.

Bei neunzehn Jahren ſo.

Valincour (wie zuvor).

Einnehmend vom Geſichte?

Marzel (verlegen).

Je nun — ich weiß das nicht — ſie hat ſo ein Geſicht —
Das zwar nicht ſtrahlt vor Glanz, doch auch nicht wenig ſpricht;
Zwei Schelmenaugen, ſchwarz, die blitzen aus den langen
Kohlſchwarzen Brauen vor, und in die rothen Wangen
Sind Grübchen eingedrückt, die ſteh'n ſo übel nicht;
Dann fragt ſie ſo naiv, und ſo verſchied'ne Sachen,
Gewiß, wenn Sie ſie ſeh'n, Sie müſſen ſelber lachen.

Valincour.

Für einfach hältſt du ſie, für ſchuldlos?

Marzel.

Und dabei
Iſt ſie doch auch nicht dumm, verſteht die Gärtnerei,
Begießet, pflanzet, pfropft,
(mit Beziehung)
und weiß — ich ſeh's kaum ein —
Geſunde Bäume leicht vom Wurmſtich zu befrei'n.
Erlauben Sie darum, ſie wird uns nützlich ſeyn.

Valincour (der ſich während der vorigen Rede auf die Bank geſetzt hat, ſpricht ſchnell und halb verdrüßlich, halb gutmüthig)

So thue was du willſt!
(Und lieſt ſogleich in ſeinem Buche weiter.)

Marzel (ſeine Kappe ſchwingend).

Juhe! der Sieg iſt mein!
(Für ſich.)
Eh' er ſein Wort bereut, eil' ich zur Gräfin nun,
Die Wirkung unſ'rer Liſt ſogleich ihr kund zu thun.
(Wendet ſich zu Valincour und küßt ſeine Hand.)
Dank! tauſend Dank! ich will's ſogleich dem Mädchen ſagen.
Sie werden ſeh'n, es darf kein Wurm es ferner wagen,
An einem Stamme in der Blüthezeit zu nagen. —
(Er eilt froh ab.)

Fünfte Scene.

Valincour (allein).

So freudig eilt er hin, der gute, alte Mann!
Wohl dem, der Andern Freud' und Luſt bereiten kann.

(Er geht unruhig auf und nieder.)

Beſinn' dich, Valincour! was haſt du da gethan?
Wie? Einem Weibe haſt du Eintritt hier erlaubt?
Ein Weib war's auch, für die du Freude, Güter, Leben,
Und was ihr Wink gebot, ſo gerne hingegeben,
Und die dich doch betrog, dir Ehr' und Ruh' geraubt! —

(Sehr heftig.)

O könnt' ich ſattſam mich an dem Geſchlechte rächen,
Das ſtets mit Liebe prahlt, und niemals welche fühlt,
Mit unſ'rer Ruhe wie mit einem Balle ſpielt,
Und ſeine größte Macht erhält durch ſeine Schwächen. —

(Sich faſſend.)

Einfältig, ſagt Marzel, ſehr jung iſt ſeine Nichte.
Wohlan! So ſei's! — Doch ſpricht ſie nur ein einzig Wort,
Das mir das Weib verräth, dann ſoll ſie wieder fort,
Die Schlangen leid' ich nicht vor meinem Angeſichte.

(Er ſetzt ſich auf die Bank und lieſt.)

Sechste Scene.

Valincour. Amalie. Marzel.

(Amalie, als Bauernmädchen gekleidet, eine Leier mit einem Bande um ihre Schulter hängend, tritt durch das grüne Thürchen ein, Marzel folgt ihr.)

Amalie (halblaut zu Marzel, da ſie Valincour erblickt).

Hier iſt er, ſieh', Marzel! Sieh ſeine düſt're Miene.
O Himmel! es durchbebt ein ſonderbar Gefühl
Bei ſeinem Anblick mich.

Marzel (laut).

Nur Muth gefaßt, Sabine!
Bedank' dich, daß der Herr dich hier behalten will.

Amalie (macht einen Knix gegen Valincour, und tritt ſchüchtern näher.)
Mein Herr! — mein Herr!

Valincour (fährt auf).
Was ſoll's?

Amalie (fährt erſchrocken zurück, und verbirgt ſich hinter Marzel).

Marzel (zu Amalien).
So fürchte dich nur nicht.
(Zu Valincour.)
Verzeihen Sie, ſie iſt ſo ſcheu noch vor den Leuten.

Amalie.
Ja, ja, ich bin noch ſcheu.

Valincour (kalt).
Hat gar nichts zu bedeuten.

Amalie.
Sie ſind den Mädchen feind, ſo wie mein Vetter ſpricht,
Verzeih'n Sie, lieber Herr! Ach, ach! verzeih'n Sie mir,
Daß ich ein Mädchen bin, ich kann ja nichts dafür. —

Valincour (lächelnd).
Wahrhaftig! Sehr naiv!

Amalie (weinend).
O wär' ich nur ein Knabe,
So griff' ich voller Muth nach meinem Wanderſtabe.
Für mich würd's in der Welt wohl auch ein Dienſtchen geben,
Denn nichts iſt ſchlimmer, als von And'rer Gnade leben.

Valincour (bei Seite).
Die Arme dauert mich!

Marzel.
So weine nur nicht gleich.

Amalie (indem ſie ſich an Marzel klammert).

Ich hab' auf dieſer Welt nun Niemand mehr als Euch.
Noch ſprach die Mutter, eh' ſich ihre Augen ſchloſſen:
Ich ſegne dich, mein Kind! und wenn ich nicht mehr bin,
So gehe nur getroſt zu meinem Bruder hin,
Er wird dir Vater ſeyn, er wird dich nicht verſtoßen.

Marzel.

Nein, nein, das wird er nicht, er läßt dich nicht in Noth,
Und theilet gern mit dir den letzten Biſſen Brot.

Amalie (zu Valincour).

Auch Sie behalten mich, nicht wahr, mein Herr? — Ich leſe
Es ja in Ihrem Blick, Sie ſind nicht gar ſo böſe,
Als man Sie mir beſchrieb, Sie ſeh'n mich lächelnd an?
Ich will recht fleißig ſeyn, arbeiten was ich kann;
Die Blumen, welche Sie am liebſten blühen ſeh'n,
Die ſollen täglich friſch an Ihrem Fenſter ſteh'n.
Ihr Lieblingsplätzchen hier, das will im ganzen Garten
Mit ſolcher Sorgfalt ich, als wär' es meines, warten.

(Traurig.)

Und wollen Sie durchaus Sabinchen niemals ſeh'n,
So wird die Arme ſchon ſtets aus dem Wege geh'n;
Wenn ſie den Herrn nur ſieht, ſich in die dicht'ſten Hecken,
Zwar mit beklemmter Bruſt, doch ſchnell — recht ſchnell verſtecken,

(herzlich.)

Und lauſchen, was er ſpricht; vielleicht, daß ſie ein Blick
Des Beifalls manchmal lohnt; vielleicht, daß, überzeuget
Von ihrer Redlichkeit, ſein Herz ſich zu ihr neiget;

Den grauſamen Befehl, er nimmt ihn dann zurück,
Sie darf ſich dann nicht mehr verbergen — welch' ein Glück!

Valincour (ein wenig verlegen).

Wohlan! — Ich muß wohl! Da ſie deine Nichte iſt,
So bleibe ſie!

(plötzlich hart.)

Jedoch, — damit ihr's vorher wißt —
Im ganzen Thale darf kein Menſch davon erfahren;
Ich will mich vor dem Spott, vor Witzelei'n bewahren.

Marzel.

Schon recht, wir plaudern nicht.

Valincour.

Dann bleibt's dabei vor Allen,
Daß ſie — (einlenkend) verſteht ſich, in ſo fern's ihr möglich iſt,
Mir aus dem Wege geht.

Marzel.

Ach, ſeh'n Sie, man vergißt
Sich leicht.

Amalie (mit einem Seufzer).

Ja, ja, das wird mir wohl am ſchwerſten fallen.

Marzel.

Man muß, mein liebes Kind, an Alles ſich gewöhnen.

Valincour (welcher indeſſen ſein Buch wieder geöffnet hat, und lieſt).

„Sie ſtürzen lächelnd uns, die heuchelnden Syrenen,
In's Meer des Elends.“

Marzel (zu Amalien).

Ach! das hölliſche Gedicht!
Wenn er da d'rinnen lieſt, ſo hört und ſieht er nicht.

(Sehr laut, mit barſchem Tone.)

Nun komm, Sabine, komm! Schick' dich zur Arbeit an,
Hilf mir die Blumen hier vorerſt begießen, dann
Steckſt du den ſchwächern auch zur Stütze Stäbchen ein;
(leiſe zu ihr.)
Zwar möchte das für Sie wohl zu ermüdend ſeyn.

Amalie.

Sei ohne Sorge, nichts fällt mir für ihn zu ſchwer.

Marzel (indem er zwei Gießkannen nimmt).

Du bleibſt indeſſen hier, ich hole Waſſer her.
(Leiſe, im Abgehen.)
Den weichen Patſchchen hier wird nicht zu weh gethan,
Ich fülle Ihnen ſchon die Kannen halb nur an.
(Er geht mit den Kannen ab.)

Siebente Scene.

Amalie. Valincour.

Amalie (indem ſie Valincour betrachtet, der ſehr aufmerkſam lieſt, ohne darauf Acht zu haben, was um ihn geſchieht).

All' ſeine Sinne ſind auf dieſes Buch gewandt.

Valincour.

O Boileau! Du haſt die Weiber recht gekannt!

Amalie.

Ach! — Iſt es Boileau? Nun wundert's mich nicht mehr.

Valincour.

Mit welcher Wahrheit zählt er ihre Laſter her.
(Er lieſt mit Ausdruck.)
„Vermiſchet Falſchheit, Stolz, Liſt, Hang zum Zeitvertreib,
Erob'rungsſucht und Neid — und ſeht, ihr habt ein Weib.“

Amalie (für ſich).

Ganz artig ſtellet er uns die Nativität!

Valincour (indem er das Buch küßt).

Die Feder hat ein Gott, Berühmter! dir regiert,
Der Wahrheit Flügel, der in deinen Werken weht,
Hat zur Unſterblichkeit behende dich geführt.

Amalie (für ſich).

In dieſer Stimmung darf der Patient nicht ſeyn,
Komm, liebes Inſtrument, und hilf mir ihn zerſtreu'n.

(Sie nimmt ihre Leier, und ſingt folgendes Liedchen nach irgend einer ländlichen Melodie, indem ſie ſich ſelbſt accompagnirt.)

Lied.

Wohin man nur blickt in der lebenden Welt,
Iſt Liebe der Athem, der Alles erhält,
Dann lebt ſich's ſo froh und ſo herrlich!
Leicht mißt der Menſch Hoheit und Würden und Geld,
Wenn er nur die Liebe im Herzen behält,
Denn ſie iſt ihm ganz unentbehrlich!
Es haben nur Thoren
Die Liebe verſchworen,
Es rächt ſich an ihnen die ganze Natur,
Sie können nicht halten den traurigen Schwur.

Gott ſchuf zwei Geſchlechter: das Weib und den Mann,
Damit ſie ſich lieben, d'rum hat er's gethan,
Und nimmer zum Zank und zur Fehde.
Was fingen wir ohne Euch Männern wohl an?
Und gäb's keine Weiber, was thätet Ihr dann?
Die Erde wär' wüſt uns und öde.

Es haben nur Thoren
Die Liebe verſchworen,
Es rächt ſich an ihnen die ganze Natur,
Sie können nicht halten den traurigen Schwur.

Valincour (wird unruhig).
Die Bauernliedchen ſind meiſt voller Fehler zwar,
Doch manches Mal dabei ſo einfach und ſo wahr.
(Er lieſt weiter. Marzel tritt ein.)

Achte Scene.

Marzel. Die Vorigen.

Marzel (indem er Amalien eine Kanne reicht, ſpricht leiſe zu ihr).
Er lieſt noch immer fort?

Amalie.
Das Buch gefällt, der Schreiber
Schimpft, was er immer kann, recht weidlich auf uns Weiber.

Marzel.
Dann glaub' ich's gern, er ſchlingt die Blätter faſt hinein,
Zum Henker mit dem Buch!

Amalie.
Geh', laß uns jetzt allein.

Marzel.
Sogleich, doch wollen Sie den Kranken dort kuriren,
So müſſen Sie — ich rath's — die Doſis fein duppliren.
(Geht bei'm Bosquet ab.)

Neunte Scene.

Amalie. Valincour.

Amalie (nähert ſich Valincour, und horcht, was dieſer ſpricht).

Valincour (ſpöttiſch lächelnd).

Ha, ha! Zwar gibt es ja der Narren viel, die glauben,
Daß Gott die Weiber nur zu unſerm Glücke ſchuf;
Ha! Ihr Verblendeten! Ja, um es uns zu rauben,
Nur dazu ſind ſie da — Betrug iſt ihr Beruf.

(Er ſteht auf, zieht einen Bleiſtift aus ſeiner Schreibtafel, und ſchreibt zwei Verſe auf das Piedeſtal der Gruppe.)

So. — Wenn ich hier bin, will ich dieſe Worte leſen,
Und Rache gegen Euch füllt dann mein ganzes Weſen.

(Sanft, indem er Amalien betrachtet.)

So ſchön ſeid Ihr geformt, zur Liebe ganz geſchaffen,
Uns zu beſiegen gab Natur Euch ſelbſt die Waffen,
Und Ihr mißbrauchet ſie; weh' dem, den ſie verwunden,
Am Siegeswagen wird der Arme ſchnell gebunden,
Damit er den Triumph der Schönen mehr erhebt,
Die ſpöttiſch ihn verlacht, und nur zu glänzen ſtrebt.
O fänd' ich Eine nur, die nicht wie Alle dächte,
Die nur aus Liebe mir den Stolz zum Opfer brächte,
Die äußer'm Glanz und Prunk ein häuslich ſtilles Glück
Vorzöge, gerne nähm' ich meinen Haß zurück! —
Doch, Thor! — was ſchwärmſt du da? Nein, nein, ſo gibt es Keine,
Sie ſind ſich Alle gleich!

Amalie (bei Seite).

Ich kenne doch noch Eine!

Valincour.
Wie? — Valincour! Noch regt ſich hier in deiner Bruſt
Für Weiber ein Gefühl? — Noch ſchmerzt dich ihr Verluſt?
Hat dir die Einſamkeit nicht Feſtigkeit erworben?

Amalie (bei Seite).
Wohl ihm! Sein gutes Herz iſt noch nicht ganz verdorben.

Valincour (tritt zur Statue des Amors).
Die Blumen, die du reich'ſt, mich ſollen ſie nicht trügen,
Ich ſchwöre Fehde dir, du kleiner Gott der Lügen!

Amalie (tritt linkiſch zwiſchen Valincour und die Statue).
O ſagt mir, lieber Herr! wer iſt der Bube denn?

Valincour (lächelt wider Willen).
Dem mußt du, liebes Kind! hübſch aus dem Wege geh'n.

Amalie.
Er ſieht ſo freundlich aus.

Valincour.
Ja, ja, das iſt es eben;
Er ſchmeichelt Anfangs dir ſo freundlich und ſo ſüß,
Doch trau'ſt du ihm, weh' dir! Dann hilft kein Widerſtreben,
Verloren biſt du dann, dein Unglück iſt gewiß;
Er ſtößt den gift'gen Pfeil tief in dein ſchuldlos Herz,
Du ſchrei'ſt um Hilf'! — er flieht, und — lacht ob deinem Schmerz.

Amalie.
Pfui! das iſt häßlich! — Gut, ich will mich vor ihm wahren;
Doch iſt's kaum glaublich, wie ein Kind in dieſen Jahren
Schon gar ſo boshaft ſei?

Valincour (bei Seite).
Was ſie für Fragen gibt!

(Laut.)
Man ſieht's, mein liebes Kind! Du haſt noch nie geliebt.

Amalie (ſehr lebhaft und in ihrer natürlichen Sprache).

O ja!
(ſich ſchnell faſſend und lächelnd, indem ſie mit ihrer Schürze ſpielt.)
Ich dummes Ding! Warum ſoll ich's verhehlen?
Vor Lieb' und Pocken kann der Menſch ſich ja nicht ſtählen!
Ja, wiſſen mag's der Herr, daß einſtens ein Soldat
Mich, was die Liebe ſei, ſehr ſchnell gelehret hat.

Valincour.

So? Wirklich? — Willſt du nicht das Ganze mir erzählen?

Amalie.

Recht gern. — Der brave Mann, er war mein Lebensretter!
Ach, vor zwei Jahren war's, da ſchlug's bei einem Wetter,
In unſer Häuschen ein, ſchnell ſtand es ganz in Flammen!
Lautkrachend ſtürzten ſchon die Mauern rings zuſammen,
Die Stub' erfüllt ein Dampf, und Thür und Fenſter glühen,
Mein Vater ſucht der Flamm' das Beſte zu entziehen;
Unmöglich ſchien's für mich, dem Tode zu entfliehen;
Da ſtürzte der Soldat — ich mocht' ihm wohl erbarmen —
Sich in die Flammen kühn, und trug auf ſeinen Armen
Aus ihrer Mitte mich. — Ohnmächtig lag ich da,
Doch als ich zu mir kam, und meinen Retter ſah,
Nochmal litt' ich die Angſt von Neuem mit Vergnügen,
Um auch noch einmal ſo in ſeinem Arm zu liegen.
Mit Thränen dankt' ich ihm, ach! mehr vermocht ich nicht.
Er blieb nur kurze Zeit bei uns, dann rief die Pflicht
Ihn fort, — er mußte wohl; — mir fiel der Abſchied ſchwer,
Und, ach! ſeit dieſer Zeit ſah' ich ihn niemals mehr.

Valincour.

Doch denkſt du noch an ihn, wie's ſcheint?

Amalie.

Ach, lieber Herr!
Unglaublich iſt's, fürwahr! es will das Herz mir brechen,
Ich ſeh' ihn ja vor mir, ich glaub', ich hör' ihn ſprechen —
Sein ſchöner, ſchlanker Wuchs, ſein braunes Haar, die Augen —
Ach Gott! die Augen —

Valincour.

Ja, daraus pflegt man zu ſaugen
Der Liebe Gift.

Amalie.

Ja, ja, das mag wohl ſchon ſo ſeyn,
Ich habe dieſes Gift — ich fühl's — in Mark und Bein. —
Ganz recht, es mag nur ſtets in meinem Körper bleiben,
Ich würd' — und könnt' ich's auch — doch niemals es vertreiben.
(Mit Gefühl und Ausdruck.)
Nein, ihn vergeß' ich nie!

Valincour (für ſich).

Ha! welch' Beſtändigkeit!

Amalie.

Zwar, er vergaß mich wohl in dieſer langen Zeit;
Ich wett', er kennt mich nicht, wenn er auch jetzt mich ſähe.
Mir iſt ſein Regiment, ſein Name unbekannt,
Doch bleibt es feſtgeſetzt, was immer auch geſchehe,
Kein Anderer, als er, bekommt einſt dieſe Hand.

Valincour (bei Seite, lächelnd).

Sie int'reſſirt mich. (Laut.) Brav! Daß du ihn nicht vergißt,
Der dir das Leben einſt gerettet hat, das iſt
Sehr löblich; doch darum ſollſt du nicht ganz verſchwören,
Niemanden außer ihm als Frau anzugehören;
Beſonders da du nichts, ſo gar nichts von ihm weißt,
Nicht einmal wie ſein Corps und wie er ſelber heißt.
Erinnerſt du dich nicht des Kleid's, das er getragen?

Amalie.

O ja, blau war der Rock, und lichtgelb ausgeſchlagen;
Dann hatt' er einen Hut von Silber.

Valincour (lächelnd).

Sieh, das nennt
Man einen Kaſk. (Bei Seite.) Er iſt von meinem Regiment.
Ich will den braven Mann wohl auszuforſchen trachten,
Sie liebt ihn ja ſo ſehr! (Laut.) Doch ſieh' einmal, es brachten
Der Kleinen Reden faſt mich um die Leſezeit.

(Er geht einige Schritte, bleibt dann ſtehen und blickt auf Amalien, welche im Hintergrunde fortfährt, ihre Blumen zu begießen.)

Amalie (bei Seite).

Wohl mir! Er ſpricht nicht mehr mit ſolcher Bitterkeit.

Valincour (für ſich).

Ja, ja, Marzel hat recht, ganz artig iſt Sabine;
Welch' Unbefangenheit! die unſchuldsvolle Miene!
Was man in Städten nur mit Mühe affectirt,
Natürlich iſt es ihr.

Amalie (bei Seite).

Ha! wie er mich fixirt.

Valincour (bei Seite).

Ihr ganzes Weſen hat ſo etwas —
(Laut, indem er zu Amalien tritt.)
Höre, Kleine!
Gefällt's dir hier?

Amalie.

O ja!

Valincour.

Verſteh' mich recht, ich meine
Ob dir's behagen wird ſo einſam, ſo alleine?

Amalie.

Die Zeit wird mir nicht lang, ich bürge wohl dafür,
Verſtoßen Sie mich nicht, ſo geh' ich nie von hier.

Valincour (ſehr lebhaft).

Ich dich verſtoßen?
(Hält ſchnell wieder an ſich.)
Nein! Werd' ich dich fleißig ſeh'n,
Verlaſſe dich darauf, ſo wird das nie geſcheh'n.
(Mit angenommener Rauheit.)
Doch ſag' ich dir voraus, Sabine! dieſen Garten,
Beſonders dieſen Platz, mußt du mit Sorgfalt warten.
(Wieder nachlaſſend.)
Ich weiß es wohl, der Menſch muß auch zuweilen ruh'n,
Verſteh' mich recht, mein Kind! Du ſollſt nicht weh dir thun.
(Wieder mit ſteigendem Tone.)
Was ich befehle, das muß pünktlich ſtets geſcheh'n,
Den zweiten Fehler pfleg' ich niemals nachzuſeh'n.
(Mit geändertem weichen Tone.)
Die Kanne iſt zu ſchwer, auch kannſt du ſie nicht faſſen,

Ich will, es ſoll Marzel dir eine machen laſſen,
Die dir bequemer iſt, du kannſt ihm das nur ſagen.
(Mit ſteigender Theilnahme.)
Nein, über deine Kraft ſollſt du dich ja nicht plagen;
Von mir befürchte nichts, ich werde dich nicht quälen,
Du ſollſt zufrieden ſeyn, es ſoll an nichts dir fehlen;
Marzel wird dir gewiß ein zweiter Vater ſeyn,
Und ich —
(hält ſchnell an ſich.)
Ha, Valincour! Gemach! Was fällt dir ein?
Schmilzt deinen Weiberhaß der Blick der Bauerndirne?
(Sanfter.)
Im Herzen war er nie, er war nur im Gehirne. —
(Eilt ſchnell durch den Pavillon ab.)

Zehnte Scene.

Amalie (allein).

Vortrefflich! — Er gelingt, der kühn gewagte Scherz,
Durch ſeine Rauheit ſtrahlt ein unverdorb'nes Herz. —
(Droht mit dem Finger)
Kriegt, Männer, nicht mit uns, wir ſind ſtets mächtiger.
Doch laß uns einmal ſeh'n, was ſchrieb er denn daher?
(Sie geht zur Gruppe und lieſt, was Valincour auf das Piedeſtal geſchrieben hat.)
„Wer glücklich ſeyn will, muß den feſten Entſchluß faſſen,
Das weibliche Geſchlecht, ſo lang' er lebt, zu haſſen!“
Hu! das iſt viel geſagt, das darf nicht ſtehen bleiben.
(Sie iſt im Begriff, das Ganze mit einem Bleiſtift auszuſtreichen, beſinnt ſich aber eines Beſſern)

Nein, beſſer iſt's, ich will Etwas darunter ſchreiben.
(Sie thut es, ſteht dann auf, und erblickt das Buch, welches Walincour auf der Bank liegen gelaſſen.)
Auch du hier, Boileau? — Du ſollſt nun ſchmählig enden,
Mach' Reu' und Leid, du biſt in deiner Feindin Händen.
Doch nein, bedauern will ich dich, und nicht mich rächen;
Denn hätteſt du geliebt, du würdeſt nicht ſo ſprechen.
Indeſſen geb'ſt du als Gefang'ner hier hinein,
(ſie ſteckt das Buch zu ſich, und legt dasjenige, mit welchem ſie in der zweiten Scene auftrat, ſtatt deſſen auf die Bank.)
Dein Gegner nehme nun hier deine Stelle ein.
(Mit einigem Lächeln)
Ein ähnliches Format, und auch der Einband ſo
Ganz gleich, das gibt vielleicht ein artig quid pro quo.

Eilfte Scene.

Amalie. Marzel.

Marzel (indem er mit einer Gießkanne voll Waſſer eintritt, mit rauhem Tone.)
Sabine! Spute dich! —
(Leiſer.)
Was ſeh' ich, ganz allein?
Wo iſt der Herr?

Amalie.

Er ging vorerſt in's Schloß hinein,
Zu leſen, wie er ſprach; doch wie mir's deutlich ſchien,
So ſchnell als möglich dem Gefühl ſich zu entzieh'n,
Das deine Nichte ihm im Herzen angefacht.

Marzel.

Das Ding geht ſchneller ja, als ich es mir gedacht.

(Freudig).

Ich hab' es gleich geſagt, es wäre Jammerſchade,
Verdorrte dieſer Baum ſo ohne alle Gnade.

Amalie.

Welch' ein Triumph für mich, welch' eine Freude! — Stille!
Der Anfang iſt gemacht, doch haben wir zum Ziele
Noch lange hin.

(Nach einer Pauſe.)

Marzel! für's Erſte merke dir:
Trifft er beiſammen uns, ſo zanke recht mit mir.

Marzel.

Das kann ich nicht.

Amalie.

Schilt mich, mit zornigem Geſicht',
Dumm, ungeſchickt und faul.

Marzel.

Das glaubt man mir ja nicht.

Amalie.

Sprich: Wollt' ich mich nicht bald nach deinem Sinne wenden,
So würdeſt du zurück mich auf mein Dörfchen ſenden.

Marzel.

Erklären Sie mir doch —

Amalie.

Er kommt, ſei auf der Huth,
Wir triumphiren bald, ſpielſt du die Rolle gut.

Zwölfte Scene.

Valincour (in Uniform). **Die Vorigen.**

Marzel (einen Grund zum Zorn ſuchend).

Nein, himmelſchreiend iſt's, unglaublich!

Amalie (hält die Hände vor's Geſicht als ob ſie ſchluchzte).

Lieber Vetter!
Verzeiht mir dießmal nur.

Marzel.

Nein, alle Donnerwetter!

Amalie.

Ich wußte nicht. —
(Leiſe zu Marzel.)
Nur zu, behandle mich recht hart.
(Laut.)
Seid gnädig!

Marzel (ſtotternd).

Sage ſelbſt, iſt das wohl eine Art?

Amalie (bittend).

Ich will es nimmer thun, gewiß nicht, nein, gewiß.

Marzel.

Ich bin faſt außer mir vor Zorn und Ärgerniß.

Valincour (zu Marzel tretend).

Was haſt du denn, Marzel? — Was iſt es?

Marzel.

Was es iſt?
Es iſt was, — Etwas iſt's, was — mich recht ſehr verdrießt.
Sie wird in unſer Haus, nun ſag' ich's ſelbſt, nicht taugen.

(Zu Amalien.)
Du ungeſchicktes Ding! geh' gleich mir aus den Augen,
Wenn du nicht willſt, daß ich —
(Er hebt die Hand, als wollt' er auf Amalien ſchlagen, und ſagt in eben dieſem Augenblicke leiſe zu ihr)
Ich muß, verzeihen Sie.

Valincour (voll Theilnahme zu Amalien).

Kind, geh' ihm aus dem Weg!
(Zu Marzel.)
So ſah' ich dich noch nie.
Was hat ſie denn gethan?

Marzel (ſehr zornig).

Gethan? — Was ſie gethan?
(Bei Seite, für ſich.)
Das weiß ich ſelber nicht.

Amalie (immer weinend zu Valincour).

Er iſt ein harter Mann!
Du mein Gott! Meine Schuld iſt wahrlich nicht ſo groß.
Als ich ſo vorhin da dies Blumenbeet begoß,
Und mit dem Rechen dann die Wege hübſch planire,
Da klopft's auf einmal dort an jener grünen Thüre,
Ich horche, — ja, es klopft, — ich gehe hin, mach' auf,
Wir Mädchen auf dem Land', wir achten nicht darauf,
Und laſſen den, der klopft, nicht an der Thüre warten.

Valincour.

Wer war's?

Amalie.

Ich öffn' — es trat ein Frau'chen in den Garten,
Gekleidet weiß, wie Schnee.

Valincour (auffahrend).

Ein Weib?

Marzel.

Hab's ja geſagt,
Daß ſo Etwas die Gall' in alle Glieder jagt.

Amalie.

„Mein gutes, liebes Kind!“ — ſprach ſie recht ſehr manierlich —
„Gib dieſen Brief dem Herrn ſogleich, ich bitte dich.“
Sie hielt den Brief mir vor, ich nahm ihn, wie natürlich,
Hier iſt er.

(Sie zieht einen Brief aus dem Buſen und reicht ihn Valincour, der ihn haſtig öffnet.)

Amalie (zu Marzel).

Vetter! ſagt nun ſelber, wußte ich,
Daß Niemand hier herein in dieſen Garten darf?

Marzel (beſänftigt).

Nein, freilich nicht.

Amalie.

Nun ſeht, und doch ſeid Ihr ſo ſcharf.

Valincour (lieſt).

„Mein Herr!“

„Eine deutſche Dame, die Sie einſt bei Mühldorf gerettet haben, hofft, Sie werden ihr das Vergnügen nicht verſagen, ihren großmüthigen Befreier noch Einmal zu ſehen, und ihm ihre Dankbarkeit bezeigen zu können.“

(Nachdenkend.)

Wer kann die Dame ſeyn?

Marzel.

Die Schlaue wird wohl hoffen,
Sie dreh' uns über'n Daum? Hätt' ich ſie nur getroffen,
Mir hätte ſie gewiß ſo ſchnell nichts weiß gemacht.

Amalie (auf die Statue des Amors deutend).

Als ſie den Knaben ſah, hat ſie laut aufgelacht.

Valincour.

Gelacht, ſagſt Du?

Amalie.

Ja, ja.

Marzel.

Entſetzlich! Einen Gott
So auszulachen! —

Amalie (auf die Gruppe zeigend).

Dann iſt ſie hier ſtehn geblieben,
Und hat geleſen, was der Herr daher geſchrieben;
Da lachte ſie nicht mehr, die Wangen wurden roth,
Erſt ſchwieg, dann ſeufzte ſie, ihr Auge wurde naß.

Valincour.

Das glaub' ich, weil ſie hier die eig'ne Schande las.
(Er tritt zum Piedeſtale und lieſt.)
„Wer glücklich ſeyn will, muß den feſten Entſchluß faſſen,
Das weibliche Geſchlecht, ſo lang' er lebt, zu haſſen!“
Was ſeh' ich? — Ha! Wer ſchrieb das Folgende hinzu?
(Er lieſt.)
„Zu menſchenfeindlich iſt, zu grauſam dieſe Lehre,
Es gibt wohl noch ein Weib, das Ihrer würdig wäre.“
(Die Augen auf die Inſchrift geheftet, und mit einem tiefen Seufzer.)
Es gäbe noch ein Weib, das meiner würdig iſt?

Marzel (ſich zornig anſtellend).

Da ſeh' ein Menſch, wie fein, betrachte man die Liſt;
Gut wählte ſie die Zeit, flugs war ſie bei der Hand,
Als ſich Sabinchen hier ſo ganz allein befand.

Valincour.

Fürwahr! Sehr ſonderbar!

Amalie.

„Vergiß nicht,“ fuhr ſie fort,
„Gib deinem Herrn den Brief, und bring' die Antwort dort
In jenes Schloß, das an das Eure ſtößt.“

Valincour (ſich beſinnend).

Wohnt nicht
Die fremde Gräfin da? — Amalie iſt ihr Name,
Wenn ich nicht irre.

Marzel.

Ja, ganz recht, die deutſche Dame,
Von der man ſo viel Gut's im ganzen Dorfe ſpricht.

Valincour.

Des eitlen Weibes Plan, wie ſchnell iſt er ergründet;
Ganz klar iſt's, daß ſie ſich darob beleidigt findet,
Daß ſie den Offizier, der doch ihr Nachbar iſt,
Noch nicht einmal geſeh'n; nun ſuchet ſie durch Liſt
Zu locken, — und vorerſt die Neugier anzufachen.
(Spöttiſch.)
Vergebens, gnäd'ge Frau! ich kenne derlei Sachen.

Amalie.

„Sei pünktlich,“ — ſprach ſie noch — „und bringſt du Nachricht mir,

„Wie ich ſie wünſche, Kind, ſo lohn' ich reichlich dir." —
Dann ging ſie. — Nun, mein Herr, was ſoll ich ihr denn ſagen?

Valincour.

Ich könne nun einmal die Weiber nicht vertragen,
Ich haſſe alle; kurz, ich wolle ſie nicht ſeh'n.

Amalie.

Du mein Gott! Da wird's ſchlecht mit der Belohnung ſtehn.

Marzel (betroffen).

Sabine kann das nicht ſo ſagen.

Valincour.

So begleite
Sie hin, ſprich mit ihr ſelbſt, der Liſt'gen, und bedeute
Ihr Alles Wort für Wort.

Marzel.

Ganz recht, ich will ihr ſagen:
(Indem er ſich anſtellt, als ob er ſeine Worte an Jemanden richtete, zugleich aber verſtohlen und mit verſchmitztem Lächeln auf Amalien blickt).
„Mein Herr kann das Geſicht der Weiber nicht vertragen,
D'rum, liebe gnäd'ge Frau, will er auch Sie nicht ſeh'n."

Valincour.

So ſprichſt du recht.

Marzel.

Ach! mich, mich ſoll ſie ſchon verſteh'n.
Nun komm, Sabinchen, komm. Bei Gott! ich bin nicht böſe,
Die Frau einmal zu ſeh'n, von der ſo viel Getöſe
Im ganzen Dorfe iſt; ich gehe mit Vergnügen.

Amalie (im Abgehen für ſich, auf Valincour deutend).

In Kurzem ſollſt du doch zu meinen Füßen liegen.
(Beide gehen durch die kleine grüne Thüre ab, welche ſie hinter ſich verſchließen.)

Dreizehnte Scene.

Valincour (allein).

So eine Närrin, nein, die leitet mich nicht irre;
Mich fangen wollte ſie, um dann mich in's Gewirre
Der Welt hinaus zu zieh'n, das Vöglein, das ſie fing,
Zu zeigen dort, und wie es leicht in's Netz ihr ging,
Laut zu erzählen? — Nein! Mich lockt kein Weiberkuß,
Komm, theurer Lehrer! komm, und ſtärke den Entſchluß.

(Er nimmt das Buch, welches Amalie auf die Bank legte, ſchlägt es haſtig auf, und lieſt.)

„O Hageſtolz! Du ſchmählſt auf Weiber wohl vergebens,
Sie ſind die Blumen in der Wüſte dieſes Lebens.“

(Er bleibt erſtaunt ſtehen.)

Iſt's möglich? — Las ich recht? — Mein Auge muß mich trügen!
So ſpricht nicht Boileau, — doch ließ ich hier ihn liegen.

(Er ſieht den Titel des Buches an.)

Was ſeh' ich? — „Inbegriff der weiblichen Verdienſte.“

(Er läßt die Hand mit dem Buche ſinken, und lächelt mitleidig darauf hin.)

Bei Gott! ich muß geſteh'n, ſie wendet alle Künſte,
Mich zu beſiegen an. — Hier gilt's ein Meiſterſtück;
Belagert werd' ich nach den Regeln der Taktik,
Doch zieht ſie ſich zuletzt gewiß beſchämt zurück.

(Das Buch ſpöttiſch anblickend.)

Doch laß zum Scherz uns ſeh'n, was zählt der gute Herr
Vom weiblichen Geſchlecht denn für Verdienſte her?

(Er öffnet nachläßig das Buch, und lieſt folgende Verſe, Anfangs ſehr kalt, dann aber mit ſteigendem Affecte.)

„Verirrter! Komm zurück vom Wahn', in den Du ſankeſt,
Und wenn das Blut, das Dir in Deinen Adern fließt,
Und ſeine Stimme nicht bei Dir Chimäre iſt,
So ehre ein Geſchlecht, dem Du die Mutter dankeſt."
(Er bleibt ganz erſchüttert ſtehen, und ſpricht mit tiefer Rührung.)
Ha! dieſer letzte Vers, wie wahr, wie Ausdrucksvoll,
Zertrümmern könnte er auf einmal jeden Groll.
(Auf einmal ſehr heftig.)
Doch nein, nein, nein! mich macht auf dieſer Welt nichts wanken,
Dem trügenden Geſchlecht', ich will ihm nichts verdanken.
(Er ſteckt das Buch zu ſich.)
Noch heute übergeb' ich dieſes Buch dem Feuer,
Mich fängt die Gräfin nicht durch ſolche Abenteuer.

Vierzehnte Scene.

Valincour. Amalie. Marzel.

Valincour.

Ihr ſeid ſehr ſchnell zurück!

Marzel.

Die Gräfin trafen wir
Am Eingang ihres Park's, und treulich ſagt' ich ihr,
Was Ihr befahlt; ſie hört's mit traurigem Geſicht,
Denn ſolchen Widerſtand vermuthete ſie nicht.

Valincour (ſich brüſtend).

Das glaub' ich.

Amalie (ſehr bewegt).

„Euer Herr," verſetzte weinend ſie,
„Er kannte das Gefühl der Dankbarkeit wohl nie?"

Valincour.

Recht rührend!

Marzel (auffahrend).

„Einer Frau die Wonne zu verſagen,
„Den Lebensretter nur zu ſeh'n, ihm Dank zu ſagen,
Das kann ein Tiger nur."

Amalie.

Erinnert, Vetter, Euch!
Die Worte ſprach ſie nicht.

Marzel.

Wenn auch, es gilt mir gleich.

Amalie (nach und nach ihre natürliche Stimme annehmend).

„Vielleicht erinnert ſich Dein Herr nicht mehr daran,"
So ſagte ſie, „was er in Deutſchland einſt gethan;
„Wie er, der Edle, dort, ſo voll von Menſchlichkeit,
Mich und mein ganzes Dorf von Feindeswuth befreit."

Valincour (nachdenkend).

Ja, ich beſinne mich, — als mich das Kriegsgeſchick
Nach Deutſchland führte, ward bei Mühldorf mir das Glück,
Dem kleinen Dörfchen dort durch meinen Rang zu nützen,
Und eine junge Frau vor Siegerwuth zu ſchützen.

Amalie (lebhaft).

Ja, — Mühldorf, glaube ich, ſo nannte ſie den Ort.

Marzel (den Namen ſuchend).

Mahl- — Mühldorf, ja, ſo war's, ich weiß nicht recht das Wort.

Amalie.

Mit inn'ger Rührung ſprach die gute Frau davon.

Valincour.

Ein Weib weint, wann es will, aus Affectation.

Amalie.

Wie Sie den Raub verwehrt, entwarf ſie uns im Bilde.

Valincour.

Der ſchönſte Lorberzweig des Siegers iſt die Milde.

Amalie (ſehr bewegt.)

Verwundet wurden Sie.

Valincour (auf ſeinen linken Arm deutend.)

Ganz leicht am Arme da.

Amalie (ſehr bewegt.)

Sie ſagte, das geſchah bei ihrer Rettung.

Valincour (leicht.)

Ja!

Amalie (die äußerſt gerührt wird, und nun ihrer Empfindung freien Lauf läßt).

„Noch ſeh' ich ihn," ſprach ſie, „wie er, mit Schweiß bedeckt,
Aus meinem Hauſe mich, das man geplündert, trägt,
Nicht achtend das Geſchrei der trunkenen Soldaten,
Die mich ohnmächtig da in ihrer Mitte hatten; —
O! wenn auch Valincour die ſchöne That vergißt,
Ich bin nicht undankbar, in meinem Herzen iſt
Sie eingegraben tief, nie werd' ich ſie vergeſſen."

Valincour (Amalien erſtaunend anblickend.)

Ha! welch' Veränderung?

Amalie.

„Der Friede war indeſſen
„Geſchloſſen, ich verließ ſogleich mein Vaterland,
Um ihn, der von der Zeit mir ſtets vor Augen ſtand,
Nochmal zu ſeh'n, und ihm zu ſagen: Valincour!

Mein Leben und mein Glück, ich dank' es Ihnen nur,
Und Sie, Sie fliehen mich?“
(Wieder in ihre alte Sprache zurückfallend, zu Marzel.)
Nun, Vetter! iſt's nicht wahr?
Sprach nicht die Gräfin ſo?

Marzel.

So ſprach ſie auf ein Haar.

Valincour (bei Seite, und Amalien fixirend.)

Bei Gott! Sie iſt es ſelbſt! Es ſoll ſich gleich erklären.
(Laut.)
Dieß Lob der Gräfin muß wohl allerdings mich ehren,
Und nimmer könnt' ich ihr den Eintritt hier verwehren;
Doch ſagt, was ſoll ich wohl von einem Weibe denken,
Die ſo vor mir erſcheint, die nur mit Liſt und Ränken
Zu mir in's Haus ſich drängt, mit heuchleriſcher Miene
Ein Mädchen hintergeht, unſchuldig, wie Sabine; —
Sie prunkt mit Dankgefühl, doch eigentlich, ich wette,
Iſt's nur Erob'rungsſucht, was dieſe Erzkokette
Beſeelt.

Amalie (iſt ſehr betroffen, und gibt es durch eine unwillkürliche Bewegung zu erkennen).

Valincour.

Sie iſt es!

Marzel.

Nein, das kann ich nicht ertragen,
Von dieſer Frau laß ich einmal nichts Böſes ſagen.

Valincour (zu Marzel).

Auf deine Treue hatt' ich noch recht ſehr ſtolzirt,
Doch hat ſie gar auch dich betrogen und verführt.

Marzel (betroffen).

Mich?

Valincour (bei Seite).

Nun iſt Alles klar, — ſie Beide ſind verwirrt.
Ich will mich rächen, ja, mit ihren eig'nen Waffen
Will ich die Liſtige noch liſtiger beſtrafen.

(Laut zu Marzel, mit Feinheit.)

Die Frau, von der Marzel mit ſo viel Zuverſicht,
Und auch das ganze Dorf ſtets ſo viel Gutes ſpricht,
Schon lange kenn' ich ſie, ſie hatte in Paris
Ein Abenteuer einſt. —

Amalie (lebhaft).

Iſt das denn auch gewiß?

Valincour (lächelt).

Gewiß. — Sie wußte dort auch ſo, wie hier, zu prangen,
Der Schild der Sittſamkeit war immer ausgehangen;
Trotz Unabhängigkeit, trotz Schönheit, Reichthum, Jugend,
Verehrte man in ihr das Bild der reinſten Tugend;
Doch bald verſchwand der Schein, der Schleier löſte ſich,
Man fand ſie Morgens einſt, — es war recht lächerlich,
Als Bäuerin vermummt bei einem Offizier.

(Amalie und Marzel ſtehen wie niedergedonnert. Pauſe.)

Valincour (zu Amalien, fein).

Nun, ſeht Ihr immer noch die Sittſamkeit in ihr?

Amalie (bei Seite).

Ich bin erkannt!

(Zu Valincour, Anfangs im bäuriſchen Tone, ein wenig verlegen, bald aber in ihrer natürlichen Sprache, mit Feſtigkeit.)

Wie? was? bei einem Offizier?

Das iſt ein wenig viel gewaget, ich geſtehe;
Doch war es wohl vielleicht nicht möglich, in die Nähe
Des Mannes, den ſie liebt, auf eine and're Art
Zu kommen, und vielleicht war ihre Gegenwart
Doch nöthig, wollte ſie den Mann erſt gänzlich kennen,
Sich überzeugen, ob er für ein Weib zu brennen
Noch fähig ſei, die ihn um ſeinetwillen liebt,
Bevor ſie dann ihr Herz und ihre Hand ihm gibt.

Valincour.

Was hör' ich?

Amalie (lebhaft).

Ja, gewiß, ſo durfte ſie es wagen,
Sie glaubte ihre Schuld dadurch ihm abzutragen.

Valincour.

Wär's möglich? Solch ein Weib? Es gäbe ein's hienieden?
Und mir, mir wäre ſie, die Einzige, beſchieden?
Mir, den um Ehre man und um ſein Glück gebracht?

Marzel.

Die Gräfin, lieber Herr, hat darauf auch gedacht.
Ach, leſen Sie nur das.

(Er übergibt Valincour einen Brief, welchen dieſer ſehr haſtig öffnet.)

Valincour.

Des Kriegsminiſters Hand?

(Er lieſt.)

„Mein Herr Obriſt!“

„Ich erfülle die angenehmſte Pflicht meines Standes, da ich den Befehl Sr. Majeſtät erfülle, und Ihnen melde, daß Ihnen Höchſtderſelbe Ihr voriges Regiment hiermit wieder übergibt. Der Gräfin Ronsberg danken Sie allein dieſe glückliche Veränderung. Sie war's, welche die Verleumdung aufdeckte, und der gerechte Monarch freut Sich, einem braven Offizier Gerechtigkeit widerfahren laſſen zu können. Er wünſcht Sie ſelbſt zu ſprechen.“

Zu viel! Zu viel! O Gott! auf einmal dieſes Glück!

(Zur Gräfin.)

Durch Sie erhalt' ich Ehr' und Ruhe nun zurück,
Und ich verkannte ſo das beſte Weib! — O nein,
Sie werden niemals mir, Sie können nie verzeih'n.

Amalie (ihm lächelnd die Hand reichend.)

Ich will ſo grauſam nicht, als Sie es waren, ſeyn.

Valincour.

Mir Armen wurde einſt ſo böſe mitgeſpielt
Von Weibern, daß mein Haß verzeihlich iſt, nun fühlt
Mein Herz den Irrthum, ich erkenne Frauenwürde,
Es gibt noch Weiber, die das Muſter und die Zierde
Von dem Geſchlechte ſind. — Ha! nun entflieht der Schein.

(Indem er vor Amalien kniet.)

Zu Deinen Füßen will ich meinen Haß bereu'n.

Amalie (ihn aufhebend).

Genug! — Erfüllet iſt, was ich mir ſelbſt verſprochen:
Des Herzens Schuld bezahlt, und mein Geſchlecht gerochen.

Valincour.

Amalie! Einzige! Dir dank' ich mehr als Leben,
Du haſt mich dem Gefühl' auf's Neu' zurückgegeben;
O leite ferner mich, nie will ich Dich verlaſſen,
Du lehrteſt lieben mich, ich wußte nur zu haſſen.

Hier dieſen ſtillen Ort, der nun ſo lieb mir war,
Beſuchen künftig wir mitſammen jedes Jahr.
(Auf die Statue des Amor's deutend.)
Da will ich dieſen Gott, den ich gekränkt, bekränzen,
Mit Deiner Hilfe auch dieß Büchlein hier ergänzen,
Denn die Verdienſte all ſind hier noch nicht genannt,
Der Autor hatte ja Amalien nicht gekannt.
(Er küßt Amalien die Hand, und wendet ſich dann zu Marzel, indem er ſich ſtrenge anſtellt.)
Dir aber, der du aus Betrug ein Spiel dir machteſt,
Und über deines Herrn Leichtgläubigkeit nur lachteſt
(indem er den Ton ändert, und ihm die Hand drückt.)
Ich gebe deinen Lohn in Zukunft doppelt dir.

Amalie.

Von nun an iſt Marzel mein Armen-Hauptkaſſier.

Marzel.

Ich mache meinem Amt', ich ſchwör' es, keine Schande.
(Indem er zum Piedeſtal der Gruppe tritt, und mit ſeinem Schnupftuche auswiſcht, was Valincour hingeſchrieben hat.)
Nun leid' ich auch nicht mehr den wilden Spruch da d'rauf;
Wir leben nun nicht mehr im Eremitenſtande,
Und morgen biet' ich all' die Gruppen zum Verkauf.

Raphael.

Luſtſpiel in Alexandrinern und einem Akt.

◆

Perſonen.

Fürſt Auguſtin Chigi.
Raphael.
Cäcilie.

Die Scene iſt das Palais des Fürſten, das kleine Farneſe genannt.

Das Coſtüme Cäciliens im ſechsten Auftritte beſteht in einem weißen Unterkleide, darüber eine goldſtoffene Tunica, die Haare ſind am Scheitel abgetheilt, und auf beiden Seiten glatt herabgekämmt.

Die Bühne ſtellt das Atelier eines Malers vor.

Erſte Scene.

Raphael (allein. Er ſitzt an einer Staffelei, und malt an einem weiblichen Gemälde. Endlich hält er inne, und betrachtet ſeine Arbeit).

Du ſchwacher Pinſel! — nein, nie wird es dir gelingen
Auf todter Leinewand ihr Bild hervorzubringen,
Ihr ewig theures Bild! — Und quälet ſich auch dein
Gedächtniß noch ſo ſehr, die Formen noch ſo klein
Zurückzurufen, und mit Fleiß hier nachzuahmen,
Die größte Kunſt muß doch an ſolchem Reiz erlahmen. —
(Er legt Pinſel und Pallete weg, und ſteht auf.)
So lang iſt's ſchon, daß ich Cäcilien nicht ſah,
Und lebend ſteht ſie doch vor meinen Blicken da. —
Gedächtniß! du nur biſt des Himmels ſchönſte Gabe,
Wenn alles uns entſchwand, Gunſt, Reichthum, Glück und Habe,
Rufſt du Vergangenheit zur Gegenwart zurück.
(Er ſieht wieder auf das Gemälde.)
O ja, es ſieht ihr gleich; — der unſchuldsvolle Blick,
Die Wangen rund und voll, mit Purpur übergoſſen,
Die Lippen ſchwellend, mit ſo ſeltnem Reiz umfloſſen,

Du biſt's Cäcilie! — du biſt's! — — Doch halt; — wohin
Führt mich dies Werk, wovon ich ſelbſt der Schöpfer bin? —
Nicht wie Pygmalion, kann ich dem Bilde Leben,
Das meine Hand erſchuf, durch meine Liebe geben! —
In jeder ſchönen Form ſeh' ich nur ſie vor mir,
Wie kann es anders ſeyn? — Sie herrſchet hier, — und hier.
(Auf Kopf und Herz deutend.)
Horch! — welch Geraſſel hier ganz nah?
(Er tritt an's Fenſter.)
Ein Wagen fährt
Durch's Schloßthor; — Iſt der Fürſt vielleicht zurück gekehrt
Von ſeiner Reiſ'? — (Blickt noch einmal hinaus.)
Er iſt's!
(Indem er das Bild verbirgt.)
Geſchwinde fort mit dir!
Selbſt die Copie, ſo ſchwach ſie iſt, ſie könnte mir
Zum Nebenbuhler leicht ihn machen.

Zweite Scene.

Fürſt. Raphael.

Fürſt (auf Raphaelen zueilend).
Seh' ich dich
Nun wieder, Raphael? — Komm Freund, umarme mich!
(Er ſchließt ihn in ſeine Arme.)

Raphael (ehrfurchtsvoll).
Mein Fürſt! — Wohlthäter! — —

Fürſt.
Schon genug, was fällt dir ein?
Willſt du mir ſo die Luſt des Wiederſehens ſtören?
Wohlthaten mag ich wohl im Stillen gerne ſtreu'n,
Doch dieſen Namen nie von einem Freunde hören. —
Raphael.
Was hier mich ſtets umgibt, erinnert mich daran,
Ja dieſe Wohnung ſelbſt, die Sie mir, edler Mann!
So gütig eingeräumt! — Vergißt ſich das ſo leicht?
Fürſt.
Du ſollſt's vergeſſen; und nicht immer das Vergnügen
Das mir dadurch geſchieht, des Tages zehn Mal rügen.
Raphael.
Nur Ihnen danke ich mein Glück!
Fürſt.
Hab' ich's erreicht,
Seh' ich zufrieden dich, wohl mir, es war mein Ziel.
Raphael.
Der Schutz am Hof zu Rom —?
Fürſt.
Wie? — Iſt denn das ſo viel?
Wenn wir, die Herrn der Welt, die Künſtler nicht beſchützen,
Wer möchte dann wohl gern auf dem Parnaße ſitzen?
Raphael.
Kurz, Alles, was ich bin, ich dank' es Ihnen nur.
Fürſt.
Die Dankbarkeit führt dich zu weit, mein Freund! —
die Spur
Des Göttlichen in dir, den größten Reichthum hier:

Dein herrliches Talent, dank'ſt du auch dieſes mir?
Doch ſtill einmal davon. — Seit wir uns nicht mehr ſah'n,
Was haſt du für die Kunſt, für deinen Ruhm gethan?

Raphael.

Vollendet habe ich die Schule von Athen.

Fürſt.

Vortrefflich, Raphael! dies Bild hat mir vor Allen,
Die deine Kunſt entwarf, vorzüglich ſtets gefallen,
Man ſieht die Lehrer da vereint beiſammen ſtehn,
Ein jeder Kopf ſo wahr, ſo ſprechend, jedem Mann
Sieht man die Wiſſenſchaft, der er ſich widmet, an;
Ja, dies Gemälde wird, wenn auch die Zeiten ſchwinden,
Dein herrliches Genie der Nachwelt noch verkünden.

Raphael.

Selbſt Michel Angelo, der ſtets den Stab mir bricht,
Und ſeine Jünger tadeln dies Gemälde nicht.

Fürſt.

Was haſt du, lieber Freund! noch außer dem gemacht?

Raphael.

Die Galathe, das Abendmahl und auch die Schlacht
Des großen Conſtantin's hab' ich geendet, — dann
Legt' eine Skizze ich von dem Parnaße an.

Fürſt (lächelnd).

Ha, ha! die muß ich ſeh'n, da werden wir uns zanken,
Vom Künſtlerberg hab' ich ganz eigene Gedanken:
Sehr hoch, ganz oben ſteht, von Felſen rings umgeben,
Der Tempel des Apolls, der Menſchen viele ſtreben
Ihn zu erſteigen kühn, die meiſten doch verfehlen
Den einz'gen rechten Weg (die Thoren, ſie erwählen

Meiſt den bequemſten ſich), und eh' ſie ſich's verſeh'n,
So kommen ſie auf einen fremden Fels zu ſteh'n;
Ein jeder ſteigt allein, und ſtatt ſich zu vereinen,
Bewerfen jene, die ſich nahe ſind, mit Steinen.
Nur wen der Genius führt, gelangt in's Heiligthum,
Die Andern kehren müd' auf halbem Wege um.

Raphael (lächelnd).

Ein witzig Bild!

Fürſt.

Sag an, iſt ſonſt noch was zu ſchauen?

Raphael.

Zwei Jungfrau'nbilder noch.

Fürſt (mit dem Finger drohend).

Ihr malt ſo gern Jungfrauen?

Raphael.

Weil ſie was Seltnes ſind, Gemalten darf man trauen.

Fürſt.

Auch Götter laßt ihr gern aus eurem Pinſel geh'n.

Raphael.

Damit man an ſie glaubt.

Fürſt.

Haſt du Cäcilien,
Das Bild, das Julius mit Ungeduld verlangt,
Noch nicht ſkizzirt?

Raphael.

O nein, ich wag' es nicht, mir bangt
Vor dieſem Bilde ſehr, — noch kein Modell, auf Ehre,
Fand ich, das dieſem Bild zu ſitzen würdig wäre.

Fürſt.

So? — Nun ich weiß da Rath. (Nach einer Pauſe.)
Ja Freund, es iſt gefunden,
Ich geb dir das Modell.

Raphael.

Wie?

Fürſt.

Ja, du wirſt ſchon ſeh'n,
Der majeſtät'ſche Bau, das ſanfte Roth der Wangen,
Die blauen Äugelein, wenn ſie am Himmel hangen;
Kurz, die Geſtalt paßt ganz zu deiner Heiligen;
Ja, meine Frau ſei das Modell.

Raphael (ſtaunend).

Sie ſind vermählt?

Fürſt (luſtig).

Wie, Lieber! Hab' ich dir denn das noch nicht erzählt?
In Florenz nahm ich mir ein Weibchen.

Raphael (für ſich ſeufzend).

Süße Stadt!

Fürſt.

Ein junges Mädchen, dem die Eltern früh geſtorben,
Und das durch Tugend ſich mein ganzes Herz erworben.

Raphael.

Wie kam's, daß ſich dies Band ſo ſchnell gekettet hat?

Fürſt.

Wer ſich ein Mädchen fand, das ihm das Herz entzündet,
Dem rath ich, daß er ſich recht ſchnell mit ihr verbindet;
Das lange Zaudern, und das viele Überlegen
Bringt ihn vom Ziele ab, das Feuer wird ſich legen;

Fragt unſ'rer alten Junggeſellen große Horden,
Aus Überlegung nur ſind ſie es meiſt geworden. —
Doch warum denn ſo ſtill auf einmal? — Nun gefällt
Es dir nicht, Raphael, daß ich mich dort vermählt?

Raphael.

Ich wünſche Ihnen Glück, verzeihen Sie, ich kannte,
Als ich in Florenz war, und mich Alberti nannte,
Auch einſt ein Mädchen dort, für das mein Herz entbrannte;
An das ich all mein Glück mit einer Roſenkette
Auf ewig, ach ſo gern, wie Sie gebunden hätte.

Fürſt.

Was hör' ich? — Raphael!

Raphael.

Vor meinen Blicken ſchwebt
Noch jetzt ihr theures Bild, wer weiß ob ſie noch lebt?

Fürſt.

Vernehm ich recht? — Wie? du, der ſtets nur flatternd ſchwärmte,
Ob deſſen kalten Sinn ſich manches Mädchen härmte,
Du jetzt verliebt?

Raphael.

Ich fühl's, mein Herz ſpricht nur für ſie,
Vergeſſen kann ich mich, doch dieſes Mädchen nie.
Urtheilen Sie nun ſelbſt, was meine Seele fühlt,
Aus dem Gedächtniß blos entwarf ich heut ihr Bild.

Fürſt.

Aus dem Gedächtniß blos? Bei Gott! ich muß geſteh'n
Das iſt ein wenig viel; — Geſchwinde laß mich's ſehn.

Raphael.

Verzeihen Sie, es hat noch ſo verſchied'ne Mängel.

Fürſt.

Wer liebt, der machet ſtets ſein Liebchen ſich zum Engel,
Das weiß ich ſchon, auch gleicht in des Verliebten Sinn
Nichts auf der Erde mehr der Herzens-Königin.
Doch hol's nur, ein Entwurf von Raphael's Künſtlerhand,
Wird ſchon mit allem Recht ein Meiſterſtück genannt.

Raphael (zögernd).

Mein Fürſt! —

Fürſt.

Willſt du es nicht? — Gut, ich will nichts mehr ſagen,
Der Künſtler Launen muß man willig übertragen;
Jedoch damit du ſiehſt, daß ich gefäll'ger bin,
So hängt man eben jetzt ein neues Bild dir hin
In dein Gemach, das ich dir eben mitgebracht,
Das Michel Angelo, der ſtets dich haßt, gemacht.

Raphael.

Von Michel Angelo?

Fürſt.

Geh nur, und ſieh' es an,
Doch komme bald zurück, ich ſtelle dich ſodann
Auch meiner Gattin vor; vielleicht kann ſie dir eben
Aus Florenz, wo auch ſie geboren, Nachricht geben.

Raphael.

Ich komme, meiner harrt ein herrliches Vergnügen,

Denn Lieb' und Güte ſpricht gewiß aus deren Zügen,
Die Sie auf ewig zur Gefährtin ſich erwählt.

Fürſt.

Nun, nun, — es iſt ſchon gut, mich wirſt du nicht bethören
Mit ſolchen Schmeichelei'n; denn eigentlich beſeelt
Dich doch nur die Begier, von ihr etwas zu hören,
Von der Geliebten.

(Raphael verneigt ſich, und geht ab.)

Dritte Scene.

Fürſt (allein).

Wie, Freund Raphael verliebt?
Nun ja, ſo ſeid ihr All', ihr großen Erdengeiſter,
Am Ende iſt ein Weib doch eures Herzens Meiſter,
Die dann mit euch beginnt, was immer ihr beliebt. —
In's Heiligthum der Kunſt zu dringen iſt beſchwerlich, —
Wenn Amor euch nicht führt, er iſt euch unentbehrlich. —
Dort ſpielt ein Muſiker, die größte Schwierigkeit,
Mit Kraft, Präciſion und ſeltner Leichtigkeit;
Doch merkt man recht genau, daß ihm noch etwas fehle,
Da hört doch Jenen an, — er liebt, — ſein Inſtrument
Klingt einfach nur, doch ſpricht aus jedem Ton die Seele. —
Ein Meiſter ſeiner Kunſt iſt Raphael, er kennt
Der Farben Wirkungen, weiß ſchön ſie zu verbinden,
Die todte Leinewand belebet ſich durch ihn;
Doch ſeine Bilder fand man noch bis jetzt zu kühn, —
Er liebt, — bald wird man ſie auch liebenswürdig finden.

Vierte Scene.

Fürſt. Cäcilie.

Cäcilie (tritt ein).
Mein Fürſt! ich gab Befehl, für jene Seltenheiten,
Die Sie aus fernem Land hieher gebracht, ſogleich
Den angemeßnen Platz im Schloſſe zu bereiten.

Fürſt (faßt ſie am Kinn).
Das ziemt der Hausfrau allerdings, ich danke Euch.

Cäcilie (blickt um ſich).
Was ſeh' ich? — Pinſel hier? — Ein jedes Fleckchen trägt
An dieſer Wand ein Bild, wohnt denn ein Maler da
Auf Eurem Schloß, mein Fürſt?

Fürſt.
Ein ſehr berühmter, ja,
Ein Meiſter, Liebe!

Cäcilie (für ſich).
Der, für den mein Herze ſchlägt,
Iſt nur ein Schüler.

Fürſt.
Ja, ein großer Maler, Kind!
Um deſſen bartlos Haupt der Lorbeerkranz ſchon grünt,
Der dieſe ſchöne Kunſt zur Sclavin ſich gebannt
Durch ſein Genie.

Cäcilie (ſchnell).
Sie haben Raphael genannt.

Fürſt.
Getroffen Kind; — Haſt du in Florenz ihn gekannt?

Cäcilie.

Ich hab' ihn nie geſehn.

Fürſt.

Ah! das iſt wahrlich Schade,
Dein kleines Herzchen wäre fort ohn' alle Gnade,
Ein junger ſchöner Mann, mit Augen die da blitzen,
Als hätte Amor ſie gewählt darin zu ſitzen,
In denen Schelmerei und Zärtlichkeit ſich einen.

Cäcilie (für ſich).

So ſchön ſie immer ſind, es ſind doch nicht die ſeinen. —

Fürſt.

Kurz, würdeſt du ihn ſehn, ſchon in der nächſten Stunde
Hört' ich ein Oh! und Ach! aus deinem ſchönen Munde.

Cäcilie (lächelnd).

Und ſtünd er jetzt vor mir, den Ihr ſo ſeltſam preiſt,
Bewundern würd' ich ſein Talent, und ſeinen Geiſt,
Manch Schönes würd' ich ihm von ſeinen Bildern ſagen,
Doch ſchwerlich möchte wohl mein Herz geſchwinder ſchlagen,
Ich kenne dieſe Herrn, ſie legen ſo viel Liebe
In ihre Bilder, daß von dieſem ſchönen Triebe
In ihren Herzen nichts mehr übrig bleibt.

Fürſt (lächelnd).

Nur nicht
So ſtolz geſprochen, Kind, wer gegen Amorn ficht,
Der unterliegt zuerſt.

Cäcilie.

Mein Herz iſt ſchon geſtählt. —
Zudem wer ſich die Kunſt zum Studium gewählt,

Der nimmt ein Mädchen meiſt nur darum ſich zum Weibe,
Damit er ungeſtört auf ſeinem Sitze bleibe. —
Kurz, lieber will ich einem Marmor Liebe ſchwören,
Als einem Sohn Apolls auf ewig angehören.
Kaum tönt beim Morgenſtrahl der erſte Hahnenſchrei,
So ſitzt der Maler ſchon an ſeiner Staffelei,
Die Farben, die vor ihm auf der Pallette prangen,
Sie ſind ihm werther, als die Röthe auf den Wangen
Der jungen Frau; — wenn ſie im weißen Neligee
Zum Frühſtück ihn beruft, ſo muß ſie drei Mal mahnen,
Denn er ſtudirt die Tracht der alten Markomannen.
Ihn kümmert nicht der Gattin Wohl und Weh,
Er weiß nicht was er trinkt, er weiß nicht was er ißt,
Nur ob die Haupt-Figur die rechte Höhe mißt.
Setzt ſich ſein Weib zu ihm mit glühendem Geſicht,
So ſchreit er: Geh, du nimmſt mir ja das rechte Licht;
Geſcholten wird ſein Kind, das nah am Stuhle ſpielt,
Wenn es den Malerſtab zum Steckenpferd ihm ſtiehlt;
Und wenn einmal ein Strahl von Liebe aus ihm ſpricht,
So heißt es: Weib! du haſt ein griechiſches Geſicht,
Mit Schlangenlinien vergleicht er ihren Bau,
Zu Allem macht er ſie, nur nicht zu ſeiner Frau.
Kurz jene Künſtler, die ſchon Lorbeern ſich erworben,
Die leben für die Kunſt, ſonſt ſind ſie ganz geſtorben.

Fürſt.

Nicht alle.

Cäcilie.

Ja, ganz recht, ich mein' auch nur die Meiſter,
Es gibt noch and're junge ſchwärmeriſche Geiſter,

Die ſich der Kunſt aus Drang zum wahren Schönen weih'n,
Bei denen iſt ſie nur des Herzens Widerſchein.

Fürſt.

So viel mir alſo ſcheint, liebſt du die Schüler mehr
Als alle Meiſter?

Cäcilie (verſchämt).

Ja.

Fürſt.

Das glaub' ich wohl recht ſehr,
Sie ſind auch jünger meiſt, als jene, haben immer
Mehr Artigkeit, und mehr Credit bei'm Frauenzimmer.
Doch laſſen wir das jetzt; — Mein Kind es bleibt beim Alten
Die Rolle, die ich dir betheilt, mußt du behalten;
Du giltſt für meine Frau.

Cäcilie.

Man muß geehrt ſich fühlen,
Die ſchöne Rolle bis an's Ende fortzuſpielen.

Fürſt.

Nicht raſch, ich möchte ſonſt dich gleich bei'm Worte nehmen;

Cäcilie (verlegen).

Mein Fürſt! ich weiß nicht —

Fürſt.

Nun, du brauchſt dich nicht zu ſchämen,
Ich will mit dir, mein Kind, ohn' allen Rückhalt ſprechen;
Bei deines Vaters Tod ſah ich ſein Auge brechen,
Er ſuchte meine Hand mit Thränen noch zu faſſen,
Und ſprach: Ihr werdet meine Tochter nicht verlaſſen,

Und iſt ſie wirklich Euch ſo lieb, als mir es ſchien,
So ſei ſie Eure Frau, dann geh' ich froh dahin.

Cäcilie (bei Seite).

Was hör' ich?

Fürſt.

Dieſer Antrag war mir ſehr willkommen,
Doch ward er nur Bedingungsweiſe angenommen; —

Cäcilie.

Und die Bedingung war?

Fürſt.

Daß du nicht nur die Hand
Mir gibſt, das Herz allein nur ſchließt ein ewig Band.

Cäcilie.

Fürſt! — meine Dankbarkeit —

Fürſt.

Dies Wort, ach nenn' es nicht,
Hier wählt die Liebe nur, und nicht die kalte Pflicht.

Cäcilie.

So viel habt Ihr für meine Eltern einſt gethan. —

Fürſt.

Die mußt du jetzt nicht ſehn, mein Kind, nur mich ſieh an;
Vorbei iſt nun bei mir die ſchöne Blüthenzeit,
Mir mangelt jene freie Liebenswürdigkeit;
D'rum magſt du vor dem Ja dich noch genau bedenken,
Denn glaub' Cäcilie! es würde ſehr mich kränken,
Wollt' ich an deiner Hand recht froh durch's Leben gehn,
Und müßt ich ſtatt dem Weib' in dir die Sclavin ſehn.

Cäcilie.

Wie könnt Ihr glauben, guter Fürſt! —

Fürſt.
Nein, ſieh mich an —
Cäcilie.
Der Edelmuth verjüngt das Herz.
Fürſt.
Doch nicht den Mann.
Cäcilie.
Mein Herz wird nicht den Wunſch des Vaters widerlegen.
Fürſt.
Nun gut, — genug davon — du ſollſt erſt überlegen;
Nur eine Bitte noch. —
Cäcilie.
Befehlt, es ſei erfüllt.
Fürſt.
Es wünſchet Julius von Raphael ein Bild
Der heiligen Cäcilie, — er fand noch kein
Modell, das ihm dazu genügt, — willſt du es ſeyn?
Cäcilie.
Wie? — ich?
Fürſt.
Er fordert eine herrliche Geſtalt,
In deren Antlitz ſich der Tugend Feuer malt,
Zwei Augen, die wie Strahlen aus den Wimpern blitzen,
Ja, ja, du mußt es ſeyn, du mußt dem Künſtler ſitzen.
Cäcilie.
Wenn Ihr es wünſcht, es ſey!
Fürſt.
So tritt nur hier hinein,
Die Kleider werden ſchon dazu bereitet ſeyn;

Ich hör' ihn, — geh, und unterzieh dich der Beſchwerde,
Vergiß nicht, jetzt bin ich nur noch dein Mann im Scherz,
Wer weiß, ob ich's nicht bald im vollen Ernſte werde?

Cäcilie.

An beides, theurer Fürſt! erinnert mich mein Herz.
(Sie geht in's Cabinet.)

Fünfte Scene.

Fürſt. Raphael.

Raphael (welcher mit ſeinem Briefe in der Hand kömmt.)
Das iſt ein Sauſewind der Arioſt.

Fürſt.

Wie ſo?

Raphael.

Ich ſchrieb ihm voll Begier, ich war ſo herzlich froh,
Mir ſchien ein kleiner Strahl von Hoffnung jetzt zu ſchimmern,
Um jenes Mädchen in Florenz ſich zu bekümmern,
Bat ich ihn dringend, das ſo theuer meinem Herzen,
Und nun antwortet er mit Spott mir und mit Scherzen:
Ach hört nur, theurer Fürſt: (Er lieſt.)
„Das Mädchen das Du zärtlich liebſt,
Und welches du ſo treu beſchriebſt,
Sucht' ich nach Freundespflicht,
An jedem Hauſe blieb ich ſtehn,
In jedes Fenſter ward geſehn,
Doch glückt' es immer nicht;
Doch endlich als ich nichts geſchont,
Ward meine Mühe reich belohnt,

Ich melde dir in Eile:
Das ſchöne Frauenbild erſcheint,
In meinem Roland, lieber Freund,
Und zwar im zweiten Theile.

Fürſt.

Ha, ha! Das iſt zum Lachen,
Die darfſt du wenigſtens nicht allzuſtreng bewachen.

Raphael.

Ach Gott! nun iſt ſie auch auf ewig mir entſchwunden.

Fürſt.

Sei ruhig. — Sag, wie haſt du denn mein Bild gefunden?

Raphael.

Ganz mittelmäßig iſt's.

Fürſt.

Nur mittelmäßig? — So?
Es ſei ein Meiſterſtück, ſagt Michel Angelo.

Raphael.

Sagt' er es wirklich? — Seid Ihr deſſen ganz gewiß?

Fürſt.

Das Bild gefiel mir ſehr, als er mir's ſehen ließ,
Ich fragt' ihn um den Preis, doch er gab zögernd vor:
Er liebe dieſes Bild vor allen Andern ſehr,
Und gäbe vor der Hand um keinen Preis es her;
Doch wurden wir dann ein's für hundert Louisd'or.

Raphael.

So läßt mein Feind Gerechtigkeit mir widerfahren;
Dieß Bild, es iſt von mir.

Fürſt (erſtaunt.)

Von dir?

Raphael.
Als vor ſechs Jahren
Ich als Alberti in Florenz am Schönen hing,
Doch vorwärts nur mein Geiſt, der Beutel rückwärts ging;
Da malt' ich dieſes Kind, und bot es zum Verkaufe,
Doch Angelo verwarf's, ihm nach ſchrie auch der Haufe,
Man tadelte bald da, bald dort, auf jede Weiſe,
Und ſo ſchlug ich es los zu ſehr geringem Preiſe.

Fürſt.
Doch nun biſt du belohnt, ſein Werth iſt ganz erprobt,
Das Bild muß trefflich ſeyn, dein Feind hat es gelobt;
Das gibt zur Arbeit Muth, — laß keine Zeit vergehn.

Raphael.
Was mahl' ich wohl zuerſt?

Fürſt.
Zuerſt Cäcilien.

Raphael.
Doch das Modell dazu?

Fürſt.
Es ſitzt dir meine Frau.

Raphael (betroffen.)
Ganz recht, ich glaube wohl, daß jeder Reiz ſie ſchmückt,
Daß Alles ſie vereint, was uns am Weib' entzückt,
Doch dieß Gemälde, Fürſt! bedenket es genau,
Es ſoll nicht eigentlich des Weibes Glanz verkünden,
Vielmehr durch Unſchuld-Reiz uns an den Himmel binden;
Das Auge ſoll verklärt nach oben ſich erheben;
(für ſich, ganz enthuſiaſtiſch.)
Sie könnte das Modell allein dazu mir geben.

Fürſt.

Du weißt, ein jedes Weib kann uns mit allen Mienen,
Die wir verlangen, auf das Prompteſte bedienen.
Du wirſt zufrieden ſeyn. (Spöttiſch.) Zudem, mein Freund,
ſieht man,
Die Jungfrau'nbilder, die du ſchon gemalet, an,
So denkt man auch dabei mehr an die Menſchlichkeit,
Als an den Himmel, kurz, mein Weibchen iſt bereit.
Auch glaub' ich, triffſt du nicht viel Ehemänner an,
Die ſich beeifern noch, um einem jungen Mann
Ihr Weibchen zum Modell zu überlaſſen.

Raphael.

Fürſt!
Die Güt' —

Fürſt.

Ich weiß, daß du ſie nicht mißbrauchen wirſt.
Doch Raphael, nimm dich ein wenig doch in acht,
Daß wider Willen Dir das Herz nicht Streiche macht.

Raphael.

Die Frau des Freundes —

Fürſt.

Ach! das kenn' ich zu genau,
Der Freund des Mannes wird auch gern der Freund der Frau.

Raphael.

Ihr wißt, ich liebe ſchon, und hoffnungslos —

Fürſt.

Schon recht,
Du braucheſt Troſt, und Weiber tröſten gar nicht ſchlecht.

Raphael.

Wollt Ihr auf Liebe nicht, auf Freundſchaft nicht vertrauen,
So ſollt Ihr wenigſtens auf meine Klugheit bauen.

Fürſt.

Nun nun, da haſt du erſt das wahre Wort genannt,
Wo Amors Flügel weht, wird die Vernunft verbannt.
Der weiſe Cato ließ ſich von Xantippen quälen,
Minerva konnte ſelbſt vor Amorn ſich nicht ſtählen,
Und ſchimpft ein Weiſer dieſen ſchönſten aller Triebe,
Und brüſtet ſich ganz frei, ſo fand's der Gott der Liebe
Gewiß der Müh' nicht werth, ihn mit dem Pfeil zu ritzen,
Sonſt würd' er nimmermehr bei ſeinen Büchern ſitzen,
Doch ſtill, — ich höre ſie, — ja richtig, ſie erſcheint
Im anbefohl'nen Schmuck. — Ich weiß, du ſtaunſt, mein Freund!

Sechste Scene.

Die Vorigen. Cäcilie (im vorne beſchriebenen Coſtüme).

Fürſt (tritt ihr entgegen, und faßt ſie an der Hand.)

Komm Kind! (zu Raphael). Ich ſtelle dir hier meine Gattin vor.

Raphael (verneigt ſich.)

Ich bin erfreut —

Cäcilie (für ſich.)

Gott! welch ein Ton dringt an mein Ohr?

Raphael (blickt ſie an, dann für ſich.)

Sie iſt's! — Cäcilie!

Fürſt (leiſe zu Raphael.)

Nicht wahr, Sie wird dir taugen?
Ich ſeh' es, du verſchlingſt ſie faſt mit deinen Augen,
(zu Cäcilien.)
Sieh, das iſt Raphael, den ich ſo ſehr dir pries,
Du ſiehſt ihn ja nicht an, — nur näher.

Cäcilie (in der äußerſten Zerſtreuung zu Raphael, dem ſie eine Verbeugung macht).

Ja gewiß
Ich — (für ſich.) Raphael? — Das iſt Alberti.

Fürſt (zu Cäcilien.)

Liebe! ſprich,
Was haſt du denn?

Cäcilie (leiſe zu ihm.)

Er ſieht ſo unverwandt auf mich.

Fürſt.

Das iſt der Kennerblick, er wühlt in deinen Zügen,
Ob ſie zur Heiligen ihm wohl auch ganz genügen;
Ein Künſtler tritt ſehr oft ganz aus ſich ſelbſt heraus,
Wenn der Moment ihn faßt, dann ſieht's wie Wahnſinn aus.
(Er rüttelt Raphael.)
Nun Raphael! gefällt Dir meine Frau?

Raphael.

Es fehlen
Die Worte mir. (bei Seite.) Und ſeine Frau!

Fürſt.

Nicht beſſer wählen
Konnt' ich, nicht wahr? — O ja, ich ſeh's in deinen Blicken. —

Raphael (außer ſich.)

Sein Weib!

Fürſt.

Bei dem Modell muß Dir die Arbeit glücken.

Cäcilie (bei Seite.)

Er leidet ſehr

Raphael (für ſich.)

O Gott! entſetzlich iſt die Lage!

Cäcilie (für ſich.)

Mein Muth verläßt mich ganz.

Fürſt (zu Raphael.)

Verweile nicht und trage
Die Staffelei hieher, und Pinſel und Pallette.

Raphael (leiſe zu Cäcilien.)

Seid Ihr ſein Weib?

Cäcilie.

O Gott! —

Fürſt (tritt zwiſchen Beide).

Was gibt es da? — ich wette
Er gibt dir Unterricht vom ſchönen wahren Licht.

Raphael (für ſich, in der äußerſten Verwirrung).

Fort Raphael! — entflieh! die Thränen darf er nicht
Erblicken. (Er will ab.)

Fürſt (tritt ihm in den Weg.

Halt! — Wohin?

Raphael.

Das Nöthige zu holen.

Fürſt.

Doch ſei die größte Schnelligkeit dir anempfohlen.

(Raphael geht ab.)

Siebente Scene.

Fürſt. Cäcilie.

Fürſt.

Die Künſtler haben doch, das mußt du mir geſteh'n,
Ein zündbar Herz.

Cäcilie.

O ja!

Fürſt.

Ich hab' ihn nie geſehen,
Wie heut'; — Er war ſo ganz verblüfft, als er dich ſah,
Wie eine Marmorſäule ſtand er ſprachlos da.
Dein Anblick wirkt' auf ihn.

Cäcilie.

Mir ſelbſt ſchien er bewegt.

Fürſt.

Und wüßt' ich nicht gewiß, daß Raphael's Herz ſchon lange
Für eine Andre ſchlägt, es würde mir wohl bange,
Er ſei in Dich verliebt.

Cäcilie.

Für eine Andre ſchlägt
Sein Herz, ſagt Ihr?

Fürſt.

Er liebt ja bis zur Raſerei;
In Florenz lernt' er einſt ein junges Mädchen kennen,
Da war's um ihn geſcheh'n

Cäcilie.

Wißt Ihr ſie nicht zu nennen?

Fürſt.

Nein.

Cäcilie.

Schade! wüßte ich, wer die Geliebte ſei,
So könnt' ich ihm vielleicht von ihr auch Nachricht geben.

Fürſt.

Sein ganzes Unglück machte dieſe Leidenſchaft,
Einſt war er ſo voll Geiſt, voll Frohſinn und voll Leben.
Und nun erſtirbt in ihm die ſchöne Jugendkraft; —
O hätteſt du geſeh'n der Mädchen emſig Mühen,
Den ſchönen Jüngling mit Gewalt an ſich zu ziehen,
Er war der Weiber Gott, der Männer ſtäte Plage,
Und wo er kam und ſah, gab's eine Niederlage;
Und wo er ging, da folgten Thränen ſeinem Scheiden.

Cäcilie.

So Viele mußten einſt durch ſeine Liebe leiden,
Ganz billig iſt's, daß nun die Liebe ihm vergelte.

Fürſt.

Ich fürchte, jene, die er zum Idol erwählte,
Sei leichte Waare, etwa eine von den Vielen,
Die mit der Männer Ruh ganz ohn' Erbarmen ſpielen.

Cäcilie (heftig.)

Nein, nein, das iſt ſie nicht!

Fürſt.

Wie? kennſt du ſie?

Cäcilie (betroffen.)
Ich glaube —
Fürſt.
So laß ihn länger nicht dem bangen Schmerz zum Raube,
Und ſag ihm, wo ſie weilt.
Cäcilie.
Verſteht mich recht: — ich weiß
Ein Mädchen in Florenz, das einen Maler heiß
Und innig liebte, doch der hieß Alberti.
Fürſt.
Schön!
Das war ja Raphael, er nahm den Namen an!
Um Michel Angelo, der immer auf der Bahn
Des Ruhmes ihn verfolgt, gewiſſer zu entgeh'n. —
Doch ſag mir, glaubſt du wohl, daß ſie ihm treu geblieben?
Cäcilie (mit Wärme.)
Sie liebt ihn gränzenlos, ſie wird ihn ewig lieben.
Fürſt.
Wie? — Konnte dieß Gefühl die Zeit nicht unterdrücken?
Cäcilie.
Er ſtand ja immer, — auch entfernt, — vor ihren Blicken.
Fürſt.
Und iſt das Mädchen reich?
Cäcilie.
Ein äußerſt edler Mann,
Mit welchem ſie verwandt, hat viel für ſie gethan.
Fürſt.
Du glaubeſt alſo Kind! daß nie das Band ihn reut,
Das er zu knüpfen denkt?

Cäcilie.

Wenn reine Zärtlichkeit
Und ew'ge Liebe glücklich macht, ſo darf ich's hoffen.

Fürſt.

Wenn's ſo iſt, hat er ja die beſte Wahl getroffen. —
Noch eines: Iſt ſie ſchön?

Cäcilie (zögernd.)

Mein Fürſt —

Fürſt.

Ich glaub' es dir,
Die Frag' iſt nicht galant.

Cäcilie.

Man ſagt, ſie gleiche mir.

Fürſt.

Wie? — Dir? — Ach Raphael! nun kann ich all die Zähren
Der Lieb' und Sehnſucht mir mit einem Mal erklären,
Bei ſolchen Reizen wäre Niemand kalt geblieben,
Wenn dir das Mädchen gleicht, ſo mußt' er ſie ja lieben.
Ich eile nun zu ihm dem Armen neues Leben,
Durch dieſe Nachricht, daß ſie ihn noch liebt, zu geben,
Vor Wonne ſeh' ich ſchon ſein Auge feurig glühen,
Der Freude Roſen auf den blaſſen Wangen blühen,
Er ſtürzt mir an die Bruſt mit ſüßbethräntem Blicke,
Und ſo find ich mein Glück in meines Freundes Glücke.

(Er eilt ab.)

Achte Scene.

Cäcilie (allein).

So iſt es Raphael, — für den ich Lieb' empfand,
Den ich ſo lang geſucht, und nur im Herzen fand? —

Er ſelbſt, vor dem die Künſtler ihre Kniee beugen? —
Doch was bewog ihn, mir den Namen zu verſchweigen? —
Ach! ich errath' es wohl; — Nicht ſeines Namens Ruhm
Nicht ſein Genie, ſein Herz allein wollt' er mir zeigen,
Darum ſprach nur ſein Blick, ſein Mund blieb immer ſtumm.
Er zieht die Myrte vor den ſchönſten Lorbeerkränzen. —
Ihr Männer merkt es Euch, — wenn ihr um Liebe buhlt,
So ſucht bei Mädchen nicht durch Wiſſenſchaft zu glänzen,
Verfehlt ihr ſonſt das Ziel, — iſt's Eure eigene Schuld;
Ein ſolcher Mann, glaubt mir! — er iſt uns viel zu weiſe,
Und paßt nicht in der Liebe froh geſchlung'ne Kreiſe,
Vom Manne voll Genie wird man mit Staunen ſprechen,
Doch lieben werden wir ihn nur mit ſeinen Schwächen.

— —

Neunte Scene.

Raphael. Cäcilie.

Raphael (welcher eintritt ohne Cäcilien zu ſehen).
Umſonſt! — Ich kann nicht fort, eh ich ſie noch ein Mal
Geſeh'n —
(Er tritt auf Cäcilien zu, und mit ſchwankender Stimme.)
Cäcilie! — Ihr noch in dieſem Zimmer,
Das nur des Malers Hand beſcheiden ausgeſchmückt?
Indeſſen in dem reich gezierten großen Saal
Der Diener Schaar ſich reiht —

Cäcilie. (für ſich.)
Hätt' ich ihn nie erblickt!
(zärtlich.)
Alberti!

Raphael.

Schweigt! — o ſchweigt! — Nennt dieſen Namen nimmer.

Cäcilie.

Was ſagſt du? — Großer Gott! — Wie? — ſoll ich ihn nicht nennen?
Ich lernte dich ja unter dieſem Namen kennen;
Seitdem ſchwebt er allein auf dem beſtoch'nen Munde,
Bei Tag, bei Nacht, zu jeder Zeit, zu jeder Stunde;
Wenn manchmal düſtrer Gram in meine Seele ſchlich,
Alberti liſpelt' ich, und ſieh der Kummer wich,
Kaum daß mein Mund den ewig theuren Namen ſprach,
So malt' ihm auch mein Herz Dein Bild geſchäftig nach;
Ich ſah Dich ſo vor mir, wie einſt in jener ſchönen
Mir unvergeßnen Zeit, wo ich mit Freudenthränen
An deinem Halſe hing, und zögernd dir geſtand,
Was dieſes Herz für dich, und nur für Dich empfand;
O ja, Alberti iſt das einz'ge Zauberwort,
Das mir mein Herz geheilt, und mir es einſt durchbohrt,
Der Name bleibt allein von meinem Glücke mir,
Willſt du auch dieſen noch mir rauben?

Raphael (mit thränenden Augen.)

Ach verzeiht
Dem armen Maler, der ſich Eures Glückes freut; —
Als Fürſtin grüßt er Euch auf Eurem Schloſſe hier.
(Bei Seite.)
Mein Herz zerſpringt.

Cäcilie.

O Gott!

Raphael (mit immer ſteigendem Schmerz, den er zu verbergen ſucht.)
Ja, Euch erwartet Wonne;
Denn Euer iſt der Beſte unter dieſer Sonne;
Den alle Tugenden als ihren Liebling krönen
Dem Wohlthun ſtets die größte Freude iſt. — Gewiß
Er ſchafft Euch dieſe Welt zu einem Paradies,
Ihr werdet glücklich ſeyn, (mit Thränen) recht glücklich! — Freudenthränen
Entſtürzen meinem Aug' — Verzeiht, ich kann nicht ſprechen.
Ich fühle Euer Glück, — (bei Seite). Es will das Herz mir brechen.

Cäcilie.

Nein! länger ſchweig' ich nicht! — Alberti!

Raphael.

Lebet wohl!

Cäcilie.

Noch bin ich nicht ſein Weib.

Raphael.

Was hör' ich?

Cäcilie.

Doch ich ſoll
Es werden.

Raphael.

Wie?

Cäcilie.

Sein Herz ſcheint nur für mich zu glühen,
Und mich, mich ketten Pflicht und Dankbarkeit an ihn.
O höre Raphael, was dieſer edle Mann
Für meine Eltern einſt, und auch für mich gethan: —

Durch eines Hauſes unerwarteten Bancrot
Stürzt meines Vaters Glück und jede Hoffnung nieder,
Im Unglück floh der Schmeichler Schaar, und keiner bot
Dem Armen ſeine Hand, das düſtere Gefieder
Der Schwermuth drückte ihn, und raubt' ihm jede Kraft,
Die uns den feſten Muth emporzuſtreben ſchafft,
Auf's Krankenlager ſank mein armer Vater hin,
Bald ſchwang der Senſenmann die Hippe über ihn;
Noch wen'ge Stunden eh der Redliche verblich,
Rief er zum Bette uns, die Mutter und auch mich;
Er faßte meine Hand: Wem ſoll ich dich vertrauen?
Sprach er mit matter Zung' — auf wen kann ich wohl bauen?
Wenn dir der Vater ſtirbt, ſo ſtehſt du einſam da,
Die Bosheit jubelt auf, Verführung iſt dir nah; —
Da trat der Fürſt herein; — Mein ſei die Tochter, mein!
Rief er begeiſtert aus, ich will ihr Vater ſeyn,
Ihr Wohl ſei meine Pflicht, ich ſchwör's dem Sterbenden,
Verſäume ich es je, ſoll mir's nicht wohl ergeh'n.
Noch ein Mal flimmert auf das ſchwache Lebenslicht,
Zufriedenheit umſtrahlt das blaſſe Angeſicht,
Er ſtammelt matt: Mein Freund! drückt krampfhaft ſeine Hand,
Ich ſchluchzte laut, und ach! — das theure Leben ſchwand.

Raphael.

Halt ein! — Mehr als genug, das Pflichtgefühl zu wecken,
Mich ſoll das Opfer nicht durch ſeine Größe ſchrecken,
Auch ich verdank' ihm alles was ich bin.
Mein Vater war nicht reich genug mich zu erzieh'n,

Wie er ſo gern gewollt, von ſeinem kleinen Lohn,
Konnt' er ſehr wenig nur verwenden auf den Sohn,
Nichts konnt' er mir wohl mehr, als ſeine Liebe geben,
Da fand mich einſt der Fürſt, erkannte ſchnell das Streben
Nach höh'rer Kunſt in mir, nahm väterlich mich auf,
Gab meinen Wünſchen Schwung, und meinen Kräften Lauf,
Belebte meinen Fleiß, und in den heil'gen Hain
Der Muſen führte er den blöden Jüngling ein,
Durch ihn ſah ich die Kunſt im Alterthum entſtammen,
Er gab mir Wohlſtand, Ruhm, Vergnügen, Künſtlernamen.
Und ſoll die Nachwelt noch den ſchwachen Pinſel kennen,
So wird ſie ihn vor mir, als deſſen Schöpfer nennen.
Und wenn das Herz auch bricht, es weiche dieſe Liebe,
Da ſie den Freund verräth, des Dankes edler'm Triebe.

Cäcilie.

Grauſame Lage! — ach! ich kann es mir nicht denken!
Ihm will ich Dankbarkeit, dir muß ich Liebe ſchenken,
Gewiß wenn er es wüßt' —

Raphael.

Er würde uns beglücken;
Doch könnt ich jemals mehr ihm in das Auge blicken?
Wär' nicht ſein Leiden auch bei dem Verluſte groß,
Wie meines iſt? und ich, ich gäb' ihm dieſem bloß?
Die Selbſtverläugnung, die wir von ihm hoffen können,
Muß uns nicht fremder ſeyn. — Wir müſſen uns jetzt trennen.

Cäcilie.

Die Worte ſind ſo wahr, doch ſind ſie auch ſo kalt.

Raphael.

Doch meine Seele glüht — Des Schmerzens Allgewalt

Zerreißt mein Herz, und bringt mir unnennbare Leiden.
Beglückt ihn, reichet ihm die wohlverdienten Freuden,
Denkt manchmal meiner nur, — vergeßt, was ich Euch war.

Cäcilie.

Vergeſſen ſoll ich das?

Raphael.

Ich werd' Euch immerdar
Als einen Genius aus höh'rer Sphäre ehren,
Und ſollte mich mein Schmerz in früher Zeit verzehren,
So wird mich nimmermehr das ſchuld'ge Opfer reu'n;
Iſt er nur glücklich, dann werd' ich nicht elend ſeyn.
Lebt wohl, lebt ewig wohl, und wenn das Herz auch bricht,
Die Liebe iſt Gefühl, die Dankbarkeit iſt Pflicht. (Will fort.)

Cäcilie.

O bleib! Ein ſchwaches Weib kann nicht das Herz bezwingen;
Zu lieben weiß es wohl, doch ſich empor zu ſchwingen
Zur Größe, die Euch ziert, vermag es nicht ſo leicht.

Raphael.

Es iſt die Freundeshand, die Euch den Becher reicht.
(Nach einer Pauſe.)
Ich will Euch malen, — ja, ich hab Euch ſchon gemalt!
(Er nimmt ſchnell ihr Bild hervor.)
Da ſeht dies Meiſterſtück. — Ich habe nie geprahlt;
Doch dieſes Bild allein muß mich unſterblich machen.

Cäcilie (erſtaunt).

Mein Bild? — Ich ſaß Euch nie.

Raphael.

Ach! Herz und Augen ſprachen!

Ihr war't ja ſtets mir nah, das Urbild lag in mir,
Ich übertrug es nur mit todten Farben hier;
Den Pinſel hatte ich in Liebesfluth getaucht,
Auf dieſe Leinwand ganz die Seele hingehaucht.
Jetzt bin ich auch erſchöpft. — Was iſt die todte Kunſt,
Wenn Liebe ſie verläßt? — Ein eitler leerer Dunſt,
Ein Leben ohne Geiſt, ein Geiſt erarmt an Kraft,
Nur Liebe iſt's allein, die Kunſt und Leben ſchafft.

Cäcilie.

Weh mir! Wie ſoll ich wohl in dieſem Kampf beſteh'n?
Den edlen Fürſten ſoll ich täglich hintergeh'n,
Ihm Liebe heucheln? — Ihm, der wahr und offen iſt,
Zufrieden ſcheinen, wenn der Gram mein Herz zerfrißt,
An ſeiner Seite ſoll ich Ruh' und Freude lügen?
Den zweiten Vater und mich ſelbſt durch ihn betrügen?
O nein! Das will kein Gott, das kann die Pflicht nicht wollen.

Raphael.

Das ſchwache Herz glaubt leicht, was wir nicht glauben ſollen.

(indem er das Bild verbirgt.)

Dies theure Bild ſoll nie ein fremdes Aug' erblicken,
Bis Myrthen meinen Sarg, und welke Roſen ſchmücken.
Der Enkel ſage einſt, es iſt ein Meiſterſtück,
Es war des Malers Ruhm, doch auch ſein letztes Glück.
Doch ſtill, mich däucht er kömmt, ich höre durch die Hallen
Den Tritt des Freundes, mir — wie fernen Donner ſchallen.
Seid mein Modell, o ſeid ganz die Cäcilia,
Die dieſem Staub entrückt die Himmel offen ſah.

Die Leier in der Hand, Begeiſtrung in den Blicken,
Ein überird'ſcher Reiz muß heil'ge Frauen ſchmücken;
Den Blick hinauf! — So recht! — Nehmt mir die letzte Kraft;
Wenn mich die Kunſt verläßt, ſo ſoll die Leidenſchaft
Mit ſtarker Hand den einſt gewohnten Pinſel führen.
Und der Verzweiflung Glut in meinem Herzen ſchüren.
(Er zeichnet.)

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Fürſt.

Fürſt (bleibt an der Thüre ſtehen, und ſieht mit innigem Vergnügen zu).

Schon an der Arbeit? — Schön, ha welche Haltung! Ja,
So war die Heilige, ſo war Cäcilia;
O Raphael! faß' recht den Anblick zum Entzücken,
Das Meiſterwerk der Kunſt muß deinem Pinſel glücken.
Laß keinen Zug, mein Freund, dem Forſcherblick entgehn,
An Gottes Throne ſieht ſie ſchon die Cherubs ſtehn;
Ihr Ohr hört wonnevoll der Sphären Harmonien,
Man ſieht das Vorgefühl der Seligkeit entglühen,
Es iſt als ob ſie ſchon die Glorie umſtrahlt,
Nach herrlicherm Modell hat Keiner je gemalt. —
Dein Auge iſt nicht feſt.

Raphael. (für ſich).

Wo ſoll ich Kräfte finden?

Cäcilie (für ſich).

Zu viel — ich kann nicht mehr, die ſchwachen Sinne ſchwinden,

Fürſt.

Nur ruhig, liebes Kind, du zeigſt zu vielen Schmerz,
Nur lautre Wonne füllt der Heiligen das Herz.
Es darf kein Schmerzgefühl ſich in die Freude mengen,
Wenn man den Himmel ſieht, was kann uns da bedrängen?
Nicht wahr mein Raphael?

Raphael.

Sehr wahr, mein edler Fürſt!
(für ſich)
Du ahneſt ſorglos nichts! — Betrogener! Du wirſt
An denen, die dir einſt ſo werth, ſo theuer waren,
Des Undanks ſchwarze That noch früh genug erfahren.

Fürſt.

So fahre fort mein Freund! laß dich durch mich nicht ſtören.

Raphael (indem er zeichnet).

Wird gegen Herzen ſtets ſich die Vernunft empören?
Wo nehm' ich Feſtigkeit, wo nehm' ich Kunſtſinn her?
Wie wird der leichte Riß der matten Hand ſo ſchwer,
Ha welch ein Blick! So können nur verklärte Frauen
Ich eine beß're Welt entzückt hinüberſchauen.

Fürſt (für ſich).

Er iſt verwirrt. -- Ja wohl, wer kann die Holde ſeh'n,
Wer kann ihr ungerührt und kalt entgegen ſteh'n?
Ein Künſtler iſt er ja, ſein Herz iſt warm und weich,
Und Schönheit herrſchet in der Künſte weitem Reich.
(Die Leier entſinkt Cäcilien.)
Was ſeh ich? — es entſinkt die Leier ihrer Hand.

Raphael (für ſich).

Ich bin vernichtet. (Gefaßter.) Ja, wahrhaftig recht gewandt!

(Zum Fürſten.)

Das war ſo abgemacht: — Von Wonne hingeriſſen,
Entſchwebt ſie dieſer Welt, ſieht ſie in Rauch zerfließen;
Der Leib wird leblos wenn die Seele ſich entſchwingt,
Und ſie der Vorgeſchmack der Seligkeit durchdringt.

Fürſt.

Ein Hochgenuß mag das für Künſtleraugen ſeyn,
Doch Freund, vergiß es nicht, das Urbild da iſt mein;
So viel Erſchöpfung kann die zarten Nerven ſchwächen.

Cäcilie. (indem ſie aufſteht).

Nein, länger duld' ich's nicht, und gält es ein Verbrechen.

Raphael (ſteht gleichfalls auf).

Für's erſte Mal genug, ich dank' Euch für das Streben,
Mir Stoff zu hoher Kunſt und Ewigkeit zu geben.

Fürſt.

Ein Heil'genbild, und mehr darf Julius nicht wollen,
Du mußt dich Liebe! jetzt erheitern und erholen.
Nach Muße wird dann ſchon mit kunſtgewohnten Händen
Freund Raphael das Bild der Heiligen vollenden.
Ihr opfert euch für mich, ſo viel verlang ich nicht.

Cäcilie (für ſich).

So zwiſchen Hochgefühl und heil'ger Dankespflicht
Hat nie ein Weib geſchwankt.

Fürſt.

Er bleibt uns ja noch länger.

Raphael (für ſich).

Mit jedem Pulsſchlag wird mir's drückender und bänger.

Fürſt (zu Raphael).
Nun magſt du ungeſcheut die Herzensleiden klagen,
Mein Weibchen wird dir mancherlei von Florenz ſagen;
Sie kennet recht genau den theuren Gegenſtand,
Der ſo wie einſt die Kunſt den Weg zum Herzen fand;
O ſchäme dich nur nicht, du biſt ein Künſtler nur,
Und Götter huldigen ſelbſt gerne der Natur,
(zu Cäcilien.)
Er iſt verliebt — ja, ja! An Arno's Ufern wohnt
Das Mädchen, das ſein Herz mit Liebe einſt belohnt.

Cäcilie.
Ich kenne ſie genau, ſie liebt ihn bis zum Grabe.

Raphael.
Ihr weih' ich Herz und Ruhm und Alles was ich habe.

Cäcilie.
Sie opferte ihm gern ihr Glück, um froh zu ſeyn,
Will ſie in Dürftigkeit ihm ſtille Blumen ſtreu'n.

Raphael (faßt ſchnell eine Idee auf).
D'rum will ich fort, — ſogleich, — ſie ſuchen, um ſie weinen,
Wenn es die Pflicht verſagt, uns jemals zu vereinen.
Entlaſſet mich, mein Fürſt!

Fürſt.
Die Kunſt iſt immer frei,
Entlaſſen biſt du ſchon, mein Ravhael! — Doch ſei
Beſonnen, denke wohl, die Liebe wird vergehen,
Wenn Treu' und Freundſchaft noch voll Jugend aufrecht ſtehen;
Es iſt ſehr troſtlos, die Gefilde zu betrachten,
In denen einſtens uns Genüſſe glücklich machten.

Kann Liebe nicht dein Glück, wie du's verdienſt, vollenden,
Wohlan, empfange es aus treuen Freundeshänden:
Mich und Cäcilien. — Auch ſie wird ſo dich lieben,
Wie ich, wenn ſie dich kennt. — Uns wollteſt du betrüben?
Dem Kleeblatt wollteſt du ſo ſchnelle dich entzieh'n?

Raphael.

Ein trübes Schickſal ruft, ich muß, ich muß dahin,
Wo man nicht Undank kennt, nicht Freunde je verrathet,
Wo Liebe ſich mit Pflicht, und Pflicht mit Frohſinn gattet,
Erkennt den böſen Geiſt, erkennt mein Mißgeſchick;
Mich, — ich bekenn' es Euch, — mich würde Euer Glück,
Das Liebe Euch verheißt, bis zu dem Neide treiben,
Ich kann nicht länger hier, — o Fürſt! — ich kann nicht bleiben.

Cäcilie (mit Würde).

Ich ehre Euren Muth, laßt mich Euch hoch verehren,
Die Liebe wird der Zahn der Zeiten einſt verzehren,
Doch Seelengröße wird noch dort hinüber dauern,
Wo Liebende nicht mehr die Trennungen betrauern.

Fürſt (für ſich).

Sie beide ſind bewegt, das muß ich unterſuchen.

Cäcilie (zum Fürſten).

Ehrt ſeinen Schmerz, laßt ihn verlorne Ruhe ſuchen,
Und kein verrathnes Herz wird ſeinem Namen fluchen.
(Tritt zu Raphael mit der höchſten Wehmuth.)
Lebt wohl! — Denkt unſer oft, — ich werd' Euch hier vertreten,
Und hier für unſern Freund ſtets Sorg' an Sorge ketten,

Um ſeine Tage nur mit Heiterkeit zu ſchmücken,
Durch die Erinnerung an Euch wird es mir glücken.

Fürſt.

Du wirſt doch nicht ſo bald und ohne Abſchied gehn?
(für ſich.)
Ich muß das Bildniß der Geliebten vorher ſehn,
Vielleicht entdecke ich, was Aufſchluß geben kann.

Raphael.

Nur ſo ein edler und ſo hoch erhab'ner Mann
Kann dieſen hohen Grad von Leidenſchaft vergeben,
Die Trennung hier von Euch, ſie koſtet mir das Leben.

Cäcilie.

Ach laßt uns gehen, Fürſt! ich bin zu ſehr bewegt;
Ich fühle wie mein Herz für ſeine Leiden ſchlägt;
Ich kann Unglückliche nicht ungerührt erblicken;
Mit ihm beweine ich des Schickſals arge Tücken,
Das ſolche Liebe trennt; der Jugend Frühling trübt,
Und ſtatt Gewährung nur die tiefſten Qualen gibt,
O führt mich fort, ich kann den Anblick nicht ertragen.

Fürſt.

Wohlan! ſo kommt. (Für ſich.) Ich muß die kleine Argliſt wagen,
Vielleicht ſagt mir das Bild, was mir ſein Mund verſchweigt.
(Laut.) Ich ſeh' dich noch, nicht wahr?

Raphael.

Gewiß! — Auch tief gebeugt

Werd' ich die heil'ge Pflicht des Dankes nicht verletzen.
(Der Fürſt und Cäcilie entfernen ſich langſam.)
Wer mich nicht lieben darf, der ſoll mich dennoch ſchätzen.
(Im höchſten Ausbruche des Schmerzens.)
Sie geht, für mich iſt ſie nun todt, — ich muß vergehn!
Hienieden werd' ich ſie wohl nie mehr wieder ſehn.
(Der Fürſt ſtößt im Abgehen abſichtlich auf die übereinander lehnenden Bilder, die Vorderen fallen um, Cäciliens Porträt ſteht vor ihm.)

Fürſt.

Ha! — was iſt das? — ja wahrlich, wenn ich mich nicht trüge,
Cäcilie! — dies ſind — ja, es ſind deine Züge.
Woher? — ſagt an?

Cäcilie.

Weh uns, wir ſind entdeckt, verloren!

Raphael.

Warum, Verhängniß, ward der Undank je geboren?

Fürſt (für ſich).

Ermanne dich, ſei ſtark, laß keine Thränen fließen,
Die deine Menſchlichkeit ſonſt zu verrathen wiſſen.

Cäcilie.

Fürſt! Vater! höre mich, ich konnte es nicht ahnden,
Daß Raphael es ſei, geknüpft mit gleichen Banden
Der Dankbarkeit an dich, den ich in Florenz fand;
Alberti hieß er dort. Der Liebe ſtarke Hand
Ergriff mit Allgewalt die jugendlichen Herzen,
Gab kurze Freuden uns und nachher lange Schmerzen,
Da dieſe Leidenſchaft, die ſonſt die Menſchheit ziert,
Am Vater und am Freund nun zum Verräther wird,

Verbann' uns, denn wir ſind nicht werth mehr deiner Sorgen,
Mich nehm' ein Kloſter auf, und ſchon der nächſte Morgen
Seh' mich am Hochaltar im Schleier weinend knie'n.

Fürſt.

Ihr Undankbaren ſollt mir ferner nicht entflieh'n. —
So lohnt ihr meine Gunſt?

Raphael.

Ich bin mir ſelbſt verächtlich,
Des Abſcheu's Gegenſtand.

Fürſt.

Ihr ſchweigt ſo unbedächtlich;
Und hättet bald, — weh euch! — Des Jammers ew'ge Nacht,
Verzweiflung über euch und über mich gebracht.
Sie wäre hingewelkt, verdorrt an meiner Seite,
Des unheilbaren Grams, der Liebe ſich're Beute;
Und nur zu bald ſtünd' ich an meiner Gattin Gruft,
Und füllte mit Geſchrei umſonſt die weite Luft;
Für Liebe hätte ich die Koſungen gehalten,
Die nur der Dankbarkeit, den Kindespflichten galten,
Und du mein Raphael, an dem ich es verſucht,
Was Freundſchaft wirken kann, du hätteſt mir geflucht.
Verzweiflung hätte dich von Land zu Land getrieben,
Die Kunſt, die dich beſeelt, wär unterdrückt geblieben;
Den Raſenden vielleicht nähm' irgendwo ein Fluß
In ſeinem Schooße auf, das war der ſchöne Schluß
Des Truggewebes. — O ein ſchönes Bild zum Malen,
Daran verſuche dich, ich werd' es theuer zahlen.

Cäcilie.

O Fürſt! vernichte mich.

Raphael.

Es mußte uns empören,
Die ſchönſten Hoffnungen des Freundes zu zerſtören;
Nun waren wir gefaßt.

Fürſt.

Ich ſah's.

Raphael.

Ich flieh von hier
Dich ſegnend, und ſie bleibt die treue Gattin dir.
Beglücken wird ſie dich, das Hochgefühl der Pflicht
Hält kräftig uns empor, wenn auch das Leben bricht.

Fürſt.

Das Bildniß dort iſt mein.

Raphael.

So wollt ihr mich denn haſſen?
Mir nicht das Einzige, was mir noch bliebe, laſſen?

Fürſt.

Ich will es, ſag' ich dir, der Gattin treues Bild.

Raphael.

Mein Leben, nimm es hin, doch dieſes ſtarke Schild,
Das mich vor Raſerei durch ſeinen Anblick ſchützt,
Nur dieſes laß mir, Fürſt!

Fürſt.

Ich zahle jeden Preis,
Und daß ich ſeinen Werth recht wohl zu ſchätzen weiß,

So — (er vereinigt Cäcilien mit Raphael.)
Nimm das Urbild ſelbſt, und hab' es wohl in acht;
(Für ſich.)
Die Freundſchaft hat geſiegt, das Opfer iſt gebracht.

Cäcilie und Raphael.

Fürſt! — Vater!

Cäcilie.

Ja ich ſeh's, die Freude kann nicht tödten.

Raphael.

Die Dankbarkeit umſchlingt uns mit demantnen Ketten,
Kein Vater hat wohl je, was Ihr für uns gethan.

Fürſt.

Still! ſag' ich, keinen Dank, ich nehme ihn nicht an,
Ich habe nur allein bei dieſem Tauſch gewonnen,
Mein Blüthenalter iſt beinahe ſchon verronnen,
Die Gattin geb' ich auf, zwei Kinder ſind der Preis,
Ein Vater iſt ja mehr, als ein verliebter Greis.
Ich glaubte, daß ihr Herz noch frei von Liebe wäre,
D'rum both ich ihr die Hand, damit nicht ihre Ehre
Vom Schlangenbiſſe der verläumderiſchen Brut
Beſudelt werden ſoll, ſie iſt das höchſte Gut
Der Weiblichkeit. — Und nun vergeßt nicht, daß von heut'
Ich Euer Vater bin, Ihr meine Kinder ſeid. —
(Lächelnd.)
Nur werd' ich, Raphael, dir kein Modell mehr ſchicken. —
Umarmt euch, Kinder, ſeht ihr müßt mich nun beglücken,
Du malſt die Gruppe dann; Ihr knieet ſo vor mir,
Die treue Hand reicht nun dein Freund, Cäcilie dir.

(Alles was der Fürſt beſchreibt geſchieht.)

Ich ſtehe hoch entzückt, als Schöpfer in der Mitte,
Betrachte ſtolz mein Werk, das iſt ſo Künſtlerſitte,
Und ſegnend weihe ich Euch ein zum höhern Leben,
Ich habe Raphaeln der Welt der Kunſt gegeben,
Wenn er ſo groß ſchon war, eh' ihn die Liebe fand,
Was wird er künftig ſeyn? Heil dir o Vaterland!

(Sie bleiben in einer Gruppe ſtehen.)

Abneigung aus Liebe.

Luſtſpiel in freien Verſen und einem Akt.

Perſonen.

Herr von Riller.
Eduard, ſein Sohn.
Adele von Pleyen.
Ein Bedienter.

Die Scene iſt ein Zimmer in Herrn von Rillers Landhauſe, mit zwei Seiten- und einer Mittelthüre, zur Rechten ein Tiſch mit Schreibgeräthe, zur Linken ein Queridon mit Büchern.

Erſter Auftritt.

Herr von Niller. Eduard.

Niller (ſitzt bei dem Tiſche, und ſieht ſeinen Sohn einige Zeit ſtumm an, welcher an dem Queridon lehnt, und mißmuthig vor ſich hinſtarrt.)

Was ſteht er denn da, wie eine Säule
In ſich gekehrt, betrübt und ſtumm?
Was macht ihm denn ſo ſehr lange Weile?
Was geht ihm denn wieder im Köpfchen herum?

Eduard.

Mein Vater! im Kopfe wär' Alles ganz richtig,
Doch fühl' ich mich ganz beſonders bewegt,
(auf ſein Herz deutend.)
Auf dieſer Seite drückt es mich tüchtig,
Und da fühlt man zu gar nichts ſich aufgelegt.

Niller.

So leg' er ſich einige Stunden zu Bette,
Und ſchwitz er die falſchen Wallungen aus,
Oder mach' er einige ſchlechte Sonnette,
Da zieht auf's Papier ſich das Übel heraus,
Und ſoll auch dieß ihm nicht Ruhe bringen,
So kann er unten im Mondenſchein
Zur Guitarre ein paar Romanzen ſingen,
Das ſollen probate Mittel ſeyn.

Eduard.

Mir ſtillen ſie nicht des Herzens Triebe,
Mir hilft es nichts, ob ich ſing' oder ſchreib';
Denn meine Krankheit, Vater! heißt: Liebe,
Und der einzige Arzt, der mich heilt, iſt — — ein Weib.

Niller.

Ich hab' nichts dagegen, der Weg ſteht ihm offen!

Eduard (ihm freudig die Hand küſſend).

O gütigſter Vater! ich eile zu ihr — —

Niller.

Halt, halt junger Herr! ich will es nicht hoffen,
Daß er ſchon gewählt ohn' Erlaubniß von mir.

Eduard (mit Feuer.)

Was iſt da zu wählen, was iſt zu erlauben?
Fragt die Lerche, eh ſie die Sonne grüßt?
Fragen, eh' ſich ſchnäbeln die zärtlichen Tauben?
Fragt der Zephyr, eh' er die Roſe küßt?
Es fühlet dieſe entzückenden Schmerzen
Frei jedes Weſen in Hainen und Flur,
Der Drang dazu liegt im klopfenden Herzen,
Und die Erlaubniß liegt in der ganzen Natur.

Niller.

So ein ſchnelles Feuer ſich bald verzehret.

Eduard.

Ihre Flammenaugen fachten es an,
Ihre Tugenden haben die Brunſt genähret,
Wo iſt der Menſch, der ſie löſchen kann?

Niller.

Wie heißt denn das Wunder?

Eduard.

Adele, mein Vater!

Miller.

Ihren Familiennamen — —

Eduard.

Will ſie nicht geſtehen.

Miller.

Wo ſahſt du ſie denn zuerſt?

Eduard.

Im Theater.

Miller.

Und dann?

Eduard.

Oft genug, um ſie immer zu ſehen.

Miller.

Geſtandeſt du ihr deine raſenden Triebe?

Eduard.

Wohl haben ihr meine Augen gezeigt — —

Miller.

Und die ihrigen?

Eduard.

Strahlten mir Gegenliebe,
Indeſſen ihr Mund unerbittlich ſchweigt.

Miller.

Dann haſt du wohl Briefe in Versleins geſchrieben?

Eduard.

Sie ſandte ſie unerbrochen zurück,

Miller.

Das heißt Koketterie weit getrieben!

Eduard.

In ihren Armen nur blüht mir mein Glück!

Miller.

Mein Sohn! doch mußt du dich ihnen entwinden.

Eduard.

Unmöglich, Vater!

Miller.

Ich fordr' es von dir,
Der Nebel wird bald vom Auge dir ſchwinden,
Ich kenne das Fieber, mein Sohn! glaube mir,
Wenn man ſo vor der Vermählung brennet,
Da wird einem nach der Hochzeit gar kalt,
Und was man vorher einen Engel nennet,
Das bekömmt nachher 'ne ganz andre Geſtalt:
Die Augen, die Feuer und Flammen ſprühten,
Die zeigen dann ganz ein gemeines Licht,
Die Roſen, die auf den Wangen blühten,
Die ſtechen dann nur, aber duften nicht.
Das Weſen, das wir als Göttin verehrten,
Vermenſchlicht ſich in einem halben Jahr,
Und ſoll die Sache noch ſchlimmer werden,
So verteufliſcht es ſich am Ende gar —
Aus Liebe ſollſt du dich nie vermählen,
Wenn du nicht ſelbſt Feind deines Glückes biſt;
Genug iſt's zur Eh' dir ein Mädchen zu wählen;
Das dir nicht gerade zuwider iſt;
Die gewinnt als Weib dann neue Reize,
Da Jene dir neue Fehler zeigt,

Drum willſt du beſchwert ſeyn mit einem Kreuze:
So ſuch' eins, das dich am wenigſten beugt.

Eduard.

Die Eh' iſt ein Baum vom Himmel gepflanzet,
Daß er von der Schwüle des Lebens uns kühlt,
Von Grazien und Horen wird er umtanzet,
Und Zephyr in ſeinen Blättern ſpielt.
Lieb' iſt ſeine Blüthe, wenn dieſe ihm fehlet,
So prangt er auch niemals von Früchten voll,
Und wird zu jenen Bäumen gezählet,
Die man aus der Wurzel vertilgen ſoll.

Riller.

Schon lange ſind ſie bekannt mir geweſen,
All' dieſe Phraſen — verſchone mein Ohr,
In allen Romanen ſind ſie zu leſen,
In allen Gedichten kommen ſie vor,
Ich will gegen Worte Erfahrung dir ſtellen:
In meine erſte Frau war ich verliebt,
Doch ſtatt meine Tage mir froh zu erhellen,
Hat ſie ſie durch manchen Sturm mir getrübt. —
Die Zweite nahm ich — — vom Hörenſagen,
Heut ſah ich das Mädchen zum erſtenmal,
Begehrte ſie morgen, und in acht Tagen
Saßen wir ſchon beim Verlobungsmahl;
Zwölf Jahre lebt' ich mit dieſer Guten,
Die mich mit ſeltener Treue gepflegt,
Und fühlte kein Reischen von all jenen Ruthen,
Womit uns der Himmel durch Weiberhand ſchlägt;

Um an den Gipfel des Glückes zu kommen,
Ward ſie auch Mutter, ſie ſchenkte dich mir,
Und als Gott den Engel dann zu ſich genommen,
Nahm er mir auch meine Ruhe mit ihr.
(Er hält einen Augenblick gerührt inne.)
Darum, mein Sohn! folge meinen Lehren,
Und traue dem trüg'riſchen Herzen nicht,
Ich werd' meine Zuſtimmung ſtets dir verwehren,
So lange nur Neigung das Wort dir ſpricht; —
Nech mehr, mein Sohn wird ſich dankbar bezeigen,
Wenn er ſich mit einem Weibe vermählt,
Dem Jugend, Tugend und Schönheit eigen,
Und das ſein Vater für ihn ſchon gewählt.

Eduard.

Wie, Vater! Sie hätten — —

Riller.

Ja ja, Frau von Pleyen,
Ein Weibchen (ſchmatzt in die Finger) ganz köſtlich, mein Eduard! iſt dein,
Du wirſt ſchon ſehn — —

Eduard.

Doch, Sie verzeihen,
Ich ſah ſie noch gar nicht.

Riller (in die Hände klatſchend.)

So muß es ja ſeyn.
Sieh, ich ſelbſt hab' die Wahl in Schutz genommen,
Doch ich vernichte auch ſelber ſie,
Bemerk' ich bei Eurem Zuſammenkommen,
Das kleinſte Fünkchen von Sympathie.

Eduard.

O ſorgen Sie nicht, — wann wird ſie erſcheinen?

Miller.

Noch heute kömmt ſie, — in dieſer Stund,
Mit ihrem Vater iſt alles im Reinen,
Er ſendet ſie her, und ich ſchließe den Bund.
So freu' dich doch — Herrliches iſt dir beſchieden,
Das Glück deines Lebens dankeſt du mir,
Du biſt mit dem Vater ganz ſicher zufrieden,
Ich geh' ihr entgegen, und bringe ſie dir.
Es blühen Roſen auf ihren Wangen,
Durch Veilchen blicken die Augen heraus,
Auf ihren Buſen Lilien prangen, — —
(ſeelenfroh abeilend.)
Ich eile und hol' dir den ganzen Strauß.

Zweiter Auftritt.

Eduard (allein).

So ſöll ich denn fürder nicht mehr nach dir blicken,
Du Stern, der mir blinkte in düſterer Nacht?
Will man die erſte Blüthe mir knicken,
Die wärmend dein Auge zur Reiſe gebracht?
Darf der, welcher mir das Daſein gegeben,
Jetzt, da ich erſt anfing mich deſſen zu freu'n,
Es wieder mir rauben? — mit grauſamem Streben
Der Mörder der ſchönſten Empfindung ſeyn?
Muß ich gehorchen des Vaters Grimme,
Und modeln nach ſeinem Willen mein Glück?

Hat mein Herz hier denn gar keine Stimme?
  Bin ich nicht Herr von meinem Geſchick?
Ja ja, ich bin es, ich will es werden,
  Das iſt nicht Undank, nur Nothwehr allein,
Von Adelen trennt keine Macht mich auf Erden,
  Und nie werd ich Frau von Pleyen frein.
(Er will ab.)

Dritter Auftritt.

Ein Bedienter. Eduard. Gleich darauf **Adele.**

Bedienter (anmeldend.)

Die Frau von Pleyen

Eduard.

Das Beſte ich ſtehle
Mich fort, die Verhaßte erblicke mich nie.

Adele (ihm entgegentretend.)

Was ſeh ich? Eduard!

Eduard.

Gott! Adele!

Adele.

Sie Rillers Sohn?

Eduard.

Frau von Pleyen, Sie? —

Adele (lachend).

Ha ha! das iſt luſtig!

Eduard.

Dieß alſo der Namen,
Den mir Adele ſo ſorgſam verhehlt?

Adele.

Und that ich nicht recht? das war ja der Samen
Zur ſüßeſten Überraſchung der Welt.

Eduard.

Mein Vater iſt Ihnen entgegen geeilet,
Welch glückliche Wendung mein Schickſal nimmt!
Auf einmal iſt jede Wunde geheilet —
Iſt's möglich, Sie alſo zur Frau mir beſtimmt?

Adele.

Ja, ich, wenn Sie anders mit mir zufrieden?

Eduard.

O himmliſches Weſen! wer wäre es nicht?
Wem Gott einen ſeiner Engel beſchieden,
Bleibt dem noch ein Wunſch?

Adele.

Das iſt alles Gedicht!
Ich will Ihnen ehrlich in Proſa ſagen:
Mein Vater zwang mich zur Reiſe hieher,
Ich betrat dieſes Haus mit bangem Zagen,
Den jungen Herrn Riller haßte ich ſehr.

Eduard (ſie zärtlich bei der Hand faſſend).

Doch nun?

Adele.

Bin ich etwas wen'ger beklommen,
Noch ſchlägt zwar mein Herz, doch aus Bangigkeit nicht.

Eduard.

So iſt denn das Ziel meiner Wünſche gekommen,
Mir ſtrahlet die Hoffnung, —

Adele.

Ein trügeriſch Licht!

Eduard.

In einem Brief meine Qual zu geſtehen
Beſchloß ich.

Adele.

Den hätte ich proteſtirt.

Eduard.

Um eine Zuſammenkunft wollte ich flehen; —

Adele.

Die hätte ich nimmermehr permittirt.

Eduard.

Noch immer ſo grauſam!

Adele.

Nach Fug und Rechte;
Das Weib, das ſich ſelbſt das Geringſte vergibt,
Verſündigt ſich an ihrem ganzen Geſchlechte,
Und entfernt ſelbſt Jenen von ſich, den ſie liebt.

Eduard.

Doch nun, da das Blatt ſich ſo glücklich gewendet.
Bald ſind wir vermählt.

Adele.

Halt halt, junger Herr!
Noch hat Ihr Vater ſein Ja nicht geſpendet;
Man ſagt mir, er liebe die Liebe nicht ſehr.

Eduard.

Das iſt ganz wahr, er will es nicht glauben,
Daß Amor Hymen zur Wonne trägt,

Nie wird er das Weib mir zu freien erlauben,
Für das mein Herz voll Empfindung ſchlägt.

Adele.

Hat eben nicht unrecht, ſo viel ich ſehe,
Verlangt er, daß wir uns haſſen nun;
Er will, daß wir Jenes thun vor der Ehe,
Was Andere nach derſelben erſt thun.

Eduard.

Sein Irrthum wird nun endlich wohl ſchwinden,
Sieht er, daß ich mit ihm ganz gleich gewählt,

Adele.

Nein, nein, wir müſſen ein Plänchen erfinden,
Das ſeine Einwilligung niemals verfehlt.
(Nachdenkend.)
Laß ſehen! — Wenn wir — nein, ſo kann ſich's nicht fügen,
Doch ſo? — o nein! das geht wieder nicht an! —
(Zu Eduard.)
Mein Herr! es handelt ſich hier um's Betrügen,
So helfen Sie doch, Sie ſind ja ein Mann!

Eduard.

Darin iſt ſtets Weibern der Vorzug geblieben.

Adele (laut auflachend).

Ha! ha! ha! ſo geht es!

Eduard.

Nun?

Adele.

Herrlicher Plan!
Sie müſſen von nun an mich gar nicht mehr lieben.

Eduard.

Unmöglich!

Adele.

Sie ſcheuen mich, ſeh'n mich nicht an!

Eduard.

Die Sonne nicht ſehen?

Adele.

Sie müſſen mich haſſen!

Eduard.

Adele! Sie ſcherzen!

Adele.

Stets fliehen vor mir,
Unausſtehlich mich finden —

Eduard.

Ich kann es nicht faſſen.

Adele.

Nur ſo, lieber Freund, oder nie ſiegen wir.
(reicht ihm die Hand.)
Die Hand! Verſprechen Sie mir's zu Gefallen,
Zu gähnen, wenn Sie von ferne mich ſehn,
Die grimmigſten Blicke, die beſten von Allen,
Sie lieben mich, wenn Sie den Rücken mir drehn,
Wenn Sie mich häßlich und ungeſchickt taufen;
Dann äußert ſich Ihr Gefühl erſt recht warm,
Und wenn Sie vor mir wie vor Koboldenlaufen:
So laufen Sie dann mir gerade im Arm.

Eduard.

Adele! der Scherz —

Adele.

Soll ein Scherz ſeyn, nichts weiter,
Begreifen Sie noch nicht? mein pfiffiger Held?
So ſind wir Weiber doch immer geſcheidter,
Nu Punctum! der Satz iſt ſo alt als die Welt.
Wenn wir uns recht ſchnöde behandeln werden,
Bin ich gewiß, daß er's nicht übel nimmt,
Und werfen wir uns recht grimm'ge Geberden,
So ſagt er: Die ſind für einander beſtimmt.
Wir flieh'n uns, er ſucht unſern Groll zu erweichen,
Wir haſſen uns grenzenlos, das ſcheint ihm gut.
Wir wollen uns niemals die Hände reichen,
Nun bittet er ſelber noch, daß man es thut. —
Was ſagen Sie denn zu dem Plan?

Eduard.

O ganz herrlich!
Ganz unfehlbar!

Adele.

Nun, ſo ſchlagen Sie ein!

Eduard (reicht ihr die Hand).

Die Ausführung doch iſt ein wenig beſchwerlich —
Sie nicht zu lieben iſt ſchwer, — auch im Schein.

Adele.

Et caetera! Jetzt keine zärtlichen Gloſſen,
Ich mach Ihnen ſchon ein recht häßlich Geſicht!
Ich bin nur ein Weib, doch was ich beſchloſſen,
Das muß immer gehen, (lächelnd) wenns nämlich nicht bricht.
Sogleich zum Anfang!

(Sie nimmt eine gleichgültige Miene gegen ihn an.)

Mein Herr! ich bitte —
Verſchonen Sie mich mit den Schmeichelei'n,
Gehn Sie mir vom Leibe hübſch zwanzig Schritte.
Fort, fort! ich will Sie nicht, nein, nein! nein, nein!

Eduard (küßt ihr die Hand).

O himmliſches Weſen — — Ich höre gehn!
Mein Vater!

Adele.

Fort, eilen Sie ſich.
Wir haben einander gar nicht geſehn.
(Ihm nachrufend.)
Ich bitte Sie, Eduard, haſſen Sie mich.
(Eduard durch eine Nebenthür ab.)

Vierter Auftritt.

Miller. Adele.

Miller (welcher durch die Mittelthür eintritt).

Madame, ich eilte Ihnen entgegen,
Allein — —

Adele.

Ich danke! — Pflegt oft ſo zu gehn,
Daß man ſich verfehlt auf ſeinen Wegen.

Miller.

Doch haben Sie wohl meinen Sohn ſchon geſehn?

Adele (ſich erſtaunt ſtellend).

Ihr Sohn? wie? Haben Sie einen?

Riller.

Ich dachte
Ihr Vater hat's Ihnen geſagt —

Adele.

Es ſcheint
Er vergaß es, er ſprach, daß er gut es erachte,
Auf's Land mich zu ſenden zu ſeinem Freund.

Riller.

Das nimmt mich Wunder, es handelt hier eben
Am meiſten ſich wohl um ſein und ihr Glück.

Adele.

Wie ſo?

Riller.

Man will Sie zur Gattin ihm geben.

Adele (ruft zum Fenſter hinaus).

He, angeſpannt, Joſeph! — wir fahren zurück!

Riller.

Die Frau eines braven Mannes zu werden,
Macht Ihnen denn das ſo viel Schrecken und Schmerz?

Adele.

Mein Gatte wird nur ein Einz'ger auf Erden,
Ich bin ſchon verſprochen.

Riller.

Durch wen?

Adele.

Durch mein Herz.
Ihn hab' ich zu meinem Gefährten erkohren,
An ihn binden ſo mich Liebe als Pflicht,

Ihm hab ich ewige Treue geſchworen,
Ich halte den Schwur, wenn die Erde auch bricht.

Riller.

Das klingt ja ganz raſend.

Adele.

Wer Liebe gegeben
Und treulos wird, der lebe nicht mehr.

Riller (lächelnd).

Da währte noch kürzer das kurze Leben,
Und bald wär die Erde einſam und leer. —
(Ernſthaft.)
Madam! Wollen Sie mir die Güte gewähren,
Und leſen den Brief Ihres Vater hier.
(er gibt ihr einen Brief.)
Der wird Sie vielleicht eines Beſſern belehren,
Sein väterlich Recht übertraget er mir.
(Während Adele lieſt, für ſich.)
Es rappelt etwas im Kopfe bei Beiden,
Sie gleichen ſich wirklich ganz auf ein Haar,
Eines kann das Andre nicht leiden;
(ſich freudig die Hände reibend.)
Beim Himmel! das gibt ein herrliches Paar.
(Zu Adelen, welche ihm den Brief zurück gibt.)
Wie nun?

Adele (traurig).

Ich bin zu bleiben gezwungen,
Nie dacht' ich, daß Vater mich opfern wird.

Riller.

Heißt das Sie opfern, wenn man einen jungen
Und hübſchen Mann in den Arm Ihnen führt?

Adele.

Jung; — hübſch! — das iſt's ja, das ſind keine Gaben
Für mich; — Mir gefällt ein geſetzter Mann.

Miller (bei Seite).

Will ſie mich etwa zum Beſten haben?
Ich will ihr gleich zeigen, daß ich es auch kann.

Adele.

Ein Mann, nicht in bunten Modegewändern,
Ein Mann — wie Sie —

Miller.

O, wie glücklich bin ich!
Das läßt ſich alſo auf's Beſte verändern;
Wohlan, Madame! ſo nehmen Sie mich.

Adele (betroffen).

Ja — allerdings — ich — doch es braucht überlegen,
Auch Sie, mein Herr! — Sie wiſſen ja ſchon —

Miller.

Indeſſen Sie da ſo Alles erwägen,
Geh' ich, und bring' Ihnen meinen Sohn.

Adele (ſchnell).

Nein, nein!

Miller.

Sie müſſen ihn doch wohl ſehen,
Vielleicht fügt es ſich, daß er Ihnen gefällt.

Adele.

Was kann das nützen?

Miller.

Sie werden geſtehen — — —

Adele (ſchnell einfallend).

Daß ein Weib feſt an den Schwüren hält.

Niller.

Sie beliebten erſt freundlich am Tag zu legen,
Sie wären mir eben nicht abgeneigt;
Nun ſehn Sie, mein Sohn ſieht mir gleich.

Adele.

Meinetwegen!

Niller.

Er hat ein Aug' das von Feuer zeigt;

Adele.

Für mich darf's nicht brennen.

Niller.

Ein kluger Junge!

Adele.

Mag ſeyn!

Niller.

Iſt auch ſanft!

Adele.

Nicht nach meinem Sinn!

Niller.

Am rechten Flecke ſitzt Herz ihm und Zunge.

Adele.

Bei mir ſitzt Beides ganz unrecht für ihn.

Niller.

Ich hol' ihn, gewiß mit dem erſten Blicke
Streckt er ſeinen Nebenbuhler in Sand,
Sie reichen zu ſeinem und Ihrem Glücke
Mit Freuden auf ewig ihm Herz und Hand;

Er iſt mein Sohn, ich ſoll es nicht ſagen,
Doch Niemand ſtellt an ihm etwas aus,
Und der, den Sie jetzt ſchon im Herzen tragen,
Er wirft ihn heraus, wirft ihn ſicher heraus.
(Er geht fröhlich ab.)

Fünfter Auftritt.

Adele (allein).

Da geht er hin, und glaubt Alles gewonnen,
Und ſeinen Plan ſchon zu Ende geführt,
Indeſſen ein Weib eine Liſt erſonnen,
Vor der ſein Beginnen zu Aſche wird;
So ſeid ihr Herren der Schöpfung alle,
Ihr wähnet zu herrſchen, wir leiten euch;
So geht's in der Welt ſchon ſeit Adams Falle,
Der Apfel war unſer Meiſterſtreich.

Ihr grübelt und wäget, und prüfet und denket,
Und baut euch ein unumſtößliches Ziel,
Und ſeht, zum Entgegengeſetzten lenket
Das Weib Euch, Ihr ſeid unſrer Launen Spiel;
Mögt all Eure Klugheit zuſammenraffen,
Kommt doch am Ende zu Spott und zu Schand,
Wir haben gegen Euch hundert Waffen,
Im Kopf, in den Augen, im Mund, in der Hand.

Denkt an Holofern, der den Kopf verloren,
An Herkules, der bei Omphalen ſpann,

An Delila, welche die Haare geſchoren
Dem Samſon, dieſem kräftigen Mann!
Und laſſet Euch ja nicht vom Hochmuth ſtechen,
Damit nicht zu ſtreng Euch der Himmel beſtraft,
Aus Euren Kräften entſtehn Eure Schwächen,
In unſern Schwächen liegt all' unſre Kraft!

Doch ſtille, ich habe Stimmen vernommen.
(Sie horcht.)
Mit ſeinem Vater zankt ſich der Sohn,
Er will nicht hieher mich zu grüßen kommen,
Das geht vortrefflich! Sie nahen ſich ſchon!
(ſie tritt zum Fenſter, öffnet es, und ſieht hinaus.)

Sechster Auftritt.

Adele. Miller. Eduard.

Miller (Eduarden hereinziehend).

Du mußt! —

Eduard (ſich ſträubend.)

Mein Vater!

Miller.

Nun warte, ich lehre
Gehorſam dich!

Eduard.

Vater, ich dulde kein Joch!

Miller (zu Adelen.)

Madame! Vorzuſtellen hab ich die Ehre
Allhier meinen Sohn (zu Eduard.) So grüße ſie doch!

Adele (welche ſich anſtellt, als ob ſie Beide nicht bemerkte, und hörte, immer zum Fenſter hinausſehend).

Wie traurig die Gegend, in dieſen Auen,
Müßt bald ich verſchmachten! — Adele entflieh!

Niller.

Madame! mein Sohn — — —

Adele.

Es faßt mich ein Grauen.

Niller.

Mein Sohn, Frau von Pleyen! begrüßet Sie.

Adele (wendet ſich um).

Mein Herr! (tritt zurück) ach Gott! welch fatale Mienen!

Eduard.

Welch ein nichtsſagendes Angeſicht!

Niller (für ſich).

Das fängt gut an! (zu Adelen.) Wie gefällt er Ihnen?
(zu ſeinem Sohn.)
Nun, biſt du denn ſtumm? — Warum ſprichſt du nicht?
(Beide ſchweigen.)

Niller (nach einer Pauſe).

Verdammter Burſch! haſt du gar keine Worte?

Eduard.

Was ſoll ich ihr ſagen?

Niller.

Was Schönes.

Eduard (verlegen zu Adelen).

Im Haus
Bei uns Sie zu ſeh'n — — — und an dieſem Orte —
Ich weiß nicht —

Adele (lachend zu Riller).
Er drückt ſich vortrefflich aus.

Riller.
Und ſonſt geht das Maul ihm wie eine Mühle.

Adele (verlegen zu Eduard).
Mein Herr, Ihr Geſicht, und mein Herz
(zum Fenſter hinausdeutend) und die Au;
Ihr Verſtand, — und das Schloß — und meine Gefühle
Und —

Eduard (lachend zu ſeinem Vater).
Wie geiſtreich ſie redet, die liebe Frau.

Riller.
Ich bitt' Euch Kinder; macht mir nicht Galle,
Und gleicht Euch einmal mit einander aus.

Adele.
Wie man in den Wald hineinſchreit, ſo halle
Das Echo wieder aus ſelbem heraus.
(Eduarden betrachtend, ironiſch).
Das alſo Ihr Sohn? — Ich muß es ſagen:
Man kann nichts Liebenswürdigers ſehn,
Wird der einſt hinaus in die Welt ſich wagen,
Ihr armen Weiber, wie wird's euch ergehn?
Des Ruhmes Gipfel wird er erklettern,
Am Horizont glänzen ein neuer Stern,
Und alle Herzen um ſich zerſchmettern,
Selbſt Amor erkennt ihn als ſeinen Herrn!

Riller.
Madame! ich weiß nicht — —

Eduard (ebenfalls ironiſch).
Mein Vater! ich bitte
O laſſen Sie doch die Frau wieder fort,
Sie ſehnt ſich in Ihrer Anbeter Mitte,
Denn Ströme von Thränen fließen wohl dort.
Es haben ſich wenigſtens zehn ſchon erſtochen,
Und zwanzig vergiftet, die ſie nicht mehr ſehn;
Denn alle Herzen hat ſie zerbrochen,
Nein, dieſer Frau kann kein Mann widerſtehen.

Niller (leiſe zu ihm).

Spitzbube!

Adele.

Mein Herr! Sie belieben zu ſcherzen,
Nur einen Einzigen liebe ich,
Sie gehn wohl ſpazieren mit Ihrem Herzen,
Drum urtheilen Sie von ſich ſelber auf mich.

Eduard.

Ich? — Gott, nur einem einzigen Weibe
Iſt all mein Seyn und Streben geweiht,
Ach meine Adel' iſt an Seel' und an Leibe
Der Inbegriff aller Vollkommenheit.

Adele.

Ha ha! möcht' ſie ſehen.

Eduard.

Ein himmliſches Weſen

Adele.

Ich häng' am Irdiſchen

Eduard.

Freundlich und gut
Und zärtlich!

Adele.

Das bin ich niemals geweſen.

Eduard.

Keine Modepuppe.

Adele.

Ein neuer Hut
Geht mir über alles.

Eduard.

Aufrichtig, beſcheiden.

Adele.

Fi donc!

Eduard.

Und treu.

Adele.

Das iſt nicht mehr der Brauch.

Eduard.

Sie ſpricht, wie ſie denket.

Adele.

Das kann ich nicht leiden.

Eduard.

Und ſchön iſt ſie, ſchön!

Adele (hochmüthig).

Nun, das bin ich auch.

Niller.

Sie geſtehen ſich da gar herrliche Sachen.

Adele.
O kennten Sie meinen Geliebten doch,
Der ſchmachtet immer.
Eduard.
Das machte mich lachen.
Adele.
Thut ſtets meinen Willen.
Eduard.
Das fehlte mir noch!
Adele.
Er ſpielt Guitarre und ſingt Romanzen.
Eduard.
Bin nicht muſikaliſch!
Adele.
Iſt geſetzt!
Eduard.
Ich bin jung.
Adele.
Und tanzen kann er, ja tanzen — tanzen!
Eduard.
So wagen Sie mit ihm den Eheſtandsſprung!
Adele.
Sie ſehen, daß wir zu einander nicht paſſen.
Eduard.
Wir fänden das Glück in der Ehe wohl ſchwer.
Adele.
Drum wollen wir's lieber beruhen laſſen.
Eduard.
Adieu Madame!

Adele.

Adieu mein Herr!

(Sie wenden ſich Beide von einander ab.)

Niller.

Ihr ſucht Euch da aus dem Handel zu winden,
Durch falſches Geſtändniß, durch Lug und durch Trug
Was braucht ihr Fehler erſt neu zu erfinden,
Der Menſch hat ja ohnedieß ſchon genug.

Adele.

Gewiß, unerträglich, unzählbar ſind meine.

Eduard.

Ich bin noch viel ſchlimmer.

Adele.

Das wäre wohl ſchwer.

Niller.

Ein anderer Menſch ſaget keck: er hat keine,
Und Ihr Beide ſtreitet euch hier um das Mehr.

Adele.

Ich ſeh', der Herr Sohn macht jetzt den Galanten,
Ich fang' ihm vielleicht zu gefallen an.

Eduard.

Madame, da haben Sie unrecht verſtanden,
Sie mir gefallen? welch eitler Wahn!

Niller (zu Eduard).

Schweig, Ungeheuer!

Adele (bei Seite).

Jetzt ſpreng ich die Mine!

(Laut, beleidigt und faſt weinend.)

Mein Herr, Sie werden wohl ſelber geſtehn,

Daß ſolche Mißhandlung ich nicht verdiene,
Darum erlauben Sie jetzt mir zu gehn;
Sogleich will ich meinem Vater ſchreiben,
Ihm mahlen meinen künft'gen Gemahl,
Er wird ſeine Strenge nicht weiter treiben,
Und widerrufen die ſchreckliche Wahl.

Niller.

Wie? —

Eduard (bei Seite).

Arme Adele. (Laut.) Schreiben Sie immer,
Ich werde nicht hindern, beeilen Sie ſich.

Adele (zu Niller).

Sie ſehen, mein Herr, es wird immer ſchlimmer,
O Gott! ſo ſehr erniedrigt man mich!
Und den Mann ſollt' ich zum Gatten erwählen?
Das wäre
(leiſe zu Eduard)
mein einziges Glück!
(Laut und ſchluchzend)
mein Tod. —
Er würde mich bis in die Grube quälen.
(Leiſe, freudig, und mit einem Händedruck zu Eduard.)
Nur Muth! es ſieget der kleine Gott!
(Laut wie oben)
Fort, fort aus dieſem verhaßten Hauſe!
(Leiſe, wie oben)
Bald wird es der Tempel der höchſten Luſt.
(Laut)
Nein, eher verberg ich mich in eine Klauſe,
(leiſe zu Eduard)

Auch dort fänd' ich Seligkeit an deiner Bruſt.
(Laut)
Du mußt, o Hymen, die Fackel zerbrechen,
Die du ſo tückiſch ſchon über mich ſchwangſt,
Genug der Worte, ich kann nicht mehr ſprechen,
(leiſe) Vor Freude — (laut) vor Schmerz! —
(leiſe) vor Hoffnung! (laut) vor Angſt!
(Sie geht ſchluchzend ab.)

Siebenter Auftritt.

Miller. Eduard.

Miller (ſehr freudig).

Ganz göttlich! ſo mußte die Sache kommen,
Soll Eure Ehe ganz glücklich ſeyn,
Gerade ſo hat mein Weib ſich benommen,
Sie ſchimpfte entſetzlich, und dann war ſie mein.
Nur Muth, mein Sohn!

Eduard.

Ich will doch hoffen,
Sie ſehn die Verbindung für unmöglich an.

Miller.

Im Gegentheil', Alles iſt eingetroffen
Wie ich es gewünſcht, ganz nach meinem Plan,
Ihr ſagtet euch zwar nicht viel Annehmlichkeiten.

Eduard.

Sie war ſo unhöflich!

Miller.

Haſt's auch nicht geſpart;

Doch Eduard, das hat nichts zu bedeuten,
Man reparirt es auf gute Art.

Eduard.

Mein Vater!

Niller.

Ich will dir Alles verzeihen,
Doch ſetz dich zum Tiſch.

Eduard.

Wie?

Niller.

Gehorche mir.

Eduard (ſetzt ſich).

Was ſoll ich?

Niller.

Nun ſchreibe an Frau v. Pleyen.

Eduard (ſpringt auf).

Nein! nimmermehr!

Niller (drückt ihn auf den Stuhl).

Ich befehl' es dir!

Eduard.

Bedenken Sie, Vater! ich muß mich ja ſchämen.

Niller.

Ich werde diktiren nach meinem Sinn.

Eduard (für ſich).

Sie wollte nie einen Brief von mir nehmen,
Nun muß ſie ihn nehmen, wie glücklich ich bin.

Niller.

Nun, biſt du bereit?

Eduard (indem er die Feder nimmt).
Ich möchte raſen!
(für ſich.)
Zu meinem Glücke nöthigt er mich!
(zu ſeinem Vater)
Doch bitt' ich, nur keine zärtlichen Phraſen!

Miller.
So zärtlich als möglich.

Eduard.
Dann lüge ich.

Miller.
Biſt du etwa der einz'ge Verliebte,
Der etwas ſchreibt, was er ſelber nicht glaubt?
Zur Sache —

Eduard (verſtellt).
Mein Vater! noch nie betrübte
Ihr Starrſinn mich ſo, das iſt unerlaubt.

Miller (diktirend).
„Liebenswürdigſte Ihres Geſchlechtes!“

Eduard.
Wie, liebenswürdig? (indem er ſchreibt). Nun meinetwegen. (für ſich)
Sie iſt es ſo ganz!

Miller (diktirend).
„Verzeihen Sie mir eine Behandlung, die nur die Folge einer Liſt war“

Eduard.
Was ſagen Sie — Liſt?

(Für ſich.)

Er hat wohl recht!

Niller.

Schreib, und ſprich nichts dagegen.

(Eduard ſchreibt, Niller diktirt weiter.)

„Ich wollte nur Ihren Charakter prüfen“

Eduard.

Wie Ihnen das Ding noch vom Munde fließt

(ſchreibt).

Niller (diktirt).

„Ihre Reize haben mich tief verwundet“

Eduard (laut).

Die Reize? (Für ſich freudig.) Er ſpricht mir
aus meiner Seele!

Niller (diktirend).

„Mein Herz iſt auf ewig Ihr Eigenthum“

Eduard (legt die Feder nieder.)

Das ſchreib' ich nicht, Vater!

Niller.

Es muß ſo ſeyn!

Eduard.

Ich bitte Sie!

Niller (zornig).

Wirſt du, wenn ich befehle?

Eduard.

In Gottes Namen.

(Er ſchreibt.)

„Mein Herz iſt auf ewig dein Eigenthum“

Miller (ihn verbeſſernd).
Ihr, ſagt' ich, nicht dein
Eduard (ſtreicht aus, und ſchreibt anders).
Ihr — ſteht ſchon hier.
Miller (diktirend).
„Erlauben Sie, daß ich mich zu Ihren Füßen werfe“
Eduard (ſtolz).
Wie zu ihren Füßen?
(Für ſich.)
In ihre Arme, das wäre mein Ziel.
Miller (diktirend).
„Und Ihnen den Schwur leiſte, daß ich Sie liebe“
Eduard (nachdem er geſchrieben).
Nun Vater, werden wir doch bald ſchließen?
Miller (langt um den Brief).
Laß vorerſt ſehen,
(nachdem er den Brief durchſehen.)
Was ſeh ich, den Styl
Haſt du noch verbeſſert; du haſt geſchrieben
Nicht Jenes, was ich dir angeſagt, bloß
Da hier nach dem letzten Worte: Lieben,
Steht hinten noch: ewig und gränzenlos.
Recht brav, mein Sohn (gibt ihm den Brief zurück).
Magſt nun unterſchreiben,
Dann falte den Brief —
Eduard (nachdem er es gethan, tief aufſeufzend, wie einer, der eine ſehr läſtige Arbeit gethan hat.)
Ahh! — geſchehen iſt's nun!

(Reicht ſeinem Vater den Brief.)

Doch ihn ihr zu geben, das laß ich wohl bleiben,

Miller.

Das ſollſt du auch nicht, werd's ſchon ſelber thun.

Eduard.

Sie ſind wohl der erſte, Vater, von allen,
Der Liebesbriefe beſtellt für den Sohn.

Miller.

Zum Glück ſeines Kind's läßt man viel ſich gefallen,
Jetzt noch die Addreſſe —

Eduard (nachdem er geſchrieben).

Da iſt ſie ſchon,

Miller (beſieht die Addreſſe.)

Was machſt du für Zeug? — — An Sie

Eduard.

Ich dachte
Der Brief ſei an meine Adele.

(Will den Brief nehmen.)

Miller.

Laß ſtehn!
Wenn ich die Sache ſo recht betrachte,
So iſt das mehr herzlich. (Zu Eduard.)
Jetzt kannſt du ſchon geh'n.

Eduard

(halb unwillig, halb herzlich, ſo daß man bemerkt, daß er ſich nicht mehr recht zurückhalten kann.)

Sie ſind doch recht grauſam, Vater! recht ſtrenge,
Und dennoch wieder ſo herzlich gut.

Sie treiben mich Armen ſo ſehr in die Enge,
Wo thäte ein Vater, was meiner thut?
Wenn ich Frau von Pleyen werd' ehligen müſſen,
Dann kehret der Frohſinn nicht mehr bei mir ein,
O lieber Vater, ich muß Sie küſſen,
Denn ewig werd' ich unglücklich ſeyn
(Er küßt ſeinen Vater, und geht fröhlich ab.)

Achter Auftritt.

Niſler (allein).

Was hat denn der Burſche? es glühn ſeine Wangen,
Doch ſchien es, als ob er nicht gerne ſchrieb,
Wie, hätt' er etwa ſchon Feuer gefangen?
Hollah! das wäre mir gar nicht lieb;
Sie mögen meinetwegen ſich haſſen,
Und ſich entzweien mit aller Wuth,
Nur ſollen ſie ſich copuliren laſſen,
Dann bin ich gewiß, es geht alles gut. —
Nun will ich das Frauchen in's Auge faſſen
Und ſeh'n, was der Brief für Wirkung thut.
(Er klingelt, ein Bedienter erſcheint.)
Madame möchte gütigſt ſich her bemühen!
(Der Bediente geht ab.)
Ich weiß, daß der Brief ihr kein Ärgerniß gibt,
Denn nie hat ein Weib noch darüber geſchrien,
Wenn man ihr geſtanden, daß man ſie liebt,
Je länger ſie zögern, den Brief zu erbrechen,
Je mehr ſie ſich ſträuben vor dem Empfang,

Je ſtärker pflegt ſie die Neugier zu ſtechen,
Denn Keine widerſtrebt dieſem Drang;
Und findet ſie dann auch zu viel es gewaget,
Durch dieſes Geſtändniß ſich tief gekränkt,
So glauben wir's nicht, denn ein Frauchen ſaget
Das Gegentheil immer von dem, was es denkt.
Doch ſtill, ſie kömmt —

Neunter Auftritt.

Miller. Adele.

Adele.

Mein Herr ſchon geſchrieben
Hab ich an meinen Vater. — Der Brief
Iſt hier — (ſie zeigt ihm denſelben.)

Miller.

Mein Sohn bereut —

Adele.

Nach Belieben.

Miller.

Er fleht um Vergebung —

Adele.

Er hat mich zu tief
Gekränkt.

Miller.

Nicht wagt er's hieher zu kommen,

Adele.

Daran that er gut.

Niller.

Doch hat er voll Schmerz,
Ein Briefchen geſchrieben, ich hab es genommen,
Vertrauend auf Ihr großmüthiges Herz.

Adele (beleidigt).

Ein Brief an mich?

Niller.

Ja, an Sie, und ich bitte
Ihn gleich zu leſen.

Adele.

Das ſei von mir fern,
Vertrüge ſich das wohl mit Frauenſitte,
Briefe zu wechſeln mit jungen Herrn?

Niller.

Der Vater bringt ihn ja ſelber —

Adele.

Ja freilich,
Das wäre gut, — doch wer weiß, ob das Blatt
Nicht voll Sottiſen — — —

Niller.

Ich ſchwör' Ihnen heilig,
Daß der Junge ganz ſich gebeſſert hat.

Adele (nimmt den Brief).

Nun wohl, ein Paar Worte will ich durchſehn
Aus Neugierde bloß —

Niller (für ſich).

Da war mir nicht bang,
Das wußt ich vorher (er ſchweigt, Adele lieſt.)

Doch das muß man geſteh'n;
Sie buchſtabirt an zwei Worten hübſch lang.

Adele.

Die Schrift iſt ſo fein —

Niller.

Darum iſt man gezwungen,
Manches Wort zweimal zu leſen.

Adele.

Ha, ha!
Sehn Sie, die Adreſſe iſt gar gut gelungen;
„An Sie“ — Auf Jede paſſet das ja!

Niller.

Ja, du lieber Himmel, das Liebes-Kapitel
Hat einen ſtets gleich ſich bleibenden Styl,
Der freundlichen Namen, der zärtlichen Titel,
In Amors Wörterbuch findet man viel.
Doch ſind ſie alle hübſch allgemein,
Damit ſie überall anwendbar ſey'n,
Du Einz'ge! — Du Leben all meines Lebens!
Mein Engel! — Du Räuberin meiner Ruh! —
Mein Alles — Ziel meines Denkens und Strebens!
Die ſtehen in jedem Billet doux.
Die Seladons wiſſen das gut zu drechſeln,
Sie bleiben nicht lange in einem Joch;
Aber wenn ſie auch ihre Schönen wechſeln,
So bleiben die Namen dieſelben doch,
Und ſo, wenn ſich eine der Liebſchaften endet,
So wird dann jedes zärtliche Blatt,

Das ſie zurückſchickt, auf's neue verwendet,
Ohne daß man den Titel zu ändern hat.
(Nach einer Pauſe.)
Welch Antwort darf ich dem Sohne bringen?

Adele.

Welch' Antwort? — —
(Sie verbirgt ſchnell Eduard's Brief in ihren Buſen, und zerreißt jenen, welchen ſie an ihren Vater geſchrieben.)
Dieſe! (Zeigt auf die Stücke.)

Miller.

Nein, das iſt zu viel!
Wohlan, Madame, ich kann ſie nicht zwingen,
So handeln Sie denn nach Ihrem Gefühl,
Ich ſtehe ab — Sie haſſen ihn —

Adele (einlenkend).

Haſſen?
Nun das eben nicht, ich bedaur' ihn vielmehr,
Bedenken Sie ſelbſt, wer bliebe gelaſſen,
Beleidigt man ihn, wie mich Arme ſo ſehr.

Miller (Für ſich).

Aha, ſie lenket ſchon ein — (laut) So ſprechen
Sie doch noch einmal mit ihm.

Adele.

Nein, nein!
Er könnte ſich wieder auf's neue erfrechen,
Mit einer Dame unhöflich zu ſeyn.

Miller.

Ich bürge, er thut's nicht, — ich darf es wohl ſagen,

Er hat mir es in Geheim ſchon vertraut,
Er fühlt ſchon Amor's —

Adele (ſich vergeſſend).

Wie? — er konnte es wagen
Der Unbeſonnene! (Sich faſſend, lächelnd.)
Ach, es durchſchaut
Mein Blick Ihren Plan, des Sohnes Verſehen,
Der galante Vater macht's wieder gut.

Niller.

Gewiß, er wird ſich nicht mehr unterſtehen,
Ich kenn' ihn, es rollt in dem Jungen mein Blut —
Sehn Sie, Frau von Pleyen, Sie waren Beide
So — was man ſagt, nicht ganz gut geſtimmt,
Jetzt machen Sie mir die einzige Freude,
Und reden mit ihm noch einmal, es nimmt
Jetzt ganz eine andere Wendung die Sache,
Sie werden ſeh'n, er brennt lichterloh,
Und nehmen nur Sie nicht zu grauſame Rache,
So ſind wir alle bald einig und froh,
Und hat der Pfarrer nur einmal verbunden,
Was jetzt noch ſich zieret und neckiſch entzweit,
So geht's ſchon, die Stola heilt alle Wunden,
Und aus dem Muß entſpringt, Einigkeit.
Da kömmt er eben — ich bitte — hübſch gütig.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Eduard.

Eduard (ſich verlegen ſtellend).

Mein Vater! — — — Gnädige Frau! — — —

Adele.

So viel
Ich ſehe, ſind wir nicht mehr ſo übermüthig,
(leiſe zu Eduard.)
Wanken Sie nicht, wir ſind noch nicht am Ziel.

Eduard (leiſe zu Adelen).

Ich kann mein Glück nicht länger verhehlen.

Adele (zu Eduard).

Sie müſſen's noch wenige Stunden thun,

Niller (leiſe zu Adelen).

Er bittet, Sie möchten nicht länger ihn quälen,
Nicht wahr?

Adele.

Er entſchuldigt ſich

Niller.

Sehen Sie nun?
(Laut.)
Nun Kinder, ich laſſ' euch allein, und gewähre
Euch Zeit, um euch vorerſt hübſch einzuverſteh'n,
Ich bin überzeugt, wenn ich wiederkehre,
So werd' ich euch Beide im Reinen ſeh'n.
(Leiſe zu Adelen.)

Lanziren Sie ihm ein Paar zärtliche Blicke,
Die Augen verſteh'ns; wie ſie Flammen ſprüh'n,
Der kleine Gott, mit all ſeiner Tücke
Und all ſeinen Pfeilen wohnet darin.
(Leiſe zu Eduard.)
Nun wirſt du zum Kreuze wohl kriechen müſſen,
Doch ſorge nichts, hat ſie zuvor auch aus Scherz
Das Briefchen, welches von dir kam, zerriſſen,
Deßhalb zerreißt ſie dir doch nicht das Herz.
(Er geht, noch einmal vergnügt die Liebenden betrachtend, ab.)

Eilfter Auftritt.

Adele. Eduard.

Eduard.

Was hör' ich? — So grauſam konnten Sie ſcherzen,
Mein erſtes Briefchen zerriſſen Sie?

Adele.

Nein, Eduard! Ihres ruht hier an dem Herzen,
Ein falſches zerriß ich.

Eduard (indem er ihr die Hand küßt).

O Theuerſte!

Adele.

Wie,
Sind Sie mit der Wirkung der Liſt zufrieden?

Eduard.

Vortrefflich gelingt ſie.

Adele.

Der bindende Akt,
Iſt immer leider noch nicht entſchieden,
Der Vater zögert noch mit dem Kontrakt.

Eduard.

Wie bringen wir ihn wohl dazu?

Adele.

Wir treiben
Die Sache ſo fort, und in kurzer Zeit
Wird er uns zwingen, zu unterſchreiben,
Wohl fürchtend, daß Haß aus der Gleichgiltigkeit
Entſtehe.

Eduard.

Was können wir mehr noch beginnen
Als wir ſchon gethan?

Adele.

Er ließ uns allein,
Damit wir uns eines Beſſern beſinnen,
Er hofft, wir verſteh'n ganz ſicher uns ein.
Doch ſäh' er, daß wir für einander brennen,
So würd' er nach ſeinem Syſteme vielleicht
Uns unerbittlich auf's Neue trennen.

Eduard.

Wohl möglich!

Adele.

Dem vorzubeugen iſt leicht,
Sie müſſen dort in der Ecke ſteh'n,
Ich hier.
(Sie ſtellt ſich in die rechte Ecke der Bühne.)

Eduard (geht gegen die Linke).

So?

Adele.

Noch ſind ſie nicht weit genug.

(Eduard ſtellt ſich ganz in die entgegengeſetzte Ecke.)

Iſt's ſo recht? Weiter kann ich nicht gehen.

Adele.

Nun ſetzen Sie ſich, und nehmen ein Buch.

Eduard

(ſetzt ſich, und ſucht unter den Büchern, welche auf dem Queridon liegen, herum).

Ja, welches?

Adele.

Von jenen eins, die nichts taugen.

Daran wird jetzt doch kein Mangel ſeyn?

Eduard (nimmt ein Buch).

Es ſchwimmen die Buchſtaben mir vor den Augen,
Ich kann nicht leſen.

Adele.

Sie müſſen zum Schein.

Nun ſtill, ich höre den Vater kommen,
Ich bitte, ſehen Sie gar nicht auf mich.

(Beide kehren ſich den Rücken, Adele ſpielt am Tiſche mit Schreibgeräth, nimmt dann auch ein Buch vom Tiſch und lieſt, eben ſo Eduard.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Riller.

Riller (eintretend).

Laß ſeh'n, was das Ding für'ne Wendung genommen.

(Er betrachtet die beiden Liebenden, welche an den beiden äußerſten Enden des Theaters mit Leſen beſchäftigt ſind, und einander gar nicht anblicken.)

Was ſeh' ich? Sie kehren den Rücken ſich!
Bei meiner Seel! es iſt Jammer ſchade,
Daß der Saal nicht breiter iſt; — wär er es jetzt,
Die Beiden hätten ſich ohn' all Gnade
Zwei Meilen weit aus einander geſetzt.
Sie wollen — ich ſeh's — mich auf's Äußerſte treiben,
Doch, ich hab auch meinen Kopf! — alſogleich
Muß mir das Volk den Kontrakt unterſchreiben,
Nun wartet nur, jetzt mach ich's kürzer mit euch.

Adele (bei Seite).

Vortrefflich!

Eduard (eben ſo).

Welch Glück!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Bedienter (welcher Herrn von Riller einen Brief übergibt, und dann wieder abgeht).

Riller (die Adreſſe betrachtend).

Wer hat das geſchrieben?
Die Hand iſt mir wahrlich gar nicht bekannt,

(er öffnet den Brief, und lieſt die Unterſchrift.)

„von Walz“ — der Sohn meines Nachbars da drüben,
Was kann der mir wollen?

Adele (für ſich).

Der Modefant!
Hat oft mich mit ſeiner Liebe gequälet,
Doch hieß ich des Weges ihn weiter zieh'n.

Eduard (bei Seite).

Mein Feind!

Niller.

Laß ſeh'n, was der Herr mir erzählet.

Eduard.

Er will ſich wohl rächen, ich kenne ihn.

Niller (lieſt).

„Mein Herr!

„Ich kenne Sie, und achte Sie zu ſehr, als daß es mir gleichgültig ſeyn könnte, zu ſehen, wie ein redlicher guter Mann, wie Sie, hintergangen wird. Ich weiß, Sie haſſen alle Ehen, welche aus Zuneigung geſchloſſen werden, und doch ſind Sie eben in dieſem Augenblicke im Begriffe, ſelbſt eine ſolche Ehe zu ſchließen. Die beiden jungen Leute, welche ſie vereinigen wollen, lieben ſich ſchon lange heimlich, allein ſie verbergen vermuthlich ihre wahren Gefühle, um Sie zu überliſten, und ihren Zweck zu erreichen. Ich warne Sie und bin zu jeder Zeit bereit, Ihnen über meine Worte Rede zu ſtehen.“

Ihr Diener
v. Walz.

Eduard (für ſich, ohne vom Buche aufſehend).

O Himmel!

Adele (eben ſo).

Verloren iſt alles.

Niller (für ſich).

Zu prellen

Verſuchte man mich? — Wohl leuchtet's mir ein,
Kann mancher Gleichgült'ge verliebt ſich ſtellen,
So kann ein Verliebter auch gleichgültig ſeyn. —
Das ändert den Plan, ich will ſie gleich prüfen
(tritt zu Adelen).
Das Buch, gnäd'ge Frau, iſt wohl ſehr int'reſſant?
(tritt zu Eduard).
Mein Eduard ſcheint ſich auch ſehr zu vertiefen.

Eduard.

Der Styl iſt ganz göttlich.

Adele.

Der Mann ſchreibt ſcharmant!

(Stehen Beide auf.)

Niller.

Ihr qualificirt Euch zur beſten Ehe
Ihr lieben Kinder, ſo viel man nur kann,
Ihr ſitzet Beide, ſo wie ich itzt ſehe,
In einer Ecke, und ſeht Euch nicht an.
Ich könnt' Euch viele Exempel geben,
Ein Duzend Paare nenn' ich geſchwind,
Die darum nur um ſo glücklicher leben,
Weil ſie weit von einander entfernet ſind,

Allein, Ihr ſollt mich nicht grauſam nennen,
Verzeiht mir, was ich bishero gethan:
Ihr könnt noch in dieſer Minute Euch trennen,
Will ganz Verzicht thun auf meinen Plan.

Adele (erſtaunt).

Wie, Herr v. Riller? — Sie wollten (ſich faſſend).
O Freude!
(Bei Seite.)
Nun iſt's geſchehn!

Riller.

Ja, Sie reiſen ab.
(Zu Eduard.)
Mein Sohn! Du biſt wieder frei.

Eduard (für ſich).

Was ich leide,
(laut, Rillern die Hand küſſend.)
Mein gütiger Vater! (für ſich). Er bringt mich in's Grab.

Riller (zu Adelen).

Ich hab' Ihren Wagen ſchon anſpannen laſſen.

Adele.

Fort, fort,
(Sie zieht in der Verwirrung, da ſie ſich zur Reiſe bereiten will — ihre Handſchuhe aus, und hängt ſie über einen Stuhl.)

Riller.

Gott behüte, ich habe nicht Muth,
Daß ich Jene verbinde, welche ſich haſſen.

Adele.

Gewiß, Sie ſind ganz erſchrecklich gut.

Riller (zu Eduard).

Mein Sohn wird durch's ganze Leben mir danken
Was ich ihm geopfert.

Eduard.

Gewiß, ganz gewiß,
Es kennt meine Dankbarkeit gar keine Schranken.
(Für ſich.)
Ich kenne mich ſelbſt nicht vor Ärgerniß.

Riller.

Ich eile, um Alles in Ordnung zu bringen,
Damit Madame gleich abreiſen kann,

(Er faßt Beide bei der Hand, und ſpricht mit einem Ton, welcher herzlich ſeyn ſoll, wobei er ſich aber kaum des Lachens erwehren kann.)

Nein, Kinder, ich will Euch zu gar nichts zwingen,
Sagt Euch Lebewohl, und trennt Euch ſodann.

Eduard (ſich fröhlich ſtellend).

Madame! gute Reiſe!

Adele (eben ſo, und ironiſch).

Nicht konnt' ich beſiegen
Ihr grauſames Herz.

Eduard (eben ſo).

Ich fühle den Spott —
Sie haben wohl recht gute Pferde?

Adele (eben ſo).

Sie fliegen!

Eduard (eben ſo).

So ſind wir bald weit von einander.

Eduard und Adele.

(Für ſich, alles im Ausbruche des höchſten Schmerzens.)

O Gott!

Niller (im Abgehen für ſich).

Die Schelme, wenn ſie ſich wirklich lieben,
So ſpielen ſie trefflich, ihr Haß ſcheint Natur.
Vergebens ſucht ihr zu fiſchen im Trüben,
Ich komme der Wahrheit doch noch auf die Spur.

(Er geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Adele. Eduard.

(Beide ſtehen einige Augenblicke ſtumm und traurig da.)

Eduard.

Adele!

Adele.

Eduard!

Eduard.

Alles verloren!

Adele.

Wir ſitzen auf Sande, da brauchts itzt Geduld;

Eduard.

So hat denn das Glück gegen mich ſich verſchworen.

Adele.

Wir ſind die Beſiegten.

Eduard.

Iſt ganz Ihre Schuld.

Adele.

So ſeid ihr ſauberes Erdengewimmel,
Bringt Euch ein neues Projektchen Gewinn,
So hebt ihr deſſen Erfinder zum Himmel,
Wo nicht, ſo beſchimpft und beleidigt ihr ihn.
Nun ſprechen Sie, was iſt jetzt denn zu machen?
Sie weiſer Herr!

Eduard.

Ach, ich weiß keinen Plan.

Adele.

Ich weiß aber einen.

Eduard.

Adele!

Adele.

Es fachen
Die Hinderniſſe den Muth mir ſtets an,
Mein Köpfchen hat noch was im Hinterhalte,
Und das wird gelingen, es ahnet mir ſchier,
(ſieht ſich um).
Da kömmt ein Bedienter, und mit ihm der Alte,
Nur luſtig, itzt luſtig, und helfen Sie mir.

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Bedienter und Riller.

(Riller, welcher gleich nach ſeinem Eintreten ſich verbirgt, um zu horchen, und zu beobachten.)

Bedienter.

Madame, zur Reiſe bereit ſteht der Wagen.

Adele.

Ich komme ſogleich!

(zu Eduard).

Ganz Hochachtungsvoll

Empfehl' ich mich Ihnen.

Eduard (verlegen).

Was ſoll ich ihr ſagen?

Adele.

Mein Herr, wir ſcheiden doch ohne Groll?

Eduard.

Gewiß, ich — —

Adele (einfallend).

Suchen Sie keine Worte,
Wir ſtanden einander zur Ehe nicht an,
Ein Pfeil, der unſere Herzen durchbohrte,
Eh' wir uns geſehen, iſt Schuld daran.

Eduard.

Ja wohl, ein tödtender Pfeil!

Adele.

Wir waren
So edel uns nicht zu betrügen durch Schein,

Adieu! — ich ſprech' im Vorüberfahren
Bei Walz, unſerm biedern Freunde ein.
Der Brief, welchen er an den Vater geſchrieben,
Das war, beim Himmel! ein Meiſterſtück.
(Riller wird aufmerkſam).
Der alte Herr meint nun, daß wir uns lieben,
Und macht, da er hindern es will, unſer Glück.
In Ihrem und meinem Namen danken
Werd ich dem Guten für ſeine Liſt,
Adieu! Adieu! unſ're Ketten ſanken
Dem Glücklichen Heil! der die Freiheit genießt.
(Sie will ab, Riller tritt ihr in den Weg, und faßt ſie bei der Hand).

Riller.

Halt! So ſucht man hier aus dem Handel zu kommen?
Nein, nein, gnäd'ge Frau, ſo reiſt man nicht fort!

Adele (ſich verlegen ſtellend).

Wie, Sie hier mein Herr?

Riller.

Habe Alles vernommen.

Eduard.

Sie hätten gehört?

Riller.

Man ſpreche kein Wort!
Ihr wolltet den alten Vater betrügen,
Doch alles umſonſt, ich war feiner als Ihr,
Da ward ein Brief fabrizirt, voller Lügen,
Ihr liebt Euch: Ha ha ha! das ſaget mir?
Jetzt gilt keine Ausflucht mehr, müßt Euch vereinen,
Jetzt unterzeichnet, vorbei iſt der Spaß,

Und wollt Ihr nicht, ſo enterb ich den Einen,
Und ſchwöre der Andern ewigen Haß.

Adele.

Mein Herr!

Niller (legt den Kontrakt auf den Tiſch).

Hier iſt der Kontrakt, keine Gnade!

Adele (lachend und weinend zugleich).

In Gottes Namen, — o ſchreckliche Pein!
(Sie unterſchreibt.)

Niller (zu Eduard).

Nun iſt es an dir, junger Herr!

Eduard.

Ich bade
In Thränen die Schrift.
(Er unterſchreibt lachend.)

Niller.

Wird bald trocken ſeyn.
(Er unterzeichnet auch, und reicht dann den Kontrakt dem Bedienten.)
Die Schrift zum Notar!
(Der Bediente geht ab.)

Niller (ſich freudig die Hände reibend).

Nun iſt es geſchehen,
Und Alles nach meinem Projekte ging,
Zwei Herzen werd ich vereinigt ſehen,
Die Amor nie in ſein Netzchen fing,
Der iſt mit Hymen immer im Streite,
Und Beide thun zuſammen nicht gut.
(Zu Eduard und Adelen).

Gewiß! Ihr werdet recht glückliche Leute,
Und ſegelt vergnügt durch des Lebens Fluth,
Allons! Reicht die Händ' Euch, gebt Euch ein Paar Küſſe.
(Eduard und Adele thun es voll Innigkeit.)
Nicht wahr, das ſchmeckt gut? Ja, daß Ihr's nur wißt:
Sie ſchmeckten Euch ſicher lang nicht ſo ſüße,
Wenn Ihr Euch vorher ſchon öfters geküßt.

Gruppe.

Czar Iwan.

Dramatiſirte Anekdote in zwei Akten.

Perſonen.

Czar Iwan.
Petrowitſch, ein Holzhauer.
Eudoxia, ſeine Baſe.
Maria, ſeine Mutter.
Rigoroff, Steuereinnehmer.
Alexis, deſſen Sohn.
Landleute. Gefolge des Czars.

Zeit der Handlung: Das Jahr 1550. — Ort: Ein Dorf außer Moskau.

Erſter Akt.

(Die Bühne ſtellt das Innere einer ärmlichen Hütte vor. Ein alter Tiſch, fünf Stühle, ein Schrank und eine zuſammengerollte Strohmatte (Flechte) ſind darin ſichtbar. Eine Kabinetsthür zur Linken, im Hintergrunde der Haupteingang.)

Erſte Scene.

Maria (allein, fröhlich auf- und abtrippelnd).

Ich ſoll alſo jetzt wieder Großmutter werden?
Vor Freuden bin ich faſt außer mir!
Es gibt keinen herrlichern Segen auf Erden,
Als viele Kinder, der Eltern Zier;
Schon ſeh' ich, wie jede Frau mich beneidet,
Trag' ich den Enkel im Arme zur Schau,
Schneeweiß iſt der prächtige Junge gekleidet,
Mit Schleifen am Kopf, und am Arm himmelblau,
Schon hör' ich die immer geſchäftigen Zungen
Der Nachbarinnen rund um mich ſchrei'n:
„Die hat ein Glück, ſeht den herrlichen Jungen!“
(Auf einmal ſtill ſtehend und nachdenkend.)
Doch halt! wird's denn ſicher ein *Knabe* auch ſeyn?
Der Himmel kann eben ein *Mädchen* auch ſchenken,
Er hat ſo ſeine Grillen manchmal,

Je nun, da muß man ſich gar nicht kränken
Und überläßt dem Himmel die Wahl.
Ich werd' einmal Großmutter, das iſt richtig
Und darauf kömmt es doch eigentlich an,
Ach Gott! das Wort iſt entſetzlich gewichtig,
Ich weine vor Freuden, denk ich nur d'ran.
(Sie geht an die Kabinetsthüre und horcht.)
Was macht denn die Tochter? — Sie legte ſich nieder
Und'ſchläft vermuthlich. (Horcht.) Nein, nein ſie wacht.
Mein Gott! wo iſt denn Eudoxia wieder?
Das junge Blut hat auf gar nichts doch acht.
Eudoxia! he! wo biſt du?

Zweite Scene.

Maria. Eudoxia.

Eudoxia.

Großtante!

Da bin ich.

Maria.

Wo warſt du denn wieder jetzt?

Eudoxia.

Vor unſerer Hütt' an dem Bachesrande
Hab' ich mich ein bischen niedergeſetzt.

Maria.

Nun, nun, — und warſt du denn dort ganz alleine?
Saß etwa Alexis nicht neben dir?

Eudoxia (verlegen).

Ja! — nein! —

Maria (drohend).

Nicht lügen!

Eudoxia.

Groſstante! — ich meine —
Wahrhaftig, Alexis ſaſs doch neben mir.

Maria.

Ward dir's nicht befohlen, den Burſchen zu meiden?
Wo ſoll das hinaus?

Eudoxia.

Ja, das wiſſen wir nicht,
Allein, ich verſichr' Euch, er iſt ſo beſcheiden —

Maria.

Was ſpricht er denn Gutes mit dir?

Eudoxia (zögernd).

Was er ſpricht?
Ich hör' ihn immer das Nämliche fragen:
Ob ich ihn liebe?

Maria.

Und du?

Eudoxia.

Im Geſicht
Feuerroth, ſag' ich: Ja!

Maria.

Nein ſollteſt du ſagen.

Eudoxia.

Ihr ſagtet erſt ſelbſt, lügen dürfe man nicht.

Maria.

So ſteckt dir die Liebe im Köpfchen?

Eudoxia.

Sie ſcherzen,
Bei mir kann da nicht ihre Wohnung ſeyn;
Bei den jungen Leuten zieht ſie im Herzen,
Bei den alten erſt im Gedächtniß ein.

Maria.

O ſchön! — das ſollteſt du gar noch nicht wiſſen.

Eudoxia.

Ich weiß es denn doch.

Maria (die Hände zuſammenſchlagend).

Gott! mit achtzehn Jahr'
Da hätt' ich zu Tode mich ſchämen müſſen,
Gott Dank! daß ich damals ganz anders war;
Sei verſichert, auch ich hatte rothe Wangen
Und Augen, blau, wie man ſie jetzt nicht mehr ſieht,
Die Burſche ſind haufenweis nach mir gegangen,
Auch bei mir hat's von Außen und Innen geglüht,
Doch Keiner von allen den Ehrenraben
Kann rühmen ſich, daß er's weiter gebracht,
Als höchſtens die Worte vernommen zu haben:
Guten Morgen, guten Abend und gute Nacht. —
Ich bitte dich, bleib von den Burſchen entfernt,
Trau meinem Rathe, ich ſage dir's, Kind,
Ich habe die Männer kennen gelernt,
Doch du weißt leider noch nicht wie ſie ſind. —
Ich will jetzt geſchwind in die Küche ſehen,
Und halte ein kräftiges Süppchen bereit,

Du unterfängſt dich nicht fortzugehen,
Und habe fein acht, wenn die Wöchnerin ſchreit.
(Ab).

Dritte Scene.

Eudoxia (allein). Dann **Alexis.**

Eudoxia.

Die Großtante iſt doch wahrlich zu ſtrenge,
Und falſch ſind die Lehren, die ſie mir gibt,
Der Pfarrer beweiſt's in die Breite und Länge,
Der Menſch ſei darum auf der Welt, daß er liebt.

Alexis (ſich vorſichtig an der Thüre zeigend).

Eudoxia! — iſt ſie ſchon fort?

Eudoxia (traurig).

Ja!

Alexis.

Die Böſe!
Sie ſtöret mir immer mein Glück.

Eudoxia.

Und daran
Thut ſie auch ganz recht.

Alexis (auffahrend).

Was?

Eudoxia.

Mach nur kein Getöſe,
Die Wöchnerin liegt ja da neben an. —
Mein Mann kannſt du nun auf keinen Fall werden.

Alexis.

So liebſt du mich nimmer, du Heuchlerin?

Eudoxia.

Ich liebe dich mehr, als Alles auf Erden;
Doch iſt meine Lieb' nicht nach Jedermanns Sinn.

Alexis.

Erkläre dich näher.

Eudoxia.

Braucht's da noch Erklärung?
Da leider ſchon Alles in's Auge ſpringt,
Hoffſt etwa von deinem Vater Gewährung,
Der gierig nur nach Vermögen ringt?

Alexis (trübſelig).

Ach, leider nein!

Eudoxia.

Was alſo zu machen?

Alexis.

Hübſch mit der Hoffnung zufrieden ſeyn,
Bis der liebe Herrgott ändert die Sachen
Und ich in des Vaters Amt trete ein,
Da bin ich dann Steuereinnehmer! — Man ſaget,
Dies Amt nähre reichlich ſeinen Mann;
Ich bin ſchon zufrieden, wenn's ſo viel traget,
Daß ein liebendes Paar davon leben kann.

Eudoxia (ſeufzend).

Ein ſchöner Traum! — aus den fernſten Räumen
Ein Hoffnungsſtrahl iſt's, in welchem du ſchwimmſt.

Alexis.
So laß mich in Gottesnamen fortträumen,
Nicht ſchön iſt's, wenn die Hoffnung mir nimmſt,
Petrowitſch (ſingt von außen):
Mag des Reichen Schornſtein rauchen,
Deßhalb trübt ſich nicht mein Blick;
Wenig wünſchen, wenig brauchen,
Gibt Zufriedenheit und Glück.
Eudoxia.
Hörſt du, es kömmt aus dem Walde der Vetter.
Alexis.
Er ſingt ſchon wieder.
Eudoxia.
Ja, ihm iſt nie bang,
Er verſcheuchet Kummer, und Sturm und Wetter
Und was ihn ärgern kann, durch Geſang.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Petrowitſch (mit Holz beladen).

Petrowitſch.
Heut ſpart mir der Regen wieder das Baden,
Und der Wind pfeift aus allen Löchern heraus.
Eudoxia! hilf mir das Holz abladen.
(Es geſchieht, und er erblickt Alexis.)
Alexis! — Was macht Ihr in meinem Haus?
(Sich lächelnd vor die Stirne ſchlagend.)
Ja ſo! Wie kann ich ſo dumm denn fragen?

(auf Eudoxien zeigend.)

Da ſteht ja ein rothbewangter Magnet,
Den Schmetterling ſieht man nach Blumen jagen,
Und der Jüngling nach den Dirnen ſich dreht;
Für Euer Alter gehöret die Liebe,
Ein gutes Glas Wein für meine Zeit;
Für uns alle beide der Freundſchaft Triebe,
Und für jedes Alter die Fröhlichkeit.

Alexis.

Die Fröhlichkeit, ach! die folgt nur dem Glücke.

Petrowitſch.

Und glücklich iſt man, wenn man's ſeyn will.

Alexis.

Das Wollen ſtreitet oft mit dem Geſchicke.

Petrowitſch.

Geſchick? — Was nennſt du Geſchick?

Alexis.

Seid nur ſtill,
Ihr ſollet ſchon gar nicht vom Glücke ſprechen,
Ihr ſeid ja ſo arm —

Petrowitſch (ſich ereifernd).

Ich arm? ſprich nicht aus!
Glaubſt du nur dort, wo man täglich kann zechen,
Nur dort ſei der Reichthum alleine zu Haus?
Sieh Freund! um meine Familie zu nähren,
Beſitz' ich zwei kräftige Arme und Muth,
Ich weiß zu genießen und weiß zu entbehren,
Und halte den Frohſinn für's herrlichſte Gut,

Thu' Andern wohl, ſo viel es mag leiden
  Mein magerer Beutel, und haſſe was ſchlecht,
Mich könnten um meinen Reichthum beneiden
  Viel reiche Leute mit vollem Recht.

Eudoxia.

Und Vetter, Eines habt Ihr vergeſſen,
  Ihr ſeid auch von allen Leuten geehrt.

Petrowitſch.

Solch' Münze weiß Jeder nicht zu ermeſſen
  Bei Steuereinnehmern iſt ſie nichts werth.

(Zu Alexis.)

Das zeigt dein Vater, um Geld mich zu quälen
  Erſcheint er tagtäglich beim Abendlicht.

Alexis.

Verzeiht, er folget nur höhern Befehlen.

Petrowitſch (ihn auf die Schultern klopfend).

  Du vertheidigſt ihn? — freut mich! — iſt auch deine Pflicht.
Doch wer nichts hat, der kann auch nichts geben,
  Die Regel kein Weiſer zu läugnen gedenkt.
Sieh Freund, ich habe fünf Kinder bei Leben
  Und ein Weib, das mir heut noch das ſechſte ſchenkt.

(Sich beſinnend)

Ja — Tauſend! — Ihr brächtet mich da in das Plaudern,
  Und Kathrinchen wartet auf ihren Mann,
Wie konnt' ich die Gute zu ſehen noch zaudern?
  Eudoxia! zünde die Lampe an,
Dann ſollſt du für morgen was Gutes uns kochen,
  Ein herrlicher Tag geht ja morgen mir auf.

(Sie in's Kinn kneipend.)

Da hältſt du — ich hab es dir lang ſchon verſprochen —
Den Neugebornen über die Tauf'.

(Er geht in's Kabinet.)

Fünfte Scene.

Eudoxia. Alexis.

Alexis.

Wie? — du hältſt das Kindlein?

Eudoxia.

Ja freilich.

Alexis.

Doch ſage,
Wer iſt denn der männliche Pathe mit dir?

Eudoxia (ſcherzend).

Ein bildſchöner Burſch aus der Nachbarſchaft.

Alexis (aufgebracht).

Wage
Es nicht!

Eudoxia.

Was wäre zu wagen hier?

Alexis.

Ich ſehe, du legſt es d'rauf an, mich zu quälen,
Nicht einen Augenblick läßt ſie mir Ruh',
Doch wart', ich will auch eine Pathe mir wählen, —
Eine Pathe — ja — und ein Kind dazu.

Eudoxia.

Geh, ſchließe die Balken.

Alexis (indem er zum Fenſter geht).

O Weiber! o Schlangen!
Das kleine Kind — und ein And'rer mit ihr.
(Springt ſchnell vom Fenſter zurück.)
Ach Gott! da kömmt mein Vater gegangen,
Wo berg' ich mich?

Eudoxia (umherblickend).

Unter das Reiſig hier.

(Alexis verſteckt ſich unter das Reiſig, welches Petrowitſch mitgebracht hat.)

Sechste Scene.

Die Vorigen. Rigoroff. Ein Schreiber. Ein Gerichsdiener.

Rigoroff (zum Gerichtsdiener).

Er bleibt draußen vor der Thüre ſtehen.
(Tritt vor, und zu Eudoxia.)
Wo iſt er? — Geſchwind mit der Sprache heraus.

Eudoxia (verlegen).

Mein Herr! (Für ſich.) So hat er wohl gar ihn geſehen!

Rigoroff.

Verläugnet ihn ja nicht, er ging erſt ins Haus.

Eudoxia.

So ſchreit nur nicht ſo!

Rigoroff.

Wer will mir das wehren?
Mit Güte geht keine Kopecke ein,

Bin dafür bezahlt, um nur ſtets zu begehren,
Und liebenswürdig darf ich nicht ſeyn.

Eudoxia.

Dann ſeid Ihr zu Eurem Amt ganz geſchaffen.

Rigoroff.

Mordtauſend! — wo iſt er?

Eudoxia.

So flucht nicht ſo arg,
Wollt Ihr mir verſprechen, ihn nicht zu ſtrafen,
Dann will ich Euch ſagen, wohin er ſich barg.

Rigoroff.

Geld muß ich ſehen, dann fluch' ich nimmer.

Eudoxia.

Ja, Geld hab' ich nicht, Gott ſei es geklagt,
Doch bin ich jung, ſittſam, und fleißig immer,
Auch ein bischen hübſch — hat der Vetter geſagt, —
Dann beſitz' ich noch manche häusliche Tugend.

Rigoroff.

Sag mir, was der Czar damit machen ſoll?
Mit deiner Schönheit und deiner Jugend
Wird in Ewigkeit ſeine Kaſſa nicht voll,
Damit bezahlt er nicht ſeine Soldaten.

Eudoxia (erſtaunt).

Der Czar? — was wollt Ihr denn jetzt mit dem Czar?
Seid ruhig, den wünſch' ich mir gar nicht zum Gatten.

Rigoroff.

Was ſprichſt du denn da, biſt du toll ganz und gar?
Heirathe, wen du willſt meinetwegen!

Eudoxia (haſtig einfallend).

So will ich Alexis.

Rigoroff.

Das laß dir vergeh'n!

Eudoxia.

Er liebt mich.

Rigoroff.

Und dann?

Eudoxia.

Nun; Ihr gebt Euern Segen.

Rigoroff.

Dazu möcht' ich wohl mich ſchwerlich verſteh'n.

Eudoxia (ihm ſchmeichelnd).

Ihr laßt Euch von unſerer Liebe wohl rühren.

Rigoroff.

Lieb'? — Rühren? — ha! was es für Worte gibt!
So lange die Rigoroff's exiſtiren,
War keiner gerührt noch, und keiner verliebt;
Und iſt es Alexis, ſo wie Mamſell ſaget,
So fällt von der Henne ſehr weit das Ei. —
Genug! — Euer Vetter?

Eudoxia.

So habt Ihr gefraget
Um dieſen?

(ruft laut in's Kabinett.)

He Vetter! kommt ſchnelle herbei!

Siebente Scene.

Die Vorigen. Petrowitſch.

Petrowitſch (zu Eudorien).
So ſchrei nur nicht ſo, bedenk die Kranke.

Eudoxia (zeigt auf Rigoroff).
Verzeiht lieber Vetter! — der Herr —

Petrowitſch (ſeine Mütze abziehend).
Ei ſieh da!
Herr Rigoroff!
(Zu Eudorien.)
Schnell einen Seſſel!

Rigoroff.
Ich danke!
Den ganzen Tag ſitz' ich im Amte ja.

Petrowitſch (nöthigt ihn auf einen Stuhl).
Nein, Nein, Ihr dürft mir den Schlaf nicht nehmen.

Rigoroff.
Den brauch' ich auch nicht.

Petrowitſch.
So kommt Ihr wohl her
Um -- wie's meinem Weibe geht — zu vernehmen?

Rigoroff.
Nein, Nein.

Petrowitſch.
Herr Nachbar, ich dank' Euch ſehr.
(Zu Eudoria.)
Leg Holz in den Ofen.

Eudoxia (bei Seite).
Wie kann er entfliehen?
(Zu Petrowitſch.)
Das Holz iſt zu naß noch.
(Leiſe zu Alexis.)
Kriech' unter den Tiſch.
(Alexis thut es.)

Rigoroff (zu Eudoxien).
Nein, laß nur, Ihr dürft Euch gar nicht bemühen.

Petrowitſch (ſich die Hände reibend).
Ei wohl, es iſt heute abſcheulich friſch!
Und dann muß ich Euern Beſuch ja feiern.

Rigoroff.
Mord tauſend, ſo laßt mich doch einmal zu Wort.
Gebt Geld mir, Geld, bezahlt Eure Steuern,
Dann geh' ich im Augenblick wieder fort.

Petrowitſch.
Dieß alſo der Grund, warum Ihr gekommen?

Rigoroff (auf ein Papier zeigend).
Hier iſt die Quittung.

Petrowitſch (auf ſeine Taſche zeigend).
Und hier kein Geld.

Rigoroff.
Ausflüchte werden nicht angenommen!

Petrowitſch.
Nicht geben kann ich Euch das, was mir fehlt;
Doch rechn' ich darauf, welches bald zu erhalten.

Rigoroff.
Gleich, gleich! — das *bald* bringt in große Gefahr,

Ich kann mit der Kaſſe des Staates nicht ſchalten.
(Nimmt gravitätiſch den Hut ab.)
Ich ſtehe vor Euch im Namen des Czar.

Petrowitſch (nimmt auch ſeine Mütze ab).

Der liebe Fürſt iſt von Güte beſeelet,
Leiht jedem Armen ſein Herz und ſein Ohr,
Und wenn Ihr die Leute ſo grauſam quälet,
So ſtellt Ihr den Czar ganz erbärmlich vor,
Ach hört' er meine gerechte Klage,
Und ſtünd' er an Euerer Stelle jetzt hier,
Er hätte Mitleid mit meiner Lage,
Und ſchenkte Credit noch recht lange mir.

Rigoroff.

He Uskoff! — ſetz' dich!
(Der Schreiber tritt gegen den Tiſch und holt Schreibgeräthe und Papier aus ſeinem Sacke hervor.)

Petrowitſch (welcher das bemerkt).

Was wollt Ihr treiben?

Rigoroff (zum Schreiber).

Nimm Feder und Tint', ich diktire dir an.
(Zu Petrowitſch.)
Wir wollen die Meubels ein wenig beſchreiben,
Veräußert werden ſie morgen dann.

Eudoxia (läuft ängſtlich zum Tiſche).

Ach wartet, ich will Euch den Tiſch abräumen.
(Sie thut es, und ſpricht leiſe zu Alexis.)
Entflieh, jetzt kann er gewiß dich nicht ſeh'n.
(Sie ſtellt ſich ganz vor den Tiſch, und ſchiebt den Schreiber auf die Seite. Alexis kriecht hinten heraus, und läuft ſchnell durch die Thüre ab.)

Rigoroff.

Nun wird's? ich kann meine Zeit nicht verſäumen.

Eudoxia (zum Schreiber).

Nehmt immer jetzt Platz, es iſt ſchon geſcheh'n!

Rigoroff (umherſehend und diktirend).

Ein alter Tiſch, und fünf ſchlechte Stühle.

Schreiber (nachſprechend).

Fünf ſchlechte Stühle.

Rigoroff.

Dann eine Bank.

Schreiber.

Bank.

Petrowitſch.

Kennt Ihr denn gar nicht des Mitleid's Gefühle?

Rigoroff (weiter diktirend).

Dann weiters ein Schrank.
(Zu Petrowitſch.)
Sagt, was iſt in dem Schrank?

Petrowitſch.

Verſchiedenes Pelzwerk.

Rigoroff.

Ha Pelzwerk! — Geſchrieben!

Petrowitſch.

Ich bitt' Euch Herr, erbarmet Euch mein,
Hab' ein Weib und fünf Kinder, bedenkt!

Rigoroff.

Nach Belieben.

Petrowitſch (auf die Thüre blickend).
Ach ſieh! da tritt ja ein Fremder ein.

Achte Scene.

Die Vorigen. Iwan (in ärmlichem Anzuge).

Iwan.
Ihr werdet mich nicht von der Thüre ſtoßen,
Ich ſterbe vor Hunger und Mattigkeit ſchier,
Die Thore von Moskau ſind ſchon geſchloſſen,
Und im Dorfe hier öffnet man nirgend mir;
Bei allen Häuſern wagt' ich meine Bitte,
Die zeigten von einiger Zierlichkeit,
Doch fruchtlos — da trat ich zu Eurer Hütte,
Vielleicht wohnt bei Armuth die Menſchlichkeit.

Petrowitſch (hält ihm die Hand entgegen).
Herein, herein! willkommen! — Ja danke
Für Euere gute Meinung von mir.

Eudoxia.
Kommt her und ſetzt Euch da neben dem Schranke,
Da iſt es hübſch warm.

Iwan (geht gegen den Ofen).
Kind! Gott lohn' es dir.

Petrowitſch.
Viel Gutes werdet Ihr freilich nicht finden.
Seht um Euch, es ſieht auch darnach hier nicht aus.
Mein Weib will des ſechsten Kinds ſich entbinden,
Und Überflüſſiges iſt nicht im Haus;
Doch was man Euch gibt, kommt aus gutem Herzen.

Iwan.

Die ſchönſte Würze!

Rigoroff.

Was werd' ich gewahr,
Ihr wollt mit der Gaſtfreundſchaft wohl nur ſcherzen?
Ihr habt ja ſelbſt nichts.

Petrowitſch.

Sehr wenig, 's iſt wahr,
Allein, da auch Weniges ſich läßt theilen,
So habe der Arme die Hälfte davon.

Rigoroff (für ſich).

Das nenn' ich dumm ſeyn.

Iwan.

Ach fünfzehn Meilen
Macht' ich, ohne etwas zu eſſen, ſchon.
(Rigoroff näher betrachtend).
Herr! Euch ſoll ich kennen; — 'ne Viertelſtunde
Mags ſeyn, da klopft' ich an Euere Thür',
Ihr wieſet mich ab, und drohtet die Hunde,
Wenn ich nicht gleich ginge, zu hetzen nach mir.

Rigoroff.

Der Czar kann ſo Vagabunden nicht leiden.

Petrowitſch (etwas unwirſch).

Der Czar und der Czar! — habt vor dem mehr Reſpekt.
Und leiht ihm nicht all' Eure Grauſamkeiten,
Der Mantel iſt Er, hinter den Ihr Euch ſteckt.

Iwan.

Recht Freund, laßt ja das Gefühl Euch nicht rauben,
Reicht jedem Armen die hilfreiche Hand,

Oft ſtecket, — wenn wir's am wenigſten glauben,
Ein achtbarer Mann unter grobem Gewand;
Es gibt zwar Manche, die Ungarwein ſchlürfen,
Von jener Zahl, die an Thüren ſich bückt,
Doch wenn auch nur fünf von zehn es bedürfen,
So lehnt ſich's der Müh', daß man alle erquickt.

Petrowitſch.

Das iſt auch mein Grundſatz.

Rigoroff.

Wer hörte im Leben
So Etwas? (zu Iwan.) Kennt Ihr die Vorſchrift nicht?
Bei uns darf's gar keine Bettler geben,
Ein Jeder muß reich ſeyn, das iſt ſeine Pflicht,
Doch — 's wird ſchon ſpät. — Ich komme in's Feuer
Und 's nützet nicht, darum entfern' ich mich jetzt.
(Zu Petrowitſch).
Bezahlt Ihr morgen nicht ganz Eure Steuer,
So werdet Ihr in das Gefängniß geſetzt,
Und damit Punktum, mein Braten erkaltet,
Laß ſehen ob Euere Menſchlichkeit,
Auf die Ihr ſo große Stücke haltet,
Euch eine Kopecke zum zahlen leiht.
Glaubt mir, das Gutſeyn will nicht viel bedeuten,
Man iſt da nur ſtets ſeines Herzens Knecht,
Und wird betrogen auf allen Seiten.
Kurzum das Gutſeyn iſt immer ſchlecht. —
(Er geht mit dem Schreiber ab.)

Neunte Scene.

Die Vorigen, ohne Rigoroff.

Iwan.

Wer iſt denn der Mann?

Petrowitſch.

Ein hartherziger Alter.

Iwan.

Ihr ſeid ihm wohl ſchuldig, wie's ſcheinet?

Eudoxia.

O nein,
Der Rigoroff iſt nur Steuerverwalter.
Dem Czar iſt mein Vetter ſchuldig allein;
Der braucht nicht die wenigen Rubel — ich meine —
Der hat Geld genug.

Iwan.

So ſcheint es dir,
Doch ſpräche Jedermann ſo, liebe Kleine!
So würde der Czar bald ſo arm ſeyn als Ihr.

Petrowitſch.

Seht Herr! dem Fürſten die Steuer zu zahlen,
Iſt wohl — ich erkenn's — meine erſte Pflicht;
Allein, ich kann mir ja Geld nicht mahlen,
Und verdienen — wahrhaftig! — kann ich mir's nicht,
Ihr wißt ja das ſelbſt, wie es pflegt zu gehen,
Ihr ſeid ja ſelber nicht reicher als ich; —

Doch ſtill, noch muß ich Euch hungrig ſehen.
(Zu Eudoxia.)
Ruf' meine Mutter, geh' ſpute dich!
(Eudoxia will abgehen. Maria tritt ihr aus dem Kabinet entgegen.)

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Maria.

Maria (pathetiſch).

Lebe den Herrn, lieber Sohn!

Petrowitſch.

O ſage
Mutter, was iſt's?

Maria.

Um ein Kindlein mehr
Schenkt dir der Himmel.

Petrowitſch.

O Gott! ich wage
Zu fragen kaum — iſt's eine Sie, iſt's ein Er?

Maria.

'S iſt ein Knabe.

Petrowitſch (in höchſter Freude).

Ein Knabe, ein Knabe!
Das iſt mein vierter, ich danke dir Gott!
Nun ſage einer mir, daß ich nichts habe,
Hab' ich nicht Kinder 'ne ganze Rott'?
(Vor Freude herumhüpfend.)
O welch' ein Glück! Mutter, laß dich umarmen!
(Er thut es, dann zu Eudoxia.)

Muhme, was ſtehſt du ſo ruhig hier?
(Zu Iwan.)
Freund! möge Gott ſich auch deiner erbarmen,
Und ſchenke doch ja viele Kinder dir,
Das iſt des Himmels herrlichſter Segen;
(ſich brüſtend).
Ordentlich fühlt man in ſich einen Rauch,
Näher tritt man dem Herrgott entgegen:
Er hat Menſchen erſchaffen — ich auch!
Ach, alle Schätze des Czars und Orden
Sie wären mir dieſen Jungen nicht werth.

Iwan.

Der Czar iſt ja auch dadurch reicher geworden,
Auch ſeine Familie hat ſich vermehrt.

Eudoxia (freudig).

Ich bin alſo Pathe! — Der Junge ſoll haben
Den ſchönſten Namen.

Petrowitſch.

Wie nennſt du ihn wohl?

Eudoxia (verlegen).

Ich weiß es noch nicht. (Für ſich.) Ich heiße den Knaben Alexis.

Iwan.

Ein Nam' iſt bedeutungsvoll,
Er kann auf die Zukunft viel Einfluß haben.

Maria.

O freilich, viel Beiſpiele kenn' ich da,
Viel traurige Beiſpiele; doch einen Knaben
Benennet der männliche Taufpathe ja,

Petrowitſch.

Ja richtig, — ach leider! hab' ich noch keinen,
Wo nehm' ich ihn her, da Alles ſchon ſchläft?

Eudoxia.

Ach lieber Vetter, ich weiß Euch ſchon Einen,
O überlaßt nur mir dieß Geſchäft;
Schlaft wohl, ich will jetzt zur Wöchnerin gehen,
Und morgen früh ſollt ihr ganz in Zier
In meinem ſchönſten Kleide mich ſehen,
Den männlichen Pathen bring' ich mit mir.
(Zu Iwan.)
Schlaft wohl, lieber Herr! (Sie geht ab.)

Petrowitſch (zu Iwan.)

Auch ich muß Euch verlaſſen,
Die Mutter leiſtet Geſellſchaft Euch;
Muß den Buben ja in die Arme faſſen,
(zu Maria)
Nicht wahr, er ſieht mir ganz gleich, ganz gleich?

Maria.

Ja.

Petrowitſch.

Mutter! Ihr müßt Euch eifrig beſtreben,
Daß Ihr unſerm Gaſt Unterhaltung macht,
Der unſerer Hütte den Vorzug gegeben,
Hier zuzubringen dieſe Nacht.
(Er geht in's Kabinet.)

Eilfte Scene.

Iwan. Maria.

Maria.

Ach Herr! der beſte von allen Söhnen
Iſt dieſer mein Petrowitſch in der That,
Ich danke dem Himmel mit Freudenthränen
Dafür, daß er mir ihn gegeben hat.

Iwan.

Gut iſt er, gemüthlich, und innig zufrieden,
Obſchon das Glück ſchlecht bedacht war für ihn.

Maria.

Doch auch von dem Wenigen, was ihm beſchieden,
Gibt er doch noch etwas den Ärmeren hin.

Iwan.

Bin ich doch ein Beiſpiel davon. — Dem Geſchicke
Dank' ich, das hieher mich geleitet hat,
Ach Mutter! vielleicht daß zu Eurem Glücke
Ich heute in Eure Hütte trat.
Es lohnet die Guten — Ihr werdet ſchon ſehen —
Bald *früher*, bald *ſpäter*, doch *ſicher* der Herr.

Maria.

Es wär' uns nicht unlieb, wir müſſens geſtehen,
Wenn's diesmal ein bischen früher wär' —

Iwan.

Nicht kann Euer Sohn ſeine Steuern abtragen,
Wie kommt das?

Maria.

Weil täglich die Laſt ſich vermehrt.
Man hört ja nicht auf uns zu quälen und plagen
Im Namen des Czars; — ob er das wohl begehrt?

Iwan (heftig.)

Nein, das will der Czar nicht, gewiß nicht.

(Als er bemerkt, daß Maria ihn ob ſeiner Heftigkeit fixirt, ſchnell einlenkend.)

Ich glaube
Der väterlich auf ſeine Kinder blickt,
Will, daß man bei Böſen ſich Strenge erlaube
Und daß man bei Guten die Augen zudrückt.

Maria (lächelnd).

Wenn das iſt ſein Wille, dann, bei meiner Seele,
Dann nimmt die Sache ganz recht ihren Lauf,
Sie drücken die Augen zu nach Befehle,
Und machen dafür hübſch die Hände auf.

Iwan.

Erführ' es der Czar — —

Maria.

Ja, dann würd' er es ändern;
Doch wie erfährt das ein großer Herr?

Iwan.

Je nun, man ſagt ja, in fremden Gewändern
Zieh' er gar oft in dem Lande umher.

Maria.

Wie Herr? der Czar trüge manchesmal Kleider
Wie wir ſie tragen, und ſo wie Ihr?

Jwan.

Ja freilich — da hat er dann gar keine Neider,
Man öffnet willig ihm jede Thür,
Er kann von Allem ſich ſelbſt überzeugen,
Und ihn zu hintergehen wird ſchwer.

Maria.

Gott ſegne den Czar! — o möcht' er ſich zeigen
Auch uns, — o käm' er zu uns einmal her!

Jwan.

Wer weiß? — vielleicht iſt er ſchon hier geweſen.

Maria.

Gewiß nicht, wir ſind ja noch unglücklich, Freund;

Jwan.

Ihr müſſet weder was hören noch leſen
Was außer dem Dorf ſich ereignet, wie's ſcheint.

Maria.

Das Leſen, wo ſollten wir's lernen, ich bitte,
Auch achten wir nicht, was man ſchreibet und ſpricht,
Seht, unſere Welt iſt die kleine Hütte,
Was außer ihr vorgeht, das kümmert uns nicht; —
Mein Sohn kann freilich ein Liedchen ſingen,
Das handelt vom Czar, und hat hohen Sinn,
Das läßt er ſo meiſtens des Abends erklingen,
Wann beiſammen wir ſitzen am warmen Kamin.

Jwan.

Das muß ich hören!

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Petrowitſch.

(Petrowitſch trägt ſein Kind, in Tücher eingehüllt, ſo, daß es dem Zuſeher nicht ſichtbar wird, auf den Armen, und legt es in eine Art von Wiege, welche aus hölzernen Reifen gemacht, und an zwei Stühlen hängend befeſtigt iſt.)

Petrowitſch (Iwan zur Wiege führend).

Da iſt der Kleine,
Seht mir den lieben Buben nur an,
Hat blaue Augen gerade wie meine,
Und ein Mäulchen, das immer nur lächel'n kann.

Iwan (das Kind betrachtend).

O welch ein lieblich Geſichtchen! — die freie
Erhabene Stirne, der feſte Blick,
Freut Euch, lieber Hauswirth, ich prophezeie
Dem lieblichen Knaben ein großes Glück.

Petrowitſch.

Wie Herr? — Seid Ihr etwa gar ein Zigeuner,
Der aus Geſichtszügen wahrſagt?

Iwan (lächelnd).

O nein!

Maria (welche beſchäftigt iſt, den Tiſch zu decken).

Vor etlichen Jahren kam auch einmal Einer
Und ſagt' uns viel Gutes, doch gar nichts traf ein.

Iwan.

Was ich prophezeie — ihr werdet ſchon ſehen —
Das kann gar nicht fehlen, d'rum glaubet mir:

Noch eh' der morgige Tag wird vergehen,
Iſt Euer Kindlein ſchon reicher als Ihr.

Petrowitſch (lächelnd).

Dazu braucht's nicht viel.

Maria (welche indeſſen den Tiſch gedeckt, vorgerückt, und Brot, Butter und Meth darauf geſetzt hat).

Nun, Gott woll' es lenken,
Wie's ihm gefällt, gut iſt doch beſſer als reich.
Laßt jetzt einmal uns an's Eſſen denken,
Kommt her, lieber Gaſt, und ſetzet Euch.

(Sie ſetzen ſich und eſſen.)

Petrowitſch (zu Iwan).

Das Brot iſt hübſch ſchwarz.

Iwan.

Aber gut.

Maria (reicht ihm Butter).

Dieſe Butter
Darf ich Euch empfehlen. — Ihr lächelt? — Die Wahl
Iſt freilich nicht groß.

Iwan.

Ich wette drauf, Mutter,
Der Czar hält kein beſſeres Abendmahl.

Petrowitſch.

Ho, Ho!

Maria (ſchenkt ein).

Nun trinkt auch! — — Nur Auserkornen
Geb' ich dieſen Meth, den ich ſelber ſott.

Iwan (hebt ſein Glas).

Auf's glückliche Loos Eures Neugebornen!

Petrowiſch.

Wahrſagt Ihr ſchon wieder? — Treibt doch keinen
Spott.

Iwan.

Und nun eine Bitt'! — Laßt ein Liedchen erklingen,
Ihr könnt ja gar ein hübſches vom Czar,
Das weiß ich. — Wir ſind jetzt ſo fröhlich — —

Petrowitſch.

Ich ſingen?
Mit *meiner* Stimme, warum denn nicht gar?

Iwan.

Ei, macht mir die Freude!

Petrowitſch.

Ihr wollt mit mir ſcherzen,
Und lacht mich dann aus.

Maria

Sing nur immer hin.

Petrowitſch.

Mein'twegen! — Ich liebe den Czar ja vom Herzen,
Obſchon ich ſein Schuldner eigentlich bin: —
So hört denn! Ich ſag' Euch, 's wird jämmerlich klingen,
Müßt's nehmen, wie's kommt. — Ei was liegt denn
daran,
Zum mindeſten will ich den Czar doch *beſingen*,
Da ich ihn leider nicht *zahlen* kann.

(Er nimmt eine Palalaika*) aus dem Schrank, ſpielt darauf, und ſingt dazu folgendes.)

---

*) Eine Art Mandelline mit zwei Saiten.

Lied.

Czar Iwan ſieht mit Vaterliebe
Auf ſeine Kinder von dem Thron,
Sein Wunſch iſt Alle zu beglücken,
Und Aller Liebe iſt ſein Lohn.
Sein Wahlſpruch heißt: — d'rauf hält er ſehr, —
Groß ſeyn iſt viel, doch *gut* iſt mehr.

Czar Iwan hört den letzten Ruſſen
So wie den erſten gütig an,
Straft überall wo Strafe nöthig,
Und hilft auch wo er helfen kann.
Sein Wahlſpruch heißt: — d'rauf hält er ſehr, —
Groß ſeyn iſt viel, doch *gut* iſt mehr.

Czar Iwan ſucht nicht zu erweitern
Sein Land mit ſeiner Kinder Blut,
Doch das, was er beſitzt, vertheidigt
Er bis zum Tode auch voll Muth.
Sein Wahlſpruch heißt: — d'rauf hält er ſehr, —
Groß ſeyn iſt viel, doch *gut* iſt mehr.

Iwan (ſpricht gerührt die letzten beiden Verſe nach).
Sein Wahlſpruch heißt: d'rauf hält er ſehr, —
Groß *ſeyn* iſt viel, doch *gut* iſt mehr.
(Zu Petrowitſch.)
O herrliches Lied! Deine Worte trafen
Mir tief in das Herz — Freund, ich danke dir!

Petrowitſch.

Nun Mutter, nun geht ein Paar Stunden ſchlafen,
Schon ſpät iſt's.

Maria.

Ich bleibe beim Kinde hier;

Geh du, lieber Sohn, du biſt gewiß müder,
Haſt den ganzen Tag über Holz gehau'n.
(Sie ſetzt ſich zur Wiege.)

Petrowitſch.

Nun, wie Ihr wollt!
(Er rollt die Strohmatte auf und ſagt dann zu Iwan:)
Kommt leget Euch, nieder,
Wir müſſen uns ſchon zu behelfen ſchaun;
Wer ſchläfrig iſt, dem iſt bald gebettet.

Iwan.

Hört, Petrowitſch, früher habt Ihr Euch beklagt
Daß Ihr keinen männlichen Pathen noch hättet,
Ich ſchaff' Euch Einen.

Petrowitſch (erſtaunt).

Ihr?

Iwan.

Ja, wie geſagt!
Ich kenn' einen Mann in Moskau, der eben
So reich als großmüthig iſt; — dieſer Mann
Wird Euch das Kind ſicher zur Taufe heben,
Wenn ich Euch empfehl'.

Petrowitſch (indem er ſich auf die Strohmatte legt, ſpöttiſch lächelnd).

Ja, empfehlt uns doch an,
Dann ſind wir ſchon glücklich.

Iwan.

Ich darf es wohl ſagen,
Er iſt mein Freund.

Petrowitſch.

Euer Freund, und reich?

(Gähnend.)
Nun ja, es kann ſich auch Seltnes zutragen.

Iwan.

Hört Freund, ich verlang' Euer Wort von Euch:
Daß Ihr wollt die Taufe nicht früher begehen,
Als bis ich hier wieder erſcheine.

Petrowitſch (mit immer ſchwächerer Stimme).

Ja, ja,
Wenn's nur nicht zu lang wird.

Iwan.

Ihr werdet ſchon ſehen,
Bis längſtens früh 9 Uhr bin ich wieder da.

Petrowitſch (nach und nach einſchlafend).

Nun — Alles iſt möglich — jetzt legt Euch mal nieder,
Hier iſt — ja Platz.

Iwan (ſich zu ihm legend).

Nun, ich hab' Euer Wort?
Ihr wartet mein?

Petrowitſch (ganz entſchlafend).

Ja!

Iwan.

Ganz gewiß komm' ich wieder.
(Er blickt Petrowitſch genau an)
Da ſchläft er auch ſchon.
(Steht behutſam und leiſe auf.)
Schlumm'r in Frieden fort.
(mit übereinander geſchlagenen Armen vor der Strohmatte ſtehen bleibend)
So ruhet der Arm' in der Dunkelheit Schoße
Feſt, ununterbrochen, die ganze Nacht,

Indeſſen der Reiche, der Mächt'ge, der Große
Nicht ruhen kann in Fülle und Pracht. —
(Sich ſelbſt betrachtend.)
Hier ſteht der Herrſcher an ſeiner Stelle,
Vollführt ſein heiligſtes, ſchönſtes Geſchäft;
Er wachet beſorgt an des Bettes Schwelle,
Bei einem ſeiner Kinder, das ſchläft.

Petrowitſch (im Traume ſingend).

Sein Wahlſpruch heißt: — d'rauf hält er ſehr, —
Groß ſeyn iſt viel, doch gut iſt mehr.

Iwan.

Horch! — Er träumt! — Segnet auch mich im Schlafe,
O wie das jegliche Wunde heilt;
Ja glücklich ſoll er werden, der Brave,
Der mit mir Brot und Lager getheilt.

Maria (auch ſchon vor Schlaf nickend, ſingt, indem ſie das Kind einwiegt).

Schlafe mein Kindlein — ſchlaf ein,
Noch iſt dein Herze ganz rein,
Noch trübt kein Kummer
Dir deinen Schlummer,
Und deine Welt iſt dein Bettelein klein.

Iwan (das Ganze überblickend).

Freundliches Bild! — Ja in dieſer Hütte
Iſt des Friedens heilig Aſyl,
Nie, nie! auch in des Glanzes Mitte,
Nie vergeß' ich mein jetz'ges Gefühl.

Maria.

Schlafe mein Kindlein, ſchlaf ein,
Ar — beit — und Müh — harren — dein.
(ſie entſchläft ganz.)

Iwan.

Auch die Mutter entſchlief nun.

Petrowitſch (träumend).

Ich meine

Iwan —

Iwan.

Er hat meinen Namen genannt. (Horcht.)

Petrowitſch (wie oben).

Iwan, — ja, Iwan heiße der Kleine.

Iwan (nähert ſich der Wiege und hält die linke Hand ſegnend über das Kind, die rechte gegen den Himmel).

Knabe! von dir ſei die Sorge verbannt!
Vaters Großmuth ſoll Freude dir bauen,
Pathens Name verkünde dir Glück!
(er tritt zurück.)
Doch der Tag fängt bald an zu grauen,
Fort muß ich und nach Moskau zurück,
Nah' iſt dieß Häuschen — in zwanzig Minuten
Bin ich ſchon, ohne bemerkt zu ſeyn, dort. —
(Er nimmt ſeine Mütze und ſeinen Stock, und bleibt dann zögernd ſtehen.)
Soll ich ſie wecken? — Nein, ſchlafet ihr Guten!
Schnelle ſchleich' ich und leiſe mich fort.

(Er ſchleicht, noch immer auf die Schlafenden zurückblickend, leiſe zur Thüre hinaus. — Die Bühne bleibt einige Minuten leer, während welchen Petrowitſch im Traume noch ein paarmal den Namen Iwan nennt, dann fällt langſam und ohne Geräuſch die Gardine.)

(Den Zwiſchenakt muß eine ſehr ſanfte und piano gehaltene Muſik ausfüllen.)

Zweiter Akt.

(Die Dekoration des erſten Aktes, der Tag blickt durch's Fenſter.)

Erſte Scene.

Petrowitſch. Maria.

(Beide ſchlafen noch in derſelben Stellung, wie am Schluſſe des erſten Aktes.)

Petrowitſch (erwachend und ſich die Augen reibend).

Das heiß' ich doch lange im Bette ſich ſtrecken,
(ſieht gegen das Fenſter.)
Schon Tag iſt's!
(Neben ſich auf der Strohmatte umhergreifend.)
He, Freundchen! ſeid Ihr nicht bei mir?
(er ſetzt ſich auf, und blickt in der Stube herum.)
Fort iſt er! — Er wollt' mich vermuthlich nicht wecken,
(er ſteht ganz auf.)
Nun glückliche Reiſ'.

Maria (erwachend).

Ach!

Petrowitſch (erblickt ſie).

Die Mutter ſchon hier?

Maria.

Ich blieb hier die ganze Nacht bei dem Kinde.

Petrowitſch.

Habt ihr unſern Gaſt nicht fortgehn geſehn?

Maria.

Nein; denn ich entſchlief.

Petrowitſch.

Der empfahl ſich geſchwinde.

Maria.

Mein Sohn, laß jetzt gleich uns die Taufe begehn.
Eudoxia iſt noch nicht hier?

Petrowitſch.

Wird ſchon kommen;
Es iſt ja noch früh.

Maria.

Doch bereitet muß ſeyn
Vorher doch ſchon Alles, ſonſt bin ich beklommen.

Petrowitſch.

Ich hole ſie. (Gehend und wieder kehrend.)
Mutter! da fällt mir was ein!
Dem Fremden verſprach ich mit Hand und mit Munde,
Das Feſt der Taufe woll' ich begehn
Nicht früher als bis um die neunte Stunde,
Bis dahin will er uns wieder ſehn.

Maria (ſpöttiſch).

Nun ja, der wird kommen?

Petrowitſch.

Auch will mir's erklingen
Im Kopfe, als hätt' er in dieſer Nacht
Geſagt, er woll' einen Pathen mir bringen,
Der reich iſt, und ſicher uns glücklich macht.

Maria (lächelnd).

Ha, ha, ha! beim Himmel, das wird immer bunter.

Petrowitſch (ſich beſinnend).

Vielleicht, daß ſolch Glück nur im Traume mich traf!

Maria.

Mir ſcheint, mein Sohn, du biſt noch nicht recht munter.

Petrowitſch.

Je nun, man ſagt ja: das Glück kömmt im Schlaf.
Deß weiß ich mich aber genau zu beſinnen:
Daß ich ihm verſprochen, zu warten auf ihn.

Maria.

Vielleicht liegt doch etwas Verborgenes d'rinnen,
Das Kind iſt geſund, alſo immerhin! —
Es ſendet der Himmel auf ſeltſamen Wegen
Uns manchmal das Glück.

Petrowitſch.

Ich halte nichts d'rauf,
Doch können wir warten, ich hab' nichts dagegen,
Doch mit dem Schlag 9 Uhr beginne die Tauf!

Maria.

Ganz recht, lieber Sohn! — Ich geh' zu Kath'rinen,
Erzähl' ihr brühwarm die ſeltſame Mähr' —
Doch hörſt du, ſobald der Fremde erſchienen
So rufet mich ja auf der Stelle gleich her.

(Sie nimmt das Kind, und trägt es in das Kabinet.)

Zweite Scene.

Petrowitſch (allein nachdenkend auf- und abgehend).

Ich weiß nicht, auch mir iſt ganz ſeltſam zu Muthe;
Wenn ich dem Kinde in's Antlitz ſchau',
Da iſt mir's, als wär es aus höherem Blute
Entſproſſen. — Die Äuglein ſo hell und blau,

Die ſchauen ſo herriſch herum in der Wiege,
Das Näschen guckt ſtolz in die Höhe empor,
Sehr ernſt ſind jetzt ſchon des Kleinen Züge,
Die Unterlippe ſteht ſpöttiſch hervor,
Die Backen ſind voll, und die Stirne erhaben,
Anſtatt zu weinen, ſchreit er vielmehr,
Und was man ihm zeigt, das will er gleich haben,
Das iſt ein geborener großer Herr.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Eudoxia. Alexis.

(Die beiden letzteren geputzt.)

Eudoxia.

Da bin ich ſchon Vetter, — gefällt euch die Pathe?

Petrowitſch.

Der Tauſend, du haſt dich zuſammengeſtutzt.

Alexis (ärgerlich).

Um heut zu erſcheinen im herrlichſten Staate,
Hat ſie ſicher die ganze Nacht ſich geputzt;
Damit ſie die Burſche ja alle beſehen,
Erwählte ſie roth, eine Farbe, die ſchreit,
Sie will im Triumphe zur Kirche gehen,
Das iſt eine ſchreckliche Eitelkeit.

Eudoxia.

Sei ſtill, ſonſt werd' ich empfindlich dich ſtrafen,
Du wirſt mir kein Pathe.

Petrowitſch (erſtaunt).
Er — Pathe?

Eudoxia.
Ja, ja,
Verſprach ich euch nicht einen Pathen zu ſchaffen?
Ich halte mein Wort, vor Euch ſteht er nun da.

Alexis.
Zu braver Leute Verwandtſchaft gehören
Iſt ehrenvoll.

Eudoxia (leiſe zu Petrowitſch).
Gebt ihm das Jawort geſchwind.

Petrowitſch.
Zu ſchätzen weiß ich die Ehr', ich kann ſchwören,
Doch muß ich ſie ſparen für's ſiebente Kind!

Alexis.
Was hör' ich?

Eudoxia.
Wie Vetter, Ihr wollt ihm verſagen,
Was ihm ſo unendliche Freude gewährt?

Petrowitſch.
Ja, kann ich denn anders?

Eudoxia.
Und darf ich auch fragen,
Wen Ihr denn ſonſt wohl zum Pathen begehrt?
Vermuthlich von unſern Nachbarn ſo einen,
Alt, häßlich, krumm, ſchielend, behaftet mit Gicht?
Mit dem werd' ich nie am Altare erſcheinen,
Nun ſagt mir; wer iſt es?

Petrowitſch.

Das weiß ich noch nicht.

Eudoxia.

Ihr wißt's nicht und woll't doch Alexis verſtoßen?
Beſinnt Euch.

Petrowitſch.

Sein Wort hält ein braver Ruß'.

Eudoxia.

Wißt Ihr, was für Euch zu thun er beſchloſſen?

Alexis (leiſe zu ihr).

Das ſollſt du nicht ſagen.

Eudoxia.

Ich muß, ich muß.

(zu Petrowitſch.)

Alexis legt ſchon ſeit mehren Jahren
Zuſammen, was er entbehren kann,
So gelang's ihm hundert Rubel zu ſparen,
Die Summe biethet er jetzt euch an,
Damit Ihr die Steuern bezahlen könnt.

Petrowitſch.

Lieber
Iſt's möglich? — Das wollteſt du opfern für mich?

Alexis.

Was Opfer? — wer wird ſich denn wundern darüber,
(Er reicht ihm einen Beutel.)
Ich brauch's nicht, und Ihr habt es nöthig.

Petrowitſch (ihm um den Hals fallend).

Laß dich

Umarmen Goldjunge, hellaut möcht' ich ſchreien
Vor Freude. — Du biſt ein vortrefflich Gemüth,
Es muß ja ein redlicher Menſch ſich erfreuen,
Wenn er wieder ein gutes Menſchenkind ſieht;
Doch ob ich gleich gerne voll Freude und Jubel
Dich führte in meine Familie ein,
So kann ich doch nehmen von dir keinen Rubel,
Und auch mit der Pathenſchaft wird es nichts ſeyn.

Alexis (traurig).

Warum nicht?

Petrowitſch.

Nun höret, das will ich Euch ſagen:
Es war dieſe Nacht ein Fremder bei mir,
Der hat zum Pathen mir angetragen — —

Eudoxia (ſchnell einfallend).

Sich ſelber?

Petrowitſch.

Nein, nein! — In der Nähe hier
Da ſoll ein gar braver und reicher Mann wohnen,
Den will er mir bringen.

Eudoxia.

Und Ihr nahmt es an?

Petrowitſch.

Der werde mein Kind ſehr reichlich belohnen,
Verſprach er; — da gab ich mein Wort ihm ſodann:
Ich wolle bis neun mit der Taufe verziehen.

Eudoxia (fröhlich).

Bis 9 Uhr, nicht länger?

Petrowitſch.

Nein, länger nicht.

Eudoxia.

Und wenn er nicht kömmt?

Petrowitſch (zu Alexis, ſein Mützchen abnehmend).

Wollt Ihr dann Euch bemühen? —

Alexis (reicht ihm die Hand).

Mit Freuden.

Eudoxia (ſehr fröhlich).

Ach, was ſo ein Fremder verſpricht,
Das hält er ſelten, er ſucht zu vergelten
Mit ſchönem Wort Eure Gaſtfreundlichkeit;
Ein dummes Ding, Vetter, könnt Ihr mich ſchelten,
Wenn der wieder kommt zur beſtimmten Zeit.
Getroſt, Alexis! kein Menſch wird dir rauben
Die Freude.

Alexis.

Wahrlich, ſie iſt nicht gering,
Doch wär's mir noch lieber, das kannſt du mir glauben,
Wenn's ſtatt zu der Tauf' zur Vermählung ging! —
(Er blickt gegen die Thüre.)
Ach Gott! — mein Vater —

Vierte Scene.

Die Vorigen. Rigoroff. Zwei Gerichtsdiener.

Rigoroff.

Da bin ich ſchon wieder,
Und gröber als geſtern, das ſag ich vorher,

Ich reiß' Euch die Hütt' über'm Kopfe nieder,
(erblickt Alexis)
Sieh da, junger Springinsfeld, was will denn Er?
Dank' Er's meinem Amte, daß hier ich handle,
Daß ich den Steuereinnehmer jetzt nicht
In einen ſtrengen Vater verwandle.
(Zu Petrowitſch.)
Nun, habt Ihr jetzt Geld, und könnt Ihr nach Pflicht
Die Steuern bezahlen?

Petrowitſch.

So wenig als geſtern,
Doch habt Erbarmen und Menſchlichkeit.

Rigoroff.

Mir ſcheint, Ihr wollt die Gerechtigkeit läſtern,
Die iſt eine Göttin, und hat keine Zeit
Um menſchlich zu ſeyn. (Zu den Gerichtsdienern.)
Packt ein, das erlaub' ich.
(Die Gerichtsdiener ziehen ihre Röcke aus, um die Meubeln dann fortzutragen.)

Alexis (leiſe zu Eudoxien, indem er ihr heimlich einen Beutel zuſteckt).
Hier haſt du.

Rigoroff (welcher es bemerkt hat, bei Seite).
Was ſeh' ich?

Eudoxia (ihm den Beutel reichend).
Hier iſt, was Euch fehlt;
Nehmt hin!

Petrowitſch.

Nein, nehmt's nicht!

Rigoroff (indem er den Beutel nimmt).
Das Jüngferchen, glaub' ich,
Weiß gut Verſteckens zu ſpielen mit Geld.
(Zu Alexis.)
Weil dir, mein Söhnlein, der Beutel zu ſchwer iſt,
Will ich ihn behalten.
(Zu den Gerichtsdienern.)
Packt an, und tragt fort,
Nehmt Alles, bis die Hütte ganz leer iſt,
Dann wird ſie verkauft.

Alexis (tritt vor).
Mein Vater! ein Wort:
Das Geld iſt mein, und ich kann es verwenden
Wie ich will.

Rigoroff.
Jetzt ſchweig', ungerathener Drach'!
Wirfſt Geld hin den Armen mit beiden Händen.
Ich ſeh' du geräthſt deinem Vater nicht nach.
(Zu den Gerichtsdienern.)
Nun wird's? Nur fort mit den Stühlen und Schränken.
(Die Gerichtsdiener ergreifen den Schrank.)

Eudoxia.
Seid gnädig!

Rigoroff.
Der Himmel iſt gnädig, mein Kind!

Petrowitſch.
Ach ſchenkt mir noch Friſt!

Rigoroff.
Freund! das Amt kann nichts ſchenken

(Zu den Gerichtsdienern.)
Was macht ihr ſo lange? — geſchwinde, geſchwind!

Alexis.

Ha Vater! das duld' ich —

Rigoroff.

Ihn wird man erſt fragen.

Eudoxia.

Ihr ſeid ein Tiger.

Rigoroff.

Meinetwegen, mir recht.

Petrowitſch.

Ich werd' bei dem Czar mich beklagen.

Rigoroff.

Seid ruhig, was ſoll das Maulgefecht?

Fünfte Scene.

Maria (ſtürzt herein). **Die Vorigen.**

Maria.

Mein Gott! was ſoll denn das Lärmen machen?
Habt ihr nichts gehört? Habt ihr nichts geſeh'n?
Trompeten und Pauken, — viel tauſend Wachen,
Und Einer der fährt, und Viele, die geh'n,
Eine Menge Pferde, eine Menge Leute,
Geſtickte Herrn, eine ganze Schar,
Mit Orden und Sternen auf jeder Seite,
Und unter ihnen — o Herrgott! der Czar.

Alle Anweſenden.

Der Czar, der Czar? — Eilet fort, ihm entgegen!

(Sie laufen gegen die Thüre, da treten ihnen viele Garden und Hofherren entgegen, welche ſich auf beiden Seiten der Bühne reihen. Nach ihnen der Czar in kaiſerlicher Pracht, ihm folgen Landleute beiderlei Geſchlechts. Die Anweſenden fallen auf ihre Knie. Trompeten und Pauken von außen.)

Volk.

Heil unſerm Vater! wo er erſcheint
Folgt ſeinen Schritten des Himmels Segen.

Petrowitſch (nicht aufzuſehen wagend.)

Mein Fürſt bei mir?

Jwan.

Er beſucht ſeinen Freund.

Petrowitſch (wie oben).

Ein Freund von dem Czar hier in meiner Hütte.

Jwan.

Steht auf! was verſtummt und erſtaunet ihr?
Ich bin jetzt in meiner Kinder Mitte
Und folglich an meinem Platze hier.
Nun Petrowitſch!

Petrowitſch.

Ach! er weiß gar meinen Namen.

Jwan.

Erkennſt du mich nicht?

Petrowitſch (blickt ihn an).

Gnädiger Czar! nein — doch ja!

Jwan.

Beſinne dich, ſchliefen wir niemals beiſammen?

Petrowitſch.

So ein armer Teufel war heute Nacht da —

Jwan.

Der dir verſprach einen Pathen zu ſchaffen?

Petrowitſch (verwundert).

So iſt es.

Iwan.

Dann ging er noch eh du warſt wach?

Petrowitſch (wie oben).

Ja ja, er mochte kein Freund ſeyn vom Schlafen.

Iwan.

Nun ſieh, ich will halten, was er verſprach.

Petrowitſch.

Was hör' ich? — Ihr gnädigſter Herr? — Kann ich's faſſen?

Iwan.

So wiſſe, daß ich dein Gaſt heute war.
(Allgemeine Verwunderung, Petrowitſch ſtürzt in ſeine Knie.)

Rigoroff (bei Seite).

Und ich wollt' mit Hunden ihn forthetzen laſſen,
Ach, hätt' ich's gewußt nur, der Menſch ſei der Czar.

Petrowitſch.

Ach, meine Bewirthung war ſchlecht, muß mich ſchämen.

Iwan.

Ich ſage dir, daß ich ſie köſtlich fand,
Ich will dir deine Ruhe nicht nehmen,
Drum laß ich dich in deinem niedern Stand;
Doch ſollſt du in Armuth künftig nicht leben,
Fünfhundert Rubel des Jahres ſind dein.
(gibt ihm eine Schrift.)
Du mußt, was du gern thuſt: — den Armen zu geben
In Zukunft immer im Stande ſeyn.

Dein Kind, wie geſagt, halt' ich über die Taufe,
Und lege ihm auch meinen Namen bei.

Petrowitſch (auf ſeinen Kopf deutend).

Mir iſt als ob Alles herum mit mir laufe.

Iwan (nachdem er Petrowitſch aufgehoben).

He Rigoroff!

Rigoroff (ſich furchtſam nähernd).

Nun kommt an mich auch die Reih'.

Iwan (ſtrenge).

Du haſt dich nicht, wie ich's wünſche — betragen
Und grauſam war deine Gerechtigkeit;
Muß ich ſchon verhängen ſo manche Plagen
So müßt ihr ſie nicht noch erhöhen. — Gönnt Zeit
Den Armen. — Ihr ſollet nur mahnen
Mit Liebe den unſchuldig armen Mann,
Sonſt macht ihr mir unter den Unterthanen
Viel Feinde, ohne daß ich dafür kann;
Merkt's Euch für die Zukunft: — Wenn mein Intereſſe
Im Streit mit dem Glück meines Volkes liegt,
So will ich verlieren alle Prozeſſe,
Wenn nur die gedrückte Armuth ſtets ſiegt.

(Zu Alexis.)

Du junger Menſch wirſt die Lehre behalten,
Denke fein fleißig auch immer daran,
Sollſt künftig des Vaters Amt hier verwalten.

(Alexis küßt ihm das Kleid.)

Iwan (zu Eudoxien)

He Kleine! du nimmſt mich zum Pathen doch an?

Eudoxia.

Ach Gott! — Herr Czar! — die Ehr' — das Vergnügen.

Iwan.

Nun, Mutter Maria, jetzt ſtimmt Ihr doch ein,
Nicht alle Prophezeihungen lügen?

Maria (ſchnell).

Nein, alle, gnädigſter Herr, treffen ein.

Petrowitſch.

Ach Gott! Auf alle die Kleinigkeiten
Beſinnt ſich der Czar.

Iwan.

Lieber Petrowitſch, wißt:
Es gibt ſo manche Scenen und Zeiten,
Die man im Leben nicht wieder vergißt.

Petrowitſch.

Gott ſegne den Czar, ſein Wahlſpruch iſt:
Groß ſeyn iſt viel, doch gut ſeyn iſt mehr.

Gruppe.

Anmerk. Könnte der Schauſpieler, welcher den Petrowitſch ſpielt, das Liedchen, welches in der zwölften Scene des erſten Aktes vorkömmt, nicht ſingen, ſo wäre nach den Worten:

Maria.

Sing nur immerhin.

(Folgendes zu ſprechen:)

Gewiß ich liebe den Czar von Herzen,
Obſchon ich ſein Schuldner eigentlich bin.
Doch würd' es gar zu jämmerlich klingen,
Denn meine Stimm iſt wie verhext:
Drum, ſtatt das Liedchen Euch vorzuſingen,
Sag' ich Euch lieber nur ſo den Text.

Die Schauſpielerin.

Luſtſpiel in drei Akten.

Nach dem Franzöſiſchen im Versmaſs des Orginals bearbeitet.

Perſonen.

Madame Wall, erſte Schauſpielerin des Theaters in einer Reichsſtadt.
Herr von Straffen, Major eines Infanterie-Regiments.
Guſtav Hilm, ſein Neffe, ein junger Offizier.
Rellberg, Theater-Direktor und Schauſpieler.
Henriette, ſeine Nichte.
Dlle. **Veilchenau**, Schauſpielerin.
Sabine, Kammermädchen der Mad. Wall *).

Die Handlung geht in einer Reichsſtadt in Mad. **Wall's** Wohnung vor

---

*) Die Schauſpielerin, welche dieſe Rolle darſtellt, muß zwar im ſchwäbiſchen Dialecte ſprechen, doch wohl auf ihrer Huth ſeyn, daß ihr Accent weder lächerlich noch karrikirt werde. Es wird zu dieſem Ende genug ſeyn, wenn ſie die A etwas hoch betont, und die N bei den Endſylben der Zeitworte wegläßt.

Erſter Akt.

(Die Bühne ſtellt einen Saal vor.)

Erſter Auftritt.

Henriette. Sabine.

Henriette.

Madame Wall beſchied mich her auf dieſen Morgen.

Sabine.

Gewiß zum gute Zweck — da dürfe Sie nicht ſorgen,
Denn Ihnen iſcht die Frau, ich weiß es, herzlich gut,
Und immer wohlgethan iſcht Alles, was ſie thut — —
Mamſell! Wann iſcht denn Hochzeit?

Henriette.

Welche?

Sabine.

Nun, die Ihre?
Erröthe Sie nur nicht — mein Seel', ich gratulire
Ich ſag auch weiter nichts, Sie dürfe auf mich baue,
Die Frau ſchenkt mir ja ſelbſt das innigſte Vertraue,
Ein Jahr bin ich bei ihr, auf ihrer Künſtlerreiſe
Nahm ſie zu Ulm mich auf, als ein arme Waiſe.

Ich weiß, daß ich gewiß kein beßres Frauche find;
Wir beide intreſſire uns um Sie.

Henriette.

Sie ſind
So gut.

Sabine.

Nun ja, ich mein's nicht ſchlimm, doch ſticht mich auch
Die liebe Neugier ſehr, das iſcht ſchon ſo mein Brauch,
Was in der Welt geſchieht, das möcht' ich Alles wiſſe,
Es kränkt mich ſehr, will man das Herzle mir verſchließe; —
Daß beim Theater meine Frau iſcht, freut mich ebe,
Da gibt es ſtets was Neu's, das iſcht für mich ein Lebe —
Liebſchafte — Zank und Streit — und tauſend andre Sache;
Bald möcht man weine laut, bald gibt es laut zu lache.
Doch die Geheimniß halt' ich alle hoch in Ehre —
Drum ohne Sorg' ich kenn auch Ihre Liebsaffaire.

Henriette.

Wer ſagte Ihnen?

Sabine.

Das iſcht einerlei: ich weiß
Ein junger Offizier liebt zärtlich Sie und heiß,
Will Ihnen ſeine Hand gar am Altare reiche,
Sein alter Onkel doch nennt dieſes dumme Streiche,
Er widerſetzet ſich dem Band, das ihn verdrießt,
Weil er wohlhabend und dazu vom Adel iſt.
Auch habe Sie kein Geld; und — ſchlimmer noch, — Ihr Vater —
Das iſt das Ärgſte ihm — war einſtmals beim Theater.

Henriette.

Sie wiſſen Alles!

Sabine.

Ach! es wiſſens alle Leute,
Doch Alles ſchlägt ſich auch, Mamſell, auf Ihre Seite,
Dem jungen Neffen gibt man Recht, daß er ſie liebt,
Dem Onkel unrecht, daß er nicht ſein Jawort gibt,
Ich weiß nicht, was der Alte mehr verlangt? Sie ſind,
Das ſagt die ganze Welt, ein liebes gutes Kind,
Auch Ihre Mutter ſteht in aller Menſche Gunſt,
Und groß war Ihr Herr Vater in der Schauſpielkunſt.
Ach gege dieſen Stand, was iſt wohl einzuwende?
Da ſehn Sie meine Frau, man trägt ſie auf den Hände,
Das ganze Publikum entzückt die Künſtlerin,
Als Stubenmädche bald, und bald als Königin,
In allen Cirkeln iſt ſie äußerſt wohl gelitte,
Die ſchönſte Herrn der Stadt, die mache ihr Viſite,
In jeglichem Journal glänzt ſie im ſchönſte Lichte,
Man macht ſogar auf ſie die herrlichſte Gedichte,
Es klatſcht das ganze Haus, tritt ſie nur aus der Scene,
Ein Lächeln ſchafft ſie heut, und morgen ſüße Thräne,
Und kurzum, unſer Ruhm iſt ſchon ſo weit gedieh'n
Daß wir wohl bald von hier hin nach der Hauptſtadt zieh'n,
Wir habe ſchon den Ruf, vielleicht in wenig Tage — —
Doch iſt's Geheimniß noch, Sie müſſe noch nichts ſage.

Henriette.

O ſorgen Sie ſich nicht!

Sabine.

Ich kanns wohl nicht verhehle
Den Stand voll Glanz und Ehr, ich möcht' ihn ſelber wähle,
Mamſellche höre Sie, Sie könnte ohne Scherzen
Mir große Dienſte thun.

Henriette.

Recht gern, von ganzem Herzen.

Sabine.

Ihr Onkel —

Henriette.

Rellberg?

Sabine.

Ach, er war ſchon heute hier,
Madam war nicht zu Haus, er ſpräche gern mit ihr,
Daß ſie den Abend ſpielt, das wollte er erziele,
Doch hab' ich's gleich geſagt. Wir könne heut nicht ſpiele;
Wenn Sie bei ihm für mich ein Wörtle ſpreche wolle —

Henriette.

Wozu?

Sabine.

So gibt er mir wohl auch einmal 'ne Rolle.

Henriette (lachend).

Sie wollen ſpielen?

Sabine.

Ja, das iſcht mein einz'ges Ziel,
Beſonders tauge ich zum hohe Trauerſpiel,
Ich bin gewiß, wenn ich nur auf der Bühn' erſcheine,
So wird man im Parterr' und in den Loge weine,
Die Frau hat ſelbſt geſagt, ich hätte viel Talent.

Henriette.

Das läugn' ich nicht, doch Ihre Sprache, Ihr Accent —

Sabine.

Ich weiß wohl, manches Wort ſprech ich noch ſchwäbiſch aus,
Doch dieſes gibt ſich wohl, auch macht man ſich nichts draus,
Die Hauptſach — ſpricht Madam beim Spiele ſei die Seele,
Und das weiß ich gewiß, daß dieſe mir nicht fehle,
Denn wenn hier im Gemach die Frau oft deklamiret,
Da ſolle Sie nur ſehn, wie mich's zu Thränen rühret;
Und jeden Abend ſteh' ich hinter die Couliſſe,
Und gebe ſorgſam Acht, was ſie mit ihre Füſſe,
Und mit den Hände macht, und jedes kleine Wort
Schnapp ich begierig da ihr von dem Munde fort;
Und wenn ſie klatſchen ihr, und ihr recht bravo ſchrein,
Da riſelts ordentlich mir kalt durch Mark und Bein,
Die Hälfte Jahre, die der Himmel mir noch gönnte,
Gern gäb' ich ſie, wenn ich nur einmal ſpiele könnte.

(Es wird im Nebenzimmer geklingelt.)

Henriette.

Madame klingelt.

Sabine.

Ja, ich gehe gleich hinein
Mamſell! O laſſe Sie mich anempfohle ſeyn,
Den Onkel ſtimmen Sie, und werden Sie's erziele,
Daß ich Merope darf, und auch die Jungfrau ſpiele,
Nicht lobe will ich mich, doch werde Sie geſtehe,
Die Rolle habe Sie gewiß nie ſo geſehe.

(Sie geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Henriette (allein).

Das gute Mädchen iſt faſt närriſch — Eitler Glanz
Der Bühne! Viele ſchon verblendeteſt du ganz,
Und wenn ſie dann ſo hin in ihrem Dünkel traten,
Da ſah'n ſie's anders, doch da war nicht mehr zu rathen.
Doch Madam Wall beſchied mich her, was ſoll ich hier?
Von Guſtav hat ſie wohl zu ſprechen noch mit mir. —
Die gute brave Frau, ſie ahnet es wohl ſicher nicht,
Daß jedes Wort von ihm das Herz mir grauſam bricht,
Ich darf ihn nicht mehr ſehn, und kann doch nimmer leben
Ohn' ihn, den Theuren — Ach, mein Gott! da kommt er eben.

Dritter Auftritt.

Henriette. Guſtav.

Guſtav (erſtaunt).

Wie? Henriette?

Henriette.

O Ihr Staunen iſt nur Schein,
Sie wußten wohl mich hier, und kamen darum.

Guſtav.

Nein,
Daß Henriette hier, hätt ich es eh' erfahren,
Ich würd' ihr gerne den verhaßten Anblick ſparen.

Henriette.

Pfui, Guſtav, das iſt hart.

Guſtav.

Noch härter, Sie geſtehn,
War jüngſthin Ihr Verboth, Sie jemals mehr zu ſehn,
Ihm fügen mußt' ich mich, obſchon mich's kränkte ſehr.
Betrat ich doch Ihr Haus ſeit dieſer Zeit nicht mehr.

Henriette.

Mir ziemt's, daß den Befehl der Mutter ich erfülle.

Guſtav.

Ja, ja, der Mutter Wunſch war auch der Tochter Wille.

Henriette.

Ihr Weib konnt ich nicht ſeyn, ſo that ich, was ich ſollte.

Guſtav.

Du wußteſt, daß für dich ich Alles opfern wollte;
Du hatteſt meinen Schwur: auf ewig wär' ich dein,
Und ſollt' darob ich mit der Welt im Kriege ſeyn;
Kann mir denn Geld und Gut Erſatz für Liebe geben?

Henriette.

Den Schritt hätt' Ihnen wohl der Onkel nie vergeben.
Guſtav, Sie ſagten mir, daß er Sie als ein Kind
Zu ſich genommen, daß Sie Alles, was Sie ſind,
Ihm danken, daß Sie ihn, wie Ihren Vater lieben,
Und wollen jetzt ſo ſehr den guten Mann betrüben?

Guſtav.

Weil er Vermögen hat, und einen Namen führt,
An dem ein von ſich hängt, weil ihn der Degen ziert,
So will er grauſam mir des Lebens Glück verwehren?
Wahn iſt's! —

Henriette.

Selbſt ſeinen Wahn, Sie müſſen ihn verehren.
(Wehmüthig, aber feſt.)
Drum Guſtav, laſſen Sie die Leidenſchaft uns zähmen,
Für einen ſchönen Traum uns unſre Liebe nehmen.

Guſtav (ſpöttiſch).

O ja, ich träumte ſüß, doch nun bin ich erwacht,
Seh meinen Irrthum, — Lieb' und Treue gute Nacht!
Ach, Henriettens Herz hat nie für mich gefühlt,
Man hat nur ſo mit mir Komödie geſpielt;
Drum kann ſie jetzt ſo leicht und froh von mir ſich trennen.

Henriette.

Guſtav, Sie zeigen nun, daß Sie mich gar nicht kennen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Mad. Wall (in ſehr elegantem Morgennegligee). **Sabine.**

M. Wall (zu Sabinen an der Thüre).

Sabine, ſorg' dafür, daß Alles ſo geſchehe,
Daß man ſich nicht verräth, und nichts davon verſehe.
(Sabine geht ab.)
Sieh da, Geſellſchaft hier? Willkommen Henriette!
Wie gehts der Mutter?

Henriette.

Dank, ſie iſt ſchon aus dem Bette.

M. Wall.

Die Frau braucht Stärkung jetzt, um ſchnell ſich zu erholen;
Ich bin ihr herzlich gut, ich habe ſchon befohlen

Daß man den Mallaga ihr bringe, den Graf Quant
— Drei Körbe glaub ich ſind's — mir geſtern zugeſandt,
Doch ſagt, was habt ihr denn? Statt Freude und Entzücken
Malt ſich der Unmuth und der Gram in euern Blicken —
Was gab es denn?

Henriette.

Herr Hilm weiß wahrlich nicht zu ſchonen.

Guſtav.

Es ſchmerzt, wenn Flammen man mit Kälte ſieht belohnen.

M. Wall.

Ihr habt euch wohl entzweit, ihr redet beide bitter,
Ich kenne das; ſogleich entſtehet ein Gewitter,
Wenn auch ein Wölkchen nur die frohe Ausſicht trübt,
Das Sprichwort hat wohl recht: Man zankt ſich wenn man liebt,
Ein andermal mögt ihr euch zieren, ſpotten, weinen,
Jetzt rückt der Feind heran, da muß man ſich vereinen.

Guſtav.

Wie ſoll ich das verſtehn?

M. Wall.

Ein fürchterlicher Feind,
Man rüſte ſich zum Kampf, — Ihr Onkel, lieber Freund —

Guſtav.

Mein Onkel wäre hier —

M. Wall.

Seit geſtern Morgens ſchon.

Henriette.

Herr Straffen! Ach mein Gott!

Guſtav.

Und ich weiß nichts davon?

M. Wall.

Als geſtern Abends ich ſo durch die Straßen gehe,
Kömmt ein bekannt Geſicht entgegen mir, ich ſehe,
Und wirklich, er iſt's ſelbſt, auch meine Züge waren
Von ihm ſogleich erkannt, obſchon ſeit ſieben Jahren
Wir uns nicht mehr geſehn; es war zu jener Zeit
Mein Mann geſtorben, ich voll Gram und Traurigkeit.
Der Herr Major ließ ſich's recht angelegen ſeyn,
Mich aufzumuntern, und zu lindern meine Pein;
Es kam ſogar ſo weit, daß er in Lieb entbrannte,
Und hätt' ich nur gewollt, jetzt wär' ich Ihre Tante.

Guſtav.

O wären Sie es doch, Sie heilten meine Wunden.

M. Wall.

Ich habe um kein Haar verändert ihn gefunden,
Noch immer jugendlich, und lebhaft und gewandt,
Und gegen Damen ſtets wie ehedem galant.

Guſtav.

Was hatte wohl ſo ſchnell zur Reiſe ihn bewogen?

M. Wall.

Man hat von Ihnen ihm ſo manches vorgelogen,
Sie wiſſen wohl, es gibt dienſtfertige Perſonen,
Die um zu reden bloß, auch keinen Menſchen ſchonen,
Man ſagte ihm, daß Sie trotz allen ſeinem Grollen
Das Mädchen Ihrer Wahl zur Gattin nehmen wollen,
Zu hindern dieß Malheur, und Sie zu überraſchen,
Kam er hier an, er will das Köpfchen Ihnen waſchen.

Daher kam's, daß er Ihnen keine Nachricht gab,
Und darum ſtieg er auch in einem Gaſthof ab.

Guſtav.

Er ſagte alſo —

M. Wall

Daß er nimmer es erlaube,
Daß ſich ſein Neffe ſelbſt um Ehr' und Glück beraube.

Guſtav.

Doch dieſem Vorurtheil erklärten Sie doch Krieg?

M. Wall.

O nein, im Gegentheil, ich hört' ihn an, und ſchwieg.
Ich biß mich heimlich zwar wohl öfters in die Lippe,
Wenn vom Theater er, als von der Tugend Klippe
Verachtend ſprach, darin des Elends Quelle ſuchte,
Und ſchrecklich über uns Schauſpielerinnen fluchte;
Man muß geſtehn, daß er davon recht vieles wiſſe,
Mir ſcheint, er ſtand wohl ſelbſt oft hinter der Couliſſe.
Von meinem jetz'gen Stand ahnt er wohl gar nichts, ſcheint es,
Er kennt mich einzig nur als Witwe ſeines Freundes,
Des Advokaten Falk, den er in Manheim fand,
Wo er ſehr lange mit dem Regimente ſtand.

Guſtav.

Beſucht er Sie wohl hier?

M. Wall.

Vielleicht noch dieſen Morgen.

Guſtav.

Das wäre wohl nicht gut, Sie müſſen dann beſorgen,
Daß Ihren jetz'gen Stand er kennen lernt.

M. Wall.

Mit nichten,
All meine Leute ließ ich klüglich unterrichten,
Was ihm zu ſagen ſei, und wie ſich zu geberden.

Guſtav (ihr die Hand küſſend).

Ach, dieſer Zufall kann uns beiden nützlich werden.

Henriette.

Madam — Sie ſind ſo gut, Sie werden uns beſchützen.

M. Wall.

Gewiß, ich werde euch, ſo viel mir möglich, nützen.
(Lächelnd)
Doch darf ich auch? wer weiß ob ihr mir's einſtens dankt,
Ihr ſeid ja ganz entzweit, habt eben euch gezankt.

Henriette.

Ach Gott! — das war nur Scherz, ich ganz allein war Schuld.

Guſtav.

Ich bin ſo heftig ſtets, es fehlt mir an Geduld.

M. Wall.

Nun, nun, ich ſehe ſchon, daß ich dabei nichts wage,
Wenn ich das Pärchen da in Hymens Feſſeln ſchlage.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Sabine (kömmt gelaufen).

Sabine.

Er kömmt, Madam, er kömmt!

M. Wall.

Nu, wer?

Sabine.

Der Herr Major.

M. Wall.

So ſchnell ſchon, das iſt gut.

Sabine (zeigt auf die Thüre).

Soll ich?

M. Wall.

Ja, laß ihn vor.

Doch iſt er's auch gewiß?

Sabine.

Gewiß, er fragte ja

Um Frau von Falk.

Henriette.

Ich eil!

M. Wall.

Mein Kind, Sie bleiben da;

Er kennet Sie ja nicht, Sie dürfen nicht erbeben.

Guſtav.

Ich werde mich doch wohl ein wenig wegbegeben.

M. Wall.

Auch Sie verweilen.

Guſtav.

Was werd' ich dem Onkel ſagen?

Henriette (für ſich).

Im Leben hat mein Herz ſo ängſtlich nicht geſchlagen

M. Wall (zu Guſtav).

Was Ihnen einfällt, Freund, ich helfe ſchon darein.
Ein jeder Vorwand wird ihm wohl genügend ſeyn.

Jetzt geh, Sabine, geh, und thu, wie ich befohlen,
Den Herrn führſt du hierher.

Sabine (auf die Thüre zeigend, bei welcher der Major eben eintritt).
Er wartet nicht auf's holen.
(Sie geht ab.)

Sechster Auftritt.

Mad. Wall. Henriette. Guſtav. Der Major.

Major (geht auf Mad. Wall zu, und küßt ihr die Hand).
Sie haben mir erlaubt zu kommen, ſchöne Frau!
Und was mir Freude macht, darin bin ich genau,
Noch nie war eine Nacht ſo ſchrecklich lange mir,
Und mit dem Morgen ſchon, — Sie ſehen — bin ich hier.

M. Wall.
Es freut mich, Herr Major, ich war auch ſo vermeſſen,
Zu ſchmeicheln mir, daß Sie gewiß nicht mein vergeſſen.

Major (erblickt Guſtav).
Biſt du es? Seh ich recht? (für ſich). Mein Neffe hier?
Verflucht!
Hör' Guſtav, hier hätt' ich dich wahrlich nicht geſucht.

Guſtav.
Nicht minder ſtaun' auch ich, ſo findet man ſich oft
An Orten, wo man ſich's am wenigſten verhofft.

Major.
Ich komme jetzt von dir.

Guſtav.
Sie hier? hätt' ich's gewußt,

Geflogen wär' ich längſt an meines Onkels Bruſt,
Doch warum ſtiegen Sie bei mir nicht ab? Sie waren
Doch ſonſt bei mir.

Major.

Nun, nun, das ſollſt du ſchon erfahren.
(Zu Mad. Wall.)
Mein Neffe hat die Ehr' gekannt zu ſeyn von Ihnen?

M. Wall.

Er iſt erſt ein'gemal in meinem Haus erſchienen.
Vergang'nen Carneval gab ich oft Spiel und Tanz,
Da ſammelte ſich hier der Jugend ſchöner Kranz,
Er war ſo gütig, unſre Luſt mit uns zu theilen,
Und nun ſeit jener Zeit ſieht man ihn noch bisweilen.

Major.

Ein ſolcher Sauſewind iſt wahrlich hochgeehrt,
Wenn man ihm Eintritt noch in ſolch' ein Haus gewährt.
(Leiſe zu ihr.)
Das iſt der Burſche, der mir ſo viel Kummer macht.

M. Wall (leiſe zum Major).

Von dieſem jungen Mann hätt' ich es nicht gedacht.

Major.

Sprich, Guſtav, iſt es wahr? Ich hörte es mit Beben,
Du wollteſt deine Hand 'ner Komödiantin geben?

Guſtav (verlegen).

Mein Onkel!

Major.

Nein gewiß, das ſoll dir nicht gelingen,
Darum kam ich hierher, reiß' dich aus ihren Schlingen,
Ich duld' es nimmermehr, bei meiner armen Seele,

Daß ſich ein öffentliches Weib mein Neffe wähle.

(Guſtav will reden.)

Kein Wort! — Du weißt es wohl, was ich einmal beſchloſſen,
Das bleibt auch feſt, es wag' es Niemand umzuſtoßen.

M. Wall.

Sie haben recht, Major.

Major.

Da bin ich Stahl und Eiſen,
Und morgen muß der Burſch mit fort, muß mit mir reiſen.
Ich laß' ihn nicht mehr hier, er wäre wohl im Stand'
Und gäb' der Dirn' am End noch wirklich ſeine Hand,
Man kennt ſie ja recht gut, die Bretterkünſtlerinnen,
Sie wiſſen fein und ſchlau den Mann ſich zu gewinnen,
Sie können lachen und auch weinen, wann ſie wollen,
Sie üben täglich ſich darin in ihren Rollen.

(Zu Mad. Wall.)

Madam, o helfen Sie zerſtreu'n die Unglückswolke,
Und ſagen ſie ihm doch von dem Theatervolke
Das Schlechteſte, was man nur immer ſagen kann.

M. Wall (lächelnd).

Nicht ſuchen dürft' ich weit, nicht Mangel iſt daran;
Doch lieber Herr Major, ich ſeh, Sie ſind erhitzt,
Drum ſchweigen wir davon und laſſen wir das itzt,
Erlauben Sie dafür, hier ihnen meine Nichte
Zu präſentiren.

(Sie zeigt auf Henrietten, welche ſich verlegen verbeugt.)

Major.

Ha! Man ſieht's aus dem Geſichte —
So ein Familienzug.

M. Wall.
Komm näher her, Sophie,
Von einer Schweſter, die ich ſehr geliebt, iſt ſie
Die einz'ge Tochter.

Major.
O kaum ſieht man ſie nur an,
So iſt man auch ſogleich dem Mädchen zugethan.

M. Wall (zu Henriette).
So ſprich doch Mädchen.

Henriette (ſehr verlegen).
Gar zu gütig iſt der Herr,
Wenn er mir gut iſt, ach! ſo freut es mich recht ſehr.

Major.
Wie liebenswürdig und dabei wie ſehr beſcheiden,
(mit einem grimmigen Seitenblick auf Guſtav).
Doch unſre jungen Herrn, die können das nicht leiden.
(Zu Mad. Wall.)
Ach Gott! wie bin ich hier ſo froh und ſo vergnügt,
Wo alles, was ich ſeh, mein Herz ſo ganz beſiegt,
Die theure Freundin, der ich ſo viel frohe Stunden
Verdanke, hab' ich hier ſo unverhofft gefunden,
Zu groß iſt dieſe Freud', —

M. Wall.
Ich theile ſie mit Ihnen.

Major.
Und will der Burſche da ſich meine Lieb verdienen,
Käm' er vom Irrthum, der ihn blendet, auch zurück,
Dann fehlte gar nichts auf der Welt zu meinem Glück,
Doch nein — er höret nicht des Onkels bange Klagen,

Er zieht noch ferner fort an dem Triumpheswagen
Der Komödiantin.

Henriette.

Nein gewiß, das iſt ſie nicht.

Major.

Wie wiſſen Sie denn das?

M. Wall.

Je, nun, ſo wie man ſpricht,
Viel hat man in der Stadt von der Geſchicht' erzählt.

Major.

So iſt's ſchon ſo bekannt? Nun, das hat noch gefehlt.

M. Wall.

Doch war des Mädchens Ruf ſtets unbeſcholten, — immer
Sprach man mit Achtung nur von dieſem Frauenzimmer.

Guſtav.

Mein Onkel, hören Sie, ich will Sie nicht beleid'gen,
Doch ſei es mir erlaubt, die Unſchuld zu vertheid'gen:
Man hat Sie aufgereitzt zum ungerechten Grimme,
Doch ſchmelzen wird Ihr Zorn bald vor der Wahrheit Stimme.

So wiſſen Sie es denn, ſtatt Schlingen mir zu legen,
Verweigert man des Mädchens Hand mir, wenn der Segen
Des Onkels mir nicht wird, und da trotz meinem Fleh'n
Sie ihn verſagten, will man ferner mich nicht ſehn,
Man ſchließet mir das Haus trotz Bitten, Dringen, Schwur,
So handelt, denk' ich, eine Frau von Ehre nur.

Major.

Wenn's ſo iſt, das war brav, und das beruhigt mich,
Wenn man ſich nicht mehr ſieht, nun, ſo vergißt man ſich.

Guſtav.

Wie? Henrietten ich vergeſſen? Nimmermehr!
Vergeſſen müßt' ich dann auch mich, und Schwur und Ehr'.

Henriette (für ſich).

Der gute Guſtav!

Major.

Gut! Verſprich mir nur, ſie nie
Zu ſeh'n.

M. Wall (zu Guſtav).

So wenig, als wie jetzt, das können Sie
Verſprechen, dächt' ich.

Guſtav.

Nun wohlan, das geh' ich ein.

Major.

Komm öfters in dieß Haus, das wird dir heilſam ſeyn.

Guſtav.

Ach Onkel! wie ſo gern ich dieſen Wunſch erfülle!

M. Wall (zu Guſtav).

Willkommen ſind Sie ſtets!

Major.

Nun endlich wird mein Wille
Doch einmal reſpektirt.
(Leiſe zu Mad. Wall.)
Das gäb' ein glücklich Ende,
Wenn Ihre Nichte ſo an ihm Gefallen fände.

M. Wall (leiſe zum Major).

Ich glaub', ſie iſt ihm gut.

Major.

Das würde recht mich freuen,
Das gäbe ſo ein Paar, du lieber Gott! Den Zweien
Geb' ich den Segen gleich!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Nellberg (ſich unter der Thüre mit Sabinen zankend, welche ihm den Eintritt verwehren will).

Nellberg.

Wer könnte ſich erfrechen,
Und wieſe mir die Thür? Ich muß jetzt mit ihr ſprechen.

Sabine.

Die Frau läßt Niemand vor.

Nellberg.

Ich geh nicht eher fort,
Bis für heut Abend ſie gegeben mir ihr Wort.

Major.

Wer macht ſo Lärmen?

M. Wall (für ſich).

Schön! Das iſt der Direkteur.
Beim Himmel, jetzt weiß ich mir nicht zu helfen mehr.

Nellberg (noch unter der Thüre zu Mad. Wall).

Ha Liebe, guten Tag!

M. Wall (für ſich).

Wie unterricht' ich ihn?

Major (für ſich).

Der Menſch ſpricht hübſch vertraut.

M. Wall (zu Rellberg).

Ah! Ihre Dienerin!

(Sabine geht kopfſchüttelnd ab, Rellberg tritt ein.)

Achter Auftritt.

Henriette. Mad. Wall. Major. Guſtav. Rellberg.

Rellberg (geht auf Mad. Wall zu).

Ich komme Madam Wa — —

M. Wall (ſchnell einfallend).

Sie ſehn! ich habe da
Geſellſchaft, die mir werth und lieb —

Rellberg.

Das ſeh' ich, ja.

M. Wall (ihm den Major präſentirend).

Major von Straffen, der erſt geſtern angekommen.

Rellberg (mit einer Verbeugung).

Es freut mich, Herr Major —

Henriette (für ſich).

Gott! ich bin ſo beklommen.

M. Wall.

Der Onkel Guſtavs.

Rellberg.

So?

M. Wall (zu Rellberg).

Und Sie mein Herr von Schlick —

Nellberg (für ſich).

Schlick? — Was will ſie damit?

M. Wall.

Sie ſind auch ſchon zurück?

Nellberg (lächelnd).

Ich war nicht weit von hier.

M. Wall.

Ich ſtelle Herr Major,
Hier Ihnen einen Freund von meinem Hauſe vor.

Major (mit einer Verbeugung).

Der Titel ſchon empfiehlt, — doch ſonſt iſt Herr von Schlick?

Nellberg.

Ich bin Direktor von —

M. Wall (ſchnell einfallend).

Von einer Tuchfabrik.

Nellberg (für ſich lachend).

Ja lüderliches Tuch hab ich genug.
(Leiſe zu Mad. Wall.)
Ich merke
Wo das hinaus will, und ich helfe zu dem Werke.

M. Wall (zu Nellberg).

Sie haben wohl gehört von dem Major von Straffen,
Er führt im Felde und bei Damen gute Waffen.

Nellberg.

Wie? Major Straffen Sie? Ach Kamerad! Willkommen!
Wir haben ja das Dorf zuſammen eingenommen,
Das — Dings da! — nu wie heißts?

Major.

Sie waren Militär?

Nellberg.

Das glaub ich, vierzehn Jahr, da kenn' ich Sie ja her.
Den Feldzug Anno Neun hab' ich ganz mitgemacht,
Zuſammen kämpften wir in mancher heißen Schlacht.

Major.

Ich kann mich doch nicht recht auf Ihr Geſicht beſinnen.

Nellberg.

Nun? Halfen wir denn die Bataille nicht gewinnen?
Bei — ach die Namen merk' ich mir doch immer ſchlecht.

Major.

Bei Ebersberg?

Nellberg.

Nein, nein,

Major.

Bei Feldheim?

Nellberg.

Ja, ganz recht.
Wir ſtürmten einen Berg, worauf die Feinde ſtanden.

Major.

Verzeihen Sie, dort war ja gar kein Berg vorhanden.

Nellberg.

Ich irr' mich, es ging dort in eine Schlucht hinein.
Der Berg wird alſo ganz gewiß wo anders ſeyn.
Major, Sie haben dort mit Ruhme ſich bedeckt.

Major.

Ja, Ja, ich lehrte wohl dem Feind' etwas Reſpekt,
Was ich dabei gethan, ich wag es kühn zu ſagen,
Hat zum Gewinn der Schlacht das Meiſte beigetragen;
Doch welchen Rang im Heere haben Sie begleitet?

Rellberg.

Ich war nichts als Soldat grad' weg.

Major (verbindlich).

Auch der bedeutet
Nicht wenig, wenn er anders ſeine Pflichten thut.

Rellberg.

Ich wurde krank, mir that das Leben nicht mehr gut,
Verließ die Bahn des Ruhms, es fiel mir freilich ſchwer,
Ging dann zur Kaufmannſchaft, jetzt bin ich Direkteur,

Major.

Ha! da verdient man ſich ja ſpielend vieles Geld.

Rellberg.

Gewöhnen muß man ſich an Alles in der Welt.

M. Wall.

Ihr Herrn, ich will das Feſt des Wiederfindens feiern,
Die alte Freundſchaft ſoll ſich heut bei mir erneuern,
Sie geben mir die Ehr und ſpeiſen beide heut
Bei mir; — auch Sie Guſtav.

Major (der Mad. Wall die Hand küſſend.)

Ich komm!

(Guſtav verneigt ſich gegen Mad. Wall.)

M. Wall.

Die Fröhlichkeit
Soll bei frugalem Mahl am Tiſche präſidiren.

(Zum Major.)

Sie werden Gäſte finden, die Sie divertiren.

Major (verbindlich).

Ich weiß ja, es geſellt ſich immer Geiſt zu Geiſt.

M. Wall.

Jetzt ohne Compliment — um 3 Uhr wird geſpeiſt.
Wer noch Geſchäfte hat —

Major.

Ich hab' in Standesſachen
Beim Kriegsbureau noch ein'ge Dinge abzumachen.
Darum erlauben Sie —

Guſtav.

Es ruft auch mich die Pflicht.

M. Wall.

Adieu! Adieu! Um drei!

Major.

Gewiß, ich ſäume nicht.
Herr Direkteur, Adieu, empfehle mich indeſſen.

Nellberg.

Bald wieder ſehn wir uns.
(Leiſe zum Major.)
Man pflegt hier gut zu eſſen,
Und Weine hat die Frau, die gar ſo lieblich winken,
Da wollen wir denn brav auf alte Freundſchaft trinken.

Major.

Das wollen wir, ja ja!
(Für ſich im Abgehen.)
Der Herr Direktor thut
Doch einmal zu vertraut, Major! ſei auf der Huth!
(Mit Guſtav ab.)

Neunter Auftritt.

Henriette. Mad. Wall. Nellberg.

Henriette.

Ach endlich athme ich doch wieder.

M. Wall.

Armes Kind!
Ich hab es wohl bemerkt, daß Sie beklommen ſind,
Indeſſen konnt ich kaum enthalten mich, zu lachen.
Nellberg verſtand recht gut den Militär zu machen,
Und wie er den Major erkannt, den er doch nie
Geſeh'n, und ihn umarmt, das war vortrefflich.

Henriette.

Wie?
Das Alles war nur Scherz?

Nellberg.

Ja freilich, als ich kam,
Wußt' ich noch nicht, warum man für Herrn Schlick mich nahm.
Doch bald ward mir es klar, daß man's auf dieſen Herrn
Gemünzt, da that auch ich das Meine herzlich gern.

Henriette.

Ich ſeh', mein Vormund ſpielt doch alle Rollen gut.

Nellberg.

Das alſo iſt der Onkel Guſtav's, der voll Wuth
Die Schauſpieler verdammt, der ſchmählich von dir ſpricht,
Und dir dein armes Herz durch ſeinen Starrſinn bricht?
Ich räche dich an ihm.

Henriette.

Dank Ihnen, edler Mann,
Sie nehmen väterlich ſich um mich Arme an,
Von meiner Jugend an ward ich durch Sie beſchützt,
Sie haben nach des Vaters Tod uns unterſtützt,
Daß ich abtragen kann, was Lieb und Pflicht begehren,
Daß ich die Mutter kann von meinem Fleiß ernähren,
Und ſo die heiligſte der Schulden zahlen kann,
Ich dank' es Ihnen nur, wohlthät'ger edler Mann.

Nellberg.

Schweig, Henriette.

Henriette.

Ach, es läßt die Dankbarkeit
Sich nicht befehlen, und wenn laut das Herze ſchreit,
Wie ſchwiege da der Mund? Sie ſchonten weder Geld
Noch Mühe, mein Talent zu bilden, wenn die Welt
Manch Bild, das ich gemalt, als kunſtgerecht erkennt,
So ſollten Sie es ſeyn, deß Namen man hier nennt,
Sie hielten Meiſter mir, die mich den Pinſel führen
Gelehrt —

Nellberg.

Jetzt ſtill davon, ich wußte anzuſchüren
Die Flamme, welche ſchon vorher in dir gelodert,
Ich that, was Freundſchaft und was Pflicht von mir gefodert;
Dein braver Vater war mein beſter Freund auf Erden,
Am Sterbebette noch, mit bittenden Geberden,
Wandt' er zu mir ſich, mit verklärtem Angeſicht
Sprach er: verlaß mein Weib und meine Tochter nicht;

Und ich verſprach's, und werde halten mein Verſprechen,
Bis auch mein Stündlein ſchlägt, und meine Augen brechen;
Der gute Hollenfeld, was war das für ein Mann,
So gut, ſo edel, und als Künſtler erſt — man kann
Jetzt keine Rolle mehr, die er geſpielet ſeh'n,
Der wußte ſo das Herz recht aus dem Leib zu dreh'n,
Als Macbeth, als Tancred, als Wilhelm Tell,
Oreſt,
Ich ſage dir, mein Kind, das war bei Gott, ein Feſt.
D'rum ſei nur immer ſtolz auf deinen wackern Vater,
Und mag er ſchimpfen wie er will auf das Theater
Und ſeine Künſtler, der Major, er ſoll's zur Ehre
Sich rechnen, wenn ſein Neffe erſt dein Gatte wäre.

M. Wall.

Doch leider denket der Major nicht ſo wie wir,
Und ſeines Neffen Lieb, ſie macht ihn wüthend ſchier,
Doch warte Eiſenfeſt, du ſollſt bald zahmer ſeyn,
Ein Weib bin ich, und noch Schauſpiel'rin oben drein,
Da müßte mein Geſchlecht mit Fingern auf mich zeigen,
Lehrt ich den Poltergeiſt nicht bald gehorchen, ſchweigen;
(Zu Rellberg.)
Sie ſtehen mir doch bei?

Rellberg.

Auf Alles geh' ich ein.

M. Wall. (zu Henrietten).

Kind! Wollen Sie nicht auch bei mir zu Tiſche ſeyn?

Henriette.

Verzeihen Sie, Madam, ich bin ſchon lange hier,
Die Mutter wartet mein.

M. Wall.

So gehen Sie zu ihr,
Verſichern Sie die Frau, daß ich ihr ſehr geneigt.

Henriette.

Von Ihrer Güte iſt ſie lang ſchon überzeugt.
(Sie geht mit einer Verbeugung ab.)

Zehnter Auftritt.

Mad. Wall. Nellberg.

Nellberg.

Nun ſind wir doch allein, und ſprechen, wenn's gefällt —

M. Wall (ſchnell einfallend).

Von unſerm Mittagsſpaß

Nellberg.

Um alles in der Welt
Von etwas Wichtigerm. — Sie ſpielen heute doch?

M. Wall.

Mein Gott, das hat noch Zeit. — Weiß ich das ſelber noch —

Nellberg.

Ich aber muß es doch, das Publikum muß wiſſen —
Die Zettel kleben ſchon.

M. Wall.

Geſchwind herabgeriſſen!
Herr Nellberg, ſehen Sie, der Spaß wird dadurch voll,
Von der Geſellſchaft bitt' ich mehre

Nellberg.

So? Wer ſoll
Dann aber ſpielen?

M. Wall.

Hm! — ſo laſſen Sie uns ſeh'n
Wen man entbehren kann — Herr Feld

Nellberg.

Das wird nicht gehn,
Wenn dieſer junge Mann nicht auf der Bühne ſteht,
So weiß ich, daß kein Weib mir in's Theater geht.

M. Wall.

Die Mamſell Frühling?

Nellberg.

Nein, auch da wird nichts daraus,
Da bleiben mir die jungen Herren alle aus.

M. Wall.

Die Tänzerin Tolaille —

Nellberg.

Wer ſoll denn tanzen? Wer?

M. Wall.

Den Komiker?

Nellberg.

Da bleibt die Gallerie mir leer.

M. Wall.

Beſorgen Sie nur nichts, wir eſſen ſchon behende,
Um 3 Uhr ſetzt man ſich, um 6 Uhr iſt's zu Ende.

Nellberg.

Sie ſpielen aber auch?

M. Wall.

'ſ iſt heut der dritte Tag,
Ich kann nicht, hab Catharr —

Nellberg.

Ein wahrer Donnerſchlag
Iſt dieſes Schreckenswort für einen Direkteur,
Wenn nur das Wort Catharr im Wörterbuch nicht wär,
Ich bitte Madam Wall, bedenken Sie, ich bin
Verlegen.

M. Wall.

Nun, ſo ſpiel' ich heut' die Zweiflerin,
Doch das ſag' ich vorher, dann wird nicht mehr geſpielt
Die ganze künft'ge Woch'.

Nellberg.

O Himmel!

M. Wall.

Es beſiehlt
Mein Arzt, ich müſſe jetzt viel mehr Bewegung machen,
Sechs Tage zieh' ich auf das Land zur Gräfin Dachen,
Ach Gott! dies Monat war ich neun Mal auf der Bühne,
Man lachte mich ja aus, wenn ich nochmal erſchiene.
Und überhaupt, ich bin nicht Willens nachzuſteh'n
Den Sängerinnen, die wir oft kaum zwei Mal ſeh'n
Im Monat, und die Sie doch ungeheuer zahlen,
Und kurz, man lebt für ſich, nicht für die Prinzipalen.
(Geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Nellberg (allein).

Was dieſe Erde auch für Qualen und für Plag,
Für Sorgen, Pein und Noth, und Ängſten haben mag,
Der Glückliche hat nicht die ſchrecklichſten verſpürt,
Der nie im Leben ein Theater dirigirt.
Rühmſt du dich Menſch, daß du kein Tröpfchen Galle haſt,
In die Couliſſen tritt, und wenn's dich da nicht faßt,
Dann magſt du mit dem Namen Job ganz füglich praſſen,
Und eine Klafter Holz keck auf dir hauen laſſen. (Geht ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Erſter Auftritt.

Mad. Wall. Nellberg.

Nellberg.

Die Krone dem Verdienſt, ich muß es Ihnen ſagen,
Man kann unmöglich ſich anmuthiger betragen.
Mit einem Zauber, der ſich nicht beſchreiben läßt,
Madame, würzten Sie das ganze ſchöne Feſt; —
Und welch ein herrlich Mahl! die ausgeſucht'ſten Speiſen
Und Wein! als wollte Bachus ſeinen Reichthum weiſen —
War brav bei Appetit, der liebe Herr Major,
Es legte aber auch die ſchönſte Hand ihm vor,
Er ſaß am Ehrenplatz, er wußt' ihn gut zu nützen,
Oft küßt' er Ihre Hand, ich ſah ſein Auge blitzen,

Ach wie er ſehnſuchtsvoll Sie mit den Blicken maß,
Auch nippt' verſtohlen er manchmal aus Ihrem Glas,
Gefangen iſt er, — ja, ganz ſicherlich gefangen.

M. Wall.

Sie ſcherzen, Lieber!

Nellberg.

Nein, er iſt in's Netz gegangen.

M. Wall.

Ach, mir gefiel es nur, wie der geſchworne Feind
Der Schauſpielkünſtler ſich ſo wie ihr beſter Freund
Mit Ihnen unterhielt, und trank, und ſcherzt' und lachte,
Und ſich, in ihrem Kreis zu ſeyn, zur Ehre machte.

Nellberg.

Doch wenn er es erfährt, wird er's wohl übel nehmen.

M. Wall.

So wird der Stolz beſtraft, der Eitle muß ſich ſchämen.

Nellberg.

Noch eines, gute Wall, ſo eben fällt mir's ein,
Der Veilchenau kann jetzt Ihr Vorſpruch nützlich ſeyn,
Sie geht von uns.

M. Wall.

Wie ſo? Sie haben ſie entlaſſen?

Nellberg.

Das nicht; allein, Sie wiſſen ja wohl ſelbſt, es paſſen
Die beiden Weiber: ſie und dann die kleine Hammen
Nun auf und außer dem Theater nicht zuſammen.
Sie ſind in Lieb und Kunſt ſtets Nebenbuhlerinnen,
Da gibt's zuletzt noch ein Duell, und Blut muß rinnen.

M. Wall.

Sie ſind ein armer Mann, und haben ſchweres Spiel,
Wo's viel zu lachen gibt.

Nellberg.

Doch auch zu weinen viel. —
Ich bitte liebe Wall, verſuchen Sie es fein
Zu einem Engagement behilflich ihr zu ſeyn;
Ein jeder fand ſein Glück, den Sie in Schutz genommen,
Der Direkteur von Worms iſt geſtern angekommen;
Er nennt ſich — warten Sie doch — Baſſen Klaſſen Laſſen,
Es afft ſich was bei ihm, wie beim Major von Straſſen,
Beſuchen wird er Sie gewiß, wenn Sie dabei
Nun ſo ihm ſagen, daß ſie gar nicht übel ſei,
Daß ſie Talent hat, kurz, wenn Sie ſie ihm empfehlen,
So kann das ſeine gute Wirkung nicht verfehlen.
O thun Sie's doch —

M. Wall.

Recht gern, ſie iſt ein gutes Kind,
Will zwar ſtets oben ſeyn, wie ſchon die Meiſten ſind,
Und alles ſo mit einem Mal zuſammen ſpielen,
Je nun, in Worms kann ſie ſchon die Begierde kühlen,
Da ſtehn *Oktavia* und *Fanchon* ihr zu Dienſten,
Dort iſt das *Viel* allein der Maßſtab bei den Künſten.
Ich ſprech gewiß für ſie.

Nellberg (zieht ſeine Uhr heraus).

Bald ſchlägt die Schauſpielſtunde,
Ich gehe jetzt, und mach' ein Bischen meine Runde;
Den Billeteurs muß man wohl auf der Kappe ſeyn,
Sonſt laſſen ſie Familien mir umſonſt hinein;

Bin ich vorher in der Garderobe nicht zugegen,
So fehlt bald hier ein Kleid, bald dort ein Stock, ein Degen,
Da wird politiſirt, und ſchlägt die Stunde dann,
So iſt kein Menſch bereit zum Anfang, und es kann
Das arme Publikum vergebens ſich empören,
Es muß, wenn's auch nicht will, drei Symphonien hören.
Doch ſtille, ſeh'n Sie, da kömmt ihr Adorateur.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Major.

Major (für ſich im Eintreten).
Da haben wir es, der verfluchte Direkteur
Geht ihr nicht von der Seit' —

Nellberg.
Freut mich, Sie noch zu ſehn.
Ich war ſchon auf dem Sprung, ſo eben wollt' ich gehn.

Major (ihn begrüßend).
Auch mich freut's.
(Zu Mad. Wall.)
Gnäd'ge Frau, ſogleich nach Tiſch verlor
Sich die Geſellſchaft — mich allein hielt's hier.

M. Wall.
Major,
Sie zeigen mir dadurch, Sie ſeien gern bei mir —

Major (mit einem zärtlichen Blick ihr die Hand küſſend).
Wer wär's nicht, ſchöne Frau? Guſtav ging auch von hier
Er hat Geſchäfte noch.

M. Wall.

Er kehrt doch bald zurück?

Major.

Gewiß, verſteht der Junge anders ganz ſein Glück.
Das nenn' ich mir ein Mahl, ein herrlicher Verein!
Beiläufig ſo mag eine Göttermahlzeit ſeyn.
Nur Eines hab' ich noch, — verzeihn Sie mir — vermißt,
Die liebe Nichte war nicht mit bei Tiſch.

M. Wall.

Sie iſt
Sehr ſchüchtern, kann ſich mit Geſellſchaft nicht verſtehn.
Darum ließ ich ſie heut zu einer Freundin gehn,
Die ſie ſehr liebt.

Major.

Madam! die Freunde, die ich heute
Hier kennen lernte, ſind fürwahr recht grundgeſcheite,
Dabei ſehr witzige und angenehme Leute.

M. Wall.

Ich ſeh' ſie alle Tag! am Abend kommen wir
So meiſt zuſammen.

Major.

Nun, bei Gott, ich gratulir',
In ſolcher Compagnie fehlt's nie an frohen Stunden,
Da ſchwindet jeder Gram, da heilen alle Wunden.

M. Wall.

Ich danke für das Compliment in ihren Namen,

Major.

Gebildet, klug und ſchön ſind alle dieſe Damen.

Nellberg.

Und treu ſind dieſe Frau'n, ſo treu, wie Turteltauben,

Major.

Ich zweifle nicht daran, das will ich gerne glauben,
Und dann die Herrn, das ſind recht aufgeklärte Lichter,
Urtheilen über alle Werke, alle Dichter.

Nellberg.

Die meiſten wiſſen ſie auswendig.

Major.

Man kann nur
Bewundern, hört man ſie ſo über Lit'ratur
Und Künſte ſprechen, nein, ſo etwas hört' ich nie.

Nellberg.

Beſonders ſtark ſind ſie in der Dramaturgie.

Major.

Das hab' ich auch bemerkt.

M. Wall.

Fürwahr Major, das thut
Mir leid, denn Sie ſind dem Theater nicht ſehr gut.

Major.

Ja freilich, das berührt ſo manch verſtimmte Saiten,
Denn das Theater iſt an den Verdrießlichkeiten,
Die ich mit meinem Neffen habe, Schuld; — allein
Ich muß geſtehn, ich ging einmal recht gern hinein.
In meiner Jugend ward es mir zur Paſſion,
Und ſpäter, als ich lag zu Worms in Garniſon,
Da hab' ich ſelbſt geſpielt auf Dilettantenbühnen; —
Ja, ſeh'n Sie mich nur an; verſichern kann ich Ihnen,
Im Eſſex gab man mir erſchrecklichen Applaus,

Die Gräfin Rutland war die Tochter von dem Haus,
In die war ich gebrennt, da ſpielte die Natur.

M. Wall.

Nun, lieber Herr Major, ſo ſagen Sie mir nur,
Wie kömmt's, da Ihnen dieſe Kunſt ſo viele Freuden
Verſchafft, doch mögen Sie die Künſtler gar nicht leiden.

Major.

Das iſt ganz klar, die Kunſt ſtammt wohl von Göttern ab,
Doch zum Gemeinen ſinkt der Künſtler oft herab.
Beſonders urtheil' ich von Schauſpiel'rinnen ſcharf,
Das ſind Syrenen, denen man nicht trauen darf;
Dem ſchwachen Jüngling drohn wohl vielerlei Gefahren,
Vor allen kann er ſich, vor dieſen nicht bewahren;
Mag Ohr und Herz auch noch ſo ſtark verriegelt ſeyn,
Geht's mit dem Lachen nicht, ſo weint ſie ſich hinein. —
Bei mir käm eine zwar an's ungeleg'ne Ort,
Mich fängt kein ſolches Weib, darauf geb ich mein Wort.

Rellberg.

Nicht gut iſt's, Herr Major, wenn man etwas verſchwört,
Wer ſich ganz ſicher glaubt, wird oft zuerſt bethört,
Doch, nun iſt's hohe Zeit, Adieu! jetzt muß ich gehn.

Major.

Adieu, Herr Direkteur!

Mad. Wall.

Auf bald'ges Wiederſehn.

(Rellberg geht ab.)

Dritter Auftritt.

Mad. Wall. Major.

Major.

Nun endlich iſt er fort, und all die läſt'gen Zeugen,
Die heut mich zwangen bis zu dieſer Stund zu ſchweigen.
Nun muß ich reden, nein, nicht duld ich dieſen Schmerz,
Eröffnen muß ich Ihnen, Theure, dieſes Herz. —
Gefunden hab ich ſie, die mir unendlich werth,
Feſt halten will ich auch, was mir das Glück beſcheert,
Sie können über meine Ruh und meine Freuden
Mit einem einz'gen Wort, verehrte Frau, entſcheiden.

M. Wall (ſich verlegen ſtellend).

Ich weiß nicht, Herr Major! — fürwahr, Sie ſprechen da
In einem Ton —

Major.

Als ich zum erſten Mal Sie ſah
In Mannheim, damals ſchon ſtahl Ihrer Reize Glanz,
Gepaaret mit Verſtand und Tugend ſich ſo ganz,
Mein Herz, und bald nachher ſtarb ihr Gemahl, mein Freund,
Zuſammen haben wir den Redlichen beweint;
Doch Alles hat ſein Ziel, ich wagte es ſodann,
Trug Ihnen Herz und Hand zum ew'gen Bunde an,
Doch Julie wich mir aus, — Abneigung war wohl nicht
Der Grund davon, nicht wahr? — Nein, nein, ich bin zwar ſchlicht

Und barſch, doch gut bin ich, das darf ich von mir ſagen;
Bloß aus Beſcheidenheit nur wollten Sie's nicht wagen,
In jener Lage mir die theure Hand zu reichen,
Weil Sie nicht Geld und Gut, des äußern Glückes Zeichen,
Zugleich zu geben mir im Stande waren.

M. Wall.

Scheint
Es doch, Sie ſprechen da, ſo wie ein alter Freund.

Major.

Verzeihn Sie Julie, bei ſolchen Körpergaben,
Iſt's wohl unmöglich, daß Sie alte Freunde haben,

M. Wall.

Sie ſchmeicheln —

Major.

Sicher nicht, geſtatten Sie es mir,
Daß ich fortfahren darf; ich finde nun Sie hier
In einer glänzendern und beſſern Lage, — ſchon
Dieß Haus, ihr Leben auch gibt den Beweis davon.

M. Wall.

Nicht klagen kann ich über Frau Fortunens Gabe,
Ich habe was ich brauch, und brauche was ich habe.

Major.

Auch ich kann immerhin leicht mein Geſchick erdulden,
Mein Gut trägt mir des Jahrs bei 30,000 Gulden,
In einer Gegend, wie der Himmel, liegt mein Schloß,
Doch iſt's für mich allein bei weitem viel zu groß.
Was nützt es mir daß ich den ſchönſten Garten hab,
Und viele Blumen drin, es pflückt ſie Niemand ab,

Spieluhren hab ich 10, doch zieht ſie Niemand auf,
Die weichſten Canapés, doch Niemand ſetzt ſich drauf,
Kurz, was man braucht zu Noth, zu Luſt und Zeitvertreib,
Das hab' ich, Eins nur fehlt.

M. Wall.

Dieß Eine iſt? —

Major.

Ein Weib,
Das mir belebet all die Herrlichkeit und Pracht,
Und die Honneurs im Schloß und bei der Tafel macht.

M. Wall.

Das thun Sie jetzt wohl ſelbſt?

Major.

Ja freilich, aber wie?
Den liebenswürd'gen Takt den treff' ich einmal nie,
Die Männer allenfalls, die will ich unterhalten,
Allein, die Damen zieh'n die Stirn' gleich in die Falten,
Und weiß ich auch einmal in Allem mir zu rathen,
So iſt das Eſſen doch ganz ſicherlich verbraten.

M. Wall.

Wenn Sie nun Herr Major, ſo ſehr die Ehe lieben,
So wundert mich's, daß Sie noch unvermählt geblieben.

Major.

Der Frauen gibt es viel, doch muß ich Ihnen ſagen,
'S ſind wenige dabei, die mir ſo ganz behagen,
Auch muß ich frei geſtehn, ich war in meiner Jugend
Ein Sauſewind, ich nahm es nicht genau mit Tugend,
Da fürcht' ich denn, es könnte eine Hauptkokette
Zurück bezahlen mir all das auf einem Brette. —

Drum greif ich nicht ſchnell zu, — nur Ihnen iſt's gelungen,
Die Unentſchloſſenheit, Sie haben ſie bezwungen.
Ein einzig Wort nur, und mein Wanken hat ein Ende,
Dieß Wort, und es vereint der Pfarrer unſre Hände.

M. Wall.

Sie ehren mich Major, indem Sie auf mich bauen,
Allein, Sie ſollen nicht ſo ſchnell dem Schein vertrauen.
Sie kennen mich nicht ganz — ich ſelbſt bin ſo verlegen.

Major.

Ach Gott! ich kenne Sie ſo gut als meinen Degen.
Ihr Herz iſt ohne Falſch, Sie ſind ein himmliſch Weſen,
Was Sie nur denken iſt in Ihrem Aug zu leſen,
Nicht einmal der ſcheelſücht'gen Fama iſt's gelungen,
Sie zu verläumden je troz ihren hundert Zungen,
Und wer ſich unterſteht was gegen Sie zu ſprechen,
Der hats mit mir zu thun, ich werd den Hals ihm brechen.

M. Wall.

Ich danke Herr Major, die Güte hab' ich nicht
Verdient.

Major.

Bin überzeugt, daß Niemand Böſes ſpricht,
Kenn' Ihre Lebensart, und weiß ſie auch zu ſchätzen,
Man ſieht faſt niemals Sie an öffentlichen Plätzen,
Sie wiſſen, man iſt zu was Beſſerm hier auf Erden,
Als dazu, um zu ſehn, und um geſehn zu werden,
Sie könnten gar für eine Eremitin gelten,
Denn das Theater ſelbſt beſuchen Sie ſehr ſelten.

M. Wall.

Jetzt geh' ich öfters hin, als eh.

Major.

Ach, theure Liebe!
Erhören Sie mich nun, erwiedern Sie die Triebe,
Die ich nicht zähmen kann, Ihr Reiz hat mich verwundet,
So tief, daß dieſes Herz wohl niemals mehr geſundet.
Nein, nein, ich kann mich nun von Ihnen nicht mehr trennen,
Und komme was da will, ich muß mein Weib Sie nennen.

M. Wall (tritt zum Major, legt ihre Hand auf ſeine Schulter und ſpricht lächelnd zu ihm).

Sie ſehn nun ſelbſt, wie uns die Liebe kann verwandeln,
Und dennoch können Sie ſo hart und grauſam handeln
Mit Ihrem Neffen. — Wie, Majorchen! iſt das recht?

Major.

Wie kommen Sie auf dieſen Burſchen jetzt? — Nicht ächt
Iſt ſeine Liebe, iſt nur Rauſch — die meine nicht;
Jetzt Antwort, Julie, gerad mir in's Geſicht,
Willſt du mich zum Gemahl?

M. Wall.

Ich muß mich doch bedenken.

Major.

Doch Hoffnung wenigſtens kannſt du jetzt gleich mir ſchenken.
(Er bückt ſich eben, um vor ihr niederzuknien, da tritt Guſtav ein, er erblikt ihn, und zieht ſich ſchnell zurück, indem er ſich anſtellt, als ob er ſein Schnupftuch von der Erde hätte aufheben wollen.)

Vierter Auftritt.

Guſtav. Die Vorigen.

Guſtav.

Beſchleunigt hab' ich mein Geſchäft, um ſchneller hier
Zu ſeyn.

Major.

Iſt recht, ſo eben ſprachen wir von dir.

M. Wall.

Den Onkel bat ich ſehr, daß er noch hier Sie laſſe,
Doch er — er will mir's nicht zu Liebe thun.

Major.

Ich faſſe
Die Gründe nicht.

M. Wall.

Je nun, ich geb' in wenig Tagen
Bei mir hier ein Concert, da bät' ich beizutragen
Herrn Hilm durch ſein Talent.

Major.

Ach! wenn es Ihnen Freude
Verſchafft und nützlich iſt, — dann ſeis! — Wir bleiben
Beide.

Guſtav.

Das weibliche Geſchlecht beweiſet ſeine Macht
Stets an dem Onkel, ich hätt's nicht dahin gebracht.

Major.

Der Schönheit Allgewalt kann Niemand widerſtreben,
Was Madam Falk verlangt, das muß man ihr ja geben.

Fünfter Auftritt.

Sabine. Die Vorigen.

Sabine.

Ausgehe wollte Sie Madam! — Ich bin ſo frei
Sie zu erinn're, denn halb ſiebe iſchts vorbei.

M. Wall.

So ſpät, da muß ich fort! — Major, verzeih'n Sie mir,
In einer Stunde bin ich längſtens wieder hier,
Gefällt es Ihnen wohl indeſſen hier zu bleiben?

Major.

Ich werd' nach Hauſe gehn, muß ein'ge Briefe ſchreiben.

M. Wall.

Das können Sie auch da, Sie finden Alles hier
Was Sie benöth'gen, Tinte, Feder und Papier.

Major.

Ich könnte wohl vielleicht doch ungelegen ſeyn.

M. Wall (lächelnd).

Sie warten hier auf mich! Muß ich befehlen?

Major.

Nein,
Ich bleibe, Alles was Sie wollen, ſoll geſchehn,
Nur Eines dürfen Sie nicht wünſchen.

M. Wall.

Wollen ſehn.

Major.

Sie kommen doch recht bald?

M. Wall.

Sobald ich kann.

Major (indem er ihr die Hand küßt).

Und ſchenken
Dann Antwort mir?

M. Wall.

Nun ja, ich werde daran denken.

Sabine (im Abgehen zu Mad. Wall).

Hu! der macht Auge, ſehn Sie ſelber wie ſie blitze,
Der hat das Liebesgift in alle Glieder ſitze.

(Beide ab.)

Sechster Auftritt.

Major. Guſtav.

Major.

Ha! das iſt eine Frau, ganz einzig! — Ja ein Stern
Der erſten Größe.

Guſtav.

Wohl geſteh' ich's Ihnen gern,
Geſchaffen iſt ſie ganz dazu, um einem Mann
Lieb' einzuſtößen.

Major (ganz begeiſtert).

Ach! nichts Liebenswürd'gers kann
Man finden.

(Für ſich.)

Still Major, verrathe dich nur nicht.

Guſtav.

Sie liebten Sie ſchon einſt, und, lieber Onkel, ſpricht

Ihr Auge Wahrheit, ja, ſo ſuchen Sie auf's Neue
Die alten Feſſeln auf; daß ich darob mich freue,
Verſichr' ich Sie.

Major.

Wie ſo? Was könnte dir das frommen?

Guſtav.

Mein Onkel, der bis jeßt ſich doch zu hart benommen,
Wird dann, fühlt er erſt ſelbſt die Seligkeit der Liebe,
Gewiß nachgieb'ger ſeyn auch gegen fremde Triebe.

Major.

Das hoffſt du? — wird nichts draus, das ſchwör' ich dir auf
Ehre.

(Mit gutem Tone.)

Weißt' Guſtav, was wohl hier für dich zu thuen wäre?
Der Nichte hier vom Haus, der ſuche zu gefallen.

Guſtav.

Der Nichte?

Major.

Ja, ja, ja! das Mädchen iſt von Allen,
Die ich im Leben ſah, das Liebenswerth'ſte.

Guſtav.

Wie?
Das rathen Sie mir ſelbſt?

Major.

Ja, lieben ſollſt du ſie.

Guſtav.

Sehn Sie ſich vor, damit Sie nie den Rath bereuen.

Major.

Was ich geſagt, bleibt feſt, das Mädchen ſollſt du freien.

Guſtav.

Ach lieber Onkel, von der zart'ſten Kindheit an
Hat Ihre Zärtlichkeit ſo viel für mich gethan,
Ich liebe Sie ſo ſehr, und möchte dankbar ſeyn.

Major.

Das Reden macht's nicht aus, beweiſe mir's, doch nein,
Du ſpotteſt meines Zorns, und willſt, — du ſollſt dich ſchämen —
Zum Trotz mir, eine Frau dir vom Theater nehmen.

Guſtav.

Gewiß mein Onkel, ſie iſt nicht von dieſem Stande,
Doch wenn es auch ſo wär', gereicht es ihr zur Schande?
Des wackern Künſtlers Lohn iſt Achtung, Lieb' und Ruhm,
Denn nicht ſo leicht gelangt man in das Heiligthum;
Mehr angeborene, und auch erworbne Gaben
Muß man zu dieſer Kunſt, als ſonſt zu einer haben,
Um zu beleben der berühmt'ſten Dichter Werke
Mit Anmuth und Geſchmack, und mit Verſtand und Stärke,
Den vollen Beifall der Gebildeten erhalten,
Eindringen in des Herzens tiefverborgne Falten,
Zorn, Ehrgeiz, Freude, Haß, Stolz, Zärtlichkeit und Liebe, —
Des Laſters Biſſe und der Unſchuld reine Triebe
In ihrer Stufenfolg', und nach verſchied'nen Quellen
In jedem Körperglied einſtimmend darzuſtellen,
Jetzt einen Stoiker zum Lächeln zu bewegen,
Jetzt der Empfindung ſüßes Mitleid zu erregen,
Aneifern zu dem Guten, warnen vor dem Schlechten,
Und in's Vergnügen gute Lehren einzuflechten,

Das nenn' ich edle Kunſt, was Vorurtheil auch ſpricht,
Und was der Neid auch ziſcht, das lernt ſo leicht ſich nicht.
Racine, der groſse Mann, war mit Baron vereint,
Und Cicero war ſelbſt einſt Roſcius beſter Freund.

Major.

Was? Cicero? — der war gewiß kein Edelmann.

Guſtav.

Nein, nein, das war er nicht, doch wohl ein groſser Mann,
Das läugnet ihm kein Menſch, er war es ſchon darum,
Weil er ſich ſelber ſchuf den Namen und den Ruhm,
Geboren war er als Plebejer, doch ſein Streben
Und himmliſches Talent, ſie mußten hoch ihn heben,
Und dieſer niedre Menſch befreite, wie bekannt,
Das ſchon verrathne Rom, und ward zuerſt genannt:
Des Vaterlandes Vater! — Künſte nur erwerben
Und Wiſſenſchaften uns die Ehre nie zu ſterben.
Und ich, wer bin denn ich, mein Onkel? ein Soldat,
Mein Leben und mein Arm gehören zwar dem Staat,
Jedoch mein Herz iſt mein, mit dieſem kann ich ſchalten,
Und fruchtlos ſtemmten ſich entgegen die Gewalten
Der ganzen Welt.

(Er hält inne, und fährt dann in gemäßigterem Tone fort)

Verzei'hn Sie mir, ich mußte ſprechen,
Ach Onkel, wollen Sie denn ganz das Herz mir brechen?
Erbarmen!

Major.

Spare dir die überflüß'gen Worte,
Es iſt nicht an der Zeit und hier auch nicht am Orte,
Du biſt ſtockblind — genug, nicht weiter hör' ich dich.

Guſtav.

Mein Onkel, ſeyn Sie nicht ſo hart.

Major.

Verlaſſe mich!
Es kehret Frau von Falk in kurzer Zeit zurück,
Erwarten will ich ſie, und dann mit ihr mein Glück
Und dein's berathen.

Guſtav.

Ha! ich ſoll es wohl nicht merken,
Wohin das zielt, allein, das muß mich nur beſtärken
In meiner Hoffnung.

Major.

Neffe, hoffe nicht zu viel,
Ich ſage dir's vorher, verloren iſt dein Spiel.

Guſtav.

O nein, es miſchet ja die Frau von Falk die Karten,
Von dieſer Guten darf das Beſte ich erwarten. (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Major (allein).

Verlegen macht' er mich, der Burſch mit ſeinem Hoffen,
Denn bald hätt' er damit den rechten Fleck getroffen,
Ich hoffe auch mein Freund, und ſehnſuchtsvoll und ſtark,
Die Hoffnung ſchon allein geht mir durch Bein und Mark.
Bald wird's im Reinen ſeyn, ſie will nur noch nicht plaudern, —
Das iſt ſchon ſo der Brauch, daß ſtets die Weiber zaudern

Mit ihrem Jawort, lang bedenken und ſich zieren,
Das Ewig iſt auch ſo ein Wort zum Simuliren.

Achter Auftritt.

Dlle. Veilchenau. Major.

Veilchenau.

Ach! Ihre Dienerin, mein Herr! der Zufall gibt
Mir das Vergnügen Sie zu treffen.

Major.

Was beliebt?

Veilchenau.

Ich wollte Madam Wall beſuchen, mir iſt leid,
Sie iſt nicht mehr zu Haus, ſie hat um dieſe Zeit
Zu thun; das hätte ich wohl vorher wiſſen ſollen,
Doch hat das Schickſal mich dafür entſchäd'gen wollen;
Man ſagte mir am Thor, Sie wären jetzo hier.

Major.

Ich habe nicht die Ehr', was wünſchen Sie von mir?

Veilchenau.

Sie hier zu treffen, ach das macht mich herzlich froh,
Wir werden bald uns näher kennen lernen.

Major.

So?

Veilchenau.

Sie heißen Klaffen doch? — wie? — oder Raffen,
Baffen?

Major.

Nein, Mademoiſell, ich nenne mich von Straffen.

Veilchenau.

Schon recht, Sie ſind mein Mann, ich kam gerad' zur Frau
Von Wall, um Sie zu ſehn; ich heiße Veilchenau.

Major.

Ich bitte ſagen Sie, womit ich Ihnen diene?

Veilchenau.

Sie wiſſen wohl, ich bin die Zierde dieſer Bühne,
Man trug mich, ich darf kühn es ſagen, auf den Händen,
Zu allen Rollen kann man ſicher mich verwenden,
Soubretten ſpiele ich und edle Königinnen.
Die traurigen und pfiffigen Liebhaberinnen,
Selbſt Mütter hab' ich ſchon geſpielt; fürwahr, ich habe
Ein ſeltenes Talent; nun das iſt eine Gabe
Des Himmels, die kein Menſch ſich ſelber geben kann,
Das ärgert Manche auch zum Platzen. — Ein Organ
Hab' ich — Sie hören's doch, mein Herr! — wie Flötenton,
Und ein Geberdenſpiel und eine Action,
Je nun, das muß man ſeh'n, ich trete kaum heraus,
So gibt's ein ordentliches Salve von Applaus.
Die Männer nehmen die Lorgnetten ſchnell zur Hand,
Die Damen ſtaunen, und bewundern mein Gewand;
All dieſes hob mich zwar empor, doch gab' mir leider
Auch auf der Bühne und im Städtchen viele Neider.
Nun geh' ich, arme Stadt! ich kann dich nur bedauern,
Die erſte Künſtlerin zieht fort aus deinen Mauern! —
Die ärgſte Feindin, die mich wegbringt, kennen Sie,
Nicht wahr?

Major (erſtaunt).

Ich?

Veilchenau.

Freilich Sie, die Hammen iſt es.

Major.

Nie
Hört' ich von dieſer Frau

Veilchenau.

Die kabaliret immer,
Sie ward verwahrloſt von dem großen Gurgelſtimmer,
Denn jeder Ton von ihr iſt hohl und ſchrecklich tief,
Auch iſt ſie ſchon paſſee, und links auch etwas ſchief,
Nun iſt's begreiflich, daß durch meiner Blicke Flammen,
Durch meinen Silberton die arme kleine Hammen
Verdunkelt wurde, da iſt immer Streit geweſen,
Ausführlicher iſt das in dem Journal zu leſen.

Major.

Weiß nicht warum Sie mir das alles expliziren
Was ſoll denn ich dabei wohl thun?

Veilchenau.

Mich engagiren

Major (für ſich).

Nein, das iſt doch zu toll.

Veilchenau.

Sie werden wohl, wie billig
Mich hören wollen erſt; nun gut, ich thu' es willig;
Soll ich vom Trauerſpiel, vom Luſtſpiel etwas wählen?
Bin überall gleich ſtark, Sie haben zu befehlen.

Soll ich den Monolog aus Phädra recitiren?
Aus Iphigenia, aus Tancred deklamiren?

Major.

O mein Gott! nein, nein, nein! ich danke.

Veilchenau.

Wollen Sie
Vielleicht was Luſtiges aus einer Komödie,
Die Gurli? —

Major.

Ich hab's ſatt Mamſell, und bitte ſehr
Für wen beſehn Sie mich?

Veilchenau.

Je nun, der Direkteur
Aus Worms ſind Sie, nicht wahr? und kommen jetzt hieher
Für Ihr Theater ſich die tauglichſten Subjekte
Zu engagiren.

Major.

Ha, wer war's, der ſich erkeckte
Zu ſagen? —

Veilchenau.

Ja, ich weiß, Sie ſingen ſchönen Baß.

Major.

Mamſell, jetzt treiben Sie zu weit den kühnen Spaß.

Veilchenau.

Sie ſpielen zärtliche Papa's und Onkels.

Major (zornig).

Nein,
Zum Teufel nein, ich kann und will nicht zärtlich ſeyn,

So hören Sie mich doch einmal geduldig an,
Von Straffen nenn' ich mich, und bin ein Edelmann,
Beim achten Regiment Major, und hab' im Leben
Auf dem Theater keinen Ton von mir gegeben.

Veilchenau.

Nun, ſo verzeih'n Sie mir — man ſprach — ich hab
gemeint —
Sie ſind doch wenigſtens vom Hauſe hier ein Freund,
Und helfen mir gewiß in einem andern Fall,
Empfehlen mich der Frau vom Haus, der Madam Wall.

Major.

Wer iſt die Madam Wall?

Veilchenau.

Die erſte Künſtlerin
Auf unſ'rer Bühne hier, bin ihre Schülerin.

Major (für ſich).

Der rappelts im Gehirn. (laut.) Verzeihen Sie, die Dame
Vom Hauſe iſt gewiß nicht Schauſpiel'rin, ihr Name
Iſt Falk.

Veilchenau (für ſich auf den Kopf deutend).

Er ſcheint verwirrt.

Major.

Notarius war ihr Mann.

Veilchenau.

Sie haben recht, mein Herr, eh hieß ſie Falk, doch dann,
Als ſie zur Bühne ging, hat ſie den Namen Wall
Sich zugelegt, das iſt bei Künſtlern ſo der Brauch
Sich umzutaufen — ja, ich ſelber that es auch:

Ich hieß Veronika, mein Vater Michel Grau,
Das war gemein, jetzt heiß ich Louiſe Veilchenau.

Major.

Ich bin erfreut, Mamſell Veronika von Grau.
(Für ſich.) Was ſoll ich glauben? 's wird mir ordentlich
ſchon flau.

Veilchenau.

Was Madam Wall betrifft, ſo kann ich es bezeugen,
Den Gipfel unſ'rer Kunſt, ſie wußt ihn zu erſteigen.

Major.

Wie? — Sie Schauſpielerin? — Wär's möglich?
Nein, beim Teufel,
Sie irren ſich Mamſell.

Veilchenau.

Daran iſt gar kein Zweifel,
Sie ſpielt ja alle Tag. — In dieſem Augenblicke
Gibt ſie die Zweiflerin.

Major.

Das macht dir eine Lücke
In dein Projekt, Major!

Veilchenau.

Das Haus iſt ſicher voll,
Das Stück gefällt, und ihr Triumph iſt dieſe Roll'.
Ach, aller Herzen hat ſie ſich dadurch gewonnen,
Jedoch bemerk' ich recht, ſo war ich unbeſonnen,
Noch wußten ſie es nicht, Madam ſei beim Theater,
Vielleicht ſind Sie wohl gar ihr Onkel oder Vater.

Major.

Nein, Keins von beiden.

Veilchenau.

Wär' auch gar nichts zu riskiren,
Zu ſolcher Tochter müßten Sie ſich gratuliren;
Doch ſcheint mir, hab ich's dem unrechten Mann entdeckt,
Und Ihre üble Laun', ich ſeh's, dadurch erweckt.

Major.

Fürwahr, ich muß geſtehn, es macht mir etwas Pein.

Veilchenau.

Ich bin vielleicht zur Laſt.

Major.

Das könnte möglich ſeyn;

Veilchenau.

So leben Sie denn wohl! Noch einmal Herr Major,
Gehn Sie mir bei der Wall mit guten Worten vor,
Empfehlen Sie mich ihr. Mir ſcheint, Sie dürfen wagen,
Der ſchönen Frau noch mehr, als Andere zu ſagen;
Ich kann recht dankbar ſeyn, und führt auf Ihren Reiſen
Der Zufall Sie nach Worms, ſo will ich es beweiſen,
Daß ich zu lohnen weiß die Freundſchaft.

Major.

Bis dahin
Wird's wohl noch lange währen.

Veilchenau.

Ihre Dienerin.
(Ab)

Neunter Auftritt.

Major (allein).

Recht brav, mein Herr Major! das machten Sie recht gut,
Ich bin faſt außer mir vor Ärgerniß und Wuth!
Der Onkel kommt hier an, um aus den gift'gen Schlingen
Der Komödiantin ſchnell den Neffen fortzubringen,
Indeſſen geht er ſelbſt der andern in die Falle, —
Zum Lachen iſt es und zum Weinen auch vor Galle.
Was fang' ich nun wohl an? — am beſten iſt's zu geh'n,
Nein, die Betrügerin ſoll niemals mehr mich ſeh'n;
Daß ich ſo ſchnell entſchlüpft, das wird ſie wohl bereu'n,
Doch iſt's nicht der, — je nun, ſo wird's ein And'rer ſeyn —

Zehnter Auftritt.

Major. Sabine.

(Als der Major abgehen will, tritt ihm Sabine mit einem Carton, in welchem Kleider liegen, unter der Thür entgegen.)

Sabine.

Mein Herr, gleich komme wird die Frau

Major.

O meinetwegen
Kann kommen ſie und gehn, mir iſt nichts d'ran gelegen.

Sabine.

Was kriechet Ihne um die Leber, Herr Major?
Die Äugle rolle Sie, wie komme Sie mir vor?
Wir ware nicht lang aus, was gabs denn unterdeſſe?
Sie ware doch ſo gut, und fröhlich nach dem Eſſe?

Major (ſpöttiſch).

O! ich befand mich ja in guter Compagnie,
Wer waren denn die Herrn bei Tiſche, kennſt du ſie?

Sabine.

Lieb's Herrgöttle, das kann man nicht ſo explizire,
Das ware Herrn von alle Stände, Offiziere,
Seeleute, Grafe und Miniſter, Negozianten —

Major.

Sie waren alles, denn ſie waren Komödianten.

Sabine.

Was denke Sie?

Major.

Ich ſeh's, wohin das ſollte zielen,
Es wollte deine Frau mit mir Komödie ſpielen —
Doch alle Donner, nein, zum lächerlichen Alten
Bin ich zu gut, obſchon man mich dafür gehalten,
Ich gehe, denn der Zorn zückt mir durch alle Glieder,
In dieſem Haus des Trug's ſieht man mich niemals wieder.

Sabine.

Verziehe Sie doch nur.

Major.

Kehrt deine Frau zurück,
So ſage ihr von mir: zu Ende ſei das Stück,
Sie habe gut geſpielt, das ließe ſich nicht läugnen,
Doch ich, ich konnte mich zu meiner Roll' nicht eignen,
D'rum will ich mich recht wohl vor einer Schande hüthen,
Und die Entwicklung mir auf's höflichſte verbieten.

(Er eilt ab.)

Eilfter Auftritt.

Sabine (allein).

Er gehet wirklich fort — wie kann ihn das verdrieße,
Daß er mit Künſtlern hat zu Mittag eſſe müſſe?
Mich freut's im Gegentheil, wenn ich ſie kann bediene,
Mein Seel, ich wär wohl gerne Tag und Nacht bei ihne,
Die Frau wird ſchaue, wenn ſie hört, daß er ſo toll
Fortlief, ich weiß nicht, wie ich ihr's beibringe ſoll.

(Sie bleibt nachdenkend ſtehen.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Erſter Auftritt.

Mad. Wall. Guſtav.

Guſtav.

Ach Gott, da haben wir die ſaubere Beſcherung,
Nach Alle dem iſt's jetzt ganz aus mit der Bekehrung
Des Onkels. — Nun er weiß, daß Sie Aktrice ſind,
So will er reiſen.

M. Wall.

Mag er's thun, und nur geſchwind.

Guſtav.

Sie ſehn mich außer mir.

M. Wall.

Sie ſollen lieber lachen.

Guſtav.

Er möchte gehn, doch ich ſoll mit die Reiſe machen,
Er ließ mir dieſe Nacht auf's ſtrengeſte bedeuten,
Ich möchte heute noch zur Reiſe mich bereiten,
Nun ſtellen Sie ſich vor.

M. Wall.

Und das trübt ihr Geſicht?
Freund, der Befehl iſt falſch, d'rum fürchten Sie ihn nicht.

Guſtav.

Wie, falſch?

M. Wall.

Ja, lieber Freund, es wird recht bald ſich weiſen,
Ich bürge wohl dafür, der Onkel wird nicht reiſen.

Guſtav.

Worauf vertrauen Sie?

M. Wall.

Auf unfehlbare Gründe,
Sie glauben doch wohl nicht, daß man ſogar geſchwinde,
Aus meinen Ketten ſich los macht? — Nein, junger Herr,
Dazu braucht's Rieſenkraft, das koſtet etwas mehr
Als Worte. — Doch, da kömmt ja Rellberg, was will der?

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Rellberg.

Rellberg.

Iſt's wahr? — Es hat Ihr Netz ſich wieder aufgeknüpft?
Und der Gefangene iſt ſchnell daraus entſchlüpft?

M. Wall.

Wahr! — Ihre Veilchenau iſt Schuld — ganz fürch-
terlich
Tobt er, verläßt die Stadt, und nimmt Guſtav mit ſich.

Nellberg (zu Guſtav).

So laſſen Sie ihn ziehn, das macht uns keine Sorgen,
Wenn er noch heute geht, vermählen Sie ſich morgen,
Man muß einmal dem Herrn doch zeigen, daß man's
wagt
Ihm kühn zu widerſteh'n.

Guſtav.

Sie wiſſen! es verſagt
Mir Henriette ſtets ihr Ja, die Mutter willigt
Nicht in die Heirath, bis mein Onkel ſie gebilligt.
Sie widerſtanden ſelbſt dem ſchriftlichen Verſprechen,
Auch dieß vermochte nicht den ſtarren Sinn zu brechen
(er zieht ein Papier aus der Taſche.)
Hier iſt es, wollen Sie es ihnen biethen?

Nellberg.

Nein,
Es kann uns dies Papier zu nichts mehr nützlich ſeyn,
Die Mutter bleibet feſt bei ihrem Worte.

Guſtav.

Gut,
So ſey's vernichtet.
(Er will das Papier zerreißen.)

M. Wall (hindert ihn daran).

Halt!
(Sie nimmt das Papier)

Mir das Papier! — Es thut
Vielleicht noch Dienſte.

Guſtav.

Ach, nie wird er's unterſchreiben.

Mad. Wall.

Wenn nicht, wohlan, ſo ſoll's in meinen Händen bleiben,
Doch kömmt er noch einmal — und darauf bau' ich immer,
Dann zeig ich euch die Macht von einem Frauenzimmer,
Von einer Schauſpiel'rin noch obendrein. — Geſtanden
Hat er mir erſt zuvor, daß er mit ſüßern Banden
Mit mir vereint zu ſeyn, ſich wünſche. — Ja, er liebt
Mich ſehr, ich weiß es auch, daß es ihn ſehr betrübt,
Wenn er erfährt, daß ich ihm meine Hand nicht geben,
Sein Weib nicht werden kann. Aus dieſer Urſach eben
Will ich im Irrthum ihn nicht laſſen, doch vorher
Soll Guſtav's künft'ges Glück begründet ſeyn.

Guſtav.

Wie ſehr
Verpflichten Sie mich.

M. Wall (hält ihm die Hand auf den Mund).

Still! kein einzig Wort davon,
Befördern And'rer Glück iſt an ſich ſelbſt ein Lohn.
Gebt acht, dem Herrn Major mach ich gewiß noch heiß,
Er ſpielt Komödie, doch ohne daß er's weiß,
Ich will ein Scenchen ihm, ein herrliches, bereiten,
Und darin ſuche ich Ihr Glück dann einzuleiten.

Dritter Auftritt.

Sabine. Die Vorigen.

Sabine (herbeilaufend).

Madam! Madam! — Herr Je! — Ach ſtelle Sie ſich vor, —
Kaum Athem hab' ich mehr! — Es kömmt der Herr Major.

Guſtav.

Mein Onkel?

Sabine.

Ja, er ſelbſt.

Nellberg (zu Mad. Wall).

Sie lächeln?

M. Wall.

Hab's geſagt,
Daß der Major ſo ſchnell nicht abzureiſen wagt.

Sabine.

Was ſoll ich ſage?

M. Wall.

Wart, Sabine!
(Sie denkt nach.)

Sabine.

Hat ſich warte,
Ganz ungeduldig ſteht er unten bei de Garte,
Da hält der Anton zwar ihn, ſo viel möglich, auf,
Doch dauerts wohl nicht lang, ſo kommet er herauf.

Guſtav.

Was iſt zu thun?

M. Wall.

Er darf für's Erſte uns nicht ſehn;
Kommt, Freunde! laſſet uns in's Nebenzimmer gehn,
Um dort uns über unſ're Rollen zu verſtehn,
Sabine, du bleibſt hier.

Sabine.

Wie ſoll ich ihn empfangen?

M. Wall.

Sag, was du willſt. —

Sabine.

Herr Je! —

M. Wall.

Sag, ich ſei ausgegangen,
Ich käme bald zurück, er ſoll ſich nicht entfernen,
Bei Schauſpiel'rinnen muß man etwas lügen lernen,

Sabine.

Madam weiß ohnehin, wenn's anders nöthig iſt,
So lüg' ich! daß es ſtaubt.

M. Wall.

Ich ſehe wohl, du biſt
Gelehrig —

(zu den Übrigen.)

Kommen Sie! — Nicht traurig, Guſtav, Muth!
Sabin', ich bau auf dich, mach deine Sachen gut.

(Sie geht mit Guſtav und Rellberg in ein Nebenzimmer.)

Vierter Auftritt.

Sabine (allein).

Was will der Herr Major heut wieder hier im Haus?
Und geſtern ſchimpfte er, und fluchte, 's war ein Graus,
Und ſchwörte, daß er nie es mehr betreten werde,
Ja ja, das Vögelein, das klebt, kömmt von dem Heerde,
So leicht nicht weg. — Das bleibt wohl wahr, daß Schauſpielrinne
Mit jedem neue Kleid auch neue Reiz gewinne,
Und will ein Mann auch heut die Königin verlaſſe
So weiß die Schäferin auf's Neue ihn zu faſſe! —
Mein Seel, die Lichtlein, die da zwiſchen die Kouliſſe
Aufflamme, gebe von de Kopf bis zu de Füſſe
'Ne magiſche Geſtalt; — wenn ich mal werd agire,
Da wird ſich im Parterr manch Männerherzle rühre;
Kann's kaum erwarte, ach, wie werde ſie da laufe,
Um einen einz'gen Blick von mir ſich zu erkaufe,
Mein Glück iſcht fertig, wie ich auf die Bretter ſteh. —
Da kommt ſchon der Major; das beſt', ich thu', als ſäh
Ich ihn nicht gleich.

Fünfter Auftritt.

Sabine. Der Major.

Major (im Eintreten, ohne Sabinen zu ſehen).
Nicht bringt das Ärgern mich zum Ziele,
Was ſchadet mir es denn, daß ſie Komödie ſpiele?

Im Gegentheil, das kann mir erſt recht nützlich ſeyn?
Die Damen ſind nicht ſpröd', und man verſteht ſich ein.

Sabine (bei Seite).

Was ſpricht er da für ſich?

Major (bei Seite).

Da iſt die Kammermagd.

Sabine (bei Seite).

Er hat mich ſchon geſehn, will warte, was er ſagt.

Major (bei Seite).

Vor allem muß ich die in mein Int'reſſe zieh'n.

Sabine (bei Seite).

Muß ihm's erleicht're!

(Sie tritt näher).

Major (bei Seite).

Hm! ich reich ihr etwas hin! —

(Laut zu Sabinen.)

Mamſellchen, Ihre Frau —

Sabine (mit einem Knix).

Iſcht nicht zu Hauſe.

Major.

Wie?
Das thäte mir wohl leid, träf ich zum Glück, nicht Sie,
Man wartet wohl recht gern in ſolcher Compagnie.

Sabine (abermals mit einem Knix).

Sie ſind ſo artig.

Major.

Sie ſo ſchön.

Sabine.

Ich muß geſtehe,
Es habe mich dafür ſchon Viele angeſehe.

Major.

Verſtehen Sie ſich wehl auf Schmuck?

Sabine.

O ja, das Ding
Seh' ich wohl öfters.

Major (zieht einen Ring vom Finger und zeigt ihn ihr).

Nun, wie finden Sie den Ring?

Sabine (ihn beſehend).

Potz Knöpfle! wie das blitzt!

Major.

Gefällt er?

Sabine.

Ach, Herr je!

Major.

So iſt mir's eine Freud', wenn Sie ihn nehmen.

Sabine.

Ne,
Das iſcht —

Major.

Nur Kleinigkeit, doch viel, wenn's freuen kann.

Sabine.

Das will ich meine, daß mich's freut. (Für ſich.)
Das fängt gut an.

Major (ſich ihr nähernd).

Auch ich erwarte einen Gegendienſt von Ihnen.

Sabine.

Mein Gott, befehle Sie, womit kann ich denn diene?
(Für ſich)
Wär' er verliebt in mich? Das wär 'ne hübſche Sache,
Warum nicht? 's kann ja ſeyn, vielleicht iſt er's aus Rache.

Major.

Verbinden würden Sie mich ſehr, wenn bei der Frau
Sie ſo ein günſt'ges Wort für mich anbrächten —

Sabine (für ſich).

Schau,
Ich habe mich geirrt.

Major.

Um dieſes Sonnenlicht
Schwärmt wohl manch Mückenheer?

Sabine.

Ja, daran fehlts uns nicht.
Liebhaber könnte wir von alle Sorte habe,
Allein, der hundertſte beſitzet nicht die Gabe,
Die wir verlange.

Major.

Doch ſchien mir's der Dirkteur —

Sabine.

Von dem befürchte Sie nur nichts, der iſcht nicht ſehr
Willkomme —

Major.

Doch der Graf?

Sabine.

Mein Gott, der iſcht ja lahm,

Doch ſtill jetzt, Herr Major, da kommet die Madam.

(Der Major tritt etwas in den Hintergrund)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Mad. Wall.

M. Wall (als ob ſie von der Straße käme, tritt ein, ſich anſtellend, als ob ſie den Major nicht gleich gewahr würde).

Sabine, bring' mir nun —

(thut, als ob ſie den Major jetzt erſt ſähe, und ſchreit ein wenig laut auf, als ob ſie ſeine Gegenwart überraſchte.)

Ach! — Sie da, Herr Major?

Major.

Sie ſehen mich Madam —

M. Wall.

Das ſtellt' ich mir nicht vor —
Ich bin ſo überraſcht — gewaltig ſchlägt mein Herz,
Gewiß Ihr geſtriges Benehmen hat mir Schmerz
Verurſacht, fürchten mußt ich, nimmer Sie zu ſehn,
Nun bin ich angenehm erſtaunt, ich muß geſtehn;
Sabine, einen Stuhl! —

Major (läuft ſchnell um einen Stuhl, und präſentirt ihr denſelben).

Madam! ich muß mich ſchämen.

Sabine (bei Seite).

Das iſcht mal wahr, die Frau, die weiß ſich zu benehmen.

M. Wall (ſetzt ſich).

Sie kehrten doch zurück, das iſt recht ſchön von Ihnen,
Daran erkenn' ich Sie.

Major.

Ich leſ' in ihren Mienen,
Daß Sie verzeih'n.

M. Wall.

O ja, Sie waren geſtern ſehr
Im Zorn, und da iſt man ja ſeiner ſelbſt nicht Herr.
(Zu Sabine.)
Dem Herrn Major gib einen Stuhl.

Sabine (Sabine thut es, dann im Abgehen).

'S iſcht keine Frage,
Jetzt wird der Herr Major ganz ſicher breit geſchlage.

Siebenter Auftritt.

Mad. Wall. Der Major.

(Sie ſitzen beide einige Augenblicke ſtille, und ohne ſich anzublicken. Madame Wall lehnt ſich über die Stuhllehne, und legt die Hand auf ihr Herz, als ob die Überraſchung, welche ihr des Majors Wiederkommen verurſachte, ſie noch immer etwas beklemmte. Der Major reibt ſich die Hände, man merkt es ihm an, daß er gerne ſprechen möchte, aber nichts hervorzubringen weiß; endlich wiſcht er ſich den Schweiß von der Stirne, und bricht das Stillſchweigen.)

Major.

Iſt Ihnen beſſer?

M. Wall.

Ja; — es hat nichts zu bedeuten.
Herzklopfen iſt's.

Major (bei Seite).

Ich weiß das Ding nicht einzuleiten.

M. Wall (nach einer Pauſe).

Sie reiſen alſo ab?

Major (ſchnell).

Wenn Sie's ſo wollen, ja.

M. Wall.

Das hängt von Ihnen ab, Major, ich habe da
Wohl nichts zu ſagen.

Major.

Doch — Sie haben ganz zu ſchalten,
Die Schönheit weiß ja ſtets die Liebe feſt zu halten; —
Ich habe einen Plan, er kann nicht ſchöner ſeyn,
Entdecken will ich ihn, und gehen Sie ihn ein,
Dann iſt mein Glück gewiß, und wir ſind feſt vereint.

M. Wall.

Erlauben Sie daran zu zweifeln, — Ach mir ſcheint,
Sie können jetzt nicht mehr mich lieben, da Sie wiſſen,
Daß ich Schauſpiel'rin bin. —

Major.

Geliebte Frau, Sie ſchließen
Ganz falſch, und unſer Band iſt darum nicht zerriſſen.
Bin glücklich, eine ſchöne Freundin zu beſitzen,
Anbethen will ich Sie, in Allem unterſtützen;
Ihr Auge ſei mein Stern, Befehl ſei mir Ihr Wille,
Den ich in jedem Fall auf's pünktlichſte erfülle.

M. Wall (erſtaunt).

Major! —

Major.

Gemeinſchaftlich ſoll, was wir haben ſeyn,
Mein Gut das Ihrige, und Ihre Liebe mein. —

M. Wall.
Ha, welch' Erniedrigung! ſo etwas hört' ich nie,
Was ſprechen Sie, Major, und zu wem reden Sie?
Major (betroffen).
Madam!
M. Wall.
Sie träumen, wie ich glaube.
Major (für ſich).
Welch ein Ton!
Sie ſcheint beleidigt, nun, da komm ich ſchlecht davon.
M. Wall (ſteht auf vom Stuhle).
Ich achte Sie zu ſehr, um jetzt Sie zu verſtehn'.
Major (bei Seite).
Den Plan mißbilligt ſie, da kann man doch noch ſehn,
Daß ſie auf Ehre hält.
M. Wall.
Sie denken von mir ſchlecht,
Major, das thut mir weh', was gibt dazu das Recht?
Major.
Sie zürnen?
M. Wall.
Zürnen? — die Empfindung kenn' ich nicht,
Nur Kränkung iſt es, die aus meinem Munde ſpricht,
Nur ſie kann ſich allein in meinen Zügen malen.
(Bei Seite.)
Nun wart' Major, den Schimpf ſollſt du mir theuer zahlen.
(Laut, und wehmüthig.)
So ganz verkannt zu ſeyn, das macht mir großen Schmerz,
Geändert hab' ich zwar den Stand, doch nicht mein Herz;

Noch bin ich ohne Falſch, wie ich es vorher war,
Verſchiedenes Gefühl ſtell' auf der Bühn' ich dar,
Doch Eines nur beherrſcht mein Herz, bin ich allein:
Wohlwollen für den Freund, und dieſes iſt nicht Schein;
Der Welt und ihrer Luſt bin ich im Schoos geſeſſen,
Doch dieſen theuern Freund, ihn hab' ich nie vergeſſen,
Nun kömmt er wieder, und in dem, was jetzt er ſpricht,
Find ich den Freund zwar noch, doch ach! die Freundſchaft nicht.

Major (für ſich).

Ich möchte jedes Wort ihr von dem Munde küſſen.

M. Wall.

So weit iſt's einmal, wohl, Sie ſollen Alles wiſſen,
Sie ſollen ſtaunend ſchau'n in meines Grames Nacht,
Es hatte Ihre Reiſ' viel Kummer mir gemacht,
Die ganze Nacht hab' ich geweint, doch unrecht thu'
Ich, ſie zu fürchten; denn ſie iſt zu meiner Ruh'
Sehr nöthig. Reiſen Sie, Major, ich fordr' es, ja,
Ein Unglück war's für mich, daß ich Sie nochmal ſah,
So leben Sie denn wohl, vergeſſen Sie die Arme,
Die niemals Sie vergißt, die künftig nur dem Harme
Und der Erinn'rung lebt.

Major (für ſich).

Der Abſchied fällt ihr ſchwer,
Aufrichtig liebt ſie mich, da bleibt kein Zweifel mehr.

M. Wall (für ſich).

So heimlich murmelt er was zwiſchen ſeinen Zähnen,
Er iſt gewiß bewegt, jetzt iſt es Zeit zu Thränen.

(Laut und immer bewegter, bis ſie endlich am Schluße in Thränen ausbricht, die ſie aber dem Major zu verbergen ſucht, indem ſie ſich von ihm wegwendet, und ihr Sacktuch vor die Augen hält.)

Mein Stand empöret Sie, und er nur macht mich ſchuldig,
O Gott; Sie wiſſen nicht, wie viel ich ganz geduldig
Erlitten, bis ich mich zu dieſem Schritt entſchloß,
Nur wenig hinterließ mein Mann, die Noth war groß,
Hier ſchien mir noch allein ein Zweig des Glücks zu grünen,
Und beſſer iſt's, ſein Brot ſich ehrlich zu verdienen,
Als — pfui ich bring' das Wort nicht aus dem Munde ſchier,
Doch Sie, Sie wiſſens wohl,
(Laut weinend.)
Sie hielten mich dafür.

Major.

Sie weinen, Julie? Wär' ich nur dazumal
Von Ihnen nicht getrennt geweſen, dieſe Wahl,
Sie hätten nimmer Sie gethan.

M. Wall.

Es iſt geſchehn,
Darum nichts mehr davon. — Major, Sie müſſen gehn,
O möchten Sie entfernt von mir recht glücklich ſeyn.
Ich bitte, denken Sie nach Jahren manchmal mein,
Die Flamm' erlöſchet nie, die hier
(auf ihr Herz zeigend)
für Sie gebrannt,
Auf ewig denn Adieu, Sie haben mich verkannt.
(Sie will ab, der Major hält ſie zurück.)

Major.

Nein, das ertrag ich nicht, Sie müſſen mir verzeihen,
Zu Ihren Füßen will ich meine Schuld bereuen.
(Er kniet vor ihr nieder.)

Gut machen will ich Sie, Sie lieben und verehren,
Und ſo wird ſich Ihr Herz auf's neue zu mir kehren.

M. Wall.

Ja, ja, das iſt der Ton des Freundes, ich erkenne
Ihn wieder — ſtehn Sie auf.

Major.

Damit uns nichts mehr trenne,
So ſagen Sie vorher mir noch, daß Sie verzeih'n.

M. Wall (reicht ihm die Hand).

Vergebung denen, die aus Herzensgrund bereu'n.
Doch reiſen müſſen Sie, Sie können ihre Hand
Mir nimmer reichen, denn Sie haſſen meinen Stand.

Major.

Verlaſſen werden Sie die Bühne, folgen mir,
Und ich entſchädige dann reichlich Sie dafür.

M. Wall.

Die Kunſt bleibt immerdar dem wahren Künſtler theuer,
In ſeiner reinen Bruſt entzündet ſie ein Feuer,
Das niemals mehr erliſcht, auch mich erfüllt der Wahn,
Und böthe Jemand auch ein glänzend Loos mir an,
Auf dieſe Art könnt' ich die Hand des Glücks nicht faſſen,
Denn, das Theater werd ich nimmermehr verlaſſen.
Undankbar wär's von mir, der Kunſt ſchnell zu entſagen,
Die mir, ich darf es kühn wohl zu behaupten wagen,
Erſt einen Namen gab; ich werd' ihn immer tragen.

Major.

Wohlan, ſo bleiben Sie in ihrem Heiligthum,
Behalten immerhin den Namen und den Ruhm.

Da Sie es thäten nur mit vieler Überwindung,
So feiern wir denn eine heimliche Verbindung.

M. Wall (mit Würde).

Verwirrte auch bis jetzt mich Unentſchloſſenheit,
So lehrt mich doch dieß Wort, was mir mein Glück gebeut,
Soll ich das ſüßeſte Gefühl verborgen fühlen,
Und mit der heiligſten Empfindung bloß nur ſpielen?
Wenn ich's einmal verſäh, dem Mann ein Küßchen böthe,
So müßt' ich fürchten wohl, daß er darob erröthe,
Nein, lieber Herr Major, Geheimes lieb ich nicht,
Sie reiſen und ich bleib, wenn's mir das Herz auch bricht.

Major.

Es liebt mich Julie, nun weiß ich es gewiß,
Wohlan, ſo überwind' ich jedes Hinderniß,
Was ſie nur immer will, bin ich zu thu'n erböthig,
Ich ſeh es wohl, ſie iſt zu meinem Glücke nöthig,
Von der geträumten Höh' ſteig ich recht gern herab,
Und jedes Vorurtheil ſchwör' ich auf ewig ab.

M. Wall.

Iſt das Ihr Ernſt, nun ſo beweiſen Sie's einmal,
Und widerſetzen ſich nicht länger mehr der Wahl
Des Neffen, laſſen ihm das brave Mädchen frei'n,
Das er unendlich liebt.

Major.

Sehn Sie, das kann nicht ſeyn,
Ich kam hieher, um dieſe Eh' zu hintertreiben,
Ich widerſpräche mir, ich muß nun dabei bleiben.
Und wollt' ich es auch thun, ich kenne meinen Neffen,
Sie würde auch mit ihm bie beſte Wahl nicht treffen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Guſtav.

Guſtav.

Herr Onkel, Ihre Reiſ' war feſtgeſetzt auf heut,
Nach Ihrem Willen nun bin ich dazu bereit,
Von Ihrem Gaſthof komm ich eben her, jedoch
Fand ich Sie nicht zu Haus, und keine Anſtalt noch
Getroffen, hätten Sie geändert Ihren Willen?

Major.

In Rückſicht deiner nicht, du Guſtav mußt erfüllen,
Was ich befahl, du ſollſt noch dieſen Abend reiſen.

Guſtav.

So will ich Ihnen meine Liebe nun beweiſen
Ich gehe.

Major.

Iſt es wahr?

Guſtav.

Ja, Onkel, der Verſtand
Behauptet nun ſein Recht, und kann ich meine Hand
Nicht reichen ihr, ſo muß ich ſchnelle von ihr ſcheiden,
Und dieſen Ort der Luſt und der Verführung meiden.

(Für ſich.)

Ich hab' die Rolle doch recht gut gelernt.

Major.

Das freut
Mich, Neffe, ſo iſt's recht, nun ſprichſt du doch geſcheidt.
Leb' wohl! umarm mich noch, und reiſ' in Gottesnamen.

Guſtav (erſtaunt).

Herr Onkel, was iſt das? — Wir reiſen ja zuſammen.

Major.

Ich reiſe nun nicht mehr.

Guſtav.

Was hält Sie denn zurück

Major.

Madame Wall.

M. Wall.

Wie? Ich?

Major.

Sie, und mit ihr mein Glück.

Guſtav.

So träfe wirklich ein, was ich ſchon vorgeſehn?

Major.

Du ſiehſt entſchloſſen mich, die Frau zu ehligen.

Guſtav.

Sie ſcherzen, — ach, das kann ja gar nicht ſeyn.

Major.

Weßwegen?

Wer kann mich hindern? — He? — Wer hat etwas dagegen?

M. Wall.

Mein Stand.

Guſtav.

Sie iſt Actric', bedenken Sie das doch.

Major.

Ach! — Beim Theater gibt's auch brave Weiber noch.

Guſtav (zieht den Major auf die Seite, und ſpricht heimlich zu ihm).
Ach Onkel, hören Sie — Gott wolle Sie bewahren,
Sie würden ſchlimmer noch, als ich mit meiner, fahren.

Major.

Das geht dich gar nichts an.

Guſtav.

Im Gegentheil, ſehr viel —
Weßwegen kamen Sie hier an? Ihr einz'ges Ziel
War nur mein Glück. — Aus der Komödiantin Schlingen
Beſchloſſen Sie, — auch mit Gewalt, — mich fortzubringen,
Ich wäre undankbar, vergälte ich nicht jetzt,
Was Sie für mich gethan.

Major (bei Seite).

Er hat ſichs vorgeſetzt
Zu ärgern mich — (laut.) Es bleibt dabei, daß ich nicht reiſe.

M. Wall.

Was gibt's denn, meine Herrn, mir ſcheint, Sie zanken
leiſe?

Major.

Iſt's glaublich wohl, er lehnt ſich gegen unſre Ehe
Entſetzlich auf.

M. Wall.

Da hat Herr Hilm ganz recht, ich ſehe
Nicht ein, warum er Ihre Wahl gut finden ſoll,
Und Sie, Major, Sie nennen doch die ſeine toll.

Major.

Das iſt ein Unterſchied, — wie Satan und ein Engel —

Guſtav.

Ach, Henriette iſt ein Mädchen ohne Mängel,
Sie ſelbſt befahlen mir, daß ich ſie lieben ſoll.

Major.

Ich kenne ſie ja nicht, wie, Burſche, biſt du toll?

Guſtav.

Das Mädchen, das Sie hier im Hauſe geſtern fanden,
Das liebenswerthe Kind, von dem Sie ſelbſt geſtanden
Daß es ihr nicht an Reiz, an Tugend nicht gebricht,
Die Sie ſo ſehr gelobt —

M. Wall.

Iſt meine Nichte nicht.
Doch wünſchten Sie es ſelbſt, daß ſie die Ihre ſei.

Major.

Wie? — dieſes Mädchen? — nun, der Spaß iſt wirklich neu.

(Zu M. Wall.)

Madame, will'gen Sie in unſre Hochzeit ein,
So ſoll damit zugleich auch Guſtavs Hochzeit ſeyn.

M. Wall (lächelnd).

Bedingen laß ich nichts, wir wollen vorerſt ſehn,
Ob Sie das Ihre thun, dann ſoll an Sie ergehn
Mein Urtheil.

Major.

Nun, wohlan! ich will's zu Ende treiben.
Ich will'ge alſo ein.

M. Wall.

Major! ſo unterſchreiben

Sie dieß Verſprechen hier, das Guſtav Henrietten
Gegeben (gibt ihm eine Schrift).

Major.

Her damit (er unterſchreibt).

Guſtav.

Mein Onkel, ach! Sie retten
Mir meine Ruh'.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Henriette. Nellberg.

Guſtav (ſie erblickend).

Herbei, mein guter Onkel willigt
Zu meinem Glücke ein, hat unſre Eh' gebilligt.

Henriette.

Iſt's möglich?

Major.

Ja, mein Kind! 's iſt ein geſchloßner Handel,
Ich hab mich überzeugt von deinem guten Wandel.
Nehm' dich zur Nichte an, du kannſt mich Onkel heißen.

Henriette.

Mein guter Onkel!

Major (mit einem Seitenblick auf Mad. Wall).

Nein, ich will kein Band zerreißen,
Das Amor ſelbſt geknüpft. (Bei Seite) Er hat ſich ſchon gerochen
An mir, der Bub.

Rellberg.

Kam'rad! das nenn' ich klug geſprochen.

Major (zu Mad. Wall).

Was für ein Urtheil ſpricht nun meine Königin?

M. Wall.

So hören Sie mich denn: der herrlichſte Gewinn
Hat meine Liſt belohnt; ich hab's dahin gebracht,
Daß zweien Liebenden das Glück der Ehe lacht.
Darum verzeih'n Sie mir den kleinen Trug, Major,
Sie ſeh'n, es ging daraus der beſte Zweck hervor —
(nach einer Pauſe.)
Was uns betrifft, ſo ſchmeichl' ich mir, Sie ſind mir gut,
Nicht minder ſchätz' ich Sie, doch hab ich nicht den Muth
Dem ſchnellen Übergang zu glauben. Vorurtheile
Legt man ſo leicht nicht ab; daß man davon ſich heile,
Dazu braucht's Muth und Zeit. Sie müſſen erſt erproben,
Ob Sie's ertragen, wenn mich junge Männer loben,
Wenn im Theater manches Auge auf mich lacht,
Und Ihre liebe Frau ſo manch' Eroberung macht,
Wenn auf der Bühne dort ein Jüngling hoch entzückt,
Die Hand mir küßt, und mich in ſeine Arme drückt.
Zu dieſer Prob' verlang' ich nun zwei Jahr, nicht mehr,
So lang hab ich Contrakt (auf Rellberg zeigend) bei meinem
Direkteur.

Major.

Wie? dieſer Kriegskam'rad —

Rellberg.

Beſetzt, rangirt die Stücke,
Iſt zwar ein Direkteur — doch nicht von der Fabrike.

Major.

Habt Alle gut geſpielt, das bleibt nun einmal wahr,
In Eurem Stücke ſtellt' ich den Verliebten dar,
Den zweiten Theil will ich dazu bald fabriziren,
Darin ſoll der Major die Braut nach Hauſe führen.

M. Wall (reicht dem Major lächelnd die Hand).

(Der Vorhang fällt.)

Inhalt.

Seite
Roderich und Kunigunde, oder: Der Eremit auf dem Berge Prazzo, oder: Die Windmühle auf der Weſtſeite, oder: Die triumphirende Unſchuld. 5
Haß allen Weibern! 49
Raphael. 101
Abneigung aus Liebe. 146
Czar Iwan. 203
Die Schauſpielerin. 255

Univ.-[illegible]
Re[illegible]

J. F. Caſtelli's
ſämmtliche Werke.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Dreizehntes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

Druck von A. Pichler's Witwe.

J. F. Caſtelli's

Theater.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Zweites Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

T 67/5

Der Liebe Liſtgewebe.

Intriguen-Poſſe in drei Akten.

Perſonen.

Don Pedro de Rocca.
Flora de Raganza, ſeine Mündel.
Donna Brigitta Aleyros, ihre Gouvernante.
Tarugo, Verwalter des Landhauſes des Don Pedro.
Caſtango.
Don Gomez de Ribera.
Don Alberto, ſein Neffe, Rittmeiſter.
Masquitto, Alberto's Reitknecht.
Erſter
Zweiter } Arzt.
Dritter
Ines,
Pollonia, } Flora's Geſpielinnen.
Diener des Don Pedro. Junge Dorfmädchen. Ein Notar.

Die Scene iſt einige Meilen von Toledo auf dem Landhauſe des Don Pedro.

Erſter Akt.

(Die Bühne ſtellt durch alle drei Akte ein Luſtwäldchen in dem Garten des Don Pedro vor. Ein kleiner Flügel des Landhauſes iſt von einer Seite ſichtbar. Mehre Alleen bilden die Ausgänge. Auf jeder Seite ſteht eine Raſenbank und zwar jene rechts in einer ſehr ſtark verwachſenen Laube jene links bei einem Gartentiſchchen. Mehre Gartenſtühle rings umher. Blumenbeete, Vaſen mit Blumen und einige Statuen geben dem Ganzen ein freundliches Anſehen.)

Erſter Auftritt.

Caſtango (allein; er kommt aus einer Allee zur Linken, und geht zu einer andern zur Rechten, um durch ſelbe entlang hinab zu ſehen).

Noch Niemand! — Bin doch hier, zu hören, um was es ſich eigentlich handelt! — Nun, nur Geduld. — Als Thorwärtel darf ich das Haus nicht verlaſſen, mein voriger Herr muß alſo ſchon ſo gütig ſeyn hieher zu kommen wenn er mir etwas zu ſagen hat. Nach ſechs Jahren ſah ich ihn geſtern zum erſten Male im Dorfe unten, und da ich mich nicht ſo lange dort aufhalten durfte, um ihm Rede zu ſtehen, ſo beſtellte ich ihn heute um dieſe Stunde hieher in unſern Garten. (Zieht eine große ſilberne Sackuhr heraus.) Ja, ja, muß bald kommen. Iſt gar ein braver liebenswürdiger Mann, Don Gomez de Ribera, und moraliſch — hu! —

Er erlaubt Wein zu trinken, weil der Wein gut iſt, er erlaubt verliebt zu ſeyn, weil die Weiber liebenswürdig ſind; kurz er iſt ein vernünftiger Mann, der mit der armen Menſchheit Mitleiden hat, und alſo gerade das Gegentheil von meinem jetzigen Herrn Don Pedro de Rocca.

Zweiter Auftritt.

Caſtango. Don Gomez.

Gomez (erſcheint geheimnißvoll in der Allee zur Rechten). Guten Morgen, Caſtango!

Caſtango. Sie ſind pünktlich, Sennor!

Gomez. Ja, die Sache leidet auch keinen Aufſchub. Sage mir vor Allem, ſind wir an dieſem Platz vor allen Blicken und Ohren ſicher?

Caſtango. Was die Ohren betrifft, ſo gäb' es zwar einige in unſerm Hauſe, die bis daher reichten, aber die liegen noch auf dem Polſter.

Gomez. Gut. — Für's Erſte alſo: (Er tritt vor.) nennt ſich die junge Sennora, welche in Eurem Hauſe eingeſperrt gehalten wird, nicht Flora de Raganza?

Caſtango. Ganz recht, die junge Sennora nennt ſich Flora de Raganza und iſt die Mündel des Don Pedro de Rocca, einſtmals Prokurator, jetzt von ſeinen Mitteln lebend.

Gomez Was iſt Pedro für ein Mann?

Caſtango. Ein Mann in den beſten Jahren zwiſchen fünfzig und ſechzig, reich als ob er in ſeinem Leben keinen redlichen Prozeß geführt hätte, häßlich — nun ſchon entſetzlich, ein Bär, ein Argus, boshaft, argwöhniſch, geheimnißvoll, der Waſſer trinkt aus Geiz und uns zwingt dasſelbe zu thun.

Gomez. Und die Mündel?

Caſtango. Das Gegentheil von Alle dem. Sanft, ſchön, liebenswürdig, intereſſant und unglücklich.

Gomez. Man ſagt, ſie ſei krank?

Caſtango. Ja, ſehr krank — das will ſagen, krank und nicht krank.

Gomez. Ich verſtehe dich, — die Ärzte reden ſie vielleicht krank?

Caſtango. Nein, das iſt eben das Sonderbare. Hier iſt eine Krankheit ohne Arzt.

Gomez. O Wunder! wie iſt das möglich?

Caſtango. Sie müſſen vor Allem wiſſen, daß Flora einſt ein großes Vermögen zu erwarten hat. In des Mädchens zarteſter Jugend faßte ihr Vormund eine heftige Liebe —

Gomez. Zu ihr?

Caſtango. Nein, zu ihrem Gelde. — Als die Mündel älter wurde, und die Liebe zu dem Gelde immer beſtändig blieb, ſuchte ſie der Vormund pfiffiger Weiſe in eine Liebe zu der Perſon zu maskiren.

Gomez. Derlei Liebeleien ſieht man zu Dutzenden.

Caſtango. Allein Flora, die an allen Seufzern des Alten kein Intereſſe nahm, faßte vielmehr eine Zuneigung für einen jungen Rittmeiſter, den ſie faſt alle Tage zufällig — bei einer ihrer Freundinnen ſah.

Gomez. Gut. Aber wenn ſie den jungen Mann liebte, warum entfernte ſie ſich denn von Toledo ſo plötzlich, ohne auch nur eine Spur zu hinterlaſſen, wohin ſie gegangen ſei?

Caſtango. Aus Verdruß, mein Herr — aus purem Verdruß. Die Männer ſind heut zu Tage ſehr unbeſtändig (karikirt pathetiſch) alſo ganz der Gegenſatz von den Frauen. Stellen Sie ſich vor, Flora erhält eines Tages die Nachricht, daß der Rittmeiſter mit einer nagelneuen Geliebten die Stadt bereits verlaſſen habe.

Gomez. Nicht möglich! der junge Offizier hat nie aufgehört ſie zu lieben.

Caſtango. Oh! ich meines Theils habe das Ding gleich gemerkt. Der alte Fuchs hat das Liebesverſtändniß der jungen Leute entdeckt, und um ſie zu trennen, ſeine Mündel mit einer erdichteten Untreue hintergangen. Natürlich wirkte das, und man brachte die Arme unter dem Vorwande ſie zu zerſtreuen, auf dieſes Landhaus. Hier verlieren nun die Augen ihr Feuer, die Wangen ihre Roſen, und ich glaube Flora würde gar ſterben, wenn es nicht ſchon lange aus der Mode wäre vor Liebe zu ſterben.

Gomez. Stirbt auch hier und da Einer, ſo folgt die Auferſtehung gleich wieder hinterdrein.

Caſtango. Der grauſame Vormund ſucht nun auf alle mögliche Weiſe zu hindern, daß ſie in keine Berührung mit der Welt komme und etwa auf dieſe Art Nachrichten von ihrem Geliebten erhalte. Er ſucht ſie zu überreden, daß ſie wirklich ſehr krank ſei. Ja, in ein abgelegenes Zimmer hat er ſie eingeſchloſſen, in welchem ſich nicht einmal ein Spiegel befindet. Er ſelbſt ſagt ihr alle Tage, wie ihre Züge verändert ſeien, und alle Hausleute haben den Befehl, ſie ihrer Bläſſe, ihres kranken Ausſehens wegen zu bedauern, ſo oft ſie ſie anſichtig werden.

Gomez. Nun begreif' ich. — Ein Weib, das ſich nicht mehr hübſch glaubt, hält ſich auch ſicher ſchon für halb todt.

Caſtango. So kömmt es denn, daß ſie oft Wochen lang ihr Zimmer nicht verläßt, in welchem ein immerwährendes Halbdunkel herrſcht, und daß ſich die Melancholie ihrer Seele bemeiſtert.

Gomez. Ein armes Mädchen auf dieſe Art um ſeine Ruhe und Geſundheit zu betrügen, iſt ſchändlich; lieber die ſchöne Blume verwelken laſſen, als einer glücklicheren Hand erlauben, ſie zu brechen!

Caſtango. Übrigens hofft Flora noch immer.

Gomez. In ihrem Zuſtande?

Caſtango. Der Alte gibt ja vor, er könne ihr die Geſundheit wieder verſchaffen.

Gomez. Iſt er denn Arzt?

Caſtango. Im Gegentheile, wenn er Arzt wäre, würde er ſie nicht heilen können. — Aber darf auch ich fragen, Sennor, was für einen Theil Sie an der ganzen Geſchichte nehmen?

Gomez. Ich wünſche das arme Mädchen mit dem Rittmeiſter Alberto wieder zu vereinigen, der ſie noch immer liebt, und deſſen Onkel ich bin. Nach ſechs Monaten fruchtloſer Nachforſchungen hat er endlich Florens Aufenthalt entdeckt. Ich kenne Alberto, ſeine Liebe zu dem Mädchen und ſeine Heftigkeit, wodurch er alles verderben würde. Ich verſprach ihm beizuſtehen, unter der Bedingung, daß er mir

Alles überlaſſen und die Frucht meiner Bemühungen in dem Gaſthauſe abwarten ſollte, in welchem wir abgeſtiegen ſind. — Für's Erſte: wie befreien wir Flora aus der Gewalt des alten boshaften Pedro?

Caſtango. Dieſes Erſte iſt gerade das Schwerſte, — Hören Sie, Sennor! Ich räſonnire ſo: Don Pedro bezahlt mich mit dem Gelde ſeiner Mündel, eigentlich bin ich alſo in Florens Dienſten, und zu ihrem Nutzen will ich Ihnen hilfreiche Hand leiſten.

Gomez. Weißt du ein Mittel?

Caſtango. Keines.

Gomez. Näherſt du dich Floren öfters?

Caſtango. Sie kommt nicht aus ihrem Zimmer und ich nicht aus meinem, und ſo begegnen wir uns nie.

Gomez. Was für Leute ſind denn hier im Hauſe? Lehre ſie mich ein bischen kennen.

Caſtango. Die Hauptperſon Don Pedro, hab' ich Ihnen ſchon mit allen ſeinen Reizen beſchrieben. Außer ihm iſt noch eine zweite Antiquität hier, Donna Brigitta Aleyros, Florens Gouvernante, ihrem Äußerlichen nach ſo ziemlich nach dem Herrn vom Hauſe zugeſchnitten, häßlich, eine wahre Hexe, mürriſch, zänkiſch und ſcharfſichtig, wie alle alten häßlichen Weiber, welche junge Mädchen zu bewachen haben. Mit einem Worte ein weiblicher Argus, der die arme Flora nicht eine Minute verläßt, wenn der Alte abweſend iſt.

Gomez. Alt und häßlich? — Der iſt ſchwer beizukommen.

Caſtango. Weiter zwei junge Perſonen, Nichten der Donna Brigitta, Florens Geſpielinnen, wahre Gänschen, auf die wir nicht rechnen können. Dann ein Herr Tarugo, Hausverwalter, Hausmeiſter, wie Sie ihn immer nennen wollen, eine Art Spürhund des Alten, deſſen wir uns zuerſt zu entledigen ſuchen müſſen.

Gomez. Wie ſieht er aus, woraus erkennt man ihn?

Caſtango. Mehr groß als klein, etwas ſchmeerbäuchig, ungeheure Füße; wenn er noch Überſchuhe trägt, ſo meint man zwei Fregatten ankommen zu ſehen — dicken Kopf — rothes Geſicht. Die Leute ſagen es ſei vom Weine, ich aber ſage, es ſei vom Trinken — ſchwarzen Rock, kurze abgetragene lange rothe Plüſch-Weſte und meiſtens veilchenblaue kurze Beinkleider.

Gomez. Gut.

Caſtango. Außer dieſen Perſonen quaestionis iſt noch eine Rudel von Bedienten im Hauſe, welche der alte Herr aber pfiffig genug aus den Älteſten und Häßlichſten ausgewählt hat, um, ihnen gegenüber, bei ſeiner Mündel noch für jung und ſchön zu gelten.

Gomez. Wir wollen den Kampf beginnen und für's Erſte die Avantgarde vorrücken laſſen. (Er zieht einen Brief aus der Taſche.) Suche dieſen Brief Floren in die Hände zu ſpielen — aber wage nichts, bedenke, dieſer Brief enthält all' unſre Pläne und Hoffnungen.

Caſtango. Er ſoll in die rechten Hände kommen.

Gomez. Du biſt unſer Alliirter. (Indem er ihm eine volle Börſe reicht.) Hier ſind Subſidien.

Caſtango. Behalten Sie, Sennor, ich diene aus Menſchlichkeit, nicht aus Intereſſe.

Gomez Aus welchem Lande biſt du, Freund?

Caſtango. Hier geboren und erzogen.

Gomez. So gehörſt du zu den Merkwürdigkeiten des Landes. Nun du ſollſt nichts dabei verlieren. Lebe wohl, man kömmt, ich entferne mich. (Zur Rechten ab.)

Caſtango. Und ich gehe in mein Obſervatorium, damit man keinen Verdacht ſchöpfe. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Don Pedro (allein; er kommt von der Seite des Landhauſes und reibt ſich vergnügt und ſelbſtzufrieden die Hände).

Ob ich ein feiner Mann bin? Ob ich Alles ſehe, Alles höre? Antwort: — Ja! Ob man mir ein X für ein U machen, ob mich Jemand überliſten kann? — Antwort: — Nein! — Meine treuen Domeſtiken machen jetzt in und um den Park ihre gewöhnliche Morgenrunde und wenn ſich auch nur ein verdächtiges Gräslein irgendwo blicken läßt, ſie verrathen's — ſie bringen mir's. — Glücklicher Don Pedro, durch deine Thätigkeit, durch deine Feinheit wirſt du der Gatte Florens, und einer der reichſten Männer in Toledo werden. Der liebe Gott gebe ſeinen Segen dazu. Wir wollen uns aufopfern. Horch! ja da kommen meine Leute ſchon zurück, mir ihren Rapport abzuſtatten.

Vierter Auftritt.

Don Pedro. Mehre Diener.

Pedro. Nun, meine Lieben — habt ihr eure Morgenrunde ſchon gemacht? Hat ſich nichts Verdächtiges blicken laſſen?

Erſter Diener. Wir haben Niemanden geſehen, als Sie Sennor!

Pedro. Das iſt gut. — Sagt mir, wißt Ihr auch nicht, warum ich euch jeden Morgen dieſe geſunde Bewegung machen heiße?

Zweiter Diener. Nein, wir wiſſen's nicht.

Pedro. Das iſt ebenfalls gut!

Erſter Diener. Wir möchtens aber gerne wiſſen.

Pedro. Mein Freund, was dich nicht brennt, das blaſe nicht.

Erſter Diener. Aber es iſt doch hübſch, wenn man weiß, warum man Etwas thut, und wenn man nicht gerade wie eine Maſchine handelt.

Pedro. O lieber Gott, viel größere Herren als ihr ſeid, ſind in demſelben Falle, damit tröſtet euch. — Jetzt geht und ſeid verſchwiegen.

Zweiter Diener. Wir haben leicht verſchwiegen ſeyn, wir wiſſen ja nichts.

Pedro. Übrigens verdient euer Eifer Belohnung. Begebt euch zu meinem Haushofmeiſter, und holt euch —

Erſter Diener. O, der Großmuth! —

Pedro. Holt euch — (zieht die Doſe heraus und ſchnupft eine Priſe.) — die weitern Befehle.

Zweiter Diener. Wir danken ſchön. (Zu den übrigen.) Kommt, der Herr hat heute ſeinen freigebigen Tag.

(Alle Diener ab.)

Fünfter Auftritt.

Don Pedro (allein).

Das muß wahr ſeyn, brave treue Diener hab' ich, — das macht, weil ich ſie knapp halte. Wie ein ſolcher Menſch, der zum Sklaven geboren iſt, in Überfluß lebt, wird er auch übermüthig und dünkt ſich ſelbſt ein Herr zu ſeyn. — Und dann: in Geld und Liebeshändeln muß man keinen Vertrauten haben. — Ach da kommt Brigitta und Tarugo — eben recht.

Sechster Auftritt.

Don Pedro. Brigitta. Tarugo.

Pedro. Kommt, Freunde, ich habe mit euch Manches zu berathſchlagen. — Ihr Beide ſeid die Grundpfeiler, auf welche ich mein Glück bauen will.

Brigitta (leiſe zu Pedro). Wie, Sie ziehen den alten Fuchs in Ihr Vertrauen?

Pedro (leiſe zu ihr). Ich brauche ihn.

Tarugo (leiſe zu Pedro). Sennor, Sie verlaſſen ſich auf die alte Hexe?

Pedro (leiſe zu ihm). Sie iſt mir nothwendig. (Für ſich.) Sie haſſen ſich, deſto beſſer. Der Herr iſt am beſten daran, wenn die Hausleute einander nicht gut ſind. (Laut.) Hört meine Lieben: Ich habe geſtern das Glück gehabt, dem Poſtmeiſter einen Brief abzuſchwatzen, in welchem der Geliebte Floren meldet, daß er ihren Aufenthalt entdeckt habe, und nicht ſäumen werde, ſich hier einzufinden.

Brigitta. Stellen Sie ſich auf die Hinterfüße Sennor. Alles wäre verloren, wenn ihn Flora zu Geſicht bekäme.

Tarugo. Ja, ja, auf die Hinterfüße.

Pedro. Ha, ha, ha! Wir ſind nicht ſo leicht zu überliſten.

Tarugo. Recht, das ſind wir nicht.

Pedro. Seht, ich habe folgenden Plan: Flora hat eingewilligt endlich einmal ihr Zimmer zu verlaſſen und hier im Garten ſpazieren zu gehen. — Bei dieſer Promenade nun wird ſie wohl bemerken, daß ſie ihre Kräfte noch nicht ganz verlaſſen haben, wie ſie bisher ſich einbildete. Ich erſcheine, mache ihr einige Komplimente über ihre Wiedergeneſung, ihre Geſtalt, die Friſche ihrer Farbe, und ſie — ſie wird ſich für ganz geheilt halten.

Tarugo. Schön, aber was folgt daraus?

Pedro. Daraus folgt, daß ſie ſich wird beſtimmen laſſen, dieſen Ort zu verlaſſen, wo ihr ohnehin nichts gefallen kann.

Tarugo. Natürlich, ſie ſieht ja Niemanden als uns.

Pedro. Tarugo! geh — ſieh zu, daß der geſchloſſene Wagen bereit ſtehe, und beim erſten Zeichen am kleinen grünen Thürchen vorfahre. — Wir reiſen auf ein anderes Landgut, und der verliebte Herr Rittmeiſter mag hier erſcheinen, wann er will.

Tarugo. Ja, wann er will. — Alles leer! — Niemand mehr da! — recht iſt's! — ich gehe den Wagen zu beſorgen. (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Don Pedro. Brigitta.

Pedro. Jetzt beantworten Sie mir eine Frage, Sennora Brigitta! Sie haben Gelegenheit gehabt, Floren kennen zu lernen. Wenn ſie den Gegenſtand ihrer Neigung nie mehr ſehen wird, glauben Sie, daß ſie endlich mir ihre Hand ſchenken werde?

Brigitta. Sennor! — Wer weiß? — Man ſieht heut zu Tage ſo ſonderbare Neigungen. — Zum Beiſpiel: die Corrigidors Tochter von Naganza hat einem Einäugigen ihr Herz geſchenkt. — Die ſchöne junge Müllerin von Alertos brennt für einen Krummen; in Toledo haben wir Beiſpiele genug, daß eine jugendliche Schönheit einem Alten, eine Frau von Geiſt dem größten Dummkopf ihre Hand gereicht hat. — Hoffen Sie immer, Sennor!

Pedro. Die Hoffnung hält mich aufrecht. Aber ich bitte Sie, ſprechen auch Sie zu meinen Gunſten?

Brigitta. Ich verſäume gewiß keine Gelegenheit, Sie dem Mädchen von der beſten Seite darzuſtellen.

Pedro. Loben Sie ihr meine Geſtalt.

Brigitta. Das kann ich nicht.

Pedro. Meine Liebenswürdigkeit.

Brigitta. Auch nicht! — Ich kann ſie ja nicht von Dingen überreden, die ſogleich in die Augen fallen.

Pedro. So ſagen Sie ihr, daß ich ein Ehrenmann ſei.

Brigitta. Recht, das ſieht man nicht gleich. — Aber Alles dies bringt keine große Wirkung hervor.

Pedro (unmuthig). Ei, dann verſteh'n Sie ſich nicht darauf. Laſſen Sie mir die Kleine auf ein Viertelſtündchen in den Garten herabkommen.

Brigitta. Wie Sie befehlen. (Bei Seite im Abgehen.) Der alte Narr, auf Mädchen unſers Gleichen will er noch einen Eindruck machen!

Achter Auftritt.

Don Pedro (allein; reibt ſich vergnügt die Hände).

Wird gehn, muß gehn! Mich hat noch Keiner überliſtet. War einſt Prokurator, kenne alle Kniffe und Pfiffe der löblichen Juſtiz, welche doch jene eines Verliebten weit überwiegen, werde mit dieſem auch fertig werden. — (In die Scene ſehend.) Ach, da kommt Caſtango. Der Kerl ſcheint mir noch der durchtriebenſte von allen meinen Leuten zu ſeyn. Hm! Aber er iſt mir getreu wie Gold und ich bediene mich ſeiner, ohne ihn in meine Karten gucken zu laſſen. Iſt das Spiel zu Ende, ſo erhält er ſeinen Abſchied und damit Holla!

Neunter Auftritt.

Don Pedro. Caſtango.

Caſtango. Sennor haben mich rufen laſſen.

Pedro. Höre mich, Caſtango. Du weißt, welches Vertrauen ich in dich ſetze.

Caſtango. Meine Treue, gnädiger Herr, gleicht ganz dieſem Vertrauen.

Pedro. Ich will dir ein großes Geheimniß anvertrauen.

Caſtango. Sie können mir es alſo nicht verſchweigen, Sennor?

Pedro. Ich kann nicht, und will auch nicht.

Caſtango. Dann kann und will ich auch ſchweigen.

Pedro. Meine Mündel wird heute herabkommen in den Garten.

Caſtango. Obſchon ſie krank iſt?

Pedro. Sie iſt's nicht mehr, oder vielmehr, ich will nicht mehr, daß ſie krank ſeyn ſoll.

Caſtango. Ah! dazu haben Sennor gewiß Ihre Urſachen.

Pedro. Gute Urſachen.

Caſtango. Ich frage nicht darum.

Pedro. Ich würde ſie dir auch nicht ſagen.

Caſtango. Sie wollen vermuthlich den Verſuch anſtellen, ob die Geſundheit Ihrer Liebe günſtiger ſei als die Krankheit.

Pedro. Ich muß dir ſagen, mein Lieber, ich beſchäftige mich nur mit Florens Glück.

Caſtango (ſchnell). Sie wollen ſie alſo nicht heirathen?

Pedro. Im Gegentheil.

Caſtango. Ich bin ſtets Ihr unterthäniger Diener. Was haben Sie mir zu befehlen?

Pedro. Sobald meine Diener von ihren Nachſuchungen außer der Gartenmauer zurückgekommen ſind, führſt du ſie alle in den Garten her, ſuchſt Flora auf, und ſobald ihr ſie anſichtig werdet, ſo verwundert ihr Euch über ihr gutes Ausſehen, über die Friſche ihrer Geſichtsfarbe; ihr wünſcht ihr Glück zu ihrer gänzlichen Geneſung, und ſagt ihr, daß ſie blühe wie eine junge Roſe.

Caſtango. Ganz recht, wir wollen uns pflichtſchuldigſt verwundern; aber wozu ſoll das führen?

Pedro (grob). Das geht dich nichts an. (Schnell wieder höflich.) Du ſiehſt, ich vertraue dir

Caſtango. Werde Ihr Vertrauen auch gewiß nicht mißbrauchen.

Pedro. Ich gehe jetzt zu Floren; halte dich bereit, erfülle meine Befehle auf's Pünktlichſte, dein Lohn iſt gewiß.

Caſtango (die Hand auf's Herz legend). Er iſt hier, Sennor!

Pedro. Recht, mein Sohn, der iſt noch ſicherer und beſſer (im Abgehen für ſich) und ich erſpare den meinigen dabei.

Zehnter Auftritt.

Caſtango (allein).

Flora kommt alſo in den Garten herab! — Prächtig! da hab' ich ja die beſte Gelegenheit ihr das Briefchen zuzuſtecken, das mir Don Gomez gegeben hat. — Übrigens müſſen wir auf unſerer Hut ſeyn. — Don Pedro führt etwas im Schilde. Umſonſt läßt er Floren nicht geſund werden, beſonders da ihn ihre Krankheit nichts koſtet. — Was kann er dabei für einen Plan haben? (Denkt nach.) Ei was! ſo viel iſt gewiß, wenns in ſeinem Plane liegt, daß Flora geſund ſeyn ſoll, ſo iſt's dem unſrigen gewiß günſtiger, ſie noch krank zu laſſen; darnach muß ich handeln.

Eilfter Auftritt.

Don Pedro. Caſtango.

Pedro. Sie kommt, ſie kommt — rufe die Leute!

Caſtango. Ich eile, Sennor! (Schnell ab.)

Zwölfter Auftritt.

Don Pedro. Flora. Ines. Pollonia.

Flora (erſcheint auf Ines und Pollonia geſtützt). Wo führt ihr mich hin, — was ſoll ich hier im Garten?

Ines. Durch deine Gegenwart Alles hier verſchönern.

Flora. Ich habe ja nichts mehr, was ich andern Gegenſtänden mittheilen ſoll. — Ich bin ja nicht mehr hübſch. (Sie ſetzt ſich auf eine Raſenbank.)

Pedro (zu Ines und Pollonia). Schon gut, liebe Kinder. Entfernt Euch jetzt.

(Ines und Pollonia ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Don Pedro. Flora.

Pedro. Erhole dich, meine liebe Flora, beruhige dich! Wenn man dich ſo anſieht, ſo ſollte man ſchwören, du wärſt gar nie krank geweſen. Du haſt gar nichts von deiner bezaubernden Schönheit verloren. Dein Auge ſtrömt Feuer aus, wie ehemals; und lieblich iſt deine Stirne, wie ſie immer war. Sollte dir noch etwas fehlen, ſo wäre es ein wenig Heiterkeit auf deiner ſchönen Stirne und ein Lächeln auf dem Roſenmund.

Flora. Ach, Herr Vormund, Sie ſcherzen. Damals mag ich wohl gut ausgeſehen haben, als ich glücklich war. Damals verſchönerte die Liebe mein Daſein und vielleicht auch mich. Ja, die Liebe iſt es allein, die Kraft in Seele und Körper gießt, und wer ſie aus unſerm Herzen reißt, bricht auch dieſes.

Pedro (ſchmunzelnd). Nu, nu — du haſt ja noch nicht alle Hoffnung verloren, durch die Liebe glücklich zu ſeyn.

Flora (ſchnell). Sie glauben alſo, daß ich ihn wieder ſehen werde?

Pedro. Ah! wer meint denn das? — denkſt du denn noch an ihn?

Flora. Immer, immer!

Pedro. Wie, du könnteſt ihm alſo noch gut ſeyn?

Flora. Habe nie aufgehört, es zu ſeyn. Ihm dank' ich ja die ſchönſten Stunden meines Lebens.

Pedro. Aber auch die ſchmerzlichſten.

Flora. O, Sie kannten ihn nicht. — Laſſen Sie mich Ihnen ſein Bild entwerfen.

Pedro. Ach, ich weiß Alles, was du mir ſagen willſt. Er war gerade nicht übel.

Flora. Nicht übel? Schön, ſchön war er.

Pedro. Er wußte zu reden.

Flora. Und wie? — Daß es einem bis in die Seele drang. —

Pedro. Das können andere Leute auch.

Flora. O nein!

Pedro. Alſo wäre er der Einzige?

Flora. In meinem Herzen, ja!

Pedro. Aber er war dir ja nicht treu.

Flora. Man ſuchte es mir glauben zu machen, man gab mir ſogar Beweiſe und doch ruft es in meinem Innern: er hat dich nicht vergeſſen.

Pedro. Ein falſcher Ruf.

Flora. Noch ſeh' ich ihn ja vor mir, wie er mit ſeinem Kohlenauge zum Himmel empor ſah, und mir ewige Lieb' und Treue ſchwur.

Pedro. Augen lügen und Schwüre werden gebrochen.

Flora. Ach Gott, wenn es wirklich ſo wäre!

Pedro. Dann müßteſt du ihn vergeſſen.

Flora. Wohl müßt' ich's, doch könnt' ich's auch? Ich habe es ſchon öfter verſucht, aber es wollte mir nicht gelingen. — Sie werden ſehen, Herr Vormund, da ſteckt etwas Anderes dahinter — Verleumdung. — Vielleicht kennt er meine Lage nicht, — vielleicht weiß er nicht einmal wo ich bin. — Sie werden ſehen, er kommt gewiß noch — o welch' ein Wiederſehn!

Pedro (für ſich). Das Übel ſitzt tief. (Laut) Du kannſt gar nicht glauben, liebes Kind, mit welchem Vergnügen ich ſehe, daß du dich ſo wohl befindeſt. Damit du ganz geneſen mögeſt, hab' ich den Entſchluß gefaßt, mit dir noch heute eine kleine ſehr angenehme Reiſe anzutreten.

Flora. Mich von hier entfernen? Dann wird mich Alberto nicht mehr zu finden wiſſen, ich werde keine Nachricht mehr von ihm erhalten.

Pedro. Laß doch einmal den Alberto aus dem Spiele. Du befindeſt dich jetzt wieder beſſer, und eine kleine Reiſe, die Veränderung der Luft wird dich ganz herſtellen.

Flora. Beſſer befinden? — O ich verſichere Sie, ich fühle mich heute übler als jemals.

Pedro. Aber du ſiehſt ſo gut aus.

Flora. Sie ſcherzen, Herr Vormund. — Ach Gott, wie unglücklich ich bin! — Ich kann mich kaum aufrecht erhalten, meine Knie wanken und man will mich von hier wegbringen? Das Rütteln im Wagen, ich werde ſterben.

Pedro. Aber du gehſt ja ſchon eine Stunde im Garten herum, ohne dich nur einmal niederzuſetzen.

Flora. Das kommt daher, weil ich auf meine Krankheit vergaß, und an ihn dachte.

Pedro. Sieh einmal, da kömmt eben Caſtango! Das iſt ein ſchlichter gerader Burſche; frage ihn nur einmal wie du ausſiehſt, und du wirſt gleich hören.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Caſtango.

Flora. Caſtango! komm her! — Sieh mich einmal an, und rede aufrichtig: Bin ich in einem Zuſtande, um reiſen zu können? — Wär' es nicht grauſam mich krankes, ſchwaches Mädchen fünfzig Meilen weit fortzuſchleppen.

Caſtango (für ſich). Warte alter Herr! (Laut.) Wie, Herr! — Wär' es möglich, Sie wollten das arme Fräulein ſo grauſam behandeln?

Pedro (leiſe zu ihm). Was redeſt du denn? Beſinne dich.

Caſtango. Sie ſieht ja ſo ſchwach, ſo blaß aus; wollen Sie ihr den Tod geben?

Pedro (leiſe). Schlingel, wirſt du ſchweigen!

Caſtango. Sie werden ſich ſchon ſelbſt davon überzeugen und mir danken, daß ich Sie gewarnt habe. Ich leiſte Ihnen einen großen Dienſt. Sehen Sie das Fräulein nur einmal an. Auf der erſten Poſt müßten Sie ja anhalten, oder es wäre um ſie geſchehen.

Pedro. Geh zum Henker!

Caſtango (im Abgehen). Ich hab's gewiß für uns recht gemacht, weil er ſich darüber ärgert.

(Die andern Diener erſcheinen, Caſtango gibt ihnen im Abgehen Zeichen.)

Fünfzehnter Auftritt.

Don Pedro. Flora. Mehre Diener.

Pedro. Kommt näher und ſagt mir, ſieht meine Mündel krank aus?

Erſter Diener. Sehr krank.

Zweiter Diener. Ganz matt.

Dritter Diener. Ganz blaß.

Vierter Diener. Außerordentlich leidend.

Flora. Nun, Herr Vormund, jetzt werden Sie's doch glauben.

Pedro (leiſe zum erſten Diener). Was für ein Satan hieß Euch ſo reden?

Erſter Diener. Caſtango hat es uns geheißen; er ſagte Sie hätten's befohlen.

Pedro. Nun, warte Burſche — Packt Euch! Ich muß nur Donna Brigitta aufſuchen. (Mit den Dienern ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Flora (allein).

O ja! ich glaube ſie haben recht. — Ich bin wirklich heute ſehr leidend. Ich muß ein bischen ruhen.

(Sie ſetzt ſich auf eine Raſenbank.)

Siebenzehnter Auftritt.

Flora. Caſtango. Gleich darauf **Brigitta.**

Caſtango (tritt vorſichtig ein und blickt ſpähend umher). Ach, dort iſt ſie, und ganz allein, der Zufall iſt mit uns im Bunde, jetzt iſt die ſchicklichſte Gelegenheit ihr das Briefchen zu übergeben. Geſchwinde!

(Er hält das Briefchen vor ſich hin in der Hand und geht der Raſenbank näher; in dieſem Augenblicke tritt Brigitta, ohne von ihm geſehen zu werden, im Hintergrunde auf, erblickt Caſtango mit dem Briefe, tritt zu ihm, und nimmt ihm den Brief aus der Hand.)

Brigitta. Für wen iſt dieſes Billet?

Caſtango. (erſchrocken). Für wen? (ſteht einen Augenblick vor Verlegenheit ſchweigend und ſpricht dann plötzlich.) Für ſie! (Für ſich.) Es iſt das einzige Mittel. (Bei Seite zu Brigitten.) Geben Sie das Billet ja gewiß dem Herrn, er muß es erhalten, ich wollte es ihm eben ſelbſt einhändigen. (Bei Seite.) Ich will mich aus dem Staube machen und zuſehen, was die Sache für Folgen haben wird. (Geht ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Flora. Brigitta. Don Pedro.

Pedro. Ich bin vor Zorn außer mir — der Spitzbube Caſtango, der es wagte gerade gegen meine Befehle zu handeln.

Flora. Nun ſehen Sie, Herr Vormund. Ihre Leute ſind ganz einerlei Meinung über meine Geſundheitsumſtände; ach ich bin verloren.

Pedro. Die Kerls verſtehen den Henker davon; aber geſetzt auch du wäreſt wirklich krank, ſo iſt dieſe Reiſe doch das einzige Mittel dich von einer thörichten Leidenſchaft zu heilen, die dich am Ende noch tödten würde.

Flora. Glauben Sie? O Sie irren — Wenn die Liebe im Herzen ſitzt, ſo reiſt ſie überall mit uns.

Pedro (für ſich). Mag ſeyn, wenn nur der Liebhaber nicht mitreißt.

Brigitta (leiſe zu Pedro). Don Pedro, ich habe eine Idee, die will ich ausführen. Laſſen Sie mich allein mit Floren, und ſein Sie indeſſen achtſam auf Alles; denn die Gefahr iſt näher als Sie glauben — hier iſt ein Brief mit Flora's Adreſſe. (Gibt ihm den Brief.)

Pedro. Ein Brief; ich eile ihn zu leſen und komme bald wieder. Führen Sie indeſſen Ihre Idee aus. (Geht ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Flora. Brigitta.

Flora. Nun, meine Liebe! Siehſt du nun ein, wie grauſam man mich behandelt?

Brigitta (ſchmeichelnd). Mein armes, liebes gutes Kind! Aber wenn Sie Alberto ſo ſehr lieben, warum thun Sie denn ſo gar nichts ihn wieder zu ſehen?

Flora. Ihn wiederſehen? Rede, was ſoll, was kann ich thun? Ich bin ja hier wie eingekerkert.

Brigitta. Freilich, freilich! Das Schlimmſte iſt wohl, daß Sie ſich ſo übel befinden, ſonſt wäre wohl noch etwas Hoffnung.

Flora (lebhaft). Welche?

Brigitta. Ja, wenn Sie nicht ſo leidend und im Stande wären zu reiſen, ſo könnte ſich ja da doch leichter Gelegenheit finden zu erfahren, wo Alberto ſich befindet.

Flora (viel lebhafter). Glaubſt du?

Brigitta. Ich zweiſle nicht daran; der Zufall kommt bei Reiſen meiſtens zu Statten. — Man ſieht neue Menſchen, ſpricht mit dieſen und erkundigt ſich bei jenen; endlich ſtößt man doch auf einen, der uns Auskunft geben kann. (Die Achſel zuckend.) Ja, wenn Sie nur reiſen könnten.

Flora. Und glaubſt du denn, daß es mir unmöglich ſeyn wird? Es ſcheint mir, die friſche Luft hat heute ſchon einen ſehr wohlthätigen Eindruck auf mich gemacht.

Brigitta. Gewiß, auch ich muß geſtehen, Sie kommen mir viel beſſer vor.

Flora. Nicht wahr?

Brigitta (leiſe). Und, liebes Fräulein! Bedenken Sie, Alberto beſitzt in jener Gegend ein Gut, wohin Sie Don Pedro führen will.

Flora. Ein Gut? Dort — o liebe Brigitta, ich kann dir gar nicht beſchreiben, wie wohl mir jetzt wird.

Brigitta. Da würd' ich wohl aus Freundſchaft für Sie mir Mühe geben, von Ihrem Geliebten etwas zu erfahren.

Flora. Würdeſt du? o meine Gute — der Kopfſchmerz verſchwindet ganz.

Brigitta. Ja, ich würde ſogar verſuchen, ihn ſelbſt zu ſprechen.

Flora. Ihn ſelbſt zu ſprechen? — Tanzen könnt' ich, ſag' ich dir, tanzen und ſpringen, ſo leicht fühl' ich mich.

Brigitta. Und wer weiß, wer weiß, vielleicht ließe ſich ſogar ein Wiederſehen einleiten.

Flora (in größter Freude). Wiederſehen? O! Brigitta, laß dich küſſen. — Alle Schmerzen ſind entflohen — ich reiſe, ich kann reiſen, mir fehlt gar nichts mehr, ich bin ganz geſund.

Brigitta. Das wußt' ich ja.

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Don Pedro. Dann **Caſtango.**

Pedro (leiſe zu Brigitta). Der Brief iſt vom Geliebten. (Laut zu Flora.) Flora! längeres Spazierengehen könnte dich zu ſehr ermüden, geh jetzt auf dein Zimmer.

Flora. O lieber Herr Vormund! ich verſichere Sie, ich fühle jetzt gar keine Ermüdung mehr; ich bin ſo fröhlich, ſo heiter, ich kann gehen, laufen, wenn Sie wollen, auch ſogar Ihren Wunſch erfüllen und reiſen. Ja, laſſen Sie aufpacken, anſpannen, ich ſtehe zu Befehl, und glaube, daß dieſe Reiſe mir beſſer bekommen wird, als alle Arzeneien.

Pedro (leiſe zu Brigitten). Sie haben ja Wunder gewirkt.

Brigitta. Nicht wahr? Nehmen Sie ſie beim Wort; wenn wir bei dunkler Nacht abreiſen, ſo gewahrt uns Niemand und dem verliebten Rittmeiſter bleibt Nichts, als das Nachſehen.

Pedro. Sie haben recht. Du willſt alſo reiſen, meine Liebe? Wohlan, ich will deinen Wunſch erfüllen. Wir reiſen.

Caſtango (welcher im Hintergrunde erſcheint). Was hör' ich?

Flora (zu Brigitta). Das iſt das erſte Vergnügen, das mir der Vormund macht.

Pedro (ihr liebkoſend). Und damit deine ſchwächliche Geſundheit ja nicht darunter leide, ſo wollen wir recht langſam reiſen, in ganz kleinen Tagſtationen.

Flora. O nein! Wollen Sie mich recht glücklich machen, ſo reiſen wir ſchnell — mit vier Pferden, Tag und Nacht — fort, nur fort.

Pedro. Wie du willſt, das hängt Alles von dir ab, wenn du mir nur zufrieden biſt.

Flora. O! im Innerſten.

Caſtango (für ſich). Das gibt mir wieder Hoffnung.

Flora (für ſich). Halte dich, mein Herz, bald ſchlägſt du ihm näher.

Pedro (für ſich). Wenn ſie wüßte, daß ſie ſich mit jeder Meile mehr von ihm entfernt, ſie würde nicht ſo ſehr auf Eile dringen.

(Plötzlich ertönt ein kleines Ritornell von Geigen, Guitarren und Caſtagnetten in der Scene.)

Pedro. Was iſt das?

Caſtango (tritt vor). Sennor, das ſind Ihre Leute, welche ein kleines Ständchen probiren, und dieſe Laube mit Blumen ſchmücken, um des Fräuleins Wiedergeneſung feſtlich zu begehen.

Pedro. Was unterſtehen ſie ſich? Wer hat ihnen befohlen?

Caſtango (leiſe zu ihm). Ich. Ich werde Ihnen ſogleich Alles erklären. Suchen Sie nur das Fräulein wegzubringen.

Pedro. Geh jetzt, liebe Flora, und ruhe noch ein Stündchen auf deinem Gemache aus.

Flora. Komm, Brigitta, und erzähle mir noch einwenig von deinen Hoffnungen, das wird mich mehr ſtärken, als alle Ruhe.

(Sie geht mit Brigitta ab. Pedro begleitet ſie bis in die Couliſſe.)

Einundzwanzigſter Auftritt.

Caſtango. Don Pedro.

Caſtango (für ſich). Einer Erklärung kann ich nicht ausweichen, alſo Muth! — Ich ziehe mich aus der Affäre und öffne den Liebenden ein freies Feld.

Pedro (kommt zurück). Jetzt ſage mir vor Allem Spitzbube, warum haſt du meinen Befehlen gerade zuwider gehandelt, und Floren geſagt, ſie ſehe ſehr übel aus?

Caſtango. Danken ſollten Sie mir, anſtatt mich auszanken, aber das iſt ſchon ſo der Welt Lohn. Stellen Sie ſich vor, ich erhielt ein Briefchen, um es Ihrer Mündel zu übergeben. Ich wollte es Ihnen ſelbſt überbringen, da nahm es mir Frau Brigitta. — Haben Sie es erhalten? Haben Sie es geleſen?

Pedro. Allerdings, mir bleibt nichts verborgen.

Caſtango. Nun, ſo werden Sie auch wiſſen, daß des Fräuleins Vielgeliebter mit ſeinem Onkel hier angekommen iſt?

Pedro. Freilich weiß ich es.

Caſtango. Sehen Sie nun ein, Sennor! von welcher Unvorſichtigkeit ich Sie abgehalten habe. Wenn Sie mit Ihrer Mündel am hellen Tage abgereiſt wären, ich glaube der junge leidenſchaftliche Menſch wäre im Stande geweſen, Sie auf der Straße anzufallen, und Ihnen Ihr Kleinod mit Gewalt zu rauben.

Pedro. Du haſt nicht unrecht; ſolche Sauſewinde ſind Alles im Stande. Aber warum unterrichteteſt du mich nicht früher?

Caſtango. Konnt' ich denn? Fräulein Flora war zugegen — und ich hielt es für beſſer vorerſt zu handeln und dann zu reden; darum machte ich ihr glauben, ſie ſehe noch ſehr übel aus, damit ſie ſich der Abreiſe widerſetze.

Pedro. Wenn das iſt, ſo haſt du mir wirklich einen ſehr großen Dienſt geleiſtet.

Caſtango. Sennor! Dieſe Erkenntniß iſt mein ſchönſter Lohn. Es ſoll nicht der letzte Dienſt ſolcher Art ſeyn, und ich hoffe, Sie werden Ihrem treueſten Diener endlich doch Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Pedro. Aber wozu alle dieſe Vorbereitungen, die Geſänge, die Blumen?

Caſtango. Eben das iſt ein Meiſterſtreich. Wir geben ihr heute ein Feſt; wenn ich ſage wir, ſo verſteh' ich darunter Sie, und bei dieſem Feſte muß ſie einwilligen ihrem guten liebenswürdigen Vormund ihre Hand zu reichen, und ſomit iſt Alles in Ordnung bis zur Abreiſe.

Pedro. Das wäre freilich ſchön, aber erkläre mir nur wie? du vertrakter Burſche!

Caſtango. Hören Sie, Sennor! Sie ſelbſt gehen alſogleich in's nahe Dorf, und wählen dort eine Anzahl ſicherer Perſonen aus, die Sie zum Feſte hieher beſcheiden; aber daß ja der Liebhaber nichts davon erfährt. Sie verfaſſen dann geſchwind ein kleines Lied zu Florens Geneſung auf eine ſchon bekannte Melodie, damit es leicht eingelernt werden kann. Es braucht nicht viel Sinn darin zu ſeyn. Schreiben Sie ſo wie gewöhnlich, Sennor! da wird Ihre Mündel bewegt, ergriffen ſeyn, und in ſolchen Augenblicken leiſten die Frauen keinen Widerſtand und ſagen Alles zu.

Pedro (vergnügt die Hände reibend). Schön, ſchön Caſtango! das Gedicht ſchenk' ich dir hernach für den guten Einfall. Du kannſt es bei einer andern Gelegenheit wieder brauchen.

Caſtango. Viemals verbunden.

Pedro. Alſogleich will ich ſelbſt hinab in's Dorf gehen, um mir die Perſonen zum Feſte auszuwählen.

Caſtango. Recht.

Pedro. Und damit ſich der pfiffige Sennor Alberto nicht etwa die Gelegenheit zu Nutze macht, ſo beſtell' ich mir nur Burſche und Mädchen von höchſtens vierzehn bis ſechzehn Jahren.

Caſtango (bei Seite). Verdammt!

Pedro. Noch muß ich dich davon unterrichten, daß ich drei fremde Ärzte erwarte, die mir einer meiner Freunde aus der Hauptſtadt ſendet.

Caſtango. Gut.

Pedro. Da aber Flora nun ohnehin zur Reiſe eingewilligt, ſo bedarf ich ihrer nicht mehr.

Caſtango (bei Seite). Fatal!

Pedro. Tarugo wird das Schloß ebenfalls verlaſſen.

Caſtango. Schön.

Pedro. Ich ſende ihn ab, um alle Schritte und Tritte des Liebhabers zu bewachen und mir ſogleich Nachricht zu geben, wenn er etwas Verdächtiges bemerkt.

Caſtango (bei Seite). Schlimm.

Pedro. Jetzt mach' ich mich auf den Weg.

Caſtango. Prächtig.

Pedro. Ich komme bald wieder.

Caſtango (bei Seite). Ach!

Pedro. Es bleibt Niemand hier zurück als Brigitta.

Caſtango. Genug.

Pedro. Sie wird Floren keinen Augenblick verlaſſen.

Caſtango (für ſich). Teufel!

Pedro. Ich ſtelle Beide noch überdies unter dein wachſames Auge.

Caſtango. Verbunden.

Pedro. Nun iſt alles beſprochen, eingeleitet, vorgeſehen, ich kann ganz ruhig ſeyn. Caſtango, ich danke dir viel, ich werde dankbar ſeyn.

Caſtango (mit einem Bücklinge). Oh! (Pedro geht ab.)

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Caſtango (allein; wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne).

Uff! da hab' ich mich doch noch ſchön herausgelogen. Laß uns einmal recapituliren, was iſt jetzt zu thun? Die Kranke iſt im Garten! Gut. Der Vormund und die alte Spürnaſe Tarugo ſind draußen; auch gut. — Aber Brigitte und die Bedienten. — Es muß für's Erſte ein Mittel gefunden werden, dieſe zu entfernen. (Ruft in die Scene.) He! meine Freunde, kommt her da.

Dreiundzwanzigſter Auftritt.

Caſtango. Mehre Bediente (welche Blumentöpfe und Gewinde tragen).

Caſtango. Ihr ſeid ja außerordentlich fleißig. Schmückt mit dieſen Töpfen und Gewinden dort die Laube. — Die Roſenſtöcke hieher — ſo. — Die Guirlanden von einem Aſt zum andern geſchlungen, das wird prächtig! — (Wenn alles in Ordnung iſt.) So, jetzt iſt Alles in Ordnung, jetzt kommt Alle mit mir. Der Herr hat ein Fäßchen Wein hergegeben, um Euch für eure Mühe zu belohnen.

Ein Bedienter (ſehr verwundert). Iſt das wahr?

Caſtango. Wie kannſt du zweifeln?

Der Bediente. Ah, das kann man recht gut. Ich diene dem Herrn ſieben und dreißig Jahre, und er hat noch nie was hergegeben.

Caſtango. Diesmal hat er's gethan, und zwar auf meine Fürſprache. Kommt mit mir in meine Stube, da ſoll das Fäßchen bis auf den letzten Tropfen ausgeleert werden.

Alle. Vivat! (Alle ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Erſter Auftritt.

Don Gomez (kommt durch die Allee zur Rechten). **Caſtango** (aus dem Hintergrunde).

Caſtango. Gut, daß Sie kommen, Sennor! der Zeitpunkt iſt uns günſtig. Ich will aus Vorſicht nur noch einen Blick außer das Bosquet werfen, und ich komme gleich wieder, um Ihnen zu melden, wie weit unſer Plan gediehen iſt.

Gomez. Beeile dich; denn ich fürchte Alberto's Ungeduld. Er begleitete mich bis zur Gartenthüre, wo er meiner harret unter der Aufſicht meines Reitknechtes Masquito, dem ich befahl, ihn auf keinen Fall in den Garten treten zu laſſen.

Caſtango. Ich bin gleich wieder hier. (Geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Gomez (allein).

Die armen Liebenden, welches Glück werden ſie genießen, wenn es uns gelingt, ſie einander zuzuführen. Doch — horch! welch' Getöſe?

Dritter Auftritt.

Don Gomez. Don Alberto. Masquito.

Alberto (von Außen). Fort Burſche! Ich will hinein. Ich muß hinein!

Masquito (von Alberto hereingeſtoßen). Der Herr Onkel hat mir aber befohlen — (erblickt Gomez.) Ach, Sennor! Ich konnte ihn nicht zurückhalten.

Gomez. Unbeſonnener! Was thuſt du? Verſprach ich dir nicht, Alles für dich zu thun?

Alberto. Onkel, Sie haben gut reden.

Gomez. Schon wieder eine neue Thorheit?

Alberto. Warum nicht? Mit Klugheit richtet man in der Liebe nichts aus, Amor iſt den Tollen günſtig.

Gomez. Du wirſt machen, daß wir entdeckt werden.

Alberto. Ah, ſorgen Sie nicht, der alte Vormund wird uns doch nicht überliſten. Die junge Liebe iſt pfiffiger, wenn ſie anfängt, als die alte, wenn ſie endet.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Caſtango.

Caſtango. Was ſeh' ich, Drei ſtatt Einen.

Alberto. Freund, rede, antworte, was macht Flora?

Caſtango. Nur gelaſſen, ſie war eben hier.

Alberto. Hier? O mein theurer Oheim, ich ſtehe auf demſelben Platze, den ihr himmliſches Füßchen eben erſt berührt hat.

Caſtango. Bleiben Sie meinetwegen ſtehen, aber nur ruhig, das bitt' ich mir aus.

Masquito. Der junge Mann verliert noch den Verſtand.

Gomez. Laß jetzt deine verliebten Übertreibungen, und wenn du Flora dir erhalten willſt, ſo benimm dich wie ein Menſch, der gar nicht verliebt iſt.

Alberto. Bis zur Hochzeit in Gottesnamen.

Gomez (zu Caſtango). Sage uns nur, Caſtango, wie weit ſind wir?

Caſtango. Wir wollen Eins nach dem Andern durchgehen; alſo erſtens: Alles iſt verloren.

Gomez. Wie?

Alberto. Himmel!

Masquito. Brav!

Caſtango. Der Vormund entführt uns die Mündel, und ſie willigt ein. — Um das Unglück zu vollenden, fällt Ihr Brief in Don Pedro's Hände, und ich ſtehe auf dem Punkt, fortgejagt zu werden.

Alberto. Entſetzlich!

Caſtango. Halt! Zweitens: Meine Pfiffigkeit macht Alles wieder gut. Die Abreiſe iſt für dieſen Abend aufgeſchoben. Der Verwalter Tarugo iſt außer dem Hauſe, die übrige Dienerſchaft außer Stand uns zu ſchaden, und die Mündel iſt hier im Garten unter Brigittens Aufſicht.

Alberto. Im Garten? Wo? wo?

Gomez. Mäßige dich!

Caſtango. Ich bin nur über die Sendung des Verwalters unruhig; er iſt geſchickt worden, um Ihre Pläne auszuſpioniren.

Gomez. Nach dem Bilde, welches du mir von ihm entwarfſt, hab' ich ihn ſogleich erkannt, als er zu uns in die Herberge trat, und meine Maßregeln darnach genommen. Es koſtete nicht viel, die Wirthsleute, die ihn ohnedies nicht leiden können, zu gewinnen; ſie haben ihn ſogleich in der Gaſtſtube in Empfang genommen und halten ihn dort, bis auf neuen Auftrag, belagert.

Caſtango. Das haben Sie ſehr klug gemacht. Ich habe auch für uns gearbeitet. Mein Herr, der alte Geizhals, läßt ſeinen Wein nur höchſtens ein paarmal des Jahrs bei großen Feſten ſehen, aber ich weiß doch wo er ſteckt. Ich habe mich eines Korbes voll Madera bemächtigt, und damit die Dienerſchaft angezecht. Er ſelbſt iſt ausgegangen, um Leute zu holen, die bei einem Feſte gegenwärtig ſeyn ſollen, welches er ſeiner Mündel geben will, und welches ich erſonnen habe, um ihn zu beſchäftigen und Zeit zu gewinnen. Er hat mir ſtrenge befohlen Niemand einzulaſſen. Hol mich der Henker, ich öffne auch ihm ſelbſt die Thüre nicht.

Alberto. Ein Feſt! Alter Herr! Da wollen wir auch dabei ſeyn. Wir könnten uns ja mit den Gäſten einſchleichen.

Caſtango. Es iſt nur ein einziges Hinderniß, zu dem Feſte werden nur junge Mädchen zwiſchen vierzehn und fünfzehn Jahren zugelaſſen.

Alberto. Verdammt! wenn's wenigſtens Mädchen zwiſchen zwanzig und vier und zwanzig wären, ſo könnt' ich's auch verſuchen.

Caſtango. Wir haben noch ein Mittel.

Alberto. Welches?

Caſtango. Ich weiß nicht zu welchem Zwecke, aber er erwartet dieſen Abend drei Ärzte.

Alberto. Onkel! hören Sie, drei Ärzte! wir ſind unſer Drei, Sie, ich und Masquito.

Masquito. Aber ich verſtehe ja nichts von der Doktorei.

Caſtango. Das Fatale dabei iſt aber wieder, daß er den Beſuch der Ärzte gegenwärtig für überflüſſig hält, und mir befohlen hat, ſie wieder fortzuſchicken, wenn ſie kommen.

Gomez. Ja, wie kommen wir dann herein?

Alberto. Das iſt das Leichteſte; wir ſind ſchon herin, wir dürfen nur da bleiben.

Gomez. Sind ihm die Ärzte, die da kommen ſollen, bekannt, oder kennt ſie Donna Brigitta?

Caſtango. Nein, Sennor! er hat einen ſeiner Freunde in Toledo gebeten, ihm welche zu ſchicken.

Gomez. Gut. Uns kennt er auch nicht, wir erſcheinen alſo an ihrer Stelle, forciren die Thüre, Brigitta iſt allein, ſie muß uns empfangen.

Alberto. Onkel, Sie ſind ein liebenswürdiger Mann.

Caſtango. Recht — ſehen Sie jetzt nur, daß Sie die Ärzte nicht verfehlen, gehen Sie ihnen entgegen, geben Sie ihnen Geld, damit ſie nicht erſcheinen, ich eile indeſſen meinem Weibe zu ſagen, daß ſie die Thüre forciren läßt. (Will ab, blickt in die Scene.) Ha! da kommt Flora! gehen Sie, gehen Sie geſchwind.

Gomez. Komm!

Alberto (tritt in das Bosquet). Nein, ihr ſo nahe, und ich ſoll ſie nicht ſehen? — Nicht um alle Welt würd' ich den Platz jetzt verlaſſen.

Gomez (faßt ihn an der Hand). Du mußt.

Alberto. Umſonſt! ach, ſehen, nur ſehen!

Caſtango. So treten Sie in das Bosquet und verbergen Sie ſich gut im Geſträuche, damit Sie Niemand gewahr wird.

Gomez. Du wirſt Alles verderben.

Alberto. O nein, ich will ſchweigen, mich nicht bewegen, nur meine Augen ſollen in ihrem ſüßen Anblick ſchwelgen.

Gomez. In's Himmelsnamen — einmal mich mit einem Verliebten eingelaſſen und in meinem Leben nicht wieder. Kommt. (Sie verbergen ſich im Bosquet, Alberto in die Laube rechts, Gomez hinter ein Gebüſch, Masquito unter das Geſträuch links bei der Raſenbank.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen (verborgen). **Flora. Brigitta. Caſtango.**

Brigitta. Kommen Sie, meine theure Flora — die Luft iſt hier von Düften gewürzt. Setzen Sie ſich in dieſes Bosquet, das man eigens für Sie ſo ſchön geſchmückt hat.

Alberto (Flora betrachtend). Ach! obſchon krank und leidend, wie ſchön ſie iſt!

Masquito (Brigitta betrachtend). Ach! obſchon geſund und fett, wie häßlich ſie iſt.

Caſtango (zu Flora). Setzen Sie ſich hier auf dieſe Bank, Sennora.

(Führt ſie in das Bosquet rechts.)

Alberto. O des Glücks! ſo nahe bei mir.

Caſtango (zu Brigitta). Und Sie, Donna Brigitta, hieher.

(Führt ſie zur Raſenbank links.)

Masquito (für ſich). Die Vertrauten werden immer ſchlecht bedacht.

Brigitta (zu Caſtango). Willſt du mich nicht lieber gar an's andere Ende des Gartens führen?

Caſtango. Auf dieſe Art iſt wenigſtens Sennora Flora nicht gehindert, den Blick auf alle die ſchönen Blumen und Geſträuche zu richten.

Brigitta. Aber wenn ſie ſo allein ſitzt und nachdenkt, ſo wird ſie gleich wieder in ihre alte Melancholie und Schwärmerei verfallen.

Caſtango. Ach nein, liebe Sennora! Sie müſſen nicht traurig ſeyn, das Glück iſt oft näher als man glaubt.

Flora. Für mich iſt es wohl ewig verloren das Glück; werd' ich ihn wohl jemals wiederſehn?

Alberto. Wiederſehn.

Flora. Was hör' ich?

Caſtango. Erſchrecken Sie nicht, Sennora, es iſt nur das Echo.

Flora. O ſüßes Echo, deine Antwort hat mir Troſt in's Herz geträufelt! Ich will dich noch um Mehres fragen. — Sage mir, liebt er mich noch?

Alberto. Noch.

Flora. Denkt er meiner noch immer?

Alberto. Immer.

Flora. Herrlich, herrlich!

Brigitta (lächelt). Ha, ha, ha! das iſt ſpaßig, gerade als ob's zuſammenpaßte; und wie verſtändlich das Echo hallte!

Masquito. Alte!

Brigitta. Hm? — Bei mir iſt auch ein Echo — das geht nicht mit rechten Dingen zu.

Caſtango. Ja, es antwortet von beiden Seiten, ich hab's ſchon öfters bemerkt.

Flora. Nur noch zwei Fragen, die letzten. — Wird noch lange jede aufſteigende Sonne meine Qualen, meine Sehnſucht nach ihm erneu'n?

Alberto. Nein.

Flora. Alſo werd' ich ihn bald in meine Arme ſchließen, bald?

Alberto. Ja.

Flora. Was iſt das? (Steht auf.)

Brigitta. Das war ein ſonderbares Echo. (Steht auch auf.) Da iſt Betrügerei im Spiele — Ich wette, das iſt der Liebhaber.

Gomez (für ſich). Der Unbeſonnene!

Caſtango (für ſich). Jetzt ſtehn wir friſch.

Flora (für ſich). Ich glaubte ſeine Stimme zu hören.

Brigitta. Wer ſprach da?

Caſtango (leiſe zu ihr). Ich, Sennora Brigitta, ich! haben Sie's denn nicht vom Anfang an bemerkt, daß ich antwortete, um dem Fräulein einen Spaß zu machen?

Brigitta. Ja ſo. Warte Spitzbube, mir machſt du das nicht glauben.

Gomez (leiſe zu Alberto). Jetzt komm fort, fort, ſonſt iſt Alles verloren. (Sie verlieren ſich im Hintergrund in dem Gebüſch.)

Brigitta. Laſſen Sie uns wieder in's Haus gehen, Sennora Flora, die Luft fängt an etwas kühl zu werden.

Flora. Ach, ich möchte noch ſo gerne bei dem lieben Echo bleiben.

Brigitta. Es antwortet nicht mehr ganz gut, weil ſich der Wind gedreht hat, Sie habens ja bei der letzten Antwort ſelbſt gehört. Auch höre ich die Stimme Ihres Vormundes — folgen Sie mir.

Flora. Mein Vormund kommt? Ja, ich folge dir. (Beide ab.)

Sechster Auftritt.

Caſtango (allein; er horcht auf der rechten Seite).

Was er für Lärmen macht! Er wird das große Thor geſchloſſen, und das kleine Thürlein offen gefunden haben. — Was iſt nun zu thun? Wiſſen muß er Alles, alſo ſoll er's durch mich ſelbſt erfahren. (Blickt in die Scene.) Voll Zorn eilt er hieher. — Alſo Zorn gegen Zorn, wir wollen ſehen.

Siebenter Auftritt.

Caſtango. Don Pedro.

Pedro. Das iſt entſetzlich, niederträchtig.

Caſtango (für ſich). Jetzt kommt's an mich. (Laut.) Das iſt niederträchtig, entſetzlich.

Pedro. Ah, find' ich dich, Spitzbube?

Caſtango. Ah ſind Sie endlich da, gnädiger Herr; Sie ſehen mich in einer Wuth —

Pedro. Schau mich an, ich muß ganz blaß vor Zorn ſeyn.

Caſtango. Sie werden das kleine Thürlein offen gefunden haben?

Pedro. Ja, das hab' ich.

Caſtango. Nun ſehen Sie, ſoll man nicht außer ſich ſeyn vor Ärger! Meine Pflicht iſt es nur das große Thor zu bewachen und das hab' ich auch treulich gethan, indeſſen aber begeht Ihr Verwalter Tarugo, der den Schlüſſel zum kleinen Thürlein hat, die Nachläſſigkeit, es offen zu laſſen.

Pedro. Und glaubſt du, daß dieſe Nachläſſigkeit ſchlimme Folgen gehabt hat?

Caſtango. Nun, das glaub' ich.

Pedro. Was iſt geſchehen? Rede!

Caſtango. Sennor! ich laß mir's nicht nehmen, der Geliebte iſt im Garten.

Pedro. Was? Himmel Tauſend!

Caſtango. Fluchen hilft hier nichts.

Pedro (plötzlich ſehr leiſe). Und glaubſt du, daß er noch herinnen iſt?

Caſtango. Das wollt' ich ihm nicht gerathen haben; denn meine Wuth gegen ihn hat den höchſten Punkt erreicht. (Sehr laut ſchreiend.) Er ſoll ſich in Acht nehmen, daß er nicht entdeckt wird, er ſoll fliehen, ſchnell fliehen, das ſag' ich ihm!

Pedro. Mäßige dich nur!

Caſtango. Nein, ich kann mich nicht mäßigen, wenn er in meine Hände fällt, ſteh' ich für nichts. (Schreit wieder ſehr laut.) Fliehen ſoll er, das ſag' ich ihm, ſchnell den Weg zurückgehen, den er gekommen iſt, oder den Zorn des betrogenen Vormunds und ſeines treuen Dieners fürchten.

Pedro. Beruhige dich nur, du ſchreiſt dir ja die Seele aus dem Leibe.

Caſtango. Weil Sie's durchaus wollen, ſo will ich mich beruhigen. (Für ſich.) Ich glaube ſie werden mich doch gehört haben. (Laut.) Aber Sennor, auf der Stelle müſſen Vorſichtsmaßregeln getroffen werden. Senden Sie ſogleich alle Ihre Leute aus, und laſſen Sie den ganzen Park genau durchſuchen.

Pedro. Daran dacht' ich eben auch.

Caſtango. Wir haben immer gleiche Ideen.

Pedro. Wie viel dank' ich deiner Wachſamkeit auch dieſes Mal!

Caſtango. Gar nicht Urſache.

Pedro. Aber wie weißt du denn, daß er im Garten iſt, oder war?

Caſtango. Das iſt eine verfluchte Geſchichte. Stellen Sie ſich vor, Sennor, Ihre Nichte kam herunter in den Garten, um ſich an den Vorbereitungen zu dem Feſte zu ergetzen. — Plötzlich läßt ſich eine Stimme im Geſträuche vernehmen.

Pedro. Eine Stimme? Das war die ſeinige.

Caſtango. Ich glaub's auch. Zum Glück wiederholte dieſe Stimme nur immer die letzten Worte von dem, was Flora ſprach; ich hatte die Geiſtesgegenwart, Floren zu ſagen, es ſei das Echo, und Brigitta war ſo klug, ſie auf der Stelle fortzuführen, damit ſie die Wahrheit nicht entdecken könne.

Pedro. Ich erkenne deinen Eifer.

Caſtango. Ach, wenn Sie wüßten, welch' einen Antheil ich an alle Dem nehme.

Pedro. Ich bin davon überzeugt.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Brigitta.

Brigitta. Ach, Sennor! ich ſuche Sie — haben Sie ſchon gehört? Wiſſen Sie ſchon?

Pedro. Alles.

Caſtango. Ja, ich habe dem Herrn Alles ſchon erzählt, daß der Liebhaber da war.

Brigitta (für ſich). Er hat's erzählt, und ich hatte ihn in Verdacht.

Pedro. Hat Flora die Stimme erkannt?

Brigitta. Nicht ganz, ſie zweifelt noch, ſie ſchwankt.

Pedro. Gut, ich weiß noch ein Mittel, ihr zu beweiſen, daß dieß nicht Alberto war.

Caſtango. Und welches, Sennor?

Pedro. Caſtango! du gibſt ihr dieſen Brief, den ich ihr im Namen von Alberto's Onkel habe ſchreiben laſſen, und der ihr Herz endlich ganz von ihm los reißen ſoll. Sie, Brigitte, um ihr ja allen Verdacht zu benehmen, führen ſie hieher, ſobald der Park genau durchſucht ſeyn wird. Wir entfernen uns dann, um Caſtango Gelegenheit zu geben, ihr den Brief heimlich zuzuſtecken.

Caſtango. O! das will ich ſchon machen, ich bin gewandt in ſolchen Dingen.

Pedro (zu Brigitten). Kehren Sie jetzt wieder zu ihr zurück und unterlaſſen Sie es nicht, immer zu meinen Gunſten mit ihr zu ſprechen. Welch' ein Triumph für Sie, wenn Sie es ſo weit brächten, daß ſie mich endlich liebenswürdig fände.

Brigitta. Sie kennen mich, Sennor, ich bringe auch das Unmögliche zu Stande. (Sie geht ab.)

Neunter Auftritt.

Don Pedro. Caſtango.

Pedro. Wir, mein treueſter Diener, wir wollen nun unſere Jagd auf den Liebhaber beginnen.

Caſtango. Ich will für's Erſte die kleine Thür gut zuſchließen.

Pedro. Iſt ſchon geſchehen, der Schlüſſel ſteckte, ich habe es bereits ſelbſt gethan; die Katze iſt gefangen, die das Mauſen nicht laſſen will.

Caſtango. (für ſich). Jetzt iſt's gut. (Sehr laut ſchreiend). Aha! haben wir ihn! Er iſt gefangen, Herr Liebhaber! Er iſt gefangen!

Pedro. So ſchweige doch nur!

Caſtango. Nein, ich kann nicht, ich muß meiner Freude Luft machen. (Sehr laut.) Er kann nicht mehr hinaus, daß er's nur weiß.

Pedro. Gewiß nicht, da hab' ich den Schlüſſel. Es wird von großem Nutzen ſeyn, wenn ihn meine Leute perſönlich kennen lernen, damit ſie ihm gleich den Weg zeigen, wenn er ſich wieder beigehen ließe, hieher zu kommen. Darum will ich gleich deinen Rath befolgen, ſie alle hieher berufen und die Jagd beginnen. (Trippelt ab.)

Caſtango. Und ich glaubte ſie wären ſchon längſt draußen; das iſt eine ſchöne Geſchichte.

Zehnter Auftritt.

Caſtango. Don Gomez. Don Alberto. Masquito.

Gomez (ſteckt den Kopf aus einem Geſträuche). Caſtango!

Caſtango. Kommen Sie nur herbei; er iſt fort, aber leiſe. — Wiſſen Sie ſchon? Sie ſind hier eingeſperrt!

Gomez. Du haſt es uns ja ſelbſt laut genug zu wiſſen gemacht. Jetzt iſt Alles verloren.

Alberto. Wie Onkel! wenn ich mit ihr hier eingeſperrt bin, iſt ja Alles gewonnen, das iſt ja ein wahres Glück.

Gomez. Ganz recht, aber mit all' deinem Glück, wie kommen wir wieder hinaus?

Caſtango. Ich muß Ihnen noch eine ſehr betrübte Nachricht mittheilen, meine Herren.

Alberto. Rede!

Caſtango. Man wird Ihnen zu Ehren hier eine Jagd geben.

Gomez. Wie verſtehſt du das?

Caſtango. Das heißt, Sie werden nicht dabei jagen, aber gejagt werden, und ich ſelbſt bin die Urſache davon; denn da ich glaubte, Sie wären ſchon auf und davon, gab ich Don Pedro den Rath, ſeine Leute zuſammen zu berufen, und auf Sie Jagd zu machen.

Alberto. Onkel — jetzt haben Sie recht, die Sachen ſtehen ſchlimm.

Gomez. Du trateſt ja gegen meinen Willen hier ein, bliebſt gegen meinen Willen hier, jetzt ſage, was iſt zu thun?

Alberto. Das geht mich nichts an, lieber Onkel! Sie ſind hieher gekommen, um meine Thorheiten gut zu machen, ich nur um welche zu begehen; da ſehen Sie nur zu, wie Sie ſich herauswinden, ich bin recht neugierig darauf.

Caſtango. Still. Ich rette Sie alle! — Dank ſei es dem Korbe voll Wein, Don Pedro wird einige Zeit brauchen, um ſeine Leute aufzuwecken und zu verſammeln. Erwarten Sie mich hier, ich komme ſogleich wieder zurück. (Er will ab, kehrt aber gleich wieder um.) Noch Eins: Don Pedro hat mir den Auftrag gegeben, ſeiner Mündel einen Brief zu übergeben, ich könnte ihr ſtatt dieſen leicht auch einen andern übergeben, wenn Sie Schreibgeräthe hätten.

Alberto. Mein Masquito trägt Alles bei ſich.

Masquito. Ja. (Er zieht einen Schreibzeug, Feder und Pavier heraus, ſtellt ſich dann mit gekrümmten Rücken gegen Alberto.) Und hier das Bureau.

Caſtango. Gut, aber nur mit wenig Worten.

(Geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Don Gomez. Don Alberto. Masquito.

Gomez. Sei vorſichtig, laß alle ſchönen Liebesfloskeln.

Alberto. Sie werden ſehen, wie kurz ich ſeyn werde. (Er ſchreibt auf Masquito's Rücken.) „Endlich ſind ich Sie theuerſte Flora, mein Leben, meine zweite Seele.“

Gomez. Alles zu viel!

Alberto. Nicht ein unnützes Wort, Onkel. „Solche Gefühle hat ein Kranker, der vom Rande des Grabes zurückgekehrt, wieder zum erſtenmale die herrliche Sonne erblickt, den Duft der Blumen athmet.“

Gomez. Ohne Gleichniß, zur Sache!

Alberto. Gleich. „Ich bin im Garten, einer von den Leuten Ihres Onkels iſt im Einverſtändniß mit uns. Vertrauen Sie für's ganze Leben auf die Liebe Ihres —

Masquito. Himmel! da ſchleicht ein alter häßlicher Mann hinter den Bäumen.

Gomez. Das iſt der Alte. — Entwiſchen können wir nicht mehr, alſo ruhig.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Don Pedro.

Pedro. Caſtango! Caſtango! (Er ſchleicht herbei, erblickt die Drei, und zieht ſich gleich wieder zurück.) Ah! da ſind die Herren, ein Staatskleid, eine Uniform und eine Livree, das iſt der Onkel, der Neffe Liebhaber und der Bediente. — Wartet, wartet, man wird Euch bald den Weg mit Trommeln und Pfeifen zeigen. Ich weiß nur nicht, was meine Leute haben, daß ſie alle ſchlafen und gar nicht zu erwecken ſind. Betrunken können ſie auch nicht ſeyn, denn ſie bekommen ja das ganze Jahr keinen Tropfen Wein. (Schleicht wieder ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Don Gomez. Don Alberto. Masquito.

Gomez. Unglück über Unglück!

Masquito. Lauter zufälliges Schickſal.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Caſtango.

Caſtango. Sie ſind gerettet.

Gomez. Schön, der Alte hat uns überraſcht.

Alberto. Aber nur von rückwärts geſehen.

Caſtango. Wenn das wahr iſt, ſo iſt noch nichts verloren. Nur kaltes Blut! Iſt der Brief geſchrieben?

Alberto (gibt ihm den Brief). Hier.

Caſtango. Gut. Vernehmen Sie, auf welche Art ich Sie aus dieſer ſchlimmen Affäre ziehen will. Sie ſind die drei Ärzte, welche Don Pedro erwartet; Sie ſind in den Garten hereingekommen, während die kleine Thür offen blieb, hören Sie — da er nun keine Ärzte mehr bedarf, ſo werden Sie wenigſtens auf eine höfliche Art wieder fortgeſchickt.

Gomez. Aber in dieſen Kleidern?

Caſtango. Auch dafür habe ich geſorgt. Während er beſchäftigt war, ſeine Leute aufzuwecken, bin ich in ſeine Garderobe hinaufgegangen und habe dort alles genommen, was nöthig iſt, ſchwarze Mäntel, Perücken, Hüte; ſie finden alles dort im Gartenhäuschen beim Teiche.

Alberto. Herrlich! Geſchwind Onkel zu unſerer Toilette.

Caſtango. Ich höre Tritte, fort, fort. (Alle Drei ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Caſtango (allein).

Ich bleibe hier, um die Nachforſchungen auf die entgegengeſetzte Seite zu lenken. — Aber was ſeh' ich, was kommen denn da für drei unheilbringende Geſichter? — So wahr ich lebe, das ſind die drei wirklichen Ärzte. Die haben gewiß davon profitirt, daß ich meinem Weibe befahl, das große Thor forciren zu laſſen, und ſind auf dieſe Art hereingekommen.

Sechzehnter Auftritt.

Caſtango. Die drei Ärzte.

Caſtango. Was wünſchen die Herren?

Erſter Arzt. Wir ſind die drei Ärzte, welche Don Pedro hieher berufen hat.

Caſtango. Ah ſo!

Zweiter Arzt. Ja, ah ſo.

Caſtango. Wohl, meine Herrn, ich habe den Auftrag, Ihnen zu ſagen, daß der Herr Ihrer Hülfe nicht mehr bedarf, Ihnen in ſeinem Namen zu danken, und Sie wieder fort zu ſchicken.

Erſter Arzt. Danken? Fortſchicken? Das iſt nicht genug. Warum will uns Don Pedro nicht ſehen?

Caſtango. Ja — da iſt — Sie müſſen wiſſen — Ich will Ihnen die wahre Urſache nur entdecken. Sehen Sie, ſeine Mündel hat eine ſolche Averſion vor allen Ärzten, daß ich es Ihnen gar nicht ſagen kann.

Zweiter Arzt. Nihil facit ad rem., Man kurirt ſie mit Gewalt.

Caſtango. Das wird nicht gehen. — Die Mündel hat entſetzlich ſchwache Nerven, und ich bin überzeugt, ſie dürfte nur Ihre ſchwarzen Kleider erblicken, um in die fürchterlichſten Krämpfe zu fallen. Darum wünſcht Don Pedro, daß Sie hier bei ihm in andern Coſtumen erſcheinen. Verlieren Sie alſo keine Zeit, meine Herren, gehen Sie jetzt, und kommen Sie morgen, übermorgen, oder in einigen Tagen anders gekleidet wieder; es hat nicht ſo große Eile.

Dritter Arzt. Ei, ei! das hätte uns Don Pedro früher melden ſollen.

Erſter Arzt. Das geht nicht ſo. **Duplex labor, duplex honorarium.**

Caſtango. Warten Sie, da fällt mir noch etwas ein; um Ihnen den doppelten Weg zu erſparen, könnte ich Ihnen hier andere Kleider verſchaffen, womit Sie ſich zeigen könnten. Warten Sie, ich will ſie herbringen; Sie begeben ſich dann in jene Allee, damit man Sie nicht gewahr werde, und kleiden ſich ſchnell um. (Er läuft ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Die drei Ärzte.

Erſter Arzt. Seltſame Geſchichte!

Zweiter Arzt. Thut nichts. Don Pedro iſt reich und wird alles bezahlen.

Dritter Arzt. Das iſt die Hauptſache.

Erſter Arzt. Wenn es uns gelingt, die junge Perſon zu perſuadiren, daß ſie ſich wohl befinde, und daß ſie im Stande ſei, die Reiſe zu unternehmen, ſo geht Alles gut.

Zweiter Arzt. Und was thut's denn auch, wenn wir die Kleider wechſeln, darauf kommt's uns nicht an.

Erſter Arzt. Im Gegentheil, um das Glück zu erjagen, muß man gar viel thun, und das ehrwürdige Kleid des Weiſen iſt es ſelten, womit man ſich bereichert.

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Caſtango.

Caſtango (welcher die Kleider des Gomez, Alberto und Masquito herbeibringt). Hier, meine Herren, haben Sie Alles, was Sie brauchen — Sie dieſes — Sie dieſes — und Sie das!

Erſter Arzt. Eine Offiziers-Uniform für mich?

Caſtango. Ja, Sie ſind Regimentsarzt.

Erſter Arzt. Wird's mir aber auch paſſen?

Caſtango. Thut nichts, wenn's auch irgendwo zu lang, oder zu kurz iſt. Es gibt gar viele Leute, die Kleider tragen, die ihnen nicht paſſen. Aber jetzt treten Sie gleich in dieſes Geſträuch, und ſputen Sie ſich ſo viel Sie können.

(Die Ärzte ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Caſtango (allein; ruft ihnen noch nach).

Vergeſſen Sie Hut und Degen nicht. — Ihre ſchwarzen Mäntel und die Perrücken verſteckenSie im Geſträuche. Nur ſchnell, ſchnell, denn man kann uns alle Augenblicke überraſchen. (Tritt vor und halbleiſe für ſich.) Bravo! Alles geht gut. Jetzt werde ich ſogleich die ganze Jagd unſerer Leute hieher dirigiren und ſie aus dem Garten expediren laſſen. Vor Allem aber muß ich nicht vergeſſen Flora'n den Brief ihres Geliebten ſtatt jenem ihres Vormunds zuzuſtecken. (Er blickt in das Geſträuch.) So recht, meine Herren, vortrefflich ſehen Sie aus. (Für ſich.) Die drei klugen Dummköpfe ſputen ſich was ſie können, damit ſie nur recht bald hinausgejagt werden.

(Blickt in die Scene.) Was ſeh' ich? Da kommen auch ſchon unſere Leute, das fügt ſich ja alles vortrefflich. (Die Ärzte treten in verändertem Koſtüme auf.) Schön, meine Herren! recht ſchön. Belieben Sie jetzt nur ein bischen zu verziehen, man kömmt dort ſchon, um Sie aufzuſuchen.

Zwanzigſter Auftritt.

Die drei Ärzte. Dienerſchaft (des Don Pedro).

Erſter Arzt (als er die vielen Diener erblickt.) Sehen Sie nur einmal, meine werthen Herren Kollegen, das ganze Haus ſendet man uns zum Empfange entgegen.

Erſter Diener (im Hintergrund). Eine Uniform, ein rothes und ein blaues Kleid — die ſind's. (Vortretend.) Wollen Sie ſo gefällig ſeyn, meine Herren, uns zu folgen.

Zweiter Arzt. Wir ſind bereit. (Zu den andern Ärzten.) Das iſt ein Empfang!

Erſter Diener (etwas gröber). Nicht ſo lange gezögert, marſch, marſch!

Erſter Arzt (ſieht den Diener an). Der gute Mann iſt gar zu eifrig.

(Die Ärzte werden von den Dienern abgeführt.)

Einundzwanzigſter Auftritt.

Don Pedro (kommt lachend).

Ha, ha, ha! Unſer Liebhaber iſt ſo überraſcht, daß er ſich nicht einmal widerſetzt hat. — Wie dumm man iſt, wenn man ſieht, daß man überliſtet worden iſt, wie dumm! Meine Sache iſt es nun für's Erſte, Floren die Meinung zu benehmen, als ſei es die Stimme ihres Liebſten geweſen, die ſie gehört hat. — Ach, da führt ſie Donna Brigitta eben her. Ich will Caſtango ein Zeichen geben, daß er ihr jetzt den Brief überbringt, der endlich alle ihre Hoffnungen zernichten ſoll.

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Brigitta. Flora. Don Pedro.

Flora. Nein, nein, das laß ich mir nicht nehmen, das war ſeine Stimme. Sie drang mir zu tief in's Herz.

Brigitta. Es war das Echo, ſag' ich Ihnen, nichts als das Echo.

Flora. Nicht möglich; weißt du noch, wie ich fragte ob ich ihn bald in meine Arme ſchließen werde, wie er mir mit Ja antwortete. So ſpricht das Echo nicht, dieſes wiederholt nur diejenigen Worte, die man ſelbſt gebraucht.

Brigitta. Glauben Sie das nicht. An verſchiedenen Orten iſt auch das Echo verſchieden. Es geht damit ſo wie bei den Menſchen, es gibt auch manche, die alles verkehrt nachreden. (Geht ab).

Dreiundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Caſtango.

Pedro. Nur näher, Caſtango, was willſt du denn?

Caſtango (leiſe zu ihm). Entfernen Sie ſich nur ein wenig, damit die Sache natürlicher wird. (Laut.) Sennor! ich bringe ein Briefchen für Sennora Flora.

Flora. Ein Briefchen für mich? Ach! wenn's von ihm wäre.

Pedro. Nun, ſo gib ihn Flora'n. — (Caſtango zögert.) Immerhin! — Was geht das mich an. Ein honetter Mann wird ſich nie erlauben Briefe zu öffnen, die nicht an ihn adreſſirt ſind. Ja, ich entferne mich ſogar, daß ihn meine Mündel ungeſtört leſen kann. Mein liebes Flörchen wird mir dann ſchon freiwillig ſagen, was er enthält, nicht wahr, mein Mäuschen? (Er geht lächelnd ab).

Vierundzwanzigſter Auftritt.

Flora. Caſtango.

Caſtango (gibt Floren den Brief). Leſen Sie geſchwinde, er iſt von Don Alberto.

Flora. Himmel, von ihm!

Caſtango. Ja, nur eilig!

Flora. Seine Züge — ein Brief von Alberto!

Fünfundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Brigitta. Don Pedro (im Hintergrund).

Brigitta. Was gibt's da? Was iſt das für ein Papier?

Caſtango (für ſich). Der Brief iſt übergeben, ich mache mich aus dem Staube (Geht ab.)

Flora. Das iſt ein Brief von ihm, meine Liebe! ſiehſt du?

Brigitta (nimmt den Brief). Von was für einem Ihm?

Flora. Von Alberto, ach ich ſterbe vor Freude.

Pedro. Was hör' ich, ſo wär es nicht der Brief den ich Caſtango gab? (Er tritt vor und nimmt den Brief). Erlaube liebe Flora! (Öffnet den Brief).

Flora. Wie, Herr Vormund, Sie öffnen den Brief? Sagten Sie nicht erſt ſelbſt, ein honnetter Mann wird ſich nie erlauben, Briefe zu öffnen, die nicht an ihn gerichtet ſind.

Pedro. Allerdings; allein hier treten Umſtände ein — Ich bin dein Vormund, dein zweiter Vater — auch will ich den Brief nur durchſehen.

Flora. So ſputen Sie ſich, ich brenne ſchon vor Neugierde zu leſen, was der liebe Menſch ſchreibt.

Pedro (nachdem er den Brief leiſe durchgeleſen). Himmel! was ſeh' ich? (Laut.) Weißt du was Schätzchen, ich will ihn dir gleich vorleſen. (Leiſe zu Brigitta.) Sie ſoll etwas ganz Anderes vernehmen, als darin ſteht. Schauen Sie mit herein in den Brief, Brigitta, und beſtätigen Sie das, was ich leſe.

Flora. Nun, ſo leſen Sie.

Pedro (ſeufzend). Ach, liebes, liebes Kind!

Flora. Was iſt's denn?

Pedro. Höre und ſieh ſelbſt, wie du dich auf Alberto's Liebe verlaſſen konnteſt. (Als ob er leſe.) »Toulouſe den 27. —

Flora. Toulouſe?

Brigitta (ſieht in den Brief mit den Brillen, die ſie aufgeſetzt hat). Ja, ſo ſteht es da. Er muß gegenwärtig in Toulouſe ſeyn.

Flora. So weit von hier?

Pedro. Daraus ſiehſt du wohl, daß es unmöglich ſeine Stimme geweſen ſeyn kann, die du gehört hatteſt.

Brigitta. Ei, freilich nicht.

Flora (traurig). Nur weiter.

Pedro (leſend). »Ich weiß Sennora, daß Sie noch immer die Hoffnung auf meine Rückkehr nähren.«

Flora. O ja, das kann er wohl wiſſen, auf meine Treue kann er zählen.

Pedro. Armes Kind! (Lieſt weiter.) »Allein, ich muß Ihnen endlich die Wahrheit geſtehen.«

Brigitta. Die Wahrheit! richtig.

Pedro (leſend). »Ich ſtehe im Begriffe mich mit einem Mädchen auf ewig zu verbinden« —

Flora. Gott!

Brigitta. So ſteht es da, mit einem Weibe —

Flora. Ich ſterbe. —

Pedro. Sei doch klug, liebe Flora! Nein, ich darf nicht weiter leſen.

Flora. Doch, doch. Ich bin ja ſeit langer Zeit gewohnt zu dulden, ich werde den Muth haben, mein Unglück ganz zu hören.

Pedro. Nein, mein Kind, ich kann das unwürdige Schreiben nicht zu Ende leſen.

Flora. Wohl, ſo will ich ſelbſt — (Sie will den Brief nehmen.)

Pedro. Das wäre das Wahre! Du biſt ohnedies ſchon ganz blaß und zitterſt am ganzen Leibe. — Solch ein niederträchtiges Schreiben verdient nichts anders, als daß man es vernichte. (Er zerreißt den Brief).

Flora. Wie, Sie zerreißen den Brief? (Weint.) O, ich Unglückliche!

Pedro. Weine nicht, mein Kind, du brichſt mir ſonſt das Herz, ich muß gleich mit dir weinen. — Tröſte dich; meine Sorgfalt, die Zeit, die Reiſe wird alles wieder gut machen. (Für ſich.) Nun hab' ich ſie, wie ich ſie will.

Flora. Reiſen? Nein, ich will nun nicht mehr reiſen, ich will gar nichts mehr als ſterben, und das iſt einerlei wo es geſchieht. Erde zum Zudecken findet ſich überall.

(Sie geht ſchnell ab. Brigitta folgt ihr kopfſchüttelnd.)

Sechsundzwanzigſter Auftritt.

Pedro allein).

Himmel Erden Tauſend! Ich möchte alle vier Elemente und alle neun und neunzig Donnerwetter zuſammen fluchen! — Jetzt ſteh' ich friſch, jetzt will ſie mir nicht reiſen. —

Der verdammte Brief — und dennoch iſt es noch ein Glück, daß ſie ihn nicht geleſen hat. — Aber wenn mir der elende Spitzbube Caſtango vor die Augen kommt.

Siebenundzwanzigſter Auftritt.

Don Pedro. Caſtango.

Caſtango (im Auftreten für ſich). Sie wird den Brief doch geleſen haben? Jetzt muß ich nur ſehen, unſere falſchen Mediziner hinaus zu bringen — (erblickt Pedro.) Sennor! ich komme zu melden —

Pedro (ſtützt die beiden Hände in gebückter Stellung auf ſeine Knie und im höchſten Zorn). Verräther! Spitzbube! ſchlechter Menſch — Futteral über alle Taugenichtſe!

Caſtango. Schöne Namen, — Sie ärgern ſich ſchon wieder nach Ihrer löblichen Gewohnheit, ohne mich gehört zu haben. — Erklären Sie ſich doch.

Pedro. Meine Erklärung wird ſeyn, daß ich dich brav durchprügle, und dann zum Teufel jage.

Caſtango. Auf ſolche Redensarten hab' ich nichts zu erwiedern. Ich kann ſogleich geh'n, auch ohne Prügel. (Er wendet ſich). Aber Sie werden's bereuen.

Pedro. Halt! ich hab's ſchon bereut, daß ich dich je in meine Dienſte genommen habe. — Sage mir, du entſetzlicher Menſch, was hat dich angefochten, daß du Floren ſtatt meines Briefes ein Billet von ihrem Geliebten übergabſt?

Caſtango. Das iſt nicht möglich!

Pedro. Am Ende disputirt er mir's noch ab.

Caſtango (nachdenkend). Doch — warten Sie — ja — es wäre dennoch möglich! — Himmel! und alles wäre verloren, wenn ſie den Brief geleſen hat. — Gehen Sie, eilen Sie Sennor, Floren daran zu hindern.

Pedro. Zum Glück hab' ich nicht auf dich gewartet. Der Brief iſt ſchon vernichtet.

Caſtango (für ſich). O Mißgeſchick! — (Laut.) Sie hat ihn alſo nicht geleſen? Welch ein Glück — für Sie Sennor! Ja, ja, es wird mir jetzt klar, der Brief iſt von dem Geliebten.

Pedro. Freilich iſt er.

Caſtango. Ich bürg' Ihnen dafür.

Pedro. Warum haſt du ihn aber denn übergeben?

Caſtango. Ich werde ſogleich die Ehre haben Ihnen Alles zu ſagen.

Pedro. Schöne Ehre, das!

Caſtango. Sie erinnern ſich doch, daß Sie mir ein Briefchen an Flora eingehändigt haben.

Pedro. Freilich.

Caſtango. Nun wohl. Gleich darauf — ich ſtand eben am Gartenthor, es zeigt ſich ein Fremder bei demſelben, und das war gewiß der Liebhaber, bietet mir eine ganze Rolle Geld, wenn ich ihm ein Briefchen an Flora beſtellen wollte. Aber Sennor begreifen wohl, daß ich, als ein treuer Diener —

Pedro. Das Geld genommen, und den Brief übergeben habe? nicht wahr? — Schöne Treue!

Caſtango. Nur einen Augenblick. — Ich weiſe beleidigt das Geld zurück, er will mir's aufdringen. Da erzürne ich mich, werde grob, und eile endlich, da er nicht gehen will, Leute zu rufen, die ihm den Weg zeigen. — That ich daran übel?

Pedro. Nein, das war deine Schuldigkeit.

Caſtango. Nun, Sie werden gleich ſehen, wozu der Eifer, recht zu thun, führen kann. — Ich laufe alſo wie geſagt fort, der Brief aber, Ihr Brief, blieb auf meinem Tiſchchen, das beim Gartenthor ſteht, liegen, wahrſcheinlicher Weiſe hat ihn nun der Liebhaber geſehen, die Adreſſe an Floren geleſen, ſeinen Brief ſtatt dieſem hingelegt, und den Ihrigen mit ſich genommen. Was verſteh' ich von Schriften, ich kann ſchlecht leſen und noch viel ſchlechter ſchreiben. Ich hatte keinen Verdacht, nahm den Brief, übergab ihn und glaubte meine Schuldigkeit recht gut gethan zu haben. Das iſt die ganze Geſchichte, wie ich ſie mir wahrſcheinlicher Weiſe zuſammen reimen kann.

Pedro. Möglich iſt's wohl! — Aber der Liebhaber benachrichtigte in ſeinem Briefe Floren, daß er hier im Hauſe mit Jemand im Einverſtändniß ſei.

Caſtango. So? hat er denn Jemand genannt?

Pedro. Leider nein.

Caſtango. Ja, hm! — Ich habe ſchon lange einen Verdacht.

Pedro. Auf wen?

Caſtango. Auf den alten Verwalter Tarugo. Er war es, der heute die kleine Gartenthür offen ließ, noch immer iſt er nicht zurückgekommen um Ihnen Nachricht von den Plänen des Liebhabers zu geben. Das muß ja auffallen. — Gewiß der iſt mit ihm in Einverſtändniß.

Pedro. Wahr iſt's, getraut hab' ich dem alten Schleicher nie recht.

Caſtango (bei Seite). Wir ſind gerettet. (Laut.) Übrigens muß ich Ihnen melden, daß drei Ärzte, die Sie verlangten, wirklich angekommen, und durch das kleine Thürchen, während es offen war, hereingekommen ſind. Die will ich jetzt gleich wieder fortſchicken.

Pedro. Nicht doch. Sie kommen eben recht. Stelle dir vor, Flora, über die Untreue ihres Geliebten, die ich ihr vorzuſpiegeln ſuchte, ganz in Verzweiflung, will nun gar nicht mehr von hier fort. Die Ärzte müſſen ſie zur Reiſe überreden.

Caſtango. Wohl, ſo werd' ich ſie Ihnen gleich vorſtellen. (Blickt in die Scene.) Dort gehen ſie eben, ich werde ſie rufen. (Ab.)

Pedro. Ich will recht auf meiner Huth ſeyn, mich ſoll man nicht überliſten. Der Teufel iſt ein Schelm, man kann nicht wiſſen. Bevor ich die Ärzte einführe, muß ich die Überzeugung haben, daß es die nämlichen ſind, die mir mein Freund aus Toledo geſandt hat. Ah, da kommen Sie ſchon. Nur näher, meine Herren, näher!

Achtundzwanzigſter Auftritt.

Don Pedro. Caſtango. Don Gomez. Don Alberto. Masquito. (Die drei letzteren als Ärzte.)

Gomez. Sennor! Wir haben das Vergnügen uns auf Ihre Invitation einzuſtellen.

Masquito. Ja, auf Dero Invitation.

Alberto. Wollen die Güte haben, uns alſogleich zur Kranken zu führen, denn wir ſind preſſirt, non habemus temporem.

Masquito. Ja, keinen Habemus.

Pedro. Einen Augenblick meine Herren. Vor allem muß ich Sie erſuchen, mir den Brief meines Freundes zu zeigen, der Sie hieher geſchickt hat.

Gomez (leiſe zu Alberto). Brief?

Alberto. Epistolam.

Masquito. Pistolam.

Gomez. Wir werden gleich die Ehre haben. (Sucht in ſeinen Säcken, dann zu Alberto.) Haben der Herr Confrater den Brief.

Alberto. Non habeo. (Zu Masquito.) Wo haben der Herr Confrater den Brief?

Masquito. Non abeo.

Gomez (zu Alberto). Sie müſſen ihn haben.

Alberto. Nequaquam. (Auf Masquito deutend.) Der hat ihn eingeſteckt.

Masquito. Quaquaqua.

Pedro. Die Leute ſcheinen mir verdächtig.

Caſtango. Mir auch, Sennor. (Für ſich.) Schon wieder ein Brief — Malheur. (Laut.) Aber horch! was iſt denn das für ein Lärmen?

Pedro. Ein fürchterliches Geſchrei! Ich muß nur ſehen — (zu den Ärzten.) Meine Herren, ich bin gleich wieder hier. (Zu Caſtango.) Caſtango! geh' Ihnen nicht von der Seite. (Eilt ab.)

Neunundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen, ohne **Don Pedro.**

Gomez. Wir haben keinen Brief, jetzt ſteh'n wir friſch.

Caſtango. Wir müſſen einen Ausweg ſuchen.

Alberto. Die Liebe wird uns ſchützen.

Masquito. Ich fürchte Prügel.

Caſtango. Ihre Kleider — und die wirklichen Ärzte, die vermuthlich dort den Lärmen angefangen haben. Es iſt zum Verzweifeln.

Alberto. Hilf uns Caſtango.

Caſtango. Mirakel kann ich nicht wirken — aber ich will ſehen. (Eilt ab.)

Dreißigſter Auftritt.

Die Vorigen. Don Pedro mit **drei Ärzten** (welche in Gomez, Alberto's und Masquito's Kleidern erſcheinen).

Pedro. Meine Herren! ich begreife nicht, wie Sie noch ſolchen Lärmen machen können, nachdem ich Ihnen doch auf die gemäßigſte Weiſe die Thüre weiſen ließ.

Erſter Arzt. Sennor! wir begreifen nichts! Anſtatt uns zu Ihnen zu führen, will man uns zum Garten hinaus weiſen. Wir aber haben darauf beſtanden mit Ihnen ſelbſt zu ſprechen, da ging denn der Lärmen los. Wir laſſen uns nicht zum Beſten haben.

Pedro (lacht). Ha, ha, ha! Ich bitte, laſſen Sie das! Glauben Sie denn ich weiß nicht wer ſie ſind?

Erſter Arzt. Bene, wenn Sie's wiſſen. Sumus Doctores Medicinae, promovirt auf der uralten und berühmten Univerſität zu Toledo.

Pedro. Sie Doktoren? ha! ha! ha! Ja, es iſt zum Lachen.

Gomez. Wie? was hör ich? quid audio? Noch drei Doktoren: zweifeln Sie an unſern Talenten?

Alberto. O Blasphemia! maudite dictum.

Masquito. Ja, die Herren dürfen nicht ſo dick thun.

Pedro. Beruhigen Sie ſich. (Zu den drei Ärzten.) Für Doktoren wollen Sie gelten in dieſen Kleidern?

Erſter Arzt. Das hängt ganz natürlich zuſammen. Wir wußten, daß wir der Kranken in unſern Amtskleidern Schrecken einjagen würden, und darum ſteckten wir uns, Ihnen zu Liebe Sennor, in die nächſten beſten, die wir bekamen, obſchon Sie unſers Standes nicht ganz würdig ſind.

Gomez (bei Seite) Nun wird ſich alles entdecken.

Alberto. Sennor Pedro! Geben Sie uns Genugthuung, wir dulden einen ſolchen Schimpf nicht. — Wir gehen auf der Stelle.

Pedro. Nur ruhig. — Glauben Sie denn, ich laſſe mich ſo leicht überliſten? — Die drei Herren dort kenn' ich recht gut.

Gomez. Ah, wenn Sie ſo ſprechen, ſo bleiben wir.

Einunddreißigſter Auftritt.

Die Vorigen. Caſtango.

Caſtango (für ſich). Jetzt wird's auf's Äußerſte gekommen ſeyn. Ich muß ihnen zu Hilfe eilen.

Erſter Arzt. Ah, eben recht. (Auf Caſtango zeigend.) Da iſt ja der Burſch, der uns geſagt hat, wir ſollten unſere Kleider tauſchen, der kann uns Zeugniß geben.

Caſtango. Wie, mein Herr, Sie ſchon wieder hier?

Erſter Arzt. Sehen Sie, daß er mich kennt.

Caſtango. Wollen Sie mich noch einmal beſtechen und von meiner Pflicht abwendig machen?

Erſter Arzt. Ich habe noch in meinem Leben keinen Menſchen beſtochen.

Caſtango. Sie ſollen wiſſen, ſo fängt man mich nicht; es gibt noch Diener, wenn auch arm und niedrig, die ihrer Herrſchaft treu und ergeben ſind, und ſich von keinem Gelde blenden laſſen. (Zu Pedro.) Das iſt derſelbe, der am Gartenthor —

Pedro. Geben Sie ſich weiter keine Mühe, ſich für das auszugeben, was Sie nicht ſind.

Gomez Wir ſind die drei Ärzte, die Sennor Pedro in Toledo hat beſtellen laſſen — —

Erſter Arzt. Das ſind Sie nicht.

Masquito. Nicht? — Wollen Sie uns unſere Würde abſtreiten — uns, den drei berühmteſten Ärzten, denen noch kein einziger Kranker geſtorben iſt.

Erſter Arzt. Sie ſehen, Sennor! daß dies keine Ärzte ſeyn können. Wir in unſerer langen Praxis wiſſen das beſſer. — Wollen Sie Beweiſe?

Gomez (den erſten Arzt fixirend). Aber was ſeh' ich? Ja wahrhaftig, ich irre mich nicht — Jetzt erkenne ich den Herrn — Sie ſind's!

Pedro. Wer iſt er, wer?

Gomez. Sennor Alberto, Rittmeiſter beim vierten Regimente, den ich das Vergnügen hatte im vorigen Jahre von einem hitzigen Fieber zu heilen.

Alberto. Richtig! Ich war auch zum Conſilium gerufen, Est — est.

Masquito. Ja, was man ſagen kann est! (Zum Arzt.) Wie ſteht's denn jetzt mit der Geſundheit?

Pedro. Nun? wie ſtehts? Nicht wahr, das hätten Sie nicht erwartet, ſogleich erkannt zu werden?

Erſter Arzt. Ich weiß gar nicht mehr, was ich reden ſoll — man verſpottet die ganze Fakultät.

Alberto. Was wollen Sie denn hier, Dominus Rittmeiſter?

Masquito. Ja — wollen Sie?

Pedro. Er will, was ihm nicht gelingen wird — er will mir meine Mündel entführen, allein nun iſt er entlarvt ſammt ſeinen Herren Kollegen, ha! ha! ha!

Caſtango (leiſe zu Pedro). Sehen Sie nur, was ſie für

Geſichter machen, die haben wir recht auf's Haupt geſchlagen.

Pedro (zu Caſtango). Aber ſieh ihn nur einmal an, den Rittmeiſter, ich kann gar nicht begreifen, wie Flora zu einem ſolchen Gewächſe eine ſo ungeheure Liebe faſſen konnte.

Caſtango. Ja, der Geſchmack der Frauenzimmer iſt manchmal gar ſonderbar.

Erſter Arzt. Sennor! damit wir doch endlich einmal in's Reine kommen, ſo ſage ich Ihnen, daß wir hier in Auftrag des **Don Sylvio y Melira** hier erſcheinen.

Gomez (zu Pedro). Nein, die Frechheit geht zu weit. Jetzt wiſſen ſie ſogar, wer uns hieher ſandte.

Pedro. Das iſt ſchon recht, jetzt wollen wir ſie erſt ganz fangen. (Zum Arzt.) Alſo Don Sylvio hat Sie geſandt?

Erſter Arzt. Ja, und ſein Brief wird Ihnen beweiſen —

Gomez (bei Seite). O Himmel! (Zu Pedro.) An alles haben ſie gedacht, ſogar einen falſchen Brief.

Pedro. Ich will ſie beſchämen, wie ſie es verdienen.

Gomez. Ich dächte, ſie ſind beſchämt genug, ich würde ſie lieber gleich fortjagen laſſen.

Pedro. Nein, nein! Beweiſen muß ich ihnen ihre Lügen, muß ihnen zeigen, daß ich mir nicht auf der Naſe herumtanzen laſſe. (Zu den Ärzten.) Nun, der Brief? Nur her damit — ich möcht' ihn ſehen, wo iſt er?

Erſter Arzt. Endlich. (Er greift in die Taſche.)

Gomez (leiſe zu Alberto). Geſchwind einen Brief.

Alberto (zu Masquito). Einen Brief.

Masquito (zu Caſtango). Einen Brief.

Caſtango. Zum Glück hab' ich den noch in der Taſche, den mir der Vormund gab, hier iſt er. (Er gibt ihn Masquito, dieſer Alberto, welcher ihn Gomez reicht.)

Gomez. Gut.

Erſter Arzt (welcher unterdeſſen den Brief hervorgezogen hat). Hier iſt das Schreiben.

Gomez (nimmt ihm den Brief aus der Hand, verwechſelt ihn ſchnell mit jenem, den ihm Masquito gegeben hat, und reicht ihn Pedro). Was ſeh' ich? Sennor! leſen Sie doch einmal die Adreſſe.

Pedro. „An Flora de Raganza.“ Iſt's möglich?

Gomez (der indeſſen den andern Brief in ſeine Taſche geſteckt hat, zieht aus derſelben eine Börſe heraus, und ſpricht leiſe zu Masquito, dem er die volle Börſe einhändigt). Da, gib dem Dokter dieſe volle Börſe zurück, vielleicht bewirkt ſie, daß ſie ſich ſchneller entfernen.

Pedro. Caſtango! das iſt ja der Brief, den ich dir für meine Mündel übergab.

Caſtango. Freilich iſt er's, derſelbe, den er mir mit dem ſeinigen ausgetauſcht hat, während ich die Leute rief. — Sehen Sie jetzt ein, Sennor, daß ich Ihnen genau die Wahrheit ſagte.

Pedro. Ja, ich muß dir Gerechtigkeit widerfahren laſſen. — (Zu den Ärzten.) Aber jetzt belieben Sie hinzugehen, wo ſie hergekommen ſind, meine Herren! Sie ſehen, hier fiſcht man nicht im Trüben.

Masquito (zum erſten Arzt, dem er die Börſe gibt). Da nehmen Sie Ihre Börſe wieder, Herr College, ich laſſe mich auch nicht beſtechen.

Erſter Arzt (nimmt erſtaunt die Börſe und zeigt ſie ſeinen beiden Collegen). Certe — ich weiß nicht, ſind wir hier vielleicht in ein Narrenhaus gerathen? (Die Börſe wiegend.) Wenigſtens ſind wir für den Zeitverluſt honorirt, und ſomit gehen wir!

Pedro. Ja, gehen Sie, es wird das Klügſte ſeyn.

Caſtango. Ich will Ihnen die kleine Thüre öffnen.

Pedro. Da haſt du recht, denn ſie iſt näher. (Zu den Ärzten.) Nichts für ungut, meine Herren, man iſt nicht auf den Kopf gefallen.

Erſter Arzt. Es ſcheint dennoch, man ſei nicht recht richtig!

Pedro. Wenn ich einmal krank werden ſollte, ſo werd' ich mir die Ehre ausbitten, aber bei der Krankheit meiner Mündel kann ich *ſolche* Ärzte nicht brauchen.

Erſter Arzt. Der Himmel liefre Sie einmal in meine Hände, Sie ſollen's bereuen.

(Caſtango mit den Ärzten ab.)

Gomez. Nun weiß ich des Alten Plan.

Zweiunddreißigſter Auftritt.

Don Gomez. Don Alberto. Masquito. Don Pedro. Dann **Caſtango** (welcher gleich darauf wieder zurück kommt).

Pedro. Die wären expedirt.

Gomez. Und jetzt hab' ich die Ehre, Sennor, den Brief des Don — Don — nun Ihres Freundes zu überreichen, der uns auch viele tauſend Grüße mitgegeben hat. (Reicht ihm den Brief.)

Pedro (lieſt ihn). Ja, das iſt Don Sylvio's Hand. Seyn Sie mir vielmal willkommen. (Mit einem Blick auf Alberto.) Aber ich bin erſtaunt, daß er mir auch einen ſo jungen Doktor mitgeſandt hat, ich bat ihn doch um drei erfahrne Ärzte von geſetztem Alter.

Gomez. Ja ſehen Sie, das kam ſo: einer unſ'rer Collegen wurde plötzlich ſehr krank und ſtarb auch gleich darauf.

Caſtango. Er hat ſich vermuthlich ſelbſt kurirt?

Gomez. Da haben wir dieſen ſehr meritirten jungen Herrn Collega an deſſen Stelle mitgenommen.

Alberto (macht eine Verbeugung).

Pedro. Ich zweifle keineswegs an ſeinen Kenntniſſen und Talenten, aber ich liebe weder die jungen Herren überhaupt, noch die jungen Ärzte insbeſondere. Zwei Doktoren ſind auch hinlänglich, und ich bitte den jungen Mann, während der Conſultation in meinem Zimmer zu verweilen.

Alberto (für ſich). Verdammt!

Gomez (leiſe zu ihm). Laß nur mich machen.

Dreiunddreißigſter Auftritt.

Die Vorigen. Brigitta.

Brigitta. Sennor! ich komme Ihnen zu melden, daß Tarugo an der großen Gartenthüre ſteht, und einen Gewaltslärmen ſchlägt, daß man ihm öffne.

Pedro. Der Betrüger! Laßt ihn herein, und ſchickt ihn gleich zu mir.

Alberto (für ſich). Wenn er uns erkennt!

Gomez. Ich glaube Sie würden beſſer thun, ihn gar nicht mehr in's Haus zu laſſen.

Caſtango. Nein, nein, er ſoll nur kommen.

Gomez (leiſe zu ihm). Was thuſt du denn?

Caſtango (eben ſo). Ich brauche ihn, um Sie von dem Alten zu befreien, er iſt unſchädlich. (Laut.) Ich hoffe ſchon alles ſo zu machen, daß man mit mir zufrieden ſeyn wird.

Pedro. Wie?

Caſtango. Während Sie die Herren in's Haus führen, laſſen wir Beide, Sennora Brigitta und ich den Alten herein, und ohne auf ſeine Entſchuldigungen zu hören, ſperren wir ihn alſogleich irgendwo ein, wo er bleiben mag, bis alles nach Ihrem Wunſche eingeleitet iſt.

Pedro. Schön, ſchön!

Brigitta (ſchadenfroh). Ja, ja, wir ſperren ihn ein.

Pedro. Caſtango! ich bin mit dir zufrieden, ich muß geſtehen, ich hatte dich kurze Zeit in Verdacht —

Caſtango. Aber meine Unſchuld tritt ſtrahlend hervor, nicht wahr? — O, es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kommt einmal an den Mondſchein! — Ich bin mit dieſer Erklärung zufrieden. (Bei Seite.) Weil ich weiß, daß ich von dem alten Geizhals nichts weiter zu hoffen habe.

Pedro (zu den Dreien). Kommen Sie, meine Herren.

(Er geht mit ihnen gegen das Haus, Caſtango und Brigitta auf der entgegengeſetzten Seite ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Erſter Auftritt.

Caſtango (allein).

Es gibt doch nichts Lächerlicheres als einen alten verliebten Menſchen. Es iſt doch natürlich, daß, wenn ſie vorwärts, und er rückwärts im Leben geht, daß ſie nicht miteinander die Straße wandeln können. Aber ſo was denkt ein alter Geck nicht, er meint grau ſei auch eine ſchöne Farbe, und der Untergang der Sonne noch prächtiger, als der Aufgang. — Unſere Affären ſtehen gut, die Hausleute ſind um den ganzen Garten vertheilt, damit ſie uns nicht geniren können. Brigitta und ich, wir haben den Verwalter in das Luſthäuschen auf der Ausſicht geführt, unter dem Vorwande, von dort aus die ganze Gegend zu beobachten, dort hab' ich ihn eingeſchloſſen, und der Schlüſſel iſt hier in meiner Taſche. Den armen Ärzten hab' ich ihre Kleider nachgeſandt, damit ſie doch wieder honetter Weiſe nach Toledo zurückgehen können. Sie haben mir dafür die unſrigen zurück geſandt; ſobald die Heilung vorüber iſt, werden die verſtellten Doktoren wohl froh ſeyn, die Wiſſenſchaftskitteln wieder ablegen zu können. Still! Da kommt mein beſter Freund.

Zweiter Auftritt.

Caſtango. Don Pedro.

Pedro. Mein Liedchen iſt fertig. Die jungen Dorfmädchen, die ich auserwählt und um dieſe Stunde zur kleinen Gartenthür beſtellt habe, werden gewiß ſchon dort warten. Geh, laß ſie herein, hier haſt du den Schlüſſel, ſperre aber wieder gut zu.

Caſtango. Sorgen Sie nicht, jetzt kommt mir gewiß kein Ungerufener mehr herein.

Dritter Auftritt.

Don Pedro (allein).

Dank ſei es meiner Vorſicht, meinen Berechnungen und meiner Feinheit, endlich iſt der Augenblick da, wo ich die Früchte meiner Mühe ernten kann. Ich habe die Ärzte unterrichtet, was ſie meinem Plane gemäß zu ſagen haben. Sie ſcheinen recht kluge, dienſtwillige Menſchen zu ſeyn. Sie haben mir den Rath gegeben, Brigitten ſtatt des alten Tarugo nach dem Dorfe zu ſenden, um die Schritte des Liebhabers zu beobachten. Ich glaube ſie haben recht. Ich werde Flora'n während der ganzen Conſultation nicht verlaſſen. Brigitta iſt mir alſo im Hauſe unnütz, und zur Stunde der Abreiſe muß ſie wieder zurück ſeyn. — Was den jungen Arzt betrifft, ſo darf mir der Flora'n nicht ſehn, er hat feurige Augen und das thut's nicht.

Vierter Auftritt.

Don Pedro. Caſtango mit mehren jungen **Dorfmädchen.**

Caſtango. Sennor! Da ſind die jungen Dorfmädchen, recht hübſche Kinder — und da iſt der Schlüſſel.

Pedro. Gut. (Zu den Mädchen) Meine lieben Kinder, wir wollen hier ein kleines Feſt abhalten.

Erſtes Dorfmädchen. Auch einen Tanz?

Pedro. Nein, getanzt wird nicht.

Erſtes Dorfmädchen. Das iſt Schade, ohne Tanz gibt's kein Feſt.

Pedro. Ihr ſollt nur meiner Mündel Flora Glück wünſchen zu ihrer Geneſung, und ihr dann ein Liedchen ſingen, um ſie zu bewegen, ſich einen Mann zu nehmen, aber einen vernünftigen, keinen jungen.

Zweites Dorfmädchen. Einen alten? O pfui!

Erſtes Dorfmädchen. Eh' ich einen Alten heirathe, will ich lieber eine alte Jungfer bleiben.

Pedro. Das ſind unvernünftige Grundſätze, thut nur was ich haben will, und ihr ſollt gut belohnt werden. Mein Caſtango wird euch unterrichten und das Lied einſtudiren, geht nur mit ihm.

Caſtango. Ja kommt, wir wollen einſtudiren.

(Mit den Mädchen ab.)

Fünfter Auftritt.

Don Pedro. Flora. Brigitta. Ines. Pollonia.

Flora (im Herausſtreten zu Ines). Nein, es iſt vorüber, ich haſſ' ihn, ich verachte ihn, rede mir nicht mehr von ihm, nie mehr.

Pedro. Ich freue mich recht, daß du wieder in den Garten herabgekommen biſt; Kind! — Brigitta, ich habe mit Ihnen zu ſprechen, kommen Sie mit mir zur kleinen Gartenthüre, dort will ich Ihnen ſagen, was Sie zu thun haben. (Zu Flora.) Verzeih, liebes Kind, daß ich dich einige Augenblicke verlaſſe, aber ich habe mit Brigitten ein wichtiges Geſchäft abzumachen. Unterhalte dich indeſſen hier mit deinen Geſpielinnen.

(Er geht mit Brigitta ab.)

Sechster Auftritt.

Flora. Ines. Pollonia.

Ines. Du biſt noch immer traurig, liebe Flora.

Flora. O ihr kennt meinen Kummer nicht. Möchtet ihr ihn nie kennen lernen! Wenn das Herz von Liebe ſo voll iſt und ſich verrathen ſieht, o das iſt der ſchrecklichſte Schmerz, den man empfinden kann. In dieſer Laube weinte ich, als mein Vormund mich hieher brachte, hier ſang ich zu meiner Guitarre die Romanze, die mich der Ungetreue lehrte, und in der er mir ewige Liebe ſchwur.

Pollonia. Du wurdeſt immer ruhiger, wenn du dieſes Lied ſangſt. Thu' es doch wieder, um dich zu zerſtreu'n. Komm Ines, wir wollen Flora's Guitarre ſuchen und ſie ihr bringen.

Siebenter Auftritt.

Flora (allein).

Endlich bin ich hier allein. — Hier und in der Welt allein! — keine Freunde, keinen Geliebten, keine Freude mehr! Alberto hat alle mit ſich fortgenommen; es bleibt mir nur mehr ſein Bild, die Erinnerung und die Liebe im Herzen. (Nach einer Pauſe.) Aber wie war's möglich, daß ich hier ſeine Stimme hörte! ja es war ſeine Stimme, und dennoch ſoll er ſo weit entfernt ſeyn, und zu den Füßen einer Andern — Ach! O liebliches Echo, nur einmal laſſ' dich noch vernehmen, nur einmal wiederhole mir noch das ſüße Wörtlein Liebe! — (Sie horcht.) Keine Antwort. — Vielleicht hab' ich mich nicht gut geſtellt. (Sie ſtellt ſich anders und ruft.) Liebe! — (Horcht wieder.) Oder iſt meine Stimme vielleicht nicht die rechte, die das Echo weckt. (In einem höhern Tone.) Liebe! Liebe! — (Horcht wieder.) Umſonſt! Alles ſtille wie im Grabe, das mich bald aufnehmen möge. Und doch, dieſes Herz kann ihn nicht treulos glauben. — Man hat mich hintergangen. — Warum ließ mir mein Vormund den Brief nicht ſelbſt leſen, warum zerriß er ihn ſo ſchnell? — Ha! — Da liegen noch die Stücke auf der Erde. (Sie hebt ein Stück des Briefes auf.) Was ſeh' ich? „Ich bete Sie an.“ Iſt’s möglich? (Reibt ſich die Augen.) Ja „ich bete Sie an“ ſteht deutlich hier. — War nun der Brief an mich, ſo ſind die Worte: „Ich bete Sie an“ auch an mich gerichtet; denn das Sie iſt mit einem großen S geſchrieben. Warum hat mir der Vormund dieſe Worte nicht geleſen? Laß weiter ſehen. (Sie hebt die Stücke ſchnell auf, und beſieht ſie.) „Ewig geliebte Flora!“ O, mein Himmel, ja das ſteht hier, das iſt ſeine Hand, ich erkenne ſie, ſo ſchreibt man nicht an ein Mädchen, das man verlaſſen will. Und auch dieß hat mir Don Pedro nicht geleſen — (Sieht wieder.) „Ich bin dein — mein Herz iſt“ — O Gott, da iſt das Blatt zerriſſen, nun weiß ich nicht was ſein Herz iſt? (Nimmt ein anderes Stück und hält es daran.) Das paßt daran, und da ſteht „ewig dein!“ O des Glücks! (Lieſt weiter.) „Ich bin dir nahe“ (Lieſt ein anderes Blatt.) „im Garten.“ Zu viel! zu viel! Es iſt klar, Pedro hat mich betrogen, hat mir ganz etwas Anderes geleſen als in dem Brief ſtand. Komm, du theurer Brief, ich will dich verbergen, und mir alle Mühe geben, dich zu enträthſeln. — Ich werde ihn alſo ſehen, ach! er wird mich ſehr verändert finden.

Achter Auftritt.

Flora. Ines. Pollonia.

Ines. Hier haſt du deine Guitarre, ſinge nun deine Romanze, ſie wird dich zerſtreuen.

Flora. Ja, liebe Freundin, jetzt glaub’ ich ſie ſingen zu können. (Sie präludirt auf ihrer Guitarre, wenn das Ritornell zu Ende iſt, und ſie eben anfangen will zu ſingen, hört man in der Scene Alberto ſingen.)

Alberto.

Flora! Flora! dich nur lieb' ich,
Ob uns trennt auch das Geſchick,
Wiederſehn iſt meine Sehnſucht,
Und die Treue iſt mein Glück.
Dieß Gefühl für dich, es endet
Nur mit meinem letzten Hauch,
Wenn du glaubeſt, daß ich lebe,
Glaub' an meine Liebe auch.

Flora. Gott, was hör' ich!

Ines. Die Stimme kommt von dieſer Seite.

Pollonia. Aus dem Gemache deines Vormunds.

Flora. Stille! (Sie ſpielt wieder das Ritornell auf der Guitarre, nach deſſen Ende ſingt)

Alberto (von Innen).

Flora! traue nicht dem Scheine,
Bin ich, Theure, von dir fern,
Böſe Menſchen, ſchlimme Zungen
Trennen treue Herzen gern.
Meine Liebe für dich endet
Nur mit meinem letzten Hauch,
Wenn du glaubeſt, daß ich lebe,
Glaub' an meine Liebe auch.

Flora (während ſie das Schlußritornell ſpielt, ſingt die beiden letzten Verſe nach).

Wenn du glaubeſt, daß ich lebe,
Glaub' an meine Liebe auch.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Don Pedro.

Pedro (für ſich). Sie ſingt, das iſt gut, ein Beweis, daß ſie nicht mehr ſo traurig iſt. (Zu Flora.) Brav, brav, liebe Flora! du kannſt gar nicht glauben, wie ſehr es mich freut, zu ſehen, daß du dich deinen alten Freuden wieder überlaſſeſt.

Flora. Ja, Herr Vormund, meine alten Freuden, jetzt find ich ſie wieder. (Für ſich.) Der Betrüger!

Pedro. Fahre doch fort, mein Kind, laß mich doch auch etwas hören von deiner ſüßen Stimme.

Flora. Verzeihen Sie, Herr Vormund, aber ich fühle mich etwas heiſer.

Pedro. So ſind die Künſtlerinnen alle, wenn man ſie bittet, ſo ſingen ſie eben nicht. Nun auch recht. (Er nimmt ihr die Guitarre aus der Hand, und gibt ſie Ines.) So tragt die Guitarre jetzt hinein, (leiſe zu ihnen) und kommt dann mit den Dorfmädchen wieder.

(Ines und Pollonia ab.)

Zehnter Auftritt.

Pedro. Flora.

Pedro. Nun, mein Kind, du fängſt endlich an, dich über die Untreue Alberto's zu tröſten.

Flora. Sie ſehen wohl, mein Onkel, ſie macht mir keinen Kummer mehr.

Pedro. Das iſt vernünftig, Betrüger verdienen nur Verachtung.

Flora. Ganz recht, ganz recht, und ich ſehe jetzt erſt, Herr Vormund, was ich Ihnen ſchuldig bin.

Pedro. Siehſt du es ein? Laſſeſt du mir endlich Gerechtigkeit widerfahren?

Flora. Ganz. (Für ſich). Ich habe Mühe meinen Unwillen zu verbergen.

Pedro (für ſich). Jetzt iſt der beſte Augenblick von meiner Liebe zu ſprechen. (Laut.) Da du nun, mein Mäuschen, über Alberto ganz im Reinen biſt, und deinen Entſchluß gefaßt haſt —

Flora. Ja, mein Entſchluß iſt gefaßt, und ich nehme Sie zum Zeugen meines Schwurs: nie einen Andern zu lieben, als ihn.

Pedro. Was? — wo denkſt du hin? Alſo glaubſt du dem Briefe nicht?

Flora. O ja, ich glaube ihm ganz und gar.

Pedro. Sennora! Sie ſcheinen im Irrſinn zu ſprechen. Wenn Sie aller Beweiſe ungeachtet noch nicht von ihm laſſen wollen, ſo thun Sie es, ich ſpreche kein Wort mehr davon. Aber als Ihrem Vormund liegt es mir ob, für Ihr leibliches Wohl zu ſorgen. Ich habe alſo zwei ſehr geſchickte Ärzte aus Toledo hieher kommen laſſen, welche ſich zu meiner Beruhigung über Ihren Geſundheitszuſtand konſultiren werden, und wenn dieſe finden, daß Ihnen Luftveränderung zuträglich iſt —

Flora. Sie mögen finden, was ſie wollen, ich reiſe nicht.

Pedro. Aber wenn es nothwendig iſt?

Flora. Nein, nein, nein! ich verlaſſe dieſen Ort nicht und will auch die Ärzte nicht ſehen.

Pedro. Aber bedenke doch, Flörchen! ich kann ja die Herren nicht unverrichteter Sache fortſchicken! Einer von den Beiden nimmt gar großen Antheil an dir und wartet ſchon über eine Stunde in meinem Gemache, um dich zu ſehen.

Flora (bei Seite). Was hör' ich? (Etwas ſanfter.) Er wartet, ſagen Sie, in Ihrem Gemache?

Pedro. Ja. — Ich bitte dich, ſieh ihn nur, hör' ihn nur!

Flora (für ſich). Daher kam die Stimme. (Laut.) Ja, wenn er ſchon ſo lange wartet, ſo wär' es freilich unhöflich.

Pedro. Sehr.

Flora. Alſo laſſen Sie ihn kommen, gleich, gleich!

Pedro. So iſt's recht, mein Schätzchen!

Flora (bei Seite). Wenn er's wäre!

Pedro (ruft in's Haus). Kommen Sie, Herr Doktor!

Flora (für ſich). Wie mein Herz pocht!

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Masquito (als Arzt).

Pedro. Hier iſt die Kranke, die Sie ſchon mit Ungeduld erwartet.

Flora (tritt näher zu Masquito). O ja, mit großer Ungeduld. (Sieht ihm in's Antlitz und für ſich.) Ach nein, er iſt es nicht.

Pedro. Meine Mündel ſetzt das größte Vertrauen in Sie.

Flora. Nein, nein, gar kein Vertrauen.

Pedro. Faſſen dich ſchon wieder deine Launen?

Masquito (pathetiſch). Ja, die Fäden des Magnetismus, woraus die Sympathie, und hieraus das Zutrauen entſteht, ſind unerklärliche Wunder. Sennora erwartete vielleicht ganz eine andere Figur zu ſehen?

Flora. Ach ja, ganz eine andere —

Masquito. Demungeachtet kann ich verſichern, ich bin keiner der ſchlechteſten Ärzte, und ich habe beſonders Seelenkranken ſchon ſehr wichtige Dienſte geleiſtet. — (Blickt Flora'n an.) Die Kranke ſieht recht wohl aus, nur ein bischen verändert.

Flora. Sie finden mich verändert, obſchon Sie mich noch nie geſehen haben.

Masquito. Verzeihen Sie, ich bemerke wohl, daß auf dieſem Antlitz, von geheimen Kummer etwas alterirt, die Schönheit ſich unter einem Schleier verborgen hat. —

Pedro. Er iſt ſehr galant.

Masquito. O, da hab' ich einen durchdringenden Blick; ſo ſeh' ich zum Beiſpiel auch, wenn ich Ihren Herrn Vormund betrachte, daß er vor fünfzig Jahren ein ſehr ſchöner Jüngling geweſen ſeyn muß.

Pedro (für ſich). Die Galanterie iſt nicht ſo ſtark.

Masquito. Ich will ſogleich damit anfangen der Sennora zu erklären, was ſie beiläufig fühlt, um ihr zu beweiſen, daß ich ihren Zuſtand genau kenne. (Er nimmt ſie bei der Hand und fühlt ihr den Puls.) Sie fühlen in dem Augenblick eine lebhafte Ungeduld, und ſind in einer Art von Blindheit befangen, welche Sie hindert zu ſehen, was Ihr Vormund für Sie thut.

Flora. Nicht ganz.

Masquito. Ich will Sie aber ſchon hell machen. Ferners ſind Sie auch in einer Art von Taubheit befangen, welche Ihnen nicht erlaubt ganz zu hören und zu verſtehen, was ich ſage.

Flora. Verzeihen Sie, Sennor! ich fange bereits an — —

Masquito (leiſe zu Pedro). Sehen Sie, ſie fängt bereits an.

Pedro. Gut.

Masquito. Um über Ihren Zuſtand ins Reine zu kommen, erlauben Sie mir meinen Collegen hieher zu rufen, der in dem Gemache Ihres Vormunds harret.

Flora (bei Seite). Himmel! wenn der's wäre!

Masquito. Ich bitte Sie, ihn zu hören, er wird Ihnen noch mehr ſagen als ich, er iſt mein Herr.

Flora. Ihr Herr?

Masquito. Und mein Meiſter in der Medizin. Ah, da kommt er eben.

Gomez (tritt aus dem Hauſe).

Flora (für ſich). Nein, der iſt's auch nicht. (Laut.) Erlauben Sie mir, mich zu entfernen. (Will ab.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Don Gomez.

Gomez (faßt ſie an der Hand). Erſchreckt Sie mein Anblick ſo ſehr, Sennora? Schöpfen Sie Muth. Ich bin keiner von jenen griesgrämigen Ärzten, ich heile meine Kranken auf eine ganz neue Art, ich lache mit ihnen, ich ſpiele mit ihnen, ja ich ſinge ihnen auch manchmal etwas vor. — Ha! Ha! Ha! durch ein paar geſungene Verſe hab' ich oft ſchon einen Menſchen kurirt. Zum Beiſpiel. (Er ſingt:)

Wenn du glaubeſt, daß ich lebe,
Glaub' an meine Liebe auch.

Flora (für ſich). Was hör' ich? dasſelbe Lied, aber nicht dieſelbe Stimme. (Zu Gomez.) O reden Sie, mein Herr, reden Sie, Sie flößen mir Vertrauen ein.

Gomez (leiſe zu Pedro). Sehen Sie, was einige wenige Töne für eine Kraft beſitzen.

Pedro. Ja, ja, ich ſeh's — aber gehen Sie ſchnell zur Hauptſache über.

Gomez. Laſſen Sie nur mich machen.

Pedro (zu Masquito). Reden Sie auch etwas, unterſtützen Sie Ihren Herrn Collegen.

Masquito. Ich ſchweige immer, wenn er ſpricht.

Gomez. Um Ihr Vertrauen ganz zu gewinnen, will ich Ihnen das Abenteuer eines jungen Mannes erzählen, dem ich das Leben wieder zu geben, das Vergnügen hatte, obſchon er faſt in einer ähnlichen Lage mit Ihnen war.

Flora. Sie kennen alſo meine Leiden?

Gomez. Ganz. — Auch er fühlte die Flamme der Liebe in ſeinem Herzen.

Flora. Ich auch.

Gomez. Getrennt von dem Gegenſtand derſelben, waren ſein Schmerz und ſeine Sehnſucht unendlich.

Flora. Wie bei mir.

Pedro (zu Gomez). Was thun Sie denn? Wer wird denn einer Kranken noch Liebesabenteuer erzählen, die ohnedieß ſchon den Kopf davon voll hat?

Masquito. Das ſoll uns auf den Punkt führen, ihr die guten Wirkungen einer Reiſe zu beweiſen. (Laut.) Der junge Menſch wurde durch eine Reiſe geheilt.

Pedro. Die Wendung war geſchickt.

Gomez. Hören Sie weiter: Wir ließen ihn alſo reiſen. Bald färbten ſich ſeine Wangen wieder, ſein Auge ſtrahlte in früherer Gluth, er lächelte wieder manchmal. (Indem er ihr verſtohlen ein Porträt zeigt.) Kurz er ſah ganz ſo aus — — — wie wir wünſchten.

Flora (für ſich das Bild betrachtend). Himmel, ſein Bild! (Laut.) Und was wurde aus ihm?

Gomez. Er liebt jetzt mehr als jemals.

Pedro. Wie?

Gomez. Eine Andere, verſteht ſich. (Zu Flora.) Wenn Sie wollen, Sennora, daß ich auch Sie heile, ſo müſſen Sie Alles thun, was ich Ihnen ſage.

Flora. Alles.

Gomez. Aber was ſeh' ich? Was iſt Ihnen denn?

Flora. Wie ſo, mein Herr?

Gomez. Sie werden plötzlich ſo blaß, Sie ſind einer Ohnmacht nahe.

Flora. Ich?

Gomez. Ja Sie, ich ſeh' es ja.

Masquito (leiſe zu Flora). Umgeſunken!

Flora (wankt). Ach! ach!

Pedro. Himmel! was iſt das! ſie ſtirbt.

Masquito. Nicht doch, ſeyn Sie nur ruhig, es iſt nur die Schwäche, holen Sie nur geſchwind Köllnerwaſſer.

Pedro. Das trag' ich immer bei mir.

Gomez (für ſich). O Mißgeſchick! (Zu Flora). Sagen Sie, zwei Ärzte ſeien Ihnen zu wenig.

Pedro (reicht Gomez einen Flacon). Hier!

Gomez. Sie erholt ſich ſchon wieder, laſſen Sie nur.

Flora (die Augen aufſchlagend). Wo bin ich?

Pedro. Bei mir, mein Kind!

Flora. Ach, wie übel!

Pedro. Nun, es wird ſchon beſſer werden. Wie haſt du mich erſchreckt!

Gomez. Beruhigen Sie ſich, der kleine Zufall wird keine böſen Folgen haben.

Pedro. Glauben Sie, daß dieſes der Reiſe nicht ſchaden werde?

Gomez. Nicht im Geringſten. — Sehen Sie, Sennora, ich glaube alſo, daß ich bei Ihnen dasſelbe Mittel werde anwenden müſſen, wie bei jenem jungen Menſchen — (Zu Masquito.) Glauben Sie nicht auch, Herr Collega? (Leiſe zu Masquito.) Widerſprich mir.

Masquito. Nein, ich glaube nicht auch —

Gomez. Und warum?

Masquito. Ja, die Luft — und die Nerven — und der Weg, und der Wagen.

Gomez. Was reden Sie denn da? Eben die Luft — das Lebens-Gas.

Masquito. Ja, aber das andere Gas — und hernach auch wieder —

Gomez. O, ſchweigen Sie.

Masquito. Nein, ich halte es für meine Pflicht.

Flora. Ich ſehe, meine Herrn, Sie nehmen ſich ſehr lebhaft meiner an; aber da Sie Beide in der Hauptſache uneinig ſind, ſo kann ich mich in einer ſo delikaten Sache nicht entſcheiden, bis ich auch einen dritten Arzt gehört habe.

Gomez. Dagegen iſt nichts einzuwenden.

Masquito. Fragen Sie nur; wenn er ſeine Wiſſenſchaft verſteht, ſo wird er mir beiſtimmen.

Pedro (für ſich). Ich muß in den ſauern Apfel beißen. (Laut.) Bleiben Sie bei der Kranken, meine Herrn, ich komme gleich wieder. (Ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen (ohne Pedro).

Flora. Mein Herr! wer ſind Sie?

Gomez. Alberto's Oheim, und dieſer hier iſt mein Diener. — Masquito, ſtelle dich auf die Lauer, damit man uns nicht überraſche. (Zu Flora.) Sennora! man hat Sie hintergangen. Ihr Vormund, der ſich ſelbſt Ihre Hand und

Ihr Vermögen zueignen will, hat Sie fälſchlich überredet, daß Alberto Ihnen untreu ſei.

Flora. Er iſt es alſo nicht?

Gomez. Er iſt es nicht, und war es nie. Don Pedro hat Sie hieher auf ſein abgelegenes Landgut geführt, um Sie ſeinen Nachforſchungen zu entziehen. Alberto hat endlich mit Mühe und getrieben von Sehnſucht Ihren Aufenthalt entdeckt. Durch Caſtango's Hilfe, der einſt in meinen Dienſten war, ſind wir hier eingedrungen, und Alberto iſt es, deſſen Stimme Sie zweimal gehört haben.

Flora. O, ich kannte ſie wohl, dieſe ſüße Stimme.

Gomez. Eine Reihe von Abenteuern gab uns Gelegenheit uns für jene Ärzte auszugeben, welche Don Pedro kommen ließ, um Sie gegen Ihren Willen zu einer Reiſe zu bewegen.

Flora. Nein, ich gehe nicht von hier.

Gomez. Im Gegentheil, nehmen Sie den Vorſchlag an. Mein Wagen wird Sie ſtatt jenem Pedro's an der kleinen Gartenthüre erwarten, und uns zum Pfarrer im nächſten Orte führen, wo ich ſchon Alles zu Ihrer Vereinigung mit meinem Neffen vorbereitet habe.

Flora. Und Alberto?

Gomez. Sorgen Sie nicht für ihn, ich zweifle nicht, Don Pedro wird ihn ſogleich bringen. Da iſt er ſchon — Mäßigen Sie ſich nur, ſonſt verlieren wir faſt ſchon am Ziele noch Alles.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Don Pedro. Don Alberto.

Pedro. Flora! Du haſt gefunden, daß zwei Ärzte nicht genug ſeien, um dich zu jenem, was dir heilſam iſt, zu beſtimmen. Ich bringe dir hier den dritten, der dich endlich, wie ich hoffe, zur Entſcheidung bringen wird.

Flora (für ſich). Himmel, er iſt's, er iſt's!

Gomez (leiſe zu ihr). Scht!

Pedro (zu Alberto). Reden Sie, junger, gelehrter Herr!

Alberto. Sennora, ich bin von Ihrer Lage genau unterrichtet, und muß geſteh'n, daß ich der Meinung bin, nur eine Entfernung von dieſem Orte kann Ihnen Geſundheit und Ruhe wieder geben. Ich bürge Ihnen dafür. (Pedro bei der Hand faſſend.) Denn derjenige, der Sie liebt, wird Sie ſelbſt geleiten.

Pedro (leiſe zu Alberto). Schön geſprochen.

Flora. Glauben Sie? Nun, ſo frag' ich Sie denn auch feierlich, wenn ich Ihrem Rathe folge, wenn ich zur Reiſe einwillige, werde ich denn auch das wahre Glück finden?

Pedro. Gewiß, mein Kind, denn die Liebe deines Begleiters wird nur mit ſeinem Leben enden.

Alberto. Sie hören ſelbſt, Sennora, was Ihr Vormund verſpricht; ich verſpreche es mit ihm.

Pedro. Schön, ſchön, mein Freund!

Flora. Man liebt die Blume, wenn ſie blüht, aber hat ſie einmal Farbe und Duft verloren —

Alberto. Bei der Blume haben Sie recht, Sennora; allein das Weib, das man liebt, kann auch, wenn ihre Reize abgeblüht ſind, noch durch ihre ſchöne Seele liebenswerth ſeyn und bleiben.

Pedro. Hörſt du, mein Kind, was der gelehrte Mann ſagt. — Und übrigens, du haſt von deiner Schönheit noch gar nichts verloren, deine Reize umwölkt nur ein Nebel.

Flora. Ich bin alſo doch noch ein bischen hübſch?

Alberto. Schön und liebenswürdig.

Flora. Wahrhaftig, ich fange auch ſchon an zu glauben, daß ich ganz geſund bin.

Pedro (zu Alberto). Das dank' ich Ihnen, lieber Freund.

Masquito. Ja, die jungen Doktor's wirken oft durch den Magnetismus Unglaubliches.

Pedro (zu Flora). Und du widerſetzeſt dich alſo der Reiſe nicht mehr, die ich ſo ſehnlich wünſche?

Gomez. Und wir Alle mit Ihnen.

Alberto. Es iſt das einzige Mittel Sie zu retten.

Masquito. Ja, das einzige.

Alberto. Glauben Sie mir, und ich ſchwöre Ihnen. (Er kniet vor Flora nieder.)

Pedro. Genug, junger, braver Mann!

Alberto. Ach, Sennor, man kann Ihre Mündel nicht ſchnell genug dazu bewegen. Es handelt ſich um ihre Ruhe und um ihr Glück.

Pedro. Da hörſt du's ſelbſt.

Flora. Sie fordern es, mein Herr? Wohlan; nach alle dem, was dieſe Herrn, und was Sie ſelbſt, werther Herr Vormund, für mich gethan haben, kann ich nicht länger widerſtehen.

Pedro. Endlich!

Gomez (zu Pedro). Sind Sie zufrieden?

Pedro. Entzückt.

Masquito. Wir auch.

Gomez. Und ſomit iſt denn unſer Zweck erreicht, und es bleibt uns nichts übrig, als allerſeits Glück zu wünſchen, und uns zu empfehlen.

Alberto (leiſe zu Flora). Und bei der kleinen Thür zu warten. (Zu Pedro.) Sennor, wir verlaſſen Sie erfreut. —

Pedro. Halt, meine Herren! ich ſetze zwar das größte Vertrauen in Sie; allein damit ich außer Sorgen bin, daß der lauernde Liebhaber gewiß von Allem, was hier vorgeht, nichts erfahre, ſo darf Niemand von hier gehen, bis ich mit meiner Mündel ſchon abgereiſt ſeyn werde.

Alberto. Jetzt ſtehen wir friſch.

Masquito. Aber, Sennor! es warten unſer noch mehre Kranke.

Pedro. Sollen warten.

Gomez. Was jetzt anfangen?

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Caſtango. Ines. Pollonia. Die jungen **Dorfmädchen** und ein **Notar.**

Caſtango. Sennor! iſt es erlaubt, das Feſt zu beginnen?

Pedro. Ja, ja, meine liebe Flora iſt ganz geſund und fröhlich.

Caſtango. So tretet näher. Hier ſind die jungen Bauernmädchen, und hier der Herr Notar.

Notar. Servus humilimus obiendissimusque.

Gomez (zu Alberto). Sieh einmal, das iſt derſelbe Notar, den wir bereits in unſerm Solde haben.

Alberto. Herrlich.

Caſtango (zu den jungen Mädchen). Fangt an! (Bei Seite.) Der alte Herr wird ſich über das Lied wundern, das ich ihnen einſtudirt habe.

Die Mädchen (ſingen).

Wollt ihr Euch verbinden,
Glück und Freude finden,
In dem Eheſtand;
Reichet keinem alten,
Schmählichen und kalten
Manne Eure Hand.
Scherzen, lieben, koſen
Kann die Jugend nur,
Frühling nur bringt Roſen,
Lehrt Euch die Natur.

Pedro. Das ſind ja nicht meine Worte?

Caſtango. Wir haben nur einige Kleinigkeiten im Texte geändert, die Arie iſt doch immer die nämliche.

Flora. Ich danke Euch, liebe Kinder, für den guten Rath, den Ihr mir gebt, ich werde ihn befolgen.

Pedro. Nicht doch, liebes Kind. Es mag wohl ſeyn, daß ein junger Mann auch ſeine Vorzüge hat, aber bedenke, daß auch ich dich zärtlich liebe, und daß ich doch bei alledem die Delikateſſe gehabt habe, bisher niemals von meiner Liebe zu ſprechen.

Flora. O, lieber Vormund, fahren Sie doch fort delikat zu ſeyn.

Pedro. Wenn du mir deine Hand reichſt, ſo kannſt du dich zugleich an einen Undankbaren rächen.

Flora. Rache liegt nicht in meinem Charakter.

Pedro. Hier iſt der Notar und Alles ſchon bereit bis zur Unterſchrift.

Flora. Beweiſen Sie mir, daß Alberto undankbar und ungetreu iſt, und ich unterzeichne.

Pedro. Das kann ich dir beweiſen. Ich habe hier noch einen Brief, den der Onkel des Schändlichen an dich geſchrieben hat, den ich dir aber bisher vorenthielt, um dir den Kummer zu erſparen. (Reicht ihr einen Brief.) Da lies ihn!

Flora. Nein, haben Sie mir Alberto's Brief geleſen, ſo leſen Sie mir auch jenen ſeines Onkels.

Pedro. Du ſollſt ihn hören.

Caſtango. Stille!

Pedro (lieſt). „Sennora! Umſonſt hoffen Sie auf meines Neffen Lieb' und Treue. Die Redlichkeit befiehlt mir, Ihnen zu melden, daß Alberto in dieſem Augenblicke ſich bei einem Mädchen befindet, das er anbetet und dem ſein ganzes Herz gehört." — Glaubſt du meinen Worten nicht, ſo lies ſelbſt —

(Gomez, Alberto und Masquito entledigen ſich im Hintergrunde ihrer Mäntel und Perrücken, und ſtehen in ihren erſten Kleidern da.)

Flora. O nein, ich glaube jedes Wort.

Pedro (zu Caſtango). Der Notar ſoll den Kontrakt bereit halten.

Caſtango. Iſt ſchon geſchehen.

Pedro (lieſt). „Auch das Mädchen liebt ihn unausſprechlich." (Hält ihr den Brief hin). Schau ſelbſt, da ſteht's.

Flora. O ich glaub's, ich glaub's!

Pedro (lieſt). „Sie willigt ein ihm ihre Hand zu reichen“

Flora. Ja, ſie willigt ein.

Pedro (leſend). „Noch in dieſer Minute werden ſie den Kontrakt unterzeichnen“ — Glaub'ſt du's nicht?

Flora. Warum ſoll ich's nicht glauben? (Alberto hat indeſſen den Kontrakt unterzeichnet, nun tritt Flora hin und thut es ebenfalls, dann ſinkt Alberto zu ihren Füßen, und küßt ihr die Hand.)

Pedro (lieſt). „Ich ſehe meinen Neffen, eben wie er zu den Füßen ſeiner Braut liegt, und ihr ewige Liebe und Treue ſchwört.“ — Glaub'ſt du's nicht, mein Kind?

Flora. Ich muß es ja glauben, da ich ihn ſelbſt ſehe!

Caſtango (dreht Pedro gegen die Gruppe). Und Sie können's auch glauben, wenn Sie wollen.

Pedro Himmel und Erde!

Alberto. Ja, die Erde verſchwindet, und der Himmel nimmt uns auf.

Flora. Dießmal glaub' ich Alles, lieber Vormund.

Pedro (Gomez erblickend). Und der da?

Gomez. Der iſt Don Gomez de Ribera, der Onkel des jungen Mannes, der Ihnen dankt, daß Sie ſich die Mühe gegeben haben, für ihn einen Brief zu ſchreiben.

Pedro. Hu! Betrogen!

Masquito. Richtig, wozu auch gegenwärtiger Masquito, der Diener oftbeſagten jungen Herrn, ſein Schärflein beigetragen hat,

Pedro. Ich werde niemals in dieſe Verbindung willigen. —

Gomez. Ich weiß, welche Rechte Sie über Floren haben, aber auch Ihre unwürdigen Schleichwege ſind uns bekannt.

Pedro. (zu Caſtango wüthend). O du Hauptſpitzbube, das Alles dank' ich dir.

Caſtango. Ganz recht, Sennor! Sie ſagten mir ja immer, Sie hätten nur das Glück Ihrer Mündel vor Augen; dieſes zu erreichen, hab' ich Ihnen, wider Ihren Willen, geholfen.

Flora. Ja, Herr Vormund, ich habe mein Glück gefunden.

Pedro. Finde meinetwegen was du willſt — es iſt entſetzlich, himmelſchreiend, einen guten alten Mann alſo zu hintergehen — ich überlaſſe dich deinem Schickſale, Undankbare, ich will nichts mehr von dir wiſſen. Onkel, Neffe, Bedienter, Mündel, betrügeriſcher Spitzbube von Diener, geht alle zum Henker, daß ich Euch nie mehr ſehe, Euch nicht und keinen Menſchen, ich will mich in mich ſelbſt zurückziehen. (Geht wüthend ab.)

Caſtango. Das iſt kein ſehr ſchönes Quartier.

Alberto. Er hat nicht unterzeichnet?

Gomez. Sorgt Euch nicht, wenn er Rechnung über das Vermögen ſeiner Mündel legen ſoll, wird er's ſchon thun.

Alberto. Und du, meine theure Flora, wenn du dich noch nicht ganz wohl fühleſt, ſo ſoll, ich ſchwör' es dir, meine zärtlichſte Liebe deine Heilung vollenden.

Flora. Ich fühle nichts mehr, als das freudige Pochen meines Herzens.

Gruppe.

Der Soldat ganz allein.

Ein komiſches Zwiſchenſpiel in einem Auftritte.

Nach einer Anekdote.

Perſon.

Thomas Kühn, ein Soldat.

(Die Bühne ſtellt das Innere einer Redoute vor, Waffen ſtehen in Bündeln beiſammen, Fahnen, Trommeln, Trompeten u. ſ. w. liegen und ſtehen umher.

Erſter und letzter Auftritt.

Kühn (auf ſein Gewehr geſtützt, horcht).

Bei meiner Seele, ich höre nichts mehr; —
Ei ſo lauft ihr Kerls, als wärt ihr beſeſſen,
Da ſind ſie hinter dem Feinde her,
Und ich, — die Schildwache, wurde vergeſſen. —
Ja ja, es geht manchmal recht ſeltſam im Kriege,
Der bravſte verſtändigſte General
Bringt's niemals im Leben zu einem Siege,
Ein And'rer ſiegt unwiſſend überall.
Ich will das ohne Anwendung ſagen;
Denn mein General iſt ein ganzer Mann,
Der verſteht's den Feind auf das Haupt zu ſchlagen,
So eben hat er's wieder gethan.

(Er horcht wieder.)

Wenn nur nicht zu weit ſie dem Feinde nachrennen,
Nicht unbeſonnen verfolgen ihr Glück,
Sonſt könnte man leicht vom Hauptcorps ſie trennen
Und nimmer kehrten hieher ſie zurück.

(Lächelnd.)

Da könnt' ich wohl einige Tage hier lauern
Und meine Wach' würde lange dauern.

(Nachdenkend.)

Ja, was iſt zu thun? — Was kann geſchehen?
Es bleibt mir für's Erſte wohl keine Wahl.
Man ſtellte mich her, alſo bleib' ich ſtehen,
Ein verlorner Poſten bin ich einmal.

(Auf- und abgehend.)

Was werden ſie jetzt wohl zu Hauſe machen?
Der Vater, die Mutter und meine Cathrin'?
Der Vater wird trinken, die Mutter wird lachen,
Und Käthe? — Ach Gott, für mich iſt ſie hin!
Im Dorfe gibt's viele gar hübſche Jungen,
Da iſt das Mädel in ſteter Gefahr,
Sie ſind ihr ja überall nachgeſprungen
Schon damals, wie ich noch ihr Liebſter war.
Da wußt' ich mit Fäuſten dem zu begegnen
Der auch nur ein lüſternes Blickchen gewagt; —
Jetzt — ach! wird's Blicke in Menge regnen,
Weil Keiner mehr iſt, der mit Fäuſten drein ſchlagt;
Ja ja, ich hab' eine ſchöne Tröſtung;
Indeß ich hier muthvoll vertheid'ge den Platz,
Überrumpeln die Feinde mir dort meine Feſtung
Und plündern mir meinen liebſten Schatz;
Ein armes Mädel, wie ſoll ſich's auch wehren?
Erſt greift man's mit Blicken und Drücken an;
Dann rücken ſie mit dem Geſchütz, mit dem ſchweren:
Mit Küſſen, daß es laut knallet, an;

Da hilft kein Muth, kein Zurückeziehen,
Piff, paff, hier ein Schmatz und dort wieder ein Schmatz;
Die Sittſamkeit und die Treue entfliehen,
Die Koketterie überliefert den Platz.
In's Himmelsnamen, man läßt ſie laufen,
Mehr Weiber ſchuf ja der liebe Gott,
Auch ich war nicht treu, war zu Ende das Raufen,
So legt' auch ich auf das Liebeln nicht Spott.
Ich kann ein Liedel, das drückt es aus,
Man findet ein Liebchen in jedem Haus.

Lied.

Die Welt iſt groß, die Zeit iſt lang,
Es weiß der Soldat ſie zu kürzen,
Ihm iſt vor langer Weile nicht bang,
'S gibt überall Feinde und Schürzen,
Der Soldat, wo er hinkommt, findet er was,
Und wo er weggeht, verläßt er was,
Schnell knüpft und ſchnell zerhaut er ein Band,
Hurrah! Hurrah der Soldatenſtand!

Wer wird ſich grämen zu Tode ſchier,
Muß er verlaſſen ein Städtchen,
Allüberall gibt es Wein oder Bier,
Allüberall gibt es auch Mädchen.
Gebratene Gänſe, die nimmt er mit,
Um ungebratene ſchiert er ſich nit;
Mag flennen die Dirn im verlaſſenen Land,
Hurrah! Hurrah der Soldatenſtand!

Nichts hält den braven Soldaten feſt,
Als nur ſein Schwur und die Fahne,

Er mag nicht weilen im warmen Neſt,
Obgleich Cupido ihn mahne,
So lang' ich hier bin, bleib' ich dir treu,
Wenn die Trommel ruft, ſo iſt es vorbei;
Willſt's wagen Mädel, ſo reich mir die Hand,
Hurrah! Hurrah der Soldatenſtand!

Ich weiß nicht, wenn ich das Liedel ſinge,
So wird mir immer leichter um's Herz,
Ich ſchlage mit Stolz an die Säbelklinge
Und es reut mich kein vollbrachter Scherz.

(Er zieht eine Uhr heraus.)

Wie weit ſind wir denn in der Zeit ſchon gekommen?
Laß ſehen. — Die Uhr hab' ich einſt nach der Schlacht
Einem dicken Lieferanten genommen,
Der über das ſaure Brot hat gelacht;
Und ſo hab' ich ihn zum Weinen gebracht.

(Er ſieht auf die Uhr.)

Schon ſieben! — Das iſt ja die Zeit der Runde,
Wär' itzo da mein Herr Korporal,
So machten wir ſie mit einander zur Stunde,
Jetzt mach' ich ſie denn ganz allein einmal.

(Er macht die Runde und ſchlägt ſich dazu ſelbſt einen Marſch; als er wieder auf ſeinen vorigen Platz zurückgekehrt iſt, ſtellt er ſich in Poſitur eines Meldenden und ſpricht).

S' iſt alles in der Ordnung
Mit Feuer und mit Licht,
'S iſt ſtille in den Zelten
(Auf ſich ſelbſt deutend.)
Die Wachen ſchlafen nicht,

Die Loſung iſt gegeben,
Heißt: „Der Soldat allein!“
Vom Feind iſt nichts zu fürchten,
Wir können ruhig ſeyn.

Ach! machten auch die Civiliſten
Manchmal ſo eine Rund,
Viel Dinge, die ſie gar nicht ahnen,
Die würden ihnen kund. —
Wenn's manch Familienvater thäte,
Was würd' er da nicht ſchau'n,
Bei ſeinen Mägden, ſeinen Töchtern,
Ja ſelbſt bei ſeiner Frau'n? —
Wenn ein Poet die Runde machte
Bei ſeinen Verſelei'n,
Mit Bangen würd' er bald entdecken
Wie ſchlecht ſo manche ſei'n. —
Wenn ſo ein Chef der Federfuchſer
Die Runde machte, dann
Träf viel' er gar nicht auf den Poſten
Und viele ſchlafend an.
Wenn ein Verliebter Runde machte
Um Liebchens Fenſterlein,
Da würd' er oft ſein Wunder ſchauen
Was Alles ſteigt hinein;
Kurzum man kömmt durch's Runde machen
Auf mancherlei verborgne Sachen.
(Er horcht.)
Aber mein Himmel! faſt will mir's bangen,
Immer kehren ſie noch nicht zurück;

Wurden ſie etwa vom Feinde gefangen?
Nun das wär ein gutes Stück!
(Er ſieht über die Verſchanzungen hinaus.)
Schon die Berge ſich abendlich röthen,
Was fang' ich an hier in Einſamkeit?
'S iſt doch erlaubet die Zeit zu tödten,
Denn uns tödtet ja wieder die Zeit. —
Nun, ſo wollen wir exerziren.
Halt! — habt Acht! — präſentirt das Gewehr!
(Er präſentirt, bleibt dann in der letzten Poſitur ſtehen und ſpricht.)
Wozu es denn gut iſt, das Präſentiren?
Im Feld präſentirt keine Seele mehr.
Auch die Tempo beim Laden und Schießen
Sind doch nur eine Spielerei,
Wenn wir die Feinde zurückdrängen müſſen
Wer denkt da mehr auf das eins, — zwei — drei!
Schadet's was, wenn das „Bei Fuß!“ nicht wäre?
Die Feigen werfen beim erſten Schuß
Auch ohne Kommandowort weg die Gewehre,
Der Muthige aber macht niemals „Bei Fuß.“
Wer hier vom „Rechtsumkehrt Euch“ will wiſſen,
Den ſoll auf der Stelle man niederſchießen,
„Links geſchaut! — rechts geſchaut! — lieber Gott,
Der Soldat ſchaut hin, wo Gefahr ihm droht,
Drum fort mit dem Exercicium hier.
Das laß ich gelten im Standquartier.
(Er nimmt ſeinen Helm ab.)
Uf! — warm iſt's! dieſe eiſerne Kappe
Sie drückt gewaltig. Es mußte fürwahr

Viel dulden in alten Zeiten ein Knappe,
Der ganz in Eiſen gekleidet war.
(Er erblickt den Federbuſch auf ſeinem Helm.)
Sieh da, mein Federbuſch! — ſei willkommen,
Ich erhielt dich von ſchöner Weiberhand,
Sie hat dazu alle Federn genommen
Die überall ſie zuſammenfand;
So bin ich im Stand' jeder Gattung von Leuten
Auch Federn zu biethen, die etwas bedeuten.
(Indem er den Federbuſch muſtert.)

Hier Pfauenfedern für Koketten,
Da Federn von dem Papagei
Für alle diebiſchen Autoren,
Hahnfedern für den Hahnerei.

Für Ehemänner Guguckfedern,
Kanarienfedern für den Neid,
Für Eiferſücht'ge Eulenfedern,
Gansfedern für die junge Maid.

Hier ſind für abgeſchmackte Plaud'rer
Noch ein'ge Federn von dem Staar,
Da Federn von dem Todtenvogel
Recht paſſend für der Ärzte Schaar.

Für Zeitungsſchreiber Rabenfedern,
Damit ſchreibt auch der Gröbſte fein,
Und endlich eine Phönixfeder
Für ein unſchuld'ges Mägdelein.
(Man hört von außen entfernt Trommelſchlag.)
Was hör' ich? — Die Trommel? — Das ſind die Meinen,
Nun iſt doch einmal die Wache zu End' —

Wie, oder ſoll gar der Feind hier erſcheinen?
(Er ſteigt auf eine Kanone und ſieht durch eine Schießſcharte.)
Mein Seel, alles blau! hu! potz Element!
Was iſt jetzt zu machen? Jetzt geht's an's Leben.
Entflieh' ich? — Pfui Thomas! was ficht dich an?
Nein nimmermehr werd ich den Platz übergeben,
Ich wehre mich bis auf den letzten Mann.
(Man hört den Trommelſchlag wieder von außen, und näher als das vorige Mal.)
Aha! Sie nähern ſich ſchon. Jetzt heißt's wagen;
Da gährt mir im Kopf eine herrliche Liſt,
Mein Seel' ich will in die Flucht ſie ſchlagen,
Wenn anders das Glück mir gewogen iſt.
Da ſie dieſes Platzes Bemannung nicht kennen
So will ich ſie ſchrecken, ſie werden dann —
Ich kenne die Haſenfüße — gleich rennen. —
(Er zieht ſeinen Säbel)
Jetzt kommandir' ich fünftauſend Mann.
(Er ſchlägt erſt einen Reveille auf der Trommel, dann ſchreit er ſehr laut.)
Auf! auf Kameraden! Die Feinde kommen,
Das Regiment Fallberg beſetzt den Wall.
(Er ahmt eine andere Stimme nach.)
Gewiß die Redoute wird nicht genommen,
Vertrau'n Sie auf uns mein Herr General!
(Er ſchlägt einen Doppelmarſch, um den Feind dadurch glauben zu machen, das benannte Regiment ziehe eben den Wall hinan, dann ſchießt er mehre Gewehre durch die Schußſcharten auf den Feind ab; er blickt durch eine Schußſcharte)
Aha! — Sie ſtutzen — ſie ſtehen. — O Himmel
Verleih mir nur jetzt eine Schreckensſtimm';

Wie mach' ich denn nur ein rechtes Getümmel?

(Er ſchreit was er aus dem Halſe bringt.)

Herbei zum Ausfall Huſaren von Grimm!

(Er nimmt eine Trompete und bläſt darauf zum Angriff, dann eine andere, worauf er antwortet, er ſchießt wieder einige Gewehre durch die Schießſcharten ab und rührt auch die Trommel, ſchreit dabei immer Hurrah! Halloh! läßt auch Fahnen über den Wall hinaus wehen; er ſieht durch die Schießſcharte)

Was ſeh' ich? — iſt's möglich? der Feind ſich wendet,
Mein Seel! die tolldreiſte Liſt gelingt,
Ein Parlamentär wird an mich geſendet;
So wollen wir denn einmal ſeh'n, was er bringt,

(Ein Trompetenſtoß läßt ſich von Außen hören. Thomas antwortet mit einem Trompetenſtoß, zieht dann eine Offiziersuniform an und ſetzt einen Offiziershut auf, welche auf einer Trommel liegen, tritt auf den Wall und ſpricht hinaus.)

Mein General hat hieher mich geſandt
Sagt ſchnell was verlangt euer Kommandant?

(Man hält ihm von Außen eine Rolle entgegen.)

Ah! habt Ihr Depeſchen? — gebt her! — ſogleich
Bring ich die entſcheidende Antwort Euch.

(Er nimmt die Rolle und ſteigt damit herab.)

Laß ſehen! nun gilt es den Meiſterſtreich. (Er lieſt.)

„Herr General“

(Er bläſt ſich ſtolz auf.)

„Mein Regiment iſt fünfhundert Mann ſtark, ich könnte die Redoute nehmen und die Beſatzung über die Klinge ſpringen laſſen, allein ich biete Ihnen eine ehrenvolle Kapitulation an. Sie übergeben den Platz und ziehen ſammt Ihrer ganzen Mannſchaft mit allen militäriſchen Ehren ab.“

„Obriſt Terreau.“

Ich möcht gern jetzt geſchwind Kriegsrath halten,
Doch meine Räthe ſind alle ſtumm.

(Er ſteigt auf den Wall und ſpricht hinaus.)

Sagt Eurem Obriſt, es bleibt beim Alten,
Er mag den Platz nehmen, wir wehren uns drum.

(Nun wendet er alle ſeine Kräfte an, macht mit Trommel, Trompeten und Schreien Tumult, ſo viel er kann, ſchießt wieder mehre Gewehre und ſelbſt eine Kanone auf den Feind ab, endlich guckt er wieder bei der Schießſcharte hinaus.)

Sie wenden ſich um — ſie ſuchen das Weite,

(Er kniet freudig nieder.)

Nimm meinen Dank o Kriegesgott an,
Ich habe geſiegt, ein Cäſar der Zweite,
Ich ganz allein gegen fünfhundert Mann.
Stolz kann ich den Meinen entgegentreten,
Das Porte d'epée wird ganz ſicher mein;
Wer des Generalen Stelle vertreten,
Verdient doch wenigſtens Lieut'nant zu ſeyn.

(An's Publikum oder auch an die Rezenſenten.)

Die Capitulation mir gewähren
Wollt Ihr — Ihr ſaht daß ich tapfer bin;
Laßt mich mit militäriſchen Ehren,
Doch ohne Pfeifer vom Platze ziehn.

Der eilige Zauderer.

Luſtſpiel in Verſen und einem Akt.

Perſonen.

Herr von **Lieven**, Gutsbeſitzer.
Frau von **Welling**, Witwe, ſeine Nichte.
Herr von **Langen**.
Carl Brück, Major.
Roſine, Kammermädchen der Frau von Welling.
Spatz, Langen's Reitknecht.
Ein **Notar**.

Die Handlung geſchieht auf dem Landgute des Herrn von Lieven.

(Ein Salon mit Mittel- und Seitenthüren. In der Mitte der allgemeine Eingang, links die Zimmer der Frau v. Welling, rechts die Bibliothek.)

Erſter Auftritt.

Frau v. Welling (ſitzt an einem Tiſche, den Kopf auf den Arm geſtützt). **Roſine** (tritt zu ihr).

Roſine.

Ihr Schweigen iſt umſonſt, Roſinchen iſt zu fein,
Und ſieht, ob man ſich auch verſtellt, in's Herz hinein;
Sie ſind, ich merk' es wohl, nachdenkend und befangen,
Sie träumen von dem lang erſehnten Herrn von Langen.

Fr. v. Welling.

Verhehlen will ich's nicht, in einer ſeltnen Lage
Befind' ich mich, ich will fortreiſen alle Tage,
Und jeder Abend trifft mich dennoch wieder hier;
Man ſucht zu halten mich, bereitet Freuden mir;
Heut gibt man eine Jagd und Fiſchfang mir zu Ehren,
Und morgen läd't man mich zu einem Schafeſcheren,
Den nächſten Tag iſt Ball, den folgenden iſt Tanz,
Die Unterhaltungen verſchlingen ſich im Kranz,
Und jeden Augenblick erwartet, wie es ſcheint,
Der Onkel einen Sohn von ſeinem alten Freund,
Er ſpricht ſehr oft mit mir von ſeinem Liebling, malt
Mit ſchönen Farben mir die herrliche Geſtalt,

Preiſt ſein Vermögen an und auch ſein gutes Herz,
Und ſpricht ſo nebenbei, im Ernſt als wär' es Scherz,
Es ſei denn doch nicht gut ſo ganz allein zu bleiben,
Der Junge wär' ein Mann, die Zeit mir zu vertreiben,
Und was dergleichen mehr. —

Roſine.

Ja, ja, Sie werden ſehen,
Gefeſſelt werden Sie von dieſem Schloſſe gehen.

Fr. v. Welling.

Du weißt, der Onkel iſt mir väterlich geſinnt,
Er liebt mich, ſorgt für mich, wie für ſein eignes Kind,
Als ich mit Welling mich verband, ich ſeh' es jetzt,
Da hat er wohl mit Recht dagegen ſich geſetzt;
O hätt' ich ihm gefolgt und dieſes Band zerriſſen,
Nicht würd' ich jetzt drei Jahr' des Unglücks zählen müſſen.
Schnell hat der Schändliche ſein Herz von mir gewendet,
Als er mir Hab und Gut in Saus und Braus verſchwendet.
Doch kurze Zeit nachher befreite Gott mich Arme
Von dem Verräther, und des Onkels Vaterarme
Sie öffneten auf's Neu ſich der Verlaſſnen nun,
Was er für mich gethan, kann kaum ein Vater thun,
D'rum, ſollt ich wirklich auch noch einmal mich vermählen,
So werd' ich nur den Mann, den er mir vorſchlägt, wählen.

Roſine.

Ganz recht, dagegen iſt beim Himmel nichts zu ſagen,
Doch ſcheint mir, auch ein Mann den er nicht vorgeſchlagen
Gefällt der gnäd'gen Frau.

Fr. v. Welling.

Wer wäre der?

Roſine.

Ein Blick
Verräth mir ſo was gleich; der Herr Major von Brück.

Fr. v. Welling (etwas betroffen).

Was bildeſt du dir ein?

Roſine.

Ich meine ja nur ſo!
Er mindeſtens, er brennt für Sie ganz lichterloh.

Fr. v. Welling.

Ach Gott! man weiß es ja, wie ſolche Herren lieben,
Da wird wohl vierzehn Tag' ein kleiner Scherz getrieben,
Dann fliegt man weiter; ach, ich wette d'rauf, er glüht
Für eine And're ſchon, da er mich nicht mehr ſieht!

Roſine.

Verzeih'n Sie, gnäd'ge Frau; doch dieſe Leidenſchaft
Scheint mir von beſſ'rer Art, voll Feſtigkeit und Kraft.

Fr. v. Welling.

Genug, nur der Vernunft will jetzt mein Ohr ich leih'n,
Und meine Wahl beſtimmt der Onkel ganz allein.
Herr Langen, wie man ſagt, ſoll liebenswürdig ſeyn.

Roſine.

Nun ja, er iſt wohl nicht das ſchlecht'ſte Exemplar
Von einem Mann, doch iſt, was man erzählte, wahr,
So iſt's ein Sonderling; aus jeder Kleinigkeit
Macht er, ſo malt man ihn, ſich eine Wichtigkeit;
Gerade weil er nichts, gar nichts verſäumen will,
So thut er gar nichts, und verſäumt entſetzlich viel.
Er ſoll Verſtand und auch ein gutes Herz beſitzen,
Die aber beide mehr ihm ſchaden als ſie nützen.

Um Alles nimmt er ſich heiß an und führt nichts aus,
Projecte hat er ſtets, und immer wird nichts d'raus —
Und Eile hat er, daß man kaum ihn halten kann,
Und immer reiſ't er ab, und nirgend kommt er an.

Fr. v. Welling.

Wahr iſt es, man erzählt von ihm ſich vielerlei.

Roſine.

Sein' erſte Liebſchaft war das Fräulein van der Nei —
Sie waren ſchon verlobt, der Tag zum Hochzeitsfeſte
War ſchon bereits beſtimmt, geladen ſchon die Gäſte;
Da mußte Langen fort, es hieß für kurze Zeit,
Nach Prag in einer wicht'gen Angelegenheit;
Er reiſ't, acht Tag' vergeh'n, er läßt ſich noch nicht ſehen,
Noch vierzehn ſchwinden hin, zwei Monate vergehen,
Er kommt noch immer nicht und ſchreibt auch nicht, und doch
Harrt man im Haus der Braut mit Bangen ſeiner noch;
Vergebens noch vergeht ein ganzes halbes Jahr,
Und als er endlich doch zurückgekehret war,
Und eilt zu ſeiner Braut, will geh'n mit ihr zur Trau,
Da findet dieſe er als eines Andern Frau.
So hat er, wie man ſagt, ſchon hundert wicht'ge Sachen
Verſäumt; vor Kurzem erſt, es iſt fürwahr zum Lachen,
Da lag ſein Onkel krank auf ſeinem Todtenbette
Und ſchrieb ihm, daß er ihn noch gern geſehen hätte.
Er ſetzt ſich auf die Poſt, und eilt, was er nur kann,
Kommt bei dem Onkel doch erſt in vier Wochen an.
Und hört, geſtorben ſei der gute Mann, weil er
Den Heißerſehnten nicht erwarten konnte mehr.

Fr. v. Welling.

Du ſcherzeſt.

Roſine.

Ei, nicht doch. Man hat ſogar erzählt,
Um eine Stunde ſei zu ſpät auf dieſe Welt
Der gute Langen einſt gekommen, und ſeither
Komm' er im Leben nie zur rechten Stunde mehr.

Fr. v. Welling.

Genug!

Roſine.

Ach, ihn zu ſehn, d'rauf freu' ich mich ſchon ſehr.
(Sie horcht.)
Horch! — Tritte, ſollt' er's ſeyn?
(Lächelnd.)
Doch nein, ich darf nicht hoffen,
Er wär' zur rechten Zeit dann einmal eingetroffen.
Ihr Onkel, gnäd'ge Frau.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Herr v. Lieven.

Lieven.

Ei, guten Morgen, ſieh,
Im Bett noch glaubt' ich dich — und du ſchon auf ſo früh?

Fr. v. Welling.

Die Morgenſtunde weiß auch ich recht wohl zu ſchätzen,
Wir waren ſchon im Park auf Ihren Lieblingsplätzen.

Lieven.

So? Ei, das iſt recht brav! D'rum blühen deine Wangen
Auch jungen Roſen gleich, und dieſe Augen prangen
In doppelt ſtarker Glut, es geht nichts über's Land,
Die göttlich heit're Luft —

Roſine (bei Seite).

Und dann der Sonnenbrand —

Lieven.

Die Küh' und Lämmer — wie ſie ſpringen froh herum —

Roſine (wie vorhin).

Zur Converſation ſind ſie doch gar zu dumm —

Lieven.

Der Vögelein Geſang auf jedem Baumesblatt —

Roſine (wie zuvor).

Man ſingt doch beſſer in den Opern in der Stadt.

Fr. v. Welling.

Recht, Onkelchen! ich weiß auch ſicher das Vergnügen
Zu ſchätzen, und ich ſchlürf' es auch in vollen Zügen;
Doch mein' ich, endlich wär's doch an der Zeit für mich,
Zurückzukehren nach der Stadt.

Lieven.

Was zwinget dich?
Den Rechtsſtreit wird für dich dein Advokat ſchon führen,
Glaubſt du er könn' ihn nicht auch ohne dich verlieren?
(Ihr gutmüthig die Hand reichend.)
Sei ruhig, Louischen! ſollt' es auch zum Schlimmſten geh'n,
Der Onkel wird es ſchon zu repariren ſeh'n.

Fr. v. Welling (küßt ihm die Hand).

Mein guter Onkel!

Lieven.

Sieh' ich habe meinen Plan,
Kommt Langen — und will's Gott, kommt er doch einmal an —
Denn ſeit acht Tagen hat — ich kann es gar nicht faſſen —
Der wunderliche Menſch die Hauptſtadt ſchon verlaſſen.

Roſine.

Acht Tage! nun recht ſchön, man legt doch ſonſt die Reiſ'
In zweien leicht zurück.

Lieven.

Still, Jungfer Naſeweis!
(Leiſe zu Frau v. Welling.)
Ich muß es ſelbſt geſteh'n, er iſt nicht gar behende,
Es geht ſchon auch bei mir mit der Geduld zu Ende.
So lang zu zaudern, da er dich zu finden weiß.
In ſeinem Alter — ha! um viel geringern Preis
Hätt' ich wohl unterm Leib zwei Pferde todt geritten.

Roſine (ſeufzend).

Ja, and're Männer gab's noch damals, and're Sitten,
Der gnäd'ge Herr ſind auch aus jener guten Zeit,
Wo man für Frauengunſt kein Opfer hat geſcheu't.

Lieven (ſelbſtgefällig).

Nicht wahr?

Roſine.

Ach, Keiner will mehr kämpfen jetzt mit Drachen,
Kein Grübchen überſpringt man ſich beliebt zu machen.
Lançaden machte man einſt vor der Frauen Fenſter,
Jetzt traben ſie vorbei, ſo langſam wie Geſpenſter.

Und ſo weit geht es ſchon, daß unſ're jungen Herrn
Sogar auf einem Ball nicht einmal tanzen gern.

Lieven.

Recht hat Sie! — Aber nein, es darf mir gar nicht bangen,
Ganz anders iſt gewiß der junge Herr von Langen.
Sein Vater war mein Freund durch zweiunddreißig Jahr,
Zuſammen dienten wir — wo's in der Schlacht Gefahr
Zu überwinden gab, da war er mir zur Seite,
Das Leben rettet' er ſogar mir einſt im Streite. —
Nicht kann der Apfel weit vom Stamm gefallen ſeyn,
Er ſchleicht ſich ganz gewiß in unſ're Herzen ein.
Er iſt recht männlich ſchön, und artig auch daneben,
Den ſchönen Künſten auch mit ganzer Seel' ergeben.
Er ſpricht vortrefflich, kann ſogar auch Verſe machen,
Zu unterhalten weiß er ſtets mit ſchnurr'gen Sachen,
Gelernet hat er viel, das läßt ihm ſelbſt der Neid,
Beſitzt ein gutes Herz und viel Gemüthlichkeit.
Kurz, einen Fehler nur hat dieſer junge Mann,
Und dieſer iſt, daß man ihn nicht erwarten kann.

Roſine (für ſich).

Der böſeſte fürwahr für einen Ehemann.

Lieven.

Doch horch — Getöſe — ja — ein Wagen fährt herein,
Laßt uns am Fenſter ſeh'n, gewiß, das wird er ſeyn.

Fr. v. Welling (für ſich).

Wie wird das enden? — ach, mir fängt doch an zu bangen.

Roſine (am Fenſter).

Ein Mann ſteigt aus, doch nein, das iſt nicht Herr von Langen.

Lieven (tritt zum Fenſter).
Wer denn?
Roſine.
Die Uniform — das iſt ein Offizier!
(Zu Frau v. Welling.)
Was ſeh' ich? — ja, er iſt's, Major von Brück iſt hier.
Lieven (zu Roſine).
Kennſt du den Herrn?
Roſine.
O ja, ſo ſo, vom Sehen bloß.
Lieven.
Sein Onkel hat von hier zwei Stunden weit ein Schloß.
Wir ſeh'n einander oft.
Roſine.
Ein hübſcher, junger Mann!
Lieven (bei Seite).
Jetzt iſt der auch ſchon da!
(Laut.)
Und Langen kommt nicht an.
Fr. v. Welling.
Ich fürcht', ein Unglücksfall hat ihn vielleicht verhindert.
Lieven.
Das iſt das Einz'ge noch, was ſeine Schuld vermindert;
Brach er nicht wenigſtens bei'm Fahren Arm und Bein,
So ſoll er etwas kalt von mir empfangen ſeyn.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Major Brück.

Brück (zu Lieven).

Willkommen, tauſendmal! Verzeih'n Sie, lieber Freund,
Daß ungemeldet jetzt Ihr Nachbar hier erſcheint.
So freundlich ward ich ſtets bei Ihnen aufgenommen,
Daß ich entſchuldigt bin. —

Lieven.

Sein Sie mir ſchön willkommen!
Nicht Ceremonien macht — Sie wiſſen's — man bei mir.

Brück (erblickt Frau v. Welling).

O Himmel, ſeh' ich recht? — Wie, gnäd'ge Frau, Sie hier?

Lieven.

Mein Nichtchen kennen Sie, Major?

Brück (betroffen).

Die Ehre — ja!

Fr. v. Welling (ihn unterbrechend).

Bei meinem Vetter war's, wo ich den Herren ſah —
Ich tanzte zweimal dort mit ihm auf einem Ball.

Lieven (luſtig).

Nun gut; vielleicht iſt dieß auch jetzt bei mir der Fall.
Sie kommen, Herr Major, zu recht geleg'ner Zeit,
Vielleicht gibt's hier im Schloß bald große Feſtlichkeit,
Da ſoll's recht luſtig ſeyn, Jagd, Tanz und großer Schmaus.

Brück (mit einem Seitenblick auf Frau v. Welling).

Was mir Vergnügen macht, find' ich in dieſem Haus,
Hier wohnet Freundlichkeit und alle Lebensreize,

Ja, hier nur find' ich das, wonach ich tracht' und geize.
Wie gern entbehr' ich hier die ganze große Welt.

Lieven.

Ich danke! Freut mich ſehr, wenn's Ihnen hier gefällt;
Doch muß ich wohl geſteh'n, in dieſem Augenblick
Erwartet' ich Sie nicht, mein lieber Herr von Brück.
Als Ihre Kutſche fuhr bei meinem Thor herein,
Dacht' ich, es müßte wohl der Herr von Langen ſeyn.

Brück.

Wie? Langen?

Lieven.

Kennen Sie ihn?

Brück.

Ja, ein braver Mann!
Ein Viertelſtündchen weit von hier traf ich ihn an,
Wir ſprachen uns — mir ſchien er habe Eile.

Lieven.

Ja,
Die hat er allerdings; doch iſt er noch nicht da.
Nun, endlich werden wir den Zauberer doch ſehen —
Ich will nur gleich hinauf auf meine Ausſicht gehen
Und ſchauen, ob er kommt.

(Zu Brück.)

Adieu! Sie ſehen ſchon,
Bei mir herrſcht gar kein Zwang.

Brück.

Das iſt der Freundſchaft Ton!

Fr. v. Welling.

Auch ich verlaſſe Sie, mein Herr, auf kurze Zeit.

Lieven (leiſe zu Brück).

Man macht am Putztiſch ſich auf den Empfang bereit.

(Lieven geht durch die Mitte ab. Brück bietet Frau v. Welling den Arm und begleitet ſie zu ihrem Zimmer.)

Vierter Auftritt.

Roſine (allein).

Die Ankunft des Majors begreift ſich wohl nicht ſchwer,
Den führt der Zufall nicht, den führt die Liebe her.
Und meine gnäd'ge Frau — ja, ja, wenn's glücklich geht,
So kommt Herr Langen auch ſchon wieder hier zu ſpät.

Fünfter Auftritt.

Roſine. Major Brück.

Brück (im Hintergrunde rufend).

Roſinchen!

Roſine (will ſich entfernen).

Sie verzeih'n, ich habe jetzt nicht Zeit.

Brück (faßt ſie am Arm).

Du mußt mir Rede ſteh'n.

(Gibt ihr eine Börſe.)

Nimm dieſe Kleinigkeit.

Roſine.

Pfui, jetzt erſt ſollt' ich mich durch ſchnelles Fliehen rächen!
Was glauben Sie von mir? Sie wollen mich beſtechen?

(Indem ſie das Geld einſteckt.)

Jedoch mein gutes Herz und Ihre wicht'ge Miene —

Brück.

Ich liebe deine Frau!

Roſine.

Das weiß ich ſchon!

Brück.

Roſine!
Der Himmel weiß, ich kann nicht ohne ſie mehr leben!
Zwar mußt' ich mich im Dienſt fort von der Stadt begeben,
Doch geſtern führte mich mein guter Stern zurück,
Da eil' ich hin zu euch im erſten Augenblick,
Und höre, deine Frau ſei auf dem Lande hier,
Auf ihres Onkels Schloß; da ſetz' ich voll Begier
Mich wieder ſchnell auf's Pferd, verfolge ihre Bahn,
Spreng' im Galoppe fort und komme ſo hier an.

Roſine.

Und kommen recht, um nicht die Hochzeit zu verfehlen.
Indeſſen dürfen Sie den Bräutigam nicht ſchmählen,
Denn, hätte er ſich nicht zur Reiſe Zeit genommen
Und käm' zu ſpät, ſo wären Sie zu ſpät gekommen.

Brück.

O Gott! was ſagſt du da?

Roſine.

Ja, ja, man komplottirt,
Daß Langen meine Frau zum Traualtare führt.

Brück.

So fänd' ich ſie, um ſie auf ewig zu verlieren?
Nein, nein, das duld' ich nicht! Man möge komplottiren,

Ich hau' den Knoten durch, mir raubet, was ich liebe,
Selbſt nicht des Himmels Macht, und wenn nichts übrig bliebe,
Wohlan, ſo zwing' ich mit dem Degen in der Hand
Den Gegner, daß Verzicht er leiſt' auf dieſes Band.

Roſine.

Wie? Mit den Waffen? Nein, bewahr' uns Gott vor Blut,
Ich lobe zwar recht ſehr den großen Heldenmuth;
Doch darf die Sache kein ſo tragiſch Ende nehmen,
Mehr nützt es, wollen Sie zur Kriegsliſt ſich bequemen.

Brück.

Zur Liſt? Wie meinſt du das?

Roſine.

Ja, ſeh'n Sie, meine Frau —
Sie dürfen glauben mir, ich kenn' ihr Herz genau —
Sie haßt zwar Langen nicht, und möchte wohl auch eben
Dem Onkel willig ſeyn, der ihr den Mann will geben,
Im Herzen aber iſt's ganz anders ihr zu Muth.
(Mit Beziehung.)
Denn einem Andern iſt ſie wider Willen gut.
Ich ſage gut, je nun, die Liebe muß erſt kommen,
Und darum heißt es jetzt, das Herz ſchnell eingenommen.
Sehr koſtbar iſt die Zeit, hier gilt's den Augenblick,
Und ganz in Ihrer Hand, liegt jetzt Ihr eignes Glück.

Brück.

Ich baue auf mein Herz, ich liebe ſie ſo heiß.

Roſine.

Ganz recht, die Lieb' iſt ja der Liebe würd'ger Preis!

Verſäumen Sie nur nichts, es drängt der Tag, die Stunde,
Und bombardiren Sie mit Hand und Blick und Munde,
Verfolgen Sie ſie ſtets, und machen Sie ja immer
Ein leidendes Geſicht, das fängt uns Frauenzimmer.
Und frägt ſie endlich dann um Ihres Kummers Grund,
Dann brechen Sie erſt los, dann iſt die rechte Stund'.

Brück.

Die Leidenſchaft ſoll bald des Mundes Siegel brechen,
Doch wann — wie kann ich wohl mit ihr, der Theuern, ſprechen?
Viel Blicke lauern hier auf uns.

Roſine.

Das wird ſich finden;
Vielleicht gelingt es mir, zwei Augen zu verbinden —
Doch ſtill — man kommt — vielleicht iſt Langen angekommen.
Nicht unvorſichtig und ſich fein in Acht genommen.

Brück.

Wir ſprechen uns recht bald.

Roſine.

Mich freut es, kann ich dienen.
(Auf ihr Vortuchſäckchen ſchlagend.)
Denn immerdar gewinnt man im Geſpräch mit Ihnen.
(Beide zu verſchiedenen Seiten ab.)

Sechster Auftritt.

Herr v. Lieven (tritt ein). **Spatz** (folgt ihm mit vielen Bücklingen).

Spatz.

Die Ehre gnäd'ger Herr! —

Lieven.

Laß jetzt die Komplimente.
Dein Herr? —

Spatz.

O, daß ich ſein Entzücken ſchildern könnte —
Als er Ihr Schloß hier ſah.

Lieven.

Mich freut es auch recht ſehr!
Wo bleibt er?

Spatz.

Ach, er kann es kaum erwarten mehr
Hier einzutreten.

Lieven.

Nun, wo iſt er?

Spatz.

In der Au'
Steht er, bewundernd dort des Schloſſes prächt'gen Bau;
Mich ſandt' er ſchnell voraus ihn anzumelden.

Lieven.

Wie?
Jetzt läßt er ſich ſogar noch melden!

Spatz.

Sehen Sie,
Zu leben weiß mein Herr, er iſt ein Mann der Welt,
Die feinſten Sitten hat er niemals noch verfehlt.
Um einzutreffen nicht zu ſpät, hat er die Nacht
Im nächſten Dorfe dort im Wirthshaus zugebracht.
Ich mußte rein'gen Pferd' und Wagen dieſen Morgen,
Indeſſen ſah' ich ihn die Toilett beſorgen;
Doch horch! ja, ja, das iſt ſein eil'ger Tritt!

Lieven.

'S iſt Zeit!

Spatz (mit einer Verbeugung).

Empfehle mich in Ihre Wohlgewogenheit!

(Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Herr v. Lieven. Herr v. Langen.

Lieven (ihm entgegen tretend).

Nun, ſind Sie endlich da?

Langen (ſich den Schweiß von der Stirne trocknend).

Und außer Athem Freund!
Nicht glauben können Sie, wie ich geeilt.

Lieven (lächelnd).

Es ſcheint!

Langen.

Schon vor vier Tagen hofft' ich einzutreffen hier,
Doch ſetzt' entgegen ſich ſo mancher Zufall mir.

Schon auf der erſten Poſt ſteht auf der Straß' ein Mann,
Er grüßt mich, winkt mir zu, ich ſeh' ihn näher an;
Ein Schulkam'rade iſt's, der Liebſte mir von Allen —
Iſt ſteige freudig ab ihm um den Hals zu fallen,
Sein Schloß iſt, wie er ſagt, entfernt nur wen'ge Schritte,
„Beſuchen mußt du mich!“ ruft er, und ſeiner Bitte
Konnt' ich nicht widerſteh'n; kopfſchüttelnd geh' ich hin,
Da gibt er mir ein Feſt, wovon ich König bin,
Und hält den ganzen Tag und auch die Nacht mich dort,
Am Morgen endlich ſpreng' ich ohne Abſchied fort;
Doch kaum zwei Stunden war ich fortgeeilt im Flug,
Da kommt entgegen mir ein froher Hochzeitzug.
Anhalten mußt ich doch, daß Niemand Schaden nahm,
Ich ſeh' die Braut mir an und dann den Bräutigam —
Wer iſt's? -- Mein Vetter Max, der hier ſich feſtgeſetzt,
Und ſich das ſchönſte Kind der Gegend heimführt jetzt.
Max! ſchrei' ich, Philipp er, ein Drängen und ein Treiben
Iſt jetzt um mich herum. — „Heut' mußt du bei mir bleiben“ —
Ruft Max, „und mußt als Zeug' den Eh'pakt unterſchreiben.“
Ich deprecire — doch, man hebt mich aus dem Wagen —
Was hilft's, ich kann doch nicht mit meinem Stock d'rein ſchlagen;
Geh' alſo mit zur Kirch', da werden ſie getraut,
Dann unter Pöllerknall mit in das Haus der Braut.
Man räumt als Ehrengaſt mir bei dem Hochzeitſchmaus
Die erſte Stelle ein; und als das Eſſen aus

Tanzt man; ich gebe vor, daß ich die Zeit nicht hätte,
Da fordert mich die Braut zur Ehren-Menuette.
Ich tanze ſeufzend nur, und jetzt läßt man mich wandern
Im Walzer und Galopp von einer Hand zur andern,
So geht's in einem fort, bis zu dem Morgen faſt,
Da ſchleich ich mich davon; doch hält ein Hochzeitgaſt
Mich auf, zuflüſternd mir, es wolle eine Schar
Von Muſikern gleich jetzt dem neuvermählten Paar
Ein Ständchen bringen, und da fehle leider noch
Der Trommelſchläger, der bei dieſem Stücke doch
(Denn von Roſſini war's) Ganz unentbehrlich wäre.
Da bäten ſie ſich denn von *mir* nun aus die Ehre —
Was wollt' ich thun? ich ſchlug die Trommel voll Verdruß,
Entwiſchte aber doch noch vor des Ständchens Schluß,
Und eilte weiter. — Ach — noch zwanzig Hinderniſſe
Die legten weiter noch ſich dann vor meine Füße. —
Ein Mann, der einſt im Dienſt bei meinem Vater ſtand,
Und den ich jetzt als Wirth im nächſten Städtchen fand,
Hielt mich ein Stündchen auf; zwei Stunden lenkt' ich ab
Vom Wege, um zu ſeh'n ein ſehr berühmtes Grab.
Auch fand ich an der Straß' ein armes krankes Mädchen,
Die ich in's Hoſpital gebracht in's nahe Städtchen.
Kurz, wenn ich recht bedenk' was Alles mir geſcheh'n,
So wund're ich mich noch ſelbſt, mich jetzt ſchon hier zu ſehn.

Lieven.

Schon? Nun, es mag d'rum ſeyn; auszanken wollt ich
Sie —

(Lächelnd und ironiſch)

Allein jetzt ſeh' ich ein, Sie kommen noch zu früh;

Doch ſagen Sie, mein Freund, wie konnt' es denn geſchehen,
Ich ſtieg auf meinen Thurm, daß ich Sie nicht geſehen?

Langen.

Das konnten Sie wohl nicht, denn mehr als eine Stunde
Bin ich ſchon hier im Park, kutſchirte in der Runde
Darin herum, beſah das Glashaus und den Teich,
Die friſchen Bäume all' an edlem Obſt ſo reich.
Süperb, mein Freund, ſüperb!

Lieven.

Nein, das iſt arg! wir warten
Hier ſehnſuchtsvoll auf ihn, und er beſieht den Garten —
Was für ein Satan fuhr in Sie, mein lieber Mann,
Daß man bei aller Eil' Sie nie erwarten kann?
Sie wußten doch, es ſei Eliſe hier bei mir;
Auch ſchrieb ich Ihnen ja, warum ich jetzt Sie hier
Recht ſchleunig wünſchte.

Langen.

Wohl! und danken muß ich Ihnen,
So viele Güte will ich ſuchen zu verdienen.
Noch mehr, mein Wertheſter! ich muß ſogar geſtehen,
Ich lieb' Eliſen ſehr, noch eh' ich ſie geſehen.

Lieven.

Und doch gezaudert?

Langen.

Ach, ich brannte vor Begierde
Sie anzuſtaunen hier der Frauen Schmuck und Zierde —
Und vorwärts rief mein Herz; doch die Vernunft rief: weile!
Bei Frau'n gewinnt man nichts durch all zu große Eile,

Es reifet jedes Ding auf Erden mit der Zeit,
Imagination thut mehr als Wirklichkeit.
Dem Unbekannten leiht ſie Reize, lieber Freund,
Die dann verſchwinden ſchnell in Nichts, wenn er erſcheint.
So dacht' ich — rechnete auf Ihre Güte ſehr —
Sie ſprachen wohl von mir viel Gutes, lobten mehr
Als ich's verdiene, mich, und nützten ſo auf Ehre
Mir beſſer, als wenn ich ſelbſt da geweſen wäre.

Lieven.

Nun, dieſe Art iſt neu — kann ſeyn, vielleicht auch gut;
Doch jetzt empfehl' ich, Freund, mehr Schnelligkeit und Muth.
Ein böſer Rechtsſtreit zwingt Eliſen morgen eben,
Schon fortzuzieh'n und nach der Stadt ſich zu begeben.

Langen.

Wie?

Lieven.

Darum ſuchen Sie ihr Herz ſchnell zu gewinnen.

Langen.

Gott! in ſo kurzer Zeit, wie ſoll ich das beginnen?
Ich muß doch ſuchen erſt den Weg zu ihrem Herzen,
Studiren ihren Geiſt, die Freuden und die Schmerzen,
Die ſie am meiſten afficiren, muß vor Allen
Den Standpunkt ſtellen mir, in dem ich kann gefallen,
Muß ſtufenweiſe mir bezeichnen alle Grade,
Vom Händedruck bis zu des erſten Kuſſes Gnade.
Denn ſonſt verſchütt' ich ja das Kind mir mit dem Bade.
Die Nebenbuhler muß ich aus dem Sattel heben,
Das Kammerkätzchen auch mir zu gewinnen ſtreben,

Zugleich die Minen all' der Liebe ſpringen laſſen,
Und endlich, endlich dann den rechten Zeitpunkt faſſen,
Wo ich, von keinem fremden Ohr belauſchet, dann
Auf meinen Knien ihr mein Gefühl geſtehen kann.
Zu alle dem, mein Freund, Sie ſehen das wohl ein,
Muß dieſer einz'ge Tag mir viel zu wenig ſeyn.

Lieven.

Bei der Bedächtlichkeit genüget kaum ein Jahr!
Mein Lieber, da ich einſt in Ihrem Alter war,
Da hab' ich weniger als Sie zwar raiſonirt,
Doch ſchneller auch als Sie, ein Plänchen ausgeführt.
(Faßt ihn an der Hand.)
Fort, kommen Sie mit mir! wir gehen zu Eliſen!

Langen.

Wie?

Lieven.

Zieren Sie ſich nicht!

Langen.

Ich kann doch nicht in dieſen
Beſtäubten Kleidern —

Lieven.

Ach, was thut's?

Langen.

Nein, nimmermehr!
Der erſte Augenblick entſcheidet viel zu ſehr
Bei Frau'n; ſie fordern, daß man ſich der Mode zwingt,
Und ihnen ſo durch Zwang die erſte Huld'gung bringt.

Lieven (will ihn mit fortziehen).

So ſein Sie klug!

Langen.

Ich kann der Sitte nichts vergeben.

Lieven (läßt ihn unwillig los).

Schon wieder iſt's zu ſpät; da kommt Eliſe eben!

Langen.

Sie kommt! O Himmel, nein! — In dieſem Augenblick
Kann ich nicht zeigen mich — ich eile —

(Er will fort.)

Lieven (verſtellt ihm den Weg).

Halt! Zurück!
Wenn Sie, ſo oft ſie kommt, ihr aus dem Wege gehen,
Habt ihr in Jahresfriſt euch gar noch nicht geſehen.

Achter Auftritt.

Frau v. Welling. Roſine. Herr v. Lieven.
Herr v. Langen. Dann **Major Brück.**

Langen (mit einer tiefen Verbeugung. zu Frau v. Welling).

Verzeih'n Sie gnäd'ge Frau —

Fr. v. Welling (erwiedert die Verbeugung).

Mein Herr! —

Langen (auf ſeine Kleider zeigend).

Nicht meine Schuld
Iſt's, daß ich ſo —

Lieven (für ſich).

Nein, jetzt verlier ich die Geduld!

(Langen ſeiner Nichte präſentirend.)

Eliſ', ich ſtelle hier dir vor den Herrn von Langen,

Sohn meines beſten Freund's, er brannte vor Verlangen
Zu ſehen dich; ſchon oft ſprach ich von ihm mit dir.

Langen (mit vielen Bücklingen).

Zu Schmeichelhaftes ſprach der Gute wohl von mir,
Verehrte gnäd'ge Frau — o möcht' es doch geſchehen,
Daß einſt auch Sie mich ſo mit güt'gen Augen ſehen —
Was mich betrifft, ſo malt' ich mir Ihr theures Bild
In meiner Phantaſie mit allem Reiz erfüllt,
Und dennoch ſeh' ich jetzt ſchon auf den erſten Blick,
Weit blieb das Abbild hinterm Original zurück.

Lieven (für ſich).

Das war nicht übel!

(Zu Frau von Welling.)

Nun, gefällt dir was er ſpricht?

Fr. v. Welling (leiſe zu Lieven).

An Komplimenten fehlt's dem guten Manne nicht.

Langen (erblickt Brück, der eben eintritt).

Auch Sie hier, Herr Major! ich freue mich recht ſehr,
Mein Glücksſtern führte mich zur rechten Stunde her!

Brück.

Dem Zufall dank' auch ich —

Langen.

O hochbeglückter Langen
Den hier die Freundſchaft und die Grazien empfangen!

Lieven.

Der Komplimente jetzt genug. — Der Tag iſt ſchön,
Laßt uns ein Stündchen nun im Park ſpazieren geh'n.

(Zu Langen.)

Da will ich Ihnen, Freund, mein neues Glashaus zeigen

Und die Treillag' beſät' mit Pfirſichen und Feigen.
Die Baumſchul' auch. —
(Leiſe zu ihm.)
Ich ſtehle mich dann leiſe fort,
Und mit Eliſen laß' ich Sie alleine dort.

Langen (leiſe zu Lieven).

Wie gütig Sie doch ſind!
(Laut und mit Enthuſiasmus.)
Ganz glücklich kann man ſeyn
Nur auf dem Lande, hier zieh'n ſchaarenweiſe ein
Die Freuden in die Bruſt, die ohne Zwang und Scheu
Sich öffnet der Natur; von Etikette frei
Spricht das Gefühl ſich aus, wie's ſchlummert in dem Buſen,
Und näher ſind uns hier die Grazien und die Muſen.
O, glücklich Jener, der in kühler Bäume Schatten
Mit der Geliebten wallt auf blumenreichen Matten, —
Hier bricht Vertraulichkeit das Siegel an dem Mund,
Die Flamme thut ſich bald durch Aug' und Zunge kund,
Denn mit der Lieb' iſt hier auch die Natur im Bund!

Lieven (leiſe zu Langen).

So recht!

Roſine (lächelnd).

Das iſt touchant!

Lieven.

Kommt, Kinder! laßt uns gehen,
(Leiſe zu Langen.)
Allons, und bieten Sie den Arm!

Langen (ganz in Eliſens Anblick verſunken).

Wer kann ſie ſehen,

Und nicht von ihrem Reiz ſich ganz ergriffen fühlen?
Im Auge welche Glut! und in den Grübchen ſpielen
Die Amoretten.

Lieven (leiſe zu ihm).

Laſſen Sie die Amoretten,
Wenn Sie doch lieber ſchon den Arm geboten hätten!

Langen.

Welch eine Frau!

Lieven.

Nun wird's?

Langen.

Wie wird man mich beneiden,
Mich Überglücklichen! um ſolcher Ehe Freuden!

Lieven.

Sie ſollen, ſagte ich, den Arm Eliſen geben.

Brück (tritt zu Eliſen und bietet ihr ſeinen Arm).

Darf ich? —

Fr. v. Welling (für ſich, indem ſie ihm den Arm gibt).

Verweigern kann ich's nicht!

(Sie geht mit Brück ab. Roſine folgt.)

Langen (will Fr. v. Welling ſeinen Arm bieten, und ſieht wie ſie ſo eben mit Brück abgeht).

Ach Gott! ſo eben
Wollt' ich die Ehre mir —

Lieven (verdießlich).

Da ſehn' Sie, wie es geht,
Wenn man ſtets räſonirt, ſo kommt man ſtets zu ſpät.

Neunter Auftritt.

Herr v. Lieven. Herr v. Langen.

Langen.

Das nenn' ich Unglück!

Lieven.

Nein, ich nenn' es Langſamkeit

(Ihm höhnend ſeinen Arm bietend.)

Jetzt bleibt nur noch mein Arm — mein Herr ich bin bereit.

Langen.

Ganz ohne Scherz, mein Freund, der Herr Major von Brück
Macht mir ein böſes Spiel; Sie ſahen doch den Blick
Den auf Eliſen er —

Lieven.

Jetzt ſchnell nur in den Garten!

Langen.

Ich bin recht ärgerlich!

Lieven.

Fort! ſag' ich fort! ſie warten.

Langen.

Ach, Ihre Nichte iſt ſo reizend, daß kein Mann
Sie — ohne ihr ſein Herz zu ſchenken — ſehen kann —
Und Brück iſt feurig!

Lieven.

Nun, ſo laſſen Sie uns eilen!

Langen.

Ich bin entſchloſſen —

Lieven.

Mir zu folgen?

Langen.

Nein, zu weilen.

Lieven (ſteht ſtarr und verwundert).

Nein, das iſt doch zu arg! Sie ſpaßen!

Langen.

Nimmermehr!
Verdrießen könnte das Brück und Eliſen ſehr;
Es ſäh' wohl gar ſo aus, als ob wir Mißtrau'n hegten,
Und böſen Sinn in ganz unſchuld'ge Handlung legten.
Nein, nein, ich bleibe hier — Sie werden, Lieber, ſeh'n,
Gerade wenn wir zögern ihnen nachzugeh'n,
So wird Eliſe, die ſo klug, in kurzer Zeit
Durch dieſes tête à tête ſich in Verlegenheit
Geſetzet fühlen und ſchnell einen Vorwand finden,
Es abzubrechen.

Lieven.

Wohl — jedoch die Stunden ſchwinden

Langen (tritt zum Fenſter und ſieht hinaus).

Ach ſeh'n Sie nur, was ich geſagt, es traf ſchon ein.
Sie kommt, und Brück geht ganz verlegen hinterd'rein!

Lieven.

So geh'n Sie jetzt zu ihr, ich ſuch' indeſſen Brück
Und halt' ihn, daß er Sie nicht ſtör't, bei mir zurück.
Fort, fort! und faſſen Sie einmal den Augenblick,
Geh'n Sie ihr nicht vom Leib, bis Sie ſich ganz erklärt,
Geſtanden Ihre Lieb' und ihre Hand begehrt.

Langen.

Das wäre doch zu ſchnell!

Lieven.

Nicht überraſchen wird
Sie das Geſtändniß; denn ſie iſt ſchon avertirt.

Langen (mit Feuer).

O Gott! geläng' es mir ihr Herz mir zu erringen,
Wir gerne wollt' ich mein's dafür zum Opfer bringen.
(Er geht einige Schritte, kehrt aber wieder um.)
Doch beſſer wär' es noch, viel beſſer meine ich,
Sie warten hier auf ſie, und ſprechen erſt für mich.

Lieven (mit einem Achſelzucken).

Ja, ja, das ſeh' ich wohl — meng' ich mich nicht in's Spiel,
So kommen Sie, lebend'ger Zweifler, nie zum Ziel.
Und geht's ſo fort, ſo iſt es nöthig noch ſogar,
Ich reich' am End' die Hand für Sie noch am Altar. —
Es ſei! Ich höre ſchon Eliſen kommen — fort,
Geh'n Sie indeſſen in den Bücherſaal!

Langen.

Wo?

Lieven (zeigt auf die Thüre zur Bibliothek).

Dort!

Langen (öffnet die Thüre, ſieht hinein, und bleibt erſtaunt, die Arme in einander ſchlingend, vor derſelben ſtehn).

Ha! Welche Sammlung und welch' angemeſſ'ner Platz!

Lieven.

So geh'n Sie nur hinein!

Langen.

Das iſt der wahre Schatz,

Der Menſchen beſter Freund, ganz ohne allem Trug,
Und ohne Schmeichelei'n iſt nur ein gutes Buch.

Lieven.

Fort!

Langen (fort perorirend).

Glücklich Jener, der —

Lieven (ſchiebt ihn mit Gewalt in die Bibliothek).

Et caetera — hinein!
Und ſeh'n Sie, daß ich geh, dann ſtellen Sie ſich ein.
Dann wird die rechte Stunde zur Erklärung ſeyn.

Zehnter Auftritt.

Herr v. Lieven. Frau v. Welling. Roſine.

Fr. v. Welling.

Oheim ich ſuchte Sie — Sie ließen mich mit Brück
So ganz allein —

Lieven.

Ich blieb bei Langen hier zurück,
Der Gute wollte mir die Leidenſchaft geſtehen,
Die mächtig ihn ergriff, da er dich nur geſehen —
Eliſe, ſag' auch du mir nun, gefällt er dir?

Fr. v. Welling (betroffen).

O ja! Er ſcheint —

Lieven (zu Roſinen, welche näher getreten iſt, um zu horchen).

Fort, Lauſcherin! was willſt du hier?

Roſine (im Abgehen für ſich).

Der arme Brück! man bricht nun über ihn den Stab.

Eilfter Auftritt.

Herr v. Lieven. Fr. v. Welling.

Lieven.

Nun, war das Bild nicht treu, das ich von ihm dir gab?
Gefühlvoll iſt er, gut, ein Redner ohne Gleichen,
Durch ſein Benehmen weiß er ſich in's Herz zu ſchleichen.

Fr. v. Welling.

Ein liebenswerther Mann, das muß ich ſelbſt geſteh'n.

Lieven.

Nun ſchön, mit Freude werd' ich euch vereinet ſeh'n.
Noch dieſen Abend bring in's Reine ich die Sachen.
Durch eine Schrift will ich euch Beide glücklich machen.
Und dir zugleich, im Fall' ich geh' aus dieſer Welt,
Mein Gut zuwenden, der Notar iſt ſchon beſtellt.

Fr. v. Welling.

Ach, theurer Onkel!

Lieven.

Nun?

Fr. v. Welling.

Es wird ſo bange mir.

Lieven.

Thu's, oder thu' es nicht, es hängt nur ab von dir.

Fr. v. Welling.

Ihr Wunſch iſt mir Befehl, doch laſſen Sie mir Zeit;
Noch kenn' ich Langen nicht, wir wechſelten ja heut
Kaum ein'ge Worte noch; auch iſt mir nicht bekannt,
Ob er mich liebt —

Lieven.
Er iſt ja ganz für dich entbrannt.
Fr. von Welling.
Mit Ihrem günſt'gen Blick ſieht nicht ein Jeder.
Lieven.
Bah!
Mach' keine Scrupel dir — entdecket hat er da
Auf dieſem Platz mir erſt voll Feuer ſeine Triebe —
Mein Kind, ich gehe jetzt, er wird dir ſeine Liebe
Im nächſten Augenblick ſchon ſelbſt geſteh'n —
(Sie auf die Wange tätſchelnd.)
Leb' wohl,
Und wenn er kommt, Eliſ', empfang ihn liebevoll.
Hörſt du? thu's mir zu lieb! —
(Im Abgehen für ſich.)
Jetzt iſt das Eiſen heiß,
Wenn er es ſchmiedet gleich, ſo winket ihm der Preis.
(Geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Frau v. Welling (allein).
Gefallen iſt mein Los — zu ändern iſt nichts mehr.
(Mit einem Seufzer.)
Ach, wie's hier ängſtlich klopft — warum kam Brück hieher?
Umzogen war ſein Bild bereits mit einem Schleier,
Ich ſah ihn, und es glänzt auf's Neu' im mag'ſchen Feuer —

Fort, ihr Gedanken, fort, ich darf euch nicht bewahren —
Schweig, thöricht Herz, ich kenne leider die Gefahren,
In welche Leidenſchaft uns ſtürzt — hervor Verſtand!
Bezwinge du das Herz, verſchenke meine Hand!
Des guten Onkels Wunſch, erfüllen will ich ihn,
Er führe, wann er will, mich zum Altare hin.
Ich bin bereit, mich ſoll die Leidenſchaft nicht trügen.
Poch immer zu du Herz, du mußt dich dennoch fügen.
(Sie horcht.)
Man kommt — ach, ganz gewiß iſt's Langen! Himmel! nein!
Brück iſt's! muß Alles denn gen mich im Bunde ſeyn?

Dreizehnter Auftritt.

Major Brück. Frau v. Welling.

Brück.

Nicht länger, gnäd'ge Frau, kann ich den Zweifel tragen,
Zu öffnen ganz mein Herz, ich muß es einmal wagen —
Gott! wär' es ſchon zu ſpät? iſt's wahr, was ich vernommen,
Ein Glücklicherer ſoll die ſchöne Hand bekommen?
Eliſe, reden Sie, Gewißheit mir zu geben,
Und ſo entſcheid' ein Wort mein Glück, ja ſelbſt mein Leben.

Fr. v. Welling (ſanft aber mit Würde).

Was wollen Sie von mir? wer hat das Recht zu fragen?
Muß ich von meiner Wahl die Gründe Jemand ſagen?
Frei bin ich und kein Menſch —

Brück.

Dies Recht, Eliſe, gibt
Mein Herz mir, welches Sie mit aller Inbrunſt liebt.
Ausſprechen will ich's nun, was lang mein Aug' geſtanden,
Und was, wenn ſich Gefühl mittheilt, auch Sie empfanden.
Seit ich zum erſten Mal Sie ſah, ſo lieb' ich Sie,
Die Flamme lodert fort, verlöſchen wird ſie nie,
Und kann ich Ihre Hand, Ihr Herz mir nicht erwerben,
Wird doch die Leidenſchaft nur, wenn ich ſterbe, ſterben.

Fr. v. Welling.

Brück! Schweigen Sie!

Brück.

O nein, die Glut, die in mir lodert
Sie kann ſich länger nicht verbergen.

Fr. v. Welling.

Nun, was fodert
Ihr Ungeſtüm von mir?

Brück.

Ein Wort, ein kleines Wort,
Des Menſchen höchſtes Glück, des Menſchen einz'ger Hort,
Das Wörtlein: Hoffnung! nur aus Ihrem ſchönen Mund.

Fr. v. Welling.

Ich kann nicht — Herr Major! Sie wiſſen, welch ein Bund —

Brück.

Vom Onkel projektirt, ich weiß es — aber nein —
Ihr Wille iſt es nicht, Ihr Wille kann's nicht ſeyn!

Fr. v. Welling (zögernd).

Und doch die Klugheit —

Brück.
Ach! Die kalte Klugheit ſchweigt,
Wo heiße Liebe ſich in ihrer Allmacht zeigt.
Fr. v. Welling.
Ich bitte Sie —
Brück.
Eliſ', ach nur ein einzig Wort
Des Troſt's!
Fr. v. Welling.
Sind Sie mir wirklich gut, ſo geh'n Sie fort.
Brück (zu ihren Füßen).
Ach, ich beſchwöre Sie, zerreißen Sie dies Band!
Fr. v. Welling (ſehr ängſtlich horchend).
Man kommt!
Brück.
Zum Zeichen, daß mein Herz das Ihre fand,
So reichen Sie mir —
Fr. v. Welling.
Was denn? Reden Sie!
Brück.
Die Hand.
Fr. v. Welling (reicht ihm die Hand).
Hier — aber ſtehn Sie auf.
Brück (ihre Hand mit Küſſen bedeckend).
Geſchloſſen iſt das Band!
(Steht auf.)

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Herr v. Langen.

Langen (tritt aus der Bibliothek, ein Buch in der Hand).

Wie himmliſch ſchreibt der Mann, mit welcher Kraft und Wahrheit!
Dabei zugleich ſein Styl voll Eleganz und Klarheit,
Nicht trennen kann ich mich von dieſem Buche.

Fr. v. Welling (leiſe zu Brück).

Brück!
Entfernen Sie ſich jetzt!

Brück (indem er ihre Hand küßt).

Mit mir trag' ich mein Glück!
(Geht ab.)

Langen (Brück bemerkend).

War der ſchon wieder da? Das nenn' ich Mißgeſchick!
(Er legt das Buch auf einen Tiſch.)

Fünfzehnter Auftritt.

Herr v. Langen. Fr. v. Welling.

Langen (für ſich).

Ihr Alles zu geſteh'n — jetzt iſt der Augenblick,
(Laut zu Frau v. Welling und näher tretend.)
Verehrte gnäd'ge Frau, ſchon lange ſehnt' ich mich
Nach dieſem günſtigen Moment, in welchem ich
Mit Ihnen ganz allein zu ſprechen wagen kann;
Darum erlauben Sie —

Fr. v. Welling (ihn unterbrechend).

Jetzt, Lieber, geht's nicht an,
Verzeihen Sie, allein, ich kann mich jetzt nicht faſſen —
Ein ſtarker Schmerz im Kopf — ich muß Sie ſchnell verlaſſen.
Ein ander mal —

(Sie geht die Hände an den Kopf haltend, ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Herr v. Langen (allein, ſieht ihr ſtarr nach).

Recht ſchön, das Schickſal will mich äffen!
Gelingt mir's einmal auch, allein ſie anzutreffen,
So hat ſie Kopfſchmerz! ha! das nenn' ich Unglück!

Siebzehnter Auftritt.

Herr v. Langen. Herr v. Lieven.

Lieven (kommt fröhlich und ſpricht geheimnißvoll zu ihm).

Freund?
Ging das Geſtändniß gut, ſind Sie mit ihr vereint?
O ja, vortrefflich ging's — Sie ſind ja ganz bewegt —
Sie triumphiren —

Langen (verdießlich).

Schön! zu Bett hat ſich gelegt
Eliſe — ſie iſt krank.

Lieven.

Wie?

Langen.

Kopfſchmerz plagt ſie jetzt.

Lieven.

Aha! Sie haben wohl zu ſtark ihr zugeſetzt;
Und ihre Reizbarkeit —
(Mit dem Finger drohend.)
Sie ſind ein ſchlimmer Mann! —

Langen.

O ſpotten Sie nur zu! kein Wörtchen bracht' ich an.

Lieven.

Iſt's möglich?

Langen.

Allerdings; denn als ich eintrat hier,
Fand ich ſchon wieder den Major von Brück bei ihr.

Lieven.

Doch als ich von ihr ging, war ſie ja ganz allein,
Weßwegen traten Sie denn da nicht gleich herein.

Langen.

Ich war im Bücherſaal, verlor ſo ganz mich da
Im Anblick jener großen Schätze, die ich ſah,
Ich blätterte bald hier, bald dort, und endlich fiel
Mein Blick auf jene prächt'ge Auflag vom Virgil,
Die Alles übertrifft — ich las —

Lieven (fällt ihm verdrießlich ein).

Sie machen's fein!
Sie steh'n im Bücherſaal und leſen dort Latein,
Indeſſen ſagt ein Nebenbuhler Ihrer Braut,
Daß er ſie liebe, hier verſtändlich deutſch und laut;

O ſchön! Studiren Sie, mein Freund, Virgils Gedichte,
Ein Anderer indeß heirathet meine Nichte.
Herr! Sie verdienten wohl, daß ich den Handel ſchließe,
Und Ihrem Schickſal nun Sie gänzlich überließe. —
Doch kann ich meinen Plan nicht ſo geſcheitert ſeh'n,
Auch regt mich Alles dieß, ich muß es ſelbſt geſteh'n,
Nur mehr noch an, für Sie noch kräft'ger zu agiren,
Um über Ihren böſen Stern zu triumphiren.
Mein Neffe werden Sie, ich ſchwöre es, noch heut,
Trotz Schickſal und Major und Ihrer Langſamkeit.

Langen.

Der liebenswürd'ge Zorn, er macht mein ganzes Glück.

Lieven.

Es drängt die Zeit, und fort muß heute noch Herr Brück!
Er iſt ein hübſcher Mann, des reichſten Nachbars Sohn,
Und bracht' es zum Major in dieſem Alter ſchon!
Kann Anſpruch machen ſo auf jedes Vaters Segen,
Kann einen Lorberkranz der Braut zu Füßen legen.
Das ſchmeichelt, und dabei die Uniform, die macht,
Daß jedem Weibe gleich das Herz im Leibe lacht.
Gefährlich iſt der Mann und lieber bleib' er fern.

Langen.

Verdienſte kann auch ich anführen.

Lieven.

Glaub' es gern.

Langen.

Sie wiſſen ja, auch ich dient' auf dem Feld der Ehre,
Und hätt' ich nicht quittirt, ganz ohne Zweifel wäre

Auch ich jetzt ſchon Major; denn manche heiße Schlacht
Hab' ich, ich darf es ſagen, muthvoll mitgemacht;
Jedoch auch dort hat mich mein bös Geſchick gequält —
Sie lächeln? hören Sie erſt, wie es ſich verhält:
Mit einem Bataillon der ſchönſten Grenadiere
War ich einſt kommandirt, daß ich den Sturm anführe;
Da ſtanden wir denn feſt geſchloſſen an dem Thurm
Der Feſtung, harrend mit Verlangen auf den Sturm;
Jetzt tönte das Signal, es donnerte das Erz,
Es pochte vor Begier uns Allen ſchon das Herz. —
Da ließ ich ein Quarré formiren ſchnell um mich,
Hielt eine Rede an die Mannſchaft, welche ſich
Auszeichnete durch Kraft, ich ſpornte jeden Mann,
Der in der Linie ſtand, mit Worten einzeln an,
Ich zeigte ihnen in der Fern' den Lorberkranz,
Den Ruhm, die Ehre und den Dank des Vaterland's.
Und eben will zum Schluß ich neuen Athem leihen,
Da hör' ich neben mir „Sieg und Viktoria!“ ſchreien.
Ich ſchau empor zum Wall, ha! unſ're Fahne ſteht
Schon oben aufgepflanzt — da war's für mich zu ſpät,
Es floh bereits der Feind, gewonnen war die Stadt,
Und nimmer konnt' ich thun, was ſchon ein And'rer that.
Der Vorfall kränkte mich und meine Wuth war groß,
Und da man gleich nach dieſer Schlacht den Frieden ſchloß,
Quittirt ich meinen Dienſt und trat dann in's Civil.

Lieven (die Achſel zuckend).

Ja, reden muß man nicht, wo Handeln führt zum
Ziel.

Langen.

Doch gab ich's noch nicht auf, dem Vaterland zu dienen —
Jetzt, wo der Augenblick nun wieder iſt erſchienen —
Und wo der Krieg beginnt, will gern ich wieder gehen,
Es hat mir — Ihnen Freund, darf ich das wohl geſtehen —
Der Kriegsminiſter auch geſchrieben ſchon ich ſollte
Eintreten als Major, ich könnt' es wann ich wollte.
(Gibt Lieven einen Brief.)
Hier leſen Sie den Brief —

Lieven (durchläuft den Brief).

Das iſt ſehr ehrenvoll.

Langen.

Viel Mitbewerber gibt's!

Lieven (auf den Brief zeigend).

Ja, ja, das ſeh' ich wohl!

Langen.

Beſtürmt ward er darum!

Lieven.

Und was hat er gethan?

Langen.

Er harrt auf Antwort noch von mir.

Lieven.

Entſetzensmann!
So eilen Sie ſich doch und nehmen Sie es an.
Wird in der Uniform Sie meine Nichte ſehen,
Dann wird, ich bürge wohl, ſie nimmer widerſtehen.
Fort! ſchreiben Sie ſogleich!

Langen.

Erſt unterzeichn' ich hier
Den Eh'contrakt, ſo ſcheint die Sache ſich'rer mir;
Dann ohne Zaudern eil' ich nach der Hauptſtadt fort,
Denn beſſer als ein Brief wirkt dort das eig'ne Wort.
(Lieven will ihm einreden, er beſchwichtigt ihn.)
Nur ruhig, dießmal faſſ' ich ganz gewiß mein Glück,
Ich weiß, verſäumen darf man keinen Augenblick.

Lieven.

Wohl Ihnen, wenn Sie das gelernet endlich doch!
Ich gehe jetzt zu Brück, fort muß er heute noch;
Dann hol' ich zum Contrakt den Mann uns vom Gerichte,
Und Sie erklären ſich indeſſen meiner Nichte.
(Freundlich.)
Adieu! dießmal bin ich mit Ihnen wohl zufrieden!
(Geht ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Herr v. Langen (allein).

Ich Überglücklicher! dem ſolch ein Weib beſchieden!
Ich eile nun zu ihr, jetzt ſoll mich nichts mehr halten,
Die Flamme lodert jetzt, ſie darf nicht mehr erkalten. —
(Er will ſchnell ab, kommt aber wieder zurück und ſpricht für ſich ſelbſt überlegend.)
Es war doch klug von mir, daß ich nicht früher ſprach,
Gelungen wär's wohl auch; denn Frauen ſind ſtets ſchwach.
Doch nicht will ich mein Glück der Überredung danken,
Ein Haus, ſo ſchnell gebaut, pflegt leider bald zu wanken.

Darum gab ich ihr Zeit, ſich Zweifel aufzuhellen
Und zwiſchen mir und Brück Vergleichung anzuſtellen,
Was jetzt entſchieden wird, dictiret der Verſtand,
Und dieſem folgt nun auch ihr Herz und ihre Hand.
Fort! fort! zu nippen da der Glückesbecher ſchäumt,
Nicht ſagen ſoll man mir, daß ich etwas verſäumt.

Neunzehnter Auftritt.

Herr v. Langen. Major Brück.

Brück (hält Langen in dem Augenblick zurück, da er bei Frau v. Welling eintreten will).

Ich ſuchte Sie, mein Herr, um Ihnen zu erklären,
Noch heute reiſ' ich ab. Sie werden nicht begehren,
Daß ich erſt das Warum noch detailliren ſoll —
Die Gründe wiſſen Sie nur leider all zu wohl.

Langen.

Ich bin nicht Schuld!

Brück (höhniſch).

Sieh' doch — man ging die krummen Straßen,
Des Onkels Schwächen wußte man recht gut zu faſſen,
Durch Schmeichelei'n und Liſt verſtand man durchzudringen,
Und ſo das Opfer nicht gar löblich zu erringen.

Langen (auffahrend).

Mein Herr! —

Brück.

Es iſt geſcheh'n — nun muß ich Ihnen weichen,
Und Ihnen wird Eliſ' die Hand noch heute reichen;

Doch will ich Ihnen, eh' ich geh', beweiſen noch,
Zu treten in die Schranken war ich würdig doch,
Eliſe iſt es werth, etwas für ſie zu wagen,
Sind Sie ein Mann von Muth, ſo werden Sie ſich ſchlagen
Mit mir noch heut'!

Langen.

Mein Herr! zwar hofft' ich einen Freund
In Ihnen hier zu ſeh'n — und finde einen Feind;
Doch nennen liſtig Sie und bös mein offnes Streben,
So muß Genugthuung ich mir und Ihnen geben —
Ich bin bereit dazu.

Brück (mit Nachdruck).

Mein Herr, ich reiſe bald!

Langen.

Beſtimmen Sie die Stund!

Brück.

Ich werd' im nahen Wald
In einer Viertelſtunde Ihrer warten.

Langen.

Ja.
Ganz recht, ich komme ſchon.

Brück.

Daß Sie ganz ſicher da
Sich finden, bitt' ich ſehr; denn ich, ich habe Eile.

Langen.

Sein Sie verſichert, daß ich ſicher nicht verweile!

Brück.

Sie müſſen ſchon verzeih'n; allein die Rede geht,
Sie kämen manchesmal ein wenig doch zu ſpät.

Darum erinnr' ich Sie noch einmal, bald, recht bald
Verlaß ich dieſes Schloß, erwarte Sie im Wald,
Wenn hier der Poſtillon im Hofe bläſt, iſt dieß
Das ſicherſte Signal.

Langen.

Ich komme ganz gewiß.

(Brück geht ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Herr v. Langen (allein).

Der Sieg iſt mein, das iſt ganz klar, der arme Tropf,
Wenn's anders wär' hing er gewiß nicht ſo den Kopf;
Nun zu Eliſen fort, erſt will ich dort mein Glück
Ganz feſt begründet ſeh'n, dann ſchlag' ich mich mit Brück!

(Will ab.)

Einundzwanzigſter Auftritt.

Herr v. Langen. Herr v. Lieven mit einem **Notar.**

Lieven.

Beloben Sie mich, Freund! ich handle ſchnell für Euch,
Hier bring ich den Notar und den Contrakt zugleich.
Durchleſen Sie ihn nur, ich glaube er iſt recht
Und bündig —

Langen (zum Notar).

Geben Sie!

Notar (überreicht mit vielen Bücklingen den Contrakt).

Ganz unterthän'ger Knecht!
Ich darf mir ſchmeicheln wohl, es gebe nicht ſehr viele,
Die es ſo weit gebracht an Kürze in dem Style
Und an Gediegenheit.

Langen.

Ich zweifle nicht daran.

(Durchlieſt den Contrakt und gibt Zeichen ſeiner Billigung.)

Gut, gut, gleich billig — für die Frau wie für den Mann!

Notar.

Nichts fehlt mehr als die Namen beider Paciscenten.

Lieven.

Nun wird Ihr Unglücksſtern ſich endlich einmal wenden,
Im Hafen laufen Sie nun ein, es bleibt nichts mehr
Als daß Ihr Glücklichen ſchreibt Eure Namen her.

Langen (geht zum Tiſch und nimmt eine Feder).

Und das will ich ſogleich.

Lieven.

Auch Brück reiſt eben fort.

Langen.

Brück?

(Man hört einen Poſtillon blaſen.)

Lieven.

Hören Sie denn nicht?

Langen (wirft Contrakt und Feder weg und ſtürzt ſchnell mit den Worten ab):

Ha! das Signal! mein Wort!

(Stürzt ab.)

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Herr v. Lieven. Notar.

Notar.

Was ſoll das heißen?

Lieven.

Ja, das weiß ich ſelber nicht.
(Auf ſeine Stirn deutend.)
Mir ſcheint, daß es ihm hier am Nöthigen gebricht.

Notar.

Noch iſt in Praxi mir nichts Ähnliches geſchehen;
Noch keinen hab' ich *vor* der Hochzeit fliehen ſehen,
Ja, *nachher* — ah, das iſt was And'res, da entſchlüpfte
So Mancher wieder, wenn ich noch ſo feſt ihn knüpfte.

Lieven.

Der Menſch ſcheint nur um mich zu ärgern auf der Welt,
Das, was er *ſpricht*, iſt gut, und was er *thut*, gefehlt;
Gleich will er Alles thun und iſt bei Allem träge,
Indem er Bahn ſich bricht, ſteht er ſich ſelbſt im Wege —
Bei meiner armen Seel', ich möchte wetten d'rauf,
Schließt einſt die Himmelsthür ſich allen Sel'gen auf,
So räſonirt er erſt, und kommt ſo dort erſt an,
Wenn alle d'rin ſind und die Thür man zugethan.

Notar (etwas brüsk).

So viel mir ſcheint, ward ich wohl auch umſonſt geholt.

Lieven.

Umſonſt? Nicht doch, ich zahl' den Zeitverluſt mit Gold.

Notar (plötzlich wieder ſehr ſubmiß).

Ah, gar zu gütig!

Dreiundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Frau v. Welling. Roſine.

Fr. v. Welling (im Eintreten zu Roſine).
Ach, mein Himmel! Iſt es wahr?

Roſine.
Ach, leider ja, ich zitt're noch.

Fr. v. Welling.
Und iſt Gefahr?

Lieven.
Was iſt geſchehen? Sprecht!

Roſine.
Der Herr von Langen fand
Herrn Brück gleich außerm Park, und dort im Streit entbrannt,
Dort ſchlugen beide ſich.

Fr. v. Welling.
O ſprich, wer iſt verwundet?

Roſine.
Es neigte ſich das Glück, ſo viel ich hab' erkundet,
Für Langen — der Major erhielt wohl einen Stich,
Doch iſt die Wunde nicht gefährlich —

Lieven (zornig lachend).
Herrlich! — ich
Schick' ihm den Nebenbuhler fort, ha, ha! und er
Verwundet draußen ihn und bringt ihn wieder her.

Roſine.
Ein edelmüth'ger Feind, verbindet er ſo eben
Des Gegners Wunde mit ſehr rühmlichem Beſtreben.

Fr. v. Welling.

Ach, Onkel! eilen Sie —

Lieven.

Ja, ja, ich geh' hinaus;
Doch iſt's mit Langen ein für alle Mal nun aus.

(Ab.)

Notar.

Und ich begleite Sie. — Bei ſo geſtalten Sachen
Gibt's dort vielleicht für mich ein Teſtament zu machen.

(Ab.)

Vierundzwanzigſter Auftritt.

Frau v. Welling. Roſine.

Fr. v. Welling (ſinkt erſchöpft in einen Stuhl).

Ach Gott! Roſine!

Roſine.

Ja, das iſt ein böſ's Ereigniß!

Fr. v. Welling (die Hand auf ihr Herz legend).

Was jetzt ich fühle, gibt mir leider auch das Zeugniß,
Daß dieſes ſchwache Herz noch immer ſchlägt für Brück.

Roſine.

Wohlan, ſo reden Sie, jetzt iſt der Augenblick!

Fr. v. Welling.

Bedenk', mein Onkel gab ſein Wort.

Roſine.

Ach, nur nicht bangen,
Der Onkel iſt jetzt ſelbſt gar ſehr erboßt auf Langen,
Sie hörten ja, er ſprach, nun ſei es aus, rein aus!

Fr. v. Welling.

Du gibſt mir Troſt!

Roſine.

Nur mit der Sprache jetzt heraus!
Geſteh'n dem Onkel Sie, ſobald er wiederkehrt,
Daß Brück Ihr Herz beſitzt, und daß er deſſen werth,
Daß Sie zwar unterdrückt bishero Ihr Gefühl,
Um zu verfolgen ganz des guten Onkels Ziel;
Daß aber jetzt Ihr Herz doch leider ſtärker ſei,
Als Wille und Vernunft, und laſſen Sie dabei,
Wenn Sie ſo ſprechen, ein'ge bittre Thränlein fließen,
Die Hoffnung drücken Sie dann aus, nicht werde ſchließen
Der Onkel je ein Band, wo niemals Ihnen lacht
Des Lebens Heiterkeit, das Sie unglücklich macht.
Verſteh'n Sie Alles das recht rührend vorzubringen, —
Und welchem Weibe ſollte dieß wohl nicht gelingen? —
So bürg' ich wohl dafür, der Onkel wird erweicht.
Und des Geliebten Glück und Ihres wird erreicht.
Man kömmt!

Fünfundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Herr v. Lieven. Major Brück.

Brück (beſchämt ſich vor Frau v. Welling verneigend).

Ach, gnäd'ge Frau!

Lieven.

Sei ruhig, liebe Nichte,
Dem Himmel ſei gedankt, es hatte die Geſchichte
Nicht böſe Folgen.

Fr. v. Welling (ängſtlich).
Doch — ich ſehe nicht Herrn Langen. —

Lieven.
Der Himmel weiß, was der nun wieder angefangen.
Als ich den Wald betrat, wo ich die Beiden fand,
Da übergab er den Major mir und verſchwand.
Soll laufen wie er will, mit einem ſolchen Mann
Hab' ich nichts mehr zu thun, er geht mich nichts mehr an.

Roſine (leiſe zu Frau v. Welling).
Vortrefflich!

Brück (zu Lieven).
Theurer Freund! was lang' verſchwieg mein Mund,
Thut dieß Ereigniß nun gen meinen Willen kund;
Ja, Ihre Nichte lieb' ich mit dem ſtärkſten Feuer
Des Herzens —

Lieven.
So?
(Zu Frau v. Welling.)
Und du?

Roſine (leiſe zu Frau v. Welling).
Nur Muth!

Fr. v. Welling.
Auch er iſt theuer
Mir lange ſchon; doch wollt' ich Sie ja nicht betrüben,
Und jenen Mann allein, den Sie mir gaben, lieben,
Ich konnt' es leider nicht.

Lieven.
Und haſt auch Recht, mein Kind,
'S iſt mit den Männern nichts, die gar ſo langſam ſind.

Gäb' tauſend Uhren ich zum Heirathsgut dir mit,
Ich wette doch, daß er die Stunde überſieht —
Verlangteſt du, mein Kind, nach einem Kuſſe ſehr
So räſonirt er erſt, auf welche Wange er
Ihn dir wohl geben ſoll. Nein, nein, mit dem iſt's aus,
Der ſuch' ein Weibchen ſich in einem andern Haus,
Das meine ſchließ' ich ihm.

(Zärtlich.)

Ich will ja nur dein Glück,
D'rum mache was du willſt, und liebſt du Herrn von Brück,
So nimm ihn, deine Luſt iſt ja auch meine Freude.

(Er legt Beider Hände in einander.)

Nehmt meinen Segen hin und ſeid recht glücklich Beide.

Fr. v. Welling (küßt ihm freudig die Hand).

O theurer Onkel!

Brück (drückt ihn an ſich).

Jetzt auch meiner!

Lieven (ſich losmachend).

Laßt mich leben
Nur und erdrückt mich nicht!

Roſine.

Da kommt Herr Langen eben.

Lieven.

Ja, ja, nach ſeiner ganz gewöhnlichen Manier,
Wenn man ihn nicht mehr braucht, ſo iſt er richtig hier.

Sechsundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Herr v. Langen.

Langen (kommt ganz außer Athem).

Da bin ich endlich!

Lieven (lächelnd für ſich).

Ja wohl, endlich!

Langen (zu Brück).

Lieber Freund,
Ich war beim Wundarzt, der ſogleich auch hier erſcheint.

Lieven (für ſich).

Die größte Wunde heilt' ich ihm in dieſer Zeit.

Brück (zu Langen).

Sie ſehen mich beſchämt und in Verlegenheit —
Sie überhäufen mich mit Güte und ich war
Ihr Nebenbuhler doch.

Langen.

In Stunden der Gefahr
Seh' ich den Menſchen nur. —

Lieven.

Sie haben recht, das war
Ein Stündchen der Gefahr, für Sie, mein lieber Langen;
(Auf Brück und Frau v. Welling deutend.)
Denn meinen Segen hat ſeitdem dieß Paar empfangen.

Langen.

Was ſagen Sie?

Lieven.

Ja, ja, bald ſind ſie Frau und Mann,
Schon lange waren ſie ſich heimlich zugethan;

Doch während Sie, mein Freund, ſtets dachten und nicht ſprachen,
Geſchah es, daß die Zwei ihr Schweigen klüglich brachen
Und ſich erklärten.

Fr. v. Welling.

O, verzeihen Sie mir, Langen,
Sie hätten nur die Hand, und nicht mein Herz empfangen,
Das ungeſtüm ſchon lang für Brück ſich hat erklärt;
Sie aber, braver Mann, ſind eines Herzens werth!

Langen.

Ich ſeh's, Sie wollen mir vergolden dieſe Pille,
Ich muß ſie ſchlucken wohl und thu's — gekränkt, doch ſtille,
Es raubet Alles mir mein grauſames Geſchick,
Doch mehr als meines gilt mir, gnäd'ge Frau, Ihr Glück.
(Er ruft heftig zur Thür hinaus.)
Spatz! Spatz!
(Zu Lieven.)
Ihr Wort, mein Herr, ich geb' es jetzt zurück.

Spatz (tritt ein).

Befehlen?

Langen (heftig).

Alſogleich anſpannen, fort, geſchwind!
Damit wir morgen Früh ſchon in der Hauptſtadt ſind!
(Spatz geht ſchnell ab.)

Langen (wendet ſich zu Frau v. Welling).

Mög' Ihnen dieſer Schritt das ſchönſte Los gewähren,
Das meine ſuch' ich auf dem Tummelplatz der Ehren,
Ich eile nach der Stadt, ein Regiment ſchifft dort
Sich nächſter Tage ein und zieht an fernen Ort.

Mit dieſem reiſ' ich ab, mit mir Ihr Angedenken —
O möchten Sie auch mir entfernt Erinn'rung ſchenken.

Lieven (am Fenſter).

Der Kutſcher ſputet ſich.
(Zu Langen.)
Warum denn gar ſo ſchnelle?

Langen (heftig).

Um zu erhalten die mir angebot'ne Stelle,
Muß ich mich eilen.
(Salbungsreich zu Brück.)
Freund! Ich leg' in Ihre Hand
Das Glück der beſten Frau!

Spatz (tritt ein).

Es iſt ſchon angeſpannt.

Langen.

Gleich! —
(Spatz ab.)
(Fortfahrend zu Brück.)
Suchen Sie ſich ja den Vorzug zu verdienen,
Mit dem man Sie beehrt. Mag Eure Liebe grünen
Und blüh'n nach Jahren noch, ſo wie in dieſen Tagen,
Und Euch recht würd'ge und geliebte Früchte tragen.
(Man hört von Außen mit der Peitſche knallen.)
Jetzt muß ich fort!
(Zu Frau v. Welling.)
Und darf ich eine Bitte wagen,
So laſſen Sie doch ja den erſten ſüßen Knaben
Den Namen führen, den mir einſt die Eltern gaben —
Ich heiße Wilhelm. O, Eliſ' ich bitte, ſchenken
Dem Kleinen Sie auch dieſen Namen, ſo gedenken

Sie manchmal deſſen doch, der weit entfernet iſt,
Sie doch — ob Meere auch ihn trennen — nie vergißt.

Spaß (eintretend).

Der Kutſcher, gnäd'ger Herr! —

Langen.

Ja, ja, ich komme ſchon.

(Zu Frau v. Welling und Brück.)

Wenn Ihr recht glücklich ſeid, iſt dieß mein ſchönſter Lohn!

(Er nimmt eilig ſeinen Hut und zieht ſich, während er das Folgende ſpricht, immer mehr gegen die Thüre, ſo daß er die letzten Worte ſchon draußen ſpricht. — Die Übrigen begleiten ihn.)

Lebt wohl, lebt Alle wohl! noch einen Druck der Hand!
Ich geb' Euch Nachricht bald aus einem fernen Land,
Und höret Ihr vielleicht, daß mir des Feindes Blei
Bei einer heißen Schlacht in's Herz gedrungen ſei,
So denkt, es war dieß Herz von Liebe für Euch voll —
O haltet mich nicht mehr! Lebt wohl, ich muß — — lebt wohl! —

Lieven (nachdem er abgegangen iſt, zu den Übrigen).

Macht er's ſo fort, ſo trifft er in der Stadt erſt ein,
Wenn dort das Regiment ſchon abgereiſt wird ſeyn.

(Der Vorhang fällt.)

Fünf ſind Zwei,

oder:

Domeſtikenſtreiche.

Luſtſpiel in einem Akt.

Frei nach dem Franzöſiſchen.

Perſonen.

Johann, ein Bedienter.
Liſette, ein Kammermädchen.

(Ein ſchönes Zimmer mit zwei Seiten- und einer Mittelthüre.)

Erſter Auftritt.

Liſette (allein. Sie kommt aus der Seitenthür links, bindet ihre Schürze ab, und legt ſie auf einen Stuhl).

Endlich kann ich frei athmen. Alles iſt fort auf das Land, meine Frau und die Dienerſchaft. Nun bin ich Frau im Hauſe, und da will ich mir einmal recht gütlich thun, denn gar keine Sorge ruht auf mir. Halt! doch eine: Die gnädige Frau befahl mir, ich ſoll einen Bedienten, Namens Johann, welcher bei ihrem Oheim, dem Schiffskapitän, in Dienſten ſtand, und jetzt nach deſſen Abreiſe brotlos iſt, in ihre Dienſte aufnehmen. Was ſolls mit dieſem Schiffskapitän? mit dieſem Johann? Ich habe dieſe Figuren nie geſehen, will ſie auch nicht ſehen. Kommt der Menſch wirklich hier in den Dienſt, ſo werde ich dann die Gunſtbezeugungen meiner Frau, welche ſich ſo oft in ſchöne blanke Silberſtücke auflöſen, mit ihm theilen müſſen. Nein das geht nun und nimmermehr. Alles was in dieſes Haus will, muß durch mich herein, damit Alles, was hinaus will (indem ſie den Daumen rührt) wieder durch mich hinausgeht. Auch habe ich dieſe Bedientenſtelle ſchon einem jungen Bauernburſchen verſprochen, deſſen Mutter ich kenne. Zeige dich nun in deiner ganzen Größe, du kleines verſchmitztes Köpfchen, und rette du die Ehre der Frauen überhaupt, und jene der Kammermädchen insbeſondere. Für's erſte, wie entferne ich den unwillkommenen Gaſt, wenn er de- und wehmüthigſt erſcheint? Ach! nichts leichter als das, ich ſchreibe ihm im Namen der gnädigen Frau einen Brief, und danke ihn ab. Hab ich ihr doch ſchon manchen Brief in die Feder diktirt, ſo kann ich ja auch einmal einen für ſie ſchreiben. (Sie ſetzt ſich und ſchreibt.)

Zweiter Auftritt.

Liſette. Johann (tritt ein, und bleibt unbemerkt an der Thüre ſtehen.)

Johann (für ſich). Holla! das iſt das Kammerkätzchen.

Liſette (ſchreibt). „Ein Bedienter Namens Johann.“

Johann (für ſich). Die Rede iſt von mir.

Liſette. „Ehmals in Dienſten bei meinem Oheim“

Johann. Ganz richtig.

Liſette. „Wird ſich hier einfinden“

Johann. Er iſt ſchon da.

Liſette. „Ich habe zwar verſprochen, ihn in meine Dienſte zu nehmen, da ich aber nun überzeugt bin, daß er ein Taugenichts iſt“

Johann. Nein, das geht mich nicht an.

Liſette. „Und da er mir auch ganz entbehrlich iſt, weil mich meine liebe Liſette auf's pünktlichſte bedient“

Johann. Will wohl glauben, daß du dich ſelbſt lieb haſt, Spitzbübin.

Liſette. „So bin ich entſchloſſen“

Johann. Wozu, wenn ich bitten darf?

Liſette. „Mein Verſprechen zurückzunehmen, und den Johann weiter zu ſchicken.“

Johann. Wenn er ſich weiter ſchicken läßt.

Liſette. „Ich trage meiner guten Liſette auf“

Johann. Eigenes Lob hat keinen Wohlgeruch.

Liſette. „Dem Menſchen in meinem Namen anzudeuten, daß er ſogleich wieder mein Haus verlaſſe, und ſich nie mehr blicken laſſe.“

Johann. Ein ſauberer Plan.

Liſette. „Und nun die Unterſchrift“ (Schreibt.) „Caroline Baronin von Milten.“

Johann. Da ſieh ein Menſch den Satan an, unterſchreibt einen fremden Namen, ohne einmal roth zu werden.

Liſette (hat den Brief gefaltet und ſteht auf.) Nun kann der Herr kommen, wann er will, ſein Beſcheid iſt fertig, und er mag ruhig ſeine Straße ziehn.

Johann. Wir wollen ſehen.

(Tritt vor die Thüre und huſtet von außen, um ſich bemerkbar zu machen.)

Liſette. Wer da?

Johann (welcher mit ehrfurchtsvollen Komplimenten eintritt). Mit Ehrfurcht nah' ich mich meiner künftigen Gebietherin, und bitte, daß ſie mir ihre ſchöne Lilienhand zum Kuſſe darreiche.

Liſette (reicht ihm ihre Hand und für ſich). Er hält mich für die Frau vom Hauſe.

Johann (indem er ſie küßt). Oh! — ach! Ha! —

Liſette (muſtert ihn). Der Menſch ſieht gar nicht übel aus.

Johann (immer voll Komplimenten). Sollt' es mir gelingen, durch meinen Eifer, durch meine raſtloſe Thätigkeit Eurer Gnaden Beifall zu erringen, o wie überglücklich wär' ich dann!

Liſette. Lieber Freund! Er irrt ſich, ſeh' er mich nur recht an.

Johann. O ich hab es ſchon zu viel geſehen dieſes himmliſche Antlitz, auf welchem die Grazien ihre Wohnſtätte aufgeſchlagen haben.

Liſette. Ich bin nicht die Frau vom Hauſe, ich bin nur das Kammermädchen.

Johann (ſich verwundert ſtellend). Wie? dieſe herrliche Figur —

Liſette (für ſich). Er ſpricht ſehr artig.

Johann. Dieſes noble Benehmen.

Liſette. Nein, dieſen Menſchen kann ich nicht fortſchicken, mit dem werd' ich mich ſchon vertragen.

Johann (lacht ausgelaſſen, wirft Hut und Handſchuhe auf den nächſten Tiſch und ändert Stimme und Geberden). Ah Sapperment! Nun glaub' ich, hab' ich mir Zwang genug angethan, ich habe Komplimente gemacht und gelogen, ſo viel in meinen Kräften ſtand, nun laß uns aus einem andern Tone ſprechen.

Liſette. Wie? er hat mich alſo zum Beſten gehabt?

Johann. Mit deiner gütigen Erlaubniß, ja!

Liſette. Er ſah mich nicht für die Frau Baronin an?

Johann. Ich müßte ja ſtockdumm ſeyn.

Liſette. Und alle Komplimente, die er mir da ſagte —

Liſette. Kam kein Wort davon aus meinem Herzen Liſettchen, ich ſprach von deinem Anſtand, von deinem noblen Benehmen, — das war ja zum Lachen.

Liſette. Impertinent.

Johann. Ich wollte dir nur beweiſen, daß du es künftig mit einem Menſchen zu thun bekommſt, der dich in Schmeicheln, Lügen und Gewandtheit noch übertrifft. Nun Allianz, gib mir die Hand.

Liſette. Nicht ſo ſchnell.

Johann. Warum nicht? ich finde wahrhaftig, daß dir die Natur doch auch einiges zugeworfen hat, das dich eben nicht ſo gar übel ausſehen macht; du haſt meinen hohen Beifall! und, meiner Seele, ich glaube, ich könnte in dich bis über beide Ohren verliebt werden.

Liſette. Bis über ſeine beiden Ohren? Nun das müßte eine ſchrecklich lange Liebe ſeyn.

Johann. Nur bis zur Heirath, mein Kind.

Liſette. Daraus kann nichts werden.

Johann. Wie ſo?

Liſette. Ich bin ſchon verſprochen.

Johann. An wen?

Liſette. An einen Mann.

Johann. Ei! Wie heißt er, wer iſt er, wo wohnt er? ich muß es wiſſen, daß ich dem verfluchten Kerl den Hals breche.

Liſette. Sachte, ſachte, ich weiß nicht, was ihn zu dergleichen Äußerungen berechtigt?

Johann. Was mich berechtigt? — Doch ſtille, ich will mich faſſen, und der Gedanke ſoll mich erquicken, daß ich hernach, wenn du verheirathet biſt, alle deine kleinen Ämtchen und Einkünfte allein verwalten und genießen kann. Weißt du was, gleich jetzt kannſt du mir ein wenig Unterricht darin ertheilen.

Liſette. Es würde mir leid thun, wenn er ſich die kleinſte Mühe umſonſt gäbe.

Johann. Wie ſo?

Liſette. Für ihn gibt es hier im Hauſe weder Einkünfte noch Dienſt.

Johann. Wie ſoll ich das verſteh'n?

Liſette. Lies er nur dieſen Brief der Frau Baronin. (Sie gibt ihm denſelben.)

Johann (für ſich). Weiß ihn ſchon auswendig. (Nachdem er geleſen, mit verſtelltem Schrecken.) Mein Gott! was iſt das?

Liſette (mit ſchadenfrohem Lächeln). Nun? wie behagts?

Johann (läßt die Arme ſinken). Der Schlag trifft mich hart. Was ſoll ich armes Mutterkind nun anfangen?

Liſette. Sich weiter um einen Dienſt umſehen.

Johann. Aber warum will mich die Frau Baronin denn nicht aufnehmen? Sie hat es ja meinem Herrn, ihrem Onkel verſprochen.

Liſette. Weil ſie ihr erſtes Verſprechen halten will. Sie hat früher ſchon einem geſunden ſtarken Bauernburſchen ihr Wort gegeben.

Johann. So, nun da muß ich mich wohl tröſten;

zum Glück iſt mein Herr noch nicht abgereiſ't, der wird auch weiter für mich ſorgen.

Liſette (erſchrocken). Wie? Sein Herr iſt noch hier?

Johann. Ich will nun gleich gehen und ihm den Brief zeigen.

Liſette (bei Seite). Das iſt ein verdammter Streich, dann ſieht er, das dieß nicht die Hand ſeiner Nichte iſt. —

Johann. Der wird ein Donnerwetter loslaſſen.

Liſette. Iſt er denn ſo aufbrauſend?

Johann. Ganz entſetzlich, wenn nicht Alles nach ſeinem Kopfe geht, ſo haut er mit ſeinem Säbel Alles zu Kraut und Rüben.

Liſette (ängſtlich). Aber da dieſer Brief an mich gerichtet iſt, ſo iſt es ja gar nicht nöthig, daß er ihn dem Kapitän zeigt.

Johann. Ohne dieſen Brief glaubt er mir ja nicht. Gott wäre mir gnädig, da würde es heißen, du biſt ein Betrüger, eine lügneriſche Hundeſeele, meine Nichte iſt nicht fähig, ihr gegebenes Wort zu brechen. — Nein, nein, tröſte dich mein Engel, noch iſt nicht Alles verloren; ich glaube, der Kapitän wird's ſchon einrichten, daß mich deine Frau wider ihren Willen in Dienſt nehmen muß, und dann kommen wir ja doch zuſammen, und was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl. (Kneipt ſie in die Wangen). Du verſtehſt mich ſchon. Es wäre ja Jammerſchade, wenn ein ſo pfiffiges Pärchen getrennt würde. Sei ohne Sorgen, mein Mäuschen, leb wohl, leb wohl. (Lachend ab).

Dritter Auftritt.

Liſette (allein, ganz niedergeſchlagen).

Das muß wahr ſeyn, das hab ich hübſch eingefädelt. Aber wer ſollte denn auch vermuthen, daß der verdammte Schiffskapitän noch nicht abgereiſ't ſei? Nun geht Johann hin, zeigt ihm den Brief, er erkennt, daß dies nicht die Schrift ſeiner Nichte ſei, und um mich iſt's geſchehen. Alles iſt verloren, wenn meine Frau dieſen Streich erfährt. Ehre, Zutrauen, Dienſt, Alles, Alles. Noch dazu iſt der Herr Seefahrer ein aufbrauſender Mann, Gott ſtehe mir bei, wenn er ſich etwa beigehen ließe, hieher zu kommen, und das könnte wohl geſchehen. (Sie lauft in der größten Angſt hin und her, bindet ihr Vortuch um und wieder ab, ſtellt einen Stuhl und trägt ihn wieder weg, u. ſ. w.) Umſonſt! ich bin nicht mehr zu retten; meine Unverſchämtheit ging wirklich zu weit. Aber es iſt nun einmal geſchehen, und das Beſte wird doch ſeyn, wenn ich den erſten Aufwallungen des Zornes aus dem Wege gehe, und das Haus ſo lange verſchließe, bis —

Johann (man hört die Stimme des Schiffskapitäns von außen). Hagel! Kreuz! — Mord! — Brand! — Wo iſt die verdammte Kammerkatze?

Liſette. Ach du mein Gott! da iſt er ſchon. (Sie zieht ſich zurück.)

Vierter Auftritt.

Liſette und **Johann** (als Schiffskapitän gekleidet).

Johann (ſtürmt herein). Alle neun und neunzig Donnerwetter ſollen der Hexe auf den Kopf fahren, die ſich unterfangen hat, die Handſchrift meiner Nichte nachzuſchmieren. (Ruft.) He! Liſette! Teufelsbraten! wo biſt du?

Liſette (mit zitternder Stimme). Suchen Sie mich Herr Kapitän?

Johann. Dich, du verdammte Meerkatze. Tritt näher, man wird über dich Gericht halten, du — du ſchlechte Perſonage! du glaubteſt mich ſchon verreiſ't, und hatteſt alſo die Kühnheit —

Liſette. Gnädiger Herr —

Johann. Nichts gnädig, ungnädig will ich ſeyn — dich ſoll das Hagelwetter kuranzen.

Liſette (bittend). Ich ſehe es ein, ich habe gefehlt, aber es iſt das erſte Mal in meinem Leben und ſoll gewiß nie wieder geſchehen. (Pauſe).

Johann. Wie ſie da ſteht. Sollte man nicht meinen, die Tugend ſei ihr in alle Schweißlöcher gefahren, wie ſie die Augen zur Erde ſchlägt, als könne ſie nicht fünf zählen, und doch unterſteht ſich der verfluchte Bombenkeſſel fremde Schriften nachzuahmen und die Unterſchrift meiner Nichte zu mißbrauchen.

Liſette. Lieber Herr Kapitän, noch einmal bitte ich —

Johann. Niederknieen muß man, wenn man um Pardon bittet.

Liſette (kniet). Ach mit tauſend Freuden, wenn Sie mich nur nicht unglücklich machen.

Johann. Nichts kapitulirt, nur Aufrichtigkeit kann dich retten.

Liſette. Ach ja, ich will zum Erbarmen aufrichtig ſeyn.

Johann. Was konnte dich dazu verleiten, einen ſo braven, guten, ehrlichen, hübſchen Menſchen, wie mein Johann iſt, den Dienſt zu verweigern? einem Menſchen, den ich liebe wie mich ſelbſt, einem Menſchen aus der erſten Bedienten-Familie, einem Menſchen, deſſen Redlichkeit ſtupid iſt; kurz einem Menſchen, der eigentlich kein Menſch iſt, ſondern ein kleiner Gott. Sprich Creatura, oder — (er zieht den Säbel.)

Liſette. Um Gotteswillen! Ich wußte das nicht —

Johann. Wie? Haſt du ihm das nicht an ſeiner freien Stirne, an ſeinen ſtrahlenſprühenden Augen, und ſeinem genialiſchen Haarwurf anſehen können?

Liſette. Ach nein, ich habe ihm gar nichts angeſehen als —

Johann. Was als? Heraus damit.

Liſette. Daß er eine recht impertinente Schelmenphyſiognomie. — (Johann holt mit dem Säbel aus.) Verzeihen Sie, Sie haben ja ſelbſt befohlen, daß ich offenherzig ſeyn ſoll —

Johann. Für dieſe Offenherzigkeit ſoll dir der Himmel deine ganze Garderobe offenherzig machen, das iſt ein neues Kriminalverbrechen gegen des guten Johanns Rechtſchaffenheit.

Liſette. Die nicht weit her ſeyn ſoll.

Johann. Zum Zuchthaus wirſt du bald nicht mehr weit hin haben. Du biſt eine niedrige Seele, und verdienſt gar nicht, daß ein Mann, wie ich, ſich länger über die Verdienſte eines rechtſchaffenen Bedienten ſtreitet. Alſo Punktum, nichts weiter. Ich als Oheim deiner Frau, habe während ihrer Abweſenheit die höchſte Gewalt in Händen, und darum will ich dich freche unverſchämte Dirne nun beſtrafen.

Liſette. Werther Herr Kapitän!

Johann. Halt's Maul. Erſtens haſt du mich inſultirt, da du einen Menſchen, der von mir empfohlen war, abwieſeſt; zweitens haſt du ein Verbrechen begangen, da du einen fremden Namen mißbrauchteſt, und fremde Schrift nachahmteſt. (Sehr zornig). Und drittens, — drittens (gelaſſen) drittens iſt nichts mehr.

Liſette. Seyn Sie doch barmherzig.

Johann. Ei was barmherzig, du wirſt augenblicklich dieſes Haus verlaſſen.

Liſette. Ich bitte tauſendmal —

Johann. Ich befehle tauſendmal marſch.

Liſette. Nur noch ein einziges Wort.

Johann. Mein letztes Wort iſt, marſch.

Liſette. Hören Sie mich.

Johann. Marſch!

Liſette. Ich beſchwöre Sie.

Johann. Marſch, marſch!

Liſette (boshaft). Gut, ich gehe, aber Ihrem Johann kratze ich die Augen aus.

Johann. Was? du Teufelsbraten willſt noch räſoniren, und gegen einen Kapitän?

Liſette. Gegen den Teufel ſelbſt, wenn er mich beleidigt. (Will in das Kabinet.)

Johann. Halt! wohin willſt du da?

Liſette. Ich packe meine Habſeligkeiten zuſammen.

Johann. Jetzt reiß aus, oder ich kuranze dich, wie eine Waſſerhoſe.

Liſette. Nun ich gehe ja ſchon.

(Schnell in's Kabinett ab.)

Fünfter Auftritt.

Johann (allein, er lacht aus vollem Halſe).

Nun, die hat wahrlich Todesangſt ausgeſtanden. — Sie wollte mich verjagen, und nun hab' ich ſie verjagt, das nenn' ich Genieſtreich für Genieſtreich. Ich muß doch recht grimmig ausſehen, weil ſie bei jedem Worte zitterte wie ein Eſpenlaub. Man ſoll nicht glauben, was ſo ein Fleck Tuch alles aus einen Menſchen machen kann. Nun will ich geſchwinde den Schiffskapitän wegſchicken, damit ſie der Bediente noch ein wenig foppen kann. (Er zieht die Kapitänskleider aus, wirft ſie in das Kabinet zur Linken, und ſteht dann wieder in der Livree da.) Ach, ich höre ſie ſchon kommen.

Sechster Auftritt.

Johann. Liſette (mit einem Bündel).

Johann (öffnet die Mittelthüre, und ſpricht zu ſelber hinaus, indem er viele Kratzfüße macht). Ich danke Ihnen nochmals Herr Kapitän, daß Sie ſich meiner angenommen haben, ich werde gewiß meinen ganzen Eifer aufbieten, Ihre Gnade zu verdienen. (Er horcht, als ob der Kapitän ihm antwortete.) Liſetten ſoll ich zum Hauſe hinausjagen? Soll geſchehen, Ihre Befehle ſind mir heilig. Empfehle mich nochmals zu Gnaden.

Liſette. Ha, Nichtswürdiger!

Johann (als ob er ſie jetzt erſt erblickte). Ach biſt du ſchon zur Abreiſe bereitet, liebes Kind! Es geht mir wirklich ſehr nahe, daß ich die unſchuldige Urſache deines Unglücks ſeyn muß. Aber ſieh, warum warſt du nicht aufrichtig gegen mich. Hätteſt du mir's gleich geſagt, daß der Brief von dir geſchrieben ſey, ſo hätte ich dir großmüthig verziehen und die Sache hätte keine weitern ſchlimmen Folgen gehabt.

Liſette. Wart' er nur, ich will's ihm ſchon vergelten.

Johann. Eine Perſon deinesgleichen, kann einem Manne meinesgleichen gar nichts anhaben.

Liſette (für ſich). Wollen's ſchon ſehen. (Laut.) Sein Herr wird vermuthlich nun abreiſen?

Johann. Vielleicht dieſen Augenblick ſchon.

Liſette. Und er bleibt bei uns?

Johann. Bei Euch? Nein liebes Engelchen, bei der Frau Baronin bleib ich, nicht bei dir, denn ich habe die ſtrengſte Ordre, dich ſogleich aus dem Hauſe zu transportiren.

Liſette. Nun wünſch ich ihm viel Glück.

Johann. Danke, gleichfalls.

Liſette. Kennt er die Baronin perſönlich?

Johann. Nein, ich habe ſie nie geſehen.

Liſette. Eine unausſtehliche Figur, eine Närrin, die ihre Launen des Tages zehnmal ändert, immer ſchmält, und nie belohnt. Er wird's nicht lange aushalten.

Johann. Ich will's verſuchen, habe ſchon gelernt, mit eigenſinnigen und pfiffigen Frauenzimmern umzugehen.

Liſette. Nun wohl. So geh ich denn in Gottesnamen; leb er wohl, Johann!

Johann. Ach! Scheiden thut weh.

Liſette. Auf dieſer Welt ſehen wir uns nimmer wieder. (Für ſich). Warte Spitzbube, ich komm' bald wieder.

Johann. O! wie iſt mein Herz ſo beklommen. Thränen füllen meine Augen. (Bei Seite.) Ich kann das Lachen kaum zurückhalten. — (Laut.) Dort ſehen wir uns wieder.

Liſette. Kein Kapitän trennt dort uns mehr.

Johann. Der Schleier fällt.

Liſette. Und wir ſehen uns im wahren Licht.

Johann. Lebe wohl.

Liſette. Adieu!

Johann. Oh!

Liſette. Ach!

Johann. Lebe wohl.

Liſette. Auf ewig! (Sie geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Johann (allein).

Das arme Ding dauert mich doch, allein ihr Schmerz ſoll nicht lange währen. Die Lection war ihr nöthig, ſie lernt einſehen, daß ſie es mit keinem Dummkopf zu thun hat. Da glaubt ſo eine Kammermamſelle, ſie wolle einem Bedienten, der doch ihr Herr iſt, befehlen. Freilich ſind die Bedienten, wie die Ehmänner ſelber Schuld, wenn ſie unter dem Pantoffel ſtehen, ſie ſind freilich nach dem alten Sprichwort, das Haupt, da wird aber ſo ein Mädchen der Hals, und drehet das Haupt, wohin es will. Nun will ich aber ein wenig im Hauſe herumgehen, und ſehen, wie es beſchaffen iſt. Ich bin ja allein, werde nicht geſtört, und kann wohl auch ohne Liſetten's Beihilfe den Keller finden, um den mir's jetzt eigentlich am meiſten zu thun iſt, denn ich habe mich ganz durſtig geſchrien. (Beſieht das Zimmer.) Nun, dieß Zimmer iſt nicht übel, — das wird wohl künftig mein Bureau werden. (Er öffnet das Kabinet zur Rechten, ſieht hinein, indem er an der Thüre ſtehen bleibt.) Hu! da kommt mir ein Geruch von allen Pariſerodeurs entgegen. (Sieht hinein.) Eine Toilette, vier Spiegel, Schminkdöschen, ein Rehfüßchen, das Leipziger Modejournal. Ja, ja, das iſt das Ankleidzimmer der gnädigen Frau. Doch jetzt fort in den Keller. — Horch! ich höre Tritte! Iſt's vielleicht Liſette? Der Kapitän ſoll ſie abfertigen. (Er geht ſchnell in das Kabinet zur Linken.)

Achter Auftritt.

Liſette (als Frau, verſchleiert, tritt zur Mittelthüre herein). Dann **Johann** (als Schiffskapitän).

Liſette (ſieht ſich um, und ſpricht mit ihrer natürlichen Stimme). Was? Iſt der Schlingel nicht hier? Gewiß ſchleicht er im Hauſe herum. (Mit veränderter affektirter Stimme.) Liſette! Liſette! Liſette! Wo iſt denn das Mädchen hin? Das Landleben gefällt mir nun einmal gar nicht. Mögen auch unſere Dichter die Freuden desſelben ſo ſchön beſchreiben, als ſie immer wollen, es bleibt doch ennuyant. Ein murmelnder Bach wäre allerdings recht ſchön, wenn nur nicht die fatalen Schnaken hundertweis herumflögen, und einem Geſicht und Hände zerſtächen. In einer grünen Laube eſſen, iſt angenehm, aber da fällt auf einmal eine häßliche Raupe in das köſtliche Gericht. — Auf einem Hügel ſitzen und zur Guitarre ſingen iſt hübſch, aber Niemand höret und bewundert; die Vögel ſingen artig, aber keine Philomele flötet den Troubadour aus Johann von Paris. Ne, da lob ich mir die Stadt. Liſette! Liſette! (Für ſich mit natürlicher Stimme.) Es kommt noch Niemand, ſollte der Spitzbube weggegangen ſeyn? Laß doch einmal ſehen.

(Sie geht an die übrigen Thüren, und endlich auch an das Kabinet, wo Johann hineingegangen iſt, dieſer tritt ihr als Schiffskapitän entgegen, ſie fährt mit einem Schrei zurück bis an die andere Seite des Theaters. Johann fährt ebenfalls bei Liſetten's Anblick voll Schrecken zurück. Beide ſtehen zitternd mit zugewandtem Rücken.)

Johann (für ſich). Ha! die gnädige Frau.

Liſette (für ſich). O Gott! der Herr Kapitän.

Johann. Ich zitt're.

Liſette. Jetzt bricht das Donnerwetter noch einmal los.

Johann. Sie ſieht mich verwundert an.

Liſette. Er betrachtet mich unverwandt.

Johann. Wenn ich nur entwiſchen könnte.

Liſette. Wär' ich nur nicht ſo ſchnell zurückgekehrt.

Johann. Sie redet nicht.

Liſette. Er ſpricht kein Wort.

Johann. Sie wartet, bis ich ihr Alles entdecke.

Liſette. Er will, daß ich mich ſelbſt anklage.

Johann. Ich muß ſchon in den ſauren Apfel beißen.

Liſette. Ich will in's Himmelsnamen — (Beide machen die Bewegung, vor einander nieder zu knien, doch da Johann ſchneller iſt, ſtutzt Liſette, und nimmt ſchnell wieder ihre vorige Stellung an.)

Johann. Euer Gnaden!

Liſette. Wen ſeh ich?

Johann (nimmt den falſchen Schnauzbart, die Perrücke und das Pflaſter ab). Dero unterthänigſten Diener Johann.

Liſette. Wie? er iſt's?

Johann. Ach Gott! Ja — Verzeihung! Liſette die Kammerkatze iſt an Allem Schuld.

Liſette. Unverſchämter! Wie kann er mein Mädchen eine Kammerkatze nennen?

Johann. Ach Gott! in der Angſt ſprech' ich immer die lautere Wahrheit. Das Teufelskind hat in Dero Namen einen Brief fabrizirt, um mich um den ſchönen Dienſt zu prellen; um aber doch das Glück zu haben, in Hochdero Nähe zu bleiben, nahm ich meine Zuflucht zu dieſer Maskerade.

Liſette. Steh er auf.

Johann (ſteht auf). Euer Gnaden verzeihen mir alſo?

Liſette. Steh er auf, ſag ich, und ruf er mir Liſetten.

Johann (verlegen). Ach, Euer Gnaden.

Liſette. Den Augenblick ruf er ſie, damit ich hinter die Wahrheit komme.

Johann. Gnädige Frau, ich muß Ihnen entdecken —

Liſette. Wie? hat er noch mehr Schelmereien zu geſtehen?

Johann. Ich habe Liſetten vorhin als Schiffskapitän aus dem Hauſe gejagt.

Liſette. Wie, meine liebe Liſette? das beſte, bravſte Mädchen von der ganzen Welt, die ich liebte, wie mich ſelbſt, die iſt fort?

Johann. Es ſcheint, Euer Gnaden kennen ſie nicht genau.

Liſette. Wie? ich kenne ſie nicht, wie meint er das?

Johann. Ich meine, daß ſie die guten Eigenſchaften alle nicht beſitze, welche Euer Gnaden da nannten.

Liſette. Glaubt er, ich könne meine Leute nicht beurtheilen?

Johann. Die Schlange iſt voll Verſtellung, man ſieht ſie nie, wie ſie iſt.

Liſette (betroffen). Was ſagt er da?

Johann. Wenn ſie will, ſo iſt ſie kaum dieſelbe Perſon.

Liſette (bei Seite). Sollte er den Betrug merken? (Laut.) Genug, ich will nichts mehr wiſſen, er iſt ein Verläumder und nun gehe er, und zieh er ſogleich dieſe Kleidung aus.

Johann (indem er in's Kabinet zur Linken geht). Der Kapitän wird infam kaſſirt.

Liſette (allein). Beinahe hätte mich der Schelm überliſtet, hätte ich nicht in der Geſchwindigkeit dieſelben Waffen gegen ihn ergriffen. Fortſchicken will ich ihn nicht, aber den Dienſt will ich ihm ſo ſauer machen, daß er ſelbſt geht.

Johann (tritt im Bedientenrocke aus dem Kabinet). Da kann man ſehen, wie ſchnell der Menſch in ſein Nichts zurückſinken kann.

Liſette. Er iſt alſo der Menſch, den mir mein Onkel empfohlen hat?

Johann. Zu dienen, Euer Gnaden.

Liſette. Weiß er ſchon, was hier zu thun iſt?

Johann. Noch nicht.

Liſette. Mein Dienſt iſt ſehr leicht, ich werd' ihm gleich ſagen, was er zu thun hat. Vom Morgen bis zur Nacht muß er auf den Beinen ſeyn. Zuerſt muß er den Herrn ankleiden, dann mich friſiren, dann die Hunde ſpazieren führen, zu den Pferden ſehen, in der Küche mithelfen, zwanzig Briefe in einer Stunde beſtellen; reiten, laufen, Spaß machen, täglich zehn Bogen abſchreiben, den Garten beſorgen, Schuh und Kleider putzen. Mit einem Worte, ich will daß meine Leute viel arbeiten, wenig eſſen, ſelten ſchlafen und niemals trinken — kann er ſich wohl einen beſſern, bequemern Dienſt wünſchen?

Johann (für ſich). O ich unglückſeliger Menſch.

Liſette. Noch einige Verhaltungsregeln muß ich ihm geben. Mein Gemahl iſt ein wenig lebhaft, bei der geringſten Widerrede eines Dienſtboten ſetzt es gleich eine Ohrfeige, da bin ich viel ſanfter, wer mich eine Sekunde warten läßt, den werf ich zur Thüre hinaus.

Johann. Ich werde dem gnädigen Herrn niemals widerſprechen, und die gnädige Frau nie warten laſſen.

Liſette. Der Menſch hat viel kaltes Blut. Alles dieſes verſpricht er alſo zu erfüllen?

Johann (ſehr gezogen). Ja, Ihro Gnaden.

Liſette. Gut, ſo iſt er aufgenommen, und kann gleich anfangen mir aufzuwarten. (Setzt ſich in einen Stuhl) Johann, mein Frühſtück! Räum er die Zimmer auf, lauf er in den Garten und jäte er das Unkraut aus. — Geh er in den Stall, und füttere er die Pferde. In zehn Minuten muß das Alles geſchehen ſeyn.

Johann (weiß vor Angſt nicht, ob er gehen oder bleiben ſoll). Aufzuwarten, Ihro Gnaden.

Liſette. Noch eins, ich habe jetzt keinen Koch, er wird alſo heute die Tafel beſorgen, und mich dabei bedienen. Heute Abends reiſen wir, ich will auf meinem Gute nachſehen, er wird mich dahin fahren. Jetzt fällt mir ein, daß ich noch einen Brief vier Stunden von hier zu ſchicken habe, er kann Kurier reiten, in einer halben Stunde muß ich Antwort haben.

Johann (bei Seite). Sie iſt verrückt.

Liſette. Vor allem geh er zur Frau von Morlitz auf den Kohlmarkt, und frage er um ihr Befinden, dann zur Frau von Schnips zum rothen Thurme, und erkundige er ſich, ob Morgen das Piquenique gegeben wird, dann ſpringe er mir zu meiner Marchande des Modes auf die Landſtraße, ich will ſie ſprechen. Nehm er mir zugleich beim Hamberger in der Joſephſtadt ein paar Brillen von Nr. 8. mit. Dann geht er in's Bürgerſpital um Schmiake, er nimmt, auch im Zurückgehen in der Leopoldſtadt Odeurs, Pomade, engliſch Waſſer und weiße Handſchuhe mit, nun lauf er geſchwinde, in einer halben Stunde muß er wieder hier ſeyn.

Johann. Aber Er. Gnaden, in einer halben Stunde —

Liſette. Ohne Widerrede! marſch.

Johann. Aufzuwarten. (Will ab.)

Liſette. Johann rücke er mir den Tiſch hierher.

Johann. Aufzuwarten. (Thut es und will ab.)

Liſette. Johann bringe er mir das Buch, welches da im Kabinete auf der Toilette liegt.

Johann. Aufzuwarten. (Geht in's Kabinet.)

Liſette. Nun, muß ich lange warten?

Johann. Aufzuwarten. (Bringt das Buch und will ab.)

Liſette. Johann! er muß meinen Leibarzt ſogleich bitten, zu mir zu kommen, ich fühle ſolche Beklemmungen, daß ich kaum mehr ſprechen kann.

Johann (bei Seite). Gott ſei Dank, dann kann ſie mich nicht mehr zurückrufen. (Will ab.)

Liſette (ſchreit aus vollem Halſe) Johann! Johann!

Johann (außer Athem). Das iſt eine Stimme!

Liſette. Hat ihm mein Onkel keinen Auftrag an mich gegeben?

Johann Er — hat mir — Um Vergebung — ich habe keinen Athem mehr.

Liſette. Auf der Stelle komme er zu Athem — red' er geſchwind.

Johann (ſchnaubend). Der Herr Kapitän —

Liſette. Wird's?

Johann (für ſich). Das iſt ein Satan.

Liſette (für ſich). Bald wird er meiner Dienſte müde ſeyn. (Laut.) Heraus damit, oder —

Johann. Er läßt Ihro Gnaden noch einen Gruß vermelden —

Liſette. Wie? er will mit mir ſcherzen? Auf der Stelle aus meinen Augen.

Johann. Mit tauſend Freuden.

Liſette. Wie? er geht gerne? Kann er ſich über meinen Dienſt beklagen, hat er nicht die ſchönſten Tage?

Johann (ſeufzend). Ach Gott, ja!

Liſette. Behandle ich ihn nicht mit der größten Sanftmuth? Warum alſo will er mit Freuden weg?

Johann. Erlauben Ihro Gnaden eine kleine Bemerkung: Ich bin von Natur phlegmatiſch und langſam, Ihro Gnaden aber lebhaft und ungeduldig. —

Liſette. Wie? ich wäre ungeduldig? Bin ich nicht die Gelaſſenheit ſelbſt? (Gibt ihm eine Ohrfeige.) Hier, Nichtswürdiger, haſt du deinen Lohn.

Johann. Nein, das iſt zu viel, ich empfehle mich. (Will fort.)

Liſette. Er wird nicht gehen, ich befehle ihm, daß er hier bleiben ſoll.

Johann (für ſich). Das macht ſie gut, ſie will mich wider meinen Willen hier behalten. (Bittend.) Sehen Ihro Gnaden, Sie werden niemals mit mir zufrieden ſeyn, ich bin gar entſetzlich dumm, ich eſſe mehr als ein Dichter, ich trinke mehr als ein Muſikus und ſchlafe mehr als ein Müllermeiſter, ich bin gar nicht werth, Ihre Huld zu genießen, und in Ihren Dienſten zu ſtehen. (Fühlt ſich den Backen.) Donnerwetter! die hat ein gelenkes Händchen.

Liſette. Nun, weil er ſelbſt einſieht, daß er faul und dumm iſt, ſo gehe er mit Gott. Mach' er aber, daß er bald wegkommt, ſonſt geb ich ihm noch ein Andenken mit auf die Reiſe. (Macht die Pantomime einer Ohrfeige.)

Johann. Ich danke, werde Euer Gnaden ohnedem nicht vergeſſen. (Er tritt in das Kabinet zur Linken.)

Liſette. Wo will er da hin?

Johann. Den Herrn Schiffskapitän mitnehmen, damit ich Ihro Gnaden keine Ungelegenheit mehr machen darf.

Liſette. Nur geſchwinde.

Johann. Sorgen ſich Euer Gnaden nicht (Für ſich.) bin ſelbſt froh, wenn ich bald draußen bin. (Geht ins Kabinet.)

Neunter Auftritt.

Liſette (allein, ſie lacht aus vollem Halſe, nimmt den Hut ab, zieht den Überrock aus, und verſteckt alles unter den Tiſch). Ich erſticke vor Lachen. Da iſt's ja klar, daß ich eher zum Befehlen als zum Gehorchen getaugt hätte. Jetzt will ich ihn noch recht ärgern. Zuvor als er mich verjagte, wünſchte er mir im Bedientenrocke noch eine glückliche Reiſe, ich will's ihm nun eben ſo machen, um ihn recht zu demüthigen. Da kommt er ſchon. (Sie ſtellt ſich auf die rechte Seite und ordnet die Schürze.)

Zehnter Auftritt.

Johann (als Bedienter). **Liſette.**

Johann. Euer Gnaden! (Stutzt) Was Teufel, Liſette, biſt du ſchon wieder hier?

Liſette. Ich erfuhr deine Schelmerei, hörte daß der Kapitän ſchon vor zwei Tagen abgereiſ't ſei, und kam alſo gleich wieder zurück.

Johann. Um den Dienſt beneid' ich dich nicht mehr, deine Frau iſt eine wahre Furie.

Liſette. Sie iſt fürchterlich aufgebracht, ich komme ſo eben von ihr.

Johann (ſtutzend). Du kommſt von ihr?

Liſette. Sie iſt ganz wüthend.

Johann. Glaub's nicht, ſie verſtellt ſich nur; und wenn auch; ſie wird jetzt ſchon wieder gut ſeyn, da ſie ihr Herzensliſettchen wieder hat.

Liſette. Du guter Junge mußt viel gelitten haben.

Johann. Ich bin froh, daß ich Zähne und Ohren gerettet habe.

Liſette (lacht).

Johann (für ſich). Halt! ich wittre Unrath.

Liſette. Ich beneide dich, daß du von dem Jammer erlöſ't biſt. — Denke nur ſelbſt, hundert Befehle in einem Augenblick —

Johann (bei Seite). Es bleibt kein Zweifel, ich bin wieder geprellt.

Liſette. Und gleich mit Ohrfeigen bei der Hand?

Johann. Sage mir nur, wie biſt du denn ſo geſchwind von Allem, was vorgegangen, unterrichtet worden?

Liſette. Sie hat es mir ſelbſt geſagt. Nun, lieber Junge, geh in Gottes Namen, und denke manchmal an das arme Mädchen, das hier in einem Drachenneſt wohnen muß.

Johann. Mein Mitleiden bleibt dir zurück. (Für ſich.) Richtig, ſie hat mich betrogen, gleich will ich ſie prüfen.

Liſette. Nun worauf warteſt du denn noch?

Johann. Ich muß mich noch bei der Frau Baronin beurlauben.

Liſette. Ach die Mühe ſchenkt ſie dir gerne.

Johann. Nein, nein, das wäre grob von mir, beſonders wenn ich bedenke, daß ich ein paar Minuten das Glück hatte, ihr Oheim zu ſeyn.

Liſette. Ich will's ihr ſchon melden.

Johann. Sie iſt doch in dieſem Kabinete?

Liſette. Wo ſollte ſie denn ſonſt ſeyn?

Johann. So muß ich hinein.

Liſette (ſtellt ſich vor die Thüre). Nein, ich laſſe dich nicht — Unglück muß man verhüten, wo man kann, es wäre ewig ſchade, wenn ein ſo hübſcher Burſche vorn einen Zahn verlöre.

Johann. Ich ſehe, du meinſt es gar zu gut mit mir. Ja Liſette, wenn du die Frau geweſen wäreſt, da wär's mir freilich beſſer gegangen. Nu in Gottesnamen, mir will kein Glück, ich muß dich nun verlaſſen, dich, deren Bild ich ewig im Herzen trage. (Mit einem halb komiſchen Seufzer.) Ach Liſette! (Ab.)

Eilfter Auftritt.

Liſette (allein).

Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein, ein Sprichwort ein Wahrwort. Der arme Teufel hat alles angewendet, mich aus dem Hauſe zu bringen, und nun muß er ſelbſt hinaus. Beinahe hätte er mich gedauert, wie er ſo ohne Athem herumſprang. Die Ohrfeige aber machte ihn kirre. Es iſt aber auch ein wahres Specificum ſo eine Ohrfeige. Ich glaube, überall wo uns die Herren zur Laſt fielen könnte man ſie mit Vortheil anwenden. Ich hätte mich aber doch ſehen mögen, als Baronin, gut muß ich geſpielt haben, denn der arme Teufel ſchwitzte beinahe Blut. Nein, mein lieber Monſieur Johann, er wäre mir ein bischen zu pfiffig geweſen, da lob ich mir einen Tölpel vom Lande. Kilian muß heute noch eintreffen, auf den ſchiebt man die ſchlimmere Hälfte des Dienſtes, und die beſſere, den Lohn behält man für ſich. (Man hört von außen johlen). Horch! welche Stimme, ſollte er's wohl gar ſchon ſeyn. (Sie geht an die Thüre.)

Zwölfter Auftritt.

Liſette. Johann (als Bauer).

Johann. Jungfer Liſette! He! hollah, Jungfer Liſette!

Liſette. Was will er mein Freund?

Johann. Ich bin da an eine gewiſſe Jungfer Liſette angewieſen — ſie ſteht in Dienſten bei einer gewiſſen Frau von — Frau von — ja bei der Frau von ſtehen die Ochſen am Berge.

Liſette. Frau von Milten?

Johann. Richtig! — Ich bin der Kilian, der Herr Vater und die Frau Mutter ſchicken mich her, ich ſoll Butter und Brot bringen, aber ich hab's auf dem Weg verzehrt. — Und das Roß war blind, und mein Vater war krank, aber ſie ſind ſchon alle zwei wieder beſſer. Sie ſchicken mich her, und ich ſoll da ein geſchickter Kerl werden.

Liſette. Du biſt alſo der Kilian?

Johann. Fragen Sie nur nicht ſo dumm, ich hab's ja ſchon geſagt, daß ich der Kilian bin. (Sieht ſich tölpiſch um und lacht). Hahaha.

Liſette. Wie ungeſchickt er ausſieht.

Johann (lacht wieder). He, he, he!

Liſette. Und wie dumm er lacht.

Johann Hi! hi! hi!

Liſette (lacht auch). Das dumme Vieh macht, daß ich mitlachen muß.

Johann (lacht). Ho! ho! ho! hu! hu! hu!

Liſette. Was kommt dir denn gar ſo lächerlich vor?

Johann. Alles was ich anſehe. Selbſt die gnädige Frau.

Liſette. Auch ich?

Johann. Ja, Sie haben ſo ein pfiffiges Geſicht. Ha ha! huhu! wenn ich Sie anſehe, möchte ich vor Lachen zerplatzen wie eine Ochſenblaſe. Aber jetzt ſagen Sie mir wo ich die Jungfer Liſette finde.

Liſette. Sie ſteht vor dir.

Johann. Wo denn?

Liſette. Ich bin es ſelbſt.

Johann. Jetzt gehen Sie, und machen Sie mir nichts weis. Sie ſehen ja aus wie eine Madame, aber nicht wie ein Dienſtboth. Wir haben auf unſerm Edelhof auch zwei Mägde, die Veronika und die Sybilla, aber die tragen ſich nicht ſo.

Liſette. Statt deiner dummen Reden thäteſt du beſſer dich zu bedanken, daß ich dir zu einem ſo ſchönen Dienſt verholfen habe.

Johann. Potztauſend! ja, das hab' ich vergeſſen, und die Mutter hat's doch geſagt. (Macht Kratzfüße.) Ich danke alſo recht ſchön, und die Mutter auch, ich werde mich ſchon recht gut aufführen und die Mutter auch; ich bin zwar ein wenig dumm und die Mutter auch, aber ich werde mich doch hier einfinden und die Mutter auch, und wenn ſie mich recht gut behandeln, ſo werde ich Ihnen recht ſchön thun und die Mutter auch, — und — und — und —

Liſette. Und du biſt ein Strohkopf.

Johann (mit einem Kratzfuß). Und die Mutter auch, und die —

Liſette (bei Seite). Der iſt dumm genug. (Laut.) Nun Hans Kilian muß ich dir auch ſagen, auf welchem Fuße du hier im Hauſe ſtehſt.

Johann. Nein, das iſt doch gar zu dumm von Ihr, nehm' Sie's nicht übel, auf meinem eigenen Fuß ſteh ich.

Liſette. Ich meine, welche Beſtimmung du haſt — du biſt Bedienter und bekommſt jährlich 30 Gulden Lohn.

Johann. Meine Mutter aber hat mir geſagt, ich bekomme 60 Gulden.

Liſette. Dein Lohn beträgt auch ſo viel, aber 30 Gulden behalt ich für mich.

Johann. Wofür denn?

Liſette. Für die Mühe, die ich mit dir haben werde, um dich —

Johann. Ich bedanke mich für die Mühe, ich werde ſchon allein begreifen.

Liſette. Ich lehre dich, wie du dir die Gunſt der Herrſchaft erwerben kannſt.

Johann. So, ſo!

Liſette. Ich mache dich mit allen den kleinen Pfiffen bekannt, wie du die Herrſchaft blind, und dich reich machen kannſt.

Johann. Ich mag keinen andern Pfiff kennen, als den man im Wirthshauſe ſchenkt.

Liſette. Kurz, du kannſt ein Mädchen gar nicht genug belohnen, die, wie ich, Alles weiß, Alles ſieht, Alles kennt, und aus Allem Nutzen zu ziehen weiß.

Johann. Das mag Alles wahr ſeyn, aber ich behalte meinen ganzen Lohn für mich. Ich will auch alle die hübſchen Sachen, wie man ſeine Herrſchaft betriegt, gar nicht lernen, ſondern auch in der Stadt brav und ehrlich bleiben, wie ich es auf dem Lande war.

Liſette. Da wirſt du nicht hoch kommen.

Johann (macht die Pantomime des Aufhängens). Ich verlange gar nicht hoch zu kommen.

Liſette. Und du glaubſt, du taugſt zu einem Bedienten?

Johann. Zu einem ehrlichen Bedienten, ja.

Liſette. Zu einem dummen Bedienten, ſage lieber.

Johann. Alſo iſt man dumm, wenn man ehrlich iſt? — Ah darum gibt es heut zu Tage ſo viel geſcheidte Leute. Aber da mach ich mir gar nichts draus, heißen ſie mich, wie ſie wollen, ich theile meinen Lohn doch nicht.

Liſette (bei Seite). Da hab ich mir etwas Schönes gewählt.

Johann. Aber der dumme Bediente wird doch viel thun —

Liſette. Zum Beiſpiel?

Johann. Bei dem kleinſten Betrug, den er bemerkt, wird er zur Herrſchaft gehen und ſagen: Haben Sie ein achtſames Auge auf die Mamſell Liſette, ſie betriegt Sie mit lachendem Munde, und hat ihre Hände überall.

Liſette. Und das wirſt du im Ernſte ſagen?

Johann. Ja, ich bin ſo ein ehrlicher dummer Kerl, daß man damit vorlieb nehmen muß.

Liſette. Der Kerl macht mich raſend.

Johann. Seh ich zum Beiſpiel einen Ring an ihrem Finger, ſo rufe ich den Herrn und ſage ihm: Sehen Sie da den Ring, den die Mamſell Liſette am Finger trägt? Er iſt ein Geſchenk von einem jungen Herrn, dem ſie eine geheime Zuſammenkunft mit der Frau veranſtaltet hat. Oder ich gehe zum Kaufmann: Was hat der Zeug gekoſtet, den unſere Liſette geſtern für die Frau gekauft hat? Zwanzig Gulden — ich gehe zur Frau und frage: Euer Gnaden wie theuer hat Ihnen Liſette dieſen Zeug aufgerechnet? Für dreißig Gulden — Hu! die Liſette hat Sie betrogen, er koſtet nur zwanzig Gulden.

Liſette (geht auf ihn zu). Fort Elender! Sogleich wieder auf dein Dorf zurück.

Johann. Nein, ich bleibe da, es gefällt mir recht wohl in der Stadt; aber aus dem Hauſe gehe ich jetzt, und wenn die Frau zurückkommt —

Liſette. Nichts iſt unerträglicher als ein grober Bauer. Ich frage dich noch einmal, ob du gehen willſt?

Johann (ſteht auf). Ja ich will geh'n, aber wenn die Frau zurück kömmt, ſo komme ich auch wieder, und ſag ihr, daß mich die Mamſell fortgejagt hat, weil ich ihr zu ehrlich war.

Liſette. Bleib. (Für ſich.) Da ſitz ich in einer ſchönen Verlegenheit. Bleibt der Einfaltspinſel hier, ſo bringt er mich um Alles, ſchick ich ihn fort, ſo verräth er Alles. Ach! hätt' ich doch lieber den Johann behalten!

Johann. Nun, ſoll ich gehen oder bleiben?

Liſette. Bleib, du ſollſt deinen Lohn ganz bekommen, aber was ſich auf eine ehrliche Art gewinnen läßt, das theilen wir mit einander.

Johann. Das iſt nun wieder nichts. Was ſich auf eine ehrliche Art gewinnen läßt, das behalte ich allein, weil ich der einzige ehrliche Dienſtboth im Hauſe bin.

Liſette (für ſich). Nein, das iſt mehr als zu viel, ich erſticke vor Bosheit.

Johann (für ſich). Die Kur ſchlägt an.

Liſette. Und eines ſolchen Bengels wegen, ließ ich den charmanten Johann, der jeder Livree Ehre macht, gehen.

Johann. O, ich bin auch charmant, wenn ich ſchöne Kleider anhab.

Liſette. Ja, du magſt dich hübſch ausnehmen, wie ein dummes Buch im ſchönen Einband.

Johann. Die Mamſell könnte es ja probiren, und mir eine Livree geben, dann wird ſie gleich ſehen, wie hübſch ich bin.

Liſette (bei Seite). Ich will doch den Spaß machen, und ihm eine Livree holen, um zu ſehen, wie er darin ausſieht. Es iſt gewiß, wenn die gnädige Frau die plumpe Figur ſieht, und ſeine dummen Reden hört, ſo jagt ſie ihn auf der Stelle wieder hin, wo er hergekommen iſt.

Johann (welcher ſich während dieſer Rede unbemerkt ausgekleidet hat, tritt nun als Bedienter vor Liſetten). Ich glaube ſchwerlich.

Liſette. Was ſeh ich? Johann!

Johann. Zu dienen. — Kurios! die Frau Baronin iſt zur gemeinen Kammerjungfer herabgeſunken, und der dumme Bauer zu einem liſtigen Bedienten hinauf avancirt.

Liſette. Das freut mich, daß du wieder da biſt, mit dir werd' ich mich ſchon vertragen.

Johann. Du fürchteſt doch nicht, daß ich dem Herrn und der Frau alle deine Schliche verrathe.

Liſette. Nein, deine Ehrlichkeit macht mich nicht zittern.

Johann. Gewiß, wir Zwei ſind für einander geboren. Ach, es iſt wahr, du biſt ſchon an einen Andern verſprochen.

Liſette (reicht ihm die Hand). Spitzbube!

Johann. Das will ſo viel ſagen, als wir werden Mann und Frau.

Liſette. Nun in Gottesnamen, einmal muß es doch gewagt ſeyn.

Johann. Nun knie nur noch nieder, und verehre mich als deinen Meiſter im Staube.

Liſette. Das laß ich wohl bleiben, ich muß mich ohnehin vor allen meinen Mitſchweſtern ſchämen, denn es iſt unerhört, daß ein Mann über weibliche Liſt den Sieg davon getragen hat.

Johann. Wir haben's Beide an loſen Streichen nicht fehlen laſſen; doch jetzt wollen wir uns beſſern und zur Fahne der Redlichkeit ſchwören. Übrigens begeht die ganze Welt ſolche Streiche.

(Der Vorhang fällt.)

Der Schickſalsſtrumpf.

Tragi-Comödie in zwei Akten.

Es hat zwar Dr. Alois Jeitteles dieſe Parodie mit mir gearbeitet, da er aber nur wenige Scenen dazu gedichtet, hingegen die Hauptidee hiezu, ſo wie der größere Theil der Ausführung mein Werk ſind, ſo glaube ich dieſes Stück in dieſe Sammlung aufnehmen zu dürfen.

Perſonen.

Roderich von **Taubenklee** I., ein Ritter, ein Herr und vielleicht auch ein Graf.

Roderich von **Taubenklee** II., ebenfalls ein Ritter und ein Fremder ohne Namen.

Kunigunde, eigentlich nicht die Kunigunde, welche man meint, aber deßwegen doch eine Kunigunde; Roderich's I. Gemahlin.

Moralino, das gute Prinzip, als Eremit.

Veit, ein erzählender Knappe.

Keine Bauern und Bäuerinnen. Kein Volk. Keine tanzenden Perſonen.

Das Schickſal, als: Strumpf, Bedienter, Ahnung, Dolch, Herr Fad — Dumm, ein türkiſcher Handelsmann, Hund, Schickſal.

Die Scene ſpielt in, um, bei, auf und neben Roderich's I. Burg.

Erſter Akt.

(Gothiſches etwas düſtres Zimmer in Rodrich's I. Burg. Es iſt Nachts 9 Uhr. Ein Armleuchter mit Kerzen ſteht auf dem Tiſche.)

Erſter Auftritt.

Kunigunde (ſitzt rechts am offenen Fenſter und ſtrickt an einem außerordentlich langen Strumpfe. Traurig.)

Ach! neun Jahre ſind verfloſſen,
Seit ich Rodrich's Gattin bin,
Und kein Thränchen iſt gefloſſen,
Heiter ſtets die Sonn' uns ſchien;
Keine Plagen, keine Sorgen,
Und wie's heute war, iſt's morgen.
Man ſteht auf, und legt ſich nieder,
Ißt und trinket, trinkt und ißt,
Wäſcht und biegelt, gähnt und nieſ't,
Schläft auf's neu' und wachet wieder; —
Nicht einmal die kleinſte Mahnung,
Die was hätte zu bedeuten,
Keine abgeſprung'nen Saiten,
Gar kein Grauen, keine Ahnung!

Iſt das nicht ein traurig Leben,
Wenn man nie, gar nie kann weinen?
Soll es denn für unſer Einen
Etwa gar kein Schickſal geben?
(Betrachtet ihren Strumpf.)
Kunſtwerk meiner ſchönen Hände,
Strumpf für Rodrich's große Füße,
Gehſt ohn' alle Hinderniſſe
Denn auch du noch heut zu Ende?
Will denn von den Maſchen allen —
Bin doch ſonſt nicht ſehr geſchickt, —
Auch nicht eine, — eine fallen? —
Schrecklich iſt's, daß Alles glückt! —
Will ein kleines Liedel ſingen,
Weil ich eben ſo allein,
So was ſoll nicht übel ſeyn,
Und durch alle Nerven dringen;
Hab's in Werner's „Februar,"
Oder wo es ſonſt noch war,
Selbſt geleſen oft mit Grau'n; —
Wollen denn zum Singen ſchau'n!!

Lied.

(in minore gehalten.)

Strümpfelein!
Strümpfelein!
Weiß und rein,
Schön und fein! —
Wirſt bald umwehen
Die zarten Glieder,

Mit ihnen gehen
Dann auf und nieder,
O du mein
Strümpfelein!
Das wird dein
Antheil ſeyn.

(Eine Nadel bricht, und der Strumpf entfällt ihrer Hand, ſie ſchreit laut auf.)

Ach! — die Nadel iſt gebrochen! —
Ja, ein Zeichen ſicherlich,
Daß vielleicht mein Roderich
Auf der Jagd den Fuß gebrochen.

(Freudig.)

Endlich gibt's etwas zu weinen,
Endlich doch ein klein Getümmel,
Dank dir Vater dort im Himmel!
Läß'ſt ein Unglück doch erſcheinen,
Das zertrennet, was ſich liebet,
Und die heitern Stunden trübet!

(Man hört von außen Jagdgetöſe und Hörnerton.)

Horch! Sie kommen von der Jagd,
Und mein theurer Gatte
Wird vermuthlich auf der Matte
Schon halbtodt dahergebracht!

(Sie läuft freudig an's Fenſter, blickt hinaus, und macht es dann traurig wieder zu. Das Folgende ſprechend.)

Nein, — o nein! es fehlt ihm nichts,
Und beim Schein des Mondenlichts
Seh' ich ihn auf ſeinem Schimmel
Fröhlich unter dem Gewimmel

Einziehn in den Burghof. — Ach!
Wieder kömmt kein Ungemach!!!

Zweiter Auftritt.

Kunigunde. Veit.

Veit (tritt ein und verneigt ſich vor Kunigunden).

Kunigunde.

Rod'rich kömmt?

Veit.

Ja, Herrin, eben.

Kunigunde.

Schoßt ihr viel?

Veit.

In Überfluß
Reh' und Füchſe; — doch ein Schuß
Ging uns ſelber bald an's Leben.

Kunigunde.

Ei, poß Blitz!

Veit.

Frau Kunigunde!
Bald wär' Euer Roderich
Umgekommen jämmerlich;
Denn es war 'ne heiße Stunde!

Kunigunde.

Ei, erzähle!

Veit.

Ja ſogleich!

Darum bin ich eben da,
Zu erzählen was geſchah,
Habt Geduld, ich bitte Euch;
Die Erzählung iſt hübſch lange,
Ob's gleich kurze Verſe ſind,
Sprechen ſich doch nicht geſchwind,
Schon beim Anfang wird mir bange;
Denn ich ſag' es Euch sub rosa,
Lieber wäre mir die Proſa;
Doch in Verſen hat der Herr
Mir das Ganze ausſtudirt,
Und er ſchickt mich damit her,
Daß ich werde applaudirt:
Alſo hört, ich fange an,
Weiß, daß ich's wie Waſſer kann.

(Kunigunde ſetzt ſich auf einen Stuhl, Veit ſtellt ſich ganz vorn am Souffleurkaſten gegen das Publikum in Poſitur, zieht das Wamms aus, ſtreift ſich die Hemdärmel auf, räuſpert, ſchnaubt ſich, und fängt dann im Predigertone an.)

Als der Morgen dämmernd graute,
Zogen wir hinaus zum Wald,
Wind pfiff uns entgegen kalt,
Und das Gras, das friſch bethaute,
Perlete im düſtern Grün. —
Unſer Graf ritt fort und ſchaute
Schweigend auf den Boden hin.
Weiß nicht, ob er etwas dachte,
Doch mir ſchien,

Daß ſein Sinn
Ihn auf düſtre Träume brachte,
Weil er mit dem Falben brummte,
Und manchmal recht ſchauerlich
In der Fiſtel ſo für ſich
In den Wind das Liedel ſummte:
„Soll ich leben, ſoll ich ſterben,
Soll mein Blut die Erde färben?“ —

Kunigunde.

O, ich kenne dieſes Lied,
Hör' ich's, wird die Bruſt mir enger,
's hat's ein blinder Minneſänger
Ihn gelehret.

Veit.

Nun ſo ritt
Er ſtets vorwärts, und nun dehnte
Sich vor uns der Wald ohn' Ende
Schauerlich und düſter aus; —
Und es rauſchte durch die Föhren
Mit ſo ſchrecklichem Gebraus,
Daß man kaum ſein Wort konnt' hören.
Jetzo ſchlich ein Fuchs hervor,
Und der Herr —

Kunigunde (haſtig einfallend).

Schoß ihn auf's Ohr?

Veit (phlegmatiſch).

Nein, er fehlt' ihn. — Aus der Au'
Sprang dann eine wilde Sau,

Und der Herr — er fehlt ſie wieder;
Sieh, da ſprach voll Traurigkeit
Er:

(Mit grauenvollem Tone.)

Streck ich kein Thierchen heut
In den Sand,
Streckt die Hand
Meines Schickſals mich wohl nieder!

Kunigunde.

Ha! welch' Ahnung hatte er?

Veit.

Ah was Ahnung? — Solcher Sachen
Muß ein kluger Menſch nur lachen,
Und das thaten wir auch ſehr.

Kunigunde.

Dumme Klötze!

Veit.

Seit zum Schmauſe
Ich in unſers Jägers Hauſe
Einſt geladen war, und mir
Ahnte, daß mich ſicher hier
Guter Wein und Fraß erwarte,
Und ich dennoch nichts bekam,
Als 'nen Krätzer, ganz infam,
Und 'ne Semmel, eine harte,
Trau' ich keiner Ahnung mehr.

Kunigunde.

Nun, nur weiter!

Veit.

Langſam, Frau!
Die Erwartung recht zu ſpannen,
Geht es nicht ſo hau, hau, hau!
Fährt man langſam nur von dannen.
Alſo, daß ich weiter ſag':
Jetzo ſprang — mich faßt ein Schauer —
Ganz kohlſchwarz, wie in der Trauer,
Aus dem Buſch ein großer Bock;
Seine Flammenaugen glüh'n,
Dicht war ganz der Kerl behaart,
Und ſein Bart
Reichte bis zur Erde hin. —
Und Herr Rod'rich ſah ihn ſtehn,
Und das tödtliche Geſchoß
Legt er an, — es blitzt vom Schloß,
Und das Blei flog aus dem Rohr,
Und ein — Mäh!!! ſchlug an ſein Ohr.

Kunigunde.

Alſo ſchoß er einen Bock?

Veit.

Nein, nicht ganz,
Traf ein Schrot ihn nur in'n Schwanz. —
Aber nun erſt ward das Thier
Wüthend, mit den Vorderfüßen
Sah ich es den Herrn umſchließen,
Kalt lief's über'n Rücken mir;
Denn es war, als ob der Herr
Und der Bock ein Menſch nur wär',

So feſt waren ſie umſchlungen. —
Wir ſahn zu dem Kampf von fern,
Keiner half aus Schreck dem Herrn,
Doch wir ſchrie'n aus vollen Lungen.

Kunigunde.

O ihr treuen Diener ihr!

Veit.

Jetzo war
Auf dem Gipfel die Gefahr,
Oberhand gewann das Thier,
Brauchte ſeiner Hörner Kraft,
Stieß Herrn Roderich zur Erde.
Der, mit flehender Geberde,
Rief in höchſter Leidenſchaft:
„Ach, warum hat Kunigunde
Nie mir Hörner aufgeſetzt?
Brauchen könnt' ich gut ſie jetzt,
In der bangen Schreckensſtunde.“
Kaum war dieſes Wörtchen: *Hörner!*
Seinem Munde jetzt entklungen,
Da kam durch Geſtripp und Dörner
Schnell ein Ritter vorgeſprungen,
Und ein Diener hinter ihm,
Der ihm auf den Bock hinwies,
Und der Fremde voller Grimm
Stürzt auf's Unthier hin.

Kunigunde.

O Himmel!
Schütz' den Fremden im Getümmel.

Veit.

Er riß
Aus einander ſie, erlegte
Nun den Bock mit ſeinem Spieß,
Daß er zuckend nur ſich regte,
Und nur noch den Bart bewegte.

Kunigunde (Athem ſchöpfend).

Ah!

Veit.

Was weiter noch geſchah,
Das verſteht ſich ſchon. — Voll Luſt,
Flog der Herr nun an die Bruſt
Seines Retters. — Ein Hurrah
Rief der Troß,
Und in's Schloß
Zogen Alle wir voll Freude,
Und jetzt ſteh'n ſie unten Beide. — —
Die Erzählung iſt jetzt aus,
Sie war lang und ſchauerlich;
(An's Parterre.)
D'rum, Verehrte! bitte ich
Jetzt am Schluſſe um Applaus.
(Er zieht ſein Wamms wieder an.)

Kunigunde (heftig).

Eil' hinab in ſchnellem Lauf,
Bring den Fremden mir herauf,
Will ihm fallen um den Hals
Und ihn küſſen (Gezogen.) allenfalls
Kann auch Rodrich mit ihm kommen. (Veit geht ab.)

Dritter Auftritt.

Kunigunde (allein).

Ach! wie bin ich ſo beklommen!
Dieſer Fremd' iſt ſicherlich
Schöner als mein Roderich,
Und — — Ha, welche Ahnung kriecht
Mir um's Herz? und welch Gefühl
Preßt mich? — Wird mir doch ſo ſchwül!
Die Empfindung reim' ich nicht.
(Nachdenkend.)
Daß der Mann den Bock erſtach,
Als mein Mann von Hörnern ſprach,
Daß er jetzt in's Schloß ihn bringt,
Eben heute,
Wo mir jede Saite
Meines Herzens froh erklingt, —
Dieß Verlangen, das ich fühle,
Und der Fremde — und der Strumpf, —
Ja, es ahnet mir ſchon dumpf:
Heute winkt der ſchönſte Trumpf
In des Schickſals Zauberſpiele.
(Lärmen von außen.)
Still! man kömmt! in welcher Lage
Trifft er mich? — Im Nachtgewand,
Welche Schand'!

Vierter Auftritt.

Das Schickſal (als Bedienter). Gleich darauf **Roderich I.**, **Roderich II.** und **Veit.**

Schickſal (reißt zuerſt die Thür auf, und ſpricht im Geiſtertone zu Kunigunden).

Nachtgewand führt dich zum Tage!

(Dann beugt es ſich demüthig vor den Eintretenden.)

Roderich II. (tritt zuerſt ein und will Kunigunden grüßen, erblickt ſie aber kaum, ſo bleibt er ſchon ſtarr und in ihrem Anblick verſunken ſtehen, mit dem Ausruf:)

Das iſt ſie!

Kunigunde (eben ſo).

Er iſt's!

Schickſal (indem es mit den Händen ein Zeichen in die Luft macht).

Du Blitz!
Der bei unſern neuen Dichtern
Hin und herfährt aus Geſichtern.
Der die Herzen jäh entzündet,
Doch anſtatt ſie zu verbrennen,
Sie verbindet,
Fahr' herab, und thue heut
Deine Schuldigkeit!

(Zwei Blitze fahren von oben herab, der eine auf Kunigunden, der andere auf Roderich II.)

Roderich II. (auf ſein Herz fühlend, in tiefem Tone).

Ha!

Kunigunde (eben ſo und in hohem Tone)

Ha!

Roderich I. (beleidigt, daß ſein Weib ihn noch nicht bewillkommt hat).
Servus, Kunigunde!

Kunigunde (für ſich).
's wird ganz bitter mir im Munde.
(Zu Roderich I. naiv.)
Du warſt heut ein ſchlechter Schütz',
Wie ich höre?

Roderich I.
's ging nicht gut,
Wär' der Fremde nicht geweſen,
Wär' dein Roderich verloren,
Läge da in ſeinem Blut.

Kunigunde (zu Roderich II.).
Ach, wie ſoll ich Euch wohl danken,
Junger ſchöner Rittersmann?
Alles was ich geben kann —

Roderich I. (leiſe zu ihr).
Weib! tritt doch nicht aus den Schranken
Guter Sitten! —

Kunigunde.
Sei doch ſtill,
Wenn das Schickſal es ſo will,
Daß ich Arme ſchlecht ſoll handeln,
Auf dem Weg des Laſters wandeln,
Darf ich wohl mich ſträuben — wanken?

Schickſal (bei Seite).
Das iſt doch noch eine Frau,
Die ſich hingibt mit Geduld,

Dieſe ſcheuet nicht die Schuld,
Geht mit Mördern auch zur Trau.

Kunigunde (zum Fremden).

Sprecht! Ihr ſeid gewiß aus Norden?

Roderich II.

Nein.

Kunigunde.

O, das iſt Jammerſchade,
Denn dann wär' ohn' alle Gnade
Hier ſo etwas los geworden. —
Ihr ſeht mich verwundert an,
Könnt der Rede Sinn nicht faſſen? —
Ja, — zwei Pole, die ſich haſſen
Sollen, und ſich dennoch nahn,
Das iſt ganz was Prächt'ges das! —
Da wird immer abgeſtoßen,
Angezogen wieder dann,
Und das Alles führt zum Großen. —
Sprecht, welch Land gebar Euch?

Roderich II.

Oſten,
's iſt von hier wohl hundert Poſten.

Kunigunde.

Alſo auch nicht aus dem Süd? —
Lieber Freund, das heißt nicht viel,
Wer nicht friert und auch nicht glüht,
Paßt nicht recht in's Trauerſpiel. —
In dem Weſt= und Oſtenlande
Geht ja die Natur

Stets die Mittelſtraße nur; —
Willſt du fallen, ſteh' am Rande,
Nicht ſo in der Mitte drin. —
Sagt mir, wenn Ihr's ſeid im Stande,
Sagt, wer ſeid Ihr?

Roderich II.

Wer ich bin?
So ein Mann, Frau Kunigunde,
Der ſich —

Das Schickſal (ihm die Hand auf den Mund legend).

Halt! noch iſt die Stunde
Nicht gekommen, die am Munde
Sprengt das Schloß und ihn befreit,
Darum Rodrich ſei geſcheidt,
Willſt du alles jetzt erklären,
Und dadurch dem ſchönen Unglück,
Das recht bald hereinbricht, wehren
Und mir meinen Plan verkehren?

Roderich II.

Nein, o nein, das will ich nicht.

Das Schickſal.

Nun ſo ſchweig!

Roderich II.

Es ſei mir Pflicht.

Roderich I.

Was du biſt, und welches Land
Dich gebar, das kann hier eben
Wahrlich keinen Ausſchlag geben,
Du erhielteſt mir das Leben,

Darum reich' ich dir die Hand,
Und wenn du auch alle Freuden
Künft'ger Tage mir vergifteſt,
Eine böſe Ehe ſtifteſt,
Folterſt mich mit allen Leiden,
Zu, nur zu! wer kann es hindern?
Wer kann mit dem Schickſal ſtreiten,
Das uns macht zu braven Leuten,
Oder zu den ärgſten Sündern?

Schickſal (bei Seite).

Das iſt auch ein ſtarker Geiſt,
Gut zum Galgen und zum Rade; —
Schade iſt es, Jammerſchade,
Daß der Mann nicht anders heißt.

Kunigunde.

Was iſt weiter noch zu thun?

Roderich I.

's Beſte iſt, wir gehen ruhn,
Führt den Fremden in das Zimmer,
Wo die Bilder hängen.
(Sich beſinnend.)
Nein,
Könnte wohl zu früh noch ſeyn,
Dazu iſt es Zeit noch immer!
Gebet ihm die grüne Kammer.

Kunigunde (für ſich).

Grün iſt Hoffnung!

Roderich II.

Schlafet wohl!

Dieſer Tag iſt freudenvoll,
Morgen kommt vielleicht der Jammer.

Roderich I.

Wer denkt an die nächſte Stunde?
Lebet wohl, Herr Rittersmann;
Zünde doch die Kerze an,
Leucht' dem Fremden, Kunigunde!

Kunigunde.

Ach wie gern, (für ſich) o ſel'ge Stunde!

Roderich II. (nimmt ihr den Leuchter aus der Hand, und ſtellt ihn wieder auf den Tiſch).

Wozu ſoll die Kerze taugen?
Leuchten werden Eure Augen.

Schickſal (für ſich).

Geht nur fort, ſo geht es gut,
Strömen ſeh' ich ſchon das Blut,

(Roderich II. und Kunigunde durch die Mittel-, Roderich I. durch die Seitenthür ab.)

Fünfter Auftritt.

Das Schickſal (allein, reibt ſich fröhlich die Hände).

's geht Alles ſo herrlich,
So trefflich zuſammen,
Dem heutigen Tage
Wird Elend entſtammen,
Und Klagen und Sehnen
Und Seufzer und Thränen
Sie rücken ſchon an.

Der Eine wird ſicher
Den Andern erſtechen,
Der Dritte wird rächen
Die Mordthat nach Pflicht,
Und liefert ſich ſelber
Auf's Hochgericht.
Kurz all dieſe Leute,
Die durch meine Macht
Ich zuſammengebracht,
Sind Galgengeweihte. —
Drum freut Euch ihr Alle,
Es gibt hier viel Schauer,
Und all dieſe Trauer
Schließt ſich mit dem Falle
Des Stamms Taubenklee,
Das verſteht ſich per se;
Und am Ende ſind alle doch unſchuldig dran,
Denn ich, das Schickſal, allein hab's gethan.
(Ernſthaft.)
Wer kann das Schickſal wohl genugſam loben,
Das ſchreitet durch das hohe Trauerſpiel?
Es gab in neuſter Zeit die ſchönſten Proben,
Daß jede That, die es vollbracht, gefiel.
Man läßt es durch fünf Akte wüthen, toben,
Sein Hebel iſt der Mord, Schaffot ſein Ziel,
Banditen, Räuber, die mit Dolchen drohen,
Sind ſeine höchſten, glänzendſten Heroen.

Drum geb' ich meinen Stand nicht hin für Kronen,

Und bin recht froh, daß ich ein Schickſal bin;
Wohin ich trete, darf ich nichts verſchonen,
Wer fordert, wo ich handle, einen Sinn?
Befehl' ich, nahen ſich die fernſten Zonen,
Die Einen frieren, und die Andern glühn.
Kurz, liebe Herrn und Fraun, Sie werden ſehen,
Es wird den Leuten heut noch ſchlecht ergehen. (Stolzirt ab.)

Sechster Auftritt.

Roderich II. Kunigunde.

(Garten, vom Monde düſter beleuchtet. Roderich II. und Kunigunde treten ein im Geſpräche; letztere ſtrickt an dem großen Strumpf ununterbrochen fort, was auch immer geſprochen wird.)

Roderich II.

Immer dunkler wird der Garten,
Immer finſtrer wird die Nacht,
Und die Sterne ſehn herunter
Wie mit vielen tauſend Augen
Auf die Waller durch das Grün.
Ihr allein nur, ſchöne Gräfin,
Senkt die beiden ſchönſten Sterne
Auf den Strumpf in Eurer Hand.

Kunigunde.

Nicht, mein edler Fremdling, ſchmähet,
Wenn Ihr mich verlegen ſehet,
Gerne gäb' ich jetzo ſchon
Eurer ſchönen That den Lohn;
Gerne gäb' ich Euch mein Herz,

Gäb' Euch meine glüh'ndſte Liebe,
Klopfte nicht in mir die Furcht,
Daß, ſo früh ſich zu ergeben,
Doch nicht ganz ſich dürfte ſchicken.
Darum ſeht Ihr mich ſo fleißig
An dem großen Strumpfe ſtricken,
Darum darf ich es nicht wagen,
Meine Augen aufzuſchlagen,
Auf zu dir, zu dem's mich zieht,
Und von dem's mich wieder ſtoßet

Roderich II.

Nun wohlan, ſo will ich warten, —
Will noch harren und mich ſehnen,
Will mit Augen voller Thränen
Noch vor Euch, der Wunderſchönen,
Meine Tage hier vergähnen; —
Doch ſoll ich geneigt Euch wähnen
Meinen Wünſchen, meinem Sehnen,
Laßt mich an ein Zeichen lehnen,
Daß Ihr niemals, gleich Hyänen,
Meine Liebe werdet höhnen,
Daß Ihr, wenn mit wilden Mähnen
Kömmt der Tod mich wegzudröhnen,
Und ich muß im Grab mich dehnen,
Ihr Euch niemals wollt gewöhnen,
Noch den andern Erdenſöhnen
Eure Seufzer hinzuſtöhnen.

Kunigunde.

Wie der Segler auf dem Meere

Sieht vor Waſſer nicht das Meer,
Wie der Schiffer in den Lüften
Sieht vor Winden nicht die Luft,
Wie der Wandler in dem Walde
Sieht vor Bäumen nicht den Wald,
Alſo ich vor lauter Worten
Deine Rede nicht verſteh.

Roderich II.

Nun ſo höre klar und deutlich,
Die du leider nicht verſteheſt,
Die poetiſche Bedeutung,
Die aus Unſinn lieblich klingt,
Höre klar, wie Proſa, mich:
Gebe mir ein Liebeszeichen,
Als ein Zeichen deiner Liebe,
Als ein Zeichen deiner Treue,
Daß du ewig treu mir bleibſt.

Kunigunde.

Was ich habe will ich geben,
Aber leider hab' ich nichts.

Roderich II.

Wie, du hätteſt nichts, du Falſche,
Iſt denn gar nichts dieſer Strumpf?

Kunigunde.

Fodre Alles, mehr als Alles,
Dieſen Strumpf nur fodre nicht.

Roderich II. (in Wuth ausbrechend).

Nicht den Strumpf? warum den Strumpf nicht?
Jetzo hab' ich dich erkannt,

Klar ſtehſt du vor meinen Augen,
Klar wie Sonnenlicht am Himmel,
Wenn es glänzt um Mitternacht —
(Sich verbeſſernd.)
Wenn es glänzt zur Mittagszeit. —
Einem Andern willſt du geben,
Was du mit der Hand berühret,
Willſt vergeben
Ihm mein Leben,
Willſt ihm ſchenken meinen Tod?
(Tritt auf die andere Seite des Proſceniums und ſpricht vor ſich hin, mit voller Wehmuth.)
Nun, ſo iſt auch das verſchwunden,
Auch das Letzte will nicht gehn,
Wenig hatt' ich frohe Stunden,
Ach, ſie waren gar ſo ſchön,
Heilen wollten meine Wunden,
Doch es ſollte nicht geſchehn;
Soll mein Herz ſich nicht empören,
Mir nicht ſoll der Strumpf gehören?

Kunigunde (nähert ſich ihm voll Wehmuth).
Seh' ich deine Thränen fleußen,
Will's das Herze mir zerreißen,
Warum kann ich's nicht gewähren?

Roderich II.
Das iſt's, was wir Beide fragen.

Kunigunde.
Und was keines weiß zu ſagen.

Roderich II.

Darum gib, o gib Geliebte!

Kunigunde.

Nimmermehr! ha, nimmermehr!

Roderich II.

Sieh, ein Strumpf, wenn noch ſo groß,
Iſt doch weiter nichts, als Strumpf,
Mir nur iſt er darum theuer,
Weil ihn deine Hand gekettet.
Seh' ich ſo den weißen Faden
Schlingen ſich um deine Finger,
Seh' ich wie die blanke Nadel
Maſche ſtill an Maſche reiht,
Seh' ich wie du die gefall'nen
Fleißig freundlich auf dann hebeſt,
Daß ſie tiefer nicht und tiefer
Sinken zum und ins Verderben,
Denke ich an mich, Geliebte,
Und ich ſeh' ein klares Gleichniß
Meiner ſelbſt in dieſem Strumpf,
Meine Wünſche ſeh' ich drinnen,
Meine Freuden und mein Glück.

Kunigunde.

Sag' wie? was? warum? weßwegen?

Roderich II.

Horch! jetzt kömmt ein ſchönes Gleichniß: —
Ganz wie dieſen Faden kannſt du
Wickeln mich um deinen Finger;
Wie ſich ſtill nach deinem Willen

All die tauſend Maſchen reihen,
Reihen ſich nach deinem Wunſche
Die Gedanken auch in mir;
Und wie du gefall'ne Maſchen
Wieder auf zu dir erhebeſt,
Alſo, wenn auf Augenblicke
Ab von dir mein Sinn ſich kehret,
Kehrt er, wenn an dich ich denke,
Wieder ſchnell zu dir zurück.

Kunigunde.

Gerne würd' ich dir ihn geben,
Wenn nur etwas draus erfolgte,
Wenn er uns in's Unglück brächte,
Wenn das Schickſal ihn erkoren
Als ein Werkzeug ſeiner Macht,
Unſer Haus dadurch zu ſtürzen,
Wenn ich dir ihn ſchenken thu! —
Wenn ein' Ahnung, wenn ein Traum
Hätt' Intreſſe ihm verſchafft!
Aber ſo ein ſimples Ding,
Das aus Wolle und aus Proſa
Einzig iſt zuſammgewoben,
Was hat dieſes für Bedeutung?

Roderich II.

Haſt du gar nichts denn geträumt,
Was etwa hieher ſich reimt?

Kunigunde.

Von der Wirthſchaft träum' ich nur,
Von den Hühnern, von den Gänſen,

Von den Knechten, von den Mägden,
Neuen Kleidern, neuen Hüten,
Von den Strümpfen träumt mir nichts.

Roderich II.

Halt! ich hab' ſchon einen Traum.
Heute ſind es ſieben Wochen —

Kunigunde.

Sieben Wochen! o vortrefflich!
Dieſe Zahl iſt voll Bedeutung
Seit der Griechen alten Zeiten,
Und grad' heute ſieben Wochen
Fing auch ich den Strumpf zu ſtricken
An.

Roderich II.

Da warſt du nicht ſehr fleißig! —
Doch horch auf und ſchweige ſtill. —
(Pathetiſch.)
Heute ſind es ſieben Wochen,
Als ich ſchlafend lag im Bette;
Meine frohen Kinderjahre
Stiegen mir im Traume auf.
Einen Garten ſah ich blühen,
Wie gekeimt im wilden Süden,
Wie gereift im Orient;
Goldne Bäume hoben ſich
Hoch und ſchlank mit Silberäſten
In die blaue Himmelsluft,
Und am fernen Himmelsbogen
Brannten tauſend goldne Monde,

Millionen Sternenheere
In die ſchwarze Nacht hinein.
Und von Mond zu Mond geſchäftig
Sah ich eine Spinne kriechen,
Webend Gold- und Silberfäden
Durch die breite Himmelskuppel; —
Und noch eh' ich mir's verſah,
War ein groß Gewebe fertig,
Drin die Spinne — ha! ihr Götter!
Nein, o nein, ich irre nicht,
Es war dein, ja dein Geſicht,
Das die Spinne angenommen,
Das ich damals ſchon erſah.

Kunigunde.

Ach wie ſchön! — Erzähle fort,
O nicht fürchte ich die Spinnen,
Wenn von ihnen man erzählt.

Roderich II.

In dem Neſte ſaß die Spinne
Lauernd auf 'nen guten Fang,
Und ſie wartete nicht lang.
Denn es kam hervorgeflogen
Luſtiglich ein Maienkäfer.
Kaum hatt' ihn die Spinn' erblickt,
Schoß ſie ſchnell auf ihn hinzu,
Fing ihn liſtig in ihr Netz.
So einander hingegeben,
Lebten ſie ein ſelig Leben; —
Doch da hob ſich Sturmeswetter,

Daß die Erde wollte beben
Und der Himmel ſtürzen ein,
Streifend durch die Silberblätter
Zog der Sturm mit ehrnem Brüllen,
Mond und Sterne löſchten aus,
Und in dieſem tollen Graus
Schwirrte wild die Fledermaus,
Schrieen Raben, krächzten Eulen,
Donnerstoſen, Windesheulen,
Blitzeszucken hin und her,
Nachtgeſpenſter wimmerten,
Meer und Wolken ſprühten Flammen,
Bis der Garten ſtürzt zuſammen,
Und zuſammen war geſchmolzen,
Was die Liebe hat gewoben,
Und die Liebe hat bewahrt.
Spinngewebe war das Ganze,
War vergänglich wie ein ſolches,
Auch die Liebe zog es mit,
Drob ſo laut die Hölle lachte,
Daß ich drüber ſchnell erwachte.

Kunigunde.

Schaurig iſt der Traum und lieblich,
Schrecklich iſt er, darum ſchön,
Deutlich iſt er auszulegen,
Und er geht auch ſicher aus,
Setzen könnt' ich drauf fünf Nummern.
Freue dich mit mir, Geliebter!
Denn wir werden untergehn.

Roderich II. (zuthunlich).
Wär' es aber denn nicht beſſer,
Lebten froh wir unſrer Liebe?
Kunigunde.
Nein, o nein, wir müſſen ſterben,
Unſer ganzes Haus verderben,
Ich, ein Stoff zum Trauerſpiel,
O glückſelig, herrlich Ziel!
(Sie hat bis jetzt ununterbrochen fortgeſtrickt, nun ſchließt ſie den Strumpf.)
Sieh, jetzt iſt der Strumpf geſchloſſen,
Und vollendet iſt das Werk.

(Starrt auf den Strumpf mit tiefem Nachſinnen.)

Heute ſind es ſieben Wochen,
Seit ihm jener Traum geworden,
Auch ſind's heute ſieben Wochen,
Seit den Strumpf ich angefangen,
Und in dieſem Augenblicke,
Wo den Traum er mir erzählt,
Iſt vollendet auch der Strumpf! —
Alles, alles trifft zuſammen,
Jene dunkeln Mächte winken,
Und im Innern tönt's mir dumpf:
Dieſer iſt ein Schickſalsſtrumpf!

(Entſchloſſen zu Roderich II.)

Darum, Theurer, nimm ihn hin,
Mög' er uns viel Unheil bringen,
Beid' uns in's Verderben ſtürzen!
(Roderich II. empfängt knieend und feierlich den Strumpf.)

Roderich II. (den Strumpf mit ſtürmiſchem Entzücken an ſich drückend).

Glühende Blumen und blühende Sterne!
Hauchet mich an mit dem duftigen Thau,
Sendet Zephyre aus kühliger Ferne,
Labenden Athem aus roſiger Au,
Daß ſie die inneren Gluthen mir kühlen,
Daß ich mich ſeliger ſelig darf fühlen,
Selig in ſeliger Liebe Triumph,
Sie gab ihr Herze mir, gab mir den Strumpf!!

Kunigunde.

Kaum iſt ſie gethan die That,
Nagt mich auch ſchon bittre Reue,
Doch es ſeie, wie es ſeie!
Was geſchehn iſt, iſt geſchehn.

Roderich II.

Nun geht mir das Leben auf,
Drum ſetz' ich das Leben ein,
Du ſollſt mir gewonnen ſeyn!

Kunigunde.

Aber Rodrich iſt mein Gatte,
Angetraut ſeit Jahren ſchon.
Von dem Gatten zweier Frau'n
Sprechen zwar der Sagen viel;
Doch vom Weibe zweier Männer
Hörte ich bis jetzt noch nie.

Roderich II.

Auch nicht zweien ſollſt du ſeyn,
Mir gehörſt du, mir allein!

Kunigunde.

Doch mein Gatte —

Roderich II.

Dieſen tödt' ich.
Wem das Leben ich erhalten,
Dem kann ich es wieder nehmen,
Wenn mir ſeine Frau gefällt.

Kunigunde.

Doch die Strafe der Geſetze —

Roderich II.

Dieſe fürchtet Rodrich nicht,
Der ſich ſelber kann erſtechen,
Wenn es auf das Ärgſte ankömmt.
Aber höre ſtill mich an:
Einen Diener hab' ich bei mir,
Klug, gewandt zu allen Dingen,
Dieſer ſoll die That vollbringen;
Vieles laſtet auf ihm ſchwer,
Einen wen'ger oder mehr
Wird dem *Schickſal* nichts verſchlagen.

Kunigunde.

Wie? das *Schickſal*?

Roderich II.

Ja, erſtaune,
Dieſer Diener iſt das *Schickſal*,
Was man will, kann er vollführen,
Iſt zu allem zu gebrauchen,
Ladet auf ſich ſelbſt die *Schuld*,
Und das iſt ein ſtarkes *Stück*!

Kunigunde.

Doch, wie kam er denn zu dir?

Roderich II.

Glaub' er hat ſo was gerochen:
Heute ſind es ſieben Wochen,
Grade an demſelben Abend,
Als du anfingſt dieſen Strumpf
Und den Traum ich hab' geträumt,
Ging ich ruhig durch die Straßen,
Süßem Nichtsthun überlaſſen,
Sieh, da kam ein Bettelmann, —
Das iſt ſo ein Mann, der bettelt, —
Gradezu auf mich heran,
Eine Gabe von mir heiſchend;
Aber ſparſam, wie ich bin,
Schlug ich ihm die Gabe ab.
Nun fing er zu kreiſchen an
Daß darob die Glocken dröhnten,
Meine Ohren aus ſich dehnten
Bis zur fürchterlichen Länge —
Gibſt du mir nicht gleich zu eſſen,
Sollſt du meiner nicht vergeſſen,
Denn ich bin das Schickſal ſelbſt.

Kunigunde.

Selbſt? — das iſt ein wichtig Wort.

Roderich II.

Ei, da dacht' ich mit dem Schickſal
Iſt nicht gutes Kirſcheneſſen,
Nahm den Bettler bei der Hand,

Führt ihn mit mir in mein Haus,
Wo zuſamm' wir Miſpeln aßen.
Und bei Tiſch erzählt' er mir:
Daß er ſchon ſeit vielen Jahren
In den deutſchen Tragödien
Habe manchmal mitgeſpielt;
Doch ſei in den letzten Zeiten
Er zu vorlaut dort geworden,
Hab' ſich zu den erſten Rollen
Ungeſtüm herangedrängt;
Drob die Kritiker ergrimmten,
Und ihn gräßlich hergenommen,
Auch das Publikum hab' endlich
Seine Nichtigkeit erkannt,
Und mit Froſt ihn aufgenommen.
Nun wurd' er von allen Bühnen
Mit Verachtung abgewieſen,
Und ihm auch als Gaſt nur ſelten
In dem griech'ſchen Trauerſpiele,
Wo er wirklich hin gehört,
Eine Rolle dort gewährt.
So iſt er herabgekommen,
Daß er jetzt muß betteln gehn.

Kunigunde.

Armer Narr von einem Schickſal!

Roderich II.

Da mir grad' ein Diener fehlte,
Und der Burſch gewandt mir ſchien,
Nahm ich ihn in meine Dienſte,

Was mich ſpäter erſt wird reuen;
Und noch an demſelben Abend
Hat er mir den Traum geſendet,
Wo ich dich darin erblickte,
Führt' auch jetzt zu dir mich her.
(Man hört 11 Uhr ſchlagen, in ſehr hohem Tone.)

Kunigunde.

Horch! den dumpfen Schlag der Glocke,
Nahen will die Mitternacht,
Will ſich nahen, weil ſie muß.
Laß uns ſcheiden, und bis morgen
Sei das große Werk vollbracht.

Roderich II.

Welches?

Kunigunde.

Wird ſchon kommen, Freund!
Wenn wir nicht von hinnen gehen,
Kann mein Gatte nicht erſcheinen
Und erzählen was die Ahnung
Ihm ſchon ſicher kund gethan; —
Gute Nacht!

Roderich II.

Nun gute Nacht,
Träum' von mir und dieſem Strumpf!
(Beide zu verſchiedenen Seiten im Hintergrunde ab.)

Siebenter Auftritt.

Das Schickſal. Darauf **Roderich I.**

(Das Theater bleibt einige Augenblicke leer, während welcher es eine undurchdringliche Finſterniß umzieht. Das Schickſal erſcheint als Ahnung in eine große Wolke gehüllt aus dem Vordergrunde rechts, und ſchreitet langſam bis in die Mitte des Theaters vor, wo es ſtille ſteht.)

Das Schickſal (ruft mit ſtarker klangloſer Stimme zurück:)

Schickſal bin ich, und als Ahnung
Schreit' ich Roderich dir vor,
Folgen darfſt du meiner Mahnung,
Nur die Ahnungen ſind wahr.

(Das Schickſal ſchreitet nun eben ſo langſam fort, und verſchwindet links im Hintergrunde.

Roderich I. (ſtürzt athemlos, leichenblaß, im Nachtwamſe, mit wild aufſträubenden Haaren herein, und ruft der Wolke nach mit ſchwach kreiſchender Stimme:)

Halt! du dunkles Nachtgeſvenſt,
Steh mir Rede — wenn du willſt —
Ha! es will nicht, — nein, es will nicht —
War es Wahrheit, war es Traum?
Daß mir etwas ahnen werde,
Hat die Ahnung mir geſagt,
Kaum geſagt, verſchwindet ſie
Und ich ſtehe nun allein! —

Still und ruhig ſaß ich oben,
Leerte noch den letzten Becher
Von dem beſten Guldenwein,
Dachte juſt an gar nichts eben,

An den Bock, den ich geſchoſſen,
An den Fremden und mein Weib.
Sieh, da wurd' es plötzlich Nacht,
Und die Ahnung ſtand vor mir,
Die ich gar nicht ſehen konnte,
Glotzte mich mit weit geöffnet
Großen dummen Augen an.
Flüſternd bald und grinſend bald
Ruft ſie leiſe ſchreiend in mein Ohr
Dinge, drob mein Haar ſich jetzt noch ſträubet,
Und die ich ſchon hab' vergeſſen.
Und als ſie dahin geſchwunden,
Fühlt' ich mich mit tauſend Ketten,
Wie mit tauſend Angelhaken,
Nach der Ahnung hingeriſſen;
Muß ihr nach und muß ihr folgen,
Doch ich weiß noch nicht warum.
Das iſt ſicher, das iſt klar,
Daß mir bald was ahnen wird,
Was mein ganzes Haus zerſtört,
Denke Rodrich, wenn du kannſt,
Denke nur den Dingen nach,
Daß du als der Herr des Hauſes
Förderſt ſeinen Untergang!

(Sinnt nach, und fährt plötzlich auf.)

Ha! mein Weib! ja, ja, mein Weib! —
Aber wie? — und was? — warum? —
Ja was ſoll's mit meinem Weib? — —
Schuldig, ſchuldig muß ſie ſeyn,

Weiß ich auch noch nicht wie ſo;
Doch das Schickſal ſorget ſchon,
Daß man ſchuldig wird befunden,
Soll man ſchuldig untergehn.

(Wehmüthig.)

Zwar iſt ſie ſo brav, ſo fleißig,
Strickt mir ſchon ſeit ſieben Wochen
Unermüdet einen Strumpf,
Rechnet täglich mit der Köchin,
Gibt den Armen keinen Heller,
Schmalz und Eier ſperrt ſie ein
Selber in den Küchenſchrein,
Kocht für mich wie für 'nen König,
Und ißt ſelber doch ſo wenig;
Ließ noch gar nichts mir verderben,
Und ſoll dennoch, dennoch ſterben? —

(Entſchloſſen.)

Ja ſie muß es! finſtre Mächte
Heulen mir ihr grinſend „Ja!“
Aus der Höllenkluft herauf,
Und du, Schickſal, willſt es ſo.
Darum ſende mir den Bothen,
Der mir tödtet Kunigunden,
Wird ſie ſchuldlos auch befunden.

Achter Auftritt.

Das Schickſal. Roderich I.

(Donner und Blitz, die Erde öffnet ſich, und das Schickſal als blankgeſchliffener, aber unten abgeſtumpfter Dolch ſteigt herauf.)

Dolch.

Schickſal! riefſt du, ich erſcheine,
Bin ſein Bote und ſein Diener,
Und vollbringe was du willſt.

Roderich I.

Iſt ein Dolch das, was ich ſehe,
Mit dem Griff mir zugewandt?
Ich verſtehe, ich verſtehe,
Denn ich habe viel Verſtand.
Und entſchloſſen bin ich auch,
Und vollbringen will ich laſſen
Dieſe Fluchbeladne That. —
Höre, Dolch! ich hab' ein Weib,
Das mir gar nichts hat gethan,
Doch die Ahnung flog mich an,
Daß ich ſie ermorden ſoll.
Aber ich, zu weich geſchaffen,
Könnte bei der That erſchlaffen,
Du biſt ſtärkerer Natur,
Biſt von Eiſen oder Stahl,
Ich bin nur von Fleiſch und Blut,
Darum treffe du ſie gut,
Treffe mir ihr tiefſtes Leben,

Und ich will dich fürſtlich lohnen,
Will dich nackten Dolch bekleiden,
Und ein Futteral dir geben!

Dolch.

Offen geh' ich durch die Welt
Und will Andres von Euch heiſchen.

Roderich.

Laß mich hören, was du willſt?

Dolch.

Seht, ich bin ein alter Dolch,
Bin ſchon matt und grau geworden,
Bald in Süden, bald in Norden
Mußt' ich da und dorten morden,
Und war hier und dort nicht heim;
Fremdling dieſem kalten Boden,
Fremdling jener heißen Luft,
Tief im Norden eingefroren
Und in Süden aufgethaut,
Eint' ich in mir Eis und Schweiß,
Froſt und Hitze! Alle Teufel!

Roderich.

Armer Dolch!

Dolch.

Nun bin ich's müde,
Sehne mich nach Ruhe ſchon,
Wünſche mir ein kleines Plätzchen,
Wo im Schooße ſtillen Glückes
Ich recht friedlich wüthen kann.
Darum nimm als Hausdolch mich

Auf in den erlauchten Stamm
Der geehrten Taubenklee,
Daß ich ruhig kann verroſten
An des Schloſſes alten Pfoſten.

Roderich.

Gerne will ich dir's gewähren,
Wenn du deine Pflicht erfüllſt.

Dolch.

Tauſend-, tauſendfachen Dank!
Wär' es einem Dolche ziemlich,
Freudenthränen zu vergießen,
Würden meine ſicher fließen,
Stürzte gerne Euch zu Füßen,
Wenn ich ſelbſt nur Füße hätt'.

Roderich.

Doch nicht unbekannte Diener
Kann ich nehmen in mein Haus,
Drum bekunde, wer du biſt,
Und was du bis jetzt geweſen.

Dolch.

Nun es iſt kein Grund vorhanden,
Daß ich Euch, Herr Graf, verſchweige
Wer ich war und wer ich bin; —
Höret mich:

Roderich.

Ich bin ganz Ohr!

Dolch.

Edmund, Graf von Pompadour,
Mein erlauchter Vater, war

Seines Stammes würd'ger Sproſſe,
All ſein Hab' und Gut war gar,
Ward verthan durch Spiel und Roſſe,
Und die zögernde Natur
Schien den Erben zu verſagen,
Selbſt den Reſt davon zu tragen.

Endlich beut ſich Hoffnung dar,
Denn des alten Grafen Schwäche
Tilget bald der Erben Furcht,
Daß der morſche Baum nicht breche.
Ärzte werden früh erſucht,
Nachzuhelfen mit der Feder,
Und die Pirenäenbäder
Rühmten ſie nach gutem Lohne.

Eine Dame, unbekannt
So dem Vater, wie dem Sohne,
(Der ich nie mich von ihm wandt')
Hatte in denſelben Tagen
In dem Haus, das neben ſtand,
Ihre Wohnung aufgeſchlagen.
In dem gaſtlich offnen Haus
Ging der Vater ein und aus,
Darum ward der deutſche Name
Kunigunde auch gegeben
Ihrem dort gebornen Kinde.

Das mir unwillkomm'ne Leben,
So des Kindes wie des Vaters,

Schickt' ich gern der Hölle zu;
Edmund aber blieb in Ruh',
In behaglich ſüßem Frieden
Bei der Dame aus dem Oſten.
Und ſo ging's in's dritte Jahr,
Bis kein Geld mehr übrig war,
Viel thät ihm ihr Aufwand koſten.

Flammen nun die Dame ſprühte,
Ließ das Kind, das freundlich blühte,
Vor des Vaters Thüre legen,
Doch es ſtand in ſeinem Buch,
Daß es aus ſei mit dem Segen; —
Ließ das Kind, wo es gelegen,
Liegen in dem Wickeltuch.

Roderich.

Schlechter Vater!

Dolch.

Und ein ſchlecht'rer
Bruder nahm ſich deſſen an,
Daß nur nicht die Kleine weine,
Ward ein ſchrecklich Werk gethan,
Einer Freundin dort erworben
Aus Zigeuner'ſchem Geſchlecht
(Würd' ich Euch den Namen nennen,
Sträubten hoch ſich Eure Ohren)
Gab der Bruder ſeine Schweſter —
'ner Zigeunerin! zu eigen.

Roderich.

Iſt das möglich wohl? — Ein Bruder?

Dolch (dumpf).

Ja, ein Bruder hat's gethan!
Ich verſchenkte dieſes Mädchen,
Meine Schweſter Kunigunde,
Die ſeitdem ich nimmer ſah!

Roderich (mit Abſcheu).

Die ich nimmer ſehen möchte,
Weil ſie bei Zigeunern war!

Dolch.

Lange täuſcht' ich meinen Vater,
Täuſchte mich auch, ſeinen Sohn,
(Den ihm einſtens hat geboren
Meine Mutter, als ſie lebte)
Doch mein Name wurde bald
In der Hölle angegeben,
Die man nicht kann hintergehn,
Und als ich war heimgegangen,
Zeigte man's dem Pluto an.
Dieſer gab mir ein Diplom,
Eigenhändig und geheim
Ausgefertigt, dieſes Inhalts:
»Sacripandos Pompadour,
Unſrer Hölle feſte Säule,
Nach der guten Schweſter Spur
Jetzt als Dolch herum du eile,
Macht haſt du durch dieſen Brief,
Sie zu tödten, die entlief.

Wirſt du habhaft dieſes Weibes
Und willſt Ruhe dir bereiten,
Tödte ſie ſammt ihren Leuten
Und den Erben ihres Leibes!“ —

Mit dem Brief, den nun im Grab
Mir der Teufel übergab,
Tauſcht' er mir die Ruhe ab.
Weg von ihm, der mir verwandt,
Zieh' ich durch das Land,
Durch Thal und Flur,
Such' ihre Spur,
Die bis jetzt ich noch nicht fand;
Tödte alle Kunigunden,
Die ich noch gefunden,
Und nur Wen'gen iſt's gelungen,
Daß ſie glücklich mir entſprungen.
Alſo ſuchte ich ſchon lang,
Und noch nicht es mir gelang,
Jene rechte aufzuſpüren,
Die ich muß zur Hölle führen;
Hatte nun ſo viel zu morden,
Daß ich drob bin ſtumpf geworden,
Und ſo mußte ich ermüden,
Fühlen endlich dieſen Drang
Nach der Hölle ſchönem Frieden!

Roderich.

Kunigunde heißt mein Weib,
Und gewiß iſt ſie dieſelbe,

Die du ſchon ſo lange ſuchſt;
Denn auch ich hätt' gern ſie unten.

Dolch.

Ja, ſie iſt's, ich zucke ſchon! —
Und als Euer Hausdolch hoff' ich
Noch manch ſchöne That zu thun.

Roderich.

Nun ſo ſei es denn gethan!
Höre, du biſt aufgenommen
Und erdolcheſt mir mein Weib.
Liegt ſie todt dann auf der Bahre,
Bleich, das wunderſchöne Bild,
Reiß' ich aus mir ſelbſt die Haare,
Tobe, ſchreie, kreiſche wild,
Bis die Wege ſichtbar werden,
Wie man teufeln muß auf Erden;
Bis ich gleiche
Einer Leiche;
In der Gruft
Athm' ich dann den Moderduft,
Und an dieſer faulen Luft
Will ich herrlicher mich freuen,
Als an allen Spezereien. —
Weinen will ich Tag und Nacht,
Klügeln über meine That,
Wenn ich ſie nur nicht vergeſſe;
Denn vergeſſen kann der Menſch
Alles, wie er heißt, wo er geboren,
Seinen eignen Namenstag;

Aber auswendig was lernen,
Wär's auch eine Zeile nur,
Das iſt ſchwer, ſehr ſchwer!
Und kein Arzt hat für's Gedächtniß
Je ein Mittel ausgedacht.

Dolch.

Lieber Herr, es iſt ſchon ſpät,
Geht zu Bett und legt Euch ſchlafen.

Roderich.

Schlafen? — Schlafen? — Du haſt Recht,
Heute kann ich's noch, doch morgen,
Und dann all die künft'gen Morgen
Sinkt kein Schlaf mehr auf mein Aug',
Doch, es komme was da will,
Ich nicht meinen Willen lenke,
Und der Menſch lebt von Beſchwerden,
Und das Unglück hauſ't auf Erden.

(Stürzt wüthend ab.)

Neunter Auftritt.

Dolch (allein).

Mir leuchtet die Hoffnung,
Sie täuſchet mich nicht,
Bald ende die Qualen
Das ſtrenge Gericht;
Denn Kunigunden

Hab ich gefunden,
Und habe geführt
Zu ihr ihren Sohn.
Sich unbekannt
Sind beide entbrannt
In einander. —
Selbander
Wollen ſie tödten
Den Gatten und Vater;
Der Vater und Gatte
Läßt morden zum Lohn
Dann Gattin und Sohn.
Jetzt laß ich aus
Den Mord und Graus
Darob das Haus
Muß ſtürzen ein,
Und in dem Schein
Der Flamme glüht
Sich rein
Mein ſchlecht Gemüth;
Denn wenn ich zur Hölle
Drei Sünder dann ſtelle,
So ſühnt ſich die ſchlechte Saat
Durch ſchlechtere That!

Zehnter Auftritt.

(Drei ſtarke Donnerſchläge und Blitze, von drei langgehaltenen Poſaunentönen und dem dumpfen Geläute vieler Glocken begleitet. Das ganze Theater umzieht ſich mit Wolken, und aus dem Hintergrunde tritt Moralino, das gute Prinzip, als Eremit gekleidet, einen Stab in der Hand, mit fröhlicher Miene und freudig glühenden Wangen vor. Wie er nahe genug an dem Dolche iſt, ſchwingt er den Stab, und dieſem entfällt ſein Dolchgewand, er ſteht idealiſch als Schickſal gekleidet da.)

Moralino.

Ich bin der Ahnherr dieſes alten Hauſes,
Ich bin der alte luſt'ge Pompadour,
Ich bin ein Feind des Mordes und des Grauſes,
Und Scherz und Luſt und Freude freut mich nur,
Beſchützer bin ich jedes guten Schmauſes,
Kurz, bin ein Geiſt von luſtiger Natur,
Die Weiſen mich den guten Grund benannten.
Mir iſt es recht, hab' ich's auch nicht verſtanden.

Mein ungerathnes Söhnchen aus der Hölle
Will meine guten Kinder mir verderben,
Ich hab' es aus der allerbeſten Quelle,
Er will, wie mich, auch dieſe noch beerben,
Da packte ich zuſammen in der Schnelle,
Und kam hieher, das Leder ihm zu gerben;
Ich bin ein guter alter Geiſt, nicht leiden
Kann ich's, ſtört man der guten Kinder Freuden.

Drum was auch der für Lazzi denkt zu machen,
Ich halte ihm die Stange ſicherlich,

Ich will die braven Leute ſchon bewachen,
Und nehme Alles, Alles über mich.
Darum vor dieſem böſen Höllendrachen
Braucht keiner etwa je zu fürchten ſich.
Ein guter Geiſt hat auch Verſtand im Leibe
Und kömmt dem Böſen bei und ſeinem Weibe.

Doch darum ſoll der Graus nicht gleich ſich enden,
Bis neun Uhr laß ich alles noch geſchehn,
Drum mögen Sie vergnügt hieher ſich wenden,
Es wird noch drunter und auch drüber gehn,
Das Blut fließt noch herab von allen Wänden,
Der Strumpf wirkt noch viel Böſes — werden's ſehn. —
Doch wie im Schloß die neunte Stund' wird ſchlagen,
Dann darf das Schickſal weiter nichts mehr wagen.

(Ein ſtarker Donner, Blitz und Poſaunenton, Moralino ballt die Fauſt gegen das Schickſal, die Gardine fällt ſchnell.)

(Donner und Blitz währen ununterbrochen bis zu Anfang des künftigen Aufzuges fort.)

Zweiter Akt.

(Die Bühne ſtellt ein Zimmer mit Bildern behängt vor)

Erſter Auftritt.

Schickſal (als Bedienter tritt zornig ein).

Das iſt doch zum Teufel holen!
Diesmal hat mir's fehlgeſchlagen,
Und mit langer Naſe mußt' ich
Abziehn dieſe Nacht als Dolch. —
Hab' ſo ſehr mich drauf gefreut,
Kunigunden zu durchſtechen,
Dacht', es könne gar nicht fehlen,
Sieh, da tritt der alte Kerl
Unerwartet mir entgegen,
Und vereitelt meine Hoffnung! —
Bizam erdök satrazeni! *)
Warum bin ich denn ein Schickſal,
Wenn ich nicht vollführen kann,
Was ich will? —
Doch nur ſtill,
So ein dummer Eremit,
Der ſich nennet guten Grund,
Soll nicht ſchmälern den Credit,

---

*) Ein ungariſcher Fluch. — Warum ſollte ein Schickſal nicht alle Sprachen verſtehn? —

Den ich einmal mir erworben,
Und
Wenn mit allen guten Gründen,
Die noch ſparſam ſind zu finden,
Ich beginnen muß den Krieg,
Mein bleibt doch zuletzt der Sieg. —

Er hat doch auf ſeiner Seite
Wen'ge nur, ohnmächt'ge Leute, —
Höchſtens einige Geſcheidte,
Die durch Schein
Leider nicht ſind zu bethören,
Nicht auf ſchöne Worte hören,
Und den Untergang mir ſchwören; —
Aber ich
Freue vieler Gönner mich:
Alle Schauſpieldirektoren
Können wohl mich nimmer haſſen,
Weil ich fülle ihre Kaſſen,
Und die Schauſpielkünſtler machen
Auch mit mir gemeine Sache,
Weil ich ſie hübſch ſchreien mache,
Und dadurch gefallen ſie;
Die empfindungsvollen Frauen,
Welche, ich darf nur erſcheinen,
Ordentlich ſich mager weinen,
Sind doch auch auf meiner Seite; —
Alſo darf ich keck es wagen,
Rüſte mich ohn' alles Zagen

Mit ſo Mächtigen im Bund
Gegen jeden guten Grund
Muthig zu dem Streite.

Zweiter Auftritt.

Das Schickſal. Roderich II.

Roderich II (im Morgenneligee, tritt die Arme in einander geſchlungen aus der Seitenthür und gähnt).

Schickſal.

Guten Morgen, lieber Herr,
Wie ich ſehe, gähnt ihr noch,
Neun Uhr iſt's, ich dächte doch,
Daß Ihr ausgeſchlafen hättet.

Roderich II.

Lieber Michel! 's ging ganz ſchwer.

Schickſal.

War das Lager ſchlecht gebettet?

Roderich.

Nein, o nein!
Beſſer konnt' es gar nicht ſeyn,
Zwei Matratzen waren hier,
Polſter vier,
Und ein Überbett, ganz weiß,
Leicht gefüllt mit Eiderdunen; —
Doch ich weiß
Nicht, es war mir gar ſo heiß.

Schickſal.

Ach, Sie haben geſtern Abend
Wohl zu viel gegeſſen?

Roderich II.

Ach!
Eine Speiſe drückt auf's Herz mich,
Immer kau' ich noch daran,
Habe mit zwei rothen Löffeln
Geſtern ſie zu mir genommen,
Dieſer Speiſe Hochgenuß
Hat mein ganzes Ich entzunden.
Du erräthſt ſie doch? — ein Kuß
War's, — ein Kuß von Kunigunden.

Schickſal.

Ja, ſo was pflegt gut zu munden.

Roderich II.

Ach, den ſüßen Lippenbiß
Bracht' ich nicht aus dem Gedächtniß,
Und wenn ich die Augen ſchloß,
Sah ich jene Purpurpolſter,
Drauf ich ewig möchte ruhen,
Schön ſich mir entgegenblähen,
Und wenn mich der Schlummer faßte,
Horch! da ſchnalzt' es neben mir,
So wie's geſtern Abend ſchnalzte,
Wie ich's auch, ſo lang' ich lebe,
Immer werde ſchnalzen hören,
Und der Schlaf entfloh auf's Neue.

Schickſal.

Herr, ein guter Fuhrmann muß
Nicht nur ſchnalzen, — weiter fahren.

Roderich II.

Ja, das will ich auch, doch wie? —
(Denkt nach.)
Ich entführe Kunigunden.

Schickſal.

Nein, das wäre ja proſaiſch,
Und kein Menſch ging' da zu Grunde.

Roderich II.

Gut, — ich will den Mann erſchießen,
Wenn er auf die Jagd hinausgeht.

Schickſal.

Das wär' etwas, und wer weiß es,
Ob er nicht vielleicht, o Herr,
Euer Bruder, Euer Vater,
Oder was dergleichen iſt.

Roderich II. (freudig).

Gott! wenn es ſich ſo verhielte,
Dann wär's freilich werth der Mühe,
Und effektvoll wär' der Schuß,
Dann könnt' ich doch auch was ſchwatzen
Von den Sternenbildern, welche
Grimmig auf mich nieder blicken,
Von der Jungfrau, von dem Schützen,
Scorpione, und den Brüdern,
Die dort ſtrahlen an dem Dom.

Schickſal.

Laßt mich ſchalten, werd's ſchon machen,
Denn ich bin bewandert ſehr
In dergleichen grauſen Sachen,
Zieh' Euch eine Blutsverwandtſchaft
Sicher bei den Haaren her. — —
Ihr kennt doch nicht Eure Eltern?

Roderich II.

Nein, dem Himmel ſei's gedankt.

Schickſal.

Sagt, wie kamt Ihr in der Jugend
Aus dem väterlichen Hauſe?
Ich, das Schickſal, ſoll's zwar wiſſen,
Doch, ſagt's nur, es ſchadet nichts.

Roderich II.

Räuber hatten mich geſtohlen.

Schickſal (erſtaunt).

Wie? — So glücklich waret Ihr?
Und verſtandet dennoch nicht
Dieſes große Glück zu nützen? —
Kamet in der Räuber Mitte,
Wo Ihr jede ſchlechte Sitte
Lernen konntet und auch üben,
Ohne daß auch irgend Jemand
Euch 'nen Vorwurf machen konnte,
Und ſeid dennoch brav geblieben? —
Nein, das iſt zu viel, zu viel!
Euch hat doch das ſchönſte Ziel
Eines Sterblichen gewunken,

Vor Euch fiel der Boden ein,
Dennoch ſankt Ihr nicht hinein,
Alle Mittel ſtäter Pein
Waren Euch zur Hand gegeben —
Schämt Euch! — Unter Räubern leben,
Und doch ſelbſt kein Räuber ſeyn!

Roderich II.

Ja 's war dumm, jetzt ſeh' ich's ein.

Schickſal.

Aber ich will doch wohl hoffen,
Das Ihr irgendwo ein Zeichen
An dem Leibe habt, woraus man
Euch zur rechten Zeit erkennen
Und die Zweifel heben kann.

Roderich II.

Ja, das hab' ich, einen Fleck
Trag' ich hier am linken Arme,
Welcher ausſieht wie ein Strumpf.

Schickſal.

Dieſe Form iſt doppelt lieb mir,
Denn heut' iſt der Tag der Strümpfe! —
Seid getroſt jetzt, lieber Herr,
Ich werd's ſchon zu Ende führen,
Werde über alles walten:
Ihr ſollt Rodrichs Frau erhalten,
Um ſie wieder zu verlieren. —
Lebet wohl, ich gehe nun,
Um, was meines Amts, zu thun,
Will herum fataliſiren,

Will bereiten Gram und Qual,
Bis ich alles werd' empören,
Euch und Jenen, die mich hören,
Werd' am Ende ſelbſt fatal.

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Roderich II. (allein, ſpricht phlegmatiſch).

Es iſt doch, beim Himmel! prächtig,
Sich dem Schickſal in die Arme
Recht gemächlich ſo zu werfen,
Und es blindlings ſchalten laſſen;
Man iſt ſelbſt dabei im Trocknen,
Und was Dummes auch geſcheh'n mag,
Ihm wird Alles zugerechnet,
Und man ſteht für gar nichts Rede.
Freilich heißt es, daß der Weiſe
Sein Geſchick zu leiten wiſſe,
Alle Folgen jeder Handlung
Klüglich zu berechnen ſuche,
Und ſo ſelbſt ſein Schickſal ſei. —
Das iſt möglich, doch bequemer
Find' ich es, in ſüßer Faulheit
Glauben, daß der Menſch nicht ändern
Könne, was ihm iſt beſtimmt,
Daß am Kopfe eine Beule
Ihn zum Dieb, zum Mörder mache. —

Fruchtlos iſt's, zu widerſtehen
Jenem, was geſchrieben ſteht,
Drum in Gottes Namen gehen
Laß ich alles, wie es geht.

Vierter Auftritt.

Kunigunde und **Roderich** II.

Kunigunde (im Morgennegligee, aber verſtört und mit fliegenden Haaren, kömmt aus der Seitenthür; als ſie Roderich erblickt, ſtürzt ſie auf ihn zu und ſchließt ihn ſtürmiſch in ihre Arme).

Biſt du da, mein theurer Freund!
Ach, das war 'ne Schreckensnacht,
Wirklich hab' ich ſchon gedacht,
Nicht mehr lebend werd' ich aufſtehn.

Roderich II.

Schrecken fährt mir durch die Glieder,
Sprich, was war's denn wieder?
Wenn du todt wärſt aufgeſtanden,
Legt' ich mich auf ewig nieder.

Kunigunde.

Als ich geſtern von dir ging,
War ſo froh ich in der Seele,
Daß ich dann in meiner Kammer
Freudig mit den Stühlen walzte,
Und in meines Frohſinns Drang, —
— Lächle nicht! — den Gaſſenhauer
Von dem Auguſtin dann ſang.

Alles glänzte in dem Zimmer
Mir im neuen Roſenſchimmer,
Fühlte nicht mehr meinen Schnuppen,
Den ich ſeit acht Tagen habe,
Und mir war's als röch' es um mich
Überall von Zuckerrauchen.
Endlich legt' ich mich zu Bette,
Nahm die Karten noch zur Hand,
Spielte der Verliebten Spiel,
Weißt? — Er liebet mich vom Herzen,
Liebt mit Schmerzen,
Liebt ein wenig, oder gar nicht.

Roderich II.

Mein naives ſüßes Weſen!
Sag, was ſprach die Karte dann?

Kunigunde.

Alle dreimal fiel der König
Auf das Wort: Er liebt mit Schmerzen.

Roderich II.

Ach, das thu' ich auch.

Kunigunde.

Hör' weiter:
Endlich fielen meine Gucken
Müde zu,
Und die Ruh'
Senkte ſich auf meine matten Glieder
Sanft hernieder. —
Aber kaum 'ne halbe Stunde
Mocht' ich ſo geſchlafen haben,

Als das Knarren meiner Thüre —
(Dreimal hatt' ich's ſchon befohlen,
Daß die Magd mit Öhl ſie ſchmiere)
Mich erweckte, und — o Himmel! —
Schrecklich war's, was ich geſehn,
Einen ungeheuren Dolch
Sah ich in das Zimmer gehn,
Hohl ſchrie er und dumpf:
Kunigunde, du mußt ſterben!
Er war freilich ſtumpf,
Doch ich war gewiß verloren;
Denn es iſt ein leichtes Spiel,
Und dazu gehört nicht viel,
Schwache Weiber zu durchbohren:
Ach! halt' ein, ſchrie ich voll Schrecken;
Unter meine ſieben Decken
Wollt' ich ſchnelle mich verſtecken,
Doch umſonſt, ſchon kam er nah,
Schon ſah ich im Blut mich baden,
Da —
Sprang mein kleiner Bologneſer
Knurrend aus dem Bett heraus,
Biß den Dolch in ſeine Waden,
Und in dieſem Augenblick
Stieg der alte Pompadour
Der im Bild am Bette hing,
Aus dem Rahmen jetzt heraus:
Spitzbub'! — ſchrie er, — ſchlechter Kerl!
Fort von meines Hauſes Perl',

Sollſt ſie nimmer mir berühren,
Und mit eigner Hand
Warf den Dolch, der ſprachlos ſtand,
Er hinaus jetzt zu der Thüre,
Warf mir dann ein Buſſerl *) zu,
Und ſtieg in der beſten Ruh
Wieder in ſein Bild hinein; —
Und ich — ſchlief ermattet ein.

Roderich II.

Das iſt wohl, beſehn beim Lichte,
Eine ſchreckliche Geſchichte. —
Wer iſt wohl der gift'ge Molch,
Der dir ſandte dieſen Dolch?

Kunigunde.

Weiß ich's? — Seit ich denken kann,
Hab' ich niemand Leid's gethan.
Unſern groben
Bauern, die im Dorfe ſind,
Habe ich ſo manches Kind
Liebreich aus der Tauf' gehoben,
Wöchnerinnen ſteh' ich bei,
Pilgern, die vorüber wallen,
Nicht den jungen nur, — auch alten,
Öffn' ich dieſes Schloſſes Hallen,
Einen Labetrunk erhalten
Immer ſie in meinen Mauern,
Andre füttr' ich mit Bedauern. —

---

*) Lokal-öſterreichiſcher Ausdruck für: Küßchen.

Nein! in meines Herzens Falten
Wohnt das Mitleid gegen alle
Männer auf dem Erdenballe.

Roderich II.

Doch dein Mann, wie iſt's mit ihm?

Kunigunde.

Gegen dieſen nur allein
Bin ich öfters ungeſtüm,
Das geſteh' ich offen ein.

Roderich II.

Wie? wenn ſich ſein Herz gewendet,
Wenn er ſelbſt den Dolch geſendet?

Kunigunde.

Ha! — betrachtet in der Näh',
Iſt's wohl möglich, er iſt gäh,
Wenn das Mind'ſte ihm geſchah,
War er mit dem Säbel da.

Roderich II.

Siehſt du?

Kunigunde.

Ja, die Ahnung ſagt
Mir, daß Er den Streich gewagt.

Roderich II.

Jetzt iſt's aus, ſein Stündlein ſchlägt,
Fort, du Mitleid, das ſich regt,
Er, der deinen Tod beſchloſſen,
Werde ſelber nun durchſtoßen.

Kunigunde.

Still mein Freund!

Roderich II.

Ja heute noch
Soll ſein Blut in Strömen fließen.

Kunigunde.

Meinetwegen thu' es, — doch
Schweig! — ich darf davon nichs wiſſen.

Roderich II.

Sicher werd' ich dich befrei'n
Vom verhaßten Gatten dein!

Kunigunde.

Recht iſt's, ſoll recht lieb mir ſeyn,
Doch nur ſtill, ſonſt muß ich wohl
Meine Ohren mir verhalten.

Roderich II.

Wie? iſt nur die einz'ge Frage,
Wenn ich ſelber ihn erſchlage,
Wär' ich freilich ſo ein Held,
Wie er überall gefällt,
Aber neu iſt das nicht mehr.

Kunigunde.

Schweig, ich bitte dich recht ſehr,
Meiner Seel'! ich laufe fort.

Roderich II.

Halt! — ich hab's, — das iſt ganz neu,
Schauerlich wohl auch dabei,
Schickſal kann ja alle Künſte,
Und es iſt in meinem Dienſte. —
Ja, das Schickſal ſoll zum Hund
Heute mir noch werden, und

Dann im Anfall einer Wuth
Mir den alten Rodrich beißen.

Kunigunde (ſchnell und fröhlich).

Das iſt herrlich, das iſt gut.
(Sich beſinnend, daher ihr Geſicht ſchmerzvoll verziehend und weinerlich.)
Schweig, mir will's das Herz zerreißen.

Roderich II.

So wird Rodrich ſelbſt dann wüthend
Und kann ſchreien und kann toben,
Wie es an Tragödienhelden
Nicht genugſam iſt zu loben. —
(Zu Kunigunden.)
Stimmſt du ein?

Kunigunde (ſchwankend).

Ja — nein — ja — nein —

Roderich II.

Schnell entſchloſſen!

Kunigunde (als ob ſie gar nichts von dem Vorhergeſprochenen gehört hätte).

Sprich, wovon
Iſt die Rede denn, mein Freund?

Roderich II.

Von des ſchlechten Gatten Tod.

Kunigunde.

Wüßt' ich's, ach, wie würd' ich roth. —
Doch, es mag was will geſchehen,
Zwar werd' ich nicht widerſtehen,
Aber wiſſen darf ich's nicht. —

Roderich II. (will reden).

Kunigunde (ihm den Mund mit einer, ſich das Ohr mit der andern Hand verhaltend).

Still! ich kenne meine Pflicht.

(Sie läuft ab. Roderich bleibt einige Augenblicke lang ſtehen, ſchüttelt dann den Kopf und geht auch ab.)

Fünfter Auftritt.

Roderich I. (tritt auf).

Großer Gott! Was mußt' ich ſehen?
Welch ein Graus!
Schöne Ordnung iſt im Haus!
Wollte zu dem Kaſten gehen,
Friſche Wäſche mir zu nehmen,
Ach, wie ſchrecklich ſah's da aus,
Meine Gattin ſoll ſich ſchämen!

Es waren die Nachtleibchen
Gar nicht zugegen,
Es lagen die Halstücher
Unter den Krägen,
Und die Schlafhauben, —
Kaum iſt's zu glauben! —
Lagen — wen ſoll's nicht befremden,
Mitten unter den Hemden!
Als ich die Weſten beſah,
Fehlte ein Knöpfchen bald hier und bald da,

Und mit den Strümpfen, ach Gott! — mit den Strümpfen, —
Die ſahen aus, als kämen's vom Tanz,
Wer ſollte da nicht lärmen und ſchimpfen?
Auch nicht einer, — nicht einer war ganz.

(Ernſthaft.)

Wie man klügelt und die Sache drehet,
Das Pedal bleibt ſtets des Menſchen Grund,
Wenn er auf dem Strumpf nicht feſt mehr ſtehet,
Steht er feſt nicht auf dem Erdenrund,
Drum ſei jedes Loch ſogleich genähet,
Daß er nicht den Fuß ſich drücke wund,
Schlimm iſt's, wenn die Ferſen oder Zehen
So hinaus in's kalte Leben ſehen!

Strümpfe! — ſeltſam freundliche Geſtalten!
Ihr ſeid von der Eh' ein redend Bild,
Wenn nicht Zweie feſt zuſammenhalten,
Fehlt's! — mit Einem iſt ja nichts erzielt;
Ach, mein Herz fängt an mir zu erkalten,
Und die Ahnung flüſtert zu mir wild:
Alles mit der Zeit zerreißt auf Erden,
Auch der Ehe Band wird locker werden.

(Er ſteht im dumpfen Nachdenken.)

Sechster Auftritt.

Veit. Roderich I.

Veit.

Herr! ein Mann ſteht draußen, der
Euch ſogleich zu ſprechen wünſcht.

Roderich I.

Sprich, wer iſt er denn?

Veit.

Ein Kaufmann.

Roderich I.

Und ſein Name?

Veit.

Herr von Faddumm.

Roderich I. (ſich beſinnend).

Fad? — dumm? — ha! ein ſeltner Name!
Und wie ſieht er aus, der Fremde?

Veit.

Wie ein Griech'. — Er hat 'nen Turban
Auf dem Kopf, nach Türkenart,
Einen pelzverbrämten Schlafrock,
Und 'nen langen, langen Bart.

Roderich I. (für ſich).

Was ſoll's mit dem Griechen ſeyn? —
Ha! was fürcht' ich?

(Laut.)

Laß ihn ein!

Veit (ab).

Roderich I.
Was will dieſer Türk' bei mir? —
Sieh da! graut es mir doch ſchier.

Siebenter Auftritt.

Roderich I. Das Schickſal (als türkiſcher Kaufmann mit einem Pack unter dem Arme).

Schickſal (legt die rechte Hand auf die Bruſt).
Spalla walla Orient
Fatum Kakla Kompliment.

Roderich I.
Ich verſteh' nicht türkiſch, Freund,
Sei ſo gut, red' deutſch mit mir.

Schickſal.
O, ich kenn' auch deutſche Werke,
Die faſt ſo wie türkiſch klingen,
Manche neuere Gedichte
Liefern den Beweis dazu.

Roderich I.
Komm zur Sach', was wünſcheſt du?

Schickſal.
Löſen möcht' ich von Euch Geld,
Habe viel, was Euch gefällt.

Roderich I.
Zeig mir deine ſieben Zwetſchken!

Schickſal (indem es ſeinen Pack auf den Tiſch legt, denſelben aufmacht, und Roderichen alles das vorzeigt, was es in der folgenden Rede benennt).

Werde gleich Euch alles zeigen,
Sagt dann, was Ihr wünſcht zu eigen:

Hier ſind Meſſer mancherlei;
Eines iſt dabei,
Das iſt ganz beſonders ſcharf,
Einſt ein Sohn es nach dem Vater warf. —

Seht Ihr die Kalender hier,
Die ſind trefflich, glaubet mir,
Alle die verfluchten Tage
Seht Ihr drin ganz blutig roth. —
Und beſonders groß gedruckt
Sind darin im Februar
Hier der vier und zwanzigſte
Und der neun- und zwanzigſte.

Hier ſeht Ihr die eine Hälfte
Von der reichen Räuberſchärpe,
Die ſogleich unſichtbar wird,
Wenn darauf ein Schnupftuch liegt.

Da iſt weiter winzig klein,
Eine Harf' von Elfenbein,
Dieſe zeigt das Wetter an,
Wenn es regnet oder ſchneit,
Springet dran vorher 'ne Sait'.

Hier ſind Bücher vielerlei,
Die enthalten viel
Von dem neu'ſten Styl,
Gleichniſſe ſind drin zu finden,
Dran kein Teufel denken würde,
Und Erzählungen in Menge,
Worte, ſchwerlich zu verſtehen,
Und langweilige Trochäen.

Roderich I.

Ach! das ſind ſcharmante Sachen!

Schickſal.

Hier ſind Fläſchchen voll mit Gift —
Da ein Dolch, der's Herz gleich trifft, —
Hier gemalte Hyazinthen,
Prächt'ger nirgend wohl zu finden. —

Seht, Herr Graf, hier die Zigeuner,
Die die guten Kinder ſtehlen
Und die Zukunft uns erzählen,
Aus Lebkuchen ſchön geformt.

Ferner iſt ein Traumbuch hier,
Das auch die verworr'nſten Träume
Deutet, wie man eben will. —

Hier die beſten Blitzmaſchinen,
Andre auch zu Wind und Donner, —
Eine Glocke, ſchlagend dumpf.
(Einen Strumpf, der eben ſo ausſieht, wie der von Kunigunden geſtrickte, emporhaltend.)
Endlich hier ein großer Strumpf!

Roderich I. (ſchnell einfallend).

Strumpf! — ha! das iſt's, was ich brauche,
Sag, was du dafür verlangſt?

Schickſal.

Herr! nicht mehr als ſieben Groſchen,
Denn ich hab' ihn ſieben Jahre,
Sieben Mädchen haben dran,
Jede ſieben Tag' geſtricket,
Das macht grade ſieben Wochen,
Sieben tauſend Maſchen hat er,
Sieben Fäuſte iſt er lang.

Roderich I.

Ja, vortrefflich paßt der Strumpf —
Zu dem andern, den mein Weib
Schon ſeit ſieben Wochen ſtrickt. —
Hier, mein lieber Kaufmann, ſind
Sieben neue blanke Groſchen,
Dieſen Strumpf behalte ich.

Schickſal (nimmt das Geld und freudig für ſich).

Wohl nun mir! und wehe Euch!
Was ich wünſche, iſt erzielt,
Denn in ſeine Hand geſpielt
Hab' ich jetzt den Zwietrachts-Strumpf.

(Er packt zuſammen.)

Roderich I.

Geh nun, geh, ich brauch' nichts weiter.

Schickſal (die Hand auf die Bruſt legend).

Strumpfa mixel Wuthikasi
Zornos flenem giftika

Kunigundscha narrischasi
Adioxos millika.

(Er geht ab.)

Roderich I.

Ha! ich hab' den zweiten Strumpf. —
Fort, zu Kunigunden fort,
Denn den erſten find' ich dort.

(Er will ab.)

Achter Auftritt.

Roderich I. und **Kunigunde.**

Roderich I

Wie gerufen, theure Gattin,
Naheſt du, mir Rath zu ſchaffen
In dem Zweifel, der mich drängt.

Kunigunde.

Dem zu helfen, der beengt,
Iſt ja zarter Frauen Sitte,
Leicht bewegt von Männerbitte.

Roderich I. (für ſich).

Schön ſind ihre Redensarten,
Aber häßlich iſt ſie ſelbſt.

(Laut.)

Aus dem fernen Morgenlande,
Wo die ſchlechten Türken wohnen,
Und man Frau'n zu Millionen
Auf dem Markte kaufen kann,
Kam zu mir ein Handelsmann,

Dieſen Strumpf bot er mir an,
Und nachdem ich's wohl bedacht,
Hab' ich ihn an mich gebracht,
Weil er mir nicht theuer ſchien.
Sieben Groſchen gab ich hin.

Kunigunde (erſchrocken für ſich).

Sieben?

(Laut und verlegen.)

Strümpfe aus dem Oſten
Dieſes Geld von jeher koſten.

Roderich I.

Doch nur Einen hatte er,
Darum gib den Andern her,
Den du mir ſeit Wochen ſtrickſt.
Wenn ſich dieſer mit dem Deinen
Wird zu einem Paar vereinen, —
Sind ſie von den ſuperfeinen.

Kunigunde (für ſich).

Eher einen
Nord und Süden
Sich in Frieden,
Eh' an eines Herren Beinen
Beide Strümpfe je erſcheinen.

(Laut.)

Ach, verzeihe, deines Wunſches
War ich nicht ſo früh gewärtig,
Darum iſt er noch nicht fertig,
Aber bald will ich ihn ſchließen.

Roderich I.

Nun, das ſollſt du ſchrecklich büßen!
Iſt das meiner Liebe Lohn?
Sieben Wochen ſtrickſt du ſchon,
Strickſt mit beiden, beiden Händen,
Kannſt nicht einen Strumpf vollenden?

Kunigunde.

O, der Undank drückt mich nieder,
Hab' ich denn ſonſt nichts zu thun?
Können meine zarten Glieder
Eine Stunde aus ſich ruhn?
Wenn der Morgen graut,
Und die Sonne wie 'ne Braut,
Wie mit hold verſchämten Wangen,
Kommt in gold'gem Glutenprangen,
Mach' ich ſchnell mich auf,
Und in raſchem Lauf
Geh' ich ſelber auf den Markt,
Denn nur leichtgeſinnte Frauen
Schnödem Wort der Köchin trauen;
Kauf Gemüſe ein und Butter,
Kauf Geflügel ſammt dem Futter,
Denn geſtopft im Haus,
Gibt es dreifach aus;
Kauf' bei Bauern mir die Eier,
Handle auf den letzten Dreier,
Und trag ſelbſt mir heim den Korb,
Schließ' es in die Speiſeſchranken,
Muß hier ſchreien, dorten zanken;

Denn der Dienſtbot' heut zu Tage
Macht der Frau gar viele Plage. —
Alſo geht's vom frühen Morgen
Fort bis in die ſpäte Nacht,
So mit Kummer und mit Sorgen
Wird der Tag dahin gebracht,
Bricht der Abend dann herein,
Wo ſich bei der Lampen Schein
Andre Frauen
Laſſen im Theater ſchauen,
Sitz' ich ſtill daheim,
Neue Strümpfe für dich ſtrickend,
Oder die zerrißnen flickend.

Roderich I.

Die zerrißnen flickſt du nicht,
Wie es heiſcht der Frauen Pflicht;
Sieh hinein
In den Schrein,
Überzeug dich ganz und gar,
Ganz nicht iſt ein einzigs Paar!

Kunigunde.

Und ſoll ich nachläſſig heißen,
Weil die Strümpfe ſchnell zerreißen?

Roderich I.

Ohne Zaudern, ſag' ich dir,
Auf der Stelle gib ihn mir!

Kunigunde.

Sagt' es ſchon, ich hab' ihn nicht.
(Strampft mit dem Fuß.)

Roderich I.

Nicht? — Nicht? Kunigunde!
Hochgewichtig iſt die Stunde
Uns Beiden;
Denn entſcheiden
Soll ſie zwiſchen mir und dir.

Kunigunde.

Weh, es rollen deine Augen,
Und ſie gleichen
Einem droh'nden Feuerzeichen,
Dem die Nachtgeſpenſter weichen.

Roderich I. (vor ſich hinſtarrend).

Soll Entſetzliches geſchehen,
Laſſen ſtets ſich Zeichen ſehen,
Tag muß ſich in Nacht verkehren,
Wölfe muß das Lamm gebären,
Müſſen Hunde heulend wachen,
Bei der Nacht muß etwas krachen,
Und am wolk'gen Himmelsbogen
Soll im blutig rothen Schein
Wieder roth zu leſen ſeyn,
Was die Zukunft hegt und trägt,
Legt, bewegt und regt und pflegt.
Warum gibt denn die Natur
Uns nicht eine einz'ge Spur,
Wenn ein Weib die Treu verletzt
Und dem Manne Hörner ſetzt?

Kunigunde.

Nahe muß das Unglück ſeyn,
Denn die Angſt zieht bei mir ein.

Roderich I.

Mir bis jetzt noch theures Weib!
Eh noch dieſer Tag verrinnet,
(Der heut Morgen angefangen,
Und heut Abend enden wird),
Trennt uns ſchreckliches Geſchick,
Drum, du ſpäter ſchlechtes Weib,
Komm jetzt noch in meine Arme!
(Er umarmt ſie.)
Und bekenne,
Eh ich dich noch treulos nenne,
Wo iſt der verfluchte Strumpf?

Kunigunde.

Wenn der Sänger ſchlägt die Saiten
Und die ſüßen Lieder gleiten
Aus der froh bewegten Bruſt,
In die ſtille Nacht hinaus,
Darfſt du fragen,
Kann man's ſagen,
Wo die Kinder ſtiller Luſt
Hergekommen, hingegangen?

Roderich I. (ſtark).

Ja, das kann ich, — hergekommen? —
Aus des Sängers leerem Magen, —
Und gegangen? ganz zerſtückelt.
Daß man drein Roſinen wickelt.

Kunigunde.

Können Sterbliche dir künden,
Wie die Blume Farb' und Duft
Saugt und ſendet in die Luft?
Wie ſie ſich zuſammen finden?

Roderich I. (phlegmatiſch).

Wenn man ſie in'n Strauß thut binden.

Kunigunde.

Und wenn du, — du ſtarker Geiſt, —
Alles, mehr als Alles weißt,
Darfſt du fragen allzu kühn,
Wo der Strumpf gekommen hin?

Roderich I.

Männer dürfen alles fragen,
Weiber müſſen alles ſagen,
Nun zum allerletzten Mal,
Wo iſt die causa unſrer Qual?

Kunigunde.

Schone mich, ich hab' ſie nicht.

Roderich I. (dringend).

Wenn ihn gar der Fremde hätte!

Kunigunde.

Roderich! ich bin ein Weib,
Und den Krämpfen ſehr ergeben.

Roderich I.

Haſt du ihm den Strumpf gegeben?
Rede, oder gib dein Leben.

Kunigunde.

Wehe mir!

Roderich I.

Und wehe ihm!

Kunigunde.

Wehe uns!

Roderich I.

Und wehe euch!

Kunigunde.

Wehe, wehe!

Roderich I.

Wehe, wehe!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Roderich II.

(**Roderich II.** hat den von Kunigunden erhaltenen, am Schienbeine mit einem großen blutrothen R und T und N. 7. gezeichneten Strumpf am rechten Fuße an, am linken trägt er einen Stiefel. Wie ihn **Roderich I.** und **Kunigunde** erblicken, fahren ſie mit einem Schrei des Entſetzens zurück.)

Roderich. II.

Wehe, weh! — bin ich verflucht,
Daß mir Angſt und Schreck und Graus
Folgen muß von Haus zu Haus?
Wie vor tauſend Höllenſchaaren
Die vor mir zurückefahren!

Roderich I.

Schrecklich fängt es an zu tagen,
Und der Hölle Flammen ſchlagen
Leuchtend auf, daß man ihn ſehe

Ihren ſchrecklichen Triumph,
Dieſer traget meinen Strumpf!

Kunigunde (zu Roderich II.)

Unglückſel'ger Dummrian!
Was haſt du mir angethan?

Roderich II.

Dir nicht, mir that ich ihn an.
Die zwei Mächte, die in mir
Wild und feindlich ſich beſtreiten,
Soll hier dieſes Bild bedeuten,
Dieſer Stiefel und der Strumpf.
Wie mit wildem Windestoſen
Reißt der Stiefel mich von hier,
Heißet fliehen mich von dir
In die weite kalte Welt,
Über Weichſel, Sau und Belt;
Sagt mit ſeinem Knarren an:
Du biſt nicht ihr rechter Mann,
Mach dich auf, ich trag' dich fort,
Stehſt hier nicht am rechten Ort.
Doch mit ſeinen tauſend Maſchen,
Eine ſüße Liebeskette,
Feſſelt mich der Strumpf an dich,
Und an dich will er mich ziehn,
Daß ich nie dir ſoll entfliehn.

Kunigunde (wirft ſich in ſeine Arme).

Zart empfindſames Gemüth!
Wie's nur in Romanen blüht,
Nichts trenn' uns bis in den Tod,

Eſſe mit von unſerm Brot,
Alles ſteht dir zu Gebot.

Roderich I.

Ha, die Frechheit geht zu weit,
Bleibe wer es kann geſcheit,
Mord und Hölle! Tod und Teufel!
Thut ein Weib vor ihrem Manne
So entſetzlich ſchlechte That,
Dieſer Strumpf und der Verrath,
Den er glücklich aufgedeckt,
Wie das Schickſal ihm befahl;
Daß es dich und mich erſchreckt,
Soll dir ohne Zahl
Namenloſe Qual
Von dem Augenblick bereiten.
In dem unterſten Verließ
Meines ohnedies
Tief geleg'nen Schloſſes,
Wo die Kröten ſich befinden,
Sollſt dein Leben du vertrauern,
Und bedauern,
Daß du alſo ſchlecht gethan
An mir ſo kreuzbravem Mann. —
Aber nein! noch Schrecklichers
Will ich dir zur Straf' erſinnen,
Unter Flachs- und Wolleſpinnen
Soll die Jugend dir entfliehn,
Will dir den Kaffeh entziehn,
Will dir —

Kunigunde.

Schweige Wütherich!
Und ermorde mich.

Roderich II.

Ha, das ſoll dir nicht gelingen!
Bin ich auch nicht von Natur
Juſt der Allerſtärkeſte,
Kunigunde, trau auf mich,
Und dem Schickſal auch vertrau!

Kunigunde.

Soll ich ſchrecklich untergehn,
Mag es denn geſchehn,
Wenn das Schickſal, welches droht,
Nicht auf mich allein nur blitzt,
Sondern uns zugleich der Tod
Beiden auf der Zunge ſitzt.

Roderich II.

Nein, das wär zu hart, zu ſchwer,
Stirb allein geliebtes Weib!
Daß ich ewig dich beweine
In dem ſtillen Mondenſcheine.

Kunigunde.

Nein, ſtirb du!
Gerne gönn' ich dir die Ruh
In dem ſtillen Friedensthal,
Mir die Qual!

Roderich I.

Ha, welch edler Wettſtreit!

Roderich II.

Halt! —

Steht's denn nicht in unſ'rer Macht,
Ab von uns die Noth zu wehren,
(Auf Roderich I. deutend).
Und auf dieſen ſie zu kehren?
Stimm' nur ein, daß er erſcheine
Jener grimme Schickſalshund,
Und ihm beiße ſeine Beine
Wund.
Dann erfaßt ihn wilde Wuth,
Und ſtatt unſers fließt ſein Blut.

Kunigunde.

Nie ſoll dieſe That geſchehen,
Denn ich kann das Blut nicht ſehen,
Ward ein Hühnchen abgeſtochen,
Hab' ich immer mich verkrochen,
Selber dann wird mir nicht gut,
Seh' ich weißes Schneckenblut,
Denn weiß oder roth,
Todt iſt todt! —

Roderich I.

Wähle, ſag' ich, auf der Stelle
Zwiſchen Kerker oder Sterben!

Kunigunde.

Wählen kann ich keins von beiden.
(Zutraulich)
Könnten wir uns denn nicht ſcheiden?

Roderich II. (dringend).

Laß ihn los den Schickſalshund!

Kunigunde.

Nein, und nein, und ſieb'nmal nein!

Roderich I.

Wenn dich alſo nichts bezwingt,
Sei verhängt die höchſte Qual: —
Ich — verkaufe — deinen Shawl!

Kunigunde (ſinkt in Ohnmacht).

Ha! das kann kein Weib ertragen.

(Rafft ſich auf in Wuth.)

Nun iſt das Erbarmen aus,
Katze iſt das Schaf geworden,
Und mit meinen Tatzen
Möcht' ich ihn zerkratzen. —
Wüthend Schickſal! grimmer Hund!
Allons, Sultan! jetzt pack an!

(Sinkt erſchöpft in Roderich's II. Arme.)

(Das Schickſal als weißer Pudel mit einem blutrothen Schweif und Kopf ſpringt durch das Fenſter zur Linken auf die Bühne, und auf Roderich I. los. Dieſer entſpringt durch das entgegengeſetzte Fenſter, der Schilckſaspudel ihm nach.

Zehnter Auftritt.

Kunigunde. Roderich II.

Roderich II. (iſt beſchäftigt Kunigunden aus ihrer Ohnmacht zu wecken).

Ach, erwache!

Kunigunde

Nein, ich kann nicht.

Roderich II.

Blick mich an.

Kunigunde.

Was iſt zu ſchaun?

Roderich II. (einen Flacon ihr vor die Naſe haltend).

Hier iſt Hirſchhorngeiſt.

Kunigunde

Der hilft nicht.

Roderich (einen andern nehmend).

Köllnerwaſſer.

Kunigunde.

Iſt kein ächtes.

Roderich II.

Kann auch Liebe dich nicht wecken?

Kunigunde.

Noch zu wenig für den Schrecken.

Roderich (beugt ſich über ſie hin und ſagt zärtlich).

Noch das letzte ſei verſucht,
Dich dem Leben zu gewinnen,
Will er dir den Shawl entreißen,
Kauf' ich zweie dir dafür,
Einen rothen, einen weißen.

Kunigunde (richtet ſich ſchnell auf).

Neues Leben
Haſt du, Theurer, mir gegeben,
Wo kam jener Wüthrich hin?

Roderich II.

Von dem Schickſal wuthentbrannt
Angebiſſen,
Kommt er ſchon daher gerannt.

Eilfter Auftritt.

Roderich I. Die Vorigen.

Roderich I. (welcher wüthend und verſtört hereinſtürzt).

Sonne, warum leuchteſt du?
Säulen, warum wankt ihr nicht?
Erde, warum bebſt du nicht?
Waſſer, warum brauſ'ſt du nicht?
Lüfte, warum heult ihr nicht?
Feuer, warum ſengſt du nicht?
Ach, warum? warum? warum?

Kunigunde.

Wehe, weh! was muß ich ſchauen?

Roderich I.

Unglückſeligſte der Frauen,
Und der Weiber nebenbei!
Reiß dir aus dein Lockenhaar,
Was doch immer zauſig war,
Laß zur häßlichſten der Fratzen
Dir dein Angeſicht zerkratzen,
Daß kein Unglück kann geſchehen,
Wenn dich wieder Fremde ſehen.

(Pauſe.)

Ha! was ſtarrſt du ſo mich an?
Bin ich Rodrich nicht, dein Mann?
Willſt du mich nicht mehr erkennen,
Weil ich wüthend bin geworden?
Willſt du mich vielleicht ermorden
Und dir deinen Buhlen nehmen?
Thu's, wenn du zu todt dich grämen
Nach dem Hochzeitfeſte willſt. —
Ha! ha! ha! die Hölle wartet
Auf den Hochzeitbraten ſchon,
Wenn die Mutter nimmt den Sohn,
Gibt der Teufel einen Schmaus.

Kunigunde.

Weh! was ſpricht ſein Wahnſinn aus
Von der Mutter und dem Sohn?

Roderich II.

Welche Ahnung fliegt mich an?
Heiß ich Rodrich nicht, wie er?
Warum fällt's mir jetzt erſt ein?

Kunigunde.

Wenn er jener Rodrich wär',
Den ich meinen Sohn genannt,
Der mir iſt abhand gekommen,
Den ich nie dann wieder fand!
Warum wird mir ſo beklommen?

Roderich I.

Klügelt, klügelt nur gewandt,
Mit Verſtand

Richtet man jetzt nichts mehr aus,
Und der Wahnſinn bringt heraus,
Was kein Leibnitz und kein Kant
Durch Philoſophie erfand.
Zeichen müſſen ſich begeben,
Soll ſich uns das Leben
Klar und deutlich offenbaren,
Traum und Ahnung läßt erfahren
Der Natur geheimes Band; —
Will man, wer man iſt, erfahren,
Stürzen Bilder von der Wand. —

(Das Bild im Hintergrund fällt von der Wand herab, es ſtellt Roderich II. als Kind vor, mit einem Pudel mit rothem Kopf und Schwanze ſpielend).

Roderich I. (rafft es auf und hält es Kunigunden vor).

Und die Mutter ſieht den Sohn,
Der als Knabe ſchon
Abgerichtet hat den Hund,
Welcher beißt den Vater wund,
Weil er in ein Weib entbrennet,
Das ſich ſeine Mutter nennet.

Kunigunde.

Wehe mir, es iſt mein Sohn!

Roderich II.

Kann's nicht glauben, liebe Mutter!

Kunigunde.

Trägſt du nicht auf deinem Leibe
Eingebrannt ein ſeltſam Zeichen?

Roderich II. (ſich den linken Ärmel aufſtreifend).
Hier 'nen blutig rothen Strumpf.
Kunigunde (beſieht ihn).
Ha! der Strumpf! — Er iſt mein Sohn!
Roderich II.
Kann es noch nicht faſſen, — nein!
Alles kann nur Zufall ſeyn.
Kunigunde.
Zufall? kann der Zufall herrſchen,
Wenn das Schickſal uns beherrſcht?
Doch wir wollen's eruiren,
Nenn' dich mir.
Roderich II.
Nun wohl, ich heiße
Roderich von Taubenklee.
Kunigunde.
Wehe, wehe, weh mir! weh!
Ja, du biſt, du biſt mein Sohn,
Und vielleicht der Sohn des Mannes,
Der in Wuth hier vor uns ſteht,
Roderich von Taubenklee,
So wie du genannt.
Roderich II. (gegen dieſe Idee ſich mit Macht wehrend).
O nein!
Nimmer kann er alſo heißen.
Roderich I.
Willſt du meinen Namen mir
Eben wie mein Weib entreißen?

Kunigunde.

Sieh, der Strumpf hier, den du trägſt,
Iſt für ihn geſtrickt, gemärket
Auch mit ſeinem Namenszeichen,
R und T ſteht deutlich hier.

Roderich II. (zitternd).

Was bedeutet R und T?

Kunigunde.

Roderich von Taubenklee!

Roderich II. (ſich an die Stirn ſchlagend, dumpf).

Reite, Teufel! heißt es auch.
Ja, ich bin dein ſchlechter Sohn —
All dieß Unglück nicht entſtand,
Hätt' ich früher mich genannt.

Kunigunde.

Jetzo iſt der Augenblick,
Daß ich komm' um den Verſtand.
(Sie bleibt im ſtillen Wahnſinn ſtehen.)

Roderich I.

Wuth hat es an's Licht gebracht,
Was verdunkelt lag in Nacht.

Roderich II. (ſtürzt zu ſeinen Füßen).

Vater, kannſt du mir verzeihen?

Roderich I.

Können thu' ich's, wenn ich's will,
Doch ich will nicht, ſchlechter Bube! —
Stracks hol' — einen blanken Degen,
Rächen muß ich meine Schmach,
Und daß alles Weh und Ach

Mög' im Haus ſich hier bewegen,
Will ich meinen Sohn erlegen,
Daß die Höll' ſoll triumphiren
Und der Schmerz die Frauen rühren,
Will ich eine That vollführen,
Die in Wuth iſt ausgegohren
Und der Wahnſinn hat geboren,
Meinen Sohn will ich durchbohren.

(Ab.)

Roderich II.

Mit dem Vater ſoll ich fechten?
Ja, da traf er auf den Rechten,
Ach, ich armer Rittersmann,
Der ich ſolches Zeug nicht kann,
Wie fang' ich zu fechten an?

(Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Kunigunde (allein, wahnſinnig).

's iſt gut,
Recht gut,
Das Taubenblut,
Sehr, ſehr mir's ſchmecken thut!

(Lächelnd.)

In Hainfeld drauß'
Iſt ein kleines Haus,
Da —
Ja —

(Sich beſinnend.)

Was? —

(Schauerlich.)

Ein großes Faß —

(Sie ſpielt mit ihren Locken, welche ſie auflöſt.)

Wenn ſie tanzen beim Bock
Im dritten Stock,

(Sich beſinnend.)

Nein, — zu ebener Erd',
Weißt ja eh:
Man nennt es rez-de-chaussée.

(Sie ſingt.)

Grüner Klee,
Warum ſo roth?
Bäuerin, ſollſt heim gehn,
Dein Mann iſt todt!

(Sie geht ſingend ab.)

Dreizehnter Auftritt.

(Freier Platz vor Roderich's I. Burg. Das Schloß im Hintergrunde iſt praktikabel.)

Roderich I. (tritt mit einer Roſoglioflaſche in der Hand auf).

Alles Unglück dieſer Erde
Hat nur mich allein erkohren
Sich zum Ziele und Beſtand,
Andre Trauerſpieleshelden
Fühlen ſelten
Eine Scheue

Vor dem Waſſer und der Weihe,
Die dem Dichter draus erfloß,
Mir allein graut vor dem Waſſer,
Seit das Schickſal mich gebiſſen,
Und die Flaſche mit Roſoglio
Will mir nimmer aus der Hand.

Vierzehnter Auftritt.

Roderich I. und **Roderich II.**

Roderich II.

Vater, daß ich tapfer war,
Hab' ich geſtern kund gegeben,
Als mit eigener Gefahr
Ich gerettet Euer Leben;
Doch das Unglück, das herein
Über uns gebrochen iſt,
Hat die Kräfte mir gelähmt,
Und beſchämt
Muß ich frei heraus es ſagen:
Nicht kann ich es wagen,
Mich mit Euch zu ſchlagen.

Roderich I.

Haſt du keine Ehr' im Leibe,
Biſt du auch von meinem Weibe
Sicherlich der rechte Sohn;
Aber hier gilt kein Pardon,

Einer muß davon
Tragen ſeinen Lohn! —
Willſt mir's Trauerſpiel verderben,
Und ſoll kein Verwandter ſterben?

Roderich II.

Fechten kann ich nicht, und ſchießen
Können wir uns deſto minder,
Denn das Trauerſpiel von heut
Spielet in der frühſten Zeit.
Und das Pulver wird doch nicht
Einer von uns Zwei'n erfinden,
Da 's noch nicht erfunden iſt? —
Doch wie wär' es, wenn wir etwa —

Roderich I.

Laß doch hören, theurer Sohn!

Roderich II.

Sagt, wie wär' es, wenn wir nähmen
Dieſe Flaſche mit Roſoglio,
Und ein Fläſchchen voll mit Gift,
Gäben beide dann zuſammen
In den großen Schickſalsſtrumpf,
(Zieht den Strumpf heraus.)
Zögen ſo aus der Lott'rie
Unſer Leben, unſern Tod?

Roderich II. (für ſich).

Wie geſcheidt der Junge ſpricht,
O, ich bin ſein Vater nicht!

(Laut.)

Gut! der Vorſchlag läßt ſich hören,
Doch thät dieſes ihn erſchweren,
Daß kein Weinhaus in der Nähe,
Wo man Gift ſich könnte kaufen.

Roderich II.

Schickſalsmächte! ſteht uns bei,
Daß das Große wir vollbringen
Und das Werk uns mög' gelingen!

(Der Schickſalspudel läuft herein und trägt ein Fläſchchen Wein im Munde welches er dem Roderich II. apportirt, dann läuft er wieder davon.)

Ha! ſeht in die Flaſch' hinein,
Dieſes iſt ein Guldenwein,
Der muß ſchrecklich giftig ſeyn.

Roderich I.

Nun wohlan, gib her den Strumpf,
Und die Flaſchen gib hinein.

(Das Theater verfinſtert ſich, Donner, Blitz und Wind.)

Wie die Stürme heulen
Und die Blitz' durcheilen
Rabenſchwarze Nacht,
Weil Verfluchtes wird vollbracht!

(Sie haben die Flaſchen in den Strumpf gebracht.)

Wer der Dümmſte iſt, der zieht!

Roderich II.

Darum mir der Zug gebührt.

Roderich I.

Nein, wer ſolchen Sohn erzieht,
Iſt der Dümmſte, drum bin ich's.

Roderich II.

Dümmer
Immer
Iſt der Sohn.

Roderich I.

So ſpricht nur Beſcheidenheit.

Roderich II.

Der Beweis ſteht Euch bereit.

Roderich I.

Ha, der Sohn mir widerſpricht.

Roderich II.

So es heiſcht die Sohnespflicht.

Roderich I.

Schickſal wieder ſoll entſcheiden,
Wem der Wein gehört von Beiden.

Roderich II.

Gut, denn dieß hat nie betrogen,
Kaum fünf — ſechsmal hat's gelogen.

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Kunigunde.

Kunigunde (tritt wahnſinnig aus dem Schloß; ſingend).

Jetzt auf die Wieſ' ich geh,
Will ſuchen rothen Klee; —
Taubenblut
Dünget gut.

Roderich I.

Deutlich ſprichſt du, Schickſal aus
Deinen Willen, daß dieß Haus
Durch ſich ſelber ſoll verderben.

Roderich II.

Vater! ſieh die Mutter an,
Scheint ſie nicht uns hergeſandt,
Daß von uns durch ihre Hand
Einer ſoll den Tod empfah'n?
Sie kann nicht phartheiiſch ſeyn,
Wie die ſüßen Waiſenkinder
In den weißen Sterbekitteln,
Die aus den Lott'rien
Nummern ziehen,
Sie ſoll ziehen unſer Loos.

Roderich I.

Wohl geſprochen, braver Sohn!
Kunigunde trete näher.

Kunigunde.

Sie ſagen mir,
Du ſeiſt mein Schwäher,
Und weil dir ich angetraut,
Soll ich werden ſeine Braut.

Roderich I.

Greif in dieſen Strumpf hinein,
Tod und Leben birgt ſich drein;
Wähle wer von uns ſoll ſterben
Und den Andern ſoll beerben!

Kunigunde (greift in den Strumpf).

Wem gehört das Pfand,
Das ich hab' in meiner Hand?

Roderich I. (ſchreit).

Mir!

Kunigunde (ſucht lange im Strumpf herum, zieht endlich das Weinfläſchchen heraus, das ſie ihrem Gatten gibt.)

Hier!

Roderich I. (ſieht ſtarr auf die Flaſche).

Tod! und alſo wirklich ſterben?
Was iſt das wohl für ein Laut,
Der ſo ſchrecklich trifft mein Ohr?
Sterben? muß das nicht ein Jeder,
Dieſer früher, Jener ſpäter?
Sind nicht alle die Millionen,
Die jetzt in der Grube wohnen,
Und die alle einſtens lebten,
Sind denn die nicht auch geſtorben?
Sieht man nicht im Todtenzettel
Täglich welche, die gegangen?
Warum fühle ich juſt Bangen,
Weil mein Kukuk hat geſchrien?
Ruhig, bald, bald biſt du hin,
Opfre dich, es iſt doch beſſer,
Wenn ein alſo ſtarker Eſſer
Räumt die Erde, dreimal größer
Werden Semmeln dann und Brot,
Wird es kundig, daß ich todt; —

Denn wenn Alles leben bliebe
Und des Senſenmannes Hiebe
Streiften fruchtlos durch die Luft,
Jeder Tölpel, jeder Schuft
Ruhig ſeine Zeit genöſſe,
Immer tränke, immer fräße,
Würde wohl die Erd' ernähren
All die Leute, die da ſtündlich
Speiſ' und Trank begehren?
Wenn kein Galgen und kein Rad
Drohete der böſen That,
Wer wär' ſicher, daß die Mütze
Man ihm nicht von Haupt ſtibitze?
Wenn durch feindliche Gewalten
Angetrieben, die Verwandten,
Eltern, Kinder, Vettern, Tanten,
Nicht einander tödten thäten,
Wie entſtünden Trauerſpiele
Und am Schmerz die ſüße Luſt?
Drum getroſt, bald iſt's geſchehn,
Und kein Hahn wird um mich krähn.

(Setzt die Flaſche an und hält wieder ein.)

Nicht der Tod iſt's, nein, die Art
Wie ich ſterbe, — die iſt hart.
Wenn durch Gift ich, wenn durch Dolch,
Wenn durch einen böſen Molch,
Wenn ich ſtürbe durch mein Schwert,
Wär's wohl des Verderbens werth,

Aber ſo durch Schwefelwein
Hinzuſterben, iſt 'ne Pein;
Doch getroſt, es muß ja ſeyn,
Daß der alte Rodrich ſterbe.
(Er trinkt und ſchaudert zurück.)
Pfui! wie ſauer und wie herbe.

Kunigunde (ſingt)

Vöglein iſt geſtorben,
Vöglein iſt verdorben,
Vöglein war ſo hübſch.

Roderich I.

Ach, wie brennt's in den Gedärmen,
Wie die Guten da ſich härmen.

Roderich II. (der bis jetzt ſinnend da geſtanden, fährt plötzlich auf).
Schrecklich, ſchrecklich hat das Schickſal
Alle, die wir hier, betrogen,
Und die Ahnung hat gelogen,
Die mich Armen hergezogen,
Doch ſoll's unſern Schmerz nicht ſehen,
Und vereinigt wollen wir
Alle vier — (Beſinnt ſich.)
Alle drei untergehen.
(Nimmt Roderich I. die Flaſche aus der Hand, und trinkt, indem er ihn umarmt hält.)

Kunigunde (ſingt).

Wenn der Klee verdirbt,
Das Täublein ſtirbt.
(Sie ſtellt ſich zwiſchen beide und trinkt ebenfalls. Die drei halten ſich und bleiben feſt umfangen.)

Roderich I.

Jetzo wär's die beſte Zeit
Zum vereinten Untergang.

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Das Schickſal (als Schickſal).

Schickſal (hohnlachend).

Meinen Zweck hab' ich erreicht,
Durch Euch ſelber geht ihr unter. —
Zur Hölle
Drei Sünder ich ſtelle,
Wohlan, wohlan,
Zur Hölle hinan!
Doch nicht ihr allein,
Euer ganzes Haus
Muß verdorben ſeyn!

(Es nimmt Kunigunden den Strumpf aus der Hand und ſchwingt ihn in die Luft.)

Stürze ein, ſtürze ein,
Alter Sündenſchrein!

(Das Schloß ſtürzt mit fürchterlichem Gekrache zuſammen.)

Roderich I.

's iſt recht Schade um den Bau,
Nicht wahr, liebe Frau?

Schickſal.

Still! kein Wort wird mehr geſprochen,
Jetzo heißt es untergehen!

(Das Schickſal ſchließt ſich an ſie an, ſtampft auf den Boden, der ſich öffnet und ſie aufnimmt Wie ſie zur Hälfte verſunken ſind, erſchallen drei ſtarke Donnerſchläge, es blitzt und man hört ein Poſthorn blaſen, das Theater umzieht ſich mit Wolken und Moralino ſteigt aus einer andern Verſenkung mit einem Aktenſtücke in der Hand hervor.)

Siebzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Moralino.

Moralino (wackelt herzu).

Halt, o halt, in's Teufelsnamen!
Großer Irrthum waltet ob,
Hier iſt die Urkunde,
Die Kunigunde
Iſt nicht jene, die du ſuchſt,
Wegen welcher du verflucht; —
Dieſe birgt ſchon längſt die Erde,
Machteſt dir umſonſt Beſchwerde.

Schickſal.

Über den verdammten Alten,
Immer muß er mich aufhalten.

(Steigt aus der Verſenkung herauf, die drei andern wollen ihm nach.)

Bitte ſchönſtens zu verweilen,
Muß erſt leſen jene Zeilen,
Wie die Sache ſich verhält.

(Nimmt dem Moralino die Urkunde aus der Hand und lieſet.)

„Kund und zu wiſſen thun wir hiermit Jedermänniglich und Jedweiblich, und Jedwedem, dem's vonnöthen und nicht vonnöthen, abſonderlich aber unſerm vielgeliebten getreuen Mosje Michel Faddumm, priviligirtem Trauerſpiels-Schickſal, wienach die auf Erden verweilende Kunigunde von Taubenklee, nichtehrſame Hausfrau ihres Mannes, nicht jene von unſerm oberwähnten lieben Mosje Faddumm ſo lang geſuchte und uns zu überliefern kommende Schweſter ſei, als welche Letztere ſchon längſt bei uns als wohlbeſtellte Spitzbubenſeelenbratenwenderin zu unſerer völligen Zufriedenheit den Bratſpieß dreht, und habe ſich Mosje Faddumm ohne weiters zu Uns zurück zu begeben, beſagte von Taubenkleeiſche Familie unangefochten zu laſſen, und iſt ab-, zur Ruhe und Erſtattung der gerichtlichen und ungerichtlichen Koſten und alles Schadens ohne weitere Mäßigung oberrichtlichſt verwieſen.“

„Welche in beſter Form Rechtens ausgefertigte Urkunde mit Unſerm allerſchwärzeſten Brandzeichen verſehen iſt.“

„Gegeben auf unſerm Luſtſchloſſe Tartarus am Stix, am 7. Februar 77,777.“

Unterzeichnet:

Pluto der Letzte.

Contraſignirt:

Belzebub,
Sekretär.

(Während er lieſt, hört man ſehr entfernt und ſehr leiſe folgenden Grabgeſang.)

Wird das Schickſal einmal toll,
Weiß es ſeinen Mann zu finden,
Wen es einmal ſchinden ſoll,
Laſſe ſich geduldig ſchinden.

(Von hier an wird alles ſehr phlegmatiſch geſprochen.)

Moralino.

Euer Grabgeſang, liebe Kinder, iſt da hinten geſungen worden, aber das hat nichts zu bedeuten, kommt nur herauf, ihr lebt alle drei noch ſehr lange.

(Die drei ſteigen aus der Verſenkung, welche offen bleibt.)

Schickſal (ganz verdutzt und in größter Verlegenheit).

Meine Lieben, ich muß Ihnen ſagen, ich bin ganz verwirrt. Ich bitte Sie tauſendmal um Vergebung, daß ich Sie ſo inkommodirt habe! Es iſt ein Verſtoß, ich weiß nicht wo die Urſache liegt, aber es iſt geſchehn; — und meine einzige Vertheidigung ſei, ich bin gewiß nicht das erſte Schickſal, das ſich geirrt hat.

Roderich I.

Sie haben's ein wenig arg gemacht.

Schickſal.

Sein Sie ein guter Herr und ergeben Sie ſich, damit Sie aber ſehen, daß ich ein honettes Schickſal bin, ſo will ich Ihnen Ihr Haus gleich wieder aufbauen.

(Es winkt, das Schloß erhebt ſich zwiſchen den Wolken, welche ſich zertheilen, wieder in ſeiner vorigen Geſtalt.)

Schickſal (ſteigt in die Verſenkung).

Behüt' Sie Gott allerſeits.

Moralino.

Sie! — Ihren Strumpf haben Sie vergeſſen, nehmen Sie ihn mit.

(Schickſal bedankt ſich und verſinkt.)

Kunigunde (zu Moralino).

Jetzt bitt' ich Sie, warum iſt das Alles geſchehen?

Moralino (mit Salbung).

Warum?
Weil das Schickſal war ſo dumm.
Wär' kein Schickſal dumm auf Erden,
Könnten Trauerſpiele werden? ? ? ?

(Alle küſſen ihm die Hand.)

Es iſt ſchon gut.

(Er verſchwindet in die Wolken.)

(Der Vorhang fällt.)

Inhalt.

Seite
Der Liebe Liſtgewebe. 5
Der Soldat ganz allein. 103
Der eilige Zauberer. 115
Fünf ſind Zwei, oder: Domeſtikenſtreiche. 173
Der Schickſalsſtrumpf. 209

Prospectus

über die
nun vollſtändig in zwei Ausgaben erſchienenen

ſämmtlichen Werke

der

Frau Caroline Pichler.

I.

Die Oktav-Ausgabe umfaßt 53 Bände, deren jeder auf Poſtdruckpapier, ſauber broſchirt und mit einem hübſchen Kupfer geziert iſt. Dieſe 53 Bände koſten 53 fl. oder 39 Thlr. 18 ggr. Der Preis Eines Bandes iſt 1 fl. C. M. oder 18 ggr.

Wir haben dieſen ermäßigten, früher nur bei Abnahme von 5 Bänden beſtandenen Preis jetzt auch für den Ankauf von einzelnen Werken und reſpektive Bänden feſtgeſtellt.

Je nach ihrem Inhalte laſſen ſich dieſe Schriften in folgende Rubriken einreihen: 1) Romane, 2) kleine Erzählungen, 3) Gedichte, 4) Idyllen, 5) dramatiſche Dichtungen, 6) Proſaiſche Aufſätze (Zerſtreute Blätter ꝛc.).

Von den Erzählungen, dramatiſchen Dichtungen und proſaiſchen Aufſätzen wird auch jeder Band einzeln abgegeben.

Der Inhalt der einzelnen Bände iſt:

Band 1. und 2. Leonore. 2 Thle. 1820.
3. bis 5. Agathokles. 3 Thle. 1821.

Band 6. und 7. Die Grafen von Hohenberg. 2 Thle. 1820.
8. Olivier. 1821.
9. und 10. Die Nebenbuhler. 2 Thle. 1821.
11. bis 14. Die Frauenwürde. 4 Thle. 1821.
15. Idyllen. 1821.
16. Gedichte. 1822.
17. und 18. Proſaiſche Aufſätze. 2 Thle. 1822.
19. bis 21. Dramatiſche Dichtungen. 3 Thle. 1822.
22. bis 31. Kleine Erzählungen, 1. bis 10. Thl. Enthaltend: (22) Das Schloß im Gebirge. Der junge Maler. Stille Liebe. — (23) Wallpurgisnacht. Die Geſchwiſter. Der entwendete Schuh. Das gefährliche Spiel. — (24) Die Frühverlobten. Badeaufenthalt. Falkenberg. — (25) Wahre Liebe. Der Pflegeſohn. Argalva. — (26) Das Kloſter auf Capri. Sie war es dennoch. Vergebliches Opfer. Alt u. neuer Sinn. — (27) Der Amethyſt. Eduard und Malvina. Zuleima. — (28) So war es nicht gemeint. Der Graf von Barcellona. Schloß Wirnitz. Carl des Großen Jugendliebe. — (29) Das Ideal. Abderahmen. Der Huſarenoffizier. Spital am Pyhrn. — (30) Der ſchwarze Fritz. Die goldene Schale. Der Einſiedler auf dem Moſerat. Horimirz. — (31) Quintin Meſſis. Die Stieftochter. Der Bluträcher. Der Poſtzug. 1822 und 1823.
32. bis 34. Die Belagerung Wien's. 3 Thle. 1824.
35. bis 37. Die Schweden in Prag. 3 Thle. 1827.
38. Kleine Erzählungen, 11. Theil. Enthaltend: Johannes Schoreel. Der Wahlſpruch. Der Teppich. 1828.

Band 39. und 40. Die Wiedereroberung von Ofen. 2 Thle. 1829.
41. bis 44. Friedrich der Streitbare. 4 Thle. 1831.
45. Henriette von England, Gemalin des Herzogs von Orleans. 1832.
46. Kleine Erzählungen, 12. Theil. Enthaltend: Glückswechſel. Das Turnier zu Worms. Die Freunde. 1832.
47. bis 49. Eliſabeth von Guttenſtein. 3 Thle. 1835.
50. Zerſtreute Blätter. 1837.
51. Zeitbilder. Erſter Theil. 1839.
52. detto Zweiter Theil. 1841.
53. Zerſtreute Blätter. Neue Folge. 1843.

II.

Die Taſchen-Ausgabe beſteht aus 60 Bändchen. Das erſte Bändchen iſt mit dem Porträt der Verfaſſerin verſehen, und ſämmtliche 60 Bändchen koſten 33 fl. C. M. oder 22 Thlr.

Die Abnahme kann auch in 12 Lieferungen, jede zu 5 Bändchen à 2 fl. 45 kr. C. M., im Pränumerationswege geſchehen.

Dieſe 60 Bändchen enthalten:

Band 1. und 2. Leonore. 2 Thle.
3. bis 5. Agathokles. 3 Thle.
6. und 7. Die Grafen von Hohenberg. 2 Thle.
8. Olivier.
9 und 10. Die Nebenbuhler. 2 Thle.
11. bis 14. Frauenwürde. 4 Thle.
15. bis 17. Die Belagerung Wien's. 3 Thle.
18. bis 20. Die Schweden in Prag. 3 Thle.

Band 21. Idyllen..
22. und 23. Gedichte. 2 Thle.
24. und 25. Proſaiſche Aufſätze 2 Thle.
26. bis 28. Dramatiſche Dichtungen. 3 Thle.
29. bis 41. Kleine Erzählungen. 1. bis 13. Thl Enthaltend: (29) Das Schloß im Gebirge. Der junge Maler. Stille Liebe. — (30) Die Walpurgisnacht. Die Geſchwiſter. Der entwendete Schuh. — (31) Das gefährliche Spiel. Die Frühverlobten. Der Badeaufenthalt. — (32) Falkenberg. Wahre Liebe. Der Pflegeſohn. — (33) Argalya. Das Kloſter auf Capri. Sie war es dennoch. — (34) Das vergebliche Opfer. Alt und neuer Sinn. Der Amethyſt. — (35) Eduard und Malvina. Zuleima. So war es nicht gemeint. — (36) Der Graf von Bercellona. Schloß Wirnitz. Carl's des Großen Jugendliebe. — (37) Das Ideal. Abderahmen. Der Huſarenoffizier. — (38) Spital am Pyhrn. Der ſchwarze Fritz. Die goldene Schale. — (39) Der Einſiedler auf dem Monſerat. Horimirz. (Bömiſche Sage.) Quintin Meſſis. — (40) Die Stieftochter. Der Bluträcher. Der Poſtzug. — (41) Johannes Schoreel. Der Wahlſpruch. Der Teppich.
42. bis 44. Die Wiedereroberung von Ofen. 3 Thle.
45. Henriette von England, Gemalin des Herzogs von Orleans.
46. bis 49. Friedrich der Streitbare. 4 Thle.
50. Kleine Erzählungen. 14. Thl. Enthaltend: Glückswechſel. Das Turnier zu Worms. Die Freunde.

Band 51. bis 54. Eliſabeth von Gutenſtein. 4 Thle.
55. Zerſtreute Blätter.
56. bis 58. Zeitbilder. 3 Thle.
59. und 60. Zerſtreute Bläter. Neue Folge. 2 Thle.

Als nothwendiges Supplement zu dieſen beiden Ausgaben dürfte das in dem Nachlaſſe der Frau Verfaſſerin vorgefundene Werk dienen:

Denkwürdigkeiten
aus meinem Leben.

Von

Caroline Pichler,
geb. von Greiner.

4 Bände. in gr. 12. br. 5 fl. C. M. oder 3 Thlr. 20 gr.

A. Pichler's ſel. Witwe
Verlagsbuchhandlung
in Wien, Stadt, Plankengaſſe Nr. 1061.

J. F. Caſtelli's
ſämmtliche Werke.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Vierzehntes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

Druck von A. Pichler's Witwe.

J. F. Caſtelli's

vermiſchte

Schriften.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Erſtes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

Das Schiff ſollte ſchon um 6 Uhr Morgens von Köln abfahren, allein es war Nebel eingefallen und wir ſtießen daher erſt um halb 7 Uhr vom Ufer. Unter allen Dampfſchiffen, welche den Rhein befahren, ſind die Düſſeldorfer als die ſchönſten, ſchnellſten und am beſten geleiteten geprieſen. Ich war auf einem Düſſeldorfer Schiffe. Seit auch unſere Donau mit Dampfſchiffen befahren wird, werden wohl die meiſten meiner Landsleute mit ſolchen gefahren ſeyn; da ſich nun alle — mit Ausnahme der Größe und Eleganz — ähnlich ſehen, ſo will ich auch hier nur eine kleine Beſchreibung des Düſſeldorfer Schiffes für Diejenigen beifügen, welche noch keines betreten haben, und bitte in Voraus um Vergebung, wenn ich etwa in Schiffsausdrücken fehle.

An der vordern Spitze des Schiffes befindet ſich die Winde zum Aufwinden der Taue, daneben eine Öffnung mit einer Treppe, welche in die Kajüte der Matroſen führt. Auf jeder der beiden Seiten ſtehen zwei kleine Kanonen. Wir ſchreiten nun zuerſt die beiden Seiten des Schiffes ab. Rechts befindet ſich zuerſt die Stiege, welche hinabführt zur Kajüte der Paſſagiere der zweiten Klaſſe, die Stufen ſind mit Meſſing beſchlagen, die Kajüte ſelbſt iſt ein länglichrunder Salon mit vielen Fenſtern. Die Wände ſind mit gepolſterten Sofa's rundum beſetzt und vor denſelben ſtehen Tiſche. Neben dieſer Kajüte befindet ſich auf einer Seite die Kaffehküche, auf der andern das Zimmer der Köchin, worin zugleich das Geſchirr, Wäſche und alles Übrige, was zum Abſpeiſen der Paſſagiere der zweiten Klaſſe nothwendig iſt, mit bewundernswerther Ökonomie und Nettigkeit eingepaßt iſt. Steigen wir wieder aus der Kajüte herauf, ſo finden wir weiter vorne die Speiſe und den Keller, daneben das Zimmer des Schiffconducteurs, und hart an demſelben eine Treppe, welche aufgezogen iſt, wenn das Schiff im Gange iſt, und hinabgelaſſen wird, um Paſſagiere, welche ausgeſetzt werden wollen, wo eben kein Landungsplatz iſt, in den herbeirudernden Nachen auszuſetzen. An der hinterſten Spitze des Schiffes iſt etwas erhaben das Steuerruder, vor demſelben befindet ſich eine Inſchrift, welche die Paſſagiere warnt, während der Fahrt mit dem Steuermann zu ſprechen, und dadurch ſeine Achtſamkeit abzulenken. Auf der linken Seite iſt nun das Erſte neben dem Steuerruder die Kajüte für die Paſſagiere der erſten Klaſſe, ſie iſt der Form nach jener der zweiten Klaſſe ähnlich, aber viel eleganter meublirt und durchaus mit Spiegeln verſehen. Man geht ebenfalls über eine ſehr elegante Treppe hinab.

Beim Eingange links iſt das Zimmer des Aufwärters, eben auch wieder mit Allem eingerichtet, was ſein Dienſt fordert. Gegenüber von der großen allgemeinen Kajüte iſt eine kleinere, noch eleganter eingerichtet und für eine hohe Herrſchaft beſtimmt. Steigen wir wieder von der Kajüte auf das Verdeck hinauf, ſo gelangen wir nun zu dem Zimmer des Kapitäns, dann zur Küche. Das Schiff iſt durchaus an beiden Seitenwänden mit einem mit Spagath verſtrickten Geländer, und mit Bänken umgeben, und nun bleibt uns noch der mittlere Theil deſſelben oder das eigentliche Verdeck zu betrachten übrig. Am vorderſten Spitz befindet ſich nach der Tauwinde eine Glocke, mit welcher das Zeichen zu Landungen und Ausſetzungen von Paſſagieren gegeben wird, dann ſtehen die aufgenommenen Wagen der Paſſagiere, nach dieſen kommt man zu der Öffnung, durch welche die Matroſen hinabſteigen, um die nöthige Feuerung zu verſehen; weiters kommt die Öffnung, durch welche man die Maſchine in ihrem Gange beobachten kann, ſie iſt ebenfalls mit einem Geländer umgeben, und um dieſes Geländer ſo wie um den Maſtbaum herum liegen die Reiſeeffekten der Paſſagiere. Hierauf hebt ſich der Rauchfang und neben demſelben ein leinerner Schlauch empor, welcher dazu dient, den Arbeitern bei der Feuerung friſche Luft zu verſchaffen; nach dieſem ſteigt der Maſtbaum mit ſeinen Tauen, Strickleitern und Körben, und endlich iſt ein freier Platz zum Sitzen der Paſſagiere erſter Klaſſe, wo, wenn der Tag ſchön iſt, auch die Tiſche zum Speiſen und darüber ein elegantes Zelt aufgeſchlagen wird; iſt Regenwetter oder Wind, ſo wird in der Kajüte geſpeiſt. Auf dem ganzen Schiffe lehnen Feldſeſſel, welche ſich der Paſſagier leicht hintragen kann, wohin er will, und dennoch iſt ohngeachtet der vielen Gemächer und Gegenſtände noch Platz auf beiden Seiten des Schiffes, um von einem Ende zum andern einen Spaziergang zu machen.

Es iſt natürlich, daß man ſich, ſobald man die ganze Einrichtung beſehen hat, auf einem ſolchen Schiffe alſogleich heimiſch fühlt, und vernähme man nicht ein dumpfes Getöſe, welches die Maſchine, wenn ſie arbeitet, bewirkt, und fühlte man nicht ein unbedeutendes Schwanken des Schiffes, man glaubte, wenn man in der Kajüte ſitzt, in ſeinem eigenen Zimmer zu ſitzen.

Ich habe auf meinen verſchiedenen Reiſen viele Wegweiſer und Beſchreibungen und Hilfsbücher aller Art gebraucht und gekauft, aber ein zweckmäßigeres, umfaſſenderes und wichtigeres iſt mir niemals vorgekommen als: „Delkekamp's Panorama des Rheins von Mainz bis Köln.“ Wer immer dieſe herrliche Reiſe unternimmt, verſäume ja nicht ſich dieſe Karte zu kaufen, wenn er ſie vor ſich auslegt, ſo findet er nicht nur die Namen aller Ortſchaften, Burgen, Häuſer, ja ſogar die kleinſten ſich ſeinem Auge darbietenden Gegenſtände, ſondern er ſieht ſie auch auf beiden Seiten mit Porträtähnlichkeit abgebildet, dabei bemerkt er jede noch ſo kleine Krümmung des Fluſſes, auf welchem er fährt, die Inſeln, die Sandbänke, kurz nichts iſt vergeſſen, und in einem beigegebenen Anhange ſind auch die Merkwürdigkeiten, welche ſich in den einzelnen Ortſchaften befinden, die Zahl der Einwohner, die Eigenthümer der Burgen u. ſ. w. verzeichnet. Delkekamp iſt der ſicherſte, treueſte, unterrichtetſte und geſchwätzigſte Führer, den man haben kann.

Herr Leuven aus Köln, der ſich mit mir auf dem Schiffe befand, um nach ſeinem Landhauſe, bei Bonn gelegen, zu fahren, ſagte mir, daß in der erſten Stunde der Fahrt die Gegend ziemlich einförmig und nicht ſehr bemerkenswerth ſei, und da ohnedieß ſich der Nebel noch nicht ganz geſenkt hatte, und auf dem Verdecke naßkalter Wind blies, ſo blieben wir in der Kajüte. Wir ließen uns Grog geben, und er verſicherte mich, ich würde kaum einen Wunſch haben, der hier auf dem Schiffe nicht befriedigt werden könne. „Das wollen wir ſehen,“ ſagte ich, und begehrte zuerſt, weil mich eben ein in den Stiefel gefallenes Sandkorn zu drücken begann, einen Stiefelknecht und Stiefelhaken, welche man mir auf der Stelle brachte. Hierauf äußerte ich den Wunſch nach der letzten Zeitung — der Aufwärter zeigte mir auf ein Tiſchchen, nicht weit von mir ſtehend, worauf die am heutigen Tage erſchienene Kölnerzeitung lag. Ich und Leuven, ſprachen über einen Artikel darin und riethen her und hin, wo denn ein in der Zeitung benannter Ort in Spanien liege. „Ich werde die Ehre haben,“ redete uns der höfliche Aufwärter an, „Ihnen ſogleich ein geographiſches Lexicon und eine Karte von Spanien zu bringen,“ und er brachte beide. — Ich ſtaunte. — „Wollen Sie noch ein Stündchen eine kleine Partie machen?“ fragte mich Leuven. Ich willigte ein, wir vereinigten uns zu einem Domino-Spiele und ſelbſt dieſes ſtand zu unſrem Befehle. Ein ſolches Schiff iſt eine wahre „Arche Noah,“ worin ſich Alles befindet. — Ich habe im Verfolge der beiden Tage, welche ich auf dieſem Schiffe zubrachte, auch nicht einen Wunſch geäußert, der nicht auf der Stelle bereitwillig in Erfüllung geſetzt worden wäre.

Indeſſen hatte ſich der Nebel geſenkt, die Sonne ſtrahlte glänzend und warm. Wir ſtiegen auf das Verdeck. Ich trug mir einen Feldſtuhl zu einem Tiſche, ſpannte meinen Delkamp vor mir aus, und hier ſaß ich nun, ſanft fortgeſchaukelt auf den grünen Wellen, die himmliſche Luft einathmend, und wie in einer Laterna magica gaukelten links und rechts an mir vorüber Rebenhügel, welche das köſtliche Naß tragen, lachende Dörfer, herrliche Obſtbäume, ſchöne freundliche Städte, und auf den Bergen herrliche maleriſche Ruinen, als Überreſte alter Zeit. Der letzteren gibt es hier am Rheine ſo viele, daß man kaum den Blick von der einen gewendet hat, als ihn die folgende ſchon wieder auf ſich zieht. Ich fühlte mich im eigentlichſten Sinne des Wortes ſelig, und jetzt hätte mein ärgſter Feind zu mir treten dürfen, ich hätte ihm Alles vergeben und ihn umarmt — Ich will dir lieber Leſer, um nicht weitläufig zu werden, hier nur jene Ortſchaften nennen, die entweder ihrer herrlichen Lage, oder ihrer hiſtoriſchen Wichtigkeit, oder in irgend einer andern Rückſicht mir intereſſant waren und es auch dir ſeyn werden, und ſo beginne ich denn mit Bonn. Hier fängt es an herrlich zu werden; die ſchöne Stadt mit 12,000 Einwohnern liegt maleriſch hart am Ufer des Flußes; einen beſonders freundlichen Charakter geben ihr die Gartenwohnungen, ſo wie das ehemalige Reſidenzſchloß des Churfürſten von Köln. Ich wäre hier gern gelandet und in die Stadt hineingegangen, und wäre es auch nur darum geweſen um Beethoven's Geburtshaus zu ſehen, aber ich hätte das Schiff verlaſſen müſſen, und erſt zwei Tage nachher auf dem nächſten weiter fahren können, und zwei Tage waren mir bei der kurzgemeſſenen Urlaubsfriſt nicht leicht entbehrlich.

Es ſpäht' alſo nur mein Blick nach dem Dach
  Wo der Töne Fürſt ward geboren,
Und aller Schmerz ward im Buſen mir wach
  Daß wir den Großen verloren;
So ſucht' ich und wollte ſein Haus erſpäh'n
Es pflegte mir wie vielen Andern zu geh'n:
  Sie ſpähen und folgen ihm Alle nach
  Und Keiner ihn dennoch erreichen mag.

Bei dem nahen Dorfe Keſſenich ragt ein neues im gothiſchen Style gebautes Schlößchen hervor. Die Häuſer ſind hier alle mit Schiefer gedeckt, der in der Sonne glänzt, mehre einzelne Häuſer liegen auf den Anhöhen zwiſchen Gärten zerſtreut, und in der Ferne auf einem Bergkegel liegt die impoſante Ruine Godesberg. An der am Ufer liegenden Straße ſieht man ein altes gothiſches Denkmal: das Hochkreuz, welches mir von der Ferne unſrer Spinnerin am Kreuz nicht unähnlich zu ſeyn ſchien. — Immer belebter wird die Gegend, immer drängen ſich Ortſchaften und Alterthümer näher aneinander, Dampfſchiffe und Nachen begegnen dem Rheinfahrer, man hat nicht Augen genug die Herrlichkeiten alle zu ſchlingen; und ich rathe daher jedem Reiſenden die Rheinreiſe den Fluß hinauf, nämlich von Köln bis Mainz, nicht herab von Mainz bis Köln zu machen, weil er ſo doch langſamer fährt und ihn die Schönheiten nicht ganz erdrücken.

Prächtig ſtellen ſich nun die Ruinen der ehemaligen Abtei und Kloſterkirche Heiſterbach bei Dollendorf dar, und ihnen folgt der Marktflecken Königswinter, wo viele Steinhauer arbeiten, und die gehauenen Steine überall zu Waſſer hinſenden.

Das herrliche Siebengebirg hebt nun ſeine vielen Häupter neben und hintereinander empor, und auf den höchſten Bergen werden die Ruinen der Löwenburg, der Woltenburg und des Drachenfelſes ſichtbar. In der Höhle bei der letztern, ſagt der Köhlerglaube, ſoll einſt ein Drache gehauſt haben, den Ritter Siegfried erlegt hat. Weiterhin erblickt man die Ruine Rolandseck und gegenüber das ehemalige Kloſter Nonnenwerth. Die Burg ſoll Roland, Neffe Karl's des Großen erbaut haben, um ſeiner geliebten Hildegard von Drachenfels, welche im Kloſter Nonnenwerth den Schleier genommen hatte, nahe zu ſeyn.

In maleriſcher Lage gegen das Siebengebirge ſehen wir das Städtchen Unkel, in deſſen Nähe ſich viele Baſaltbrüche befinden. Über dem uralten Städtchen Ramagen, ragt auf einem Felſen die ehemalige Probſtey Apollinarisberg hervor, noch ganz erhalten, und mit einer Ringmauer umgeben, und nun tönte mir ein Name in die Ohren, den ich auch in meinem Öſterreich gut kannte und öfters hörte. Der Conducteur nämlich, der eben bei mir ſtand, zeigte mir auf eine gar freundliche Ortſchaft hart am Rheine und ſagte: »Sehen Sie, dieß Städtchen heißt Linz, eben ſo geſchrieben wie Ihres in Öſterreich, und das noch ganz erhaltene Schloß und das alte Thor ſind ſchon Anfangs des vierzehnten Jahrhunderts erbaut. Hier wächſt ein vortrefflicher rother Wein, der ſogenannte Ahrbleicher.«

Gegenüber ſahen wir das Städtchen Sinzig liegen, und oberhalb desſelben das ehemalige Nonnenkloſter St. Helena. — Die Pfarrkirche von Sinzig ragte ganz majeſtätiſch aus den Häuſern hervor und man erzählte mir, daß ſie ganz von Tufſtein erbaut ſei. Mein Auge weilte einen Augenblick auf dem Schloſſe Orgenfels, und heftete ſich aber feſt auf die Burg Rheineck, welche eben ſo da ſtand, als wenn ſie jetzt eben erbaut worden wäre, und es war auch ſo; man ſagte mir, Profeſſor Bethmann in Bonn habe die Ruinen der alten Burg gekauft, und die neue, aber ganz im alten Geſchmacke wieder aufbauen laſſen. »Nehmen Sie meinen Glückwunſch zu dieſer Acquiſition, Herr Profeſſor, Sie haben ſich eines der ſchönſten Plätzchen der ganzen Welt angeeignet, Sie haben es aber auch ganz verſtanden, Ihr Eigenthum ſo herrlich als möglich zu machen. Solchen Herren von echtem guten Geſchmack, wie Sie, ſollte man alte Reſte — wenn auch um halbes Geld — zu kaufen geben, denn die ganze Gegend, und ein ganzes Land gewinnen dadurch.“

Ich betrachtete die Ruinen der Burg Hammerſtein, wo einſt Kaiſer Heinrich IV. auf ſeiner Flucht verweilte. Steile Felſenwände und Wälder machen hier die Gegend ernſter. Die uralte Stadt Andernach, faſt in einem Vierecke gebaut, lag hart am Rhein, und der alte Thurm an einer Ecke der Stadt ſoll über 1000 Jahre alt ſeyn. Ich ſah das verfallene Schloß Friedrichſtein, von den Schiffern das Teufelshaus genannt, worin es noch immer ſpucken ſoll, weil Bauern gezwungen wurden, bei dem Baue Frohndienſte zu leiſten. — Ich ſah die Stadt Neuwied mit dem Reſidenzſchloſſe, das Dorf Weiſſenthurm, darum merkwürdig, weil hier General Hoche im Angeſichte der öſterr. Armee über den Rhein ging, das herrliche königl. Schloß bei Engers, und das alte umfangreiche, ſo wie das neue ſchön gebaute Schloß Sain, und endlich langte ich, wirklich vom vielen Sehen ermüdet und faſt wirblich in Coblenz an. Hier landete das Schiff, und ich quartirte mich hart am Rheine in dem prächtigen Gaſthofe zum „Rieſen“ ein, welchen man mir ſchon früher empfohlen hatte.

Obwohl ich kaum Zeit hatte auf irgend etwas Anderes zu achten, als auf die himmliſche Gegend und die an einander gereihten Gegenſtände aller Art, die hier an beiden Ufern das Auge entzücken, ſo daß man vom bloßen Hin- und Herwenden des Kopfes Schmerzen im Genicke fühlt, ſo erinnere ich mich doch noch einiger Nebendinge an dieſem Tage, die ich mir zum Schluße aufgeſpart habe, um die eigentliche Beſchreibung meiner Fahrt nicht zu unterbrechen.

Wir haben an der Table d'Hôte herrlich geſpeiſt, aber in der Hitze warm getrunken, da doch Eines auf dem Schiffe mangelte, nämlich Eis. Ich habe mir wahrhaftig nicht gemerkt, was wir für Speiſen hatten, aber ein Frauenzimmer, welches mit uns fuhr, hat ſich's ſogar aufgeſchrieben, und dieſe, auch eine Wienerin, hat mich ſpäter erſucht, es ihren Landsmänninnen mitzutheilen, welches ich auch thun will, wohl wiſſend, daß, wenn der Mann bei einem Diner außer Hauſe war, die Frauen den Zurückgekommenen gewöhnlich fragen „Was habt ihr denn gehabt?“ — „Wir haben alſo auf dem Schiffe gehabt: Suppe, Rindfleiſch mit warmer Sauce, Häring-Salat und Senf, Roſtbeef mit Kartoffeln, Spargel, grüne Erbſen mit Hammelcotelets und Schinken, Pudding mit Chaudeau, Karpfen in Sauce, Lammskeule, Poulards mit ſüßem und ſauren Salat, Käſe, Butter und Zuckerwerk.“

Das Düſſeldorfer Schiff, auf welchem ich fuhr, nannte ſich: „Kronprinzeſſin von Preußen.“ Es iſt unglaublich, wie ſchnell das Ausſetzen von Paſſagieren von Statten geht. Schon mehre Minuten, bevor man zu dem Orte gelangt, wo ein Paſſagier ausſteigen will, aviſirt der Conducteur dieſen, daß er ſich fertig mache, ſeine Bagage zuſammentrage, und ſich damit zur Schiffstreppe poſtire. Kommt man nun dem Orte nahe, ſo wird ein Zeichen mit der Schiffsglocke gegeben, welches Zeichen zugleich die Schiffer am Ufer benachrichtigt, alſogleich dem Dampfſchiffe zuzurudern, und zugleich auch das Zeichen für die Matroſen iſt, den ſchnellen Gang des Schiffes einzuſtellen. Nun wird das zweite Zeichen gegeben, und ſchon iſt der Nachen vom Ufer an das Dampfſchiff gelangt, ſchon die Schiffstreppe in den Nachen herabgelaſſen, der Paſſagier ſteigt aus und ein, und mit dem dritten Glockenzeichen fährt das Schiff, welches kaum eine Minute langſamer ſich bewegt hat, mit ſeiner vorigen Schnelligkeit weiter. Aber auf jeden Fall heißt es ſich da ſputen und auf ſeiner Hut ſeyn. Ich war Zeuge, daß ein Mädchen, deren Eltern ſchon ausgeſetzt waren, bis zum nächſten Landungsplatze im Schiffe zurück bleiben mußte, weil ſie den Moment verſäumte und ſich in der Kajüte vor einem Spiegel die Locken noch zurecht richten wollte.

Äußerſt belebt hab' ich dieſe Stromſtraße gefunden. Außer den vielen Nachen die von Ort zu Ort fahren, begegnet man mehren Dampfſchiffen, die den Rhein befahren, und jene von einer und derſelben Compagnie begrüßen ſich mit Kanonenſchüſſen. Dabei ſieht man faſt immer am Ufer die Landſtraße, und erblickt man auf derſelben eine Poſtchaiſe, ſo kann man ſich auch zugleich überzeugen, wie ſchnell das Dampfſchiff auch ſogar Stromaufwärts fährt, denn kaum geſehen hat man den Wagen in den nächſten Minuten ſchon weit hinter ſich zurückgelaſſen.

Ein Kölner-Dampfſchiff war zwei Stunden vor uns von Köln aufgebrochen, allein ſchon um 3 Uhr Nachmittags hatten wir es mit unſerm Düſſeldorfer Schiffe erreicht, und hinter uns zurückgelaſſen, freilich nicht ohne Schwierigkeiten; denn der Kapitän des Kölnerſchiffes, eiferſüchtig auf das Düſſeldorfer, hatte ſich längere Zeit auf dem Waſſer ſo gedreht und gewendet wie ein Fuhrmann auf der Landſtraße, der einen Andern nicht vorlaſſen will. Da unſer Kapitän dies bemerkte, gab er ihm einen tüchtigen Stoß und ſchoß vor, und Alles auf unſerem Schiffe klatſchte in die Hände, mich ausgenommen, ich kann ſo etwas nicht leiden.

In Coblenz angelangt, gewann ich zuerſt in meinem Gaſthofe die ſüße Überzeugung, daß ich ein ganz herrliches Bett hatte, ja ich kann ſagen, hier und in Mainz waren die beſten Betten auf meiner ganzen Reiſe. Hier waren ſie hart und doch elaſtiſch, mit einem himmelblauen ſeidenen Himmel verſehen, Eiderdunen-Überbetten und elegante ſeidene und leichte Piquetdecken, ein Berg von Polſtern und geſtickte Überzüge. So liegen nur Prinzen und Reiſende, welche zu Coblenz im „Rieſen“ einkehren. Es war 4 Uhr Nachmittag und drückend ſchwül, ich kleidete mich ganz aus, und das herrliche Bett behauptete vor Allem ſeine Rechte, ich warf mich darauf und ruhte eine Stunde.

Abends beſah ich mir zuerſt die am jenſeitigen Ufer gelegene Feſtung Ehrenbreitſtein, zu welcher man über eine 485 Schritte lange Schiffbrücke gelangt. Ich bin kein Kenner von Feſtungswerken, und ob die hier auf dem Berge gelegenen wirklich gut ſind, weiß ich nicht, mir haben ſie gut geſchienen. Ich habe ſie auch nur angeſehen, weil man ſo etwas einmal anſehen muß, ein Vergnügen dabei hat mir nur die herrliche Ausſicht gewährt.

Dann beſah ich mir die Stadt Coblenz ſelbſt. Ihre Lage iſt herrlich, da zwei Flüſſe, der Rhein und die Moſel bei ihr zuſammenſtrömen, weßwegen ſie auch einſt zu Römerszeit Confluenta genannt wurde. Die Stadt ſelbſt hat mir nicht gefallen, ich habe ſie düſter und mitunter winkelig gefunden. Sie ſoll 12,000 Einwohner haben. Es war heute eben Sonntag, daher es lebhafter in den Gaſſen war. Vorzüglich viele Leute begegneten mir auf der Brücke über die Moſel, ſie ſtrömten zu einem Wirthsgarten, außer dieſer Brücke am Fluſſe gelegen, welcher ganz mit farbigen Lampen beleuchtet war, und in welchem eine wohlbeſetzte Muſik verſchiedene Stücke machte. Auch wir beſuchten dieſen Garten, fanden ihn ganz voll von Menſchen und das Benehmen daſelbſt nicht unähnlich einem derlei Vergnügen bei uns in Wien. — Herrn und Frauen ſpazierten in den Gartenalleen auf und nieder, um zu ſehen und geſehen zu werden, ganze Familien ſaßen an den Tiſchen und ſchmauſten, und auch hier war der ſogenannte Maitrank gewöhnlich, wie ich ihn in Berlin gekoſtet habe, nur mit dem Unterſchiede, daß er dort nur in kleinen Portionen, hier aber in großer Menge genoſſen wird, und daß ihn hier die Leute ſelbſt ſich zubereiten. Faſt auf jedem Tiſche bei dem ein handfeſter Coblenzer mit ſeiner Gattin und ein paar Töchtern ſaß, ſtand ein Topf, der wenigſtens acht Maß hielt, in welchem ſich die zum Maitrank gehörigen Kräuter befanden, und daneben ein Napf mit geſtoßenem Zucker, ein Teller mit Orangen und Limonien. Und nun brachte der Aufwärter 6 bis 8 Bouteillen Wein auf einmal, und alle wurden hinein gegoſſen, und der Zucker nach, und die Orangen dareingedrückt und nun wurde darauf losgetrunken, daß es eine Freude war zuzuſehen. Und dies habe ich bei einer auch an meinem Tiſche ſitzenden Geſellſchaft von ſechs Perſonen dreimal wiederholen geſehen. Man merkt doch gleich, daß die Leute hier in einem geſegneten Weinlande hauſen.

Ich habe es nirgend auf meiner Reiſe ſo wohlfeil gefunden als hier. Ein und eine halbe Bouteille vortrefflicher Bisporter Mosler, zwei Portionen aufgeſchnittenen Schinkens und Kalbfleiſches, ein Krug Mineralwaſſer, Käſe, Butter und Brot, alles dieſes zuſammen koſtete nicht mehr als dreizehn Groſchen.

Wenn man drei Tage nacheinander im Wagen fährt, ſo ſetzt man ſich am vierten ſchon mit einem kleinen Widerwillen wieder ein, auf dem Dampfſchiffe iſt das aber ganz entgegengeſetzt. Als ich am folgenden Morgen aus meinem Gaſthofe zum Schiffe ging, welches gerade vor demſelben ſtand, empfand ich wieder neues Vergnügen, als ich den dicken Qualm daraus hervorſteigen ſah, und als ich es betrat, fand ich Alles ſo rein geſcheuert und geputzt, als ob eine ſorgſame Hausfrau da gewaltet hätte.

Der Tag war wieder herrlich, und waren die beiden Ufer des Fluſſes geſtern ſchön, ſo waren ſie heute himmliſch, göttlich! Den erſten impoſanten Anblick auf unſerer heutigen Fahrt gewährten die beiden einander gegenüber ſtehenden Ruinen Stolzenfels und Laneck. Die erſtere iſt die ſchönſte Ruine am ganzen Rheinſtrome. Die Stadt Coblenz hat damit dem Kronprinzen von Preußen ein Geſchenk gemacht, und dieſer läßt ſie nun wieder in der alten Großartigkeit herſtellen. Hier hab' ich wieder Obſtbäume gefunden, die herrlich grünten, es war als ob ſelbſt die häßlichen Raupen vor dieſer himmliſchen Gegend Reſpekt gehabt hätten.

Bei dem preußiſchen Städtchen Rhenſe ſieht man noch Ruinen von dem ſogenannten Königsſtuhle, auf welchem ſich oft die rheiniſchen Churfürſten verſammelten, um ſich über Deutſchlands Angelegenheiten zu berathen.

Hier geſchah es auch, daß der Kapitän, welcher das Schiff durch längere Zeit befehligt hatte, dasſelbe verließ, und es einem Andern übergab. Dies geſchah mit einer Art Feierlichkeit, man trank ſich Geſundheit zu, und als der alte Kapitän auf dem Nachen davon fuhr, wurden Kanonen gelöſt. Je nun, es iſt immer beſſer Jemanden nachſchießen, als ihm etwas vorſchießen müſſen. Man war ſo artig, die Damen hievon vorher zu benachrichtigen, damit ſie nicht erſchrecken.

Wir ſahen nun die Marksburg ein naſſau'ſches Staatsgefängniß und die uralte Stadt Boppart, bei den Römern „Bodobriga“ genannt, weil ſie zwei Brüdern gehört haben ſollen, welche ſich tödtlich haßten. „Mein Gott! wie kann man ſich in dieſem Paradieſe haſſen?“ Hier drängen ſich die beiden Ufer des Rheins näher zuſammen, und es wurde geſchoſſen, um Schiffern in der Ferne ein Zeichen zu geben, daß ſie nicht entgegen kommen Die Katze und die Maus heißen zwei Ruinen nicht ferne von einander, ich habe die Bedeutung dieſer Namen nicht erfahren können, und bei dem Städtchen St. Goar hebt ſich die umfangreiche Feſtung Rheinfels empor. Man wird hier auf den Fels ſelbſt aufmerkſam gemacht, welcher von einer gewiſſen Seite angeſehen, ganz natürlich einen Kopf mit einer Kappe bildet.

Ein ſchönes, umfangreiches Städtchen iſt Oberweſel, welches am untern Ende von der auf der Höhe liegenden St. Martinskirche, und am obern von der Ruine des Schloſſes Schönberg begrenzt wird. Die Schiffer machen hier immer einen groben Scherz, indem ſie einander zurufen: „Wer iſt jetzt Bürgermeiſter zu Oberweſel?“ und dann auf ein Echo horchen. Hier fangen die Ufer an wilder zu werden, und ſieben Felſen ſteigen aus demſelben empor, welche der Schiffer die ſieben Jungfern nennt, und wovon die Sage geht, dieſe Felſen ſeien einſt ſieben ſpröde Fräuleins von Schönberg geweſen, welche beim Baden im Rhein dieſe Verwandlung durch eine böſe Nixe erlitten. Dann folgt der durch ſeine Sagen vielfach berühmte Felſen: „Die Lurlei.“ Man ſchoß hier wieder eine Kanone los, um uns das fünffache Echo an dieſer Stelle hören zu laſſen. Ja, ſo folgt eine Schönheit, eine Merkwürdigkeit der andern auf dem Fuße und das müde Auge hat nicht Zeit auszuruhen.

Bei dem Städtchen Caub erblickt man mitten im Rheinſtrome auf einer Inſel, ein großes ſchönes Gebäude, in ſeltſamer Form: „Die Pfalz“ genannt. Es ſoll hier, wie man mir ſagte, ein in den Felſen gehauener Brunnen ſeyn, deſſen Quelle gar keine Verbindung mit dem Strome hat. Nachdem erſcheint die alte Stadt Bacherach von einer Mauer mit zwölf Thürmen umgeben, aus welcher die gothiſche Ruine der Wernerskirche ſich hervordrängt, und über der Stadt prangend die Ruinen der Burg Stahleck. Der Flecken Lorch wird in einer anmuthigen Reihe artig gebauter Häuſer ſichtbar, und über demſelben die Ruinen der Burg Fürſteneck, dann erweitert ſich der Strom wieder, die Ufer werden wieder fruchtbarer und von unten bis oben breiten ſich die Reben als ein herrlicher grüner Teppich über die Berge, maleriſch liegen Felder, Ortſchaften, Burgen, auch Wälder dazwiſchen, hoch oben thront die dem Kronprinzen von Preußen gehörige Ruine Sonneck und über derſelben ſteigt einer der höchſten Berge am Rhein, der Sonnewald empor.

Die Ruinen des Schloſſes Fürſtenberg auf der Höhe, und jene des Frauenkloſters Fürſtenthal in der Ebene folgen. Die Prachtruine Rheinſtein, und nahe bei ihr die friedliche, wieder hergeſtellte gothiſche Clemenskirche, erfreuen das Auge, und wenn man bei Aßmannshauſen vorübergefahren, wo der Aßmannshäuſer wächſt, gewahrt man endlich Bingen, dieſe gewerbreiche Stadt. Über derſelben erhebt ſich der Deuſusberg mit der Ruine der Feſte Klopp. Man ſieht hier im Rhein einen Felſen, in den ein Kreuz eingehauen iſt. Hier ruht ganz an der rechten ihm gebührenden Stelle das Herz eines Mannes, der ſich durch ſeine rheiniſchen Sagen dieſen herrlichen Platz verdient hat. Es iſt Nikolaus Vogt von Frankfurt. Nicht lange darnach erblickt man auf einer Inſel den Thurm, von dem die Fabel erzählt, daß einſt Biſchof Hatto von Mainz hier von Mäuſen gefreſſen worden ſeyn ſoll, woher dieſer Thurm noch immer der Mäuſethurm heißt, und die Feſte Ehrenfels. Hierauf gelangt man an das ſogenannte Bingerloch, ſo heißt eine etwas enge Durchfahrt zwiſchen Felſen, welche aus dem Rhein emporſtehen. Dieſe Durchfahrt ſoll früher ſehr gefährlich geweſen ſeyn, jetzt aber ſind mehre der Felſen geſprengt worden. Man nähert ſich nun dem Rochusberg, auf deſſen Gipfel die Rochuskapelle ſteht, in welche Goethe ein Altarbild von Louiſe Sidler gemalt, geſchenkt hat.

Frägt nun der Reiſende um den Namen eines Fleckens, der ihm mit ſeinen neuen Häuſern ſo fröhlich entgegen lacht, ſo hört er ein Wort erſchallen, das ihm, wenn er anders ein Weintrinker iſt, das Waſſer in dem Munde ſammelt, es iſt Rüdesheim, das von Bachus vorzugsweiſe geſegnete Rüdesheim. Seine Lage wird durch vier alte Ritterburgen noch herrlicher. Sie heißen die Niederburg, die Looſenburg, die Brömſenburg, und die Vorderburg. Nachdem man ſodann bei Geiſenheim, welches an der Stelle liegt, wo der Rhein am breiteſten iſt, und rund um ſich herrliche Landhäuſer hat, vorüber iſt, ſo gelangt man an den Johannisberg. Wenn irgend ein Platz in der Welt im Stande iſt, einem Manne, der allein mit ſeinem Geiſte die Grenzen einer großen Monarchie zu bewachen hat, und der das ganze Jahr hindurch in Unruhe ſeyn muß, um ſeinem Vaterlande die Ruhe zu erhalten, wenn ſag' ich, irgend ein Platz geeignet iſt, dieſem Manne Erholung von der drückenden Laſt der Geſchäfte zu gewähren, ſo iſt es dieſer. Dieſer Berg, der ganz mit den köſtlichſten Reben des ganzen Rheins bepflanzt iſt, trägt auf ſeinem Gipfel ein prächtiges Schloß, von welchem man die himmliſchſte Ausſicht über das Stromgebiet hat. Ja, der Würdigſte beſitzt das Würdigſte Deutſchlands. Es iſt der Johannisberg, ein Eigenthum des Fürſten Metternich, und dieſe Beſitzung hat auch in dieſem Jahre ihren Zweck wieder ganz erfüllt, der früher etwas leidende große Staatsmann, hat ſich neue Kraft dort geholt, und ſo hat ihm Deutſchland wieder gegeben, was er Deutſchland geopfert.

Die Ufer des Rheins werden nun weiter und ebener, und von den mehren kleinen Ortſchaften, welche man noch ſieht, zeichnet ſich nur das prächtige Reſidenzſchloß Lieberg des Herzogs von Naſſau aus, und endlich liegt die große Stadt Mainz, das Ziel der Rheinreiſe vor uns.

Bevor ich aus dem Schiffe ſteige, und dir lieber Leſer einiges von Mainz erzähle, will ich doch nicht unterlaſſen, dir noch vorher ein paar Anekdoten mitzutheilen, welche mir auf dem Schiffe ſelbſt begegneten. Auf dem Schiffe befand ſich mit mir auch ein ſehr vornehmer Herr einer fremden Nation mit ſeiner Familie. Der Mann beſaß ein Ehrfurcht einflößendes Äußeres, und ich dachte, es dürfte wohl ſchicklich von meiner Seite ſeyn, ihm der Erſte die Ehre des Wortes zu gönnen. Ich trat alſo zu ihm, machte ihm meine Verbeugung, und redete ihn in franzöſiſcher Sprache an, indem ich über die Herrlichkeit unſerer Rheinreiſe, über das vortreffliche Wetter u. ſ. w. mich vernehmen ließ. Der Mann hörte mich ruhig an, ich hielt einigemale im Laufe meiner Rede inne, erwartend, er werde etwas antworten, allein er antwortete nichts, ich redete immer wieder fort, und als ich endlich mit meiner Interlokution ganz zu Ende war, und mit offenem Munde eine Antwort erwartete, da ſah mich der edle Herr noch eine Minute ſtillſchweigend an, trat mir näher, und ein „brrrrr!“ aus ſeinem Munde war Alles, was er mir erwiederte. Mit dieſem wendete er ſich aber auch von mir, und ſpazierte das Schiff hinab. Ich geſtehe aufrichtig, das Ding wurmte mich, und ich wurde nur etwas kaltblütiger, als ich dachte, vielleicht hat er mich gar nicht verſtanden, auch ſagte man mir, derlei Herren reden nur mit jenen Perſonen, welche ihnen ordentlich präſentirt worden ſind. Auch ich drehte ihm den ganzen Tag den Rücken. Da wir den erſten Mittag ſehr gut gegeſſen, ebenfalls ſehr gut, aber leider ſehr warm getrunken hatten ſo ließ ich mir am Morgen des zweiten Tages in Coblenz Eis auf das Schiff ſchaffen, und als wir nun am zweiten Mittag bei der table d'hôte ſaßen, da brachte mir der Aufwärter das Eis, und ich kühlte meinen Wein ein. Alles beneidet mich darum, und vor Allen ſah der fremde Herr mit ſeiner Lorgnette unverwandt auf mich. Endlich ſtand er auf, ging um den ganzen Tiſch herum zu mir, und erſuchte mich in etwas gebrochenem Franzöſiſch, ob ich ihm nicht etwas Eis ablaſſen wollte? Ich ſah ihn eben ſo lange an, als er mich geſtern, und ein brrrrrrr! welches ich ihm dann entgegen donnerte, war vielleicht noch um ein paar r länger als das ſeinige. Ich muß geſtehen, dieſe kleinen Repreſſalien waren mir ſehr ſüß.

In unſerer Schiffsgeſellſchaft befand ſich auch ein Antiquar aus Bingen, ein kleiner freundlicher Mann, der aber kümmt ſtatt kömmt ſagte. Der Mann hatte entſetzlich viele Kleinigkeiten bei ſich, die er zum Verkaufe anbot, aber kein Stück war ganz. Er zeigte mir wohl 20 Tabatieren, aber an jeder fehlte etwas, er behauptet aber, das ſchadet gar nichts, und Alles ließe ſich wieder auf eine geſchickte Art repariren. An einer Schale von Agath, die er mir anbot, fehlte gar nichts als der Fuß, die beiden Henkel und ein Stück aus der Mitte.

Das Erſte was mir, als ich aus dem Schiffe geſtiegen war, und wieder auf feſter Erde zu meinem Gaſthofe wandelte, begegnete, war ein großer Leiterwagen mit vier tüchtigen Rappen beſpannt, und wer ſaß auf dieſem Leiterwagen? Öſterreichiſche Soldaten, Landsleute, die freundlichen offenen Geſichter, das gutmüthige Hocken auf dem

Wagen, die heimiſchen Klänge der Sprache (ſie johlten eben ein Lied), ich hätte jeden einzeln umarmen mögen. Es iſt wirklich etwas ganz Eigenes, wenn man mehre Wochen nur gelbe, blaue und rothe Uniformen geſehen hat, und man ſieht mit einem Male wieder die weißen, die man ſchon als Kind in Pappe gemacht, auf einem Brette aufmarſchiren ließ. Mögen die andern Farben auch greller ſeyn, mögen die fremden Uniformen mit Gold-Schnüren und Epauletts verbrämt ſeyn wie ſie wollen, einem Öſterreicher, wenn er ſelbſt über alle Farben der Welt erhaben wäre, kömmt's immer ſo vor, als müſſe jeder Soldat weiß ſeyn, und wer nicht weiß iſt, ſei eigentlich kein echter Soldat. Beiläufig dies war mein Gefühl, als ich die weißen Öſterreicher ſah.

Ich begab mich nun in meinen Gaſthof, hart am Rheine gelegen, und zum „Rheiniſchen Hof“ genannt. Da es erſt 5 Uhr Nachmittags war, ſo beſah ich mir vor Allem die Stadt und deutſche Bundesfeſtung Mainz. Welche große geſchichtliche Erinnerungen knüpfen ſich an dieſen Punkt, welcher zugleich ſeiner Lage nach das Paradies Deutſchlands genannt werden kann. Die Römer gingen hier über den Rhein, die Wiege Karl's des Großen ſtand hier, die Buchdruckerkunſt ging von hier aus.

Mainz mit beiläufig 32,000 Einwohnern iſt ein Gemiſche von Alt und Neu, es hat herrliche Plätze und Straßen, und auch Winkelwerk. Das Erſte wohin ich mich führen ließ, war der Guttenberg-Platz. Hier ſteht die im Jahre 1837 errichtete Statue Guttenberg's. Sie iſt nach Thorwaldſen's Modell herrlich gegoſſen, und trägt folgende Inſchriften.

Auf der Vorderſeite:

Joannem Gensfleisch de Guttenberg
Patricium Moguntinum
Aere per totam Europam collato
Posuerunt cives.
MDCCCXXXVII.

Auf der Rückſeite:

Artem quae Graecos latuit, latuitque Latinos
Germani sollers exstudit ingenium.
Nunc quidquid veteres sapiunt sapiuntque recentes,
Non sibi, sed populis omnibus id sapiunt.

Zu deutſch:

Johannes Gensfleiſch von Guttenberg
Ein Mainzer Patricier,
Deſſen Bildniß ſeine Mitbürger, durch Beiträge
In ganz Europa geſammelt, aufgeſtellt.

Was Griechen und Lateiner noch nicht kannten,
Ein Deutſcher hat's erfunden und vollbracht,
Dadurch wird nun die alt' und neue Weisheit
Als Aller Eigenthum bekannt gemacht.

Gerade gegenüber fand ich eine Auslage von Porzellainpfeifen und Doſen, und unter den Letzteren auch das eben bewunderte Monument auf einer Doſe abgebildet. Zum Andenken kaufte ich mir nun eine ſolche, und wunderte, oder vielmehr erfreute mich nicht wenig, einmal wieder nach Gulden und Kreuzern rechnen zu hören. Hierauf begab ich mich in die Domkirche, ein feſtes, ſchönes altes Gebäude im Jahre 1009, wie man mir ſagte, erbaut aber ſeitdem öfters abgebrannt, und zuletzt noch von den Franzoſen ſehr beſchädigt, daher viele Alterthümer in demſelben neu, und zwar manche mit vieler Geſchicklichkeit wieder hergeſtellt worden ſind. Man ſieht in derſelben viele Grabmäler von Mainzer Erzbiſchöfen, worunter ein Biſchof Siegfried ſich befindet, welcher zwei vor ihm kniende Könige krönt (vom Jahre 1249). Mir fiel auch das Grabmal eines Metternich, jenes der Gemahlin Karl's des Großen, und eines öſterreichiſchen Generals Lamberg auf. An einem Seitenaltar befindet ſich eine herrliche Grablegung Chriſti von Stein mit lebensgroßen Figuren voll Ausdruck, und hinter dem Hochaltar Chorſtühle von ſchönem Schnitzwerk. Im Kreuzgange werden die Folgen des Vandalismus am ſichtbarſten. Am Boden ſind Steine ausgebrochen, und dadurch Grabmäler eingeſunken, von andern ſind den Figuren Arme, Füße und Köpfe abgehauen, und man ſieht überall nur Ruinen; nur das Grabmal Frauenlob's iſt noch unzerſtört. Es iſt von Sandſtein, oben das Bruſtbild des Dichters und herum die Umſchrift: **Frauenlob, dem Gott genadt anno Domini 1317.** Unten aber befindet ſich ein kleines Basrelief, vorſtellend, wie die Mainzer Frauen ihren Minneſänger zu Grabe tragen. Mir fiel dabei folgendes Epigramm ein:

Du guter alter Frauenlob
O thu dir nichts zu gut darob
Daß dich in jenen alten Tagen
Die Frauen ſelbſt zu Grab getragen,
Jetzt bringt ſo manche Frau allein
Den guten Mann in's Grab hinein.

An der von Eiſen gegoſſenen Kirche befindet ſich der ganze Freiheitsbrief der Kirche eingegraben.

Nachdem ich noch mehre einzelne Gebäude aber nur von außen beſehen, worunter mir beſonders das neue Theater gefallen hat, in welchem aber zur Sommerszeit nicht geſpielt wird, weil ſich die Truppe in Wiesbaden befindet, beſuchte ich auch die berühmten Muſikalienhändler Schott's Söhne. Ich fand nur den einen Bruder anweſend, der mich freundlich aufnahm und das alte Lied anſtimmte, daß leider in unſerer böſen Zeit das Gute keine Käufer finde und man vielen Schofel drucken müſſe, bis man ſo viel Kraft gewinnt, um wieder einmal der Ehre und der Kunſt wegen etwas thun zu können. Der gute Mann hatte Recht.

In meinen Gaſthof zurückgekehrt, fand ich dort einige öſterreichiſche Offiziere beim Abendbrot, welche mir zwar nicht bekannt waren, die Bekanntſchaft war aber bald gemacht und ich mußte ihnen bei einem Glaſe guten Rüdesheimer von Wien erzählen was ich wußte. Wenn mir recht iſt, ſo habe ich ihnen noch ein paar Stunden, vom Weine etwas benebelt, auch Manches erzählt, was ich nicht wußte.

Gedanken über das Glück.

Glück iſt das, was die ganze Welt ſucht und Niemand findet; alle Herzen wünſchen es, und doch hat es noch kein Geiſt erſchöpfend definirt und die Vernunft zweifelt ſogar manchmal an ſeiner Exiſtenz.

Der gemeine Haufe ſucht das Glück in der Befriedigung ſeiner Wünſche, er weiß nicht, daß durch den Genuß ſeine Wünſche verſchwinden, ſo wie ſie ſich durch Entbehrung vergrößern. Der Wunſch iſt ein Schmerz ſo lang er nicht erfüllt iſt, und iſt nichts mehr, wenn ihm Genüge geſchehen iſt, dann folgt ihm ein neuer Wunſch. Das Leben in ſteten Wünſchen hingebracht iſt ein Pfad, auf welchem die Illuſion uns in jedem Augenblicke das Ziel der Reiſe zeigt und doch mit jedem Schritte wieder weiter wegrückt.

Einige Weiſe haben behauptet, wenn man die Summe der Leiden und jene der Freuden eines Menſchenlebens berechnet, und die eine von der andern abzieht, ſo iſt der Reſt das, was man Glück oder Unglück zu benennen pflegt, allein dieſe Berechnung iſt falſch, und würde nur beweiſen, daß der Menſch nur auf ſeinem Todtenbette wiſſen kann, ob er glücklich oder unglücklich war.

Viele Philoſophen haben behauptet, daß Jener glücklich ſei, der ſeine Leidenſchaften alſo zu beherrſchen weiß, daß ſeine Seele einer ſteten Ruhe genieße. Allein Alle, welche ſüß ſchlafen, erfreuen ſich die Hälfte ihrer Lebenszeit einer ſolchen Ruhe, welche doch nur ein Abbild des Todes iſt.

Im wilden Zuſtande genießt der Menſch das Glück der Kinder, welche kurze Freuden und kurze Schmerzen haben. Man hat wenig Gedächtniß und wenig Vorahnung, allein dieſe Exiſtenz kann nur ein Vegetiren genannt werden, nicht geeignet, um wahres Glück oder Unglück zu fühlen und zu beurtheilen.

Im geſellſchaftlichen Leben ſind die erkünſtelten Bedürfniſſe gebieteriſcher als die reellen. Freuden und Plagen haben mehr Dauer unter der Herrſchaft einer grenzenloſen Einbildungskraft. Der geſellſchaftliche Menſch lebt mehr für die Zukunft als für die Gegenwart, mehr für die Eigenliebe als für die Liebe, mehr für die Macht als für das Wohlſein. Er ſetzt ſein Glück außer ſich, es iſt ihm mehr Bedürfniß glücklich zu ſcheinen, als es zu ſeyn, und ſeine Eitelkeit hat ſtets zu Nebenbuhlern die Eitelkeiten aller Derjenigen, über welche er den Sieg davon tragen will.

Der Dummkopf iſt glücklicher als der Geck, denn er glaubt wirklich jenes Übergewicht zu haben, welches der Andere affektirt, allein Keiner iſt ſo dumm, daß kein Erwachen aus ſeinem Wahne möglich wäre.

Die Stoiker ſetzten das Glück in Verachtung der Leiden und Freuden. Rebelliſch gegen die Natur, läugneten ſie ihre Macht. Dieſe Sekte beſtand aus harten, unempfindſamen, aber nicht aus glücklichen Menſchen, ſie beugten ſich unter die Nothwendigkeit, waren ſtolz auf ihre Entſagung, und während ſie ſich rühmten, das Glück gefunden zu haben, beſtand dieſes nur in Ertragung des Unglücks.

Die Epikuräer hielten Glück und Luſt für Eines, allein ſie verſtanden jene Luſt, welche gemäßigt, die Geſundheit erhält, die Begierde reizt, den Ekel hintan hält und, indem ſie die Wünſche vermindert, die Unabhängigkeit verbürgt. Sie läugneten die Unſterblichkeit der Seele, um ſich die Angſt vor dem Jenſeits zu erſparen. Sie befreiten ſich von der Furcht vor den Göttern, indem ſie behaupteten, dieſe miſchen ſich nicht in die Begebenheiten der Erde. Die Vernunft verwarf ihre Grundſätze, Krankheiten widerſprachen ihren Berechnungen, das Gefühl warf ihre Syſteme nieder und ihre Philoſophie, wo ſie ſich zeigte, vernichtete die Tugenden, verweichlichte die Gemüther und zerſtörte die Geſellſchaft durch das Gift des Egoismus.

Die Chriſten erkennen das Unglück für eine Erdenprüfung, und das Glück als eine Belohnung in der künftigen Welt. Dieſe Lehre wird ewig beſtehen, denn ſie hat die ſchönſte Hoffnung in ihrem Geleite. Der Gute wird hoffen, der Böſe zittern.

Ein moderner Moraliſt hat das Glück alſo definirt: Es ſei das Gefühl der Ruhe. Dieſe Definition iſt eben ſo ſehr von jener Gleichgiltigkeit entfernt, welche die Seele tödtet, als von jener zu lebhaften Empfindſamkeit, welche ſie quält, ſie begreift das Gefühl in ſich und ſchließt die Leidenſchaft aus, ſie will, daß die Lebensweiſe ohne Stillſtand, ohne Stürme gemacht werde, ſie ſetzt uns unter beſtändige und günſtige Winde, welche die Überfahrt fröhlich machen. Der Stillſtand iſt die Gleichgiltigkeit, die günſtigen Winde ſind die Gefühle, und man findet dieſe beſtändigen Geleiter, dieſe Paſſatwinde des Lebens, nur in einer glücklichen Ehe.

Aber, ach! welche Zufälle muß man durchlaufen, um dieſe glückliche Temperatur zu finden!

Um nun nach dieſem Syſteme glücklich zu ſeyn, müßte ich ein Weib haben, deſſen Herz warm und deſſen Kopf kalt wäre, ein Weib, welches Vernunft ohne Eigenliebe, Verſtand ohne Pedanterie beſäße, ein Weib, welches ſtrenge gegen ſich und nachſichtig gegen Andere wäre, pikant ohne Bösartigkeit, und ſanft ohne Abgeſchmackheit, ein Weib, welches ſein Glück in ſeinem Gatten, ſeinen Ruhm in ſeiner Zärtlichkeit, ſeine Vergnügungen in ſeinen Rechten ſucht und findet; ein Weib, welches alle braven Männer zu ihrem Weibe wünſchten aber keiner zu ſeiner Maitreſſe zu machen hoffen könnte; ein Weib, welches meinen Kummer, meine Freuden und meine Arbeiten mit mir theilte, eine treue Freundin, welche mich im Glücke an Mäßigung ermahnte, mir Verirrungen verziehe, mich im Unglücke tröſtete, welche von der Welt geliebt würde, ohne kokett zu ſeyn, bewundert, ohne ſich Koſten dafür zu machen, welche für ihre Kinder und Dienſtleute ein Vorbild, für das Haus eines Fürſten eine Zierde, und für eine Einöde ein Reiz wäre. Noch wünſchte ich, um jeder Unbeſtändigkeit vorzubeugen, daß die Zeit ihr ihre Reize, die Friſche ihrer Jugend, die Lebhaftigkeit ihrer Augen, die Weiße ihrer Zähne, die Fröhlichkeit und Gleichheit ihrer Laune bis zu ihrem Tode erhielte.

Aber ein ſolches Weib iſt ein Phönix! — Alſo mein Glück nur eine Chimäre?

Ein Reiſeabenteuer.

Im verfloſſenen Winter ſaßen wir eines Abends bei dem Herrn Berginſpektor M** am warmen Kamin beiſammen, und ſprachen von den Reiſen, welche Jeder aus der Geſellſchaft ſchon gemacht hatte, und von den Abenteuern, welche uns begegnet waren. —

Der Eine hatte bei Nacht in einem Walde Feuer geſehen, und Kerls um dasſelbe gelagert, und war nur durch die Schnelligkeit ſeiner Pferde, und die Geſchicklichkeit ſeines Poſtillons, der — vielleicht geträumten — Gefahr entgangen. — Ein Anderer erzählte einen Geiſterſpuck, der ihm auf einem alten Schloſſe begegnet ſeyn ſollte. — Ein Dritter unterhielt uns mit einer Krähwinkliade, die er ſehr witzig ausmalte.

Endlich nahm die Frau vom Hauſe, ein kleines, rundes, liebenswürdiges Frauchen, das Wort: „Meine Herrn und Damen!“ ſprach ſie, „alles das was Sie uns hier zum Beſten gegeben haben, hat entweder Furcht oder Lachen erregt; wollen Sie erlauben, daß ich Ihr Gefühl in Anſpruch nehme, ſo will auch ich Ihnen eine Begebenheit erzählen, welche noch jetzt bei der Erinnerung mein Herz mächtig ergreift, und — wenn es mir anders gelingt, die Scene ſo auszumalen, wie ich ſie ſah, auch das Ihrige ergreifen ſoll?“

Wir baten ſie, uns die Begebenheit mitzutheilen, und aus Marien's ganz zum Erzählen geſchaffenen Munde, gingen folgende Worte:

„Es ſind nun beinahe zehn Jahre, als ich von Regensburg zu Schiffe nach Wien fuhr. — Man ſollte einen hölzernen Floß, auf welchem eine kleine Baracke von Brettern zuſammengeſchlagen iſt, freilich kein Schiff nennen, allein den Inhabern zu Liebe, welche ſich Schiffmeiſter nennen, ſoll es dabei ſein Verbleiben haben. — Ich muſterte meine Reiſegeſellſchaft, und fand einen herrſchaftlichen Oberbeamten mit Frau und Tochter, einen jungen, artigen Mann, der ſich Sekretär nannte, eine alte Frau mit ihrem Dienſtmädchen, — zwei Juden, — ein junges Mädchen und 20 — 30 Handwerksgeſellen. Von allen dieſen zog mich das junge Mädchen am meiſten an. Die Kleine hatte ſo etwas Gutmüthiges in ihrer Miene. Ihr Anzug war reinlich, ohne gerade gewählt zu ſeyn, und ſchloß ſich anmuthig um den ſchön geformten Körper. In ihren Augen verſchwiſterte ſich Schalkhaftigkeit mit Schwermuth, ihr ganzes Benehmen war ſo ſittig, und ſie wußte mehre verwegene Handwerksgeſellen, welche Spaß mit ihr treiben wollten, ſo würdevoll zurückzuweiſen, daß ich das Mädchen gleich nach einigen Stunden liebgewonnen hatte, mich zu ihr ſetzte und mich in ein Geſpräch mit ihr einließ. — Sie erzählte mir, daß ſie in F*** geboren, mit einer alten Muhme vor drei Jahren nach Regensburg gereiſet, und bei dieſer bis an ihr ſeliges Ende geblieben ſei, daß ſie von dieſer 500 Thaler baares Geld geerbt habe, und nur mit dieſer Summe zu ihrem alten Vater in ihre Heimat zurückreiſe. — Die Freude ſtrahlte ihr aus den Augen, und ihre kindliche Liebe ſpiegelte ſich in Freudenthränen, wenn ſie von ihrem Vater ſprach. Geſchäftig malte ſie mir aus, auf welche Art ſie den alten Mann mit dem ererbten Gelde nun pflegen wolle, und wie ſie Gott nicht genug danken könne, daß er ſie ſo reich gemacht habe. Sie entdeckte mir auch, daß ihr der Vater geſchrieben habe, er könne es nicht erwarten ſie zu ſehen, und werde ihr daher einige Stundenweit, nämlich bis zum Dorfe Heiligenblut, wo wir Nachtſtation halten würden, entgegenkommen.

Ich übergehe hier Alles, was uns ſonſt auf unſerer Fahrt begegnete. Es war nicht viel Bemerkenswerthes dabei, der herrſchaftliche Beamte und deſſen Frau legten die Köpfe an einander, und ſchliefen den ganzen Tag durch. Indeſſen warfen ſich die Tochter und der Sekretär zärtliche Blicke zu. Die alte Frau brummte mit ihrem Dienſtmädchen und ſprach mit ihrem Hund. — Die beiden Juden redeten über Geld und Cours. — Die Handwerksgeſellen rauchten Tabak, ſangen Lieder, und nahmen ſich mitunter auch bei den Köpfen. Ich und meine Kleine ſaßen meiſtens im Freien. — Endlich landeten wir in Heiligenblut an, und kaum erwarten konnte es Julchen (ſo hieß das Mädchen), bis das Bret zum Ausſteigen angelegt war. Sie ſchob die alte Frau, welche bemüht war, ihren Hund an's Land zu bringen, unwillig auf die Seite, und fort lief ſie wie der Wind dem Wirthshauſe zu. Als ich einige Minuten nachher denſelben Weg ging, kam ſie mir ſchon wieder langſam, und mit hängendem Köpfchen entgegen, reichte mir die Hand, und ſagte trübſelig: „Mein Vater iſt noch nicht angekommen.“

Wir nahmen nun von dem Wirthshauſe Beſitz. Die

Handwerksgeſellen lagerten ſich in die allgemeine Gaſtſtube, wo bereits mehre Bauern ſaßen und Karte ſpielten. Die Beamten-Familie, der Sekretär und die alte Frau mit dem Hunde quartierten ſich in einem großen Saal ein. Ich und das gute Julchen nahmen ein daranſtoßendes kleines Kabinet.

„Wir ſahen vom Fenſter unſers Kabinetchens wenigſtens eine halbe Stunde weit landeinwärts. Hart am Wirthshauſe war ein kleiner, mit Gebüſch bewachſener Hügel; dahin ging ich mit Julien, die denn doch vom Fenſter nicht wegzubringen war, fortwährend hin nach der Landſtraße ſtarrend, und wenn ſie in weiter Ferne nur einen ſchwarzen Punkt erblickte, freudig ausrief: „Das iſt der Vater! nun kömmt er, nun kömmt er!“ dann aber, wenn ſie ſich betrogen ſah, wieder trübſelig wurde, und weiter ſtarrte.

„Wie geſagt, wir gingen auf den Hügel, und ich befahl uns das Abendeſſen dahin nachzubringen.

„Hier ſaßen wir nun, bis die Sonne ſich ganz hinter den fernen Bergen verloren hatte, und Julchen nicht mehr zwei Schritte weit ſehen konnte. — „Gott,“ ſagte ſie, „wenn meinem Vater ein Unglück begegnet, wenn er vielleicht gar krank geworden wäre.“ Ich hatte viel zuzureden, bis mir's gelang, das gute Kind zu tröſten. — „Ich danke Ihnen, gnädige Frau, für Ihren Troſt,“ ſprach ſie kopfſchüttelnd, „aber ich ſehe wohl, daß es nie gut ausſchlägt, wenn man etwas an einem Freitage beginnt, ich hätte heute nicht fortreiſen ſollen.“

„Wir legten uns zur Ruhe. Ich ſprach wohl noch eine Stunde lang mit Julchen, endlich übermannte mich der Schlaf, und ich ſank ihm in die offenen Arme.

„Gnädige Frau, hören Sie denn nicht das ſchreckliche Getöſe? Da unter uns muß ja Mord und Todtſchlag losgelaſſen ſeyn," mit dieſen Worten weckte mich Julie wieder. Ich horchte, und vernahm wirklich unter unſerm Zimmer gellende Stimmen, Fluchen, Schreien, Stockhiebe, Zerſchmettern von Gläſern, und darunter Wehklagen und Winſeln. — Auch unſere Reiſegefährten im benachbarten Saale waren aufgewacht, ſie öffneten die Thür und wir beſprachen uns, was hier zu thun wäre. Der Sekretär nahm es endlich über ſich, zu ſehen was unten vorginge. Er ging hinab, und wir verriegelten ſchnell die Thür hinter ſeinem Rücken.

„Nicht fünf Minuten mochte er ausgeblieben ſeyn, als er ganz bleich und athemlos wieder zurückkam. „Das iſt entſetzlich," rief er aus, „wie es da unten ausſieht. Sie hauen einander todt, wenn nicht bald Abhilfe geſchieht. Die Handwerksgeſellen, welche mit uns reiſten, ſind mit den Bauern in Streit gerathen, fingen zu raufen an, und nun iſt kein Stuhl, kein Fenſter, kein Glas mehr ganz in der ganzen Stube, mehre liegen mit blutenden Köpfen zu Boden, und dennoch wird der Streit nur immer erbitterter —"

„Bei dieſen Worten kam der Lärm näher, wir hörten Stimmen auf der Stiege, ja man ſchlug ſich ſelbſt auf dem Gang vor unſerm Zimmer. Endlich verlor ſich das Gepolter wieder. Mehre Leute gingen durch den Hof hinein, und als wir ſie wieder hinausgehen ſahen, wurde alles ſtille. —

„Es war bereits 3 Uhr Morgens, wir waren ſehr müde und ſchliefen ſchnell ein. —

„Um 8 Uhr kam der Wirth auf unſer Läuten, und erzählte uns, „daß die Handwerksgeſellen mit den Bauern ſich in's Kartenſpiel eingelaſſen hätten, daß dadurch der Streit ſich entſpann, und dieſer ſo mörderiſch geweſen ſei, daß Einer todt geblieben, und vier verwundet worden ſeyen. Das ſchrecklichſte bei der ganzen Geſchichte;“ ſo ſchloß der Wirth, „iſt das, daß leider ein ganz Unſchuldiger das Bad für alle ausgießen mußte. Ein alter Mann, der geſtern noch ſehr ſpät hier ankam, ſaß ruhig auf der Ofenbank, da flog ihm ein Stuhl an den Kopf, und er ſtürzte leblos zur Erde.“ —

„Gerechter Gott!“ ſchrie Julie, „wie ſieht der alte Mann aus?“ — „Er trägt runde glatte Haare, ſchon ziemlich grau, hat einen braunen Oberrock, mehr weiß ich nicht.“ — „Hat er ſtarke Augenbrauen?“ ſchrie Julie herzzerreißend, — „Jeſus! dann iſt's mein Vater.“ — Wir ſtanden alle wie verſteinert. — „Das weiß ich nicht,“ ſagte der Wirth, „ich hab's nicht über mich gewinnen können, den Armen genau anzuſehen, aber wenn Sie ſelbſt ſehen wollen; er liegt noch unten in der Gaſtſtube.“ —

„Fort, fort,“ rief Julchen! „Hinab — ſehen muß ich mein Elend oder mein höchſtes Glück.“ Wir wollten ſie zurückhalten, allein ſie entriß ſich uns, und ſtürzte die Treppe hinab. Wir folgten ihr.

„Da lag der Leichnam mit einer Wolldecke verhüllt auf einer Bank in der noch blutigen Stube. Starr ſtand Julchen vor demſelben, konnte nicht reden, nicht weinen, ihr Buſen hob ſich ſo heftig, als wollte er zerſpringen. Der Wirth faßte die Wolldecke an einem Ende, und wollte ſie wegziehen. „Um Gotteswillen, nein,“ ſchrie Julie, „noch einen Augenblick!“ Sie kniete nieder, betete inbrünſtig, faßte dann ſelbſt die Decke, zog ſie ſchnell weg, und ſtarrte mit vorgebogenem Leibe den Leichnam an. Kein Laut regte, ich glaube, kein Puls bewegte ſich. — Nur Julien ſahen wir Alle an, nicht den Leichnam. — Sie ſchaute Anfangs ſtarr, dann hoben ſich die Arme, ſie wiſchte ſich die Augen aus, als ob ſie glaubte nicht recht geſehen zu haben, ſtarrte noch einmal. Ihre Züge verzogen ſich jetzt zum Lächeln, ein Strom von Thränen ſtürzte aus ihren Augen mit dem Schrei: »Herr Gott, dich — —« brach ihre Stimme, und ſie ſank zu Boden.

»In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür der Gaſtſtube. Ein alter beſtaubter Mann, angekleidet wie der Leichnam, trat herein, ſagte guten Morgen, erblickte Julchen, und mit den Worten: »Meine Tochter!« ſtürzte er auf die Ohnmächtige nieder.«

Vorſchlag zu einer neuen Überſetzungsmethode.

„Non verbum verbo curabis reddere, fidus interpres!“ ſagt Horaz; „de arte poetica,“ welches auf Deutſch ſo viel ſagen will, als: „Der treue Überſetzer muß ſich nicht ſklaviſch an die Worte des Originals binden.“

Es iſt ſchon viel über die Kunſt zu überſetzen geſchrieben worden, und dennoch gibt es wenige ſo vortreffliche Überſetzungen, daß man das Leſen des Originals darüber ganz entbehren könnte.

Was mich betrifft, ſo glaub' ich eine ganz neue Methode zu überſetzen aufgefunden zu haben, worüber meines Wiſſens noch gar keine öffentliche Abhandlung erſchienen iſt. Es handelt ſich hier nicht um fremde, todte oder lebendige Sprachen, ſondern es kommt nur auf die Überſetzungskunſt desjenigen an, was wir in unſerer eigenen Sprache ausdrücken. — Ich will mich deutlicher erklären:

Ich habe ſchon öfters bemerkt, wie nützlich es für die menſchliche Geſellſchaft wäre, wenn man die wahrhaften eigentlichen Gedanken derjenigen, welche mit uns reden, oder uns ſchreiben, immer genau und richtig auffaſſen könnte; und dieſes iſt nicht ſelten ſehr ſchwierig, nicht ſowohl, weil ſich die Menſchen nicht ganz deutlich auszudrücken wiſſen, ſondern vielmehr darum, weil ſie ſich nicht deutlich ausdrücken wollen. Ich brauche einen artigen Ausdruck für das, was ein Anderer mit dem Worte: „lügen“ benennen würde, und ich ſage: Um nicht in tauſend und tauſend Gelegenheiten betrogen zu werden, müſſe man immer das, was die Menſchen ſagen, mit dem was ſie denken, überſetzen. Ich geſtehe, daß dieſe Kunſt ſehr ſchwer iſt, und zweifle nicht, daß die Einſtreuungen des Eigennutzes und die Wendungen der Eigenliebe oft ſchwerer zu ergründen ſind, als die Quadratur des Zirkels.

Ich bin weit entfernt, mich zum Profeſſor dieſer wichtigen Kunſt aufzuwerfen, ich überlaſſe es vielmehr der Zeit, meine Erfindung zu vervollkommnen. Vielleicht gelingt es mir wohl auch einmal ſelbſt, dieſe Wiſſenſchaft in ein Syſtem zu bringen; für dießmal will ich nur einige allgemeine Vorſchriften angeben, und ſie durch Beiſpiele erläutern.

Große Komplimente, Verſicherungen der höchſten Hochſchätzung, Lobſprüche Eurer Verdienſte, wollen mit andern Ausdrücken ſagen: daß man Eurer nöthig, und Euch um einen Freundſchaftsdienſt zu erſuchen hat.

Die meiſten Weiber würden ſich der Schmeicheleien ſchämen, die man ihnen gemacht hat, oder würden ſich dadurch herabgewürdigt fühlen, wenn ſie ſich von Jugend auf daran gewöhnt hätten, ſie nach ihrem eigentlichen Sinne zu überſetzen.

Im Allgemeinen hat das Gute, welches man von Andern ſpricht, meiſtens einer Erklärung, oder eines Commentars nöthig; nicht eben ſo verhält es ſich mit dem Guten, welches man von ſich ſelber ſagt, darin herrſcht nichts Undeutliches und man ſucht ſich hierin immer ſo viel möglich klar auszudrücken.

Ein Mann wird zu einer bedeutenden Stelle ernannt. — Ihr begegnet einem Andern, welcher auch dazu vorgeſchlagen war, dieſer ſagt Euch viel Böſes von dem Erſtern, er nennt ihn ungeſchickt, unredlich, er häuft alle Anklagen und alle Schmähungen über ſein Haupt, allein wenn dieſer Menſch auch eine Stunde lang ſo fortredet, ſo könnt ihr doch Alles, was er geſagt hat, mit einem einzigen Worte überſetzen, und dieſes Wort iſt: Neid.

Wenn ihr auf die Börſe geht, und es fragt Euch dort Jemand mit ganz gleichgültiger Miene: Wie ſtehen die öffentlichen Papiere? Sind Briefe auf Genua, auf Livorno, auf Hamburg zu haben? Wie hoch macht man ſie heute? — ſo übereilt Euch nicht, ihm zu antworten; der Frager weiß den Kurs beſſer als Ihr, aber er ſucht Jemanden, der ihn nicht weiß, um theurer an ihn zu verkaufen. Überſetzt daher ſeine Frage mit folgender: „Wollen ſie Briefe auf Genua, auf Livorno, auf Hamburg, ich habe welche für denjenigen, welcher ſie theurer bezahlen will, als die übrigen.“

Ein Mann ſagt von Karolinen ſie ſei ein recht gutes Kind, er habe mit ihr vergangenen Sommer einige ſehr angenehme Tage auf dem Lande verlebt, er ſetzt hinzu, ſie habe die weißeſte Haut von der Welt, hält dann gäh inne und lächelt.... Alles dieſes iſt wörtlich mit den Worten zu überſetzen: „Ich bin ein Geck.“

Ein Ehmann erzählte mir neulich, daß ſeine Frau außerordentliche Anlagen und Freude zum Zeichnen habe; ein junger Maler von ſeiner Bekanntſchaft komme nun alle Tage in ſein Haus, und unterrichte die Frau, und dieſe habe ihm erſt geſtern zu ſeinem Geburtstag eine Landſchaft überreicht, welche ſie heimlich nach der Natur mit dem Maler aufgenommen habe. Ich wollte dieſem guten Mann das Alles nicht überſetzen.

Richter! Ehemänner! Liebhaber! Geſchäftsmänner! wollet ihr die Wahrheit erforſchen, ſo haltet Euch nicht an das Wort, welches man Euch ſagt; überſetzt, überſetzt und erinnert Euch, daß der sensus obvius faſt niemals der wahre Sinn ſei.

Glücklich zwei Freunde, welche gewiß ſind, ſich immer genau zu verſtehen, auch wenn ſie nur halbe Worte ſprechen, und welche daher nie gezwungen ſind, zu überſetzen. — Aber wo ſind ſolche Freunde?

Die alten Frauen.

Eine Betrachtung.

Wenn man die jetzigen Zeiten mit den früheren, unſere Geſellſchaft mit jenen unſerer Voreltern; die Civiliſation unſerer Tage mit der vergangenen vergleicht, ſo wird man bemerken, daß uns etwas ſehr Wichtiges und Wohlthätiges mangelt: „Die alten Frauen.“ Nicht als ob der Born der Jugend unverſiegbarer wäre, als früher; nicht als ob die Frauen ihre Geſichtszüge und Formen gegen den Zahn der Zeit beſſer zu vertheidigen verſtünden; nein, die Natur verläugnet ihre ewigen Geſetze nicht, aber die Frauen altern nicht mehr, ſie vergehen.

Einſt war das Altern eine Kunſt, jetzt iſt es ein Unglück. In Geſellſchaften, bei der Civiliſation nahm Jedermann ſeinen Platz ein, und der Platz der alten Frauen war der angenehmſte. Wenn eine Frau nach ihrer länger oder kürzer dauernden Schönheit ihre galanten Jahre zurückgelegt hatte, ſo trat ſie von ſelbſt in den Schatten zurück, ſie ſuchte es nicht zu verbergen, daß ſie alt geworden war, ſie gab ſich für das, was ſie war, für eine alte Frau und erfüllte ſo einen wichtigen Beruf für alle Alter. Sie nahm den Vorſitz bei den Cirkeln ein, und vertheilte an Männer und Frauen den Ruf der Schönheit und des Geiſtes, erleichterte Jungen den Eingang in die Welt und Alten den Ausgang aus derſelben, ſtiftete Heirathen, beſchützte Liebſchaften, brachte gewiſſe Geſichter und gewiſſe Bücher in die Mode, brachte oft frivole Vortheile mit wichtigen Intereſſen in Verbindung, hielt eine Schule des guten Tons, unterſtützte durch ihre Autorität die gute alte Zeit und die gute alte Artigkeit.

Die alten Frauen übten früher einen bedeutenden Einfluß auf die Jugend aus. Junge Leute achteten dieſe Weſen eines ungewiſſen Geſchlechtes, welche von ihren frühern Jahren nur die Anmuth und die Gewohnheit zu gefallen beibehalten, und von den ſpätern ſich die angenehme Pflicht, Andere zu unterrichten und ihnen zu dienen, angeeignet hatten.

Jener müßte ein Baſtard oder ein Ungeheuer ſeyn, der nicht ſich ſeiner geliebten Mutter erinnerte, welche er verlor, wenn er eine Frau ſieht und hört, deren Herz nicht mehr von Stürmen bewegt wird, deren Antlitz durch mütterliche Schmerzen und Sorgen gefurcht, deren Sprache ernſt aber ſanft, deren Unterhaltung belehrend, und deren Beobachtung fein und richtig iſt.

Solche alte Frauen kommen jetzt nicht mehr vor. Wir haben nur Weſen weiblicher Art, welche allgemach ſich im Dunkel verlieren. Nach 10 oder 12 Jahren des Aufſehens fangen unſere Frauen ein Leben innerlicher Wuth und Geringſchätzung gegen das ganze menſchliche Geſchlecht an. Sie beneiden diejenigen, welche liebend oder geliebt in die Welt treten; nachdem ſie keine großen Leidenſchaften mehr hoffen dürfen, laufen ſie nach kleinen erniedrigenden Thorheiten, auf der Redoute hüpfen ſie mit feſt geſchnürter Taille und durch künſtliche Krümmungen verjüngt herum, und hat der Geiſt eine Lockung begonnen, ſo zerſtört das Geſicht wieder Alles. In den Salons eignen ſie ſich das Urtheil über Geiſt und Schönheit zu, verſpotten den erſtern, und verkleinern die zweite, nennen verdienſtvolle Leute Emporkömmlinge, wachen über jeden Blick und jedes Wort, beunruhigen Verheirathete, genieren Verliebte, ſpielen ſchlecht Whiſt und wollen Alle auf dem Sofa ſitzen.

Sie können ſich einmal nicht daran gewöhnen, alt zu werden.

Nach vielen Bemühungen von der Lüge, von Weiß und Roth, von falſchen Locken und ausgerupften Haaren zu leben, gelangt die geſetzte Frau plötzlich — nicht zu einer fröhlichen und glücklichen — ſondern zu einer entmuthigenden, gebrechlichen Abgelebtheit, zur Erſchlaffung, zur Vergeſſenheit, und hat nicht einmal mehr wie früher die Zuflucht zur Frömmigkeit.

Und welchen Einfluß hat dieß Alles auf unſere Jugend?

Die jungen Männer ſind weniger artig, weniger ſorgfältig auf ihr Benehmen und alle Familienpflichten werden vergeſſen. Junge, ſchöne Mädchen ſehen ſich bewundert, geſucht, die Mode hebt ſie hoch empor, es lärmt und klingt um ſie von Complimenten, Schmeicheleien, Walzern und Quadrillen, ſie verlieren den Kopf, wenn die Flügel ihnen wachſen, ſie fliegen wie es der Zufall will, ohne Leitung, wie die jungen Sperlinge ohne Mutter, bis endlich der Wind der Ärgerniß ſie darnieder ſchlägt.

Geiſtreiche Menſchen werden von der großen Welt ausgeſchloſſen, weil keine Converſation mehr exiſtirt; wie wäre ſie auch möglich in dieſem betäubenden Gewühle von bärtigen Tänzern und geſchniegelten Koketten, unter dieſen Frauen, die nach dem Walzer nicht die Kunſt verſtehen, durch Geſpräch zu unterhalten, und die nur Viſiten machen und empfangen, um zu einem Balle geladen zu werden.

Und warum fliehen geſcheidte junge Leute die Welt, vernachläſſigen die Geſellſchaften, und ſetzen ſich lieber in eine Bierkneipe, um ihre Cigarre zu rauchen?

Weil keine alten Frauen mehr da ſind, um ſie zu leiten, zu unterſtützen oder ihre Vergnügungen zu entſchuldigen, und weil die jungen Mädchen diejenigen vorziehen, die arrogant abſprechen, rauchen, ſchreien, und groſſe Bärte tragen.

Warum werden junge Mädchen ſo leicht compromittirt? Weil ſie nicht durch die Autorität alter Frauen beſchützt, durch ihre Erfahrung geleitet und durch ihre Aufopferung vertheidigt werden.

Warum iſt der Geiſt kein Verkehr mehr, ſondern eine Erholung? Weil es keine alten Frauen mehr gibt, die einen Salon halten, einen Cercle und darin dem geiſtreichen Mann den Vorzug vor dem Laffen geben. Weil es keine Frau von 50 Jahren mehr gibt, welche, wenn ſie von ihrer Jugend ſpricht, zu ſagen wagt: „Einſt da ich noch jung war.“

Maria Stuart's Flucht aus dem Schloſſe Loch-Leven.

Eine hiſtoriſche Skizze *).

„Die Mittel, uns zu verſtändigen, ſind vorbereitet,“ hatte Georges Douglas zu Marien geſagt. „Kommt, gnädigſte Frau, und ſeht das kleine, einſam ſtehende Haus auf dem Hügel Kinroß. Jeden Abend werdet Ihr dort ein Licht brennen ſehen, und dies Licht ſoll der Pharus Euerer Hoffnung ſeyn. Wenn Ihr Euere Freunde fragen wollt, wie weit ſie mit ihren Vorbereitungen gekommen ſind, ſo ſetzt Euere Lampe näher an das Fenſter, dann wird das Licht auf Kinroß verſchwinden, leget dann Euere Hand auf Euer Herz, und wenn Ihr zwanzig Schläge zählt, ohne daß das Licht

---

*) Walter Scott hat in ſeinem Romane: „der Abt“ dieſe Flucht der unglücklichen Königin, mehr romantiſch, als wahr beſchrieben. Um ſeinen Helden, einen jungen Pagen, in das intereſſanteſte Licht zu ſtellen, entfernte er ſich manchmal von der hiſtoriſchen Treue.

Alexander Dumas aber hat ſich in dieſem Aufſatze, den ich von ihm entlehne, der Wahrheit mehr genähert, und ſo wird ſeine Erzählung faſt neu und gewinnt im Vergleiche mit der Walter Scott'ſchen beſonders durch Aufführung der kleinſten Details an Intereſſe.

wieder erſcheint, ſo denkt, daß noch nichts beſtimmt iſt; zählt ihr nur zehn Schläge bis zum Wiedererſcheinen des Lichtes, ſo iſt Euere Flucht in acht Tagen feſtgeſetzt, und zählt Ihr nur fünf, ſo ſeid Ihr noch an demſelben Abend in Freiheit. Übrigens,“ ſetzte Douglas noch hinzu, indem er der Königin ein Papier überreichte, „damit Ihr nicht vergeſſen und Euch nicht irren könnet, gnädige Frau, ſo iſt auf dieſem Blatte Alles verzeichnet.“

Der erſte Verſuch der Befreiung mißlang. Die Königin hörte im Hofe William's Stimme, er befahl die Poſten zu verdoppeln, und eine Wache nahe bei den Barken auszuſtellen, ein Beweis, daß Douglas entkommen war. Sie hob dann die Blicke gegen Himmel mit einem unerklärlichen Ausdrucke von Scham und doch auch voll Dankbarkeit, dann, nachdem ſie einige Worte vor ſich gemurmelt hatte, ging ſie, indem ſie den Soldaten befahl, ihren verwundeten Kameraden fortzubringen, und dem Kommandanten auftrug, die beiden Thüren ſorgfältig zu ſchließen, ſo daß der Salon, welcher einen Augenblick vorher von Lichtern ſtrahlte und von Lärmen wiederhallte, plötzlich finſter und ſtille war.

Nicht lange nachher öffnete ſich die Thür des Schlafgemaches wieder, und die Königin auf Marie Seyton geſtützt, näherte ſich neuerdings dem Fenſter. Kaum war ſie an die Brüſtung getreten, als ihr ein Schrei der Überraſchung entſchlüpfte, ihre Hände falteten ſich zum Danke, das Licht erſchien wieder auf dem Hügel, und der rettende Pharus ſtrahlte mitten in einem Gewitter.

Die Königin wußte, daß ein Verſuch ihrer Freunde entdeckt war und ihre Feinde zu größerer Wachſamkeit auf=

gefordert hatte, es erfreute ſie alſo doppelt, daß ein Zeichen ihr verkündete, noch ſei nicht alle Hoffnung verloren. Es miſchte ſich aber auch die innerliche und innige Freude mit dieſer Hoffnung, daß Georges glücklich entwiſcht ſei.

Nach allen großen Criſen folgt ein Augenblick der Ruhe, wo die Natur ihre Kräfte ſammelt, um den Begebenheiten in's Antlitz zu ſehen, welche jene herbei führen können. Am vorigen Tage, als die Königin hoffen konnte frei zu werden, hätte ſie es als eine unerträgliche Marter betrachtet, noch vierzehn Tage länger in dieſem Gefängniſſe zubringen zu müſſen, indeſſen jetzt ein einziger Strahl der Hoffnung, auf vielleicht noch ſehr weit entfernte Rettung, ihre ganze Seele mit Entzücken erfüllte.

Am andern Morgen fiel ein Stein, aus dem Hofe herauf geſchleudert, im Gemache der Königin nieder. Wie der erſte war auch dieſer mit einem Briefe von derſelben Schrift umwunden. Es waren die Züge Georges Douglas und der Brief lautete alſo:

„Ihr habt mir befohlen, zu leben, ich habe Euch gehorcht und ich danke Ihro Majeſtät inſtändig dafür, daß Ihr mich würdig haltet, mein Leben neuerdings für Euch zu wagen.

Leider raubt uns der ſchlimme Ausgang unſeres Verſuches auf lange Zeit die Hoffnung, Ihro Majeſtät zu retten. Hamilton, Harris, Argyla, Seyton und die übrigen Verbündeten waren gezwungen, ihre Soldaten wieder nach Hauſe zu ſenden, welche ſie unter mancherlei Vorwand in die Gegend von Kinroß beriefen, ſie ſelbſt haben ſich in ihre Schlöſſer zurückgezogen, nur ich allein bin geblieben, der weder Vaſallen noch Güter beſitzt.

Ich kann alſo nichts Neues berichten, ich kann keine Friſt feſtſetzen, ich kann Ihro Majeſtät nur die Verſicherung geben, daß ich Tag und Nacht für Euer Wohl wache und durch dieſen Brief beweiſen, das Euch noch ein Freund im Schloſſe Loch-Leven lebt. Dieſer Freund iſt zwar nur ein Kind, aber er hat das Herz eines Mannes.

Ihro Majeſtät können ſich jeder Perſon vertrauen, welche ſich Euch nähern wird, die beiden Verſe ſprechend aus einer alten Ballade, zur Ehre unſerer Familie verfaßt: „Douglas, Douglas, Dir ſo treu, kommt zur Rettung jetzt herbei.“

„Armer, guter Georges!“ rief Marie, nachdem ſie den Brief geleſen hatte, „das iſt eine Treue, für welche der Himmel ſelbſt keine Belohnung, die Menſchen aber nur harte Strafen haben. Haſt du manchmal nachgedacht“ — fuhr die Königin fort, indem ſie ſich zu ihrer Geſellſchafterin wandte — „über das unglückliche Los, welches alle Diejenigen traf, welche mich liebten? Franz II. ſtarb an einer unbekannten Krankheit, Chatelard wurde auf dem Schaffot hingerichtet, Darnley von einer Mine in die Luft geſprengt, Bothwell irrt flüchtig und verbannt herum, und der arme Georges iſt von ſeiner ganzen Familie verwünſcht. Ach Seyton! ich bin ein unheilbringendes Geſchöpf für Alles, was ſich mir nähert, und ich kann wahrhaftig nicht begreifen, wie es noch Unbeſonnene geben kann, welche mir ihre Dienſte weihen.“ Mit dieſen Worten reichte ſie dem Mädchen ihre Hand, welche dieſes küßte. Dann las die Königin den Brief noch ein Mal und ſteckte ihn in ihren Buſen, indem ſie den Wahlſpruch halblaut wiederholte, an dem ſie einen Freund erkennen ſollte.

Von dieſem Augenblicke an, vergingen Tage und Nächte, ohne etwas Neues weder von ihren Freunden noch von ihren Feinden zu bringen. Ihre Feinde hatten, was ſie wollten, Marien's Abdikation und die Ernennung Murray's zur Regentſchaft von Schottland, ſie wußten Marien gut bewacht und hielten bei der größten Vorſicht, die ſie anwendeten, eine Flucht für unmöglich. Ihre Freunde waren überzeugt, daß für dieſen Augenblick nichts zu wagen ſei, und ſo ſchlich die Zeit in ihrer ganzen kalten Einförmigkeit im Schloſſe Loch-Leven fort.

Wochen und Monate vergingen, der Herbſt kam, die Gefangene ſah die Blätter gelb werden und fallen, der Winter brach an und ſäete auf den Gipfel des Ben-Chomond ſeinen erſten Schnee, welcher nach und nach ſich auch auf die Ebene verbreitete und dieſe wie mit einem großen Leichentuche bedeckte.

Endlich eines Morgens ſah Marie auch den See mit einer ſo feſten Eiſesrinde bedeckt, daß ſie, wäre ſie nur aus dem Schloſſe geweſen, das andere Ufer zu Fuße hätte gewinnen können. Während dieſer ganzen Zeit blieb Marie, welche jeden Abend das tröſtende Licht brennen ſah, ruhig, und reſignirt, ja ſie fand ſogar von Zeit zu Zeit einige Strahlen ihrer früheren Fröhlichkeit wieder, ſo wie auch am Himmel von Zeit zu Zeit ein Sonnenſtrahl durch die dichten Winterwolken brach. Endlich verſchwand der Schnee, das Eis ſchmolz, die Natur fing nach und nach an wieder aufzuleben. **Marie** ſah aus ihrem vergitterten Fenſter die ganze herrliche Wiedergeburt des Frühlings, ohne daß die arme Gefangene daran Theil nehmen konnte.

Wirklich wußte die Königin nicht, was von Außen vorging und hoffte auch wenig Gutes von Innen, denn die ganze Hoffnung ſtützte ſich auf die Geſchicklichkeit eines Kindes von zwölf Jahren. So oft die Königin Gelegenheit hatte, den kleinen **Douglas** zu ſehen, ſchien er ihr ſo wenig Aufmerkſamkeit zu ſchenken, daß ſie glaubte, er überlaſſe ſich ganz der Gleichgültigkeit ſeines Alters, und daß ſie ihren kleinen Freund nach und nach ganz vergaß.

Anfangs April aber bemerkte **Marie**, daß der Knabe öfters als gewöhnlich unter ihrem Fenſter ſpielte, und eines Tages als er nahe an der Mauer nach einem Vogelneſte grub, wobei ihm **Marie** zuſah, ſchien ſie zu bemerken, daß er dabei Worte in den Sand ſchrieb. Wirklich überzeugte ſich die Gefangene bei verdoppelter Aufmerkſamkeit, daß dieſe Worte ihr galten, denn als ſie jedes Wort einzeln las, welches er ſchrieb und auch gleich wieder verlöſchte, fand ſie daß ſie in ihrer Zuſammenſetzung alſo lauteten: „Laßt in dieſer Mitternacht einen Strick zum Fenſter herab.“ Ohne Zweifel galt dieſe Meldung ihr, aber nichts, auch nicht ein Blick des Knaben gab ihr Gewißheit, denn als der kleine **Douglas** verſtanden zu ſeyn glaubte, endete er ſein Graben an der Mauer und entfernte ſich ſchnell, ohne auch nur die Augen zu dem Fenſter empor zu wenden, aus welchem die Königin ſah.

Die Gefangene beſchloß übrigens auf jeden Fall dieſer Andeutung zu folgen. In Ermangelung eines Strickes nähte

Marie Seyton Streifen eines Betttuches aneinander, und ließ ſie um die beſtimmte Stunde, nachdem ſie das Licht in die Schlafkammer getragen, beim Fenſter herab. In wenigen Augenblicken bemerkte ſie, daß etwas daran gehängt wurde, und zog dieſes hinauf. Ein ziemlich großes Päckchen hing daran, welches die beiden Frauen nur mit Mühe durch das Eiſengitter durchbrachten. Sie trugen es in ihr Schlafzimmer und öffneten es, nachdem ſie die Thüre verſchloſſen hatten. Es enthielt zwei Männerkleider, Livréen, wie jene des Douglas, und am Halskragen des einen Kleides war ein Zettel mit einer Stecknadel angeheftet, welcher Folgendes enthielt:

„Neue Verhaltungsregeln für die Königin.

Jeden Abend, von 9 Uhr bis Mitternacht, ſollen die Königin und Miß Seyton dieſe Kleider anziehen, Theils um ſich zu gewöhnen, ſelbe ohne Zwang zu tragen, Theils um zur Flucht bereit zu ſeyn, wenn ſich die Gelegenheit darbietet. Dieſe Kleider werden Ihnen genau paſſen, denn die Maßen dazu ſind nach jenen der Miß Marie Fleming und der Miß Marie Livingſton genommen, welche ihre Leibesgeſtalt beſitzen.

Jeden Abend frage die Königin das Licht, damit ſie vorbereitet ſei, wenn der glückliche Augenblick erſcheint.

Ihre Anhänger ſind vereinigt, Ihre Freunde wachen.“

Dieſe Nachricht, ſo dunkel ſie auch war, gewährte der Königin groſe Freude. Sie hatte während dieſes langen Winters ſich ſchon vergeſſen geglaubt. Dieſer Beweis von Wachſamkeit und Ergebenheit rief alle ihre Hoffnung und all ihren Muth wieder zurück. Noch an demſelben Abend verſuchten die beiden Frauen die Kleider. So wie man vorausgeſehen hatte, paßten ſie ihnen ſo gut, als ob man das Maß nach ihnen ſelbſt genommen hätte.

Am folgenden ganzen Tage ſuchte die Königin den kleinen Douglas zu Geſichte zu bekommen, in der Hoffnung, er werde durch Zeichen oder Geberden ihre Wünſche beſtätigen, allein ſie ſah ihn nicht. Abends fragte ſie das Licht, allein es ließ ihr zwanzig Herzensſchläge zählen. Es war noch nichts entſchieden.

Die Königin folgte demungeachtet genau den empfangenen Verhaltungsregeln. Um 9 Uhr kleideten ſich beide Frauen als Männer, und behielten dieſe Kleider bis um Mitternacht. Vierzehn Tage verfloſſen ſo, ohne etwas Neues zu bringen. Endlich zu Ende Aprils zeigte das Licht, indem es gleich nach dem zehnten Herzensſchlag Marien's erſchien, daß der Augenblick gekommen ſei, wo ihre Freunde einen neuen Verſuch zu ihrer Rettung wagen wollten. Aber drei Tage verfloſſen wieder, ohne daß das Verſprechen des Lichtes in Erfüllung ging.

Am 2. Mai Morgens vernahm die Königin großen Lärmen im Schloſſe. Sie lief alſogleich an das Fenſter, und erblickte eine Menge Menſchen am Ufer des Sees, zugleich ſtießen viele Barken von der Inſel ab, um die Angekommenen herüber zu holen. Da jede Veränderung bei den Bewohnern des Schloſſes in dieſem Augenblicke von üblem Einfluſſe auf Marien's Schickſal ſeyn konnte, ſo ſandte ſie Marie Seyton ab, um über die Angekommenen Erkundigung einzuziehen. Marie Seyton kam gleich wieder mit beſtürzter Miene zurück. Derjenige, den man am andern Ufer des Sees holte, war Lord William Douglas der Eigenthümer des Schloſſes Loch-Leven, welcher nach einer längeren Abweſenheit wieder mit ſeinem Gefolge hieher kam, um einige Tage hier zuzubringen, weßwegen es Feſte gegeben werde.

Dieſe Kunde ſchien der Königin von ungünſtiger Bedeutung, durch die Zurückkunft des Lords ward die Garniſon der Feſtung verdoppelt, und dadurch jeder Verſuch zu ihrer Rettung bis zu des Lords Abreiſe wieder verzögert. „Ach! ein böſer Dämon verfolgt mich!“ rief die unglückliche Königin.

Eine Stunde nachher hörte Marie Tritte auf der Treppe. Ungeachtet die Schlüſſel zu Marien's Gemächern in den Händen des Gefangenwärters waren, und die Thüre von Innen nicht geöffnet werden konnte, ſo klopfte man doch, nachdem man aufgeſperrt, anſtatt wie gewöhnlich gerade einzutreten, ehrfurchtsvoll an der Thüre. Marie Seyton öffnete.

Es war der alte Schloßvogt, der im Namen des Lord Douglas erſchien, die Königin und ihre Begleiterin zum Diner zu bitten. „Obſchon nicht unempfindlich für dieſen Beweis des Wohlwollens,“ antwortete Marie doch, „ſie befinde ſich etwas leidend, und fürchte durch ihre Traurigkeit die allgemeine Freude zu ſtören.“ Der Schloßvogt verneigte ſich und ging.

Den ganzen Tag hindurch war große Bewegung im Schloſſe, Dienerſchaft in Douglas Livrée, das heißt in denſelben Kleidern, wie jene, welche man der Königin geſandt hatte, ging durch den Hof. Während dieſer Zeit ſaß die Königin traurig an ihrem Fenſter, und heftete die Blicke auf das kleine Haus von Kinroß. Die Fenſterladen waren zugeſchloſſen wie gewöhnlich, und keine Spur, daß das Haus bewohnt ſei.

Der Abend kam, alle Fenſter des Schloſſes erhellten ſich und warfen Lichtſtrahlen in den Hof. Zugleich fing der kleine Stern auf dem Hügel zu ſchimmern an. Die Königin ſah ihn einen Augenblick an, ohne den Muth zu haben, ihn zu befragen, endlich von Marie Seyton aufgefordert, gab ſie das verabredete Zeichen. Das Licht erloſch alſogleich und die Königin die Hand auf ihr gepreßtes Herz drückend, fing an, deſſen Schläge zu zählen, allein als ſie zu dem fünfzehnten Schlage kam, erſchien das Licht nicht mehr, und ſie glaubte daher, daß ihr noch keine Hoffnung grüne, ſie ſank betrübt auf ihren Stuhl zurück, den Kopf in ihre Hände ſinken laſſend, denn jede auf's Neue zerſtörte Hoffnung machte ihr die Gefangenſchaft noch unerträglicher.

Aber Marie Seyton war am Fenſter ſtehen geblieben, und hatte weiter gezählt und da nach einem Augenblicke das Licht nicht wieder erſchien, ſchöpfte ſie die entgegengeſetzte Hoffnung, daß die Flucht für dieſen Abend feſtgeſetzt ſei. Die Unterweiſung, welche Douglas der Königin hinterlaſſen hatte, deutete ja auch ausdrücklich darauf hin. Sie wartete noch beiläufig zehn Minuten, als ſie aber ſah, daß Alles finſter blieb, theilte ſie ihre Muthmaßung der Königin mit. —

Marie erhob ſich alſogleich und ſuchte mit den Blicken das Licht; eine Viertelſtunde beiläufig ſtarrte ſie nach jener Richtung hin, wo es erſcheinen ſollte, und als es nicht zum Vorſchein kam, erneuerte ſie die Probe, allein vergebens;

nichts konnte den ausgelöſchten oder verborgenen Pharus mehr entzünden.

Alsbald ſtürzten die Königin und ihre Geſellſchafterin in das Schlafzimmer, ſchloſſen die Thüre hinter ſich und kleideten ſich ſchnell um, ſie hatten ſo wenig Hoffnung, daß ſie dies vernachläſſigt hatten. Sie hatten dies kaum vollendet, als ſie die Thüre des Salons öffnen, und leiſe Tritte der Schlafkammer ſich nähern hörten. Marie Seyton löſchte die Lampe aus. Man klopfte.

„Wer iſt da?“ fragte die Königin mit einer Stimme, deren Zittern ſie umſonſt zu verbergen ſucht.

„Douglas, Douglas, Dir ſo treu, kommt zur Rettung jetzt herbei,“ antwortete eine Knabenſtimme.

„Das iſt die Loſung,“ ſprach die Königin, „Herr Gott, ſei mir gnädig!“ und Marie Seyton öffnete die Thüre.

„Iſt die Königin bereit?“ fragte der kleine Douglas.

„Ja,“ antwortete Marie halblaut, „hier bin ich, was muß ich thun?“

„Mir folgen,“ verſetzte der Kleine, feſt entſchloſſen.

„Heute alſo?“ fragte die Königin.

„Ja heute.“

„Und Alles iſt bereit?“

„Alles.“

„Aber wer wird uns die Thore öffnen?“

„Ich habe die Schlüſſel.“

„So geh, mein Kind,“ ſagte die Königin, „Gott geleite uns.“

Der kleine Douglas ſchritt vor ihnen her bis zur Stiege. Hier gab er ihnen ein Zeichen, einen Augenblick zu warten, er ſchloß die Thüre zu ihren Zimmern, damit, wenn eine Patrouille vorbei käme, ſie keinen Argwohn ſchöpfe. Dann ſchritt er die Treppe hinab, den beiden Frauen ein Zeichen gebend, ihm zu folgen. Als aber nun der Lärmen aus dem großen Saale erſcholl, legte die Königin die Hand auf die Schulter des Knaben, der ſogleich ſtille ſtand.

„Wohin führſt du uns?“ fragte Marie.

„Hinaus.“

„Aber um in den Hof zu kommen, müſſen wir ja durch den Saal gehen, in welchem man eben ſoupirt.“

„Allerdings.“

„Dann ſind wir verloren!“ rief die Königin.

„Warum das?“ fragte der Knabe, „Ihro Majeſtät und Miß Seyton tragen ja die Livrée der Diener des Hauſes. Man wird Sie nicht erkennen. Übrigens iſt dies das einzige Mittel zur Rettung.“

„Und weiß Georges, daß wir dieſes anwenden?“

„Er hat es ja ſo angeordnet, ich habe nur dem Schloßvogt William die Schlüſſel entwendet.“

„Wohlan denn,“ ſprach die Königin entſchloſſen.

Sie gingen weiter. Am Ende der Treppe angelangt, bückte ſich der Knabe und nahm aus einem dunkeln Winkel einen Krug mit Wein, den er der Königin reichte, und ſie bat, ihn auf ihrer rechten Schulter zu tragen, um dahinter ihr Geſicht vor den Gäſten zu verbergen. Marien Seyton gab er eine Schüſſel voll Brot.

So traten ſie in ein Vorzimmer zum Saale, in welchen ſchon der Strahl der Lichter fiel, und großer Lärmen ertönte; mehre Diener verrichteten hier ihre Geſchäfte und beobachteten ſie nicht. Dieſer erſte Verſuch ermuthigte die Königin, und ſie warf ſchon einen kühneren Blick in den Saal, den ſie nun durchwandeln ſollte.

Dieſen Saal nahm ſeiner ganzen Länge nach eine Tafel ein, an welcher die Gäſte ihrem Range nach ſaßen: Lord Lochleven, Lady Lochleven und William Duglas, ihr älterer Sohn, ſaßen am oberſten erhabenſten Ende, und ſo hinab immer tiefer die Leute des Hauſes. Die Tafel war zwar mit vielen Lichtern beſetzt, aber bei der Größe des Saales, blieben die entfernteren Theile desſelben doch in einem Halbdunkel, welches der Flucht der Königin günſtig zu ſeyn verſprach. Die Flüchtlinge überſahen dies Alles mit einem Blicke und bemerkten zugleich, daß Lord Lochleven und die Lady ihnen den Rücken zuwandten. Bei William Douglas nahmen ſie aber an ſeinen feuerrothen Wangen und ſeinen funkenſprühenden Augen wahr, daß er ihnen in dieſer Stunde weniger gefährlich ſei, als beim Beginnen des Mahles.

Kühn trat der kleine Douglas in den Saal, Marie Seyton folgte ihm und dieſer die Königin.

Wie Georges Douglas vorausgeſehen hatte, ſo war die Gefahr mehr anſcheinend als wirklich, und die Kühnheit des Planes verbürgte ſein Gelingen. Die Flüchtlinge gingen durch den Saal, ohne daß Gäſte oder Diener ſie auch nur im mindeſten beobachteten, und befanden ſich bald, ihren Führer an der Spitze, in dem Vorzimmer, welches jenem entgegengeſetzt war, durch welches ſie eingetreten waren. Hier nahm der kleine Douglas der Königin den

Krug aus den Händen und Marien Seyton die Brotſchüſſel, gab beide einem Diener und befahl ihm, ſie auf die Tafel der Soldaten zu ſetzen, dann kamen ſie in den Hof.

An der Mauer fanden ſie eine Patrouille, die, ohne auf ſie zu achten, vorüber ging. Dieſer neue Erfolg gab der Königin auch neue Kraft, auch waren ſie bereits an einem Orte, wohin die Lichter aus den Fenſtern nicht mehr reichten, und wo ihnen die Dunkelheit mehr Sicherheit verſprach. So ſchritten ſie einige Zeit an der Mauer fort, und gelangten endlich an die Gartenthür, an welcher der kleine Douglas ſtehen blieb.

Hier trat nun ein Augenblick fürchterlicher Angſt ein, denn unter 10 oder 12 Schlüſſeln mußte jener gewählt werden, welcher die Thüre öffnete. Die Königin und Marie Seyton drückten ſich an die dunkelſte Stelle der Mauer und hielten den Athem an ſich, aber glücklicher Weiſe öffnete ſich ſchon bei dem zweiten Schlüſſel, den der Knabe verſuchte, die Thüre. Die beiden Frauen ſtürzten in den Garten, der Knabe ſchloß die Thüre wieder zu und folgte ihnen. Die Königin athmete nun freier, denn halb war ihre Rettung bereits gelungen. — Angelangt an einer Baumgruppe gab der Knabe den Flüchtlingen ein Zeichen, einzuhalten, dann ſeine beiden Hände einander nähernd, ahmte er das Krächzen einer Nachteule ſo ähnlich nach, daß die Königin glaubte, dieſer Ton käme wirklich von einer Eule. In demſelben Augenblick antwortete ein Uhu von der andern Seite der Mauer, dann blieb alles ſtille und der Knabe horchte mit der größten Aufmerkſamkeit, als ob er ein neues Signal erwarte. Wirklich vernahm man gleich darauf ein Ächzen und hierauf einen dumpfen Fall, wie wenn ein menſchlicher Körper fällt, die Königin erbebte, aber der kleine Douglas flüſterte ihr zu: „Alles geht gut,“ und ſetzte ſeinen Weg fort.

Eine Thüre öffnete ſich und ein Mann ſtürzte in den Garten, es war Georges. „Kommt!“ ſagte er, den Arm der Königin faſſend, und ſie mit ſich fortziehend, „kommt!“

Die Königin folgte ihm, einen Blick um ſich werfend. Sie ſah einen Mann an der Mauer ausgeſtreckt liegen und erbebte. Georges, bemerkend, was in ihrem Innern vorging, ſprach: „Es gibt eine göttliche Gerechtigkeit. Dieſer Mann iſt der nämliche, welcher uns verrieth. Jetzt wird er Niemand mehr verrathen.“

„Ach, mein Gott! noch ein Opfer!“ rief Marie weinend.

„Nur fort! nur fort!“ ermahnte ſie Douglas.

„Und Marie Seyton?“ fragte die Königin mit Beſorgniß.

„Sie folgt uns mit dem Kleinen, Ihro Majeſtät dürfen ohne Sorgen ſeyn,“ entgegnete Douglas.

Wirklich erblickte Marie, ſich umwendend, ihre Geſellſchafterin mit dem kleinen Douglas nicht weit hinter ſich. Douglas ſchleuderte einen großen Stein in den See, und eine Barke kam aus dem Gebüſche, in dem ſie ſich verborgen hatte und wendete ſich gegen das Ufer. Einige Schritte von dieſem angelangt, warf ein Mann ein Seil heraus. Georges ergriff dieſes mit einer Hand und zog die Barke herbei, mit der andern unterſtützte er die Königin, welche hinein ſtieg und Platz nahm. Marie Seyton ſetzte ſich an ihre Seite, der kleine Douglas faßte das Steuerruder, und gleich einem Nachtvogel ſchwebte die kleine Barke, welche Schottlands Schickſal trug, auf dem See dahin.

Mit einem Male aber klärte ſich der Himmel, der bisher durch ſeine Dunkelheit die Königin beſchützt hatte, auf, als ob die Hand eines böſen Dämons die Wolken zerriſſe, und ein Strahl des Mondes, durch die Öffnung brechend, erleuchtet die Barke und den Theil des Sees, auf welchem ſie ſich befand. Georges feuerte die Ruderer an, ihre Kräfte zu verdoppeln, was auch geſchah. Unglücklicher Weiſe wurde durch die größere Anſtrengung und Schnelligkeit auch das Getöſe vergrößert, und die Schloßwache auf dem Schloſſe ſchrie: „Auf! auf! eine Barke! verfolgt die Barke!“

„Rudert ſo ſchnell als möglich,“ ſchrie Georges, „denn in wenigen Minuten können ſie uns erreichen.“

„Nicht möglich!“ ſagte der kleine Douglas, „ſie müßten nur durch die Mauer ſpringen können, denn ich habe alle Thüren und Thore verſchloſſen, und alle Schlüſſel mit mir genommen.“

„Der Himmel ſegne dich,“ ſagte Georges, dem Kleinen die Hand reichend, „er hat dich mit dem Muthe und der Klugheit eines Mannes beſchenkt.“

Der Soldat auf der Plattforme des Schloſſes ſchoß nun ſein Gewehr los, die Glocke in demſelben wurde heftig geläutet, und das Geſchrei: „Verrath! Verrath!“ tönte zu den Flüchtlingen herüber. Zu gleicher Zeit ſah man alle

Fenſter beleuchtet, und Fackeln ſchimmerten von den Wällen. — Eine kleine Kanone wurde abgebrannt und eine Kugel flog wenige Schritte von der Barke in den See. Georges brannte, nachdem er die Königin vorbereitet hatte, eine Piſtole los, zum Signal, daß die Königin gerettet ſei. Hierauf erſcholl Freudenruf vom Ufer, und in wenigen Minuten ſtieg die Königin ans Land und befand ſich in der Mitte ihrer Getreuen, welche Lord Seyton befehligte.

Converſations-Stücke.

I.

Napoleon's Stiefel.

Zu Paris ſtarb ein armer Mann, in deſſen Teſtament folgendes zu leſen war:

„Ich hätte reich werden können, aber ich ſterbe elend. Herr B., meinem Nachbar, den ich bitte, mich begraben zu laſſen, vermache ich das Koſtbarſte, was ich auf dieſer Welt habe: ein paar Stiefel. Ich weiß, daß ich ihm kein größeres Vergnügen machen kann, und er allein kann bezeugen, wie theuer mir dieſe waren.“

Folgendes iſt die Geſchichte dieſes ſonderbaren Vermächtniſſes:

Bei ſeiner Rückkehr von Toulon, wo Bonaparte nur noch Colonel der Artillerie war, fiel er in die Ungnade der Regierung. Die Eigenliebe des jungen Offiziers war gekränkt, und in ſeinem Verdruſſe verlangte er ſeinen Abſchied. Allein, während man es verzögerte, ſeinem Verlangen zu willfahren, meldete ihm Freron, daß er für ihn das Kommando über die holländiſche Armee erhalten habe, und daß man ihm vierzehn Tage bewillige, auf ſeinen Poſten abzugehen.

Das Unrecht, welches man ihm angethan, war dadurch anerkannt und gut gemacht, und Bonaparte beeilte ſich, Vorbereitungen zu ſeiner Abreiſe zu treffen. Unter andern nothwendigen Dingen brauchte er auch ein paar Stiefel, denn damals konnte er noch keinen Diener bloß darum beſolden, weil er mit ihm einen ganz gleichen Fuß hatte, und ihm daher die neuen Stiefel und Schuhe austreten mußte. Er beſtellte ſich ein Paar bei dem Schuſter, welcher dem Juſtizpalaſte gegenüber ſeine Bude hatte. Der Schuſter machte ſie ſogleich, und am Tage vor ſeiner beſtimmten Abreiſe waren ſie fertig. Allein als er die Stiefel brachte, brachte er auch den Conto, und da Bonaparte zu jener Zeit eben ſo wenig Geld als Stiefel hatte, ſo bot er dem Schuſter ſtatt Baarem einen Bon auf das Kriegsminiſterium an. Die Realiſirung bezweifelnd, weigerte ſich der Schuſter den Bon anzunehmen, und Bonaparte weigerte ſich die Stiefel anzunehmen. Der Schuſter ging mit den Stiefeln, und Bonaparte beſtellte ſich bei einem andern Schuſter ein anderes Paar.

Dieſe Verzögerung bewirkte, daß Bonaparte ſeine Abreiſe um einige Tage verſchieben mußte. In der Zwiſchenzeit ſchrieb ihm Barras, er möchte warten, weil die Revolution des 13. Vendemiaires ſich vorbereitete. Bonaparte blieb, und weil er dieſes paar Stiefel nicht bezahlen konnte, wurde Bonarparte — Napoleon.

Dieſe Stiefel erbte Herr B. — Sie gleichen dem Schuhe der Aſchenbrödel, ſie paßten nur an ſeinem Fuß.

II.

Ein Brief von Anna Boleyn.

Es exiſtirt in dem Raritätenkabinette eines Engländers ein noch ungedruckter Brief Anna Boleyn's, welche unter der Regierung Heinrich's VIII. kurze Zeit Königin war, und dann auf dem Schaffotte ſtarb. Dieſer Brief iſt merkwürdig, und ich theile hier eine Überſetzung davon mit:

„Meine liebe Marie!

Es iſt nun ſchon ein Monat, daß ich mich in London befinde. Ich finde dieſe Stadt nicht ſehr kurzweilig. Man ſteht hier ſehr ſpät auf, vor 10 Uhr hebt man ſich nicht aus dem Bette; es iſt wahr, daß man ſich auch ſehr ſpät niederlegt, denn es wird immer 10 Uhr, bevor man zu Bette kommt. Ich bin dieſes Lebens ſchon müde, und ich würde gewiß ſchon auf das Land zurückgekehrt ſeyn, wenn ich nicht der Geſchenke wegen hier bliebe, welche ich täglich bekomme. Meine vortreffliche Mutter hat mich geſtern zu einem Kaufmann in Cheapſide (große Straße in London) geführt, und mir Leinwand zu drei Hemden, die Elle zu 6 Pence gekauft, und zum Balle des Lord Norfolk bekomme ich ein paar neue Schuhe, welche ſogar 3 Schillinge koſten werden.

Das Leben, welches ich hier führe, benimmt mir den Appetit. Du weißt, daß ich auf dem Lande immer zum Frühſtück wenigſtens ein halbes Pfund Speck und eine ganze Bouteille Bier zu mir nahm, hier bring' ich's kaum auf die Hälfte. Freilich erwarte ich hernach mit Ungeduld die Stunde zum Mittagsmahle, welches in den erſten Häuſern erſt Nachmittags eingenommen wird. Geſtern Abends habe ich blinde Maus (la main chaude) bei Lord Leiceſter geſpielt. Lord Serrey war auch dort, und ſang eine Arie von ſeiner Kompoſition auf die Tochter des Lord Kildare. Man findet ſie ſehr ſchön, und mein Bruder ſagte mir in's Ohr, daß Geraldine (ſo heißt ſie) das ſchönſte Frauenzimmer unſers Zeitalters ſei. Ich war ſehr begierig, ſie zu ſehen, denn man verſichert, ſie ſei eben ſo gut als ſchön. Ich bitte Dich ſehr, mein Hühnerhaus während meiner Abweſenheit recht gut zu beſorgen. Die armen Thierchen, ich habe ſie immer ſelbſt gefüttert. Wenn Margareth meine Handſchuhe von rother Wolle geſtrickt hat, ſo ſoll ſie mir ſelbe gleich ſchicken. Adieu, liebe Marie, ich gehe zur Meſſe, wo Du einen eben ſo großen Theil an meinem Gebete haben ſollſt, als Du bereits von meinem Herzen beſitzeſt

Ganz die Deinige

Anna von Boleyn."

III.

Sokrates und Xantippe.

Es iſt ſchwer zu erklären, wie dieſe beiden Namen, deren jeder ein Sprichwort, jeder der Gegenſatz des andern geworden iſt, nach einem Zeitraume von mehr als 2000 Jahren, mit ſo grellen Farben gemalt auf uns übergegangen ſind. Warum iſt Sokrates als ein Beiſpiel der Duldung für Ehemänner, warum Xantippe als Typus eines böſen und zänkiſchen Weibes hingeſtellt? Hat man nicht vielleicht zu obenhin an die Tugenden des Philoſophen und an die Fehler ſeiner Ehehälfte geglaubt?

Das Alterthum hat uns das Porträt des Philoſophen hinterlaſſen. Er war ein kleiner häßlicher Mann, mit einer Stumpfnaſe, ſehr lebhaften, aber grauen Augen, und einer Geſtalt ohne allen Ausdruck; er war ſich ſeiner Häßlichkeit bewußt und lachte als Philoſoph darüber. Von Xantippe iſt kein Porträt auf uns gekommen.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß Xantippe vor ihrer Verheirathung ein ſehr ſchönes Mädchen geweſen ſeyn müſſe; denn wir ſehen ja bis zum heutigen Tage, daß häßliche Männer die ſchönſten Mädchen heirathen. Von einem heftigen und feurigen Charakter, und begabt mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit des Geiſtes, verſtand ſie keinen Spaß, und war leicht zur Entgegnung gereitzt; ſo war wahrſcheinlicher Weiſe das Mädchen, deren Geſchick an jenes des alten häßlichen Philoſophen geknüpft wurde.

Sokrates verachtete die Meinung der Welt und verſpottete ihre Gewohnheiten. Xantippe war vollkommen von der Macht der Götter und der Menſchen überzeugt. Sokrates ließ ſich gehen, ohne um ſich zu ſchauen, Xantippe wollte ſehen, und geſehen werden. Der alte Philoſoph wird die Zärtlichkeit ſeines Weibes ganz gewiß auf keine ſehr einnehmende Art erwiedert haben. Vermuthlich ſetzte er ihren Worten Argumente, ihren Liebkoſungen Philoſopheme entgegen, und ſprach ein Langes und Breites über einen Kuß, anſtatt ihr einen zu geben. So etwas allein iſt ſchon hinlänglich, ein Weib aufzureizen.

Sokrates bekam kein Vermögen mit ſeiner Frau, ihre Anmuth und ihr Geiſt waren ihre einzige Mitgift. Dieſe haben ihr gewiß ſchon vor Sokrates Bewerbungen mehrer

Anbeter verſchafft. Wie, wenn unter dieſen Einer geweſen wäre, den auch ſie geliebt hätte, und der dann (denn die athenienſiſchen Liebhaber waren nicht beſſer, als die unſ'rigen), ihr ungetreu geworden und ein reiches Mädchen geheirathet hätte, ſo daß Xantippe dann nur im Ärger dem kleinen Philoſophen mit der Stumpfnaſe ihre Hand gegeben hätte? Wäre das nicht allein hinlänglich, um Alles zu erklären? Dieß iſt freilich nur eine Hypotheſe, aber keine ganz unwahrſcheinliche.

Sokrates verachtete das Geld. Wie möglich iſt es nun, daß er ſich mit ſeinem Weibe über die Hausausgaben nicht leicht vergleichen konnte, daß es auch darum karg herging, und daß Xantippe mit Recht begehrte, was Sokrates mit Unrecht verweigerte? Er beſaß große Talente, das wußte ſie, aber wozu nützten ſie, wenn er dadurch nichts gewann, und damit nicht den Bäcker und Fleiſcher bezahlen konnte? Sie machte ihm oft Vorſtellungen darüber, daß er ſeine Weisheit ſo vergeude, aber er lachte oder ſchwieg, und es blieb beim Alten.

Dürfen wir uns nun wundern, wenn die arme Xantippe gegen ihren Mann aufgebracht wurde, und immer aufgebrachter, je mehr er ihrem Zorne ruhige Kaltblütigkeit entgegen ſetzte? Welches Weib wird es ihr nicht verzeihen, wenn ſie das erſte beſte Geſchirr genommen, und es dem kleinen Ppiloſophen an den Kopf geworfen hat?

Solches Unheil kommt immer heraus, wenn ein Mädchen einen Philoſophen heirathet.

IV.

Theater-Coſtume.

Ganz Paris weiß, wie abſcheulich vor Talma das Coſtume auf dem franzöſiſchen Theater war.

Seit Ludwig XIV. ſpielten die Schauſpieler die Tragödien des Corneille, Racine und Voltaire in Staatskeidern. Agamemnon erſchien in einem Leibchen à la roi, Iphigenia präſentirte ſich in einem Vertugadin à la Maintenon, und ſo weiter.

Bei dem Theater françois exiſtirte ein Schauſpieler, Namens Vanhove, der gewöhnlich das Fach der Könige ſpielte, und mit vieler Sorgfalt über ſeinem Coſtume wachte. Stellte er nun den Auguſtus, Mahomed oder Mithridates vor, er trug faſt immer einen Panzer von grünem Sammt, auf welchem mit Silber Kanonen geſtickt waren, dazu ſetzte er eine gepuderte Perücke auf das Haupt, und ſo glaubte er, er wäre am beſten angekleidet auf dieſer beſten Welt.

Zum Unglück erſchien Talma, und brachte mit ſeinen Neuerungen Vanhove zur Verzweiflung. Man ſtelle ſich die Verwunderung des Mannes mit dem grünſammtenen Panzer vor, als er ſah, wie Talma den Proculus in dem Trauerſpiele „Brutus“ in einer ſcharlachrothen Tunica repräſentirte. Vanhove glaubte zu träumen, und fragte: „ob der junge Mann ein Narr ſei?“ Aber der junge Mann erſchien auf der Bühne, und das Publikum, überraſcht von der wahrhaft antiken Geſtalt, applaudirte ihm einſtimmig entgegen. Vanhove wollte um ſeine Entlaſſung anhalten.

Endlich fügte er ſich doch den Launen des Publikums, wie er es nannte, ließ den Schneider Talma's zu ſich rufen und beſtellte ſich ein Coſtume zum Agamemnon.

In acht Tagen kam der Schneider und brachte einen Mantel von Wolle.

„Was iſt denn das?“ fragte Vanhove zurückprallend, „Gott verzeihe mir, ich glaube gar, das iſt Wolle?“

„Ja, mein Herr, es iſt Wolle; die Mäntel der Griechen waren alle von Wolle; fragen Sie nur Herrn Talma.“

„Ja, die Mäntel der gemeinen Griechen, das iſt möglich, aber der Mantel Agamemnon's, des Königs der Könige, muß ja wenigſtens von genueſiſchem Sammt geweſen ſeyn.“

„Die Griechen kannten keinen genueſiſchen Sammt.“

„Alſo von Lyoner-Seide.“

„Die Griechen kannten auch keine Lyoner-Seide, fragen Sie nur Herrn Talma.“

„Es ſcheint, der Talma weiß mehr, als alle Griechen zuſammen. Und die Säcke, wo ſind denn die Säcke?“

„Die Griechen trugen keine Säcke; fragen Sie nur Herrn Talma.“

„Nein, das iſt zu arg! Wo ſteckte den Agamemnon ſeine Tabaksdoſe hin?“

„Agamemnon ſchnupfte gar nicht; fragen Sie nur Herrn Talma.“

„Laß mich zufrieden mit deinem Talma, ich bekomme

Krämpfe. Die größte Geißel, womit uns, nach der Revolution, der Himmel heimgeſucht hat, iſt dieſer Talma.

Als Vanhove in ſeinem neuen Koſtume dann auf der Bühne erſchien, war er wüthend, wie außer ſich. Er wußte nicht, was er mit den Händen thun ſollte, er kratzte ſich hinter den Ohren, und als er das erſte Mal abging, fiel er zwiſchen der Kouliſſe erſchöpft in einen Stuhl, und bat einen Lampenanzünder weinend um eine Priſe.

V.

Die drei Perrücken.

Eine wahre Anekdote.

Vielleicht thu' ich unrecht, dieſe Anekdote zu erzählen, da dadurch die Illuſion mancher Schönen zerſtört wird; aber das Feuer und einen Scherz kann man ſchwer unterdrücken.

Es exiſtirt — ich will wenigſtens nicht ſagen, wo — ein Mann von 45 Jahren, der ſich nach der letzten Mode kleidet und für einen Mann von 25 Jahren gilt. Dank ſei es den Perrücken, die er trägt.

Wie macht er aber das? O, das iſt ein ſuperfeiner Patron! Hört aufmerkſam zu, und habt Achtung vor dem ſinnreichen Kunſtgriff.

Unſer Weltmann beſitzt drei Perrücken, die erſte hat kurze Haare und iſt nach dem letzten modernſten Geſchmacke friſirt. Wenn er dieſe einige Zeit getragen hat, ſo ſetzt er die zweite auf, die etwas längere Haare hat. Wieder in einigen Tagen bedient er ſich ſeiner dritten Perrücke, deren Haare noch länger und dichter ſind, als jene der beiden andern, und dabei bemerkt er ſeinen Freunden im Vorübergehen, daß ſeine Haare ganz außerordentlich ſchnell wachſen, und daß er ſchon wieder gezwungen ſei ſie ſchneiden zu laſſen. Dann ſetzt er wieder ſeine erſte Perrücke auf, und Jeder bewundert den Wuchs und die Farbe und den modernen Schnitt ſeiner Haare.

VI.

Der Todesengel.

Jch will euch eine ganz kurze Geſchichte erzählen, welche ſich in Alexandrien wirklich ereignete.

Zu jener Zeit, wo die Peſt ihren höchſten Grad in dieſer Stadt erreicht hatte, lebte dort ein türkiſcher Handelsmann, welchem träumte, es würden in ſeinem Hauſe eilf Perſonen an der Peſt ſterben.

Als er des andern Morgens erwachte, erinnerte er ſich ſeines Traumes noch ſehr lebhaft und ſeine Unruhe hierüber wuchs, da ſein Haus wirklich nicht mehr noch weniger, als eilf Perſonen in ſich ſchloß.

Noch mehr wuchs ſeine Beſtürzung, als am nächſtfolgenden Tage ſein Weib, drei Kinder und zwei Sklaven der Seuche unterlagen. Der Türke ſah endlich mit voller Überzeugung ſeiner Todesſtunde entgegen, als am vierten Tage auch noch zwei andere Kinder, ein Diener und eine alte Magd von der Peſt hinweggerafft wurden.

Allein in dem Hauſe, bereitete er ſich nun zur großen Reiſe in die Ewigkeit vor, er erzählte ſeinen Traum mehren Freunden und bat ſie, jeden Morgen nachzuſehen, ob er noch am Leben ſei, und wenn ſie ihn todt träfen, ihm die letzten menſchlichen Dienſte zu erweiſen.

Ein ſchlauer Gauner, welcher hiervon Kenntniß bekam, beſchloß, dieſen Aberglauben zu benützen, er ſchlich ſich bei Nacht in das Schlafzimmer des Türken, und als dieſer mit bebender Stimme die Erſcheinung fragte: „Wer biſt du?“ antwortete dieſe mit hohler Stimme: „Ich bin der Engel des Todes, und komme dich abzuholen.“ Der Muſelmann ſchauderte zuſammen, und verbarg ſich tief unter die Decke, und der Todesengel raffte ſchnell Geld und Geldeswerth zuſammen, und wollte damit davon gehen. Aber bevor er noch das Hausthor erreicht hatte, ergriff ihn die Seuche und an der Schwelle desſelben ſtürzte er todt nieder. — Der Muſelmann blieb unter der Decke liegen, und erhielt ſein Bewußtſein erſt wieder, als am andern Morgen ſeine Freunde kamen, um zu ſehen, ob er noch lebe.

Der Traum des Türken hatte ſich ſo auf die ſonderbarſte Art erfüllt. Eilf ſtarben an der Peſt in ſeinem Hauſe. — Von dieſem Augenblicke an wurde er eben ſo ſehr von ſeinem langen Leben überzeugt, als früher von ſeinem Tode, und wirklich lebt er jetzt noch in Alexandrien, und erzählt dieſe Geſchichte Allen, welche ſie hören wollen.

VII.

Beitrag zur Geſchichte der Schnupftücher.

Das Schnupftuch, in unſerer Zeit für Frauen, und vorzüglich für Schauſpielerinnen in gewiſſen pathetiſchen

Situationen ſo bequem, das Schnupftuch, ſeit der Entdeckung des Tabaks ſo nothwendig, war bei den Alten und bei den Völkern des Orients wenig bekannt. Bei ihrer Lebensart, wo ſie faſt immer eingeſchloſſen waren, hatten die Frauen keinen Schnupfen zu befürchten. Erſchienen ſie auch öffentlich, ſo geſchah dies nur ſelten und bei religiöſen Feſten, und in dem ſanfteſten Klima. Auch reinigte der Gebrauch der Bäder die Haut, und die Wohlgerüche, welche aus Vaſen und allen Arten von Gefäßen die Gemächer mit ſüßem Dufte durchdrangen, ließen ſie auch den Mangel an ſolchen Sacktüchern nicht empfinden. Die Begriffe der Alten von der Reinlichkeit unterſcheiden ſich ſo ſehr von den unſerigen, daß eine Frau, welche öffentlich von einem Schnupftuche Gebrauch gemacht haben würde, alle Delikateſſe und öffentliche Sittlichkeit verletzt hätte, wohl gar für krank angeſehen worden ſeyn würde. Ein junges Mädchen mit einem Schnupftuche in der Hand würde alle Anbether von ſich geſcheucht haben. Man ſah Gatten ſich von ihren Gattinnen trennen, weil ſie die Schwachheit hatten, ein Schnupftuch zu gebrauchen. Im Juvenal (Satyre 6. Vers 143.) findet man eine Buhlerin aus dieſer Urſache verlaſſen. In der Komödie des Plautus: „Der prahleriſche Soldat“ (Akt 3. Sc. 1, V. 192.), könnt ihr die Eigenſchaft leſen, die ein Kenner an einem Mädchen wünſcht, das er lieben kann, und im: „Schilde des Herkules“ (V. 237.) erfahren wir, mit welchem Epigramm Heſiod das zurückſchreckende Bild der Göttin der Finſterniß Achlys vollendet. Epiktet in einem moraliſchen Aufſatze ſpricht zu einem Ciniker: „Wie?

Unreiner der du biſt, würdeſt du es wohl gar wagen, in unſern Tempeln auszuſpucken, oder dir die Naſe zu putzen? (Arian Dissertatio Epictet I. 3. Kap. 2.)

Ungeachtet der großen Achtung, welche die Alten für „trockene Naſen" hatten (wie Juvenal ſich ausdrückt), waren den Greiſen und Kindern doch Schnupftücher erlaubt. Auch die öffentlichen Redner ſah man öfters mit Sacktüchern ſich den Schweiß von der Stirne trocknen. Plinius hat in ſeiner Redekunſt (welches Werk wir nicht mehr beſitzen), nach Angabe des Quinctilian Vorſchriften angegeben, nach welchen ſich der Redner des Sudarium (Schweißtuches) bedienen ſoll. Man trug es entweder in einer Falte der Tunica oder um den Hals, doch bediente man ſich desſelben nur zur äußerſten Noth, und Tacitus bezeugt in ſeinen Annalen, daß Nero ſich gerühmt habe, im Theater ſich niemals die Stirne abgetrocknet zu haben.

Verlaſſen wir jetzt Italien und ſehen wir nach dem Orient. In Indien und Aſien ſind die Sacktücher häufig mit religiöſen Emblemen geziert.

In China hat man keine eigenen Tücher, welche zu dieſem Zwecke dienen, ſondern man braucht, da die Seide dort ſo wohlfeil iſt, ihre Stoffe zu den niedrigſten Dienſten. Jeder Chineſe trägt mehre kleine Seidenflecke bei ſich, deren er ſich zu ſeinen Gewohnheiten bedient, und hat er einen ſolchen Fleck Einmal gebraucht, ſo wirft er ihn weg.

In Perſien erhalten die Trauermänner und Weiber, welche im Hauſe eines Todten ihre Klagen anſtimmen, ein ſchwarzes Schnupftuch zum Geſchenke.

Man weiß überdies, von welcher Macht das Schnupftuch bei den Türken iſt, wenn man bedenkt, daß das Zuwerfen desſelben eine ſymboliſche Liebeserklärung vorſtellt. Hier vertritt das Schnupftuch die Stelle des Schleiers, und der Muſelmann, der einem Weibe ſeines Harems ſein Schnupftuch zuwirft, will damit ſagen: „Du, welche ich meiner Wünſche würdig erachte, bedecke dich mit dieſem Schleier, um deine Schönheit, welche ich für mich allein behalten will, vor aller Andern Augen zu verbergen.“

Die Frauen des Mittelalters gaben auch in Deutſchland ihren Rittern oft ein Tuch mit ihren Wappen und Namen geſtickt, welches der Begünſtigte dann an ſeinem Schwerte oder an ſeiner Lanze trug.

Endlich als im Jahre 1509 Johann Nicot in Europa den Tabak bekannt machte, da wurde durch dieſen Staub, der ſeinen Namen nach jenem des Kanzlers Bacon erhielt, das Schnupftuch unentbehrlich. Jetzt fing ſich erſt das wahre Reich der Schnupftücher an. Bei unſerer gegenwärtigen Civiliſation iſt es ein Bedürfniß geworden. Einſt verachtet, dann geduldet, iſt es jetzt ein treuer Geſellſchafter jeder Tabaksdoſe, das Hilfsmittel manches Redners, die Triumphfahne mancher Kokette, und der Vertraute mancher intereſſanten Thräne.

Karte von dem Reiche des Hymen.

Nach dem Franzöſiſchen.

Das Reich Hymens iſt ſchon lange ein Gegenſtand der Neugierde ſehr vieler Wanderer, und gibt auch mehr Stoff zu Beobachtungen und Bemerkungen, als irgend ein anderes Land, allein ſo viele Reiſende haben ihre Neugierde ſchon mit ihrer Ruhe, ja mit ihrem Leben gebüſſet, daß wir es für ſehr nützlich erachten, den übrigen Reiſeluſtigen eine Karte dieſes Reiches an die Hand zu geben, wornach ſie ſich richten können.

Das Reich des Hymen liegt im 15. Grade der Länge, und im 25. der Breite, — ſo, daß ſein Klima, oder wenigſtens jenes der fruchtbarſten Provinzen unter der heißen Zone angenommen werden kann. Von ferne iſt der Anblick dieſes Landes ſehr anziehend, allein es verliert, wenn man es wirklich betritt. Das erſte was man da erblickt iſt der Hafen der Begierde, allein kaum iſt man da eingelaufen, ſo erblickt man ſchon ganz nahe die Hügel der Gleichgiltigkeit, und hat man dieſe überſtiegen, ſo ſperren die Gebürge des Überdruſſes jede weitere Ausſicht. Hat man dieſe einmal erklettert, weil man glaubt es werde ſich auf der andern Seite eine heitere Gegend zeigen, ſo liegt der unermeßliche See der Launen vor uns. Wagt man ſich auf dieſen See, ſo wird man oft durch Windſtöße der Eiferſucht gewaltig hin und her geworfen, oder man ſtrandet gar an den Klippen des Widerwillens. — Neun Monate mag allenfalls dieſe Reiſe dauern, dann gelangt derjenige, welcher ſich im Hafen der Begierde ein gutes Schiff gemiethet hat, in den Tempel der Vaterfreude. Dieſer Tempel gewähret auf einer Seite die reizendſte Ausſicht, nur muß man ſich, bevor man die Reiſe unternommen, gut verproviantirt haben, ſonſt könnte man leicht im Walde der Nahrungs-Sorgen Noth leiden. So ſchiffet man dann lange auf ruhigem Fahrwaſſer, welches nur manchmal durch die Winde des häuslichen Zwiſtes anſchwellt, ruhig fort, bis zur Inſel der wechſelſeitigen Übereinkunft. Hier zeigt ſich dem Auge eine ziemlich abgeſchmackte Ausſicht — die Ebene des Gleichmuths dehnt ſich ohne Ende vor uns aus, und ſchlägt man nicht den Hain der wechſelſeitigen Hochachtung ein, ſo muß man fürchten auf dieſer dürren Sandwüſte verbrannt zu werden. Der größte Theil der Schiffer wünſcht ſich da wieder zurück in ſeinen Hafen, allein das iſt unmöglich.

Der Jüngling und das Echo.

Nach dem Lateiniſchen des „Erasmus von Rotterdam.“

Jüngling. Erlaube mir Echo, daß ich dich über einen wichtigen Gegenſtand befrage.

Echo. Frage!

Jüngling. Welcher Kunſt, welcher Wiſſenſchaft ſoll ich mich widmen, welchen Weg betreten, um einſt als großer Mann zu erſcheinen? —

Echo. Einen.

Jüngling. Wie ſoll ich's anfangen, meine Fähigkeiten dazu zu prüfen?

Echo. Prüfen.

Jüngling. Ich wills. — Der Philoſophie will ich mich weihen, denn was iſt der Menſch ohne Philoſophie?

Echo. Vieh.

Jüngling. Recht. Doch hungert man dabei, denn kann man wohl leben von ſeinem Genie?

Echo. Nie.

Jüngling. Es iſt alſo nöthig, daß ich mir eine Erwerbsquelle aufſuche.

Echo. Suche.

Jüngling. Theologie iſt eine Straße mit Vorurtheilen beſäet, dieſe will ich Andern wandern laſſen.

Echo. Andern laſſen.

Jüngling. Nun gut, ſo werde ich Doktor.

Echo. Thor!

Jüngling. Wie? iſt dieſe Kunſt nicht äußerſt wichtig?

Echo. Wichtig.

Jüngling. Sie können ihren Nebenmenſchen das Leben erhalten, was fehlt zu ihrem Glück?

Echo. Glück.

Jüngling. Nun ſo will ich dem Staate mich widmen, mich hinaufſchwingen zu den Stufen des Thrones, will dir das auch nicht gefallen?

Echo. Fallen.

Jüngling. Du haſt recht, wie manche Beiſpiele gibt es, daß der wackerſte Mann ſchnell fiel.

Echo. Viel.

Jüngling. Was mag wohl auf dieſer Bahn gar ſo gefährlich ſeyn?

Echo. Ehrlich ſeyn!

Jüngling. Nun ſo nehm' ich mir eine reiche Witwe.

Echo. Weh!

Jüngling. Sie bringt mir Geld, und ich lebe froh, und zufrieden —

Echo. Unzufrieden —

Jüngling. Wie wäre das möglich? Was könnte das Leben mir trüben, bei einer Dukatenreihe?

Echo. Reue!

Jüngling. Was ſoll ich denn alſo thun, um mir Glück zu erwerben?

Echo. Erben! —

Rangordnung moderner Schriftſteller.

Es würde ſehr ſchwer ſeyn, in einer öffentlichen Geſellſchaft, oder bei einer Tafel, wozu mehre Schriftſteller eingeladen ſind, keinen Fehler in der Rangordnung zu begehen, womit man ſie bei Tiſche placirt. Es kömmt hier nicht darauf an, welcher ein beſſeres Werk geſchrieben hat, denn es glaubt leider jeder moderne Schriftſteller, das Beſte geſchrieben zu haben. — Ich rathe dabei ein Mittel an, welches ein engliſcher Schriftſteller ganz richtig angibt, und welches hiemit folgt:

„Ich habe beobachtet,“ ſind ſeine eigenen Worte, „daß in Geſellſchaften der Autor eines Werkes in Folio, immer vor dem Autor eines Werkes, in 4., daß Jener, der ein Werk in 4. geſchrieben, immer vor dem der eine Schrift in 8. herausgegeben hat, ſitzt und die Übrigen Abſtufungsweiſe ihre Rangordnung behaupten, bis zu dem Herausgeber einer Broſchüre in 12. Dieſe Rangordnung iſt ſo richtig, daß ich ſchon bemerkt habe, daß ſich der Autor eines Werkes in Folio auf das Ruhebett, jener des Werkes in 4. auf den Lehnſtuhl hinwirft, während ein Schriftſteller, welcher ein Buch geſchrieben hat, welches in 8. aufgelegt iſt, ſich auf einen gemeinen Seſſel, und ein Satyriker deſſen Broſchüre in 12. abgedruckt iſt, auf eine Bank ſetzt.“

So ſpricht unſer Engländer, und der Streit mag allerdings dadurch am ſchnellſten geſchlichtet ſeyn, iſt er es aber auch am richtigſten? Ich glaube kaum — und ſetze hier den Fall: Ein Mann, welcher ein Lobgedicht auf ſeinen Mäzenaten in Folio hat abdrucken laſſen, Buffon, Goethe, Rabener wären beiſammen in einer Geſellſchaft, ſo müßte jener Stümper allen übrigen vorſitzen, der doch nicht werth iſt, dieſen die Schuhriemen aufzulöſen? — Nach dieſen Prinzipien würde auch ein Schriftſteller in Folio ſo viel gelten, als acht Schriftſteller in 8., wovon eines oft mehr nützt als 100 Bände in Folio.

Das Beſte wird ſeyn, niemals mehre Schriftſteller auf einmal zu Tiſch zu laden, ſo weicht man erſtens jedem Rangſtreit aus, und wird zweitens nicht arm gegeſſen.

Jeremiade des Vaters einer gelehrten Tochter.

O beklaget mich, Ihr, die Ihr das Glück genießt Vater zu ſeyn, weinet über mich, empfindſame Herzen, weinet; denn ich bin ein Gegenſtand des Spottes und Mitleids für Alle, die Hand Gottes ruht ſchwer auf mir, ich bin der Job meiner ganzen Gegend geworden, der Cain meines Städtchens. Die kleinen Kinder zeigen mit Fingern auf mich, die Mütter ſehen mich mit einem herabwürdigenden Lächeln an, meine Freunde haben mich verlaſſen, meine Familie hat mich ausgeſtoßen. Und Alles dies, ihr empfindſamen Herzen, Alles dies weil ich das Unglück habe, Vater einer gelehrten Tochter zu ſeyn.

Hört meine Geſchichte!

Sie iſt zwanzig Jahre alt, meine unglückliche Tochter, und zwölf Jahre ſind es nun ſchon, daß meine Qualen ihretwegen begonnen haben.

Mit zehn Jahren liebte ſie ſchon die Bücher, ſie konnte ſchon orthographiſch ſchreiben, und ſetzte kleine Briefe an ihre Geſpielinnen auf. Meine Familie erſchreckte mich nicht wenig, als ſie mir ankündigte, ſie halte dieſe außerordentliche Geſchicklichkeit für ein ſicheres Zeichen, daß ich das kluge

Kind nicht aufbringen würde, andere behaupteten wieder, daß dieſe frühe und außerordentliche Anſtrengung des Gehirns wenigſtens eine Nachlaſſung der Nerven und vielleicht gar einen Irrſinn hervorbringen müſſe.

Nicht wenig darüber betrübt, nahm ich meinem Kinde ſogleich alle Bücher, ja ſelbſt Schreibpapier und Federn weg und gab es in eine Erziehungsanſtalt.

Allein das Unglück verfolgte mich. Gegen alle Wahrſcheinlichkeit machte man meiner Tochter dort noch mehr Luſt zum Leſen und zum Selbſtſchriftſtellern. Mit vierzehn Jahren las ſie ſchon alle Dichter, weinte über jede ein bischen traurige Erzählung und wußte nicht was ein Pfund Fleiſch oder ein Pfund Butter koſte.

Ich mußte einen verzweifelten Entſchluß ergreifen. Ich verſammelte meine ganze Familie, und in dieſem Rathe wurde beſchloſſen, daß unſere Clariſſe einer Tante, einer einfachen ſehr haushälteriſchen Frau anvertraut werden ſollte, die einen Kapaun immer um ein paar Groſchen wohlfeiler einkaufte als eine Andere, den ganzen Tag fleißig ſtrickte, und ſich nie zu denken, viel weniger zu ſchreiben erkühnte.

Anfangs wurde der Einfluß dieſer neuen Erziehung auf meine Tochter wohl einigermaßen bemerkbar. Clariſſe wurde haushälteriſch, ſie ging ſelbſt auf den Markt und kaufte faſt eben ſo ökonomiſch ein, als ihre Tante, ſie lernte gut kochen, und führte ordentlich das Hausweſen, aber ohne daß dieſe Beſchäftigungen ihre Talente verſcheuchten. Es war leicht zu bemerken, daß trotz ihrer Geſchicklichkeit im Häuslichen ihre Seele doch mit ganz etwas Anderm beſchäftigt war, und daß ihre Gedanken weit über ihren Herd hinausgingen. Ich verſammelte alſo neuerdings einen Familienrath, allein diesmal wurde nichts entſchieden, die kräftigſten Mittel waren ohne Erfolg angewendet worden, man überließ das Übrige der Zukunft.

Und ich, der Brutus meiner kleinen Stadt, ermordet durch mein Kind, ich hüllte mich in meinen Mantel und wartete, unbeweglich. Ach die letzten Streiche kamen bald.

In kurzer Zeit erfuhr ich, daß meine Tochter — ich erbebe noch darüber — Verſe mache, ja noch mehr, daß ſie dieſe Verſe an einen Zeitungsherausgeber in der Hauptſtadt geſandt habe, und daß ſie gedruckt ſeyen. — Meine Tochter eine Poetin! Meiner Tochter Verſe gedruckt! o Spektakel! Ich fürchtete krank zu werden. Meine ganze Familie zog ſich nach und nach von mir zurück, indem man ſpöttiſch verſicherte, man beſitze zu wenig Aufklärung, um mit einem ſolchen Kinde des Lichtes in Geſellſchaft zu leben, ſelbſt meine Schweſter beſuchte mich ſeltener, und ich blieb allein mit meiner Tochter, und ſah mich den beißendſten Spottreden, den bitterſten Sarkasmen blos gegeben. Man ſprach in unſerer Gegenwart nur von gelehrten Frauen, von romantiſchen Köpfen, mein armes Kind kam traurig aus allen Geſellſchaften, wohin es ging. Endlich beſchloß ſie gar nicht mehr auszugehen, und beſuchte auch Niemand mehr, weil die Mütter ihre Töchter im Gegenſatze eines Mädchens, welches ſogar Verſe machte, zu kompromittiren fürchteten, die jungen Männer zogen ſich auch zurück; denn ein gelehrtes Mädchen wünſchten ſie nicht zur Frau und ſo war ich denn mit meiner Familie entzweit und von aller Welt verlaſſen, ohne Hoffnung, daß meine Clariſſe jemals einen Mann bekommen werde, und Alles dies, weil ich das Unglück habe, eine Tochter zu beſitzen, welche die Bücher mehr liebt als den Tanz, und welche mit mehr Vergnügen einen Vers macht als einen Kuchen.

Dies iſt meine traurige Lage, ich habe vergebens Andere zu Rath gezogen, mich ſelbſt erforſcht, mein Übel iſt ohne Heilmittel. Man rieth mir, ich ſollte meine kleine Stadt verlaſſen und nach der Reſidenz gehen, weil dort ein gelehrtes Frauenzimmer nicht wie ein wildes Thier angeſtaunt würde, allein ich kann das nicht thun, denn außer dem Unglücke eine Tochter zu haben, welche Verſe macht, hab' ich auch noch ein anderes, nämlich ich bin Steuereinnehmer. Ich kann alſo meinem Unglücke nicht entfliehen.

Ich könnte freilich den Leuten, die mich ſo anfeinden, ſagen, daß ich für den Geſchmack meiner Tochter nicht verantwortlich ſeyn kann, daß ich — der Himmel ſei mein Zeuge — nicht den geringſten Antheil an der ſo hohen Entwickelung ihres Verſtandes habe, denn außer den vier Grammatikal-Klaſſen und der Staatsrechnungswiſſenſchaft hab' ich nichts gelernt, und nie iſt eine Zeile von mir gedruckt worden, und daß meine Clariſſe mehr beklagenswerth als ſtrafbar iſt, allein das würde Alles nichts nützen und ich würde ſie gewiß nur noch mehr gegen mich und meine arme Tochter aufbringen.

Ich ſehe ſchon, ich muß mein Schickſal tragen und Alles gehen laſſen, wie es geht. Und doch — o Himmel! — wenn ich bedenke — wenn meine Tochter ein Sohn wäre, welcher Ruhm würde es für mich ſeyn, alle Welt würde mir mit Glückwünſchen entgegen kommen. Allein ein Weib gehört zum Herde, an den Nähetiſch und in die Speiſekammer, ſo wollen es unſere Sitten und man verletzt dieſe nicht ungeſtraft.

Der Wille des Herrn geſchehe denn!

Und ihr Eheleute, welche ihr Euch Kinder wünſcht, ehrſame Bürgersleute, die ihr höchſtens im Krakauerkalender am Feyertage Abends leſet, nehmt Euch ein Beiſpiel an mir, bedauert mich und bittet jeden Morgen und Abend: Erlöſe uns von allem Übel und von einer gelehrten Tochter!

Recept gegen Klatſcherei.

Es iſt wirklich entſetzlich, wie groß die Neugierde und die Klatſchſucht in kleinen Städten iſt. In kleinen Städten iſt man weder aufrichtig noch zurückhaltend, weder ſchüchtern noch blöde, weder ländlich noch beſcheiden. Man iſt nur neugierig, geſchwätzig, rückſichtslos. O Florian, o Geßner, o Virgil, wie habt ihr die Leute hintergangen!

Sobald ſich ein fremdes Geſicht ſehen läßt, ſo ſpionirt man, man ziſchelt, man folgert, man erfindet, man gloſſirt und mediſirt. „Iſt er reich? iſt er arm? woher kommt er? was will er hier? wer ſind ſeine Eltern? iſt er ledig oder verheirathet?“ Fragen ohne Ende!

Ein junger Schriftſteller wollte einige Monate in einem kleinen Städtchen, welches eine reizende Umgebung hatte, zubringen, und um dort ruhig zu leben und allen Zudringlichkeiten zu entgehen, wandte er ein ſeltſames Mittel an, welches ich auch allen Übrigen empfehle.

Am Morgen nach ſeiner Ankunft lud er die vornehmſten Bewohner des Städtchens, Herren, Frauen und Fräuleins in ſeinen Garten auf ein Mittagmahl. Man erſtaunte, aber man nahm die Einladung an, und fand ſich zur beſtimmten Stunde ein. Nach dem Speiſen wiſchte man ſich den Mund

und wollte ſich wieder entfernen, allein der höfliche Wirth bat, noch einige Augenblicke zu verweilen, ſtand auf und hielt folgende Anrede:

„Meine Herren und Frauen, ich komme von Wien.

Ich wohne dort in der untern Bäckerſtraße Nr. 612.

Ich lebe von den mäßigen Zinſen eines kleinen Kapitals.

Ich bin Schriftſteller.

Ich heiße Johann Wilhelm F**, nicht von F**, verſtehen Sie mich wohl.

Ich habe mich auf das Land zurückgezogen, um einen Roman zu vollenden, deſſen Inhalt übrigens gar keinen Bezug auf dieſe Gegend hat.

Mein Vater war Advokat und iſt vor drei Jahren geſtorben.

Meine Mutter verlor ich, als ich noch ſehr jung war.

Ich habe noch eine Schweſter, welche in Linz verheirathet iſt, und einen Onkel zu Prag auf der Kleinſeite Nr. 24.

Ich bin noch Junggeſelle und habe auch gar keine Luſt, mich zu verheirathen.

Ich bin weder gut noch ſchlimm, und lebe ſehr mäßig. Ich liebe den Tanz nicht und bin nicht gerne bei öffentlichen Feſtlichkeiten und Spektakeln. Ich ſpiele nicht Karten und ſetze nie in das Lotto.

Ich rauche und ſchnupfe Tabak.

Ich bin meinem Schneider noch einen kleinen Reſt ſchuldig, welchen ich ihm zu Ende des Monates abtragen werde.

Ich miſche mich nicht in die Politik, habe gar keine Meinung und gehöre zu keiner Partei.

Ich raſire mich ſelbſt, und zwar dreimal in der Woche.

Im Winter trage ich unter dem Rock ein Leibchen von Flanell.

Ich ſtehe um 7 Uhr auf, und lege mich um 11 Uhr zu Bette.

Ich habe einen Frak, zwei Beinkleider und einen Mantel ſammt der nöthigen Wäſche bei mir.

Wenn ich Ihnen Alles dies mittheile, meine Herren und Damen, ſo geſchieht dies nur zu Ihrem eigenen Vortheile. Ich will nicht, daß Sie Ihre Einbildungskraft meinetwegen abquälen.

Ich bin übrigens kein Bär, und wer mit mir zu ſprechen wünſcht, der kann mich finden; ich aber will keine Bekanntſchaften machen.“

Nach dieſen Worten entließ der junge Mann ſeine Gäſte. Einige fanden die Anrede impertinent, die Andern komiſch und originell. Aber der Dämon der Mediſançe entwich und man ſprach im Städtchen nach zwei Tagen gar nichts mehr über meinen Freund, als daß er ein Sonderling ſei.

Drei Schlöſſer in der Steiermark.

Eine Reiſeſkizze.

Von meiner Jugend an habe ich immer eine beſondere Vorliebe für Steiermark gehabt, und ſelbſt, als ich mich in der Schweiz befand, ſtand ich nicht an, den verſtorbenen Ebel, den berühmteſten Topographen ſeines Vaterlandes, zu verſichern: wenn er einmal nach Steiermark kommen wolle, würde er die Schweiz in Miniatur wieder finden. Ich habe ſchon früher ſchöne Tage in dem lieblichen Graz, welches die Franzoſen in ihrer eleganten Sprache ſo bezeichnend: **la ville de Grâces (Graz) sur le Bord de l'Amour — (la Mur)** nannten, zugebracht; heuer genoß ich das Vergnügen, drei herrliche Überreſte vergangener Zeiten in dieſem Lande zu beſehen, welche einen tiefen Eindruck auf mich gemacht haben, und welche ich dir, lieber Leſer, hier beſchreiben will, um dich vielleicht anzuregen, einen Ausflug dahin zu machen; — du brauchſt weder viel Zeit noch viel Geld dazu, und kannſt du als Hausvater 5 Tage und 50 fl. C. M. deinem eigenen Vergnügen und jenem deiner Familie opfern, ſo unternimm die kleine Reiſe, ich gebe dir mein Wort: du wirſt weder Zeit noch Geld bereuen.

Die drei Schlöſſer ſind: Herberſtein, die Riegersburg und Hainfeld. — Ich weiß recht wohl, daß Kumar, Muchar, Wartinger und andere verdienſtvolle Schriftſteller alle Einzelnheiten ihres herrlichen und ergebnißreichen Vaterlandes, mit den gehörigen Kenntniſſen bewaffnet, und mit Liebe für dasſelbe beſeelt, bis in die kleinſten Details beſchrieben haben; allein ihre Werke hatten eine höhere Tendenz als meine kleine Skizze: ſie nahmen ſich das eigentlich Geſchichtliche zum Vorwurf, daher ihre Beſchreibungen auch dickleibige Bücher geworden ſind, die für den Geſchichtsforſcher gewiß von hohem Intereſſe ſind, aber nicht dazu dienen, einem Reiſenden im Wagen und bei Beſichtigung dieſer Burgen zu ſagen, was er da Bemerkenswerthes findet; dieſe Werke wird man mit Vergnügen leſen, wenn man die Gegenſtände geſehen hat, und dadurch auch das erfahren, was man nicht mehr ſehen kann. Ich will durch eine gedrängte Überſicht nur einen Stein beitragen zum Tempel der Schönheit Steiermarks, und ſo erzählen, wie Einer, der nicht lange über ſeine Worte nachdenkt, ſondern ſpricht, wie das Empfundene es ihm in die Feder dictirt. Auch mag es vielleicht einem Steirer ſelbſt nicht unwillkommen ſeyn, zu hören, wie ein Fremder von einigen ſeiner ſchönſten Denkmäler ſpricht; du aber, der du nach mir dieſe drei Burgen beſiehſt, wirſt mir wenigſtens die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen: Er hat nichts Unwahres geſagt.

I.

Herberſtein.

Wenn du, lieber Leſer, Aspang verlaſſen haſt und auf dem Gipfel des Möſelsberges (die gemeinen Leute heißen ihn Eſelsberg) das Dorf Mönchkirchen erreicht haſt, dann ſteige aus deinem Wagen und ſieh dich rund um, ein herrlicheres Rundgemälde wird dir kaum irgendwo aufgethan werden; denn vor dir liegt das himmliſche, bucklige Steiermark. Bei einem Lande halte ich die Buckel für eine große Schönheit, denn es will mich immer bedünken, als hätte der liebe Herrgott ein ſolches Land vor allen andern lieb, und hätte herabgegriffen und mit allmächtiger Hand die Erde zu ſich emporgezogen, damit die Menſchen ihm hier näher wohnen.

Der Ländergrenzſtein liegt bald vor dir und du fährſt nun Thaleinwärts bis zum anmuthigen Markte Pinkau, welcher ſich an einen Hügel lehnt, auf welchem das Städtchen Friedberg liegt. Ich lade dich ein, in Pinkau ein kleines Frühſtück zu dir zu nehmen, du wirſt da in einem kleinen unſcheinbaren Gaſthofe zuerſt die ſteiriſche Reinlichkeit bewundern, und, wenn es dir ſo ſchmeckt wie mir, gerührte Eier ſo vortrefflich finden, daß du dir zum zweiten Male welche rühren laſſeſt.

Du fährſt dann weiter, zwar immer Bergauf und Thalab, aber auf jedem Hügel lacht dir ein neues Bild entgegen und ſo kömmſt du bald zur alten Veſte Thalberg. Du ärgerſt dich hier höchſtens darüber, daß die Bauern die Straße mit ſo großen Steinen beſchottern, und daß der Herr Verwalter von Thalberg ihnen dieß geſtattet; doch habe nur Geduld, die böſe Straße dauert nur bis Hartberg, von wo du dann wieder ganz angenehm fortrollſt.

Mir war nach Hartberg ein ſehr lieber Freund, der Oberamtmann von Herberſtein, mit ſeiner herzensguten, kleinen Frau entgegen gekommen und mit dieſen fuhr ich nun nach ihrem Reſidenzſchloſſe.

Eine Stunde lang fährt man auf guter Straße in einer herrlichen Gebirgsgegend fort, in welcher ſich auf einem hohen Berge das alte Schloß Neuberg (ebenfalls dem Grafen von Herberſtein gehörig) majeſtätiſch präſentirt, und gelangt endlich in das Feiſtritzer Thal, reizend wie wenige Thäler. Zur Linken dehnt es ſich in unermeßlicher Ferne aus, zur Rechten aber (und hier fuhren wir ein) ſind die Hügel gleich den Krippen, welche man für kleine Kinder verfertigt, mit kleinen, niedlichen, über einander ſtehenden Häuſerchen bedeckt, daneben breiten ſich Weingebirge aus, abwechſelnd mit kleinen Wäldchen. Auf einem der Weinberge ſteht freundlich eine Kirche, St. Johann genannt, ſammt einem Kloſter, und auf einem etwas höheren Berge drei Capellen (das heilige Grab genannt). An dieſen vorüberfahrend, bogen wir in eine Schlucht (in Steiermark Klamm genannt) ein, wo zwiſchen den ſich annähernden Gebirgen die Feiſtritz in vielen Krümmungen raſch dahin eilt, und an Klippen und Steinen ſich brechend, gewaltig rauſcht. Angenehme Kühle nahm uns in dieſer Wildniß auf und der Geſang der Waldvögel tönte von allen Zweigen. Über eine kleine Brücke gelangten wir zu einem einſamen Hauſe, einem Fleiſchhauer gehörig, und als ich meine liebenswürdige Begleiterin fragte: „Wo iſt denn Ihr Herberſtein?“ antwortete ſie mir lächelnd: „Wir werden gleich dort ſeyn!“ Ich blickte überall herum; ſah aber nichts als Felſen und Bäume und Waſſer. Endlich erſchien vor uns ein Thor, durch welches wir einfuhren und auf einen Berg gelangten, zu deſſen Rechten ſich noch höhere Felſenmaſſen erhoben, während zur Linken ſich ein Abhang eröffnete, an deſſen Fuße die Feiſtritz rauſchte. Ich wollte aus dem Wagen ſteigen, weil der Berg ſehr ſteil war; allein meine Führerin geſtattete es nicht. Endlich erblickte ich recht hoch über mir ein großes Gebäude, das ich für einen Meierhof mit ſeinen Nebengebäuden erkannte, und unverwandt blickte ich nun dahin, weil ich neben oder hinter demſelben nun auch das Schloß ſelbſt zu erblicken hoffte; meine Begleiterin aber ließ ſich ſchelmiſch vernehmen: »Nicht immer findet man da, wo man ſucht,« und als wir endlich auf den Gipfel des Berges gelangt waren, da ſprach ſie zu mir: Schauen Sie nun vor ſich!« — ich that es und ſieh da, vor mir tauchte aus der Tiefe eine rothe Thurmſpitze auf, und dann die Kuppel und dann die Mauern und endlich das Schloß ſelbſt, und unſer Kutſcher mußte die Räder einſperren, um in dasſelbe gelangen zu können.

Wenn du, mein lieber Leſer, ein Wurm geweſen wäreſt, der ſich lange in dem Kern einer Nußſchale befand, dann könnteſt du dir einen wahren Begriff von der ſeltſamen Lage des feſten Schloſſes Herberſtein machen. Es liegt auf einem langen, nackten Felſenabhange, beiläufig 20 Klafter hoch, welcher Fels auf drei Seiten von der Feiſtritz umſpült wird. Rundum iſt dieſer Fels von höheren Bergen eingeengt, ſo daß du aus allen Fenſtern des Schloſſes nur Berge und Waldränder vor dir ſiehſt. Derjenige, welcher einſt den erſten Stein zu dieſer Wohnung legte, hatte gewiß mit der Welt ſeine Rechnung abgeſchloſſen; er muß Alles geſehen haben, weil er hier nichts mehr zu ſehen verlangte, er wollte ſich nicht mehr finden laſſen, denn hier ſuchte ihn Niemand, Während ſeine Zeitgenoſſen ihre Wohnungen ſtolz auf hohe Berge bauten, um nach allen Fernen ihr Auge zu wenden und auch überall geſehen zu werden, verbarg er ſich in das Herz der Natur und ſuchte hier Ruhe vor den Stürmen der Welt.

Das Schloß Herberſtein iſt eine ſeltſame Zuſammenſetzung von Bauten verſchiedener Jahrhunderte. Der hintere, älteſte Theil, ſchon in Ruinen liegend, iſt im Jahre 1459 von einem Georg von Herberſtein erbaut; er liegt an der Weſtſeite auf ſo ſenkrechten Felſen an der Feiſtritz, daß auch eine Gemſe von dieſer Seite die Burg nicht würde erklettern können. In den alten verfallenen Gemächern dieſes Theiles der Burg befindet ſich nichts mehr Merkwürdiges, es müßte denn der Wartthurm ſeyn, in welchem, wie man mir erzählte, das heimliche Gericht und die Burgverließe ſich befanden.

Der zweite Theil des Schloſſes iſt beſſer erhalten: es befinden ſich darin noch Wohnungen, Arreſte u. ſ. w. In einem Gemache zeigte man das Panzerhemd und das leinene Hemd eines Herberſteiners, in deſſen Blut getränkt, dann ein Paar Helme und Spieße. In anderen Gemächern, welche der jetzige Beſitzer des Schloſſes, Graf von Herberſtein, bewohnt, wenn er hier gegenwärtig iſt, ſind noch einige Kleinodien aufbewahrt, welche die Grafen von Herberſtein als kaiſerliche Geſandte an fremden Höfen erhielten. Es zeichnet ſich darunter vor Allem ein herrliches, erhaben gearbeitetes, ſilbernes und vergoldetes Taufbecken und mehre Becher aus. Auch befindet ſich hier ein Ahnenſaal, welcher mit Bildniſſen der Herberſteiner, genealogiſchen Tafeln und Stammbäumen geziert iſt. Der Boden iſt mit ſchönen, viereckigen, weißen und ſchwarzen Marmorplatten geziert, wie ich ſie in allen ſteiriſchen Burgen gefunden habe.

Der dritte Theil und zwar der Vordertheil des Schloſſes, iſt 1648 im italieniſchen Geſchmack erbaut. Es iſt dieſer Theil der erſte, welchen man bei der Einfahrt im Schloſſe erblickt, und er ſieht aus, als ob er von Porzellan gemacht, oder eben von einer Torte herab genommen wäre. Hier bildet das Schloß ein zwei Stockwerke hohes Viereck, bei welchem man kein Dach, wohl aber im erſten Stockwerke und zu oberſt, ſteinerne Gallerien erblickt. An den vier Ecken befinden ſich Thürme und im Vordergrunde eine Mauer mit hohen vergitterten Fenſtern, welche zu nichts Anderm dient, als daß ſie einen Gang um das Schloß bildet, und daß man durch die Fenſter gleich von Außen das Schloß ſieht. Am Portale des Schloſſes ſtehen in Niſchen, zu beiden Seiten des Thores, Mars und Minerva mit der Überſchrift: »Marte et Arte« und in der Mitte befindet ſich das Herberſtein'ſche Wappen; die Inſchrift dabei lautet: »Sacris auspiciis et protectione coeli tunc reginae hanc sui stemmatis sedem a saeculis coeptam Avorum virtute firmatam nunc vero in familiae suae perpetuum incrementum auxit et erexit illustrissimus ac excellentissimus D. D. Joan. Maximil. Comes in Herberstein, quatuor augustissimorum Caesarum praecipuis ministeriis conspicuus. Anno 1667.

Die Zimmer in dieſem Theile des Schloſſes haben ſeltene Geſtalten, ſie ſind alle lang und ſchmal, und bei den meiſten bildet der Gang des obern Stockwerkes einen Vorſprung der Wand.

Als ich nun ſo von der Reiſe ausruhend, an einem Fenſter des Schloſſes ſaß, und mir es, obſchon ganz eingeſchachtelt, recht friedlich und heimlich zu Muthe wurde, da trat die liebe kleine Oberamtmännin zu mir, zeigte mir ihr herziges, kleines Töchterchen und erzählte mir, wie ſie denn hier geliebt von ihrem Manne, entfernt von dem Geräuſche der großen Welt, ſo ganz glücklich ſei. Sie ſprach auch mit inniger Verehrung von dem Beſitzer des Schloſſes, der mit Verſtand und Bildung Humanität und Herzensgüte verbinde, und ſeine Untergebenen wie Freunde behandle. „Ich möchte um alle Welt nicht aus dieſer maleriſchen, romantiſchen Einöde,“ ſetzte ſie hinzu. „Indeſſen, mein Freund, wollen wir Ihnen morgen ſchon zeigen, daß wir nur einen kurzen Gang zu machen haben, um wenigſtens unſere Augen wieder in die Welt ſchicken zu können, und zwar in eine herrliche Welt. Für heute will ich Sie nur in unſern Küchengarten bemühen.“

Wir gingen durch einen bedeckten Gang aufwärts in den Garten, der, außer allen Gemüſegattungen, nur Rabatten mit perennirenden Gewächſen zeigte. Aber als ich an das Ende desſelben kam, erblickte ich eine Orangerie, wie ich noch in meinem Leben keine herrlichere (nicht an Quantität, wohl aber an Qualität) geſehen hatte. In drei Alleen ſtanden bei anderthalb Hundert der geſundeſten, friſcheſten, mit den ſchönſten Früchten beſäeten Orangen- und Citronenbäume; — obſchon ſie erſt vor Kurzem aus dem Glashauſe herausgebracht worden waren, hatten ſie doch nicht im mindeſten gekümmert, das Laub (in geringerer Anzahl als Früchte und Blüthen) war fett, ſaftig und tiefgrün, und auch nicht Ein Baum iſt mir vorgekommen, welcher kränkelte. Ich ſprach mein Erſtaunen darüber aus und erluſtirte mich wahrhaft in dieſem Orangenwäldchen; verwunderte mich aber noch mehr, als ich vernahm, daß der Mann, welcher ſie beſorgte, nicht einmal ein gelernter Gärtner ſei. Eine Frucht, welche ich verkoſtete, fand ich ſaftig und geſchmackvoll und man ſagte mir, daß man einen nicht ganz unbedeutenden Abſatz damit mache.

Ruhig ſchlief ich in dem alten Gemäuer; denn für mich hat das Rauſchen eines Fluſſes nichts Störendes.

Am andern Morgen beſtiegen wir den Berg, welcher auf der einen Seite das Schloß Herberſtein verbirgt und welcher den Thiergarten bildet. Er iſt mit Fußpfaden durchſchnitten und, als wir ſo allmälig hinanſtiegen, begegneten wir ganzen Heerden von Dammwild. Als uns die Thiere in der Ferne erblickten, ſahen ſie uns erſt mit ihren klugen Augen an, und als dann das vorderſte anfing zu laufen, flohen ſie ihm alle pfeilſchnell nach. Am Gipfel des Berges angelangt, ſahen wir nun auch wieder in die Welt und zwar in eine reizende, lachende Welt. Während zur einen Seite das Schloß Herberſtein auf ſeinem Felſen im Abgrunde lag, eröffnete ſich von der andern eine weite Ausſicht bis zu dem Günſer Gebirge; alle nähern Berge ſind mit Reben, Häuſern und Kirchen beſetzt, und auf ihren Gipfeln ſtehen die alte Veſte Schielleithen und der von der Veſte Neuhaus noch übriggebliebene alte Thurm, dann das alte ritterliche Schloß Stubenberg mit ſeinem Dorfe, und als Schlußſtein der ganz urbar gemachte Berg Kulm.

Die kleine Oberamtmännin war dießmal nicht bei uns, denn ſie beſorgte hauswirthlich die Küche; allein als ich ſie im Schloſſe Herberſtein an einem offenen Fenſter ſah, machte ich ihr die Pantomime des Beifallklatſchens, wofür ſie mich mit einem ſelbſtzufriedenen Lächeln belohnte.

Nachmittags machten wir eine Spazierfahrt, um das Vormittags von ferne Geſehene in der Nähe zu betrachten. Wir beſahen die alte Burg Schielleithen, welche, ſehr feſt gebaut, der Zeit noch lange hätte widerſtehen können; aber ach, einem Advokaten kann nichts widerſtehen — ein ſolcher, als Verweſer darüber geſetzt, hat das Schloß auch richtig in Verweſung gebracht, um — das Materiale davon zu verkaufen. Am Fuße des Berges ſteht das neue ſchöne Schloß Schielleithen, dem Grafen von Wurmbrand gehörig. Schon der Name Stubenberg hatte für mich etwas Anziehendes, denn in meiner Jugend habe ich Kalchberg's Ritterſchauſpiel „Wülfing von Stubenberg“ mit außerordentlichem Vergnügen geſehen, und wo wäre der Mann, bei dem nicht Jugenderinnerungen Einfluß auf ſein ganzes Leben haben? Das Schloß daſelbſt (ganz in der Ebene gelegen), der Stammſitz eines in Steiermark ſehr berühmten Geſchlechtes, iſt jetzt das Eigenthum eines — Müllers, welcher darin Mehl aufgeſchüttet hat. So weit bringt es die Weiß(s)heit unſeres Jahrhundertes. In dem Kirchhofe von Stubenberg befindet ſich ein ſteinernes Monument, welches ein halbes Hundert Herberſteiner Ritter und Frauen deckt.

Noch fuhren wir, den herrlichen Abend benützend, in eine nahe Gebirgsſchlucht, eine der engſten und wildeſten, die ich geſehen habe; beſchauten von einem, auf einem Hügel ſtehenden herrſchaftlichen Weingarthauſe, dem ſchönſten Punkte dieſer Gegend, noch einmal das herrliche Rundgemälde und kehrten dann nach Herberſtein zurück.

Ein gut bereitetes Mahl und vortrefflicher ſteiriſcher Wein mundeten uns trefflich; meine lieben Herberſteiner Freunde erzählten mir noch Vieles von ihrer mir ſo werthen Familie und ihrem vortrefflichen Herrn, und feſt ſchlief ich alsbald — ich hoffe nicht zum letzten Male — in dieſen alten, intereſſanten Mauern.

II.

Die Riegersburg.

Das Feiſtritzthal entlang, über Feiſtritz und Ilz, fuhr ich am andern Tage nach dieſer höchſten, größten und beſterhaltenen Burg, nicht nur in ganz Steiermark, nein in der ganzen öſterreichiſchen Monarchie. Man hatte mir viel davon erzählt, und doch wurde meine hohe Erwartung noch bei weitem übertroffen. Ja, das iſt das großartigſte, impoſanteſte Denkmal vergangener Jahrhunderte, das ich noch je geſehen, ja, es iſt die Zierde der Steiermark. Man mag in dieſem Lande auf einem hohen Berge ſtehen, auf welchem man immer will, überall ſieht man die Riegersburg, man könnte ſie das Landesſignal der Steiermark nennen.

Die Riegersburg ſteht auf einem der höchſten, einzelnſtehenden Felſen, und zwar auf der, ſenkrecht emporragenden Ecke des Felſens, wie hinaufgeklebt, und das ganze

Land von allen Seiten beherrſchend. Da ſich der felſige Berg nach der Länge zieht, ſo enthält der übrige Theil desſelben eine außerordentliche Menge von Vorwerken, ſo zwar, daß man erſt ſieben Thore durchſchreiten muß, bevor man in die eigentliche Burg gelangt. Alles iſt noch ganz erhalten, noch im beſten Stande, und es würde vielleicht auch jetzt ſchwer werden, dieſe Rieſenveſte, wenn ſie vertheidigt würde, zu beſiegen; in ältern Zeiten muß dies vollends zu den Unmöglichkeiten gerechnet worden ſeyn. — Wir ſchritten den ſteilen Berg hinan, theils auf natürlichen Felſenpfaden, theils auch auf mit ungeheuren Steinplatten gepflaſterten Wegen; dieſe Wege drehen ſich zwar ſchlangenartig, ſind aber doch manchmal ſteil. Bei jedem Thore befinden ſich bedeckte Gänge mit Schießſcharten, Baſtionen, Wartthürmen und Caſematen, in deren jeder einige hundert Bewaffnete Platz finden würden. Es beſteht noch ein ſchmaler, ſehr ſteiler Fußſteig, welcher der Eſelsſteig genannt wird und folgendermaßen entſtanden ſeyn ſoll. Es hauſten nämlich hier einſt zwei Brüder, welche ſich tödtlich haßten. Der eine bewohnte die noch jetzt ſtehende Burg zuhöchſt oben, der andere ein zweites Gebäude tiefer unten. Da dieſer Letztere ſeinem Bruder allen Zugang zu ſeiner Burg verwehrte und abſchnitt, ſo ließ der Erſte dieſen Steig aus dem Felſen hauen.

Vor den letzten beiden Thoren der Burg befinden ſich noch Zugbrücken, und bei dem letzten das Wappen der Familie Purgſtall, welcher dieſe Veſte einſt angehörte (jetzt iſt ſie ein Eigenthum des Fürſten von Liechtenſtein) und über dem Wappen fromme Sprüche in deutſcher Sprache. Hier fand ich auch einen Vicehausknecht, den ich fragte, an wen man ſich zu wenden habe, um das Innere der Burg zu beſehen, und der, in Abweſenheit des wahren Herrn Hausknechtes, das Amt eines Führers übernahm. Ich habe auf meinen Reiſen oft Führer verſchiedener Gattung angetroffen. Einige ſprachen viel und dumm, andere warfen Altes und Neues, Wahres und Unwahres ſo unter einander, daß man das Rechte unmöglich herauszufinden im Stande war, wenige verſtanden es, das wirklich Intereſſante mit Geſchick anzugeben; mein jetziger Vicehausknecht war aber ein Menſch, der gar nichts wußte, als daß man von oben eine ungeheure Ausſicht habe. — Vor dem letzten Thore in die Burg befinden ſich in einer Caſematte noch Überreſte der Rüſtkammer, welche noch vor einigen Jahren ſehr bedeutend geweſen ſeyn ſoll, jetzt aber iſt das Bedeutendſte davon in ein anderes Schloß geſchafft worden. Alte Gewehre, Lanzen, Spieße, Theile von Rüſtungen, Lunten, Pulverhörner, Schwerter u. ſ. w. ſind auch hier, wie überall, zu treffen. Ich habe darunter nichts geſehen, was mich beſonders intereſſirt hätte.

Als wir über die letzte Zugbrücke gegangen waren, befanden wir uns im Innern der Burg. Der Hof iſt oblongviereckig und ſehr ſchmal. Es befindet ſich darin ein Brunnen, von dem ich gerne gewußt hätte, wie tief er ſei; mein Führer aber konnte mir davon nichts angeben, als daß er trinkbares Waſſer gebe. Wir ſtiegen ſodann hinauf in die Gemächer und das Erſte, was mein Führer that, war, daß er ein Fenſter öffnete und ſagte: „Da ſchauen Sie einmal hinaus!“ Der gute Menſch hatte übrigens recht, hierauf ein

Gewicht zu legen, denn ein ähnliches Panorama hat ſich mir noch nie aufgethan. Ein Meer von Bergen lag vor und unter mir, wovon die einzelnen gleich Wellen auftauchten; — einzelne Ortſchaften, Schlöſſer, Kirchen und Häuſer, in der Nähe deutlicher, in der Ferne nur wie weiße Punkte gewährten dem müden Auge Ruhepunkte, und endlich verſchwamm das Ganze in Nebel. Wenn man von dem Altane des Stiftes Göttweih 71 Ortſchaften überſieht, ſo möchte ich erſt wiſſen, wie viele man hier ſehen kann. Ich glaube, um ſie zu zählen, müßte man ſich, mit einem guten Fernrohr bewaffnet, wenigſtens acht Tage in der Riegersburg einquartiren.

Was in den Gemächern dieſer Burg merkwürdig iſt, iſt außer der herrlichen Höhe und der Größe derſelben, dann ihrer Regelmäßigkeit, noch Folgendes: Die prächtigen, alterthümlichen, hölzernen Plafonds, das herrliche Schnitzwerk an den Thüren und deſſen Verkleidungen, die ungeheuer prachtvollen, mitunter auch in Farben gebrannten und vergoldeten Öfen. Von alten Einrichtungsſtücken iſt leider nichts mehr zu finden, denn auch dieſe, ſelbſt die Tapeten ſind von hier weggenommen, nach Sebenſtein gebracht, und ſtatt der letztern hie und da ein elendes Wandgeſchmiere (genannt Malerei) angebracht worden. Ich mag nicht läugnen, daß mich das Ding ärgerte und ich konnte mich nicht enthalten, meinen Verdruß in dem Fremdenbuche mit folgenden Worten auszulaſſen:

O herrliches Denkmal verfloſſener Zeit!
Du Steiermarks Stolz und Augenweide!

Wer wak denn gar ſo ſupergeſcheidt,
Und raubte dir dein Eingeweide?

Noch muß ich erwähnen, daß ſich in einem Saale der Burg (vermuthlich einſt der Prunkſaal), in einer Fenſterſcheibe, mit einem Diamant eingekratzt, folgende Worte finden: „Am 14. April 1635 han wir da ſechs Tage nacheinanda gezecht und all Tag ein Rauſch gehat.“ Auch befindet ſich hier noch ein Saal von neuerer Bauart mit herrlicher Stukaturarbeit, und in derſelben Freskogemälde. Hierin hängen mehre Ahnenbilder und unter ihnen die Porträte der beiden Brüder, welche ſich ſo tödtlich haßten. Auch kann man am Plafond die Worte leſen:

Das Bauen iſt eine ſchöne Luſt,
Was's aber koſt iſt nur mir bewußt.

Man hatte mir früher von einem Herenzimmer in dieſem Schloſſe erzählt, worin ſich noch vor wenigen Jahren ein Bett befunden haben ſoll, das täglich aufgebettet werden mußte. Geſchah dieſes, ſo fand man es jeden Morgen zerdrückt und einen alten Silbergroſchen darin. Wurde es aber nicht umgebettet, ſo ſoll bei Nacht in dem Schloſſe immer ein fürchterlicher Rumor Statt gehabt haben. Ich erkundigte mich bei dem Führer um dieſes Herenzimmer; er ſagte mir aber, daß man dies nicht mehr ſehen könne, weil es jetzt der geſtrenge Herr Amtſchreiber bewohne. Ja, ſo ein Amtſchreiber iſt oft ein wahrer Herenmeiſter, welcher die Geiſter zu bannen verſteht und die alten Silbergroſchen gut brauchen kann!

Der Weg von der Burg herab wurde mir noch viel beſchwerlicher als hinauf; denn bei den ſteilen Stellen brechen einem die Knie ein, und man muß recht gut auf ſeiner Huth ſeyn, daß man auf dem glatten Felſenwege nicht ausglitſcht. Die Burg iſt herrlich und die Ausſicht unermeßlich; aber ich beneide den Herrn Amtmann nicht, der da oben horſten muß.

III.

Hainfeld.

Ich freue mich immer, wenn würdige Menſchen zu Geld und Gut, zu Ehren und Titeln gelangen, und ſo machte es mir denn auch großes Vergnügen, als ich vor geraumer Zeit vernahm, daß unſer allverehrter Joſeph von Hammer, — der Mann in Öſterreich, deſſen Name am weiteſten genannt wird, der Redliche, welcher das Herz auf der Zunge trägt, — von der Gräfin von Purgſtall das Gut Hainfeld und mit dieſem auch Namen und Wappen geerbt habe. Da war endlich wieder etwas an den rechten Mann gekommen.

Da ich dieſem, meinem verehrten Freunde mittheilte, daß ich eine Erholungsreiſe nach Steiermark machen wolle, bot er mir ſogleich, human und zuvorkommend, wie er immer und gegen Jedermann iſt, gaſtfreundliche Aufnahme in ſeinem Schloſſe an, und gab mir auch einen Brief an ſeinen Verwalter mit.

Das Schloß Hainfeld liegt in einer, von mäßigen Bergen umſchloſſenen, lachenden Ebene, nahe am Markte

Feldbach; aber ganz allein und nur von den Wirthſchaftsgebäuden umgeben. Es iſt ein vaſtes, ſchönes, ein regelmäßiges Viereck bildendes Gebäude mit einem Stockwerke und vier Thürmen an den vier Ecken. Man bemerkt noch, daß einſt ein Waſſergraben rund um das Schloß gegangen ſeyn muß, welcher aber jetzt gänzlich ausgetrocknet iſt, und hohes, friſches, mit Wieſenblumen aller Art gemengtes Gras trägt; die Bauart zeigt das Gepräge des ſiebzehnten Jahrhunderts. Das ganze Schloß iſt von Innen ebenerdig mit Lauben, im erſten Stockwerke mit bedeckten Gängen umgeben. Warum der Architekt das Einfahrtsthor nicht mitten gemacht hat, weiß ich nicht; er wird wohl ſeine Urſachen dazu gehabt haben, aber ſchön iſt es nicht. Gleich bei dieſem Einfahrtsthore hat man Gelegenheit, zu bemerken, daß ein gelehrter Mann Herr dieſes Schloſſes ſei, denn ober demſelſelben zeigt ſich eine orientaliſche Inſchrift; auch über den Thüren mehrer Zimmer befinden ſich ſchwarze Tafeln, auf welchen mit Goldſchrift, durch lateiniſche Sprüche aus Klaſſikern ihre Beſtimmung angedeutet iſt. Das Schloß hat im erſten Stockwerke über 60 Zimmer, faſt alle ſehr groß, und durchaus wohnlich, aber alterthümlich eingerichtet; in den meiſten derſelben befinden ſich große doppelte Himmelbetten, welche mit reichen Stoffen, auch mit geſtickten Zeugen und Teppichen überdeckt ſind! Überdieß ſind manche mit ſehr hübſchen Bildern geziert. Herr Baron Hammer-Purgſtall ſcheint, zumeiſt wohl aus Achtung für ſeine verſtorbene Freundin und Wohlthäterin, von welcher er das Gut ererbte, aber gewiß auch aus Sinn für das wahre Schickliche nichts verändert zu haben:

Es herrſchet hier ein verſtändiges Walten:
Die alte Zierde, die alte Pracht
Sind hier getreu und ſorgſam erhalten,
Und nicht daraus pfiffig was Neues gemacht. —

Ich wünſche Ihnen Glück, mein verehrter Freund; Sie beſitzen zwar viele Freunde, aber Sie können ſie hier auf Ihrem Schloſſe alle beherbergen. —

Es befindet ſich ferner eine bedeutende Bibliothek in dem Schloſſe, meiſtens aus Klaſſikern beſtehend, welche von dem Beſitzer ſchon faſt vollſtändig geordnet worden iſt, und wohl in Zukunft auch noch beträchtlich vermehrt werden wird. Eine Tafel mit dem vereinigten Hammer-Purgſtall'ſchen Wappen erklärt in einem bilderreichen, deutſchen Gedichte die einzelnen Felder dieſes Wappens. Nahe an der Bibliothek befindet ſich Hammer's Schlafgemach. In einem Geſellſchaftszimmer ſah ich, zwiſchen den wohlgetroffenen Porträten Hammmer's, ſeiner Gattin und deren Schweſter, auch das Bild der vorigen Beſitzerin, Gräfin Purgſtall. Nicht bald hat mich ein Kopf ſo angeſprochen als dieſer. Es ſpricht eine Herzensgüte und zugleich eine Geduld und Demuth aus dieſem blaſſen Geſichte, welches zugleich die edelſten Formen zeigt, daß man unwillkührlich angezogen wird.

Die Schloßkapelle, in der Mitte des Vordertraktes, iſt nicht groß, aber mit würdevoller Einfachheit ausgeziert. Es befinden ſich zwei Denkmäler darin, welche der jetzige Beſitzer ſetzen ließ. Beide ſind aus rothem Granit mit vergoldeten Sinnbildern. Auf dem einen iſt zu leſen:

Seiner edlen Freundin und Wohlthäterin
vom Erben des Namens, Wappens und Gutes.

Auf der zweiten:

Seiner liebſten Mutter und Gattin
Annen und Carolinen
Der — ach! zu früh — Verklärten,
Der — Gott ſei Dank! — noch Lebenden;
als Mal kindlicher Liebe und häuslichen Glückes
von Hammer-Purgſtall.

Ein großer Küchengarten mit einem Glashauſe befindet ſich ebenfalls bei dem Schloſſe und die Wirthſchaft, welche ſehr bedeutend iſt, wird vom dortigen Verwalter mit Liebe zur Sache und zu ſeinem Herrn betrieben. — Ich fuhr von da auch nach dem Badeorte Gleichenberg, welchen ich zum Frommen der guten Sache in einem eigenen Aufſatze zu beſchreiben Willens bin, und nahm dann von Hainfeld Abſchied, dem Beſitzer im Herzen Glück wünſchend zu dieſem ſchönen Beſitzthume, und danke hiermit öffentlich ſowohl ihm als ſeinem Repräſentanten für die freundliche Aufnahme.

Folgendes kleine Gedicht möge der Erſtere gütig aufnehmen:

An Freiherrn von Hammer - Purgſtall.

Du Edler, der mit voller Kraft geſtritten
So muthig auf der Wiſſenſchaften Feld,
Und der, obſchon ein unbezwungener Held,
Doch auch durch ſeine Siege viel gelitten;

Der auch im Hain der Muſen nie gefehlt
Und mit uns Andern jenes Pferd geritten,
Das höchſtens nur uns trägt in niedre Hütten,
Doch ſelten in ein Schloß zu Gut und Geld;

Dir ward nur wohlverdienter Lohn verliehen,
Das Schickſal gab dir Wappen, Nam' und Haus,
Du kannſt nun ſorglos von dem Kampfplatz ziehen,
Geborgen biſt du ja mit Mann und Maus;
Von jenes Hains und jenes Feldes Mühen
Ruh' Edler nun in deinem Hainfeld aus.

Das raſirte Spanferkel.

Ein Geſpräch zwiſchen zwei Todten.

Der Hörplatz iſt auf dem Leichenhofe zu ***. Man hat daſelbſt ſo eben einen alten Militär eingeſcharrt. Mehre Invaliden defiliren etwas hinkend und geben eine General-Decharge in's Grab. Der Letzte der Truppe, der etwas mehr als gewöhnlich getrunken hat, läßt ſeine Kameraden weiter ziehn und verbirgt ſich in ein Gebüſch. Hier war es, wo er das Ohr an die Erde legte, und ſo zufällig das nachfolgende Geſpräch vernahm, welches er mir am andern Morgen in die Feder ſagte.

Der Todte A. „Das iſt ja ein entſetzlicher Lärmen! — Wer da?“

Der Todte B. „Verzeihen Sie, wenn ich Sie ſtörte, es geſchah ohne meinen Willen.“

Der Todte A. „Das iſt ja ein verfluchter Gedanke, mit ſolchem Getöſe unter die Erde zu kommen.“

Der Todte B. „Die Invaliden des Städtchens wollten mir eine Ehre erweiſen, indem ſie mir in's Grab nachgeſchoſſen.“

Der Todte A. „Was geht mich Ihre Ehre an? Zu meiner Zeit nahm man noch Rückſicht auf die Nachbarn.“

Der Todte B. „Ein Soldat nimmt auf gar nichts Rückſicht. — Er ſchießt, das iſt ſeine Pflicht. Aber mit wem hab' ich denn eigentlich die Ehre zu ſprechen? Die Stimme kommt mir ſo bekannt vor, als hätt' ich ſie in meinem Leben öfters gehört.“

Der Todte A. „Auch ich mache ſo eben die nämliche Bemerkung. — Wenn ich mich nicht irre, ſo ſind Sie ja der Sohn des Gutsherrn, der hübſche blonde Junge, dem ich Unterricht in den ſchönen Wiſſenſchaften gab, und den ich manchmal ſo ſtark bläute, als es mir möglich war.“

Der Todte B. „Bin's, — ja bin's. — Mein Lehrer erinnert ſich alſo meiner noch?“

Der Todte A. „Wie ſollt' ich nicht? Aber Herr — Graf, wie kommen denn Sie in den gemeinen Dorfleichenhof? Sie ſollten Ihre Bahn in einem Mauſoläum oder mindeſtens in dem Familienkeller geendet haben.“

Der Todte B. „Wenn's ſchon geendet ſeyn muß, iſt's nicht einerlei, wo es endet?“

Der Todte A. „Wie, Moral aus Ihrem Munde? Sie müſſen alſo recht unglücklich geweſen ſeyn. Sagen Sie mir doch die Wahrheit, ich fordere Sie bei Ihrer Ehre dazu auf.“

Der Todte B. „Ich habe ſehr lang und ſehr glücklich gelebt, bin hier angelangt ohne es zu vermuthen, und befinde mich auch hier für einen Todten nicht ſehr übel.“

Der Todte A. „Ach — dieſe Sprache iſt nur eine Folge Ihrer Herzensgüte. Sie wollen andern keinen Ekel vor dem Sterben verurſachen.“

Der Todte B. „Man ſoll mir hundert Schuh Erde mehr über den Magen ſchaufeln, wenn ich Ihnen nicht die Wahrheit ſage.“

Der Todte A. „Als ich mich hier einquartirte, waren Sie Offizier unter den Huſaren, damals hielt ich Sie für keinen ſo großen Philoſophen.“

Der Todte B. „Ich wurde auch nicht alt in jenem Corps. Es iſt wahr, der Krieg entfaltet große Talente, aber die Hinterliſt thut auf dem Felde der Ehre auch das ihrige. Ich habe viele brave Männer durch Charlatane übervortheilen geſehen, und meiſtens ſtahlen die Letztern den Erſtern Ehre und Ruhm vom Maule weg. So geſchah es auch mir. Ich kann ſagen, daß ich bei der Schlacht von F*** meinen Poſten tapfer verſah, aber die Zeugen meiner Tapferkeit wurden getödtet, ich ſelbſt gefährlich verwundet und in einem Hoſpital vergeſſen. Einer meiner Kameraden hatte eine beſſere Taktik. Er zeigte ſich überall, lief der Gefahr immer eine halbe Meile weit vor, und vier Pferde wurden unter ihm und durch ihn getödtet. Er verdiente unſtreitig Lohn und bekam daher, als der Obriſt getödtet war, das Regiment, das mir gehört hätte.“

Der Todte A. „Er durchlief vielleicht die Vorzimmer der Großen eben ſo gut, als das Feld der Ehre?“

Der Todte B. „Das weiß ich nicht, aber als ich wieder hergeſtellt war, flog ich nach M***, wo der Fürſt war, um mich bei dieſem über das mir zugefügte Unrecht zu beſchweren. Ich bewahrheitete durch einen ganzen Monat die Falſchheit des evangeliſchen Spruches: „Klopfet an, und es wird Euch aufgethan werden! Ich hatte gut anklopfen, alle Thüren waren geſchloſſen, endlich erhielt ich um einen ziemlich großen Preis Eintritt bei einer Dame, welche damals alle großen Männer des Landes, alſo auch das Land ſelbſt regierte.“

Der Todte A. „Nun, da werden Sie das Glück wohl erhaſcht haben? Sie waren ja ein hübſcher Mann.“

Der Todte B. „Man hat mir von Ihnen erzählt,“ ſagte die Dame ohne mich anzuſehen, „aber die Regimenter habe ich bereits alle vergeben, das müſſen Sie ſich aus dem Sinne ſchlagen. Aber ich weiß doch ein Mittel, Sie zu pouſſiren: Werden Sie Prieſter, ſo mach' ich Sie zum Erzbiſchof.“ — Ich ſprang zurück, ſo daß ich faſt mich ſelbſt überſchlug. — „Erſchrecken Sie nicht ſo ſehr,“ fuhr die Dame fort, „es iſt dazu nicht mehr Zeit nothwendig, als ich brauche mein Schooßhündchen zu kämmen.“ Sie erklärte mir hierauf die ganze Sache und ihre Bedingungen in einem klaren methodiſchen Style, und entließ mich mit den Worten: „Wenn Ihnen das anſteht, ſo kommen Sie übermorgen wieder, wo nicht, ſo ſehen wir uns nicht mehr.“

Der Todte A. „Ah! — ah! —“ (ein Ausruf der Verwunderung).

Der Todte B. „Ganz nachdenklich ging ich. Das was die Favorite von mir begehrt, war die wirkliche Erniedrigung, was man ſo bei Hofe mit dem Worte: „Artigkeit“ belegt. Ich hatte wohl das Beiſpiel vieler großer Männer in dieſer Hinſicht für mich, aber mein Selbſtgefühl widerſetzte ſich. Eine Fliege, welche um eine Wage flattert, während dieſe im Gleichgewichte ſchwankt, kann jene Schale der Wage ſinken machen, auf welche ſie ſich ſetzt. Ich war die Wage, und ein unbedeutender Umſtand beſtimmte meine Wahl. — Ich gab meine Demiſſion ein, und zog mich auf meine Güter zurück, indem ich mir das engliſche Sprichwort wiederholte: „Wer die Gänſe des Königs ißt, ſoll mit ihren Federn erſtickt werden.“

Der Todte A. „Ich war ſo beſcheiden, Sie um die Bedingungen der Dame nicht zu fragen; aber ich wünſchte doch jenen unbedeutenden Umſtand zu kennen, welcher einen ſo edlen Ausgang bewirkte.“

Der Todte B. „Ich ſchäme mich, Sie davon in Kenntniß zu ſetzen. Es iſt eine Thorheit, ein Knabenſtreich.“

Der Todte A. „Heraus damit, wer kann wohl ſagen, er habe nie aus einer Thorheit Nutzen gezogen?“

Der Todte B. „Auch muß ich fürchten Ihre Geduld durch mein Geſchwätz zu ermüden.“

Der Todte A. „Eine ſchöne Ausrede für Menſchen, welche eine Ewigkeit mit einander zubringen müſſen. Übrigens übt ein Todter, welcher die Zeit tödtet, nur gerechte Wiedervergeltung aus, da die Zeit ihn getödtet hat.“

Der Todte B. „Da Sie es durchaus ſo wollen, ſo hören Sie: Ich ging alſo, wie bereits geſagt, ganz nachdenkend von der Dame weg und auf den Wällen der Stadt ſpazieren. Da bettelte mich ein Armer um Almoſen an. Ich gab ihm etwas kleine Münze, und bemerkte dabei auf ſeinem Geſichte den Ausdruck der einnehmendſten Sanftmuth, und auf ſeinen Wangen den Purpur der Scham. Ich fragte ihn um die Urſache ſeines Elends, wozu er nicht geboren zu ſeyn ſchien. „Ach, mein Herr,“ antwortete er mir, „Sie ſpotten meiner. Es iſt der höchſte Grad von Unglück, wenn man ſich über ein Elend zu beklagen hat, welches aus einer Lächerlichkeit entſtand, und in dieſem Falle befinde ich mich.“ Er ſprach dieſe Worte mit dem Ausdrucke eines ſo tiefen Schmerzes, daß ich in ſeinen Augen eine Thräne ſuchte, aber ſie waren trocken, und ich bedauerte ihn um ſo mehr. Aber auch meine Neugierde war auf's heftigſte erregt, ich bat ihn, mir alles zu erzählen. Er ſetzte ſich auf eine Kanonenlavette und ſprach wie folgt:“

„Ich war Barbier zu Luneville, und von Natur aus ehrgeizig, ſuchte ich Alles hervor, was meine Kunſt mit Glanz beſtreuen konnte. Ich ſchlich mich in's Schloß ein, und hatte die Ehre dort Herrn von Voltaire zu raſiren und ihm die Haare zu ſchneiden, ein Verdienſt, welches um ſo glorreicher war, als es nie einen ſteifern, ich möchte ſagen, widerſpenſtigeren Bart und nie einen beweglicheren Kopf gegeben hatte. Allein dieſer vorübergehende Ruhm genügte mir nicht, und ich wünſchte nichts ſehnlicher, als mein Meſſer auch an den Pater Menou, den Beichtvater des Königs Stanislaus, legen zu können. Ich hatte bemerkt, daß ein Jüngling mit Namen Thomas, einer der Gehilfen des Generalkoches, gewöhnlich den hochwürdigen Herrn bei der Tafel bediente, und ihm auch beim An- und Auskleiden half. Dieſen ging ich an, mir ein gutes Wort beim Pater zu reden, und verſprach ihm dafür, ihn umſonſt zu raſiren, wenn er es einſt nöthig haben würde. — So ſtanden die Dinge, als ich Thomas eines Tages in Thränen begegnete. Er faßte meinen Arm und ſchrie: „Ach, Herr Barbier, haben Sie Barmherzigkeit mit mir, ich bin verloren!“ — „Was gibt's denn, mein Freund?“ — „Der Generalkoch hat mir ein Spanferkel gegeben, es ſoll heut auf die Tafel des Königs kommen, es ſteht ſchon auf dem Budjet, welches für die heutige Tafel entworfen iſt, ach ich bin verloren.“ — „Nun, mein Freund, ſo brühen Sie es ab!“ — „Unmöglich, Herr Barbier, ich habe aus Verſehen das Ferkel in's ſiedende Waſſer geworfen, und jetzt ſind die Haare ſo in einander geklebt, daß ich auch nicht ein einziges herausbringe, ohne Ihre Hilfe bin ich verloren.“ — „Was kann ich für Sie thun?“ — „Ja, wenn Sie raſiren wollten?“ — „Wen?“ — „Das Spanferkel?“ — „Wo denken Sie hin? ſoll ich mein Raſirzeug ſo entehren?“ — „Nehmen Sie dieſe vier und zwanzig Sous, und wenn's geſchehen iſt, ſo ſtell' ich Sie dem Pater Menou vor.“ — Dieſes Verſprechen verblendete mich, ich hielt die vier und zwanzig Sous in der Hand. Geiz und Eitelkeit faßten mich, und ich trat in die Küche. — Thomas brachte den Patienten, wir ſchloſſen die Thüre, und ich verſichere, daß noch kein Menſch ſo friſch und rein aus meinen Händen ging, als dieſes Ferkel.“

„Als es vollbracht war, führte mich Thomas zum Beichtvater des Königs. Der Jüngling mußte ſeines Einfluſſes auf den Pater recht gewiß ſeyn, denn er führte mich ohne Umſtände hinein und übergab mir den Kopf desſelben. Mein Raſirzeug war im Gang, und ich raſirte den Pater ſauber. Ich erhielt Befehl wieder zu kommen, und eilte triumphirend nach Hauſe. Meine Frau meinte, ich ſei närriſch, ſo ſang und ſprang ich vor Freude.“

„O was iſt die menſchliche Größe? Eben als ich von dem größten Glücke träumte, nahte ſich mein Untergang mit Rieſenſchritten. Der Koch bemerkte, als er das Ferkel an den Spieß ſtecken wollte, daß es nicht nach den Regeln der Kunſt zubereitet war. Thomas wurde gerufen, inquirirt, er bekannte, und ward von den Großoffizieren der Gaumenkitzelungs-Wiſſenſchaft zu ſechs Franken Strafe und achttägigem Gefängniß verurtheilt. Das Spanferkel wurde nicht ſervirt, dagegen entſchädigte man die Gäſte durch die Erzählung der Toilette, welche es gemacht hatte. Der König lachte viel, und wenn der König lacht, ſo glaubt der letzte Karrenſchieber ſeines Reichs auch lachen zu müſſen, daher war ich ehe die Sonne unterging, ſchon die Fabel der ganzen Stadt.“

„Am andern Morgen nannte man mich ſchon nicht mehr anders als den Ferkelbarbier. Die Straßenjungen rotteten ſich an dem Thore meines Hauſes zuſammen, und grunzten immer fort: „oui! oui! oui!“ der Pater Menou jagte mich auch fort, aber ich verzieh ihm. Plötzlich war ich verlacht, verhöhnt, verachtet, zu Grunde gerichtet, und ich verließ daher eine Stadt, wo meiner nichts mehr wartete, als mich von allen Seiten verlacht zu ſehen. Das Unglück verfolgte mich auch nach M ** z; ich wurde dort krank aus Ärger, und ſeit dieſer Krankheit iſt mir ein Nervenzittern geblieben, welches mich am Raſiren hindert. Meine Frau wurde vom Schlag gelähmt, und meine Tochter lief einem Gendarmen nach, der einer Lieutenantsſtelle nachlief. Auf dieſe Art richtete eine einzige Gefälligkeit von meiner Seite eine ganz honette Familie zu Grunde. — Ach lieber Herr! wer Sie auch immer ſeyn mögen, barbieren Sie ja niemals ein Spanferkel!“

„So endete der Bettler und ich weiß nicht, ob ich bei ſeiner Erzählung gelacht oder geweint habe, aber ſo viel weiß ich, daß ich auf ſeinen letzten Ausruf: „Barbieren Sie ja nie ein Spanferkel,“ unwillkürlich ausrief: „Nein, ich werde keines raſiren, daß ich ihm einen Thaler für ſeine Lehre in die Kappe warf, und über mich ſelber erröthend, davon eilte.“

Der Todte A. „Ich ſehe ſchon, wie Sie ſich in einem Wagen werfen, und auf Ihren Gütern anlangen, wo Sie ſchöne Entwürfe machen, welche nicht lange dauern.“

Der Todte B. „Im Gegentheile, ſie waren unerſchütterlich. Meine Freunde ſuchten mich oft wieder auf meine alte Bahn zurückzuführen, und den Durſt nach Ehre und Würden wieder in mir anzuregen, aber immer fiel mir die Geſchichte des Barbiers wieder ein, und ich ſagte: „Nein, ich will kein Spanferkel raſiren; denn eigentlich thut das ein Jeder, der bei großen Herrn etwas ſucht, ein wenig, oder iſt wenigſtens bereit, es zu thun.“

Der Todte A. „Wie? Sie wären alſo bis an's Ende Ihrem Entſchluſſe getreu geblieben? Wirklich eine ſeltne Beharrlichkeit!“

Der Todte B. „Ja, ich ließ mich weder von der Unabhängigkeit noch von dem Glücke irre machen, und machte mir ſo aus einem Leben von ein und neunzig Jahren einen ſüßen Traum. Das Glück hat mich oft verlaſſen, aber nie die Redlichkeit. Ich wollte den Menſchen immer wohl, und ich that ihnen auch Gutes ſo viel ich konnte, ich gab ihnen ſogar die Erlaubniß mir undankbar zu ſeyn, und habe ſie nie anders dafür beſtraft, als daß ich manchmal über ſie ſpottete.“

Der Todte A. „Aber Ihre Talente? — Das Vaterland.“

Der Todte B. „Ein bloßes Gewohnheits-Compliment! Ich habe noch keinen Menſchen gekannt, der nicht entbehrlich geweſen wäre.“

Der Todte A. „Dieſe Philoſophie könnte auch wohl der Deckmantel der Faulheit ſeyn. Nichts iſt gewöhnlicher, als ſeine Schwäche in eine Art von Syſtem zu bringen, und ſeine Neigung auf Rechnung ſeiner Vernunft zu ſchieben. Jeder Menſch hat eine geheime Neigung in ſich, die ihn an ſein Ziel führet, und ich will Ihnen zum Belege dieſes Satzes eine Geſchichte aus meiner Jugend erzählen. Ich verließ die Erziehungsanſtalt und ging nach der Reſidenz, um dort das Verſäumte wieder nachzuholen. Ich hatte keine widerliche Geſtalt und hatte nichts Eiligeres zu thun, als meine brennende Liebe einer Brünette zu erklären, welche aus einem guten Hauſe war. Sie war die Tochter des Küſters der Sulpitius-Kirche. Trotz dieſes chriſtlichen Urſprungs fand es die Mamſell doch ſüßer, zwei Anbeter, als Einen zu haben, und ich hatte das Glück oder Unglück, meine Geliebte in den Armen meines Stellvertreters anzutreffen. Mein Nebenbuhler war Militär und ich konnte meine Galle nur an mir ſelbſt auslaſſen, und beſchloß mir den Tod zu geben. Nachdem ich lang über das: „Wie?“ mit mir ſelbſt zu Rathe gegangen war, faßte ich endlich den Entſchluß mich in's Waſſer zu ſtürzen, aber nicht am Ufer, ſondern in der Mitte des Fluſſes, um meiner Sache gewiſſer zu ſeyn. Ich gelangte zu jener fürchterlichen Ruhe, welche der Gipfel der Verzweiflung genannt werden kann, brachte meine Geſchäfte in Ordnung, ließ auf meinem Tiſche meinen Schuldenſtand und einen Zettel für die Polizei liegen, und ſchlenderte gegen den Fluß. Dort angelangt miethete ich mir einen kleinen Nachen und bezahlte meinen Charon vorhinein, und ſchwamm dann hin auf dem Waſſer mit den Augen den Platz ſuchend, wo der Fluß am tiefſten ſei, und wo ich alſo verſchwinden wollte. Wie erſtaunte ich, als ich mich ſchon am jenſeitigen Ufer befand, während ich noch immer den Mittelpunkt ſuchte. Ich bewog meinen Führer wieder umzukehren, aber auch das zweite Mal ging es mir nicht beſſer, und mit dem beſten Willen von der Welt ſahen meine Augen nicht, was doch ſo ſichtbar vor mir lag. Zornig ſprang ich endlich an's Ufer. In dem Augenblick als ich den Boden berührte, zerſtreuten ſich auch die ſchwarzen Wolken vor meinen Blicken, ich glaubte mich dem Cocytus entwiſcht, lachte über meine Thorheit, und nahm mir noch an demſelben Tage ein Weib, das ich nicht liebte, aber das mich unterhielt. Was iſt aus alle dem zu ſchließen? daß ich im Grunde das Leben eben ſo ſehr liebte, als Sie die Ruhe, und daß es überall Spanferkel zu raſiren gibt.“ —

Der Todte B. „Sie können wohl recht haben. Aber ich denke es wäre genug für heute. — Laſſen Sie uns erſt ein kleines Schläfchen von ein Paar Jahrhunderten machen, dann wollen wir das Geſpräch fortſetzen.“

Der Todte A. „Noch ein Wort, waren Sie hier nicht Gutsherr?“

Der Todte B. „Allerdings, und dieſer Leichenhof gehört zu meiner Grundherrlichkeit.“

Der Todte A. „Erſtreckt ſich die Grundherrlichkeit auch unter die Erde und tief hinunter?“

Der Todte B. „Das glaub ich, bis zu den Antipoden.“

Der Todte A. „Ach wenn's ſo iſt; ſo bin ich hier ihr Unterthan. Gute Nacht, Euer Gnaden!“ —

Der Todte B. „Gute Nacht!“

Die Speckſeite.

(Wiener Sage.)

Man hatte ſich lieb, ging ein Ehbündniß ein
Und die Prieſter zum Weibe ſprachen:
Du ſollſt deinem Mann unterthänig ſeyn
In allen billigen Sachen!
Die Weiber riefen ihr „Ja“ alſogleich,
Doch ohne dieß Wort zu bewahren,
Dieß geſchah in der Wienſtadt zu Öſterreich
Doch nicht jetzt, vor undenklichen Jahren.

Das ſchwächre Geſchlecht ward das ſtärkere bald
Gerade durch ſeine Schwächen,
Es wußten durch ihrer Reize Gewalt
Die Köpfchen die Köpfe zu brechen,
Da fing denn an ein ganz neues Reich,
Wo ſo viel die Pantoffel bedeuten,
Das geſchah in der Wienſtadt zu Öſterreich
Doch nicht jetzt, nein, vor uralten Zeiten.

Die Rathsmänner, die auch zu Hauſe nicht
Umändern konnten die Sache,
Die brachten ſie endlich nach ihrer Pflicht
Im verſammelten Rathe zur Sprache;

Doch verſchloß man die Saalthüren alſogleich
Daß die Frauen davon nichts erfahren,
Die damals zu Wien in dem Öſterreich
Wie jetzt ſo neugierig waren.

Und nach des Rathes Beſchluſſe ward
Noch eh der Tag war vergangen
Beim rothem Thurme am Stadtthore hart
Eine Speckſeite hoch aufgehangen,
Dabei ſtand eine Leiter zugleich
Und ein Wächter, um ſie zu bewahren,
Weil damals zu Wien in dem Öſterreich
Manch Dinge noch unſicher waren.

Und Herolde kündeten rings in der Stadt
Auf allen Plätzen und Straßen:
„Der Mann, der von ſeinem Eheweib hat
Noch niemals regieren ſich laſſen,
Der Herr iſt in ſeines Hauſes Bereich
Mag nehmen die ſpeckige Seiten!“
Das geſchah in der Wienſtadt zu Öſterreich
Doch nicht jetzt, nein, zu uralten Zeiten.

Und Viele gingen des Tages vorbei
Und es wäſſert ihr Mund nach dem Specke,
Doch wußten ſie wohl wie's zu Hauſe ſei
Und bogen ſchnell über die Ecke,
Viel Weiber verbothen den Männern auch gleich
Zu geh'n durch die Straß und zu fahren;

Das geſchah in der Wienſtadt zu Öſterreich
Doch nicht jetzt, vor undenklichen Jahren.

Ein Tag nach dem andern fruchtlos verging,
Zwei Speckſeiten waren zerronnen
Und ſchon die dritte am Hauſe hing
Und Keiner noch hat ſie gewonnen;
Das war für die Rathsherrn ein böſer Streich,
Die ſchon ihren Rathſchluß bereuten
Und ſeufzten: In Wien hier zu Öſterreich
Sind jetzt gar erbärmliche Zeiten!

Doch endlich wagte ein Böttcher ſich dran
Die Speckſeite wollt' er ſich nehmen,
Der Ruf ſprach von ihm: Dieſen feſten Mann
Noch nie konnt' ein Weib ihn bezähmen,
Und wenn ſie nur muchste, ſo ſei er ſogleich
Mit ihr unbarmherzig verfahren,
Das war in der Wienſtadt zu Öſterreich
Noch erlaubt vor undenklichen Jahren.

Zum rothen Thurm kam er jauchzend hin
Sich zuzueignen die Beute,
Ein Zug von Männern begleitete ihn,
Doch waren's nur ledige Leute,
Und anſchickt der Böttcher ſich alſogleich
Empor auf der Leiter zu ſchreiten,
Das geſchah in der Wienſtadt zu Öſterreich
Doch nicht jetzt, nein, vor uralten Zeiten.

Doch ſtieg kaum einige Sproſſen der Mann
So ſah man ihn zögern und ſtutzen;
„Ich hab meine neue Weſt' eben an,
Die könnt' ich — ſo ſagt er — beſchmutzen,
Da gäb's denn Spektakel zu Hauſe gleich
Drum will ich ſie eher verwahren.“
Die Handwerker hatten in Öſterreich
Wenig Weſten vor ſo vielen Jahren.

Der Böttcher ſtieg von der Leiter herab
Um auszuziehen die Weſte,
Der Wächter wies aber vom Platze ihn ab
Und dem Publikum ward dieß zum Feſte,
Das Volk ſah man höhnend und lachend zugleich
Den Böttcher nach Hauſe begleiten,
Ein guter Mann ward in Öſterreich
Noch belacht in den finſteren Zeiten.

Die Speckſeite wurde nun fortgeſchafft
Und beim Bürgermeiſter gegeſſen,
Und kund ward gegeben: Viel Männer von Kraft
Hätten wohl ſich gefunden; indeſſen
Sie wollten prahlend mit Männlichkeit
Nicht öffentlich vorwärts ſich drängen. —
Die Speckſeit blieb hängen zu jener Zeit
Vielleicht blieb' auch jetzo ſie hängen.

Lißt.

Buchſtabenſpiele.

Metamorphoſe.

Lief ein Ungarknabe einſt von dannen
In die Welt, bedrücket vom Geſchick;
Siegend kehrt als Jüngling er jetzt wieder
Zu dem theuren Vaterland zurück
Triumphirend über Kunſt und Glück.

Eindruck.

Leiſe haucht er und im Aug' die Thräne
Iſt der Zeuge für's bewegte Herz,
Stürmend brauſen gleich darauf die Töne
Zagend blickt das Auge himmelwärts,
Tief dringt jeder Ton in jedes Herz.

Univerſalität.

Leicht iſt Alles ihm, das Schwerſte ſelbſt bezwingt er,
In Beethoven's geiſt'ge Tiefe dringt er,
Schubert's Lieder mit den Fingern ſingt er,
Zierlich ſpielt er Herz und Webern deutſch voll Stärke
Treu verkündet er der größten Meiſter Werke.

Umwandlung.

Liegt auf der Seele dir ſchwere Laſt
Irdiſcher Qual, die zu tragen du haſt,
Spielt dir ein Stücklein der ſeltſame Gaſt,
Zaubert er ſchnell dir aus banger Bruſt
Traurigkeit, — Lißt wandelt Laſt dir in Luſt.

Vergleichung.

Leider liebt ihr immer das Vergleichen,
Immer muß Euch dieß den Maßſtab reichen
So von Zweien muß ſtets Einer weichen,
Zähmet dieſe Sucht, die ſo gebräuchlich,
Thalberg, Lißt ſind Beide unvergleichlich!

An die Recenſenten.

Laſſet ab mit Worten ihn zu preiſen
In den Blättern, drin ihr Kunde gebt,
Selbſt muß man ihn hören, ſelbſt ihn ſehen,
Zierlich Wortgepräng kann nichts beweiſen,
Todt iſt Euer Wort, ſein Ton doch lebt.

An die Nachahmer.

Laßt das ſeyn, denn Ihr erreicht ihn nie,
In dem Kaſten liegen zwar die Töne,
Sind auch Finger gnug, die Euern zehne,
Zweifl' auch nicht, Ihr kennt die Harmonie,
Tackt habt Ihr genug, doch auch Genie?

Harmonia.

(Nachdem Lißt den „Erlkönig" geſpielt hatte.)

Wer ſpielt, daß ſein Haar ihm beweget der Wind?
Es iſt ein Meiſter, die Kunſt iſt ſein Kind,
Er hat die Kleine wohl in dem Arm,
Er faßt ſie ſicher, er hält ſie warm.

„Mein Vater! ſo blaß iſt dein Angeſicht
Verzehrende Glut aus dem Auge dir bricht,
Das ſchwimmet, mich ängſtend, im dunklen Reif;“
„„Mein Kind! ich bin ſtolz auf den dunklen Streif.““

„„„Ich bin Harmonia, o komm mit mir,
Gar herrliche Spiele ſpiel' ich mit dir,
Manch bunte Blumen reicht dir meine Hand,
Auch hab' ich für dich ein gülden Gewand.“““

„Mein Vater, mein Vater, o höre nicht
Was Harmonia dir leiſe verſpricht.“
„„Sei ruhig, bleibe ruhig mein Kind!
Nur vorwärts, hinan, wo der Lorbeer grünt.““

„„„Willſt hoher Meiſter du mit mir gehn,
Im Tempel des Ruhms ſollſt du neben mir ſteh'n,
Es jubeln dir zu der Sterblichen Reih'n
Sie wiegen und tanzen und ſingen dich ein.“““

„Mein Vater, mein Vater und ſiehſt du nicht dort?
Sie will dich führen an düſteren Ort.“
„„Mein Kind, mein Kind ich ſeh' es genau,
Es iſt des Himmels azurenes Blau.““

„„Ich lieb' dich, mich reizt deines Willens Gewalt,
Für dich gibt's kein rückwärts, für dich keinen Halt!““
„Mein Vater, mein Vater! jetzt faßt ſie dich an,
Die Böſe hat dir ein Leides gethan.“

Der Vater ſprenget vorwärts geſchwind,
Es ächzt in ſeinen Armen das Kind,
Das Höchſte erreicht er mit Mühe und Noth,
Es weint das Kind, der Vater war todt.

Zum neuen Jahre.

An die Mode.

Die Mode wechſelt mit der Zeit
Sie bringt im künft'gen Jahre
Uns wieder manches neue Kleid
Und manche neue Waare,
Ob immer gut ſei das, was ſchön,
Das wollen wir hier übergehn,
Man lobt's, iſt es nur Mode.

Frau Mode! wie es ihr gefällt
Mag ſie das Haar uns krauſen,
Tyranniſch über dieſe Welt
In Putz und Kleidern hauſen,
Nur in den Sitten, liebe Frau,
Da nehm ſie's künftig mehr genau
Bis jetzt gabs ſchlimme Moden.

Auf Schwüre halten und auf Wort,
War lang nicht mehr gebräuchlich,
Betrügen, lügen da und dort
Das nährte leider reichlich,

Frau Mode, ſei ſie doch geſcheidt
Und mache ſie die Redlichkeit
Im künft'gen Jahr zur Mode.

Wenn Frauen künftig ganz allein
An ihren Männern hingen,
Genau beſorgten Haus und Schrein
Statt Arien zu ſingen,
Zu guten Menſchen ihre Frucht
Hübſch bildeten durch kluge Zucht,
Das wär 'ne ſchöne Mode.

Wenn Treue und Beſtändigkeit
Die Mädchen wieder zierten
Und ſie ſo oft nicht wie ihr Kleid
Liebhaber ändern würden,
Das wär' wohl auch ein ſchöner Brauch
Und wär' es ſo, dann würde auch
Heirathen wieder Mode.

Daß von den Pflaſtertretern ſich
Der junge Mann entferne
Und ſtatt franzöſiſch männiglich
Die Mutterſprach' erlerne,
Damit ein braver deutſcher Mann
In deutſchen Cirkeln ſprechen kann,
Das werde wieder Mode.

Auf dem Theater wird jetzt nur
Herum fataliſiret,
Von den Autoren die Natur
Erbärmlich malträtiret,
Ach! kämen Jammer, Thränen und
Zigeuner, Räuber, Schickſal, Hund
Doch endlich aus der Mode.

Verdamme Frau, wenn dir's beliebt,
Die dichtriſche Cohorte,
Die uns ſtatt Feuer Rauch nur gibt
Und ſtatt Gedanken Worte;
Bann all den myſt'ſchen Honigſeim
Und bring den Wieland und den Gleim
Jetzt wieder in die Mode.

Auch für die Muſiker ſoll bald
Ein neu Syſtem erkeimen,
Denn jetzt kann man ja kaum den Wald
Mehr ſehn vor lauter Bäumen,
Dem Wirrwarr reiche keinen Lohn
Und bei der Compoſition
Werd Harmonie zur Mode.

Bei Bürgern ändre ſich der Brauch,
Daß ſie ſich gleich den Grafen
Mit Auſtern füllen ihren Bauch
Und nur in Seide ſchlafen,

Dann kommt wohl auch die Wohlfeilheit
Der Schuh' und Stiefel mit der Zeit
Auch wieder in die Mode.

In dieſem künft'gen neuen Jahr
Urtheile über Künſte
Und über ihrer Jünger Schaar
Der Mann nur vom Verdienſte,
Doch daß manch keckes Knäbelein
Es wagt ſein I — a drein zu ſchrei'n,
Das komme aus der Mode.

Bei Advokaten komme ſein
Die ſchnellſte Rechtsmethode,
Und bei den Ärzten ganz allein
Das Heilen in die Mode;
Behüte unſern muth'gen Kranz
Von Kriegern vor der Arroganz,
Beſcheidenheit ſei Mode.

Und haſt du, was ich bat, gethan
Bei Männern und bei Frauen,
Dann kleide, wie du willſt uns an,
Will ſchweigend Jedes ſchauen,
Wenn auch die Schale dorrt und bricht
Verdirbſt du nur den Kern uns nicht,
Dann lob' ich dich, Frau Mode!

An die geſchmückte Ida.

Weßwegen ſchmückeſt du dich immer
Mit Prunkgeſchmeid und Edelſtein
Und ſuchſt bei ſo viel eignem Schimmer
Noch einen fremden auszuleih'n?

Der Reiz, den die Natur verliehen,
Bleibt immer ſchön und immer neu,
O miſche nicht durch dein Bemühen
Dem Göttlichen das Ird'ſche bei.

Nicht ſolchen eitlen Frevel wage,
Kein Vortheil ſprießet dir daraus,
Du brenneſt nur dem jungen Tage
Mit Kerzenlicht die Augen aus.

Die Gans, welche tanzen lernt.

(Fabel.)

„Ich bin gewiß ein ſchönes Thier
Schneeweiß iſt mein Gefieder,
Mein Leib ſo kurz, mein Hals ſo lang
Und zart gebaut die Glieder.“

„Doch wär' ich ſicher ſchöner noch,
Könnt ich recht zierlich tanzen,
Da würde ſich entwickeln erſt
Die Grazie recht im Ganzen.“

So ſprach ein junges Gänschen einſt
In ſeinem Hühnerſtalle,
Es hatt' auch recht, es ſprechen ſo
Die jungen Gänschen alle.

Wer tanzen konnt' im Hühnerhof
Den lud Mama in Eile,
Damit dem Töchterchen er gleich
Tanzunterricht ertheile.

Allein den Tanz zu lernen war
Die Kleine nicht capabel,
Sie keuchte, ſtrauchelte und fiel
Gar endlich auf den Schnabel.

Da ſchimpfte ſie gar jämmerlich
Und gab, wie kleine Geiſter,
Nicht ihrem eignen Ungeſchick
Die Schuld, nein, ihrem Meiſter.

Dem Sperling warf ſie vor, ſein Tanz
Sei gar zu unäſthetiſch,
Der Tauber ſprang ihr viel zu keck,
Der Pfau viel zu pathetiſch,

Der Hahn bewegte ſich beim Tanz
Mit gar zu viel Grimaſſen,
Beim Indian ſchien ihr der Leib
Zum Kopfe nicht zu paſſen.

Kurz, ganz verzichten wollte ſie
Schon auf des Tanzes Ehre,
Weil ſie zu unterrichten gar
Kein Meiſter würdig wäre.

Da wackelt' eine Ente ihr
Entgegen bei der Jauche,
„Ha! das iſt eine Lehrerin,
Rief ſie, wie ich ſie brauche.

„Der Körper, o wie anmuthsvoll,
Der Gang voll feiner Sitte,
Ein neuer Reiz entfaltet ſich
Bei jedem neuen Schritte.“

Zur Lehrerin ward nun der Gans
Die Ente gleich beſchieden
Und beide Fräuleins waren mit
Einander ſehr zufrieden.

Man ſah ſie in dem Hühnerhof
Im Tanz herum ſpektakeln,
Die Gans erlernte, was ſie ſchon
Viel früher konnte: — wackeln.

Nun will ich mit dem kurzen Sinn
Der langen Worte dienen:
Man ſucht in Andern nur ſich ſelbſt,
Gefällt ſich ſelbſt in ihnen.

An F. X. Told.

(Als er mir ſein, mir zugeeignetes Taſchenbuch „Fortuna“ zugeſandt hatte.)

Nur ſelten kehrt Fortuna
Bei einem Dichter ein,
Die Schelle iſt ihr lieber
Als ſüße Melodein;

Drum wußt' ich vor Erſtaunen
Wohl kaum, wie mir geſchah,
Als ich in meinem Hauſe
Die ſtolze Göttin ſah.

Sie prangt' im grünen Kleide
Rundum verbrämt mit Gold,[*]
Ich fragte, wer ſie ſende?
Sie ſprach: „Ein Freund, dir hold.“

Noch mehr war ich verwundert,
Als ſie ſich zu mir bog
Und aus dem grünen Kleide
Viel ſchöne Lieder zog.

Mit einem Band umwunden
War dieſe Liederſchar,
Und meinen Namen wurd' ich
Auf dieſem Band gewahr.

---

[*] Das Exemplar war alſo eingebunden.

Da ſchlug ich meine Augen
Beſchämt zu Boden dann,
Sie fragend, wie ſolch' Ehre
Und Lieb' ich mir gewann?

Und lächelnd ſprach die Göttin:
„Du weißt ja, ich bin blind,
Und wende mich wohl öfters
Zu dem, der's nicht verdient."

„Ein Freund, ein unbekannter,
Deß Herz ſich zu dir neigt,
Hat mir aus wahrer Freundſchaft
Den Weg zu dir gezeigt."

Dank dir! rief ich, o Göttin!
Die alſo mir erſcheint,
Du gabſt mir mehr als Reichthum,
Du gabſt mir einen Freund!

Unvermögen.

(Nach Goethe's Dahinſcheiden.)

Mich drängt es was zu ſagen
Von ihm, der Alles geſagt,
Mich treibt es mit zu klagen,
Wo ganz Europa klagt;
Ein Steinchen möcht' ich bringen,
Zum Tempel über ſein Grab,

Wie ſoll es mir gelingen,
Da ich die Kraft nicht hab?

Der Worte ſchaale Menge
Kann hier nicht dienlich ſeyn,
Unwürdiges Gepränge
Auf ſolchem Leichenſtein,
Und wär' in Leidesweiſen
Auch Einer noch ſo fein,
Er müßt' um ihn zu preiſen
Doch ganz er ſelber ſeyn.

Darum, wer will, mag tunken
Den Kiel zum Lobgedicht,
Und hol' ſich einen Funken
Vom ausgelöſchten Licht,
Den Maßſtab findet Keiner,
Der ſolche Höhe mißt,
Was war, wird ſchwächer, kleiner,
Meßt Ihr's nach dem, was iſt.

Ich ziehe mich zurücke
Aus all dem Versgedräng',
Damit ich nicht, die Mücke,
Die Flügel mir verſeng',
Ich leſ' in ſeinem Buche,
Mein Herz wird leicht und ſchwer,
Drin find' ich, was ich ſuche,
Darin — und nirgend mehr!

An Littrow,

Direktor der k. k. Sternwarte.

Nie hat der Geiſt des Menſchen mehr geglänzet,
Als da er unbekannte Welten maß,
Da er in jenen Höhen unbegrenzet,
So wie in einem offnen Buche las,
Den Himmel hat er zu ſich hergezogen,
Den Schleier ſich gelüftet von den Fernen,
Und wenn ſein Geiſt ihm überall gelogen,
Dort fand er ew'ge Wahrheit in den Sternen.

Mit Endlichem Unendliches ergründen,
Gibts etwas, was den Menſchen höher ſtellt?
Mit blindem Auge neue Bahnen finden,
Im kleinen Kopfe tragen eine Welt,
Mit Ziffern der Natur Geſetze ſchreiben,
Mit Nichts das All der Schöpfung kennen lernen,
Und, da ſie wollen an den Himmel bleiben,
Sich ſelbſt hinauf erheben zu den Sternen.

Das Alles kann der Menſch, der Staubgeborne,
Und du biſt einer der erwählten Schaar,
Doch theilt nicht mit ein jeder Auserkorne,
Sein hohes Wiſſen uns ſo faßlich klar;
Sie wuchern meiſt mit der gelehrten Habe
Und wollen lehren nicht, weil Andre lernen,
Sie fürchten, wenn verbreitet ſich die Gabe,
Nicht mehr ſo hoch zu ſtehen an den Sternen.

Du aber, Edler, liebeſt deine Brüder
Und lehrſt ſie kennen dort ihr Heimathland,
Zu Ungeweihten läßt du dich hernieder
Und leiteſt liebreich ſie an deiner Hand
Du weißt dich ihrer Denkart zu bemeiſtern,
Und, was für ſie nicht faßlich, zu entfernen,
Die Andern reden nur allein zu Geiſtern,
Du aber zu den Menſchen von den Sternen.

Und ob die Welt dein Streben auch erkennet,
Du ſiehſt nur lächelnd auf ihr Lob herab,
Weil andre Gluth in deinem Buſen brennet,
Weil Gott dir eine andre Sehnſucht gab,
Und wie du dich empor zum Äther ſchwangeſt,
Da ſchwand der Erde Dunſt in weite Fernen,
Du ſchauſt nur höher aufwärts und verlangeſt
Nach himmliſchen nur, nicht nach ird'ſchen Sternen.

Und wenn du einſt den Ballaſt aus dem Schiffe
Des Lebens wirfſt und gehſt in's Land der Ruh',
Da gibt's für dich nicht Stürme und nicht Riffe,
Die Sterne winken ganz bekannt dir zu,
Leicht wirſt du dich in deine Heimath ſchwingen,
Brauchſt nicht den Himmel kennen erſt zu lernen,
Und lohnen wird dein Streben und dein Ringen
Der ewig thronet über jenen Sternen.

Das kleine Hündchen der großen Katharina.

Anekdote.

I.

Katharina-Alexiewna, die große Kaiſerin aller Reuſſen, die Semiramis des Nordens, hatte ein ſchönes, kleines, ſchneeweißes Hündchen, ſehr fröhlich und zuthunlich, welches „Suderland“ hieß. Alle Günſtlinge und Hofleute der Kaiſerin hatten alle mögliche Aufmerkſamkeit für dieſen kleinen Liebling der Monarchin. Man liebkoſte ihm, reichte ihm Zuckerbrot, band ihm reiche Halsbänder um und legte es auf reichgeſtickte Kiſſen, ſo daß man ſagen kann, der kleine Gehätſchelte war des großen Glückes ſchon überdrüßig, als er unter dem Stiefel des Koſaken Micael Woronzoff ſeinen Tod fand. —

Micael war ein Koſak, aber nur dem Namen und dem Urſprunge nach. Kein roher, tartariſcher Zug war an ihm bemerkbar. Dunkelblonde Haare umwallten das ſchöne Oval ſeines ſanften und feinen Antlitzes. Unter den herrlich gezeichneten Brauen blitzten klare Augen im blauen Lichte hervor. Sein Wuchs war edel und feſt, und ſeine Miene hatte etwas Erhabenes und Gehorſam Gebietendes.

Als ſein Vater, ein Hettmann aus der Ukraine, ſeinen Sohn an den Hof brachte, war die Kaiſerin eben den Gefahren einer Verſchwörung glücklich entgangen. Alle ihr Ergebnen oder Ehrgeizigen kamen aus den fernſten Gegenden Rußlands nach der Hauptſtadt, um Katharinen ihre Degen und ihre Söhne anzubieten. Der alte Hettmann hatte nicht lange mehr zu leben, und konnte daher der Sache, die er vertheidigte, von keinem Nutzen ſeyn; aber ſein Sohn war jung, brav, hoffnungsvoll. Micael zählte damals 16 Jahre, man konnte ihn aber noch für 12jährig anſehen. Mehre ruſſiſche Adelige wollten den lieben Jungen als Pagen annehmen, allein der Vater wies dieſes Anerbieten zurück und ſtellte ihn der Kaiſerin vor.

„Was ſoll ich mit dem Kinde anfangen?“ fragte ſie.

„Majeſtät! dieſes Kind iſt mein Sohn und geräth dem Vater nach.“

„Laßt ihn noch größer werden, dann wollen wir weiter ſprechen.“

Dies war die Entſcheidung der Kaiſerin.

Indem der alte Hettmann fortging, murmelte er in ſeinen Pelz: „Katharina weiſet ihre treueſten Freunde von ſich, der Himmel behüte ſie vor ihren Feinden!“ dann ſprach er zu ſeinem Sohne: „Komm, Micael, wir kehren nach Hauſe zurück, hier iſt unſer Platz nicht.“

„Ich bin nach Petersburg gekommen, ich bleibe in Petersburg!“ antwortete Micael. „Vater, Du ſollſt einmal von mir ſprechen hören.“

Dieſer Muth gefiel dem alten Koſaken, er drückte ſeinem Sohne die Hand und ſprach:

„Du haſt Recht, Gott ſegne dich und der heilige Nikolaus beſchütze dich!“

Micael aber war froh, daß der Vater die Sache ſo leicht nahm. Er hatte die Pracht und die Vergnügungen des kaiſerlichen Hofes geſehen, und er fühlte, daß er für dieſe Sphäre geboren ſei, er ſagte mit leichtem Herzen ſeinem Geburtslande und ſeinem Vater Lebewohl und trat als Page in einem fürſtlichen Hauſe ein.

Bald darauf ſtarb ſein Vater, da verkaufte Micael ſeine Güter und ſeine Leibeigenen und ſtürzte ſich mit den Jünglingen am Hofe in den Strudel von Vergnügungen. Er verſchwendete mit ihnen ſeine Rubel und bekam durch ſie einen Titel bei Hof und einen Banquier in der Stadt.

Dieſer Banquier, unter dem Namen Nogorod bekannt, war ein Engländer von Geburt, und hatte ſeine Inſel verlaſſen, um in Petersburg einen Rauchwaarenhandel anzufangen, dabei hatte er ſich ſo ſchnell bereichert, daß er in wenigen Jahren die ganze leichtſinnige moskowitiſche Jugend zu Schuldnern hatte. Er bewohnte ein kleines unſcheinbares Haus an der Newa, miſchte ſich in keine politiſchen Angelegenheiten und Meinungen, und hatte keine Geſellſchaft als einen Diener, einen Engländer Namens John, der ſich feſt an ihn ſchloß, in der Hoffnung, einſt ſein Erbe zu werden, denn Nogorod hatte keine Verwandte.

John war ein treuer, ergebener Junge, aber er hatte den Fehler eines großen Theiles ſeiner Landsleute, er liebte geiſtige Getränke mit Leidenſchaft. Übrigens erkannte er ſeinen Fehler, und wenn er das Bedürfniß fühlte, ſich echt britaniſch zu berauſchen, ſo entfernte er ſich von der menſchlichen Geſellſchaft, wohl wiſſend, daß er im Zuſtande der Trunkenheit Dinge zu entdecken im Stande wäre, die ſein Herr ihm zu verſchweigen befohlen hatte.

Eines Tages, als ihn Nogorod zu Micael geſandt hatte, um eine verfallene Schuld einzutreiben, ließ dieſer, da er eben nicht bei Kaſſe war, den armen John derb abprügeln und zum Hauſe hinauswerfen.

Woronzoff war an dieſem Tage gegen ſeine Gewohnheit ſehr übler Laune. Der Adjutant der Kaiſerin, ſein Freund und Beſchützer, war in Ungnade gefallen und Micael beſorgte darunter ebenfalls leiden zu müſſen, was übrigens nicht der Fall war, denn man hielt den Jüngling für ganz unſchädlich, und er hatte daher keine Feinde.

Mißmuthig ging er in ſeinem Gemache auf und nieder und ſprach endlich zu ſich ſelbſt: „Sei es, wie es ſei, eben jetzt will ich emporſteigen, oder ganz fallen!“

Am andern Tage ging er nach Hofe. Er zählte jetzt 20 Jahre, und ſeine Geſtalt war männlicher geworden, obſchon ſein Geſicht noch einen zarten, jugendlichen Ausdruck behalten hatte. Sein Benehmen war gemeſſener, ſein Geiſt gebildeter geworden. Er hatte die Kraft ſeiner Nation beibehalten und manchmal blitzte auch ihre Wildheit, aber durch beſſern Umgang gezähmt, durch. Man durfte nicht viel ſagen, ſo wallte er in edlem Stolze auf und forderte den kecken Sprecher. Sein Blick wurde ein Blitz, ſeine Worte Donner.

Dieſe Kühnheit gefiel der Kaiſerin und ſie ſagte einſt des Abends beim Auskleiden zu Feodora, ihrer Ehrendame:

„Der Micael, den ich für einen Engel hielt, iſt ein

Satan geworden. Du kannſt ihm ſagen, ich wolle ihn morgen ſprechen.“

„Aber Majeſtät, ich kenne ihn nicht, ich habe ihn nie geſprochen,“ antwortete Feodora ſchüchtern.

„Gleichviel, du empfängſt ihn morgen in deinen Gemächern und bedeuteſt ihm meinen Willen,“ erwiederte Katharina ſtrenge.

„Ich bin zu Eurem Befehle!“ verſetzte Feodora, ſich tief verneigend.

„Gut Schätzchen, komm und küſſe mir die Hand,“ ſagte Katharina freundlich lächelnd. „Gehe jetzt, gute Nacht!“

Feodora küßte die Hand ihrer kaiſerlichen Frau und war ſchon an der Thüre, als dieſe ſie nochmals zurückrief, ſprechend: „Du vergißt ja heute Suderland, deinen kleinen Freund, ſiehſt du nicht, daß er ſchon aus ſeinem Korbe geſprungen iſt, um dir zu folgen?“

Wirklich war das kleine ſchneeweiße Hündchen an Feodora hinauf geſprungen und knurrte wie ein verhätſcheltes Kind.

Dieſe nahm ihn auf den Arm und beſänftigte durch Liebkoſungen ſeinen Zorn.

II.

Als Feodora verſicherte, ſie kenne Micael nicht, ſie habe ihn nie geſprochen, ſo log die ſchöne Hofdame. Schon durch drei Monate ſuchte Micael ihr zu gefallen, ohne daß er Erhörung fand. Die Wahrheit beſtand darin, daß ſich Feodora nicht zu einem Menſchen herablaſſen wollte, der ſich noch nicht aus dem Schwarm der Höflinge empor gehoben hatte. Die Nichtbeachtung Feodoren's ſteigerte aber nur noch Micael's Leidenſchaft, er brannte lichterloh für ſie.

Feodora zählte 18 Jahre, alſo zwei Jahre weniger, als Micael; ſie war die Tochter des Grafen Latakieff, ſchön, unabhängig und reich, beſaß ſie alle Anmuth und Coquetterie einer Franzöſin. Die Kaiſerin ſelbſt war eiferſüchtig auf ſie. Daher behandelte ſie Feodoren auch wie ein kleines Mädchen und als Wärterin ihres Suderlands. Feodora liebte daher Katharinen nicht, allein ſie fürchtete ſie, und wagte es auch nicht, ihr in irgend etwas in den Weg zu treten, ſie ſtellte ſich einfach, offen und unſchuldig, wie es Katharina wollte, aber gegen den ganzen übrigen Hof ſetzte ſie ſich auf das hohe Pferd. Beſonders aber gefiel ſie ſich darin, Männern, die Katharina auszeichnete, geheime Liebesblicke zuzuſenden, und ſo einen kleinen Triumph über ihre Gebieterin zu erringen.

Nach dem Befehle Katharinen's ließ Gräfin Latakieff Micael Woronzoff für den nächſten Morgen zu ſich bitten.

Als Micael bei ihr eintrat, nicht wenig über dieſe Gunſtbezeugung verwundert, die er nicht vermuthete, ſaß die junge Hofdame am Kamine auf einem Sofa im Morgen-Negligée à la Pompadour. Eine dunkle Boa war nachläſſig über ihre ſchneeweißen Schultern geworfen und ihre kleinen Füßchen ſteckten in zierlichen Pelzpantöffelchen, welche für eine Cendrillon zu knapp geweſen wären, aber für Feodora noch zu weit waren. Mit einer geheimnißvollen, aber freundlichen Miene lud ſie Micael ein, ſich neben ſie zu ſetzen, und meldete ihm genau die Worte der Czaarin, indem ſie ihn dann nach einer Pauſe fragte, was er zu thun Willens ſei. Aber dieſe Frage war ſo vorgetragen, daß ſie zugleich andeutete, welche Antwort die Fragende am liebſten hören würde.

„Ich gehe nicht zur Kaiſerin,“ antwortete Woronzoff.

„Unglücklicher!“ rief Feodora, „wo denken Sie hin? wollen Sie uns in's Verderben ſtürzen?“

„Uns?“ wiederholte der Jüngling, dem dieſe Frage, welche Feodoren entſchlüpft zu ſeyn ſchien, ein um ſo theureres Geſtändniß war, als es unwillkürlich hervorgebrochen war. „Uns in's Verderben ſtürzen? Ach, Gräfin, ſo bin ich Ihnen doch nicht ganz gleichgültig, ſo gäbe es doch ein Band, das unſer Beider Schickſal verkettet?“

Feodora ſchlug die Augen nieder und liſpelte: „Ich dächte, Sie hätten das wohl früher ſchon errathen können.“ Dann fuhr ſie mit Würde fort: „Ja, Woronzoff, wenn ich Ihnen bisher gleichgültig ſchien, ſo war dies, ich geſtehe es Ihnen heute, nur Verſtellung. Ihr erſter Blick hatte mein Herz getroffen. Nun beſinnen Sie ſich wohl, bevor Sie einen Entſchluß faſſen, und vergeſſen Sie nicht, daß, wenn Sie Katharinen's Befehle nicht gehorchen, unſer Beider Unglück gewiß iſt. Wenn die Kaiſerin Ihre Weigerung erfährt, ſo weiß ſie auch in dem Augenblicke, daß Sie eine Mitſchuldige haben, denn man weiſt die Gnade der Monarchin nicht zurück, wenn man nicht in andern Banden liegt. Unſere Liebe, bis jetzt vor der ganzen Welt verborgen, würde bald entdeckt werden, und dann wehe mir, wehe Ihnen!

Beſſer wäre es, wir ſtürzten uns Beide in die Newa, als wider den Willen der Kaiſerin zu handeln.“

„Wohlan, ſo ſtürzen wir uns hinein!“ ſagte entſchloſſen Micael. „Iſt es nicht ein Glück für Liebende, mit einander zu ſterben?“

Die Gräfin ſah ihn mit großen Augen an, und brach dann in ein lautes Lachen aus. „Thörichter Menſch!“ ſagte ſie, „wiſſen Sie nicht, daß die Newa zugefroren iſt; wir wollen doch wenigſtens warten, bis ſie aufthauet,“ und durch eine anmuthige Bewegung verbarg ſie ihren weißen Nacken in die wallenden Locken, als ob ſie ſchon das Eis darauf verſpürte. „Hören Sie, Micael,“ fuhr ſie fort, „Sie müſſen Katharinen gehorchen. Fort mit allen Romanen-Ideen, Sie ſind ein Mann, ſeyn Sie ehrgeizig, man wird Sie darum nur noch mehr achten. Empfangen Sie ohne Schwanken den Schutz, den man Ihnen bietet. Ihr Herz kann und wird mir ja immer bleiben.“

Micael hörte Feodoren ſo ſprechen, ohne zu antworten, und indem ſie durch ſüße Worte frivole Grundſätze zu vertheidigen ſuchte, fiel von ſeinen Augen ein Schleier nach dem andern. Feodora erſchien ihm in dieſem Augenblicke ſeiner nicht mehr würdig. In kritiſchen Lagen war er ſtets ſchnell entſchloſſen, und ſo faßte er auch in dieſer einen ſchnellen Entſchluß. „Wohlan!“ ſprach er zu Feodora, ich will Katharinen, oder vielmehr Ihnen gehorchen, ſchöne Feodora. Ihr meine Verehrung, Ihnen mein Herz!“

„Recht, lieber Freund, ſo ſind Sie, wie ich Sie wünſche, und um mir Ihre Liebe zu beweiſen —“

„Was verlangen Sie?“

„O, eine Kleinigkeit. Sie wiſſen, wir Frauen haben Capricen. Wenn ich Sie heute Abends an der Seite der Kaiſerin ſehe, ſo bedarf ich eines Unterpfandes, daß Ihr Herz doch immer mein ſei. Schon lange wünſche ich mir eine Diamantenbinde. Wenn Sie ſo galant ſeyn werden, ſie mir noch dieſen Morgen zu ſenden, ſo ſoll ſie dieſen Abend in meinen Haaren glänzen, und wenn ich dann auch ſehen werde, wie die Kaiſerin Ihnen zulächelt, ſo werde ich die Hand an mein Band legen und ruhig bleiben.“

„Noch dieſen Abend ſollen Sie das Diamantenband haben,“ antwortete Micael. „Zu welcher Stunde will mich die Kaiſerin empfangen?“

„In zwei Stunden.“

„Alſo werde ich in zwei Stunden wieder kommen,“ ſagte Woronzoff und nahm Abſchied von Feodoren.

Indem er ſtolz durch die Vorzimmer ſchritt, warteten da die Höflinge mit Ungeduld auf das Erſcheinen der Monarchin.

„Seht doch einmal den kleinen Micael,“ ziſchelte der Eine dem Andern in's Ohr, „der trägt ja die Naſe ſchon ſehr hoch und grüßt nur mehr mit einem gnädigen Kopfnicken.“

„Haben Sie nicht bemerkt,“ antwortete der Andere, „er kommt ja aus den Gemächern der Gräfin Latakieff.“

„Durch dieſe Gemächer gelangt man zu jenen der Kaiſerin, meine Herren,“ fiel ein Großoffizier ein. „Ich müßte mich ſehr irren, oder der Stern dieſes kleinen Koſaken nähert ſich dem Polarſterne.“

„Meine Freunde, laſſen Sie uns aus dieſer Lehre der politiſchen Aſtronomie Nutzen ziehen,“ ſagte ein junger Geck, der ſich einbildete, die Gunſt Katharinen's gewinnen zu können. „Ein Stern geht unter, der andere geht auf. In Erwartung deſſen laſſen Sie uns laut das neue Geſtirn begrüßen, und in der Stille Gott bitten, daß es bald wieder verſchwinde.“

Mit dieſen Worten drängte ſich der ganze Haufe zu Micael, ihm ihre Glückwünſche abzuſtatten, dieſer aber antwortete ihnen mit ſtolzer Miene: „Meine Herren! es iſt noch nicht an der Zeit!“ und ließ ſie ſtehen.

In dieſem Augenblicke öffneten ſich die Thüren zu den kaiſerlichen Gemächern, und die Menge ſtrömte hinein, um ihre Kniee vor der Czaarin zu beugen.

III.

Welche wunderbare Veränderung zeigte ſich nun in dem Schickſale Woronzoff's. In einem Tage war er der Günſtling der Kaiſerin und der Geliebte der ſchönſten Gräſin am kaiſerlichen Hofe geworden. Es war aber auch hohe Zeit, daß dieſer Theatercoup in Erfüllung kam. Micael hatte ſeine letzten Hilfsmittel erſchöpft, und ſein Banquier Nogorod hatte keine Luſt mehr, ſie zu erneuern, ſeit Woronzoff ſeine Gläubiger mit Knutenhieben bezahlte.

Indeſſen bedurfte der Sohn des Hettmannes gegenwärtig noch einer bedeutenden Summe, um das verſprochene Diamantenband für Feodora zu kaufen. Da Nogorod's Börſe für ihn verſchloſſen war, ſo wäre es wohl das Einfachſte geweſen, bei neuen Freunden, welche ſich bei ſeinen veränderten Umſtänden an ihn drängten, Hilfe zu ſuchen. Allein er wollte dieſen keine Verpflichtungen ſchuldig ſeyn, da er hoffte, bald weit über ihnen zu ſtehen. Es dünkte ihm klüger, ſich an den nächſtbeſten der Geldmäkler zu wenden.

Es waren in Petersburg mindeſtens fünfzig Banquiers, die ihm auf der Stelle die 100,000 Rubel vorſtrecken konnten, welche er nöthig hatte, allein leider verſagten ihm alle fünfzig dieſes Darlehen. Nogorod, um ſich zu rächen, hatte ſeinen Collegen die Geſchichte von den Peitſchenhieben mitgetheilt, und ſie hatten ſich verabredet, gegen ſolche Zinſer keine Rubel einem ſolchen Schuldner zu geben.

Woronzoff, als er dieſes vernahm, beſchloß, ſich zu rächen, und Nogorod zum Darlehen zu zwingen. In dieſer Abſicht dictirte er ſeinem Sekretär folgenden Brief:

„Mein lieber Nogorod!

Ich habe heute Geld, geſtern hatt' ich keines, und morgen werde ich vermuthlich auch keines mehr haben, benützen Sie alſo die Gelegenheit, wenn Sie Ihre Forderung realiſiren wollen, ſenden Sie mir auf der Stelle ihren getreuen John. Indem ich ihm bezahlen werde, was ich Ihnen ſchulde, will ich zugleich meine Heftigkeit bei ihm wieder gut machen.“

Man kann ſich die Wirkung denken, welche dieſes Billet auf Nogorod hervorbrachte. John erſchien bald darauf bei Micael. Da er aber die ſchwere Münze, womit er vor Kurzem hier bezahlt wurde, nicht vergeſſen hatte, ſo zeigte ſeine unruhige Miene, die Blicke, welche er von Zeit zu Zeit auf die Thüre warf, als wenn er eilig wieder fort müßte, und alles Übrige an ihm ein Mißtrauen, welches wohl nicht ganz ohne Grund war.

„John!“ redete ihn Woronzoff an, „hier haſt du 25 Rubel für die Peitſchenhiebe.“

„25 Rubel!“ rief der Engländer. „Goddam! das iſt gut bezahlt, dafür laß ich mich täglich peitſchen.“

„Für dieſe monatliche Summe kannſt du auch heute noch in meinen Dienſt treten. Willſt du, John?“

John dachte einige Augenblicke nach, ohne zu antworten. Er wog bei ſich die 25 Rubel monatlichen Gehalt und die wahrſcheinliche Erbſchaft ſeines Herrn ab. „Nein,“ ſagte er endlich, „und wenn Sie mir doppelt ſo viel anböten, ich kann meinen Herrn nicht verlaſſen.“

„Hm!“ dachte Micael, „der Spitzbube iſt nicht ſo leicht zu ködern, das Geld vermag nichts über ihn — wo faſſe ich ihn? — Nun, wenn er nicht handeln will, ſo ſoll er reden, und um die Zunge eines Engländers zu löſen, gibt es kein ſichereres Mittel als den Wein.“

Micael rief einen Bedienten, und ſagte ihm etwas in's Ohr; dann ſagte er laut: „Nikolaus, du bleibſt hier bei John, während ich Geld für ſeinen Herrn hole,“ und zu John gewendet, fuhr er fort: „John! du biſt gewiß ein Freund von Burgunder und Champagner. Leere ein paar Bouteillen mit Nikolaus, bis ich zurück komme.“ John aber ſah hierauf düſter und argwöhniſch drein, er heftete einen feſten Blick auf Micael, wohl merkend, daß ihm dieſer eine Falle legen wolle. „Ich danke,“ erwiederte er, „ich trinke um dieſe Zeit nicht, und werde ſchon auch ohne dem warten;“ dann ſetzte er ſich in eine Ecke und kreuzte Beine und Arme mit britanniſcher Kaltblütigkeit über einander, und hatte ſo das Anſehen eines Menſchen, der feſt entſchloſſen iſt, allen Verſuchungen zu widerſtehen.

Micael gab Nikolaus noch ein Zeichen und ging dann. Der Bediente folgte ſeinem Herrn und erſchien bald wieder mit mehren Bouteillen von verſchiedener Form. Der tugendhafte John ſchloß die Augen, um ſie nicht zu ſehen; aber er konnte doch nicht verhindern, den Klang der Gläſer, welche Nikolaus aufſtellte, zu hören.

„Kamerad! biſt du kein Freund vom Weine?“ fragte der Bediente, indem er den Pfropf einer Champagner-Bouteille vor John's Naſe in die Luft fliegen ließ.

Dieſer Knall brachte auf John dieſelbe Wirkung hervor, wie ein Trompetenſtoß auf ein Cavalleriepferd. Er zitterte, hob den Kopf empor, und wenig fehlte, daß er nicht vor Freude auch laut gewiehert hätte. Er ſchnupperte mit der Naſe, leckte mit der Zunge, ſchob endlich Füße und Arme auseinander, und nachdem er den letzten Gewiſſens-Skrupel hinabgedrückt hatte, ſprach er: „Nun, ein Gläschen will ich wohl trinken, eines, aber keinen Finger breit mehr.“

John trank ein Glas, noch eines, noch eines, noch ein halbes, wieder ein ganzes, und ſo fort. Er ahmte ganz die jungen Mädchen nach, die, nachdem ſie ihrem Geliebten lange einen Beweis der Liebe verſagt haben, ihm denſelben endlich mit dem feſten Vorſatze geben: „Bis hieher und nicht weiter!“

Nach dem Champagner kam der Burgunder, der Madera. John war außer ſich vor Vergnügen und ließ ſich ganz gehen. Die Armſeligkeiten dieſer Welt exiſtirten nicht mehr für ihn, er fühlte ſich in den dritten Himmel verzückt.

Endlich löſte ſich auch ſeine Zunge. Er ſprach ein wenig, ſprach viel, ſprach zu viel, denn Nikolaus, der ſeine Inſtruktionen erhalten und ſeinen Verſtand rein bewahrt hatte, lockte ihm nach und nach eine Menge Details über das Leben und den Charakter ſeines Herrn heraus. Micael erfuhr von Nikolaus, daß er von John erfahren habe, Nogorod habe, bevor er nach Rußland kam, einen betrügeriſchen Bankerott gemacht, und um den Nachſtellungen ſeiner Gläubiger und der Juſtiz zu entgehen, einen andern Namen angenommen. Sein wahrer Name war Suderland.

„Suderland! der Name des ſchönen, kleinen, weißen Hündchens der Kaiſerin.“ Als Woronzoff dieſes bizarre Zuſammentreffen vernahm, konnte er ſich nicht enthalten, zu lachen. Eine Idee, halb franzöſiſch, halb koſakiſch, eine närriſche Idee durchkreuzte ſeinen Kopf, und gewiß, ſeine 100,000 Rubel jetzt zu erhalten, und zugleich ſich an dem Wucherer zu rächen, begab er ſich nach Hofe, um Katharinen aufzuwarten.

IV.

Einige Stunden nachher, von ſeinem Rauſche erwachend, verließ John das Hotel Woronzoff's und eilte unruhig in die einſame Straße, in welcher ſein Herr wohnte. Dieſer, ſehr erbost über das lange Ausbleiben ſeines Dieners, ſteckte den Kopf zum öftern aus dem Fenſter, drückte die Daumen ein und rief einmal über das andere: „Ich bringe den Kerl um!“

John, der ſeinen Herrn kannte, überlegte, bevor er in's Haus trat, was er für eine Rolle ſpielen ſollte. „O!

abſcheulicher Champagner! niederträchtiger Burgunder, was für einen Streich habt ihr mir geſpielt? — Aber, das Unglück iſt einmal geſchehen, da ich zu viel geredet habe bei Herrn Woronzoff, ſo wird es das Klügſte ſeyn, zu Hauſe gar nichts zu reden.“

So trat John vor ſeinen Herrn, ſtellte ſich an, als ob er ganz zerſchlagen wäre und fiel in einen Stuhl.

„John! John! was ſoll das heißen? was iſt dir geſchehen?“ ſchrie Nogorod, indem er den faſt bewußtlos Scheinenden am Arme ſchüttelte.

John, ſtatt aller Antwort, deutete nur auf ſeinen Rücken — und Nogorod rief: „Der Elende! es war alſo nur eine Falle; in welche er dich lockte?“

John bejahte mit Kopfnicken, hütete ſich aber wohl, zu erklären, auf welche Art er in dieſe Falle gegangen ſei.

„Übrigens,“ dachte der Alte, indem er wie alle Egoiſten einen Troſt in ſeinem Unglücke ſuchte, „iſt es doch immer beſſer, daß es John war, welcher das Ungewitter ableitete. Woronzoff hätte ſeinen Zorn an mir ſelbſt auslaſſen können, denn er wußte gewiß, daß ich alle meine Collegen vor ihm gewarnt habe. — Aber — wer weiß,“ fuhr er in ſeiner Überlegung fort, „ob er nicht noch eine härtere Strafe für mich im Hinterhalte hat, und ob er mich nicht jetzt nur darum ſchont, um ſeine Rache ſpäter an mir zu fühlen?“

Und wie ein Stein, der über einen Berg herabrollt, ſeine Schnelligkeit immer verdoppelt, ſo vergrößerte ſich die Furcht Nogorod's immer mehr, und er ſah ſich verfolgt, zu Grunde gerichtet, geopfert. „John!“ rief er endlich, „wir ſind hier nicht mehr in Sicherheit, wir müſſen dieſes

Zimmer, dieſes Haus, dieſe Straße, St. Petersburg und vielleicht ſelbſt Rußland verlaſſen!“

„Yes! yes! yes!“ ſtotterte John, „laſſen Sie uns das verdammte kalte Land fliehen und nach England gehen.

„Nach England?“ wiederholte Nogorod erſchrocken, „nach England? Weißt du denn nicht, was uns in England erwartet?“

„Das weiß ich wohl, Ihre Gläubiger, ein fataler Prozeß, lächerliche Vorurtheile, ſtrenge Geſetze, da müſſen wir freilich im kalten Rußland bleiben; denn die dort würden uns zu heiß machen.“

„John!“ fuhr der Alte fort, als er ſeine Kaltblütigkeit wieder erlangt hatte, „John, mir ſcheint, du befindeſt dich jetzt etwas beſſer?“

„Yes! yes!“ antwortete John, machte aber dabei eine Grimaſſe, die noch auf Schmerzen deutete.

„Ich habe da eine Idee. — Du kennſt den Grafen Bruce?“

„Den Gouverneur der Stadt?“

„Ja, ein vortrefflicher Herr, dem ich große Dienſte erwieſen habe.“

„Nun ſoll ich zu ihm gehen?“ fragte John. „Wünſchen Sie von ihm einen Gegendienſt?“

„Allerdings. Du ſollſt dich ſogleich in ſein Palais begeben, ihm die Lage vorſtellen, in der ich mich befinde, die Gefahr, welche mich bedroht, und ihn bitten, daß er mir einige Mann als Sicherheitswache ſende, daß ſie mich gegen jede Gewaltthätigkeit des verdammten Koſaken vertheidigen, dem ich nie einen Rubel hätte leihen ſollen. Du verſtehſt mich ganz genau, nicht wahr? Gehe geſchwind, es iſt Gefahr auf dem Verzuge. Das Palais iſt nur einige Schritte von hier, du kannſt gleich wieder zurück ſeyn.“

John ging halb traurig, halb über ſeines Herrn Beſorgniſſe lachend, und überhaupt vergnügt, daß es ihm ſo leicht geworden war, ſeinen Herrn zu belügen. Der Banquier aber, von Angſt ergriffen, wagte es nicht, ſeinen Platz zu verlaſſen und warf von Zeit zu Zeit mißtrauiſche und forſchende Blicke umher, und horchte auf jedes kleine Geräuſch, welches ſich vernehmen ließ.

Plötzlich ſchallte Volksgeſchrei an ſein Ohr. Er trat ans Fenſter. Die Ufer der Newa waren mit Neugierigen bedeckt und prächtige Schlitten glitten, von Rennthieren gezogen, auf dem Eiſe dahin, welches glänzte wie eine lange Tafel von Kryſtall.

Katharina war es und ihr Hof, welche eine Luſtfahrt auf dem Fluſſe machten. Dieſe Unterhaltung war von der Monarchin angeordnet, und auf Woronzoff's Wunſch nach dieſer Seite des Fluſſes geleitet worden.

An den prächtigen Verzierungen und dem glänzenden goldenen Geſpann erkannte Nogorod ſogleich den kaiſerlichen Schlitten. Allein ſein ſchwaches Auge ließ ihn den Glücklichen nicht erkennen, der an Katharinen's Seite ſaß. Nogorod hätte ſich gewiß für verloren gehalten, hätte er wahrnehmen können, daß dieſes Micael war. Die Gräfin Latakieff befand ſich auch im kaiſerlichen Schlitten, ſie hatte eine freie, fröhliche Miene, und lächelte mehr, als gewöhnlich. Weißt du warum, mein lieber Leſer? Weil ihr die Kaiſerin an dieſem Tage nicht befohlen hatte, den kleinen Hund Suderland auf dem Schoß halten zu müſſen. Suderland war alſo nicht beim Feſte? Wo war er denn, der allerliebſte, kleine Suderland? Wäre er vielleicht in Ungnade gefallen? Armer Suderland! — Doch kehren wir zu Nogorod zurück.

„Ach!“ ſprach der Banquier mit einem Seufzer zu ſich ſelbſt, „ach, warum habe ich zu meiner Vertheidigung nicht eine Compagnie jener Soldaten, die dort auf dem Quai aufgeſtellt ſind und zur Garde der Kaiſerin gehören?“ Alſobald aber, als ob ſein Wunſch in Erfüllung gehen ſollte, ſah er, wie ſich ein Detachement der Soldaten von den übrigen abtheilte und ſich gegen ſein Haus wendete. Was er aber nicht ſah, war, daß dies auf ein Zeichen, welches Woronzoff dem Commandanten der Truppe gegeben hatte, geſchehen war. „Ach! wahrhaftig, ich irre mich nicht, ſchrie der Wucherer, ſie kommen hieher,“ er dachte, John habe bereits bei dem Gouverneur die Bitte angebracht, dieſer ſie gewährt, und ſeine Befehle würden ſchon ſo ſchnell erfüllt.

Allein alſogleich mußte er ſeinen Irrthum einſehen, denn ſein Diener ſtürzte in's Zimmer und ſchrie: „Soldaten! Soldaten, Herr Nogorod!“

„Wir ſind gerettet!“ rief Nogorod.

„Verloren ſind wir!“ antwortete John, denn ich habe die Soldaten nicht gebracht. Ich weiß nicht, wer ſie ſendet, woher ſie kommen.“

Nogorod ſtand ſtarr.

V.

Indeſſen hatten die Soldaten das Haus umzingelt und bewaffnete Schildwachen beſetzten alle Ausgänge. Bald erdröhnte die Treppe von militäriſchen Schritten. Die Thüre öffnete ſich und ein Polizei-Offizier trat ein.

„Sind Sie Herr Suderland?“ fragte er kurz und mit eiskalter Stimme.

Bei dieſem Namen bebte Nogorod am ganzen Leibe, er bewegte die Hände, aber er brachte kein Wort heraus.

„Antworten Sie, ſind Sie Herr Suderland?“ wiederholte der Offizier.

„Suderland? Ich kenne keinen Suderland, ich heiße nicht Suderland,“ ſtotterte der Banquier

„Verſuchen Sie nicht, zu läugnen, es iſt Alles bekannt.“

„Mein Herr Offizier, ich ſchwöre Ihnen, ich nenne mich Nogorod.“

„Ganz recht, Nogorod iſt ein falſcher Name, den Sie in Rußland angenommen haben, Ihr wahrer Name iſt Suderland.“

Der Banquier wollte noch läugnen, allein der Offizier befahl ihm zu ſchweigen, und, ein Blatt Papier entfaltend, welches er in der Hand hielt, ſprach er: „Hier iſt das fürchterliche Urtheil, welches Ihre kaiſerliche Majeſtät gegen Sie ausgeſprochen haben.“

„Ein Urtheil gegen mich? Aber weſſen beſchuldigt man mich? Was habe ich für ein Verbrechen begangen?“

„Ein großes Verbrechen, vermuthlich ein ungeheures, denn noch kein Schuldiger wurde ſo entſetzlich, ſo martervoll beſtraft. Ich war Zeuge vieler Executionen, ich ſah köpfen, hängen, ertränken, erdolchen, erwürgen, tödten durch die Knute, durch Hunger, durch Kälte, durch Feuer, aber ſo was habe ich nie geſehen, kann's auch nicht ſehen.“

„Mein Gott, mein Gott! was ſoll denn mit mir geſchehen?“

„Hören Sie!“ ſagte der Offizier und las mit langſamer, gravitätiſcher Stimme:

„Nach höchſteigenem Befehle Ihrer Majeſtät Katharina Alexiewna ſoll Suderland ausgeſtopft werden!“

„Ausgeſtopft?“ ſchrie Nogorod erblaſſend.

„Ausgeſtopft?“ wiederholte John.

„Ausgeſtopft!“ antwortete der Offizier kaltblütig, „ſo iſt es der Wille der Czaarin.“

„Aber, mein Herr! das iſt ja entſetzlich. Man hat mich verleumdet, man hat die Kaiſerin hintergangen, die hohe Frau iſt nicht ſo grauſam, ein ſolches Urtheil zu ſprechen.“

„Ihre Majeſtät hat die Macht über Leben und Tod ihrer Unterthanen.“

„Ich bin kein ruſſiſcher Unterthan, ich bin ein Engländer.“

„Ja, mein Herr, wir ſind Engländer!“ rief John, „mein Herr kann es mit Dokumenten beweiſen.“

„Iſt unnöthig. Wer das ruſſiſche Gebiet betritt, wird nach ruſſiſchen Geſetzen gerichtet. Zudem ſeid Ihr auch ſchon nationaliſirt. Aber wozu dieſe vielen Worte, die Sache iſt unwiderruflich, nichts kann Euch retten.“

„Laſſen Sie mich mit dem Grafen von Bruce ſprechen, er wird mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen, er wird mich retten.“

„Weder Er, noch irgend Jemand, iſt das im Stande. Der Graf von Bruce kann hier nichts thun.“

„Aber Sie, Sie können etwas thun. Sie werden doch das barbariſche Urtheil nicht vollziehen laſſen. O laſſen Sie mich entfliehen, ich will Rußland verlaſſen, Europa verlaſſen, und Sie reich machen. Ich gebe Ihnen 20,000 Rubel, — 50,000, — 100,000, eine Million Rubel.“ Und mit dieſen Worten wand ſich Suderland wie ein Wurm zu den Füßen des Offiziers, der auf jeden Anbot nur mit einem kurzen „Nein“ antwortete. Endlich ſagte der Ruſſe: „Die Geſchichte hat ſchon zu lange gedauert, es iſt Zeit ein Ende zu machen. Wladimir! kommt herauf!“ rief er zur Stiege hinab, und eine hohe, gräßliche Figur erſchien, Meſſer und andere Werkzeuge in den Händen haltend. „Thut Eure Schuldigkeit!“ befahl der Offizier.

Wladimir trat gegen Nogorod, hielt aber wieder inne und ſprach: „Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich mich benehmen ſoll. Soll ich ihn lebend ausſtopfen, oder ſoll ich ihn eher tödten und dann ausſtopfen?“

In dieſem Augenblicke erſchallte großes Getöſe auf der Straße, Pferdegetrappel, Militärmuſik, Waffengeklirre, und Freudengeſchrei des Volkes. Alles kündigte die Ankunft der Kaiſerin.

Nach der Schlittenfahrt auf der Newa war der Hof gerade vor dem Hauſe Nogorod's an's Ufer geſtiegen.

„Es lebe Katharina!“ ſchrien Soldaten und Volk.

Bei dieſem Rufe ſchöpfte Nogorod Hoffnung, er ſtürzte zum Fenſter, riß es auf, und ſchrie aus Leibeskräften: „Gnade! Erbarmen! Gerechtigkeit! Euer Majeſtät!“

Katharina wendete ſich gegen das Haus und fragte: „Wer iſt der Mann?“

„Der Banquier Nogorod,“ antwortete Woronzoff.

„Und was ſoll ſein Geſchrei um Gnade?“

„Sogleich ſollen Ihre Majeſtät Alles erfahren,“ und Micael ſtieg vom Pferde, ging in Nogorod's Haus, kam wieder zurück, und hielt den Befehl des Polizei-Offiziers in ſeiner Hand, damit wandte er ſich an die Kaiſerin und ſprach: „Ihre Majeſtät verzeihen, aber das Ganze iſt ein ſo bizarres Abenteuer, daß ich das Lachen nicht zurück halten kann. Meine gnädigſte Frau weiß, ich hatte des Morgens das Unglück, daß das ſchöne kleine Hündchen Suderland unter meinem Stiefel den Tod fand, nun lautet der Befehl Ihrer Majeſtät — Suderland ſoll ausgeſtopft werden.“

„Ganz recht,“ antwortete die Kaiſerin, „aber was hat das Alles für einen Bezug auf den Banquier?“

„Man nahm den Banquier für den Hund, weil beide denſelben Namen tragen.“

„Ah! ſchönes Mißverſtändniß,“ verſetzte die Kaiſerin, in lautes Lachen ausbrechend, „Glücklicherweiſe hat das keine böſen Folgen gehabt. Sie haben doch Allem vorgebeugt?“

„Allerdings, er weiß bereits, daß er Ihrer Majeſtät ſein Leben verdankt, — und meiner Vorbitte,“ ſetzte Woronzoff leiſe hinzu, „darum wird er mir auch die 100,000 Rubel darleihen.“

Wirklich brachte Nogorod eine Stunde nachher dieſe Summe.

VI.

Dieſe 100,000 Rubel, welche die Wünſche Woronzoff's krönten, krönen auch unſere Erzählung. Es bleibt uns nur noch Jedem zu geben, was ſein iſt.

Der Gräfin Latakieff das Diamantenband.

Dem Micael Woronzoff die Gunſt Katharinen's. —

Dem Banquier Nogorod ſeinen wahren Namen: Suderland.

Seinem Diener John die Verzeihung ſeines Herrn und ſpäterhin auch ſeine Erbſchaft.

Endlich das kleine, unglückliche Hündchen Suderland, welches der Knoten der ganzen Intrigue iſt, ausgeſtopft auf dem Kamin der Kaiſerin.

Theatraliſches A-B-C-Büchlein,

oder:

89 Pfeile, geſchoſſen auf die Theaterleute.

Motti:

1. Neue Schauſpieler ſind für und für
Alte Komödianten auf eine neue Manier.
2. Der Tiger iſt nicht gemeint, ſpricht man von Katzen,
Wem's nicht juckt, braucht ſich nicht zu kratzen.

A.

1. Abonnent

heißt Derjenige, welcher eine gewiſſe Summe auf einmal bezahlt, um nicht jedes Mal bezahlen zu dürfen, wenn er in das Theater geht, er kommt auch wohlfeiler durch, aber nur bei dem Alten und Schlechten. Das Neue und Gute wird gewöhnlich Abonnement suspendu gegeben. Abonnent heißt auch der Schauſpieler, der auf eine Zeitſchrift abonnirt und auf dieſe Art mit dem Zeitungsſchreiber eine viertel-, halb-, oder ganzjährige Freundſchaft ſchließt.

2. Achtung.

Der Schauſpieler iſt dem Publikum Achtung und Ergebenheit ſchuldig, das Publikum dem Schauſpieler Gerechtigkeit, aus dieſer entſteht dann die Achtung von ſelbſt.

3. Affe.

Es iſt das Unglück vieler jungen angehenden Schauſpieler, daß ſie nur Affen beliebter Schauſpieler ſind, und es iſt ein Unglück für das Publikum, wenn es derlei Affen applaudirt.

4. Alter.

Ein Theaterfrauenzimmer iſt niemals im mittleren Alter, ſie hat entweder vier und zwanzig oder ſechzig Jahre. Bei vielen Schauſpielern iſt das Alter ein Privilegium ihre Rollen nicht zu lernen.

5. Amputirung.

Eine Operation, welche man an einem dramatiſchen Kindlein vornimmt. Dem Vater iſt ſie erlaubt, aber die Regiſſeurs greifen ihm oft in ſeine Rechte, und ſelbſt einzelne Schauſpieler erlauben ſich ſelbe, um ihrem Gedächtniſſe nicht wehe zu thun. Dieſe ſchneiden meiſtens unbeſonnen in's Fleiſch.

6. Analyſe.

Die Journaliſten geben ſich Mühe die Handlung neuer Stücke zu analyſiren, aber das Publikum lieſt dieſe Analyſen nicht. Würden aber die Journaliſten keine geben, ſicher würde ſich das Publikum darüber beklagen.

7. Anonym

(ſieh Theatergeheimniß, Kritiker).

8. Ariſtarchen

(ſieh Journaliſten).

B.

9. Bellen.

Die Erziehung macht den Menſchen. Die Hunde ſpielen jetzt und bellen nicht, hingegen thun manche Schauſpieler das Umgekehrte, ſie bellen ſtatt zu ſpielen.

10. Brauchbar

heißt auf der Bühne zu Allem gut ſeyn und zu nichts. Der Brauchbare erſcheint im Frack und im römiſchen Mantel, er trägt einen Brief heraus und führt die Statiſten an, er ſetzt ſich als Jupiter in die Wolken und ſteckt ſich in einen Elephantenfuß, er hat das Recht, ſchlecht zu reden und falſch zu ſingen, dafür bezieht er eine mittelmäßige Gage, und iſt täglich auf den Brettern zu ſehen, ſteht aber immer der Letzte auf dem Anſchlagzettel.

C.

11. Courtine.

Der Vorhang, welcher nach Endigung eines Aktes eine Scheidewand zwiſchen den Schauſpielern und dem Publikum bildet, damit dem letztern verborgen bleibe, was während des Entreakts geſchieht. Das Publikum begleitet dieſes Fallen oft mit Geräuſch, entweder, mit einem angenehmen, durch die Hände, oder mit einem unangenehmen durch einen geſpitzten Mund. Das Schlimmſte iſt, wenn das Stück ſchon gefallen iſt, noch ehe der Vorhang fällt, und dieſer fallen muß, um das Übrige mit dem Mantel der Liebe zu decken.

12. Criminale.

Aus den Akten dieſes Tribunals ſuchen viele Dramendichter ihre Stoffe. (Siehe „Schuld.“)

D.

13. Deficit.

(Siehe Theaterkaſſa).

14. Dichter (dramatiſcher.)

Treibt eine Kunſt, ein Metier, eine Profeſſion, alles was man will. Um dramatiſcher Dichter zu ſeyn, muß man Genie haben, oder Geiſt, oder Witz, oder Gelehrſamkeit, oder Diebsſinn.

15. Dienſtalter.

Beim Theater, ſo wie bei andern Ämtern hat man erkannt, daß die Vorrechte, welche ſich darauf beziehen, lächerlich ſeyen.

E.

16. Effekt.

Eines der gewichtigſten Worte in der dramatiſchen Welt. Es gilt oft für Talent; jeder Schauſpieler ſucht es zu erhaſchen und wird wüthend, wenn es ihm verdorben wird. Die Mittel dazu ſind nur ſelten kunſtgerecht, und der Effekt iſt nicht immer die Folge der Wahrheit.

17. Einigkeit.

Steht im Theater-A-B-C-Büchlein nur darum, um zu ſagen, daß ſie nicht darin ſtehen ſollte.

18. Einnahme.

Ein Thermometer, welcher untrüglicher hinſichtlich des Talents eines Schauſpielers als in Rückſicht auf das Verdienſt eines Stückes iſt. Journalartikel, gute Freunde, ſogar ſchönes Wetter können einem Stücke gute Einnahmen ſichern, das kaum einer guten Aufnahme werth war.

19. Einöde.

Begib dich in dieſes oder jenes Theater, welches aus der Mode gekommen iſt.

20. Einſpielen.

Die Fertigkeit ſeinen Mitſpieler im Vortrage zu unterſtützen. Manche Schauſpieler verſtehen das Ausſpielen im Kaffehhauſe beſſer, als das Einſpielen auf der Bühne.

21. Entlaſſung.

Das Mittel eine höhere Gage zu erzwingen, wenn man unentbehrlich iſt. Übrigens hält ſich faſt Jeder für unentbehrlich.

22. Entwickelung.

Bei den Luſtſpielen eine Heirath, bei den Trauerſpielen ein Todesfall, bei der Oper eine Polonaiſe, bei dem Ballete ein Feſt.

F.

23. Feldwebel.

Eine ſehr nothwendige Theaterperſon, wenn ſie nicht wäre, ſo gäb' es bald mehr junge Herrn auf als vor der Bühne.

24. Ferien.

Jene Zeit, wo die Schauſpieler erſt zu arbeiten anfangen, in die Provinzen reiſen, um Geld zu gewinnen und Rollen zu ſpielen, die ſie nicht ſpielen können.

25. Forderungen.

Die Schauſpieler und das Publikum machen ungeheure. Wer kann noch fordern, daß Jemand ein Theater unternehmen ſoll?

G.

26. Geben.

Die Schauſpieler ziehen den Ausdruck: „*Ich habe die Rolle gegeben*,“ jenem: „*ich habe die Rolle geſpielt*,“ vor. — Sie wollen uns glauben machen, das Schauſpielen ſei nichts weniger als ein *Spiel*.

27. Gehorſam.

Ein gewichtiges Wort, Schauſpielern ſchwer begreiflich zu machen, da die meiſten nur *Rechte* aber keine *Pflichten* zu haben wähnen.

28. Genie.

Seid unbeſorgt ihr Herren, ich definire dieſen Artikel nicht, um Niemand den Muth zu benehmen.

29. Geſchmack.

Was ſoll ich euch von dieſem nothwendigen Atribut aller ſchönen Künſte ſagen? Leſet Schiller's Verſe, hört die Haſſelt ſingen, ſeht die Schröder ſpielen, betrachtet ein Gemälde von Salvator Roſa, hört Drouet's Flöte, leſet das Journal — — nein leſet kein Journal, wenn ihr wiſſen wollt, was Geſchmack iſt.

30. Gleichheit.

In den Couliſſen findet ſie ihr Aſyl nicht. Man wird eine Schauſpielerin, welche 10,000 Gulden Gage bezieht, nie überreden, daß eine Andere, welche nur 5000 Gulden bezieht, ihres Gleichen ſei.

H.

31. Harmonie.

Sehr ſelten im Orcheſter, noch ſeltener auf der Bühne, am ſeltenſten zwiſchen den Couliſſen.

32. Hinderniß.

Man ſubſtituire dieſem Worte die bezeichnenderen Ausdrücke: „Kaprice, Faulheit, Kabalen u. ſ. w. Wird eine Unpäßlichkeit als Hinderniß angegeben, ſo glaubt das Publikum nicht mehr daran.

J.

33. Ich.

Der einzige Gott der meiſten Schauſpieler, ſie dutzen ſich ſelbſt aus Ichheit.

34. Intrigue

ſynonym mit dem Theaterweſen.

35. Journaliſt.

Unabhängig, unparteiiſch, ſtreng ohne Biſſigkeit, ohne Schwäche, weder im Lobe noch im Tadel übertrieben, gegenwärtig bei den Vorſtellungen, über welche er urtheilt, das Alles — — — ſollte ein Journaliſt ſeyn.

K.

36. Knoten.

Unſere neuern dramatiſchen Schriftſteller verſtehen wohl manchmal ihn zu ſchürzen, aber ſelten zu löſen, da laſſen ſie ihn denn durch einen deus ex machina zerhauen.

37. Kunſt

iſt die beſte, wenn ſie keine mehr iſt, ſondern zur Wahrheit wird.

L.

38. Lachen

hat eine entſchiedene Beziehung auf Schauſpieler und Zuſeher. Lacht der Schauſpieler ſelbſt über ſeine Späße, ſo wird der Zuſeher ſchwerlich lachen. Wer im Luſtſpiel nicht lachen kann, der weint um ſein Geld, und wer im Trauerſpiel nicht weinen kann, der lacht den Dichter und die Schauſpieler aus.

39. Lampenanzünder.

Der Subſtitut des Sonnengottes. Er macht Tag auf der Bühne. O! könnt' er es auch in den Köpfen mancher Schauſpieler machen!

40. Leſen.

Es iſt nicht unumgänglich nothwendig, daß ein Schauſpieler leſen und ſchreiben kann. Wozu wäre denn die Leſeprobe, wobei ſo viele Schauſpieler noch buchſtabiren, oder ſich krank melden laſſen, um ſich nicht ſchämen zu dürfen. Exempla sunt odiosa.

41. Liebhaber.

(Siehe die Artikel: Shawl, Equipage, Schmuck).

42. Lorgnette.

Ein nothwendiges Inſtrument im Theater. Man kann damit viel kecker die Damen beäugeln. Es wäre gut, wenn Jemand Theaterlorgnetten erfände, deren Gläſer nach Belieben alſo gerichtet werden könnten, daß ſie hübſche Schauſpielerinnen näher zögen, und häßliche entfernten.

M.

43. Muſen.

Die klaſſiſchen Schweſtergöttinnen, welche die Romantiker zu dethroniſiren ſuchen, indem ſie ihnen Feen, Genien u. ſ. w. ſubſtituiren. Einſt gab es deren neun, jetzt iſt eine zehnte dazu gekommen: die Muſe der Mode.

N.

44. Neid.

Eine anſteckende Theaterſeuche, die einige Klatſcher erzeugen und verrichten können. Mittelmäßige Subjekte ſind derſelben am meiſten unterworfen.

45. Neu.

Eine alte Intrigue mit neuen Späßen, alte Ideen, neu aufgefriſcht, alte Charaktere auf die Zeitumſtände angewandt, kurz, alte Stücke mit einem neuen Titel, das ſind jetzt unſere dramatiſchen Neuigkeiten.

O.

46. Oper

haben wir faſt keine mehr, wir haben nur Koncerte, worin der Sänger die erſte Perſon iſt, der Komponiſt die zweite und der Dichter gar nichts.

47. Oreſt.

Wo gäb' es zwei Schauſpieler, die nicht Oreſt und Pilades zu ſeyn vorgäben.

P.

48. Paradies.

Wer ſagt mir, warum man dem letzten Platze dieſen Namen gegeben hat? Etwa weil dort doch mehr Unſchuld und Einfalt zu finden iſt als auf den übrigen Plätzen? Die Thore dieſes Paradieſes öffnen ſich um geringes Geld und gewähren den Eintritt zu unleidlicher Hitze, die eher infernaliſch als paradieſiſch genannt werden kann.

49. Pfeifen.

Das Entſetzlichſte für Dichter und Schauſpieler, oft aber auch die einzige bittere Arzenei, wodurch ſie radikal zu beſſern ſind.

50. Porträt.

Jeder Künſtler will portätirt und in Kupfer geſtochen ſeyn. Läßt ein Anderer ſein Porträt nicht ſtechen, ſo thut er's ſelbſt.

51. Publikum.

O du Tyrann und Beſchützer der Künſtler und Schriftſteller! o du Groß-Cophta, welcher über das Fallen und

Gefallen entſcheidet, der du Hände zum Klatſchen und Mäuler zum Pfeifen beſitzeſt, der du bei der Theaterkaſſa bezahlſt, auf Journale pränumerirſt und Bücher kaufeſt. Lob und Preis dir gerechtes und ungerechtes, verſtändiges und bizarres, klares und unbegreifliches Publikum! ich werfe mich zu deinen Füßen und widme dir dieſes A-B-C-Büchlein, ich erkläre dir freimüthig, wenn du dasſelbe für treffend und witzig erkennſt, ſo will ich deine Urtheile loben und dich für unfehlbar halten, ſollte aber dieß nicht der Fall ſeyn, ſo werd' ich ſagen, du habeſt nicht verſtanden, was ich geſchrieben. Nimm mir's dann nicht übel, es machens alle Schriftſteller ſo.

52. Proben.

Sie werden meiſtens ſehr liederlich gehalten, daher die erſte Vorſtellung nur als Generalprobe gelten kann. Die Proben geben oft Gelegenheit zu Unterhaltungen, die in gar keiner Berührung mit der dramatiſchen Kunſt ſtehen. Madame A. ſpricht von ihrem neuen Shawl, Herr B. ißt warme Würſte und trinkt Bier, Demoiſelle C. liebelt, und Herr D. erzählt von einem verlornen Tapp-Solo, der Regiſſeur ſchreit, der arme Autor verzweifelt und nach fünf ſolchen Proben weiß noch Niemand, wo er zu- und abzugehen hat.

Q.

53. Quittung.

Die Gage-Quittungen der meiſten Schauſpieler werden von Andern zur Zahlung überreicht, wenn der Termin kommt.

R.

54. Regeln

ſind faſt bei jeder Bühne geſchriebene vorhanden, aber nirgend werden ſie gehalten.

55. Regiſſeur.

Ein Mann, der über das Einſtudiren und die Aufführung der Stücke zu wachen hat. Er entwirft das Repertoir, macht Sammlungen für arme Schauſpieler, theilt die Rollen aus und behält für ſich die beſte, er beſtätigt die Unpäßlichkeiten, nimmt von dem Einen Grobheiten, von dem Andern Präſente an, unterrichtet die jungen Schauſpielerinnen und zieht die höchſte Gage.

56. Repertoir.

Verzeichniß derjenigen Stücke, welche in der nächſten Woche — nicht gegeben werden.

57. Rivalität.

Exiſtirt gar nicht zwiſchen den Couliſſen, hier heißt es Feindſchaft.

58. Rollen.

Der Autor klaſſificirt ſie nach ihrer dramatiſchen Wichtigkeit, der Schauſpieler aber nach der Bogenzahl. Dankbare Rollen heißen ſolche, wo der Schauſpieler für den Gedanken des Autors applaudirt wird.

59. Romantiſch.

Wir können dieſen Ausdruck nicht definiren, die Romantiker können es auch nicht. Mit „Waſch mir den Pelz und mach mir ihn nicht naß,“ wäre es vielleicht am treffendſten überſetzt.

60. Ruhm.

Für die Schauſpieler iſt er nur ein Rauch. Ihre Talente laſſen keine Spuren nach ſich. Wenige Namen von Schauſpielern ſind bis zu uns gekommen. Der Schauſpieler lebt nur in der Gegenwart, darum iſt er auch ſo eiferſüchtig auf dieſe.

S.

61. Scene.

Dieſes Wort wird verſchieden gebraucht. Man nennt die Bühne ſelbſt die Scene, man belegt eine einzelne Couliſſe mit dieſem Ausdrucke. Unterabtheilungen der Akte heißen Scenen. Eine gute Scene iſt oft hinreichend ein ſchwaches Stück zu retten, und eine lächerliche Scene macht oft ein ſonſt gutes Stück fallen. Das ſogenante: „In die Scene ſetzen,“ iſt eine große Kunſt, die alle zu verſtehen glauben, aber nur wenige wirklich verſtehen.

62. Schauſpieler.

Ein Menſch der ſchauſpielt. Nach der Etymologie ſeines Namens ſollte er beſſer auf ſein Spiel ſchauen, als er es wirklich thut, er hält aber leider nur für ein Spiel was er zur Schau trägt und daher ſpielt das Publikum oft mit Recht dem Schauſpieler unbarmherzig mit.

63. Seſſion.

Die Regiſſeurs ſitzen beiſammen und machen Mienen, als ob ſich's um das Heil der Welt handle, es betrifft aber nur die Beſetzung einer Rolle. Der Eine ſpricht für ſeine Frau, der andere für ſeine Tochter, ſie ſind endlich dem Scheine nach einverſtanden, aber am andern Tage handeln ſie einander wieder entgegen, und ſomit war die Sitzung umſonſt.

64. Sonntag.

Der Tag in der Woche, an welchem die beſte Einnahme zu erwarten iſt. Man unterſcheidet zwiſchen dem Wochen- und dem Sonntagspublikum. Das Letztere iſt leichter und ſchwerer zu befriedigen, wie man's nimmt. Man muß dem Stücke einen Sonntag geben! heißt ſo viel als: es iſt ein ſchwaches Kindlein.

65. Souffleur.

Ein armer Mann, der immer Unrecht hat, wenn der Schauſpieler nichts gelernt hat. Mancher Schimpfname fliegt ihm im Grimme zu; er aber ſitzt ruhig in ſeinem Loche und ſucht die Löcher des Vortrages zu decken.

66. Spektakel.

Für das Volk iſt alles ein Spektakel. Ein Einzug, eine Leiche, ein Tanz, ein groſſer Wind, eine Affenkomödie, eine Parade u. ſ. w. u. ſ. w. Auf die Spektakelſucht gründet ſich die Hoffnung der Schauſpieler. Wenn nur viele Schauſpieler nicht außer der Bühne ſo viel Spektakel machten.

67. Stillſchweigen.

Die grauſamſte und doch die beſcheidenſte Art der Mißbilligung.

68. Stimme

iſt eine Gabe der Natur, auf welche man eben ſo wenig eitel ſeyn darf als auf die Schönheit, aber wie man ſie zu gebrauchen, wie man damit hauszuhalten weiß, das kommt auf Rechnung der Kunſt zu ſetzen und iſt zu beloben oder zu tadeln. Der Theaterheld muß vor Allen eine ſtarke

Stimme haben, der zärtliche Vater eine rührende Stimme, der Luſtigmacher eine komiſche Stimme. Dichter werden leider ſelten um ihre Stimme gefragt, wenn ihre Stücke in die Scene gebracht werden.

T.

69. Theaterfreund.

Freien Eintritt in's Theater haben, einen Lärm mit knarrenden Stiefeln machen, im Theater alles beklatſchen, außer demſelben über alles räſonniren, den Tact bei einer Arie falſch ſchlagen und mitſumſen — da habt ihr einen Theaterfreund.

70. Thür.

Der Ort, wo das Publikum oft in Schnee und Wind ſtehen muß bis es beliebt öffnen zu laſſen. Der Ort, wo es nur mit Geld in der Hand eingelaſſen wird, der Ort, wo es einſt ſich drängte, jetzt aber ſpärlich und einzeln erſcheint, der Ort endlich, wo man manche arrogante Zuſeher hinweiſen ſollte, aber auch manche ſchlechte Schauſpieler.

71. Titel.

Das Anziehendſte eines Stückes für die Menge. Provinztheaterdirektoren ſind oft Wiedertäufer.

72. Treue.

Du armer junger, verliebter, unerfahrner Menſch, der du dieſe auf dem Theater ſuchſt.

73. Trommel.

Als die Theatervorſtellungen noch durch die Trommel bekannt gemacht wurden, damals war gute Zeit. — Jetzt wo nichts mehr getrommelt wird, wird deſto mehr gepfiffen. Wo nichts als Opern im neueſten Geſchmacke gegeben werden, verdient der Trommelſchläger doppelte Gage.

74. Truppe.

(Siehe Geſellſchaft, Künſtlerverein.)

U.

75. Unterricht

gibt nicht Talent, aber er ziert es, er macht den Künſtler nicht, aber er vollendet ihn. Die Darſtellungsgabe macht viel und man kennt viel unwiſſende Schauſpieler, die gute genannt zu werden verdienen.

76. Unterſtützung.

(Siehe Freibillete.)

77. Unwiſſenheit.

Iſt nicht ſelten bei Schauſpielern, ſie wird aber meiſtens durch einen Bombaſt von Worten überdeckt. — Eine Unwiſſenheit der Fehler ſeines Kameraden iſt keinem Schauſpieler vorzuwerfen.

V.

78. Vater (zärtlicher).

Ein Rollenfach, welches etwas Enbonpoint, einige Gravität und Predigerton fordert. Wenn der Spieler dieſes Rollenfaches auch zu Hauſe ſeine Kinder mißhandelt, er bleibt und heißt doch der zärtliche Vater.

79. Vergeßlichkeit.

Der Schauſpieler vergißt manchmal ſeine Rollen, er vergißt, daß das Publikum ſein Richter iſt, er vergißt was er dem Dichter ſchuldig iſt, er vergiſt, was der oder jener Direktor für ihn gethan hat, er vergißt, daß er vor einem halben Jahr einen neuen Rock von ſeinem Schneider erhalten hat, aber wo er hervorgerufen wurde, vergißt er nie.

80. Verläumdung

(ſiehe Aufrichtigkeit und Geradheit).

81. Verſe.

Werden von Dichtern ſelten gut geſchrieben, aber von Schauſpielern noch ſeltener gut geſprochen.

82. Verſöhnung.

Iſt eben ſo ſchnell geſchloſſen, als ein Zwiſt angezettelt.

Heute betrüben,
Morgen lieben
Heute raufen
Morgen ſaufen
Heut ein Feind
Morgen ein Freund.

83. Vertheilung der Rollen.

Das Stück iſt geſchrieben und angenommen, aber noch iſt wenig geſchehen, wenn die Rollen nicht vertheilt ſind, beſonders bei Theatern, wo Niemand zu befehlen und Niemand zu gehorchen weiß. Der Autor theilt die Rolle einem Schauſpieler zu, und hat das Recht dazu; der Regiſſeur aber beſetzt ſie anders und hat auch recht; das Publikum aber ziſcht den Schauſpieler aus, der ſie ſpielt und — hat auch wieder recht.

84. Vollendet.

Ein Wort, das jeder Schauſpieler in Anſpruch nimmt, aber gewiß nie ſelbſt von einem andern gebraucht.

85. Vorrufen.

Eine Ehre, die keine mehr iſt, weil ſie mißbraucht wird. Es kommt jetzt auf das „wie oft“ an.

W.

86. Waffen.

Nehmt den neuern Dichtern die Säbel, Piſtolen, Dolche und Gift und ſeht was übrig bleibt.

87. Winſeln.

(Siehe Sprechen im Drama.)

Z.

88. Zufall.

Dieſer Artikel würde die ganze Theatergeſchichte umfaſſen, wollte man ihn ganz beſchreiben. Zufälle machen die Stücke fallen, Zufälle verhindern die Schauſpieler zu ſpielen, Zufälle bewirken, daß der Direktor oft des Teufels werden möchte.

89. Zuckerbäcker.

Ein Mann, der im Theater ſeine Waaren doppelt ſo theuer verkauft als anderswo. Er hat auch recht; denn oft iſt das, was er reicht, das einzige Genießbare.

Recipe gegen böſe Weiber.

Angelika war jung, ſchön und reich. Vorzüge genug um die Augen aller Männer auf ſich zu ziehen, welche in unſerm aufgeklärten Jahrhunderte nicht mehr ſo albern ſind, nach Verſtand, Sittſamkeit und Häuslichkeit zu fragen. — Wo Angelika ging, bewunderten ein Paar junge Herren hinter ihr mit den Lorgnetten die kleinen Fußſtapfen, welche die niedlichen Füßchen im Sande zurückgelaſſen hatten — wo ſie ſaß, waren gewiß die Nebenſeſſel nicht leer — Voyez donc! cette fille est tres bien faite! erſcholls von allen Seiten, wenn ſie an einem öffentlichen Orte erſchien, kurz! Alles was Angelika unternahm, und beſaß, gefiel, nur ihre Zunge nicht. Das war denn aber auch eine Zunge, die von ſeltener Gelenkigkeit zeugte, und alle Verehrer wieder entfernte, welche die ſchönen Augen gefeſſelt hatten. Nur Dorſt ein junger Kaufmann war mit dem gewöhnlichen Übel der Verliebten, mit Blindheit geſchlagen, und endigte damit, daß er der ſchönen Angelika ſeine Hand reichte. — Sie wurden getraut, und Dorſt hielt ſich für den glücklichſten Sterblichen unter der Sonne. Er glaubte einen Engel an ſeiner Frau zu beſitzen, aber nur zu bald ſah er ein, daß er ſich geirrt habe. — Der Engel verlor ſeinen Schein und ſeine Flügel, und ſank zum gewöhnlichen Weibe herab.

Madame liebte den Putz, Monſieur den Wein, zwei Dinge, die in einer Hauswirthſchaft eben nicht die größte Ruhe erhalten. Man fing an, ſeine Fehler wechſelſeitig einzuſehen, darüber zu murren, endlich gar zu ſchreien. — Madame hatte ein Geſichtchen wie ein Äpfelchen, aber du mein Gott, was ſchnitt das Geſichtchen manchmal für Geſichter auf den Herrn Gemahl! — „Du bringſt mich noch an den Bettelſtab mit deinem Putz," ſagte Monſieur. — „Er koſtet doch nicht ſo viel als deine Geſellſchaften," antwortete Madame. Monſieur ſagte wieder etwas, Madame antwortete wieder, und wo gar ſo viel geſagt und geantwortet wird, iſt gewöhnlich eine Antwort heftiger als die andere, und die letzte eben nicht die höflichſte. So auch hier — Endlich nahm ein ſolches häusliches Donnerwetter gewöhnlich damit ſein Ende, daß Dorſt Hut und Stock forderte, und ſprach: „Schrei ſo viel du willſt, liebe Angelika, ich muß fort, meine Freunde und ein herrliches Souper erwarten mich." Da ſchrie Angelika noch ſtärker, weinte ein Thränchen mitunter, und mein guter Herr Dorſt ging ſchneller ſeines Weges in die nächſte Taverne, wo er bei den Bouteillen Vergeſſenheit ſuchte, und erſt um Mitternacht nach Hauſe zurückkehrte.

Da fing nun das Gewitter von neuem an. — „Schön! recht ſchön!" — ſchrie Angelika, indem ſie ſich im Bette aufſetzte, und mit beiden Händen in die Pflaumen ſchlug. — „Um dieſe Stunde kommt man nach Hauſe, und in welchem Zuſtande?" — „In dem glücklichſten Zuſtande von der Welt!" antwortete Dorſt, und zog die Decke über den Kopf, um nichts weiter zu hören. Allein die gellende

Stimme der Frau drang durch die Decke. Das wurde dann unſerm guten Dorſt zu arg, er pfiff dem Bedienten, — Johann erſcheint, und reibt ſich die Augen. — »Mein Bett wird in's blaue Zimmer geſetzt.« — »Schon recht, Euer Gnaden!« — Johann will gehen. — »Nicht doch Johann! dieſen Augenblick!« — Der gnädige Herr ſelbſt legt Hand an, und trägt mit Johann das Bett in's blaue Zimmer, wo ihn nichts mehr im Schlafe ſtöret.

So verging kein Tag, wo nicht ſchwarze Wolken den Eheſtandshimmel trübten. Angelika wußte ihres Leides kein Ende mehr, und ging endlich zu ihrem Onkel, um ihm ihre unglückliche Lage zu entdecken. — Mit Thränen in den Augen that ſie es, und bat ihn um ſeinen Rath und Hilfe. — Der alte Poll (ſo hieß der Onkel), der ſchon lange im Stillen dem Spektakel zugeſehen hatte, wußte gar wohl, daß nur Angeliken's Zunge an den vielen Zwiſtigkeiten Urſache ſei, und nahm gern die Mühe über ſich, die Ruhe im Hauſe ſeiner Nichte wieder herzuſtellen. — »Ich will dir rathen, ich will dir helfen liebes Kind,« ſprach er mit einer wichtigen Miene, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte, doch mußt du mir verſprechen, das Mittel, welches ich dir geben werde, genau und pünktlich ſo zu gebrauchen, wie ich dir ſagen werde. — »Alles, alles will ich gerne thun, lieber Onkel, nur helfen Sie mir!« rief Angelika. — »Nun wohl,« erwiederte Poll, »ich habe von meinem Freunde, der ein großer Chemiker war, einige Bouteillen ſympathetiſches Waſſer geerbt, welches die beſondere Kraft hat, allen Streit zwiſchen Eheleuten zu verhindern, und Ruhe und Verträglichkeit herzuſtellen.« —

„Geben, o geben Sie lieber Onkel," rief Angelika bittend. „Sogleich, doch du mußt vorerſt die Art des Gebrauches wiſſen. Sobald du merkſt, daß Zorn dich befällt, bei der kleinſten Aufwallung deines Geblütes, bei der kleinſten Unhöflichkeit, die dir gegen deinen Mann auf der Zunge ſchwebt, nimmſt du zwei Löffel voll von dieſem ſympathetiſchen Waſſer, und behältſt es ſo lange es dir nur immer möglich iſt, in dem Munde; das wiederholſt du, wenn etwa auch dein Mann mit dir zanken ſollte, und ſey verſichert, in einem Monate iſt er der freundlichſte, zuvorkommendſte, zärtlichſte Gatte, und du das glücklichſte Weib." Sprach's, und gab Angeliken eine Bouteille mit Waſſer, welches ſo klar ausſah, als käme es eben aus dem nächſten Brunnen. — Angelika küßte ihm dankbar die Hand, und entfernte ſich freudig mit ihrer Wundereſſenz.

Als ſie nach Hauſe kam, trat ihr der Herr Gemahl eben mit Hut und Stock unter der Thüre entgegen, ſchon flog eine kleine Röthe über ihr Geſicht, und die Worte: „Wo ſchlenderſt du ſchon wieder hin?" ſchwebten auf ihren Lippen; allein ſchnell nahm ſie eine Doſis von dem wunderbaren Waſſer in den Mund und ſchwieg; und mußte ſo ſchweigen. — Dorſt, der ſich ſchon auf eine Lektion gefaßt gemacht hatte, ſtaunte, und ſchüttelte bedenklich den Kopf als er ſein Weibchen ſo ruhig bei der Arbeit ſitzen ſah. — Iſt ſie's wirklich, oder iſt's ihr Geiſt? Am nämlichen Tage noch zerbrach ein Bedienter einen Teller von chineſiſchem Porzellain. Angelika nahm Wunderwaſſer in den Mund und ſchwieg. Dorſt war zu dem Abſchiedsfeſte eines ſeiner Freunde geladen, und kam erſt des Morgens nach Hauſe, Angelika nahm Wunderwaſſer, und ſchwieg. Nun konnte es Dorſt gar nicht mehr begreifen. „Angelika!“ rief er, indem er ſein Weibchen zärtlich bei der Hand faßte, biſt du krank, oder was in aller Welt iſt mit dir vorgegangen? — Angelika ſchwieg, und nickte ihm freundlich entgegen. „Ich ſehe ſchon, erwiederte Dorſt, eine neue Caprice ſteckt dir im Köpfchen, vorher haſt du zu viel geſprochen, nun willſt du gar nichts mehr reden.“ Keine Antwort von Angelika's Seite, nur ein kleines Lächeln auf ihren Gemahl.

So geſchah es nach und nach, daß ſich Dorſt und ſeine Frau nicht mehr zankten, und täglich lieber gewannen. Er mied die Geſellſchaften ihr zu Liebe, ſie verſagte ſich manches neue Kleid ihm zu Liebe: doch iſt es wohl auch leicht zu denken, daß anfangs das Wunderwaſſer ziemlich herhalten mußte, daß die Bouteille bald leer wurde. Angelika bemerkte es, ließ anſpannen, und fuhr zu ihrem Onkel, um ihn um eine neue volle zu bitten. Freudig erzählte ſie ihm, wie herrlich die erſte gewirket habe, wie gut ihr Mann ſich nun gegen ſie betrage, und wie glücklich ſie lebe.

Lächelnd faßte der alte Poll Angelika'n bei der Hand, und ſprach: „Liebe Nichte! Wiſſe das Wunderwaſſer, welches in der Bouteille war, war nichts anderes als helles klares Brunnenwaſſer. Du biſt ganz dazu geſchaffen, einen Mann glücklich zu machen, doch deine Zunge entkräftet den Zauber deiner Reize. Sei in Zukunft artig und zuvorkommend gegen deinen Gatten, und du wirſt ohne Wunder glücklich und froh mit ihm leben.

Die Narren.

Gewiſſe Phyſiologen behaupten, daß die Narrheit eines der Vorrechte der menſchlichen Natur ſei, daß der thieriſche Inſtinkt, welcher ſicherer, als unſere Vernunft iſt, auch ſtärker als dieſe ſei, und daß ſich das Gehirn der Thiere nie verwirre. Ich antwortete hierauf mit einer Anekdote von dem Papagey des Herrn v. Bougainville, der eben ſo gut von der Narrheit befallen war, als ein Bewohner von Bedlam oder Charenton. Dieſer Vogel, weniger bedauernswürdig ſeiner ſchönen Federn als ſeiner Geſchwätzigkeit wegen, war ſeit zwei Jahren an Bord des Schiffes dieſes berühmten Seefahrers. Nach einem heftigen Gefechte mit einem feindlichen Schiffe, bei welchem die Kanonen von beiden Seiten ſpielten, ſuchte man den kleinen Kokoly (ſo hieß der Schiffs-Papagey), er war nicht zu finden, und man glaubte ſchon, er ſei auf dem Felde der Ehre geblieben, als man ihn nach zwei Tagen zur Freude des ganzen Schiffsvolkes aus einem Cabeltau, in welches er ſich verkrochen hatte, hervorkommen ſah, man rief ihm zu, man ſchmeichelte ihm, allein Kokoly, unempfindlich für Alles, hüpfte langſam und mit ſtarren Blicken hin und her, und antwortete auf Alles nur durch eine Nachahmung des Getöſes, welches ihn ſo erſchreckt hatte.

— Pum! — Pum! — Pum! — waren die einzigen Worte, die er von dieſem Augenblicke an ausſprach. Dieſer Papagey wiederholte, zwanzig Jahre nach dieſem Schiffsgefechte, immer noch ſeine ewige Kanonade, und zitterte dabei mit den Flügeln und dem Kopfe, um ſeine Angſt auszudrücken.

Man zeigt im Allgemeinen viel Widerwillen gegen eine Art von Krankheit deren verſchiedene Gattungen man nicht vermengen ſollte. Ich geſtehe wohl, daß der Anblick eines Tollen, welcher an einem Stein angekettet iſt, der ihm zugleich zum Lager dienet, der nur zur Hälfte mit Lumpen bedeckt iſt, welche er ſelbſt zerriſſen hat, und der in Anfällen ſeiner Krankheit, ſo lange wüthet, bis er ganz erſchöpft, und ſeiner ſelbſt unbewußt niederſinket. — Ich geſtehe, daß der Anblick eines ſolchen Menſchen Grauen und Mitleiden erwecket, doch ſehe ich nicht ein, obſchon mein Herz eben ſo empfindſam iſt, als manches andere — wo der große Beweggrund zur Traurigkeit bei dem Bilde dieſer ſo allgemeinen Krankheit liegen ſollte, welche ohne einen Anſchein von phyſiſchen Schmerzen, nur in einer Unordnung der moraliſchen Organiſation beſteht. Wird man doch nicht zum Mitleid gerühret durch das Unglück eines Dummkopfes, warum ſeufzt man denn ſo ſehr über das Unglück eines Narren? Jener Wahnſinnige, der ſich Gott Vater zu ſeyn dünkt, iſt er wohl kränker als ein Skribler, welcher Voltaire zu ſeyn glaubt. Jener nimmt ein kleines Stübchen im Narrenhauſe ein, und beluſtigt manchmal jene, welche ihn über ſeine myſtiſchen Erſcheinungen ſprechen hören, dieſer perorirt in einem Saale der Akademie, und langweilt alle Jene, welche ihn oft anhören müſſen. —

Wenn ich indeſſen für die Narren ein bischen weniger Mitleid hege, als andere, ſo habe ich im Gegentheile auch wieder mehr Hochachtung für ſie. Die Tollheit iſt eine Krankheit, in welche nicht alle Menſchen verfallen können, denn ſie ſetzt die Exiſtenz der Vernunft voraus, welche man verloren hat. Es gibt viele Menſchen, aus denen leicht Dummköpfe werden, aber nur wenige ſind geeignet Narren zu werden.

Dieſe Betrachtungen, welche ich neulich auf dem Wege machte, als ich das Narrenhaus beſah, und welche meinen Leſern leicht der Einwohner jenes Hauſes würdig ſcheinen dürften, rufen mir das Abenteuer eines Fakirs in's Gedächtniß zurück, welches in dem Molomaat des Philoſophen Sadi erzählet iſt.

Ein Fakir Namens Melik fand ſich am Hofe Schah Nuſchirvans ein, wo ihn der Ruf als einen Weiſen angekündigt hatte, der die ſeltene Kunſt beſäße, die Narren auf den erſten Blick zu erkennen, und zu heilen. Der Schah wünſchte, daß der Fakir eine Probe davon vor ſeinen Augen mache, und befahl, daß man des Morgens eine Anzahl aus den Narren ſeines Reichs erwähle, und in ſeinen Pallaſt bringe. Melik trat zur beſtimmten Stunde in den Divan, und wurde, um den Fürſten zu erwarten, in einen großen Saal geführt, worin ſchon mehre Menſchen verſammelt waren. Er ſah Einen nach dem Andern mit großer Aufmerkſamkeit an, ſtellte ihnen verſchiedene Fragen, merkte ſich ihre Antworten, und als der Sultan erſchien, näherte er ſich ſeinem Throne, berührte die Erde dreimal mit ſeiner Stirne, und ſprach: „Sonne der Gerechtigkeit! Die wenigen Augenblicke, welche ich mit den Narren zubrachte, die mir auf deinen Befehl zugeführet wurden, waren hinlänglich, mich mit der Natur und der Urſache ihres Übels bekannt zu machen, und ich bin bereit, zur Heilung dieſer armen Unglücklichen (hier zeigte er auf die Leute, mit welchen er ſich im Vorzimmer unterhalten hatte) zu ſchreiten.“ Nuſchirvan konnte ſich einer Aufwallung des Zornes nicht erwehren, als er hörte, daß der Fakir mehre ſeiner Höflinge, Staatsbedienten, Miniſter und Heerführer für Narren angeſehen hatte, und ſchon hatte er ſeinen Säbel über Melik's Haupt gehoben — als dieſer ſprach: Höre mich an, Sultan, und überzeuge dich, ob ich deinen Zorn verdiene. Ich wurde in deinen Pallaſt berufen, um Wahnſinnige zu unterſuchen, und zu heilen. Der erſte Menſch, der mir aufſtößt, iſt dieſer alte Herr, der dort rechts an deinem Throne ſteht. Alter und Schwächlichkeit beugen ſchon ſeinen Rücken, ſeine zitternde Hand hält nur mit Mühe das Schwert, mit dem er zu deiner Vertheidigung bewaffnet iſt. Schon vor 20 Jahren hätte er ſich in die Einſamkeit zurückziehen ſollen. Er beſitzt große Reichthümer, einen prächtigen Pallaſt an dem Ufer des Euphrats, dort könnte er der Ruhe des einzigen Gutes des Alters genießen, und ſeinem Sohne die Ehrenſtelle überlaſſen, welche er begleitet ohne ihre Pflichten zu erfüllen. Allein er opfert ſeine Wünſche, ſeine Bedürfniſſe, das Intereſſe ſeines Fürſten und die öffentliche Achtung einer kindiſchen Eitelkeit und dem falſchen Scheine eines Zutrauens auf, welches er nicht genießet. — Der Mann iſt alſo ein Narr und ich kann mein Urtheil über ihn nicht widerrufen.

Jener andere (fuhr der Fakir fort, indem er auf einen Zweiten zeigte, deſſen blaſſes Angeſicht, und ſchwächlicher Körperbau ihm in die Augen fiel). Jener andere, ich weiß es, iſt einer der berühmteſten Weiſen deiner Staaten, außerordentliche Kenntniſſe in der Phyſik ſind die Früchte eines dreißigjährigen angeſtrengten Kopfbrechens. Er erhält von dir jährlich tauſend Beutel, um die Früchte ſeines Studiums für dein Land nützlich anzuwenden, und ſo glaubſt du wohl, erhabener Sultan! er werde in der Anordnung neuer chymiſcher Prozeſſe Mittel ſuchen, deine Manufakturen zu verbeſſern, er werde ſeine Kenntniſſe in der Anatomie und Pflanzenkunde dazu anwenden, neue Heilmittel für Krankheiten zu finden, die Aſtronomie diene ihm dazu, die Schifffahrt und das Seeweſen zu vervollkommnen? — O nein! Seine Arbeiten haben einen ganz anderen Zweck. Er wird dir ſagen, in welcher Ordnung die Schichten der Erde über einander liegen, welche den Caukaſus bilden, aus welchem Metalle die Säbelſcheide des Eroberers Scander (Alexander) gemacht war, welche Thiere auf der Inſel Tapobram vor der allgemeinen Sündfluth lebten, wie viel Tonnen Salzwaſſer der Ocean enthalte, und mehre andere Wahrheiten von derſelben Wichtigkeit. Urtheile nun ſelbſt Sultan, ob ich Unrecht hatte, da ich einen Menſchen in die Zahl der Narren ſetzte, der einen ſolchen Gebrauch von ſeiner Zeit, ſeinem Genie und deinen Wohlthaten macht?

Was ſoll ich von dieſem Huka-Verdar denken?*) der ſich ein Mann von der größten Wichtigkeit zu ſeyn dünkt, weil ſich ſeine Familie ſchon durch vier Jahrhunderte des ehrenvollen Vorrechtes erfreut, dir die Tabakspfeife anzuzünden, und der nur immer von ſeinem großen Einfluſſe auf deine hohe Perſon, von Bittſchriften, die er dir zu überreichen hat, und von der außerordentlichen Ehre ſpricht, im Dorbar,*) und bei öffentlichen Feſten den Vorſitz vor allen Generalen und Räthen deines Reiches zu behaupten.

---

*) Der Pfeifenträger. — Eine Pfeife heißt Huka.

Müßte ich nicht ſelbſt die Vernunft verloren haben, wenn ich jenen Vorſteher der Höflinge für vernünftig hielte, der mich mit ſo vielem Hochmuthe von ſeinen Pferden, ſeiner guten Tafel, von ſeinem Pallaſte, und von den Hofintriguen unterhielt, denen er durch ſeine Geſchmeidigkeit und Unverſchämtheit Trotz bietet. Nur aus Achtung für ſeinen Rang habe ich ihn in die Klaſſe der Narren geſetzt, und er allein iſt es, deſſen Heilung ich nicht unternehmen möchte, denn der Sitz ſeines Übels iſt im Herzen, und dafür kenne ich kein Mittel.

Nuſchirvan befahl dem Fakir ſein Urtheil nicht weiter fortzuführen. Er hatte ihm mit Aufmerkſamkeit zugehöret, und weit entfernt ſich durch ſeine unſchuldige Satyre, deren Wahrheit er erkannte, beleidigt zu fühlen, lächelte er ihm vielmehr freundlich zu, und bat ihn, an ſeinem Hofe zu bleiben, wo er ihn zu hohen Würden zu erheben verſprach. Allein der Fakir weit entfernt von aller Eitelkeit dankte, und ging. Die Geſchichte hat dieſes Urtheil des Fakirs beſtätigt, und uns auch das Teſtament dieſes großen Fürſten aufbehalten, welches Abbé Fourmont aus einem türkiſchen Manuſcript überſetzte. Ich will hier die letzten Zeilen deſſelben herſetzen, welche Nuſchirvan an ſeinen Sohn Hormizdas richtete.

---

*) So heißt der Hof der perſiſchen und indianiſchen Herrſcher.

„Du wirſt nach mir regieren. Willſt du dich des Thrones, welchen ich dir hinterlaſſe, würdig machen, ſo ſei gerecht, unterdrücke den Übermuth, tröſte den Armen, liebe die Wiſſenſchaften, und traue nur deinen eigenen Augen. Wenn du dieſe Regeln genau beobachteſt, ſo wird dich der Prophet ſegnen, deine Feinde werden dich fürchten, deine Freunde dir treu bleiben, du wirſt das Glück deiner Unterthanen, deine Unterthanen das Deinige machen.“ —

Die beiden Heirathen.

Altes und Neues.

Als ich dieſen Morgen meine Familien-Papiere durchſuchte, fand ich darunter folgende beide Erinnerungs-Zettel, welche durch ihre Zuſammenſtellung an Intereſſe gewinnen. Das erſte kaum lesbar, und ganz unorthographiſch geſchrieben, iſt von der Hand meiner Urgroßmutter, das andere recht nett und klein geſchrieben, von jener meiner Schweſter.

Im Jar des Herrn 1662 han meine liben Ältern mich aus den Gloſter der erwürdigen Frawen Urſulinerinnen genohmen, und mich mit dem wohl achtparen Herrn Hans Jörg Seidenpacher Erbherrn auf Katzenbrun, den ich vermals niemal geſegen ehelich vermehlt.	Am 1. April 1812, reichte ich meine Hand dem liebenswürdigen Friedrich August v. Roſenhain, homme des Lettres, den ich während des vorigen Carnevals auf der Redoute kennen lernte, und den ich ſeit dem erſten Blick mit der leidenſchaftlichſten Heftigkeit liebe.
Und waren bei unſrer Cobulazion die ganze Famili und all Freind und Bekente gegen-	Meine geliebten Buſenfreunde Karl Weiler und Eduard Thalhorſt waren

wertich dapey, und wurden alle Glocken gelautet auf meines Gegentheils Schloß, und leſeten deſſen Bauern zerſchidne Peller und Schliſſelbixen.

die einzigen Zeugen unſerer Verbindung, welche in der kleinen Kapelle zu — Dorf um 6 Uhr Abends heimlich vollzogen wurde.

War ich an denſelben Tag ganz prechtig herausgeputzt, hatte an einen kerſchroden Marſeillerock, und ein geſticktes brokatnes Brautgleit, widrum einen Schopf auf mit Brislerſpitz und groſ Blenden darauf daran, weiß Schuh mit hochen Steckeln, und ein Schlepp was lang vier eine halbe Elle, tragen ſelbigen zwei Baſchen. War mir ganz wohl auf bekommen ſintemalen mich nit hätt das eng Mieder zuzamgepfrengt.

Ich war in ein einfaches reizendes Negligee gekleidet. Eine kurze Robe von Muſſelin ſchloß ſich herrlich an meinen Körper, und eine weiße Roſe ſteckte in den a la Cendrillon geflochtenen Haaren. Ich hatte Migräne, denn ich hatte die Nacht über nicht geſchlafen, auch waren meine Augen roth vom Weinen. Mein Bräutigam fand den blaſſen Teint ſehr intereſſant.

Mittags war ein unmenſchlich Gaſterey, ward dabei geworfen mit Auswurfzucker, und ſtellte die Torten vor zwei

Nur einige Freunde ſpeiſ'ten des Abends bei uns. Die Speiſen waren hors d' oeuvres. Mons. Batillon kochte.

brennende Herzen worin in jeglichen ein Drey zu ſegen. Trugen Spanfadl auf und ein ganzen Schweinbraden, wie auch ſaure und Buderbaſteten und ſogar ein Haſ war da. Mein Mann hat zahlen miſſen 45 kr. für die Perſon. Wurde viel Gſundheit gedrunken, und allmählig dadurch zwei Emer Grinzinger ausgeſoffen.

Mein Mann zahlte ihm 12 Louisd'or dafür. Ich habe in meinem Leben nie beſſeres Gefrornes gegeſſen. Burgunder und Bordeaux, wie auch Champagner machten unſere Gäſte luſtig, und ſie ſagten dann verſchiedene Bonmots, worüber ich einmal über das andere roth werden mußte.

Nach den Eſſen haben der Schulmeiſter und der Cantner ihr ſchön Muſik gemacht und ich den erſten Menuet mit mein Brautführer getanzt. Die alten Herrn ſpielten unter dieſen Trapliren und Wazika.

Wir walzten, tanzten koſakiſch und Ecossaises und auch Fandango bis zum andern Morgen. Der Banquier X. verlor dieſe Nacht 20,000 Gulden in Bouilotte.

Kriegte ich von meiner Mutter eine noble Ausſtaffirung. Alles Duzend weis in Hemd und allerlei Leinwäſch, auch den groß Henkkaſten, mit dem Marienbild in der Mitten, und 6 nußbam-

Ich wurde herrlich ausgeſtattet: Die Wäſche von Batiſt, die Meubels alle von Mahagony mit Bronze-Verzierungen, zwei echte Shawls und ein Collier mit Brillanten. Da ein Mädchen mit kleiſtühl ſamt den Kuchelrath gab mir auch die gute Mutter ihr Zitternadl und das Rezebt mit von ihren Wunderbalſam, und mein Vater 600 Gulden in Thaler und mein Tauf und Firm Geſchenk apate extra.

ner Mitgift itzt ſelten einen Mann bekömmt, ſo gab mir mein Vater 50,000 Gulden Obligationen mit.

Mein lieber Gemahl hat ſich immer erenwerth und löblich gegen mich aufgeführet und hat God unſer Gemeinſchaft nach 10 Jahren mit 13 gſunden Kindern geſegnet.

Seit 5 Jahren meiner Ehe hat ſich manches geändert. Die Launen meines Mannes ſind kaum zu ertragen; ich habe noch keine Kinder.

Der Gelſenkönig.

Eine Schifferſage.

Unter den mancherlei Plagen, welche der König der Schöpfung, der Menſch, von den kleinſten Inſekten erdulden muß, iſt jene, welche ihm die Gelſen (eine Art Schnaken, in Öſterreich ſo benannt) verurſachen, eine der eben nicht unbedeutendſten. Der Menſch behauptet zwar in ſeinem Eigendünkel, alle Thiere ſeien erſchaffen, um ihm zu dienen, allein mit nichten mein eitler Herr! ſo ein kleines Gelſelein wählt ſich Ihre geſtrenge Naſe aus, um ihren Stachel hinein zu ſenken und Ihr edles Blut zu ſaugen, und wenn Sie es fühlen, ſo iſt die Beule ſchon fertig; Sie ſchlagen heftig darauf — und geben ſich auf dieſe Art ſelbſt einen tüchtigen Klaps auf Ihren Geſichtsvorſprung, und das geſättigte Thierlein fliegt davon, oder Sie zerquetſchen es auf Ihrer Naſe, aber die Beule bleibt. Ich habe einmal ein kleines Fabelchen gemacht, welches hier ſeinen Platz finden mag.

Der Affe, der Menſch und der Wurm.

Ein ſchöner Apfel prangt auf einem Baum,
Ein Affe ſpringt vorbei; er ſieht ihn kaum,
Als er herab ihn reißt, man hört ihn ſchrein:
„Der Apfel da iſt mein!“

Doch eh' er ihn noch bringet an die Lippe,
Spaziert ein Menſch aus dem Geſtrippe,
Der ſieht den Affen nach dem Apfel beißen;
Schnell weiß er ihm denſelben zu entreißen
Und laut hört man auch dieſen ſchrein:
„Der Apfel da iſt mein!“

Und wie er jetzt vom Affen ſehr beneidet
Den ſchönen Apfel in zwei Hälften ſchneidet,
Da ſieht er ihn ganz ausgehöhlt von Innen
Und gar ein kleiner Wurm bewegt ſich drinnen,
Der liſpelt höhniſch: „Schöpfungskönig! nein!
Der Apfel da iſt mein!“

Die Gelſen ſind ſchlimme Thiere, aber am größten und ſchlimmſten ſind ſie in Ungarn und zwar namentlich in der Gegend von Baja, wo, wie die dortigen Einwohner behaupten, der Gelſenkönig reſidiren ſoll. Ich kam auf meiner Flucht im Jahre 1809 in dieſe Gegend, und durfte, da ich wichtige Dokumente mit mir führte, mich nicht in Baja ſelbſt einquartiren, ſondern mußte auf dem Schiffe, mit welchem ich gekommen war und welches da vor Baja lag, ſchlafen. Haſt Du ſchon einmal ein Gelſenbett geſehen, mein lieber Leſer? Ich glaube kaum, drum will ich es Dir beſchreiben. Wenn man ſich auf dem Schiffe, etwa auf einer großen Kiſte eine Lagerſtelle gewählt, und ſein bischen Bettgewand darauf ausgebreitet hat, ſo befeſtigt man an den vier Ecken vier hölzerne Stäbe und breitet über dieſe das Gelſengarn, daß man dann darin ſo wie die Kinder in einem Gitterbette liegt. Ich verſichere Dich, es iſt darin ein herrliches Schlafen. Die Gelſen machen Dir eine Nachtmuſik, und Du befindeſt Dich ſo behaglich im Gefühle Deiner Sicherheit vor dieſem läſtigen Ungeziefer. Mein Gelſengarn iſt oft ganz ſchwarz von außen geweſen, weil die Thiere, meinem Dunſtkreiſe näher kommend, ſich an die Wände ſetzten.

Ich habe Dir dies etwas näher beſchrieben, um Dich für die folgende Schifferſage vorzubereiten.

Eines Tages hatte am jenſeitigen Ufer des Fluſſes an einer dichten Au ein Schiff mit Tabak beladen, gelandet, und da der Abend ſehr lieblich war, ſo beſchloß ich, mich zu dieſem hinüber führen zu laſſen, theils weil mir die Waſſerfahrt eine angenehme Unterhaltung verſprach, theils um mir auf jenem Schiffe Rauchtabak zu kaufen. Für den unbedeutenden Betrag von 15 kr. führte mich ein Schiffer auf ſeinem Kahn hinüber.

Die untergehende Sonne ſpiegelte ſich in den ſanften Wellen des Fluſſes, und unſer Kahn ſchaukelte langſam dahin. Es wäre ein Seelenvergnügen geweſen, ſo auf der Spiegelfläche dahin zu gleiten, aber — aber — die Gelſen! ſie waren heute unverſchämter als jemals! Ich wehte mit meinem Sacktuche, ich rauchte, nein ich qualmte Tabak, vergebens! Hände und Geſicht waren ſchon voll von Beulen. Ich beklagte mich gegen meinen Führer, der ohngeachtet ſeiner braunen unempfindſamen Haut doch auch ſchon ein Paarmal mit einem „Terremtete“ ſich das Geſicht gewiſcht hatte, und dieſer antwortete mir verdrüßlich — „Ja Uram! heut regiert Gelſenkönig wieder!“

Gelſenkönig? — Hm! ſonderbar dachte ich mir — eine Gelſen-Majeſtät! und ich fragte meinen Schiffer, wie er denn das meine?

„Ja," antwortete er mir (in ſeinem gebrochenen ungariſch-Deutſch), „da drüben in Au, da logirt Gelſenkönig, und wann iſt warme ſchöne Abend, da plagt er Menſch und Vieh mit ſeinen Gelſenvolk gar fürchterlich."

Ich verſtand noch immer nichts davon und bat meinen Führer mir Alles zu erzählen, was er davon wiſſe, ich wolle ihm dann nach unſerer Zurückkunft ſeine Erzählung mit gutem ſirmiſchen Slibowitza vergelten.

„Will ich gern erzählen wie mir hat mein Vater verzählt," verſetzte der Mann, „und wie ich kann deutſch verzählen, wann Uram nur auch verſtehen."

„Deine Worte lieber Mann will ich mir ſchon zuſammenreimen," erwiederte ich — dachte mir aber dabei, ob ich auch ſo klug ſeyn werde, den tiefen Sinn der oft in einer einfachen Volksſage liegt, zu ergründen, dafür kann ich nicht bürgen.

Und er erzählte:

„Vor vielen Jahren, weiß ich nicht wann — hat mein Vater auch nicht gewußt, hat Baja und Alles was iſt viel Ort um Baja gehört einem reichen Madjar-Fürſten, weiß ich nicht wie er hat Namen — hat mein Vater auch nicht gewußt. Der große Madjar hat gehabt Mann auf ſeinem Schloß, der Alles hat machen für ihm, hat ausgegeben Geld, hat eingenommen Geld, hat ausgeſät Korn und Haber und Kukerutz und Tabak, und hat eingebracht in Scheunen auch wieder Alles, wann iſt geweſen gut und zeitig. Terremtete, hat Fürſt gar nichts gemacht und hat der Mann Alles gehabt über ſich, weiß nicht wie man ſulchen Mann heißt, hat mein Vater auch nicht gewußt. Herr hat ihm anvertraut Alles, und hat ihn gehabt lieb und gern — aber eh Vatta! Mann war Spitzbui, war ſchlechte Kerl, hat viel ſtekt in ſein Sak, was hätt ſullen ſteken in Herren Sak, hat ausgegeben wenig, hat aufgeſchrieben viel, hat eingenummen viel, hat aufſchreiben wenig. — Herr hat gehabt nit Gedanken von Idee, und Mann iſt worden reich, reich, aber ſchon wie reich! — Auf anmal iſt kummen Herr drüber und drunter, hat viſitirt Kiſten und Kaſten von ſeine Diener und hat funden Guld und Silber und Edelgeſtan und Alles! Alles! Alles! Da is woren fuchtig, hat den Dienerkerl haſſen alle ſchlechte Namen und hat in ſeinen Zurn befuhlen, ſoll man ihn Klader wegnehmen und nakend binden in Au dort an ane Bam. Is ſu geſchehn und iſt worn bunden nakend an Bam und ſan kummen die Gelſen auf ſeine Leib und haben ſtuchen, aber ſo ſtuchen, daß er ſchreit hat, daß man hat hört bis in die Schloß da in Baja. Da hat Herr einſetzt in Schiff und iſt fahren in Au um zu ſehen ſchlechte Spitzbui, wie beiſſen ihn die Gelſen. Wie is kummen in Au, hat er ſehen nit nakende Leib, ſondern lauter ſchwarz, Alles Gelſen, und Anbundene hat ſchreit erbärmlich. Da hat Herr Mitleid anfang und hat nummen ſein Schnupftüchel und hat jagen die Gelſen weg von Leib. Arme Mann hat aber ſagt: „Herr! Herr! um Gotteswillen laß mir Gelſen, die ſitzen auf mich und ſaugen mein Blut, denn die Gelſen ſind ſchon voll von mein Blut und thun mir jetzt nicht mehr ſo viel Schmerz. Wenn Du mir aber jagſt dieſe, ſo kummen andere hungrige Gelſen, die ſaufen wieder Blut und thun mir wieder neu Schmerz und Wehthat.“ — Da iſt Fürſt zurukgegangen hat ſimulirt, hat wieder geſagt, was der Gebiſſene geſagt hat. Wann Du mir jagſt dieſe, die voll ſind von meinem Blut, ſo kummen wieder hungrige, die ſaufen wieder Blut und auf anmal hat Fürſt laut befuhlen ſeinen Leuten: „Bundet den Kerl los und bringt ihn in mein Schluß, ich will ihn wieder haben zu Dienſt, denn er hat vull ſchon ſein Sak, nimm ich Andere, ſo füllt Andere wieder ſein Sak und ſtiehlt mich nuch mehr, und ſu iſt geſchehen, der Mann hat gedenkt an Straf, *hat nit mehr ſtuhlen*, is worn brave Kerl und hat nuch lebt bis is ſturben, was ih nit wann, — Vater hat auch nit gewußt.“

So hatte mein Schiffer erzählt, ich habe es in ſeinem eigenen Dialekt nacherzählt, ſo gut ich konnte, weil ich eben darin eine ganz eigene Färbung der ganzen Sage fand. Wenn ich darin etwas verfehlte, ſo mag es mir der verzeihen, der dieſes Dialektes mächtiger iſt.

Ich fragte meinen Führer nur noch. „Lieber Freund, wie hängt denn aber dieſe Geſchichte mit einem Gelſenkönig zuſammen?“

„Recht gut,“ antwortete er, „wie is ſturben der Mann hat müſſen büſſen ſeine Spitzbubereien nach Tod weil er hier nicht hat buſſen genug und is worden Gelſenkönig und muß noch immer Blut ſaugen wie er hat ſaugen bei Lebszeit ſeinem Herrn, — bis — bis — ja ich waß nit wie lang, mein Vater hat auch nit gewußt.“

Der Schiffer ſchwieg, ich ſchwieg auch und dachte nach.

Die Sage erſchien mir wie eine andere Fabel, nur daß ſie ſtatt einer Moral die Unmoral lehrt, daß man Betrüger nicht von ſich laſſen ſoll, weil Alles betrügt. Aber bei jeder großen Gelſe, die ich in der Folge erſchlug, fiel mir immer unwillkürlich ein, ob ich nicht den Gelſenkönig erſchlagen habe.

Die Kunſtausſtellung in Wien i. J. 1836.

Ein Lebensbild.

„Jeder Menſch ſieht mit ſeinen eigenen Augen,“ aber nicht nur mit den phyſiſchen, auch mit den pſychiſchen, und der Charakter, die Sinnesart, die Lieblingsleidenſchaft eines Menſchen ſind eben ſo viele Gründe, daß der Eine etwas ganz anders ſieht, als der Andere. Dieſe verſchiedene Anſchauung indeſſen macht eine Sache überhaupt und ein Kunſtwerk insbeſondere weder beſſer noch ſchlechter, und nur das künſtleriſch gebildete Auge des wahren Kenners vermag wirkliche Gebrechen aufzudecken, und nur die gründlichen Äußerungen eines Solchen entſcheiden über den größeren oder geringeren Werth eines Kunſtwerkes.

Dieſes glaubte ich vorausſenden zu müſſen, um jeder mißdeutenden Beziehung meines Lebensbildes auf die vortrefflichen Werke anerkannter Meiſter, welche die diesjährige Kunſtausſtellung enthält, im voraus zu begegnen. Was meine Perſonen über dieſes oder jenes Bild ſchwätzen, ſoll nur ein luſtiges Ergebniß ihrer Eigenheiten, keineswegs aber eine Art von Urtheil über die Kunſtwerke ſeyn. Übrigens will ich auch gar nicht läugnen, daß ich manche Äußerung wirklich von Beſuchern der Kunſtausſtellung erſchnappt habe. Es wäre für manche Leute ſehr gut, wenn ſie nicht ſo laut ſprächen.

Ich komme manchmal in das Haus des Herrn von Schnalz, der ſehr viel iſt, weil er nichts iſt, als ein reicher Kapitaliſt, der ſehr wenig weiß, weil er Alles zu wiſſen glaubt, und der viele Freunde zählt, weil er einen ſehr guten Tiſch hat und die feinſten Weine aufſetzt. Ich komme nicht aus dieſer Urſache zu ihm, ſondern weil er ein Freund meines ſeligen Vaters war, und weil ſeine zwei Söhne und drei Töchter liebenswürdige junge Leute ſind, welche mir manchen Abend freundlich und zuvorkommend wegſcherzten.

Dieſe Familie nun bat mich neulich, mit ihr die Kunſtausſtellung zu beſuchen.

„Ja,“ — ſagte Herr von Schnalz, — „Sie müſſen mit uns gehen, Sie kennen die meiſten Bilder ſchon, haben einige davon ſogar ſchon früher in der Theaterzeitung beſchrieben, Sie werden uns am Beſten auf die ausgezeichnetſten aufmerkſam machen können, obwohl ich Ihnen aufrichtig ſage, daß mir nicht Alles gefällt, was der ganzen Welt gefällt, und daß mir manchmal Etwas wieder recht ſehr gefällt, was der ganzen Welt gar nicht gefällt.“

„Machen Sie uns das Vergnügen und gehen Sie mit“ — fuhr Frau von Schnalz fort. „Sehen Sie, ich habe keinen Genuß davon, wenn ich die Bilder anſchaue, ohne die Geſchichte davon zu wiſſen, Sie kennen gewiß alle die Geſchichten und die müſſen Sie mir erzählen.“

„O!“ fiel Erneſtine, die älteſte Tochter, ein, indem ſie ihr großes himmelblaues Auge empor hob, „Herr von C** macht uns wohl das Vergnügen mit zu gehen.

Ich bin überzeugt, wir werden uns in der romantiſchen Idee jedes Künſtlers vollkommen vereinigen.“

„Er muß mit!“ verſetzte Katharine, die zweite Tochter, „ich freue mich ſchon auf die ſpaßigen Bilder, und noch mehr auf die Späße, welche Herr von C** darüber machen wird.

Die kleinſte Tochter: Lorchen, lief in die Hände klatſchend, freudig herum, und rief nur: „Ja, Bilder anſchauen! Bilder anſchauen! Nicht wahr Mama, ich darf meine Puppe auch mit nehmen?“

Die beiden Söhne Karl und Ludwig, drückten auch ihre Freude darüber aus, und es ward beſchloſſen nächſten Montag die Ausſtellung zu beſuchen, nachdem ſich die Familie darin vereinigt hatte, auch den Herrn von Hutzel, ein altes Factotum des Hauſes, und den Geliebten der älteſten Tochter, Eduard Hebers, einen jungen Berliner, mitzunehmen.

Der Montag kam, und wir beſuchten die Ausſtellung. Bei der Kaſſe wollte die Mama, der Papa ſollte für das kleine Lorchen gar kein Billet löſen, und glaubte ſie werde wohl unentgeldlich eingelaſſen werden, weil ſie ein Kind ſei und von allen den Sachen nichts verſtehe. Aber der Papa ließ das nicht zu, und antwortete ſeiner Frau nur ganz ſpitzig, daß wenn Alle die, welche nichts davon verſtehen, auch umſonſt hineingelaſſen werden ſollten, man verdammt wenig einnehmen würde.

Im erſten Saale, wo die Zeichnungen, Kupfer und Stahlſtiche, Lithographien, Miniatur- und Waſſerfarbengemälde ausgeſtellt ſind, hielten wir uns nicht ſehr lange auf. Die beiden alten Herren Schnalz und Hutzel betrachteten am längſten die Idee zur baulichen Ergänzung der Burg, meinten das würde ein impoſantes Gebäude werden, fanden aber doch Manches auszuſtellen, und konnten beſonders über die Koſten nicht einig werden. Der Herr von Hutzel meinte der Koſtenüberſchlag hätte gleich daneben aufgehängt werden ſollen. Dann traten ſie zur Muttergottes mit dem Kinde und zwei muſicirenden Engeln, und Herr von Schnalz ließ ſich über das Herrliche der Malerei in alter Zeit, und dieſes Bildes insbeſondere aus. Was nicht alt iſt, taugt nichts, war überhaupt ſein Grundſatz. Die beiden jungen Herren Schnalz beſahen mit ihren Lorgnetten die kleinen geſtochenen Almanachsbildchen und fanden die Mädchen allerliebſt. Erneſtine ſchwelgte im Anſchauen der Helden des erſten Kreuzzuges, der Cathedralkirche im gothiſchen Style, ſie weinte Thränen bei dem vor einem Hauſe bettelnden Dorfmuſikanten, und bei der Freude einer Mutter über den erſten Zahn ihres Kindes. Die Frau Mama wollte von mir, der ich den gedruckten Catalog in den Händen hatte, nur immer wiſſen, wen dieſes oder jenes Porträt vorſtelle, und wenn ich ihr ſagte, das ſtehe nicht im Cataloge, ſo ärgerte ſie ſich gewaltig darüber, und ſagte, ſie ſehe dann auch nicht ein, warum die Porträte da hängen. Ludwig wollte übrigens jedes Porträt erkennen, — der Name, wie er ſagte, lag ihm auf der Zunge — aber heraus brachte er keinen. Am beſten gefielen den Frauen die Porträte von Theer, und Frau Schnalz ſagte zu ihrem Gemahl: »Mann! wenn du mich porträtiren laſſeſt, ſo muß es von dieſem Künſtler ſeyn, der trifft mich gewiß." — „Nun," ſagte Herr v. Schnalz, „der wird dich auch nicht ſchöner machen. Laß du dir das Porträtiren vergehen. So wie du vor 38 Jahren gemalt worden biſt und in meinem Zimmer hängſt, biſt du immer noch am ſchönſten." Übrigens kannte die Mama doch ein außerordentlich getroffenes Porträt auf den erſten Blick; Katharine rief haſtig, als ſie ein anderes Porträt ſah: „Mama! ſehen Sie einmal, das iſt der liebenswürdige Offizier, mit dem ich im letzten Faſching auf dem Ball bei Herrn von Schnell ſo viel getanzt habe, und das kleine Lorchen ſchrie laut: „Ach, Mama! da iſt der Türke mit der rothen Kappe, der faſt täglich bei uns vorübergeht." Die Mama fragte mich hierauf, wie die Unterſchrift heiße, und da ich ihr antwortete, ich könnte ſie nicht leſen, weil ſie türkiſch ſei, meinte ſie, ſie hätte geglaubt, ich verſtehe alle Sprachen. Ich betrachtete mit innigem Vergnügen die beiden Gemälde von unſerm vortrefflichen Künſtler Thomas Ender, die Kirche von Stuhlfelden in Pinzgau und die Anſicht des Weitenbaches bei Melk, als Erneſtine zu mir trat und ſprach: „O ſchön, ſchön, ich wette, der Mann iſt ein Schwärmer, der dies gemalt hat; an dieſem einſamen Waldbache wird er gelegen ſeyn und auf ſeine Geliebte gedacht haben!" — Endlich fragte Schnalz den jungen Hebers, welcher bisher gar nichts geſprochen hatte, „nun, wie gefallen Ihnen denn die Sachen in dieſem Zimmer?" und dieſer antwortete: „Verzeihen Sie mich, aber ich kann über dieſe Jejenſtände kein ſehr jünſtiges Urtheil fällen. Was die Lithographien betrifft, ſo iſt man in Berlin entſetzlich weit vor. Das ſollen Sie bei uns man ſehen, welche Schärfe, welche Farbe des Druckes! Es iſt manches nicht übel gezeichnet, aber der Abdruck! — Auch im Stiche haben wir es ſchon zur größeren Vollkommenheit jebracht, und ich werde mir die Ehre jeben, Ihnen einige neuere Kupferſtiche aus Berlin bringen zu laſſen. Die Porträte ſind gut, aber da ſollen Sie bei uns den Jeheimderath Müller ſehen, ne! wie der jetroffen iſt, das iſt pompös!“ Lorchen ließ uns keine Ruhe jetzt zu den Blumenſtücken zu treten, welche am Ende dieſes Saals hängen. Die Kleine freute ſich kindiſch über das Obſt, welches ſie darauf ſah, und ſagte, daß ihr bei der Melone und bei den Pfirſichen die Zähne wäſſern. Als die gute Mama das hörte, nahm ſie einen Apfel aus ihrem Ridikül und gab ihn der Kleinen. Den Großen gefielen alle Blumenſtücke. Die Mutter zog die Camellien vor, Ludwigen gefiel der große Roſenſtrauch am beſten, Katharine konnte ſich an einem Eichhörnchen, welches bei Früchten ſaß, nicht ſatt ſehen. Erneſtine fand die Gemälde zu bunt, ſie vermißte Lilien, ihre Lieblingsblume. Die beiden alten Herren diskurirten über das todte Geflügel, die Mama lobte vor allem die japaniſche Vaſe, in welcher Blumen ſtanden. Hebers aber ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

Wir traten in den zweiten Saal. Gleich rechts hängt eine ſchöne Gebirgslandſchaft von Mößmer, auf welche ich die Geſellſchaft aufmerkſam machte, allein Frau von Schnalz hatte ſich gleich das Küchengeräthe daneben zum Gegenſtande ihrer Betrachtungen gemacht. „Was geht mich ſo eine Landſchaft an?“ ſagte ſie, „ſo ein Baum und ein Haus und ein Waſſer ſind leicht zu machen, aber ein Glas, ein durchſichtiges, und ein Mörſer, ein glänzender, und anderes Geſchirr, das iſt ja viel ſchwerer. — Ach das iſt ganz prächtig gemacht, ſehen Sie nur, da bemerkt man noch den Taig, den die Köchin im Kaſſerol kleben ließ.“ — Das kleine Lorchen konnte ſich ebenfalls nicht ſatt ſchauen an dem lieben Kaninchen, welches dabei ſaß. Die beiden alten Herren ſtanden indeſſen vor dem todten Federwild von Küß und Herr von Hutzel, welcher ein ganz beſonderer Liebhaber und Kenner der gefiederten Luftbewohner war, erklärte dem Herrn von Schnalz, zu welcher Gattung jeder Vogel gehörte, und lobte den Maler ganz außerordentlich, da er ſogar die Männchen und Weibchen der Thiere zu erkennen behauptete. Erneſtine ſah ſtarr auf das große Bild von Calvi, welches den Galileo Galilei vorſtellt, wie er vor die Inquiſition geführt wird, und bat mich recht dringend, ihr die Geſchichte dieſes Mannes zu verſchaffen, welche gewiß ſehr viel Intereſſantes enthalten müſſe. Von da wandte ſie ſich zu dem Inneren des Nonnenkloſters von demſelben Künſtler und ſagte zu Hebers: „Ach, die ſind glücklich in ihrem ſtillen beſchaulichen Leben!“ aber Hebers ließ ſich tadelnd über das gar zu dunkle Colorit dieſes Bildes vernehmen, und behauptete, er habe in Berlin von einem Künſtler ein ſolches Nonnenkloſter geſehen, welches viel ſchöner und heller geweſen ſei. Die beiden alten Herren hatten ſich nun zu den kleinen runden Öhlbildchen von Brioſchi gewendet, fanden ſie ſehr ſchön, und baten mich, ich möchte bei Gelegenheit mich erkundigen, ob ſie verkäuflich ſeyen, und wie viel ſie koſten, ſie fügten ganz naiv hinzu, wenn vielleicht eines um drei auch vier Gulden zu haben wäre, ſo würden ſie zwei Bildchen kaufen und zu Tabaksdoſen verwenden. Die Mama ſah den Tempel Neptuns zu Päſtum an und konnte ſich nicht genug wundern, daß man auf dieſem Bilde ſogar gewahr werde, wie der Wind gehe, welches die Andern aber nicht ſo außerordentlich fanden, da es leicht an den Gewändern der Figuren angedeutet werden konnte und auch angedeutet war. Die Landſchaften von Schödelberger zogen zuletzt in dieſem Saale die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf ſich. Der Kapuzinergarten in Palazzuola gefiel beſonders Erneſtinen und ſie ließ es ſich nicht nehmen, der Kloſterbruder grabe ſich darin, gleich den Cartheuſern, ſein eigenes Grab, obſchon wir übrigen fanden, daß er nur die Erde umgrabe. Hebers hatte wieder überall etwas auszuſtellen. Das Waſſer war ihm zu grün, die Mondbeleuchtung zu dunkel; die Form der Berge zu unnatürlich u. ſ. w.

In dem dritten Saale angelangt, preßte ſich ein lautes „Ach!“ aus jedem Munde, die Lebhaftigkeit der Farben, die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände und die auffallende Wirkung mehrer derſelben verurſachten dieſen Ausruf des Staunens. Die beiden größeren Bilder: Die Waſſerjagd und die Hühnerjagd zogen die Blicke der Geſellſchaft zuerſt auf ſich. Herr v. Schnalz fand die Hunde vortrefflich, und Katharine den jungen Jäger mit dem weißen Hute wunderſchön. „Das iſt ein lieber Burſche,“ ſagte das Mädchen in ihrer gewöhnlichen naiven Offenherzigkeit, aber Erneſtine, über dieſes Geſtändniß mitleidig die Achſel zuckend, verſetzte: „Lieb? nun ja, wie man's nimmt, er hat ein hübſches Geſicht, und iſt geſchmackvoll gekleidet, aber wie es mit dem Herzen ſteht, das weiß ich nicht. Der Grauſame! er erfreut ſich an dem Morde unſchuldiger Thiere,“ und mit dieſem Worte wandte ſie ſich von dieſen Bildern und beſah mit Vergnügen die Anſicht von Iſchl, von Steinfeld. „Ach, wie herrlich!“ rief ſie, „und wie romantiſch, mitten im See das Felsſtück mit dem Kreuze darauf. Wer hier eine Hütte haben könnte!“ Die Mama betrachtete indeſſen das Bild von Ritter, fragte mich, was es vorſtelle, und als ich ihr aus dem Cataloge las: Es ſei ein Naturſtudium, mußte ich ihr wieder erklären, was ein Naturſtudium ſei, ſie ſchien es aber doch nicht recht zu begreifen. Die beiden jungen Herren Schnalz riefen uns zu den beiden ſchönen Bildern von Geyling: Parthien aus Hallſtatt vorſtellend. Sie fanden den Beifall der ganzen Geſellſchaft, nur Hebers bemerkte, die Berge ſeien doch etwas gar zu blau. Etwas ärgerlich antwortete ihm Herr von Schnalz: „Ei, ei, dort ſind ſie auch ſo blau! und ſehen Sie einmal dort die Gruppe von Hirſchen an, da ſind die Berge noch blauer, ein bischen mehr oder weniger blau, was liegt daran, und ſchön blau iſt auch ſchön!“ Der rückkehrende Herzog, von Schnorr, nahm beſonders die Aufmerkſamkeit der Frauen in Anſpruch, die Mama rückte ſich einen Stuhl vor, ſetzte ſich ganz breit vor das Bild hin und rief mich nun zu ſich, um ihr die ganze Geſchichte zu erzählen. „Sie ſehen ja, gnädige Frau,“ antwortete ich, „der Herzog kommt zurück und ſeine Frau eilt ihm freudig mit den Kindern entgegen.“ — „Ja,“ verſetzte die Mama, „das iſt ganz recht, aber wer war dieſer Herzog? wie heißt er? warum iſt er vom Hauſe weggegangen? war er lang aus? wo war er?“ und als ich ihr alle dieſe Fragen nicht beantworten konnte, ſagte ſie: „ich ſehe ſchon, mit Ihnen iſt mir auch nicht geholfen.“ Erneſtine machte uns auf Reinhold's ſchlafende Mutter mit dem Kinde aufmerkſam, ſie fand etwas ſehr Gemüthliches in dieſem Bilde, da trat Herr von Hutzel dazu, der den wachenden Hund dabei ganz außerordentlich lobte, und uns dabei ein paar Anekdoten von Hunden zum Beſten gab.

Das liebliche Gemälde: das Drau-Thal in Kärnthen von Feid machte einen freundlichen Eindruck auf uns Alle. Herr von Hutzel, ein geborner Kärnthner, erfreute ſich gar außerordentlich über dieſes vaterländiſche Gemälde, er ſagte uns aber, daß dazumal, wie er dieſes Thal beſuchte, keine Bauern dort Holz gefällt hätten. Stoeveſandt's waldige Gebirgsgegend zog unſere Blicke nun auf ſich, und alle ſtimmten überein, daß ſie dieſes Bild ganz befriedige, ſelbſt Hebers fand daran nichts auszuſtellen.

Jetzt kamen wir zu einem der vorzüglichſten Werke der diesjährigen Ausſtellung, zu Gauermanns verendenden Hirſchen von Adlern umgeben. „Ach der arme, arme Hirſch,“ rief das kleine Lorchen, „ſieh nur einmal Mama, er blutet, ach lieber Himmel, er weint ja, und die abſcheulichen Raubvögel, die ſchon darauf warten, ihn zu zerreißen und zu verzehren.“ Ich ſah das Kind an und dachte: Die Kleine mit ihrem kindlichen Faſſungsvermögen hat den Künſtler am beſten verſtanden und erklärt ihn auch mit ihrer einfachen Darſtellungsgabe am beſten. Herr von Hutzel ließ ſich rühmend über die vortreffliche Zeichnung der Thiere vernehmen. Herr von Schnalz lobte die Landſchaft. Erneſtine ſprach über die poetiſche Idee des Künſtlers und fand darin ſegar eine Schickſalsidee. Die Mama fand die ganze Schönheit des Bildes in der Größe deſſelben. Hebers aber, um ſeine Meinung befragt, antwortete: „Ja, ſehen Sie, das Jemälde iſt wohl ſchön, die Thiere ſind allerdings jut abjebildet, aber — aber die Äſthetik! die Äſthetik.“ — „Was iſt das?“ fragte mich die Mama, ich hatte nicht Zeit es ihr zu erklären, denn Hebers fuhr fort: „Der Künſtler muß die Natur wiederjeben, aber die ſchöne Natur. Sehen Sie nun den Hirſchen an, er reckt die Zunge heraus, iſt das ſchön? iſt das äſthetiſch?“ Da wurde Herr von Schnalz ernſtlich toll und rief: „Aber Himmeltauſendſaperment, was wollen Sie denn? der Künſtler wollte einen verendenden Hirſchen darſtellen, und glauben Sie, wenn der Hirſch in den letzten Zügen liegt, er werde Ihrer Äſthetik wegen acht geben, daß er die Zunge nicht herausreckt. Laſſen Sie mich aus mit ihren Bemerkungen und verbittern Sie mir dieſe angenehme Stunde nicht.“ Hebers zuckte die Achſel, und ſagte nur, „ich werde meine Meinung in einem ausländiſchen Journale niederlegen.“ Die Mädchen waren indeſſen zur Anſicht vom Caſtell Gandolfo von Thomas Ender getreten, ſie ſchwätzten über die Tracht der Bewohnerinnen jener Gegend, und waren nicht einig, ob die weißen Tücher über dem Kopfe gut ſtünden oder nicht. — Die Mühle beim Gollinger Waſſerfalle und eine Partie des Königsſees von Fiſchbach ſind herrliche Gemälde, wir betrachteten ſie mit dem größten Vergnügen. Die Mama wunderte ſich nur darüber, daß im Vordergrunde ein paar Fichten, die doch ſo nahe am Waſſer ſtehen, im vorigen Jahre wegen Dürre auch zu Grunde gegangen ſeyen. Beim Königsſee aber disputirten die beiden alten Herren mit einander, ob der Künſtler das fortrudernde Schiffchen ſo klein gemacht habe, um die Höhe der Felſen mehr empor zu heben, oder ob er die Felſen ſo hoch gemalt habe, um die Winzigkeit des Schiffleins zu zeigen. Die Fiſcherfamilie und das Zimmer eines Jägers von demſelben Künſtler ſprachen die ganze Geſellſchaft außerordentlich an.

Als wir nun in den vierten Salon traten, kam uns Katharine ſchon laut lachend entgegen und führte uns zu dem Bilde eines Gypsfigurenmännchens von Fiſcher, über deſſen echt nationelle Geſtalt und gutmüthiges Weſen auch wir Alle lächeln mußten. Das Bild die Hirſche in einer felſigen Waldpartie fand die ganze Geſellſchaft nicht ſehr anſprechend, aber Hebers, der nun vermuthlich darum zu loben anfangen wollte, um Herrn Schnalz wieder gut zu machen, ſagte: „I nu! ich meene, der Künſtler habe in dieſes Bild eine tiefere Idee jelegt. Sehen Sie nur man, mir kommt vor, als ob auf dieſem Jemälde alles Jeweihe hätte, die Hirſche haben ihre Jeweihe, der hohle Baum bildet mit ſeinen Äſten auch Jeweihe, Alles Andere im Bilde iſt eben auch ſchroff und eckig, da ſteckt etwas dahinter." — „Schon gut," antwortete Schnalz, „laßt uns weiter gehen!" Erneſtine erkannte die Porträte des Dichters Grillparzer und des Herrn Hofrathes Baron v.

Hammer, und machte die Übrigen darauf aufmerkſam, fand den zweiten außerordentlich ähnlich, aber den erſteren etwas zu fett. Die Mama fragte, ob das zwei Kaufleute ſeyen. — Neben einander hingen drei Landſchaften: Partien von Hallſtadt, und zwei Studien nach der Natur, welche gar lieblich ſich anſahen, und wobei ſich bei jedem der Wunſch ausſprach: dieſe lieblichen Bildchen möchte ich in meinem Zimmer hängen haben. Herr von Schnalz bemerkte, die drei Bildchen müßten von einem und demſelben Künſtler ſeyn, da der Styl ſo ähnlich ſei, es fand ſich aber im Cataloge, daß die erſten beiden von Steinfeld, das letzte von Stoeveſandt ſei. Die Thierſtücke von Dallinger gewährten uns in dieſem Salon außerordentliches Vergnügen. Herr von Hutzel fand gar nicht Worte um des Lobes genug für das Charakteriſtiſche derſelben zu finden, und ſah in ſeinem Eifer ſogar einen Stier für eine Kuh an. Die Mama meinte, der Mann, der dieſes gemalt habe, müſſe auf dem Lande aufgewachſen ſeyn, ſonſt könnte er die Porträte, wie ſie es nannte, unmöglich ſo frapant getroffen haben. Heber's verſicherte, für öſterreichiſche Kühe wären ſie ſehr ſchön, aber die preußiſchen Kühe ſeien doch ganz eine andere Race. Die Bilder von Ranftl (162 bis 165 im Cataloge) machten den lebhafteſten Eindruck auf Alle, wie denn Genrebilder, aus dem Leben gegriffen, eigentlich gemalte Lebensſituationen genannt werden können, und bei jedem Beſchauer Anklang finden. Bei dem Taglöhner, welcher ſein Mittagseſſen bekommt, fand Frau v. Schnalz, daß beſonders die Knödel zum reden getroffen ſeyen. Katharine fand an dem Rauchfangkehrer viel

Vergnügen und rief dem Mädchen, welches bei ihm ſteht nur zu, ſie ſoll ſich vor ihm in acht nehmen, er werde ſie ſchwarz machen. Bei dem Mädchen mit dem Hunde bat Lorchen den Vater; er möchte ihr auch einen ſolchen Hund kaufen, der ihr die Bücher in die Schule trage.

Als wir nun in den fünften Saal eintraten, lief die Kleine ſogleich zu dem Bilde, die heilige Adelheid und den heiligen Franziskus vorſtellend, wie ſie vor der Mutter Gottes mit dem Jeſuskinde knieen und ſagte, dieſes Bild gefalle ihr am Beſten von allen, weil es gar ſo ſchön roth und blau und grün ſei. Uns Übrigen fiel beſonders der Todtenkopf auf einem Buche liegend auf. Erneſtine fand das ganze Bild äußerſt elegiſch, die beiden alten Herren rühmten ganz außerordentlich den Glasſturz über dem Cruzifix, die Mama aber ging gleich davon weg, weil ſie einen Todtenkopf nicht ſehen wollte. Die Revue des Kaiſers, gemalt von Maleck, beſchäftigte die beiden alten Herren lange; ſie erkannten jedes Geſicht, oder wollten es wenigſtens erkennen, und in den Geſtüttpferden auf einer Haide, von Heike, fanden die beiden jungen Herren Schnalz ein Meiſterſtück. Der Wirth am Krotenſee in Oberöſterreich, von Eibl, fand in uns Allen Bewunderer. Das kleine Lorchen, welches ſich auf den Schranken, der vor den Bildern gezogen iſt, auflehnte, fragte auf das Bild hindeutend: „Warum iſt denn dieſem Manne ſein Elbogen ſo abgewetzt?“ — „Weil er ſich überall auflehnt,“ war die Antwort der Mutter, die der Kleinen dabei ein Kläpschen auf den Arm applizirte. Das letzte Wiederſehen, von Zimmermann, machte auf

Erneſtinen den tiefſten Eindruck. „O die arme Frau!“ rief ſie, die kann den Abſchied von dem Geliebten nicht ertragen, die wird gewiß wahnſinnig.“ — „Wenn ſie es nicht ſchon iſt,“ ſagte Herr von Schnalz darauf; „denn ihre Züge ſind ſchon ganz verſtört und ihre Augen ſtarr.“ — „Dann ſoll ſie das Kind geſchwind von der Bruſt nehmen,“ ſagte Frau von Schnalz, „ſonſt ſchadet's dem armen Kleinen.“ Das Mädchen an der Toilette ſah Erneſtine für eine Ophelia an, die Mutter zog uns aber gleich davon fort. Lange blieben wir bei Fiſchbach's Bäuerin, welche am See bei herannahendem Gewitter ihres Mannes harrt, ſtehen und konnten uns an dem herrlichen Werke kaum ſatt ſehen; mit großem Vergnügen beſchauten wir die Portraite von Waldmüller, von denen man ſagen kann: der Mann, den ſie vorſtellen, müſſe getroffen ſeyn, wenn man ihn auch nicht kennt; ein Thränchen weinte Erneſtine dem äußerſt gemüthlichen Bildchen: ein armes Weib vor einem Grabmale in der Stephanskirche, und zuletzt zeigte noch die Mama dem kleinen Lorchen das ſterbende Kind, von Vesque, und explicirte ihr, daß die Kleine ſterben müſſe, weil ſie ſo viel untereinander gegeſſen habe.

Wir traten in den ſechsten Salon! — „Ha! welch ein herrlicher Kopf!“ rief ich unwillkürlich aus, als ich den Studienkopf von Amerling vor mir ſah, und in demſelben Augenblicke trat die ganze Geſellſchaft vor den Kopf hin und ſie belobten und prieſen und bewunderten — — den türkiſchen Schlafrock, welchen der Herr an hatte. O bildende Kunſt, was biſt du für eine verkannte, undankbare

Kunſt! Der Genius winkt, der Künſtler ſchafft und der Beſchauer überſieht über einer Nebenſache die Hauptſache, über einem Acceſſorium das Prinzipale, über einen Schlafrock den herrlichſten Kopf. Die auf Rettung bedachte Gemüſehändlerin, von Ritter, zwang uns Allen ein Lächeln ab, ja das iſt ein Lebensbild, beſſer als das meinige, denn die Beſchreibung bleibt immer weit hinter der Wirklichkeit zurück. Seht es an, und wer nicht lacht, der kann nicht lachen. Einen großen Eindruck machte auf uns das trauernde Fiſchweib von Danhauſer, wozu uns Erneſtine hinzog. Die Mama fragte: „Warum trauert dieſe Frau?“ — „Gewiß über ihren Gatten, oder Geliebten;“ antwortete Erneſtine. „Ganz recht,“ erwiederte die Mama wieder, „aber ſagt nur, iſt er ihr ungetreu geworden, oder iſt er geſtorben;“ und mit einer Wehmuth, welche auch mich unwillkürlich ergriff, und welche bewirkt hätte, daß ich Erneſtinen morgen zum Altar geführt hätte, wenn ich Hebers geweſen wäre, und wenn ich überhaupt mich an ein Weib ketten wollte, antwortete ſie, „gewiß er iſt geſtorben; denn wäre er ihr ungetreu geworden, ſie ſäße nicht hier, ſie hätte ſich ſchon in die See geſtürzt, welche zu ihren Füßen ſpielt.“ Das emſig ſtrickende Mädchen, von Fiſchbach, milderte unſere Gefühle wieder und Frau von Schnalz hielt dabei dem kleinen Lorchen einen tüchtigen Sermon über den Fleiß. Dann verſammelten wir uns vor dem Praſſer, von Danhauſer. Die Geſellſchaft hatte meine ſchon früher erſchienene Beſchreibung dieſes Bildes geleſen, ſie waren alſo ſehr darauf begierig. Sie fanden richtig Alles darin, was ich gefunden hatte, und ich ſah nun wohl, daß es ſein Gutes habe, wenn man den Laien früher den Standpunkt zeigt, aus welchem ſie ein Kunſtwerk betrachten ſollen. Nur die Mama fand, ich hätte von dem Bilde doch zu viel geſagt, es wäre ſchön, aber es glänze nicht einmal ſo wie die übrigen Gemälde. Ich ſagte ihr, daß es noch keinen Firniß habe, und bedachte bei mir ſelbſt, wie auch das gediegenſte Kunſtwerk des äußern Glanzes nicht entbehren könne. Bei dem herrlichen Gemälde von Amerling, die Verwaiſten, rief ich unwillkürlich: „o himmliſch! und Erneſtine theilte mein Gefühl, die übrigen fanden den Israeliten, von demſelben Künſtler, noch intereſſanter und Herr von Hutzel belobte den Maler, der ihm ein Buch in die Hand gegeben, weil die Juden meiſtens ſehr geſcheidte Leute ſeyen. Das Bild ein Maler in ſeinem Atelier, von Schiavoni, errang wieder im hohen Grade den Beifall der Mama, welche behauptete, ſo ſollten alle Bilder ſeyn, da wiſſe man doch gleich, daß der Mann ein Maler ſei, weil er Pinſel und Palette in der Hand habe.

In dem ſiebenten Saal endlich fanden die Kunſtwerke in Wachs boſſirt, in Stahl gravirt, in Metall gearbeitet, in Holz geſchnitten und in Gyps verfertigt wenig Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft. Herr von Hutzel meinte, dieſe Sachen finde man bei den Gypsfiguren-Verkäufern eben ſo gut, nur die Büſte des Kapuziners Pater Franz gefiel ihm außerordentlich, weil er ihn auf der Stelle erkannte und ſehr ſchätzte. Das Gemälde von Pomona und Flora, von Schiavoni, erregte durch ſein lebhaftes Kolorit Aufmerkſamkeit. Bei dem weiblichen Porträt von Einsle, wollten die Frauen mit Gewalt wiſſen, wer das Mädchen ſei, weil ſie gar ſo ſchöne Zähne habe, und bei dem Portraite von Schrotzberg, fand Frau von Schnalz die Farbe des atlaſſenen Kleides der Frau ſo ſchön, daß ihr Herr von Schnalz verſprechen mußte, ſich von dem Maler ein Muſter davon auszubitten und ihr ein ähnliches zu kaufen. Erneſtine deklamirte vor Ranftl's Bilde „Gretchen betend“ einen ganzen Monolog aus Goethe's „Fauſt“ und zum Schluſſe erfreuten wir uns noch recht herzlich über Danhauſers Abraham und Hagar.

Wir wollten nun gehen, aber Hutzel ſagte der Geſellſchaft, es ſei noch ein kleines Zimmer da, wo ſonſt alle Jahre die ſchönſten Bilder hingen, und führte ſie hinein. Ich blieb indeſſen zurück, und hörte nur von den zurückgekommenen, daß auch darin vortreffliche Gemälde ſich befänden.

Wir verließen dann die Ausſtellung, und ich ende mein Lebensbild mit dem Wunſche, daß es dir einigen Spaß gemacht haben möge, mein lieber Leſer! und daß keiner unſerer Künſtler etwa eben ſo ſei, wie einige meiner Geſellſchaft, und in meinem kleinen Gemälde etwas anderes ſehen, als ich hinein legen wollte.

Zwiſchen Himmel und Erde.

Dramatiſcher Scherz, nach dem Franzöſiſchen.

Perſonen:

Robert, ein Luftſchiffer. — Grell, ein Zimmermaler.

(Die Bühne ſtellt Wolken vor. Bei Eröffnung der Gardine ſteigt ein Luftballon, deſſen oberer Theil ſich in die Wolken zu verlieren ſcheint, langſam auf, und man ſieht endlich den Fallſchirm, welcher gleich einem Regenſchirm geſchloſſen iſt. Der Fallſchirm hängt unmittelbar am Ballon. Wie dann der Ballon fortfährt, ſich zu erheben, zeigt ſich dem Publikum das Schiffchen, in welchem Robert ſitzt. Der Ballon iſt dann durch die obern Wolken halb verdeckt. Während des Aufſteigens kann im Orcheſter eine ſanfte Muſik gemacht werden, welche endet, wenn Robert zu ſprechen anfängt.)

Erſte Scene.

Robert (ſitzt auf der linken Seite des Schiffchens und ſieht mit einem Tubus auf die Erde herab). Immer höher und immer höher! Ich höre nichts mehr und die Erde liegt nur mehr unter mir wie eine ungeheure geographiſche Karte, nicht übel gemalt. Die Donau kommt mir vor wie ein von den Sonnenſtrahlen beleuchtetes Spinnengewebe (er ſchließt den Tubus und legt ihn neben ſich). Dieſe Luftfahrt hat gelungen. Ich erhob mich gleich Anfangs ſo ſchnell, daß Alles Beifall klatſchte, und das freut mich; denn Hallberg war mit ſeiner Tochter dabei gegenwärtig, mit ſeiner Tochter Sophie, die ich liebe.

Man hebt ſich ſo gerne empor in den Augen Derjenigen, die man liebt. (Er nimmt zwei rothe Fahnen und ſchwingt ſie zu beiden Seiten.) Hm! ich habe gut ſchwingen, das ſieht kein Menſch mehr auf der Erde, ich will es ſeyn laſſen (er legt die Fähnchen in das Schiff) und meinen Gedanken Audienz geben. Es iſt doch ſonderbar, Sophie hat eine außerordentliche Ähnlichkeit mit einer alten Leidenſchaft von mir, mit meiner armen Katharina Spelten, mit der ich verheirathet war, die aber jetzt ſchon todt iſt. (Er zieht ſeine Uhr.) 2 Uhr 35 Minuten. Ich kann mir zwar nicht verhehlen, daß Sophie einen gewiſſen Grell liebt, aber ich habe ſchon meine Maßregeln genommen, ich habe entdeckt, daß Grell Schuldſcheine ausgeſtellt und nicht bezahlt hat; dieſe Scheinchen habe ich nun an mich gebracht, eingeklagt, und heute wird man den Zimmerklekſer zwiſchen vier Mauern ſtecken. (Er ſteht auf.) Ach, die Luft wird immer dünner, ich athme ſchon etwas ſchwerer. Ich will doch einmal verſuchen, ob es wahr iſt, was ein Phyſiker behauptet, daß man in dieſer Atmoſphäre keinen Knall hört, wenn man ein Feuergewehr losſchießt. Es iſt doch das höchſte Vergnügen, ſich über das gemeine Pack zu erheben, herum zu ſchiffen im reinen Äther und (ſeine beiden Hände ausbreitend) allein zu ſeyn, in der ganzen Welt allein —

Zweite Scene.

Robert und Grell, der ſich aus einem Mantel hervorwindet und plötzlich ihm gegenüber ſteht.

Grell. Mit mir!

Robert (zurückweichend und einen Schrei des Schreckens ausſtoßend). Ha! zu Hilfe! Wie? Was — was machen Sie da? Wo kommen Sie her? Was wollen Sie? (Er ſezt ſich wieder zur Linken.)

Grell. Ärgern Sie ſich nicht. Was ich mache? Ich betrachte Sie. Wo ich herkomme? Aus dieſem Mantel. Was ich will? Auch ein wenig in der Luft ſpazieren fahren. (Er macht eine Bewegung hin und wieder.)

Robert. Aber, mein Himmel, ich bitte, ſetzen Sie ſich, mein Herr.

Grell. Sie ſind gar zu gütig.

Robert. Das iſt gar keine Güte. Sie ſchaukeln mir ja meine Gondel.

Grell. Hm! die Stricke ſind ja gut.

Robert. Nein, Einer iſt ein ſchlechter Strick. Setzen Sie ſich, ſag' ich.

Grell. Wenn Sie durchaus ſo befehlen (er ſezt ſich zur Rechten). Sie ſind wohl überraſcht, mich hier zu ſehen?

Robert. Allerdings, ſehr überraſcht, gar ſehr. Das iſt die 45. Luftfahrt, die ich unternehme, aber heute iſt's zum erſten Male, daß ich Jemand auf dem Wege begegne.

Grell. Ich gratulire Ihnen.

Robert. Ich mir gar nicht. Sie werden mir aber doch ſagen, welchem Zufall ich die — Ehre verdanke, Sie hier zu finden?

Grell. Da in Ihrem Kahn?

Robert. In meiner Gondel, wollen Sie ſagen.

Grell. Einerlei. Herr! ich habe Unglück gehabt.

Robert. Welches Unglück?

Grell. Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme.

Robert. Ich bitte, es iſt keine Klage von meiner

Seite, ſondern eine Frage: Welches Unglück Sie gehabt haben? —

Grell. Ach, das Gericht iſt mir auf den Ferſen.

Robert (für ſich erſchrocken). O Himmel! (ſteht auf und nähert ſich Grell, den Hut in den Händen). Alſo hätte ich wohl gar die Ehre, mit einem Diebe oder Mörder zu ſprechen?

Grell (aufſtehend und beleidigt). Mein Herr!

Robert (ſehr ſubmiß). Verzeihen Sie, man kann ſich ja irren. Vielleicht ſind Sie nur ſo ein Vagabund.

Grell. Ich dulde dieſe Beleidigungen nicht.

Robert. Aber Sie ſagen mir, daß Ihnen das Gericht auf den Ferſen iſt. Nun, ich glaube, das Gericht wird Ihnen nicht blos darum nachſtellen, um das Vergnügen zu haben, Sie zu ſehen und mit Ihnen ein Glas Wein zu trinken.

Grell. Sie wollen alſo wiſſen, wer ich bin?

Robert. Wenn Sie ſo gütig ſeyn wollten.

Grell. Ich bin (wichtig und geheimnißvoll), ich bin — ein Verliebter.

Robert. Dieſe Profeſſion iſt nicht ſehr einträglich.

Grell. Aber meiner Liebe kommt Mancherlei in die Quere, ich habe einen Nebenbuhler, einen alten, einen häßlichen, einen dummen Menſchen, ja man könnte ihm noch andere Namen geben.

Robert. Da bedauere ich das Mädchen.

Grell. Der Dummkopf glaubt, das Mädchen ſei reich, und darum bewirbt er ſich um ſie; man läßt ihn im Irrthum, denn, ſehen Sie, ſie iſt nicht die Tochter ihres Vaters.

Robert. Wie?

Grell. Er hat ſie nur auferzogen, wie — wie man das Kind einer Frau erzieht, die man ſehr lieb gehabt hat.

Robert. Aber ich begreife noch immer nicht, wie Ihre Liebe zu dieſem Mädchen und Ihre Anweſenheit in meiner Gondel zuſammenhängt.

Grell. Ich aber begreife Ihre Perplexität. Sehen Sie, meine Anweſenheit in Ihrem Ballonkorb —

Robert. Gondel —

Grell. Meinetwegen Gondel. Alſo meine Anweſenheit hier liegt ganz außer den Grenzen der Leidenſchaft. Ich war unter der Menge, als Sie die Vorbereitungen zu Ihrer Luftfahrt machten, und ich muß geſtehen, Sie haben das Alles mit großer Kenntniß gethan. (Robert ſteht auf und macht Grell eine Verbeugung, dieſer erwiedert ſie, dann ſetzen ſich beide nieder.) Plötzlich aber erblicke ich nicht weit von mir einige gemeine, fatale Geſichter, und da ich kein anderes Mittel fand, ihnen zu entwiſchen, ſo benützte ich einen günſtigen Augenblick, und verbarg mich unter dem Mantel in Ihrer Ballonſchaukel.

Robert. Gondel, Gondel.

Grell. Meinetwegen Gondel. (Nach einer Pauſe.) Wie weit mögen wir denn ſchon von der Erde entfernt ſeyn?

Robert. Beiläufig anderthalb Meilen.

Grell (aufſtehend und zu Robert tretend). Wir ſind außer dem Geſichtskreiſe aller böſen, zudringlichen Menſchen. Darf ich Sie um eine Gefälligkeit bitten? Wenn es nicht ſeyn kann, ſo ſagen Sie mir es ungeſcheut.

Robert. Reden Sie.

Grell. Ich bitte Sie um gaſtfreundliche Aufnahme.

Robert. Sonderbare Bitte. Ich möchte wiſſen, wie ich Ihnen dieſelbe verweigern könnte. Bleiben Sie in Gottes Namen da, weil Sie nicht fortgehen können (ſetzt ſich).

Grell. Geben Sie mir Ihre Hand.

Robert. Wozu?

Grell. Daß ich ſie ſchüttle.

Robert. Ei warum nicht gar?

Grell (ſehr heftig). Ihre Hand geben Sie mir!

Robert (etwas eingeſchüchtert). Da iſt ſie.

Grell (ſchüttelt ſie ſo ſtark, daß die Gondel zu ſchwanken anfängt). Auf Leben und Tod!

Robert. Ho, ho! das können Sie mir ſagen, ohne daß Sie meine ganze Gondel in Bewegung bringen.

Grell (nach einer Pauſe mit ſchwacher Stimme). Ach, ach, mein Herr!

Robert. Was denn ſchon wieder?

Grell (taumelnd). Gerechter Himmel! wie iſt mir denn?

Robert (erſchrocken). Nun?

Grell (ſtützt ſich auf Robert, welcher aufgeſtanden iſt). Eine fürchterliche Beklemmung —

Robert. Sein Sie ſo gut und bekommen Sie nun auch noch Beklemmungen.

Grell. Ich athme nur mit Mühe.

Robert (läßt ihn niederſetzen). Es iſt nichts, halten Sie ſich nur ruhig.

Grell (mit unterdrückter Stimme rufend). Halt, Kutſcher!

Robert. Er glaubt wahrhaftig, er ſitzt in einem Geſellſchaftswagen. (Ihn betrachtend.) Er wird blaß, er läßt den Kopf ſinken. (Rüttelt ihn derb.) He da! ſein Sie geſcheidt, es iſt ja hier nicht der Ort, um ohnmächtig zu werden.

Grell (einen tiefen Seufzer ausſtoßend). Ahhh!

Robert. Es vergehen ihm wirklich die Sinne! Himmel! was thu' ich? (rufend:) Geſchwind einen Arzt, einen Arzt! Was red' ich denn? Ich verliere auch den Kopf! — Macht mir der Eſel zu ſchaffen — aber ich kann doch meines Gleichen nicht unbarmherzig zu Grunde gehen laſſen. (plötzlich eine Idee faſſend.) Ah! (er nimmt aus der Gondel ein Fläſchchen) da, da, trinken Sie das?

Grell (nachdem er getrunken). Ah!

Robert. Er athmet wieder!

Grell (nach dem Fläſchchen langend). Mehr, mehr!

Robert (gibt ihm zu trinken). Lieber Himmel, ich habe dieſen Spiritus zu einem Experimente mitgenommen und muß ihn nun in dieſen menſchlichen Krug hineingießen. (Zu Grell.) Es ſcheint, Sie finden das Getränke gut?

Grell. Ja! — Mehr!

Robert (gibt ihm wieder). Bedenken Sie, das iſt Weingeiſt von 35 Graden, und mäßigen Sie ſich.

Grell. Ich ſpür's — aber geben Sie nur! (Trinkt.)

Robert. Das nenn' ich mir eine Gurgel.

Grell. Ah! es iſt geſchehen!

Robert (hält die Bouteille in die Höhe). Freilich, weil nichts mehr drinnen iſt.

Grell (ſchreit). Kutſcher!

Robert. Schon wieder!

Grell (ſehr luſtig, etwas betrunken). Kutſcher! weiter fahren! hinauf! hinauf!

Robert. Nur langſam!

Grell. Nichts langſam! — geſchwind fahren, ich habe oben was zu thun — ich muß mehr Luft bekommen (reißt ſich das Halstuch auf). Luft! Luft! (Er ſtampft mit den Füßen, wodurch die Gondel ſehr in Bewegung kommt.)

Robert (ſucht ihn zu beruhigen). Halten Sie ſich nur ruhig, wir ſind ja nicht zu ebener Erde.

Grell (immer betrunkener). Mein Kopf brennt!

Robert. Glaub's gerne, der Weingeiſt thut ſeine Wirkung.

Grell (exaltirt). Wenn ich den Kerl da hätte, der von mir ſein Geld wieder haben will, wenn ich ihn da hätte —

Robert. Nun, was würden Sie thun?

Grell (ſtoßt Robert, und dreht ihn rundum). Ich ſchleuderte ihn durch einen Fixſtern, daß er in der Sonne kleben bliebe.

Robert. Langſam, langſam, ich verlange ja kein Geld von Ihnen.

Grell. Würde auch vergebens ſeyn, denn ich habe keines. (Setzt ſich wieder.) Wo ſind wir jetzt, Kutſcher?

Robert. Der Wind kommt von Norden — wir müſſen ſo beiläufig über den Karpathen ſeyn.

Grell. Karpathen? was gehn mich die Karpathen an? Führe mich nach Gumpoltskirchen zum Heurigen.

Robert. Jetzt dutzt er mich ſogar. Mein Plan iſt, mich ſo bald als möglich niederzulaſſen.

Grell. Was niederlaſſen? Nichts niederlaſſen. Ich will höher ſteigen in den Mond hinein. — Führe mich in den Mond, oder ich zerbreche und zerſchlage Alles (er ſchlägt um ſich herum).

Robert (im beſänftigenden Tone). Ganz recht, theurer Freund, ich will Sie ja dahin führen, weil Sie dort Geſchäfte haben, aber bedenken Sie doch, ich habe in Wien zu thun, ich will mich dort verheirathen.

Grell. Das geht mich nichts an. — Ich will in den Mond. —

Robert (ganz entmuthigt). Lieber Himmel, was fange ich an? (Er ſieht, daß Grell den Mantel und die Fahnen aus der Gondel wirft.) Herr, was thun Sie?

Grell. Ich werfe das Ding hinaus, damit wir leichter werden. (Er wirft auch andere Gegenſtände, ungeachtet der Bemühung Roberts, ihn zurück zu halten, hinaus.)

Robert. O Himmel! mein Tubus — mein Compaß! Wir ſind verloren.

Grell. Nichts verloren! Leichter, immer leichter, und nicht nur Deine Sachen, auch die meinigen (er zieht ſeinen Rock aus, und wirft ihn hinab). Biſt Du nun zufrieden? (Grell ſucht im Schiff herum, und wirft noch Einiges hinaus.) Alles muß hinaus, Alles! (Er nimmt den Hut, den Robert auf dem Kopfe hat, und wirft ihn auch hinaus.) Fort damit!

Robert. Mein Hut!

Grell. Siehſt Du, wir ſteigen ſchon. — Ah! der Wind ändert ſich. — Gut! (Reibt ſich die Hände.) Zum Henker auch, es wird friſch. — Hm! mich fängt an etwas zu frieren. —

Robert. Warum haben Sie Ihren Rock hinausgeworfen — ich habe warm.

Grell. So? Nun dieſe Ungerechtigkeit werde ich nicht dulden. Zieh Deinen Rock aus.

Robert. Wie, das wäre etwas ſtark!

Grell (ſehr heftig, und die Fauſt ballend). Ja, ich bin ſtark, ich pulveriſire einen Menſchen mit einem Fauſtſchlag zu Staub, und wenn man ſich mir widerſetzt, ſo kenn' ich mich ſelbſt nicht. Zieh Deinen Rock aus, ſag' ich.

Robert. Barmherziger Himmel, hilf mir! (Er zieht den einen Ärmel ab, in welchen Grell ſogleich ſchlieft, ſo daß beide mit einander den Rock anhaben.)

Grell. Allons! den andern Ärmel auch.

Robert. Aber dann friere ich.

Grell. Du biſt ein Luftſchiffer, alſo mußt Du die Luft ſchon gewohnt ſeyn.

Robert. Was will ich thun. (Er zieht den andern Ärmel auch aus, und Grell bemächtigt ſich nun des ganzen Rockes. Robert ſetzt ſich betrübt zur Rechten.) Der Eſel in der Löwenhaut.

Grell (ſetzt ſich zur Linken). Ah! das iſt warm. Aber was ſeh' ich? der Rock iſt am Ärmel zerriſſen. Herr! wie können Sie mir einen zerriſſenen Rock anbieten?

Robert. Anbieten? Sie haben mir ihn ja weggenommen.

Grell. Der verfluchte Ballon bleibt wieder ſtehen, er iſt noch zu ſchwer. — Du biſt ſo ſchwer Du! (Er tritt gegen ihn.)

Robert. Um Himmelswillen! Sie wollen doch nicht meinen Tod? Ich habe keinen Tubus mehr, keinen Compaß, keinen Mantel, keinen Hut, ich habe nichts mehr als mein Jammergeſchrei.

Grell. Wirf's auch hinaus, wir brauchen's nicht. (Er zieht aus der Taſche das Portefeuille Robert's und beſieht es.)

Robert. Ah, mein Portefeuille! — Nur das nicht hinaus werfen.

Grell. Ha! was ſeh' ich? Iſt das Dein Name, der auf dieſem Portefeuille ſteht?

Robert. Ja, mein Name, der Name Ihres Wohlthäters, der Sie freundſchaftlich bei ſich aufgenommen.

Grell. Du nennſt Dich Polycarp Robert?

Robert. Seit meiner Geburt.

Grell. Und Du ſagſt, Du ſeieſt mein Wohlthäter?

Robert. Allerdings.

Grell (packt ihn an der Bruſt). Du, mein ärgſter Feind!

Robert. Ich?

Grell. Ja, Du biſt der alte, häßliche, dumme Menſch, von dem ich geſprochen habe.

Robert. Mäßigen Sie Ihre Ausdrücke!

Grell. Du biſt mein Nebenbuhler.

Robert. Wie?

Grell. Ja, ich bin der unverſöhnliche Grell! Der Himmel iſt gerecht, empfiehl Deine Seele Demjenigen, der ein Recht darauf hat.

Robert. Ich bin verloren! Ich will niederſteigen. (Er ſteht auf, und will die Stricke der Gondel faſſen.)

Grell. Unterſteh' Dich, zwiſchen Himmel und Erde mußt Du mir Rechenſchaft geben. (Er faßt ihn feſt, und drückt ihn in's Schiff zurück.)

Robert. Zu Hilfe!

Grell. Schweige. (Er bindet ihn an den Boden feſt.)

Robert. Herr! Sie mißbrauchen die Gaſtfreundſchaft, das iſt kleinlich, das iſt abſcheulich.

Grell. Nun warte, ich will Dich ſchweigen lehren (er bindet ihm ein Sacktuch um den Mund). Und jetzt ſei ruhig, oder ich brauche Gewalt. (Er drückt ihn noch einmal in den Grund der Gondel, wo er nicht mehr geſehen wird.)

Dritte Scene.

Grell (allein). Abſcheulicher Menſch! Hätte ich ihn ſchalten laſſen, er wäre im Stande geweſen, Luft auszulaſſen, und ſo hinabzuſteigen auf eine Erde voll Gläubiger und Häſcher. Ich möchte auch nur wiſſen, was die Kerls davon haben, wenn ſie einen Menſchen feſthalten, der ihnen nicht einmal etwas ſchuldig iſt. Aber was ſeh' ich, es ſammeln ſich ſchwarze, ſchwere Wolken, der Wind wird ſtärker. — Wir bekommen ein Gewitter. — Ja, da weiß ich mir nicht zu helfen. (Er ruft:) He Luftfahrer! — Schiffer! — Poſtillon! Es kommt ein Gewitter. — Er antwortet nicht! — Ja richtig, er kann nicht. (Er bückt ſich, und bindet ihm das Tuch vom Munde ab.)

Vierte Scene.

Robert. Grell.

Robert. Ah!

Grell. Wir ſind in Gefahr, wie iſt da zu helfen?

Robert. Ich weiß es nicht!

Grell. Du weißt es, aber Du willſt nicht. Regiere Deine Maſchine, oder —

Robert. Ganz recht, aber binde mir die Hände los.

Grell. Das iſt in der Ordnung. (Kaum hat er Robert die Hände losgebunden, als dieſer eine Piſtole aus dem Gürtel zieht, und ſie ihm vorhält.)

Robert. Ha! nun bin ich Sieger!

Grell (erſchrocken). Eine Piſtole. (Er ſteigt auf die Gondelbank zur Linken, und hält ſich an dem Stricke.)

Robert (in der rechten Ecke der Gondel). Ich bin nun Wilhelm Tell im engen Paſſe. Warte abſcheulicher Geßler!

Grell (kniet ſich nieder, und bittend). Das iſt ein unzeitiger Spaß. Bedenken Sie, ich bin kein Landvogt.

Robert. Aber ich will frei ſeyn von Dir.

Grell. Verzeihung.

Robert. Nichts da — Einer von uns Beiden muß den Platz räumen. (Er ſucht die Piſtole zu laden.)

Grell (ſpringt ſchnell hin, und entreißt ihm die Piſtole). Du wirſt der Eine ſeyn.

Robert. Ach Gott! (Er ſteigt auf die Gondelbank zur Linken, und erfaßt einen Strick, der vom Ballon in das Centrum der Gondel geht.)

Grell. Ich will einen Zweikampf auf Tod und Leben!

Robert (rettet ſich zwiſchen die Taue des Ballons). Ich habe keine Waffen! Halt ein!

Grell. Nichts da! (Er ſchießt die Piſtole los.)

Robert. Unglücklicher! Du haſt den Strick durchſchoſſen. —

Beide (zugleich). Wir ſind verloren! (Der Ballon und die Gondel trennen ſich plötzlich, der Ballon mit Robert ſteigt empor, die Gondel mit Grell ſinkt hinab. Beide verſchwinden vor den Augen der Zuſeher, aber der Strick, welcher die Gondel feſthielt, dehnt ſich ſeiner ganzen Länge nach aus, und Robert erfaßt ihn.)

Robert (außer dem Geſichtskreiſe). Ich halte den Strick.

Grell (eben ſo). Um Gotteswillen feſthalten, nicht nachlaſſen, ſonſt ſtürz ich hinab.

Robert. Ich will anziehen, was ich kann.

Grell. Ja, anziehen, anziehen. (Beide erſcheinen wieder im Angeſichte der Zuſeher. Das Ende des Strickes, welchen Robert hält, hat ſich wieder zu Grell geſchwungen, welcher es faßt, und alle ſeine Kräfte anwendet, um die Gondel dem Ballon wieder nahe zu bringen.) Ah, ich habe den Strick wieder. (Der Ballon und die Gondel haben ſich genähert, aber die Gondel iſt in einer andern Lage, als früher, man ſieht daher den Fallſchirm nicht mehr.)

Robert (hat ſich in die Gondel geſchwungen). Da bin ich, Gott ſei Dank.

Grell. Ach, mein Freund! Das Unglück nähert die Menſchen.

Robert. Ruhen wir jetzt ein wenig aus. (Sie ſetzen ſich, Robert zur Linken, Grell zur Rechten.)

Robert (blickt nach einer Pauſe zum Ballon empor). Gerechter Himmel, der Ballon iſt geborſten! (Alle Beide kauern ſich in der Gondel neben einander, und ſchreien in der größten Verzweiflung:) Wir ſind verloren! (Während dem hat ſich die Gondel ein wenig hinab geſenkt, und ſchwebt nun auf demſelben Punkte, wo ſie vor der Trennung von dem Ballon war. Robert blickt hinauf, und ſieht den Fallſchirm, welcher ſich durch dieſe Bewegung der Gondel geöffnet hat, und ganz offen erſcheint, er ſchreit im größten Entzücken:) Der Fallſchirm! der Fallſchirm! Wir ſind gerettet!

Grell (außer ſich). Gerettet! Erklären Sie mir doch, aber nein, nichts erklären! — wir leben, wir fallen nicht in's Bodenloſe, wir ſterben nicht zwiſchen Himmel und Erde. (Beide fallen einander in die Arme.)

Robert. Ach, mein Freund! mein theurer Freund! Wie bin ich glücklich, ich komme ganz wieder auf der Erde an, und kann meine Sophie heirathen.

Grell. Ihre Sophie mögen Sie heirathen, aber die meinige nicht.

Robert. Ja, meine Sophie, die Tochter des Kaufmanns Hallberg.

Grell. Das iſt auch meine Sophie, aber nicht Hallberg's Tochter, er hat das Mädchen nur angenommen, weil ihre Mutter von dem lüderlichen Menſchen, ihrem Vater, verlaſſen wurde, und im Elende ſchmachtete. Sophie iſt die Tochter einer gewiſſen Katharina Spelten!

Robert. Spelten — Spelten ſagen Sie?

Grell. Ja.

Robert (außer ſich). Himmel und Erde! — Tauſend Millionen Luftpumpen!

Grell. Was iſt Ihnen denn?

Robert. Herr! Sie ſehen einen Vater vor ſich, der vor Freuden außer ſich iſt.

Grell. Wie? Sie wären —

Robert (in höchſter Freude). Ich bin der lüderliche Kerl, der Katharina Spelten verlaſſen hat, ich bin Sophien's Vater. —

Grell. Sie werden ſie alſo nicht heirathen?

Robert. Freilich nicht. (Im Entzücken.) O, mein Himmel! Ich habe eine Tochter, und in der Luft muß ich das erfahren, wenn ich nur wüßte, wie ich es anfangen ſoll, an dieſem Platz ein Monument ſetzen zu laſſen. (Er ordnet die Fäden des Fallſchirmes.)

Grell (zieht gelbe Glace-Handſchuhe an, tritt zu ihm hin mit feierlichem Tone). Mein Herr, ich komme Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten.

Robert. Ich gebe ſie Ihnen.

Grell (kniet nieder). Und Ihren Segen!

Robert. Den kann ich jetzt nicht geben, ich muß den Fallſchirm dirigiren. Sehen Sie, wir ſinken ſchon (blickt hinab). Ha! Erde! Erde!

Grell. O, mein theurer Schwiegervater!

Robert. Land! Land! —

Grell. Und eine Frau. (Die Gondel ſinkt mit Hilfe des Fallſchirms langſam abwärts.)

Robert (an's Publikum).

Die Meiſten entzwei'n ſich auf Erden,
Und werden erſt oben verſöhnet werden,
Wir haben uns oben entzweit,
Und unten auf Erden endet der Streit.

Grell (an's Publikum).

Wir fürchten nicht, daß jetzt auf Erden
Die Kritiker über uns herfallen werden,
Das wär' ja die umgekehrte Welt,
Daß der Untere auf den Obern fällt.

(Wenn ſie dieſes geſprochen haben, verſchwinden ſie vor den Augen der Zuſeher, und der Vorhang fällt.)

Eine Verſicherungsanſtalt für Ehemänner.

Ein reicher Spekulant ſaß in ſeinem Lehnſtuhl in tiefes Nachdenken verſunken. Er hatte über Hunderttauſend Gulden zu disponiren und wußte nicht, wie er ſie fruchtbringend placiren ſollte. Sein Bedienter meldete Herrn L* und ein Mann trat herein von beiläufig 50 Jahren, groß, mager, mit ernſter Miene und in gewählter Kleidung. Nachdem er höflich gegrüßt, und Hut, Stock und Handſchuhe von ſich gelegt hatte, ſetzte er ſich in einen Lehnſtuhl, nahm aus einer goldenen mit einem Frauenporträt gezierten Doſe eine Priſe, und fing dann zu ſprechen an, wie folgt:

„Mein Herr! Sie haben mir die Ehre angethan, mir den Vorſchlag zu machen, ich möchte mit Ihnen in Geſellſchaft treten, um eine neue Eiſenbahn nach *** anzulegen. Ich habe Geld, ich will es gern zu einer guten Spekulation hergeben, ich danke Ihnen für Ihr Zutrauen, aber Eiſenbahnen ſind meine Sache nicht, da habe ich Ihnen einen ganz andern Vorſchlag zu machen; ich habe Ihnen ein Geſchäft anzutragen, welches in unſerm Lande ganz neu iſt, und gewiß ſeinen großen Nutzen abwirft, eine Spekulation, welche ſchon im vorhinein, durch ihren glücklichen Fortgang in London verbürgt iſt. Können Sie mir eine Stunde Gehör gönnen, ſo will ich ſie Ihnen mittheilen; denn ich bin gezwungen etwas weit auszuholen.“

Der Gefragte ſah auf ſeine Hängeuhr und antwortete: „Mit Vergnügen.“

„Vor zwanzig Jahren,“ begann der Andere ſeinen Vortrag, „ich war damals 30 Jahre alt, verließ ich Deutſchland, um mich in England zu etabliren. Ich muß Ihnen meine Lebensgeſchichte erzählen, weil meine Spekulation ganz in derſelben enthalten iſt. Im Jahre 1818 alſo begab ich mich nach London, um dort mein Glück zu ſuchen. Ich arbeitete fleißig und ich darf ſagen, auch mit den nöthigen Kenntniſſen, und ſtand in wenigen Jahren an der Spitze eines bedeutenden geachteten Handelshauſes. England war für mich gaſtfreundlich und fruchtbar, meine Geſchäfte glückten, ich wurde reich und angeſehen, und dennoch fehlte noch Eines zu meinem Glücke. Der Junggeſellenſtand drückte mich, und verurſachte mir eine Langweile, welche in wirklichen Spleen auszuarten drohte. Ich ſah mich mit Beſorgniß in meinem Alter allein und verlaſſen ſtehen, höchſtens von Nebenverwandten umgeben, welche begierig auf meine Erbſchaft warteten. Ich ſehnte mich nach einer ſanften liebevollen Lebensgefährtin, und träumte mir ein Paradies an ihrer Seite. Dieſer Traum würde ſich vielleicht auch verwirklicht haben, hätte ich mir ein Weib geſucht, deren Alter dem meinigen angemeſſen geweſen wäre, allein leider verliebte ich mich in ein junges Mädchen von blendender Schönheit, und vor drei Jahren heirathete ich in meinem 47. Jahre Lucy Hasweld, welche eben ihr 19. Jahr begonnen hatte.“

„Das war eine große Dummheit. Die Honigzeit dauerte nicht lange. Ich bemerkte bald, daß Lucy kokett ſei, daß ſie mich alt fand, und mir die Geſellſchaft junger Leute vorzog, daß ſie für Schmeicheleien und Aufmerkſamkeiten der geſchniegelten und gebiegelten Herren empfänglich ſei. Ich wurde traurig und düſtre Wolken umzogen meinen Eheſtandshimmel. Ich waffnete mich mit Geduld; denn ich wußte dem Übel nicht anders zu begegnen.“

„Alles dieſes wird Ihnen, werther Freund, zu einer Spekulation nicht zu paſſen ſcheinen, allein wir ſind gerade jetzt dabei. Hören Sie nur: Unter meinen Freunden befand ſich auch ein Kaufmann in meinem Alter und eben ſo wie ich mit einem jungen hübſchen und luſtigen Weibchen verheirathet. Die Ähnlichkeit unſerer Lage bewirkte eine freundſchaftliche Annäherung zwiſchen uns, und eines Tages entdeckte ich ihm meinen ganzen Kummer.“

„Das kann ich begreifen,“ antwortete er, „ſie ſind beſorgt über die Treue Ihrer Frau, ich war's eben ſo wie Sie, aber jetzt bin ich ganz ruhig.“

„Wirklich?“

„Ich ſchwör's Ihnen. Sehen Sie, gerade in dieſem Augenblicke läuft mein Weibchen in der Stadt herum, ich weiß nicht wo, aber ich bin nicht im mindeſten unruhig; denn ich bin meiner Sache gewiß.“

„Da ſind Sie ſehr glücklich.“

„Wollen Sie auch ſo glücklich ſeyn?“

„Ich gäbe gern die Hälfte meines Vermögens darum.“

„Ah bah! — das koſtet Sie viel weniger.“

„Erklären Sie ſich deutlicher, was kann ich thun?“

„Nichts iſt einfacher und leichter. Laſſen Sie ſich aſſecuriren.“

„Aſſecuriren? Gegen was?“

„Gegen das, was Sie fürchten.“

„Ach! Sie ſcherzen doch nur.“

„Nein, ich rede in vollem Ernſte, und Sie dürfen mir glauben; denn ich bin aſſecurirt.“

„Sie?“

„Ja, und vollkommen. Bis jetzt hat man Häuſer, Meubeln, Ernten verſichert, aber das war nicht hinlänglich. Es gibt ein größeres Übel als Hagel, Feuer und Überſchwemmung, es gibt ein koſtbareres Gut, als das Vermögen, das iſt die häusliche Ruhe. Um dieſes Gut zu verſichern, hat ſich eine Aſſecuranzgeſellſchaft gebildet, und Sie können gegen eine mäßige Einlage der Vortheile derſelben theilhaftig werden.“

„Ich ſtaune, ich habe noch nie von dieſer philantropiſchen Unternehmung gehört.“

„Ja das iſt auch eine Geſellſchaft, welche ihren Proſpectus nicht in den Journalen zur öffentlichen Kenntniß bringt. Die Geſellſchaft hat ſich im Stillen gebildet, ſie manoeuvrirt mit der größten Zurückhaltung, und durch ſehr discrete Agenten, ſie zieht ihre Kundſchaften nicht beim Trommelſchlag ein, ſondern ſo leiſe als möglich, ſie weiß genau, an welche Thüren ſie pochen, an welche Menſchen ſie ſich wenden ſoll, aber wenn Sie die Wohlthaten dieſer Unternehmung mit genießen wollen, ſo iſt nichts leichter als das, kommen Sie mit mir in das Aſſecuranz-Bureau.“

„Freund Wilkinſon führte mich in ein ſchönes Gebäude im Picadilly, worin der Sitz der Geſellſchaft ſich befand. Ich trat in ein herrliches Bureau. Einer der Direktoren vernahm mich, und ſetzte mir dann mehre, aber äußerſt delikate Fragen. Er verlangte mein ganzes Benehmen gegen meine Frau zu wiſſen, und bat mich, ihm Alles mit derſelben Aufrichtigkeit anzuvertrauen, wie ein Kranker ſeinem Arzte ſeinen ganzen Zuſtand wahrhaftig erklären, und keine Unklugheit verſchweigen dürfe, welche er begangen hat. Nach dieſem Verhör bat mich der Direktor, in acht Tagen wieder zu kommen, dieſe Friſt ſei nothwendig, wie er ſagte, um die gehörigen Erkundigungen einzuziehen.“

„Es ſcheint, daß dieſe nicht am beruhigendſten ausfielen; denn die Geſellſchaft beſtimmte den Preis meiner Verſicherung auf 200 Pfund Sterling jährlich. — Aber kann man ſeine häusliche Ruhe und Sicherheit zu theuer bezahlen. Für 200 Pfund von aller Sorge frei ſeyn, ſchlafen wie eine Ratte; ich nahm keinen Anſtand mich einſchreiben zu laſſen.“

„Die Aſſecuranz-Police enthielt folgende Bedingungen:

1. Der Aſſecurant verſichert ſich auf zwanzig Jahre.

2. Das erſte und letzte Jahr müſſen voraus bezahlt werden.

3. Die Geſellſchaft bürgt nicht für die Zeit einer feindlichen Invaſion.

4. Die Verſicherung gilt nur für die Hauptſtadt und deren nächſte Umgebungen. Die Geſellſchaft iſt nicht im Stande ihre Wachſamkeit und ihren Schutz in die Ferne auszudehnen, und haftet daher auch nicht für Ereigniſſe in den Provinzen oder gar im Auslande.

5. Im Fall ein Unglück erwieſen iſt, bezahlt die Ge-

ſellſchaft die im voraus ſtipulirte Entſchädigung ſammt Intereſſen. In meinem Verſicherungscontracte war dieſe Entſchädigung auf 12,000 Pfund Sterling feſtgeſetzt.«

»Von dem Augenblicke an, als ich verſichert war, wurde ich ruhiger, und bald ganz unbekümmert und fröhlich, wie Herr Wilkinſon; die Wolken waren von meinem Eheſtandshorizonte entflohen. Dieſer Zuſtand der Ruhe und Sicherheit dauerte einige Monate, als ich eines Tages zufällig in dem Zimmer meiner Frau ein kleines Billet fand, welches eine Liebeserklärung enthielt. Lucy hatte es empfangen, geleſen und behalten. Ich lief in das Aſſecuranz-Bureau, und die Anklagsakte in den Händen, machte ich der Adminiſtration bittere Vorwürfe.«

»Sie ſind ungerecht,« antwortete man mir, »können wir Jemanden hindern, ein Billet-doux zu ſchreiben? Alles das, was wir thun konnten, war: in die Kenntniß zu gelangen, daß dieſer Brief Ihrer Frau übergeben wurde, und das wußten wir auch. Sehen Sie hier den Beweis in dieſem Regiſter, pag. 53, welche Ihrer Angelegenheit gewidmet iſt. Wir wiſſen noch mehr, nämlich: daß der Schreiber dieſes Briefes ein junger Springinsfeld iſt, und ſich Artur Maxwell nennt. Seit Sie bei uns aſſecurirt ſind, und alſo Ihre Sache die unſrige geworden iſt, haben wir Ihre Frau nicht einen Augenblick aus den Augen verloren, jeder ihrer Tritte iſt uns bekannt, jedes ihrer Worte wurde uns hinterbracht. Wir haben Ohren an allen Mauern, Augen an allen Schlüſſellöchern. Uns entgeht nichts, und unſere Batterien ſind immer aufgerichtet, um die Gefahr abzuwenden. Seien Sie ganz ruhig, lieber Mann, wir handeln hier mehr in unſerem eigenen Intereſſe, als in dem Ihrigen.“

„Später legte mir die Adminiſtration ein genaues Detail aller Manoeuvres vor, welche angewendet wurden, mich zu retten. Indem ich Ihnen dieſe mittheile, werden Sie ſehen, welche Reſſourcen die Compagnie hatte. Als man beſtimmt wußte, daß ein geheimes Einverſtändniß zwiſchen meiner Frau und Sir Arthur eingetreten ſei, fingen die Feindſeligkeiten an. Um die Intrigue im Keime zu zerſtören, wandte man Anfangs Liſt an. Man ſtreute auf Arthur's Wege Hinderniſſe, welche gewöhnliche Liebhaber zurück zu ſchrecken im Stande ſind, allein der Muthige ertrug Alles, und verfolgte unerſchrocken ſein Ziel. Sodann wandte ſich die Geſellſchaft zu kräftigern Mitteln. Einige Monate vorher hatte Sir Arthur einer der Theaternymphen den Hof gemacht. Man ſandte daher im Namen Arthur's ein paar koſtbare Ohrringe der ſchönen Tänzerin, und glaubte dadurch zu bewirken, daß ſie beſtimmt werden würde, den jungen Mann wieder in ihr Netz zu ziehen. Auf der andern Seite ließ man meine Frau durch eine gute Freundin unterrichten, daß Arthur, während er ihr ſein Herz zu ſchenken vorgibt, zwiſchen den Couliſſen eine andere Liebſchaft anſpinne.“

„Dieſes Mittel hatte aber leider ſeine gehoffte Wirkung nicht, Arthur blieb ein paar Wochen bei der Tänzerin, und als er ihrer überdrüßig war, kehrte er wieder zu meiner Frau zurück, und wußte ſich ſo geſchickt zu rechtfertigen, daß er Verzeihung erhielt. Man mußte alſo neue Minen ſpringen laſſen. Man entdeckte, daß Arthur Schulden habe. Seine

Gläubiger verhielten ſich aber ruhig, und drängten ihn nicht, da ſie wußten, daß er der einzige Erbe eines ſehr reichen Onkels ſei. Die Geſellſchaft brachte es dahin, daß ihr Einer der Gläubiger ſeine Forderung an Arthur verkaufte, nun wurde dieſer zur alſogleichen Zahlung eingeklagt, und da er dieſe nicht zu leiſten vermochte, ſo wurde ihm eines Morgens, als er eben im Tilbury bei meinem Hauſe vorfuhr, Pferde und Wagen weggenommen, und der junge Mann in den Schuldenarreſt gebracht.“

„Ein Liebhaber unter Schloß und Riegel iſt nicht gefährlich, und die Aſſecuranzgeſellſchaft glaubte nun mit ihrem Feinde fertig zu ſeyn. Allein Arthur ſchrieb einen flehenden und reuevollen Brief an ſeinen Onkel, erhielt von dieſem das Geld, bezahlte, und wurde frei gelaſſen. Seine Leidenſchaft für meine Frau hatte ſich im Arreſte noch vergrößert. Dieſer junge Mann war ein Muſter von hartnäckiger Beſtändigkeit.“

„Indeſſen, da die übrigen Gläubiger Arthur's erfuhren, daß der Eine bezahlt worden ſei, meldeten ſie alle ihre Forderungen an. Arthur wurde in die Enge getrieben, ſein Onkel entzweite ſich mit ihm, und er befand ſich in einer elenden Lage. Geheime Beſchützer (Agenten der Geſellſchaft), verſchafften ihm eine ſehr einträgliche Stelle in den Colonien. Arthur wies dieſe Wohlthat ſtolz zurück. Man ließ ihm die Hand einer reichen Erbin anbieten, und auch dieſe nahm er nicht an.“

„Sie glauben nun, lieber Freund, daß die Anſtalt am Ende ihrer Reſſourcen geweſen ſei? Sie irren ſich. Plötzlich erſchien ein junger, ſchöner, feuriger Italiener, der ſich durch

Arthur's Bemühungen nicht ſchrecken ließ, und ſich an meine Frau drängte. Er folgte ihr auf Promenaden, im Theater, in Geſellſchaften, und war der aufmerkſamſte, liebenswürdigſte ihrer Verehrer. Ich ging in's Aſſecuranz-Bureau, und meldete, daß eine neue Gefahr von dieſer Seite drohe. „Der Italiener wird Ihr Retter ſeyn!“ antwortete man mir, „er iſt einer der unſrigen, und wird ſich alſogleich zurück ziehen, wenn er ſeinen Nebenbuhler aus dem Sattel geworfen haben wird.“ Allein umſonſt! der Italiener fiel ſelbſt aus dem Sattel; denn meine Frau hing mit ganzem Herzen an Arthur.“

„Nun wandte die Geſellſchaft einen Hauptkunſtgriff an. Eines Abends im Drury-Lane-Theater bekam Sir Arthur Streit, und in Folge deſſen eine Ohrfeige. Am andern Morgen ſchlug er ſich, und tödtete ſeinen Gegner. Er mußte fliehen, floh auch; aber — mit meiner Frau. Ich erfuhr, daß ſie ſich nach Amerika eingeſchifft hatten. Ich war wüthend gegen Arthur, gegen mein Weib, gegen die Geſellſchaft. Ich lief hin, und überhäufte ſie mit bittern Vorwürfen, ſie aber bewieſen mir, daß ſie nichts verſäumt hatten, das Unglück abzuwenden, daß ſie aber das erſte Mal, ſeit die Verſicherungsgeſellſchaft beſteht, einen ſo hartnäckigen Widerſacher gefunden haben, bei dem gar kein Mittel wirkt. Übrigens zahlten ſie mir auf der Stelle die bedungenen 12,000 Pfund Sterling aus.“

„Ich wollte nun nicht mehr in England bleiben, ich realiſirte alſo ſchnell mein Vermögen, beiläufig 200,000 Gulden, welches zu Dienſten ſteht, wenn Sie mit mir, werther Freund, eine eben ſolche Verſicherungsanſtalt in unſerm

Vaterlande gründen wollen, wie jene war, die ich Ihnen ſo eben beſchrieben habe. Mein Beiſpiel iſt zwar nicht ſehr aufmunternd, aber das iſt eine Ausnahme, und unter tauſend Verſicherten iſt gewiß kein Einziger, dem es hierin ſo ſchlimm gehen wird, wie mir. Ich hatte mit einer Leidenſchaft zu thun, die Allem widerſteht. Ich glaube, es wird nicht viel Verliebte geben, welche gegen alle Art von Verführung, und gegen eine glänzende Heirath gleichgiltig bleiben, welche, nachdem ſie Schulden halber eingeſperrt und ins größte Elend gekommen waren, eine einträgliche Stelle ausſchlagen.«

»Unter gewöhnlichen Umſtänden kann man einen jungen verliebten Fant leicht beſiegen.«

»Nun, was ſagen Sie? Iſt das nicht eine glückliche Spekulation? welche den Unternehmern große Vortheile verſpricht, und zugleich für die Sittlichkeit heilſam iſt?«

Man ſagt, die beiden Spekulanten ſeyen mit einander in's Reine gekommen, und die Verſicherungsanſtalt werde nächſtens in's Leben treten. Auch ſollen Sie ſich mit der Eiſenbahn in's Einvernehmen geſetzt haben, um ihre Unternehmungen ſchneller zu Stande zu bringen.

Kleine Genre-Bilder.

Der Mann mit der Laterna magica.

„Herbei, herbei, meine Herren und Damen, Sie werden ſehen die ſchönſten, die herrlichſten, die wunderbarſten Sachen der Welt. Sie werden die Augen aufreißen, ſo weit es Ihnen nur möglich iſt, und wenn Sie Alles geſehen haben, werden Sie ſo erſtaunt ſeyn, daß Sie gar nicht wiſſen, was Sie geſehen haben. Und alle die Herrlichkeit koſtet nur einen Silbergroſchen.

Zuerſt belieben Sie zu ſchauen die große Praterallee in Wien, eine Allee mit Bäumen, Equipagen, Reitern, Spaziergehern und Sitzenden. Belieben Sie den Herrn zu bemerken, der dort mit ſeinem Pferde einen Sprung über einen einſpännigen Wagen macht, das iſt einer der berühmteſten Reiter der Welt, der wie man behauptet, ſchon einmal auf dem Stephansthurm bis zur Uhr hinaufgeritten ſeyn ſoll.

Vor ihm reiten drei Meſſieurs mit Schnur- und Knebelbärten, Sie glauben vermuthlich das ſeien hohe Herren, aber ich kann die Ehre haben, Sie zu verſichern, es ſind nur drei wohlkonditionirte Kaufmannsdiener. —

Auch eine Frau kommt daher galopirt. Ja, ja, meine Herren, eine Frau. Die Frauen haben zu reiten angefangen ſeitdem die Männer angefangen haben zu ſtricken. So eine Frau reitet auf Allem herum, auch oft auf ihrem Herrn Gemahl und auf ihren Dienſtleuten.

In der mittleren Allee fahren die Wagen in zwei Reihen, eigene Equipagen und Fiakers, aber nicht alle eigenen Equipagen gehören denjenigen, die darin ſitzen.

Wir kommen jetzt von der Praterallee in die Wüſte Arabiens. Sehen Sie im Hintergrunde etwas Grünliches? Das iſt das rothe Meer, in welchem der große Pharao mit ſeiner ganzen Armee ertrunken iſt, indem er die Juden verfolgen wollte, welche damals noch nicht mit alten Kleidungsſtücken handelten. Im Vordergrunde ſitzen einige Araber und ſpielen mit Würfeln. Sie ſind faſt eben ſo ſehr auf ihr Spiel verſeſſen, und ſchneiden eben ſolche Geſichter wie die Spieler in unſern Kaffehhäuſern.

Acht gegeben, meine Herren und Damen. Sie ſehen hier eine öffentliche Börſe, wo Geld und Geldeswerth verkauft wird, wobei das Allerſonderbarſte iſt, daß die Meiſten verkaufen, was ſie gar nicht haben. Betrachten Sie einmal dieſe Geſichter, ich glaube, wenn man Manchem in einem Walde begegnen würde, man würde ſich fürchten, und ihm ſo viel möglich ausweichen. Sind aber lauter charmante Herren, die in öffentlichen Wäldern Niemanden ausziehen, ſondern nur ganz geheim und in optima forma juris. Sehen Sie einmal den Herrn dort mit der Schreibtafel, er ſchreibt auf, was er binnen einem Monat zu liefern hat, und was er auch liefern will, wenn die Papiere anders bis dahin niederer ſtehen. Dort ſpricht Einer den Andern ganz geheimnißvoll in die Ohren, und weil er ein Mann iſt, der große

Bekanntſchaften hat, ſo vermuthen die Umſtehenden, es ſei irgendwo etwas ſehr Wichtiges vor ſich gegangen, was das Steigen oder Fallen der Effekten nach ſich ziehen werde. Sie möchten gerne ein Wort erhaſchen; aber es gelingt ihnen nicht.

Wir gehen nun zu einem mittelaterlichen Gegenſtand über. Belieben Sie jetzt ein großes Rittertournier anzuſchauen, die Schönen jener Zeit liebten es ſehr, wenn ſich ihre Ritter für ſie herum balgten. Jetzt bekommt Einer höchſtens wegen ſeiner Geliebten auf dem Saale eine Ohrfeige. Sie waren damals auch immer ſelbſt dabei, und ſahen zu, wenn ſich ihre Amanten im Staube herumwälzten, oder ſich eine Rippe einſtoßen ließen für die Behauptung, daß ihre Dame die ſchönſte ſei, Sie finden vielleicht, meine Damen, wenn ſie dieſe Ritter betrachten, daß ſie nicht ſo geſchmeidig ſind und nicht ſo viel Anmuth beſitzen, als unſere beſchnurbarteten Herren, aber darin haben Sie unrecht, meine Verehrten, denn ſo ein eiſerner Mann war immer mehr werth als ein jetziger Schnurbart, und trotz ihrer Küraſſe, ihres Schildes, und ihrer großen Schwerter, ſeufzten die alten Ritter fünf Jahr, bevor ſie es wagten, Ihnen eine Fingerſpitze zu küſſen. Bemerken Sie einmal dieſen rüſtigen Mann in der ſchwarzen Rüſtung, nur Einer, der Letzte tritt noch in die Schranken. und will ihm den Preis ſtreitig machen. Beide greifen ſich mit Wuth an. Und jene Dame auf dem Balkon, welche ihm ängſtlich mit den Blicken folgt, — aus der Farbe ſeiner Feldbinde werden Sie erkennen, daß er ihr Ritter iſt. Sie werden vielleicht ſagen, meine Herren, für eine ſolche Dame würde ich nicht kämpfen, ſie hat kleine runde Augen, keinen weißen Teint, keine ſchönen Zähne, und eine aufgeſtülpte Naſe. Ach, meine Herren, wenn Sie ein Viſir hätten, würden Sie das Alles ganz anders ſehen. — Der ſchwarze Ritter trägt den Sieg davon, ſein Gegner wälzt ſich im Sande, und die Dame mit der aufgeſtülpten Naſe wird für die Schönſte aller Schönen proklamirt. O ſchöne Ritterzeit!

Ich habe die Ehre Ihnen jetzt das Atelier eines berühmten Malers zu zeigen. Sehen Sie, welche genialiſche Unordnung da herrſcht, während der Künſtler ſelbſt an der Staffelei ſitzt, um ein hiſtoriſches Gemälde zu vollenden, welches ſeinen Namen unſterblich machen ſoll. Bemerken Sie den Tiſch, auf welchem noch Überreſte eines frugalen Mittagmahls ſtehen. Wenden Sie die Blicke nicht weg, meine verehrten Zuſeher, und bedenken Sie, daß aus dem Thurmbau von Babel die verſchiedenſten Sprachen entſtanden ſind, und daß aus Contraſten die größten philoſophiſchen Lehren zu ziehen ſind. Dieſer Tiſch wird Ihnen Stoff genug zum Nachdenken bieten. Der Kopf der mediceiſchen Venus liegt auf einem Stück Käſe, der weiße Hut des Künſtlers ſchmückt das Haupt eines römiſchen Kaiſers, ein Stück geräuchertes Fleiſch liegt in einem griechiſchen Helm, ein Pinſel auf einem Stücke Brot, eine Bouteille Öhl ſteht auf einer Skizze, und eine friſche Roſe ſteckt in einem Todtenkopf.

Ich führe Sie nun, meine verehrten Zuſeher, ſogar von dieſer Welt in eine andere. Sehen Sie dieſe zauberiſche Gegend, die üppige Vegetation, die goldgelben Flüſſe und die Bäume mit den Silberblättern. Das iſt das Innere des Mondes. Ein berühmter Künſtler hat den Planeten von einem der höchſten Thürme unſerer Erde, nämlich den Stephansthurm in Wien, mit Hilfe des vorzüglichſten Teleskopes, aufgenommen. Er nahm mit dieſem Teleskope die Leute ſo gut aus, daß er ſelbſt diejenigen ſah, welche in ihre Keller ſtiegen, denn Sie müſſen wiſſen, es ſind auch Keller im Monde, und das Wunderbarſte iſt, es darf dort kein Tropfen Waſſer in den Keller getragen werden. Deswegen gibt es aber auch gar keine Wirthe im Monde. Man lebt aber in dieſem Planeten ſehr gut, man kocht ſehr geſchmackvoll, darum ſind die Mondianer gewöhnlich auch ſehr fett. Das Land hat viele Annehmlichkeiten, es iſt dort 48 Stunden Tag, und die Abende ſind ſehr kurz, darum hat man auch dort die Gasbeleuchtung noch nicht eingeführt. Die kleinſten Häuſer ſind dort ſo groß wie unſere Kirchen, und die kleinſten Bäume ragen noch über die größten Häuſer hinaus. Aber Sie wünſchen vermuthlich auch die Sitten der Mondbewohner etwas kennen zu lernen. Laſſen Sie uns alſo die Details dieſes Tableaux genauer unterſuchen.

Sehen Sie in jenes Gemach. Eine junge Dame ſitzt darin, ſie iſt traurig, ſie ſeufzt, ärgert ſich. — Iſt ihr etwa ihr Gemahl untreu geworden? O nein! im Monde iſt das noch nie geſchehen. Iſt ihr Shawl vielleicht minder ſchön, als jener ihrer Freundin, oder iſt ſie auf einem Balle ohne Tanz ſitzen geblieben? — Nein, ſchlimmer als Alles dieſes. — Sie hat auf ihrem Kopfe ein weißes Haar gefunden! Ihr Kammermädchen hat ihr geſchworen, es ſei blond. — „Nein, nein!“ ſchreit ſie, „es iſt weiß. Erſt 29 Jahre alt, und ſchon weiße Haare! das iſt entſetzlich, das iſt gräßlich!“ Sie ſehen meine Damen, daß auch im Monde den

Damen weiße Haare großen Schrecken verurſachen, auch ſie wollen nicht ehrwürdig, ſondern nur liebenswürdig ſeyn.

Betrachten Sie dort den dicken Herrn, welcher in einem ſchönen Garten ſpazieren geht. Er zählt vierzig Jahre und ſagt: „Ich bin noch ganz rüſtig, nicht übel, habe Vermögen, ich will mir eine Frau nehmen.“ — Das wunderſchöne junge Mädchen, welches vor ihm geht, ſieht ſich freundlich nach ihm um. Ja, meine Damen, das Geld gilt auch im Monde etwas.

Ich könnte Ihnen auch noch Schriftſteller zeigen, welche auf ihre Mitbrüder neidig ſind, dumme Kerls, welche ſich einbilden, ſie ſeyen geſcheidt und vor Hochmuth ſich gewaltig aufblaſen, Sittenprediger ohne Sitten, Catone ohne Menſchlichkeit, Tugendrichter ohne Tugend, Recenſenten ohne Verſtand, aber um alle dieſe ſchönen Sachen zu ſehen, brauchen wir nicht in den Mond zu ſchauen, ſteigen wir alſo wieder auf die Erde herab, und ſchließen wir die Laterna magica. Ein ander Mal werde ich die Ehre haben, Ihnen wieder andere Bilder zu zeigen.

II.

Der Herr im Hauſe.

Mein Freund — Heckler will ich ihn nennen — iſt einer der beſten Menſchen, gemüthlich, zuvorkommend, dienſtfertig, alle Welt hat ihn lieb. Er ſagt immer — nämlich, wenn ſeine Gattin nicht dabei iſt — „ich bin Herr in meinem Hauſe, alles geſchieht nach meinem Willen, und wenn ich einmal etwas beſtimmt habe, ſo leidet es keine Abänderung mehr. Dazu muß man aber auch einen feſten Charakter haben wie ich. Ich habe meiner Frau gleich Anfangs den Daumen auf's Auge zu drücken gewußt, und das rathe ich allen jungen Ehemännern an; denn ohne dem gibt's kein Glück im Eheſtand.“

So ſpricht mein Freund Heckler, und die Leute glauben es ihm, weil er es immer wiederholt, ich aber habe die Bemerkung gemacht, daß man ſolchen Leuten nicht recht trauen darf, welche ſelbſt immer ſchreien, daß ſie Charakter haben, ſie gleichen jenen Poltronen, welche ſingen, wenn ſie ſich fürchten; der wahre Herr im Hauſe zeigt dies durch ſeine Handlungen, nicht durch Worte.

Mein armer Freund Heckler, ich habe deinen Charakter wanken geſehen bei einem einzigen Blicke deiner Frau, ich habe dich in der größten Hitze ihren Shawl und ihren Mantel nachtragen geſehen, daß dir der Schweiß auf der Stirne ſtand, ich habe gehört wie du über den grünen Klee lobteſt, was ihr gefiel, und ſchimpfteſt, was ſie ſchimpfte, kurz ich habe dich vor ihr ſtehen geſehen wie einen Schüler vor ſeinem Präceptor, und ich wollte darüber kein Wort verlieren, wenn du nicht immer mit hochtragender Naſe betheuerteſt, du ſeieſt Herr im Hauſe.

Heckler erhielt eines Tages eine Einladung von einem ſeiner Freunde, zu deſſen Hochzeit, allein die Frau Gemahlin wurde nicht eingeladen, und ſie ſagte ganz trocken zu ihrem Gemahl: „Du wirſt nicht auf die Hochzeit gehen.“ — „Und er wird doch auf die Hochzeit gehen,“ antwortete diesmal Heckler etwas couragirter als gewöhnlich, nur daß ihm dabei — vermuthlich aus Zorn — die Stimme etwas zitterte. »Ich muß auf die Hochzeit gehen, der Bräutigam iſt mein Jugendfreund, er kennt dich gar nicht, darum konnte er dich auch nicht einladen, aber es würde ihn ſehr ſchmerzen, wenn ich nicht dabei erſchiene.« Heckler bat mich, ihn Punkt 5 Uhr abzuholen, damit wir mit einander gingen; denn auch ich war gebeten. Ich kam zur beſtimmten Stunde, und traf Hecklern, welcher verſprochen hatte, mich ganz angekleidet zu erwarten, im Schlafrock und Pantoffeln. »Wie?« rief ich, »du biſt noch nicht einmal angekleidet?« — »Ja, lieber Freund,« antwortete er etwas verlegen, indem er in allen Winkeln ſeines Zimmers herum ſuchte, »der Zufall iſt gegen mich im Spiele, der reine Zufall. Denke dir nur, meine Frau iſt ausgegangen, und hat — aus purer Zerſtreuung — vermuthlich den Schlüſſel zu meinem Garderobekaſten mitgenommen; denn ich finde ihn nirgend. Ich kann mich alſo ſchon nicht ankleiden, bis ſie zurückkommt. Du haſt ſchon die Güte ein wenig zu warten, denn ſie kommt gewiß bald, recht bald; denn ſie weiß ja, daß ich noch nicht gekleidet bin.«

Ich ging; denn ich wußte wohl woran ich war. Die Frau Gemahlin kam auch erſt um 11 Uhr nach Hauſe, bedauerte zwar ſehr, daß ſie den Schlüſſel nicht zu Hauſe gelaſſen, aber mein guter Heckler mußte den ganzen Abend in Schlafrock und Pantoffeln bleiben, und erſchien bei der Hochzeit nicht.

Heckler hatte große Luſt ein Landhaus zu kaufen. Er holte mich ab, und wir fuhren mit einander nach Hütteldorf, um dort eine kleine Beſitzung zu beſehen, welche verkäuflich war. Meinem Freund Heckler gefiel ſie ganz außerordentlich, die Ausſicht auf die Berge, die großen, Schatten gewährenden Bäume im Garten, das ganz ſtaubfreie Wohngebäude, Alles entzückte ihn, und er klatſchte in die Hände, und rief einmal über das andere: „Das Landhaus kauf' ich, ich kauf' es ganz gewiß, es iſt ſchon ſo viel als ob es mein wäre, und künftigen Sommer wohnſt du bei mir heraußen in Hütteldorf!“ Lächelnd fragte ich ihn: „Hat es denn deine Frau ſchon geſehen?“ — „Nein,“ antwortete er, „allein das iſt einerlei, wenn's mir gefällt, gefällt's auch meiner Suſanne, und wenn's ihr auch nicht gefiele, ich kauf's doch, bin ich nicht Herr im Hauſe? Und damit du ſiehſt, daß kein Rücktritt mehr möglich ſei, ſo leiſte ich gleich eine bedeutende Darangabe.“ — Wirklich gab er 50 Gulden C. M. daran.

Im Nachhauſefahren bat mich Heckler dringend, morgen bei ihm zu ſpeiſen. „Da werde ich das Geſpräch auf das Landhaus bringen,“ ſagte er, „du lobſt es aus allen deinen Kräften vor meiner Frau, beſchreibſt ihr alle Schönheiten, das wird ihr die Begierde erwecken, es anzuſehen. — Nicht als ob das eben nöthig wäre, aber es iſt nur ſchön, wenn auch ſie Vergnügen daran findet.“ Ich verſprach es, allein am andern Morgen erhielt ich ein Briefchen von der gnädigen Frau, worin ſie unendlich bedauert, daß ſie mich Mittags nicht bei ſich ſehen könne, indem ihre Köchin plötzlich krank geworden ſei, und im nächſten Sommer wohnte ich nicht bei meinem Freunde Heckler in Hütteldorf, ſondern beſuchte ihn einmal in Döbling, wo ſeine holde Gattin eine Wohnung in dem Hauſe einer ihrer Freundinnen gemiethet hatte. Im Vorbeigehen ſagte mir Heckler: er habe erfahren, es ſei ſo unſicher in Hütteldorf.

Auch ſogar in Kleinigkeiten will ſich die Herrſchaft meines Freundes Heckler nicht ſo recht darthun, aber er ſucht ſeine Nachgiebigkeit ſo viel möglich zu bemänteln, um doch immer ſagen zu können: er ſei Herr im Hauſe. So z. B. zeigt ſein Geſicht immer eine gewiſſe Ängſtlichkeit, wenn man ihm ſagt: »Morgen werde ich dich beſuchen.« Iſt er mit mir im Theater und das Stück dauert über 9 Uhr, ſo wetzt er ſchon unruhig auf ſeinem Sitze umher, ſieht alle Augenblicke auf die Uhr und findet, daß die Dichter ihre Stücke etwas zu weit ausſpinnen; wenn er auf der Gaſſe mit ſeiner Frau geht, ſo wagt er es ja nicht ein anderes bekanntes Frauenzimmer zu grüßen, in ſeinem Bureau hat er eine Doſe voll Tabak ſtehen, und ſchnupft immer fort, aber bevor er fort geht, reinigt er ſich die Naſe, und zu Hauſe nimmt er nie eine Priſe, auch wenn man ihm welche anbietet. Wenn ihm an ſeiner Kleidung oder Wäſche ein Bändelchen oder Knöpfelchen abreißt, ſo näht er ſich's gleich ſelbſt an, zu welchem Ende er immer Nadel und Zwirn in ſeinem Brieftäſchchen bei ſich trägt. Aufträge, welche ihm ſeine Frau gibt, ſchreibt er ſich ſorgfältig auf, damit er ja keinen vergißt. Er unterläßt es nie ſeiner theuren Suſanne beim Spazierengehen oder Fahren die rechte Hand zu laſſen, oder ſie auf einem ſchmalen Wege vor ſich gehen zu laſſen, ihre Freunde und Freundinnen ſind immer auch die ſeinigen, und wen ſie nicht leiden mag, mit dem kann auch er ſich nicht vergleichen. Seine monatliche Beſoldung trägt er ihr am erſten Monatstage ganz vollſtändig nach Hauſe, nur daß er einige Banknoten immer für ſie in kleine Einlöſungsſcheine und andere in funkelneue Zwanziger umſetzt. Er kauft nie ein Kleid für ſie, ſondern gibt ihr immer lieber das Geld dazu, weil er beſorgt ihren Guſto nicht zu errathen, aber bei Allem dem iſt und bleibt Heckler — — der Herr im Hauſe.

III.

Der kluge Mann.

Überſchlage dieſen Aufſatz nicht, lieber Leſer, weil du vielleicht glaubſt, ein kluger Mann könne nur langweilig ſeyn. Ich bin ſelbſt deiner Meinung, daß die wahre eigentliche Klugheit immer langweilig ſei, und nur die Dummheit Unterhaltung gewähre. Allein du weißt ja, daß wir Wiener unſere eigene Sprache haben, und manchmal Etwas mit einem ganz andern Worte bezeichnen, als die übrigen Deutſchen, ſo brauchen wir auch das Wort klug für ſparſam, haushälteriſch, manchmal auch ſogar für geizig, und von einem ſolchen klugen Manne iſt hier die Rede.

Er heißt Birkwaſſer, und iſt nichts und viel — er iſt Hausherr, nicht einfacher, doppelter Hausherr, er hat ein Haus ererbt, das andere erheirathet. Er beſitzt nebenbei auch immer ein drittes und viertes Haus, welches er angekauft hat, aber dieſes beſitzt er nur aus Spekulation, um es wieder zu verkaufen. Er hatte entweder früher Geld darauf geliehen, dann Exekution darauf geführt, und es endlich im Schätzungswerthe übernommen, oder es iſt ein Landhäuschen, das er einem Bauer abgedruckt, dann von einem armen Maurerpolier hat zuſammenflicken, durch einen Trödler hat einrichten laſſen, wobei er Anſtreichersdienſte ſelbſt geleiſtet hat, und das er jetzt in eine Güterlotterie zu bringen ſucht, wobei er die Hoffnung nährt, es ſelbſt wieder zu gewinnen.

Unſer Birkwaſſer war ſchon als kleiner Knabe ein lieber kluger Junge. Er bewahrte die neuen Kreuzer, welche ihm der Vater ſchenkte, ſorgſam auf, und trug ſie immer bei ſich, damit ihm ja keiner genommen wurde. Wenn ihm dann der Vater auf einem Spaziergange einen Groſchen gab, und ſprach: „Gib das dem armen Manne,“ flugs hatte unſer kleiner Birkwaſſer im Hinlaufen zu dem Bettler den Groſchen gegen einen Kreuzer ausgewechſelt; denn er wußte recht wohl, ein alter Groſchen gelte mehr, als ein neuer Kreuzer. Ging er in die Schule, ſo kaufte er um ein Paar Groſchen Obſt oder Bisquit, oder Roſinen und Mandeln, und verkaufte ſeine Waren wieder in kleinen Portionen an ſeine Kameraden, ſo daß er immer noch einmal ſo viel dabei gewann, ja er gab auch ſechs Kirſchen oder ſechs Roſinen umſonſt, gegen dem, daß ihm der Andere entweder morgen neun, oder übermorgen zwölf, oder in acht Tagen zwanzig Kirſchen dafür wieder gab. O du lieber kluger Junge! Er hatte einen guten Kopf, und behielt ſehr leicht, was der Lehrer ſagte; wenn es nun einer ſeiner Mitſchüler nicht wußte, und ihn bat, es ihm zu ſagen, ſo geſchah es immer nur, wenn er ihm ein Stückchen Kipfel oder ſonſt etwas dafür mittheilte. Ja er gab ſich ſogar einſt für den Urheber einer Spitzbüberei aus, welche ein Anderer begangen hatte, und litt geduldig die Ruthe des Ludimagiſters, weil ihm der wahre Thäter dafür zwei Silbergroſchen gegeben hatte.

Als Jüngling vermehrte ſich Birkwaſſer's Klugheit noch. Er konnte ſich nicht dazu entſchließen, ſich einen neuen Rock machen zu laſſen, auch blieb ja ſein alter immer neu, weil er lieber gar nicht ausging, als daß er ſeinen Rock angezogen hätte, und wurde er etwas ſchlecht, ſo wurde er zum erſten Male auf der rechten Seite wieder geputzt und zurecht gemacht, und wurde er wieder ſchlecht, dann wurde er gewendet, und war endlich gar nichts mehr damit anzufangen, ſo mußten die beiden beſten herausgeſchnittenen Flecke noch zu einer Weſte dienen. Auf dieſe Art ſah er nun freilich nicht zum eleganteſten aus, und ſtach gegen ſeine Kameraden, deren er auch nur wenig hatte, nicht am beſten ab, aber man wußte daß Birkwaſſer's Eltern vermöglich waren, und daher ſah doch manches Mädchenauge freundlich auf den wohlgewachſenen Jüngling. Es geſchah auch wirklich einmal, daß eine korpulent gebaute, rothbackige Schullehrerstochter einigen Eindruck auf unſern Birkwaſſer machte, ſo daß man faſt verſucht wurde zu glauben, er beſitze ein Herz, allein es zeigte ſich bald, daß man ſich doch geirrt habe, denn als ihr Namenstag kam, und er ſich gezwungen ſah, ihr ein kleines Geſchenk zu machen, lief er in alle Gewölber um ein Umhängtuch zu finden, welches einige Fehler hatte, damit es ihm wohlfeiler zu ſtehen komme, und als er ſie Abends in's Theater führte, mit einem Billete, welches er zu ſchenken bekommen hatte, da ereignete es ſich gar, daß ihr entſetzlich heiß wurde, und ſie ſich ein Glas Limonade beſtellte, welche er bezahlen mußte, da ſchwitzte er, daß ihm die Tropfen herab liefen, und er ſah ſie nicht mehr.

Später drangen auch ſeine Eltern in ihm, daß er heirathen möchte, ja ſie ſchlugen ihm ein paar Mädchen vor, welche eine bedeutende Mitgift zu hoffen hatten, allein er antwortete immer: „Mitgift, wenn noch ſo groß, iſt immer ein Gift für den Mann; denn die Frau macht dann Forderungen, die ihr Beigebrachtes weit überſteigen, oder wenn ſie das Ihrige denn doch mit dem Manne theilt, ſo muß es der arme Narr erbärmlich büßen. Nein! ich will mit keinem Weibe theilen, nicht einmal ein Mittagmahl.“

So iſt unſer Birkwaſſer jetzt ein Fünfziger und unverheirathet. Er hat eine Haushälterin bei ſich, die als Witwe eines Beamten eine kleine Penſion zu genießen hat, und ihm für unentgeltliche Wohnung auf ſein kleines Hausweſen ſieht, welches aber wahrlich nicht große Mühe braucht; denn ich will Dir mein lieber Leſer, die Lebensart dieſes Mannes, der in ſeinem Kaſten wenigſtens 100,000 Gulden in Gold und guten Papieren liegen hat, ein wenig beſchreiben.

Zur Sommerszeit ſteht er um 6 Uhr auf und trinkt eine Schale Suppe, die ihm eine arme Anverwandte täglich ſchickt, weil ſie einmal hofft, einige hundert Gulden zu erben. Er aber nimmt dieſe Suppe, weil dieſe ihm vor allen andern ſchmeckt und zuträglich iſt, wie er ſagt, eigentlich aber weil ſie ihm nichts koſtet. Zur Winterszeit trinkt er dieſe Suppe erſt um 9 Uhr im Bette, denn da bleibt er den ganzen Vormittag im Bette liegen, und lieſt die Zeitungen, welche vor acht Tagen erſchienen ſind, und welche er ſich vom Gaſtwirthe im Hauſe holt. Er bleibt ſo lange im Bette, um nicht einheizen, und kein Kleid abnützen zu dürfen. Im Bette hat er auch ein Bret liegen, worauf er ſehr fleißig ſchreibt. Er kennt nämlich einen Dichter, dem er ſeine Werke für zwölf Kreuzer den Bogen abſchreibt. Mittags ſpeiſt er in einem Privatkoſthaus, und zahlt täglich fünfzehn Kreuzer, wofür er Suppe, Rindfleiſch und Gemüſe ſammt einer Semmel bekommt, die letzte nimmt er aber immer noch zur Hälfte mit. Es iſt ihm dieſe Koſt noch zu ſchwer für ſeinen Magen, wie er ſagt, und er bot ſeinem Koſtherrn ſchon eilf Kreuzer für dasſelbe Mittagmahl ohne Zuſpeiſe an. Nachmittags ſetzt er ſich in ein Kaffehhaus, wo er ſich ganz umſonſt unterhält, und auch ſogar eine Pfeife Tabak raucht, wenn ihm eben Jemand welchen anbietet. Abends trinkt er eine halbe Maß bairiſches Bier, wozu er die halbe Semmel ißt, welche er zu Mittag eingeſteckt hat, und gibt ja genau acht, daß er vor dem Thorſperren nach Hauſe kommt, damit er ja den Sperrgroſchen nicht bezahlen darf.

Birkwaſſer hat ſich einmal auch ſchon für 25 Gulden ein altes Pferd gekauft, womit er Vormittag in die Vorſtadt, in welcher er wohnte, Waſſer führen ließ, und Nachmittags einen Spazierritt darauf machte. Birkwaſſer war auch ſchon im Theater, er ſtand nämlich am Eingange, ein Bekannter von ihm ging heraus und gab ihm ſein Retourbillet. Birkwaſſer gab auch ſchon einmal ein Dinér. Es wollten nämlich mehre ſeiner Freunde ein luſtiges Mittagmahl verzehren, die Koſten wurden repartirt, Birkwaſſer zahlte auch ſeinen Theil, und gab noch überdies ſeine Wohnung dazu her, weil er klug berechnete, es werde ſo viel von Speiſen und Wein übrig bleiben, daß er acht Tage davon leben könne. Birkwaſſer hat ſchon eine Reiſe gemacht, mit einem reichen Kaufmannsſohne auf dem Kutſchbock, weil ihm, wie er ſagt, das Fahren im Wagen übel bekommt. Birkwaſſer hat alles geſehen, hat Alles mitgemacht. Alles, alles — umſonſt.

Birkwaſſer zeigt ſich im Kleinen eben ſo klug, wie im Großen. Höre, mein lieber Leſer, und bewundere dieſen Mann. Er iſt ein Münzenſammler, ſammelt aber nur alte Kreuzer, weil er dabei profitirt, wenn er ſie dem Kupferſchmid verkauft. Er unterſtützt arme Studenten, er hat nämlich einem ſehr braven jungen Mediziner eine Hofmeiſterſtelle bei einem Inwohner in ſeinem Hauſe verſchafft, wofür ihm aber der Student vierteljährig ſeine Zinsquittungen ſchreiben muß. Er hebt jeden Nagel und jede Stecknadel auf, die er findet, und hat erſt vor Kurzem mit lauter ſolchen gefundenen Nägeln einen Theil ſeines Hausdaches neu beſchindeln laſſen. Er raſirt ſich ſelbſt, und ſchneidet ſich ſelbſt die Haare, auch iſt er geſchickt genug, kleine Offenherzigkeiten ſeiner Schuhe (denn Stiefel trägt er nie, er ſagt, das Leder, welches weiter hinauf geht, ſei Luxus), ſelbſt zuſammen zu nähen. Er iſt ſo menſchenfreundlich und leiht auf Pfänder. Er ſpielt Karten, ſpielt um Geld, aber nur mit Denjenigen, welche das Spiel nicht gut verſtehen, und wobei er eines Gewinnſtes ſicher iſt. Beim Tarock-Tappen iſt es ſeine Regel, nur dann einen Dreier zu ſpielen, wenn er in der Hand ſchon ſicher 36 Points zählt, und ſtets mit dem obern Kaufe ſich zu begnügen. Einen unteren Dreier gibt es gar nicht, pflegt er zu ſagen. Birkwaſſer ſteckt im Kaffehhaus den Zucker ein, den andere als überflüſſig auf der Taſſe liegen laſſen, für ſeinen Kanarienvogel, wie er ſagt, er hat aber keinen Kanarienvogel. — Er erſucht Bekannte manchmal um ein Buch Papier, um Bleiſtifte und Federkiele, er fängt in den Bottichen ſeines Hauſes das Regenwaſſer auf, verſchließt dann die Bottiche und verkauft das Waſſer zum Wäſche waſchen um einen Kreuzer das Schaff. Was ſoll ich aber noch Mehres anführen um zu beweiſen, daß Birkwaſſer der klügſte aller Menſchen iſt.

IV.

Der neue Diogenes.

Wer iſt der Herr von beiläufig vierzig Jahren, gut angekleidet, von imponirenden Äußeren, den man überall trifft, in Theatern und in Concerten, auf Spaziergängen und Bällen, im Volksgarten und auf dem Waſſerglacis, aber immer allein. Überall prüft er alles um ſich mit forſchendem Blick, er ſcheint ſich eben nicht zu langweilen, aber doch ſchwebt nie ein Lächeln auf ſeinen Lippen. — „Wer iſt er? was ſucht er?“ Ich antworte, der Herr iſt ein neuer Diogenes, auch er ſucht einen Menſchen, aber keinen männlichen, ſondern einen weiblichen, und ſeine Augen ſind ſeine Laterne. Er iſt ein braver, guter, reicher, wohlgebildeter Mann, und doch ſucht er ſchon 20 Jahre ein Weib. — Ja er hat ſeine eigenen originellen Ideen von einem braven Weibe, die wir belauſchen wollen.

Mit 21 Jahren war er in ein junges, hübſches, wohlerzogenes Mädchen verliebt, welches hundert gute Eigenſchaften beſaß. Er machte ihr den Hof, begehrte von ihren Eltern ihre Hand, und erhielt auch die Zuſage. Der Verlobungstag war ſchon beſtimmt, da befand er ſich eines Abends mit ſeiner Braut auf dem Balle. Das Mädchen tanzte für ſein Leben gern Eccoſſaiſe, und er konnte dieſen Tanz nicht. Ein anderer junger Mann fordert ſie dazu auf, ſie tanzen herrlich, und das junge Mädchen geſteht dann ihrem Bräutigam, daß ihr Tänzer himmliſch getanzt habe. Das ſchneidet ihm durch die Seele. Alles wird abgebrochen, er verläßt ſie und ſieht ſie nie wieder.

Etwas ſpäter macht unſer Diogenes Bekanntſchaft mit einer ſehr jungen liebenswürdigen Witwe, die ihm ihre ganze Zärtlichkeit ſchenkt. Sie entfaltet täglich neue liebenswerthe Eigenſchaften und er liebt ſie täglich mehr. Da kommt der Todestag ihres erſten verſtorbenen Mannes, ſie wünſcht an dieſem Tage das Grab desſelben zu beſuchen, und bittet ihn ſie zu begleiten, doch dies allein iſt ſchon genug für unſern Diogenes, er wirft ihr einen grimmigen Blick zu und entfernt ſich auf immer.

Ein Jahr ſpäter gewinnt die Tochter eines Advokaten ſein Herz, ſie beſitzt die ſchönſten blonden Haare und das friſcheſte Roſenmündchen, die man nur ſehen kann, ſie hat ein gutes Herz und eine fröhliche Laune, aber! o Himmel, des Morgens kommt unſer Diogenes einmal etwas früher als gewöhnlich, ſieht in ihrem Roſenmündchen vorne einen Zahn mangeln, und dieſen auf ihrer Toilette im Waſſer liegen. „Betrügerin!“ ſchreit er, und kommt nie wieder.

Nun wendet er ſein Herz einem einfachen ſehr hübſchen armen Mädchen zu. Sie erhält durch ihrer Hände Arbeit ihre alte Mutter, und er will ſchon alle Verhältniſſe auf die Seite ſetzen, und ihr am Altare ſeine Hand reichen, da überraſcht er ſie einſt des Abends, wie ſie Karten aufſchlägt, um das Orakel zu fragen, ob er heute noch kommen werde. Er verläßt ſie; denn er will kein abergläubiſches Weib.

Ein paar Jahre nachher gefällt ihm eine italieniſche Dame von ſeltener Schönheit, ihr Herz kommt dem ſeinigen entgegen, ſie iſt eine der klügſten Frauen, die ihm je vorgekommen, — ſie entfaltet täglich neue vortreffliche Eigenſchaften, ſie liebt ihn mit aller Gluth einer Südländerin aber — entſetzlich — eines Tages, ſie ſind eben in hitzigem Geſpräche begriffen — er nimmt ſeine Tabaksdoſe heraus, öffnet ſie, und ſie — ſie — **Horreur**! ſie greift hinein, nimmt eine Priſe und ſchnupft. — Aus war's.

Wie viele andere Verhältniſſe hatten leider kein glücklicheres Ende. Die Eine iſt ſchön, aber etwas kokett, die Andere iſt nicht kokett, aber ſie beſitzt keine Anmuth, Dieſe liebt heiß, aber ſie iſt eiferſüchtig, Jene iſt nicht eiferſüchtig, aber lau — Eine iſt ſanft, aber ſie beſitzt wenig Verſtand, die Andere hat viel Verſtand, aber ſie macht Verſe, die Dritte iſt zu empfindſam, die Vierte lacht zu gerne. Jede beſitzt einen kleinen Fehler. Unſer Diogenes trägt ſein Herz ſpazieren, und von hundert Verhältniſſen dauern nur wenige über acht Tage. Vergebens ſucht er den Phönix für ſein Herz. Umſonſt ſtellen ihm ſeine Freunde vor, man könne eine brave Gattin ſeyn und doch gerne Eccoſſaiſe tanzen, oder das Andenken eines frühern Geliebten ehren, oder einen falſchen Zahn im Roſenmündchen haben, oder ſich Karten aufſchlagen, oder eine Priſe Tabak ſchnupfen, der neue Diogenes hört ſie nicht und fährt fort ein Weib zu ſuchen. Aber ſchon färben ſich ſeine Haare, und bald wird es ihm nicht mehr möglich ſeyn, einem Weibe zu gefallen, das er vielleicht für vollkommen hält. Kleine Fehler muß man verzeihen, wenn ſie durch viele liebenswürdige Eigenſchaften überwogen werden.

V.

Spaziergang eines Romantiſchen.

Dort geht ein junger Mann vor uns, nachläſſig gekleidet, das Gilet nur halb zugeknöpft, ein ſeidenes Tuch nur ganz leicht, und mit zwei herabhängenden Zipfeln um den Hals geſchlungen. Wir wollen ihm folgen, er verdient unſere Aufmerkſamkeit, er iſt ein Romantiſcher, und ſolche Leute gehen immer anders ſpazieren, als andere ehrliche Leute.

Welche geniale Unordnung in ſeinem ganzen Weſen. Er hat nur ein ganz leichtes Käppchen ohne Schirm auf dem Kopfe, und keine Handſchuhe an, ſeine langen Haare flattern im Winde um ſeine Stirne, den Sitz ſeiner ſtürmiſchen Leidenſchaften, ſeine Augen flammen, er hebt ſie bald empor zum Himmel, bald läßt er ſie wohlgefällig auf dem Thale ruhen. In ſeiner Hand hält er eine Schreibtafel, um ſeine ſublimen Ideen auf der Stelle feſtzuhalten und der Nachwelt zu überliefern.

Langſam, aber geduldig wandelt er auf einem ſteinigen Wege dahin, deſſen Krümmungen ihm ein Bild des Lebens ſind. Aber, indem er die ſeltſamen Geſtalten der Wolken betrachtet, hat er einen großen Stein zu ſeinen Füßen nicht bemerkt, er ſtolpert darüber, fällt und ſchlägt ſich eine Beule. Dieſer kleine Unfall verringert aber ſeinen Enthuſiasmus nicht, er bleibt einige Augenblicke liegen und ſpricht dabei: „O Natur, erlaube einem Barden auf deinem herrlichen grünen Teppiche auszuruhen!“

Nun ſteht er auf, er ſieht ſich um, ha! wo befindet er ſich? — Wellen! ein Fluß; es iſt die herrliche Wien. Er will von ihrem Waſſer nippen, er läßt ſich auf ein Knie nieder und ſchöpft mit der hohlen Hand, verſucht und verzerrt ein wenig das Geſicht, aber er macht ſich nichts daraus; denn der Styx muß ja auch ſehr ſchlammig ſeyn, der Nil iſt ebenfalls nicht trinkbar und der Niagara iſt fürchterlich geſalzen. Unſer Romantiſcher ſetzt ſich unter einen Weidenbaum, zwei Schuſterjungen gehen Arm in Arm vorüber und er glaubt Oreſt und Pylades zu ſehen, aber Oreſt und Pylades fangen zu raufen an und werfen ſich mit Steinen. Er wendet davon den Blick, ſeine Augen füllen ſich mit Thränen über die Verſchlimmerung des Menſchengeſchlechtes. Seine Ideen führen ihn immer weiter zurück, er glaubt ſich in das Thal von Tempe verſetzt, er horcht, ob die Nachtigall ſingt, aber — es iſt ein Eſel, der i — aht, und der Menſch, der den Eſel führt, gleicht weder dem Paris noch dem ſchönen — Corydon.

Indeſſen ſteht Phöbus gerade über ſeinem Scheitel. Der Romantiſche hat noch nichts zu ſich genommen, und ſein Magen fängt an ſich zu rühren; denn ein Romantiſcher iſt doch auch zuweilen ein Menſch. Er ſieht ſich um, ob nicht irgendwo auf den Hügeln um ihn ein altes Schloß zu finden ſei, wo man ihn gaſtfreundlich aufnimmt, und ihm alten Nierenſteiner in großen Humpen kredenzt. Umſonſt! Er iſt unter ſolchen Betrachtungen langſam bis nach Hietzing gekommen, aber das Domayer'ſche Speiſehaus mit ſeinem Menſchengewühle iſt ihm ein Grauen, kann er in keinem Schloſſe ſpeiſen, ſo will er in einer einfachen ländlichen Hütte ſich laben, er ſucht, aber in ganz Hietzing gibt es keine einzige ländliche Hütte, er läuft alſo nur ſchnelle durch das Dorf, legt die Lainzerſtraße zurück, und kommt nach dem Dorfe Lainz. Er ſieht früher auf einem Hügel ein Gebäude, hält es in ſeiner romantiſchen Berauſchung für eine Einſiedelei, hier bei dem frommen Eremiten will er Wurzel und Kräuter zu ſich nehmen, allein er erfährt, das ſei die Villa Malfatti. Er begibt ſich alſo nach dem Dorfe Lainz. O! hier iſt es ſchön, ganz ländlich. Er ſucht eine Bauernhütte, und hofft hier die patriarchaliſchen Sitten der guten alten Zeit zu finden: Er tritt in ein Häuschen, vor welchem zwei ſchmutzige Kinder ſpielen, die er küßt und ſich dann den Mund abwiſcht. Im Hofe geht eine Kuh herum und eine Ziege und ein Hahn mit ſeinen Hennen. Es ſtinkt von Dünger, es herrſcht nicht die größte Reinlichkeit, aber dieſe Unordnung gefällt ihm.

Der Romantiſche liebkoſt einen Vogel des Mars und ſpricht zu einer ſtämmigen Bauerndirne, indem er mit dem Finger auf die Kuh deutet. — Mädchen bringe mir von jenem Nektar, welchen dir täglich jene Io darbietet.

Das Mädchen ſchaut verwundert drein, und fragt: „Was ſchafft der Herr?“

„O, ich ſchaffe nichts,“ erwiedert der Romantiſche, „ich will nur das Geſchaffene genießen.“

Bauerndirne. „Han?“

Romantiſcher. „Geh doch geh, ſchnellfüßige Hebe, und kredenze mir Ambroſia und Nektar.“

Bauerndirne. Der Ambros iſt jetzt auf dem Feld, und der allein darf den Heber nehmen und damit in den Keller gehen. — Aber Milch will ich dem Herrn bringen, wenn Er damit vorlieb nehmen will.

Der Romantiſche bejaht und die Bauerndirne bringt Milch, ſie frägt, wo ſie ſelbe hinſtellen ſoll, und es antwortet

Der Romantiſche. Dort unter jenem Maulbeerbaume, geröthet von dem Blute des Pyramus und der Thisbe.

Die Bauerndirne ſchüttelt lächelnd den Kopf, der Romantiſche ſetzt ſich, bröckelt ſchwarzes Brot in die Milch und ißt behaglich. Die Ziege nähert ſich dem Eſſer und ſchnuppert an ihm, um von ſeinem Male etwas zu erhalten, er liebkoſt der Gebarteten, und ſpricht: „Fürchte dich nicht, theure Amalthäa, Amme Jovis.“ — „Was Jaſis,“ brummt die Bauerndirne, „die Milch von der Geis hat noch Niemand anderer getrunken, als mein kleiner Bruder Jakel, dem ſie unſer Bader verordnet hat.“

Indeſſen haben ſich Wolken am Firmament geſammelt, es wird dunkel. Unſer Romantiſcher ſieht empor und ſagt: „Diana erſcheint heute nicht.“

„Nein, erwiedert die Bauerndirne, „heute wird ſie auch nicht kommen, ſie kommt zwar ſonſt alle Tag, weil wir ihr die Beine aufheben, aber heute iſt der Herr Verwalter mit ihr jagen gegangen. Kennen Sie die Diana? iſt gar ein ſchöner Hund.“

Der Romantiſche würdigt ſie keiner Antwort, wirft einen Zwanziger auf den Tiſch und geht fort. Es wird immer finſterer, die Wolken platzen, der Regen gießt in Strömen, er iſt ſchon naß bis auf die Haut und kein Wagen bei der Linie.

Er gelangt nach Hauſe, des Tags darauf ergreift ihn ein Fieber, er aber beſchreibt ſeinen romantiſchen Spaziergang, die Ärzte behaupten er ſei im Delirio, aber ſeine Schüler verſichern, der Aufſatz werde ein Meiſterwerk.

VI.

Muſterung von Liebesbriefen.

Wenn ich unwohl bin und zu Hauſe bleiben muß, ſo krame ich gewöhnlich in alten Papieren herum, um mir die lange Weile zu vertreiben. So kam es, daß mir neulich ein Päckchen Briefe in die Hand fiel, welches ich in einem der verborgendſten Lädchen verſteckt, und welches ich mit einer Enveloppe verſehen hatte, worauf mit meiner eigenen Hand geſchrieben war: »Zu vernichten.« Ich wollte die Papiere jetzt vernichten, aber doch vorher noch ſehen, was ſie enthielten. Es waren Briefe — Liebesbriefe, manche dieſer Schriftzüge hatten mir in meinen Jünglingsjahren unausſprechliches Vergnügen gemacht, manchen dieſer, meiſt fein gekritzelten und unorthographiſch geſchriebenen Zettel hatte ich damals feurig an meine Lippen gedrückt, die Zettel ſind ſeitdem gelb, und ich bin etwas grau geworden. Laß einmal ſehen, welchen Eindruck dieſe Herzensergießungen jetzt auf mich machen? Wir wollen einige derſelben mit einander durchgehen, mein lieber Leſer:

Nr. 1. „Theurer Freund, ich fühle mit jedem Tage, daß ich Dich mehr liebe. Ich kann ohne Dich nicht glücklich ſeyn, ich kann nur leben mit Dir. — Seh' ich Dich nicht, ſo leide ich grenzenlos, und hörteſt Du auf, mich zu lieben, ſo trägt man mich zu Grabe. Ja ſüßer würde mir der Tod ſeyn als Deine Untreue.“

So ſchrieb einſt die heftige Katharina. — Eine wahre Feuerſeele! — Aber nun iſt ſie verheirathet, hat ſieben Kinder, und iſt ſo dick geworden, daß ſie kaum gehen kann. — Vor wenigen Tagen hab' ich ſie geſehen. — Kein Menſch glaubt jetzt, daß ſie einſt aus Liebe zu mir ſterben wollte.

Nr. 2. „Ungeheuer! Ich haſſe, ich verabſcheue Sie! — Ich habe es geſehen, wie Sie von Ihrem Fenſter hinab auf die Schuſterstochter, gegenüber im Laden, liebäugelten. O ſchändlich! Eine Pechgeborne mir vorziehen, und es iſt nicht einmal Etwas an ihr. So ſeid Ihr aber Alle, alle, alle, und eine Zwiefelkrämerin kann's einer Prinzeſſin abgewinnen, wenn ſie Euch nur neu iſt. — Liebäugeln Sie zu, und ſchmiegen Sie ſich meinethalben unter den Knieriem; ich will nichts mehr von Ihnen wiſſen.“

O! ſchöne Dorothea! — Ich erkenne dich! — Ich erinnere mich noch, was du mir für Scenen ſpielteſt. Du warſt ſchön, geiſtreich, aber zu eiferſüchtig. — Es war dir keiner recht, darum biſt du auch eine alte Jungfrau geworden, haſt dir die Gelbſucht an den Hals geärgert, und machſt nun als Haushälterin deinem alten penſionirten Rath ſeine letzten Tage ſauer.

Nr. 3. „Mein Peſther! — in mir füllt ſich etwas was ich nicht ausdrucken kann — Ich kann nicht eſen und nicht trinken und fül weniger ſchlafen. Die Mama greint mich aus, aber das iſt mir tut — megal. Ich kann ja nix dafür. — Seit Sie am letzten Suntag in unſern Garten mit meinen Bruder die gummielaſtiſchen Leibesübungen gemacht haben, iſt es aus mit mir, und gar. — Ich ſeh Sie immer den Puzelbaum machen! — und auf das Platzel wo Sie ihn gemacht haben, hab' ich ein Panſö hingepflanzt. — Ich bin ganz miſelſüchtig und ſchau abſcheulich blas aus. Sie haben mir verſprochen, mir zu erklären, was mir fehlt, o kommen Sie bald, ſonſt beſtehlt der Papa einen andern, einen alten Doktor.“

Liebenswürdige Unſchuld! — anmuthige Einfalt und Einfältigkeit. Wer hätte glauben ſollen, daß du acht Tage darauf wegen einem jungen Huſarenlieutenant auch wieder nicht eſſen und nicht ſchlafen konnteſt, daß du endlich einem wirklichen gumielaſtiſchen Künſtler nachgelaufen biſt, und jetzt mit ihm auf den Jahrmärkten herumreiſeſt. Trau Einer nur den Einfältigen, die nicht orthographiſch ſchreiben können.

Nr. 4. „Mon tres cher ami! Hier quand j'etais avec ma mere dans le Burgtheatre, dans la charmante Tragedie „Isidor et Olga,“ j'ai pleuré beaucoup, mais comment beaucoup!! La pauvre Olga, elle devoit voir comment Isidor devoit servir a la table avec la Serviette sous le bras! — Elle en devenait furieuse, et elle avait raison. O! si je serais Olga — moi — et si vous etiez forcé de faire un domestique, je serais tout a fait comme Olga. — Mais nous deux nous n'avons pas a craindre un frère tyrannique, le mien est si bon de Vous porter meme cette lettre et de vous inviter chez nous pour demain soir Votre Elise.“

„Gute Eliſe! — Du biſt zu viel in das Theater gegangen. Das Theater war dein Unglück, du haſt dann vorerſt auf Hauskomödien geſpielt, und treibſt jetzt dein Weſen bei einer wandernden Geſellſchaft, wo du vielleicht jetzt noch die Olga ſpielen mußt, obwohl du nach meiner Rechnung ſtark in den Fünfzigen ſeyn mußt.

Nr. 5. „Budwitza 16. November. O liebſte guteſte Man! Sie haben mich verlaubt, ſull ich ſchreiben an Ihriges. Thu ich jetzunde, weil hab' ich Gebitt, allerſchönſtes. Wie Sie ſind weſen mit Frau Schweſte ihriges, bei uns, ſie ham me geben Buſſel und ham me ſagt zu Vater meinige „Herr Szlawateck! ſeine Tochter iſt ein nettes Mädel!“ — I hab mi merkt dieſiche, — und hat me freut, daß me haben fallen. — Will ich ſagen in ganze gehame Nuß — daß ich ſull heirathen jetzt reiche Glashandle bei uns — abe — Sie waren me viel liebe, als Glashandle, wann Sie auch haben me nur zwa Gläſe, auf Augen ihrige. — Wann ſie alſo haben verlibt ſeyn in meiniges, ſu ſagen ſe ſchwind. — I geh i durch und kumm zu Ihne nach Wien. Ich wart ich Brief ab und auf Diliſchanz hab' ich geben Bowidla anige von Hand meinige machte — mit Adreß Ihrige.“

Liebe Anciczka! ſei nicht böſe, daß ich deinen Wunſch nicht erfüllt habe. Ich weiß du biſt mit dem Glashändler glücklich geworden. — Wir beide hätten ſchwerlich zuſammen gepaßt, und ein Kuß iſt ja noch kein Heirathsverſprechen!

Nr. 6. „Eier Gnaden! Pfui Teurel! von Innen häd ich's nicht geklaubt — ein ſo nopler Her eine halbe Stund hab ich bein Eck bei den Böcken auf Sie gewart — hab mir die Augen aus den Kopf geſchaut, und ſie ſind nicht kommen. Is das ein Mann von Wort? Schamen ſie ſich in die Seel hinein. Babirln laß' ich mich nicht mein lieber Eier Gnaden, und wann ich Innen ein Gher gegeben hab, ſo is nur die Urſach, weil ich Innen wirklich gern hab. Ich bin nur ein armer Dinsbod, aber zun Foppen bin ich zu gut, dazu können ſie ſich meintwegen a Freila ausſuchen. Ich wir morgen um 7 Uhr wieder bei den Böcken ſtehen und kommen ſie auch da nicht, weil Innen das Schlafen vielleicht lieber iſt als ich, ſo haben wir ausgrödt. Wawara Bindl.“

Liebe hochſtämmige Barbara, du haſt es damal beſſer mit mir gemeint, als ich mit dir. Übrigens kann ich mir nicht vorwerfen, dich um deine Zukunft betrogen zu haben; du biſt jeßt auch eine dickſtämmige Greislerin geworden, haſt einen guten Mann, neun lebendige Kinder, und wenn ich in dein kleines Gewölbe komme, um Limburger-Käſe zu kaufen, ſo gibſt du mir immer von deinem Beſten, kannſt dich aber doch nicht enthalten mir, mit dem Finger drohend, nachzurufen. „Eier Gnaden! bei den Böcken könnt' ich noch immer warten, nicht wahr?“

Und ſomit genug, das ganze Packet mag nun in der Flamme ſo hell auflodern, und ſobald wieder verlöſchen, als die Gefühle der Schreiberinnen aufgelodert und verlöſcht ſind.

Der Colonel Santa-Croce.

Eine Räubergeſchichte.

Der geiſtreiche Alexander Dumas erzählt folgende Begebenheit, die mir ſo intereſſant erſchien, daß ich ſie den deutſchen Leſern mittheilen will.

Am 28. Juli 1826, um 6 Uhr Abends, war der Gerichtsſaal in Caſtro-Giovanni in Sicilien von Neugierigen angefüllt, und auch in den angrenzenden Gaſſen wogte es von Menſchen, welche im Saale ſelbſt keinen Platz mehr fanden, und von außen die Entſcheidung des Gerichtes erwarteten. Dieſe Entſcheidung war von großer Wichtigkeit für die Bewohner des Mittelpunktes von Sicilien. Der Angeklagte, welcher in dieſer Stunde vor ſeinen Richtern erſchien, war, wie man verſicherte, ein Mitglied der Bande des berüchtigten Räuberhauptmannes Luigi Lana, welcher die Straßen von Catanea nach Palermo und Girgenti unſicher machte, und alle Reiſende beraubte, die unvorſichtig genug waren, eine dieſer beiden Straßen zu wählen.

Luigi Lana war ein Räuberhauptmann, wie man ſie nur mehr in Sicilien und auf dem Theater findet, ein Wegelagerer, der die Hauptſtraßen wählt, um die Gunſt und Mißgunſt der Frau Fortuna etwas auszugleichen. Viele Perſonen hatten mit ihm zu thun gehabt, aber unter allen Beſchreibungen, die ſie von ihm machten, ſtimmten nicht zwei überein. Nach der Ausſage der Einen war Lana ein junger, ſchöner, blonder Jüngling zwiſchen 24 und 25 Jahren, der in ſeinen Zügen etwas Zartes, Weibliches hatte. Nach Andern war er ein Mann zwiſchen 40 und 45, mit ſehr markirten Zügen, braunem Geſichte und ſchwarzen ſtruppigen Haaren. Es gab Mehre, die ſagten, ſie haben ihn in der Kirche ſehr andächtig beten geſehen, und wieder Andere, die behaupteten, er glaube weder an Gott, noch an die Kirche, und fluche wie ein Heide. Noch ließen ſich welche vernehmen — aber das war die kleinſte Anzahl — er ſei ein durchaus edler Menſch und mehr werth, als diejenigen, welche ihn verfolgten, er halte ein gegebenes Verſprechen pünktlicher als mancher Kaufmann. Dieſe beriefen ſich auf folgende Begebenheit, welche erzählt wurde und dem Räuber Intereſſe verlieh.

Eines Tages, als Lana verfolgt wurde, fand er ein Aſyl bei einem reichen ſicilianiſchen Edelmanne, Namens Villalba; als er ihn verließ, verſprach der dankbare Luigi, er und alle die Seinigen ſollen von nun an mit voller Sicherheit durch ganz Sicilien reiſen können. Dieſem Verſprechen vertrauend, ſandte der Marcheſe Villalba einige Tage nachher ſeinen Haushofmeiſter nach Cefala, um dort eine Zahlung zu leiſten; allein zwiſchen Polizzi und Colleſano wurde er von einem Räuber angefallen; der arme Teufel verſicherte vergebens, daß er ein Diener des Marcheſe Villalba ſei, und daß dieſer einen Freipaß von dem Kapitän Lana habe, der Räuber hörte nicht darauf und plünderte ihn ganz nackt aus. Der Haushofmeiſter, der nun ſeine Reiſe nicht weiter fortſetzen konnte, bat im erſten Hauſe von Polizzi um Gaſtfreundſchaft, meldete von dort ſeinem Herrn, was ihm begegnet war, und bat um weitere Verhaltungs-Befehle. Der Marcheſe, wohl wiſſend, daß ein Räuberhauptmann ſchwer darüber zur Rede zu ſtellen ſei, daß er ſein Wort nicht gehalten, war eben im Begriffe zu antworten, der Haushofmeiſter ſolle nach Hauſe zurück kehren, als man ihm zwei Säcke übergab, welche ein Unbekannter von Luigi Lana an ihn überbracht hatte. Der Marcheſe öffnete die beiden Säcke. Der erſte enthielt die Summe, welche dem Haushofmeiſter geraubt worden war, der zweite den Kopf des Räubers. Zur ſelben Stunde erhielt auch der Haushofmeiſter in dem Hauſe, in welches er ſich geflüchtet hatte, ſeine Kleider und eigenen Habſeligkeiten.

Wie wir nun Anfangs geſagt haben, am 20. Juli 1826 wurde von dem Gerichtshofe zu Caſtro-Giovanni das Urtheil über einen Menſchen gefällt, welcher angeklagt war, zur Bande des Luigi Lana zu gehören, und der auch beinzichtigt war, einen engliſchen Reiſenden drei Monate vorher, nämlich am 18. Mai, zwiſchen Contorbi und Paterno ermordet zu haben. Da der Engländer zwei Tage nachher an vier Dolchwunden geſtorben war, ſo konnte man den Beklagten durch Confrontation nicht überweiſen. Aber der Sterbende hatte vor ſeinem Ende von ſeinem Mörder eine ſo genaue Beſchreibung gegeben, daß man in Folge dieſer den Beklagten ſechs Wochen nachher arretirte.

Übrigens waren die Umſtände ſehr verworren, und Signor Bartolomeo, der Oberrichter von Caſtro-Giovanni, war in großer Verlegenheit. Ungeachtet der Ausſage des Sterbenden, ungeachtet der Übereinſtimmung ſeiner Beſchreibung mit den Zügen des Angeklagten, behauptete dieſer doch feſt, daß er das Opfer eines Irrthums ſei, und daß er am Tage des Mordes im Hafen von Palermo geweſen ſei, wo er die Arbeiten eines Facchino verrichtete. Doch ſchenkte der Herr Oberrichter dieſer Behauptung keinen Glauben, und der Gefangene konnte das Alibi nicht ausweiſen.

So ſtanden die Sachen und man erwartete von Minute zu Minute die Verkündigung des Urtheiles, als ein wohlgebildeter junger Mann von beiläufig 30 Jahren, in engliſcher Oberſten-Uniform, und von zwei Dienern zu Pferd begleitet, in Caſtro-Giovanni, von Palermo kommend, einritt und beim Gaſthofe zum Cyclopen, welchen Gaetano Pacco hielt, anhielt. Nachdem ſo noble Gäſte in Giovanni ſelten waren, ſo eilte Gaetano ſelbſt dem Fremden entgegen, hielt ihm den Steigbügel, und wollte ihm vom Pferde helfen. Der Offizier aber war mit einem Satz herunter und trat in den Gaſthof, indem er mit ſeiner Reitgerte den Staub von Stiefeln und Pantalon ſchlug.

»Ich bin Dero unterthänigſter Knecht, Eccelenza,« ſprach Gaetano mit vielen Bücklingen, »und ſtolz darauf, daß ein ſo hoher Herr in meinem Gaſthauſe einſpricht. Eccelenza kommen vermuthlich weit her, und lange Reiſe macht großen Appetit. Womit kann ich aufwarten?«

»Mein lieber Herr Pacco,« ſagte der Fremde mit einem maltheſiſchen Accent und mit gebietender Miene, welche den Wirth ſogleich verſtummen machte, »thun Sie mir vor Allem den Gefallen, mir eine Frage zu beantworten.«

„Stehe ganz zu Befehle.“

„Wie viel Milien ſind noch von Caſtro-Giovanni bis zum Schloſſe meines verehrten Freundes, des Principe von Paterno?“

„Siebenzehn Milien, Eccelenza.“

„Hm! mit meinen Pferden iſt das in drei Stunden abgethan, und wenn ich mich um 8 Uhr Abends auf den Weg mache, bin ich doch noch vor Mitternacht dort. Bereiten Sie mir und meinen Leuten ein gutes Mittagsmahl.“

„**O Dio santo!**“ ſchrie der Wirth auf, „Eccelenza werden doch nicht bei Nacht reiſen wollen?“

„Und warum nicht?“

„Ach, die Straßen ſind ſo unſicher.“

Der Fremde lächelte verächtlich und antwortete dann, indem er ein Prischen Spaniol aus einem kleinen Döschen von Perlmutter nahm, „was wäre denn zu fürchten?“

„Was zu fürchten iſt? haben Eccellenza von Luigi Lana nichts gehört?“

„Luigi Lana? wer iſt der Menſch?“

„Eine Geißel Gottes, der fürchterlichſte Bandit, der noch je Sicilien beunruhigte.“

„Wirklich?“ ſprach der Fremde in demſelben ſpöttiſchen Tone.

„Und jetzt iſt er noch ſchrecklicher,“ erwiederte der Wirth, „und wird gewiß Niemanden ſchonen.“

„Und weßwegen jetzt?“

„Weil man jetzt eben das Urtheil über Einen aus ſeiner Bande ſpricht.“

„Wo das?“

»Hier, in Caſtro-Giovanni.«

»Und der Menſch wird vermuthlich zum Tode verurtheilt werden?«

»Leider iſt das zu fürchten!«

»Fürchten? wie ſo?«

»Ja, Lana iſt ganz der Mann, der, um ſich zu rächen, unſere Stadt an vier Ecken anzündet.«

Der Fremde brach in ein lautes Lachen aus.

»Darf ich fragen, warum Eccelenza lachen?« fragte der Wirth betroffen.

»Ich lache darüber, daß ein herzhafter Menſch 8 oder 10,000 Memmen, wie Du, zittern macht,« antwortete der Fremde noch verächtlicher. »Und Du glaubſt alſo, daß der Menſch zum Tode verurtheilt wird?« ſetzte er nach einer Pauſe hinzu.

»Ich zweifle nicht.«

»Hm! es thut mir leid, daß ich nicht früher angekommen bin,« fuhr der Fremde zu ſich ſelbſt ſprechend fort, »ich hätte gern geſehen, was der Burſche für ein Geſicht machte, als ihm das Urtheil verleſen wurde.«

»Vielleicht iſt noch Zeit dazu,« ſprach Gaetano, »und wenn Eccelenza ſich zerſtreuen wollen, während Ihr Mahl bereitet wird, ſo will ich auf der Stelle ein paar Zeilen an den Oberrichter Bartolomeo ſchreiben, deſſen Gevatter ich zu ſeyn die Ehre habe, und ich zweifle nicht, er wird Eccelenza einen Platz in der Reihe der Advokaten einräumen.«

»Ich danke, lieber Herr Pacco,« ſprach der Fremde aufſtehend und gegen das Fenſter tretend, »es iſt vermuthlich ſchon zu ſpät. Ich höre ſo eben Geſchrei auf der Straße, das Urtheil iſt vermuthlich ſchon geſprochen.“

Wirklich zerſtreute ſich die Menge, welche ſich früher um das Gerichtshaus gedrängt hatte, jetzt durch die Straßen, und der Ruf: „zum Tode!“ erſcholl von mehren tauſend Stimmen.

Der Angeklagte war, da er keine gültigen Beweiſe zu ſeiner Vertheidigung anführen konnte, zum Strange verurtheilt worden.

Der Oberſt blieb am Fenſter ſtehen, bis das Volk ſich verlaufen hatte, welches er, die Stirn runzelnd, und in ſeinen Schnurbart beißend, betrachtet hatte, dann wandte er ſich zum Wirthe, welcher ehrfurchtsvoll hinter ihm ſtehen geblieben war, fragend: „Und wann wird die Execution vor ſich gehen?“

„Vermuthlich übermorgen früh, damit der arme Sünder für ſein Seelenheil ſorgen kann.“

„Um welche Stunde?“

„Um 8 Uhr Morgens, wie gewöhnlich.“

„Hm! ich will ſehen, wie ſich der Menſch benimmt.“

„Nichts leichter als das, Eccelenza können morgen früh nach Paterno zu Dero prinzlichem Freunde reiſen und Abends wieder zurück ſeyn.“

„Sie haben Recht, mein lieber Herr Pacco,“ verſetzte der Colonel, indem er aus ſeiner rothen Uniform ſein Batiſt-Jabot hervor zog, „und ich werde es ſo machen. Während ich abweſend bin, beſorgen Sie mir einen guten Platz zur Execution, ein Fenſter zum Beiſpiele, ich bezahle, was man verlangt.“

„Ich werde noch mehr thun, Eccelenza. Es iſt üblich, daß der Oberrichter der Execution auf einer Tribune beiwohnen muß, und ich werde meinen Gevatter erſuchen, Hochdenenſelben einen Platz neben ſich anzuweiſen.“

„Und ich verſpreche Ihnen dagegen, die Rechnung, welche Sie mir machen werden, ohne alle Prüfung prompt zu bezahlen. — Aber nun, lieber Herr Pacco, während mein Mittagmahl bereitet wird, können Sie mir nicht ein Buch zum Leſen geben?“

„O, mit Vergnügen!“ verſicherte Gaetano und öffnete einen Schrank, worin mehre Bücher lagen. „Hier iſt die **Descrizione di Sicilia**, von dem berühmten **Dottore Francesco Ferrara**, hier zwei Bände der **Poesie dell' Abbate Meli**, hier die **Storia del terribile Luigi Lana**, mit ſeinem Porträt, nach dem Leben gezeichnet.“

„Ah! dieſes Buch geben Sie mir, ich bin ſehr neugierig, dieſen fürchterlichen Banditen zu ſehen.“

„Hier, Eccelenza!“

„Teufel, das iſt ein häßlicher Kerl, mit ſeinem fürchterlichen Schnurbart, ſeinen tief liegenden Augen, ſeinen ſtruppigen Haaren und ſeinen Mordgewehren am Gürtel.“

„Ich verſichere, daß dieſe Copie, ſo fürchterlich ſie auch iſt, das Orginal noch bei Weitem nicht erreicht.“

„Haben Sie ihn alſo geſehen?“ fragte der Oberſt, indem er ſich auf dem Seſſel ſchaukelte.

„Nein, Eccelenza, ich ſelbſt nicht, aber ich habe viele arme Teufel von Reiſenden beherbergt, die ihn zu ihrem Unglücke geſehen haben.“

„Bah! die Furcht vergrößert Alles. Aber jetzt, lieber

Herr Pacco, erſuche ich Sie, ſich um mein Eſſen zu erkundigen, ich verſpüre Hunger.“

„Subito, Eccelenza, subito!“

Der Oberſt machte eine Kopfbewegung, welche andeutete, daß er wohl wiſſe, was er von dem italieniſchen Subito zu halten habe, und indem er ſich auf zwei Stühle der Länge nach ausſtreckte, fing er begierig an zu leſen.

Es ſchien, als ob ungeachtet der verächtlichen Miene, womit der Oberſt das Buch geöffnet hatte, die darin enthaltenen Abenteuer doch ſeine Theilnahme anregten, denn als nach einer halben Stunde Gaetano wieder eintrat, fand er ihn in derſelben Stellung, eifrig leſend.

Wenn der Oberſt ſeine Zeit gut verwendete, ſo hatte Pacco die ſeinige auch nicht unbenützt gelaſſen. Nachdem er mit dem Herrn geſprochen, ſchwätzte er auch mit den Dienern und erfuhr von ihnen, daß der fremde Reiſende ein jungen Maltheſer ſei, der ein ungeheures Vermögen beſitze und ſich in England ein Regiment gekauft habe. Es erübrigte nur noch, den Namen zu erfahren, daher er jetzt mit dem Hausregiſter in der Hand eintrat.

Der Fremde, als er Tritte vernahm, hob die Augen vom Buch empor, und, das Regiſter erblickend, nahm er die Feder und ſchrieb die drei Worte hinein: „Colonel Santa-Croce.“

Der Wirth, vergnügt, ſprach nun: „Wenn es gefällig iſt, das Eſſen iſt bereit.“

„Hm!“ antwortete der Colonel, „warum haben Sie mir das nicht früher geſagt, ich hätte Ihnen das Aufdecken erſpart.“

„Ich glaube, Eccellenza werden mit meinem Tiſche zufrieden ſeyn.“

„Ja, ſehen Sie, ich bin gewohnt, auf Silber zu ſpeiſen, und mir Mund und Hände mit feiner holländiſcher Leinwand abzuwiſchen. Wenn auch all Ihr Geſchirr ſehr reinlich iſt, wie ich nicht zweifle, ich werde mich desſelben doch nicht bedienen. Rufen Sie meine Leute!“

Gaetano gehorchte ſogleich, obſchon ein wenig verdrießlich über den Schimpf, der ſeinem Tiſche widerfuhr; indeſſen, da ihm verſprochen war, ſeine Rechnung ſolle nicht geprüft werden, ſo beſchloß er, ſich dafür zahlhaft zu machen.

Fünf Minuten nachher trat der Kammerdiener des Oberſten mit einer Caſſette ein, die faſt einem kleinen Koffer glich, nahm daraus einige ſilberne Teller, einen Kryſtallbecher mit ſilbernem Deckel und das feinſte Linnenzeug, Alles mit einem Wappen verſehen, worüber eine Krone prangte.

Der Colonel ſetzte ſich zu Tiſche, koſtete nur jede Speiſe, trank von ſeinem eigenen Wein, und nachdem er abgegeſſen hatte und ſah, daß das Wetter ſehr ſchön ſei, machte er noch einen Gang durch die Stadt. Gaetano bot ſich an, ihn zu begleiten, er lehnte es aber ab.

Nichts deſtoweniger ging Gaetano, der von Natur aus ſehr neugierig war, zehn Minuten nach dem Colonel aus dem Hauſe, um ihm nachzuſchleichen. Allein er traf ihn nicht. Als er vor dem Gefängnißhauſe vorüber ging, ſah er dort einen Franziskanermönch eintreten, um den Verurtheilten zum Tode zu bereiten.

Der Colonel kam erſt um Mitternacht wieder zu Hauſe. Gaetano hätte ihn wohl gerne gefragt, was er in Caſtro-

Giovanni ſo Merkwürdiges gefunden habe, daß er ſo lange abweſend geweſen ſei, allein, als er den Mund zu dieſer Frage öffnete, fiel ein ſo ſtrenger, gebietender Blick mit dem Auftrage, ihn morgen um 7 Uhr zu wecken, auf ihn, daß dem Wirth die Stimme verſagte, und er ſich nur ſtumm verbeugte. Der Oberſt ſchloß ſich mit ſeinem Kammerdiener ein, der ihn erſt um 2 Uhr Morgens verließ.

Um 7 Uhr des nächſten Tages reiſte der Colonel, nachdem er eine Taſſe ſchwarzen Kaffeh genommen, ab, um wie er ſagte, den Prinzen von Paterno zu beſuchen, und nahm nur ſeinen Kammerdiener mit ſich.

Eine Execution war etwas Seltenes in Caſtro-Giovanni; daher war den Tag vor derſelben auch Alles in Bewegung. Man lief durch die Straßen und die ſich Begegnenden fragten einander um das Benehmen des armen Sünders. Man hoffte, daß der Verurtheilte, da er nun keine Hoffnung mehr habe, bereuen und Entdeckungen über die gefürchtete Räuberbande und ihren noch ſchrecklicheren Hauptmann machen würde. Allein dieſe Erwartung blieb unerfüllt, der Verurtheilte gab keine Aufſchlüſſe, ſondern fuhr vielmehr fort, ſeine Unſchuld zu betheuern, indem er wiederholte, er ſei am Tage des Mordes in Palermo, alſo 150 Milien von dem Orte, wo dieſer begangen wurde, entfernt geweſen. Auch der Mönch konnte ihm kein anderes Geſtändniß entlocken, und dieſer äußerte ſich, als er das Gefängniß verließ, er fürchte, daß hier die Gerechtigkeit, indem ſie einen Schuldigen zu beſtrafen wähnte, einen Märtyrer machen werde.

So verfloß der Tag; Abends beſuchte der Mönch den

Delinquenten wieder, und verließ ihn erſt nach Mitternacht, wo er ruhiger geworden und ſogar eingeſchlafen war.

Um eben dieſe Zeit kam der Colonel mit ſeinem Kammerdiener zurück in den Gaſthof zum Cyclopen, wo ihn Gaetano empfing. Er empfahl dieſem große Sorgfalt für ſeine Pferde zu tragen, da er einen weiten Ritt gemacht habe. Gaetano hingegen meldete ihm, daß ſein Gevatter, der Oberrichter, ſich ſehr glücklich ſchätze, Seiner Eccelenza dienen zu können, und daß er ihm morgen neben ihm einen Platz auf der Tribune einräumen werde.

Am andern Morgen um 5 Uhr waren ſchon alle Straßen, welche vom Gefängnißhauſe zum Richtplatze führten, mit Menſchen beſäet, die Fenſter boten eine Reihe von Köpfen, und ſelbſt die Dächer waren mit Neugierigen beſetzt.

Um 7 Uhr nahm der Oberrichter mit zwei andern Richtern und dem Polizei-Commiſſär Platz auf der Tribune; ein Stuhl blieb für den Colonel offen.

Um halb 8 Uhr erſchien dieſer, dankte gnädig dem Oberrichter für ſeine Artigkeit, dann, nachdem er auf eine reich mit Diamanten beſetzte Uhr geſehen hatte, ob er nicht lange warten dürfe, ſetzte er ſich auf den für ihn beſtimmten Ehrenplatz, in der Mitte der Autoritäten von Caſtro-Giovanni.

Um 8 Uhr läuteten alle Glocken zum Zeichen daß der arme Sünder jetzt das Gefängniß verlaſſe. Bald darauf deutete eine zunehmende Bewegung des Volkes an, daß der Unglückliche nahe. Wirklich ſah man jetzt den Zug; der Henker führte ihn zu Pferde an, hinter ihm marſchirten vier Soldaten, dann folgte der arme Sünder, auf einem Eſel reitend, das Geſicht gegen den Schwanz gekehrt, damit er den Sarg nicht aus dem Geſichte verliere, den nach ihm die Brüder der Barmherzigkeit trugen; den Beſchluß machte die ganze Bevölkerung von Caſtro-Giovanni.

Der arme Sünder ſchien die Zuſprache des Mönches kaum zu hören, der ihn begleitete. Man behauptete, der heutige Mönch ſei nicht der nämliche, der ihn geſtern im Gefängniſſe beſucht hatte.

Der arme Teufel ſchien ſehr unruhig und warf links und rechts ängſtliche Blicke, als ob er Jemand ſuche. Von Zeit zu Zeit wendete er ſich ſogar um gegen den Galgen, vermuthlich, um zu ſehen, wie weit er noch davon entfernt ſei, und wie lange er alſo noch zu leben habe. Plötzlich, als der Zug bei der Tribune hielt, und der Mönch ihm half abzuſteigen, ſtieß der arme Sünder einen lauten Schrei aus und zeigte mit einer Bewegung des Kopfes — denn ſeine Hände waren gebunden — auf den Colonel. „Ach, ehrwürdiger Vater,“ ſprach er zu dem Mönche, „dort iſt ein Herr, der mich retten kann, wenn er will.“

„Wo?“ fragte der Mönch erſtaunt.

„Dort, der, welcher neben dem Herrn Oberrichter ſitzt, mit der rothen Uniform und den goldenen Epauletten. Ach, der gute Gott ſelbſt ſchickt mir dieſen Retter! — Mirakel! Mirakel!“

Und Alles rief dem armen Sünder dieſe Worte nach, ohne noch zu wiſſen warum. Dieſes hinderte den Henker übrigens nicht, den Verurtheilten am Arme zu faſſen und ſein fürchterliches Amt beginnen zu wollen, aber der Mönch trat zwiſchen Beide und rief: „Im Namen des Allbarmherzigen haltet ein!“ und dann, zur Tribune gewendet, fuhr er fort:

„Ihr Richter! der arme Sünder ſagt, daß er in Eurer Mitte einen Mann erkenne, der ihm das Leben retten und ſeine Unſchuld bezeugen kann. Richter! Ich beſchwöre Euch, dieſen Zeugen zur Rede zu ſtellen!“

„Und wer iſt dieſer Zeuge?“ fragte der Oberrichter, ſich auf der Tribune erhebend.

„Der Colonel Santa - Croce! der Colonel Santa-Croce!“ ſchrie der arme Sünder.

„Ich?“ fragte verwundert und ebenfalls aufſtehend der Colonel. „Ich, mein Freund? Ihr irrt Euch vermuthlich, und obſchon Ihr meinen Namen wißt, ich kenne Euch nicht.“

„Hm! das dachte ich ja,“ verſetzte der Oberrichter, „Ausflüchte, um Zeit zu gewinnen!“ und mit dieſen Worten ſetzte er ſich wieder, indem er dem Henker ein Zeichen gab.

„Colonel!“ ſchrie der arme Sünder, auf ſeine Kniee fallend, „Colonel! Sie werden mich nicht ſterben laſſen, da Sie mich mit einem Worte retten können. Ach, erlauben Sie mir wenigſtens eine Frage.“

„Ja, ja!“ ſchrie das Volk, „der arme Sünder ſoll fragen, und der Fremde ſoll antworten.“

„Herr Oberrichter,“ ſprach nun der Colonel, „ich glaube, die Menſchlichkeit fordert, das wir den Unglücklichen hören. Will er uns hintergehen, ſo wird ſich das ſogleich zeigen und er hat ſeinen Tod nur um einige Minuten verzögert.“

„Ich habe Ihrer Eccelenza nichts zu verweigern,“ verſetzte der Oberrichter, „aber Sie werden ſehen, es lohnt nicht der Mühe, dem Elenden dieſe Gnade zu gewähren.“

„Ich bitte um dieſe Vergünſtigung, und wäre es auch nur zur Beruhigung meines eigenen Gewiſſens.“

„Ich bin ganz zu Befehle! — und aufſtehend rief er dann: „Wachen! führt den Delinquenten her zur Tribune!“

Man gehorchte, der Unglückliche war blaß wie der Tod, und zitterte an allen Gliedern; er ſprach: „Eccelenza, erinnern Sie ſich nicht, daß Sie am verfloſſenen 18. Mai, von Neapel kommend, in Palermo an's Land ſtiegen?“

„Ich weiß nicht mehr genau den Tag, aber allerdings landete ich um dieſe Zeit in Sicilien.“

„Erinnern Sie ſich nicht mehr eines Facchino, der Ihnen Ihr Gepäcke auf einem Karren in die **Alberga dei due Torri** führte?“

„Ja, ich wohnte dort, allein ich erinnere mich des Menſchen nicht mehr, der mein Gepäcke führte.“

„Aber das werden Sie doch nicht vergeſſen haben, daß, als wir an der Werkſtätte eines Schloſſers vorüber gingen, ein Geſelle, der eben mit einer Eiſenſtange auf der Schulter heraus trat, mir einen fürchterlichen Stoß auf den Kopf gab, und mir dieſe Wunde ſchlug? Da, ſehen Sie!“ Und der Delinquent ſtreckte ſeinen Kopf vor und zeigte eine noch kaum recht vernarbte Wunde an der Stirne.

„Ja, Du haſt recht, ganz recht,“ ſprach der Colonel, „und ich erinnere mich an dieſe Begebenheit noch ſo gut, als wenn ſie geſtern geſchehen wäre.“

„Und zum weiteren Beweiſe,“ fuhr der Delinquent mit ſichtbarer Freude fort, „kann ich noch anführen, daß mir Eccelenza, als ein großmüthiger Herr, ſtatt ſechs Carlini, die ich begehrte, ein Goldſtück gaben.“

„Alles dieſes iſt die lautere Wahrheit,“ beſtätigte der Colonel, zu den Richtern gewandt, „aber wir können uns noch beſſer überzeugen. Ich habe zum Glücke mein Tagebuch bei mir, worin ich Alles verzeichne, was mir begegnet, es wird mir alſo ein Leichtes ſeyn, zu ſehen, ob der Menſch auch den richtigen Tag angibt, worauf doch das Meiſte ankommt.“ Er zog ein Buch aus der Taſche, öffnete es, ſuchte den bezeichneten Tag und las dann laut: „Heute, den 18. Mai, bin ich um 11 Uhr Vormittags ans Land geſtiegen. Ein armer Teufel führte mein Gepäck in den Gaſthof zu den zwei Thürmen, und wurde auf dem Wege dahin verwundet.“

„Sehen Sie, ſehen Sie,“ ſchrie der Delinquent.

„Wahrlich, meine Herren,“ ſagte der Colonel zu den Richtern, „wenn der Mord, deſſen dieſer Menſch beſchuldigt wird, wirklich am 18. Mai begangen wurde, ſo kann ich auf meine Ehre verſichern, daß er am 18. Mai in Palermo war. Da er nun nicht auch zu gleicher Zeit in Centorbi ſeyn konnte, ſo iſt er nothwendiger Weiſe unſchuldig.“

„Unſchuldig, unſchuldig!“ ſchrie das Volk.

„Ja, meine Freunde, unſchuldig!“ ſchrie der Delinquent. „Ich wußte wohl, daß Gott zu meinen Gunſten ein Mirakel wirken würde.“

„Mirakel! Mirakel!“ wiederholte das Volk.

„Wohlan!“ ſagte der Oberrichter, „wir wollen den Menſchen wieder in das Gefängniß zurück führen laſſen, und die Unterſuchung auf's neue beginnen.“

„Nein, frei! frei! auf der Stelle frei!“ tönten tauſend Stimmen. Und mit dieſen Worten drängte ſich ein Haufen zur Tribune, bemächtigte ſich des Verurtheilten und befreite ihn von ſeinen Banden, während ein anderer den Scharfrichter mit Steinwürfen verfolgte. Der Colonel aber wurde im Triumphe nach dem Gaſthofe zum Cyclopen getragen.

Den ganzen Tag beging man in Caſtro-Giovanni feſtlich, und als der Colonel gegen Mittag die Stadt verließ, konnte er ſich nur mit Mühe durch das Volk drängen, welches ihm die Hände küßte und rief: „Es lebe der Colonel Santa-Croce! es lebe der Retter der Unſchuld!“

Was den Befreiten betrifft, ſo wurde er in allen Häuſern geſpeiſet und getränkt, und erhielt noch überdies Geſchenke in Geld. Erſt gegen Abend gewann er einige Freiheit; er benützte ſie, indem er durch ein kleines, ſchmales, finſteres Gäßchen ſchlüpfte; von da erreichte er das Stadtthor; außer demſelben lief er, was er konnte, gegen das Gebirge, und verſchwand dort in einer Höhle.

Am nächſten Morgen erhielt der Oberrichter ein Schreiben von dem Räuberhauptmanne Luigi Lana, in welchem er ihm für die Artigkeit dankte, womit er ihm bei ſich einen Platz auf der Tribune eingeräumt hatte; er bat ihn darin auch, ſeine Empfehlung dem Gevatter Pacco zu melden.

Auf den Geretteten hatte die Zuſprache des ehrwürdigen Mönches und der Anblick des Galgens einen ſolchen Eindruck gemacht, daß er ſein ganzes Leben hindurch der Reue und Buße widmete, unter dem Namen Salvatore als Eremit in einer Höhle lebte und auch dort ſtarb.

Inhalt.

Seite

Meine Rheinfahrt (Eine Reiſeſkizze) 5

Gedanken über das Glück 30

Ein Reiſeabenteuer 34

Vorſchlag zu einer neuen Überſetzungsmethode . . . 41

Die alten Frauen (Eine Betrachtung) 45

Maria Stuarts Flucht aus dem Schloſſe Loch-Leven (Eine hiſtoriſche Skizze) 49

Converſations-Stücke:

1. Napoleons Stiefel 66
2. Ein Brief von Anna Boleyn 68
3. Sokrates und Xantippe 69
4. Theater-Coſtume 72
5. Die drei Perrücken (Eine wahre Anekdote) . 74
6. Der Todesengel 75
7. Beitrag zur Geſchichte der Schnupftücher . . 76

Karte von dem Reiche des Hymen (Nach d. Franzöſiſchen) 80

Der Jüngling und das Echo 82

Rangordnung moderner Schriftſteller 84

Jeremiade des Vaters einer gelehrten Tochter . . . 86

Recept gegen Klatſcherei 91

Seite
Drei Schlöſſer in Steiermark (Eine Reiſeſkizze) 94
  1. Herberſtein 95
  2. Die Riegersburg 104
  3. Hainfeld 109
Das raſirte Spanferkel (Ein Geſpräch zwiſchen 2 Todten) 114
Die Speckſeite (Wiener Sage) 126
Lißt (Buchſtabenſpiele) 130
Harmonia (nachdem Lißt den „Erlkönig“ geſpielt hatte) 131
Zum neuen Jahre (An die Mode) 133
An die geſchmückte Ida 137
Die Gans, welche tanzen lernt (Fabel) 137
An F. X. Told (Als er mir ſein, mir zugeeignetes Taſchenbuch „Fortuna“ zugeſandt hatte) 140
Unvermögen (Nach Goethe's Dahinſcheiden) 141
An Littrow, Direktor der k. k. Sternwarte 143
Das kleine Hündchen der großen Katharina (Anekdote) 145
Theatraliſches A-B-C-Büchlein, oder 89 Pfeile, geſchoſſen auf die Theaterleute 168
Recipe gegen böſe Weiber 186
Die Narren 191
Die beiden Heirathen (Altes und Neues) 198
Der Gelſenkönig (Eine Schifferſage) 202
Die Kunſtausſtellung in Wien im Jahre 1836 (Lebensbild) 209
Zwiſchen Himmel und Erde (Dramatiſcher Scherz nach dem Franzöſiſchen) 227
Eine Verſicherungsanſtalt für Ehemänner 243
Kleine Genre-Bilder:
  1. Der Mann mit der Laterna magica 253
  2. Der Herr im Hauſe 258

Seite
3. Der kluge Mann 263
4. Der neue Diogenes 269
5. Spaziergang eines Romantiſchen 272
6. Muſterung von Liebesbriefen 276
Der Colonel Santa-Croce (Eine Räubergeſchichte) . . 281

Univ.-Bibliothek
Regensburg

J. F. Caſtelli's
ſämmtliche Werke.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Fünfzehntes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

Druck von A. Pichler's Witwe.

J. F. Castelli's
vermiſchte
Schriften.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Zweites Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe.)

T 67/5

ERZIEHER AKADEMIE
der
ADOLF-HITLER-SCHULEN

GL. 3147.848 - 15/16

Univ.-Bibliothek
Regensburg

200 615

1764 b

Logogryphen-Ungeheuer,
oder:
Vierhundert Räthſel in Einem.
Ein Zeitvertreib.

Vorwort.

An die Leſer.

Es gibt ſo viele Mittel, die Zeit zu tödten,
Wozu gar kein Verſtand vonnöthen,
So darf ich Euch wohl eines ſchenken,
Wobei doch Einiges zu denken.

An die Löſer.

Laßt Euch die Mühe nicht verdrießen,
Dieſes Gewirre zu erſchließen,
Wer gleich beim Anfang bedenkliche Miene macht,
Hat es noch niemals zu Ende gebracht.

An die Dichter.

Mitleidig ſchauet nicht
Auf dieſes Räthſelgedicht,
Viel Eure Lieder, die ich geleſen,
Sind unverſtändlicher als dieſes noch geweſen.

An die Journaliſten.

Wenn ihr die Räthſel hübſch loben thätet,
Glaubt man, daß ihr ſie errathen hättet.

An die Miſsgünſtigen.

Viele verwerfen eine Sache lieber
Als daß ſie möchten denken darüber,

An die Blöden.

Was nicht der Verſtand der Verſtändigſten ſieht,
Das findet in Einfalt ein pfiffig Gemüth.

An die Frauen.

Leicht kommt ihr dieſen Räthſeln auf die Spur,
Ihr, ſelbſt das größte Räthſel der Natur.

An alle Gattungen von Räthen

welche individuell zu nennen, der Raum zu klein iſt.

Jeder kann ſich *Rath* ſchreiben mit der Feder,
Aber errathen kann nicht ein Jeder.

An die Spieler.

Hier reich' ich Euch eine Spielerei,
Da verliert ihr mind'ſtens kein Geld dabei.

An die Kritiker.

Wollet Ihr die *Sache* ſchelten,
Laſſet doch die *Mühe* gelten.

Einleitung.

Ich gab vor einem Jahr,
Verehrte Leſerſchar!
In Wiener-Blättern hier
Ein ſolches Monſtrum Dir.
Es ſchloß ein Wort allein
Schon damals hundert ein;
Doch mußt' ich — ach! erfahren,
Daß dies zu wenig waren;
Mir war von allen Seiten
Gelöſet ihr Bedeuten,
Ich mußte drob mir ſagen:
„Entweder haſt zu klar
Das Ding du vorgetragen,
Wo nicht, je nun, ſo war
Dein Logogryph zu klein!“ —
Nun, der ſoll größer ſeyn,
Und wart ihr über hundert
Aufgaben dort verwundert;
Empfanget nun von mir
Vierhundert Worte hier,
Die ſich in einem finden,
Die ſollet ihr ergründen. —
So wünſch' ich denn hiemit
Euch guten Appetit
Zu dieſer Speiſezahl
Bei meinem Räthſelmahl;

Es gibt ſchon was zu beißen,
Ihr müßt Euch wohl befleißen,
Und doch in jedem Falle
Glaub' ich daß Niemand alle
Die Räthſel wird ergründen,
Die er hierin wird finden.
Wenn dennoch Einer wäre,
Dem dies geläng' auf Erden,
So ſoll belohnt er werden
Ganz fürſtlich mit — — der Ehre.

Ganzes.

Fünf Sylben hat mein ganzes Wort,
Und Zeichen ſechzehn finden ſich dort,
Vocalen ſechs, und neun Conſonanten,
Ein Doppellaut iſt daneben vorhanden.
Es iſt ein Theil von einem Land,
Das Euch der Sylben letzte drei genannt,
Doch welcher Theil davon es ſei,
Benennen Euch die erſten zwei.
Mit Willen hab' ich Euch ganz leicht
Das ganze Wort hier dargereicht;
Damit ſogleich es Jeder wiſſe,
Die einzelnen Worte ſind härtere Nüſſe,
Sie rücken an,
Mit Muth daran!! —

1.

Alles was du haſt,
Haſt du nur von mir,
Und du böſer Gaſt
Zerreißeſt mich dafür,
Ungerathnes Kind!
Ich, ich zog dich groß,
Und du willſt doch nicht
Ruhn in meinem Schooß.

2.

Wo immer ich bin,
Verändr' ich den Sinn,
Und kehr' das Ding um,
Gerad' mach' ich krumm,
Und hätt' einſt beim „Werde!“
Der Schöpfer ſich mein
Bedient, ſo würd' Erde
Und Himmel nicht ſeyn.

3.

Wenn du nach Italien gehſt,
Wenn du dich nach Rußland drehſt,
Wenn du eileſt nach Paris,
Oder nach Conſtantinopolis,

Oder auch hierher nach Wien,
Ohne Jenes, was ich bin,
Kommſt du, glaub' es, nirgend hin.
4.
Du ſchenkeſt mir das Wort,
Wenn du mir glaubſt, was ich erzähle.
Man ſchenkt es mir auch dort,
Wo Geld man gibt, wenn ich befehle,
Doch, wenn das Wörtlein fehlt,
Iſt's mit mir ſchlecht beſtellt.
5.
Mein Wort, es läßt dich oft nicht ruh'n,
Weil es dich fürchten lehrt,
Ein Freund kann's mit dem Finger thun,
Ein Feind thut's mit dem Schwert,
Dein Weib mit einer Kinderſchar,
Dein Haus mit ſeinem Einſturz gar.
6.
Nicht größern Mörder hat's, als mich, gegeben,
Und doch zog man mich nie zur Rechenſchaft,
Durch mich verloren Tauſende das Leben,
Und dennoch war ich niemals in Verhaft;
Zu würgen iſt mein einziges Beſtreben,
Und meinem Wunſch entſpricht auch meine Kraft,
Und wie der Herr ein Weſen läßt entſtehen,
So muß es wieder auch durch mich vergehen.
7.
Ein Freimann fuhr hinein in die Stadt,
Wo er Einen zu juſtificiren hat,

Und als der arme Sünder hing,
Der Freimann in ein Wirthshaus ging;
Dort that er mit Eſſen gütlich ſich,
Und mußte bezahlen jämmerlich.
Das nahm er krumm, fiel zornig her
Wohl über den Wirth und zankte ſehr,
Und nannt' ihn dann am Ende gar
Im Grimme, was er ſelber war.

8.

In Niederſachſen braucht man ein Wort
Benennet damit jene Schlinge dort,
Die an dem Baum thut hangen
Zur Herbſtzeit Vögel zu fangen.

9.

Mit Ab will man ein Ziel erringen,
Mit Vor gehört's zu allen Dingen,
Mit Aus wünſch' ich es jungen Leuten,
Mit Nach ſoll's jede Schuld begleiten,
Mit An ſoll's ſtets die rechte ſeyn,
Mit Auf iſt's gut für Knäbelein,
Mit Ge hat's jeder Menſch auf Erden
Und ohne Beiſatz, ganz allein
Wird's dir am Wechſel ſichtbar werden.

10.

Du wirſt, mein Leſer, den Ausdruck kennen,
Womit Ppiloſophen Begriffe benennen,
Die mit einander genau beſehn,
In voller Übereinſtimmung ſtehn.

11.

Mädchen! willſt du flicken
Einen Strumpf für dich,
Wird es ſich nicht ſchicken,
Thuſt du's ohne mich,
Willſt ein Hemd zu nähen,
Mußt nach mir du ſehen,
Etwas vorerſt in mich bringen,
Dann nur wird es dir gelingen.

12.

Kennſt du den herrlichen Dichter wohl,
Aus Griechenlands älteſten Zeiten,
Deß Werke in ihrer Vortrefflichkeit
Selbſt mit den Homeriſchen ſtreiten,
Der Erſte der joniſchen Schul' war Homer
Der Erſte bäotiſcher Schule war er.

13.

Siehſt du ein Vöglein für und für,
So danket es ſein Daſein mir,
Und geht es Leſer glücklich dir,
So ſagt man du ſeiſt auch in mir.

14. 15. 16.

Drei Wörter nenn' ich jetzt inhaltsleer,
Doch gehn ſie vom Munde zu Munde,
Die zwei letzten ſtammen vom erſten her,
Alle drei geben örtliche Kunde.

Das erſte, vier Buchſtaben meſſende Wort
Bezeichnet, wo du geweſen,

Du brauchſt es ſtets vom entfernteren Ort,
Nie da iſt's — ſtets dort nur zu leſen.

Das zweit' iſt ſchon ein vergrößertes Wort,
Und kommſt du von einem Orte,
Und ſie fragen ob du geweſen dort,
So antworte nur mit dem Worte.

Das dritte iſt eben ein ähnliches Wort,
Und möchteſt du nach einem Orte,
Und ſie fragen dich, ob du gern wäreſt dort,
So antworte nur mit dem Worte.

Das ſind die drei Wörter inhaltsleer,
Die gehen vom Munde zu Munde,
Aus Adelungs Wörterbuch hab' ich ſie her,
Er gibt davon nähere Kunde.

17. 18. 19. 20.

Vier Wörtelein
Gar winzig klein,
Bei jedem nur
Der Zeichen drei,
Und doch beſtimmen
Sie vielerlei;
Ja, ohne ſie
Sprichſt du faſt nie
Ein Subſtantiv.
Das erſte hat dieſelbe Wendung
In erſter, zweiter und dritter Endung,

Das andre brauchſt bei einer Maus
Und auch bei mehreren im Haus,
Es bildet zwei Nominativen
Und auch zwei Accuſativen.
Im dritt' und vierten Wort
Setzt ſich das erſt' in zweit' und vierter Endung fort.

21.

Es war mein Name einſt
Ein allgemeiner Titel
Für jegliche Perſon,
In einem Weiberkittel,
Die nicht vermählt war ſchon.
Und das, was jetzo Liebchen heißt,
War dieſes Wortes eigner Geiſt.
Jetzt aber braucht man's immer
Nur für verruf'ne Frauenzimmer.

22.

Als mir es einſt der Vater gab,
Da hatt' ich keine Freude,
Ich wollt' es reißen ſchnell herab,
Doch meine Eltern beide
Sie ſchalten mich, ich durft's nicht wagen,
Die Mutter hat mich drauf geſchlagen. —

Und als ich ſpäter ging zur See,
O Wunder! da auf Ehre
Da hatt' ich es an mir, und doch
Sah ich's auch auf dem Meere,

Und als ich wieder heim dann kam,
Hab ich ein Weib bekommen,
Die hat — ich ſag' es Euch voll Scham,
Die hat es mir genommen.

23.

Wende von mir deine Blicke,
Denn ich bin ein ſchändlich Laſter,
Du mir ſtets um ſo verhaßter,
Als du mehr begünſtigt biſt vom Glücke;
Wirſt du mir froh erſcheinen,
So muß ich drüber weinen,
Und deinen guten Stern
Riß' ich vom Himmel gern.

Neid

24.

Im Gotteshaus bin dreifach ich vorhanden,
Sein Haupttheil wird zuerſt dadurch verſtanden,
Ganz vorn, wo ſich befindet der Altar,
Und rundum ſitzt der Prieſter Schar,
Dann bin zu hinterſt ich zu ſehen,
Dort ſiehſt du ſtets mich auf mir ſelber ſtehen.

25.

Ein einz'ger Sänger, dem's doch nie gelingt,
Daß in der Oper er ein Liedchen ſingt,
Auch kein Duett
Und kein Terzett,
Und den, wenn er beginnt zu ſingen,
Stets andre Stimmen überklingen,
Mit ihm entzweit, und doch vereint,
Ein ſolcher Sänger bin ich, Freund.

26.

Der Sprachforſcher.
Man braucht das Wort als Weib und Mann,
Sein Hauptbegriff zeigt eine Vielheit an.

Der Alterthümler.
In alter Zeit ſchon war's ſehr bekannt,
Man hat einen Heerhauf damit benannt.

Der Oberſachſe.
Herr Je! Ihr Herrn, bei mir zu Haus
Drückt's dichte Büſchel Getreides aus.

Der Dichter.
Erlaubt Ihr, ſo ſprech' ich wohl auch Etwas drein:
Es iſt ein Wald, ein Gehölze, ein Hain.

Der Jäger.
Mit nichten, wenn Ihr den Jägersmann fragt,
Ein Neſt iſt es, das ſich ein Raubvogel macht.

27.

Iſt dein Wein,
Nicht ganz rein,
Gibt mein Wort dir rechte Lehren.
Was du thun mußt, ihn zu klären.

28.

Gar ein ſchlimmer Zuſtand iſt das,
Was ich Wörtlein bedeute,
Wenn ein Armer ein Almoſen heiſcht,
Steh' ich an ſeiner Seite,
Öfters auch wird ein redlicher Mann
Mir zur grimmigen Beute,

Die mich verjagen, benennet man
Brave, wohlthätige Leute.

29.

Da hat ein Vogel geſungen,
Da war ich dabei,
Dort hat eine Glocke erklungen,
Da hörſt mich auf's neu',
Dann haſt du dein Liebchen gerufen,
Auch wieder mit mir,
Hinauf und hinab ſteig' auf Stufen
Ich für und für,
Drum ſteh ich bald hoch und bald nieder
Im ewigen Tanz,
Und dann bin ich, Lieber, auch wieder
Bald halb und bald ganz,
Wenn man mich belegt mit dem Beiworte gut,
So richt' ich nach dem mich, was Mode thut.

30. 31.

Von dem freundlichen Du
Stammen zwei Wörtelein her,
Die man im preußiſchen Land
Manchmal verwechſelt ſehr;
Dennoch ſind ſie es allein,
Wenn du bei ihnen willſt fragen,
Welche dir Antwort ſagen,
Ob du im Wörter-Verein
Wem oder wen dürfeſt wagen.

32.

Ich ging bei einem Dorfe vorüber,
Ein Bauer ging mit mir,
Einen zweiten begegneten wir,
Da fragt' ich den erſten: O ſag mir mein Lieber,
Wer iſt denn der Andre dahier?
Das iſt ein Mann, der Bauer ſprach,
Der macht uns am Morgen Muſik und Mittag,
Und hat er uns alſo fein muſicirt,
So wird unſer Reichthum ihm zugeführt,
Und er, er peitſcht unſern Reichthum fort,
Vom Dorfe an einen entlegenen Ort,
Dort wahrt er ihn auf, und legt ſich nieder
Und Abends bringt er ihn treulich uns wieder.
Drauf hab ich den Mann ſogleich ihm genannt:
Sag Leſer, iſt er dir auch bekannt?

33.

Ich nenn' Euch einen Helden alter Zeit,
Den tapferſten in dem Trojanerheer,
Und ſeiner Thaten Ungewöhnlichkeit
Beſinget in der Ilias Homer.

34. 35.

Der Stammvater eines griechiſchen Volkes
Bin ich in älteſten Zeiten geworden,
Es wollte, da ſie, mich nicht kannte, die Mutter
Mit einem Becher voll Giftes mich morden,
Allein ich goß ihn aus für die Götter
Und dieſe wurden dadurch meine Retter,

Haſt du den Stammvater errathen ſo eben,
Errathe nun auch ſein Volk ſelber darneben.

36.

Alles, was ſchon geſchehen iſt,
Werdet in mir ihr ergründen,
Was ihr von der Vergangenheit wißt,
Nur in mir konntet ihr's finden,
Und was der Zukunft noch wird entſtammen,
Findet in mir ſich alles zuſammen.
Wenn eine Begebenheit geſtern geſchah,
Und heute erzählt wird, ſo bin ich ſchon da,
Man malt mich, man ſchreibt mich, doch wenn man mich ſpricht,
So ſuch' im Latein mich, denn deutſch bin ich nicht.

37.

Ein Jeder will es ſeyn,
Doch ſtellt ſich's ſelten ein,
Denn dazu braucht's viel Geld
Und ſelten in der Welt
Wird man's im Augenblicke.
Zwar oft gelingt's dem Glücke,
Der Feinheit und dem Trug,
Der Dummheit auch ſchlägt's ein,
Und der, der brav und klug,
Kann leider es nicht ſeyn;
Doch Niemand hat's genug;
Wenn man's von dir und deiner Tugend ſpricht,
Verdieneſt du, daß man dir Kränze flicht.

38.

Ein Bauer, nachdem er am Tiſch war geſeſſen,
Und ſammt ſeinem Weibe von mir hat gegeſſen,
Ward zornig darnach über ſeinen Buben,
Da nahm er von mir ein Glied,
Das lange ſchon hing in ſeiner Stuben,
Und ſchlug den Buben damit;
Drob ärgert das Weib nicht wenig ſich,
Und ſagt ihrem Mann, er ſei ich,
Das hört er freilich nicht gerne,
Da ging er hinaus, nahm ſeine Laterne
Darin ſich befand als Glas meine Galle,
Und ſuchte mich auf und fand mich im Stalle.

39.

Biſt du ich,
  Wünſch' ich dir Glück,
Haſt du mich,
  O bös Geſchick!
In dem erſten Falle
  Ziemt's dir zu befehlen ſtets,
In dem zweiten Falle
  Iſt gehorchen dein Geſetz.
Überhaupt bin ich der Erſte,
  Wo ich immer bin,
Und was mich umgibt, muß fügen
  Sich nach meinem Sinn;
Wenn ich nie geweſen wäre,
Gäb' es keine Sklaverei auf Ehre!

Herr

40.

Weil der Menſch ein Menſch iſt,
Kann er nicht vermeiden
Das was hier ich meine,
Zu thun und auch zu leiden.
Aber wenn ein kluger Mann
Ihm beweiſt, daß er's gethan,
Muß er ja nicht drauf beharren,
Denn das thuen nur die Narren;
Wenn dein Mund, mein Leſer, ſpricht,
Dieſes Räthſels Wort ſei: — „Thaten“
Dann erriethſt du's freilich nicht,
Und haſt dennoch es errathen,
Weil du nicht geſagt, jedoch gethan,
Was das Wörlein zeiget an.

41.

Einer allein
Kann es nie ſeyn;
Aber von Zwei'n
Kann's Einer ſeyn,
Muß aber nicht,
's iſt keine Pflicht.
Nur bei Porte-chaiſen
Iſt's von den Zwei'n
Trägern ſtets ein
Träger geweſen.
Und was der Eine
War von den Zwei'n,

Drauf ſitzt auch der
Der im Kaſten darein.

42.

Japan iſt mein Vaterland,
China wohl auch eben,
Im geſelligen Verband
Werd ich Abends ausgegeben,
Dabei wird muſicirt,
Und deklamirt,
Und discurirt,
Und die Welt trenchirt,
Doch auch die Kranken gebrauchen mich
Dann bin aus verſchiedenen Pflanzen ich.

43.

Ich bin die Mitternacht,
Das Eis iſt meine Pracht,
Du fühleſt meine Macht,
So oft durch mich hervor gelockt,
Die Thräne dir im Auge ſtockt.

44. 45.

Wo du ſteheſt vor zwei Wegen,
Siehſt du öfters es mit Bangen
Trägſt du aber einen Degen,
Wird's an deiner Seite hangen;
Setzeſt an dieß Hauptwort dann
Hinten noch ein n daran,
Wird's zum Zeitwort, treibt dich fort
Von dem allerliebſten Ort,

Von dem Mädchen deiner Wahl,
Und verurſacht bittre Qual.

46.

Eine Erdengattung bin ich,
Aus aufgelöſten Metallen entſtanden,
Und auf dieſe Art findet man mich
Auch in verſchiedenen Farben vorhanden.
Dunkelgelb findet man mich bei dem Blei,
So werd' ich verwendet zur Malerei.

47.

Das, was Euch kund gibt des Wortes Sinn,
Stehet vor Andern ſtets oben,
Wenn ich es unter Gelehrten bin,
Muß Welt und Nachwelt mich loben;
Doch wenn ich's bin bei der Räuberſchar,
Himmel! wie muß mir da bangen,
Ach! ich werde ganz unfehlbar
Dann — der Letzte gehangen.

48.

Ich bin die Tochter des Saturnus; —
Wie alle ſeine andern Kinder
Verſchlang der Vater, da ich einſtens
Geboren ward, auch mich nicht minder,
Mein Bruder ward hierauf mein Mann
Und ich gebar die Höllenfürſtin dann,
In meiner Hand ſtrahlt einer Fackel Glanz,
Und in der andern trag' ich einen Ährenkranz.

49.

Im Allgemeinen benennt man mit mir
Eine große Menge von Dingen,
So erſchein' in den Sternen am Himmel ich dir,
Und auf der Erde im Menſchen und Thier;
Du brauchſt mich von Hoh'n und Geringen,
Doch bin ich nur dorten im engſten Sinn,
Wo bewaffnete Macht zieht zum Schlachtfelde hin.

50.

Der Mitleidige.

Könnteſt du nicht, was ich ſage,
O du armer Mann!
Aus dem Innerſten beklage
Ich mit Recht dich dann.

Der Satyriſche.

Könnteſt du nicht, was ich ſage,
O beglückter Mann,
Aus des Herzens Fülle preiſe
Ich mit Recht dich dann.

Der Mitleidige.

Wenn die Lerchen wirbelnd ſingen,
Bei des Lenzes Nah'n,
Hätten's ſie's — weh dir! — für dich nur
Ganz umſonſt gethan.

Der Satyriſche.

Wenn die Dichterlinge krähen
In des Stolzes Wahn,

Hätten's ſie's — wohl dir! — für dich nur
Ganz umſonſt gethan.

Der Mitleidige.

Mozart's und der großen Meiſter
Zaubermelodei
Ging am Ohr dir ungenoſſen,
Armer Mann, vorbei.

Der Satyriſche

Aller neuen Italiener
Dumdumdideldei
Ging am Ohr dir unberühret,
Glücklicher, vorbei.

Der Mitleidige.

Und der ſüße Schwur der Liebe
Aus der Theuern Mund,
Würde dir, o Unglückſel'ger!
Niemals, niemals kund.

Der Satyriſche.

Und der Theuern Liebesſchwüre,
Die nur ſpricht ihr Mund,
Die ſie ſaget, doch nicht fühlet,
Würden nie dir kund.

51. 52.

Zwei Flüſſe nenn' ich dir:
Der Eine wohl der größte iſt,
Der durch den Logogryphen fließt,
Doch nennet man ihn anders hier;

Der Andr' entſpringt im Böhmerland
Und bringt dem Fiſcher oft zum Lohne
Topaſe, Karniole, Calcedone,
Sapphiere, Onixe und goldnen Sand.

53.

Ein leichtes Wort errathe du,
Und ſage mir, was iſt denn dies?
Es eignet Jemand etwas zu,
Was männlich, oder ungewiß.

54.

Von Menſchen bin ich ein Verein,
Oft einer auch von Sternen,
Kann weltlich, kann auch geiſtlich ſeyn,
Tritt Jemand einmal bei mir ein,
Darf er von mir ſich nimmermehr entfernen;
Ich danke mein Entſtehn den Frommen,
Den Höchſten dieſer Erde auch,
Die mich verdient und mich bekommen,
Empfah'n der Erde Weiherauch;
In einem Sinn muß ich in Regeln ſtreng mich zwängen,
In einem andern muß ich gar an Ketten hängen.

55.

Es brennen Lamp' und Licht,
Wenn ſie mich miſſen, nicht;
Figürlich mich auf's Leben anzuwenden,
So endeſt du, ſo bald ich werde enden.

56.

Du kannſt auf mir wohl fahren,
Doch in dem Wagen nicht,

Kannſt Lebendes in mir bewahren,
Das weder geht, noch fliegt, noch kriecht;
Ich hab's bei deinem Schloß geſehen,
An ſeinem Anblick mich ergetzt,
Und bei der Abendlüfte Wehen,
An ſeinen Rand mich hin geſetzt,
Mit einer Ruthe in den Händen,
Um dir daraus was zu entwenden.

57.

Des Saatfeld's Grün iſt herrlich anzuſehn,
Doch ich bin ſchöner noch.
Des Firmamentes Blau, wie himmliſch ſchön!
Doch ich bin ſchöner noch.
Des Schnees blendend Weiß, o welche Pracht!
Doch ich bin ſchöner noch.
Des Mondes Silberfarb' in dunkler Nacht,
Doch bin ich ſchöner noch.
Ich bin die ſchönſte Farb', die ſtrahlet,
Weil ſich durch mich die Unſchuld malet.

58.

Den höchſten und anbetungswerth'ſten Namen
Den je die Welt genannt,
Das himmliſch reine Weſen, das den Samen
Der Liebe in die Herzen eingebrannt,
Nennt dir mein Wort und auch zugleich den Namen
Von dem, der ſeiner Lehre ſich bekannt.

59.

Wenn du nicht alle Wörter erräthſt,
Die hier befinden ſich,

Was dir noch übrig bleibt zuletzt,
Das bin am Ende — ich.

60. 61.

Ein Hauptwort und ein Zeitwort ſollſt
Du nun zugleich errathen,
Und gibſt du nur ein Bischen Acht,
So geht dir's ſchnell von Statten,
Das Hauptwort zeichnet einen Mann,
Dem eine Muſe lachte,
Und der mit Hülf' der Phantaſie
Was zum Papiere brachte;
Sei's ein Gedicht, ein Trauerſpiel,
Sein's andre Phantaſei'n,
Hier kann das Wenige oft viel
Und viel kann wenig ſeyn.
Und was er thut, der Schreibemann,
Das ſaget dir das Zeitwort an.

62.

Ein jeder Menſch beſitzt und kennet
Den Gott für welchen täglich brennet,
Das Feuer, welches auf mir lodert,
Er fühlt den Gott auch, wenn er fodert,
Bei mir ſind manchmal Prieſter angeſtellt,
Doch Prieſterinnen öfters noch zu ſchauen,
Doch wenn auch eine ſolche ſchrecklich fehlt,
Wenn ſie auf mir das Feuer nicht erhält,
Wird ſie doch nicht beſtraft gleich den veſtal'ſchen Frauen.

63.

Iſt es ein Berg, ſo iſt er nicht hoch,
Iſt es ein Fluß, ſo iſt er nicht tief,
Iſt es ein Topf, geht nicht viel hinein,
Iſt es ein Kopf, ſo iſt nicht viel drein.

64.

Befehl' ich's Leſer dir,
So wie es als Befehl ſteht hier,
So iſt's kein Schmerz zwar eben,
Doch iſt's auch Luſt wohl nicht,
Erleicht'rung kann's dir geben,
Wenn dich's im Kopfe ſticht,
Wenn man das Wörtlein bei dir nun gefunden,
So wünſcht man dir an, du möchteſt geſunden.

65.

Zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht und neun
Sie können es nicht ſeyn,
Und auch ein Mädchen ganz allein
Es kann es auch nicht ſeyn,
Doch tritt mein Vetter jetzt herein
Zu mir in's Zimmer ganz allein,
Dann wird, — ja muß er's ſeyn.

66.

Körpern, welche ſo geblieben,
Wie ſie kamen aus den Händen der Natur,
Wird mein Wörtlein zugeſchrieben,
Aber auch bei Menſchen, welche keine Spur
Von der Geiſtesbildung je gegeben,
Braucht man's eben.

67.
Sag mir, wenn du Feinſchmecker biſt,
Was das wohl für ein Schellfiſch iſt,
Den ſie in Preußen Pomuchel nennen,
In Sachſen auch als Tietling kennen?

68.
Ich werde ſehr ſelten genannt,
Und einzig von mir iſt bekannt,
Daß mit der Erde mich Pontus gezeugt,
Dann zeugte Phorkus mit mir die Phoreiden,
Auch bin ich Eine der Nereiden.

69.
Ich bin als Wort der Höflichkeit
Von alten Zeiten her geblieben,
Mit mir wird noch in neuer Zeit
An hohe Standesherrn geſchrieben.

70.
Biſt du, Leſer, ſo wie ich,
Hüpfeſt freudig du durch's Leben,
Biſt du ſo, iſt's gut für dich,
Und für Alle, welche dich umgeben.
Keine Thränen wirſt du weinen,
Niemand wirſt du grämlich ſcheinen,
Und biſt du noch ſo am Grabesrand,
Ziehſt du froh auch hin in's beßre Land.

71.
Hab Acht, mein Leſer, bemühe dich ſehr,
Das folgende Zahlenſpiel iſt ſchwer,

Sogar im ganzen Büchlein hier
Scheint es das allerſchwerſte mir:

1. 2. 6. zu mir kam Einer
Und er bat 4. 5. 1. 6.
Daß ich mit ihm ſollte gehen
Auf die 6. 2. 3. 4. 5.
Die zur 4. 5. 2. er mache;
Aber ich, ich proteſtirte,
Sagte ihm, nicht Jeder gehe
Alſogleich auf's 2. 3. 4.
Und darauf verſetzt 2. 6.
„Warum willſt du es nicht thun?“ —
— Weil ich 1. 3. 5. 6. bleibe.
„Doch weßwegen willſt du bleiben?“
— Wegen 3. 1. 6. allein.
„Wer iſt dieſe 4. 3. 2.?“
— Die ich nehm' zur 2. 1. 5.
Schön und flink wie 6. 5. 1. 2.
„Iſt dein Wille nicht zu bänd'gen?“
— Gib dir keine Müh', mein Wille
Iſt ein 6. 3. 2. 4. 5.
Drauf ſetzt' er zu mir ſich nieder
Und wir aßen 2. 3. 5. 6.
Und dann auch 1. 3. 6. 4. 5.
Und wir ſchwatzten und wir ſchrieen,
Und wir lachten ſo gewaltig,
Daß wir uns beim Scheiden fühlten
Ganz 1. 2. 3. 4. 5. 6.

72.

Wirſt du im Lottoſpiele,
Mein Freund, nicht glücklich ſeyn,
So bin, du darfſt mir's glauben,
Die Urſach' ich allein.

73.

Ich bin ein kleines Pflänzchen, unſcheinbar,
Und Schönheit iſt nicht meiner Blüthe Zier,
Doch ſpendete Natur dafür
Den angenehmſten Duft mir aus der Brüder Schar;
Die erſte und die letzte Sylb' allein
Sie müſſen jede Predigt ſeyn.

74.

Von Boreas und Orithya ſtamm' ich her,
Und als mit mir Neptun, mein Gatte,
Ein Söhnelein gezeuget hatte,
Warf ich's, mich ſchämend, in das Meer;
Auch bin ich noch ein andres Weib,
So ſtolz auf meinen ſchönen Leib,
Daß ich mich noch für ſchöner hielt
Als ſelbſt Dianens Götterbild;
Das brachte ſehr die Göttin auf,
Und ſie erſchoß mich bald darauf.

75.

Nun ſaget mir ihr Damen und ihr Herren,
Welch einen Männernamen wenden
Die Räuber an mit dieb'ſchen Händen,
Die Schlöſſer alle aufzuſperren?

76.

In dem Steierland
Bin ich wohlbekannt,
In Helvetiens Gründen
Wirſt du auch mich finden,
Dort wo Berge ſtehn
Bin ich nur zu ſehn,
Habe einen dicken Kopf,
Einen ungeheuern Kropf,
Franzöſiſch ſage mir den Namen dieſer Weſen,
Ein deutſches Wort dafür hab' ich noch nie geleſen.

77.

Wie nennt man das Gedicht,
Rein lyriſch ſtets gehalten,
Worin der Dichter die Gefühl' ausſpricht,
Die eben jeẞt in ſeinem Buſen walten;
Es hat der Name griechiſchen Klang,
Bedeutend den Geſang.

78.

Es braucht mich erſtens der Sachſe,
Zu nennen das Werrig vom Flachſe,
Dann bin ich ein ſchlechtes Kräutelein auch
Zu Beſen und anderm ſehr ſtark im Gebrauch,
Dann drittens ein Feld, das nicht cultivirt
Vom Landmann und nicht bebauet wird.
Und willſt du mich viertens noch männlich benennen,
So werd' ich den wahren Gott nicht erkennen.

79.

Einſt brauchte man von einem Fels das Wort,
Und überhaupt von einem ſichern Ort,
In der Bedeutung finden wir
Es in der Bibel für und für,
So brauchen's auch bislang
Die Dichter im Geſang.

80.

Befolg ich den Befehl geſchwinde,
Den ich im Worte vor mir finde,
So vereinig' ich zwei Weſen,
Schließe ſie feſt an einander an,
Dennoch bin ich kein Pfarrer geweſen,
Und durch die Eh' hab' ich's nicht gethan.

81.

Der große Carl iſt geweſen was ich ſage,
Auch war es die ägypt'ſche Finſterniß und Plage,
Und der Hannswurſt war's auch,
Und das Trojanerpferd mit ſeinem großen Bauch,
Es war's Shakſpeare und Kant und Huß und Feder,
Von allen die geweſen, war's ein Jeder.

82.

Ein Dreifuß bin auch ich, wie der zu Delphi war,
Und kann ich auch nicht eine Pythia tragen,
Die auf mir darf Orakelſprüche ſagen,
Geräth doch auch in's Feuer immerdar,
Was ſich auf mir befindet,
Obgleich es nichts verkündet; —
Wirſt du auf deinem Meſſer mich gewahr,

Auf dem Geſchirr in deiner Küche,
So bin ich dir zuwider ganz und gar.

83.

Biſt du in Frankreich und England geweſen,
Hat man dir dort ein Getränk gebracht,
Aus gepreßten Äpfeln und Birnen gemacht,
Weißt du das Wort auch, das hier zu leſen.

84.

Wenn drei zuſammen ſingen,
So hörſt du mich erklingen.

85.

Was ich jetzt zu Markte bringe,
Weißt du nicht, und kannſt's nicht ſagen,
Mußt beim Sammetmacher fragen,
Wie er nennt die Meſſerklinge,
Die am Stuhle dazu nützt,
Daß er auf den Faden ſchlitzt.

86.

Kennſt du den Namen wohl mein Freund,
Den man Dianen gab in alter Zeit,
Und der daher zu kommen ſcheint,
Weil man den erſten Rock der Kinder ihr geweiht.

87.

Ein Haus, das du gekaufet haſt,
Iſt, was du ſollſt errathen,
Ein Hühnchen iſt es ebenfalls,
Das du dir ließeſt braten,
Dein Fuß iſt's, und dein Haar und Bauch,
Doch meine ſind es nicht,

Und dein fein Liebchen iſt es auch,
Wenn ſie die Treu' nicht bricht.

88.

Obſchon es nicht gehöret zu dem Alten,
Bekommt doch manches Weſen viele Falten,
So bald damit,
Was du errathen ſollſt, geſchieht.
Der Ofen thut es, und der Sonnenſchein,
Und manchesmal die Luft auch ganz allein.

89.

Vor dem Dorfe draußen, da ſitzt ein Mann,
Am Abhang im Abendſcheine,
Und um ihn herum auf dem Wieſenplan
Graſen Kühe und Lämmer und Schweine,
Die Thiere, die da deine Blicke ſah'n,
Die Thiere ſind das, was ich meine.

90.

Dasſelbe Land,
Das dir der ganze Logogryph genannt,
Ich nenn' es hier noch einmal dir,
Doch dort iſt's Theil und Ganzes hier;
Kleiner iſt die Sache dort,
Doch das Wort iſt größer,
Kleiner iſt nun hier das Wort,
Doch die Sache größer.

91.

Es ſteht auf dem Papier
Und kommt von einem Amt,

Es iſt zu leſen hier
Was man erlaubt, verdammt,
Des Herren Wille wird
Darinnen ausgedrückt,
Wird Einer promovirt,
So wird's ihm auch geſchickt,
Auch findet man gar oft
Drin Naſen unverhofft.

92.

Zum Zertrennen nur
Braucht man einzig mich,
Werd' ich angelegt,
Löſt Verbundnes ſich;
Bande werden mitten
Von mir durgeſchnitten,
Und ein zweiter Alexander,
Bring ich Knoten auseinander;
Auch um Helle zu befördern
Bin ich im Gebrauch,
Und an einem Waſſerthiere
Iſſeſt du mich auch.

93.

Ich rief es aus, da geſtern ich Alinen
Im Arme eines Andern liegen ſah,
Und wie ich unvermuthet da erſchienen,
Den Degen ſchon zu ziehen machte Mienen,
Da riefen's Beide zweimal eben da,
Kein Wort vermocht ich ſonſt vor Wuth zu ſagen,
Doch als ich eines Beſſern mich beſann,

Da rief ich's wieder und beſchloß zu tragen,
Geduldig, was ich nicht mehr ändern kann,
Und endlich gar veränderte in Lachen,
In höhniſches mein Zorn ſich und mein Graus,
Was wollt' ich Armer wohl auch anders machen?
Dabei rief ich es drei Mal nacheinander aus.

94.

Urſprünglich war ich ein etrur'ſcher Name,
Den Tänzern und auch Spielern beigelegt,
Nur den, der pantomimiſch ſich bewegt,
Die Römer einſtens ſo, wie mich benannten,
Jetzt heißt man ſo gemeine Comödianten.

95.

Haſt du eine ſchlechte,
Laß ſie nicht heraus,
Haſt du eine gute,
Halte damit Haus,
Haſt du eine kühne,
Nimm dich wohl in Acht,
Haſt du eine ſchöne,
Zu Papier gebracht!
Haſt du eine hohe,
Halt ſie feſt ſogleich,
Haſt du deren viele,
O wie biſt du reich.
Haſt du aber Eine,
Dann geht's nicht hinaus,
Eine oder keine —
Geh in's Narrenhaus!

96.

Alles was zur Erde gehörig,
Was auf ihr ſich befindet,
Was mit ihr im Zuſammenhang ſteht,
Und in ihr ſich begründet,
Alles was zeitlich und weltlich iſt,
Dieſes Alles ein Beiwort ummißt,
Jenen, die zu ſtark hängen daran,
Wird der Himmel nicht aufgethan.

97.

Vieles was in die Küche gehörig,
Was in ihr ſich befindet,
Was auf dem Herde beim Feuer ſteht,
Was ſich im Speiſeſaal findet,
Worein der Thee und der Kaffeh fließt,
Dieſes Alles ein Beiwort ummißt,
Wer damit ſchlägt an was Hartes an,
Der zerbricht es ſehr leicht ſodann.

98.

Komm ich zu einem großen Ding,
Vergrößr' ich noch die Sache,
Doch auch was klein iſt und gering,
Ich noch geringer mache,
Frägſt du dein Mädchen ob's dich liebt,
So biſt du ſicher eben ſo,
Wie ich es dir bedeute froh,
Wenn ſie mich dir zur Antwort gibt.

99.

Ein grauſamer Herrſcher bin ich geweſen,
Wie dies in alten Büchern zu leſen,
Ich ließ meine eigene Mutter ermorden, [illegible]
Ein Weiſer auch iſt mein Opfer geworden,
Man nennet mich annoch zu unſerer Zeit
Als ſchreckliches Vorbild der Grauſamkeit.

100.

Bald braucht man mich für dauerhaft,
Zum Beiſpiel bei dem Farbenſaft,
Bald für der Geſetzlichkeit Stämpel,
Bei Kindern zum Exempel,
Oft auch für unverfälſcht und rein,
Bei Waaren, Steinen, Gold und Wein.

101.

Wenn ich von meinem Herrn geſandt
An einem Orte reſidire, [illegible]
Dort ſeine Geſchäfte führe,
Wie werd' ich ſonach, *lieber Leſer, benannt?*

102.

An * *

Mein heißgeliebtes Mädchen!
Zum Tag, der dich gebar,
Bring ich als Angebinde
Dir jetzt dich ſelber dar.

Die Pflanze, die ich ſende,
Schließt noch die Blüthe zu,

Sie trägt auch deine Farbe,
Iſt Knoſpe ſo wie du.

Selbſt deinen Namen führt ſie,
Drum gönne ja geſchwind
Ein Plätzchen deiner Schweſter
An deinem Buſen Kind.

103.

Ich bin ein Baum, der Fichte gleich,
Gehör in ihr Geſchlecht. — Im Pflanzenreich
Bin ich indeſſen auch genannt
Als Höchſtes, was darin bekannt:
Mein Holz gar ſchön und theuer iſt,
Und auch das Öhl, das aus mir fließt.

104.

Ich ſitz' als Richter zu Gericht,
Zieh Schreiber vor meine Schranken,
Doch über Thaten urtheil' ich nicht,
Nur über Wort und Gedanken.

Und was die Leute dem Staate zum Hohn
Und gegen die Sittlichkeit dichten,
Und was ſie ſchwätzten gen Religion,
Das muß ich ex offo vernichten.

Und wenn ich das thue, ſo bin ich was werth,
Und wehe dem, der mich verdammte,
Dann nützt ich der Menſchheit ſehr viel durch mein Schwert,
Und Ehre ſei meinem Amte.

105.

Alles bin ich in Allem geweſen,
Und ein Weiſer der mythiſchen Welt,
In die Schule bei mir iſt gegangen,
Jeder große berühmte Held,
Äsculap, Jaſon, Achill ſogar
Meiner Erziehung vertrauet war.

106.

Ich bin ein Strom, der im deutſchen Land
Zuvörderſt in Mähren entſteht,
Und wenn er ſich dann durch Schleſien wand,
Durch Pommern und Brandenburg geht,
Von meinen Armen einer ſodann
Nimmt ganz einen anderen Namen an,
Und dann bin ich auch noch ein Bindewort
Nothwendig in vielerlei Fällen,
Ich pflege meiſtens von einem Wort
Hiezu die Erklärung zu ſtellen.

107.

Ein Dutzend iſt's, ſind zwölf beiſammen,
Sind's zehn, ſo haben ſie meinen Namen.
Beſonders verkaufen die Ledrer zumal
Die rohen Häute nach meiner Zahl.

108.

Ich bin ein Thürlein in einem Haus,
Wodurch viel hinein geht und nichts heraus.

Nicht Körper treten mit Füßen ein,
Es müſſen Geiſter auf Schwingen ſeyn.

Und wie Etwas eintritt durch mich in das Haus,
So tromml' ich's auch gleich auf der Stelle aus.

Ich laſſe Alles in's Haus hinein,
Es mag dem Herrn recht oder unrecht ſeyn.

Und iſt's einmal drinnen, heraus geht's ſchwer,
Oft bringt er es los gar niemals mehr.

Wenn manchmal hineingeht ein Dumdideldei,
So ſpringt und tanzt der Hausherr dabei.

Wenn aber der Hausherr ſich leget zur Ruh,
So ſtopft man das Thürlein mit Erde zu.

109.

Beliebt's im alten Teſtament
Ein wenig nach zu ſehen,
So findeſt dort du ſtehen,
Wohl einen Namen, der da nennt
Viel Könige im Judenland
Worunter Einer allbekannt.

110.

Wir waren einſtens unſer zwei,
Wir ſtellten Herbſt und Frühling vor,
Und ſchloſſen auf des Himmels Thor;
Wir wurden ſpäter unſer drei,
Und galten dann zu jener Zeit
Für Frieden, Ordnung und Gerechtigkeit.
Noch ſpäter nimmt man von uns gar
Selbſt zwei und zwanzig Schweſtern wahr,

Und dann als ſolche geben
Wir Bilder dir von Zeit und Leben.

111.

Nordöſtlich in Italien
Kannſt du ein Land, mein Leſer, ſehn,
Von welchem einſt zwei Drittel Maß
Venetia beſaß,
Jetzt aber ſchließt dies Land ſich bei
Von dieſem Logogryph der Sylben letzten drei;
Die Luft darin iſt nicht geſund,
Doch fruchtbar iſt's an Marmorſtein,
An Öhl und einem ſüßen Wein,
Vorzüglich für der Frauen Mund.

112.

Weißt du, wie man das Eiſen heißt,
Wohl an der Pflugesſchar
Wirſt vorne du's gewahr,
Das ſenkrecht erſt die Erd' aufreißt,
Die dann die Pflugſchar ſelber drauf
Abſticht und lockert auf.

113.

Ich war ein Herrſcher, ein Weiſer, ein Held,
Und wurde dadurch eben,
Und durch mein langes Leben
So allgemein bekannt in der Welt.

114.

Von allen
Metallen

Bin ich das härteſte und das gemeinſte;
Man arbeitet jetzt aber ſchon mich auf's Feinſte.

115.

Bin ich ein Thurm
Und du ein Wurm,
So bin ich's wohl — du aber nicht;
Macht aber dich zum Wurm das Geſchicke,
Und mich zur Mücke,
So biſt du's dann — ich aber nicht.

116.

Meine alte Baſe,
Thut es mit der Naſe,
Und ich thu' es auch,
'S iſt ſchon ſo der Brauch;
Wenn wir's dann gethan,
Kommt's erſt darauf an,
Ob es angenehm iſt oder nicht.
Im letzten Fall verziehn wir das Geſicht.

117.

Catalani, die berühmte,
Und die Paſta, die Fodor
Und die Sontag traten vor,
Sie verſuchten was zu ſingen,
Das, wie ich es heiſche, ſollt' erklingen,
Aber ach, vergebne Müh',
Nicht vermochten's alle die.
Horch! da hub ein Leiermann
In dem Hof zu krähen an,

Und der kräht' aus voller Kehle
Alſo, wie ich es befehle,
Und die Künſtlerinnen ſchrieen:
Der nur kann, wornach wir fruchtlos uns bemühen,
Sagt mir an:
Was ſang der Mann?

118.

Wenn jemand dies Wort ohne Mitlaut ſpricht,
Will er dadurch ſagen: Es kümmert mich nicht,
Oder, 's iſt mir nichts dran gelegen,
Mein'twegen!

119. 120. 121. 122. 123. 124.

Vielfach und einfach bin ich zugleich,
Vielfach red' ich damit zu Euch,
Einfach brauch' ich's von meiner Schönen
Laß ich nicht gern ihren Namen ertönen;
Aber Geſtalten gar mancherlei
Nimmt's Wörtlein an, ſetz ich Buchſtaben bei,
Mit den Buchſtaben gehört es jedoch
Stets in den Logogryphen noch
Und die Wendungen
Und die Endungen
Stammen, betreffen ſie Eins oder mehr,
Immer doch von dem Erſten her.
Setz' ich zuerſt nur ein e hinten an,
Iſt es im einfachen weiblich dann,
Aber im Vielfachen iſt es auch
Von den Sachen der Männer im Brauch.

Mit es bezieht es ſich immer
Auf ſolche Dinge vom Frauenzimmer,
Die ungewiß oder männlich ſind.
Mit en iſt's Genitiv und Plural,
Aber Dativ auch in einfacher Zahl.
Mit er iſt's im Plural Dativ,
Und im Singular Accuſativ,
Endlich mit o am Ende ſodann,
Spricht man weibliche Hoheiten an,
Zwar ſcheint die Aufgabe verworren ſehr,
Aber erſchrick nicht, ſie iſt nicht ſo ſchwer,
Und du errathest mit einem Streich
Von den Nummern ſechſe zugleich.

125.

Wer iſt, was dieſes Wörtlein ſpricht,
Der hat Gefahr zu fürchten nicht.

Wer weiß, was dieſes Wörtlein ſpricht,
Der irret ſich im Leben nicht.

Wer geht, wie dieſes Wörtlein ſpricht,
Den weiſen Mann betrügt man nicht.

126.

Franzoſe war ich und Geſandter
  In Portugal,
Dort wurde mir ein Kraut bekannter,
  Das überall
Ich in Europa dann verbreitet,
Dadurch zum Ruhm ich ward geleitet.

127.

Frag mich, mein lieber Junge!
Ich antwort' ohne Zunge,
Und auf das Wort, gegeben mir,
Reim' immer ich dasſelbe dir.

128.

Ich bin ein Rohr und mancher Teich
Iſt oft mit mir bewachſen reich; —
Der Weber ſeinem Kamm oder Blatt
Auch meinen Namen gegeben hat,
In Niederſachſen iſt es der Brauch,
Den Bach mit mir zu benennen auch,
In Elſaß nennt man am Rhein einen Strich
Mit Walde bewachſen auch eben wie mich,
Und wenn's noch nicht lange iſt eben,
Daß ich einen Rath dir gegeben,
So that ich es auch: Studire nur ſehr
Dieß Räthſel iſt ſchwer.

129.

Den wandernden Hirten der Tartarei
Legt meiſtens man einen Namen bei, [illegible]
Womit man benennet anheute
Einen Haufen verächtlicher Leute.

130.

Gar ein ſeltſam Schächtelein
Nenn' ich, meine Mutter
Tragt's in ihrem Säckelein,
Hat darin ein Futter;

Doch das Futter ißt ſie nicht,
Kann doch auch nicht leben,
Wenn es ihr daran gebricht,
Und der Vater eben
Hat ein ſolches Schächtlein auch,
Aber dieſer hat den Brauch,
Daß er aufgehn läßt in Rauch
Was ſich drin befindet.
Beide: Vater und die Mutter
Lieben aber ſehr dies Futter.

131.

Wenn ich dir befehle,
Du ſollſt länger machen
Dieſe, jene Sachen,
Sag' ich dir ein Wörtelein,
Was jetzt ſoll errathen ſeyn.
Wenn ich dir's beim Glück befehle,
Freut ſich drüber meine Seele,
Heiſcht's der Schlaf für meine Glieder,
Leg' ich mich zu Bette nieder,
Könnt' ich den Befehl der Zeit auch geben,
Würd' ich ſicher länger leben,
Aber lieber will im Grab' ich ruh'n,
Nur ſoll das Geſchick mir's nie beim Schmerze thun.

132.

Jedem Menſchen iſt es werth,
Keinen gibt's, der's lieb nicht hätte,
Und der, wenn Gefahr ihm droht,
Nicht verſuchte, wie er's rette.

Jeder ſucht es zu erhalten,
Und Befehl der Himmel gibt
Daß kein Menſch damit darf ſchalten,
Wie es etwa ihm beliebt.
Es zu ſchonen, iſt ihm Pflicht,
Und zerſtören darf er's nicht,
Aber ſo, wie ſich's gebühret,
Daß er es nicht malträtiret,
Darf es auch nicht ganz allein
Seines Lebens Abgott ſeyn;
Wär' es ſo, dann würde nie
Allgemeine Harmonie
Sich erhalten hier auf Erden,
Und die Freundſchaft und die Liebe,
So wie alle beſſern Triebe,
Würden leere Worte werden.
Einem Mann, der an dem Dinge
Liebend ganz allein nur hinge,
Legt man einen Namen bei,
Der es ausdrückt, was er ſei,
Dieſer ſtammet vom Latein,
Und mir fällt kein deutſcher ein.

133.

Von einem Kraut werd' ich gewonnen,
Von einem Thiere auch geſponnen,
Und oft kannſt du mich ſchauen,
Am Körper ſchöner Frauen.

134.

Wenn du mich *fühleſt*, biſt du zu bedauern,
Wenn du mich *haſt*, darfſt du mit Rechte trauern,
Wenn du mich *gibſt*, ſo wird dir Niemand danken,
Wenn du mich *liebſt*, wirſt du unſchlüſſig ſchwanken,
Wenn du mich *thuſt*, ſo wirſt du nichts erwerben,
Wenn du mich *iſſeſt*, wirſt du daran ſterben.

135.

Wir werden geleſen,
Und Buchſtaben ſind wir doch nicht,
Wir werden geleſen
Und Trauben ſind wir auch nicht,
Es iſt unſer Weſen
Des Tones Biegungen und ſein Gewicht.

136.

Wenn du liebſt, ſo liebe mich,
Dann nur liebſt vom Herzen,
Bin der Liebe Ziel nicht ich,
Iſt das Lieben Scherzen.

137.

Wenn ich mit *ab* es brauch, ſo will ich was verneinen,
Mit *vor* bemerken wir den Leſern was wir meinen,
Man wendet ſich, wenn man mit *an* es braucht, *an Einen*.
Mit *ein* geſchieht's, daß wir den Andern unterbrechen,
Mit *nach* gedenkt man oft des Nebenbruders Schwächen,
Mit *wider* immerdar das Gegentheil wir ſprechen;
Doch wie ſich das Wörtlein auch dreht,
Es immerdar aus ſich und nur aus ſich beſteht.

138.

Wenn du ein Advokat willſt ſeyn,
So mußt du mich zuerſt ſtudiren,
Willſt du der Medizin dich weih'n,
So kannſt nicht ohne mich kuriren,
Ich muß das Fundamentum ſeyn,
Worauf du kannſt Gebäud' aufführen,
Und Alles, was du übſt im Leben,
Dazu muß ich den Schlüſſel geben.

139.

Die Hausfrau hat eine Freude daran,
Wenn ſie von der Leinwand mich ſagen kann,
Dem Wandrer gibt's kühlenden Aufenthalt,
Trifft er ſo, wie ich ihn benenne, den Wald,
Kahlköpfig zu werden ſtehſt nicht in Gefahr,
Kannſt du mich noch brauchen bei deinem Haar,
O nehmet in Acht Euch, daß Keiner es wage,
Am Abgrund zu ſtehen, wie ich es ihm ſage,
Mein Freund behauptet, wenn er iſt dabei,
Sogleich der Poet dann auch fertig ſei.

140.

Die Sonne hat's und auch der Mond,
Und jeder Körper, der glänzet,
Die ſilberne Taſſe hat es auch,
Worauf man die Speiſen kredenzet,
Das Waſſer hat's, die Milch, der Wein,
Gar ſtark hat es der Edelſtein,
Ein jedes Weſen hat's eigentlich,
Sonſt würd es dem Auge nicht zeigen ſich;

Und oft iſt es wieder ein Bogen Papier,
Worauf man Etwas beſtätiget dir;
Doch trauen mußt du dem ganzen Wort,
Mein Leſer, nur äußerſt ſelten,
Es iſt nur die Schale, die niemals dir
Für den Kern der Sache darf gelten.

141.

Ich bin ein Wort, gar vielfach genannt,
Allein und mit andern verbunden,
Bei Thieren bin ich als Waffe bekannt,
Sie können mit mir dich verwunden,
Zu Doſen, zu Pfeifen, beim Rauchen,
Zu vielerlei kannſt du mich brauchen.

Und jaget im Walde der Jägersmann,
So pflegt er mich mit ſich zu nehmen,
Und ſtimmt das Orcheſter ein Muſikſtück an,
Muß ich mich zu tönen bequemen,
Und reiſeſt du fort recht geſchwinde,
Ich immer vor dir mich befinde.

Ich hab' einem Baum, einem Stein, einem Kraut,
Einem Fiſch, der Coralle auch eben
Der Pfeife, der Blende, dem Silber, der Haut,
Einem Vogel den Namen gegeben,
Der Ehemann nur kann mich nicht leiden,
Und ließ meinetwegen ſich ſcheiden.

142.

Kennſt du das Weib, das einſt mit ihrem Sohne
Geſeſſen auf Conſtantinopels Throne,
Behauptet hat ſie dort
Sich nur durch Gräul und Mord;
Die Brüder ihres Mannes hat ſie geſchlachtet,
Und als ihr Sohn
Nach ihrem Thron
In ſpät'rer Zeit getrachtet,
Auch er den Tod durch ſeine Mutter fand,
Sie war die erſte Frau, die herrſcht' im Morgenland.

143.

„Du ſollſt dich fort
Schnell — und das Wort —“
Sprach ich zu meinem Diener, er
Gab mir zur Antwort: „Nimmermehr
Mag ich mich —“ und das Wort dazu,
„Hab ohnedieß hier keine Ruh',
Und muß mich plagen fort und fort,
Und —“ hier ſetzt' er dazu das Wort.
„Da geh' ich lieber auf das Land,
Und will mit meiner eignen Hand
Dort ackern, pflügen und alldort
Die Schaf' —“ er ſchloß hier mit dem Wort.

144

Von mir, mein lieber Leſer
Dir ſtets ein Paar erſcheint,
Du trägſt mich auf der linken
Und rechten Seite Freund,

Doch ob du ohne uns nicht kannſt beſtehen,
Wirſt du im Leben doch uns niemals ſehen.
145.
Mich kennt und braucht ein Jeder,
Der noch zu reden meint,
Ein Zwillingsbruder von weder
Bin ich mit ihm vereint.
146.
Wenn ich mich in das Mittel ſchlage,
Haſt du im Leben nie Noth und Plage,
Ich darf nur vor der Hochzeit ſtehn,
So wirſt du nie eine Hochzeit begehn,
Und wenn es mir allein ſo gefällt,
So haſt du Ärmſter wohl niemals Geld,
Daß nie was geſchehe, das mach' ich allein,
Und doch war ich nie und werde nie ſeyn.
147.
Die erſte Sylbe man von jedem Manne ſpricht,
Die zweite wird geſprochen
Latein von einem Knochen,
Das Ganz' iſt Amor, aber Amor iſt es nicht.
148.
Ich bin eine Gegend im Meere,
Von der ſchirmenden Küſte nicht weit,
Wo den Schiffen, die glücklich dort ankern,
Nicht Gefahr vor den Stürmen mehr dräut.
149.
Ich gehe auf vier Füßen,
Und gehe auch auf zwei'n,

Ich fliege gegen Himmel,
Und krieche im Geſtein,
Im Waſſer ſchwimm' ich auch
Und wohne in der Erde Bauch,
Und ſtatuirſt du mit Verſtande mich,
Dann Leſer biſt du ſelber — ich.

150.

Ein ägyptiſcher Gott bin ich,
Faſt dem griechiſchen Herkules gleich,
Nach Italien verfügt' ich mich,
Gründete dort ein Volk und ein Reich.

151.

Sobald ich Jemand unterwürfig bin,
So bin ich es im weit'ſten Sinn,
Auch bin ich's, wenn ich Lohn dafür erhalte,
Daß ich im Haus die Dienſte dir verwalte,
Und tret' ich in ein Amt des Staates ein,
So werd' ich's ebenfalls dann ſeyn,
Erräthſt mich nicht, nimm nur ein Brieflein in die Hände,
Du findeſt meiſtens mich darin am Ende.

152.

Vierfach iſt mein Nam' bekannt,
In dem alten Griechenland:
Einmal ward das alte Theben
Einſt als König mir ergeben,
Und der Sphynx verworrnes Räthſel hat
Einſt Ödip gelöſt in meinem Staat.
Dann ein König von Korinth war ich,
Und als meine Tochter ward verzehrt,

Durch ein Kleid, das ihr ein Weib verehrt,
Traf mit ihr derſelbe Tod auch mich.
Und ein andrer König in Korinth
War ich auch. Alkmäon hat mir eben
Seine Kinder zu erziehn gegeben,
Meine Frau verkauft' ein ſolches Kind.
Und noch viertens war ich ohne Thron
Einſt des allerſtärkſten Halbgotts Sohn.

153.

Zünd' ich ein Licht dir an,
Auf deiner dunklen Bahn,
So hab' ich dir's gethan.
Putz' ich Euch Kleider und Stiefel aus,
Und räum ich Euch auf in Eurem Haus,
Und trug ich Euch auf, da ihr ſpeiſtet,
So hab ich es auch Euch geleiſtet.
Und tret' ich in Tempel und zu dem Altar,
Und bring' ich dem Höchſten das Meßopfer dar,
So leiſt' ich es auch
Nach geiſtlichem Brauch.
Kurz, was ich zu Andrer Nutzen vollbracht,
Und wo ich zu Anderer Wohle gewacht,
Da hab' ich es ihnen gemacht.

154.

Der Punkt, wo Etwas auf der Spitze ſteht,
Und wo es dann ſich wendet,
Wo man mit Sehnſucht harrt, ob ſich's zum Guten dreht,
Ob es zum Schlimmen endet,

Den Punkt vor allen von Gewicht
Man nennet ihn, wie mein Wörtlein ſpricht.

155.

Wo dein Blick ein Land erſchaut,
Unbewohnt und unbebaut,
Dorten triffſt du mich.
Wo du einen Acker ſiehſt,
Der nicht cultiviret iſt,
Dorten auch bin ich.
Es herrſcht bei mir die Traurigkeit,
Darob der Menſch mich haßt und ſcheut.

156.

Was brauchſt du für ein Wörtelein,
Willſt Etwas du vergleichen,
Um einen höhern Grad für die
Vergleichung zu erreichen?
Statt „Je“ und ſtatt „um ſo“ iſt auch
Dieß Wörtlein öfters im Gebrauch.

157.

Wäre doch an jenem Orte,
Das mein Wörtchen ſagt,
Eine gut gebackne Torte,
Würdet ſehn, wie mir's behagt.
Auch Champagnerwein daneben
Möcht ich an dem Ort,
Ha! das wär' ein herrlich Leben,
Ginge nie mehr fort;

Auch mein Liebchen möcht' ich haben,
Wo mein Wort hin zeigt,
Und noch viele andre Gaben,
Die mein Mund verſchweigt.
Aber ſeltſam! kann ich Alles
Dieſes auch nicht ſehn
An dem Orte ſtehn,
Kann ich mit dem beſten Willen
Ihm doch nie entgehn,
Auf der Gaſſe, in dem Zimmer,
Nachts, ſo wie bei Licht,
Wo ich bin, da iſt es immer,
Wo ich nicht bin — nicht.

158.

Von Allem, was auf Erden ſich befindet,
Es ſei nun lebend oder nicht,
Man ſtets ein kleines Wörtchen ſpricht,
Womit ſein Daſein man verkündet,
Und wo dieß Wörtchen nicht trifft ein,
Das kann nur eingebildet ſeyn.
Doch wirklich hier auf Erden
Kann's nicht getroffen werden.
Abſonderlich noch wäre ein Juriſt
Ein Discantiſt, Altiſt und Tenoriſt,
Baſſiſt und Waldhorniſt und Harfeniſt,
Ein Alchymiſt, Deiſt und Caſuiſt
Ja ſelbſt ſogar der unbrauchbarſte Miſt
Nie ganz auf dieſer Welt,
Wenn ihm dies Wörtlein fehlt.

159.

Ich bin ein ſonderbares Thier,
Ich krieche, fliege, ſpringe,
Am Kopfe wachſen Hörner mir,
Trag' oft am Leibe Ringe,
Vielleicht bin ich in dieſem Augenblick bei dir,
Du höreſt mich, wenn ich im Graſe ſinge,
Du iſſeſt mich, bewunderſt meine Zier,
Wenn ich die bunten Flügel ſchwinge,
Gleich wenn ich komme aus dem Ei,
Legt man mit einer Maske mir
Ganz einen gleichen Namen bei.
Und ſpäter nennt man mich hinfür
Wie jenes Ding, womit in Kinderjahren
Die kleinen Mädchen gern beſchäftigt waren.

160.

Ich traf den Freund am fernen Ort,
Und fragt' ihn, wie's ihm gehe dort?
Da ſagt' er zwei Mal mir ein Wort.

Drauf gingen wir zuſammen fort,
Ich fragt' ihn wieder, wie er's mache,
Daß er ſtets fröhlich ſei und lache?
Da ſprach er wieder jenes Wort,
Und klärte ſeinen Lebenslauf
Mir kurz mit wenig Worten auf.

Drauf ſprach ich, mich verwundernd, jenes Wort,
Und ſagt' ihm, daß auf dieſer Erde

Ich künftig eben leben werde — —
Den Satz ſchloß ich mit jenem Wort.

161.

So klein und kurz ich bin,
Und eigentlich auch habe keinen Sinn,
So brauchſt du mich doch oft und viel
Bei ganz verſchiedenem Gefühl:
Gar oft begleit' ich eine Frage,
Dann rufſt du Andere mit mir,
Unwillen auch entreißt mich dir,
In Freude und im Lachen auch,
Bin ich nicht ſelten im Gebrauch.

162.

Ich deute auf Vergangenheit,
Und auch auf Zukunft hin,
Und nur für gegenwärt'ge Zeit
Paßt nimmermehr mein Sinn;
Doch wenn ich zu Vergangnem leite,
Und wenn ich auf die Zukunft deute,
Geſchieht es unbeſtimmt nur immer,
Gewiſſen Zeitpunkt nenn' ich nimmer.

163.

Worin der Gottesſohn
Sich noch uns ſichtbar zeiget,
Wovor der Chriſt ſich ſtets
In frommer Demuth neiget,
Was Sündern Labſal iſt,
Und Sterbenden deßgleichen,

Das ſage jetzt mir an,
Und laß es oft dir reichen.

164.

Wo du biſt, da bin ich auch,
Nicht ſitzen, nicht gehn,
Nicht liegen, nicht ſtehn,
Kannſt du jemals ohne mich.
Es kann kein Ding auf Erden
Ohne mich je werden,
Oder fort beſtehn.
Noch bin ich nach dem Sprachgebrauch
Die Spitze eines Dinges auch,
Und mein Name wird daneben
Münzen, Gewichten und Maßen gegeben;
Jedes Dorf und jede Stadt
Auch von mir den Namen hat.

165.

Wo ich ſtehe, zeiget ſich
Immer auch ein Mangel,
Fängſt kein Fiſchlein, find' ich mich
Ein bei Netz und Angel.
Wär' ich vor deinem Vater geweſen,
Wäreſt du nicht auf der Welt,
Wenn du vor jedem Heller mich fändeſt,
Hätteſt du auch kein Geld.
Nur verlange nach mir recht ſehr,
Daß ich vor all deinen Leiden wär'.

166.

Kennſt du das Land, wo meine Früchte blühen?
(Nicht die Orangen mein' ich, welche glühen)
Kennſt du es wohl? dahin, dahin,
Möcht' ich mit dir, mein Leſer, ziehn.

Kennſt du den Napf, er ſtehet auf dem Tiſche,
Drin Süßigkeit und Geiſt mit mir ſind im Gemiſche,
Kennſt du ihn wohl? daraus, daraus,
Möcht' ich mit dir manch Gläschen trinken aus.

Kennſt du mein Öhl, es riechen's Alle gerne?
Kennſt du in mir die ſchön geformten Sterne?
Du kennſt mich wohl, nenn' mich nur her,
Bin zu errathen gar nicht ſchwer.

167.

Wer die Gefahr nicht ſcheuet,
Die ſicher doch ihm dräuet,
Und ihr entgegen geht,
Und muthig ſie beſteht,
Dem legeſt du mein Wörtlein bei,
Glaubſt du vielleicht, daß kühn es ſei?
Du irrſt, doch ſei nicht bang darum,
Und wähle ein Synonymum.

168.

Ich nenne einen Theil von deiner Mutter dir,
Du iſſeſt und du trinkſt aus mir;
Iſt dir kalt, zum Ofen geh,
Biſt du dort in meiner Näh,
Darfſt mich nur berühren,

Wirſt du nicht erfrieren.
Willſt du mich zum Klange bringen,
Wird es nimmer dir gelingen,
Dennoch lieber Sohn
Kling ich wie der Ton.

169.

Nenne mir, wenn du es weißt,
Wie man oft ein Fäßchen heißt,
Oben recht gut zugedeckt,
Drein man manchen Vorrath ſteckt,
Öfters ſo die Wanne auch
Wird benannt nach Landesbrauch.

170.

Mit an kann's Schaden oder Nutzen bringen,
Mit ab wirſt Hund und Pferde damit zwingen,
Mit auf kannſt einen Scheiterhaufen machen,
Mit aus bringſt du zum Ziele alle Sachen,
Mit ein wirſt du mit Hausrathſtücken
Dein Zimmer ſchmücken;
Doch ohne an, ab, auf und aus und ein
Wird etwas ſchnell durch mich entſchieden ſeyn.

171.

Der Name einer Muſchel bin ich,
In Formen von Kugeln findet ſie ſich,
Als Knopfſtein und Schlangenſtein iſt ſie bekannt,
Von Andern Seeigel, Seeapfel genannt.

172.

Ich bin ein kleines lebloſes Ding
Und koſte wenig auf Erden,

Und doch kann aus mir, bin ich noch ſo wenig,
Ein Aar, der zur Sonne fliegt, werden.
Columbus gebrauchte einſtens mich,
Zu rächen an ſeinen Feinden ſich,
Sprichſt zweimal du mich nach einander aus,
So wird ein Verwunderungs-Ausruf daraus.

173.

Ich ſtehe immer tiefer,
Als andre Dinge ſtehn,
Und bin mit Recht geringer
Als andre angeſehn,
Wird's Abend, muß die Sonne
Mit mir zu Bette gehn.

174.

Ich nenne dir ein erlauchtes Haus
Aus italieniſchen Gründen,
Im Arioſt kannſt du es finden,
Er preiſt einen Cardinalen daraus,
Und wenn du Taſſo geleſen
So iſt es nicht fremd dir geweſen.

175.

Wo ich das kleine Wörtlein finde,
Bedeutet es ſo viel, als raſch, ſchnell und geſchwinde.

176.

Das Zeitwort, das ich hier,
Mein Leſer, nenne gebietend dir,
Drückt aus den erſchütternden Ton
Und das Gällen der Ohren davon,

Die Fenſter thun es in einem Haus,
Wenn der Donner brüllet mit ſtarkem Gebraus.

177.

Ich bin eine Inſel in Griechenland,
Es wächſt auf mir
Der Malvaſier.
Und durch eine Schlacht, die dort entſtand,
Den Türken zum Nachtheile, bin ich bekannt.

178.

Zwei Sylben hat mein Wort,
2 glänzt am Himmel dort,
Und 1 rufſt du verwundert
Siehſt du von 2 ſo viele hundert,
Und geht dem 2 der Morgen voran,
So braucht' es vor Zeiten als Waffe man,
Und die dadurch fielen zu Boden hin,
Die haben auch 1 aus Schmerzen geſchrie'n,
Das Ganze ſag' ich dir herzlich gern,
Es mahnt an die Auferſtehung des Herrn.

179.

Als ich im Auguſt am Abend
Vor dem Dorf am Abhang lag,
Hört' ich Etwas in der Ferne
Tönen im gemeßnen Schlag;
Ich erhob mich und trat näher,
Wie war mein Erſtaunen groß,
Drei baumſtarke Bauern ſchlugen
Da ganz unbarmherzig los;

Wie ſie ſchlugen, ſprang behende
Ein Schauſpieler ſchnell heraus,
Und wie dieſer ſich vermehrte,
Ward ein todter Dichter draus.
Was nun die drei Kerls thaten,
Sollſt du lieber Freund errathen.

180.

Es bilden nur zwei Zeichen mich,
Doch vielerlei beantwort' ich;
Wenn man dich frägt um einen Ort,
Gibſt du zur Antwort dieſes Wort,
Frägt man um einen Zuſtand dich,
So gibſt du auch zur Antwort mich.
Frägt man worin Etwas beſtehe,
Ich an der Antwort Spitze ſtehe.
Ich bin zu ſagen auch bereit,
Wann was geſchah', in welcher Zeit,
Auch auf die Frag' wohin,
Ich dir zu Dienſten bin.
Setz' noch ein n daran am Schluß,
So haſt an mir du einen Fluß.

181.

Es iſt ein Ort,
Den Niemand wohl hat gerne,
Und doch von dort
Darf Keiner bleiben ferne,
Du darfſt dahin nicht laſſen wandern
Für dich zu handeln einen Andern,
Und müßteſt eine Woche, armer Mann,

Du dieſen Ort vermeiden,
Du würdeſt ſchrecklich leiden
Und jeden ſehr beneiden,
Der dieſen Ort beſuchen kann.
Hier brauch' ich einen Namen für die Sache
Dem Klange nach aus einer fremden Sprache.

182.

Es ging ein Weib wohl auf der Straß',
Ein kleines Kind am Wege ſaß
Und weinte bitterlich;
Das Weib trat näher mitleidvoll,
Und fragte: „Warum weinſt du wohl
Mein Kind, was kränket dich?“
Das Kindlein ſpricht: „die Thräne fließt,
Weil du Frau, meine Mutter biſt,
Ich nicht dein Töchterlein!“ —
Das Kind, was mocht' es ſeyn?

183.

Du verſteheſt unter mir
Ochs und Kuh und Kalb und Stier.

184.

Erkläre mir mein Räthſelgeiſt,
Wie an der Mähne bei dem Pferde
Des Halſes höh'rer Theil benennet werde,
Und wenn du dieſes denn nicht weißt,
So ſag' ich dir zum Überfluſſe:
Du haſt mich ſelber an dem Fuße.

185. 186.

Drei Viertel Morgen Land,
Die in Hannover liegen,
Wie werden ſie genannt,
Von jenen, die ſie pflügen?
Setz' noch ein e am Ende dran,
So haſt du ein Brutbienchen dann.

187.

Du triffſt mich dort, wo einer weht
Von den vier Himmelswinden,
Schau dorthin, wo die Sonn' aufgeht,
Dort wirſt du auch mich finden,
Und näher biſt du als in Rußland mir,
Wohnſt du in meinem Logogryphen hier.

188.

Was deine Zunge ſprach,
Folg' ich dem Satze nach,
So ſetz ich der Vollbringung
Noch eine Vorbedingung;
Auch kannſt mich in der Rede ſehn
Oft ſtatt dem Wörtlein aber ſtehn,
Dann bin ich öfters auch
Statt dennoch im Gebrauch.

189.

Ich nenne dir ein Gras,
Das gute Körner traget,
Der Brei, der draus entſteht,
Dem Landmann wohl behaget,

In Wälſchland macht man auch
Und zwar nicht nur zur Noth,
Zum Wohlgeſchmacke ſelbſt
Manch Backwerk draus und Brot.

190.

Ich bin die dienende Bothin der Juno,
Die Schnellbefußte nennt mich Homer,
Am Himmel erſchein' ich im farbigen Glanze
Und ſieht er mich, freut ſich der Landmann ſehr,
Weil ich ihm andeute den köſtlichen Segen:
Für ſeine Felder befruchtenden Regen.

191.

Leſer! an mir wohnen kannſt du,
Auf mir fahren kannſt du auch,
Stechen in mich, wenn du wollteſt,
In mich geh'n nach Sitt' und Brauch,
Bären ſchließ' ich, Blumen, Kühe,
Drachen, Eicheln in mir ein,
Fiſche, Hühner, Igel, Krebſe,
Hunde, Bäume und Geſtein,
Brauſen kann ich, laufen, ſchäumen,
Steigen, fallen und auch gehn,
Schwarz und roth kannſt du mich ſchauen,
Weiblich mich und männlich ſehn.

192.

Ich ſchreibe mich aus dem Franzöſiſchen her,
Man ſah mich früher in Häuſern mehr,
Vertieft ſtand ich da und nahm zur Zier
Die Bilder und Bildſäulen auf in mir.

193.

Zu bekräftigen die Wahrheit
Setzte man mich ein,
In dem Dunkel kann ich Klarheit,
In dem Zweifel Licht verleih'n,
Doch werd' ich was Falſches ſeyn,
Steht vor mir das Wörtchen »mein.«

194.

Wenn du auf einen Roſenſtrauch trittſt,
Iſt's möglich, du fühlſt mich in Füßen,
Wenn du eine böſe That haſt gethan,
So fühlſt du mich in dem Gewiſſen.

195.

Ich bin ein kleines liebliches Thier,
Doch ſehn mich Manche mit Grauen,
Man kennet ſchon neunzig Arten von mir,
Bin öfters ſchönfärbig zu ſchauen,
Mein Körper iſt lang, meine Beine ſind klein,
Nicht bald wird ein Thierchen ſo ſchnelle ſeyn.

196.

Geh hinaus zum Unkenteiche,
Findeſt dorten mich,
Schneid' mich ab, und dir zur Stütze
Redlich weih' ich mich.
Willſt du ſehen in die Sterne,
Willſt du rufen in die Ferne,
Brauchſt du wohl auch mich.

197.

Der macht, das Etwas ſchnell entſcheidet ſich,
Bin ich,
Wohl darf ich es wagen
Mein Urtheil zu ſagen,
Ich bin dazu beſtellt,
Durch mich es Kraft erhält
Und ſtehet mir ein nach voraus,
So führ' ich mein Urtheil ſelber aus.

198.

Ein harzig Öhl wirſt du in mir erkennen,
Das ſie durch Feuer aus den Hölzern brennen,
Du kannſt wohl auch mit Schmiere mich benennen.

199.

Zu allgemein
Würd es dir ſeyn,
Sagt' ich allein
Daß ich ein Frauenname bin,
Drum ſage ich
Dir noch daß mich
Getragen eine große Kaiſerin.

200.

Wenn auf der Bühne zwei Liebende reden,
So wird es dorten gegeben,
Und wenn ſich zwei Höckerinnen befehden,
So iſt es dasſelbe auch eben.
Und wenn auf der Straß' ein paar Schuſterjungen
Ball ſpielen, ſo kannſt du es ſehn.

Und wenn du am Grabe der Mutter, durchdrungen
Vom Schmerze liegſt, wird es entſtehen,
Im weiteren Sinne kann's überall ſeyn,
Wo etwas geſchieht auf Erden,
Im engeren Sinn kann's aber nur allein
Auf der Bühne gefunden werden.

201.

Ich bin eine Gans, doch ſeltener Art,
Und lebe im kalten Norden,
Nichts in den drei Reichen ſo fein iſt und zart,
Als das, was zu Theil mir geworden,
Meinen Reichthum trag' ich auf treuer Bruſt,
Und ſchaffe dadurch dir große Luſt.

202.

Ich liefre dir Stöpſel, auch bracht' ich ſchon Brot,
Mich brauchſt du bei Gerben von Häuten,
Ich färbe dir gelb und ich färbe dir roth,
Und ſchwarz auch, die Tint' zu bereiten,
Ich kühle dich, wärm' dich, du ſitzeſt auf mir,
Auch ſah man mich ſchon auf dem Hute von dir.
Du trankſt mich als China beim Fieber,
Und ſelbſt als Kaffeh ſchon mein Lieber.

203.

Willſt du mich kennen lernen,
So ſchaue nur um dich,
In deinem Hals und Ofen
Und Schlüſſel findeſt mich.

204.

Ich wandte das Wort auf alle Seiten,
Doch kann ich davon dir nichts bedeuten,
Wenn du genug dran haſt,
Es heißt ſo viel als faſt.

205.

Führſt du einen Damm von Erde auf,
Beſchränkeſt dadurch eines Waſſers Lauf,
Damit es nirgend dir durchbrechen kann,
So haſt du gemacht vorſichtiger Mann,
Was ſie in Sachſen alſo benennen,
Wir aber als Damm in Öſterreich kennen.

206.

Du wirfſt im Ofen mich hinein,
Damit dich Wärme mög' erfreu'n
Holz bin ich zwar, doch wenn dein Mund jetzt ſpricht,
Dieß Räthſel ſei das Holz, erräthſt du's nicht.

207.

Wenn du ſprichſt: „die Hirſche ſchreien!“
Jaget dich der Weidmann fort,
Willſt der Jägerei dich weihen,
Brauch' dafür ein andres Wort.

208.

Als Mädchen und als Frucht
Bin ich recht ſehr geſucht,
Als Frucht doch hab' ich Falten,
Gehöre zu den Alten.

209.

Mit der bin ich ein Menſch,
Mit das nur eine Sache,
Mit der ſoll ich bewachet ſeyn,
Mit das für Sicherheit ich wache.
Mit der pfleg' ich zu gehn,
Mit das geht man durch mich,
Mit der kann keinen Schluß ich machen,
Mit das ſchließ' aber ich;
Und ohne der und das zu leſen,
Bin ich ſogar ein Gott geweſen.

210.

Drei Zahlen gab man mir,
Ich gab der Groſchen vier,
Durch den Verkehr ward dann
Ich ſchnell ein reicher Mann,
Wie wird nun das genannt,
Wodurch mein Glück entſtand?

211.

Wehe jenem Schiffe,
Dem an einem Riffe
Was mein Wort bedeutet, droht,
Denn es folget ſchneller Tod!

212.

Zur Wohnung dien' ich dem Verſtande,
So wie man ſpricht,
Oft leg' ich ihn ſogar in Bande,
Doch weiß ich's nicht;

Hat Einer den Verſtand verloren,
Den Gott ihm gab,
So hinge, ſagen die Doktoren,
Von mir das ab.
Die Menſchen leider doch vergeſſen
Wie nützlich ich,
So ſehr ſie mich bedürfen, eſſen
Sie dennoch mich.

213. 214.

Sie wie es liegt, iſt's ſpan'ſcher Wein,
Ein e dazu, ſo iſt es ein Verein
Von Menſchen, die durch einerlei der Lehren
Sich ſondern, und vom Allgemeinen kehren.

215.

Wenn du mich erblickſt durch das Fenſter hinaus,
So mach' ich dir manches Mal Galle,
Doch horch! nicht mehr tobet des Stromes Geſaus,
Ich hab' ihn gehemmt in dem Schwalle;
Lieb Mägdlein weiche fein ſorgſam mir aus,
Ich bringe gar leicht dich zu Falle,
Doch magſt du mich ſpeiſen im Opernhaus,
Und auch bei dem fröhlichen Balle.

216.

Kennſt du das Leichentuch,
Nicht ſchwarz iſt's wie die Nacht,
Nein, glänzend, weiß und groß,
Wie man noch keins gemacht,
Es decket ſchimmernd zu
Des Schöpfers größte Pracht,

Wenn's weggezogen wird,
Der Schlafende erwacht.

217. 218. 219.

Das Meſſer und die Schere,
Wenn ſie dir ſollen nützen,
So müſſen ſie beſitzen,
Was zu errathen wäre,
Und haben ſie's, ſo kann
Damit geſchehen dann,
Was ferner iſt das Zweite,
Was ich dir hier bedeute;
Sonach iſt jener Mann,
Der's thut, das Dritte dann,
Er thut es an den Steinen,
Er thut es an den Schweinen,
An Formen und am Stahl,
Am Holze auch zumal;
Doch die es am Gewand
Thun mit geübter Hand,
Es tragen dieſe Herrn
Den Namen gar nicht gern,
Statt deſſen wird anjetzt
Ein anderer geſetzt.

220.

Ich bin voran gezogen,
Den Helden in die Schlacht
Ich habe Viele betrogen
Und in die Grube gebracht,

Und wenn der Maler malet,
Iſt er für mich entglüht,
Und wenn der Dichter dichtet,
So weiht er mir ſein Lied,
Doch, ob ich Undankbare,
Auch Wenigen genützt,
So iſt doch der ein Schurke,
Der gar nicht mich beſitzt.

221.

Wenn du durch Handlung und durch Wort
Dich ſo zeigſt gegen Einen,
Daß man bemerkt, er könne dir
Nicht achtungswerth erſcheinen,
So biſt du gegen ihn
Was ſagt des Wortes Sinn.

222.

Es koſtet dich gewiß gar große Mühe nicht,
Zu ſagen, welch ein Wort meiſt für bereits man ſpricht.

223.

Dein ganzes Dichten und Trachten
Es geht nach mir;
Und wenn dich Stürme umnachten,
Schauſt du nach mir;
Denn ewige Freuden dir lachten
Allein in mir,
Manch Lied die Dichter ſchon brachten
Zu Tag von mir;
Die erſten Menſchen erwachten
Auch einſt in mir.

224.

Das, was mein Wörtlein von zwei Zeichen ſpricht,
Das iſt der Mond, die Sonne iſt es nicht,
Der Finger iſt's, doch nicht die ganze Hand,
Der Rock, doch nicht das übrige Gewand,
Die Mädchen ſagen es, wenn ſie den Einen
Den ſie in ihrem Herzen tragen, meinen.

225.

Die Sonne ſtrahlte ſo,
Der Tag war eben ſo,
Die Vöglein ſangen ſo,
Da ging ein Mädchen ſo
Auf einer Wieſe ſo! —
Ihr blaues Aug' war ſo,
Ihr Mündchen eben ſo,
Ihr ganzes Antlitz ſo.
Ach! rief ſie, wie iſt's ſo!
Da kam ein Jüngling ſo
Entgegen ihr: — „Wie ſo —
Biſt du, ſprach er, ſo ſo
Wie junge Roſen!“ — So
Fand ſie dieß Wort, und ſo
Lacht ihm ihr Mund; gar ſo
Verging die Zeit, und ſo
Küßt ſie ihn, er ſie ſo,
Der Jüngling bat dann ſo
Um ihre Hand, und ſo
Schloß ſich ihr Eheband.

226.

Von hinten ſo, wie auch von vornen,
Bin ich ganz gleich,
Doch bin ich leider auch an Dornen
Meiſt überreich,
Es ſollen zwei ſich mir zur Liebe
Verſtehen ein,
Auf daß ich ihnen reizend bliebe
Nur eins zu ſeyn.

227.

Kennſt du den Namen der platten Schaluppen?
Womit meiſtens landen die engliſchen Truppen?

228.

Wenn du immer thuſt, was ich benenne,
Darf dich Niemand ſchmälen drob,
Wenn du Jeden gibſt, was ich benenne,
Ernteſt überall du Lob;
Wenn bei dir man ſucht, was ich benenne,
Es zu ſpenden ſteh' nicht an,
Denn nur Jener, der was ich benenne
Ehret, iſt ein braver Mann.

229.

Kaum wirſt du errathen können
Wie man Stützen pflegt zu nennen,
Die das Schiff am Stappel halten.
Auch die Pfähle bei den Dämmen,
Welche dazu ſind beſtimmt,
Daß die Waſſer, wenn ſie ergrimmt,
Nicht die Felder überſchwemmen,

Werden ſo genannt,
Iſt dir der Name bekannt?

230.

Heil dem Weibe,
Das es iſt am Leibe!
Aber zehnmal ruf ich Jener Heil,
Der es an der Seele ward zu Theil.

231.

Ich ſeh' in die Zukunft und Ferne,
Ich leſ' aus den Bildern der Sterne,
Was im Buche des Schickſals ſteht,
Kurz: Bin ein deutſcher Prophet.

232.

Du darfſt nicht gehn,
Du darfſt nicht ſtehn
Auch fahren nicht,
Soll das geſchehn,
Was dies mein Wörtlein ſpricht;
Es thun's die Soldaten im Felde auch,
Doch bei den Musketiren iſt's nicht der Brauch.

233.

Was dieſes Räthſel ſagt, ſah ich zum erſten Male
Im Kerzenerleuchteten Saale,
Da dacht' ich mir: dieß ſei das Deine,
Wenn's dieß nicht iſt, ſo ſei es Keine!
Der Name, den es trug, er war mir nicht bekannt,
Deßwegen hab' ich's auch
Nach der Verliebten Brauch
Nur ſo, wie dieſes Räthſel ſagt, benannt.

Doch war
Es ſonderbar,
Wie ich es hieß, ſo hießen auch
Die Weiber all nach Sprachgebrauch,
Und meine alte Baſe,
So gut wie meine Naſe,
Und meine Bruſt und meine Hand
Die hab' ich eben ſo genannt.

234.

Du findeſt mich am Baum und an dem Brote,
An heißen Tagen an dem Gaſſenkothe,
Auch an der Wunde kannſt mich ſehen,
Am Käſe wirſt du mich verſchmähen,
Ich ſchließe immer etwas ein
Und werde meiſtens härter ſeyn.

235.

Ein chemiſcher Prozeß bin ich,
Der ſich durch Gluth und Flüſſigkeit
Geſtaltet in gar kurzer Zeit,
Er wird ſehr leicht hervorgebracht,
Die Köchin ſelbſt ihn täglich macht.

236.

Ich bin ein Strom am Furkaberg entſprungen,
Trägt mich durch das Walliſſerland mein Lauf,
Der Genferſee nimmt meine Waſſer auf,
Und dann bin ich nach Frankreich hin gedrungen.

237.

Vernommen haſt du dieſes Räthſel kaum,
Erräth'ſt du's auch ſchon ſicherlich,

Ein jeder ſchwanker Zweig von einem Baum
  Bin ich.

238.

Du bauſt nicht ohne mich ein Haus,
Bringſt Feuer ſelbſt aus mir heraus,
Du zahlſt mich oft um ſchweres Geld,
Wenn dir mein Strahlen wohlgefällt,
Und ſchmückſt mit mir gar eitel dich
Und doch trittſt du mit Füßen mich;
Weh dir, ich bin ein ſchlimmer Gaſt,
Wenn du mich in dem Körper haſt.

239.

Jetzt nenn' ich einen Seefiſch dir,
Sein Leib iſt breit und platt gedrückt,
Sein Schwanz mit Stacheln ausgeſchmückt,
Mit fünf Luftlöchern kannſt du ſehen
An ſeinem Halſe ihn verſehen.

240,

Ich habe viele Zähne,
  Und beiße dennoch nicht,
Ich hab' eine lange Stange
  Und ſchlage dennoch nicht,
Ich ſcharre viel zuſammen,
  Doch ein Geizhals bin ich nicht.

241.

Ein Gott war ich in ält'ſter Zeit,
Als Thier betrachteſt du mich heut,
Einſt trug ich ſtolz auf meinem Leib
In Lieb' entbrannt ein ſchönes Weib,

Jetzt muß ich ſchwere Laſten tragen,
Wobei mich grobe Bauern ſchlagen,
Doch ob verachtet auf der Welt,
Glänz' ich doch an dem Sternenzelt.

242.

Bin ich bei einem Sack, ſo ruheſt auf mir,
Bin ich bei einem Hut, dien' ich als Deckung dir,
Bin ich bei einer Blum', verwelk' ich nicht ſo bald,
Bin ich auf einem Haus, ein böſer Aufenthalt.
Bin ich beim Feuer, dann wünſch' ich vom Herzen dir
Die Liebe deiner Braut, ſie gleiche ja nicht mir;
Bin ich bei einem Mann, iſt eigentlich er keiner,
Muß figuriren doch bei Vielerlei als einer.
Und ſtell' ich etwa mich bei einer Witwe ein,
So wird die arme Frau des Manns beraubet ſeyn.

243.

Mit Recht benennt man Künſtler mich
Laß ich mich hören auf der Geige,
Weil ich in Kraft des Tons und Bogenſtrich
Vor Allen mich als Meiſter zeige.

244.

Thiere ſind wir, zarte, liebe,
Halten wir uns in Wäldern auf,
Hirſchen ähnlich, doch nicht Hirſche,
Schnell und raſch iſt unſer Lauf,
Weil wir ſind ein Leckerbiſſen,
Öftermal wir ſterben müſſen.
Wollteſt du uns rückwärts leſen,
Wären früher wir geweſen.

245.

Die Vögel thun es durch die Lüfte,
Im Garten thuen es die Düfte,
Es thut's die Mutter
Mit Honig und Butter,
Es thut's ſo mancher junge Herr
Wohl durch die Straßen Kreuz und Quer,
Im Walde thun's die Füchſe,
Die Wölfe und die Lüchſe,
Von Fiſchen kannſt du ſehn
In Flüſſen es geſchehn,
Manch Trauerſpiel gefiele mehr,
Wenn es dabei geſchehen wär',
Wird in der Schlacht ein Schiff gezwungen
Dazu, ſo iſt der Sieg errungen,
Thuſt bei der Geige du es eben,
So wird ſie Töne von ſich geben,
Und würdeſt du es Leſer nun
Bei gegenwärt'gem Räthſel thun,
So müßt' es plötzlich wandern,
Fort aus der Zahl der andern.

246.

Ich habe Füße,
Kann aber doch nicht gehn,
Auch werd' ich niemals müde,
Und bleib doch immer ſtehn,
Wenn Jemand gut mich führt,
Wird er wohl honorirt.

247.

Wenn du ein Reiter biſt
So wirſt du gleich es nennen,
Wenn ich dir ſag': es iſt
Ein leichter Zaum beim Pferderennen.

248. 249.

Zwei Subſtantiven nehm' ich nun zuſammen,
Die beide von dem vor'gen Verbo ſtammen:
Das Erſte wird dir ſchmerzlich ſeyn,
Fühlſt du es auf dem Körper dein,
Das Zweite wird dir ſchmerzlich ſeyn,
Macht man es in ein Kunſtwerk dein,
Das Erſte wird dir Freude geben,
Machſt du's als Meiſter in dem Leben.
Das Zweite wird dir freudig ſeyn,
Geſchieht's auf deinem Schuldenſchein,
Durch's Erſte möchten viele Leute,
Oft machen können ſchnell das Zweite.

250.

Warſt du nie im oberdeutſchen Land,
Iſt dir wohl der Ausdruck nicht bekannt,
Welche Jene, die dort leben,
Ihren Erdenrüben geben.

251.

Vier Spieler ſaßen am Tiſch,
Sie ſpielten luſtig und friſch,
Sie tranken dazu einen Wein,
Der ſauer war und nicht rein,

Der Wein, er hatte ja eben
Das Wort, was ich aufgegeben;
Von dieſen Spielern der Eine
Bekam oft Karten ſehr gute,
Und ſpielte mit friſchem Muthe.
Sein Partner bekam aber keine,
Und ließ ihn im Wort, was ich meine.
Da fühlte Herr A, weil das Wort
Er machen nicht konnte hinfort,
Das Wort gar ſchmerzlich im Herzen,
Es wurde bald Ernſt aus dem Scherzen,
Die Karten warf von ſich ein Jeder,
Herr A zog wüthend vom Leder
Und gab dem B nun das Wort;
Darauf weil es dunkel ward dann,
Und alle das Wort nicht mehr ſah'n,
So gingen mitſammen ſie fort.
Und ließen den B in dem Wort.

252.

Die Handlung, die dieß Wort bezeichnet,
Das ich hier biete Euch,
Sie unterbricht, wird ſie begangen,
Die andern alle gleich.
O möchte auf der Freude Wegen
Dieß Wort Euch niemals ſeyn entgegen!

253.

Ich bin ein Stuhl, ſo wie ein andrer iſt,
Doch mußten meinetwegen,

Für welchen oft das Blut in Strömen fließt,
Sich Millionen in die Grube legen.
Von mir ertönet eine Stimme,
Vor welcher alle andern ſchweigen,
Und wehe dir, wenn ſie im Grimme
Dir drohet ihre Macht zu zeigen;
Doch wenn ein Vater auf dem Stuhle ſitzt,
Dann ſind die Kinder wohl beſchützt.

254.

Die Waſſer ſchwellen an,
Sie rauſchen wild heran,
Nun haben ſie's gethan.

Siehſt du die Menſchenmenge,
Da hörſt du's im Gedränge.

Ein Gewitter drohet ſchwer,
Jetzo brauſt der Sturm daher,
Was ich nenne, thut auch er.

255.

Eine Gottheit in älteſten Zeiten
War ich in dem Ägypterland,
Hatte dasſelbe dort zu bedeuten,
Was der Griech' unter Pallas verſtand.

256.

Beim Manne werd' ich immer ſeyn,
Doch nicht bei Frau und Kind,
Beim Ochſen find' ich auch mich ein,
Doch nicht bei Kalb und Rind,

Beim Braten brauchſt du Leſer mich,
Bei deiner Suppe nicht,
Kurz Jeder, den dein Mund ausſpricht,
Ja dieſer bin ſtets ich.

257.

In Weſtphalen und am Nieder-Rhein
Wird ein Mann, der auf dem Land
Als Verwalter im Amte ſtand,
Alſo, wie mein Wörtlein ſagt, benannt.

258.

Wenn du Sappho's Leben geleſen,
Findeſt du meinen Namen darin;
Freundin bin ich einſtens geweſen,
Dieſer berühmten Dichterin.

259.

Fünfzig Schweſtern nennt mein Wort,
Die mit Thieren und Tritonen
In des Meeres Abgrund wohnen,
Mit Delphinen ſpielen dort,
Von dem Vater, der bekannt,
Sind die Kinder ſo genannt.

260.

Ich bin ein Held, am Ruhme ſo reich,
Daß man ſchon bei meinem Leben,
Mich ehrend ſchützte den Königen gleich,
Und mir den Beinamen Herr gegeben
Viel Lieder mir zu Ehren erklangen,
Meine Thaten und meine Liebe beſangen

Die Dichter, und meines Beinamens Wort
Es lebet noch jetzt in der Dichtkunſt fort.

261.

Bin eigentlich kein Wort,
Nein, nur ein Laut zu heißen,
Und tön' ich, wirſt du doch
Zu ſchweigen dich befleißen,
Erſchall' ich ziſchend nur,
Wirk' ich ſo kräftig ſchnelle,
Daß jeder Mund ſich ſchließt,
Und Ruhe herrſcht zur Stelle.

262.

Die ganze prächt'ge Erde,
Sie wär' für dich verloren,
Wenn Gott dich nicht beim „Werde“
Zu dem, was ich bedeute, auserkoren.
Die Schönheit aller Schönen,
Sie wär' für dich vergebens,
Es ſtrahlte keine Sonne
In's Dunkel deines Lebens,
Ganz unbekannt dir blieben
Der größten Meiſter Bilder,
Und dieſes Ungeheuer
Wär' nicht für dich geſchrieben.

263.

Ein ſchönes Weib der fabelhaften Zeit
Nenn' ich dir mit zwei Zeichen,
Es gab nicht ihres Gleichen,
Um ſie hat ſelbſt ein Gott gefreit,

Verzweifelnd ſprang ſie in das Meer,
Von ihr ſtammt deſſen Name her.

264.

Ein Räuber war ich, ein furchtbarer Mann,
Ich hielt — wie man ſchreibet die Reiſenden an,
Sie mußten mir waſchen die Füße ab,
Und wenn ſie die knechtliche Arbeit gethan,
So ſtürzt' ich vom Felſen in's Meer ſie hinab.

265.

Wir ſind die Bewohner von einem Land,
Und Europäern noch wenig bekannt,
Reich iſt es an Campher und Aloe,
An Indigo, Zucker, Baumwoll und Thee,
Sein Gewebe ſpinnet der Seidenwurm hier,
In Erfindungen ſtehen wir weit über dir,
Die Waaren, die du von uns kannſt bekommen,
Werden theuer bezahlt und gerne genommen.

266.

Im tauſend ſiebenhundert neun und ſiebzigſten Jahr,
Ein wichtiger Friede geſchloſſen war,
Preußen und Baiern und Öſterreich
Söhnten ſich aus in güt'gem Vergleich,
Die männliche Erbfolg' beſtimmte man da,
Nun nenne den Ort, wo das Alles geſchah.

267.

Sag an, wie nennt ſich der tragiſche Held,
Von dem uns die griech'ſche Geſchichte erzählt,
Daß er ſeine Mutter ermordet hat,
Den Vater zu rächen geſchah dieſe That,

Allein die Reue kam hinterher,
Und nimmer verließen die Furien ihn mehr,
Obgleich er uns aber als Mörder erſcheint,
So war er doch auch ein ſehr treuer Freund.

268.

Wie heißt der Frevler, der, obgleich an Gott er glaubt,
An Offenbarung doch zu zweifeln ſich erlaubt?

269.

Kennſt du den großen Fiſch, mein Freund,
Den ich dir hier bedeute,
Und der auf jeder Seite
Mit einem Luftloch dir erſcheint.
Es iſt der größten Einer hier auf Erden,
Von denen, die im Strom gefunden werden.

270.

Drei der Zeichen hab' ich nur,
2 — 3 — 1, das iſt ein Schwur,
Ein Geſchlechtswort 1 — 3 — 2,
Und ein Herrſcher 1 — 2 — 3.

271.

Ich bin bei den Töpfern bekannt,
Sie ebnen mit mir ihre Töpfe fein,
Bei den Korbflechtern werd' ich genannt,
Sie flechten mich in die Körbe hinein.
Im Mittelalter kannte man mich,
In den Rüſtungen ward ich getragen,
Bei den Wagen auf jedem Rade bin ich,
Dieß wird mir auf der Stirne beſchlagen,

Und bricht ſich Jemand den Arm, ein Bein,
Werd' ich beim Verband dem Chirurg nöthig ſeyn.

272.

Ich würde, was mein Wort ſpricht, thun,
Wenn ich einen Fernen riefe,
Doch wagt' ich nimmer es zu thun,
Wenn mein kranker Vater ſchliefe,
Ich würd's um alle Welt nicht thun,
Wenn im Dunkeln mit Liebchen ich koſ'te,
Doch würd' ich es vermuthlich thun,
Wenn ich gegen ſie mich erboß'te.
Ich würd' es thun, wenn ich im Feld
Ein Regiment kommandirte,
Auch würd' es dazu zwingen mich,
Wenn ich einen Schlag verſpürte.

273.

Du findeſt Freund, in deinem Körper mich,
Die Glieder und die Knochen binde ich,
Auch bin ich bei dem Geometer
Der Diameter.

274. 275.

Das Wort, das jetzt mein Logogryph Euch beut,
Bezieht ſich nur auf die vergangne Zeit,
Ihr werdet's brauchen ſtets, wenn ihr wollt ſagen
Wie lang es ſei, daß ſchon ſich etwas zugetragen,
Setzt ihr ein e am Schluß daran,
So wird's zu einem Hauptwort dann:
Von dem im Sinn und in der That
Ein jedes Ding ſtets zweie hat;

Und wer von dieſen Zwei'n
Die rechte weiß zu finden,
Dem darf ich es verkünden,
Er werde glücklich ſeyn.

276.

Die Dichter ſollen ſtets es thun,
Bei Allem was ſie ſchreiben,
Damit die Spreu geſondert wird,
Und nur die Körner bleiben.
Und weil der Menſch denn überhaupt
Bei Allem, was er ſelber ſchuf,
Nur immer, daß es gut ſei, glaubt,
So wäre wohl zu dem Behuf
Noch räthlicher ſie ließen's machen,
Von Andern, die verſtehn die Sachen.

277.

Mein Wort iſt dem ohne vergleichlich,
Und nur noch bei Dichtern gebräuchlich;
Ich wünſche dir ſehr, mein lieber Freund,
Daß es dir vor allem Übel erſcheint.

278. 279.

Ein Hauptwort, das ich hier dir bringe,
Bezeichnet einerlei Art der Dinge,
Und wenn du verſchiedene Dinge, mein Freund,
So ordneſt, daß jede Art einzeln erſcheint,
So haſt du gethan,
Was ein Zeitwort ſagt an.

280.

Der Schiffer.

Wohl mir, wenn dich mein Blick gewahrt,
Du biſt mein Leiter auf der Fahrt.

Der Liebhaber.

Nur dein Auge liebe Seele,
Ich zu meinem mir erwähle.

Der Ehrſüchtige.

Alles, was ich thu' und meide,
Alles, was ich wag' und leide,
Thu' ich nur dafür,
Fürſt! o gib es mir!

281.

Weißt du wohl mein Räthſelgeiſt,
Wie in den Münzen der Münzſtock heißt?
Jener Ort auch, wo
Dieſer Stock iſt hingelegt,
Und wo Münze wird geprägt,
Heißet eben ſo.

282. 283.

Es iſt dir nicht lieb, wenn beim Eſſen
Du etwa das Hauptwort vergeſſen,
Weil du in dem Munde kannſt nun
Das Zeitwort nach deinem Bedürfniß nicht thun.

284.

Das Wort, das ich mein',
Iſt aus dem Latein,

Und meiſtens von Stein;
Du triffſt es in Ländern
In heißeren an,
Damit man das Waſſer
Bewahren drein kann.

285.

Mit *unter* ſetzt es ein Wagniß voraus,
Mit *über* iſt eine Gefahr glücklich aus,
Mit *ab* biſt gezwungen was aufzugeben,
Mit *auf* mußt du dich aus dem Bette erheben,
Mit *an* iſt's ein Zaudern, nachdem man gedacht,
Mit *ent* iſt etwas hervor gebracht,
Mit *er* kann's der Menſch nach dem Tode nicht,
Mit *ein* übernimmt man für Andr' eine Pflicht.
Doch ohne den Zuſätzen allen,
Laß dir's auf den Füßen gefallen.

286.

Der Richter.

Parteien lud ich vor Gericht,
So that ich, was dieß Wort hier ſpricht.

Der Magier.

Ich nahm den Zauberſtab,
Fuhr damit auf und ab,
Dann rief ich als ihr Meiſter
Die unſichtbaren Geiſter,
Und ſo hab' ich gethan,
Was dieſes Wort ſagt an.

Der Schriftſteller.

Man hat in der Kritik mir unrecht gethan,
Und tadelte Etwas in Reimen
Da führt' ich denn gleich ohne Säumen
Den **Schiller** als meinen Gewährleiſter an,
Da hab' ich denn auch, was dies Wort ſagt, gethan.

287.

Das Gras thut es im Frühling,
Die Sonne thut's dem Graſe,
Die Biene thut's dem Menſchen,
In's Meer thut es der Schiffer,
Mit Karten thut's der Spieler,
Der Fleiſcher thut's dem Kalbe,
In Kupfer thut's der Künſtler,
Chirurge in Geſchwüren,
Die alten Ritter thaten's
Mit Lanzen in Turnieren.

288.

Hohe Kraft iſt mir beſchieden,
Menſchengedanken drück' ich aus,
Schließe Krieg und ſchließe Frieden,
Überliefre dir ein Haus;
Wär' ich nicht geweſen,
Alle großen Lichter:
Proſaiſten, Dichter,
Könnteſt du nicht leſen;
Und zerriſſen wäre jedes Band
Das dich knüpft an Freund' im fernen Land.

Vier und zwanzig Brüder
Wären ohne mich
Unnütz ſicherlich,
Und verſchollen wären alle Lieder.
Wohl mein Nutzen iſt ſehr groß,
Doch auch Unheil quillt aus meinem Schooß.
Und vielleicht hat darum eben,
Weil die Advokaten mich
Oft mißbrauchen fürchterlich,
Mir Natur der Trauer Farb' gegeben.

289.

Ich bin ein Vogel mit langem Geſicht,
Doch eine Schnepfe bin ich nicht,
Ich komm' im Frühling bei Euch an,
Und ſetze mich auf Thürme dann,
Sind ungeſtaltet deine Beine,
Sagt man zum Spott du habeſt meine.

290.

Was führt man für ein Wörtelein
Statt „um ſo“ in der Sprache ein?

291. 292.

Ich ſchloß meine Thaler ein,
In dieſes Wörtelein,
Das ſtand in meinem Zimmer
Im politirten Schimmer;
Doch bald darauf erſah
Ich einen Sprung daran,
Es war geborſten — da

Ließ rufen ich den Mann,
Der's wieder machen kann. —
Das Ding, den Mann zugleich,
Geb' ich zu rathen Euch.

293.

Das Wörtlein, worum ich frage dich,
Es errathet hier ſelber ſich.

294.

Haſt du mich frei, ſo hält man dich
Für redlich und für offen,
Haſt du mich hoch, ſo läſſeſt du
Auf viel Verſtand uns hoffen,
Haſt du mich faltig, o dann läßt
Es auf Beſorgniß ſchließen,
Haſt du mich hart, ſo will man daß
Du unverſchämt ſeiſt, wiſſen,
Doch wenn du mich von Eiſen haſt,
Hab' ich nicht gern zu ſchaffen
Mit dir, denn von dir prallen ab
Wohl alle geiſt'gen Waffen.

295.

Zevs ſelbſt mein Vater war,
Von dem die Nymphe Idaa gebar,
Der erſte König von Creta war ich.
Von mir ſchreibt der Name des Landes ſich.

296.

In dem alten deutſchen Land
Einſt ein heil'ges Gericht beſtand,

Welches ward gehalten jährlich,
Um, was gegen Rel'gion
Etwa war gefrevelt ſchon
Oder was ihr war gefährlich,
Zu erforſchen, zu beſtrafen,
Wehe! den ſie ſchuldig trafen.

297.

Kennſt du wohl jene der drei Horen,
Die Jupiter mit Themis hat erzeugt,
Der Ungerechtigkeit hat Rache ſie geſchworen,
Und nur dem Rechte ſtets ſich zugeneigt,
Sie wiegt der Menſchen Thuen auf der Wage,
Beſtraft die Stadt, wo Ungerechtes wohnt,
Mit Aufruhr und mit mancher andern Plage,
Indeß ſie die Gerechten ſtets belohnt.

298.

In der Schiffkunſt dien' ich dir,
Tiefe des Waſſers zu meſſen mit mir,
In der Chirurgie bin ich auch
Zur Unterſuchung der Wunden im Brauch.

299.

Traue mir nicht auf der Fahrt des Lebens,
Und entflieh meiner Stimme Klang,
Denn du widerſtehſt mir vergebens,
Erſt bezaubr' ich dich durch den Geſang,
Dann, wenn gefolget du mir,
Raub' ich das Leben dir.
Einſt waren meine Schweſtern und ich
Nur am Ätna im Meer fürchterlich,

Jetzt aber hat auch zu Land
Mancher zu ſpät uns erkannt,
Und wenn unſer Geſang
Auf dem Theater erklang,
Lockten wir Manchen, der Lieb' wollt' erwerben,
Wie einſt Jene, in Noth und Verderben.

300.

Biſt du als Menſch das Erſt' an einem Ort,
So wird dir's bald das Zweite dort,
Somit denn auch das ganze Wort.

301.

Einer der größten Flüſſe im Frankenreich
Nenn' ich dir, du erratheſt ihn gleich,
Wenn ich dir ſage, warſt du in Paris,
Haſt du ihn auch geſehen gewiß.

302.

Iſt dir der Name des Königs bekannt,
Der einſtens herrſchte im Trojerland?
Dieſer ſein Name war es auch eben,
Der dem Land Troas den Namen gegeben,
Und, wie in der Geſchichte zu leſen,
Iſt er der Danaer Stammherr geweſen.

303.

Wenn ein Ding eins iſt, und deren nicht mehr,
So paſſet ein Hauptwort — errath' es — hierher.

Und iſt ein Ding einzig der Art auf der Welt,
Es auch mit Recht dieſen Namen erhält.

Und bleibt ein Ding immerfort einerlei,
So legt man ihm auch dieſes Hauptwort bei.

Sind mehre Dinge ſo feſt verbunden,
Daß gar nichts Verſchiednes kann werden gefunden,
So iſt davon auch
Dieß Wort im Gebrauch.

Und ſtimmen mehr Dinge zu einem Zweck,
So brauche von ihnen den Ausdruck auch keck.

Im Zahlenverein
Wird's immer auch ſeyn,
Ein jedes allein
Von eins bis auf neun.

304.

Ich nenne dir eine Krankheitsform,
Die einſt nach Brow'ns ärztlicher Norm
In größerer Reizbarkeit beſtand,
Es ſtammt das Wort aus Griechenland.

305.

Eine Stadt an der Weichſel im Culmer-Diſtrict,
Sollſt du zu errathen verſuchen,
Copernikus hat dort das Weltlicht erblickt,
Und berühmt iſt's durch — Pfefferkuchen.

306.

Du biſt es jedem Menſchen ſchuldig,
Der ſich dir achtungswerth beweiſt,

Vor allen aber deinen Eltern
Und jedem hoch erhabnen Geiſt,
Der Armuth auch und dem Verdienſte
Mußt du es ohne Anſtand thun,
Selbſt allen jenen, die geſtorben,
Und in der kühlen Erde ruh'n!
Du kannſt es aber auch begehren,
Von jedem Andern gegen dich,
Und ſollt' es Einer dir verwehren,
Mußt du ihn zücht'gen fürchterlich.

307.

Wenn du biſt
Violiniſt,
Wirſt du mich wohl kennen,
Weißt mich auch zu nennen,
Wenn du willſt recht leiſe ſpielen,
Wirſt du es durch mich erzielen.

308.

Kennſt du das Wort, das im Gebrauch man hat,
Für die Verordnung, oder das Mandat,
Wodurch der Landesherr Befehl verbreitet,
Aus dem Lateiniſchen wird's hergeleitet.

309.

Einen engliſchen Dichter nenn' ich,
Wahrlich keinen witzigern kenn' ich,
Keinen gemüthlichern auch zugleich,
In dem ganzen kritiſchen Reich.
Wenn du den letzten Buchſtab ihm nimmſt,
Was er dem Vaterland war du beſtimmſt.

310.

Eine der Titaniden war ich,
Und die himmliſche Venus gebar ich,
Meiner Tochter hat man auch eben
Darum oft meinen Namen gegeben.

311.

Mein Freund! du mußt nicht ruh'n,
Es immer vorwärts thun,
In allen guten Dingen:
Viel ſchneller wird's gelingen,
Wenn du drei Zeichen von dem Wort,
Das du errathen ſollſt, nimmſt fort.

312.

Mich verfolgte Minos Liebe,
Und da keine Gegenwehr
Nützte, ſtürzt' ich mich in Kreta
Von dem Berge, in das Meer.
Und der Berg, wo ich's gethan,
Nahm dann meinen Namen an.

313.

Wenn dich viel körperlich Leid,
Der Huſten, die Gicht bedräut,
So daß du kaum ſtehn
Mehr kannſt und kaum gehn,
Die Augen ermatten,
Die Hände ſchon zittern,
Dein Anblick ſchon Jeden
Fängt an zu erſchüttern,

Dann biſt du, was mein Wörtlein ſagt, [illegible]
Ich wünſche, daß dich's niemals plagt.

214.

Ich bin ein Ding, gar wunderlich:
Am Firmamente triffſt du mich,
Am Kaiſermantel fehl' ich nicht,
Bin auch in manchem Angeſicht,
Fließt irgendwo Blut,
So kannſt du mich ſehn, Röthe
Ich pflege dem Zorn
Im Antlitz zu ſtehn,
Gewähre doch nirgend
Dir größern Genuß,
Als wenn du mich wahrnimmſt
Am Liebchen beim Kuß.

315.

Wo immer die erſte Sylbe ſteht,
Da iſt eine Einheit zu finden,
Doch kehrſt du ſie um, ſo wird durch ſie
Dir jede Hoffnung entſchwinden,
Die zweite Sylbe wirſt du im Commerz
Auf vielen Wechſeln ergründen,
Wenn du in einen Brunnen ſchauſt,
So wirſt das Ganze drin finden.

316. 317.

Zwei Pflanzengeſchlechter errathe nun du,
Das erſt' iſt zur fünften Claſſe genommen,
Den ſchwarzen Bruſtbeerbaum zählt man dazu,
Und das Cypernholz ſoll daher kommen.

Ein wälliſches „mit“ ſetzt' von vorne herein,
So wird es der Name der Eintracht ſeyn.
Das Zweite gibt vierzehn Arten dir an,
Es zählet dazu ſich der Majoran,
Und läſſeſt den erſten Buchſtab du fort,
So nennt eine Himmelsgegend das Wort.

318.

Wenn du ſcherzeſt, wenn du lacheſt,
Oder wenn du Poſſen macheſt,
Biſt du's nicht;
Aber wenn du zum Exempel
Betheſt fromm in Gottes Tempel,
Oder ſtehſt am Leichenſtein
Wirſt du's ſeyn.
Wer das Leben recht betrachtet,
Dem ſinkt leicht der frohe Muth,
Gar zu ſchnell wird er es werden,
Und es läßt dem Manne gut.
Als ein Taufnam' auch
Iſt das Wort im Brauch.

319.

Aus dem Lateiniſchen ſtammt ein Wort,
Welches ſo viel will ſagen,
Als: die Rede, die Schreibart, der Styl,
Drin Etwas vorgetragen;
Recenſenten werfen ſtets mehr
Mit dieſem fremden Worte umher,
Und wo es Werken am Kerne fehlt,
Meiſt dieſe Schale ihr Lob erhält.

320.

Etwas Ekelhaftes nenn' ich dir,
Stets mit Abſcheu wendeſt dich von mir,
Meiſtentheils bei Wunden
Wenn ſie erſt entzunden,
Werd' ich dann gefunden;
Aber wenn auch ich vergehe,
Iſt die Heilung in der Nähe

321.

Ich bin ein winziges rundes Ding,
Doch meine Kraft iſt nicht gering,
Der Vogel fällt aus der Luft herab, [illegible]
So bald ich ihn ereilet hab'
Wähl' ich dein Aug' zum Ziele mir,
Iſt's mit dem Sehen aus bei dir,
Doch wenn man von dir ſagen kann,
Du ſeiſt von gutem Schrot ein Mann,
So wünſch' ich herzlich Glück dir dann.

322.

Wenn du mein Leſer als Hauptwort mich nimmſt,
So ſteh' ich in dritter Endung, [illegible]
Und ſpreche von Jenen, denen das Glück
Die Mittel gab zur Verſchwendung;
Betrachteſt du aber als Zeitwort mich,
So gilt dir mein Ausdruck eben ſo viel
Als geben — ſetz vorne er noch dazu,
So wirſt du erlangen mit mir ein Ziel.

323.

Wenn die Gaben der Natur
Decken Wieſ' und Feld und Flur,
Mit der Senſ' der Bauersmann
Fängt das Heu zu mähen an,
Wenn die flinken Schnitterinnen,
Ihre Arbeit froh beginnen,
Wenn der hochbeladne Wagen
Langſam fährt in's Dorf hinein
Und die müden Bauern tragen
Gabel, Rechen, hintendrein,
Dann rückt jene Zeit heran,
Die mein Wort dir ſaget an.

324.

Du geheſt ſo, wenn du zum Thor willſt gehen,
Und ſiehſt dich plötzlich bei der Kirche ſtehen.

Du handelſt ſo, wenn du nach einem Ziele trachteſt,
Und doch die Mittel, die's erreichen, ſtets verachteſt.

Du rechneſt ſo, wenn du behaupteſt: zwei
Und fünfe noch dazu das ſeien drei.

Du denkeſt ſo, wenn du dir bildeſt ein,
Das Wort des Räthſels hier es müſſe „fälſchlich“ ſeyn.

325.

Zu meinem Bruder kann ich gehn,
Und dorten ſeine neun Söhne ſehn,
Ich ſehe dennoch nicht,
Was dieſes Wörtlein ſpricht.

Doch wenn ſein Weib zu jenen neun
Ihm bringet noch ein Töchterlein,
Dann ſeh' ich dort
Sogleich das Wort.

326.

Der Kopf der Göttin Iſis iſt
Die erſte Sylbe,
Das Mittelſtück vom König Caſimir [illegible]
Die zweite Sylbe,
Ein Stück von einem goldnen Louisd'or
Die dritte Sylbe,
Das Ganze zeigt dir dann
Den Namen, den zur Tauf' erhält ein Mann.

327.

Ein jeder Menſch ſoll's eigentlich ſeyn,
Denn wär' er es nicht, ſo könnte im Leben
Für ihn ſich manch falſches Facit ergeben,
Die aber da ſitzen in Buchhalterei'n,
Die ſollen's vor allen Übrigen ſeyn.

328.

Aus dem Griechiſchen ſtammt ein Wort,
Das wir gebrauchen noch immer fort,
Um zu bezeichnen damit den Ort, [illegible]
Wo ſie eine Muſik aufführen,
Auch die Künſtler benennet das Wort,
Welche an dieſem Ort muſiciren.

329.

Wenn ich gleich ein winziges Wörtlein bin,
Geb' ich doch Nachdruck den Wörtern, dem Sinn,

Zeige eine Fortdauer an,
Steigere eine Bedeutung hinan,
Ich klinge, du Deutſcher, in deinem Mund,
Faſt eben ſo oft als das ſo und das und.

330.

Da kommt ein Soldat die Straße daher,
Auf ſeiner Schulter trägt er's Gewehr,
Und in der Hand hält er ein Papier,
Das trägt er vom Oberſt in's Hauptmannsquartier,
Es ſtehet darin, daß der Hauptmann ſoll morgen
Mit Früheſtem dieß oder jenes beſorgen,
Nun ſag mir, wie man im Regiment
Und in der Kriegsſprache dieſes benennt.

331.

Zwei Bretter wollte ich verwenden,
Den Schreiner ließ ich kommen,
Abſägen ſoll er mir die Enden.
Und als er nun die Arbeit unternommen,
Da ſagt' er den techniſchen Ausdruck mir,
Den alle Tiſchler gebrauchen dafür.

332.

Die Zähne machen's in deinem Mund,
Die Bäume in den Alleen,
Wenn das Glas drin herum geht, ſo iſt es rund.
Bei Soldaten kannſt lange du's ſehen,
In Gaſſen bildet es Haus an Haus,
Und hier machet jede Zeile es aus.

333.

Am Accazienbaum
Bei den Erbſen, Linſen, Bohnen
Siehſt du mich, in meinem leeren Raum
Pflegen Körner drin zu wohnen.
Wenn die Segel auf den Schiffen wehen
Kannſt als Seil mich an den Ecken ſehen,
Und beliebt es einen Mitlaut dir
Zu verdoppeln noch an mir,
Nenn' ich dir von einem Volke Einen
Das du ſiehſt im Walter Scott erſcheinen.

334.

Räthſellöſer! ſag mir an:
Wie benennt man jenen Mann,
Der ein Schiff mit Mann und Maus
Rüſtet aus?
Auch die Herrn des Raths in Bremen
Sich denſelben Titel nehmen.

335.

Willſt du nach dem Münzamt gehen,
Kannſt du mich als Menſchen ſehen,
Suchſt du auf der Wieſe mich,
Dort erſchein' als Käfer ich,
Und wo ſie in Bergen bauen,
Kannſt du mich als Hammer ſchauen.

336.

Mein Kutſcher trat zu mir,
Mein Pferd, das arme Thier,

Es hatte viel gelitten,
Ich hatt' es ſteif geritten
Der Kutſcher ſagt es mir,
Doch brauchte er dafür
Ein andres fremdes Wort.

337.

Kennſt du die Gattin des Königs von Theben,
Welche verfolgt ihre Vorgängerin
Grauſam bis nach Kithäron hin.
Wo ſie ſich zu ihren Söhnen begeben;
Aber die nahmen ſich ſchreckliche Rache
Für der Mutter gerechte Sache,
Ließen ihre Verfolgerin greifen,
Und ſie binden in ihrem Zorn
Grauſam an eines Stieres Horn,
Und ſie alſo zu Tode ſchleifen.

338.

Weißt du, wie man den Berg benennt,
Der Piemont von Savoyen trennt?
Vierzehnhundert Toiſen ſo ungefähr
Ragt er empor über's flache Meer,
Einſt war der Weg drüber beſchwerlich ſehr,
Jetzt aber iſt er gebahnet,
Man macht ihn bevor man es ahnet.

339.

Es iſt der Name von einem Geſang,
Am Zürcherſee höreſt du ſeinen Klang,
Es iſt auch der Name von einem Tanz,
Sich bildend durch einen geſchloſſenen Kranz.

340.

Der Thetis Tochter und des Ocean,
Die ſich mit ihrem Bruder hat verbunden,
Und in dem Eheband, das ſie umwunden
Die Nereiden zeugte dann,
Von welcher auch die Damen
Noch einen andern Namen
Bekamen,
Wie hieß wohl dieſe Reiche? ſag es an.

341.

Wie wird eine Grafſchaft im Brittenland
Und ihre Hauptſtadt zugleich genannt,
Die jedem Geographen bekannt?
Und hätteſt du wirklich ſie ſchon vergeſſen,
Sie fällt dir doch ein, haſt du Käs draus gegeſſen

342.

Ich nenne dir einen Sumpfvogel jetzt,
Deß Nackenfedern man vorzüglich ſchätzt,
Im Orient gelten der höheren Würde
Sie auf dem Kopfe zum Schmuck und zur Zierde,
Und dieſer Schmuck, an Federn ſo reich,
Führt auch den Namen des Vogels zugleich.

343.

Eine ruſſiſche Feſtung nenn' ich Euch.
Am Dnieper gelegen, ein Hafen zugleich.

344.

Eine Herrſcherin nenn' ich dir,
Einſt ein Glanzgeſtirn im Norden,

Große Kräfte lagen in ihr,
Doch iſt ihr Reich nicht glücklich geworden.
Viele kleinliche Leidenſchaften
Ließen die Hohe am Staube haften;
Sah man bei ihr auf einer Seite
Sanftmuth, Größe und Freimüthigkeit,
So gewahrte man auf der andern
Härte, Rachſucht und Eitelkeit,
Ferne von ihrem Reich, ihrer Herde,
Starb die Hirtin auf fremder Erde.

345.

In mir ſteckt ein' Abtei,
Ein Dichter auch darin,
Die ein' iſt in Paris,
Der Andre war in Wien.

346.

Ein Prinz war ich und auch ein Held zugleich,
Zweihundert Jahr' iſt's ſchon, im Frankenreich,
Gen Spanien hab' ich für mein Vaterland gekämpft,
Im Innern einen Aufruhr auch gedämpft;
Doch undankbar nahm dieſes mich gefangen,
Da bin ich über zu dem Feind gegangen,
Für dieſen auch focht ich mit gutem Glück,
Kehrt' aber bald in's Vaterland zurück,
Wo ich, nachdem ich Ruh' ihm wiederum erworben,
Berühmt in ſeinem Schooße bin geſtorben.

347.

Was ich bin lieber Freund, das brauch' ich nicht erſt zu erklären,
Hier, hier haſt du mich ſelbſt, ſieh mich und ſag was ich bin.

348.

Iſt, lieber Leſer dir wohl eine Stadt bekannt,
Die größte Handelsſtadt im alten Griechenland;
Doch durch den Reichthum, den die Leute dort gewannen,
Sich ihre Sitten zu verſchlimmern auch begannen;
Die Üppigkeit nahm zu durch Zügelloſigkeit,
Durch Buhlerinnen ward der Liebe Flamm' entweiht,
Stets tiefer ſank die Stadt und bald kam es ſo weit,
Daß ſie zur Unterthänigkeit auch ſank in kurzer Zeit.

349.

Ein Wort ſtammt aus dem Latein,
Das immer nur Jener kann ſeyn,
Der an der Spitz' einer Anſtalt ſteht,
Und dieſe leitet, damit ſie gut geht,
Nimmſt du die erſte Sylbe fort,
So bleibt ein ähnlich bedeutendes Wort,
Und was man dann darunter verſteht,
Triffſt du bei der Univerſität.

350.

Es wohnen viel leckere Thiere
In mir,
Es laſten viel ſchwere Joche
Auf mir,
Es wachſen viel koſtbare Weine
An mir,
Es liegen viel herrliche Städte
Bei mir,
Es werden durchzogen viel Länder
Von mir,

Es rühmet mit Recht ſich der Deutſche
Mit mir.

351.

Ich ſtamme aus dem Franzöſiſchen her,
Und mehrerlei Sinn ſteckt in mir,
Für mich hat der Deutſche der Worte mehr,
Willſt's haben, ſo nenn' ich ſie dir;
Verſchwiegen heiß' ich, bedachtſam auch,
Für klug und verſtändig bin ich im Brauch,
Für höflich, beſcheiden, vorſichtig,
Gebraucht man mich eben ganz richtig.

352.

Sag mir lieber Leſer behende,
Wie nennet man im ſpaniſchen Reiche die Stände?
Nimmſt du das Erſte und Letzte vom Worte,
Befindeſt du ſchnell dich an einem Orte.

353.

Wenn Einer etwas ſpricht,
Und du erlaubſt es nicht,
Und fällſt ihm in die Rede drein,
So wird von dir das Wort gemachet ſeyn,
Wenn Einer behauptet dieß oder das,
Und du behaupteſt dagegen was,
So haſt da eben gewagt,
Was dir mein Wort hier ſagt;
Und wenn du biſt ein Advokat,
Und man eine Klagſchrift dir zugeſtellt hat,
Und du reichſt Etwas dagegen ein,
So wird dieß auch mein Wörtelein ſeyn.

354.

Der geiſtreichſten Schriftſteller Einen
Im ganzen deutſchen Land,
Als Geſchichtſchreiber und Philologe,
Als Weltweiſer und Dichter bekannt.
Wird durch dieſes Wort dir genannt.
Rein menſchlicher hat wohl noch Keiner geſchrieben,
Er ſtarb, doch ſein Geiſt iſt für ewig geblieben.

355.

Ich bin ein ungemein nützlicher Baum,
Der ſo viel Arten zählt,
Daß ſie zu benennen mir fehlet der Raum,
Man trifft mich in aller Welt;
Man braucht meine Rind' in der Medicin,
Und auch mein Samen nützet darin,
Die ſpaniſchen Fliegen lieben mich ſehr,
Die herrliche Manna kommt auch von mir her,
Und läßt du der Buchſtaben drei,
Die mitten im Worte erſcheinen,
Nach Neueren gelten für Einen,
So bin ich von hinten ſogar
Der Baum, der von vorne ich war.

356.

Eine Fackel brennt dort oben,
Auf des Tempels Zinne hell,
Und ein Jüngling wirft ſich unten
In die Fluthen kühn und ſchnell,
Will zu der Geliebten ſchwimmen,
Die im Tempel ſeiner harrt,

Doch unſel'ge Stürme brauſen
Und ſein Herz im Tod erſtarrt,
Und das Element, ſo grauſam
Wirft den Leichnam an den Fuß
Jenes Tempels aus, damit ihn
Die Geliebte ſehen muß;
Aber ſie, von Schmerz ergriffen,
Stürzet ſich vom Thurm herab,
Ihn umſchließend mit den Armen,
Finden ſie vereint ihr Grab.
Sag mir nun, du Räthſelgeiſt,
Wie die Priſterin wohl heiſt?

357.

Ich bin ein Waſſervogel,
Bald zahm und auch bald wild,
In letzterm Fall der Jäger
Begierig nach mir zielt,
Und ſpeiſeſt du eine Art von mir,
So findeſt du gleich einen Löffel von mir
Gib Acht, daß nicht dein Mund hier vorſchnell ſpricht,
Und willſt du ſagen „Gans“ — ſo ſag' es nicht.

358.

Des Athamas Gemahlin
Die einſt den Gott der Luſt,
Den hohen Gott der Reben
Geſäugt an ihrer Bruſt,
Und welcher eine Göttin dann
Dafür viel Leides angethan,

Die ſollſt du jetzt mir nennen,
Wirſt du ſie anders kennen,
Ich kann dir ſagen noch dazu:
Wenn nach dem erſten Buchſtab du
Dem Wort' einſchalten willſt ein u,
So wird die Göttin ſelber draus,
Die ſie vertrieb von Herd und Haus.

359.

Die erſte Sylb' iſt rund,
Und lang iſt dann die Zweite,
Fünffach im Erſten iſt
Das Ganze, was ich bedeute,
Wenn du den Namen Zone kennſt,
Du mich zugleich mit dieſem nennſt.

360.

Wenn du in Briefform ein lyriſch Gedicht
Schreibeſt, worin ſein Gefühl ausſpricht
Irgend ein Held und darin uns erzählt,
Was er gethan und gewagt auf der Welt,
Dann ſchreibſt du ſolch ein Gedicht in der That,
Welches vom Helden den Namen hat.

361.

In meinem Worte fügt wohl Sonderbares ſich:
Beſucht ein guter Freund zum Mittagsmahle mich,
So iſt das Erſte er, das Zweite aber ich;
Das Ganze waren einſt, ich ſag es einem Jeden,
Nicht weniger als vierzehn Könige in Schweden.

362.
Wie hieß die Göttin der finſteren Nacht,
Die über die Erde viel Unheil gebracht?
Sie warf ſogar in der Göttinnen Reih'n
Den Zwietrachtsapfel mitten hinein.

363.
Das Zeitwort, das ich gebe nun,
Es kann wohl Bürgſchaft geben
Für Alles was die Menſchen thun,
Nur nicht für Glück und Leben.
Anſtalten ſind dafür bekannt,
Allüberall umher,
Für Schaden auf dem feſten Land,
Und Schaden auf dem Meer.

364.
Das Erſte iſt eine dritte Perſon,
Das Zweite thut man bei einem Ton,
Das ganze Wort, das ich dir hier bot,
Das wünſcheſt du von dem lieben Gott,
Wenn zu ihm du beteſt in deiner Noth;
Auch wenn du deine Flamm' erkläreſt
Dem Liebchen, und dafür
Von dieſer Gegenlieb begehreſt,
So wünſcheſt du's von ihr.

365.
Die erſte Sylbe von dem Wort,
Iſt jedes Weib an jedem Ort,
Die zweite ſetzt ein adliger Mann
Statt „von" dem Namen oft voran.

Biſt du ein Ökonom, ſo weißt
Du wohl, wie man das Futter heißt,
Das, eh man es dem Viehe reicht
Man erſt in heißem Waſſer weicht.

366.

Zwei Stunden nach Sonnenuntergang
Ging ich ganz ſtill den Fluß entlang,
Mir war ſo weh, mir war ſo bang,
Weil nach der erſten Sylbe hin
Mein theures Mädchen mußte ziehn;
Und wie ich nach der Erſten ſah,
Mit thränenfeuchtem Auge — da
Sah ich die Zweite dort ſogleich,
An purpurfarbnen Gluthen reich;
Mich überraſchte dieſe Pracht,
Wohl mitten in der dunklen Nacht,
Und einen Mann, der ging vorbei,
Frug ich ſogleich was dieſes ſei?
Er nannte mir das ganze Wort,
Und ging dann wieder weiter fort.

367.

Es nennet alſo die Schuppen der Schmied,
Die von dem Eiſen ſpringen, wenn's glüht.

Ein Bergmann hat alſo den Stein mir genannt,
Der durch das Tropfen der Kalkerd' entſtand.

Man nannte mir alſo in Leinwandbleichen
Den Aſchen vom morſchen Holze deßgleichen.

368.

Wenn die Wolken fliehen
Und in neuer Pracht
Sonnenſtrahlen glühen
Durch des Sturmes Nacht,
Dann erſcheinet der Moment,
Wo man mich — ein Zeitwort — nennt.

369.

2. 3. 4. iſt ein Gedicht,
4. 3. 2. latein man ſpricht,
Wenn die Speiſen aufgetragen,
Und man will: „ich eſſe“ ſagen;
Aber 1. 4. 3. und 2.
Heißt: „ich ſitze“ auch dabei.
3. 2. 1. und 4. ſodann,
Sagt ein kleines Büchschen an,
Drin wir ſtets ein Futter tragen,
Aber nicht für unſern Magen,
3. 4. 1. latein zu leſen,
Deutet auf das höchſte Weſen,
1. und 2. ſo ganz allein
Wird ein deutſcher Partikel ſeyn,
3. und 4. ſo ganz allein,
Wird latein ein Partikel ſeyn,
Unter 1. 2. 3. und 4.
Nenn ich eine Aſche dir.

370.

Fragſt du den Schützen, ſo ſaget er
Es ſei die Zunge an ſeinem Gewehr,

Die man gleich unter dem Schloſſe erblickt,
Womit die Büchſe wird abgedrückt.
Fragſt aber den Stutzer in Öſterreich,
So zeigt er's als Augenglas dir ſogleich.

371.

Was die erſte Sylb' iſt allein,
Das wird auch ſicher das Ganze ſeyn.

Was die zweite Sylb' deutet an, [illegible]
Vom Ganzen füglich man ſagen kann.

Wenn Einer iſt auf der Erſten die Zweite,
Sagt man von ihm, daß er Etwas bedeute.

Mangelt uns der Regen,
Wird der Bauersmann
Schwerlich durch die Erſte
Auch die Zweite dann.

372.

Mit einem Wort' aus dem Frankenland
Wird eine Schüſſel in Deutſchland benannt, [illegible]
Ganz ungewöhnlich tief ſieht ſie aus,
Vielleicht trinkſt du heute noch Punſch daraus.

373.

Ein Nebenwort der Zeit
Zu löſen ſei bereit,
Du wirſt dieß Wörtlein ſagen,
Wenn kurz vorher ſich Etwas zugetragen,
Du brauchſt es auch ſodann,
Willſt einen Anfang deuten an.

Auch wird's von dir geſetzt,
Statt einem: „eben jetzt“.

374.

Ein Jeder, der ſitzt am Erſten dabei,
Und thut ſonach dann die letzten zwei,
Der hat das Ganze gehalten,
'S war ſehr beliebt bei den Alten.
Was Luther alſo gehalten hat,
Sehr luſtig und lehrreich in der That,
Das hat er aufgeſchrieben
Und s' iſt bis jetzt geblieben.

375.

Du kannſt mich oftmals ſehn
In Conſignationen ſtehn,
Statt Namen und ſtatt Dingen,
Um ſie nicht doppelt vorzubringen;
Steht ober mir Hanns Pfriem,
So ſteh ich unter ihm ſtatt ihm,
Und iſt mein Vormann ein Rindfleiſch mit Sauce geweſen,
So bin ich nach dieſem mit Gurken zu leſen.
Doch hab ich einen einz'gen Namen nur
Für jedes Ding und jede Creatur.

376.

Neulich hab' ich ein Halstuch gekauft,
Da kam mein Freund gegangen,
Daß ich es ihm überlaſſen ſoll,
Äußert' er mir ſein Verlangen,
Und ich that es. — Drauf gingen wir
Zu meinem Mädchen, er ſprach mit ihr,

Und die Kleine gefiel ihm ſehr,
Nimmer verlaſſen wollt' er ſie mehr,
Und ich erwiederte: „Meinetwegen,
'S iſt mir an ihr ohnedieß nichts gelegen!“
Was ich in beiden Fällen gethan,
Zeiget ein fremdes Zeitwort dir an.

377. 378. 379.

Wir ſaßen an dem Tiſch
Und aßen Braten, Fiſch,
Und mehr noch zu Mittag
Was Jedem ſchmecken mag,
Dieß Mahl, man nennt es dort,
Mit einem fremden Wort.

Und als zu End' es ging,
Das fremd benannte Ding,
Kam Obſt und Backerei
Und Käſe auch herbei,
Dieß Eſſen ganz zuletzt,
Man nannte mir es jetzt
Auch anders.

Doch davon —
Geſättigt war ich ſchon, —
Nahm ich kein Stückchen mehr,
Mein Magen war ſchon ſchwer.
Ich ſuchte alſobald,
Indem die Sylbe iren
Ich zum Nachtiſche gab,
Dadurch mich ſchnell zu abſentiren.

380.

Wie die Deutſchen denn immerfort
Ihrer Sprache ſich ſchämen,
Und für manches kräftige Wort
Lieber ein ſchlechteres nehmen,
Wenn es nur ein franzöſiſches iſt,
Alſo pflegen ſie eben
Einer frohen Geſellſchaft auch
Solch einen Namen zu geben.

381.

Was ſchicklich iſt und ſittſam,
Geziemend ehrbarlich,
Und freundlich, wohlanſtändig,
Begreift mein Wort in ſich.

382.

Das Rad in der Mühle,
Ich laß' es nicht ruhn,
Die Stern' und die Erde,
Sie müſſen es thun,
Der Staub auf der Straße,
Er thut es beim Wind,
Beim Tanze erfreut es
Manch liebliches Kind,
Handwerker verlegen
Sich eigens darauf,
Du thuſt es, ſo bald du
Ein Büchslein ſchraubſt auf,
Und wer dieſes Räthſel
Errathen nicht kann,

Dem hab' ich es jetzt an
Der Naſe gethan.

383.

Der griechiſche Mythenverein
Muß ſehr bekannt dir ſeyn,
Sollſt du den Namen kennen,
Den ich dir hier will nennen.
Es trug ihn Einer von den Sparten,
Die aus den ausgeſä'ten Zähnen
Des Drachen einſt entſprungen waren;
Er war der Tapferſte von ihnen. —
Dann trug ihn ferner auch eine Rieſe,
Von jenen, die den Himmel ſtürmten,
Durch der Meduſa Kopf ward dieſer,
Von Pallas ſchnell in Stein verwandelt,
Und endlich trug auch dieſen Namen
Noch von den Argonauten Einer,
Als guter Läufer hoch berühmt.

384.

In der erſten Sylbe
Kannſt die Sonne kommen ſeh'n,
Mit den beiden letzten
Wird das All zu Grunde gehn,
Alle drei ſind eine Stadt
In dem Niederland,
Welche einen Hafen hat,
Allgemein bekannt.

385.

Ein griechiſch Wort, das Bürgerrecht
Erhielt's in deutſcher Sprache,
Nenn ich dir jetzt, es drücket aus
Kennzeichen einer Sache;
Wenn du mit Blicken voller Luſt
Ein ſchönes Kind betrachteſt,
Und vor ſo vielen andern Frau'n
Nur ſie allein beachteſt.
So zeiget dieß — was ich dann bin —
Auf eine Neigung für ſie hin.
Und wenn du über Kopfweh klageſt,
Und Abgeſchlagenheit,
Und über Ekel vor den Speiſen,
Und ſtäte Übelkeit;
So zeigt dieß, was ich wieder bin,
Auf eine nahe Krankheit hin.

386.

Ein König war in Theben
Zur alten Griechenzeit,
Achill hat überfallen
Ihn beim Trojanerſtreit,
Gar theuer mußt' er zahlen
Den tapfern Widerſtand,
Er fiel ſammt ſieben Söhnen
Von des Achilles Hand.
Und fällt dir jetzt der Name
Des Königs noch nicht bei,

Sag ich daß ſeine Tochter
Des Hectors Gattin ſei.

387.

Ein Heros des mythiſchen Alterthums
Bin ich einſt geweſen mein Lieber!
Wenn ich in dem Meer, wo's am tiefſten war, ſtand,
So ragte mein Kopf noch darüber.
Erſchoſſen hat mich, die mich liebte — und jetzt
Bin unter die Sternbilder ich verſetzt.

388.

Aus dem Lateiniſchen ſtammt ein Wort,
Es lehret dich feſt zu halten
Gedanken und Aufträge aller Art,
In ſichtbaren feſten Geſtalten.
Zu Hilfe kommt's dem Gedächtniſſe ſehr,
Und was du vergeſſen willſt nimmermehr,
Das präge ſo mit den Händen ein,
Es mag auf ein Ding, welches immer ſeyn.

389.

Einen der gefälligſten Maler,
Welchen Italien gebar,
Den man ſetzt in die erſte Reihe,
Bringet jetzt dir mein Räthſel dar.
Seine erſte Sylbe allein
Wo ſie vorgeſetzt wird ſeyn,
Heißet wiederzurück auf Latein;
Hätte die zweite Roſſini nicht mehr,
Wäre ſtatt Muſiker, Dichter er.

390.

Als Mann bin ich bereits eilf Jahre todt,
Als Frau noch ſtets am Leben,
Nach einem Zweck, nach einer ſchönen Kunſt.
Ging unſer Beider Streben,
Nur hab' als Mann ich einſtens auch geſchrieben
So manch dramatiſches Gedicht,
Als Frau bin ich beim Spielen nur geblieben,
Geſchrieben hab' ich nicht.
Man hat uns Beid' als Sterne erſter Größe
Im deutſchen Land geſchätzt,
Als Mann bin ich vom Horizont verſchwunden,
Als Frau glänz' ich noch jetzt.

391.

Eine Stadt in England nennt
Und einen Mann dir mein Wort,
Die erſte liegt in der Grafſchaft Kent,
Die Andre war ein edler Lord,
Der aber durch unedle Lebensweiſe
Schwächlich wurde und krank,
So, daß er ſchon in der Blüthe der Jahre
Hin in die Grube ſank.
Nimmſt du die erſte Sylbe dem Wort
So wird ein Käs aus dem edlen Lord,
Und verſetzeſt du die erſten zwei Zeichen.
So wird das Wort blaſen und ſtreichen.

392.

Kennſt du im Kirchenſtaat' im Nerathal die Stadt,
Wo Tacitus das Licht der Welt erblicket hat?

Steht ſtatt dem i ein o am Ende,
So wünſch' ich, daß das Glück dir's ſende.

393.

Bin ich eine Sach' im franzöſiſchen Ton,
So bin ich im ſpaniſchen eine Perſon,
Und zwar nur die Edelſten dort in dem Land,
Sie werden mit meinem Namen benannt.

394.

Die Pflichten, welche Geſetze vorſchreiben,
Darüber entſcheidet das Recht;
Doch jene, wozu uns Gefühle treiben,
Im Innern von gut oder ſchlecht,
Die lernen ſich aus Geſetzen nicht,
Die Seel' iſt's, die für oder gegen ſie ſpricht.
Wie nennt man die Lehre der Tugenden Freund
Mit einem Worte, das fremdartig ſcheint?

395.

Nimm von der mythiſchen Iris mein Erſtes,
Nimm von dem türkiſchen Divan mein Zweites,
Nimm von der heil'gen Ottilie mein Drittes,
Setze dir alſo ein Wort draus zuſammen,
Welches unwiſſenden Menſchen man beilegt.

396.

Wenn Kapital du beſitzeſt,
Das jährlich achttauſend Gulden dir trägt,
Wenn du ein Gut dann benützeſt,
Das man auf zehntauſend jährlich anſchlägt,
Wenn du ein Amt noch verwalteſt, wofür
Man gibt zweitauſend Gulden dir,

So ſage mir Reicher, wie nennet man
Die zwanzigtauſend Gulden ſodann,
Die du zu genießen haſt jährlich,
Mit einem Wort' uns entbehrlich.

397.

Mit einem Worte ſpricht man an
In England jeden rechtlichen Mann,
Setz hinten noch ein e daran,
Und nenne ſo den König dann.

398.

Kennſt du in dem myth'ſchen Reiche
Laomedon's Tochter wohl,
Die von einem Ungeheuer
Aufgefreſſen werden ſoll?
Herkules ward ihr Befreier,
Tödtete das Ungeheuer.

399.

Ein reiches aſiat'ſches Land
Wird hier dir noch am Schluß genannt,
Die ungeheuren Schätze ziehn,
Den Europäer oft dahin;
Der Papagei ſchwätzt auf dem Baum,
Und Diamanten birgt der Erde Raum,
Doch hörſt du in dem nächſten Strauch
Den grimmen Tiger brüllen auch.

400.

Wenn die Schlacht iſt geſchlagen,
So komm' ich dazu,

Ich helfe dann tragen
Die Todten zur Ruh:
Wenn der Dichter was dichtet,
Malt der Maler ein Bild,
Hat er's dann erſt verrichtet,
Wenn er mich hat erzielt,
Und damit über mich du nicht lang darfſt ſtudiren,
So will ich das Wort dir mit Namen anführen,
Es iſt hier in dem Räthſel das Wörtlein: — ſekkiren,
Auch braucht es gar nicht da zu ſtehn,
Du kannſt es hier nach dieſen Worten ſehn.

Auflöſungen
zu dem Logogryphen-Ungeheuer.

Das Ganze:
Nieder-Öſterreich.

Die einzelnen Wörter:

1. Erde.
2. nicht.
3. Reiſe.
4. Credit.
5. drohen.
6. Tod.
7. Schinder.
8. Dohne.
9. Sicht.
10. identiſch.
11. Öhr.
12. Heſiod.
13. Neſt.
14. dort.
15. dorther.
16. dorthin.
17. der.
18. die.
19. des.
20. den.
21. Dirne.
22. Hoſe.
23. Neid.
24. Chor.
25. Choriſt.
26. Horſt.
27. ſeihen.
28. Noth.
29. Ton.
30. dir.
31. dich.
32. Hirt.
33. Hektor.
34. Jon.
35. Jonier.
36. Hiſtorie.
37. reich.
37. Ochs.
39. Herr.
40. irren.
41. Hintere.
42. Thee.
43. Nord.
44. Scheide.

45. ſcheiden.
46. Ocher.
47. Erſte.
48. Ceres.
49. Heer.
50. hören.
51. Iſter.
52. Iſer.
53. ſein.
54. Orden.
55. Docht.
56. Teich.
57. roth.
58. Chriſt.
59. Reſt.
60. Dichter.
61. dichten.
62. Heerd.
63. ſeicht.
64. nieſe.
65. Einer.
66. roh.
67. Dorſch.
68. Ceto.
69. dero.
70. heiter.
71. heiſer (worin: her, ſehr, Reiſe, See, Eis, er, hier, ihr, ſie, Ehe, Rehe, Rieſe, Eier, Hirſe).
72. Niete.
73. Reſede.
74. Chione.
75. Dieterich.
76. Cretin.
77. Ode.
78. Heide.
79. Hort.
80. niete.
81. eher.
82. Roſt.
83. Cider.
84. Trio.
85. Oriet.
86. Chitone.
87. dein.
88. dörren.
89. Heerde.
90. Öſterreich.
91. Decret.
92. Schere.
93. he.
94. Hiſtrione.
95. Idee.
96. irdiſch.
97. irden.
98. ſehr.
99. Nero.
100. echt.
101. Reſident.
102. Roſe.
103. Ceder.
104. Cenſor.
105. Chiron.
106. Oder.
107. Decher.
108. Ohr.
109. Herodes.
110. Horen.
111. Iſtrien.
112. Sech.

113. Neſtor.
114. Eiſen.
115. Rieſe.
116. riechen.
117. Tenor.
118. hu!
119. ihr.
120. ihre.
121. ihres.
122. ihrer.
123. ihren.
124. ihro.
125. ſicher.
126. Nicot.
127. Echo.
128. Rieth.
129. Horde.
130. Doſe.
131. dehne.
132. Ich.
133. Seide.
134. nichts.
135. Note.
136. Eine.
137. reden.
138. Theorie.
139. dicht.
140. Schein.
141. Horn (Hornbaum, Hornſtein, Hornkraut, Hornfiſch, Hornkoralle, Hornpfeife, Hornblende, Hornſilber, Hornhaut, Hornvogel).
142. Irene.
143. ſcheren.
144. Niere.
145. oder.
146. nie.
147. Eros.
148. Rhede.
149. Thier.
150. Chon.
151. Diener.
152. Creon.
153. Dienſt.
154. Criſe.
155. Öde.
156. deſto.
157. hier.
158. iſt.
159. Inſekt.
160. ſo.
161. He.
162. einſt.
163. Hoſtie.
164. Ort.
165. ohne.
166. Citrone.
167. dreiſt.
168. Thon.
169. Tiene.
170. richten.
171. Echinit.
172. Öl.
173. nieder.
174. Eſte.
175. riſch.
176. dröne.
177. Chios.
178. Oſtern.

179. dreſchen (hiezu der Schauſpieler Korn und der Dichter Körner).
180. in.
181. Sekret.
182. Sohn.
183. Rind.
184. Riſt.
185. Drohn.
186. Drohne.
187. Oſt.
188. Doch.
189. Hirſe.
190. Iris.
191. See (der und die).
192. Nieſche.
193. Eid.
194. Dorn.
195. Eidechſe.
196. Rohr.
197. Richter.
198. Therr.
199. Thereſe.
200. Scene.
201. Eider.
202. Eiche.
203. Röhre.
204. ſchirr.
205. Deich.
206. Schrit.
207. röhren.
208. Roſine.
209. Thor.
210. Terne.
211. ſcheitern.
212. Hirn.
213. Seck.
214. Secke.
215. Eis.
216. Schnee.
217. Schneide.
218. ſchneiden.
219. Schneider.
220. Ehre.
221. ſchnöde.
222. ſchon.
223. Eden.
224. Er.
225. ſchön.
226. Ehe.
227. Schoner.
228. Recht.
229. Schore.
230. rein.
231. Seher.
232. reiten.
233. ſie.
234. Rinde.
235. ſieden.
236. Rhone.
237. Reis.
238. Stein.
239. Roche.
240. Rechen.
241. Stier.
242. Stroh.
243. Rode.
244. Rehe.
245. ſtreichen.
246. Tiſch.

247. Trenſe.
248. Streich.
249. Strich.
250. Torſchen.
251. Stich.
252. ſtören.
253. Thron.
254. toſen.
255. Neith.
256. dieſer.
257. Droſt.
258. Cidno.
259. Nereiden.
260. Cid.
261. St.
262. ſehen.
263. Io.
264. Siron.
265. Chineſer
266. Teſchen.
267. Dreſt.
268. Deiſt.
269. Stör.
270. Dei.
271. Schiene.
272. ſchreien.
273. Sehne.
274. ſeit.
275. Seite.
276. ſichten.
277. ſonder.
278. Sorte.
279. ſortiren.
280. Stern.
281. Ciſe.
282. Stocher.
283. ſtochern.
284. Ciſterne.
285. ſtehen.
286. citiren.
287. ſtechen.
288. Tinte.
289. Storch.
290. deſto.
291. Schrein.
292. Schreiner.
293. ſich.
294. Stirn.
295. Cres.
296. Send.
297. Dice.
298. Sonde.
299. Sirene.
300. Einöde.
301. Seine.
302. Tros.
303. Einheit.
304. Sthenie.
305. Thorn.
306. ehren.
307. Sordine.
308. Edict.
309. Sterne.
310. Dione.
311. ſchreiten.
312. Dicte.
313. ſiech.
314. Röthe.
315. Einſicht.
316. Cordie.

317. Doſten.
318. Ernſt.
319. Diction.
320. Eiter.
321. Schrot.
322. reichen.
323. Ernte.
324. irre.
325. Nichte.
326. Iſidor.
327. Rechner.
328. Orcheſter.
329. noch.
330. Ordre.
331. örtern.
332. Reihe.
333. Schote.
334. Rheder.
335. Schröter.
336. rehe.
337. Dirce.
338. Genis.
339. Reihen.
340. Doris.
341. Cheſter.
342. Reiher.
343. Cherſon.
344. Chriſtine.
345. Denis.
346. Conde.
347. Diſtichon.
348. Corinth.
349. Direktor.
350. Rhein.
351. discret.
352. Cortes.
353. Einrede.
354. Herder.
355. Eſche.
356. Hero.
357. Ente.
358. Ino.
359. Erdſtrich.
360. Heroide.
361. Erich.
362. Eris.
363. ſichern.
364. erhören.
365. Siede.
366. Nordſchein.
367. Sinten.
368. heitern.
369. Sode.
370. Stecher.
371. Erdreich.
372. Terrine.
373. erſt.
374. Tiſchreden.
375. dito.
376. cediren.
377. Dinér.
378. Deſert.
379. deſertiren.
380. Coterie.
381. decent.
382. drehen.
383. Echion.
384. Oſtende.
385. Criterion.
386. Celion.

387. Orion.
388. notiren.
389. Rein.
390. Schröder.
391. Rocheſter.
392. Terni.
393. Don.
394. Ethik.
395. Idiot.
396. Rente.
397. Sir.
398. Heſione.
399. Indien.
400. Ende.

Lebe!

(Ein Recept gegen den Selbſtmord.)

Wenn dein Herz in Gram verſinkt
Und kein Sternlein mehr dir blinkt,
Nur der Tod dir rettend ſcheint,
Lebe Freund!
Aus dem trübſten Wolkenflor,
Bricht die Sonn' oft ſchnell hervor.

Wenn du dich aus *eigner* Schuld
Haſt gebracht um Glückes Huld,
Die dein Auge nun beweint,
Lebe Freund!
Durch die Zeit und durch Geduld,
Tilge dieſe eigne Schuld!

Wenn durch *Andrer* Trug und Liſt
Du am Rand des Elends biſt,
Alles ſich gen dich vereint,
Lebe Freund!
Glücklich wenn du keine Laſt
Selbſt dir aufgebürdet haſt.

Wenn du arm und dürftig biſt
Und doch Andre ſchwelgen ſiehſt,
Was dir unerträglich ſcheint,
Lebe Freund!
Reichthum iſt nicht höchſtes Ziel,
Wenig gilt Zufriednen viel.

Selbſt wenn dich der Freund verräth
Und der Liebe Traum vergeht,
So dein Aug' um's Höchſte weint,
Lebe Freund!
Falſcher Freund und falſche Maid
Sind nicht werth der Traurigkeit.

Erſt wenn in die kühle Gruft
Dich des Himmels Stimme ruft,
Dann, nicht weinend, doch beweint,
Stirb mein Freund!
Stirb! der Tod iſt nur ein Hauch
Und du lebeſt Jenſeits auch!

Der Bettler und ſein Hund.

Im Winter, s'war neblig und grimmig kalt,
Da ging ein Bettelmann durch den Wald,
Rundum lag Alles in Schnee verſteckt
Und auch ſein Haupt war mit Schnee bedeckt.

Der alte Bettler war tief betrübt,
Auf Erden war Niemand mehr, der ihn liebt,
Und wo er pocht an ein Thürlein an,
Ward ihm das Thürlein nicht aufgethan.
Es fror ihn gewaltig, es hungert ihn ſehr
Und hatt' in dem Bündel kein Brotkrümlein mehr,
Sein Hund nur, ſein treuer, lief hinter ihm drein,
Und zog auch vor Kälte den Schwanz hübſch ein.
Und langſamer ſtets ſchlich der Bettelmann,
Es fror ihm die Thrän' an der Wimper an,
Erſchöpft war die Kraft, ermattet die Glieder,
Er ſetzt auf einen Baumſtrunk ſich nieder.
Und vor ihm kauert der treue Hund
Im Schnee zuſammen ſich kugelrund,
Und jetzo durchſtrömet ein ſüßes Gefühl
Den Bettler, es iſt ihm nicht kalt mehr, nur kühl.
Er dehnt ſich und ſtreckt ſich mit neuer Luſt
Ein tiefer Seufzer entringt ſich der Bruſt,
Er fühlet nicht mehr ſeine matten Glieder
Es ſenken zum Schlaf ſich die Augenlieder.
Erwache! Reiß auf deine Augen! es droht
Der ewige Schlummer dir Armen: der Tod —
Vergebens! zu feſt hat der Schlaf ihn gefaßt,
Es iſt auf der Welt ſeine letzte Raſt.
Und Holzhauer kommen des Weges daher,
Sie ſehen den Armen athmen ſo ſchwer
Sie wollen eilen zur Rettung herbei,
Erheben alsbald ein großes Geſchrei

Und treten näher und bücken ſich nieder,
Um wärmend zu reiben die ſtarren Glieder,
Da ſpringet der Hund entgegen in Wuth
Die Zähne bleckend, das Auge voll Glut;
Und knurrt und bellt und drohet zu beißen,
Die freundlichen Retter des Herrn zu zerreißen,
Das Thier meint, es wolle ihm Leides geſchehn,
Weil's nie noch ihm Liebes erweiſen geſehn.
Und immer grimmiger wird der Hund
Und immer bleicher des Bettlers Mund,
Doch Keinen läßt zur Rettung herbei
Das Thier, ſeinem Herrn unbarmherzig getreu.
Und jetzt iſt's zu ſpät, die erſtarrten Glieder,
Sie ſinken leblos zur Erde nieder.
Die Holzhauer gehn bedauernd fort,
Der Hund aber legt ſich an ſelben Ort.
Er weiß jetzt, daß er ruhig ſeyn kann,
Weil ſeine Pflicht er redlich gethan.
Er glaubte zu ſchirmen des Herren Leben,
Und — ach! er vertheidigte ſeinen Tod.
Man fand ihn, der Leiche noch treu ergeben,
Erſtarrt auch daneben beim Morgenroth.

Der Bach und der Berg.

(Fabel.)

Ein Bach floß ruhig durch das Thal,
So ruhig, daß man nicht einmal

Noch einen Namen ihm gegeben,
(Es muß auf dieſer Welt
Nicht jeder ſeyn ein Held,
Man kann auch unbewundert leben)
Der Bach floß alſo heiter
Und ruhig in dem Thale weiter;
Doch plötzlich hält in ſeinem Lauf
Ein hoher ſtolzer Berg ihn auf.
Das Bächlein, deßhalb nicht beklommen,
Streckt ſeine kleinen Ärmchen aus,
Und ſucht durch eine Ritze durchzukommen;
Doch plötzlich eine Stimm' im Sturmgebraus
Erſcholl: „Hier darf man nicht paſſiren
(Man merkt ſchon aus dem Style klar
Daß dieſer Berg ein Schweizer war)
Das Bächlein weint' und bat, nichts konnt ihn rühren,
Der Fels blieb wie ein Fels ſo hart,
Das Bächlein ärgert ſich und nach der Kleinen Art
Ging es im Zorn auch Anfang etwas über,
Bald aber gab ſich's ruhig drein
Und ſammelte viel lieber
Sein Waſſer, ſtatt es zu zerſtreu'n,
So ſchwoll das Bächlein täglich an,
Ward eine Pfütze erſt, ein Sumpf ſodann,
Hierauf ein Weiher, dann ein Teich
Und endlich gar ein See, an Fiſchen reich,
Der an den ſtolzen Berg die Wellen ſchlug
Und Stürme hatt' und Segelſchiffe trug.

Der Himmel oft ein Hinderniß uns ſendet
Zum Glück, ein Thor iſt, der darob verzagt,
Ein Kluger ſieht, indem er es ertragt,
Wie er's zu ſeinem Nutzen wendet;
Wie mancher, welchen ſein Jahrhundert
Laut preiſet und bewundert,
Verdanket dieß
Nur einem Hinderniß,
Das ſeine Kraft ihn kennen lehrte
Die er dann glänzend Nutzenreich bewährte.

Mein Teſtament.

Die Parze ſchneidet oft gähe
Den Faden des Lebens uns ab,
Damit kein Prozeß nun entſtehe
Und mich noch erwecke im Grab,
So will ich jetzt förmlich teſtiren,
Dem Geizhalſe würde dabei angſt und bang,
Doch mich ſoll das gar nicht geniren,
Ein Liedler vollbringt das im frohen Geſang.

Den Leib will der Erde ich ſenden,
Doch rechn' ich das Herz nicht mit ein,
Das iſt ſchon in vielerlei Händen,
Davon iſt kein Stückchen mehr mein,
Der Geiſt mag i'ns All ſich verlieren
Und muß er wandern vielleicht in ein Thier

Muß ich gen ein Pferd deprezieren,
Ein Damenhündchen wär's liebſte mir.

Mein Schreibzeug vermach' ich ſammt Feder
Dem Ärmſten im Schriftſtellerheer,
Damit ſchreibt Iliaden ein Jeder,
Iſt er auch nur ſonſt ein Homer,
Zwei Meſſerchen hab' ich, das Eine
Iſt grob, das andere ſchneidet gar fein,
Einem Hofmann vermach' ich das feine,
Des groben mag ein Rezenſent ſich erfreu'n.

Ich legire die wenigen Kleider —
Doch halt! was fällt mir da ein?
Auf die macht Beſchlag wohl der Schneider,
Sie ſind nicht bezahlt, ſind noch ſein,
Um ihm Entſchäd'gung zu leiſten
Damit für's abgetragene Tuch,
Gebt ihm meine Schriften, die neu'ſten,
Er hat 50 Jahre zu Maßen genug.

Von den alten Theaterſtücken
Sucht Volksdichter euch etwas aus,
Ich will Euch mit dieſen beglücken,
Ihr macht ſo gern neue daraus.
Die Hilfsquellen ſämmtlicher Sprachen,
All meine Wörterbücher will ich
Den Überſetzern vermachen,
Sie werden für ſie nöthig ſeyn wie für mich.

Eine Uhr ſteht in meinem Zimmer,
  Nie konnt' ich vertrauen auf ſie,
Denn jeden Tag ging ſie immer
  Eine ganze Stunde zu früh,
In eine Kanzlei ſoll die kommen,
  Dort ſteht ſie am angemeſſenſten Ort,
Sie wird den Beamten ſehr frommen,
  Sie gehen ja täglich gern früher fort.

Wenn ich meinen Spielkaſten böthe
  So Manchem, er wieſ' ihn zurück,
Weil nur aus der Zauberflöte
  Er ſpielet 10 uralte Stück',
Das Ohr unſ'rer ſchönen Geiſter
  Jetzt nur nach wälſchen Rouladen begehrt,
Gebt ihn einem Landſchulmeiſter,
  Der noch ſeinen Mozart vor Allen verehrt.

Von meinen Bekannten allen
  Such' Jeder in meinem Haus
Nach ſeinem eignen Gefallen
  Sich Doſ' oder Pfeife aus,
Jedoch Erinnerung ſchenke
  Mir der, wenn die Priſ' in die Naſe er ſtopft.
Und meiner Aſche gedenke
  Der Andre, wenn er die Pfeif' ausklopft.

Flacons mit Odeurs, Gläſer, Taſſen,
  Ihr findet vorräthig genug,

Sey'n den Frau'n, die mir gut, hinterlaſſen,
So bleib' ich im guten Geruch;
In meinem Prunkkaſten daneben
Da ſtehn auch zwei tüchtige Flaſchen darin,
Die ſollt ihr zwei Kritikern geben,
Zwei Wienern, denn die nur verſtehen den Sinn.

Diplome von vielen Vereinen
Hab' ich, daß man darein mich ſteckt,
Das würde mir ehrenvoll ſcheinen,
Doch der Wurm hat davor nicht Reſpekt,
Ich will Ihr ſollt Trommeln beziehen,
Mit dieſen Rollen von Pergament,
Da ſie lebend nicht Glanz mir verliehen,
Sollen Lärmen ſie machen nach meinem End'.

Ihr trefft in zwei gläſernen Schränken
Der Damen Handarbeiten viel,
Recht freundliche Angedenken
Von einſtigem Liebesſpiel,
Brieftaſchen und Beutel von Motten
Zerfreſſen, die werfet dem Feuer hin,
Denn in den Taſchen ſind keine Banknoten
Und in den Beuteln kein Pfennig darin.

Der Wiener=Zeitſchrift vermache
Ein Bändchen voll Späſſe ich nur,
's thut Noth daß auch der Menſch lache,
Und ſie iſt zu ernſter Natur,

Aufſätze von größrer Bedeutung
Und Umfang, Novellen ein ganzes Buch
Laß ich der Theaterzeitung,
Denn Stück- und Notizenwerk hat ſie genug.

Dem Zuſchauer gebt die Berichte,
Was ich in der Fremde geſchaut,
Dem Morgenblatt meine Gedichte,
Weil Morgens man leichter verdaut,
Dem Sammler zerſtreute Gedanken. —
Mein bischen Humor, wenn er anders es will,
Dem Humoriſten; doch danken
Wird er, denn er hat des Humors ſchon zu viel.

Weil endlich bei dem Teſtamente
Ein Univerſalerb' muß ſeyn:
So ſetz' ich als ſolchen am Ende
Den größten Wucherer ein;
Er ſoll vor Freude laut lachen
Und halten ſich für den beglückteſten Mann,
Ich will ihm drei Häuſer vermachen,
So gut vermachen, daß er nie dazu kann.

Lebewohl an die in Wien verſammelten deutſchen Naturforſcher und Ärzte.

(Im September 1832.)

Wenn eines Landes Würdigſte ſich einen,
Und halten über's Höchſte weiſen Rath,

Wenn alle die verbunden uns erſcheinen,
Die einzeln ſchon geglänzt durch Wort und That,
Wenn ſie da tauſchen Wiſſen, Hoffen, Meinen,
Dann Heil dir glücklich Land! Heil dir o Stadt!
Wo ſie verſammelt ſind zu edlem Streiten,
Denn Segen ſtrömt aus dir für alle Zeiten!

Aus ſolchem Streite keimt der ſchönſte Frieden,
Aus ſolchem Schwanken ringt ſich Wahrheit los,
Die Wiſſenſchaft kann wachſen nur hienieden,
Wenn Überzeugung ſie geſäuget groß,
Und Überzeugung iſt nur dem beſchieden,
Dem aus dem Zweifel die Gewißheit floß,
Die Zweifel aber können dann nur ſchwinden,
Wenn viele Sinne wahren Sinn ergründen.

So waret Ihr denn Tage hier verbunden,
Nur Tage — aber doch ſo Segenreich,
Daß, wenn darüber Jahre ſind verſchwunden,
Noch immer Stoff zum Denken bleibt für Euch.
Wer ſolche Tag' im Leben hat gefunden,
Ergraut bald in der Kenntniſſe Bereich,
Sie ſind die Sterne in der Nacht des Lebens,
Impulſe alles Wiſſens, Handelns, Strebens.

O himmliſche Erfindung! mit den Zeichen
Der Hand zu künden weit und breit ſein Wort,
Damit die fernſten Freunde zu erreichen,
Sich hinzuſtellen ſelbſt an jeden Ort;

Doch all' die ſchwarzen Züge ſind nur Leichen
Und wie du hier biſt, kennt man nie dich dort,
Die todte Schrift iſt kalt, wenn auch verſtändig,
Lebend'ger Mund nur macht das Wort lebendig.

Nun aber habt Ihr Euch geſeh'n, geſprochen,
Und was vielleicht ein irrig Wort gefehlt,
Und was ein Ausdruck früher hat verbrochen,
Der Mund, der Blick hat andre jetzt gewählt;
Mehr wißt Ihr jetzt von Euch in zweien Wochen,
Als Euch die ganze früh're Zeit erzählt,
Ach ja! um ſich zu würd'gen, zu verſtehen,
Muß man ſich leſen nicht — man muß ſich ſehen.

Und unſre Stadt iſt's, die des Glücks ſich freute,
Daß ſich in ihr geknüpfet neu das Band,
Daß Jene, die Natur zu Prieſtern weihte,
Man hier im ſchönen Kreis vereinigt fand;
Hier theilten ſie des Wiſſens reiche Beute,
Sie auszutragen nun von Land zu Land;
Die erſte deutſche Stadt hat nun die Großen,
Die Erſten deutſchen Volks vereint umſchloſſen!

Der Krone Strahl geſellte ſich zum Strahle
Des Geiſtes, und erhellte unſre Zeit,
Die Weisheit ſaß beim Kaiſerlichen Mahle,
Und hat des Kaiſerſchutzes ſich erfreut,
Frei hat Natur im hohen Fürſtenſaale
Gewaltet, ihre Wunder ausgeſtreut,

Dieß iſt die Freiheit, die zum Guten führet,
Und ſo den Geber, wie Empfänger zieret.

Ihr wart vereint, nun trennet Ihr Euch wieder,
Und ziehet fort von uns nach Nord und Süd;
Im Namen meines Volks, das treu und bieder,
Geb' ich ein herzlich Lebewohl Euch mit.
Der Himmel ſei mit Euch Ihr deutſchen Brüder!
Und führ' zurück Euch, wo die Donau zieht,
Ihr werdet ſtets an ihres Ufers Gründen
Natürlichen Willkomm, und Lieb und Freundſchaft finden.

Auf den Tod eines reichen Biedermannes, meines unvergeßlichen Freundes [*]).

Wird von der Erd' ein Reicher fortgerufen,
Den immerdar begleitet hat das Glück,
Dann ebnen ſich die mancherlei der Stufen,
Worauf die Menſchen ſtellte das Geſchick;
Dann ſieht der Arme, daß der Tod nichts ſchone,
Und Alle führe zu demſelben Ziel,
Daß vor ihm gleich ſind Bettelſtab und Krone,
Und dieß berührt wohlthuend ſein Gefühl.

Und wenn er ſich der ausgeſtellten Leiche,
Die pranget auf dem Prunkbett, drängend naht,
Und ſieht, wie kalt und leblos liegt der Reiche,
Und wie kein Wappen ihn geſchützet hat,

---

[*]) Baron Jakob von Geymüller.

Da wird er zwar nicht mehr erfüllt vom Neide,
Doch Mancher ſtieg die Treppe ſchon herab,
Dem — o verzeiht es ihm! — die Schadenfreude
Statt einer Thräne zwang ein Lächeln ab.

Vor wenig Tagen lag auf hoher Bahre
Auch ſo ein Mann, begünſtigt vom Geſchick,
Und um ihn her all' jene eitle Waare,
Die noch im Tod verbürget Lebensglück,
Und Arme ſah ich da, die Schaarenweiſe
Sich drängten dieſen Todten anzuſeh'n,
Doch Trauer herrſchte in dem ganzen Kreiſe,
In jedem Auge ſah' ich Thränen ſteh'n.

Der Eine hob zum Himmel ſeine Hände
Und flehte Segen auf die Leich' herab,
Starr ſah der And're auf die ſchwarzen Wände
Und ſeufzte: „Ach! mein Alles deckt das Grab!“
Der Dritte konnte ſeinen Schmerz nicht mindern,
Er jammerte und raufte ſich das Haar,
Der Vierte zeigte ſeinen armen Kindern
Den, der noch mehr als er ihr Vater war.

Und ob ringsum Gebeth zum Himmel tönte:
„Gib Herr den Edlen wieder uns zurück,
Der mit dem harten Schickſal uns verſöhnte,
Noch einmal öffne ſeinen milden Blick!“
Und ob viel Thränen auch als Opfer ſtiegen
Zum Herren über Sein und Tod empor,

Fort ſchlief der Edle, leblos blieb er liegen,
Nicht öffnete ſich mehr des Jenſeits Thor.

Doch war's als ob ſein Antlitz ſich verklärte,
Und wiederkehrte ſeiner Wangen Roth,
Gewiß ſein Geiſt umſchwebte noch die Erde,
Sein Körper nur, ſein Mitleid war nicht todt,
Und wie ein leiſer Hauch aus jenen Sphären
Tönt an die Armen dieſes Troſteswort:
„Es werden meine Hinterlaſſ'nen ehren
Was ich gethan, Euch ferner ſeyn ein Hort.“

Bei der feierlichen Eröffnung des Hauſes zur Verſorgung erwachſener Blinden.

(Am 19. Juni 1839.)

Der Himmel hat dem Willen Kraft verliehen,
Von ſeinem Schutze mächtig überwacht,
Hob ſich der Bau; belohnt iſt unſer Mühen,
Durch Mild' und Fleiß ein edles Werk vollbracht.
Wornach wir ſtrebten, ſeht! es iſt gediehen,
Das Haus ſteht feſt gefügt und eingedacht,
In welchem tröſtend ſich den armen Blinden
Der Bruderliebe Sonne ſoll entzünden.

Kann dieſe Sonn' auch nicht das Aug' erſchließen,
Nicht bannen laſtender Entſagung Schmerz,
Wird doch ihr Strahl ſich in die Bruſt ergießen,
Erhellen, wärmen das erſtarrte Herz,

Wird ihm die lange Nebelnacht verſüßen
Die Bahn zum Tag ihm zeigen himmelwärts,
Und wird, — dem todten Aug', dem thränenfeuchten
Verſagt, — doch ſiegend in der Seele leuchten.

Drum, der mit Bruderhand zu dem Gebäude
Hinzugefügt hat auch nur einen Stein,
Hob eine Laſt von ſeines Bruders Leide,
Und linderte der herbſten Prüfung Pein,
Er nehme froh ſich an des Tages Freude
Den ſchönen Theil, des Ew'gen Lohn iſt ſein,
Des Ew'gen, der uns das Geſetz geſchrieben:
So wie dich ſelbſt, ſollſt du den Nächſten lieben!

Doch wo kann ſolche Liebe ſich entfalten
In voll'rer Kraft, in einem ſchönern Licht,
Als wo vom Thron nur Lieb' und Weisheit walten
Und wo den Thron nur Lieb und Treu' umflicht?
Wo Geiſt und Fleiß im Bunde raſtlos ſchalten,
Wo Sitte herrſcht, und Kunſt den Lorbeer bricht,
Wo liebt ſich aber Fürſt und Volk mit gleicher
Hingebung, als im Land der Öſterreicher?!

Wo ſtehn des höchſten Thrones ſtärkſte Säulen
Dem Volk ſo nah, und ſeiner Luſt und Noth?
Wo ſieht man ſie bald ſeine Freude theilen,
Bald Rettung bringen trotz Gefahr und Tod?
Bald rathend in des Fleißes Werkſtatt weilen,
Bald ſinnig prüfen, was die Muſe both?

Und bald ſich fördernd an die Spitze ſtellen,
Wo Lieb' und Kraft zum Guten ſich geſellen?

So hat auch mild ſich unſerm Liebesbunde
Ein hoher Fürſt als Schirmherr beigeſellt,
Ein theurer Name, deſſen werthe Kunde
Einſt ſpäten Enkeln noch den Buſen ſchwellt.
Drum jubelt, ihr Bedrängten, dieſer Stunde,
Sie iſt es, welche Eure Nacht erhellt,
Drum jauchzt, im Herzen ſüßen Troſtes Schimmer!
Der Kaiſer hoch! — Hoch Öſterreich für immer!!

Dank des Vereins der bildenden Künſtler im Namen ihrer Witwen und Waiſen.

(Vertheilt in der Redoute am 23. November 1817.)

Es liegt ſo oft im fürchterlichen Streite
Das ernſte Leben mit der heitern Kunſt,
Und äußerſt ſelten lohnet Eingeweihte
Das karge Glück mit ſeiner vollen Gunſt;
Wer aufwärts ſtrebt in's unermeßne Weite,
Zum Muſentempel auf, mit heißer Brunſt,
Oft wird er von des Lebens kalten Sorgen
Herabgezogen aus der Träume Morgen.

Zu kurz iſt für die Kunſt ein Menſchenleben,
Und ſoll ſie ihm, die Göttliche, gedeih'n,
So muß er ihr allein ſein Denken, Streben,
Und alle Kraft, und alle Stunden weih'n; —

D'rum iſt dem Künſtler nicht die Zeit gegeben,
Zu füllen ſich mit Silber ſeinen Schrein. —
Kann Jener wohl noch auf das Ird'ſche ſehen,
Dem glänzend alle Himmel offen ſtehen? —

Und muß er der Natur die Schuld bezahlen,
Was läßt er dann den Seinen wohl zurück?
Ach! ſeine Erbſchaft nennt ſich nicht mit Zahlen:
Ein Bild, — ein Notenbuch, ein Trauerſtück! —
Nicht Speiſen ſind, — nur Farb' und Tint' in Schalen,
Und wenn die Geiſteskinder von dem Glück
Begünſtigt fort in alle Länder reiſen,
So darbt indeß die Wittwe und die Waiſen.

Dieß Los des Künſtlers, der die Kunſt nur achtet,
Dieß Los der Theuern, die er hinterläßt,
Hat Öſtreichs Kaiſer mitleidsvoll betrachtet,
Als eigne Kinder ſie an's Herz gepreßt,
Gelichtet ihr Geſchick, das ſich umnachtet,
Getrocknet ihren Blick, der ſich genäßt;
Und einen Quell wohlwollend aufgeſchloſſen,
Aus dem für ſie des Segens Ströme floſſen.

Und wo des Herrſchers Hand zum Wohlthun winket,
Da zieht das Volk auch Scharenweiſ' heran,
Nicht Einer ſeufzet, der nicht Labung trinket,
Für Alle ſteht bereit ein Rettungskahn;
Und wo zu einem Feſt die Kerze blinket,
Beleuchtet ſie zugleich des Wohlthuns Bahn;

Es können ſich die Biedern dann nur freuen,
Wenn ſie den ärmern Brüdern Freuden ſtreuen.

Empfanget unſern Dank für Eure Gaben
Und nehmt dafür ein rührend Bildniß hin: —
Seht hundert Mütter, hundert Waiſenknaben
Vor einem Altar hochentzücket knie'n,
Und fromm für Jene bethen, die ſie laben,
Und dankerfüllt für ihre Retter glüh'n! —
Dieß Bild mögt Ihr in Eure Herzen ſchließen,
Dann wird die Nacht Euch doppelt froh verfließen!

Bei Ludwig van Beethoven's Leichenbegängniſſe.

(Am 29. März 1827.)

Achtung allen Thränen, welche fließen,
Wenn ein braver Mann zu Grabe ging,
Wenn die Freunde Trauerreihen ſchließen,
Die der Selige mit Lieb' umfing.

Doch der Trauerzug, der heute wallet,
Strecket ſich, ſo weit das Himmelszelt
Erd' umſpannt, ſo weit ein Ton erſchallet,
Und um dieſen Todten weint die Welt.

Doch um Euch allein nur müßt ihr klagen! —
Wer ſo hoch im Heiligthume ſtand,
Kann den Staub nicht mehr, — er ihn nicht tragen,
Und der Geiſt ſehnt ſich in's Heimatland.

Darum rief die Muſe ihn nach oben
Und an ihrer Seite ſitzt er dort,
Und an ihrem Throne hört er droben
Tönen ſeinen eigenen Accord.

Aber hier ſein Angedenken weilet,
Und ſein Name lebt im Ruhmes-Licht,
Wer, wie er, der Zeit iſt vorgeeilet,
Den ereilt die Zeit zerſtörend nicht.

Die verſtorbenen komiſchen Schauſpieler Wiens.

Charakterſkizzen.

Öſterreich überhaupt, und Wien insbeſondere, waren von jeher das Land und die Stadt, in welchen die Komik ſich vorzugsweiſe zeigte, ausbildete und ihren Gipfel erreichte. Die meiſten Öſterreicher ſind geborne Spaßmacher, wozu ihr Dialekt nicht wenig beiträgt. Ich will dadurch nicht ſagen, daß das Ausland nicht auch tüchtige Komiker beſitzt, allein ſie laſſen doch meiſtens kalt, oder übertreiben. In der ſogenannten feinen Komik, in der folgerechten Darſtellung eines komiſchen Charakters haben es manche norddeutſche Schauſpieler bis zur Virtuoſität gebracht, und zu oberſt ſteht hierin Iffland. Allein gelacht, ſo recht herzlich gelacht, daß es mich ſchüttelte, habe ich doch nur über öſterreichiſche Komiker. Es geht mit der komiſchen Darſtellung wie mit der komiſchen Literatur. Die norddeutſchen komiſchen Schriftſteller machen Witze, die öſterreichiſchen komiſchen Schriftſteller machen einen Gſchpaß (wie ſie ſich ſelbſt ausdrücken). Der Witz aber erfreuet, erheitert, der Spaß macht lachen. Daher habe ich auch zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß im Auslande anerkannte und hoch geprieſene komiſche Schauſpieler, wenn ſie in Wien Gaſtrollen gaben, wenn ſie auch gefielen, doch ſelten ganz befriedigten, während öſterreichiſche Komiker, wenn ſie ſich im Auslande zeigten, das ganze Haus blos durch ihr drolliges Weſen und ihren Dialekt zum Lachen bewogen, und wenn man ſie auch gar nicht, oder höchſtens zur Hälfte verſtand.

Ich will es verſuchen, hier charakteriſtiſche Skizzen aller verſtorbenen komiſchen Schauſpieler Wiens zu entwerfen, und anzugeben, auf welche Art und durch welche Mittel ſie auf das Publikum wirkten, worin ihre Eigenthümlichkeiten beſtanden, und was eigentlich die Grundeſſenz ihrer komiſchen Gewalt war. Ich habe von Jugend an eine Vorliebe für das Theater gehabt, ich habe die Schauſpieler, die ich vorführen werde, alle ſelbſt, oft, und in verſchiedenen Rollen geſehen, ich habe mich mit ganzer Seele den Eindrücken hingegeben, und noch jetzt ſchweben mir die bunten luſtigen Geſtalten vor den Augen. Ich habe meiſt ſelbſt herzlich mitgelacht, wenn die Zuſeher in ein lautes Gelächter ausbrachen, manchmal aber auch kaum begriffen, wie man vor, neben und hinter mir lachen konnte. Immer aber habe ich nachzuforſchen geſucht, woher der Eindruck rühre, den dieſer oder jener Komiker, dieſer oder jener Spaß auf das Publikum machte, und dieſe Bemerkungen will ich nun dem Leſer mittheilen. Sie können wohl einen kleinen Beitrag zur Geſchichte der Dramaturgie geben, und werden zugleich kleine Steine zu den Denkmälern der ſchon verewigten Künſtler liefern.

I.

Laroche (genannt Kasperl).

Es war eine gute Zeit, als das Publikum noch blos um ſich zu unterhalten, das Theater beſuchte, als es das Licht, womit es die Fehler eines Stückes hätte beleuchten können, ſelbſt auslöſchte, um dieſe nicht zu ſehen, und ſich ſo ſelbſt ſein Vergnügen zu verkümmern. Es war eine gute Zeit, als man noch nicht am nächſtfolgenden Tage die Journale fragte, ob uns das Stück gefallen dürfe oder nicht, ſondern ſelbſt ſah, ſelbſt urtheilte. Es war eine gute Zeit, als man, wenn man lachte, dafür dankbar war, und hinterher nicht ſpöttiſch die Naſe rümpfte und ſagte: „Das iſt eine entſetzliche Dummheit.“ Zu dieſer guten Zeit war das Theater in der Leopoldſtadt das beſuchteſte von allen. Es wurde insgemein nur Kasperltheater genannt, weil Laroche (in jedem Stücke Kasperl geheißen), der beliebteſte Schauſpieler dieſer Bühne war. Wie ſehr dieſer Kasperl das Publikum für ſich gewonnen hatte, mag auch der Umſtand beweiſen, daß man die damals courſirenden Viertelkronen, welche 34 Kreuzer galten, allgemein Kasperln nannte, und das zwar aus der Urſache, weil auch der Eintrittspreis in das Parterre des Leopoldſtädtertheaters auf 34 Kreuzer feſtgeſetzt war.

Ihr jetzigen Bühnendirektoren, die ihr meiſt bei euren Anſtalten der Anforderungen der Schauſpieler und des Publikums wegen zu Grunde geht, ich will euch eine kleine Anecdote erzählen, welche ſich zu jener Zeit ereignete, und ihr werdet voll Wehmuth darauf zurück blickend, mit mir ausrufen: »Ja, das war eine gute Zeit!«

Ich ging eines Nachmittags durch die Jägerzeil ſpazieren und ſah vor dem noch nicht geöffneten Theaterthore eine große Menge Menſchen ſtehen, die auf das Aufſperren warteten. Ich beſah den daneben ausgehängten Zettel, man gab: »Kaſperl, der Mandolettikrämer.« Die Verſammelten waren in einen dichten Knaul zuſammen gekeilt, und lärmten, ſchrien, und ſtießen und drängten, weil jeder der Nächſte am Thore ſeyn wollte, um ja gewiß einen guten Platz zu bekommen. Das Getöſe drang auch zu den Ohren des Theaterdirektors Marinelli, der ſeine Wohnung gerade über dem Eingangsthore hatte. Mit einem Male öffnete ſich das Fenſter, Marinelli ſah aus demſelben auf das Publikum hinab, und ſchrie zornig: »Ruhig! Stille! Wenn der Lärmen nicht auf der Stelle aufhört, ſo laß' ich heute gar keine Komödie ſpielen!« — Und auf dieſes Donnerwort war mit einem Male die Ruhe hergeſtellt. Niemand muckſte mehr, um nur die Komödie gewiß zu ſehen. — O da war es leicht Theater zu dirigiren und Komödie zu ſpielen!

Kaſperl Laroche war ein gedrungener Mann, mitterer Statur, mit lebhaften Augen und ſtark markirten Zügen. Alle ſeine Bewegungen waren eckig und wurden eben dadurch lächerlich, ſein Dialekt war der gemeine Wiener-Dialekt, nur ſprach er ihn mehr breit als rund und hing oft an einzelne Worte, beſonders an das Wort »Er« ein a an, worüber man nicht wenig lachte. So z. B.: Wenn ihm ſein Herr befahl — Kaſperl, geh jetzt in jenes Haus und trage dieſen Brief hinein, und er ſich ein paar Mal gegen dieſen Befehl geweigert hatte, der Herr dann den Degen zog und ihm mit Erſtechen drohte, ſo antwortete er endlich: „Laßt's ſtecken, Er a geht ſchon!“ und hierauf ging er mit langen Schritten die beiden Arme vor ſich ausbreitend, in das Haus. Laroche war der unmittelbare Nachfolger des Hanswurſtes (den ich ſelbſt nicht mehr geſehen habe und ihn daher auch nicht charakteriſiren kann), und hatte auch noch viel von deſſen Lazzi in Geberden und körperlichen Stellungen angenommen. Seine Rollen waren faſt meiſtens dumme Bediente oder Schildknappen in Zauberſtücken. In den letzten hieß er Käsperle. Er ſang auch Couplets, aber ganz entſetzlich. Um einige Beiſpiele ſeiner Komik aufzuſtellen, erwähne ich Folgendes: In einem Stücke kniet Kasperls Herr vor ſeiner Geliebten und macht ihr ſeine Liebeserklärung, da öffnet Kasperl die Thüre, ſteckt den Kopf herein, ſchreit ſchnell: „Steh auf, Bettelſtudent, die Hoſen gehört nicht Dein!“ und iſt wieder verſchwunden. — In einem anderen ſpielt Kasperl einen verſtellten Stummen, als man ihn aber frägt: Wie lange er ſchon ſtumm ſei, antwortet er ſich vergeſſend: „vier Jahre,“ da er aber dann dies Verſehen wieder gut machen will, ſo antwortet er im ganzen Stücke auf alle an ihn geſtellte Fragen nur immer dieſelben Worte: „Vier Jahre!“ — Kasperl wird von den Türken gefangen. Er ſpricht mit ihnen, ſie verſtehen ihn aber nicht. Nun möchte er gerne hinaus gehen und deutet ihnen auf die Thüre und ſagt dabei immer: „Auſſi! auſſi! auſſi!“ Die Türken verſtehen ihn noch immer nicht, da wird er zornig und ſchreit: „Wart's ös türkiſchen Waſcheln, ös wert's mich glei verſtehn, ich wir nur meine türkiſche Sprach los laſſen, alſo hört's: „Anari Manari Kanari, auſſi, auſſi!“ und nun laufen die Türken hin und öffnen ihm die Thüre. — **Kasperl** kommt als Diener mit ſeinem Herrn, dem berüchtigten Don Juan in einen Wald, in welchem ſie einen Einſiedler vor ſeiner Strohhütte ſitzend finden und hier entſpann ſich ein Geſpräch, welches ich wörtlich hieher ſetzen will, um zu zeigen, welche Albernheiten dazumal das wieherndſte Gelächter hervorbrachten.

Don Juan (zu Käsperle). Käsperle geh hin und frag' ihn, wer er iſt.

Käsperle. Das gſchicht nit!

Don Juan. Geh hin, ſag' ich.

Käsperle. Era geht doh nit hin!

Don Juan (zieht den Degen). Wirſt du gehen?

Käsperle. Steckt's den Bratſpieß ein, era geht ſchon. (tritt mit vielen Lazzi der Furcht gegen den Einſiedler). Wer ſeidt's ös?

Einſiedler (mit dumpfer Stimme). Ich bin ein frommer Waldbruder.

Käsperle (zurückprallend, daß er ſeinen Herrn faſt niederſtößt). Ui! gnädiger Herr, da gehen wir, da gehen wir.

Don Juan. Was hat er denn geſagt?

Käsperle. Er hat geſagt, er iſt ein Waldluder.

Don Juan. Du wirſt ihn falſch verſtanden haben, geh' hin, frag' ihn noch ein Mal.

(Wiederholte Lazzi der Weigerung, endlich fragt)

Käſperle wieder: Mein Herr, laßt noch einmal fragen, wer d's ſeidt's.

Einſiedler. Ich bin ein Eremit.

Käſperle. Ui! gnädiger Herr, da bleiben wir, er iſt der Bruder Credit.

Don Juan. Frag' ihn noch ein Mal.

Käſperle. Seidt's amal gſcheidt und ſagt's aufrichtig, wer ös ſeidt's.

Einſiedler. Ich bin ein Einſiedler.

Käſperle. Ui! gnädiger Herr, wir bleiben ſchon da, da geht's luſtig zu, denn er iſt ein Bierſiedler.

Don Juan. Frag' ihn, wovon er lebt.

Käſperle. Wovon lebt's ös?

Einſiedler. Ich lebe von Wurzeln und Kräutern.

Käſperle. Ui! gnädiger Herr, geh'n wir, geh'n wir, er lebt von Huſaren und Reitern, er könnt' uns zwa ah freſſen!

Kann man ſich eine größere Albernheit denken, als dieſe Scene, und doch wurde ſie von unausgeſetztem Lachen begleitet.

Was Laroche überhaupt für eine Gewalt blos durch den Ton ſeiner Stimme auf das Publikum ausübte, mag auch folgender Umſtand beweiſen. Manchmal geſchah es, daß Kaſperl noch nicht angekleidet war, wenn er ſchon auf die Scene treten ſollte. Wenn nun ein Schauſpieler ſchon extemporirte, um indeſſen die Lücke auf der Bühne auszufüllen, und der Theaterinſpicient in die Garderobe lief und ängſtlich rief: „Herr Laroche, ich bitte, kommen Sie, es iſt ſchon höchſte Zeit,“ da antwortete Laroche nur ganz phlegmatiſch: „Mach' die Thüre auf!“ und nun ſchrie er aus vollem Halſe: „Auwedl! auwedl! auwedl!“ und in dieſem Augenblicke hörte man auch das ſchallende Gelächter des Publikums, welches an dieſen Worten, womit er faſt immer aufzutreten pflegte, ſeinen Liebling erkannte, bis in die Garderobe hinauf.

Außer der Bühne ſoll Laroche ein ernſter, ja griesgrämiger Mann geweſen ſeyn, wie viele Komiker. Er extemporirte viel, aber meiſtens nur Spaßiges, niemals Witziges, und der Beifall galt mehr dem Geſichterſchneiden, den Lazzis und der geſchickten Unbehilflichkeit, womit er ſich zu benehmen wußte. Ich möchte Laroche die perſonificirte populäre Komik nennen, und eben weil er dieſes war, hat auch ſeit ihm kein Komiker mehr ſo ganz die Populace für ſich zu gewinnen gewußt.

II.

Anton Haſenhut (genannt Taddädl).

Die zweite ſtehende komiſche Perſon in den älteren Stücken im Leopoldſtädter-Theater, war der Taddädl von Anton Haſenhut dargeſtellt. Taddädl war gewöhnlich ein Geſelle oder ein Lehrjunge, läppiſch, furchtſam, dumm, dabei vorwitzig und jung, der den Zopf hinten ganz oben am Kopfe feſtgebunden und wagrecht wegſtehen hatte. Haſenhut's größte Eigenthümlichkeit als Taddädl war der Ton ſeiner Sprache. Es klang immer wie das Schmettern eines Kindertrompetchens wenn er redete, und dadurch allein bewirkte er ſchon Lachen. Auch dieſe komiſche Figur hatte ſich im Publikum ſo charakteriſtiſch feſtgeſtellt, daß man einen jungen, läppiſchen Burſchen mit einer feinen gellenden Stimme noch jetzt einen Taddädl nennt. Haſenhut beſaß aber auch außerdem eine unwiderſtehliche komiſche Kraft. Man kann ihm nicht vorwerfen, daß er jemals eine Zote geſagt hätte, aber auch das Gewöhnlichſte wußte er ſo komiſch vorzubringen, daß es mächtig auf unſer Zwerchfell wirkte. Ich habe Franzoſen, welche kein Wort von dem verſtanden, was Haſenhut ſagte, dennoch unmäßig über ihn lachen geſehen, und Grillparzer hat mich verſichert, er habe ſpäter über keinen Komiker mehr ſo herzlich lachen können, als über Haſenhut. In einem Stücke, ich weiß es nicht mehr zu nennen, geht Taddädl (ein Müllerjunge) mit ſeinem Meiſter über einen Berg herab, plötzlich ſpringt er auf die Seite und fängt ein jämmerliches Geſchrei an, ſo daß ſich die Zuſeher faſt mit fürchten, und als ihn der Meiſter frägt, was es iſt, bewirkt die Antwort: „an Adaxel“ (eine Eidechſe) das allgemeinſte Gelächter.

Als Haſenhut ſpäter das Theater der Leopoldſtadt verließ und auf jenem an der Wien ſpielte, trat er aus ſeinen äußern komiſchen Eigenthümlichkeiten hinaus und behielt nur die innere vis comica bei. Er ſprach nicht mehr in ſeiner frühern, feinen, ſchmetternden, ſogenannten Taddädlſtimme, da er älter geworden war, er war weniger rührig, da er beleibter geworden war, er hieß auch nicht mehr Taddädl, ſondern erhielt in jeder Rolle andere komiſche Namen, aber darum wirkte er nicht weniger, er war auch auf dieſer Bühne der Liebling des Publikums, und ſeine freien Einnahmen waren immer die vollſten im ganzen Jahre. Wer erinnert ſich nicht mit Vergnügen ſeiner Darſtellungen als Lorenz „im Hausgeſinde, als Hafnerlehrjunge Poldel in den bürgerlichen Brüdern.“ Die Parodie der Scene aus „Richard III.“ war das Komiſchſte was man ſehen konnte, und dies war die erſte Scene, deren Wiederholung ich in meinem Leben von dem Publikum ungeſtüm fordern ſah. Auch bei Haſenhut war, wie bei Kasperl, keine Rede von Witz, ſondern nur von Spaß, und Haſenhut's Spaß, wenn nicht ſo derb, ſo platt, ſo tölpiſch, wie jener Kasperls, war feiner, anſtändiger, ſittſamer, runder möcht ich ſagen. Es iſt für Diejenigen, welche ihn nicht ſelbſt ſahen kaum glaublich, welche komiſche Wirkung er mit einem Worte mit einer Bewegung, ja mit einer Geberde hervorzubringen verſtand. Beſonders war er geſchickt in Darſtellung der Ungeſchicklichkeit. Wenn er bei einer Thüre hinausging und ſtolperte, wenn er an Etwas ſtieß, wenn er ſich auf einen Tiſch oder Stuhl lehnte und ausglitſchte, ſo machte er dies Alles ſo natürlich, daß man glauben mußte, es wäre zufällig geſchehen. In den letzten Jahren verlor er ſein Gedächtniß und war nur mehr der Schatten ſeiner ſelbſt, aber ſo, wie er in ſeiner Glanzperiode war, wird er mir, und gewiß allen, die ihn damals ſahen, unvergeßlich bleiben.

III.

Emanuel Schickaneder.

Schickaneder, als Komiker betrachtet, war von nicht großer Bedeutung, ich wenigſtens habe nie herzlich über ihn lachen können. Er ſchrieb ſich ſeine Rollen meiſtens ſelbſt, und ſchuf für ſich gewöhnlich eine Art Naturmenſchen (wie Papageno in „der Zauberflöte“) die aber voll Unnatur waren. Er wollte für einen feinen Komiker gelten, und dadurch wurde ſeine Komik ſo ſuperfein, daß man gar nichts davon merkte. Indeſſen weiß ich doch eine Rolle von ihm, die er eigenthümlich einzig und wahrhaft komiſch darſtellte, und dieſe war der Dorfſchuſter im „abgebrannten Hauſe.“ Da er, wie geſagt, ſich ſeine Rollen meiſt ſelbſt ſchrieb, ſo legte er in jede derſelben eine Art Sonderbarkeit, wodurch ſie auch ohne ſein Zuthun gefiel. So z. B. machte damals das Federgewand Papagenos mehr Effekt, als das was er ſprach. So wirkten in dem Stücke: „Lumpen und Fetzen, oder: die Caprice,“ die abſurden Eigenheiten eines Engländers, den Schickaneder darſtellte, das Meiſte. Schickaneder war groß und dick, hatte einen watſchligen Gang, aber ein ſehr lebhaftes Auge. Mit dieſem letzten wußte er nicht ſelten durch einen Blick ſeinen Worten eine Zweideutigkeit zu geben, die gefiel. Die Couplets, welche er in Opern mit erbärmlicher Stimme ſang, waren nichts weniger als witzig, aber da er dem Compoſiteur, dem er eine Oper von ſich anvertraute, die Melodien zu jenen Stellen, die er ſelbſt ſang, vorſchrieb, ſo wußte er gewöhnlich in dieſe Melodie etwas zu legen, was die Wirkung nicht verfehlte. Derſelbe Fall trat auch bei der „Zauberflöte“ ein; auch der große Mozart mußte ſich hierin dem Dichter Schickaneder fügen, und nur ein ſolcher Geiſt wie Mozart, konnte aus jenen Alltagsmelodien durch geniale Inſtrumentirung Meiſterſtücke liefern. Der verſtorbene Baßſänger Sebaſtian Meyer hat mir erzählt, daß Mozart das Duett, als ſich Papageno und Papagena zum erſten Male erblicken, Anfangs ganz anders komponirt hatte, als wir es gegenwärtig hören. Beide riefen nämlich ein paar Mal ſtaunend aus: »Papagena! Papageno!« Als aber Schickaneder dieſes hörte, rief er in's Orcheſter hinab: »Du Mozart, das iſt nichts, da muß die Muſik mehr Staunen ausdrücken. Beide müſſen ſich erſt ſtumm anblicken, dann muß Papageno anfangen zu ſingen: Pa, papapa, papa, Pa —« Papagena muß dies wiederholen, bis endlich Beide den ganzen Namen ausſprechen, — und Mozart hat dies ſo nach Schickaneder's Wiſſen geſetzt, und das Duett mußte immer wiederholt werden.

In Lokalſtücken war Schickaneder — wenn eben kein komiſcher — doch ſtets ein Charakterdarſteller, das Gemüth behielt darin faſt immer die Oberhand. — In ſeinem vortrefflichen Wiener-Lebensgemälde: »Die Fiaker in Wien,« welches ich allen jetzigen Lokaldichtern als Muſter aufſtellen möchte, ſpielte er den Fiaker ſo wahr, ſo ganz aus dem Leben gegriffen, daß ich dieſe Rolle eine Meiſterrolle nennen kann. Die Scene, in welcher er leichenblaß aus dem Kabinet ſtürzt, weil er ſein närriſches Weib, da nichts mehr fruchtete, endlich wider ſeinen Willen ſchlagen mußte, wäre eines Iffland's würdig geweſen.

IV.

Brenner.

Es wird wohl Wenige geben, welche ſich auch nur des Namens dieſes komiſchen Schauſpielers erinnern, er hat auch nicht groſes Aufſehen gemacht, allein dazu war die

Zeit ſeines Wirkens auch zu kurz. Wenige Jahre, nachdem er ſich der Bühne gewidmet hatte, verfiel der Unglückliche in unheilbaren Wahnſinn, und ſtarb bald nachher. Gemeine Naturen hat er mit ſeltener Wahrheit dargeſtellt. Sehr komiſch klang ſeine Sprache, er hatte wie man ſich bei uns ausdrückt, ein Hölzel im Munde. Dabei ſprach er ſehr ſchnell und überſtürzte ſich faſt in Worten. Eben in dem Stücke: „Die Fiaker in Wien,“ ſpielte er einen Fiakerknecht, der ſich gegen einen angeſchuldeten Diebſtahl vertheidigt, mit ſo außerordentlicher Wahrheit, daß er dieſe Scene jedesmal wiederholen mußte.

V.

Baumann, d. ä.

Der Ältere der beiden Brüder Baumann, Schauſpieler des Leopoldſtädter Theaters, war einer der vorzüglichſten komiſchen Schauſpieler, welche die Wiener Bühne betraten. Er beſaß das, was man mit Recht die trockene Komik heißt, und welche ſo unwiderſtehlich hinreißt. Jener Komiker, dem man es abmerkt, daß er komiſch ſeyn wolle, oder der ſich wohl gar Mühe gibt, komiſch zu ſeyn, iſt es nicht. Baumann war immer voll Ernſt, und eben dieſer Ernſt war es, der ſo außerordentlich wirkte. Kein Schauſpieler hat, wie Baumann, Rede und Geberde ſo in Kontraſt zu bringen verſtanden. Darum war er auch am allervorzüglichſten in der Parodie. „Prinz Schnudi“ war bei ſeiner Darſtellung ein perſonifizirtes komiſches Heldengedicht. — Er wußte eine Karikatur ſo feſt, ſo ſcharf, ich möchte ſagen, ſo unkarikirt zu zeichnen, daß ſie ins Leben trat und als ein wirklicher Charakter daſtand. Da war denn auch keine Kleinigkeit vergeſſen, welche zu dieſem Ziele führen konnte, und Sprache, Körperhaltung, Koſtume, Gang, Geberden, Alles war im Einklange. Wer den beſoffenen Hausmeiſter im „Neuſonntagskinde“ von Baumann geſehen, wird zugeſtehen, daß dieß eine der vollendetſten Darſtellungen im Niedrigkomiſchen Genre war.

VI.

Baumann, d. j.

O du mein lieber luſtiger Adam, der du in einem und demſelben Stücke, dem „Dorfbarbier“ über zweihundert Male ganz Wien vergnügt haſt. Es iſt noch nicht ſehr lange, daß du von der Bühne und von der Welt abgetreten biſt, und viele deiner Bewunderer leben noch, und unterhalten ſich jetzt noch, wenn ſie von deinen Darſtellungen ſprechen. Dieſen werde ich wenig Neues von dir ſagen können, und nur mein Lob wird in ihrem Innern wiederhallen.

Der jüngere Baumann war eben ſo wie ſein älterer Bruder früher Schauſpieler jener Bühne, welche ausſchließend dem Komus gewidmet war, nämlich der Leopoldſtädter Bühne. Er war damals mittlerer Statur, mager, aber ſein Geſicht war voll Ausdruck und deſſen Muskeln von außerordentlicher Beweglichkeit; ſein Vortrag war abgeſtoßen, hingeworfen, keck möchte man ſagen, das R trat beſonders ſchnarrend hervor. Er ſang auch, zwar nicht ſchön, aber gerade ſo, wie er es zu ſeinen Rollen brauchte, und in einer ſeiner Force-Rollen, dem Schneider Wetzwetz in den „Schweſtern von Prag“ konnte die Arie, welche er als Schweſter ſang, für eine der gelungenſten Parodien auf alle großen Bravour-Arien gelten. Baumann's komiſche Gewalt lag in einem präcios komiſchen Ernſte, in einer Art luſtigem Ingrimme, er brachte ſeine Reden meiſt in kurzen Abſätzen vor, was wir in unſerer Lokal-Sprache „Jemanden abſchnalzen,“ nennen.

Als mehre Cavaliere die beiden Hoftheater und das Theater an der Wien übernahmen, wurde er für alle drei Bühnen zugleich gewonnen, und trat von der Leopoldſtadt zu dieſen über. Anfangs wurde er nur zu kleinen Opern im Kärntnerthortheater verwendet, worunter der „Dorfbarbier“ die ausgezeichnetſte war. Dieſe Operette hatte ſich bloß durch Baumann's und Weinmüller's komiſches Spiel ſo ſehr die Gunſt des Publikums gewonnen, daß das Haus bloß ihretwegen oft ganz gefüllt war und der umgekehrte Fall von jetzt eintrat. Wenn nämlich jetzt kleine Opern vor Balleten gegeben werden, ſo kommen die Leute gewöhnlich erſt nach der Oper zum Ballet, damals kamen ſie zum „Dorfbarbier“ und gingen nach demſelben fort. Ich bin auch nicht zu beſchreiben im Stande, welches Vergnügen dieſer „Dorfbarbier“ und Baumann in demſelben gewährte. Es war keine Darſtellung mehr, es war die derbe, komiſche Natur ſelbſt. Ein Souffleur war dabei vollends unnöthig, denn die beiden Hauptperſonen: der Dorfbarbier und Adam, ſprachen kaum ein vorgeſchriebenes Wort, ſondern extemporirten das ganze Stück hindurch. Es war ein Wettſtreit zwiſchen zwei Komikern, ein Privat-Spaß, den ſie ſich miteinander machten, an dem aber das Publikum den lebhafteſten Antheil nahm. Es fehlte dabei nicht an Derbheiten aller Art, aber das Publikum nahm das nicht übel, ſondern wollte ſich nur einmal recht ſatt lachen.

Später als das Hofoperntheater in Pacht gegeben wurde, trat Baumann ausſchließend zum Hofburgtheater über, und man kann ſagen, er war der letzte Schauſpieler im niedrig komiſchen Fache, den dieſe Bühne beſaß. Keiner hat ihn nachher erreicht. Sein Gerichtsdiener in den „deutſchen Kleinſtädtern,“ ſein Bedienter im „Intermezzo,“ ſein Peter Gutſchaf in den „Organen des Gehirns,“ ſind Rollen, in denen er luſtig war und luſtig machte, und die ſelbſt die gewiſſen Herren mit Vergnügen anſahen, die jetzt gleich die Naſen rümpfen, wenn ein etwas markiger Spaß auf dieſer Bühne vorkommt und vornehmthuend ſagen: „So was gehört nicht auf das Burgtheater!“

VII.

Karl Meyer.

Karl Meyer war Eigenthümer und Direktor des Joſephſtädter-Theaters. Dieſe Bühne war einſt ſo im Flor, daß ſie von dem ſeligen Kaiſer Joſeph unter allen Theatern das ausgedehnteſte Privilegium erhielt. Sie allein iſt berechtigt, alle Arten von Spektakeln ohne Ausnahme zu geben. Klein, wie ſie war, hatte ſie kein großes Perſonale, dennoch gab ſie ſchon in den neunziger Jahren Balletæ, die oft jenem in der Stadt den Rang abliefen.

Die Joſephſtädter-Bühne beſaß an einem Herrn Voll einen Theaterdichter, der die Mittel und Bedürfniſſe derſelben kannte, und Stücke ſchrieb, wie ſie den Kräften derſelben angemeſſen waren. Ich weiß mich eines Local-Stückes von ihm, betitelt: „Der Haushofmeiſter“ zu erinnern, welches ſo ſehr gefiel, daß er zwei oder drei Fortſetzungen davon ſchrieb.

In allen dieſen Stücken war Karl Meyer der Direktor, der Komiker. Er war von großer Statur, hatte beſonders lange Füße und ſtieg gewöhnlich auf der Bühne herum wie ein Pfau. Aber eben in ſeinen eckigen Bewegungen lag etwas unwiderſtehlich Lächerliches. Er war kein bedeutender Schauſpieler, er ſtellte keine Rolle, keinen Charakter dar, er ſpielte immer ſich ſelbſt, den komiſchen Mann. Wenn er extemporirte, ſo geſchah dies meiſtens auf Koſten ſeiner Schauſpieler oder ſeiner ſelbſt. Er brachte Unarten der Erſtern, fehlgeſchlagene eigene Hoffnungen, Couliſſenintriguen u. ſ. w. zur Öffentlichkeit, und wenn ein Stück, in welchem er mitſpielte, mißfiel, und er es an der Unruhe des Publikums bemerkte, ſo hieb er auf Dichter, Darſteller, Dekorateurs und auf ſich ſelbſt unbarmherzig los und ſpielte dem Publikum auf dieſe Art eine Komödie in der Komödie. Ich hörte ihn einſt zu einem Schauſpieler, der den Sohn eines reichen Mannes vorſtellte und einen ärmlichen Rock an hatte, ſagen: Hören Euer Gnaden, der Herr Vater mit ſeinem Gelde könnte Ihnen auch einen beſſern Frack ſpendiren, oder wenigſtens dieſen Knopf annähen laſſen.

Man könnte ſagen, er ſetzte eine Force darein, Unſinn zu ſchwätzen, und die Redeſätze ſo zu verdrehen, oder Zeitwörter und Bindewörter wegzulaſſen, daß man den Sinn mit Mühe errieth. So ſprach er einſt, als er nach einem neuen Stücke vorgerufen wurde, an das Publikum Folgendes wörtlich:

»Verehrungswürdiges Publikum! — geweſen ſeyn! — gehabt haben! — werden! — Pfitſchipfeil ſchießen von drüben und drenten (hiemit ſpielte er auf die Theater auf der Wieden und in der Leopoldſtadt an), aber nichts zu ſagen haben das! — Kleines Tiſchel haben, — wenig Speiſen darauf — aber verehrungswürdiges Publikum zufrieden ſeyn — Vivat!« — und er wurde noch ein Mal heraus gerufen.

VIII.

Joſeph Korntheuer.

Du Komiſcheſter aller Komiker! du Inbegriff alles Lächerlichen, der das Bizarre, Barocke und Groteske ſo in Eines zu vermiſchen wußte, daß eine Radikalarznei gegen den Hypochonder daraus wurde, wie ſoll ich beſchreiben, was und wie du es geleiſtet? Man muß dich ſelbſt geſehen haben, um dein außerordentliches komiſches Talent gehörig zu würdigen; denn, wollte man deine Darſtellungen anatomiren, ſo würde man am Ende auf ein Nichts zurück kommen, aus welchem Nichts du Alles hervorzubringen wußteſt, was keinen Widerſtand litt, und den Grämlichſten mit hineinriß in den Veitstanz des Gelächters.

Korntheuer, ein geborner Wiener, begann ſeine theatraliſche Laufbahn beim Hofburgtheater, bei welchem er, ſeiner impoſanten Geſtalt wegen, zu ernſthaften Rollen, und beſonders zu Tyrannen und Böſewichtern verwendet wurde. Er gefiel ſich auch in dieſen Rollen und vorzüglich als Laſarra ganz außerordentlich ſelbſt, aber dem Publikum gefiel er nicht. Es iſt doch wirklich etwas Auffallendes, daß ſo viele tüchtige Schauſpieler ſich eben in einem Fache für vorzügliche Darſteller halten, in welchem ſie am wenigſten leiſten können. So glaubte auch Korntheuer noch in den letzten Jahren ſeines Lebens, in welchen er ſich als Komiker ſchon die höchſte Gunſt des Publikums errungen hatte, er habe ſeinen Beruf verfehlt, und ſei eigentlich für gemüthliche Rollen, gutherzige Alte und rührende Greiſe geſchaffen. — So ſpielte er, mit einer Wuth möcht ich ſagen, den Lorenz Stark, den armen Poeten, den Greis in „Menſchenhaß und Reue.“ Ich habe dieſe Rollen von ihm geſehen und muß geſtehen, es war durchaus nur gemachtes Wetter, jenes ſüßliche Rührei in der Darſtellung, wodurch die Menge beſtochen wird, jener ſingende Vortrag, der beſonders den ſüddeutſchen Schauſpielern eigen iſt; man ſah dem guten Korntheuer an, wie ſehr er befliſſen ſei, Thränen zu erpreſſen, kurz, es waren komödiantiſche Kniffe, aber keine Schauſpielkunſt.

Solche Rollen ſpielte Korntheuer vorzugsweiſe in Brünn, wo er längere Zeit Pachter und Direktor des dortigen Theaters war, und daher auch Alles ſpielen durfte, was er wollte. Als er aber dann bei dem Leopoldſtädter-Theater angeſtellt wurde, welches, eben zu ſeiner Zeit die erſten komiſchen Kräfte vereinigte, und der wahre Tempel des Komus genannt zu werden verdiente, da ging er in ſein eigentliches Fach, in das Komiſche über, und wurde der auserwählte Liebling des Publikums.

An Korntheuer's Körper war Alles lang. Geſicht, Naſe, Füße, Arme, Hände, und er verſtand es beſonders, das Erſte und die Letztern durch Ausdehnung noch länger zu machen, als ſie waren. In ſeinem Vortrage lag etwas Langſames, Schleppendes, Faules, in ſeinen Bewegungen ein unbeſchreibliches Phlegma, und er ließ ſich immer gehen, wie es ihm eben behagte. Man hätte glauben ſollen, Korntheuer ſpiele gar nicht für die Zuſeher, ſondern für ſich ſelbſt. Daher geſchah es öfters, daß er, während die andern Schauſpieler auf der Bühne ſprachen, ganz ruhig in einer Ecke ſtand und ſich einen aparten Spaß machte. Seinen Mitſchauſpielern mag das wohl nicht recht geweſen ſeyn, da er dadurch die Aufmerkſamkeit von ihnen ab, auf ſich lenkte, aber dem Publikum, welches ſich nur mit ihm unterhielt, war es ſehr willkommen, und auch die mit ihm Beſchäftigten mußten oft mit lachen. Er ſtand z. B. in einer Ecke der Bühne, hielt ſich ſeine beiden Hände vor die Augen und ſchien errathen zu wollen, wer ihm das thue, oder er foppte ſich ſelbſt, indem er ſich mit der rechten Hand auf die linke Schulter tippte, ſich dann umſah, und ſich nicht wenig verwundert zeigte, Niemand hinter ſich zu erblicken. Ich habe geſehen, wie er während einer Liebesſcene alle Knöpfe ſeines ganzen Anzuges an Rock, Beinkleid und Weſte zuſammen zählen wollte und damit nicht zu Ende kommen konnte. Die vorzüglichſten Rollen Korntheuer's waren ganz bornirte Alte, Ehmänner, welche unter dem Pantoffel ſtehen und ſehr karrikirte Charaktere. Er extemporirte ſehr viel und machte ſich — wie der Kunſtausdruck bei den Schauſpielern lautet, ſeine Rollen ſelbſt zurecht, das heißt, er modelte ſich die Conſtruktionen ſo, wie ſie ihm zu Munde paßten und ſchrieb ſich Späße hinein. Ich war einſt Zeuge einer Darſtellung von ihm, bei welcher er nicht zehn Worte von denen ſprach, die in der Rolle vorgeſchrieben waren. Es war nämlich eine Geſellſchaft Bekannter Abends im Gaſthauſe neben dem Theater verſammelt, worunter ſich auch Korntheuer befand, der eben heute Abends (man gab die „falſche Primadonna,“) nicht zu ſpielen hatte. Plötzlich ſtürzte der Theaterdiener in die Schenke, erzählte, daß der Schauſpieler, der den Bürgermeiſter von Krähwinkel ſpielen ſollte, unvermuthet krank geworden ſei, und bat Korntheuer im Namen des Direktors, dieſe Rolle, die er früher ſchon in Brünn geſpielt hatte, für heute zu übernehmen, weil ſie ſonſt gezwungen wären, das Theater ganz zu ſchließen. „Wohlan!“ ſagt Korntheuer, „ich will's thun, obſchon ich nicht ein Sterbenswort mehr von der Rolle weiß, aber ich bitte Euch, Freunde, geht alle ins Theater, damit Ihr doch einmal ſeht, wie man ganz aus dem Stegreif ſpielt.“ Wir gingen alle, und ich kann ſagen, ich und das ganze Publikum mit mir, haben nie ſo herzlich gelacht, als an dieſem Abend. Spaß drängte ſich auf Spaß, und die Schauſpieler ſelbſt konnten vor Lachen kaum ſprechen. Das Theater drohte aber einzuſtürzen bei folgendem extemporirten Spaße.

Sperling (tritt auf). Herr Bürgermeiſter! Die fremde Sängerin kommt ſchon.

Bürgermeiſter (Korntheuer). Kommt ſchon? kommt ſchon? was thun? was machen? was anfangen? und was hernach auch wiederum beginnen?

Sperling. Ich habe ihr Blumen auf den Weg ſtreuen laſſen, dazu habe ich alle Gärten geplündert und da ſie mir nicht genug Blumen boten, ſo hab ich ihr auch Salat ſtreuen laſſen.

Bürgermeiſter (ſehr ernſthaft). Recht, Sperling, und laſſen Sie von mir aus noch extra zwölf harte Eier ſieden und auf den Salat legen.

Vielſeitig war **Korntheuer** nicht, aber die eine Seite, die er zeigte, war eine vollkommene, und verfehlte ihre draſtiſche Wirkung nie. Sein Geiſterkönig im „Diamant des Geiſterkönigs,“ ſein Gisperl in „Gisperl und Fisperl,“ ſein Geſelle in der „Ballnacht,“ waren **Hogartſche** Karikaturen, welche von einem geſchickten Maler feſtgehalten zu werden verdient hätten.

Korntheuer war, wie wenige Bühnenkomiker, auch ein ſehr unterhaltender Geſellſchafter und verſtand die Kunſt, die Eigenthümlichkeiten faſt aller in Wien beliebten Schauſpieler, beſonders in Ton und Sprache, ſo täuſchend nachzuahmen, daß man dieſelben wirklich zu hören glaubte.

IX.

Ferdinand Raimund.

Ich habe es hier nicht mit **Raimund** dem Dichter, ſondern mit **Raimund** dem komiſchen Schauſpieler zu thun. Seine Stücke ſind allgemein gegeben, allgemein beliebt, und ich kann mich hier nur nicht enthalten, zu bemerken, daß ich glaube, die Kunſtrichter, welche **Raimund** als Dichter ſo hoch ſtellten, haben ihm einen ſchlechten Gefallen gethan, und ihn an ſich ſelbſt und ſeinem Talente irre gemacht, und hätte **Raimund** noch länger gelebt, er würde vielleicht den Weg, den er als Dichter eingeſchlagen, und worin er das Komiſche mit dem Romantiſchen ſo glücklich zu verſchmelzen wußte, gänzlich verlaſſen und ſich in ein Reich verſtiegen haben, in welchem er ſelbſt nicht heimiſch war, und das er auch uns niemals heimiſch gemacht haben würde.

Nachdem **Raimund** als Lehrling von der ſüßeſten aller Künſte, von der Zuckerbäckerkunſt davon gelaufen war, und ſich bei kleinern wandernden Truppen herumgetrieben hatte, bei welchen er Alles ſpielen mußte, am liebſten aber Intriguants ſpielte, wurde er endlich im Joſephſtädter-Theater engagirt, und dort fand er den rechten ihm paſſenden Pfad des theatraliſchen Wirkens. Als Adam Kratzerl in **Gleich's** „Muſikanten am hohen Markte," machte er ſich zuerſt bemerkbar, und gewann ſogleich die Liebe des Publikums, in welcher er ſpäter im Leopoldſtädter-Theater zuerſt in fremden, dann in eigenen Stücken immer mehr ſtieg, bis er der erklärte Liebling des Publikums war.

Raimund's Komik war eine eigene, von allen andern verſchiedene und ſogar aus ſich ſonſt widerſtreitenden Elementen zuſammengeſetzte. Es war eine Heftigkeit in ſeinen Bewegungen und Geberden, ein Herumwerfen der Hände und des Kopfes, ein Rollen ſeines großen und lebhaften Auges, ein ſchnelles Abſtoßen der Worte, daß man ihm einen fortwährenden innern Grimm hätte zumuthen müſſen, wenn dies Alles nicht wieder von der andern Seite durch die tiefſte Gemüthlichkeit gemildert worden wäre. So wie in ſeinen Dichtungen, ſo lag auch in ſeinen Darſtellungen immer eine Wehmuth, welche, wenn ſie ſich auch nicht vordrängte, doch wie ein mattes Wetterleuchten nach einem Gewitter ganz in der Ferne erſchien. Ich erinnere hier nur an den Aſchenmann und an die vorzüglichſte ſeiner Rollen, des Valentin in ſeinem letzten Werke: „der Verſchwender.“ Sein Organ litt früher an Undeutlichkeit, welchen Fehler er aber durch unermüdeten Fleiß und Bewachung ſeiner ſelbſt, zu vermindern wußte. Raimund ließ ſich nie einen Gedächtnißfehler zu Schulden kommen, er wußte ſeine Rollen immer genau auswendig, und in ſeinen eigenen Stücken nicht nur die ſeinige, ſondern auch die Rollen aller Übrigen, da er ihnen meiſtens die Rollen einſtudirte, oder ſie wenigſtens mit ihnen durchging. Er hielt auch mit größter Strenge darauf, daß Andere die Rollen in ſeinen Stücken aufs „Und“ auswendig wußten. Korntheuer hat mir erzählt, daß er ſich einmal wegen des einzigen kleinen Wörtchens „immer“ faſt mit ihm entzweit hätte. Er ſprach nämlich als Geiſterkönig ſtets: „Itzt hab ich die Agnes Bernauerin ſchon zwanzig Mal geleſen, und weiß halt noch nicht, warum ſie ins Waſſer geſtürzt worden iſt.“ Raimund wollte aber, er ſollte ſagen; „und weiß halt noch immer nicht warum“ ꝛc. Korntheuer meinte, das ſei ja gleichgültig. Raimund aber antwortete: Nein, das iſt nicht gleichgiltig, das Wort immer verſtärkt den Spaß, und da Korntheuer noch etwas dagegen einwendete, verließ er ihn zornig mit den Worten; „Meinetwegen, wenn Du aber das „immer“ auslaſſeſt, ſo bleibſt Du immer ein dummer Kerl!“

Wenn Raimund in einem Stücke mehre Charaktere vorzuſtellen hatte, ſo ſuchte er ſie in der Darſtellung ſcharf zu ſondern, allein dieß glückte ihm nicht immer, und die ihm eigenthümliche Darſtellungsweiſe blickte überall durch. Etwas Polterndes, durch grelles Abſtoßen der Worte hervorgebracht, wurde überall bemerkbar, und die großen rollenden Augen trugen noch mehr dazu bei.

Raimund war ein vortrefflicher Menſch und es ließen ſich hundert Züge ſeiner Herzensgüte erzählen. Er liebte die Gebirgsnatur über Alles, und bekam, wenn er ſich längere Zeit in der Reſidenz aufhalten mußte, ſtets eine unausſprechliche Sehnſucht nach den Bergen. Er hatte ſich auch in der herrlichen Gebirgsgegend von Guttenſtein ein Haus gekauft, welches er im Sommer bewohnte.

Zum Schluſſe mag hier eine kleine Anekdote ſtehen, welche ihn ganz charakteriſirt, und welche mir ein Freund mittheilte. Dieſer ging eines Vormittags durch das Pernizerthal ſpaziren, und als er eben durch ein Gehölz wandelt, ſieht er von Weitem eine ſonderbare Geſtalt ſich nähern. Sie war in einen großblumigen Schlafrock gekleidet, trug eine grüne Kappe auf dem Kopfe, hinter jedem Ohr ſtack eine Schreibfeder, aus jedem Sacke quollen Päcke Papiers hervor, im Buſen ſtacken ein paar Bücher, eine Feldflaſche hing an einem Bande um den Leib und in einer Hand trug er einen dicken Stock, auf welchem ſich ſtatt des Knopfes ein Tintenfaß befand. Als die Geſtalt näher kam, erkannte er in ihr Raimund und rief ihm entgegen: Herr im Himmel: Raimund! wie ſehen Sie aus? — „Wie ſoll ich denn ausſchauen, antwortete dieſer, wenn ich auf den Bäumen ſitz' und dicht?“

Das unwiſſende Schwabemaidle.

(Im ſchwäbiſchen Dialekte.)

(Öffentlich vorgetragen von der k. k. Hofſchauſpielerin Louiſe Neumann.)

's gibt Leut' die Alles wiſſe wolle
's iſcht g'ſchehe, oder nit,
Ich aber kan die Leut' nit leide,
Bei mir han ſ' kein Credit,
Das, was i nit ganz gwiß kan wiſſe,
Da blauſch' ih niſcht um keinen Preis,
Ih halt das Göſchle fein und ſpreche:
„Ih kan's nit ſage, weil ih's nit weiß."

Wenn mich mein Bäsle öfters b'ſuechet,
Und fragt, ob's wahr ſein thuat.
Daß unſern g'ſtrenge Herrn Verwalter
Sein Weible plagt auf's Bluat?
Und daß gen d' Heirath mit 'm Schreiber
Sein Tochter, 's Käthele, macht Mäus?
Da ſchüttl' ih's Köpfle und antworte:
„Ih kan's nit ſage, weil ih's nit weiß."

Wenn's Väterle zu mir oft ſaget:
„He, Maidle, biſcht nit g'ſcheid,
Du willſt von all den Burſche Keinen,
Die ſchon um Dich gefreit?

Willſcht mit Gewalt denn ſitze bleibe
Und ſchlagt Dein Herz für Keinen heiß?“
Da ſag ih druf: „Ob kommt der Rechte?
Ih kan's nit ſage, weil ih's nit weiß.“

Ob heuer wird der Waitze grathe,
Und ob's viel Zwetſche gibt?
Ob unſers Nachbars Annameidle
Denn wirklich iſcht verliebt?
Ob heuer wird ä leichter Winter?
Im Gegentheil: ob's gibt viel Eis?
Und ob wird Krieg ſeyn oder Friede?
„Ih kan's nit ſage, weil ih's nit weiß.“

Ih han da hiazt a Späßle g'ſaget,
So guet, als ih's nur kan
Und für a fremdes Schwabemaidle
Mein Möglichſchtes gethan;
Allein ob's Ihne auch wird g'falle
In fremder ſchwäbiſcher Art und Weiſ'?
Und ob Ihr Beifall wird erſchalle?
Ih kan's nit ſage, weil ih's nit weiß.

Ein Mittagmahl Beethoven's.

(Anekdote aus ſeinem Leben.)

Ein Mann, dem Äußern nach gewöhnlich,
Breitſchultrig, klein und unanſehnlich,
In einem Rock, der nicht nach Ambra roch,
Mir ſchien, er hatt' am Ärmel gar ein Loch,

Mit Haaren, die gleich Mähnen ihn umfingen,
Als wollten ſie das Löwenhaupt umſchlingen,
Mit einem Aug' aus dem Prometheus Feuer ſtrahlte,
In dem der hohe Genius ſich malte,
Der Mann trat ein im großen Speiſeſaale
Zum röm'ſchen Kaiſer, 's war die Zeit zum Mahle.
Er kam herein, ein Röllchen in der Hand,
Sah nicht viel auf die Gäſte rings umher
Und ſetzte ſich an einen Tiſch, der leer
In einer Niſche bei dem Fenſter ſtand.
Nachdem er ſich des Hut's und Rock's entladen
Macht er vor ſich das kleine Röllchen auf
Und blickt mit ganzer Seele drauf.
Der Kellner kömmt und fragt: „Was wünſchen Euer Gnaden?“ —
„Noch nichts!“ — „Grad fertig iſt ein friſcher Schill!“ —
„Ich werd's ſchon ſagen, wenn ich einen will.“ —
„Vielleicht indeſſen ein Glas Wein?
Nußberger, Biſamberger auch Pfaffſtätter.“ —
„Muß das bei Euch gleich auf der Stelle ſeyn?“ —
„Wie Sie es wünſchen!“ — „Später alſo, ſpäter!“ —
Der Kellner geht, der Mann bleibt ſitzen,
Haut mit den Armen wie im Takt herum,
Und trommelt auf dem Tiſch drum dum dum dum,
Und lächelt und die großen Augen blitzen,
Dann ſchreibt er was mit Bleiſtift auf's Papier.
Da ruft ein Gaſt: „Der Zucker fehlet hier!“ —
„Ja,“ brummt der Mann, „gleich gibt es ein Geſchrei,
Iſt nicht das Süße überall dabei,

Das leid'ge wälſche Deidumdideldei!“ —
Die Gäſte ihn mit großen Augen meſſen,
Der Kellner tritt auf's Neue hin und fragt:
„Ob nichts gefällig?“ — „Hab' Dir's ſchon geſagt,
Komm ſpäter, iſt noch immer Zeit zum Eſſen.“
Und ſo vergeht auf's Neue eine Stunde,
Er ſingt jetzt gar, trompetet mit dem Munde
Und ſchreibt dann wieder fleißig etwas auf.
Da ſchreit: „mein Händel!“ jetzt der Gäſte Einer.
Der Schreiber ſtutzt, ſieht zu dem Himmel auf:
„Dein Händel? — Du haſt recht, es iſt auch meiner!“
Indeſſen wird der Saal allmälig leer,
Bei der Credenz ſteht nur der Kellner mehr
Und wartet auf den letzten Gaſt geduldig,
Da ruft der: „Kellner he was bin ich ſchuldig?“ —
„Was zu verlangen wäre ſehr vermeſſen,
Sie haben ja bis jetzt noch nichts gegeſſen.“ —
„So? nichts gegeſſen? ſoll das möglich ſeyn?
Auch nichts getrunken?“ — „Nein,
Nicht einen Tropfen Wein.“ —
„Hm, hm! ſo hab' ich ganz darauf vergeſſen.“ —
„So will ich laufen jetzt Etwas zu holen,
Ein Repphuhn ſteht ganz heiß noch auf den Kohlen.“ —
„Nein, nein, laß ſeyn, ich mag nichts mehr, ich geh',
Bin gar nicht hungrig mehr. Adje! adje!“

Mädchenwache ſchlimme Sache.

Eine dramatiſche Bagatelle.

Perſonen: Frau Brigitte. — Frau Urſula.

Die Scene iſt vier Meilen von der Hauptſtadt.

(Die Bühne ſtellt einen Garten vor. Zur Rechten ein zierlicher Pavillon mit einem Balkon und Jalouſien. Zur Linken eine niedere Gartenwohnung mit einem Fenſter, welches dem Publikum en face und einer Thür, welche gegenüber jener des Pavillons iſt. Sechs Gartenſtühle ſtehen herum, einer bei dem kleinen Gartenhäuschen. Eine Mauer ſchließt den Hintergrund, in derſelben iſt ein großes Thor, in der Mitte ein kleines Thürchen auf der Seite. Hinter der Mauer eine waldige Gegend.)

Erſte Scene.

Urſula (ſchließt das kleine Thürchen der Mauer und tritt vor).

Schon gut, mein Herr Obriſt! — Gehn ſie unbekümmert in das nahe Städtchen und holen ſie beim Notar den Heirathskontrakt, Ihr Töchterlein ſoll indeſſen gut bewacht werden. — Kein Auge ſoll die kleine Gefangene ſehen, dafür bürg' ich ihnen. Da hat er mir noch eine Schrift in die Hand gegeben, laß ſehen was ſie enthält. — (Lieſt die Überſchrift.) Inſtruktion für Urſula. (Etwas böſe.) Inſtruktion! — Mich darf kein Menſch inſtruiren; habe das Kapitel von der Liebe durch und durch geblättert und weiß, Gott ſei Dank in dieſem Punkte Alles. (Entfaltet die Schrift.) Zum Spaß wollen wir doch ſehen. (Lieſt) Tagsbefehl! Ha! ha! ha! Die Armee iſt nicht groß — drei Perſonen — Der Herr Obriſt der Kommandant — Fräulein Emilie das Hauptkorps und ich die Arriergarde. (Lieſt weiter.) Erſtens: Die Thüren des Gartens und des Hauſes müſſen gut verſchloſſen werden. (Spricht.) Iſt geſchehen! (Lieſt.) Zweitens: Emilie darf bis zu meiner Zurückkunft keinen Fuß aus ihrem Zimmer ſetzen. (Spricht.) Wird nicht ausfliegen das Täubchen. (Lieſt.) Drittens: Nicht zu vergeſſen, daß ſie von einem hübſchen unternehmenden Offizier geliebt wird. (Spricht.) Hübſch iſt er — weiß Gott — recht hübſch — aber ſoll nur kommen der junge Waghals. (Lieſt.) Viertens: Sich daran zu erinnern, das die Gärtnerin, welche dieſen Morgen fortgejagt wurde, mit dem jungen Kriegshelden im Einverſtändniß ſteht. (Spricht) Wollen auch daran denken. (Sie ſteckt das Papier ein.) Und ſomit wär's alle. Können ganz ruhig ſeyn, Herr Baron. Sie bezahlen mich fürs Wachen, und ich wache. (Man hört Peitſchengeknalle.) Was iſt das? — (Sie geht zur großen Thüre, öffnet ein ſogenanntes Katzenloch in derſelben und ſieht hinein.) Eine Kaleſche mit vier Pferden, eine Dame darin, der Vorreiter in einer prächtigen Livrée. — Sie hält an — ſie ſteigt aus, ſie kommt gerade hieher. (Sie ſchließt das Katzenloch, es wird geklopft.) Sie klopft — ah! eine ſo vornehme Dame muß ich doch eintreten laſſen.

Zweite Scene.

Urſula. Brigitte (in ſehr elegantem Coſtüm.)

Brigitte. Iſt der Herr Obriſt zu Hauſe?

Urſula. Nein, gnädige Frau, er iſt zum Notar in's nächſte Städtchen gegangen.

Brigitte (bei Seite). Ach! vermuthlich des Heiraths-kontraktes wegen. —

Urſula. Aber bis Abends wird er wohl wieder zurück ſeyn.

Brigitte (bei Seite). Ich habe alſo keine Zeit zu verlieren. (Laut.) Mein Geſchäft bei dem Herrn Obriſten iſt von der größten Wichtigkeit und ich glaube Ihnen kein Geheimniß daraus machen zu dürfen; denn ich habe wohl das Vergnügen mit Frau Urſula zu ſprechen, mit jener braven verſtändigen Frau, welche in der ganzen Gegend geſchätzt und verehrt wird.

Urſula. Ach bitte — bitte! (Indem ſie einen Stuhl herbeiſchafft). Wollen ſich Euer Gnaden nicht ſetzen?

Brigitte. Ihr tadelloſer Wandel, meine Liebe, Ihre Treue und Anhänglichkeit ſind allgemein bekannt!

Urſula. Darf ich um Ihren Shawl bitten? (Sie nimmt Brigitten den Shawl mit Behutſamkeit ab.) Ach Gott! ſchönere Palmen hab ich in meinem ganzen Leben nicht geſehen.

Brigitte. Sie ſind mehr Frau im Hauſe als Dienerin, und das mit Recht.

Urſula. Und ihren Hut, gnädige Frau; denn es iſt ſehr heiß. (Sie nimmt ihr den Hut ab und legt ihn ſammt dem Shawl auf einen Stuhl.)

Brigitte (bei Seite). Wenn ſie wüßte, daß ſie ſich all dieſe Mühe für ihresgleichen gibt. (Zu Urſula.) Kommen Sie her, meine Gute, ſetzen Sie ſich zu mir.

Urſula. Bitte, das würde ſich ja gar nicht ſchicken.

Brigitte. Ich bin nicht ſtolz; ſie müſſen mich erſt recht kennen; nur niedergeſetzt, ich wills ſo haben.

Urſula. Wenn Sie denn durchaus ſo befehlen. (Sie ſetzt ſich.)

Brigitte. Was uns das Glück gab, Reichthum, Schätze, das können wir wieder verlieren, darum ſeh' ich auf ſolche zufällige Dinge ganz und gar nicht.

Urſula (bei Seite) Mein Gott! das iſt eine liebe Dame.

Brigitte. Sehen Sie, Liebe, ich habe gleich beim erſten Blick ein volles Vertrauen zu Ihnen gefaßt, und darum will ich Ihnen etwas eröffnen.

Urſula. Nur zu gnädige Frau, rechnen Sie ganz auf meine Verſchwiegenheit.

Brigitte (tätſchelt ſie ins Geſicht). O davon bin ich überzeugt. Sie haben ein junges Mädchen im Hauſe, mit Namen Emilie?

Urſula (unruhig). Ja, gnädige Frau!

Brigitte. Dieſe wird von einem jungen Offizier angebetet, den ſie wieder liebt.

Urſula (noch unruhiger). Ja — ja gnädige Frau, ſo iſt's!

Brigitte. Sie ſcheinen betroffen. —

Urſula. Allerdings bin ich es — die gnädige Frau wiſſen Alles ſo genau — und das Mädchen —

Brigitte. Nun? Sie werden doch nicht glauben, daß ich dem jungen unbeſonnenen Volke etwa gar die Hand zu ihrem Turteltaubenſpiel biethen werde?

Urſula. Nicht doch Euer Gnaden!

Brigitte. Ich bin die Tante des jungen Offiziers. Der Burſche hat ſich vorgenommen das Mädchen noch heute zu entführen, ich aber habe ihm eine ganz andere Frau beſtimmt, und darum bin ich hier, ihm einen Strich durch ſeine Rechnung zu machen.

Urſula. Vergeben Sie mir gnädige Frau, daß ich nur einen Augenblick zweifelte. —

Brigitte. Um Ihnen auch den kleinſten Zweifel zu benehmen; ſo leſen Sie hier dieſen Brief, den ich im Zimmer meines Neffen fand.

Urſula (nimmt den Brief). Er iſt von Emilien.

Brigitte (für ſich gegen den Pavillon blickend). Vielleicht biethet ſich jetzt ein günſtiger Augenblick, (zu Urſula). Leſen Sie nur! —

Urſula (lieſt). „Lieber Adolph. Ich kann die Tyrannei meines Vaters nicht länger ertragen. — So weit geht Kindespflicht nicht. Ich willige alſo darein mit Ihnen zu Ihrem Verwandten zu entfliehen!“ — O ſchön! — ſchön! —

Brigitte (iſt indeſſen um den Pavillon herumgeſchlichen, und hat endlich an die Jalouſien en face des Publikums leiſe angepocht). Zu mir darf er ſie nicht bringen.

Urſula (lieſt weiter). „Melden Sie mir nur in einem Briefchen genau die Stunde und die Art und Weiſe, wie wir entkommen.

Brigitte (bei Seite, an der Jalouſie horchend). Hat mich Emilie gehört?

Urſula (zornig). Wiſchen Sie ſich den Mund ab, junger Held, hier ſiegen Sie nicht. (Hier erblickt man eine Hand, welche zwiſchen der Jalouſie hervorlangt.)

Urſula. In einem Briefchen ſoll er ihr die Stunde melden? Das Briefchen mag er ſchreiben, aber daß es in Ihre Hände kommt, mein Täubchen, das wollen wir ſchon verhüthen.

Brigitte (nimmt ein Briefchen aus dem Buſen und drückt dasſelbe in die hervorgehaltene Hand, welche damit ſogleich ſchnell hineinfährt, zu Urſula.) O ja freilich, das darf um Alles in der Welt nicht geſchehen.

Urſula. O gnädige Frau! Wie ſehr dank ich Ihnen, daß Sie mich von dem Plane der Verliebten unterrichtet haben.

Brigitte. Schon gut. Hören Sie nun auch meinen Plan. — Sie ſind hier allein. — Der junge Menſch kann kommen — Ihnen drohen — vielleicht gar den Degen auf die Bruſt ſetzen — mein Gott ein Verliebter wagt Alles — und Sie auf dieſe Art zwingen, ihm das Mädchen zu übergeben! Da ſich alſo die Gefahr verdoppelt, müſſen wir auch den Widerſtand verdoppeln. — Unſere Schöne ſoll zwei Duennen haben.

Urſula. Wie? — Zwei Duennen?

Brigitte. Ja. — Ich ſelbſt bin die Zweite, ich erwarte hier mit Ihnen den Schuldigen und er wird unverrichteter Sache abziehen müſſen.

Urſula. Wirklich. Sie wollen —

Brigitte. Ihnen einen Sieg erkämpfen helfen, der für uns Beide gleich wichtig iſt. Noch in dieſem Augenblicke werfe ich dieſe Spitzen von mir und kleide mich einfach wie Sie.

Urſula. Ja, aber wo nehmen wir Kleider her? — Unſere Taille iſt ſo ziemlich verſchieden.

Brigitte. Ich habe das ſchon vorher bedacht und in meinem Wagen liegt ein vollſtändiger Anzug.

Urſula. In Ihrem Wagen? —

Brigitte. Laſſen Sie uns dem jungen Volke zeigen, daß wir noch feiner ſind als ſie.

Urſula. Vortreffliches Projekt!

Brigitte (hält die Hand hin). Die Hand auf Schutz und Trutz!

Urſula. (ſchlägt ein). Auf Schutz und Trutz!

Brigitte. Wenn Weiber einig ſind, wird ihnen der Satan ſelbſt nicht zu fein.

Urſula. Ja, ſoll nur kommen, der Satan; wird auch aus dem Feld geſchlagen. Ich hole die Kleider. (Geht durch die kleine Thüre ab.)

Dritte Scene.

Brigitte (allein).

Bravo Brigitte. Bravo! Ich bin mit mir ſelbſt zufrieden, und das iſt viel bei der Zeit, wo man mit gar nichts zufrieden iſt! — Warte alter Geizhals, du ſollſt Zeter ſchreien! — Die Rache naht. — Nicht genug daß du meiner Frau durch einen ungerechten Prozeß ihr halbes Vermögen geraubt haſt, du willſt auch noch ihrem liebenswürdigen Sohne deine Tochter vorenthalten. Du ſollſt dich wundern, das Neſt leer zu finden, wenn du nach Hauſe zurückkehrſt. Emilien aus ihrem Gefängniſſe zu bringen und ſie am Ausgange des Waldes in die Hände meiner Frau zu liefern, welche dort unſer wartet, das iſt mir aufgetragen und ich triumphire. Aber die Augenblicke ſind koſtbar, das Briefchen, welches ich Emilien zugeſtellt habe, hat ſie von Allem unterrichtet, und ſie wird meinen Plan unterſtützen und mir zu Hülfe kommen. — Der junge Herr meinte freilich, ein Weib könne ſo etwas nicht zu Stande bringen, und wettete mit mir um 24 Dukaten. — Herein ihr goldenen Dinger in meine Taſche, er ſoll ſich wundern, was ein Weib vermag.

Vierte Scene.

Brigitte. Urſula.

Urſula (mit einem Packet, außer Athem). Ah! Ah! das heiß ich gelaufen; wiſſen Sie, daß Ihre Equipage faſt fünfhundert Schritte von hier ſteht?

Brigitte (bei Seite). Ganz recht, dahin hab ich ſie auch beſtellt. (Laut.) Armes Weibchen!

Urſula (zeigt auf den Pack). Da hab ich die Duenna.

Brigitte. Nur her damit, ich brenne vor Begierde, Ihnen gleich zu ſehen.

Urſula. Ich werde Sie ſogleich bedienen, gnädige Frau, wenn's beliebt. (Sie öffnet das Paquet und zieht ein ſchwarzes Vortuch heraus.) Zuerſt das Vortuch.

Brigitte (zieht ihren Überrock aus, und ſteht in einem einfachen weißen Kleide da). Das weiße Kleid kann bleiben, nicht wahr?

Urſula (beſieht ſie). Allerdings, iſt zwar ein bischen zu modern, aber das wollen wir ſchon verſtecken. — Das Vortuch hat doch Täſchelchen? — (Beſieht es.) Ja richtig! — (Sie bindet ihr das Vortuch um) So! — nun das Halstuch! — (Sie zieht ein ſchwarzes Halstuch mit Spitzen aus dem Pack.) Süperb! — ganz prächtig! (Sie bindet es ihr um und nadelt es ihr vorne zu.) So, nur recht bis an den Hals zugenadelt — jetzt die Haube. (Sie nimmt eine Haube aus dem Paquet und ſetzt ſie ihr auf) Gnädige Frau! ich muß ſagen, die Haube paßt Ihnen ſo gut, als ob Sie in Ihrem Leben keine andere aufgehabt hätten. (Sie ſetzt eine Brille auf, und betrachtet ſie.) So, jetzt ſind wir ja fertig.

Brigitte. Nicht doch, die Handſchuhe fehlen ja noch und die Brille.

Urſula. Richtig, hier ſind ſie. (Sie gibt ihr ſammtne Taſchenhandſchuhe und eine Brille, beide ſehen einander mit den Brillen auf der Naſe an.)

Beide. O ſchön! Vortrefflich!

Urſula (lachend). Der junge Herr wird ſich ärgern, wenn er ſeinen Plan ausführen will und ſo plötzlich ſeine Tante vor ſich erblickt.

Brigitte. Wir werden alle lachen.

Urſula. Aber, erlauben Sie, gnädige Frau, das Kleid machts noch nicht aus; Sie müſſen auch unſere Manieren anzunehmen verſtehen; ich will Sie darin ein Bischen unterrichten, wenn Sie erlauben?

Brigitte. Recht gern.

Urſula. Die Hände gehören in die beiden Säckelchen des Vortuches. (Brigitte ſteckt ſie hinein.) So! jetzt gehen Sie auf und nieder. — Den Leib etwas mehr vorgebogen — mehr trippeln — ſo ſo — es geht ja vortrefflich!

Brigitte. O ich werde meiner Lehrmeiſterin gewiß Ehre zu machen ſuchen. — Aber wiſſen Sie was, Liebe, um uns zu überzeugen, ob meine Verkleidung geeignet iſt, Jemanden zu hintergehen, ſo führen Sie mich doch aus Spaß zu Emilien oder laſſen Sie das Mädchen hieher kommen.

Urſula. Nein, nein, das kann nicht ſeyn.

Brigitte. Warum nicht?

Urſula. Ich darf nicht.

Brigitte. Ich bitte Sie.

Urſula. Vergebens! —

Brigitte. Nun ſo könnte man —

Urſula. Was?

Brigitte. Die alte Gärtnerin rufen und ſehen was die ſagt.

Urſula. Die alte Gärtnerin? (bei Seite). Wie zum Henker weiß ſie denn? —

Brigitte. Die könnte uns wohl noch in unſerm Plane behülflich ſeyn.

Urſula. Glauben Euer Gnaden? (bei Seite.) Das Ding kommt mir verdächtig vor. (Laut.) Ich werde Sie Ihnen auf der Stelle ſenden, gnädige Frau.

Brigitte (bei Seite). Sie iſt noch hier, das iſt gut. Urſula! Warte! wir wollen dich ſogleich näher erforſchen. (Sie geht ab.)

Fünfte Scene.

Brigitte (allein).

Alles geht vortrefflich! — Nun geht ſie ſelbſt und holt mir die Gehilfin meines Planes herbei. — Ich bin allein, die Stunde rückt heran, ich will Emilien aufmerkſam machen — Aber wie? (Man hört von innen die Melodie der Romanze aus den beiden Füchſen (Une folie) auf dem Pianoforte ſpielen.) Ah! — Emilie gibt ſchon das Zeichen, daß ſie achtſam ſey. — (Tritt zu den Jalouſien und ſpricht hinein.) Nur getroſt, die Stunde der Freiheit iſt nahe; der Geliebte harrt. Machen Sie ſich nur bereit, um den Augenblick zu erhaſchen, den ich herbeiführen werde. — Stille! ſtille! — man kommt!

Sechste Scene.

Brigitte. Urſula.

(Letztere als alte Gärtnerin, mit weißen Haaren, gebeugtem Rücken, auf einen Stock geſtützt; ſie ſpricht im ſchnarrenden Naſenton.)

Urſula. Frau Urſula ſagte mir, daß mich hier Jemand zu ſprechen wünſche. Sind Sie es, Madame? — Womit kann ich Ihnen dienen?

Brigitte (nimmt ſie unter dem Arm und zieht ſie in den Vordergrund.) Spreche Sie nur ein bischen leiſe, liebe Alte! Was ich Ihr zu ſagen habe, darf Niemand hören, am allerwenigſten Urſula, die ohnedem ihre Augen und Ohren überall hat.

Urſula (noch lauter ſprechend). Aber du lieber Gott, ich rede ja ohnehin ſo leiſe, ſo leiſe.

Brigitte (verhält ihr den Mund). Stille! — Da hat Sie etwas! — Nehme Sie ſich ein bischen in Acht! (Sie ſteckt ihr einen Beutel zu.)

Urſula. Einen Beutel! (Öffnet ihn.) Herr je! und gold'ne Dinger darin — Wie verdien ich? —

Brigitte. Sie verdient dieſe Belohnung allerdings, bringt ſie nicht ſeit vierzehn Tagen alle meine Briefe an Emilien, in die rechten Hände?

Ach — ja — ſo — (bei Seite.) Schöne Sachen erfahr ich da —

Brigitte. Ich bin recht froh, daß ich Sie noch hier treffe. Man hat mir geſagt, der Herr Obriſt ſei ihr auf die Schliche gekommen und habe ſie fortgejagt.

Urſula (bei Seite). Man hat Ihnen die Unwahrheit geſagt, Madam! (Laut lachend.) Ah — Mir kommt man nicht ſo leicht auf meine Schliche.

Brigitte. Sie wird mich wohl nicht kennen, Ich bin Frau Brigitte.

Urſula. Frau Brigitte? — So? Nun das freut mich. (bei Seite.) Warte. (Laut.) Aber warum ſind Sie denn ſo unruhig? —

Brigitte. Ich will nur ſehen, ob uns Urſula nicht über den Hals kommt. (Sie blickt nach allen Seiten.)

Urſula. Ah ſorgen Sie ſich nicht, ſo lange ich hier bin, läßt ſie ſich nicht ſehen.

Brigitte (mit geheimnißvollen leiſen Ton). Alſo liebe Mutter! — Sie hat verſprochen uns bei dem großen Plane hilfreiche Hand zu bieten.

Urſula. Großer Plan! — ich weiß nicht — Verzeihen Sie — mein Gedächtniß iſt etwas ſchwach — was für ein Plan?

Brigitte. Nun, wir wollen ja Emilien in die Hände der Tante ihres Geliebten liefern.

Urſula. Ach ja ſo! — ja! ja! das wollen wir.

Brigitte. Die liebe Alte — hat verſprochen, es einzuleiten, daß Emilie aus dem Pavillon heraustreten und in den Wald entfliehen kann.

Urſula. Richtig, das hab ich verſprochen.

Brigitte. Nun aber ich da bin, ſo werd' ich's ſchon ſelbſt dahin zu bringen ſuchen. — Sei Sie nur ſo gut, liebe Alte, und beſchäftige Sie Urſula, damit ich hier freies Spiel habe.

Urſula. Ich will ſie ſchon beſchäftigen.

Brigitte. Wenn ich Emilien nur einmal im Wagen habe, der ein paar hundert Schritte von hier beim Ausgang des Waldes ſteht, und fortrollen wird, daß ihm keine Seele mehr nachkommt, dann mag Urſula ſagen und thun, was ſie will. Ich ſehe ſie ſchon, ſie, die ſich auf ihre Feinheit ſo viel einbildet, wie ſie ſchreien und poltern wird. (Lacht.) Ha! ha! ha! — ſich ſo hintergangen zu ſehen! — Ich bitte Sie, liebe Gärtnerin, ſetzen Sie ſich nur ſelbſt an ihre Stelle!

Urſula (wirft ſchnell das Gärtnergewand, die graue Perücke und den Stock weg, und tritt vor Brigitten). Ich ſetze mich an ihre Stelle, Frau Brigitte.

Brigitte (bei Seite). Urſula! nun bin ich in der Falle. (Laut und gezwungen lachend.) Ha! ha! ha! — Kindiſche Frau! — Du biſt doch überliſtet. — Ich kannte dich beim Eintreten. — Es iſt kein wahres Wort an Alle dem, was ich ſagte, ich wollte nur deine Treue prüfen.

Urſula. Unnöthige Ausflucht! — Belieben Sie ſich auf der Stelle von hier zu entfernen. (Sie öffnet das kleine Thürchen im Hintergrunde und läßt den Schlüſſel ſtecken.)

Brigitte. Wie? Du wollteſt mich wirklich fortſchicken? (Bei Seite.) Alles iſt verloren! (Laut.) Gib mir doch wenigſtens meine Kleider.

Urſula. Sogleich. (Sie geht in das kleine Gartenhäuschen, in welches ſie früher die Kleider Brigittens gebracht hat; — während deſſen erblickt Brigitte den Schlüſſel an der kleinen Thür ſtecken und bemächtigt ſich deſſelben).

Urſula (gibt Brigitten ihre Kleider). Hier die Kleider — und dort die Thür! —

Brigitte. Triumphiren Sie nicht ſo früh — meine Liebe — Sie haben noch nicht geſiegt.

Urſula. Sie noch weniger! —

Brigitte. Das wollen wir ſehen!

Urſula (höhnend). Seyn Sie nur nicht ſo ungehalten, meine Wertheſte, daß nicht Alles nach Ihrem Köpfchen ging. Es iſt ja noch nicht alles verloren. — Wagen Sie immerhin noch einen Angriff — Urſula iſt ja leicht zu überliſten. — Sie ſieht nicht — ſie hört nicht, ſie iſt leichtgläubig — und die alte Gärtnerin iſt ja auch mit Ihnen im Bunde — ha! ha! ha! Nur Schade; daß man ſie dieſes Einverſtändniſſes wegen, ſchon vor drei Tagen fortgejagt hat. — Indeſſen meine ſuperfeine Frau Brigitte, bitte ich doch fürs Erſte, aus der Feſtung, die Sie überrumpeln wollten, in aller Stille wieder abzuziehen. (geleitet ſie an die Thüre.) — Habe die Ehre, mich höflichſt zu empfehlen, bitte über den fehlgeſchlagenen Plan nicht gar ärgerlich zu ſeyn, könnten leicht ein Gallenſieber bekommen. Ha! ha! ha! (Brigitte ab)

Siebente Scene.

Urſula, gleich darauf Brigitta.

(Letztere macht die kleine Thüre zu, aber nur ſo, daß der Riegel in die Klinke fällt. Während Urſula dann vortritt und das folgende ſpricht — öffnet Brigitte dieſe Thüre wieder, tritt leiſe ein, geht zum Gartenhäuschen, legt den Schlüſſel auf einen Stuhl, der an derſelben ſteht und ſchlüpft hinein.)

Urſula. Ah! wir haben ſie fort convoyirt, und ſie wird ſich's vergehen laſſen, dieſen Ort noch einmal betreten zu wollen. Ja meine Liebe, Urſula fängt man ſo leicht nicht. — Jetzt will ich wieder recht gut zuſchließen. (Sie geht zur kleinen Thüre.) Wo iſt denn der Schlüſſel? Mir ſcheint doch, ich ließ ihn im Schloße ſtecken. — — Ach! vielleicht iſt er mir in der Freude aus den Händen gefallen. (Sie ſucht auf der Erde und erblickt endlich den Schlüſſel auf dem Stuhl) Ach, da hab ich ihn ja hergelegt. (Sie eilt zur Thür, ſteckt den Schlüſſel in's Schloß, und dreht ihn dreimal herum.) Eins! — zwei! — drei! — Glückliche Reiſe, Frau Brigitte!

Brigitte (am Fenſter des Gartenhäuschen). Ich danke!

Urſula (wiſcht ſich den Schweiß von der Stirn.) Ach! wie mir warm iſt. — Was es doch für Mühe koſtet, ein junges Mädchen zu bewachen, — Die Liebhaber ſind Satans und all das Volk von Bedienten und Kammerkatzen das ſie durch Geld auf ihre Seite bringen, es wäre wahrhaftig nöthig, daß man hundert Augen hätte.

Brigitte. Sie reden die Wahrheit, meine Charmante!

Urſula. So viel ich mich erinnere, hatte meine Mutter bei mir auch genug zu wachen. —

Brigitte. Sie erinnern ſich weit her, meine Liebe.

Urſula. Jetzt will ich ein bischen Runde machen und ſehen, was meine kleine Gefangene macht. (Sie ſieht um den Pavillon herum und geht dann hinein.)

Brigitte (öffnet die Thüre des Gartenhäuschens.) Wenn ich nur Emilien unterrichten könnte. (Sie tritt einen Schritt vor, kehrt aber ſchnell wieder zurück, da Urſula gleich wieder mit einem Spinnrade aus dem Pavillon tritt.)

Urſula. Ich kann ganz ruhig ſeyn, — Emilie lieſt ihren Lieblingsroman: „Margarethen's Geiſt," und da denkt ſie an gar nichts Anderes! Es iſt doch etwas Schönes um ſo einen Geiſterroman, da kommen Geiſter von allen Arten vor. Geiſter von Ahnfrauen, Geiſter von Liebhabern, himmliſche und hölliſche Geiſter, und doch gibt's Leute, die behaupten, es ſei gar kein Geiſt darin. (Sie trägt ihr Rädchen zu dem Stuhle neben der Gärtnerwohnung, ſetzt ſich dahin und ſpinnt.) Übrigens unterhält das die jungen Mädchen und macht ſie furchtſam, und das iſt gut. Der Henker käme mit ihnen zu Rechte, wenn ſie gar nichts mehr fürchteten.

Brigitte. Nun? — Sie kommt mir hübſch nahe.

Urſula (hält mit dem Spinnen inne, und zieht das Papier hervor, welches ſie in dem erſten Auftritt hatte.) Der Herr Obriſt wird eine Freude haben, wenn ich ihm ſage, wie ich unſre Feindin zum Rückzuge gezwungen habe; ich will doch ſeine Inſtruktion noch einmal durchleſen. — Ah — da ſteht auf der andern Seite auch noch etwas, was ich früher nicht geſehen habe.

Brigitte. Wir wollen auch das Ohr ſpitzen.

Urſula (lieſt). Fünftens: Daran denken, daß die Thüre, welche vom Pavillon in den Küchengarten führt, im ſchlechten Zuſtande iſt.

Brigitte. Danke für die Nachricht.

Urſula (lieſt). Und daß dieſer Gemüſegarten an den Park ſtößt, aus welchen man leicht in's Freie gelangen kann.

Brigitte. Vortrefflich!

Urſula (lieſt). Sechstens: Sich merken — daß der Schlüſſel zum Park — in einer Vaſe liegt, welche auf dem Kamine meines Schlafzimmers ſteht.

Brigitte. Immer beſſer!

Urſula (ſteckt das Papier ein, und fängt wieder zu ſpinnen an). Ah! ha! ha! Frau Brigitte würde ſich die Nägel von allen zehn Fingern vor Ärger abbeißen, wenn ſie wüßte, wie leicht ſie ihren Plan hätte ausführen können.

Brigitte. Sie weiß Alles, und überläßt das Nägelabbeißen Ihnen, meine Theuerſte! —

Urſula (ſpinnend). Aber ſo ſind die lieben Leutchen, wollen immer liſtiger ſeyn, als Andere, ſpotten und lachen über Andere, und müſſen am Ende doch mit langer Naſe abziehen. (Schabt mit dem Finger ein Rübchen.) Begeben ſie ſich zur Ruhe, mein abenteuerlicher Liebhaber; das Vögelchen iſt in meinem Gewahrſam und ſoll mir nicht entfliehen!

Brigitte. Wir wollen's auf der Stelle verſuchen. (Sie tritt leiſe hinter Urſulas Stuhl aus der Gärtnerwohnung, und ſchleicht ohne von Urſula bemerkt zu werden in den Pavillon.)

Achte Scene.

(Es wird Abend, eine Glocke ſchlägt 7 Uhr.)

Urſula (allein, ſteht auf).

Es fängt ſchon an, Abend zu werden. — Der Herr Obriſt wird bald nach Hauſe kommen. Der wird eine Freude haben, wenn ich ihm Alles erzähle, welche Kriegsliſt man anwendete, und wie ich den Feind zu Schanden gemacht habe. Mit Geſchenken wird er mich überhäufen. — Ich aber werde bloß mit dem Ruhme zufrieden ſeyn und die Geſchenke ausſchlagen. — Nein — ich werde ſie doch annehmen. (Man hört ein Poſthorn blaſen, eine Peitſche knallen und ein Wagengeraſſel.) Ah! da iſt er ſchon. (Sie läuft zum großen Thor und öffnet es.) Nein, man fährt nicht hierher. — Man fährt fort — Wie? wenn — Nein es iſt unmöglich! — (Sie läuft ſchnell zum Pavillon, öffnet ihn und ſieht hinein.) Himmel! Emilie! — iſt fort! Ich bin verloren! — entehrt! — Zu Hülfe! Holt ſie ein!

Neunte Scene.

Urſula. Brigitte.

Brigitte (öffnet die Jalouſie des Pavillons und ſtützt ſich mit beiden Armen auf dem Balkon). Was ſoll denn das Geſchrei? — Was gibt's denn? —

Urſula. Herrgott! Brigitte!

Brigitte. Nur ſtille, meine Liebe.

Urſula. So? Ich ſoll noch ſtille ſeyn, nach Alle dem, was Sie mir gethan haben.

Brigitte (lächelnd). Ich habe Ihnen gar nichts gethan.

Urſula. So? — Wer hat Sie denn hieher gebracht?

Brigitte. Sie ſelbſt, meine Beſte!

Urſula. Wie ſind Sie denn zu Emilien gekommen?

Brigitte. Durch Sie! —

Urſula. Wer hat Ihnen denn geſagt, wie Sie Emilien hinten durch den verſchloßenen Park hinaus bringen?

Brigitte. Ebenfalls Sie! — (Sie tritt aus dem Pavillon.)

Urſula. Auf dieſe Art wäre ich alſo ſelbſt meine größte Feindin geweſen?

Brigitte. Allerdings. Erinnern Sie ſich nicht mehr, was Sie mir dort beim Spinnen vorlaſen? — „Gut zu merken, daß die Thüre, welche in den Gemüſegarten führt, im ſchlechten Zuſtande iſt.“

Urſula. Ach! — Jetzt begreif' ich!

Brigitte. „Daß der Schlüſſel zur Thüre des Parkes in der Vaſe liegt.“

Urſula. Schon genug! — Verdammte Zunge! Gott! was wird der Herr Obriſt ſagen?

Brigitte. Er wird Ihnen Ihren Abſchied geben.

Urſula. Meine Ehre iſt kompromittirt! —

Brigitte. Nicht doch, Sie haben ſich tapfer vertheidigt!

Urſula. Was werd ich anfangen, wohin werd ich gehen?

Brigitte. Mit mir nach der Hauptſtadt zu Emilien und ihrem Gatten, welche Sie beide mit offenen Armen empfangen werden. — **Urſula!** reiche mir die Hand, wir waren Feindinnen ſo lange die Liebenden getrennt waren; nun ſie vereinigt ſind, wollen wir unter ihrem Schutz als Freundinnen leben — vielleicht fällt es ihnen einſtens ſelbſt ein, ſich wieder zu trennen! —

(Der Vorhang fällt.)

Logogryphen-Ungeheuer,

oder:

Hundert zehn Räthſel in Einem.

Einleitung.

Ich reich' Euch hier ein Räthſelſpiel,
Es gibt da zu errathen viel,
Ihr ſeid ja ſonſt ſo flink und ſchnell
Und Alles löſet Ihr zur Stell';
Darum, Ihr Herrn in Es und Us,
Beißt zu auf dieſe harte Nuß
Und holet Euch heraus den Kern,
Ich weiß, es thun es Viele gern,
Auch iſt's ein art'ger Zeitvertreib,
Viel beſſer als — ein brumm'ges Weib.
Nicht dort und da nur Eins allein,
Nein, Alles will errathen ſeyn,
Darum nur zugebiſſen fein!
Wer mich ſammt hundert Kindern hier
Erräth, der wird belohnt — mit mir.

Das Ganze.

Zwölf Zeichen hat mein ganzes Wort,
Zwölf Kinder auch dabei,
Der Sylben erſte zwei,
Die nehmen Euch die Arbeit fort,
Und machen dann die zweiten zwei
Von jeder Mühe frei.
Doch wenn das immer fort ſo ging',
Hielt' man die Zweiten zu gering,
Und doch muß man im ganzen Leben
Sie recht zu nützen ſich beſtreben;
Und nehmet Ihr die Zweiten auch
Euch manchmal zu der Erſten Brauch,
So müſſen doch die erſten beiden
Euch bringen ſtets nur edle Freuden,
Sonſt habt verloren Ihr die letzten,
Die Manche ſchon zu wenig ſchätzten.

1.

Ich bin eine weibliche Zauberin,
Und hauſe in Ammenmährchen;
War manchem jungen Ritter hold
Und manchem Liebespärchen;
Die Gallier haben mich erfunden,
Die Provençaldichter liebten mich ſehr,
Sie haben bald gut, bald bös mich geſchildert;
Man glaubt, ich ſtamme von Fatum her.

2.

Ich meſſe, was ein Bauerwagen
Mit einem Male laden kann,
Ich geb' Euch auch in mancher Gegend
Das Maß von dem Getreide an;
Auch mißt man an ſo manchem Orte,
Den Rebenſaft nach meinem Worte;
In Meiſſen ganz allein
Muß ich ein Biſſen ſeyn.

3.

Du kannſt mich haben von allem auf Erden;
Je mehr die Verſtandesgaben
Bei dir, mein Freund, ſich entwickeln werden,
Je deutlicher wirſt du mich haben.
Wer vielfach mich hat, der wird klug genannt,
Wer wenig mich hat, iſt als dumm bekannt,

Und willſt du das Räthſel errathen hier,
So mußt du vorerſt mich haben von mir.

4.

Von der Sonne kann man's ſagen,
Von dem Monde nicht;
Mit der Pflicht wird ſich's vertragen
Mit dem Reichthum nicht;
Bei der Gottheit wird ſich's zeigen,
Bei dem Menſchen nicht;
Deiner Mutter iſt es eigen,
Deinem Vater nicht,
Jedem Kopf gebührt es eben,
Doch dem Herzen nicht,
Jeder Frau kannſt du es geben,
Deinem Weibe nicht.

5.

Ich bin ein Fluß, an Fiſchen reich;
In Donaueſchingen entſtanden,
Fließ' ich durch Baiern, Öſterreich
Hin nach Pannoniens Landen,
Dann tret in die Türkei ich ein,
Und ſtürze drauf in's ſchwarze Meer; —
Ihr meint, daß ich die Donau wär'?
Ich bin's, und bin's auch nicht, o nein, o nein!

6.

Der Vogel.

Ich kann es dir zeigen, ſieh mich nur an,
Es hilft mir dazu, daß ich fliegen kann.

Der Haſe.
Ganz hinten wirſt du bei mir es ergründen;
Das Stachelſchwein und der Igel.
Bei uns iſt's am ganzen Leibe zu finden.
Der Hofherr.
Ich trag' es zur Zierde auf meinem Hut,
Seine Frau.
Auch ich will es haben, auch mir ſteht es gut.
Der Faule.
Ach, wie man ſo prächtig drauf liegen thut!
Der Jäger.
Heran, du wilde Sau, nur heran!
Du ſollſt nicht entkommen, ich ſchieße dich an!
Der Verfaſſer dieſes Räthſels.
Wollt ich noch mehr von dem Ding diskuriren,
So müßt' ich es hier auch noch mehr ſtrapaziren.

7.

Bringt der Wirth aus dem Keller Wein,
So muß er bei mir geweſen ſeyn.
Steigſt du zum Freund in ſein Zimmer hinauf,
So kommſt du gewiß von mir herauf.
Siehſt du vom Stephansthurm nach mir,
So kannſt du mich ſehen tief unter dir.
Menſch! betrachteſt den Körper dein,
So werden bei mir deine Füße ſeyn.
Wenn dich einſt trifft aller Sterblichen Los,
So ſchläfſt du dann ruhig in meinem Schooß.

8.

Ich kann es nicht ertragen,
Das helle Sonnenlicht;
Und wenn's beginnt zu tagen,
Siehſt du, o Menſch, mich nicht;
Bin ich in deinem Ofen,
Wenn's regnet und wenn's ſchnei't,
Dann wirſt du Armer frieren
Zur kalten Winterszeit;
Wenn du verdrießlich ſchreiteſt,
Und ziehſt die Stirne kraus,
So kann man von dir ſagen,
Wie ich ſo ſiehſt du aus.
Und wenn ich in deinem Kopfe wär',
Errietheſt dieß Räthſel du nimmermehr.

9.

Wenn phyſiſch ich dich quäle,
Biſt du ein armer Mann,
Zur Linderung empfehle
Ich dir die Quelle an;
Doch fühlſt du mich moraliſch,
Und zwar nach Thaten, Freund,
So tritt hinaus in's Leben,
Wo Arbeit dir erſcheint,
Gar eine ſchlimme Sache
Iſt's, fühlſt du mich nach Rache,
Dann unterdrücke ſchnelle
Mich, lieber Freund, zur Stelle.

10.

Ich bin eine ganz beſtimmte Zeit,
In welcher ſich Etwas ſoll begeben,
Doch wird verlängert dieſe Zeit,
So bin auch ich es wieder eben;
Kannſt überhaupt auch jeder Zeit,
Jetzt — künftig — meinen Namen geben.

11.

Bin einſt ein Gott geweſen,
Und ſtand auf dem Altar',
Und viele Menſchen brachten
Mir ihre Opfer dar;
Jetzt bin ich einzig Urſach' dran,
Daß man ein Kalbfleiſch eſſen kann.

12.

Steh' ich bei einem Knaben,
So ſiehſt dafür mich an,
Und ſteht der Knab' beim Kinde,
So iſt's der Knabe dann,
Und ſteht das Kind beim Vogel,
So iſt es auch das Kind;
Beziehungsweiſ' iſt's Jeder,
Obſchon's nur Wen'ge ſind.

13.

Du ſiehſt auf mir es ſtehen,
Dieß Räthſel, das du lieſt;
Allüb'rall kannſt mich ſehen,
Wo du nur immer biſt;

Kömmt ſchnell ein Wagen gefahren,
So tritt geſchwind zu mir,
Willſt du dir Geld erſparen,
So leg' es auch zu mir;
Ein jedes Ding auf Erden,
Es hat faſt doppelt mich,
Halt' ſtets dich an mein Beßres,
Vor'm Schlechtern hüte dich!

14.

Wort ward in einem Dorf gehalten,
Und war ein luſt'ger Hochzeittag,
Es ſegneten die beiden Alten
Das Paar, das ſich im Arme lag.
Sie ſollten ſtets zuſammen halten
Wie Wort, der Vater mahnend ſprach.
Dann gingen hin ſie in die Kirche
Und ließen gleich ſich trauen dort,
Und als ſie ſich die Hände reichten,
Sich beide dieſe drückten Wort.
Als dann in's Kirchenbuch ſie ſchrieben
Die Namen, zeigt der Bräut'gam dort,
Er könne ganz geläufig ſchreiben
Und ſeine Hand und Schrift ſei Wort.
Wo ſie ſich aber trauen ließen,
Da blieben ſie nicht weiter fort;
In einem andern nahen Dorfe
Da ſetzte ſich das Paar dann Wort;
Ihr Glück doch dauerte nicht lange,
Sie wußten nicht zu ſparen dort,

Und ſchon in einem halben Jahre
Nahm man ſie wegen Schulden Wort.

15.

So klein ich mag erſcheinen,
Bin ich der Stärkſte faſt;
Ich kann ſogleich vereinen,
Was noch ſo ſehr ſich haßt,
Ja, Dinge aus allen vier Winden
Von ganz verſchiedner Natur,
Sie werden ſich ſchnelle verbinden,
Tret' ich dazwiſchen nur.

16.

Du kannſt mich eſſen
Und trinkſt mich auch aus,
Ich bin nothwendig
In jedem Haus;
Es kommt aus mir
Gar oft ein Thier,
Und aus dem Thier
Komm' ich wieder herfür;
Ruft zweimal mich nach einander dein Mund,
So thut dieß deine Verwunderung kund.

17.

Im Auge kannſt mich finden,
Das dir ſo freundlich lacht,
Am Himmel mich ergründen
Am Morgen und bei Nacht;
Denkſt du genau auf geſtern,
So war dabei auch ich,

Und ſieheſt du zwei Schweſtern,
So ſieheſt du auch mich;
Wirſt du mich vielfach ſagen,
Ich einſt ein Dichter war,
Und viele Leute tragen
Mich auf dem Rocke gar.

18.

O könnt' ich's ſagen, frägt man mich,
Ob je ein Unglück ich erlitten;
O ſpräch' es Liebchen nie, wenn ich
Um einen Kuß ſie wag' zu bitten;
O wenn es doch ein Jeder ſchrie',
Wenn man das Gute will verhindern,
Und ſpräch' es doch die Menſchheit nie,
Wenn man das Böſe will vermindern.

19.

Ich bin deine Mutter,
Und gebe dir Futter;
Und gehſt du von mir,
So liegſt du in mir.

20.

Ich bin eine Sängrin, wie wenige ſind,
Denn wenn ich nur anfang' zu ſingen,
Vergißt der Hörer gleich Weib und Kind,
Und muß ſich zum Opfer mir bringen;
Es gibt zwar der Sängerinnen genug,
Die den Mann verlocken zum Treuebruch;
Doch jener Arme, der mich verehrt,
Der wird auch von mir ſogar aufgezehrt.

21.

Ich kann ein Ausfluß von Allem ſeyn
Was hier auf Erden nur lebet,
Ich ſteige in die Lüfte hinein,
Die werden von mir durchſchwebet;
Der Jäger lädt mich in die Büchſe ein
Wenn er Vögel zu ſchießen ſtrebet;
Ich habe große Gewalt und Kraft,
Durch mich wird unendlicher Nutzen verſchafft.

22.

Wenn ich es im Kriege thue,
So hab' ich wohl kärglichen Lohn;
Viel Mühe und gar keine Ruhe,
Doch immer faſt Ehre davon.
Wenn du dafür mich bezahleſt,
Und kannſt ſo befehlen mit mir,
So bin ich dein Untergebner
Und ganz abhängig von dir.
Doch hab' ich's aus Freundſchaft verrichtet,
So biſt du dafür mir verpflichtet.

23.

Wenn du nach Italien gehſt,
Wenn du dich nach Rußland drehſt,
Wenn du eileſt nach Paris,
Nach Conſtantinopolis —
Ohne Jenes, was ich bin,
Kommſt du, glaub' es mir, nicht hin.

24.

Siehſt du ein Vögelein für und für,
So danket es ſein Daſein mir,
Und geht es Leſer glücklich dir,
So ſagt man, du ſeiſt auch in mir.

25.

Es war mein Name einſt
Ein allgemeiner Titel,
Für jegliche Perſon
In einem Weiberkittel,
Die nicht vermählt war ſchon;
Und das, was jetzo Liebchen heißt,
War dieſes Wortes eigner Geiſt.
Jetzt aber braucht faſt immer
Man's für verruf'ne Frauenzimmer.

26.

Wende von mir deine Blicke,
Denn ich bin ein ſchändlich Laſter,
Du mir ſtets um ſo verhaßter,
Als du mehr begünſtigt biſt vom Glücke;
Wirſt du mir froh erſcheinen,
So muß ich drüber weinen,
Und deinen guten Stern
Riß' ich vom Himmel gern.

27.

Das, was Euch kund gibt des Wortes Sinn,
Stehet vor Andern ſtets oben;
Wenn ich es unter Gelehrten bin,
Muß Mit- und Nachwelt mich loben;

Doch wenn ich's bin bei der Räuberſchaar,
Himmel! wie muß mir da bangen,
Ach, ich werde ganz unfehlbar
Dann — der Letzte gehangen.

28.

Ein leichtes Wort errathe du!
Und ſage mir, was iſt denn dieß?
Es eignet Jemand etwas zu,
Was männlich, oder ungewiß.

29.

Wenn du nicht alle Räthſel erräthſt,
Die hier befinden ſich,
Was dir noch übrig bleibt zuletzt,
Das, lieber Freund, bin ich.

30.

Befehl' ich's, Leſer, dir,
So wie es als Befehl ſteht hier,
So iſt's kein Schmerz zwar eben,
Doch iſt's auch Luſt wohl nicht;
Erleichtrung kann dir's geben,
Wenn dich's im Kopfe ſticht;
Wenn man das Wörtlein bei dir dann gefunden,
So wünſcht man dir, du möchteſt geſunden.

31.

Zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht und neun,
Die können es nicht ſeyn.
Und auch ein Mädchen ganz allein,
Es kann es auch nicht ſeyn;
Doch tritt mein Vetter jetzt herein

Zu mir in's Zimmer ganz allein,
Dann wird, ja muß er's ſeyn.

32.

Ein Haus, das du dir angekauft,
Iſt, was du ſollſt errathen,
Ein Hühnchen iſt es ebenfalls,
Das du dir ließeſt braten,
Dein Fuß iſt's, und dein Haar und Bauch,
Doch meine ſind es nicht;
Und dein fein Liebchen iſt es auch,
Wenn ſie die Treu' nicht bricht.

33.

Vieles, was in die Küche gehörig,
Was in ihr ſich befindet,
Was auf dem Heerde beim Feuer ſteht,
Was ſich im Speiſeſaal findet,
Worin der Thee und der Kaffee fließt,
Dieſes Alles ein Beiwort umſchließt;
Wer damit ſchlägt an was Hartes an,
Der zerbricht es ſehr leicht ſodann.

34.

Wenn ich mit ab es brauch', ſo will ich was vereinen,
Mit vor bemerken wir dem Leſer, was wir meinen;
Man wendet ſich, wenn man mit an es braucht an Einen,
Mit ein geſchieht's, daß wir den Andern unterbrechen,
Mit nach gedenkt man oft des Nebenmenſchen Schwächen;
Mit wider immerdar das Gegentheil wir ſprechen;
Doch wie man auch das Wörtlein fügt und dreht,
Es immer aus ſich ſelbſt und nur aus ſich beſteht.

35.

Von mir, mein lieber Leſer,
Dir ſtets ein Paar erſcheint,
Du trägſt mich auf der rechten
Und linken Seite, Freund!
Doch ob du ohne mich nicht kannſt beſtehen,
Wirſt du im Leben doch mich niemals ſehen.

36.

Von einem Kraut werd' ich gewonnen,
Von einem Thiere auch geſponnen,
Und oft kannſt du mich ſchauen
Am Leibe ſchöner Frauen.

37.

Wenn ich mich in das Mittel ſchlage,
Haſt du im Leben nie Noth und Plage;
Ich darf nur vor der Hochzeit ſtehn,
So wirſt du nie eine Hochzeit begehn;
Und wenn es mir allein ſo gefällt,
So haſt du Armer auch niemals Geld;
Daß nie was geſchehe, das mach' ich allein,
Und doch war ich nie, und werde nie ſeyn.

38.

Von Allem, was auf Erden ſich befindet,
Es ſei nun lebend oder nicht,
Man ſtets ein kleines Wörtlein ſpricht,
Wodurch ſein Daſein man verkündet;
Und wo dieß Wörtlein nicht trifft ein,
Das kann nur eingebildet ſeyn.

Abſonderlich noch wäre ein Juriſt,
Ein Diskantiſt, Altiſt und Tenoriſt,
Baſſiſt und Waldhorniſt und Harfeniſt,
Ein Alchymiſt, Deiſt und Caſuiſt,
Ja ſelbſt ſogar der unbrauchbarſte Miſt —
Nie ganz auf dieſer Welt,
Wenn ihm dieß Wörtlein fehlt.

39.

Ich deute auf Vergangenheit
Und auch auf Zukunft hin,
Und nur für gegenwärt'ge Zeit
Paßt nimmermehr mein Sinn;
Doch wenn ich zu Vergangnem leite,
Und wenn ich auf die Zukunft deute,
Geſchieht es unbeſtimmt nur immer;
Gewiſſen Zeitpunkt nenn' ich nimmer.

40.

Wer die Gefahr nicht ſcheuet,
Die ſicher doch ihm dräuet
Und ihr entgegen geht,
Und muthig ſie beſteht,
Dem legeſt du mein Wörtlein bei.
Glaubſt du vielleicht, daß kühn es ſei?
Du irrſt, doch ſei nicht bang darum,
Und wähle ein Synonymum.

41.

Ich ſtehe immer tiefer,
Als andre Dinge ſtehn,

Und bin mit Recht geringer,
Als andre, angeſehn;
Wird's Abends, muß die Sonne
Mit mir zu Bette gehn.

42.

Erkläre mir, mein Räthſelgeiſt,
Wie an der Mähne bei dem Pferde
Des Halſes höh'rer Theil benennet werde,
Und wenn du dieſes denn nicht weißt,
So ſag' ich dir zum Überfluße,
Du haſt mich ſelber an dem Fuße.

43.

Du verſteheſt unter mir
Ochs und Kuh und Kalb und Stier.

44.

Leſer! an mir wohnen kannſt du,
Auf mir fahren kannſt du auch,
Stechen in mich, wenn du wollteſt,
In mich gehn nach Sitt' und Brauch.
Bären ſchließ' ich, Blumen, Kühe,
Drachen, Eicheln in mir ein,
Fiſche, Hühner, Igel, Krebſe
Hunde, Bäume und Geſtein;
Brauſen kann ich, laufen, ſchäumen,
Steigen, fallen und auch gehn,
Schwarz und roth kannſt du mich ſchauen,
Weiblich und auch männlich ſehn.

45.

Zu bekräftigen die Wahrheit,
Setzte man mich ein;
In dem Dunkel kann ich Klarheit,
In dem Zweifel Licht verleihn.
Doch werd' ich was Falſches ſagen,
Muß das Wörtlein Mein ich tragen.

46.

Ich bin eine Gans, doch ſeltener Art,
Und lebe im kalten Norden;
Nichts in den drei Reichen ſo fein iſt und zart,
Als das, was zu Theil mir geworden;
Meinen Reichthum trag' ich auf treuer Bruſt,
Und ſchaffe dadurch dir ſehr große Luſt.

47.

Drei Zahlen gab man mir,
Ich gab der Groſchen vier;
Durch den Verkehr ward dann
Ich ſchnell ein reicher Mann,
Wie wird nun das genannt,
Wodurch mein Glück entſtand?

48.

Wenn du mich ſiehſt durch das Fenſter hinaus,
So mach' ich dir manchesmal Galle,
Doch horch! nicht mehr tobet des Stromes Geſaus,
Ich hab' ihn gehemmt in dem Schwalle.
Lieb Mägdlein, weiche fein ſorgſam mir aus,
Ich bringe gar leicht dich zu Falle,

Doch magſt du mich ſpeiſen im Opernhaus,
Und auch bei dem fröhlichen Balle.

49.

Dein ganzes Dichten und Trachten,
Es geht nach mir,
Und wenn dich Stürme umnachten,
Schauſt du nach mir,
Denn ewige Freuden dir lachten
Allein in mir,
Manch Lied die Dichter ſchon brachten
Zu Tag von mir,
Die erſten Menſchen erwachten
Auch einſt in mir.

50.

Heil dem Weibe,
Das es iſt am Leibe!
Aber zehnmal ruf' ich Jener Heil,
Der es an der Seele ward zu Theil.

51.

Du darfſt nicht gehn,
Du darfſt nicht ſtehn;
Auch fahren nicht,
Soll das geſchehn,
Was dieſes Wörtlein ſpricht;
Es thun's die Soldaten im Felde auch,
Doch bei Musketiren iſt's nicht der Brauch.

52.

Iſt, Leſer, dir ein Fluß bekannt,
Entſpringend in dem Böhmerland,

Der bringt dem Fiſcher oft zum Lohne
Topaſe, Carniole, Calcedone,
Sapphire, Onixe und goldnen Sand.

53.

Wirſt du im Lottoſpiele,
Mein Freund, nicht glücklich ſeyn,
So bin, du darfſt mir's glauben,
Die Urſach' ich allein,
Auch räth das Wort dir etwas an,
Wodurch, befolgſt du es ſodann,
Du kannſt vereinigen zwei Weſen,
Sie ſchließeſt feſt einander an;
Dennoch biſt du kein Pfarrer geweſen,
Und durch die Eh' haſt du's nicht gethan.

54.

Ich bin ein kleines Pflänzchen, unſcheinbar,
Und Schönheit iſt nicht meiner Blüthe Zier,
Doch ſpendete Natur dafür
Den angenehmſten Duft mir aus der Brüder Schar.
Die erſte und die letzte Sylb' allein,
Sie müſſen jede Predigt ſeyn.

55.

Was ich jetzt zu Markte bringe,
Weißt du nicht und kannſt's nicht ſagen,
Mußt beim Sammetmacher fragen
Wie er nennt die Meſſerklinge,
Die am Stuhl' ihm dazu nützt,
Daß er auf den Faden ſchlitzt.

56.

Wenn ich, von meinem Herrn geſandt,
An einem Orte reſidire,
Dort ſeine Geſchäfte führe,
Wie werd' ich ſodann, lieber Leſer, genannt?

57.

Von allen
Metallen
Bin ich das härteſte und das gemeinſte;
Man arbeitet jetzt aber ſchon mich auf's Feinſte.

58.

Wenn du liebſt, ſo liebe mich;
Dann nur liebſt vom Herzen.
Bin der Liebe Ziel nicht ich,
Iſt das Lieben Scherzen.

59.

Kennſt du das Weib, das einſt mit ihrem Sohne
Geſeſſen auf Konſtantinopels Throne,
Behauptet hat ſie dort
Sich nur durch Gräul und Mord.
Die Brüder ihres Mannes hat ſie geſchlachtet,
Und als ihr Sohn
Nach ihrem Thron
In ſpät'rer Zeit getrachtet,
Er auch den Tod durch ſeine Mutter fand;
Sie war die erſte Frau, die herrſcht im Morgenland.

60.

Sobald ich Jemand unterwürfig bin,
So bin ich es im weit'ſten Sinn;

Auch bin ich's, wenn ich Lohn dafür erhalte,
Daß ich im Hauſe etwas dir verwalte,
Und tret' ich in ein Amt des Staates ein,
So werd' ich ebenfalls es ſeyn,
Erräthſt mich nicht, nimm nur ein Brieflein in die Hände,
Du findeſt meiſtens mich darin am Ende.

61.

Nenne nur, wenn du es weißt,
Wie man oft ein Fäßchen heißt,
Oben recht gut zugedeckt,
Drein man manchen Vorrath ſteckt;
Öfters ſo die Wanne auch
Wird benannt nach Landesbrauch.

62.

Ich nenne dir ein erlauchtes Haus
Aus italieniſchen Gründen,
Im Arioſt kannſt du es finden,
Er preiſt einen Cardinalen daraus;
Und wenn du den Taſſo geleſen,
So iſt es nicht fremd dir geweſen.

63.

Es bilden nur zwei Zeichen mich,
Doch vielerlei beantwort' ich;
Wenn man dich frägt um einen Ort,
Gibſt du zur Antwort dieſes Wort,
Frägt man um einen Zuſtand dich
So gibſt du auch zur Antwort mich;
Frägt man, worin etwas beſtehe,
Ich an der Antwort Spitze ſtehe.

Ich bin zu ſagen auch bereit,
Wann was geſcheh', in welcher Zeit,
Setz' noch einen Buchſtab daran am Schluß,
So haſt an mir du einen Fluß.

64.

Das, was mein Wörtlein von zwei Zeichen ſpricht,
Das iſt der Mond, die Sonne iſt es nicht;
Der Finger iſt's, doch nicht die ganze Hand,
Der Rock, doch nicht das übrige Gewand.
Die Mädchen ſagen es, wenn ſie den Einen,
Den ſie in ihrem Herzen tragen, meinen.

65.

Was dieſes Räthſel nennt, ſah ich zum erſten Male
Im kerzenerleuchteten Saale,
Da dacht' ich mir, die ſei die Deine,
Wenn's die nicht iſt, ſo ſei es keine;
Der Name, den ſie trug, der war mir nicht bekannt,
Deßwegen hab' ich auch,
Nach der Verliebten Brauch,
Sie ſo, wie dieſes Räthſel ſagt, benannt.
Doch war
Es ſonderbar
Wie ich es hieß, ſo hießen auch
Die Weiber all' nach Sprachgebrauch;
Und meine alte Baſe
So gut, wie meine Naſe,
Und meine Bruſt und meine Hand,
Die hab' ich eben ſo genannt.

66.

Du findeſt mich am Baum und an dem Brote,
In heißen Tagen an dem Gaſſenkothe,
Auch an der Wunde kannſt mich ſehen;
Am Käſe wirſt du mich verſchmähen,
Ich ſchließe immer Etwas ein,
Und werde meiſtens härter ſeyn.

67.

Ein chemiſcher Prozeß bin ich,
Der ſich durch Glut und Flüſſigkeit
Geſtaltet in gar kurzer Zeit;
Er wird ſehr leicht hervorgebracht,
Die Köchin ſelbſt ihn täglich macht.

68.

Vernommen haſt du dieſes Räthſel kaum,
Erräthſt du's auch ſchon ſicherlich;
Ein jeder ſchwanker Zweig von einem Baum
Bin ich.

69.

Du bauſt nicht ohne mich ein Haus,
Bringſt Feuer ſelbſt aus mir heraus,
Du zahlſt mich oft um ſchweres Geld
Wenn dir mein Strahlen wohl gefällt;
Und ſchmückſt mit mir gar eitel dich,
Und doch trittſt du mit Füßen mich,
Weh' dir! ich bin ein ſchlimmer Gaſt,
Wenn du mich in dem Körper haſt.

70.

Beim Manne werd' ich immer ſeyn,
Doch nicht bei Frau und Kind;
Beim Ochſen find' ich auch mich ein,
Doch nicht bei Kalb und Rind;
Beim Braten, Leſer, brauchſt du mich,
Bei deiner Suppe nicht,
Kurz Jeder, den dein Mund ausſpricht,
Ja, dieſer bin ſtets ich.

71.

Fünfzig Schweſtern nennt mein Wort,
Die mit Thieren und Tritonen
In des Meeres Abgrund wohnen,
Mit Delphinen ſpielen dort.
Von dem Vater, der bekannt,
Sind die Kinder ſo genannt.

72.

Wie heißt der Frevler, der, obgleich an Gott er glaubt,
An Offenbarung doch zu zweifeln ſich erlaubt?

73.

Drei Zeichen hab' ich nur,
2. 3. 1. iſt ein Schwur;
Ein Geſchlechtswort 1. 3. 2,
Und ein Herrſcher 1. 2. 3.

74.

Das Wort, das jetzt mein Räthſel beut,
Bezieht ſich nur auf die vergangne Zeit.
Ihr werdet's brauchen ſtets, wenn ihr wollt ſagen,
Wie lang' es ſei, daß ſich ſchon etwas zugetragen.

75.

Haſt du mich frei, ſo hält man dich
Für redlich und für offen,
Haſt du mich hoch, ſo läſſeſt du
Auf viel Verſtand uns hoffen,
Haſt du mich faltig, o dann läßt
Es auf Beſorgniß ſchließen,
Haſt du mich hart, ſo will man, daß
Du unverſchämt ſeiſt, wiſſen,
Doch wenn du mich von Eiſen haſt,
Hab ich nicht gern zu ſchaffen
Mit dir, denn von dir prallen ab
Wohl alle geiſt'gen Waffen.

76.

In dem alten deutſchen Land
Einſt ein ernſt Gericht beſtand,
Welches ward gehalten jährlich,
Um was gen Religion
Etwa ward gefrevelt ſchon,
Oder, was ihr war gefährlich.
Zu erforſchen, zu beſtrafen —
Wehe! wen ſie ſchuldig trafen.

77.

Einen der größten Flüſſe in Frankreich
Nenn' ich dir, du ratheſt ihn gleich,
Wenn ich dir ſage, „warſt du in Paris
Haſt du ihn auch geſehen gewiß.“

78.

Wenn du ſcherzeſt, wenn du lachſt,
Oder wenn du Poſſen machſt,
  Biſt du's nicht;
Aber wenn du zum Exempel,
Beteſt fromm im Gottestempel,
  Oder ſtehſt am Leichenſtein,
  Wirſt du's ſeyn.
Wer das Leben recht betrachtet,
  Dem ſinkt leicht der frohe Muth
Gar zu ſchnell wird er es werden
  Und es läßt dem Manne gut.
Als ein Taufnam' auch
Iſt das Wort im Brauch.

79.

Wenn die Gaben der Natur
Decken Wieſ' und Feld und Flur,
Mit der Senſ' der Bauersmann
Fängt das Gras zu mähen an,
Wenn die flinken Schnitterinnen
Ihre Arbeit froh beginnen,
Wenn der hochbeladne Wagen
Langſam fährt in's Dorf hinein,
Und die müden Bauern tragen
Gabel, Rechen hinterdrein,
Dann rückt jene Zeit heran,
Die mein Wort dir ſaget an.

80.

Etwas Ekelhaftes nenn' ich dir,
Stets mit Abſcheu kehrſt du dich von mir;
Meiſtentheils bei Wunden,
Wenn ſie erſt entzunden,
Werd' ich dann gefunden;
Aber wenn ich dann vergehe,
Iſt die Heilung in der Nähe.

81.

Es ſteckt in mir eine Abtei,
Ein Dichter ſteckt auch drin;
Die erſte in Paris,
Der Andere in Wien.

82.

Wenn Einer etwas ſpricht,
Und du erlaubſt es nicht,
Und fällſt ihm in die Rede drein,
So wird von dir das Wort gebildet ſeyn;
Wenn Einer behauptet dieß oder das,
Und du behaupteſt dagegen was,
So haſt du eben auch gewagt,
Was dir dieß Wort hier ſagt;
Und wenn du biſt ein Advokat,
Und man eine Klagſchrift dir zugeſtellt hat,
Und du reichſt Etwas dagegen ein,
So wird auch dieſes mein Wörtlein ſeyn.

83.

Ich bin ein Waſſervogel,
Bald zahm und auch bald wild,

In letzterm Fall der Jäger
Begierig nach mir zielt;
Und ſpeiſeſt du eine Art von mir,
So findeſt du gleich einen Löffel bei mir;
Gib Acht, daß nicht dein Mund hier vorſchnell ſpricht,
Und willſt du ſagen: „Gans,“ — ſo ſag' es nicht.

84.

Wie hieß die Göttin der finſteren Nacht,
Die über die Erde viel Unheil gebracht?
Sie warf ſogar in der Göttinnen Reih'n
Den Zwietrachtsapfel mitten hinein.

85.

Die erſte Sylbe von dem Wort
Iſt jedes Weib an jedem Ort;
Die zweite ſetzt ein edler Mann
Statt „von“ dem Namen oft voran;
Biſt du ein Ökonom, ſo weißt
Du wohl, wie man das Futter heißt,
Das, eh' man es dem Viehe reicht,
Man erſt im heißen Waſſer weicht.

86.

Ein Nebenwort der Zeit.
Zu löſen ſei bereit,
Du wirſt dieß Wörtlein ſagen,
Wenn kurz vorher ſich etwas zugetragen;
Du braucheſt es auch dann,
Willſt einen Anfang deuten an;
Auch wird's von dir geſetzt
Statt einem „eben jetzt.“

87. 88.

Wir ſaßen an dem Tiſch,
Und aßen Braten, Fiſch,
Und mehr noch zu Mittag,
Was Jedem ſchmecken mag;
Dieß Mahl, man nennt es dort
Mit einem fremden Wort.

Und als zu End' es ging
Das fremd benannte Ding,
Kam Obſt und Backerei
Und Käſe auch herbei,
Dieß Eſſen nannte dort
Man auch mit fremdem Wort.

89.

Wenn Kapital du beſitzeſt,
Das jährlich 8000 Gulden dir trägt,
Wenn du ein Gut dann benützeſt
Das man auf 10,000 jährlich anſchlägt,
Wenn du ein Amt noch verwalteſt, wofür
Man gibt 2000 Gulden dir,
So ſage mir, Reicher, wie nennet man
Die 20,000 Gulden ſodann?

90.

Mit dieſem Worte ſprichſt an
In England jeden rechtlichen Mann;
Setz' hinten noch ein e daran
Und nenne ſo den König dann.

91.

Kennſt du im Kirchenſtaat, im Nerathal die Stadt,
Wo Tacitus das Licht der Welt erblicket hat?
Steht ſtatt dem i ein o am Ende
So wünſch' ich, daß das Glück dir's ſende.

92.

Du wirſt es, lieber Leſer, ſeyn,
Wenn dir das Eſſen frommt;
Der Donnerſtag iſt's eben, der
Nach Aſchermittwoch kommt.

93.

Wirſt morgen du ſpazieren gehn,
Und auf dem Weg was liegen ſehn,
So trifft das Wort dann ein;
Und ſuchſt du etwa deinen Rock,
Gewahreſt ihn am Kleiderſtock,
So wird's das Wort auch ſeyn;
Und wenn du etwas bald verſtehſt
Leicht ein in einen Verſchlag gehſt,
So werteſt du dich drein.

94.

Du haſt es in deinem Zimmer,
Und haſt es in deinem Ohr.
Das erſte hat Flügel immer
Und ein Futter kömmt dabei vor;
Auch iſt's oft gefangen im Gitter,
Und auch ein Kreuz nimmſt du wahr,
Kannſt manchmal da küſſen ſehen
Und einen Stock trägt es gar.

95.

Der Bauer.

Geſetzt, daß dieß Wörtlein ich bei mir habe,
So bin ich nicht dienſtbar und zahl' keine Gabe.

Der Brief.

Wenn nur dieß kleine Wort ſteht bei mir,
So ſchenk' ich Leibeigner die Freiheit dir.

Die Frau.

Und wenn ich des Wörtlein's mich vermeſſe,
So bin ich ſogleich eine Baroneſſe.

Der Mann.

Zurück mit dem Wort, ich verzichte darauf,
Weil ich nicht mag hängen die Leute auf.

Der Geiſt.

Gibſt du es vor mir, dieſes kleine Wort,
So weicht des Glaubens Ruh' von mir fort.

Der Hafen.

Wird dieſes Wörtlein bei mir nur ſeyn,
So laufen ſogleich alle Schiffe ein.

An den Leſer.

Ich wünſche dir, daß du das Wörtlein ſeiſt,
Von allen Beſchwerden an Körper und Geiſt.

96. 97.

Zwei Worte, die ſich entgehen ſtehen —
Ich nenne ſie, Leſer, dir hier:
Das Erſte wird dich gern glücklich ſehen,
Das Zweite wünſcht Unglück dir,
Das Erſte wird Alles zum Vortheile drehen,
Das Zweite zum Nachtheile dir:

O möchte das Erſte dich vielfach umſtehen,
Kein Zweites beſtehen von dir!

98.

Ich bin in der Säulenordnung
Ein Theil vom Geſimſe vorn,
Und wenn ſich nur ein E an mich hänget,
So bin ich in Friesland gebor'n.

99.

Ach, ein ſüßer Wort auf Erden
Hat die Sprache nicht!
Jeder Zwieſpalt weicht von Außen,
Wo's den Ölzweig bricht,
Und wo Innen es ſich findet,
Da iſt auch kein Leid;
In dem Worte iſt vereinigt
Alle Seligkeit.

100.

Wir ſind die Göttinnen der Rache.
Im Orkus iſt es unſre Sache,
Zu plagen den, der auf der Welt
Der böſen Thaten mehr gezählt.
Nach Ein'gen ſind nur Dreie wir,
Nach Andern ſind wir unſer vier.
Jetzt wird ein Weib, wie wir genannt,
Die böſ' und zänkiſch iſt bekannt.

101.

Ich bin in deiner Küche, Freund,
Und auch in deinem Zimmer,

Und auch auf deiner Wang' erſcheint,
Biſt du erhitzt, mein Schimmer;
Du findeſt mich am Edelſtein,
Kannſt mich auch heilig ſehen,
Und heilig zwar ſogar am Schein;
Oft pfleg' ich auszugehen.

102.

Das Ärgſte in der Liebe,
Das iſt ein kleines Wort,
Es triebe die Verliebten
Schnell von einander fort,
Sie können ſich nicht ſehen;
Doch iſt das Wort das Wort,
So werden wieder Beide
Vereint am ſelben Ort.

103.

Ich bin ein lebhaftes, heft'ges Gefühl
Für Etwas, das ich ergreife,
Bin edel, iſt etwas Gutes mein Ziel,
Schlimm, wenn ich für Schlechtes ausſchweife;
Und wenn eine Sucht ſich zu mir geſellt,
So bin ich die ſchrecklichſte Qual auf der Welt.

104.

Der Bauernjunge.

Kauft Kirſchen, ihr lieben Herren und Frauen!
Sie ſind, was das Wort ſagt, ihr dürfet mir trau'n

Der Wundarzt.

Nun kann operiren ich das Geſchwür.
Denn was dieſes Wort ſagt, das ſcheinet es mir.

Die Mutter.

Du wirſt es einſt ſehen, mein Söhnelein!
Die Mutter hat recht, wirſt das Wort du einſt ſeyn.

Der Richter.

In's rechte Licht ward der Casus geſtellt,
Ein Urtheil hab' ich, wie das Wort ſagt, gefällt.

Der Schiffer.

Ein Tau iſt an meiner Segelſtang' dort,
Das nennet gerade ſich ſo, wie das Wort.

Der Landwirth.

Ich darf heuer nicht auf Pfirſiche hoffen,
Es hat ſie alle das Wort getroffen.

Die Braut.

Ach, bald, ja recht bald werd' ich glücklich ſeyn,
Trag' ich dieſes Wort an dem Finger mein.

105.

Weil ich es zu viel bin geworden,
Nahm ich eine Kugel, die's war,
Und fing' an oft Kegel zu ſchieben
Mit einem Freundepaar,
Der Eine davon trug ein Zöpfchen,
Beim Andern doch war es ſein Haar;
Auf einem Tiſch, der's geweſen,
Stand meine Doſ', die war's auch;
Das Geld, das wir ſetzten, war Alles
Auch eben daſſelbe nach Brauch.
Darauf fingen an wir zu zanken,
Mein Freund brach in Schmähworte aus,

Da ſagt' ich ihm meine Gedanken
Recht derb und ganz ſo heraus.

106.

Ich hab' es mit dem Mund gethan,
Der Jäger mit dem Horn;
Dasſelbe log mich geſtern an,
Ein Prinz ſei uns gebor'n.

107.

Wir ſind ſehr nöthig, Leſer, dir,
Willſt Etwas du erlernen,
Drum mußt vor der Vollendung du
Dich nicht von uns entfernen;
Selbſt dieſe Räthſel ſind für dich
Das, was im Worte zeiget ſich.

108.

Zwei Meerengen wird dir mein Name verkünden.
Die erſte ſiehſt Oſtſee und Nordſee verbinden,
Die zweit' in Amerika iſt bekannt,
Zwiſchen Conecticut und Longisland.

109.

Bleibſt du für meine Lieb' zu dir
Mir nicht 1, 2, und 3 und 4,
So will ich dich nicht länger lieben;
Fühl' 2, 3, 4, daß ich 1, 2, 3, 4 geblieben.

110.

Wenn die Schlacht iſt geſchlagen,
So komm' ich dazu,
Ich helfe dann tragen
Die Todten zur Ruh,

Wenn der Dichter was dichtet,
Malt der Maler ein Bild;
Hat er's dann erſt verrichtet,
Hat er mich erſt erzielt.
Und damit über mich du nicht lang darfſt ſtudiren,
So will ich das Wort dir mit Namen anführen:
Es iſt hier in dem Räthſel das Wörtlein: ſekkiren.

Auflöſungen zu dem Logogryphen-Ungeheuer.

Das Ganze:

Feierſtunden.

Die einzelnen Wörter:

1. Fee.
2. Fuder.
3. Idee.
4. die.
5. Iſter.
6. Feder.
7. unten.
8. finſter.
9. Durſt.
10. Friſt.
11. Stier.
12. Rieſe.
13. Seite.
14. Feſt.
15. und.
16. Ei.
17. Stern.
18. nein.
19. Erde.
20. Sirene.
21. Dunſt.
22. Dienſt.
23. Reiſe.
24. Neſt.
25. Dirne.
26. Neid.
27. Erſte.
28. ſein.
29. Reſt.
30. nieſe.
31. Einer.
32. dein.
33. irden.
34. Rede.
35. Niere.
36. Seide.
37. nie.
38. iſt.
39. einſt.
40. dreiſt.
41. nieder.
42. Riß.
43. Rind.
44. See.
45. Eid.
46. Eider.

47. Terne.
48. Eis.
49. Eden.
50. rein.
51. reiſen.
52. Iſer.
53. nieſe.
54. Reſede.
55. Driel.
56. Reſident.
57. Eiſen.
58. Eine.
59. Irene.
60. Diener.
61. Tiene.
62. Este.
63. In, Inn.
64. er.
65. ſie.
66. Rinde.
67. ſieben.
68. Reis.
69. Stein.
70. der.
71. Neriden.
72. Delft.
73. Eid, die, Dei.
74. ſeit.
75. Stirne.
76. Send (von Synodus).
77. Seine.
78. Ernſt.
79. Ernte.
80. Eiter.
81. Denis.
82. Einrede.
83. Ente.
84. Eris.
85. Siede.
86. nun.
87. Dinér.
88. Deſert.
89. Rente.
90. Sir-e.
91. Terni.
92. feiſt.
93. finden.
94. Fenſter.
95. frei.
96. u. 97. Freund, Feind.
98. Fries.
9. Friede.
100. Furie.
101. Feuer.
102. fern.
103. Eifer.
104. Reif.
105. rund.
106. Ruf.
107. Studien.
108. Sund.
109 treu.
110. Ende.

Logogryphen-Ungeheuer.

In ein Kalleidoſkop warf ich
Zwölf Zeichen, vom Freund' mir gegeben;
Die miſchten ſich alle gar wunderlich,
Und folgende Bilder geſtalteten ſich,
Die ſah ich vorüber ſchweben.
Wer alle die Bilder errathen kann,
Der iſt mir ein tüchtiger Räthſelmann.

Erſtens ſah ich einen Gott,
Trug den Lorber, dicht belaubt,
Auf dem Haupt,
Lächelte, ſo wie zum Spott,
Sprechend: „Warum quälſt du dich
Eines Logogryphen wegen?
Laß das Ding beruh'n auf ſich,
Iſt denn etwas dran gelegen?“ (1)
Hinter ihm in Strahlenſchein
Traten dann zwei Muſen ein,
Lächelten auch, ſo wie er.
Eine ſprach: „Suchſt du die Ehr'
Denn in ſolchen Verſeleien?
Wirſt die ſchöne Zeit bereuen;

Etwas Edler's, Würd'gers ſuche
Lieber hier in meinem Buche!“ (2)
„ — Ja, verſetzte die And're dann,
Such' dir einen großen Mann,
Den verew'ge im Gedicht,
Dann fehlt auch mein Schutz dir nicht!“ (3)
Gleich darauf auch zeigten ſich
Herrſcher, und begrüßten mich.
Einer war aus Jolkos her;
Eine Tochter zeugte er,
Die die eignen Kinder hatt' erſchlagen,
Weil ſie Eiferſucht nicht konnt' ertragen, (4)
Und ein And'rer vor mir ſtand
Im algieriſchen Gewand,
War auch Herrſcher dort zu Land. (5)
Dann Ogygia's Königin,
Eine Göttin, mir erſchien. (6)
Und noch eine Königstochter kam herbei,
Die geleget hat ein Ei; (7)
Ein Erbprinz auch, der machte Dalmatien frei. (8)

Zwei Männer aus dem alten Teſtament,
Die machten mir nachher ihr Kompliment;
Der eine fuhr auf einem Feuerwagen, (9)
Den Andern ſah ich Holz zu Berge tragen. (10)
Und eine Frau neben ihnen ſtand,
Die hielt ein Haarbüſchel in der Hand. (11)
Ein Dichter zeigte ſich nun meinen Blicken,
Mit einem Höcker auf ſeinem Rücken. (12)

Und nach dieſem Bilde, das ſchnell wieder ſchwand,
Sah ich einen Fluß im italiſchen Land,
In Piemont fing er zu fließen an,
Indem er herab bis Venedig rann. (13)

Zwei Worte, ein's gibt uns ein Weib zu erkennen, (14)
Das zweite pfleget ein Ding zu benennen,
Das weder Männchen noch Weibchen iſt, (15)
Die wurden von mir nun auch nicht vermißt.
Nachher eine engliſche Schriftſtellerin
Der neueſten Zeit in dem Sehrohr erſchien. (16)
Ich ſah das Ziel, nach welchem gezogen
Die brittiſchen Schiffe auf eiſigen Wogen; (17)
Ich ſah auch das, was ſie hinderte dort,
Begierig zu dringen noch weiter fort, (18)
Und Einer rief mir das Wort entgegen,
Was die Schiffe erwartet auf ſolchen Wegen. (19)

Ein Philoſoph ſtellte jetzt ſich mir dar,
Der befand ſich in einem Ringe als Haar. (20)
Drauf hatt' ich drei Gedichte gewahrt,
Ein jedes von einer anderen Art,
Das Eine erzählte Begebenheiten
Von einem Helden in alten Zeiten, (21)
Das zweite war ein rein-lyriſch Gedicht, (22)
Das dritte war ſingbar, doch ſang man es nicht. (23)

Und jetzt in dem Rohr vor mir aufmarſchirt kamen
Fünf, bei der Taufe empfangene Namen.

Den Einen hat eine Frau getragen,
Die, wie ſie ſeyn ſoll, auch war in der That. (24)
Vom zweiten kann ich nichts weiter ſagen,
Als daß ihn auch nur ein Weib kann tragen,
Daß er nicht mehr als drei Buchſtaben hat,
Und auch ein Berg war zu alter Zeit,
Auf welchem man ſchlichtete großen Streit, (25)
Die andern drei Namen nur einzig ein Mann
Bei ſeiner Taufe empfangen kann;
Der erſte ſieht auch einem Löwen gleich, (26)
Der zweite war Herzog von Öſterreich, (27)
Der dritte iſt vorne und hinten ganz gleich. (28)
Noch eine Frau auch im Sehrohre ſtand,
Deren Namen ich nicht im Kalender fand,
Die aber ſich einſt an zwei Männer band,
So ſagt uns ein altes Theaterſtück. (29)

Drei Städte zeigten ſich nun meinem Blick.
Die eine iſt in Toscana gelegen,
Berühmt ihrer heilenden Quellen wegen; (30)
Die zweite iſt von einem Paſchalik,
Das der türkiſche Kaiſer in Aſien hat,
Die Haupt- und zugleich größte Handelsſtadt; (31)
Die dritte iſt an der Adda gelegen,
Berühmt ihrer Parmeſankäſe wegen. (32)
Jetzt fanden auch zwei Minerale ſich ein,
Das eine ein ſchillernder Edelſtein, (33)
Das andere aber entſetzlich gemein,
Bei jedem Hauſe muß es ja ſeyn. (34)

Nun zeigten ſich mehre Kriegsmänner mir,
Man las ihnen was bei der Fahne vor,
Das Jeder von ihnen ſogleich beſchwor. (35)
Der Eine hielt einen Spieß in der Hand,
Im Kriege bei uns nicht mehr angewandt, (36)
Auch hat er den Helm mir mit Namen genannt,
Der ſich auf ſeinem Kopfe befand. (37)
Dann trat ein Kriegsbeamter heraus,
Der zahlte jedem Soldaten was aus. (38)

Nun ſah ich, was noch kein Menſch je geſeh'n,
Die Endepunkte der Welt vor mir ſteh'n, (39)
Und wie ich den Einen genauer beſah,
So ſtand urplötzlich ein Mann vor mir da,
Gehörend einem ſehr großen Land,
Seit tauſend Jahren durch Unglück bekannt. (40)
Schnell wandt' ich den Blick, da lagen vor mir
Drei menſchliche Körperbedeckungen hier.
Den allgemeinen Namen von allen,
Den hört' ich zuerſt aus dem Sehrohr erſchallen; (41)
Wie jede von ihnen beſonders heißt,
Magſt du nun errathen, du Räthſelgeiſt!
Ein Frauenmantel das Eine war,
In Frankreich gebräuchlich, 's iſt viele Jahr'; (42)
Im zweiten konnt' ich ein Mützchen erkennen,
Weißt du, wie die Pohlen die ihrigen nennen? (43)
Das dritte taugte den Fuß zu bedecken,
Doch durft' es ſich nicht über'n Knöchel erſtrecken. (44)

Ein Stück einer Kleidung ſah ich auch noch,
Es war nichts wen'ger und mehr als — ein Loch. (45)
Zwei Krankheiten zeigten nun ferner ſich,
Die eine vererblich und körperlich, (46)
Die andere geiſtig, ihr Sitz iſt das Herz,
Die Urſach' iſt ſie, und die Wirkung der Schmerz. (47)
Doch auch zwei Arzneien ſtanden dabei,
Gen körperlich Leiden; die eine Arznei,
Geſtaltet wie kleine Kügelchen rund, (48)
Die andere machet den Geiſt dir geſund;
Das Ding, gefüllet mit feurigem Naß,
Hilft ſicher, brauchſt du es mit Ziel und mit Maß. (49)

Da ruht' ich denn endlich ein Biſchen aus,
Trat etwas hinweg von dem Schönſehrohr,
Ein Ding zog ich aus meiner Taſche hervor,
Und nahm ein braunes Kräutlein daraus. (50)
Womit muß dieß Ding denn beſtrichen ſeyn?
Es iſt nur von Holz und doch ſpiegelnd und fein? (51)
So dacht' ich und trat dann wieder zurück,
Auf's neue wendend in's Sehrohr den Blick.
Da ward ich das Mägdleinbild drinnen gewahr,
Das meine Phantaſie ſich gebar,
Das ich nie geſehen in Wirklichkeit,
Und dem ich mein ganzes Herz doch geweiht. (52)
Ich ſagte ihr, daß ſie mein Alles ſei,
Und nannte ein abgöttiſch Wort dabei: (53)
Da ſchwand ſie, ich ſah ihr trübſinnig nach,
Doch jetzo, als ſie ein Lebewohl ſprach,

In einer Sprache aus fremdem Land, (54)
Da merkt' ich es erſt, daß ich ganz ſie verkannt,
Und rief ihr lächelnd in meiner Sprach'
Ein kurzes, höhniſches Lebewohl nach. (55)

D'rauf zeigte ſich auch ein länglich Papier,
Geſtämpelt, bedruckt und beſchrieben mir,
Es ſtand eine Nummer ganz oben auf,
Eine Herrſchaft war zu gewinnen darauf; (56)
Schon wollt' ich's erfaſſen, verſuchen mein Glück,
Da rief eine Stimme: „Zurück, zurück!
O hüte dich vor dem ....“ das Wort verrollte,
Doch wußt' ich ja wohl, wie es heißen ſollte. (57)
Nun kam eine ſehr ſchöne Frau herbei,
Sie ſagte, daß ſie aus England ſei, (58)
Nach ihr ein Mann, wie ein Rieſe gebaut,
Die Schultern bedeckt' eine Löwenhaut,
Eine Keule trug er in ſeiner Hand,
Nach ſeinem Großvater war er genannt. (59)
Nach dieſem Rieſen ſchritt langſam heran
Aus einem Trauerſpiel Schiller's ein Mann, (60)
Das Trauerſpiel ſelber zeigt er mir nun,
Mir ſagend, was ich mit ſelbem ſoll thun. (61)
Vor meinen erſtaunten Blicken dann zieht
Vorüber ein großer einäugiger Schmid, (62)
Und nach ihm wurd' ich ſogleich eine Schar
Von mehren Muſikanten gewahr,
Der Eine blies auf einem Pfeifelein

Von gellendem Tone und winzig klein, (63)
Er ſpielte die Melodie d'rauf allein, (64)
Die Andern hielten begleitend aus,
Und als er geendet, da tönte Applaus,
Und d'runter ein wälliſches Wort erſcholl,
Das hieß, daß er's noch einmal ſpielen ſoll. (65)
Die Spieler doch ließen ſich nicht bewegen,
Und ſpielten den Schlußtanz von Walzern dagegen. (66)
Und als ſie geendet, veränderte ſich
Die Scene im Sehrohr ganz wunderlich:
Das Vorgebirge der Hoffnung ſah
Ich vor mir liegen ganz deutlich und nah, (67)
Doch ſah ich's eine Sekunde kaum,
Dann macht's einem Flecke von Raſen Raum,
Der mitten in einer Sandwüſte lag
Und wo man Kamehle wohl tränken mag. (68).
Und auf dem Raſen bemerkt' ich ein Ding,
Ganz weiß, länglich-rund, ein Huhn davon ging, (69)
Und gackerte munter, und flog auf ein Haus,
Das ſah mir ganz fremd und ſehr ſeltſamlich aus,
Jedoch nach der Tracht der umſtehenden Leute
Hielt ich's für ein türkiſches Gartengebäude. (70)
Ein Kaufmann erſchien mir, als dieſes ſchwand,
Der hielt ein hölzernes Ding in der Hand,
Das legt' er zu öfterm auf Leinewand;
Doch iſt's zu betrachten als elidirt,
Weil hier der letzte Buchſtab mankirt; (71)
Dann macht' er die Leinwand zuſammen im Nu,
Und band ſie von außen mit Bindfaden zu,

Und ſagte mir dann, welchen Namen es führt,
Das Ding, das er alſo zuſammen geſchnürt. (72)
Es zeigte ſich auch eine Karte im Rohr,
Sie ſtellte gekreuzte Säbel vor
Und trug einen italieniſchen Namen. (73)
Sodann zwei Dinge zum Vorſchein kamen,
An einem Ende mehr zugeſpitzt,
Woher auch jedes den Namen beſitzt,
Das eine war Holz, das andre war Brot; (74)
Und wieder zwei andre Dinge erſcheinen,
Die ſich auch in demſelben Namen vereinen,
Das eine zu unterſt an einem Boot,
Das and're behaart und hohl, tauglich wohl eben,
Daß ich dir den Logogryphen kann geben. (75)
Den äußerſten Winkel von einem Haus,
Ich ſah ihn ſcharf ragend vor andern heraus,
Vorbei ging ganz im Gedanken ein Mann,
Der ſtieß ſich daran; (76)
Es ſchien mir der Mann ein Ungar zu ſeyn,
War ſeltſam gekleidet und gar nicht rein,
Sein Körper ſchien mir mit Fett geſchmiert,
Das er auch ſo eben zum Munde geführt. (77)
Nun ſah ich verbrennen viel Kräuter am Meer,
D'raus nahm man eine Art Pottaſche her, (78)
Dann zog man ein Schubfach aus einem Schrein
Und ſchloß darin dieſe Pottaſche ein. (79)

Und plötzlich kam wieder was Edleres vor:
Der Gottheiten fünf erſchienen im Rohr,

Drei männlich, zwei weibliche Gottheiten kamen.
Der Erſte war Pluto mit anderem Namen, (80)
Der Zweite ein böſer, nordiſcher war, (81)
Der Dritte der Götter trug Hörner ſogar; (82)
Die weiblichen waren: die Eine die Erde, (83)
Die And're die Göttin der Kühe und Pferde, (84)
Und hinter ihnen im grünlichen Schein
Ging eine der drei Furien d'rein. (85)
Drei Dichter folgten: ein Perſer der Eine, (86)
Ein Spanier der zweite, ich mußt' ihn erkennen,
Obſchon er nur durfte den Vornamen nennen, (87)
Der dritte ein Dichter aus Norden,
Er trug die Benennung vom ganzen Orden. (88)
Nach dieſem nahm eine Kuh ich in Acht,
Vom hundertäugigen Wächter bewacht; (89)
Dann folgten zwei Frauen,
Ganz herrlich zu ſchauen,
Die Eine die Liebſte des Herkules war,
Er büßte durch ſie das Leben ſogar; (90)
Die And're das Kind
Des Gottes vom Wind. (91)

Ein Panorama ließ ſich dann ſehen
Von jener Stadt, die einſt Jaſon gebar,
Ich ſah das goldene Vließ dort wehen,
Und fortzieh'n der Argonauten Schar. (92)
Und dann kam ein Mann aus der älteſten Zeit,
Dem Horaz einſt ſeine Dichtkunſt geweiht. (93)

Ein Lied hört' ich ſingen die alten Hellenen,
Beim Trinkgelage in ſeltſamen Tönen;
Da mir der Name des Lied's unbekannt,
So ſagte man mir, wie man einſt es genannt. (94)
Die Römer erſchienen mit Siegeszeichen,
Die ſie abgenommen den feindlichen Leichen,
Und ſagten mir auch ihren Ausdruck dafür. (95)
Und dann erſchien ein Blättchen Papier,
D'rauf ſtanden zehn Wörter, nicht nenn' ich ſie dir,
Doch magſt du ſie aus der Erklärung erkennen:
Mit dem erſten iſt jegliches Weib zu benennen; (96)
Das zweite bekräftigt, daß Etwas ſo ſei, (97)
Das dritt', elidirt, leidet gar kein Geſchrei, (98)
Das viert', elidirt, zeigt Geſchwindigkeit, (99)
Das fünfte ein Ding ohne Feſtigkeit, (100)
Das ſechste iſt nur aus zwei Zeichen gepaart,
Heißt eben ſo viel als: auf dieſe Art; (101)
Im ſiebenten Wörtchen iſt hoher Sinn,
Es ſtecken Himmel und Erde darin; (102)
Das achte beweiſ't eine Schuldigkeit,
Indem es dir dieß oder jenes gebeut; (103)
Das neunte befiehlt dir recht freundlich zu ſchwätzen,
Man fängt ſich dadurch leicht in Liebesnetzen; (104)
Das zehnte endlich, — wenn recht ich dir's deute, —
Zeigt größeren Umfang des Ding's nach der Breite. (105)

Noch immer wollt' ich zu ſchau'n mich beſtreben,
Um noch einmal dir hundert Wörter zu geben,

Gefunden hätt' ich ſie wohl auch vielleicht,
Allein es hatte ſein Ende erreicht.
Ein Richter erſchien mir im türk'ſchen Gewand, (106)
Das Kalleidoſkop ſtieß er um mit der Hand
Und ſprach: „Wer ſo ſeine Zeit vergeudet,
Wie du, verdient, daß er Strafe leidet;
Indeß du den Logogryphen erfunden,
Haſt du verſchwendet viel nützliche Stunden,
Und gibſt noch Andern Gelegenheit,
Daß ſie durch Errathen auch tödten die Zeit;
Das ſollſt du büßen!“ — Da fiel mein Blick
Auf einen dicken, gewaltigen Strick, (107)
Den er ſchon ſchlingend zum Halſe mir wandte,
Doch ich — — — entrannte.

Auflöſungen zu dem Logogryphen=Ungeheuer.

Das Ganze:
Kalleidoſkop.

Die einzelnen Wörter:

1. Apollo.
2. Kalliope.
3. Klio.
4. Pelias.
5. Dei.
6. Kalipſo.
7. Leda.
8. Skoko.
9. Elias.
10. Iſak.
11. Delila.
12. Aeſop.
13. Poo.
14. die.
15. das.
16. Opie (Miß).
17. Eispol.
18. Eis.
19. Lakk.
20. Lokke.
21. Epos.
22. Ode.
23. Lied.
24. Eliſa.
25. Ida.
26. Leo.
27. Leopold.
28. Odo.
29. Oda.
30. Piſa.
31. Alepo.
32. Lodi.
33. Opal.
34 Kalk.
35. Eid.
36. Pikke.
37. Kask.
38. Sold.
39. Pole.
40. Polak.
41. Kleid.
42. Salope
43. Kolpak.
44. Sokke.
45. Sakk.
46. Pokke.

47. Leid.
48. Pille
49. Pokal.
50. Doſe.
51. Lakk.
52. Ideal.
53. Idol.
54. Odio.
55. Ode.
56. Loos.
57. Spiel.
58. Ladi.
59. Alkides.
60. Piſa.
61. lies.
62. Kiklop.
63. Pikkolo.
64. Solo.
65. Karo (da).
66. Koda.
67. Kap.
68. Oaſe.
69. Ei.
70. Kiosk.
71. Ell.
72. Pakk.
73. Spadi.
74. Keil.
75. Kiel.
76. Ekk.
77. Spekk.
78. Soda.
79. Lade.
80. Dis.
81. Locke.
82. Opis.
83. Ops.
84. Pales.
85. Alekto.
86. Sadi.
87. Lope (de Vega).
88. Skalde.
89. Io.
90. Iole.
91. Iope.
92. Iolkos.
93. Piſo.
94. Skolie.
95. Spolie.
96. ſie.
97. ja.
98. leiſe.
99. Eil.
100. loſe.
101. ſo.
102. All.
103. ſoll.
104. koſe.
105. dick.
106. Ladi.
107. Seil.

Vier orientaliſche Gedichte.

I.

Das ſchönſte Vorrecht des Herrſchers.

Der König von Perſien war ein Weiſer,
Der Salomon des Orients benannt,
Zu dieſem kam einſt von China der Kaiſer,
Und Jener auch vom türkiſchen Land,
Der König von Indien ſchloß ſich an,
Zu bewundern die Weisheit des Nuſchirvan.

Als eines Abends ſie ſaßen beim Feſte,
Gegeben mit orientaliſcher Pracht,
Da fragte der Perſer die hohen Gäſte
Was Jeder halte für's Höchſte der Macht
Und welches Recht, als Herrſcher ihm frei
Von allen Vorrechten das liebſte ihm ſei?

Der Kaiſer von Conſtantinopel beginnt:
Er ſei keines ſchönern Rechts ſich bewußt,
Als wenn's ihm gegönnet ſei Gnaden zu ſpenden,
Und dieß gewähr' ihm die höchſte Luſt,
Ich möchte ſie ſchütten aus voller Hand,
So ſprach er, über mein ganzes Land.

Und mich, ſagte dann der Kaiſer von China,
Mich kann es vor Allem am meiſten erfreu'n.
Wenn ich demjenigen, der mich beleidigt,
Anſtatt ihn zu ſtrafen, kann milde verzeih'n,
Dieß Recht, es macht mich unendlich reich,
Durch dieſes fühl' ich den Göttern mich gleich.

Mir ſcheint, ſprach dann der Indier König,
Gerechtigkeit ſei das herrlichſte Recht,
Mich ſollen lieben alle die Guten,
Mich ſollen fürchten alle die ſchlecht,
Halt' ich die Wage in meiner Hand,
Dünk' ich mich der Glücklichſte in dem Land.

Und jetzt erhob ſich der weiſe Perſer
Und ſprach: Ihr Herrſcher, mir hoch verehrt,
Die Tugend iſt eine und was aus ihr fließet
Iſt Alles herrlich und ſchätzenswerth,
Freigebigkeit, Milde, Gerechtigkeit
Sind Rechte, die Gott dem Herrſcher verleiht,

Wer eines übet ohne das andere,
Nur halb des Wohlthuens Samen ſtreut,
Die Mild' und Freigebigkeit ſind nur Schwächen,
Begleitet ſie nicht die Gerechtigkeit,
Drum forſchet nicht, welches das ſchönere ſei
Und wählet nicht, übet ſie alle drei.

II.

Wahl eines Feldherrn.

Es hielt der Calif einen großen Rath,
Es ſollten die erſten Männer im Staat
Auf eine der wichtigſten Fragen
Ihm Antwort und Meinung ſagen:

Es war der Feldherr in einer Schlacht
Gewichen der kleineren feindlichen Macht,
Nun war ein Andrer zu wählen,
Der werth iſt dem Heer zu befehlen.

Und Jeder nannt' einen Mann im Reich,
Dem Keiner an Muth und Tapferkeit gleich,
Doch Alle, die man da nannte,
Es waren Freund' oder Verwandte.

Da ſprach der Calif zu ſeinem Weſſir:
„Mein kluger Mesru! nun iſt es an dir,
Kannſt du keinen Helden mir nennen,
Den ich kann als Feldherrn erkennen?“

Bewahre mich Allah! verſetzt der Weſſir,
Die Stelle ſcheint viel zu wichtig mir,
Der, welchem ſoll Großes gelingen,
Muß in ſich ſchon Großes mitbringen.

Und nun beſchrieb er mit Feuer und Kraft
Jedwede nöthige Eigenſchaft

Und alle die herrlichen Gaben,
Die jeder Feldherr ſoll haben.

Es ſtrömte die Red' ihm von ſeinem Mund,
Er ſprach ſo fort eine ganze Stund',
Da plötzlich aus einer Ecke
Ein Scorpion fiel von der Decke.

Und ſenkte den Stachel gleich einem Stahl
Dem eifrigen Redner in's Haupt, welches kahl,
Doch der, keine Miene verziehend,
Sprach weiter eben ſo glühend.

Da rief der Calife: Halt ein! halt ein!
Du Mesru, du ſollſt mein Feldherr ſeyn!
Wer Schmerz, wie du kann ertragen,
Wird furchtlos die Feinde mir ſchlagen.

III.

Die Tauglichſten.

Dſchemſchid glaubte Erfahrung allein
Müſſe die Mutter der Weisheit ſeyn,
Darum vertraut' er zu ſeinen Zeiten
Wichtiges nur den bejahrten Leuten.

Zahak meinte ein Reicher allein
Könne getreu und tugendhaft ſeyn,
Drum ließ er nur von Leuten mit Schätzen
Die erſten Stellen im Lande beſetzen.

Maundjeher glaubte allein
Adelig Blut könne edel nur ſeyn,
Darum ließ er von adligen Leuten
Alle vornehmen Ämter begleiten.

Kichtab glaubte tugendhaft ſeyn
Könnten die Diener der Kirche allein,
Drum ſucht' er nur in den Moſcheen
Fromme, den Andern im Land vorzuſtehen.

Coſroes meinte ein Starker allein
Könne der Leiter der Schwachen ſeyn,
Drum rief er Jene zu Ehre und Macht,
Die ſeine Feinde zittern gemacht.

Nuſchirvan folgte Keinem von dieſen,
Zog die hervor, die ſich tauglich erwieſen,
Nur die Reichen allein insgeſammt
Schloß er aus von jeglichem Amt.

„Wehe dem Staat! ſprach er, wo man verachtet
Was nicht klinget, das Gold nur beachtet,
Alle wollen da reich nur allein,
Und kein Menſch will tugendhaft ſeyn!“

IV.

Gaſtfreundſchaft.

Benjaid, Arabiens Herrſcher.
Hatt' in einer blut'gen Schlacht
Obgeſiegt und hundert Feinde
Zu Gefangenen gemacht.

Führt hinaus ſie vor die Pforte;
Alſo den Befehl er gab,
Und haut den Verwegnen draußen
Alſogleich die Köpfe ab!

Und ſie wurden fort getrieben
Und der König ſelbſt erſchien.
Da ſtürzt Einer der Gefangnen
Vor ihm auf die Knie hin.

Herr! ſo fleht er, unbarmherzig
Quält der Durſt mich armen Mann,
Laß mir einen Trunk noch reichen,
Daß ich leichter ſterben kann!

Winkt der König, — einen Becher
Füllt man und es trinkt der Mann,
Fleht den König für die Brüder
Dann um gleiche Wohlthat an.

Als ſie Alle nun getrunken
Rief er: „Herr dir Heil und Dank

Deine Gäſte ſind geworden
Alle wir durch dieſen Trank«

»Und du wirſt es nicht geſtatten
Daß man uns das Leben raubt,
Dem Araber war ſtets heilig
Seines Gaſtes theures Haupt.“

Zieht in Frieden! ſprach der König,
Doch kämpft nicht mehr in der Schlacht,
Mir auch iſt die Sitte heilig,
Die der Menſchheit Ehre macht.

Die Dorfſchule.

(Komiſche Kantate.)

Der Schullehrer. — Die Schüler.

Chor der Schüler.

Es iſt der Lehrer noch nicht da,
Drum haiſſaſſa und hopſaſſa!
Wir wollen ſchwatzen, ſingen
Und auf die Bänke ſpringen.
Hollah! Hollah! Hollah!

Lehrer. (Rezitativ.)

Iſt heute gar nicht Ruh? Still, dumme Kerl!
Wo nicht, ſo freut Euch auf das Patzenferl!

Chor der Schüler.

Seht nur er iſt grimmig böſe,
Darum machet kein Geröſe,

Haltet ruhig Euch und ſtill,
Weil er es ſo haben will.

Lehrer.

Schlagt die Bücher auf zum Leſen! —
Michel Angſter! ſage mir,
Wo wir geſtern ſind geweſen?

Michel.

Wo Sie waren, was ih nid,
Ih war mit mein Vatern beim Schmid.

Lehrer.

O du dummes entſetzliches Rind!
Ich mein, wo wir geſtern geblieben ſind?

Ein Knabe.

Ih weiß's!

Ein Anderer.

Ih ah!

Mehre.

Ih ah! ih ah!

Lehrer.

Hanſel ſag's!

Hanſel.

Beim Eſel da!

Lehrer.

Richtig, aufmerkſames Knabel,
Bei dem Eſel. — Leſ' die Fabel!

Hanſel (lieſt eintönig).

„Ein Eſel ſtand im Saale,“

Lehrer.

Nicht Saale heißt's, — im Stalle.

Hanſel (lieſt weiter).

„Und ſaß an einer Klippe,“

Lehrer (verbeſſernd).

„Und fraß an ſeiner Krippe,“
Lies fort Max Bugelmann!

Max (weinend).

Ih was nit wo ma ſan.

Lehrer.

Nu wart ich lern dir acht gebn Bua! (Beutelt ihm den Schopf.)

Max (heulend).

Au weh! hörn's auf, es is ſchon gnua!

Lehrer.

Gebt acht und leſt jetzt alle z'ſamm,
Vielleicht geht's dann in's Himmelsnam!

Chor der Schüler (eintönig leſend).

„Ein Eſel ſtand im Stalle
Und fraß an ſeiner Krippe
Und neben ihm ſtand eine Kuh“ —

Ein Knabe (ſchreit drein).

Herr Lehrer! der Natzel gibt mir kein Ruh!

Natzel.

Es is nit wahr, ih thu' ihm nix!

Lehrer.

Still jetzt, ſonſt kriegt ihr Beide Wix!
Meintwegen laßt das Leſen ſtehn,
Wir wollen jetzt an's Rechnen gehn.

Chor der Schüler.

Ja, ja laßt nur das Leſen ſtehn
Wir wollen jetzt an's Rechnen gehn,
Doch das wird wohl noch ſchwerer gehn.

Lehrer.

Veit Wurz! gib acht und antwort' ſchön:
Wenn du einen Apfel mit deinem Kamraden
Willſt theilen, wie viel iſt dann dein, wie viel ſein?

Veit.

Herr Lehrer, was kann mir ein Apfel denn ſchaden?
Den will ih nit theilen, den iß ich allein.

Lehrer.

Wenn's aber ſeyn muß, du dalketer Bengel!
Wie viel kommt vom Apfel auf ihn und auf dich?

Veit.

Da wir ih ihm geben die Kern und den Stengel
Und ih behalt das Andre für mich.

Lehrer.

Zuſammen.
O Dummheit ohne Maß und Ziel!
Beim Himmel, das iſt gar zu viel.

Chor der Schüler.

Ich weiß nicht, was der Lehrer will,
Doch gebt nur acht und ſeid jetzt ſtill.

Lehrer.

Jetzt kommt's an dich Elias Gſchwind,
Sag wie viel Elemente ſind?

Elias.

Vier!

Lehrer.

Recht! wie heißen dieſe? ſag!

Elias.

Luft — Feuer — Waſſer und hernach — —

Lehrer.

Nun und hernach?

Elias.

Hernach —

Lehrer.

Du dummer Bua,
Du ſtehſt ja drauf, das vierte alſo
Iſt? — iſt — nun was denn?

Elias.

Meine Schua!

Lehrer.

Die Dummheit brächt' in Wuth ein Lamm,
Ihr ſeid Krauteſel alle z'ſamm!

Chor der Schüler.

Ja, Alle, Alle, Alle z'ſamm!

Lehrer.

Steh du jetzt auf du Franzel Rab,
Du warſt alwal mein bravſter Knab
Und ſag: was glaubſt, was iſt die Schul?

Franzel (ſtotternd).

Die Schul — die Schul — das iſt der Ort — —

Lehrer.

Nun recht der Ort — wo? — weiter fort.

Franzel.

Wo die Verdammten gepeiniget werden.

Lehrer.

O Himmel und Erden!
Spitzbub! das iſt die Hölle ja.

Alle (lachen laut auf).
Ha! ha! ha! ha! ha! ha!
Lehrer.
Sagt! werdet Ihr Euch niemals beſſern?
Chor der Schüler.
Nan! nan! nan!
Lehrer.
Ja ſollt Ihr ſagen
Auf die Fragen:
Wird Eure Dummheit ſich vergrößern?
Chor der Schüler.
Ja! ja! ja!
Lehrer.
Nein ſollt Ihr ſagen
Bei den Fragen.
Chor der Schüler.
Was man immer ſagen möcht',
Heut iſt Alles ihm nicht recht.
Lehrer.
Geht in Gottesnamen z'Haus,
Geht nur, geht, die Schul iſt aus.
Chor der Schüler.
Juhe! die Schul is aus,
Wir gehen jetzt nach Haus;
Da wird gegeſſen und geſpielt,
Zu Haus is's ſchön und da is's wild.

Kriegslied für Künſtler.

(Geſellſchaftslied mit Chor.)

Eine Stimme.

Schließt auch Bellona ihren Tempel
Und feiert Eintracht ihren Sieg,
Die Menſchen führen mit einander
Doch immer einen kleinen Krieg,
Auch ſelbſt die Kunſt hat ihre Feinde
Und muß ſich oft befehdet ſehn.
Drum ſollen auch die Künſtler immer
Vereint und gut bewaffnet ſtehn.

Chor.

Steh feſt vereint Concordia!
Und weh'r dich wenn der Feind iſt da!

Eine Stimme.

Haß, Neid und Mißgunſt ſind im Bunde
Und ziehn heran mit Feldgeſchrei,
Es tritt die Liebe zu dem Fremden
Auch dieſem Heereszuge bei,
Verdorbener Geſchmack iſt Feldherr
Und führet den Kommandoſtab,
Sie wollen Euch blockir'n und ſchneiden
Euch alle Lebensmittel ab!

Chor.

Steh feſt vereint Concordia
Und weh'r dich, wenn der Feind iſt da!

Eine Stimme.

Und von dem Heer der Rezenſenten
Der Kunſt auch ew'ge Fehde droht,
Sie ſind vermummt und aus dem Dickicht
Bewerfen ſie den Feind mit Koth;
Das iſt kein Kampf, wie Männer kämpfen,
Ihr werdet einzeln morden ſehn,
Wenn Eure Kräfte ihr verſplittert
Und alle nicht für Einen ſtehn.

Chor.

Steh feſt vereint Concordia
Und weh'r dich, wenn der Feind iſt da!

Eine Stimme.

Darum, ſoll man Euch nicht entwinden
Der Künſte ſchönen Siegerkranz,
Schließt Maler, Muſiker und Dichter
Die heil'ge Trippelallianz,
Feſt haltet an dem wahren Schönen
Und ſo zieht muthig in den Streit,
Das Schickſal muß mit Siege krönen
Die wahre Kunſt in Ewigkeit.

Chor.

Steh feſt vereint Concordia
Und weh'r dich, wenn der Feind iſt da!

Öffentliches Bekenntniß eines luſtigen Künſtlers.

(Geſellſchaftslied mit Chor.)

Der Bekennende.

Hier, wo viele Kerzen brennen
Auf der Fröhlichkeit Altar,
Will ich meine Schuld bekennen,
Ohne Schminke, treu und wahr:
Geld und Gut mir zu erwerben,
Darnach fragt' ich niemals viel,
Luſtig leben. luſtig ſterben
War mein Wahlſpruch, war mein Ziel.

Chor.

Wir beſitzen auch kein Gold,
Plutus iſt uns auch nicht hold,
Sprecht ihn frei und gebt ihm Lohn,
Er iſt unſer würd'ger Sohn.

Der Bekennende.

Unter Allem iſt nichts ſchlimmer
Als mein ganz verſtockt Gemüth,

Meine Fehler freu'n mich immer
Und ich prunke noch damit,
Denk' ich jener luſt'gen Streiche,
Die vor Jahren ich gethan,
Dünk' ich mich im Himmelreiche,
Immer kau' ich noch daran.

Chor.

Luſtig lebten wir wie Er
Und es drückt uns auch nicht ſehr,
Darum zürnet nicht auf ihn,
Denn er that nach unſerm Sinn.

Der Bekennende.

Niemals trink' ich pures Waſſer,
Lieber iſt mir Wein und Bier,
Auch bin ich kein Weiberhaſſer,
Alle faſt gefallen mir.
Darum wo ich Schönes finde,
Bau' ich mir ſogleich ein Neſt,
An ein einzig Weib doch binde
Ich im Leben mich nicht feſt.

Chor.

's thut's nicht, daß man Eine liebt,
Da es ſo viel Schöne gibt,
Wenn Verlaſſne ihm verzeih'n,
Soll er frei geſprochen ſeyn.

Der Bekennende.

Was mir ſtets ein Dorn wird bleiben,
Mich am ſchmerzlichſten berührt,
Iſt: ich kann die Kunſt nicht treiben,
Wie ſich's für die Kunſt gebührt;
Muß der Menge Meinung achten,
Die bezahlet, was ich bot,
Und nach ihrem Beifall trachten,
Denn ich brauche leider Brot.

Chor.

Bruder! mach dir da nichts draus,
Brot iſt nöthig in dem Haus,
Wer da dichtet, malt und ſingt,
Jeder derlei Opfer bringt.

Häßlich an Leib und Seele.

Erzählung aus dem Leben.

Der junge zwanzigjährige Wilhelm Stollfort trat in die Welt. Seine Mutter, die reiche Witwe des verſtorbenen Banquier Stollfort machte ein glänzendes Haus, und wie natürlich, wurde der Sohn in der Geſellſchaft, als der Liebling ſeiner Mutter, mit offenen Armen empfangen.

Der Jüngling brachte ein gutes, weiches Herz, eine ehrenwerthe Geſinnung, und ein einnehmendes Äußeres mit. Zahlreiche Abenteuer, welche ihn übrigens keineswegs eitel machten, verſchafften ihm den Namen eines Mannes nach der Mode, und um ſich nicht lächerlich zu machen, mußte er ſuchen, dieſen Namen zu erhalten.

Unter den Frauen, die ihn an ſich zogen, wählte ihn der größre Theil aus Phantaſie, und vertauſchte ihn aus Laune wieder mit einem Andern. Zweimal jedoch glaubte er wahre Liebe, das Ziel aller ſeiner Wünſche und Hoffnungen gefunden zu haben, und beide Male wurde er betrogen. Die Erſte war eine junge Witwe, ſchön, wie ein Engel, blond, ſanft, liebenswürdig gegen Alle. Ohne Koketterie, ohne Anmaßung gefiel ſie ohne es zu wiſſen, ja faſt ohne es zu wollen. Wilhelm verliebte ſich närriſch in ſie, und ſie liebte ihn wieder, wenigſtens glaubten ſie es Beide. Schon hatte ſie eingewilligt, ihm ihre Hand zu reichen, als ſie eines Tages miteinander einen Spazierritt machten, ſie gallopirte, er folgte ihr nach, wachte über jede ihrer kühnen Bewegungen, ohne auf ſich ſelbſt aufmerkſam zu ſeyn. Ein großer Stein lag im Wege, Wilhelm bemerkte ihn nicht, er ſtürzte, brach ſich den Fuß, und man fürchtete, daß er hinken werde, wenn man ihm etwa nicht gar das Bein abnehmen müſſe. Als die Witwe dieſes hörte, verließ ſie die Stadt. Sie ſchauderte vor dem Gedanken, einen ſtropirten Gemahl zu haben, wenn er es auch für ſie geworden war.

Wilhelm's Kummer darüber war groß. Indeſſen, er war jung, und ſein Herz ſehnte ſich nach Liebe. Er ſchenkte dieſe einem jungen Mädchen, welches ſeine Mutter für ihn gewählt hatte, und wurde zum zweiten Male betrogen. Sie verließ ihn, um einen fremden, reichen Kaufmann zu heirathen. Nun beſchloß er, jeder Leidenſchaft zu entſagen, und ſchwor dem ganzen weiblichen Geſchlechte Haß. Von nun an ſpielte er eine traurige Figur in den Salons, und zog ſich viele Spötteleien zu, aber auch dafür war er unempfindlich.

Zu Anfange des Jahres 1831 gab ſeine Tante einen Ball. Man feierte damit die Verlobung ihrer Tochter Jenny mit Herrn von Lormann. Er mußte dabei aus Artigkeit erſcheinen. In einer Fenſterbrüſtung ſitzend, blickte er umher, ohne eigentlich etwas zu ſehen, gab den Männern, die ſich ihm näherten, nur einſylbige Antworten und war überhaupt gegen den Glanz und die Fröhlichkeit, die ihn umgaben, ganz unempfindlich. Die Braut, ſeine Couſine, friſcher und lebhafter als gewöhnlich, ſuchte ihn auf, und zog ihn mit Gewalt zu einem Tanze.

„Es verdrießt mich, Wilhelm,“ ſprach ſie, „daß Sie heute bei einem Feſte, welches mir zu Ehren gegeben wird, ſo übler Laune ſind. Ich hätte Sie um einen Freundſchaftsdienſt zu erſuchen.“

„Reden Sie, meine ſchöne Freundin,“ antwortete Wilhelm, „ich bin zu Ihrem Befehle, ein Wort von Ihnen kann die Dämonen des Unmuthes verſcheuchen.“

„Wohlan, ich will meine Macht über Sie verſuchen, aber ich ſage es Ihnen vorher, ich glaube nicht daran. Sehen Sie jene Dame dort am Kamine, ziehen Sie ſie zum Tanze auf, ſie iſt die Schweſter meines Bräutigams, ſie iſt häßlich und kennt Niemand. Ich ſehe wohl ein, es iſt ein großes Opfer, welches ich von Ihnen verlange.“

„Ich will es bringen, und damit Sie ſich ganz von meiner Ergebenheit überzeugen, will ich der Häßlichen, wie Sie ſie nennen, ſogar den Hof machen.“

„Schön, lieber Wilhelm,“ ſagte Jenny, ihm die Hand drückend, und verließ ihn, er aber betrachtete nun den Gegenſtand, den er unterhalten ſollte, aufmerkſamer.

Es war eine Frau von 28 Jahren, mit braunem Teint, von Peckennarben fürchterlich entſtellt, die kleinen ſtechenden Augen blitzten und rollten grauenhaft umher. Übrigens war ſie gut gewachſen, und hatte einen kleinen, wohl chauſſirten Fuß. Im Ganzen hatte Jenny recht, ſie war häßlich, aber ausgezeichnet war ihre Körperhaltung und um den Mund ſpielte ein anmuthiges Lächeln. Auch ihre Toilette war vom beſten Geſchmacke, obwohl ſehr einfach. Sie war nicht mit jenen Zierden geſchmückt, welche nur einer ſchönen Frau noch mehr Reize verleihen. Darin beurkundete ſie einen ſeltenen

Takt. Wilhelm betrachtete ſie einige Augenblicke, dann trat er zu ihr, und bat ſie um die Vergünſtigung, mit ihr tanzen zu dürfen. Sie blickte ihn erſt ſtumm und verwundert an, dann dankte ſie ihm mit einem Lächeln, welches der Ironie glich. —

Das Orcheſter begann, ſie ſtellten ſich in die Reihen. Gegenüber ſtand Jenny, und zwinkerte Wilhelm mit den Augen Beifall zu. Er war ſehr verlegen, und geberdete ſich faſt lächerlich. Auguſte von Stilling, ſo hieß die Frau, ſtand geduldig und mit dem Fächer ſpielend neben ihm. Endlich nahm ſich Wilhelm einen Anlauf und begann mit einer Phraſe, welche ſchon viele blöde Jünglinge aus der Verlegenheit zog.

„Es iſt hier ſehr heiß, gnädige Frau.“

„Ja, mein Herr.“

Dabei blieb es. Sie hatten nun die erſte Figur der Quadrille getanzt und ſtanden ruhig. Die Blicke Auguſten's ſagten Wilhelm, daß er ſein Verſprechen nicht ganz erfülle, und er nahm ſich vor, dieſen Vorwurf nicht mehr zu verdienen. Er ſprach mit ihr über die Muſik, und ſie antwortete ihm mit voller Kenntniß dieſer Kunſt. Auch in dem Tone ihrer Stimme lag etwas, das Wilhelm an ihrer Seite ſo feſt hielt, daß ihn ſeine Couſine ſuchen mußte. Er hielt mehr, als er verſprochen hatte, und ſetzte ſich dadurch manchen Spöttereien aus. Er ſuchte endlich ſeine Tante auf, um von ihr nähere Auskunft über ſeine neue Bekanntſchaft einzuziehen.

„Auguſte Stilling,“ ſagte ſie ihm, „iſt die Gattin eines alten, penſionirten Generals, eines braven und geachteten

Mannes, der ſehr reich iſt, und ſich ſeit der Zeit, als er nicht mehr dient, mit den Wiſſenſchaften beſchäftigt. Sie lebten hier, verloren aber vor acht Jahren ihr einziges Kind. Die Hauptſtadt wurde ihnen verhaßt, und ſie reisten nach Kärnthen, wo der General ein ſehr einträgliches Gut beſitzt. Die Heirath meiner Tochter beſtimmte ſie jetzt hieher zu kommen, und ich hoffe, ſie hier feſt zu halten. Frau von Stilling iſt eine ſehr achtbare, verſtändige und liebenswürdige Frau, und ich wünſche, daß ſie die Geſellſchafterin meiner Tochter werde. Sie ſoll eine außerordentlich ſchöne Stimme und bedeutende muſikaliſche Bildung beſitzen, allein, es iſt unmöglich, ſie zum Singen zu bewegen. Sie iſt ſo ſchüchtern, und ihres eben nicht angenehmen Äußeren wegen fürchtet ſie in einer Geſellſchaft ſich bemerkbar zu machen. Übrigens iſt ſie voll Geiſt, und wenn ſie ſpricht, vergißt man ihre Häßlichkeit.“

Dieſe Aufklärungen machten in Wilhelm die Begierde rege, Auguſten näher kennen zu lernen, er tanzte wiederholt mit ihr, und fand, daß ihm die Tante die Wahrheit geſagt habe. —

Als er nach Hauſe kam, ſagte er zu ſich ſelbſt: „Vielleicht macht dieſe Frau denjenigen glücklich, der ſie liebt. Vielleicht iſt ſie, die nicht ſchön iſt, auch nicht falſch und veränderlich, oder doch wenigſtens dankbar für Liebe, die ſie ohne Zweifel noch nie einflößte. Wenn bei dieſer Frau mich das erſehnte Glück erwartete, und ich ließe es mir entſchlüpfen? Wer weiß? Ich habe bisher bei den Gegenſtänden meiner Verehrung nur das geſucht, was dieſer mangelt, und war unglücklich. Dieſer Gedanke, einmal wach geworden, verließ Wilhelm nicht mehr. Das Haus der Tante bot ihm Gelegenheit, Auguſten faſt täglich zu ſehen.

Nach und nach verlor ſich ihre Zurückhaltung, ſie erzählte Wilhelm, was ſie durch den Verluſt ihres Kindes gelitten, ſie vertraute ihm, welchen Kummer ihr als junges Mädchen jene Krankheit verurſacht habe, wovon ſie noch die Spuren trug. In einem Monat waren beide innige Freunde. Auguſten's Geſpräch hatte für Wilhelm etwas unbeſchreiblich Anziehendes, woran ſowohl der Geiſt, der ſich darin offenbarte, als auch ihr klangvolles, zum Herzen dringendes Organ Urſache waren.

Eines Abends in einem kleinen Zirkel bei Jenny fand dieſe die Converſation langweilig, und ſchlug vor, ein kleines Tänzchen zu machen. Ein herrliches Pianoforte ſtand im Salon, Auguſte ſetzte ſich dazu, und ſpielte Tänze; aber mit einer körperlichen Anmuth und einem muſikaliſchen Ausdruck, welche dieſen leichten Kindern der Fröhlichkeit eine tiefere Bedeutung verliehen.

Wilhelm ſtand hinter ihrem Stuhl, und ſagte: „Ich weiß, gnädige Frau, daß Sie auch herrlich ſingen, es wäre recht liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie uns das Vergnügen gewährten, Sie zu hören.“

„Herr von Stollfort, „antwortete ſie, „Sie verlangen da etwas, was Sie mir nicht zumuthen würden, wenn wir länger mit einander bekannt wären. Ich, öffentlich ſingen? Wo denken Sie hin? Soll ich mich vordrängen, und mich bemerkbar machen? Nein, nur ſchönen Frauen iſt es erlaubt, Talente zu Markte zu tragen. Mich ſoll man überſehen, vergeſſen, das iſt Alles, was ich wünſche. Ich liebe die Muſik, ich ſinge auch manchmal, aber meiſtentheils, wenn ich allein bin, und höchſtens, wenn ein Paar ſehr gute Freunde mich mit ihren Beſuchen beehren.“

Wilhelm bat, auch Einer dieſer Auserwählten ſeyn zu dürfen, er erhielt, zwar nur zögernd, die Erlaubniß, und zwar ſchon für den nächſtfolgenden Vormittag.

Er kam zur beſtimmten Stunde, Auguſte ſaß ſchon am Pianoforte, ſie ſagte: „Ich will verſuchen, zu vergeſſen, daß Sie hier ſind.“ Sie präludirte einige Augenblicke, dann begann ſie das himmliſche Lied von dem unſterblichen Mozart, „Sehnſucht.“ Wilhelm war ganz Ohr, es war ihm als hörte er zum erſtenmal in ſeinem Leben ſingen, die Worte klangen wie Töne, und die Töne ſprachen wie Worte. Seine Augen füllten ſich mit Thränen der Wehmuth und des Entzückens, und als Auguſte ihren Triumph bemerkte, verdoppelte ſie Spiel und Ausdruck.

Als ſie geendet hatte, ſtarrte Wilhelm ſie einige Augenblicke ſtumm und bewundernd an, dann faßte er ihre beiden Hände, und drückte ſie auf ſeine naſſen Augen, er wollte ihr ſein Entzücken ſchildern, allein vergebens ſuchte er Worte, er war zu ergriffen, um beredt zu ſeyn. Von dieſem Augenblicke an liebte er Auguſten, liebte ſie ſo, wie er noch nie geliebt hatte. Sie empfing auch das Geſtändniß ſeiner Gefühle und lohnte dasſelbe mit Gleichem. Beiden erblühten nun die höchſten Freuden des Lebens. Die ſanfte, geiſtreiche, liebenswürdige Frau war nun ganz ſein, und Niemand beneidete ihn um ſein Glück, weil es Niemand zu ſchätzen verſtand. Dieſe bezaubernde Stimme war nur von ihm gekannt, und ihre verführeriſchen Klänge tönten auch nur ihm, ihm allein. — Sechs Monate verfloſſen auf dieſe Art, und die Welt ziſchelte ſich in die Ohren, er ſei in Jenny verliebt, welche immer in Geſellſchaft ihrer Schwägerin war, denn kein Menſch konnte denken, daß ihn die häßliche Auguſte gefeſſelt habe.

Der Winter kam, und mit ihm die geſellſchaftlichen Vereinigungen und Freuden. Man kann ſich keinen Begriff von Wilhelm's Glück machen, wenn er auf einen Ball kam, und Auguſten traurig und allein in einer Ecke ſitzen ſah, ſeine Ankunft erwartend, und nur von dem Augenblicke ſeines Erſcheinens zur Heiterkeit übergehend. Dieſe ausſchließende Liebe, ferne von allen fremden, ſtörenden Einflüſſen, war ihm ein neues, unbekanntes Gefühl. Er war eiferſüchtig darauf, und zitterte, wenn ſich ein Mann Auguſten näherte, um mit ihr zu ſprechen. Dieſes Vorrecht gebührte nur ihm, er allein wollte ſie zerſtreuen und unterhalten. Er bewahrte ſie wie einen Schatz, überzeugt, daß dieſer, ſobald man ſeinen Werth entdeckte, für ihn verloren ſeyn würde.

Eines Morgens beſuchte Wilhelm Auguſten, und fand ſie im lebhaften Geſpräche mit ſeiner Couſine. Sogleich, als er eintrat, bat ihn dieſe in einem kleinen Streite, der ſich zwiſchen beiden entſponnen, Schiedsrichter zu ſeyn.

„Nicht wahr, Wilhelm," ſagte ſie, „Auguſte ſoll bei dem Concerte meiner Mutter ſingen, und zwar die Arie aus der „Anna Bolena," ſie will mit Gewalt nur ein Lied von Mozart ſingen."

„Wie," ſagte Wilhelm zitternd, „Auguſte ſoll öffentlich ſingen?" —

»Freilich, ſie ließ ſich lange bitten, aber endlich willigte ſie doch ein.«

Auguſte erröthete und antwortete ſehr verlegen auf Wilhelm's wiederholte Frage. Jenny, welche allein ihr inniges Verhältniß muthmaßte, machte ſpöttiſche Anmerkungen, zog Wilhelms Eiferſüchtelei in's Lächerliche, und verließ Beide erſt, nachdem ſie ſie eine halbe Stunde gequält hatte.

Wilhelm ſank in einen Stuhl. Er war tief betrübt. Nach einer langen Pauſe des Schweigens bat ihn Auguſte um Vergebung, daß ſie ohne ſeine Beiſtimmung eingewilligt habe, zu ſingen. Sie wollte ihn überraſchen, wie ſie ſagte, vermeinend, daß ihr Triumph auch der ſeinige ſeyn werde. Seit langer Zeit ſei es ihr Wunſch geweſen, die Neigung, die er ihr geſchenkt, auch vor der Welt zu rechtfertigen, und nur für ihn brächte ſie dieſes Opfer. Alle dieſe Beweggründe waren mit ſo viel Liebe, Zärtlichkeit und Hingebung begleitet, daß Wilhelm alle ſeine Beſorgniſſe vergaß, und daß er in der Gewißheit, ihr Herz zu beſitzen, verſprach, ſich ihrer Anerkennung zu freuen.

Der Tag erſchien. Auguſte zitterte, als ſie in den Saal trat, und Wilhelm zitterte mit ihr, dennoch gewann er es über ſich, ſie durch Worte und Blicke zu ermuntern. Blaß trat ſie mit dem jungen Manne, der ſie accompagniren ſollte, zum Pianoforte, und das Notenblatt bebte ſichtbar in ihrer Hand. Ein Gemurmel verbreitete ſich unter der Geſellſchaft. Einer fragte den andern, wie dieſe bisher unbekannte Frau die Kühnheit haben könne, ſich öffentlich hören zu laſſen. Ungeduld malte ſich auf allen Geſichtern. Wilhelm war eben ſo blaß, als Auguſte. Das Ritornell endete, und ſie begann zu ſingen. Das Recitativ trug ſie mit zitternder Stimme und ſo leiſe vor, daß man kaum die Worte verſtand, ſie wankte, als wollte ſie umſinken. In den erſten Takten der Arie aber gewann ſie etwas Muth, vielleicht vergeſſend, vor wem ſie ſtand, vielleicht auch aus Scham, verhöhnt zu werden, überließ ſie ſich dann ganz ihrer Kunſt, und ihrer Empfindung, ſie bediente ſich aller ihr zu Gebote ſtehenden Mittel, der Saal erdröhnte von ihrer reinen herrlichen Stimme, und die Töne rollten von ihren Lippen gleich Perlen. Allgemeiner Beifall, enthuſiaſtiſches Geſchrei erſchallte, man umgab ſie, beſtürmte ſie mit Anerkennungen und Schmeicheleien.

Berauſcht von dieſem glänzenden Sieg, allen geiſtreich, aber auch beſcheiden antwortend, waren ihre Blicke nicht mehr wie früher auf Wilhelm gerichtet, er ſah ſie nun gewürdigt von andern, und fühlte, daß ſie ihm nicht mehr allein angehöre. Um ſeine ſchönen Träume war es geſchehen, und vielleicht auch um ſein Glück.

Man drang in Auguſten, noch etwas zu ſingen, ſie willigte ein. Wilhelm, ſeine Bangigkeit nicht verbergen könnend, trat in ein Nebengemach, und auch dahin drangen die neuen Lobeserhebungen und Beifallsbezeugungen in ſeine Ohren. Als das Concert zu Ende war, zertheilte ſich die Geſellſchaft in die Gemächer. Auguſten's Name tönte von allen Lippen, Wilhelm hörte ſogar Bemerkungen über die anmuthige Haltung und den Geiſt der göttlichen Sängerin, die ſtatt ihn zu erfreuen, ihm das Herz zerriſſen. Endlich trat Auguſte, ſtrahlend vor Entzücken, zu ihm. Sie war in dieſem Augenblicke faſt ſchön. —

„Wilhelm!“ redete ſie ihn an, indem ſie ſich auf ſeinen Arm ſtützte, unſere Hoffnungen ſind noch übertroffen worden, warum ſind Sie ſo traurig? Fürchten Sie, daß dieſe ſchmeichelhaften Beifallsbezeugungen, an die ich nicht gewohnt bin, meine Liebe vermindern werden? O nein, dieſe Liebe iſt ja mein höchſtes, mein einziges Gut.“

Wilhelm zwang ſich, ihr zu glauben, und ihr ſeinen Schmerz zu verbergen, er begleitete ſie anſcheinend ruhiger nach Hauſe. —

Von dieſem Tage an wurde Auguſte eine von den Modedamen, ihr Name wurde in allen Salons genannt, man zeigte auf der Gaſſe auf ſie, als eine ausgezeichnete Perſon. Wilhelm fand ſie auf einem Balle nicht mehr allein und verlaſſen, ſie war von Anbetern umgeben, und zwar von einem größeren Kreiſe als ihre ſchönen Nebenbuhlerinnen. Auch ihr eigenes Haus wurde von Beſuchen beſtürmt. Das Verhältniß, das zwiſchen Wilhelm und Auguſten herrſchte, verlor ſeine Innigkeit, ſeinen geheimnißvollen Reiz. Wilhelm bewachte jeden Schritt, jeden Blick von ihr, und erbebte bei dem Gedanken, daß Auguſte für ihn nicht mehr dieſelbe ſei. Unter den jungen Herren, welche ſich am eifrigſten an ſie drängten, war ein ſehr ſchöner, verführeriſcher, junger Mann, Ritter von Boſenberg, deſſen Leichtſinn und zweideutiger Charakter aber allgemein bekannt war. Er warnte Auguſten vor dieſem, und bat, ihn nicht oft bei ſich zu empfangen. Sie antwortete, der junge Mann gehöre einer ſehr geachteten Familie an, er ſei reich, als ſehr talentvoll bekannt, und ſie ſehe keinen Grund, ihm die Thüre zu verſchließen.

Wilhelm beſtand darauf, ſie ſchalt ihn eiferſüchtig, verſprach ihm aber am Ende doch, nach ſeinem Willen zu thun. Wirklich erſchien er weniger in ihrem Hauſe, und drängte ſich auch in Geſellſchaften nicht an ſie.

Der Carneval kam und mit ihm maskirte Bälle. Auguſte hatte von ihrem Gemahle zum Brautgeſchenke einen prächtigen Diamantenſchmuck bekommen, ſie hatte ihn nie getragen, Wilhelm fragte ſie zu Anfang ihrer Bekanntſchaft um die Urſache, und ſie antwortete: „Ich würde dadurch auffallen und Sie kennen meinen Wahlſpruch: Verborgenheit! Meine Diamanten ſind wie meine Stimme nur für Sie.“ Aus derſelben Urſache hatte ſie auch derlei Beluſtigungen früher nicht mitgemacht. —

Wie groß war alſo Wilhelm's Erſtaunen, als er Auguſten bei ſeiner Couſine als Sonnenprieſterin gekleidet, und von Diamanten ſtrahlend, eintreten ſah. In dem leichten Kleide malten ſich die herrlichen Formen ihres Nackens und ihres Buſens. Wilhelm hielt ſich kaum mehr, und als ſie ihm nahe trat, raunte er ihr in's Ohr: „Gnädige Frau! Sie ſcheinen Ihren Wahlſpruch geändert zu haben!“ Sie wurde roth, eine Thräne netzte ihr Auge, und ihre Hand aus jener Wilhelm's ziehend, entfernte ſie ſich von ihm. Wilhelm bereute alſogleich ſeine Worte, er ſah wohl ein, daß er ihre Eigenliebe beleidigt habe. Er eilte ihr nach, überhäufte ſie mit Aufmerkſamkeiten, und zeigte öffentlich, welchen Antheil er an dieſer Frau nehme. Sie äußerte, daß ſie ihm verzeihe, allein die Zukunft bewies das Gegentheil.

Wilhelm hatte zu einer neuen Oper eine Loge genommen, und Jenny mit Auguſten dahin eingeladen. Er ging früher in's Theater, um die Damen zu empfangen. Einige

Minuten nachher trat ſeine Couſine mit einer Freundin in die Loge.

„Wo iſt Auguſte?“ fragte Wilhelm.

„Sie wird nicht kommen, ſie iſt leidend.“

„Dann will ich ſie beſuchen,“ rief Wilhelm beſorgt und nahm ſeinen Hut.

„Einen Augenblick, lieber Couſin,“ verſetzte Jenny, „ich habe den Auftrag von der Dame Ihres Herzens, Ihnen zu ſagen, daß ſie Sie heute nicht empfangen kann, ſie hat ſich zu Bette gelegt, aber beſorgen Sie nichts, Auguſten's Krankheit iſt nicht gefährlich.“ Ein ironiſches Lächeln ſchwebte dabei auf Jenny's Lippen.

Kaum war die Oper zu Ende, ſo eilte Wilhelm zu Auguſten. Er trat in den Hof, ſah die Fenſter des Muſikzimmers erleuchtet, und Auguſten's reine Silberſtimme tönte an ſein Ohr. Erſtaunt fragte er den Thorſteher, ob Auguſte zu Hauſe ſei. —

„Ja, aber die gnädige Frau empfängt Niemand.“

„Man ſagte mir, ſie ſei krank, doch iſt es ihre Stimme, die ich da vernehme.“

„Ich weiß nichts, gnädiger Herr, als daß ihre Thüre für Jedermann geſchloſſen iſt.“

„Ich muß ſie doch ſprechen,“ ſchrie Wilhelm, und ſtürzte die Treppe hinauf, in das Zimmer des Generals. Dieſer ſaß an ſeinem Pulte, und ſchrieb, ſich um alles Übrige in der Welt nicht im Geringſten bekümmernd.

„Entſchuldigen Sie, Herr General,“ ſprach ihn Wilhelm an, meinen ſpäten Beſuch, ich werde Sie nicht lange ſtören, ich bin nur gekommen, mich um das Befinden Ihrer

Frau Gemahlin zu erkundigen. Sie iſt unwohl, wie ich vernahm?“

„Nun ja, ein wenig leidend, aber es heißt nicht viel, ich glaube, ich höre ihr Pianoforte. — Ja richtig, ich weiß nicht, warum man Sie nicht bei ihr eintreten ließ. Da muß ein Irrthum obwalten, denn für Sie iſt ſie ja immer zu ſprechen. Kommen Sie, ich will Sie ſelbſt hineinführen, meine Frau wird ſehr erfreut ſeyn.“

Das war es, was Wilhelm erwartete. Sie gingen mit einander. Je näher ſie kamen, je deutlicher vernahm Wilhelm, was geſungen wurde, es verſchmolz auch eine Männerſtimme mit jener Auguſten's, es war ein Duett aus Robert dem Teufel, was beide ſangen.

„Sie hören wohl,“ ſagte der General lächelnd, „meine Frau iſt nicht allein. Er öffnete die Thüre in dem Augenblicke, als das Muſikſtück zu Ende war, und das Licht auf den Tiſch ſtellend, grüßte er freundlich den Ritter von Boſenberg, der ihm entgegen trat. Wilhelm aber blieb ſtarr am Eingange ſtehen, denn eben dieſer war der Mann, den Auguſte zu entfernen ihm verſprochen hatte.

Feſt hafteten ſeine Blicke auf Auguſten, deren Bläſſe ihre innere Bewegung verkündete.

„Ich bringe dir einen Freund, meine Liebe,“ ſagte der General, „man hatte ihn abgewieſen, ich glaubte aber dir einen Gefallen zu erweiſen, indem ich ihn zurück hielt. Aber ſo kommen Sie doch näher, Wilhelm, was machen Sie denn dort unter der Thüre? Ich habe Sie eingeführt, ich kehre nun wieder zu meinen Ziffern zurück. Unterhaltet Euch mit einander und muſizirt!“

Er ging, und Wilhelm hielt ſich nur mit Mühe aufrecht. Der Ritter bemerkte beider Verlegenheit, blieb nur mehr einige Augenblicke, indem er Auguſten's Vortrag eine Lobrede hielt, und empfahl ſich ſodann. Auguſte hatte ſeit Wilhelms Eintritt kein Wort geſprochen, er nahte ſich ihr nun mit aller Wuth der Eiferſucht, und rief: „Nun, gnädige Frau, ſteht Ihnen keine Lüge für mich zu Gebote?“

Sie ſah ihn an, ohne zu antworten.

„Reden Sie, reden Sie,“ fuhr er fort, indem er ihren Arm krampfhaft drückte, „vertheidigen Sie ſich, ſehen Sie denn nicht, was ich leide. Wie kommt es, daß dieſer Menſch ſich zu dieſer Stunde allein bei Ihnen befand? Warum empfangen Sie ihn, wenn Sie mir die Thüre weiſen laſſen? Antworten Sie!“

Auguſte ſtand auf, ein Blitz ſtrahlte aus ihren Augen, eine Idee kreuzte durch ihren Kopf, wie ſie den Frauen nie fehlt, wenn ſie uns überliſten wollen.

„Ich ſollte eigentlich auf Ihre Fragen gar nicht antworten, mein Herr,“ ſprach ſie mit angenommener Würde, „denn die Art, womit Sie fragten, würde mich deſſen überheben. Doch ich will antworten. Alles, was geſchah, iſt geſchehen, um die gegenwärtige unangenehme Scene zu vermeiden. Rufen Sie Ihre Vernunft zu Hilfe, Wilhelm. — Ich werde nächſte Mittwoche mit dem Ritter bei der Gräfin Montlieu ſingen. Ich konnte es, ohne lächerlich zu werden, nicht verweigern. Eine Probe war uns nothwendig: da ich nun Ihre Eiferſucht kannte, ſo beſchloß ich, Ihnen daraus ein Geheimniß zu machen, hätte Ihnen aber nachher gewiß Alles geſagt.“

Das, was Auguſte ſagte, konnte falſch ſeyn, aber Wilhelm's Herz war ſo tief verletzt, daß er mit Begierde dieſen Hoffnungsſchimmer ergriff. Eine Thräne glänzte in ſeinem Auge, er ergriff Auguſten's Hand, und ſprach: „Auguſte! Sie haben mir ſehr wehe gethan. Seit die ganze Welt Sie kennt, glaube ich auch, die ganze Welt muß Sie lieben. Ja ich haſſe dieſen Menſchen, allein mein Herz ſagt mir, ich würde ihn nicht ſo haſſen, wenn er Ihnen nicht theuer wäre. Ach, es wäre ſchrecklich, wenn Sie mich hintergingen, mich, der Ihnen ganz vertraut, dem ein einziges Wort von Ihnen auch den gegründetſten Verdacht aus der Seele nehmen kann.“ —

Auguſte erwiederte nichts, ihre Blicke hafteten feſt auf der Stuhllehne. In dieſem Schweigen lag faſt ein Geſtändniß. Sie fühlte dieſes wohl, darum brach ſie mit einigem Zwang in die Worte aus: „O recht ſchön, Sie glauben mir nicht! Vielleicht haben Sie auch recht, vielleicht hintergehe ich Sie wirklich;“ ſie hielt inne, es ſchien, als wolle ſie wirklich ihre Seele öffnen, allein, das war nur ein Blitz, und gleich darauf fuhr ſie fort: „Ja, ja, das iſt gerechte Strafe für mich. So beurtheilt mich Derjenige, dem ich Alles geopfert habe, er achtet mich nicht mehr, darum glaubt er mich beſchimpfen zu dürfen. O Wilhelm!“

So ſprach ſie, und Thränen ſtürzten aus ihren Augen. Da ſah Wilhelm nichts mehr, als dieſe Thränen, er ſtürzte ihr zu Füßen, bat ſie um Verzeihung, ſchwor ihr, daß er ſie für unſchuldig halte, und beſchuldigte ſich ſelbſt der Eiferſucht und des Undankes. Auguſte hob ihn auf, ſpielte das großmüthige Opfer und verſprach, das Vergangene zu vergeſſen, wenn er ihr in Zukunft größeres Vertrauen ſchenken wolle. Wilhelm verſprach es, trug aber doch die Wunde im Herzen mit ſich fort, und um ſeine Ruhe war es geſchehen. Ungeachtet aller ferneren Verſicherungen, ungeachtet Auguſte ihre Zärtlichkeit zu verdoppeln ſchien, mißtraute er ihr dennoch, verfolgte ſie überall, ſpähte auf ihre Blicke, auf ihre Geberden, wog ihre Worte ab — war es ihm wohl zu verargen? Ihre Liebe war ja ſein Leben.

Zwei Monate vergingen ihm in dieſer ängſtlichen Ungewißheit, er alterte in dieſen zwei Monaten um zehn Jahre, hatte weder Geſundheit noch Schlummer, ſondern brachte die Nächte mit Herbeiwünſchungen des Tages zu. Kein neuer Vorfall gab ihm Aufklärung, Auguſte war vorſichtig und fein. Endlich erſchien die Zeit, wo ein Beweis keinen weiteren Zweifel mehr übrig ließ.

Beide waren allein im Garten, und der Abend ſo dunkel, daß ſie kaum ihre eigenen Züge unterſcheiden konnten. Wilhelm ſchwelgte in Liebe, ihr Geſpräch hatte ihn noch nie ſo entzückt und berauſcht, Ruhe kehrte in ſeine Seele zurück, er hatte alle Beſorgniſſe von ſich geworfen, und ließ ſich in ſüße Träumereien wiegen. — Welch ein Erwachen!

»Wilhelm,« ſprach Auguſte, indem ſie mit ihren Sammetfingern durch ſeine Haare ſtreifte, »Wilhelm, wie gern möchte ich dieſe Stunde feſthalten! aber morgen!

»Nun morgen erwarten uns dieſelben Stunden, unſere Herzen ſind jetzt ſo feſt vereinigt, daß ſie nichts auseinander reißen kann.«

»Auseinanderreißen? Nein! aber auf kurze Zeit trennen, — leider, mein Wilhelm, ich wollte dir dieſe grauſame Nachricht ſo ſpät als möglich mittheilen, um dir jenen Kummer zu ſparen, den ich ſchon längere Zeit fühle. Aber jetzt kann ich nicht mehr ſchweigen, ich reiſe morgen ab.“

„Du reiſeſt? Und wohin, und auf wie lange?“

„Auf einen Monat, höchſtens ſechs Wochen; mein Gemahl will eine ſeiner Schweſtern beſuchen, von der er noch eine reiche Erbſchaft erwartet. Ich erſuchte ihn, die Reiſe noch aufzuſchieben, allein vergebens. Er will, und ich muß gehorchen.“ —

Für einen ganzen Monat verreiſen? So lange ſoll ich dich nicht ſehen? Ich werde ohne dich nicht leben können, ich werde dir folgen.“

„Mir folgen? Wilhelm, wo denkſt du hin? Die Trennung iſt ja kurz, und die Entfernung unbedeutend. Zwölf Meilen.“ —

„Kurz nennſt du die Trennung? O Auguſte, wo iſt die Zeit, wo einige Stunden von mir getrennt, dir eine Ewigkeit dünkten? Du liebſt mich nicht mehr, Auguſte?“

Eine Stunde noch währten die Klagen von Wilhelm's und die Troſtgründe von Auguſten's Seite. Endlich um Mitternacht verließ er ſie nach dem zärtlichſten Lebewohl, den heißeſten Verſicherungen ewiger Liebe und Treue und dem Verſprechen, einander täglich zu ſchreiben.

Ach, wer die Trennung von einem geliebten Weſen gefühlt hat, kennt die Qualen des erſten Tages. Es iſt eine Leere in unſerem Herzen, die nichts auszufüllen vermag, wir ſind gleichgiltig gegen alles, und nur die einzige Idee des Wiederkommens glimmt noch wie ein Flämmchen in unſerem Innern. Wilhelm ſchloß ſich in ſein Zimmer ein, nahm ihre Briefe und ihr Porträt, ging dann Abends in die Oper, um die Töne zu hören, die ihm von ihr ſo zauberiſch geklungen hatten. Er ſtellte ſich hinter einen Pfeiler, und ſchloß die Augen, damit die Täuſchung vollkommen werde. Dann kehrte er wieder nach Hauſe zurück, und ſchrieb an ſie. Er fühlte das Bedürfniß, ihr zu ſagen, wie ſehr er ſie vermiſſe; hatte er ſie früher geliebt, jetzt betete er ſie an. Erſt ſehr ſpät ging er zu Bette, war aber kaum eingeſchlummert, als ſein Diener zu ſeinem Bette trat, und ihn mit den Worten weckte: „Der Bediente des Generals Stilling bittet, Sie auf der Stelle ſprechen zu dürfen.“

„Herein!“ rief Wilhelm voll Ungeduld, und der Bediente kam und ſprach: „Ich habe von meinem Herrn den Auftrag Sie zu erſuchen, mir alſogleich in ſein Hotel zu folgen, und Ihre Waffen mitzubringen. Es iſt halb 5 Uhr!“

Dieſe Worte ſchlugen wie ein Blitz in Wilhelm's Seele. Nur mit Mühe verabſchiedete er den Diener mit der Zuſicherung, er werde ihm ſogleich folgen. Er zweifelte nicht, daß das Liebesverhältniß zwiſchen ihm und Auguſten durch ſeine eigene Schuld entdeckt ſei. Er ſah ſie verloren, und ſich verpflichtet, ſein Leben gegen einen Mann zu vertheidigen, der ihn ſeinen Freund genannt, und den er hintergangen hatte. Er fühlte ſich gedemüthigt, erniedrigt. Allein das Schickſal hielt ihn in ſeinem Eiſenarm, er mußte weichen, er nahm ſich nur noch Zeit, einen Brief an ſeine Mutter zu ſchreiben, und eilte dann zum General. Der Diener führte ihn in das Zimmer ſeines Herrn und empfahl ihm Stillſchweigen.

Der General ſchrieb; die ganz herabgebrannten Kerzen bewieſen, daß er gar nicht zu Bette gegangen war. Die zerſtreuten Papiere auf ſeinem Pulte und einige geſiegelte Packete bekundeten ſeine Nachtarbeit. Als Wilhelm eintrat, hob er das Haupt empor, gab ihm ein Zeichen, ſich zu ſetzen, ſprach: „Ich bin gleich zu Ende,“ und beſchäftigte ſich weiter.

Wilhelm ſaß während der wenigen Minuten des Schweigens in peinlicher Unruhe. Es war ihm zu Muthe, als ſollte er hinſtürzen zu den Füßen des ehrwürdigen Alten, und ihm ſein Leben zur Sühnung ſeiner Schuld anbieten. Auf jeden Fall beſchloß er bei ſich ſelbſt das Leben des Generals zu ſchonen. Sein Unrecht trat in ſeiner ganzen Größe vor ſeine Seele. „Ich bin ein Elender,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „denn ich habe dem Manne mit den weißen Haaren ſeinen größten Schatz geſtohlen, ohne daß er ſich vertheidigen konnte.“

In dieſem Augenblicke ſiegelte der General ſeinen letzten Brief, und ſprach dann: „Sie ſind erſtaunt, daß ich Sie um dieſe Zeit zu mir bitten ließ, nicht wahr, lieber Stollfort; allein Sie werden mir verzeihen, wenn Sie erfahren, daß ich eines Freundes bedarf, und daß ich auf Sie rechnete.“

Wilhelm athmete freier.

„Ja,“ fuhr der General fort, „eines Freundes, denn ich will mich ſchlagen, ſchlagen mit dem Verführer meiner Frau.“ Wilhelm wußte nicht mehr, was er denken ſollte, und nur ein Schrei entfuhr ſeiner gepreßten Bruſt.

„Nicht wahr Sie ſtaunen — Sie erſchrecken, Sie waren ſo wie ich überzeugt von ihrer Tugend? Sie hielten dieſes Weib nicht für fähig, ihren Gemahl zu entehren? einen Mann, der ſie anbetete, mehr liebte, als ſeinen Sohn, den er verloren. O, ich würde es auch nicht glauben, hätte ich nicht ſelbſt aus ihrem Munde die Worte gehört: „Ich bin dein auf ewig!“ O, es iſt entſetzlich!“ Zwei große Thränen fielen über des Generals gefurchte Wangen und er trocknete ſie nicht. Auch Wilhelm's Augen wurden naß, und beſchämt ſchlug er die Blicke zu Boden, als der General fortfuhr, „und dieſer Mann, dem ſie meine Ehre geopfert, iſt ein Elender, den alle Welt verachtet, es iſt der Ritter von Boſenberg.“

„Boſenberg,“ ſchrie Wilhelm außer ſich, „Boſenberg! Nein, Herr General, Sie werden ſich nicht mit ihm ſchlagen. Ich, ich, meine Hand zittert noch nicht —“

„Ich danke Ihnen für Ihre Freundſchaft, Stollfort,“ erwiederte der General, „allein ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen, meine Ehre muß ich ſelbſt vertheidigen und Gott wird meiner gerechten Sache beiſtehen.“

Wilhelm hörte ihn nicht mehr, ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirne, und ſchrie: „Hintergangen von ihr, nein, nein, durch meine Hand muß der Schändliche fallen.“

Der General blickte ihn betroffen an, faßte ihn dann bei der Hand, und ſprach mit wehmüthigem Tone: „Wilhelm! Wäre mein Unglück vielleicht noch größer als ich glaubte? Wäre dies nicht Auguſten's erſter Fehltritt und hätten auch Sie mich hintergangen?“

Wilhelm hatte nicht den Muth, wahr zu ſeyn. Er ſuchte den General mit abgewandten Blicken und gerötheter Stirne zu beruhigen. „O nein!“ ſprach er, „mich hat Auguſte nie geliebt. Ja, ich muß es Ihnen bekennen, ich betete ſie an, hielt ſie für das edelſte Weſen auf Erden, ich hätte mein

Leben für ſie gegeben. Wie Sie, bin auch ich nun enttäuſcht, allein es iſt mein letzter ſchöner Traum. Verzeihung, Herr General, dieſe Gefühle werfen vielleicht in Ihren Augen eine Schuld auf mich, allein ſeit einer Stunde habe ich dieſe Schuld abgebüßt. Sie ſehen wohl, meine Wuth gegen dieſen Elenden gleicht der Ihrigen. Laſſen Sie mich für uns Beide Rache nehmen.« Bei dieſen Worten ſchlugen Wilhelms Zähne aneinander und er zitterte an allen Gliedern.

Der General dachte einen Augenblick nach, dann ſagte er: »Nein, Stollfort! Sie müſſen mir im Gegentheile Ihr Ehrenwort geben, daß Sie, wenn ich falle, ſich mit dem Ritter nicht ſchlagen wollen.«

»Nein, General! nein! Ich ſchwöre Ihnen, wenn Sie fallen, ſo ſoll es meine erſte Sorge ſeyn, den Schändlichen aufzuſuchen, damit er mir Ihr Leben mit dem ſeinigen bezahle.«

»Nicht ſo, mein Herr? Ich verbiete es Ihnen. Glauben Sie ſo mit der Ehre eines redlichen Mannes ſpielen zu können? Die Urſachen unſeres Zweikampfes darf Niemand wiſſen, als ich, Sie und Er. Ich will einen andern Vorwand bekannt zu machen ſuchen, und ich hoffe, meine Frau wird ihren Gemahl wenigſtens nach ſeinem Tode nicht lächerlich machen. Wenn Sie ſich aber beigehen ließen, meine Unbild zu rächen, wenn ich unterliege, dann würde Ihre Zuneigung für Auguſten kein Geheimniß mehr bleiben. Man würde auch Sie für einen früher begünſtigten Nebenbuhler des Ritters halten. Noch einmal, Stollfort, verſprechen Sie mir, keinen Schritt zu thun, und wollen Sie meinen Bitten kein Gehör geben, ſo ſuche ich mir einen andern Sekundanten und wir ſehen uns nie wieder. Sie antworten mir nicht?

Bedenken Sie, nur um dieſen Preis verzeihe ich Ihnen Ihre Liebe zu einem Weſen, das mir das Theuerſte auf Erden war. Beweiſen Sie mir, daß Ihre Reue aufrichtig ſei, indem Sie mir beiſtehen, meine Schande zu verbergen. Verſprechen Sie es mir, Wilhelm!«

Wilhelm opferte dem General ſeine Rache durch das geforderte Verſprechen und dieſer ſtellte ſich zufrieden. Dann fuhr er fort: »Hier iſt mein Teſtament, hier die Papiere über den erſt vor einigen Tagen zu Stande gebrachten Ankauf eines reizenden Gutes in Steiermark, und hier — o Gott! hier die Beweiſe ihres Verrathes!« —

»Wilhelm bat ihn, ihm zu erklären, wie er zur Entdeckung gelangt ſei, und der General erzählte ihm Folgendes:

Er ſei geſtern nach ſeinem neu angekauften Gute abgereiſt. Einige Meilen von der Hauptſtadt habe er im Wagen die Ankaufs-Dokumente durchgeſehen und gefunden, daß er das Wichtigſte mitzunehmen vergeſſen habe. Er kehrte auf der Stelle um und kam erſt bei anbrechender Nacht zu Hauſe an. Er erfuhr, daß ſeine Frau, mit der er abgemacht habe, ſie ſollte eine Stunde nach ihm zu ſeiner Schweſter reiſen, noch das Haus nicht verlaſſen habe. Er ſuchte ſie in ihrem Gemache und fand ſie nicht. Als er durch den Garten ging, hörte er in einer Laube flüſtern; leiſe trat er hinzu, er erkannte die Stimme ſeiner Frau und vernahm die zärtlichſten Worte aus ihrem Munde. Eine andere Stimme antwortete, es war jene Boſenberg's. Ihr Geſpräch ließ keinen Zweifel über ihr Einverſtändniß. Obſchon wüthend, hatte er doch ſo viel Gewalt über ſich ſelbſt, keinen öffentlichen Spektakel zu machen. Er ging in ſein Gemach und ſchrieb an den Ritter eine Ausforderung, worin er ihm den Ort ihres Zuſammentreffens und die Stunde Sieben des heutigen Morgens bezeichnete.

„Laſſen Sie uns gehen, es iſt Zeit,“ ſprach er nun aufſtehend und gefaßt. „Hier nehmen Sie den Schlüſſel zu meinem Sekretär. — Stillſchweigen und Vergeſſen! Denken Sie an Ihr gegebenes Wort. Sie war die Mutter meines Sohnes, möge ſie bereuen und ſich beſſern.“

An dem bezeichneten Platze angelangt, fanden ſie dort ſchon den Ritter Boſenberg mit ſeinem Sekundanten. Man grüßte ſich wechſelſeitig, ohne ein Wort zu ſprechen. Bei dem Anblicke des Verhaßten faßte Wilhelm unwillkürlich eine Piſtole, und zielte auf ihn, der General entriß ſie ihm. „Mein Herr,“ ſagte er, „der Ritter hat geſtern durch ehrenrührige Reden die Armee beleidigt, perſönliche Beſchimpfungen gegen mich folgten. Ich nehme keine Ausrede und keine Abbitte an. Stellen Sie ſich, Herr Ritter.“

Die Diſtanz wurde abgemeſſen, die Piſtolen geladen. Der General zielte lange, er war ſehr blaß, ſein Arm zitterte. Wilhelm war noch bläſſer, als er. Er ſchoß, und der Gegner ſtand unverſehrt. Der General wendete ſich um, faßte Wilhelm's Hand, drückte ſie und ſprach: „Erinnern Sie ſich an meine Bitte.“

Wilhelm, deſſen Augen vor Wuth glühten, antwortete nicht. Der Ritter ſchüttete gleichgültig noch Pulver auf, zielte auf den Mann, der mit gekreuzten Armen kaltblütig den Tod erwartete, ſchoß, und die Kugel drang in die linke Bruſt. Entſetzlich; einen Mann zu tödten, den man betrogen hat.

Der General fiel, Wilhelm ſtürzte ſich auf ihn. Auch der Mörder wollte Hilfe leiſten, ſo wie man Gnade ertheilt.

Wilhelm's Auge ſchoß einen Blitzſtrahl auf ihn, und wies ihn zurück. —

Wilhelm und ein Diener trugen den Verwundeten in den Wagen, und führten ihn Schritt für Schritt nach Hauſe. — Auguſte erwartete ſie im Hofe. Beim Anblick ihres ſterbenden Gatten verließen ſie die Sinne. Bald kam ſie aber wieder zu ſich, und näherte ſich. Wilhelm wies ſie mit den Worten zurück: „Madame, haben Sie vergeſſen, wer Schuld an ſeinem Tode iſt?“ Mehr konnte er nicht ſprechen, die Anweſenheit der Dienerſchaft und die Aufregung bei Auguſten's Anblick ſchloſſen ihm den Mund. Der Verwundete kam zur Beſinnung, Auguſte ſaß in einer Ecke des Gemaches bleich und ſtumm. Wilhelm hatte faſt vergeſſen, daß ſie gegenwärtig ſei, denn der Wundarzt hatte keine Hoffnung gegeben, und dieſer Ausſpruch traf ihn im Innerſten: Er bat den Wundarzt, fortzugehen. Nun warf ſich Auguſte vor ihrem Gatten und Wilhelm auf die Knie, ſie hatte beide betrogen, ſie litt fürchterlich. —

„Auguſte!“ ſprach der Sterbende mit gebrochener Stimme „Auguſte! Du tödteſt mich, doch haſſe ich dich nicht, denn ich denke eines zehnjährigen Glückes, welches ich dir danke. Ich bedauere dich, denn Gewiſſensbiſſe werden dir Dein Leben vergiften. Suche dein Verbrechen zu ſühnen, damit Gott dir verzeihe, wie ich dir verzeihe. Geh' jetzt. Meine letzten Blicke dürfen den deinigen nicht begegnen, ich will ruhig ſterben. Meine Anwendungen werden dir beweiſen, daß ich dich in den Stand ſetzen will, ein unabhängiges Leben zu führen. O, ich habe dich geliebt, ich leide ſehr.“ Mit dieſen Worten wendete er ſich zu Wilhelm und flüſterte ihm in's Ohr: „Führen Sie Auguſten fort, damit ſie nicht Zeuge meines Todes ſei; ſie iſt geſtraft genug.“

Ohne ein Wort zu ſprechen, gab ihr Wilhelm ein Zeichen, ſich zu entfernen. Sie faßte noch einmal die Hand ihres Gatten, bedeckte ſie mit Küſſen und Thränen, und ſtürzte dann aus dem Gemache.

Der General ſtarb noch an demſelben Tage.

Am Abende erhielt Wilhelm folgenden Brief von Auguſten:

„Herr Stollfort!

Ich glaube, mich vor Ihnen nicht rechtfertigen zu dürfen. Ich bin nur ſchuldig gegen denjenigen, der durch mich den Todesſtreich erhielt. Er war mein Gatte, und überhäufte mich mit Wohlthaten. Sie waren es aber, der mir die Bahn eröffnete, auf der ich jetzt mit einem Anderen ging. Ihre Liebe und Anhänglichkeit ſchmeichelten nur meiner Eitelkeit, aber ich liebte Sie nie. Der Ritter aber beſaß mein ganzes Herz, und er hat mich in's Verderben geſtürzt. Gott iſt gerecht. Ich habe nicht allein meinen verſtorbenen Gatten entehrt, Sie tragen die Hälfte meiner Schuld! Wir ſehen uns nie wieder.

Auguſte.“

Wilhelm war bei Durchleſung dieſes Briefes außer ſich, er verfiel in ein hitziges Fieber, welches ſelbſt für ſein Leben zittern machte. Endlich, als er nach vier Wochen wieder genas, daß er eine Feder halten konnte, ſuchte er Alles zuſammen, was er von Auguſten beſaß, und ſandte es ihr mit folgenden Zeilen zurück:

„Ich liebte mit ganzer Seele ein Weib, das ich für einen Engel hielt. Dieſes Weib aber iſt meiner Liebe und meiner Achtung unwerth. Ich vergeſſe ſie, und will nichts beſitzen, was mich an ſie erinnert. Leben Sie wohl, Sie haben einen braven Mann in den Tod gejagt, Sie haben mein Leben vergiftet, ich wünſche nicht, daß Sie der Himmel ſtrafe, denn neben der Verachtung findet ſich der Haß nicht ein.

Wilhelm Stollfort.“

Wilhelm reiſte am andern Tage zu ſeiner Mutter, ſeine Zukunft war gebrochen, er liebte Niemand mehr, als dieſe, deren himmliſche Güte ihn mit der Welt wieder verſöhnte.

Einige Wochen nachher erhielt er einen Brief von ſeiner Couſine, worin dieſe ihm meldete, daß Auguſte mit dem Ritter nach Italien gereiſt ſei. Da füllten Thränen ſeine Augen und er rief aus: „Gott im Himmel! und dieſes Weib, gleich häßlich an Leib und Seele, habe ich geliebt!“

Stockfiſch mit Sauerkraut.

(Erzählung aus dem Leben.)

In den letzten Tagen des letzten Carnevals ſaßen Herr Aubert, ein reicher Mann, der ſich von allen Geſchäften zurückgezogen hatte, und ſein Freund Marfeld in dem Hauſe des Erſteren beim warmen Ofen beiſammen. Es war ſchon beinahe Mitternacht. Die Frauen und der Sohn des Hauſes hatten ſich entfernt, und Aubert meinte, ſie ſeien noch auf die Redoute gegangen. Die beiden Alten wurden bei einer Flaſche alten Gumpoldskirchner zutraulicher.

„Mein lieber Freund Aubert,“ ſagte Marfeld, „ich begreife nicht, warum du dich mit ſolcher Hartnäckigkeit der Heirath deines Sohnes mit Fräulein Moris widerſetzeſt? Das Mädchen iſt wohl erzogen, hübſch, reich, und von guter Familie. Die beiden jungen Leute lieben ſich.“ —

„Ich widerſetze mich dieſer Vereinigung gar nicht, wohl aber meine Frau.“

„Und warum?“

„Ja warum? Du weißt wohl, die Frauen geben nicht gerne Urſachen an.“

„Höre mich, Aubert, du warſt immer ein vernünftiger Mann. Ich kenne nur einen Fehler an dir, welcher freilich, — ich muß es geſtehn — deine guten Eigenſchaften manchmal in den Schatten geſtellt hat, aber der in deinem jetzigen Alter wohl ſchon vergangen ſeyn wird. Ich meine deine Eiferſucht.“

„O, eiferſüchtig bin ich gar nicht mehr. Du ſiehſt wohl ich laſſe meine Frau allein auf die Redoute gehen, ohne mich darum zu bekümmern.“

„Nun, ſie zählt auch ſchon fünfzig, da iſt keine Gefahr dabei. Ich erkenne mit Vergnügen, daß du nicht mehr eiferſüchtig biſt, du warſt es aber wenigſtens durch 20 Jahre, und das iſt eben ein Beweis deiner Liebe zu deiner Frau.“

„Ja, ja! Ich war unſinnig verliebt in meine Frau.“

„Eben dieſe unſinnige Liebe aber iſt es, welche deiner Frau eine unumſchränkte Macht über dich eingeräumt hat, und dieſe Macht mißbraucht ſie jetzt.“

„Du hältſt mich alſo für ſehr ſchwach? So, was man im gemeinen Leben einen Pantoffelhelden nennt?“

„Du mußt wohl ſehr ſchwach und nachgiebig ſeyn, da du nicht einmal die Urſache weißt, warum ſich deine Frau dieſer Heirath widerſetzt?“

„O ich weiß ſie wohl, und es iſt eine ſehr vernünftige Urſache.“

„Nun ſo theile ſie mir mit.“

„Du wirſt lachen; allein wenn ich dir Alles erkläre, ſo wirſt du einſehen, daß ſie ihre Einwilligung zu dieſer Heirath nicht geben darf und daß ich ihr dagegen nichts einwenden kann.“

„So rede, rede!“

„Die ganze Schuld trägt — — ein Stockfiſch mit Sauerkraut.“

Marfeld rückte ſeinen Stuhl zurück, er ſah ſeinen Freund ſtarr an, und ſuchte in ſeinen Blicken ein Zeichen von Geiſtesabweſenheit. — „Wie?“ rief er endlich im höchſten Erſtaunen, „ein Stockfiſch mit Sauerkraut?“

„Ja, ja, ein Stockfiſch mit Sauerkraut.“

„Biſt du närriſch oder hältſt du mich dafür?“

„Keines von Beiden. Du weißt, daß dieß meine Lieblingsſpeiſe iſt, daß hingegen meine Frau eher vor Hunger ſtürbe, als ſie ein Stückchen davon anrührte.“

„Du haſt mir das ſchon geſagt, aber ich ſehe nicht ein —“

„Ich mußte dir dieß in's Gedächtniß zurück rufen, bevor ich dir die Geſchichte erzähle, welche ſich vor 22 Jahren bei mir zugetragen.“

„Das war zu jener Zeit, wo du noch eiferſüchtig warſt?“

„Richtig. Meine Frau war damals 28 Jahre alt, ich trieb noch mein Geſchäft und wir machten ein großes Haus. Herr von Moris beſuchte uns oft.“

„Das war der Vater des Mädchens, welches dein Sohn heirathen will?“

„Derſelbe. Er war damahls ein ſchöner Mann, liebenswürdig, geiſtreich, auf den man wohl eiferſüchtig werden konnte, und ich ward es.“

„Daran erkenne ich dich, lieber Freund, und ich wette darauf, daß dieſe Eiferſucht nicht den mindeſten vernünftigen Grund hatte, und daß dein krankes Gehirn Fantome für Wirklichkeit nahm.“

„Du würdeſt deine Wette verlieren.“

„Beweiſe mir's!“

„Nichts leichter als das.“ — Mit dieſen Worten, ſtand Aubert auf, und klopfte mit der Hand an die Wand des Gemaches, welche hohl zurück tönte. „Du weißt,“ ſprach er, „es exiſtirte einſt ein gewiſſer Dyonis in Syrakus, der ſich eines ähnlichen Mittels bediente, um die Geheimniſſe ſeiner Freunde zu erfahren. Ein König von England ahmte ihn nach, und man nannte ſein geheimes Gemach: „die Ohren des Königs.“ Ich hatte auch, wie dieſe beiden Herrſcher, meine verborgenen Ohren.“

„Wirklich?“

„Ja, in den erſten Zeiten meiner Ehe ließ ich hart an dieſem Salon ein geheimes Kabinet herrichten, deſſen Exiſtenz Niemand ahnte, und wo man jedes Wort hören kann, welches in dieſem Saale geſprochen wird. Ich begab mich immer durch eine verborgene Thüre dahin, und befand mich dort, wenn man mich weit entfernt glaubte.“

„Nein, einer ſolchen Indelikateſſe hätte ich dich nicht fähig geglaubt.“

„Du haſt recht und ich will mich auch nicht entſchuldigen, aber bedenke, ich hatte eine ſchöne Frau und war eiferſüchtig. Übrigens kann ich dir betheuern, daß ich ſeit zehn Jahren keinen Fuß mehr in mein geheimes Gemach geſetzt habe, und daß ich auch ſelbſt den Schlüſſel dazu verloren habe. — Ich konnte alſo damals die Zudringlichkeiten des Herrn von Moris bei meiner Frau unbemerkt beobachten.

Täglich wurde der Gefürchtete zärtlicher. Meine Frau ſetzte dieſer Zärtlichkeit ihre Pflicht, ihre Liebe für mich und für ihr Kind entgegen. Sie ſtellte ihm vor, wie ihr Ruf, der ihr heilig ſei, dadurch leiden könnte, und wie ſie ſelbſt ewige Gewiſſensbiſſe foltern würden, wenn ſie ſeiner Liebe Gehör gäbe. Moris ſchwur, daß er ohne ſie nicht leben könne, er bot ihr ſein Vermögen, ſein Herz, ſeine Hand. Er ſchlug ihr vor, mit ihr bis an's Ende der Welt zu fliehen, er legte ihr einen heiligen Eid ab, er wolle ſie auch noch mit weißen Haaren ſo lieben, wie in dieſem Augenblicke, und wenn ſie ihn nicht erhören wolle, ſo müſſe er ſeinem verhaßten Leben ein Ende machen.“

„Nun, das war freilich ein wenig ſtark — und deine Frau?“

„Meine Frau brach in Thränen aus, erwiederte mit erſtickter Stimme, ſie könne, ſie dürfe nicht ſagen, was ſie in dieſem Augenblicke fühle, aber er möge überzeugt ſeyn, daß er nicht der einzige Unglückliche ſei, kurz ſie gab ihm zu verſtehen, daß ich das einzige Hinderniß auf der Welt ſei, welches dem hohen Glücke entgegenſtehe, ſo viele Liebe und Aufopferung anzuerkennen und zu belohnen.“

„Wär' es möglich?“ rief Marfeld.

„So verſtanden es wenigſtens Moris und ich. Darauf rannte Moris wie toll im Zimmer herum, ſchrie laut, daß ich zu ſeinem Unglück geboren ſei, er ſtrömte ſeinen ganzen Haß gegen mich aus und hielt ſogar eine Apoſtrophe an den Tod, worin er ihn anflehte, entweder mich oder ihn in's Schattenreich zu führen; denn beide könnten wir fürder nicht leben. Ja, er ging ſo weit, daß ihm meine Frau Stillſchweigen gebot, indem er Ausdrücke gebrauchte und Wünſche äußerte, welche ſie als meine Gattin nicht anhören dürfe. Sie trennten ſich endlich und ich verließ mein Verſteck. Was ſollte ich nun thun? Mein Nebenbuhler war geliebt, oder wenigſtens auf dem Punkt es zu werden. Nie befand ſich ein Eiferſüchtiger in einer ſo fürchterlichen Lage als ich. Ich wußte Alles, allein bei der Art, wie ich dazu gekommen war, durfte ich nicht ſprechen. Ich verwünſchte mein geheimes Kabinet, ich wollte im erſten Augenblick den Schlüſſel in's Waſſer werfen, aber ach! ich kannte mich ſelbſt zu gut, um nicht verſichert zu ſeyn, ich werde mir am nächſt folgenden Tag einen neuen machen laſſen. Ich wollte mich mit Moris ſchlagen, allein bald verwarf ich dieſe Idee wieder, und beſchloß endlich, die Hauptſtadt zu verlaſſen und meine Frau meinem Nebenbuhler zu entführen, bevor er ſie mir entführt. Ich befand mich den Reſt des Tages und die darauf folgende Nacht in einem bedauernswerthen Zuſtande, entwarf tauſend Pläne, ohne mich an einem feſt halten zu können. Endlich ſuchte ich mit anſcheinender Ruhe und mit einem Lächeln, das ich nur mit äußerſter Mühe erzwingen konnte, meine Frau auf.«

»Und du ſagteſt ihr?«

»Nicht ein Wort! Du wirſt gleich hören, was ſich weiter ereignete. Mein Bedienter trat ein, und meldete mir, die Köchin bitte mich auf der Stelle mit mir ſprechen zu dürfen. Die Köchin? ſagte ich, was kann die von mir wollen, die gehört nicht in mein Departement. Vielleicht hat ſie dich um etwas zu bitten. Es iſt gar ein braves Mädchen, geh auf dein Zimmer und laß ſie vor, bat meine Frau. Ich habe keine Geheimniſſe vor dir, antwortete ich, und befahl dem Bedienten ſie eintreten zu laſſen. Die Köchin trat ganz blaß und verſtört ein. — Was iſt dir denn liebe Anna? rief ihr meine Frau entgegen? Ach gnädige Frau, erwiederte ſie, wenn ſie wüßten, ach du mein Gott, du mein Gott! — Ich befahl ihr zu reden: Anne hatte ſo eben einen Brief ohne Namensunterſchrift erhalten, in welchem ſich eine Banknote von 100 Gulden und das Verſprechen auf Nachtrag derſelben Summe befand, wenn ſie in den Stockfiſch, den ſie für mich allein jeden Faſttag bereitet, die Tropfen ſchütten wolle, welche das dem Briefe beiliegende Fläſchchen enthalte. Der Schreiber verſicherte, es ſei ſogenannte engliſche Soya, ganz unſchädlich, und diene nur dazu, um die Speiſe um Vieles ſchmackhafter zu machen. Die brave Köchin übergab mir ſammt dem Briefe das Fläſchchen; denn ſie ſah wohl ein, daß man von ihr etwas begehre, was nicht ganz in der Ordnung ſei, da man dieß ſo geheimnißvoll that und eine ſo große Belohnung gab. Ich nahm das Fläſchchen, ſchüttete einige Tropfen des Inhaltes auf Zucker, und gab dieſen dem kleinen Hündchen meiner Frau, das dieſe ganz außerordentlich liebte, zu eſſen. — Alſogleich ward das arme Thier von Convulſionen ergriffen, und binnen zehn Minuten lag es todt zu unſern Füßen. „Gerechter Gott! das war alſo Gift?“ ſchrie meine Frau, und warf ſich in Thränen ausbrechend an meine Bruſt. Die Köchin ſtand Anfangs ſtarr, dann bat ſie mich, zum Polizeicommiſſär gehen und ihm die Sache anzeigen zu dürfen. Ich blieb ganz kaltblütig, belobte ihre Treue und Redlichkeit, erkannte, daß ich ihr mein Leben danke, erſetzte ihr die verſprochene 100 Gulden Banknote mit einer gleichen aus meinem Sack, empfahl ihr mir meinen Stockfiſch recht gut zu kochen, da ich ihn dießmal mit noch größerem Vergnügen verzehren wolle, und ſagte ihr, ſie möge die Anzeige bei der Polizei für's Erſte noch verſchieben, da ich erſt im Verborgenen Erkundigung einziehen wolle. Als ich ſodann mit meiner Frau allein war, ſchluchzte dieſe laut und gab mir Verſicherungen ihrer Liebe und Zärtlichkeit, wie ich ſie lange nicht gehört hatte. Ich bemerkte ihr ganz einfach, es ſcheine, daß mich Jemand tödtlich haſſe, daß ich aber von einer liebenden Frau und treuen Dienerin umgeben nichts fürchte, dann ging ich, um ſie ihren eigenen Betrachtungen zu überlaſſen. Ich fühlte mich nun um vieles leichter, ich kannte meine Frau ſo gut, ich ſah ſo deutlich den Abſcheu, den ihr das Verbrechen einflößt, welches man an mir begehen wollte, daß ich darauf rechnen zu können glaubte, ſie werde mit Moris ferner kein Wort mehr wechſeln. Wirklich ließ ſie ihn nicht mehr vor, und er, nach einigen fruchtloſen Verſuchen, einer ſo ſchweren Eroberung endlich überdrüßig, verheirathete ſich bald darauf.“

„Du haſt mir da eine abſcheuliche Geſchichte erzählt,“ rief Marfeld, „der Moris iſt ja ein niederträchtiger Menſch. Nun begreife ich es, warum deine Frau ihre Einwilligung zu einer Vereinigung mit ſeiner Familie nicht geben will. Im Gegentheile, jetzt wundre ich mich, warum du den Mann nicht eben ſo haſſeſt und verachteſt wie ſie.“

Laut lachend fragte Aubert: „Du glaubſt alſo wirklich, daß mich Moris vergiften wollte?“

„Nun, wie anders?“

„Ha! ha! ha! Ich ſelbſt war es, der den anonymen Brief ſchrieb und das Fläſchchen mit Gift ſandte.“

„Du, du?“

„Ja, ich. Die Eiferſucht gab mir dieſe Liſt ein, ich mußte das Äußerſte wagen, um das Höchſte zu gewinnen. Das kleine Hündchen meiner Frau iſt geſtorben, mich hat die Geſchichte 200 Gulden gekoſtet, dafür iſt mir meine Ruhe nicht zu theuer.“

„Aber Abſcheulicher! du haſt einen braven Mann verläumdet.“ —

„Ich? hab' ich ein Wort geſprochen? Hab' ich auch nur ſeinen Namen genannt? Moris ſelbſt hat durch ſeine unvorſichtig geäußerten Wünſche den Verdacht meiner Frau auf ſich gewälzt.

„Aber eben dieſen Verdacht hätteſt du ihr benehmen ſollen.“

„Hm! das hab ich wohl bleiben laſſen. — Zudem du weißt ja, ich war damals eiferſüchtig, und dieſe Leidenſchaft iſt ſo blind wie die Liebe. Jetzt, da ſeitdem zwanzig Jahre verfloſſen ſind, ſehe ich freilich mit andern Augen, und erröthe über mein damaliges Benehmen, ich klage mich ſelbſt an, allein widerrufen kann ich nicht.“

„So? Und dein Sohn und Fräulein Moris ſind unglücklich.“

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Salonthüre und Madame Aubert trat ein.

„Du hier?“ rief Aubert verwundert, indem er auf die

Hänguhr blickte; welche 1 Uhr zeigte, »ich glaubte du ſeiſt auf der Redoute.«

»Nein,« antwortete ſie. »Unſer Sohn hat die Dame, welche dieſen Abend bei uns zubrachte, dahin begleitet, ich blieb zu Hauſe und wollte über die projektirte Heirath nachdenken. Ich habe nachgedacht, und gebe meine Einwilligung.«

»Wie? iſt's möglich?«

»Ja — Apropos! da iſt auch ein kleiner Schlüſſel, den ich dieſer Tage gefunden habe, gehört er nicht dir?«

Aubert nahm den Schlüſſel, warf einen verſtohlenen Blick auf die Wand, und ſteckte ihn dann erröthend in die Taſche. —

»Lieber Freund,« ſprach Marfeld lächelnd, »die Ohren des Dyonis von Syrakus und des Königs von England haben ſich jetzt gegen dich gewendet.«

Aubert ſchlug die Augen zu Boden, ſeine Gattin aber ſprach: »Lieber Freund! du haſt dich in derſelben Falle gefangen, welche du mir vor 20 Jahren legteſt.«

Binnen einem Monate war Aubert's Sohn der glückliche Gatte des Fräuleins Moris.

Inhalt.

Seite

Logogryphen = Ungeheuer, oder: Vierhundert Räthſel in Einem (Ein Zeitvertreib.) 5

Lebe (Ein Recept gegen den Selbſtmord.) 141

Der Bettler und ſein Hund 142

Mein Teſtament 146

Lebewohl an die in Wien verſammelten deutſchen Naturforſcher und Ärzte (Im September 1832.) . . 150

Auf den Tod eines reichen Biedermannes, meines unvergeßlichen Freundes 153

Bei der feierlichen Eröffnung des Hauſes zur Verſorgung erwachſener Blinden (Am 19. Juni 1839.). . 155

Dank des Vereins der bildenden Künſtler im Namen ihrer Witwen und Waiſen (Vertheilt in der Redoute am 23. November 1817.) 157

Bei Ludwig van Beethoven's Leichenbegängniſſe (Am 29. März 1827.) 159

Die verſtorbenen komiſchen Schauſpieler Wiens (Charakterſkizzen.) 161

- 1. Laroche (genannt Kasperl) 163
- 2. Anton Haſenhut (genannt Tadbädl) 168
- 3. Emanuel Schickaneder 170
- 4. Brenner 172

Seite
5. Baumann d. ä. 173
6. Baumann d. j. 174
7. Karl Meyer 176
8. Joſeph Korntheuer 178
9. Ferdinand Raimund 182
Das unwiſſende Schwabemaidle (Im ſchwäbiſchen Dialekt. Öffentlich vorgetragen von der k. k. Hofſchauſpielerin Louiſe Neumann.) 186
Ein Mittagmahl Beethoven's (Anekdote aus ſeinem Leben.) 187
Mädchenwache ſchlimme Sache (Eine dramatiſche Bagatelle.) 190
Logogryphen-Ungeheuer, oder: 110 Räthſel in Einem . 210
Logogryphen-Ungeheuer 249

Vier orientaliſche Gedichte:

1. Das ſchönſte Vorrecht des Herrſchers 263
2. Wahl eines Feldherrn 265
3. Die Tauglichſten 266
4. Gaſtfreundſchaft 268
Die Dorfſchule (Komiſche Kantate.) 269
Kriegslied für Künſtler (Geſellſchaftslied mit Chor.) . . 275
Öffentliches Bekenntniß eines luſtigen Künſtlers (Geſellſchaftslied mit Chor.) 277
Häßlich an Leib und Seele (Erzählung aus dem Leben.) 280
Stockfiſch mit Sauerkraut (Erzählung aus dem Leben.) 307

J. F. Caſtelli's

ſämmtliche Werke.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Sechszehntes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

Druck von A. Pichler's Witwe.

J. F. Caſtelli's
vermiſchte
Schriften.

Vollſtändige Ausgabe
letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Drittes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.
Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerſtraße, deutſches Haus, im Eckgewölbe).

I.

Erzählungen.

Kunſt und Liebe.

Novelle.

Ein junger Mann im ſchönen, halb flamändiſchen, halb ſpaniſchen Coſtume der Porträte Vandyk's ſaß an der Staffelei, und betrachtete nachdenkend ein faſt vollendetes Bild, Mariens Verkündigung vorſtellend. Er hielt in einer Hand die Palette, in der andern Pinſel, die er heftig zuſammenpreßte. Nach einigen Minuten des Stillſchweigens ließ er Pinſel und Palette fallen, faltete die Hände und Thränen floßen über ſeine Wangen.

Plötzlich öffnete ſich die Thüre des Ateliers, der Maler trocknete ſeine Augen und ſtand ungeduldig auf.

Die Frau, welche eintrat, war klein, ihr Geſicht ſtark gefärbt und ſie war gekleidet wie ein Weib in den Bauernſtücken des Teniers; ſie nahte ſich der Staffelei und murmelte grollend: „Hab's ja gedacht, daß er wieder an dem Bilde arbeitet, anſtatt daß er die Bilder, die der Herzog beſtellt hat, vollendet. Dort hängen ſie und warten.“

„Sollen noch länger warten. Wen werden Schlägereien von Betrunkenen und Küchenſcenen anlocken, wenn er die Mutter Gottes malen kann.“

„Glaubſt du, daß in deiner Mutter Gottes nicht die ganze Welt das Geſicht der Katharina erkennen wird? Wie konnteſt du es wagen, der Himmliſchen die Züge einer Tänzerin zu geben?“

„Warum hat Gott einer Tänzerin ſo himmliſche Züge gegeben?“

„Bekenne es nur, du thuſt es, um das Mädel hierher zu locken. O ich habe Augen und weiß wohl, warum du Jungfrauen lieber malſt, als betrunkene Bauern.“

„Margaretha!“ ſchrie der Maler erzürnt.

„Schrei wie du willſt, ich leid' es nicht mehr, daß Frauenzimmer hier ein- und ausgehen.“

„Du vergißt, daß ich Herr in meinem Hauſe bin.“

„Und du vergißt, daß ich deine Frau bin.“

„O nein, ich verwünſche den Tag, wo du es geworden biſt.“

„Hui! an jenem Tage warſt du nicht ſo ſtolz.“

Gonzales erbebte: „Es iſt wahr,“ ſagte er bitter, „damals war ich ein Bettler ohne Obdach, kein Menſch gab mir für mein beſtes Gemälde ſechs lumpige Reichsthaler, und mein Wirth wies mich aus der Stube. O ich habe nichts vergeſſen, du, Margaretha, nahmſt mich von der Straße auf, wie einen verlaſſenen Hund, und gabſt mir großmüthig einen Winkel zum Schlafen und einen Napf voll ſaures Fleiſch.“

„Wer ſpricht davon?“

„Du, Margaretha, du rufſt es mir täglich in's Gedächtniß zurück. Aber weißt du auch, was ich dir dagegen gegeben habe? Ich habe dir meine ſchönſten Hoffnungen und Träume gegeben, ich bin dein Gatte geworden, da ich dein Sohn hätte ſeyn können. Ich habe unter deinen Augen gearbeitet wie ein Geſelle für ſeinen Meiſter, immer deine brummende Stimme hörend, und dein unzufriedenes Geſicht ſehend. Und doch fühlte ich in mir die ganze Sehnſucht der Jugend nach Freuden anderer Art. Wie oft, wenn ich bei Rubens Palais vorüber ging, die bei einem Balle beleuchteten Fenſter ſah und die Muſik hörte, erbebte ich vor Luſt und Schmerz. Und ich hätte es doch nur wollen dürfen, ſo würde ſich das Gitter auch für mich geöffnet haben, denn Jeder, der ſeinen Namen mit einem Pinſel zu ſchreiben verſteht, iſt bei Rubens willkommen, und Gonzales Coques iſt ihm nicht unbekannt. Allein ich hätte das einförmige Leben in Unordnung bringen müſſen, welches du mir bereitet haſt; wenn ich aus der Geſellſchaft gebildeter, artiger Frauen zurückgekommen wäre, würde ich deine Stimme noch rauher, deine Laune noch unaushaltbarer gefunden haben. Ich zog es alſo vor, auf das Vergnügen Verzicht zu leiſten, um meine Lage nicht noch trauriger zu finden. Auch kann die Kunſt für Alles tröſten, ſelbſt für verlorne Jugend, ihr vertraute ich meine Schmerzen, aber bei Gott beſchwöre ich dich, Margaretha, raube mir nicht die letzte Freude, denn wo keine Hoffnung iſt, da iſt auch keine Geduld mehr.“

Dieſe Worte waren mit leiſer Wehmuth und zurückgehaltenem Zorne geſprochen; aber die dicke Flamänderin verſtand ſie nicht.

„Was ſoll das Alles heißen?“ ſprach ſie, „du langweilſt dich, du möchteſt gern auf den Ball gehen, wer hindert dich daran?“

Gonzales machte eine heftige Bewegung, die er aber ſogleich wieder unterdrückte und mit verzweiflungsvoller

Reſignation erwiederte er: »Geh' in deine Küche, Margaretha.«

Dieſe plötzliche Ruhe erbitterte die Flamänderin vollends.

»In meine Küche?« ſchrie ſie, »bin ich denn eine Magd, und habe ich nicht das Recht, hier zu bleiben, wenn ich will? O ich bin nicht ſo dumm, als du glaubſt. Unter allen deinen ſchönen Worten iſt doch Eines, was ich recht gut verſtehe. Ich bin dir zur Laſt und du wünſchteſt, ich wäre todt. — Ja, todt. — Dann wäre ich dir nicht mehr im Wege, du könnteſt zu den Feſten des Sennor Rubens gehen, mit ſchönen Damen koſen, und ſie alle als Jungfrauen malen. Du haſt aber Eines nicht bedacht; wenn du mich nicht mehr hätteſt, müßteſt du auch nicht ſo oft krank ſein, denn die ſchönen Damen ſcheuen das Fieber, und wachen nicht gerne bei Nacht, um ſich ihren Teint nicht zu verderben. Von ihnen wäre es nicht zu verlangen, daß ſie zehn Tage und Nächte an deinem Bette ſitzen, das können nur Mägde thun, wie ich eine bin.«

»Ja,« verſetzte der Maler, »du haſt mich gepflegt, wie ein Henker den zum Tode verurtheilten Verbrecher pflegt, um dann die Freude zu haben, ihn hinzurichten. Ich bin ja dein Sklave, und du als die Eigenthümerin mußteſt wohl das arme Hausthier zu erhalten ſuchen, das dir Nutzen bringt. Du ſuchteſt nicht mein Leben zu retten, ſondern meine Arbeit.«

»Schöne Arbeit das! ſchöner Nutzen. Seit zwei Monaten haſt du nicht ein einziges Bild verkauft, und doch verlangt man deine Arbeiten von allen Seiten. Aber du ziehſt es vor, Tage lang mit den Händen in dem Schooße vor dieſer großen Leinwand zu ſitzen und zu beobachten, wie die Mücken herumfliegen.“

„Geh' in deine Küche, Margaretha!“ wiederholte Gonzales, welcher fühlte, daß ſeine Geduld zu Ende gehe. Allein die Flamänderin war zu tief verletzt, und ihr Zorn wuchs mit dem Sprechen. „Ja,“ ſchrie ſie, „mein Platz iſt in der Küche, ſo wie aller honneten Frauen, hierher aber gehören nur liederliche Dirnen.“

„Geh' — um Gotteswillen geh'!“

„Hier dürfen nur Undankbare bleiben, die vergeſſen, was man für ſie gethan hat.“

„Wirſt du gehen?“

„Faullenzer, die ſich durch ihre Frau ernähren laſſen.“

Gonzales konnte ſich nicht länger zurückhalten. Er faßte Margarethe beim Arme, ſchob ſie unſanft zur Thüre hinaus, ſchloß dieſe zu, und warf ſich dann in ſeinen Lehnſtuhl.

Es war zum erſten Male, daß er zu einer ſo heftigen Maßregel Zuflucht nahm, und er fühlte ſich ſehr betrübt darüber. Gonzales Coques hatte Margaretha ein wenig aus Dankbarkeit, ein wenig aus Schwäche, und ohne die Folgen zu berechnen, geheirathet. Es gibt ein Alter, in welchem man alles Neue verſucht, wo man ſein Glück, ſein Leben ohne Zaudern aus Gleichgiltigkeit oder aus Neugierde auf's Spiel ſetzt. Gonzales hatte ſeine Vereinigung mit Margaretha weniger für eine Ehe, als für ein häusliches Beiſammenſein angeſehen. Er erblickte darin zuerſt nur das Mittel, ſich einen feſten häuslichen Standpunkt zu verſchaffen, wo er ein Weſen fände, das ihm als Mutter oder Schweſter gelte; allein bald bemerkte er, wie ſehr er ſich geirrt habe.

Margaretha liebte ihn nicht leidenſchaftlich, aber ganz und herrſchſüchtig. Gewöhnlich hat die Liebe einer alten Frau für einen jungen Mann dieſen tyranniſchen Charakter, es ſcheint, als ob lange zurückgehaltene Leidenſchaften ſich dann ſchadlos halten, und in den ſpätern Aufwallungen Alles verſchwenden wollen, was ſie früher geſpart hatten. Die Leidenſchaft iſt nur in der Jugend anmuthig, zärtlich, hingebend, denn nur in der Jugend iſt ſie glücklich über ſich ſelbſt.

Spätere Liebe iſt ſelbſtſüchtig. Das Herz erwärmt ſich da nur wie ein Greis an den letzten Strahlen der Sonne mit egoiſtiſcher, kindiſcher Freude, man wünſcht die Strahlen ſeiner Sonne nur auf ſich allein zu lenken. Glücklich noch, wenn närriſche Schwachheiten nicht noch die Heiligkeit der Liebe durch Lächerlichmachung entweihen.

Margaretha wußte dieſe letzte Klippe nicht zu vermeiden. Eiferſüchtig und herrſchſüchtig verfolgte ſie Gonzales überall mit ihren Anforderungen und Klagen. Übrigens machte bei ihr der Mangel an Zerſtreuung die Sache noch ſchlimmer und der Inſtinkt vertrat bei ihr die Stelle der Empfindung. Keine Natur konnte jener des jungen Malers antipathiſcher entgegenſtehen, als jene Margaretha's. Je unwiſſender und roher ſie ſich benahm, deſto mehr Delicateſſe beſaß Gonzales. Er war einer jener ſchwärmeriſchen, in Idealen lebenden Weſen, die gleich bunten Schmetterlingen an der Wirklichkeit nicht feſthalten können, ohne den Farbenthau ihrer Flügel darauf zurück zu laſſen.

Gonzales beſaß wohl Energie; allein es war eine

Energie, zu träg um ſich nach außen zu zeigen. Er war im Stande Alles zu erdulden, um nicht kämpfen zu müſſen. Dieß war die Urſache der Oberherrſchaft, welche Margaretha über ihn gewann. Doch wurde gegenwärtig dieſe Herrſchaft, da ſie ſich auch über die Kunſt zu erſtrecken begann, dem Maler ganz unerträglich. Öfters ſchon war er Willens Anvers zu verlaſſen, allein er fürchtete wieder allein zu ſtehen. Margaretha war doch das einzige Weſen, welches ihm Zuneigung gezeigt hatte, er war an ihrer Seite unglücklich, aber doch nicht ganz verlaſſen.

Die letzte Scene hatte indeſſen auf's Neue Gedanken an Flucht in ihm geweckt, und eben überlegte er, wie er dieſe bewerkſtelligen ſollte, als plötzlich an die Thüre ſeines Ateliers gepocht wurde.

„Wer iſt da?“ fragte er.

„Ich bin's, Herr!“ antwortete eine ſanfte, zitternde Stimme.

Gonzales öffnete und ein Knabe von beiläufig 15 Jahren im reichen, polniſchen Coſtume trat ein.

„Verzeih', Antonio,“ ſprach der Maler, indem er ihm freundlich die Hand auf den Kopf legte, „ich vergaß, daß heute deine Lehrſtunde iſt.“

Antonio warf einen betrübten, etwas vorwurfsvollen Blick auf ihn. „Ich habe nicht vergeſſen,“ ſprach er ſanft. Gonzales ſetzte ſich wieder, und der Knabe nahte ſich ihm mit zärtlicher Schüchternheit und ſprach; „Du biſt traurig, Meiſter?“

Gonzales ließ das Haupt ſinken.

»O, ich begreife, ſie hat wieder mit dir gezankt, die Böſe?«

»Ja, das hat ſie. Sie hat mir vorgeworfen, daß ſie mich ſeit zwei Monaten ernährt und ich nichts thue. Sie hat freilich recht, ſeit zwei Monaten habe ich nur für die Kunſt gearbeitet, meine Tage und Nächte habe ich vor dieſer Leinwand zugebracht und immer am nächſten Tage wieder ausgeſtrichen, was ich am vorigen malte. Alle meine Anſtrengungen waren fruchtlos, ich ſuche umſonſt die luftigen Bilder feſtzuhalten, die vor mir herumflattern, im Augenblicke als ich ſie feſthalten will, verwirren ſie ſich und entſchwinden.

Vergebens ſuche ich um mich nachahmungswürdige Formen, Alles iſt ſchwer, plump, gemein. O warum bin ich nicht, wie unſre herrlichen Meiſter, in Italien geboren? Warum erwuchs ich nicht, wie ſie, in einer Atmoſphäre von Licht, Zierlichkeit und Poeſie? O ſie waren glücklich! Ihre Augen durften nur die Schöpfung betrachten, die ſie umgab, und ihre Pinſel dieſe copiren. Sie hatten nicht nothwendig, ſich eine Sonne zu erfinden! Sie brauchten ſich zum Modell für eine Jungfrau keine öffentliche Gauklerin zu nehmen. Sie malten in Mitte von duftenden Blüten, melodiſchen Geſängen und himmliſchen Geſtalten und ihr Genie war nur Glück.« Alſo ſprechend näherte er ſich einem Bilde und es betrachtend fuhr er fort: »Das iſt Alles ſo kalt und gemein. O Raphael! o Titian! wo ſind die ſchönen Modelle, die euch unſterblich machen?« Dann wendete er ſich zu Antonio und ſprach zu ihm: »In dir, mein Knabe, habe ich doch eine Form gefunden, wie ich ſie mir dachte, mein Engelsköpfchen da iſt ſchön, aber doch noch weit hinter dem deinen. Willſt du mir heute noch ſitzen?«

»Ich bin ganz zu deinen Dienſten, Meiſter.«

Gonzales nahm Pinſel und Palette, ſetzte ſich zu ſeinem Bilde und verglich die Züge der Copie mit jenen des Originals. »Ach! wie ſind die Züge deines Geſichtes ſo edel,« ſprach er zu dem jungen Polen, »welche Sanftmuth und Schwermuth in deinen Blicken! Ach! wenn du eine Schweſter hätteſt, Antonio, die dir gleich ſähe.«

Es trat ein längeres Stillſchweigen ein, Gonzales malte eifrig. Plötzlich öffnete ſich die Thüre und Margaretha erſchien. »Spaniſche Edelleute wollen dich ſprechen,« ſprach ſie.

»Was wollen ſie?«

»Ich weiß es nicht, aber ſie kommen in einem vergoldeten Wagen angefahren.«

»Ihre Namen?«

»Nur der Eine hat ſich genannt. Es iſt der Graf de los Savallos.«

Antonio ſtieß einen Schrei aus.

»Was hat denn der Bube? Kennſt du den Grafen?« fragte Margarethe.

Aber der Knabe antwortete nicht und warf nur unruhige Blicke umher. Man vernahm Stimmen auf der Treppe.

Antonio faßte Gonzales am Arme und rief: »Ich bin verloren! Im Namen Gottes ſchafft mich fort, ohne daß man mich erblickt.«

»Das iſt unmöglich.«

»So verbergt mich,« ſchrie mit Entſetzen Antonio.

„In dieſes Kabinet!“ ſagte Gonzales, und ſchob ihn in eine kleine Kammer, wo er Rahmen und Leinwand aufbewahrte.

In dieſem Augenblicke trat der Graf mit zwei Edelleuten ein.

„Hier iſt mein Mann,“ ſprach Margaretha, Gonzales den Fremden vorſtellend.

„Guten Morgen, Meiſter!“ redete ihn der Graf an. „Rubens hat von dir geſprochen und wir kommen, dein Atelier zu ſehen.“

„Belieben Sie zu ſehen.“

Die Männer betrachteten mehre an der Wand hängende Gemälde, und der Graf fragte dann: „Warum vollenden Sie denn dieſe vortrefflichen Skizzen nicht?“

„Ich arbeite an etwas Anderem.“

„Ja,“ brummte Margaretha, „an einer Verkündigung.“

„Hm!“ erwiederte der Graf kopfſchüttelnd, „wo ſoll man ſo etwas hinhängen, in einem Schlafzimmer iſt es nicht ſchicklich, und in einem Speiſe-Salon zu traurig. — Wo iſt denn dieſe Verkündigung?“

Coques deutete auf eine Staffelei, und die Edelleute traten vor dieſelbe, aber kaum hatte der Graf die Blicke darauf geworfen, als er ausrief: „Sehen Sie doch, Cabrella! — Iſt Ihnen dieſer Engelskopf nicht bekannt?“

„Freilich, das iſt ja ganz das Geſicht der Herzogin von Alcanzo, der ſchönen Dolores.“

„Was ſagen Sie, meine Herren?“ fragte Gonzales erſtaunt.

„Ach! Du kopirſt unſere ſchönen hohen Damen? Du kennſt alſo die Herzogin?“ ſagte Savallos. „Ich habe dich übrigens nie in ihrem Pallaſte geſehen, und dennoch iſt dieß das genaue Porträt ihrer Nichte.“

„Zu dieſem Engelskopfe,“ fiel Margaretha ein, „iſt meinem Manne ein junger, polniſcher Knabe geſeſſen.“

„Was für ein polniſcher Knabe?“

„Antonio — er war eben hier, wo iſt er denn hingekommen?“

„Er iſt fortgegangen,“ ſprach mit einem zornigen Blicke Gonzales.

„Das iſt unmöglich, wir hätten ihn auf der Treppe begegnen müſſen, er muß hier verborgen ſein.“

„Er iſt nicht hier, ſage ich.“

„Ich wette doch, daß ich ihn finde.“

Gonzales drückte ſeine Frau ſo heftig am Arme, daß ſie plötzlich inne hielt.

„Was ſoll das heißen?“ ſprach der Graf, warum den Knaben vor uns verbergen, der zu dem Engel als Modell geſeſſen iſt?“

„Mein Weib iſt närriſch, Herr Graf, der Engelskopf iſt ein Werk meiner Einbildungskraft.“

Savallos warf auf den Maler einen argwöhniſchen Blick, zog ſeine Begleiter bei Seite und wechſelte leiſe mit ihnen einige Worte.

Gonzales fühlte wohl, daß er ein Ende machen müſſe. „Meine Herren,“ fragte er, „wünſchen Sie noch etwas?“

Der Graf warf einen ſtolzen Blick auf ihn und fragte: „Wir ſind doch nicht zur Laſt, Meiſter?“

»Ich lebe von meiner Arbeit,« antwortete der Maler.

Savallos ſchoß einen zornigen Blick, den er aber ſogleich wieder in ein Lächeln verzog, und ſprach: »Wir verlaſſen dich alſo, geben dir aber zu bedenken, daß es gefährlich werden kann, hohe Damen zu malen, und zu ſeinen Begleitern ſich wendend, fuhr er fort: »Laſſen Sie uns zur Herzogin gehen, um den Engel dort mit dem Engel hier zu vergleichen.«

Gonzales öffnete ihnen die Thür und ſie ſtiegen die Treppe hinab.

Kaum allein, trat Margaretha gegen das Kabinet und Antonio ihr entgegen.

»O, ich wußte es wohl!« ſchrie ſie.

»Geh', geh', Margaretha,« befahl Gonzales.

»Warum verbirgt er ſich, was ſoll das Alles heiſſen?«

Plötzlich hefteten ſich die Augen der Flamänderin feſt auf Antonio, ein Ausruf entrang ſich ihrer Bruſt, als wenn ein neuer Verdacht ſich ihrer bemächtigte, und mit einer zu ſchnellen Bewegung, als daß ſie hätte zurückgehalten werden können, riß ſie dem Knaben den Pelz auseinander, und ſchrie laut auf: »Ha! ein Weib!«

Gonzales ſtand unbeweglich und lautlos.

»Ein Weib!« wiederholte Margaretha, »iſt es möglich? Nun begreife ich Alles, ſo ſehen alſo deine Schüler aus, Gonzales?«

»Schweige, Margaretha.«

»Katharina iſt dir nicht genug, es müſſen auch noch hohe Damen kommen, und du glaubſt, ich werde das leiden?«

»Hinaus!« ſchrie Gonzales wüthend.

„Ja, ich gehe, aber geraden Weges zur Frau Herzogin d'Alcanzo.“ Sie ſtürzte aus dem Atelier, das junge Mädchen machte eine Bewegung, ihr zu folgen, hielt aber an, und ſetzte ſich dann weinend auf einen Schemel.

Während dieſer ganzen Scene war Gonzales, wie vom Blitze berührt, unbeweglich geſtanden. Alles, was er gehört, war ſo plötzlich, ſo unerwartet gekommen, daß er es kaum zu faſſen vermochte. Als er aber jetzt mit dem jungen Mädchen allein war, als er ihr Schluchzen vernahm, fühlte er ſein Herz tief ergriffen. Er nahte ſich Dolores und redete ſie mit flehender Stimme an: „Sennora! habt Mitleid mit mir, meine Gedanken verwirren ſich, was ſoll ich glauben, was hoffen? Alles, was hier vorgegangen, iſt ſo ſeltſam, daß ich fürchte, es mir falſch zu erklären. — Dieſe Verkleidung — Ihre Beſuche. — Soll ich darin ein unausſprechliches Glück für mich oder einen grauſamen Scherz ſehen?“

Und als das Mädchen ſtumm blieb und ihr Schluchzen ſich verdoppelte, warf er ſich vor ihr auf ſeine Knie und rief: „Sennora — nur ein Wort der Hoffnung — erbarmen Sie ſich meiner!“

Die junge Spanierin ſchlang ihre Hände um ſeinen Nacken und liſpelte leiſe ſeinen Namen, er aber ſchrie laut auf vor Freude: „Dolores! Dolores! wäre es möglich — du hätteſt meinetwegen Alles dieſes gewagt? Du liebteſt mich?“

„Gonzales!“ wiederholte ſie, indem ſie ihre naſſen Wangen an ſeine Stirne lehnte. Der Maler aber umſchloß ſie mit einer Hand, ihr mit der andern das Köpfchen emporhebend, um ſie zu betrachten. „O mein Gott!“ ſprach er mit vor Entzücken gebrochener Stimme. „Iſt dieß Alles kein Traum? bin ich nicht wahnſinnig? Dolores, das ſchöne, hohe Mädchen liebt mich? — Darf ich es wagen, ſie zu lieben? — Ich glaube, ich darf ſie nur im Staube anbeten, — auf den Knien ſie verehren. — O! wie war es möglich, daß ſie ihre himmliſchen Augen auf mich Unwürdigen warf.“

„Gonzales! ſchon ſeit einem Jahre kenne und liebe ich dich.“

„Wo ſahſt du mich?“

„Im Marienkloſter, als du deine Samaritanerin malteſt. Jeden Tag verbergen hinter dem Gitter des Oratoriums ſah ich dich, ich beobachtete dein Geſicht, wie es bald aus Entmuthigung erblaßte, bald aus Kunſtenthuſiasmus ſtrahlte, ich hörte dich heute dein Werk preiſen und morgen verwünſchen, kurz, ich war Zeuge aller Eingebungen deiner Begeiſterung. Manchmal, wenn Neugierige dich beſuchten, hörte ich dich über Kunſt, Poeſie, Religion ſprechen. Alles, was du ſprachſt, ſchien mir neu, und doch fühlte ich, daß deine Gedanken auch die meinigen ſeien. Endlich eines Tages — (du haſt es vielleicht ſchon vergeſſen) — beſuchte dich ein junger Maler, den du ſchon von Jugend auf kannteſt, du vertrauteſt ihm das Innerſte deiner Seele, und ſo lernte ich dich ganz kennen. Dein Freund erzählte auch dir die Begebenheiten ſeines Lebens, er war voll Kraft und Hoffnung; denn er ward geliebt. Da faßteſt du ſeine Hand und ſprachſt: Sei glücklich, Freund! Ach, wenn mich ein Weib geliebt hätte, ich wäre auch ein anderer Künſtler geworden! Thränen rannen dabei von deinen Wangen, und von dieſem Tage an liebte ich dich.“

„Engel! Engel!“ rief Gonzales, indem er das Mädchen in ſeine Arme ſchloß, „und ich ahnte nichts!“

„Vielleicht hätte ich mich verrathen, aber ich hatte nicht die Zeit dazu. Meine Tante, welche ſich damals in Spanien befand, kam zurück und nahm mich aus der Kloſtererziehungsanſtalt. Ich ſah dich dann ſelten, doch ſuchte ich dich überall und fand dich manchmal in Muſeen. Allein plötzlich erblickte ich dich nirgends mehr, ich wußte auch die Urſache deines plötzlichen Verſchwindens nicht, endlich erfuhr ich, daß du krank ſeiſt! Da konnte ich meiner Ungeduld nicht länger widerſtehen. Meine Tante, ſich ganz den Vergnügungen der großen Welt hingebend, ließ mir alle Freiheit. Mit Hilfe meiner Amme, welche hier in der Nähe wohnt, verſchaffte ich mir dieſe Kleider und ſtellte mich dir als einen Schüler vor. Das Übrige weißt du. Ich ſah dich oft, hörte dich ſprechen, und war glücklich. Ich würde mein Geheimniß noch lange verwahrt haben, wenn nicht der Zufall Alles entdeckt hätte.“

„Ach beklage dich nicht über einen Zufall, dem ich die ſchönſte Stunde meines Lebens danke. Ach, wenn du wüßteſt, was ich empfinde? Ich möchte dir danken für mein Glück und vermag es nicht. Ich liege zu deinen Füßen, wie ein ſchwaches Kind ohne Willen, ich wage es kaum, über mein Glück nachzudenken, denn ich fürchte, ich möchte erwachen. O könnt' ich jetzt an dieſem Platze in deinem Anblicke verſunken mein Leben aushauchen!“

„Du liebſt mich alſo auch, Gonzales?“

„Kannſt du fragen, wenn du bedenkeſt, daß du für mich etwas Höheres als ein Weib, daß du die Verwirklichung aller meiner Träume und Hoffnungen biſt. Ob ich dich liebe? dich, die wie ein Engel zu dem armen Verlaſſenen herabgeſtiegen iſt. Nein, du biſt mir von jetzt an Alles, ich kann nur durch dich und für dich leben. Geſegnet ſei der Zufall, der die Fremden hierher führte.«

»Ach! du erinnerſt mich, daß ſich der Graf Savalos jetzt bei meiner Tante befindet. Er wird ihr Alles entdeckt haben. — Gonzales, man wird uns, kaum vereinigt, wieder trennen.«

»Nein, unmöglich! Gott hat uns vereinigt, wir verlaſſen uns nicht mehr. Wir können Beide nicht länger hier bleiben, Dolores. Wir müſſen Beide die Ketten brechen, die uns feſſeln, wir müſſen auf Alles Verzicht leiſten, und neues Leben beginnen. Jedes von uns ſei künftig des Andern Familie, ſeine Welt. Wir müſſen fliehen!«

Man vernahm einige Tage nachher, daß der Maler Gonzales Coques aus Anvers verſchwunden ſei, ohne daß man die Urſache wußte. Die Herzogin d'Alcanzo ließ verlautbaren, ihre Nichte ſei plötzlich nach Spanien abgereiſt, wohin ſie ein Bruder ihrer Mutter berufen habe. Es verbreiteten ſich zwar auch einige Gerüchte von Flucht und Entführung; allein der Herzogin wurde es nicht ſchwer, dieſe zu zerſtreuen. Sie gab ihren Freunden von Zeit zu Zeit Nachrichten von ihrer Nichte, und zeigte ihnen ſogar Briefe derſelben vor, ſo daß binnen Kurzem kein Menſch davon ſprach. Übrigens vernachläſſigte die Herzogin nicht, den Zufluchtsort ihrer Nichte auszuſpähen. Die Vorſicht, womit ſie ihre Flucht zu verheimlichen ſuchte, ward von ihr weniger aus Liebe als aus Stolz angewendet. Was ſie vor Allem zu verbergen ſuchte, war, daß eine d'Alcanzo ſich ſo weit erniedrigte, Liebe für einen Mann aus dem Volke zu fühlen, nicht der Fehltritt war es, der ſie empörte, ſondern die Wahl, weniger kümmerte ſie die Ehre, als die Verletzung der Convenienz; und Dolores würde ihr als Gonzales Frau noch ſtrafbarer erſchienen ſein, wie als deſſen Geliebte. Was ſie um jeden Preis erwirken wollte, war: ihre Nichte von Gonzales zu trennen, und ſie wieder in der Geſellſchaft erſcheinen zu laſſen, bevor ein unerwarteter Umſtand das ganze Geheimniß aufdecke. Sie wandte daher alle Mittel an, um den Zufluchtsort der Flüchtlinge zu erforſchen, und gebrauchte hierzu vor Allen Perez, einen alten Diener des Hauſes, deſſen Treue und Verſchlagenheit ſie bei mehren Gelegenheiten erprobt hatte. Dieſer reiste mit Inſtruktionen der Herzogin verſehen ab.

Worauf er ſeine Hoffnung gegründet hatte, nämlich auf Gonzales Künſtlertalent, dieß half ihm auch auf die Spur. Der Maler war nach Brüſſel geflohen, wo er von ſeinen Arbeiten lebte, und wobei er nur die einzige Vorſicht brauchte, ſie durch Andere verkaufen zu laſſen. Perez fand in Amſterdam mehrere Bilder von ihm zum Verkaufe ausgeſtellt, er erforſchte alle Käufer in der Reihe und entdeckte endlich die Flüchtigen in Brüſſel.

Seine Maßregel waren alſogleich ergriffen, um Dolores von ihrem Geliebten zu trennen und ſie zu entführen. Eines Abends, als Gonzales mit Dolores nach Hauſe ging, lauerte er auf ſeinem Wege von einigen Männern begleitet, welche den Maler ergriffen und ihm einige Dolchſtiche verſetzten, allein das Hilfegeſchrei Dolores zog mehre Bürger herbei, welche die Mörder zwangen, die Flucht zu ergreifen. Nur Perez wurde ergriffen, und in's Gefängniß geworfen, woraus er erſt nach drei Monaten durch die Verwendung der Herzogin wieder entlaſſen wurde. Als er frei geworden, hatten die beiden Liebenden Brüſſel verlaſſen.

Mit neuem Eifer ſetzte Perez ſeine Nachforſchungen fort; allein Gonzales hatte ſeine Vorſicht verdoppelt, um durch ſeine Werke nicht verrathen zu werden. Perez durchſuchte vergebens alle Bilderhandlungen und verlangte umſonſt Werke von Gonzales Coques, die er mit Gold zu bedecken verſprach, alle Nachforſchungen waren fruchtlos, Gonzales malte nicht mehr.

Der Abgeſandte der Herzogin hatte bereits Flandern, Holland, Frankreich und England vergebens durchzogen und kam entmuthigt in Anvers an; dennoch beſuchte er noch die Magazine aller Bilderhändler und zog Erkundigungen ein.

Eines Tages, als er ſich in Udenarde in dem Atelier des Verſchleißers Hals befand, erhielt dieſer eben mehre Bilder, die er in Perez Gegenwart aufrollte.

„Was ſind das für Gemälde?“ fragte der alte Spanier.

„Wunderbare Kunſtwerke,“ antwortete Hals, „Blumenſtücke von einem jungen Künſtler, der ſich erſt ſeit einigen Monaten bemerkbar gemacht hat. Dieſer junge Menſch fängt ſchon da an, wo andere aufhören, mit Meiſterſtücken. In ſeinen Werken iſt die Anmuth der Jugend mit der Erfahrung des Alters vereinigt. Sie können ſelbſt urtheilen; denn ich habe hier eines ſeiner ſchönſten Bilder.«

Hals zog einen Vorhang zurück und zeigte Perez ein großes an der Wand hängendes Gemälde. Es ſtellte das Innere einer ärmlichen, aber heimlichen Kammer vor. Im Hintergrunde ſtand ein Bett, ein hölzernes Kreuz hing darüber und ein geweihter Palmzweig ſtack zu Häupten; auf dem breiten Fenſter ſtanden einige Blumentöpfe und in der Mitte ein von Weidenruthen geflochtener Korb halb umgeworfen, aus welchem Gras, Früchte und Blumen heraus fielen. »Sehen Sie,« ſagte Hals, »welche Harmonie, das Einzelne iſt alles herrlich, und doch iſt es auch ein ganzes Bild, und dieſe Kammer hat eben auch einen Ausdruck, wie ein Kopf von Rubens. Unter allen unſern Malern haben wir nur einen Einzigen, der ſeinen Bildern eine ſolche Einheit und Poeſie einzuhauchen weiß, wie dieſer, und das iſt Gonzales Coques.«

»Gonzales Coques!« ſchrie Perez. »Sie ſagen, daß die Behandlung in dieſem Bilde der ſeinigen gleicht?«

»In ſo fern ſich zwei verſchiedene Genres gleichen können, vollkommen.«

»Und wie heißt dieſer Maler?«

»Henry Staub.«

»Und wohnt?«

»Zu Harlem.«

»Ich kaufe dieſes Bild,« ſagte Perez, bezahlte, was Hals dafür verlangte, und noch denſelben Abend fuhr er auf der Straße nach Harlem hin.

Am äußerſten Ende einer Vorſtadt Harlems, in der

Mitte des Gartens des Gärtners Koffman, ſtand ein niedliches Häuschen von rankendem Jasmin umgeben, darin wohnte Gonzales mit ſeiner Geliebten.

Beide fanden dieſen Aufenthalt ſeiner Verborgenheit und ſeiner ländlichen Anmuth wegen am zweckmäßigſten. Gonzales hatte dabei auch den Vortheil, die Blumen immer vor ſich zu ſehen, die er malte. Nach dem Abenteuer zu Brüſſel hatte der Maler das Genre und ſeinen Namen verändert, um ferneren Nachſtellungen leichter zu entgehen. Es koſtete ihm zwar Überwindung, eine ruhmvoll betretene Bahn zu verlaſſen und dafür eine neue ungewiſſe zu wählen; allein ſeine Sicherheit und ſein Glück forderten dieſes Opfer. Dann gab es auch für dieſen Geiſt etwas noch Höheres und Koſtbareres als den Ruf, dieß war die Kunſt. Weniger kümmerten ihn die Beurtheiler ſeines Werkes, als das Werk ſelbſt. Seine Liebe (ſo innig und tief ſie auch war) vereinigte ſich in ſeiner Seele mit der Verehrung für die Kunſt. Er liebte Dolores nicht nur, weil es ſo ſüß war, ſie zu lieben, ſondern auch, weil ſie ein ſo erhabener Gegenſtand der Malerei war; er ſah in ihr nicht nur ein geliebtes, ſondern ein wunderbares Weſen. Viele Zeit wandte er dazu an, ihre Anmuth zu ſtudiren und auf die Leinwand zu übertragen. Es beunruhigte ihn wenig, daß ſeine Fortſchritte der Menge unbekannt blieben, ſein Selbſtbewußtſein machte ſein Glück. So wie die erſten Chriſten Chriſtum in den Katakomben anbeteten, ohne auf den Lärmen zu hören, den Rom darüber machte, ſo pflegte er die Kunſt, ohne auf die allgemeine Stimme zu hören.

Dolores fühlte Alles mit, was ihr Geliebter fühlte.

Dieſe beiden Seelen ſchienen ſich in einem Glauben vermält zu haben, nun waren ſie auf entgegengeſetzten Pfaden zu demſelben Ziele gelangt. Gonzales hatte die Liebe durch die Kunſt begriffen, Dolores die Kunſt durch die Liebe.

Alle Zeit, worüber der junge Maler verfügen konnte, wandte er zu ernſten Studien an. Da er für Lohn nur Blumen und Früchte malte, ſo malte er für ſich Madonnen, Heilige und Engel. Dolores war ſein Modell für jene Arbeiten, die er vor Aller Augen verbarg. Seit ſeiner Ankunft in Harlem that er Alles, um ſein Andenken zu vernichten. Der Händler, der ihm ſeine Bilder abkaufte, war der Einzige, zu dem er ging.

Dolores lebte noch zurückgezogener, ſie ging nie nach der Stadt und vermied auch außerhalb derſelben alle beſuchten Orte. Nur wenn der Abend ſchön war, gingen Beide auf die Wieſen, welche ſich außer ihrem Garten ausdehnten. Sie wählten die einſamſten Pfade und wandelten Arm in Arm auf dem weichen Raſen dahin. Manchmal, nach einem längeren Spaziergange, ſetzte ſich Dolores unter einen Baum. Gonzales ſtand vor ihr mit verſchränkten Armen und geſenktem Haupte. Er betrachtete die untergehende Sonne, horchte dem Säuſeln der Lüfte durch die Blätter, dem Geſange der Vögel, und in der Mitte dieſer tauſend Harmonien und Herrlichkeiten der Natur ſchien ihm ſeine Geliebte die Königin der Schöpfung. Wenn dann die Nacht langſam heraufſtieg und der Mond durch die Pappeln blickte, gingen Beide nach Hauſe zurück. Da fing dann jenes Geſchwätze an, welches noch ſüßer iſt, weil man ſich dabei nicht ſieht, wo man ſich die Hand drückt, wo Kopf ſich zu Kopfe neigt und endlich kühnere Vertraulichkeit ſich in einen Kuß auflöst.

Seit einiger Zeit arbeitete Gonzales an einer heiligen Cäcilia, welche ſeiner Meinung nach Alles übertraf, was er bisher gemalt hatte. Es war zum erſten Male, daß er jene Künſtlerfreude fühlte, welche erkennet, daß ſein Streben mit ſeinem Geben gleichen Schritt halte. Eines Tages, als er länger als gewöhnlich gearbeitet hatte, fühlte er das Bedürfniß auszuruhen und ging allein aus. Der Händler, der ihm ſeine Bilder abkaufte, war ihm ein Sümmchen ſchuldig. Er lenkte ſeine Schritte nach deſſen Hauſe.

Er traf nur deſſen Söhnchen im Erdgeſchoſſe und fragte ihn um ſeinen Vater.

„Er iſt oben mit einem Fremden,“ antwortete der Knabe.

„So will ich warten!“ erwiederte Gonzales. Er betrachtete die verſchiedenen Kunſtgegenſtände, welche ſich im Verkaufsladen befanden. Ein Carton mit Kupferſtichen nach Raphael und Michael Angelo beſchäftigten ihn Anfangs, dann ſetzte er ſich vor ein groſes Gemälde von Rubens und prüfte alle Einzelnheiten. So ſaß er ſchon längere Zeit, als ſich Stimmen auf der Treppe vernehmen ließen. Eine Thür öffnete ſich und Georg Krab trat mit einem Fremden ein.

„Geh' hinauf, Wilhelm zur Mutter,“ ſprach er zu ſeinem Sohne, und zu dem Fremden gewendet, fuhr er fort: „Hier ſind die beiden Bilder, von denen ich Ihnen geſagt habe.“

„Sind ſie von dem nämlichen Henry Staub, von dem ich Gemälde in Udenarde geſehen habe?“

„Allerdings, ich verkaufe ja ſeine Arbeiten an Meiſter Hals."

„Malt er auch etwas Anderes als Blumen?"

„Nein."

„Sind Sie deſſen ſicher?"

„Ganz ſicher."

„Und Sie ſagen, daß Staub erſt ſeit ſechs Monaten hier in Harlem iſt?"

„Beiläufig ſo lange."

„Wie ſieht er aus?"

„Ein großer, ſchöner Mann, ein wenig blaß, ein wenig trübſelig, lange Haare und ſanfte Augen, mehr ein Raphael als ein Rembrandt."

„Ganz recht. Lebt er allein?"

„Ich weiß es nicht. Er kommt zu mir, bringt mir ſeine Bilder und ſpricht nie von ſeinen häuslichen Verhältniſſen. Übrigens erinnere ich mich, daß mir ſein Nachbar Rißtoff erzählt hat, er habe ihn eines Abends auf den Wieſen Arm in Arm mit einer jungen Frauensperſon begegnet, vermuthlich ſeiner Gattin."

„Gut, gut! ich muß ihn ſehen."

„Haben Sie Geſchäfte mit ihm?" fragte Krab, Argwohn ſchöpfend.

„Ja, wo wohnt er?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Krab trocken.

„Wie?"

„Meiſter Hals, wie es ſcheint, will die kleine Proviſion, die er mir bezahlt, erſparen und die Bilder aus der erſten Hand erhalten."

„Sie irren ſich, ich bin nicht von Meiſter Hals geſandt.“

„So wollen Sie auf eigene Rechnung handeln? In jedem Falle mögen Sie wo anders Erkundigungen über Henry Staub einziehen; ich bin nicht ſo dumm, Bilderhändlern die Adreſſe meiner Maler zu geben.“

„Ich bin ja kein Bilderhändler!“ rief Perez. „Ich gebe Ihnen 50 Dukaten, wenn Sie mir die Wohnung Staub's mittheilen; ich will ſie auch gar nicht ſeiner Bilder wegen wiſſen, ſondern darum, weil ich ein junges Mädchen aufſuche, das der Maler entführt hat, der ſich nicht Henry Staub, ſondern Gonzales Coques nennt.“

„Iſt's möglich?“

„Ich verlange nichts, als das junge Frauenzimmer zu ſehen, mit welcher der Maler ſpazieren geht.“

„Das wird nicht leicht ſeyn, er bewohnt ein Häuschen am Ende der neuen Vorſtadt, geht ſelten aus, und empfängt Niemand.“

„Ich will es ſchon zu veranſtalten ſuchen, daß wir ihn herausbringen, wenn ich nur auf Ihre Beihilfe rechnen kann, Meiſter.“

„So gewiß als ich auf Ihre 50 Dukaten.“

Perez näherte ſich nun den Bildern, die ihm Krab gezeigt hatte, und las den Namen, der unten ſtand. „Henry Staub! ja, ja,“ murmelte er lächelnd, „du glaubteſt mich irre zu führen, wenn du Namen und Genre veränderſt; allein du haſt es mit einem alten Fuchſen zu thun. Daß doch große Künſtler ſich nicht verleugnen können; ſie müſſen ſagen, was ſie auf dem Herzen haben, ſie meinen ſich zu verbergen, wenn ſie die Schrift ändern, und bedenken nicht, daß man früher oder ſpäter doch die Feder erkennt.“

„Adieu, Meiſter, ich will meine Maßregeln treffen und morgen begeben wir uns in's Freie.“ Alſo ſprechend, verließ Perez den Laden und Krab folgte ihm.

Gonzales hatte Alles gehört.

Sobald er ſich allein ſah, verließ er augenblicklich den Laden, ging durch eine Hinterthüre, die er kannte, und eilte nach Hauſe. Er ſah ein, daß ihn und die Geliebte nur ſchnelle Flucht retten könne. Allein auch dieſe Flucht konnte ihnen nur Sicherheit für den Augenblick gewähren, denn die Alcanzos würden, wie er wohl einſah, ihre Nachſtellungen fortſetzen, und alle ſeine Sorgfalt ſich zu verbergen, würde fruchtlos ſeyn; denn wie Perez ſagte, der Pinſel eines Künſtlers ſchreibt immer deſſen Namen. Es ward ihm alſo klar, er mußte entweder auf ſeine Liebe oder auf ſeine Kunſt Verzicht leiſten. Die Wahl zwiſchen beiden ſchien ihm unmöglich. Kunſt und Liebe hatten ſich in ſeiner Seele ſo vereinigt, daß ihm mit einer Beide verloren gingen.

Was wäre ihm die Kunſt ohne Dolores geweſen? Die Natur ohne Sonne. Es war eine Wahl zwiſchen Tod und Leben, und ſie wurde ihm ſo ſchwer, als ob eine Mutter zwiſchen zwei geliebten Kindern wählen ſollte, wovon nur Eines zu retten iſt. Er ging durch die Vorſtadt, ohne etwas zu ſehen und zu hören, kam endlich in ſeinen Garten, und hielt an ſeinem Häuschen an. Dolores erwartete ihn vermuthlich und noch hatte er keinen Entſchluß gefaßt. Er warf ſich kraftlos auf eine Raſenbank. Da blickte er verzweiflungsvoll um ſich, die Abendkühle hatte die Köpfchen der ermüdeten Blumen wieder emporgehoben, das Waſſer des Springbrunnens, vom Zephirgefächel und von der untergehenden Sonne beleuchtet, glänzte wie Millionen Diamanten, und durch die Acazien ſchimmerte der Purpur des Abendrothes. „Nein!“ rief er, die Arme ausbreitend, „auf die Pracht der Schöpfung kann ich nicht Verzicht leiſten. Mein Gott! ich bin ein Maler! ich bin ein Maler!“

In dieſem Augenblicke ertönte eine ſanfte Stimme, er bog zitternd die Zweige auseinander und ſah Dolores aus dem Fenſter gebeugt, ſie hielt eine irdene Vaſe in der Hand, welche ſie abtrocknete, und ſang dazu folgende Romanze in ihrer Landesſprache:

Und der Hirte ſprach zu Inez:
Sieben Jahre lieb' ich dich,
Einmal mußt' ich dir's bekennen,
Laß nun kommen deine Knechte,
Daß ſie feſſeln mich in Ketten;
Laß den Henker gräßlich ſpannen
Meine Glieder auf die Folter,
Laß beſtellen einen Sarg mir,
Denn verdient hab' ich den Tod.

Aber Inez ſprach zum Hirten:
Es geſcheh' nach deinem Willen,
Ketten ſei'n dir meine Arme,
Meine Küſſe deine Folter,
Und das Ehbett ſei dein Sarg.
Ich auch lieb' dich ſieben Jahre,
Einmal muß ich dir's bekennen,
Meines Vaters Schloß will gerne,
Theurer, ich für dich verlaſſen;
Ich war reich, nun werd' ich glücklich.

Achte nicht darauf, daß meine
Stirne weißer iſt, als deine,
Im Gebirge wird ſie bräunen.
Sieh nicht meiner Hände Schwäche,
Denn die Arbeit wird ſie ſtärken,
Nur mein Herz betrachte, Lieber,
Dieß iſt muthig, dieß iſt ſtark.

Während Dolores alſo ſang, war eine plötzliche Veränderung in der Seele des jungen Malers vorgegangen. Seine beiden Hände hatten ſich auf ſein Herz gedrückt, ſeine Lippen lispelten den Namen Dolores, und Thränen netzten ſeine Wimper. Als das Mädchen das Fenſter verlaſſen hatte, ſaß er lange unbeweglich. Endlich erhob er das Haupt, als ob er einen Entſchluß gefaßt hätte, verließ die Bank, ſchritt die Treppe hinauf, und öffnete leiſe die Thüre. Dolores deckte den Tiſch zum Abendeſſen, als ſie den Geliebten erblickte, ſchrie ſie freudig auf und warf ſich in ſeine Arme. „Du warſt ſo lange aus,“ ſprach ſie, „ich wurde ſchon unruhig.“

Gonzales umarmte ſie, ohne zu antworten.

„Was iſt geſchehen?“ fragte ſie zurückweiſend, „du biſt blaß?“

Gonzales ſetzte ſich und zog Dolores auf ſeinen Schooß.

„Man hat unſern Aufenthalt entdeckt“ — ſagte er.

„Gott!“

„Der Mann, der mich in Brüſſel ermorden wollte, iſt hier.“

„Perez? Woher weißt du —?“

Gonzales theilte ihr die Unterredung mit, die er bei Krab gehört hatte. „Du ſiehſt, ich muß auf die Malerei oder auf dich Verzicht leiſten, meine Wahl iſt getroffen!“ und er trat zur Staffelei, auf welcher die heilige Cäcilia ſtand. „Von nun an bin ich kein Maler mehr,“ rief er, „du haſt mir Rang, Reichthum und Familie geopfert, ich opfere dir meine Kunſt.“ Er drückte das Bild an ſeine Lippen und ſprach: „Lebe wohl, meine Heilige, lebe wohl, meine Hoffnung,“ und er zerriß das Bild und warf es auf die Erde.

Zwei Jahre waren verfloſſen, ſeit Gonzales aus Harlem entflohen war, und Perez hatte ſeine Nachforſchungen fruchtlos fortgeſetzt. Nach dem kleinen italieniſchen Städtchen Carigliaro gezogen, blieb der Geliebte Dolores ſeinem Vorſatze getreu, er war nicht mehr der Maler Staub, ſondern der Korbflechter Cano.

Dieſe Metamorphoſe hatte die Abgeſandten der Herzogin ganz irre geführt, ſie war aber auch unheilbringend für Gonzales. Als er Dolores ſeine Kunſt geopfert, wußte er nicht, wie grauſam ſich dieſes Opfer an ihm rächen würde. Der Verluſt der Geliebten würde zweifelsohne ſein Herz gebrochen haben, allein er würde ihn nicht ganz vernichtet haben, ſein Schmerz würde in der Kunſt Linderung gefunden haben, ja vielleicht würde ſein Ausdruck genial geworden ſein, jetzt aber war ſeine Liebe zu Dolores zum Schweigen verurtheilt. Nur indem er die anmuthigen Formen, ja den Geiſt der jungen Spanierin auf der Leinwand wiedergab, bezeigte er, wie ſehr er ſie liebe; je ſchöner er ſie darſtellte, je mehr ſteigerte ſich jene Liebe, ſeine Stimme war ſein Pinſel. Seitdem dieſe Stimme nicht mehr ſprechen durfte, wußte er auch ſeine Zärtlichkeit nicht mehr auszudrücken, die Worte ſchienen ihm kalt, ſie gehörten aller Welt, ſeine frühere Sprache war nur ihm eigenthümlich.

So wurde auch ſeine Leidenſchaft ſchwächer, und da er dieß fühlte und fürchtete, Dolores weniger zu lieben, klagte er ſich des Undankes, der Unempfindlichkeit an. Aber je mehr er ſich auf dieſe Art ſelbſt quälte, je mehr fühlte er ſein Herz erkalten. Dolores war noch immer dasſelbe Weſen, das er am meiſten auf der Welt liebte, aber er liebte alle Weſen wenig. Seine materielle Lage trug noch zu ſeinen Leiden bei. Er war an die launenhafte Arbeit des Künſtlers gewohnt, und er mußte jetzt die ununterbrochene Arbeit eines Handwerkers verrichten, die ihn kaum für den nächſten Tag ernährte. In Ateliers, mit Bildern behangen, aufgewachſen, und von früher Jugend an den Glanz der Farben gewohnt, beleidigte ſeine Augen die Nacktheit ſeiner jetzigen Wohnung. Die einförmige Traurigkeit dieſer weißen Wände theilte ſich ſeinem ganzen Weſen mit.

Dolores hatte dieß Alles mit tiefer Wehmuth bemerkt. Für ſie hatte die neue Lage nichts Bitteres, ihre Liebe verſchönerte Alles, nicht als ob dieſe aufrichtiger geweſen wäre, als jene Gonzales, nein, weil ſie nur auf Einen Gegenſtand gerichtet war, der der Stern ihres Lebens, ihr Alles war.

Eines Tages, als Dolores ausgegangen war, um einige weibliche Arbeiten der Gräfin Apani zu bringen, die eine Villa außer der Stadt bewohnte, ſetzte ſich Gonzales auf eine Bank vor ſeiner Hütte. Seit er nicht mehr malte, beſtand ſeine einzige Freude darin, die Gegend zu betrachten, die jungen Bauernmädchen anzuſehen, wie ſie ihre Körbchen mit Früchten vom Lande hereinbrachten, oder vor den Madonnenbildern in Andacht knieten. Er verlor ſich oft ſtundenlang in dieſem Anblicke.

Er war ſchon lange ſo geſeſſen, als eine zarte Hand ſich auf ſeine Augen legte, er erkannte und küßte ſie.«

»Biſt du es, Dolores?«

»Ja, ich, lieber Freund! Erhebe doch dein Haupt und lies in meinen Augen, daß ich dir eine gute Nachricht bringe.«

»Welche?«

»Warte nur noch. Ich bin ſo haſtig gelaufen, laß mich zu Athem kommen, und mache mir ein Plätzchen neben dir.«

Gonzales zog ſie auf ſeine Knie. »Was bringſt du denn, lieber Bote?« fragte er.

»Du weißt, daß ich von der Gräfin Apani komme. Wir ſprachen lange miteinander. Sie ſagte mir, daß das Mädchen, welches bei ihr Beſchließerin war, fortreiſen mußte, und ſchlug mir vor, deren Platz einzunehmen.«

»Wie? Du im Dienſte der Gräfin?«

»Warum nicht?«

»Vergißt du, daß du die Nichte einer Herzogin biſt?«

»Ich bin die Geliebte eines Korbflechters.«

Gonzales drückte ſie an ſeine Bruſt und ſeufzte: »Allein da müßten wir uns trennen,« ſprach er.

»Glaubſt du, daß ich daran nicht gedacht habe? Das war die erſte Einwendung, welche ich der Gräfin machte, allein ſie erwiederte: „Dein Mann ſchreibt recht gut, ich habe ſeine Conto's geſehen, und mein Gemahl braucht eben einen Copiſten.“

„Und was haſt du geantwortet?“

„Ich hab's angenommen.“

„Wo denkſt du hin? Wir Beide im Hauſe des Grafen, gleichſam Diener, dazu kann ich mich nicht entſchließen.“

„Doch, doch; denn ich wünſche es, und du wirſt es mir nicht verweigern. Sei doch nicht ſtolzer als ich, lieber Freund. Iſt's nicht einerlei, ob du der Korbflechter oder der Abſchreiber des Grafen Apani biſt? Glaube mir, du wirſt dich dort glücklich fühlen. Die Gräfin hat mir geſagt, wir ſollen miteinander das kleine Häuschen im Garten bewohnen, welches wir im Vorübergehen ſo oft bewundert haben, du wirſt mitten zwiſchen Bildern und Statuen und allerlei Kunſtwerken leben, die du jetzt ſo ſchmerzlich vermiſſeſt. Dann bedenke noch, wir finden dort ein Aſyl. Wenn wir je entdeckt werden ſollten, ſo wird uns der Graf beſchützen. O nimm es an, ich bitte, ich beſchwöre dich!“ Dolores ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals und hob die Augen flehend zu ihm empor.

„Wer könnte dir etwas verweigern?“ rief er entzückt aus. „Wohlan, es geſchehe, wie du wünſcheſt.“

Am andern Tage ſtanden Beide im Palaſte Apani. Es war zum erſten Male, daß Gonzales dort eintrat. Er war erſtaunt über deſſen Größe und Reichthum. Beim Anblicke der Fresken in der Vorhalle, fühlte er ſein Herz ſchlagen; ſeit drei Jahren waren dieß die erſten Gemälde, die er wieder ſah.

Man führte ſie durch mehre Säle, endlich öffnete man eine Thüre, und ſie ſtanden vor dem Grafen und der Gräfin.

»Das iſt Ihr Copiſt und meine Beſchließerin,« ſagte die Gräfin.

Gonzales verbeugte ſich, und ſeine Blicke fielen, als er ſie wieder erhob, auf ein großes Gemälde an der Wand: »Himmel! ein Correggio!« ſchrie er laut auf.

Dolores erblaßte.

»Corpo di Bacco!« ſagte der Graf, »du biſt ein Kenner, Cano. Wie kommſt du dazu, die Pinſel großer Meiſter zu unterſcheiden?«

»Ich habe viel geſehen,« antwortete Gonzales, »bei Bilderhändlern und in Muſeen.«

Der Graf verfolgte das Geſpräch nicht weiter, er gab ihm nur einige Befehle und beſtimmte ihm ſeine künftige Wohnung.

Aber der Anblick des Bildes von Correggio hatte Gonzales bis in den Grund der Seele erſchüttert. Während er nichts ſah als die Natur, hatte ſeine Leidenſchaft vor der unendlichen Größe der Schöpfung geſchwiegen, ja das Hohe der Anſchauung hatte die Begierde zur Nachahmung nicht erregt, doch der Anblick des Bildes war ihm ein neuer Beweis, was die Kunſt zu leiſten vermöge, eine Lehre, die ihm die Mittel zeigte, den hohen Zweck zu erreichen.

Die Liebe zur Malerei erwachte auf's Neue. Er hatte weder Ruhe noch Freude mehr. Er verſuchte es, dagegen zu kämpfen; aber vergebens. Ein Fieber der Sehnſucht, des Schmerzes, ja ſelbſt der wüthendſten Begierde hatte ſich ſeiner bemächtigt. Correggio's Bild war der Talisman, der dieſe Macht auf ihn ausübte, er dachte immer daran, es erſchien ihm des Nachts im Traume und geheimnißvolle Stimmen riefen ihm zu: „Schau! ſchau und male!“ Oft beim Grauen des Morgens, wenn Dolores noch ſchlief, ſtand er auf, ſchlich wie ein Verbrecher längs der Mauer der Villa hin, drang in den Saal, wo das wunderbare Werk aufgeſtellt war, und blieb ſo lange davor ſtehen, bis ihn Stimmen der Hausleute verſcheuchten.

Dieſe Aufregungen wurden ſeiner Geſundheit nachtheilig. Gonzales Leben war immer durch Schwächlichkeit gefährdet, und nur Dolores Liebe hatte die Krankheit einige Zeit beſchworen, das Glück diente ihm ſtatt Kraft; allein nun wich dieſes, und das Übel machte reißende Fortſchritte. Jeden Tag verminderte ſich ſeine Kraft, und doch hatte ſich das Leben für ihn nie ſo angenehm gezeigt. Alles liebte ihn auf der Villa Apani, der Graf ließ ihm volle Freiheit und ſeine Tage verfloſſen, indem er Spaziergänge machte, oder im Schatten der Bäume einen Dichter las. Allein dieß Wohlbehagen trug noch dazu bei, ſeinen Zuſtand zu verſchlimmern. Ganz mit ſeinen Träumereien beſchäftigt, ſah er nur das Bild überall. Der Arzt des Grafen wendete ſeine ganze Kunſt an, doch fruchtlos.

Dolores ſuchte auf alle mögliche Weiſe die Urſache des Übels zu erforſchen. Sie hatte ihre Zärtlichkeit verdoppelt, ſie drang in ihn. Umſonſt. Er lächelte, aber ſein Lächeln war eiſig. Einmal bei Nacht glaubte ſie ein Geräuſch zu vernehmen, und ſtand ſchnell auf. Gonzales war nicht zugegen. Sie rief ihn, eilte in das Nebengemach, allein ſtumm blieb ſie an der Schwelle ſtehen. Aufrecht ſtand Gonzales vor der Mauer, welche der Mond beſchien, und machte alle Geberden, als ob er malte.

Öfters trat er einige Schritte zurück, als ob er ſich von der Wirkung des Gemalten überzeugen wollte. Seine Stirne bedeckte Schweiß und ſeine Lippen murmelten: „Muth! Muth! — Ich habe dein Geheimniß entdeckt — Correggio! — Auch das deinige, Raphael! — Es iſt dasſelbe. — Man muß die Farben mit den Sonnenſtrahlen miſchen. — Das, das iſt's! Dann blieb er längere Zeit unbeweglich. Endlich machte er eine Bewegung, als ob er einen Vorhang über das eingebildete Gemälde zöge, und trat gegen die Kammer.

Das, was Dolores geſehen, hatte ihr vollkommen Aufſchluß gegeben, ſie beſchloß, Gonzales um jeden Preis zu retten.

Am andern Morgen bat ſie die Gräfin um eine Unterredung, ſie fand ſie im Geſpräche mit dem Arzte.

„Was willſt du, mein Kind?“ fragte dieſe, „und warum zitterſt du?“

„Signora!“ antwortete Dolores, „erlauben Sie mir, Ihnen ein Geheimniß anzuvertrauen.“

Der Arzt wollte ſich entfernen.

„Bleiben Sie, Signor Juliano!“ ſagte Dolores, „auch Sie ſollen wiſſen, was ich zu ſagen habe.“ Dann mit zur Erde geſenktem Blicke, blaß und mit vor Scham unterdrückter Stimme, erzählte ſie ihre Liebe zu Gonzales, wie dieſer auf ſeine Kunſt Verzicht geleiſtet, und welche Wirkung dieſes auf ihn hervorgebracht habe. Als ſie geendet hatte, weinte ſie bitterlich. „Ach,“ rief ſie, „habt Mitleid und rettet ihn. Ihr ſeid mächtig, Signora. In Eurem Hauſe wird man es nicht wagen, uns Gewalt anzuthun. Beſchützet uns, und ich will Eure Sklavin ſein.“

Dolores war der Gräfin zu Füßen gefallen. Dieſe, überraſcht von dem, was ſie vernommen, hob ſie liebreich auf und ſprach: „Armes Kind, beruhige dich! Gonzales ſoll die Pinſel wieder ergreifen und ihr Beide ſollt hier einen ſichern Zufluchtsort haben. Fürchte ihn nicht zu verlieren, mein Kind, wir werden ihn retten; nicht wahr, Doktor?“

Der Arzt machte nach einigem Zögern ein bejahendes Zeichen.

Dolores hatte dieß bemerkt und ſchrie nun verzweiflungsvoll: „Gott! er iſt verloren! Verhehlt mir nichts, Doktor! — Iſt keine Hoffnung mehr? — Seit einigen Tagen iſt er ja wohler.“

Der Arzt ſenkte die Augen und ſchwieg.

„Ach ja!“ ſchrie Dolores, „ich weiß es wohl, es gibt Krankheiten, die in den letzten Augenblicken Linderung gewähren — aber Sie kennen ja jetzt die Urſache ſeines Übels, Signor Juliano. Sie ſind ein kenntnißreicher Arzt, Sie werden ihn heilen. — O ſagen Sie mir, daß Sie ihn heilen werden.“

„Es iſt zu ſpät!“

Dolores ſtieß einen fürchterlichen Schrei aus. In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre und Gonzales mit funkelnden Augen trat ein.

„Zu ſpät!“ wiederholte er, „ſo gebt mir Pinſel!“

„Ich, ich bin es, die dich mordet!“ rief Dolores, ſich in ſeine Arme werfend.

„Pinſel! Pinſel will ich haben, bevor iſt ſterbe. Ich habe den Correggio geſehen — er hat mit mir geſprochen. — Ich bin auch ein Maler!« — Er wollte einige Schritte vorwärts thun, allein er ſchwankte, hielt ſich an der Mauer und wurde ohnmächtig. Man trug ihn in ſeine Wohnung, wo er bald zu ſich kam, aber ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen. Er verlangte, daß man ihm Alles bringe, was zum Malen nöthig iſt, und als dieß geſchehen war, betaſtete er Leinwand, Pinſel und Palette mit der Freude eines Kindes. Als man ihm die Staffelei nahe an das Bett gerückt hatte, erhob er ſich, bat Dolores, ſich daneben zu ſetzen und fing an zu malen.«

Es war, als ob eine übernatürliche Macht ſeinen Pinſel leite, und als ob er nur unter ihrem Einfluſſe, ohne ſich ſeiner bewußt zu ſein, male. Seine Hand zitterte nicht, die Leinwand belebte ſich unter derſelben wie durch einen Zauberſchlag. Der Graf und Juliano, welche hinter ihm ſtanden, konnten ſich nicht enthalten, von Zeit zu Zeit laut ihre Bewunderung zu äußern, allein er hörte ſie nicht. Die Haare in Unordnung, das Auge flammend, malte er, Lieder ſeiner Jugend ſummend. Plötzlich aber ſang er auch die Lieblings-Romanze Dolores. Und der Hirte ſprach zu Inez. »Ja, ja,« ſagte er wehmüthig, »das iſt das Lied, welches Dolores in Harlem ſang, als ich ihr verſprach, nicht mehr zu malen,« und die Pinſel erblickend, die er in der Hand hielt, fuhr er fort: »Unglücklicher, du haſt dein Wort gebrochen — Perez wird kommen. Laß uns fliehen, fort, fort!«

Er wollte aufſpringen, allein der Graf und Juliano hielten ihn zurück.

„Ha! da ſind ſie ſchon!“ ſchrie er mit den letzten Kräften, „verbirg dieſes Bild, Dolores! zerreiße es, zerreiße es.“

Er wollte noch Kräfte gewinnen, das Bild ſelbſt zu ergreifen, allein er fiel zurück, ſeine Hände falteten ſich zum Gebete, er that noch einen tiefen Seufzer, und ſeine Augen ſchloſſen ſich auf ewig.

Sara, die Tänzerin.

Phantaſtiſche Erzählung aus den Contes Bruns.

„Nein,“ ſchrie an einem Sabbatabende der Jude Fleiſchmann, indem er mit der Fauſt in den Tiſch hineinſchlug, an welchem er ſein Abendbrot verzehrte, „nein, ich werde es nimmermehr dulden, daß meine Tochter auf das Theater gehe, um die alten Wollüſtlinge durch Fußverrenkungen zu unterhalten; eine Tänzerin! meine Tochter eine Tänzerin, da ſie der junge Aaron zur Ehe begehrt hat, welcher der erſte Roßhändler in ganz Mecklenburg iſt.“ „Du haſt nicht unrecht Alter,“ erwiederte ſein Weib, „aber wenn das Mädel, wie man ſagt, großes Talent zur Tanzkunſt hat, ſo könnte ſie wohl dabei ihr Glück machen, man kann beim Theater recht gut leben, obwohl die Komödienfrauen eben nicht den beſten Ruf haben.“

„Schweige,“ rief der erzürnte Fleiſchmann, „Tänzerinnen ſind lebende Babylonierinnen. Ich wollte mein Kind lieber, wie Abraham, mit eigener Hand opfern, als daß ich es ein ſolches Leben führen ſehe.“ „Aber bedenke doch,“ verſetzte die Mutter, „der König David hat ja ſelbſt bei der Arche getanzt.“ „Ja, er tanzte,“ ſprach mit feierlichem Tone der Jude, „David tanzte zur Ehre des Allerhöchſten, und ſein

Tanz war ein ernſter, würdiger, nicht ſo ein Hüpfen wie auf dem Theater.“ Die Mutter ſchwieg, deckte den Tiſch ab, und ſprach kein Wort mehr, bis es Zeit war, ſchlafen zu gehen.

Drei Monate nach dieſer Unterredung war das Theater in der Hauptſtadt voller als lange Zeit, und in einer der vorderſten Logen, worin ein Geſandter und ſein Sekretär ſaßen, hatte folgendes Geſpräch Statt:

„Eine Jüdin zur Geliebten zu haben,“ ſprach der junge Sekretär, „das war immer mein Ideal.“ „Ja, Sie haben recht,“ antwortete der Geſandte, „es iſt immer etwas pikantes in den Geſichtern der Judenmädchen. Und bei dieſer kommt noch ein Umſtand dazu, der ſie intereſſant macht,“ fuhr der Sekretär fort, „ihr Vater iſt ein Jude von ſtrengen Grundſätzen, ſie mußte mit ihrer ganzen Familie brechen, um auf's Theater zu gehen, ſie opferte Alles für ihren Beruf.

Die Ouverture begann, der Vorhang rauſchte empor und Amouretten und Nymphen bildeten den Eingang des Ballettes. In der dritten Scene erſchien Sara. Sie war groß und ſchlank und dennoch zierlich, ebenmäßig und üppig gebaut. Seit Menſchengedenken hatte man keine ſo reizende Geſtalt auf der Bühne geſehen. Alles brach ſchon bei ihrem Erſcheinen in enthuſiaſtiſche Beifallsbezeugungen aus. Alle Repräſentanten der Herrſcher von ganz Europa waren gleich entzückt, und in dieſem Punkte war das Gleichgewicht von Europa vollkommen hergeſtellt.

In dem Augenblicke als die junge Debutantin, nachdem ſie ſich längere Zeit den Nachſtellungen eines Zephirs entzogen hatte, ganz erſchöpft auf eine Bank fiel, und von ihm einen Kuß empfing, ſtürzte ein Mann, der gar nichts Mythologiſches an ſich hatte, einen Hut mit breiten Krämpen und einen langen Bart trug, aus der Couliſſe auf die Bühne, faßte die Tänzerin bei ihrem dünnen Kleide, daß es zerriß, und ſchrie: »Unglückliche! alſo nichts konnte dich zurückhalten, du wagteſt es, dich halb nackt vor aller Welt zu zeigen, wohlan, vor aller Welt verfluch ich dich, ſchamloſes Kind! Gott ſoll dich in Elend und Schande ſterben laſſen. Verflucht ſeiſt du!« Da der Mann nichts weniger als ein Comödiant war, ſo bewirkte dieſer Fluch eine größere Wirkung, als je einer auf der Bühne hervorbrachte.

Bei dieſer fürchterlichen Scene fiel Sara in Ohnmacht. Zwei Soldaten, welche in den Couliſſen die Wache hatten, ergriffen den Ruheſtörer und warfen ihn auf die Gaſſe. Der Direktor des Theaters konnte den Zorn des Mannes nicht begreifen, da er doch ſeine Tochter ſo vortheilhaft engagirt hatte. Die Männer im Parterre nannten dieß Benehmen abgeſchmackt und grauſam, die Frauen aber ziſchelten ſich zu, die Tänzerin müſſe eine ſehr verdorbene Perſon ſeyn, da ſie ihrem ehrwürdigen Vater einen ſolchen Schmerz verurſachen konnte. Der Pöbel im letzten Stocke begehrte, daß entweder das Ballet weiter getanzt werde, oder daß man ihm ſein Geld zurück gebe; denn auf dem Zettel ſei nicht geſtanden, daß ein bürgerliches Trauerſpiel ſtatt eines Tanzes aufgeführt werde.

Vater und Tochter wohnten ſchon längere Zeit nicht mehr in demſelben Hauſe; als ſie heim kamen, befiel beide ein heftiges hitziges Fieber. Die Jugend des Mädchens (ſie zählte 17 Jahre) half ihr dieſes überſtehen, der Vater aber ſtarb und wurde auf dem Kirchhofe der Juden beerdiget.

Es iſt etwas Entſetzliches um den Fluch eines Vaters. Es iſt keine Gewalt, es iſt keine Subſtanz, nichts Körperliches, keine materielle Sache, womit man denjenigen berühren könnte, an den man ihn wendet. Es ſind nur drei Worte, womit der Wunſch für deſſen Unglück ausgeſprochen wird, eine Rede, die auch keine andere Form hat, als wenn man z. B. ſagt: „Hol dich der Henker!“ Und doch iſt das ganze Leben eines Menſchen vergällt und ſelten bringt Jener es mehr zu irgend einem irdiſchen Wohlſeyn, auf welchem ein väterlicher Fluch ruht.

Sara hatte leider alles bald vergeſſen, ſie fand ihr Glück darin, bald nachher in die Hauptſtadt Frankreichs berufen zu werden, wo die Tänzerinnen ſo geehrt werden, wie einſt in Rom die Veſtalinnen. Sie reiſte in einem prächtigen Wagen voll der ſchönſten Hoffnungen dahin ab, allein in einer finſteren Nacht fiel der Wagen in einen tiefen Graben, und man zog die arme Sara in einem bemitleidenswerthen Zuſtande hervor und trug ſie in das nächſte Dorf. Der Wundarzt gab wenig Hoffnung, verſuchte aber ſeine Kunſt noch auf eine fürchterlich ſchmerzliche Art für Sara. Sie fiel in ein Delirium, ſprach von ihrem Vater, von Paris, von einem neuen großen Ballette, und am nächſten Morgen gab ſie ihren Geiſt auf.

Dieß war Sara's Leben dießſeits; laß ſehen wie es jenſeits war.

Die Seele flog hinüber ins Eliſium, und eine Stimme erſcholl: Seele, die ich nach meinem Ebenbilde gemacht habe, woher kommſt du?

Von der Erde.

Was haſt du mit der Zeit angefangen, die dir dort geſchenkt war?

Sie war ſehr kurz.

Um ſo mehr hätteſt du ſie gut anwenden ſollen. Haſt du den Armen gegeben?

Manchmal.

Ja, dreißig Mal in Allem, zehnmal aus Milde, zwanzigmal aus Stolz. — Ausgeglichen. — Haſt du öfter an deinen Schöpfer gedacht?

O ja, oft.

Oft, bis in dein zwölftes Jahr, als deine Mutter dich anhielt zu beten; aber ſpäter dachteſt du nur an Glanz, Ruhm und Zierde aller Art. Haſt du Vater und Mutter geehrt?

Ich liebte ſie.

Warſt du ihnen nie ungehorſam?

Die Seele ſchwieg, und erbebte wie ein Blatt im Winde.

Sara, dein Vater ſtarb aus Gram über dich, und ſeine Seele iſt hier im Eliſium, er hat dich verflucht und iſt geſtorben ohne ſeinen Fluch zurückzunehmen. — Stürze hinab in die ewige Finſterniß!

Alſogleich verſammelten ſich die Geiſter des Tartarus und ſie ergriffen ſie und zogen ſie mit hinab in ihr Reich. Einer riß ſie dem Andern aus den Händen, um die Ehre zu haben, ſie ſeinem Könige zu überbringen.

Pluto ſaß auf ſeinem Throne, die Dämonen flogen herzu und riefen: König, wir bringen dir eine Seele.

Seele! was haſt du verbrochen? fragte Pluto.

Ich habe getanzt, ſo gut, daß mein Vater darüber geſtorben iſt, und mich verflucht hat.

Pluto lachte, daß man meinte, es donnre, und da er eben ſeinen guten Tag hatte, ſo fragte er die Dämonen, welche ihm die Seele Saras brachten: Sagt, was ſollen wir mit ihr thun?

Der Erſte antwortete: Hängen wir ſie bei den Füſſen auf, damit ſie damit büße, womit ſie geſündiget hat.

Zu gemein! verſetzte der Meiſter, und er fragte weiter.

Ich, ſagte der Zweite, ſchlage meine famoſe Mixtur vor: Siedendes Öl, Schwefel und Blei, Silber und Bronz gut gemiſcht und heiß eingegoſſen.

Die arme Seele litt während dieſer Deliberation fürchterliche Angſt, aber Pluto gab dem Opponenten einen Fußtritt, und ſprach: „Schweige, elender Klaſſiker, mit deiner uralten Methode. Ich habe eine Idee! Und ſich von ſeinem Throne erhebend, befahl er in einem Winkel ſeines Reiches alſogleich einen ungeheuren Schauſpielſaal zu errichten, welcher einige Millionen Zuſeher faſſen kann. Weder Malerei noch Vergoldung, weder Luſtres noch Candelabers waren geſpart. Im Orcheſter befanden ſich 50 ſchreiende Trompeten, 100 quickende Clarinetten und Oboen, 20 Tamtam, 20 Pauken, 40 ſchnarchende Contrabäſſe und 100 Piccoli, womit eine Spontiniſche Ouverture aufgeführt wurde.

Dann ruhten für einen Tag der Ewigkeit die Keſſel und die Folterbänke, und die ſchöne Welt der Verdammten wurde eingeladen, mit ihrer Gegenwart die Eröffnung des hölliſchen National-Theaters mit ihrem Beſuche zu beehren.

Man gab den Damen, welche ſeit der Zeit als ſie in dem ewigen Schwefelpfuhle brieten, die Freuden der Erde faſt vergeſſen hatten, ihre Hüte mit Blumen geziert, ihre Federn und Caſchemirſhawls und ihren Schmuck für dieſen Tag wieder. Sie nahmen im erſten Range der Logen Platz, und hinter ihnen ſtand die Elite der Verdammten. Bei jedem Ein- und Ausgange ſtanden zwei Dämonen als Billetteurs, welche Alles hinein, aber Niemanden heraus ließen, daher auch keine Retourkarten gaben.

In der größten Loge erſchien dann Pluto ſelbſt, umgeben von ſeinem Hofſtaate. Hierauf begann das Spektakel mit einem Melodrama. Wir können davon keine genaue Analyſe geben, aber ſo viel iſt gewiß, zwei Scenen brachten eine ungeheure Wirkung hervor und mußten wiederholt werden. In der Einen hatten die Autoren die Freuden der Gerechten ins Lächerliche zu ziehen, und das Feuer der Verdammten für weit herrlicher darzuſtellen geſucht. Man kann denken, welchen Beifall dieſe Scene bei einem ſolchen Auditorium haben mußte. In der zweiten Scene klagte ein Genius in einer ungeheuer langen Romanze, daß er alle Freuden der Erde verloren, und ſeine irdiſchen Geliebten und Freunde oben nicht wieder gefunden habe, ſeine Sehnſucht nach unten war durch ſechs Violes d'amour ausgedrückt, welche einen unbeſchreiblichen Effekt hervorbrachten.

Dann folgte ein Ballet.

Mehre Tänzerinnen rivaliſirten darin, ſowohl in der Fußkunſt als auch in reizenden Gruppirungen. Bei jedem glänzenden Pas, bei jeder gewagten Pirouette gab Pluto ſelbſt das Zeichen zum Klatſchen, und ein Donner von Beifall erſcholl, allein als Sara erſchien, affektirte er, — denn dieß lag in ſeinem Plan — eine kalte Gleichgiltigkeit, welche die Zuſeher mit ihm theilten. Das arme Mädchen durfte ſich aus allen ihren Kräften bemühen, es herrſchte Todtenſtille im ganzen Hauſe. Daher wurde ſie auch, als ſie in die Couliſſe kam, von Nervenkrämpfen heftig befallen. Pluto wußte wohl, die größte Qual eines Künſtlers ſei, ſeine Mitkünſtler ſich vorgezogen zu ſehen. Überzeugt nun von dieſer neuen Art von Tortur, und da er etwas Anderes zu thun hatte, als bis zu Ende des Balletes zu bleiben, erhob er ſich von ſeinem Sitze, und alſogleich traten Dämonen mit Geißeln ein und leerten mit tüchtigen Hieben den Saal von der hoch anſehnlichen Geſellſchaft.

Seit dieſer Zeit iſt dieſer Saal verlaſſen, und nur Sara, welcher das Beifallklatſchen, das man ihren Nebenbuhlerinnen zollte, ohne Unterlaß in den Ohren gellt, muß da fort und fort ohne Ruhe tanzen. Es iſt kein Orcheſter da, welches ihr dazu aufſpielt, kein Auge um ihre Schönheit und ihre Grazie zu bewundern, und kein reicher Gönner, der in ſie verliebt wird.

Das Opfer einer Frau.

Gemälde aus dem Leben.

»Die Frau Gräfin von Hollenberg!« kündigte ein Bedienter bei der Thür eines kleinen Salons an, und die Frau, welche darinnen auf dem Canape ſaß, erhob ſich ſchnell.

Die Beſuchende und die Beſuchte waren ſehr verſchieden. Die Erſte verwelkt, alt; die Letztere jung, ſchön, anmuthig und liebenswürdig, und doch ſchienen Beide, als ſie ſich erblickten, gleich betroffen und bewegt, und es trat nach der gewöhnlichen Bewillkommung eine lange Pauſe des Stillſchweigens ein. Endlich nahm die Gräfin das Wort.

»Frau von Waller,« ſprach ſie, »Sie müſſen erſtaunt ſeyn, mich bei ſich zu ſehen, mein Billet von dieſem Morgen hat Ihnen wohl meinen Beſuch, aber nicht den Grund desſelben angekündigt. Schenken Sie mir einige Minuten Aufmerkſamkeit, und vor Allem verzeihen Sie mir den Schmerz, den ich Ihnen zu verurſachen gezwungen bin. Ich habe Sie nie geſehen, und dennoch kenne ich Sie genau. Ich weiß, wie groß und edel Ihre Seele iſt. Ich weiß, daß Sie, umrungen von Verführungen, allen widerſtanden haben, mit Ausnahme einer einzigen. Erröthen Sie nicht. Kann es Ihnen die Mutter Edmund's zum Verbrechen anrechnen, daß Sie Ihren Sohn allen übrigen vorgezogen haben? Das iſt eine Schwäche in den Augen Anderer, in den meinigen aber ein Reiz mehr. Ich liebe meinen Sohn ſo ſehr, daß ich begreifen kann, wie ihn Andere lieben können. Arme, junge Frau! Sie lieben ihn! Nicht wahr, es iſt ſehr grauſam, von Ihnen das Opfer dieſer Liebe zu verlangen? Ach, wäre es mit dem Glücke meines Sohnes, mit dem Wohle unſerer ganzen Familie vereinbar, mit welchem Vergnügen würde ich Sie als meine Tochter in die Arme ſchließen, Sie, theure Iſabella, die ſein Herz gewählt. O, blicken Sie mich nicht ſo fürchterlich an, Sie erſchrecken mich!« Mit dieſen Worten ſchlang die Gräfin ihren Arm um Iſabellens Nacken, welche, ohne Bewegung, zu ſprechen verſuchte, aber nur ſehr leiſe die Worte hervorbrachte: »Was wollen Sie von mir, Frau Gräfin? Erklären Sie ſich ſchnell, ſonſt möchte ich nicht die Kraft beſitzen, Sie anzuhören.«

— »Oder ich nicht die Kraft, Sie zu quälen. Jetzt, da ich Sie ſo unglücklich ſehe, bedarf ich meines ganzen mütterlichen Muthes. Schelten Sie mich nicht hart, ich bin nur offen, und habe Vertrauen in Ihre Großmuth. Laſſen Sie uns ſo ruhig als möglich mit einander ſprechen. Sie kennen Edmunds Lage, die meinige. Sein Vater folgte dem Strome der Weltbegebenheiten, und büßte ſein Vergehen durch zehn Jahre des Exiles, bis er endlich im Elende, entfernt vom Vaterlande ſtarb. Leider erinnert ſich der Herzog noch immer des kühnen Edelmannes, welcher ſich ihm entgegenſetzte. Weder ich noch mein Sohn erhalten das Mindeſte von ihm, und nur mit Hilfe der größten Eingezogenheit und Sparſamkeit können wir leben. Doch bietet ſich ein Mittel, uns aus dieſer peinlichen Lage zu reißen, und dieſes iſt eine reiche

Heirath. Wenn dieſe zu Stande kommt, ſo öffnet ſich für Edmund ein neues Feld zu Würden und Ehren, und daß er ſich dieſe verſchaffen werde, dafür bürgen mir ſeine Talente.«

»Warum ſagen Sie mir das, Gräfin? Kommen Sie mit Einwilligung Ihres Sohnes? Hat er ſo wenig Mitleid mit meinen Thränen, daß er zum Verräther an dem Geheimniſſe meines Lebens wurde, oder hält er mich ſeiner Achtung nicht mehr würdig?«

»Mein Sohn weiß nicht, daß ich Sie aufgeſucht habe, und nur die Hoffnung auf Ihren Edelmuth ließ mich dieſen Schritt wagen. Er liebt Sie unausſprechlich, er will kein Glück, das ihn von Ihnen entfernte; Sie beſitzen ſeine Achtung in ſo hohem Grade, daß ſelbſt Ihr Name nie über ſeine Lippen kam.«

Nun hörte Iſabella nichts mehr. Trunken vor Freude, küßte ſie die Hand der Gräfin und rief: »O, wiederholen Sie, was Sie geſagt haben. Mein Edmund liebt mich! O, ich war deſſen gewiß, er wird mich nicht verlaſſen! Mein Gott, ich danke dir für dieſen Augenblick.«

Die Gräfin ſuchte dieſe Ergießungen der Freude nicht zurückzuhalten, ſie ließ ſie im vollen Maße ausſtrömen, aber theilte ſie nicht. Ihr kalter, trauriger Blick haftete auf Iſabellen, und ſah ihr in das Innerſte der Seele.

»Nun aber, Frau Gräfin,« fragte dann Iſabella, »was kann ich bei dieſen Umſtänden thun? Wenn Edmund keine Andere heirathen will — er iſt frei, und Herr ſeines Willens.«

»Ich hätte gedacht,« erwiederte die Gräfin, »Sie liebten ihn mehr, Ihre Leidenſchaft wäre beſſerer Art, und könne ſich meiner mütterlichen Zärtlichkeit an die Seite ſtellen. Da

Sie mich nicht begreifen, ſo habe ich mich in Ihnen geirrt, und ich habe nichts weiter hier zu thun. Sie ſind ein gewöhnliches Weib, und mein Sohn iſt verloren! Leben Sie wohl!«

»Gräfin! Gräfin! noch ein Wort. Sie wollen, ich ſoll ihm entſagen, zu ſeinem Glücke, und wenn ich einwilligte, wird er es wollen? Glauben Sie, daß es von meiner Seite nur eines Wortes bedarf, um unſer Herzensbündniß zu trennen?«

— »Nein, er wird ſich nicht von Ihnen trennen, aber können Sie ſich nicht von ihm trennen?«

»Ich? — Nie, nie!«

— »Auch nicht zu ſeinem Glücke?«

»Sterben? — Ja! Ihn verlaſſen? Nein!«

— »Sterben? Welch' ein fürchterliches Wort in Ihrem Alter, in Ihren angenehmen Lebensverhältniſſen! Glauben Sie mir, eine Frau muß erſt anfangen an der Zukunft zu verzweifeln, wenn ſie alt wird. Wollen Sie, meine geliebte Tochter, wollen Sie Edmunds Schweſter werden?«

»Gräfin! Sie ſind Weib, Sie ſind Mutter. Wenn man Ihnen ſagte, Sie ſollen Ihren Sohn, Ihren Vielgeliebten einer Andern überlaſſen, die ihm von nun an Mutter ſein, die er von nun an als Kind lieben wird, Sie würden Edmund in Ihre Arme ſchließen und der ganzen Welt Trotz bieten, ihn von Ihrem Herzen zu reißen. Und doch bliebe Ihnen auch noch nach ſeinem Verluſte eine Tochter, welche Sie nicht minder lieben. Sie wären immer noch die Gräfin von Hollenberg, geachtet von der Welt und umgeben von Freunden und Schmeichlern. Dieſen Edmund, Gott hat Ihnen denſelben geſchickt, Sie haben ihn angenommen, nicht gewählt, wie ich. Wiſſen Sie, was ich ihm geopfert habe? Für ihn habe ich mich daran gewöhnt, vor der Welt in einem zweideutigen Lichte da zu ſtehen, für ihn muß ich vor meiner Familie — ja auch vor meinem Gewiſſen erröthen. Ich habe geſagt: »Dieſer ſoll dein Herr ſein,« und er iſt es geworden. Ich vergaß alles dasjenige, was ich vor ihm kannte, ich vergoß mehr Thränen, als er mir Küſſe gab. Wenn man mir meine Liebe nimmt, die mein ſchönſter Schmuck iſt, ſo fällt auch der ſüße Schleier von meinen Augen, der mich vor mir ſelbſt, vor der Welt verbirgt. Ich bin eine arme, erniedrigte Frau, ohne Kraft, ohne Muth, ohne Tugend, ohne Schutz. Nein, er iſt mein, er bleibt mein, ich gäbe nicht eines ſeiner Haare für das Glück der ganzen Erde. »Gehen Sie, verlaſſen Sie mich, Sie machen mich nicht wanken, ich will nicht!«

»Mein Gott! wie iſt dieſe Frau blind!« rief die Gräfin, die Hände zuſammenſchlagend. »Sie lieben meinen Sohn wie eine Wahnſinnige, und er Sie jetzt leider eben ſo, denn auch er ſchlägt Alles für dieſe Liebe aus. Aber wie wird es in einigen Jahren, vielleicht in einigen Monaten ſeyn? Er wird ſeine blinde Leidenſchaft erkennen, bereuen, Sie mit Vorwürfen überhäufen, und was werden Sie ihm darauf antworten, wenn er ſagt: »Du haſt meine Exiſtenz vernichtet, ohne Dich wäre ich ein Anderer, als ich bin.«

— »O, das wird er nie ſagen, nie!«

»Er wird es ſagen, oder wenigſtens denken. Dann wird alle Ruhe von ihm, von Ihnen entflohen ſeyn, und Sie ſelbſt werden ſich von ihm trennen, aber mit Gewiſſensbiſſen und mit Haß. Haben Sie viele Verbindungen von der Art, wie die Ihrige, anders enden geſehen?“

Frau von Waller antwortete nicht, ſie hörte nur mit ſtarren Blicken und vor ſich gehaltenen Armen, als ob ſie ein fürchterliches Bild verſcheuchen wollte. Die Gräfin näherte ſich ihr und fuhr, ſie auf die Stirne küſſend, fort: „Statt deſſen wird Ihnen ſein Dank, ſeine Achtung, ja ſeine Liebe immer bleiben; denn er findet keine zweite Liebe, wie die Ihrige.“

„O mein Gott!“ rief die junge Frau, ſich plötzlich erhebend, „mein Gott, gib mir die Kraft!“ Ihre Blicke erhoben ſich ernſt gegen Himmel, dann hefteten ſie ſich auf alle Gegenſtände im Zimmer. Eine Thräne rollte über die Wange, die Lippen öffneten und ſchloſſen ſich mehre Male, endlich ſprach ſie ſo langſam und leiſe, daß man ſie nur mit Mühe verſtehen konnte: „Ja, ja, er ſoll mir ſein Glück danken, ich willige in Alles, ich will ſein und mein Herz brechen; ich will ihn von mir entfernen, ich will ihn zum Altar führen. Dann werd' ich frei ſeyn, nicht wahr? Aber wenn Sie, Frau Gräfin, ſich die Liebe Ihres Sohnes erhalten wollen, ſo trachten Sie, daß er nie erfahre, was vorgegangen iſt, er würde Ihnen nie verzeihen. Jetzt verlaſſen Sie mich, ich wünſche allein zu ſeyn; ſehen Sie zu verhindern, daß Edmund heute zu mir komme, ich muß mich faſſen, und mir Muth zum ſchweren Werke ſammeln. Leben Sie wohl!“

Die Gräfin ging, und Frau von Waller blieb den ganzen Tag über eingeſchloſſen. Was that ſie während dieſer langen Stunden? Niemand wußte es, und der Himmel behüthe mich, den Schleier zu lüften, der ſo viele Schmerzen bedeckt. Als ſie am andern Tage verlangte, man ſolle einen Wagen beſtellen, erſtaunte ihr Kammermädchen über ihr Ausſehen. Eine Krankheit hätte ſie nicht mehr verändern können. Aber von dieſem Augenblicke an wankte ſie auch nicht mehr in Ausführung ihres edelmüthigen Entſchluſſes. Sie fuhr herum und machte Einkäufe bis Mittag. Graf Edmund wollte ſie zur gewöhnlichen Stunde beſuchen und fand ſie nicht zu Hauſe. Es war das erſte Mal ſeit vier Jahren. Des Abends erſchien ſie auf einem Ball, ſie konnte ſich kaum aufrecht halten, dennoch war ſie glänzend geſchmückt, und ein fröhliches Lächeln umſchwebte ihren Mund. Edmund näherte ſich ihr, und ſuchte vergebens die Camellien an ihrem Buſen, die er ihr geſandt hatte — zum erſten Male trug ſie dieſe nicht.

„Sie haben dieſen Morgen eine lange Spazierfahrt gemacht,“ ſprach er laut zu ihr: „Iſabella, wo ſind die Blumen?“ ſetzte er leiſe hinzu.

„Ich habe ſie auf meiner Toilette vergeſſen,“ antwortete ſie, und ſtürzte ſich in den Tanz.

Der Graf traute ſeinen Ohren nicht, er war an Iſabellens Zärtlichkeit in jedem Augenblicke, an ihre Delikateſſe, welche auch die kleinſte Kleinigkeit nie vernachläſſigte, ſo gewohnt, daß er im Schooße dieſes Glückes feſt entſchlummerte, und nie dachte, daß er je erwachen könne. Eine Aufwallung von Eiferſucht ſchnitt durch ſeine Seele; er ſuchte ſie auf, ſie tanzte, ſie lachte und zwang ſich, die Liebenswürdige gegen die Männer, welche ſie umgaben, zu machen. Sie litt unausſprechlich, aber ſie wollte ihr Opfer ganz bringen.

Mehre Tage verfloſſen auf gleiche Art. Es waren nur Kleinigkeiten, welche Edmund auffielen, ſo wie die Blumen, aber, oft wiederholt, ſchmerzen ſie. Er beklagte ſich, ſie ſcherzte. Die Zänkereien mehrten ſich, die Wiedervereinigungen waren weniger zärtlich. Auch die feinſte Kokette hätte ſich ihres Spielzeuges, deſſen ſie überdrüſſig geworden, nicht mit mehr Kunſt entledigen können.

Eines Abends empfing Iſabella, auf dem Canape ſitzend, Beſuche und Huldigungen von jungen Männern. Edmund ſpielte mit ihrem Fächer, ſie begehrte ihn, er beugte ſich zu ihr, und ſprach leiſe: „Sie ſind heute ſehr ſchön Iſabella, und haben keinen Blick für mich. Bin ich es nicht mehr, für den Sie ſich ſchmücken?“

Die wehmüthige Stimme des geliebten Mannes drang tief in ihre Seele, und machte ſie beben; aber ſchnell ermannte ſie ſich wieder und antwortete lächelnd: „Schön? Nun ja, ſolche Schmeicheleien hör' ich täglich.“

„Iſabella, Sie lieben mich nicht mehr?“

Sie ſtand auf, denn ſie fühlte wohl, daß ſie länger nicht ſtandhaft bleiben konnte.

Während dieſer Zeit hatte die Gräfin ihren Plan nicht aus den Augen verloren. Edmunds Traurigkeit gab ihr den Beweis, daß Iſabella ihr Verſprechen erfüllt habe. Sie fragte ihn nicht, aber ſie zeigte, daß ſie die Urſache ahne: ſie verdoppelte ihre mütterliche Sorgfalt und Zärtlichkeit. Sie ließ Worte fallen, welche der Verdacht ſchnell aufnimmt, und zeigte ihm dann das Herz der Mutter als Zufluchtsſtätte; ſie malte ihm die Liebe und die häuslichen Freuden eines unverdorbenen reinen Weſens. Kein Wort von Reichthum oder Würden, ſie kannte ihren Sohn zu gut, um zu wiſſen, daß man die Stufen des Ehrgeizes mit Blumen beſtreuen, nicht vergolden müſſe. Nach und nach ging Edmund weniger allein aus, er willigte ſogar darein, ſeine Mutter zum Grafen Oſtromonte zu begleiten, obſchon er früher die Hand ſeiner Tochter ausgeſchlagen hatte. Ein Wort, ein Blick Iſabellens hätte das ganze, verſtändig aufgeführte Gebäude der Gräfin umſtürzen können, allein Iſabella war und blieb ſtandhaft.

Bei einem großen Feſte ſaß Iſabella neben der Comteſſe Oſtromonte. Beide errötheten. Bald nahte ſich Edmund; ärgerlich über die Gleichgiltigkeit Iſabellens, ſuchte er ihre Leidenſchaft durch Eiferſucht wieder aufzuregen. Nachdem er ſie kalt gegrüßt, ſetzte er ſich neben die Comteſſe, und beſchäftigte ſich nur mit ihr. Alle Artigkeiten, alle ſeine Liebenswürdigkeiten bot er auf, ſie zu unterhalten. Endlich wandte er ſich ſogar zu Iſabellen mit den Worten: „Das iſt ein wahrer Engel von einem Mädchen, nicht wahr?“

„O ja!“ antwortete die Unglückliche, indem ſie ihre Lorgnette vor die feuchten Augen hielt, und mit zerſtreuter Miene das Kleid einer vorübergehenden Frau muſterte; „ſie iſt ganz geſchaffen, einen Mann glücklich zu machen.“

„Wie?“ dachte Edmund, „nicht einmal die geringſte Bewegung? Es iſt vorbei, ich habe ſie verloren!“ und indem er Iſabellen krampfhaft am Arme faßte, flüſterte er ihr zu: „Morgen will ich Sie ſprechen; ſein Sie um drei Uhr allein. Ich habe das Recht, dieß zu fordern. Wenn Sie es vergeſſen haben, ich erinnere mich recht wohl daran. Unſer Verhältniß muß werden, wie es war, oder Alles muß brechen!«

Am nächſten Tage um drei Uhr erſchien er blaß, mit hohlen Augen und entfärbten Lippen; Iſabella hingegen kalt, fröhlich, mit belebten Zügen und feſter Haltung. Seit Langem hatte ſie dieſe Kriſe vorhergeſehen und ſich darauf vorbereitet. Edmund hatte die ganze Nacht nachgedacht, was und wie er es ſagen ſollte, er glaubte ſeiner ſicher zu ſeyn; allein als er Iſabella ſah, hatte er Alles vergeſſen. Er ſtürzte vor ihr auf die Knie, faßte ihre Hand, und bedeckte ſie mit Küſſen und Thränen.

»Es iſt alſo geſchehen, Iſabella!« rief er, »du ſtößeſt mich von dir? Du liebſt mich nicht mehr? O, mein Gott! das überleb' ich nicht! Gib mir mein Glück zurück, gib mir mein Leben wieder! Du ſiehſt, was ich leide, aber du haſt kein Herz, kein Mitleid mehr für mich. Was, um Gotteswillen. hat dich ſo verändert? Was hab' ich dir gethan? Was willſt du, daß ich für dich thun ſoll? Antworte nur ein Wort, du mußt reden, du, und nicht jene Frau, die mich ſchon ſeit zwei Monaten martert!«

Sie ſchwieg, und er fuhr fort: »Wie? Kein Wort? Alſo wahr, wahr, daß du mich nicht mehr liebſt? Ach, ich glaubte es noch immer nicht!«

Iſabella fühlte wohl, daß dieß der entſcheidende Augenblick ſei; alle ihre Nerven bebten, Thränen näßten ihre Augen; ſchon wollte ſie ihre Arme ausbreiten, den Heißgeliebten zu umfangen; aber ihres Verſprechens gedenkend, raffte ſie all' ihren Muth zuſammen, und antwortete mit bewegter Stimme: »Nein, ich liebe Sie nicht mehr, Graf, nehmen Sie Ihre Schwüre zurück, und ſein Sie glücklich!«

Da floßen Edmund's Thränen in Strömen, die Bruſt ſchien ihm zerſpringen zu wollen, ſein Schmerz hätte einen Marmor bewegen können. Da konnte ſich Iſabella nicht mehr aufrecht erhalten, ſie ſank ohnmächtig zu Boden. — Edmund klingelte, das Kammermädchen trat ein, um ihre Gebieterin zu Bette zu bringen, und der Graf entfernte ſich verzweiflungsvoll.

Als Iſabella wieder zu ſich kam, dankte ſie Gott für dieſe Ohnmacht, denn ſie fühlte wohl, daß dieſer Augenblick ſtärker geweſen wäre, als ihr Muth. Edmund forderte Erklärung, welche Gründe ſollte ſie angeben. Sie hatte verſprochen, ja, ſie hatte ſelbſt geſchworen, für ſein Glück ſich zu opfern. Sie ſah wohl ein, daß eine zweite Zuſammenkunft nicht weniger gefährlich ſeyn würde; daher ſchrieb ſie, ſchrieb einen kurzen, kalten Brief, gab keine Gründe an, machte kein Vorwürfe. Einige Ausdrücke von Freundſchaft waren Alles.

Gibt es etwas Fürchterlicheres, als ein geliebtes Weſen zu verlieren? Die Kette iſt gebrochen, aber die Ringe bleiben. Erinnerungen, die man ſingend in den Schlummer lullt, erwachen ſtets auf's Neue; ein Wort malt die ſchöne Vergangenheit, und dasſelbe Wort deckt über die Zukunft den Trauerſchleier. Man glaubt an nichts mehr. Man glaubt an keine Illuſion mehr. Es iſt ein entzaubertes Leben, eine gebrochene Seele, ein Engel, dem man die Flügel beſchnitten hat, und der nun an der Erde feſtgehalten wird. Edmund empfand dieß Alles tief; er las den Brief Iſabellens oft, er ſuchte darin einen Thau Hoffnung, vergebens! Alles war vorbei! Die Gräfin, welche ihn genau beobachtete, zweifelte nicht mehr an ihrem vollſtändigen Siege. „Mein Sohn,“ ſprach ſie eines Abends zu ihm, „du biſt betrübt bis zum Tode. Denkſt du denn an deine Mutter nicht mehr? Gibt es denn nur dieſes einzige Weib für dich auf der Welt?“

„O, Mutter, Sie wiſſen nicht, was ich verliere,“ antwortete Edmund.

— „Ach, Alles ändert ſich auf dieſer Welt, mein Edmund.“

„Alles? Ja! Aber ſie!— ſie! — Auf ſie hatte ich alle meine Hoffnungen gebaut, bei ihr vergaß ich mich und die ganze Welt. Sie war mir Geliebte, Freundin, Schweſter, Alles in Allem. Ich liebe, ich verehre Sie, theure Mutter, aber Sie können mich über Iſabellens Verluſt nicht tröſten. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, was ich empfinde, es iſt mir ein bisher ganz unbekannter Schmerz. Ich fühle mich in die Welt hinausgeſchleudert, gleichgiltig gegen Alles, ohne Leidenſchaft, ohne Willen, ohne Kraft, ohne Herz. Sie hat Alles behalten. Ich habe auch kein Verlangen, zu wiſſen, warum ſie mich verläßt. Sie verläßt mich — und das iſt genug.“

„Hätt' ich ihn doch ganz unglücklich gemacht?“ dachte die Gräfin. Sie ging daher ſehr vorſichtig zu Werke, trauerte Anfangs mit ihrem Sohne, und indem ſie auf einer Seite Iſabellens gute Eigenſchaften lobte, wurde es ihr möglich, auch eine Schattenſeite aufzurollen. Sie ſprach von Leichtſinn, von Veränderungsſucht, und Edmund antwortete hierauf nur mit einem Seufzer. Endlich wagte ſie ſogar, mit ihrem Plane hervorzurücken, und wurde zu ihrem Erſtaunen nicht zurückgewieſen.

»Thun Sie, was Sie wollen, liebe Mutter,« antwortete der Sohn, »mir iſt Alles gleichgiltig.«

Die Gräfin ließ ſich dieß nicht zweimal ſagen, und in einem Monate hallte die ganze Stadt von der glänzenden Heirath wieder.

In dieſer Stadt war aber auch ein Weſen, deren Leiden unſäglich waren; ein ſchwaches Geſchöpf, gebeugt von dem Gewichte der Qualen. Man wußte dieſes, und die Menge ſpottete ihrer noch, aber eben dieſe Grauſamkeit gab ihr neuen Muth, und erhob ſie über ſich ſelbſt. Unter den Glückswunſchbeſuchen, welche die Comteſſe Oſtremonte empfing, war jener Iſabellens der erſte. Nicht eine Muskel ihres Geſichtes veränderte ſich, als ſie der künftigen Gräfin Hollenburg Glück wünſchte. »Das iſt eine ſublime Frau,« dachte die Gräfin.

Der Tag der Vermählungsfeierlichkeit erſchien. Die ganze Kirche war voll Menſchen, theils wollte man das Brautpaar ſehen, theils waren beſonders die Frauen neugierig, ob Iſabella dabei erſcheinen, und wie ſie ſich benehmen würde. Man fürchtete eine Scene. Als Iſabella wirklich eintrat, wendeten ſich alle Blicke nach ihr. Ihr Schritt war feſt, und ihre Toilette gewählt. Nicht eine Stecknadel, die nicht an ihrem Platze geweſen wäre. Nichts kündigte eine durch Leidenſchaft herbeigeführte Unordnung an. Als ſich die Brautleute dem Altare näherten, trat auch Iſabella aus ihrem Stuhl, und nahm einen Platz neben der Gräfin Hollenberg ein. „Ich habe das Recht, hier zu ſeyn," ſagte ſie der Gräfin in's Ohr, „ohne mich wäre Edmund nicht hier. Ich reiſe dieſen Abend, und erſuche Sie vorher um eine Unterredung."

„Nach der Meſſe!" antwortete die Gräfin.

„Das iſt nicht genug. Edmunds Gattin muß dabei gegenwärtig ſeyn. Sein Sie ohne Sorge," fügte ſie hinzu, „ich werde mein Werk nicht ſelbſt vernichten. Verſprechen Sie es mir?"

„Ich verſpreche es Ihnen."

Der Prieſter fragte Edmund: „Edmund, Graf von Hollenberg, wollen Sie ſich mit gegenwärtiger Gräfin Ida d'Oſtromonte ehelich verbinden?" Edmund zögerte zu antworten. Da wiederholte der Prieſter mit lauter Stimme ſeine Frage, und Edmund antwortete: „Ja."

Iſabella betete eifrig, ihre Augen verließen den Altar nicht. So preßt der zum Tode Verurtheilte das Kruzifix an ſeine Bruſt. Die Copulation ward vollzogen, hierauf folgten Fragen, Glückwünſche, Schmeicheleien, kurz, all der Lärmen, ſo unerträglich für ein Weſen, welches leidet und allein leiden muß. Als der letzte Zeuge ſich entfernt hatte, und das Geraſſel der Wagen im Hofe verhallt war, führte die Gräfin ihre Schwiegertochter in das Zimmer, wo ſie Iſabella erwartete. Als Beide eintraten, ſtand dieſe vom Stuhle auf, ſank aber, zu ſchwach, um ſich aufrecht zu erhalten, wieder zurück. Die junge Neuvermälte grüßte ſie kalt, und that einen Schritt gegen die Thür; es war ſichtbar, daß ſie von Allem unterrichtet war.

„Bleiben Sie, Gräfin!" rief Iſabella, „fliehen Sie mich nicht, ich werde Sie nicht lange aufhalten. Sie ſehen, in welchem Zuſtande ich mich befinde, dennoch reiſe ich noch dieſen Abend, und es drängt mich nur, Ihnen Lebewohl zu ſagen, und Ihnen einen guten Rath zu geben, wenn Sie ihn von mir annehmen wollen. Ich hätte gewünſcht, daß Ihnen die Vergangenheit verſchwiegen geblieben wäre, es iſt nicht geſchehen. Ganz natürlich, Sie ſind ein Weib, und müſſen auch Ihren Theil Kummer haben. Sein Sie übrigens ganz ruhig, Ihr Gemahl gehört Ihnen ganz und für immer an. Ich trete meine Rechte an Sie ab, dieſe müſſen ſchweigen vor jenen, welche Ihnen Gott gegeben hat. Aber ich beſchwöre Sie bei all' dem, was Ihnen das Heiligſte iſt, machen Sie ihn glücklich, und ſprechen Sie mit ihm nie von mir. Suchen Sie, daß er mich ganz und gar vergeſſe, Sie werden daran allein genug zu thun haben; denn ich habe ihn unausſprechlich geliebt. Folgen Sie ihm auf dem gefahrvollen Pfade der Ehre. Sie öffnen ihm dieſen Pfad, verlaſſen Sie ihn darauf nie. In Stunden des Kummers tröſten Sie ihn, Ihr Buſen ſei ſtets bereit, ſein müdes Haupt ruhen zu laſſen, Ihre Hand trockne den Schweiß von ſeiner Stirne. Pflegen Sie ihn, wie eine Mutter den Neugebornen, wachen Sie über dieſe Feuerſeele, bedecken Sie ihn mit Ihrem Flügel, um ſie vor Stolz und Eitelkeit zu bewahren, dann werden Sie ſagen können: »Ich bin die Glücklichſte der Frauen.« Sie können ſich vor ihm, dem Großen und Edlen, erniedrigen, ohne ſelbſt weniger groß und edel zu ſeyn, als er. O, welch ein ſchöner Beruf wurde Ihnen zu Theil! Ich ſuchte ihn zu erfüllen, denn ich begriff ihn ganz, das Schickſal trat dazwiſchen. Möge er Sie ſegnen, und Gott ihm lange Jahre ſchenken! Ihr Glück iſt bereits vollſtändig, denn Edmund iſt der Ihrige. Und Sie, Frau Gräfin, Mutter Edmund's, verwahren Sie gut Ihr Geheimniß. Sie kennen deſſen Wichtigkeit. Jetzt bin ich frei, nicht wahr? Leben Sie wohl — Sie ſind glücklich, genießen Sie Ihr Glück!«

Am Abend, wo im Hôtel der Neuvermälten der Tanz begann, verließ Iſabella die Stadt. Acht Tage nachher erfuhr man, ſie ſei einem hitzigen Fieber, welches ſie auf ihrem Landgute befiel, in wenigen Stunden zum Raube geworden.

Edmund zurückgezogen lebend, ſuchte Zerſtreuung auf dem Wege der Politik und fand ſie.

Zwanzig Jahre nachher lag die Gräfin Hollenberg auf dem Sterbebette. Bevor ſie ihre Augen ſchloß, gab ſie ihrem Sohne, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geworden war, einen Schlüſſel, und ſprach zu ihm: »Ich muß noch eine Handlung der Gerechtigkeit ausüben. Wenn ich nicht mehr bin, ſo öffne mit dieſem Schlüſſel meine Caſſette, aber allein, hörſt du? Lies die Papiere, welche ſich darin befinden. Ich hoffe, daß dich das Geheimniß, welches du erfahren wirſt, nicht dazu bringen wird, mein Andenken zu verwünſchen; denn die Erfahrung hat bewieſen, daß ich Recht hatte.«

Dieſe Worte tönten ſonderbar in des Grafen Ohren. Er erwies ſeiner Mutter die letzte Ehre, und zollte ihr die Thränen kindlicher Liebe, dann öffnete er die Caſſette. Das Erſte, was ihm darin auffiel, war ſeine eigene Schrift, eine Menge Briefe von ſeiner Hand, ſein Porträt, dann ein Päckchen Briefe mit der Adreſſe an ſeine Mutter. Die Unterſchrift des einen anſehend, ſchrie er: »Iſabella!« und las Folgendes:

»Sie ſind nun ganz glücklich, Frau Gräfin, da Sie am Ziele Ihrer Wünſche ſtehen. Verzeihen Sie, wenn ich dieſes Glück einen Augenblick ſtöre. In einem Teſtamente darf man Alles ſagen, und dieſes iſt ein Teſtament, denn bald werde ich nicht mehr ſeyn. Ich wollte noch einmal mein Herz öffnen, noch einmal von ihm ſprechen, und das durfte ich mit Niemanden als mit Ihnen. Auch — verzeihen Sie mir — ſind Sie es, die mich tödtet, und das Opfer hat ja das Recht, ſich bei ſeinem Mörder zu beklagen. Als ich Ihnen verſprach, mich von ihm zu trennen, ihn von mir zu ſtoßen und in den Armen einer Andern zu ſehen, traute ich meinen Kräften zu viel zu. Sie ſind erſchöpft, ich kann nicht mehr, ich bedarf der Ruhe, und dieſe ſuche und finde ich im Grabe. O, Gräfin! Möge Ihnen der Himmel verzeihen, denn Sie waren ſehr grauſam. Ich liebte ihn, wie noch nie ein Weib geliebt hat, und liebe ihn noch eben ſo. Auch er liebt mich!« —

»Ich hätte nur zu winken gebraucht, und er würde noch am Altare ſeine Verlobte verlaſſen haben, zu mir zurückgekehrt ſeyn, und wir hätten uns nie mehr getrennt. Ich widerſtand dieſer Verſuchung, mein Opfer ſollte erfüllt werden. Es ward es, und nun wollte ich ſterben; denn ich war frei, Sie durften nichts mehr von mir fordern, Gräfin, unſer Handel war geſchloſſen. Mein guter Vater widerſetzte ſich meinem Wunſche nicht, die Stadt zu verlaſſen und unſer Landhaus zu beziehen. Ich bitte dieſen ehrwürdigen Greis um Verzeihung für mein Leben und meinen Tod, er ſoll glauben, daß eine Krankheit mich hinweggerafft habe, wie Alle, auch Edmund. Gräfin, hüten Sie ſich, ihm die Wahrheit zu eröffnen, ſeine Zukunft würde vergiftet ſeyn, für die ich ſterbe. Möge er mich lieber für ungetreu halten, und meiner nicht mehr gedenken, als daß ich ihm eine Thräne koſte. O, mein Gott, wenn ich ihn nur noch einmal ſehen, ſeine Stimme hören könnte, eine Sekunde der Freude noch vor der ewigen Nacht. Gräfin, Sie müſſen mir Bürge ſeines Glückes ſeyn, und ich werde von Ihnen Rechenſchaft fordern, vor dem Richterſtuhle, wo ich Sie erwarte. Ich ſende Ihnen Alles zurück, was ich von ihm beſitze. Sie werden durch dieſe Briefe ein Bündniß erſt ganz kennen lernen, welches Sie zerriſſen haben. Sie werden ſehen, daß wir einander anbeteten, und daß unſer wechſelſeitiges Vertrauen ohne Grenzen war. Leben Sie wohl! Wenn er von mir ſpricht, wie es auch immer ſeyn mag, enttäuſchen Sie ihn nicht. Gott und ich werden den Schleier heben, wenn er uns finden wird. Wachen Sie über ihn und ſeine junge Frau. Für ſo viel Leiden wird mir die ewige Barmherzigkeit geſtatten, ſein und ihr ſchützender Engel zu ſeyn, und mich nicht dafür beſtrafen, daß ich ein Leben ende, welches ich nicht länger ertragen kann, käme es anders, auch die Hölle ſoll mich für ihn nicht ſchrecken. Leben Sie ewig wohl! Iſabella.“

Nachdem Edmund geleſen hatte, entſank der Brief ſeiner Hand, und er ſtand lange im Nachdenken verſunken; ſein Blick fiel von dem Briefe auf den Leichnam, er ſchien die Rechte der beiden Frauen gegen einander abzuwägen. Endlich entſtrömten Thränen ſeinen Augen, und Iſabellens Schriftzüge mit Inbrunſt küſſend, rief er aus: „Bewunderungswürdiges Weſen! Kein Weib hat je geliebt wie du!“

In dieſem Augenblicke pochte der Kammerdiener an die Thüre. „Seine Durchlaucht wünſchen Euer Excellenz zu ſprechen,“ rief er von außen.

Dieſer Befehl litt keinen Aufſchub. Der Graf legte die Papiere wieder in die Caſſette, welche er zuſchloß, küßte die kalte Hand ſeiner Mutter, und begab ſich nach Hofe. Es handelte ſich um eine diplomatiſche Handlung von großer Wichtigkeit. Dieſe ließ dem Miniſter nicht Zeit, auf etwas Anderes zu denken, und der empfangene Eindruck verwiſchte ſich nach und nach in der Mitte höherer Intereſſen. Nur ſehr ſelten dachte er an Diejenige, welche für ihn ihr Leben gegeben hatte. Der leidenſchaftliche Jüngling hatte dem ehrgeizigen Manne Platz gemacht. Alles nur Kopf, und im Herzen ein ungeheuerer Abgrund, in welchen man Titel, Würden, Orden und Trophäen wirft.

So war Graf Hollenberg mit fünfzig Jahren. Später, als er auf dem Sterbebette lag, ſagte er den Umſtehenden, er erblicke eine himmliſche Geſtalt über ſeinem Lager ſchweben. Er nannte den Namen Iſabella, und ging mit einem Lächeln auf den Lippen in die beſſere Welt hinüber.

Auf dem letzten Pfade ſchweigen die Eindrücke der Welt, Gott redet zu uns, und die Sprache Gottes iſt ja Liebe.

Das Haus der Todten.

Erzählung aus der ältern bretagniſchen Zeit.

Es war im Jahre 1761, als der junge Marquis von Locmaria von der Akademie in ſeine Vaterſtadt Rennes zurückkehrte. Er war ein ausgezeichneter Jüngling, Niemand ſprach ſo angenehm, Niemand tanzte ſo zierlich, Niemand verſtand ſich vortheilhafter zu kleiden als er. Dabei war er ſchön wie Adonis, und beſaß ſechzig Tauſend Livres jährliche Einkünfte.

Der Herzog von Chaulnes, damals Gouverneur der Bretagne, gab ein herrliches Souper und einen Ball, wozu der ganze bretagniſche Adel geladen war. Dabei zeichnete ſich beſonders der Marquis de Locmaria im Tanze aus, alle Damen bewunderten ihn, vor Allen aber war die Gräfin Diana von Tonquedec von der Grazie des ſchönen Tänzers bezaubert. Ein alter Seemann, deſſen militäriſche Carriere unter dem Cardinal Richelieu angefangen hatte, war der Graf von Tonquedec jetzt in den Hafen der Ruhe eingelaufen, das heißt: er hatte den Dienſt quittirt, ſich nach ſeiner Vaterſtadt Rennes zurückgezogen, und dort eine Bretagnerin geheirathet, von edler Geburt wie er, aber jung und arm, indeß er alt und reich war. Er glaubte von ſeiner Gattin geliebt zu ſeyn, war aber auf ſeiner Hut, um ja nicht hintergangen zu werden. Die Vereinigung grauer Haare mit blonden Locken iſt ſchwer zu erhalten, und faſt immer bereit zu reißen, ein Windſtoß bringt ſie in Unordnung, allein der Graf Tonquedec beſaß keine der Schwachheiten des Alters; er war rüſtig, fröhlich und ſogar lebhaft, nannte ſich ſelbſt einen Mann in den beſten Jahren, und wenn man ſeine Luſt an Vergnügungen aller Art, ſeinen leichten Gang, und ſeine ſogar etwas koketten Manieren ſah, ſo konnte man auch glauben, daß er es wirklich ſei. In ſeiner Jugend hatte er viele Frauen verführt und viele Ehemänner betrogen, und er glaubte die Frauen genug zu kennen, um ſeiner eigenen ſicher zu ſeyn. Wenn Diana einundzwanzig Jahre zählte, und er das ſechzigſte überſchritten hatte, ſo ſuchte er dieſe Ungleichheit durch Aufmerkſamkeiten aller Art, durch eine unbegrenzte Großmuth und beſonders dadurch wieder gut zu machen, daß er ſeine Gattin unbeſchränkte Gebieterin im Hauſe ſeyn ließ. Dieſe Ehe war Anfangs ſehr glücklich. Die junge Frau, lebhaft und luſtig, vertrug ſich recht gut mit einem Manne, der fröhlich war wie ein Student, und galant wie ein Ritter, ſie bewohnte einen der ſchönſten Paläſte auf dem Hauptplatze, und kommandirte eine Escadron von Kammerfrauen und Bedienten, ſelbſt der Bediente ihres Gemals gehorchte ihr. Plötzlich aber wurde die Gräfin ſtill und nachdenkend, ſie entfernte ihre Frauen von ſich, und Graf von Tonquedec ſah wohl ein, es müſſe im Herzen ſeiner Gattin etwas vorgehen, was er erforſchen müſſe. Vielleicht hatte die Gräfin einen geheimen Wunſch: etwa eine neue Equipage, oder ſie hatte auf einem Balle ſchönere Diamanten geſehen, als die ihrigen. Der Gedanke, daß ſeine Gattin eine Leidenſchaft im Buſen nähren könnte, kam ihm gar nicht in den Sinn, noch weniger dachte er, daß der Marquis Locmaria einigermaßen mit dem Trübſinne ſeiner Frau in Verbindung ſtehen könne. Ein Jüngling, den Graf Tonquedec die Welt erblicken und wachſen ſah, der erſt zwanzig Jahre zählte, und von der Akademie kam, der zwar eine hübſch gedrechſelte Puppe, vorzüglich tanzte, konnte wohl den Blick einer Frau auf ſich ziehen, aber ihr Herz nicht rühren, und war — wie der Graf meinte, zu jung, um an Liebe zu denken, und zu unſchuldig, um eine Frau zu verführen. Da er die Gräfin nicht ſelbſt um die Urſache ihrer Traurigkeit fragen wollte, ſo wandte er ſich an jenes Kammermädchen, welches ſie am liebſten hatte.

»Was fehlt denn deiner Gebieterin, Jaqueline?«

»Ich weiß es nicht, Herr Graf. Die Gräfin entfernt ſich von uns und iſt faſt immer allein.«

»Aber du biſt ein pfiffiges Mädchen und erräthſt vermuthlich, was dir deine Herrin nicht ſagt, und eben weil ſie dir nichts vertraut hat, ſo darfſt du ungeſcheut ſagen, was du weißt und meinſt.« Der Graf begleitete dieſe Worte mit einer wohlgeſpickten Börſe, und das Kammermädchen ſprach:

»Die ganze Traurigkeit der Gräfin rührt daher, weil ſie einen Liebhaber hat.«

Jeder andere Ehemann würde das Geſicht verändert und einen Schritt rückwärts gemacht haben, aber unſer vorſichtiger Alter lächelte.

»Wie, nur das iſt's?« ſagte er, »und einer ſolchen Kleinigkeit wegen betrübt ſich deine Frau? und du, Jaqueline, die gewiß ſchon mehre Liebhaber gehabt hat, ſprichſt ihr nicht Muth zu? Und wie weißt du denn dieß Geheimniß, ohne daß man es dir entdeckt hat?«

»Ja, ſehen Sie, Herr Graf, ein junger Mann in einen Mantel gehüllt, ſchleicht immer um das Haus herum.«

»So? Und du kennſt den jungen Mann?«

»Ja, es iſt der Marquis von Locmaria.«

»Der kleine Locmaria?«

»Er ſelbſt; dann kamen auch Briefe.«

»Oft?«

»Faſt täglich.«

»Und antwortete die Gräfin?«

»So viel ich weiß, nein«

»Seit wie lange dauert denn das ſchon?«

»Seit dem letzten Balle bei dem Herrn Gouverneur.«

Der Graf kam von ſeinem Erſtaunen gar nicht zu ſich ſelbſt; was ihn am meiſten überraſchte, war die Perſon ſeines Nebenbuhlers. Durch eine Ideenverwirrung, welche ſonderbar ſcheint, aber doch bei alten Männern ſo natürlich iſt, ſchien Locmaria dem Grafen Tonquedec nichts weniger als gefährlich, er ſah ihn noch immer im Geifertuch, aber da er durch Jaquelinens Geſtändniß die Gewißheit erhielt, daß ſich zwiſchen ſeiner Gemalin und dieſem Knaben, deſſen ganzes Verdienſt darin beſtand, daß er zierlich tanzte, eine Intrigue anſpinne, ſo ſprach er zu ſich ſelbſt, wie Arnolph in der »Schule der Frauen«: »Nimmer hätt' ich geglaubt, als ich ihn ſo klein ſah, daß er zu ſo etwas heranwachſen würde.«

Übrigens mußte er ernſtlich darauf bedacht ſein, die Gefahr zu beſchwören. Es wäre wohl nichts leichter geweſen, als ſich eines Briefes zu bemächtigen, oder ſeine Frau zu überraſchen, und dann einen Spektakel zu machen, der zu einem Duell führt, oder Rennes zu verlaſſen, ſich mit ſeiner Gattin in eines ſeiner Schlöſſer zurückzuziehen, und dort als Gefangenwärter zu leben, vielleicht ſogar dem Beiſpiele Fayels zu folgen und der Ungetreuen das Herz ihres Geliebten aufzutiſchen, welches allerdings noch den Sitten jener Zeit angemeſſen geweſen wäre, beſonders in der Bretagne; allein dieß Alles war weit entfernt von dem Charakter Tonquedec's, der mit ſeiner Frau glücklich, ruhig und ohne Beſorgniß leben wollte.

Der Trübſinn der Gräfin, der für jeden andern Ehemann der Beweis einer tiefen Leidenſchaft geweſen ſeyn würde, gab ihm gerade Muth. Eine Frau, welche ſich nicht verſtellen kann, und ſich vor ihrem Gatten und ſelbſt vor ihren Leuten offen gibt, wie ſie iſt, verdient guten Rath, aber keine Strafe; Tonquedec beſchloß alſo, ſich geradezu an ſeine Gattin zu wenden. Zu viel Herr über ſich ſelbſt, um kein Mittel, zu gefallen, zu vernachläſſigen, beſorgte er ſeine Toilette wie am Tage ſeiner Hochzeit, und angethan mit ſeinem ſchwarzen Sammtkleide und ſeiner zierlich gekämmten Perücke, nahm er den Weg zu den Gemächern der Gräfin; der Salon war leer, das Schlafgemach verlaſſen, er trat alſo in eine Betkammer, in welche ſich Diana zurückzog, wenn ſie mit Gott allein ſeyn wollte. Als diskreter Ehemann pochte er, bevor er eintrat, an die Thüre, und die Gräfin rief mit ſchwacher Stimme: „Herein!“

Graf Tonquedec trat ein, und nachdem ſich ſeine Augen etwas an das Halbdunkel dieſes Gemaches gewöhnt hatten, ſah er ſeine Frau in einem Lehnſtuhle ſitzen, einen Brief in der Hand haltend. Neben ihr auf einem Feldſtuhle lag ein Sack von Sammt, worauf das Tonquedec'ſche Wappen geſtickt war, welcher die übrigen Briefe Locmaria's enthielt. Das Gemach ſelbſt war in Unordnung und die Toilette der jungen Frau entſprach ganz der Nachläſſigkeit von Allem, was ſie umgab, ihre Haare waren aufgelöst, ihr Kleid nirgend zuſammengehalten, und wenn man hierzu noch die blaſſen Wangen und die hohlen Augen der Gräfin ſich denkt, ſo wird man einſehen, daß es für die Ruhe des Grafen Zeit war, die Wirkungen eines unglücklichen Tanzes zu vernichten. Als die Gräfin ihren Gemal erblickte, dachte ſie keineswegs daran, den Brief zu verbergen, den ſie in der Hand hielt; allein das leichte Blatt entfiel ihr, und der Graf raffte es auf und überreichte es ihr wieder, ohne auch nur einen Blick hinein zu werfen.

»Ich hoffe, Gräfin, mein Beſuch ſtört Sie nicht,« ſprach der Graf ſehr artig.

»Nicht im mindeſten,« antwortete die Gräfin mit niedergeſchlagenen Augen.

»Übrigens,« fuhr der Ehemann fort, »fürchte ich doch indiskret zu ſeyn, indem ich Sie in Ihrer Einſamkeit ſtörte. Jung, ſchön und geſucht, wie Sie es ſind, Diana, muß wohl ein tiefer Kummer Sie beherrſchen, da Sie ſich von Allem zurückziehen, was Ihnen früher angenehm war. Und wenn Sie wirklich einen ſolchen Kummer fühlen, warum nehmen Sie nicht Ihre Zuflucht zu mir, Ihrem beſten Freunde, der ſich Ihres Vertrauens nie unwürdig gemacht hat?« Mit dieſen Worten nahm der Graf den Sammtſack, legte ihn zu den Füßen der Gräfin, ſetzte ſich auf den Feldſtuhl und faßte ihre Hand. Obſchon der Brief Locmaria's offen auf dem Boden lag, und er nur die Blicke darauf werfen durfte, um darin zu leſen, ſo fühlte er doch mit Vergnügen, daß der Puls ſeiner Gattin ruhig und gleichmäßig ſchlug, wie der eines entſchlummerten Kindes.

„Reden Sie," fuhr er fort, „was iſt die Urſache Ihres Kummers?"

„Leſen Sie!" antwortete die Gräfin, indem ſie auf den Brief deutete, und dabei öffnete ſie auch den Sammtſack und ſchüttete daraus einige Dutzend Briefe, die ſie ihrem Gatten übergab. Dieſer nahm ſie, ordnete ſie nach dem Datum und begann zu leſen. Marquis Locmaria verſtand allerdings beſſer zu tanzen als zu ſchreiben; allein der Graf fand in ſeinen Briefen doch das, was wirklich darin war, nämlich eine heftige Leidenſchaft, die ſich mit der Glut eines Jünglings, welcher zum erſten Male liebt, ausdrückte. Locmario ſchrieb: er bete die Gräfin an, er könne ohne ſie nicht leben, ihr Anblick ſei ihm jeden Augenblick ſo nothwendig zu ſeinem Leben, als die Luft. Er machte der Gräfin den Vorſchlag, mit ihm zu entfliehen, nach Holland, nach England, wo immer ein Ort ſei, der ihnen ein ruhiges, verborgenes Aſyl darbiete. Wenn die Gräfin, ſagte er, ſeine Liebe nicht theile, welche ewig dauern werde, ſo würde er aus Schmerz ſterben, oder um ſeine Martern abzukürzen, unter ihren Fenſtern, oder in ihrem Hauſe mitten in einer Geſellſchaft ſich den Degen durch ſein treues Herz ſtoßen.

Alle Briefe waren ſich ähnlich, alle enthielten die nämlichen Betheuerungen der Liebe, das nämliche Drängen zur

Flucht, die nämlichen Drohungen eines Selbſtmordes. Der Graf erkannte mit Vergnügen das ungeſchickte Beginnen ſeines jungen Nebenbuhlers, und ſchloß ruhig und ſorgfältig die Briefe wieder in den Sammtſack ein.

»Das iſt ein großes Unglück für den Marquis,« ſprach er, »ſein Übel ſcheint unheilbar; aber Sie, Gräfin, warum wollen Sie ſich für die Thorheit des jungen Mannes ſtrafen?«

»Ach, mein Gemal!« verſetzte die Gräfin, »was würde aus mir werden, wenn er aus Liebe zu mir ſtürbe, oder wohl gar vor meinen Augen ſich den Degen durch den Leib ſtieße?«

»Halten Sie ihn deſſen fähig?«

»Zweifeln Sie? leſen Sie doch noch einmal ſeine Briefe.«

Der Graf von Tonquedec blickte ſeine Gattin aufmerkſam an. Stand eine feine Kokette oder eine wirkliche Unſchuld vor ihm? Bretagne ſtand in der Aufklärung gegen die andern Provinzen noch zurück, und die Gräfin nicht viel mehr gebildet, als ihre übrigen Landsmänninnen, hatte dem Marquis auf ſeine Briefe noch nicht geantwortet, weil ihr das Schreiben Mühe machte.

»Sie glauben alſo, daß ſich der Marquis aus Liebe zu Ihnen tödten würde?« fragte der Graf.

»Mein Gott, ja,« antwortete die Gräfin ängſtlich, »und ich geſtehe, daß ich den Gedanken nicht denken kann. Der Marquis von Locmaria, ein junger, wohlgebildeter, reicher Cavalier — todt — da — vor meinen Augen todt — und für mich! Ich ſeh' ihn blaß, blutend zu meinen Füßen, mit klaffender Wunde, und das vor allen Leuten in meinem

Saale. Ach, um das zu verhüten, würd' ich lieber Alles thun, was er von mir verlangt.«

»Oho!« rief der Graf aufſtehend, »Alles thun, was er verlangt. — Das iſt viel geſagt, Gräfin, und Sie würden ihm alſo folgen, wohin er wollte?«

»Ja, Herr Graf,« antwortete zögernd Diana, »wenn ich Sie nicht zu beleidigen fürchtete.«

»Ich begreife, und weil Sie dieß fürchten, ſo verſchließen Sie ſich auch in Ihr Zimmer und verbergen mir die Urſache Ihres Kummers?«

Es war klar, daß ſeit einem Jahre, wo Diana Gräfin von Tonquedec geworden war, ſie die Lichtſeite der Ehe nicht kennen gelernt hatte. Sie hatte ſich verheirathet, weil das ſo für junge Mädchen in der Ordnung iſt, und der Graf konnte jene Empfindung in ihr nicht erregen, welche die Jugend und Schönheit Locmaria's zum Ausbruche brachte, und wodurch der Gemal einer nicht unbedeutenden Gefahr ausgeſetzt wurde. Was Diana mit ſolcher Naivität geſprochen hatte, war für des Grafen Eigenliebe nichts weniger als ſchmeichelhaft, und ſehr beſorglich für ſeine Zukunft, dennoch glaubte er die Belehrungen, welche ſeine Frau nothwendig hatte, für die Zukunft verſparen zu müſſen, und heuchelte eine Theilnahme für Locmaria's Leben, die er wirklich zu fühlen, weit entfernt war.

»Alles, was mich beruhigt,« ſagte er zu ſeiner Gemalin, »iſt, daß Sie vielleicht das Übel vergrößern, und daß Locmaria es nicht ſo ernſthaft meint, als Sie glauben.«

»O Sie haben die Briefe nicht mit der gehörigen Aufmerkſamkeit geleſen; allein abgeſehen davon, ſehe ich den

Marquis faſt ſtündlich, ich kann keinen Schritt thun, ohne ihm zu begegnen, auch in der Nacht iſt er unter meinen Fenſtern, ich höre ſeine Seufzer, ſeine Schritte, und ſelbſt in dieſem Augenblicke —“

Der Graf trat zum Fenſter, ſchob den Vorhang etwas weg, und gewahrte wirklich den Marquis Locmaria, der vor dem Hauſe auf und nieder ging und ſehnſuchtsvolle Blicke nach dem Fenſter warf. „Sie haben Recht,“ ſagte der Graf, „Locmaria iſt unten.“

„O mein Gott!“ rief die Gräfin, „wenn ich die Urſache ſeines Todes würde. Ein ſo ſchöner, viel verſprechender junger Mann! O es wäre beſſer für ihn und mich geweſen, wie hätten uns nie geſehen. — Hat er ſeinen Degen?“ fragte ſie hierauf ihren Gemal ängſtlich.

„Ein echter Edelmann trennt ſich nie von dieſem.“

„Macht er etwa nicht gar Miene, ihn aus der Scheide zu ziehen?“

„Nein, Diana! Und ich glaube, für heute können Sie ruhig ſein. Aber es iſt Zeit, daß dieß Alles ein Ende nehme.“

„Ach ja.“

„Ich werde mit Locmaria ſprechen.“

„Sie? O hüten Sie ſich, daß Sie die Sache nicht noch ſchlimmer machen.“

„Beſorgen Sie nichts.“

„Wäre es nicht beſſer, wenn ich ſelbſt mit Locmaria ſpräche, vielleicht gelänge es mir eher, ihn von ſeinem fürchterlichen Vorhaben abzubringen.“

„Nein, Liebe!“ ſprach der Graf mit Sanftmuth,“ Sie würden zu bewegt ſeyn, um ihm Vernunft zu predigen. Zudem könnte eine Zuſammenkunft für euch Beide gefährlich werden, und was ſollte aus mir werden, wenn Sie kein anderes Mittel fänden, die Verzweiflung Locmaria's zu heilen, als mit ihm eine Reiſe zu unternehmen.“

»O Sie, Sie würden darüber nicht ſterben,« erwiederte die Gräfin ſehr naiv.

»Wer weiß?« verſetzte der Graf. »Wie es auch ſei, überlaſſen Sie es mir, die ganze Angelegenheit zu leiten, ich verſpreche Ihnen, ſehr vorſichtig zu Werke zu gehen, und bürge Ihnen für das Leben des Marquis.«

Als er ſo geſprochen hatte, küßte er ſehr artig die Hand ſeiner Frau und verließ ſie. Er überlegte nun, was er zu thun habe. Was in dem Innern ſeiner Frau vorging, war bis jetzt nur Furcht und Mitleid. An ihrer Unſchuld konnte er nicht zweifeln; denn wäre ſie ſchuldig, ſie würde weniger aufrichtig geweſen ſeyn. Die Sitten jener Zeit, welche unter dem damaligen Adel noch herrſchten, boten ihm als das einfachſte Mittel, die Sache zu beendigen, ein Duell an; allein dieß widerte ihn an. Bliebe er Sieger, ſo würde es heißen, der alte, in Waffen geübte Graf Tonquedec habe ſich auf eine unwürdige Weiſe den jungen, unerfahrenen Knaben Locmaria vom Halſe geſchafft, und würde er beſiegt, ſo träfe ihn der allgemeine Spott.

Auch könnte er bei dem Duelle ein Auge oder die Naſe verlieren, was ihn in den Augen ſeiner Gattin gewiß nicht liebenswürdiger gemacht haben würde. Locmaria im Gegentheile konnte durch ein Duell nur gewinnen. Selbſt wenn er todt auf dem Platze bliebe, ſo würde ihn die ganze Stadt bedauern und die Gräfin ihm ein ſtettes Andenken weihen; durch eine Wunde würde er aber für ſie noch intereſſanter werden, als er es ſchon war. Eine Wunde, die das Alter verunſtaltet, gibt der Jugend Anmuth. Der Graf beſchloß alſo, ſich zu ſeinem Nebenbuhler zu begeben, ihm zu ſagen, daß er von Allem unterrichtet ſei, und ihn aufzufordern, daß er ſeine Nachſtellungen aufgeben möchte, da ſie doch keine andern Folgen haben können, als die Ruhe der Gräfin zu gefährden.

In der untern Stadt, welche düſter und ſchmutzig war, befand ſich nahe an der Kathedrale das Hôtel Bloſſac, welches damals der Gouverneur der Provinz, der Herzog von Chaulnes, bewohnte, und einige Schritte von dieſem war auch die Wohnung Locmaria's. Nachdem Tonquedec ſeine Frau verlaſſen hatte, muſterte er noch den Platz vor ſeinem Hauſe, und da er Locmaria daſelbſt nicht mehr erblickte, ſo ſchlug er den Weg nach deſſen Wohnung ein. Er ging durch eine ſchmale und unſaubere Gaſſe, als eine junge Frau aus einem Hauſe ſtürzte, und ſich mit Thränen in den Augen unter lautem Geſchrei ihm in den Weg warf. Sie wurde von einem Manne mit weißen Haaren verfolgt, dem Anſcheine nach ein Schuſter, der mit einem Knierieme unbarmherzig auf ſie losſchlug.

Der Graf hielt an, drückte den Mann von ſeinem Opfer zurück, und ſprach zu ihm: »He da! Langſam, guter Freund, was hat Euch denn Eure Tochter gethan, daß ihr ſie ſo mißhandelt?«

»Meine Tochter?« ſchrie der Alte, »Herr, es iſt mein Weib, ſie hat mir angethan, oder vielmehr anthun wollen, was ich nicht wünſche, daß Euch die Eurige anthue. Ich bin gerade zurecht gekommen, aber ſie ſoll's büßen, und der Burſche ſoll von meiner Hand ſterben.“

Der Graf ermahnte die Frau zur Beſſerung, den Mann zur Mäßigung, und nachdem es ihm gelungen war, den Frieden einigermaßen wieder herzuſtellen, ſetzte er ſeinen Weg fort, indem er darüber nachdachte, daß er ſich in einer gleichen Lage befinde. Nach ſeiner Meinung wandte der erzürnte Alte das ſchlechteſte Mittel an, um zu ſeinem Ziele zu gelangen. Ein geprügeltes Weib liebt ihren Mann gewiß nicht mehr, und ein getödteter Liebhaber hindert Andere nicht, zu erſcheinen. Das Einzige, was eine Frau auf den rechten Weg bringen kann, iſt, ihr zu beweiſen, daß ſie nicht geliebt, ſondern nur begehrt wird, und dieß wollte der kluge Mann ſeiner Gattin beweiſen.

Voll von dieſen Ideen kam er zu Locmaria's Hauſe, und pochte an das Thor. Man öffnete ihm und führte ihn in deſſen Gemach. Der junge Mann ſaß, oder lag vielmehr in einem Lehnſtuhl, noch in ſeinen Mantel gehüllt und das Barett mit ſeinen herabhängenden Federn auf dem Haupte. Als er den Grafen Tonquedec erblickte, legte er Hut und Mantel ab und trat dem Gemal Diana's mit einiger Verlegenheit entgegen. Der Graf ſah ihn nicht zum erſten Male, er kannte ihn ja ſchon von Kindheit an, allein er hatte bisher kein beſonderes Intereſſe an jener Geſtalt genommen, jetzt überraſchte ihn die Schönheit dieſes Jünglings, und er mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß Locmaria dazu geſchaffen ſei, eine Frau zu beſiegen.

„Herr Marquis,“ redete er ihn an, „Sie mußten meinen Beſuch erwarten?“

„Ich, Herr Graf,“ antwortete Locmaria ſtotternd, „ich wüßte nicht —“

„O ja, Sie wiſſen allerdings, daß die Gräfin Tonquedec eine tugendhafte, ihrem Gatten ergebene Frau iſt. Glauben Sie wohl, daß meine Gattin Ihre Briefe empfangen, und Ihre Nachſtellungen dulden werde, ohne mir etwas davon zu ſagen?“

„Sie hat mich alſo verrathen?“ rief der Jüngling, in Thränen ausbrechend, und ſein Geſicht mit ſeinen Händen bedeckend.

„Was ſoll das heißen?“ fragte der Graf mit Würde, „ſie hat Sie verrathen, ſagen Sie? Nein, ſie hat nur mich nicht verrathen. Sie ſind nichts für ſie, Sie dürfen nichts für ſie ſein. Bedenken Sie, mit wem Sie ſprechen.“

Locmaria ſtreckte ſeine Arme aus, und warf ſich ſchluchzend an die Bruſt des Grafen. Dieſer machte ſich los, und ſprach mit Lächeln: „Das iſt wirklich eine ſeltene Scene. Ein Liebhaber wirft ſich in die Arme des Ehemannes, und geſteht ihm die Liebe zu ſeiner Frau. Öffnen Sie doch die Augen, mein Herr, und ſehen Sie, wen Sie vor ſich haben; dieſe Leidenſchaft, welche Sie, ohne zu erröthen, geſtehen, iſt ſchändlich, da ſie mir zugleich meine Frau und meine Ehre rauben will.“

„Ja, Herr Graf,“ erwiederte der Jüngling, „ich liebe Ihre Frau, und ich fühle, wie ſehr Sie dieſe Liebe erzürnen muß; doch ich verlange auch keine Verzeihung von Ihnen. Ich wünſche mir den Tod, geben Sie mir dieſen, Herr

Graf, denn meine Leidenſchaft wird nur mit meinem Leben enden.“

„Sie irren, mein Herr, Sie wünſchen nicht den Tod, Sie wünſchen den Beſitz meiner Frau. Sie ängſtigen ſie durch Ihre Zuſchriften, Sie drohen ihr, ſich vor ihren Augen zu tödten, und dieſes Alles, um ſie zu bewegen, mit Ihnen zu entfliehen. Ein Anderer würde von Ihnen ſtrenge Rechenſchaft mit dem Degen in der Hand fordern, ich aber glaube, eine Jugendthorheit dürfe nicht beſtraft werden, wie ein Verbrechen.“

„O nein, Herr Graf,“ antwortete Locmaria, „ich biete Ihnen willig meine Bruſt dar, und vergieße mit Freuden mein Blut.“

„Wenn Sie wahr ſprechen,“ fuhr Tonquedec fort, „ſo würde ein Zweikampf von meiner Seite zum Morde werden, und dieß wäre meiner unwürdig.“ Hierauf faßte er die Hand des Jünglings, und ſprach: „Ermannen Sie ſich, mein Freund, Sie ſind kein Kind mehr, ſuchen Sie die Leidenſchaft, welche Sie beherrſcht, zu unterdrücken, und verzichten Sie auf Forderungen, welche die Unmöglichkeit ihrer Erfüllung lächerlich macht. Die Gräfin liebt Sie nicht, und Alles, was Sie von Ihnen verlangt, iſt, daß Sie ſich nicht vor ihren Augen tödten, und das iſt ganz natürlich. Was mich betrifft, ſo glaube ich an Ihre Drohungen nicht, im Gegentheile halte ich mich überzeugt, daß ich zu einem Edelmanne von Ehre ſpreche, und daß der Marquis von Locmaria Rennes in einigen Tagen, vielleicht morgen ſchon verlaſſen, in Flandern die Armee des Königs aufſuchen, und dort die Gelegenheit finden wird, ſich auszuzeichnen, oder einen ehrenvollen Tod zu ſterben“

Der Jüngling hörte dieſe Worte an, als ob er ſie nicht begriffe. Der Graf aber drückte ihm die Hand mit den Worten: „Ich rechne auf Ihr Verſprechen,“ und verließ ihn, ohne daß dieſer eine Sylbe geantwortet hatte. Der alte bretagniſche Edelmann glaubte keineswegs, daß Locmaria das ihm angerathene vernünftige Mittel ergreifen werde, er erwartete vielmehr neue Thorheiten. Dieſen mußte er zuvorzukommen ſuchen, und er beſchloß dieß auf eine Art zu thun, die zugleich ſeiner Gattin eine Lehre geben ſollte, damit ſie in Zukunft nicht mehr ſo gefühlvoll für Leidenſchaften ſei, die ſie einflößt. — Er trat alſo in das Hôtel Bloſſac, in deſſen Nähe er ſich befand, und bat um eine Audienz bei dem Herzog von Chaulnes. Die Unterredung dauerte lange, und der Gouverneur wollte ſich den Wünſchen des Grafen nicht fügen, endlich wurde auch die Herzogin dazu gerufen.

„Stellen Sie ſich vor,“ redete ſie der Herzog an, „der Graf von Tonquedec bittet mich um die Erlaubniß, ſeine Frau umbringen zu dürfen.“

Die Herzogin beſaß zu viel Verſtand, um dieſe Worte nach den Buchſtaben zu nehmen, ſie beantwortete ſie daher bloß mit einem Lächeln, der Herzog fuhr aber fort: „Die Sache iſt ernſthaft, ein Opfer muß fallen, ſtirbt die Gräfin nicht, ſo kann ich für den Marquis Locmaria nicht bürgen.“

„Für den kleinen, netten Locmaria, der ſo gut tanzt?“ fragte die Herzogin. „Das wäre Jammerſchade, ich rechnete auf ihn für meine Bälle dieſen Winter.“

»Und Durchlaucht ſollen ihn haben,« fiel Tonquedec ein, »es iſt alſo abgemacht, meine Frau muß ſterben.«

»Es ſei darum,« antwortete der Herzog, »aber das bitte ich mir aus, daß das Leichenbegängniß recht prächtig gehalten werde.«

»Verlaſſen ſich Durchlaucht darauf,« verſetzte der Graf, und eilte nach Hauſe zurück. Die Nacht war gekommen, man begegnete in den Straßen von Rennes Niemanden mehr, als einigen Bürgern, welche ſich verſpätet hatten, und dort und da einem Tragſeſſel, von Pagen mit Fackeln begleitet. Der alte Edelmann überzeugte ſich ſorgfältig, ob in der Nähe ſeines Hauſes Alles zur Ruhe gegangen ſei, und trat dann in ſein Haus. Die Gräfin war noch nicht zu Bette, ſei es, weil ſie die Rückkehr ihres Gatten erwartete, oder daß ſie die Bangigkeit nicht ruhen ließ; der Graf fand ſie noch in ihrem Betgemache.

»Diana,« redete er ſie mit Heftigkeit an, »ich habe mit Locmaria geſprochen, du hatteſt Recht, der Jüngling liebt dich mit einer Leidenſchaft, die deine Ruhe jeden Augenblick zu gefährden droht. Du darfſt ihn alſo nicht mehr ſehen, du mußt ſterben.«

»Ich?« ſchrie die Gräfin mit Entſetzen.«

»Ja,« antwortete der Graf ruhig, »ich habe die Sache ſchon mit dem Herzoge abgemacht.«

Diana warf ſich ihrem Gemal zu Füſſen, und flehte um ihr Leben, allein dieſer hob ſie lächelnd auf, nahm ſie bei der Hand, und führte ſie in ſein Gemach. Dort bedeckte er ſie mit einem Mantel, und leitete ſie über eine geheime Treppe durch eine Hinterthüre aus dem Hauſe. Die Gräfin folgte ihm, kaum athmend vor Angſt. Sie durchſtreiften ſchweigend ein kleines Gäßchen, und fanden am Ende desſelben einen beſpannten Wagen. Der Graf öffnete den Schlag, und hob ſeine Frau hinein zu einer Perſon, welche bereits darin ſaß. »Jetzt biſt du für Rennes todt,« ſprach er, indem er dem Kutſcher ein Zeichen gab, der im Galopp davon fuhr.

Als ſie in's Freie gelangten, drückte eine kleine Hand die zitternde Rechte Diana's, und eine ſanfte Stimme ſprach: »Ich alſo bin erwählt, Sie zu Grabe zu geleiten?« Es war die Herzogin von Chaulnes. Sie ſprach der Bangen Muth zu, ſagte ihr, daß ſie nach Paris gebracht werde, wo ſie unter einem fremden Namen Freuden aller Art erwarten.

Der Graf von Tonquedec, feſt entſchloſſen, Witwer zu werden, war ſogleich in ſein Hôtel zurückgekehrt, und hatte eine lange Unterredung mit Jaqueline, deren Hilfe und Verſchwiegenheit ihm nothwendig waren. Er gewann ſie ganz für ſich. Am andern Morgen vernahm ganz Rennes mit Entſetzen, daß die Gräfin Diana von Tonquedec von den Pocken der böſeſten Art ergriffen worden ſei. Zu jener Zeit verbreitete dieſes Übel, viel mörderiſcher als heut zu Tage, den allgemeinſten Schrecken. Man bedauerte die junge, ſchöne Frau allgemein. Graf Tonquedec aber erklärte laut, daß er ſeine Frau mit Beihilfe einer ergebenen Kammerfrau trotz der Gefahr einer Anſteckung nicht verlaſſen, ſondern ſie ſelbſt pflegen wolle.

Als die Gefahr verlautbarte, in welcher die Gräfin von Tonquedec ſchwebe, erſchien Locmaria ſogleich in ihrem Hôtel, und wurde von dem Grafen empfangen. »Ich erwartete Sie,“ ſprach dieſer, „ich hielt mich überzeugt, daß ein Jüngling, der ſo leidenſchaftlich liebt, wie Sie, und der ſein Blut für meine Frau verſpritzen will, eine Krankheit nicht ſcheuen würde, welche doch weniger gefährlich iſt, als ein Degenſtoß; allein Sie können meine Frau nicht ſehen. Das Schickſal ſchaltet ſchon ſo launiſch auf dieſer Erde, daß Sie, der Sie nichts ſehnlicher wünſchen, als mit der Gräfin zu ſterben, dieß nicht erreichen können, und daß ich, der ich ſogar ruhig und glücklich mit ihr leben möchte, die ſtrenge Pflicht erfüllen muß, mich der Anſteckung auszuſetzen, und morgen vielleicht ebenſo in den letzten Zügen liegen werde, wie Diana heute.“

Mit dieſen Worten führte der Graf den Jüngling artig bis zur Thüre, und ſchloß dieſe hinter ihm mit der Verſicherung, daß er ſie keinem Beſuche mehr öffnen werde.

Am andern Morgen läutete Locmaria vergebens an der Thorglocke; alle Fenſter waren geſchloſſen, der Thürſteher war taub, und man hätte bei dem allgemeinen Schweigen, welches herrſchte, glauben können, das ganze Haus ſei mit der Gräfin ausgeſtorben. Endlich öffnete der Graf ſelbſt, ſeine Nachtmütze auf dem Kopfe, ein Fenſter, und rief dem Marquis zu: „Eine fürchterliche Nacht! — Delirium! — Alles iſt verloren.“ Sogleich zog er ſich wieder zurück, und ließ ſich von Jaqueline eine Bouteille Burgunder bringen. Fröhlich trank er die halbe Bouteille, öffnete dann das Fenſter, und da er ſah, daß Locmaria unbeweglich vor dem Hôtel ſtand, nahm er dießmal die Nachtmütze ab, und indem er die Augen und Hände zum Himmel hob, rief er ihm mit bewegter Stimme zu: „Herr Marquis! Es iſt vorüber, ſie iſt dort oben!“ Dann ſchloß er das Fenſter wieder, und ſagte zu Jaqueline: „Jetzt will ich meine Bouteille zu Ende trinken, die Komödie iſt ausgeſpielt.“

Locmaria ſtieß ſich den Degen nicht in's Herz, nicht als ob er nicht wirklich verliebt geweſen wäre, ſondern weil er ſeinen Schmerz nähren, weil er ſo viele Reize, ihm durch den Tod entriſſen, länger beweinen wollte, und weil er nicht zweifelte, daß ſein Leben nur kurz ſein, und er den Engel dort bald wieder finden werde.

Die Nachricht von dem Tode der Gräfin verbreitete ſich ſchnell in der ganzen Stadt, und der Graf traf Anſtalten zu einem pompöſen Leichenbegängniß, würdig ſeines Schmerzes, und des Verſprechens, welches er dem Gouverneur gegeben hatte.

Einige Meilen von Rennes befindet ſich ein Wald, welcher noch aus den Ritterzeiten her berühmt war. Hier beſtanden die Palatine viele Abenteuer. Dieſer finſtere Wald war damals voll Rieſen, Geſpenſtern und verzauberter Schlöſſer. In der Mitte desſelben beſaß Graf Tonquedec ſein Stammſchloß, worin ſich die Gruft ſeiner Ahnen befand, und hierher ſollte auch der Leichnam der Gräfin gebracht werden. Ein Wagen von allen Seiten feſt verſchloſſen, und ſchwarz behangen fuhr langſam dahin und der Graf folgte in einem andern Wagen, von ſeiner ganzen Dienerſchaft, welche in Trauer gehüllt war, umgeben. Diana war für ganz Bretagne geſtorben, und der Graf blieb vorerſt auf ſeinem alten Schloſſe, pflanzte dort Alleen und baute einen Flügel wieder auf, der ſchon in Ruinen verfallen war. Er jagte, beſuchte die Umgegend und kehrte nach einigen Monaten friſch und munter nach Rennes zurück. Sogleich beſuchte er den Marquis Locmaria, fand ihn mit fröhlichem Geſichte, und mit einer Zierlichkeit gekleidet, welche ſchließen ließ, daß er einem Vergnügen entgegengehe. Der junge Mann erröthete ein wenig, als er den Grafen erblickte.

„Ei, mein Herr Marquis!“ rief ihm der Graf zu, „ich finde Sie recht wohl und geſund, und ich glaubte, Sie wären ſchon längſt todt, denn eine Leidenſchaft, wie die Ihrige, konnte wohl nicht anders enden.“

„Nun, Herr Graf,“ erwiederte Locmaria, „Sie haben ja auch Ihren ſchmerzlichen Verluſt mit philoſophiſcher Reſignation ertragen.“

„Wie ein Ehemann. — Aber was wollen Sie? Der Tod hat am Ende doch das Gute, daß er alle Hoffnung benimmt, und da jede Leidenſchaft, ſo ſtark ſie auch immer ſeyn mag, nur beim wirklichen Beſitze oder bei der Hoffnung für die Zukunft ſich zeigt, ſo gibt es keinen ewigen Schmerz. Wir ſind Beide ein Beiſpiel dieſer Wahrheit. Aber, können Sie es wohl glauben, Mraquis, die Erinnerung an die Gräfin quält mich noch ſehr oft, ſie erſcheint mir in meinen Träumen, und ihr Bild verfolgt mich oft ſelbſt auch wachend. — Sehen Sie, das will ich ändern. — Was ſagen Sie dazu, wenn ich mich wieder verheirathete?“

„Ich glaube, daß Sie gut daran thun würden. Sie ſind nicht mehr jung, Herr Graf, aber Sie ſind auch noch nicht alt, und überdieß ſind Sie ganz geſund und kräftig.“

„Und mein Herz,“ rief der Graf, „mein Herz wird gar nicht alt, es ſchlägt noch immer ſtärker beim Anblick einer ſchönen Frau. Zudem bin ich reich und will mein Vermögen nicht lachenden Erben hinterlaſſen. Ich habe wirklich auch ſchon gewählt. Sie kennen das Fräulein, Marquis, ſie iſt jung, ſchöner noch als meine Selige, und von guter Familie. Kurz, es iſt Fräulein von Saint Hercus.«

»Wie,« ſchrie Locmaria, »Adelgunde von Saint Hercus?«

»Sie ſelbſt. — Was ſagen Sie dazu? Ich lade Sie zu meiner Hochzeit. Sie ſehen, daß ich keinen Groll mehr habe.«

»Fräulein von Saint Hercus,« wiederholte Locmaria, »und werden Sie von ihr geliebt, Herr Graf?«

»Das weiß ich noch nicht, ſolche Sachen verlange ich erſt am Tage der Hochzeit zu erfahren.«

»Und haben Sie die Einwilligung der Familie?«

»Ich will ſo eben hingehen, um mir dieſe zu erbitten.«

»Aber, Herr Graf!« rief jetzt Locmaria mit funkelnden Augen, »muß ich Sie denn überall auf meinen Wegen finden? Wiſſen Sie! Ich liebe Fräulein Saint Hercus.«

»Ah — Sie? Nicht möglich! Sie liebten ja meine Frau. Ihr Schmerz kann milder geworden ſeyn, Sie können auf Ihren finſtern Vorſatz, auch zu ſterben, Verzicht geleiſtet haben, aber eine neue Leidenſchaft — das iſt unmöglich. Ach, wenn Sie der Gatte Dianens geweſen wären, wie ich, das wäre was anderes, aber ihr Liebhaber —«

»Genug der Spöttereien. Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, Herr Graf, was ſich während Ihrer Abweſenheit hier zugetragen hat. Meine Verbindung mit Fräulein Saint Hercus iſt beſtimmt, Sie kommen zu ſpät.«

Bei dieſen letzten Worten affektirte der Graf eine große

Betrübniß. „O!“ rief er aus, indem er eine Thräne zu zerdrücken ſchien, „wenn wahre Leidenſchaften auch nicht ewig ſind, ſo laſſen ſie doch Wunden in den Herzen zurück, welche ſchwer zu heilen ſind, es iſt unmöglich, daß Sie meine Frau ſchon vergeſſen haben. Sie können Fräulein Hercus nicht lieben, Sie wollen nur eine Convenienz-Heirath ſchließen. Treten Sie mir das Fräulein ab, ich bitte Sie, Sie ſind jung, Sie haben Zeit, ich aber bin preſſirt.“

„Ich kann nicht, Herr Graf, ich habe mein Wort gegeben.“

„Noch Eines, lieber Marquis, was vielleicht Ihr Herz treffen wird. In der Todesſtunde noch löste meine Gattin ein Armband von ihren Haaren ab, und reichte es mir mit den Worten: „Gib dieß — dem jungen — und hierauf ſtarb ſie —“ und mit dieſen Worten reichte der Graf dem Marquis das Armband von ſchönen, blonden Haaren hin.

Locmaria hatte Dianen wirklich leidenſchaftlich geliebt, und gerne würde er dieſen Beweis ihrer Gegenliebe beſeſſen haben, deſſen Preis durch Denjenigen, welcher ihn darreichte, noch erhöht wurde. Seine Augen funkelten bei dem Triumphe, den er dadurch über ſeinen Nebenbuhler errang; allein er fühlte zugleich, er könne ſich das Armband nicht zueignen, ohne ſeine Anſprüche auf Fräulein Hercus aufzugeben; und dieſes Opfer war ihm zu groß; denn eine neue Leidenſchaft hatte die alte verdrängt; er wies alſo das Armband zurück und ſprach mit bewegter Stimme: „Nein, Herr Graf, behalten Sie dieſe Reliquie, ſie muß in Ihren Händen bleiben. O, ich war nicht ſo glücklich, als Sie glauben.“

Graf Tonquedec ſteckte das Armband wieder zu ſich, und Locmaria ſah nicht das ſelbſtgefällige Lächeln, was dabei die Mundwinkel des Grafen etwas verzog; allein er beharrte dem ungeachtet auf ſeiner Vereinigung mit Fräulein Hercus. „Herr Marquis,“ ſprach er, „Sie kennen nun meinen Plan, den ich auf jeden Fall auszuführen gedenke. Laß ſehen, wer von uns Beiden der Glückliche ſeyn wird.“

Allein Locmaria hielt ihn zurück und beſorgt, daß die vielen Briefe, die er der verſtorbenen Gräfin geſchrieben hatte, dem Grafen eine Waffe gegen ihn bei Fräulein Hercus in die Hand geben könnten, ſagte er: „Herr Graf, noch eine Bitte. Ihre Gattin iſt todt, laſſen Sie uns das Vergangene vergeſſen, und ſind Sie ſo gütig, mir meine Briefe an die Selige zurückzugeben.“

„Ein Anderer an meiner Stelle,“ antwortete der Graf, „würde dieſe Zurückgabe durch die Hände des Fräuleins erfolgen laſſen, allein ich will großmüthiger ſein, und ohne irgend Jemanden von dieſen Briefen etwas zu ſagen, werde ich ſie Ihnen ſelbſt zurückgeben, wenn mir Herr von Saint Hercus die Hand ſeiner Tochter verweigert.“ Und hiermit verließ der Graf den Marquis.

Bald ward allgemein von der baldigen Verbindung des Fräulein von Saint Hercus mit Locmaria geſprochen. Locmaria war zwar nicht ohne Sorge hinſichtlich ſeines Nebenbuhlers; allein da dieſer wieder nach ſeinem Gute im Walde zurückgekehrt war, und er ſelbſt bei Hercus gleich günſtige Aufnahme fand, ſo ſchöpfte er wieder Muth. Nur konnte er ſich einer gewiſſen Bangigkeit nicht erwehren, ob der Graf denn auch ſein Verſprechen halten und ohne weitern

Gebrauch von den Briefen zu machen, ihm dieſelben zurückgeben werde. Endlich erhielt er folgenden Brief:

„Herr Marquis!

Nur die Jugend iſt glücklich in der Liebe, und das Alter muß weichen und ſich der Thorheit ſchämen, mit in die Schranken getreten zu ſeyn. Ich ziehe mich alſo zurück und laſſe Ihnen freies Feld. Ich will künftig nur in der Erinnerung an meine Gattin leben. — Da nun die Briefe, welche Sie zurück zu erhalten wünſchen, nur in mir eine unangenehme Empfindung erregen würden, ſo ſtelle ich ſie zu Ihrer Diſpoſition. Belieben Sie ſelbe in meinem Schloſſe Tonquedec in Empfang zu nehmen.“

„Endlich wird der Graf vernünftig!“ rief Locmaria nach Durchleſung dieſes Briefes vergnügt aus, beſtieg ſein Pferd und eilte, ohne Zeit zu verlieren, nur von dem Diener des Grafen, der ihm den Brief gebracht hatte, begleitet, nach dem Schloſſe Tonquedec. Die Dunkelheit des Waldes überraſchte ſie, der Weg wurde mit jeder Minute beſchwerlicher, und als er den Diener endlich fragte, ob er auch überzeugt ſei, daß dieß der richtige Weg nach dem Schloſſe Tonquedec ſei, antwortete dieſer verlegen, er glaube ſich verirrt zu haben.

Sei es nun aus Irrthum, oder ſei es, daß der Diener geheimen Aufträgen gehorchte, die beiden Wanderer hatten ſich wirklich verirrt, die Pferde brachen ſich nur mit Mühe Bahn durch das Geſtrippe, und erſt als die Sonne nur mehr die höchſten Wipfel der Bäume beſtrahlte, verkündete der Diener, daß er den rechten Weg wieder gefunden habe, und die Thürme des Schloſſes erblicke.

Demungeachtet kamen die Wanderer erſt bei ſpäter Nacht bei der Zugbrücke an. Auf einen Pfiff, den der Diener erſchallen ließ, wurde dieſe aufgezogen, und Locmaria trat in einen Hof, der ebenſo finſter war, als der Wald, den er eben verlaſſen hatte, und ich welchem Gras aus den Steinen wuchs. Eine Thüre öffnete ſich endlich, ein Licht ſchien aus einer Vorhalle, und ein alter Diener trat heraus, um dem Marquis den Steigbügel zu halten und ihm vom Pferde zu helfen. Graf Tonquedec befand ſich nicht im Schloſſe, er hatte ſich dieſen Morgen auf die Jagd begeben und wurde jeden Augenblick erwartet, wenn anders — ſagte der alte Diener — unſer gnädigſter Herr nicht im Wachhauſe im Walde übernachtet, was auch manchmal zu geſchehen pflege.

Locmaria ſtand ſchon im Begriffe wieder nach Rennes zurück zu kehren, allein die Beſorgniß, ſich im Walde zu verirren, und die Ermüdung ſeines Pferdes hielten ihn zurück. Er fragte, ob er ungeachtet der Abweſenheit des Herrn die Nacht im Schloſſe zubringen könne. Man antwortete ihm, daß man ihn mit Vergnügen beherbergen wolle, und öffnete ihm eine Thüre, zur Linken im Hofe. Er that einige Schritte auf Marmorpflaſter, und kaum eingetreten, erloſch das Licht in der Hand des Dieners, und die Thüre ſchloß ſich hinter dem Marquis. Alles dieſes begab ſich übrigens auf eine Art, daß er glauben konnte, der Luftzug ſei Urſache an dieſem Zufalle, indeſſen ſuchte er zu erforſchen, wo er ſich befinde. Der Mond trat in dieſem Augenblicke aus den Wolken hervor, und indem er ſein fahles Licht durch die hohen Fenſter ſandte, bemerkte er, daß er ſich in einer Kapelle befinde. Im Hintergrunde ſah er einen Altar von Marmor, auf welchem ein ſilbernes Kruzifix glänzte. Nach und nach gewöhnten ſich ſeine Augen mehr an das Halbdunkel, welches ihn umgab, und er ſah, daß er auf den Familiengräbern der Grafen Tonquedec ſtand; endlich ſich einer weißen Platte nähernd, welche an einen Pfeiler gelehnt war, las er die Worte:

Hier ruht die erhabene und
hochgeborne Dame,
Hildeberge Gertrude,
Diana Gräfin von
Tonquedec.

Hier alſo lag die Frau, die er ſo ſehr geliebt hatte. An der Platte ſtand ein Käſtchen, deſſen Beſtimmung und Inhalt er nicht errathen konnte. Locmaria fühlte ein Grauen, und wendete ſich gegen die Thüre der Kapelle, um einem Orte zu entfliehen, der ſo traurige Erinnerungen in ſeinem Innern hervorrief; allein ſie war verſchloſſen und vergebens ſuchte er ſie zu öffnen; in demſelben Augenblicke erloſch das Mondlicht und vollkommene Finſterniß herrſchte um ihn. Er wollte ſich zu einer Seitenthür wenden, welche er früher bemerkt hatte, und that einige Schritte, als ein ſonderbares Geräuſch ihn zurückhielt. Es ſchien ihm, als ob die Platte am Grabmahle der Gräfin ſich loslöſe und aus der Öffnung ein fahler Schimmer hervorbrach.

Locmaria beſaß Geiſtesgegenwart und Muth, allein dieſe außerordentliche Erſcheinung in der Stille der Nacht machte ſein Herz beben und ſeine zitternden Lippen vermochten nicht, einen Laut hervorzubringen. Endlich war die Platte gänzlich herabgefallen, und das Licht aus der Öffnung wurde immer heller und erfüllte bald die ganze Kapelle. Locmaria glaubte, ein Traum äffe ihn, oder man habe ihm hier eine Falle gelegt, und er beſchloß, ſein Leben theuer zu verkaufen. Er ſtemmte ſich gegen die Thüre und zog ſeinen Degen. Da erblickte er aus der Öffnung einen nackten Fuß emporſteigen, dann einen zweiten, und endlich eine Geſtalt, welche in einer Hand eine Lampe trug, ſonſt aber ganz mit einem Leichentuche umhüllt war. Die Geſtalt ſchritt gegen den Altar, und kniete dort nieder. Locmaria entfiel vor Grauen der Degen, und auch er murmelte in der Angſt Gebete. Die Erſcheinung ſchritt endlich zu allen Gräbern und betrachtete ſie aufmerkſam, und als ſie an Locmaria vorüber ging, ließ ſie das Leichentuch fallen; — es war die Gräfin. Ihre blonden Haare wallten über ihre Schultern herab, eine Krone von verwelkten Blumen bekränzte ihr Haupt, ihre Wangen waren blaß und eingefallen, und ihre Lippen blau, ihre ſonſt ſo feurigen Augen ſchienen erloſchen, und ihr ruhiger, feſter Blick hatte ſo etwas Strafendes, ihr trauriges Lächeln ſo etwas Bitteres, daß Locmaria unwillkürlich die Augen niederſchlug. Als er dieſe wieder emporhob, ſah er, wie die Gräfin einen Sack von Sammt, mit dem Tonquedec'ſchen Wappen geziert, ſchüttelte, und wie ſeine Briefe zu ſeinen Füßen herausfielen. Außer ſich ſtreckte er die Arme aus, rief um Hilfe, und that einige Schritte vorwärts, endlich ſandte der Mond wieder einige Strahlen durch die hohen Fenſter, er blickte um ſich, und fand die Kapelle leer, die Steinplatte lehnte ſich wieder feſt an den Pfeiler, er hob ſeinen Degen auf, und nur die Briefe, welche vor ihm lagen, gaben ihm den Beweis, daß das Ganze kein Traumgeſicht war.

Indeſſen war der Zweck ſeiner Reiſe erfüllt, und er hätte gerne die Kapelle verlaſſen. Er ärgerte ſich nicht wenig über die unartige Nachläſſigkeit der Dienerſchaft, die einen Gaſt einſchließe, ohne ſich weiter um ihn zu bekümmern, als plötzlich Getöſe aus der Umgebung des Schloſſes an ſein Ohr ſchlug, Hundegebelle, Wiehern von Roſſen ließ ſich vernehmen, die Zugbrücke wurde niedergelaſſen. Der Graf von Tonquedec war zurückgekehrt.

„Wem gehört dieſes Pferd?“ hörte er den Grafen fragen. Es war Locmaria's Pferd, welches noch im Hofe ſtand. Es ſcheint, daß ihm hierauf auf eine Art geantwortet wurde, welche ſeine Ungeduld vermehrte; denn man hörte ihn heftig befehlen: „Öffnet jene Thüre, Barnabas! Warum iſt ſie verſchloſſen? Warum hat man den Marquis nicht in eines der Ehrenzimmer geführt?“ Die Thüre wurde hierauf geöffnet, und Graf Tonquedec im Jagdkleide, von ſeinem Lieblingshunde begleitet, trat in die Kapelle. „Verzeihen Sie, Herr Marquis,“ ſprach er mit abgenommenem Hute ſehr höflich, „ich vermuthete Ihre Ankunft nicht ſo bald, ſonſt hätte ich das Schloß nicht verlaſſen. Sie haben ſich vermuthlich in die Kapelle führen laſſen, um für die Seele der theuren Verſtorbenen zu beten?“ und indem er ihn zu dem Grabmahle der Gräfin führte, fuhr er fort, „ſehen Sie, hier ruht die Verſtorbene, und in dieſem Käſtchen werden Sie Ihre Briefe finden.“

„Bemühen Sie ſich nicht. — Die Briefe ſind ſchon hier.“

„Wie, Herr Marquis, Sie haben die Caſſette erbrochen?“ Er faßte die Caſſette, und betrachtete ſie genau. „Nein, das Schloß iſt unverletzt,“ dann nahm er aus dem

Sacke ein Schlüſſelchen, und öffnete. Die Caſſette war leer. „Laſſen Sie uns dieſen Ort verlaſſen," ſprach er ängſtlich, zog den Marquis mit ſich fort, und führte ihn in den Waffenſaal.

„Jetzt bitte ich Sie, Herr Marquis, erklären Sie mir, wie es kommt, daß ſich die Briefe in Ihren Händen befinden?" Locmaria erzählte ihm Alles, was in der Kapelle vorgegangen war. Der Graf hob ſeine Hände gen Himmel. — „Ich glaube Ihnen, Herr Marquis," ſprach er dann, „Sie ſind nicht der Einzige, der den Geiſt meiner Seligen geſehen hat; auch mir iſt ſie oft erſchienen, und ich bedurfte keiner Zurückweiſung von Seite Hercus, um auf dieſe Heirath Verzicht zu leiſten. Wunder, jenem ähnlich, was Sie geſehen haben, veranlaßten mich, davon abzuſtehen. Bei Ihnen iſt das etwas Anderes. Dianens Erſcheinen war ihr letztes Lebewohl. Die Briefe, welche ſie Ihnen zurückgab, ſind ein Beweis, daß Sie auf immer aus Ihrem Gedächtniſſe geſtrichen ſind. Darum heirathen Sie immer Fräulein Saint Hercus; was mich betrifft, ſo wird Diana meine letzte Frau bleiben, wie ſie meine erſte war."

Der Marquis blieb dieſe Nacht im Schloſſe, und ward, wie man leicht denken kann, durch keine neue Erſcheinung beunruhigt. Am andern Morgen kehrte er nach Rennes zurück, vernichtete die Briefe, hütete ſich wohl, ſein Abenteuer zu erzählen, und ſuchte nur ſeine Verbindung zu beſchleunigen. Der erſehnte Tag erſchien endlich, die Hochzeit wurde im Hauſe der Braut gefeiert, und der ganze Adel von Rennes war dazu gebeten. Der Gouverneur und ſeine Frau beehrten die religiöſe Ceremonie, das Banquet und den Ball mit ihrer Gegenwart. Gegen Mitternacht tanzte der Marquis mit ſeiner Braut jenen Tanz, worin ihn Niemand übertraf, auch die junge Braut, durch Freude und Toilette verſchönert, nahm die Bewunderung in Anſpruch. Überhaupt herrſchte die allgemeinſte Fröhlichkeit, als ſich die beiden Flügelthüren öffneten, und ein Diener anmeldete: „der Herr Graf und die Frau Gräfin Tonquedec.“

„Wie, die Gräfin Tonquedec?“ erſcholl es vom Munde zu Munde. „So hat ſich der Graf wieder verheirathet? — Doch nein, ſeht nur, es iſt die Todte! „Die Todte! die Todte!“ erſcholl es von allen Seiten, und ein Grauen bemächtigte ſich Aller, die Tänze wurden unterbrochen, die Tänzerinnen ſchmiegten ſich feſter an die Cavaliere, die Muſik hörte auf; und ein tiefes Schweigen folgte dem allgemeinen Lärmen.

Indeſſen ſchritt die Todte, welcher der Graf mit edlem Anſtande die Hand bot, mit leichtem Schritte, und einem angenehmen Lächeln im Saale vor. Sie trug ein mit Gold geſticktes Kleid von außerordentlicher Schönheit, ihre ſchönen, blonden Haare wallten in natürlichen Locken über ihre Schultern herab, auf ihren Wangen blühten die Roſen der Jugend und Geſundheit. Diana, ohne ſich um die Wirkung zu bekümmern, welche ihr Erſcheinen hervorbrachte, trat, ſich verneigend, zur Herzogin von Chaulnes, welche ſie umarmte.

„Ei, meine Gute!“ redete ſie die Herzogin an, „ſeit wann ſind Sie in Rennes? Dieß iſt ſchön von Ihnen, daß Sie unſer heutiges Feſt durch Ihre Gegenwart verſchönern.“

„Ich habe dem Marquis Locmaria,“ fiel der Graf ein, „verſprochen, auf ſeiner Hochzeit zu erſcheinen, und ich glaube, er wird es mir Dank wiſſen, daß ich auch die Gräfin mitgenommen habe.“

„Und,“ fuhr die Herzogin fort, „wie geht es unſern Freundinnen in Paris, wie befindet ſich der König?“

Diana antwortete auf alle dieſe Fragen, und man fing an im Saale ruhiger zu athmen, denn man ſah wohl, daß man keine Todte vor ſich hatte. Die kühneren Frauen wagten es, ſich Dianen zu nähern, und ihr prächtiges Kleid zu bewundern.

„Sie wundern ſich mit Recht, meine Damen und Herren, meine Frau hier zu ſehen; allein Dank ſey Gott, die Todtgeglaubte lag nur in einer tiefen Ohnmacht, ſie kam auf dem Wege von Rennes nach meinem Schloſſe Tonquedec zu ſich, und ich ſandte ſie dann nach Paris, um ihre Heilung durch die geſchickteſten Ärzte zu bewerkſtelligen. Marquis von Locmaria, wollen Sie mir wohl erlauben, mit Ihrer Braut zu tanzen, und Sie ſelbſt, wollen Sie nicht meiner Frau das Vergnügen machen?“

„Sie haben mich zum Beſten gehabt,“ raunte der Marquis dem Grafen in's Ohr, „Sie werden mir Rede ſtehen.“

„Wann es Ihnen gefällig iſt.“ Und laut ſetzte er hinzu: „Sehen Sie, Diana erwartet ihren Tänzer.“ Locmaria mußte gehorchen; allein als er ihre Hand faßte, ihren weißen Arm und ihre üppige Geſtalt ſah, erinnerte er ſich unwillkürlich an die Scene in der Kapelle zu Tonquedec. Er ſah das blaſſe Geſicht aus dem Sterbhemde hervorſtarren. Dieſer Gedanke ergriff ihn ſo gewaltig, daß er den Takt verlor, und ſich feſter am Arme ſeiner Tänzerin halten mußte, um nicht zu ſtraucheln. Da fiel der Gräfin das Armband auf die Erde. Locmaria beeilte ſich, es aufzuheben. Es war von Haaren, und ein prächtiger orientaliſcher Rubin bildete deſſen Schließe. Er erkannte es als daſſelbe, welches er von dem Grafen nicht angenommen hatte.

„Geben Sie mir das Armband,“ ſagte die Gräfin, „Sie wollen es ja um keinen Preis haben.“

Wir wollen nun den Hochzeitsſaal und das Brautpaar verlaſſen, und dem Grafen und der Gräfin Tonquedec nach Hauſe folgen.

„Liebe Diana,“ ſprach der Graf, als ſie allein waren, „was denkſt du von alle dem, was geſchehen iſt? Dieß iſt alſo der Jüngling, der dich ſo heiß zu lieben vorgab, der dich deinem Gemal entführen, oder für dich ſterben wollte? Kaum verſchwindeſt du von der Welt, ſo hat er dich auch ſchon vergeſſen, ſein Degen, den er gegen ſich zu ziehen ſchwur, wenn er dich nicht beſitzen könne, bleibt ruhig in ſeiner Scheide, er nähert ſich mit neuer Leidenſchaft einem Mädchen, er verweigert ſogar ein Andenken von deinen Haaren anzunehmen, er erröthet ſogar über ſeine Liebe, und will keinen Beweis davon zurück laſſen; denn er fordert ſogar ſeine Briefe zurück, du weißt es, denn du haſt ſie ihm ſelbſt gegeben. Wenn dieſer Scherz nur keine böſen Folgen für dich hat.“

„Wie ſo?“ fragte Diana.

„Ich beſorgte für dich, als du mit bloßen Füßen auf dem Marmor gingſt.“

Die Gräfin brach in ein lautes Gelächter aus, und der Graf fuhr fort: „Siehe, liebe Diana, der Marquis lebt nun an der Seite eines anderen Weibes, das er aus Liebe geheirathet hatte, und er iſt gewiß ſogar verdrießlich darüber, daß du noch lebſt. Dein Wiederaufleben allein ſtört ſein Vergnügen. Ach, Diana, wenn du den Wünſchen jenes Jünglings nachgegeben, wenn du ihm gefolgt wäreſt, ich dein alter, aber dich innig liebender Mann, würde es nicht überlebt haben.“

Der Gräfin traten Thränen in die Augen, und das Herz von Achtung, vielleicht auch von Liebe durchdrungen, warf ſie ſich in die Arme ihres Gemals.

Am andern Morgen erſchien Locmaria, und wollte vom Grafen Genugthuung fordern. „Mein lieber Marquis,“ ſagte der Graf zu ihm, „Sie wiſſen die Urſachen, die mich hinderten, ſchon früher unſere Sachen mit dem Degen auszumachen. Sie haben mich ſchwer beleidiget, und zwar zu einer Zeit, wo ich an Sie gar nicht dachte. Jetzt beklagen Sie ſich gegen das, was ich gethan habe, und wollen eine Ihnen zugefügte Unbild darin ſehen. Ich gebe Ihnen die Verſicherung, daß Sie dabei gar nicht in Betracht kamen, und daß ich nur meiner Gattin eine Lehre geben wollte, ich wollte ihr beweiſen, daß junge Leute veränderlich ſind, und daß die Liebe eines Ehemannes wahrer und anhaltender ſei, als jene eines Liebhabers. Worüber beklagen Sie ſich? Daß es Ihnen nicht gelang, mich zu etwas zu machen, was ich nicht einmal ausſprechen mag? Ich habe Ihnen gezeigt, daß das bei einem Manne meines Gleichen unmöglich iſt. Jetzt ſind Sie, Dank der Liſt, welche ich anwendete, mit einer Frau verheirathet, welche Sie lieben, und welche ſo, wie alle Welt, nicht weiß und nicht erfahren ſoll, was zwiſchen uns vorgegangen iſt. Ein Duell würde das Geheimniß entſchleiern; fiele es glücklich für Sie aus, ſo würden Sie dadurch blamirt und Ihr häusliches Glück auf immer zertrümmert ſeyn; erhielten Sie von mir einen Degenſtich, ſo würden Sie lächerlich werden. — Wollen Sie ſich nun ſchlagen, ſo kommen Sie.“

Das Duell fand nicht ſtatt, aber die Einwohner von Rennes, welche das Leichenbegängniß der Gräfin, und nun wieder ſie ſelbſt lebend und geſund geſehen hatten, wollten nie eine natürliche Erklärung dieſer ſeltſamen Geſchichte annehmen. Sie blieben hartnäckig dabei, die Gräfin die „Todte“ zu nennen, und als lange Zeit nachher Diana wirklich ſtarb, ließ es ſich das Volk nicht nehmen, ſie werde wieder erſcheinen. — Jetzt iſt die ganze Geſchichte ſchon lange vergeſſen, allein das Haus der Grafen Tonquedec wird noch immer „das Haus der Todten“ genannt.

Die Hühner.

Eine römiſche Anekdote (mehr erfunden als überſetzt, von einem Studioſus, der ſein Latein vergaß, um Profeſſor zu werden).

Rom unterhielt von ſeiner Gründung an Hühner, und nichts Wichtiges geſchah, bevor man nicht dieſe beſiederten Orakel um Rath gefragt hatte. Wahrlich eine ſchöne Einrichtung, welche ſich ſelbſt bis auf unſere Zeiten, nur mit Veränderung der Form, erhalten hat.

Dieſe Hühner, welche von der Inſel Negropont geholt wurden, und ſo wie die Veſtalinen zum Cölibat verdammt waren, hatten zu Wächtern und Dolmetſchern ein Collegium von Auguren, welche einen ſo liebenswürdigen Charakter beſaßen, daß ſie, wie Cicero erzählt, einander nicht ohne Lachen anſehen konnten.

Es iſt nicht in der Ordnung, daß Diejenigen ein Amt ſelbſt verrichten, welche am Beſten dafür beſoldet ſind. Alſo pflegten die Auguren auch zu jenen Zeiten, von welchen wir hier ſprechen, ihre Hühner nicht ſelbſt, ſondern hielten ſich dazu einen Wärter, welcher Tribollinus hieß. Dieſem lag der Ankauf des Futters, die Reinigung der Käſige, und die Beſorgung der Tafel der Propheten ob. Aus einer ſolchen Schule muß ein Menſch entweder gottlos wie ein Philoſoph, oder gläubig wie ein Dummkopf hervorgehen; allein, der

Apfel fällt nicht weit vom Stamme, und Tribollinus entging dem Unglücke, ein ſtarker Geiſt zu werden.

Der alte Hühner-Intendant bildete ſich ein, zu etwas Außerordentlichem beſtimmt zu ſeyn, und hielt ſich für geeignet, in die Fußſtapfen des Propheten von Tyanes zu treten. Er raiſonnirte ſo: „Eß' ich die heiligen Hühner, ſo werd' ich ohne Zweifel von der prophetiſchen Gabe ergriffen, welche in dieſen Beſtien wohnt!“ — Laß ſehen, was er that.

Kein Ämtchen iſt ſo klein, es trägt doch Etwas ein! — Tribollinus wandte ſeine Einkünfte dazu an, jeden Morgen auf dem Markt ein Huhn zu kaufen, dieſes ließ er bei ſeiner Zurückkunft unbemerkt aus ſeinem Mantel in den auguraliſchen Käfig ſchlüpfen und ſtibitzte dafür einen Propheten heraus, den Letztern brachte er durch eine ſchnelle, drückende und zirkelförmige Bewegung an deſſen Kragen zum Schweigen, trug ihn nach Hauſe und verzehrte ihn heimlich. Dieſe That war im Grunde wirklich ſehr unſchuldig, denn Tribollinus hinterging ohne böſen Vorſatz, tödtete ohne Grauſamkeit, und aß ohne Heißhunger. Auf dieſe Art waren bald alle alten Bewohner des Käfigs von ihrem Pallaſt-Intendanten gerupft und gegeſſen.

Ich ſehe wohl voraus, daß mehre große Geiſter, welche Allem bis zum letzten Grunde nachſpüren, den Wunſch hegen werden, zu wiſſen, wie denn Tribollinus ſeine Hühner zurichtete, damit ihm ein ſo oft wiederholtes Gericht nicht zum Ekel wurde. Ich habe mich in dieſer Hinſicht auch ſchon darauf eingelaſſen, tiefe Nachforſchungen über dieſen Punkt in den Kochbüchern der Alten anzuſtellen, und werde die Früchte derſelben geſammelt in drei Quartbänden mit Kupfern herausgeben, ſobald echt wiſſenſchaftliche Gegenſtände in unſerm Buchhandel wieder ihren Werth gewinnen.

Ich habe vergeſſen, zu ſagen, daß Tribollinus ſorgfältig alle Federn der gegeſſenen Hühner in ein Kopfpolſter zuſammen ſammelte, auf welchem er, um ja nicht von dem Ausfluſſe zu verlieren, jede Nacht ſchlief. — Allein ach! je mehr ſich das Polſter füllte, je leerer wurde des armen Mannes Kopf. — Ja, es kam ſo weit, daß er ſich wirklich einbildete, in ein Huhn verwandelt zu ſeyn. Er ahmte ihr Gegacker, ihre Art zu eſſen, zu trinken und zu ſchlafen nach, und verkündete: daß er von den Göttern mit der Gabe der Weisſagung beſchenkt worden ſei. Dieſe Neuigkeit verbreitete ſich nach und nach, und hatte glücklichen Erfolg. Mägde und Sklaven eilten herbei, das ſonderbare Orakel um Rath zu fragen, der abergläubiſche Haufe von Spielern, Liebhabern und Habſüchtigen folgte dieſen nach, und man verſicherte ſogar, daß noch andere Perſonen geheime Sitzungen verlangten, welche höher ſtanden.

Auf dieſe Art wuchs immer mehr der Ruhm des Hühnermannes. So wurde Tribollinus von allen Straßenjungen genannt, und was die Namen betrifft, ſo machen es die Akademien den Straßenjungen nicht ſelten nach. Seine prophetiſche Laufbahn war bald glücklich bald unglücklich. Der Neid, der immer ſehr ſchwache Augen hat, wenn es darauf ankommt, Gutes zu ſehen, hat Lungen von Erz bei Verbreitung des Böſen. — Er hoffte Vieles von den Ausſprüchen, welche manchmal dem guten Manne entſchlüpften, und welche aus ſeinem Munde mit feindſeliger Gefälligkeit tauſendmal wiederhallten.

So zum Beiſpiele erforſchte ein Dichter, deſſen Luſtſpiel zum Namenstag eines Großen gegeben werden ſollte, das Orakel über das Schickſal ſeines Werkes. Der Hühnermann ſchlug mit den Flügeln, und warf ſich gierig über einen Freßtrog her. Ein redendes Bild der Folgen ſeines dramatiſchen Werkes.

Eine Veſtalin, von deren Schönheit und Leichtfertigkeit alle Läſterzungen von Rom ſprachen, wandte ſich an das Orakel. Alſobald ſah man den tiefſinnigen Alten in eine Ecke ſich kauern, er ſtieß ein Klagegeſchrei aus, und ließ ein Ei verſteckt in ſeinen Gürtel fallen, eine ziemlich unbeſcheidene Hindeutung auf das, was der Veſtalin zu thun übrig blieb.

Ein ſehr geachteter General fragte das Orakel, ehe er zu ſeiner Armee abging. Der Hühnermann fing gierig die Mücken um ſich her, ſchlug ein Rad, und krähte höher als ein Hahn, das ſichere Zeichen eines bevorſtehenden Sieges.

Auch ein Steuereinnehmer aus der Provinz, der von der oberſten Juſtiz einiger kleiner Schwachheiten wegen verfolgt wurde, entdeckte dem Orakel ſeine Beſorgniſſe. Das Huhn ließ die Flügel hängen, trank Waſſer, und ſcharrte die Erde auf. — Eine Weisſagung, daß das Urtheil dahin ausfallen werde, daß der Beklagte wenigſtens das Geſtohlene zurückerſetzen müſſe.

Allein das Schickſal war ſo boshaft, keine ſeiner Weisſagungen in Erfüllung gehen zu laſſen. Das Luſtſpiel gefiel nicht, das römiſche Volk fand weder Sinn noch Harmonie darin, und es erlebte eine Niederlage, daß ſich ſelbſt unſere neueſten Komponiſten keiner ähnlichen rühmen können.

Die Veſtalin wurde der Prüfung der ſtrengſten Frauen unterworfen, welche Zeugniß gaben, daß dieſer Verdacht bei ihr gar nie ſtattfinden könne. Man weiß nicht, ob dieſe Entſcheidung zur Ehre der Kunſt, oder der Natur gefällt worden ſei; aber wie ſich die Sache auch immer verhalte, ganz Rom war darüber ſehr erfreut, denn es war ein Glaubensſatz, daß der Fall einer Veſtalin immer auch den Fall eines Reiches nach ſich ziehe.

Der General, der ein beſſerer Hofmann als Soldat war, lieferte eine Schlacht ohne Überlegung, verlor ſie ohne Widerſtand, und ward getödtet, ungeachtet der Schnelligkeit, mit der er ſich flüchtete. Drei Legionen mußten das Joch paſſiren. Die Neuigkeitskrämer von Rom ertrugen dieſen Schimpf, allein die Allergekränkteſten waren die Poeten, welche im Vertrauen auf Tribollinus Weisſagungen ſchon Triumphlieder im Voraus gedichtet hatten. — Indeſſen behielten ſie dieſe dem nächſten beſten Sieger vor, deſſen Name in ihr jämmerliches Versmaß paſſen würde.

Die Helfershelfer und vornehmen Verwandten des Steuereinnehmers nahmen ſich ſo eifrig ſeiner Sache an, daß er, anſtatt abgeſetzt zu werden, zu einem wichtigeren Amte emporgehoben wurde. Die Kühnheit und Mannigfaltigkeit ſeiner Erpreſſungen hatte bei den Richtern einen hohen Begriff von ſeinem Verſtande erzeugt, und ſie geſtanden öffentlich, daß man einem Manne von Talent immer etwas durch die Finger ſehen müſſe, wohin ſelbſt die Natur deute, da ſie den Adler zu einem Raubthiere gemacht habe.

Dieſe Zufälle erſchütterten den Credit des Tribollinus, und man fing ſchon an über das Orakel laut zu murren. Der Donner rollte anfangs entfernt, und endlich brach das Gewitter in ſeiner ganzen Wuth über ſeinem Kopfe los. Das Verbrechen des Tribollinus beſteht in einer Uſurpation der Rechte der Hühner, welcher eine evidente Gottloſigkeit zum Grunde liegt. — Aber wenn man noch betrachtet, daß dieſer Mann ſeit langer Zeit der Freund der Hühner, der Vertraute ihrer geheimſten Gedanken und der Theilnehmer ihrer Einkünfte war, ſo iſt ſeine That eine Felonie zu nennen, welche noch viel ſtrenger zu beſtrafen iſt. So ſchrien die Unzufriedenen in einer Zuſammenkunft, worin ſie beſchloſſen, dieſen Verbrecher peinlich zu verfolgen. Sie wählten zu dieſem Ende Einen unter ſich, welcher die Anklage führen ſollte, und dieſer war wie billig, der Ungeſchickteſte.

Der Gerichtstag erſchien, und der Zuhörerplatz war mit Menſchen angefüllt. Der Kläger deklamirte eine nachdruckvolle, höchſt mittelmäßige Rede, in welcher kein Gedanke zu finden war, aber in der Alles tief gedacht ſchien. Jeder Fehler dieſer Rede wurde mit gebührenden Beifallsbezeigungen belohnt. Was den Angeklagten betrifft, ſo war dieſer eine unerklärbare Sphinx, und treu ſeiner doppelten Natur, als Menſch und Huhn, vermengte er Pantomime und Sprache auf's Seltſamſte miteinander, war ſelten angenehm zu hören, aber immer unverſtändlich. — O Macht der Zeit! — Viele Jahrhunderte ſpäter würde man dieſes Benehmen ſublim genannt haben.

Ein alter Richter, der ſeit ſechzig Jahren Niemanden losgeſprochen hatte, nahm endlich das Wort. Er wußte aus Erfahrung, daß auf eine große Verſammlung nichts mächtiger wirke, als ein Beiſpiel aus alter Zeit, welches die Leute der Mühe überhob, ſelbſt nachzudenken. Er ſprach folgende gewichtige Worte mit all jener Lieblichkeit, womit ſie ſein falſcher Blick, ſein Naſenton und ſein böſes Herz ausſtatteten.

»Es ſind am nächſten Idus dreihundert zwölf Jahre »verfloſſen, daß der Conſul Claudius *Pulcher* am Abende »vor ſeiner Abreiſe zu einer wichtigen Expedition die Hühner »um Rath fragte, und als dieſe ſich halsſtarrig widerſetzten, »eine Nahrung anzunehmen, da rief der hocherzürnte Conſul: »*Wohlan! da ſie nicht freſſen wollen, ſo laſſe* »*man ſie ſaufen!* und in dieſem Augenblicke ließ er die »Hühner ſammt dem Käfig in die Tiber werfen. Die Züchtigung dieſer Gottloſigkeit war der Beleidigung angemeſſen. »*Pulcher* verlor zwei Seeſchlachten durch die Rache der »ertränkten Hühner, das Conſulat durch einen Volksbeſchluß, »und all ſeine Habe durch eine Geldſtrafe, welche ihm auferlegt wurde. Alſo Quiriten, rächt eure Hühner, oder »fürchtet, daß ſie ſich ſelbſt rächen!«

Dieſer letzte Aufruf wirkte Wunder, und es war um *Tribollinus* geſchehen, wenn er den Blitz nicht durch einen jener guten Ableiter, welche kluge Leute immer im Vorrathe haben, unſchadhaft zu machen gewußt hätte.

»Wie?« ſchrie er mit donnernder Stimme. — »Ihr wollt eure Hühner rächen? So wißt denn, daß nichts von ihnen übrig iſt, als ich, in deſſen Blut ſie übergegangen ſind, und dieſe Federn!« — Bei dieſen Worten zog er den Kopfpolſter unter ſich hervor, zerriß den Überzug und ſchleuderte ihn in die Luft. Die Federn qualmten in Menge daraus hervor, bedeckten den ganzen Saal mit einem dichten Nebel, und ließen ſich dann auf jener Seite, wo die Richter ſaßen, langſam nieder.

Man mußte endlich doch die Berathſchlagung anfangen. Der Erſte, welcher ſeine Meinung ausſprechen wollte, warf die Blicke auf ſeine Collegen, und als er ſie ſo mit Federn bedeckt ſah, daß ſie weniger einem ehrwürdigen Senat, als einer Vögelſammlung in einem Muſeum glichen, platzte er in ein lautes Lachen aus. Die erſtaunten Richter ſahen erſt den Sprecher, dann einander ſelbſt an, und konnten nicht umhin, ebenfalls laut zu lachen. Man muß wiſſen, wie anſteckend das Lachen iſt, um zu glauben, daß in dieſem Augenblick der ganze Saal von einem ſchallenden Gelächter widerhallte. Alles lief durcheinander, hüpfte, hielt ſich die Bäuche, und es war, als ob die Erde zu einem einzigen Hanswurſte geworden wäre. Eine Scene des Pinſels eines Homer's würdig.

Bei den Griechen, einem ſpöttiſchen und luſtigen Volke, hätte eine ſolche Criſis den weiteren Geſchäftsgang gewiß nicht gehindert. — Aber die Römer waren ernſthaft, ſtrenge, und hielten auf Formalitäten bis zur Pedanterie. Wenn nun eine ſolche Gattung von Menſchen einmal von der Höhe ihrer Ernſthaftigkeit herabgeworfen iſt, ſo klimmt ſie auch nicht ſo bald wieder empor. Die Richter verſuchten allerdings ihren Mund wieder in die gehörigen gravitätiſchen Falten zu legen, und ſich von den Federn zu reinigen; allein ſie wurden dadurch nur um ſo lächerlicher, und jede ernſthafte Bewegung war für ſie ſelbſt ein Signal zum verdoppelten Gelächter. — Man mußte Tribollinus endlich mit Gewalt losſprechen, denn das einzige Gefühl, deſſen ſich Jeder noch bewußt war, beſtand darin, daß man unmöglich einen Menſchen verdammen könne, der ſo vielen Menſchen ſo einen Spaß gemacht hat, wo ſich die Römer keines ähnlichen zu entſinnen wußten — — ſeit dem Raub der Sabinerinnen.

Etwas verdächtige Zeugen wollten doch behaupten, daß in einer Ecke des Saales ein Blitzſtrahl der Vernunft ſich habe blicken laſſen. Der wenigſt Luſtige der Senatoren wollte ſich dieſen zu Nutzen machen, um die Ehre des Tribunals zu retten. — »Quiriten« — ſchrie er, »es iſt kein lachenswerther Zufall, der die Richter mit den Federn der heiligen »Hühner bekleidet hat, Jupiter ſelbſt, der Beſchützer Roms, »wollte euch durch dieſe Allegorie andeuten, daß das wahre »eigentliche Orakel nur in den Köpfen der Weiſen throne, »und daß man die Wahrheit auf der Stirne der Sterblichen »leſen könne.« Eine Feder, die unglücklicher Weiſe bei dieſen Worten ſich zwiſchen die Lippen des Redners anklebte, machte der Periode ein Ende. Das Lachen verdoppelte ſich nun mit erneuerter Wuth, und nur durch ſchnelle Entfernung entging die ganze Verſammlung dem Erſticken.

Eine Epiſode aus Frankreichs Schreckenszeit.

Am 22. Jänner 1793, gegen 8 Uhr Abends, ſtieg eine alte Dame den gähen Abhang, der vor der Kirche Saint-Laurent endet, zur Vorſtadt Saint-Martin hinab. Es hatte den ganzen Tag über ſo ſtark geſchneit, daß man die Tritte nicht vernahm. Die Straßen waren leer und die alte Dame hatte noch Niemanden begegnet, ihre geſchwächten Augen erlaubten ihr übrigens auch nicht, einige Fußgänger, welche gleich Schatten vorüberſchlichen, in der Ferne zu bemerken. Sie ging muthig durch die Einſamkeit, als ob ihr Alter ein Talisman wäre, der ſie vor allem Unglücke bewahren müßte.

Als ſie durch die rue des Morts gegangen war, glaubte ſie den feſten und ſchweren Tritt eines Mannes zu vernehmen, welcher hinter ihr ging. Sie glaubte dieß Geräuſch nicht zum erſten Male zu vernehmen, erſchrack bei dem Gedanken, daß ihr Jemand nachfolge, und ging ſo ſchnell ſie es vermochte weiter, um eine hell erleuchtete Bude zu erreichen und dort beim Scheine des Lichts zu ſehen, ob ihr Verdacht ſich beſtätige. Sobald ſie ſich in dem horizontalen Scheine des Lichtes befand, wand ſie den Kopf plötzlich um und gewahrte eine menſchliche Geſtalt im Nebel. Einen Augenblick wankte ſie vor Schrecken, der ſich ihrer bemeiſterte; denn ſie zweifelte keinen Augenblick, daß ihr der Unbekannte vom erſten Tritte aus ihrem Hauſe bis hierher gefolgt ſei. Die Hoffnung, einem Spion zu entkommen, lieh ihr Kräfte, ſie verdoppelte ihre Schritte. So gelangte ſie zur Bude eines Kuchenbäckers, trat hinein und fiel in einen Stuhl, der vor dem Zahltiſche ſtand. In dem Augenblicke, als ſie die Thür öffnete, läutete das Glöckchen daran, und eine junge Frau, welche mit Sticken beſchäftigt war, hob die Augen empor, erkannte durch die Glaswand die Dame im alten Violetmäntelchen und öffnete ſogleich eine Lade, um hieraus etwas zu nehmen, was ſie ihr übergeben wollte. Nicht nur die Geſichtszüge und Geberden der jungen Frau drückten die Begierde aus, ſich ſo ſchnell als möglich der Angekommenen zu entledigen, ſondern es entfuhr ihr auch ein Ausruf der Ungeduld, als ſie die Lade leer fand. Dann eilte ſie ſchnell in ein Nebengemach und rief ihren Mann, der auch auf der Stelle erſchien.

„Wo haſt du denn..?“ fragte ſie geheimnißvoll mit einem Blicke auf die alte Dame und ohne ihre Rede zu vollenden.

Ungeachtet der Kuchenbäcker nur die große, ſchwarzſeidene Haube ſehen konnte, welche Kopf und Geſicht der Dame verhüllte, ſo verſchwand er doch ſogleich wieder aus dem Laden, nachdem er vorher einen Blick auf ſeine Frau geworfen hatte, der zu ſagen ſchien: „Glaubſt du, ich werde ſo Etwas hier im Laden liegen laſſen?“

Erſtaunt über das Schweigen und die Unbeweglichkeit der Dame, trat die Bäckersfrau näher zu ihr, von Mitleid oder vielleicht auch nur von Neugierde bewegt. Obſchon die Geſichtsfarbe dieſer Frau von Natur aus ſchon blaß war, ſo war es doch leicht zu erkennen, daß eine außerordentliche Aufregung noch eine ſtärkere Bläſſe über ihr Antlitz verbreitete. Ihre Haare, vermuthlich durch das Alter ſchon grau gemacht, waren unter ihrem Kopfputze verſteckt. Ihre Züge waren ernſt und ſtolz. Einſt waren die Gewohnheiten und das Benehmen der Leute von Stande von jenen der niedern Klaſſen ſo verſchieden, daß man an ihr leicht eine Adelige erkennen konnte.

„Madame!“ redete ſie die Bäckerfrau unwillkürlich an, vergeſſend, daß dieſer Titel verboten war.

Die alte Dame antwortete nicht. Sie ſchaute unverwandt auf die Fenſter des Ladens, als ob ein ſchrecklicher Gegenſtand darauf abgebildet geweſen wäre.

„Was haſt du, Bürgerin?“ fragte der Hausherr, welcher alsbald erſchien.

Die Dame erwachte aus ihren Träumereien, indem er ihr einen Carton mit blauem Papier überzogen reichte.

„Nichts, nichts, meine Freunde!“ antwortete ſie mit ſanfter Stimme. Sie hob die Augen empor auf den Kuchenbäcker, gleichſam um ihm einen Blick des Dankes zuzuwerfen; aber als ſie eine rothe Mütze auf ſeinem Haupte gewahrte, ſtieß ſie mit einem Schrei die Worte aus: „Ach, Ihr habt mich verrathen!“

Die junge Frau und ihr Mann antworteten durch eine Geberde des Abſcheues, welche die Dame erröthen machte, ſei es wegen des geſchöpften Verdachts, ſei es aus Vergnügen. „Verzeiht mir,“ ſprach ſie dann mit kindlicher Sanftmuth. Hierauf zog ſie einen Louisd'or aus der Taſche und reichte ihn dem Kuchenbäcker, indem ſie ſagte: „Hier iſt der verabredete Lohn!“

Es gibt eine Dürftigkeit, welche die Dürftigen zu errathen verſtehen. Der Bäcker und ſein Weib ſahen die alte Frau an, und wechſelten dann einen Blick, der einen und denſelben Gedanken ausdrückte: dieſer Louisd'or wird wohl der letzte ſeyn. Die Hand der Dame zitterte, indem ſie ihn darreichte; ſie betrachtete die Münze mit Wehmuth, aber ohne Habſucht. Das Unglück und das Elend waren in ihren Zügen zu leſen. In ihrer Kleidung waren Spuren von einſtiger Pracht zu ſehen, es war abgeſchoſſene Seide, ein gebrauchter, aber reinlicher Mantel, ſorgfältig zuſammengeflickte Spitzen, kurz, die Lumpen des Reichthums.

„Bürgerin!“ nahm der Bäcker das Wort, „du ſcheinſt ſehr ſchwach zu ſeyn.“

„Wollen Sie eine Erfriſchung zu ſich nehmen,“ fragte ſein Weib, „wir haben gute Suppe.“

„Es iſt ſo kalt, ſetze dich zum Ofen, Bürgerin! und erwärme dich. — Du ſcheinſt auch ſehr gelaufen zu ſeyn und dich ermüdet zu haben.“

Gewonnen durch dieſe gutmüthigen Worte, geſtand die Dame, daß ihr auf dem Wege ein Mann gefolgt ſei, und daß ſie Furcht habe, allein zurück zu kehren.

„Wenn's nur das iſt,“ ſagte der Mann mit der rothen Mütze, „da kann ich helfen.“

Er gab den Louisd'or ſeinem Weibe, ging, ſeine Nationalgarde-Uniform anzuziehen, ſetzte ſeinen Hut auf, nahm ſeine Hellebarde und erſchien ſo in Waffen wieder. Allein ſein Weib hatte Zeit nachzudenken, und die Überlegung ſchloß die ſchon zum Wohlthun geöffnete Hand. Fürchtend, ihr Mann könne ſich in irgend einen böſen Handel vermiſchen, ſuchte ſie ihn zurück zu halten. Aber dem Gefühle des Mitleids gehorchend, bot ſich dieſer an, die Dame zu begleiten.

„Es ſcheint, daß der Mann, vor welchem die Bürgerin Furcht hat, noch immer vor dem Laden herumſchleicht,“ bemerkte die junge Frau.

„Ich fürchte es auch,“ ſagte die Dame.

„Wenn es ein Spion wäre! Ich bitte dich, Mann, geh' nicht, und nimm den Carton zurück!“

„Ich will gleich ſehen,“ ſagte der Kuchenbäcker, und ging etwas betroffen zur Ladenthür hinaus. Die alte Dame, geduldig wie ein Kind und faſt in Stumpfheit verſunken, ſetzte ſich wieder auf den Stuhl. Bald aber erſchien der Bäcker wieder; ſein ſonſt rothes Geſicht war jetzt bleich geworden, ſeine Beine zitterten und ſeine Augen glichen denen eines Betrunkenen. „Willſt du uns zur Guillotine bringen, verdammte Ariſtokratin?“ ſchrie er wüthend. „Entferne dich auf der Stelle, laß dich nicht mehr hier ſehen, und rechne nicht auf mich, daß ich dir die Mittel zu deiner Verſchwörung liefere.“ Mit dieſen Worten ſuchte der Bäcker der Dame den Carton wieder zu nehmen, den ſie in den Sack geſteckt hatte. Kaum aber hatten ſeine kühnen Hände ihre Kleider berührt, als die Dame, ſich lieber allen Gefahren ohne einen andern Vertheidiger, als Gott, ausſetzend, als ſich nehmen zu laſſen, was ſie ſo theuer erkauft hatte, die Beweglichkeit der Jugend plötzlich wieder gewann. Sie ſtürzte gegen die Thür, öffnete ſie heftig und verſchwand vor den Augen der erſtaunten Eheleute.

Sobald die Dame auf der Straße war, beflügelte ſie ihre Schritte; aber ihre Kraft verließ ſie bald, ſie hörte den

Schnee von den Tritten ihres Verfolgers hinter ſich kniſtern; ſie wartete endlich einen Augenblick, ohne daß ſie es wagte, ihn anzureden oder anzuſehen, und ging dann langſam weiter. Der Mann blieb immer in einer Entfernung hinter ihr, welche nöthig war, um ſie zu überwachen; er ſchien ihr Schatten zu ſeyn. Es ſchlug neun Uhr, als Beide an der Kirche **Saint-Laurent** vorübergingen. Es liegt übrigens in der Natur auch der ſchwächſten Menſchen, daß einer heftigen Gemüthsbewegung Ruhe folgt. Ein ſolcher Zuſtand war es, in welchem ſich der Dame der Gedanke aufdrang, daß ihr Verfolger auch ein geheimer Freund und Beſchützer ſeyn könne. Sie ſuchte alle Gründe hervor, welche dieſen Troſt unterſtützen konnten. So ging ſie ſtets mehr beruhigt dem obern Theile der Vorſtadt **Saint-Germain** zu. Nach einer halben Stunde gelangte ſie zu einem Hauſe in einer der abgelegenſten Straßen. Hier ſchien der natürliche Zufluchtsort des Elends und der Verzweiflung zu ſeyn. Auch der Verfolger der Armen ſchien bei dem Schauſpiel, das ſich ſeinen Augen darbot, betroffen zu ſeyn. Er blieb zögernd ſtehen, von einer Laterne beleuchtet, deren ungewiſſer Schimmer kaum den Nebel durchdrang. Die alte Frau benutzte den Augenblick ſeines Stillſtehens, um die Thür eines Hauſes zu öffnen, und durch dieſelbe zu verſchwinden. Der Mann betrachtete dieſe Barake, von unbearbeiteten Bruchſteinen erbaut, und mit gelbem Mörtel beworfen, dabei ſo ſtark zerſprungen, daß man glaubte, der Schnee müſſe es auseinander drücken. Jedes Stockwerk hatte drei Fenſter, deren Fugen durch Sonnenhitze und Näſſe ſo zerriſſen waren, daß die Kälte nothwendiger Weiſe in die Wohnung dringen mußte. Das Ganze glich weniger einem Hauſe, als einem alten Thurme, den die Zeit zu zerſtören vergeſſen hatte. Ein ſchwaches Licht ſchimmerte durch die Fenſter am Dache, während der übrige Theil des Hauſes ganz finſter war.

Nicht ohne Mühe ſtieg die alte Dame die ſteile und ausgetretene hölzerne Treppe empor, hielt ſich dabei an einem Stricke feſt, und pochte an die Dachwohnung; ein alter Mann öffnete ihr und bot ihr einen Stuhl, auf welchen ſie ſich ganz ermattet ſetzte.

„Verbergt Euch!“ rief ſie ihm zu. „Obſchon wir ſelten ausgehen, ſo werden unſere Schritte doch beobachtet.“

„Was gibt's denn wieder Neues,“ fragte ein Mütterchen, das am Feuer ſaß.

„Der Mann, der ſeit geſtern um unſer Haus ſchleicht, iſt mir heute Abends nachgefolgt.“

Bei dieſen Worten ſahen ſich die drei Bewohner dieſes Loches mit Zeichen des größten Schreckens an. Der Alte war der wenigſt angegriffene von den dreien, vielleicht weil ihm die größte Gefahr drohte. Je mehr das Gewicht großen Unglücks auf einem Menſchen laſtet, je mehr er unter dem Joche der Verfolgung ſeufzt, deſto muthiger fängt er an zu werden; er gibt ſich, ſo zu ſagen, ſelbſt auf; er betrachtet jeden Tag als einen neuen Sieg, den er über ſein Geſchick erkämpfte. „Warum an Gott verzweifeln, meine Schweſter?“ ſprach er mit Ruhe. „Wir haben ſein Lob mitten unter dem Geſchrei der Mörder und dem Todesröcheln ihrer Opfer geſungen. Wenn er wollte, daß ich aus dieſem Blutbade entkam, ſo wollte er mich vermuthlich für ein Loos aufbewahren, dem ich mich ohne Murren unterwerfen muß. Gott ſchützt die Seinen, für Euch muß geſorgt werden, nicht für mich.“

„Nein, nein!“ riefen die beiden alten Frauen.

„Als ich mich einmal außer der Abtei von Chelles ſah, betrachtete ich mich als eine Todte,“ ſprach jene der beiden Nonnen, die am Kamine ſaß.

„Hier,“ ſprach die andere, die eingetreten war, den kleinen Carton dem Prieſter hinreichend, „hier ſind die Hoſtien. Aber —“ ſchrie ſie plötzlich erſchrocken, — „ich höre Tritte auf der Treppe.“

Alle drei horchten, das Geräuſch verſtummte.

„Erſchreckt nicht,“ ſprach der Prieſter, „wenn's Jemand verſucht, zu uns zu kommen. Eine Perſon, auf deren Treue wir rechnen können, wird alles Mögliche angewendet haben, um über die Grenze zu gelangen, und wird die Briefe abholen, die ich an den Herzog von Langeais und an den Marquis von Beauseant geſchrieben habe, damit ſie uns Mittel verſchaffen, Euch aus dieſem entſetzlichen Lande zu bringen, wo Euch nur der Tod oder das grenzenloſeſte Elend erwarten.“

„Sie wollen uns alſo nicht folgen?“ fragten die beiden Nonnen.

„Mein Platz iſt da, wo Opfer fallen.“

Sie ſchwiegen und betrachteten den Prieſter mit frommer Bewunderung.

„Schweſter Martha,“ ſprach er zu Jener, welche die Hoſtien gebracht hatte, „dieſer, den ich erwarte, wird auf das Wort Hosanna! die Worte fiat voluntas antworten.“

„Es iſt wirklich Jemand auf der Treppe!“ rief die andere Nonne, indem ſie ein verborgenes Thürlein im Dache öffnete.

Dießmal konnte man in der Stille der Nacht deutlich die Schritte eines Mannes vernehmen. Der Prieſter kauerte ſich mit Mühe in eine Art Schrank und die Nonne warf einige Lumpen auf ihn.

Kaum war der Prieſter verſteckt, als drei Schläge an die Thür geſchahen. Die beiden Nonnen ſahen einander an, ohne ein Wort zu ſprechen. Jede von Beiden war in den Sechzigen. Seit vierzig Jahren von der Welt getrennt, waren ſie wie Pflanzen, die an die Glashauswärme gewöhnt ſind; ſie welken, wenn man ſie in's Freie bringt. An das Kloſterleben gewöhnt, konnten ſie ein anderes Leben nicht begreifen. Als ihre Gitter gebrochen wurden, zitterten ſie vor der Freiheit. Sie glichen Kindern, welche man bisher geleitet, und für die man geſorgt hatte, und die nun der mütterlichen Obſorge entzogen beten, anſtatt zu ſchreien. So blieben ſie auch jetzt bei der Gefahr, die ſie bedrohte, ſtumm und duldſam, und kannten keine andere Vertheidigung, als die chriſtliche Ergebung. Der Mann, der an die Thüre gepocht hatte, legte das Stillſchweigen auf ſeine Weiſe aus, öffnete und trat ein. Die Nonnen erbebten, indem ſie in ihm den Mann erkannten, der ſeit 24 Stunden um ihr Haus geſchlichen war und Erkundigung über ſie eingezogen hatte. Er war groß, und nichts in ſeinem Geſichte zeigte von Böswilligkeit. Auch er ſchwieg und blickte im Zimmer umher.

Zwei Strohmatten, auf den Dielen liegend, dienten den Nonnen als Bett. Ein Tiſch ſtand in der Mitte des Gemaches, darauf ein metallener Leuchter, drei Meſſer und ein rundes Brot. Das Feuer im Kamin war ſparſam. Einige wenige kleine Stückchen Holz, welche in einer Ecke lagen, bewieſen die Armuth der Bewohnerinnen. Die Mauern, nach altem Geſchmack hier und da bemalt, zeigten deutlich den üblen Stand des Daches, da Flecken, braunen Netzen ähnlich, die Verwüſtungen des eindringenden Regenwaſſers verkündeten. Eine Reliquie, vermuthlich bei der Plünderung der Abtei Chelles gerettet, zierte den Mantel des Kamins. Drei Stühle, zwei Koffer und eine alte Kommode vollendeten die Einrichtung. Eine Thür bei dem Kamin ließ ſchließen, daß ſich noch eine Kammer bei der Wohnung befinde. Das Inventarium war von dem Eintretenden, welcher ſo großen Schrecken verbreitete, bald gemacht. Das Mitleid malte ſich in ſeinem Geſichte, er warf einen wohlwollenden Blick auf die beiden Bewohnerinnen und ſagte mit einer Stimme, die er ſo viel möglich zu beſänftigen ſich bemühte: »Ich komme nicht als Feind hierher, und wenn Euch ein Unglück bedroht, ſo glaubt, daß ich nichts dazu beitrage. Ich habe eine Bitte an Euch.«

Die Nonnen ſchwiegen noch immer.

»Wenn ich Euch ungelegen komme, liebe Schweſtern, ſo ſprecht frei und ich entferne mich wieder. — Aber glaubt mir, ich will Euch wohl; kann ich Euch einen Dienſt leiſten, ſo ſagt es mir ohne Scheu; denn wißt, ich bin noch über dem Könige.«

Es lag eine ſolche Wahrheit in dem Ausdrucke des Unbekannten, daß Schweſter Agathe, jene der beiden Nonnen, welche mit dem Hauſe Langeais verwandt war, und deren Benehmen Beweiſe gab, daß ſie einſt Hofluft eingeathmet habe, dem Fremden einen Stuhl bot. Er ſetzte ſich und ſprach: „Sie haben einen Prieſter bei ſich aufgenommen, einen ehrwürdigen Prieſter, der nur durch ein Wunder dem Blutbade bei den Karmeliten entgangen iſt.“

„Hosanna!“ rief Schweſter Agatha, und ſah dabei den Fremden mit Ungeduld an.

„So nennt er ſich nicht, wie ich glaube,“ antwortete dieſer.

„Nein, mein Herr,“ verſetzte heftig Schweſter Martha, „wir haben keinen Prieſter bei uns.“

„Dann hättet Ihr vorſichtiger ſeyn ſollen,“ erwiederte der Fremde, indem er ein Brevier vom Tiſche nahm. „Ihr verſteht wohl nicht Latein.“ Er fuhr nicht weiter fort; denn die beiden Nonnen zitterten und fingen an zu weinen. — „Seid ruhig,“ nahm er nach einer kurzen Pauſe wieder das Wort, „ich weiß den Namen Eures Gaſtes und den Eurigen, und ſeit drei Tagen bin ich unterrichtet von Eurer Noth und von Eurer Ergebenheit gegen den würdigen Abbé de...“

„Stille,“ rief Schweſter Agatha, den Finger auf den Mund haltend.

„Ihr ſeht alſo wohl, daß, wenn ich Euch hätte verrathen wollen, ich es ſchon hätte thun können.“

Indem der Prieſter dieſe Worte vernahm, trat er aus ſeinem Verſtecke hervor und ſprach zu dem Fremden, „ich glaube nicht, daß Sie Einer unſerer Verfolger ſind, ich vertraue Ihnen, was wollen Sie von mir?“

Das fromme Vertrauen des Prieſters, die Würde in ſeinen Zügen hätte einen Mörder entwaffnet. Der Fremde betrachtete einen Augenblick die Gruppe dieſer drei Weſen, dann ſprach er: »Ehrwürdiger Vater, ich kam, um Sie zu bitten, eine Todtenmeſſe zu leſen, für eine Seele, die — deren Körper wohl nie in geweihter Erde ruhen wird.

Der Prieſter erbebte unwillkürlich. Die beiden Nonnen wußten nicht, was der Fremde damit ſagen wollte, und blieben in horchender Stellung ſtehen. — »Wohl,« ſagte der Prieſter, »kommt um Mitternacht wieder, und ich bin bereit, den Gottesdienſt zu verrichten, der zur Sühne eines Verbrechens vorgeſchrieben iſt.«

Der Fremde ſchauderte zurück; allein eine ſanfte Selbſtbefriedigung ſchien über ſeinen Schmerz zu ſiegen. Nachdem er die Anweſenden ehrfurchtsvoll gegrüßt hatte, ging er, indem er noch einen dankenden Blick zurückgeworfen hatte.

Beiläufig zwei Stunden nach dieſer Scene kam der Unbekannte wieder, und wurde in das zweite Gemach geführt, wo Alles zur Zeremonie zubereitet war. Zwiſchen den beiden Schlünden des Kamins hatten die beiden Nonnen die alte Kommode geſtellt und zu einem Altar geſchmückt. Ein großes Kruzifix von Ebenholz und Elfenbein hing an der gelben Mauer. Zwei dünne, kleine Kerzen, welche die Nonnen mittelſt Siegelwachs auf den Altar befeſtigt hatten, warfen ein falbes Licht umher. Dieſes matte Licht beleuchtete kaum den übrigen Raum der Stube, allein da es nur auf die heiligen Dinge fiel, ſo glich es einem Strahl, der vom Himmel auf dieſen ſchmuckloſen Altar fiel. Der Boden war feucht, das Dach hatte Riſſe, durch welche der Wind eiſig hereinpfiff! Nichts war weniger prunkvoll und doch vielleicht auch nichts feierlicher, als dieſer traurige Gottesdienſt. Eine tiefe Stille verbreitete eine Art düſtere Würde über dieſe nächtliche Scene.

Kurz, die Erhabenheit der Handlung kontraſtirte ſo ſtark mit der Armuth der Dinge, daß die Seele mit einem religiöſen Schauer erfüllt wurde. Auf beiden Seiten des Altars knieten die beiden Nonnen auf dem Boden, ohne ſich durch deſſen Feuchtigkeit beirren zu laſſen und dienten dem Prieſter, der mit dem Meßgewande angethan, einen goldenen Kelch, mit koſtbaren Steinen beſetzt, auf den Altar ſtellte, welche heilige Vaſe er vermuthlich bei der Plünderung der Abtei von Chelles gerettet hatte. Neben dieſem Denkmal einer königlichen Großmuth aber waren Waſſer und Wein in zwei Gläſern gefüllt, welche kaum der niedrigſten Kneipe würdig geweſen wären. In Ermanglung eines Meßbuches hatte der Prieſter ſein Brevier auf den Altar gelegt. Eine gemeine, irdene Schale war zum Waſchen der Hände beſtimmt, Alles war ärmlich, aber edel, profan und heilig zugleich.

Der Unbekannte kniete ſich andächtig zwiſchen den beiden Nonnen nieder, aber kaum hatte er einen Flor über dem Kruzifix und über dem Kelch erblickt (denn da der Prieſter nichts anders beſaß, um die Beſtimmung dieſer Meſſe anzuzeigen, ſo hatte er Gott ſelbſt in Trauer gehüllt), als er plötzlich durch eine Erinnerung ſo mächtig ergriffen wurde, daß ihm groſie Schweißtropfen auf die Stirne traten. Die vier ſchweigenden Schauſpieler dieſer Scene blickten ſich dann geheimnißvoll an, und ihre Seelen theilten ſich ihre ähnlichen Empfindungen mit. Es war, als ob ihre Gedanken den Märtyrer herauf beſchworen hätten, deſſen Überreſte durch ungelöſchten Kalk verzehrt wurden, und als ob ſein Schatten in ſeiner ganzen königlichen Majeſtät vor ihnen ſtände. Sie ſprachen die Todtengebete ohne den Leichnam des Verſtorbenen. In dieſer Dachkammer beteten vier Chriſten für einen König von Frankreich. Es war die reinſte Ergebenheit, ein bewunderungswürdiger Akt der Treue. Die ganze Monarchie war da repräſentirt von einem Prieſter und zwei armen Frauen; aber vielleicht war auch die Revolution repräſentirt durch dieſen Mann, in deſſen Antlitze Gewiſſensbiſſe zu tiefe Furchen gezogen hatten, um nicht zu glauben, daß er ſein Gebet mit der tiefſten Reue zu Gott ſandte. Es war ein Augenblick, wo helle Thränen über die Wangen des Unbekannten rannen, als nämlich beim **Pater noster** der Prieſter die Worte lateiniſch einfließen ließ, welche der Fremde vermuthlich verſtand: **et dimitte regicidis sicut Ludovicus eis dimisit semetipse.**

Als die Todtenmeſſe zu Ende war, gab der Prieſter den beiden Nonnen ein Zeichen, ſich zu entfernen; als ſie fort waren, näherte er ſich dem Fremden, und ſprach mit ſanftem, väterlichem Tone zu ihm: »Mein Sohn! wenn du deine Hände in das Blut des königlichen Märtyrers getaucht haſt, ſo vertraue es mir. Es gibt keine Schuld, die vor Gott durch eine aufrichtige Reue, wie die deinige zu ſeyn ſcheint, nicht Verzeihung fände.«

Bei den erſten Worten des Prieſters ſchauderte der Unbekannte unwillkürlich zuſammen, bald gewann er aber ſeine Ruhe wieder, und antwortete mit Zuverſicht: »Mein Vater, Niemand iſt unſchuldiger als ich an dem vergoſſenen Blute.«

»Ich will dir glauben,« fuhr der Prieſter fort, »du mußt aber bedenken, daß es nicht genug iſt, bei einem Verbrechen nicht ſelbſt mitgewirkt zu haben. Diejenigen, die den

König vertheidigen konnten, und ihr Schwert in der Scheide ruhen ließen, werden dafür auch dem König der Könige Rechenſchaft ablegen müſſen.“

Eine längere Pauſe trat ein, dann nahm der Fremde das Wort: „Ich würde erröthen,“ ſprach er, „wenn ich Ihnen für die heilige Zeremonie, welche Sie verrichteten, Geldeslohn anböte. Eine unſchätzbare Sache kann man auch nur durch ein unſchätzbares Kleinod belohnen. Empfangen Sie daher, ehrwürdiger Herr, dieſe Reliquie. Es wird ein Tag kommen, wo Sie ihren ganzen Werth erkennen werden.“ Mit dieſen Worten übergab er dem Geiſtlichen ein kleines Käſtchen, und ſie gingen in das andere Gemach, wo ſie die beiden Nonnen erwarteten.

„Sie wohnen hier in einem Hauſe,“ ſagte der Unbekannte zu ihnen, „deſſen Eigenthümer ſeines Patriotismus wegen von den Neueren ſehr geachtet wird, aber insgeheim iſt er den Bourbons zugethan. Er war einſt Jäger im Dienſte des Prinzen von Conti und dankt ihm ſein Vermögen. Bleiben Sie in ſeinem Hauſe, Sie ſind hier ſicherer, als irgendwo. Es wird für Ihre Bedürfniſſe geſorgt werden. In einem Jahre, an dieſem Tage, werde ich wieder kommen, um die Seelenmeſſe mit Ihnen zu feiern.“ — Dann ging er.

Als er fort war, öffneten die drei Zurückgebliebenen das Käſtchen, und es fand ſich darin ein Sacktuch von dem feinſten Battiſt, mit Schweiß- und Blutstropfen befleckt.

Die Verborgenen hatten bald Gelegenheit zu bemerken, daß eine mächtige Hand über ihnen wache. Sie erhielten Holz und Nahrungsvorräthe, und durch eine Frau, welche vermuthlich mit ihrem Schützer einverſtanden war, auch

Kleider und Wäſche. Daher ſie auch mit dem größten Danke für ihren Wohlthäter erfüllt wurden, und ihn in ihr tägliches Gebet einſchloſſen. Sie freuten ſich ſchon im Voraus auf die Nacht des 22. Jänner, wo ſie ihn wieder ſehen und kennen lernen würden.

Dieſe Nacht erſchien, und mit ihr der Fremde. Die Nonnen öffneten dießmal ſogleich die Thüre, als ſie Schritte vernahmen, ja ſie eilten ihrem Wohlthäter entgegen. „Kommen Sie," rief ihm die Eine entgegen, „wir erwarten Sie mit Sehnſucht." Der Mann aber warf einen düſteren Blick auf ſie, und antwortete nicht. Sie ſahen wohl ein, daß er für ſie unbekannt bleiben wolle. Er hörte, wie früher die Meſſe, entfernte ſich aber nach derſelben ſogleich, ohne die Einladung zu einer Erfriſchung, die man für ihn bereitet hatte, anzunehmen.

Nach dem 9. Thermidor konnten die Nonnen und der Abbé de Momolles wieder öffentlich erſcheinen, ohne ſich der mindeſten Gefahr auszuſetzen. Den erſten Ausgang machte der Prieſter zu einem Parfumeur, Namens Ragon, der ebenfalls der königlichen Familie treu geblieben war. Als ſich der Abbé am Eingange des Kaufladens befand, bemerkte er einen ungeheuren Auflauf in der Straße Saint-Honoré.

„Was iſt das?" fragte er Madame Ragon.

„Ah, das iſt der Karren mit dem Scharfrichter, die ſich auf den Platz Ludwig's des XV. begeben. Wir ſind das ſchon gewohnt, wir haben es in den letzten Jahren ſchon oft geſehen, aber heute kann man dieſen ſchrecklichen Zug ohne Furcht ſehen; denn die Mitſchuldigen Robespierre's werden hingerichtet, ſie müſſen heute dorthin wandern, wohin ſie ſo viele Unſchuldige geſandt haben.

Der Abbé blickte hinaus, und ſah oben auf dem Karren den Mann, der ſchon zweimal die heimliche Meſſe mit angehört.

„Und wer iſt der, der oben auf dem Karren aufrecht ſteht?“ fragte er beklommen.

„Das iſt der Scharfrichter,“ antwortete Madame Ragon.

Der Abbé wurde ohnmächtig.

„Ach Gott,“ ſagte er, als er wieder zu ſich kam, „das Sacktuch, welches mir dieſer Mann gegeben, iſt wohl jenes, womit ſich der König die Stirne trocknete, als er zum Tode ging. Armer Mann! das eiſerne Schwert hatte ein Herz, als ganz Frankreich keines hatte.“

Eine Allegorie.

(Orientaliſch.)

Ein ſehr wohlthät'ger Mann im Oriente
Beſchenkte ſeinen Sklaven mit der Freiheit,
Er rüſtete ein feſtes Schiff ihm aus
Und gab ihm auch noch Gold, um eine Reiſe
Zu unternehmen und in einem Lande,
Wo's ihm gefallen wird, ſein Glück zu ſuchen.
Der Freigelaſſ'ne ſchiffte fröhlich fort;
Doch kaum noch kurze Zeit auf off'nem Meere,
Erhob ſich ſchon ein fürchterlicher Sturm,
Das Schiff verſank mit Allem, was es trug
Und er allein nur rettete durch Schwimmen
Auf eine Inſel ſich, die unbewohnt ihm ſchien.
Verlaſſen, troſtlos ging er durch ein Thal,
Dann überſtieg er einen kleinen Hügel,
Als plötzlich ein gebahnter Pfad ſich zeigte;
Er ſchlug ihn ein, und bald erblickt' er nun,
Nicht weit entlegen, eine große Stadt.
Neu hoffend, lenkt' er hin die Schritte,
Allein wie ſtaunt' er, als er nahe kam,
Und ſah, wie ihm zu Haufen die Bewohner
Entgegen liefen, ſich im Staube beugten,
Und riefen: »Sey willkommen uns, o König!«

Sie trugen mit Gepräng' ihn in die Stadt,
In einen groſſen, prächtigen Palaſt,
Bekleideten ihn mit dem Purpurmantel,
Und ſetzten auf das Haupt ihm eine Krone,
Die Edlen und die Krieger ſchwuren Treue,
Gehorſam ihm und Unterwürfigkeit
Im Namen ihres ganzen Inſelvolkes.
Der neue Herrſcher wähnt, es ſey ein Traum,
Allein nach läng'rer Zeit bemerkt er wohl,
Daß wirklich er ein König ſei geworden,
Da rief er nun den alten Mann zu ſich,
Der ihm am nächſten ſtand in ſeinem Reiche,
Der öfters ſchon ihm guten Rath gegeben,
Und den das Schickſal ſchien beſtimmt zu haben
Mit ihm zu herrſchen über dieſe Inſel.
„Sag' mir, mein Freund," ſo redet' er ihn an,
„Wie kam's, daß ich hier König bin geworden?
Warum gehorcht man mir, dem fremden Mann?
Und wird das bis zu meinem Ende dauern?"
„Darüber, Herr, will ich dir Aufſchluß geben,"
Erwiederte der Alte, „höre mich:
Die Geiſter, welche dieſes Reich bewohnen,
Erbaten ſich von Gott, daß jedes Jahr
Er ihnen einen Sterblichen herſende,
Der ſie beherrſche. Gott erhört' ihr Fleh'n,
Und jedes Jahr erſcheint an dieſem Tage,
Zur ſelben Stunde, hier am Meer ein Mann,
Der gleich, wie du, zum Throne wird berufen,
Doch dauert nur ein Jahr ſein Regiment,

Dann wird er wieder von dem Thron geſtürzt,
Der königlichen Zierden all' beraubt,
Die Krieger ſchleppen ihn an's Meeresufer
Und werfen in ein Schiff ihn, welches ihn
Auf eine andre wüſte Inſel trägt.
So ſteht dann Jener, der vor Kurzem noch
Ein mächt'ger Herrſcher war, jetzt ganz allein,
Er findet keinen Freund und keinen Tröſter,
Und führt ein traurig abgeſchied'nes Leben.
Dieß war das Loos der Könige vor dir,
Und wird auch ganz gewiß das deine ſeyn,
Denn ſo beſtimmt es das Geſetz der Inſel."
„Und wußten," — fragte nun der König weiter —
„Diejenigen, die vor mir herrſchten hier,
Ihr künft'ges Loos?"
„Ja, Herr, ſie wußten's Alle,
Doch hatten ſie den Muth nicht, ihre Blicke
Auf das, was ihnen drohte, hinzuwenden,
Und freuten ſich nur in der Gegenwart;
Es blendete der Glanz, der ſie umgab,
Ihr Auge ſo, daß ſie nicht weiter ſahen;
So ſchwand das Jahr hin, ohne daß ſie's merkten,
Der Schreckenstag erſchien, und ach! ſie hatten
Nichts vorbereitet für das künft'ge Elend."
Des Alten Worte drangen in die Seele
Des Königs, ſie erfüllend mit Beſorgniß;
Verfloſſen war bereits ein Theil des Jahres
Und er beſchloß, den Überreſt desſelben
Sorgfältig nur für ſeine Zukunft anzuwenden.

„Du haſt mir, weiſer Mann,“ ſprach er zum Alten,
„Mein künft'ges Schickſal offen mitgetheilt,
Du wirſt mir auch die Mittel zeigen können,
Wodurch ich mildern kann, was mir bevorſteht.“
„Erinn're dich,“ antwortete der Geiſt,
„Daß nackt du biſt gekommen auf die Inſel,
Du wirſt auch wieder alſo von ihr geh'n,
Und nimmer wirſt du künftig ſie betreten.
Willſt du dein künft'ges Schickſal dir erleichtern,
So ſend' auf jene unbewohnte Inſel,
Auf welche man dich einſtens führen wird,
Arbeiter hin, die Magazine bauen,
Und dieſe laß mit Lebensmitteln füllen,
Damit des Daſeyns Nothdurft dir nicht mangle,
Benütze deine Macht und öffne Quellen
Des Glücks für jene ſpät're Zeit der Ohnmacht;
Doch rath' ich dir, beginne ſchnell die Arbeit,
Vollende ſie auch ſchnell, die Zeit verfliegt,
Verlorner Augenblick kehrt nimmer wieder,
Vor Allem aber ſollſt du daran denken,
Daß du an jenem Ort, wohin du kommſt,
Nichts finden wirſt, als das, was du von hier
Zur Zeit des Glückes wirſt hinüberſenden.“
Der König billigte den Rath des Alten.
Nach jener wüſten Inſel wurden gleich
Arbeiter hingeſandt, Einwohner auch
Und was er konnte ſparen von den Schätzen,
Die er beſaß, gebrauchte er dazu,
Den künft'gen Aufenthalt ſich zu verſchönern.

So kam die Zeit heran, wo er der Krone
Entſagen mußte; doch es ſchreckt' ihn nicht,
Er freute ſich vielmehr des Augenblicks,
Wo er ſein ſelbſt geſchaffnes Reich beziehen ſollte.
Das Jahr war um, man ſtieß ihn von dem Throne,
Beraubte ihn der königlichen Zierden
Und warf ihn, wie es ihm ward prophezeiht,
In's Schifflein, das in ſein Exil ihn trug.
Er kam dort glücklich an, und lebte herrlich
Von dem, was ſeine Vorſicht dort geſammelt
Im neuen Reiche, das er ſelbſt geſchaffen.

Zu Ende bin ich nun mit dem Gedichte,
Erlaube nun, daß ich dir auch berichte,
Wie du zu deuten habeſt die Geſchichte.

Der Mann, der dem Sklaven die Freiheit ſchenkt,
Iſt das höchſte Weſen, das Alles lenkt.

Der Sklave, welcher die Reiſe beginnt,
Iſt das zum Daſeyn berufene Kind.

Das Schiff, das ihm ward beſtimmt, iſt das Weib,
Das ihn getragen in ſeinem Leib.

Der Schiffbruch, daraus er allein ging hervor,
Stellt dir die Geburt des Kindleins vor.

Die Inſel, welche hierauf er betrat,
Die Erde dir zu bedeuten hat.

Die Geiſter, die ihm da kommen entgegen,
Sind die Verwandten, die freundlich ihn pflegen.

Der Alte, der ihn an die Zukunft mahnt,
Das iſt der Verſtand.

Das Jahr, wo er der Regierung ſich freut,
Das iſt die menſchliche Lebenszeit.

Die Inſel, wohin er ſich dann muß entfernen,
Die iſt das Jenſeits dort über den Sternen.

Die Arbeiter, die er dahin ſenden kann,
Sind die guten Werke, die hier er gethan.

O möge ſich Niemand mit leeren Händen
Einſt dort zu dem Throne des Ewigen wenden.

Das Duell eines Dichters.

Novelle.

Zwei Männer ſaßen in einer Weinlaube, die Arme auf einen ländlichen Tiſch geſtützt und Cigarren rauchend.

Der Ältere, der als ein Vierziger gelten konnte, war groß und blaß, ſeine Kleidung, reich aber einfach, hatte etwas Ernſtes, faſt Militäriſches, der Jüngere war ſehr zierlich und nach der letzten Mode gekleidet; dieſer nahm die Converſation wieder auf, welche ſeit einigen Minuten verſtummt zu ſeyn ſchien.

»Meiner armen Seele,« ſprach er, indem er die Aſche von ſeiner Cigarre mit dem kleinen Finger abſtreifte, »mein lieber Alfieri, ich vermuthete dich nicht hier in Albano zu treffen.«

»Und doch iſt dies der angemeſſene Ort für einen Kranken.«

»Es iſt wahr, ich finde dich etwas verändert, bläſſer als ſonſt. Haſt du Ärzte zu Rathe gezogen?«

»Ja.«

»Und was ſagten Sie.«

»Das, was ſie immer ſagen. Im Winter verſprechen ſie mir Beſſerung für den nächſten Sommer, im Sommer für den nächſten Winter. Die Ärzte in Mailand riethen mir die

Luft von Neapel an, und die Ärzte in Neapel die Luft von Mailand. Ich thue was ſie wollen und ſchreite langſam, aber geduldig der Grube zu.«

»Oho, welche Idee! Stirbt man denn in deinem Alter?«

»Manchmal!« liſpelte Alfieri, indem er nachdenkend den Kopf ſinken ließ.

»Du denkſt nach? Ich wette, du erinnerſt dich wieder der Weisſagung der alten Hexe?«

»Und habe ich Unrecht, Celini? Ich war erſt zwölf Jahre alt, als mir jenes Weib alles vorherſagte, was bisher eingetroffen iſt. Sie verkündete mir, daß ich Piemont verlaſſen, daß ich Dichter werden und einen berühmten Namen erlangen werde.«

»Und daß du mit 35 Jahren ſterben werdeſt. Wer kennt die Geſchichte nicht? Du haſt ja darauf ein herrliches Gedicht gemacht, das ganz Italien auswendig weiß. Aber zum Henker, du biſt ja zu vernünftig, um abergläubiſch zu ſeyn.«

Der Graf ſeufzte ohne zu antworten, und es trat ein Augenblick des Stillſchweigens ein.

»Weißt du, was dich in die Grube bringt?« nahm Celini wieder das Wort: »Deine Abſonderung von den Menſchen. Eigentlich biſt du gar nicht krank.«

»Die Ärzte behaupten es auch,« antwortete der Graf lächelnd, »und ich werde ſo vor lauter Wohlbefinden ſterben.«

»Warum zerſtreuſt du dich nicht? Als du Mailand verließeſt, wollteſt du reiſen, ich glaubte dich in Spanien.«

»Ich war dort.«

»Du wollteſt auch Frankreich beſuchen?«

»Ich war dort.«

»Und Deutſchland?«

»Ich war dort.«

»Du warſt ja überall. Du haſt vermuthlich alle dieſe Länder im Galopp durchflogen, und nichts geſehen.«

»O, glaube das nicht. Ich ſah Berge, Thäler, Straßen, Städte und überall viele Menſchen, die ſich beeilten nichts zu thun.«

»Du biſt immer der Nämliche,« antwortete Celini lächelnd, »ein Miſanthrop und ein Kosmopolit, ein wahrer Abkömmling des Brutus;« dann aber ſetzte er ernſthaft hinzu: »Weißt du, Alfieri, daß du die Gunſt gar nicht verdienſt, welche dir das Schickſal zugewendet hat? Alle unſere Theater ſind Schauplätze deiner Triumphe, ganz Italien hat die Blicke auf dich gerichtet, du biſt von edler Abkunft, jung und reich, und doch widert dich das Leben an. Was kannſt du denn noch wünſchen, um glücklich zu werden?«

»Mein Gott, wer weiß? Vermuthlich Etwas, was der letzte unter denjenigen beſitzt, die auf mich ſchauen. Ein unbekanntes Glück; ein Häuschen unter Bäumen verſteckt, und ein geliebtes Weib, das auf meinem Schooße ſitzt.«

»Was hindert dich, Alles dieſes zu haben?«

Alfieri zuckte ſeufzend die Achſeln und verſetzte: »Du vergiſſeſt, daß das Schickſal aus mir einen berühmten Mann gemacht hat. Ein berühmter Mann iſt ein ſeltenes Thier, das ein jeder ſehen will. Ich ſuche vergebens den Schatten und ich bin dazu verdammt, immer in der Sonne zu wandeln. Jeder glaubt das Recht zu haben, bis in das Innerſte meiner Seele zu ſchauen. Meine Werke ſind die Lakaien, die überall vor mir meinen Namen ausrufen. Wie ich nur erſcheine, iſt das freie Geſpräch gehemmt, jeder ſtellt ſich auf die Zehenſpitze, um mich über der Schulter ſeines Nachbars anzuſehen. In meiner Gegenwart ſchweigen die Frauen aus Beſorgniß, oder ſtellen ſich aus Eitelkeit in Poſitur, und du weißt, Celini, in den Bergen erzogen, und lange Zeit der Welt fremd, brachte ich einen Trübſinn in dieſelbe mit. Alle dieſe auf mich gerichteten Blicke geniren mich, ich leide dabei, indem ich wahre Sympathie von Neugierde nicht zu unterſcheiden vermag, ſo halte ich mich von der Geſellſchaft entfernt und ſchweige. Man findet mich hoffärtig, ich bin nur unglücklich.«

»O, ich begreife: Du biſt unglücklich wie ein König.«

»O ſcherze nicht, es iſt die Wahrheit. Als ich hier ankam, glaubte ich frei und einfach wie alle Welt leben zu können. Ich fing ſchon an mich deſſen zu freuen, als die Ankunft eines Mannes, der mich, ich weiß nicht wo, geſehen hat, alles zerſtörte.«

»Da ſehe man übrigens die Ungerechtigkeit des Schickſals,« ſagte Celini. »Deine Berühmtheit iſt Dir läſtig, und ich mag arbeiten was ich kann, ich bleibe bis über meine beiden Ohren in der Dunkelheit ſtecken.«

»Das iſt deine Schuld, du thuſt nichts ernſtlich.«

»So? vergißt du denn, daß ich im Solde eines Impreſario ſtehe, und verpflichtet bin, jeden Monat drei geiſtreiche Akte zu liefern? O mein Lieber, ein Theater iſt eine Art Schenke, wo man das Genie in Bouteillen abzieht.«

»Und bald auf die Hefen kommt.«

»Ganz recht, ſo iſt es mir gegangen; ich hatte eine Menge Ideen, und du weißt wohl, eine Idee läßt ſich auf hunderterlei Arten ausführen. Man ſetzt den Anfang zu Ende, und die Mitte zu Anfang und das Publicum nennt das Fruchtbarkeit. So ging es drei Jahre recht gut, aber endlich bemerkte man, daß ich umgewandtes Tuch für neues gebe, und man pfiff. Als ich ſah, daß ich etwas Neues bringen müſſe, entſchloß ich mich zu reiſen, um meine Inſpiration zu regeneriren und neue Stoffe zu finden. Daher begab ich mich hieher an dieſen beſuchten Badeort, wo ich gewiß Originalien finde, Anekdoten höre, Intriguen entdecke. Man ſpielt hier zwanzig Komödien des Tages und eben ſo viele Dramen.«

»Und du haſt ſchon Etwas gefunden?«

»Du lachſt, und glaubſt es ſei unmöglich, weil ich erſt geſtern angekommen bin, ich ſage dir aber, ich bin ſchon einer Intrigue auf der Spur.«

Alfieri machte eine Geberde des Zweifels, allein Celini fuhr mit leiſerer Stimme fort: »Höre! Geſtern ſpät Abends, als ich vor Ermüdung der Reiſe nicht ſchlafen konnte, ging ich hinab in den Garten gegen den Pavillon zu, der am Ende desſelben ſteht, du kennſt ihn doch?«

»Ja.«

»Nun, als ich dahin kam, und vorübergehen wollte, hörte ich plötzlich eine Thüre heftig zuſchlagen, und als ich mich umwandte, ſtand ein Unbekannter vor mir. Als er mich erblickte, blieb er ſtehen, ſchien mich anreden zu wollen, allein er beſann ſich ſchnell eines Andern, wandte mir den Rücken, und verſchwand.«

»Haſt du ſeine Züge geſehen?«

»Wie ich dich ſehe, es war helles Mondenlicht. Dieſen Morgen fand ich ihn wieder unter den Badegäſten.«

„Weißt du ſeinen Namen?“

„Er nennt ſich Marliano.“

Der Graf ſtand heftig auf und ſchrie: „Biſt du überzeugt, daß er aus dem Pavillon kam?“

„Ich kann es nicht behaupten, aber es iſt wahrſcheinlich.“

„Und am Ende des Gartens, nahe bei den Pappelbäumen haſt du ihn getroffen?“

„Gerade unter den Fenſtern der Marcheſa d'Alcanzo.“

Alfieri erblaßte, ſeine Lippen zitterten convulſiviſch, allein er beherrſchte ſeine Bewegung ſchnell, und ſetzte ſich wieder.

„Du ſiehſt,“ ſagte Celini, der Alfieri's Bewegung nicht bemerkt hatte, „daß ich meine Zeit nicht verloren habe. Ich bin einer Intrigue auf der Spur, die mir vortreffliche Scenen liefern kann. Der Marliano iſt mir ſchon ſeiner Häßlichkeit wegen aufgefallen. Er ſieht aus wie der linke Schächer. Da ich bemerkte, daß er der Marcheſa überall folgte, hielt ich ihn für ihren Gemal, allein man hat mich verſichert, er ſei es nicht. Da iſt ein Geheimniß im Spiele, welches du mir aufklären helfen mußt.“

Celini war weit entfernt zu vermuthen, welches Intereſſe der Graf an dieſem Geheimniſſe nahm, und wie ängſtlich ihn die Mittheilung ſeines Freundes machte.

Es war bereits drei Monate, daß die Marcheſa d'Alcanzo in Abano angekommen war, allein und leidend. Alfieri hatte ſie anfangs gemieden, allein die junge Witwe fühlte ſich dadurch beleidigt, und ſuchte die Vorurtheile zu zerſtreuen, die ihn dazu bewogen. Nach und nach trat an die Stelle der Gleichgiltigkeit des Grafen Aufmerkſamkeit und artiges Entgegenkommen, dann fing er an, ihre Anmuth und ihren Geiſt zu bewundern, und endlich fühlte er, daß dieſe Frau in ſein Leben eingreife und ihm unentbehrlich geworden ſei.

Er ging, um ſich ihr zu erklären, als Marliano ankam. Bei ſeinem Anblicke erſchrack Bianca und empfing ihn mit unterdrücktem Schauer. Es war als ob zwiſchen beiden ein ſtummer Kampf entſtünde, aus welchem die junge Witwe beſiegt und unterjocht hervorging.

Von dieſem Augenblicke an bemerkte Alfieri, daß ihn die Marcheſa floh. Marliano ſchien über ſie eine eiferſüchtige Überwachung auszuüben, welcher ſie ſich mit Widerwillen unterwarf. Welche Rechte hatte dieſer Mann auf ſie? Alfieri wußte es nicht. Wenn er ihr Geliebter war, warum ſchien ſie ihn zu fürchten? und war er ihr fremd, warum gehorchte ſie ihm? Der Graf hatte vergebens hierüber einige Fragen gewagt, die Italienerin verweigerte jede Erklärung. Celini's Erzählung ſchien die Sache klar zu machen, allein Alfieri's Herz ſträubte ſich gegen eine ungerechte Beſchuldigung, und er wollte lieber nichts wiſſen, als einen Verdacht nähren.

Indeſſen beſchlich ihn doch eine peinigende Unruhe, der Glaube an die Reinheit des geliebten Gegenſtandes genügte nicht, die Vernunft mußte dieſen Glauben beſtätigen. Wer war dieſer Marliano? Was war von ihm zu hoffen oder zu fürchten? Beim erſten Anblicke ſchien er Einer jener Müßiggänger zu ſein, welche ihr Leben in Liederlichkeit vergeuden, bei größerer Aufmerkſamkeit entdeckte man unter dieſer lockeren Außenſeite eine ungeſtüme Beharrlichkeit. Er beſaß wahrſcheinlich einen mittelmäßigen Verſtand, beherrſcht durch einen eiſernen Willen. Alfieri wollte umſonſt tiefer in dieſer dunklen Seele leſen, der Genueſer hatte ſich unter einer kalten Höflichkeit ſeinen tieferen Blicken entzogen. Auch geſtattete die Marcheſa ſelten eine Annäherung zwiſchen beiden, die ſie zu fürchten ſchien, und wenn es geſchah, wußte ſie dieſe ſchnell abzubrechen.

So ſtanden die Sachen, als eines Tages, da der Graf früher den Garten verließ als gewöhnlich, er Bianca in einer Laube ſitzend fand.

Es war zum erſten Male ſeit der Ankunft Marliano's, daß er ſie allein traf, er beſchloß, die Gelegenheit zu benützen. Als Bianca den Grafen erblickte, erröthete ſie, und er entſchuldigte ſich, ſie in ihrer Einſamkeit geſtört zu haben. Das Geſpräch war Anfangs gedehnt und kalt-höflich, plötzlich aber, vom Gefühl überwältigt, faßte der Graf die Hand der Marcheſa und ſprach: „Bianca, was haben Sie gegen mich und warum fliehen Sie mich?“

Die Marcheſa zitterte. „Ich Sie fliehen?“ antwortete ſie, „was berechtigt Sie zu dieſer Vermuthung?“

„Glauben Sie denn, daß ich blind ſei? Seit vierzehn Tagen iſt es nun zum erſten Male, daß ich Sie ſehen und ſprechen kann.“

„Und ſind Sie denn ſo überzeugt, daß die Schuld an mir liege?“ fragte ſie lächelnd; „man begegnet nur denjenigen, welche man ſucht.“

„Bianca, Sie werden doch nicht an meiner Sehnſucht zweifeln?“

„Warum nicht? Ich weiß, daß Ihnen meine Ankunft in Abano im erſten Augenblicke weniger als gleichgiltig war, Sie können ja wieder in Ihre alten Vorurtheile gegen mich zurückgefallen ſeyn.«

Der Graf erröthete und wollte ſich vertheidigen.

»O! läugnen Sie nicht,« fuhr die Marcheſa fort; »man hat Sie bei mir verklagt, ich weiß, daß nur die Nothwendigkeit, einige Briefe zu empfangen, Sie hier zurückhalten, und Sie meine Gegenwart ertragen machen konnte.«

»Ich weiß nicht, wer Sie mit dieſen Kleinigkeiten behelligte,« ſprach Alfieri mit Würde; »allein, ich kann eben ſo wenig meine Fehler, als meine Gedanken verhehlen. Daher ſag' ich Ihnen: es iſt wahr, daß im erſten Augenblicke Ihr Name eine peinliche Aufregung in mir verurſachte, die ich nicht zu verbergen ſuchte; allein Sie ſtrafen zu grauſam eine vorgefaßte Meinung, welche bei näherer Bekanntſchaft ſogleich verſchwand.«

»Und darf ich dieſe vorgefaßte Meinung wiſſen?«

»Ich glaube Ihnen die Erklärung ſchuldig zu ſein. Ich wollte abreiſen, als Sie ankamen, weil Ihr Anblick eine ſchmerzhafte Erinnerung in mir wach rief.«

»Und welche?«

»Die Erinnerung an einen alten Schulfreund, mit welchem ich aufgewachſen bin, und den ich liebte, wie man ſich in der Jugend liebt, weil man luſtig und von gleichem Alter iſt. Wir waren lange getrennt, ohne uns zu vergeſſen. Ich wußte, daß er in Genua glücklich lebe. Vor beiläufig einem Jahre erfuhr ich, daß er eine ſchöne, hochgeſtellte Frau liebe. Ich ſchrieb ihm zweimal, ohne Antwort zu erhalten. Endlich empfing ich einen Brief von ſeiner Mutter. Seine Liebe war ihm unheilbringend geworden, er wurde von einem Nebenbuhler getödtet.«

»Und dieſer Freund nannte ſich?«

»Julio Aldi.«

Bei dieſem Namen ſchrie die Marcheſa laut auf.

»Damals war es, als ich auch Ihren Namen zum erſten Male nennen hörte,« ſagte Alfieri, und als er ſah, daß die Witwe ihr Geſicht in ihre Hände verbarg, fuhr er mit bewegter und flehender Stimme fort: »Verzeihung, Signora, allein ich mußte Ihnen die Wahrheit ſagen, warum ich eine Begegnung vermeiden wollte, die mich an den Verluſt eines Freundes erinnerte.«

»O ja, ich begreife, Sie mußten mich haſſen!« rief die Marcheſa mit Thränen.

»Ich weiß, daß Sie alles gethan haben, um das Duell zu hindern, deſſen unglückliche Urſache Sie waren, daß Sie ſelbſt auf den Kampfplatz eilten.«

»Zu ſpät, mein Gott!«

»Sie waren nicht Schuld an ſeinem Tode, dieſe Gerechtigkeit ließ Ihnen die Mutter Aldi's ſelbſt in Ihrem größten Schmerze widerfahren. Sie klagte nicht Sie an, ſondern ihren Sohn, den ſeine tolle Wuth in den Degen des Baron de Rocca warf. O wie oft habe auch ich ihn getadelt, daß er ein Leben voll Hoffnungen ſo verwegen einem Zweikampfe ausſetzte! O ich wußte damals nicht, was man aus Eiferſucht zu thun im Stande ſei, ich wußte nicht, wie ſchmerzlich es ſei, neben dem geliebten Geſichte immer ein anderes Geſicht zu ſehen, deſſen Selbſtgenügſamkeit unſere Angſt beleidigt, überall wo eine bekannte Stimme ertönt, eine andere zu hören, die ihr vertraut antwortet. Jetzt begreif' ich es, daß Aldi einen faſt gewiſſen Tod dieſen Qualen vorzog; denn ich ſelbſt, ein Mann des Gedankens und der Träume, der nie einen Degen berührte, fühlte ſeit einigen Tagen eine Kampfbegierde in mir. Zwanzigmal ſchwebte ſchon eine Aufforderung auf meinen Lippen; denn ich wollte mit Gefahr meines Lebens das Recht erkaufen, allein zu lieben.«

Alfieri's Stimme hatte ſich verſtärkt, ſein blaſſes Geſicht ſich geröthet, und indem er die letzten Worte ſprach, ſtreckte ſich ſeine Hand aus, als ob ſie einen Degen hielt; die Marcheſa machte eine unwillkürliche Bewegung ihn zurück zu halten.

»O, beſorgen Sie nichts,« ſprach er mit einem bittern Lächeln, »ich habe meinen Zorn in die Tiefe meines Herzens eingeſchloſſen; mit welchem Rechte ſollte ich auch Jemanden fordern? es iſt nur demjenigen die Eiferſucht erlaubt, welcher das Glück genießt, geliebt zu ſeyn. Und« — fuhr er nach einem kurzen Stillſchweigen fort, — »was hätt' ich denn auch bei einem Duell zu wagen? Bin ich nicht ſchon im Zweikampfe mit einer Krankheit, und bei dieſem Kampfe hat man mir den Ausgang vorausgeſagt.«

Die Marcheſa, welche die Blicke geſenkt hatte, erhob ſie jetzt und rang die Hände ſchmerzhaft. »Immer dieſe trüben Gedanken, ſagte ſie; mein Gott! warum wollen Sie der Hoffnung nicht Raum geben?«

»Ich leide,« antwortete Alfieri mit düſterm Blicke. Bianca näherte ſich ihm, ihr Blick weilte bekümmert auf den entſtellten Zügen des Dichters, und ſie fragte: »Aber mein Gott, was iſt Ihnen denn?«

»Sie fragen mich? Ach, kennen Sie mein Übel und das was es heilen könnte nicht? Ach, nur ein wenig Zuneigung, die mir die Luſt zu leben verſchaffte. Einen Augenblick glaubte ich ſie gefunden zu haben, das Blut brannte mir nicht mehr in den Adern, ich athmete wieder frei, ich fühlte mich jung und kräftig, weil ich zufrieden wurde. Aber dieſes Glück dauerte nur wenige Tage, und ich ſah bald ein, daß meine Hoffnung Wahnſinn war.«

»Wer weiß?« liſpelte die Marcheſa, allein der Graf hatte es doch gehört und faßte ihre Hand, »Bianca,« rief er, »hab' ich recht verſtanden? O ſeien Sie gnädig und vollenden Sie!«

Die Marcheſa wollte antworten, allein plötzlich ſtieß ſie einen Schreckenslaut aus, und zog ihre Hände aus jenen Alfieri's zurück. Dieſer blickte auf, und Marliano ſtand am Eingange der Laube.

Der Genueſer grüßte kalt. Bei ſeinem Anblicke war Bianca mehr auf eine Bank gefallen, als ſie ſich ſetzte, er näherte ſich ihr, ohne daß er ihre Bewegung zu bemerken ſchien, und erkundigte ſich um ihr Befinden.

Dem Grafen erpreßte der Eintritt dieſes Mannes in dem Augenblicke, als er ein ſo lange erſehntes Geſtändniß zu hören hoffen durfte, eine Geberde des Zornes, aber bald lenkte ſich ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf Bianca, deren Blicke flehend auf Marliano zu haften ſchienen, ja, ſie zitterte ſogar vor dieſem Manne. Es mußte ein Geheimniß zwiſchen beiden obwalten, und Alfieri war entſchloſſen, dieſes, es koſte was es wolle, zu entdecken.

Bianca hatte ſich etwas erholt, nur fuhr ſie fort unruhige Blicke auf den Genueſer zu werfen. Alfieri bemerkte ihr, daß jetzt die Zeit ſei, wo man ſich zur Quelle begebe, und bot ſich an, ſie dahin zu begleiten.

»Ich danke Ihnen, Herr Graf,« antwortete die Marcheſa verlegen, »ich bleibe hier, aber ich bitte Sie, ſich meinetwegen nicht zu derangiren.«

»Sie wiſſen wohl,« verſetzte der Graf, »daß die ſüßeſten Stunden meines Lebens diejenigen ſind, welche ich in Ihrer Nähe zubringe.«

»Der Herr Graf,« antwortete Bianca noch verlegener, »iſt in der ſchmeichelnden Höflichkeitsſprache eben ſo gewandt, als in jener des Cothurns.«

»Geben Sie einem aufrichtigen, tiefen Gefühle keine kalte Bedeutung,« erwiederte Alfieri. »Sie haben ſich von der Veränderung überzeugt, welche Ihre Gegenwart auf mich bewirkte; bevor ich Sie kannte, war ich unglücklich, entmuthigt, überdrüßig, rund um mich dieſes eitle Getöſe zu hören, welches man Ruhm nennt. Ich ſah Sie, und mein Trübſinn war verſchwunden, Sie waren die Sonne, die in mein Leben leuchtete, und alles in mir neu belebte.«

»Herr Graf!« rief die Marcheſa, ſich voll Schrecken erhebend, und ſcheue Blicke auf Marliano werfend; dieſer aber blieb immer gleich kalt.

Alfieri hatte ſeine Blicke und Bewegungen immer genau beobachtet, und richtete jetzt das Wort an ihn. »Verzeihen Sie, ſolche Erklärungen werden gewöhnlich nicht vor Zeugen gemacht, und ich habe vermuthlich irgend eine Convenienz verletzt.« Marliano verneigte ſich und antwortete: »Ich muß mich glücklich ſchätzen, Ihnen, Herr Graf, ſo viel

Vertrauen eingeflößt zu haben, daß Sie Ihr Herz vor mir öffnen. Doppelt freu' ich mich deſſen, weil ein großer Dichter, wenn er ſeine Leidenſchaft ſprechen läßt, immer mehr Beredſamkeit entfaltet, als wir übrigen ſchlichten Menſchenkinder.“

Die Ironie, womit dieſe Worte geſprochen wurden, hatten auf Alfieri die Wirkung jener Wunden, welche man im erſten Augenblicke nicht gleich empfindet, allein gleich darauf rieſelte Zorn durch alle ſeine Adern, ſeine Augen bohrten ſich in jene Marliano's. Bianca warf ſich ſchnell zwiſchen dieſe beiden Blicke, in welchen beide ihren Haß austauſchten.

„Es iſt genug geſcherzt, Herr Graf,“ ſprach ſie, „ich erlaſſe Ihnen alle Galanterie und wünſche nicht, daß Sie meinetwegen heute Ihre Promenade zur Quelle verſäumen. Bringen Sie mir ein Sträußchen von Wieſenblumen mit.“

Der Graf zauderte, allein die Blicke Bianca's flehten ihn an. Da gewann er Kraft über ſich ſelbſt, verneigte ſich und ging.

Marliano wollte ihm folgen.

„Sie bleiben, Marliano!“ rief die Marcheſa, „Sie haben mir eine Vorleſung verſprochen.“

Der Genueſer wendete ſich um, und ein ſeltſames, widerwärtiges Lächeln verzog ſeine Lippen.

„Sie haben alſo Furcht für ihn?“ fragte er.

Bianca drückte die Hand auf ihr Herz, und vermochte nicht zu antworten.

„Sie hätten übrigens Urſache, mit mir zufrieden zu ſein,“ fuhr Marliano mit bitterem Tone fort; „ich ließ ihn ungehindert von ſeiner Liebe ſprechen, ich ertrug ſeine

Beleidigungen, denn er wollte mich beleidigen, und hatte ſo viel Geduld, daß er mich für eine Memme halten muß. Iſt das nicht genug?«

»Ich muß von hier fort,« verſetzte die Marcheſa ängſtlich, »ich kann nicht mehr bleiben, ich will nach Genua zurück.«

»Ich bin bereit.«

Einen Blick auf Marliano werfend, in welchem ſich Erbitterung, Verachtung und Entſetzen miſchten, ſprach Bianca: »Ja, ich will nach Genua, um der Welt ganz zu entſagen. Mein Entſchluß iſt feſt, ich begebe mich in ein Kloſter.«

»Wie? Sie in ein Kloſter?«

»Ich bin feſt dazu entſchloſſen.«

»Unmöglich, ſo jung, ſo ſchön, und der Freiheit auf ewig entſagen wollen?«

»Bin ich denn jetzt frei?«

Der Genueſer blickte ſie traurig an, und ſprach: »Alſo, um mich zu fliehen, fliehen Sie die Welt; Sie haſſen mich mehr, als Sie ihre Freuden lieben?« — —

»Haben Sie mich nicht dazu gezwungen?«

»Was hab' ich Ihnen denn gethan, Bianca?«

Die Marcheſa erhob das Haupt, und ſprach: »Sie fragen noch? Hat der Marcheſe de Rocca ſchon die ganze Vergangenheit vergeſſen? Haben Sie nicht einen verhängnißvollen Kreis um mich gezogen, den Niemand überſchreiten konnte, ohne ſein Leben zu opfern? — Sie benützten Ihre ausgezeichnete Geſchicklichkeit und Kraft im Fechten, um, ohne meinem Willen und ohne ein Recht zu haben, mein Wächter zu ſeyn, von Jedem Rechenſchaft zu ferdern, der ſich mir zu nähern wagt. Ohne Familie, ohne Freunde, konnte ich gegen dieſe Tyrannei nicht einmal Schutz bei denjenigen ſuchen, welche den Muth gehabt hätten, mich zu vertheidigen, denn ich hätte ſie in den Tod gejagt, wie den unglücklichen Aldi. Seit drei Jahren halten Sie mich ſo in Ketten, zitternd vor Ihren Blicken, Sie aus Furcht um mich duldend, und alle übrigen aus Vorſicht entfernend. Vergebens habe ich verſucht, Ihnen zu entfliehen, Sie haben mich überall verfolgt. Selbſt hier, wo ich verborgen zu ſeyn hoffte, ſah ich Sie bald unter dem falſchen Namen Marliano erſcheinen, und Sie fragen, was Sie mir gethan haben?“

Während die Marcheſa ſo ſprach, wurde der Genueſer immer bläſſer, und ſeine Züge nahmen einen unmöglich zu beſchreibenden Ausdruck an. Es war eine Angſt, die etwas Grauſames hatte, eine Verzweiflung, die Leiden macht, ohne Mitleid einzuflößen. Der Schmerz Satans, als er König alles Böſen und aller Qualen wurde.

„Sie ſelbſt,“ ſprach er zur Marcheſa, „haben gewollt, was geſchehen iſt; warum haben Sie mich nicht geliebt? Dies Glück hätte mich zum Himmel gehoben, Sie haben mich in die Hölle geſtürzt. Dieſe Fechtergeſchicklichkeit, welche Sie mir vorwerfen, — die Welt zwang mich, ſie mir anzueignen. Ich war häßlich, ich war verlaſſen, ich bedurfte einer Vertheidigung gegen Haß und Verachtung. Das, was Anfangs bloße Vorſicht war, wurde bald Gewohnheit, ich ſetzte meine Ehre in eine Kunſt, aus der ich nur eine Schutzwaffe machen wollte. Warum hätte ich auch die Menſchen ſchonen ſollen, die mich haßten? O, der Haß Anderer macht böſe. Als ich Sie kennen lernte, Bianca, Gott iſt mein Zeuge! ich hätte gewünſcht, nie Blut vergoſſen zu haben, allein ich konnte Geſchehenes nicht ungeſchehen machen. Meine Liebe wurde zurückgeſtoßen, ich ſah Ihren Haß hinter Ihrer Furcht. Da bemächtigte ſich meiner blinde Wuth. Warum hätte ich einem Anderen das Glück gönnen ſollen, welches mir verſagt war? Hätten Sie mir auch nur gedankt für dieſes Opfer? Nein, Sie hätten in den Armen des begünſtigten Nebenbuhlers über mich gelacht, das wollte ich nicht. Bin ich grauſam, Bianca, ſo bin ich es nur, weil ich den Gedanken nicht ertragen kann, daß ein Anderer von Ihnen geliebt werde.«

»Alſo bin ich die Sklavin Ihrer Leidenſchaft?«

»Ich liebe Sie, und bin eiferſüchtig.«

»Aber ich liebe Sie nicht, werde Sie nie lieben.«

»Ich weiß es, o ich weiß es, und doch könnte dieſe Liebe mein Leben ändern.« Er faßte Bianca's Hände, und drückte ſie heftig an ſeine Bruſt.

»Laſſen Sie mich,« ſprach die Marcheſa, indem ſie ſich ihm zu entringen ſuchte, »lieber ein Kloſter.«

»Ich werde dich herausreißen.«

»Alſo das Grab.«

Marliano ließ ihre Hände los, und ſchrie mit fürchterlicher Stimme: »Sie lieben alſo den Grafen?«

Die Marcheſa erbebte, wollte ſprechen, und brach dafür in einen Strom von Thränen aus. Marliano blieb einen Augenblick unbeweglich, dann ſprach er: »Sie werden morgen nach Genua zurückreiſen, Signora!«

In dieſem Augenblicke erſchienen Spaziergänger bei der Laube. Marliano bot der Marcheſa den Arm, und beide entfernten ſich.

Kaum waren ſie unter den Bäumen verſchwunden, als Celini unter einem nahen Acaziengebüſche hervortrat. Gleich nach Alfieri's Abgang hier vorbeigekommen, hatte er Bianca's und Marliano's Stimmen vernommen. Die Discretion war eben keine Lieblingstugend Celini's, neugierig, wie er war, hatte er das Ohr geſpitzt und alles vernommen. Er eilte, Alfieri aufzuſuchen, und erzählte ihm alles.

Dieſe Entdeckung war für den Grafen eben ſo unerwartet, als freudenvoll. Er fand alle ſeine Zweifel zerſtreut, und erkannte, daß er geliebt ſei; er war faſt närriſch vor Entzücken.

Allein — bemerkte Celini, die Marcheſa hat dieſem Marliano, oder vielmehr dieſem Baron de Rocca verſprochen, morgen abzureiſen.

„Was redeſt du vom Reiſen?“ rief Alfieri. „Sie wird bleiben, ich will es. Gott ſei gedankt, daß ich alles weiß, dieſes Mal wird der Baron de Rocca Jemand finden, der zwiſchen ihm und der unterdrückten Unſchuld ſteht.“

Vergißt du, daß du nie eine Waffe in der Hand gehabt haſt, und daß dieſer Mann dich tödten wird?

„Was kümmert's mich?“

Ich ſehe wohl ein, du biſt in dieſem Augenblicke zu glücklich, um am Leben zu hängen, aber bedenke, wenn du unterliegſt, ſo iſt die Marcheſa ihres letzten Vertheidigers beraubt und ihrem Verfolger ganz überlaſſen.

„Du haſt recht; aber wozu habe ich nöthig, dieſen Mann zu bekämpfen, um die Marcheſa zu befreien — ich darf ja nur die Wahrheit bei Gericht verkünden.“

Dieſe Wahrheit iſt beſchimpfend für den Baron; er kann dich fordern und du kannſt nicht verweigern, ihm Genugthuung zu geben, oder man würde ſagen, du ſeieſt feig.

»Gut, ich werde ihm Genugthuung geben.«

Dann fällſt du unter den Händen des gewandten Fechters, und das Schickſal der Marcheſa hat ſich um nichts geändert. Ach! es iſt ein Kreis, der dich immer auf denſelben Punkt zurückführt.

Alfieri ſtampfte mit dem Fuße vor Wuth. »So iſt es denn wahr,« ſchrie er, »daß man hinter dem point d'honneur Alles verbergen kann! Wie? weil ein Menſch gewandt iſt, Jemanden den Degen in den Leib zu rennen, ſo kann er uns zwingen, zu ſchweigen oder zu ſterben? Sonderbare Gerechtigkeit der Welt! Wenn ich mich weigere, mich von einem Schuft morden zu laſſen, ſo ſchreien tauſend Stimmen ich ſei eine feige Memme, und meine Berühmtheit dient nur dazu, meine Schande mehr zu verkünden. Wenn das Leben ein Kampf iſt, warum lehrt man uns noch etwas anderes, als hauen und ſchießen? Wozu dient mir, was ich bin, und was ich weiß? O mein Gott! ich gäbe in dieſem Augenblicke mein Talent, mein Wiſſen, meinen Ruhm, alles darum, der geſchickteſte Fechter zu ſeyn.«

Einſtmals hätte dich ein Bravo aus der Verlegenheit geriſſen; allein dieſe ſind leider aus der Mode gekommen.

Alfieri ſenkte das Haupt, und blieb eine Weile nachdenkend, dann aber rief er: »Ja, ja, ſo muß es ſeyn, das iſt das einzige Mittel.«

»Was willſt du beginnen?« fragte Celini.

»Du wirſt es dieſen Abend erfahren,« antwortete der Graf, und ging.

Die Stunden, welche folgten, wandte er dazu an, ſeine Geſchäfte in Ordnung zu bringen, und ſeinen letzten Willen niederzuſchreiben. So feſt auch eine Seele iſt, dieſe Vorbereitungen machen ſie weich. Es gibt viel Angenehmes, was man ſich da in das Gedächtniß zurückruft, und wornach das feuchte Auge ſich zurückwendet; welche Zweifel ſteigen in der Seele auf? Wer wird uns beweinen? Wird man die Lücke bemerken, die durch uns entſtanden iſt?

Auch Alfieri dachte an die Berge, wo er ſeine Kindheit verlebte, die ſeine erſten Verſe entlockten, an die Prophezeiung der alten Frau, die ſich jetzt ohne Zweifel erfüllen wird. Er unterſuchte dann ſeine Papiere, und warf einen traurigen Blick auf jene Werke, die er noch vollenden wollte.

Doch die Zeit drängte, er wiſchte mit der Hand über ſeine Stirne, als ob er den ganzen Schatz der Ideen, welche mit ihm zu Grunde gehen ſollten, mit Einemmale verwiſchen wollte, er ordnete ſchnell alles, ſchrieb an ſeine Schweſter, ſagte im Gedanken noch ein Lebewohl allen, die er geliebt hatte, und ging dann nach dem Salon.

Celini und Marliano befanden ſich dort allein; Celini hielt Machiavell eine Lobrede, deſſen Werk er in der Hand hielt.

„Ich kenne den Machiavell nicht,“ ſagte Marliano kalt.

„Wünſchen Sie ihn zu leſen?“

„Ich leſe niemals.“

Celini ſah ihn verwundert an, der Graf aber, der eben eintrat, ſprach: „Signore Marliano hat recht; was können Bücher einem hochgebornen Manne lehren?“

„Dann, lieber Graf, dürfteſt du dich nicht mit dem Leſen ſo ſehr bemühen, antwortete Celini.

„O! ich!“ — verſetzte der Graf, — „das iſt etwas Anderes. Ich bin ein Poet, ein Narr. Ich liebe Plutarch, ich nehme lächerliche Worte, wie Vaterland, Freiheit, für ernſthaft. Ich wünſchte, daß nicht Jeder, nur nach dem Zufall ſeiner Geburt, entweder ein Patent zum Glücke oder zum Unglücke mit auf die Welt bekäme. Ich träume von einer Welt, in welcher der Lohn den Würdigſten, die Macht den Beſcheidenſten, das Glück Allen zu Theil würde. Ich habe keinen Verſtand, Signore aber iſt ſehr weiſe.“

Alles dieſes wurde in ſo ruhigem Tone und mit ſo einförmigem Accente geſprochen, daß es ſchwer war, die Abſicht zu beſchuldigen. Die Ironie lag im Hintergrunde, man fühlte ſie, ohne ſie gewahr zu werden. Es war eine jener blinden Attaquen, welche um ſo gewiſſer verwunden, weil man ſie nicht zurückſchlagen kann, und welche, nachdem ſie euch durch tauſend unſichtbare Stecknadelſtiche gereizt hat, euch endlich zu offenen Repreſſalien führt. Marliano ſuchte ſich übrigens zu bemeiſtern. Er begriff wohl, daß ein Streit alles verderben würde, indem er die Marcheſa zum Äußerſten treiben könnte, was er vermeiden wollte. Er antwortete alſo mit anſcheinender Geduld: „Ich kann die Lobeserhebungen des Herrn Grafen nicht annehmen, denn ich überlaſſe es geſchickteren, als ich bin, jenen, die ſich Philanthropen oder Philoſophen nennen, die Welt umzuändern, wie ein Theaterſtück.“

„Was ſprechen Sie von geſchickten Philoſophen und Philanthropen?“ ſchrie Alfieri. „Ach — Sie haben zu viel Nachſicht — Signore, die Elenden, welche die Menſchen aufklären wollen, die Dummköpfe, die ihre Brüder mehr lieben als ſich ſelbſt. Die Geſchickten ſind diejenigen, die von Fehlern und Irrthümern Nutzen ziehen, ſtatt ſie zu bekämpfen, welche ihre Härte mit dem Namen Vernunft belegen, und ein Vergnügen aus jedem Unglücke zu ziehen wiſſen; Egoiſten, die in ein Land Feuer werfen würden, um ſich die Hände zu wärmen. Dieſe verſtehen zu leben, dieſe muß man nachahmen, und das iſt das Leben aller ſogenannten Leute comme il faut. Man bringt ſeine Gläubiger an den Bettelſtab, man entehrt ſo viele Frauen als möglich, man tödtet einige Freunde im Duell, und man ſtirbt mit dem Rufe eines vollkommenen Weltmannes.“

Während Alfieri ſo ſprach, ſchien Marliano immer mehr aufgereizt. Bei den letzten Worten wendete er ſich raſch um, und als ob er einem Streite um jeden Preis ausweichen wollte, näherte er ſich einem Stuhle, um ſeinen Hut zu nehmen, den er darauf gelegt hatte.

„Um Vergebung,“ ſagte Alfieri, „ich verletze vielleicht die Meinungen des Signore; ich wäre troſtlos, wenn e ſich dadurch gezwungen fühlte, mir den Platz zu räumen.“

Marliano warf ſeinen Hut wieder auf den Stuhl und rief hochmüthig: „Ich räume Niemanden den Platz.“

Alfieri verbeugte ſich mit einem ſpöttiſchen Lächeln Einige Augenblicke beobachteten die drei Gegenwärtigen ei Stillſchweigen. Celini war verlegen und wußte nicht, wohin es der Graf mit alle dem bringen wollte, und der Genueſer ſuchte wahrſcheinlich Mittel, eine Ausforderung zu vermeiden. Er trat zu einer Conſole, um an einen Strauß ſeltener Blumen zu riechen, die daſelbſt in einer Vaſe ſtanden, als ſeine Blicke auf ein Piſtolenkäſtchen fielen, welches Celini dahin gelegt hatte, als er vom Piſtolenſchießen zurückkam. Er öffnete das Käſtchen, nahm eine Piſtole heraus, die er unterſuchte, und näherte ſich damit dem Fenſter.

»Sind Sie mit dieſen Piſtolen zufrieden?« fragte er Celini.

»Sehr zufrieden, ſie ſind von Coſimo.«

»Erlauben Sie mir, ſie zu verſuchen?«

»Recht gerne.«

Marliano deutete zum Fenſter hinaus: »Ich ſehe dort eine weiße Roſe, ſie iſt die einzige am Stocke.«

Celini ſah auch hinaus. »Richtig, aber ſie iſt außer der Schußweite.«

Marliano ſchoß. »Die Blume liegt am Boden,« ſprach er zum Grafen, der im Hintergrunde des Salons ſtand.

Alfieri lächelte. Er ſah wohl, daß ihm der Genueſer eine Probe ſeiner Geſchicklichkeit geben wollte, um ihm Furcht einzujagen.

»Ei, Signore Marliano,« ſagte Celini, »wenn wir uns jemals ſchlagen müßten, ſo würde ich die Piſtole nicht wählen.«

»Warum das?« fragte Alfieri, »der Blume wegen?«

»Nein, meinetwegen.«

»Hm! wer weiß? es iſt nicht ſelten geſchehen, daß eine ſolche erſtaunliche Geſchicklichkeit im Augenblicke der Gefahr verſchwand.«

Marliano machte eine Bewegung.

Ich ſage das nicht in Beziehung auf Sie, Signore, aber der gewandteſte Kämpfer verträgt oft den Blick eines wackeren Mannes nicht, und das Gewiſſen macht den Arm zittern. Es gibt auch Leute, die mit ihrer Geſchicklichkeit nur darum Parade machen, um einen ernſthaften Kampf zu vermeiden, und die eine Probe von Gewandtheit geben, um keine Probe des Muthes geben zu dürfen.“

„Graf!“ ſchrie Marliano.

„Noch einmal, ich ſage das ohne Beziehung auf Sie,“ ſagte ruhig Alfieri.

„Dieſe Verſicherung iſt unnütz,“ erwiederte Marliano, deſſen Lippen vor Wuth zitterten. „Ich weiß, Herr Graf, daß es Niemand wagen würde, ſolche Worte an mich zu richten. Poeten ſind klug, ſie beleidigen nur durch Anſpielung, ſie fordern nur durch Beredſamkeit heraus, und wenn man ſich endlich ihrer verkappten Unverſchämtheit überdrüſſig zeigt, ſo thun ſie, als ob ſie dieſes gar nicht bemerkten, und wenn es dann auf's Äußerſte kommt, ſo berufen ſie ſich auf ihre ſchwächliche Geſundheit, und ſind zu krank, um Ehre im Leibe zu haben.“

„Sie ſagen das ebenfalls nicht beziehungsweiſe auf mich, nicht wahr, Signore?“ fragte der Graf ſanft.

„Das mögen Sie ſelbſt beurtheilen.“

„O nein, denn, wenn es wäre, ſo würde ich von Signore Marliano Rechenſchaft fordern.“

„Wer hindert Sie daran?“

„Sie erkennen alſo, daß ich das Recht dazu habe, daß Ihr Schimpf gegen mich gerichtet iſt, daß ich der Beleidigte bin?“

„Hm! Sei es darum!“

Alfieri faßte den Genueſer beim Arm und ſprach mit funkelnden Augen: »Wohlan, Signore, ſo bleibt mir die Wahl der Waffen.« Er lief zur Conſole, faßte die beiden Piſtolen Celini's, und wieder zu Marliano tretend, hielt er ihm dieſelben mit ſeinem Sacktuche verdeckt vor und ſprach: »Wählen Sie.«

»Aber eine Piſtole iſt abgeſchoſſen.«

»Die andere aber iſt geladen.«

»Wie? Sie wollten —«

»Jeder ſetzt ſeine Piſtole auf die Bruſt des Andern, und Gott wird entſcheiden.«

»Das iſt unmöglich!« ſchrie Marliano.

»O, verzeihen Sie, ich bin der Beleidigte, Sie haben es ſelbſt geſagt, ich habe das Recht, die Bedingniſſe feſtzuſetzen, Sie müſſen ſie annehmen, wenn Sie nicht eine Memme ſind. Das point d'honneur, was Ihnen ſo oft Dienſte geleiſtet hat, iſt heute gegen Sie. Sie hofften wohl, ich würde, wie ſo viele andere Unglückliche, Ihrer Kugel oder Ihrem Degen zum Ziel dienen, und Sie könnten mich gefahrlos und lächelnd zu Boden ſtrecken, wie jene Roſe; allein Sie haben ſich geirrt, Baron de Rocca.«

»Sie wiſſen meinen Namen?«

»Wie Sie hören. Glauben Sie ja nicht, daß ich auf meine Vortheile Verzicht leiſte. Ich ſchlage mich nicht, um Bravour oder Großmuth zu zeigen, ich ſchlage mich, um die Marcheſa von Ihren verhaßten Nachſtellungen zu befreien, ich ſchlage mich, weil ich Sie aus der Welt ſchaffen will.«

»Es könnte aber umgekehrt kommen.«

»Ich weiß es; welches aber auch der Ausgang des Kampfes ſeyn mag, Bianca wird von Ihnen nichts mehr zu fürchten haben, denn alle Vorſicht iſt getroffen. Mein letzter Wille iſt geſchrieben, und falle ich, ſo wird ganz Italien die Urſache meines Todes erfahren. Ich werde mit meinem Tode das Recht bezahlt haben, Ihre Niederträchtigkeit gegen ein armes, verlaſſenes Weib zu enthüllen, und man wird mir glauben, denn man weiß, ein Sterbender verläumdet nicht. Man wird mich bedauern; denn ich werde keine Neider mehr haben. Meine Feinde ſelbſt werden meinen Ruhm ausposaunen, meine Ehrenſäule aber wird für Sie ein Pranger ſeyn; denn man wird ſagen: Dieſer hat ihn gemordet. Auf dieſe Art werde ich das grauſame Joch, in welchem Bianca ſchmachtet, gebrochen und unter den öffentlichen Schutz geſtellt haben, und Niemand wird mehr ſterben dürfen, um ſie zu vertheidigen.“

„Genug, genug!“ ſchrie der Baron, der ſich nicht mehr zurückhalten konnte. „Einer von uns beiden muß ſterben, kommen Sie!“

„Ich bin bereit.“

Alle beide ſchritten gegen die Thüre, Celini hielt ſie zurück. „Ihr werdet Euch nicht ohne Zeugen ſchlagen!“ rief er; „unter ſolchen Bedingungen ſchon gar nicht!“

„Du biſt mein Zeuge,“ ſagte Alfieri, „der Baron mag ſich einen ſuchen.“

„Ich eile.“

„In einer Stunde bei der Quelle.“

„Ich werde vor Ihnen dort ſein.“

Celini und der Baron gingen.

Als ſich Alfieri allein befand, bemächtigte ſich ſeiner eine Art pſychiſcher Abſpannung, der Kampf auf Tod und

Leben war beſtimmt, in einer Stunde ſollte das Schickſal entſcheiden. Er benützte die letzte Friſt, um ſein Leben noch einmal durchzugehen und an Bianca zu denken.

Die Erzählung Celini's erweckte in ihm den Glauben, daß er geliebt ſei; allein war dieſer ungewiſſe Glaube im Augenblicke, wo er ſterben wollte, hinlänglich? Wußte er, ob ſein Freund nicht einen Ausdruck, von Furcht erpreßt, für eine zärtlichere Theilnahme gehalten habe, ob es aus Liebe, oder vielleicht nur aus Mitleid geſchah, daß ſie von ihm die Gefahr zu entfernen ſuchte? Ach, warum konnte er dieſe Zweifel nicht aufklären? er würde ruhiger auf den Kampfplatz gegangen ſeyn, und das Trübe dieſer Stunde hätte die Freudenſonne der Gewißheit erhellt.

Dieſen Gedanken war Alfieri hingegeben, als die Marcheſa mit einem Buche in der Hand in den Salon trat. „Ich war bei Ihnen,“ ſprach ſie, indem ſie ihm das Buch zeigte. Alfieri erkannte den zuletzt erſchienenen Band ſeiner Poeſien.

„Ihre Werke, Herr Graf,“ ſagte ſie, „ſind nicht wie die anderen Plauderer, bei welchen man Zerſtreuung ſucht, es ſind Freunde, mit denen man alle Empfindungen theilt, und die man nicht mehr verlaſſen kann.“

„Wenn das iſt, ſo beneide ich ſie.“

„Wie das?“

„Weil ſie es ſind, die man liebt, und nicht ich. Bevor man mich kennt, ſucht man mich in meinen Werken, man glaubt mich in meinen Verſen zu vernehmen, man hält mich gleich den Helden, welche ich ſprechen laſſe; wenn man dann einen Mann erſcheinen ſieht, ganz gleich den übrigen, ſo findet man ſich enttäuſcht, und das Idol fällt von dem Altar herab, auf den man es geſtellt hatte. Sehen Sie ſelbſt," fügte er hinzu, „auch Ihnen gefällt der Dichter, nicht der Mann, Sie lieben meine Verſe und fliehen mich."

Die Marcheſa wollte ſprechen.

„O, läugnen Sie nicht," fuhr Alfieri fort, „Sie fliehen mich, und doch ſchienen Sie mich zu verſtehen. Einen Augenblick glaubte ich, ich hätte Ihr Herz bewegt, da liebte ich meinen Ruhm, weil ich ſo glücklich geweſen wäre, Sie damit zu ſchmücken. Ach, warum raubten Sie mir dieſe ſüße Hoffnung?"

Die Marcheſa ſchien gerührt, es war ſo etwas unwiderſtehlich Flehendes in ſeiner Stimme, daß ſie vor Gefühl nicht antworten konnte.

„O reden Sie, reden Sie," bat der Graf, indem er ihre Hand faßte und an ſeine Lippen drückte; „warum zögern Sie? Sie wiſſen, daß ich Sie unausſprechlich liebe, wenn Ihnen dieſes Gefühl nicht verhaßt iſt, wenn Sie es — o Gott! wenn Sie es vielleicht theilen, warum verweigern Sie mir ein Geſtändniß, welches vielleicht das letzte Glück iſt, das ich im Leben genieße?"

„Was ſagen Sie?"

„Wer kennt die Rathſchläge Gottes? Wiſſen Sie nicht, was mir prophezeit worden iſt? Wie, wenn ſich dieſe Prophezeiung erfüllte, wenn ich Sie jetzt zum letzten Male ſähe? Man bewilligt ja Sterbenden Alles, wollen Sie mir einen Blick verweigern, der mich ſelig macht? Bianca! — Sie zittern — mein Gott! — ein Wort, ein einziges Wort! — lieben Sie mich?"

„Er fragt noch?“ liſpelte **Bianca**, in Thränen ausbrechend, und das Geſicht in ihre Hände verbergend.

Alfieri that einen Schrei des Entzückens — „Sie liebt mich, — Gott! ich danke dir!“

Bianca wollte noch ſprechen, allein er rief: „Kein Wort mehr, kein anderes, als daß du mich liebſt, jetzt mag ſich mein Schickſal erfüllen.“

Eine Uhr ſchlug, der Graf erbebte. „Lebe wohl, **Bianca**!“ rief er, die Geliebte an ſeine Bruſt drückend, „lebe wohl!“ und ſchnell ſtürzte er aus dem Salon.

Die Marcheſa ſtand unbeweglich, und die unglücklichen Folgen ihres Geſtändniſſes traten vor ihre Seele. Bald aber ergriff ſie eine fürchterliche Vermuthung. Sie eilte in den Garten, **Alfieri** war nicht dort. Sie fragte um **Marliano**, er war abweſend, ihr Herz pochte zum Zerſpringen, ſie lief in das Zimmer des Grafen, es war leer, ſie ſtürzte auf den Balcon. In dieſem Augenblicke fiel ein Piſtolenſchuß, ſie ſchrie laut auf, und hielt ſich ſchwankend an die Mauer. **Celini** erſchien unter dem Balcon und rief: „einen Wundarzt, geſchwinde einen Wundarzt!“ **Bianca** fühlte die Erde unter ſich wanken, da ertönten Schritte auf der Treppe, man vernahm eine Stimme, die Thüre öffnete ſich, es war — **Alfieri**.

Die Camellia.

Eine kleine wahre Begebenheit.

An einem kalten Jännertage verſammelten ſich mehrere Menſchen bei dem Kaufladen eines Blumenhändlers, und betrachteten dem düſtern Himmel zum Trotze die herrlich blühende Auslage. Die Neugierigen blieben ſtehen, gingen wieder, Andere traten hinzu, nur ein kleiner Knabe ſchien Wind und Froſt zu vergeſſen, und bewunderte mit ſolcher Beharrlichkeit, daß man meinen ſollte, er wäre an den Auslagkaſten angeheftet.

Der Kleine war neun bis zehn Jahre alt, ärmlich gekleidet, ſein blaſſes und zartes Geſicht drückte Betrübtheit aus, lange, blonde Haare ringelten ſich über ſeine Schultern und umgaben anmuthig das feine Geſichtchen. Der arme Kleine zitterte am ganzen Leibe, und ſeine Roſenlippen bebten theils vor Kälte, theils aber auch vor einer innerlichen Aufregung, welche ihn ganz einzunehmen ſchien. Er betrachtete alle Blumen, vor allen aber zog eine prächtige Camellia ſeine Aufmerkſamkeit, ja man kann ſagen ſeine Begehrlichkeit auf ſich.

Es war eine Camellia aus Japan, von drei Fuß Höhe, deren zahlreiche Zweige, mit gelbgrünen, glänzenden Blättern beſetzt, eine zahlloſe Menge der prächtigſten, hochrothen

Blumen trugen. Die Augen des Knaben hingen feſt an dieſem herrlichen Strauche, und an ſeinem vergnügten Lächeln und an ſeiner leidenſchaftlichen Betrachtung konnte man leicht bemerken, daß er eine ganz vorzügliche Neigung zu jenen Weſen fühlte, die der Schöpfer ſo ſchön, ſo rein, aber auch ſo vergänglich geſchaffen hatte.

Plötzlich wurde die Glasthüre des Blumenhändlers von einer fein behandſchuhten Hand geöffnet, und eine elegante Dame trat in den Laden, welchen ein Diener in Livrée gleich nach ihr wieder ſchloß.

»Haben Sie an mich gedacht?« fragte die Dame den Blumenhändler, indem ſie ſich in einen Lehnſtuhl ſetzte, den er ihr ſehr unterthänig präſentirt hatte.

»Ja, gnädige Frau, ich habe geſtern Alles erhalten, was Sie beſtellten, und ich hoffe, Sie werden darüber eine Freude haben.«

»Sie ſind ein Mann von Wort. — Ich ſehe ſchon, ich werde mich bei Ihnen noch zu Grunde richten.«

»Wenn das möglich wäre, ſo würden die Armen allein Schuld daran ſeyn. Euer Gnaden ſind ſo gut und ſo großmüthig.«

»Keine Komplimente, Herr Nicola. — Sagen Sie mir doch, wer iſt denn der hübſche Junge, den ich faſt immer vor Ihrer Auslage treffe? Eben jetzt ſteht er wieder draußen.«

»Es iſt ein armes Kind, das die Blumen eben ſo leidenſchaftlich liebt, als Sie, gnädige Frau. Stellen Sie ſich vor, wenn ich einige alte Blumen hinauswerfe, ſo hebt er ſie ſchnell auf, unterſucht ſie, und trägt ſie dann mit ſich fort.“

„Armer Kleiner — aber ha! was ſeh ich? ach, mein Gott, die ſchöne Camellia! — Seit wann haben Sie dieſe? Warum haben Sie mir nichts geſagt? — Ach! die iſt prächtig.“

Die Dame war aufgeſtanden und näher getreten, um den Strauch näher zu beſehen.

Der Blumenhändler nahm mit beiden Händen die Vaſe und ſtellte ſie zu den Füßen der ſchönen Bewunderin. Die Augen des Kleinen belebten ſich und folgten allen Bewegungen Nicola's mit Ungeduld und Unruhe.

„Das iſt wirklich der prächtigſte Strauch, den ich in meinem Leben geſehen habe.“

„Wollen Sie ihn haben, gnädige Frau?“

„Sehr gerne, aber Sie werden ein Heidengeld dafür verlangen. — Ich bin ſchon ſo oft wegen meiner Liebhaberei für Blumen ausgezankt worden, und man hat Recht, ich brauche allein mehr Blumen, als ein ganzer Bienenkorb. — Aber dieſe Camellia muß ich haben. — Was koſtet ſie? — Oder nein! Stille, ſtille! ſagen Sie mir den Preis jetzt nicht, ich könnte mich doch beſinnen. Franz, nimm die Vaſe und trage ſie. Adieu, Herr Nicola! Senden Sie mir die Note vom letzten Monat.“

„Morgen, wenn Euer Gnaden erlauben, ich empfehle mich gehorſamſt.“

Die Dame ging aus dem Gewölbe, warf noch einen freundlichen Blick auf den Kleinen, und ſchlug dann die nächſte Straße ein. Der arme Knabe hatte den Kopf ſinken laſſen, um zwei Thränen abzutrocknen; als er dann ſah, daß der Bediente mit dem Strauche jener Dame folgte, und ſich immer weiter entfernte, ſtieß er einen tiefen Seufzer aus, und ſein Geſichtchen nahm einen betrübten Ausdruck an. Dann aber lief er der Dame ſchnell nach, und da er ihr eben nahe kam, als ihr ein geſticktes Sacktuch entfiel, hob er dasſelbe auf und reichte es ihr mit den Worten: »Gnädige Frau! Sie haben Ihr Sacktuch verloren, hier iſt es.«

»Ach! das iſt brav von dir, lieber Kleiner, du verdienſt eine Belohnung. Es iſt eine namhafte Summe Geldes in dem Zipfel des Sacktuches eingebunden, und wenn du es behalten hätteſt —«

»Ich bin ehrlicher Leute Kind, gnädige Frau!«

»Das glaub' ich, aber du biſt in der Kälte ſo leicht gekleidet, und mußt frieren. Da nimm dieſe vier Thaler, und wende ſie gut an.«

»Ich danke, gnädige Frau, mein Vater hat mir verboten, Geld anzunehmen, was ich mir nicht verdient habe.«

»Nun was lernſt du denn, um dir einſt Geld verdienen zu können?«

»Mein Vater iſt Maler, aber er kann jetzt nichts mehr arbeiten, weil er blind geworden iſt. Mich unterrichtet er aber.«

»Und was malſt du denn am liebſten?«

»Blumen, gnädige Frau, ſchöne Blumen.«

»Ach, darum alſo ſtehſt du ſo oft bei dem Laden des Herrn Nicola.«

»Ja,« ſtotterte der Kleine, und warf einen gierigen, faſt zärtlichen Blick auf die Camellia.

„Haſt du keine Pflanzen zu deinem Studium?“

„O nein! nur ſehr ſchwer kann mir der Vater Bleiſtift, Papier und Farben kaufen; denn wir ſind ſehr arm. Die Blumen ſind zu theuer für uns. Darum gehe ich alle Tage zu dem Blumenhändler, da ſehe ich, ſtudire und male dann aus dem Gedächtniß. Ach! der Winter iſt eine ſchlimme Jahreszeit.“

„Und welche Blumen liebſt du denn am meiſten?“

„Ich liebe ſie alle — alle!“ rief der Knabe voll Enthuſiasmus, „aber eine, eine hat mich faſt närriſch gemacht.“

„Welche?“

„Jene, welche Sie heute eingekauft haben. O Sie ſind ſehr glücklich.“

Die Dame fühlte eine jener großmüthigen Aufregungen, welche dem Herzen ſo wohl thun, ihr Geſicht erheiterte ſich, der Gedanke der wohlthätigen Handlung, welche ſie im Sinne hatte, malte ſich in ihren Zügen.

„Es thut mir Leid, lieber Kleiner,“ ſprach ſie nach einer kurzen Pauſe, „daß ich dir nur einen Augenblick Kummer gemacht habe. Nimm dieſe Camellia, und bewahre ſie zur Erinnerung an mich.“

Auf einen Wink der Dame übergab der Bediente dem Knaben die Vaſe; dieſer konnte kein Wort erwiedern, weinte nur vor Freude, und küßte die Blumen, und als er wieder um ſich ſah, war die Dame verſchwunden.

2.

Fünfzehn Jahre nach dieſer Begebenheit, welche ich ſo eben erzählt habe, zog ein Bild, welches bei einem Bilderhändler ausgeſtellt war, die allgemeine Aufmerkſamkeit der ganzen Stadt auf ſich. Dieſes Bild ſtellte ein Gewächshaus vor mit Blumen, Geſträuchen und Früchten aller Art angefüllt. Es war mit bewunderungswerther Wahrheit, Reinheit und Kunſt ausgeführt. Die Blüten aller vier Welttheile ſchienen ihr Schönſtes dazu beigetragen zu haben, und darunter las man den Namen des Pepinieriſten Nikola.

Jedermann bewunderte den leichten Pinſel des Malers, der die Geheimniſſe der Natur ſo wahr auf die Leinwand hinzauberte, und doch, wenn man das Bild einer jungen Dame betrachtete, wie ſie in dem Gewächshauſe ſaß und mit Luſt eine herrliche Camellia betrachtete, ſo war man verſucht zu glauben, daß dieſes Engelsgeſicht noch mehr Kunſt und Seele des Meiſters zeige, als die Blumen.

Noch eine dritte Perſon zog auf dieſem Bilde die Aufmerkſamkeit der Neugierigen auf ſich. Es war ein Kind, ärmlich gekleidet, welches das Geſicht ſo feſt an die Gläſer des Gewächshauſes angedrückt hatte, daß ſein Hauch die Froſtſchruden an demſelben ſchmolz.

Nach und nach verlief ſich die Menge. Es war ſechs Uhr Abends, als ein blaſſes, leidendes Geſicht vor dem Ausſtellungsbureau ſich zeigte, und ſeine ausdrucksvollen Augen auf das Bild heftete.

Ein junger Mann, beiläufig 25 Jahre alt, ging im Ausſtellungsbureau mit dem Herrn desſelben auf und nieder.

„Sehen Sie nur,“ ſagte Letzterer, „da draußen ſteht eine Dame, welcher Ihr Bild großes Vergnügen zu machen ſcheint.“ Der Maler blickte hinaus, trat näher, fühlte ſein Herz mächtig pochen, und indem er Thränen in den Augen der Unbekannten bemerkte, öffnete er die Thüre und ſprach: „Wollen Sie nicht eintreten und das Bild näher betrachten, welches Ihnen zu gefallen ſcheint?“

Nach kurzem Zaudern trat die Dame ein, ſetzte ſich in den Stuhl, den man ihr anbot, gerade vor das Bild hin, und bemühte ſich, einige Thränen in ihrem Sacktuche zu verbergen. Der Maler blieb in der Ferne ſtehen, und beobachtete die Fremde wohlwollend.

„Die Theilnahme, welche Sie dem Bilde zeigen,“ ſprach er dann, „iſt eine Lobrede für den Maler.“

„O, mein Herr!“ antwortete ſie, „das Talent des Künſtlers vereint ſich mit einer ſüßen Erinnerung. Ich glaube, der Maler iſt mir nicht unbekannt. Ach! die Zeit hat ſich geändert, und ich mit ihr!“ und bei dieſen Worten entſchlüpfte ihr ein tiefer Seufzer, und ihre edle, obſchon gefurchte Stirne ſenkte ſich in ihre Hand. Der Maler war tief in der Seele bewegt.

„Ich kenne den Maler auch,“ nahm er das Wort, „und wenn Sie ihn zu ſehen wünſchen —“

„Nein, o nein! Als ich ihn kannte, war ich reich, hübſch, glücklich! jetzt bin ich arm, gealtert und zu Grunde gerichtet. Ihn hat der Himmel beſchützt, das war göttliche Gerechtigkeit. Wenn Sie den großen Meiſter ſehen, ſo ſagen Sie ihm nicht, daß eine arme Frau wohl zwanzigmal ſein Bild betrachtet hat, um an glücklichere Tage zu denken! O! ich werde noch oft kommen, um dieſe Camellia zu ſehen.“

„Das wird wohl nicht möglich ſeyn; denn das Bild iſt verkauft, und wird morgen früh abgeholt.“

„Ach, wenn ich noch reich wäre! — Ward es theuer verkauft?“

„Für 2000 Gulden.“

„Das freut mich! Adieu, mein Herr! Adieu!“

„Madame! Sie zittern! — Sie wanken! — Erlauben Sie mir, Sie zu begleiten.“

„Nein, mein Herr, es iſt nichts, — ich bin nur ſehr ſchwach, es wird bald vorübergehen.“

„Verzeihen Sie, meine Zeit gehört mir.“ Und ungeachtet des Widerſtandes der Frau, nahm der Maler ſeinen Hut und fragte: „Wo wohnen Sie?“

„Ziemlich weit, in der Jakobsvorſtadt Nr. 88.“

„In die Jakobsvorſtadt Nr. 88,“ rief der Maler einem Fiaker zu, hob die Frau hinein, und fuhr mit ihr dahin.

„Sie haben vermuthlich viel Unglück erlebt?“ fragte er die Dame, nachdem ſie ſich etwas erholt hatte.

„O ja! ich habe meine ganze Familie verloren, und wurde in einen Prozeß verwickelt, der mein Vermögen aufzehrte. Da ich keine Mittel mehr hatte, mußte ich, ſo vortheilhaft die Sache auch für mich ſtand, das weitere Verfechten meiner Rechte aufgeben, meine Gegner triumphirten, und ſo bin ich bis zur Armuth herabgeſunken. Ich habe früher ſo viel gegeben, daß ich auf Freunde rechnen konnte, allein der letzte Freund verließ mich mit dem letzten Thaler.“

Der Fiaker hielt. Der Maler half der Dame aus dem Wagen, und empfahl ſich mit den Worten: „Wenn ich Ihnen mit irgend etwas dienen kann, ſo befehlen Sie mit mir.“

3.

Am nächſten Morgen — es war der Neujahrstag — gegen 11 Uhr weckte ein Zug an ihrer Thürſchelle die Frau von S— aus den melancholiſchen Träumen, denen ſie ſich überlaſſen hatte. Dieſe einſt ſo elegante Frau, die reiche Kundin des Blumenhändlers Nicola, bewohnte eine kleine, ärmliche Dachkammer, von Allen verlaſſen. Erſtaunt über einen Beſuch, der ihr zu Theil werden ſollte, ging ſie und öffnete die Thüre. Wie erſtaunte ſie, als ſie den jungen Mann eintreten ſah, der ſie geſtern begleitet hatte, und der eine herrliche, hochrothe Camellia in der ſchönſten Blüte, in eine Papierdüte gewickelt, in der Hand hielt.

„Madame!“ ſprach er, „ich habe Ihnen geſtern verſprechen müſſen, dem Maler nichts von unſerer Zuſammenkunft zu ſagen, ich ſchwöre Ihnen, daß ich mein Wort gehalten habe.“

„Ich glaube Ihnen,“ antwortete Frau von S—, „wollen Sie gütigſt eintreten, es iſt kalt, und ich kann Ihnen wenigſtens etwas Wärme bieten.“ Der Maler trat in das ärmliche, aber reinliche Gemach, ſeine Prachtblume in der Hand haltend.

Als er ſich geſetzt hatte, reichte er der Frau die Camellia, mit den Worten: „Sie werden gewiß eine Ihrer alten Bekannten nicht verſchmähen, welche zurückkehrt, wenn Sie auch alle Andern verlaſſen haben.“

„Ich ſehe mit Vergnügen dieſe herrliche Blume, mein Herr, allein ich kann ſie nicht annehmen, ſie ruft mir eine zu glückliche Vergangenheit in meiner jetzigen traurigen Lage zurück.“

„Wenn der kleine Junge, der von Ihnen vor fünfzehn Jahren einen Camellienſtock empfing, Ihr großmüthiges Geſchenk zurückgewieſen hätte, ſo würden Sie ſich einer edlen Handlung weniger zu erfreuen haben.“

„Sie wiſſen die Begebenheit, mein Herr!“

„Nehmen Sie dieſe Blume, und verweigern Sie nicht das unbedeutende Neujahrgeſchenk des armen Knaben, an deſſen Glück Sie einen großen Antheil haben. Sie haben aus dem Lehrling einen anerkannten Künſtler gemacht. Der die Camellia im Jahre 1820 von Ihnen erhielt, hat im Jahre 1835 jenes Bild gemalt.“

Die Erſtaunte ſtreckte die Hand darnach aus, ihre blaſſen Wangen rötheten ſich. Da ſie nicht Worte zur Antwort fand, drückte ſie die Blume an ihre Lippen. Da fiel ihr Blick auf ein kleines Röllchen Papier, was bei der Camellia in der Düte ſteckte. Sie öffnete es und rief, indem ſich ihre Augen mit Thränen füllten: „Das iſt zu viel, mein Herr, ich nehme kein Almoſen, nehmen Sie Ihre Bankbillets zurück.“

„Ohne Sie, gnädige Frau,“ antwortete der Maler, „wäre ich nie geworden, was ich bin. Ich verkaufte mein Blumenbild für 2000 Gulden. Ich bin wohlhabend und brauche dieſes Geld nicht. Sie haben mein Glück mit einer Blume gemacht, o könnte ich das Ihrige auch mit dieſer Blume machen. Vielleicht gelingt es Ihnen, Ihren Prozeß mit dieſer Summe zu gewinnen, wenn dieß der Fall iſt, dann nehme ich es zurück.“

Und ehe noch die Tiefbewegte Worte finden konnte, war der edle Maler ſchon fort.

Frau von S— gewann wirklich ihren Prozeß; ſie ſtellte das Geliehene zurück, und ſchrieb auf den Umſchlag:

„Dankbarkeit verſchönert die Kunſt.“

Gefundenes und Empfundenes.

Skizzen aus meinem Leben.

I.

Meine erſten Schritte auf der theatraliſchen Laufbahn.

Das Theater hatte für mich in meiner Jugend eben ſo viele Anziehungskraft, wie für die meiſten jungen Leute. Es war das höchſte Vergnügen, welches ich genoß, ich weinte ſüße Thränen in Schikaneder's „Philippine Welſerin“ und konnte mich wälzen vor Lachen in ſeinen „Lumpen und Fetzen.“ Schon mit meinem neunten Jahre waren meine guten Eltern von Wien fortgezogen und hatten meine Erziehung einer alten Großmutter und zwei bei ihr lebenden, noch unverheiratheten Tanten überlaſſen. Wenn ich fleißig lernte, oder mich nach dem Wunſche meiner Erzieherinnen betrug, ſo erhielt ich meiſtens, bald von Dieſer, bald von Jener, einen Silbergroſchen und ſagte ich gar meiner frommen Großmutter an einem Sonntage das Evangelium auswendig, ſo wurde ich ſogar mit einem Siebner belohnt. Ich kaufte mir dafür kein Naſchwerk, kein Obſt, ich ſparte mir jeden Kreuzer auf, um in das Theater gehen zu können. Da ich aber allein nie gehen durfte, ſondern immer einen älteren, armen Studenten mit mir nehmen und für ihn ebenfalls den Eintritt bezahlen mußte, welcher damals im Paradieſe auf ſieben Kreuzer feſtgeſetzt war, ſo mußte ich die bedeutende Summe von vierzehn Kreuzern haben, um einmal wieder einen glücklichen Abend zu genießen. Was ich Alles that, um dieſes Vergnügen ſo oft als möglich zu genießen, ich kann es nicht beſchreiben. Ich ſchrieb unſerer Köchin Lieder ab, ich lernte alle Evangelien auswendig, ich aß meine „Jauſen“äpfel nicht und verkaufte ſie in der Schule, ja ich wäre ſogar bald ein glücklicher Spekulant geworden, denn ich kaufte beim Zuckerbäcker das Papier, worauf das Bisquit gebacken wird, um ein paar Kreuzer und ſchnitt es dann in kleinere Stücke um das Doppelte meinen Kameraden aus. Ich lernte ſogar „langen Puff“ ſpielen, weil meine Großmutter es gerne ſpielte und betrog zum Öfteren die gute alte Frau (der Himmel wolle wir es verzeihen), die ſich dann freilich nicht wenig wunderte, daß ſie mich immer bezahlen mußte und mir nie Etwas abgewinnen konnte.

Und Alles, Alles erhielt die Theaterkaſſe. Da ich meiſtens nur an einem Sonntage die Erlaubniß erhielt, in's Theater zu gehen, ſo war dadurch mein Vergnügen verdoppelt, denn da es an dieſem Tage immer ſehr voll war, ſo mußte ich mich ſchon um drei Uhr Nachmittags vor dem Theaterthore anſtellen, um Einer der Erſten beim Aufſperren hinein zu kommen und auf der letzten Gallerie einen guten Platz zu erhalten. Ich wurde furchtbar gedrückt, ich litt es mit Freuden, ich mußte drei Glockenſtunden ſitzen, mitten in Qualm und Hitze, durch Knoblauchwürſte geſchwängert, allein das war gerade meine Lieblingsatmoſphäre, denn ich ſchwelgte ſchon im Geiſte in dem Vergnügen, das mich erwartete und ich ſah den Vorhang, der das Nonplusultra meiner Wünſche verbarg. Die paar Stunden gingen meiſt ſchnell in Geſprächen mit meinen Nachbarn dahin, die immer Theatraliſches zum Gegenſtande hatten. Der Eine wußte, was nächſtens für ein neues Stück gegeben werde, ein Anderer kannte dieſen oder jenen Schauſpieler perſönlich und erzählte von ihm. Ein Schuſtergeſelle, mit dem ich am öfterſten zuſammenkam, und den ich auch am meiſten beneidete, war ſogar ſo glücklich, für die erſte tragiſche Schauſpielerin (ſie hieß Dlle. Wimmer und war ſpäter die Gattin des Schauſpieldirektors in Prag) die Schuhe zu verfertigen. — Endlich wurden die Lampen heraufgeſchoben, meine Sonne ging auf, die Muſiker kamen Einer nach dem Andern in das Orcheſter, die Glücklichen, die täglich da ſitzen konnten, und mein Himmel that ſich auf.

Meine Liebe für das Theater wurde, ſtatt geſättigt zu werden, nur immer heißer und bald wollte ich nicht nur das Theater auf der Wieden allein, ſondern alle Theater und alle Stücke ſehen. Mein Vater hatte mir damals erlaubt, Muſik lernen zu dürfen. Lange konnte ich mich nicht beſtimmen, welches Inſtrument ich lernen wollte, da geſchah es, daß ich Bekanntſchaft mit einem Manne machte, der bei der zweiten Violine im Orcheſter des Wiednertheaters angeſtellt war und nebenbei auch Lektionen gab. Er ſtellte mir die herrliche Ausſicht, daß ich einſt im Stande ſeyn würde, ihn im Orcheſter zu ſubſtituiren, ja er nahm mich einige Male ſelbſt unentgeldlich mit in's Orcheſter und nun hatte ich mich ſchnell entſchieden, von ihm das Violinſpiel zu erlernen. Ich war ſehr fleißig, denn immer ſchwebte mir das hohe Glück, im Orcheſter die zweite Violine mitkratzen zu können, vor Augen und brachte es wirklich nach achtzehn Monaten ſchon dahin, daß ich bei Schauſpielen, wo nur Symphonien aufgeführt wurden, mitſpielen konnte. Ich befreundete mich mit allen

Geigern im Orcheſter und ſo war ich bald der Subſtitut des Einen, bald des Andern, ſo daß ich oft mehrere Tage nacheinander im Orcheſter ſaß. Ich kann ſagen, daß ich manche Stücke beſſer auswendig wußte, als die Schauſpieler. Es herrſchte damals die Gewohnheit, daß ſich die Muſiker, bevor ſie in das Orcheſter gingen, auf der Bühne verſammelten. O, lieber Himmel, welche Feder beſchriebe mein Entzücken, als ich nun auch auf den Bretern ſtand, welche für mich nicht nur die Welt bedeuteten, ſondern auch meine Welt waren, als ich meine Halbgötter, die Schauſpieler, nun ganz in der Nähe betrachten konnte. Ich hatte an einem Abende Zahnſchmerzen, und als ich auf der Bühne ſtand und Mademoiſelle Gſur den Inſpizienten, auf mich deutend, fragte: Wer iſt der junge Menſch? da hatte ich mit Einemmale vor Entzücken meinen Schmerz verloren. In der „Zauberflöte“ habe ich einmal einen Affen dargeſtellt und in einem Stücke, deſſen Name mir entfallen iſt, habe ich mir das Glück nicht nehmen laſſen, in der Couliſſe den allgemeinen Volksſchrei mitzuſchreien: Ein Ochs iſt ausgekommen! Nach und nach wurde ich im Orcheſter auch als Subſtitut bei Opern verwendet. Es gelang mir, den Schauſpielern kleine Dienſte zu erweiſen, dem Einen ſeine zerriſſene Rolle abzuſchreiben, dem Andern etwas in ſeiner Wohnung zu holen, was er vergeſſen hatte, dieſer Schauſpielerin ihren Mantel zu halten, während ſie auf die Scene trat, jener ſogar das aufgelöſete Schuhbändchen zu binden und ſo wurde ich mit ihnen immer bekannter und auf der Bühne wohl gelitten.

Im Starhembergiſchen Freihauſe, in deſſen Hofe das Theater ſtand, befand ſich auch ein Wirthshaus mit einem kleinen Gärtchen, welches die Schauſpieler beſuchten und wohin auch ich mein Bischen Taſchengeld — da ich das Theater jetzt unentgeldlich beſuchen durfte — trug. Da wurde vor und nach der Vorſtellung Karten geſpielt, gezecht und Spaß getrieben. Ich war von Jugend auf ein leidenſchaftlicher Anekdotenkrämer und war bei ſolchen Gelegenheiten meiſtens Der, welcher das meiſte Spaſſige vorzubringen wußte, auch beſaß ich immer die Gabe, einen Scherz kurz zu erzählen, wodurch ſich ſeine Wirkung erhöhte. Spaßmacher ſind überall wohl gelitten und ich wurde ſo ein wahrer Apendix der Wiedner Geſellſchaft. Man forderte mich auf, da ich ein ſo luſtiger Vogel ſei, zu verſuchen, ob ich nicht auch ein Stück ſchreiben könne. Damals hatte eben Gieſecke's „traveſtirter Aeneas“ außerordentliches Glück gemacht und ich ſchrieb einen traveſtirten „König Lear.“

Als ich ihn den Schauſpielern in der Bierkneipe vorlas, wurde viel darüber gelacht, und Stegmayer ſelbſt, den ich damals für einen vorzüglichen dramatiſchen Dichter hielt, übernahm es, die Aufführung des Stückes bei dem Direktor Schikaneder zu bewirken. Wahrhaftig, ich gäbe Viel darum, wenn ich dieſes erſte Machwerk meiner Feder noch beſäße. Ich knetete darin Alles zuſammen, was an Sprichwörtern, Witzfunken und Anekdoten damals vom Munde zu Munde ging. Ich möchte ſolch' ein erſtes Kindlein eines Jünglings die geiſtigen Vierziger nennen, denn wie bei den Kindern durch die körperlichen Vierziger ſich alle Unreinigkeit, die von der Geburt aus in ihrem Leibe haftet, auf die Haut zieht, ſo muß bei den geiſtigen Vierzigern Alles, was der Jüngling gedacht, gelernt und erfahren hat, auf's

Papier. Ich weiß noch, daß Monologe in dem Stücke waren, welche drei bis vier Seiten einnahmen, denn ich fand nirgends ein Ende. Wie gemein die Parodie gehalten geweſen ſei, ſchließe ich aus dem, weil ich mich nur noch des Einzigen zu erinnern weiß, daß mein Lear darum ſeinen fürchterlichſten Fluch über ſeine Töchter ausſtieß, weil — o hört es, ihr Muſen! — weil ſie ihm ſchon zum Öfteren den Stiefelknecht verſteckt hatten. Du, o großer Shakeſpeare, wirſt dem verblendeten Jünglinge dieſe Blasfemie verzeihen, welche er durch nachherige Verehrung deiner Werke wieder gut zu machen ſuchte.

Ich bin jetzt überzeugt, daß die Parodie gräßlich durchgefallen ſeyn würde, allein damals fühlte ich mich hochbeglückt, als ich vernahm, daß das Stück angenommen und bereits der Cenſur übergeben ſei. Noch höher aber trug ich das Haupt, als man mir ſagte, Schikaneder ſelbſt wolle den Lear ſpielen. Ich ſah mich ſchon im Geiſte herausgerufen und ſtudirte ſogar ſchon auf eine Dankrede. Mit Einemmale riß man mir den geträumten Lorbeer vom Haupte, man ſchnitt mir mitten durch's Herz. Die Cenſur hatte meinen traveſtirten Lear nicht zugelaſſen. Ich glaube jetzt, daß die Cenſur recht hatte; allein wäre ich damals Sultan geweſen, ich hätte allen Cenſoren die Köpfe abſchneiden und auf dem Theater auf Stangen aufſtellen laſſen. Vielleicht ſchreibt ſich auch meine Antipathie gegen die Cenſur von jener Zeit her.

Obwohl ich nun meine Studien nicht verſäumte und bei den Prüfungen immer gute Klaſſen davontrug, ſo waren doch alle meine Nebenſtunden dem Theater gewidmet. Ich las begierig alle Stücke, die ich bekommen konnte, ich ſah alle neuen Vorſtellungen und fing nun auch ſelbſt an, auf Haustheatern zu ſpielen. Es glückte mir gleich anfangs, Beifall zu erringen und ich darf es kühn behaupten, wenn ich zu irgend etwas ein außerordentliches Talent hatte, ſo war es zum Schauſpieler. Ich ſpielte ernſte und komiſche Alte und viele noch jetzt lebende Perſonen werden mir das Zeugniß geben, daß ich ſie in ernſten Rollen eben ſo gut zu erſchüttern verſtand, als ich ſie in komiſchen zu unwiderſtehlichem Lachen hinriß. Ich habe nie unbeſcheiden über mich ſelbſt geurtheilt, daher ich mir dieſe Wahrheit auch ungeſcheut angedeihen laſſe. Ich war Mitglied der beſten Dilettantengeſellſchaften, aus denen die nachher berühmten Schauſpieler Beyer, noch in Prag lebend, Preyſinger, eben daſelbſt, Mad. Forti, die Unger-Sabatier, Walter, Teimer, und noch mehre andere hervorgingen.

Aber ſonderbar! Je mehr ich dadurch in das eigentliche Weſen der Schauſpielerei, denn ich halte ſie mit Hebenſtreit für keine Kunſt, eindrang, deſto gleichgiltiger wurde ich nach und nach dagegen. Ich ſah ein, daß der Schauſpieler, der nur vom Beifalle lebt, auch nur nach dieſem geize und ihm alles Übrige opfere, daß er nie genug davon habe, allen allein für ſich haben wolle und jeden ſeiner Kameraden darum beneide. Ich bemerkte die kleinen Ränke, die darum auch in dieſem Stande häufiger ſind, als in jedem anderen. Ich ſah ein und lernte dieß beſonders aus dem blühenden und witzigen Dialoge Kotzebue'ſcher Stücke, daß in dem Schauſpieler ſo oft der Dichter applaudirt, und daß jener dieſem bei Weitem mehr zu danken habe, als dieſer jenem, kurz, je mehr ich die glänzende Außenſeite der Schauſpielerei kennen lernte, deſto weniger gefiel mir die innere Weſenheit derſelben und ſo geſchah es nach und nach, daß ich wohl immer noch Beluſtigung am Theater fand, aber der eigentliche Schauſpielerſtand ſeinen Nimbus in meinen Augen ganz verlor und ich ſelbſt auf einen Antrag, den mir der große Schauſpieler Koch machte, ſich, wenn ich wollte, für mich um ein Engagement beim Hoftheater zu verwenden, zurückweiſend antwortete.

Je mehr ſich aber meine Liebe für das Schauſpielen ſelbſt verminderte, deſto mehr wuchs meine Verehrung für die dramatiſche Dichtkunſt und je ſehnſuchtsvoller drängte es mich, auch Etwas für die Bühne zu ſchreiben.

Zu jener Zeit war es, wo eben Überſetzungen und Bearbeitungen aus dem Franzöſiſchen beſonders gang und gäbe waren. Ein inniger Freund von mir, Joſeph Ritter von Seyfried, war bei der Wiednerbühne als Theaterdichter, ſein Bruder Ignaz als Kapellmeiſter angeſtellt. Manchmal, wenn er ſchnell eine Bearbeitung eines franzöſiſchen Originals liefern mußte, geſtattete er mir, ihm einzelne Scenen, oder einzelne Arien hierzu zu liefern. Ich that dieß mit Vergnügen und ſah, wie mehre hiervon, wie z. B. die lateiniſche Arie des Dorfbaders in der Operette: „Pächter Robert,“ ſehr gefielen. Endlich machte ich mich ſelbſt daran, ein von ihm erhaltenes franzöſiſches Original zu bearbeiten. Es war dieß das Melodrama „Zöline von Pixerecourt,“ und dieſes Stück erſchien im Jahre 1801 unter dem Titel: „Die Mühle am Arpennerfelſen,“ auf dem Theater und wurde ſehr beifällig aufgenommen.

Dieß war meine erſte dramatiſche Arbeit, mit allen Ingredienzien gefüllt, welche beim Volke Wirkung machen. Eine verfolgte Unſchuld, ein gräulicher Böſewicht, Donner und Blitz, eine Brücke, welche einbricht, ein Stummer u. ſ. w.

Ich hatte eine große Freude über den glücklichen Ausgang und bedauerte nur, daß ich dem Werke den Namen des großen Dichters nicht beigeſetzt hatte. Ich erhielt dafür das ungeheure Honorar von dreißig Gulden in Bankozetteln und gab in der Freude meines Herzens den Schauſpielern, welche in meinem Stücke zu ſpielen hatten, ein glänzendes Souper, wofür ich dem Wirthe auf mein Honorar noch zehn Gulden daraufbezahlen mußte.

Dieß die *wahre* Darſtellung meiner erſten Schritte auf der theatraliſchen Laufbahn; wenn ſie kein anderes Intereſſe hat, ſo möge ſie die Jugend als eine getreue Erzählung eines alten Mannes hinnehmen, der ſeit dem 181, ſage: Einhundert achtzig und ein dramatiſche Werke, Opern, Sing-, Schau- und Luſtſpiele (nur kein Trauerſpiel) geſchrieben hat, von denen über hundert wirklich gegeben worden ſind. Zehn hiervon ſind mein Eigenthum im vollſten Sinne des Wortes, die übrigen ſind Bearbeitungen und Überſetzungen, aber von allen hundert aufgeführten habe ich ſicher nicht ſo viel Honorar eingenommen, als man jetzt bei bewilligter Tantieme von fünf Stücken, welche gefallen, einnehmen kann. Ausgeziſcht wurde mir von allen meinen Stücken keines, aber eines, und vielleicht eines der beſſeren, unter dem Titel: „Die Unſterblichkeit auf der Probe,“ ausgelacht.

II.

Jugendeindrücke.

Die Seele des Kindes iſt wie weiches Wachs; Alles was ſie bewegt, läßt einen Eindruck zurück, und zwar einen Eindruck, der auf das künftige Leben einen großen Einfluß übt. Oft iſt man ſich im höheren Alter dieſer erſten Eindrücke gar nicht mehr bewußt und kann gar nicht begreifen, worin eine Neigung oder eine Abneigung für Dieſes oder Jenes ihren Grund haben, und wie es komme, daß oft unſer tiefſtes Gefühl bei Dingen in Anſpruch genommen werde, wobei ein Anderer ganz gleichgiltig bleibt. Alles dieß rührt aber ſehr oft von den erſten Eindrücken und von den Bedeutungen, die ihnen Eltern und Erzieher zu geben gewußt haben, her. Ich glaube daher auch, daß dieſe Bildner der menſchlichen Seele ihre höchſte Aufmerkſamkeit auf die erſten Eindrücke, die in die empfängliche Seele des Kindes fallen, richten, und ſie durch Erklärungen, Hinweiſungen, Erzählungen und Darſtellung der Folgen derſelben zum Beſten des Kindes benützen können und ſollen.

Was mich betrifft, ſo ſchweben mir noch manche dieſer Eindrücke im Gedächtniſſe, und mehre meiner jetzigen Empfindungen und Eigenthümlichkeiten ſind mir dadurch klar geworden. Ich will einige derſelben mittheilen, weil ich glaube, daß dieſe kleinen ſubjektiven Geſtändniſſe vielleicht doch einigen pſychologiſchen Werth haben dürften.

Ich bin etwas hiper-empfindſam für alle Gegenſtände der Natur, am meiſten aber für Thiere. Es iſt mir rein unmöglich, ein Thier zu tödten, und müßte ich ſelbſt ihm das Meſſer in die Kehle ſtechen, ich würde gewiß in meinem Leben kein Huhn gegeſſen haben. Ja, ſelbſt jene Thiere, die den Menſchen plagen, ich verſcheuche ſie, aber ich tödte ſie nicht. Ich haſſe die Jagd, ich habe ein gewiſſes Grauen vor einem Fleiſchhauer, ich kann es nicht ſehen, wenn Pferde ſchwer ziehen müſſen, oder wenn Kinder einem Schmetterling die Flügel ausreißen. Wie viele Vögel habe ich ſchon gekauft, um ſie ausfliegen zu laſſen, und wenn ich unwillkürlich — denn mit Willen thue ich auch dieſes nie — auf eine Raupe trete, ſo thut es mir wehe. Das iſt etwas übertrieben, haben mir ſchon viele Freunde geſagt, allein ich kann nicht anders, dieß Gefühl iſt ſtärker als ich.

Ich erinnere mich eines Jugendeindruckes, der dieß bewirkt haben kann:

Wir hatten in meiner Eltern Hauſe ein paar Kanarienvögel, einen gelben und einen grünen. Meine Eltern liebten dieſe Vögel ſehr; denn ſie waren ſehr zahm, hüpften beim Eſſen immer auf dem Tiſche herum und pikten Zucker aus der Hand. Ich ſechsjähriger Knabe aber meinte, ſo ein Vöglein ſei nur zu meiner Unterhaltung da und ich ſtach bald mit einer Stricknadel meiner Mutter in den Käfig hinein, um die Thiere flattern zu machen, bald ſchoß ich mit meinem Blaſerohr Erbſen auf die armen Vögel. Dieß wurde mir öfters ſtrenge unterſagt, allein ich kehrte mich nicht daran, und einmal fiel es mir gar ein, es wäre ſehr ſchön, wenn ich den gelben ſpitzen Hut meines Hanswurſtes mit grünen Federn ſchmückte. Ich nahm den grünen Kanarienvogel aus ſeinem Bauer und fing an, ihn zu rupfen. Mein Vater kam dazu, und wurde ſo zornig, daß er einen Stock ergriff, um mich derb durchzuprügeln. Ich erhob ein fürchterliches Zetergeſchrei und meine gute Mutter lief herbei: „Laß den Jungen,“ ſagte ſie, „wenn er mir verſpricht, das nicht mehr zu thun, ſo werde ich ihm des Abends eine ſchöne Geſchichte erzählen, die ihn gewiß mitleidiger gegen jene Thiere machen wird.“ Mein Vater ließ ſich beſänftigen, und ich, der ich kein größeres Vergnügen kannte, als mir Geſchichten erzählen zu laſſen, verſprach Alles und freute mich ſchon auf den Abend.

Gegen 8 Uhr nun — mein Vater war Zeitungen leſen gegangen — ſaß ich bei meiner Mutter, welche Wäſche flickte, unſere Magd ſpann daneben, und ſie erzählte mir Folgendes:

Es war einmal ein ſehr ſchlimmer Junge, der ſeinen Eltern nicht folgte, all ſein Spielwerk zerſchlug, im Lernen nicht vorwärts kam und tauſend Spitzbübereien anſtellte, aber alle Thiere hatte er außerordentlich lieb und that nie einem etwas zu Leide. Mit dem Hunde im Hauſe theilte er oft ſein Jauſenbrot, die Kanarienvögel fütterte er immer ſelbſt, die Katze ließ er bei ſich im Zimmer ſchlafen, und als er einmal von der Köchin hörte, daß ſie am nächſtfolgenden Tage die abſcheulichen Küchenkäfer, die man Schwaben nennt, ausbrennen wolle, hatte er ſogar Mitleid mit dieſen häßlichen Thieren, kroch des Abends, wo dieſe Käfer herauskommen, unter den Herd, ſammelte ſie alle in einen Topf zuſammen und trug ſie hinaus auf das Glacis, wo er ſie ausleerte. Der Knabe wurde immer größer und wurde ein wüſter abſcheulicher Menſch. Er kam in ſchlechte Geſellſchaften, wurde ein Spieler und ein Säufer; da er ſich nichts verdienen konnte, weil er nichts gelernt hatte, ſo machte er Schulden und beging endlich ſogar einen Diebſtahl. Er wurde eingezogen, und da er ſeine Geſundheit durch übermäßiges Trinken ganz zu Grunde gerichtet hatte, ſo ſtarb er im Gefängniſſe, aber trotz ſeines ruchloſen Lebenswandels hatte er doch in ſeinem ganzen Leben nie einem Thiere etwas zu Leide gethan, und noch im Gefängniſſe eine Maus, welche alle Nacht auf ſein Lager kam, mit ſeinem ſchwarzen Brot gefüttert. Als nun die Seele dieſes Menſchen vor den lieben Gott kam und dieſer ſchon ein ſtrenges Urtheil über ſie ſprechen wollte, da kamen alle Thiere, alle, alle, und baten den lieben Gott, er möchte ihm verzeihen. Der liebe Gott hat ihm in ſeiner Barmherzigkeit auch verziehen.

Meine Mutter ſchwieg, ließ die Nadel ſinken und ſah mich an. Mich hatte dieſe Erzählung ſo ergriffen, daß ich weinen mußte, da ſtand ſie auf und ſagte: Komm, jetzt wollen wir den armen Kanarienvogel, den du ſo unbarmherzig gerupft haſt, mit Öhl einſchmieren, damit ihm die Federn wieder wachſen. Ich ging mit ihr, bedauerte den armen Vogel vom Herzen und bat ſie, ihn ja recht gut einzuſchmieren. Ich bin jetzt 66 Jahre alt, und dieſe ſchlichte Erzählung hab' ich behalten und erinnere mich noch oft daran.

Ich habe auch einmal in meinem Leben einen Rauſch gehabt, aber dem Himmel ſei Dank, nur dieſen einen und keinen mehr. Ich kann mir keinen mehr trinken; denn — ſonderbar genug — wenn ich genug habe, ſo widerſteht mir jedes Getränk, auch das beſte, und zwar in ſolchem Grade, daß wenn auch nur hundert Tropfen in meinem Glaſe wären, ich dieſe nicht mehr zu trinken im Stande bin. Das Sprichwort ſagt, nur das letzte Seitel ſchadet; nun eben dieſes letzte Seitel bin ich nie zu trinken im Stande.

Hört die Geſchichte meines erſten und letzten Rauſches:

Ich mochte ſieben Jahre alt ſeyn, da kam ich gegen Mittag aus der Schule nach Hauſe und meinte, ich ſei ein König, da ich auf meinem papageigrünen Frack, der große Knöpfe von papier-maché mit Landſchaften bemalt hatte, die hellglänzende bleierne Medaille für Fleiß und gute Sitten trug. Zu Hauſe fand ich aber Alles in der größten Unordnung, denn es war eben großes Zimmerputzen eingetreten. Meine Mutter verſprach mir zum Lohne meines Fleißes am nächſtfolgenden Tage meine Lieblingsſpeiſe zu kochen, da es heute ſchmale Biſſen ſetzen werde. Da geſchah es, daß uns ein Freund meines Vaters, ein Dominikaner, beſuchte. Er nannte ſich Cyrillus Paula und war einer der würdigſten Prieſter, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Auch in ſpäteren Jahren war er mir noch Freund und Vorbild, ich hatte unumſchränktes Vertrauen zu ihm, und er gab mir in den wichtigſten Angelegenheiten meines Jünglingslebens immer den beſten Rath. Die Erde ſei ihm ſo ſanft wie er ſanft und duldſam war gegen Jedermann! Als er die Unordnung in unſerm Hauſe ſah, ging er gleich wieder und ſagte zu meiner Mutter: „Da der Kleine ſo brav war, ſo ſoll er auch ein wenig Ausheiterung haben. Ich nehme ihn, wenn Sie erlauben, mit mir, er ſoll bei uns zu Mittag eſſen.“ Meine Mutter gab gerne ihre Einwilligung und ich hatte eine ungeheure Freude, denn es war das erſte Mal in meinem Leben, daß ich außer dem Hauſe ſpeiſen ſollte. Als ich nun erſt das große Refektorium ſah und den Tiſch, worauf vor jedem Speiſenden eine zinnerne Kanne voll Wein ſtand, da war für mich eine neue Welt aufgethan. Ich nahm mir vor, recht artig zu ſeyn, und genau acht zu haben, wie es die Großen machten, um keinen Fehler zu begehen. Ich ſaß ganz unten am Tiſche bei den Novizen. Was mein Nebenmann aß, das aß ich auch, und wenn er ſich einſchenkte und trank, ſchenkte ich auch ein und trank auch. Mein Nebenmann trank ſeine ganze zinnerne Kanne aus, ich, in meinen Gedanken ein ſehr artiger Knabe, trank die meinige auch aus. Am Ende, als noch auf Einiger Wohlergehen getrunken wurde, da fing mir es an übel zu gehen; und als das Mahl zu Ende war und ich an das oberſte Ende des Refektoriums gehen ſollte, um dem Pater Quardian die Hand zu küſſen, da fiel ich mitten im Refektorium zur Erde. Von dieſem Augenblicke war meine Beſinnung verloren, ich wußte nicht, wie ich nach Hauſe, und wie in das Bett kam.

Als ich erwachte — Himmel was erblickte ich? — Meine Kleider, alle beſchmutzt (denn ich mußte auch auf dem Wege nach Hauſe gefallen ſeyn), lagen auf Stühlen ausgebreitet um das Bett herum; die Medaille war von meinem papageigrünen Frack herabgenommen und ſtatt derſelben lag ein Zettel darauf mit den Worten: „Ein rauſchiger Bube verdient keine Auszeichnung!“ was mir aber am meiſten auffiel, war vor mir auf dem Tiſche eine friſchgebundene ungeheure Ruthe, welche in einem Topfe voll Waſſer ſteckte. Ich erwartete mit großer Bangigkeit die Dinge, welche kommen würden. Endlich trat meine gute Mutter ein — ich dankte Gott, daß es nicht mein Vater war, ſie ſchlug die Hände ſchon bei der Thüre über den Kopf zuſammen und rief:

„Junge! wie haſt du dich aufgeführt!“

„Ich? gut hab' ich mich aufgeführt!“

„Du haſt ja einen Rauſch gehabt?“

„Kann ſeyn, aber bloß weil ich artig war.“

Ich erzählte, wie das zugegangen war, und meine Mutter mußte vermuthlich insgeheim über meinen Rauſch aus Artigkeit lachen, darum bekam die eingeweichte Ruthe dießmal keinen Dienſt, aber Holländer-Thee mußte ich trinken, der mir fürchterlich zuwider war, um mir den Magen wieder einzurichten, und als ich am andern Tage in die Schule kam, mußte ich auf Befehl des Lehrers (mit welchem mein Vater, als er ihm die Medaille zurück trug, vermuthlich dieſe Strafe abgemacht hatte) mich in die Mitte der Schule ſtellen und der Herr Lehrer hielt einen ellenlangen Sermon über das Laſter der Betrunkenheit und ſtellte mich als ein warnendes Beiſpiel meinen Kameraden vor, welche mich derb auslachten. Beſonders aber meinte der Lehrer, es wäre unbegreiflich, wie man ein ſolches herabwürdigendes Laſter begehen könne, wenn man eine Auszeichnung im Knopfloche trägt.

Ich habe mir das gemerkt, aber nicht auf Alle hat der erſte Rauſch und ſeine Folgen einen ſolchen Eindruck gemacht, denn ich habe ſeitdem Viele geſehen, welche, obſchon ſie eine Auszeichnung im Knopfloche trugen, doch recht poſſirlich daher taumelten.

III.

Undankbarkeit eines Hundes.

Ich ſtand ſo eben im Begriffe, einen Schutzverein für Thiere zu gründen, denn es liegt nun einmal in mir, daß ich dieſe armen Geſchöpfe nicht kann quälen ſehen. Ich höre ſo manche Leute ſagen: Thut lieber etwas gegen die Menſchenquälerei! allein ich glaube, der König der Schöpfung kann ſich ſelbſt helfen. Abgeſehen davon, hätte ich wohl auch oft in meinem Leben Urſache gehabt, die Thiere weniger in Schutz zu nehmen, denn ich bin von manchen recht arg gequält worden. In Ungarn an der Theiß habe ich viel von den Gelſen gelitten. Als Student, als ich auf einer Kammer bei einem Bäcker wohnte, machten mir die Schwaben viel zu ſchaffen. In einem alten Schloſſe liefen mir Mäuſe über das Geſicht, Wanzen und Flöhe haben mich öfters beunruhigt, und ſelbſt die hochgeprieſene Nachtigall hat mir oft bei Nacht große Galle gemacht, allein ich verzeihe es ihnen, denn ich hätte mir's ja ändern können, allein eine Qual, welche mir ein undankbares Beſt von einem Hunde verurſachte, kann ich nicht vergeſſen; dieſe hätte ich mir auch nicht erſparen können, und ich theile ſie dir mit, lieber Leſer, damit du erfährſt, wie der König der Schöpfung oft gezwungen iſt, die Launen eines Thieres zu erdulden.

Vor vielen Jahren — ich beſaß damals nur ein Zimmer, ein Bett und einen Rock — ging ich in einer entſetzlichen Novembernacht ſehr ſpät aus dem Gaſthauſe nach Hauſe. Es regnete und ſchneite untereinander, der Koth auf der Straße lag fußtief, und ein kalter Wind wehte mir die Näſſe in das Geſicht, welche ſich darauf gleich zur Kruſte umgeſtaltete. Ich hüllte mich tief in meinen Mantel, und dachte mir: Das iſt wirklich ein Wetter, bei welchem man keinen Hund aus dem Hauſe jagen ſoll. In dieſem Augenblicke winſelte etwas hinter mir, ich ſah mich um, und erblickte einen armen Pudel, der mir folgte. Seine durchnäßten Haare hingen ihm glatt hinab, und ſeine Farbe konnte man vor Koth nicht erkennen. Armes Thier! rief ich unwillkürlich aus, du haſt gewiß deinen Herrn verloren! und als ich dieſes geſagt hatte, fing der Hund ſo erbärmlich zu heulen an, als ob er mir Antwort geben wollte. Ich hatte noch ziemlich weit nach Hauſe; der Hund folgte mir auf dem Fuße, und entfernte ſich auch nicht, als ich ihn verſcheuchen wollte. Ich gelangte endlich zu dem Thore meines Wohnhauſes, läutete an, und wußte wohl, daß mich mein geſtrenger Herr Hausmeiſter eine Viertelſtunde werde warten laſſen, bis er mir öffnet. Dieß geſchah auch; ich ſtand am Thore, und blickte den armen Hund mitleidig an; da ſetzte ſich das Thier auf ſeine Hinterfüße, wartete mir auf, ſchlug ſeine Vorderfüße zuſammen, als ob er mich bitten wollte, ihn mit zu nehmen. Ich beſchloß, ihm dieſe Nacht ein Obdach zu geben. Der Hausmeiſter kam, ſperrte auf, und als er ſah, daß der Hund mir nachfolge, fragte er barſch: G'hört das Miſtvieh Euer Gnaden? Ja, für dieſe Nacht, antwortete ich ihm, gab ihm ſein Sperrgeld, und ging, gefolgt von dem Hunde, in meine Wohnung. Vor meinem Zimmer befand ſich eine winzige Küche, in welcher ich den Hund liegen laſſen wollte. Ich machte Licht, öffnete die Thüre zu meinem Zimmer, in dieſem Augenblicke aber ſchoß der Pudel vor mir vorüber wie ein Blitz in das Zimmer, und mit einem Satze ſprang er auf mein Bett, und legte ſich da der Länge nach nieder. Man kann ſich meinen Ärger denken, als ich das ganz naſſe, vom Koth triefende Vieh in meinem weißen Bette liegen ſah. Ich lockte ihn, pfiff ihm, ſuchte alle Hundenamen hervor, welche mir einfielen, allein er kam weder auf Azor, noch auf Filax, ſondern ſah mich an und blieb ruhig liegen. Ich bot ihm Brot und ſogar Zuckerwerk an, welches ich in meinem Nachttiſchchen liegen hatte, vergebens! Endlich nahm ich meinen Stock, und wollte ihn mit Gewalt aus dem Bette bringen, allein er ſtellte ſich zur Wehre, fletſchte die Zähne, und knurrte ſo bösartig, daß ich endlich nach einer Stunde fruchtloſen Bemühens es aufgab, ihn aus dem Bette zu bringen. Nachdem mein Ärger ſich gelegt hatte, mußte ich laut lachen, legte mich auf drei Stühle, auf welche ich — da er mir auch den Strohſack nicht unter ſich heraus ziehen ließ — meinen Mantel breitete, und ließ meinen Gaſt ungehindert bis zum Morgen liegen, wo ich ihn dann mit Hilfe meines Stiefelputzers endlich glücklich aus dem Bette und auch meiner Wohnung brachte.

Ich habe ſeitdem keinen Hund mehr mit nach Hauſe genommen.

IV.

Das beſte Bier.

Ich beſaß einen Freund. Ich weiß recht wohl, was dieſes himmliſche Wort in ſich begreift, und darf doch verſichern, dieſer Freund erfüllte Alles, was auch in entfernteſter Beziehung von einem wahren Freunde gefordert werden kann. Er war nicht hoch, aber gut geboren, er war nicht wiſſenſchaftlich, ja kaum nothdürftig gebildet, aber er erkannte dieſen Mangel, und war daher nie vorlaut oder unbeſcheiden. Sein Herz, ſein gefühlvolles, edles, großmüthiges erſetzte alles Übrige. In Vorarlberg von armen Bauersleuten geboren, mußte er in ſeiner zarten Jugend die Kühe hüten, und dabei bettelte er die vorüber fahrenden Reiſenden an. Mit einem, ſage einem Thaler reiste er nach Wien, um bei einem Kaufmann in die Lehre zu treten, und dieſer Bettelknabe war, als ich ſeine Bekanntſchaft machte, Inhaber einer großen Fabrik und ein Mann von bedeutendem Vermögen. Sein Talent für Induſtrie und ſein unermüdlicher Fleiß hatten ihm dazu verholfen.

Immer dankbar gegen ſeine Eltern, hatte er für ſie ganz in der Nähe ihres Bauernhauſes Gründe angekauft und ein ſtattliches Haus bauen laſſen, ohne daß ſie auch nur eine Vermuthung hatten, daß dieß Alles für ſie beſtimmt ſei. Täglich gingen ſie an dem neuen Baue vorüber, bewunderten ihn, und prieſen Diejenigen glücklich, welche dieſes Haus bewohnen werden. Er hatte ſich nämlich vorgenommen, ſie nach zwanzig Jahren, bei Gelegenheit ihrer goldenen Hochzeitsfeier zu beſuchen, und ſie dann ſelbſt in ihre neue Beſitzung einzuführen.

Kann es ein größeres Vergnügen für einen Sohn geben?

Ein ſeltſames Präambulum zum beſten Biere! nicht wahr, lieber Leſer? Doch nur Geduld, du mußteſt das Alles wiſſen, denn eben dieſes beweiſet dir, daß jenes Bier, von dem ich dir erzählen will, ohne Zweifel das Beſte war.

Mein Freund lud mich ein, dieſe wahre Luſtreiſe nach Vorarlberg mit ihm zu machen. Bequem, wie er war, ließ er hierzu einen ganz neuen Reiſewagen machen. Wir waren Beide Liebhaber von gutem Bier, und freuten uns ſchon im Voraus auf den vortrefflichen baieriſchen Gerſtenſaft. »Wir wollen ihn aber auch durch und durch auskoſten!« rief mein

Freund lächelnd, und ließ in unſerem Reiſewagen auf jeder Seite eine lederne Taſche anheften, in welchen beiderſeitig eine Halbflaſche und ein Glas ſteckte.

Wir reisten ab, und von der Grenze Niederöſterreichs angefangen, war keine Stadt und kein Städtlein, kein Marktflecken und faſt kein Dorf, wo wir nicht das Bier verſuchten. Wir ließen uns unſere beiden Flaſchen im Vorüberfahren anfüllen, dampften unſere Pfeifen, und verkoſteten das Getränk. Damit uns der Leſer nicht etwa für Säufer primae classis halte, muß ich bemerken, daß, wenn wir bei einer Schenke anlangten, wo uns der Zeiger einen Bierausſchank verkündete, wir das noch in unſeren Flaſchen befindliche Bier ſehr oft wegſchütteten, um neuem friſchen Platz zu machen, und Alles allüberall zu verkoſten. So prüften wir zuerſt das oberöſterreichiſche (ſogenannte Oberländer) Bier, hierauf das baieriſche in allen Farben und mit allen Namen, endlich auch das ſchwäbiſche.

Unſer Geſchmack zeigte ſich ſelten verſchieden, und wir zogen Beide ein wohlſchmeckendes, angenehmes Bier einem ſtarken, ſehr geiſtigen vor. Mein Freund hatte in ſeiner Brieftaſche ſchon vier volle Seiten mit Namen von Bieren und deren Erzeuger angeſchrieben; ſo kamen wir koſtend dem Orte unſerer Beſtimmung immer näher. Meines Freundes Sehnſucht, ſeine Lieben zu ſehen, wurde immer größer, und es erſchien endlich der Tag, wo wir hoffen durften, Abends in dem Orte Weiler einzutreffen, wohin ihm ſein Bruder von Feldkirch entgegen zu kommen und ihn zu erwarten verſprochen hatte. An dieſem Tage ſchmeckte ihm ſelbſt das Bier nicht mehr ſo recht, und er trachtete nur vorwärts.

Da geſchah es denn, daß wir Nachmittags gegen fünf Uhr in Kempten anlangten. Wir ſpannten bei der Poſt um, und mein Freund ſagte zu mir: „Ich bitte dich, ſieh nur zu, daß wir bald Pferde bekommen, denn in wenigen Stunden ſind wir in Weiler, und dort werd' ich meinen Bruder wiederſehen. Ich ſtieg aus dem Wagen, und fragte nur noch, ob mein Freund nicht auch ein wenig ausſteigen wollte. „Nein, nein,“ antwortete er, „nur Pferde, Pferde!“ „Willſt du nicht etwa doch auch das Kemptner Bier verſuchen?“ fragte ich ihn noch am Wagenſchlage. „Nein, nur Pferde!“

Ich ging in das Poſthaus, und trieb den Poſtillon an, auf der Stelle einzuſpannen, da ich aber bei meinen Verſuchen nicht gerne irgendwo eine Lücke laſſe, da ich auch keinen Bruder erwartete, ſo war mir's doch darum zu thun, auch das Kemptener Getränke zu verkoſten. Ich trat alſo in die allgemeine Gaſtſtube (das Poſthaus war zugleich ein Gaſthaus), und begehrte einen Schoppen Bier. Hier ſaßen an einer in Hufeiſenform geordneten Tafel die ehrenfeſten Herren und Bierliebhaber von Kempten, und rauchten und tranken. Man brachte mir meinen Schoppen; ich ſah das Getränke durch das Licht an, es war Gold, ich koſtete, koſtete und — nein, Geruch, Geſchmack, Geiſt, Lieblichkeit, ich kann ſie nicht beſchreiben. Ich möchte dieſes Bier das Ananasbier nennen, denn ſo wie man von der Ananas behauptet, ſie beſitze den Geſchmack aller übrigen Obſtgattungen in ſich vereinigt, ſo war auch dieſes Bier eine Quinteſſenz aller übrigen Biere, welche ich in meinem Leben getrunken hatte.

Ich ſehe dich lächeln, lieber Leſer, du hältſt meine Worte für Übertreibung; höre den Schluß. Ich nahm mein

Glas, trug es zu meinem Freunde, der noch im Wagen ſaß, und reichte es ihm mit den Worten: »Freund, das iſt Bier, das verkoſte!« — Er koſtete, einmal, zweimal, ſtieg aus dem Wagen, die Pferde wurden abbeſtellt, wir blieben zwei Stunden in Kempten, und der Bruder mußte in Weiler warten.

Wir haben ſpäter über die Geſchichte mit einander gelacht, und mein Freund konnte ſelbſt nicht begreifen, wie er ſich durch Bier zwei Stunden habe abhalten laſſen können, ſeinem Bruder entgegen zu eilen, allein in der Erinnerung war das Getränke freilich nicht mehr ſo vortrefflich, als in der Wirklichkeit.

Ihr Herren, die ihr bei den »drei Raben« oder »im Bazar,« oder in der »großen Tabakspfeife« Halleiner, Nürnberger, Schwechater u. ſ. w. trinket, reiſet nach Kempten, ich verſichere Euch, wenn Ihr keinen Bruder habet, ſo bleibet Ihr einen ganzen Monat dort, wenn ſich anders das Bier dort ſeit dem Jahre 1823 nicht verſchlechtert hat, denn bei allem Vorwärtsſchreiten der Induſtrie wäre bei dieſem eine Verbeſſerung unmöglich.

V.

Eine qualvolle Nacht durch ein „Wenn.“

Iſt es dir noch nie geſchehen, lieber Leſer, daß dich eine Vorausſetzung, ob gegründet oder ungegründet, gleich viel, ſo mächtig ergriff, daß du ſchon Rechnung darauf machteſt, die Folgen derſelben überdachteſt, Pläne darnach entwarfeſt, als ob das Vorausgeſetzte ſchon wirklich eingetroffen wäre? O ja! Du magſt noch ſo wenig Fantaſie beſitzen, ich bin doch überzeugt, es iſt dir geſchehen. Und wenn du auch nur in das Lotto geſetzt haſt, ich weiß, du haſt dich erkundigt, wie viel du mit deinem Einſatze gewinnen kannſt, und haſt die Summe ſchon im Voraus vertheilt, und genau beſtimmt, was du damit anfangen würdeſt. Ja, das „Wenn“ iſt ein ſeltſames Wörtlein, es iſt ein Fähnlein der Hoffnung und der Furcht, der Freude und des Leides, und in einer ſtarken, inneren Aufregung kann das Wenn einem fantaſiereichen Menſchen leicht für ein iſt gelten. Höre ein kleines Geſchichtchen von mir.

Wir hatten des Abends in einer Geſellſchaft viel Unheimliches erzählt von Geiſtererſcheinungen und Ahnungen, vom Anmelden Geſtorbener u. ſ. w., und gingen um Mitternacht, durch dieſes Geſpräch aufgeregt, von einander. Als ich nach Hauſe kam, fühlte ich keinen Schlaf, und ſetzte mich noch zu meinem Pulte, um zu ſchreiben. Feiner Regen rieſelte an mein Fenſter, und der Wind heulte dazu. Ich mochte beiläufig eine Viertelſtunde geſchrieben haben, als die Thüre meines Zimmers, der ich gerade den Rücken zukehrte, aufſprang. Ich ſtand auf, ſchloß ſie zu, und ſetzte mich wieder an den Schreibtiſch. Kaum vergingen einige Minuten, ſo ſprang die Thüre zum zweiten Male auf. Nun, dacht' ich, vielleicht ſchloß ich ſie nicht gut zu; ich ſchloß ſie alſo dießmal feſt, und verſuchte, ob der Riegel auch genau in die Haken eingefallen ſei. Ich ſetzte mich wieder zum Schreibtiſche; allein das Schreiben wollte nicht mehr recht gehen, und ich horchte immer, ob ſich die Thüre nicht auch zum dritten Male öffnen würde. Kaum gedacht, ſo geſchah es auch. Nun ging ich in mein Vorzimmer, unterſuchte, ob Thüre und Fenſter gut geſchloſſen ſeien, und mir nicht etwa eine Zugluft dieſen Schabernack ſpiele. Nirgend konnte ein Lüftchen eindringen. Wieder ſchloß ich die Thüre genau und mit aller nöthigen Vorſicht, und auf und nieder ſchreitend, ſuchte ich die Urſache dieſes Aufſpringens einer Thüre zu erforſchen, bei der dieß früher niemals geſchehen war. Da ſchlug es Ein Uhr, und die Thüre ſprang noch einmal auf. Wider meinen Willen verſpürte ich ein unwillkürliches Grauen, ſchloß die Thüre nun mit dem Schlüſſel zweimal ab, ſchob auch den Nachtriegel vor, entkleidete mich, und legte mich zu Bette.

Ich konnte aber nicht einſchlafen, immer ſah ich unverwandt nach der Thüre, und der Gedanke wich nicht von mir: Wenn ſie jetzt doch noch einmal aufginge! Sie blieb jetzt, wie natürlich, geſchloſſen, aber dieſes Wenn, dieſes fürchterliche Wenn hielt mich bis an den Morgen wach, wo mich erſt der Schlaf überwältigte.

Belächle dieſe einfache Geſchichte nicht, und halte der Fantaſie etwas zu Gutem.

VI.

Ein Donnerwort.

Es war in den Jahren 1812—1815, als ich mit einer Geſellſchaft von Freunden (eitel Dilettanten) auf dem Schloßtheater zu Schönbrunn jeden Sonntag Komödie ſpielte. Die Hietzinger, Penzinger und Meidlinger Bewohner riſſen ſich um Eintrittskarten und jeden Sonntag war das Haus voll, nur wenn wir eine Vorſtellung gegen Bezahlung für die Armen gaben, war's etwas leerer. Daß wir uns etwas Großes auf unſere Schauſpielerei (welche ich damals auch noch

Kunſt nannte) einbildeten, verſteht ſich, und wenn wir an einem Sonntage zur Mittagſtunde in der großen Schönbrunnerallee mit der eleganten Welt die Promenade machten, trugen wir den Kopf gewöhnlich um einige Zoll höher.

An einem dieſer Sonntagsabende, als ich auf der Bühne meinen alten Dallner in Iffland's „Dienſtpflicht“ herunter gearbeitet hatte, ging ich nach Ende des Stückes durch den Schönbrunnergarten nach Hietzing hinüber, wo ich den Sommer über wohnte. Es war im September, ſehr mildes Wetter, aber ganz finſter, ſo was man in unſerer Lokal-Sprache Stock-Pech-Marter-Raben-finſter nennt. Ich ſchlenderte langſam, recht ſeelenvergnügt mit dem Beifalle, den ich erhalten hatte, durch die große Allee dahin, als es mir auf einmal ſo vorkam, als hört' ich eine Frauenſtimme. Ich horchte, richtig eine Frauenſtimme trillerte die Melodie des Liedes: „O Schweſter, die du ſicher dich auf den Bäumen wiegſt,“ nur ſchien die Sängerin noch ziemlich weit von mir entfernt. Ich ging leiſe vorwärts, um den Vogel nicht zu verſcheuchen und immer näher und lieblicher tönte der Geſang. In dem Augenblicke, als er ſchwieg, ſah ich auf einer Bank etwas Weißes ſitzen. So etwas Weißes, und wär's auch ein Gänschen, iſt für einen jungen Mann ſehr gefährlich, ich konnte mich nicht enthalten, näher zu treten, und ſah eine weiß gekleidete Frauengeſtalt auf einer Bank — ſitzen? nein, darauf hingegoſſen, deren Geſicht ebenfalls mit einem weißen Schleier bedeckt war.

„Ich danke Ihnen für das Vergnügen, welches Sie mir durch Ihren lieblichen Geſang gewährten,“ ſprach ich die Fremde an.

„Nichts zu danken, mein Herr,“ erwiederte mir eine ſehr angenehme Stimme im reinen deutſchen Dialekte. „Ich ſinge gerne, wenn ich glaube, daß mich Niemand hört.“

„Beſcheidenheit! — gnädiges Fräulein — oder gnädige Frau?“ —

„Keines von Beiden, ich bin Witwe.“

„Ein herrlicher Stand, ſich der Erfüllung des weiblichen Zweckes bewußt, und doch frei zu ſeyn.“ Mit dieſen Worten trat ich noch näher zur Bank und ſetzte mich mit der höflichen Frage: „Sie erlauben doch?“ an ihre Seite. Sie rückte etwas, um mir Platz zu machen.

Pauſe des Stillſchweigens.

„Sie wohnen ohne Zweifel in Hietzing?“

„Nein, in Penzing. Hietzing iſt mir zu geräuſchvoll, und ich liebe mehr die Abgeſchloſſenheit, beſonders auf dem Lande.“

„Das ſeh' ich wohl, da Sie hier ſo ganz allein ſich der nächtlichen Stille erfreuen.“

„Ja, die Nacht, ſagt man, ſei der Menſchen Feindin. Mir iſt ſie eine Freundin, ich liebe die Nacht, und gewöhnlich ſitze ich hier in dem hochgewölbten, dunklen Laubgange und ſinge, aber keine neuern Opernarien mit Trillern und Schnörkeln, ſondern einfache ältere Lieder.“

Daß meine Unbekannte keine Triller und Schnörkel liebte, machte ſie mir noch intereſſanter; denn ich liebe ſie auch nicht, aber die älteren Lieder machten mich ein wenig ſtutzig, ich rückte noch näher und ſtrengte meine Augen ſo viel möglich an, um etwas von ihrem Geſichte gewahr zu werden, ja ich zündete mir ſogar eine Cigarre an, um bei dem Aufflackern des in

Salniter gebeizten Schwammes vielleicht doch etwas zu erſpähen; allein vergebens, der neidiſche Schleier verbarg mir Alles.

Als ich ſie gefragt hatte: „Erlauben Sie mir in Ihrer Nähe eine Cigarre anzubrennen?“ antwortete ſie mir. „Ich liebe den Tabakgeruch, mein ſeliger Mann hat auch geraucht.“

„Iſt Ihr Herr Gemahl ſchon lange todt?“

„Schon ziemlich lange.“

„Und werden Sie dieſes Händchen nie wieder verſchenken?“ bei dieſen Worten faßte ich ihre Hand, welche ſie mir gutwillig überließ, ſie war klein, zart und ſammtartig und es kam mir vor, als ob ein Druck von meiner Seite einen ſanften Gegendruck zur Folge hatte.

„Ich denke nicht an's Heirathen.“

„Aber ſo allein zu ſtehen?“

„Ich ſtehe nicht allein, ich beſitze einen Sohn, den ich ſehr liebe.“

„Und der vermuthlich der mütterlichen Pflege bedarf; denn gewiß iſt er noch in ſehr zartem Alter?“

„Nein, er iſt ſchon erwachſen, bereits Militär!“

„Kadet vermuthlich?“

„Nein, Major.“

Dieſes Donnerwort riß mich aus allen meinen Himmeln. Major! Major! — Mutter eines Majors! Ich glaube, wenn man mir eine Ader geſchlagen hätte, ſie hätte kein Blut gegeben. Ich ließ das Sammthändchen fahren, ſchwieg einige Augenblicke, und äußerte dann, ich fände doch, daß es ſchon etwas feucht werde. Übrigens begleitete ich meine Majorsmutter doch aus Artigkeit bis über den Penzinger Steg, aber nicht bis zu ihrem Hauſe, weil ich dieſes nicht zu kennen verlangte.

VII.

Albrechtiana.

Höre auch einmal etwas recht Komiſches aus meinem Leben, lieber Leſer!

Ich hatte in früheren Jahren einen alten Bedienten, Namens Albrecht. Er diente mir viele Jahre treu und redlich, aber dumm war er, dumm, wie — wie — wie ich keinen Vergleich finde. In ſeiner Jugend war er Friſeur, hatte noch in ſeinem Alter die Geſchwätzigkeit der Leute dieſes Standes, und es thut mir herzlich leid, daß ich nicht alle Dummheiten von ihm aufgezeichnet habe. Mehre hiervon hab' ich in meine Anekdotenſammlung (Bären) aufgenommen, einige dort nicht enthaltene will ich hier noch mittheilen.

Ich war zu einem Balle geladen, kleidete mich daher des Abends um, zog ſchwarze Strümpfe an und legte die abgezogenen weißen auf mein Sofa. Ich kam erſt gegen Morgen nach Hauſe und ſtand ſehr ſpät auf. Ich ſuchte meine weißen Strümpfe auf dem Sofa, fand aber nur einen, ich rief daher Albrecht.

Albrecht. Was ſchaffen Euer Gnaden?

Ich. Wo ſind denn meine Strümpfe, die ich geſtern da hergelegt habe?

Albrecht. Das weiß ich nicht.

Ich. Es iſt nur einer da.

Albrecht. So? (Er lachte.)

Ich. Und ich glaube, es müſſen einmal zwei geweſen ſeyn.

Albrecht. Vermuthlich.

Ich. Wo iſt denn alſo der andere?

Albrecht (zuckt die Achſeln).

Ich. Suche den andern!

Albrecht. Wo denn?

Ich. Wo du ihn hin verräumt haſt. — Sieh zu, ob er nicht draußen im Kaſten bei der ſchmutzigen Wäſche liegt.

Albrecht ging hinaus, ſuchte, und auf einmal hört' ich ihn ſchreien: „Mein Gott, mein Gott! was iſt denn das, geht denn bei uns Alles verloren?“

Ich. Was gibt es denn?

Albrecht. Da ſehen Euer Gnaden nur her, da fehlt mir auch ein Strumpf.

Ich ſaß des Morgens in meinem Lehnſtuhle und ſah, in trüben Gedanken verſunken, vor mich hin. Albrecht räumte im Zimmer auf. Das war mir unangenehm, und ich befahl ihm, hinauszugehen und ſpäter aufzuräumen. Er ging, kam aber bald wieder und ſetzte das Aufräumen fort, da wurde ich etwas böſe und rief ihm zu: „Wirſt du gehen oder nicht? Ich will dich jetzt nicht im Zimmer haben.“

Da ſtellte er ſich mit ſeiner Schafsmiene vor mir hin und fragte: „Warum denn nicht?“

„Weil ich nicht will.“

„Aber warum wollen Euer Gnaden nicht?“ und im Vorwurfstone fuhr er fort: „Ich weiß überhaupt nicht, warum Euer Gnaden gerade heute ſo kurios ſind und ſo traurig.“

„Wenn du es nicht weißt, ſo will ich dir's ſagen: Es iſt heute der Jahrestag, daß meine Mutter geſtorben iſt, und einige Jahre ſpäter, an eben dieſem Tage ſtarb mein Bruder, ich verſichere dich, das waren ein paar brave Leute, und man kann über ihren Verluſt mit Recht traurig ſeyn.“

Nach einer kurzen Pauſe, während welcher Albrecht nachzudenken ſchien, rief er endlich aus: „Ich glaub's, daß das brave Leute waren, aber deßwegen muß man nicht traurig ſeyn, nur geſcheit ſeyn, Euer Gnaden, und bedenken, daß unſer Herrgott die braven Leute zu ſich nimmt, und die ſchlechten da bleiben.“

Ich mußte über dieſen ſeltſamen Troſt herzlich lachen.

Ich war auf einem Balle und ging von da erſt nach Mitternacht nach Hauſe. Ein guter Freund, den ich da traf, bat mich, da er weit in der Vorſtadt wohnte und das Wetter ſehr ſchlecht war, ihn bei mir ſchlafen zu laſſen. Ich geſtand es ihm mit Vergnügen zu. Auf dem Balle ſervirte man, wie es leider jetzt Mode iſt, nur Zuckerwerk und Eis, und wir kamen daher hungrig und durſtig nach Hauſe. „Albrecht!“ rief ich meinem Bedienten, als er uns öffnete, zu, indem ich ihm Geld gab, „lauf jetzt, was du kannſt, hole Wein oder Bier, Brot, kalten Braten, Würſte, gleichviel, hole, was du noch bekommen kannſt, denn wir ſind hungrig und durſtig.“

Er ging kopfſchüttelnd.

Wir machten es uns bequem und freuten uns ſchon auf die Dinge, die da kommen werden.

Albrecht mochte eine Viertelſtunde weggeblieben ſeyn, als er mit leeren Händen wieder zurückkam und berichtete, es ſei ſchon zu ſpät, alle Wirthshäuſer ſeien bereits geſchloſſen, er habe vergebens angepocht, es ſei nichts mehr zu bekommen geweſen.

Wir mußten Waſſer trinken und uns mit leeren Magen zu Bette begeben.

Am folgenden Morgen, als mein Freund fortgegangen war, kam Albrecht zu meinem Bette, ſtellte mir das Geld zurück, welches ich ihm geſtern gegeben hatte und ſagte, ſelbſtgefällig lächelnd: »Euer Gnaden, da iſt das Geld — bin ich ein Kerl? bin ich ein geſcheidter Kerl? Ich hätte geſtern noch Wein und Bratl und Alles bekommen, aber, hab' ich mir gedacht, was ſollen wir denn für andere Leute Geld ausgeben. Sehen Euer Gnaden jetzt ein, wie ich für Sie ſpare?«

Ich konnte ihn nicht ausſchelten, aber ich trug ihm auf, künftig zu thun, was ich befehle.

Er ging von dannen, für ſich murmelnd: »Es iſt halt nichts erkennt!«

Eine Flaſche mit Tinte ſtand vor meinem Fenſter. Es war im Winter und ſehr kalt. Dadurch hatte die Tinte zu gähren angefangen, war empor geſtiegen, und in einen krumm auslaufenden Stengel außer der Flaſche herausgefroren. Ich rief Albrecht, und befahl ihm, die Tinte anderswo hinzuſtellen.

Als ich des Abends nach Hauſe kam, was erblickte ich?

Der Ofen, mein Ruhebett, welches hart daran ſtand, und mein halbes Zimmer, Alles war voll Tinte.

Ich ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen, rief Albrecht, und ſchrie ihn zornig an: „Aber, erzdummer Kerl! was haſt du denn da wieder für einen Spektakel angefangen?“ Er ſah um ſich, kratzte ſich den Kopf und ſprach, ſich verwundernd: „Schau, ſchau, wie iſt denn die Tinte da herabgekommen? Ich hab' die Flaſche auf den Ofen geſtellt, und hab' geglaubt, was ein jeder geſcheidter Menſch glauben muß, daß die Tinte, wenn ſie ſo krumm aus der Flaſche herausfriert, eben ſo krumm zurück wieder hinein leinen (thauen) wird.“

Ich erhielt von einem hohen Herrn eine goldene Tabatiere zum Geſchenke. Sie ſtand in einem rothſaffianenen Futteral auf meinem Tiſche. Ich ſah, daß Albrecht immer neugierig um den Tiſch herumging, und gerne geſehen hätte, was denn in dem Futteral ſei. Endlich fragte er mich ganz naiv: „Iſt da was d'rin?“

Ich. Ja.

Albrecht. Darf ich's anſchauen?

Ich. Meinetwegen.

Er öffnete, fuhr erſtaunt zurück und rief: „Ui! Ui! das iſt ja gar eine goldene Doſe, haben ſie Euer Gnaden gekauft?“

Ich. Nein, ich habe ſie zum Präſent bekommen.

Albrecht. Ah, das laß ich gelten! — O du mein lieber Gott, ich hätte auch einmal faſt eine goldene Doſe gefunden.“

Ich erwiederte lächelnd: „Was redeſt du da wieder Dummes? Ich weiß wohl, daß man Etwas finden, oder nicht finden kann: wie man aber Etwas faſt, das iſt, beinahe finden kann, das begreife ich nicht.“

„Ja,“ verſetzte Albrecht ebenfalls lächelnd, „weil Euer Gnaden darin noch nicht bewandert ſind; ich werd's Euer Gnaden gleich expliziren. Sie wiſſen, ich war Hausfriſeur beim alten Fürſten Kaunitz; zu uns iſt der Kaiſer Joſeph kommen, wann er wollen hat, und er iſt immer g'rad zum Fürſten hinein gangen, ohne daß wir'n haben anmelden dürfen. Ja, der Kaiſer Joſeph, Euer Gnaden, das war ein lieber Herr, hat mir auch einmal einen Dukaten geſchenkt, weil ich ihm g'fallen hab'. — Nun, daß ich ſage: einmal iſt er auch kommen und iſt mit dem Fürſten im Garten ſpazieren gangen, da hat er aber ſeine goldene Doſen verloren. Wir Hausleute ſind gleich alle geſchickt worden und haben müſſen die goldene Doſen ſuchen. Sehen Euer Gnaden, ich bin dreimal bei der Stauden vorbeigangen, wo's g'legen is, ich hätt's finden können, hab's aber nicht g'ſehen, und der Kuchljung hat's g'ſehen, g'funden und hat 6 Dukaten Rigumbenſum kriegt. Nu, nicht wahr, Euer Gnaden, ich hab' recht g'habt, wie ich g'ſagt hab', ich hätt' auch einmal faſt eine goldene Doſe g'funden.“

Hofrath H—r beſuchte mich einmal und erzählte mir von dieſem Beſuche, mir die treue Obſorge meines Bedienten anrühmend, Folgendes:

Er hatte geklingelt, Albrecht ihm geöffnet und ihm geſagt, daß ich nicht zu Hauſe ſei. Auf ſeine Frage, ob ich bald kommen werde, erwiederte Albrecht: er wiſſe es nicht. „Nun, ſo will ich warten,“ ſagte der Hofrath, und trat in mein Vorzimmer, in welchem meine Bücher aufgeſtellt waren. Albrecht folgte ihm. — Der Hofrath ſetzte ſich und Albrecht lehnte ſich an den Ofen und blieb auch ſtehen. „Verricht Er nur ſeine Geſchäfte, lieber Freund,“ ſprach der Hofrath, „ich nehme mir hier ein Buch und leſe indeſſen.“ Albrecht antwortete: „Verzeihen Euer Gnaden, aber ich weiß ſchon meine Schuldigkeit. Wenn der Herr nicht zu Hauſe iſt, ſo darf ich einen Fremden im Zimmer nicht allein laſſen.“

Es war an einem Tage, wo des Morgens ein Mörder aufgehängt wurde. Wenn dieß geſchieht, ſo wird auf dem Stephansthurm immer das ſogenannte Zügenglöckchen für den Hinſcheidenden geläutet.

Als Albrecht dieſes hörte, kniete er nieder und betete für den armen Sünder, dann ſtand er auf und ſagte zu mir: „Euer Gnaden! der hat's überſtanden, wir haben's zu erwarten.“

VIII.

Eine Schulviſitation.

Ich wohne ſehr gerne einer Schulviſitation an, beſonders in einem Dorfe, wo ich einen braven Lehrer weiß. Es iſt ein Tag, worauf ſich die Kinder fürchten und freuen, und wo ſie alle reinlich in ihre Sonntagsjacken gekleidet erſcheinen. Wer über unſere Schulen ſchimpfen will, der mag es meinetwegen bei den höhern Lehranſtalten thun, aber unſere Dorfſchulen hab' ich kennen gelernt und muß ihnen das Zeugniß geben, daß die armen, leider nur karg beſoldeten Lehrer oft ex trunco Mercurium machen.

Ich begleite alljährlich während meines Sommeraufenthaltes den Dechant, einen würdigen Mann, zur Schulviſitation nach E—. Der Lehrer daſelbſt iſt ein tüchtiger Schulmann und der Pfarrer ein humaner, gaſtfreier Prieſter, welcher nach drei in einem niederen Schulgemache im Schweiße verbrachten Stunden ein gut zubereitetes Mahl aufſetzt. Der Dechant geſtattet mir an die Kinder manchmal auch ſelbſt Fragen zu ſtellen und dadurch überzeugte ich mich, daß ihr Wiſſen keine eingelernte, hergeplapperte und nicht verſtandene Lection iſt. Bewundernswerth iſt es, wie weit es dieſe Bauernkinder im Schönſchreiben, im Rechnen und vorzüglich in der Rechtſchreibung gebracht haben. Der Dechant diktirte ihnen einen Satz, der die ganze ſchwarze Tafel einnahm und worin ſich höchſtens zwei Fehler einſchlichen. Bei der Analyſe dieſes Satzes wußten ſie auch genau die Regeln anzugeben, warum ſie ein Wort ſo und nicht anders ſchrieben, nur ein kleiner trotteliger Knabe antwortete, als man ihn fragte, warum er denn eſſen mit zwei ſ geſchrieben habe: „wal ich gern viel iß.“ Als ich vor zwei Jahren einer Schulviſitation beiwohnte, ereignete ſich eine Anekdote, welche dir, lieber Leſer, gewiß ein Lächeln abgewinnen wird. Ich wollte mich überzeugen, wie die Kinder ihre Begriffe auszudrücken im Stande ſeien, und fragte daher ein Mädchen: »Sage mir liebe Kleine, was iſt denn die Schule?« Das Mädchen dachte nach, ſchwieg und ſah verlegen auf den Katechismus, welchen ſie vor ſich liegen hatte. »Nun, wie heißt denn der Ort wo wir jetzt ſind?« Der Ort heißt E—. »Ganz recht, aber wo ſind wir in E—? Sind wir in der Kirche?« Nein. »Im Pfarrhof?« Nein. »Auf der Straße?« Nein. »Nun, wo denn?« In einem Zimmer. »Und was geſchieht denn in dieſem Zimmer?« Da muß ich lernen, wenn ich auch nicht mag. »Und wie nennt man den Ort, wo du lernen mußt?« Den heißt man halt die Schul. »Ganz gut. Jetzt ſage mir alſo was iſt die Schule?« Die Schul — die Schul — »Nun? Iſt der Ort —« Iſt der Ort, der Ort — »Nun — wo — ?« Wo — wo, wo die Verdammten ewig gepeinigt werden. Alles mußte laut auflachen, denn das Mädchen hatte auf die Definition der Hölle im Katechismus gedacht. In dieſem Jahre nahm ich mehre Bilderbüchlein mit mir zur Schulviſitation, wie ſie der Münchner Anti-Thierquälereiverein für Kinder herausgegeben hat. In einer kleinen Anrede ſtellte ich den Kleinen vor, welche Pflichten die Menſchen gegen die Thiere zu beobachten haben, daß ſie ſie wohl zu ihrer Nahrung tödten, aber nie quälen dürfen, ich ermahnte ſie vor allem, keine Vogelneſter auszunehmen, weil die Vögel die Würmer freſſen, welche ihnen die Obſtbäume verderben würden. Ich malte ihnen ein ihrem Begriffsvermögen verſtändliches, eindringliches Bild aus, wie es den armen jungen Vögelchen wehe thun müſſe, wenn ſie, ohne noch ſelbſt freſſen zu können, von den alten getrennt werden, und ſagte ihnen, ob ſie denn noch nicht bemerkt hätten, wie, wenn ſie junge

Vögel ausgenommen haben, die arme Mutter auf einem Baumzweige daneben ganz erbärmlich ſchreit, daß man ihr ihre Jungen nimmt. Ein liebes, kleines bausbackiges Dirnel ſagte mir, ja ſie habe das ſchon bemerkt, wie ihr Bruder einmal ein Vogelneſt ausnahm, darum habe ſie auch die armen kleinen Vögel, welche ihr Bruder zu Hauſe zwiſchen das Fenſter ſperrte, genommen und heimlich wieder in ihr Neſt getragen. Ich ſchenkte dem gutherzigen Kinde ſogleich das erſte Bilderbüchelchen und einen neuen Zwanziger dazu, vertheilte dann auch die übrigen Büchelchen und bat den Lehrer, wenn ich wieder komme, mir diejenigen Kinder anzuzeigen, welche ſich mitleidig gegen die Thiere beweiſen. Als ich nach ein paar Wochen dieſe Schule wieder beſuchte, ſtellte mir der Lehrer einen Knaben vor, der in der Zwiſchenzeit mehre Vogelneſter ausgenommen hatte. Ich ſtellte ihn zur Rede und fragte ihn, warum er das gethan habe? „Weil die Vögel recht gut zu eſſen ſind. Ich hab' auch dran denkt, ſetzte er hinzu, was der Herr uns geſagt hat, daß die alte Vogelmutter erbärmlich ſchreit, wenn man ihr ihre Jungen wegnimmt und hab in einem jeden Neſt einen jungen Vogel d'rin gelaſſen, damit ſie nicht traurig wird.“ Ich war wirklich betroffen über des Knaben Antwort und konnte ihm nichts entgegnen.

IX.

Ein Mittagsmahl bei einem Pfarrer.

Ich lernte ſchon vor Jahren einen Prieſter im Stifte kennen, ich will ihn P. nennen, den ich Vorzugsweiſe den Schweigſamen nennen möchte. Er verrichtete eifrig ſeine geiſtlichen Obliegenheiten, hatte ſeine Luſt mit der Bienenzucht, vermied Geſellſchaft nicht, ſuchte ſie aber auch nicht, ging ſeinen eigenen Weg und ſprach oft mehre Tage kein Wort. Wenn er aber einmal ſprach, ſo war's wie Bliß und Schlag, er traf, wie man zu ſagen pflegt, immer den Nagel des Geſpräches auf dem Kopf und es ſprang eine Witzknallkugel aus ſeinem Munde, welche um ſo mehr Lachen erregte, als er dabei ein ſo ernſtes, ſaures Geſicht machte, als ob er eben Wehrmuth gegeſſen hätte. Höre ein Beiſpiel von vielen:

Wir ſprachen bei Tiſche über Dieſſeits und Jenſeits und ein ſehr frommer Prieſter pries die himmliſchen Freuden ganz außerordentlich. Ich meines Theils aber äußerte, mir gefalle dieſe Erde ſehr, ich wäre mit den Freuden, welche ſie bietet, ganz zufrieden, wünſche mir keine höhern und verlange daher noch lange nicht „aufgelöſt“ zu werden. „So bleiben Sie ein Knopf!“ ſprudelte P. heraus, der früher kein Wort geſprochen hatte und auch jetzt wieder fortan ſtumm blieb.

Dieſer Schweigſame hatte nun vor einigen Jahren eine Pfarre in R. erhalten. Die Kirche daſelbſt wurde reſtaurirt, wozu eben ein Paar neuer Bilder angekommen waren. Der Stiftskämmerer fuhr damit nach R. und lud mich ein, mit ihm zu fahren. Ich nahm es um ſo lieber an, als ich meinen Schweigſamen auch einmal als Pfarrer ſehen wollte und wir fuhren hin. Das Pfarrdörfchen liegt in einem herrlichen Thale, oder beſſer bezeichnet: in einer Bergſchlucht, durch welche ſich ein Bach ſchlängelt. Der ganze Weg dahin iſt mit Eiſenwerken und Bauernhäuſern beſäet. Es iſt ſo friedlich und heimlich hier und doch hat man dabei ein Gefühl von Sicherheit, weil das Auge immer auf Menſchenwohnungen ruht. Mein Begleiter ſagte mir, dieſes Thal bewohne auch ein ganz vorzüglicher Schlag von Menſchen und es gebe darunter ſehr wohlhabende Eiſenwerk-Beſitzer. Wir kamen zum Pfarrhofe, er iſt klein und unanſehnlich, ſteht zur rechten Seite der Fahrſtraße und man muß über einen hölzernen Steg gehen, um dahin zu gelangen. Zur Linken der Straße befindet ſich das ſehr alte aber nette Kirchlein. Ich fand meinen Schweigſamen wohl ausſehend und — o Wunder — ſogar geſprächig. Er führte mich in ſein Haus, zeigte mir ſeine wenigen Gemächer, ſein Gärtchen und ſeine Wirthſchafterin. Er ſagte mir, daß er ſich hier in ſeiner Einſamkeit ſehr wohl befinde und nichts verlange als das was er habe. Als die neuen Bilder in der Kirche aufgehängt waren, ſetzten wir uns zuſammen und machten ein Tarrockſpiel, was er vortrefflich ſpielte, obwohl ich ihm kaum zutraute, daß er die Karten kenne. Indeſſen ward der Tiſch gedeckt und wir nahmen ein gutes, wohlſchmeckendes Mahl ein, bei welchem er nicht müde wurde, uns Anekdötchen zu erzählen, welche ſo wahr, ſo neu und ſo komiſch ſind, daß ich ſie dir mittheilen will.

„Vor Kurzem,“ ſprach er, „kam ein kleiner Bauernknabe zu mir gelaufen und bat mich: O Herr Pfarrer kommen Sie doch geſchwind zu meinem Vater, es hat ihn der Schlag getroffen! Ich eilte zu dem Kranken und reichte ihm das Abendmahl, fand ihn aber noch ziemlich bei Kräften. Zwei Tage nachher kam der Junge wieder gelaufen und rief: Herr Pfarrer, Herr Pfarrer! kommen Sie nur auf der Stelle wieder zu meinem Vater, jetzt wird's bald aus mit ihm ſeyn, *denn der Schlag hat „nachbeſſert.“* —

„In meiner Schule,“ erzählte er weiter, „wollte der

Schulmeiſter den Kindern begreiflich machen, wie man durch Nachſetzung der Endſylbe „en“ bei den Hauptwörtern aus der einfachen Zahl die vielfache Zahl bildet. Er ſchrieb alſo auf die ſchwarze Tafel das Wort „Ochs“ und fragte einen Knaben: Wie heißt dieſes Wort? Ochs. Was iſt es für ein Wort? Ein Hauptwort. In welcher Zahl ſteht es? In der einfachen. Wie kann man die vielfache Zahl daraus bilden? „Wenn man noch an Ochſen zuwi hängt.“ —

„In meiner Kirche tritt eine Bäurin die Orgel, aber nur Nachmittags beim Segen, am Sonntag beim Hochamte muß es ihr Mann thun; denn ſie behauptet ſteif und feſt, ſie könne nur beim Segen die Orgel treten, aber nicht beim Hochamte.“ So unterhielt uns der liebe Pfarrer noch mit vielerlei Schnurren und ich bemerkte mit Vergnügen, daß aus dem ſonſt Schweigſamen ein Geſprächiger geworden war, und dieſes Wunder hatte bei ihm die Einſamkeit bewirkt, welche ſonſt das Gegentheil hervorbringt.

X.

Ein Erntefeſt.

Das liebenswürdige Ehepaar Döbler bewohnt das ihm eigenthümliche herrliche Gütchen Klafterbrunn in meiner Nachbarſchaft. Die ſchöne Lage dieſer Beſitzung, die freundliche Aufnahme, welche man dort findet, haben ſchon Mehre geprieſen, auch die eigenthümlich einnehmende Art, womit Mann und Frau ſich alle Herzen zu gewinnen wiſſen, iſt allbekannt. Sie betreiben ihre nicht unbedeutende Landwirthſchaft ſelbſt, und der Zauberer im Winter gefällt ſich im Sommer darin, die Zauberei der Natur zu belauſchen, dem Bau ſeiner Felder nachzuſehen, mitunter auch ſelbſt einen

Pflug zu leiten, ſein Obſt abzunehmen und ſeinen Erdäpfeln nachzuſehen, ob ſich keine Spur von Krankheit an ihnen entdeckt. Auf ſeinem Nachttiſchchen am Bette liegen ökonomiſche Bücher, und auf ſeinem Schreibtiſche ſtehen Modelle von landwirthſchaftlichen Geräthen. Er ſchämt ſich nicht, von den Landleuten zu lernen, welche meinen, dieſer Hexenmeiſter müſſe Alles wiſſen, und ihm könne ohnedieß Nichts fehlſchlagen. Die kleine kugelrunde, anmuthige Frau ſieht in ihrem Küheſtall nach, füttert ihr Geflügel, freut ſich kindiſch über 9 junge Ferkeln, geht auch wohl ſelbſt, wenn auf der Wieſe Heu gemacht wird, mit dem Rechen auf der Schulter voran, und es iſt äußerſt komiſch, zu ſehen, wie ſich die Dänin Mühe gibt, mit ihren Mägden und Knechten lokal zu ſprechen, und wie ſie das Mäulchen dabei verzieht, wenn ſie z. B. ſagt: »Kinder! machts Eure Sachen recht, daß ih mi nit giften darf.« Kurz, ich muß geſtehen, mein eigenes Landhaus würde mir weniger lieb ſeyn, hätte ich nicht das Kloſter und dieſes liebenswürdige Ehepaar in meiner Nähe. Schon durch zwei Jahre veranſtalteten Döblers ein Ernteſeſt, um ſich das Vergnügen zu machen, ihrem Geſinde ein Vergnügen zu machen, und ich habe keinen Ball in Wien mitgemacht, bei welchem ich mich beſſer unterhalten hätte, als bei dieſem ländlichen Feſte. In der großen Scheuer im Meierhofe waren landwirthſchaftliche Werkzeuge gleichſam trophäenartig aufgehangen. In der Mitte dieſer Trophäen leuchteten Wagenlaternen. Die Wände waren mit Tannenreiſig belegt, und Guirlanden von farbigem Papier zierten die Decke. Die eine Abtheilung der Scheuer war zum Tanzen beſtimmt, und jeder Tänzer mußte, um in dieſen Tanzſaal zu kommen, mit ſeiner Tänzerin über eine Barriere ſteigen. In der Mitte der Scheuer, auf der eigentlichen Dreſchtenne, war eine hölzerne lange Tafel aufgeſtellt, wobei gegeſſen wurde. Das Mahl, welches den Gäſten geboten wurde, beſtand aus Folgendem, verſteht ſich, Alles in Hülle und Fülle, denn dieſe Leute eſſen, wie ſie arbeiten, ſtark. Zuerſt kam „Gſelcht's“ (Räucherfleiſch), dann Lammfleiſch mit Salat, hierauf Guglhupf, ferner Semmelſchnitten mit Ziweben in Wein, endlich Braten und zuletzt Kaffee. Wein und Obſtmoſt floß in Strömen. Zum Erntefeſt geladen waren nicht nur die Mägde und Knechte des Hauſes, ſondern auch alle Jene, welche bei der Ernte mitgeholfen hatten, und hiezu kamen noch ungebeten die „Mahm“ des Einen und die Schweſter oder „Godl“ des Andern, und ſelbſt fremde Burſche und Mädchen von den nahen Bauernhäuſern, welche von dem Feſte gehört hatten, wurden nicht abgewieſen. Die Muſik beſtand aus drei Clarinettenbläſern. Um 5 Uhr Nachmittags, als die Leute eben beim Eſſen ſaßen, gingen wir mit dem Döbler'ſchen Ehepaare aus ihrem prächtigen Hauſe in die Scheune, und wurden mit einem Vivatgeſchrei empfangen, daß die Berge widerhallten, wozu die Muſikanten einen ohrengellenden Tuſch anſtimmten. Döbler's, freundlich, wie ſie gegen alle Menſchen ſind, nahmen einen Krug und tranken auf die Geſundheit der Verſammelten, worauf ſich das Vivatgeſchrei wiederholte. Nun ging es an das Tanzen. Wer unſern öſterreichiſchen Bauerntanz kennt, weiß, daß er ſelbſt eben ſo gemüthlich iſt, als die Weiſen ſind, welche dazu aufgeſpielt werden. Das iſt kein Hüpfen und Springen, wie in eleganten Zirkeln, das iſt ein inniges Umfangen und ſich Fortwälzen, dabei eine Darſtellung anmuthiger Figuren. Übrigens fehlt auch dabei das tolle Gepolter nicht. Burſche, welche eben nicht mittanzen, ſetzen ſich auf den Boden und ſchlagen auf denſelben nach dem Takte, Andere klatſchen taktmäßig in die Hände, und wieder Andere jauchzen. Doch habe ich mich nicht wenig verwundert, als ich unſere Bauern auch Gallopp und ſogar Polka tanzen ſah. Die allgemeine Fröhlichkeit aber ſtieg auf's Höchſte, als Döbler ſeiner Kuhlieſel, und ſeine Gattin ihrem Kutſcher Peter die Hand reichte und mit ihnen zu walzen anfingen. Wir Übrigen folgten dieſem Beiſpiele nach, und nun war des Jubelns kein Ende. Jede Dirne bat uns Herren, auch mit ihr zu tanzen. Man mußte die verklärten Blicke dieſer Leute ſehen, und wie ſie ſich Mühe gaben, viel leichter aufzutreten, wenn ſie mit uns Honoratioren tanzten. Eine recht artige kleine Dirne, die ſich flinker drehte, als ein Rad, und die ich recht oft an meinem Finger drehte, damit ich mir ſelbſt das Drehen erſparte, ſagte mir: „Gnädiger Herr! den Tag ſchreib' ich mir in mein Gebetbüchel.“ Keiner von uns tanzte aber ſo unverdroſſen, als die beiden Döblers, dafür hatte aber auch Eliſen's weißer Überrock an den Hüften große Schmutzflecken von den unbehandſchuhten Händen ihrer derben Tänzer. Das Feſt währte bis Mitternacht, und die Fröhlichkeit erhielt ſich immer in gleicher Höhe. Da durfte man Niemand zum Tanzen zwingen wie bei uns die jungen Herren, welche lieber in einem Nebenzimmer Cigarren rauchen, da ſpielte Niemand Karten, da ſaß kein Menſch in einer Ecke, dem man die Langeweile im Geſicht anſah. Alles war munter und Alles freute ſich. Einen unter dieſen Luſtigen muß ich dir etwas näher beſchreiben, mein lieber Leſer, weil er der Repräſentant einer eigenen Gattung von Menſchen iſt, welche im Gebirge getroffen werden, nämlich der ſogenannten „Trotteln“ (Cretins). Der Burſche zählt einige zwanzig Jahre, iſt klein und korpulent, hat einen großen Kopf und ein altes Geſicht, dazu das sine qua non eines Trottels, nämlich einen Kropf. Er iſt dumm, aber äußerſt gutmüthig, und heißt Hanſel. Seinen Zunamen und ſein Alter weiß er ſelber nicht, und wenn man ihn um das letztere frägt, ſo antwortet er: „O! ih bin ſchon alt, ih war ſchon auf der Welt, wia bei uns da Duna eing’ſchlag’n hat.“ Er war vor zwei Jahren Schafhirte bei Döbler’s, die ihn ſeiner außerordentlichen Gutmüthigkeit wegen ſehr wohl leiden mochten. Wie groß ſeine Gutmüthigkeit war, mögen die Leſer aus folgendem öſterreichiſchen Gedichte entnehmen, welchem eine mir von Döbler erzählte wahre Begebenheit zum Grunde liegt.

Da Hanſl und ſeini Schof.

Da Hanſl treibt die Schof
Waid auſſi von ſain’n Hof,
Eâ^r blaibt bai e͡ana auf da Woad
Damid ko͡an’s aini gehd in’s Dro͡ad,
Und find’n ſ’wo a ſåftigs Grås,
So måcht a groſſi Fraid e͡am dås.

Da Hanſl blaibd au’m Hof
Blos zwög’n ſaini Schof,
Er håd ſ’ ſo geâ^{r}n, eâ^r kennt an i͡ad’s,
Er trågt ſogar a krånk’s und mi͡ads,

Er låßt ea͡n zwoa͡r dö Goa͡ſ'l ſeg'n,
Åwa ſchlåg'n — dös is noh nöd gſchegn.

Da Hanſl treibt dö Schof
Wied'r aini in ſain'n Hof,
    Sö lauf'n glai zum Wåſſagrånd,
    Und ſaufen gieri åliſånd.
Mid Fraiden ſchaud da guade Bua͡
Sain'n Schofen, wia͡ ſ' ſo ſaufen zua.

Da kimd da Hea͡^{r} vom Hof,
Siacht ſaufen ſaini Schof,
    Er rumplt glai 'n Hanſel ån,
    Wia͡ ea͡^{r} d' Schof ſaufen låſſen kån,
Und ob a denn nöd wiſſen duad,
Dös Saufen is für d' Woll nöd guad.

Und låßt a ſaufen d' Schof,
So peitſcht er'n wög von Hof.
    Da Hanſel kråtzt in Kopf falai
    Und fångt zun zåna ån dabei,
Und ſågt: Dös Ålles woa͡s ih eh,
Awa Hea^r! da Dua^{r}ſcht dea^r duad håld weh!

Dieſer gutmüthige Trottel nun, der gegenwärtig bei einem Bauer als Knecht dient, war auch zum Erntefeſte geladen. Dieſe Einladung machte ihm ſo unausſprechliche Freude, daß er in Thränen ausbrach. Er hatte ſich aufgedonnert, ſo gut es ihm möglich war. Er tanzte nicht, trank und aß auch ſehr wenig, ſondern ſah nur den ganzen Abend Eliſe Döbler mit verklärten Blicken an. So oft ſie an ihm vorüber ging, ſtreichelte er mit der Hand ihre runden, nackten Arme und ſagte mit einem Seufzer: „Gnädi Frau, ſö ſand hoalt goar ſo ſchön.“ Nur Eines ſchien außer Eliſen noch ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, und das waren die glänzenden, vergoldeten Knöpfe, womit mein Frack beſetzt war. Er trat zu mir, nahm einen Knopf in die Hand und ſagte: „Dö Knöpf miaſſ'n waida nix koſten.“ Gefallen ſie dir? „Nån und ſchon wia. — Wenn ih nur an ſolchen Knopf haben kunnt.“ Was thäteſt du denn damit? „Anſchau'n, allawal anſchaun.“ Schau einmal dieſe Nadel an (ich zeigte ihm eine brillantene Bruſtnadel), gfallt dir die nicht beſſer? „Dö glänzt ah recht, aber ſo ſchön is ſ' doh nöd, wie die Knöpf.“ Ich verſprach ihm welche zu ſeiner Weſte zu ſchicken, und werde mein Wort halten, denn ſo große Freude habe ich gewiß über alle die großmüthigen Geſchenke, die ich von Kaiſern und Königen ſchon erhielt, nicht gehabt, als Hanſel über dieſe Knöpfe haben wird.

XI.

Erinnerungen von meiner Flucht nach Ungarn.

Ich habe dir vielerlei Luſtiges aus meinem Leben erzählt, mein lieber Leſer; du mußt nun ſchon auch die Geduld haben, etwas Ernſteres anzuhören. Ich ſelbſt bin nicht immer heiter, wie du vielleicht meinſt, und es iſt mir in meinem — ich darf es ſagen, an Begebenheiten ſehr reichen Leben — Manches über die Leber gelaufen, was wohl dazu geſchaffen war, mich ernſthaft zu ſtimmen.

Wenn du einigen Antheil an den, von einer bewegten

Zeit bedingten Schickſalen eines Jünglings überhaupt nimmſt, ſo dürfte Dir mein Memoire nicht unintereſſant ſeyn; wenn du aber gar ſo gütig wäreſt, einige Theilnahme meiner Perſon insbeſondere zu ſchenken, ſo hoffe ich, daß dieſe Theilnahme ſich durch Leſung dieſer Zeilen noch erhöhen wird.

Ich ſpreche von einer Flucht. Ja, es war eine Flucht. Ich hatte bei Anfang des Krieges im Jahre 1809 ein Kriegslied für die öſterreichiſche Armee geſchrieben, und auch mehre Wehrmannslieder: ſie waren populär und meiſt auf bekannte Volksmelodien zu ſingen, daher fanden ſie leicht Eingang. Beſonders das erſtgenannte ließ ein erhabener Kriegsheld in vielen tauſend Exemplaren abdrucken, und an die Soldaten vertheilen. Mein Name ſtand als Verfaſſer dabei. Was Wunder, daß dieſe Lieder in der Folge bei Gefangenen oder Getödteten gefunden wurden, daß ihnen der franzöſiſche Machthaber mehr Wirkung zuſchrieb, und mir die Ehre anthat, mich in der achtungswerthen Geſellſchaft des Herrn von Collin, welcher ebenfalls Wehrmannslieder geſchrieben hatte, und Carpani, welcher als Intendant bei der italieniſchen Armee diente, öffentlich im Moniteur in die Acht zu erklären, und zwar mit dem Beiſatze, daß wir, wo wir immer getroffen würden, einem Militärgerichte zu unterziehen ſeien.

Hofſekretär Armbruſter, mein Freund, machte mich mit dieſem Inhalte des Moniteurs bekannt, der mich, wie man wohl denken kann, etwas ſtark frappirte. Auf ſolche Art in einem offiziellen Blatte ausgezeichnet zu ſeyn, iſt allerdings eine etwas kitzliche Ehre! Indeſſen war der Feind ſchon über die öſterreichiſche Grenze gedrungen, und ich durfte ihn in Wien nicht erwarten, das war mir klar. Öffentliche Anſtalten fingen bereits an, ihre Staatsgeheimniſſe und ihre Kunſtſchätze einzupacken und in Sicherheit zu bringen. Wie ſollte ich mich in Sicherheit bringen? Ich wußte mir nicht Rath, denn der Reiſenervus: Geld, fehlte mir gänzlich; da faßte ich Muth, und wandte mich an einen ſehr hohen, wichtigen Mann, der nur zu befehlen brauchte, damit ich irgendwo mit den Akten untergebracht würde.

Als ich mich in dem hohen Hauſe des Hohen meldete, wurde ich nicht vorgelaſſen, ſondern nach zwei Tagen beſtellt, und als dieſe verfloſſen waren, wieder nach zwei Tagen. Und ach! die Zeit drängte immer mehr; denn der Feind kam der Hauptſtadt immer näher. Endlich wurde ich vorgelaſſen. Ich fand einen Mann, deſſen Antlitz deutlich den Kummer über das traurige Geſchick ſeines Vaterlandes ausdrückte, und daraus ſchöpfte ich Hoffnung. Er fragte:

»Wer ſind Sie?«

»Ein armer ſtändiſcher Akzeſſiſt, der nicht einmal noch ſeine ganze jährliche Beſoldung von 300 fl. bezieht, weil ihm noch das Carens und die Karaktertaxe abgezogen wird.«

»Das iſt die Ordnung, da kann ich nicht helfen.«

»Ich bitte auch um eine ganz andere Hilfe. Ich bin leider von dem franzöſiſchen Machthaber proſkribirt worden mit dem Beiſatze: daß ich, wo ich zu finden ſei, einem Militärgerichte übergeben werden ſolle. Das kann ich nun nicht erwarten, und muß mich daher flüchten. Aber auch dieſes iſt mir unmöglich, da ich die Mittel hiezu nicht beſitze. Meine Bitte geht alſo dahin, mich gnädigſt als Begleiter bei irgend einer Abſendung mitzugeben.«

„Sie ſind alſo proſkribirt worden? Hm! und warum?“

Ich reichte de- und wehmüthig das Blatt des Moniteurs hin und ſprach: „Hier ſteht Alles! Bitte zu leſen.“ Er las, ſchüttelte den Kopf, und ſprach etwas barſch, indem er mir das Zeitungsblatt zurück gab: „Ein Kriegslied haben Sie gemacht? Wer hat Ihnen denn das geſchafft?“ (befohlen.)

Ich ſtand wie niedergedonnert, ich fühlte, wie mir das Blut in das Geſicht ſtieg, aus Scham — wahrlich nicht für mich! — aber ich hielt an mich, machte eine ſtumme Verbeugung und ging.

Meine Vorgeſetzten, die Verordneten der öſterreichiſchen Stände, welche auch Dokumente in Sicherheit bringen ließen, erbarmten ſich dann meiner kläglichen Lage und gaben mich zur Aufſicht und Begleitung derſelben mit, und auf dieſe Weiſe kam ich nach Ungarn.

Ich habe ſeit dieſer Zeit wieder vieles ungeſchafft gethan, was mir mein Herz diktirte, aber nie mehr iſt eine ſolche Frage an mich geſtellt worden.

XII.

Begegnung mit Gutzkow, Mendelſohn-Bartholdy und Berly.

(Eine Reiſeſkizze.)

Ich habe im Jahre 1839 das große, reiche und theilweiſe auch ſehr ſchöne Frankfurt geſehen, ich bin durch die neue Mainzerſtraße gegangen, welche auch die Millionſtraße genannt wird, weil jeder der darin wohnenden Banquiers mit einer Million geſegnet ſeyn ſoll, ich habe die 320 Stufen des Thurmes der Domkirche beſtiegen, und dort im Kämmerchen des Thurmwächters — (welcher, ſonderbar genug, — zugleich Theaterdiener iſt), die herrlichſte Ausſicht genoſſen, ich habe den alten Römer geſehen, in deſſen Saale die deutſchen Kaiſer gewählt wurden, und deren Porträts jetzt darin hängen, und es hat mich der ſonderbare Zufall wirklich etwas nachdenklich gemacht, daß der letzte Platz im Saale auch von dem letzten deutſchen Kaiſer Franz II. eingenommen wird, und nun kein Raum mehr übrig bleibt. Ich habe das Theater beſucht, welches theils gut, theils nicht gut iſt, wie überall, und das Städel'ſche Kunſtinſtitut, in welchem nicht alles Gold iſt, was glänzt, — aber die Menſchen ſind mir ſtets und überall lieber geweſen, als die Sachen; und die Männer, denen ich in Frankfurt zum Erſtenmale in meinem Leben begegnete, haben als Literaten gewiß für Jeden Intereſſe, und indem ich dir beſchreibe, lieber Leſer, wie ich ſie fand, glaub' ich dir etwas Willkommenes zu liefern, und mir zugleich eine angenehme Erinnerung aufzubewahren.

Ich ſah dort zum Erſtenmale Gutzkow, den geiſtreichen Fahnenträger der jetzigen deutſchen Literatur. Ich habe mir den Mann immer ſo ſpröde gedacht, als ſich ſein Name ausſpricht, allein ich irrte mich, er iſt es nicht. Gleich beim erſten Anblick kam er mir mehr leidend, körperlich und geiſtig leidend, als ſchroff und unzugänglich vor. Es iſt über dieſen Geiſt eine Rinde gezogen, welche aber im vertraulichen Geſpräche ſich löſt, und in ein empfängliches Gemüth blicken läßt. Gutzkow iſt auf jedenfall kein Heuchler, er meint es ehrlich mit ſeiner Sache, er hält die Bahn, welche er wandelt, für die wahre, und ſucht — freilich nicht immer liebreich — auch Andere auf dieſe Bahn zu leiten. Seine entſchiedene Neigung zur Polemik gibt ſich zwar überall kund, allein es iſt auch ganz natürlich, daß ein geübter Fechter viel ſchneller den Degen zieht als ein Anderer, und wäre es auch nicht immer eine ganz gerechte Sache, für die er ficht. Seine Bemerkungen ſind ſtets treffend, und — wenn man anders den oberſten Grundſatz gelten läßt, aus dem ſie fließen, — ſtets konſequent. Gutzkow beſitzt viel Tiefe des Gemüths, aber es miſcht ſich, wenn Etwas dieſes Gemüth anregen will, immer etwas Aegrirtes bei, was deſſen Äußerungen nicht recht zum Ausbruch kommen läßt. Ich habe Gutzkow bei Hofrath Berly eine Scene aus Goethe's „Clavigo“ vorleſen gehört, worin er, ohne allen deklamatoriſchen Prunk, ein Etwas legte, was jede kleine Nuance des vorgetragenen Meiſterſtückes klar zur geiſtigen Anſchauung des Hörers brachte, und von dem Vorleſer ſelbſt tief empfunden, auch das Gefühl der Zuhörer ganz in Anſpruch nahm. Gutzkow kann auch recht fröhlich ſeyn mit den Fröhlichen, und ich habe ihn beſonders in Geſellſchaft ſchöner Frauen ſehr warm gefunden, jede Verſchiedenheit der Meinungen löſt ſich hier leicht auf. Gutzkow's Äußeres iſt anſprechend, und durch die Bläſſe ſeines Angeſichtes, welches, durch einen dichten, ſchwarzen Schnurbart beſchattet, noch bläßer erſcheint und auf Kränklichkeit deutet, theilnahmerregend. Sein Auge iſt groß und ſein Blick durchdringend. Ich habe mich darüber gefreut, als ich erfuhr, daß er die dramatiſche Laufbahn mit Glück betreten habe; denn ich habe mich von dieſem Manne ſo angezogen gefühlt, daß der Wunſch in mir rege wurde, Gutzkow's Geiſt, der alle

Richtungen zu verfolgen im Stande iſt, möchte — eine andere Richtung einſchlagen.

Ich habe in Frankfurt auch Dr. Mendelſohn-Bartholdy gefunden. Ich war bei meiner Abreiſe von Wien von der Geſellſchaft der Muſikfreunde erſucht worden, Dr. Mendelſohn zu vermögen, daß er zur Aufführung ſeines Oratoriums „Paulus“ nach Wien kommen, und dieſelbe in eigener Perſon leiten ſolle. Da nun Mendelſohn nicht kam, ſo verbreiteten ſich Gerüchte, die einerſeits der Humanität und Uneigennützigkeit des berühmten Componiſten nahe traten, andererſeits mir zur Laſt legten, daß ich meinen Auftrag nicht eifrig genug erfüllt und (wie die „Europa“ ſich vernehmen ließ) in meiner gutmüthigen Geſchwätzigkeit das Nothwendigſte zu beſchwätzen vergeſſen hätte. Zur Ehre Mendelſohns und meiner eigenen will ich unſer Geſpräch wahr und umſtändlich erzählen. Ich fand den Doktor in dem Hauſe ſeiner Mutter, an deſſen Thore eben ein bepackter Reiſewagen ſtand, in welchem eine, ihm ſehr liebe Perſon augenblicklich abreiſen ſollte! Er empfing mich herzlich, aber kurz, und bat mich, nur einige Minuten zu verziehen, bis ihm Abſchiednehmen erlauben werde, ausführlicher mit mir zu ſprechen. Da ging ich nun in Gemächern auf und nieder, welche mit prächtigen Möbeln geziert und mit koſtbaren Bildern behängt waren, und Alles, was ich erblickte, erfüllte mich mit der Überzeugung, daß ich hier mit einem Künſtler zu thun habe, der nicht nach Brot zu ringen Urſache habe. Dieſes wurde mir im Geſpräch mit Mendelſohn zur vollſtändigen Gewißheit. Er erfreute ſich ſehr über den Antrag des Wiener Muſikvereins, und erklärte mir geradezu, daß es ſchon lange ſein ſehnlichſter Wunſch ſei, ſeinen „Paulus“ in dieſer Reſidenz, welche in muſikaliſcher Hinſicht den erſten Rang behauptet, und in welcher die erſten Heroen der Kunſt, Haydn, Mozart, Beethoven, gelebt und gewirkt hatten, aufzuführen, und daß er ſich ſehr geehrt fühle, dieſe Aufführung ſelbſt zu leiten.

Beſcheiden, wie der echte Künſtler immer iſt, ſtellte er auch die Frage an mich, ob er es denn auch wagen dürfe, mit einem Werke, im ſtrengſten Style geſchrieben, bei dem herrſchenden Geſchmack, der in Wien, wie überall, ſich jetzt zur frivolen Tändelei, und zum bloßen Ohrenſchmauſe wendet, aufzutreten? Als ich ihm aber dieſen Zweifel durch die Verſicherung, daß wenn auch Einzelne dem Vergänglichen zugethan ſeien und der Mode huldigen, es in Wien doch noch Kenner der echten Muſik und auch gebildete Liebhaber genug gebe, welche wahre Kunſt dem eitlen Ohrenkitzel vorziehen, benommen hatte, und als ich ihm erzählte, daß „Paulus“ ſchon bei einer kleinen Probeaufführung im Vereinsſaale die Stimmen der Kenner und Laien für ſich gewonnen habe, da überflog eine freudige Röthe ſein Antlitz und mit ſichtbarem Wohlgefallen erklärte er mir, er wolle nach Wien kommen, da ſeinen „Paulus“ dirigiren, und — um ſich auch als ausübender Künſtler zu zeigen — in Wien dann auch ein Konzert für den Muſikverein oder zu irgend einem wohlthätigen Zwecke geben. Wer nach alle Dem dieſem Manne gegenüber Etwas von kleinlichen Geldrückſichten hätte verlauten laſſen können, das müßte ein Anderer geweſen ſeyn, als ich, ich hätte kein Wort darüber herausgebracht, doch erſuchte ich den Doktor alſogleich, dem Präſes des Vereins ſeine Einwilligung bekannt zu geben, und mit dieſem auch ſeine übrigen Bedingungen zu beſprechen! Das iſt geſchehen, und obſchon der Verein ſpäter mit Herrn Dr. Mendelſohn über die von ihm geforderten Reiſekoſten nicht übereingekommen iſt, ſo war dieß doch nicht die eigentliche Urſache, warum Mendelſohn nicht nach Wien kam, ſondern die nahe Entbindung ſeiner Gattin und noch andere eingegangene Verbindlichkeiten. Was ich hier geſagt, muß Herr Mendelſohn ſelbſt beſtätigen, die Journale aber mögen daraus erſehen, daß ich doch nicht gar ſo geſchwätzig bin, als ſie meinen, und wahre Kunſt ſo hoch ſchätze, daß ich kleinliche Lebensverhältniſſe darüber leicht vergeſſe.

Noch an demſelben Abende führte mich der Doktor zu einer Probe, welche der Cäcilienverein in Frankfurt unter ſeiner Leitung hielt. Es wurden Chöre aus „Judas Makkabäus“ einſtudirt, und hier hatte ich denn ſo recht die Geleheit Mendelſohn's tiefes Eindringen in Händel's Geiſt und ſein eifriges Bemühen, dieſen Geiſt durch den gehörigen Ausdruck in ſeinem höchſten Glanze zu zeigen, zu bewundern. Mendelſohn iſt ein ganz tüchtiger Direktor, er geht auch über Kleinigkeiten nicht leicht hinweg und hält auf Schatten und Licht im Vortrage ſehr viel. Der Chor war nicht ſtark beſetzt, aber er beſtand faſt aus lauter kräftigen, wohlklingenden Stimmen, und vor Allem erfreute mich der Eifer der Dilettanten und die Pietät, womit ſie Mendelſohn's Andeutungen zu befolgen trachteten.

Eine dritte Notabilität in Frankfurt und auch in ganz

Deutſchland iſt der Herausgeber der Frankfurter Oberpoſtamtszeitung, Hofrath Dr. Berly. Er iſt ein bejahrter Mann, dabei aber ſehr wohl erhalten, fröhlich, zuvorkommend, lebensluſtig, empfänglich, ja enthuſiaſtiſch für alles Gute, aber darum auch nicht unduldſam für das minder Gute, er weiß überall ein Tröpfchen Honig herauszufinden, und ſtößt er irgendwo auf Enzian, ſo verzerrt er nicht alſogleich den Mund, er haßt keine Partei, und alle Parteien lieben ihn. Ich glaube kaum, daß er mit den Ideen unſerer jungen Literatur ganz einverſtanden iſt, aber er verkennt auch nicht, was an ihr Schätzenswerthes iſt, und ſucht nicht zu bekämpfen, was ſich am beſten ſelbſt bekämpft. Er iſt ein wahrer Mann des Friedens, was nämlich die Literatur anbelangt, nicht ſo in der Politik. Darin redet der gute Mann viel, redet verſtändig, aber nicht immer ganz unparteiiſch. An Thätigkeit möchte ich ihn dem Hofrath Winkler (Theodor Hell) in Dresden, an die Seite ſtellen. Er lebt und webt in der Herausgabe ſeiner Frankfurter Oberpoſtamtszeitung, da lieſt, oder vielmehr durchblättert er täglich die ganze Legion neu angekommener Zeitungen in allen Sprachen, und ſetzt daraus ſeine Zeitung zuſammen, und wenn es ihm gelingt, einen Artikel früher oder richtiger zu geben, als die anderen Tagesblätter, ſo macht ihm das eine außerordentliche Freude. Eine ſeiner Eigenthümlichkeiten beſteht wohl darin, daß er in jedem Blatte ſeiner politiſchen Zeitung immer auch eine kurze Lebensregel, oder ein politiſches Axiom, wohl auch nur eine Reflexion oder einen Aphorism von ſich ſelbſt anbringt. Nebenbei lieſt er alle neu erſchienenen Schriften und nimmt auch nicht ſelten eines der ältern klaſſiſchen Werke vor. Er ſpricht alle

Sprachen geläufig und ſchreibt auch in allen. In ſeinem Hauſe iſt Berly ein trefflicher Hauswirth und ſeine Gattin ſcheint mit ihm ſo recht Eines zu ſeyn. Kurz, er iſt einer der wenigen Journaliſten, mit dem ein feſtes Freundſchaftsbündniß zu flechten wäre.

Dies die drei Männer, die mir ſtets in lebhaftem Angedenken bleiben werden.

Romantiſche Frauen.

Ein kleines Zeitbild.

Ich muß geſtehen, mich überfällt ein Grauen, wenn ich eine romantiſche Frau ſehe. Die großen, mit blauen Ringen eingefaßten Augen, die meiſtentheils mit Thränen gefüllt ſind, der hagere Wuchs (mir iſt noch nie eine dicke Romanheldin vorgekommen), die blaſſen Wangen, kurz, die ganze Geſtalt macht auf mich einen Eindruck ſeltſamer Art. Ich meine immer, es ſei keine wirkliche Frau, ſondern ein engliſches Titelkupfer. Wenn ich eine Tochter hätte, und ſie wäre dumm, das würde mir ſehr wehe thun; wenn ſie eine Putznärrin wäre, ich würde mich darüber ärgern; aber wenn ſie eine Romannärrin wäre, ſo könnte ich ſie haſſen. Es läuft mir kalt über den Rücken, wenn ich auf dem Tiſche eines Fräuleins die „Geheimniſſe von Paris“ liegen ſehe. O ihr lieben Eltern, wacht ja recht ſorgfältig über die Lektüre Eurer Töchter, laßt ſie nicht Komödie ſpielen und mit dem Mondſchein kokettiren, ſonſt wird Euer Kind ein Weſen, das nicht Fleiſch und nicht Fiſch iſt, in Träumen lebt, einen Studenten für einen verführeriſchen Pagen, einen Dichter für einen Troubadour, und einen Lieutenant für einen Recken anſieht, ein Weſen, das ſein Glück im Unglücke ſucht und auch nie einen Mann glücklich machen wird.

Ich weiß ein Paar Geſchichtchen von romantiſchen Frauen zu erzählen, welche hier ihren Platz finden ſollen. Das beſte Mittel, von gewiſſen Narrheiten zu heilen, iſt, ſie lächerlich zu machen. Vielleicht gelingt es mir, ein oder das andere, noch nicht ganz unheilbare Mädchen dadurch auf ſich ſelbſt aufmerkſam zu machen, und wirft ſie dann den „ewigen Juden“ auf die Seite, und hüpft ſingend in den Garten, ſo halte ich mich reich belohnt.

In Steiermark auf einem Hügel ſtand ein altes Schloß, und in dieſem Schloſſe wohnte eine junge Frau, die ihre Zeit damit hinbrachte, ihre Haare zu ordnen, Romane zu leſen, und durch das Fenſter zu ſehen, wobei ſie immer, wie Schweſter Anne im Blaubart, ausrufen konnte: „Ich ſehe noch immer nichts!“ Sie ſah aber doch etwas: nämlich einen alten, halbverfallenen Thurm, und hätte viel darum gegeben, ſtatt in ihrem freundlichen, heimlichen Gemache, in dieſem alten Thurme hauſen, auf ſeinem Söller in die Ferne lugen, und auf ſeiner plate-forme des Abends ſitzen zu können. Zum Unglück wohnte aber auch ein Herr mit ihr in dem Schloſſe, ihr Gemahl, ein ſchlichter, gewöhnlicher Menſch, der Rheumatismen fürchtete, behauptete, daß die Wohnungen dazu gemacht ſeien, um darin bequem zu leben, nicht um darin zu träumen, und daß der Thurm ſich beſſer von weiten im Mondenlichte ausnehme, als wenn man ſich darin aufhalte. Die Frau ſeufzte hierüber, und wünſchte jene ſchönen Zeiten herbei, wo irrende Ritter die betrübten Schönen ihren Tyrannen entriſſen.

Oft des Abends ſaß Ethelinde auf dem Balkon, und ſah hinaus auf die Heerſtraße, ob ſich kein Ritter zeige, und als ihr Gatte, der die Zugluft ſcheute, die Fenſter zu ſchließen befahl, netzte eine romantiſche Thräne die Wimper unſerer Heldin, und ſie zog ſich in ihr Gemach zurück.

Indeſſen ſchien der Himmel eines Tages ihre Wünſche erhören zu wollen. Sie erblickte von ferne einen reich und phantaſtiſch gekleideten Reiter im Galopp daher ſprengen. Als er am Balkon vorüberritt, neigte er ſich ehrerbietig und verſchwand. Die junge Frau hatte noch nicht Zeit gehabt, ſich von ihrem Erſtaunen über dieſe ſeltſame Erſcheinung zu erholen, als der Unbekannte wieder vor dem Fenſter vorüber ritt, und beide Hände auf ſein Herz drückte. Ethelinde wußte nicht, was ſie davon denken ſollte. Aber bald zeigte ſich der geheimnißvolle Fremde von Neuem; dießmal ſchwang er ſich vom Pferde, pflückte einen Zweig von einer Akazie und verbarg ihn mit einer leidenſchaftlichen Bewegung in ſeinem Buſen, die junge Frau fühlte ſich im Innerſten bewegt. Wer war der junge Mann, der ihr mit der edlen Kühnheit eines Ritters ſeine Liebe erklärte? Seine ganze Geſtalt hatte etwas Kriegeriſches, ſeine Züge waren edel, ſein Pferd vom Vollblute. Kein Zweifel, es war ein geheimer Liebhaber, der ſchon lange in ſeinem Buſen eine heftige Liebe zu ihr nährte. Dieſer Gedanke röthete die Wange Ethelindens vor Freude und Stolz. Ihr Blick ſuchte neuerdings den Unbekannten, er ſaß wieder auf ſeinem Pferde unter ihrem Fenſter, und warf einen Kuß mit der Hand empor. Verſchämt zog ſie ſich zurück.

Ethelinde war noch ganz bewegt von dieſem Abenteuer, als ihr Gemahl eintrat.

„Haſt du den Reiter geſehen, der zum öftern am Fenſter vorüber ritt?“ fragte er ſie.

Die junge Frau erblaßte, ihr Gemahl hatte Alles entdeckt, und eine blutige Scene bereitete ſich vor.

»Ich habe ihn geſehen,« antwortete ſie kaum hörbar, aber mit ſublimer Entſchloſſenheit.

»Gut. Ich habe mit ihm geſprochen.«

Und Ethelinde wurde noch bläſſer.

»Ich habe ihn Zeichen nach deinem Fenſter machen ſehen, und das hat mich ein wenig pikirt.«

Kein Zweifel, wir ſind verloren, dachte Ethelinde und ſtand ſchon auf dem Punkte, vor ihrem Gatten auf ihre Knie zu ſtürzen; aber ſie hatte nicht die Kraft dazu.

»Und weißt du, wer der geheimnißvolle Fremde iſt?« fragte der Mann weiter.

»Ich weiß es nicht,« ſtammelte das Opfer, indem es das Haupt ſinken ließ, um den Todesſtich zu empfangen.

»Ein Mitglied der engliſchen Reiter, welche geſtern im Städtchen angekommen ſind, und morgen dort ihre erſte Vorſtellung geben, unter dem Titel: »Die Liebe durch einen Akazienzweig.« Er ſtudirte ſeine Rolle ein.«

Ethelinde wurde noch bläſſer als zuvor; aber nicht mehr aus Angſt, ſondern aus Scham; ſie hatte durch acht Tage Migräne, und lugte nach keinem Ritter mehr in die Ferne.

Es gibt auch romantiſche Frauen, bei welchen Überſpanntheit der Grund aller ihrer Thorheit iſt. Sie lieben bis zur Raſerei, ſie bewahren eine Locke eines großen Räubers auf, und intereſſiren ſich ganz außerordentlich für jede Hinrichtung, indem ſie jeden Verbrecher für unſchuldig halten.

Das ſicherſte Mittel, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, iſt, ſich aus der Menge hervor zu heben, ſei es auch auf welche Art es wolle. Man muß mindeſtens ein Baſtard ſein, um ihnen zu gefallen, aber iſt man gar der Sohn eines Henkers, ſo darf man verſichert ſeyn, angebetet zu werden.

Ich weiß auch ein Hiſtörchen von einer ſolchen romantiſchen Seele, und bitte meine gefühlvollen Leſerinnen, es nicht zu überſchlagen, ſondern zu beherzigen.

Ich kannte ein recht hübſches und liebenswürdiges Mädchen, das ſeine Verwandten ſeit längerer Zeit beſtürmten, eine Wahl zu treffen, das aber, weil ſich kein ausgezeichneter Böſewicht fand, alle Anträge zurückwies. Da ſie ſchön war, ſo fehlten auch Bewerber nicht; aber alle hatten eine gewöhnliche bürgerliche Stellung, einen geachteten Namen und eine allgemein bekannte Vergangenheit. Müde der ewigen Weigerung ihrer Tochter, ſchienen ihre Eltern endlich auf ihre Verheirathung Verzicht zu leiſten.

Zu jener Zeit erſchien ein Fremder in dem Städtchen, worin unſere Heldin wohnte. Er war düſter, ſchweigſam, und trug nur an der einen Hand einen Handſchuh. Clotilde erkundigte ſich vergebens um ſeinen Namen. Niemand wußte ſeinen Familiennamen, ſondern nur, daß man ihn Eloindor nannte. Einen ſo ſonderbaren Namen und nur an einer Hand einen Handſchuh! — ach! oh! ha! — Clotilde fing an, ſich für ihn zu intereſſiren. Es glückte ihr, ihn in die Geſellſchaft zu ziehen, welche ihr Vater gab, und in einem Monate war zwiſchen ihr und ihm eine nähere Bekanntſchaft angeknüpft.

Eloindor ſchien nur in Clotildens Nähe geſprächiger und fröhlicher zu werden; aber mitten in ſeiner Heiterkeit ſchien ihn ein trüber Gedanke zu beſchleichen, das Lächeln erſtarb auf ſeinen Lippen, er ließ das Haupt ſinken und ſchwieg. Clotilde fragte ihn mehrmals um den Grund dieſer plötzlichen Veränderung; — allein er antwortete ihr nur ausweichend und ſichtbar betroffen.

Indeſſen hatte eben dieſes Geheimnißvolle des jungen Mannes Clotildens Herz lebhaft ergriffen. Wenn ſie ihn einen Tag nicht ſah, ſo wurde ſie traurig, ſein Blick und ſeine Stimme waren ihr nothwendig — es war kein Zweifel, ſie liebte ihn.

Was den Jüngling betrifft, ſo hatte er ſich bis jetzt noch nicht erklärt; aber ſeine Beharrlichkeit bewies, daß ihre Neigung erwiedert werde.

Eines Tages, als die Familie auf ihrem Landgute war, kam Eloindor, der auch einige Tage dort zubringen ſollte, ſpäter und bläſſer als gewöhnlich. Er ſprach lange von jenen unglücklichen Weſen, welche ein grauſames Schickſal verfolgt. Clotildens Vater führte den Caſpar Hauſer als Beiſpiel an, und äußerte Zweifel über die Wahrheit dieſer Begebenheit; da rief Eloindor aus: „O! die Geſchichte iſt wahr! ich bin davon überzeugt!“

Als ihm ſpäter gemeldet wurde, es ſei an demſelben Tage ein Fremder da geweſen, der ſich um ſeine Adreſſe erkundigt habe, ließ er ſich dieſen Fremden beſchreiben, und rief dann aus: „Kein Zweifel! er iſt's!“ ſtand dann auf, und trat ſichtbar bewegt an's Fenſter. Clotilde folgte ihm dahin; ſie war ſo verwirrt, daß ſie ihm keine Frage zu ſtellen im Stande war. Allein Eloindor betrachtete ſie einige Augenblicke ſtarr, faßte dann ihre Hände und rief: „Nein! ich kann dich nicht verlaſſen; er zittere! ich bleibe!“ und er eilte fort.

Denſelben Abend ſah Clotilde zu dem Fenſter ihres Gemaches hinaus, ſie hörte im Parke flüſtern, und ſah zwei Männer, welche im Schatten dahin ſchlichen. Gleich darauf knallte ein Schuß und Eloindor ſtürzte an ihrem Fenſter vorüber. Bald aber ſah ſie ihn zurückkehren mit Allem, was nöthig iſt, um eine Grube zu graben; er verlor ſich im Gebüſche. Als er nach einer Viertelſtunde wieder erſchien, blieb er ſtehen, ſchaute empor und als er Clotilde erblickte, ſtieß er einen lauten Schrei aus.

„Um Gotteswillen, ſtille!“ liſpelte Clotilde, „ich weiß Alles, aber ich liebe dich.“

Einige Wochen nachher wurden Eloindor und Clotilde zur großen Freude der Verwandten getraut. Am nächſten Morgen, als die jungen Eheleute im Park ſpazieren gingen, bemerkte Clotilde, daß ſie auf friſch gegrabene Erde trete; ſie blickte ihren Gemal an und erbebte; dieſer aber lächelte und ſagte: „Da liegt ein Leichnam!“

„O!“ rief Clotilde, und bedeckte ſich das Geſicht mit beiden Händen.

„Fürchte nichts,“ erwiederte Eloindor, „es iſt nur der Cadaver einer Fledermaus.“

Bald erfuhr Clotilde, daß ihr Gemal nicht Eloindor, ſondern ganz gemein Elias Weinhammer heiße, und der Sohn eines reichen Baumeiſters ſei, und daß ſie von ihm im Einverſtändniſſe mit ihren Eltern myſtifizirt worden ſei. Sie ſchmollte zwar Anfangs etwas, aber die Liebe ihres

Gatten tröſtete ſie bald darüber, daß ſie keinen Mörder geheirathet habe.

Bei manchen Frauen zeigt ſich die Romantik auch noch auf eine andere Art. Es gibt welche, die mit ganzer Seele an berühmten Verſtorbenen hängen, und in ihrem Buſen Napoleon's oder Lord Byron's Porträt tragen. Es gibt Andere, die ſich emanzipiren, Bier trinken und ſogar Cigarren rauchen.

Der Himmel behüte mich vor allen Arten romantiſcher Frauen!

II.

Gedichte.

Zum Trotz.

Tagtäglich hör' ich Männer ſeufzen, klagen,
Verwahren müſſe man vor Liebe ſich,
Der Weiber Launen ſei'n nicht zu ertragen,
Wie ſie uns quälen das ſei fürchterlich,
Es habe noch kein Weiberherz geſchlagen
Für Einen nur, ganz unveränderlich;
Mag ſeyn! Das ſoll mein Leben mir nicht trüben,
Und Trotz dem Allen will ich dennoch lieben.

Allübr'all ſeh' ich trübe Angeſichter,
Die Alles ſchwarz und unheilbringend ſeh'n,
Sie ſagen, oben auf ſteht das Gelichter
Und wahrhaft Großes muß zu Grunde geh'n,
Es könne der gerechte ew'ge Richter
Nicht länger laſſen ſo die Welt beſteh'n.
Ei quält Euch meinethalb mit derlei Sachen,
Trotz Eurem Jammer will ich dennoch lachen.

Ein Jammer iſt's mit unſern Bücherſchreibern,
Man kann nicht leugnen, ſie ſind vollends toll,
Geheimniſſe von Weibern und von Räubern,
Die machen gleich zehn dicke Bände voll,
Um dieſen Stall des Augias zu ſäubern
Bedürft es eines zweiten Herkuls wohl;

Doch noch iſt gut, was einſtens gut geweſen,
Zum Trotz der Neu'n will ich die Alten leſen.

Man ſieht jetzt Waſſer nur auf allen Tiſchen,
Gemieden wird der edle Rebenſaft,
Es zählen ſich die Menſchen zu den Fiſchen,
Sie haben und ſie wollen keine Kraft,
Sie ſagen, nur das Waſſer könn' erfriſchen,
Wein aber nehme den Verſtand in Haft;
Doch, wenn im Glaſe gold'ne Tropfen blinken,
Will edlen Wein ich Euch zum Trotze trinken.

Der Eine hält ſich an die Alleopathen
Und ſucht in Strömen Arzenei ſein Heil,
Der And're zählt ſich zu den Homöopathen
Und meint, es wirk' ein dezillionter Theil,
Der Dritte ſteht da mit den Hydropathen
Im Waſſerfall vom Berge ſtürzend ſteil;
Ich will, all den Syſtemen nicht ergeben,
Zum Trotz den Ärzten noch recht lange leben.

Lob des Papiers.

Dir, o göttliches Papier,
Gilt dieß kleine Loblied hier,
Möcht' es mir gelingen
Dich, ſo wie mein Wunſch es iſt,
Und wie du es würdig biſt,
Heute zu beſingen.

Jedes Lied iſt ſicherlich
Auch zugleich ein Lob auf dich,
Das auf dir geſchrieben,
Denn es ſieht wohl Jeder ein,
Ohne dich wär' auch das Seyn
Deſſen unterblieben.

Manches bied're Freundſchaftsband
Würde, gingſt du nicht zur Hand,
Nach und nach erkalten,
Du nur weißt uns immer gleich,
Auch in dem entfernt'ſten Reich,
Freunde zu erhalten.

Für die Sprache giltſt du oft
Liebenden, wenn unverhofft
Eltern ſie belauern.
Zeigeſt Ort und Stunde an,
Wo der Liebe Freude kann
Länger für ſie dauern.

Mein Gedächtniß lob' ich mir,
Aber mehr dich, o Papier!
Du biſt treu und bieder,
Was man ſonſt ſo leicht vergißt,
Gibſt du auch nach Jahresfriſt
Uns getreulich wieder.

Du biſt einzig immerhin
Die bekannte Pflegerin
Jeder Kunſt auf Erden,
Sonſt käm' auch zu keiner Zeit
Etwas zur Vollkommenheit,
Alles blieb' im Werden.

Ohne Stolz auf Nützlichkeit,
Kann man dich doch jederzeit
Zum geringſten brauchen,
Gerne dienſt du Jedermann,
Zündeſt gar mein Pfeifchen an,
Will ich Tabak rauchen.

Wenn ein ungeſchickter Mann
Dich beſudelt, reinigt man
Mit dir ſelbſt dich wieder;
Dein Geſchlecht, das Löſchpapier,
Dient am allerbeſten hier,
Ihr helft euch als Brüder.

Dir vertraut der Kranke auch,
Noch vor ſeinem letzten Hauch,
Seine Sterbgedanken;
Du machſt, daß nach ſeinem Tod,
Freunde ſich nicht ohne Noth
Um die Erbſchaft zanken.

Du wirſt oft wie das begrüßt,
Was in dir enthalten iſt,
Oft noch mehr geſchätzet,
Bücherpreis wird allemal
Mehr nach deiner Bogenzahl,
Als nach Werth geſetzet.

Trotz der vielen Nützlichkeit,
Die uns deine Hilfe beut,
Biſt du leicht zu machen;
Ja, obſchon du nützeſt ſehr,
Dennoch ſtammſt du immer her
Von verworf'nen Sachen.

Lumpen brachten dich zur Welt,
So wie ſich dein Werth erhält
Oft durch Lumpereien;
Kommſt du auch von dieſen her,
Gibt es doch der Lumpen mehr,
Die dich frech entweihen.

Magſt du fein ſeyn, oder grob,
Dennoch weih' ich dir dieß Lob,
Andern zum Exempel;
Denn du trägſt ja öffentlich,
Schriftlich und im Druck und Stich,
Deiner Tugend Stämpel.

Lieber Gott! wie ſehr mißbraucht
Mancher, der in Tinte taucht,
Deiner Unſchuld Farbe;
Mancher ungezog'ne Mann
Schwätzt und ſudelt oft dich an
Durch der Lettern Narbe.

Du geduldiges Papier,
Bitte dich, vergib auch mir,
Daß ich dich beſudelt,
Daß ich deine Qual vermehrt,
Durch mein Loblied dich entehrt,
Das ich ſchnell gehudelt.

Doch dein Lob ſtünd' auch nicht hier,
Hätt' ich dich nicht ſelbſt vor mir,
Nimmer wär's geſchrieben;
Du biſt ſelber Schuld daran,
Daß ich dir das angethan,
Sonſt wär's unterblieben.

Nach einem Zanke.

Klotilde! Du biſt eben
So ſchön, als wunderlich; —
Man kann nicht ohne dich
Und auch nicht mit dir leben.

Rache eines Schriftſtellers.

Jüngſt hört' ich einen Dichter wüthend ſprechen:
„Sie pfiffen in dem Schauſpielhaus
Mein neues Werk mir geſtern aus,
Schon gut, ich will ganz fürchterlich mich rächen.
Ich ſchreibe jetzt das beſte Stück auf Erden
Und das ſoll gar nicht aufgeführet werden.“

Die Unverſchämte.

Je größ're Zoten, um ſo lieber
Hört Tulla deine Rede an;
Sie ſchäme mind'ſtens ſich darüber,
Daß ſie ſich nicht mehr ſchämen kann.

Ordensketten.

Er trägt den Orden an einer Kette,
Zu zeigen, was er verdienet hätte.

Überſchrift über ein Krankenhaus.

In dieſem Hauſe liegen arme kranke Leute,
Der Hilfe mehr als ihrem Schmerz zur Beute,
Die Wiſſenſchaft ſich hier an ihren Qualen weidet,
Die Kunſt verſucht und die Natur entſcheidet.

Verleugnung.

Petrus hat Chriſtum dreimal verleugnet,
Worüber der Herr den Text ihm geleſen.
Hätte das Ding doch bei mir ſich ereignet,
Wär' ich auf Petern nicht böſe geweſen,
Im Gegentheil wünſcht' ich es ſehr, ich geſtehe,
Daß Jemand wäre in meiner Nähe,
Der mich verleugnet, wenn Gläubiger kommen,
Trefflich würde mir's frommen.

Ein Furchtſamer auf der Donau.

Freund Fährmann nimm dich gut in Acht,
Der Fluß iſt falſch, es kommt die Nacht,
Und bringſt du glücklich, Lieber!
An's Ufer mich hinüber,
So iſt kein Preis mir dann zu theuer,
Denn's Waſſer fürcht' ich wie das Feuer!

Die Welt im Kleinen.

Der Menſch iſt eine Welt im Kleinen,
Beim Manne will mir's nicht ſo ſcheinen,
Doch bei dem Weibe ohne Scherzen,
Trifft dieſes Sprichwort ein gewiß,
In ihrem Auge iſt ein Paradies
Und eine Höll' in ihrem Herzen.

Naive Antwort.

Matz.

Da deine Frau nun geſtorben iſt,
Wirſt du deine Hand nicht Derjenigen geben,
Zu welcher du früher bei ihrem Leben
Schon täglich des Abends gegangen biſt?

Mutz.

Bedenke, daß dieß ich nicht thuen kann,
Wo ſoll ich die Abende zubringen dann?

Zueignungs-Sonnet

meines Almanachs Selam für das Jahr 1817. Ihr geweiht.

Zerbrecht euch nicht den Kopf, ihr fremden Seelen,
Wer jene Sie, die ich hier meine, ſei,
Mit allem Grübeln iſt es hier vorbei,
Ihr würdet nur den rechten Weg verfehlen.

Es pflegen nicht mit Prunke und Geſchrei
Zwei Herzen öffentlich ſich zu vermählen,
Zum Glücke darf zwar Keins von Zweien fehlen,
Doch fordert auch das Glück nicht mehr als Zwei.

D'rum wähnet nicht zu heben dieſen Schleier,
Und forſchet nicht im Raume, der unendlich,
Kein Licht wird dieſes Räthſel euch enthüllen.

Der Liebe Flamm' iſt überird'ſches Feuer,
Der Liebe Sprache iſt nicht laut verſtändlich,
Der Liebe Zähren ſind verborg'ne Quellen.

An Leonoren.

Ich möchte dir einmal ein Liedchen bringen,
Den Wunſch haſt du mir öfters ſchon entdeckt,
Doch wenn ich es verſucht, von dir zu ſingen,
Hat meine Phantaſie mich ſtets geneckt,
Nicht flink genug war meine Hand zu ſchreiben,
Es fiel mir gar ſo viel auf einmal ein,
Dem Herzen muß das Blatt ſtets ſchuldig bleiben,
Denn jenes iſt zu groß und dieß zu klein.

Dacht' ich bei deinen Augen anzufangen,
So ſah ich gleich das braune Lockenhaar,
Wollt' ich dann malen deine Roſenwangen,
So ſtellten ſich die Grübchen d'rin mir dar,
Wollt' ich von deinem ſanften Munde ſprechen,
So ſah ich auch zugleich den Perlenzahn,
Eins nöthigt mich das And're abzubrechen,
So end' ich nie, und fange niemals an.

Will ich beſchreiben deines Herzens Güte,
Da iſt denn gar kein Wort mir gut genug,
Nichts glückte, was ich mich zu bilden mühte,
Ich fühlte nur, und war zu wenig klug,
Nichts traf ich, wie es ſtand in meinem Buſen,
Und Alles ſchien mir viel zu ſchwach, zu kalt,

Genug! — Dem Frechen zürnen ſonſt die Muſen.
Der eine Grazie ſo menſchlich malt.

Orientaliſche Granaten.

Die dreifache Schuld.

Omar macht' einſt zur nächtlichen Stunde
In Medina perſönlich die Runde.

Es tönt' aus einem verſperrten Hauſ'
Gedämpfter Schall einer Laute heraus.

Da er durch's Thor alſo nicht konnte geh'n,
So ſtieg er auf's Dach, um hinein zu ſeh'n.

Er ſah einen Mann, der mit einer Maid
Sang, trank und koſte voll Fröhlichkeit.

„Nichtswürdiger!“ — rief er von oben ihm zu —
„Dreifach übertrittſt die Geſetze du!“

„Du vereineſt Schalmei, Weib und Wein,
„Um dreifach mit einmal ſchuldig zu ſeyn!“

„Ei, Herr!“ — rief der And're von unten ihm zu —
„Dreifach übertrittſt die Geſetze auch du!“

„Der Koran den Späher zur Strafe zieht,
„Du aber ſpähteſt, was hier geſchieht.“

„Der Koran lehrt: Gehet zur Thüre hinein!
„Du aber kamſt bei dem Dache herein.“

»Der Koran ſagt: Kommt in ein Haus ihr hinein,
»So grüßt die Bewohner desſelben fein!«

»Du aber kamſt ohne allen Gruß,
»Nun, Herr, jetzt ziehe dir ſelbſt den Schluß!«

Ab zog der Kaliſe, der Mann aber heiter
Sang, trank und koſt' mit der Dirne weiter.

Die Nachtmuſik.

Suleiman hatte geboten ſehr ſcharf,
Daß Niemand bei Nachtzeit ſingen darf.

Sein Tonkünſtler Sinan ſang dennoch bei Nacht,
Darüber die Sklavin Delfa erwacht.

Es ſchlief neben ihr der Kaliſe in Ruh',
Doch ſie trat zum Fenſter und hörte zu.

Und als der Kalif ſie vermißt neben ſich,
Da war er erzürnet gar fürchterlich.

Er ſchrie aus dem Fenſter: »Nun warte du Hund,
Du büßeſt dein Krähen zu ſolcher Stund'!«

Darob glaubte Sinan, der arme Tropf,
Es ſei geſchehen um ſeinen Kopf.

Jedoch benahm ihm am nächſten Morgen,
Suleiman durch gütiges Wort ſeine Sorgen.

Er ſprach: „Ich will keinen Sang mehr bei Nacht,
„D'rum nimm dich künftig davor ſein in Acht!"

„Wenn Pferde wiehern, verſammeln ſich Füllen,
„Die Kälber kommen, wenn Kühe brüllen,"

„Und Weiber hält keine Macht zurück,
„Sie laufen herbei beim Ton der Muſik."

„D'rum, wenn die Nacht uns ſoll Ruhe bringen,
„So muß nichts wiehern, nichts brüllen, nichts ſingen."

Des Cadi Liſt.

Auf einem Hügel, gar lieblich zu ſchau'n,
Da wollte ſich Hakkam ein Landhaus bau'n.

Den Hügel aber beſaß ein Weib,
Und hing daran mit Seel' und Leib.

Da Hakkam ihn nun für Gold nicht bekam,
Geſchah es, daß er mit Gewalt ſich ihn nahm.

Das Weib ging zum Cadi und klagt ihm ihr Leid,
Und bat auf den Knien um Gerechtigkeit.

Der Cadi ſprach: „Das Geſetz iſt für dich,
Doch Hakkam dünkt d'rüber erhaben ſich,

D'rum können den Weg des Rechts wir nicht geh'n,
Doch will ich es anders zu lenken ſeh'n."

Der Cadi ließ ſatteln den Eſel darauf,
Und lud einen ſehr großen Sack ihm auf.

Und ſo ritt er dann auf den Hügel hin,
Wo Hakkam den Bau nachzuſehen erſchien.

„Was willſt du,“ fragte Hakkam, „Ibn-Bachir bei mir?
Und wozu der Sack, den du bringeſt mit dir?“

Der Cadi verbeugt’ ſich beſcheidentlich,
Und erbat eine Gnade vom Herrſcher ſich.

„Erlaube den Sack, Herr, zu füllen mir,
Mit Erde von dieſem Hügel hier.“

Der Wunſch ward gewährt und es füllte ſodann
Der Cadi den Sack bis zum Rande an.

„Jetzt hilf mir, o Herr,“ bat er weiter hierauf,
„Zu heben den Sack auf den Eſel hinauf.“

Und lächelnd ſprach Hakkam: „Ein ſeltſam Begehr!
Der Sack voll mit Erde, der wird mir zu ſchwer.“

Im Rechtsgefühl glänzt nun des Cadi Geſicht,
Und mit edler Kühnheit er alſo ſpricht:

„Wie, Herr, bei Gott es wundert mich ſehr,
Der Sack mit Erde iſt ſchon dir zu ſchwer,

Und doch ſchließt er nur ein Theilchen in ſich
Von dem, was mit Unrecht du riſſeſt an dich.

Wie willſt du denn tragen zum jüngſten Gericht
Den ganzen Hügel? das kannſt du nicht.“

Den Cadi traf ein ungnädiger Blick,
Doch gab der Kalif den Hügel zurück.

Seltſame Belohnung.

Im prächtigen Marmorpalaſt
Saß Dſchafer, der Barmekide,
Und nach der Geſchäfte Laſt
Sucht' er Erholung im Liede.

Und um ihn im weiten Kreis,
Da ſaßen wohl tauſend Poeten,
Die, weil ſeine Großmuth bekannt,
Sich gern bei ihm einfinden thäten.

Und Jeder der Tauſend gab
Von ſeiner Kunſt eine Probe,
Und aller Tauſend Mund
Erſchallte von ſeinem Lobe.

Sie hoben als Halbgott ihn
Hinauf bis zu den Sternen,
Und ſangen: von ihm könne man
Die höchſten Tugenden lernen.

Und als ſie geſungen all',
Sah man noch Einen vortreten,
Der Tauſendeinte war's
Von den vorhandenen Poeten.

Er ſang, wie die Andern, ein Lied,
Doch nicht vom Lobe erklingend,
Es war ein Stachelgedicht,
Die Fehler Dſchafers beſingend.

Von Staunen wurde der Kreis,
Ob dieſer Kühnheit, durchdrungen,
Und Jeder dachte: der hat
Zum letzten Male geſungen.

Da hob' ſich Dſchafer vom Thron
Und ließ ſeine Großmuth nun walten:
»Ein Jeder, der mich gelobt,
Soll tauſend Dirhems erhalten;

Der aber, der im Geſang
Mich geißelte ohne zu ſchonen,
Den Wahrhaften ſollen dafür
Fünftauſend Dirhems belohnen!

Ihr habt mich mit Lob überhäuft,
Und dieſes macht leicht unbeſcheiden,
Er aber ſang, was ich gefehlt,
Und dieſes, will's Gott, will ich meiden!«

So ſprach der große Weſir,
Und die Poeten beſchloſſen,
Doch lieber zu loben, weil ſo
Belohnt wird von wenigen Großen.

Seltſame Strafe.

Es ſaß beim glänzend bereiteten Mahle
Al Raſchid mit ſeinem Sohn Mamum im Saale.

Die Schönſte der Sklavinnen ſchenkte den Wein
Den Zechern in goldenen Bechern ein.

Und Mamum, welchem die Sklavin gefiel,
Fing an ein verliebtes Augenſpiel.

Der Vater ſchien dieß gar nicht zu ſeh'n,
Und wenn er es ſah, es doch nicht zu verſteh'n.

Der Sohn, entflammt von des Weines Genuß,
Wird dreiſter und wirft ihr nun zu einen Kuß.

Die Sklavin erröthet, und völlig zerſtreut,
Gießt ſie den Wein auf al Radſchids Kleid.

Al Raschid befiehlt ihr zu ſagen frei,
Was Urſach' dieſer Zerſtreuung ſei.

Und ſie geſteht, daß Mamum ſo eben
Ihr Zeichen, er wolle ſie küſſen, gegeben.

Dem Mamum aber verſagte die Stimme,
Er zitterte vor ſeines Vaters Grimme.

Doch dieſen ſtach heute die Eiferſucht nicht,
Er ſprach mit lächelndem Angeſicht:

»In jenes Gemach geht zur Straf Ihr ſogleich,
Und küſſet Euch ſatt, das befehl' ich Euch;

Damit meinem Sohn bleibe kein Begehr,
Und dir, Sklavin, keine Zerſtreuung mehr!“

Die letzte Kuh.

Im Tempel kniet' ein Weib, das im Gebete
Mit tiefer Inbrunſt zu dem Himmel flehte,
Und Dionys kam in den Tempel, ſah
Das Weib ſo eifrig beten, trat ihr nah'
Und hörte, wie die Alte im Gebete
Für ihn und für ſein Wohl zum Himmel flehte.
Darob erſtaunt und freut ſich der Tyrann,
Und fragt: „Was hab' ich dir denn Gut's gethan,
Daß dir an meinem Wohle ſo gelegen,
Und daß auf mich du rufeſt Gottes Segen?“
Die Alte ſprach: „Es ſtrafte Gottes Hand
Durch drei Tyrannen dieſes arme Land,
Vier Kühe hatt' ich, als der Erſte kam,
Der unbarmherzig mir die Eine nahm,
Ich weinte, doch es blieben mir noch drei,
Da kamſt du, Herr, und nahmſt mir ihrer zwei,
Nun bet' ich täglich für dein langes Leben,
Sonſt muß ich auch die letzte Kuh noch geben.

Die beiden Gräber.

Zwei Gräber ſtanden neben einander,
Das eine war ohne Prunk und Zier,

Das and're war ein erhab'nes Gebäude,
Von Marmor und von prächt'gem Porphir.

Bei dieſem kniete der Sohn eines Reichen,
Erweiſend dem Vater die Sohnespflicht;
Bei jenem kniete ein armer Derwiſch,
Der auch ſein Gebet für den Seligen ſpricht.

Als Beide ihr kindlich Geſchäft verrichtet,
Trat näher der Derwiſch dem prunkvollen Grab
Und blickte es an mit großer Bewund'rung,
Die er zu erkennen durch Zeichen gab.

Da regte der Stolz ſich im reichen Jüngling,
Und höhnend ſprach er zum armen Mann:
„Haſt du deinen Vater denn nicht geliebet,
Daß du ihm nicht größere Ehr' angethan?“

„Ob ich ihn geliebet?“ — erwiedert der Derwiſch,
Und eine Thrän' rann die Wange herab, —
„Allein, verzeihe, ich hege den Glauben,
Das beſſere ſei *meines* Vaters Grab.“

„Wenn einſt der letzte Tag wird erſcheinen,
Wo die Todten erſtehen von ihrer Raſt,
Wie leicht wird mein Vater den Hügel durchbrechen,
Wie ſchwer ſich der deine entwälzen der Laſt.“

Des dummen Kannengießers Raiſonnement in der Schenke über den Sieg bei Leipzig.

Ihr redet heut' wieder im Nebel hinein!
  Doch man kann's von Euch nicht begehren,
Da muß man im Tiktak bewandert ſeyn,
  Um das Alles ſich zu erklären.
Wer auf der Landkarte zu Hauſe iſt,
Der weiß, wo ein jedes Wäſſerchen fließt,
  Indeſſen ihr Andern auf gar nichts denkt,
  Als wo man die beſten Weine ſchenkt.

Ihr wiſſet Euch nicht recht Beſcheid und Rath,
  Wie's zuging beim Leipziger Siege? —
Ihr wißt es, mein Vater war neun Jahr Soldat
  Im ſiebenjährigen Kriege.
Der ſprach nur von Schlachten, und zeichnete mir
Gar viel auf den Tiſch mit Kreide und Bier,
  Und wenn eine jetzt in der Zeitung ſteht,
  Iſt's grad', als ob ich ſie gewonnen hätt'.

Vor Allen laßt jetzt uns die Stellung geſchwind
  Der ſtreitenden Heere beſehen;
Denn weiß man nicht, wo ſie geſtanden ſind,
  So weiß man nicht, wie ſie ſich drehen:
Held Blücher ſtand hier mit dem ſchwediſchen Heer,
Und da rückte Hiller mit Preußen daher,
  Den Ausſchlag gab dann bei der größten Gefahr
  Lord Wellington mit der Koſakenſchar.

Das war ein mörderiſch heißer Kampf,
Ein Jeder that Heldenthaten,
Sechs tauſend waren von Feuer und Dampf,
Von vorne und hinten gebraten,
Das Blut floß dabei in Strömen daher,
Es watete d'rin bis zum Halſe das Heer,
Die Zeitung ſagt recht: Ein' Armee war's nur,
Denn Allen gab's Blut eine rothe Montur.

Da wurden die Deutſchen durch lautes: bum! bum!
Aus ihrem Schlafe gewecket,
Da flogen ſo manche Naſen herum,
Die einſt ſich in Alles geſtecket,
So Mancher, der ſonſt im unmäß'gen Gebrauch
Das Rindfleiſch verſchmäht, bekam Knödel in' Bauch
Und Mancher, der ſchwelgte im Weinesgenuß,
Trank jetzt zu viel Waſſer im Elſterfluß.

Es gingen die deutſchen Truppen all'
Aus den Reihen des Feinds zu uns über,
Der Feind ſagt ſelbſt, das war ihm fatal,
Wenn's nicht geſcheh'n wär', wär's ihm lieber;
Denn dadurch ſah das feindliche ſiegreiche Heer
So aus, als ob es geſchlagen wär' *),
Das geſchlagene aber war Sieger zum Schein,
Und lief nun verzweiflungsvoll bis an den Rhein.

---

*) Dieß und das Folgende ſind die eigenen Worte franzöſiſcher Bulletins.

Doch jetzt kommt der Hauptpunkt, auf dieſen gebt Acht,
Ihr glaubt's nicht, doch ſpitzt Eure Ohren,
Ein einz'ger Sapeur hat die ganze Schlacht
Allein dem Feinde verloren.
Bei den Franken hatte in jeder Schlacht,
Ein Einz'ger vorher Alles gut gemacht,
So iſt's Euch wohl klar, daß ein einziger Mann
Bei ihnen auch Alles verderben kann.

'S war ſo: — Es ſollte ein Colonel
Verbrennen 'ne feindliche Brücke,
Der gab einem Capitän den Befehl,
Der ließ ihn dem Lieutenant zurücke,
Dem Fähnrich gab ihn der Lieutenant,
Der Fähnrich beauftragte einen Sergeant,
Der ſteckte die Brücke zu früh in den Brand,
Die nachher — und vorher kein Menſchenaug' fand.

Ihr macht große Augen und ſeht mich an!
Nicht wahr, das ſind ſeltene Sachen?
Ich weiß wohl, daß Mancher nicht faſſen kann,
Was ich jetzt erzählt; — er wird lachen; —
Doch ſtill! — Das iſt wohl nicht ſo wunderſam,
Als daß uns der Feind zwanzig Fahnen nahm,
Da uns doch keine verloren ging, —
Das iſt das allerſeltſamſte Ding.

Die Gräber.

Es ſprach ein Mann, den Deutſchland nennet*)
Mit Recht das größte Kraftgenie:
Gebt Ihr Euch einmal für Poeten
So commandirt die Poeſie!
Laß ſehen ob auch mir gehorchet
Der dichtriſche Commandoſtab,
Ich will ein luſtig Lied jetzt machen
Auf einen traur'gen Stoff: das Grab.

Es reihen Gräber ſich an Gräber
Am ird'ſchen Pfade, den wir gehn,
Allein der Frohſinn und der Leichtſinn
Bewirken, daß wir ſie nicht ſehn,
Theils ſind verſteckt ſie unter Blumen
Damit ihr Anblick nicht betrübt,
Theils kennen wir ſie nicht, weil ihnen
Die Welt ganz andre Namen gibt.

In Lieb entbrannt iſt dort ein Pärchen,
Und ſehnt ſich nach der Ehe Band,
Schon ſchlingt der Prieſter ſeine Stola
Nach ihrem Wunſch um ihre Hand;
Ihr Thörichten! reißt von dem Finger
Den Ring Euch wieder ſchnell herab,
Wißt Ihr denn nicht: das Ehebette
Iſt meiſtens auch der Liebe Grab.

---

*) Goethe.

Zwei Jünglinge ſind feſt verbunden
Wie nie zwei Männer auf der Welt,
Beſitzen Beide gleiche Neigung
Und haben Beide auch kein Geld.
Da fiel's dem Oheim ein des Einen
Daß er ihm ſein Vermögen gab,
Das inn'ge Band iſt nun zerriſſen,
Denn Reichthum iſt der Freundſchaft Grab.

Was Goethe und was Schiller ſchrieben
Und Andre, die man jetzt noch preiſt,
Das wurde nicht der Zeit zum Raube,
Weil es getroffen Herz und Geiſt;
Was jetzt die Dichter ſchreiben, rinnet
In des Vergeſſens Meer hinab
Und iſt, weil es der Mode huldigt,
Des beſſeren Geſchmackes Grab.

Aus alten Meiſtern ſich zu wählen
Vorbilder für die neue Kunſt
Iſt lobenswerth; doch nachzuahmen
Iſt nur der Kern und nicht der Dunſt;
Seht, unſre Künſtler lernen meiſtens
Nur die Manier den alten ab,
Und ſo wird auch die Kunſt, die alte,
Für unſre neue Kunſt ein Grab.

Doch laſſet Freunde Euch nicht ſchrecken
Durch all die Gräber unſrer Zeit,
Ein ſichrer Schutz gen ihre Schauer
Iſt Lebensmuth und Fröhlichkeit;

Geht muthig Ihr den Pfad des Lebens
Geſtützt auf dieſem feſten Stab,
Dann blühen ſicher Euch auch Roſen
Aus jedem noch ſo finſtern Grab.

Lied.

Ich habe Alles empfunden,
Der Liebe Luſt, der Liebe Wunden
Ein gleichgeſtimmtes Herz an meinem ſchlagen,
Den Wurm der Eiferſucht im Buſen nagen,
Was bliebe mir übrig für künftige Stunden?
Ich habe Alles empfunden.

Ich habe Alles gegeben,
Mein Glauben, Hoffen, Sinnen, Streben,
Den frohen Muth der mich ſo glücklich machte,
Die ganze Welt, die mir, dem Freien lachte,
Was bliebe mir übrig zu lieben das Leben?
Ich habe Alles gegeben.

Ich habe Alles verloren
Die Treue, die ſie mir geſchworen,
Den Blick, aus dem ich Licht und Freude ſaugte,
Den Mund, der mir den Lebensodem hauchte,
Sie hab' ich nicht mehr, die mein Herz ſich erkoren,
Ich habe Alles verloren!

Kaiſer Michael Paleologus.

Der Kaiſer Paleologus
Soll heut' in der Kirch' erſcheinen,
Um vor dem Biſchof Phocas ſich
Von einem Verdachte zu reinen.

Die Feuerprobe war beſtimmt,
Die Unſchuld zu beweiſen,
Und in der großen Pfanne ſah
Man glühen ſchon das Eiſen.

Doch ſtandhaft weigert Michel ſich
Die Prob' anzuerkennen,
„Ergreif' ich,“ ſagte er, „die Gluth,
So muß ſie mich ja brennen!“

Doch feſt beharret Phocas drauf;
Da läßt ſich der Kaiſer vernehmen:
„Ich bin ein armer ſündiger Menſch
Der nicht ſeine Furcht kann bezähmen.

„Ihr aber ſeid ein heil'ger Mann,
Umſtrahlet vom Wunderſcheine,
Drum nehmt das Eiſen in Eure Hand
Und legt es dann in meine.

„Dann will ich in Ergebung mich
Es zu empfangen bequemen!“
Der Biſchof aber war weit entfernt
Die Einladung anzunehmen.

Sankt Ludgerus.

Legende.

Zum heiligen Ludgero
Schickt Carolus der Kaiſer
Der Kämmerlinge Einen,
Und läßt in Staatsgeſchäften
Den Biſchof zu ſich rufen. —
Doch der erſcheinet nicht.

Und mit demſelben Auftrag
Schickt drauf er einen Zweiten,
Und mit den Räthen harrt' er
Im Saale auf den Biſchof. —
Doch der erſcheinet nicht.

Und kraus zieht nun der Kaiſer
Vor Ärger ſeine Stirne,
Und einen dritten Diener
Schickt er mit ſtrenger Drohung
Zum ſäumenden Ludgero. —
Doch der erſcheinet nicht.

Und all die hohen Herren,
Die um den Kaiſer ſtehen,
Sie ſchütteln ihre Köpfe,
Und meinen Himmelſchreiend
Sei ſolcher Ungehorſam,
Und legten ihn zum Hohne,
Zur Schmach des Kaiſers aus.

Und endlich kommt der Biſchof
In ſeinem Amtsornate
Und neigt vor ſeinem Kaiſer
Das weiße Haupt in Demuth;
Doch dieſer, mit vom Zorne
Gerötheten Geſichte,
Frägt ihn, warum er ſeinem
Befehle nicht gehorcht?

Demüthig aber läßt ſich
Der Biſchof ſo vernehmen:
„Herr Kaiſer! Die Befehle
„Von Euch, ſie ſind mir heilig;
„Doch noch was Heil'ger's kenn ich:
„Befehle des Allmächt'gen,
„Vor welchem wir uns Beide
„Im Staube beugen müſſen.
„Mit meinen Prieſtern hatt' ich
„Die täglich anbefohlnen
„Gebete fromm verrichtet,
„Als Ihr mich rufen ließet.
„Dieß Göttliche vollenden
„Mußt' ich, bevor ich durfte
„Dem Weltlichen mich leihen,
„Drum wollet mir vergeben
„Und denken, daß Ihr ſelber,
„Als Ihr das Amt des Hirten
„Auf meine Schultern legtet,
„Mir dringend anbefahlet:

„Mit allem Ernſt die Dienſte
„Des Herrn zu überwachen.“
Und als er ſo geſprochen,
Küßt er mit frommer Inbrunſt
Das Kreuz, das er am Buſen
An goldner Kette trug.
Und aus der Hand des Biſchofs
Nimmt dann das Kreuz der Kaiſer
Und küßt es auch und ſpricht dann:
„Die Ehre Gott vor Allen.“

Der Sitz des Herzens.

Wenn ich dich ſeh', glaub ich es ſei
Mein Herz in meinen Blicken,
Doch wieder ſpür' ich's in der Hand,
Fühl' ich von dir ſie drücken.
Es zittert auf den Lippen mir,
Raub' ich ein ſüßes Küßchen dir.

Es tritt das Herz mir in das Ohr,
Hör' ich dich ſprechen, ſingen;
Red' ich, ſo fühl' ich's wieder dann
Mir auf die Zunge dringen,
Muß ich von dir entfernet ſein,
Fühl' ich's im Kopfe, denkend dein.

Kurz, überall in mir fühl' ich
Ein Herz, um dich zu lieben,

Und dennoch wieder regt ſich nichts
In mir zu andern Trieben,
Mit vollem Rechte zweifl' ich itzt
Ob ich ein's hab', und wo es ſitzt.

Gegeben hab' ich dir wohl mein's,
Doch haſt du's auch genommen?
O ja! ich fühl's, ich hab dafür
Das deinige bekommen;
Es muß ein Weiberherz wohl ſein,
Weil's nirgend kann beſtändig ſein.

Einſchränkung,

(eine häusliche Scene)

zur Deklamation dem Ehepaar Fichtner gewidmet.

Perſonen: Die Frau. Der Mann.

Der Mann.
Lieb' Kind! Heut am erſten Tage im Jahre
Hab' ich mancherlei zu bereden mit dir,
's muß zwiſchen uns Vieles kommen in's Klare,
Komm' ſetz' recht vertraulich dich neben mir.
Die Frau.
Recht gern! Ich will dich auch nicht unterbrechen,
Doch ſieh mir nur nicht ſo ernſthaft darein,
Ich höre dich lieber recht fröhlich ſprechen,
Es wird doch nicht gar ſo was Wichtiges ſeyn?
Mann.
Wohl iſt's etwas Wichtiges; — nicht zu ſcherzen.
Frau.
Hu, Hu! Das klingt ja faſt ſchauerlich.
Mann.
Erlaub' mir zu reden gerade vom Herzen.
Frau (innig).
Thu's! Dann trifft's das meine auch ſicherlich.

Mann (räuſpert, huſtet und nimmt ſich einen Anlauf).
Du weißt wohl, mein liebes gutes Helenchen,
Wir ſind nun zwei Jahre fünf Wochen vermält.
Frau (etwas pikirt).
Zwei Jahre, das weiß ich, mein liebes Männchen,
Doch bis auf die Wochen hab' ich's nicht gezählt.
Mann (mit einem Seufzer).
Zwei Jahre ſind lang und man muß viel verdienen,
Will man ſo leben nach Mode und Brauch.
Frau.
Mir hat's eben nicht ſo lange geſchienen,
Und was wir brauchten, das hatten wir auch.
Mann.
Wir hatten es, ja, aber weil wir es hatten,
So haben wir wohl es in Zukunft nicht mehr.
Frau.
Wir thaten ja mehr nicht als Andere thaten,
Erſchrecke mich nicht, ich bitte dich ſehr.
Mann.
Du weißt, mein Amt trägt dreitauſend Gulden,
Zweitauſend erhältſt von der Tante du.
Frau.
Das macht fünftauſend, da kann ohne Schulden
Man leben, denk' ich, ganz ſorglos in Ruh.
Mann.
Wir haben uns auch ſehr ſorglos benommen,
Und ließen uns Alles bringen in's Haus,
Jetzt erſt ſind aber die Conti gekommen,
Da ſah ich, wir lebten zwei Jahre voraus.

Frau (im vorwurfsvollen Tone).
Ja ſieh, da kommt man zu ſpät erſt in's Klare,
Wenn man das Rechnen ſo lange verſchiebt.

Mann.
Wir haben durch die ganzen zwei Jahre
Nichts Anderes gethan, als uns immer geliebt.

Frau.
's iſt wahr!

Mann.
Und hätt' ich's auch früher geſehen,
Glaubſt du wohl, Helene, ein liebender Mann,
Er kann ſeinem Weibchen ſo widerſtehen,
Und ihr was verſagen? Das geht nicht an.

Frau.
Du hätteſt mir doch widerſtehen ſollen,
Vielleicht hätt' ich Anfangs mich widerſetzt,
Vielleicht auch begonnen etwas zu ſchmollen,
Doch hätt' ich daran mich gewöhnt zuletzt.

Mann.
Es läßt ja noch Alles zum Guten ſich lenken.

Frau.
Glaubſt du?

Mann.
O freilich!

Frau.
Wie ginge das an?

Mann.
Wir müſſen nur ſuchen uns einzuſchränken,
Wir müſſen nur ſparen.

Frau (mit gutmüthiger Eilfertigkeit).

Ja, ja, lieber Mann,
Wir wollen ſparen, in unſerm Hauſe,
Bei Kleidern und Möbeln, bei Kaffeh und Wein,
Beim Frühſtück, beim Mittagsmal und bei der Jauſe,
Das gibt Unterhaltung, weil's neu uns wird ſeyn,
Laß uns, mein Lieber, jetzt gleich überlegen,
Wo fangen uns einzuſchränken wir an?

Mann.

Wir wollen die Pferde verkaufen.

Frau.

Meint'wegen.
Doch weißt du wohl, daß ich ſchwer gehen kann,
Dann ſind unſ're Falben ſo liebe Thiere,
Sie freſſen den Zucker mir aus der Hand,
Ich müßte weinen, wenn ich ſie verliere,
Und ſieh die Müllers, die haben gar viere,
Und wir nur zweie! — Dann denke die Schand',
Was werden wir Alles wohl hören müſſen?
Da wird es heißen: Ich gönn's ihnen ſehr,
Die gehen auch ſchon auf den letzten Füßen,
Sie gaben ſogar ſchon die Pferde her.

Mann.

Ja freilich, wenn's ſo iſt, ſo bleibt es beim Alten.

Frau.

Ja, ja, wir müſſen die Pferde behalten.
Doch glaub' ich, mein Lieber, wir geben für künftig
Gar keine Dinérs mehr, da ſpart man viel Geld.

Mann.
Wo denkſt du denn hin? Das wär' unvernünftig,
Wer nicht gibt zu eſſen, gilt nichts auf der Welt,
Und dann, man wird ja bei Andern geladen,
Man muß wieder laden, iſt man delikat.
Frau.
Ja, ſolche Erſparniß, ſie würde mehr ſchaden
Als man dabei etwa Nutzen hat.
Mann.
Das geht alſo auch nicht, doch kann ich wohl meiden
Leicht meinen Bedienten.
Frau.
O was fällt dir ein?
Doch ich mein Mädchen.
Mann.
Wer würde dich kleiden?
Dein Mädchen muß bleiben.
Frau.
Bedient mußt du ſeyn.
Mann.
Verkaufen wir unſer Landhaus.
Frau.
Mein Lieber,
Da gabſt du einſt mir den erſten Kuß.
Sieh' nur, die Augen gehen mir über,
Denk' ich, daß ich davon mich trennen muß.
Mann.
Wir könnten 'ne kleinere Wohnung nehmen,

Frau.

Was uns betrifft, da könnt' es wohl geh'n,
Wir würden uns wohl zu Wen'germ bequemen.
(Zögernd und etwas verſchämt.)
Doch — Lieber! — Du weißt, wir erwarten noch wen.
Vielleicht wär' zu ſparen bei meiner Gard'robe.

Mann.

Das darf nicht geſchehen, das geh' ich nicht ein,
Ich will, daß Alles mein Weibchen lobe,
Sie ſoll ſo ſchön als die Schönſte ſeyn.
Ich will auf keine Journale mehr pränumeriren.

Frau.

Ich laſſ' keine Blumen mehr bringen in's Haus.

Mann.

Mein Himmel! das wird uns nicht weiter führen.

Frau.

Ja freilich, ſolch Kleinigkeit gibt nicht aus.

Mann (nach einer Pauſe).

Nun endlich ſind wir denn doch im Klaren.

Frau.

Wir überlegten nun Alles haarklein.

Mann.

Wir haben geſehen, es läßt ſich nichts ſparen.

Frau.

Und alſo können wir ruhig ſeyn.

III.

Gedichte
in niederöſterreichiſcher Mundart.

I.

Daiflsdu͡aʳn, Wi͡aʳbl und Schdrudl.

Da Daifl is an åbſchalicha Ke͡aʳl gånz gwis,
Hiazd kinnt's åwa denk'n wi͡a e͡aʳſcht ſain Frau Ahnl is!

Dö håd in da Höll amåhl Zaidlång g'håbt,
Und då håt's pfnot't und gamazt und umadåpt.

Åft håd ſa ſi go͡aʳ ån a Gugadl gſchdelt
Und håd auſſi bleanſld auf unſa Welt.

Då håd ſ' auf da Dana in gånz'n Scho͡aʳn
Ki͡aʳfi͡aʳta nåch Mari=Daferl ſeg'n fo͡aʳn.

Und g'he͡aʳd håd ſ' wi͡a dö ſo ålli z'ſåm
d' Mu͡ada Gottas fare͡aʳd und ångſunga håm.

Då is ſ' ſchbringgifti wo͡aʳn, Dåch und Nåcht
Håd ſ' umapfnuaʳd, d' Höll noh hölliſcha g'måcht.

Und benzd håd ſ' ån i͡aʳn Enigl ſo lang
Daß'n Daifl ſchon wo͡aʳn is daiflsbång.

Und daß aʳ i͡aʳ entli faſchbroch'n håd
E͡aʳ wül i͡aʳ wås bau'n bai da Dana gråd

Wo ah nåcha d' Ki͡a^{r}ſi͡a^{r}ta zuwiſo͡a^{r}n we͡a^{r}n
Und we͡a^{r}n ſ' ah wi͡a d' Muada Gottas fare͡a^{r}n.

Dös wo͡a^r i͡a^r ſchon recht und dös håd ſ' recht gfraid
Und Ållas wo͡a^r fo͡a^{r}ti in ku͡a^{r}za Zaid.

An unghaijas Gſchlos is då g'ſchdånd'n iwa Nåcht
Und da Dua^{r}n drån, dös wo͡ar go͡a^r a helli Pråcht.

Wia's fo͡a^{r}ti wo͡a^r is ſ' liſti ainizog'n drain
Wal ſ' glaubt håd 's wi͡a^{r}d a groß's Gris um ſie ſain.

Jå, håſt'n nöd g'ſeg'n! ne͡amſt håd zuwi ſi bog'n,
A Graiz håm ſ' gmåcht, und ſan waida zog'n.

's ſan z'hört a Bo͡a^r Hexna und Drud'n kuma,
Und Ne͡amſt håd in Wöch ſunſt zum Gſchlos hin gnuma.

Sie håd Ålas bruwi͡a^{r}d um d' Laid zuwi z'locka,
Håd lait'n låſſn mit Sülwaglocka,

Håd Li͡achta ausg'ſchdöckt und an Bradlgruch låſſ'n,
Sö håm ſi åwa deanad nöd ånſchmi͡a^{r}n låſſ'n.

Då is ſ' wia—n—a Wånz'n ſo gifti wo͡a^{r}n,
Und wi͡a ſ' amåhl auſſi g'ſchaud håd aus i͡a^{r}n Dua^{r}n

Und håd gſeg'n wi͡a Ana ſi aus håd glåcht
Und a Lellapap'n håd auf ſi gmåcht,

Då is ſ' in ſo råſand'n Bidsl kuma
Daß ſ' a Schdickl von Gſchlos und an Fölſ'n håd gnuma

Und håd ſ' ainikaid in dö Dana gråd
Daß 's pumpad und umadum aufgſchbrizd håd.

Und nåcha is ſ' wida in d' Höll åwi g'fo͡a^{r}n.
Soll drunt'n blaib'n mi͡a^r kina ſ' daſchbo͡a^{r}n!

Zwa Löcha ſigſt, wannſt auf da Dana biſt grasd
Dö ma hiazund in Wi͡a^{r}bl und Schdrubl hasd.

Und znagſt auf an Be͡a^{r}gl ſchdehd noh a Drum
Von Daiflsdu͡a^{r}n, ſchau di nöd danåch um!

II.

Schnaidagas.

In Esdraicha-Lånd ſicht a Schdadl ma ſchdehn',
Dås is zwo͡a^r nöd gros, åwa 's is ah nöd ſchön.

Es haßt Eg'nbu͡a^{r}ch. — Bain Huſſitt'ngri͡ach
Då is 's e͡am gånga åbſchali ſchi͡ach.

Da Faind håd's aing'ſchloſſ'n g'håbt hint'n und fo͡a^{r}n,
Und d' Bu͡a^{r}ga håm ſchon dö Guraſchi falo͡a^{r}n.

Zwo͡a^r ehnda håm ſ' graft in Soldåd'nan zun Druz,
Åwa åft is ausgånga da Hachlbuds.

Und mid an lar'n und hungringa Måg'n
Då mecht da Daixl ſi umaſchlåg'n.

Sö håm nix me͡a^r g'håbt, kan Brod, kan'n Kas,
Kan Flaiſch, nix me͡a^r åls an åldi Gas.

Ah dö håd ſi opfaʳn miaſſ'n fiaʳ d' Schdåd,
Und da Bu͡aʳgamasda håd ſ' g'fröſſ'n mid'n Råd.

Und drauf håm ſ' in Rådhaus ſi z'ſåmag'ſödzd,
Und håm ſimuli͡aʳd wås denn z' than waʳ jödzd.

Auf d'lödzd håm ſ' ausg'måcht, es waʳ nimma z'löb'n,
Und mu͡aring wollt'n ſ' dö Schdåd iwagöb'n.

A Schnaida, der ah mid a Rådshe͡aʳ wåʳ,
Håd åwa g'ſchria'n: »Wårum nöd gåʳ?

Nix wi͡aʳd iwagöbn, miaʳ we͡aʳn d' Faind ſchon fadraib'n,
Dö Schdåd wo—n—ih bin, mu͡as a Jumpfa blaib'n!«

»'s Fadraib'n waʳ ſchon recht,« ſågt a Råd, »åwa wi͡a?«
Då håd's anglopft ån da Rådhausdi͡aʳ.

Und aina is kema a Hu͡adara g'råd
De͡aʳ g'ſchbieni͡aʳt håd ålwal fo͡aʳ da Schdåd.

»Ih bring gu͡adi Bodſchåft eng gſchdrengi He͡aʳn!
So ſchraid a, ös we͡aʳts dåmid z'fried'n we͡aʳn.

Da Faind is åhg'ſchnid'n du͡aʳg'n Kaiſa ſain He͡aʳ,
Und drauſt, ſo wi͡a då håm ſ' ah z'fröſſ'n nix me͡aʳ.

D' Soldåd'n, dö mu͡aʳn ſchon, es ri͡aʳd ſi öan Måg'n,
Und 's Rosflaiſch dös kinan ſ' håld nöd fadråg'n.

Wånn's glikad den Faind baiz'bringa, daß d' Schdåd
Auf långi Zaid noh, an Broſiant=Fo͡arråt håd,

So wül ih drauf wött'n ſö båk'n Ålls z'ſåm
Und ſche͡aʳn ſi fo͡aʳt g'ſchwind in Gottasnåm!“

Da ſchraid da Schnaida: „Wånn's då drån is g'lög'n,
Då bin ih da Mån, dös bring ih ſchon z'wögn

Ös we͡aʳts is ſeg'n, 's gibt an gwåldinga Gſchbas!“
Fo͡aʳt rennt a mit'n Fell von daʳ åhg'ſchlåcht'n Gas.

Daham mu͡as'n glai ſain g'ſchiktaſta Gſell
Ainnah'n ålſa gånza in's mitbråchti Fell

Drauf auſſi au'm Schdådwåll da Schnaida rennd
Und megazt und megazt do͡aʳt ohni End.

Wann da Hålda auf d' Nåcht ſaini Ficha draibt ain.
So kån dås kan ſchdo͡aʳkas Gmegaz'n ſain.

Es loſ'n dö Faind und fawundaʳn ſi,
Und gift'n ſi ah ſchon gånz fi͡aʳchtali.

Sie manen: dö kinan noh lång ſi begråſ'n
Und da Jenaral låßt zun Åhmarſch blåſ'n.

Ån åndern Dåch ſchåfft da g'ſchdrengi Nåd
Es ſoll aufnoti͡aʳt we͡aʳn dö ruhmfolli Tåt,

Und daß ma's in ſchbödaſta Zaid noh ſoll kena,
So ſoll ålli Schnaida ma Schnaidagas nena.

III.

's Leaʳchnfeld.

Wo hiazund dås naichi Leaʳchnfeld ſchdehd,
Wo da We͡ana ſo ge͡aʳn zun Suf auſſi gehd
  Is amåhl a Leaʳchnwåld g'wöſ'n,
Den a Rittasmån aus da Joſefſchdåd
Åhſchdock'n und ausrait'n woll'n håd,
  Wi͡a's in åld'n Bi͡achaʳn is z'löſ'n.

E͡aʳ is oft g'rid'n fru͡a mu͡aring wånn's graud
Und håd ſain'n Laid'n bai daʳ O͡aʳwad nåchg'ſchaud
  Håd g'ſuacht wi͡a a's kinad åhgradſch'n,
Und wånn ſ' nöd go͡aʳwad håm wi͡a ſa ſi g'he͡aʳd
Und ſan, ſchdåd flaiſſi z'ſain, g'lögn auf daʳ E͡aʳd,
  So håd a' ſ' låſſn karwadſch'n.

An Aufſchdöchaʳl håd aem dö Meltung g'måcht
Daß's göſtad go͡aʳ nix håm fo͡aʳwe͡aʳts bråcht
  Wal Haiſchrök'n go͡aʳ nöd zun b'ſchraib'n
San he͡aʳg'flog'n kema in Scho͡aʳn ohni End,
Då ſan ålli glai fen daʳ O͡aʳwad g'rennd,
  Nöd Ana håd woll'n me͡aʳ blaib'n.

Da Rittasmån ſchraid: De͡aʳ fu͡aʳchtſåma Bruad
De͡aʳ wi͡aʳ ih's fadraib'n, ih låß ſ' hau'n bis auf's Bluad
  Und åuſſi ſchbrengt a au'm Schimmel,
Da kumd a Wolk'n von Haiſchrök'n he͡aʳ
Und ållawa meaʳ, und ållawal meaʳ,
  So, daß ſ' fadungl'n in Himmel.

E͡aʳ rait't mitt'n aini und ſchimpft und flu͡acht
Dö O͡aʳwada håd a iwaråll g'ſuacht,
Und He͡aʳ und Ros fångan ån z'ſama,
Kan anzicha åwa do͡aʳt z'ſeg'n wo͡aʳ,
Denn Ålli håm ſi fo͡aʳ da Haiſchrök'nſcho͡aʳ
Faſchdöckt unta Fölſ'n und Bama.

Und wi͡a dö Haiſchrök'n Ållas z'ſåm
Fül Mahl'n waid åhg'fröſſ'n g'håbt håm
Und ſan nåcha wida faſchwunt'n.
So håm ſ' 'n Rittasmån und ſain Ros
Zåmkiflda und åls Schkelidon blos
In Le͡aʳchnfeld lig'n g'funt'n.

Dös is drauſt'n g'ſcheg'n in nai-Le͡aʳchnfeld
Wia ſ' håm draizehnhundat und draißich zähld,
Saitdem ſan d' Haiſchrök'n fagöſſ'n,
Es kuman kan me͡aʳ, åwa d' We͡ana in Scho͡aʳn
Dö ſicht ma in's Le͡aʳchnfeld gehn und ah fo͡aʳn
Dö Allas do͡aʳt hiazt z'ſåmafröſſ'n.

Da Schdog ån Eiſ'n.

A We͡anag'ſchicht.

Es wo͡aʳ amåhl a Schloſſabu͡a,
A go͡aʳ a liſtig's Zeiſ'l,
Ausfli͡ag'n håd a ålwal wol'n
Und ni͡a nöd bla͡ib'n in Haiſ'l.

Den håd ſain Mo͡asda g'ſågt e͡aʳ mi͡aßt
  An Lo͡am zu͡aʳ O͡aʳwad håb'n,
E͡aʳ ſol fu͡aʳ's Tho͡aʳ glāī auſſi gehn,
  Und ſol an Lo͡am du͡aʳt gråb'n.

Da Bu͡a fo͡aʳd mid da Schaibtrug'n fu͡aʳt,
  Und mid'n böſt'n Wüll'n,
Und wi͡a—r—a kimd fu͡aʳ's Tho͡aʳ, då ſi͡achd
  A Bu͡am da Lötz'l ſchbül'n.

E͡aʳ ſödzd dö Schaibtrug'n nida gſchwind
  Håd widaſchdehn nöd kina,
E͡aʳ låsd dås Gråb'n Gråb'n ſain,
  Gehd hin und ſchbüld mid ihna.

So is dö Zaid fagånga gſchwind,
  Da Lahm is blieb'n Lahm,
Bis 's åfd håd ånghöbt dumpa z'we͡aʳn,
  Und d'Bu͡am ſan gånga ham.

Da håd a ainabringa wol'n
  Dö Zāīd, dö wo͡aʳ falo͡aʳn,
Håd flāīſſi go͡aʳwad, åwa's is
  Håld ålwal dumpra wo͡aʳn.

Gånz angſtli i's e͡am wo͡aʳn, wi͡a d'Sun
  Nod åwi gånga is,
Und wi͡a a Wolk'n råb'nſchwo͡aʳz
  Håd åwagſchnid'n a Gfris.

Då håd's'n ah nöd långa glid'n
Alo͡an då ån den O͡aʳt,
E͡aʳ håd g'ſchwind Ålas z'ſåmapåkt,
Und håd ſi dumm'ld fo͡art.

Wi͡aʳ åwa kimd ån's Tho͡aʳ,
Da wo͡aʳ da Rig'l vo͡aʳ,
Kån aini nöd in d'Schdåd,
Wal a ko͡an Schbo͡aʳgeld håd,
Und e͡aʳ wo͡and bittali
Und woiſ'ld fi͡aʳchtali,
Åwa Ne͡amſt loſt da drauf,
Und 's Tho͡aʳ gehd doh nöd auf,
Då kråtzt a ſi in Kobf,
Nimd ſelwa ſi bayn Schobf.
Reiß wi͡a du wülſt, mein Bu͡a,
's Tho͡aʳ bleibt håld döſtwög'n zu͡a.
Endli, wal Ål's falo͡aʳn,
Is a ſchbringgifti wo͡aʳn,
Und håd laud g'ſchri͡a'n håld,
Daß's umadum håd g'ſchåld:
„Glai wollt ih's Da͡iſ'l's ſain,
Wann ih nu͡aʳ kunnt hinein!“

Kam håd dås gſågt da Bu͡a,
So kimd g'ſchwind auf e͡am zu͡a
A budawinzigs Mandl
In an ku͡aʳjoſen Gwandl.

De͡a^r håd a Hi͡adl auf,
Zwo͡a Håhnaföda^{r}n drauf,
A gånz blu͡adrodes Röck'l,
Und Fi͡aß åls wi͡a—r—a Böckl.

E͡a^r ſchnof'ld e͡am gla͡i zu͡a:
Wås flenſt denn ſo, mein Bu͡a?
Wülſt öpa mid dein'n Ko͡a^{r}n
In d'Schdåd noh aini fo͡a^{r}n?

Jå frali, ſågd da Bu͡a,
's is åwa 's Tho͡a^r ſchon zu͡a,
Und wån ih d'Zaid faſam,
Kri͡ach ih noh Schlöch daham.

Då håd dös Mandl an Rundſchbrung g'måcht,
Und håd boshafti in d'Fauſt aini g'låcht,
Und håd dabei g'ſchria'n: „Ui! Nuß auf d'Nåcht,
Ko͡an ibli B'ſche͡aring, dös is ſchon a Pråcht!“

Und wi͡a da Bu͡a von dö Nuß håd g'he͡a^{r}d,
So håd a noh fül entſötzlicha ple͡a^{r}d,
Dås Mandl åwa håd g'ſågd: „Sey ſchdül!
Ih faſchbrich da's, daß ih da helf'n wül.

Ih gib da dås Schbo͡a^{r}geld und durch mein Måcht
Wi͡a^{r}ſt ah ko͡ani Nuß kri͡ag'n von Mo͡aſta auf d'Nåcht,
Und a Schloſſa ſolſt we͡a^{r}n, wi͡a go͡a^r ko͡ana is,
So, daß um di ſeyn wi͡a^{r}d a fi͡a^{r}chtaligs G'riß.

Wånſt åwa dös Ålas wůlſt kri͡ag'n von mi͡aʳ,
So wůl ih ah wida wås kri͡ag'n von di͡aʳ,
Du mu͡asd ma faſchbröch'n, daß d'main wůlſt g'he͡aʳn,
Wånſt o͡anmåhl ån Sunda ko͡an Möß wi͡aʳſt he͡aʳn!“

Ei! denkt ſi da Bu͡a, dös faſchbrich ih e͡am ſchon,
Den dålkad'n Spitzbu͡am den ſchmir ih ſchon ån,
Und e͡aʳ faſchbricht's und ſchlågt ain mid da Hånd,
Und gibt e͡am drei Dröpfl Bluad noh zun Pfånd.

D'rauf håd e͡am dås Mandl dås Schbo͡aʳgeld göb'n,
Und egſtra noh brinnrodi Feig'n und Ziwöb'n,
Und wi͡a e͡am da Bu͡a håd fagelt's God g'ſågt,
So håd aʳ a Gſicht g'ſchnid'n und håd ſi glei båkd.

Und wi͡a da Bu͡a is kema ham,
So is e͡am go͡aʳ nigs g'ſcheg'n,
Da Mo͡aſta is e͡am kema bis
Zun Hausthoa͡ʳ go͡aʳ entgeg'n,
Håd g'ſågt: „Du biſt a brava Bu͡a,“
Und håd e͡am z'öſſ'n göb'n gnu͡a.

In åndaʳn Dåch wi͡a ſ'g'o͡aʳwad håm,
Da Mo͡aſta und dö G'ſöll'n,
Kumt's Mandl, ſågt: „Ih wůl an Ring
Fu͡aʳ d'We͡anaʳ Oach'n b'ſchdöln,
's mu͡as åwa ſeyn a G'ſchlöſſel drån,
Wås go͡aʳ ko͡an Menſch nöd aufſchbo͡aʳn kån.“

Da Mo͡aſta ſågt: „Main li͡awa He͡a^r,
Dös is a ſchweri Såch'n,
A G'ſchlos wås go͡a^r Ne͡amſt aufſchbö͡a^{r}n kån,
Dös kiṇan ma nöd måch'n.“
Dås Mandl ſchreid: „Åfd bfuſcht's ös nu͡a^r,
A ſöltas G'ſchlos måchd enga Bu͡a.“

Da Bu͡a, von Da͡iſl gånz fablendt,
Sågd: „Ja, ih wül o͡an's måch'n!“
Da Mo͡aſta ſchaud fawundad drein,
Sågd: „Kånſt du ſolchi Såch'n,
So ſchbrich ih, wi͡a's is förti, glei
Di auf da Schdöl åls G'ſöll'n frei.“

Åfd håd a ſi glei nida g'ſödzd,
Zun o͡a^{r}wad'n ångfånga,
Dås Mandl is dabei e͡am go͡a^r
Nöd von da Seit'n gånga,
Und eh a Schdund is ausgwöſt go͡a^r,
Dås G'ſchlos ſchon figs und fö͡a^{r}ti wo͡a^r.

Drauf is dås Mandl mid'n Bu͡am
Zu da We͡ana^r Oach'n gånga,
Sö håm den Bo͡am då midanånd
Mid'n a͡iſa^{r}n Ring eing'fånga,
Håm ah dås G'ſchlos ång'ſchlåg'n drein;
Dås Mandl ſchdöckt in Schliſſ'l ein.

Åfd is da Bu͡a ah frei wo͡a^{r}n auf da Schdöl,
Und håd me͡a^r Jahrl'n go͡a^{r}wad åls a G'ſöl.

Und wal a Ålas gſchaid håd g'måcht, nigs g'fehlt,
So håd a ſi fade͡and a Mo͡aʳtageld.

E͡aʳ håd a luſti g'löbt und dås ſchon wi͡a,
Doh ån an Sunda d'Möß faſamd go͡aʳ ni͡a.

Åfd wal dö Oach'n dick is wo͡aʳn und groß,
So håd da Maigiſtrat ge͡aʳn aufg'ſchbo͡aʳd 'sG'ſchloß.

Wal åwa wo͡aʳ da Schlüſſ'l gånz falo͡aʳn,
So ſan dö Rådshe͡aʳn gwåldi gifti wo͡aʳn.

Und 's håd falaudt, ſö göb'n 's Mo͡aſtarecht
Den, de͡aʳ den Schdog an Aiſ'n aufſchbo͡aʳn mecht,

Åfd meld't ſi bei daʳ Obrikeit da G'ſöl,
Und ſågd: „Ih måch an Schliſſ'l auf da Schdöl.

In Mandl wo͡aʳ dös frali go͡aʳ nöd recht,
Und e͡aʳ håd gſu͡acht, wi͡a e͡aʳ dös hintaʳn mecht.

Und wi͡a da G'ſöl in Bo͡aʳt håd ång'ſchwo͡ast jetzt,
So håd a ſi in's Faja aini g'ſetzt.

Und håd in Bo͡aʳt e͡am dro͡aht auf d'awichi Seit,
Da Schloſſag'ſöl håt's gmi͡aʳkt und wo͡aʳ ſo g'ſcheid,

Und håd in Schliſſ'l 's zweitlmåhl ah nån
Zun Schwo͡aſſ'n in den Ofen einithån.

Und 's Mandl in ſein Oaʳga wo͡aʳ ſo dumm,
Draht wid'r in Bo͡aʳt auf d'rechti Seit'n um.

So is da Schliſſ'l wo͡a^{r}n wi͡a ſa ſi g'he͡a^{r}d,
Da G'ſöl is gånga und håd's G'ſchlos aufg'ſchbe͡a^{r}d.

Wi͡a^r a's håd droff'n,
Wi͡a 's G'ſchlos wo͡a^r off'n,
Håd a^r a Gſeis
G'måchd aus da Weis,
Is g'hubſd, håd b'fugazd,
G'ſchri͡a'n und g'jugazd,
In Bu͡a^{r}gamo͡asda
Selwa ah dugazd.
Und daß ſol d'Oach'n
An Åndeng'n tråg'n,
Håd a^r an Någ'l
In Schdog aini g'ſchlåg'n,
Måcha in Schliſſ'l
G'wo͡a^{r}f'n in d'Luft,
Daß's Ålas bufft,
De͡a^r zur Fawund'rung
Åwa von Ål'n,
Nimma auf d'E͡a^{r}d'n
Åwa is g'fål'n.
Åfd håd a's Mo͡asdarecht
Glei drauf dalångt,
Und håd ſein o͡agani
Wi͡a^{r}dſchåft ång'fångt.

Und ålwal håd e͡am 's Glück hi͡azd me͡aras gre͡ant.
Und ålwal håd a ſi me͡a^r Geld fade͡ant,
Und ålwal gang ſein Werk'l böſſa z'ſåm,
Sögs G'ſöln mu͡aßt a in da We͡a^{r}kſchdåd håm;
Um nigs me͡a^r håd a ſi hi͡azunda g'ſche͡a^{r}d,
D'Möß åwa ån an Sundå fleißi g'he͡a^{r}d.

Und wån a^r oft a gånzi Såmſtanåcht,
Mid Sauf'n und mid Lärma håd zu͡abråcht,
Und wån ſ' bis in da Fru͡ah beiſåm ſo͡an blib'n,
Und håm då lauta Da͡iflszeich nu͡a^r drib'n,
So håd'r ån God doh denkt in Sunda Fru͡a,
Und is då gånga glei da Ki͡a^{r}ch'n zu͡a.

Da beſi Fa͡ind håd åwa doh nöd g'ru͡ad,
Håd g'ſu͡acht wi͡a-r-an åhwendi måch'n du͡ad,
Und o͡anmåhl ån an Sunda wi͡a ſ'ſo͡an g'ſöſſ'n
Bei'n ſchdo͡ana^{r}n Gleblåd und håm g'ſchbüld und g'fröſſ'n,
Und e͡am is ſchon a biſſ'l wi͡a^{r}bli wu͡a^{r}n,
Då håd's g'ſchlåg'n zehni au'm Schdöfasthu͡a^{r}n,

Då håd a gſågt: „Löbt's wohl, ih bleibat ge͡a^{r}n,
Mu͡aß åwa gehn und mu͡aß a Möß hi͡azt he͡a^{r}n,“
Dö Ånda^{r}n åwa ſåg'n: Måch nu͡a^r ko͡an G'ſchra,
Du kri͡agſt jå noh a Möß um alfi ah.“
Und e͡a^r is blib'n, is wida luſti wo͡a^{r}n,
Då håt's g'ſchlåg'n alfi auf'n Schdöfasthu͡a^{r}n.

Då håd a g'ſchri͡an: „Hi͡azd låßt's mih åwa geh'n,
Dåß ih a Möß noh kri͡ach, ih bid eng ſchön.“

Då håm dö Ånda͏ʳn g'ſchri͡an: „Wånnſt uns håſt ge͡aʳn,
So bleib, kånſt noh a Möß um zwölfi he͡aʳn.“
Und e͡aʳ is blib'n, is wida luſti wu͡aʳn,
Då håd's g'ſchlåg'n zwölfi auf'n Schböfasthu͡aʳn.

Hi͡azd is a g'ſchbrunga
Auf wüld und go͡ach,
Und is in G'ſicht wo͡aʳn
Ko͡asweis und blo͡ach,
Håd zwi g'ſchlåg'n
's Kri͡ag'l und 's Tella,
Is aufi do͡aʳg'lt
G'ſchwind aus'n Kella,
Und wi͡a—ra—ob'n wo͡aʳ,
Wül weida geh'n,
Si͡acht a 's rod Mandl
Gråd vor e͡am ſchdeh'n,
Und e͡aʳ he͡aʳt's ru͡af'n:
„Du, måch an G'ſcheidt'n,
Und faſo͡am d'Möß nöd,
He͡aʳſt zwölfi la͡idt'n?“
Und e͡aʳ rend weida,
Åls brinad da Bod'n,
Hintaʳ e͡am drein ſi͡acht a
Rena in Rod'n,
Und wi͡aʳa kumd hi͡azund
Zun Gottashaus,
Sågt juſt da geiſtli He͡aʳ:

„Geht's, d'Möß is aus!“
Und gibt in Sög'n
In Gottasnåhm,
Åwa da Schloſſa
Fålt wi͡a todt z'ſam,
Und dås rod Mandl
Nimd'n bein O͡aʳn,
Trågd'n in d'Luft und håd
Do͡aʳt ſi falo͡aʳn.

Au'm Freidhof ſo͡an au'm Åbn'd nåch'n Sög'n
Dö Schdükeln von ſein'n Leib zafetzta g'lög'n,
Und vo͡aʳ da Ki͡aʳchndi͡aʳ håd's bei da Nåcht
Du͡aʳch füli Jo͡aʳ a Römaſſori g'måcht,
Und ſeufz'n håd ma g'he͡aʳd und oft ah brül'n.
„Nu͡aʳ noh a Möß, ih bid um Gottaswül'n!“

So håd main Mu͡ada mi͡aʳ dazöld
Dö G'ſchicht von Schdog ån Eiſ'n,
Und håd åfd g'ſågt: „Main Kind, låß God
Oft in da Möß uns preiſ'n,
Daß e͡aʳ vo͡aʳ'n Daif'l uns bewåhr'
Denn fåßt a dih nu͡aʳ bei an Hår,
So biſt ah ſein ſchon gånz und go͡aʳ.

D' Ble͡amln.

Wås unſa He͡aʳgod daſchåff'n håd,
Ålas zo͡agd uns ſein Mächt,
Åwa dö Ble͡amln, dö Ble͡amln håld,
Dö ſo͡an dö greßti Bråcht.

's büld't ſi da Menſch und d'Fichar ein,
Das an i͡ads me͡aras ſeyn du͡ad,
Åwa ſö ſan ſo bakſchi͡arli nöd.
Ri͡achen tan ſ' ah nöd ſo gu͡ad.

D'Schdo͡ana dö de͡aʳf'n ſi go͡aʳ nöd ri͡aʳ'n,
War'n ſ' nöd zun Mauern ſo feſt,
Manad ma ſö warn nu͡aʳ döſtwögn då,
Das ma ſi d'Hax'n drån ſchdeßt.

Åwa dö Ble͡amln, 's kån auf da Weld
Nix fi͡aʳ mih Li͡ablichaʳs göb'n,
D'Laid mög'en ſågen wås ſ' wöllen, ih
Lås ma's nöd nehma, — ſö löb'n.

Tan ſ' den nöd wåxen wi͡a unſaʳ o͡ans?
Jungi håm ſ' ah, zimd mih ſchi͡aʳ,
Und wån o͡an Za͡id amåhl aus du͡ad ſeyn,
Schde͡aʳbn ſ' håld ah ſo wi͡a mi͡aʳ.

Mi͡aʳ Menſchen åli håm nu͡aʳ o͡an Fo͡aʳb,
Sö åwa ſo͡an wais und rod,
Braun und gelb, blåw und grö͡an — ſo ſchön måhln
Kån' nu͡aʳ da li͡awi God.

Mi͡a^r ſeg'n anånda faſt åli gleich,
  Håm Hend' und Fi͡aß und a G'fris,
Åwa beyn o͡an is an Untaſchid,
  Daß's go͡a^r zun b'ſchreib'n nöd is.

O͡an Ble͡aml ſi͡acht an Weinfålta gleich,
  's åndri ſchaud aus wi͡a a Schde͡a^{r}n,
Wida^r o͡ans is wi͡a-r-a Glöckl gråd,
  Ma mo͡and ma mu͡aß 's laiten he͡a^{r}n.

Da He͡a^{r}ſchåftsgo͡a^{r}tna håd mi͡a^r o͡ans zo͡agt,
  Wo-n-ih dakema fåſt bin,
In den klo͡an'n Ble͡aml — 's is wundaſåm,
  Wo͡a^r's Laiden Criſti gånz drin *).

Nåcha mu͡as ma faſchda͡una ah,
  Wi͡a an iads åndaſchda ſchmöckt,
Kimd ma auf d'Wiſen, ſo ri͡acht's ſo ſchdo͡a^{r}k,
  Das go͡a^r o͡an Nåſen nöd glöckt.

D'Ble͡amln wågſen ſo ſchön bainånd
  Aus da^r E͡ard'n herauf,
O͡ans wågſt eini in's åndri oft,
  Und dös hålt't ſi nöd auf.

D'Sunn is meina Söx undånkbo͡a^r,
  D'Ble͡amln, dö ſ' go͡a^r ſo ge͡a^{r}n håm,
Scha͡u'n ſ' ålwal ån, und dö Mi͡adl dö
  Brennt ſ' unbo͡a^{r}mhe͡a^{r}zi oft z'ſåm.

---

*) Die Paſſiflora.

So freigöwi wi͡a d'Ble͡amln ſo͡an,
Is auf da Weld go͡aʳ nix me͡aʳ,
Kimd a Ba͡in und wül ſudſeln d'rin,
Göbn ſ' e͡anaʳn Såft wüli he͡aʳ.

Unſa Figari höbt d'Ble͡amln auf,
Båpt ſ' in a Bu͡ach in a dicks,
De͡aʳ håd g'ſågt das ſ' ah heiråt'n tan,
Åwa 's Copli͡aʳn drågt e͡am nix.

Du͡aʳſti ſan d'Ble͡amln wohl ålawal,
Åwa ko͡an Bli͡aʳ und ko͡an Wa͡in
To͡an ſ' nöd falånga, håm ſ' Wåſſa gnu͡a,
San ſ' friſch und to͡an ſi recht g'fra͡in.

Jå, 's li͡abſti ſo͡an ma dö Ble͡amln håld,
Ih brock ko͡ans, is 's noh ſo ſchen,
Und drauri wi͡aʳ ih håld ålawal,
Wån ih mu͡as mo͡a'n auſſi geh'n.

Und wån ih oft ſo an Schdådhe͡aʳn ſi͡ach,
Der ſi an Krön gibt falai
Wal aʳ a Ble͡aml in Knobfloch drågt,
Mecht' ih 'm a Wadſch'n göb'n glai.

O͡an's wül, 's Åndri wül nöd.

Mein Fåda wül und mecht's go͡aʳ ge͡aʳn,
Das ih ſol wi͡a e͡aʳ a Bauasmån we͡aʳn,
Mein Mu͡ada wül nöd;

Mein Mu͡ada ſågt, es gang Ål's in mih ein,
Und döſſantwög'n mi͡aßt ih a Schulmaſta ſeyn,
Mein Fåda wül nöd.

Mein Fåda gibt Oaʳwad mir åli Hend voll
Und wül, daß ih wi͡a a Roß plåg'n mih ſoll,
Mein Mu͡ada wül nöd;
Sie ſågt, ih bin ſchwåch und ih mi͡aßt öftaʳs ru͡a'n,
Sie wül, ih ſoll nu͡aʳ wås ih ſelwa måg tua'n,
Mein Fåda wül nöd.

Mein Fåda wül håm, ih ſol a Kapl aufhåb'n,
Blåwwollani Schdrümpf und an Janka an blåb'n,
Mein Mu͡ada wül nöd;
Mein Mu͡ada wül håm, ih ſol tråg'n an Rock,
A ſauwari Weſti, an Hu͡ad und an Schdock,
Mein Fåda wül nöd.

Da Wi͡art, de͡aʳ omad is in da Tåfe͡aʳn,
De͡aʳ håd a Menſchel gånz nåch mein'n Bege͡aʳn,
A mollad's, a klo͡an's,
Ih håb's mein'n Fådaʳn und Mu͡ada ſchon g'ſågt,
Und håb's ob ih ſ' nöd de͡aʳf heiråd'n g'frågt,
Dö wül åwa ko͡an's.

Mein Fåda wül håm in Schmid Jåkob ſein Di͡aʳn,
Dö Uaʳſch'l, dö ſol ih als Weib mi͡aʳ ho͡amfi͡aʳn,
Mein Mu͡ada wül's ah,
Wal i͡aʳ da Schmid wül ſein Haus iwagöb'n,
So ſåg'n ſ' mi͡aʳ kennten midſåma gu͡ad löb'n,
Dös wöl'n 's åli zwa.

Da Jåkob, da Schmid, håd ah go͡a^r nix dagög'n.
E͡a^r gibt ma zwo͡atauſ'nd Guld'n und ſein'n Sög'n,
'ſ wül Fåda und Mu͡ada und Schmid,
Wal's Menſch åwa kropfad und ſchelwo͡ankad is,
Und wal's håd a fad's blådamåſades Gfris,
So wül ih wida nöd.

Mein li͡abſta Bo͡am.

Mi͡a^r håm in Go͡a^{r}t'n da Meni Bo͡ama,
San åli g'ſund, ke͡a^{r}nfriſch und gu͡ad,
's is åwa unta^r ål'n nu͡a^r o͡ana,
De͡a^r vor den ånda^{r}n g'fal'n mi͡a^r du͡ad.

Bo͡am is a Bo͡am, von Holz an i͡ada,
Und gre͡an håld ah, dås was ih wohl,
Doh is an Untaſchied bei-n-e͡ana,
Daß ma's oft go͡ar nöd glaub'n ſol.

Nöd wal de͡a^r Zwöſchb'n drågt, de͡a^r O̊pfel,
De͡a^r wida Bi͡a^{r}n, de͡a^r Åndri Nuß,
No͡an! weil O͡am o͡ana oft fül Fra͡id måcht,
De͡a^r Åndri wida fül Fadrus.

Den Åpfelbo͡am då, den Maſchanzka,
Den wi͡a^r ih's ſchon mid'n Hackel zåhl'n,
De͡a^r dummi Ke͡a^{r}l håd mih laſſen,
Wia-n-ih wo͡ar omad, åwifål'n.

De͡aʳ Nußbo͡am is a großa Lo͡and'l,
Trågt Mo͡aſennuß, es is a Pråcht,
Wån ih hån åwa Nuß bei'n Dåch påßt,
Hån ih Nuß kri͡agt daho͡am auf d'Nåcht.

Von unſaʳn åld'n Zwöſchb'nbo͡amaʳn
Då låßt ſi nöd fül Gu͡ad's me͡aʳ ſåg'n,
Dö to͡an nu͡aʳ åli ſiben Jaʳl'n
An Korb fol zaidichi Zwöſchb'n dråg'n.

Um d'Bfe͡aʳſchabo͡am und um d'Marůl'n,
Då häd'n mi͡aʳ Bu͡am uns frali g'rauft,
Håm ſ' åwa kam recht ånſchau'n de͡aʳf'n,
Wal's in da Schdåd ſan wo͡aʳn fakauft.

Da Moſtbi͡aʳnbo͡am dort is ah O͡ana,
Den ih ſchon go͡aʳ nöd laid'n kån,
Ån den håd mih mein Fåda bundt'n,
Wan åls a Bu͡a ih hån wås tån.

Dö Hollaſchdaud'n, dö ſo͡an ma z'wida,
Denn wån ih als a Bu͡a wo͡aʳ grånk,
Hån ih von e͡ana fröſſ'n mi͡aſſ'n
A Sålſ'n båtzenweis — ih dånk.

Den Ke͡aʳſch'nbo͡am nu͡aʳ gånz alo͡ani,
De͡aʳ do͡aʳt'n au'm Hübel ſchdehd,
Den hån ih ge͡aʳn, und wån ih'n ånſchau,
Mi͡aʳ ålwal 's He͡aʳz in Laib aufgehd.

De͡a^r håd da Meni Ke͡a^{r}ſch'n tråg'n,
Mi͡a^r Bu͡ama wo͡a^r'n b'ſchdendi ob'n,
Und håm ſ' uns g'frågt, wo ſ' hin ſan kema,
So håm ma's auf dö Schbådſ'n g'ſchob'n.

Dö Reſelmo͡am von unſe͡a^{r}n Nåchba,
Dö håd ma g'fål'n go͡a^r ſo wohl,
Ja^r Föda åwa håd fabod'n,
Daß ſ' nöd mid mi͡a^r z'ſåmkema ſol.

Då håm ma hin uns b'ſchdöld zun Ke͡a^{r}ſchbo͡am,
Und håm uns aufi g'ſötzt auf d'Nåcht,
Und e͡a^r håd mid ſein'n dicht'n Óſt'n
Um uns a föllig's Schdüba^{r}l g'måcht.

Amåhl, wi͡a mi͡a^r ſan emad g'ſöſſ'n,
Då gehd da Reſ'l i͡a^r Föda ho͡am,
Und wal's zun Rögna håd ång'fånga,
So ſchdöld a ſi gråd unta^{r}n Bo͡am.

Då håd de͡a^r Bo͡am — 's is windi g'wöſ'n —
Mid'n nåſſ'n Óſt'n g'ſchlåg'n in's G'fris
In Föda, daß a ſi håd gö͡a^{r}gad,
Und åft glei wida gånga is.

Und unta^{r}n Ke͡a^{r}ſchbo͡am is ah d'Reſ'l
Z'e͡a^{r}ſcht freundli um a Håls mi͡a^r g'fål'n,
Und håd ma mid an Buſſ'l g'ſchdånd'n,
Ih war i͡a^r ſchen da Li͡abſt von Ål'n.

Da grantichi Föda is d'rauf g'ſchdu͡aʳb'n,
Mi͡aʳ håm åft g'heirad glei danåch,
Und unta unſe͡aʳn li͡ab'n Ke͡aʳſchbo͡am
Brav tånzt an unſe͡aʳn E͡aʳndåch.

D'rum is de͡aʳ Ke͡aʳſchbo͡am mi͡aʳ da li͡abſti,
Ih leid auf e͡am ko͡an o͡anzing Wu͡aʳm,
Mi͡aʳ ſitz'n au'm Bang'l d'runta,
Und tågli gi͡aſſ'n a meini Bu͡am.

Ma mu͡as dakema *).

Wås ma ſo åli Dåch fåſt ſi͡acht,
Und wås ſo ålwal wida g'ſchi͡acht,
Dös kån ma gleichgülti nehma,
Åft kimd wås åwa iwa zwe͡aʳch,
Då ſchdehd ma wi͡a da Ox ån Be͡aʳch,
Und mu͡as då fölli dakema.

In Schu͡aſta hån ih fu͡aʳigs Jo͡aʳ
Zwo͡anzg Gulden Sülwa glig'n bo͡aʳ,
Hi͡azd hån ih's z'ruck wol'n nehma,
Då ſan ma driwa ſchdridi wo͡aʳn,
„E͡aʳ håd's ſchon zåhld“ — ſo håd a g'ſchwo͡aʳn,
Då bin ih fölli dakema.

---

*) Das Wort „dakema“ drückt ein mit Erſtaunen vermiſchtes Erſchrecken aus.

D'g'ſchdreng Frau håd znart in g'ſchdrenga He͡a^{r}n
Wo͡a^{r} ål'n Laid'n göb'n a De͡a^{r}n,
Hån g'mo͡and e͡a^{r} wu͡a^{r}ts iwl nehma,
E͡a^{r} åwa mu͡as dös g'wönd ſeyn ſchon,
Wal e͡a^{r} ſi͡a^{r} d'rauf noh ſchön håd tån,
Då bin ih fölli dakema.

Es gengan ma ålwal Daub'n åh,
Ih fråg mein'n Knecht, de͡a^{r} ſågt ma: „Jå,
Da Schdoßvogel, He͡a^{r}, du͡ad ſ' nehma!“
D'rauf ſidzt mei Wei mid'n Knecht beiſåm,
Ih ſi͡ach, daß ſ' brådni Daub'n håm,
Då bin ih fölli dakema.

Dös håd ma weh tån, ih mu͡as's g'ſchdeh'n,
Hån ſ' åwa fu͡artg'jagt åli zwöhn,
Hi͡azd du͡a ih mi iwa nix me͡a^{r} grema,
Dås ålaſchlimmſt is troffa ein,
Und fålad hi͡azd da Himmel ein,
Ih wi͡a^{r} iwa nix me͡a^{r} dakema.

---

d'Schdråf Gottas.

Da Bfo͡ara håd nali brödingt:
„Dö Menſchen löben in Saus und Braus,
„Sö ſollen åwa bedengen,
„D'Schdråf Gottas, dö blaibd ſicha nöd aus!“
Da Bfo͡ara håd recht; denn es zo͡agd ſi ſchon,
Ih hån wi͡a-n-ih jung wo͡a^{r}, fül Unrechts tån,
Und hiazunda, wi͡a-n-ihs fåſt dägli g'ſchbi͡a^{r},
Schdråft mih da li͡awi He͡a^{r}god dåfi͡a^{r}.

Ih hån go͡a^r a du͡a^{r}ſchdichi Löwa,
  Und 's Wåſſa, dös la͡idt's ma håld nöd wög'n mein Måg'n,
An Åndara drinkt a bo͡a^r Sa͡it'l,
  Ih åwa kån a bo͡a^r Maſſel'n fadråg'n,
Wann ih nuh ſo fül drink, wül ih ålwal nuh me͡a^r,
Dås Saufen gehd laicht, åwa 's zåhl'n gehd ſchwe͡a^r,
  Daß ih ålſo ni͡amåln gnu͡a drink'n kån,
  Dös ſi͡ach ih fi͡a^r a Schdråf Gottas ån.

Bi g'ſund und hån ſchdo͡a^{r}ki Knochen,
  Zwo͡a Zentna bin ih aufz'höb'n in Schdånd,
Åwa 's wül zma håld doh nix ſchlauna,
  Und go͡a^r koa͡n O͡a^{r}wad gehd mi͡a^r von da Hånd,
Ih kån's nöd laugna und ſåg's ganz frei,
Ih lich fül li͡awa in Grås und Hai,
  Das mi͡a^r ålſo d'O͡a^{r}wad ſo z'wida^r is,
  Dös is a klo͡ari Schdråf Gottas gwis.

Ih dråch in d'Lottrie go͡a^r fül Gulden
  Und ſötz lauta Numro, a helli Bråcht,
Ih hån mih ſchon g'ſchdöckt in Schulden,
  Und hån håld doh noh koa͡n'n Te͡a^{r}no g'måcht,
Mein Nåchba ſötzt d'dummſten Numro da Weld,
Und håd doh ſchon gwuna a Låſtageld,
  Das mih go͡a^r ſo foppd dös fadrahdi Gſchbül,
  Dös is a Schdråf Gottas, ma ſåch, wås ma wül.

Das ih ung'ſchickt bin wi͡a go͡a^r Ko͡ana,
  Fåſt åli Dåch wås ånda^{r}s zabrich,

Das ih, wån ma zwicken in Wi͡aʳtshaus,
Mid da ſchenſten Ko͡aʳt'n oft kri͡ach ko͡an Schdich,
Daß ba͡in Scha͡iben mi͡aʳ d'Kugel in's Loch gehd hinein,
Dös we͡aʳn doh ah Schdråfen Gottas ſeyn,
Und das ih hån g'heirad 's Menſch, dö ma håd g'fåln,
Dös is dö greßti Schdråf Gottas von åll'n.

Wås mågſd?

Ih wo͡as nöd wås's gwöſ'n is fo͡aʳ o͡anicha Zaid,
Då håd ma nix g'fål'n und då håd mi nix g'fra͡id,
In Dål wo͡aʳ's ma z'öb'n und au'm Be͡aʳch wo͡aʳs ma z'go͡ach
Dö Sun wo͡aʳ ma z'rod und da Månſchain fül z'blo͡ach,
Da Dåch wo͡aʳ ma z'lång und z'ku͡arz wo͡aʳ ma a Schdund,
Und ah ſogo͡aʳ d'Zwo͡anzga, dö wo͡aʳn ma fül z'rund.

Håd d'Mu͡ada mi g'frågd: Söpp'l mågſt an Sålåd?
So hån ih ti͡aʳ g'antwo͡aʳt: Geld's God fi͡aʳ dö Gnåd,
Und håd ſ' draf: Mågſt öppa wås åndaʳs? mi g'frågd,
So hån ih ti͡aʳ wida an Geld's God draf g'ſågd,
Es wo͡aʳ ma håld åft'n a'n go͡aʳ nix wås g'lög'n,
Es håd mi nix g'fra͡id und ih hån håld nix mög'n.

Åft bin ih umg'ſchwamazd gånz mått und falo͡aʳn,
Då is mein li͡ab'n Fådaʳn recht angſtli wo͡aʳn,
E͡aʳ håd mih låſſ'n aus'n Augnan nid,
Und is ma nåchgånga auf Schrid und auf Drid,
Und nåch a bo͡aʳ Wochna då håd'r amåhl g'låcht,
Und håd mi g'ru͡afd in ſein Kammaʳl auf d'Nåcht.

Mågſt Geld? håd a g'frågd. — Nan, Fåda, nan, nan!
Mågſt aini in d'Schdåd? — Ih bleib liawa alo͡an!
  Mågſt go͡a^{r} nix? — Nan, go͡a^{r} nix. — Mågſt d'Liſel a nid ?
  Die Liſel? Jå, Fåda! dö måg ih, ih bid!
Då hån ih ſ' åft g'heirat mid'n Fåda^{r}n ſein'n Sög'n,
Und ſidadem hån ih Ål's Åndri ah mög'n.

An Göthe.

Bei Überreichung meiner Gedichte in niederöſterreichiſcher Mundart.

Håw a klo͡an's Föga^{r}l g'ſeg'n
  Drausd'n in Wåld,
Gſunga^{r} au'm Bo͡aman håds,
  Daß's laud håd g'ſchåld,
Und håd ſi mauſi g'måchd,
Wån d'Sun håd åwaglåchd.

Und d'ånda^{r}n Fög'ln håm
  Granti dra͡in g'ſchaud,
Wi͡a kånsd di untaſchdehn
  Z'ſchra͡i'n då ſo laud?
Schdåd ſai, håld's Mahl amåhl,
He͡a^{r}sd den nöd d'Nåchdigål?

Drauri wi͡a^{r}d's Föga^{r}l hi͡azd
  Und gibd a Ru͡a,
D'Nåchdigål åwa ſågd:
  Sing du nu͡a^{r} zu͡a,
Wal a nådi͡a^{r}lig's Li͡ad
Ni͡amål'n mih o͡a^{r}ga^{r}n wi͡a^{r}d.

Da Månſchain.

Von åll'n Li͡acht'ln, dö uns God
Ån Himmel håd ånzündt,
Is's ålawal da Månſcha͡in, den
Ih håld ån ſchenſten findt.

Dö Sun is greßa, dås is gwis,
Und laicht't ah mid me͡a^{r} Pråcht,
Wån ſ' ſcha͡ind is 's åwa ehnda Dåch,
Da Månſcha͡in la͡icht't auf d'Nåcht.

Und wån ma d'Sun wül anſchau'n, we͡a^{r}n
Fo͡a^{r} Glånz Oan d'Aug'n dri͡ab,
Da Månſcha͡in åwa håd a Li͡achd
So fra͡indli und ſo li͡ab.

Dö Schde͡a^{r}ndln ſan ma^{r} åli z'klo͡an
Und z'niſſi, jå ih man,
Daß d'Schde͡a^{r}ndln nu͡a^{r} von li͡ab'n God
Dö Schwöfelko͡a^{r}z'ln ſan.

Wån Ålas ſchon gånz dumpa^{r} is,
Und mid ſain'n fraindling Li͡acht
Da Månſcha͡in nåcha aufa ſchdeigt,
Ma wo͡as nöd wi͡a Oam gſchi͡acht.

Ih wenigſtens mo͡an ålawal,
Ih fång e͡a^{r}ſcht ån zun löb'n,
Und mecht an Jadn, de͡a^{r} ma gög'nt,
Aum Wöch a Buſſ'l göb'n.

Nix Schena^r's is, åls wån da Mån
So au'm Be͡a^{r}gl ſitzt,
Und du͡a^{r}ch dö Wipfeln von dö Fe͡a^{r}n
So auf uns åwa blitzt.

Åls Kipfl kimd a månigsmåhl
Dahe͡a^r, då wia^{r}d a wol'n
Den Böcken zo͡ag'n af da Weld,
Wi͡a groß ſi ſ' båch'n ſol'n.

Oft kimd a^r aufa gånz brinnrod
Es ſchdaigd in's G'ſicht e͡am's Blu͡ad,
Wal e͡a^r ſi ſchåmd, daß e͡am ſain Wai,
Dö Sun, ſo du͡a^{r}chgehn du͡ad.

Wån Wolkad'ln ſan, ſo gſchbo͡aſ'ld e͡a^r
Si åft'n mid dö La͡id,
Schlubfd ain und aus und ſchbüld a ſo
Gugu dådå a Za͡id.

Es gſchi͡acht wohl åwa menigsmåhl,
Daß man'n blo͡achzibfad trifft,
Dås wi͡a^{r}d wohl ſeyn, wån e͡a^r ſi ſo
Do͡a^{r}t omad ſchrökli gift't.

E͡a^r håd zun gift'n Ua^{r}ſåch ah,
Wån e͡a^r ſo gukd du͡a^{r}ch d'Scha͡ib'n,
Und ſi͡acht, wi͡a's dö Fali͡abt'n oft
In i͡a^{r}n Kama^{r}l tra͡ib'n.

Da Miſelſichtigi.

O main! ih wi͡aʳ's nöd lång me͡aʳ draib'n,
Geh' auf'n lötzt'n Fi͡aß'n,
Lång wi͡aʳd's nöd da͡uʳn, daß ih wi͡aʳ
In's Grås ſchon beiſſ'n mi͡aſſ'n,
Ih g'ſchbi͡aʳ 's, daß ih nöd auf me͡aʳ kum,
's fahlt ma auswendi umadum,
Und d'rin is 's ah nöd richti,
Ih bin håld miſelſichti.

Z'nagſt geh' ih iwri noch Ho͡anfeld,
Zu'n Föda Pal in's Löſ'n,
Ma geht's hin in ſöchs Schdindl'n leicht,
Då bin ih mi͡ad ſchon g'wöſ'n,
Und wi͡a ma Wein du͡aʳt trunk'n håm,
So håm ma g'ſchnåppt dö Fi͡aß' glei z'ſåm,
Hitz' hån ih ah kri͡agt tichti,
Ih bin håld miſelſichti.

Z'Haus håm ma Knödl'n und a G'ſelcht's,
Und behmiſche O͡aʳwas g'öſſ'n,
D'rauf hån a ma recht gi͡adla thån,
Und bin zwo͡a Schdund'n g'ſöſſ'n,
Åfd håd's mih ſo ſchdo͡aʳk druckt in Måg'n,
Das ih's hån kina ko͡am datråg'n,
Und blahd håt's mih ah tichti,
Ih bin håld miſelſichti!

Mid meina Bruſt is 's ah nöd juſt,
  Zwo͡a Schdund hån ih in Zo͡aʳn
Mid meina Åld'n nali g'ſchri͡a'n,
  Und bin glei griglad wo͡aʳn;
Wal ſ' håd zun Ho͡atz'n Scho͡att'n braucht,
So håd's ſchdo͡aʳk in da Schdub'n g'raucht,
  Glei hån ih g'hu͡aſt recht tichti
  Ih bin håld miſelſichti.

Ho͡anraug'n hån ih af dö Zeg'n,
  Und kån ſ' nöd wökabo͡az'n,
Åfd blåg'n mih d'Någ'lwu͡aʳzna ah,
  Beyn Aug'n hån ih a Wo͡az'n,
Dö Aug'n ſan iwahaps nöd gu͡ad,
Wånn's trink'n mi͡aʳ recht ſchmök'n du͡ad,
  So rinna ſ' nåcha tichti,
  Ih bin håld miſelſichti.

Mein Mal is ah nöd wi͡a 's ſeyn ſol,
  Ih kån ko͡an Schdo͡annuß beiſſ'n,
Gånz hint hån ih an hohl'n Zåhn,
  Da gri͡ach ih öfta's 's Reiſſ'n,
Und mid'n Wåſſa is 's gånz g'fehlt,
Dös leid't 's ma nöd um åli Welt,
  Ausſchbeib'n mu͡as ih 's richti,
  Ih bin håld miſelſichti.

Wånn ih du͡aʳg'n Båch a biſſel geh,
  So we͡aʳn ma d'Fi͡aß voll Nöſſ'n,

Kimmt wås au'm Tiſch, wås ih nöd måch,
  So widaſchdehd ma's Ŏſſ'n,
Und wånn ih um åchti ſchlåf'n geh',
Bin ih Fru͡a Mu͡aʳing in da Heh,
  Um ſögſi ſchon ganz richti,
  Ih bin håld miſelſichti.

Dås Böſti is, ih hån a Wei,
  Dö låßt mih ålwal ru͡ah'n,
An junga Knecht håd ſ' gnuma auf,
  De͡aʳ mu͡aß ma͡in O͡aʳwad thu͡a'n,
Dö großen Brocken, dö kri͡agt e͡aʳ,
Mi͡aʳ gibt's dö klo͡a'n af's Tella he͡aʳ,
  „E͡aʳ o͡aʳwadt,“ ſågt ſ', „gånz tichti,
  Und du biſt miſelſichti!“

Inhalt.

Erzählungen.

Seite
Kunſt und Liebe 3
Sara, die Tänzerin 40
Das Opfer einer Frau 48
Das Haus der Todten 67
Die Hühner 102
Eine Epiſode aus Frankreichs Schreckenszeit 111
Eine Allegorie 128
Das Duell eines Dichters 134
Die Camellia 163
Gefundenes und Empfundenes 174
  1. Meine erſten Schritte auf der theatraliſchen Laufbahn . . . —
  2. Jugendeindrücke 183
  3. Undankbarkeit eines Hundes 189
  4. Das beſte Bier 192
  5. Eine qualvolle Nacht durch ein „Wenn“ 196
  6. Ein Donnerwort 198
  7. Albrechtiana 202
  8. Eine Schulviſitation 208
  9. Ein Mittagsmahl bei einem Pfarrer 211
  10. Ein Erntefeſt 214
  11. Erinnerungen von meiner Flucht nach Ungarn 220
  12. Begegnung mit Gutzkow, Mendelſohn-Bartholdy und Zelly 223
Romantiſche Frauen 231

Gedichte.

Zum Trotz 24
Lob des Papieres 242
Nach einem Zanke 246
Rache eines Schriftſtellers 247
Die Unverſchämte . . . . —
Ordensketten . . . . —
Überſchrift über ein Krankenhaus . . . . —

Seite
Verleugnung . . . 248
Ein Furchtſamer auf der Donau . . . —
Die Welt im Kleinen . . . —
Naive Antwort . . . —
Zueignungs-Sonnet . . . 249
An Leonoren . . . —
Orientaliſche Granaten . . . 250
    Die dreifache Schuld . . . 251
    Die Nachtmuſik . . . —
    Des Cadi Liſt . . . 252
    Seltſame Belohnung . . . 263
    Seltſame Strafe . . . 255
    Die letzte Kuß . . . 257
    Die beiden Gräber . . . 358
Des dummen Kannengießers Raiſonnement in der Schenke über den Sieg bei Leipzig . . . —
Die Gräber . . . 260
Lied . . . 263
Kaiſer Michael Paleologus . . . 265
Sankt Ludgerus . . . 266
Der Sitz des Herzens . . . 267
Einſchränkung, eine häusliche Scene . . . 269

Gedichte in niederöſterreichiſcher Mundart.

Daiſlsbŭaʳn, Wĭaʳbel und Strudl . . . 279
Schnaidagas . . . 181
's Leăʳchenfeld . . . 284
Da Schbog ån Eiſen . . . 285
D'Bleămeln . . . 296
Mein liăbſter Boăm . . . 300
Ma mŭas dakema . . . 303
d'Schdråf Gottas . . . 304
Wås mågſd . . . 306
An Göthe . . . 307
Da Måndſchăin . . . 308
Da Miſelſichtigi . . . 310

Univ.-Bibliothek
Regensburg